Ahndungen
einer allgemeinen
Geschichte des Lebens

von

Dr. G. H. Schubert.

Erster Theil.

Leipzig
bey Carl Heinrich Reclam.
1806.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Wohl mag es erfreuen, mit schon geübten Kräften, und wann uns nach aussen vielfältige Erfahrungen, in uns selber ein reiches Gemüth, und die Gabe einer blühenden Rede zu Gebote sind, in einem Gebiet, welches schon durch die Mühe früherer Zeiten zugänglich geworden, ein vollendetes Werk zu schaffen. Dem Auge gefällt überall sichrer Gewinn, und wir verweilen lieber in den gewissen Gränzen einer heitren Nähe, als in dem Nebel ferner, selbst hoher Aussichten, welche der Blick nie ganz durchdringt. Darum wird einem so gelungenen Werk, der Dank und der Beyfall der Zeitgenossen nicht entgehen; hoher aber lohnet alsdann noch das Bewusstseyn: für die Wissenschaft mit sichtbar gutem Erfolg gewirkt, das erhabne Werk der Zeiten doch um Etwas gefördert zu haben. Denn für Viele fruchtbar ist ein weises Wort, welches den Beyfall Vieler gefunden.

Welcher Dank wird aber Dem werden, der Ahndungen gab statt Gewissheit, Aussichten, nicht auf das Nahe und Bestimmte, sondern in eine ferne Welt, welche, frühen Zeiten wohl bekannt, der unsrigen erst noch zu erringen ist? Wenn auch für ihn selber diese Ahndungen Ueberzeugung gewesen; so werden sie dieses doch

den

den Meisten nicht seyn. Wir geben hier ein nach vielen Seiten unvollführtes Werk. Das Ideal, welches ihm vorgeleuchtet, war fern, und ist dem Streben unerreichbar geblieben. Aeusserlich mangelt der Schmuck, innen die Fülle eines reichen und geübten Geistes, Widersprüche selber wurden zuweilen nicht vermieden, wenn auf der einen Seite rechtmässige Achtung gegen fremde Ansichten, auf der andern ein fernes Licht, welches aus der Analogie des Ganzen aufgieng, das Gemüth nach verschiednen Richtungen bewegten, oder wenn einige Punkte verschiedne Ansichten erlaubten. Wir bringen keine reichen Güter, welche unsrer nicht ganz geringen Bemühungen Früchte wären, Botschaft allein bringen wir, aus einem fernen heiligen Lande, welches aber auch unsren Augen nur auf einige Blicke gegönnt war.

Doch ist uns über den künftigen Erfolg unsrer Bestrebungen, Eine innre Beruhigung geblieben, in dem Bewusstseyn, dass es uns mit ihnen ein rechter Ernst um Wahrheit gewesen, und dass ja sie, welche sich uns nie verbirgt, wenn wir sie ernstlich suchen, auch diese Bemühungen nicht ohne Früchte lassen wird. Diese innre Ueberzeugung ist es auch gewesen, welche den Muth, wenn er, nur zu oft, sinken wollte, immer von neuem erhoben hat.

Schöner zwar ist die Saat in voller Blüthe, ein nach allen Seiten vollendetes Werk: doch erfreut auch Einige der Keim des Künftigen, noch unenthüllet und unscheinbar, und ein reiches Gemüth leihet selbst noch unvollendeten

ten

ten Umriſſen, wenn sie nur nach dem Höchsten gestrebt haben, seine eigne Fülle, zu Solchen, ich bin es überzeugt, wird auch mein Werk gelangen.

Was den innern Plan, und die äussere Einrichtung dieſes Buchs angehet, so möge der Innhalt des ersten Theils für sich selber reden. Es bedarf dieser Theil vor den andren der Nachsicht. — Was das Aeussere desselben angeht, so wird man unter andern im fünften Abschnitt die Benützung des reichhaltigen Ackermannischen Werks *de Hermaphrodismo*, und des fünften Theils der Cuvierschen *Leçons d'Anat. comp.* vermissen. Es war aber, als jener Abschnitt, der schon ſeit mehr als einem halben Jahr, aus den Händen seines Verfaſſers iſt, ausgearbeitet wurde, noch nicht vergönnt, diese Schriften zu benutzen.

Hoher und reicher erhebt sich der Innhalt des zweyten Theils, vielleicht näher an sein Ideal als der erſte. Er handelt von der Harmonie des Ganzen, von dem Bündniss aller Lebendigen, zu Einem ewigen Werk. Endlich iſt der Innhalt des dritten, welcher unter andern von der höchsten Wirkung des Lebens nach aussen, und von der Vollendung desselben handeln wird, die erste Anregung zu diesem ganzen Werk gewesen, welches sich vorhin ein hohes von Vielen verkanntes Ideal der Heilkunde vorgesetzet. Es wird daselbst eine Reihe von Erfahrungen, aus allen Gebieten der Natur, das Daseyn der höchsten Kräfte des Lebens bezeugen, an welche unser Geschlecht ſeit ſeinem Beginnen geglaubt, welche frühere Zeiten selbst er-

erprobt haben, die aber nur für das Spielwerk eines Mahrchens gehalten werden. Doch wird, was Wahrheit ist, nicht immer verkannt bleiben.

Und in die Hände dieser ewigen und gerechten Wahrheit sey auch mein Bemühen gegeben. Sie ist es, welche das Streben jedes Einzelnen würdigt, und welche, was zu ihrem hohen, ewigen Werk, gegründet in dem gewaltigen Kreisse menschlicher Ahndungen und Forschungen, gehört, erbarmend aufnimmt, unsre Mühe um das Höchste nicht verlohren gehen lässet. Sie aber, die göttliche Wahrheit, wird unsre Stimme, auch in dieser äusserlich ungünstigen Zeit vernehmen.

Am Ende des Jahres
1805.

Der Verfasser.

Inhalt des erſten Theils.

I. Einige Mythen, von . . . . pag. 3. bis 19.

II. Von einem scheinbaren Streben aller Dinge nach ihrer eigenen Vernichtung. . . . pag. 20 — 32.

III. Über die Centralkräfte. . . . pag. 33 — 49.

IV. Von der Atmosphäre. . . . . pag. 50 — 135.

V. Von dem Unterschied der beyden Geschlechter. pag. 135 — 215.

VI. Die eigentliche Geschichte und Bestimmung des Gegensatzes. . . . . . . pag. 214 — 289.

VII. Von den kosmischen Momenten der Körper. pag. 290 — 374.

VIII. Von der Seele, und dem Unterschied des Organischen von dem Anorganischen Einiges im Allgemeinen. . . . . . pag. 375 — 426.

Von

einem allgemeinen

Grund des Lebens.

I.

Einige Mythen.

Ehe wir die Untersuchungen über den allgemeinen Grund des Lebens wissenschaftlich beginnen, möge der Leser einige Mythen anhören, in denen sich ihm der Inhalt des Nachstehenden abspiegeln wird.

Klagen der Erde, bey der ersten Trennung.

Siehe, das Element, welches im Anfang aus Gott war, erhub sich, erfüllt von Seiner Kraft, dass es das Wort ausspräche, in welchem allein Leben ist und Seyn. Da ward die Welt aus dem Element. Heilig war die Welt, und ohne Maas, denn sie zeugete von dem Wort, und das Wort ist Gott. Als nun das Element aussprach das Wort des Lebens, und die Welt ward aus ihm, da war dasselbe in Gott, und Gott war das Element.

In seinem Schoos war noch die Welt, versunken in den Schlummer des Ungebohrnen. Als nun das Element gezeuget hatte von der Kraft des Heiligen, und ward verklärt in ihr, und die Wonne Gottes durchdrang sein Innres; da wachte die Welt auf an Entzücken.

Die Erde wachte frühe auf, wie aus heiligen Träumen. Und als sie ihre Augen aufhub, siehe da waren, wie der Schein der Morgenröthe, die Elohim *) bey ihr, die Starken Gottes waren vor ihrem Angesicht. Ihre Augen leuchteten, wie das Auge der Flammen, denn sie waren aus der Macht des Wortes, von welcher das Element erfüllt war. Wie die Stimme der Mutter war ihre Stimme, denn sie waren die Strahlen des Elements, aus welchen die Welt ward.

Aus dem Licht der Elohim trank die Erde Leben, wie ein Säugling aus Brüsten der Mutter, und von dem Athem des Herrn, welcher in ihnen war, ward sie bewegt. Bis sie erfüllt ward von seinem Geiste, und ward stark von der Kraft der Gewaltigen Gottes, dass die heiligen Flammen des Lebens sich über ihr erhuben.

Die Elohim aber, als sie sahen dass die Erde war stark worden von ihrer Kraft, und die heiligen Flammen des

---

*) Diese sind das ewige Vorbild, welches der Erde vorschwebte, als sie zum Leben erwachte. Eine solche Offenbarung der ewigen Ursache des Seyns, geschiehet allen Wesen, wenn sie sich zum selbstständigen Leben erheben.

des Lebens hatten sie durchglühet, wurden voll Freuden. Denn siehe, ihr Werk war vollendet, welches sie an der Welt hatten. Von der Herrlichkeit des Wortes hatten sie ihr gezeuget, und ihr Zeugniss hatte dieselbe empfangen. Da wurde die Kraft des Wortes verklärt in dem Elohim, seines Geistes worden sie voll, und mit ihren Augen schaueten sie die Klarheit Gottes.

Da riefen sie unter einander: Vollendet ist unser Werk! und siehe die Erde, der wir zeugeten von dem Leben, ist stark worden, dass sie sich erhübe in eigner Kraft, und schaffe nach unserm Vorbild des Lebens heiliges Werk. Was weilen wir nun hier länger im fernen Widerschein des Heiligen? Dass wir nicht versänken in die Tiefe unsers Ursprungs, und vergiengen an seinem Anschauen? Meine Schwingen sind stark worden, mich zu erheben im Lichte Gottes. So lasset uns nun von hinnen eilen, siehe schon berühret uns das Wehen Seines Athems.

Da waren die Elohim erfüllet von heiligem Entzücken, ihr Angesicht flammte in seinem Anschauen. Und sie vergiengen, als sie die Herrlichkeit Gottes sahen, ein Wehen kam aus der Tiefe ihres Ursprungs, und nahm sie von hinnen. Und dieses war die Stunde des ersten Todes auf Erden.

Die Erde aber, als sie die Nähe des Heiligen fühlte an ihrem Herzen, in jener Stunde, als die Herrlichkeit des Herrn offenbar ward den Elohim, zerfloss in Entzücken. Da wurden die Gewässer auf Erden. Und das Licht, welches vorhin ruhete auf dem Angesicht der Erde, wich von hinnen, denn es war allein aus dem Glanz

der

der Elohim. Und die Schimmer vergiengen, und schlossen ihre Augen, wie die Abendröthe, ermüdet von dem Lauf des Tages. Da rauschten einsam die Gewässer an dem Herzen der Erde.

Und die Erde erhub ihre Augen, und siehe die Gewaltigen Gottes, welche vorhin mit ihr gewandelt hatten, waren nicht mehr bey ihr. Verloschen war die Morgenröthe, neues Dunkel wohnte über ihr. Da sendete sie aus die Fluthen des Entzückens und der Schmerzen, dass sie hinaus sahen nach dem Lebendigen des Herrn. Und die Wasser giengen aus, ob sie die Spuren der Elohim fänden; es war aber öde über dem Angesicht der Erde, die Stille der Nacht umschattete sie. Da klagte das Rauschen der Gewässer. Und die Welt ward erfüllt von tiefen Schmerzen; traurend breitete sie ihre Schwingen aus, dass sie die Stätte des Lebens erwärmte an ihrem Busen. Ob von neuem der Hauch des Lebens zurückkehrte in das Tode, und neue Regung käme in das Starre? Ob die Finsterniss noch einmal öfnete ihre Augen, und die öde Stille nur noch einmal aufathmete? Das Leben aber kam nicht mehr zurück in das Starre, die Augen der Nacht thaten sich nicht mehr auf.

Da erhub die Erde ihre Stimme, und klagte laut: O dass ich von neuem zurückkehrte in das Element, aus welchem ich ward, dass ich von neuem vergienge in seinen Fluthen! Und wäre kein Wille mehr in mir, noch Empfindung, sondern mit seinen Wogen führe ich auf, mit ihnen zu brausen, und sänke zurück mit ihnen, getrieben vom Hauch des Herrn. Warum hat das Entzücken mich so frühe aufgeweckt, warum hat der Hauch des Lebens mein Haupt so bald erhoben, als es noch ge-

senkt

senkt war, schwer von Schlummer der tiefen Nacht? Als noch die andern Gestirne verschlossen waren in dem Leib des Elements, und hatten das Licht noch nicht gesehen. Siehe du warst ungeduldig mein Auge zu schauen, deine Morgenröthe hat sich zu frühe aufgemacht, mich heraus zu führen an das Werk der Tage. Als ich erwachte, freuete ich mich deines Lichts, meine Seele jauchzete in deinem Glanz. Denn du hattest dich meinen Augen offenbaret in dem Angesicht der Elohim. Nun aber sind sie von mir genommen, dein Licht ist von mir gewichen. Ich bin verhüllet in Nacht, mein Leben ist zerrissen von tiefen Schmerzen. Das Morgenroth habe ich gesehen, das Licht des Tages hältst du vor mir verschlossen. Verwaiset bin ich, als ich noch Säugling war, die Schmerzen des Todes habe ich empfunden, ehe ich das Leben kannte.

Also klagte die Erde, die Stille aber antwortete nicht mehr. Da brütete heilige Mutterliebe über der tiefen Nacht.

Das Erwachen der Sonne.

Heil der tiefen Trauer! Sie gebiehrt das Sehnen, aus Sehnen und Trauer erhebt heilige Liebe ihre Schwingen, die Liebe aber wohnet im Anschauen Gottes. Die Flamme der Anbetung wird von Schmerz entzündet; Weyhrauch sind Thränen, am Altar der ewigen Gute.

Wo bliebst du ewiges Erbarmen, als die Welt versunken war in tiefen Jammer? Warum verweilte deine heilige Kühlung, als sie umfangen war von Flammen der Schmerzen? Hast du sie, heiliges Erbarmen! nicht selber unter deinem Herzen getragen? Warum weckte sie dein Hauch so frühe auf, dass sie hervorgieng ans Licht? Siehe, als sich ihre Seele erhub zur Bahn des Lebens, als sie sich freuete in deinem Licht, hast du dein Angesicht von ihr gewendet. Du hast sie hinausgestossen von dir, als sie deines Anschauens froh ward.

Ich habe mein Angesicht nicht von ihr gewendet, ich habe sie nicht hinausgestossen von mir. Die Schwingen meiner Liebe sind auf ihr, das Wehen meines Athems brütet Leben über ihr und Kühlung, ungesehen. — Oefnet nicht der Sturm die Thore des Frühlings, und wann die Blume der Morgenröthe welkte, keimt der Tag? Siehe, ich habe ihr die Herrlichkeit der Elohim zum Vorbild gegeben, dass sie nun sich selber erhübe, und

und schaffete gleich ihnen an meinem Werk. Dass sie mein Angesicht schauete mit ihren eignen Augen, und würde selber erfüllt von meinem Geiste.

Die Erde aber wusste vorhin nicht was Liebe sey? Ihre Augen erkannten nicht jenen ewigen Ursprung, aus welchem sie war. Denn siehe, wie ein junges Kind hatte sie gewandelt im Anschauen der Elohim, ihres Lichtes froh. Als nun der Glanz der Heiligen dahin war, und die frühe Rose des Morgens war verblühet, da blieb allein das Sehnen zurück, im Herzen der Erde. In ihrer Trauer wuchs dasselbe gross, und das Auge der Liebe, heilig und unsterblich, erhub sich aus der Finsterniss des Todes. Das Leben der ersten Zeiten war dahin, da wehete über der öden Stille der Hauch des Verlangens. Die Erde gedachte der Herrlichkeit der Elohim, jener Stunde des ersten Entzückens, als der Glanz des Herrn sie umleuchtete, als sie erwachte an dem Anschauen seiner Gewaltigen. Jenes ersten Glanzes gedachte sie, als sie die Dunkel umfingen, da entbrannte das Herz der Erde.

Und siehe die Kraft der Erde ward verklärt durch die Gluth der Liebe, und der Hauch ihres Verlangens durchdrang die Gewässer, in denen sie versenkt war; die Fluthen umfieng sie, dass sie ihr zeugeten von ihrer Liebe. Da wurden die Gebürge, die Hügel erhuben ihr Haupt aus den Wassern. Diese zeugen von dem Sehnen der Erde nach den ersten Lebendigen, die Höhen gedenken jener Zeit, welche dahin war.

Liebend trug die Welt die Gebürge an ihrem Arm; ihre Gewässer nährten sie, dass sie gross wuchsen. Als die Erde gebohren hatte aus ihrem Sehnen, da verstund sie die Mutterliebe des Elements, als sie schuf am Werk der Zeiten, schauete sie die Klarheit des Wortes, welche das Element erfüllte, und von neuem war über ihr das Leuchten des Morgenroths. Denn durch jenes Wort sind Alle Dinge gemacht. Aus seiner Kraft schaffen alle Naturen, und schaffend empfangen sie Leben und Licht. Wann sie, gleich ihm, vollenden des Lebens heiliges Werk, nahen sie ihm, und werden erfüllt von Seinem Geist.

Als nun die Erde drang auf Schwingen der Mutterliebe zu dem Herzen des Elements, und erhub sich, gleich ihm, zum Werk des Lebens, da umfieng sie das Element mit der Kraft des Wortes, durch welche es schaffet. Und die Welt ward aufgenommen in Einen Bund, in den Kreis der ewigen Gewalten, welche um den Thron des Herrn sind. Sie erhub sich zu dem heiligen Wandel der Zeiten, und das Herz der Welten bewegte sich zum ersten Mal.

Da ward das Element von neuem, heiliger verklärt in der Tiefe Gottes. Denn durch die Kraft des Wortes, welche in ihm ist, ward die Welt bewegt, zu der Zeiten ewigen Wandel. Und durch die Macht desselben ward das Element verklärt, die Fülle des Schaffenden erleuchtete es, gleich der Helle des Mittags, und gieng aus von ihm zu dem Herzen der Welt.

Die Sonne aber, der Jüngstgebohrne des Elements, ruhete noch allein in seinem Schoos. Die andern Welten alle wachten auf am Glanz der Morgenröthe, und zogen hinaus durch die Thore der Schöpfung, zum Werk der Zeiten; sie aber schlummerte noch, denn die Kraft, wel-

welche in ihr war, zeugete heiliger von dem Leben, als das Licht des Morgens. Denn als das Element in der Stunde des Schaffens, immer heiliger nahete dem Angesicht des Herrn, und versank in seiner Tiefe, da ward die Sonne. Siehe das Auge der Welten war noch verschlossen in tiefen Schlummer, als sich ihr Herz schon bewegte, im Kreise des Lebens.

Als aber die Welt sich erhub zu der Zeiten Arbeit, getrieben durch die Kraft des Worts, welche im Element ist, und dasselbe ward heiliger durchdrungen von der Fülle Gottes, da erwachte die Sonne in seinem Schoos. Im Glanz des Mittags that sich das Auge der Welt auf. Siehe die Klarheit des Wortes, welche von dem Element ausgieng, in der Stunde des heiligen Entzückens, umleuchtete sie, unmittelbar, aus Seiner Tiefe trank sie Leben. Und erhub sich, frühe stark durch seine Kraft, dass sie von Ihm zeugete. Jedes Gestirn zeugete von dem Vorbild des Lebens, welches ihm gegeben war, nach seinem Vermögen. Und die andern Alle hatten die Klarheit des Herrn nicht unmittelbar gesehen, sondern im Angesicht seiner Gewaltigen, die Sonne aber schauete an, in Ihm selber. Und sie verkündete heilig und rein von der Fülle des Herrn. Von dem Wort zeugete sie, und sprach dasselbe aus, und das Wort war Licht. Da war das Zeugniss der Sonne herrlicher, denn das der andern Gestirne, und worden bewegt von ihrer Gewalt.

In die Pforten der Morgendämmerung trat die Sonne, wie ein Held. Und die Erde schauete die Herrlichkeit des Wortes in ihr, und betete an. Aus der Stunde aber der Anbetung, wenn sie geruhet hatte in jenem An-

Anschauen, erhub sie sich, erfüllt von seiner Kraft, dass sie nach seinem Vorbild schaffete das Werk ihres eignen Lebens. Und die Stunde der Anbetung ward der Tag, die Zeit des Schaffens der Erde, ist die Nacht.

Die Gebürge aber, als sie das Licht von fern begrüssete, töneten laut. Von seiner Gewalt wurden sie bewegt, und vermochten es nicht zu ergreifen. Siehe der Ton zeugt von Sehnen, wenn die Naturen liebend sich begrüssen, und können sich noch nicht umfassen. — Die Gewässer erhuben sich von der Erde, als sie das Licht sahen. Denn dieses zeugte ihnen herrlicher von dem Wort, als die Kraft der Erde. Als nun die Wasser sich aufschwangen, und eilten nach dem Fusse des Lichts, da ward die Luft. Die Luft aber, bewegt von dem Licht, erhub sich, dass sie zeugete von ihm. Von der Klarheit des Wortes verkündete sie den andern Dingen, da ward sie von ihr umleuchtet. Siehe die Flamme, wie schnelles Blitzen, zeugte der Welt von dem Wort. Und die Luft, als sie dasselbe aussprach im Licht, ward erfüllt von seinem Geiste, zu schaffen nach jenem Vorbild, welches sie gesehn in der Zeit ihres Entzückens. Da rüstete sie sich zu des Lebens heiligem Werk, und Thau kam zur Erde nieder, dass sie vollendete in ihrem Bund, den Bau der Zeiten.

Leben und Anbetung.

Im ruhigen Wirken allein ist die Vollendung, und die Naturen, wann die Stunde der Verklärung kam, schauen an und schweigen.

Von dem Thron des Heiligen ferne, gehen die gewaltigen Stimmen aus, fern von ihm ringen die starken Kräfte, und bewegen die Zeiten. Als sie von weitem berührte sein Geist, töneten sie so mächtig, rangen, und konnten Ihm nicht nahen. Sie zeugen von Seinem Licht, und haben es noch nicht geschaut, von Seinem Geiste rühmen sie, ehe sie ihn empfiengen. Denn siehe, sie können nicht bestehen vor seiner tiefen Gewalt, darum bewegt sie sein Athem, wie im heftigen Sturme. Genahet Seinem Throne, stehet heilige Vollendung, schauet an und schweiget.

Ich frug den Ton, weil er so stark ist, von dem Licht forschte ich, weil es so gewaltig ist, ob die Verklärung der Naturen in ihnen sey? ob ihre Stärke sey in jenem Anschauen, nach welchem das Verlangen Aller gehet? —

„Von weitem traf uns sein Strahl, als wir noch ruheten am Angesicht der Erde weckte uns Sein Gruss. Da erhuben wir uns, wir Schaaren der Erde, mit der Inbrunst Gluth stunden wir auf, und arbeiteten heftig, dass wir das Wehen Seines Athems ergriffen, dass wir naheten Seinem Anschauen.

Weil wir ihm so fern waren, kämpften wir so heftig, weil er uns so gewaltig war, zeugeten wir so mächtig von Ihm. Bis wir uns rüsteten in Seiner Kraft, zu der Zeiten heiligem Werk, und schufen, an des Lebens ewigen Tempel. Schaffend beteten wir an, schauten Sein Licht, und waren stille in Ihm."

Die Erde aber, als sie die Flamme sahe, in welcher die Lüfte zeugeten von dem Wort, war freudig, denn sie meynte die Kinder Gottes kehrten zurück, dass sie mit ihr wandelten. Die Flammen aber vergiengen, und der Thau kam nieder. Traurend empfieng ihn die Erde, denn das Licht war von hinnen.

Siehe, die Lüfte und die Gewässer waren jenes Wortes voll, das ihnen in der Flamme offenbart ward. Und nach dem Vorbild, welches sie umleuchtet hatte, schufen sie, von Seiner Kraft zeugten sie dem Meer und den Gebürgen. Und sie begannen des Lebens heiliges Werk, in stillem Wirken verkündeten sie von dem Wort. Da wurde das lebendige Gewürm der Wasser, und die Kräuter auf Erden. Das Leben derselben bewegte sich nach Seinem Anschauen, und strebte Ihm nach, in stillen Wirken. Wann ihnen aber der Geist des Lebens nahete, in der Stunde des Entzückens, wann sie sich erhuben zu ihrer höchsten Schöpfung, da vergiengen sie an seinem Wehen, und starben an seinem Nahen. Und der Geist des Herrn schwebte vorüber, und fand noch keine Wohnung auf Erden, keine Stätte da sein Fuss ruhete.

Die Erde war versunken in Sehnen und Hoffen, seit sie das Heilige von fern begrüsste, in der Flamme. Da traten die Quellen vor das Angesicht der Mutter, als sie heimkehrten, in das Haus der Gewässer. —, „Siehe wir kommen fern von deinen Bergen, deine Thäler haben wir durchwandelt. Ausgebreitet sahen wir das Gewand des Lebens, die Spuren des Heiligen fanden wir, welches vor Zeiten mit dir war. Und die Hügel verkündeten uns, das Leben sey vorüber gegangen, unsere grossen Wasser wussten von seiner Nähe. Und siehe sein Gewand ruhet auf den Hügeln, sein Athem wandelt auf den Gewässern. Lebendiges Gewürm in den Wassern, grüne Wogen an den Höhen und im Thal. An meinen Bächen sonnet sich die hohe Eiche, meine Quellen schlummerten am Fusse der Cedern. Lilien im Thal tränkten wir, wir pflegten der jungen Myrten. Die Hügel glüheten wie vom heiligen Schimmer des Morgenroths, da versammleten sich die Lüfte unsre Gespielen. Ungeduldig waren sie, dass sie das Auge der Rose sähen, ihre Stimme weckte sie frühe auf. Und mit der Schaar der Lüfte wohnte buntes Geflügel, summend über den Blüthen des Frühlings. Da meynten wir, die Stunde des Anschauens wäre wieder gekommen, die Kinder Gottes wandelten von neuem auf Erden. Und frugen Blumen und Gewürm nach der Wohnung des Heiligen. Sie aber kannten dasselbe nicht, sondern von seinem fernen Vorüberwandeln verkündeten sie allein. Und wann sein Wehen sie berührte in der Stunde des Entzückens, wenn sie am heiligsten zeugten von ihm, starben sie, und verweheten, und ihr Zeugnis waren die Saamen. Wehe dass unsre Gespielen so frühe dahin waren, dass die ersten Lebendigen sobald vergiengen! Wehe dass das Leben noch keine Wohnung fand, dass sein Hauch nicht bey uns verweilte! — Siehe die Lüfte trugen die todten Blätter, zur Gruft der Gewässer. Unsere Fluthen begruben deine ersten Kinder."

Da klagte die Erde mit den Gewässern. Ach dass die Fülle des Herrn an uns vorüber gieng, und wir haben sie nicht ergriffen!

Jene aber, die ersten Lebendigen, hatten das Werk ihres Lebens vollendet in den Saamen, und waren verklärt worden in der Stunde des Anschauens, in der heiligen Zeit des Todes. Und waren vergangen, denn sie hatten ein heiligeres Vorbild gesehen, als mit ihnen war, gewaltiger denn ihr Leben. Da erhuben sie sich, bewegt von jenem Licht, welches sie umleuchtet hatte, zu schaffen nach dem Vorbild, das sie von neuem sahen, ihm zu nahen, im höheren Werk. Und als ihnen dasselbe fern entwich, und war ihnen noch zu gewaltig, erhuben sie sich auf den Schwingen des Sehnens, und sein Hauch riss sie los von der Erde. Als sie ihm aber naheten, da versanken sie in stillem Wirken. Da wurden die Vögel und allerley vierfüssige Thiere auf Erden. Ihr Leben zeugete von der Nähe des Heiligen, in ihr wohnten sie, und konnten es nicht schauen, und wussten nicht, dass sie ihm so nahe waren. Sondern rangen nach jenem Vorbild, und konnten es noch nicht ergreifen, das Anschauen seiner Klarheit erlangten sie nicht. Sondern wenn die Gewalt des Lebens sie umfieng, wann sein Kuss sie berührte, starben sie, und liessen hinter sich das Zeugniss von dem Leben, in ihren Jungen, und ruheten aus von des Lebens Mühen, zum Beginnen des höheren Tagwerks.

Siehe

Siehe da traten die Geister der Stürme brausend vor das Angesicht der Erde: Wir zogen über Gebirge und ferne Meere, Boten der Trauer nahen wir, und der Freude. Von der Gruft deiner Lebendigen kommen wir. Wir sassen, wir Stürme, auf der Bäume nakten Zweigen, gebeugt waren die Zedern über das schroffe Gestein, die Gebüsche der Rosen ohne Zier, die Schönheit der Lilien war dahin. Und da wir klagten über ihnen, siehe da kamen neue Blüthen hervor, bey dem Rufen des Frühlings. Und als wir ruheten am grünen Gebüsch, da erschrekten uns gewaltige Stimmen, wie die Worte des erzürnten Donners. Und wir fuhren auf, siehe da verfolgten uns die starken Adler, schwungen sich mit uns hinauf in unser Haus, Raben und Kraniche jauchzten mit uns im Glanze des Morgens. Das Gebrüll der Löwen wandelte in deinen Thälern, die Stimme der Stiere war an deinen Bächen. Und siehe das Heilige war unter ihnen, ungesehn, es nahete ihnen, und sie erkannten dasselbe nicht. Der Hauch des Herrn führte die Heerden auf die Weide des Morgens, und trieb sie in die Heymath der Hügel am Abend, sein Auge behütete sie. Und sie hörten das gewaltige Tönen seiner Stimme, und es begegnete ihr das Geschrey der Adler, und das Brüllen der Löwen. Seine Rede verstunden sie aber nicht, sie beteten nicht an in Seinem Anschauen. Kein Lebendiges antwortete dem Gruss der Kinder Gottes, der heilige Tempel, da sie wohnen möchten, ist noch nicht erbauet. Und sie sind nahe, wir fühlten das Wehen ihres Athems, aber siehe sie funden noch keine Stätte, da sie weilen möchten. Wann ihr Kuss die Lebendigen anrührte, starben diese, und ihr Anschauen ertrugen sie nicht. Aber wohlauf! die Stunde des Anschauens ist nicht mehr fern. Das Leben ist zweymal versunken in der Nähe des Herrn, und siehe es wird sich rüsten zum Dritten Male, in einem heiligeren Werke.

Und als die Erde vernahm, dass die Kinder Gottes so nahe waren, und fanden noch keine Wohnung, da erhub sie sich, in der heiligsten Fülle ihres Sehnens, dass sie den Geist des Herrn fände. Seinem Angesicht nahete sie, in des Lebens heiligstem Werk. Da umleuchtete sie die Klarheit des Herrn, die Gewalt Gottes ergriff sie, und sie schlummerte ein im Entzücken, bis das Angesicht Gottes vorüber war. Und als sie aufwachte, wie aus heiligen Träumen, siehe da stund der Mensch bey ihr, Alles Leben auf Erden war geschaffen nach dem Vorbild der Elohim, welches sie umleuchtet hatte im Anfang. Und alle Lebendigen sangen, dass sie sich naheten seinem Gleichniss, der Mensch aber war allein nach ihrem Vorbild vollendet. Der Athem Gottes war in ihm lebendig; und siehe im Anschauen der Elohim wohnte er, und starb nicht. Und die Kinder Gottes kamen wieder herab zur Erde, denn diese nahete ihnen im Menschen, und sie wohnten vor ihr, wie vorhin; mit dem Menschen wandelten sie. In ihm schauete die Erde das Licht der Elohim, ihre Worte vernahm sie in seiner Stimme.

Siehe, so zeugt alles Leben auf Erden von dem Wort, durch dasselbe, und in ihm sind alle Dinge geschaffen. Der Mensch aber zeugte vor Allen heilig von jenem Licht, in welchem alle Gewalt ist, er verkündet von ihm in dem Werke des Lebens. Darum war ihm Gewalt über alle Lebendige der Erde, und alles Leben bewegte sich um das Herz des Menschen.

Und der Mensch sahe den Widerschein des Heiligen in der Herrlichkeit der Erde, und erkannte die Gewalt des Elements, und den Geist aller Gestirne in der Kraft der Erde. Da betete er an, denn er wurde von ihrer Gewalt bewegt. Und nannte die Gewalt der Gestirne Schlummer. Und als ihn nun anrührte der Kuss der Morgenröthe, welche der Klarheit des Worts vorangehet, da erwachte er vom Schlummer, und siehe, da war das Weib bey ihm. Diese ist Zeuge von der Gewalt der Erde, von der Kraft aller Gestirne, und des Elements welches in allen ist.

Und als nun alle Lebendige sich freueten im Anschauen der Klarheit Gottes, und ihr Leben zeugte von seiner Kraft, als sie alle erfüllt waren von der Stärke des Elements der Erde, dass sie sich erhuben in den Glanz des Lebens, und wurden angehaucht von seinem Wehen, und als die Erde die Nähe der Elohim fühlte, welche mit dem Menschen wandelten an den Strömen des Paradieses, da war alles Sehnen der Erde gestillt, und ihre Schmerzen schwiegen. Und alle Dinge waren trunken von Entzücken, und wurden voll von dem Athem des Heiligen. Da war kein Sehnen mehr auf Erden ohne allein nach Ihm, und alle Dinge beteten an in heiliger Genüge. Da war heilige Stille auf der Erde, und alle Lebendige glühend in Entzücken beteten an. Und diess war der erste Sabbath auf Erden.

II.

Von dem scheinbaren Streben aller Dinge nach ihrer eignen Vernichtung.

Von dem Tod, von dem endlichen Untergang des Besonderen, müssen wir zuerst handeln, damit hernach der wahre Grund des Lebens erkannt werde. Denn das Leben gehet erst aus dem Tode hervor, und seine Elemente ruhen auf scheinbarer Vernichtung. Seine Gluth verzehrt die starre Besonderheit, und hebt endlich das Daseyn des Einzelnen auf, indem es dieses mit dem Ganzen vermählt. Und diese Vermählung ist es, welcher alle Dinge mit innigem Verlangen entgegen gehen. Darum steht den glühendsten, schönsten Augenblicken des Lebens der Tod am nächsten, und das irdische Daseyn vergeht immer mehr, je lebendiger sich die höheren Kräfte regen. Ja das Leben offenbart sich immer vollkommner und klarer, je ohnmächtiger das Vermögen der Masse, auf welchem die Dauer des Körperlichen beruht, geworden, je mehr sich das Besondere vom Stoff entkleidete. Es gehet das endliche Streben Aller nach der Befreyung von jenen Banden, welche das Einzelne an der Basis aller Besonderheit, der Erde, fest halten, und welche es an der Vereinigung mit seinem ewigen Ursprunge, dem Weltganzen, verhindern.

Es streben selbst die anorgischen Stoffe, mit einem nicht minder gewaltigen Trieb, nach der Vereinigung mit ihren Gegensätzen, als im Organischen die ver-

schied-

schiednen Geschlechter mit innigem Verlangen entgegen gehen. In einigen Fällen der sinnlich wahrnehmbaren chemischen Anziehung, sehen wir den Staub der Metallkalke von dem Grunde einer Flüssigkeit, den Gesetzen der allgemeinen Schwere entgegen, aufwärtssteigen, um sich mit der Schwefelleberluft, welche die Oberfläche der Flüssigkeit berührt, zu vereinen; der aufgelöste Kalk, steigt der Luftsäure Klaftern hoch entgegen, der luftförmige Azotoff zieht nach Winterl*) die feuchte atmosphärische Luft fern her durchs Wasser an, eben so steigt die Luft ins Wasser abwärts, um sich mit unvollkommnen Kupferammoniak zu verbinden; schwimmende Körper, die sich chemisch verwandt sind, ziehen sich an. Und obgleich in andern Fällen die chemische Anziehung nur durch unmittelbare Berührung wirksam wird; so erkennen wir doch an der begierigen und schnellen Verbindung der vollkommneren Gegensätze, an dem kräftigen Besiegen des Zusammenhangs, und der entschiednen Auswahl, welche sie nach dem Grade ihrer Verwandschaft treffen, die Heftigkeit ihres Verlangens sich zu vereinigen. Diese Vereinigung aber, vermag nach des geistreichen Winterl Beobachtungen, die kräftigsten Substanzen am entschiedensten zu schwächen, und wie die Thiere und Pflanzen durch die Begattung, und durch ähnliche höchste Augenblicke ihres Lebens ohnmächtig werden; so verlieren die gröberen Stoffe eben durch die Verbindungen, die sie am innigsten verlangen, ihre vorigen Kräfte und Eigenschaften gänzlich, und wie Blüthen oder Insecten, sterben sie sogleich nach der Begattung.

Winterl nannte diese Phänomene mit einem allgemeinen Nahmen Abstumpfung. Die Säuren gehen nach sei-

---

*) Darstellung der 4 Beſtandtheile der anorganischen Natur. p. 15.

seinen Beobachtungen, durch ihre Verbindung mit den Kalien und Erden sehr bald von dem heftigsten Grad der Wirksamkeit auf die Sinnen, und auf chemische Substanzen, in einen so hohen Grad der Ohnmacht über, dass sie durch Geschmack oder Geruch, und durch die feinsten Reagentien, kaum mehr erkannt werden. Die schwefelichte Säure, welche man bey dem heftigsten Grad ihrer Wirksamkeit mit einem Kali verbunden, und hernach durch erhöhte Temperatur (die aber die Glühehitze nicht erreichte) ausgeschieden hat, findet man ihres heftigen Geruchs und Geschmacks völlig beraubt, und die Luftsäure, die durch Temperaturerhöhung aus der Kreide ausgetrieben worden, giebt dem Wasser, mit welchem sie sich nun leichter vereint, weder ferner einen Geschmack, noch röthet sie die blauen Pflanzenpigmente. In Säuren mit zusammengesetztem Substrat, lösen sich sogar, gleich todten verwesenen Stoffen, in ihre Bestandtheile auf, so sehr sind sie durch den Moment der Vermählung ihrer eigenthümlichen Eigenschaften, und ihrer zusammenhaltenden Kraft beraubt worden. Die Essigsäure und die Salpetersäure, werden zum Theil, jene als kohlensaures und Wasserstoffgas, diese als Stickstoff- und Sauerstoffgas aus ihren Verbindungen mit den Kalien und Erden ausgeschieden, und jene Gasarten scheinen ihrer kräftigsten Eigenschaften so sehr beraubt, dass man sie kaum noch zu erkennen vermag. So erleiden auch alle übrige Säuren durch innige Vermischung mit ihren Gegensätzen eine merkliche Entkräftung.

Auch die Kalien und Erden, wenn sie (nach Winterl) aus ihren Verbindungen mit Säuren (durch Hülfe metallischer Substanzen) getrennt worden, gehen ihrer vorigen Eigenschaften verlustig. Die [illegible], die man

in

in ihrem ätzendsten Zustand mit einer Säure verband, ist nach der Ausscheidung völlig geschmacklos, gefriert in ihren wässrigen Auflösungen schon in der Temperatur, in welcher das Wasser friert, und verfliegt mit dem Wasser völlig, ohne dass sie in diesem luftförmigen Zustand durch irgend ein Reagens zu erkennen wäre, und ohne dass man ihr die tropfbarflüssige oder starre Form durch irgend ein Mittel wiedergeben könnte. Auf dieselbe Weise fand sich die Kalkerde, die man aus ihrer Verbindung mit der Essigsäure schied, in einem völlig geschmacklosen, aller Reaktion beraubten Zustand, in welchem sie auch mit dem Wasser in Luftform übergieng. Nicht minder wurde die Schwererde durch ähnliche Behandlung so geschmacklos als Brechweinstein, und die Bittersalzerde, so wie andre zusammengesetzte Erden, zerfielen, ihrer innern Lebenskräfte völlig beraubt, in ihre ursprünglichen todten Bestandtheile.

Diese allgemeine Entkräftung, welche die chemischen Körper durch ihre Vermählung erleiden, steht in einem sehr gewissen Verhältniss mit der Innigkeit der gegenseitigen Neigung, mit der Innigkeit der Vermischung. Der wahrhafte Grad der Verwandtschaft lässt sich bei den gröberen Stoffen nach der Wärme abmessen, welche bey ihrer Verbindung entsteht, denn es wählen sich die Säuren und Grundlagen, nach Winterls Bemerkung, in dem Verhältniss, in welchem sie Wärme mit einander hervorbringen können, und die ziehen sich am innigsten an, und erwählen sich unter allen andern am entschiedensten, welche die höchste Wärme bey der Vermischung erzeugen. Es deutet daher die Wärme die gegenseitige Liebe und Inbrunst an, und die Wollust der Vermählung. Starke Säuren sind den starken ätzenden

Ka

Kalien und Erden am nächsten verwandt, aus ihrer Vermischung entsteht daher eine fast zum Glühen heftige Wärme. Die Anziehungen, welche viele Wärme geben, herrschen unter allen andern vor (W. p. 91) und verdrängen die Rechte der mit im Konflikt begriffenen Stoffe. Dagegen ist auch die Abstumpfung in dem Verhältniss stärker und in die Augen fallender, in welchem die Erzeugung der Wärme mehr oder minder mächtig war. So ist auch im Anorgischen die höchste Lust dem Tod der einzelnen Dinge verwandt, und es scheint sie ein inniger Trieb nach ihrem eignen Untergange zu bewegen. Dieser Tod ist es, nach welchem sie mit allen Kräften hinstreben, und auf die Wonne des lezten Augenblickes ist ihre ganze vorhergehende Ausbildung Vorbereitung gewesen.

Bey jenen Abscheidungen der chemischen Stoffe aus ihren neutralen Verbindungen, durch welche wir sie in dem Zustand ihrer Entkräftung erkennen wollen, ist es vornehmlich nothwendig, genau auf den Grad der Temperatur Acht zu haben, welcher bey der Abscheidung angewandt wird. Die Kalien und Erden, so wie andre Grundlagen, gelangen schon durch die Wärme des siedenden Wassers, aus der höchsten Entkräftung wieder zu dem Besitz aller ihrer vorigen Eigenschaften, und wir können einer aus vorhergegangenen Verbindungen kraftlos und geschmacklos ausgeschiedenen Potasche, durch Anwendung der Wärme, ihre vollkommene Aezbarkeit, und mächtige Wirkung zurückgeben. Säuren werden zwar bey einem niedrigeren Grade der Temperatur aus neutralen Verbindungen kraftlos ausgeschieden, lässt man aber Glühhitze, oder in vielen Fällen blosses Sonnenlicht auf sie einwirken, so erhalten sie ihre Aci-

dität

dität in der vollen Heftigkeit wieder. Ja die vollkommenen Säuren können, (ausser der Berührung einer vollendeten Grundlage) nur durch das Licht oder Glühefeuer vollendet werden, und sie erkennen nur die Sonne als die Ursache ihrer Erzeugung. Demohnerachtet werden die Säuren sowohl, als die basischen Stoffe, durch die Anwendung eines zu heftigen Feuers ihrer vorigen Eigenschaften beraubt, und es ist nicht allein von der Kalkerde bekannt, dass man sie durch zu heftiges Feuer endlich todt brennen könne, so dass ihr der Geschmack, und ihre ätzende Eigenschaft entgeht, sondern auch andre basische Stoffe erleiden im heftigen Feuer diese Entkräftung, selbst die Schwererde nach *Payssé*. Die Säuren, indem sie durch heftiges Feuer in Dämpfe übergehen, verrathen die Entkräftung welche sie erlitten haben wenigstens dadurch, dass sie unter dem Einfluss der Atmosphäre sehr schnell ihre Heftigkeit verlieren. (S. Winterl) So stehen die übersauren Dämpfe der Vitriolsäure der gänzlichen Entsäuerung am nächsten, und selbst die Wollust eines heftigen Verlangens, scheint die Substanzen gleich der Wonne der Vermählung zu tödten, also dass die Momente des höchsten Lebensgenusses unmittelbar an den Tod gränzen.

Nicht in den Gränzen der anorgischen Welt allein wirkt das, was die Dinge zur höchsten Wirksamkeit, zum lebendigsten Genuss ihres Seyns und Strebens erhebt, dem besondren Daseyn derselben entgegen, sondern in der organischen Welt wird dasselbe noch weit deutlicher und bestimmter erkannt. So bemerken wir schon fast auf den tiefsten Stufen der organischen Welt bey einigen Kryptogamisten, dass gerade die, welche noch einige Spuren der Geschlechtsentwickelung zeigen,

am

am schwächsten und vergänglichsten sind. So vergehen bey dem *Equisetum* jene Individuen, an denen sich die vermuthlichen Organe der Befruchtung, obwohl unvollkommen, finden, am schnellsten. In der ersten Zeit des Frühlings geben diese einem schnellen Vergehen Geweihte hervor, und ihre Dauer, nach der vollkommnen Entwickelung, ist bey einigen fast nur wenige Stunden oder Tage. Nach ihnen kommen aber andre Individuen, welche diese vermuthlichen Geschlechtstheile nicht tragen, welche aber auch eine ungleich längere Dauer haben. So bemerkt auch der verdienstvolle Kurt Sprengel, dass bey einigen Moosarten (*Mnium undulatum*, *Splachnum ampullaceum* u. a.) gerade die Individuen sehr frühe, und ohne Saamen zu reifen, vergehen, in welchen sich die zweifelhaften Theile der Befruchtung, die Hedwig für Antheren und Pistille hielt, am vollkommensten entwickelt haben. So wenig nun die kleinen Ansätze, welche die weiblichen Befruchtungstheile dieser Moose umgeben, Antheren im gewöhnlichen Sinne zu nennen sind, so sind sie doch die ersten Spuren eines männlichen Gegensatzes zu den weiblichen Theilen. Und selbst diese leise, unvollkommene Spur eines Verlangens nach Geschlechtermischung, ist schon hinreichend, diese zarten Pflanzen zu entkräften, und früher zu vernichten; während andre Moose, an denen man jene männlichen Ansätze nicht bemerkt, dauerhafter sind, und kräftig genug, ihre Saamen zu reifen. Nur in den Pteriden, und einigen Arten des Asplenium gelangen die Saamen, ohngeachtet des Ansatzes der vermuthlichen Befruchtungstheile, zur Reife, doch vergehen die scheinbaren Geschlechtsorgane, und die Theile, welche mit ihnen in nächster Berührung sind, auch hier sehr schnell, und ehe noch die Saamen zu völliger Ausbildung gelangen. Auch bey andern

dern Kryptogamisten findet man die Individuen viel zärter und schwächlicher, welche Saamen tragen, die unfruchtbaren aber um so vieles grösser und dauerhafter organisirt, den Wuchs der Blätter um so vieles stärker, dass man beyde, oft aus einer verbundnen Wurzel entspringenden, Individuen für Pflanzen von verschiedner Art halten möchte. So auffallend sind an der Nordamerikanischen *Onoclea sensibilis* die fruchtbaren Wedel von den unfruchtbaren verschieden. Die fruchtbaren Wedel des *Acrostichum sorbifolium* und *A. trifoliatum*, sind schmal, zart und glattrandig, während die unfruchtbaren gesägte Ränder, und breitere Blätter haben, und dasselbe Verhältniss findet bey andern Acrostichen statt (ausser beym *A. bifurcatum*). Die unfruchtbaren Wedel der *Onoclea struthiopteris*, werden über anderthalb Schuh hoch, entwickeln vollkommne doppelt halbgefiederte Blätter, die fruchtbaren werden kaum 9 Zoll hoch, und entwickeln ihre Wedel nur unvollkommen. Bey einigen Arten *Athyrium*, sind die unfruchtbaren Wedel breiter und gedrängter, in der *Cyathea commutata* sind sie mit Stacheln versehen, welche den fruchtbaren zärteren Pflänzchen abgehen u. s. w.

Ein Mangel an gröberen Nahrungssäften scheint vielmehr Folge dieser höheren Zartheit, als Ursache derselben zu seyn.

Bey den vollkommneren Pflanzenarten, sind die Erfahrungen, welche den eben angeführten entsprechen, zu bekannt, als dass sie hier weitläufig angeführt werden müssten. Wir sehen die Beyspiele von der ersten Zeit des Frühlings, in den *Tussilago* Arten, bis zum späten Herbst, in den Zeitlosen, täglich vor Augen. Die Indivividuen dieser Arten, welche nach der Entwicklung vollkommner Befruchtungstheile den Augenblick des höchsten Genusses der Pflanzennatur empfunden haben, vergehen wie im eiligen Fluge, während die trägeren Blattschösslinge den ganzen Sommer im kräftigen Wuchse ausdauern. Also überleben auch die meisten andern Pflanzen den schönsten Tag ihres Lebens nicht lange, und einige majestätische Bäume, nachdem sie viele Jahre emporwachsen ohne zu blühen, sterben sobald sie blühen und Früchte brachten, oder werden wenigstens auf mehrere Jahre sehr entkräftet, während der hohe Baum Baobab, die Eichen, und die diesen ähnlichen Riesenpflanzen, welche den zarteren minder dauernden Pflanzen an vollkommner Blüthen- und Geschlechtsentwicklung bey weitem nachstehen, ein Alter von vielen Jahrhunderten erreichen. Die Blüthen selber, sind ungemein vergänglich, und welken bald nach dem Augenblick der Geschlechtsvereinigung. Die Antheren, welche durch ihre Bewegungen nach dem Pistill ein innigeres Verlangen als dieses andeuten, finden sogar ihren Tod unmittelbar in dem ersehnten Genusse.

Weiter herauf, bey den Thieren, zeigt sich die nahe Verwandtschaft des höchsten Lebens mit dem Tode, immer deutlicher. Man verzeihe die weite Ausführlichkeit in meist bekannten Dingen, da sie sich später rechtfertigen wird. Bey den Aphisarten, zeigt sich ganz dasselbe, was vorhin bey einigen Kryptogamisten bemerkt wurde. Die welche getrennten Geschlechts sind, erscheinen im Herbst nur auf einige wenige Tage, während die andern Generationen, welche bloss weiblich, oder vielmehr im eigentlichen Sinne, geschlechtslos sind, mehrere Wochen ausdauern. Während der einfache Polyp, ohne einige Spur von Befruchtungsorganen, mehrere Jahre lebt,

ist

ist die Dauer der meisten Insekten, nach der Zeit der Geschlechtsentwicklung nur auf Wochen oder Tage, ja bey einigen auf wenige Stunden beschränkt. Die welche in dem unvollkommenen Würmerzustand mehrere Jahre ausgedauert haben, behalten zu ihrem geflügelten Zustand nur wenig Stunden übrig, und der höchste Augenblick ihres Lebens, auf welchen all ihr vorhergegangenes Daseyn nur unvollkommene Vorbereitung war, endet die vollkommenste und schönste Periode ihres Seyns sehr schnell. Bey einigen scheint der Augenblick des Genusses auch der des Todes, andre leben zwar, besonders bey trüben Wetter, einige Tage, werden aber durch den kurzen Moment der Begattung schnell aufgerieben. Dagegen leben die, bey denen die Entwickelung der Geschlechtstheile und darum auch die Vermischung und der Genuss nur unvollkommen sind, ungleich länger. Besonders sehen wir auch bey den Insekten dasjenige Geschlecht, welches (bis auf einige Ausnahmen), den Genuss am eifrigsten zu verlangen, ihm am thätigsten entgegen zu gehen scheint — das männliche — am zartesten, schwächlichsten und von kürzerer Dauer als das Weibchen.

Wie sehr auch die vollkommeneren Thiere durch die Begattung, und ähnliche exaltirte Augenblicke ihres Lebens entkräftet werden, ist bekannt genug. Sie verlieren, nach der kurzen Zeit der Ehe, zu welcher sie zu gewissen Zeiten durch einen heftigen Instinkt getrieben werden, die Zierde ihres Leibes, ihre Schönheit, und den Ton der Stimme. Der fruchtbare Haushahn lebt kaum zehn Jahre, die keuschere Holztaube gegen fünfzig, und andere Vögel, die sich jährlich nur einmal gatten, oder getrennt leben, erreichen gegen hundert Jahr. Der enthaltsame Löwe lebt auch fast ein ganzes Jahrhunhundert, während einige andre Vierfüsser, welche zu den Verrichtungen des Geschlechts mehr geneigt sind, nur wenig Jahre dauern. So sterben auch die meisten Vierfüssigen, weit früher als das Geschlecht der Fische, bey denen die Entwicklung des Geschlechts, so wie die Begattung, im Verhältniss zu jenem, sehr unvollkommen ist.

Der Verlust einer geistigen Flüssigkeit, die Entziehung einiger Säfte, aus der allgemeinen Masse des Körpers, erklärt jene Entkräftung wenig, die Wonne des Verlangens allein, ohne jeden körperlichen Verlust, entkräftet bekanntlich noch weit mehr; auch reichen die misslichen Sätze der neueren Erregungstheorie gar wenig hin; noch weniger wird es aus übermässiger Anspannung und hierauf erfolgender Abspannung der Nerven verstanden, sobald man fragt, was man sich eigentlich bey diesen Ausdrücken denke? Das Lebendige ist in solche Ansichten nicht eingegangen, und man hat sich fruchtlos bemüht den Ton aus todten Zeichen selber zu vernehmen, welche ihn nur bedeuten, nicht er selber sind. Wenn das Leben einem mechanischen Gesetz gehorcht, warum ist nicht sein innigstes Streben auf die Erhaltung des eignen Daseyns gerichtet, wie der schwere bewegte Körper, indem er den Ruhepunkt wieder sucht, sein besondres Seyn allein zu sichern strebt? Geht nicht vielmehr das innigste Streben des Lebendigen auf die Verlängerung des besondren Daseyns, der Einzelnheit, damit sie das Ganze, das Universum, aus welchem allein Leben und Regung kommt, in sich begriffe? Sie entäussern sich aber des Stoffs, damit sie das höchste Ziel des Lebens, die Gemeinschaft mit den Weltkräften gewonnen?

Auch

Auch bey dem Menschen sind die höchsten Augenblicke des körperlichen Genusses, (deren geistige Bedeutung wir später darstellen wollen), den körperlichen Kräften feindlich, aber noch weit mehr, und allmächtiger vermögen die geistigsten Genüsse die Momente des glühendsten Gebets, die Wonne der Andacht, sein Daseyn zu untergraben. Also zerstören auch das heftigste Aufflammen der Freude, die heilige Gluth der Phantasie, wenn ihre schönen Flammen nicht auf einmal tödten, jene körperlichen Kräfte, auf welche die Dauer des Leibes gegründet ist. Und doch sind dies die heiligen Quellen des Lebens und der Genesung, wenn sie uns ihres Einflusses in dem Maasse würdigen, in welchem wir ihn ertragen mögen. Sie sind das Erblicken, das augenblickliche Erscheinen eines höheren geistigeren Seyns, die Offenbarung des Weltalls an das Einzelne. Welchen diese Offenbarung in ihrer ganzen Fülle und Gewalt geschehen, die sterben, als ob sie das Angesicht Gottes gesehen hätten. Denn der körperliche Leib kann diese Nähe des Heiligen nicht ertragen ohne zu vergehen, und das Einzelne kann das Universum nicht lebendig in sich empfangen, ohne als Einzelnes vernichtet zu werden. So sterben die Dinge an der Nähe Gottes, wie nach einer schönen Sage der Vorwelt die sterben mussten, denen ein Gott oder eine Göttin erschienen war. Das Streben aller Lebendigen gehet dahin, dass sie das All, das Weltall in sich empfiengen, ihm gleich würden, jene Augenblicke der höchsten Lebenswonne sind es aber, in denen sie die innigste Gemeinschaft mit dem Universum erfahren, in denen sie das Weltall selber sind. So vergehen alle Lebendige an panischen Schrecken, wenn ihnen Pan, das Weltall, in den flammendsten Augenblicken ihres Daseyns offenbar worden.

Von den ersten Regungen des Lebens, oder der wechselseitigen Neigung, auf den tiefsten Stufen des Seyns, bewegt sich alles nach der Gemeinschaft mit den Weltkräften, aus welcher allein Leben kömmt. Die Ernährung, die Vermählung der Geschlechter, das geistige Entflammen höherer Kräfte, sind alle die Medien, durch welche sich das Einzelne in der Berührung mit dem All erhält, wie mein inniges Bemühen seyn wird, es später zu beweisen. Einige erhalten sich durch Nahrung und Trank, wie durch andre gröbre Medien in Gemeinschaft mit der Erde, diese vergehen an geringen Freuden, ohne dass sie die höchste Wonne berührt haben, andre aber, wie sie in der Gemeinschaft des Geistigeren gelebt haben, sterben auch an der Nähe des Heiligen, an dem Kusse, dem unmittelbaren Anschauen des Göttlichen. Allen aber ist eine Ursache des Lebens und des Todes, nach Einem sind die Augen und die Herzen aller Kreaturen gerichtet. Doch nur wenigen wird unmittelbare Erfüllung, denen andern wird sie durch Vermittlung.

III.

Von den Centralkräften.

Es ist nur Ein Grund des Daseyns, durch welchen Alles ist. Dieser ewige Mittelpunkt Alles Seyns und Lebens, durch dessen Einfluss in jedem Moment Alles von neuem geschaffen, Alles erhalten wird, ist es, um dessen Gemeinschaft das Leben aller Wesen kreiset. Denn in ihm allein sind sie was sie sind, dass sie derselben immer inniger fähig würden, ist das Ziel ihres Strebens. Nach der näheren Gemeinschaft jener Ursache Alles Seyns, gehet das Sehnen der Geschlechter, wenn sie die Vereinigung mit glühender Begierde suchen.

Jener Grund alles Daseyns, ist in allen Dingen, und diese sind nur Modificationen desselben. Jedes einzelne Wesen vermag deshalb einem andern untergeordneten, Grund des Daseyns zu werden, ja diese Schöpfung, welche nach dem allgemeinen Vorbild von Allen vollführt wird, welche zu einer selbstständigen Thätigkeit gelangen, ist überall der Weg zur Vollendung, welcher Alle entgegenstreben. Jene, welche in sich die Ursache des Seyns vollkommner aussprechen als Andre, stellen diesen in sich die ewige schaffende Einheit dar. Unmittelbar werden der erhabnen Einwirkungen derselben nur Die fähig, welche sich derselben in des Lebens höchster Schöpfung genähert haben, in der Welt der gröberen Masse, wird das Daseyn den Dingen unmittelbar, Einem aus dem Andern gewährt.

Ohne jenen höheren Einfluss einer Ursache, welche in jedem Augenblick, von neuem Leben giebt und Daseyn, vermag kein Wesen zu bestehen. Dem schweren, starren Körper ist die Erde Grund des Seyns, und diese ist es, welche ihn in jedem Moment von neuem zum Daseyn bestimmt. Er würde aufhören zu seyn was er ist, sobald es möglich wäre, ihn ausser aller Beziehung mit der Erdmasse oder einer gleichmächtigen, schaffenden Einwirkung zu setzen. — Schwere ist es demnach, welche an den Dingen zu erkennen giebt, wie sehr sie in jedem Moment der Einwirkung der Masse ihres Planeten, zum Daseyn bedürfen, wie sehr ihnen dieser, Grund des Daseyns ist, und jener Körper wird am schwersten seyn, welcher am abhängigsten von der Masse des Planeten ist.

Abhängig wird ein untergeordnetes Ding von einem Vollkommneren um so mehr seyn, je unvollkommner es selber im Vergleich zu diesem ist. Die Vollkommenheit des Einen vor dem Andern ist in nichts anderem gegründet, als dass jenes den allgemeinen Grund des Daseyns vollkommner in sich ausspreche als dieses. Einem untergeordneten Dinge, wird daher die höhere Natur eines andern um so höher und gewaltiger die schaffende Einheit darstellen, je höher der Abstand desselben von ihm an Vollendung ist. Dagegen vermag einem Wesen, das ihm vollkommen gleicht an Kräften und an innter Vollendung, ein Andres nicht mehr Grund des Daseyns zu seyn. Denn damit dieses geschehe, ist nöthig, dass das Eine die ewige Einheit vollkommner in sich darstelle als das andre. Unter vollkommen gleichartigen Wesen findet keine Überlegenheit des Einen über das Andre Statt.

Das Vollkommnere strebt dem minder Vollkommnen seine eigne Vollendung zu geben, und auf keine andre

Wei-

Weise vermag es auf dieses als Grund des Daseyns — schaffend — zu wirken, als indem es dasselbe bestimmt, gleich ihm auf seine Weise die ewige Einheit in sich darzustellen. Indem aber vollkommnere Naturen in andren ihr eignes Streben, ihr eignes Daseyn, hervorrufen, ordnen sie sich diese als Organe, als Theile unter. Das minder Vollkommne, das in sich das Streben eines andren Mächtigeren empfängt, wird in den Kreiss des Strebens und Daseyns dieses Mächtigeren aufgenommen, muss sich zu diesem wie Einzelnes zum Ganzen verhalten. Ein Schwächeres, das von dem Streben, (dem Willen) eines Stärkeren ergriffen wird, hat für sich kein eignes Streben, keinen eignen Willen mehr, es ist ein Theil des Andren. — Wo sich daher zwey Körper, davon der Eine dem Andren an Vollendung bedeutend überlegen ist, begegnen, und wo es dem Mächtigeren gelingt in dem Ohnmächtigeren sein eignes Streben zu erschallen, da werden sich beyde zu Einem Ganzen vereinen, das Stärkere wird sich das Schwächere aneignen. Zwey an Kräften Gleichartige ziehen sich dagegen nicht an, weil hier keins dem andern Grund des Daseyns seyn, keins in dem andern ein höheres Streben hervorrufen kann.

Jenen allgemeinen Zug, wodurch die Masse unsres Planeten sich die Welt der einzelnen Körper als Theile aneignet, indem sie ihnen als Einheit, die Fülle ihres eignen Daseyns verleihet, nennen wir Schwere. Es wird der Erdmasse ein einzelner Körper durch die Schwere um so mehr unterworfen seyn, jemehr sie, ihm in einem hohen Grad überlegen, das hohere Streben, das in ihr ist, in ihm gewaltig hervorruft. Nur jene Körper, welche der Masse des Planeten an Vollendung gleich, oder ihr überlegen sind, werden ihr nicht mehr so sehr durch Schwere untergeordnet. Wir nennen solche Körper leichte.

Leicht wird ein Körper um so mehr seyn, jemehr er an Vollendung des Daseyns der körperlichen Masse des Planeten gleicht, jemehr es ihm gelungen, den Grund des Daseyns eben so rein und vollkommen in sich auszusprechen, als diese. Ein Körper, gegen welchen die Erdmasse ferner keine übermächtige Anziehung mehr ausübt, welcher sich frey und ungehindert über dieselbe erhebt, und mit ihr nur noch in jener Wechselwirkung stehet, in welche selbst gleichartige Dinge, in jenem Phänomen, das wir unter dem Nahmen der Abstossung kennen, treten, (s. Abschn. VII.), dieser muss sein Ganzes (die Erde), an innrer Vollendung vollkommen in sich darstellen. Und gleich der Masse, von der er sich losgerissen, muss er ferner von demselben höheren Einfluss Leben und Daseyn empfangen, welcher sich zur Erde als schaffende Einheit verhält, er muss empfängliches Organ, Sinn für jenen höheren Einfluss werden, gleich der Erde selber. Einen solchen Körper, welcher sich, der Masse des Planeten an innrer Vollendung gleich, frey, und fast durch keine Schwere ferner mit ihr verbunden, über sie erhebt, kennen wir in der Luft. Und diese ist es, welche selbst noch bey weitem mehr als das ihr nahe verwandte Wasser, der Welt der andren Körper ein empfängliches Organ für die höhere Lebenswirkung der Sonne, und andrer gewaltiger Himmelskörper ist, (s. IV.).

Die Schwere ist uns daher von dieser Seite in der Körperwelt ein Zeichen von Unvollkommenheit, die Leichtigkeit dagegen verkündet uns einen Zustand höherer Vollendung, welcher das Einzelne endlich seinem Ganzen gleich setzt. Der schwere Körper stellt den allgemeinen Grund des Daseyns unvollkommner in sich dar, und ist deshalb der Masse seines Planeten, die sich zu ihm als schaffende Einheit verhält, um so mehr untergeordnet; wäh-

während der leichte, jemehr er dieses ist, dem Planeten an Vollendung immer näher steht, die Ursache des Seyns immer vollkommner in sich darstellt.

Schwere ist der schaffende Einfluss der Gesammtmasse auf ein Einzelnes. Es geschieht aber die Wechselwirkung eines Stärkeren auf ein Schwächeres mit einer gewissen Gradweisen Verschiedenheit, in welcher wir später (im VIII. A.) die Ursache der *actio in distans* finden werden. Wenn ein Mächtigeres einem minder Mächtigen begegnet, so wird im ersten Moment, wo sich beyde berühren, die Überlegenheit des Einen über das Andre am höchsten, jene Aktion zu welcher das Stärkere das Ohnmächtigere nach aussen treibt, am gewaltigsten seyn. Denn das Vollendetere wirkt in dem minder Vollendeten nichts andres als seine eigne höhere Vollkommenheit, sein eignes Streben. Je mehr aber dieses geschehen, desto mehr werden sich beyde gleich, zu Einem Ganzen, (erfüllt von Einem einigen Streben), vereint werden, und indem sich beyde immer gleicher werden, nimmt der Abstand zwischen beyden, die Überlegenheit des Einen über das Andre ab. Das Vollendetere wird mit immer geringerer Übermacht auf das Unvollendetere einwirken, dagegen nimmt die Innigkeit der Vereinigung zu.

Wie die Innigkeit der Vereinigung eines Höheren mit seinem Untergeordneten zunehme, indem der Abstand zwischen beyden geringer wird, ist schon zum Theil in den Cohärenz-Verhältnissen der Körper zuerkennen. Cohärenz deutet die Vereinigung des einzelnen Körpers mit der Erdmasse an, das Einzelne geht mittelst seiner Umgebungen, der einzelne Theil mittelst seiner Mitbestandtheile, eine Verbindung mit der ganzen Masse ein, wird mit ihr Eins. Wenn nun Schwere den Grad der

Unterwürfigkeit des einzelnen Körpers gegen die Gesammtmasse, den Abstand des Einzelnen von jenem Höheren, welches ihm Einheit ist, andeutet, so wird, je grösser der Abstand, desto geringer die Innigkeit der Vereinigung seyn. Und so finden wir denn auch Cohärenz und Schwere bey den Metallen deutlich in umgekehrtem Verhältniss zu einander stehen.

Es ist wahr, eben der schwerste Körper, den wir kennen, die Platina, scheint diesem Gesetz zu widersprechen, welches indess sein scharfsinniger Vertheidiger auch hier dadurch rechtfertigt, dass er dieses Metall das letzte, oberste Glied einer uns unbekannten Reihe nennt. Und dieses wird zur Gewissheit, wenn wir die schönen Metallreihen, welche uns H. Steffens in seinen reichen Beyträgen giebt, betrachten. Die schweresten Metalle sind am mindesten cohärent, mitten unter ihnen steht das flüssige Quecksilber, und die hohe Dehnbarkeit des Goldes, des Silbers u. a. wird mit Recht schon ein naher Übergang zu dem Flüssigen, ein mit diesem verwandter Zustand genannt. Fast ohne Ausnahme nimmt mit wachsender Cohärenz die eigenthümliche Schwere ab.

Indem aber die Innigkeit der Vereinigung höher steigt, sinkt zugleich der Abstand, in Hinsicht der Vollendung. Das Untergeordnete, das als Theil seinem Höheren verbunden worden, wird von dem Streben desselben immer vollkommner erfüllt, wird ihm gleichartiger, bis es endlich, wenn es die Lebenskraft des ihm Überlegnen in ihrer ganzen Fülle in sich empfangen hat, diesem ganz gleich wird. Es hört nun auf ihm untergeordnet zu seyn, dieses verliert jede Überlegenheit, welche es bisher über dasselbe hatte. Was vorhin Theil des Planeten gewesen, wird nun von diesem frey.

Die

Diese äusserste Gränze der körperlichen Entwicklung wird durch allmälige Übergänge erreicht. Zuerst, um von unten zu beginnen, sehen wir, bey immer mehr abnehmender Schwere, anstatt der absoluten Cohärenz die relative, (Härte) eintreten. Zu ihr gesellt sich nicht selten Durchsichtigkeit, und wir werden später (VII.) in dieser ein Zeichen finden, dass der Körper, welcher sie erlangt, seinem Ganzen gleich geworden. Gleich dem Erdganzen, gleich jenen flüssigen und gasartigen Körpern, welche diesem an Kräften gleichstehen, ist der harte Diamant ein empfängliches Organ für die Einflüsse eines höheren Ganzen, — der Sonne, er leuchtet auf seine Weise, gleich ihr. Die Dehnbarkeit, das Ausdehnen unter gewaltsamen äusseren Einwirkungen, (den Hämmern u. s. w.) ist schon ein langsameres Schmelzen, ein geringer Grad von Flüssigkeit. Das dehnbare Metall ist dem neuen höheren Einfluss so tief untergeordnet, der Abstand zwischen beyden ist so gross, dass es sich aus demselben Grund, als das Quecksilber zur Erdmasse, zu ihm als Flüssiges, (mit seinem Ganzen, mit der höheren Masse Unvereintes) verhält. Nicht so der harte, spröde Körper. Wie schon der Abstand zwischen ihm und der Gesammtmasse, der er sich innig verbunden, ungleich geringer ist, ist es auch der zwischen ihm und der höheren Einwirkung von aussen. Gegen eine ungemein hohe Gewalt verhält sich noch der harte Diamant, als Starres, Zusammenhangendes. Und so verhält er sich auch noch dann gegen die äussere Gewalt, wenn diese selbst die Kraft der Gesammtmasse, wie sie hier auf dem höchsten Gipfel ihrer Gewalt dem innig mit ihr verbundnen, und deshalb eines sehr hohen Maasses ihrer Äusserung fähigen Körper, widerfährt, übertrifft. Zwar wird alsdann der Körper aus der Verbindung mit der Gesammtmasse getrennt, (zerschmettert), aber selbst als Staub ist er noch starr.

Aber eben der spröde, harte Zustand, geht endlich unmittelbar in den höchsten über, dessen die anorgische Welt fähig ist, in die Luftform. Selbst schon der spröde Arsenik verdampſt ungemein leicht, der Diamant geht in der Hitze des Brennspiegels in Luftform über, endlich vermag die Kieselerde, ein Hauptbestandtheil der meisten spröden Mineralien, einen Zustand anzunehmen, in welchem sie von dem vortrefflichen Winterl Andronie genannt wird, und in welchem sie in Verbindung mit dem Sauerstoffgas, die vollkommne Luftform annimmt.

An das spröde Eis, gränzt das Wasser. Wann die Körper endlich, im innigsten Zusammenhang mit der Erdmasse, an Vollendung derselben sich so sehr genahet haben, als ein einzelner Körper vermag, können sie diesem Bund mit ihr, nur durch eine Substanz entrissen werden, welche in sich die ewige Einheit erhabener darstelle, als die Erde. Diese ist das Licht. Berührt von dieser höheren Gewalt, verlassen die Körper den Bund der Masse, von welcher sie endlich, wenn sie — aufgenommen in den Kreisslauf höherer Kräfte, der Erde selben, vollkommen gleich sind, — frey werden. Jenem höheren Ideal finden wir aber von neuem die Körper in tiefsten Abstand untergeordnet. Das höhere (überirdische) Leben beginnt im flüssigen (von dem Ganzen losgetrennten) Zustand, bis im Organischen nach vollbrachter *actio in distans*, und nach vermindertem Abstand, das Flüssige wieder fest wird, (s. VIII.). Aus denselben Gründen, jedoch in entgegengesetzter Richtung, wird das flüssige Wasser wieder Eis, und das Quecksilber erstarret bey grosser Kälte. Es hat sich alsdann das Maas des höheren schaffenden Einflusses vermindert, und aus diesem

Grund,

Grund, nicht weil es sich ihr an Vollendung genähert, ist der Abstand zwischen dem flüssigen Quecksilber, und der Gesammtmasse, geringer worden. Jedem Einzelnen ist überhaupt ein bestimmtes Maas des höheren Einflusses, durch welchen es entstand, und erhalten wird. Nur bey diesem bestimmten Maas besteht es als dieses Besondre, ein höheres fodert auch eine höhere Form. Während schon der Diamant Organ, Ausdruck eines schaffenden Einflusses ist, welcher die ewige Einheit so vollkommen in sich ausspricht, als die körperliche Masse des Planeten, ist das Quecksilber Organ einer höheren Einwirkung, welche an Gewalt so tief unter der Kraft der Gesammtmasse ist, als dieses flüssige, schwere Metall derselben untergeordnet ist.

Wir haben für die Kraft des schaffenden Einflusses, welcher einem einzelnen Körper, von dem höheren welchem er untergeordnet ist, wird, ein sehr allgemeines Maas: in der Temperatur. Die Erdmasse wirkt auf alle einzelne Körper; nach der Empfänglichkeit eines jeden in gleichem Grade schaffend ein, und dieses begründet eine Allen gleiche Temperatur. Widerfährt dagegen einem Körper eine Einwirkung von aussen, welche mächtiger ist als die, welche ihm nach seiner Empfänglichkeit durch seinen Planeten zu Theil wird, so wird die Temperatur desselben erhöht. In der Wärme werden wir hernach (VII.) die schaffende Kraft auch anerkennen, welche in Allen ist, durch welche Alles ist. Diese allein ist es, welche von dem Vollendeteren in dem minder Vollendeten, von dem Ganzen in seinen Theilen gewirkt wird. Es besteht die ewige Einheit selber nur in einem ewigen Wirken und Schaffen, und alle Dinge, indem sie nur Modificationen derselben sind, bestehen auch nur in steter Schöpfung. Das Vollendetere, indem es dem Unvollkommunsere schaffende Einheit ist, wirkt in diesem nichts andres, als dass es auf gleiche Weise in sich jene ewige Ursache alles Seyns darstelle. Schaffend vollenden sich die Dinge, Schaffen ist Leben, und es beruhet hierauf die Nothwendigkeit des Gegensatzes (nach VI.).

So lange jener neue Impulsus von aussen, das gewohnte Maas des höheren Einflusses nicht übersteigt, so lange der Körper, auf welchen gewirkt wird, die Vollendung des andern in sich selber darstellen kann, bleibt die Temperatur unverändert. Ist dagegen die einwirkende Kraft so überlegen, dass sie der Körper in sich nicht aussprechen kann; so muss sich dieser jene über ihn erhabene Vollendung erst erwerben. Dieses geschieht schaffend: Im Wirken und Zeugen, wann er es immer höher und mächtiger vollbringt, vermag er immer mehr jener ewigen Ursache des Daseyns sich zu nähern, sie in sich darzustellen. Dieses Wirken nach aussen, da ein von höherem Streben ergriffener Körper dieses in andern ausser ihm befindlichen erzeugt, nennen wir Erwärmtseyn.

Es erhellet, dass, wenn ein Körper nur erst dann zu dieser neuen Thätigkeit nach aussen gezwungen wird, wenn er dem höheren Ideal, das ihm begegnete, in sich selber nicht zu entsprechen vermag, die vollendetsten Körper am wenigsten Wärme leiten müssen. Wie die leichten und flüssigen Substanzen ihr Ganzes in sich selber darstellen, bedürfen sie auch dann der Wechselwirkung mit den Körpern ausser ihnen nicht, um erst in dieser dem höheren Ideal gleich zu werden, das schwere, cohärente Metall vermag sein Ganzes in sich selber am unvollkommensten darzustellen, und erst im Bund mit andern Körpern, in Wechselwirkung mit ihnen, erlangt es höheres Daseyn. Die Metalle und Körper, welche gleich ihnen, der Erdmasse noch am meisten untergeordnet sind,

weil

weil sie am wenigsten vollendet sind, werden als die empfindlichsten Leiter für Wärme, Elektrizität, und ähnliche Einflüsse erfunden, denn sie vermögen am wenigsten Organe der höheren Einwirkung zu seyn. Sie bedürfen es am meisten, erst in thätiger Wechselwirkung diesem überlegnen Ideal sich zu nähern, und jemehr ihnen dieses überlegen ist, desto heftiger ist die Wirkung nach aussen, zu welcher sie getrieben werden. Diese Wirkung ist Leitung (der Wärme, Elektrizität u. s. w.).

Das leichte Holz, das noch leichtere Gas, werden in der Nähe der Flamme wenig erwärmt, weil sie der Vollendung des flammenden Körpers ungleich näher sind, das Eis leitet nicht Wärme, sondern schmilzt, das heisst, es bedarf der Wechselwirkung nach aussen nicht, sondern es vermag sogleich in sich selber in einer höheren Form das von aussen in ihm gewirkte höhere Streben auszusprechen. Gleich dem Eis pflegt auch ein zum Verdampfen, ein zur Luftform sehr geneigter Körper, keiner weiteren Wärmeleitung zu bedürfen, er wirkt, wie jenes beym Aufthauen, im hohen Grade Wärme entziehend — erkältend, indem er sogleich sich selber, dem Vollendeteren, erwärmend auf ihn einwirkenden Körper, gleichsezt, wodurch alles Wechselspiel, das auf dem Gegensatz allein beruhet, aufhört. Das Kältere spricht hier das Streben des Wärmeren in einer Schöpfung, die es in sich selber vollbringt, aus, es ist sich selber Material, und bedarf der Umgebungen nicht. Hierauf, wenn das Wasser, das vorhin Eis war, oder die eben entstandne Luft, nichts höheres unmittelbar in sich selber zu wirken vermag, nähert sie sich in einer gleichen schaffenden Thätigkeit nach aussen (Wärmeleitend) einer noch höheren Vollendung.

In-

Indem dem glühendheissen Metall, das Eis, oder das Wasser, an Flüssigkeit frühe gleich wird, wird es auch dieses dem zuerst Wärme in ihm wirkenden höheren Einfluss (nach VIII.). Es wird zu einer höheren Form des Daseyns vollendet. Das weiche Eisen wird spröder Stahl, und zugleich wird seine Abhängigkeit von der Erdmasse, die sich durch Schwere andeutet, vermindert, es nähert sich der höheren Welt seiner Umgebungen mehr, wird inniger mit ihr vereint — cohärenter.

Das Flüssigwerden des Cohärenten, wenn eine höhere Natur auf dasselbe schaffend wirkt, deutet wieder, wie die Flüssigkeit des schweren Metalls, den fernen Abstand an, welcher zwischen dem einzelnen Körper, und dem höheren Einfluss sey. Das geschmolzne Metall, wenn es mit dem höher vollendeten Sauerstoffgas sich vereint, wird wieder fest, Wasser und Luft, wenn sie im Organischen, ein Eigenthum höherer Naturen worden, geben von neuem mit dieser in festen Zustand über. Das Schmelzen eines starren Körpers, wird desto eher erfolgen, je weniger er seiner höheren Einheit gleichartig, je weniger er mit ihr in Vereinigung übergegangen ist. Dem Metall ist jener Theil der Erdmasse höhere Einheit, welcher zunächst mit ihm in Wechselwirkung stehet, und es ist diesem desto gleichartiger, je inniger es (durch Cohärenz) mit ihm vereinigt ist. Darum schmilzt das dehnbare Gold früher als das cohärente Eisen, Bley früher als Zink u. s. w. Je höher die Bildungsstufe ist, auf welcher ein Körper steht, desto erhabenerer Natur ist das höhere Medium, aus welchem er Leben empfängt.

Wir vermögen die Bildungsstufe, auf welcher ein Körper steht, im Allgemeinen aus der Schwere desselben, aus dem Grad, in welchem er der Erdmasse untergeordnet ist, zu messen, doch gilt dieses bloss von getrennten einzelnen Körpern. So ist bey dem leichten Wasser jener höhere Einfluss, durch welchen es besteht, von ungleich höherer Art als bey dem flüssigen Quecksilber, und wie in jenem die Sonne oder das gleich ihr Schaffende, als Einheit wirkt, so geschieht dies dem letzteren schon aus dem engen Kreiss körperlicher Umgebungen. So ist der flüssige Zustand zwar in Beyden ein Zeichen des fernen Abstands, welcher zwischen dem Schaffenden und seinem Material noch bestehet, das flüssige Wasser deutet aber die beginnende Wechselwirkung des Irdischen mit einer Substanz an, welche dem Erdganzen an Vollendung ungleich überlegen ist, — mit der Sonne. Und so ist uns an der äussersten Gränze des Anorganischen, das Flüssige die Gränze eines neuen, höheren, überirdischen Reichs, und mit der Befreyung von Cohärenz gelangt der einzelne Körper zur Vollendung seines Ganzen.

Denn es verflüchtigt sich endlich bey einem hohen Grad der Hitze sogar das geschmolzne Gold, das flüssige Quecksilber bey einem weit geringeren, und das Wasser geht schon in der Siedewärme in Dampf über. Das Verdampfende ist von der Abhängigkeit von dem Erdganzen befreyt, es steht ihm an Vollendung gleich, dieses hat nun ferner keine Macht mehr an demselben. Doch sinkt, sobald jener Einfluss, welcher mächtiger war als der der Erdmasse, (die Gluth) von dem Verdampften ablässet, dieses, je unselbstständiger es ist, desto früher auf den Boden zurück. Die Befreyung von den Banden der Erdmasse, geschahe hier durch eine Einwirkung, welche höher war als die ihrige, und wenn endlich das Erwärmte in der Wechselwirkung mit diesem ungleich höheren Einfluss, indem es sich ihm in jedem Moment nähert, der Erdmasse an Vollendung gleich wird, erhebt es sich frey über dieselbe.

Allein während das flüssige Quecksilber schon durch eine sehr mässige Hitze verdampft wird, bedarf hierzu der harte Diamant der Gluth des Brennspiegelfocus, und einige sehr harte Mineralien bieten jedem Grad der anwendbaren Hitze Trotz. Es kömmt dieses aus dem sehr verschiednen Maas, in welchem ihnen die Einflüsse ihrer Gesammtmasse vorhin geschahen. Dem cohärenten Eisen, welches mit der Erdmasse im innigsten Zusammenhang stehet, offenbart sich diese ungleich höher als dem flüssigen Quecksilber, dem ungemein harten Diamant ungleich höher noch als dem Eisen, u. s. w. Denn während der Abstand zwischen dem Höheren und dem ihm Untergeordneten, und zugleich die heftige Wirkung nach aussen abnehmen, wird die Wechselwirkung zwischen beyden immer höher und inniger. Das Untergeordnete wird eines ungleich grösseren Maasses des höheren Einflusses fähig. Säuren und Grundlagen, noch auf dem höchsten Gipfel der Stärke, vereinen sich mit heftiger Wirkung nach aussen (Wärmeerzeugung), aber sie vermögen nur ein geringes Maas ihres Gegensatzes aufzunehmen, (zu neutralisiren). Dagegen nimmt nach mehrmaliger Vermischung der Abstand zwischen beyden, und zugleich die heftige Wirkung nach aussen ab, (die Gegensätze sind abgestumpft, und vermischen sich fast ohne Wärmeerzeugung), sie vermögen aber nun zugleich eine vielfach grössere Menge ihres Gegensatzes zu neutralisiren. Auf solche Weise wächst das Maas des höheren Einflusses, das Ideal des Daseyns entfaltet sich höher und höher, wenn die Körper, ihrem Ganzen minder tief untergeordnet, inniger und inniger verbunden werden, und dieser gewaltigeren Herrschaft entreisst sie ein neuer Einfluss von aussen immer weniger. Bis endlich, da wo ein neues und erhabneres Ideal des Lebens zu regieren an-

fangt

fängt — das Licht, die Dinge sich aus einer neuen weiteren Entfernung diesem nähern.

Eine Bestätigung des Vorhergehenden giebt uns schon die Geschichte der Wärme, welche wir hier nur vorläufig erwähnen wollen. Ein Körper wird der Erdmasse nur durch einen Einfluss von aussen entrissen, welcher ihm die schaffende Einheit vollkommener darstellt, als die Gesammtmasse. Wenn einem der Erde durch Schwere verbundenen Körper, ein anderer mit einer Kraft begegnet, welche noch grösser ist als die Ueberlegenheit der Erdmasse über diesen Einzelnen (die Schwere desselben), so sagen wir, er werde bewegt. Je tiefer der bewegte Körper seinem Ganzen untergeordnet, je schwerer er ist, desto grösser wird der Abstand zwischen ihm und dem neuen höheren Einfluss seyn, desto weniger wird er diesem an Streben gleichartig, seiner Richtung unterworfen werden. Er ist schwerer zu bewegen, während ein leichterer Körper, dessen Abstand von dem bewegenden Einfluss geringer ist, von dem Streben desselben früher ergriffen, leichter bewegt wird. Es ist die mechanische Bewegung der erste Moment der Einwirkung einer höheren Kraft, und dieser Moment ist noch mit dem grössten Abstand zwischen beyden, mit der wenigsten Vermischung verbunden. Der mechanische Einfluss lässt den berührten Körper noch ganz ausser einer eigentlichen Verbindung mit sich.

Wenn hierauf bey fortgesetzter Wirkung des bewegenden Einflusses der Abstand zwischen beyden geringer wird, wenn das höhere Streben des Mächtigeren anfängt, sich dem minder Mächtigen mitzutheilen, gehet eine innigere Wechselwirkung zwischen ihnen an, welche schon nach Berührung der Oberflächen strebt, schon Anziehung bewirkt. Es ist dies Elektricität. Sie ist eigentlich mit der

Wärme Ein und Dasselbe, sie ist der erste Moment der Wärme. Wenn die Gegensätze sich noch also überlegen sind, dass die wahrhafte Vermischung noch nicht erreicht wird, ist die Heftigkeit der Wechselwirkung, (erzeugt von der höheren Überlegenheit des Einen über das Andre), die *actio in distans*, desto grösser. Die Wärme äussert sich noch als Elektrizität, wie sich die Wirksamkeit der Gegensätze in der Flamme, im ersten Moment des Begegnens, wenn die Vermischung noch am unvollkommensten, der Abstand noch am höchsten ist, als Licht äussert (nach VIII.). Endlich verschwindet, wenn bey immer längerem Aneinanderbewegen, heftige Wärme eintritt, die Elektrizität, und bey vielen Körpern geht der entstehenden Wärme, diese *actio in distans* ganz ab, bey vielen ist sie als Ton u. s. w. zugegen. Die Wärme geht in ihren höchsten Stufen auf unmittelbare Vereinigung der Körper mit Substanzen, welche höher sind, als das Mass der bisherigen äussern Einflüsse. Sie geht auf innigere Vereinigung mit dem Ganzen, und das Schmelzen ist aus diesem Grunde Streben nach höherer Cohärenz. In hoher Wechselwirkung mit Kräften, welche höher sind, als die Gesammtmasse ihnen war, werden sie endlich dieser gleich, und erheben sich frey über sie.

Die leichte Luft ist es, welche der Erdmasse an Vollendung gleicht, und welche frey von dieser, im Anschauen eines erhabneren Ideals ist. Nach diesem ringt die Welt der Körper, und sie können die Gemeinschaft des Höheren nicht erlangen, ohne von der Erdmasse frey zu seyn. Diese Freyheit wird ihnen aber allein durch Zerstörung der besondren Form, und aus scheinbarer Vernichtung wachet erst das höhere Daseyn auf.

Wie Cohärenz und Schwere im Anorgischen, deuten Muskelstärke und Assimilation im Organischen,

Ab-

Abhängigkeit des Einzelnen von der Masse an. Und wie erst die leichte Luft im Anorganischen, der vollkommensten Lebensäusserung fähig ist; so ist die Blüthe der zarteste und vergänglichste Theil der Pflanze. Was den niederen Kräften der Vegetation günstig ist, zu fetter Boden u. a. hindert die Entwiklung der edleren Blüthen, dagegen vermehrt diese alles was den häufigen Zufluss der Nahrungssäfte vermindert. So blühen auch die meisten Bäume und Kräuter nach vorhergegangner schwächender Einwirkung des Winters. Viele blühen im Spätherbst, und erschöpfen sich in der ganzen wärmeren Jahreszeit in Blättern. Noch im Thierreich hinterlässt erst der alte, schwache Polyp, in seiner Sterbestunde den Gewässern einige fruchtbare Eyer, nach dem er in der schöneren Zeit seines Lebens blosse Sprösslinge gezeugt hat. Bey den Insekten erzeugt sich der vollkommenste Zustand ihres Lebens aus langen Fasten, nach vorhergegangnen Erkranken, und Säfteverlust durch Verdünsten. Und bey den meisten vollkommneren Thieren, erwacht der glühendste Trieb ihrer Natur nach der ungünstigen Zeit des Winters, oder im Spätjahr.

Wie wenig aber bey dem Menschen alles was die Masse des Fleisches zu sehr mehrt, der Entwicklung höherer Kräfte günstig sey, ist bekannt genug.

Mit jeder höheren Verwandlung legen die Dinge einen Theil der Masse, welche sie nach der Erde herabzieht, ab, bis sich endlich im Tode, nach der Abwerfung aller gröberen Banden, des Lebens schönste Blüthen entfalten.

IV.

Von der Atmosphäre.

So ist auch im Anorganischen, das Reich des allgemeinen Todes, die Luft, in welche endlich fast alle übergeben, zugleich das Reich der Liebe, das herrliche Brautbett der Stoffe.

Wie es in jener alten Legende, die uns einst in der Kindheit so rührend ansprach, einfältig heisst: „Maria „war krank an Liebe, unsre Gespielin war ermattet an „Verlangen. Und wir trugen sie, wir Jungfrauen, in „den Hayn der Palmen, in den Garten der Rosen. Da „sangen heilige Stimmen: Der Bräutigam wartet dein, „das Mahl der Liebe ist bereitet. Die Thore des Todes „stehen auf, die Arme der Liebe sind geöfnet. — Da „schlummerte Maria ein an süssem Verlangen, unsre Gespielin starb an Wonne der Liebe. — Wir klagen dich „nicht Maria, Brautlieder singen wir dir, unsre Königin. „Siehe dein Bräutigam hat dich angerührt mit seiner „Rechten, da erhubst du dich vom Schlummer, Wolken „nahmen dich auf vor unserm Angesicht. Schwingen, „goldne Schwingen hat dir der Schlummer der Liebe gegeben." So ist überall das Vergehen der irdischen Kräfte, das Freywerden von der Erde, Zeuge der erwachenden Liebe, Zeuge eines höheren Verlangens, und was uns Vernichtung des Besondren scheint, ist die Entfaltung des schönsten Strebens in allen. Nur der Stoff an allen Dingen ist vergänglich, das Streben in allen ist

un-

unsterblich und ewig, und in jeder neuen Verwandlung wird es nur herrlicher, mächtiger wiedererkannt.

Auch im Gebiet des Anorganischen, werden die Stoffe, gleich den Insekten, geflügelt, wenn sie der Begattung vollkommen fähig worden. Auch grobe unregsame Körper, erheben sich von der Erde, wenn sie der Finger der Liebe anrührt, und werden leichte geflügelte Lüfte. Wie das Insekt, welches als Raupe fast nur Sinn für das Blatt, oder die Scholle hatte, auf welcher es lebte, nun als geflügelte Psyche Sinne für die ganze Welt erhält; so treten die Stoffe in der lezten Periode ihrer Verwandlung mit der ganzen Welt von Dingen in lebendige Gemeinschaft, während sie vorhin nur in der unmittelbarsten, beschränktesten Berührung mit einem kleinen Theil der Erde in Verbindung waren. In die Geschichte der Atmosphäre spricht nicht minder den Inhalt der alten bedeutenden Sage von der Psyche aus, als die Geschichte des Schmetterlings.

Das Reich der Lüfte, nicht allein jene Atmosphäre, welche uns zunächst umgiebt, sondern noch vielmehr jene leichtere, in unerreichbaren Höhen über uns, ist die lezte, schönste Verwandlung, welche die Stoffe, endlich von ihrer gröberen Basis befreyt, erlangen. Es erhalten die anorgischen Dinge für die kurze Zeit ihrer Begattung Flügel, und wie bey den Insekten geschieht auch bey ihnen der Uebergang in diesen Blüthenmoment des Lebens, durch scheinbaren Tod, durch Vernichtung der besondren Form. Die brennbaren Körper müssen, um mit dem Sauerstoffgas zu verbrennen, an der flammenden Oberfläche erst selber in Gas verwandelt (verflüchtigt) werden, und nur ihrer Besonderheit beraubt, sind sie fähig, die ersehnte Vereinigung einzugehen. Schon die starken Säuren werden, wenn das Streben nach Vermischung mit ihrer Basis in ihnen aufs höchste gestiegen, (wenn sie übersauer wurden) mit eben dem Theil, welcher am heftigsten sauer ist, dampfförmig, sie erhalten Flügel, um die Basis, die Ruhende aufzusuchen. Auch jene Säuren, welche nach der Vereinigung mit dem Wasser sehr begierig sind, geben sehr leicht in Luftform über, indem sie der Feuchte der Atmosphäre entgegen steigen, und erst, nachdem sie ihr Sehnen befriedigt haben, sinken sie als sichtbarer Dampf wieder herab (der falsche Rauch nicht übersaurer Säuren). Eben so ist auch das luftförmige Ammoniak eine überbasirte Basis, wie jene rauchende Säuren der ersten Art übersauer sind. Es vollendet das von Fourcroy und Vauquelin beschriebene sehr entkräftete Ammoniak des Harns vollkommen wieder, und jener Theil des Ammoniaks, der sich nach der Auflösung desselben im Wasser als leichtes Gas wieder ausscheiden liess, war nach Woulfe ungewöhnlich vollkommen, indem sein Streben nach Vermischung mit den Säuren weit mächtiger war als gewöhnlich (was sich durch stärkeres Erhitzen bey der Vereinigung zu erkennen gab) und indem es, wie alle sehr starke chemische Körper, ein weit geringeres Verhältniss des Gegensatzes zu seiner Sättigung bedurfte. Denn die nach vorhergegangnen Verbindungen entkräfteten Substanzen, sind wie erwachsnere Thiere, welche sich schon gewöhnt haben, ein grösseres Maass der Lebensreize zu ertragen, nur durch ein grösseres Verhältniss des Gegensatzes zu befriedigen. — Das durch künstliche Kälte krystallisirte Ammoniak, hat auch den grössten Theil seiner basischen Eigenschaften verlohren. Die Entsäuerung des reinen Sauerstoffgases deutet sich durch Verminderung seines

Raum-

Rauminhaltes an (S. Winterls Darstellung); dagegen wird der am mächtigsten nach Vermählung strebende, überbasische Zustand des Hydrogens, und der sogenannten Oelerzeugenden Luft der Holländischen Chemiker, durch Vermehrung des Volumens erkannt. So geht auch das Wasser, indem durch Elektricität oder andre mächtige Einflüsse der Gegensatz, und das Streben nach Vermählung in ihm hervorgerufen wird, in gasartigen Zustand über, und diese Luftform deutet an, dass die Stunde der Liebe ihm gekommen sey. — So erheben sich auch in dem van Marumschen Versuche, die beyden mit Hydrogen gefüllten, und mit der Luft in Gleichgewicht gesetzten Ballons, wenn sie mit den beyden entgegengesetzten Elektricitäten geladen, nach Vereinigung streben, nähern sich hierauf in höherem Aufsteigen einander, und sinken, gleich nachdem sie durch Berührung ihr Verlangen befriedigt haben, wieder herab. — Das sogenannte Kohlenoxyd (schwere wasserbasische Luft nach Winterl) wird durch Entgeistung seiner beyden Bestandtheile schwerer, sein luftförmiger Zustand ruhete also auf dem Streben derselben. So wird auch die Kohle, welche in Verbindung mit dem Hydrogen schwache saure Eigenschaften hatte, durch allmäliges Entziehen desselben geneigt, eine starke Basis zu werden, und indem das Streben nach der Vermählung mit den Säuren in ihr seine Vollkommenheit erlangt hat, wird die Kohle luftförmig — geflügelt. So wird sie auf der andern Seite durch die Vereinigung mit dem Sauerstoffgas, indem sie bedeutend saure Eigenschaften annimmt, geflügelt. So wird auch der Schwefel, indem er mit dem Hydrogen verbunden, die Eigenschaften einer starken Säure annimmt, luftförmig. So könnte man vielleicht eine unzählige Menge von gleich-

ar-

artigen Fällen neben einander stellen, welche aber alle nur ganz dasselbe beweisen würden.

Allein auch zu dieser letzten und vollkommensten Verwandlung gelangen die Stoffe nur durch scheinbaren Tod, durch Vernichtung der besondern Form. Indem wir dieses zu beweisen suchen, stellen wir zuerst jene nicht minder zahlreichen Erfahrungen auf, welche dem Vorhergehenden auf den ersten Blick geradezu zu widersprechen scheinen. Ich habe sie, gleich den Vorhergehenden, von dem oft angeführten Plato der Chemiker entlehnt, dessen Werke den Reichthum einer ganzen Welt enthalten.

Die Luftform einiger Säuren, hat oft ihren einzigen Grund in der Aufhebung des stärksten Grades der Säuerung; das Volumen der Vitriolsäure wird durch beträchtliche Abstumpfung derselben, mittelst des basischen Leiters der Voltaischen Säule, oder durch andre entkräftende Einflüsse, sehr schnell vermehrt (wobey zugleich ein Theil ihres Schwefels aus ihr herausfällt). Die Säuren, welche aus vorhergegangenen neutralen Verbindungen im entkräfteten Zustand ausgeschieden werden, zeigen ein sehr vermehrtes Volumen, und es werden die unvollkommen luftförmigen ungleich leichter und expandirter, so dass die sehr entsäuerte Luftsäure an Gewicht (wie an andern Eigenschaften) der Lebensluft und der atmosphärischen Luft nahe kömmt. Selbst das Sauerstoffgas erleidet durch seine Wiedervollendung, die es in seiner Verbindung mit dem Wasser, aus welchem es nach einigen Wochen wieder ausgeschieden wird, erhielt, einige Verminderung des Volumens. Die festeren basischen Stoffe zeigen noch weit mehr, eben durch Verminderung ih-

ihrer Basizität (durch Abstumpfung) ein vermehrtes Volumen. Die ätzende Kalkerde, die im hohen Grad ätzende glasartige Potasche u. s. zeigen in diesem so sehr basischen Zustand eine bedeutende Cohärenz und Schwere, und werden durch Abstumpfung immer minder cohärent, bis sie endlich die höchste Entkräftung der Luftform nahe bringt.

Allein wir können Schritt vor Schritt, indem wir den allmähligen Übergang der Stoffe zu ihrer letzten und vollkommensten Metamorphose betrachten, gewahr werden, wie das Streben nach innigerer Vereinigung, das Verlangen nach Vermählung, das sie endlich an Gewalt der Erde gleich macht, immer mehr zunimmt, jemehr sie ihrer besondren Eigenschaften verlustig gehn. Das Streben nach Vermählung, gehet allein nach der unmittelbarsten, innigsten Gemeinschaft mit den Weltkräften, mit dem All, denn in seiner Gemeinschaft besteht das Leben. Die Augenblicke der Vermählung, der Zeugung, sind die Momente des Schaffens. Schaffend aber, wie das ewige All, zeugend von dem Wort des Lebens, wie die Erde selber, bedürfen sie der Gemeinschaft derselben nicht mehr wie vorhin. Sie sind ihr gleich geworden, an innrer Gewalt, gleich ihr unmittelbar bewegt, von jenem lebendigen Geist, welcher sich Allen mittheilt in der Stunde des Schaffens. Und gerade dann, wenn uns ihr Zustand von Entkräftung, von gänzlichem Mangel an selbstständigen Streben zu zeugen scheinet, (weil sie der Massen nicht mehr bedürftig, nach dem Bündniss derselben nicht mehr streben, nicht gegen sie wirken), sind sie von dem höchsten und vollkommensten Leben ergriffen, dessen sie fähig sind.

Die

Die sogenannten schlechten Wärmeleiter, und jene Körper, welche, indem sie flüssig oder luftförmig werden, nach dem gewöhnlichen Ausdruck Wärme in sich binden, deuten eben dadurch, dass sie die Wärme nicht weiter leiten, an, dass sie jener Wechselwirkung auf ihre Umgebungen, die wir Wärmeleitung nennen, nicht mehr bedürfen. Es wird später nur Ein lebendiger Trieb, nur Ein Streben in Allen Wesen erkannt werden. Dieses ist: jenem ewigen Quell, der ihnen Daseyn gegeben, gleich zu seyn auf ihre Weise, erfüllt zu werden von seiner Kraft. Und wie der ewige Grund des Daseyns allein im Schaffen besteht, so ist auch seine Gleichheit allein im Schaffen. Wenn die Dinge ihr eignes Streben, ihre Thätigkeit in Andern wirken, werden sie jener höheren Ursache gleich, welche ihnen selber Daseyn gegeben.

Für die körperliche Welt der Dinge, welche uns umgiebt, ist das Erdganze jene höhere Ursache, durch welche sie sind. Und die Körper werden im thätigen Wirken ihrem Schöpfer (ihrem Ganzen) gleich, und gelangen zu der Einheit desselben (III.). Wir haben daher jenes allgemeine Streben, welches in allen Dingen ist, ein Verlangen nach der Einheit, nach dem Bund des Einzelnen mit dem Ganzen genannt, und werden dieses noch öfter, bis wir zu Ende des VIten Abschnitts jenen allgemeinen Trieb aller Naturen, vollkommner beschreiben werden.

Es spricht jenes Werk, welches die Gegensätze in ihrer Vermischung vollbringen, den Trieb des Vollendeteren, in unvollkommneren Naturen seine eigne Vollendung zu schaffen, sehr deutlich aus. Die Basis, das Weibli-

che

che im Organischen, werden von ihrem männlichen Gegensatze zu jener Wirkung auf das Dritte beseelt, welche diesem die ganze Fülle ihres besondren Daseyns giebt. In solcher Wirkung gelangt das Basische zur Vollendung des in ihm schaffenden Männlichen, und wird mit ihm vereint, (III u. VIII.).

Die Dinge aber überhaupt werden in jenem Schaffen ihrer Einheit (dem Weltganzen) gleich, welche sie erzeugte, und treten in die Harmonie der Weltkräfte ein. Gleich dem höheren Einfluss, welcher sie gebohren, erzeugen sie in untergeordneten Dingen, (in der Welt ihrer Umgebungen), ihr eignes lebendiges Wirken, ihr eignes Schaffen. Wärme ist vorzüglich ein Ausdruck dieser schöpferischen Wirkung, und die chemischen Gegensätze, wenn der Basis kein Drittes gegeben ist, an welchem sie sich üben möge, bringen in den nahen Körpern, während ihrer Vermischung eine bedeutende Wärme hervor.

Doch wird auch diese Wärmebildung ohnmächtiger, bis sie endlich ganz verschwindet, wenn nach vorhergegangner Verbindung die chemischen Gegensätze schon entkräftet waren. Sie bedürfen alsdann jener Wirkung auf untergeordnete Dinge, durch welche sie in diesen Wärme hervorbringen, nicht mehr, denn sie haben jene Vollendung, zu welcher diese Thätigkeit nach aussen sie zu führen vermag, schon erlangt. Und es hört bey abgestumpften chemischen Gegensätzen die Wärmeerzeugung bey der Vermischung, aus demselben Grunde auf, aus welchem die sogenannten schlechten Wärmeleiter, (Dinge, welche an Vollendung ihrer schaffenden Einheit, ihrem Ganzen schon nahe sind), nicht mehr

erst

erst in langer Wirkung nach aussen dem höheren (erwärmenden) Einfluss ähnlich werden müssen, sondern ihm schon gleich sind, (fähig zu verbrennen, oder schon verbrannt.).

So ist hier der Mangel an Wirkung nach aussen, die scheinbare Entkräftung der Körper, gerade ein Zeichen ihres höchsten und vollkommensten Lebens, in welchem sie der Dinge ausser sich nicht mehr bedürfen, sondern unmittelbar zur Gemeinschaft des Universums gelangen; und wir werden im Verlauf dieses Werks in dem Zustand einer scheinbaren Entkräftung noch oft die Annäherung der Substanzen zu ihrer höchsten Vollendung erkennen. Eben in dem Zustand einer scheinbaren Entkräftung sind die chemischen Körper zu der Vermählung unter einander, und zum innigsten Verein am fähigsten, weil der Abstand zwischen den Gegensätzen geringer worden, (s. den VIIIten Absch.).

Endlich geht bey den Körpern jener Zustand der Vollendung in die Luftform über, und die Annäherung zu dieser geschieht durch die allmählige Entwicklung des Gegensatzes. Wir finden jene Körper, welche auf der niedrigsten Stufe der Ausbildung des Geschlechts stehen, zugleich am weitesten von der Luftform entfernt.

Jene Mineralien, welche durch Härte sich vor andern auszeichnen, zeigen meist nicht die leiseste Spur eines Strebens nach chemischer Vereinigung, daher sie selbst in den Händen

ge-

geschickter Chemiker der Zerlegung ungemein hartnäckig widerstehen. So gelang es Klaproth kaum, den Demantspath unvollkommen zu zerlegen, und weder die heftigsten Säuren, noch die Potasche im Schmelzfeuer angewendet, waren hierzu hinreichend. Auch wurde von Bergmann die Kalkerde und das Eisen durch Säuren aus Edelsteinen ausgezogen, ohne dass es ihm gelungen wäre, die übrigen Bestandtheile des Steins zur Reaktion zu zwingen. Ein hoher Grad von Entgeistung durch vorhergegangne Neutralisation, vermag diesen Mangel an Reaktion am wenigsten zu erklären, da die Abstumpfung alle chemische Körper vielmehr geneigt macht, die eingegangnen Verbindungen leichter zu verlassen, so dass sie bey einem sehr hohen Grad derselben durch sehr geringe Temperaturerhöhung frey entweichen (wie flüchtige Säuren zeigen), und bey dem höchsten sogar ohne alle Temperaturerhöhung (wie das Ammoniak). Vielmehr liesse sich dieser Zustand als der einfachste, durchaus noch keines Gegensatzes fähige, betrachten. Die sogenannten Bestandtheile erzeugen sich erst unter unsern Händen, und wir rufen die schwachen Gegensätze erst künstlich hervor (meist durch Anwendung neutraler Körper) durch doppelte Anziehung, auf dieselbe Weise, wie sich in dem völlig homogenen Eisen durch Anwendung eines Magneten Pole erzeugen. In diesen Körpern, so beschränkt, so befangen in ihrer Besonderheit, ruhen die Stoffe gleichsam in ihrem Ey, unempfindlich und unentfaltet.

Wenig Stufen weiter herauf, entfalten sich die Gegensätze schon ungleich [illegible]. [illegible] und schon fähig unter sich selbst und [illegible] stanten Gegensätze zu bilden; die [illegible], je mehr sie

sie sich den jüngeren Formationen nähern, sind fähig, unter Einwirkung des Feuers, oder vollendeter chemischer Körper, eine sehr entschiedne basische Natur anzunehmen. Ja die Niederschläge jüngerer Zeiten, lassen sich mit Recht als schon geschieden aus vorhergegangnen Verbindungen, als schon in Gegensätze zerlegt, betrachten, zugleich nimmt aber auch in diesen jüngeren Geschlechtern Schwere und Cohäsion ab.

Es liesse sich in den starken Gegensätzen, welche die tropfbar flüssigen und cohärenten Säuren, mit den Kalien und basischen Erden bilden, der Trieb nach gegenseitiger Vermischung fast mehr mit dem Trieb nach Nahrung im Organischen als mit dem Geschlechtstrieb vergleichen. Es ist noch keine Anziehung aus der Ferne merklich, sie vereinigen sich fast nur bey unmittelbarer Berührung, der Kreis ihrer Verwandtschaften ist gering. Auch die Quantität des Gegensatzes, welche sie zur Sättigung begehren, ist um so geringer, je stärker sie sind.

Haben sie dagegen durch vorhergegangne Verbindung einen Theil ihrer Stärke, und hiermit zugleich einen Theil ihrer gröberen Bedürfnisse abgelegt, so begehren sie nun nicht mehr jene gröberen Gegensätze, welche ihnen den Bund der gleichartigen Masse gewährten, sie streben mehr nach der Vermählung jener, welche sich schon zum Theil von ihrem Stoff befreyt haben, welche gleich ihnen schon mehr fähig sind ein Ganzes darzustellen. Abgestumpfte Säuren scheinen daher in näherer Verwandtschaft zu abgestumpften als zu starken Grundlagen zu stehen. Zugleich bedürfen sie einer ungleich grösseren Quantität des Gegensatzes zu ihrer Sättigung, und endlich steigt bey der höchsten Entkräftung ihr Bedürf-

niss

niss fast ins Gränzenlose, indem der letzte Antheil von Säure, der nach Austreibung des andern Theils in einer Basis zurückblieb, je abgestumpfter er im Verhältnisse zu der grossen Menge der Grundlage seyn muss, desto inniger in der Verbindung beharrt, desto schwerer ausgeschieden werden kann. Auch sehen wir die Gegensätze immer deutlicher und mächtiger hervortreten, je mehr die Stoffe durch vorhergegangne Verbindungen entkräftet waren. Abgestumpfte Säuren verbinden sich sehr leicht mit abgestumpften Grundlagen, und gehen eben so leicht bey mächtigeren Einwirkungen aufs neue in Gegensatz über. Entkräftete Säuren gehen aus einer Verbindung mit stärkeren Grundlagen mit einer solchen Kraft an schwächere über, dass alle andre Bedürfnisse dabey versäumt werden.

Ja die Entkräftung der Säuren und Grundlagen durch Neutralisation und ähnliche mächtige Einflüsse, ist nichts anders als die Entwicklung des Gegensatzes, eines vollkommnen Geschlechtsunterschieds in ihnen selber, durch welchen sie erst des vollkommensten Strebens, des höchsten Genusses ihrer Natur fähig werden. Nicht allein die Säuren mit zusammengesetztem Substrat zerfallen in ihre Gegensätze, wenn sie ihres gröbern Stoffs durch Abstumpfung beraubt werden, sondern auch die zusammenhaltenden, zeigen wenigstens die ersten Spuren eines Gegensatzes, indem ein Theil von ihnen sich nach der Ausscheidung mehr, der andre minder als Säure verhält. Selbst die Metalle zeigen, wenn sie durch die Verbindung mit der Andronie in etwas entkräftet worden, die Spuren eines entstehenden Gegensatzes, wovon man in Winterls Prolusionen, in jenen Doppelprodukten, welche aus jener Verbindung hervorgiengen, mehrere Beyspiele fin-

finden wird. Ja die Erden und Kalien zerfallen entweder in ihre Gegensätze (wie der Ammoniak), oder, wenn sie scheinbar gleichartige Bestandtheile haben (wie die Kalkerde), sehen wir durch einen sehr mächtigen Grad der Entkraftung die gleichartigen Theile selber entgegengesetzte Eigenschaften annehmen*). So findet man die Kalkerde, aus der man die Essigsäure durch Erhöhung der Temperatur schied, nach der Trennung des ersten Antheils der Säure zum Theil in Wasser eben so auflöslich, als in Salpetersäure, und völlig geschmacklos, während der andre Theil in beyden unauflöslich ist. Scheidet man auch den lezten Antheil der Säure vollends aus, so bleibt Kalkerde, davon ein Theil einen gelinden Kalkgeschmack hat, und leichter im Wasser auflöslich ist, der andre, schwerer auflöslich, sich mit dem Wasser verflüchtigt. Die Tropfsteine und Tofe, aus Kalkerde, Thelyke und etwas Eisen bestehend, sind ungemein abgestumpfte Grundlagen, und binden, vermöge des hohen Grades ihrer Entkraftung eine so grosse Menge Luftsäure, als mit vollendeteren Kalksteinen nie in starre Verbindung treten kann. Eben in diesem abgestumpften Zustande zeigen die identischen Theile (die Kalktheilchen und die Thelyktheilchen untereinander) eine so grosse Verschiedenheit, dass einige die stärkeren, andre minder starke, noch andre nur sehr schwache Säuren zur Neutralisation wählen. — So gehen auch die Bestandtheile im Wasser aufgelöster Neutralsalze, die man in das Innere der Voltaischen Säule stellte, wo chemische Körper sehr entkräftet zu wer-

---

*) Die nachstehenden Fälle sind aus Winterl; überhaupt, wo auch sein Nahme nicht angeführt wird, erinnere ich ein für alle Mahle, dass ich alle chemische Fälle, die ich angeführt habe, außer jene, wo ein andrer Nahme ausdrücklich dabey steht, alle den reichhaltigen Werken Winterls danke.

werden pflegen, mit dem einen Theil in den Zustand der höchsten Erschöpfung über, wobey das Ammoniak u. a. verfliegt, während ein andrer Theil der Säure sowohl, als der Basis, sich mit den Metallen verbindet, u. s. f.

Dass aber diese Verschiedenheit, welche man unter den gleichen Theilen einer entgeisteten Säure oder Grundlage bemerkt, nichts anders als das erste Hervorgehen des Geschlechtsgegensatzes bedeute, wird im künftigen sehr wahrscheinlich werden, wo bewiesen wird, dass der sogenannte Gegensatz überall nur von der leisen Verschiedenheit eines Mehr oder Minder ausgehe. Es zeigen es ja auch andre deutlichere Fälle der Abstumpfung sehr klar, dass die Wirkung derselben keine andre sey, als, den Gegensatz in jedem der beyden Körper, die sich vermählen, hervorzurufen. Der Augenblick der Vermischung wirkt auf beyde wie Elektricität oder andre Einflüsse eines mächtigeren} Lebens, auf das Wasser: er giebt ihnen die Pole der Liebe, und mit dieser das selbstständige Leben, dessen sie fähig sind. Ja der Augenblick der Vermischung selber bewirkt dieses. Einige chemische Körper (zum Beyspiel das Ammoniak) zerfallen, wenn sie vorhin schon etwas entkräftet waren, bey der blossen Berührung eines neuen Gegensatzes, in ihre Bestandtheile, in ihre eignen Pole. Auch minder leicht zersetzbare Säuren oder Grundlagen, deuten an, dass sie schon im Augenblick der Vermählung eine Art von Entgegensetzung erfuhren. Wenigstens wird dies in jenen zahlreichen Fällen wahrscheinlich, in denen Säuren bey der Vermählung mit gewissen Grundlagen ihre Azidität in gewisse Theile zusammenziehen, während hierdurch die andern Theile minder sauer werden, oder Grundlagen bey der Vermählung mit Säuren ihre Basizität mehr nach

ei-

einigen Theilen hindrängen, wodurch andre davon entblösst werden.

So wird durch die chemische Vermischung, in den beyden Gegensätzen ein vollkommneres selbstständigeres Leben vorbereitet. Säuren oder Grundlagen, gehen aus neutralen Verbindungen nicht anders hervor, als, entweder schon in neue Gegensätze geschieden, oder der Scheidung derselben ungleich fähiger als vorhin. Die entkräfteten Säuren, oder die abgestumpften Grundlagen, sind in gewisser Hinsicht neutrale Vermischungen, welche ihre Gegensätze, leicht verhüllt, schon in sich tragen. Darum sind sie auch dem indifferenten Wasser meist inniger verwandt, inniger ähnlich als vorhin, sie vereinigen sich meist häufiger mit ihm, sind oft so in seine Vermischung eingegangen, dass sie kaum mehr zu erkennen sind; sie gefrieren und verdampfen mit ihm, in der gleichen Temperatur, in welcher dies reines Wasser vermag.

So streben sie in der Gluth der Vermählung nur nach der höhern Selbstständigkeit des eignen Lebens, sie streben, dass sie endlich zu jenem vollkommensten Gegensatz gelangen, dessen die anorganischen Körper fähig sind, und welcher sich als Sauerstoff und Wasserstoffgas ausspricht. Diesem nähern sie sich endlich durch immer weiteres Ablegen ihrer gröberen Eigenschaften. Die Verbindung der abgestumpften Kalkerde, aus Austerschaalen bereitet, mit einer schwachen Säure (dem Schwefel) wodurch beyde noch mehr entkräftet werden, einige andre durch den Lebensprozess, oder durch Neutralisation abgestumpfte Körper, erhalten endlich die Eigenschaft, mit dem Sauerstoffgas von selbst Verbindungen einzugehn, während welcher sie leuchten (phosphoreseien). Die Andronie ist im Schwefel, und vielleicht eben dieselbe noch nicht im Phosphor, durch neutrale Verbindungen so sehr entkräftet, und zugleich eines so vollkommenen Gegensatzes fähig, dass sie mit dem Sauerstoffgas entflammt. Jene auf einen so hohen Grad entkräftete Potasche, dass sie mit Wasserdämpfen verfliegt, unterhält zwar weder die Flamme, noch entflammt sie, eben so wenig als dies das Wasserstoffgas, in dem Zustand seiner höchsten Entkräftung vermag, aber sie wirkt dagegen als eine Säure auf das Glas, indem sie es zu Kieselfeuchtigkeit auflöst, gleich der Flusspath-, oder der Phosphorsäure, oder gleich dem Sauerstoffgas des Wassers (nach Scheele). Auch die Kalkerde, indem sie durch einen hohen Grad der Entkräftung in eine Gallerte übergeht, welcher Zustand sonst der Kieselerde durch ihre Säure, die Andronie allein eigenthümlich scheint, deutet hiermit ihre Annäherung an der [illegible] Natur der Andronie an, und zu der neutralen, leicht zersetzbaren Form. Mit diesem Zustand wird sie zugleich der Luftform fähig, gleich der Andronie.

Ja was ist diese Andronie, welche wir hernach einen grossen Theil der Atmosphäre werden ausmachen sehen, anders, als jener Bestandtheil chemischer Körper, welcher die Einwirkung einer mächtigen Entkräftung im vorzüglichsten Grade erfahren hat: Die Kohle, der Schwefel, organische Körper (deren Leben den Stoff in ganz vorzüglich hohen Grad abzustumpfen vermag), die Potasche, in jenem Theil, welcher ihr fast schon frey aus der Einäscherung der Pflanzenkörper anhängt, sind vorzüglich an Androniegehalt reich, aber tragen sie nicht auch sämmtlich deutliche Spuren, dass sie durch Neutralisationen oder mächtige Naturprozesse, welche an ihnen vorübergiengen, schon im hohen Grade entkräftet sind? Die Kieselerde, gewisse Metalle u. s. w. werden auch durch künstliche Mittel zum Theil in Andronie verwandelt, allein man sezt auch diese Körper wahrlich mit Unrecht auf die unterste Stufe der Entwickelung aller irdischen Stoffe. Vielmehr liesse es sich beweisen, dass sie das letzte Glied, und das vollkommenste, einer uns verborgenen von eigenthümlichem Leben erfüllten Welt sind. Die Körper aus jüngeren Zeiten, haben das selbstständige Leben mehr der organischen Welt überlassen, die aus ihrem Schoos entsprang, während jene Kinder der gewaltigen Urzeit, ihre volle Kraft noch in sich tragen.

Wir sehen die Andronie in jenen Körpern, welche sie enthalten, meist die Rolle der Säure spielen. Dieses heisst aber, wie es künftig deutlicher werden wird, nichts anders als: dass der Theil jener sehr abgestumpften Körper, welcher am meisten abgestumpft, von dem Prozess, welcher den Stoff polarisirte, am mächtigsten ergriffen ist, Andronie sey. Denn Säure nennen wir bey einer schon polarisirten Substanz, den Theil, welcher von jener mächtigen Einwirkung, die in den Stoffen das selbstständige Leben hervorrief, am glühendsten durchdrungen wurde. Säuren unterscheiden wir, was das bloss Aeusserliche angeht, von den Grundlagen meist als Körper, die, (es sey nun durch vorhergegangne vielfache Verbindungen oder durch Einwirkung andrer mächtigen Einflüsse am meisten ihrer gröberen Eigenschaften beraubt —), zerlegbar worden sind. Grundlagen gehen bey dem höchsten Grad der Entkräftung endlich auch in Säuren über, wie wir schon an der Potasche und Kalkerde sehen, und hernach noch in mehreren ähnlichen Fällen erkennen werden. Säuren sind meist allein meist zerlegbarer, minder

cecohärent, und flüchtiger als die Grundlagen, sondern sie deuten noch durch andre Eigenschaften, die wir später werden anführen, deutlicher an, wie sie, von der Gluth eines höheren Lebens ergriffen, den Banden der Erde mehr entronnen, mehr in sich selber ein Ganzes geworden sind, als die Grundlagen.

Denn die Banden, welche die Körper an die Erde, an die allgemeine Basis fesseln, sind nichts anders, als die scheinbare Stärke, die Gewalt der individuellen Natur. Je mächtiger die Besonderheit, die bestimmte Individualität des Stoffes ist, desto minder ist er eines selbstständigen Daseyns fähig, desto mehr bedarf er der Erdmasse; wir beurtheilen aber die körperliche Stärke überall nur nach dem Streben der Dinge, mit der Masse und in ihr zu seyn, auf sie zu wirken, und hiedurch ihre Gegenwirkung zu empfangen. Es empfangen aber erst bey dem Absterben der Individualität, die Stoffe die Fähigkeit des vollkommneren Daseyns in sich, und endlich werden sie in der Gluth des eignen Lebens, der ganzen Erde gleich, werden von dieser frey, werden Luft.

Und auch die Luft, welche uns zunächst umgiebt, und welche schon durch ihre grössere Dichtigkeit und Schwere einen gewissen Grad der Abhängigkeit von der allgemeinen Basis andeutet, hat die vollkommenste Metamorphose der Körperwelt noch nicht erreicht; erst durch noch einen höhern Grad der Entkräftung, scheint sie des höchsten und selbstständigsten Lebens fähig zu werden. Das vollendete Sauerstoffgas, wie wir es künstlich durch Licht oder Elektrizität u. s. w. darstellen, ist nicht fähig, jene mannigfaltigen Verbindungen, welche das minder vollendete atmosphärische eingeht, so leicht wie dieses zu schlies-

schliessen. Der Phosphor entzündet sich in ihm nicht, bis es durch das Hinzuthun eines angemessenen Quantums Wasserstoffgas etwas entkräftet worden ist. In einem Versuch von Vauquelin und Fourcroy, entzündete sich Phosphor, der in Wasserstoffgas aufgelöst war, als man sehr reines Sauerstoffgas, in einem Ballon, der jene Mischung enthielt, aufsteigen liess, erst nachdem das Wasserstoffgas verzehrt, und das rückständige Sauerstoffgas hierdurch ohnmächtiger geworden war. Nur eine bis auf einen gewissen Grad entkräftete Lebensluft, geht mit unedlen Metallen Verbindungen ein, selbst das Quecksilber begehrt eine geringe Abstumpfung der vollkommnen. Auch Wasserstoffgas und Sauerstoffgas, ziehen sich von selber nicht an; sie vermischen sich aber sogleich zu Wasser, wenn ihre Begeistung durch andre Verbindungen etwas erschöpft ist. So, wenn sie mit der Kohle verbunden werden; es vereinigt sich auch das Wasserstoffgas im Safte des wurzelnden Sumachs, jenes, das sich aus den bekannten leuchtenden Blumen, und aus faulenden organischen Substanzen entwickelt (in den letztern Fällen leuchtend) mit dem Sauerstoffgas, so wie überhaupt das sich eben entwickelnde, noch ehe es seine volle Begeistung empfangen hat, und es scheint hiernach die Entkräftung (die es in jenen Fällen durch den organischen Lebensprozess erlitten hat) und überhaupt die mindre Begeistung seine Vermählung mit dem Oxygen zu begünstigen. So wenig daher in den niedrigsten Luftregionen, in welchen wir leben, ein vollkommner Gegensatz in der Luft selber herrschend, und daher das Selbstentzünden derselben möglich ist, um so viel kräftiger scheint sich der Gegensatz in jenen Lüften entwickelt zu haben, welche in unerreichbaren Höhen über uns wohnen. Hier wandeln fast ohne Aufhören jene wunderbaren Feuermeteo-

teo-

teore, welche die Umarmung des reinsten und innigsten Gegensatzes der ganzen Körperwelt sind. Hier ist für die Welt der Körper das eigentliche Reich einer ewigen Liebe, eines steten feurigen Genusses, hier entfaltet sich die Liebe der Dinge (der Gegensaz) am schönsten und leichtesten, hier begegnen sich von selbst, ohne äussere Einflüsse zu bedürfen, die Stoffe, welche sich zur Vermählung suchen. Es ist dies das seltne Wunderland, welches die Nacht nie besucht, denn es wohnen daselbst in eigner Helle die Lichtkugeln und jene Feuerwesen, welche unter sich und in ihrer Sphäre eines fast organischen Lebens geniessen.

Jenen einfachen noch unentwickelten Stoffen, welche bey der Einwirkung mächtigerer Einflüsse nur zu innigeren Verbindungen mit der Erdmasse gezogen werden, weil sie allein in dieser Verbindung bestehen, schliessen sich endlich durch allmählige Entwicklung der Gegensätze, die gröberen Säuren und Grundlagen an. Wie sich diese nur bey der nächsten Berühtung vermählen, wie jede gröbere Säure nur für einige Grundlagen, jede Grundlage nur für einige Säuren Sinn und Neigung hat; so scheint auch bey der Vermischung nur ein kleiner Theil derselben zur eigentlichen Vermählung zu gelangen. Dagegen ziehen sich die nämlichen Gegensätze nach der ersten Begattung schon begieriger und leichter an, sie sind nur mit einem weit grössern Verhältniss des gesuchten Stoffes zu sättigen, auch scheint sich der Kreiss ihrer Verwandtschaft, jener Kreiss von Gegensätzen, für welchen sie Sinn und Neigung haben, immer mehr zu erweitern. Endlich, nachdem im Zustand der höchsten Entkräftung zugleich der Gegensatz am vollkommensten entfaltet worden, sind die Stoffe nicht mehr nur bey der unmittelbaren

Be-

Berührung thätig, ihre Wirksamkeit erstreckt sich ungleich weiter, ihre Sinnen umfassen eine ungleich grössere Welt. Es dringt die atmosphärische Luft den Gesetzen der Schwere entgegen, tief hinab auf den Grund der Flüssigkeiten, um sich mit einem geliebten Metall zu vermählen; die Luftsäure wird von Stoffen, welche sie begehren, durch die weitesten Räume der Atmosphäre zur Begattung herbeygerufen; nach der Umarmung der Kohle, eilen alle Gasarten, weil diese ihnen fast unter allen Substanzen die Gemeinschaft mit der ganzen Erde am schönsten gewährt, (wie später gezeigt wird). Es wirkt hier gegenseitige Neigung durch mächtige Räume ungehindert, der vollkommenste Zustand des Körperlichen, die Luftform, giebt Sinn für die ganze Welt der Dinge, und nur die Luft ist das Ziel des allgemeinen Sehnens, das Begehren fast aller irdischen Substanzen.

So scheint das, was die Sinnen für Entkräftung, für Vernichtung des eigenthümlichen Daseyns der Stoffe halten, gerade die Mittheilung der vollkommensten Lebenskräfte, die Entwicklung der höchsten Vollendung aller Körper zu seyn. Nur welche eines selbstständigen, vollkommnen Lebens fähig sind, werden von der Erde frey, es erheben sich von ihr die Stoffe, wenn sich der Gegensatz, so vollkommen es ihnen nur möglich war, bis in ihre innersten Tiefen entfaltet hat, der Gegensatz scheint sie daher erst des vollkommensten selbstständigsten Daseyns fähig zu machen. Wie durchgängig wahr dieses sey, wie durch die Entfaltung des Gegensatzes, wie durch seine Vermählung sich überall Leben den einzelnen Dingen mittheilt, wird künftig, wo von der Bedeutung des Gegensatzes die Rede seyn wird, näher entwickelt werden, vor der Hand will ich nur ganz historisch das auf-

füh-

führen, was im Organischen der chemischen Abstumpfung (der Entwicklung des Gegensatzes) gleich ist, und wie es auch hier auf gleiche Weise wirkt.

Der Gegensatz ist in einzelnen organischen Individuen äusserlich theils durch den blossen Bau der Gefasse (in Pflanzen), durch den Dualismus der beyden gleichen Seiten (Rechts und Links, Ost und West), durch Nerven- und Muskelsystem, u. s. w. ausgedrükt *). Ich habe in einem weit früher niedergeschriebenen Aufsatz bewiesen: dass wie der Gegensatz auf jene angegebene Weisen vollkommner hervortritt, die Organismen immer veredelter, und eines mächtigeren Lebens fähig werden. Ja, wie sich die Körper, wenn der Gegensatz in ihnen am reinsten entfaltet worden, von der Erde losreissen, und als leichte Lüfte über ihr schweben, so erheben sich die organischen Wesen auch geflügelt in die Lüfte, wenn der Dualismus in ihrem Bau am vollkommensten vorherrschend geworden.

Die geradlinigten Gefässe der Pflanze, sind in ihren vielfachen Längenabtheilungen, mit einer Menge kleiner Magneten zu vergleichen, welche mit ihren entgegengesetzten Polen in Verbindung stehen. Jede Längenabtheilung eines geradlinigten Pflanzengefässes, ist ein kleiner Magnet, der sich seinem Gegensatz hervorruft (im Wachsthum) und mit ihm vermählt. Wie ein schwacher Magnetismus in einem gleichförmigen Stabe Eisen nur schwache Gegensätze hervorruft, wie sich die Schwäche der-

---

*) Es wird Abschn. VI. gezeigt, dass der Gegensatz, der sich im organischen Bau der Länge (in gerader Linie) ausspricht, die Dinge mit der Erde vereint; erſt der Gegensatz, der sich nach beyden Seiten äussert, macht sie des selbstständigen Lebens fähig.

derselben dadurch zu erkennen giebt, dass jeder Nordpol seinen Südpol immer näher neben sich hervorruft, je schwächer die Einwirkung des angebrachten Magnets wird, bis endlich bey fast unmittelbarer nächster Berührung, die immer ohnmächtigeren Pole gar keinen merklichen Gegensatz mehr zeigen; so sind auch in unvollkommnen Pflanzen, in denen sich der Gegensatz am wenigsten entfaltet hat, die kleinen Abtheilungen der Längengefässe immer näher, folgen sich immer häufiger und schneller, so dass sie fast wie Würfel auf einander ruhen. Bey vollkommneren Pflanzen findet man nahe an der Wurzel, wo die Gewalt der Erde die Entwicklung des Gegensatzes vielleicht am meisten hindert, ganz dasselbe. Auch hier sind die Abtheilungen der Längengefässe noch ungemein häufig und kurz. Je weiter sich aber die Pflanze vom Boden erhebt, desto länger werden sie, desto seltner sieht man die Abtheilungen der Gefässe werden; wie sich die nun stärkeren Pole an einem Eisenstabe bey der Einwirkung eines starken Magnetes immer weiter von einander entfernen. Endlich scheint in den Spiralgefässen der Gegensatz noch vollkommner vorzuherrschen, indem hier der selbstständige Geschlechtsunterschied, die Richtung in Ost und West seine ersten schwachen Spuren äussert.

Wie sich anfangs die Pflanzengefässe mehr nach der Länge ausgebreitet haben (in der Bildung des Stiels oder Stammes) so entwickelt sich allmählig, je weiter sie sich vom Boden entfernen, der selbstständigere Gegensatz, der nach vollkommner Absondrung in zwey Individuen strebt. Dieses deutet sich in der Bildung des Blattes, in der Entwicklung seiner beyden Seiten an. Sehr merkwürdig ist es, dass alle Erscheinungen von Irritabilität, die wir an den Pflanzenblättern kennen, an solchen Pflan-

zen

zen bemerkt werden, in denen sich die beyden Seiten des Blatts am vollkommensten ausgebildet, am vollkommensten von einander gesondert (sich polarisirt) haben. Die meisten irritablen Pflanzen, haben gefiederte Blätter, und umgekehrt, bemerkt Hill, dass in südlichen Ländern, in den Gegenden, da die Vegetation am kräftigsten und üppigsten ist, fast alle Pflanzen mit gefiederten Blättern, jenes Phänomen der Beweglichkeit, welches wir Pflanzenschlaf nennen, zeigen. Die *Drosera rotundifolia*, die *Dionoea muscipula* haben zwar in gewöhnlichem Sinn keine gefiederten Blätter, aber man betrachte nur den Bau ihres Blatts, ob er nicht in der vollkommnen ausgearbeiteten Gestalt seiner beyden Seiten den Gegensatz eben so vollkommen ausspricht, als jene. Ja die *Dionoea muscipula* hat eigentlich nur eine andre Art von gefiederten Blättern, ihr rundes Blatt hat sogar oben am Ausgang der Mittelrippe einen tiefen Einschnitt, welcher die beyden Blattseiten gleichsam in zwey besondre Blätter abtheilt, die nur mit einer sehr breiten Basis auf einem gemeinschaftlichen Mittelstücke aufstehen. Also macht auch hier der vollkommenste Gegensatz die Pflanzen erst einer selbstständigen Lebensäusserung fähig.

Je mehr sich endlich in dem Bau der Pflanzengefässe der Gegensatz äussern kann, je länger und feiner die einzelnen Abtheilungen der Gefässe werden, jemehr sie sich in einzelne lange Cylinder, fast ohne alle Unterbrechungen verlieren, und zugleich die Spiralgefässe überhandnehmen; desto mehr nähert sich die Pflanze der Erzeugung ihrer vollkommnesten Theile, der Blüthen. In diesen endlich entfaltet sich der selbstständige Gegensatz am vollkommensten, und zugleich beginnt mit seiner höchsten Entwickelung der höchste Augenblick des Pflanzen-

le-

lebens, der höchste Genuss desselben. Zugleich erhebt sich auch die Pflanze in ihren Blüthen am meisten vom Boden, sie entfaltet ihren Fittig, und schwebt schon fast frey in den Lüften. Endlich im Blumenstaub reisst sie sich, von der höchsten Gluth der Liebe begeistert, ganz von ihrem Stamme los. Die Frucht aber, gleichsam die Anthere, welche von der individuellen Gewalt der Pflanze noch fest gehalten wurde, nähert sich immer mehr seiner Reife, je mehr in ihr das Uebermaas der eigenthümlichen Säfte der Pflanze, welche nach ihr zuströmten, abgestumpft und entkräftet worden. Denn nach Winterl besteht das Reifen der Pflanzenfrüchte in nichts anders, als in dem höchsten Grad der Abstumpfung ihrer Säfte, wodurch diese zum Theil ganz zersetzt werden, so dass die reife Frucht bis in ihr Innerstes vom Gegensatz ergriffen wird. Zugleich wird sie von ihrem Stamme frey, sie fällt aus, und sucht eine neue Wohnung. Oft hat sich der Gegensatz auch im aussren Bau der Früchte ausgedrückt, als Schwinge, als Gefieder. Diese fliegen zur Zeit der Reife aus dem mütterlichen Hause, und schweben, von leichten Lüften geführt, frey über den Boden hin. So erwacht überall zugleich mit dem vollkommenen Gegensatz, Freyheit und Leben.

Noch deutlicher ist dieses bey den Thieren. Es scheint sich bey den niedrigsten Anfängen des Thierreichs, jener Gegensatz zwischen Muskel und Nervensystem, welcher eigentlich das Thier von der Pflanze unterscheidet, kaum in den leisesten Spuren anzudeuten. Die Natur ist gleichsam ungewiss, nach welcher Richtung sie den Gegensatz im Bau zuerst verfolgen solle? Wunderbar bildsam, und an keine feste Gestalt gebunden, gleich dem flüssigen Element, in welchem sich das zarte Gewürm zuerst zeigt,

sieht

sieht man ihre Gestalt bald linienförmig, bald knolicht, bald ohne alle scheinbare Symmetrie, eine ungebildete Gallerte. Man hat jene mannigfaltigen Ausgänge des Thierreichs mit Recht das Chaos genannt. Es scheint auch bey vielen dieser Thierchen noch keine eigentliche willkührliche Bewegung statt zu finden, sondern nur jener unvollkommne Anfang der thierischen Bewegung, welchen man in den ersten Pulsiren des Herzens der Ungebohrnen bemerkt. Eben so wenig scheinen viele derselben im eigentlichen Sinne Nahrung zu sich zu nehmen, wie man es etwa bey vollkommneren Thieren sieht, sondern jene gallertartigen Wesen saugen die umgebende Flüssigkeit in ihre weiche Substanz nach der Weise der Pflanzen ein.

Sobald sich bey dem Polypen und seinen Verwanden, eine etwas merklichere Spur des Gegensatzes im äusseren Bau, durch die sogenannten Arme offenbart hat, bemerkt man auch mehr die eigentlichen thierischen Bewegungen. Der Polyp erhascht seine Nahrung, und bringt die Beute in den Mund. Es ist aber hier der thierische Gegensatz der beyden Systeme noch nicht merklich, darum ist auch der Polyp an seine Basis, seinen Boden fest geheftet. Der junge Polyp trennt sich meist nicht eher von dem Alten los, bis auch in ihm der unvollkommne Gegensatz (im Hervorkeimen eines neuen Jungen) erwacht ist. — Es scheint sich weiter herauf in der Klasse der Gewürme der Gegensatz im Bau immer mehr hervorzuthun, und mit ihm erwacht der Geschlechtsunterschied, und ein etwas vollkommnerer Anfang der thierischen Organisation. Die Muscheln deuten in ihrem Bau noch einen ganz neutralen Zustand an, zu welchem die beyden Pole, ohne alle Verschiedenheit von einander, vereint sind. Sie ha-

ben

hen 2 Hirne, oben und unten eins, deren Nerven in entgegengesetzten Richtungen sich begegnen. Beyde Geschlechter sind in ihnen vereint.

Bey den Insekten bemerkt man endlich ein noch deutlicher unterschiednes Nerven- und Muskelsystem; Haupt und Rumpf fangen an sich mehr zu sondern, und zugleich zeigen sich vollkommnere Sinnesorgane, vollkommnere Bewegungen. Noch ist aber kein eigentliches Hirn da, sondern es scheinen die zahlreichen Nervenknoten fast eben so viele kleine Hirne. Wenn wir also den Gegensatz zwischen Nerven und Muskelsystem, zwischen Haupt und Rumpf mit Nord und Süd bezeichnen, so hat sich der Gegensatz der beyden Pole nur erst sehr unvollkommen entfaltet, er regt sich vielmehr nur erst in einem leisen Unterschied, wie er sich bey sehr abgestumpften Grundlagen und Säuren anfangs auch nur durch ein Mehr oder Minder der Azidität oder Basizität offenbart. Wie der schwache Magnetismus in einem langen Eisenstab, deutet sich die Schwäche der Pole in der öfteren Wiederhohlung derselben, in dem immer neuen Entstehen eines Hirns (Nervenknotens) u. s. w. an.

Dagegen aber erwacht hier sehr bald ein neuer weit vollkommnerer Gegensatz. So unvollkommne, zarte Naturen werden durch den Ueberfluss der äussren Lebensreize sehr bald überreizt und abgestumpft. Die Raupe, wenn sie nun gesättigt von der Menge des Futters, gleich vollkommen entkräfteten Säuren oder Grundlagen, keine Nahrung mehr begehrt, geht in jenen neutralen Zustand des Schlummers über, in welchem sie der abgestumpften Kalkerde, oder ähnlichen Stoffen gleicht, welche ihre Verbindungen endlich in einem Mittelzustand verlassen, in welchem sie weder Säure noch Basis mehr sind, in welchem aber der Gegensatz in ihnen nur desto leichter hervorgerufen wird. Endlich nach langem Schlummer, nachdem der Kuss der Lüfte, die Strahlen des Lichts den Überfluss der eingebohrnen Kraft, die Menge der Säfte noch mehr vermindert haben, erwacht Psyche von ihrem Schlummer. Es ist nun die individuelle Gewalt, die Herrschaft der Erde, noch mehr überwunden. Die Menge der Nervenknoten hat sich vermindert, Haupt und Rumpf sind reiner geschieden, die beyden Seiten des Körpers sind schön entwickelt. Der reinste Gegensatz, der des Geschlechts, und im Bau eines jeden Einzelnen, der von Ost und West (die Abtheilung nach beyden Seiten), hat überhand genommen, die Stunde der Liebe ist gekommen, Psyche verlässt, von Lüften getragen, die Erde, und wohnt nun in dem Land des Lebens und der Liebe.

Es wird später mehr entwickelt werden, dass der Gegensatz zwischen Haupt und Rumpf, zwischen Nerven und Muskelsystem im Allgemeinen, gleich dem Magnetismus des Eisens den Grad andeute, in welchem ein organisches Wesen mit der Erde in Einheit stehe. Wie der Nordpol des Magnets von der Schwere mehr überwunden denn vorhin, sich nach dem Boden abwärts neigt, und so die Gewalt der Masse mehr anerkennt, mit einer mächtigeren Erde in Gemeinschaft steht als vorhin, so ist ein Thier, an welchem Muskel und Nervensystem mehr geschieden sind, vollkommner mit der Erde in Einheit gesetzt, mächtiger von der Gewalt derselben ergriffen. Die Nord-Südpolarität des thierischen Körpers deutet daher die Gewalt der Erde, die Stärke der Individualität des Thiers an. Indem nun hier bey den Insekten, bey

noch

noch unvollkommen geschiednem Nerven- und Muskelsystem, zugleich eine minder innige Gemeinschaft mit der Erde, ein minder gewaltiger Einfluss derselben statt findet, kann sich um desto leichter der vollkommnere Gegensatz von Ost und West, und mit ihm der des Geschlechts hervorthun: so wie die minder kohärente Kalkerde, oder das Quecksilber durch mehrmaliges Abstumpfen, oder durch die Gluth weit eher verflüchtigt werden können, als das kohärente Eisen.

Weiter herauf bey den Fischen öfnet sich aber die innre Gewalt der Erde, den Individuen weiter, und es nimmt zugleich der Gegensatz der Erde, (der Länge) wieder bey weitem mehr überhand. Es wird endlich hier ein sehr deutlich ausgearbeiteter Kopf, und ein eben so deutlicher Rumpf bemerkt. Aber die beyden Gegensätze sind erst noch in dem Anfang der Trennung begriffen. Beyde ruhen noch in jener Indifferenz an einander, wie die Gegensätze in dem indifferenten Element, das diese Klasse der Lebendigen bewohnt. Das Hirn ist sehr klein, kein vollkommnes Haupt ist wie bey höheren Thierklassen durch einen Hals von dem Rumpf geschieden, Haupt und Rumpf laufen mehr in einem Stücke ungesondert fort. Jener selbstständige Gegensatz, der sich in den beyden Seiten offenbart, ist hier in den unvollkommenen Gliedern kaum zu erkennen. So hat sich zwar die Gewalt der Erde, der Gegensatz des eigentlichen Magnetismus, diesen Organisationen vollkommner offenbart, aber auch er ist erst im Entstehen, und noch schwach. Und da überhaupt das, was wir Gestalt, äussren Rythmus nennen, erst durch den Gegensatz bestimmt und gezeugt wird, findet man unter den Fischen schlechterdings keine feste Norm, kein durchgehendes Gesetz, nach welchem ihre mannichfaltigen Geschlechter gebaut wären. Es klagen alle grosse Zergliederer über das ungemein Unbeständige, Schwankende im Bau der Fischgehirne. Das Hirn scheint bey den meisten aus einigen runden fast kugelförmigen Theilen zu bestehen, die sich aber fast in jedem Geschlecht anders verhalten, an Zahl und Lage; aus jenen runden Theilen werden die Sinnesorgane und die andern Theile des Hauptes mit Nerven versorgt. Der Gegensatz im Gehirn, (die Abtheilung desselben in zwey Hälften, und in den vordern und hintern Theil), ist hier fast noch minder deutlich als bey mehrern vollkommnen Insekten. Eben so abweichend ist der Bau des übrigen Körpers oft bey den scheinbar am meisten verwandten Geschlechtern. Man hat das Rochen- und das Hayengeschlecht unter eine Abtheilung dieser Klasse bringen wollen, weil sie im Aussern einiges Uebereinstimmendes haben. Und doch wie weichen beyde im innern Baue ab! Dieser hat 167, jener nur 80 Wirbelbeine. — Der Gegensatz zwischen Nerven- und Muskelsystem, welcher zugleich dient, den Gegensatz von Ost und West in immerwährenden Schwanken zu erhalten, zeigt hierinnen bey den Fischen so wenig Gewalt, dass in dem seltsamen Geschlecht der Schollen (*Pleuronectes*), eine wirkliche Verschiedenheit beyder Seiten statt findet, indem hier die Augen und Nasen beyde auf einer Seite stehen, die Sehenerven sich gar nicht durchkreuzen.

Wunderbar und herrlich finden wir dagegen den Gegensatz im ganzen Bau des Körpers bey den Vögeln entwickelt, mächtiger als bey allen andern Geschlechtern der Thiere. Fast bey keinem andern sind Haupt und Rumpf durch einen so deutlichen ausgearbeiteten Hals unterschieden, bey keinem ist der Gegensatz von Ost und West in

dem

dem Unterschied der beyden Seiten so auffallend. Dieser Gegensatz erstreckt sich sogar bis in die äussersten Theile, bis in die Federn, in deren Fahne er offenbar wird. Statt der kümmerlich zu Flossen entwickelten Glieder der Fische, sieht man die Arme des Adlers nach beyden Seiten zu ungeheuren Schwingen ausgebreitet, die Füsse sind gewaltig, und treten bey einigen in einer ungemeinen Grösse hervor. Die Abtheilung des Gehirns nach beyden Seiten ist an dem vorderen Theile des Hirns bey den Vögeln so vollkommen, dass nur einige kleine Commissuren von einer Hälfte zu der andern laufen, und beyde übrigens nur durch Zellgewebe verbunden sind, so, dass die Araber, um mit der Wunderkraft ihres Balsams zu prahlen, Hühner mitten vorn durch den Kopf stechen, ohne sie zu tödten. Das hervorstehende Mitteltheil des Brustknochens sondert die ganze Brust in zwey sehr deutliche Seiten ab, und sogar an den Organen der Verdauung, welche sonst überall sich am wenigsten vom selbstständigen Gegensatz ergriffen zeigen, findet man hier Spuren desselben, in den Muskeln zu beyden Seiten des Magens. Die Organe, welche wir später als die gewissesten Zeugen des vollkommnen Gegensatzes werden kennen lernen, die Augen, sind bey den Vögeln so gross, dass sie fast den grössten Theil des Kopfes einnehmen.

Zugleich hat auch der Gegensatz des Geschlechts bey keiner Klasse der Thiere ein so mächtiges Recht, eine so grosse Oberherrschaft erlangt als bey den Vögeln. Kein Thier fast dient so in der längsten Zeit seines Lebens der Liebe, und der Erziehung und Verpflegung der Jungen, (ausser etwa einige Insekten, aus gleichem Grunde). Die Tönereiche Stimme dieses glücklichen Volks, verkündet laut die Macht des Gegensatzes zwischen Nerven und Mus-

kel-

kelsystem, denn die Stimme ist, wie wir später sehen werden, durch das Streben beyder nach inniger Vermählung, sie ist der Zeuge dieser Vermählung selber.

Indem nun hier der Gegensatz so weit und so vollkommen hervorgetreten ist, als es bey Organismen von diesem Grad der Vollkommenheit möglich war, werden die Thiere zugleich unabhängig von der Erde, und eines selbstständigen freyen Lebens fähig. Sie erheben sich von ihr, und leben in der Wohnung des reinsten körperlichen Gegensatzes, der Liebe. Sie sind die Atmosphäre des Thierreichs, und stehen mit der Atmosphäre der anorgischen Welt in so inniger Berührung, dass diese sogar ihre Knochen erfüllt. So wird Alles, das Organische wie das Anorganische nur durch die höhere Ausbildung des Gegensatzes in ihm mehr und mehr von der Erde frey, nur der Gegensatz scheint es jenes selbstständigen seligen Lebens fähig zu machen, in welchem es, der Erde nicht mehr bedürfend, sich frey über diese erhebt. Wir sehen die Vögel ganz aus demselben Grund sich in die Luft erheben, geflügelt werden, aus welchem die Insekten, und noch tiefer herab die Stoffe des Anorgischen geflügelt werden und luftförmig. Wenn in der Säure, die vorhin nur tropfbar flüssig war, der selbstständige Gegensatz, jener der sich bey den Thieren in der Abtheilung der beyden Seiten ausspricht, herrschend wird, d. h. wenn sie durch gewaltige Einflüsse zersetzt wird, so erhebt sie sich in ihren beyden Bestandtheilen, wie mit leichten Schwingen aufwärts, das Thier aber wird geflügelt, wenn derselbe selbstständige Gegensatz in ihm vollkommen wurde. Wir sehen die Vögel um so schneller und leichter, jemehr der Gegensatz in ihnen herrschend wurde. Bey dem schwerfälligen Strauss nimmt die Gewalt desselben im Bau des ganzen Körpers wieder ab, indem die Herrschaft der Erde der Individualität, die Masse wieder Überhand gewinnt. Denn wie bey den abgestumpften Sauren und Grundlagen das was Masse an ihnen war, die Gewalt der Erde, die wir gewöhnlich Stärke der Körper nennen, immer mehr abnimmt, je deutlicher der selbstständige Gegensatz in ihnen hervorgeht; so wird auch bey dem leichten nüchternen Geschlecht der Vögel, die Masse des Körpers um so geringer, je mehr der Dualismus in ihrem Bau die Oberhand gewinnt. Die schwerfällige Hülle, welche sie an die Erde fesselte, wird immer leichter, je glühender sie von eignem Leben erfüllt werden.

Wenn sich aber der Luft, in welcher kein Bedürfniss mehr nach den einzelnen Theilen der Erde scheint, in dem glühenden Körper eine mächtigere Fülle der irdischen Kräfte offenbart, als jene war, welche sie nach dem Grad ihrer Empfänglichkeit in sich aufnahm, so strebt sie begierig nach der Vermählung des Körpers, welcher ihr tiefer aus dem Strom des allgemeinen Lebens zu schöpfen erlaubt, als sie für sich selber vermag. So wird das Freye, welches eines selbstständigen Lebens genoss, wieder [illegible] in den Bund der irdischen Kräfte gezogen, für deren innigere heiligere Tiefe es nun erst Sinn hat. Es empfängt jedes die Gemeinschaft mit der Erde nach dem beschränkten Maasse seiner Empfänglichkeit. Das schwerere niedrige Geschlecht vermag eher den Bund mit einem weitern Kreise der Dinge zu knüpfen, den geringen Antheil irrdischer Kräfte, dessen es fähig wurde, immer mehr in sich zu empfangen, es hat aber gleichsam nur einen sehr kleinen Theil der Erde erkannt und verstanden, nur für diesen Sinn. Darum schöpft es auch, wenn [illegible] gewaltigerer Einfluss des Lebens [illegible],

sehr

ſehr bald dieselbe Fülle der Kraft in sich, welche dem Theil der Erde eigen ist, für welchen es Sinn, an dessen Leben es Theil hatte; d. h. es wird diesem gleich, verflüchtigt sich. Anders dagegen ist es mit dem minder schweren (der Erde als Einzelnes minder unterworfnen) Eisen. Diesem hat sich schon unendlich tiefer das innre Heiligthum des Erdenlebens aufgethan, der Kreiss der Dinge, durch dessen Band es die ganze Fülle der offenbarten Kräfte zu schöpfen vermag, ist so gross, jene Erde, für welche es Sinn hat, ist so gewaltig, dass es fast auf keine Weise ihr an Fülle der Kraft gleich werden (verflüchtigt werden) kann. Auch die Substanzen, welche die Luftform angenommen haben, sind bloss jener Erde gleich geworden, haben bloss jenes Maass von Kräften vollkommen in sich aufgenommen, für welches ihnen als Einzelnen Sinn war. Es giebt noch ein tieferes Heiligthum der Erde, welches sie noch nicht geschaut haben, für welches ihnen aber nun erst Sinn wurde. Denn sie haben das Erdganze nur als ein Besondres, die Erde nur als einzelnen Weltkörper erkannt; es ist aber jeder Weltkörper in der ganzen Fülle seines Daseyns zugleich Träger aller Kräfte des Weltalls, Universum selber. Endlich wird ihnen ein Blick in das Innerste, der Genuss der vollkommensten Kräfte der Erde, in der glühenden, (oder sonst gut leitenden) Substanz gewährt, und in diesem Genuss, wird der Körper, der vorhin schon auf seine Weise die ganze Erde in sich darstellte, Universum, Sonne — Flamme. So kehrt die geflügelte Luft wieder nach den Altären der Vesta zurück, bringt sich selber als ein flammendes Opfer dar, damit es endlich im innern Tempel der Göttin die Weihe des Universums, den Bund aller Weltkräfte, (nicht die Kräfte der Erde als einzelner Weltkörper) allein empfange, und mit der Wiederkehr

die-

dieses Abgeschiedenen, beginnt nun auf Erden erst das organische Leben.

So finden wir auch dasselbe Gesetz in der Metamorphose des allgemeinen Lebens wieder. Die Vögel waren in dem Genuss des vollkommensten Gegensatzes, auf eine organische Weise, eine ganze Erde. So weit sie diese, als einzelnen Weltkörper verstanden, waren sie ihr an Kräften gleich geworden, darum bedurften sie des Angesichts der Mutter weniger. Allein erst in dem Organismus der Säugethiere, scheint sich jenem Geist des Lebens, welcher in der ganzen Erde nur den Bund mit dem Universum, mit dem heiligen Quell alles Lebens sucht, erst das ganze Universum in seinem Weltkörper zu offenbaren. Die Thierwelt geht hier einen tieferen, innigeren Bund mit dem Erdganzen ein, in welchem sich ja alle Kräfte der Welten, das Göttliche und das Vergängliche, spiegeln. In den Vögeln war der Geist der Thierwelt nur in den Vorhof jenes vollen Lebens eingedrungen, welches sich in jedem Weltkörper kund gegeben hat. Nur der Erde, im Bunde mit andern Welten, war er gleich geworden, nicht der Erde im unmittelbaren Genuss, in reinem Anschauen des Heiligen, welches die wunderbare Tiefe ihres Lebens ist. Es ist aber auf Erden nicht allein die Gewalt aller Gestirne offenbart, in der innersten verborgenen Halle ihres Heiligthums wohnen heiligere unvergänglichere Gewalten, welche der eigentliche lebendige Geist des Weltalls sind. Die Gestirne zeugen bloss von ihrer Gemeinschaft, sie aber sind heiliger als die Gestirne.

Diese allmählig zu schauen, wenn auch nur im fernen Widerscheine, bereitet sich demnach die Thierwelt

aufs

aufs neue. Sie senkt sich in den Säugethieren wieder herab auf die Erde, trinkt aufs neue den gewaltigeren Strom des Lebens, von dessen Gewalt sie bewegt wurde. Erst diese tragen das vollkommne Leben in sich selber, sie sind nicht bloss (wie die Erde als Gestirn) im Bunde mit der materiellen Welt der höchsten Fülle ihres Daseyns fähig, sondern es hat sich ihnen allen, mehr oder minder, das mitgetheilt, was Universum an der Erde ist, darum gebähren sie auch wieder (um es hier nur im Vorbeygehen anzuführen), lebendige Junge, nicht mehr unentwickelte Eyer, wie die Vögel.

Es ist nun wunderbar, wie wir auch hier, in den Geschlechtern der Säugethiere mit der Entwicklung des vollkommneren Gegensatzes im äusseren Bau (denn bloss von dem Ausseren ist hier die Rede) die Thiere immer vollkommner, immer herrlicher im Genuss aller Kräfte werden sehen. Ja bis zum Menschen bemerkt man hierinn ein immerwährendes Steigen, und im Menschen endlich scheint der einzige Unterschied, der einzige Vorzug, welchen er vor allen Thieren hat, auf nichts anderem äusserlich zu beruhen, als auf der vollkommneren Entwiklung des Gegensatzes, in dem ganzen Bau seines Körpers. Ja sein königliches Recht, der aufrechte Gang, jenes Vermögen, das Haupt nach den Gestirnen zu heben, und den Himmel über sich anzuschauen, beruht nur hierauf.

Wie sich auf jenen tieferen Stufen der Entwicklung, wo diese neue Thierwelt eben erst aus dem Wasser oder aus der Tiefe der Erde wiedergebohren zu werden scheint, ihre äussere Gestalt in gewisser Hinsicht der Gestalt unvollkommnerer Thierclassen nähert, so erhebt sie sich später wunderbar mächtig über alle. In den Robben, Meerbären, Meerkühen und den verwandten Geschlechtern findet sich wieder ein ungemein langer Darmcanal; (während er bey den Vögeln und Fischen verhältnissmässig sehr kurz war) oder es ist, wie bey den Fischottern, das ganze Thier mehr in die Länge gedehnt, und der vollkommnere Gegensatz der beyden Seiten, scheint wieder weit mehr verdrängt als bey den Vögeln. Auch im Gehirn hat jener Gegensatz, welcher die Individuen mit der Erde verbindet, wieder mehr überhand genommen, es ist sogar die hintere und vordere Hälfte des Hirns bey vielen durch einen eignen Knochenfortsatz geschieden. Dagegen ist die Scheidung der beyden Seiten des Hirns desto unvollkommner, und beyde sind durch neue Theile verbunden, welche hier zuerst deutlich hervortreten (das *Corpus callosum*, der *fornix*). Das ganze Hirn ist mehr nach der Länge als nach beyden Seiten ausgebildet. In dem Muskelsystem sind die Gegensätze durch das Zwergfell, (welches auch hier zuerst ganz vollkommen erscheint), vermählt. Man sehe dagegen in den vollkommneren Säugethieren, in der herrlichen Gestalt des Löwen, wie vollkommen der Gegensatz beyder Hälften wieder in seine Rechte zurücktritt. Brust und Haupt werden weiter breiter, die schöne Stirn erhebt sich von der Erde, das ganze Thier scheint in allen äussern Theilen mehr nach beyden Hälften ausgebildet. Doch finden wir selbst in dem königlichen Löwen, und jenen Thieren, welche zu seiner Familie gehören, den irdischen Gegensatz, jenen, welcher der Länge nach gehet, und die Gemeinschaft mit der Erde andeutet, noch immer vor jenen vollkommenen, universellen vorherrschen. Das kleine Gehirn ist von dem grossen durch einen besondern Knochenfortsatz, welcher aus den Seitenbeinen entspringt, geschieden; die

die ganze Theilung des Hirns nach beyden Seiten ist sehr unvollkommen, und der ganze Umriss mehr länglich (fast dreyeckigt).

Endlich aber im Menschen, sehen wir, um bey dem Haupt anzufangen, die beyden Gehirnhälften ungleich mehr als bey allen andern Säugethieren geschieden. Das *Corpus callosum* und der *fornix* sind ungleich breiter, die Commissur der beyden Sehehügel ist kleiner, diese aber sind selber um desto weiter von einander entfernt. Auch das kleine Gehirn hat weit grössere Hälften, ist mehr nach beyden Seiten ausgebildet, daher ist es auch höher als bey Thieren, und der *processus vermiformis*, (welcher dem magnetischen Gegensatz zu dienen scheint), ist verhältnissmässig weit kleiner. So nimmt das ganze Gehirn eine rundere erhabnere Gestalt an, der *processus falciformis* tritt weit tiefer zwischen beyde Hirnhälften hinein, scheidet sie inniger. Während bey den vierfüssigen Thieren das ganze Gehirn mehr in die Länge gebildet, und hiedurch dem magnetischen (irdischen) Gegensatz unterworfen war, hat sich hier der vollkommnere Gegensatz der beyden Hälften, der Zeuge eines selbstständigeren Lebens, mit dem magnetischen Gegensatz in vollkommnes Gleichgewicht gesetzt. Alle Zootomen gestehen, dass hierinnen der Hauptunterschied des Menschenhirns von den Thiergehirnen bestehe *).

Die

---

*) Der Grund, welcher im Menschenhirn die *corpora quadrigemina* näher an einander rückt, und die Theilung des Gehirns in 2 Hälften aufhebt, wird später vielleicht berührt werden. Uebrigens ist die überwiegende Ausbildung des Menschenhirns nach beyden Hälften auch im Verhältniss des grossen Gehirns zu dem kleinen, deutlich zu erkennen. Bey den Thieren liegen beyde mehr in der magnetischen (geraden) Linie, verhalten sich wie

ma-

Die bekannten Untersuchungen über die Schönheit der menschlichen Gestalt (die Campersche Gesichtslinie u. a.) beweisen ferner, dass der herrliche Vorzug des menschlichen Gesichts von dem thierischen einzig darinn bestehe, dass bey diesem alle Theile des Gesichts mehr nach der Länge, bey dem Menschen nach den beyden Seiten ausgebildet sind. Die breitere Stirn, die weiter entfernten Augen, die mehr zurückgezogene Nase, und Mund, das mangelnde *os intermaxillare*, welches auch dem magnetischen Gegensatz zu dienen schien, unterscheiden des Menschenantlitz, von dem langvorgestreckten, in die Länge ausgedehnten Gesicht des Thieres. Bey diesem herrschten die Organe des irdischen Gegensatzes, Nase und Mund, bey jenem die Organe des vollkommneten, Augen und Stirn vor.

In dem Bau des übrigen Körpers ist die Ausbildung der beyden Hälften eben so sehr in die Sinne fallend. Die schöne breite Brust sondert die Arme, welche bey dem Thiere als Vorderfüsse eng zusammengedrängt waren, vollkommner von einander, alle Glieder werden breiter, mehr nach beyden Seiten ausgebildet. Die Zahl der Wirbelknochen wird geringer, der Schwanz fällt weg, beydes Zeichen einer Verminderung des magnetischen Gegensatzes. Das Becken, welches bey den vierfüssigen Thieren bey weitem mehr nach der Länge gedehnt war, wird hier viel breiter, so treten auch die Füsse mehr nach beyden Seiten auseinander. Endlich entfaltet sich auch bis in die äussersten Theile der Hände und der Füsse der Gegensatz der beyden Hälften (die Breite) bey weitem mehr.

Und

---

magnetische Pole, wie Vorn und Hinten. Bey dem Menschen dagegen sind beyde mehr nach oben und unten (der Tiefe nach) sich entgegengesetzt.

Und was ist es was den Menschen von der Erde erhebt, was ihm des schönen aufrechten Gange fähig macht, als die vollkommnere Ausbildung seiner beyden Hälften, die breitere Brust, das breitere Becken? Denken wir uns die schöne Menschengestalt mehr in die magnetische Linie (in die Länge) gedehnt, die Brust enger, das Bekken minder breit, und er wird gleich dem Vierfüssigen auf die Vorderfüsse fallen, und sich der Gewalt der Erde von neuem unterwerfen. Der Gegensatz im Bau der beyden Hälften giebt ihm allein aufrechten Gang, und jedes körperliche Vorrecht, das er vor allen Thieren hat.

So haben wir denn in Fällen, welche in allen Reichen der Natur häufig gefunden werden, erkannt, welche ungemeine Wichtigkeit, welch hohe Bedeutung dem Gegensatz sey, wie mit seiner weiteren Ausbildung die Vollkommenheit und der Grad der Lebendigkeit in allen Dingen wachsen. Es sind also nicht allein die chemischen Stoffe, welche durch die vollkommenste Darstellung des Gegensatzes in ihnen, zu ihrer letzten und vollkommensten Verwandlung geschikt werden; andre, vollkommnere Naturen zeigen dasselbe. Der gröbere Gegensatz, welcher sich den Grundlagen in den Säuren, und diese in jenen darbietet, vermag nur beyden die Verbindung mit dem Erdganzen vollkommner zu vermitteln, (S. d. VIten Abschnitt). Beyde werden aber durch die neutrale Verbindung, wie wir später darstellen werden, in einen Zustand versezt, in welchem sie auf ihre Weise dem Erdganzen an Kräften gleich sind. Sie tragen nun in sich selber die ganze Erde (als vollkommene Basis ihres Seyns) und in der Vermählung mit dieser ihrer eingebohrnen Erde, werden sie von dem Geist des Universums, durch dessen Athem allen Welten Leben und Seyn ist,

ist, erfüllt, von jenem Geist des Lebens, welcher durch die Erde das Angesicht des Lebendigen schaut, und im Anschauen ist.

Wie der gröbere Gegensatz zwischen sogenannten starken Säuren und Grundlagen nur ein Streben beyder nach innigerer Gemeinschaft mit der Erde ist, durch deren Genuss sie erst die Fülle aller irdischen Kräfte in sich schöpfen können, so ist es der magnetische Gegensatz der organischen Wesen, mit dem sie nach der innigen Verbindung mit dem Erdganzen streben. Nun wenn die Säuren und Grundlagen im innigen Bund jene erstrebte Gemeinschaft genossen haben, erwacht in ihnen selber das neue selbstständige Daseyn, in welchem sie, ohne weiter den Bund mit der Masse suchen zu dürfen, die ganze Erde in sich tragen, und nun in der Vermählung mit dieser schauen sie, gleich dem Geist der Erde, das Angesicht des Lebendigen. So haben die organischen Wesen den vollkommeneren Genuss ihres Lebens nicht aus dem unmittelbaren Bund mit dem Erdganzen, sondern durch diesen werden sie erst selber eine ganze Erde, so weit sie es vermögen, und hiermit beginnt erst das selbstständige Leben, welches sich selber Organ und Nachhall der Einflüsse des Weltalls ist.

Es ruhen aber in der neutralen Luft, wie im Wasser die Gegensätze friedlich ineinander, oder vielmehr sie betragen sich nicht als Gegensätze, sondern in jedem Augenblik geben und empfangen, verbunden und sind sie sich wechselseitig ein lebendiges Bild der Weltkräfte. So ruhen auch im Organischen die selbstständigen Gegensätze, die sich im Bau in den beyden Hälften aussprechen, in stetem Gleichgewicht nebeneinander. Der sich durchkreuzende

Ver-

Verlauf der Marksubstanz des Hirns, (so dass die Nerven der linken Seite eigentlich aus der rechten Hirn- oder Rückenmarkshälfte entspringen) das Durchkreuzen der Muskeln bey einigen unvollkommenen Organisationen, die innige Nähe, in welcher beyde Hälften verwachsen sind, gemeinschaftliche Organe in denen sie sich vermählen, endlich der beyden gemeinschaftliche Lebenshauch, welcher von dem Blute abgeht, erhalten unaufhörlich die selbstständigen Gegensätze in Berührung und Gemeinschaft. Das Leben geht aus ihrer steten, unausgesetzten Vermählung hervor, der Gegensatz wird in jedem Augenblick durch Einwirkungen von aussen erweckt und wieder vermählt. (Siehe später die Betrachtung des organischen Lebens).

Im Organischen sagen wir, ein Wesen habe seine vorigen Kräfte verlohren, es sey ohnmächtig geworden, wenn es, von einem höhern Einfluss berührt, minder nach der Gemeinschaft mit dem Erdganzen — mit seinen Umgebungen — strebt, weil es ihres Bundes weniger bedarf. Wir sagen aber, es sey todt, wenn es ganz aufhört jene Gemeinschaft der Dinge zu suchen, auf sie zu wirken, weil es nur selber eine Welt (nach dem Maass seines Vermögens) in sich geworden, der Welt ausser sich gar nicht mehr zum Leben bedarf. Aus demselben Grund nennen wir auch Säuren und Grundlagen nach ihrer Neutralisation entkräftet, weil sie minder auf andre Dinge ausser ihnen einwirken, minder nach der Gemeinschaft derselben trachten. Körper endlich, welche den Zustand ihres bisherigen Daseyns ganz verlassen, welche sich der Gemeinschaft mit dem Erdganzen ganz entrissen, ganz aufhören mit ihm in Verbindung zu stehen, müssen wir mit demselben Rechte todt nennen, wie wir den

glei-

gleichen Zustand organischer Wesen mit diesem Worte bezeichnen.

So ist das Reich der Atmosphäre zugleich ein Reich des Todes, der Hades der ganzen Körperwelt; es sind die Abgeschiednen der Masse hier wie im Zustand leichter Schatten vereint. Und zugleich sehen wir hier im Elysium der Stoffe erst die wahre Liebe, das wahre Leben erwachen. Sie sind also durch die scheinbare Entkräftung, durch scheinbare Vernichtung erst zu dem herrlichsten Genuss des Daseyns gelangt. Der Tod, das Wegscheiden von der Erde geschahe, als sie ein mächtigeres Leben als das der Erde anrührte.

Was kann auch anders ein Ding aus dem bisherigen Zustand seines Daseyns erheben, als das Erwachen eines höheren Strebens in ihm? Ist ja jedes Daseyn nur ein gewisser Grad des allgemeinen Strebens nach Gemeinschaft mit der Tiefe alles Lebens. Selbst der Stein, das schwere Metall, ist nur der Ausdruck eines gewissen Maasses jenes Strebens. Wie nun ein Stück Eisen dem stärkern Magnet nicht durch den schwächern entrissen wird, wie ein Strohhalm die mächtige Felsenmasse nicht bewegt, (nicht aus ihrem Bund mit der Erde losmacht), so kann auch die Körper noch viel weniger der Gewalt der ganzen Erdmasse ein Einfluss entreissen, welcher ohnmächtiger auf sie einwirkt als die Erdmasse.

Wenn das Streben einmal erwacht ist, kann es in jedem Augenblick nur steigen, nie vermindert werden. Geht das Streben der Stoffe nach dem Bund mit der Erde, so kann es nur durch diese befriedigt werden, oder durch etwas, was ihrem Maass der Empfänglichkeit noch mäch-

tiger

tiger begegnet als diese. Nur durch die Einwirkung des mächtigen Lebens kann ein Ding der Verbindung, aus der es bisher Leben empfieng, entrissen werden; indem nun in ihm ein höheres Streben erwacht ist, welches da nicht mehr Befriedigung erlangt, wo es sie bisher fand. Es giebt keinen Stillstand der Kräfte; wenn sie ihren Lauf einmal begonnen haben, streben sie immer nur weiter, jeder Schritt ihres Daseyns ist nur Streben nach immer innigerer Gemeinschaft mit dem Grunde alles Seyns, und hierdurch nach immer vollkommnerem Leben.

Es können die organischen Wesen, die einmal Lebendigen, nur durch die Nähe des mächtigen Lebens getödtet werden, sie können ihr bisheriges Streben und Seyn nur verlassen, um in ein vollkommneres überzugehn. Die Hand eines heiligeren vollkommneren Lebens, berührt die kalte Hand des Sterbenden, dass er sich von jener Erde, aus der er bisher Leben trank, erhebt, und jenem gewaltigeren Zuge nachfolgt. An den Pforten des Todes erscheint uns der Glanz des neuern Lebens, das Angesicht des Heiligen unverhüllter, und in seinem Anschauen entschlummern wir. Die Stimme des Herrn ruft uns, dass wir uns ihm nähern möchten. Seine Flammen aber sind heilig, und es muss, wer sich ihnen naht, die unreine Hülle, das Gewand von Staub von sich werfen. Es bleibe der Erde, was dem Bedürfniss ihres Bundes diente, das Streben selber ist unvergänglich, es eilt nur, dass es sich dafür in das Meer des Lebens senkt Im Anorganischen sehen wir nur den Körper selber, sinnlich wahrnehmbar den Kreiss seiner bisherigen Verbindungen (der ihm eigentlich Leib, körperliches Organ war) verlassen, die Psyche des Organischen ist aber gewaltiger als unsre Sinnen aus Staub. Es scheint hier der vorhin le-

ben-

bendige Körper zurückzubleiben, dieser war aber selber nichts anders als ein naher Kreiß der Umgebungen, es war nur der Theil der Erde, mit welchem Psyche in nächster Berührung stund, welchen sie mit ihrem Leben erfüllte (wie ein erwärmter Körper seine Umgebungen mit Wärme erfüllt); er selber hatte nicht Leben in sich. Wie der Boden erkaltet, wenn das Wasser, welches auf ihm schlief, und ihn mit Lebensfülle durchdrang, verdünstet, wenn es die lauen Lüfte berühren, wenn es die Strahlen des Lichts küssen, und es zu vollkommnerem Leben erwachen, so bleibt der Leichnam kalt und todt zurück, wenn die Psyche ein Hauch des mächtigeren Lebens hinwegträgt.

Es ist wohl kein Unglaube minder vernünftig, als der an der Unsterblichkeit des Lebendigen. Was sollte wohl dem Streben nach der immer innigern Gemeinschaft, immer weiteren Annäherung zu der Tiefe alles Lebens (worinnen eben das Leben besteht), auf einmal ein Ende machen, gerade dann wenn die Wesen jener längst ersehnten Gemeinschaft fähiger wurden? (S. Abschn. I.). Wie sollte gerade da, wo das höhere Leben erst beginnt, alles Streben nach seinem Genuss auf einmal aus seyn? Man lese das Wort des Lebens in der ganzen Natur, einfältig und ohne Vorwitz, und man wird seine Bedeutung nicht mehr verkennen.

Ja es könnte jede sterbende Kreatur mit jenem Hinscheidenden eines alten Dichters sagen: „Welches „Schwerdt, o Herr, hat dich geschlagen; welche Hand o „Führer, dich getödtet? Siehe, bleich und kalt sind deine „Wangen, alle Kraft aus deinem Arm gewichen, Röcheln „ist die Stimme deines Athems, und es wartet dein der „Schoos des Grabes. — Mich hat nicht des Feindes

„Schwerdt geschlagen, eines Gottes Hand hat mich getödtet, glühend ist der Busen vor Entzücken, alle Kräfte aufgelöset in Wonne. Todtes Röcheln ist der Inbrunst Seufzer, denn es wartet mein der Schoos der Liebe, Gottes Stimme ruft mich von hinnen."

So ist die glühendste Liebe, das Streben nach der innigsten Vermählung untereinander endlich das, was die Stoffe von dem Boden erhebt. Die Atmosphäre ist ein schöner Wundergarten der Liebe, der Inbrunst. Liebe aber ist immer nur das Streben nach dem innigsten Ergreifen des allgemeinen Lebens, des Geistes des Universums (S. VI.). In jenem Streben besteht das Leben aller Dinge, und wo es sich am vollkommensten, am innigsten ausspricht, da ist auch das vollkommenste Leben. Die Stoffe werden eben dadurch der Erde gleich, und vermögen sich von ihr zu erheben, dass sie auf ihre Weise in demselben Grad von der Gluth jenes Verlangens erfüllt sind, als sie, dass sie das allgemeine Leben eben so vollkommen anschauen, eben so sehr von seiner Gemeinschaft durchdrungen sind. — Die Atmosphäre ist, so weit es ein Einzelnes vermag, eben so eine vollendete selbstständige Welt als die Erde selber (als dieser einzelne Planet betrachtet), sie steht eben so im Bund mit andern Weltkörpern, und ist in den Kreislauf des allgemeinen Lebens eben so innig aufgenommen, als der Planet, dem sie angehört. Es ist nöthig, dieses noch etwas mehr zu entwickeln, damit das Verhältniss der Luft zu den einzelnen irdischen Körpern erkannt werde.

Ich will hierbey ohne Scheu auf einige Meynungen früherer Zeiten Rücksicht nehmen, die man, vielleicht nur zu unbedingt, verlacht hat. Warum sollte ich mich schämen, das anzuführen, was sehr ehrwürdige Jahrhunderte unsre Väter, was so viele grosse Naturweise (ich nenne nur Keppler und Ernst Stahl) für wahr hielten? Wir übersehen ja in unsrem kurzen Leben immer nur einen kleinen Theil jener ewigen Einwirkungen des Universums auf unsre Welt, welche alle Veränderungen, alle Verwandlungen in der Zeit hervorbringen. Es werden oft auch wichtige Untersuchungen für einige Zeit abgebrochen, wenn in einem jüngeren Zeitalter, neue Gegenstände und neue Meynungen aufkommen, und leicht wird denen, welche sich zu sehr von neuen Richtungen des allgemeinen Stroms der Meynungen hinreissen liessen, die Zeit der Väter, welche sie in weiter Ferne hinter sich sehen, klein und lächerlich vorkommen. Sie mögen aber nur selber dieses Land ferner Zeiten betreten, da wandeln mit lebendigem einfältigem Sinn, wo unsre Väter gewandelt haben, und es wird ihnen nichts, was einst von Menschen mit inniger Ueberzeugung geglaubt wurde, ganz nichtig vorkommen. Es ist allen der Sinn für Wahrheit auf gleiche Weise eingebohren, es sind jedem Zeitalter dieselben Kräfte gegeben, das Streben ist dasselbe, warum sollte nur uns das Loos der unfehlbaren Weisheit gefallen seyn? Vielleicht kömmt uns jene weite Aussicht in eine allgemeine Harmonie des Weltalls, dessen Kräfte in jedes Einzelne einwirkten, es belebten, es erhielten, nur darum unwahr vor, weil wir, an einen engeren Kreiss körperlicher Umgebungen gewöhnt, kurzsichtig geworden. Unser Auge hat sich nur zu sehr von den Gestirnen weggewendet, und sucht das Leben (vielleicht mit minderm Grund), nur in dem Einzelnen und Besondern, in der engen Welt der Stoffe.

Ich habe über den Einfluss der Gestirne auf die Atmosphäre, so sehr ich mich darum bemüht, fast kein

kür-

kürzeres, und für die, welche mit aller Astrologie unbekannt sind, deutlicheres Werk finden können, als des gelehrten Ernst Stahls Einleitung zur Meteoroscopie (Halle 1714.). Man findet darinnen vielleicht das Meiste, oder wenigstens das Nothwendigste, was Andre in früheren Zeiten darüber gesagt haben. Den Grund der Witterungsveränderungen zu erforschen, waren viele Naturforscher sehr bemüht, denen aber misglückte diese Untersuchung am meisten, welche ihn in etwas Einzelnem gesucht, welche die Atmosphäre wie eine abgesonderte Masse ausser Berührung mit den Einflüssen des Ganzen, betrachtet haben. Wie die Störungen der elliptischen Bewegungen der Erdbahn aus nichts anderm mit einiger Genüge erklärt werden kann, als aus den Einwirkungen andrer Weltkörper auf den unsrigen, so wird man auch schwerlich so allgemeine Veränderungen einer in sich geschlossenen Welt in der andern suchen dürfen. Die Atmosphäre gleicht an Streben der ganzen Erdmasse, sie muss daher eben so innig mit allen Kräften des Weltalls in Verbindung stehen, muss eben so sehr von den Veränderungen und Zeiten des Weltalls ergriffen werden als die Erde, ein Glied jenes unermesslichen Kreisses, selber.

Auf jene Regeln, welche schon ein Engländer, William Cock, in der Mitte des 17ten Jahrhunderts, aus 30jähriger Erfahrung aufstellte, welche hierauf ein gewisser Schlüter (zu Hamburg) in Deutschland bekannt machte, waren auch Stahls Beobachtungen gegründet. Merkwürdig ist es, dass, wenigstens meistens, die Witterungsveränderungen mit den Vorhersagungen, die sich auf jene Regeln gründeten, übereintrafen. Es gelang unserm Stahl, nach einiger Erfahrung, bedeutende Ungewitter und Stürme oft auf Tag und Stunde vorauszusagen.

Ich übergehe die Meynungen*) von den verschiednen Qualitäten der Planeten, und von dem Einfluss der verschiednen Himmelszeichen, in denen sie stehen. Sie sind freylich grösstentheils auf Träumereyen der damaligen Zeit gegründet, sehr oft aber liegt der Grund, dass sie bey uns so wenig Beyfall finden, in der sonderbaren Weise der Darstellung. Einige Planeten, unter andern Jupiter und Mars, sollen Stürme und Wärme, andre Ungewitter mit Kälte erregen.

Was den Planeten jene Wirksamkeit auf die Veränderung der Atmosphäre giebt, sollen die Stellungen derselben seyn, die Verhältnisse der Entfernungen unter einander und von der Erde. Gewiss ist es, dass in einem so vollkommen organischen Ganzen, wie das Planetensystem, wo die Entfernungen und Umlaufszeiten in einem so rythmischen Verhältniss stehen, jeder Theil von allen Veränderungen, welche im Ganzen geschehen, ergriffen werden muss. Es ändern sich in jedem Augenblick die Verhältnisse der Planeten gegeneinander, in Entfernung und Wechselwirkung ab; und ein und derselbe Planet kann nicht in demselben Verhältniss zu andern seyn, wenn er jetzt einigen von ihnen um so viele Millionen Meilen näher, dann um eben soviel ferner steht. Vielleicht wird man hierin künftig den Grund vieler Veränderungen, die an jedem Einzelnen geschehen, auffinden. Was kann sich auch eigentlich an dem Einzelnen ändern, als

---

*) Ich habe schon an einem andern Ort, früher in Briefen über die Astrologie, denselben Gegenstand etwas weitläufiger behandelt.

als sein Verhältniss zum Ganzen? Dieses ist der Grund seines Seyns, es bestimmt die Weise seines Daseyns, nach welcher es eben jetzt ein solches war. Was kann es nun bestimmen ein Anderes zu seyn als eben jenes Verhältniss? Ist ja doch jedes Besondre in jedem Augenblick alles was es ist, nur in dem Rythmus, in der Einheit des Ganzen, nur aus dem Bund mit allen Kräften des Weltalls, wird ihm der Strahl des allgemeinen Lebens.

Die Atmosphäre sehen wir gleich lebendigen organischen Wesen, welche ein vollendetes Ganzes in sich darstellen, am sichtbarsten an allen Wechseln des Weltganzen Theil nehmen. Von dem Mond ist es bekannt, dass seine Veränderungen, seine Perioden mit den Veränderungen der Witterung in Beziehung stehen, bekannt, dass er sogenannte Schwingungen in der Atmosphäre hervorbringt, die sehr merklich sind; noch mehr vor Augen und nothwendiger, scheinen jene Wechsel der Witterung, welche, besonders in Ländern, die mehr der mächtigsten Einwirkung der Sonne ausgesezt sind, als die unsrigen, von den Perioden des Umlaufs um die Erde, von den Jahreszeiten, abhängen. In den Ländern, welche der Linie näher liegen, giebt es durchaus keine Veränderungen der Witterung als jene, welche die Horen, welche der verschiedne Stand der Sonne, in fast unabänderlichen Zeiten mit sich bringen. Wie am hellen Tage der Glanz der Sonne das Licht aller andern Gestirne verdrängt, wie ihre Strahlen am Morgen verlöschen, und nur nach der Entfernung des mächtigern Gestirns, das Angesicht der Erde wieder berühren; so verschwindet in jenen Ländern, die sich die Sonne vornehmlich erwählt hat, der Einfluss der Gestirne auf die Witterung durchgängig, und nur in Gegenden, an denen die Gluth der Sonne minder vorübergeht, welche die Nacht zu einer längeren Wohnung erwählt hat, erlangen die Fürsten der Nacht, die andern Gestirne, einen entschiedneren Einfluss.

Sehen wir innerhalb der Wendekreisse die Richtung der beständigen Winde, die Zeit des anhaltenden Regens, die Zeit der Stürme, so bestimmt und unwidersprechlich von dem Einfluss eines mächtigeren Gestirns (der Sonne) abhängen, sehen wir dort das Wetter an die Stellung eines Gestirns gebunden, warum bemühen wir uns in andern Ländern andre Ursachen der Witterungsveränderungen aufzusuchen? Die Natur wirkt überall gleichmässig, dieselbe Wirkung deutet immer auf dieselbe Ursache, sind dort Gestirne Wettermacher, warum sollen sie es nicht auch bey uns seyn? Oder sollte etwa Jupiter, sollten unsre Nachbarn, Mars und Venus, weil sie von anderer Natur scheinen, als die Sonne, deshalb gar keine Wirkung auf die Erde haben? Wirkt nur ein Körper auf einen andern, wenn er von höherer Temperatur ist als dieser, hat nicht auch die Nähe des kälteren Einfluss? Sind doch alle Weltkörper unsres Systems Theile eines Ganzen, und von demselben Streben, von derselben Kraft erfüllt, als die Sonne selber, und wie dasselbe Wasser als Substrat der Wasserbasis (dem Hydrogen) und der Wassersäure (Sauerstoffgas), zu Grunde liegt, so ist es auch dieselbe (siderische) Natur die sich hier als flammende Sonne, dort als Planet darstellt. Es ist überhaupt in den Geschlechtern, was die Individuen angeht, wie wir später beweisen werden, kein eigentlicher Gegensatz, sondern die Verschiedenheit derselben beruht nur auf einem Mehr oder Minder. Wir erkennen ja an vielen bekannten Phänomenen, dass die Planeten nicht minder einige Anziehung gegen einander

äus-

äussern, als sie von der Sonne angezogen werden. Es äussern, in jener Welt der Dinge, die uns zunächst umgiebt, auch Säuren gegen Säuren, Grundlagen gegen Grundlagen, Neigung sich zu vermählen, wenn die eine etwas mehr von dem, was alle chemische Wirksamkeit hervorbringt, erfüllt ist, denn es beruht auch die Anziehung zwischen Säure und Basis nur auf einem mächtigen Mehr und Minder. Das Kupfer, das Eisen, verhalten sich im Galvanismus gegen Gold und Silber basisch, gegen Zink aber als Säuren, und auch Gold muss gegen Oxyde sich basisch verhalten u. s. w.: so wird auch ein Weltkörper, der sich gegen die Sonne als Basis verhält, einem andern noch minder mächtigern mit positivem Einfluss begegnen.

Wo sich Grundlagen mit Grundlagen vereinen, oder Säuren mit Säuren, wird in jenen das eigenthümliche Prinzip der Basizität, in diesen das der Azidität vermehrt, nur wo sich Säuren mit Grundlagen vermählen, werden diese von mächtiger Wärme durchdrungen, und beyde ihrem vollkommensten Zustand, dem eigenthümlichen Gegensatz näher gebracht, (abgestumpft.) So kann auch in gleichartigen Weltkörpern, wenn sie in Wechselwirkung mit einander treten, das eigenthümliche Prinzip, was den Planeten von der Sonne unterscheidet, vermehrt werden. Gesezt nun, dieses wäre Kälte, oder jene Gewalt, welche dem vollkommnen Gegensatz, dem selbstständigen Leben, das sich (expandirend) von der Erde losmacht, widerstrebt, so wird, wo sich zwey Planeten, keines vollkommneren Gegensatzes fähig, begegnen, Kälte erregt werden. — Wenn aber dagegen ein mächtigerer, von höherem Leben erfüllter Planet, auf einen minder mächtigen wirkt, so kann er (wenn auch weit schwä-

schwächer), nicht anders als positiv, (als Sonne) einwirken, — erwärmend, eben so wie das Sauerstoffgas mit einer schwächern Säure, dem Schwefel, Licht und Wärme erzeugt. Der etwas mächtigere Planet kann nur die Einwirkung der Sonne noch verstärken, so wie sich brennbare Stoffe leichter mit dem Oxygen vermählen, wenn sie schon mit einem Gegensatz vereint sind.

Es kann hierin kein Widerspruch liegen. Wir sehen immer den selbstständigen Gegensatz, Wärme, Expansion, nur durch den Einfluss eines mächtigeren Gestirns, der Sonne, erwekt werden; und wo dieser Einfluss an seiner Stärke etwas verliert, scheint sich das Überhandnehmen der eigenthümlichen Wirksamkeit des Planeten, durch Kälte anzudeuten. Fremde Einflüsse können diese Wirksamkeit nur vermehren, oder sie mindern (ein Drittes liegt nicht in dem eigentlichen Begriff der Wirkung).

Eben so schön stimmt die Annahme, nach welcher eine Vereinigung zweyer Gestirne nöthig ist, damit eine Einwirkung möglich werde, mit anderen Erfahrungen, welche wir täglich machen können, überein. Das Wasser vereint sich mit dem Metall, nur wenn eine Säure oder ähnliche Substanz auf dieses einwirkt, die Luft nur, wenn Wasser zugegen ist, es erlangen (nach Winterl) Säuren gegen gewisse Grundlagen nur dann einige Wirksamkeit, wenn sie sich schon in der Verbindung mit einer andern Grundlage befinden, der Schwefel, das Wasserstoffgases u. a. sind nur dann im Stande, selbstständig und in gewöhnlicher Temperatur, gegen das Sauerstoffgas zu wirken, wenn sie schon mit andern Gegensätzen vereint sind; im Galvanismus ist es bekannt, wie nur zwey ver-

verschiedne Metalle die Zersetzung des Wassers bewirken können u. s. w. Man wird in Winterls Werken, wo überhaupt auf beständige Gesetze der Natur am meisten und klarsten Rücksicht genommen wird, eine sehr grosse Menge solcher Fälle finden, in denen zwey mit einander verbundne Körper erst jene Wirksamkeit auf einen Dritten erlangen, deren sie, jeder einzeln, nicht fähig waren. Der Schwefel, vorhin gegen gewisse Grundlagen eine sehr schwache Säure, wird durch seine Verbindung mit einer Grundlage (dem Hydrogen), zu einer starken Säure (Hydrothionsäure), eben so die Kohle; der Essig, die Salzsäure u. a., scheinen den stärksten Grad ihrer Wirksamkeit nicht minder einer grossen Menge der Wasserbasis (des Hydrogens), das sie, je stärker sie sind, desto mehr enthalten, zu verdanken. Bey der Boraxsäure scheint die saure Eigenschaft erst, durch die Neutralisazion mit der Sode zu erwachen, erst jezt vermag sie verschiedne blinde Pflanzenpigmente zu röthen. Die Stärke der Säuren wird bis zur Uebersäurung erhöht, wenn eine schwache Grundlage, oder wenn sehr basische Metalle mit ihnen in Berührung gebracht werden, welche sich im hohen Grade negativ, (basisch) gegen sie verhalten, wodurch in ihnen der positive (saure) Zustand erhöht wird. Körper, welche der positiven Elektrizität fähig sind, werden erst dann als solche wirksam, wenn sie von einem andern, der negativen Elektrizität fähigen, berührt werden. Es wirkt im Organischen ein Individuum auf das andre (z. B. im thierischen Organismus) nur durch den Dualismus, (nur durch die Berührung mit beyden Armen u. s. w.) auf dynamische Weise ein.

Jene Naturforscher, welche sich mit der Deutung der

der

der Aspekten beschäftigt haben, fanden daher aus langer Beobachtung, dass ein Planet nie für sich allein eine bedeutende Veränderung in dem Gleichgewicht der Atmosphäre hervorbringen könne, nur dann wird eine Wirkung möglich, wenn zwey Planeten ihren Einfluss vereinen (der eine, der Schwächere, macht die Erde für den Einfluss des Stärkern erst empfänglich). Auch die Ordnung, in welcher sie die Planeten zusammenstellen, hat nichts Widersinniges. Merkur und Venus, schwächer, basischer als die Erde (was sich auch aus andern Gründen bestätigen liesse) wirken an sich etwas Kälte, Mars etwas Wärme, entschiedner aber wirkt Jupiter Wärme und Feuchtigkeit. Die schwächeren Gestirne, Venus, Merkur und Mars, verhalten sich gegen den Jupiter negativ, die positive Wirkung desselben wird daher durch die Vereinigung ihrer Einflusse um vieles erhöht, und nun erst auf die Erde thätig. Auch die Wirkung der Sonne wird um vieles vermehrt, wenn ihr Einfluss, mit dem eines Planeten, der an sich gegen sie basisch verhalten muss, zusammentrifft. — Saturn, der weit entfernte, wirkt sehr heftige Kälte, vielleicht weil er sich schwach positiv, gegen die verhältnissmässig ungleich stärkere negative Erde verhält. Auch wenn eine Säure, die in anderweitigen Verbindungen entkräftet ist, oder nur in ungemein kleiner Quantität einwirkt, mit einer grossen Masse einer starken Basis vereint wird, scheint sie die Basizität derselben mehr zu vermehren als zu mindern (die Basizität scheint sich gleichsam nach den frey gebliebenen Theil hinzuziehen). Die Kohlensäure in ihrer höchsten Entkräftung, als Aezstoff, stumpft die Potasche nicht ab, sondern scheint ihre Alkalität weit eher noch zu erhöhen. Auch der sehr ferne Saturn, wirkt

nur

nur wie eine abgestumpfte, oder geringe (an Quantität) Säuremenge auf die Erde ein.

Die Weise, wodurch die Einflüsse der Gestirne unter einander vermählt werden, liegt in der Stellung derselben gegeneinander. Die wirksamste Stellung ist die Vereinigung zweyer Gestirne zu einer Zeit in einem Himmelszeichen und in einem Grad desselben, (Conjunktur) fast eben so wirksam ist die Opposition, da sie um die Hälfte des Zodiakus auseinander stehen, minder wirksam, wenn sie in einem Dreyeck, um den dritten Theil des Himmels entfernt stehen, noch minder, wenn sie um den sechsten Theil untereinander stehen. Hiezu wurde von Keppler noch der *Quincunx* gefügt, wo die Planeten um den fünften Theil des Zodiakus von einander abstehen. Es ist, damit die Planeten wirksam werden, ein eben so genaues arithmetisches Verhältnis nöthig, als jene sind, in welchem ihre Entfernungen und Umlaufszeiten stehen.

Dieses alles wäre wohl einer weiteren Prüfung, einer langen Beobachtung werth, denn der Gegenstand selber, wäre für unser Geschlecht vortheilhaft genug. Stahl fand nach vieljähriger Beobachtung die Regeln des Engländers, welche ja auch Resultate einer dreyssigjährigen Erfahrung waren, sehr gegründet, und bat ernstlich Andre möchten ihre Beobachtungen den seinen anschliessen, „und das, was kaum erst seinen gröbsten Grundriss nach „aufgestellt worden, weiter berichtigen und vollenden." Es hat niemand auf seine Stimme geachtet, ja man hielt für schimpflich, sich weiter mit so veralteten Lehren zu beschäftigen. Denn die besten Naturforscher jener Zeit waren mit anderen, und für das Ganze der Wissenschaft

viel-

vielleicht wichtigeren Untersuchungen beschäftigt, es wurden mächtige Revolutionen im Gebiet der Naturlehre vorbereitet, neue Entdeckungen giengen auf; jene aber, welche wohl Zeit gehabt hätten, an Lehren fort zu bauen, welche nur durch reine Erfahrungen vollendet werden können, gehörten zu den Mathematicis, welche Stahl so schildert: „Es ist bekannt, dass wer fast vor einigen „Jahren her, vor einen recht vernünftigen Mathematicum „angesehen seyn will, sich darinne zu distinguiren meynet, dass er alle Wirklichkeit der Gestirne, auch selbsten in die Witterungen, vor pure Lapperey und eitle „Leichtgläubigkeit erklärt, so wenig auch aus andern „erhellet, dass er überall eine gleiche Bedenklichkeit trägt."

So ist die Atmosphäre, welche alle jene Einflüsse der Gestirne in sich aufnimmt, von ihnen allen ergriffen wird, ein Bild des Weltalls, mit allen seinen Wandeln und Wechseln. In sie geben alle Kräfte des Universums aus und ein, wie Boten der Götter, sie allein ist für ihre Einwirkungen empfänglich; sie selber ein Ganzes tönt harmonisch alle Klänge nach, welche der Harfe des Pan entfallen, während die einzelnen Körper, welche für sich kein Ganzes sind, nur von dem afficirt werden, was sie unmittelbar, körperlich, berührt. Und wären auch alle jene Erfahrungen früherer Zeiten, für welche ich von früher an Ehrfurcht gelernt habe, noch immer unerwiesen, so ist es desto mehr durch tägliche Erfahrung bestätigt, dass wir alle Einwirkung der Sonne, des Lichts der andern Gestirne, durch die Atmosphäre erhalten, dass sie die Mutter ist, welche von der Sonne berührt, den niedern Regionen Wärme giebt. In ihr wirken die magnetischen und elektrischen Kräfte, den Schall, ja alle Veränderungen, welche um uns geschehen,

em-

empfangen wir durch sie. Sie ist das Auge, das Ohr, das Sensorium der Erdmasse zu nennen, alle Veränderungen des Universums, alle Einwirkungen desselben, müssen zuerst auf dieses empfänglichere Organ geschehen, ehe sie die andre Masse berühren können. Der einzelne Körper wäre jener Einflüsse eben so unempfänglich, als die Hand, oder ein andres Glied das Licht sehen kann. Nur das reizbare empfängliche Auge, welches unter allen äussern Gliedern am meisten ein vollendetes Ganzes in sich darstellt, wird von den Einwirkungen des Lichts berührt, es scheidet uns Tag von Nacht, zeigt uns die heilige Fülle des ganzen Weltalls, u. s. w.

Wenn nun die Atmosphäre, selber Universum, das Sensorium commune der ganzen Erdmasse ist, wenn es dieser als Auge, Ohr u. f. dient, um die Einwirkungen des Universums durch sie zu empfangen, so lässt sich hieraus wohl auf die Nothwendigkeit der Atmosphäre für alle einzelne Naturen auf Erden schliessen. Alles Leben kömmt ja dem Einzelnen in jedem Augenblick nur aus den Einwirkungen des Alls, aus der Verbindung mit ihm. Darum streben alle Dinge, von dem ersten Augenblick des erwachenden Lebens an, so innig nach der Vermählung, nach der Umarmung der Atmosphäre, damit ihnen diese die belebenden Einflüsse des Weltalls vermittle. Sie ergreifen das Bild des Universums, die lebendige Luft, weil sie in ihr das schauen, was allen Leben giebt, (die Gegenwart, den unmittelbaren Einfluss der ewigen Ursache alles Seyns) weil sie den Athem des gewaltigen Lebens in ihr fühlen. Wenn sie nun diese ergriffen haben, erscheint ihnen das Angesicht Pans, das Licht selber, und sie haben es nun, (wenn auch nur auf Momente,) errungen, was das stete Verlangen aller Dinge ist,

ist, das Ganze zu schauen, von ihm durchdrungen zu seyn, ihm selber gleich zu werden. Die Luft, welche die Lebendigen athmen, ist gleichsam ein stetes Empfangen jenes Athems, der ihnen im Anfang Leben und Seele einhauchte.

Später wird sich noch ein anderer Ausdruck für das allgemeine Streben aller irrdischen Dinge, sich mit der Atmosphäre zu vereinen, finden, es sey fürs erste genug, vorläufig darauf hingedeutet zu haben, dass sie das Ganze am vollkommensten ausspreche, dass sie allen Dingen das Organ sey, durch welches sie die Einwirkung aller Kräfte des Ganzen erfahren. Die einzelnen Dinge sind in sich selber kein Ganzes, sondern jemehr sie von der Erde gehalten werden, desto mehr deuten sie an, wie sehr sie nur in dieser ein Ganzes, nur durch sie der Gemeinschaft des Universums theilhaft sind. Die Atmosphäre aber, eine selbständige Erde, steht wie ein Weltkörper, mit allen Gewalten des Universums in Harmonie. Sie ist auch allein das, was jene allgemeinen Veränderungen, welche ganze Zeiten erfahren, hervorbringt, durch sie allein treffen die schnellen Pfeile Apollos ganze Völker, ganze Menschenalter, Pest und andre allgemeine Krankheiten, kommen bekanntlich durch die Atmosphäre *). So ist diese das Organ, welches alle Wechsel, welches alle Macht und Herrlichkeit des Weltalls, den Einzelnen verkündet.

Es

---

*) Dass aber dieses nicht durch den Einfluss (im gewöhnlichen Sinn des Worts) der Atmosphäre gewirkt werde, davon ſpäter. Die Verbindung mit der Luft, gewährt nur den Individuen, dass sie selber das Ganze darstellen, und dass sie selber in jene Perioden (selbstständig) eingehen, welchen das Ganze unterworfen ist.

Es gleichen, in der leichten Empfänglichkeit für die Einflüsse des Ganzen, die Vögel und Insekten, der Luft, die sie bewohnen. Die Vögel sind schon nach dem Ausspruche der Alten, dem Munde der Götter näher, sie erfahren eher den Rath der Olympier, der den Sterblichen, tief am Boden fest gehalten, erst nach seiner Ausführung bekannt wird. Es haben alle frühere Zeiten das Geschlecht der Vögel mit religiöser Achtung verehrt, aus ihnen nahm man Zeichen, guter oder böser Vorbedeutung, auf ihren Flug, ihre Bewegungen zu achten, wurde für sehr würdig gehalten, selbst nach dem Tode ehrte man die Leichname dieser Götterboten, besonders in Ländern, wo Ackerbau in Ansehen stand, und wo von gewissen Veränderungen der Witterung alle Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit abhieng. Sehr gewiss ist es, dass diese Verehrung, welche die Vögel fast vor allen Thieren genossen, in Zeiten, wo der Mensch, einsam unter Thieren, Blumen und Gebirgen lebend, ein gebohrner Naturforscher war, auf die Eigenschaft der Vögel, das Wetter zu verkünden, gegründet war. Diese hat ihnen in den Zeiten der wahren Beobachtung, das allgemeine Ansehen der Propheten verschaft. Jenen Zeiten der ersten Einfalt, waren die Veränderungen der Witterung, die ihnen Ueberfluss oder Mangel, Heil oder Unheil gaben, unmittelbare Einflüsse der Gottheit; diese war es, welche das Gewölk ausspannte über den Himmel, welche den Thau herabgoss in heiliger Fülle, über gebautes Land und über Wüsten, dass dem Kraut, dass dem Thier Leben würde und Futter. Jene Thiere, welche den Willen der Gottheit, welche Regen und Dürre *) vor-

---

*) Es gehört hieher auch die Eigenschaft der Vögel, mehr als andre Thiere die ungesunde Beschaffenheit der Luft anzudeuten. Ue-

voraussagten, schienen hierzu einer eigenthümlichen Begeistrung zu bedürfen.

In unsrer Zeit, verborgen in sichre Mauern, haben wir minder auf die Vorbedeutungen der Naturveränderungen Acht, Schiffer aber, den Einfluss derselben mehr ausgesezt, wissen es sehr gut, dass die Vögel (nicht bloss eine Art, siehe Hasselquists Reise) ein langes Vorausgefühl der Wetterveränderungen haben, und schliessen aus der Beobachtung der Vögel meist sehr sicher; Landleuten, Jägern, und andern Liebhabern der Natur, sind auch eine Menge Zeichen an den Vögeln bekannt, welche auf Wetterveränderungen schliessen lassen; nicht minder sind solche Zeichen bey den Insekten bekannt. Uns Allen aber sind Vögel Vorboten des Frühlings, Verkünder der nahen Wärme, oder im Herbst Verkünder der Stürme und der Kälte.

Erfahrungen dieser Art, welche später noch mit vielen andern sollen vermehrt werden, können uns auch dienen, zu erkennen, wie sehr alle Lebendige in sich selber ein Ganzes ausmachen, wie sehr innig sie selber mit dem Leben des Weltganzen in Einheit stehen. Es geschieht keine Verändrung im Ganzen, an welcher nicht alle Einzelne, die mit ihm in Einheit stehen, (lebendig sind) innigen Antheil nahmen. Einmahl mit dem All in Verbindung, von seinen Kräften durchdrungen, werden alle Veränderungen desselben in jedem Individuum selbstständig hervorgebracht, und die Witterung z. B. ist nicht die einzige Weise, durch welche sich die Einflüsse im-

---

Ueber gewisse Seen und Moräste, welche ungesunde Luftschichten über sich haben (die sogenannten ἄορνους der Alten) fliegt kein Vogel.

im Gestirne thätig erweisen. Es wird ihre Wirksamkeit in jedem Einzelnen, welches des Einstimmens in diese allgemeine Harmonie fähig ist, eben so deutlich erkannt, und die Dinge werden nicht etwa erst durch den Einfluss der Witterung bewegt, an den allgemeinen Naturereignissen Theil zu nehmen; sondern, in Verbindung mit derselben Ursache, welche die Verändrungen der Atmosphäre bewirkt, werden sie unmittelbar und selbstständig denselben Verändrungen unterworfen, als diese. Ja man würde mit demselben Unrecht von einer grossen Uhr, nach welcher eine Menge kleinere gestellt wären, behaupten, dass sie die Ursache sey, welche alle Bewegungen, alle Verändrungen in diesen kleineren Uhren hervorbrächte, weil diese alle dann schlagen, wenn die grosse Uhr schlägt, weil sie in alle Verändrungen derselben mit einstimmen. Es ist ein Mechanismus, eine Ursache des Wirkens in Allen, aber sie ist in Allen selbstständig, und das Eine von dem Andern unabhängig.

Dieses wird den Augen sehr sichtbar, und gewiss, wenn wir auf jene Individuen achten, welche, ganz unabhängig von den Verändrungen des Erd-Ganzen, die bevorstehenden Wechsel früher erleiden als dieses. Nur das Vollkommenste, das ganz Gesunde und Starke, stimmt mit seinem Ganzen in jedem Augenblick vollkommen überein, tritt mit ihnen gleichzeitig in alle Verändrungen ein, und verlässt sie mit ihm gleichzeitig; das minder Vollkommne aber wird leicht um etwas früher oder später von ihnen ergriffen. Jene Fälle der Vorausverkündigung bey den Vögeln, gehören schon hieher, die wir vorhin anführten. Nicht minder ist vielen unter uns bekannt, wie ein krankes Glied, (ein erfrorner Fuss, alte Schäden u. s. w.) wie auch ein durchaus kränklicher

Leib, das zukünftige Wetter oft um einige Tage vorausfühlen lassen, lange zuvor, ehe Thermometer und Barometer, und andre empfindliche Instrumente irgend eine Verändrung andeuten; so sind auch jene Fälle, die uns die Erfahrung an sehr unreizbaren Individuen darbietet, welche oft, wenn die Verändrung des Wetters schon um einen Tag vorübergieng, nun erst von ihr ergriffen scheinen, Beweise eines entgegengesetzten Verhältnisses, wir erkennen sie aber nur selten oder nie in dieser Bedeutung an, sondern diese Fälle werden noch der schon vorübergegangnen allgemeinen Verändrung zugeschrieben. Indess könnten doch wohl jene erstern Fälle, da z. B. ein Glied früher von der Kälte leidet, als diese eintrat, früher das zukünftige Thauwetter, die bevorstehende Nässe vorausempfindet, ehe sie wirklich wurde, sehr leicht auf eine andere Ansicht führen.

Schwächere Individuen, um noch einige Worte hierüber hinzuzufügen, sind — zeitlicher und vergänglicher als andre — dem allgemeinen Wechsel der Zeiten mehr, und früher unterworfen als andre, der Gang der Zeit, welche ihnen eingebohren ist, wie allen Andern, ist bey ihnen schneller, und führt sie früher zu dem allgemeinen Ende des Lebens als Andre. Wie bey Kranken der Puls schneller schlägt, alle Lebensbewegungen hastiger und schneller geschehen, als bey Gesunden; so sind die Perioden, in welchen die Verändrungen des Ganzen, und des mit ihm vollkommen Harmonischen (Gesunden) geschehen, bey dem Schwachen und Reizbarern kürzer; die zarte Blume, die sich noch bey voller Sonne schliesst, hat gleichsam einen kürzeren Tag, hat früher Nacht als Andre, das vergängliche Insekt, das Kranke und Beweglichere, geht früher in die allgemeinen Witterungsverän-

de-

derungen ein, als das starke Thier, das Gesunde. Bekannt ist es auch, dass bey bevorstehenden allgemeinen Krankheiten (Pest u. a.), welche mit mächtigen Veränderungen der Witterung gleichzeitig sind, einige reizbare Individuen früher von der Krankheit ergriffen werden, welche bald hernach ganze Völker ergreift, diese deuten das Künftige voraus an, wie schwächliche Bäume früher blühen, wenn der Frühling naht, als andre gesunde, wie schwächliche Jünglinge früher mannbar werden, als stärkere. Ja wir sehen nicht selten Sterbende und Kranke (in einigen Fällen Wahnsinnige und sogenannte Nervenkranke) die künftigen Hauptwechsel und Zeitveränderungen (Schicksale) ihres ganzen Geschlechts, ihres ganzen Jahrhunderts voraussagen. Diese gehen alle Individuen auf gleiche Weise an, und es stellt ein jedes in sich sein ganzes Geschlecht, sein ganzes Jahrhundert dar. Es ist diese Gabe des Prophezeihens in solchen Fällen den Individuen durch das, was uns oft des höhern Lebens erst fähig macht, Krankheit, mitgetheilt, in andern aber mag sie von mehr als von Krankheit abhängen.

Auch die Atmosphäre, um es noch kurz zu erinnern, ist zu gewissen Zeiten und an gewissen Orten reizbarer für die allgemeinen Einflüsse der Gestirne als an andern. Es treten deshalb die Veränderungen der Witterung zu gewissen Zeiten und an einigen Orten früher ein, als die eigentlich vollkommne Wirksamkeit jener Einflüsse begonnen hat, an andern später. Es wird heute diese Strecke Landes von Regen benezt, morgen jene, beyde aus einer Ursache u. s. w. Es lehrt uns dies alles schon vorläufig, wie wenig in gewisser Hinsicht bey Dingen, welche eines selbstständigen Lebens fähig, und mit dem

Ganzen in vollkommner Einheit sind, an eine Abhängigkeit des Lebens von sogenannten (groben — sinnlichen) Einflüssen (Reizen) zu denken sey. Es geschieht alles nach einer vorherbestimmten Harmonie aller Theile, in allen selbstständig, in allen aus gleicher Ursache, und die Veränderungen, welche dem Ganzen geschehen, dürfen nicht erst von einem Einzelnen an das andre fortgepflanzt werden, sondern sie geschehen in Allem von selber.

Es ist nun noch übrig, einiges von der körperlichen Entstehung der Atmosphäre zu sagen, und von dem allgemeinen Prozess, durch welchen dieses Meer des Lebens, bewegt von dem Hauch des Unendlichen, ewig erneuert wird. Ich glaube nicht, dass man nöthig habe, einen allgemeinen Oxydations- und Desoxydationsprozess zu Hülfe zu rufen, um die Ersetzung jenes Theils der Luft, welcher täglich verbraucht wird, zu erklären, besonders da auch jene Substanzen, welche nach des scharfsinnigen **Steffens** Meynung das Oxygen hergeben sollen, nichts als Kohlensäure, oder gekühltes Wasserstoffgas geben. Es würde hernach bey der gewöhnlichen Erklärungsweise neue Schwierigkeit seyn, das, was zwar an sich gewiss ist, die Umwandlung der Kohlensäure in atmosphärische Luft zu erklären; gelänge dieses indess, so müsste uns die einzig mögliche Weise der Erklärung endlich unmittelbar auf andre, nähere Quellen der Lufterzeugung führen, welche jenen Desoxydationsprozess vollkommen entbehrlich machen.

Der scharfsinnige **Winterl** hat schon den Anfang gemacht, das Sauerstoffgas aus sehr reifen Gründen: Wassersäure zu nennen, das Wasserstoffgas — Wasserbasis. „Denn das Wasser sey das gemeinschaftliche Sub-

„strat

„strat beyder, das Sauerstoffgas sey eine Säure wie andre „Säuren, und könne im entsäuerten so wie im übergesäuerten Zustand dargestellt werden, unter denselben Umständen als andre Säuren; so werde auch das Wasser „durch dieselben Ursachen zu dem sauren Zustand (als „Lebensluft) begeistert, durch welche andre Säuren es „werden, und dieselbe Weise, welche andre Säuren übersäuert, gewährt dies auch der Wassersäure." Man kann mit Recht behaupten, dass durch diese neue Nomenklatur ein Schritt weiter zur Erkenntniss der Atmosphäre gethan sey. Wir werden daher auch künftig diese schicklichern Nahmen oft für die Lebensluft wählen.

Ist das Sauerstoffgas, wie es erwiesen ist, nichts anders als Wasser, welches im Zustand der Azidität (im Streben sich mit der Basis zu vermählen) luftförmig geworden ist, muss man ferner schon in den bisherigen Erfahrungen anerkennen, dass das Wasser eben so wohl in bloss sauren als in bloss basischen Zustand versetzt werden könne, (s. Ritter, Winterl, Oerstedt u. a.) so hat man schon Aussichten, die körperliche Entstehung der Atmosphäre besser zu begreifen. Auch sind, besonders seit unsers Winterls Untersuchungen, eine Menge heller Ansichten über diesen Gegenstand verbreitet, der wohl mit Recht die Blüthe der ganzen chemischen Welt genannt werden mag. Die Andronie besonders kann man wohl eine Entdeckung nennen, mit welcher einer neuen Zeit neue mächtigere Organe gegeben worden, tiefer einzudringen in die Welt der Stoffe, als bisher geschehen.

Diese Andronie ist ein so beträchtlicher Bestandtheil der Atmosphäre, dass man diese als eine Verbindung der Wassersäure und der Andronie, welche mit Wassersäure übersättigt ist, betrachten kann. Der übersättigende Antheil der Wassersäure ist es, welcher jene Verbindungen eingeht, welche zu allem Leben fast unentbehrlich sind; das was zurückbleibt, der Stickstoff, scheint eine mit Wassersäure eben genau gesättigte Andronie.

Wenn wir nun betrachten, welches der Ursprung der Andronie sey, so werden wir sehr bald erkennen, dass der lezte abgestumpfteste, am meisten des Gegensatzes fähige Antheil aller Körper (ausser dem Wasser), Andronie heisse. Jene Basis, welche nach Winterls Versuchen der Andronie geradezu entgegengesezt war, die reine Kalkerde, wenn sie in einem Zustand der hohen Entkräftung in ein gallertartiges Wesen verwandelt worden, welches mit Wasserdämpfen verfliegt, was ist sie wohl anders als Andronie? Es ist wahr, die gewöhnlichen Reagentien wirken auf die noch nicht vollkommen entkräftete Kalkerde noch wie vorhin; bey dem höchsten Grad der Abstumpfung kann sie aber nach Winterl (Note 45. seines Werks), im völlig unkenntlichen, durch kein Reagens mehr wahrnehmbaren Zustand zugegen seyn. Die Potasche geht durch die höchste Abstumpfung in einer ähnlichen Form über, da sie Eigenschaften erhält *), welche den vorigen ganz entgegengesetzt scheinen. Organische Körper, die Erwecker des Gegensatzes, (in allen Stoffen) welche sie in sich aufnehmen, die Werkzeuge, welche die höchste Abstumpfung in den Körpern hervorrufen, enthalten die meiste Andronie.

---

*) Sie wird eine Säure, Säuren aber unterscheiden sich unter andern dadurch von den Grundlagen, dass sie den selbstständigen Gegensatz vollkommner in sich tragen als diese — oder was dasselbe heisst: dass sie mehr freye Andronie sind als die Grundlagen.

nie. Die Kohle, die Asche der Pflanzen, durch einen neuen mächtigen Einfluss noch mehr entkräftet, geben durch eine neue Neutralisazion, welche sie endlich völlig in ihre Bestandtheile zu zersetzen scheint, Andronie. Alle nährende Bestandtheile organischer Körper, die wir geniessen, enthalten sie im Ueberfluss, und es scheint der Assimilationsprozess der Naturen, da er sehr gewaltig ist, alle Nahrungsmittel, welche sie auch nicht enthalten, in Andronie (auch Abstumpfung) zu verwandeln. Ja es scheint den Organismen eben so leicht möglich, im Gegentheil Andronie in Kalkerde und andre Basen zu verwandeln, wie sie jenes vermochten. Hühner und andre, welche keine Kalkerde genossen, Pflanzen, in reinem destillirtem Wasser ernährt, scheinen die Andronie der Atmosphäre in Kalkerde verwandeln zu können u. s. w.

Die Kieselerde, und eine sehr grosse Menge Mineralien, welche auch nicht zum Kieselgeschlecht gehören, die unedlen Metalle, Schwefel, Phosphor, enthalten eine grosse Menge dieses Bestandtheils, und jene Zeugen der frühesten Urzeit beweisen auch in dieser Hinsicht, was später noch soll weiter auseinander gesetzt werden, dass sie das schon sind, was die Kalkerde durch einen längeren aber ungleich höheren Prozess erst im Begriff ist zu werden, dass sie auf ihre Weise das Ziel des Strebens schon erreicht haben, was den jüngeren Gebilden der Erde unendlich weiter und höher steht. Es ist in jenen das Verlangen, ganz, im vollsten Maass von der mütterlichen Kraft der Erde durchdrungen zu seyn, und mit ihr in innigster Vereinigung, an ihren Brüsten den heiligen Strom des Lebens zu trinken; gleich wie die Pflanze — ein Säugling — noch aus der Mutter unmittelbar Leben und Nahrung erhält: die Kinder der jüngeren

ren Zeiten aber, die Kalkgeschlechter, und die Familien der Stoffe, welche einst bey der neuen Umwandlung der Dinge aufkommen, streben gleich der Mutter, frey, selbstständig, gleich ihr: Träger aller Weltkräfte zu seyn. Gleich wie das Thier, nicht mehr am Busen der Mutter, und nur in ihren Armen getragen, der eignen Bewegung, des selbstständigen Seyns fähig ist, und sein Leben unmittelbar aus dem Quell des Seyns trinkt.

Die Urgebirgsarten, die ungeheuren Granit, Gneuss u. a. Massen unsers Planeten, enthalten in ihren Bestandtheilen eine ungemeine Menge Quarz (der sich bekanntlich gegen andre Grundlagen als Säure verhält, und nach Winterl aus Andronie und Kalkerde besteht). Es scheinen diese Gebürge, durch die Einwirkungen des Lichts, und jenes Wassers, das sie durch einen eigenthümlichen Prozess in Menge in und um sich anhäufen, sich unaufhörlich in ihre Bestandtheile zu zerlegen — zu verwittern. In jenen Höhen, da die Gebürge ihre nakten Häupter den Einwirkungen der Sonnenstrahlen unaufhörlich darbieten, ist die Verdünstung, und die Zerlegung bekanntlich am heftigsten, am unwiderstehlichsten, und hier ist es, wo das Wasser, begünstigt von seinem Bräutigam, dem Licht, die Andronie (die durch Vermählung mit der Wassersäure luftförmig wird) aus ihren tausendjährigen Banden befreyt, und sie endlich der Liebe und des selbstständigen Lebens fähig macht,

Schon Wiegleb und andre erhielten Stickstoffgas, wenn sie Wasserdämpfe durch glühende gläserne Röhren leiteten, die mit Glasstückchen angefüllt waren; nach Girtanner wird Stickstoff entwickelt, wenn sich das Wasser durch Erhöhung der Temperatur mit den Erden

ver-

verbindet, und die Thonerde (eine sehr zusammengesezte Grundlage nach Winterl) begünstigt durch ihren neutralen Zustand die Zerlegung des Wassers am meisten, auch die Kalkerde vermag es, und in noch grösserm Grad, als die zu den gewöhnlichen Versuchen angewendete Kieselerde. In allen diesen Fällen wird aber bloss Stickstoffgas erhalten, es ist keine Spur von Wasserbasis vorhanden. Noch merkwürdiger ist Hauys bekannter Versuch, der, als er Wasserdämpfe über glühendes Bley oder Zinn streichen liess, 64 Theile Stickstoffgas, und 36 Theile Sauerstoffgas erhielt, ein Verhältniss der Gegensätze, das sich dem der atmosphärischen sehr nähert. Diese beyden zulezt angewendeten Metalle, enthalten eine ungemeine Menge Andronie in ihrer Mischung, diese gab mit Wassersäure Stickstoff, der andre Theil des Wassers blieb als reine Wassersäure, als übersättigender Antheil zurück. u. s. w.

Es wird in unserm Jahrzehend, wo die Chemie so manche Aufklärung erhalten, von der man vorhin nichts ahndete, nicht mehr widersprechend scheinen, dass man in allen diesen Fällen, den vermeinten unzertrennlichen Gefährten der Wassersäure, das Hydrogen nicht fand. Wem die Ritterschen u. a. Versuche, über die Zersetzung des Wassers, wem van Marums Versuch, der aus dem Wasser das mit dem sauren Pol der Elektrisirmaschine in Verbindung stand, reines Sauerstoffgas, ohne Spur von Hydrogen erhielt, lange noch nicht überzeugend scheinen, der wird durch viele andere Fälle, wie sie unser fleissiges Zeitalter darbietet, alle seine Zweifel gehoben finden. Um nur einen einzigen sehr gemeinen Fall aufzuführen, so verhält sich das Wasser, das man mit Vitriolölsalz vermischt, zu diesem als Wasserbasis — als Hy-

Hydrogen, es erhizt sich mit ihm, und stumpft es ab, wie jede andre Grundlage. Demohnerachtet entwickelt sich dabey keine Spur von Wassersäure, oder sonst freyer Säure. Bey der Mischung des Wassers mit sehr starken Kalien und ätzenden Erden, mit denen es sich auch erhizt, scheint das Umgekehrte statt zu finden; wieder ohne Spur von Hydrogen, u. s. w. Ja es scheint die Wasserbasis nicht selten die Natur der Wassersäure anzunehmen, welcher sie doch nach der gewöhnlichen Meynung geradezu entgegengesetzt seyn soll. Sie verkalkt nicht allein die Metalle am säuernden Pol der Voltaischen Säule, und bildet am negativen mit ihnen die bekannten Hydrogenale, sondern sie verhält sich auch in vielen andern Fällen als Säure. Besonders die Andronie scheint ein eigenthümliches Vermögen zu besitzen, nicht allein das Wasser, nach ihrem Bedürfniss in Wassersäure zu verwandeln (Säuren zu begeisten) sondern auch in der schon entschieden ausgebildeten Wasserbasis, (wie ein stärkerer Magnet in dem gleichnahmigen Pol des schwächeren), die entgegengesetzte saure Eigenschaft hervorzurufen. Das Erstere bezeugen die obenangeführten Fälle, wo das Wasser, wenn es mit der Andronie der Körper verbunden wurde, durchaus Säure zu werden schien. Das letztere zeigt sich nicht minder häufig. Es wird nicht allein die Kohle durch den Zutritt der Wasserbasis, zu sauren Eigenschaften begeistet, welche mit dem Hydrogengehalt wachsen, und man kann sie durch Vermindrung des Hydrogens dem sauern Zustand so sehr entführen, dass sie endlich bey dem höchsten Grad der Vermindrung in basischen Zustand übergeht, sondern der Schwefel und andre Andronie haltige Stoffe, geben dem männlichen Vermögen des Hydrogens, das es an schwachen Basen ausübt, ein gleich vortheilhaftes Zeugniss.

niss. Der Schwefel wird durch den Zutritt des Hydrogens zu der entschieden wirkenden Hydrothionsäure; Essig, (s. Winterl p. 298.) salzsaure Luft u. a. scheinen den höchsten Grad ihrer Säurung von dem Hydrogen, das sie enthalten, empfangen zu haben, nicht minder die (nach Winterl) übersaure Salpeterluft, welche dem Sauerstoffgas gleich der Wasserbasis begierig entgegen geht, und nachdem sie sich mit ihm verbunden (das Streben des, was Hydrogen an ihr war, befriedigt hat), in minder sauren Zustand zurückkehrt. Ja das Wasserstoffgas, das mit reiner Andronie in Berührung gewesen, brennt nun mit vollkommen grüner Flamme, was man auch am Hydrogengas bemerkt hat, das mit salpetrigter Säure gemischt war. Die Flamme drang, als man das Gas aus einer Blase an ein Licht drückte, in die Blase hinein, und machte jene Explosion, welche immer von dem Beyseyn des Sauerstoffgases zeugt. Ich möchte, analog mit den vorhin angeführten Fällen zu schliessen, die Entstehung des Sauerstoffgases in diesem Falle lieber dem Vermögen der Andronie zuschreiben, das Wasser sauer zu begeisten, als einem geringen Antheil athmosphärischer Luft, der sich verstohlen eingeschlichen. Auch verhielt sich die Andronie, die mit Wasserstoffgas, oder dem Hydrogenhaltigen Alkohol in Berührung war, eben so als die, welche eine Zeitlang in reiner Lebensluft gestanden, durch beyde Weisen wurde sie in der Atmosphäre beständig (S. Winterl). So erhielt auch der Vater der neueren Chemie, in einem Falle, welcher die Essigsäure in dem Zustand der höchsten Entkräftung darstellte, die Bestandtheile derselben, Kohlensauresgas und Wasserstoffgas, in einem so veränderten Zustand, dass jenes*)

nicht

---

*) Es verhielt sich überhaupt vielleicht wie die Wassersäure, die nach der Abstumpfung der Kohlensäure in Grundlagen als Aetzstoff zurückbleibt — der Andronie meistens beraubt.

nicht mehr auf das Kalkwasser wirkte, dieses aber seine Eigenschaft, sich mit dem Sauerstoffgas zu entflammen, ganz verlohren hatte. Diese Eigenschaft, scheint es aber sonst nie, auch im höchsten Grade der Abstumpfung (durch den Lebensprocess) zu verlassen, es musste daher der Kohlensäure einen Theil ihrer Andronie entzogen haben, und mit dieser Stickstoffgas geworden seyn. Ist aber Stickstoff eine Verbindung der Andronie mit Wassersäure, so müsste auch in diesem Falle die Wasserbasis saure Eigenschaften erlangt haben. Ja sogar jener Antheil des Hydrogens, der im Ammoniak enthalten ist, hat die ätzende Eigenschaft, die er dem Stickstoff zu geben scheint, mit dem Sauerstoffgas gemein, welches nach Winterl auch bey andern Grundlagen, Ursache der ätzenden Eigenschaft ist.

Auf eine umgekehrte Weise, scheint die Wassersäure ihre sauren Eigenschaften zu verlieren, ja endlich in Wasserbasis überzugehen. Winterl sahe sie nicht allein in einem wohlverwahrten Gefäss, das der Kellerluft ausgesezt war, ganz verschwinden, sondern in einem Fall, den er p. 202. erzählt, war sie durch denselben Einfluss vollkommen in Wasserbasis übergegangen. Wie stimmt dieses mit der Annahme der Antiphlogistiker überein? Wird man auch aus ihrer Theorie die Umwandlung des Sauerstoffgases in Wasserstoffgas, oder die Umkleidung des letzteren in jenes erklären können?

Wir bemühen uns vergebens diesem Proteus, dem Wasser, ein unabänderliches Gesetz aufzulegen, nach welchem er beständig erscheinen soll. Er wird sich an diese Kleiderverordnung wenig kehren, da seine wunderbar veränderliche Neigung sein einziges Gewand ist. Es ist hier das Reich des Gegensatzes, der sich bey jeder leisen Anregung hervorthut, einer Liebe des Alls gegen Alle, welche, so wie die Neigung dieses oder jenes Einzelne traf, sich anders äussert. Es ist dieselbe Neigung, dasselbe Streben, das sich hier dem vollkommneren Gefährten mit weiblicher Wärme (als Basis) anschliesst, dort schwächeren, minder vollendeten Stoffen, mit männlicher Inbrunst (als Säuren) begegnet; wie das Licht, dem Streben (der Farbe) der Körper angemessen, bald so, bald anders auf diese wirkt. Die schöne Zeit ist endlich im Gasförmigen Zustand den Stoffen gekommen, da ihr allseitiges Streben nicht mehr durch die Erde in einer beschränkten Gränze fest gehalten wird.

Wenn man also schon jezt das Wasser in der Lebensluft der Atmosphäre anerkennen kann, ohne um das Verschwinden des Hydrogens verlegen zu seyn, so wird die stete Erneuerung jenes Princips, welches fast von allen Stoffen in jedem Augenblick vermindert wird, keine so grosse Schwierigkeit mehr haben. Die Wassersäure der Atmosphäre hat wirklich ihren Ursprung aus dem Wasser, und der Stickstoff ist wirklich nicht ganz ohne Grund von einigen früheren Chemikern ein aufgelöstes, luftförmiges Metall genannt worden. Es gehen endlich alle Stoffe, einige früher andere später, in jenen Zustand über, in welchem sie des selbstständigen Gegensatzes fähig werden. Dieser Zustand stellt die meisten als Andronie dar. Es ist bekannt, dass Black und Macbride die fixe Luft als das bindende, zusammenhaltende Princip aller Dinge betrachteten, weil sich bey der letzten Vernichtung und Auflösung derselben meist Luftsäure entwickle (mit Wassersäure verbundne Andronie, die sich als Stickstoff oder als Luftsäure darstellen kann), und vielleicht giebt es auch

auch überhaupt für alle feste und dichte Substanzen, keinen andern Weg in Luftform überzugehen, als dass sie auf ihre Weise die selbstständige männliche Natur annehmen, Andronie werden (S. Abschn. VI.).

Wer die Fälle, welche Winterl sehr mannichfaltig zusammengestellt hat, aufmerksam las, der wird wohl überzeugt worden seyn, dass das Wasser (oder die Atmosphäre) zur Entwicklung beständiger Luftform unumgänglich nöthig sey. Stoffe, welche kein Krystallisationswasser enthalten, welche in verschlossnen Gefässen dem Feuer ausgesetzt werden, können durch keinen Grad der Hitze zur Luftform gebracht werden, es geschieht aber ihre Verdampfung, wenn man Wasserdämpfe über sie hinstreichen lässt; trokne Körper, welche schon längst keine schweflichte Säure, die sie in ihrer Mischung enthalten, mehr geben, entwickeln sie aufs neue in beträchtlicher Menge, wenn nach Zerschlagung der Retorte der Atmosphäre der Zutritt geöfnet wird. Das Wasser ist überall der Erwecker des Gegensatzes, wir werden es künftig in dieser Wirksamkeit öfters aufstellen. Nicht allein im Galvanismus, (durch Hervorrufen des Gegensatzes) und in den Auflösungen und Vermählungen chemischer Körper, wird man das Wasser uberall thätig finden, sondern in allen Prozessen auf Erden, welche in der Vermählung der Gegensätze bestehen, sehen wir Wasser und Luft eine Hauptrolle spielen. Es bereitet das Wasser schon in sehr starken Grundlagen und Säuren den Gegensatz vor, (stumpft sie ab) noch leichter in denen, welche schon grössere Anlage dazu haben.

Das Wasser geht mit allen der Luftform fähigen Körpern in den Gaszustand über, schon die blosse Berührührung der Atmosphäre, entführt das Wasser, und überdies sehen wir noch täglich durch eine Menge andrer Naturprozesse eine Menge Wasser verdampfen, welches in dem atmosphärischen Zustand meist durch kein Mittel mehr zu erkennen ist. Wo unsre Instrumente Feuchtigkeit andeuten, ist die Luft schon verändert — 'zersetzt. Warum sollten wir daher nicht glauben, was uns der Augenschein lehrt, dass dieses Wasser, welches doch kein Wasser mehr ist, nicht mehr als solches wirkt, als wirkliche atmosphärische Luft (begeistet) zugegen sey? Jene Naturprozesse, welche das Wasser in der Atmosphäre aufs neue bilden, seine Gegensätze hervorrufen, wirken sehr wahrscheinlich durch nichts anders als durch Ausscheidung der Andronie. Wir sehen schon durch die ätzende Potasche, wenn sie dem Stickstoffgas einer nicht Kohlensäure - haltigen atmosphärischen Luft ihre Andronie raubt, (um ihren Aezstoff wieder in Kohlensäure zu verwandeln), eine verhältnissmässige Quantität Wasser niedergeschlagen werden, das sich bis auf die Oberfläche den nahen Körper verbreitet; es wird bey plötzlichen Umwölkungen (nach Winterl) eine Menge Andronie frey. Alle feurige Luftphänomene, (die Blitze, die Meteorsteine u. a.) enthalten eine Menge Schwefel, Quarz, und andre sehr Androniehaltige Stoffe, und alle Witterungsveränderungen scheinen nur durch eine Abänderung des Mischungsverhältnisses der Andronie und der Wassersäure der Luft gegründet, und wohl bey allen wird dieser Bestandtheil ausgeschieden. Damit aber ein Bestandtheil aus einer neutralen Verbindung ausgeschieden werde, ist es nöthig, dass der andre Theil der Mischung im Gegensatz mit einem andern, neu hinzugekommnen Stoff versezt werde; es wird z. B. eine Grundlage aus ihrer Verbindung mit andern Säuren gefällt, wenn eine neue Grundlage

Lage hinzukömmt, mit welcher die Säure des Salzes einen Gegensatz eingeht, sich zu verbinden strebt. Der Stoff, mit welchem sich jenes Gas, welches mit der Andronie des Stickstoffs verbunden ist, in Gegensatz stellt, kann kein andrer als die Wassersäure seyn, was heisst aber nach der Verbindung mit der Wassersäure streben anders, als: sich verhalten wie Wasserbasis, Hydrogen werden. Der Theil der Luft, welcher die Andronie neutralisirt hat, wird daher in jenen Naturprocessen, welche den vollkommnen atmosphärischen Gegensatz hervorrufen, zur Wasserbasis begeistet, um mit dem andern, der sich wie Wassersäure verhält, sich zu vermählen. Blitz und andre leuchtende Meteore sind zugleich Zeugen dieser Vermählung, und der Ausscheidung der Andronie, die sich meist als Schwefelsäure u. a. äussert.

Warum sträuben wir uns so gewaltig, das, was schon fast unsern unvollkommnen Instrumenten möglich geworden, auch der Natur für möglich zu halten? Ist diese etwa, welche überall Leben und Vollendung erschafft, minder mächtig als unsre Oefen und Zangen? Wir behandeln Stoffe, die wir verändern wollen, oftmahls bloss isolirend, wir reissen sie aus ihrer eigenthümlichen Verbindung mit dem Erdganzen heraus. Die Natur wirkt dagegen auf das Besondre nur durch das Ganze — als Ganzes.

Es ist deshalb warlich eine mächtigere Ursach, welche die Atmosphäre erzeugt, und ihr ewiges Gleichgewicht erhält, als jene Mittel, deren wir uns zur Erzeugung der atmosphärischen Gegensätze bedienen.

Das kohlensaure Gas, welches fast alle Substanzen ent-

entbinden, was nicht allein durch den Desoxydationsprocess einiger oxydirten Körper, sondern nicht minder aus allen organischen Naturen und beym Verbrennen entbunden wird, vermag die Natur nicht minder in heilsame atmosphärische Luft aufzulösen. (Es würde auch sonst die ungeheure Menge der stets neu erzeugten Kohlensäure mehr als 00,2 der Atmosphäre ausmachen). Schon Winterl bewiess in zahlreichen Versuchen, dass die Luftsäure durch Abstumpfung, in Lebensluft (durch Ablegung der Andronie) übergehe. Ja die Kohlensäure besteht ganz aus denselben Bestandtheilen, als der Stickstoff, und ist nur durch einen grössern Antheil Sauerstoffgas, und durch einen mächtigen Grad der Säuerung von diesem verschieden *). Stickstoff und Salpetersäure gehen unter Beyseyn des Wassers in natürlicher Temperatur in Luftsäure über, indem aus der atmosphärischen Luft Salpetersäure, aus dem Salpeter kohlensaure Potasche, und aus der salpetersauren Kalkerde, Kohlensäure entsteht (nach Winterl). Auch diese Processe, welche die Natur oft vollführt, wollen unsern Instrumenten nur mit Mühe gelingen.

Das Kohlensaure Gas wird nach Volta durch blosses Stehen über Wasser, bey der Einwirkung des Sonnenlichts nach einiger Zeit in reines Sauerstoffgas verwandelt. So wurde auch nach Priestley die atmosphärische Luft, in welcher Bier in Essig übergieng, um $\frac{1}{10}$ vermindert, und war eingeathmet plözlich tödtlich, eine beygemischte 4fache Menge kohlensaures Gas verbesserte sie aber so sehr, dass sie zum Athmen tauglich war. Nach

---

*) Jener Antheil Luftsäure, den die Atmosphäre überall enthält, ist ihr nicht zufällig beygemischt, sondern auf ihr nothwendiges (Mischungs-) Verhältniss gegründet.

Nach Sorbait wurde der Pest, welche durch die Einwirkung einer sehr ungesunden Luft entstanden war, und heftig wüthete, an der Mosel, zur Zeit der Weinlese, als eine grosse Menge Wein in Gährung übergieng, auf einmahl Einhalt gethan. Luftsäure, die über Wein stund, welcher Neigung hatte sich zu säuren, war nach Winterl nach einigen Wochen, bloss durch die Einwirkung der Ofenwärme im Winter, so verbessert, dass sie die Flamme unterhielt, gleich gewöhnlichem Sauerstoffgas. Das Gas, das die Pflanzen am Sonnenlicht aushauchen, kann man auch für nichts anders als entsäuertes Kohlensaures Gas halten, da überdies neuere Versuche (in Gilberts Annalen) lehren, dass die Pflanzen (ausserhalb des Wassers) auch im Sonnenschein meist Luftsäure aushauchen. Das Bley vermag die Luftsäure, mit der es sich zu Mennige verbindet, in Sauerstoffgas umzuwandeln u. s. w.

Die Andronie möge also mit der Wassersäure zu Luftsäure, oder zu was sonst für einer Verbindung vereint, in die Atmosphäre übergehn, so entgeht sie doch der Einwirkung jener mächtigsten Naturkräfte nicht, welche den atmosphärischen Gegensatz erhalten. Es gehen alle mannichfaltigen Stoffe, sie mögen im Aussern noch so verschieden seyn, endlich in eine einzige Form über. Denn es ist in ihnen allen nur ein Streben, und wo dieses endlich sich am reinsten ausspricht, vermag es dies in Allem nur auf eine Weise. Die Erde war die Mutter des Mannichfaltigen, die Ursache aller Verschiedenheit; in der Gemeinschaft mit ihr war jedem Einzelnen nur ein gewisser Grad bestimmt, in welchem es an dem allgemeinen Leben Antheil hatte; sind aber nun die Dinge einmal, (durch jene Ursache welche es bey allen bewirkt),

der

der Gewalt der Erde entrissen, so erfüllt sie das allgemeine Streben Alle in gleichem Grad.

Es ist demnach die Atmosphäre auch hierin ein Reich der Todten, da sich endlich Alle Stoffe, ohne Unterschied des Standes und Geschlechts, gleich werden, die Jünglinge und Greise, Gewaltige und Ohnmächtige ohne Unterschied mit einander wandeln, sie alle, das leichte Heer des Schattenkönigs. Auch in dieser Hinsicht ist die Atmosphäre ein Ganzes, die Einheit aller Mannichfaltigen auf Erden, indem sie Alle ohne Unterschied in sich versammlet, die Kräfte aller in ihr zusammenströmen.

Noch einmal möge man zurücksehen, auf das, was die Stoffe in der Erde waren, und jenen Zustand mit dem vergleichen, welchen sie nun erreicht haben. Es sollte ja dieses Werk in allen seinen Theilen nur auf das aufmerksam machen, was beständig, was bleibend ist, an den Dingen, damit doch dem Auge bey dem steten Wandel und Wechsel jener Formen, die sich wie Schatten durch das Reich des Sichtbaren jagen, etwas gegeben werde, worauf es ausruhen könnte; so möge es auch jezt, wie sehr es auch seine Ohnmacht fühlt, seinen Gegenstand nicht ganz schweigend verlassen. Denn jene Unruhe, welche uns Alle, die wir von dem Geist dieser Zeit ergriffen sind, von einer Erscheinung zu der andern treibt, bis wir sehen, dass sie einzeln für sich; alle Täuschung waren, wird vielleicht Viele auch hier vorüberführen, ohne dass sie selbst das Wenige, was ich aus meiner Armuth darbot, aufnehmen. Es war ja aber warlich keiner Zeit so nöthig, als der unsern, auf das Eine in Allen, was allein im Leben besteht und uns ewig führen sollte, hinzudeuten. Die Wahrheit ist den Kindern

dern unserer Tage wie ein zerflatternder ferner Schein geworden, Einige zeugen von ihm, siehe wir sahen ihn eben da oder dort, die Andern aber wollens nicht glauben. Denn das Heilige, das Lebendige ist für uns fast aus der ganzen Natur gewichen, weil es unsere todten Formeln vertrieben haben. Ja man überhebe sich nicht so sehr der Herrlichkeit dieser Zeit, gewiss ists, dass sie der Uebergang zu einer gar mächtigen Zukunft seyn wird, die sich schon mannichfaltig andeutet, aber es möge denen, welche die jetztlebende bürgerliche Welt einer grossen Frivolität beschuldigt haben, nicht entgehen, wie sich dieselbe auch unserer Wissenschaft bemächtigt habe. Doch unsere ganze Zeit gleicht einem grossen Haufen, der vor einer Kirche versammlet ist, ehe der Gottesdienst begann, es ist noch keine Andacht in ihm; Alle werden aber bald von einem andern Geist bewegt werden, dem Keiner widersteht. Doch man verzeihe diesen Abweg, er war erzeugt von wahrer Liebe für die Wissenschaft, welche die herrlichste von allen ist, und nach welcher sich bisher das noch allein hinretten könnte, was einst das Licht war, in welchem Alle wandelten.

Es begleitet die Stoffe nichts in ihr gemeinschaftliches Todtenreich hinüber, als das Streben nach innigerer Gemeinschaft nach unmittelbarem Anschauen, der einen Ursache alles Seyns, alles Lebens. Denn dieses Streben ist es, wie wir hernach beweisen werden, welches den Gegensatz hervorgerufen, welches sich in der Sinnenwelt als Vermählung, in der Menschenwelt als Liebe, endlich aber noch heiliger ausspricht. Dieses Streben ist gewaltiger gewesen als alle vorherigen Eigenschaften und Kräfte der Stoffe, ihm sind diese alle gewichen, alle sind endlich in das eine mächtigere Verlangen übergegangen.

Dieses eine Bestehende, muss daher auch vorhin, als wir sie noch als einzelne Stoffe erkannten, in ihnen gewesen seyn; denn es war eine Ursache, welche sie Alle zum Seyn hervorrief, es muss ein gemeinschaftlicher Geist, ein einmüthiges Streben in Allen seyn, (ein Grund des Bestehens). Wir wollen daher später, wo wir jenes Streben in seiner reinsten Offenbarung, da wo es sich ganz ausspricht, (in den Vermählungen, welche in und mit der Atmosphäre geschehen,) deuten werden, immer vor Augen behalten; es sey dasselbe Verlangen, das die Stoffe zur Schwere, zur Kohäsion u. s., und das sie endlich zur Gemeinschaft mit dem Weltganzen (in den glühenden Augenblicken der Vermählung,) begeistert. Kohäsion und Schwere, alle Formen welche die Stoffe durchwandelt haben, sind nur Vorbereitung gewesen zu dem höchsten Aufflammen dieses Strebens. Den schweren, den cohärenten Körpern erscheint das Universum noch in der Erde allein, die sie gebahr, endlich aber wachen sie auf wie vom Schlummer, und erkennen jene allgemeine Ursache, welche auch die Erde mit Leben erfüllt; sie erkennen sie in jenem Widerschein, der vom Angesicht der Mutter ausgeht, und werden des Geistes des Weltalls voll. Das All und das was es ausspricht, die Tiefe des Lebens, hat sich endlich allein an Allen bewährt, alle andre Banden und Beziehungen sind aufgelösst, es blieb nur die eine, die des Einzelnen auf das Universum.

So vergeht auch an unserm Leben das, was des Einzelnen allein war, alle jene Beziehungen, in denen wir als besondre Individuen zu der Welt des Besondren stunden; und nur eins führt uns hinüber: heilige Inbrunst, Verlangen nach der Gemeinschaft des Heiligen, das andie wird uns ohne Erinnerung vorübergehen. Darum möge uns alles Wissen, alles Streben zu dem führen, zu welchem uns die Welt der Dinge nur Organ ist. Nicht bey dem äussern Gewand dieses Organs dürfen wir verweilen, es soll uns nur seine Bedeutung, seine Bestimmung innig angelegen seyn. Ist nur Eins, welches des ganzen Lebens würdig ist, nur Eins heilig und wahr, welches das Verlangen unsers ganzen Geschlechts ist, warum sollten wir nicht Muth fassen, diesem einen beständigen Ziel auch in unsrer Wissenschaft entgegen zu gehen? Ja es möge immer deutlicher anerkannt werden, wie selbst in jenem Gebiet der Dinge, in welches sich endlich alle Bildung, jede lezte Spur des selbstständigen Lebens wie in ihr Äusserstes zu verlieren scheint, endlich nur Eins besteht, Eins durch alle Wechsel der Formen und Erscheinungen, bleibt: das Streben nach Gemeinschaft mit dem All, mit dem was Aller ist. Es ist aber nur der eine Grund des Seyns, der heilige Quell des Lebens Allen gemeinschaftlich, nur dieser ist in Allen, sein Gewand ist das All. Und auch unsrem Geschlecht wird nur das eine Ziel aller Inbrunst bleiben, wenn alle andern mühseeligen Bemühungen, wie eine drückende Hülle, unter welcher sich das eine Streben äusserte, hinwegfielen. Es erhebt dann die reine Inbrunst, welche allein blieb, wenn die Flammen der lezten Verwandlung alles andre verzehrt haben, ihr Angesicht freyer, und siehe, nur ein lichter Mittelpunkt blieb übrig, seine Strahlen sind unverändert, — nur gewaltiger. Diese, welche dem Leben nur wie Ahndung vorgeschwebt haben, berühren uns reiner, wenn dem starren Auge, welches der Glanz der nahen Verwandlung verlöscht hat, sonst alles vergangen ist. — Möge sich das Auge gewöhnen in der Natur, an allen Dingen, unter jeder Verwandlung das

fest

fest zu halten, was überall und immer besteht, den Bund des Einzelnen mit dem Universum; vielleicht gelingt es dann leichter das Bestehende auch im Leben fest zu halten, und die Natur wird uns von neuem die Führerin zu dem, was einst unser Eigenthum war. Nur eins ist Wahrheit — das was der einige Grund des Seyns, des Erscheinens ist; das Einzelne als solches vergeht, das Ganze aber bleibt, also wird auch das an den Dingen bleiben, was in ihnen Beziehung auf das All war.

Wie in jener schönen Platonischen Ansicht die Seelen der Hingeschiedenen nicht eher aus dem Kerker des Materiellen frey werden, bis sie sich ganz gereinigt, ganz zu dem heiligen Ziel des Lebens gewendet haben; wie der Tod rohen Naturen nur ein neues Herabsinken in den Stoff wird; so werden auch die festen und gröbern Körper nicht eher von der Erde vollkommen frey, bis sie (im Gegensatz nach VI) von jenem reinen Streben, nach vollkommner Gemeinschaft mit dem Weltganzen ganz durchdrungen sind. Früher durch die Nähe des Mächtigeren erhoben, sinken die Dämpfe bald wieder herab, und beginnen das beschränkte Daseyn von neuem; hat sie aber einmal der Athem der Liebe angerührt, so erheben sie sich, und der Augenblick ist gekommen, da sie gleich jener Erdmasse, die sie gebahr, den Geist des Alls in sich empfangen, und da sie, von ihm ergriffen, das neue Daseyn in einer andern Welt, das selbstständige (organische) Leben beginnen. Körperlichen Dingen ist das köperliche Universum, das materielle Weltall, das, nach dessen Bund sie streben, uns aber erscheint etwas Heiligers, dessen Organ die sichtbare Welt war, als das Ende alles Strebens. Bis wir die höchste Gluth dieses Strebens nicht ergriffen haben, und sind

gleich

gleich dem Herzen der Erde von der gleichen Nähe, von der gleichen Gemeinschaft des Einen Bestehenden entzündet, wird uns der Arm der Mutter nicht frey lassen, denn sie hält alles, welches nicht gleich mächtig ist. Es regt sich aber in uns der Fittich der Inbrunst gar gewaltig, und die Liebe eilt aufwärts, dass sie in eignen Flammen vergienge. So möge uns Allen ein gleiches Verlangen seyn, nach vollkommner Befreyung.

Es ist uns die Atmosphäre ein körperliches Bild der vollkommnen Freyheit, der reinsten Vollendung. Sie ist es aber, von welcher man mit Recht mit jenen frühesten Menschenaltern sagen könnte: dass sie der Athem, die Seele Gottes sey.

V.

Von dem Unterschied der beyden Geschlechter.

So haben wir in dem vorhergehenden Abschnitt eine Menge Thatsachen schnell vorübergehen sehen, welche uns schon voraus die ungemeine Wichtigkeit des Gegensatzes in der Haushaltung der ganzen Natur bezeugten. Es muss freylich, ehe wir von der Bestimmung, von der eigentlichen Natur des Gegensatzes geredet haben, das Meiste was im Vorhergehenden nur berührt wurde, Allen unerwiesen und undeutlich, nur wie ferne Ahndung, scheinen; es ist aber auf etwas gegründet, was nach meiner Ueberzeugung sicher und gewiss genug ist. Diesem Ziel aller vorhin aufgestellten Untersuchungen wollen wir uns nunmehr nähern.

Man hat im vorhergehenden Abschnitt, in einer langen, aber noch unvollständigen Erzählung, die hohe Bedeutung des Gegensatzes in der eignen Substanz, und im organischen Bau aller Naturen gesehen; und wie mit ihm vollkommne Bildung, vollendetes Leben erwachen, wie sich durch ihn die Wesen frey von der Erde erheben, dieser gleich werden an der Gewalt des innern Lebens. Und es hätte sich schon früher eine unzählige Menge Thatsachen zusammenstellen lassen, aus denen allen man erkannt hätte, dass zu allem Wirken, allem Leben und Thätigseyn der Dinge der Gegensatz ewig nothwendig sey, dass er überall erscheine, wo irgend eine selbstständige Regung in der Natur hervorgeht. Es wird aber später schicklichere Gelegenheit seyn, noch einige jener Thatsachen aufzustellen. Vor allen aber scheint nöthig, mit allem Fleiss zu prüfen, welche Gewalt, welch innres Vermögen dem Gegensatz sey, durch welche er sich überall so machtig erweist.

Die gewöhnliche Meynung sucht den Grund aller Wirksamkeit des Gegensatzes, in den einzelnen Dingen selber, welche von ihm ergriffen sind. Wir sind überhaupt, was das nicht ganz glücklich gewählte Wort schon selber andeutet, gewohnt, uns in dem Gegensatz, zwey völlig widerartige Naturen zu denken, entgegengesezte Richtungen des Seyns und Strebens. Schon in dem alten bekannten Gesetz, nur das Ungleichartige, das Entgegengesezte zieht sich an, hat man den Grund aller wechselseitigen Anziehung in den einzelnen Dingen selber gesucht. „Es ist (nach diesem Gesetz) den Dingen kein
„Verlangen nach dem, was sie schon selber in vollem
„Maass besitzen, sie bedürfen dessen nicht, was sie
„schon in sich haben, dürfen das nicht erst werden,
„was sie schon sind. Nach jenem aber gienge ihr Be-
„dürfniss, was sie nicht besitzen, was ihrer eignen Na-
„tur abgeht; dieses fänden sie in dem Gegensatz."

„Denn es wären (nach einem jezt gewöhnlich gewor-
„dnen Ausdruck) die Gegensätze, gleich zweyen entge-
„gengesetzten Strahlen, davon der eine nach Aussen,
„sich ausdehnend ins Unendliche strebt, der andre sein
„ganzes Seyn auf sich selber beschränkt, sein ganzes Stre-
„ben in sich selber zurückdrängt. Wo sich beyde be-
„gegnen, erschaffen sie, wie durch einen Niederschlag,
„und gestalten — in der materiellen Welt das Körperli-
„che,

„che, den Stoff. Das Geschlecht entstehe ferner überall durch Expansion des einen, Kontraktion des andern „Pols, und wo sie sich vermählten, entstünde der Mittelgrad, ein bestimmtes Maas beyder Kräfte, eine bestimmte Form. Ein solches Quantum expandirender Kräfte „mit einem solchen contrahirenden vermischt, könne nur „diese und keine andre mittlere Gleichung, nur diese bestimmte Form hervorbringen. Dieses sey im Materiellen der Grund des Beständigen. Beyde Geschlechter „aber bestünden aus zwey so verschiednen Klassen von „Individuen, dass die einen im vorzüglichen Besitz von „Kräften wären, welche den andern mehr abgiengen, jedes von andrer entgegengesetzter Natur, andrer Neigung, andersartigen äussren und innren Verhaltnissen.*

Allerdings sind Kontraktion und Expansion Erscheinungen, welche in der Welt der Stoffe, bey dem Entstehen sowohl als bey der Vermählung der Gegensätze meist hervortreten müssen, weil sich äusserlich beyde Geschlechter wie mehr und minder Freygelassne, Entbundene verhalten; aber jene Phänomene, bloss auf die Welt der einzelnen Erscheinungen gegründet, und eigentlich auch bloss von Stoffen wahr, welche in den Schranken des Besondren, der groben Masse am meisten fest gehalten werden, sind weit entfernt das zu erklären, was aus der Vermählung der Gegensätze hervorgeht. Wir sehen auch die Phänomene der Expansion und Kontraktion nichts weniger als beständig an einem und demselben Geschlecht haften, sondern sie treten von einem in das andre über.

Es war deshalb auch ein seltner Geist unsres Zeitalters,

ters, der berühmte **Schelling**, weit entfernt, seine herrlichen Ansichten der Natur auf so beschränkte Erscheinungen zu gründen. Es lag **Seinen** Ansichten etwas Anderes und Beständigeres zum Grunde, aber die Meisten haben sich bey dem Buchstaben verweilt, und sind in eigenthümliche Irrthümer verfallen. Leicht werden von den Ideen eines grossen Geistes, die aus nichts Endlichen und Besondren hervorgiengen, viele Andre zum Nachklange bewegt, welche ihre Sinnen von dem Einzelnen noch nicht entwöhnt haben, und nach diesem unvollkommnen Nachtönen der Schüler, wird der Meister von der Menge gerichtet. Wir alle, fast von Geburt an zu dem Dienst des Endlichen gewöhnt, und in ihm erzogen, können nur sehr schwer, unsre Augen an das Unbeschränkte, an das Eine in Allen gewöhnen, und haften leicht immer nur an dem Beschränkten, nicht an dem Ganzen. Darum hat man auch leicht über den Bemühungen der Schüler, wo man das verkörpert und vereinzelt fand, was man im ursprünglichen Glanz nicht ertrug, das Werk des Meisters vergessen, und es hat in unsrer Wissenschaft, von neuem eine durchaus beschränkte und unvollkommne Ansicht des Gegensatzes (welcher der Anfang aller Naturlehre ist), überhand genommen.

Lebendig und schön, ist jene Platonische Ansicht, welche auch in späteren Zeiten in einige Darstellungen des (sogenannten) Gesetzes, dass sich das Entgegengesetzte anziehe, übergegangen scheinen. Es will jener zertheilte Engel wieder das werden, was er vor seiner Verkörperung, im Genusse des ursprünglichen Lichts gewesen, darum verlangen seine beyden getrennten Hälften, (Mann und Weib) unaufhörlich und sehnlich, wieder vereint zu seyn, damit, wenn sie also wieder zu einem

Gan-

Ganzen wurden, ihre Fittiche sich gemeinsam erhöhen, und dass sie, ausgesöhnt mit ihrem Ursprung, in die alte erhabene Wohnung zurücke kehrten. So ist, nach dieser schönen Idee, die Liebe das Suchen eines verlohrenen Gutes, eines alten Rechtes der hohen Geburt.

Doch scheinen alle diese Ansichten, den Grund der gegenseitigen Neigung, so wie des Erfolgs der Vermählung, in etwas Einzelnem zu suchen. In einer Eigenschaft, oder vielleicht gar in einem Stoff, welchen das Eine Geschlecht in sich trüge, das andre entbehrte, und wornach diesem zu gewissen Zeiten Bedürfniss wäre; in entgegengesetzten Prinzipien, davon das eine das zeugende, das andre das empfangende sey u. s. f. Der gewaltigste und erhabenste Trieb aller Naturen, ist hierdurch, wo er sich als Geschlechtstrieb äussert, zu einem Kind des Mangels, einer natürlichen Einseitigkeit und Unvollständigkeit der Einzelnen herabgewürdigt worden.

Es muss daher, ehe wir uns einer wahrhafteren Darstellung dieses allgemeinen Triebs, und der eigentlichen Bestimmung des Gegensatzes, als dem Ziel unsrer Untersuchungen nähern, der Grund oder Ungrund dieser Ansichten genau untersucht werden. Ob es Prinzipien oder Eigenschaften gäbe, welche dem einen Geschlecht vor dem andern nothwendig zukommen, eins vor dem andern unterscheiden? Ob es wirklich entgegengesetzte Qualitäten an den verschiednen Geschlechtern gäbe? Ob dieselben den Individuen an sich, schon vor aller Gemeinschaft mit ihrem Gegensatz zukommen, oder ob sie in einigen Fällen erst aus der Wechselwirkung beyder hervorgegehen? Ob es wirklich Übergänge des einen Geschlechtscharakters in den andern gäbe, ja ob nicht unter verschiednen Verhältnissen, ein und dasselbe Individuum jezt dieses, dann jenes Geschlecht in sich darstelle?

Denn fände sich dieses, so wäre uns ein bedeutender Grund, an einer wahrhaft entgegengesetzten Natur der beyden Geschlechtscharaktere zu zweifeln. Ein und dasselbe Wesen kann nicht zweyen vollkommen verschiednen Richtungen folgen. Drükt der Charakter des einen Geschlechts ein Bedürfniss des Einzelnen nach Etwas entgegengesetzten aus, so kann dieses Bedürfniss das Begehrte nicht erlangen, ohne zugleich als solches aufgehoben zu werden. Es können daher keine Übergänge des einen Geschlechts in das andre wahrhaft Statt finden. Ein und dasselbe Individuum muss sich überall, und unter allen Verhältnissen als zu Einem Geschlecht gehörig zeigen, denn verhielte sich dasselbe Ding zu dem einen ausser ihm befindlichen männlich, zu einem andern weiblich, so könnte hier der Geschlechtstrieb nicht von einer Qualität, die es vor jenem voraus hätte, bestehen.

Dieses alles aber, werden wir beweisen, findet in vielen Fällen wirklich Statt, und die beyden Geschlechter sind nur durch ein Mehr und Minder Derselben Eigenschaft unterschieden. Und der Trieb des Geschlechts wird nicht von Mangel oder einseitigem Bedürfniss erzeugt, sondern von dem Streben der Ursache alles Daseyns sich zu nahen, (schaffend). Ja die Individuen wirken bey der Vermählung nicht aus eignen, dem Einzelnen zugehörigen Kräften allein, sondern durch höheren Einfluss.

Der Gegensatz zwischen Säuren und Grundlagen im Chemischen, scheint (in einigen Fällen sehr deutlich), oft erst durch die wechsel-

sei-

seitige Berührung beyder, in den Einzelnen hervorgerufen zu werden. Hieher gehören unter andern jene Fälle, in denen die Säuren durch blosse Berührung wirksamer Grundlagen übersauer werden, z. B. durch die Berührung unedler Metalle, oder durch Einmischen einer andern Grundlage, welche nur einen kleinen Theil der Säure abstumpft, (seiner besondern Eigenschaften beraubt) und den andern dem Auge sichtbar, ganz in jenem Zustande lässt, in welchen die Säuren durch Zusammentreffen mit einer Grundlage stets übergehen. So kann man auch den adiaphoren Tungsteinkalk, durch Schmelzen mit einer Basis; andre, sogar basische Metallkalke durch Einbringen in ätzende Potaschen-Lauge, zu Säuren machen; hinwiederum werden wirklich saure Metallkalke basisch, wenn man sie mit Salzsäure oder Vitriolsäure kocht (die Säuren gerathen dabey in einen mehr sauren Zustand als vorhin). Es gehören hieher alle jene Phänomene, welche wir aus einem Zurücktreten der sauren Eigenschaften aus einem Theil der Säure in dem andern erklären. Denn die mächtige Entgegensetzung (Begeistung) welche bey der Berührung starker Grundlagen und Säuren beyde ergreift, geht uns gewöhnlich zu schnell vorüber, um sie für die Beobachtung fest zu halten, weil durch die gegenseitige Vermählung die Eigenschaften bey den Geschlechtern für die Wahrnehmung aufgehoben werden. Wo dagegen nur ein Theil der Säure seiner Eigenschaften durch Neutralisation beraubt wird, wird der Zustand, welchen das Begegnen der Gegensätze in beyden Einzelnen hervorbrachte, fest gehalten. So werden auch ohnmächtige Säuren und Grundlagen (bey der Einwirkung der Wärme, des Lichts, und andrer mächtigern Einflüsse) weit leichter vom Gegensatz, und von wechselseitiger Neigung ergriffen, wenn bey-

beyde mit einander in Berührung stehen, welches unter andern die Winterlsche Darstellung der Salpetererzeugung bestätigt. So röthet die Boraxsäure im vollendeten Zustand, unverbunden mit einer Basis, blaue Pflanzenpigmente nicht, auf die sie es während ihrer Verbindung mit der geschmaklosen Sode vermag. Der auflösliche Weinsteinrahm, (*Cremor tartari boraxatus*) ist sogar saurer als der Weinstein selbst, vor der Verbindung. So vollendet auch die Vitriolsäure, die im übersauren Zustand mit einer entgeisteten Grundlage vermischt wurde, diese bis zu einem gewissen Grade wieder, stat sie noch mehr abzustumpfen, die blosse Berührung der Atmosphäre scheint auf eine ähnliche Weise die entgeistete geschmacklose Potasche, und das entgeistete Ammoniak wieder zu begeisten. Die Grundlagen zeigen überhaupt nicht minder als die Säuren jene Eigenschaft, durch die Berührung einer Säure mächtiger begeistet zu werden, jener Theil einer starken Grundlage, der nach der Einmischung einer geringen Quantität Säure unverändert geblieben ist, scheint stärker basisch zu seyn als vorhin. Hieher gehören auch Phänomene, welche später ihren Ort finden werden.

So geschieht es bey den Grundlagen und Säuren nicht minder, was wir bey elektrischen Körpern unaufhörlich, und unläugbar bemerken. Wie jener Körper, welcher die Fähigkeit besizt mit vielen andern positiv elektrisch zu werden, keine Spur von Elektrizität zeigt, bis er von einem andern, der sich negativ zu ihm verhalten muss, in ihm berührt wird; wie in ihm die positive Elektricität desto mächtiger ist, je mächtiger die negative des andern Körpers; so wird auch bey den chemischen Körpern der höchste Grad der Begeistung erst durch die gegenseitige Berührung wirksam. So ist schon hieraus

zu

zu schliessen, (und es wird durch das elektrische Verhalten der Körper noch deutlicher) dass der Grund von dem, was aus der Vermählung der Gegensätze hervorgeht, nicht in dem einzelnen Stoff, für sich allein genommen liegen könne, sondern es geht erst aus der Beziehung des einen auf das andre, das Einzelne auf etwas das ausser ihm ist, hervor.

Im Galvanismus, in der Elektrizität, sehen wir denselben Körper jezt positive, jezt negative Eigenschaften annehmen, je nachdem man ihn mit diesem, oder einem andern Körper in Berührung sezte, welcher mehr Anlage zur positiven oder zur negativen Elektrizität besass. Eben so aber, wie Seide mit Eisen gerieben negativ, mit Goldpapier positiv wird, wie das Kupfer mit Gold sich positiv, mit Zink sich negativ verhält, u.s.w.; kann auch derselbe chemische Körper, je nachdem er mit dieser oder jener Substanz zusammengemischt wird, sich bald als Säure, bald als Grundlage verhalten. Die zum Geschlecht der Säuren gehörigen, müssen, wenn sie sich (nach Winterls Ausdruck) unter einander synsomatisiren, der eine sich als Säure, der andre als Grundlage verhalten (da jede Anziehung, jede Vermählung, nur durch den Gegensatz möglich wird). Schwefel und Phosphor, die sich vorhin gegen andre Stoffe als Säuren betrugen, verhalten sich gegen die Wassersäure als Basis, und entflammen mit ihr gleich der Wasserbasis. So auch andre stärkere Säuren, welche nach der Verbindung der Wassersäure streben. Ja starke Säuren scheinen sich in gewissen Fällen selber als Grundlage und Säure zu einander zu verhalten, indem sie sich sogar durch gegenseitiges Zusammentreffen abstumpfen. Die Salpetersäure verliert, wenn zu der neutralen Vermischung, in welcher

sie

sie sich befand, Vitriolöl hinzugesezt wird, statt dass sie (wie es in andern Fällen der Art geschieht) der Säuregrad desselben übernehmen sollte, alle ihre sauren Eigenschaften so sehr, dass sie in ihre Bestandtheile zerfällt, wie es ihr geschieht, wenn sie durch die Verbindung mit einer starken Grundlage heftig entkräftet wurde. Etwas ähnliches geschieht ihr durch die Salzsäure. Zugleich werden auch diese sowohl, als das Vitriolöl, im vorhergehenden Fall, noch zu einem stärkern Säurungsgrad erhoben. Die **Berthollet**ische Salzsäure, scheint nach **Winterl** durch die Verbindung mit dem Sauerstoffgas vielmehr abgestumpft zu werden — einen Theil ihrer sauern Eigenschaften (ihres Geschmacks u. a.) zu verliehren, und selbst die Leichtigkeit, mit welcher in ihr bey Berührung mit verschiednen Grundlagen ein Gegensatz (ein Mehr oder Minder der Azidität) hervorgerufen wird, scheint dies noch zu bestätigen. Die Salpeterluft, welche sich als übersaure Säure verhält, (übergesäuerter Rauch), welche Eigenschaft sich auch darinnen zeigt, dass sie ihr überflüssiges Säureprinzip an das nicht rauchende Vitriolöl abtritt, wodurch dieses rauchend und eisartig wird, und sich mit dem Wasser stärker erhizt, wird vielmehr durch den Beytritt der Wassersäure, statt zur stärkeren Säure zu werden, so sehr abgestumpft, dass sie zur salpetrigen Säure zurückkehrt, (**Winterl** p. 300.) wobey die übersaure Säure zugleich einen grossen Antheil ihres Stickstoffs, den sie nun im übersauren Zustand bey sich führt, fahren lässt.

Es scheint sich ferner das Azot bey seiner Vereinigung mit dem Hydrogen, zu Ammoniak wie Säure zu verhalten, da es gegen die Wassersäure als Grundlage wirkt, ja die entschiedenste Grundlage von allen, die Wasser-

ba-

basis, scheint in jenen Fällen, welche wir im vorhergehenden Abschnitt erzählt haben, sich als Säure zu verhalten, wobey zugleich die Andronie, die sich doch gegen andre Stoffe als Säure verhält, ihr als Grundlage gegenüber stund. Die Kohle wurde durch einen beträchtlichen Antheil von Wasserbasis sauer, durch einen mindren adiapher, durch einen noch mindern sogar basisch. So beträgt sich dieses Gas, das im Gegensatz mit dem Sauerstoffgas alle andre Grundlagen an entschieden basischem Charakter übertrifft, gegen viele andre Stoffe (s. Abschn. IV.) fast eben so positiv als das Sauerstoffgas selber. — Das Stickgas, das doch im Verhältniss zum Sauerstoffgas, Grundlage ist, verhält sich in andern Fällen als Säure, indem es nicht allein von unvollkommneren Grundlagen angezogen, sondern auch von vielen Thieren mit kaltem rothen Blut, gleich einem unvollkommnen Sauerstoffgas eingeathmet wird. Die Salpetersäure wie die Salzsäure, enthalten in ihrem übersauerten Zustand eine grosse Menge Stickstoff.

Die Andronie, die gegen viele Stoffe Säure ist, steht gegen Wassersäure und Wasserbasis als Grundlage. — Das Ammoniak scheint gegen Metalle, die es auflöst, als Säure zu wirken. — Im Wasser kann dasselbe Substrat bald zur Säure bald zur Grundlage begeistet werden. So kann auch dieselbe Andronie mit Wasser zu Salpetersäure oder zu Ammoniak, derselbe Schwefel mit Wasser zu Vitriol oder zu Hydrothionsäure begeistet werden, je nachdem ein äusserer mächtiger Einfluss als Säure oder als Basis einwirkt.

Wie in der Elektrizität derselbe Körper, wenn er mit einer glatten Oberfläche, sich positiv gegen eine andie Substanz verhielt, gegen dieselbe Substanz negativ wird, wenn seine Oberfläche rauh oder uneben gemacht wird, so ändert sich auch im Reich des Chemischen das Verhältniss der Köper zu andern um, wenn ihre äussre Form eine Aenderung erlitt, ohne dass diese das Verhältniss ihrer Bestandtheile traf. Die Veränderung der Form ist es aber, welche dem Einzelnen neue Beziehungen auf das Ganze giebt, denn es ist die Form, es ist Gestalt der äussere Ausdruck jenes Verhältnisses, in denen das Besondre zu dem All steht. Es ist deshalb auch dieses Phänomen eine neue Bestätigung des Satzes, dass eigentlich der Geschlechtscharakter nicht an das einzelne Individuum selber festgebunden ist, sondern dass er bloss aus den Beziehungen desselben auf das Ganze, dass er aus dem Einfluss des Ganzen hervorgeht. Um einige hieher gehörige Fälle aufzustellen: So wird die Andronie, die sich vorhin gegen alle gröberen Grundlagen, so wie am oxydirenden Pol der Voltaischen Säule, als wirksame Säure verhielt, durch die synsomatische Verbindung mit einer entschiednen Säure, der Wassersäure, indem sie hierbey in Luftform übergeht, zur Grundlage (zu Stickstoffgas). Die nämlichen Bestandtheile, welche das Stickgas enthält, sehen wir in ihrer Verbindung zu Kohlensäure, Salpeter und Salzsäure als entschiedne Säure wirken, so wenig sind die Bestandtheile Ursache der Begeistung. — So gehen auch andre Säuren bloss durch Veränderung der Form, in Grundlagen über. Oel und Salpetersäure, unter angemessnen Verhältnissen, beyde von saurer Natur, gaben dem van Mons bey der Destillation Ammoniak. Umgekehrt, erhalten sehr starke Grundlagen durch eine Verwandlung ihrer Form eine sehr entschiedene säurenartige Natur. Die ätzende starke Potasche, nachdem sie durch mehrmalige vorhergegangne Neu-

traturalisation, endlich sehr entkräftet worden, gieng mit Wasser bey einer angemessnen Temperaturerhöhung in Luftform über, und in dieser neuen Gestalt verhielt sie sich gegen Glas wie Flusssäure, indem sie es sehr kräftig auflöste. Es vermögen dieses bekanntlich auch Phosphorsäure, ja sogar das Wasser, wenn ihm das Sonnenlicht zu Hülfe kömmt, um es zu einem angemessnen Säuregrad zu begeisten, (S. VI.) es übertrifft aber alle diese Säuren, die in männliche Natur übergegangne (Andronie gewordne) Potasche. Die Kalkerde sahen wir schon vorhin durch Abstumpfung und durch Verwandlung ihrer vorherigen Form in eine gallertartige, zu einem andern Geschlecht übergehen. Einige Metallkalke verlieren in der Glühehitze bald ihre basischen Eigenschaften, werden adiaphor, und gehen endlich ganz in Säuren über. So können auch einige Metalle gar nicht aufgelöst werden ohne zugleich in Säuren überzugehen. Das Wasser scheint blos durch die Veränderung seiner Form von der flüssigen in die starre oder in Dampf, bald saure, bald zweyseitige, bald basische Wirksamkeit zu erlangen, und die metallischen Gläser scheinen auf gleiche Weise mit der Verwandlung der Form einem neuen Geschlechtscharakter näher zu treten. Ja es enthält die sehr consistente Kieselerde nicht minder Andronie und Kalkerde, als die Potasche, und es scheint die Verschiedenheit der Form in beyden den verschiednen Geschlechtscharakter zu begründen. Oder, was richtiger gesagt wäre, neue Verhältnisse des Einzelnen nach Aussen (zu dem Ganzen) begründen sowohl eine neue Form als ein andres Geschlecht. Es ist mit der Veränderung der Form eine neue Verwandtschaft zu andern Substanzen eingetreten, gegen welches die Stoffe vorhin nicht reagirten. Die neuen Gegensätze bestimmen hierauf den neuen Geschlechtscharakter.

Es wird auch sehr häufig durch ein Mehr oder Minder desselben Einflusses, derselbe Stoff aus einem Geschlecht ins andre übergeführt. Metallkalke reagiren, mit einem geringen Verhältniss Sauerstoffgas gemischt, als sehr entschiedne kräftige Grundlagen; mit einer grösseren Menge verbunden, werden sie Säuren. Das rohe Spiesglanz, wird durch Verpuffen mit einer gleichen oder doppelten Menge Salpeter nur basisch, mit dreyfacher adiaphor, und mit noch grösserer sauer; Silber und Quecksilber, werden in einer kalten Auflösung durch Salpetersäure nur basisch, im Einkochen aber sauer; die Kohle verhält sich nach dem Obigen, je nachdem sie einen grösseren oder geringeren Antheil Hydrogen bey sich hat, sauer, adiaphor und basisch. Ein Mehr oder Minder desselben höheren Einflusses, vermag ja auch sowohl den Säuren als den Grundlagen den höchsten Grad ihrer Vollendung zu geben. Grundlagen vollendet nämlich schon eine Erhöhung der Temperatur, welche die Siedehitze nicht übersteigt, Säuren erhalten den Gipfel ihrer Vollkommenheit durch die Glühehitze, beydes kann man an sehr entkräfteten Substanzen, welche eins von beyden Geschlechtern annehmen können, beobachten. Starke Säuren vollenden sonst beym Austreiben aus neutralen Verbindungen schwächere, Grundlagen thun dasselbe an ihres Gleichen, beyde Geschlechter stumpfen sich ab, die concentrirte Vitriolsäure u. a. verhält sich aber hierinnen anders, indem sie nicht allein schwache Säuren vollendet, sondern auch schwache Grundlagen (s. Winterl) ja indem sie sogar auf der andern Seite Säuren unter gewissen Verhältnissen abzustumpfen vermag. Es ist das

das Stickstoffgas, welches sich sonst wie Basis verhält, in seinen Bestandtheilen nicht von der Kohlensäure — von der Salzsäure u. s. w. unterschieden; nur der grössere Gehalt des, was Säuren bildet, macht die lezteren einer männlichen Wirksamkeit fähig. Jene unvollendete Potasche, welche bey dem Zusammentreffen der Andronie und der Kalkerde, mit Kieselerde zugleich gebildet wird, steht der Natur der Kieselerde noch sehr nahe, und erst in der Glühehitze erhält sie ihre starken basischen Eigenschaften. Dieselbe Andronie kann wie das Wasser, je nachdem sie mit diesem oder jenem Gegensaz verbunden ist, ja oft in derselben Verbindung basisch oder sauer werden.

Man darf den Grund des Gegensatzes, welcher die Anziehung zwischen Säuren und Grundlagen begründet, durchaus nicht in einer völligen Verschiedenheit der innern Mischung suchen. Eben die in allen Verhältnissen ihrer Natur einander am meisten gleichen, ziehen sich gegenseitig an. Die Metalle zeigen meist erst als Oxyde eine besondre Neigung zu Säuren; die Kalkerde wird erst durch den Zusatz einer Säure (der Andronie) zu einer vorzüglich starken Grundlage (zur Potasche). Viele Grundlagen scheinen durch den Zutritt des Aezstoffs, (welcher eine Säure ist — Wassersäure) erst den vollkommensten Gipfel ihrer Wirksamkeit zu erlangen; so wenig Aezstoff und das Prinzicip der Basizität Eins sind, (Winterl). Dieses Antheils von Säure beraubt, zeigen sie sich sogar mehr geneigt, in einen entgegengesetzten Charakter überzutreten (durch die Luftform). Das Wasserstoffgas, welches in jeder Hinsicht dem Sauerstoffgas am innigsten nahe steht, ja, welches, wie wir im folgenden Abschnitt sehen werden, nur ein minder zersetzter Wasserdampf ist, ist zugleich der Ehe desselben am mei-

meisten angemessen. Starke Säuren vereinen sich zunächst mit starken Grundlagen, und wir werden hernach sehen, dass beyde sich in der Reihe der Stoffe am nächsten stehen, schwache und entkräftete Säuren, wählen sich ohnmächtige Grundlagen, ganz aus demselben Grunde.

Auch die Kennzeichen, woran man Säuren von Grundlagen äusserlich unterscheiden will, sind, wie Winterl bewiesen, in den meisten Fällen ungemein trüglich. Die Säuren scheinen schon durch eine Verminderung ihrer sauren Eigenschaften in der Wirkung auf blaue Pflanzenpigmente sich den Grundlagen zu nähern, sie färben dieselben grün. Starke Säuren zerstören die blauen Pflanzenpigmente gleich starken Grundlagen, oder wandeln sie gleich diesen in Gelb. Dieselben Säuren oder Grundlagen, verhalten sich gegen verschiedne blaue Pflanzenfarben sehr verschieden; dieselben Mittelsalze wirken bisweilen gegen einige blaue Pflanzenpigmente als Säuren (röthen sie), gegen andre als Grundlagen, (färben sie grün). Verschiedne neutrale Verbindungen, deren Säure mit einem Ueberfluss von Grundlage überladen ist, röthen die Pigmente demohngeachtet; die mit Arsenik- oder Zuckersäure gesättigte Kalk- oder Bittersalzerde, färben sie demohngeachtet grün, — eben so das mit Arseniksäure gesättigte Ammoniak, während das mit Zuckersäure gesättigte sie vielmehr röthet.

So ist auch der Geschmack ein trügliches, wandelbares Kennzeichen beyder Gegensätze. Beyde zeigen sich oft geschmacklos, die Säuren werden nicht immer sauer noch die Grundlagen kalisch befunden u. s. w.

Endlich gehen beyde Gegensätze, und wenn sie auch bis auf den lezten Augenblick (was bey keinem geschieht) ihrem Geschlecht treu gewesen wären, in einen entweder gleichförmigen und fast geschlechtslosen Zustand, durch den höchsten Grad der Entkräftung über, oder, sie erlangen wenigstens im geflügelten Zustand (in der Luftform) entgegengesezte Natur.

Und so erkennen wir selbst aus dem Wenigen, was aus einem Überfluss von Thatsachen (die vorzüglich Winterl giebt) ausgewählt wurde: dass wir in der Chemie keine Ursache haben, einem einzelnen Stoff ein bestimmtes Geschlecht unabänderlich zuzugeben. Es scheint vielmehr der Geschlechtscharakter an dem einzelnen Stoff erst in der Zusammenwirkung, in dem Wechselverhältniss mit andern hervorzugehn, und er scheint so veränderlich, als diese Verhältnisse zu andern es sind. Wir sahen denselben Körper durch ein Mehr oder Minder desselben Einflusses aus einem Geschlecht ins andre übergehen, dieselbe körperliche Natur Stoffen von verschiednem Geschlecht zu Grunde liegen u. s. w. Was will dieses alles anders sagen, als dass die chemischen Körper, jeder einzeln für sich, und ausser Verbindung mit einander, vollkommen geschlechtslos sind, und dass jene wechselseitige Neigung, welche wir Geschlechtsverschiedenheit nennen, sich auf nichts gründe, was ursprünglich in dem geliebten Körper vorhanden sey, sondern auf etwas, was erst hervorgerufen wird? Sie müssen sich also gegenseitig etwas anders darstellen (bedeuten), als das, was sie als einzelne Stoffe sind.

Die Elektrizität in allen ihren Wechselverhältnissen und Ausserungen, dringt uns nicht minder die glei-

che

che Ansicht auf. Derselbe Körper, welcher mit einem andern zusammengerieben positiv wurde, wird mit einem dritten negativ. So wird eine glatte Glastafel, mit Schwefel, Metallen u. s. positiv, mit Katzenfellen negativ, und dieselbe Glastafel wird durch Verändrung ihrer Form, durch Zerstossen, oder schon durch die Rauhigkeit ihrer Oberfläche, gegen viele Substanzen, mit denen sie vorher positiv wurde, negativ. Ja vor allen gehören zur Rechtfertigung der Zweifel, die ich vorhin gegen die Geschlechtsstätigkeit der einzelnen Dinge als solcher aufstellte, die neuesten Ritterschen Versuche hieher (in seinem elektrischen System der Körper). Man wird die Wandelbarkeit des Geschlechtsunterschieds an einzelnen Stoffen nirgends so deutlich erkennen, als bey ihm. Ja es könnte scheinen, als hätte ich die Versicherung dessen, was dieser Abschnitt enthält, erst aus seinem Werke gewonnen, hätte ich nicht schon vor einem Jahre (in den Briefen über einige Gegenstände der Heilkunde, in den allgem. med. Annal. von April bis December 1804, besonders vom Septemberstück an) alles das in seinem gröbsten Umriss geäussert, was dieser und der folgende Abschnitt enthalten, und könnte ich nicht allen Denen, welche Sinn für einen bestimmten Plan haben, im folgenden Abschnitt das *Punctum saliens*, welches diese ganze Darstellung hervorgerufen, sehr deutlich zeigen *). Ich fand die Bestätigung der Ansichten, welche diesem Abschnitt

---

*) Ich kann auch mit treuer Wahrheit versichern, dass alle Materialien dieses Abschnitts, bis auf das was ich aus Voigtels vortrefflichem Werk entlehnt, wörtlich so niedergeschrieben waren, als sie dieser Abschnitt enthält, mehrere Monate zuvor, ehe ich das elektrische System der Körper gesehen. Es schien diese Erinnerung nöthig, nicht um mir diese einzelne Ansicht, welche als Nachklang anzusehen, neben dem reichhaltigen vollendeten Werke Ritters sehr unvollkommen erscheinen musste, zu eignen, sondern um die Selbstständigkeit des Plans zu rechtfertigen.

schnitt zu Grunde liegen, sehr bald in einem eifrigen Studio des Winterlschen Werks, und der vergleichenden Anatomie. Nie hat es mich gereut, dem verdienstvollen Winterl in allen treu gefolgt zu seyn; jedes wahre Naturgesetz, jedes Beständige und Ewige, was sich durch alle Reiche der Natur bestätigt, liegen in seinen Werken schon deutlich da, und ich wüsste zu unserer Zeit keinen reineren und tüchtigern Probierstein, zu erkennen: ob ein Naturgesetz, das man ahndete, wahr sey, als eine strenge Vergleichung mit den Gesetzen, welche aus Winterls Werken hervorscheinen. Was sich irgendwo in der Natur als wahr erweist, muss dies überall, das aber, was Chemisches in der Natur ist, hat noch nie in einem so schönen rythmischen Ganzen gestanden, als in Winterls Ansichten. Andre mögen einzelne Theile dieses Reichs eines beginnenden Lebens deutlicher beschrieben haben als er, und man darf vielleicht bey ihnen, wie bey Eingebohrnen einer Gegend speziellere Auskunft über Einzelnes erwarten, aber nur er, wie ein erfahrner vielgewanderter Mann, hat das ganze Gebiet mit sicherm Blick durchreist und gemessen. Möchten doch Alle, welche die Natur erforschen, sich bald aus seinen Erfahrungen bereichern, die meiner Überzeugung nach der Grundstein zu einer neuen Naturkunde seyn könnten. Doch man verzeihe diese Abweichung, welche mir Pflicht schien, und auch Er, den ich im Reiche der Erfahrung wie einen Vater und Führer ehre, möge, wenn ihm vielleicht einst diese Blätter vor Augen kommen, den kindlichen Dank eines Schülers freundlich aufnehmen.

Man sieht in dem Ritterschen Werk, gleich am Eingang in den reichen Vorrath seiner Erfahrungen, die-

sel-

selbe Säure gegen dasselbe Metall durch blosses Verdünnen mit Wasser ein ganz entgegengesetztes Verhältniss annehmen, so dass, was vorhin positiv elektrisch war, nun negativ wird. Dasselbe Metall wird, in der Reihe die es mit andern einnimmt, um ein Bedeutendes auf oder abwärts gesezt, wenn man ihm nur einen ungemein geringen Antheil eines andern Metalls beymischt. Quecksilber, das von einem fast unmerklich kleinen Theil Stanniol verunreinigt war, stund nun in der Reihe der Exzitatoren plözlich, statt wie gewöhnlich zwischen Gold und Silber, zwischen Bley und Zink, und ein eben so geringer Antheil Silber, bringt es auf der andern Seite bis in die Nähe des Graphits. Merkwürdig besonders ist das schöne, von diesem glücklichen Physiker gefundne Gesetz, dass alle Körper, wenn sie einen chemischen Konflict mit einander eingehen, auf eine ganz entgegengesetzte Weise sich gegen einander verhalten, als wenn sie sich zum elektrischen Gegensatz begegnen. Concentrirte Säuren äussern bekanntlich für sich allein keine Wirkung auf Metalle, und wenn man beyde zur gegenseitigen Berührung bringt, wird dadurch kein chemischer, sondern ein bloss elektrischer Process begründet. Man findet daher, wenn man Metalle mit höchst concentrirten Säuren im Galvanismus zu einfachen Ketten oder zu Säulen (mit noch einer Lage wässrichter Feuchtigkeit) verbindet, das Metall positiv, während die Säure sich negativ verhält, man findet das Oxygen am Metall, das Hydrogen an der Säure. Wird dagegen die Säure bis zu einem gewissen Grade verdünnt, bey welchem ihr eine starke chemische Wirkung auf das Metall möglich wird, so wird nun die Säure positiv elektrisch (es tritt das Oxygen an ihr auf), das Metall wird negativ (giebt Hydrogen). Das Wasser nicht minder, welches nach Voltas Versuchen, sobald nur eine leise Spur von chemischen Prozess bey der Berührung statt findet, mit den Metallen positiv, während diese sich negativ elektrisch zeigen. Sobald man aber durch ein leichtes, schnelles Berühren es verhütet, dass kein chemischer Prozess hiebey möglich werde, verhält es sich umgekehrt, die Metalle werden nämlich positiv, das Wasser negativ u. s. w.

Es bilden nach dem vortrefflichen System, das bey Ritter entstanden ist, die Leiter sowohl, als die Isolatoren im bloss elektrischen, nicht chemischen Zusammentreffen, eine gemeinschaftliche Reihe unter einander, deren positives Ende in die oxydirbarsten (bey den Leitern) und die härtesten, rigidesten (bey den Isolatoren) Körper fällt, während sich das negative Ende endlich in die Luft verliert. Diese schöne Reihe, meist durch einen ungemeinen Reichthum von Erfahrungen begründet, scheint demnach den Grund der Geschlechtsverschiedenheit in den elektrischen Körpern gerade dahin zu legen, worin der Grund aller Mannigfaltigkeit überhaupt, welche auf Erden möglich ist, enthalten ist, in ein Mehr oder Minder der Selbstständigkeit des Daseyns. Wir deuteten schon im Vorhergehenden darauf hin, und werden es noch weiter beweisen, dass die einzelnen Körper in sich selber um so mehr ein selbstständiges Ganzes darstellen, als sie sich der flüssigen, und endlich der Luftform nähern (S. III. und IV.), dass sie um so mehr des Bundes mit andern bedürfen, um so weniger ein Ganzes für sich sind, als sie sich schwer und cohärend zeigen; wir werden aber im Verlauf dieses Werks sehen, in wiefern dies den elektrischen Gegensatz begründe.

So sind nun auch die Wirkungen der beyden Pole

der

der Elektrizität, des Galvanismus, des Lichts, nur auf ein Mehr oder Minder, mit welchem sie Leben ausser sich erschaffen und gestalten, verschieden. Der eine Pol, (der positive) oxydirt schon vorhanden oxydirbare Substanzen, und begeistert Säuren mit dem höchsten Maass ihrer Vollkommenheit, der andre bereitet neutrale (oxydirte) Substanzen auf den neuen, höheren Lebensmoment vor, indem er sie desoxydirt, er macht die Dinge des beginnenden Lebens fähig, bereitet überall eine höhere Stufe des Lebens vor, während diese der andre gewaltiger herbeyführt. Es wird in beyden dasselbe Streben der einzelnen Substanzen (das Ganze in sich auszusprechen) befördert, der eine Pol giebt es ihnen nur unmittelbar in sich selber, der andre lehrt es ihnen in einem andern zu suchen.

Nach des scharfsinnigen **Steffens** Ansicht, bilden bekanntlich die Metalle, wie die Erden, eine gleiche Reihe unter sich, davon die eine Seite die cohärenteren, die andre die minder cohärenten Stoffe enthält, jene scheinen sich in der Geschichte ihres Entstehens mehr in die früheste Urzeit zu verlieren, diese scheinen jüngeren Zeiten anzugehören. Zwischen beyden Reihen ist aber an sich jene widerartige Verschiedenheit nicht, welche **Steffens** in ihnen suchte, es ist in beyden entgegengesetzten Erdarten (Kiesel- und Kalkerde) dieselbe Talkerde als Substrat enthalten, nur dass jene mit etwas Androne neutralisirt (oxydirt), diese oxydirbar, und frey von Säure ist. Es scheint also in beyden Reihen dieselbe Substanz nur auf verschiednen Stufen der Entwiklung zu stehen, die einen Körper (die kieselartigen) streben durch Desoxydation dem neuen (2ten) Lebensmoment entgegen zu gehen, während die andern desselben

schon

schon fähig, schon in ihm begriffen sind. Es ist in beyden dasselbe Streben, in dem einen ist es nur noch in der Vorbereitung, im andern im Genusse selber begriffen.

Sind nun in allen diesen Fällen die Eigenschaften des verschiedneren Geschlechts an keinen bestimmten Stoff gebunden, wandeln sie sich leicht um, sobald die Verhältnisse der einzelnen Dinge zu andern ausser ihnen, sich verwandeln, sind diese Eigenschaften selber in ihrer Verschiedenheit nur auf ein Mehr oder Minder desselben Strebens gegründet, warum dichten wir den einzelnen Dingen entgegengesetzte (widerartige) Natur und Bestrebung an? warum glauben wir, es suchten sich die Dinge um ihrer selbst willen, um dessentwillen, was das Einzelne für sich ist? Müssen sie nicht vielmehr (gleichartig an sich, und eins des andern unbedürftig) sich um deswillen liebend ergreifen, was sie sich werden, sich darstellen (an sich nicht sind).

Wir verlassen nun den Gegensatz, welcher im Anorganischen, durch das chemische, elektrische u. a. Verhalten hervorgerufen wird, weil wir später, wo wir von seiner Bedeutung sprechen werden, in seine Natur etwas weiter einzugehen hoffen, und gehen endlich in das Reich des Lichts, des Organischen über. Es ruhet hier das Auge auf weit sichereren schöneren Verhältnissen, und was sich im Anorgischen nur eben andeutete, geht hier mit heitrer Klarheit hervor.

Eben wo das Reich des Anorganischen in seiner letzten schönsten Blüthe endet, wo sich die Stoffe aus einem langen Schlummer losreissen, und der Erde, deren innigsten Bund sie vorhin erstrebten, gleich, zu selbst-

stän-

ständigem Daseyn erwachen, wird der Welt die erste Spur des organischen Lebens wiedergebohren. Auf Gebürgen, in Höhen, welche man die Geburtsstätte der Atmosphäre nennen könnte, wo die jungen Stürme gezeugt und ausgebrütet werden; in Tiefen, welche das Auge des Tages nie sieht, wenn nur unter Begünstigung des Wassers und der von aussen zutretenden Luft, das kalte Gestein sich verwittern (an seiner Oberfläche von der Kohäsion frey werden) kann, spiegelt sich uns das Angesicht des aufgehenden Lebens in den Flechten. Es wohnen diese fernsten Bürger des Pflanzenreichs an den äussersten Gränzen, welche das Reich der Erde von dem des selbstständigen Daseyns scheiden, und sie sind selber noch nichts anders, als Gestein, welches von einem höheren Einfluss berührt — verwandelt worden. In der starren unwirthbaren Wohnung eines ewigen Frostes, ganz noch durch jene Einflüsse erzeugt, welche die ersten Lebensregungen im Anorgischen erwecken, pflanzen diese Vegetabilien, vielleicht unter allen organischen Körpern, ihr Geschlecht am einfachsten fort, erschöpfen ihr Leben in der einfältigsten Gleichförmigkeit. Einige grosse Naturforscher (unter andern der berühmte Hedwig) haben selbst in diesen schlichten Naturen zwey verschiedne Geschlechter finden wollen, und wirklich ist auch, wenn man mit etwas aufmerksamerem Blick, als der gewöhnliche ist, den Geschlechtsunterschied von oben herab bis zu diesen unvollkommensten Organismen verfolgt, jener Gegensatz hier wie überall deutlich, der sich hernach als Anthere und Pistill zeigt. Wie könnte auch überhaupt ein selbstständiges Wesen seyn ohne ihn, wie könnte es ohne ihn ein Ziel seines Daseyns, läge es auch noch so nahe, finden? (S. VI.) — Auf der rauchen, gleichsam verwitterten Rinde, schon etwas älterer Flechten, findet

sich

sich eine grosse Menge eines verschiedenfarbigen Keimpulvers, in welches sich endlich die Rindensubstanz aufzulösen scheint. Dieses Pulver, an Gestalt und Wirkung zugleich Blüthenstaub, und fruchtbarer Saamen, zugleich Entwiklung des unscheinbaren Organismus, und lezte Auflösung des schon absterbenden, bringt, wohin es von Wind und Wetter, und von andern äusseren Einflüssen gestreut wird, dieselben Flechten hervor, von denen es herkam. Bey einigen Flechten scheint die ganze Oberfläche durch Einwirkung der Zeit dieser Verwandlung fähig, bey andern, z. B. bey der *Lecidea pustulata* steht das Keimpulver auf besondern ästigen Stielchen, bey einigen, z. B. bey der *Cetraria juniperina*, findet man den hellgelben Staub, an dem ganzen Rand des Laubes, bey andern, wo das Blatt den Einwirkungen äusserer Einflüsse eine Unebenheit darbietet.

Es ist dieses jene ursprünglichste Weise der Fortpflanzung, welche wir auch im Anorganischen bemerkt haben. Einwirkungen von aussen, in denen sich der Grund des allgemeinen Lebens reiner ausspricht, als in jener Sphäre des Seyns, welche ihnen die Erde giebt, erhöhen das eigenthümliche Streben, das besondre Daseyn der Dinge, bis zu jenem Maasse, welches sie der Erde selber gleich sezt, und wenn sie diese Gleichheit der Erde erlangt haben, erheben sie sich von dem nun nicht mehr übermächtigen Boden, und dienen im Reich des selbstständigen Lebens der Fortpflanzung des Geschlechts (s. IV.). So sehen wir die Atmosphäre auf dieselbe Weise entstehen, als diese Pflanzentheile, welche, wenn endlich alle Theile des Individuums in sich selber, und mit ihrer Basis zum Gleichgewicht gelangt sind, von äusseren Einwirkungen mit einem mächtigeren Geist des

Lebens angeweht, als der Geist, welcher sie bewohnt, die Mutter verlassen, und eine selbstständige Lebensweise erwählen.

Ausser jenem häufigen Keimpulver sieht man auch aus der Rindensubstanz der Flechten, kleine Keimhöckerchen entstehen, die sich in einigen Fällen mit den vollkommneren Saamenbehältnissen zusammen auf einer Pflanze finden, in andern ohne dieselben. Bey dem *Stereocaulon paschale*, findet sich die ganze Oberfläche des Strunks mit solchen Keimhöckerchen besezt, und mitten unter ihnen, bildet sich eine reichliche Menge Saamenschüsselchen, so auch bey der *Parmelia conspersa.* Bey der Gattung *Sticta*, kommen diese Keimhöckerchen nur auf der Rückseite des Laubes vor, die obere Blattseite trägt die Saamenbehältnisse. Diese Keimerhöhungen, welche wir in einigen vollkommneren Kryptogamisten ausgebildeter wieder antreffen werden, wo sie sich beym Aussäen wie fruchtbarer Saamen verhalten, machen in ihrer ganzen äusseren und inneren Einrichtung den Uebergang aus jenem Zustand der frey und selbstständig gewordnen Substanz als Keimpulver, zu dem in welchem sie endlich als vollkommener Saamen und Saamenbehältniss auftritt. Die Bestimmung der Keimhöckerchen scheint dieselbe, als die des Keimpulvers, und beyde haben wieder dieselbe, als die vollkommneren Saamenbehältnisse.

Diese endlich, welche den weiblichen Theilen anderer organischen Geschlechter entsprechen, sind in den verschiednen Gattungen der Flechten so verschieden, dass in ihnen die Uebergänge zu vollkommneren Gebilden anderer Vegetabilien dem Auge in mannigfaltigen Richtungen in ihnen sehr klar dargestellt werden. In eigenen geschlossenen

Be-

Behältern, die sich als unregelmässige Rillen (in der *Opegrapha*); als Gewinde, welche den Saamen unter einer eignen Haut tragen, (in der *Gyrophora*); als runde Zellen, welche noch ganz eigene Beutelchen für den Saamen enthalten, (im *Endocarpon*), mitten in der Substanz des Laubes selbst befinden, wird gleichsam recht tief im Herzen des kleinen Gewächses, der Saamen zurückgehalten. Es scheint dieser aus denen Theilen der Pflanze zu bestehen, welche mitten unter dem innern Zusammenströmen aller Säfte, die von ihr aufgenommen werden, alle Kräfte des Individuums, all sein Streben nach aussen, alle Einwirkungen, welche sein Daseyn erheben, in sich versammlen, welche der Konzentrationspunkt aller Lebenskräfte dieses kleinen Organismus sind. Sie verhalten sich deshalb in dem Zustand ihrer höchsten Vollkommenheit zu allen einzelnen Theilen der Pflanze wie Ganzes zu Einzelnen, und wenn sie in allen Richtungen alle jene Einflüsse empfangen haben, welche das Leben der kleinen Pflanze erträgt, werden sie von ihrer Basis frey, und eilen, ein selbstständiges Daseyn zu gewinnen. Es sind diese späteren Kolonien, welche die Bürger des Gesteins aussenden, von jenen ersteren, die wir als Keimpulver und Keimerhöhungen erscheinen sahen, in der Wirkung nicht verschieden; alle drey dienen auf eine gleiche selbstständige Weise der Fortpflanzung des Geschlechts. Auch sind alle drey, obgleich im äusseren verschieden, durch Einen Einfluss hervorgerufen, und nur der Widerstand des Individuums begründete den äusseren Unterschied. Die Eine Ursache, welche sie Alle erzeugte, waren Einwirkungen von aussen, die von einem mächtigeren Leben zeugten, als das Leben des einzelnen Pflänzchens war; es wurden durch diese Einwirkungen die Theile welche sie anrührten, von einem selbstständigen Geist des Lebens erfüllt, welcher ſie ihrer Pflanze an Macht gleichſetzte, und alle drey ſprechen in ſich ihr Ganzes aus. Der Unterſchied aber zwiſchen ihnen, ſchien allein auf den längeren oder kürzeren Weg gegründet, welcher jeden von ihnen zur Vollendung war. Jene Theile, welche die Gewalt des Individuums in ſeinem Innern verſchloſſen hält, können nur, indem ſie alle Kräfte, (allen Antheil an dem Leben des Ganzen) in ſich verſammlen, welche jenem durch Einflüſſe von auſſen wurden, den Geiſt des Pflanzenlebens in ſich empfangen, und es ſpricht ſich dieſer längere Weg im Reich des Materiellen als körperliches Anwachſen, als Geſtaltung aus. Deshalb finden ſich nicht allein die Saamen vollkommner ausgebildet, und den Saamen höherer Pflanzenordnungen ähnlich, ſondern es geſtalten ſich auch die Saamenbehältniſſe, wo ſie ſich über die Subſtanz des Laubes erheben, zu jenen mannichfaltigen Schüſſelförmigen Urnen und ſchildförmigen Gebilden, welche von einem kräftigen Widerſtand der Pflanzennatur zeugen. Jene aber, äuſſeren Einwirkungen unmittelbar ausgeſetzt, welche das unvollkommne Leben ihrer Baſis leicht übertreffen, erhalten früher und ſchneller jene Schwingungen, die ſie nach den neuen Wohnungen hinziehen.

Von dem Keimpulver zu den eigentlichen Saamenbehältniſſen, machen, wie wir ſchon erwähnten, die Scheinerhöhungen den Übergang, und Saamenbehältniſſe und Keimverhüllungen ſcheinen nicht ſchon in einen ſchwachen Gegenſatz zu treten. Bey der [illegible] finden ſich die Keimchen in eignen Becherchen, auf der unteren Seite des Blattes, während die Saamen in eignen Röhrchen eingeſchloſſen, welche in ſchüſſelförmigen Behältniſſen liegen, auf der oberen Blattſeite ſtehen. Jene ſcheinen nichts

nichts anderes als minder ausgebildete Saamenbehältnisse, sie erreichen früher ihre Reife und fallen früher aus als diese, denen sich die ganze Gewalt des Pflänzchens mächtiger entgegenstellte, als sie es auf der untern Fläche, von Thau und Licht minder erhöht, vermochte. Bey der *Usnea plicata* zeigen sich die Keimhäufchen nur an solchen Exemplaren, welche keine vollkommnen Saamenbehältnisse tragen, und wo die nach Vollendung strebenden Theile, mit einer vollkommneren Basis in Berührung, eine vollkommnere Entwicklung nöthig hatten, erscheinen die Saamenbehältnisse allein, und die Keimerhöhungen zeigen sich nicht. In den Isidien ist fast die ganze Rinde mit jenen Keimerhöhungen bedeckt, die aber nur unvollkommnen aus der harten Rinde hervortreten. Die Befreyung gelingt nicht, bis sich oben auf den Keimerhöhungen die Saamenbehältnisse bilden.

Es ist wahr, wer gewohnt ist, das Auge nur auf einzelne Erscheinungsweisen derselben Kraft zu beschränken, und erst wo er diese findet, von dem Daseyn jener Kraft (welche sich an allen Organisationen äussert) überzeugt wird, der bemüht sich hier vergebens, Antheren und Pistill darzustellen. Will man das (gelbe) Keimpulver, wie es sich bey einigen Flechten dem Auge darstellt, oder will man die Keimerhöhungen männliche Theile nennen, die Behältnisse des vollkommneren Saamens weibliche; so ist doch zwischen beyden kein Verkehr zu bemerken. Alle drey wirken auf gleiche Weise als fruchtbarer Saamen, und dem Saamenbehältniss ist kein Bedürfniss nach der Berührung jenes Staubes, der Vielen Flechtenindividuen mangelt, bey Vielen keinen Zutritt findet. Wer aber mit uns die mannichfaltigen Erscheinungen und Verwandlungen desselben Strebens in Allen

durch-

durchgehen will, der wird endlich auch hier den Geschlechtsgegensaz anerkennen.

Bey den Schwämmen scheint sich ein grosser Theil der inneren Masse, gebadet von der Menge der Säfte, welche das kleine Gewächs in sich aufnimmt, der Macht seiner Basis zu entziehen. Auch in diesen Geschlechtern des Organischen scheint ein Gegensatz zwischen Aussen und Innen, zwischen dem losen, mehr nach Aussen liegenden Staub, und den ovalen mehr nach inwendig liegenden saamenartigen Körperchen. Im *Lycoperdon carpobolus* L. (*Carpobolus bicolor* nach Roth), sieht man, wie wir vorhin von der innern Substanz der Flechten behaupteten, gerade den Centralpunkt des kleinen Gewächses, welcher aus allen Richtungen die Feuchtigkeit der Erde und die Einflüsse der Luft aufnimmt — Saamen werden. Es zeigt sich, nachdem die beyden oberen Häute von dem innern Saftdrange zersprengt worden, am Boden des entstandenen Schüsselchens der Centralpunkt als ein kleiner länglich runder, dunkler Körper, halb von Wasser umgeben. Dieses Wasser, das allmählich verdunstet, scheint das Erste zu seyn, was aus der Masse des Pflänzchens frey wird, und so wie dieses Wasser zum Theil verdunstet ist, öfnet sich der Centralkörper, und wirft, in ziemlicher Weite, zwey dunkle Saamenkörner aus.

In den Aftermoosen sieht man nicht minder jene einfache Weise des Gegensatzes, die wir an den Flechten bemerkten. Die Gattung *Anthoceros* enthält in ihrer Blattsubstanz mehrere Häufchen von eyrunden rothgelben Körperchen, in einer eignen Hülle eingeschlossen, und jedes mit einem Saftringe umgeben. Dieses sind nakte Keimchen, wel-

welche, mit allem analog zu schliessen, was wir an andern verwandten Gewächsen bemerken, ausfallen, und neue Pflanzen erzeugen. In der Mitte dieser Keime, erhebt sich aus einem besonderen Kelche ein Horn, Anfangs mit einem Müzchen bedeckt, das hernach abgeworfen wird. Das Horn spaltet sich hierauf, und es sprühen haarige, mit gelenkigen Handhaben versehene Saamen hervor — Zwischen diesen zweyerley Organen ist dem Anscheine nach ein fast ähnliches Verhältniss, im äusseren Bau, als zwischen den Geschlechtsorganen vollkommnerer Pflanzen, so dass Hedwig und Schmiedel mit vielem Grund die Keimchen mit Antheren, die Saamen tragenden Theile mit Pistillen verglichen. Es fehlt aber hier ganz jener Verkehr, jene Vermischung, durch welche Anthere und Pistill der Fortpflanzung dienen, und auf keine andre Weise als nach welcher der feste Körper negativ elektrisch zurückbleibt, wenn das auf ihm ruhende Wasser sich mit positiver Elektrizität erhebt, entfaltet sich das Saamenbehältniss, nachdem die andern Fruchttheile schon frey worden. Diese werden nur auf einem kürzeren Wege vollendet, früher aus der ganzen Masse entlassen, jene, mit ihr in innigerer Verbindung, gelangen später zu einer höheren Vollendung. Beyde aber erreichen Ein gemeinschaftliches Ziel, Darstellung ihres Ganzen in sich, Befreyung von der Basis.

In einigen Marchantien, wird im Herbst in besondren Warzen eine Menge kleiner, an beyden Enden zugespitzter Körper gefunden, aus denen, wie aus Saamen, neue Pflanzen ihrer Art aufgehen. Auf andren Marchantien, bisweilen mit jenen vereint, (z. B. auf der *M. polymorpha*), findet man ähnliche eyförmige Keimchen, in eignen schnell vergänglichen Schildchen. Es

ist

ist schon ein Schritt der Ausbildung mehr an demselben Organ. — Früher, bey dem kräftigeren Andrange der Säfte, unter den üppigeren Einflüssen der warmen Jahreszeit, entwickeln sich an andern Exemplaren kleine Sternchen, unter deren Strahlen überall Kapseln, mit deutlichen Pistillen versehen, stehen. Hier wird mit einem grösseren Aufwand von Zeit und Kräften, der vollkommnere Saamen entwickelt, der durch kettenartige Schleudern zur Zeit der Reife herausgeworfen wird.

In der *Blasia* sind ausser den Behältnissen des eigentlichen Saamens, die auf der Mittelrippe, im häufigsten Andrang der Säfte gedeihen, kleine Bläschen, welche Keime scheinen.

In der *Targionia* und *Sphaerocarpus* vereint, wie es scheint, Ein Fruchtbehältniss die (männlichen) Keimchen, und das Eyerstöckchen mit seinem Pistill; jene finden sich in den Falten der Häute, dieses in der Mitte der Fruchthöhle.

Bey der *Riccia* ist das Behältniss der Saamen so innig in die Substanz des Blattes eingeschlossen, dass es oft erst bey Zerstörung desselben sichtbar wird. Nur in einigen Arten tritt ein unansehnlicher Ausführungsgang aus der Blattfläche etwas hervor, noch seltner erhebt sich das ganze Fruchtbehältniss in der Zeit der Reife. — Zugleich und auf eine ähnliche Weise in die Blattsubstanz versteckt, entdeckt man Behältnisse mit solchen Keimchen, wie man bey andern verwandten Pflanzengattungen findet. Wo die Fruchtbehältnisse hervortreten (z. B. bey der *R. coryandrina* und *pyramidata*) treiben auch sie Fäden hervor. Beyderley Organe, die man immer auf verschiedschieden nie auf denselben Individuen gefunden, scheinen dasselbe Organ nur in verschiedenen Erscheinungsweisen.

An den Jungermannien erscheinen in einer gewissen früheren Periode des Wachsthums an den Spitzen der Blätter, oder besondrer Stiele, Knöpfchen, welche aus einer Anhäufung von feinem, Pollenartigen Staube bestehen. Diese zarten Gebilde fallen meist schon nach einem Tage ab. Dieser Staub kömmt in seinem Aeusseren, sehr mit gewissen Knospenansätzen der Laubmoose überein, welche auch einen pollenartigen Staub enthalten, zugleich aber auch, nach öfteren Beobachtungen geübter Botaniker, wenn sie ausgesäet werden, aufgehn, und beyde scheinen dasselbe Organ, beyde scheinen vermögend wie fruchtbarer Saamen neue Pflanzen zu erzeugen. Während des Erscheinens, und nach dem Vergehen des zarten Knospenstaubs, wird der Trieb der Pflanze erst recht stark, ihr Wachsthum am üppigsten, und meist erscheinen nun erst jene Kelche, welche den vollkommenen Saamen tragen. Die Frucht erhebt sich schnell auf einem schlanken Stiele, welcher gleichsam das Band scheint, welches sie an ihrer Basis hielt, und das sie, nach oben strebend, mit sich herausriss, das Fruchtkügelchen giebt beym Zerplatzen einen fruchtbaren Saamen von sich. — Ausser den Früchten und jenem Knospenstaub findet man an den Jungermannien auch Bläschen, welche Keimchen enthalten, die sie explodiren. Diese dreyerley Organe sind abermals nur Ausdruck desselben Strebens. Jene, die Erstlinge der Früchte, eilen früher, bey der ersten leisen Berührung äusserer Einflüsse zur Vollendung und Freyheit, während die andre Masse der Pflanze, von denselben Einflüssen bewegt, die Fülle der irdischen Kräftereichlicher in sich aufnimmt, und dem Streben seiner vollkommensten Theile nach Freyheit, mächtiger begegnet, so, dass sie nur durch langsameres Anwachsen, sicherer und dauerhafter vollendet werden.

Bey den Laubmoosen entdeckt man auch, wiewohl seltner, einen runden Haufen kleiner Pollenartiger Körnchen, auf besondren Stielen, welche ganz mit denen der Jungermannien Eins scheinen. Gleich den Antheren in gefüllten Blumen, sahe sie Haller in Blätterröschen ausarten. Zuweilen auf derselben Pflanze (so bey *Mnium palustre*), gehen auch jene Scheibchen hervor, die dem scharfsinnigen Hedwig jene kolbenartigen Körper darboten, welche er auch für Antheren erkannte. Diese Körper sind nicht minder von einem feinkörnigen Staub erfüllt, den sie gleich den Antheren vollkommnerer Pflanzen, wenn sie benezt werden, von sich sprühen. Die Scheibchen, welche diese Antherenartigen Körper enthalten, schlagen aber, wenn sie mit ihrem Innhalt ausgesäet worden, Wurzel, und bringen neue Pflanzen, gleich dem vollkommen entwickelten Saamen. Man findet (nur selten) die jungen Ansätze der eigentlichen Früchte, mit ihnen auf einer Pflanze, noch seltner in einer Blüthe vereint. Es beginnt bey vielen Moosen die erste Entwicklung der zarten Fruchtansätze erst nach dem Vergehen der männlichen Theile, doch mangelt es auch nicht ganz an Beyspielen, wo in Pflanzen, welche jene Antheren und Pistille in einer Blüthe vermischt tragen, die Eyerstöcke also anschwellen, wenn die Antheren ihren Inhalt ausgeschüttet haben. Doch sind diese Fälle nicht häufiger, als eine Menge anderer, aus denen es offenbar wird, dass die Entwicklung der Früchte auch ganz unabhängig von der Einwirkung des befruchtenden Staubes

bes

bes der Antheren geschehen könne, indem nicht allein sehr viele Moose Früchte tragen, an denen sich keine Spur von männlichen Theilen findet, oder wo die Organe der beyden Geschlechter in fest verschlossnen, ganz isolirten Knospen, sehr oft auf weit entfernten Individuen stehen; sondern indem auch gerade die Blüthen, welche Antheren neben den Fruchtansätzen enthalten, sehr häufig abfallen, ehe sich die Früchte in ihnen entwickelt haben, während andre, welche keine Antheren tragen, ihre Früchte zur Reife bringen (S. II.). Die Meynung eines sehr aufmerksamen Beobachters (Sprengels), nach welcher die kolbenartigen Antheren nicht minder als die Staubanhäufungen, welche sich bisweilen bey den Laubmoosen, häufiger aber bey den Jungermannien, zeigen, Keimchen sind, scheint sich daher äusserlich wohl zu rechtfertigen; es dienen diese Organe nicht minder als die Saamen der unmittelbaren Fortpflanzung des Geschlechts. Auf der andern Seite erkennt man im Bau, so wie in den Fällen der wahrhaften Vermischung, deren wir vorhin erwähnten, eben so deutlich, mit wie vielem Recht Hedwig jene Kolben Antheren nannte. Sie sind wirklich das Männliche, die Andronie dieser Geschlechter, die Theile, welche das Ganze früher und unmittelbarer darstellen, während sich, so lange ihr Zusammenseyn dauert, die eigentlichen Fruchtansätze wie Basis, wie Einzelnes gegen sie verhält; bey der blossen Trennung aber, wird das Pistill (die Frucht), ohne hierzu erst der Vermischung zu bedürfen, das was jene Andronie während der Schliessung war — fruchtbarer Saame — selbstständiges Ganzes (siehe Abschn. VII.).

In den Lycopodien, wird ein gewisser Gegensatz, in zwey verschiednen Arten der Saamencapseln erkannt,

de-

deren eine, in ihrer Gestalt nierenförmig, in besondern Achseln steht, die andre drey oder vierklappigt, erfolgt, aus den Blattachseln hervorkömmt. Beyde Arten enthalten jenen feinen Staub, der in der Mischung seiner chemischen Bestandtheile wie im Bau, dem Pollen vollkommener Pflanzen so ungemein ähnlich ist, welcher aber auch, gleich den Früchten anderer Pflanzen, wenn er ausgesäet wird, neue Pflanzen giebt. Zugleich hat man bey mehreren Arten dieses Geschlechts Knospen bemerkt, die aus den Blattachseln hervorkommen, Anfangs vierblättrigt sind, hierauf mehrere Blättchen treiben. Diese sind für weibliche Befruchtungstheile gehalten worden. Auch sie fallen ab, und erzeugen neue Pflanzen, gleich andern Knospen.

Die *Pilularia* enthält in ihren Saamencapseln zugleich Beutel, die von einem Pollenartigen Staube erfüllt sind. Eben so findet man auch in der *Marsilea*, jene zarten Säckchen, welche von einer gummösen Feuchtigkeit erfüllt sind, in welcher eine Art von Pollen schwimmt, in die äussere Haut des Eyerstocks mit eingeschlossen. Man erkennt diese Beutelchen auf den ersten Anblick für nichts anders, als für minder ausgebildete unvollendete Eyerstöckchen, welche ein mehr ausgebildetes (gezeitigtes) unten zu beyden Seiten umgeben; eben so wie man auch bey andern Kryptogamisten nur einen Eyerstock in jedem Saamenbehältniss befruchtet findet, welcher allein zur Vollendung gelangt, während die andern neben ihm mit ihrem Pistill unbefruchtet vergehn.

Wie sich dies wirklich also verhalte, wird noch deutlicher in der *Salvinia*. Man findet bey dieser, an einem zarten Stielchen sechs bis neun runde Kapselchen, die

sich

sich äusserlich ganz vollkommen gleichen. Die meisten von ihnen enthalten aber innen an einem gemeinschaftlichen Fädchen eine Menge kleiner, gelblicher Körnchen, die beym Oefnen der Kapsel leicht ausfallen. Nur die eine oberste Kapsel, enthält an einem gleichen Faden weniger an der Zahl, (nur 12 bis 15) aber vollkommner entwickelte, grössere Körnchen, welche vollkommnere Saamen sind. Es sind hier deutlich jene Körnchen, welche selbst von Denen für Antheren erkannt worden, welche die männliche Natur, der weit mehr Antherenartigen Mooskolben leugneten, nichts anders, als was die Saamenkörner der langsamer und allmähliger gereiften Endcapsel auch sind, nur dass sie minder entwickelt, minder der Masse nach ausgebildet worden. Wie früher und schneller gereifte, von den belebenden Einflüssen von aussen unmittelbarer berührte Theile derselben Art, verhalten sie sich zu jenen. Was man gewöhnlich Antheren nennt, sind diese Gebilde am wenigsten, geht man aber durch die übrigen Kryptogamisten bis hinauf zu jenen Pflanzen, in denen sich der Gegensatz als Anthere und Pistill ausspricht, so kann man auch nicht anders, als diese Theile männlich nennen. Nur darf man hier weder an jenen unmittelbaren Verkehr denken, der zwischen Pistill und Antheren statt findet, denn dieser ist bey fest verschlossenen, zum Theil in ihrer Hülle sterbenden Theilen unmöglich, noch an einen wirklichen Gegensatz, wie man sich ihn etwa in vollkommnen Blüthen vorgestellt hat.

Ich will nun nur noch ein einziges Beyspiel aus dem Reich der Kryptogamisten wählen, welches dem zulezt erzählten Fall vollkommen gleicht, und zu seiner Erläuterung dienen kann, es sey dies die Geschichte des Gegensatzes an der merkwürdigen Pflanze *Isoetes*. Die Befruchtungstheile derselben sind, in eignen Behältnissen, an der Basis der Blätter verwahrt. Es hangen die Einen von diesen Behältnissen, mit der Blattrippe unmittelbar zusammen, die andern sind von ihr gesondert. Oefnet man jene, so findet man in ihnen einen grauen, mit gallertartiger Feuchtigkeit benezten Staub, an eignen zarten Querlinien hängend, die andern dagegen enthalten an denselben Querlinien grössere weisslichte Kügelchen, welche von jenem grauen Staub (ohne dass diesem äusserlich der geringste Zutritt wäre,) überall umgeben sind. Den grauen Staub hat man für Pollen erklärt, die Bestimmung der kleinen weissen Kügelchen zu Saamen, wird durch einen deutlichen Embryon, ohne Saamenlappen, den man in ihnen unterscheidet, gewiss. Die äusserlich und innerlich gleich gestalteten Behältnisse, das Hervorgehen des vermeinten Pollens mitten unter dem Saamen, bey so einfachen Naturen, deuten an, dass beyde dieselben Theile sind, nur dass die einen in ungeheurer Anzahl, körperlich minder ausgebildet, die andern grösser und kräftiger ausgearbeitet sind.

Gehen wir nun alle jene Fälle, aus dem Reich der Kryptogamie, die wir vorhin erzählt haben, durch, so finden wir zuerst: dass Individuen von derselben äusseren und inneren Beschaffenheit, dieselben Theile derselben Pflanze, bald zum männlichen, bald zum weiblichen Daseyn hervorgerufen werden. Es ist keine Eigenschaft in den Einen, welche die Andern nicht auch hätten, beyde treten als Saamen auf, und nähern sich zugleich, in einigen Individuen (z. B. in den Laubmoosen) einander, als männliche und weibliche Organe. Die beyden Geschlechter können daher hier offenbar nur wie zwey ver-

verschiedne Erscheinungsweisen desselben Strebens, nicht wie entgegengesetzte Richtungen, verschieden seyn. Denn es ist in dem Einzelnen nichts, was es nöthigen könnte, zwey ganz verschiedne Richtungen anzunehmen.

In den vollkommneren Pflanzen unterscheiden wir zwar meist ein sehr deutliches Pistill mit seinen Fruchtansätzen von dem anders gestalteten Antheren, und wenn man beyde in dem vollkommensten Zustand ihrer Entwikelung mit einander vergleicht, wird man minder glaublich finden, dass jene zarten Anfänge der Früchte, die wir in den Fruchtbehältnissen antreffen, nichts anderes sind, als jene nämlichen Theile, welche eine Stufe höher als Staubbeutel auftreten, und dass jene Hülle, welche die Saamen umgiebt, nichts anderes sey, als jenes Organ, das sich den männlichen Theilen als Blumenkrone anschliesst. Wenn man aber mit aufmerksamerem Blicke erkennt, dass es derselbe Gegensatz sey, welcher sich zuerst in den beyden Blattseiten äussert, und welcher sich hernach in den beyden Geschlechtern ausspricht, (bey einigen sind auch Anthere und Pistill auf einem Blumenblatt, eins auf der rechten, das andere auf der linken Blattseite), wenn man den Sinn jener tiefen Entwicklung der Pflanzenmetamorphose vollkommen gefasst hat, welche von Göthe schon vor vielen Jahren auf eine Weise gegeben hat, die nur diesem grossen, einzigen Genius möglich war; so wird man es minder unbegreiflich finden, dass die Organe des verschiednen Geschlechts bey den vollkommneren Pflanzen dieselben Theile sind, deren eine Hälfte nur, wie durch eine innere Gewalt, im Innern der Pflanze festgehalten, die andern aber von der Nähe des höheren Einflusses zu selbstständigem schönerem Leben hervorgerufen werden. Diese leben im unmittel-

ba-

baren Genuss des allgemeinen Lebens, und werden unmittelbar von den Einflüssen des Weltalls begrüsst, jene empfangen die Gemeinschaft des allgemeinen Lebens durch ihre Basis, und die aussen belebenden Einflüsse des Ganzen werden ihnen erst durch die empfänglicheren Antheren zugeführt.

Ich habe mich zwar selbst, so weit es meine jetzige Lage erlaubte, seit einiger Zeit mit der Zergliederung der Blumen beschäftigt, um das Verhältniss der Befruchtungstheile zu erkennen, und werde diese Untersuchungen, wenn sie unter Begünstigung äusserer Gelegenheit vervielfältigt werden, zu einer andern Zeit mittheilen; ich hielt es aber nicht für schicklich, eine paradox scheinende Meynung auf eigne, ohnedem noch unvollkommne, Beobachtungen zu gründen, weil man diese in solcher Zusammenstellung leicht für Selbsttäuschung halten möchte. Ich will deshalb hier nur einige fremde Beobachtungen und Bemerkungen über das äussere Verhältniss der Blüthentheile, aufführen.

Fast ganz abweichend von der gewöhnlichen Norm, erscheint auf den ersten Anblick die sonderbare Bildung der Gynandristen. In ihnen zunächst begegnen wir fast denselben Verhältnissen wieder, die wir bey den Kryptogamisten bemerkt haben. Beym *Cannacorus* stehn die beyden Geschlechtstheile am siebenden, einzelnstehenden Blumenblatte. Auf der einen Seite, ist der sehr dicke Staubfaden mit dem Blumenblatt fast ganz verwachsen, und nur oben etwas frey, gegenüber auf der andern Seite des Blatts ist der Griffel (fast nur mit geringen Abänderungen, die nämliche Bildung, welche dort als Anthere auftrat) nur zwey Drittel mit dem Blatt verwachsen.

sen. Es hat sich hier dasselbe Blatt in seiner einen Seite als Anthere, in der andern als Pistill ausgesprochen.

Statt jener Staubbeutel mit vollkommenen, ausfallenden Pollen, welche bey der *Ophris ovata*, u. dgl. gefunden werden, erkennt man in denen übrigens deutlichen Staubbälgen der *Ophris insectifera* eigene Fäden eingeschlossen, deren oberes keulenförmiges Ende, gebildet durch den in fleischige dichte Masse ausgearteten Blumenstaub, den Beutel ausfüllt, während das untre Ende derselben mit rundlichen Drüsen zusammenhängt. Diese, von den Beuteln, wie von den übrigen Theilen der Blume völlig abgesondert, erschienen einem aufmerksamen Beobachter (Batsch), wegen ihres unmittelbaren Zusammenhanges mit den Fruchtknoten, und wegen der unüberwindlichen Schwierigkeit, mit welcher der dichte Pollen auf die sogenannte Narbe, (das narbenartige Ende des Fruchtknotens) gelangen könnte, als Narben selber, welche durch einen unmittelbaren Zusammenhang mit den männlichen Befruchtungstheilen, den belebenden Hauch durch den Rückgang desselben aus den Fäden der Antheren empfiengen. — Die Pflanzengattung *Asclepias* zeigt dieselbe Einrichtung fünfmal. Die Staubbeutel des *Cypripedium*, welche fast nur eine doppelte Wiederholung der unförmlichen Narbe scheinen, können eben so wenig durch Ausstreuen (ihres ganz verkleisterten Pollen,) die Narbe befruchten; es scheint nur ein Verhältniss wie zwischen elektrischen Körpern statt zu finden, die Nähe des positiven (männlichen) ruft im Verhältniss seiner Entwicklung das negative (weibliche) zur vollen Wirksamkeit hervor, ohne hierzu einer Vermischung mit ihm zu bedürfen.

Was den Bau dieser Befruchtungstheile, und besonders

ders jene Drusen am Ende des Pollenträgers anlangt, so hat uns derselbe fleissige Beobachter einige andere Fälle aufgezeichnet, welche die vorhergehenden erläutern. — Jene Didynamisten, welche zu der Familie der Quirlblumen gehören, zeigen eine solche Lage der Staubbälge, in welcher diese nicht wie gewöhnlich, neben einander liegen, sondern nur mit der Spitze aneinander gefügt sind. Der Staubfaden fugt sich zwischen beyden Bälgen ein, an einem eignen fleischigten Rücken, welcher beyde Bälge mit einander verbindet. Die Gattungen, *Salvia*, *Rosmarinus*, *Monarda* u. s. w. die doch nach ihrem ganzen Äusseren zu dieser Familie gerechnet werden müssen, haben nur zwey Staubgefässe, die zwar bey der *Monarda* zwey Staubbeutel tragen, welche auf die angegebne Weise aneinander gefügt sind, bey der Salbey aber und bey der Rosmarin an ihrem Ende nur einen Staubbalg enthalten. Der andre steht bey der Salbey unten am andern Ende des Staubfadens, wo dieser mittelst einer stielartigen Hervorragung derselben mit der Krone verwachsen ist. Es ist hier ein Theil der männlichen Saamentheile an dem Innern der Blume zurückgeblieben, und nur die andre hat sich als eigentliche Anthere frey aus der Blume erhoben. Jene Drüsen, die sich am Ende der zarten Käulchen in den Staubbeuteln der Orchiden befinden, der eine sehr deutliche Staubbeutel unten an der Blumenkrone der Salbey, jene rundlichen drüsenartigen Körper, in welcher bey der Gattung Asclepias der Faden, welcher oben den Pollen trägt, nach unten endet, sind alle dieselben Organe, Theile der Antheren, Staubbeutel, welche mehr nach dem Innern der Pflanze zurückgehalten werden, und von denen sich nur ein Theil als Anthere gestaltete.

Es ist diese Weise der Bildung in andern verwandten

ten Pflanzengattungen nicht ohne Beyspiel, auch in den Larvenblumen hat sie häufig statt. Bey der *[illegible]* ist der andre Staubbeutel noch in der Mitte des Fadens, fast wie eine Schuppe gestaltet, zu bemerken. Es scheint sich zugleich, während ein Theil der männlichen Organe verkümmert, das Wachsthum der Drüse, unter dem Fruchtknoten zu verstärken.

Die Staubgefässe der *Calla aethiopica*, welche aus zwey zusammengewachsenen Bälgen bestehen, enthalten ein feines Pollen, welches wie der Saame bey einigen Kryptogamisten an ein m Faden zusammenhängend herausgetrieben wird. So wie sich die Staubgefässe den Pistillen nähern, weichen sie in ihrer Bildung ab und führen keinen Staub mehr. Es zieht sich das Staubgefäss nach dem Unterende der sie tragenden Keule, nach dem Grund der Blume zurück, (wenn ich anders, da mir Gelegenheit fehlt, es selbst zu sehn, Batschen recht verstehe)

Die ungemeine Verwandtschaft zwischen den Theilen der gelben Seeblume, welche dem Auge schon äusserlich sehr auffält, spricht ganz für das Gesetz, auf welches wir in der Blüthenbildung hindeuteten. Man erkennt bey den äussersten Antheren, schon sehr deutlich das Überhandnehmen der Blattbildung, indem einige sehr breite bisweilen schon ganz darein übergehen. Die ungewöhnliche und unregelmässige Zahl, so wie der abweichende Bau der sogenannten Blumenblätter, macht ihre Entstehung aus Antheren sehr wahrscheinlich. Die Bildung der innersten Staubgefässe ist selbst noch in der angrenzenden, schildförmigen Narbe zu sehen. Man sieht deutlich, dass das Narbenschild aus ähnlichen abgestumpften schwieligten *Zungen* zusammengesetzt ist, mit den nämlichen Einkerbungen und Streifen, die man an den Antheren bemerkte. Der Fruchtknoten scheint an seinem oberen äusseren Ende aus lauter an einander gewachsnen, gebogenen Staubträgern zu bestehen.

Bey einer krankhaften Verkürzung der Staubgefässe in der *Crassula coccinea*, wobey der verkleinerte Staubbeutel zu einer braunen hornartigen Masse ausgetroknet war, schien zugleich die Rückenschärfe der Fruchtknoten zackige Auswüchse zu bekommen.

Es ist wahr, diese wenigen Fälle geben dem Leser jene sichre und klare Übersicht noch nicht, welche ihn überzeugen müsste, dass die Antheren nicht immer frey an das äusserste des Staubfadens heraustreten, sondern dass sie bisweilen (wie auch den Hoden der Säugethiere geschieht), auf halben Wege, bisweilen aber ganz im Innern der Blume zurückbleiben, dass diese Ausartung der Staubbeutel in der Gegend der Narbe am häufigsten vorkomme, dass hier bisweilen noch die Träger der Beutel ohne ihre Antheren zu erkennen sind, (die Fäden nahe am Griffel des *Arum* u. s. w.), die Behälter des männlichen Pollen aber sich nach unten zurückgezogen haben; dass endlich die Pistillen nichts anders sind, als verwachsne Staubfäden, ohne Staubbeutel, welche sie im Innern der Blume als Saamen zurückgelassen haben. Ich habe aber mit Willen hier bloss einige fremde Beobachtungen anführen mögen, von einem sehr Unpartheyischen angestellt, und habe selbst da, wo diese Beobachtungen meiner Meynung sehr nahe kommen, ihnen keine andren Worte unterlegen wollen. Wäre, um nur einen der von Batsch weiter erzählten Fälle zu berühren, erlaubt, der eignen Einbildungskraft freyen Lauf zu lassen, so hat jene Säule, die sich von den Fruchtknoten der *Decumaria barbara* erhebt, oben, wo sie sich in die achtlappigte Narbe erhebt, gar deutlich das Ansehen, als ob sie aus acht (sehr ähnlichen) Staubgefässen dieser Pflanze zusammengewachsen wäre, deren Innhalt aber in den birnförmigen Fruchtknoten zurückblieb u. s. w. Meine jetzige Lage erlaubte mir nicht mehr fremde Beobachtungen zu Hülfe zu nehmen, ich habe deshalb nur das Wenige, was mir vergönnt war, benutzt.

Es kann Jeder das Wahrhafte dieser Meynung sehr leicht selber untersuchen, und ich bin überzeugt, dass die Beobachtung nicht zu meinem Nachtheil entscheiden wird. Man sieht bey Verkümmerung der Staubgefässe, da wo die Beutel bey dem Übergange in die Gestalt des Blumenblattes ganz verschwinden, zulezt noch eine Narbe; das Pistill, die Staubfadenröhre und die Blumenröhre der Artischockenbluthen haben im Ganzen einen gleich Blätterförmigen Bau, was aber an den Lappen der Blumenkrone sich als hornartige Schwiele zeigt, steht (oben) zu den Seiten der Staubfädenröhre als Staubbeutel, und mangelt dem innersten Theile der Blumen (dem Pistill) ganz, wo es zurückblieb u. s. w.

Was aber die Antheren ausserhalb der Blume erhebt, ist nichts andres als was die abgestumpfte Kalkerde, Säure u. s. w. über den Boden, in Luftform erhebt — der Gegensatz. Man gehe die meisten Blumen in Hinsicht ihrer Bildung durch, es folgen z. B. auf einen dreyfachen Fruchtknoten und dreygetheilte Narbe, sechs Antheren, und jede Anthere ist wieder in den Gegensatz ihrer beyden Staubbeutel getheilt. Oder es wird, was in der

Frucht und im Pistill nur einmal vorhanden, in den Antheren, 2 - 4 - 8 - u. s. w. fältig wiederholt. So viel mir bekannt ist, hat auch über dieses rythmische Verhältniss der weiblichen Blüthentheile zu den männlichen ein sehr geistreicher Botaniker (Schelver in Jena) Beobachtungen angestellt.

Wo nur ein Staubbeutel ist, wo deshalb die Antheren minder von dem Gegensatz ergriffen scheinen, findet man auch gewöhnlich einen dichteren, wie zusammengeklebten Pollen, der sich minder von der allgemeinen Masse geschieden hat. Sobald dagegen mit dem vollkommen doppelten Bau der Antheren der Gegensatz wieder überhaupt genommen, findet sich ein lockrer leicht abzulösender Staub, der durch äussre Einwirkungen sehr leicht Schwingen erhält, um nach der gehebten Narbe zu fliegen. Der Gegensatz ist es, welcher auch hier, wie überall (III.) selbstständiges Leben und Freyheit ertheilt. — Selbst der Staubfaden (die Basis) scheint meist eine gewisse Polarität der Staubgefässe anzudeuten.

Ich kann die äussere Bildung der Staubgefässe nicht verlassen, ohne auf eine ganz ähnliche Bildung der befruchteten weiblichen Theile einiger Moose aufmerksam zu machen, deren wir vorhin Erwähnung thaten. Die Frucht der Jungermannien, wenn sie sich, nachdem das Pistill befruchtet worden, erhebt, gleicht auf dem schlanken Stiel, auf dem sie oben wie ein Knöpfchen ruht, einer Anthere, der feine Staub, den sie aussprüht, gleicht Pollenkügelchen.

Die Saamen vollkommnerer Pflanzen scheinen demnach nichts anderes als ein oder mehrere Staubbeutel, welche

che zu einem verschiedenartig gestalteten Körper zusammengewachsen (verdichtet) sind.

Es beruht der ganze Geschlechtsunterschied, welches sich an vollkommnen Pflanzen findet, auf nichts andrem als auf einem Mehr oder Minder des überhandgenommenen Gegensatzes (Selbstständigkeit nach VI.). Die Antheren verhalten sich zu den weiblichen Theilen wie das schon des Gegensatzes fähige (oxydirbare) Metall, zu den erst den Gegensatz, vorbereitenden (sich desoxydirenden), wie das schon im selbstständigen Leben Begriffne, zu dem, was erst noch im Bund mit der Erde der Selbstständigkeit entgegen geht. Es ist aber dasselbe Individuum, ja dasselbe Organ eines organischen Wesens, welches hier weiblich und männlich begeistet wird.

Es wird dieses fast noch deutlicher bey den Thieren erkannt. Jene ersten chaotischen Anfänge des Thierreichs scheinen sich zwar nur auf jene einfachste Weise fortzupflanzen, die wir bey der Flechtenrinde bemerkten — durch Zertheilung; schon bey den Naiden findet man aber wenigstens bey einigen Gattungen deutliche Eyerstöcke, die einer mehr gewöhnlichen Weise der Fortpflanzung zu dienen scheinen, während dieselben Thierarten zugleich auch auf eine sehr einfache Weise, durch allmählige Verlängerung ihres letzten Gelenkes, das zu einem neuen Thiere anwächst, sich fortpflanzen. So scheint auch (nach der Vermuthung einiger Naturforscher) das Geschlecht der Polypen, ausser der Fortpflanzung durch Knospen, im Herbst für die Erhaltung seiner Art, durch Eyer zu sorgen.

Wo sich auch bey etwas weiterer Ausbildung der allgegemeinen thierischen Form die beyden Geschlechter etwas deutlicher zu erkennen geben, findet man doch das, was man eigentlich Gegensatz derselben nennt, nur wenig entwickelt. Die Geschlechtstheile scheinen bey untergeordneten Thierklassen an beyden Geschlechtern sehr oft dieselben Theile, nur dass sie bey den Männchen gewöhnlich so beschaffen sind, als ob sie eine Metamorphose mehr erlitten hätten als die Weiblichen. Wir sehen nämlich auch andre Organe durch die verschiednen Verwandlungen des Thieres, eine sehr verschiedene Gestalt annehmen, in welcher sie kaum noch für das erkannt werden, was sie vorhin waren. Theile, welche bey Insekten, die eine vollkommene Metamorphose erleiden, vorhin im Raupenzustand, unvollkommen entwickelt, in der Tiefe des Leibes verborgen waren, treten deutlicher und schöner (als Flügel, Sinnesorgane u. a.) ans Licht, während zugleich im Innern der Magen und Darmkanal ihre Gestalt auffallend verändern. Es wird nicht allein der Magen, der in Raupen ungemein gross und weit war, in dem geflügelten Insekt über allen Vergleich zärter und kleiner gefunden, sondern eine Menge blinder Anhänge und Stückchen, welche ihm im Wurme ein ganz eignes Ansehen gaben, verschwindet ganz, oder wird sehr ansehnlich vermindert. So verschwinden auch eine Menge Fettbeutel und drüsenartige Körper, die im Wurme sehr häufig waren. Man erkennt oft nur nach langer und sorgfältiger Prüfung in den Eingeweiden des fliegenden Thiers dieselbe Hauptform wieder, die man an denen des Wurms gesehen, der Übergang einiger Theile in den Zustand, den sie nach der Verwandlung erlangen, ist aber selbst grossen Zergliederern dunkel. So die Umwandlung jener kleinen Nierenartig gestalteten Körperchen, die bey einigen Raupen an der Stelle der künftigen Geschlechts-

thei-

theile liegen, in die fadenförmig entwickelten Hoden, die in dem vollkommnen Insekt, an ihrer Statt erscheinen. Auf dieselbe Weise darf man auch, selbst bey denen Insekten, wo die Organe des verschiednen Geschlechts von einander äusserlich etwas abweichen, mit Recht beyde als dasselbe Organ betrachten, welches nur in dem Einen eine vollkommnere Verwandlung erlitten, als in dem Andern, und wir hoffen die Übereinstimmung beyder Organe in der allgemeinen Form deutlicher zu erweisen, als es oft bey andern Theilen desselben Insekts, im Zustand der verschiednen Verwandlungen geschehen kann.

Das Männchen scheint wirklich bey den meisten Insekten einen Grad höher verwandelt zu seyn, als das Weibchen; und vollkommner und zärter entwickelt, steht es auch zugleich dem höchsten Augenblick seiner Bestimmung (dem des Todes) näher. Nicht allein ist es bey einigen Gattungen geflügelt, während das Weibchen dem ungeflügelten Zustand der Raupe näher blieb; sondern es muss, schon im geflügelten Zustand, das Männchen einiger Arten eine Verwandlung (eine Häutung) mehr erleiden, als das Weibchen, ehe es zu seiner vollkommensten Entwiklung gelangt. So muss bey dem Haft und seinem Verwandten das Männchen in der kurzen Zeit des geflügelten Lebens sich dreymal häuten, während das Weibchen es nur zweymal thut (nach Schwammerdamm). So scheint auch schon in dem gröberen, massiveren Bau seiner Eingeweide, das dicke Weibchen dem Zustand des Wurms einen Grad näher zu treten, als das zarte schlanke Männchen, das im Innern einen weit feineren Bau zeigt. Dieses ist überhaupt wohl bey allen geflügelten Insekten vergänglicher, sterblicher, es ist in dem Augenblick der Begattung sein Daseyn vollendet.

det, seine Lebenskraft verzehrt, während das dauerhaftere Weibchen, erst noch für die künftigen Nachkommen sorgen muss.

Es geschieht daher auch dem Bienenmännchen durch seine gewaltsame Ermordung, kein so hartes Unrecht, als wir gewöhnlich glauben, indem, wenn die Königin gesund, und zur Begattung (oder vielmehr nur zum Geschlechtsgegensatz) geschickt war, die ganze Lebenskraft des Männchens zur Zeit der Liebe aufgezehrt wurde, und sein ganzes Daseyn nur noch schwacher Überrest der vorherigen Kraft ist. Man sieht daher fast zu derselben Zeit, oder wenigstens bald nachher, wenn die Drohnen durch ihre Gefährten ermordet werden, diese männlichen Gespielen einer gesunden Königin, auch ohne die Gewaltthätigkeit der andern Bienen, eines natürlichen Todes sterben, und es scheint die Bienen nur der gewöhnliche Abscheu vor dem Kranken und Todten, zu der Hinwegräumung der siechen Männchen zu treiben. Es stirbt auch in verwandten Geschlechtern der Insekten das zarte unbewafnete Männchen früher als die Weibchen oder die Schaar der Geschlechtslosen. Wir sind aber geneigt den Thieren, neben unsern Tugenden auch unsre Laster anzudichten, darum ist auch von den Bienen die Meynung sehr allgemein, dass sie ihre harmlosen vollkommneren Gefährten aus Geiz und Kleinmüthigkeit umbrächten, damit sie nicht dürften im Winter erspahrt werden. Vielmehr könnte man hierinnen die Bienen (wenn man den Instinkt zur Willkühr erheben wollte) mit jenen heldenmüthigen Wilden vergleichen, welche ihre kranken Alten, dem schmähligen Gefühl einer allmählig verglimmenden, vordem mächtigen Kraft, durch den Heldentod entreissen.

Bey einigen Insekten kann man die innern männlichen Geschlechtstheile, von den innern weiblichen kaum unterscheiden. So sind nicht allein in einigen Heuschreken (z. B. *Gryllus verruccivorus*), die grossen Testikel aus bündelweiss zusammengerollten Gefässen, den eben so grossen Ovarien aus ähnlichen bündelweiss gerollten Eyerleitern bestehend, auffallend ähnlich (nach Blumenbach), sondern sogar in Insekten, welche sonst die deutlichste Geschlechtsverschiedenheit zeigen, unterscheidet auch der geübte Zergliederer, bey dem ersten Einblick die weiblichen innern Geschlechtstheile kaum von den männlichen. Es ist dies der Fall bey einigen nicht langst aus der Puppe gekrochenen Tagefaltern, welche sich, wenn ihre Verwandlung verspätet worden, nicht gleich nach dem Ausfliegen begatten, sondern erst eine günstigere Jahreszeit erwarten mussen (S. Schwammerdamm Bib. d. N. p. 258.).

So erkennt man auch bey dem Männchen der Breme in den inneren Zeugungsorganen ganz dieselben Theile wieder, welche bey dem Weibchen den Eyerstock und seine Ausgänge vorstellen. (Man sehe die Beschreibung und Kupfer bey Schwammerdamm). Schon äusserlich ist bey diesem Insect zwischen Männchen und Weibchen kein Unterschied, ausser dass jenes kleiner ist. Die Hoden sind nicht nur in ihrem Umriss ganz eben so gestaltet, als die gröberen, grösseren Eyerstöcke (welche nur durch etwas kürzere Eyerleiter mit dem äussern Ausgang der Geschlechtstheile verbunden sind), sondern sie bestehen auch, wie man nach hinweg genommenen äusseren Hüllen erkennt, aus fast eyförmigen länglichen, zarten Bläschen, die mit ihrer Basis auf der Substanz der Hoden aufstehen, wie Eyer an einem Eyerstock.

stock. Wahrscheinlich öfnet sich dieses Heer von unvollkommnen Eyerchen, zur Zeit der Begattung in einen gemeinschaftlichen Ausführungsgang, im Innern des Hoden, und wird durch diesen weiter nach den gewöhnlichen ausleerenden Theilen geführt. — Das Weibchen dieses Insekts enthält ganz denselben Theil, den man mit demselben Rechte einen grösseren Hoden als einen Eyerstock nennen könnte. Man bemerkt auch an den weiblichen Eyerstöcken vor der Begattung eben so zarte, Bläschenartige Eyer, als die der männlichen Hoden sind, länglich wie diese, und erst bey der vollkommneren Entwiklung zeigen sich die weiblichen Eyerchen grösser und von grünlicher Farbe. Die zarten blinden Anhänge der männlichen Geschlechtstheile, scheinen sich bey dem Weibchen in dreyen, oben schneckenmässig gewundnen Röhrchen darzustellen. Bloss das Hervortreten einer mit Hornbeinchen verbundnen Ruthe ist es, was das Männchen vor dem Weibchen, an welchem sich innen und aussen ähnliche Hornbeinchen nachweisen lassen, voraus hat. Es ist also hier dasselbe Organ zu männlichen und weiblichen Verrichtungen bestimmt, und es scheinen die Bläschen an den Hoden dieses Insekts, die man mit Recht minder entwickelte Eyerchen nennen könnte, bloss darin von den weiblichen unterschieden, dass sie früher von äussern Einflüssen bewegt werden, ihren Inhalt auszuleeren, früher zeitigen, während jene, mit der Masse des Körpers in innigerer Verbindung, eines langsameren Anwachses bedürfen.

Ja was noch mehr ist, es mangelt in einigen andern unvollkommnen Thierclassen nicht an Beyspielen, dass ein und dasselbe Organ eines Individuums jezt männlichen, hernach weiblichen Saamen (Früchte) von sich giebt, wir finden diese Beyspiele bey den Schnecken: Es ist nämlich zwar sehr bekannt, dass die Schnecken männliche und weibliche Zeugungstheile zugleich in sich vereinen, man scheint aber minder auf die innige Verschmelzung dieser Theile zu Einem Rücksicht genommen zu haben. — Ich finde die Abbildung ihrer Geschlechtstheile, am deutlichsten bey Schwammerdamm (Bib. d. Nat. *Tab. V — VIII — IX*). Gleich nach dem Eröfnen der Weinbergsschnecke, fällt der Uterus in die Augen, welcher, besonders nach der Begattung, als ein dickes, an jener Seite, wo das Gefässreiche Hautnetz mit ihm verwachsen ist, wie ein eingekerbtes Därmchen erscheint. Oben, nach der Leber zu, endet er in einem fast dreyeckigten Anhang, in welchem sich, besonders nach der Begattung, Eyerchen ähnliche Körnchen bemerken lassen, weshalb Schwammerdam diesen obersten Theil des Uterus, den Eyerstock nennt. Auch in andern Schneckenarten scheint die Bestimmung dieses Theils wenigstens die vollkommnere Ausbildung und Bekleidung der Eyer zu seyn, und es findet sich daselbst, vermöge eines gewundnen Kanälchens ein andres Organ mit ihm verbunden, welches einem deutlicheren Eyerstocke gleicht. — Ausser der Begattung findet sich im Uterus der Weinbergsschnecke, und in jenem Anhang, in einer eignen schleimigten Flüssigkeit eine feinkörnige, dem Roggen des Börsch ähnliche Substanz, von eigentlichen Eyern aber keine Spur. . Wo sich der Uterus dem gemeinschaftlichen Ausgang der Geschlechtstheile (am Halse) nähert, theilt er sich, nachdem er vorher dünner worden, in zwey Kanäle, davon der eine stärkere sich in die Ruthe ergiesst, der andre, etwas schwächere in dem Ausgang der Gebärmutter mündet. Es öfnen sich in dem leztern zugleich eine Menge kleiner Röhrchen, welche im Gansen der Magendrüse der Fische ähnlich sind, und eine weissliche Flüssigkeit enthalten. Schwammerdam nahm diese Gefässchen für Hoden. Es ist wahr, sie gleichen einigermassen jenen Hoden, die wir bey unvollkommnen Thieren finden, noch mehr aber gewissen andern Schleimbehältnissen, die man bey vielen Insekten, an den weiblichen sowohl als an den männlichen Geschlechtstheilen, in deren Ausführungsgänge sie ausgehen, bemerkt. Und dass sie mehr das Letztere sind, als das Erstere, dafür spricht vorzüglich: dass sie mit der Ruthe in gar keiner unmittelbaren Verbindung stehen, sondern sich vielmehr in dieser und einer verwandten Schneckenart (der Gartenschnecke) neben jenem blinden Anhang, welcher bey einigen das Liebespfeilchen enthält, in den Ausgang der Gebärmutter ergiessen. Ja was noch mehr gegen die Meynung spricht, dass sie Hoden wären, sie fehlen bey mehreren Schneckenarten ganz, und es wird in diesen die Ruthe allein aus jenem Kanal versorgt, der sie mit dem Uterus verbindet. Ausser jenem Beutelchen, welches in dieser Schneckenart den Liebespfeil enthält, öfnet sich in den Ausgang der Mutter ein langes blindes Därmchen, welches oben an seinem innern Ende in ein Birnartiges Knöpfchen ausgeht, und nicht fern von diesem Ausgang, durch ein kleines Röhrchen mit dem Uterus verbunden wird, hierauf, nachdem es sich als ein anselmlicher langer Canal den äussren Geschlechtstheilen genähert hat, sich mit dem Ausgang des Uterus vereint. Es scheint in dieser Schnecke dieser anselmliche Canal geschickter die fremde Ruthe in sich aufzunehmen, als der weit engere Ausgang des Uterus. Die dichte schwammigte Ruthe, entspricht diesem Canal in ihrer Länge, Verlauf und äusseren Umriss ganz, und wie schon erwähnt, theilen sich beyde in die zwey Ausgänge des

Uterus. Es scheint sich in beyden dasselbe Organ, in dem einen nur freyer, in dem andern mit den innern Theilen mehr verwachsen, ausgebildet zu haben. — Die Ruthe, die sich während der Begattung weit heraus begiebt, muss sehr augenscheinlich die sehr häufige Feuchtigkeit, welche sie während der Vermischung ausleert, aus dem Uterus, durch den gemeinschaftlichen Kanal, der zwischen beyden ist, erhalten, denn sie hat sonst keinen andern Zugang. So ist es hier dasselbe Saamen, dessen feinerer Theil als zeugendes Princip die fremden Keime befruchtet, und welcher in seinem gröberen, im gemeinschaftlichen Behältniss zurückbleibenden Antheil, den befruchtenden fremden Saamen empfangend, zu vollkommenen Eyerchen ausgebildet wird.

Bey der Gartenschnecke findet sich, nahe an der Leber, am Ende des oben beschriebenen gewundenen Kanälchens, ein anscheinender Eyerstock, der seinen Inhalt in den Anhang des Uterus zu senken scheint, welcher in der vorigen Art, Eyerstock zu seyn schien. Sonst ist Bau und Verhältniss der Theile bey dieser Art wie bey der vorigen. Die Ruthe empfängt eben so durch einen Verbindungscanal ihren Antheil an dem Inhalt des Uterus, und die Schleimgefässchen (die vermeintlichen Hoden) enden neben dem blinden Anhang der Mutter, im Ausgang der weiblichen Theile.

Endlich sind bey der Hausschnecke jene vermeintlichen Hoden ganz verschwunden, so wie auch jener längliche Kanal, der in den vorhergehenden Arten der Ruthe einigermassen entsprach. Die ungemein grossen innren Geschlechtstheile, welche fast die ganze Bauchhöhle erfüllen, endigen hier in der gemeinschaftlichen

ausäusseren Oefnung der Zeugungstheile, in drey verschiednen Mündungen. Die eine ist für die Ruthe, die zweyte für die Mutter, und die dritte an der dem Ruthenausgang entgegengesezten Seite für jenes Beutelchen bestimmt, welches in den vorhin beschriebenen Schnecken mit den vermeinten Hoden sehr nahe vereint war. Der fast dreykantige, grosse, sackförmige Uterus, windet sich um ein sehr gefässreiches Band, das ihn seiner ganzen Länge nach begleitet, und das durch das gewundne Röhrchen nicht allein mit dem Eyerstock in Verbindung steht, sondern aus welchen auch der Uterus seine Gefässe und seinen Säftezufluss erhält. Beyde (der Uterus und dieses Band) scheinen auch, ausser nahe an dem äussern Ausgang, wo beyde nur durch eine dünne Haut verbunden sind, in sehr inniger Verbindung und Einheit zu stehen, so dass beyde für einen Theil zu halten sind. Dieses Band enthält in seinem Innern eine grosse Menge einer ungleich körnigen Substanz, so dass man es auf den ersten Blick für den Eyerstock halten könnte, und seine nahe Verbindung mit dem Eyerstock, und auf der andern Seite seine innige Verwachsung mit dem Uterus, machen es mehr als wahrscheinlich, dass der Uterus sowohl, als seine gefässreiche Basis, auf gleiche Weise bestimmt sind, die künftigen Fruchtkeime zu enthalten und dass in der letzteren die ersten Anfänge derselben entwickelt, im Uterus weiter ausgebildet werden. Eben dieses gefässreiche Band endet sich aber durch ein feines Röhrchen in die Ruthe, während der Ausgang der dickeren Gebärmutter, bald nach der Trennung von der Basis, in den Ausgang der weiblichen Geschlechtstheile übergeht. Es empfängt demnach die Ruthe ihren Saamen aus dem nämlichen Quell, aus welchem hernach die Eyer hervorkommen, und der männliche Saamen scheint wirklich nichts anders als jene Substanz in einem feineren Zustand, aus welcher auch die eigentlichen Eyer gebildet werden.

Bey der Wegschnecke endigt sich die Ruthe mit ihrer hintersten Höhlung unmittelbar in die Mutter, und aus dieser allein empfängt sie die Saamenfeuchtigkeit (es ist wie bey allen vorhin beschriebnen Schnecken, kein andrer Zugang für dieselbe bemerklich). Das oben beschriebene Beutelchen des Liebespfeils, endet sich hier in die Haut der Ruthe. Ein eigner Eyerstock hängt durch das gewundne Röhrchen mit der Mutter zusammen.

Man kann das Alles, was ich hier an den verschiednen Schnecken beschrieben habe, bey Schwammerdamm, aus dessen Werken ich es treu und unverändert entlehnt habe, nachsehen. Man wird nicht minder als ich überzeugt werden, dass die männliche Saamenfeuchtigkeit bey diesen merkwürdigen Thieren aus denselben Organen kömmt, welches hernach auch zur Ausbildung der Eyer bestimmt ist.

Es ist hier nicht allein Ein Individuum, sondern Ein Organ zu beyden Geschlechtsverrichtungen bestimmt, und die nämliche Substanz wird zugleich männlicher Saamen und weibliche Frucht. Diese Einheit der so verschieden scheinenden Theile, ist in andern unvollkommnen Thierclassen nicht ohne Beyspiel, und man findet bekanntlich bisweilen selbst noch bey den Fischen, (besonders bey dem Karpen), die innren Zeugetheile beyder Geschlechter in Einem Individuo vereinigt (s. Blumenbachs vergl. Anatom.) und es sollen, nach der Erzählung eines Freundes, der diesen Fall beobachtet, nicht selten die Gränzen zwischen so verschiedenartigen Theilen so fein

und

und unmerklich in einander verschmelzen, dass durch allmählige Übergänge auf derselben Seite der weibliche Roggen in männliche Milch, und umgekehrt die Milch in eine Roggenartige Substanz verflösse *). Die Milch schiene daher auch in andern Geschlechtern der Fische nichts andres, als ein feinerer von der Masse des Körpers vollkommner frey gewordner Roggen, dieser dagegen wird von jenem dadurch unterschieden, dass er von der allgemeinen Masse des Körpers inniger ergriffen, mit ihr in innigerm Bunde ist, was sich durch grössere Masse ausspricht. In beyden Geschlechtern wäre dasselbe Organ nur durch ein Mehr oder Minder verschieden zugegen.

Wenn auch dieser eine Fall nicht geeignet wäre, uns zu überzeugen, so liessen sich doch noch andre Fälle anführen, welche zeigen, dass in einigen Thierclassen die Übereinstimmung des männlichen Saamen mit den weiblichen Früchten auch äusserlich nicht undeutlich sey. Ich könnte zu dem obenerzählten Beyspiel von der Breme, noch das des Wasserkäfers, des Frosches und des Tintenfisches, aus den Werken desselben Zergliederers, der uns die vorigen Fälle darbot, anführen. Bey dem Wasserkäfer besteht die Substanz des Hoden eben so deutlich als bey der Breme aus einer Zusammenhäufung von länglichen Bläschen, die man mit Recht zärtere Eyerchen nennen könnte. Das Männchen gebiert den Inhalt dieser Eyerchen gleichsam nur früher, als das Weibchen, seine Früchte sind schon während der Begattung reif, und für Momente wenigstens eines selbstständigen Lebens

---

*) Ich wünsche diesen Fall aber selbst zu sehen, denn wir sind oft geneigt der Meynung eines Freundes unsre Stimme williger zu leihen, als unsern eignen. Andre Beschreibungen dieses Falls, sind mir nicht zur Hand.

bens fähig, während die weiblichen erst durch die Berührung dieser schon Freyen zur Freyheit geweckt werden müssen. Eben so wie in der neutralen Verbindung eine eben so starke Säure ruhend liegen kann, als die ist, welche frey hinzukömmt. Es ist zwischen beyden kein Unterschied, als dass jene durch die Basis mit der allgemeinen Masse verbunden, jene einer freyen Wirksamkeit fähig ist. Wenn die freye Säure das Neutralsalz anrührt, so wird nun die darinnen liegende Säure zu neuem Leben begeistert, sie wird frey, und erhält ganz denselben Grad der Wirksamkeit, welchen die neuangekommene besass. So das Lebendige, was im Weibe mit der Masse vermählt, im Manne von dieser schon befreyt ist.

Bey dem Frosche liegen nicht allein die Hoden an demselben Orte als die Ovarien, sondern die Saamenfeuchtigkeit strömt auch bey diesen Thieren aus ähnlichen länglichen Bläschen hinein in die Substanz der Hoden, wie bey dem Wasserkäfer. Es sind diese Bläschen auch mit einigem Recht kleine Eyerchen zu nennen, deren lebendige Bewohner aber schon in dem väterlichen Leibe ihre Hülle verlassen, und ausgehen, während die weiblichen Früchte hierzu einer längeren Ausbildung bedürfen.

Bey dem Tintenfische könnte man sogar den männlichen Saamen noch in jenem Zustande, in welchem er aus dem Leibe des Thiers ausgeschieden worden, mit zarten noch unzeitigen Eyerchen (gleichsam Abortus), vergleichen, denn er besteht wirklich aus länglichen Bläschen, die, wenn man sie mit der Gestalt der länglichen weiblichen Eyerschnüre des Tintenfisches zusammenhält, diesen in dem Hauptumriss etwas gleichen, nur dass sie ungleich kleiner und einfacher sind, (man vergleiche die Abbildung des männlichen Saamens bey **Schwammerdamm**, mit der Abbildung der weiblichen Eyerschnüre bey **Bohadsch** *de quibusd. animal. marin.*) beyde, die männlichen Saameneyerchen sowohl als die weiblichen, deren Schnüre **Bohadsch** mit den Kätzchen einiger Pflanzen vergleicht, sind auch durch gewisse Fäden, oder schnurförmige Theile zu grossen Haufen untereinander verbunden. Es scheint kein Unterschied zwischen beyden, als dass die männlichen gleich nach der Geburt des obgleich nur momentanen Lebens fähig sind, während die weiblichen einer längern Ausbildung, begünstigt durch Licht, Luft und Wasser bedürfen. Die männlichen Eyerchen sahe **Schwammerdamm** noch selbst einige Zeit nach dem Tode des Thieres, als sie in Wasser gebracht worden, zerbersten, und einen wurmartigen (schon consistent gewordenen) Saamen aus ihnen hervorkriechen.

Der männliche Saamen einiger Insekten (des Tagefalters z. B.) ist in kleine Körnchen, gleich unvollkommenen Eyerchen, vertheilt, bey andern besteht er aus einem groben, eyweisartigen Zeuge u. s. w.

Ja selbst die Organe, welche im männlichen Geschlecht den Saamen, im weiblichen die Frucht erzeugen, sind so ungemein verschieden nicht, selbst bey denen Thieren, wo beyde Geschlechter in zwey vollkommen getrennten Individuen vertheilt worden. Noch viel weniger ist zwischen Ovarien und Testikeln ein völlig entgegengesetztes Verhältniss zu bemerken. Man nimmt gewöhnlich an, ein feiner fadenartiger Bau, der in knauelartige Verwindungen ausgehe, sey die allgemeine Bildung

der

der Hoden, während die Eyerstöcke aus einer fast drüsigten Substanz, welche Eyerchen oder Bläschen enthielte, beständen; allein dies besteht nicht immer. Es ist wahr, schon im Blumenstaube einiger Pflanzen (z. B. in der Zostera) findet man einen fein fadenförmigen Bau; allein die fast durchgängige Gestalt, unter welcher der Blumenstaub auftritt, ist denn doch die mehr oder minder vollkommen ovale oder rundliche, wie die der Saamenkörner. Diese kleinen männlichen Saamenkörnchen kommen auch bey den Pflanzen nicht allein in ihrem Bau mit den Körnern der weiblichen Früchte überein, sondern sie sind auch oft durch eben solche Fäden oder Gewinde unter einander verbunden, als die Fruchtkörnchen einiger untergeordneten Pflanzengattungen (z. B. einiger Kryptogamisten.)

Man findet auch bey den Thieren, und, um von unten zu beginnen, zum Beyspiel im Spulwurm, den Eyerleiter aus einem zarten fadenartigen Kanälchen von ansehnlicher Länge bestehend, welcher gleich den fadenartigen Geilen einiger verwandten Thierarten auf und abgewickelt ist. So sind auch überhaupt fast in den meisten Geschlechtern der Insekten fadenförmige Eyerbehältnisse vorhanden. Es wird in diesen Thierklassen der weibliche Fruchtkeim in eben so zarten Gefässgewinden erzeugt, als die sind, welche bey vollkommneren Thieren zur Bereitung des männlichen Saamens bestimmt sind. Dagegen haben wir auf der andern Seite, bey einigen männlichen Thieren den nämlichen aus Bläschen bestehenden Bau der Hoden bemerkt, welcher bey dem Menschen und vollkommnen Thieren dem weiblichen Eyerstock eigenthümlich scheint. Ja selbst in vollkommneren Thieren, erkennt man in vielen Fällen, wie leicht die fadenartige Bildung der Hodengefässchen in eine blasenartige ausarten könne. Wir finden nicht allein im Widder die Substanz der Hoden bisweilen, im nicht ganz normalen Zustand meist wie aus Bläschen zusammengesezt, während sich die feine Fädchenbildung fast ganz verlohren hat, sondern selbst bey dem Menschen artet bisweilen die innre Bildung eines krankhaften Hoden in Wasserbläschen aus, (bisweilen ganz).

Doch es ist überhaupt unnöthig, die ungemeine Uebereinstimmung beyder Hauptorgane der beyden Geschlechter, im Thierreich weiter zu verfolgen, da die Krankheiten, denen diese Theile im menschlichen Körper gemeinschaftlich unterworfen sind, die innige Übereinstimmung beyder, deutlich genug aussprechen. Die Greefischen Bläschen fehlen bisweilen in den weiblichen Eyerstöcken ganz, und diese sind ganz in eine welke Hautmasse verwandelt. Ganz dasselbe geschieht den Hoden, an denen auch der fädenartige Bau zuweilen verlohren geht, und in einen häutigen Zustand ausartet. Man findet die Hoden in eine völlig skrofulöse Substanz ausgeartet, und innen von einer dicklichten weisslichten Masse erfüllt (Baillie), so findet man auch die Eyerstöcke oft von ähnlicher skrofulöser Beschaffenheit nach Baillie, oder in eine weisse härtliche Masse verwandelt, welche mit häutigen Zellen durchzogen ist. Man findet beyde Organe in eine bräunliche gleichartige Masse übergegangen, oder Blutklumpen gleich. Beyde Organe sind vbn knorplichter oder knochichter Consistenz gefunden worden (die Hoden nach Wagner, Baillie u. a.). Man hat bekanntlich in den Eyerstöcken knöcherne Körper (oft mit ordentlich gebildeten Zähnen), mit Haaren vermischt gefunden, und Haare und Knochen, die in den Ey-

Eyerstöcken so oft vorkommen, sind auch zuweilen in krankhaften Hoden gefunden worden, (nach Schumacher.) Hält man die haarichte Substanz in den Hoden für die aufgelösste und krankhaft verwandelte Fädchenmasse desselben, so muss man auch den Haaren in den Eyerstöcken einen ähnlichen Ursprung zugestehen, und bekennen, dass auch der Eyerstock bisweilen eine fadenförmige Structur annehmen könne. — Beyde, die Hoden sowohl, als die Eyerstöcke, enthalten sehr häufig im krankhaften Zustand steinigte Konkremente u. s. w. Man kann diese und viele ähnliche krankhafte Zustände beyder Organe in Voigtels vortrefflichem Handbuch der pathologischen Anatomie beschrieben lesen.

Ja es lassen sich sogar bey solchen Thieren, wo die beyden Geschlechter am meisten und unvereinbarsten von einander abzuweichen scheinen, wohl noch einzelne Spuren auffinden, aus welchen man erkennt, dass jene beyden Organe eigentlich nur Eins wären, das auf verschiedne Weise verwandelt worden. Ich will auch hiervon einige Beyspiele nicht verschweigen, die unter denen, die ich genauer kenne, am meisten gegen meine Meynung zu sprechen scheinen. Es bietet uns dieselben gerade jene Klasse von Thieren an, bey der wir auch die nächste Übereinstimmung im Bau und Verhältniss der verschiednen Geschlechtsorgane gefunden haben — die Klasse der Insekten. So finden wir auf den ersten Blick im Nashornkäfer die innern Zeugungstheile des Männchens von denen des Weibchens sehr auffallend verschieden. Bey jenen finden sich am Ende der Hoden kleine, fast wie Blüthenkelche gestaltete Drüschen, welche die gallertartige Saamenfeuchtigkeit enthalten, während das Weibchen statt dieser Theile, sehr deutliche Eyerleiter (fadenförmi-

ge

ge Eyerstöcke) hat. Bey näherer Betrachtung findet man aber bald in der Zahl und dem Verhältniss der zu beyderley Geschlechtstheilen gehörigen Organe, grosse Übereinstimmung. Die Hoden des Männchens verlieren sich zu beyden Seiten in jene sechs drüsenartigen Theilchen, mit denen sie durch zarte Fädchen verbunden sind, die weiblichen Theile gehen zu beyden Seiten in sechs sehr ausgezeichnete Eyerleiter über. Die beyden Schleimgefässe im Männchen, stellen sich vielleicht im Weibchen in dem kleinen, eine gelbliche Materie enthaltenden Beutelchen, oder in den beyden blinden Röhrchen (wovon jedoch das eine ein Nerve scheint) dar.

So gross auch hier der Unterschied seyn mag, so ist er doch nicht grösser, als der, welcher bey demselben Insekt zwischen dem Magen und Darmkanal des Wurms, und des völlig entwickelten Käfers statt findet. Es gleicht dieser im Wurme einem grossen, in einem Stück fortlaufenden, mit unzähligen Anhängen versehenen Sacke, es ist hierauf schon im Püppchen, dasselbe Organ um vieles zarter, und minder sackförmig geworden, die Anhänge haben sich schon sehr vermindert, das Colon, das vorhin kaum zu bemerken war, ist deutlich hervorgetreten. Endlich erkennt man in dem zarten, röhrenförmigen Darmkanal des Käfers, von den Verdauungsorganen des Wurms kaum eine Spur wieder. Jene Anhänge scheinen völlig verschwunden, und es ist ein zartes gekrümmtes Därmchen, welches jezt den groben sackförmigen Magen, und das grosse Colon in sich darstellt. So ist die vorige Bildung fast bis auf jede Spur verloschen, und dasselbige Organ ist unter unsern Augen in ein fast ganz anders scheinendes verwandelt worden.

Bey dem oben erwähnten Tagfalter, ist (wie bey Insekten meist gefunden wird) der weibliche Eyerstock in sechs zarte Eyerfäden getheilt, welche in ihrem fadenförmigen Bau sich mehr den Hoden andrer Thiere nähern. Es findet sich dagegen im Männchen nicht allein die (längere) Ruthe, nach innen zu in zwey Schenkel getheilt, wie der weibliche gemeinschaftliche Ausführungscanal, sondern es findet sich auch das eine Paar der weiblichen Eyerleiter bey ihm in zwey blinden Därmchen wieder, während die zwey andern Paare, zu einem vereint, in einen runden Körper enden, welcher jener als Grundaxiom angenommenen Vorstellung der männlichen Hoden minder entspricht, als die weiblichen Eyerleiter.

Es dringen uns endlich noch ganz andre Erscheinungen, die wir in der gesammten Bildung der äussern und innern Geschlechtstheile vollkommnerer Organisationen finden, das Geständniss ab, dass es dieselben Organe wären, welche sich hier als männliche, dort als weibliche Geschlechtstheile darstellten, und es war einigen grossen Zergliederern der vorigen Zeiten kein blosser Scherz, wenn sie dem Weibe dieselben Theile als dem Manne, nur inwendig verborgen zugestanden. Die Hoden liegen bey jenen Säugethieren, welche gar keinen Hodensak haben, mit den weiblichen Eyerstöcken ziemlich an einem Orte, und auch bey dem Menschen sind die Fälle nicht selten, wo gar kein Hodensack vorhanden ist, und die Hoden in der Bauchhöhle liegen (S. vornehmlich bey Voigtel). Öfters bleiben sie lange nach der Geburt, und bisweilen das ganze Leben hindurch in der Bauchhöhle zurücke, bisweilen treten sie in den Weichen, oder unter dem Poupartischen Bande in der Biegung des Schenkels hervor, wo sie oft für Brüche gehalten werden. Eben so findet man auch die Ovarien nicht allein durch die Bauchringe hervorhängen, sondern sie treten auch auf andre Weise, gleich zurückgebliebenen Hoden, welche sich verirren, äusserlich an denselben Stellen hervor.

Der Priapus findet sich bey Männern bisweilen gar nicht, bey weibischen Männern bisweilen kaum so gross als der Kizler, und gleich diesem undurchbohrt (zugleich fand man dabey die Hoden ganz ungemein klein, oft wie in Ungebohrnen); er ist bisweilen gespalten, wie durch eine Scheide; mit den Integumenten verwachsen; — seine Eichel ist gar nicht selten ganz undurchbohrt. — Die weibliche Clitoris ist dagegen sehr häufig unmässig gross, und gleicht an Grösse wie an Bildung dem männlichen Gliede vollkommen. Fälle dieser Art sind sehr häufig bekannt, und sie haben, wenn besonders eine verschlossene Mutterscheide dabey war, nicht selten zu Geschlechtsverwechslungen Veranlassung gegeben. Man findet überhaupt diese Abartung des männlichen Glieds in allen weiblichen Säugethieren (ausser beym Schnabelthier, wo doch das Männchen eine sehr ausgezeichnete Ruthe besitzt), sie ist sogar mit einem Knochen versehen, wo das Männchen einen Knochen in der Ruthe hat, gespalten (im *Opossum*) gleich der Eichel des Männchens. Ja bey dem Weibchen des *Lemur tardigradus*, öfnet sich sogar die Harnröhre durch die Clitoris, und auch bey dem Menschen ist dieser Fall vielleicht nicht ganz ohne Beyspiel. Ja nicht allein in der Frucht vor dem dritten Monat, sondern oft noch in Neugebohrnen, findet sich die Clitoris so gross als die Ruthe des eben so alten Knäbchens, während bey diesem vor dem siebenden Monat des Embryonenzustands, die Hoden noch im Unterleibe

lie-

liegen. Es scheint der eigentliche Geschlechtsgegensaz erst nach der Geburt deutlicher hervorzutreten, und die Fälle sind nicht unbekannt, in denen die Natur gleichsam auf halben Wege, oder im Mittel zwischen beyden, stehen geblieben. Es bilden solche Fälle Übergänge der einen Geschlechtsform in die andre.

Was zuerst die äussren Geschlechtstheile anbetrift, so findet man nicht selten äusserlich gar keine Scheidenöfnung. Die Lippen und äussren Theile der weiblichen Schaam mangeln ganz oder sind verschlossen. Die beyden Nymphen glichen bey einem vermeinten Zwitter einem Kinder-Hodensacke, indem sie angeschwollen und verlängert waren, und zugleich durch innige Verwachsung die Ofnung der Scheide ganz bedekten. Man sahe die Scheide zuweilen ganz fehlen, und statt ihrer ein lockeres Zellgewebe, das vom Darmfelle herkam, und den leeren Platz ausfüllte. Eben so oft findet man bey Wesen, welche übrigens von männlichem Geschlechte scheinen, in der Gegend, welche sonst dem Hodensack zugehört, eine sehr deutliche Ofnung, die sowohl äusserlich an ihrem Spalt, als innerlich, der weiblichen Scheide gleich ist. Zugleich ist bey solchen Mittelwesen der Penis nicht durchbohrt, gleicht mehr dem Kizler, und der Harngang öfnet sich im Mittelfleisch, nahe an jener Stelle, wo er bey Weibern seinen Ausgang hat. Auch im Widder, an welchem auch schon vorhin der Bläschenartige Bau der Hoden erinnert worden, und vielleicht auch an andern Thieren, findet sich bisweilen dieser widernatürliche Ausgang der männlichen Harnröhre.

Ein Mangel des Hodensackes, oder eine widernatürliche Bildung desselben, bey welcher er durch das *Septum*

tum

sam besonders getheilt wurde, gab oft, wenn noch jener widernatürliche Ausgang der Harnröhre hinzukam, eine Öfnung ab, welche der weiblichen Scheide glich. Es gehören hieher alle die Fälle, welche zu der Sage von Zwittern Veranlassung gaben. Das von Glander untersuchte Wesen, hatte eine scheidenähnliche Spalte ohne Nymphen, in deren oberer Wand ein Penis verborgen war. In der Tiefe der Spalte war ein Körper, welcher dem Mutterhals ähnlich schien, welcher aber wahrscheinlich der zurücke gebliebne Hode war.

Das Kind, das Thomas Brand beschreibt, war für ein Mädchen gehalten worden, weil das Septum des Hodensacks die beyden Hälften desselben wie eine tiefe Spalte abtheilte, in den vermeinten Schaamlippen fühlte man an jeder Seite einen Hoden. Der Körper der Ruthe war unter den Integumenten verborgen.

Hieher gehört die Geschichte des von Osiander beschriebenen Mannes, der bis ins 13te Jahr als Mädchen erzogen worden, so wie die des dreyjährigen Kindes, bey dem sich (wie in untergeordneten Thierarten) Mastdarm und Harnröhre in einen gemeinschaftlichen Ausgang im Mittelfleisch öfneten.

Vor allen gehört aber hieher die Beschreibung eines jungen Bourgogners (durch Pinel*). Die Hoden waren im Bauchringe, der Hodensack war in zwey Erhöhungen durch eine Zoll tiefe Furche getheilt, welche äusserlich vollkommen der weiblichen Schaam glich. Der *Meatus urinarius* war unten am Mittelfleisch. Dieses Wesen trug Verlangen nach Männern.

Auch

---

*) Siehe Moreaus Naturgeschichte des Weibes, aus dem Französischen übersetzt, von Rink.

Auch jenes vermeinte Dienstmädchen gehört hieher, von welchem nach Schenk *) ihre Bettgenossin schwanger wurde. Es waren keine Hoden sichtbar, statt des Scrotums zwey durch eine Spalte getrennten häutigen Erhöhungen, unter der sehr kleinen Ruthe eine tiefe, scheidenartige Spalte.

Der Mönch beym Arnaud hatte in der Gegend der Geschlechtstheile eine, nicht tiefe, inwendig rothe Spalte, mit deutlichen Lefzen, in deren einer ein Hode lag, die Ruthe war klein und übel gebildet.

Das von Itard de Ries beschriebene Wesen, war von völlig weiblichem Körperbau, die Stimme, Brust und Becken weiblich, ein kleines Scrotum, ein kleiner, dem Kitzler ähnlicher Penis, längst dem Mittelfleisch zwey Hautfalten, wie Schaamlefzen.

Auch jenes Wesen gehört hieher, welches sogar den Baillie verleitete, an wahrhafte Zwitter zu glauben. Es war eine Mutterscheide vorhanden, die sich innen in einen blinden Sack endigte, lange Schaamlefzen, welche Hoden enthielten, ein Glied das dem Kitzler glich, die Brüste weiblich.

Viele Mannweiber gehören ferner hieher, welche Zeitlebens für Weiber gehalten worden, offenbare Scheide und abnorme Öfnung der Harnröhre hatten, sonst aber im Bau des Körpers männlich waren. Man fand bey solchen bärtigen Jungfrauen oft innen gebliebne Hoden,

bis-

---

*) Diesem Falle ähnlich ist der beym Boethius, wo eine (vermeinte) Magd die Tochter ihres Herrn schwängerte.

bisweilen auch einen Uterus, der kaum jene Grösse überstieg, welche er in Neugebohrnen hat. Auf die Seite des andern Geschlechts neigt sich dagegen die Bildung der Weibmänner, welche zwar an den Geschlechtstheilen Männern glichen, sonst aber im ganzen Baue der Brüste und des Beckens weiblich waren, regelmässige Menstruation durch die Geschlechtstheile (oft auch durch Ausschwitzen des Blutes am Mittelfleisch, in der Gegend der weiblichen Scheidenöfnung) hatten, und weder durch den Bart noch durch die Stimme Männer schienen. Columbus hielt einige dieser Weibmänner, die er untersuchte, für wahre Weiber, andre Aerzte erklären dieses Geschlecht von Wesen für Männer.

Endlich beschliesse ich die Erzählung solcher Fälle der Misbildung, mit dem von Giraud beschriebenen *). Es lagen bey diesem wunderbaren Wesen die Hoden, wo sich sonst die Eyerstöcke befinden, es fanden sich unvollkommne, den Saamenbläschen ähnliche Theile, ohne Ausführungsgänge, eine vollkommne, tiefe Scheide, die sich hinten in einem Sack endigte, der gleich einem doppelten Uterus oder vielmehr gleich dem Hodensack, durch eine Wand (*septum*) inwendig getheilt war, äusserlich ein undurchbohrtes Glied, die Oefnung der Harnröhre fast weiblich, an der Scheide unten noch ein Hautlappen, der fast ein Rudiment des Scrotums schien. Der Bau des Beckens ganz weiblich, die obere Hälfte des Körpers, bis zum Nabel, männlich. Es hatte dieses Wesen, das man eben sowohl für einen Mann als für ein Weib halten konnte, mehrere Jahre mit einem Manne in ehelicher Vereinigung gelebt.

---

*) S. Moreau a. a. O.

So giebt es wirklich Fälle, bey denen es dem Beobachter schwer wird, sich für irgend ein Geschlecht bestimmt zu entscheiden. So wenig man jene Misbildungen Zwitter nennen kann, sondern vielmehr mit Voigtel Geschlechtslose, so sehr geben sie doch zu erkennen, dass es nicht so unvereinbar streng geschiedne Organe sind, welche das Geschlecht bestimmen, sondern dass in beyden Geschlechtern Ein Organ zu Grunde liege, welches nur in beyden auf verschiedne Weise begeistet worden. Man denke sich die Klitoris etwas grösser oder freyer herausgetreten als gewöhnlich, von der Harnröhre durchbohrt (wie in dem Fall des Itard de Riez, den ich für mehr weiblich als männlich halte), die Scheide verschlossen, oder den Uterus umgekehrt aus ihr hervorgetreten, in seiner umgekehrten Höhle Ovarien- und Fallopische Röhren enthaltend, und man hat ein Geschlecht ins andre verwandelt. Kann der Uterus bisweilen sammt der Scheide ganz mangeln, wie man sehr häufige Fälle hat, wobey demohngeachtet äussere weibliche Spalte und innen scheinbare Ovarien zugegen waren; findet man auch bey sonst weiblich gebildeten Wesen, vor der Scheide einen hodenartigen Beutel; fehlt bey Männern der Hodensack zuweilen ganz, und es tritt dann in gewissen Fällen (z. B. nach Gewaltthätigkeiten) oft ein Scrotum, mit einem oder beyden Testikeln, Anfangs als Geschwulst, ein; kann ferner der Hodensack, statt in seiner gewöhnlichen Lage ausserhalb zu erscheinen, sich bisweilen (wie in dem von Giraud erzählten Falle) in dem Innern der Bauchhöhle gleich einem getheilten Uterus vorfinden, wobey zugleich jener Weg, welchen sonst die Hoden nehmen müssen, um in das Scrotum zu gelangen, als eine scheidenartige Oefnung da ist: so kann man mit Recht den Uterus einen im Innern des Leibes zurückge-

blie-

bliebenen Hodensack, diesen dagegen einen umgekehrt aussen gebliebenen Uterus nennen. Man könnte dieses Spiel der Einbildung Wahrheit nennen, und nicht allein jene Fälle anführen, da schon vor Alters vermeinte Weiber, durch Tanzen, Springen, oder sonst gewaltthätige Bewegungen auf einmal in Männer verwandelt worden, oder wo zur Zeit der Mannbarkeit ein heftig erwachter Trieb auf einmal vorhin verborgen gewesne Theile hervortrieb, wo statt einer sonst weiblichen Spalte im Mittelfleisch ein Scrotum sammt den Testikeln erschien, und das bis dahin mehr weibliche Glied gross hervortrat. Man könnte in den vorhin erzählten Fällen, zu denen sich noch viele andre hinzufügen liessen, den allmähligen Uebergang der einen Geschlechts-Bildung in die andre nachweisen. Wie Anfangs das Scrotum nur durch ein Septum tief getheilt, einer Spalte glich, die Hoden noch aussen waren, wie diese Spalte tiefer wurde, bis sie die völlige Gestalt der Scheide annahm; wie sie endlich bey mehr verschwindendem Uterus in einem Sack endigte, der eben sowohl Uterus als Scrotum genannt werden konnte; wie die Hoden da erschienen, wo sonst die Ovarien sind, und so das halbmännliche Wesen einem vollkommnen Weibe glich. Man könnte äusserlich, in der grossen Klitoris, (aber noch undurchbohrt, und mit einer weiblichen Schaam unter ihr) hierauf in der verwachsnen Scheide, in dem männlichen Bau, bärtiger Jungfrauen, ohne Menstruation, mit ungemein kleinem Uterus u. s. w. den Übergang der weiblichen Bildung in die männliche finden. Ja es ist kein Theil, den man nicht aus einer Norm in die andre übergehen sähe. Die Nebenhoden und die Fallopischen Röhren sind Ein Organ, man sieht zuweilen die Nebenhoden eben so von der Substanz des Ho-

den

den getrennt, die Trompeten dagegen fast eben so gestaltet, als die Nebenhoden.

Es ist durchaus nichts, was das eine Geschlecht vor dem andern voraus hätte. Die weibliche Pfauhenne, das Fasanweibchen, und viele Vögel weiblichen Geschlechts, setzen im Alter männliches Geſieder an, man ſindet Hirschkühe und weibliche Rehe mit männlichem Geweihe u. s. w. (s. Blumenbach). Die *Bursa Fabricii* ist in beyden Geschlechtern der Vögel zugegen, ob sie gleich nur dem einen nothwendig scheint. Die Brüste ſinden sich überall bey männlichen Säugethieren, und sie enthalten bey dem männlichen Känguruh sogar jene beyden Knochen, die der weiblichen Brust zur Unterstützung dienen. Nicht allein bey den Menschen hat man Männer gefunden, welche bey sonst regelmässig scheinendem Bau, an ihren Brüsten so sehr Weib waren, dass sie Milch gaben, sondern man weiss viele ähnliche Fälle bey männlichen Thieren (Ziegenböcken u. a.). Eben so hat es übrigens normale, aber unbärtige, weibisch zarte Männer, mit regelmässiger Menstruation gegeben. Auf der andern Seite ſindet man sonst regelmässig gebildete Weiber, deren Brust ganz männlich, und zur Absondrung der Milch völlig unfähig war, es hat bärtige, männlich feste Weiber, mit einer tiefen Männerstimme, ohne Menstruation gegeben, und das Alter scheint feste Körper zu dieser Verwandlung fähiger zu machen. — Ja nicht einmal jenen Theil, und seine Verrichtung, welcher vorzüglich bestimmt scheint, das stärkere Geschlecht zu unterscheiden, hat das männliche Geschlecht vor dem weiblichen voraus. Bey der *Musca putris*, ſindet sich, gegen die gewöhnliche Bildung, eine deutliche Ruthe bey den Weibchen, während das Männchen eine deut-

deutliche weibliche Scheide hat. Es bringt hier das Weibchen seine Zeugungstheile in die männlichen, und übernimmt die Verrichtung, welche sonst einem andern Geschlecht bestimmt scheint. Der Penis vollkommnerer Thiere artet in die Gestalt der Clitoris aus, diese dagegen geht in die Bildung des Priapus über. Bey vielen kaltblütigen Thieren fällt auch jener Unterschied weg, der in Hinsicht des Gebährens bey den vollkommneren Thieren statt findet. Beyde Geschlechter gebähren hier zugleich, es lässt das Weibchen zugleich seine Eyer aus dem Mastdarm hinaus, während in demselben Augenblick das Männchen seinen Saamen von sich lässt. Auch an Volumen (Grösse) wird das Weibchen nicht immer von dem Männchen übertroffen. Das Weibchen der meisten geflügelten Insekten, vieler Vögel, und das Weibchen des Sauerstoffgases (des Hydrogen) übertreffen an Grösse und Umfang ihre Männchen (sind expandirter). Auch die Flügel sind nicht immer (in gewissen Gattungen, welche gewöhnlich ungeflügelte Weibchen haben), dem Männchen allein gegeben. Bey den Aphisarten findet man die Flügel nicht allein bey dem Männchen, sondern auch einzeln bey dem Weibchen, während andre Weibchen derselben Thierart ungeflügelt sind. Diese geflügelten, äusserlich ganz männlich gestalteten Weibchen, scheinen hier einen deutlichen Übergang des Einen Geschlechts ins Andre zu machen; es sind — wie bey den Kryptogamisten viele ähnliche Fälle erzählt wurden, Männchen, welche eben so zum Gebähren ausgebildeter Früchte (zur unmittelbaren Fortpflanzung) bestimmt sind, als die Weibchen.

So ist denn nichts was dem einem Geschlecht vor dem andern einzig eigen wäre, und jene Meynung, dass in in den Individuen der verschiednen Geschlechter ganz entgegengesetzte Kräfte, entgegengesetzte Organe und Bestrebungen wären, scheint nirgends statt zu finden. Es kann das Eine Geschlecht nichts in dem andern (als Einzelnem) finden, was es nicht auch in sich hätte, und es liegt nichts in den verschiednen Geschlechtern, was das Eine zu so heftigem Triebe gegen das Andre bewegen könnte. Es kann kein so verschiednes Streben in beyden Geschlechtern seyn, als man geglaubt, denn keiner, welcher an zwey verschiedne Prinzipien in den beyden Geschlechtern glaubt, wird zugeben, dass ein Übergang des einen Prinzips in das andre möglich sey. Es sind dieselben Organe, die sich männlich und weiblich aussprechen, es ist daher unbegreiflich, wie Ein Organ (eine Ausserung derselben Kraft) nach zwey völlig entgegengesetzten Richtungen Streben äussern könnte.

Weise und behutsam war daher der Ausdruck der Physiker des vergangenen Jahrhunderts, welche jenen Unterschied, der zwischen den Dingen von verschiedenem Geschlecht Statt findet, in ein Mehr oder Minder, + und — derselben Kraft, derselben Eigenschaften setzten. Was die Individuen von verschiedenem Geschlecht, ausserhalb dem Moment der Vermählung angeht, so sind sie, jedes einzeln für sich, wirklich nur durch ein solches Mehr oder Minder von einander verschieden, was sie aber in der Vermählung selbst erleiden, wird weder durch die gewöhnliche Ansicht des Gegensatzes, durch Expansion oder Kontraktion, noch durch andre Deutungen, die man von einzelnen Erscheinungen entlehnte, erklärt. Es kann überall in allen Naturen, so wie ihnen ein gemeinschaftlicher Grund des Daseyns war, nur Ein Streben, Eine Richtung aller Kräfte seyn.

Und das was alle Dinge, ohne Unterschied, in jedem Augenblick ihres Daseyns suchen, kann nichts anderes seyn, als das, was das Eine Centrum ist, nach und aus welchem sich alles bewegt, was ist. Das Daseyn selber ist nur Ausdruck eines gewissen Maasses des Strebens nach ihm, Alles was das Daseyn erhöht, alle jene Momente, in denen ein gewaltigerer Trieb in den Dingen erwacht, können nur jenes Streben erhöhen. Es kann daher kein Einzelnes nach dem Bunde eines andren Einzelnen um einer besondren Eigenschaft oder gleichsam Sonderbarkeit willen, welche das Eine vor dem Andern voraus hat, verlangen, es kann überhaupt nichts Besondres das Streben eines Dinges von der allgemeinen allmächtigen Richtung ablenken. Man gehe auch nur mit ruhigen Sinnen alle die Fälle durch, welche ich vorhin erzählt, und zu denen sich noch eine ungemeine Menge anderer, nicht minder bekannten, fügen liessen, und wenn man das Verhältniss der Geschlechter im Augenblick der Vermählung nicht mit dem, in welchem sie ausser derselben, jedes für sich, stehen, verwechseln will, so wird man keine Ursache finden dem einen etwas zuzugestehen, was es vor dem andern ganz besonders hätte. Wird im Reiche des Chemischen wie der Elektricität, der Gegensatz erst durch die Berührung zweyer Individuen hervorgerufen, sind sie von dieser Berührung nur dem Grade einer gewissen Eigenschaft nach, wie die Punkte einer Reihe unterschieden, ist derselbe Körper, der gegen einige als Säure verfährt, gegen andre Grundlage, und kann auch dieses Verhältniss, so wie die Gewalt des äussern Einflusses wächst, sich geradezu umkehren, kann das, was sich vorhin gegen diesen bestimmten Körper als Säure betrug, gegen den nämlichen nun Grundlage werden, so müssen wir im Reich des Anorgischen die Abhänhängigkeit des Gegensatzes einzelner Dinge von ihren Verhältnissen nach Aussen anerkennen. Sehen wir auch im Organischen in den beyden Geschlechtern Individuen, welche einzeln für sich nur durch ein Mehr oder Minder derselben Eigenschaft unterschieden sind, finden wir, dass z. B. die Gegensätze gewisser Kryptogamisten beyde auf gleiche Weise Theile sind, welche, mächtiger von den äussern Einwirkungen berührt, als die andern einzelnen Theile, der ganzen Pflanze gleich wurden, und dass an sich kein Unterschied zwischen beyden sey, als in der Weise wie sie es wurden, und treten dennoch diese Individuen von denselben Eigenschaften, da wo sie sich (als Keimkäulchen und Pistill) in einer Moosblüthe begegnen, zu zwey eigentlichen Geschlechtern auseinander, so erkennen wir hieraus, dass das Geschlecht erst durch die Verhältnisse des Einzelnen nach aussen mit jenen Eigenschaften welche es auszeichnen, begeistet werde. Dasselbe finden wir bey vollkommneren Pflanzen, wo derselbe Saame, wenn er aus dem Innern der Blüthe frey hervortritt, Anthere, wenn er im Inneren festgehalten wird, Frucht wird, und bey dem Thier, wo dieselben Organe, nur durch ihre Beziehung auf andre Theile verschieden, den entgegengesetzten Verrichtungen dienen.

Möge man aus allen diesen überzeugt werden, wie wenig gegründet die gewöhnliche Meynung seyn könne, nach welcher die beyden Geschlechter sich als einzelne Individuen suchen, weil die Einen von einer Kraft erfüllt wären, welche der der Andern vollkommen entgegengesetzt sey, welche diese völlig aufheben (vernichten) könne. Es ist selbst die Entkräftung durch Neutralisation bloss scheinbar, und wir werden bald Gelegenheit finden (was wir schon vorhin [illegible]eln thaten) einen würdigeren Sinn für sie aufzufinden. Noch viel weniger ist etwas wahres an der Vermuthung, dass, weil sich dasselbe Organ etwas verschieden ausgesprochen, in beyden Geschlechtern ein widerartiges Streben sey, denn dieses ist in allen Naturen nur Eins. — Man erkenne ferner, dass sich die Dinge von verschiednem Geschlecht durch die Vermählung erst das werden, was sie in getrenntem Zustand nicht waren; und ich bitte überhaupt, dass man im vorhergehenden Abschnitt den Zustand der Dinge vor der Vermählung, von dem, welcher während dieser Statt findet, genau unterscheide. (Die Betrachtung des Letzteren wird man VI. finden). Es müssen sich die Einzelnen Dinge in der Vermählung etwas vorstellen, etwas bedeuten, was sie an sich nicht sind, und die herrlichste Blüthe, welche überhaupt aus der Vermählung der Gegensätze hervorgeht, das vollkommenste Leben, erscheint erst da, wo in der höchsten Entwicklung der Geschlechter der sogenannte Gegensatz ganz verschwunden ist. Wir werden nämlich später sehen, dass der Gegensatz der im Organismus zwischen den beyden Seiten statt findet, ein weit vollkommnerer sey, als der zwischen Haupt und Rumpf, und gerade zwischen jenen erkennt das Auge keine Spur von einem Gegensatz in beschränktem Sinn, und doch bedeuten sich beide wechselseitig das am höchsten, was sich die Geschlechter darstellen.

Ich möchte daher die beyden Geschlechter nicht ferner mit zwey völlig auseinander laufenden Linien vergleichen, die an sich nie stille stünden, bis sie sich angetroffen, und aufgehalten hätten, sondern mit den Kindern eines Baums südlicher Länder, welche zugleich als Knospen, als Blüthen und reife Früchte an einem Zweige stehen. Es sind die einen noch im Genuss des mütterlichen Lebens

bens, während die andern, die ihnen die Zukunft bedeuten, schon der Freyheit nahe stehen. Es ist in allen dasselbe Streben, die einen hat es nur glühender, tiefer ergriffen, die andern hat es erst berührt, und es stehen die einen in der Vorbereitung zu dem, was die andern schon erlangt haben. Ein Organon des Alls möchte ich die Geschlechter nennen, welches mit tausend Saiten die Harmonie des Ganzen nachtönt, und es sind nur die einen Saiten der ersten Berührung des Lichts offen, die andern liegen tiefer im Innern; jene tönen bey dem leisesten Wehen des allgemeinen Lebens, das sie von aussen anrührt, diese empfangen den Ton erst von jenen, indem sie harmonisch mit tönen, in der Tiefe.

Ist aber das sogenannte Gesetz, dass sich unter zweyen Einzelnen die Entgegengesetzten anziehen, sehr unerwiesen *), wird es vielmehr im Vorhergehenden wahrscheinlich, dass es gar keinen Gegensatz im gewöhnlichen Sinne in der Natur gebe, so müssen wir für den so allgemeinen Trieb nach Vermählung, und für die Entstehung des Geschlechts einen andern Grund suchen.

---

*) Eben so wenig Statt hat das andre: „dass sich das Gleichartige abstosse", wie wir bald, bey der Erklärung des Abstossungsphänomens sehen werden.

VI.

Von der eigentlichen Geschichte und Bestimmung des Gegensatzes.

Auf unserm Weltkörper wäre kein selbstständiges Leben, keine Thätigkeit der Individuen, ohne den Gegensatz; wir sehen überall, wo die Dinge einer lebendigen Regung fähig werden, zuerst ihn hervorgehn; wie sich das innre Leben allmälig entfaltet, so breitet zugleich der Gegensatz seine Schwingen immer mächtiger aus, und endlich erreichen beyde den höchsten Moment ihrer Verklärung zugleich. So ist Leben und Wirken vom Gegensatz unzertrennlich, dieser selber scheint nichts andres als Lebensfähigkeit zu bedeuten. In dem Augenblick der Vermählung erkennen wir erst die eigentliche Bedeutung der Gegensätze; sie waren vorhin in ihrer Trennung beyde unwirksam und ohne Regung, die Vermählung ist der Augenblick einer neuen Schöpfung, der Belebung des Einzelnen zu selbstständigen Wirken.

Ist alles Leben und Wirken nur Eins, und geht allein aus Einer Ursache hervor, so muss sich auch diese Gleichheit alles Lebens überall nachweisen lassen. Dieselbe Ursache kann überall nur auf dieselbe Wirkung ausgehen. Jene Eine Ursache des Lebens hat sich den Sinnen am reinsten in dem sichtbaren Universum ausgesprochen, wir können hier im Ganzen die Weise ihrer Wirkung am deutlichsten erkennen. Soll sich uns auch die

Thä-

Thätigkeit, — das Leben der einzelnen Dinge als Wirkung dieser Einen Ursache aussprechen, so muss auch die Weise dieser Wirkung in dem Leben des Einzelnen nicht minder deutlich erkannt werden können als im Weltall.

Was ist aber Weise der Wirkung anders als Gesetz derselben, und was ist Gesetz anders als Rythmus, Harmonie? Eine Weise — ein Rythmus. Es muss uns deshalb in dem Leben des Einzelnen dasselbe Zeitmaass wieder begegnen, was wir in dem Leben des Weltalls erkennen. Wir können dieses wirklich — Dank den Beobachtungen eines sehr glüklichen Physikers — nicht mehr in einigen Lebensäusserungen des Einzelnen allein, sondern in allen nachweisen. Ohne hier in das innre tiefe Gesetz, das sich im Verhältniss des Zeitmaasses einzelner Dinge zu dem des Ganzen offenbart, einzugehen, wozu im zweyten Band d. W. eine bessere Gelegenheit seyn wird, ohne auch das Werk dieser einzelnen Lebensäusserungen, wie es an andern Dingen ausgeübt wird, genauer zu betrachten, weil wir hiervon im nächsten Abschnitt weiter handeln werden, bemühen wir uns nur zuerst, das Gesetz des Lebens, wie es den Sinnen am leichtesten offenbart wird, in Allen aufzuzeigen.

Das Eisen schlief vorhin ohne Wirkung nach aussen, ohne innre Thätigkeit in der Erde. Wenn aber in der Berührung der Atmosphäre der Gegensatz — der Magnetismus — in ihm erwekt wird, sehen wir alsbald Leben und Wirkung nach aussen in ihm entzündet werden. Und wie äussert sich dieses neuerwachte Leben? welchen Rythmus, welches Gesetz befolgt es? — Kein andres, als das seines Ganzen, seines Weltkörpers. Ja man hat mit Recht den Magnet eine kleinere Erde genannt,

nannt, in welcher sich alle Verhältnisse der grossen zu dem ganzen Sonnensystem vollkommen aussprächen. Es beobachtet diese kleinere Erde alle Zeiten und Perioden des Umlaufs, denen die grössere gehorcht, und ein Lebenspuls wird in der Erde, wie im Magnet, in gleichem Masse erkannt. Was an der Erde Umschwung um ihre Axe, ist am Magnet ein tägliches Wandeln nach Ost und West, so findet sich der jährliche Wandel der Erde, sammt den Zeiten eines noch mächtigeren Verhältnisses des Erdganzen zu einem höheren Centro, um das sich die Sonne bewegt, im Magnet wieder.

Was heisst demnach Magnetismus anders als die Einweihung eines einzelnen Körpers, in das innre Leben des Erdganzen, mit allen seinen Verhältnissen zu dem Universum, mit allen seinen Perioden und Wandeln? Das Leben hat überall nur Ein Tagewerk, Eine Bestimmung, wir werden hernach (VII.) im Magnetismus die Bestimmung des Erdganzen wieder finden.

Wir würden vielleicht auch der Elektrizität schon längst diese Bedeutung zuerkannt haben, wäre die Wechselwirkung, welche die elektrischen Gegensätze gegen einander ausüben, für das Auge gewöhnlich so fest zu halten, als die der magnetischen. Doch erkennen wir schon in einigen schönen Beobachtungen, welche Ritter neuerlich bekannt gemacht, dass heterogene Metalle, welche gewöhnlich bey gegenseitiger Berührung elektrisch worden, der Länge nach, zu einer Nadel zusammengefügt, sich eben so nach Süd und Nord richten (in das innre Verhältniss des Erdganzen eingehen), als eine gewöhnliche Magnetnadel. Die Hälfte dieses Magnets, welche aus Zink bestand, war Nordpol, die andre aus

Sil-

Silber bestehende war Südpol. So sahe Ritter auch eine Nadel von Gold, welche elektrisirt worden, sich der magnetischen Richtung nähern. Die Voltaische Säule zeigt Perioden ihrer höheren und geringeren Wirksamkeit, welche den täglichen und jährlichen Perioden der Bewegung der Erde entsprechen. Das elektrisirte Quecksilber zeigt schon in seiner steten Bewegung, die sich wie ein Wechsel von Expansion und Kontraktion äussert, ein Zeitmaass, welches mit dem des Weltganzen in schönem rythmischen Verhältniss steht. Endlich zeigt der Blitz, eine Vereinigung aller kosmischen Prozesse (s. VII.), eine bestimmte Richtung nach den Polen der Erde, doch mit einer Abweichung, von der wir später handeln werden.

Was sind überhaupt die Phänomene der Anziehung, und die Macht, neue Gegensätze zu erschaffen, im Magnetismus wie in der Elektrizität anders, als ein Zeichen, dass der Körper, welchen sie ergriffen, in sich ein Ganzes geworden ist? Es kann die Verbindung mit der Erde in welcher ein einzelner Körper steht, nur durch Etwas aufgehoben werden, was dem Einzelnen unmittelbarer, inniger ein Ganzes zu seyn vermag als die Erde (s. III.). Denn es suchen alle Dinge in jedem Augenblick die Gemeinschaft des, aus welchem ihnen allein Leben und Daseyn kömmt, der allgemeinen Ursache des Lebens, deren Organ das Universum ist; und sie können diese Gemeinschaft nur empfangen, in so fern sie selber ein Ganzes sind. Es streben deshalb die einzelnen Körper immer nur nach der Vereinigung mit dem, was ihnen ein All zu seyn, und sie durch sein Bündniss selber zu einem Ganzen zu erschaffen vermag (s. später), und sie können der Erde nur durch Etwas entrissen werden, was als ein Bild derselben, gleich ihr Organ des Lebens geworden. Es verlassen die Körper, wenn sich ihnen ein solches Bild der Erde nähert, den Boden, und hängen jenem an, wenn es ihnen nur die Gemeinschaft des Alllebens vollkommner verspricht als dieser.

Wir haben schon vorhin in der Wärme den Hauch des allgemeinen Lebens, wie er sich an einzelnen Körpern äussert, selber erkannt, und werden sie hernach noch weit mehr in dieser Bedeutung wiederfinden.

Die Wärme bedeutet Erhöhung des Strebens, ein Ganzes, nicht mehr dieses Besondre zu seyn, und ein immer vollkommneres Gelingen dieses Strebens. Wenn der erwärmte Körper das Maas dieses eingebornen Triebes vollkommen ausgesprochen, wenn er sich, so weit er vermochte, dem Ziel desselben genähert hat, ist er befreyt von den Banden, welche ihn vorhin an andre Einzelne fesselten (von der Cohärenz) und als Ganzes erhebt er sich endlich zu der Gleichheit der Erde. Zugleich mit dieser hat er aber die Befreyung von der Schwere, in höherem oder geringerem Grade erlangt, er verflüchtigt sich, wird geflügelt (s. III.).

Von dem Vermögen die Wärme zu leiten, werden wir hernach sehen, dass es den Körpern nur in dem Maass eigen sey, in welchem sie, an sich selber unfähig, ein Ganzes darzustellen, dieses erst in Verbindung mit Andern seyn können. — Es muss die Wärme ganz vorzüglich ein Wirken des Universums genannt werden, und wir wollen dieses hernach noch ferner beweisen. Der erwärmte Körper ist anderen kälteren ein Bild des Alls, ein Organ des allgemeinen Lebens.

Ein Zeuge des vollkommnen Zustandes, welchen sie in jenem Moment erlangt haben, begegnet uns auch die Wärme in dem Augenblick der Vermählung starker chemischer Gegensätze. Es giebt aber von dieser Wärmeerzeugung, was von der Wärmeleitung, dass nämlich die Stoffe bey ihrer Vermählung um desto mehr Wärme entbinden, je mehr sie erst in der Wechselwirkung auf andere Dinge ausser ihnen, auf den Kreiss ihrer Umgebungen ein Ganzes werden müssen (s. VII.), und dass sie unter denselben Bedingungen desto weniger Wärme erzeugen, je mehr sie schon in sich selber vollendet sind. Wir sehen daher abgestumpfte Säuren und Grundlagen, während sie sich eben in diesem Zustand, der Vollendung, welcher sie in dieser besondern Form des Daseyns fähig waren, am meisten genähert haben, bey der Vereinigung keine merkliche Wärme entwickeln.

Aber wenn die chemischen Körper auch nicht mehr durch einen hohen Grad der Wärme, die sie an ihre Umgebungen mittheilen, andeuten, wie sehr sie in dem Augenblick der Vermählung dieses Organ des Lebens — All geworden; so wird dieses doch noch weit vollkommner aus einem andern Phänomen erkannt, welches ihre Vermischung begleitet, — aus den Phänomen der Krystallisation. Man hat den Krystall mit Recht einen verkörperten Lichtstrahl genannt, denn wie das Entflammen, ist der Augenblick der Gestaltung den Substanzen die Offenbarung des Universums, es ist das Krystallisiren ein Erkennen jenes allgemeinen Rythmus, in welchem das sichtbare Universum in allen seinen Theilen steht. Denn nur Eine Grundform, Eine Regel schwebt jeder Gestaltung vor, und jede regelmässige Form ist ein Ausdruck derselben. Es spiegelt sich in mannichfaltigen Gestalten und

Weisen der Erscheinung, das Angesicht Einer beständigen sich ewig gleichen Grundform.

Endlich erscheint im Lichte, das Entflammen der vollkommensten Gegensätze, allen Dingen als Offenbarung des höchsten Lebens, es sind die flammenden Körper allen andern Universum geworden (s. VII.). Wenn die erwärmten, wenn die magnetischen Körper nur einigen andren Einzelnen das Ganze darstellten, vermögen dieses die leuchtenden endlich Allen. Die Flamme ist zugleich, wie jedes lebendige Ganze, in den Rythmus der Bewegungen, der Wechsel des Ganzen aufgenommen und Ritter hat in jener steten, regelmässigen Bewegung, welche man an der Flamme bemerkt, dasselbe Zeitmaass wiedergefunden, welches in seinem grössten Umfange, in jenen Perioden, denen das Erdganze im Bund mit dem Universum unterworfen ist, erkannt wird. Wie Pulsschläge und Athemzüge des gesunden Thieres, lässt uns schon dieser allmächtige Rythmus der Bewegung ahnden, wie die Flamme ein Universum, mit allen Verhältnissen und Perioden desselben geworden sey.

Und was ist das organische Leben, von seinen tiefsten Anfängen, welche als Einzelne der Erde noch ganz untergeordnet sind, bis zu seiner höchsten Vollendung, wo es sich zur Freyheit und Selbstständigkeit erhebt, anders, als eine stete unaufhörliche Offenbarung des Alls? Nur indem das organische Wesen auf seine Weise Universum geworden ist, wird es Organ, bleibender Träger des allgemeinen Lebens (s. VII.). Wie sich in der Flamme das Angesicht des Weltgeistes, den Dingen so lange der Augenblick der Vermählung dauert zeigt, so spiegelt sich in dem organischen Leben, jene Seele des Ganzen

in

in jedem Augenblick, so lange das Leben des Individuums dauert. Das allgemeine Zeitmaass, welches in dem Weltall erkannt wird, äussert sich im organischen Leben unverkennbar, und wir werden hernach finden, dass dieses innre Zeitmaass der Lebendigen Eins sey, mit dem Maass ihrer Lebensfähigkeit.

Ja es erscheinen die organischen Wesen, in dem höchsten Moment ihres körperlichen Daseyns auch noch auf eine andre Weise als Organ der ewigen Lebensursache, als Universum. Es erscheinen uns überhaupt die Dinge, wenn ihr Daseyn auch mächtiger als das aller andern erhöht worden, nur dann als das, was sie sind, als Ausdrücke des Universums, wenn sie der Verbindung mit andern Dingen ausser sich bedürfen. Wie die Körper höheren Einflüssen ausgesetzt, nur in dem Maass, im Verhältniss zu ihren Umgebungen erwärmt werden, in welchem sie erst in Wechselwirkung mit diesen ein Ganzes zu seyn vermögen, wie uns der verbrennende Körper nur darum als Flamme erscheint, weil er erst im Bunde mit allen seinen Umgebungen ein All wird; so wird uns auch im organischen Leben erst recht offenbar, dass die Individuen Universum sind, wenn sie, um es im höchsten Maasse zu werden, das Werk des Lebens nach aussen üben müssen.

Die Zeugung, der Moment einer neuen Schöpfung, verkündet die Dinge laut als Ausdrücke des Alls, als Organe des Weltgeistes. Es erscheint den Geschlechtern in dem Augenblick der Vermählung das Ideal, die Grundnorm ihres Daseyns, und sie wird in dem Erzeugten sichtbar.

Betrachten wir alle diese Erscheinungen des allgemeinen Lebens, alle Momente der höchsten Offenbarung desselben, so finden wir überall, dass ihnen der Gegensatz zu Grunde liegt, dass sie durch den Gegensatz erst möglich werden. Es ruht das Eisen ohne Spuren eines Strebens nach aussen, bis zugleich mit dem magnetischen Gegensatz ein höherer Sinn für die Verhältnisse seines Ganzen in ihm erwacht. Die Körper der Oberwelt, ruhen ohne Wirksamkeit nebeneinander, bis in der Elektrizität der Gegensatz in ihnen entstanden ist, und sie erscheinen erst in jenem Moment von einem höheren Leben ergriffen, in welchem der Gegensatz (durch seine Vermählung) den höchsten Gipfel seines Strebens erreicht hat. So zeigt sich auch erst Wärme, wenn der bewegte Körper sich zu seinen Umgebungen in den Gegensatz von Ganzen zu Einzelnem stellen kann; der bloss gegen die Luft bewegte Körper, wird wenig warm, und es würde ein ganz isolirter Körper durch keinen Grad der Bewegung eine Spur von Wärme erlangen können, während zwey feste Stoffe aneinander gerieben, sehr leicht erwärmt werden. Die Wärme des chemischen Prozesses, und die Krystallisazion, werden erst durch die Vermählung der Gegensätze erschaffen. Endlich erscheint das vollkommenste Bild des Universums und die mächtigste Aussezung der ewigen Lebensursache im Reich des Anorgischen — das Licht, in der Vermählung der vollkommensten körperlichen Gegensätze.

Wir sahen schon vorhin die Stoffe eines desto selbstständigeren und vollendeteren Daseyns fähig werden, je mehr sich der Gegensatz in ihnen entwickelt. Das organische Leben wird auch in dem Maass vollkommner, in welchem die organischen Gegensätze in ihnen überhand

hand nehmen, und es scheint das Leben in jedem Moment nur aus der Vermählung aus dem Zusammenwirken dieser Gegensätze hervorzugehen, und seine Ausserungen hören plötzlich auf, wenn die Verbindung derselben unterbrochen worden. Es erscheinen die glühendsten Momente im Leben des Individuums, wenn die Gegensätze sich am mächtigsten entflammt haben.

Wir müssen deshalb überall anerkennen, dass der Gegensatz es sey, welcher alle Thätigkeit, alles Leben auf Erden hervorruft, und dass alles Selbstständige und Vollkommnere, aus seiner Vermählung hervorgehe. Wie nach einer schönen Sage, in der Nähe einer Gottheit alles zum Leben aufwacht, wie sich Blumen erheben aus dürrem Land, wenn es ihr Fuss berührt, und ödes Gestein sich in die Gluth der Rosen kleidet, wie sich Quellen aufmachen aus troknen Felsen, und tausend Stimmen eben erwachter Lebendiger die Nähe des höheren Wesens verkünden; so wacht, wo der Vermählungsmoment der Gegensätze erscheint, alles auf, es geht aus ihrer Umarmung Bewegung, Wärme, Licht und Leben nach allen Dingen aus.

Das höchste Erscheinen der Gegensätze, in ihrer Vermählung, ist überall die Offenbarung jener ewigen Ursache, aus welcher Allen Leben und Daseyn kömmt, nach deren Gemeinschaft Alle streben. Es zeigt sich das Angesicht des Pan in der Flamme der Vermählung, und es erkennen die Nähe des Mächtigen Alle an, welche von ihr berührt werden. Denn wie in jedem Moment das ganze Daseyn der Dinge nur ein Verlangen nach seiner Gemeinschaft ist; so ist ihnen auch für nichts andres Sinn, als für das, was ihnen diese Gemeinschaft vermitmittelt, was ihnen das Weltall darstellt. Es ist ihnen nur für das Allersehnte Empfänglichkeit, und sie erkennen an andern ausser sich nur das an, was an diesem Universum, Organ des Lebens ist, und nur dieses giebt dem Einen Wirksamkeit auf das Andre. — Darum lebt auch Alles auf, was die Gegensätze in dem schönen Moment ihrer Vermischung berührt haben, und es beginnt eine neue Schöpfung um jene von seeligem Genuss Ergriffenen. Es ist wirklich der Schöpfer, das heilige Wort, das sie alle zum Seyn und Leben hervorgerufen, in den Augenblicken der Vermählung gegenwärtig, und sein Wehen geht aus den Flammen der Liebe aus. Wie in jenem feurigen Busche, ist das lebendige Angesicht des Höchsten, in allen jenen wunderbaren Begeisterungen der Dinge, diese sind in den höchsten Momenten ihres Seyns wahrhaft von ihm erfüllt, von seinem Athem angewehet.

Ja es sind alle Dinge, welche Spuren eines selbstständigen Lebens zeigen, ein lebendiges Bild des Universums. Es ist auch hiebey nicht an einen Einfluss (in gewöhnlichem Sinne des Worts) des Ganzen auf das Einzelne zu denken, durch welchen die Bewegungen des selbstständigen Lebens in diesen bewirkt würden. Wie etwa ein einzelner Körper in einem andern einzelnen, dem er an Schwere und Streben überlegen ist, gewisse Bewegungen hervorruft, welche an ihm selber geschehen, wie er ihn nach der Richtung hintreibt, welche er selber befolgt u. s. w. Man darf sich das Leben des Einzelnen durchaus nicht auf ähnliche Weise vorstellen, nicht meynen, dass bloss durch einzelne Einflüsse von aussen gewisse Bewegungen und Bestrebungen im Einzelnen gesetzt würden, welche in der Aussenwelt, (im Makrocosmus)

mus) sind, und dass sich dieses Bewegtwerden im Mikrocosmus als Leben darstelle. Man hat dieses wirklich sehr oft und vielfältig angenommen, wenn es auch in einer weit glänzenderen einnehmenderen Gestalt erschienen. So oft ich auch bisher von höheren Einflüssen u. s. w. geredet, habe ich dieses Wort in einem ganz andren, lebendigeren Sinne genommen, der später deutlicher werden soll. Der höhere Einfluss wekt zunächst nur Empfänglichkeit für die Eine Ursach alles Lebens in den Dingen.

Ich habe schon weit früher, wo ich die meisten der Ideen, welche dem ersten Theil dieses Werks zu Grunde liegen, in ihrem unvollkommensten Umriss ausgesprochen (a. a. O.), mich sehr entschieden gegen einen Einfluss in diesem Sinne, der von aussen auf ein selbstständiges Ganzes geschehen könnte, erklärt, und ich habe im Vorhergehenden Einige von jenen Gründen angeführt, die ich der gewöhnlichen Bedeutung dieses Worts in dieser Beziehung entgegensetzte. Es ist nicht einmal, wenn die Dinge ein Ganzes in sich selber geworden sind, nothwendig, dass der Rythmus der selbsständigen Lebensbewegungen, welchen sie mit dem All aus gleichem Grunde befolgen, in jedem Augenblick mit dem des Ganzen gleichen Schritt halte. Vielmehr machen gewisse Zustände des kranken oder gesunden Organismus, es macht der verschiedne Grad der innren Lebensfähigkeit, hierinnen eine sehr bedeutende Abänderung, und es halten alle Lebendige den Rythmus ihres Lebens nach einem Zeitmaass, das ihnen allen eingebohren ist, nicht erst von aussen, durch eine bestimmte Aufeinanderfolge verschiedener Einflüsse, eingebildet wird. Dieses eingebohrne Zeitmaass ist eigentlich von dem der andern

Die

Dinge ausser uns ganz unabhängig, und wenn es von diesem abweicht, wird es ihm nur durch allmählige Annäherung wieder harmonisch. Thiere, welche man aus der andern Halbkugel zu uns gebracht, hielten, Troz dem unmittelbaren Einfluss des Tageslichtes, in der Zeit, wo es in ihrem Vaterlande Nacht, und bey uns Tag ist, ihren Schlummer, und wandelten des Nachts, bis sie sich allmählig mit ihren neuen Umgebungen in Uebereinstimmung setzten. Pflanzen, die man plözlich aus dem Tageslicht an einen dunklen Ort setzte, ob gleich das Zeitmaass in ihnen (wir wollen es gleich mit seinem rechten Nahmen: Gesundheit nennen) Anfangs durch den plözlichen Wechsel gestört worden, kommen später, bey einem nicht ungewöhnlichen Grad der Wärme sehr bald wieder in die alten Perioden des Schlafens und Wachens zurück, und man kann nur allmählich, durch starkes Lampenlicht diese Zeiten etwas abändern. (Man sehe noch Einiges hierüber im IVten Abschnitt).

Man kann allerdings den Rythmus des Lebens, welcher allen Lebendigen eingebohren ist, durch äussere gewaltige Einwirkungen zerstören oder abändern, indem man zugleich Krankheit in ihnen hervorruft, aber den Rythmus in etwas erschaffen, was ihn vorhin nicht besass, heisst das Todte beseelen, das Leblose lebendig machen, oder — wenn man den schon vorhandnen im Stande wäre abzuändern, ohne den gesunden Zustand oder das Daseyn eines Wesens selber zu zerstören, hiesse es: ein neues, (höheres) Leben in ihm erwecken.

Es ist allerdings das Zeitmaass in allen vollkommeneren Lebendigen mit dem des Ganzen durchaus übereinstimmend, und zwar um desto mehr, je vollkommner und gesünder die Individuen sind, nur das Schwächere und Unvollkommnere weicht in der rythmischen Aufeinanderfolge seiner Lebenswechsel von dem allgemeinen Rythmus des Ganzen leichter ab; aber es ist hierbey gerade in jenen vollkommneren Naturen, welche mit der Aussenwelt in der innigsten Uebereinstimmung stehen (wie gute Uhren, richtig gehen), am wenigsten an eine Abhängigkeit der inneren Veränderungen von den äusseren zu denken. Denn gerade diese vollkommneren Organisazionen sind von dem Ausseren am unabhängigsten, und wäre es möglich, ohne zugleich das Werk ihres Lebens — und das Leben selber — aufzuheben, sie nach aussen von allen Einflüssen aller ihrer Umgebungen gänzlich zu isoliren, so würden wir sie demohnerachtet, unabhängig von allem Einfluss ein gleiches Zeitmaass mit allen Andren befolgen sehen.

Ich werde hernach im zweyten Bande, bey einer andren Gelegenheit diese Unabhängigkeit nach aussen, und die Selbstständigkeit des innren Zeitmaasses auf eine sehr unwiderlegbare Art beweisen, und ich werde daselbst mit einer sehr reichen Menge schöner Erfahrungen, welche in den Werken früherer Naturforscher lange geschlummert haben, von dem Panorganismus, und seiner wunderbaren Harmonie sehr vieles reden. Wir müssen das Leben in Allen vielmehr von nichts Körperlichen und Besondren, sondern in jedem Moment von einer allgemeinen Ursache abhängig glauben. Das organische Leben ist überall ein Organon, welches von Einer Allen gemeinschaftlichen Ursache tönt, in allen Gesunden zu gleicher Zeit, in gleicher Aufeinanderfolge. Es ist das lebendige Würmchen eben so ein Organ des allgemeinen Lebens als der mächtige Weltkörper welchen es bewohnt, und in beyden wird der Rythmus des Lebens nicht etwa von aussen durch einen noch mächtigeren Weltkörper (z. B. die Sonne) hervorgerufen, sondern im Bunde mit der Sonne ein Ganzes, empfängt die Erde eben so unmittelbar den Athem des Weltlebens als diese, und alles Lebendige auf ihr, in ihrem Bunde ein Ganzes, wird eben so unmittelbar von seinem Wehen bewegt. Nur ob sie es mehr oder minder mächtig werden, das begründet den Unterschied des Einen von dem Andren, und die so verschiedenen Grade der organischen Vollkommenheit.

Man kann überhaupt um so weniger der allgemeinen Meynung, als ob die Einflüsse des Ganzen die Lebenswechsel im Einzelnen hervorriefen, Beyfall geben, da ein Einzelnes als solches nie für die Gesammteinflüsse des Alls Sinn haben, da es nie ein Abbild des Universums werden könnte, (durch eine Nachahmung der Bewegungen des Ganzen) wenn es nicht ein Ganzes in sich selber wäre. Es tönen ja nur die Saiten einander nach, welche harmonisch mit einander übereinstimmen, Elektrizität wirkt nur auf Elektrizität, Magnetismus nur auf Magnetismus, es kann das Lebendige nur in völlig gleichartigen Wesen gleiche Empfindungen und Handlungen sympathetisch hervorrufen, und seine eigne Lebensfülle nur gleichorganisirten mittheilen, und der Puls des allgemeinen Lebens, welchen wir im Universum bemerken, kann nur dann auch einzelne Wesen harmonisch ergreifen, wenn sie, gleich dem Ganzen, Organe für ihn geworden sind. Jener Geist, welcher Alle zu gleichem Leben bewegt, geht eigentlich weder von der Erde noch von der Sonne, noch von einem noch mächtigeren Centralkörper aus, sondern er wohnt in allen.

allen. So werden auch die Glieder eines organischen Wesens, nur insofern sie in Verbindung mit ihrem Leibe ein Ganzes sind, von der Lebensfülle ihres Organismus mit erfüllt, es gehet der Lebenshauch des Blutes in sie über, es ist in ihnen die Bewegung des allgemeinen Pulses, — insofern sie selber Herz sind. Wir sehen in krankhaftem Zustand, einzelne Organe bisweilen ein ganz eignes Zeitmass im Schlage ihres Pulses beobachten, welches kürzer oder länger seyn kann als das des Herzens, und bekanntlich ist jede Arterie in ihrer Fähigkeit sich zusammen zu ziehen und zu erweitern, ein Herz zu nennen. Empfindung und Bewegung der einzelnen Glieder ist in ihnen nur möglich insofern jedes Glied, in Verbindung mit dem Organismus, ein Ganzes, mit eigenthümlichen Nerven- und Muskelsystem in sich ist. Es ist dieses ein Beyspiel, welches unter allen am meisten für die gewöhnliche Ansicht des äusseren Einflusses zu sprechen scheint, ich hoffe aber (im 2ten Band) hierinnen die wahre Ansicht durchaus zu rechtfertigen.

Sind es die Momente der Vermählung des überall herrschenden Gegensatzes, welche den Rythmus, und die Bewegungen des Ganzen in den Einzelnen hervorrufen, so müssen diese Momente das Einzelne zu einem Universum erschaffen. Die Gegensätze müssen in ihrer Vermischung zu einem Weltall werden.

Und dieses ist ja das einzige, das allgemeine Streben aller Naturen, All zu werden, und hierdurch Organ der ewigen Ursache alles Seyns, ihrer innigern Gemeinschaft fähig. Je mehr sie dieses Ziel alles Verlangens erreicht haben, desto herrlicher geniessen sie der Fülle

des

des Lebens, und nur in ihrem Genuss sind sie freudig, fern von ihm trauren sie und kranken. Die mächtige Anziehung des Magnets gegen den geliebten Pol, oder gegen gleiche des Magnetismus fähige Körper, die Anziehung an die Elektrizität, die heftige Neigung mit welcher sich chemische Körper vermischen, und der unwiderstehliche Trieb, mit welchem sich im Organischen die beyden Geschlechter zur Vermählung aufsuchen, geben uns den Grad der Wollust (die Erhöhung des inneren Lebens) bey der Vereinigung zu erkennen. Endlich im Menschengeschlecht, giebt es einen höheren und beständigeren Genuss, welcher ungleich mächtiger ist als der auf dem Gegensatz des Geschlechts ruhende. Und eben dieser erhabenste und glühendste Genuss, schaft die Seeligen, welche seiner fähig sind, zu einem vollkommnen Organ des ewigen Weltgeistes.

Es ist alles was wir Wollust nennen, ein vollkommneres Offenbarwerden, Erscheinen des höchsten Lebens, welches an den Einzelnen vorübergeht, und es giebt keine Wonne, welche nicht aus der innigeren Nähe der heiligen Tiefe alles Seyns käme. Alle Dinge, wenn sie in der glühendsten Vermählung mit dem Ganzen, ein Universum geworden sind, werden von dem mächtigen Lebensathem ergriffen, und dieses Ergriffenwerden, das Nachklingen jenes ewigen Wehens erscheint ihnen als höchster Genuss. Sie vergehen, oder die individuelle Kraft in ihnen wird geschwächt, je mächtiger sie ein Ganzes, ein Organ des Weltgeistes wurden (je höher die Wonne war), weil sie, im Genuss eines allmächtigeren inneren Lebens, der Aussenwelt minder bedürfen, minder nach aussen wirken, sie hören endlich ganz auf dieses Einzelne zu seyn, und wenn der Keim des neuen höhe-

höheren Lebens in ihnen entzündet worden, verlassen sie den Bund, in welchem sie bisher mit dem Ganzen stunden, um einen mächtigeren, innigeren mit ihm einzugehen. Das Werk des Lebens ist vollbracht, sie ruhen aus, bis sie zu einem neuen, höheren Tagewerk erweckt werden.

Schmerz nennen wir überall eine Störung des innren Lebensrythmus, einen Zustand in welchem das organische Wesen minder ein Ganzes, und Organ des Alllebens zu seyn vermag als vorhin. Es ist aber oft der höchste Schmerz eine Bildung neuer, höherer Organe, wenn die alten, dem neu erwachten höheren Streben, nicht mehr Gnüge leisten. Wir fühlen Schmerz, wenn uns eine gewaltige Einwirkung von aussen, einen neuen unvollkommneren Lebensrythmus aufdringen will, wenn die gesunde und vollkommne Übereinstimmung des Zeitmaasses in uns, mit dem des Ganzen, gestört wird, oder wenn uns Medien entzogen werden, welche uns in vollkommenem Bund mit dem Ganzen erhielten. Alles was die Übung des Lebens nach aussen stört, heist Schmerz.

So ist demnach die Wollust der Vermählung nichts, als die mächtigste Erhöhung jenes innren Strebens, welches in Allen nach der Gemeinschaft mit dem Mittelpunkt alles Seyns gerichtet ist. Dieses Streben war schon vorhin, vor dem Moment der Vermischung in den Gegensätzen, es hat nur in ihm seinen höchsten Gipfel erreicht, auf welchem wir es erst ganz als das anerkennen, was es ist. Es ist auch dasselbe Streben in beyden Geschlechtern, denn es ist überhaupt kein andres in irgend einem Dinge möglich. Die scheinbare Entgegensetzung löst sich bey näherer Betrachtung des Geschlechtsunterschieds sehr bald in ein einmüthiges Verlangen auf.

Mit der Entstehung der Gegensätze wird die Substanz erst des selbstständigen Lebens fähig, alles was das innre Leben erhöht, vollendet zugleich den Gegensatz, und in dem höchsten Augenblick den die Lebendigen erreichen können, hat zugleich der Gegensatz seine höchste Vollkommenheit erlangt. Es wird aus diesem allen deutlich, dass wir das was Selbstständigkeit des Lebens, was höchster Ausdruck desselben ist, Gegensatz, und in einer gewissen Weise seiner Erscheinung, Unterschied des Geschlechts nennen.

Nehmen wir auf die Entstehung des Gegensatzes Rücksicht, so erkennen wir, dass alle jene Ursachen, welche die Dinge mit selbstständigem Leben beseelen, oder welche das eingebohrne Leben in ihnen erhöhen, zugleich den Gegensatz hervorrufen, oder seiner höchsten Vollendung nähern.

Im Anorganischen erkennt man bald, dass jeder äussere Einfluss, welcher die todten Stoffe aus ihrer ruhigen Verbindung, in welcher sie mit dem Erdganzen als Einzeln stehen, erhebt, zugleich einen leisen Gegensatz in demselben erwekt, und es kann durchaus kein höherer Einfluss einem Körper begegnen, welcher nicht den Geschlechtsunterschied in ihm sezt.

Das Eisen, das Ideal der eigentlichen Cohärenz, des innigsten Vereins eines einzelnen Körpers mit seinem Ganzen, kann vielleicht, wenn seine Stellung (seine Beziehung auf das Erdganze) nicht ganz ungünstig ist,

durch-

durchaus von keinem äusseren Lebenseinfluss berührt werden, ohne nicht — (in schwachem Grade wenigstens) — magnetisch zu werden. Bewegung (Schlagen, Stossen, Hämmern, Feilen), Wärme — besonders der höhere Grad derselben —, Elektrizität, der Einfluss der Atmosphäre, oder vielleicht des Wassers, durch ein leises Oxydiren (u. s. w.) machen bekanntlich das Eisen magnetisch. Alle diese Einflüsse wirken aber nur auf Eine Weise, sie erhöhen das innre Leben der Dinge, indem sie dieselben zu einem vollkommneren Bild des Ganzen erhöhen.

Wenn zwey verschiedenartige Körper aneinander bewegt werden,, sieht man, jemehr sie — wie die eigentlich elektrischen Substanzen — fähig sind im wechselseitigen Bündniss das innre, erhöhte Streben zu üben, desto mächtiger den elektrischen Gegensatz erwachen. Wärme, Oxydation, und alle gleich mächtige Einwirkungen vermögen dasselbe.

Es erwekt die Wärme im Reich des Chemischen die Gegensätze zu ihrer ganzen Stärke. Fade, noch völlig unwirksame Grundlagen, erlangen in der Wärme des Siedens, die vollkommenste Basizität, Säuren werden im Glühofeuer vollkommen vollendet. Elektrizität begeistet auf dieselbe Weise völlig unwirksame Stoffe zu ihrer höchsten chemischen Vollendung; Bewegung (Reiben u. a.) sehen wir in gleich hohem Grade, beym Verpuffen zu schnellen Erwecken und Vereinen der Gegensätze thätig. Die mächtigste Erhöhung des innren Strebens chemischer Stoffe, indem sie in ihnen selber als das Entstehen eines selbstständigen Gegensatzes erkannt wird, macht sie zugleich der höchsten und vollendetsten

dersten

detsten Geschlechtsverschiedenheit fähig, und des glühendsten Genusses der Vermählung.

Endlich im Organischen, dient alles was zur Erhöhung des innren Lebens beytragen kann, zum Hervorrufen des Gegensatzes, zur Entzündung des Geschlechtstriebes, und der Begeistrung zu gegenseitiger Vermischung. Der organische Gegensatz im Baue nimmt zu, wird vollendeter, jemehr wir in der climatischen Vertheilung der Thiere und Pflanzen nach Süden, nach dem Land einer mächtigeren Wärme, gehen. Wie die Pflanzen, je weiter sie von der Wurzel, von der Nähe des Bodens aufwärts, in das Gebiet eines selbstständigeren Lebens gelangen, des innren Gegensatzes immer fahiger werden, so sehen wir die Urgebirge, die in ihrem ganzen Bau und Verrichtungen grössere Pflanzen zu nennen sind (s. m. Aufsatz über die climatische Vertheilung u. s. w. a. a. O.), sich immer mehr in ihren Zweigen nach Ost und West ausbreiten, je mehr sie sich den Wendekreissen (von Nord nach Süd) und in ihnen der mächtigeren Gemeinschaft mit dem Ganzen nähern. Mit diesem allmähligen Erwachen des Gegensatzes in den Urgebirgen sehen wir auch in den organischen Wesen jener Länder den organischen Gegensatz sich immer vollkommner entfalten, und mit ihnen wird zugleich das innre Leben derselben immer vollendeter, immer herrlicher.

Die allmahlige Vollendung welche der Pflanze, welche der Larve des Insekts, durch den Genuss der Nahrung und äusseren Lebensfulle wird, führt endlich beyde in jenen vollkommensten Zustand über, in welchem sich das innre Streben derselben in der Blüthe, und im ge-

flügel-

flügelten Zustand der bunten Psyche ausspricht. Die Horen des Frühlings, das heitre Wehen des mildern Himmels, entflammt sie endlich zu der Wonne jenes wechselseitigen Kusses, an welchen sie vergehen — vergehen, in eine neue vollkommnere Form des Daseyns. — Wärme und Licht beschleunigen bekanntlich die Vermählung, führen die Gegensätze früher dem Augenblick der Vollendung zu, Kälte verzögert oder verhindert ganz, den Genuss der Vermischung. Endlich wird ja bekanntlich im organischen Körper, durch jeden Einfluss von aussen, wenn er nur mächtig genug ist um eine Veränderung in ihm zu setzen, der Gegensatz erweckt, und zur Vollendung geführt. Jeder sinnliche Eindruck, Nahrung und Trank, Luft, Wärme u. a. wirken gleich der Elektrizität alle nichts anders, als den Gegensatz.

So wird durchaus in der ganzen Natur der Gegensatz durch jene höheren Lebenseinflüsse erweckt, welche fähig sind das eigenthümliche Streben der Dinge zu erhöhen, und sie zur Selbstständigkeit zu führen. Das Streben ist aber kein andres als: Ganzes, und hierdurch Organ des allgemeinen Lebens zu werden, und der Gegensatz deutet an, wie weit die Dinge dieses erlangt haben. Er deutet an, wie nahe sie jener Vollendung stehen, in welcher sie ihre bisherigen Umgebungen nicht mehr bedürfen, in welcher sie die bisherige Form des Daseyns verlassen, um in einen neuen höheren Zustand überzugehen. Wir sehen in dem Gegensatz jene Fittige, welche die Dinge vom Boden in ihr altes Vaterland zurückführen; wie er erwacht unter den Liebkosungen der Horen, entfalten sich die innren höheren Schwingen, und die Gluth der Liebe, immer heiliger und reiner, je höher der Gegensatz (das Organ derselben) ausgebildet worwerden, bringt alle Lebendigen endlich in den Quell ihres Ursprungs zurück. Wie jene Boten Gottes, in einer alten heiligen Sage, in der Lohe der Opferflamme aufwärts fuhren, so scheidet alles Leben, wenn auf dem Altar das Leben sich selber zum Opfer entzündet hat, und die Flamme der Vermählung ist der Führer nach der hohen Heymath.

Es ist fast schon von selber deutlich, dass der Gegensatz (wie es schon sein Nahme giebt) immer nur in seiner Zweyseitigkeit entstehen könne, dass das Männliche nie hervorgehen könne, ohne ein ihm entsprechendes Weibliches. Ich würde nicht nöthig haben Etwas hierüber zu sagen, wenn man nicht einige Phänomene aufs Entgegengesezte hätte deuten wollen.

Im Magnetismus ist es schon von selber klar, dass der Nordpol eines einzelnen Magnets nicht seyn könne, ohne den ihm entsprechenden Südpol, und wenn man die magnetische Eisenstange zerbricht, sind an beyden Hälften beyde Pole wieder vorhanden. In der Elektrizität ist es eben so bekannt, dass durchaus kein Körper positiv elektrisch werden könne, ohne dass ein andrer, mit ihm auf irgend eine Weise in Beziehung stehender, zugleich negativ würde. Es wird jener in demselben Grad positiv, in welchem dieser negativ wurde. Bekannt sind freylich auch hierinnen die Phänomene welche diesem zu widersprechen scheinen, dass z. B. Schwefel, in einem silbernen Löffel geschmolzen, am mindesten negativ elektrisch ist, wenn er sich im höchsten Grad der Flüssigkeit befindet, während gerade dann das Silber im höchsten Grad positiv elektrisch ist. Hierauf nimmt im Schwefel die negative Elektrizität immer zu, jemehr er sich

im

im Erkalten dem starren Zustand wieder nähert, und zugleich nimmt die positive Elektrizität des Silbers in demselben Grade ab. Allein dieses Phänomen, (ein Übergang des positiven Zustands an Einem Körper in den negativen), das wir hernach mit andern vermehren werden, sezt das bloss nacheinander, was gewöhnlich sonst im Nebeneinander entsteht. — Auch das Elektrometer geht aus dem negativen Zustand in den positiven über, wenn man es, an heitern Tagen, nicht zu langsam vom Boden aufwärts hebt, oder von andern Körpermassen (Bäumen, Mauern u. a.) entfernt, in dessen Nähe es sich erst im negativen Zustand befunden; derselbe Pol des Tourmalins wird durch Erkälten positiv, während ihn Wärme negativ macht u. s. w. Im Nebeneinander oder in der Aufeinanderfolge, wird ein Gegensatz nie ohne den andern hervorgerufen.

Im chemischen Prozess sahen wir nicht allein in dem Moment der Berührung die Gegensätze erhöht und vervollkommnet werden, sondern es wurde überhaupt durch den Einfluss des Lichts und der Wärme der Gegensatz sehr augenscheinlich mit beyden Polen zugleich hervorgerufen (man sehe besonders hierüber bey unserm Lehrer Winterl, den schönen Abschnitt über das Licht, und seine Wirkung zur Zerlegung des Wärmestoffs), die Bestandtheile des Salpeters werden beyde zugleich zur chemischen Vollendung begeistet, — überhaupt, wenn ein neutraler Körper an seinen beyden Theilen mehr entgeistet ist, als es der neutrale Zustand mit sich bringt, so wird seine Begeistung — oft ohne alle Temperaturerhöhung so weit vermehrt, dass er bald einem solchen Neutralsalze, aus vollendeten Gegensätzen, gleicht. Es scheinen sich die Gegensätze uberall wo sie die

Na-

Natur hervorruft, zugleich zu entfalten. Jener Quell aller Begeistung (nach einer sehr schönen, sinnreichen Ansicht unsres Winterl), die Wärme, wo sie die des Gegensatzes fähigen Substanzen berührt, zertheilt sich in ihre beyden Pole, und überlässt dem Einen Stoff das Base- dem andern das Säure-Prinzip. Es geschieht diese Zerlegung des Wärmestoffs, nach den Beobachtungen unsres Lehrers, leichter, wenn ihre Stoffe von entgegengesetzter Natur dazu auffordern. Mit andern Worten: jene Erhöhung des innern Lebens, welche sich uns als Temperaturerhöhung ausspricht, erwekt, jemehr sie das innre Streben der Dinge erhöht, desto mehr ihren immerwährenden Begleiter, den Gegensatz.

Die Elektrizität, der Galvanismus, zeigen überall, während sie an dem einen Pol Säuren bilden, zugleich in demselben Grade Anlage zu Grundlagen; endlich ist in der Wärme, wo es allerdings gelingt eine sehr entkräftete Grundlage, oder Säure, für sich allein zu vollenden, wenigstens die Anlage den Gegensatz in demselben Körper aufeinander folgen zu lassen.

Und ist es wohl denkbar, dass diese nämlichen Säuren oder Grundlagen ursprünglich entstehen könnten, ohne in Beziehung auf ihre Gegensätze? Man wird wohl nirgends eine deutlich ausgebildete Säure oder Grundlage ursprünglich in der Natur finden, welche nicht mit ihrem Gegensatz verbunden wäre, oder dieses wenigstens gewesen wäre, so dass sich noch die deutlichsten Spuren einer vorhergegangnen Neutralisazion aufzeigen liessen. Wir können durchaus keine Veränderung der Form in irgend einem Körper hervorbringen, können den vorhin nach aussen völlig unwirksamen

Stoff unwirksam machen, nie zerlegen, ohne den Gegensatz in ihm hervorzurufen. Bisweilen geschieht dieses, wenn der Körper schon eines Gegensatzes mit dem Auflösungsmittel fähig war, durch Aufeinderfolge (indem z. B. einige vorhin basische Metalle durch jede Auflösung zu Säuren werden) oder wir erschaffen den Gegensatz ganz neu, der vielleicht noch in keiner Spur vorhanden war, z. B. bey Zerlegung vieler sehr schwer zerlegbaren Mineralien. Wir erwecken in diesem, durch die doppelten Anziehungen welche wir anwenden, Polarität, wie im Eisen durch einen Magnet. Sonst gelingt es überhaupt nie, irgend einen Körper in chemische Wirkung zu ziehen, ohne ihn in den Gegensatz zu stellen, es geschehe dieses in ihm selber, oder zwischen ihm und andren Substanzen, die wir von aussen an ihm anbringen.

Wie aber durchaus keine Basis ohne Beziehung auf ihre Säure entstehen kann, so wird man im Organischen den einen Pol nie ohne den andern finden. Es wäre überflüssig das Daseyn beyder Pole in der Bildung der Pflanzen und Thiere aufzuweisen, da schon im Vorhergehenden vieles darüber aufgestellt worden. Jede Abtheilung des Pflanzengefässes, jedes Blatt, jeder Stengel ist ein Magnet. In den Befruchtungstheilen, selbst der unvollkommensten Kryptogamisten haben wir — wenn auch nicht den Geschlechtsunterschied nach der gewöhnlichen Ansicht — überall doch die Spuren eines deutlichen Gegensatzes gefunden. Nirgends ist (wenn auch nicht auf demselben Exemplar) bloss die eine Form des Geschlechts, ohne die andre, und wenn auch nicht neben einander, entfalten sich beyde doch nach einander.

Ja es ist überall der eine Pol in demselben Grade vollkommen, in welchem es der andre ist. Die weiblichen Theile jener Gynandristen, bey denen sich die männlichen nur unvollkommen entwickelt haben, sind fast nie fruchtbar, wenn nicht zugleich diese vollkommen waren.

Auch wäre es fruchtlos, irgend einem Thier, es sey auch noch so einfach und unentfaltet, den Gegensatz des Hirn- und Nervensystems abzusprechen, wenn wir auch in jener zarten Gallert beydes nur nachweisen werden. Ohne Gegensatz wäre keine Bewegung, keine Veränderung, kein Zeitmaass. Ein Wesen ohne Gegensatz ist unveränderlich, sein unvollkommnes Daseyn nimmt kein Ende, bis dieser in ihm erwacht. Ohne ihn wäre kein Tod und kein Leben; denn das Werk des Lebens wird allein durch den Gegensatz geübt und vollendet. Es ist wahr, die Fälle sind nicht ganz selten, in denen man Neugebohrne ohne Hirn, ja ohne Haupt und Mund gebohren werden sahe, ja es hat wiederum Fälle gegeben in denen ein Hirn da war, ohne eigentliche Nerven (s. Sömmerings Werke), aber es war jenen Ungebohrnen die Mutter, Hirn und Nervensystem.

Man wird eigentlich keinen Theil des vollkommneren organischen Körpers finden, welcher nicht wenigstens die Anlage verriethe in den Gegensatz der beyden Hälften zu zerfallen. Selbst die Zirbeldrüse u. a. verrathen wenigsten in Thieren ihr Streben diesen selbstständigen Gegensatz in sich hervorzubringen. Wir finden zwar zuweilen nur einen Lungenflügel, es ist aber entweder in dem ungleich grösser (als gewöhnlichen) Herzen, welches die andre Seite einnimmt, der andre Gegensatz deut-

deutlicher als gewöhnlich hervorgetreten, oder der fehlende Lungenflügel ist zerstört. Eine Hirnhälfte allein hat man wohl nie natürlich gefunden, obwohl die Eine zuweilen grösser oder anders gestaltet ist. Wo ein Organ, das sonst nur im Gegensatz zu erscheinen pflegt, einzeln auftritt, ist entweder sein Gegensatz zu einem andern Organ vorherrschend geworden, oder die minder selbstständige (magnetische) Polarität (wovon weiter unten) hat seine Entwicklung gehindert.

Auch die beyden Geschlechter werden wir wohl im ganzen Thierreich nie getrennt und einzeln finden. Entweder sind die Wesen zugleich männlich und weiblich, oder die scheinbar bloss weiblichen Thiere, zeigen unter sich selber einen deutlichen Gegensatz; wie z. B die Aphisarten, bey denen geflügelte, ausser den Geschlechtstheilen männlich gestaltete Weibchen, zugleich mit andern ungeflügelten vorhanden sind. Beyde sind aber Weibchen, beyde gebähren Junge, ohne des männlichen Einflusses zu bedürfen, und der Gegensatz der zwischen ihnen ist heisst kein andrer als vollkommner und unvollkommner weiblich.

Überhaupt ist es nicht zu verkennen, dass der Gegensatz überall, wo er in seinen unvollkommnen Anfängen erscheint, sich auf solche Weise ausspricht. Im Chemischen äussert er sich zuerst zwischen Grundlage und Grundlage, davon die eine den positiven, die andre den negativen Gegensatz darstellt, und wir zerlegen die am schwersten auflöslichen Mineralien meist in zwey verschiedne Grundlagen. Der Gegensatz zwischen unvollkommnen Säuren und Grundlagen, ist fast kein andrer als der zwischen Grundlagen, davon die eine männlich, die andre weiblich begeistet ist. Der Geschlechtsgegensatz zwischen den Befruchtungstheilen der Kryptogamisten, und einiger unvollkommner Thiere u. s. ist kein andrer, als der Gegensatz zwischen vollkommen und unvollkommner Weiblichen. Endlich finden wir überall den unvollkommnen Gegensatz sich mit beyden Polen zur weiblichen Natur hinneigen, nie finden wir dagegen den noch unreifen Gegensatz, sogleich, mit beyden unvollkommnen Polen sich der männlichen Natur nähern.

Wir können eher Grundlagen finden, welche blos im Bund mit andern Grundlagen entstanden scheinen, nie aber Säuren, welche gleich ursprünglich, ohne Beziehung auf entschiedene Grundlagen, oder ohne vorhin selber den Larvenzustand des Basischen durchgegangen zu seyn, als Säuren auftraten. Auch finden wir allerdings, bey noch unvollkommen entwickeltem Geschlecht, in den kryptogamischen Gewächsen, wie in den zwitterartigen unvollkommneren Thieren, beyde Gegensätze mit weiblichen Eigenschaften begabt, und es ist der Blumenstaub der Flechten u. s. w. nicht minder ein weiblicher, unmittelbar der Besaamung dienender Stoff, als die eigentlich weibliche Frucht, und die Substanz, die sich aus dem Eyerstock der Schnecke als männlicher Saamen ergiesst, ist nicht minder Frucht zu nennen als die deutlicher entwickelten Eyer u. s. w. Dagegen hat man noch kein Geschlecht von Lebendigen entdeckt, welches, so wie diese Amazonenreiche aus lauter Weibchen, aus lauter Männchen bestünde. Man sieht auch wohl Thiere oder Menschen ohne Hirn und Haupt geboren werden, es ist aber kein einziger Fall erhört worden, da bey einem vollkommen ausgebildeten Haupt, ein,

ein, auch nur sehr unvollkommner Rumpf vorhanden gewesen wäre. So finden wir auch viele Thierchen ohne eigentliches Haupt (die chaotischen, selbst noch eigentlich mehrere Schaalenthiere), es wäre aber bloss Dichtung, anzunehmen, dass ein Haupt, oder auch nur ein Geschöpf das fast ganz Haupt wäre existiren könnte. Ein vollkommnes Haupt sezt einen in demselben Grade vollkommnen Rumpf schon voraus.

Endlich muss Alles, was sich dem männlichen positiven Zustand nähert, entweder einst selber in gewissem Grad weiblich gewesen seyn, und erst durch den vollkommensten negativen Zustand den Übergang in den positiven gefunden haben, oder es muss mit ihm eine vollkommen weibliche Substanz in Beziehung gestanden haben. Wie zarte Knaben, in allen Verhältnissen ihres Totalhabitus sich der weiblichen Bildung nähern, und wie der Knabe, in jenem schönen Moment wo die Kindheit ihren höchsten Gipfel erreicht hat, den lieblichsten Schmuck aller weiblichen Reize empfängt, bis diese schöne Weiblichkeit in entschiedne Männlichkeit übergeht, so hat alle vollkommne Männlichkeit (Positivität) in jeder Natur, Verhältnisse durchgehen müssen, welche fast weiblich waren.

Es wird dieses deutlicher werden, wenn wir das näher betrachten, worinnen das eigentliche Wesen der weiblichen, worinnen das der männlichen Natur bestehe.

Ausserlich, um mit den zu beginnen was uns unsre gewöhnlichen Führer, die Sinnen, als Unterschied der Geschlechter angeben, finden wir das eine Geschlecht immer mehr mit der Erde, mit der allgemeinen Basis verbunden, während das andre zu einer grössern Freykeit und Selbstständigkeit gelangt scheint. Wir werden aus Allen erkennen, dass in der Welt der vollkommneren Dinge, jenes die Basis, das Weibliche auszeichne, dieses das freyere Geschlecht das Männliche. Nur in den ersten Anfängen des Gegensatzes, als Magnetismus und Elektrizität, verhält sich dieses umgekehrt.

Doch finden wir schon im Magnet den einen Pol, einer vorhin in vollkommnes Gleichgewicht gestellten Nadel, gleich nach dem Erwachen des Gegensatzes, sich nach dem Boden abwärts neigen, während der andre sich in demselben Grade aufwärts kehrt. Jenes geschieht bey uns am Nordpol, dieses am Südpol. Doch ist hier gerade der äusserlich basische Pol positiv. In der Elektrizität finden wir die beyden Geschlechter an zwey verschiedne Körper nach dem Grad ihrer Kohärenz oder Leitungsfähigkeit (beydes Ausdrücke der Innigkeit mit welcher die einzelnen Stoffe mit dem Erdganzen verbunden sind) vertheilt. Es ist das eine Geschlecht immer dem cohärenteren, mehr mit der allgemeinen Basis vereinten, und unter den Konduktoren der Elektrisirmaschiene dem eigenthümlich, welcher mit dem Erdboden in Verbindung gesetzt ist, (s. Winterl) das andre, dem, welcher minder mit der Erde in Einheit, schon mehr für sich, ein selbstständiges Ganzes bildet. Doch ist auch hier gerade das Kohärenteste positiv.

Dagegen im Chemischen, wo sich eben jener Gegensatz zu zeigen anfängt den wir hier am meisten beschreiben, sehen wir die Grundlagen meist cohärenter und starrer, die Säuren minder cohärent und freyer. Wo sich die Grundlagen von ihrem starren Zustand am meisten entfernen (wenn sie sich der Luftform nähern), sehen

sehen wir sie zugleich mit der neuen Form ein andres höheres Geschlecht erlangen.

Endlich ist im Organischen das eigentlich weibliche immer mehr mit der Erde, oder mit der Körpermasse verbunden, das Männliche ist freyer aus dieser Verbindung herausgetreten. Die im vorzüglichen Grade weiblichen Fruchtansätze der Kryptogamisten, sind meist mit der Substanz der Pflanzen inniger verwachsen, meist mehr in ihrem Innern verstekt. Die Saamen liegen oft in eignen Behältern in der Substanz des Blattes, und erscheinen sammt ihrem Gehäuse erst nach der gänzlichen Zerstörung der Pflanze. Die freyeren staubartigen Saamen, nähern sich auch zugleich (durch allmählige Übergänge s. V.) der männlichen Natur. Die weiblichen Fruchtkeime vollkommnerer Pflanzen, sind von den männlichen Früchten (den Antheren) nur dadurch unterschieden, dass sie, während diese aus dem Innern der Pflanze frey heraustreten, im Innern derselben, tief in der Masse verwachsen liegen. Die weiblichen Theile im Thierreich, sind, wie wir vorhin sahen, dieselben Organe, als die männlichen, nur liegen sie inniger mit der gesammten Masse des Körpers verwachsen, noch im Innern des Leibes, während die Männlichen, einen Grad weiter ausgebildet, freyer aus der Verbindung mit der Masse hervorgekommen sind, und zu selbstständigerem Leben gelangten.

Auch jenes Phänomen, dass die weiblichen Früchte, ehe sie zur Selbstständigkeit gelangen (gebohren werden), eine grössere körperliche Zunahme, materielle Ausbildung bedürfen, während die männlichen Saamen, schon in sich vollendet, ohne dieses Bedürfniss nach aussen zu fühlen, in einem entkörperten Zustand gebohren werden, giebt die wahre Natur des Geschlechtsunterschieds zu erkennen. So sehen wir auch das Wasser, und tiefer hinab das flüssige Quecksilber, bey einem nicht zu hohen Wärmegrad von der Erde frey werden (verdampfen), während bey cohärenteren, gut leitenden Metallen die Verflüchtigung ungemein schwer, ja fast unmöglich ist. Denn die Cohärenz giebt den Grad zu erkennen, in welchem diese Körper für sich allein ein Einzelnes sind, und wie sehr sie des Bundes mit der Erde bedürfen, um erst ein Ganzes zu werden.

Auf eine vollkommnere Weise ist das Männliche in den höheren Reichen der Dinge, zu der Vollendung eines Ganzen gelangt, während das Weibliche, als ein mehr Einzelnes, in sich Unvollendetes, des Bundes mit seinen Umgebungen bedarf, um erst mit ihnen ein Ganzes zu werden. Das Streben nach der Gemeinschaft mit der andern Körpermasse, erscheint den Sinnen als Anwachsen, Reproduktion, Zunahme der eignen Körpermasse.

Man hat schon längst behauptet, dass bey dem Weibe das Muskelsystem, bey dem Manne das Nervensystem vorherrsche. Es ist zwar an die vollkommnere Ausbildung des Nervensystems gar nicht zu denken, ohne dass zugleich auch das Muskelsystem vollkommner und kräftiger ausgebildet wird, aber man findet allerdings bey dem Weibe die untergeordneteren Organe, welche organische Wesen an die Erde fesseln, mehr im Verhältniss zu dem Haupte ausgearbeitet als im Manne, während an diesem das Haupt und seine hohe Bestimmung ein Übergewicht erlangten. Jene Kinder, welche

ohne

ohne Hirn gebohren werden, sind meist weiblichen Geschlechts, die Fälle, in denen gar kein Haupt, kein Hals, keine Brust, keine Arme, keine Lungen, kein Herz u. a. vorhanden waren, und wo sich nur, ein ziemlich ausgearbeiteter Unterleib, mit gutgebildeten Füssen und einer regelmässigen Beckenhöle, oberhalb dem Nabel aber bloss ein dem Auge ähnlicher Theil fand, waren, so viel mir ihrer bekannt sind, alle weiblich. Weiblich war der von Busch in Marburg beobachte Fall, den ich so eben beschrieben, weiblich war der von Giel zu München, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts beschriebene, diesem fast ähnliche. Es sollen auch die Verwundungen am Haupt bey Männern häufiger tödtlich seyn als bey Weibern, wo dagegen die der untern Hälfte des Leibes minder leicht geheilt würden.

So ist auch der organische Gegensatz, den man aus Gründen den magnetischen nennen kann, (der zwischen Hirn und Muskelsystem) in nichts andrem gegründet, als dass das Leztere das Band zwischen dem organischen Individuum und dem Erdganzen ist, während das Hirn und die vollkommneren Sinnen, die Blüthe dieser herrlichen Naturen, sich freyer und zu einem selbstständigeren Leben aus der andern Körpermasse hervorgehoben haben.

So ist durchgängig das, was wir gewöhnlich Gegensatz nennen, mit dem Einen Pol in einem innigeren Verein mit der Erde, und das Wesen dieses Pols scheint das Streben nach Gemeinschaft mit derselben zu seyn, während der andre Pol, in demselben Verhältniss, und in demselben Maass, zur Befreyung von der Erde, und zu selbstständigem Seyn gelangt. Doch wir stehen hier noch an der äusseren Verschiedenheit beyder Geschlechter, und ehe es erlaubt ist auf das innre Wesen derselben Rücksicht zu nehmen, müssen wir noch einige Augenblicke bey den äusserlich wahrnehmbaren Verhältnissen verweilen.

Wir sahen schon im Vorhergehenden, an verschiednen Orten, dass die Dinge um so mehr der Erde untergeordnet sind, je weniger vollkommen der Gegensatz in ihnen ausgebildet ist, und dass sie dagegen der Freyheit und Selbstständigkeit desto fähiger wurden, je mehr sich dieser in ihnen entfaltete. Es kann aber nur das frey von der Erde werden, was ihr gleich ist, ihres Bundes nicht mehr bedarf. Wir müssen demnach hierinnen auch den Unterschied des Männlichen, Freyen, von dem Weiblichen und Gebundenen suchen. Jenes kann diese Freyheit, die es vor dem Weiblichen voraus hat, nur einer vollkommneren Entwiklung des Gegensatzes in ihm verdanken, und dem höheren Grad, in welchem es hierdurch ein Ganzes geworden ist.

Wirklich finden wir überall in dem einen Pol den Gegensatz vollkommner entwickelt. Die Säuren sind zersetzbarer, die meisten von ihnen sind zusammengesetzt, sind höhere neutrale Verbindungen, und was nicht mehr in ihnen enthalten ist, das war in einem früheren Zustande ihr Eigenthum, denn die meisten Säuren sind, wie wir hernach sehen werden, vorhin Grundlagen gewesen. — Der eine Pol in der Elektrizität, Licht und Magnetismus, der, welcher Säuren bildet, scheint zugleich jenes höheren Gegensatzes selber fähig, den er hervorruft. Denn der eine desoxydirende oder basirende Pol erwekt nur die erste Fähigkeit für den Ge-

Gegensatz, während der eigentlich oxydirende ihn zur höchsten Vollendung — zur Vermählung führt.

Endlich, um diese Vorbereitung nicht ohne Noth zu verlängern, finden wir im Organischen das Männliche schon in seinem Bau sich vollkommner entgegengesetzt. Die Anthere sahen wir schon vorhin nach beyden Seiten deutlicher und vielfacher ausgebildet als die weibliche Frucht, und was in dieser einfach ist, das drükt sich in jener zwey und mehrfältig aus. Der Gegensatz giebt dem männlichen Insekt, dessen Weibchen zuweilen ungeflügelt ist, Schwingen, und erzeugt den Unterschied desselben vor diesem. Der vollkommen ausgebildete Geschlechtsgegensatz, macht das Männliche überall für die Liebe des Geschlechts empfänglicher, es ist mit wenig Ausnahmen das Männchen überall das Geschlecht, welches zum Genuss auffordert, welches der Vermählung mit Inbrunst entgegengeht, und sie dem enthaltsameren Weibchen aufdringt. Wie das Nervensystem, und seine äusseren Pforten, die Sinnorgane, und wie die Blüthe der Pflanze einen vollkommneren Gegensatz im Bau und in ihrer Bestimmung zeigen, und hierdurch einer vollkommneren Freyheit fähig werden; so das Männliche. Wie überall das, was das Ganze in sich darstellt, in jenem Grad in welchem dies geschieht, Organ des allgemeinen Lebens, empfänglich für den Rythmus des Universums wird; so sind das Nerven- und Sinnensystem, in der Pflanze die Blüthe, und unter beyden Geschlechtern das Männliche, vollkommnere Organe für das Wehen des allgemeinen Lebens, sie werden leichter von seiner Inbrunst ergriffen. Darum ist auch das Männchen überall des allgemeinen Lebens empfänglicher, das, was früher und inbrünstiger zur

Ver-

Vermählung begeistert, unwiderstehlicher zur Begattung getrieben wird.

Schon im Reich des Chemischen sehen wir die luftartigen Säuren die ruhende Grundlage aus einer weiten Ferne her aufsuchen, ja wir sehen sie oft der Schwere entgegen auf den Grund von Flüssigkeiten hinabsteigen. Die Wassersäure scheint in den meisten Fällen die Grundlagen, welche fähig sind, sich mit ihm zu vermischen, erst zur Vermählung auffodern zu müssen, denn wir finden viele Grundlagen nur dann hierzu geneigt, wenn das Sauerstoffgas bis zu einem ihnen eben angemessnen Grad gesäuert ist, d. h. ihnen bey einem gewissen Grad der Verwandtschaft mit Zuneigung entgegenkömmt. Die verschiedenen Zustände der Wasserbasis sind für die chemische Vermischung mit ihrer Säure minder bedeutend, wenn nur die Wassersäure ihr mit angemessenem Verlangen entgegen kömmt, (s. Winterl).

Der positiv elektrische Pol (des Tourmalins z. B.), eilt mit seinen Lichtstrahlen dem negativen entgegen.

Im Pflanzenreich bewegt sich die freyere Anthere nach dem Pistill liebend hin, der Pollen zeigt bey Benetzung mit geistigen Flüssigkeiten eine thierisch-hüpfende Bewegung, und in den Pflanzenordnungen, da beyde Geschlechter getrennt sind, fliegt er, gleich Insektenschwärmen, in Wolken nach dem Pistill hin. Die männliche Blüthe der Vallisneria, schwimmt, indem sie sich von ihrem Stengel losreisst, von Wind und Wellen geführt, nach der ruhenden weiblichen Blüthe hin. — Im Thierreich geht das Männchen zur Zeit der Brunst dem Weibchen in weite Entfernungen nach, während sich das Weibchen min-

minder der Vermählung entgegendrängt. So wird überall das männliche Geschlecht unter dem Einfluss der günstigen Zeit, früher zur Vermählung begeistert.

Wir nennen nur das System der Sensibilität, wir nennen die Sinnen bey ihrem eigentlichen Nahmen, empfindlichere Organe für das höhere Leben; warum sollten wir nicht auch also das männliche Geschlecht den höheren Sinn, das empfindlichere Organ für die mächtigeren Erregungen des innren Lebens nennen?

Ohne Augen empfänden wir von dem Licht bloss die Wärme, von dem Schall bloss die mechanische Bewegung, wir empfingen bloss die Einwirkungen des Einzelnen, und nur die Sinnen, selber ein Ganzes, geben uns die heiligen Einflüsse des Universums. — So würden die Dinge überall ohne das was Männlich an und mit ihnen ist, nur die unvollkommnere Gemeinschaft des Ganzen, durch den Bund des Einzelnen empfangen, erst durch das Männliche wird ihnen der höhere Sinn, durch welchen in das innre Heiligthum des Seyns zu schauen vergönnt ist.

Mit einem Wort, das was Selbstständiges, was Bild des Ganzen, und hierdurch vollkommnes Organ des allmächtigen Geistes alles Lebens ist, nennen wir, wo es äusserlich als Geschlecht auftritt: Männlich; im Innern der Dinge ist es bald Nervensystem, bald irgend ein höheres Organ welches den Dingen die Empfänglichkeit für das allgemeine Leben verleiht. Das Positive im Elektrischen, im Magnetischen, das Saure im Chemischen, das Sensible im Organischen, endlich das Männliche, alle sind Dasselbe in verschiednen Gestalten.

Wir haben schon vorhin im Erdganzen die Atmosphäre in diesem Sinne für das Männliche erkannt, haben gesehen, dass sie ein erhabner Ausdruck des Erdganzen selber, allen einzelnen irdischen Stoffen, Organ des Lebens, ein ewig vom heiligen Lebenswehen bewegtes Universum sey. Das Verhältniss, welches zwischen der Atmosphäre und den einzelnen irdischen Substanzen Statt findet, erkennen wir in den Geschlechtern der Individuen, besonders der Organischen wieder. Das Männliche verhält sich zum Weiblichen wie Ganzes zu Einzelnen, wie die Atmosphäre zu den einzelnen Körpern.

Und dieses Verhältniss zwischen beyden Geschlechtern finden wir in den vollendeteren Dingen überall. Nur im Magnetismus, in der Elektricität und einigen verwandten Erscheinungen findet etwas andres Statt. Da wir aber von diesen kosmischen Momenten der Dinge hernach (im VII. Abschn.) weiter reden werden, wollen wir hier bloss zuerst von dem Gegensatz vollkommnerer Wesen handeln. Hier ist das Männliche meist von dem Kreiss der Umgebungen mehr befreyt, es hat mit dem Boden, aus dem es hervorgieng, minder zu schaffen. Sein Tagewerk auf Erden ist schon mehr vollendet, es hat einen Grad jener Läuterung, welche alle Dinge durchwandeln müssen ehe sie zur Vollendung gelangen, mehr durchgegangen. Das Weibliche dagegen treibt sein Werk noch auf der Erde, muss erst noch in längerer Wechselwirkung mit der Materie, sich der lezten Befreyung fähig machen. Viele Männchen der Insekten, zärter und vergänglicher als die Weibchen, scheinen sogar die lezte Zeit ihrer Verwandlung ganz ohne Speise zuzubringen, während die Weibchen der Nahrung bedürfen. So hat, nach den Bemerkungen eines Bienen-Freun-

Freundes, (Bayreuth 1784.) kein Bienenwärter Drohnen nach dem Futter hinkommen sehen, das man den Bienen zur Zeit des Mangels gab. Der andre Haufe eilt, von einer ungemein feinen Witterung geleitet, bis in weite Fernen der dargebotnen Speise zu, das Bienenmännchen macht — auch bey sehr nahe dargebotner Nahrung, keine Bewegung nach derselben, und scheint ihrer gar nicht mehr zu bedürfen. Man hat deshalb sogar vermuthet, die Drohnen würden von den Arbeitsbienen, selbst noch im vollendeten Zustand, geäzt, wie ihnen vorhin im Larvenzustand geschahe, weil man doch im Körper des so enthaltsamen Thieres ein, nicht ganz unansehnliches, Honigbläschen fände. Allein dieser Honig ist eine der Bienennatur nothwendige Excretion, so nothwendig als andren Thieren der Harn u. a. den wir ja auch im Leibe jener Ungebohrnen vorfinden, denen — bey einer widernatürlichen Bildung — kein Zugang des Fruchtwassers durch den Mund möglich war. Doch dem sey wie ihm wolle, gewiss ist wenigstens, dass im Bienenmännchen gewöhnlich kein Trieb nach Nahrung zu bemerken ist. — So sind auch die Männchen der Wespen, Hornissen, Ameisen u. s. w. so wie das harmlose Geschlecht der Drohnen, ohne Stachel, während die Weibchen wehrhaft gebaut, von der Natur noch zum Kampf bestimmt sind.

Endlich ist es ja Jedem in die Augen fallend, dass das Nervensystem, (das Hirn, die Sinnen) von den gröberen Geschäften des Lebens ganz befreyt sind. Wie Insekten, kosten sie in der Welt der Dinge nur das Atherische, das schon minder Körperliche. Das Auge empfängt nur die Gemeinschaft des Lichts, das Gehör und der Geruch, ja, selbst [illegible] der Geschmack, geben uns

nur

nur Kunde von dem was der Besonderheit schon nicht mehr angehört (was zum Gegensatz gelangt ist), während der basische Theil des Leibes, der Magen und seine Angehörigen, in ein Haus eingeschlossen, das ihnen keine andre Freyheit lässt, sich mit der gröberen Natur der Dinge gemein machen, und ihr Werk noch in der Masse treiben.

Wo aber auch oberhalb jener Ausnahmen, die wir vorhin berührten, das Weibliche, und an Wesen von vollkommnerer Natur, (wo sich das Basische nicht mehr in seiner Reinheit, ohne zugleich von dem Freyen beglükt zu seyn, findet), jene Theile, welche unläugbar weiblich sind, fast mehr von der Masse befreyt scheint als das Männliche, spricht sich jener Charakter noch deutlich aus. Es ist nämlich dann das Weibchen seiner ersten Beziehung auf die Gesammtmasse, als Einzelnes, seiner ursprünglichen, besondren Form treuer geblieben. Was war schon vorhin, in der Menge von Beyspielen, welche wir in diesem und in dem vorigen Abschnitt, von der grösseren Anhänglichkeit des Weiblichen an dem mütterlichen Boden, gegeben haben, diese Hartnäckigkeit mit der es sich an der Erde fest hält, anders, als ein Zeichen, dass es seiner ersten Form — seiner ersten Beziehung auf die Gesammtmasse, treuer geblieben war? Es harret aus in dem angebohrnen Zustand bis auch sein Tagwerk auf Erden vollbracht ist, bis es nach langem Wirken in der Masse, die männliche Vollendung auch erreicht hat.

Denn was heisst es auch anders, wenn wir, geleitet von Erfahrungen, dem Männlichen eine vollkommnere Entfaltung des Gegensatzes, dem Weiblichen einen min-

der

der vollkommnen Gegensatz zuschreiben, als dass das Letztere in der ersten Gleichförmigkeit mehr beharre als Jenes?

Es ist das weibliche Geschlecht der Gewässer und der Lüfte, für welche vielleicht auf den ersten Blick das Vorhergehende fast allein gesagt scheint, nichts andres als ein fast unveränderter Wasserdampf, oder — in den andern Lüften — der noch mehr oder minder unverwandelte Überrest, des zur Luftform gelangten Körpers. Der basische Zustand ist noch die lezte Hülle, welchen diese leichtgeflügelten Wesen abstreifen müssen, ehe sie zur lezten Vollendung gelangen, er ist noch die lezte Spur des alten irrdischen Daseyns, welche sie noch als sich auszulöschen haben (s. VII.).

Das Stickgas — auch wenn wir es nicht, nach einer neulich wieder in Anregung gekommenen, sehr wahrscheinlichen Meynung — für Hydrogen halten wollen, welches mit einem minderen Antheil Oxygen verbunden sey, als es im Wasser mit sich zu führen scheint, besteht, wie wir im Vorhergehenden sahen, aus Andronie und Wassersäure (Sauerstoffgas). Die Andronie ist der geflügelte Zustand, welchen alle festen Stoffe, vielleicht ohne Ausnahme, endlich, nachdem sie alle Verwandlungen welche dazu nöthig waren, durchlaufen haben, erreichen können, Andronie ist die luftförmige Erde selber. Von den stärkeren Säuren, scheinen viele nach vorhergegangner Neutralisation in Andronie und Wassersäure verwandelt zu werden, und die Andr[illegible] derselben hat dann — in verschiednen Fällen — [illegible]on die Luftform als Stickstoff angenommen; so gehen auch fast alle Grundlagen in Andronie und in

einen

einen Rest, welcher die Natur der Grundlage hartnäckiger behauptet, (z. B. Kalkerde) auseinander, und die Kalkerde selber wird durch den Übergang in eine fast gelatinöse Form, und endlich in den luftförmigen beständigen Zustand — Andronie.

So erscheinen uns die neuen Ankömmlinge unter den Lüften, welche, eben aus der Erdmasse hervorgegangen, den früheren irrdischen Zustand noch nicht ganz abgelegt, die lezte vollkommenste Verwandlung noch nicht erreicht haben, als Basische. Dieser basische Zustand gleicht einer Erinnrung an das frühere irrdische Daseyn, an die alte Welt der Umgebungen, welche noch im Herzen der erst neulich von der Erde Abgeschiednen, zurückgeblieben.

Auch diese Lüfte legen endlich den irrdischen Zustand vollends ab, und ob es den Sinnen gleich nicht immer vergönnt ist, den Stoffen in dieses Geisterreich, in diese überirrdische Welt mit stetem Glücke nachzufolgen, so werden wir doch an der Wasserbasis Einiges finden, was dieses gerechte Vertrauen bestätigt.

Diese wunderbare Luft, welche eigentlich noch keine vollendete Luft ist — denn in dem eigentlichen Land der Lüfte, in der Atmosphäre, finden wir, im Normalzustand derselben, kein Hydrogen — steht noch im Mittel zwischen dem vorhergehenden Zustand als Wasser, und zwischen der lezten Vollendung in Wassersäure, in Luft des Lebens. Eben dass sie bey dem natürlichen Zustand derselben, nie in der Atmosphäre einheimisch ist, wohin sie sich doch täglich schon aus jenen stehenden Gewässern, an denen das Licht eine wahrhafte Wasserzersetzung übt, reichlich erhebt, giebt uns zu erkennen, dass sie in diesem Zustand für die neue Welt die sie nun betritt nicht geeignet sey, und ein andres Phänomen bestätigt es noch mehr, dass sie bald nach der Entwiklung geneigt ist einen Zustand einzugehen, in welchem sie nicht mehr im vollen Sinne Hydrogen ist. Es ist dieses jenes bekannte Phänomen, dass das Hydrogen, meistens wenn es eben im Begriff ist, sich aus seiner vorherigen Verbindung zu entwiklen, leichter geneigt ist sich mit dem Sauerstoffgas zu vermählen, als weiter hernach, wenn es schon vollkommen aus der vorigen Gebundenheit befreyt ist. Es scheint also die Blüthe seiner Weiblichkeit, noch in der Verbindung mit der Erdmasse, und noch fast in der Geburt, am vollkommensten.

Wenn auch hernach die ganz vollendete wasserbasische Luft mit der Wassersäure keine Vereinigung sucht, was kann anders die Ursache dieser Sprödigkeit seyn, als dass der Gegensatz zwischen beyden nicht mehr so vollkommen ist, als vorhin? Selbst dass die Flamme, die elektrischen Funken, und andre Mittel, (welche geneigt sind die Körper in ihren vorigen Zustand zurückzuführen), den Gegensatz in seiner ersten Vollkommenheit wiederherstellen, macht es wahrscheinlich dass die ganz ausgebildete Wasserbasis eine Veränderung erlitten, durch welche sie im mindern Grade Basis wurde als vorhin.

In der Atmosphäre muss — das so häufig dahin anlangende Hydrogen, entweder sich sehr bald in seine eigentliche Gestalt, das Wasser zurückbegeben, oder es muss uns die noch nicht vollkommen verwandelte Substanz des Wassers, so wie die noch nicht ganz verwandelte vorhin konsistente Masse, als Stikgas erscheinen. Bekannt sind die Fälle, in denen sich etwas Salpetersäure unter dem Wasser einfand, als man eine gewisse Quantität Hydrogen mit einer grösseren Menge Sauerstoffgas verband, als zur Wasserbildung nöthig war. Es verharrt vielleicht der basische Theil des Wassers in der Atmosphäre als Stikgas, bis jene Einwirkungen welche die vorige Wirksamkeit auch in andren Grundlagen, die sich im Zustand der Entkräftung der Luftform schon genähert hatten, wieder herstellen, auch den minder vollendeten Theil der Luft aufs Neue zum Dienst des Irrdischen antreiben, und den basischen Charakter wiederherstellen.

Es ist wahr, bey jenen Ansichten, welche noch immer im Gebiet des Chemischen herrschend sind, wird man die Behauptung: das Hydrogen sey ein zur höchsten Vollkommenheit gelangter Wasserdampf, vielleicht bloss dem Verlangen, etwas Paradoxes zu sagen, zuschreiben, allein ich glaube diese Meynung schon im Vorhergehenden, durch reichliche Erfahrungen vorbereitet zu haben.

Wir fanden schon vorhin bey der Zersetzung der Säuren, wie sie durch eine kräftige Neutralisazion, und andre der Besonderheit feindliche Einflüsse, bewirken, die ersten Spuren des Gegensatzes bloss zwischen Theilen, davon der eine mehr der andre minder zerlegt war. Es gehen die Essigsäure, die Salpetersäure u. a. zum Theil vollendet, zum Theil zersetzt aus Grundlagen mit denen sie verbunden waren, hervor, wenn man die Temperatur erhöht. Hier ist der eine, unveränderte Theil, der ursprünglichen Form vollkommen treu geblieben, und nur der andre hat eben hierdurch (s. später) die

höhere

höhere Verwandlung erlangt. Auch bey Grundlagen ist diese Weise des Gegensatzes merklich, wenn sie durch vorhergehende Verbindungen, oder durch andre mächtige Einflüsse sehr abgestumpft sind. Es ist, selbst bey sonst unzerlegbaren Grundlagen, der eine Theil, im mehr faden Zustand, und der Luftform hierdurch näher (somit auch der Verwandlung in ein neues Geschlecht) während der andre noch in der gewöhnlichen unveränderten Form verharret. Die Alaunerde, welche von der Salzsäure verlassen worden, löst sich zum Theil im Wasser mit milchichter Farbe auf, und stumpft mit diesem Theil die Vitriolsäure nicht ab, ob sie gleich von ihr aufgelöst wird, der andre Theil ist im Wasser unauflöslich, und stumpft die Vitriolsäure ab. Eine ähnliche Verschiedenheit in den gleichartigen Theilen beschreibt Winterl auch an der durch Benzoesäure abgestumpften Potasche, und an der von Essigsäure befreyten Kalkerde, und wir haben im vorigen Abschnitt von Säure, so wie von Grundlagen, diese erste Spur eines entstehenden Gegensatzes, hinlänglich beschrieben.

Man wird auch sehr leicht jene Fälle, des noch unvollkommnen Gegensatzes im Organischen, an diese anknüpfen, um mir zuzugestehen, dass dem Wasser gar nichts besondres und ganz Eigenthümliches geschehe, wenn das was gewöhnlich den Gegensatz in ihm hervorruft, nur den einen Theil wahrhaft und ganz verwandelt, während es dem andern seine vorige Form noch zurük lässt. Es wird sogar bald deutlich werden, dass die vollkommne Verwandlung des einen Theils nicht anders möglich sey, als durch ein eifriges Beharren des andern, in dem angebohrnen Zustand, welcher nur an ihm zur höchsten Vollendung und Selbstständigkeit gelangt.

Jener Pol der Voltaischen Säule, welcher alle Stoffe in ihrer ursprünglichen Beziehung auf die Masse bestärkt, welcher ihren irdischen Charakter festhält — sie basirt, oder gar von neuen wieder in ihnen hervorruft — sie reduzirt, verwandelt denn auch das Wasser in Hydrogen. Was könnte dieser Pol hier anders wirken, als er es immer thut, Vollendung der ursprünglichen, angebohrnen Form auf ihren höchsten Gipfel?

Der positive Pol desselben Apparats verwandelt sogar das schon ausgebildete Hydrogen, wenigstens zum Theil in Oxygen, indem sich die Dräthe in diesem Gas oxydiren. Auch der Schwefel, die Kohle, und andre Substanzen, scheinen, wie wir im Vorhergehenden sahen, dem Hydrogen das sie mit sich vereinigen, die sauren Eigenschaften des Oxygens zu geben.

Nach der Meynung eines vortreflichen Beobachters (Ritters) ist das Eis, ja selbst das tropfbar flüssige Wasser, ein basischer Zustand dieses Elements, und ist dem Hydrogen verwandt. Das Wasser säuert beym Gefrieren leicht oxydirter Substanzen, welche in dasselbe hineingebracht worden, sein Gefrieren wird durch die Einwirkung des Hydrogenpols ungemein beschleunigt, während das Wasser am Oxygenpol, später, und mit vielen Blasen verunreinigt friert. (Doch beobachtete Winterl gerade das Gegentheil, er sahe das Wasser am Oxygenpol leichter gefrieren, sahe das Wasser am Hydrogenpol später und ein unvollkommnes blasigtes Eis geben). Es ist das Eis nach Ritters Meynung ein bis zum höchsten Grad hydrogenisirtes Wasser, und die Gasarten, welche beym Gefrieren des Wassers entweichen, sind reines Oxygen.

Die

Die Meynung, dass das Gefrieren den basischen Zustand des Wassers befördre, erhält sehr viel Wahrscheinlichkeit durch eine Beobachtung Winterls, am gefrierenden Essig, von der ich vorhin nur den einen Theil erzählt habe. Jener Essig, aus welchem sich beym Gefrieren ein kleiner Theil in flüssigem Zustand erhalten hatte, welcher das Maass von Acidität, das dem Ganzen vorhin eigen war, in sich concentrirt zu haben schien, war an beyden so verschiedenartig scheinenden Theilen eine höchst hydrogenisirte Flüssigkeit. Nicht allein der flüssig gebliebne, heftig saure Theil brennte, wenn man ein Licht an ihn anbrachte, wie reiner Alkohol, sondern es hatte der fade und unschmakhaft gewordne Theil, dieselbe Neigung sich zu entzünden. Zugleich erlangte dieser Theil, der seine sauren Eigenschaften fast ganz verlohren, diese, der Atmosphäre ausgesetzt, vollkommen wieder, er musste also die Wassersäure der Atmosphäre begierig in sich gesogen haben, was auch nur durch seine Hydrogenation möglich wurde. Ahnliche Erfahrungen an den schon gährenden Früchten aus denen unser gewöhnlicher Brandwein bereitet wird, kann man bey grosser Kälte leicht machen.

Auch das Wasser nennt Ritter, in seinem gewöhnlichen tropfbar flüssigen Zustand, hydrogenisirt. Es hat ihm die Zusammenstimmung seines Systems zu dieser Behauptung gedrängt, und es spricht die Behauptung dieses Physikers, zusammt den vielen Erfahrungen welche in diesem Werk einzeln aufgestellt worden, sehr günstig für die Meynung: dass der Gegensatz zwischen den Bestandtheilen des Wassers kein andrer sey, als was vielleicht der Gegensatz ohne Ausnahme in der ganzen Natur ist; dass der weibliche Theil die

voll-

vollkommenste Ausbildung jener Form sey, welche der gemeinschaftlichen Mutter beyder Luftarten eigenthümlich ist, und dass nur der andre Theil diese Form verlassen habe.

Ja wir werden bald nachher beweisen, dass es nicht anders seyn könne, dass — wo der Gegensatz hervorgehen soll, erst das eigenthümliche Streben der Grundform, in jenem Dienst der ihm als einem einzelnen Glied des Erdganzen ziemt, bis zur Vollendung geübt werden müsse, und nur in dem Maass in welchem dies geschieht, wird das Entstehen des Freyen, Männlichen möglich.

Schon die Wasserdämpfe sind, nach der Meynung desselben Beobachters, in jenem gewöhnlichen Zustande, in welchem sie sich bey nicht allzumächtiger Erhöhung der Temperatur aus dem Wasser erheben, geneigt, eine anschauliche Menge ihres Oxygens zu entlassen, und mit ihm frey auf die berührten Körper einzuwirken; zugleich aber ist auch in den Wasserdämpfen eine Erhöhung des basischen Zustandes merklich (s. Winterl). Wenn endlich bey dem höchsten Grad der Hitze das eigenthümliche Streben des Wassers, so wie das einer jeden Substanz (s. VII.) bis auf ihren höchsten Gipfel vollendet wird, wenn das Wasser seinen vollkommensten Zustand als Wasser erlangt hat, geht zugleich mit der vollendetsten Wasserform der Begleiter des höchsten Strebens, die Wassersäure hervor, ein Zeuge dass dem Wasser die letzte Vollendung gelungen.

Wie die Dämpfe des in der Hitze verflüchtigten Metalls, ist das Hydrogen selbst noch in diesem Zustand ein zum höchsten Grad verflüchtigtes Wasser.

Ritter hat die Erfahrungen, welche die Zerlegung des Wassers durch den Wechsel der Temperaturen betreffen, in eine Reihe gestellt, und wir führen sie hier kurz auf, weil sie uns die ferneren Untersuchung über die Geschichte des Gegensatzes sehr erleichtern können.

Das Wasser, wenn es im Gefrieren das Eine höchste Extrem des basischen Zustandes erreicht hat, scheint zugleich einen nicht unbedeutenden Antheil Oxygengas zu entwicklen, ja es scheint — aus Gründen welche noch deutlicher werden sollen — das Eis, eben in diesem höchst basischen Zustande, sehr geneigt, immer mehr in Oxygen überzugehen. Das Eis verdampft, bekanntlich an der freyen bewegten Luft, ungemein stark, und die an Wassersäure so ungemein reiche Winteratmosphäre scheint es nicht wahrscheinlich zu machen, dass dieses verdampfende Eis Hydrogengas sey.

Setzt man das Wasser jener Erhöhung der Temperatur aus, welche zur Dampfbildung hinreichend ist, so wird abermals die Zersetzung desselben in Etwas begünstigt, indem wir an dem Wasserdampf die Leichtigkeit bemerken, mit welcher es sein Oxygen frey lässt. — Endlich bey jener ungemein hohen Temperatur, welche **Cazalet** anwendete, indem er Wassertropfen auf geschmolzenes Glas fallen liess, wird der eigenthümliche Zustand der Wasserform aufs höchste vollendet, und zugleich die vollkommenste Metamorfose desselben zu Sauerstoffgas begünstigt. Die Gasarten in der Blase, die sich im Glas gebildet hatte, enthielten beyde Geschlechter in gewöhnlichem Verhältniss.

Auch **Wurzer** und **Leidenfrost**, so wie **Klaproth**, erhielten ähnliche Resultate. Jener erhielt zum

Theil

Theil Stikgas, als er das Wasser auf glühenden, wenig oxydirbaren Metallen einer sehr mächtigen Hitze aussetzte. Stikgas erhielt auch Girtanner nur, als sie Wasserdämpfe über glühend Glas und Erden leiteten. — Stikgas erhielt Priestley sogar, wenn er Wasser unter den Rezipienten einer Luftpumpe setzte, und hierauf die Luft verdünnte. Es bildeten sich zugleich Dämpfe aus dem Wasser. Dieses konnte man wiederholen so lange nur Wasser da war. — Immer hatten sich im Vacuo Dämpfe und Azotgas aufs neue gebildet, wenn die alten ausgepumpt waren.

Das Stikgas — um es hier noch beyläufig anzuführen — lässt sich demnach mit Recht als eine zwischen Hydrogen und Oxygengas in der Mitte stehende Luftart betrachten. Es scheint ein Hydrogengas, was sich der letzten vollkommensten Verwandlung, deren die irdischen Stoffe überhaupt fähig sind, schon mehr genähert hat. Beyde so nahe verwandte Formen, das Hydrogen und das Azot, können bekanntlich sich entgegensetzen, und zu Ammoniak vereinen. Man könnte das Sauerstoffgas: Luft im ganz vorzüglichen Sinne nennen, die andern Gasarten sind nur Annäherungen zu dieser Form. Wie das Stikgas auch aus fast allen festen Körpern gebildet zu werden scheint, welche der beständigen Luftform endlich fähig wurden, und wie es hier eine Übergangsform aus dem consistenteren in den vollkommen freyen Zustand ist, so muss es auch bey dem Wasser als eine noch nicht ganz vollendete Verwandlung in die vollkommenste Form der Dinge betrachtet werden.

Man könnte demnach mit Recht sagen, dass Andronie und Wasser Eins waren, dass feste Körper, wel-

welche in luftförmigen Zustand übertreten, vorher Wasser würden (s. Ritter). Wasser ~, der letzte, der gänzlichen Vollendung nahe stehende Zustand der festen Stoffe, müssen sich wenigstens ungemein nahe verwandt seyn. Es müssen auch, wie schon im Vorhergehenden erinnert worden, alle Substanzen, welche luftförmig werden sollen, sich erst mit dem Wasser verbinden (nach Winterl), ohne dieses, oder ohne die Atmosphäre, ist keine Gasbildung (auch in der grössten Hitze), bey festen Körpern möglich.

Die Atmosphäre besteht hiernach aus Lüften, deren die einen die Natur der Erde noch mehr an sich tragen, die bey den andern in eine neue höhere Form übergegangen ist. In den letzten Zustand gehen endlich alle über. Es ist aber der eine Bestandtheil dem andern nothwendig; ohne diese vollkommenste Entfaltung des irdischen Zustandes, wäre keine gänzliche Befreyung und Vollendung möglich.

Die Wasserbasis ist in ihrer Luftform, das vollkommenste Bild der Erdmasse, und ihr gleich an Kraft, erhebt sie sich von ihr (s. III.). Sie ist, so wie der Stikstoff, dessen Gewand sie bald nach ihrer Geburt annimmt, ein selbstständiger Weltkörper, ein Mond der Erde zu nennen, welcher von den Strahlen derselben erleuchtet und bewegt wird. Das Oxygen dagegen, ist von einem höheren Adel als die Erdmasse, deren Bild ihm noch in seinem Begleiter in die neu betretene Welt nachfolgt. Es ist aber, um den Rang des Sauerstoffgas ganz einzusehen, endlich nöthig, die Entstehung des Gegensatzes, und seinen wahren Grund, näher zu beschreiben, es wird zugleich aus dieser Beschreibung der Grund

des

des Verhältnisses zwischen Wassersäure und Wasserbasis noch mehr erhellen.

In dem Gegensatz des Wassers spiegeln sich die Verhältnisse, nicht bloss des elektrischen, sondern Alles Gegensatzes auf Erden. Wie die Wasserbasis von der Wassersäure nur dadurch unterschieden ist, dass jene den höchsten Gipfel der Vollendung dieser besondren Form, diese aber die Verwandlung in eine neue höhere bedeutet, so dass jene nichts anders als flüchtig gewordnes Wasser, diese aber ein höheres Geschlecht der Dinge ist; so unterscheiden sich die beyden Geschlechter der Wesen überall. Das Eine, Basische, bedeutet nur die höchste Ubung der besondren Form des irdischen Daseyns, in dem Kreiss der körperlichen Umgebungen, das andre Geschlecht scheint das Ziel zu seyn, welches durch diese Ubung erreicht wird. Das Basische kann überall endlich in den sauren Zustand ubergehen, wie die Wasserbasis unter Begünstigung ausserer Einflüsse die sauren Eigenschaften der Wassersäure annehmen kann, und wir werden weiter unten einige hieher gehörige Beyspiele ins Gedächtniss zurückrufen. Das Männliche dagegen, in seiner Natur schon zu einer höheren Ordnung der Dinge gehörig, ist, nachdem es seine Bestimmung vollendet, endlich auch geneigt in dem basischen Zustand einer höheren Ordnung uberzutreten, wozu uns auch nicht die Beyspiele mangeln werden.

Wenn wir das Männliche und Weibliche rein betrachten, nicht die Individuen verschiednen Geschlechts höher organisirter Wesen, welche in ihrer vollendeten Organisation beyde Gegensätze tragen, so finden wir durch-

durchaus den Gegensatz wie aus Wesen zweyer verschiedner Welten vereint, beyde aus einer gemeinschaftlichen Basis entsprungen, beyde eines Stammes, einer Art, nur dass die Einen schon in eine höhere Metamorfose eingegangen sind, welcher die andren noch entgegen eilen. Jene scheinen bestimmt, diesen Führer zu seyn, in die neue höhere Welt.

Ich habe mich schon vorhin sehr bemüht zu beweisen: dass in den beyden Geschlechtern keine anderartige Natur, kein widerartiges Streben sey, es ist in beyden nur Eins — die eingebohrne Bestimmung zu vollenden, und zur Freyheit, zur Gleichheit des Universums zu gelangen. Beyde kommen endlich an diesem gemeinschaftlichen Ziele an, die Einen nur früher und mächtiger.

Und die Geschichte des Entstehens der beyden Gegensätze spricht sich überall zu deutlich aus, als dass wir ihre wahre Natur verfehlen könnten. Betrachten wir alle jene Erhöhungen des innren Strebens der Dinge, durch das was wir äussre Einflüsse zu nennen pflegen, so finden wir überall durch dieselben, eine Übung dieses erhöhten Strebens, nach aussen wahrnehmbar, herbeygeführt. Wenigstens an denen Körpern ist dieses leicht zu bemerken, welche der äussren Umgebungen, aus Abhängigkeit, sehr bedürfen (III-VII.).

Die Einwirkungen des Lichts, die der Bewegung, u. f. wirken erwärmend auf die festen und dichten Substanzen. Die Wärme aber ist nichts anders als ein Schaffen jenes innren lebendigen Geistes, der allen Dingen eingebohren ist, und der, wenn er in der besondren Form seines Daseyns nicht vollendete Materialien zu der

neuen

neuen Schöpfung findet, aus ihr herauswirkt, in den Kreiss der Umgebungen.

Es wohnt in allen Dingen jener Grund ihres Daseyns, der sie in jedem Augenblik neu erschafft — alle irdische Substanzen sind in sich ein mehr oder minder gelungener Ausdruk der Erdmasse, und der Grund ihres Daseyns ist kein andrer als der Grund des Seyns der Erde. Nur dieses innre Lebendige kann von aussen (VII.) — wenn dieses uneigentliche Wort hier noch vergönnt ist — zu höherer Thätigkeit, zu neuem Wirken erregt werden. Dieses neue Wirken ist nichts als eine Entfaltung des innern Strebens, dieses aber ist in allen irdischen Dingen das Verlangen; dem Erdganzen gleich zu seyn an Vollendung. Denn eine höhere Form des Daseyns kennen die Dinge, noch in Verbindung mit dem Erdganzen, nicht, sie alle sind schon in dieser besondren Form Ausdruk eines bestimmten Maasses des innern Lebens ihres Ganzen, des Strebens dieses zu seyn, als solches sich zu vollenden, sind alle in sich ein Bild der Erde, mehr oder minder vollendet. Was das innre Streben erhöht, das Leben der Dinge der Vollendung immer näher bringt, kann nichts anders als ihre Natur zu einem vollkommnen Ausdruk des Erdganzen erheben. Hat die irdische Form, welche in Allem ist, ihre Vollendung erreicht, ist das Einzelne seinem Ganzen gleich geworden an Adel, so erhebt es sich von der Erde.

Alle Körper aber, und alle Welten, und die ersten Gedanken des noch unvollendeten Lebens, bis zu den vollendetsten geistigsten Wesen des Weltalls, sind in sich ein Ausdruk der ewigen Ursache alles Seyns, vollkommkommner oder unvollkommner. Es ist in allen Dingen das Streben diesem ewigen Mittelpunkt des Lebens in sich selber immer gleicher zu werden, und in der Fülle seiner Herrlichkeit zu seyn.

Es hat sich Uns das ewige Element des Lebens in dem Weltall ausgesprochen, nur in der Vollendung des Weltalls, ist es selber vollendet, im Schaffen ist es dem Schöpfer gleich geworden (s. I.): also ist es nur das ewige Tagwerk, die innre Bestimmung aller Dinge, gleich dem Element zu schaffen, in oder ausser sich gleich Jenem das Bild des Universums zu vollenden, dass sie im Schaffen dem Schöpfer gleich würden. Denn worinnen bestehet anders diese Gleichheit als gleich Ihm zu wirken. *In Seiner Gleichheit aber allein ist Leben.*

Die Erde ist dieses Ganze, ist ein Träger aller Kräfte des Weltalls, und in seinem heiligen Rythmus lebendig aufgenommen. Sie ist dieses nur dadurch, dass sie, durchdrungen von jenem Schöpfergeist, welcher in Allem ist, in dem Kreiss des Materiellen, welcher uns ihr Gebein und Leib scheint, ein vollendetes Bild des Weltalls erschaffen hat. Keine Bewegung, kein vollkommenes Leben kann in der Erde seyn, ehe sie aus dem alten Materiale (aus dem innren Geist und Streben) aus welchem Alle wirken, gleich dem ewigen Element ein Weltall erschaffen hatte. Als es ihr gelungen dieses Organ des Lebens zu erzeugen, ist sie Schöpfer eines Weltalls, nach ihrem Vermögen, dem schaffenden Element gleich geworden, und — Universum selber, ein lebendiges Glied des Alls, lebendig in dem Wehen jenes Athems, welcher Geist und Leben Allem ist. Und in

im-

immer höherer Schöpfung geht sie nun einer höheren Vollendung entgegen, die sie einst erlangen wird.

So streben nun alle Naturen unsres Planeten in dieser irdischen Form, gleich der Erde selber, eine Welt zu erschaffen, auf dass sie gleich ihr von dem heiligen Athem des Lebens bewegt würden. Nur so weit ihnen dieses gelungen, so weit werden sie des selbstständigen Lebens theilhaftig. Denn ruhend in dieser besondren Form, in dem Innern der Erde, sind sie nur im Bund mit allen Einzelnen, nur mit dem Erdganzen des Daseyns fähig, bis sie geschaffen haben, gleich der Erde, sich vollendet haben, gleich ihr.

Was kann aber das innre Leben ausser sich erschaffen denn nur sich selber, was erzeugte die Erde in ihrem Materiale, als ein mannigfaltiges Bild ihres innren Strebens? Indem die Dinge das innre Streben ausführen, realisiren, können sie es nicht anders als auf jene Weise, auf welche es sich in ihnen selbst ausgesprochen hat, sie können nur sich selber ausser sich erschaffen, und sie müssen dies immer vollkommner und vollkommner, bis sie das Werk, und das innre Seyn vollendet haben.

Es können demnach die Dinge, wenn das Streben in ihnen erhöht wird, nach aussen nichts anders wirken, als eben so wie in sich selber das innre Streben der Dinge erhöhen, oder es hervorrufen. Die Sonne erweckt in denen Dingen auf welche sie einwirkt nur ihr eignes Streben, diese aber, in dem Maass in welchem das Leben in ihnen erhöht worden, suchen es in den Dingen ausser sich zu vollenden. In diesem Tagwerk liegt die Bestimmung ihres innern Strebens, in diesem Tagwerk

ist

ist die Vollendung ihres Daseyns, und im Schaffen werden sie endlich dem Schöpfer gleich.

Der Erde, dem innwohnenden Schöpfergeist derselben, werden die irdischen Dinge endlich gleich. In dem Maass aber in welchem sie dieses wurden, gelangen sie — ein vollkommneres Bild des Erdganzen, zur Befreyung von diesen, zum selbstständigen Daseyn.

Es muss demnach in dem Moment der Erhöhung, der mächtigern Übung des innern Strebens jedes Ding in dem Grad in welchem es wirkte, ein vollendeteres Bild des Erdganzen, oder ein freyeres selbstständigeres Wesen werden.

Wenn nun die Eisenstange, wie sie vorhin in der gleichen Temperatur des allgemeinen Lebens alles Irdischen, ohne merkliches Streben nach aussen war, vom Licht oder der Nähe anderer Offenbarungen eines kräftigen Lebens angerührt wird, so muss hierdurch das allgemeine 'Streben die innre Welt ausser sich zu erschaffen in ihr erwekt werden. Es äussre sich nun dieses als wahrnehmbare Erwärmung oder nicht, so muss in demselben Grad in welchem es die Welt ausser sich erschuf, das Eisen dem Erdganzen ähnlicher werden, und von seinem Geist ergriffen eines selbstständigen Daseyns fähig. Es erhebt sich nun, so weit es ein vollkommnerer Ausdruck des Erdganzen, diesem ähnlicher geworden ist, über die Erde, wird frey von ihr. Wenn das innre Werk nur zum Theil vollendet worden — und dieses ist es immer, so lange sich die Substanz in dieser besondern Form erhält, wird der Körper auch nur (in demselben Maasse) zum Theil von der Erde frey, er wird dies aber ganz, wenn er seine innre Bestimmung ganz vollendet hat.

hat. Er erhebt sich dann — wenn sich das innre Streben in der höchsten Vollendung deren es fähig war ausgesprochen — ganz von der Erde, verflüchtigt sich.

Das Eisen aber wird in dem erst beschriebenen Falle, nur in dem Maasse frey, in welchem es sein Streben noch unvollkommen übt, so wie sich demnach der eine Theil desselben in die materielle Welt der Umgebungen hinabsenkt, um in ihr die innre Welt zu erschaffen, erhebt sich der andre frey über den Boden. Es neigt sich der Nordpol niederwärts nach der Erdmasse, und der Südpol ein Bild des Ganzen, Organ des Lebens, erhebt sich nach Oben.

Der Magnet ist nun, in dem Maass in welchem das innre Streben desselben geübt, und in welchem er hierdurch der Vollendung des Ganzen genähert wird, ein vollkommnerer Ausdruck des Erdganzen, und ein Organ des Lebens das in diesem wohnt. Es ist ihm Sinn für die Verhältnisse seines Weltkörpers zu seinem ganzen Sonnensystem, es ist das lebendige Zeitmaass seines Planeten in ihm ausgesprochen. Er ist im Schaffen dem Schöpfer — dem Erdgeist — gleich.

Und dieses ist nicht die Geschichte dieses besondren Gegensatzes allein, sondern alle Gegensätze entstehen auf diese Weise. Wenn von einer mächtigen Offenbarung des Lebens, welche ihnen geschahe, die Dinge zu höherem Streben begeistert werden, äussert sich dieses in keinem andern, als in der Übung des innren Lebens, im Erschaffen. Und Alle werden im Schaffen dem schaffenden Geist, dem Element des Lebens gleich, und werden in dem Maass in welchem sie gleich der Erde geschaffen haben, selber ein Erdganzes. So werden sie von der Erde frey, selbstständig — Organe des Lebens gleich ihr.

Es ist daraus begreiflich, wie der Gegensatz durch jeden höhern Einfluss in den Dingen gewekt werden müsse. Denn sie bewirken alle Übung des innern Strebens, diese Übung aber vollendet zugleich die Dinge zu einem Ganzen — zu Organen des allgemeinen Lebens.

Es ist hieraus begreiflich, wie sich die Dinge immer mehr und mehr frey von der Erde erheben müssen, je vollkommner sich der Gegensatz in ihnen entfaltete. Denn der Gegensatz deutet, je vollkommner er ist, ein desto höheres Wirken des innren Strebens an, je höher aber der Schöpfergeist der Wesen sich ausspricht, desto mehr gelangt er zur Gleichheit der Erde, und hiermit zur Befreyung von der Schwere.

Ferner wird hieraus erkannt, wie kein Leben, keine Thätigkeit in den Dingen seyn könne, ohne den Gegensatz. Alles Leben kömmt allein aus Einer Ursache. Nur von diesem Einen Geist erfüllt, sind die Dinge lebendig, sie sind es nur indem sie dem Geist des Lebens gleich sind. Und nur indem sie gleich ihm wirken und schaffen, sind sie dieses. In dem Maass, in welchem sie sich schaffend üben, werden sie von der Kraft des Weltgeistes durchdrungen und wir nennen diese Begeistrung — Leben. Das Schaffende wird Shöpfer Ohne neue Schöpfung ist kein Leben. Jene aber wird im Gegensatz erkannt.

Nicht minder folgt schon von selbst aus dem Vorhergehenden, dass das Leben der Dinge sich immer herrlicher vollenden müsse, je mehr sich der Gegensatz derselben entfaltet, und wie mit dem Blüthenmoment des Gegensatzes die Vollendung des Lebens erreicht seyn müsse. Ihm gleich zu werden immer mehr, ist das Streben Aller, die Momente in denen sie, schaffend wie Er, auf ihre Weise ihm ähnlich werden, sind die Momente des höchsten Genusses, der heiligsten Wonne.

Es kann kein Gegensatz ohne den andern seyn, denn die Vollendung ist nicht möglich ohne die Übung des innern Strebens, das Schaffende muss ein Materiale haben an welchem es sich übe, damit es in der Gluth des Wirkens lebe. Darum finden wir das Schaffende nicht ohne sein Materiale, ohne sein Tagwerk, denn nur indem es dieses vollbringt, ist es was es ist, — das Nervensystem ist nicht ohne sein Muskelsystem, das Haupt nicht ohne seine untergeordneten Organe, der Südpol des Magnets ist nicht ohne seinen Nordpol u. s. w. Beyde leben nur im Zugleich. In der Übung ist der Lohn derselben.

Vielleicht bedarf es nicht erst der Erinnerung, dass das Positive, Männliche an den Dingen das sey, was von dem Weltgeist erfüllt, Organ des Lebens an ihnen ist, dass dieses das Schaffende sey, während das Negative und Weibliche ihm nur Materiale — Schöpfung ist. Je herrlicher die Schöpfung gelungen, desto mächtiger ist das Schaffende geworden, die Vollkommenheit des einen Gegensatzes, besteht deshalb nicht ohne die gleiche Vollkommenheit des andern.

Das Wasser, wenn es bey immer mächtigerer Erwärmung das innre Streben (Wärmeleitend) auch in seinen Umgebungen erschaffen hat, gelangt endlich zu

einer

einer mächtigeren Vollendung seiner Form. (Von der Wirkung der Kälte auf das Wasser, so wie auf alle andre Körper, s. VII.) In dem Maass, in welchem es auf seine Umgebungen erwärmend wirkt, in ihnen schafft, wird es von der Schwere frey verdampft. Bey einem noch gewaltigeren Grad der Erhöhung des innren Strebens, gelingt die neue Schöpfung in sich selber bis zur höchsten Vollendung der irdischen Form. Das Wasser hat aus seinem Materiale ein vollkommnes Bild des Erdganzen, einen selbstständigen Weltkörper erschaffen, der sich als Hydrogen, leicht geflügelt und vollkommen frey über die Erde erhebt, und indem ihm dieses gelungen, wird es dem schaffenden Element, welches in der ewigen Mutter wohnt, gleich, es wird allen einzelnen Substanzen auf Erden vollkommnes Organ des Weltgeistes, wenn es (gleich wie die Sonne in den Planeten) in dem Hydrogen, dem schon vollendeten Erdganzen sein eignes Streben glühend schafft. Das Wasser ist in dieser erhabensten Form des körperlichen Daseyns Lebensluft.

Hier ist die körperliche Schöpfung am herrlichsten gelungen, denn kein Körper ist ein so vollendetes Bild des Erdganzen als das Hydrogen, darum ist auch keiner an Kraft dem Erdganzen so gleich, keiner von der allgemeinen Schwere so entbunden.

Siehe die Lebensluft hat das schon erreicht, was die Erde in ihrem Materiale ewig zu erreichen strebt, diese ist in ewiger Schöpfung ihres eignen innren Strebens ausser sich begriffen, und erst wenn sie dieses Tagewerk (VII.) vollendet hat, wird sie in eine neue höhere Form des Daseyns übertreten, dem vollkommensten Körper auf Erden ist diese Schöpfung, in welcher die ewige Mutter begriffen ist, endlich gelungen, er geht schon — von allen Banden des irdischen Daseyns frey — in eine höhere Weise des Daseyns und der Offenbarung des innern Strebens über.

Das Hydrogen ist ein Bild der ganzen Erdmasse, spricht die ganze Erde in sich aus, wie eine selbstständige kleinere Erde, das Sauerstoffgas aber ist mehr als ein Bild der Erde, es ist der Ausdruck eines höheren Weltkörpers. Schon zur Vollendung und Freyheit gelangt, ist es der lebendige Saamen der Erde, und in dem Blüthenmoment seines Daseyns, verkündet er, ein mächtiger Prophet, der Erde voraus, was sie einst seyn wird, wenn sie gleich ihm ihr grosses Tagewerk wird vollendet haben.

Was hier das Einzelne, was der edelste Theil der Masse geworden, wird diese einst ganz seyn.

Doch wir haben eigentlich noch immer nur von der Entstehung und gegenseitigen Ausbildung der Gegensätze geredet, jenen Blüthenmoment derselben, in welchem sie endlich ihre schöne Bestimmung vollbringen, und zur heiligsten Vollendung gelangen, konnten wir noch nicht beschreiben. Man möge sich, ehe wir die Vermählung der Dinge selber feyern, zuerst das Streben jedes einzelnen Gegensatzes für sich, ins Gedächtniss zurück rufen.

Die tropfbarflüssigen Säuren, wenn sie durch Glühehitze auf den höchsten Gipfel der Vollendung gebracht werden, gehen in diesem Zustand aus dem flüssigen Zustand in einen consistenteren, Eisartigen über. Es

ist

ist dieser Zustand wirklich eine Annäherung zur basischen Form, zu der Bestimmung des Basischen, mit der Welt der körperlichen Umgebungen einen innigen Bund einzugehen. Zugleich nähern sich die Säuren, ohnerachtet des äusseren Anscheins einer ungemeinen Stärke, in dem Eisartigen Zustand einer Weise der Zersetzung, welche durch Neutralisazion nur ungleich mächtiger herbeygeführt wird. Sie treten in sich selber in den Gegensatz von Säure und Basis, (übersaurem Dampf und festerem Eis).

An den Grundlagen ist es noch deutlicher sichtbar, wie sie die mächtigste Erhöhung des innren Strebens jenem Zustand, in welchem sie der Aussenwelt nicht mehr bedürfen (entkräftet sind) und in welchem sie endlich in die Natur eines andern höhern Geschlechts übertreten, näher bringe, ganz auf dieselbe Weise als es die Vermählung mit den Säuren, und die Neutralisazion mit denselben vermag. Die Kalkerde wird durch den höchsten Grad von Hitze so sehr entkräftet (todt gebrannt) als sie es gewöhnlich durch die Vermischung mit starken Säuren wird. Andre Grundlagen werden nicht minder durch einen übermässigen Grad von Hitze getödtet, während gerade die Erhöhung der Temperatur das Mittel ist, ihnen die höchste Vollendung zu geben, sie in ihrer Basizität am mächtigsten zu bestärken.

Wie nun vorhin, im starken basischen Zustand, das innre Streben des Stoffs sich bey einigen in Cohärenz auszusprechen schien, wie sich die Grundlage eben durch die grössere Cohärenz von ihrer Säure unterschied, so wird in der höchsten Vollendung des innren Strebens die Cohärenz endlich immer mehr vermindert. Die

durch

durch Neutralisazion oder übermässige Hitze entkräftete Kalkerde und Potasche, werden nur mit Wasserdämpfen in die Gestalt beständiger Lüfte übergeführt, und zugleich nehmen sie die Eigenschaften der Säuren an. Die Kalkerde in dem gelatinösen Zustand, den sie durch Entkräftung annimmt, giebt zu erkennen, wie nahe sie dem männlichen Zustand der festen Stoffe — der Andronie — sey verwandt worden, die durch die höchste Entkräftung luftförmig gewordne Potasche wirkt sogar als eine sehr entschiedene Säure auf das Glas.

Eben so wie das Wasser, wenn sich seine Basizität auf der einen Seite in dem cohärenten Eis, auf der andern in dem leichten Wasserstoffgas am vollkommensten ausgesprochen, am meisten geneigt ist in den sauren Zustand überzugehen. Denn das Hydrogen, wenn es ein schikliches Materiale findet, an welchem es das innre Streben bis zur Vollendung üben kann, ein Materiale, welches zu der neuen Schöpfung schon vorbereitet ist, nimmt die männliche Natur der Wassersäure an (so in der Verbindung mit Schwefel, Kohle u. s. w.) Die Wassersäure aber, in welche die Dinge erst verwandelt werden können, nachdem sie vorhin die höchste Befreyung von der Erde, die höchste Selbstständigkeit erlangten, scheint in ihrer grösseren Schwere ein Schritt der allgemeinen Metamorfose rückwärts zu seyn. Schon die grössere Schwere zeigt das Streben an, aufs neue in das Reich des Körperlichen zurückzukehren und hier das höhere Tagwerk von neuem zu beginnen.

Das Männliche, Freye, scheint überall schon für sich in den neuen Bund mit dem Erdganzen zurück zu streben, den es doch eben verlassen, während das Weib-

liche

liche, noch in dem Bund mit der Masse befangen, nach allmähliger immer vollkommnerer Freyheit strebt.

Ja es scheint immer, wenn wir die Metamorfose eines einzelnen Stoffes von seiner Geburt an bis in den geflügelten Zustand verfolgen, was freylich den Sinnen nicht bey Allen vergönnt ist, das Geschlecht auf jeder neuen Stufe der Ausbildung sich zu wandeln. Wie das Quecksilber von der Nähe eines mächtigeren Lebens bewegt, zwischen Expansion und Contraction in ewigem Schwanken ist, wie die Flamme in rythmischer Aufeinanderfolge nach oben und wieder nach unten schwankt, wie in der Bildung der Pflanze Expansion auf Contraction, und Contraction wieder auf Expansion folgt, von der Wurzel bis zur Blüthe, so ist die Metamorfose eines jeden Wesens ein solches Schweben zwischen Freyheit und Gebundenheit.

Was wir vorhin bey dem Entstehen des Gegensatzes zugleich geschehen sahen, das erfolgt bey solcher allmähligen Entfaltung eines Einzelnen nach einander. Die Contraction des flüssigen Merkurs, das Zurückgreifen der Flamme nach Innen, nach dem sich oxydirenden Körper u. s. w. sind nichts als eine Übung des inwohnenden schaffenden Geistes an seinem Materiale, ein neues kräftiges Hineinwirken in seine Sphäre. In dem Maass aber, in welchem dieses schaffende Einwirken in die Welt der Dinge gelungen, wird nun das Schaffende von dem Geist des selbstständigen Lebens erfüllt, es blikt hinauf in die alte Heymath. Dem Wirken folgt sein Lohn, seine Vollendung sogleich nach, dem Handeln der Genuss. Wie das innre Streben schaffend abwärts gewirkt hat, so wird es in demselben Maasse von dem

We-

Weben des Lebens aufwärts gezogen, in die heilige Welt der Vollendung. So viel Kampf, so viel Freyheit; nach der Nacht folgt der Tag.

Um aber an einigen einzelnen Körpern dieses Schweben nach den beyden ewigen Polen alles Daseyns, alles Lebens, in der allmähligen äusserlichen Entwicklung aufzuzeigen, darf ich ausser den Ritterschen Phänomenen, von denen später die Rede seyn wird, nur die Geschichte einiger Grundlagen wieder erwähnen, welche schon vorhin erzählt worden. Die consistente Kieselerde, ist bey dem hohen Grad dieser Cohärenz nichts anders als eine Grundlage auf jener höchsten Stufe der Vollendung der irdischen Form, welche eigentlich schon der Übergang in eine höhere Ordnung ist (s. VII.). Basizität und Cohärenz bezeichnen aber eigentlich beyde Ein Streben, und die hohe relative Cohärenz des Kiesels, bedeutet dasselbe, was sich bey andern Stoffen als hohe Basizität (Vollkommenheit des irdischen Charakters) ausspricht. Im Feuer wird diese vollkommene Basis nicht weiter vollendet (sie hat schon die höchste Vollendung erreicht), sondern sie wird schon zum Theil in eine Säure — in Andronie — verwandelt, und verhält sich zu denen, welche vorhin (minder cohärent) minder basisch waren, wie Säure. Wird die wahrhaft säurenartige Andronie mit einer Basis, mit der Kalkerde vereint, so scheint sie in dieser Vermählung auf einmal die Natur einer starken Basis anzunehmen, denn sie verwandelt, wie es sonst durch systematische Vermischungen geschieht, die vorhin schwächere Basis in eine ungleich stärkere — in Potasche. — Diese so starke Basis ist aber endlich auf einer noch höheren Stufe der Verwandlung, nachdem sie durch Neutralisazion ihre

höch-

höchste Entfaltung erreicht hat, offenbar, zugleich mit dem Übertritt in die Luftform, zu einer sehr entschiedenen Säure geworden u. s. w. Man kann den luftförmigen Zustand der Potasche, und hiermit die Annäherung zur sauren Natur, schon dadurch herbeyführen, dass man mehr Andronie als gewöhnlich hinzusetzt. Während also die Kalkerde durch einen minder grossen Antheil von Andronie, zu einer weit stärkeren Grundlage wird als vorhin, wird dieses Streben durch eine grössere Quantität desselben Stoffs völlig aufgehoben, ja nach einer ganz andren Richtung hingeleitet. Ähnliche Beyspiele von Verwandlung des Geschlechts giebt uns die Geschichte mehrerer einzelner Stoffe, so weit wir diese durch fleissige Beobachtungen kennen.

Es geschieht diese Umwandlung des einen Geschlechts in das andre an den Stoffen aus demselben Grund, welcher die beyden Gegensätze zugleich hervorruft, und welcher die Aufeinanderfolge von Contraction und Expansion hervorbringt, die wir vorhin erwähnten. Wenn ein Wesen seine erste Bestimmung in der materiellen Welt vollendet hat, wenn es zuerst als Basis so mächtig es es vermochte das schaffende Streben der Erde (VII.) ausgesprochen hat, gelangt es zur Vollendung des Erdganzen, es wird ein Organ des mächtigen Lebensgeistes, der in der Erde wohnt. Es hört nun auf bloss Basis, im Wirken begriffen zu seyn. In diesem neuen Zustand eilt es aber zu einem neuen höheren Werke, es wirkt von neuem schaffend in die Welt der Dinge hinein, dass es dem ewig Schaffenden immer mehr gleich werde.

Wir wollten in dem Vorhergehenden nur den Beweiss finden, dass die Individuen von beyden Geschlech-

tern

tern eigentlich schon für sich nach jenem Zustande streben, der ihnen durch die Neutralisazion wird. Die Basis strebt schon an sich, dass sie zur Vollendung der Säure gelange, welche ihr endlich durch Neutralisazion wird, die freye Säure strebt schon an sich aufs neue hinab in die alte Werkstatt aller Lebensübung, dass sie eine neue höhere Schöpfung beginne, in welcher sie dem schaffenden Geist, dem Mittelpunkt des Lebens noch inniger gleich werde. Immer von neuem beginnen die Wesen den alten Kampf, damit die Vollendung immer herrlicher sey. In immer höherer Schöpfung, vollenden sie sich immer mehr zu dem Bilde des Schaffenden.

Wohin geht nun das Streben der beyden Geschlechter? Strebt etwa das Ungleichartige, das wahrhaft Andersartige sich zu vermischen, wie die gemeine Sage geht? Ist nicht vielmehr die Neigung des Geschlechts nur zwischen gleichartigen Wesen, die nur auf verschiednen Stufen der Entwicklung stehn?

Es giebt überhaupt nur eine Materie auf Erden — die Erde selber, das Wirken der Erde. Alle Dinge sind die Erde, nur auf verschiednen Weisen der Entfaltung.

Die Wasserbasis ist — Wasser, welches auf dem höchsten Gipfel der Vollendung, der letzten Verwandlung in Sauerstoffgas ungemein nahe steht, nur noch einen Schritt höher, und sie erscheint als solches. Oder noch deutlicher — wenn man vielleicht noch, selbst nach Alle dem was im Vorhergehenden (IV - V. und in diesem Abschnitt) zum Beweiss dafür aufgestellt worden, der Verwandlung der Wasserbasis in Wassersäure allen Glauben versagen wollte, — spricht das Verhältniss der chemi-

schen

schen Gegensätze die Geschichte der Andronie aus. Die Kieselerde, ist so wie sie uns die Natur giebt, ein einfacher Stoff, wir rufen bloss den Gegensatz in ihm hervor, indem wir das innre Streben desselben ungemein erhöhen. Er zerfällt nun in Andronie und Kalkerde (diese Zerlegung gelang Winterl zum Theil). Was ist aber die Kalkerde anders, als Ausdruck eines höheren Strebens desselben Stoffs, Kieselerde, die noch auf dem Weg der Vollendung in Andronie, auf dem Weg zur Freyheit begriffen ist? Die Kalkerde wird durch Abstumpfung, durch die höchste Vollendung des innren Strebens endlich auch Andronie.

Die ganze Kalkformation des Erdkörpers, ist eine höhere Metamorfose der Kieselerde, ein Schritt höher zur endlichen höchsten Vollendung in — Luft.

Wie nun die Wassersäure unter sonst nur günstigen Umständen neben den Metallen und der Kohle die nächste Verwandschaft zur Wasserbasis hat, so hat die Andronie nach den Metallen die nächste Verwandschaft zur Kalkerde, wie dieses die Metallophilsäure zeigt, welche dieselbe Aufeinanderfolge der chemischen Verwandschaft befolgt, als die reine Andronie. Wo sich die Andronie mit der Kalkerde vereint, krystallisiren sie sich, und es geht bey einer langsamern Digestion eine grosse Menge dieser Verbindung in Luftform über. Die Andronie hat demnach der Kalkerde in der Verbindung ihre eigne Fähigkeit, luftförmig zu werden, mitgetheilt. Wo sich das Sauerstoffgas mit der Kohle, oder mit andren wahrhaft verbrennbaren Stoffen vereint, welche vorhin den festen Zustand behaupteten, giebt es ihnen die Vollendung welche es selber erlangt hat, es

reisst

reisst sie mit sich herauf in die freye Luftform. Nur mit der Wasserbasis, wenn es in der Vermählung mit ihr die erhabenste Schöpfung vollendet hat, sinkt es herab, um endlich in diesem neuen Bund eine hohere geistigere Welt zu betreten — die Organische.

So strebt das Positive, Schaffende überall in dem Moment der neuen Schöpfung, eine Welt zu erschaffen welche ihm gleich sey, und jemehr ihm dieses gelungen, desto vollkommner ist es von dem Geist des Lebens erfüllt worden. Die Säure will auch in noch weit näherem Sinne, bey der Neutralisazion nichts anders als — eine neue Säure erschaffen, welche ihr gleich sey. Setzt man eine freye Säure zu einer neutralen Verbindung einer Säure mit einer Grundlage, so wird bey der Vermischung die neuangekommene Säure mit dieser Basis, Statt der gewöhnlichen Erzeugung der Wärme, die gebundne Säure des Neutralsatzes frey, und sie hat eben denselben Grad der Vollendung empfangen, welcher der neuangelangten Säure eigen war. Was sich also sonst als Wärme ausspricht, wenn sich freye Säuren mit freyen Grundlagen vereinen, ist nichts anders als das Streben der Säure, durch die Basis das gleiche innre Leben, welches in ihr ist, ausser sich hervorzurufen.

Und was strebt — wenn wir es bloss von dieser einen Seite betrachten wollen — das Licht, welches bey der Vermählung des Sauerstoffgases mit dem Hydrogen und ähnlichen Substanzen entsteht, anders, als neues Sauerstoffgas, neue mit gleicher Schöpferkraft begabte Substanzen ausser sich zu erwecken? — Licht desoxydirt oder begeistet das Sauerstoffgas zu neuer Oxydation, Licht vollendet Säuren zum höchsten Grad ihrer Begei-

stung

stung, und vermag dieses allein (blosse Lichtlose Wärme kann es nicht).

Das Männliche im Reich des Organischen, ruft im Weiblichen, (oder eigentlich ausser der Sphäre desselben) dasselbe neue Leben hervor, was in ihm ist, und gleiches Leben schaffend, wird es dem Schöpfer gleich welcher es selber schuf.

Also ist das Leben überall unsterblich, Flamme entzündet sich an Flamme, die sich vermählenden Säuren und Erden, überlassen ihr Streben nach Vermischung andern Stoffen die sie umgeben zum Erbtheil, während das ihrige in der Vermählung endet. Die männlichen und weiblichen Pflanzentheile, oder Thiere, rufen in der Zeugung neue Lebendige — ihnen gleich — hervor, während sie in der Begattung sterben (wenigstens stirbt der wahrhaft lebendige Saamen).

Und die Fortpflanzung ist überall **Dieselbe**, im Anorganischen wie im Organischen, die Fortpflanzung des Schalls, der Wärme ist Eins mit der Fortpflanzung des Lebens. Es ist öfters in vieldeutigen Worten auch ein unendlich reicher vielbedeutender Sinn.

Ja das Leben, wenn es einmal begonnen, ist unsterblich. Die Säuren und Grundlagen sterben — selbst nur scheinbar — in dieser besondren Form nicht, ohne zugleich in dem Augenblick der Vermählung, welcher der ihres Todes war, einen Erben zu hinterlassen, welcher die einmal begonnene Schöpfung fortsetze. Wenigstens ist die Wärme und das Licht das Streben darnach. Sie schaffen eine neue Welt welche ihnen gleich ist, an Vollendung, das Leben welches in ihnen ist, rufen sie ausser sich in der Welt der Dinge hervor. Und im Schaffen werden sie dem Schöpfer gleich welcher sie erschuf, und erfüllt von seinem Geiste haben sie den höchsten Moment des Lebens erreicht.

Doch ehe wir diese Bestimmung der Vermählung näher betrachten, ist es nöthig, als Vorbereitung auf den weitren Gang dieser Untersuchungen, die Geschichte jenes organischen Gegensatzes zu beschreiben, den wir vorhin (IV.) den Gegensatz von Ost und West genannt haben. Wir reden von dem Gegensatz der beyden Seiten (Rechts und Links) der organischen Körper.

Man könnte diesen mit Recht den eigentlichen Gegensatz des Lebens nennen. Wir sahen vorhin zugleich mit seiner allmähligen Ausbildung das organische Leben der Individuen zu einer immer höhern Vollendung gelangen, die Wesen sich frey und selbstständig von der Erde erheben, im Menschen war er — zugleich mit dem magnetischen, zu der höchsten Vollendung gelangt. Mit dem letzteren — denn wir werden diesen (im 2ten Band) auch in der Natur des Organischen zu behaupten wissen, — steht jener in einem sehr festen Verhältniss, die höchste Vollendung des einen, scheint die des andren herbeyzuführen.

Wo sich dieser Gegensatz findet, ist er ein Zeichen, dass das Streben des den Dingen einwohnenden Schaffenden vollkommen gelungen sey, es hat sich selber in seiner ganzen Vollendung ausser sich erschaffen (oder vielmehr es erschaft sich selber in jedem Moment, und hierinnen besteht die Übung des Lebens). Die beyden Hälften des vollkommen organisirten Wesens, sind sich völlig gleich, eine der andern durchaus ähnlich, es ist das Streben des leben-

lebendigen schaffenden Geistes so weit gelungen als es überhaupt in dem Kreiss des irrdischen Daseyns möglich war. Das Schaffende spricht sich in jedem Moment des Bestehens, in seiner höchsten Vollendung aus, schaft das was ihm vollkommen gleich ist, und wird jener Ursache gleich, welche es zum Leben beseelt hat. Und hierinnen bestehet das Leben. Darum ist dieses immer vollkommner, jemehr sich dieser organische Gegensatz ausgebildet hat.

Doch nur zugleich mit dem magnetischen Gegensatz, den von Haupt und Gliedern. Denn dieses ist der erste und ursprünglichste Träger des allgemeinen Lebens. Die untergeordneten Organe sind das unentbehrliche Materiale, in welchem die Welt der geistigeren Organe in jedem Moment die neue Schöpfung wirkt, und in dieser erfüllt von der Gleichheit der schaffenden Ursache, Leben geniesst. Was unsre Augen sehen, suchen wir mit den Händen zu schaffen, u. s. w. (s. Schelver, und meinen Aufsatz über die climaten Vortheile a. a. O.) u. s. w. ja diese ununterbrochne Schöpfung, welche in keinem Momente ruht, geht noch viel tiefer (man sehe den 2ten Band d. V.). Es ist die Bestimmung des organischen Lebens, die höhere Welt in sich, ausser sich zu schaffen, in und durch sein Materiale. Und siehe dieses ist auch die Bestimmung Unsres irdischen Daseyns, dass Wir die tiefe heilige Welt, welche in Uns lebt, auch ausser Uns erschaffen, dieses ist das Tagewerk zu welchem Wir berufen sind, dieses ist der ewige Bau welcher auf Erden vollendet wird. Das heilige Werk in Uns wird gefördert in der Welt der Dinge, und indem Wir von jenem mächtigen Geist, welcher uns angerührt hat, zeugen, werden Wir von ihm erfüllt, ihm selber gleich.

Und dieses ist die Bestimmung der Vermählung aller Gegensätze auf Erden, und die Generation ist das Werk einer ewigen Regeneration, die Geburt ist eine ewige höhere Wiedergeburt der Dinge. Das glühende Streben, welches sie angewehet hat, suchen sie ausser sich in hoher Fülle hervorzurufen, damit sie in dieser neuen Schöpfung dem Geist des Lebens gleich würden. Das Positive (bey vollkommneren Naturen immer auch zugleich das Freye — Männliche) ist überall das Schaffende, das Negative (meist auch zugleich das Weibliche) wird ihm Organ durch welches es auf die materielle Welt hinauswirkt. Das der Flamme genäherte Hydrogen, das glühende Metall u. s. w. alle Dinge welche die irdische Bestimmung am vollkommensten üben, und der Vollendung nahe stehen, werden dem schon vollendeten Sauerstoffgas, dem höheren Weltkörper, vollkommne Organe, dass es durch sie auf die ganze Erde schaffend wirke. Es schaft in ihnen die letzte Vollendung wie sie in ihm selber ist, und in dieser Schöpfung wird es jenem Geiste gleich, der es selber erschaffen, es flammt gleich der Sonne.

Und so erlangen alle Dinge in der Vermählung mit ihren Gegensätzen nur Eins — die Gottähnlichkeit, sie erlangen diese desto vollkommener, je vollkommener sie die neue Schöpfung (Zeugung) in ihrer Welt gewirkt haben. Nur das Sauerstoffgas, der Theil der Erde, welcher endlich zu jener Vollendung gelangt ist, nach welcher die ganze Erdmasse strebt, erschaft eine vollendete Erde, nur dieses wird — Flamme, in welcher das Angesicht der heiligen Lebensursach erschienen. Nur der Mensch schaft in seinem Materiale, in und ausser sich eine vollendete, wunderbar heilige Welt, und nur er wird von Seiner vollkommnen Nähe erfüllt.

Alle aber, vollkommner oder minder vollkommen werden in dem Augenblick der Vermählung Ihm gleich, von Ihm erfüllt. Nur Ihm gleich glühen sie in der höchsten Wonne, und werden vollendet — zum Tode. Denn dieser ist die Zeit der Reife allen Dingen.

Darum ist das Herz in der Zeit der ersten Liebe, so wunderbar erhoben, wie bewegt von einem neuen Geiste. Es macht fromme Liebe die Wesen zu einem Ebenbild Gottes, sein Geist ist es von dessen Nähe sie bewegt werden. Dieser ist es welcher jene Seeligen entflammt, die von dem innern Beruf getrieben werden an dem grossen geistigen Werk, welches Allen ist, zu schaffen. Wenn sie das Heilige wirken in sich und Andren werden sie Ihm gleich, und gluhend von Seiner Nähe.

Dieses ist das Geheimniss der Liebe, des Lebens und der Wonne. Schaffen ist Leben, denn es ist kein Leben ohne allein aus Ihm, leben heisst gleich Ihm wirken und von seinem Geist erfüllt werden. Ihm gleich zu werden immer inniger und glühender, ist die Sehnsucht aller Naturen, und dieses ist das Geheimniss der Liebe. Und nur in Ihm ist Wonne, in Seine Tiefe versinken, von seinem Geist erfüllt werden ist Entzücken.

Und wenn nun die Dinge das innre Werk zur Vollendung geschaffen haben, wenn die Erde das Werk der Nacht geendet, nahet die Morgenröthe, und die Zeit des Aufgangs ist die Stunde des Todes. Darum sagt ein Dichter von wahrhafter Salbung:

Was wünschen und was streben alle Sinnen?
Sie wollen wieder in das All verschweben. —
Was ist das höchste Ziel von allen Streben?
Es will der Mensch, wenn er verklärt, von hinnen. —

VII.

Von den kosmischen Momenten.

Ich bereite mich endlich von jenen Augenblicken einer schönen Begeisterung, in denen die anorganischen Dinge von einem neuen Geist des Lebens verklärt werden, noch Einiges ins besondre zu reden. Von den Momenten der Gottähnlichkeit, welche selbst die todte Welt der Körper erlangt, und was das hohe Werk sey, zu welchem die Dinge durch jene Begeisterung getrieben werden.

Von dem hohen Werke will ich reden, welches auf Erden soll gefördert werden, wie sich zu ihm Alles verbündet in heiliger Inbrunst, alle Wesen zu diesem Einen Werke schaffen, und hierdurch zur Vollendung gelangen, und zu der Wonne des Todes.

Dieses ist der ewige Bund aller Dinge, dass sie vereint zur Vollendung streben, dass sie eins das andre hervorrufen zu gleichem Wirken. Dieses ist die Vereinigung aller Kräfte und Gewalten des Universums, die Harmonie seiner Bewegungen und Zeiten, und das lebendige Weltall, der eigentliche *Kosmos* ruhet allein auf ihr. Darum nennen wir jene Momente, in denen die Dinge von dem Geist des Lebens berührt, sich in neuer Schöpfung üben, und im Schaffen Ihm gleich werden, *kosmische Momente*. Denn die Dinge treten alsdann in jenes ewige Bündniss des Alls, in den Kosmos hinein, und werden auch zu dem allgemeinen Tagwerk mit berufen. Sie erschaffen in den Momenten

der

der Begeistrung eine neue Welt um sich her, und sind schon mitten in dieser neuen Schöpfung ein lebendiges Universum, ein Kosmos geworden.

Ehe es aber vergönnt ist, das Wenige was wir von so hohen Dingen sagen können, zu beginnen, ist es nöthig von einigen Mängeln des gewöhnlichen Sprachgebrauchs zu reden, welche der Würde dieses Gegenstandes nicht wohl anstehen, und welche, wenn ich mich nicht darüber erklärte, vielleicht auch dieser Untersuchung schaden möchten. Denn dieselben Worte gelten in jedem besondren Land individueller Ideen, anders, und es muss ihnen ihr Werth bestimmt werden, damit das rechte Verhältniss unter ihnen selber sey.

Wir haben in der Poesie und Redekunst jene zu übertriebene Allegorie, welche das Reich des Geistigen zu verkörpern strebte, abgeschaft, denn sie ist der wahren Würde der Dichtkunst nicht angemessen. Wir sehen nicht mehr, dass die Tugend, die Tapferkeit, Freygebigkeit, und wie jene sieben Tugenden heissen mögen, in jenen Kleidungen und Gestalten, welche ihnen beygelegt worden, aufgeführt würden, wenigstens nicht von denen welche mit ihrer Zeit leben. In unsrer Wissenschaft aber, warlich die Erhabenste von allen, indem sie mit dem, was nicht mehr Wissenschaft, was Poesie in Uns ist, am innigsten verwandt ist, herrscht diese Allegorie noch immer, auf eine nicht ziemliche Weise.

Wie aber in der Poesie Niemand, selbst bey der grössten innren Verwandtschaft zu dem Materiellen, im Ernste geglaubt hat, dass die Tugend, — die Religion — wahrhafte Personen wären, welche da oder dort ein Hauss bewohnten, und körperlich lebten unter den Menschen; so hat man doch im Gebiet der Naturwissenschaft das Licht, die Wärme, ja fast alle jene Begeisterungen der Dinge, für eine körperliche Wesen gehalten. Vielleicht weil jene poetischen Augenblicke der Dinge bey denen welche sie nicht recht verstehen, nur auf die Masse zu wirken scheinen, oder weil man überhaupt das Anorganische des allgemeinen Lebens, und des geistigen Genusses nicht fähig gehalten. Als wenn es eine andre Welt der Dinge wäre, als wenn ein andres Streben, ein andrer innrer Grund des Seyns in irgend einem Wesen seyn konnte, denn in Uns.

Es würde zu unsrer Zeit wenig würdig klingen, wenn wir von jener hohen Wärme, welche eine fremde allgewaltige Begeisterung in uns gewekt, oder von der Bewundrung, welche fremde Tugend in uns erregt, hat sagen wollten: wir hätten den Begeisterungs — den Tugendstoff in Uns aufgenommen — eingesogen, und dieser wirkte — indem wir zur Nachahmung getrieben werden — wieder aus Uns heraus. Auch würde es nicht wohlanständig lauten, wenn Einer sagte, die Poesie sey ein eigner Stoff, welcher durch Nahrungsmittel ins Blut gienge, und hernach bey gewissen Bewegungen des Gehirns aus dem Blute frey würde, und ausströmte, während sich der andre Theil des Bluts mit dem Gehirn verbände. Dass hierauf der poetische Stoff, oder der Wahrheitsstoff ausserhalb des Körpers (aus d. Luft u. a.) den Theilnahmestoff mit sich verbände, wodurch er auf ein fremdes Gemuth einwirkte. So hat man aber doch von dem geistigsten Moment des vollkommensten Körpers — des Sauerstoffgases — geredet, hat gesagt, das Licht sey ein eigner Stoff, welcher als Bestandtheil in dem Sauerstoffgas enthalten sey, und wahrend sich der andre Theil die-

dieser Luftart mit dem verbrennenden Körper vereine, träte der Lichtstoff frey hervor (werde hernach von den umgebenden Dingen eingesogen u. s. w.) Dieser (allegorische) Lichtstoff soll nach Einigen wieder aus Wärmestoff und Lichtstoff bestehen, nach Andren nimmt er jenen erst ausserhalb, auf seinem Wege auf u. s. w.

Auch würde es nicht vorsichtig seyn einen eignen Geschlechtsstoff anzunehmen, von zwey verschiednen Arten, der im Körper abgesondert würde (wie Saamen u. a.), und der bey seiner Vermischung das neu lebendige erzeugte. Gegen solchen Geschlechtsstoff habe ich mich schon im Vorhergehenden erklärt, und ich nenne so das, was man in den beyden Geschlechtern vermuthet, wenn man annimmt, diese suchten sich nur um einer dem Einzelnen für sich innwohnenden Ursache willen. Wenn deshalb auch unläugbar der Gegensatz überall derselbe, wenn das Ideal alles Gegensatzes, in den Geschlechtern des Wassers ist, ja wenn es sogar gewiss ist, dass — wenn man so sagen will — alle Dinge in den Augenblicken der Entgegensetzung Sauerstoff- und Wasserstoffgas werden, dass sie als solche sich vermählen; — so würde es doch nicht gut seyn die beyden Elektrizitäten, die Erscheinungen des elektrischen Lichts u. a. für Stoffe — für Sauer- und Wasserstoff zu halten, vielmehr sind die elektrischen Körper in dem Moment der Vermählung nur von derselben Ursache begeistert, von welcher es jene Luftarten während der Begattung sind.

Niemand hat wohl die Wonne eines hohen Augenbliks, oder den Grund des innren Lebens auf einer Waage wiegen können, und es wird dieses auch weder bey der Wärme noch bey dem Licht u. a. gelingen. Es

stre-

streben aber die Körper in jener schöpferischen Begeistrung hinabwärts in die Welt des Materiellen, um in ihr die innre Bestimmung zu vollenden, es sinkt der elektrische Funke, er sey von welchem Geschlecht er wolle, es sinken die Blitze (meist) hinabwärts u. s. w.

Wir müssen es wohl gestehen, dass man hierinnen Realität mit Materialität verwechselt und gemeint hat, das unendlich Reelle, müsse zugleich recht materiell seyn. Gewiss ist es, dass die Körper in jener Flammenzeit des innern Lebens, auf das Materielle (auf andre ihnen ähnliche Körper) wirken, dass sie in diesem schaffen, und dass, wo diese Offenbarungen der Einen Lebensursache vorübergehen, sie in der Körperwelt Spuren ihrer Nähe hinterlassen, dass sie überall in neuer Gestaltung ihr wunderbares Bild abspiegeln. Allein sie schaffen dieses Alles, gleich jenem Wort einer alten heiligen Sage: „es werde", welches nicht körperlich war und doch das Körperliche schuf, aus dem Element desselben.

Endlich ist es auch ausser allem Streit, dass in dieser Welt des Körperlichen jene Momente überall nur an Körpern haften, Körper nur ihre Träger seyn können, dass Körper es sind welche von Schöpferkraft und Leben ergriffen auf die Welt ausser sich wirken, dieses Wirken ist aber kein besondrer körperlicher Wirkestoff, der ein ganz besondres von jenen getrenntes Daseyn behauptete. Wenn das wechselseitige Entzünden der Gegensätze endet, ist auch das Licht nicht mehr u. s. w.

Möge man doch endlich aufhören den Schöpfer selber zu verkörpern, und das Geistige in das Meer unsrer Mängel herabzuziehen. Möge mein Vaterland dieses wenig würdige Spiel seinen Nachbarn überlassen, wel-

welche von einem fast unsinnigen Geist des Allegorisirens beherrscht sind, und die grossen Ideen eines von Göthe, Schelling, Bader u. a. über diesen Gegenstand in ihrer Heymath endlich einheimisch werden lassen!

Doch kann dieses nicht mehr fern seyn. Man wird schon in den Werken unsres würdigen Lehrers (Winterl) und Ritters Ansichten hierüber vorbereitet finden, welche einer treuen wahren Darstellung der Naturwissenschaft, sehr wohl ziemen, und aus des Letzteren Untersuchungen ist über das Licht, Wärme u. a. eine grosse Aufklärung zu erwarten.

Wir wollen schon im Voraus, an dem Eingang in diese Untersuchung, von jenen allegorischen Personen, die wir darinnen nicht wieder sehen werden, einen freundlichen Abschied nehmen. Unsre Väter dankten ihnen viel, und es hat sich — bey einem höheren Grad der Empfänglichkeit für das Hohe in der Natur, welcher deshalb auch mit einer geringeren Einwirkung befriedigt wurde — manches grosse Gemüth an jener Dichtung ergözt. Nur Uns hat der grosse Geist unsrer Zeit jenes Spiel genommen, und ich weiss nicht, ob wir — ehe das wahre Verständniss allgemein seyn wird — Uns hierüber freuen oder beklagen sollen.

Daseyn und Leben sind Allen nur durch Eine Ursache, und es sind die Dinge nur lebendig wie sie in sich selber dieser Einen Ursache des Lebens gleichartig, ihres Geistes voll geworden sind. Sie sind ihr aber gleich, wenn sie gleich ihr in dem Element des Seyns schaf-

schaffen und wirken. Das Leben ist heilig wie seine Ursache, und sein Werk ist das Heilige. Dieses ist der grosse Bau, welcher von Allen gefordert wird.

Die Erde selber lebt — wie Alle — nur in der Gleichheit jenes Lebensgeistes, nur indem sie gleich ihm schafft und wirkt. Ihre Schöpfung ist diese Masse, welche uns umgiebt und in welcher wir leben. Andre Zeiten der Erde haben diese Schöpfung immer höher und vollkommner vollendet, und die Erde ist endlich in diesen hohen Rythmus aller Weltkräfte so herrlich eingegangen, als sie es nun ist.

Dieser Kreiss des Wirkens, welchen die Erde um sich geschaffen, ist ein Ausdruck, ein Bild ihres innern Lebens, denn das Werk, zu welchem alle Lebendigen getrieben werden, ist: dass sie das Leben in ihnen ausser sich erzeugten, also dass neue Schöpfung, neues Leben in das alte Element, bis ins Unendliche ausgehet. Alles was auf Erden ist, ist demnach ein Bild derselben, ist nach dem Gleichniss seiner Mutter gemacht. Als diese zeugte von jenem Wort durch welches sie wurde, zeugte von der Kraft des Lebens welche ihr aus demselben gegeben ist. Als sie verkündete jenen Geist der sie ergriffen, und diesen aussprach in der Welt ihres Wirkens, und wurde des Wortes voll.

Die Schwere, von welcher die einzelnen Körper nach dem Mittelpunkt ihres Planeten getrieben werden, ist Ausdruck eines allgemeinen Strebens, von welchem wir vorhin (III.) geredet haben. Die Dinge müssen in jedem Augenblick von der Erde erschaffen, beseelt werden, um Daseyn zu haben. Jener schaffende Geist, welcher in Allen ist, und sich in der Erhaltung des beson-

son-

sondren Daseyns übt (die man ja längst für eine unaufhörliche neue Schöpfung anerkannte), wird ihnen aus der Erde, denn er ist das Werk welches diese ausser sich fördert. Also wie das Licht plötzlich verschwindet, wenn die Vermählung der verbrennenden Dinge aufhört, welche (als Licht) in die Welt der Umgebungen hineinwirkt, würde das Daseyn aller schweren Körper plötzlich verzehrt seyn, wenn die Erde aufhören könnte ihnen zu seyn, und kein noch mächtigres oder gleiches Organ des Lebens ihnen wäre. Denn man kann wohl sagen, dass diese Körper, ehe sie zur Freyheit und zum selbstständigen Daseyn gelangten, nichts sind ohne die Erde, wie alles was da ist nichts seyn würde ohne einen ewigen, Alles in jedem Moment neu erschaffenden und beseelenden Grund des Lebens.

Durch die immerwährende Einwirkung der Erde, werden demnach die Körper in jedem Moment erschaffen und erhalten. Der Akt der immer neuen Beseelung spricht sich Uns in dem Körperlichen als Temperatur aus. Es muss deshalb zuerst befremden, wenn wir behaupten, dass gerade in der Nacht und im Winter die Schöpferkraft der Erde am lebendigsten auf die einzelnen Dinge wirke, da doch ein erhöhtes Wirken der Erde auf das Einzelne eigentlich Wärme schafft. Diese Zeiten sind es, da die Erde alles wieder in ihr Reich hineinruft, was ihr durch einen mächtigeren Geist des Lebens entrissen worden, da sie alle Einzelnen zu dem alten ursprünglichen Bündniss wieder vereint. Es schont aber die planetarische Natur der Organe eines höheren Lebens nicht, so lange sie noch von ihrem Arm ergriffen werden, und alles was auf ihr ist soll nicht schaffen sondern erschaffen werden, soll nicht andre

be-

beseelen sondern beseelt werden, und hieraus entsteht Kälte.

Die Erde ist es auch, welche den Dingen den körperlichen Bestand, dessen sie geniessen, sichert, und von neuem wieder giebt. Das Leben würde wie mit flüchtiger Schwinge von ihr hinwegeilen, wenn nicht die Nacht und der Winter den köperlichen Bestand erneueten.

Diese Zeiten sind es, in denen die Erde in der Fülle des Schaffens dem schaffenden Geiste gleich wird, und in diesem Gleichseyn ist ihr Leben. Am Tage steht die Erde einem mächtiger, gewaltiger Lebendigen als Welt in welcher geschaffen wird, als Material gegenüber. Es wurde aber die Erde nur durch die eigne Schöpfung der Gemeinschaft dieses höheren Lebenseinflusses fähig, nur der Winter macht die Horen des Frühlings, und die Zeit der Reife des höheren Lebens möglich. Von jenem flüssigen Merkur, der sich von dem Strom des elektrischen Lebens ergriffen contrahirt und expandirt, im rythmischen Zeitmaass, von den Verwandlungen des Geschlechts an Einem Körperindividuo, von der Wechselwirkung der köperlichen Gegensätze, und den Lebensbewegungen und Gestaltenwechsel der organischen Wesen, bis zu den täglichen und jährlichen Bewegungen der Weltkörper, ist dieser Wechsel von — Selberschaffen und Geschaffenwerden, oder von der Übung des innren Lebens, und des hierauf folgenden Erlangens einer höheren Gemeinschaft mit dem Grund des Seyns, sichtbar. Sie schaffen und wirken, und werden im Schaffen dem Weltgeist gleich. Und ihm gleich treten sie in demselben Maass, in welchem sie es wur-

wurden, tiefer in seine heilige Gemeinschaft. Sie ruhen — wenn auch nur auf Momente — in seinem Anschauen aus, bis sie das Werk ihres Lebens ganz vollbracht und sich vollendet haben, und zu neuem Daseyn von hinnen eilen.

Es bereitet sich die Erde in dem Werk der Nacht, in der Schöpfung des Winters zu dem Anschauen der Sonne am Morgen, und zu der langen Freude an Seinem Anblick im Sommer vor. Und wenn sie Sein Angesicht geschauet, wird sie von neuem zu eigner Schöpfung, zur Arbeit an dem grossen Werk begeistert, dass sie immer tiefer in seine Nähe versänke. Die Pole, wenn sie einen ganzen Winter in der Arbeit der langen Schöpfung geharrt haben, werden nun einer eben so langen Wonne des Anschauens, der höheren Gemeinschaft mit dem ewigen Seyn fähig. Sie lebten und waren thätig, einen langen Winter, nun sterben sie und sind seelig, in der ganzen, schönen Stunde des Sommers.

So wird auch in der Pflanzenbildung ein Wechsel zwischen Expansion und Contraction erkannt (s. Göthe's Met. d. Pfl.), und es folgen sich im thierischen Organismus Zusammenziehung und Ausdehnung. Die Pflanze, wenn sie einen Moment in ihre Welt hineingewirkt hat, wird einen andern schönen Moment aus dieser Arbeit frey. Sie tritt in ein höheres Daseyn über, dass sich aber bald — mächtiger begeistert — in einer neuen höhern Schöpfung übt, bis es vollendet worden in der Blüthe. So kommt die Pflanze einem neuen höheren Mittelpunkt des Lebens, um welchen sie sich bewegt, immer näher, bis sie ganz in ihm versinkt.

So „nähern sich auch nach einer schönen Idee (die man unter andern bey dem berühmten Herschel fin-

findet) „die Weltkörper immer mehr einer mächtigen
„Sonne in ihrer Mitte; es zieht sich Alles nach dem Mittel-
„punkt seines Lebens zusammen, und die Planeten wan-
„deln immer näher in der Gemeinschaft ihrer Sonne, alle
„Sonnen werden immer näher an das Herz ihrer grossen
„Zentralwelt hineingezogen, und Alle Gewaltigen des Welt-
„alls sinken endlich immer inbrünstiger glühend an dieses
„grosse, ewige Mutterherz. Es sind die jüngeren Sonnen-
„systeme in der weitern Ausbreitung, in dem gewaltige-
„ren Abstand der einzelnen Welten unter sich zu erken-
„nen, diese Welten der Welten werden, je älter sie sind,
„immer mehr in sich zusammen gezogen, und nähern
„sich der sphärischen Gestalt immer mehr, und nach die-
„sem Maasstab ist die Sonnenwelt, die wir mit unserm
„Sonnensystem bewohnen, eine der jüngsten." —

Diese Idee zeugt sehr schön von der Lebendigkeit, mit welcher die, welche sie ausgesprochen, das wahre innre Leben der Welten erkannten, es kann ihr aber nicht ganz Beyfall zugesprochen werden. Auf Contraction folgt in immer höherem Maasse Expansion, die Dinge, in immer tieferem Wirken, immer mächtiger von dem Geist des Lebens ergriffen, scheinen sich vielmehr von ihrem Mittelpunkt immer mehr zu entfernen, weil sie ihm immer gleicher, immer mehr von seinem Leben erfüllt werden, und sie verlassen ihn endlich ganz, um gleich ihm ein neues höheres Daseyn zu beginnen. Wie die Pflanze, (die vollkommnere) je näher sie der Blüthe kommt, sich immer mehr von der Erde entfernt, wie die Wasserströme — das vollendetste Werk der Erde, — von dem Zentro aufwärts eilen, und aus ihrem Planeten hinaus, und endlich die Dinge, wenn sie die vollkommenste Verwandlung — die Luftform — erlangt haben, ihrem Welt-

Weltkörper an Adel gleich und an Kraft, sich ganz über diesen erheben: so könnte man vielmehr glauben, dass die Weltkörper, je näher sie der Vollendung treten, eines immer selbstständigeren Daseyns fähig, von ihrem Mittelpunkt entfernt würden, bis sie endlich gleich der Sonne leuchten; dass die Planeten einst näher an der Sonne waren als nun, ihrer Einwirkung mehr bedürftig, und dass es vielmehr ein Zeichen von Vollendung sey, und von höherer Reife des Daseyns, dass sich in den Sonnensystemen, welche dem unsrigen gleichen, der Abstand der Welten unter sich und (wahrscheinlich) von einer allgewaltigen Zentralsonne immer vermehrt; dass jene plötzlich sichtbar gewordnen neuen Sonnen vorhin Planeten waren, welche das lange Werk der planetarischen Natur endlich vollbracht hatten, und nun (wie die Grundlagen auf einer höheren Stufe des Daseyns Säure werden s. VI.) in Sonnen vollendet worden. Denn es stimmt mit der Geschichte des Lebens aller Wesen sehr wohl überein, dass jenes lange und gewaltige Werk, welches die Planeten üben, endlich seine Vollendung erlangen müsse, und dass die Planeten am Ende dieses mächtigen Tagwerks in Sonnen verklärt werden. — Allein es möge der Gang der Gedanken sich nicht selber übereilen, und das — was für sich allein minder klar und minder würdig scheint, aus dem Zusammenhang herausnehmen, in welchem wir es später sehen werden. Gewiss ist aber, dass, wenn es dem menschlichen Geist vergönnt ist, aus dem Wenigen, was sein Gesichtskreis erfasst, über jene heiligen Kräfte des Weltalls zu urtheilen, es wahrscheinlicher sey, dass die allmählige Vollendung jener Schöpfung, welche noch immer ist, die Gränzen des Weltalls ins Unendliche nur erweitern, nicht verengen könne. Doch man verzeihe diesen Worten, wenn sie ei-

nen

nen Gegenstand berührten, von welchem man entweder ganz schweigen oder mächtiger reden sollte, als hier geschahe. Ich hoffe einst auch, wenn sich der Gang dieses Werks kühner und kühner von dem Boden erheben wird, den es jezt bearbeitet, zu beweisen, dass die wahre Heilkunde nicht ganz Fremdling in jenem heiligen Lande sey, aus welchem Alles hergekommen und heimkehrt.

Bey den Lebendigen der Erde ist die Ruhe der Nacht wahrhaft ein Zurückkehren in den Schooss der Mutter, eine neue Geburt. Es sinken die Lebendigen durch den Schlummer zurück in den Boden der sie gebahr, die Welt der Einzelnen (nicht kosmischen) Körper, wird aber durch die Zeit des Schlummers und des Todes, wenn es anders vergönnt ist, jene Zeit, da die Erde vom Schaffen ruhet, und von einem Mächtigeren in ihrer Sphäre schaffen lässet, so zu nennen, in die Seeligkeit eines höheren Daseyns hinaufgenommen. Tag und Sommer heissen die Perioden des Schlafs im Anorganischen (s. Ritters Beyträge und eine *Dissertatio* unter dem Titel: *Dubitata quaedam supra hominum a nativitate surdorum medelam, Galvanismo suscipiendam*, ganz zu Ende in den angehängten Thesen).

Wie die Grundlagen, wie das Weibliche überall von demselben Streben beseelt ist, als das Männliche, da das innre Leben bey Allen, aus demselben Grunde gekommen; wie beyde nach aussen, in der Welt ihrer Umgebungen nur dasselbe wirken können, so muss auch die Erde auf andre Dinge auf ähnliche Weise wirken als die Sonne. Wollen wir uns zuerst bey einigen einzelnen Erscheinungen verweilen, welche den Untersuchungen über die verschiedenen Temperaturen sehr schicklich vorausgehen;

hen; so finden wir, dass die Erde, wo sie am kräftigsten auf einzelne Körper einwirkt, im Winter, den Gegensatz nicht minder in ihnen hervorruft, als das Licht der Sonne.

Wir sahen vorhin, dass jede Offenbarung eines mächtigeren Lebens, welche an das Einzelne geschieht, nichts andres als den Gegensaz in ihm erzeugen könne. Das Licht, die Wärme, Elektrizität, Bewegung u. a. wirken den Gegensatz, indem sie das innre Streben der Dinge erhöhen, es desoxydirt das Licht, es macht (schon durch Verflüchtigung eines Theils der Substanzen) elektrisch u. f. Allein auch eine heftige Erkältung macht den Tourmalin elektrisch, wie es eine hohe Wärme vermag. Auch die Kälte desoxydirt, und ruft hierdurch den Gegensatz hervor. Es wird in dem gefrierenden Essig ein Theil welcher flüssig (und sehr leichtflüssig) bleibt, übersauer, der andre zu Eis gefrorne verhält sich zu diesem als Basis. Dieses geschieht aus demselben Grund, ja augenscheinlich auf dieselbe Weise, als die mineralischen Säuren durch heftiges Licht (Glühehitze), in solchen Gegensatz zerlegt werden, dass der eine Theil von ihnen übersauer, und zugleich luftförmig wird, der andre sich — wie Alles was aus dem flüssigen in den festen Zustand geht — gegen jenen als Basis verhält, und als Basis einer höheren Ordnung eisartig wird.

Auf solche Weise wird auch das Wasser durchs Gefrieren in jene Formen zerlegt, in welcher es auch durch das Licht der Sonne und die Wärme des Sommers verwandelt zu werden scheint. Es entgeht ein Theil desselben in Gasgestalt, und dieser ist nach Ritter's Meynung Sauerstoffgas, während der andre Theil in einem ba-

basischen Zustande zurücke bleibt. Oder es wird eine leicht oxydirbare Substanz, die man in gefrierendes Wasser gelegt, zu einem höheren Grade oxydirt, und scheint so die Rolle des sauren Gegensatzes gegen das Eis zu übernehmen.

Der Gegensatz andrer elektrischer Substanzen, scheint durch die Zeit des Winters eher begünstigt als verringert zu werden. Zwar wird Sieglack durch eine strenge Winterkälte so unempfindlich gegen das Reiben, dass man eines längeren Anreibens bedarf als sonst gewöhnlich, um einige Spuren von Elektricität in ihm hervorzurufen, und es scheint dieses auch bey andren brennbaren Substanzen der Fall, weil sie (durch die grössere Cohärenz die ihnen die Kälte giebt), dem cohärenteren positiven Körper gleichartiger werden, und die schaffende Einwirkung des Starren minder begünstigen, aber bey Glas scheint es sich umgekehrt zu verhalten. Wenigstens wirkt eine Elektrisirmaschine wenn sie im kalten Winter aus einem geheizten Zimmer in die Kälte getragen wird, ungleich stärker als vorhin, und die Voltaische Säule zeigt im Winter im Ganzen eine höhere Wirksamkeit als im Sommer, s. Ritter.

Es erweist sich die Kälte auch in einigen andren Phänomenen noch mächtiger zur Erzeugung des chemischen Gegensatzes. Nicht allein bedienen wir uns derselben nicht selten zu jenen Ausscheidungen, welche durch das Entstehen eines Gegensatzes in der gefrierenden Flüssigkeit bewirkt werden, (so sondert man auf Winterls Weise die Andronie aus der gefrierenden Mischung), sondern das Krystallisiren welches die Kälte an allem hierzu Fähigen bewirkt, kann nie anders als vermittelst des Geschlechts-

schlechts-

schlechtsgegensatzes geschehen. Die Grundlagen werden durch Vermischung mit Säuren zur Gestaltung getrieben, die sich krystallisirenden Substanzen der Unterwelt, in denen vielleicht ursprunglich kein Gegensatz ist, (Metalle, u. a. Mineralien) wurden von dem Flüssigen, aus welchem sie sich niederschlugen, zu dieser neuen Geburt befruchtet. Welche Kraft kann aber wohl im Anorgischen so thätig zur Krystallisation wirken als die Kälte? Es sind durch sie nicht allein die Eispalläste des Winters erbaut, sondern alle Gestalten die uns in der Unterwelt begegnen, zeugen von der Bildungskraft der Erde.

Und es schafft hierinnen die Erde gleich der Sonne. Auch diese desoxydirt die Stoffe, ruft die Gegensätze hervor, und führt sie wieder in höherer Vermählung zusammen. Auch die Sonne gestaltet — aber mächtiger als die Erde. Es begünstigt diese in den Substanzen die besondre Form, das was sie als Einzelne sind, und wirkt deshalb in denen am mächtigsten, die der besondern Form am meisten treu geblieben. Die Sonne aber ergreift den einzelnen Körper mit jener Kraft, mit welcher sie die ganze Erde anrührt. Erfüllt von ihrem Geist — das Einzelne wie das Ganze — wird jenes seinem Ganzen gleich, (s. später.) Es zerstört zwar die Sonne die Gestalten, welche die Erde erschaffen, und ist dem Krystallisiren feind, aber sie ist dieses nur, weil sie einen weit höheren Gegensatz hervorruft als die Erde, und eine höhere Gestaltung begründet — die Organische.

Das Licht weckt die Dinge zum organischen, selbstständigen Daseyn auf, das Reich ihrer Krystalle sind Pflanzen und Thiere, obgleich es vielleicht bey jenen Mittelwesen beyder Schöpfungen, bey den Flechten und andren Kryptogamisten zweifelhaft ist, ob sie nicht mehr die höchste und letzte Schöpfung der Erde sind, (höher als das wunderbare Gold und Silbergewächs, und die Krystallen) als die tiefste der Sonne, weil uns diese organischen Wesen in Tiefen begegnen, welche das Licht nie erreicht, und auf Höhen, da die Erde in dem Werk des ewigen Winters von dem Licht nur bestärkt wird. In dem wunderbaren bunten Angesicht des Pflanzengeistes, in den Blüthen, die — schon fast geflügelte Thiere von hinnen streben, in den Thieren vollkommnerer Arten, und endlich in Uns hat sich dagegen das Werk eines gewaltigeren Lebens ausgesprochen, als das der Erde ist.

Selbst den organischen Geschlechtsgegensatz scheint die Erde in ihrer schöpferischen Zeit — im Winter — in einigen Fällen nicht minder zu begünstigen, als die Sonne im Sommer. Nicht allein die meisten Kryptogamisten, die Halbbürger beyder Reiche, begatten sich in der kalten Jahreszeit, und machen es hiedurch noch gewisser, dass sie mehr von der Erde zum Leben hervorgerufen werden, als von der Sonne, sondern es feyern einige kaltblütige Wasserthiere die Begattung in der kalten Zeit, und sogar etliche Vögel (in unserem Land der Kreuzschnabel, s. Blumenbach), vermählen sich und brüten, mitten in der kältesten Zeit des Winters (im Januar).

Auf die Atmosphäre wirkt die Schöpferkraft des Planeten nicht anders als die der Sonne. Die Sonne zur Zeit des Solstitiums, in der Zeit ihrer mächtigsten Einwirkung, und in den Ländern, welche sie vor andern beherrscht, lässt jene langen gewaltigen Regengüsse über die Erde kom-

kommen, welche jenen Ländern in der heissesten Mitte des Sommers einen Winter bilden, und die Erde in der Zeit, welche ihrem Reich gegönnt ist, und in den Ländern, da sich ihre Kraft in dem vollesten Maasse offenbart, lässt Regen, oder eine Menge Schnee über das Land fallen. So schaffen, in dem Medium das beyden zum Material des Wirkens gegeben ist, in der Atmosphäre, beyde, der Planet und sein Centralkörper auf gleiche Weise, beyde dasselbe, nur in dem Siegel der besondren Form verschieden.

Endlich giebt es noch ein mächtiges Phänomen, welches allen bisher Gesagten zu einer nicht geringen Bestätigung dient — das Nordlicht. Die Erde, in jener Zeit, da sie sich in eigner Schöpfung übt, gleich der Sonne, wird von dem schaffenden Geist erfüllt, wird ihm gleich. Es leuchtet ihr Angesicht, wenn auch nur auf Momente, von der Verklärung des Lebens, wie das Angesicht der Sonne. Also hat sie schon in dieser neuen Begeisterung die Wonne jenes Zustandes empfunden, welche sie einst geniessen wird, sie ist — auf Augenblicke, schon Sonne geworden.

Es werden diese Zeichen einer schöpferischen Begeisterung unsrer Mutterwelt, dann gesehen, wenn sich ihre Kräfte in der gewaltigsten Schöpfung üben, und aus Gegenden, wo das Werk des Planeten am mächtigsten gefördert wird, — im kältesten Winter und am Pol. Das Nordlicht ist uns stets der Vorbote einer grossen Kälte, welche am Pol früher eintrat, und von ihm hinab nach Süden wandert, (wie der Sommer den umgekehrten Weg gehet.) Jene mächtige Kälte war schon am Pol, als das Nordlicht gesehen wurde, (und ist ja oft in wenig Stunden schon bey uns), und der Moment des höchsten Schaffens gab der Erde den heiligen Schimmer des Schaffenden, dem sie gleich geworden.

Mir hat es immer sehr wahr geschienen, wenn der scharfsinnige Augur unsres Jahrhunderts (der der neueren Naturphilosophie prophetisch ihre Richtung und Pole gewiesen), **Franz Bader**, einen eigenthümlichen Kältegrund eben so natürlich findet, als einen eigenthümlichen Grund der Wärme, und wenn er nicht zugiebt, dass die Kälte bloss eine Negation von Wärme sey. Beyde gehen zwar aus einem gemeinschaftlichen Grund hervor, und sind eigentlich bloss als Mehr und Minder verschieden, das eine ist die Schöpferkraft der Erde, das andre ein Werk der Sonne, beyde jedoch wollen nur Eins — die Fülle des innern Lebens ausser sich aussprechen — ihr Tagwerk vollbringen, dass sie dem Schaffenden gleich würden, und zur lezten Verklärung gelangten.

Aber wie die Sonne, wenn sie die Substanzen zu einem Bild ihres Ganzen zu erheben strebt, in denen am mächtigsten wirkt, welche die besondre Form schon ganz vollendet, und sie am meisten verlassen haben, so wirkt die Erde, welche die irdische Natur des Einzelnen begünstigt, am meisten auf die, welche der besondern Form am treuesten geblieben. Es schafft deshalb die Erde den Gegensatz in den Substanzen, denen sie ihr giebt, dem Anscheine nach gerade auf die umgekehrte Weise, als die Sonne. So gehet ja auch jener Theil der Erde, welcher jezt innen gewesen, indem Strahlenmeer der Sonne, jetzt hinauf in das dunkle Reich einer selbstständigen Schöpfung — in Nacht, und was jetzt in der Blüthe des Sommers gestanden, wandelt in die Zeit des Winters. Und die Ritterschen Umkehrungsphänomene, nebst jenem Wandel des Geschlechts den wir vorhin beschrieben, können die Wahrheit dieser Ansicht bezeugen.

Nicht allein im Tourmalin wird durch starke Kälte jener Pol positiv elektrisch, und strahlt ein mächtiges Licht wie Glanz des Nordlichts aus, welcher bey Erwärmung negativ wird, während der vorhin negative Pol jetzt positiv ist; sondern es ist diese Bewegung um ihre Axe allen Dingen. Man kann vielleicht durchgängig sagen, dass in der Wärme, und in dem Spiel jener Gegensätze welche Licht und Wärme hervorrufen, und zur Vermählung begeisten, das Cohärente sich als Basis verhalte, das Freyere dagegen (das dem Erdganzen mehr gleich geworden) als Säure, als männlich Schaffendes. In der Kälte aber ist dieses umgekehrt. Das Cohärente — überhaupt das Einzelne, das Besondre, das, welches im Verhältniss zu höhern Naturen noch nicht kosmisch geworden ist — verhält sich alsdann positiv, und übt die Fülle einer fast männlichen Schöpferkraft, während das Freyere und mehr Kosmische sich zu ihm wie Basis, wie Materiale verhält.

War daher in der Zeit der Wärme die Welt des Anorgischen, Uns vollkommneren Naturen zum Organ gegeben, in welchem Wir die innre Welt erschaffen konnten, so ist Uns nicht allein dieses Materiale genommen (indem sich die Dinge nicht mehr als solches, nicht mehr als Basis zu Uns verhalten); sondern es will vielmehr gegen Uns jene Rolle übernehmen, welche in einer günstigeren Zeit Uns angemessen schien. Es will Uns sich unterwerfen, will in dem Freyen und Organischen seine innre Welt erschaffen.

Wie nun alle elektrische Wirkung plötzlich schweigt, wenn man dem positiven Conductor, oder wenn man in die innige Berührung mit jenem Theil der Elektrisirmaschine, in welchem positive Elektrizität erregt wird, eine starke Säure (Dämpfe von Säuren, saure Gasarten u. s.) brachte, weil beyde, die Säure und der positiv elektrische Körper, sich den andern als Materiale unterwerfen möchten, bis endlich eins von beyden die Überhand gewonnen; so erlischt auch organischen lebendigen Wesen in der Kälte. Die cohärenten und beschränkten Stoffe, von der Lebensfülle ihrer Mutter begeistert, verlangen in dem Freyen zu schaffen, wie es sonst das Werk des Lebendigen ist, in ihnen zu schaffen. Es wird entweder die Wirkung des Einen, welches von Anbeginn gewaltiger, nur geschwächt werden, bis es den Sieg errungen, oder es wird in der Gleichheit der kämpfenden Partheyen die Aktion des Lebens schweigen. Das höhere Leben unterliegt so ungleichem Kampfe (mit seinem Planeten); aber dieselbe Kraft, welche ihn, durch Umkehrung des natürlichen Verhältnisses, getödtet, kann ihn auch, wenn sie mächtiger noch auf ihn einwirkt, als vorhin, wieder erwecken zu neuem Leben. Kälte, etwas cohärente Körper, (cohärenter als die Luft), welche das Streben jenes Erdgeistes mächtiger aussprechen, als das minder Cohärente, geben dem erfrornen Organischen das verlohrne Leben wieder, bewegen es in seiner Bahn noch weiter — (dass es wieder in den alten angemessnen Stand seiner Pole kömmt).

Der Beweis aber für die Nothwendigkeit dieser Umdrehung der materiellen Welt, liegt schon in Allem vorhergehenden gegründet. Die Erde strebt in den Dingen, welche sie mit der Fülle ihrer Schöpferkraft ergreift, eine Erde, nach ihrem Gleichniss zu erschaffen, die Sonne aber ein Wesen, welches ihr in Vollendung, und in der Gluth des schöpferischen Strebens verwandt sey. Ein jedes Lebendige sucht jenes Wort, von welchem es geschaffen, ausser sich zu verkünden, das Heilige in ihm, ausser sich zu erbauen, und dies ist das Werk welches Alle fördern.

Die Sonne, wenn sie den Dingen die Kraft ihrer eignen Vollendung geben soll, muss sie erst in ein Erdganzes verwandeln. Nur das Erdganze kann — nachdem es sein Werk vollendet — der Sonne gleich werden, in die Verklärung dieser höheren Natur eingehen. Es müssen die Dinge von der Sonne zu dem Range ihres Planeten erhoben, von den Banden desselben befreyt werden, und erst in dem Zustand dieser Befreyung, nachdem sie in sich selbst ein vollkommnes Gleichniss des Erdganzen erschaffen, und hierdurch die Vollendung des planetarischen Strebens erlangt haben, werden sie der Sonne gleich. Denn es ist — wie wir schon im Vorhergehenden bezeugten, das Streben der Erde, gleich dem Streben aller Lebendigen, nichts anders, als die Gewalt ihres inneren Lebens ausser sich vollkommen auszudrücken, ein vollkommnes Erdganze, ein Gleichniss nach ihrem Bilde ausser sich zu erschaffen. Wenn ihr einst dieses gelungen, hat sie ihr Werk vollendet, und ist in die Tiefe ihres Ursprungs zurückgekehrt, denn sie ist Dem gleich geworden, aus dessen Kraft sie geschaffen worden. Wie sich die Sonne zur Erde wie Schöpfer zu dem Geschaffenen verhält, obgleich die Erde nicht aus der Sonne entsprungen ist (s. den 2ten Band —) wie man bisweilen erdichtet, sondern die Sonne vielleicht vielmehr vorhin von planetarischer Natur gewesen — ; so wird dann die

Erde, wenn sie sich vollendet, gleich der Sonne seyn, und wenn sie jene ausser sich wiedergebohrne Erde mit mächtiger Fülle schafft, in ihr wirkt, wird sie verklärt von dem Geist ihres Schöpfers, Ihm gleich, und es leuchtet ihr Angesicht von seiner Gluth.

Unter den irdischen Substanzen hat das Wasser, wenn es seine letzte, vollkommenste Metamorphose erlangte, jene Bestimmung der Erde, welche allen irdischen Dingen, dem Wasser aber am vollkommensten eingebohren ist, weil dieses die Erdmasse unter allen ungeflügelten Körpern am herrlichsten in sich darstellt, wirklich vollendet. Ihm ist es gelungen das Bild seiner eignen höchsten Kraft, ein Bild des Erdganzen in sich zu erschaffen — in dem leichten Hydrogen, das am mindesten schwer ist, weil es der Erde am meisten gleicht. Indem dieses gelungen, wird das Wasser zum höheren Daseyn (als Sauerstoffgas) vollendet. Und wenn nun die zur letzten Vollendung gelangte Erde diese neue Schöpfung mit heiliger Inbrunst wirkt, wenn sie in dem höchsten Moment des Gegensatzes, in dem der Vermählung, wie der Schöpfer, in dieser neuen Erde die gleiche, letzte Vollendung schafft, dann leuchtet sie von seiner Nähe, es erscheint der Glanz seines Angesichtes in ihr.

Hier ist demnach der Sonne jenes Wirken, welches sie auf alle irdische Dinge übt, und welches nur darauf hingeht, ihnen ihre eigne hohe Vollendung zu geben, an sein Ziel gelangt, und wir müssen in jeder Einwirkung der Sonne auf die einzelnen Körper dieselbe Richtung ihres Strebens erkennen. Es muss dieses überall darauf hingehen, die Dinge der Erde gleich zu machen, das Werk in ihnen zu vollenden, damit in ihnen endlich, wenn

wenn sie vollendet, das Heilige verklärt werde, wie in ihr selber, auf dass das Reich desselben erweitert werde und vollendet.

Jene Wirkung der Sonne auf dichte Körper, welche uns gewöhnlich zuerst in die Sinnen fällt, ist die Wärme. Es kann die Wärme nichts anders aussprechen, als das Streben, dem Erdganzen gleich zu werden, an Fülle des Schaffens, und nach Vollendung der irdischen Bahn, verklärt zu seyn.

Wir sehen die Wärme auch sonst noch entstehen, wo sich starke chemische Gegensätze unter einander vermählen, und es ist nöthig, die Bedingungen zu betrachten, unter welchen dieses geschehe. Wenn die Säuren und Grundlagen durch vorhergehende Neutralisazion bis fast zum völligen Verlust ihrer sauren und alkalischen Eigenschaften entkräftet worden, so vereinigen sie sich zwar mit derselben Begierde, und mit grösserer Leichtigkeit, denn vorhin, es entsteht auch aus der Vermischung dasselbe Mittelsalz, was aus der Vermählung dieser Gegensätze im vollendeten Zustand erzeugt wird, Temperaturerhöhung wird aber gar nicht bemerkt. — Wird eine starke Säure zu der neutralen Verbindung einer Säure und Grundlage hinzugesetzt, so entsteht nur wenig Temperaturerhöhung, dagegen erhebt sich die Säure der neutralen Verbindung in derselben Stärke und Selbstständigkeit, zu welcher die neuhinzugekommene Säure gelangt war. Die letztere schien — nach der Ansicht meines Lehrers, welcher diesen Vorgang erzählt — der ersteren ihr Säureprinzip, ihr männliches Vermögen übergeben zu haben, und ihre Vollendung, und die Kraft, welche sonst zur Erzeugung der Wärme aufgewendet wird, hatte sich in dieser Erzeugung erschöpft.

War

War die Säure z. B. schweflichte Säure, mit einer so kräftigen und beträchtlichen Grundlage verbunden, dass sie in dieser neutralen Verbindung nicht anders als im entkräfteten Zustand seyn konnte, so erhält man, wenn man zu ihrer Austreibung eine schwache Säure anwendet, die schweflichte Säure zwar in Luftform, aber noch immer mit so geringer Kraft, dass ihre gewöhnliche heftige Wirkung auf die Sinne ganz fehlt. So wie man allmälig immer stärkere Säuren anwendet, erhält die luftförmig entfliehende Säure allmählig ihren ausgezeichneten Geruch und ihre ganze Azidität wieder, bis ihr endlich vollendete Salzsäure die man zur Austreibung anwendet, alle ihre Eigenthümlichkeiten, ihren heftigen Geruch u. a. wiedergiebt.

Ähnliche Beyspiele wird man bey **Winterl** viele lesen. Die Säure, welche von einer fremden, die ihr die Grundlage nimmt, ausgetrieben wird, erhält zwar ganz die Heftigkeit, welche der neugekommenen eigen war, aber sie erhält diese Vollendung in der Eigenthümlichkeit ihres Charakters. So haben z. B. vollendete Salzsäure und schweflichte Säure in ihren eigenthümlichen Wirkungen auf die Sinne nichts gemein, und dennoch giebt jene der letzteren ihren Übelgeruch, und jede Eigenschaft, die sie vorhin besass, wieder.

Und wie kann dieses auch anders geschehen. Es ist dieser Vorgang eine wahrhafte Zeugung, welche nach denselben Gesetzen geschieht, als die organische Zeugung. Wie der männliche Saamen des Rosses in der Eselstute ein Thier hervorruft, welches zwar die innere Vollendung (Muth u. a.) des Vaters, äusserlich aber die Gestalt, und die Verhältnisse jenes Materiales trägt, auf welches die Mut-

Mutter in der Zeugung wirkte; so geschieht es auch hier. Das Freye, Männliche, kann bey der Vermählung das Weibliche nur zur gleichen Schöpfung begeistern, denn nur indem es sein mächtiges innres Leben in dem Weiblichen erregt, wird es Schöpfer, — wird vollendet, und nicht das Männliche schafft in der Empfängniss in der Welt des Materiellen ein neues Lebendiges, sondern das Weibliche. Es schafft aber das Weib mit jener geistigen Fülle des Lebens, welche durch den Mann in ihr hervorgerufen worden, denn es hat der Mann, in der Zeugung dieselbe Macht des schöpferischen Strebens in ihr erregt, welche ihm eigenthümlich ist. Daher wird, — wie wir es auch sehen — bey Thieren, oder selbst noch bey solchen Menschen, bey denen das Männliche eine entschiedne Überlegenheit des thierischen Lebens vor dem Weibe voraus hat, die Gestalt des Neugebohrnen (wo sie nicht den innren Charakter ausspricht, wie z. B. im Gesicht), überhaupt die besondre Form, mehr nach der Mutter, das innre lebendige Streben nach dem Gleichniss des Vaters geschaffen seyn. Anders auf einer höhern Stufe der menschlichen Vollendung, wovon später. So hat denn auch im Chemischen die freywerdende Säure ihre besondren Eigenschaften (äussern Charakter, ihre Individualität), eben so beybehalten, als sie im Organischen jene Welt, welche dem weiblichen Vermögen zu einer neuen Schöpfung zu Gebote steht, sich erhält.

Was sich demnach sonst als Wärme ausspricht, hat in diesen Fällen der chemischen Zeugung, die Vollendung eines chemischen Gegensatzes bewirkt, (es ist von selbst deutlich, dass, wenn eine freye Grundlage zu einer neutralen Verbindung kömmt, die Basis des Salzes, Freyheit und Vollendung von derselben erhalte.) Diese chemische Vollendung ist, wie wir noch ferner sehen werden, der Gipfel des besondren irdischen Daseyns. Sie ist ein Werk der Grundlage des Neutralsalzes, welche in der mit ihr verbundnen Säure sich selber das Streben ihrer individuellen Form erschafft.

Es ist demnach das Streben der sich vermählenden Dinge kein andres gewesen, als ihr eignes Leben ausser sich zu erschaffen — damit sie selber vollendet würden, was ihnen nur in jener Uebung geschehen könnte. Eine sehr abgestumpfte — der letzten Vollendung schon nahe stehende — Grundlage, giebt mit Säure vermischt, keine Wärme mehr, die schon vorhin im Schaffen vollendet gewordene Basis, darf das Werk nicht mehr üben, das sie schon vollbrachte. Sie wird durch die neue Vermählung der Luftform, und hiermit der Verwandlung in ein neues Geschlecht noch immer näher gebracht. Die Säure wird durch solche Verbindung wenig abgestumpft, (der vollkommensten Metamorphose, der sie entgegengeht, wenig genähert), weil sie in der einer gleichen Vollendung nahe stehenden Basis, die gesuchte Unterwürfigkeit nicht mehr findet. Ja es entsteht Kälte, wenn starke Säuren mit einer sehr schwachen Basis — dem Ammonium — verbunden werden. Diese wunderbare Luft, die sich schon in dieser vollkommen freyen Form der äusserlichen Natur der Säuren nähert, zeigt sich durch viele Eigenschaften als eine schwache Basis. Sie scheint eine ganz besonders innige Verwandtschaft zum Aetzstoff zu haben, (der nichts anders als Sauerstoffgas ist), und scheint diesen Antheil von Sauerstoffgas zugleich mit der eigenthümlichen Basizität aus der Atmosphäre leicht aufnehmen zu können. Denn wir finden, dass sich diese Luft, selbst nach einer sehr tiefen Entkräftung, schon in

der

der gewöhnlichen Temperatur in der Atmosphäre wieder erholt, und ihre vorige Lebhaftigkeit zurücknimmt. Ihre beyden Bestandtheile, das Wasserstoffgas und das Stickgas, sind nach dem Vorigen der letzten Metamorphose in Sauerstoffgas wenigstens sehr nahe, das Ammonium selber, zeigt in einigen Verbindungen, die es mit Metallen u. a. eingeht, eine Wirksamkeit, welche bloss diesem hohen Grad, in welchem es sich schon der Natur der Säuren nähert, zugeschrieben werden kann. Täuscht uns nicht alles, so wird bey der Verbindung mit einer starken Säure, diese luftartige Basis nicht allein entkräftet, sondern auch sogleich in den letzten Zustand, nach welchem sie streben kann, in den Säurenartigen (gleich Salpetersäure) übergeführt, und der vermeinte weibliche Körper, täuscht so die Erwartung der Säure, indem er ihr selber mit männlicher Heftigkeit entgegengeht. Und es entsteht Kälte, weil die besondre Form (der Basis) in der Säure und ihren Umgebungen eine gleiche Beschränkung zu erschaffen strebt. Es bürgt uns für die Wahrheit dieser Behauptung schon die Eigenschaft, welche dem Ammonium unter allen Grundlagen einzig ist, dass es bey einer hohen Entkräftung alle Säuren ohne Erhöhung der Temperatur frey verlässt. Es geschieht dies aus demselben Grunde, aus welchem sich die gleichnahmigen Pole zweyer Magnete, oder zwey mit gleichartiger Elektrizität geladne Körper abstossen.

So wird auch keine Wärme erzeugt, wenn eine andre erwärmende Ursache auf verschiedne Körper einwirkt, welche — der Vollendung nahe — des luftförmigen oder flüssigen Zustandes sehr leicht fähig sind. Die Wärme wird, wie man sagt, gebunden. Es bildet die Wärme des erhitzten Körpers in dem ihn umgebenden Eise, flüssiges Wasser, und die Wärme verschwindet. So erschöpft sich überall die Wärme, wo Substanzen zugegen sind, welche dieser Vollendung fähig waren, in der Bildung von Luftarten oder in der Erzeugung des flüssigen Zustandes. Die schon zur Vollendung der besondren Form gelangten (des flüssigen und luftförmigen Zustandes fähigen) Substanzen, bedürfen jener Uebung nach aussen, die sich als Wärme ausspricht, nicht mehr. Sie leiten keine Wärme. Und indem es dem erwärmten cohärenten Körper, der auf sie einwirkt, wenig gelingt, in ihnen das Streben seiner eignen besondren Form zu erzeugen, wird die Lebensübung desselben gehindert, er wird erkältet. Das Cohärenteste wird am meisten erwärmt. Dieses muss sich der Vollendung erst durch Übung des innren Strebens würdig machen. Die Erwärmung ist hier eine Begeisterung des Einzelnen, zur Erzeugung des gleichen Strebens in der Welt der Dinge ausser sich.

Es entsteht Kälte, wenn der wärmeleitende, oder der ursprünglich Wärme wirkende Körper ein Medium getroffen, welches mit einer grossen Leichtigkeit die Vollendung annimmt. So beym Aufthauen des Gefrornen, beym Verdünsten, bey schneller Ausdehnung der Luft, es entsteht Kälte bey der Auflössung eines Salzes in Wasser, bey der Verbindung einer Säure mit dem ungemein sauerstoffhaltigen Schnee und — warum wollen wir es länger läugnen — es entsteht Kälte überall, wo sich Dinge begegnen, welche, statt sich in wechselseitiger Darstellung des männlichen und weiblichen Gegensatzes, das innre Verlangen zu gewähren, sich als gleichmächtige entgegen stehen. Wie die elektrische Aktion des positiven Conduktors u. s. w. schweigt, wenn man ihm eine Säure genähert, wie sich gleichartige magnetische Pole schwä-

chen

chen und endlich vernichten, so hört der erhitzte Körper plötzlich auf erwärmend — schaffend — nach aussen zu wirken, wenn er ein Medium gefunden, welches der Vollendung so nahe oder näher als er selber, sich vielmehr gegen ihn als schaffende, als männliche Natur zu verhalten strebt. Es ist die Wärme nicht gebunden, sondern in dem (schaffenden) Körper vernichtet worden, indem das ungleich vollendetere Medium nun vielmehr auf ihn schaffend einzuwirken strebt, und sich ihm als Einzelnes unterwirft.

Denn, wie zwar eine gleichmässige Einwirkung der Erde auf die einzelnen Substanzen immer gleiche Temperatur erzeugt, so könnte auch ein erhöhtes mächtigeres Wirken der Erde, wenn es alle gleichmässig träfe, nur eine in gleichem Grade erhöhte Temperatur, oder wenn es (wie denn geschieht), die schweren und cohärenten Stoffe mächtiger träfe, als die luftartigen, so müssten jene vielmehr im Verhältniss zu diesen erwärmt seyn. Wärme ist überall Leben und Schöpferstreben. Die Erde kann in den einzelnen Substanzen nichts anders schaffen als ihr eignes Streben. Wenn sich ihre Einwirkung erhöht, muss sich auch das Streben, das sie in den Dingen schafft, erhöhen — und wenn dieses auf die Dinge ausser sich schaffend wirkt, muss Wärme entstehen. Erhöhte Einwirkung der Erdmasse muss demnach Wärme zeugen. Nicht allein sehen Wir, wenn Wir durch den Druck, durch Bewegung fester Körper an einander, die Wirkung der Zentralkraft der Erde auf dieselben nur verstärken, (s. später), Wärme entstehen, sondern wo sich die Substanzen durch Compression, durch Dichter- und Schwererwerden, fähig machen, eine mächtige Einwirkung der Erde zu empfangen, entsteht auch Wärme. Die

in

in der Windbüchse auf einen sehr hohen Grad comprimirte Luft, entzündet Schwamm, und andre leicht entzündliche Dinge, nach einem Versuch von Fourcroy sogar das zugleich mit comprimirte Hydrogen. Sogar das gefrierende Eis und andre Flüssigkeiten, erzeugen beym Starrwerden Wärme u. s. w.

In allen diesen Fällen sind die Dinge durch Verdichtung der Erde nur mehr untergeordnet worden, sie empfangen nun eine mächtigere Einwirkung derselben, werden von dem Streben der Erde, was sie auch im Einzelnen überall schafft, inniger ergriffen als vorhin, da sie sich ihr als Gleichartiges entzogen. Und dieses mächtiger erregte Streben, drückt sich schaffend — als Wärme aus.

Die Erde könnte demnach selbst im Winter nicht geradezu Kälte wirken, wenn sie nicht, indem sie das innre Streben in den einzelnen Dingen schafft, endlich Substanzen begegnete, welche durch eine mächtigere Ursache von einer gleichen Schöpferkraft schon erfüllt, dem Streben der Erde wiederstünden, und vielmehr mit einem gleichen Verlangen auf das nun ungetreue Materiale, das sie vorhin regierten, zurück wirkten. Diese Substanzen sind die zur irdischen Vollendung, zu dem Range des Erdganzen gelangten Lüfte, und die organischen Naturen.

Wirklich begegnen wir der Gewalt des Frostes nur oben an der Oberfläche der Erde, es gehen die Gränzen seines Reichs bekanntlich in die feste Erdmasse nicht tief hinein, nur das Flüssige scheint er etwas tiefer zu ergreifen; doch finden wir auch die Temperatur des Meerwassers, in einer Tiefe, welche schon ausserhalb der Herrschaft

schaft des Frostes liegt, nahe an jenem Grad der Wärme welcher der Unterwelt eigen ist. In tiefen Schachten und Höhlen, bleibt die Wärme sich, wie es scheint, in den verschiednen Jahreszeiten gleich, ja es ist vielleicht die Geschichte jener wunderbaren Quelle im Lande der Sonne nicht erdichtet, welche am Mittag kalt, um Mitternacht (und somit auch im Winter) warm war.

Es ist Uns kein andres Maas für das Verhältniss von Wärme und Kälte gegeben, als unser eignes Gefühl, und dieses, so treu es unsrer eignen Natur ist, lässt wenigstens nicht mit Gewissheit über das entscheiden, was die verschiednen Temperaturen in andern völlig verschiedenartigen Wesen hervorbringen. Wir nennen erwärmend was der Thätigkeit unsres eignen Lebens günstig ist, was sie — bis zu einem gewissen Maass erhöht. Wie die Bestimmung unsres eignen Lebens ist, sich in der untergeordneten Welt des Materiellen schaffend zu üben, so scheint uns das erwärmend, (die Wirksamkeit in uns erhöhend), was jenes Wirken in die Materie ausser uns begünstigt. Was — in einem mächtigern Schaffen begriffen — das Streben was in ihm ist, auch in uns erzeugt, und unsre Thätigkeit zu der Höhe der Seinigen erhebt, scheint Uns erwärmend; was minder belebt, minder wirksam, Uns in die engere Sphäre seines Daseyns herabzieht, nennen wir kalt. Das kaltblütige Thier, die Pflanze, erwecken aus diesem Grund die Empfindung einer geringeren Temperatur in Uns. Erwärmend scheint Uns ferner, was Uns die Bestimmung des Lebens dadurch erleichtert, dass es die Medien, in denen wir schaffen, unsrer Einwirkung fähiger, sie Uns unterwürfiger macht. Das Leben strebt — ein Bild des Lichts — ein Weltganzes ausser sich zu erschaffen. Nicht das Einzelne, in seiner Getrenntheit, das Ganze, der Bund Aller zu Einem ist sein Werk — das Kosmische. Nicht diese einzelne brennbare Substanz, ausser ihrem Bund mit Allen, ergreift die Liebe des Sauerstoffgases, diese geht vielmehr nur in ihrer ganzen Innigkeit nach dem, was von mächtigerem Streben angerührt, in den kosmischen Bund der Dinge, in die Vereinigung mit Allen getreten ist, indem es — z. B. durch die höchste Wärme — ein vollendetes Ganzes in sich darstellt. Und es können zu dieser Vollendung nur die Substanzen geführt werden, welche schon die Vollkommenheit ihres Ganzen in sich ausgesprochen haben. Nur die vollendete Erde kann endlich in jene höhere Ordnung der Dinge übergehen, da sie der Sonne gleich seyn wird, nur das Metall, wenn es im Glühen u. s. w. das Hydrogen, wenn es das Werk seines Planeten in sich vollkommen vollendet, kann von dem Sauerstoffgas zu jener höchsten Verklärung erschaffen werden, welche dieses selbst erlangt hat. Und wenn das Oxygen diese Verklärung in den hierzu fähigen Stoffen schafft, wird es eine Flamme.

So geht die Sonne, und jene kosmischen Momente, welche erwärmen, nicht auf die Erhöhung des besondern Daseyns der Körper, sondern sie streben ein Ganzes aus ihnen zu schaffen. Je mehr sie schon ein Bild ihres Ganzen sind, desto minder werden sie deshalb erwärmt. Schon der Metallkalk ist ein minder guter Wärmeleiter als das unverkalkte Metall, weil er im Moment der Vermählung die Gemeinschaft des Alls erlangt hat. Kohle leitet die Wärme nicht mehr, wie vorhin das Unverkohlte, sondern sie wird gleich, ohne des Bandes mit der Aussenwelt zu bedürfen, ein schickliches Medium der neuen Schöpfung.

Die Erde dagegen verstärkt in jedem Einzelnen, gerade um so mehr das irdische Streben, jemehr es Einzelnes ist. Denn das Besondre ist dem Erdganzen am meisten untergeordnet, seiner Einwirkung am meisten unterworfen. Die Erde theilt ihr Streben dem Einzelnen unmittelbar mit. Dieses Streben ist kein andres, als sich selber, ihre Besonderheit zu erschaffen, sich als Individuum zu erhalten. Die Körper werden in ihrer Beschränkung durch die Einwirkung der Erde bestärkt, je mächtiger sie ihnen zu Theil wird, desto kräftiger wirken sie auf die Schöpfung ihres eignen Selbst, auf die Erhaltung dieser besondern Form. Es wird bey Vielen durch die mächtigere Einwirkung der Erde mit der Cohärenz zugleich die Schwere durch Erkalten vermehrt, und wo diess auch nach der gewöhnlichen Ansicht nicht ist, kann man mit Franz Bader die Kälte eine Erhöhung des eigenthümlichen Schwereprinzips nennen. Eine Erhöhung des besondren Daseyns, der von der Erde bestimmten Form, ist sie eine Befestigung derselben.

So ist uns schon deshalb durch die Kälte das Medium entzogen, in welches schaffend, wir allein Leben haben. Wir suchen nur das Erdganze, nur das Kosmische, weil dieses allein fähig ist, dass wir ihm die Fülle unsers Lebens entzündeten. In der Kälte haben sich nun die Körper in ihre eigne Individualität zurückgezogen, sich in ihr besondres Daseyn am mächtigsten beschränkt. Fern von der Vollkommenheit des Kosmischen, sind sie nicht mehr fähig, unsre schaffende Einwirkung zu empfangen. Das Kalte setzt uns deshalb einen Widerstand entgegen, welcher dem der Schwere beym Bewegen gleich ist, und man kann die Kälte als eine Modification der spezifischen Schwere betrachten. Beyde ruhen auf der Besonderheit der Dinge.

Die feste (sonst basische) Erdmasse ist es, welche im Winter ihre eigne besondre Form in dem Freyeren, von welchem sie sonst beherrscht wurde, zu erschaffen strebt. Wir sahen, wie die Kälte den Gegensatz nicht minder erweckt und fordert als die Wärme, wir sahen es nur vorläufig in etlichen Phänomenen. Es ist aber die ganze Kälte des Winters ein mächtiges Phänomen des Gegensatzes. Wenn das Reich des Winters den besondren, irdischen Charakter der Dinge verstärkt, wenn er in ihnen jenes Streben, welches auf die immerwährende neue Schöpfung (Erhaltung) des körperlichen Daseyns, und auf das Erschaffen eines gleichen besondren Daseyns gerichtet ist, erhöht, vermag er dieses am vollkommensten in denen Substanzen, deren besondres Seyn in der Erde, deren Körperlichkeit am höchsten ist. Denn in diesem wird das Streben ihr eignes Seyn zu erhalten, und es ausser sich zu setzen, am mächtigsten hervorgerufen werden, in denen dagegen am wenigsten, welche der Erde am mindesten untergeordnet, ihr schon gleich sind. Das stärker von diesem Streben Ergriffene, wirkt nun in das Schwächere, verhält sich positiv gegen dieses. Es wird demnach, jener Ordnung entgegen, welche in der wärmeren Zeit in der Welt der Dinge besteht, jetzt das Cohärente, das besondre Körperliche, schaffend in die höhere Welt der Körper einwirken, die dichte Erdmasse strebt in der nun minder thätigen Luft, sein beschränktes Daseyn zu erschaffen. Die Pole dieses mächtigen Tourmalins haben sich umgekehrt, was vorhin den vollkommeneren schon kosmisch gewordnen Substanzen untergeordnet war, als Materiale, in dem sie ihr grosses Werk förderten, das hat jetzt auf einige Zeit die Rolle des Schaffenden übernommen, und treibt sein minder vollkommnes Werk in dem Kosmischen. Es übt sich, das Flüssige starr

zu

zu machen, dem Freyen seine Schranken mitzutheilen. Gelänge dieses Streben der festen Erdmasse in allen Flüssigen, so würde der Winter nicht Kälte zeugen. So entsteht einige Temperaturerhöhung, wenn es dem Starren gelingt, in dem Flüssigen seine eigne Starrheit zu setzen, (Gefrieren).

Innen in der Tiefe der Erde, da ihnen keine Luft ist, welche der Übung ihres Strebens widerstünde, wirkt der Winter keine Kälte; aussen desto mächtiger. Das erhöhte Streben des einzelnen Körpers, setzt der Luft einen höheren Widerstand entgegen, und vermag doch zugleich auch nicht seine eigne Beschränkung in ihr zu schaffen. So entsteht der Stillstand der Lebensübung — Kälte.

So wirkt im Winter, und in der Zeit der Nacht, das vorhin Basische auf das Kosmische schaffend ein. Und dieser Vorgang ist vollkommen dem Schlummer höherer organischen Wesen ähnlich. Im Schlaf (s. den 2 Band) wirken die untergeordneten Organe so in das Nervensystem zurück, als dieses sonst auf sie. Die höheren Organe sind als Materiale der Willkühr der niederen überlassen, welche nun ihre Besonderheit in ihnen spiegeln, zugleich aber die Individualität, das besondre Daseyn in ihnen von neuem setzen, und so das Leben erhalten.

Nicht allein im magnetischen Schlaf scheint sich der untergeordnete Theil des Körpers (der Unterleib, die Magengegend), für das Gehirn wie Sinnesorgan zu verhalten, und jenes Gemeingefühl, welches sonst den übrigen Theilen des Körpers (ausser denen Sinnen), allein eigenthümlich scheint, und welches das allmähliche An-

nä-

nähern u. s. w. eines Körpers zu erkennen giebt, ist zu der Vollkommenheit der andern Sinne erhoben, sondern andre Phänomene des Schlafs zeigen uns vielfältig dasselbe. Die Nachtwandler wissen mit zugedrückten Augen Alles was um sie ist, so deutlich, als ob sie es am hellen Tage sahen, sie schreiben, wandeln mit einer ungemeinen Geschicklichkeit, verrichten die künstlichsten Handlungen ohne sich der Sinnen zu bedienen. Die Hand, der Fuss, zu so geschicklichen Handlungen fähig, sind ihnen zugleich Auge und Sinn geworden. Die Somnambul vernimmt das leiseste, dem Ohr völlig unhörbare Wort, das der Magnetisirende in ihrer Magengegend ausspricht, und hat ein wunderbar deutliches Gefühl von allem dem was in dem Innern ihres Körpers, den Sinnen völlig entzogen ist. Sie beschreibt, gleich den geschicktesten Anatomen, Theile in der Brust- und Bauchhöhle, die sie sonst nie gesehen. Sie weiss, was andre Personen, mit denen sie in leitende Verbindung gesetzt worden, in ihrer Nähe vornehmen, hat ein eignes Mitgefühl bey fremden Handlungen, (das Mädchen bey **Gmelin** glaubt den Säugling an ihrer eignen Brust zu fühlen, den ihre Schwester nahe bey ihr stehend, tränkt), und dieses Wissen, von dem was um sie vorgeht, ist so wenig an die gewöhnlichen Gesetze des Sehens u. s. w. gebunden, dass es ihr nicht minder deutlich ist, wenn die Personen, deren Handlungen sie so sehr afficiren, hinter ihren Rücken stehen, oder durch eine sehr schwache Wand (Vorhang) von ihr getrennt sind. Es ist hier der übrige Körper durch den Schlaf zu dem Range und den Verrichtungen der Sinne erhoben, der innre Sinn erhält durch die Glieder jene Sensationen, welche er sonst von den Sinnen empfieng. Selbst bey dem gewöhnlichen Schlaf, nicht bloss bey diesem nach aussen sichtbaren, ist dieses

der

der Fall. Die Sensationen werden alsdann nicht mehr durch die Verbindung der Sinnen mit der Aussenwelt, sondern durch einzelne Affektionen des Unterleibes, der Glieder u. a. in uns hervorgebracht. Es ist der andre Leib, das Gemeingefühl, das Sensorium, welches der Nacht dient. Die Fledermäuse, gebohrne Nachtwandler, fliegen bekanntlich, nachdem man ihnen die Augen ausgestochen, mit der nämlichen Geschicklichkeit als vorhin, und wissen Gegenstände, die ihnen im Wege sind, eben so geschikt zu vermeiden, als ob sie dieselben sähen. Dies geschieht auch, wenn man dem der Augen beraubten Thiere zugleich Ohren und Nasen völlig zuklebt.

So wird durch die Zeit des Schlummers, durch die Nacht und den Winter im Ganzen wie im Einzelnen, die Ordnung der Dinge um ihre Axe umgedreht; was vorhin unten, ist nun oben an der Herrschaft. Also erhebt sich auch nach Sonnenuntergang das Heer der Gewässer, dessen höchstes Leben nun erst erwacht. Wenn die meisten Landthiere, die meisten Vögel, schon längst schlummern, erheben sich die Delphine munter scherzend so weit über die Wasserfläche, als ob sie aus dem Meere herausmöchten; die geflügelten Fische schwingen sich dann (nicht vor einem Feind, sondern von einem natürlichen Trieb, der sie jeden Abend ergreift, geleitet,) weit über die Meeresfläche hinauf, zu einem kurzen Fluge; die ganzen ungeheuren Schaaren der Seebewohner drängen sich nach der Küste, und welchen die Fähigkeit verliehen ist, die gehen hinaus ans Land, und während hier die gewöhnlichen Einwohner schlummern, gehen diese der gewohnten Beute und dem Triebe des Geschlechts nach. Die Wasserinsekten, welche sonst die ganze Zeit des Lebens in den Fluthen zubringen, machen sich auf, und eilen in ungeheuren Schaaren in die Luft oder ans Land. Nicht allein das Haft erhebt sich am Abend in ungeheuren Heeren aus dem Wasser, um die kurze Stunde der Liebe zu feyern, sondern in südlichen Gegenden, wo der Gegensatz zwischen Tiefe und Oberfläche der Erde, zwischen Luft und Wasser am deutlichsten ist, giebt es eine grosse Menge Wasserbewohner, welche diese nächtlichen Auswanderungen halten; und der kleine Bewohner des geliebten Landes (der wandernde Krebs, *Cancer cursor L.*), ist nicht der Einzige, der des Nachts mit seinem ganzen Geschlecht ans Land eilt *). Es ist, als wollte, sobald der Tag gewichen, und die Nacht aufgegangen, die Luftwelt, und die feste Erdmasse heraus, und nun über das [illegible], das nur entschlummert ist, die Herrschaft übernehmen. Die Erde bildet jetzt in der Luft den Thau, [illegible] sie ruft die Gewässer, welche am Tage über entwichen, und der alten Form noch treu geblieben, in ihren Schooss zurück.

Denn der Winter und die Nacht rufen Alles, was der Tag befreyte, in die alten heimathlichen Fesseln, auf den Boden zurück, und was im Sommer ausgewandert, sieht man im Winter zurückkehren zur neuen Wiedergeburt. Dieses ist die jährliche Umdrehung der Dinge. Während zur Zeit des Frühlings das Heer Apollons, die Vögel, die südliche Heymath verlassen, und nach Norden ziehen, weil im Sommer die feste Masse, (der Boden der sie geboren), seine Herrschaft über das Lebendige verlohren hat, und dieses nun frey, einem mächtigeren Zuge folgen kann, begegnet denen das Volk der Gewässer, die wandernden Fische, welche die alte Heymath, den Pol ver-

---

*) S. über diese Erscheinungen, so wie über die Wanderungen der Heuschrecken, Hasselquists Reise.

verlassen und nach Süden gehen. Und nicht die Vögel allein sind dem Zuge aus der südlichen Heymath nach Norden im Frühling unterworfen, (bis auf Wanderungen von wenig Meilen sind Alle Vögel im Frühling und Herbst Zugvögel), sondern auch andres Geflügel, das sich in Schaaren zusammenhält, und dessen Zug sich deshalb leicht bemerken lässt, macht diese Reise mit. Und zwar strenger in der Richtung der Pole, als die vollkommneren Vögel, wie auch das magnetische Eisen noch ganz fest in der Richtung der Pole beharrt, während die elektrisirte Goldnadel von dieser Richtung schon etwas abweicht, und endlich andere höhere Naturen noch mehr, (s. weiter unten). Die Heuschrecken erheben sich im May und Juny aus ihrem Vaterland, dem steinigten Arabien, und ziehen, wenn nicht gewaltige Stürme sie etwas ablenken, in einer ungemein geraden Richtung von Süd nach Nord herauf, um die Zeit der Begattung und des Todes in einer nördlicheren Erde zu feyern, welche von den Sonnenstrahlen minder besiegt, die gewöhnliche Kraft der Anziehung gegen die Luftbewohner noch ausübt. Im Herbst dagegen, wie allmählig der Boden in seine Oberherrschaft über die Luft und über das Organische zurücke kehrt, fodert er das zurücke, was sein gehört, zieht seine Kinder wieder zu sich. Darum machen sich denn die schönen Fremdlinge, welche Uns jährlich besuchen, und sich des Sommers mit uns freuen, aus dem fernen Norden auf, und gehen in die südliche Heymath zurück, aus der sie einst, im Anfang alles Lebens ausgegangen. Und die Fische, die im Süden die schönere Zeit des Jahres genossen haben, gehen wieder zurück, in die Heymath am Pole. Jene haben bey uns in Norden gebrütet, und nehmen die Kinder mit sich nach Süden, in das Land der

Va-

Vater, diese kommen mit einem Heer neuer Meerbewohner nach dem Pole zurück.

Jenes Verhältniss, welches im Winter herrscht, und welches dem Irdischen Übergewalt giebt, über das Kosmische, ist noch im Magnetismus und in der Elektrizität. Unter elektrischen Körpern wird gewöhnlich das Cohärenteste positiv elektrisch, unter Leitern die Substanzen, welche am besten leiten, und deshalb am oxydirbarsten sind. Dieses sind aber auch gerade die, welche als Einzelne bey der Berührung des Kosmischen der Verbindung mit den Dingen ausser sich am meisten bedürfen, und es sind die, welche eben um ihrer mächtigen Besonderheit willen von der Einwirkung des Erdganzen am kräftigsten ergriffen sind. Gerade die Körper, welche demnach die Natur der Erdmasse am entschiedensten in sich tragen, erhalten in dem elektrischen Konflikt die Rolle des Schaffenden, des Positiven. Der Nordpol des Magnets, der schon durch seine Neigung eine innigere Gemeinschaft mit der Erdmasse andeutet, der cohärente Edelstein u. a. sind säuernde (schaffende) Pole.

Das Metallische, welches den höchsten Grad der Leitungsfähigkeit (Oxydirbarkeit), erreicht hat, scheint nach Ritters neueren Versuchen, der höchsten Positivität in der Elektrizität fähig, es ist auch wirklich, nach einem andren Phänomen zu schliessen, so. Der Schall nämlich, eine höhere Elektrizität, oder vielmehr eine anders modificirte, ist der Unterirdischen, den leitenden Substanzen am meisten eigenthümlich. Das Metallgemisch, welches man als Glockenspeise braucht, muss sich, jedoch seinen Verhältnissen nach, weit negativer verhalten, als der Zink. Oder vielmehr an Zink und andren verwand-

ten

ten Metallen artet das einwohnende (elektrisch) Schaffende, schon in gewöhnliche Elektrizität aus, diese Metalle steigen schon mehr in das Reich der Oberwelt hinauf, in den edleren Metallen aber schlummert das elektrische Vermögen als Ton.

Will man anders erlauben, das, was sich zur Elektrizität nicht anders verhält als Kälte zu Schwere, also zu nennen, obgleich es freylich auf der andern Seite auch nicht ganz uneigentlich die höchste Offenbarung des Magnetismus genannt würde. Magnetisch wird nämlich eine Stange Eisen, wenn sie von der Einwirkung der Erde (im Verhältniss zu den nun minder cohärenten Umgebungen) mächtiger ergriffen wird als vorhin, und der Theil, welcher am meisten von dem Schöpfergeist der allgemeinen Basis erfüllt ist, der Nordpol, wird zu dem minder Ergriffnen schaffend, positiv.

Elektrizität nennen wir die Einwirkung eines festen Körpers, welcher von der Zentralkraft der Erde inniger ergriffen als vorhin, das erhöhte Streben seiner irdischen Natur an anderen hierinnen minder mächtigen Dingen ausser sich übt. Minder mächtig von dem Streben der Erde ergriffen, sind aber die mehr von der Besonderheit befreyten, flüssigen und luftförmigen Substanzen, die, welche in sich mehr ein Ganzes ausdrücken, als jene. Diese nun strebt das Irdische mit seinem besondren Streben zu erfüllen. — Schall endlich nennen wir jene schaffende Einwirkung eines mit der festen Erdmasse im innigsten Bunde stehenden Körpers, auf das minder von diesem Bund ergriffne, (gewöhnlich) auf die Luft. Es ist wahr, der Schall pflanzt sich in einem gewissen Maasse in dichteren Medien besser fort als in dünneren, weil dem Schallenden vergönnt ist, in jenen verwandteren Naturen sein eigenthümliches Streben leichter hervorzurufen, als in den höheren, freyeren; aber das reinste, schönste Vermögen zu tönen, haben die Dinge in der Luft, haben sie, wenn sie auf das vollkommenste Medium schaffend wirken. Und wenn sie im Schaffen von dem Geist des Lebens, dem sie nun gleich sind, erfüllt worden, gehn sie in den Bund des Kosmischen — werden von dem Gleichartigen vernommen. Sie rufen in allen Dingen, welche diesen ihren Kreis im Kosmischen betreten haben, das gleiche Streben, den gleichen Schöpfergeist hervor — das Hören, Mittönen.

Ich habe schon an einem weit früheren Ort deshalb vielleicht nicht ganz ohne Grund Ton und Elektrizität für Eins erklärt, jener aber sey nur den Dingen der Unterwelt gegeben, während der mächtigere Ton der Oberwelt — Elektrizität sey. Jene allein wissen zu tönen, diese verstehen nur zu schallen. Jene haben den Gesang der Töne dann am schönsten, wenn überhaupt die Schöpferkraft der Erdmasse über das Freye regiert — des Nachts und im Winter, und es ist alsdann auch das positiv elektrische am meisten elektrisch, (während das Sieglack, der Schwefel und andre Substanzen, welche dem Positiven sonst ein Materiale des Schaffens sind, dann ihre Dienste minder leicht verrichten, indem sie durch die Kälte ihrer Freyheit beraubt, und hiedurch minder negativ werden.)

Im Magnet, welcher an dem frühesten Aufgang des selbstständigen Lebens, äusserlich auf dieselbe Weise noch in sich geschlossen ist, als es das Leben endlich nach einer ungeheuren Zeit der Umläufe (jedes Leben ist ein Umlauf, ein Tag — ein Jahr des Panorganismus, s. den

2ten

sten Band), im Organischen am Ziel der Vollendung, (im Thier), wieder ist. Die Welt, in welche der schaffende Pol des Magnets sich übt, ist er selber, jener Theil von ihm selber, welcher minder von dem Streben der Erde ergriffen ist. Die Wirkung des Magneten auf andre Körper ausser ihm, ist fast nur auf das Gleichartige beschränkt, er vermag nur in Dem sein eignes Streben zu schaffen, was hierzu schon die entschiedenste Fähigkeit besitzt. Ja was schon selbst die Einwirkung des Schaffenden erfahren, ist allein der Herrschaft des Magnetismus gegeben. Während das regulinische Bley und Zinn gar nicht angezogen worden, geschieht dieses den Kalken derselben. Zink, Wismuth, und vornehmlich Kobald, (Substanzen die auf der einen Seite in Hinsicht der Wärmeleitung und Oxydirbarkeit dem Eisen nahe verwandt sind), werden immer angezogen, Spiessglanz aber erst dann, wann es vorher einem gelinden Feuer ausgesetzt worden. Die Anziehung des weisen Wismuths, wächst, wenn man ihn im Feuer verkalkt hat, und eine wunderbare Art von Wismuth, die dem Magnet vorhin an beyden Polen abstösst, wirkt nach dem Verkalken anziehend. Auch andre Mineralien werden, nachdem man sie vorhin dem Feuer ausgesetzt, etwas angezogen, besonders die vom Kieselgeschlecht. Bernstein und andre brennbare Stoffe werden es, besonders wenn sie schon ein wenig gebrannt haben. Also werden auch fast alle organische Substanzen, nachdem man sie verbrannt hat, angezogen. Endlich scheint selbst schon die blosse Aufnahme in die Atmosphäre die leichten Körperchen der magnetischen Anziehung fähig zu machen, (ihnen gleich den Meteorsteinen, eine feste Eisenartige Natur zu geben). Jener leichte Staub, der aus der Luft auf Dinge fällt, welche ihr ausgesetzt sind, wird vom Magnet angezogen.

Das

Das schon eine Zeitlang mit einer Säure in Berührung gewesene Metall, wird durch die schon begonnene Oxydazion immer oxydirbarer. Es verhält sich in der Reihe der Excitatoren zu einem andern Stück von dem gleichen Metall, das noch nicht im chemischen Konflict gewesen, wie ein mehr oxydirbares zu einem minder oxydirbaren Metall (nach Ritter). So werden alle Substanzen, wenn sie einmal in dem Kreislauf der kosmischen Kräfte aufgenommen worden, der neuen Schöpfung, welche an ihnen begonnen, oder des Schaffens selber immer fähiger. Dinge, die einem gelinden Feuer ausgesetzt gewesen, Oxydabilien, die schon ein wenig gebrannt haben, sind nun noch zu bessern Leitern geworden, als vorhin, und haben sich in dem Grad der Leitungsfähigkeit, dem Eisen genähert. — Und den sonst schon gut leitenden Metallen, ist durchs Verkalken erst der Theil gegeben, welcher ihrem Streben Material seyn könnte. Es ist das Sauerstoffgas. Eine gleich gut, und sehr mächtig oxydirbare Substanz, minder schwer und minder cohärent (darum auch minder von dem Streben des Erdganzen erfüllt), werden sie durchs Verkalken nicht allein in ein innigeres Bündniss mit dem Erdganzen geschaffen, sondern sie werden mit dem Sauerstoffgas verbunden fähig, das allen irdischen Substanzen eigenthümliche magnetische Streben an einem ungemein schicklichen Materiale zu üben.

Während das schaffende Streben im Magnetismus nur noch in der eignen engen Sphäre des einzelnen Körpers wirkt, und sich der schaffende Körper nur einen Theil seiner eignen Substanz unterwürfig machen könnte, wirkt der electrische Körper etwas thätiger, aus seiner Besonderheit hinaus. Schon der Magnetismus giebt sich, an ei-

einer Eisenstange, je stärker er ist, destomehr durch eine weitere Entfernung der Pole von einander, durch eine weitere Wirkungssphäre zu erkennen, die Elektrizität könnte ein stärkerer Magnetismus genannt werden. Denn es ist dasselbe Streben des Cohärenten, des mit der Erdmasse in Verbindung Stehenden, seine eigne Besonderheit ausser sich zu erzeugen, als der Magnetismus. Allein das Verhältnis beyder kosmischen Momente, wird uns schon äusserlich auf eine andre Weise sehr deutlich.

Das Licht tritt auf der Erde erst dann ein, wenn die Substanzen die Bestimmung ihrer irdischen Natur vollbrachten, wenn sie ein Bild der Erde ausser sich erschaffend, dem Erdgeist gleich geworden sind. Das schon vollendete Erdganze wird erst fähig in die neue höhere Ordnung überzutreten — Sonne zu werden.

Wie das Brennbare erst das Erdganze in sich darstellen muss, sich zur letzten Vollendung erheben, (dampfförmig werden), ehe es sich mit dem Sauerstoffgas vermählen kann, so ist die höchste Brennbarkeit allezeit das Zeichen der höchsten irdischen Vollendung. Das Wasserstoffgas ist das Brennbarste.

Durchsichtigkeit nennen wir das Vermögen eines einzelnen Körpers, durch das Licht selber zum Leuchten erregt zu werden. Was aber leuchten (Sonne seyn) soll, muss erst die Laufbahn des Erdganzen vollendet haben. Die durchsichtigen Substanzen müssen demnach alle das Streben des Erdganzen in sich vollendet haben.

Durchsichtig sind nun am meisten die Luft, das Wasser, brennbare Substanzen, und vor allen, nach den Diamanten und einigen andren kieselartigen Mineralien,

die

die Gläser. Was sind aber die Gläser anders als Substanzen, welche in dem Glühefeuer die Laufbahn des irdischen Strebens bis ans Ziel vollführt haben? Es ist das Verglasen bey den meisten basischen Stoffen nicht ohne die Verbindung mit einer Säure möglich. Die einfachste Basis unter allen, die Kalkerde, und die Thonerde, welche im Glühefeuer ihre Andronie verlieren, können durch das Glühefeuer, welches wir anzuwenden vermögen, noch nicht verglast werden, Metalle verglasen sich erst als Kalke. Die Potasche wird des Verglasens erst durch ihren Aezstoff (Wassersäure) fähig. Das vorhin Basische, tritt, wenn es die Glasform annimmt, in die Natur der Säuren über (s. Winterls Darstell. VII.). Es muss aber, damit ihm dieses möglich sey, die Bestimmung als Basis vollkommen vollendet haben (s. VI.).

Glas wird demnach der Körper genannt, welcher seine irdische Bestimmung als dieser einzelne Körper bis zum höchsten Gipfel vollendet hat. Durch die Oxydazion, durch Verkalken, ist er zuerst bis zum höchsten Grad der Oxydirbarkeit, (Basizität), erhoben, endlich auf diesem Gipfel der Vollendung einer neuen Ordnung der Dinge (der Säuren Natur) umgeändert worden. Er hat sich, (wie das Wasser, wenn es in seine Gegensätze zerfallen) zu einem vollkommenen Bild des Erdganzen erschaffen, hat die Bestimmung der Erde in sich vollendet, und ist nun als schaffende Erde der höhern Ursache, welche die Erde hervorrief, (die sich Uns jetzt als Sonne ausspricht), gleich geworden. Das Glas ist eine leuchtende Sonne, es muss aber erst das Streben zu leuchten durch das mächtiger Leuchtende in ihm erweckt werden.

Diamanten, und verschiedne Mineralien von der höchsten Cohärenz und Durchsichtigkeit, haben die Eigengenschaft im Dunkeln zu leuchten, wenn sie vorhin dem Licht der Sonne ausgesetzt waren. Es ist dieses Licht schon vollkommen elektrisch, und nicht an Oxydation durch Sauerstoffgas gebunden, sondern der also leuchtende Körper ist in sich selber das, was die Gegensätze des Wassers nur auf eine ungleich höhere Weise unter sich sind.

Diese Mineralien, sind zwar keineswegs, wie es vielleicht die Vertheidiger einer Entstehung der Erde durch Feuer behaupten wollen, auf jene Weise vollendet, auf welche wir die basischen Stoffe zur Vollendung des Glases führen, (durch Gluth), aber sie stehen ganz, gleich den Gläsern, auf der höchsten Stufe irdischer Vollendung Sie sind vielleicht alle ohne Ausnahme brennbar, und der Diamant ist es nur im höchsten Grade, weil er diesen Zustand der Vollendung am vollkommensten erreicht hat. Zugleich finden wir, dass sich diese Substanzen alle sehr leicht zum Theil in den sauern Zustand überführen lassen. Sie werden nämlich alle zum Theil in Andronie zerlegt, und verhalten sich beym Verglasen andrer noch basischer Körper (und auch sonst) als Säuren. Es ist zwar gewiss, dass wir den Gegensatz in diesem Maasse in der Kieselerde erst wecken müssen, dass wir sie erst künstlich zu Säure und Basis (Andronie und Kalkerde) schaffen, sie muss aber denn doch diesem Zustand vorhin schon sehr nahe gestanden haben, muss mit einem Wort, eine Substanz gewesen seyn, deren irdische Natur — Basizität den Gipfel der Vollendung erreicht hat, und nun der höchsten Metamorfose der Erde in das Überplanetarische (Männliche), fähig geworden. Der Kiesel ist deshalb das feste Wasser der Erde, das Wasser der Urzeit, denn Wasser nennen wir den Theil der Erde, wel-

welcher noch zu unsrer Zeit und vor unsren Augen die letztmögliche Vollendung des irdischen Strebens erlangt. Vielleicht dass jene relativ cohärentesten Substanzen wirklich Überreste einer Zeit unsres Planeten sind, da er auf einer früheren Bildungsstufe wirklich männlicher Natur war, (als Sonne leuchtete) während die Sonne das war, was die Erde nun ist, vielleicht auch dass sie einzelne Theile der Erde sind, welche unter andern allein zur Vollendung kommen, wie auch nun unter allen Körpern das Wasser allein jene höhere Ordnung eingeht, welche dereinst auch die Erde betreten wird.

Selbst die ungemein geringe chemische Reaktion der meisten unter diesen Substanzen, deutet an, wie sehr sie in sich vollendet, ausser sich keines andren Bundnisses bedürfen, bis von einer höheren Gewalt dieser Kreiss den sie als besondere in sich bilden, von neuen geöfnet wird, und sie endlich dem höheren Daseyn der Dinge, dem Kosmischen, und endlich dem Organischen näher treten.

Es sind nun alle diese Mittelwesen, (die Gläser, die Diamanten, das Eis, und sogar auf einer gewissen Stufe das Süsse), welche weder ganz Säuren noch ganz Grundlagen, eigentlich schon beydes sind, der höchste Gipfel, welchen das Besondre, das Cohärente, durch das höchste Streben seiner irdischen Natur zu erlangen vermag. Sie sind das Basische auf jenem hohen Standpunkt, wo es schon im Begriff ist, seine basische Natur zu verlassen, und in das männliche Geschlecht der Säuren überzugehen. Wie das Süsse zwischen den Säuren und Grundlagen mitten inne steht, (es ist eine Säure mit jenem Zustand der höchsten Entsäuerung, welcher sie auf der andern

dern Seite ins Basische führt), so diese Substanzen. Sie sind wie das Wasser, und im organischen Leben wie das erste Jünglingsalter u. s. w. das letzte höchste Ende der einen, das Beginnen der andern Welt.

Wie das Sauerstoffgas, die zur Vollendung und endlich auch zur Selbstständigkeit gelangte Erde, unter allen günstigen Umständen geneigt ist, seine hohe Schöpferkraft als leuchtende Sonne zu üben, so ist die zur höchsten Vollendung gelangte cohärente Erde in den Gläsern u. a. welche sich von der im Sauerstoffgas vollendeten Erde nur dadurch unterscheidet, dass sie ihre Basis noch in sich trägt (noch zugleich Basis ist). Diese Schöpferkraft zeigen sie in der Elektrizität.

Das Sauerstoffgas wird zu der Vermählung mit dem Brennbaren getrieben, wenn von jener mächtigeren Offenbarung der schaffenden Ursache (von dem Sonnenlicht, Glühefeuer u. a.) das gleiche schaffende Streben in ihm geweckt wird, oder wenn es von einer Basis, welche ihm das Erdganze, bereit sich einer gleichen Vollendung zu nähern, zur Erzeugung seines eignen Strebens in ihr aufgefodert wird. So wird die zum Glas — Diamant vollendete Erde zur Schöpfung aufgefodert, wenn das Streben seiner irdischen Natur vermehrt wird.

Dieses kann von nichts anders erhöht werden, als von der Ursache dieses Strebens in allen Dingen — von der Erde. Die Erde muss mächtiger auf den Körper einwirken als vorhin. Es geschieht dieses durch Druck (Verstärkung der Schwere, und Erhöhung der Verbindung des Einzelnen mit dem Erdganzen) durch Reiben der Körper an einander, oder Verstärkung der bewegenden Ursache.

Diese bewegende Ursache ist den cohärenten Körpern die Schwere. Es erfährt der aus seiner alten Beziehung auf die Erdmasse bewegte Körper die Einwirkung einer mächtigeren Schwere, denn er kann nur dadurch von der Erde bewegt werden, dass ihm in einem andern der Grund des Seyns vollkommner offenbart wird, als in der Erde. Eine vollkommnere Offenbarung des Seyns heisst nichts anders als eine Erhöhung, Vervollkommnung des eigenthümlichen Daseyns der Dinge, es wird also durch Bewegung das innre Seyn des bewegten Körpers erhoben, höher vollendet.

Also heisst Bewegung nichts anders als Verstärkung des inwohnenden Strebens, das Erdganze darzustellen. Dieses ist in der Ruhe, und bey der gewöhnlichen Beziehung auf die Erdmasse nur auf Erhaltung (stete Erschaffung) des eignen Daseyns gerichtet, und erfüllt diese Bestimmung vollkommen. Wenn aber jenes schaffende Streben über dieses gewöhnliche Maas erhöht wird, so wirkt es, als ob es in der engen Sphäre des einzelnen Körpers keinen Raum mehr fände, über dieses hinaus, und schafft nun in andern Körpern.

Und wie spricht sich dieses Schaffen aus? — Als Licht. Die zur Vollendung gelangte Erde übt sich — sich selber schaffend, und wird im Schaffen von jenem Geist erfüllt, nach dessen Gleichheit alle Dinge streben. Und ist das Licht des elektrisirten Glases etwas anders, als seine aus der Sphäre des einzelnen Körpers heraustretende Durchsichtigkeit? Ist Durchsichtigkeit etwas anders, als ein schwaches Leuchten, ein Leuchten ohne Verbrennen? Ist die Flamme etwas anders als die höchste Verklärung jenes Zustandes, die auf einer beschränkteren Stufe des Seyns Durchsichtigkeit ist?

Das Sauerstoffgas allein, wird beym Verbrennen zur vollkommnen Flamme verklärt, der phlogistische Körper jedoch auch, so weit es dem Sauerstoffgas gelungen, in ihm seinen eignen verklärten Zustand hervorzurufen. Also leuchtet auch nur das positiv elektrische mit einer vollkommnen Flamme, und wenn man im luftleeren Raum eine metallne Kugel A, negativ elektrisirte, wird die Feueratmosphäre nicht an dieser, sondern an der nahestehenden Kugel B gesehen, welche positiv geworden, (und umgekehrt). Der positive Pol des Tourmalins strahlt einen Feuerstrom nach dem negativen hin. Allein auch die negative Elektrizität ist durch einen eignen leichten Funkenstern ausgezeichnet. Dieses ist ein Zeichen, wie weit es dem Positiven gelungen, seine eigne Vollendung auch in diesem zu erschaffen. Es ist ja auch eigentlich weder zu behaupten, das Sauerstoffgas werde allein Licht beym Verbrennen, noch viel weniger gilt dieses von der phlogistischen Substanz. Beyde leuchten, beyde flammen, und nur das Sauerstoffgas ursprünglich. Nur indem dieses seine Vollendung in dem Brennbaren setzt, wird es selber aufs Höchste verklärt.

Wie aber bey dieser ersten Weise der Elektrizitätserregung, von der wir hier noch immer reden, sie möge nun durch Kälte, oder durch Reiben und Druck (mit einem Wort durch Erhöhung der Schwere), gewirkt werden, das einwohnende irdische Streben der Körper höher begeistet wird, so wirkt in diesen nämlichen Substanzen die Wärme das Gegentheil. Das hartgefrorne Eis ist bekanntlich positiv elektrisch, das Wasser hat diesen Charakter so ganz verlohren, dass es vielmehr andern schaffenden Körpern Materiale (negativ) ist. Das feste Glas, in der vollen Cohärenz seiner Oberfläche, die doch ei-

gent-

gentlich allein den elektrischen Konflict begründet, ist positiv, durch Erwärmen wird es aber allmählig minder positiv. Welchem Zustand kann sich die zur höchsten Vollendung gelangte Erde (Basizität) nähern, als dem sauren, dem sie so nahe steht?

Es will demnach die Elektrizität, (jene Elektrizität, die man im eigentlichen Sinne so nennen kann, die positive) in den Substanzen, die sie mit ihrem eignen erhöhten Streben begeistert, das wirken, was die feste Erdmasse im Winter in der Atmosphäre zu schaffen strebt. Das Licht, des positiv elektrischen Körpers, ist wie das Nordlicht, das der Erde im Winter in der Gluth des mächtigsten Schaffens entströmt, ein Zeuge, dass es zum Theil gelungen, das besondre, das irdische Streben in dem beruhten (negativen, dem flüssigen Zustand näher stehenden) zu schaffen.

Und wie drükt sich das irdische Streben, das der positiv elektrische Körper, das die leuchtende Erde in dem negativen schafft, aus? — Als Erstarrung, als grössere Cohärenz, und diese ist es, welche das Reich des Irdischen auch in der Winterkälte im Flüssigen bewirkt. Was schafft das Metall, das sich zur vollendeten, concentrirten Säure positiv verhält in dieser? — Es macht sie eisartig, (s. Winterl), und es ist, als ob von dem Metall der Frost nach allen Seiten in die flüssige Säure einwirkte, es wird diese, wo sie den Zink oder das Eisen umgiebt, strahlenförmiges Eis. — Wenn ist die negative Elektrizität des im geschmolznen Zustand auf Glas geschütteten Schwefels am stärksten? Wenn das geschmolzne am vollkommensten wieder erhärtet ist, wenn es dem Positiven, das überall Erde, überall das Cohärente wirkt, gelunlungen, ihn starr zu machen. — Was wirken glasartige Substanzen auf die Auflössungsmittel, denen sie vorhin, als sie noch nicht Glas waren, gehorchten noch einzig? — Sie ertheilen ihnen dieselbe glasartige Form, die sie selber haben.

Auf jenem Verhältniss zwischen dem Cohärenten und Freyen, zwischen dem noch Unvollendeten und dem schon Vollendeten ruhet der Unterschied zwischen dem Magnetischen, Elektrischen und Chemischen. Wir müssen, um diesen Unterschied vollkommen zu begreifen, uns jenes Verhältniss noch einmal klar vor Augen stellen.

Die Erde wirkt an sich in den einzelnen Stoffen das Nämliche, was die Sonne in ihnen schafft. Auch die Erde strebt nach jener höchsten Vollendung, welche die Sonne schon erlangt hat, und strebt nach dieser Vollendung durch ein stetes immer vollkommneres Schaffen ihres eignen Daseyns in der Welt der Dinge, welche ihr zu dieser Übung gegeben ist. Von diesem Streben der Erde werden aber die Substanzen am meisten ergriffen, welche der Masse am meisten untergeordnet, (am meisten cohärent und schwer) sind, die aber am mindesten, welche sich als schon gleichartig der Erde entzogen haben, (die Lüfte z. B.) Diese haben jene Vollendung schon erreicht, welcher der Planet noch entgegengeht, und dieser kann jene Verklärung, der sie entgegen streben, ihnen nicht geben, weil er sie selber nicht hat. Es schafft jede Natur ausser sich nur das Streben, das in ihr selber ist. Nur die Sonne kann diese zur letzten Vollendung ihres Planeten gelangten Dinge zu dem Werk begeistern, welche sie selber schafft.

Es sind aber alle Dinge in jedem Moment nur durch jenen ewigen Grund des Seyns, welcher sie geschaffen. Dieser allein bestimmt sie unaufhörlich zu einer neuen Schöpfung ihrer selber (Erhaltung). Die einzelnen Körper auf Erden wären nicht, wenn nicht die Erde in jedem Augenblick ihnen Daseyn gäbe, die Erde und die Sonne, und alle Welten wären nicht, wenn sie nicht von einer allwaltenden schaffenden Ursache, eines durch das andre zu einer stets neuen Schöpfung ihrer Form bestimmt würden. Jene Substanzen die sich schon vollendet, der Erdmasse entzogen haben, können zu dem mächtigen Werk, in welchem sie verklärt werden, nur durch die Sonne oder eine gleich mächtige Offenbarung des Schaffenden, bestimmt werden. Diese schafft in ihnen ihr eignes mächtiges Streben, und wenn sie von ihnen gewichen, hören sie auf, in der untergeordneten Masse zu schaffen.

Gerade aber dann ist das Werk der Erde am mächtigsten, und vor allen in jenen Dingen, welche schwer und cohärent sind. Da aber Übung des schaffenden Strebens, wenn sie gelungen, sich immer als Wärme ausspricht, so könnte die Erde im Winter nicht geradezu Kälte schaffen. Auch bemerken wir sogar Wärme, wenn das Streben der Erde in den Dingen ihr eignes Leben zu erschaffen gelungen ist. Es entsteht Wärme bey dem Gefrieren des Flüssigen, Wärme bey der Bildung einer mächtigen winterlichen Umwölbung der Atmosphäre. Kälte geht nur aus dem Widerstand hervor, welchen das schon Vollendete dem Streben der Erde entgegensetzt.

Deutet sich nämlich die Übung des innern schaffenden Strebens als Wärme an, so muss die Luft am meisten erwärmt werden, wenn sie die angeborne Bestimmung in den andern Dingen am vollkommensten übt. Diese Übung wird nur durch die Sonne oder eine andre gleich mächtige Nähe des Schaffenden möglich. Wenn nun des Nachts und im Winter das Werk jener vollendeten Substanzen nicht mehr gefördert wird, wenn sie aufhören zu schaffen, so deuten sie uns das Aufhören der gewohnten Lebensübung als Kälte an. Auch den festen Substanzen, wenn sie von der mächtigeren Einwirkung der Erde getrieben, in der Welt ihrer Umgebungen zu schaffen streben, ist dieses in den schon vollendeten Lüften versagt.

Aus diesem Widerstand, aus dem Aufhören der innren Lebensübungen in den Dingen, geht die Kälte hervor. Diese ist daher an heitren Wintertagen am heftigsten, weil denn die Atmosphäre, von der Sonne zu höhern Streben begeistet, der Erdmasse einen heftigern Widerstand leistet.

Das was die Erde in den Dingen schafft, ist demnach nicht Kälte, vielmehr ist es, jemehr das Werk gelingt, das sie in ihnen fördert, desto höhere Wärme. Im innern Schooss der Erde wirken die Dinge nicht minder in und neben sich die höchste Vollendung, und glühen in der höchsten Begeisterung. Es gehen die Zeugen eines solchen mächtigen Wirkens, welches die Erde in den einzelnen Stoffen erzeugt, glühend heiss aus ihrem Schooss hervor, und vielleicht sind alle Gewässer, welche aus ihr entspringen, in der Nähe ihres tiefen Ursprungs heiss, und erkalten erst, wenn sie sich (zur Vollendung des Ganzen gelangt) nach ihrer Oberfläche herauf drängen.

Ja, die Sonne ist es nicht allein, welche die vollkommnen Dinge zu einem gleichen Leuchten entflammt, sondern auch die cohärenten Stoffe werden, wenn das Streben, das die Erde in ihnen schafft, vollkommen gelungen, leuchtend.

Schon der Magnetismus ist das Streben des Cohärenten, in dem Freyen (das nach der im VI. beschriebenen Weise entstanden), sein eignes Streben zu schaffen. In dem Nordpol des Magneten, der sich nach dem innigen Bund der Masse hinabneigt, wird (nach dem Vorigen) von dieser das allgemeine Streben vollkommner gewirkt, als in dem schon freyen Südpol. Er sucht das von der Erde erhaltne Leben in dem Freyeren zu schaffen. Hierinnen ist das Verhältniss der festen Erdmasse im Winter zu dem Flüssigen, das Verhältniss des Pols zu dem südlichen Himmel. Es ist das schaffende Streben im Magnetismus nur zum Theil, nie ganz vollkommen gelungen. Das Freye wird durch jene Ursache, welche es hervorrief (VI.), immer von neuem geschaffen, und es gelingt dem Cohärenten nie ganz sein besondres Streben in ihm zu schaffen. Die Übung dauert immer fort. — Gelänge es dem gewaltigsten Theil der Erde, dem Nordpol, in der südlichen Masse sein Werk zu vollenden, so würde diese Polarität des Planeten, welche wir nun an ihm bemerken, aufhören, und was nun Ost und West (fast gleichartig) ist, würden dann die Pole seyn. Denn es ist das Streben der Erde, so wie das aller Naturen, die Welt, in welcher sie schafft, sich vollkommen gleichartig zu setzen, (sie ganz mit ihrem Leben zu erfüllen). Wäre dieses gelungen, so würde der gewöhnliche Gegensatz zwischen beyden Polen nicht mehr seyn, und die Weise der Umdrehung, welche von dieser Polarität abhängt,

wäre

wäre nicht mehr dieselbe. Zugleich aber wäre das Werk der Erde vollendet, und diese würde von jenem Geist verklärt, aus welchem sie ist, und würde leuchtend seyn, (wie das positiv Elektrische).

Der Gegensatz zwischen Nord und Süd, ist ein Bild alles Gegensatzes, der noch in der Übung seiner Bestimmung begriffen, dessen Werk noch nicht vollendet ist. Wenn dieses geendet, ist der Gegensatz aufgehoben, das Geschaffene wird dem Schaffenden gleich, und dieses wird verklärt zur Vollendung seines Schöpfers. Im Magnetismus ist das Werk des Gegensatzes noch nicht gelungen. Es ist hier der Gegensatz zwischen Nord und Süd beständig, und bloss die verschiednen Tages- und Jahreszeiten schaffen ein mehr und minderes Gelingen jener Uebung, in welcher der Magnet, gleich seinem Erdganzen, beharret, und jene bekannten Abweichungen der strengen Richtung von Nord nach Süd.

Mehr aber ist dieses Werk den vollkommneren Substanzen in der Übung ihrer Gegensätze gelungen — den elektrischen. Die elektrisirte Goldnadel kehrt sich schon etwas mehr nach Ost und West, und endlich können sich die elektrischen Gegensätze in den Augenblicken der Vermählung durchaus nicht anders als Ost und West verhalten.

Dieses ist unläugbar. Denn das Licht, welches bey dieser neuen Schöpfung erscheint, ist ein zu sicheres Zeichen, dass die Dinge das innre Streben vollkommen vollendet haben. Denn sie sind von dem Geist des Schaffenden verklärt worden, es muss ihnen daher gelungen seyn, gleich dem Schöpfer ihr innres Streben vollkommen ausser

sich

sich zu schaffen, sich ganz in der Vollendung zu verklären. Das Materiale, in welchem sie schufen, muss ihnen vollkommen gleichartig geworden seyn. Und siehe das negativ Elektrische leuchtet auch (nur schwächer), mit gleichem Lichte.

Darum hört auch der elektrische Gegensatz im Moment der Vermählung auf, denn sein Werk ist gelungen. Darum zerstört auch Glühefeuer und Elektrizität den Magnetismus, den sie sonst hervorrufen, indem sie sein Werk schnell zur Vollendung führen.

Diese beyden kosmischen Prozesse, Magnetismus und Elektrizität, sind denn nichts anders als eine Übung jenes besondren Strebens, welches die Erde schafft, an andern Dingen. Es ist dieses in der Elektrizität am meisten, in dem Magnetismus am wenigsten gelungen. Zwischen ihnen beyden mitten inne steht der Schall, den man mit Recht eine unvollkommnere Elektrizität nennen könnte. Auch er ist eine Übung jenes Lebens, das dem Körper aus der Erde kömmt. Das Metall, wenn dieses innre Seyn in ihm erhöht wird, sucht es nach aussen schaffend, zu üben, was es dann wirkt, nennen Wir Schall.

Wir finden denn in allen diesen Fällen gerade bey den cohärenteren und schwereren Stoffen die Oberherrschaft über das Freyere und Selbstständigere. Dennoch ist das Freye das Männliche, das Gebundnere immer das Weibliche, Basische. Es herrscht hier das mehr Basische über das minder Basische. Der Gegensatz beginnt im Anorganischen wie im Organischen zwischen Substanzen, welche mehr und minder basisch sind. Der Staub

der

der Flechten (s. V.) ist nichts anders, als ein minder vollendeter weiblicher Saamen, die eigentlichen weiblichen Früchte sind das, was er ist, in weit höherem Maasse. Dennoch gränzt jener Staub an die männliche Natur des Pollen, er ist in diesen unvollkommnen Naturen Repräsentant des Männlichen Geschlechts. Aber fern von der zeugenden männlichen Bestimmung, scheint er vielmehr hier der weiblichen untergeordnet.

Wir müssen indess den Südpol des Magnets, und auch den selbstständigeren Körper in der Elektrizität (den minder cohärenten), den Männlichen nennen, wie wir den Staub der Flechten ein unvollkommnes Pollen genannt haben. Gerade aber das Vollendetere, Selbstständigere, hat sich der Erde mehr entzogen, und wird von ihrem Geist minder erfüllt, als das Basischere. Darum schafft das Irdische in jenen Momenten, welche das Wirken der Erde in ihm erhöhen, in dem Freyen, wie dieses sonst in ihm. Übrigens ist aber die Entstehung des Gegensatzes, das Verhältniss des Männlichen zu dem Weiblichen, (als des mehr Vollendeten zu dem minder Vollendeten) hier wie überall dasselbe, und es ist das vorhin beschriebene (s. VI.)

Wir nennen auch im ungebornen Thier das Haupt — Haupt, obgleich sein Verhältniss zum Körper gerade das umgekehrte von dem ist, das im vollendeten Thier Statt findet, (s. den 2ten Band). Denn auch im ersten Entstehen des besondren Lebens organischer Wesen, findet dasselbe statt, was wir im ersten Entstehen des allgemeinen Lebens in der Erdmasse (im Magnetismus, Elektrizität u. s. w.) gesehn. Das Leben, noch im Schoosse der Mutter, ist noch mit beyden Polen nur in der Uebung

des

der besondren Form begriffen, und lebt allein in dieser Uebung. Und jener Pol, welcher die Bestimmung der besondren (basischen) Natur am meisten übt, wirkt belebend in den andern. Das Herz des Ungebornen schlägt längst, wenn die Funktionen des Haupts noch nicht möglich sind. Dieses ist nach unten gekehrt, der Leib noch als Herrscher nach oben. Bald aber nach der Geburt tritt das wahre Verhältniss ein, und im Anorganischen, sobald endlich das Freyere zur Vollendung gelangt ist.

Und dieses wahre Verhältniss zeigt sich sehr bald, wenn eine mächtigere Offenbarung der ewigen Ursache alles Seyns, als die der Erde ist, die Dinge zu einer höheren Schöpfung treibt. Es wird von der Schöpfergewalt der Sonne in allen Dingen ein gleiches Streben geschaffen, und damit sie der Verklärung der Sonne fähig würden, müssen die Dinge erst zu einem vollkommnen Bilde ihres Erdganzen vollendet werden. Welche diese Vollendung erreicht haben, diese werden am vollkommensten von dem Streben der Sonne ergriffen. In dem Maasse ihrer Vollendung werden sie von einem gleichen Geiste erfüllt.

Es wird nun die Sonne jene Substanzen, welche sich der Erde am meisten entzogen haben, (am meisten zur Selbstständigkeit gelangt sind), auch am vollkommensten mit ihrem Streben erfüllen, weil sie desselben am fähigsten sind. Und so kehrt sich aus diesem Grunde im Sommer, und am Tage, jenes Verhältniss der festern Erdmasse zu der Atmosphäre um, welches im Winter und des Nachts besteht. So tritt nun das wahre und natürliche Verhältniss zwischen den beyden Gegensätzen ein. Jene Substanzen, welche durch ein höhres Maas der in-

nern

nern Vollendung, von Natur bestimmt sind, das minder Vollendete sich gleichartig zu schaffen, vermögen dieses nun wirklich. Und jemehr es ihnen gelingt, in der festeren Erdmasse ihr eignes Daseyn zu wirken, desto mehr tritt jener stete Zeuge der Uebung des irdischen Daseyns, und des vollkommneren Lebens — die Wärme ein.

Was aber das Vollendete in dem minder Selbstständigen schafft, ist nichts anders, als seine eigne Vollendung. Nur das frey gewordne, (Verdampfte), verbindet sich mit dem freyen Sauerstoffgas, nur indem dieses in dem glühenden Metall, in dem leuchtenden Hydrogen die Flamme seines eignen Strebens entzündet, leuchtet es selber in der Verklärung des Lichts. Denn es ist schon vorhin beyläufig erinnert worden, dass man eigentlich weder von dem Sauerstoffgas noch von dem phlogistischen Körper sagen könnte, dass einer von ihnen allein das Licht beym Entzünden ausströmte. Wie nicht allein der positiv elektrische Körper bey der Berührung des Negativen leuchtet, sondern auch der Letztere, so wird nicht allein das Sauerstoffgas beym Verbrennen zur Flamme, sondern nicht minder wird dieses der verbrennende Körper. Nur flammt das Sauerstoffgas mehr als dieser, so wie der positiv elektrische Körper mächtiger leuchtet, als der Negative. Jenes ruft erst schaffend die höchste Vollendung in dem Brennbaren hervor, und indem es dieses thut, fördert es das höchste Werk, das Werk der Sonne, und leuchtet gleich ihr. Denn es ist auch das Werk der Sonne, in den Planeten jene letzte und höchste Vollendung hervorzurufen, durch welche sie ihr gleich werden. Die Sonne ist nur das, was sie ist, indem es ihr gelingt, die Planeten einem gleichen Leuchten, einer gleichen Vollendung anzunähern, (im Widerscheine).

Die-

Dieses ist denn das eigentlichste und vollkommenste Verhältniss des Gegensatzes, dass der von beyden, welcher der vollendetste ist, in dem andern seine Vollendung schaffe. Nur die Erdmasse begeistert eben die am meisten zum Leben, welche am wenigsten vollendet sind, so lange der Widerstand, welchen die irdische Natur leistet, das Streben des Vollendeten nicht überwiegt, schafft dieses im Cohärenten.

Aber jene Zeugen dieser Schöpfung, Wärme und endlich Licht, erscheinen nur dann, wenn es dem Vollendeten gelungen, in den Körpern, die es ergreift, sein eignes vollkommneres Daseyn zu wirken. Das Freye kann dem Gebundnen nur seine eigne Freyheit, nur sein eignes Streben mittheilen. Darum wirkt das Flüssige, wenn es in dem Festen schafft, Auflösung, und das Gasartige muss das Verbrennende erst zur Dampfform führen, ehe es seine Schöpfung vollenden kann.

Wir sehen in der Wärme die Ausserung des innren Lebens und Schaffens der Dinge, nur was dieses erhöht und begünstigt, schafft Wärme in ihnen. Auch die Wärmeleitung ist nichts andres. Wie die Durchsichtigkeit eigentlich ein Selberleuchten ist, welches in den Körpern durch ein mächtigeres Licht hervorgerufen wird, und wenn der Diamant, der Sonne ausgesetzt, nicht ihre Strahlen durchlässt, sondern vielmehr in demselben Maasse, in welchem ihn die Sonne bestrahlt, wiederum andern Körpern leuchtet, (daher er auch, wenn man ihn aus dem Sonnenlicht plötzlich ins Dunkle gestellt, noch einige Zeit leuchtet), so ist die Wärmeleitung ein Ausdruck derselben Uebung des innren Strebens, welche in dem

dem zuerst Wärme erzeugenden Körper herrscht. Nicht das schon Vollendete leitet Wärme am besten, denn es ist schon ein vollkommnes Bild seines Ganzen, und darf es nicht erst durch längere Übung werden. Man kann bekanntlich durch eine Tafel Glas, die man zwischen eine Feuerflamme und zwischen andre Körper stellt, die Wärme beträchtlich von diesen abhalten, während sie alle Strahlen des Lichts frey verbreitet. Das schon mehr Vollendete fodert eine weit höhere Begeisterung von aussen, um zur weitern Übung seines Daseyns (und zur Wärme) zu gelangen, als das minder Vollendete.

Es könnten uns vielleicht schon jene bekannten Erfahrungen, dass gewisse Substanzen das Schmelzen des Schmelzbaren befördern, verschiedne Metallgemische sehr leicht zum Flusse gebracht werden, während die einzelnen Metalle für sich einen höheren Wärmegrad fodern, auf die Vermuthung führen, dass die Wärmeleitung den erwärmten Körpern eine Übung sey, welche ihnen, damit sie zu jener Vollendung gelangten, die von der Wärme endlich gewirkt wird, nothwendig ist. Diese Übung ist eben bey denen am meisten, welche am wenigsten das Ganze in sich darstellen, und sie wird in ihnen am leichtesten, und von den geringsten erwärmenden Ursachen hervorgerufen. Denn das Mächtigere wirkt in dem minder Mächtigen sein eignes Streben. Mächtiger sind die Dinge vor andern, in denen die Bestimmung ihres Daseyns mehr vollendet, und welche dem Grund ihres Daseyns ähnlicher (ein Bild des Ganzen) geworden. Die Wärmeleitung ist jenen Naturen am eigenthümlichsten, welche das Ganze am wenigsten in sich vollendet haben, diese werden am leichtesten von dem höheren Streben anderer Substanzen ergriffen, weil das eigne innre Leben, noch unvollendet, leicht von jedem andern übertroffen wird.

Die Metalle sind das einfachste und beschränkteste Geschlecht der Anorganischen Welt. In ihnen ist die Schwere und die absolute Cohärenz am meisten zu Hausse, sie sind ihrem Ganzen, als Besondere, am meisten untergeordnet. Eben darum sind sie auch für die Einwirkung jedes höheren Daseyns und Strebens desto empfindlicher. Sie haben des Daseyns allgemeine Vollendung, durch welche die Dinge im Schaffen dem Grund alles Seyns gleich werden, am mindesten erreicht, und sind deshalb am mindesten selbstständig, und unabhängig von der Erde geworden. Körper, welche ihnen an jener Vollendung überlegen sind, schaffen leicht in jenen abhängigsten und bedürftigsten Naturen ihr eignes höheres Streben. Diese werden daher für jede schaffende Einwirkung als empfindliche Organe, (Leiter) erkannt. Aber so abhängig von äusseren Einwirkungen, arm an eigner Lebenskraft, sind sie auch am leichtesten zu erkälten.

Also ist, was im Reich des Körperlichen am meisten schwer und unbeweglich ist, im Reich des Lebens am leichtesten und beweglichsten, denn jene Eigenschaften sind nur Zeichen seiner grösseren Abhängigkeit von aussen. — Man hat die Metalle, wie sie den Körper der Erde in allen Richtungen, gleich Adern, durchziehen, wegen ihrer hohen Empfänglichkeit für alle äusseren Einflüsse, mit Nerven verglichen.

Dass Wärmeleitung, so wie überhaupt Alles das, was wir Leitung irgend eines höheren Strebens, (Erregtwerden zu einer gleichen Erhöhung des innren Daseyns),

seyns), nennen, in einer Uebung des eigenthümlichen Strebens, an den äusseren umgebenden Körpern bestehe, wird noch mehr im Galvanismus erkannt. Denn der von höherem Leben ergriffene Körper zeugt in dem empfänglichen Leiter seine eigne Vollendung, dieser aber vermag nicht, dem höheren Körper gleich zu werden, ohne im Schaffen. Schaffend nach aussen kann er allein die besondre Form in sich vollenden. — Die am vollkommensten Wärme leitenden Körper, sind zugleich am oxydirbarsten. Die beyden selbstständigsten irdischen Substanzen, das Wasser und die Luft, üben ihre hohe Bestimmung schaffend in der untergeordneten Welt der Dinge. Nur wenn sie in diesen die Fülle ihres eignen Daseyns erwecken, vollenden sie sich selber. Jene Schöpfung in untergeordneten Substanzen, geschieht durch Vermählung, innige Vereinigung mit denselben. Der leicht beweglichen Natur der Metalle gelingt es am leichtesten ihr höheres Streben mitzutheilen. Dieses geschieht, indem sie jene untergeordneten Körper erregen, in einem gegebnen, ausser ihnen befindlichen Medio zu wirken. Je schicklicher und passender dieses Medium ist, je leichter das Metall das eben empfangene höhere Streben in diesem wirken (in dasselbe hinüberleiten) kann, desto früher gelingt die Oxydation. — Viele Metalle verkalken, wenn sie für sich allein (ohne ein solches Medium,) einer Einwirkung ausgesetzt werden, welche sie zu einem höheren Streben begeistert, erst beym angehenden Schmelzen, und das eigentliche Verbrennen, geschieht erst beym Verdampfen. Erst dann haben sie, in der langen Uebung des innren Strebens an den äusseren, minder empfänglichen Umgebungen, die irdische Form vollkommen in sich vollendet. Darum leuchtet das glühende Eisen beym Verkalken, und auch andre Metalle sind beym Verdampfen eines vollkommenen Entflammens fähig.

Dagegen wird schon in der gewöhnlichen Temperatur der Process des Verkalkens begonnen, und das Metall wird aufgelösst, (was einem allmähligen Schmelzen gleicht), wenn ihm ein Körper gegeben ist, an welchem es das von dem Wasser u. a. in ihm erweckte Streben, vollkommen üben kann. Ein solcher Oxydazionsprozess des Metalls, er möge zwischen Metall, Wasser und Luft, zwischen Metall, Säure und Wasser, oder zwischen zwey verschiedenartigen Metallen und Wasser u. s. w. vorgehen, wird gemeiniglich Galvanismus genannt. Das oxydirbare Metall muss überhaupt mit einem Körper in Berührung stehen, welcher minder oxydirbar, für äussere Einflüsse minder reizbar ist. Wenn nun eben die hohe Oxydirbarkeit der meisten Metalle eine Folge ihrer Unvollkommenheit und Abhängigkeit nach aussen war, und wenn deshalb der minder oxydirbare und minder reizbare Körper jenen an der Energie des innern Strebens und an Vollendung überlegen seyn muss; so wird es zwar begreiflich, dass Säuren, Oxyde und ähnliche Körper, den minder reizbaren Gegensatz zu positiven Metallen darstellen, minder aber, wie eben das absolut cohärentere und schwerere Metall zu dem minder schweren und minder cohärenten sich minder reizbar verhalte. Der höhere Grad der Schwere und Cohärenz am Silber, Kupfer, u. a. sollte eben als vorzüglicher Charakter der Metallität diese Metalle in ganz vorzüglichem Grade reizbar für die Einwirkungen des Wassers machen, und doch werden sie hierinnen von dem minder schweren und cohärenten, mithin von der Erdmasse minder abhängigen Zink bey weitem übertroffen. Allein wir fanden schon bey dem

dem Magnet, und hierauf bey den durch Aneinanderbewegen polarisch (elektrisch) werdenden Körpern, die scheinbare Abweichung, dass eben der basische von der Erdmasse abhängigere Pol (der Nordpol beym Magnet, der cohärentere Körper im elektrischen Prozess) gegen den freyen, von Natur männlichen, die Rolle des Positiven, Schaffenden übernehmen, und dass auf diesen untersten Stufen des Anorganischen dem Weiblichen eine gewisse Überherrschaft über das Männliche sey. Wir fanden hierauf in dem allgemeinen Verhältniss der Körper im Winter, dieses Gesetz deutlicher und bestätigter wieder, und wir begegnen ihm hier im Galvanismus von neuen. Es wäre nach Steffens und nach Ritters Untersuchungen vergeblich, von den beyden entgegengesetzten Reihen der Metalle etwas weiteres zu reden, es ist hinreichend anzuführen, dass die edleren (cohärenteren und schwereren) Metalle, wie der Nordpol des Magnets, der basische, von der Erdmasse abhängigere Pol des Metallreichs sind, und dass hier, wie bey andern Bürgern der Anorganischen Welt, eben der basische Pol von dem allgemeinen Leben inniger ergriffen ist, als der freyere. Denn diese, und die ihnen verwandten Körper, empfangen, arm an eigenthümlichem selbstständigem Streben, die allgemeinen Lebenseinflüsse aus der Erdmasse, und eben die schweresten und cohärentesten, stehen mit dieser in der innigsten Gemeinschaft. Deshalb sind sie den schon freyeren vermittelnde Organe, durch welche diese die Einflüsse der Erdmasse vollkommner empfangen, als sie es unmittelbar durch sich selber vermögen. Aus diesem Grunde wird nun eben das schwerere und cohärentere Metall im Galvanismus gegen die Einwirkungen einer vollendeteren Substanz minder reizbar gefunden, als das minder vollkommne Metall. So geschieht es, dass, obgleich im Allge-

ge-

gemeinen die ganze Welt der Metalle mehr als andre vollkommnere Körper abhängig von aussen und reizbar gegen äussere Einflüsse ist, doch gerade jene Metalle, welche den Charakter der Metallität im vollkommensten Maasse an sich tragen, es in einem minderen Grade sind, als die unvollkommneren Metalle.

Die wahrhafte und innige Vereinigung der Gegensätze geschieht nur da, wo es der positiven (schaffenden) Substanz vollkommen gelingt, die negative, (empfangende), zu einer gleichen Wirksamkeit nach aussen zu beseelen. Das Schaffende kann sich nur mit einem, gleich ihm Schaffenden, vermählen. Das Verkalken des positiven Metalls im Galvanismus, geschieht um so vollkommner, jemehr dasselbe unter der Einwirkung des Wassers, an dem negativen Metall eine gleiche Wirksamkeit ausübt.

Auf ähnliche Weise als die schaffende Einwirkung anderer cohärenter Körper auf einander, die Elektrizität, äussert sich auch der Galvanismus, und die Phänomene beyder kommen in verschiedenen überein. Dass aber die Lagen der Voltaischen Säule eine in der andern den Galvanismus verstärken, und dass die Gewalt der Aktion Aller zusammen genommen, mit der Zahl derselben wächst, kömmt daher, dass das erste Lagenpaar in dem zweyten schon das Streben erzeugt, welches es durch den Einfluss des Wassers u. a. empfangen hat. Das Wasser kann nur in dem zweyten Lagenpaar, jene Wirkung, welche es auf das positive Metall zu äussern pflegt, sogleich mit verdoppelter Kraft beginnen u. s. w. Wir werden indess (vorzüglich im zweyten Theil) das Leben des Einzelnen, überall auf einem gleichen Bündniss mit Allen beruhen sehen,

hen, und wie im Auge zwar unaufhörlich ein schwaches Leuchten, im Ohr ein stetes schwaches Tönen Statt findet, so wird dieses Leuchten doch erst zum Sehen, wenn das Auge, unter der Einwirkung des Lichts auf den Kreiss der Umgebungen, zu einem stärkeren Mit-Leuchten, das Ohr unter dem Einfluss eines stark tönenden Körpers zu einem weit stärkern Mittönen veranlasst wird. Und wie der Magnetismus des Eisens nur in dem Bund alles Magnetischen zu einem Gesammtmagnetismus (dem der Erde) besteht, so wird das Leben des Einzelnen nur in diesem Gesammtleben erhalten. Jene bekannten Muscheln, (die *Bulla fontinalis* und *Planorbis*), welche sich, in sich selber wahrhafte Zwitter, in ganzen untereinander zusammenhängenden Reihen zu begatten pflegen, so dass die eine, während sie die zweyte mit männlichem Saamen befruchtet, zugleich von einer dritten befruchtet wird, gegen die sie sich als Weibchen verhält, sind nicht das einzige, der Voltaischen Säule analoge, Beyspiel, es scheinen die Bienen, und viele andre in Gesellschaft lebende Thiere, noch mehr aber die Knospenindividuen der Bäume u. s. w. bloss in dieser Vereinigung vieler Lebendigen zu einem belebten Ganzen zu bestehen.

So lässt sich, bis herab zu den Metallen, jener Gegensatz verfolgen, auf dessen Ausbildung und Zusammenwirkung alle Vollendung der organischen Wesen zu beruhen schien. Schon aus der Geschichte des Gegensatzes (im vorhergehenden Abschnitt), lässt sich erkennen, dass überhaupt keine Entwicklung irgend eines besondren Dinges, möglich sey, ohne dass zugleich der Gegensatz in ihm entstehe. Jeder Schritt, welchen ein Wesen zu seiner Vollendung vorwärts thut, muss zugleich die immer vollkommnere Ausbildung des Gegensatzes veranlassen.

sen. Ein Gegensatz erschafft den andern, die Thätigkeit des Einen muss nothwendig zugleich den andern erzeugen.

Jedes Wesen kann sich nur durch Schaffen vollenden, Schaffen allein ist es, was die Dinge zu höheren Stufen des Daseyns emporhebt. Es kann aber jedes Lebendige nur ein Gleiches, ein Wesen, das von einem gleichen Streben erfüllt ist, hervorbringen; der positiv elektrische Körper ruft in dem negativen ähnliche Aeusserungen der innern Kräfte hervor, und jemehr ihm dieses gelungen, desto vollkommner ist für ihn selber der Moment des Lebens, welcher in der Berührung beyder erlangt wird; je kräftiger er in dem negativen Körper ein gleiches Leuchten u. s. w. bewirkt hat, desto vollkommner leuchtet er selber.

Das Weibliche kann dem Männlichen nicht gleich werden, ohne eine gleiche Schöpfung nach aussen (an dem Dritten, an seinem Material), auszuüben, denn nur in dieſer kann es vollkommner werden als es war. In der organischen Welt ist das, was das Weibliche hervorbringt, ein neues Lebendiges, und auch in der chemischen wird von dem Weiblichen ein neuer chemischer Gegensatz erzeugt, welcher mit jugendlichem Streben jenen Prozess eben beginnt, den jene durch ihre Vermischung schon vollendet haben. Bey beyden wird ohne Unterschied des Geschlechts von dem Weiblichen ein Drittes derselben Gattung erzeugt, welches das Leben von vorn anfängt, das sich in den elterlichen Gegensätzen schon vollführt hat; und wir finden nicht allein von dem Weibchen der Thiere Junge von beyderley Geschlecht geboren werden, sondern selbst eine noch starke Grundlage, ge, welche mit einer andern schon abgestumpften vermischt war, trug bey der Verbindung mit einer Säure ihre Lebenskraft auf diese über. Eben so wie gewöhnlich die Grundlage eines Neutralsalzes, wenn eine neue Säure mit ihm verbunden wird, die ganze Lebenskraft derselben in ihrer eignen Säure erzeugt, so vermag auch eine Basis, welche mit einer andern abgestumpfteren verbunden ist, in dieser den Grad ihrer eignen Stärke hervorzubringen, und jene Wärme, welche bey der Vermischung der noch freyen Gegensätze entsteht, sucht eigentlich dasselbe.

In dem was die beyden Gegensätze in andern Dingen ausser sich erzeugen, erkennen wir im Organischen wie im Chemischen ganz den besondren Charakter derselben wieder. Das Freye, Männliche, zeugt sich als Organ das Freye, von der Unterwürfigkeit gegen sein körperliches Ganze Entbundene, in dem geistigen Saamen oder Pollen, das Weibliche dagegen, wie es selber in Beziehung auf das Männliche, seinem Planeten noch ungleich mehr untergeordnet, mit ihm in innigerer Wechselwirkung begriffen ist, gebiehrt ein Bild seiner eignen Abhängigkeit, ein Wesen das dem Grund des besondren (einzelnen) Daseyns alles Irdischen, dem Planeten noch im Entstehen der besondren Form, am meisten untergeordnet ist. Denn die Ausbildung der besondren Form geschieht in der Wechselwirkung mit dem noch Rohen, der Masse, in welcher auch das Weibliche vor dem Männlichen begriffen ist. Wie daher das Schaffende, (Männliche), in seiner Basis ein gleiches Schaffen, und hierdurch eine gleiche Vollendung herbeyführt, so gebiehrt diese in dem ihr Untergeordneten die ihr eigenthümliche Wechselwirkung mit der Masse, und die Entwicklung der besondren Form.

Die Theorie der Evolutionen enthält eine tiefe Wahrheit. Die junge Frucht wird von dem Weibe eben so eigenthümlich hervorgebracht, als der Saame von dem Manne, und sie existirt schon vor der Begattung in der Mutter, auf eben die Weise, als die Säure, welche bey der Hinzukunft einer andern aus einer neutralen Mischung hervorgeht, in dieser schon früher lag. Die neu hinzukommende Säure bringt die im Neutralsalz enthaltne nicht erst hervor, eben so wenig thut dieses der männliche Saame des Thiers, oder der Blumenstaub der Pflanze bey der Frucht; sondern das Männliche, wenn es im Schaffen von dem Geist eines höheren Lebens bewegt wird, beseelt auch das Weibliche, dass es sein eignes Daseyn in einem Dritten erzeuge, und in dieser Schöpfung dem Männlichen gleich werde. Aber ganz in demselben Maass, in welchem das Männliche schaffend einwirkte, wird das Weibliche zur Zeugung des dritten thätig seyn, es zum Daseyn beseelen. Da aber nun das Daseyn des Individuums von einem bestimmten Maass des höheren Lebenseinflusses abhängt (nach VIII.); so wird hieraus die nothwendige Übereinstimmung des neu entstehenden Dritten mit dem Väterlichen, Schaffenden erkannt.

Dieses wunderbare Entstehen des Einen aus dem andern, das wir Zeugung nennen, lässt noch eine andre Ansicht zu, deren wir bey dem Galvanismus erwähnten. Das Männliche steht mit seinem Planeten in einer minder innigen Wechselwirkung als das Weibliche, und empfängt deshalb jenen Lebenseinfluss, welcher der Masse des Ganzen gegen jedes Besondre eigenthümlich ist, in

min-

mindrem Grade als dieses. Es ist deshalb für jene Einwirkungen, welche höherer Art sind als die der Erde, ungleich empfänglicher, reizbarer, es ist abhängiger von ihnen, je mehr es die mütterliche Kraft seines Planeten, (von welchem es sich schon mehr abgesondert hat als das Weibliche), entbehren muss. Wenn daher das Männliche ein empfängliches Organ der höheren Lebenswirkung geworden, theilt es dieselbe dem minder Empfänglichen auch minder Bedürftigen mit, aber eben dieses vermag nun jenes Streben, welches durch die Begattung in ihm entzündet worden, nur an dem ungleich mehr Empfänglichen zu üben.

Denn es beruht hierauf überhaupt das Gesetz der (sogenannten) Spannung. Unter zwey starren Körpern, welche gegen einander gerieben werden, wird derjenige zu einer positiven Aktion nach aussen bestimmt werden, auf welchen die Bewegung den heftigsten Eindruck macht, weil er der absolut unbeweglichste (starreste, härteste), war. (Die Härte ist ein Festhalten an den nächsten Umgebungen, ein Widerstreben gegen jedes Fortbewegen). Es wird, von dieser Seite gesehen, der nach aussen abhängigste, untergeordnetste Körper, von der Bewegung gegen einen andern, am heftigsten afficirt werden. Je weniger nun der andre starre Körper im Vergleich mit dem ersten von dem Reiben affizirt wurde, (weil er schon an sich beweglicher, minder starr war), desto heftiger vermag der härtere das neu in ihm entzündete Streben an demselben zu üben, je mehr dagegen beyde in gleichem Grade ergriffen waren, desto weniger vermag er dieses. Die Schöpfung des Starren in dem Starren nennen wir Elektrizität, der positiv elektrische Körper, wird um so höher positiv, je höher er den andern mit ihm zusammenge-

ge-

geriebenen Körper, mit einem gleichen Streben entzünden konnte, je höher dieser negativ elektrisch wurde. Das harte Glas, mit dem ungleich minder harten Schwefel, erhält daher beym Zusammenreiben einen sehr hohen Grad von Elektrizität, weil der Schwefel durch das Reiben ungleich weniger affizirt und deshalb geschickt war, dass von dem weit heftiger affizirten Glas die höhere Lebensregung in ihm gezeugt würde. Glattes Glas an glattem Glas, Schwefel an Schwefel, geben dagegen Null.

Was daher das Positive von dem Negativen unterscheidet, ist der Grad der Erregbarkeit für den höheren Einfluss, und dass jenes, ursprünglich heftiger ergriffen, sein höheres Streben in diesem erzeugte, sich dasselbe unterordnete. Das Negative kann an dem höheren Leben seines Gegensatzes keinen Antheil haben, ohne in andern Dingen ausser sich auf gleiche Weise zu schaffen. Sollen daher zwey an einander geriebne starre Körper einen bedeutenden Grad von Elektrizität erhalten, so muss wenigstens der Eine von ihnen mit der Erde, mit der Aussenwelt, in leitender Verbindung stehen, (eben so wie sich Metalle in verschlossnen Gefässen, selbst bey einer mehr als hinlänglichen Menge Sauerstoffgas, in der Hitze nicht verkalken, was an freyer Luft leicht geschieht).

Denn das Negative kann das schon schwächere Streben, welches der Gegensatz in ihm hervorgerufen, nur an einem ungleich empfänglicheren, leichter affizirbaren Körper üben, (leichter empfänglich ist, z. B. die abgestumpfte mit einer stärkeren verbundne Grundlage, weil sie minder mit der Erdmasse zusammenhängt.) Je heftiger der dritte Körper, welchen es berührt, für höhere Einflüsse erregbar ist, desto mehr gelingt dem Weiblichen

seine

seine Schöpfung, desto mehr vermag es dem Männlichen, in ihm Schaffenden, gleich zu werden an Lebendigkeit, und endlich so wird auch dieses, das Positive, um so höher von dem Geist des Lebens durchdrungen, je höher ihm sein Werk in der Basis gelungen. Jener hohe Grad der Erregbarkeit sichert dem Dritten von neuen positive Elektrizität. Jener Körper, welcher mit einem negativ elektrischen in Beziehung tritt, wird sich daher gegen diesen positiv verhalten, während derselbe noch unelektrische Körper in Beziehung auf einen schon positiv elektrischen, negativ wird. Denn die minder heftige Wirksamkeit, zu welcher ihn die Nähe des Positiven bestimmt, muss sich zu dem höheren Streben desselben negativ verhalten. Und so sehen wir auch jene Sphäre einer positiven Wirksamkeit, welche der positiv elektrische Körper um sich hat, an Kraft immer abnehmen, bis sich endlich in einer gewissen Entfernung die schwächere Aktion zu der stärkeren negativ verhält. Positiv ist, was unmittelbar für den höheren Einfluss erregbar ist, unmittelbar durch diesen zum Schaffen beseelt wird; negativ, was jene reine Empfänglichkeit für das Höhere nicht besitzt, sondern durch das empfänglichere Männliche erst empfängt.

Doch wird die Entstehung der Gegensätze durch einander, schon aus jener früher in der eigentlichen Geschichte des Gegensatzes gegebenen Ansicht klar. Aus dieser schon erhellt es, wie der Nordpol des Magnets in jenem Eisen, welches er berührt, einen Südpol, der Südpol einen Nordpol erzeugt, wie der positiv elektrische Körper in Dingen, welche ihn bis auf eine gewisse Entfernung genähert werden, negative Elektrizität, der negative dagegen in einer gewissen Distanz den positiven Gegensatz erzeuge, und wie hieraus auch jenes Phänomen entstehe, welches wir Abstossung nennen.

Denn

Denn diese Erscheinung, aus welcher man mit Unrecht das sogenannte Gesetz herleitete, dass das Gleichartige sich abstosse, sich feindlich sey, ist eigentlich mit jenen vielartigen und bekannten Fällen, in denen wir die Geschlechter der Körper in einer gewissen Entfernung sich selber produziren sehen, Eins. Allerdings haben die Dinge über ein andres an Kraft ihnen vollkommen Gleiches, keine Gewalt, und nicht die Seele eines andren Menschen ist uns untergeordnet, (sinnlich wahrnehmbar), sondern das, was selber dieser als Basis unterworfen ist, der Körper, nur diesen begreifen unsre Sinnen. So wirken auch die Nordpole zweyer Magnete, die sich gleich sind an Stärke, (sonst wird der Stärkere den Schwächeren sich endlich selber unterordnen), wenn sie sich begegnen, nur auf das gegenseitig, was Südpol an ihnen ist, zwey positiv elektrische Körper treten gegenseitig nur mit jenem Theil in Wechselwirkung, welcher negativ an ihnen ist. Daher entfernen sie sich von einander, bis zu jenem Abstand, in welchem die Sphäre ihrer Wirksamkeit in den entgegengesetzten Zustand übergeht. Neben jener Stelle des Hornsilbers, welche in der Nähe des violetten Lichtstrahls sich desoxydirt, befindet sich noch weiter von den Gränzen des Spektrums entfernt eine andre, an welcher Oxydazion Statt findet, ja bisweilen neben dieser ist noch eine Dritte, an welcher wieder eine schwache Oxydation geübt wird. Und so findet ganz das Entgegengesezte in der Nähe jener Stelle des Hornsilbers Statt, auf welche ein rother Lichtstrahl oxydirend einwirkt u. s. w. Dieses ist ganz dasselbe was an dem elektrischen Körper deutlich bemerkt worden. Wird einem negativ elektrischen Körper ein andrer noch unelektrischer ganz nahe gebracht, (wenigstens bis fast zur Berührung), so erzeugt er in ihm vollkommen gleiches Stre-

ben,

ben, er theilt ihm sein eignes besondres Daseyn mit. So wird das Metall, das eine negativ elektrisirte Substanz berührt, auch negativ, der Theil des Wassers, welcher mit dem negativen Pol der **Voltaischen** Säule, oder der Elektrisirmaschine in Berührung steht, wird selber zur höchsten Vollendung des negativen Zustandes in ihm, zur Vollendung seiner besondren Form, als Hydrogen, gelangen, u. s. w. In weiterer Entfernung findet man dagegen die Umgebung eines negativ elektrischen Gegensatzes positiv werden. So geschieht es, dass zwey auf gleiche Weise negative Körper, sich jenem Abstande nähern, in welchem einer dem andern mit positiver Wirksamkeit begegnet, in welcher die Sphäre ihrer Wirksamkeit höhere Erregbarkeit, und hierdurch die Fähigkeit positive Elektrizität anzunehmen, erlangt hat. Diesen Theil des Einen ordnet sich der Andre unter, und entwickelt an ihm jenes Streben, dessen Ausbildung ihn dem in ihm Schaffenden (Positiven) gleich macht. So ist die vermeinte Abstossung nichts andres, denn eine Weise der Anziehung, und als solche wird sie auch da, wenigstens zum Theil erkannt, wo sie sich in ihrer höchsten Grösse, in den Entfernungen der Planeten von einander, und vorzüglich von ihrem gemeinschaftlichen Centralkörper, ausgesprochen hat. Denn einst wird man in dem Gesetz des Abstossens, welches magnetische, elektrische, gleichnahmige, und riechende, auf dem Wasser schwimmende Körper gegen einander ausüben, dasselbe erkennen, was zwischen Sonne und Planeten Anziehung in gewisser Entfernung ist. Dieser bestimmte Planet wird gerade nur in diesem bestimmten Abstand angezogen, näher an der Sonne, würde er sich entfernen, bis zu jenem Punkt, wo die Sonne, der stärkere Planet, mit höchster Positivität auf ihn wirkt u. s. w.

Wie das Gesetz der organischen Zeugung in den Wechselwirkungen der anorganischen Gegensätze vollkommen wieder erkannt wird; so ist auch das Leben des Organischen, und alle Thätigkeit und Wirksamkeit im Anorganischen, aus einer einzigen Ursache, und von einem allgemeinen Gesetz herzuleiten. Leben ist Schaffen, jede Wechselwirkung, welche auf einem innern eigenthümlichen Streben der Dinge beruht, ist eine Schöpfung des Einen (Höheren) im Andern, im Organischen wie im Anorganischen. Und das Schaffende wird dem Grund alles Daseyns und Lebens gleich, von ihm durchdrungen. Dieser Eine Grund alles Seyns ist es, welcher in allen Dingen, die von dem hohen Trieb zu schaffen, gleiches Streben ausser sich zu wirken, ergriffen sind, offenbar wird, denn er ist es, welcher in der Gestalt des höheren Einflusses das Schaffen selber in ihnen schafft. Seine Offenbarung wird Leben im Organischen, kosmischer Moment im Anorganischen genannt.

Diese kosmischen Momente der Körper, sind unter sich eben so verwandt, als es sich das Leben in allen seinen verschiednen Gestalten im Organischen ist. Wir werden den Grund der äussren Verschiedenheit jener Momente, im folgenden Abschnitt, da wo von der *actio in distans* die Rede seyn wird, zum Theil in dieser finden. Wir sehen unter andern das Licht des flammenden Körpers an andern, ausser ihm befindlichen, in Wärme übergehen. Das was das leuchtende Sauerstoffgas in seiner Basis, und was diese in den Dingen ausser ihr schafft, ist nur Ein Streben, Eine Weise des Schaffens, und während die Flamme, und selbst noch die Oberfläche der nahen Körper auf gleiche Weise, nur in verschiednem Grade leuchten, äussert sich dieselbe Kraft in der übrigen

Masse

Masse als Wärme. So äussern sich auch Wärme und Licht im Körpern welche sie berühren, als chemischer Gegensatz, als Elektrizität, Magnetismus u. s. w. Sie können überall nur Dasselbe seyn. Endlich sind im Blitz Wärme und Licht, Elektrizität und Schall, mit magnetischer Polarität (Richtung), vereint. Es ist überall Derselbe lebendige Geist, welcher als Magnetismus und Elektrizität, Ton oder Licht erscheint, nur ob jene Schöpfung, welche die Substanzen in ihrer Basis, und durch dieselbe vollbringen, von höherer oder geringerer Art ist, und welchen Grad der Empfänglichkeit die Basis in den Dingen ausser ihr fodert, bestimmt die äusserliche Verschiedenheit derselben. Die innre Verschiedenheit hängt von der Empfänglichkeit der Dinge für höhere Einflüsse, und hiermit von dem Maass jenes höheren Einflusses, welcher sie zuerst zu jener Schöpfung beseelt, ab.

Das Eisen ist fast unter allen Körpern, welche wir kennen, der absolut reizbarste, denn es ist, durch Schwere und Cohärenz einer der unselbstständigsten, der abhängigsten von aussen. In ihm bewirkt schon das, was auf andre Körper als Schwere wirkt, unter Begünstigung des Lichts oder einer leisen Oxydazion, jene Aktion, aus welcher der Gegensatz entsteht. Aber das magnetische (schaffende) Eisen vermag fast nur auf Eisen oder andre ungemein erregbare (untergeordnete) Körper in entschiedenem Grad zu wirken. Der tönende Körper ist auch von so untergeordneter Natur, dass er schon durch ein sehr geringes Maass des höheren Einflusses zur Aktion nach aussen bewegt wird. Eines höheren Grades mächtigerer Einwirkung bedarf schon der elektrische Körper, daher äussert sich die Elektrizität schon ungleich höher. Endlich sind die des Entflammens fähigen Körper von solcher Art, dass sie von der Unterwürfigkeit gegen ihren Planeten fast ganz befreyt, und unter allen Körpern am selbstständigsten, unreizbarsten sind. Sie können nur durch einen Einfluss zum Schaffen erregt werden, welcher über alle planetarische Natur erhaben ist. Einem solchen hohen belebenden Einfluss entsprechen sie durch eine hohe Schöpfung. Und erhaben über Alle, wirkt die Flamme schaffend auf Alle Körper ein.

Von jener Einwirkung eines höheren Lebens, von jener Regung von oben, gehet alles Leben aus, und aus einem ewigen Mittelpunkt werden alle Dinge in jedem Moment von neuem erschaffen und erhalten. Es ist nur Ein heiliger Grund des Daseyns, nur Ein Geist des Lebens, Einer in Allen, welcher allein im ewigen Schaffen ist und besteht. Sein Wesen ist ein Wirken ohne Aufhören, seine Kraft lebet allein in heiligem Zeugen. Und sein Nahme ist Schaffen und Verklären. Sein Werk ist das Heilige und das Leben, und das Leben ist heilig, denn es ist Sein Bildniss, und ist allein durch ihn.

Und seine Schöpfung ist vom Anfang jenes ewige, heilige Element, aus welchem alle Dinge sind. In dem Element ist sein Schaffen, dass er es erzeuge zu gleichem Schaffen, dass er es entzünde mit seiner Kraft. Und siehe, das Element gebiert aus sich die Welt, und giebt ihr Leben. Dasselbe ist jener zeugende Geist, welcher über der Welt Leben brütet, und sie beweget mit lebendigem Wehen. Siehe, in diesem Schaffen ist das Leben des Elements, dass es Gott gleich sey. Und das Leben ist das Wort.

Dieses ist das Wort, durch welches Alles geschaffen ist, was da ist. Das Wort ist Gott, denn Gott ist das Schaffen, und Schaffen ist das Wort. Wenn das Element, von Seiner Kraft durchdrungen, die Welt zeuget, und giebt ihr Leben, wird es Ihm gleich, und ist in Ihm. Und alle Dinge, wenn sie zum Schaffen entzündet werden, wenn sie das Leben zeugen gleich Ihm, empfangen sie selber Leben, denn sie werden Ihm gleich. Sie werden erfüllt von jenem Worte, welches Alle zum Werden gerufen, und werden verklärt von Ihm. Das Leben ist das Wort, denn dieses ist das Schaffen.

Und das Wort ist Wärme und Ton, Gestalt, Licht und Leben. Das Leben wird den Dingen nach ihrem Wirken, und die, welche am vollkommensten geschaffen haben, diese werden am heiligsten von dem Worte erfüllt. Wärme, Licht, Leben sind: das Schaffen der Dinge, Offenbarungen des Worts in ihnen. Und siehe, als einst das Leben das heiligste Werk geschaffen, welches die Verklärung aller Natur ist, da ist das Leben Gott gleich geworden, das Wort des Lebens ward Gott, und Gott war auf Erden.

So ist ein ewiger Kreisslauf alles Lebens. Der Eine Grund des Daseyns wirket und zeuget im Element, dass er es heilige und verkläre mit seiner eignen Kraft. Das Element aber wirkt in der Welt, welche im Anfang aus ihr geworden, und giebt ihr Leben, die Welt aber gebiert aus sich das Körperliche, und verklärt sich in dieser Zeugung zum Leben. Eins im Andern zeugen und schaffen die Dinge, und haben Leben in diesem Wirken, und werden verklärt. Und dies ist der Bund aller Wesen zu Einem, dies ist das gemeinschaftliche Werk, welches

ches in der Zeit soll vollendet werden, und die zukünftige Verklärung der Dinge. Alle Naturen sollen gleich Ihm schaffen, und das Wort (welches ist die Verklärung der Dinge), soll in ihnen Allen seyn. Und das Reich des Lebens soll Aller seyn, das Gebundne frey, das Rohe soll vollendet, und die Zeit soll Ewigkeit werden. Siehe zu diesem Werke sind alle Lebendige verbunden.

Das Lebendige schafft im Todten das Vollendete, im Rohen Leben — Vollendung. So greift die Gewalt des Lebens immer tiefer in die Welt hinein, befreyt das Gebundne, und erhebt das Geringe, dass sie Alle zu Einem versammlet worden. Und das Leben eilt, dass es die Bahn der Zeit vollbringe. Denn dieses ist die Bahn der Wesen um ein ewiges Ideal, dass sie nun wirken, und werden verklärt im Zeugen, und hinterlassen ihr Leben dem, was aus ihnen geboren war. Sie aber sterben, wenn sie das Werk vollbracht haben, und im Tode geschiehet es, dass sie zu einem neuen höheren Daseyn gezeugt werden.

Wenn sich das Leben im Starren entzündet, und die Körper erwachen zum Wirken, eilt der Schein des Lebens bald vorüber, und währet einen kurzen Augenblick. Denn sie können das Angesicht des Lebens nicht ertragen, und vergehen bald, dass sie zum Tode und zur Vollendung eines höheren Lebens gelangen. Das Schaffende unterliegt alsbald einer höheren Zeugung.

Die Erde aber, wenn sie das Werk der Nacht geschaffen, entschlummert sie, und wird in den Bund der Sonne aufgenommen, und zu neuem Leben gezeugt. Also wird das Thätige, wenn es sich in seinem Werk vol-

len-

lendet, in die Welt eines höheren Lebens hinübergenommen. Es stirbt, dass es zu höherem Seyn geschaffen werde. Das Leben des Organischen ist ein stetes Geschaffenwerden und Schaffen. Und was vorhin Tod gewesen, ist nun der Hauch, welcher das Leben und Schaffen immer wiedergebiehrt.

Dies ist das Quadrat des Lebens, das ist jener prophetische Wagen vierfach und viergewaltig, welches das heilige Angesicht des Lebens in sich trägt, verklärend und verzehrend. Von einem höheren Einfluss wird Alles Leben in den Dingen gewirkt, von ihm geht alles Leben aus. Dieser ist es, welcher die Wesen, die er ergreift, zum Schaffen entzündet, dass sie verklärt würden in Ihm, und er in ihnen (und die Verklärung ist das Wort). Und die Natur der Wesen, wenn sie zum Schaffen entzündet worden, zeugt das Leben, welches sie empfangen, in ihrer Basis, diese aber gebiert das Leben in der untergeordneten Welt der Dinge. Und in der Schöpfung seiner Basis wird das Schaffende verklärt, und sie in ihm. Es begreifen aber unsre Sinnen bey dem Lebendigen, nur die drey Seiten seiner eignen Natur. Der höhere Einfluss aber wird von den Sinnen nicht begriffen, denn er ist gewaltiger als sie.

Es entzündet die Flamme neue Flammen, und das Leben schafft neues Leben im Toden. Aber das neugeschaffne Leben ist nicht jenem unterworfen, aus welchem es entstanden, und in diesem Sinne ist kein Einfluss des Einen auf das Andre. Sondern die neue Flamme ist jener gleich, durch welche sie gezeugt worden, und siehe das Leben in beyden wird von einem höheren Geist des Lebens gewirkt, welcher in beyden Derselbe ist. Wirken erweckt ein gleiches Wirken, ein einiger höherer Geist ist aber über Allen, welche zum Leben erwacht sind. So leben sie Alle, unabhängig Eins von dem Andern, nur in Ihm, in jenem ewigen einigen Grunde des Seyns, und vollenden sein Werk.

Und dieses ist ja die Verklärung Aller, nach welcher das Sehnen aller Kreatur gehet, dass sie in jenem wären, aus welchem sie sind, und in welchem allein Leben ist und Seyn. Sie werden verklärt in Seinem Werk und Er in Ihnen, nach dem Maasse ihres Wirkens. Und nur Eine Verklärung ist ihnen Allen, solche ist das Wort.

VIII.

VIII.

Von der Seele, und von dem Unterschied des Organischen von dem Anorganischen, im Allgemeinen.

In den ewigen Gestirnen, wie in dem kleinsten Staub, ist Ein Grund des Daseyns, von dem festen Gestein, bis zu der freyen Luft, eine Einige Materie, von dem allgewaltigen Leuchten der Sonne, bis zu den ersten schwachen Regungen des Magnetismus, nur Ein Geist des Lebens, des Wirkens. Wo die Dinge Eins auf das Andre wirken, (solches geschieht nur schaffend,) gehet in sie der Odem des allgemeinen Lebens, wirken kann kein Wesen ohne jenes Wort, welches Alle lebendig macht, Alle zeuget, Alle erhält. Von ihm gehet der Geist des Lebens aus, und ergreift jene Naturen, in welchem das Höhere zeuget, und in solchem Thun sich selber verklärt. Schaffen kann nur Er, der Eine ewige Quell des Seyns, wo die Dinge Eins in dem Andern schaffen, wie vermöchten sie es ohne Ihn? Dies ist das Wort, welches lebendig machet, jener ewige heilige Funke, welcher in Alle Dinge geflossen, welcher sie hervorgerufen zum Seyn, sie erhält. Es sey, nahe an den höchsten Stufen der Vollendung, das Entzünden dieses ewigen Funken Anbetung, oder Wollust im Thiere, Gluth in der Flamme; so wird ewig die gleiche Kraft in Allen erkannt. Anbetung, Entzücken, Wollust, Gluth, und Alle wieder eine gleiche Anbetung, Versinken des himmlischen Funken in seinen ewigen Ursprung, in welchem allein Leben, Wollust, Entzücken.

In

In Allen ist jener Funke aus dem Quell des Lebens, und sie wirken durch ihn, wirkend werden sie das Wort, aus welchem der Geist des Lebens ausgeht. Der ewig Eine selber, wird im Schaffen das Wort, er schafft durch dasselbe. Den flammenden Körpern wird im Entflammen kein eigner Geist von aussen gegeben, dieser Geist einer gewaltigen Thätigkeit nach aussen, ist derselbe, welcher die Körper, ehe sie entflammten, gebildet, erhalten, welcher in ihnen gewohnt. In seiner letzten Verklärung wird er erkannt. Und es erhebt sich das Angesicht des Lebens aus der Flamme am Altar, nicht dass es wieder von hinnen eile, und verlasse den Leichnam kalt und todt, sondern wie ein Held, siegend, herrschend über Alle, erkämpfend und erschaffend, jene Welt, welche dem Reich des neuen höheren Lebens dienen soll.

Gewonnen ist der Boden, aus welchem der Wunderbaum des Lebens aufgeht, das Leben ist gezeugt, die Flamme stirbt, Friede aus glühendem Kampf; schlummernd fällt der befruchtende Thau in den Schoos der Mutter, in sein Grab, das stille Wirken der Verwesung. Die Wärme des Lebens, welche der Vermischung der Gegensätze entquillt, ist verschwunden, von hinnen ist des Lebens letzter Schein, seine letzte Regung, jedoch wird hierauf aus der Stille des Grabes und der Verwesung eine höhere Flamme, das organische Leben gebohren. Die Flamme des Altars ist verloschen, welche anbetend um ihn waren, die sind verstummt, ewig aber währet des Anbetens heiliges Wort.

Dem neuen Schöpfer wird eine Welt gegeben, in welcher er Leben schaffe, die Flamme selber ist die Zeugung dieser Welt. Wasser thaut hernieder aus der

Gluth

Gluth auf die Erde, welche sie (Leben — Wärme brütend) sich bezwungen, die Zeit der Kämpfe ist vorüber, ein stilleres aber tieferes Wirken hat begonnen.

Das Wort des Lebens ist in Allen. Alle Dinge aus Einem Ursprung sind Eins, Ein Wesen, Eine Substanz. Licht und Wärme sind das Wirken jener Kraft, welche in allen Dingen sich offenbart, durch welche Alle sind. In der Flamme ist das Sauerstoffgas, und die flammende Basis selber Licht, selber das wirkende Wort. Und wie bedürfte es eines Geistes von aussen, oder einer feinen Materie, welche verschieden von dem eigentlichen Körper, Licht — Wärme wäre? Die Körper selber sind Modificationen des ewig Einen, als solches sind sie und wirken, als solches werden sie verklärt Wann wird jener misverstandne Nachhall der wahren Bedeutung der Schwere endlich verschwinden? Wann wird der chemische Prozess nicht mehr mechanisch bewürkt scheinen, von der Schwere. „welche einen flüssigen Körper in die kleinen Zwischenräume zwischen den kleinsten *molecules* hineintriebe, wobey zugleich eine feine Materie, welche bisher diese leeren Räumchen eingenommen (Wärme — Licht — elektrisches Fluidum u. s. w.) ins Freye hinausgetrieben würde?" Fürwahr die Schwere ist Alles in Allen, vergeblich aber ists, eine einzelne Weise der Äusserung selbst allwaltender Kräfte, aufgefasst von einer Seite, in der Schattenwelt der äussren Sinne, für des Lebens allseitigen Umfang zu halten.

Jenes Eine, was in den kosmischen Momenten anorganischer Dinge offenbar wird, ist es auch, welches in organischen Wesen Leben wirkt, (gestaltet, bewegt, beseelt). Durch Ein Wort leben Alle. Das Hinauswirken

ken in die Ferne, wie wir es in den kosmischen Momenten gesehn, war ein Erkämpfen jenes Materials, in welchem die Basis, und durch sie das Schaffende sich und ihm Leben wirket. Das Organische, ohne weitres Bedürfniss nach aussen, hat es schon erlangt. Ohne Wärme, ohne Leuchten, vermischt sich schon das Sauerstoffgas mit dem Wasserstoffgas, wenn dieses (wie in dem Saft des Sumach) mit andern Körpern schon verbunden.

Was die Dinge verschieden machet in dem Grad der Vollendung, ist uns hier noch nicht nöthig zu betrachten, uns genüge die Betrachtung des Einen in Allen, und zu erkennen, wie dieses in allen Weisen der Offenbarung Dasselbe sey. Der flammende Körper selber ist Licht, das lebende Thier selber ist Seele. Seele und Körper sind nicht verschieden, der Körper ist nicht minder als sie, aus jenen Einem Urquell des Seyns. Es möge das Auge sich nicht scheuen unter dem grauen ehrwürdigen Flor früher Zeiten (von uns oft missverstanden), zu blicken, die Wahrheit ist Dieselbe, uns und ihnen!

Geist und Leib, (wird die Meynung jener Zeiten jetzt gedeutet), zwey Gefährten, von ganz verschiedner Natur, sind sich, so lange das Leben dauert, in Liebe und Leid gesellet. Es scheint aber der Lezte nur die irdische Wohnung des Ersteren, und an sich so unempfindlich und unregsam, als das Instrument ohne die Hand des Meisters. Die Verbindung des vollkommen übersinnlichen Geistes mit der rohen Masse des Körpers, die Wirkung desselben auf diesen, und die Rückwirkung des lezteren auf jenen, das Wesen des Geistes selber, schien vollkommen unbegreiflich; doch ist es gewiss, dass nach dieser Ansicht das Wesen des Körpers nicht minder un-

unbegreiflich ist. Man schien einverstanden, dass ohne die Seele keine Bewegung, keine Empfindung in dem Körper sey, dass sie es wäre, welche ihn gestaltete und zuerst erschüfe, und dass mit dem Tode zugleich, wenn sie in eine andre Welt hinweggienge, welche mehr ihre Heymath schien, als diese, der Körper ohne weitere Gemeinschaft mit ihr, nach den Gesetzen der todten Masse in seine Bestandtheile aufgelösst würde. Wie aber dieses Bündniss für das ganze Leben geschlossen und erhalten werde, wie es möglich sey, dass das Ungleichartigste sich wechselseitig berühre und bewege, dieses schien unter allen andern Systemen am schönsten durch das der prästabilirten Harmonie erklärt zu werden, welches nicht allein der unvergleichliche Scharfsinn seines Erfinders, sondern nicht minder jener Funke von reiner Wahrheit, der durch das Ganze schimmert, hervorscheint, unsterblich machen wird *).

Von Einigen ist jenes vermuthliche Wesen, welches man Seele genannt, dem Menschen allein zugegeben worden, und nur sein Geist schien der Unsterblichkeit würdig. Man hat hernach auch den Thieren, deren häufige Annäherungen zum Menschen dem Auge nicht entgehen konnten, eine ähnliche Seele zugestanden, und gedrungen von der Consequenz unsrer Vernunft, hat man auch die Seele der Thiere für unvergänglich gehalten. Als sich hierauf die wunderschöne Welt der Pflanzen, die Pracht ihrer Blüthen, die Zeit ihrer Liebe und Vermählungen zu beklagen geschienen, hat man auch in ihr ein eignes geistiges Prinzip anerkannt. So ist die ganze Welt des

Or-

---

*) Dieses System bekämpft zuerst die eingewurzelte Meynung, von dem Einfluss eines Mächtigeren auf ein minder Mächtiges, im atomistischen, mechanischen Sinne.

Organischen, ihre Gestaltung, Ausbildung, und ihr Leben, ein Werk geistiger Naturen, welche mit Recht das Beseelende, Seele genannt worden. Ein hoffnungsvolles Gemüth hat in dieser Ansicht öfters die schöne und wahrhaftige Möglichkeit geahndet, dass in diesen Wesen ein Übergang des unsterblichen Lebensprinzips, aus dem minder vollkommenen zum vollkommneren, und so ein geistiges Hinaufsteigen von dem Daseyn der Flechte, bis zum Leben des Menschen sey.

So hat man auf eine einzige, aber sehr rechtmässige Voraussetzung, auf die der Seele von eigenthümlicher Natur, ein ganzes Geisterreich gegründet. Auf der andern Seite ist aber durch diese Ansicht der ungerechte Unglaube an die Selbstständigkeit, an das eigenthümliche Streben und endlich an die Unsterblichkeit des Körperlichen immer mehr bestärkt worden. Der Körper schien vergänglich, wandelbar, jedem Wechsel unterworfen, für ihn schien eine vollkommne Vernichtung nicht unmöglich, indem man nicht bedachte, dass selbst das gröbste, roheste Körperliche durch alle jene Veränderungen, welche es zur Vernichtung zu führen scheinen, nur zu höherer Vervollkommnung und endlicher Vollendung der angebohrnen Bestimmung gelange, dass eben das, was wir Vernichtung nennen, z. B. die Befreyung der Stoffe von Schwere und Cohärenz, sie ihrem Ganzen, (der Erde) an innerem Vermögen gleich setze, unabhängig von demselben mache (s. II.). Denn Verändrung setzen in irgend eine Substanz, kann nur das, was mächtiger auf dieselbe einwirkt, was das innre Streben derselben mächtiger erweckt und erhöht, als das Verhältniss, in welchem sie bisher mit der Aussenwelt gestanden. Es kann z. B. ein schwerer Körper aus der Verbindung mit der

Erd-

Erdmasse nur durch etwas gerissen werden, welches mächtiger, (belebend, schaffend), auf ihn einwirkt, als die Erdmasse u. s. w.

Es giebt eine andre Ansicht, welche das Körperliche höher achtet, und welche zum Verständniss des Lebens und Daseyns der organischen Naturen keines fremdartigen Wesens bedarf. Sie ist nicht minder ehrwürdig und alt, nicht minder gläubig, und den schönsten und wahrhaftigsten Hofnungen des menschlichen Gemüths angemessen. Ja sie ist älter, als die vorhin erwähnte, und es liesse sich beweisen, dass sie die Ansicht der ältesten Weisen von der Seele selber ist, und dass auf sie jener uralte Glaube an Auferstehung und Unsterblichkeit des Leibes, an die Welt halbkörperlicher Schatten, u. a. gegründet sey. Denen eigentlichen Alten, der jugendlichen Vorzeit, war dieser Abscheu gegen den Körper fremd, und sie haben in ihm jenes todte Instrument nicht gefunden, zu welchem wir ihn erniedriget haben. Es muss deshalb diese Ansicht des Lebens und des Todtes mit nicht minderer Aufmerksamkeit betrachtet werden, als jene andere. Dieser wird von jener im Wesentlichsten nicht widersprochen, und bey genauer Erwägung finden sich beyde nur Eine, allein durch die Verschiedenheit der Zeiten äusserlich abgeändert.

Es ist nur Eine Substanz, und alle Dinge sind nur Modificationen derselben; Alles was ist, ist seinem Wesen nach diese einige Substanz.

Es ist nur Ein Grund des Daseyns und Lebens, durch

durch welchen Alles ist und lebt, ja welcher selber in Allen ist, in Allen lebt.

Der Grund des Entstehens, und des Bestehens in jedem Moment, ist in allen Wesen nur Einer; das ganze Universum entstund und entsteht durch eine unendliche Evolution aus Einem gemeinschaftlichen Anfang. Selber der ewige Grund alles Seyns besteht nur im Schaffen und Wirken, sein Wesen ist Schaffen und Wirken. Diese innre Nothwendigkeit hat das Erste zur Schöpfung des Zweyten, das Zweyte zur Zeugung des Dritten und so fort ins Unermessliche getrieben, bis endlich die lezten Strahlen dieser unendlichen Schöpfung aus Einem, an dem Starren und Todten, d. h. an Dem stille stehn, was nicht weiter zu schaffen vermag, sondern noch im Entstehen (im Geschaffenwerden) begriffen ist.

Denn das ewig Eine und Erste, wie es selber nur im Schaffen besteht, in diesem sich vollendet, zeugt das Zweyte nach seinem Gleichniss. Dieses ist die erste Entwiklung der Einen Substanz. Das zweyte besteht wieder nur im Schaffen, dies ist sein Wesen, wie das des Ersten. So besteht das Zweyte, und vollendet sich nur, indem es wiederum das Dritte zeugt, dieses lebt hierauf in der Schöpfung des Vierten, (welches wir das sichtbare Universum nennen wollen.)

Das Bestehen ist ein immerwährendes Entstehen, und in jedem Augenblick werden alle Dinge aus der unendlichen Einheit von neuem erzeugt und gebohren. Denn es besteht und vollendet sich das Erste selber nur in immer neuem höherem Hervorbringen des Zweyten u. s. w. So kömmt in jedem Moment Leben und Bestehen von Oben, aus Einer Ursache.

Es

Es ist nur Eine Substanz, ihr Nahme, ihr Wesen ist Wirken. Die Vollendung dieser Substanz geschieht überall und in allen Wesen nur auf Eine Weise, durch Schaffen. Die zum Leben erwachende Natur vollendet sich nur, indem sie das noch Schlummernde zu gleicher Thätigkeit weckt, (das gleiche Leben in ihm erzeugt). Hierauf beruht das Wesen und die unaufhörliche Nothwendigkeit des Gegensatzes, dessen Geschichte wir an einem andern Orte gegeben, (Abschn. VI.).

Je mehr die Basis (so wollen wir mit einem Worte das Zweyte, das was von einem Ersten belebt wird, nennen,) sich in ihrem neuen Werke, in der neuen Schöpfung, welche sie unter dem Einfluss des Ersten nach aussen beginnt, vollendet, desto mehr wird das Schaffende (Erste) in ihr verklärt. Denn es vollendet sich selber nur in der Entwiklung des Zweyten, um so mehr, je weiter diese Entwiklung gekommen. Das Erste wird also in der Entwiklung des Zweyten immer mehr vollendet, wird das, was es ist, in immer vollkommnerem Grade. So erreichen sich die Gegensätze ewig nicht. Um ein schwaches Bild zu brauchen; so wird der Nordpol des Magnets immer stärker und vollendeter, je mehr es ihm gelungen, den Südpol zu einer gleichen Wirkung nach aussen zu beseelen. Das Leuchten des *minus* elektrischen Körpers, ist ein Zeichen, wie sehr es dem *plus* elektrischen gelungen, in ihm eine gleiche Wirkſamkeit zu erzeugen. Und in dem Grad, in welchem jener stärker ist, wird es auch dieser. Darum ist zwar das Streben des Schaffenden immer nur die Basis nach seinem Gleichniss (auf gleiche Weise wirksam) zu bilden, aber diese erreicht ihren höheren Ursprung nie, sondern dieser erhebt sich immer höher und vollendeter über sie, indem er zugleich immer vollkommner auf sie einwirkt.

Die Evolutionsstufen der Einen unendlichen Substanz stehen im eigentlichen Wesen ihres Verhältnisses in einer steten Reihe. Das Zweyte ist für das Dritte wieder Erstes, das Dritte ist für das Zweyte wieder Zweytes u. s. w. Ein Glied ist dem andern nothwendig. Denn wie das Erste nur besteht, indem es das Zweyte zur Schöpfung des Dritten (d. h. zu gleichem Leben) antreibt, so besteht das Zweyte nur, indem es das Dritte (das Element) zu gleicher Schöpfung beseelt, und so fort, bis an die äussersten Gränzen des noch nicht Schaffenden, sondern noch Entstehenden. Das Werk des lezten Gliedes ist mithin zum Daseyn des Ersten nothwendig. Wiederum werden alle in jedem Moment von oben (von der Einheit) zum Daseyn gerufen.

Schaffen ist leben, leben ist schaffen.

Die Körpermasse, aus welchen unsren Sinnen die Weltkörper, und unter andern der, den wir bewohnen, zu bestehen scheinen, ist ein Werk (eine Schöpfung) des eigentlichen Weltkörpers, der in dieser lebt und besteht, der in dieser sich vollendet.

Die eigentliche Substanz des Weltkörpers nehmen wir mit unsern Sinnen eben so wenig wahr, als jene schaffende Substanz lebendiger organischer Wesen, von gleichem Range mit uns, die wir Seele nennen. Denn überhaupt existiren für uns nur zwey Arten von Wesen, die einen sind solche, auf welche wir durch unsre Basis nach aussen schaffend, einzuwirken vermögen, die an-

dren,

dren, welche auf uns schaffend einwirken. Dieses sind überhaupt die Gränzen jeder einzelnen Natur, und nur jenes Wesen begreift und umfasst Alles, welches auf Alles schaffend wirkt.

Die Gränzen unsres Erkennens — unsres Wirkens — sind die unsres Weltkörpers, dessen vollendetstes Gleichniss wir sind. Alles das, was ihm Basis ist, Alles was von ihm geschaffen (zur Thätigkeit gewekt) wird, und was sich ihm deshalb durch Schwere u. s. w. unterordnet, ist auch uns als Welt, in welcher wir schaffen, unterworfen. Wir nennen diese Reihe der Dinge gewöhnlich im engsten Sinne Körperwelt. Über uns erhaben, steht eine andre Welt mit uns in Wechselwirkung, aus welcher das Leben in uns gewirkt wird. Diese höhere Welt erkennen unsre Sinne nicht, denen selbst von gleichartigen Wesen nur die Basis unterworfen ist, so wie solche Naturen, die an Kräften uns gleichen, auch nur auf unsre äussren Organe, auf das, was dem Schaffenden in uns untergeordnet ist, wirken können.

Sinnlich wahrnehmbar ist uns mit einem Worte nur das, was uns untergeordnet (Basis) ist. Die kosmischen Momente der Körper (s. VII.), selbst das Licht, wirken nur auf unsre Basis, unsren Körper schaffend, der leuchtende Körper ist uns noch sinnlich wahrnehmbar — d. h. unsrem eigentlichen Ich noch untergeordnet. Alles was von wirklich höherer, vollendeterer Natur ist, als wir, wird von uns nicht mehr wahrgenommen, sondern nimmt bloss uns wahr. Nur das wahrhaft Höhere wirkt auf unser eigentliches Ich schaffend.

Es ist nur Eine Substanz. Was wir Seele und was wir Körper nennen, sind nur verschiedne Entwicklungsstufen des Einen Bestehenden. Substanzen, welche noch unsren Planeten, und welche deshalb auch uns untergeordnet sind, nennen wir Körper, dieselben Substanzen, wenn sie einige Stufen der Vollendung höher dem Planeneten, der sie gebohren, auf keine Weise mehr untergeordnet, durch das, was wir Körper nennen, nicht mehr zu hemmen, nicht mehr zu berühren sind, nennen wir in gewissen Fällen Geist. Beyde sind aber Eins.

Die herrschende und ursprünglich schaffende Substanz, welche die Einheit eines organischen Wesens (z. B. eines Menschen) ist, nennen wir Seele. Auf gleiche Weise sollten wir das leuchtende Sauerstoffgas, im Moment seiner Vermählung mit dem Verbrennenden die Seele der Flamme nennen. Das Licht u. a. ist keine eigne Substanz, sondern das Sauerstoffgas und die von ihm mit gleichem Leben beseelte Basis, sind Licht, das heisst, sie wirken auf alle ihnen untergeordnete Substanzen mit jenem Grade einer schaffenden Gewalt ein, den wir Licht u. s. w. nennen. Das Sauerstoffgas selber wirkt vermittelst seiner Basis auf die Umgebungen als Licht, d. h. es ruft in ihnen eine gleiche Thätigkeit hervor, die wir nicht anders als Leuchten nennen können, (es äussre sich dieses als Durchsichtigseyn, Glänzen, Erleuchtetseyn, oder Sehen, was auch ein Leuchten ist).

Die Seele eines organischen Ganzen ist ihrem Wesen nach nichts anders, als das, was ihr Körper ist, und sie ist von diesem nur durch höhere Vollendung verschieden. Bey sehr untergeordneten Naturen, z. B. bey den Pflanzen, ist sogar die Seele noch körperlichen Gesetzen unterworfen, (noch sinnlich wahrnehmbar), z. B. als Saft, bey einigen sehr niedrigen Thieren ist sie vielleicht noch das körperliche Nervensystem. — Wie das Licht keine eigne Substanz ist, sondern das Sauerstoffgas ist beym Entflammen Licht, (wirkt schaffend als Licht), so ist im organischen Wesen keine eigne Substanz ausser dem Körper, welche Geist ist, und für sich besteht, sondern das Schaffende im Körper, es sey noch Fluidum, oder es sey schon frey, von der Unterwürfigkeit gegen den Planeten (nichts sinnlich Wahrnehmbares mehr), ist Seele.

Die Substanz ist ewig und unvergänglich.

Jedes Wesen — jede Modification der Substanz — steht, wie schon erwähnt, nur nach zweyen Seiten mit einer Welt ausser sich in Berührung, jedes kann nur auf zweyfache Art affizirt werden; entweder von solchen Dingen, welche ihm als Basis untergeordnet sind, und bereit, seine Einwirkungen zu empfangen; oder von solchen, welche als höhere Naturen in ihm selber Leben schaffen. Nur diese beyden Weisen ein Wesen in Thätigkeit zu setzen, sind möglich; beyde aber dienen, das eigenthümliche Streben der Substanz zu entwickeln, und zu immer höherer Vollendung zu führen. Denn auf untergeordnete Naturen, welche sie berühren, können die Dinge nicht anders als schaffend einwirken, es besteht aber das Leben der Individuen in jedem Moment, und vollendet sich allein im Schaffen, jedes neue Wirken entwicklet und vervollkommnet die innren Kräfte der Substanzen mehr und mehr. Auf der andern Seite können höhere Naturen, welche mit ihnen in Beziehung stehen, nichts andres als Erhöhung und eine gleiche Fülle des Lebens in ihnen hervorrufen. Sind daher eigentlich nur diesse zwey Weisen von äusseren Affektionen möglich, und beyde führen die Wesen zur höheren Vollendung, so kann auch ein Individuum, durch jede äussere Einwirkung, in jedem Moment, nur höher entwickelt, nur mehr vollendet werden. Und gienge auch der Weg, welchen es das Begegnen der äusseren Einflüsse führt, durch scheinbare Vernichtung, durch Tod oder Schwächung, so führt er doch unwandelbar zur Vollendung. Ja, was wir Vernichtung nennen, ist immer das Übergehn in einen höheren Zustand, in eine reinere Form des Daseyns. Der Stein, so bunt und schön er scheint, ist mit Allem was er ist, noch der Erdmasse untergeordnet, er ist ohne selbstständiges Streben, noch in dem unentwickelten Zustand des Ungebornen. Im Schoos der Mutter wird er — gleich dem Ey des Insekts in der kalten Zeit des Jahres — nur erhalten, nicht vollendet. Jede schon bloss mechanische Zerstörung seines Zusammenhangs, kann nicht anders, als durch einen höheren Einfluss geschehen, und schon diese ist für ihn eine theilweise Befreyung (s. III.). Endlich geschieht die wahrhafte Zerlegung, des schon durch mechanische Zerstörung empfänglicher gewordnen, nicht, ohne den Gegensatz in dem vorhin völlig gleichartigen hervorzurufen. Zugleich aber mit dem Gegensatz, beginnt die höhere Entwicklung. Endlich sind erst die vollkommen entkräfteten Gegensätze, oder erst die durch Verbrennen scheinbar zerstörten Körper der höchsten Form des Anorganischen, der vollkommeneren Freyheit, und des höchsten Genusses fähig (s. IV.). Eben wo wir den Körper vollkommen zerstört glauben, hat er erst den Fittich des höchsten Strebens entfaltet, hat er erst die höchste Vollendung erreicht.

Es ist daher jedem Wesen in jedem Punkt seines Da-

seyns

seyns eigentlich nur ein Vorwärtsschreiten zur Vollendung möglich, und es giebt kein wahrhaftes Zurücksinken. Wohl aber geschieht die Entwicklung schon selbstständigerer Wesen durch Oscillationen, meist aus dem nämlichen natürlichen Grunde, aus welchem Nacht auf Tag folgt (s. VII.). Alle scheinbaren Widersprüche (von Verletzungen und Hemmungen der Entwicklung hergenommen), kommen von dem Widerstand des sonst Untergeordneten gegen das in ihm Schaffende. Wo dieses endlich dem Widerstand unterliegt, wirkt dieser auch (wie jede höhere Kraft) ein schleunigeres Erlangen der lezten Vollendung, der Befreyung von den Banden der Individualität. Dergleichen Einflüsse wirken auf ähnliche Weise als der mechanisch zerstörende Körper auf die Cohärenz eines Andern.

Die Gattungen und Individuen der Wesen sind Träger und Organe eines gewissen bestimmten Maasses des höheren Lebenseinflusses, sie sind das Geschöpf einer bestimmten schaffenden Gewalt. Ein höheres Maass jenes allgemeinen und ewigen Lebenseinflusses, fodert auch eine höhere Form des Daseyns. Es sind daher in der Zeit der blühenden Jugend die Ausserungen des Lebens am rastlosesten und unaufhörlichsten, weil alsdann jener höhere Impulsus am überlegensten ist. Wenn hierauf bey immer vollkommnerem und höherem Vollenden des eigenthümlichen Lebens, wenn in der immer gewaltigeren Gluth des eignen Schaffens, jener bestimmte Lebenseinfluss immer glühender und vollkommner empfangen, und das Werk des Lebens immer mehr vollendet worden; dann erwacht die Empfänglichkeit für ein höheres Maass desselben, und das jezt bestimmte hat seine vorige höchste Wirksamkeit verlohren. So verstummen nun allmählig die kräftigeren Äusserungen und Bestrebungen des Lebens, das Individuum hat seine Bestimmung schon mehr oder minder vollendet, es bedarf der äussern Umgebungen, welche ihm bisher Organ oder Material der Lebensübung gewesen, nicht mehr, ja es ist selbst jener bestimmten Lebenseinwirkung, der es durch die Entwicklung des Lebens selber gleich geworden, durch kein gewaltsames Bedürfniss ferner untergeordnet, und es wird von ihr immer mehr und mehr unabhängig. Jene scheinbare Entkräftung, welche nun in der lezten Zeit des Lebens eingetreten, ist daher vielmehr Zeuge, dass der Keim höherer Kräfte, die Hülle des jetzigen Daseyns zu zerreissen strebt, dass die Bedürfnisse und der Dienst des Lebens erfüllt, die Schuld des jetzigen Daseyns bezahlt sey, und dass nun das Individuum der Freyheit und dem Genuss eines höheren Daseyns entgegen reift. Auf gleiche Weise hören auch abgestumpfte Säuren und Grundlagen endlich auf, selbst mit einer Spur der vorigen Heftigkeit aufeinander zu wirken, den Säuren und der luftförmigen Basis, genügt endlich der Gegensatz, mit welchem sie verbunden waren, so wenig, dass sie ihn von selber, oder bey der geringsten Erhöhung der Temperatur, verlassen. Sie haben jene Vollendung schon erlangt, welcher sie in der Vermählung entgegen strebten, und bedürfen dieser Übung nicht ferner. Cohäsion und Schwere, (die scheinbaren Stützen des besondern Daseyns), nehmen ab, das so entkräftete Wesen, scheint seinem gänzlichen Untergang immer näher und näher zu treten, während es sich im Gegentheil der endlichen höchsten Vollendung nähert. Jenes unablässige Treiben nach aussen, rastlose Thätigkeit von innerer Unruhe erzeugt, ist daher — nicht im Anorganischen allein, sondern nicht minder im Leben schon vollendeterer Naturen, gar oft ein Zeichen von grösserer Ab-

Abhängigkeit, höherem Bedürfniss nach aussen. Und nicht minder ist eben so oft die mindre Wirksamkeit nach aussen, die allmählige Annäherung zu einer gänzlichen Ruhe ein sicheres Merkmal, dass die scheinbar schwächeren Substanzen, jene Bestimmung schon vollendet, jenes Werk schon vollbracht haben, was den wirksameren noch obliegt. Stärke und Fülle des äusseren Daseyns sind deshalb nicht selten die Gefährten eines minder vollkommnen Zustandes. Nicht das edle Metall in seiner äusseren Schönheit, in der Kraft seines Bestands, in dem festen Umriss, und in jener mächtigen Reaktion (als Leiter) gegen jeden äusseren Einfluss, ist im Anorganischen zur höchsten Vollendung gelangt, sondern die Luft, leicht, ohne Bestand nach aussen, ohne Schein und Umriss; nicht die heftig rauchende Säure, in der ganzen Fülle ihrer Wirksamkeit auf äussere Umgebungen, ist dem Grad der Entwicklung nach mit jener zu vergleichen, welche durch vorhergegangnes thätiges Wirken in den Momenten der Vermählung schon entkräftet, jener lezten Verwandlung nahe steht, in welcher sie endlich Schwingen empfängt, um als Luft, den Blüthenmoment des Körperlichen zu geniessen.

Es ist daher jener, zu unsrer Zeit wieder zur Sprache gekommene Satz: „Die Seele nehme mit dem Körper, mit welchem zugleich sie entstanden und entwicklet „sey, wieder ab, und werde endlich zugleich mit ihm vernichtet," ein alter Irrthum. Das schwache Alter nach einem Thatenreichen Leben, ist nicht zu beklagen, sondern seelig zu sprechen, und oft geschieht es, dass noch in den Stunden des lezten Verlöschens, die Schwingen eines neuen höheren Daseyns, wie schnelle Blitze, sichtbar werden. Ja der schwache Greis, welcher nach einem

Le-

Leben voller Blüthen und Genüsse, nach wohl durchkämpfter Jugend, und nach vollendetem Tagewerk, das Maass der innren Kräfte vollkommen verzehrt hat, und welcher nun ohne Liebe und Hass, ohne Bedürfniss und Wirksamkeit nach aussen, ohne Bewusstseyn, ja selbst ohne Gedenken der schöner durchlebten Zeiten, ohne Blick in das Künftige, ohne Empfinden der Gegenwart, hülfloser scheint als der Säugling, ist vor Andern gluklich zu preisen, welche das Leben, das sich allein im Wirken vollendet, unnöthig gespart haben. Es ist dieser hülflose Zustand eines schwachen Alters ein sanfter — allmähliger Übergang durch neue Kindheit in den Leib der Mutter — in die Erde. Und dieser neue Zustand des Ungebornen, wo in stiller Auflössung der letzten Banden, in des Grabes tiefem letztem Schlummer, die Keime eines höheren Daseyns aus der Gährung des Alten bereitet werden, entlässt jene schon bey scheinbarem Leben Eingeschlummerten, früher und leichter zur neuen Erzeugung. — Wenn uns dann endlich, mit der lezten Kraft der Jugend, alle Gefährten, alle Freuden einer besseren Zeit gestorben, wenn uns ohne Genuss und innre Wärme, verwaist an fremder Liebe und Mitleid, ja vergessen von der mit uns lebenden Welt, kaum noch das dumpfe Gefühl unsrer Kraftlosigkeit geblieben, sind wir am wenigsten von jener ewigen Güte verlassen, welche über das Schwache und Verlassene, über das zarte Beginnen der Kindheit, und über hulfloses Alter, am väterlichsten wachet. Und wenn selbst die lezten noch übrig gebliebenen Freunde an der Gruft schieden, wird jene Hand treulich über uns bleiben, welche uns einst im Mutterleibe gebildet. Das Leben ist vergangen, seine Erinnrungen kehren nicht wieder, und ein Zustand hat uns aufgenommen, welcher ohne, Gefuhl und Empfinden, jenem des Ungebohrnen

im

im Mutterleibe gleich ist. Die Verwesung in ihrem gewaltsam beschleunigten, oder allmähligen Gang, ist dieser Zustand. Die Erde, oder untergeordnete Naturen, verzehren schnell, was nicht mehr unser war, und der Keim eines neuen Daseyns, frey selbst von den lezten Banden, welche ihn an den Planeten fesselten, von nichts Irdischem ferner mehr gehemmt, ja berührt, wird von dem Strahl einer höheren Verklärung aufgenommen.

Das schon Abgeschiedne, von einer höheren Gewalt gezogen, in einem tieferen und nothwendigeren Wirken begriffen, ohne weitres Bedürfniss des Irdischen, steht mit uns in keinem Verhältniss mehr. Wir begreifen nur was uns untergeordnet ist, oder das Gleichartige und Höhere in seiner Basis, (in Dem, was an ihm noch abhängig ist von dem Planeten). Das sogenannte Reich der Geister (der Wesen, welche vollendeter sind, als wir und als unser Planet) erscheint uns nur, wenn wir uns selber über die Gränzen unsres jetzigen Daseyns erhoben haben, und vielleicht in den Momenten einer höheren Begeisterung.

Die Unvergänglichkeit des eigenthümlichen Daseyns, die Unsterblichkeit des Strebens in allen Wesen, sollen hernach (im 2ten Band) eine Menge Thatsachen bezeugen, welche, in einem Theil der äusseren Welt, unsren Sinnen noch offenbar geschehen. Nicht leicht begreift man, wie man eine fast unvergängliche Ausdauer in Dingen, welche noch immer grob körperlich genug sind, (wie die Miasmen, welche noch Jahrzehenden aus Körpern, an denen sie hafteten, noch mit ihrer ganzen fürchterlichen Heftigkeit herauswirken), zugegeben, jedes Bestehen aber den weit vollendeteren, und über alles körperliche Gesetz schon erhabenen Substanzen, abgeläugnet habe. Das Bestehen der Dinge ist eben so nothwendig, als es ihr Entstehen gewesen. Und so nothwendig es dem ewigen Grund des Daseyns war, sie zu erschaffen, so nothwendig ist es ihm, sie zu erhalten. Er selber ist allein in ihrer Schöpfung, in ihrer Erhaltung. Und wie Er ohne Ende ist, so wird Derer Keines untergehn.

Wie das eigentliche innre Wesen der Dinge — die Substanz — unvergänglich und durch keine Zeit beschränkt ist, sondern bloss die momentane Erscheinungsweise derselben (der Stoff) wechselt und vergeht, so ist das Wirken, das Schaffen der Wesen an keinen Raum gebunden, vom Raume nicht begränzt, und bloss als Basis, als Stoff sind dieses die Dinge.

Das Streben der Substanz ist: in dem ihr Untergeordneten die höhere Thätigkeit ihres Daseyns zu erzeugen, sich dasselbe gleich zu machen an Wirksamkeit. — (Nicht aber an Vollendung, vielmehr wird das Schaffende, jemehr ihm sein Streben an der Basis gelingt, desto mehr vollendet, es wird desto vollkommner das, was es ist) Einem Untergeordneten aber ein höheres Leben mittheilen, heisst schon nach III. dasselbe vollkommen abhängig von sich machen, sich dasselbe zueignen. Ein einiges Streben ist auch ein einiges Daseyn. Eine Basis, welche das Schaffende vollkommen mit seiner höheren Kraft beseelt, wird ein Eigenthum — Organ — Geschöpf desselben. Es geht daher der Einfluss des Vollendeteren auf das minder Vollendete, endlich nur auf Vereinigung; jede Einwirkung eines Höheren auf ein Geringeres, ist Anziehung. Da sich aber nur das vereint, da nur das

ein

ein einiges Streben und Daseyn werden kann, was sich an Wirksamkeit gleicht, so muss die Anziehung dann am stärksten seyn, wenn es dem Schaffenden gelang, die Basis, auf welche es wirkte, mit der ganzen Fülle seines Daseyns zu beseelen. Je minder dagegen dieses gelang, desto geringer wird die Anziehung seyn. Geringe Anziehung heisst dem Raume nach, weite Entfernung.

Das Schaffende vermag um so vollkommner seine Basis mit einem gleichen Streben zu beseelen, je mehr ihm dieselbe schon gleich, je geringer schon der Abstand in Hinsicht der Vollendung zwischen beyden war. Die Wirkung eines Stärkeren auf ein Schwächeres ist aber um so heftiger, je mehr jenes diesem überlegen ist, der Einfluss des Schaffenden auf die Welt der untergeordneten Dinge wird sich an diesen desto gewaltiger äussern, je mehr ihm dieselben untergeordnet, je unvollkommner sie sind. Die Heftigkeit der Wirksamkeit und die Innigkeit der Anziehung des Schaffenden auf das Basische, werden daher im umgekehrten Verhältnisse stehn. So wird z. B. eine Säure um so heftiger auf eine Basis einwirken, sie wird die Erscheinungen einer heftigen Warme desto auffallender hervorbringen, je weniger die Basis durch vorhergegangne Verbindungen mit Säuren abgestumpft, d. h. (nach dem Vorigen) vollendet worden ist Eine sehr starke, (von der Erdmasse noch sehr abhängige) Basis, wird mit (starken) Säuren am glühendsten aufbrausen. Dagegen wird die Anziehung geringer seyn, es wird sich eine geringere Quantität der Grundlage mit der Säure vereinigen (nach Winterl). War dagegen die Grundlage schon abgestumpft (unabhängiger von der Erdmasse — im eigentlichen Sinne vollendeter), so wird die Aktion der Säure auf dieselbe ungleich geringer seyn, dagegen wird

sich

sich der Quantität nach eine weit grössere Menge der Basis mit der Säure vereinigen. Das, was wir gewöhnlich Säure nennen, hängt in Hinsicht seiner Stärke, seiner Heftigkeit von demselben Gesetz ab. Säuren sind wiederum eine Vereinigung ihres Substrats mit einer höheren, in ihm schaffenden Substanz, (z. B. dem Sauerstoffgas, Wasserstoffgas u. s. w.) Je minder dieses Substrat der Säure, dem in ihm schaffenden Gas, an Unabhängigkeit von der Schwere, und an eigentlicher Vollendung gleich geworden, desto heftiger wirkt dieses in ihm, zu desto stärkerer Wirksamkeit nach aussen bestimmt es dasselbe. Mit der heftigsten Aktion der Säuren ist daher meistens eine grössere Concentration, grössere Dichtigkeit und Schwere, wenigstens eines grossen Theils derselben, verbunden (eisartige Säuren), dieser Zustand wird ferner nur durch das herbeygerufen, was überhaupt allein das Sauerstoffgas zu der höchsten Wirksamkeit beseelt, durch das Licht der Glühehitze u. s. w., und das Sauerstoffgas bestimmt hier das mit ihm verbundne Substrat zu einer immer heftigeren Thätigkeit nach aussen, je höher es ihm durch immer zunehmende Vollendung überlegen wird. Je mehr dagegen diese Säuren in engerem Sinne, zugleich mit der Abstumpfung die gleiche Vollendung und Freyheit mit dem Sauerstoffgas erreicht haben — je mehr sie sich der Luftform nähern, desto mehr verringert sich ihre Wirksamkeit nach aussen (auf Grundlagen). — So ist auch im Galvanismus die Aktion des Wassers gerade auf die abhängigsten und unselbstständigsten Körper, auf die Metalle, am heftigsten. Diese Heftigkeit verringert sich, je mehr durch eine lange Einwirkung des Wassers die Metalle, in der Übung nach aussen, welche zugleich in ihnen hervorgerufen worden, dem Wasser an Wirksamkeit gleich wurden. Denn dieses Gleichwerden

drukt

drükt sich durch Vereinigen, durch Verkalken aus *). Die Thätigkeit der Metalle im Galvanismus nimmt ab, je mehr sie Kalke werden. Das salzsaure Zinn des Pelletier wirkt im Galvanismus sogar als Isolator, während es zugleich eine beyspiellose Anziehung zur Wassersäure zeigt. Das Wasser war diesem Metallkalk wenig mehr überlegen, es vermochte ihn nicht mehr zur Aktion nach aussen zu bestimmen. Dagegen gelang es ihm leichter, diesem schon an Vollendung nahe stehenden Körper, die ganze Fülle seines Strebens einzuhauchen, darum ist die Anziehung zwischen ihm und dem vollendeten Wasser (Sauerstoffgas) so gross. Endlich haben wir auch gefunden, dass eben die unselbstständigsten, und nach aussen abhängigsten Körper, am leichtesten und heftigsten von jenen mächtigeren Einflüssen, welche erwärmend wirken, zur Wärme erregt werden — dass sie die besten Wärme-Elektrizitäts- und Klangleiter sind u. s. w.

So ist überall die Wirkung nach aussen, in der Substanz deso gewaltiger, je höher der mächtigere Einfluss, welcher sie zum Leben bestimmt, ihr überlegen ist. Die erste und höchste Heftigkeit, mit welcher ein neuer noch sehr ungleicher und übermächtiger Einfluss in untergeordneten Naturen ein gleiches Leben erregt, gleicht überall der Zeit einer rastlosen, noch unvollendeten Jugend. Erst in einer längeren Wirksamkeit, in einer höheren Vollendung der eigenthümlichen Bestimmung, wird Ruhe nach aussen, und stilles in sich selber geschlossenes Daseyn gefunden.

---

*) Das Metall, indem es von dem Streben des Wassers ergriffen wird, gleichsam den Willen desselben vollbringt, wird ein Organ, ein Theil des Wassers.

Da die höchste Anziehung, Einwirkung in innigster Nähe ist, da ferner die stärkste Anziehung, die innigste nächste Vereinigung zweyer zusammenwirkender Wesen, ein Zeichen ist, dass es dem Vollendeteren vollkommen gelungen, das minder Vollendete mit seinem eignen Streben zu beseelen, sich dasselbe als Organ unterzuordnen, so wird höchste *actio in distans*, welche ein von hohem Leben ergriffenes Wesen an anderen ausübt, bedeuten: dass jenes von einem unendlich überlegenen, unendlich höheren Einfluss getrieben werde. Denn die mächtige Wirkung auf das Entfernte deutet die eben beginnende Erzeugung des Lebens in demselben an. Je vollkommner diese wurde, desto mehr nähert sich die Basis der Vereinigung mit dem in ihr Schaffenden, je weniger, desto entfernter ist sie noch von ihm geblieben. Und auch die in der Basis schaffende Substanz, wird, je mehr sie die eigenthümliche Bestimmung im Handeln vollendet hat, immer minder heftig nach aussen wirken, die nahe Vollendung des Werks, wird sich in der immer höheren Annäherung der Basis zur Gleichartigkeit des Strebens und zur Vereinigung, ankündigen, und die *actio in distans* wird nicht mehr Bedürfniss seyn. Diese ist immer ein Zeuge des ersten noch jugendlichen Begegnens einer höheren Einwirkung, die das Untergeordnete noch nicht ganz mit ihrem Streben erfüllt, sich dasselbe noch nicht als Organ, als einen Theil ihres Wesens angeeignet hat.

Und so ist auch das Licht, die Blüthe des Anorgiſchen, der noch jugendlichen Substanz die erste Annäherung des höheren Lebens, und das Licht der Gestirne, das Licht der Flamme, so mächtig es in Allem, was es ergreift, ein eigenthümliches Leben zeugt und vollendet, strebt noch nach etwas Höherem: nach der Schöpfung ei-

eines gleichen Lebens denn in ihm ist, und nach dem Genuss der Vermischung mit diesem neu Beseelten. Was von seinem Streben vollkommen ergriffen, (seinem Willen unterworfen) ist, wird ihm Organ, ein Theil von ihm. Darum wird erst in dieser Vermischung sein Werk sich vollenden, bis es endlich, in neuer Jugend eines neuen höheren Einflusses theilhaftig worden, und die Geschlechter der Dinge, in unabhängiger Gleichheit, sich von neuen ferne scheiden, und das Leben von neuen sein gewaltiges Werk aus der Ferne wirkt.

Was die ungeheuren Massen des Ganzen in jugendlichem Sehnen noch erstreben, das haben einzelne vergänglichere, dem Wechsel der Zeit früher unterworfne, und darum früher vollendete Wesen, schon erreicht. Es strebt die ganze Erdmasse zur letzten Vollendung, und nur ein kleiner Theil — die Atmosphäre, hat diese erreicht; und wenn in der ersten Zeit der wärmeren Horen, in jedem Keim das Verlangen sich entzündet, zu grünen und zu blühen, gehen einsam, früher aufgewacht als alles andre Grün, die ersten Blüthen des Jahres unter dem Schnee auf, und büssen diese Ungeduld in einem schnell hinwelkenden Leben; so kündigen auch einzelne schwächliche Insekten die Veränderungen des Ganzen weit früher an, als sie herbeygekommen, (s. IV.) und kurz: es sind einzelne Dinge überall sichre Boten und Vorbedeutungen der neuern Zeit, welche Vielen bevorsteht, und ferne Zukunft, alte Vergangenheit, werden immer in einzelnen Naturen erkannt, während das Ganze seinen langsamen Schritt unverändert geht. Sind schon im Kleinen, in den Individuen einzelner Geschlechter, diese Kennzeichen künftiger Zeiten; wie viel mehr werden ganze Welten, die Gewalten des Universums Vorahndungen der fernen künftigen Zeit haben? Solche sind für unsre Erde die organischen Wesen. Was das Licht, was die Wärme in jugendlicher Heftigkeit noch erstreben, hat die organische Natur schon ergriffen. Wir gehen nur von dem vorhin Gesagten aus, auf die Verschiedenheit des Organischen und Anorganischen, so weit sie durch unsere frühere Untersuchungen vorbereitet worden.

Wenn Schwere, und meist auch Cohärenz, den Grad der Unterwürfigkeit gegen den Planeten andeuten, und wenn eben das Schwere, mit dem Planeten am meisten Eins, den langsamen Schritt der Entwiklung, welchen die ganze Masse geht, am wenigsten verlassen kann, so werden wir in den Metallen jene Andeutungen des Zukünftigen am wenigsten finden. Es gilt von ihnen mehr als von allen andren Körpern, dass sie für sich unselbstständig und Nichts, bloss mit der Masse des Planeten sind und bestehen, dass ihre unvollendete Natur noch keinen höheren Einfluss als den der Erdmasse erfahren habe, während allein das Losgerissne vom Planeten, das Freye, die innre Selbstständigkeit, und den Genuss einer höheren Einwirkung als die des Planeten verräth. Jede grössere Gewalt, muss daher das abhängige Wesen des Metallischen am tiefsten erschüttern, und eben weil diese unvollkommnen Naturen dem höheren Einfluss am wenigsten Genüge leisten, müssen sie selber die Überlegenheit desselben, in einer starken Wirkung nach aussen (in die Ferne), und in einer nur erst späten und mittelbaren Vereinigung mit ihm, aussprechen. Daher finden wir denn die Metalle, von etwas Stärkeren berührt, als der ihnen bestimmte, beständige Einfluss der Masse, wie mit lauter Stimme (tönend) verkündigen, wie un-

vol-

vollendet und abhängig sie von jedem Mächtigeren erschüttert werden. So deutet auch dieses Geschlecht der Dinge durch eine heftige Leitung jedes höheren Vermögens (nach einem neueren Versuch stellen selbst abgehauene Bäume an der Stelle des Durchhiebs mit Metallen belegt, Voltaische Säulen dar,) an, wie frisch und jugendlich das neue nie gefühlte Leben in ihm wirke, wie ungeheuer noch der Abstand zwischen ihm und dem in ihm Schaffenden sey. Auch die sogenannten idioelektrischen Körper geben durch diese eigenthümliche Wirkung nach aussen, in welche sie durch Gewaltthätigkeit (z. B. Reiben) versezt werden, zu erkennen, wie abhängig sie noch nach aussen sind. In gewisser Hinsicht könnte die positive Elektrizität als die ursprüngliche, als das die negative erst Erweckende, betrachtet werden, und so finden wir denn, dass gerade ein höherer Grad der Cohärenz, der Härte, (welcher schon aus einer gewissen Unvollkommenheit entsteht, nach III.) die Körper der positiven Elektrizität fähig mache, und dass von dieser Seite betrachtet, unter zwey Körpern, welche an Vollendung verschieden sind, gerade der Unvollendetste, von dem Begegnen eines gewaltigeren Einflusses am stärksten zu jenem Wirken nach aussen getrieben werden müsse, welche wir Elektrizität nennen. Die Elektrizität — wie der Ton, mit dem sie in vieler Hinsicht sehr verwandt ist, geht daher noch eben so wenig als dieser, auf wahrhafte und innige Vermischung des Körpers, der die Gewalt von aussen erlitten, mit dem, welcher sie ihm gethan. Auch die chemischen Gegensätze der Säuren und Kalien, danken ihre Existenz und ihre gegenseitige Wirksamkeit, einem ähnlichen Verkehr mit der höheren Natur der Luft und des Wassers, als die Metall [illegible] galvanische Action von dem Wasser empfangen. Die meisten Säuren haben die eigenthümliche Wirksamkeit ihres Geschlechts aus der Vereinigung mit einer Luftart, oder vielleicht mit dem Wasser. Wenn es erlaubt ist, von dem was wir bey Vielen, und fast bey Allen deutlich erblicken, auf einige wenige minder deutliche Fälle zu schliessen, so müssen wir dieses von Allen behaupten. Der vollendetste Körper unsres Systems — die Lebensluft — strebt dem Substrat der Säure seine eigne höhere Natur zu geben, dieses wird in dem Augenblick des Entflammens wenigstens durch theilweise Vermischung, begonnen. Der neuvermählte Körper muss sich nun (eben so wie das positive, vom Wasser berührte Metall im Galvanismus), die Gleichheit des Sauerstoffgases, durch Thätigkeit verdienen, je mehr ihm dieses überlegen war, desto heftiger wird seine Aktion nach aussen werden, desto stärker wird er als Säure wirken. Oft können wir die hohe Ungleichheit des Substrats, und der dasselbe säurenden Substanz, in der grösseren Schwere — Concentration — der neu entstandnen Säure erkennen, welche zu erkennen giebt, wie nothwendig, wie sehr es Bedürfniss für die Säure sey, auf die untergeordnete Masse zu wirken. Wenn die Überlegenheit des die Säure schaffenden Körpers durch die Thätigkeit derselben gehoben ist, oder wenn von Anfang die Überlegenheit geringer war, sehen wir die Säure sich immer mehr der beständigen Luftform nähern; endlich ist es der leichten Luft gelungen, das Substrat, das sie ergriffen, sich vollkommen anzueignen, ihm sein ganzes Streben mitzutheilen, und es erhebt sich nun der ganze Körper, welcher vorhin Säure gewesen, seiner vorigen Eigenschaften verlustig, als eine fast gleichartige Luft, welche nur noch einen Schritt braucht, um ganz das zu seyn, was jenes Gas war, das sie zuerst zur Wirksamkeit bestimmte. Die Aktion des Säuresubstrats als Säure, kündigt

digt uns demnach den Grad der Überlegenheit des mit ihm verbundnen Gases an, und wir können die Aktion der Säure durch alles das verstärken, was die Wirksamkeit des Gases erhöht. So Glühchitze, Sonnenlicht, selbst Vermehrung der Quantität des Gases. Daher wird in einem früher erzählten Falle, die Kohle durch eine grössere Quantität Wasserstoffgas zu einer Säurenartigen Aktion bestimmt, eine mindere Quantität kann dieses nicht mehr bewirken, die Kohle wird adiaphor, ja wenn endlich bey immer zunehmender Verminderung des luftförmigen Antheils, die Überlegenheit desselben über sein Substrat am meisten verringert ist, wird die Kohle sogar basisch und zugleich luftförmig. Die grössere Concentration war hier ein höheres Streben als Säure zu wirken, welches von dem Grad der Überlegenheit des Gases abhieng. Das Substrat vermochte endlich der ohnmächtiger in ihm gewordnen Luft das Gleichgewicht zu halten, und gelangte mit ihm zur Luftform. — Indess wird durch die höchste Verstärkung jener Einflüsse, welche die Wirksamkeit des Gases in der Säure erhöhen, (die Säure concentriren,) zugleich ein Theil derselben in Dampfe verwandelt. So wird, wenn die Gewalt des Sauerstoffs u. a. aufs Höchste gestiegen ist, dem Substrat schnell und unwiderstehlich zum Theil eine gleiche Luftform aufgedrungen, während die Concentration des andren Theils um so bedeutender wird.

Der Process zwischen Säuren im engeren Sinn, und ihren Grundlagen, ist ganz von derselben Natur, als jener zwischen verschiedenartigen Metallen, auf die das Wasser einwirkt. Im Galvanismus treibt das Wasser das positive Metall zu der Wirkung als Negative; im chemischen Process bewirkt die Luftart, oder in gewissen Fällen vielleicht das Wasser, welches mit dem Substrat der Säure zur Säure verbunden ist, ein Gleiches. Das positive Metall wird, je mehr ihm das Wasser überlegen ist, um so mehr zur Einwirkung auf das negative bewogen, die ganze Aktion geht darauf hin, das Metall dem Wasser als Organ anzueignen, ihm das Streben des Wassers, (die Lebenskraft desselben) mitzutheilen, (die innige Mischung beyder, — Verkalkung zu bewirken); so wird das Substrat der Säuren immer heftiger, je überlegner das mit ihm verbundne Gas auf dasselbe wirkt, zur Aktion gegen seine Grundlage getrieben, und auch diese Wechselwirkung sucht endlich nichts andres zu bewirken, als das Substrat seinem Gas vollkommen anzueignen, beyde im eigentlichen Sinne zu einem einigen Wesen zu schaffen. Was das Verkalken des Metalls im Galvanismus, ist der lezte Zustand der Abstumpfung bey den Säuren, während welches sie endlich luftförmig werden. Wie das positive Metall im Galvanismus, je mehr es schon Kalk geworden, immer weniger auf das negative wirkt, so verliert die Säure ihre Heftigkeit gegen die Grundlagen immer mehr, je näher sie der Einheit mit dem in ihr schaffenden, je näher sie der Luftform bey immer zunehmender Abstumpfung kömmt. Wie endlich die Aktion des positiven Metalls auf das negative eine Modification der Elektrizität ist, so ist die der Säuren auf Grundlagen — Wärme. Der Grad der Wärme bey der Vermischung nimmt mit der zunehmenden Abstumpfung der Gegensätze ab. So verwandt sind sich Galvanismus und chemischer Process, so sehr sind sie Ein und Dasselbe. Wie auch auf der einen Seite der Schwefel, und ähnliche Substrate der Säuren sich an die positiven Metalle anschliessen, *(nach Steffens)*, und *an das Wasser, die Welt der* Luftarten u. s. w.

Mit

Mit jeder Krystallisation beginnt schon jene Vollendung, welche endlich die chemischen Körper zur Luftform führt. Ein Krystall ist ein Körper, welcher sich individualisirt, welcher unabhängig von der andern Masse, ein selbstständiges Daseyn erlangt hat. Das Krystallisationswasser, das sich fast überall in dieser Welt der ersten Gestaltung vorfindet, ist nicht ohne Bedeutung, nicht ohne Sinn die Durchsichtigkeit des Krystalls, die ihm eine Haupteigenschaft des Wassers und der Luft giebt (zu leuchten). Ohne Wasser, ohne Flüssiges, welches die Körper auflösste, vermögen sie sich nicht zu krystallisiren. Das Höhere sucht sich das Untergeordnete vollkommen anzueignen, ihm (sein Streben), seine Form mitzutheilen. Diese Aneignung des krystallisirenden Körpers an das Wasser, giebt jenem die von der andern Masse geschiedne Form, Durchsichtigkeit u. s. w. Weiter geht die Aneignung hier noch nicht, (aus Gründen, welche später deutlich werden). Vollkommne Aneignung wäre erst dann geschehen, wenn das Wasser dem mit ihm verbundnen Körper seine eigne Befreyung von Cohärenz gegeben hätte.

Gestaltung geschieht nie ohne Gegensatz, und dieser wirkt auf keine andre Weise, als die vorhin beschriebene. Das mit dem positiven Theile des aufgelössten Körpers in Wechselwirkung stehende Wasser, bestimmt diesen zur Aktion auf seine Basis. Je mehr ihm diese gelingt, je mehr die Basis eine gleiche Vollendung von ihm empfängt, und vermöge dieses Gleichwerdens beyde in Verbindung treten, desto mehr nähert sich der positiv wirkende Körper der Vollkommenheit des Wassers. Dieses geht mit ihm in Vereinigung ein; und so sind die wirkenden Drey, das Krystallisationswasser, die Säure oder

der

der ihr entsprechende Theil des Körpers, und die Basis desselben Eins geworden, Ein Ganzes, welches nur noch einer einzigen Verwandlung bedarf, um durchaus das zu werden, wozu das Wasser in dieser Schöpfung sich schon vorbereitet hat — Atmosphäre. Es muss nun der ganze Krystall von neuem nach aussen thätig werden. Dass jene Aktion, durch welche der Krystall hervorgebracht wurde, in ihm noch immer, wenn auch in einem schwachen Grade, statt findet, und dass sie es ist, welche ihm noch immer zu einer gewissen Thätigkeit nach aussen bestimmt, erkennt man unter andern in jenem Phänomen, welches ein Zeugen der Krystalle genannt werden könnte. Ich meyne jenes bekannte, wo ein Krystall, der in eine Auflössung eines gleichartigen Körpers gebracht wird, diesen sogleich zum krystallisiren bestimmt. Häufig findet auch die Kristallisation an wahrhaften Säuren, (oft gerade an den concentrirtesten, stärksten), und an reinen Kalien statt, und deutet alsdann die höchste Aktion nach aussen an.

Wie die Stärke des Klanges, welcher aus gewissen untergeordneten Körpern durch äussre Berührung hervorgerufen wird, den Grad der Unterwürfigkeit des tönenden, und der überlegnen Kraft des berührenden Körpers andeutet, so wird uns auch ferner die Wirkung in die Ferne bey der Elektrizität, hernach bey der Wärme, endlich bey dem Licht, gleiche Bedeutung haben. Je unbegränzter die Wirkung in die Ferne, desto allgewaltiger ist die Übermacht jenes Lebenseinflusses, welcher die Dinge zur Thätigkeit beseelte. Daher sehen wir endlich ungleich mehr als Klang, Elektrisität und Wärme, das Licht in die ungeheuersten Fernen wirken, und hierdurch die hohe Gewalt des in ihm Schaffenden bezeugen. Die Wär-

me

me geht doch noch auf die unmittelbare Einwirkung, auf die nächste Umgebung, ihr Streben geht noch das unmittelbar Berührbare, das Untergeordnete an, (darum scheint sie auch mit dem elektrischen Funken gemeinschaftlich, am stärksten nach unten zu wirken), und erst vermittelst der nächsten Umgebung, welcher das ursprünglich Wärme sein Streben mittheilt, wird die Wärme weiter verbreitet. Doch noch immer den Gesetzen einer unmittelbaren Berührung unterworfen, ein Zeichen, dass die Wärme verbreitenden Substanzen der wahrhaften Vermischung mit ihren Gegensätzen schon fähig, dass sie dem in ihnen schaffenden gleichartig geworden. Daher auch die Langsamkeit der Wärmeverbreitung. Ungleich minder aber von dem Zeitverfluss begränzt, deutet wieder die Elektrizität eine stärkere Ungleichheit der höheren Einwirkung und der Gegensätze an. Endlich wirkt das Licht, vielleicht gar an keine Zeit, oder doch nur wenig gebunden, der unmittelbaren Berührung nicht mehr unterworfen, in ungeheure Entfernung, bis es seinen Gegensatz, das Planetarische, gefunden. Das Lichtlose, das Engbegränzte eines gleichen Leuchtens, einer gleichen Freyheit und Vollendung fähig zu machen, ist das Streben des Lichts, und die Flamme verlangt die ganze Welt um sich her zu entflammen.

Wie aber der Gegensatz zwischen dem Leuchtenden und dem Erleuchteten fast noch unermesslich, wie Sonne und Planet durch ungeheure Fernen geschieden sind, so muss auch jener höhere Einfluss, welcher jedem Wesen nach seiner Weise wird, welcher als die Ursache des Lebens in Allen, die Dinge zu jener Wirkung des Lebens bestimmt, durch welche sie endlich das Maas seiner eignen Vollendung empfangen, auf das Leuchtende noch mit einer ungeheuren Überlegenheit wirken. Wie diese überall ein Zeichen der ersten jugendlichen Fülle und Neuheit des Eindrucks ist, und mit der allmähligen Vollendung des Lebens, wenn das Leben seinem ewigen Ideal näher gekommen, der Ungestüm der Wechselwirkung aufhört; so ist uns auch das Licht ein heiliges Bild der ersten glühenden Jugend. Mit dem weiteren Erreichen der Bestimmung, kommen sich die Gegensätze näher, das Material, in welchem das Leben wirkt, wird endlich nach dem Bild seines Ideals geschaffen, und ein Eigenthum des Lebens, die schaffende Substanz, gelangt erst nun zu einer hohen Individualität und zu der heiligen Vollendung des Geistigen.

So wird es nun an den Gränzen des wundervollen Landes, das wir das Organische nennen, wieder stiller und stiller, die Wirkung in die Ferne verliert sich, und die Organismen sind eine in sich gekehrte, in sich selber ruhende Welt. Nur noch an den ersten Anfängen der Thierwelt, (an vielen Gewürmen des Meeres z. B.) bemerkt man ein schwaches Leuchten, mit jenem zu vergleichen, welches bey dem schwachen Verglimmen des Phosphors in sehr abgestumpftem Sauerstoffgas entsteht, und eben so auch wie dieses, ohne merkliche Wärmeerzeugung. So wird auch nur noch bey einigen Insekten, in jener Zeit, wo ein neues höheres Bedürfniss nach aussen, der Geschlechtstrieb, die Individuen übermächtig ergreift, ein ähnliches Leuchten bemerkt. Die Welt der Fische ist stumm, bis hierauf in dem Geschlecht der Vögel, die Strahlen eines höheren Lebens-Ideals, der Genuss einer neuen schöneren Welt mit stärkerer Überlegenheit jene lauten und heftigeren Lebensäusserungen erzeugen. Hierauf wird das Reich der Vierfüssigen wieder ruhiger, die neuen Strahlen haben sich in der Vollendung des Lebens gebrochen, bis endlich (vielleicht schon in jenen Thierfürsten, worunter Löwe, Stier und Ross gehören), die Dämmerung eines noch höheren heiligeren Ideals anbricht, welche endlich im Leben des Menschen voller, jugendlicher Morgen wird.

Es ist auch im Thierreich die Bewegung nach aussen, die Thätigkeit des Muskelsystems ein Zeuge der Überlegenheit, zuerst des aufs Nervensystem thätigen höheren Einflusses, über dieses, hernach des Nervensystems über das Muskelsystem. Die Beweglichkeit ist in der Jugend des Thieres, oder in der Zeit, wo mächtige Triebe walten, am höchsten, das vollendete Alter wird ruhiger. Die Welt der Pflanzen ist dagegen meist ohne Bewegung, und empfängt diese erst, wo sie von der Nähe des Thierischen Daseyns, in jener Zeit, wo selbst thierische Triebe in ihr walten, ergriffen wird.

Nicht ohne Grund ist es, die Anfänge des Pflanzenreichs mit Treviranus zum Theil in dem Thierischen, Beweglichen zu suchen, und wir sehen nicht allein in gewissen Aufgüssen die Infusionsthierchen in wahre Conferven übergehen; sondern es sind die meisten noch sehr unvollkommene Pflanzen, halb thierischer Art. Die Beweglichkeit verräth noch die letzten Spuren jener höheren Überlegenheit des zeugenden Flüssigen, über die Gegensätze des Individuum. Endlich hört auch diese Bewegung auf, und die Gegensätze, einander fast vollkommen gleichend, vollenden sich in ruhiger innigster Berührung. Schon die abgestumpften Säuren bringen mit abgestumpften Grundlagen keine Wärme, sondern bloss die Gestalt hervor; so ist auc[illegible]n Prozess des Pflanzenlebens keine wahrnehmbare Wärme. In der innigsten

Ver-

Vermischung vollbringen die Gegensätze desto vollkommner das Werk, zu welchem sie von dem Geist des Lebens, der in ihnen wirkt, beseelt werden, und sie vollenden sich immer höher und höher, bis zur schönen Pracht der Blüthe, in der eine ganz neue Zeit des Pflanzenlebens beginnt.

Wir bemerkten schon bey der Wärme, dass die Langsamkeit der Wirkung nach aussen, der Verbreitung, ein Zeichen sey: dass die Wechselwirkung der Gegensätze, und des höheren Dritten in unmittelbarer Berührung, in körperlicher Vermischung geschehe. Die Elektrizität, das Licht, erscheinen wie ein schneller Blitz, wirken mit ungestümer Eil in die weiteste Ferne, und verlöschen hierauf sogleich in dem Augenblick der Vermischung. Das Leben des elektrischen Funken, des Verbrennenden, dauert (wenn nicht immer neuer Stoff denselben Prozess von neuem beginnt), nur einen Augenblick, die Aktion der chemischen Gegensätze, der Akt des Krystallisirens, ist schon von längerer Dauer, endlich wo sich das organische Leben in unmittelbarer inniger Vermischung der schon mehr gleichartigen Gegensätze vollendet, finden wir die Eigenschaft jeder körperlich nahen, unmittelbaren Wechselwirkung, die längere Dauer der Zeit nach. Nur die ersten Anfänge der organischen Welt, eilen wie Erscheinungen des Augenblicks vorüber, nur die höchsten Momente des Lebens, die des Blühens, bey der Pflanze, die der Begattung bey dem Thier u. s. w. deuten noch durch die Kürze ihrer Dauer, einen ungleich höheren Lebenstrieb, und die erst beginnende noch jugendliche Wechselwirkung der Gegensätze an, während die lange Lebensdauer vollkommener Pflanzen und vieler Thierarten, ein immer unmittelbareres Vereinigen und Gleichartig-

wer-

werden der Gegensätze bezeugt. Je länger die Lebensdauer, desto minder ist die Überlegenheit der Lebens-inflüsse, desto näher steht das innre Leben der Dinge seinem Ideal, desto mehr hat das Schaffende seine Basis sich angeeignet, sein Werk vollendet. Hingegen ist auch die Kürze, die Flügelschnelle des Lebens, oftmals Zeuge eines höheren Ideals. Das vollkommne, geflügelte Insekt lebt nur Tage oder Stunden, während die Larve Jahre ausdauert, und die ungleich vollkommnere Rosenstaude, der Mohn und andre Pflanzenfürsten, stehen den Eichen, das edle Ross in seinem frühewelkenden Leben, ja selbst der Mensch dem kalten Fisch an Lebensdauer nach. Das Ideal wird um so unmittelbarer erreicht, je näher es der Natur des Lebens gewesen, je weniger es über das Irdische und Unvollkommene erhaben war.

Die organische Welt wird, gleich der Anorganischen, aus dem Wasser gebohren. In der Flamme (der Zeugung des Organischen), ist die Bestimmung der beyden vollkommensten Gegensätze des Anorganischen noch nicht geendigt. Als die Einwirkung des Sauerstoffgases auf das Hydrogen, in wahrhafte Anziehung übergieng, und die ungeheure Wirkung in die Ferne (die Flamme), verlosch, da gieng auch die Wirkung des Hydrogens auf untergeordnete Körper (auf den Boden) in Vereinigung (innigster Anziehung) über, und das Wasser sank als tropfbar flüssiges Wesen, aus dem vollkommneren Zustand der Luftform nieder. Die Wasserbasis, der charakterisirende Theil des Wassers, strebt nun in den untergeordneten Körpern ihr eignes Leben zu entzünden, und es gelingt dieses nach dem Maass der Vollendung derselben. Wir sehen durch das Wasser, wo es im Unterirdischen eine minder vollkommene Natur befruchtet, je-

ne

ne Gegensätze, aus welchen sich die Krystallen bilden, hervorgehen. Hier ist noch die Überlegenheit des Wassers zu mächtig. Heftige Wärme verkündet aufs neue, wie wenig die Gegensätze sich selber gnügen. Bey solcher Wirkung nach aussen ist die wahre Vermischung geringer. Wenig Krystallisationswasser geht in die Mischung ein, welchem es eben nur gelingt, dem mit ihm verbundnen den Charakter eines für sich Bestehenden (Individualität) zu geben. Die Basis des Krystalls vermag nicht weiter untergeordnete Körper wahrhaft mit sich zu vereinen, nur das erste Beginnen der Vereinigung, (Adhäsion), findet Statt.

Anders wirkt das Wasser, wo es auf der Oberfläche der Erde, von dem Licht noch begünstiget, Naturen begegnet, welche im beständigen Umgange des Lichts und der Luft schon abgestumpft, ihm weniger ungleich sind. Die Vereinigung ist hier sogleich inniger. Das Wasser selber vollendet hier seine Bestimmung ungleich mehr, und wird hierdurch vollkommener, (wie sich das Schaffende überall, je vollkommner es wirkt, desto höher vollendet), und wir erkennen diese höhere Vollendung des Wassers sehr bald an der Überlegenheit, welche es gegen anderes neu hinzukommendes Wasser ausübt. Dieses wird als Nahrung angezogen, und zu einer gleichen Wirksamkeit beseelt.

Auf zerwittertem Gestein, von Wasser durchdrungen, werden die ersten Vegetationen gebohren. Sie sind selber nur noch gestaltete Steinmassen. Jene Thautropfen, welche zuerst auf die Fläche des Steins fielen, und die schon der Cohärenz fast entnommenen Theilchen mit ihrem eignen Leben erfüllten, und mit sich vereinten, er-

lang-

langten im Gelingen ihres Strebens eine höhere Vollendung. Neues Wasser wird als Nahrung eingesogen, auch der Basis der neuen Organisation, deren Thätigkeit sich an dem noch unvollendeten Gestein übt, gelingt es seine Umgebung zu beleben, so wird immer mehreres Gestein, immer neues Wasser in die Wechselwirkung dieser kleinen Welt hineingezogen, und wie das Leuchten der Dämmerung, offenbart sich die Vollendung des Schaffenden, in Gestalt und Farbenpracht. Herrlich vor dem einfärbigen Grün der ganzen übrigen Pflanzenwelt, schimmert die ganze Oberfläche vieler Flechten u. s. im hohen Purpurroth der Rose, im zarten Weiss der Lilie, in den Farben der Hyazinthe und im Gelb des Ranunkels, bis zu dem dunklen Glanze der schwarzen Nieswurz. Auch der Farbenschmuck, ist Wirkung in die Ferne, Zeuge einer höheren Ungleichheit der Gegensätze.

Das Sauerstoffgas vereinigte im Entflammen nicht einmal den sechsten Theil seines Gewichts an Wasserstoffgas mit sich. Die heftige Wirkung in die Ferne zeigte schon, dass die eigentliche Vermischung nur noch unvollkommen geschehen sey. Nur wenn nun die Wasserbasis, in der Übung nach aussen, sich immer mehr vollendet, wird die Vereinigung beyder inniger, und das ursprünglich Schaffende, (das Oxygen), wird, je höher es ihm gelingt, die Thätigkeit seiner Basis zu treiben, desto mehr vollendet. Vollendung ist an den Stoffen Abstumpfung, das Abgestumpfte vermag eine grössere Menge seines Gegensatzes mit sich zu vereinigen, begehrt weit mehr zu seiner Sättigung. In unsrem Falle werden wir die immer höhere Thätigkeit der Wasserbasis an der immer vollkommneren Individualisirung der neuen Organisazion, ermessen. (Weil diese im Aneignen der Masse an das

das in ihr schaffende Wasser ausdrückt). So wie diese zunimmt, erhebt sich dieselbe als ein selbstständig Lebendiges immer freyer über den Boden. Die Vereinigung aller Gegensätze zu einem Ganzen, wird immer inniger. Das letzte Leuchten nach aussen, die Farbe, weicht dem einfarbigen Grün, in dem sich das Blau des Himmels mit der Farbe des Gesteines paart. So wie sich aber bey deutlicherer Absondrung der Blätter, bey höherer Individualisirung des Ganzen die Wasserbasis immer kräftiger übt, wird der schaffende Theil des Wassers immer vollendeter, immer gewaltiger. Er begehrt eine immer grössere Menge seiner Basis zur Sättigung. Aus dem Wasser, welches zur Nahrung aufgenommen wurde, verzehrt er nun (wenn seine Schöpfung vom Licht begünstigt wird), bloss den basischen Theil, während das Sauerstoffgas desselben mehr oder minder rein entweicht. (Bey Nacht als ein mit basischen Theilen noch verunreinigtes Oxygen, als Stikgas.) So entsteht das Ausathmen des Pflanzenreichs, aus dem Einsaugen des Wassers.

Doch es giebt noch eine Weise der Entwiklung für das Wasser, welche auf eine noch höhere Vollendung führt. Wo es der Wasserbasis gelungen, die mit ihr verbundne Substanz vollkommen mit ihrer eignen Kraft zu beleben, wo deshalb die Vereinigung zwischen beyden so innig war, die Vollendung der mit der Wasserbasis verbundnen Masse so vollkommen, dass der neu entstandne Organismus in vollkommner Selbstständigkeit, unabhängig wie das Wasser selber von dem Boden wurde, da ist endlich auch an ihrem Theil die Wasserbasis vollendet. Sie bedarf nun auch eine grössere Quantität ihres Gegensatzes zur Sättigung. Der basische Theil des Thieres, (das Muskelsystem), verlangt daher neues und mehreres Sauerstoffgas zur Sättigung, er athmet es ein, und athmet dagegen den Kohlenstoff und die Wasserbasis mehr oder minder gesäuert, aus. Jener Theil des Thieres dagegen, welcher später Nervensystem ist, bedarf des Basischen zur Nahrung, und es ist nicht ohne Bedeutung, dass Nervengeflechte mit dem System der Saugaderdrüsen überall so nachbarlich verbunden sind, dass die Hauptgänge des ganzen Saugadersystems, wenn sie auch erst nach langem Umweg zum Hirn gelangen können, in ihrem Ausgang immer nach der Nähe des Hauptes (wie magnetisch) hingezogen werden, dass aus den Theilen des Kopfes, (wo die kleinsten Saugaderdrüsen sind), am wenigsten Lymphe zurükgegeben wird, während gerade eine grosse Menge der bedeutendsten Drüsen, in der Nähe des Hauptes, dicht an bedeutenden Nerven, das Bedürfniss des (daselbst vorherrschenden) Nervensystems nach diesen Organen anzeigt. Schon das Wasserstoffgas, das über stehenden Sümpfen mit jenen Substanzen, welche das schlammichte Wasser schon aufgelösst enthielt, innig vermischt, schwebt, athmet das Sauerstoffgas der Luft ein, es bedarf einer grösseren Menge desselben zur Sättigung, als es schon enthält, und eben hier regen sich die Anfänge der Thierwelt am häufigsten.

So beginnt die höhere Vollendung der schaffenden Substanz, durch welche sie einer vollkommneren Vermischung (Wechselwirkung), mit ihrer Basis fähig wird, in den Pflanzenblättern, welche Wasserbasis in sich trinken, Sauerstoffgas ausathmen. Endlich, wenn auch der basische Theil des Organischen, in vollkommnerer Übung entwiklet, eine höhere Fähigkeit für seinen Gegensatz erhält, athmet er [illegible] neue Wassersäure ein. Das Produkt des Ausathmens ist Stickstoffgas, und ein mit

an-

andren basischen Theilen der Pflanze vermischtes Hydrogen (ätherisches Oel). Wie nun die Bestimmung der Basis dann am meisten vollendet ist, wenn es ihr gelungen, die Substanz wenigstens zum Theil von der Abhängigkeit von dem Boden zu befreyen, und wie dieses in der vollkommnen Individualisirung der Blüthe und im Gebilde des Thieres gelungen ist, so geschieht jenes Ausathmen des Stickstoffs und des gemischten Wasserstoffgases in der Blüthe und Frucht der Pflanze und im Thier.

Es ist dieses ohnfehlbar eine sehr rohe und einseitige Ansicht des organischen Lebens, bloss von einem Ende der allgemeinen Metamorphose, von dem Chemischen hergeleitet. Allein es sollte durch sie nur der eine und beständige Unterschied des Organischen von dem Anorganischen bezeichnet werden, dass im Organischen allein, die schaffende Substanz beständig vervollkommnet wird, während eine solche immer höhere Vollendung derselben in den organischen Körpern nicht Statt findet. Nur diesen Einen Unterschied der beyden Welten, erlauben uns die wenigen Schritte, welche wir in den vorhergehenden Untersuchungen, vorbereitend gethan, zu enthüllen, und auch diesen nicht von allen Seiten. Denn die Tiefe des Gegenstandes erfodert noch andre Vorbereitung.

Jedoch bemerken wir auch nur in einer äusserlichen und oberflächlichen Ansicht gleich bey jenen Wesen, in denen kaum die erste Dämmerung des organischen Lebens aus dem Dunkel des Anorganischen aufsteigt, in einem Wechselspiel der Gegensätze, in Oscillationen, welche mit nichts besser als mit den Bewegungen höherer Wesen um ihre Axe verglichen werden, des Lebens erste,

fern-

fernste Spur. Wenn jetzt die Nacht ihre stille, gewaltige Schöpfung vollendete, nimmt der Tag die Welt von neuem schaffend auf, wenn jetzt (die Längengefässabtheilungen mit kleinen Magneten verglichen, nach IV.) aus der Pflanze das obere Ende einer Gefässabtheilung hervorgieng, reihet sich an dasselbe sogleich das untere einer neu entstehenden an, und so bis hinauf zu den vollkommensten Organisationen, wo jetzt das Nervensystem schaffend in seiner Basis wirkt, während diese empfangend ruht, hierauf aber die Basis zu einer gleichen Schöpfung beseelt wird, während das Nervensystem ruhet (die Lunge athmet ein, während das Gehirn ausathmend zusammen sinkt, dieses schwillt dagegen auf, während die Lunge zusammensinkt), finden wir dieses Wechselspiel. Jenes schaffende Wort, wenn es von dem empfänglichsten Organ zuerst ausgesprochen worden, tönen die andern harmonisch nach, und empfangen ein gleiches Leben. Dem Auge wird der Wechselgang des Lebens sehr oft als Expansion und Contraktion dargestellt, indem jetzt das ursprünglich Belebende seine Basis mit sich zugleich über alle Abhängigkeit gegen den Planeten erhebt, hierauf diese von neuem ihre eigne besondre Form, und den irdischen (der Masse untergeordneten) Charakter in sich und jenem erzeugt.

Eben diese kräftige Aktion und Gegenaktion ist es, welche bekanntlich dem Anorganischen im Vergleich mit dem Organischen abgeht. Betrachtet man die ganze Welt der Dinge, wie sie hier neben einander erscheint, als das zusammenhängende Bild einer Lebensgeschichte, wie sie sich auch an dem Leben des vollkommen Organischen nach einander entwiklet; so sind die kosmischen Momente des Anorganischen, selbst bis zum Licht herauf, der

Augenblick der Erzeugung des Lebens. Die ganze anorgische Natur, ist mit jenen präformirten, in sich selber verschlossnen Keimen des mütterlichen Schoosses zu vergleichen. Es regt sich der Gegensatz, aus welchem das Leben gebohren wird, im Magnetismus schwach und undeutlich, hierauf in der Elektrizität, wirken die beyden Geschlechter aus getrennten Körpern, mit blosser *actio in distans*, ohne den Zweck ihres Strebens, innige Vermischung, zu erreichen. Endlich werden zwar im chemischen Prozess die Gegensätze wahrhaft vereint, aber die Wirkung der beyden Gegensätze ist in den meisten Fällen nicht gleichmächtig. Die Basis des Wassers, wenn sie mit ihrem gleich ihr luftförmigen Gatten als Wasser auf den Boden sinkt, fängt eben erst an, eine Anziehung zwischen sich und dem Material (auf welches sie in der Flamme aus der Ferne wirkte), zu bewirken, selbst zwischen ihr und dem Sauerstoffgas ist die Vereinigung noch unvollkommen, (ungleichmässig). Das positive Metall bewirkt im Galvanismus mit sich und dem negativen eben so wenig eine Verbindung als die elektrischen Gegensätze unter sich. So schweigt in den meisten Fällen alle Aktion, sobald der Augenblick der Vermischung vorüber ist, und wie die Begattung in organischen Wesen von kurzer Dauer, so wird im Anorganischen die erste Regung des Lebens kaum einen Augenblick festgehalten. Ja wie bey vollkommen Organisirten, die Berührung der beyden Geschlechter eben dann aufhört, wenn in dem Weiblichen die in der Begattung erwachte innre Thatigkeit beginnt, so trennen sich im Anorganischen die beyden Gegensätze, eben wenn die Basis die von der Säure in ihr entzündete Wirksamkeit auf eine hohere Weise übt. Es entweichen Säuren aus neutralen Verbindungen in abgestumpften Zustand, wenn eine Erhöhung der Temperatur die Thätigkeit der Grundlagen vermehrt hat, verschiedne Oxyde werden unter Einwirkung des Lichtes desoxydirt. Indem erhöhten Wirken der Grundlage, erlangt auch die Säure eine höhere Vollendung, in welcher ihr die gegebne Quantität der Grundlage nicht mehr gnügt. Es erhebt sich ein grosser Theil der Säure, ungesättigt, ungebunden, im abgestumpften Zustande, der Basis an Vollendung so überlegen, dass diese den höchsten Grad der Erregbarkeit zurück erhält, und ferner nur (als starke Basis) einen kleinen Theil des Gegensatzes zu sättigen vermag. Bis endlich (in der Glühehitze), bey immer steigender Aktion des Substrats der Säure, auch jenem Antheil derselben, welcher sie erst zur Säure schafft, eine so überlegne Gewalt gegeben wird, dass auch ihm das Substrat nicht länger gnügt, und ihn (in Dampfform) mit seinen eignen Bestandtheilen gemischt, entfliehen lässt, während es selber auf den höchsten Grad der Erregbarkeit und Stärke zurükesinkt.

Wenn daher die Fähigkeit in einer grösseren Menge des Gegensatzes zu wirken, sich mehr von demselben zu unterwerfen, durch Übung des innren Strebens, und durch höhere Vollendung erlangt wird, wenn endlich im chemischen Prozess die in langer Übung vollendeten (abgestumpften) Gegensätze, sich leicht, und nicht selten (wie das Ammoniak), in der gewöhnlichen Temperatur verlassen; so muss den Gegensätzen im Organischen erlaubt seyn, die durch Übung erlangte höhere Fähigkeit sogleich anzuwenden, und sich so, in immer höherer, immer allseitigerer Aktion in jedem Moment mehr zu vollenden.

In der Flamme ist das organische Leben erzeugt, es

wird

wird aufgenommen von den bildenden mütterlichen Schooss, und hier, in der Vermählung der vollkommensten chemischen Gegensätze geschieht es am meisten, dass die Basis noch nach der Vermählung, in innigster Vermischung mit ihrem Material, fortwährend thätig bleibt, während die Grundlage von gröberer Natur, nach der Vermischung mit ihrer Säure, und nach der Bildung des Krystalls, mit der untergeordneten Masse, in welcher sie zu wirken strebt, nur zur Berührung, nicht zur Vermischung gelangt; also dass das Streben derselben unbefriedigter, dass sie selber der Masse ungleich mehr unterworfen, abhängig von derselben bleibt, (durch Kohäsion und Schwere, als dichter harter Krystall). Anders die Basis des Wassers, wenn sie auflösend und die Masse sich unterwerfend, in Körpern beseelend wirkt, welche ihr an Vollendung nicht zu fern sind. Es wird in diesen ein gleiches Streben erregt, und diese mit dem Material zu Einem verbundne Basis, vermag dem Schaffenden vollkommen zu gnügen. Neues Wasser wird in den Kreiss des schon wirksamen hineingezogen, das Schaffende wählt sich aus ihm eine grössere Menge der Basis. So Nahrung nehmend, das Material sich vollkommen unterordnend, gestaltend und beseelend, wirkt die Basis nach aussen in jedem Momente fort, und übt das von ihrer Säure empfangne Leben. Und so wird auch diese immer vollendeter (in der Entwiklung der Basis ist ihre Vollendung), und wie in jedem Moment ihre Fähigkeit, nach aussen zu wirken, wie ihre innre Lebenskraft wächs't, so erhält auch diese erhöhte Kraft sogleich Gelegenheit, in der immer wachsenden Quantität der Basis thätig zu seyn. Die grössere Menge der Basis gehet ihr nicht ab, sobald sie ihrer bedarf.

Es ist so wenig, als sonst irgendwo, zwischen Organischen und Anorganischen ein reiner von sich selber vollkommen verschiedner Gegensatz, sondern es gehen Beyde allmählig in einander über. Auch der Krystall nimmt Nahrung, die schon thätiggewordnen Gegensätze ziehen von der gleichartigen Mischung mehr in ihren Wirkungskreiss hinein, und ich weiss nicht, ob das Anwachsen des Krystalls mehr ein Ansetzen neuer Theile von aussen sey, als das Anwachsen einiger sehr untergeordneter organischen Gebilde, von Gallertartiger Natur, oder (wie viele Flechten), ohne alle Spur von Gefässen und Schläuchen, aus blossen über einander gelagerten verwachsenen Schichten bestehend. Die Basis ist nur im Anorganischen, auch wo die Säure mächtiger einwirkt, noch ohnmächtig, ihre Aktion im Material schwach, eigentliche Vereinigung nur unvollkommen erreichend. Stärker ist die Aktion der Basis in den ersten Anfängen des Organischen, das Material wird von ihr vollkommner sich unterworfen und ergriffen; also wird auch dem Schaffenden in solcher höherer Thätigkeit der Basis, höhere Vollendung *) Und wie in jedem Augenblik seine Lebenskraft wächst, so gelangt es dahin immer vollkommner auf seine Basis zu wirken, hierauf wird auch in dieser die Aktion auf das Material verstärkt. So bringt jeder neue Augenblick höhere Vollendung des Schaffenden, höhere Einwirkung desselben auf die Basis; diese aber entspricht von ihrer Seite, jener höheren Einwirkung, durch ein kräftigeres Schaffen in ihrem Material, in der Masse. Wenn die Thä-

---

*) Das Material wird im Organischen der Basis als lebendiger Theil, als Organ angeeignet, (daher der Name): im Anorganischen vermag sich die Basis das Material nicht als Organ zuzueignen. Dieses bleibt noch mit der Erdmasse fest verbunden, und mittelst desselben auch die Basis.

Thätigkeit des Schaffenden die Basis von der Unterwürfigkeit gegen den Planeten befreyt, führt sie ihre eigenthümliche Wirkung in der Masse, in eine neue Verbindung mit derselben zurück. Auf diese Weise entstehen jene Oscillationen, jenes Wechselspiel zwischen Expansion und Kontraktionen, und die unermüdeten Bewegungen nach aussen, und zurück nach innen, woran wir gleich in den untersten Anfängen des Organisirten, das Lebendige erkennen. Das Leben erhält nun (auch in dieser Hinsicht), schon eine etwas längere Dauer, es endet nicht mit dem Augenblick der Vermischung, wie im Anorganischen. Denn das Leben ist Schaffen, nur wo dieses sich immer wieder erneuert, sich immer fortsetzt, dauert das Leben. Dieses kann nie stille stehn, in jedem Moment kann es sich nur mehr und mehr vollenden, im Anorganischen vollendet sich aber das Schaffende nach dem Augenblick der Vermischung nicht weiter, es findet kein höheres Schaffen, kein fortdauerndes sich immer höher vollendendes Leben Statt.

Wenn mit der Thätigkeit der Basis, mit der höheren Entwicklung derselben, auch die Vollendung des Schaffenden, und hiermit seine Überlegenheit, die Gewalt seiner Einwirkungen auf die Basis in jedem Momente wächst; so wird auch diese, mit dem Steigen ihrer eignen Thätigkeit, mit dem Zunehmen der in ihr schaffenden Kräfte, ihrem Material immer überlegner, sie vermag immer kräftiger auf dasselbe zu wirken. Zugleich wird auch die Energie jenes höheren Einflusses, welcher das Schaffende selber ursprünglich zum Leben beseelt, allmächtig verstärkt, so wie auch dieses, und selbst die Basis, Empfänglichkeit für ein immer höheres Maass der belebenden Einflüsse erhält. Mit der immer vollkommeren Wirksamkeit der Gegensätze, mit der immer zunehmenden Gewalt und Überlegenheit des einen über den anderen, sehen wir dieselben immer deutlicher und entschiedener, zu besonderen Gebilden auseinander treten. Es sondern sich, nachdem die Thätigkeit des Pflanzenlebens bis zu dieser Höhe gelangte, die Gegensätze in den Theilen der Blüthe, im Thiere werden Haupt und Glieder, Nerven- und Muskelsystem deutlich getrennt, und von der Höhe des Schaffenden bis zu jenen letzten Gränzen, an welchen das mit der Basis verbundne Material, mit dem ihm noch Untergeordneten in Wechselwirkung stehet, sondern sich alle jene Organe, welche Eins aus dem andern entstanden, Eins durch das andre beseelt, ein Bild des Weltganzen sind, deutlich ab. Die Sinnen, in denen jene Aktion, welche wir von aussen abhängig glauben, schon durch eine innre selbstständige Thätigkeit in jedem Moment hervorgebracht und erneuert wird, erhalten, je mehr sie individualisirt werden, eine immer höhere Empfänglichkeit, für die sie beseelenden Einflüsse, es wird daher dem Auge, in welchem schon das Nervensystem ein beständiges schwaches Leuchten bewirkt, die Fähigkeit, von stärker leuchtenden Naturen, zu einem gleichen starken Mit-Leuchten bestimmt zu werden, und das Ohr wird fähig, in die Symphonie äusserer, gewaltigerer Töne mit einzustimmen, endlich wird auch dem Schaffenden selber, wo es sich durch jene immer höhere Thätigkeit der ihm untergeordneten Organe, freyer und geistiger erhebt, die erhabne Fähigkeit, von der ewigen allmächtigen Ursache alles Daseyns und Lebens immer unmittelbarer, allgewaltiger ergriffen zu werden, in die heilige Harmonie ihres Wirkens immer reiner einzustimmen.

Die Sinnen, und die Fähigkeit derselben für eine höhere Fülle der belebenden Kraft, denn jene ist, mit welcher sich das Nervensystem an ihnen äussert, führt uns in den Bund aller Gewalten des Universums. Es ist nur Ein Werk, welches alle Lebendige vollbringen, und zu diesem Einen sehen wir dieselben, je vollkommner sie werden, einen immer innigeren heiligeren Bund eingehen.

Mit der immer höheren Vollendung des Schaffenden wächst seine Überlegenheit über das Untergeordnete, es wächst die Energie des höheren (ursprünglich belebenden — göttlichen) Einflusses, und seine himmlische Gewalt. Nicht minder nimmt die Überlegenheit des Zweyten über das Dritte, der Abstand (dynamisch) der Organe zu, welche eins aus dem andern, eins durch das Andere entstanden, die Strahlen der in uns schaffenden Gewalt empfiengen. Durch die Überlegenheit des Schaffenden über seine Basis, wird eine deutlichere Entgegensetzung beyder bewirkt, welche endlich in uns zu einem bestimmten Gefühl der Individualität, zur Ichheit wird.

Die immer höhere Gewalt aber, des Einen über das Andre, der Abstand der organischen Gegensätze unter einander, führt endlich, aus den nämlichen Gründen, in den organischen Wesen eine neue höhere Wirkung nach aussen, *actus in distans* zurück, aus welchen sie im Anorganischen Statt findet. Die Begattung in der Blüthe, deren Gegensätze ferner auf einander wirken, die Bewegungen des Thieres, immer kräftiger und höher, nicht selten in die Ferne strahlend (bey den elektrischen Fischen, Schlangen u. s. w.), hierauf thierische Wärme, Stimme, und alle jene Thätigkeiten nach aussen, stehen mit einer immer vollkommneren Individualisirung der Or-

ne, immer höhern Verbindung mit allen Kräften des
gitalls im Gleichmaasse. Wenn in der Mitte des Le-
ns jene Übergewalt der Gegensätze aufs höchste gestie-
n, entsteht jene heftige Wirkung nach aussen, welche
y den meisten organischen Wesen der höchste Gipfel
Thätigkeit ist — die Begattung.

Jenseit dieses höchsten Gipfels des thierischen Le-
ns, erhebt sich dieses nicht weiter; vielmehr nimmt
Wirkung nach aussen, wenn aus ihr ein näheres
l innigeres Wechselspiel der Gegensätze entstanden,
nählig ab. Endlich tritt jener Zustand ein, welchen
vorhin beschrieben. Wann der höhere Lebensein-
s, wann das innre Schaffende jene Übergewalt in im-
näherem Zusammenwirken verlohren, das Streben
mehr oder minder würdigem Ziel gesättiget ist; dann
l das satte Leben, von keinem weiteren Bedürfniss
r nach aussen bewegt, und gleich Schlaftrunkenen,
den den inneren Sinnen die Bilder des äusseren Da-
ns dunkler, verworrener, bis sie endlich vergehn.

Allein weder die Begattung, noch ein andres zu un-
n Zeiten bekannteres Phänomen (der thierische
gnetismus) scheint für unsre Natur die letzte Gränze
Lebenswirkung nach aussen. Das minder Mächtige,
l von einem Stärkeren, mit welchem es in Berührung
nt, leicht in sein Streben, in den Gang, das Zeitmaass
er Entwicklung hineingezogen, wird ein Theil von
. Eins mit der Masse des Planeten, erscheinen schwe-
und feste Körper aufgenommen in den langsamen Gang
er Ausbildung, unfähig höherer Vollendung. Frey
der Masse, erscheint die Luft als Sonne — Flamme.
wird unsre Natur, wenn sie niederes Bedürfniss der

aus

untergeordneten Welt der Dinge vereint, von der überlegenen Masse mit hingerissen, ein Theil derselben, beschränkt von dem engern Kreise ihres Strebens. Wenn aber, vielleicht äusserer Druck, oder ein tieferer heiligerer Schmerz, das Gemüth von fremdem Streben reinigten, alsdann wird der Funke in uns, seinen ewigen Quell erkennend, von der Gluth seines Ursprungs selber entzündet. Und wenn unser Gemüth unmittelbar bewegt wird, von dem heiligen Mittelpunkt alles Daseyns, dann erliegen der unendlichen Übermacht jenes höchsten Lebens, die Gränzen des Leibes. Das Sauerstoffgas, von einem über alles Planetarische erhabnen Lebensideal ergriffen, wird, wie der höhere Einfluss ihm, so gewaltig seiner Basis überlegen. Und unbegränzt von der Zeit, nicht gebunden an unmittelbare Berührung, wirkt es in ungemessne Fernen, in andern Dingen seine eigne Kraft, sein eignes Streben (seinen Willen). Wie noch vielmehr muss nicht unsre Natur, von einem Ideal bewegt, welches über jedes Daseyn unendlich erhaben ist, eines Vermögens, welches sich nicht in des Daseyns Erhaltung beschränkt, fähig werden? Und so geschiehet es, dass, an unmittelbare Berührung nicht mehr gebunden, von einem solchen allgewaltigen Leben sein Wille (sein Streben), in den Elementen aller Dinge, seine eigne Kraft, seine Gesundheit in dem Schwachen gewirkt wird, und dass selber der letzte Schlummer, in welchen das Lebendige, von seinen Organen noch nicht geschieden, sinkt, seiner Stimme nicht undurchdringlich ist. Was uns selber Gesundheit und Leben giebt, kann es auch Andren, welche der Glaube uns unterworfen. Jugend und Gesundheit quellen aus neuem hohen Streben. Ihre eigne Form, ihre Kraft giebt die Luft, in der Begeisterung als Flamme, schwächeren Stoffen, und macht sie luftförmig, ein gleiches

es Leben wird in der Zeugung von dem Männlichen
sser sich gewirkt, Mittheilung der eignen Kraft ist der
erische Magnetismus, darum ist auch diese höhere Ge-
lt in uns nicht wider die ewigen Gesetze der Natur.
sere Kraft ist nicht in engere Gränzen geschlossen denn
Chemische. Von neuen gebohren wird der höhere
ensch aus dem ewigen, heiligen Ideal. Dem Thier ist
ch volle Gnüge in der Fülle des Körperlichen, dem
enschen allein vergeht der Reiz sinnlicher Genüsse (viel-
cht schon in vorhergegangnen Formen des Daseyns er-
höpft), frühe. Die Gluth der Jugend, die Schönheit
s Lebens welkten bald dahin, brächten uns nicht die
rahlen eines heiligeren Einflusses neue Jugend. Eine
ue höhere Flamme, wird auf dem höchsten Gipfel des
rganischen wieder gebohren. Das tiefe Wort ist gefun-
n, welches alle Dinge geschaffen, Allen Leben giebt
nd Kraft. Heil und ewige Genesung gehen von ihm
s.

Ist, wie es scheint, eine so hohe und göttliche Ge-
alt des Lebens, sein höchstes Ideal, so sollte billig der
ndliche Glaube an dasselbe, wo er sich aus frühen Zei-
n noch erhalten, nicht zerstört werden. Vielmehr soll-
ein reines und edles Gemüth, diesen hocherhabnen
reis alles Strebens, das heiligste Ideal seiner Bestimmung
cht verläugnen, sondern beständig im Herzen tragen.

Ende des ersten Theils.

Druckfehler.

Pag. 20. Z. 1 von unten fehlt nach als: — sich
— 27. — 11 von oben statt [illegible] l. [illegible]
— 30. — 6. v. u. st. Verlängerung l. [illegible]
— — 5. v. u. st. [illegible]
— 54. — 3. v. u. st. [illegible] l. erhalt
— 63. — 2. v. ob. st. der Ammoniak l. das Ammoniak.
— 64. — 3. v. u. st. [illegible] l. [illegible]
— 67. — 9. v. u. st. [illegible] l. gewiesen.
— 69. — 6. v. ob. st. äussere l. innere.
— 74. — 9. v. ob. st. seiner l. ihrer.
— — 13. v. ob. st. andere l. andern.
— 81. — 6. v. u. st. bedürfen l. genügen.
— 81. — 1. v. u. st. Weltkörper) allein l. Weltkörper allein).
— 85. — 6. v. u. st. jener l. jenen.
— 87. — 17. v. ob. st. dem l. den.
— — 6. v. u. st. Hornern l. Hörner.
— 88. — 4. v. ob. st. von l. vor.
— — 11. v. ob. st. des l. das.
— 89. — 2. v. ob. st. Ganze l. Ganges.
— 91. — 11. v. u. st. nur l. nun.
— 93. — 10. v. u. st. neuern l. neuen.
— — 16. v. u. st. dann (?) l. tiefer.
— 97. — 10. v. u. st. der l. etwas.
— 102. — 15. v. u. st. blinde l. blaue.
— 104. — 14. v. u. del. an.
— 105. — 7. v. ob. st. Construktion l. Conjunktion.
— — 15. v. ob. st. untereinander l. von einander.
— 106. — 4. v. u. st. die Mutter l. das Medium.
— 111. — 1. v. ob. st. im l. der.
— — 2. v. u. st. ihnen l. ihm.
— 113. — 6. v. u. st. eigentlich l. eigentliche.
— 114. — 13. v. u. st. [illegible] l. [illegible]
— 115. — 17. v. ob. st. diese l. diesen.
— 117. — 7. v. ob. st. [illegible] l. der so.
— 118. — 5. v. ob. st. ankommen l. ankamen.
— 120. — 11. v. ob. st. Hydrogenale l. Hydrogenate.
— 123. — 8. v. ob. st. Säuren l. Säure.
— 124. — 15. st. [illegible] l. [illegible]
— 126. — 8. v. ob. st. [illegible] Futurum setze ein Fragezeichen.
— 127. — 4. v. ob. st. bestimmte l. [illegible]
— — 6. v. ob. st. contrahirenden l. contrahirender.
— — 7. v. u. st. in l. an.
— 141. — 15. v. u. st. der l. den.
— — 9. v. u. st. bey dem l. beyder.
— 143. — 5. v. ob. st. und die l. wie.
— — 6. v. u. st. verhielten l. verhält. Zugleich streiche man die Worte: muss, in ihm.

Pag.

Druckfehler.

Pag. 143. Z. 6. v. ob. st. das Einzelne l. des Einzelnen.
— 146. — 3. v. ob. st. der Säuregrad l. den Säuregrad.
— 146. — 7. v. ob. st. adiapher l. adiaphor.
— 146. — 10. v. u. st. Säure l. Säuren.
— 146. — 1. v. u. st. welches l. welche.
— 147. — 1. v. u. st. *saione* l. *saloin*.
— 152. — 12. v. u. st. anzusehen l. anzusehen.
— 3. v. u. st. vorhanden l. vorhanden.
— 156. — 4. v. ob. st. rauchen l. rauchen.
— 158. — 2. v. u. st. Geist l. iß.
— 160. — 1. v. ob. st. *Stereoxylon* l. *Stereoxylon*.
— 9. v. ob. st. streiche: in ihnen.
— 1. u. 2. v. u. streiche: alsobald.
— 169. — 5. v. u. st. also l. alsobald.
— 169. — 7. v. u. st. verhalt l. verhalten.
— 170. — 2. v. ob. st. derselben sind, l. derselben, sind.
— 173. — 7. v. ob. st. dem l. den.
— 174. — 4. v. ob. st. aussen l. aussern.
— 12. — st. werden l. worden.
— 176. — 16. — st. der l. dem.
— 182. — 12. v. u. st. Stockchen l. Säckchen.
— 185. — 8. v. u. del. ganz.
— 192. — 3. v. u. st. Summe l. Sinne.
— 194. — 5. v. u. st. wurden l. worden.
— 196. — 15. v. ob. st. Grasflechen l. Grasflechen.
— 203. — 4. v. ob. st. getrennten häutigen l. getrennte häutige.
— 206. — 15. v. u. st. aussere l. aussern.
— 208. — 11. v. u. st. dem l. den.
— 210. — 17. st. bekannten l. bekannter.
— 215. — 8. ein, nach Thätigkeit.
— 219. — 4. v. ob. st. giebt l. gilt.
— 229. — 6. v. ob. st. in l. im.
— 230. — 5. v. ob. st. Anziehung an dir l. Anziehungen der.
— 232. — 8. v. u. st. Einzeln l. Einzelne.
— 238. — 8. v. ob. st. ihre l. ihn.
— 239. — 1. v. ob. st. unwirksam l. nie wirksam.
— 240. — 10. v. ob. st. nur l. nie.
— 249. — 5. v. ob. st. ein Haupt l. ein blosses Haupt.
— 250. — 8. v. ob. st. ihm l. ihr.
— 251. — 4. v. ob. st. nur l. nun.
— 254. — 12. v. ob. st. beglückt l. begleitet.
— 259. — 16. v. u. st. von Säure l. an Säuren, und st. von Grundlagen l. an Grundlagen.
— 2. v. u. st. nur l. nun.
— 260. — 11. v. u. st. oxydirter l. oxydirbare.
— 261. — 11. v. u. st. brennte l. brannte.
— 262. — 15. v. u. st. ansehnliche l. anschuliche.
— 263. — 12. v. ob. st. verdampft, bekanntlich l. verdampft bekanntlich,
— 11. v. u. st. es l. er.
— 264. — 3. v. ob. st. sie l. er.
— 265. — 14. v. ob. st. letzern l. letzteren.
— 268. — 4. v. u. st. und die l. von den.
— 276. — 12. v. ob. st. er l. es.
— 278. — 2. v. ob. st. nur l. nun.
— 284. — 15. v. ob. st. die neu angekommene l. der neuangekommenen.
— 285. — 11. v. u. del. in.
— 287. — 15. v. u. st. climaten Vortheile l. climatische Vertheilung.
— 12. v. u. st. d. V. l. d. W.
— 288. — 8. v. u. ein Comma hinter Mitern.
— 297. — 9. v. ob. st. mächtigres l. mächtigstes.
— 1. v. u. del. andre.
— 301. — 16. v. ob. st. Säure l. Säuren.
— 302. — 11. v. ob. st. im l. am.

Pag.

Druckfehler.

Pag. 311. Z. 4. v. u. st. Säure l. Sonne.
— 316. — 9. v. ob. st. könnte l. konnte.
— 317. — 1. v. ob. del. in
— 318. — 9. v. ob. st. ihm l. ihn.
— 2. v. u. st. mächtige l. mächtigere.
— 323. — 5. v. ob. st. dem l. den
— 15. v. u. ein Comma nach ist sie,
— 326. — 16. v. ob. st. diesem l. diesen
— 17. v. ob. st. mächtigsen l. mächtigsten.
— 327. — 10. v. u. st. vor l. von.
— 328. — 14. v. ob. st. nur l. nun.
— 16. v. ob. st. am Tage l. den Tag.
— 329. — 5. v. ob. st. denn l. dann.
— 330. — 5. v. unt. st. der l. den.
— 3. v. u. st. muss sich, jedoch l. muss sich jedoch,
— 331. — 2. v. ob. st. welche l. welcher.
— 12. v. ob. st. worden l. werden.
— 3. v. unt. st. feste l. fast.
— 335. — 3. v. ob. streiche man: wirklich.
— 9. v. ob. st. kommen l. kamen.
— 339. — 3. streiche man: ist.
— 11. v. u. setze man nach näheren, darstelle.
— 7. v. u. st. anderer, l. anderem.
— 344. — 5. v. u. st. Umwolbung l. Umwolkung.
— 345. — 11. v. u. st. denn l. dann.
— 346. — 1. v. ob. st. ist l. liegt
— 351. — 7. v. u. st. wenn l. wie.
— 358. — 8. v. u. st. nur l. nun.
— 367. — 5. v. u. st. elektrische, gleichmässige l. und gleichmässig elektrische.
— 373. — 2. v. ob. st. welches l. welcher.
— 378. — 11. v. ob. st. und l. um
— 379. — 15. streiche man: hervorscheint.
— 400. — 1. v. ob. st. nur l. nun
— 409. — 10. v. u. st. unvollkommene l. unvollkommenen.
— 413. — 6. v. u. st. seiner — ihre.
— 415. — 15. v. u. st. organischen l. anorganischen.

5

os. Noviss. 2442.

Ahndungen
einer allgemeinen
Geschichte des Lebens

von

Dr. G. H. Schubert.

Zweyten Theiles Erster Band.

Leipzig,
bey Carl Heinrich Reclam.
1807.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

Wir übergeben diesen Band, welcher fast die Hälfte des zweyten Theiles enthält, den Händen der Zeitgenossen mit etwas mehr Muth als den ersten Theil, weil wir diesmal mehr die Natur und Thatsachen für uns sprechen lassen, als individuelle Ansichten.

Es kann jedoch die Unvollkommenheit der Ausführung Niemand lebhafter fühlen, als der die Idee zu dieser Arbeit in ihrer ersten Lebendiglendigkeit vor sich gesehen. Vornehmlich entgeht uns nicht, daſs ein groſser Theil der Thatsachen des zweyten Abschnitts, unserer Darstellung mehr überlegen gewesen, als diese ihnen, und daſs uns ihre Anordnung nur wenig nach Wunsche gelungen; es entgeht uns nicht, daſs, vorzüglich für das zweyte von den drey Verhältnissen, welche wir im Planetensystem nachgewiesen, noch nicht der glücklichste Ausdruck gewählt sey. Dieser tritt uns aber, je tiefer wir der Sache nachdenken, immer näher, und wir hoffen uns über ihn in Kurzen befriedigend zu erklären.

Wenn die von uns aufgestellten planetarischen Verhältnisse, von Jenen, deren Miſsfallen sie mit Recht erregen, weil sie mit ihren Ansichten wenig zusammenstimmen, vielleicht zufälligen Ursachen zugeschrieben, wenn die Schlüsse, die wir daraus gezogen, (hoffentlich nicht die Thatsachen) von ihnen gänzlich

geläug-

geläugnet werden; so begegnet uns hierin nichts Unerwartetes. Wir haben uns jedoch auf diesen Fall noch Thatsachen vorbehalten, welche für unsre Sache das Wort lebhafter führen werden, und die etwas schwerer aus blindem Zufall zu erklären sind. Wir sind noch lange nicht auf dem Gipfel unserer Untersuchungen hierüber, und die Vertheidiger der mechanischen Weltordnung, werden noch einigen Hinterhalt finden.

Denn noch ist erst die Uebereinstimmung der Gesetze des Organischen und Planetarischen, in einigen Zügen gezeigt, von der Neigung der Bahnen und Axen der Planeten ist noch nichts, von der Lage der Aphelien, von den Eccentricitäten, dem Verhältniſs der Atmosphären und Rotationsperioden nur Einiges erwähnt; und zugleich mit der Ausführung dieser noch fehlenden Züge, wird uns der zweyte Band dieses Theils in ein Gebiet der Naturwissenschaften führen, in welchem wir uns vorzüglich einheimisch fühlen, in Zoologie und Zootomie, Wissenschaften die uns stets vor andern beschäftigt haben.

Und so möge denn, in einigen glücklichen Einfluſs dieser Untersuchungen, ein Theil unserer Wünsche, für das Beste der Wissenschaft in welcher wir arbeiten, wahr werden.

Inhalt

des ersten Bandes des zweiten Theils.

I. *Von der Verwesung.* p. 1

1) Von der ersten Umkehrung der Gegensätze des lebenden Organismus, im Tode. — 19

2) Von dem Erscheinen des Phosphors. — 50

3) Von dem Kohlenstoff, als Product der Verwesung, und von einer talgartigen Materie — 105

4) Von der sogenannten ersten Materie der Alten, nebst einigen vorläufigen Bemerkungen über Zeugung und Assimilation . . — 130

II. *Von den Keplerischen Gesetzen im Organischen* . . . p. 146

1) Von einer allgemeinen Zurückwirkung alles Basischen auf das in ihm Schaffende, und von ihrem natürlichen Grunde . . . — 153

2) Recht-

2) Rechtfertigung der bisher gebrauchten Zahlen, nebst einigen Untersuchungen über die kritischen Momente der Zeit und dem Raume nach . . . . p. 293

3) Von jener Aufeinanderfolge, in welcher die einzelnen Theile eines organischen Ganzen während des ganzen Lebens entwickelt werden . . . . — 355

4) Einige Rückblicke auf das Vorhergehende — 403

Von den

kosmischen Verhältnissen

des Lebens.

I.

Von der Verwesung.

Wir haben bisher nur die Eine Weise alles Lebens gesehen, seine hohe Mannichfaltigkeit farbenlos, und in halbdunkeln Schatten; es ist nun Zeit, das Angesicht höher zu erheben, und uns zu einer neuen Weise der Untersuchungen zu bereiten.

Wir glauben an Einen allgemeinen Grund des Lebens, an ein gemeinschaftliches Werk aller Lebendigen, und an die Wiederkehr und ewige höhere Erneuung einer heiligen Harmonie, d. i., ein beständiges Gesetz des Lebens. Von der Gemeinschaft Alles Lebens, und ihrem Gesetz, haben wir nun zu handeln vor.

Noch einmal aber müssen wir, und tiefer als vorhin, in die Nacht zurückkehren, in welcher Alles beginnt und endet, und von der Annäherung der Dinge an den ewig Einen Ursprung reden. Aus dieser Sonnennähe sind die Wesen ausgegangen, und gehen hernach, nach vollendetem Kreislauf, in dieselbe zurück. Die Untersuchung des Mannichfaltigen bereitet sich an dem ewig Einfältigen, und der Aufgang des Morgens würde nicht verstanden, ohne die vorangegangene Nacht.

Es ist Ein Angesicht Allem Leben gemeinschaftlich, das Angesicht des Todes. In Einem Werk vereinigen sich alle, auch die verschiedendsten Naturen, in dem Werk der Zeugung und Verwesung. Die Dinge sind alsdann Eins mit ihrem Ursprung, und in und durch denselben Alle vereint. Dies ist die Feier des ewig neuen Frühlings, zu welcher was sonst stumm war, seine Stimme erhebt, was dunkel war, entflammt, was verschlossen, wird offenbar, und mit Stimme, Licht und Farben offenbaren sich die Wesen eins dem Andern. Wir preisen aber zuerst die Nacht, die Ruhe Aller im gemeinschaftlichen Bette, ehe wir das Erwachen Aller beschreiben.

Die Bestimmung unsers Daseyns wird mit dem Tode nicht vollendet. Es ist uns alsdann noch eine Arbeit übrig zu vollenden, durch welche das vorübergegangene Leben geweiht und geheiligt wird zur höheren Zeugung, die stille Arbeit in der Gruft. Der heilige Ursprung, welcher dem Leben, das aus ihm gekommen und in ihn wiederkehrt, während seiner kurzen Dauer dunkel gewesen, wird wenigstens in den ernsten Augenblicken, in welchen die Dinge in ihn zurückkehren, wie von einem schnellen Blitz erleuchtet, und wir werden uns seiner ewigen Tiefe nahen, wenn wir den Dingen folgen, wohin sie Alle versinken.

Diese lezte Verwandlung des Leibes, nach dem Tode, hat unserm Geschlecht in früheren, und nicht unwürdigen Zeiten, nicht minder wichtig geschienen, als andre Perioden unsers Daseyns. Die Leichname der geliebten Geschiedenen, waren der Vorwelt nicht gleichgültig, und man war bemüht, in kindlicher Einfalt, dem hülflosen Todten auch den letzten, stillen Uebergang in

neue

neue Jugend zu erleichtern. Einigen Völkern, der ersten Zeit noch treu, Kindern, und einem Gefühl in uns, welches der Verstand oft vergeblich bekämpft, ist der letzte Schlummer des Lebendigen nicht minder heilig. Hierauf berufen wir uns zuerst, wenn wir einen jetzt herrschend gewordenen Wahn, welchem die Verwandlung des Leibes gleichgültiger geworden als sich gebührt, und welcher diese als nicht mehr unserm eigentlichen Wesen, sondern allein dem rohen Element gehörig, nur mit unbilligem Abscheu zu betrachten pflegt, widersprechen.

Wir sind, was wir sind, in jedem Moment unsers ewigen Daseyns ganz; weder Geist noch Materie allein, sondern beides, und wie der ewige Geist der Welt nie ohne diese, wie das Licht nie ohne Helle; so wird das Belebende in uns nie ohne sein Material gefunden. Wie in allen Zeiten der Entwickelung, des Wachens und des Schlummers, der Gesundheit und Krankheit, das Geistige in uns an den Schicksalen des Leibes innig Theil genommen; so verläſst sich auch, in der letzten und heiligsten Stunde unsers Daseyns, das für Zwei gehaltene Eine nicht, und dann, wenn sinnliches Gefühl und Bewuſstseyn längst entwichen, bleibt noch jene Urkraft, durch welche der Leib geworden. Als Fähigkeit zuerst, nach gewissen äusseren Veranlassungen, die schon aufgegebene Herrschaft noch einmal zu übernehmen, und in derselben Form in die eben verlassene Welt zurück zu kehren, — in dieser Hinsicht ist der Tod überall zuerst nur tiefe Ohnmacht.

Es dauert dieser Zustand, welchen wir hernach beschreiben werden, so lange, bis die untergeordneten Kräfte des Leibes ganz an die Stelle des vorhin in uns herrschenden getreten, und nun ihnen die Vorarbeiten der letzten Ver-

Verwandlung überlassen sind. Denn eben alsdann, wenn der Leib für die todte, als nun ganz unnütz abgelegte Hülle gehalten wird, pflegt uns derselbe am nützlichsten zu seyn, und nun zu vergelten, was wir in einem mehr oder minder würdigen Leben an ihm gethan haben. So lange aber die Arbeit der untergeordneten Kräfte des Leibes noch nicht zu sehr überhand genommen, ist uns auch die Hoffnung einer neuen Wiederbelebung nicht erloschen. Und so sehen wir zuweilen das schon auf immer entflohen geglaubte Leben, dem starren Leichnam wie durch ein Wunder wiederkehren; es erwacht das Herz von neuem, die Gemeinschaft der Luft, welcher sie schon einmal entsagte, wird der Brust wiedergegeben, und mit der innern Wärme kehrt das Gefühl — wo es verloren war, und die Stimme der äusseren Welt wieder.

Bei dem Menschen und den ihm näher stehenden vierfüssigen Thieren, scheint die Zeit, in welcher Wiederkehr ins Leben noch möglich ist, in die engsten Gränzen geschlossen, an dem entgegengesetzten Ende ist sie bey den anorgischen Körpern fast von unübersehbarer Dauer. Wir sehen jene einfacheren Körper, mit denen sich vornehmlich die Chemie beschäftigt, das individuelle Daseyn mit einer fast unüberwindlichen Hartnäckigkeit behaupten, und sie werden, wenn sie vollkommen unkenntlich, und scheinbar vernichtet aus den Momenten der höchsten Thätigkeit hervorgiengen, von dem leisen Hauch der Wärme, oder, selbst schon zerstört, von dem rechten Verhältniſs des entzogenen Gegensatzes wieder hergestellt. Die Zeit hat zu diesem Zustand der unvollkommensten Körper kein Verhältniſs, und wir sehen den Kalk oder die Potasche, welche in gewissen Gebirgsarten seit Jahrtausenden todt und aller ihrer Eigenschaften be-

raubt

raubt gelegen haben, noch fast eben so leicht und durch dieselben Mittel wieder basisch und ätzend werden, als den seit einer Stunde todtgebrannten Kalk.

Von vielen unvollkommenen Pflanzen und Thieren ist eine ähnliche Ausdauer bekannt. Moose und andere Kryptogamisten, erstorben und verdorrt in der heissen Jahreszeit, leben in der feuchten Luft des Winters wieder auf, ja es bringen ihnen, nachdem sie ganze Menschenalter in unsern Sammlungen getrocknet und leblos gelegen haben, einige Tropfen Wasser Leben und Vegetation zurück. Auch von den Saamen vieler vollkommnerer Pflanzen ist es bekannt, wie sie, seit mehreren Jahrhunderten unter Mauern und Bergwänden verschüttet, aus diesem langen Tode, in welchen sie Trockenheit und Kühle gehalten, bey der Berührung des freyen Himmels, von neuem erwachten, und so unter einer späteren Generation das Leben genossen, das ihnen die frühere Zeit vorenthalten. Auch verschiedene kleine Wasserthiere pflegen im Sommer zu sterben, wenn die seichten Bäche, in denen sie wohnten, vertrocknen. Man sieht aber ihre trocknen und zusammengeschrumpften Körper sogleich wieder munter werden, wenn der Regen das trockne Wasserbette von neuem überschwemmt. Räderthiere u. a., Eyer von gewissen Insekten, wurden, jene durch die Kunst getrocknet, Jahre lang leblos aufbehalten, und sie pflegten nach so langer Zeit mit einem gleich günstigen Erfolg wieder belebt zu werden. Auch den Eyern der Vögel wird, vor allem Zutritt der Luft, in einer mittleren Temperatur verwahrt, die Lebensfähigkeit ungemein lange erhalten.

Einer leichten Wiederbelebung sind erstickte Heuschrecken, Bienen u. a. nach verstopften und spät wieder

der

der geöffneten Luftlöchern fähig. Verschiedene Insekten, in geistigen Flüssigkeiten ertränkt, sind nach Wochen und Monaten am warmen Sonnenstrahl noch erwacht, Fliegen waren auf diese Weise todt aus einem fernen Welttheil in einen andern geführt, ohne des Wiedererwachens unfähig zu werden. Dieser Fränklinische Versuch pflegt jedoch nur an Insekten, welche man in geistigen Getränken oder Oelen verwahrte, zu gelingen, während das Wasser die Fäulniſs, und hiermit eine Annäherung zum höheren Seyn begünstigt, durch welche die Rückkehr ins Leben unmöglich wird.

Vipern, welche Stengel mehrere Tage mit Gips umgossen, giengen aus zerbrochenem Gefängniſs unbeschädigt hervor. Ja vor allen andern Fällen dieser Art zeichnen sich die von Kröten und Fröschen bekannten aus, welche bey einer früheren groſsen Ueberschwemmung in den dichten Niederschlägen zwar den Tod, (als das Aufhören aller innern und äusseren Lebensbewegungen, zugleich mit der Fähigkeit zu athmen,) aber nicht völlige Zerstörung gefunden hatten. Diese noch frischen Leichname sind viele Jahrtausende nachher, als man ihr marmornes Grab geöfnet, an dem entwöhnten Anblicke des Lichts noch einmal erwacht, und haben erst nun, nach einigen kurzen Zuckungen, dem vorhin unvollkommenen Tod seine alten Rechte überlassen. Dem Leichnam solcher erstickter Thiere wurde, in dichtes Gestein, oder in einigen andern Fällen in Baumstämme verschlossen, zwar die natürliche Feuchtigkeit bewahrt, (eben so, wie sich verschlossene Wassertropfen in Bergkrystallen Jahrtausende hindurch erhalten,) auf der andern Seite war ihnen aber durch die gänzliche Entziehung aller Luft, und der nöthigen Wärme, alle Möglichkeit zum Le-

ben

hen wie zur Verwesung genommen, und so, gleich unfähig zu vertrocknen oder zu faulen, eine gewisse Unzerstörbarkeit zugesichert. Nicht selten sehen wir sogar ungleich vollkommnere Körper, z. B. den menschlichen, Jahrhunderte lang vollkommen frisch, mit biegsamen Gliedern und fast unverändert in kühlen Grüften, z. B. in Bergschächten, erhalten werden, obgleich in gewisser Hinsicht die organischen Körper einer um so geringern Begünstigung von aussen (Wärme, Wasser u. a.) zur Verwesung bedürfen, je vollkommner sie sind; und wir menschliche Leichname in der Zeit der Jugend am leichtesten und in der geringsten Wärme in Fäulniss übergehen sahen. (Der Grund hiervon wird nachher in dem Phosphor — dem flüchtigen Brennbaren, was sich bey jeder Verwesung zuerst erzeugt, und dem übrigen Körper zum Ferment dient, gefunden werden *).

Ein weit verbreitetes Phänomen, welches beweist, daſs bey fast oder völlig aufgehobener äussern und innern Lebensbewegung, die Lebensfähigkeit, zugleich mit der vollkommenen Unversehrtheit des Körpers erhalten werde, ist auch das des Winterschlafs, welchen viele Pflanzen und Thiere aus allen Ordnungen mit einander gemein haben. Dieser Zustand ist bey Vielen mehr Tod als Schlaf zu nennen.

---

*) Menschliche Körper z. B., selbst die Knochen, verwesen vor den meisten Thierkörpern vorzüglich früh. Menschliche Knochen, selbst vor dem Zutritt der Luft und des Wassers wohlverwahrt, wie im Herculaneum, versinken doch nach einigen Jahrhunderten meist in Asche, oder werden so brüchig, daſs sie beym Aufnehmen wie leichtes faules Holz zerfallen. — Der Mensch fast allein hat in seinem Urin eine bedeutende Menge Phosphor, andere Thiere von ziemlich vollendeter Natur Benzoesäure u. A.

nennen. Denn nicht der allergrösseste Theil der Thiere, welche zu Anfang der kalten Jahreszeit einschlummern, wacht wieder auf, und es scheint ältere Amphibien, oder solche, welche den Winterschlaf unter sehr ungünstigen Umständen (z. B. unmittelbare Einwirkung des Luftzuges, welcher den todten Körper austrocknete) hielten, die warme Frühlingsluft vergeblich zur Rückkehr ins Leben zu ermuntern. Die Wärme, welche andere Individuen das noch rückständige Leben zu vollenden treibt, heiſst diesen die Arbeit der Verwesung, und hiermit die Vorbereitung zu einem höhern Daseyn beginnen. Auch alten und kranken Bäumen ist der Tod, welchen ihr ganzes Geschlecht im Winter erleidet, ohne Rückkehr.

Dieser Zustand des Scheintodes kann bey Amphibien unglaublich lange dauern, ohne Gefahr des Lebens, wie die oben angeführten Beyspiele an Kröten bewiesen. Bey vollkommneren Thieren ist eine so lange Erstarrung unerhört, obgleich auch bey Murmelthieren und Bären der Winterschlaf weit über die gewöhnlichen Gränzen verlängert werden kann. In diesen Thierarten ist Puls und Athem kaum zu bemerken, und bloſs das Herz scheint ein schwaches Spiel des Lebens noch zu unterhalten. Nahe am Herzen des schlummernden Murmelthiers sinkt das Thermometer bis auf 10°, eine Temperatur des Blutes, bey welcher gewöhnlich kein warmblütiges Thier mehr den Blutumlauf unterhält. (Doch hat man auch bey Menschen, einige Tage vor dem Tode, ein so kaltes Blut gefunden, daſs es an dem Gesicht oder der Hand der Umstehenden wie Eis gefühlt wurde).

Ein Wiederaufleben aus gänzlicher Erstarrung ist sogar der sterblichsten Thierordnung, den Vögeln, möglich. Es bringt der zarteste Vogel unter allen, der Colibri,

libri, nach dem sichern Zeugnisse vieler sehr glaubwürdiger selbst neuerer Schriftsteller (z B. Clavigero), den milden Mexicanischen Winter vom October bis April in Erstarrung zu, und ein anderer dort einheimischer Vogel, vom Geschlecht der Sperlinge, leistet ihm hierin Gesellschaft. Die Schwalben sind einer gleichen Erstarrung fähig. und Leidenfrost sahe eine, welche in einem verschlossenen gläsernen Kolben erstickt war, nach einer gänzlichen Erstarrung vollkommen wieder aufleben. Auch an andern Vögeln ist der Scheintod beobachtet. Junge, noch unbefiederte Tauben, welche, im mütterlichen Nest verlassen, bey kalter Zeit erstarrt waren, und an denen nicht minder der Schlag des Herzens, als das Bedürfniſs des Athmens, verschwunden war, lebten, wenigstens sechs Stunden nachher, in der warmen Hand und an den Strahlen der Sonne noch einmal auf, streckten, wie convulsivisch, Flügel und Schenkel aus, und starben hierauf völlig.

Auſser dem Winterschlaf, welchen die braunen Bären, Murmelthiere und noch verschiedene andere Gattungen zu halten pflegen, sind bey vierfüſsigen Thieren nur wenige Fälle des Wiedererwachens vom Scheintod bekannt. Hierher gehören die Esel, vom Genuſs des Schierlings erstarrt, welche unter dem Abziehen des Felles erwachten; die von jungen Hunden, welche Gummer durch stundenlanges Eintauchen in Wasser erstarrt, in warmer Asche wieder belebte; die in der Hundegrotte erstickten und dann wieder belebten, nach Binninger, der Hund zu Devizes, welcher 27 Tage scheintodt gewesen (the wonderfull magazine), und verschiedene andere. Häufiger aber und mit mehrerer Sorgfalt ist der Scheintod bey Menschen beobachtet.

Ich will hierher nicht jene Fälle eines langen Schlummers, welcher minder glaubwürdig (jene Beyspiele bey den Alten von 7, 40 bis 57 Jahren nicht gerechnet) nach Leidenfrost bey einem im Walde erstarrten Bauer 9 Jahre, bey einem Geistlichen unter Gregor XI, 7 Jahre gedauert haben soll, oder in neuern Zeiten und von sichern Augenzeugen beschrieben, wenigstens 24 Tage (nach Brinkmann), ja 4 Wochen*) u. s. w. rechnen, denn hierbey war Puls und Athem wie im Schlummer; sondern mich allein auf die Beyspiele von wahrhaft erstarrten und erkalteten Menschen, welche wieder erwacht sind, beziehen.

Es dauerte der angeführte Scheintod, meist ohne Athem und Blutumlauf, 12 Tage bey dem oft angeführten Pamphilier Eris, 9 Tage bey dem Holländer nach Kunkel und der Spinnerin nach Köppen, 7 Tage bey dem Hirtenmädchen, von welchem Ludovici meldet, daſs es im Walde, das Gesicht in Moos und Blätter verhüllt, Naſe und Mund von Schleim und Moos gänzlich verstopft, so daſs keine Möglichkeit des Athmens war, ohne Besinnung, ohne Spuren vom Puls und Athem, nur noch durch die Biegsamkeit der Glieder die innere Lebensfähigkeit verrathend, gelegen war, 7 Tage bey der Lady Russel, nicht minder lange bey der Frau zu Tübingen, von welcher Camerarius erzählt, u. a., von dreyen Tagen aber sind ungemein viele Beyspiele eines wahrhaften Scheintodes bekannt. Unter die unglaublichen, oder wenigstens seltneren Fälle gehört der von Villeneuve erzählte von 28 Tagen, so wie der von Burmann (bey Lan-

gelott

---

*) Bey einem im Schlummer mit vielem Stroh zugedeckten Menschen. S. Hannöverisches Magazin, Jahrg. 1803.

gelott) von 42 Tagen, welche ein Jüngling, in der Zeit des Winters unter Wasser zugebracht hatte, ohne daſs die Möglichkeit zur Wiederbelebung vernichtet war. Wiewohl Menschen eben so, wie sie im gewöhnlichen Scheintod starr und ohne Athem mehrere Tage liegen, auch im Wasser (wenn es kalt genug ist) mehrere Tage ohnmächtig oder in Starrsucht versunken seyn können, ohne die Fähigkeit des Lebens zu verlieren. Deshalb sahe Plater eine Kindermörderin sogleich wieder erwachen, als sie nach langem Eintauchen aus dem Wasser herausgezogen ward, weil sie die Furcht des nahen Todes in Ohnmacht gesenkt hatte. Starrsucht, oder tiefe Ohnmacht ist es offenbar gewesen, welche dem Gärtner (bey Langelott) das Leben 16 Stunden, einem Andern beym Al. Benedictus 48, einer Magd nach Tilesius (bey Langelott) 3 Tage gefristet hatte. Und in einem der Starrsucht mit einigem Bewuſstseyn ähnlichen Zustand war auch der ertrunkene Holländer bey Kunkel, welcher 8 Tage unter Wasser gewesen. Als Starrsucht angesehen, hat dieser Fall nichts Unglaubliches, und daſs er dieses gewesen, ergiebt sich aus dem zurückgebliebenen Gehör und Gemeingefühl, und ihrer Wirkung auf den noch wachen inneren Sinn. Der Verunglückte hörte eben so wie der oben erwähnte Gärtner, das Läuten der nahen Glocken, das Aufschlagen auf die Wasserfläche über ihm war ihm äusserst empfindlich, er fühlte die Nähe der Stangen, welche man nach ihm auswarf, konnte sie aber nicht ergreifen, weil ihm die Arme unbeweglich waren.

In einigen Fällen soll sogar angehende Fäulniſs an einzelnen Theilen, z. B. an den Füſsen bemerkt, und dennoch das Leben wiedergekehrt seyn; so bey dem Sohne der Madame Godin.

Zuweilen ist solchen vermeynten Leichnamen das Bewuſstseyn ihres Zustandes, und Gefühl geblieben. Meistens aber mangelte, wie schon in tiefen Ohnmachten, die Empfindung. und nur das Erwachen war bey Einigen durch vorhergegangene Träume angekündigt. Die Träume solcher Scheintodten pflegten lebhafter und süſser zu seyn, als die des gewöhnlichen Schlummers, und man hat aus diesem Grunde die Wiedererwachten sich beklagen hören, gleich Solchen, denen der Genuſs eines unendlich hohen, so eben schon besessenen Gutes entzogen worden. So der oben erwähnte Eris (bey Plato), welcher von seligen Dingen geträumet, die Mezgerstochter und die Magd bey Hannemann, der ertrunkene Irrländer und der nach einem bösartigen Fieber in einen Scheintod (worin ihn ein seliges Licht umleuchtet) verfallene Apotheker zu Paris, wovon in den medizinischen Anekdoten gemeldet wird, die beyden Virginianer beym Hariot, der Engländer beym Beda und eine groſse Menge theils Scheintodter, theils blos Ohnmächtiger. Man hat auf eine gewisse, wenn auch nur entferntere, Uebereinstimmung der Träume solcher Todtgewesener aufmerksam gemacht, und sie mit einigen Sagen der Vorwelt von dem Schattenreich verglichen. Verschiedenheit der Länder, der Religion und Erziehung hinderten es nicht ganz, daſs z. B. in den Träumen der scheintodten Mexicanerin, des Stuttgarder Fleischers und einiger anderer deutschen Christen, so wie in den Dichtungen der Alten vom Schattenreich, gewaltige finstre Ströme u. a. erschienen. Gewiſs ist, daſs, wie unsre Gefühle bey gewissen bestimmten Genüssen, so wie bey bestimmten Schmerzen sich gleich sind, ein gleicher siegreicher Kampf des Lebens mit der Verwesung, ähnliche dunkle Empfindungen in Allen erregen müsse. Die Zeitfolge, in welcher die Sinnen zuerst einer nach

dem

dem andern wieder thätig werden (das Ohr zuerst, im Empfinden eines Brausens wie von Strömen), die ersten Aeusserungen dieser Thätigkeit, müssen bey übereinstimmend Organisirten dieselben seyn, und sie erscheinen dem dunkeln innern Sinne als Traum, als Vision. Doch wird diese allerdings von der Individualität eines Jeden modificirt.

Mit dem Verlöschen der äussern Lebenszeichen beym Scheintod (hierin stimmen auch die mit Bewuſstseyn Scheintodtgewesenen überein) enden die vorhin erduldeten Schmerzen, und es pflegt ein an sich fast seliger passiver Zustand nachzufolgen. Man hat schon an Solchen, deren Glieder, Anfangs unter heftigen Schmerzen, stark gebunden waren, erfahren, daſs der heftigste Schmerz durch eine empfindungslose Periode in Wollust übergehe *).

So endet mit dem Aufhören der letzten Lebensäusserungen das Bündniſs zwischen dem Geistigen in uns und seiner Hülle noch nicht, und es muſs zugestanden werden, daſs wenigstens vor vollkommen eingetretener Fäulniſs eine gewisse Beziehung der Seele auf den Leib unterhalten werde. Es ist dieses dieselbe, welche während des Lebens bestanden, und sie ist nach dem Tode nicht minder innig, ja noch inniger als im gewöhnlichen Schlaf, in Ohnmachten u. a. Der Leib, welcher schon zum Theil im Leben Medium gewesen, durch welches wir die Gemeinschaft mit dem All unterhielten, bleibt uns dies noch vielmehr im Tode, ja was die geistigeren Organe vorhin ihm gewesen, das wird ihnen jetzt der Leib, in der Stunde seiner Läuterung und Verklärung.

Wir

---

*) S. d. medic. Anekdoten.

Wir erkennen im Tode das Ziel, welches dem dermaligen Werke unsers Daseyns gesetzt war, und welches gemeiniglich fast von gänzlicher Abstumpfung gegen die äussern Lebenseinflüsse, und von allmäligem Verlöschen des Willens und Vermögens nur zu streng bezeichnet ist. Wir bedürfen alsdann eines neuen und höhern Lebensgeistes, eines neuen Vermögens nach etwas würdigerem Ziel hinanzustreben, und dieses höhere Lebensideal wird uns durch die Arbeit der Verwesung.

Es ist dieselbe Erde, in der langen Nacht des Winters, welche es im Frühling und Sommer gewesen, dieselbe Erde, welche einst Jahrtausende Leben athmend aus den Gewässern, dereinst Jahrtausende — erkaltet und erstarrt — einem neuen Erwachen entgegen harren wird; und wenn Welten vor unsern Augen in den vorigen Ursprung versänken, würden wir sagen: es sind dieselben, die ewige Ursache, welche sie vorhin bewegte, ist noch in ihnen, und diese wird sie von neuem erwecken. Der Baum, Jahrzehende dem Anscheine nach todt, hernach aus den Wurzeln neue Sprossen treibend, ist uns derselbe im Leben und nach dem Tode; nur der Mensch soll — eingeschlummert — nicht mehr der seyn, der er im Wachen war, und der Verzug zwischen heut und morgen scheinet unserer Ungeduld zu lang. Est ist aber die heilige Arbeit der Gruft ausser aller Zeit, weder kurz noch lang, wie der tiefe Schlummer, und es ist gewiſs, daſs wir, jedoch ohne Erinnerung seiner und der alten Vergangenheit, wie in demselben Moment erwachen, in welchem wir aufhörten. Die Zeit der Gruft ist vergangen, wie die Ruhe einer kurzen Frühlingsnacht. Der neue Tag bedarf des Schlummers einer Nacht, wie vielmehr das neue Leben der Nacht des Todes. Wir fürchten seine heilige Ruhe nicht,

nicht, und kehren endlich Alle, Einige freudig, in die heiligen Arme Des, den wir oft, welcher uns aber nie vergessen!

Ob dieser Zustand *) ohne Träume sey? wissen wir nicht, wir sind aber der Zuversicht, daſs diese in Seiner Nähe süſs sind, denn sein Geist ist es, welcher die Tiefe bewegt, daſs sie bereite das Werk der neuen Zeugung. Wir werden alsdann ärnten, was wir in den Gefährten unsers Lebens, den Leib, gelegt haben, und wir preisen den Zustand Derer selig, welche das Werk des Lebens an dem Leibe würdig vollführt, und ihn erbaut haben zum heiligen Tempel. Wir sind nun allein mit unserm Leibe, und der Nachhall der vergangenen Zeit wird rein seyn und heilig, in einem reinen und geweihten Leibe.

Gewiſs ist es auch, daſs diese Nachklänge des vorübergegangenen Lebens aufhören, wenn die Organe, in denen sie ertönten, nicht mehr sind, hierauf aber wird das neue Erwachen von einer heiligen Dämmerung im Orient verkündigt. Und ein würdiges Erwachen wird einem würdigen Entschlummern folgen.

Wir

---

*) Gewiſs ist er, wenigstens im Anfange, dem sehr ähnlich, welchen einige Fieberkranke, denen man hernach nicht ausreden konnte, daſs sie todt und in einer andern Welt gewesen wären, verschiedene Träumer, unter andern aber einige berühmte und ehrwürdige Geisterseher des vorigen Jahrhunderts, S-- und M--, noch während des Lebens erfahren haben. Es ist in allen diesen Träumen eine groſse Uebereinstimmung, doch ist das Gewand nach den Sitten und der Empfänglichkeit eines Jeden modificirt. S--, welcher viel am Hofe gelebt, findet in jenem Traume die irdische Pracht wieder, der Naturforscher die heilige, hohe Natur, u. s. w.

Wir hoffen, diese Geschichte der Verwesung durch Thatsachen zu beweisen. Wir müssen freylich in dieser zwar nicht neuen, jedoch oft widersprochenen Ansicht der Verwesung von der gewöhnlichen Meynung unsers Zeitalters in etwas abgehen, doch scheint uns würdiger, hierin der Wahrheit, als einem Zeitalter zu gehorchen, welches so wenig als irgend ein anderes über Irrthum erhaben ist.

Wir bitten, den gewöhnlichen Schauder vor der Gruft und der Verwesung auf einige Augenblicke abzulegen, und in ihr dasselbe Leben, nur in veränderter Gestalt, anzuerkennen. Wir beginnen die Geschichte der Verwesung zuerst mit der Beschreibung einer ersten Umkehrung der natürlichen Lebensverhältnisse und ihrer Gegensätze, welche unmittelbar nach dem Tode beobachtet wird, im Organischen und Anorgischen. Hierauf werden wir den Phosphor, das flüchtig Brennbare auftreten, und hiermit in allen Theilen des todten Leibes ein Bedürfniſs nach der Luft erwachen sehen, welche zu jeder Zeugung nöthig ist; endlich werden die letzten Ueberreste der Dinge bey Allen übereinstimmend, in einem gleichen Zustande gefunden, welcher der Ausgang und das letzte Ende aller Naturen, welche die Erde trägt, und die Erde selber zu seyn scheint. Wir erblicken zween Punkte des fast verlöschenden alten und fast eben beginnenden neuen Lebens, was zwischen beyden liegt, ist den Augen, nicht aber der Vernunft unbegreiflich, und wir gestehen ein, daſs der eine das Letzte sey, was wir von einem untergegangenen Leben, der andere das Erste, was wir von einem beginnenden, sinnlich wahrnehmen können. Endlich aber wird der Schlüssel zu Vielem, im organischen Leben, in der Verdauung u. a. gefunden.

1) *Von der ersten Umkehrung der Gegensätze des lebenden Organismus, im Tode.*

Wir beschreiben hier nichts, was dem Menschen vor andern Thieren, oder den Thieren vor den Pflanzen und dem Anorgischen eigenthümlich wäre; vielmehr wird überall, wo das bisherige Wechselverhältniſs endet, ein überlegenes Zurückwirken des bisher Untergeordneten auf den höheren Gegensatz gefunden.

Aus einem nothwendigen Grunde; denn der Gegensatz ist überall zwischen Vollendeteren und minder Vollendeten, endlich aber zwischen Solchen, welche das innere Streben schon ganz erfüllt haben, und Solchen, denen es noch erfüllt wird. Denn es wirken vollkommnere Naturen in minder vollkommenen, mit denen sie in Beziehung sind, ihr eigenthümliches höhres Vermögen, zuerst als Empfänglichkeit für dasselbe, endlich als Vermögen selber. So haben wir am Ende unsrer vorhergehenden Untersuchungen, die Gegensätze durch die eigenthümliche Wechselwirkung einander immer näher kommen, endlich das Basische dem in ihm Schaffenden gleich werden sehen. Hiermit nimmt die vorherige Ueberlegenheit des letzteren über jenes ab, und die gewöhnliche Thätigkeit der Gegensätze. Das Untergeordnete hört auf, dem Streben des vorhin überlegenen Gegensatzes mit derselben Leichtigkeit zu gehorchen, weil jene Ueberlegenheit selber verschwindet, und es schweigt endlich, wenn das natürliche Verhältniſs der sich gleich gewordenen Pole des Lebens aufgehoben, auch die letzte, schwachste Wirkung nach aussen, und das Leben selber. Dies ist überall das Ende der dermaligen Lebensarbeit.

Es entsteht aber überhaupt der anfängliche Gegensatz zwischen zweien Körpern, auf welche mit gleicher

Kraft ein belebender Einfluſs wirkt, dadurch, daſs der eine für denselben empfänglicher ist, als der andere, während oft dieser hernach eine längere Ausdauer besitzt. So wird in Wedgewoods Versuchen von zwei Riemen von verschiedenen Metallen, davon das eine besser Wärme leitet als das andere, jenes zuerst hellglühend, hierauf nach einigen Secunden das andre, während beym Herausnehmen aus dem Feuer das letztere eine eben so lange Zeit länger glühend bleibt, als jenes. Es wird unter zweyen Dingen, welche mit einander in Berührung stehen, von einem Dritten, höheren, dasjenige früher belebt werden, welches empfänglicher war, und sich nun zu dem andren als höherer — männlicher — Gegensatz verhalten.

Auf diese Weise wird allerdings der Gegensatz zuerst durch die verschiedenen Grade der Empfänglichkeit erzeugt, wie aber diese selber entstanden, soll, soweit es noch nicht aus den früheren Untersuchungen deutlich geworden, nachher erläutert werden.

Von zweyen Metallen, welche bey der Berührung das Eine positiv, das andere negativ werden, sehen wir bey der Trennung das bisher negative positiv (und so umgekehrt) zurückbleiben. Es war in ihm durch die Wechselwirkung mit dem Positiven die Empfänglichkeit gestiegen, welche sich in jenem vermindert hat, und nun findet es sich von der bewegenden Gewalt mächtiger ergriffen, als das andere. Säuren, welche die Vermischung mit Grundlagen entkräftete, sehen wir diese in einem Zustand verlassen, in welchem die basischen Bestandtheile in ihnen vorwalten, so daſs die vorige Acidität unterdrückt wird. Eine solche Zurückwirkung des basischen Körpers, wodurch die sauren Eigenschaften unterdrückt werden,

den, sehen wir bey Säuren mit zusammengesetzten Substrat, dem gänzlichen Zerfallen, in die einfachen Bestandtheile, vorausgehen.

Auch im Wasser, wenn es die ihm eigenthümliche Verderbniſs erleidet, pflegt das Brennbare vor dem Sauerstoff vorzuwalten, und diesem seine eigne Natur aufzudringen. Etwas ähnliches geschieht beym Gefrieren. In Früchten, wenn sie in einem früheren Zustande Eigenschaften einer starken Säure zeigten, wird in der Zeit der Reiſe und des Abwelkens (des Todes) das Brennbare vorherrschend, und hiermit die Säure gemildert und geistig gefunden. Während das Grün der frischen Blatter, welches sein Entstehen einem phosphorhaltigen Harz verdankt *), beym Verwelken zuerst in Roth, dann in Gelb übergeht. Es sind aber Grün und Roth die beyden natürlichen Farbengegensätze, welche nach Voigt bei der Vermischung Gelb bilden. Nicht selten ist der Uebergang durchs Roth unmerklich, wie die Erstarrung bey todten Thieren zuweilen fehlt, und aus demselben Grunde zuweilen fehlt das Gelb.

Ja es ist endlich eine solche Zurückwirkung des untergeordneten Gegensatzes, auf den in ihm Zeugenden, in der ganzen Natur, und wir werden in einem späteren Abschnitt nicht allein noch Thatsachen, welche hieher gehören, aufstellen, sondern auch in den Bewegungen der Planeten Dasselbe wiederfinden, was an unserm Leibe im Leben und hernach im Tode, im Wachen und Schlafe geschieht. Wir sehen deshalb zuerst nach dem Tode, im ganzen Thierreich, vom Menschen bis zum Wurm, die Muskeln des ganzen Körpers erstarren.

Zuerst

---

*) Nach Meyer.

Zuerst wird in den sinnreichen Ritterschen Versuchen bey Gliedern, von den ihnen zugehörigen Organismen abgetrennt, und noch mit dem Leben derselben erfüllt, das im Leben gewöhnliche Verhältniſs zwischen Nerv und Muskel beobachtet. Die Flexoren werden von den Einwirkungen der Nerven bewegt, und wenn diese jetzt bey der Schlieſsung der Kette mit dem bey der ersten Berührung positiven Zink, oder alsdann bey der Trennung mit dem nach aufgehobener Verbindung positiv auf den Zink zurückwirkenden Silber in Gegensatz treten, sehen wir die abgetretenen Glieder hier oder dort zucken. Bald nachher, bey schwächer werdenden Nerven, sehen wir jene Muskeln, welche bisher — im Leben — der negative Pol des Muskelsystems gewesen, mit einer überlegenen Gewalt auf die Nerven zurückwirken, und eben alsdann, wenn der Nerv in Berührung mit dem Silber bey der Schlieſsung negativ — leidend — geworden, anfangs schwach, endlich bey immer abnehmender Gewalt der Nerven immer stärker und kräftiger bewegt werden, während zugleich die Flexoren allmählig ganz unthätig sind. Es pflegt der Tod durch eine kräftige und nicht mehr willkührliche Zusammenziehung der Ausstreckemuskeln verkündigt zu werden. So wird endlich das vorhin lebendig vorherrschende Nervensystem, gegen die untergeordneten Organe leidend.

Wir erkennen mit diesen ersten Phänomenen des Todes, die Erscheinungen des Schlaſs in Uebereinstimmung, und wollen hiervon hernach reden, wie aber dem Schlummer Ermüdung, so ist dem gewöhnlichen und natürlichen Tode eine noch ungleich tiefere Entkräftung vorausgegangen. Gegen das Ende des Lebens, und der kosmischen Momente im Anorgischen, sehen wir mit dem natürlichen

Abstand

Abstand des Basischen von dem Männlichen, jenes seinem bisherigen Herrscher untreu werden. Die Bewegungen der Muskeln werden erschwert, und es folgt ihnen schnelles Ermatten nach, die Sinnen verlieren allmälig ihre bisherige Empfänglichkeit, und wir vernehmen die letzten Einwirkungen der äussern Welt wie durch einen trüben Nebel. Zugleich wird in vielen Fällen selbst das höhere Vermögen getrübt, dessen Leben allein auf der natürlichen Wechselwirkung der Gegensätze beruhte, und auf der überlegenen Einwirkung des Schaffenden. So erliegen das Bewusstseyn unserer selbst, Erinnerung und Wille, wie unter einer äussern Last. Die Muskeln, je mehr jene höhere Kraft, welche sie unter der Einwirkung der Nerven besaſsen, zu erlöschen scheint, zeigen sich, unabhängig von der Willkühr des Nervensystems, oft für sich thätig, und das Spiel ihrer Lebenskraft äussert sich durch Wechselwirkung zwischen Extensoren und Flexoren als Zittern, oder bey gewaltsam und schnell erfolgenden Uebergängen aus dem rüstigen Leben zum Tode, in heftigen Zuckungen.

Endlich ist in den meisten Fällen das deutlichste Gefühl, welches bey dem Verfall des höheren Vermögens noch geblieben, das Gefühl der Ohnmacht, des allgemeinen Versinkens der körperlichen Kräfte, und ein Vorempfinden des nahen Endes. Oft werden noch die letzten Tage des Lebens durch überhand nehmende Trauer und Unmuth getrübt. Es sind dies die letzten Kämpfe des ohnmächtigen geistigen Vermögens, mit dem ungetreu gewordenen Material.

Aber wenn auch der gewöhnlichere, ist dieses doch nicht der einzige Ausgang des Lebens. Nicht selten sehen wir selbst bey dem Verfall der äussern Kräfte die innere Heiter-

Heiterkeit und die Freudigkeit des Gemüths wachsen. Das geistige Vermögen scheint sich der schon beginnenden Gegenwirkung des untergeordneten Leibes, obwohl es derselben unterliegt, als des Gelingens seines Werks, und der Vollendung desselben zu freuen. Wie die schaffende Einwirkung des Geistigen auf seine Basis, so ist die Rückwirkung der letzten auf jene harmonisch und gut, und es werden aus einem reinen und wohlgestimmten Organ reine und heilige Anklänge vernommen. Der Leib giebt zurück, was er während des Lebens von dem Geistigen empfangen, und bey den Guten können die letzten Klänge des Lebens, welche von dem untergeordneten Leibe kommen, nicht anders denn gut seyn.

Wir sehen deshalb unsere frommen Väter, jemehr der Verfall des Leibes und das Ende herankömmt, immer freudiger werden. Eine neue jugendliche Röthe kehrt auf das ruhige und selige Angesicht zurück, und die Augen empfangen, ich weiſs nicht welchen? Schimmer, welcher gleich der Unschuld der Kindheit die Umstehenden rührt. Die natürliche Heftigkeit ist vergangen, und wir sehen gute Greise in den letzten Tagen ihres Lebens ungewöhnlich sanft. Sie haben während des Lebens den Leib nie zum Sclaven ihrer Launen erniedrigt, so geschieht es, daſs sie nicht wie Andre die Launen des zurückwirkenden Leibes empfinden. Endlich, wie Aller Traum aus dem Leibe kömmt, scheint die letzte Zeit solcher Greise einem sanften Traume zu gleichen, mit welchem beschäftigt, sie kaum noch die Stimme der äussern Welt vernehmen. Das Herz wird zuletzt wie von einer unbekannten Liebe ergriffen, und wir haben solche Greise gleich Jünglingen in der Zeit der Sehnsucht, mit einer vorhin an ihnen nie so lebhaft bemerkten

Freude den Frühling und die Natur betrachten sehen. Endlich pflegen solche Alte, gleich unschuldigen Kindern, ermüdet von dem Spiel eines Frühlingstages, in einen Schlummer zu sinken, aus welchem sie nicht mehr erwachen.

Auf diese Weise haben wir selber den Menschen enden sehen, und dieses Ende für den gesunden und natürlichen Ausgang eines harmonischen und wohlgeordneten Lebens gehalten. Es scheint solches der Tod aller Derer, welche den Leib zu einem reinen Tempel geweiht, und ihn zum tiefen Nachklange des Heiligen und Guten gewöhnt haben. Den guten Meister verräth ein wohlgestimmtes Instrument.

In allen Fällen des gewöhnlichen Todes ist eine mehr oder minder deutliche Erschöpfung, und ein Versinken des höheren, in uns schaffenden Vermögens vorangegangen, und der Tod scheint hier aus dem Mittelpunkt des Lebens auszugehen, (obgleich gerade hier die äussersten Theile des Leibes zuerst, die innersten zuletzt ersterben). Es ist aber eine andere Weise des Todes, bey welcher derselbe nicht von dem allmäligen Abnehmen der natürlichen Uebermacht des geistigeren Vermögens, und von der allmäligen Annäherung der unvollkommneren Organe an dasselbe, bewirkt wird. Die höheren Organe wirken in den niederen ihre eigenthümliche Vollendung, diese aber vermögen dieselben nur dadurch zu erreichen, daſs sie jenen schaffend und thätig nachstreben. Es sind nun Fälle, in welchen den untergeordneten Organen das zu dieser Uebung nöthige Material durch Mangel an Nahrung, Säfteverlust u. a. entzogen wird, und hiermit die Möglichkeit, sich zur Gleichheit des in ihm Schaffenden zu erheben.

Die untergeordneten Organe pflegen in solchen Zuständen, je weniger sie dem Streben des Geistigen zu entsprechen vermögen, mit einer desto minderen Stärke auf dasselbe zurückzuwirken, als gewöhnlich, und dieses wird als ein Gefühl von Leichtigkeit und von scheinbarer Kraft wahrgenommen. Es wird hier nicht wie da, wo der Tod von seiner gewöhnlichen Ursache erzeugt wird, die Ohnmacht und das nahe Ende ihres Einflusses auf den übrigen Körper von den geistigen Organen anerkannt; vielmehr fühlen sich die Kranken, noch fast in der Nähe der letzten Stunden, vollkommen wohl, und wissen, indem die Glieder ruhen, von ihrer eignen tiefen Ermattung nichts. Scorbutische, welche hart darnieder lagen, hat man bey entstandener Noth schnell bereitwillig gesehen, zur Rettung des Schiffs herbey zu eilen, während sie schon die geringste Bemühung, sich zu erheben, kraftlos niederwarf. Die höheren Organe, von der Rückwirkung des nun entkräfteten Leibes befreyt, wissen zuweilen von der tiefen Ermattung desselben nichts, und haben, wie im Zustande der hohen Nüchternheit, nur das täuschende Gefühl von Leichtigkeit.

So pflegt auch Hektischen, je näher sie dem Todestage kommen, die Hoffnung zur Genesung immer heiterer aufzublühen, indem ihnen das leichte und frohe Gefühl eines vollkommnen Wohlseyns immer täuschender wird. Je mehr aber diese Heiterkeit wächst, um so mehr sehen wir das innere Vermögen des Lebens abnehmen.

Wir haben um so mehr für nöthig gehalten, diese Fälle hier zu erwähnen, da man sie häufig als einen günstigen Beweis für die Unabhängigkeit der Seele von ihrem Leibe, und für die zweyfache Natur unsers Wesens angesehen hat. „Wie dem Organismus unter solchen Umständen

ständen

„stünden mehrere Glieder genommen würden, ohne daſs
„die höheren Verrichtungen desselben dadurch gestört wä-
„ren; so könnte man hier die Seele als fast vollkommen
„von dem Leibe geschieden ansehen, während die Kräfte
„und die hohe Freudigkeit derselben wüchsen. Man habe
„oft bey Hektischen lebhafte Aeusserungen hoher Geistes-
„kräfte, und einen tiefen innren Sinn gefunden. Und so
„werde bey solchem allmäligen Absterben des Leibes, dem
„Geiste, ohne daſs derselbe hierbey etwas verlöre, ein
„Theil seiner Maschine nach dem andern genommen, bis
„endlich auch das letzte Band, welches ihn an das nächste
„und am innigsten verwandte Organ fesselt, zerrisse, und
„die Seele frey und mit derselben Kraft, die während des
„Lebens in ihr gewesen, in das alte, ewige Licht zu-
„rückkehrte."

Das Gehirn pflegt jedoch an der allgemeinen Abnahme des übrigen Körpers in Fällen jener Art nicht Theil zu haben, und wir finden vielmehr das Gehirn bey atrophischen Kindern, zugleich mit den andern höheren Organen mehr ausgebildet als gewöhnlich. Wir erfahren täglich, wie eine reine Nüchternheit, selbst wenn sie die Kräfte des untergeordneten Leibes unterdrückt, dem höheren Vermögen in uns günstig sey, und wir haben hiervon schon früher geredet (im 3. Abschn. des 1. Theils). Der Leib pflegt, je schwächer er ist, von dem höheren Streben in uns um so abhängiger zu seyn, und wie das unvollkommene Metall die Wärme, so die Vollendung des höheren Vermögens leicht aufzunehmen. Selbst die schnelle Ermattung ist ein Zeichen, wie schnell, durch jede leise Aeusserung des Willens, das Vermögen der Muskeln dem der Nerven gleich komme, denn nur zwischen Gleichartigen hört die Wechselwirkung auf, und es pflegt die Basis, wenn sie von dem belebenden Einfluſs sein eigenes höheres Leben empfangen, und aufhört ihm ferner untergeordnet zu seyn, mit mehr oder minder starker Kraft auf jenen zurückzuwirken, was wir im Körper als Ermüdung, als Schmerz u. a. wahrnehmen. Das Leben des Nervensystems besteht allein (nach dem 1sten Theil) in jener belebenden Einwirkung aufs Muskelsystem, welche ihm eigenthümlich ist. Je leichter und je mehr diese Einwirkung gelingt, desto vollkommner sehen wir das geistige Leben in uns aufflammen. Es pflegt deshalb immer jene Schwäche des Leibes, welche die Empfänglichkeit desselben für den herrschenden Einfluſs, und die Unterwürfigkeit unter denselben erhöht, den Kraftäusserungen des Belebenden in uns, ungemein günstig zu seyn. Zugleich aber geschieht es, daſs, wie starke Säuren bey der Vermischung mit sehr schwachen Kalien, nicht entkräftet werden, auch das Nervensystem, verbunden mit einem so schwachen Leibe, den ersten Schimmer der Jugend sich lange erhält.

Wir sind weit entfernt, in solchen Fällen einen Beweis für die zweyfache Natur unsers Wesens zu finden. Vielmehr sehen wir auch hier endlich das geistige Vermögen, sobald die Wechselwirkung zwischen ihm und dem Leibe aufgehoben ist, ganz erlöschen. Bey Hektischen der höchste Grad der Vereiterung, die schon beym Leben angehende Fäulniſs bey Scorbutischen, endlich in allen Fällen der Art das letzte gänzliche Unvermögen der Glieder selbst den schwächsten Einwirkungen des Nervensystems zu gehorchen, Unmöglichkeit der Bewegung u. a., bey gewaltsamen Todesarten zuweilen durch fürchterliche Zuckungen vorher angekündigt, sagen uns, daſs die untergeordneten Theile des Leibes endlich dahin gekommen

sind,

sind, wohin sie der schaffende Einfluſs des Nervensystems zu bringen vermag, denn eben durch Vereiterung, Fäulniſs u. a. werden wir das Muskelsystem in die Rechte des Nervensystems treten sehen.

Der letzte Augenblick, wo endlich das höchste Streben des geistigen Vermögens in uns an dem Leibe vollführt wird, wo dasselbe gänzlich gelingt, pflegt dann oft noch von einem hellen Aufflammen des höheren Lebens erleuchtet zu seyn, und dieses erreicht, wenn sein Werk zuletzt unaufhaltsam schnell gelingt, alsdann sein Maximum. Wenigstens ist sich das höhere Vermögen bis ans Ende, seiner noch unerschöpften Kraft, und der natürlichen Ueberlegenheit über die Basis bewuſst.

Ueberall, wo dem geistigen Vermögen das nöthige Werkzeug entzogen worden, auf eine der angeführten Weisen, oder in gewaltsamen Todesarten, erliegt jenes nicht einem gewaltsamen Gegner, sondern vielmehr dem Mangel an allen Antagonismus. Es erfolgt hier das allmälige Absterben nur Schritt vor Schritt, und wir finden selbst einige Zeit nach dem Tode in den einzelnen Theilen noch das natürliche Uebergewicht der Nerven über die Muskeln. Das, mehrere Stunden nach dem Tode, abgetrennte Glied eines Schwindsüchtigen zuckte bey der Berührung heterogener Metalle noch immer heftig.

Das Verhältniſs, welches, wie es scheint, auch während des Lebens zwischen beyden Statt findet, beobachten wir noch an den abgetrennten Gliedern von Thieren, welchen auf eine ähnliche Weise, mitten im Genuſs der höchsten Lebensfähigkeit, das Material des Lebens gewaltsam entrissen worden. Abgelöste Glieder von Fröschen, welche im oder nahe am Schlaf des Winters gewesen waren, wurden noch durch die Berührung des Nerven mit Silber, des Muskels mit Zink bey der Schliefsung heftig bewegt, und auch während des Lebens verhält sich der Nerv zu dem Muskel wie sich Silber zu Zink verhält.

Wir sehen unter solchen Umständen die Ueberlegenheit der Nerven über die Muskeln von den innern Theilen nach den äufsren abnehmen, und so die Glieder an den äufsersten Theilen zuletzt unbeweglich werden. Dieses bewiesen Herrn Ritters Beobachtungen. Die äufsersten Enden des Leibes, die zartesten und am mindesten selbstständigen, sind in allen Fällen dem Nervensystem am meisten untergeordnet, und werden immer von seinem Einflusse am leichtesten bewegt. In gewisser Hinsicht sind diese Theile die genügsamsten, und die Lebensfähigkeit derselben kann bey Entziehung des nöthigen Materials länger bestehen, als die der gröfsern und vollkommneren Muskeln. Die Wechselwirkung zwischen Muskel und Nerv, wird da, wo die Nerven an sich noch in der vollen Kraft (nicht durch kraftigen Antagonismus geschwächt) wirken, bestehen, so lange der Muskel noch das Blut und mit ihm die gewöhnliche Nahrung erhält, die ihm zur Ausführung des vom Nerven angefangenen Lebens nöthig ist. Dieses Bedürfnifs wird selbst bey solchen Todesarten, in welchen dem Leben das Material geraubt ist, in den äufsersten und zartesten Theilen am längsten und leichtesten befriedigt, und wir sehen sie deshalb bey gewissen Veranlassungen das innere Leben am längsten äufsren.

Anders, und auf eine fast entgegengesetzte Weise, erfolgt der Tod bey Denen, in welchen das bestimmte Maas der Wirksamkeit des höheren Vermögens, in einem wohl erfüllten Verlauf des Lebens ganz erschopft ist, und

nun

nun der Leib alle die Kraftäuſserungen empfangen hat, welche ihm das in ihm Schaffende zu geben vermochte, und nun bereit ist, in der Arbeit der Verwesung mit der vollen Kraft, die er von jenem empfangen, und auf seine Weise, zurückzuwirken. So auch bey Solchen, deren untergeordneter Leib durch einen gewaltigen Einfluſs von auſsen auf einmal die ganze und eine noch höhere Gewalt des Lebens empfangen, als welche das Nervensystem in der Wechselwirkung des Lebens zu geben vermöchte. Es gehören hieher alle die gewaltsamen Todesarten, bey denen eine sehr heftige äuſsere Einwirkung, welche stärker ist als die des Nervensystems, in einen Moment den untergeordneten Leib aufs höchste belebt und zugleich tödtet.

In allen solchen Fällen, wo die höheren Organe der Uebergewalt der vorhin minderen unterliegen, erfolgt der Tod in den äuſsersten Theilen zuerst, und so von auſsen nach innen. Die äuſsersten Theile, von den Einwirkungen des Lebens am heftigsten ergriffen, sind am frühesten vollendet, und es erliegt das höhere Vermögen allmalig, in den äuſsersten Theilen zuerst, hierauf immer mehr nach innen, dem Kampfe mit dem nun mächtigeren Gegner. Die äuſsren Glieder verläſst die natürliche Wärme, — meist zugleich mit dem Pulsschlag und mit dem Gefühl, zuerst, während die Sterbenden noch das Vermögen der Sprache und Bewustseyn behalten. Arme und Füſse werden zuerst von der Starrheit des Todes ergriffen, und empfindungslos, der Blutumlauf bewegt sich in einem immer kürzeren Kreise, bis er endlich gänzlich ruht, und bey den Alten zuletzt die Venen leer läſset, weil diese gegen die Arterien eine gleiche Rückwirkung ausüben. (In seltnen Fällen nehmen selbst — nach Darwin — die

Arte-

Arterien eine der gewöhnlichen entgegengesetzte Bewegung, von auſsen nach innen ein.) Bald aber, nachdem auch das letzte Bedürfniſs des Athmens verschwunden, tritt ein gleiches Erstarren aller Muskeln ein, und der heftige Gegenkampf derselben wird allgemein.

Ein Muskel, dem der Einfluſs des mit ihm verbundenen Nerven erstorben, oder zu ohnmächtig geworden, zieht sich selbstständig, indem er sich selber zugleich Nerv ist, zusammen. Eine solche von den Nerven unabhängige Zusammenziehung, das Erstarren des Todes, widerfährt den Flexoren nicht minder als den Extensoren, nur ist die Rückwirkung derselben, vermöge des geringeren Gegensatzes zwischen ihnen und den Nerven (die Flexoren nähern sich unter den Muskeln der Natur der Nerven am meisten) ohnmächtiger, und wird von der zugleich eintretenden kräftigeren der Streckemuskeln verschlungen.

Wenigstens finden wir in dem gewöhnlichsten Fall, nach dem Tode alle Muskeln des Leibes auf gleiche Weise starr zusammengezogen, die Extensoren wirken aber hierbey mit gröſserer Kraft als die Flexoren, so, daſs der Körper am Ende des Lebens mit seinen Ausstreckemuskeln am thätigsten ist, während im Gegentheil am Anfange dessen, in dem mit allen Theilen in sich zusammengezogenen Foetus die Beugemuskeln am thätigsten waren. Hier, im Beginnen der Wechselwirkung, ist der Abstand beyder, und hiermit der Einfluſs des Nerven- auf das Muskelsystem am bedeutendsten; dagegen im Tod die Herrschaft des Nervensystems vorüber, und an seiner Stelle sind die Muskeln thätig. Zuweilen sind jedoch auch gerade umgekehrt, die Kraftäuſserungen der Beugungsmuskeln am Ende des Lebens vorherrschend, und die

Körper

Körper erscheinen nach dem Tode zusammengezogen. Es geschieht dies, wenn die Ursache des Todes von vorzüglicher Heftigkeit gewesen, so daſs die Ursache des Lebens im Organismus schon der Rückwirkung der Beugemuskeln, welche der der Extensoren vorangeht, unterlag. Eine Zusammenziehung aller Glieder nach dem Tode, und des ganzen Leichnams, hat man oft in der Pest beobachtet. So in der von Parma, nach Rol. Capellutus. Dasselbe findet man auch zuweilen nach Arsenikvergiftungen.

Bey Gliedern, welche nach vorhergegangenen heftigen Krämpfen, Entzündung u. a. den gewöhnlichen Tod leiden, pflegt, ehe der Brand eintritt, eine unauflösliche Zusammenziehung aller Muskeln vorauszugehen. Zugleich übernehmen hier die untergeordneten, und bisher gefühllosen Theile, für das noch mit ihnen verbundene Ganze die Verrichtung der Nerven gänzlich. Sie werden empfindlich, und die sonst gefühllose Senne, der Knochen u. a. werden für äuſsere Berührung reizbarer fast als sonst die Nerven. So wird auch in dem täglichen Bild des Todes, im Schlafe, besonders aber, wo er als magnetischer Schlummer, oder Nachtwandeln erscheint, das Sensorium und seine höheren Verrichtungen der Gewalt der untergeordneten Organe, besonders jenen, welche mit dem Werke der Verdauung in naher Beziehung stehen, übergeben; diese führen indeſs in einer dunkeln Wechselwirkung mit den äuſsren Einflüssen, das Amt der Sinne, und die Seele empfängt von ihnen die undeutlichen Bilder der Nacht. Der Zustand der Nachtwandler insbesondere, scheint mit jenem ersten des Todes in naher Verwandtschaft zu stehen. Wir sehen auch meist bey den Nachtwandlern, unmittelbar vor dem Anfall, die Glieder von Todenkälte ergriffen,

griffen werden, und die Augen sind, wie bey Sterbenden, starr und offen, der Puls wird schwach und fast unvernehmlich, das Athemholen mühsam und beschwerlich *). Alsdann geht den Nachtwandlern in den andern Theilen des Leibes, so wie den Magnetisirten, ein neuer Sinn auf, durch welchen sie sehen, ohne hierbey der Augen zu bedürfen u. s.

Doch ist in allen diesen Zuständen dem Sensorium seine natürliche Herrschaft noch behalten, und der dunkle Verkehr der Auſsenwelt mit dem Unterleib und den mit ihm verbundenen Theilen, zieht sich noch immer nach dem gemeinschaftlichen vorherrschenden Mittelpunkt, nach dem Gehirn hin. Wäre auch ein ähnlicher dunkler Traum in der ersten Zeit nach dem Tode in vielen Fällen noch möglich, so müſste er wenigstens bald nach dem Tode bey eintretender Fäulniſs verschwinden, oder düsterer werden. Es erwacht dann ein neues Sensorium, fern und verschieden von dem alten, dessen Verrichtungen wir hernach beschreiben, das alte aber hört ganz auf, zu seyn was es war.

Das Bewuſstseyn, und alles eigentliche Gefühl, verschwindet aber bey dem gewöhnlichen und natürlichen Tode ganz. In einigen sehr seltenen Fällen des Scheintodes, ist das Bewuſstseyn geblieben, und zugleich war mit dem Erstarren der Muskeln ein Aufhören aller Schmerzen, und ein seliger passiver Zustand, wie bey groſser Ermüdung, unmittelbar vor dem Einschlafen, eingetreten. Einmal wurde dieser Zustand für den Anfang eines neuen seligeren Lebens gehalten, mit dem Bewuſstseyn zugleich war aber hohe Empfindlichkeit aller Theile gegen äuſsere

Be-

---

*) S. die medicinischen Anekdoten.

Berührung, Druck u. a. vorhanden. Im vollkommnen Tode hört aber das Sensorium ganz auf, dem untergeordneten Körper zu seyn, was es ihm vorhin war, und zugleich verlöschen Bewuſstseyn und Gefühl, welche allein aus dem gewöhnlichen, nunmehr aufgehobenen Wechselverhältniſs, aus der schaffenden Einwirkung des Nervensystems auf den übrigen Leib, hervorgiengen. Wir sehen dieses in den gewöhnlichen Vorboten des Todes hinlänglich vorbereitet, so wie es auch einige dem Tode ähnliche Erscheinungen zeigen.

Denn so mangelt bekanntlich in Ohnmachten, in der Epilepsie, der Starrsucht, und allen ihnen verwandten Zuständen, jedes Gefühl und Bewuſstseyn, und sie werden nur mit Mühe wieder herbeygerufen; ohne Bewuſstseyn läſst uns schon der gesunde Schlaf. Aehnliche gefühl- und bewuſstlose Zustände pflegen dem Tode häufig vorher zu gehen, und dieser wird oft bey den Alten durch einen unmäſsigen, der Ohnmacht ähnlichen Schlaf, durch Schlagflüsse, Betäubung und Lähmung jedes höheren Vermögens angekündigt. Ein kurzes Delirium geht vor dem Verscheiden häufig vorher, selbst wo die vorangegangenen Krankheiten das Bewuſstseyn noch übrig lieſsen.

Wir haben eine der ersten Erscheinungen des angehenden Todes gesehen, jenes Ausstrecken der Glieder, welches dem tiefen Schlummer des Todes, wie dem gewöhnlichen Schlummer Ermüdeter vorangeht. Wenn das Nervensystem erstirbt. sehen wir oft die Muskeln von den Schranken, die sie bisher gehalten, (wie bey Wahnsinnigen) befreyt, sich noch einmal zu den höchsten Kraftäuſserungen erheben. So wurden die schweren Gewichte, womit man die zerbrochenen Beine eines Sterbenden gehalten, im Moment des Sterbens mit Leichtigkeit bewegt, Andre hat man den starken Armen der Umstehenden Troz bieten, und sich noch fast im Verscheiden mit Gewalt erheben sehen. Sterbende Helden haben oft noch den letzten Augenblick des Lebens, durch ungeheure Anstrengung aller Kräfte, in welcher sie fast übermenschlich wirkten, besiegelt. Nicht selten treten heftige Convulsionen, wobey die Muskeln eine unmäſsige Gewalt zeigen, noch in den letzten Stunden ein. Meist sind diese convulsivischen Bewegungen gänzlich schmerzlos.

Diese Zurückwirkung der Muskeln, ist indeſs nur Eine Erscheinung des angehenden Todes, welche nicht einmal immer nothwendig zu erfolgen pflegt. Denn wir sehen bey Denen, wo das Muskelsystem, entweder gänzlich erschöpft durch den Moment eines übermäſsig heftigen äuſseren Einflusses *), oder seines Materials beraubt, aus Ohnmacht zu der gewöhnlichen Rückwirkung auf die Nerven unfähig ist, die Glieder weich, die Muskeln schlaff bleiben. So bey Körpern, welche eine gänzliche Verblutung erschöpft hat, und bey den Ergieſsungen des Blutes in die innren Höhlen des Leibes **), bey Hektischen (besonders bey Vereiterungen der Leber), bey Erfrornen, bey einigen Kindern u. a., wo überall das Nervensystem den Muskeln noch zu überlegen, oder diese zu schwach gewesen (wie bey einigen zarten Alten). Fälle, wo das Muskelsystem schnell gänzlich erschöpft, und ihm keine Kraft mehr zur gewöhnlichen Rückwirkung gelassen worden, sind bey vom Blitz Getödteten, bey den an bösartigen Blattern, an der Pest u. a. Verstorbenen. Bey diesen ist im Tode auch der sonst gewöhnlich noch einige

Zeit

---

*) So fast nach jedem bösartigem Fieber.

**) Nach Brinkmann.

Zeit verweilende Ueberrest von Lebensäuſserungen in den Muskeln, vernichtet worden, und die Verwesung pflegt sogleich einzutreten. Man hat deshalb mit Sicherheit aus dem weichen oder starren Zustand der Leichname auf die Heftigkeit der Pest, welche sie getödtet, geschlossen, und Todtengräber sagten aus der wieder eingetretenen gröſseren Erstarrung nach dem Tode, die Abnahme und das baldige Aufhören der Seuche voraus.

Eine andere Erscheinung, welche oftmals in der Stunde des Todes beobachtet worden, zeigt uns, wie alsdann das noch rückständige Leben in einigen schnellen Momenten vollends erschöpft und vollendet werde, und wie die Stunde des Todes das noch ungenoſsne Mannes- und Greisenalter an Jünglingen vorüber führt, damit, was nicht vergönnt war im langen Lauf des Lebens zu erschöpfen, durch einen schnellen Uebergang zum Tode vollendet, und zur heiligen Stunde der Verwesung reif werde. Die sterbenden Jünglinge werden im Sterben ihren Vätern ungemein ähnlich, von denen sie vorhin keine Aehnlichkeit hatten, und vorhin blühende Jungfrauen rufen durch ihre Gesichtszüge im Tode, das Bild der welken schon verstorbenen Ahnen, den Umstehenden lebhaft zurück *). Dieses schnelle Veraltern des Gesichts wird für ein sichres Zeichen des Todes gehalten.

So sahe man auch an einem ehrwürdigen Haupt das Haar, das vorhin noch meist schwarz, nur wenig mit Grau untermischt war, in der Stunde des letzten Kampfes ganz weiſs werden, und selbst noch rüstige Männer hatte nach dem Tode eine einzige Nacht mit weiſsen Haaren bedeckt.

---

*) Nach **Borellus**, **Fash**, **Bartholin**, u. A.

bedeckt. Wir pflegen in der Mühe der letzten Stunden schnell zu altern und grau zu werden, doch nicht ohne die Zuversicht einer neuen Jugend.

Bey Einigen hat man im Tode ganz das Gegentheil erfolgen sehen *), und ein frommer Greis, den man nach vollendetem letzten Kampf in ein einsames Zimmer gesetzt hatte, war plötzlich einem zufällig neben dem Leichnam hängenden Bildniſs, was den Alten als 23 jährigen Jüngling darstellte, ungemein ähnlich geworden. Ueber dem Angesicht des verstorbenen Greises schien die Erinnerung aus der frühen seligen Jugend zu schweben, und das Bildniſs, das ihm in der letzten Hälfte des Lebens so wenig glich, daſs es für das Bildniſs eines Fremden gehalten wurde, schien wie ein treuer Spiegel den seligen Traum aus früher Jugend zurückzugeben. Ein solcher heiliger Traum, wie das Wehen aus fernem Orient, scheint oft die Sterbenden in sich aufzunehmen, und das letzte Abendroth prophetisch auf einen seligen Morgen hinzudeuten.

Das Erzeugungs- und Assimilationsvermögen pflegt nach dem Tode alsbald ein noch rückständiges Leben mehr oder minder heftig zu äuſsren. Nicht allein sind die einsaugenden Gefäſse mehrere Stunden noch nach dem Tode thätig, die Haare wachsen in vielen Fällen, und die Zähne der am Zahnen verstorbenen Kinder, brechen nach dem Tode durch, sondern es pflegen auch die Geschlechtstheile alsdann zu schwellen, wenn selbst alle andere Theile welk sind. Man hat Erektionen nicht blos bey Gehenkten, und zwar noch zwey Tage nach dem Tode

---

*) Siehe bey Bierling.

Tode wahrgenommen *), sondern diese treten, fast bey allen gewaltsamen Todesarten, so bey den auf dem Schlachtfelde Gebliebenen **), bey Enthaupteten ***), bey solchen, welche sich zu Tode gefallen †), so wie bey Epileptischen, während des Anfalls und nach dem im heftigen Anfall erfolgten Tode insgemein ein. Ja wir finden sie auch häufig bey denen in gewöhnlichen Tod Verschiedenen; und ein schneller Andrang des Blutes nach dem Kopf, welcher in Todesgefahr bringt, belebt zuerst jene Theile zur heftigen Rückwirkung gegen das ohnmächtige Gehirn. Ein Wollüstling hat sich auf diese Weise durch Zuschnüren des Halses gekitzelt, und so pflegt sich der Tod auch hierin dem Moment der Zeugung, welchen er auch in andern gleicht (s. 2), nachzubilden.

Es geschieht überhaupt nach dem Tode an dem ganzen Leibe das, was in der Verrichtung der Geschlechter an einigen Theilen. Der ganze Leib strebt alsdann jene zeugende und allgebährende Materie zu werden, aus welcher, so wie einst Alles aus ihr hervorgegangen, sich Alles neu gebiert, und welche in der Wollust der Geschlechter bereitet wird. Zu dem Werk der Verwesung sieht man deshalb zuerst diejenigen Organe thätig, welche

---

*) Fernelius, Zachias, Wepfer u. A.

**) Stegmann, Ludovici u. A.

***) Salmuth, Ernesti u. A.

†) Schenk. Ueberhaupt besonders bey allen Todesarten, in denen das Gehirn Gewalt erlitten. Nach der Section werden bey Solchen, die an Kopfverletzungen sterben, der Magen, die Milz, Leber u. s. häufig zum Theil oder ganz brandig gefunden. Der Leib schwillt zuweilen fast so schnell, wie bey Vergifteten.

che schon im Leben einer ähnlichen Verrichtung dienten, die der Assimilation und der Zeugung. Diese, im Leben ein Bild der Verwesung, im Tode aber die ersten und kräftigsten Antagonisten des höheren Vermögens, pflegen unmittelbar nach dem Tode, wenn sie als herrschende Theile auf einige Zeit in die Rechte des vorhin Belebenden eintreten, die in ihnen erwachende Thätigkeit, zuerst, noch als rückständig gebliebenes Leben, hernach als Verwesung zu verrathen. Denn je ferner die Sonne des Lebens hinuntergewichen, desto höher erheben sich, und glänzen diese Gestirne der Nacht. Wir sehen die Eingeweide des Unterleibes und die Zeugungstheile, vor allen andern Theilen des Körpers zuerst von Fäulniſs ergriffen werden, und in ihnen wird jene, dem Leben giftige Materie erzeugt, welche dem übrigen Körper bey der Verwesung zum Ferment dient.

Wir sehen deshalb bey Erfrierenden den Tod zuerst die Zeugungstheile ergreifen, und hernach bey ihnen wie bey Vergifteten u. a. diese Theile zuerst anschwellen und faul werden *). Jene Geburten, welche bey schwangeren Müttern nach dem Tod erfolgen, müssen in vielen Fällen noch als die letzten Aeuſserungen des in diesen Theilen rückständigen Lebens angesehen werden, und wir sehen diese Organe noch alsdann einer heftigen Anstrengung fähig, wenn der übrige Leib schon längst ohne Regung todt ist.

So hat man todte Weiber 9 Stunden **) 13 — ***) 18 — †) 36 Stunden ††), ja 2 Tage (in vielen Fällen

---

*) Bey Vögeln aber zuerst die Augen, bey Fischen das Haupt (nach Bodinus).

**) Harväus.

***) Salmuth.

†) Wolf.

††) Riolan.

len *)) und sogar 3 Tage nachdem sie gestorben waren, noch gebähren sehen, und bey beerdigten Müttern im Sarge die Ueberreste der so spät gebornen Kinder gefunden **). Zuweilen sind solche Kinder mehrere Tage in dem Leibe der todten Mutter lebendig geblieben, und nicht selten hat man noch im Sarge, vor dem Begräbniſs der Mutter, das Geschrey der aus dem Tod gebornen Kinder gehört. Ein zärtlicher Gatte, welcher den Leichnam der geliebten Beerdigten noch einmal zu sehen verlangte, hat auf diese Weise den glücklichen Angenblick getroffen, und das lebendige und gesunde Kind aus dem Sarge der Todten empfangen. Meist sind indeſs solche Kinder todt, und zuweilen schon halb verwest gewesen, und es ist in diesen Fällen, welches die häufigeren sind, Alle Arbeit der Geburt der Thätigkeit des Uterus zuzuschreiben, welche zuweilen um so bewundernswürdiger gewirkt hat, wenn, wie in einem gewissen Fall geschehen, die Schenkel der todten Frau von dem Leichentuch zusammengefügt gewesen ***). Die Kontraktionen des Uterus werden vielleicht von dem Druck der Gedärme, welche bald nach dem Tode von den aus der Fäulniſs entstandenen Gasarten heftig anschwellen, begünstigt, und in gewissen Fällen scheint das Meiste jenem Gas, welches mit Gewalt aus dem eingeschloſsnen Raume herausstrebt, und so das schon eingetretene Kind mit einiger Kraft zu den erweiterten Ausgängen hinausstöſst, zuzuschreiben. Denn so hat man von Leichnamen den todten Foetus mit einer lauten und heftigen Explosion, und nach ihm den Uterus

---

*) Vesling, Bartholin, Watson u. A. nach dreyen Tagen Hager, Schröder.

**) Cornaro, Nimmann, Hildanus, Rolfink.

***) bey Bartholin.

Uterus und die Gedärme herausgetrieben gesehn *). Eine ähnliche Luftentwickelung im Uterus, ist selbst bey Lebendigen nicht unerhört; es zeigt dies die Schustersfrau zu Nebra, aus welcher sich bey der Geburt Phosphor-Wasserstoffgas entbunden, was sich wie ein Blitz, und mit Beschädigung der Mutter und des Kindes entflammte, und das Zimmer mit heftigem Geruch erfüllte **). Auf ähnliche Weise scheint auch von der schon sterbenden Herzogin, von welcher Levret meldet, ohne Empfindung ein lebendiges Kind geboren, obgleich der Uterus schon ganz faul, und vom Brand verzehrt, und die unvermuthete Geburt von faulen Ausflüssen begleitet war. Es hat sich auch hier das Leben des Kindes mitten in der Fäulniſs und im Tode des Uterus (der, allen Zufällen nach zu schlieſsen, schon seit sechs Wochen eingetreten war) erhalten.

Doch geben auch jene Theile noch durch andere Thätigkeitsäuſserungen nach dem Tode ein inneres lange anhaltendes und partielles Leben zu erkennen. Nicht allein bey Gehängten geht der Urin nach dem Tode ab, sondern man hat denselben einen ***), ja mehrere †) Tage nach dem Tode nebst dem Koth auf die gewöhnliche Weise abgehen sehen. So hat man auch den gewöhnlichen monatlichen Blutabgang bey Weibern nach dem Tode, in gewissen Fällen vier Tage nachher abflieſsen sehen ††).

Nächst

---

*) Schenk — Hoechstetter.

**) Ein ähnlicher Fall steht auch in den medicinischen Anekdoten.

***) Lauzon.

†) Santorellus.

††) Helwich, m. c.

Nächst jenen Theilen, welche der Erzeugung des Geschlechts dienen, sehen wir auch die Eingeweide *) der Bauchhöhle bald nach dem Tode in einen brandigen und faulen Zustand gerathen, selbst wenn sie am Ende des Lebens noch vollkommen gesund waren. Die Röthe und die angehende Verderbniſs der Eingeweide, ist nicht Ursache, sondern vielmehr Folge des Todes. Man hat auch, auſser dem Erbrechen im Moment des Todes, die Gedärme noch einen Tag nach dem Tode, nach gegebenen Mercur sich entledigen sehen. Oeftere Sedes nach dem Tode, bey einem an den Wirkungen einer zu starken Purganz Verschiedenen **). Es ist dies die letzte Thätigkeit dieser Organe, welche noch einen Schein des Lebens an sich trägt. Zugleich beginnen sie aber eine neue und eigenthümliche Arbeit, durch welche sie die letzte Verwandlung vorbereiten, die Erzeugung des Ferments.

Mit den Eingeweiden zugleich zeigt auch die Haut sich noch eine Zeit lang thätig. Man hat nicht selten einen häufigen Schweiſs, aus den Poren hervordringend, (nicht durch Niederschlag des Wassers aus der warmen Luft u. a. entstanden,) beobachtet. So bey einem am anhaltenden Fieber Gestorbenen (bey Ledel), der schon während der Krankheit ungemein häufig geschwitzt hatte. Fette Leute, welche noch vor dem Tode unmäſsig geschwitzt hatten, an bösartigen Fiebern Verstorbene, von Schlag-

---

*) Bey den Fischen soll jedoch, nach Bodinus u. A. die Verwesung vom Haupt ausgehen, und dies Geschlecht — bis auf die Gräten — verfault nach Boyle selbst im Vacuo. Bey Vögeln von den Augen.

**) Bey Garmann in seinem reichhaltigen Werk: de miraculis mortuorum, aus welchem die meisten hier angeführten Thatsachen genommen sind.

Schlagflüssen Getödtete und Kranke, welche vor dem Tod vielen Kampher genossen, haben **Germann**, **Hellwig**, **Lanzov** u. A. einige Stunden nach dem Tode diese Aussonderung der Haut fortsetzen sehen, bis einige Tage nachher, und bis zum Begräbniſs. Meist ist dieses schon ein Zeichen der angehenden Fäulniſs, und wir beobachten deshalb diese Erscheinung vorzüglich nur an Solchen, welche von bösartigen Krankheiten hingerafft sind, bey denen die Verwesung, die sich der Haut gleich nach den Eingeweiden, und fast so frühe als diesen mittheilt, vorzüglich zeitig überhand nimmt. In so fern gehört dieses Phänomen noch nicht hieher. Zuweilen aber ist das Schwitzen der Haut das letzte Zeichen des verschwindenden, oder das erste des wiederkehrenden Lebens. So gieng bey der zu Hermannstadt 1554 aus dem Scheintod erwachten Jungfrau, dem Wiederaufleben ein blutiger Schweiſs voran *).

Zunächst pflegt alsdann noch in den Drüsen eine schwache Lebensäuſserung zu geschehen. Etwas seltener sind die Fälle, wo nach dem Tode aus den Thränendrüsen Wasser abgesondert worden, welches aus den Augenwinkeln hervorflieſsend dem Leichnam das Ansehen eines Weinenden gegeben; doch haben es **Germann**, **Bonnet** u. A. beobachtet.

Die

---

*) Mit jenem Anschein von eigenthümlichen Leben, welcher der Haut noch einige Zeit nach dem Tode bleibt, stehen zunächst die bekannten und häufigen Fälle in Beziehung, wo bey saftreichen Körpern, in kühlen Gewölben beerdigt, Nägel und Haare wachsen. Beide sind aber zunächst nicht untergeordnete Theile des Organismus, sondern mehr mit parasytischen Gewächsen zu vergleichen, welche selbstständig vegetiren. In so fern gehört dieses Phänomen nicht hieher.

Die Augen sind dann, wenn der Tod auf die gewöhnlichste Weise erfolgt, ihres lebendigen Glanzes ganz beraubt, und diese erliegen dem Verfall des höheren Vermögens meist schon vor dem Tode. Wir müssen deshalb die von **Hartmann** an einem Gehenkten beobachtete Helle der Augen, die bis zum dritten Tag nach dem Tode mit demselben Glanz als im Leben anhielt, für selten halten, obgleich auch bey andren gewaltsamen Todesarten, wobey die höheren Organe nicht erschöpft waren, (z. B. bey Ertrunknen) der gewöhnliche Schimmer der Augen noch einige Stunden nach dem Tode bleibt.

Wenn irgend ein Sinn im gewöhnlichen Tod (wir reden nicht von einigen seltnen Ausnahmen) noch einige Augenblicke nach dem Verscheiden verweilt, so ist es das Gehör, und man hat deshalb (mit Unrecht) den Todten Schuld gegeben, daſs sie hörten *).

Im gewöhnlichen Falle entweicht das Leben in den höheren, empfindenden Organen zuerst, und dieses ist die Zeitfolge, in welcher die Werkzeuge, denen bisher unser Leben vertraut gewesen, in den Tod gehen. Zuerst werden die Augen, und meist schon einige Zeit vor dem Tode, stumpfer, und das Angesicht der lichten Welt scheidet zuerst. Nicht selten nimmt auch das Gehör bald nach dem Auge, und noch im Leben ab, und wir sehen es nicht allein bey den Alten, sondern auch bey Solchen, die an Entkräftung sterben, oder im heftigen Antagonismus des Muskelsystems **), noch lange vor dem Ende stumpf werden. Zuweilen aber, wie im Thierreich das Gehör und Gesicht in einem gewissen Gegensatz stehen, wird

---

*) So unter den Aelteren **Audi**.

**) Bey des in den Edimb. Med. ess. T. IV.

wird das Ohr eben dann vorzüglich empfindlich, wenn das Auge erlischt. Am frühesten, in den meisten Fällen, wo der Tod die auſsersten Theile zuerst angreift, erlischt das Gefühl derselben, und mit eintretender Todtenkälte und Erstarrung, werden die Glieder gefühllos. Doch bleibt in andern Fällen das Gemeingefühl das letzte Band, welches den dunkler werdenden innern Sinn mit der schon scheidenden äuſsren Welt verknüpft. Das Mädchen, von welchem James Eccles meldet, erkannte, als sie beym allmäligen Ersterben Gesicht und hierauf das Gehör verlassen, die Freunde noch, wenn sie ihre Hand berührten; ein ähnliches Gemeingefühl ist den Nachtwandlern u. a. Wir müssen auch aus einigen Erscheinungen in der ersten Zeit des Todes auf ein so scharfes Gemeingefühl schlieſsen, wenn auch viele Erzählungen von dem Bluten der Wunden bey Ermordeten, in der Nähe des Mörders u. a. billig für übertrieben gehalten werden.

Während die oberen Sinnesorgane ersterben, wacht in den Muskeln die gewöhnliche Thätigkeit auf; und noch kann bey dieser ersten Rückwirkung des untergeordneten Leibes in dem Innern des Sensoriums die letzte dunkle Spur des eigenthümlichen Lebens wohnen. Wenn aber der Geist des Lebens ganz an uns vorübergegangen, alsdann erwachen, wie im tiefen Schlummer der Nacht, jene Theile, welche mit dem Tode im Bunde sind. Wir sehen diese am längsten thätig, wenn alles Andre schon entschlummert, und je mehr sie sich zum neuen Werk erheben, desto mehr nimmt auch in den Muskeln der letzte Rest des Lebens ab. Denn wir finden, daſs die angehende Verwesung in den Geschlechtstheilen und den Eingeweiden das Bild des Lebens nur heuchelt, und daſs

jene

jene Thätigkeit, welche sie von allen andern Theilen noch zuletzt behalten, sich in Fäulniſs endige. Alsdann aber, wenn diese dem Leben fremde Mächte erwachen, ist, wie aus einem brandigen Glied, alles Gefühl entwichen, die Herrschaft des Sensoriums vorüber, und mit ihr der letzte Halt der Muskeln. Wir sehen deshalb die Geschlechtstheile sogleich thätig, wo alle Gemeinschaft des Hirns und die letzte Herrschaft des innren Sinnes über den Leib aufgehoben ist, wie bey Enthaupteten, bey Erwürgten, und in andern Fällen, wo der lezte Rest des Lebens im Gehirn dem Druck des Blutes unterliegt. Oder, wo dem nach entzogner Basis erstorbenen innren Sinn (bey den an Wunden Gestorbenen) selbst die Muskeln aus Ohnmacht nicht entgegenwirkten, alsdann übernimmt, wenn alle andere Theile welk sind, der Unterleib den letzten Schein des Lebens. Doch ist der Orgasmus der Geschlechtstheile meist bey denen an tiefen Kopfwunden Gestorbenen bemerkt worden, diese pflegt auch die Fäulniſs zuerst zu zerstören. Das Angesicht der Verwesung pflegt sich selbst vor den letzten Resten des höheren Lebens zu verbergen, sobald aber die vorhin belebenden Organe zerstört oder entschlummert sind, erhebt es sich ungehindert.

Die letzten Aeuſserungen der innern Kräfte, welche das Leben nachahmen, pflegen im gewöhnlichsten Falle nur so lange auszudauern, als die Muskeln ihre ganze Starrheit behalten. Nur von dieser Zeit haben wir hier geredet. Gewöhnlich ist mit der Steifheit der Muskeln Todtenkälte und Bleiche verbunden, und nur bey unschuldigen Kindern und Greisen pflegt diese Zeit auch hierin ein Bild des Schlummers zu seyn. Wir haben bey zarten Kindern öfters die Wangen von diesem letzten

Schlum-

Schlummer roth gesehen, die Glieder bis zur eintretenden Fäulniſs biegsam. So war auch das Angesicht des frommen Bruders Thadaeus a Tacko, welcher zu Rom im 106ten Jahr entschlummert, nach dem Tode von einer jugendlichen Röthe verklärt, und die Glieder zeigten die Biegsamkeit des kindlichen Alters. Als ihn am sechsten Tage nach dem Begräbniſs der hiervon benachrichtigte Pabst (Urban VIII.) ausgraben lassen, hat man ihn noch immer mit dem Angesicht eines Schlummernden gefunden, und aus den geöfneten Adern quoll das Blut wie bey Lebendigen *). Einem solchen Schlummer glich auch der Tod des frommen Theatiners, Andreas Castaldius **). Bey Alten und Kindern scheint das noch ohnmächtige oder wohl vollendete Leben oft in einen Zustand des tiefen Schlummers zu enden, und das Bild des Lebens in einen letzten Traum zu zerflieſsen.

Einen dem Schlummer ähnlichen Zustand, mit blühender Röthe des Gesichts, und sogar mit einiger Wärme, hat man auch bey gewaltsam Getödteten wahrgenommen. So erhielt ein in der Schlacht gebliebner Soldat zu Dornek, ein blühenderes und schöneres Aussehen, als ihm im Leben eigenthümlich war, länger als drey Wochen nach dem Tode, in dieser ganzen Zeit blieb ihm einige Wärme, und es zeigte sich keine Fäulniſs. Auf eine ähnliche Weise schien der an Wunden gestorbene Jüngling, sieben Wochen nach dem Tode, frey von aller Fäulniſs, und blühend zu schlummern, von welchem Gregor. Horst meldet, daſs er diese lange Zeit über noch oft aus den Wunden geblutet habe.

Zu

---

*) Henric. Engelgrav. coel. empyr.

**) Nach Sautorellus. Der Leichnam war sogar warm.

Zu bewundern ist, wie man solchen Ohnmächtigen nicht einige Verbindung der Wunden und andre Hülfe wiederfahren lassen, um welche, die im Schlummer oft blutenden Wunden, gleichsam gebeten hatten. Man hat an dem Beyspiel des bekannten Jul. Civilis [*]) gesehen, wie Verwundete oft gegen sieben Tage in einer, nicht unerweckbaren, Ohnmacht liegen.

Nur in solchen Fällen bleibt eine Spur der Wärme, bey Andren vergeht diese nach einigen Stunden, und die Wärme, welche den Leichnamen der an heftigen Convulsionen, an Pest [**]) u. a. Gestorbenen bleibt, ist, wie in dem erwähnten Fall bey Brinkmann, und bey Wassersüchtigen, der frühe überhand nehmenden Faulnifs zuzuschreiben.

Auf diese Weise endet das Leben, in einen Zustand, von welchem man Anfangs nicht weifs, ob er noch zu dem Leben oder schon zum Tode gerechnet werden müsse? Wir behalten deshalb billig unsre geliebten Todten aufserhalb der Erde, so lange dieser Zustand dauert, und so lange jene Thätigkeit in andern Theilen noch nicht erwachte, welche den Leib zu einem neuen Werke weihet, das die ernste Natur selber in Nacht zu hüllen gebeut. Es ist die Dämmerung vor der Nacht, in welcher die Natur einen kurzen Augenblick unentschieden ruht, um hernach die Mühe der Nacht zu beginnen. Das letzte Nachtönen ist es, der verstummten Harmonie, deren dumpfe Töne einige Momente noch in den gröberen Organen weilen,

---

[*]) Bey Fr. Franciscus.

[**]) Sie sind, nach Joubert, Salmuth und Hucher, zuweilen wärmer als im Leben.

weilen, hernach schweigen die Saiten des Lebens alle, bis sie der Sturm eines andren Strebens von neuem weckt.

Wir aber sind wachend oder schlummrend in Seiner Hand!

2) *Von dem ersten Erscheinen des Phosphors.*

Wir beschreiben nun eine heilige Zeit unsers Daseyns, still und ernst, wie die erste Stunde der Liebe, welcher sie auch am meisten verwandt ist. Wie der Leib zerrinnet, gleichwie vom Hauch der ewigen Liebe, in jenen Stunden, welche dem Leben und dem Tod gleich heilig sind.

Wir preisen, was die Erde uns gegeben, und das Werk, welches sie zuletzt an uns vollendet, jene Flamme, welche das Daseyn reinigt und läutert, zu einem höheren Erwachen.

Jene Zeit des Ueberganges aus dem Leben in den Tod, dauert im gewöhnlichen Falle nur einige Tage. So lange halten die Starrheit der Glieder, die Todenkälte und Bleichheit an, alsdann scheint auf einmal neues Leben zurück zu kommen. Am zweyten Tag schon pflegt oft die Todenblässe etwas gemildert zu werden, endlich kehrt am dritten sehr oft auf die Wange der Leichname eine leichte Röthe zurück. Dieses hat schon Felix Plater an todten Körpern beobachtet, welche zum anatomischen Gebrauch bewahrt wurden, Smetius und Balbin an Leichnamen von Fürsten, welchen ihr Stand, ein Recht gegeben, einige Tage länger auſser der Erde zu bleiben denn Andre. Es hat aber vielleicht jeder von uns, welchen sein Beruf an Särge geführt, gehört, oder

selber

selber beobachtet, wie die starren Toden, selbst wenn ihnen durch Section die Möglichkeit des Wiedererwachens genommen ist, im Sarge kurz vor dem Begräbniſs noch einmal, an den Wangen, und an andern fleischigen Theilen des Leibes Lebensröthe bekommen, und blühend werden.

Gewöhnlich ist dies ein Zeichen, daſs das Blut und die andern Säfte des Körpers, von der angehenden Verwesung, oder von dem wiederkehrenden Leben wieder flüssig werden, und wir sehen alsdann das während der allgemeinen Erstarrung geronnene Blut aus den zerschnittenen Adern ausflieſsen, wie schon Plater bemerkt. So hat man bey Apoplektischen, denen man vor dem Tod die Ader geöffnet hatte, am dritten Tag nach dem Tode, Blut, flüssig, und von frischer Farbe, aus der noch offnen Wunde flieſsen sehen *). An der Pest Gestorbene sahe der fleiſsige Germann am dritten Tag häufig aus der Nase bluten. Dasselbe beobachteten Bierling und Binninger an Vergifteten. Auch aus der Haut und durch andre ungewöhnliche Wege ergieſst sich dann, bey der Wiederbelebung oder beginnenden Auflösung, Blut **). So zeigte sich der blutige Schweiſs bey der wieder erwachenden Jungfrau zu Hermannstadt am dritten Tag, bey Anderen, gewaltsam Getödteten (Gehangenen) hat man dasselbe beobachtet. Auch andre Blutflüsse nach

---

*) Clauderus und Andre bey Germann.

**) Zu bemerken ist auch hierin eine Uebereinstimmung der Verwesung mit dem Zeugungstriebe. Auſser den gewöhnlichsten Blutflüssen weiſs man wohl, wie oft Blutergieſsungen aus ungewöhnlichen Wegen durch Liebe bewirkt worden sind. Freywilliges Aufspringen der Hautvenen an der Stirn aus Liebe, bemerken Cornax u. A.

dem Tode, finden wir vorzüglich am dritten Tag nach dem Sterben, worüber bey Germann mehr zu lesen.

Auch andre Erscheinungen stellen das Ende jenes mittleren Zustandes auf den dritten Tag fest. So hat man auch bey einer an heftigen epileptischen Zufällen Gestorbenen, am dritten Tag nach dem Tod Schaum aus dem Munde hervorbrechen sehn, und die Pariser Aerzte schlossen, daſs die bisher Ohnmächtige nun erst gestorben sey *). Auch andre Ausflüsse von Schleim oder Blut aus dem Mund, welche nicht selten sind, werden meist erst am dritten Tag nach dem Tode bemerkt. Am dritten Tage brach der Schweiſs an der Leiche eines Knaben aus, welchen Frommann beobachtete.

Am dritten Tag **) pflegt überhaupt die allgemeine Auflösung der Säfte zu beginnen, die kalten Leichname werden alsdann, wenn der Proceſs der Fäulniſs heftig genug ist, nach Fortunat. Fidel und P. Zachias, wieder warm (wie der faulende Wallfisch, dessen Fleisch Monro sehr warm fand). Der Unterleib pflegt, bey günstiger Witterung, alsdann etwas aufzuschwellen, weil die beginnende Fäulniſs im Darmcanal eine Menge brennbarer Dünste und Luftarten entwickelt. Diese, leichter als die atmosphärische Luft, pflegen dem Körper eine scheinbare Leichtigkeit zu geben. Aeltere und neuere Versuche haben gelehrt, daſs die Körper getödteter Thiere unmittelbar nach dem Tode, wenn die allgemeine Erstarrung eingetreten, etwas schwerer wiegen. Die Leichname

Ertrun-

*) Riolan.

**) Wir meynen hiermit nicht sowohl nach dreymal 24 Stunden, als nach dreymaligem Wechsel von Licht und Nacht, wie bey Fiebern.

Ertrunkener sinken alsdann im Wasser. Am dritten Tage sehen wir dieselben nach Germann, nach Andern aber am siebenten und neunten wieder auf dem Wasser aufschwimmen, weil das aus der beginnenden Fäulniſs entbundne Gas, stärker noch als der Turgor vitalis, der während des Lebens dem Leib eine gewisse Leichtigkeit giebt, die Last des Körpers emporhebt. Die Leichen der vom Blitz Getödteten sahe jedoch Zachias gleich nach dem Tode leichter werden, weil sich ihres Leibes die Fäulniſs gleich nach dem Tode bemächtigt.

Ueberhaupt treten alle diese Phänomene bey Allen, an sehr bösartigen und Pestähnlichen Krankheiten, an heftigen Giften, und an den Wirkungen des Blitzes Gestorbenen, weit früher ein, und wir sehen bey diesen den Unterleib wenigstens gleich *), oder wenige Stunden nach dem Tode, und bald nachher das Gesicht und den ganzen übrigen Körper heftig anschwellen, Blut (nach dem Biſs gewisser Schlangen) aus allen Oeffnungen, Schaum und andre Zeichen der Fäulniſs aus Mund, Ohren u. a. ausströmen, und den Leib in wenig Stunden oder Tagen die ganze Heftigkeit der Verwesung erfahren.

Doch löst sich nicht immer der Zustand der Todtenkälte und Erstarrung, der nach dem Tode eintritt, in angehende Verwesung auf; nicht selten sehen wir auch am dritten Tag die Ohnmacht, in welcher der Leib bisher gelegen, enden, und das Leben zurückkehren **). Wenn wir

---

*) Sehr häufig, und fast in allen bösartigen Fiebern, schon einige Tage vor dem Tode. Man hält diesen Meteorismus für ein Zeichen des nahen Todes.

**) Wie dieses überhaupt geschehe, versparen wir zu erläutern, bis zur Geschichte des Schlafs und Wachens.

wir die Berichte von Scheintoden vergleichen, so finden wir, daſs, wenn der Tod nicht gewaltsam gewesen, die meisten Scheinleichen wenigstens erst am dritten Tag erwachen.

So werden allerdings Ertrunkne, Erstickte u. a. einige Stunden nach dem Erstarren wieder zu sich gebracht, und die Wiederbelebung gelingt um so leichter, je kürzere Zeit seit dem Ersterben verflossen, bey gewöhnlichen Scheintoden pflegt aber die Erstarrung und die tiefe Ohnmacht erst am dritten Tag, von selber, oder nach angewendeten Mitteln nachzulassen.

So erwachte die Mezgerstochter bey Hannemann am dritten Tag nach dem Tode, wie aus einem seligen Traum, am dritten Tag der am Schlagfluſs Verstorbne, von welchen ein zu Coburg erschienenes Werk über den Scheintod meldet. Drey Tage hatte der Knabe zu Wittenberg scheintodt gelegen, (bey Kirchmeyer). Am dritten Tag erwachten die an der Pest verstorbne Frau zu Kölln, der scheintodte Fischer bey Zacut. Lusitanius, die Gärtnersfrau zu Paris, und die Jungfrau zu Ferrara bey Camerarius, am dritten die mit Blutschwitzen auflebende Jungfrau zu Hermannstadt, die Bauersfrau bey Görliz, welche nachher nie wieder fröhlich worden (bey Hagendorn), und die ihr hierin ähnliche Frau zu Auerbach im Voigtland, der Knabe bey Valvasor, die böhmische Jungfrau bey Balbin, und der zu seinem Glück zufällig noch Unbeerdigte, an der Pest Verstorbne bey Diemerbroek. Am dritten Tag der vom Blitz betäubte Bauer zu Rahnenwerder, der Fabricant, und der Knabe in Wien, so wie die Wöchnerin in Halle, von welcher, so wie von andern, Köppen meldet; der Schloſsküster Wuth zu Hannover, die Buchhändlersfrau zu Leipzig,

die

die adliche Dame zu Magdeburg, der italienische Mönch bey Köppen, und der scheintodte Hallore. Zweymal in seinem Leben, einmal als Kind, dann als Jüngling, erwachte am dritten Tag der Abläder Brocke aus dem Scheintod, und nach dem zweyten Tag, zu Anfang des dritten, die Kaufmannsfrau zu Lion, bey Brühier. Da in unsren und den benachbarten Ländern das Leichenbegängniſs der Christen meist am dritten Tag gefeyert wird, sind auch alle die Scheintodten, welche am Begräbniſstage, oft schon in der Nähe des Grabes, oder im Grabe selbst, gleich nach der Beerdigung erwacht sind, wahrscheinlich am dritten Tag wieder zu sich gekommen. So die beerdigte Jungfrau zu Dole, die zu Bar le Düc, und das junge an Blattern verstorbne Mädchen, das bey einem Stoſs an den Sarg aufwachte, bey Brühier und Brinkmann; so eine groſse Menge von Fällen, welche dem des Köllnischen Weibes gleichen, wo die Scheintodten bey dem Abziehen der Ringe oder beym Abschneiden der geschwollnen Finger erwacht seyn sollen, wie der eben erwähnte Brühier erzählt. So der bey der Beerdigung erwachte Küster Wenzel zu Mohlstedt, der Schuhmacher zu Halle, die Frau des hessischen Gelehrten, Madame Lacour, und eine Menge Andrer, welche wir uns sonst erinnern gelesen zu haben, (z. B. bey Zwinger).

Vor dem dritten Tag ist das Aufleben der Scheintodten von sich selber, etwas seltner. Doch lebte in der Nähe und von der innigen Berührung des im Leben vergebens ersehnten Geliebten, die Pachtersfrau zu Paris nach 24 Stunden (doch ist es unwahrscheinlich, daſs sie da schon begraben gewesen), als eine schon Begrabene wieder auf, nach einem Tag der verwundete Bauer bey van Swieten, das junge Mädchen zu Halle, der Taglöhner zu Wikan, und die Schneidersfrau zu Rostock (bey Köppen); Fälle von Erfrornen, von Ertrunknen, und andern gewaltsam Getödteten nicht gerechnet. Nach einem Tage die im seligen und ekstatischen Zustand gelegne Jungfrau bey Hover, fast nach zwey Tagen die Künstlersfrau bey Musonius. Einige Stunden lag in tiefer Ohnmacht das siebenjährige, sehr entkräftete Kind, bey Johann Schmidt, und das Judenkind zu Breslau.

Ueberhaupt machen, wie in der Zeit des Eintretens der Verwesung, so in der Zeit des Wiederauflebens, Alter und Constitution einige Verschiedenheit; und wir sehen Kinder und zarte Weiber sowohl früher faulen, als in günstigen Fällen früher aufleben; Männer später.

Erst am Ende des dritten Tags, oder vielleicht an der Gränze zwischen dem dritten und vierten hat man einige aufleben sehen. von Einem, welcher erst am vierten Tage aus einem Todtenähnlichen Zustand, in welchen ihn der Genuſs der Belladonna versezt, erwachte, erzählt Porta, andre Fälle vom vierten Tag sind nicht bekannt.

Wohl aber wissen wir von Mehreren, welche erst am siebenten Tag erwacht sind. So, auſser dem scheintodten Mädchen bey Ludovici, wo die Zeit doch nur zufällig gewesen, erwachte die bekannte Milady Russel, welche der zärtliche Gatte so lange auſserhalb der Erde behalten, erst am siebenten Tag, beym Läuten der Glokken, am siebenten die Frau eines Tübingischen Gelehrten.

Am neunten (?) Tag erwachte die Spinnerin zu Greenwich, endlich am zwölften, schon auf dem Scheiterhaufen, der zuvor zehn Tage unter den Todten gelegne starre Pamphylier Eris, aus einem seligen an Visionen

reichen

ſeichen Zuſtand, und nach Andren der berühmte Zoroaſter.

Der 7te und der 9te Tag nach dem Tode ſind auch übrigens noch durch andre Erſcheinungen der beginnenden Verweſung, nicht minder ſtreng denn der dritte, als kritiſche Tage des Todes und der Fäulniſs bezeichnet. So ſollen, nach Libavius und Levinus, die Leichname der Ertrunknen am 7ten oder 9ten Tag nach dem Ertrinken aus dem Waſſer heraufkommen, und dieſe Zeit iſt in einigen nördlichen Küſtengegenden zum Sprichwort geworden. Am 9ten Tag kam der in einen der Starrſucht ähnlichen Zuſtand, unter Waſſer geweſne holländiſche Mahler, von welchem Kunkel ſchreibt, von ſelbſt aus dem Waſſer herauf, indem nun die Starrſucht und Todtenkälte, welche die Glieder bisher gehalten hatten, von ſelber vorübergiengen, und der Turgor vitalis zugleich mit äuſsrer Wärme, Beweglichkeit der Glieder und dem Bedürfniſs des Athmens wiederkehrte.

Wir ſehen deshalb, beſonders in kalten Ländern, und bey minder reizbaren Conſtitutionen, alle die Erſcheinungen, welche bey Andern am 3ten Tag nach dem Tod eintreten, auch am 7ten und 9ten erfolgen, oder, was ſich am 3ten nur leiſe und unkräftiger angekündigt hatte, alsdann mit mehr Gewalt hervorbrechen. Blutigen Schweiſs bey Gehängten haben am 7ten und 9ten Tage (8 Tage nach dem Tode) Bartholin und Ingolſtetter beobachtet. Die meiſten Leichen in unſren Gegenden mögen das von neuem Flüſſigwerden des Blutes, und die Rückkehr nach den äuſseren Theilen nicht am 3ten, ſondern am 7ten und 9ten Tag erleiden.

Es erfolgt deshalb das Anſchwellen des Unterleibes, nach den neuen Beobachtungen der Herren Fourcroy und

und Thouret, zuweilen (bey günstiger Witterung) schon am 5ten, zuweilen erst am 7ten oder 8ten Tag *). Gewiſs ist es, wenn wir die Natur hierin nicht geradezu abläugnen wollen, daſs im Tode dieselben Tage als kritische und entscheidende bezeichnet werden, welche dies am lebendigen Körper, in Fiebern u. a. sind, und daſs diese Perioden in der Natur einen tiefen Grund haben. Der Tod kann uns dem Gesetz nicht entreiſsen, welches im Leben über uns war, und unserem Schlummer ist dasselbe Zeitmaas als dem Leben gegeben. Es ist dasselbe Daseyn, dieselbe Natur unsres Wesens, welche das Werk des Lebens und des Todes vollführt.

Uebrigens sind diesen Perioden vorzüglich jene Organe untergeordnet, welche der Zeugung und der Bereitung jener Grundmaterie dienen, aus welcher wir täglich neu geboren werden. Das Zeugungsvermögen und der Verlust der Menstruation, halten in gesunden und kranken Zustand, einigen Beobachtungen zu Folge, die ungleichartigen Tage, vornehmlich den 5ten und 7ten. Die Fieber, welche solche Perioden halten, haben ihren Grund vornehmlich in den Assimilationsorganen (nach Sprengel). und diese sind überhaupt die Träger jedes Fiebers. In etwas gröſserem Verhältniſs werden hiernach diese Perioden in der Ausbildung des Foetus u. a. wiedergefunden.

Mit dem 5ten Tag ist deshalb die Hoffnung des Wiederauflebens bey weitem noch nicht vorüber; es müssen in den meisten Fällen wenigstens der 7te und 9te Tag erwartet werden, ehe die angehende Fäulniſs, oder die Stunde des wiederkehrenden Lebens herbeykömmt. Alsdann,

---

*) Nach der Beerdigung, nach Herrn Fourcroys Meinung.

dann, an diesen entscheidenden Tagen, ist es billig, alle Versuche, welche das Leben wieder hervorrufen könnten, noch einmal, und nicht mit der gewöhnlichen Lauigkeit und Inconsequenz, zu wiederholen, unterstützt von den Bewegungen, welche alsdann die Natur in den todten Körpern von selber bewirkt, und welche dem Aufleben günstig sind. Wir werden Mehrere (noch in der Blüthe der Jahre Verstorbene) wieder aufleben sehen, als wir wohl geglaubt hätten, wenn erst diese Zeit, was sie nicht einmal bey noch Lebenden versteht, an dem Tod zu behandeln gelernt hat.

Wie im Schlummer alle Schmerzen, wenigstens auf Momente, aufhören, und die Krankheiten gemildert werden, kehren auch in jenem, dem Schlummer ähnlichen, Zustand, der unmittelbar nach dem Tod, auf kurze Zeit eintritt, der Natur die in vorhergegangenen Krankheiten und im Todeskampf verlornen Kräfte wieder. Die aus dem Scheintod Erwachten, sind sämmtlich gesund aufgewacht, so gefährlich und heftig das vorangegangene Elend war. An der heftigsten Pest Verstorbene, sind von jedem Ungemach befreyt nach Hause gekehrt; mit voller Kraft, und zum Gehen eines weiten Wegs fähig, Solche, welche am Ende der vorhergegangenen Krankheit keines Fingers mehr mächtig gewesen.

Wir sehen Verletzte frey von der Gefahr der Wunden, und mit neuen Kräften erwachen, ja in jenem letzten Schlummer, wenn er lange genug ohne Verwesung anhält, sollen sogar die im Leben geschlagenen Wunden vernarben, wie man von dem bekannten Ungarischen Tirannen Aba berichtet *). Doch wenn auch an diesem Bericht

---

*) Bey Zwinger.

Bericht zu zweifeln, so hat man wenigstens auch in unſern Zeiten (von Blattern) Erblindete, wieder mit sehenden Augen, am Schlagfluſs Verstorbene, ohne Lähmung erwachen sehen. Bey gewaltsam Erstickten, und durch Kunst Wiederbelebten, kehrten die Kräfte zuweilen erst am 3ten Tag wieder. So bey dem Mädchen, das Moulin, nachdem es zwey Stunden unter Wasser gelegen, wieder belebte (bey Brinkmann).

Der Quell der Wunden wird, wenn Athemholen und Lebenswärme vorüber sind, meist von selber verstopft, und die noch übrigen Säfte so erhalten.

Wir erkennen, daſs die Schlummerzeit nach dem Tode dem Leib zum Ausruhen von der Mühe des Lebens gegönnt sey, und zum Sammlen neuer Kräfte. Hierauf, gestärkt, erheben sich unsre Kräfte zum letzten Werk. In sehr bösartigen Krankheiten, welche wie starke Gifte schnell tödtlich werden, sind die Kräfte des Leibes nicht so verzehrt, daſs sie einer langen Ruhe bedürften, sie gegen alsdann gleich nach dem Tode an die Arbeit der Verwesung. Selbst in jungen Jahren wird zuweilen die Fäulniſs noch beym Leben begonnen. So an dem Fuhrmann bey Polis, welcher unterwegs in einen tiefen Schlaf versunken, schon mit angehender Fäulniſs erwachte, die alsdann mit heftigen Fieber beginnend, den ganzen Körper bald ergriff. Der Halbverweste, (ohne Schmerz) starb erst am 7ten Tage. Bey Scorbutischen (welche nach Huxham schon vier Tage vor dem Tode als Verweste riechen), an bösartigen Blattern Kranken, bey Pestsiechen u. a. ruht der Körper, frey von aller Verbindlichkeit gegen das geistige Vermögen in uns, schon in der gänzlichen wenn auch kurzen Entkräftung, vor dem Tode, aus, oder empfangt von auſsen durch das giftige Incitament,

welchem

welchem er erlag, jene Kräfte, welche er zur Verwesung bedarf.

Bey Andern, wo der Gang des Todes gemäſsigter und allmähliger ist, finden wir die Verwesung länger aufgeschoben, ja diese wird zuweilen von Kälte *), von Fäulniſs widrigen Mitteln, welche man den Todten zur Unzeit mitgegeben, und von dem Beysetzen derselben in kalte, fest verwahrte Gewölbe, oder steinerne Gebäude, ungemein lange zurückgehalten. Daſs schon von Natur, selbst unter sonst günstigen Umständen, die Leichname der Verbluteten **), solche, denen man die zur schnellen Verwesung nöthigsten Theile — die Eingeweide — genommen, und die Leichname alter oder ziemlich trockner Menschen ungleich später von der Verwesung angerührt werden, als Andre, ist bekannt, und jene Zeichen derselben, welche wir beschrieben, treten hier erst nach vielen Tagen ein. Alsdann soll auch, nach dem Bericht Einiger, noch Wiederbelebung Statt gefunden haben, und, ohne der — Fabeln ähnlichen —, Erzählungen der Alten zu gedenken, erinnern wir an den Fall bey **Pechlin** und **Langelott** (nach Purmann), wo der Scheintod 42 Tage angehalten ***) und alsdann noch gehoben seyn soll.

Pfauen-

---

*) So sahe **Mezger** einen an starker Arsenikvergiftung Gestorbenen, der, wie alle Vergiftete, hätte sehr früh verwesen müssen, nach 16 Tagen noch vollkommen frisch.

**) Daher liegen auch die sogenannten Vampyri, von denen noch nach dem Tode Blutungen Statt finden, lange unverwest.

***) Aehnlich, wiewohl noch minder wahrscheinlich, ist diesem Fall der von dem scheintodten vor Frost erstarrten Reiter, dem mit der warmen Jahreszeit das Leben wiederkehrte (bey **Bartholin**).

Pfauenfleisch verwest, nach dem Bericht der Alten, nicht, oder sehr spät. Die Leichname der Perser, waren neben denen der Römer und anderer Europäer, die mit ihnen in derselben Schlacht und zu gleicher Zeit gefallen, nach vier Tagen noch ohne Verwesung, und ausgetrocknet, während diese von Fäulniss schon zerflossen und unkenntlich waren (nach Amian. Marcellin). Der Leichnam des Soldaten, welchen man unter den Dach des Tempels der Juno, nach vielen Jahren unbeschädigt gefunden, die Leichname der Thespier u. a. sind schon bey den Alten wegen der langen Unzerstörbarkeit berühmt gewesen; in der neuern Zeit hat man von den verstorbenen Heiligen und andren in kühlen Tempelgewölben Beerdigten, etwas Aehnliches erzählt. Ein solcher Langschläfer war der Schottische Prinz, und Sohn Malcolm III, den man 1440 im bleyernen Sarg noch unversehrt und blühend gefunden, der berühmte Abbatus magnus, die Leiche zu Carpentorati (bey Bartholin) nach mehreren Jahrhunderten noch mit frischen rothen Fleisch ausgegraben, die beyden auch im Tod verbundnen Eheleute in Böhmen nach 80 Jahren noch unverwest, die Dame, nach 40 Jahren (bey Balbin), und viele Andre. In einen so langen Schlummerzustand hatte den zu Ehrenfriedersdorf versunknen Bergmann (nach 61 Jahren noch frisch) und den neuerlich von dem Gletscherwassern hervorgespülten Verunglückten in der Schweitz, in der Tracht grauer Jahrhunderte, die Kälte der Tiefe gehalten; die unter Sixtus IV. ausgegrabne, für die Tochter des Cicero gehaltne, Schwester der Kaiser Arcadius und Honorius, die mitgegebene Specerey.

Ueberhaupt bewirken die verschiednen Arten der Beerdigung einen ungemeinen Unterschied, in Hinsicht auf

auf die Dauer der Verwesung. Leichen, die man unbekleidet und unmittelbar und nicht über 3 bis 4 Schuh tief ins Erdreich gelegt hatte, waren schon nach einem Jahre vollkommen verwest, während eingesargte und tief beerdigte Tode, erst nach sieben und mehreren Jahren in die letzten Elemente aufgelöst werden. In steinernen Grüften oft noch viel später. Eine verehrde Freundin von uns, hatte Gelegenheit, und Muth, die Leichname beyder Eltern, und zwar beyde etwas länger als ein Jahr nach dem Tode zu sehen. Die Mutter, in der Blüthe der Jahre verstorben, und in einem luftigen Gewölbe, was zum Theil über der Erde lag, beygesetzet, war in dieser Zeit schon so ganz verwest, daſs der ganze Leib bey der Berührung in Asche zerfiel. Der groſse, ehrwürdige Vater, der nach den Beschwerden eines langes Kriegs, denen er sich, obgleich oberster Feldherr des zahlreichsten Heeres in Europa, nie entzogen, einer ungemein schmerzhaften Krankheit (Steatom in der Brusthöhle) unterlegen, war von berühmten Aerzten alles Blutes auf die fürchterlichste Weise beraubt, (man hatte zuletzt die geschlagenen Adern, die man täglich mehrere Male zum Bluten gezwungen, nicht mehr verbunden, sondern bloſs mit Oel und Fett geschlossen,) und nach dem Tode in eine tiefe kalte Gruft vermauert worden. Das ehrwürdige Angesicht des Helden, war nach 14 Monaten noch unverändert, nur etwas angeschwollen, nach der nicht minder geschwollenen Brust geneigt, und mit einem langen eisgrauen Barth bedeckt. Diese letzte Erscheinung hat man bey vielen Leichnamen beobachtet. Es wächst das Haupt- und Bart-Haar in allen Fällen, wo in der kalten Jahreszeit oder in kalten Grüften die Verwesung langsam geht, und Paraus muſste ein todtes Haupt, was zum anatomischen Gebrauch behalten worden, fast jeden andren

Tag

Tag bescheeren, weil die Haare viel stärker, denn bey Lebendigen wuchsen. Man hat häufig die in frischer Jugend und ohne Bart Beerdigten, nach einiger Zeit in ihrem tiefen engen Haus, mit langen grauen Bärten wiedergefunden; denn zu bemerken ist überhaupt, daſs das Haar der meisten Todten (wenn es dies nicht schon in der Sterbestunde wurde) nach dem Tode grau wird, und daſs in Gräbern, denen man Jünglinge und Mädchen mit dunklen schönen Locken anvertraute, einige Jahre nachher greises Haar gefunden wird. Doch macht auch hiervon ein etwas schnellerer Gang der Verwesung Ausnahmen.

Es gehören die gewöhnlichsten Arten der Beerdigung in steinernen tiefen Gewölben, welche bey uns die höheren Stände, sogar nach dem Tod noch von der Natur entfernt, noch immer nicht zu den der Verwesung am meisten hinderlichen. Wir finden auf solche Weise Beerdigte in unserm Clima wenigstens nach 30 Jahren zerstört, während die Kälte der tiefen Bergschachte, und Gletscherspalten, die Grüfte einiger Tempelgewölbe, Tode ganze Jahrhunderte bewahren.

Meist verwesen solche Körper, von welchen man die Fäulniſs lange gewaltsam abgehalten, sobald die äuſsren Umstände es begünstigen, desto schneller, und man sieht nicht allein die Körper der Erfrornen, die sich in der Kälte ganz unversehrt erhalten hatten, ungemein schnell nach dem Aufthauen faulen, sondern die obenerwähnte Leiche der dadurch berühmt gewordnen Römerin, verfaulte, als man sie nach vielen Jahrhunderten unversehrt und frisch aus der Erde genommen, und an die Luft gesetzt hatte, nach einigen Tagen *)

So

---

*) **Bey Zwinger** (theatr. vit. hum.) (nach drey Tagen).

So zerfloſs auch der menschliche Körper, den man nach Baronius im Salzburgischen, in einem Salzwerke nach langen Jahren noch unverletzt und starr gefunden hatte, an der Luft nach dreyen Tagen, in eine Art von Wasser.

Wir müssen indeſs bey der Geschichte des natürlichen Verlaufs der Verwesung, von diesen einzelnen und seltnen Fällen absehen, weil in ihnen nicht die Natur, sondern äuſsre Zufalle gewirkt haben. Gewöhnlich bedürfen nur alte und entkräftete Leute eines langen Stillstands der natürlichen Thätigkeit, ehe sie die Verwesung beginnen, diese geschieht in gewöhnlichen Fällen früher.

Zuerst pflegt der Unterleib, erfüllt von den erzeugten Luftarten anzuschwellen, und an seiner äuſsern Haut durchs Bläuliche oder Grünliche ins Schwärzliche überzugehen, (die Uebergänge der Farben sind nichts Unwesentliches); zugleich werden die äuſsren Decken ungemein mürbe und nachgiebig. Die heftigste Fäulniſs ergreift zuerst die Nabelgegend und die Geschlechtstheile, welche sich hierbey eines ungeheuren Anschwellens fähig zeigen. Hernach fangen auch das Gesicht, der Hals, die Brust, endlich auch Arme und Füſse an, ungeheuer aufzuschwellen, so daſs der Ausdehnung die Gewänder nachgeben müssen. Hierbey wird aus dem Mund eine pestartige Luft entwickelt, welche zuweilen brennbar ist, zuweilen, wie bey dem Toskanischen Mädchen, nach Hönni, die Lichter verlöscht, und alle Lebendigen zum Entfliehen nöthigt. Noch ist, so fürchterlich auch diese Erscheinungen sind, hierbey das Maximum der Faulniſs nicht erreicht, endlich aber zerspringt die Haut, unfähig der ungeheuren Ausdehnung ferner nachzugeben, an einzelnen Theilen des Körpers, und nun darf sich das Leben diesem fürchterlichen Anblick nicht mehr nahern.

Denn es geschieht nun, daſs die in den freyen Höhlen des Unterleibes entbundnen Luftarten, einen allgemeinen Ausgang, auſser jenem suchen, welchen die Natur verstattet, die von Fäulniſs mürben Wände des Unterleibes, geben, (besonders in der Nabelgegend oder am Bauchring) nach, und dieser zerberstet mit einiger Gewalt. Die Eingeweide desselben, schon zum Theil zerstört, und in flüssiges Gift aufgelöst, werden zuweilen herausgetrieben.

Die Luftart, welche sich bey dieser Explosion entwickelt, und welche von Einigen für Stickgas und Wasserstoffgas mit Phosphor verbunden gehalten wird, ist ohnfehlbar die giftigste und fürchterlichste unter allen. Sie pflegt die, unglücklicher Weise zu nahe stehenden, unausbleiblich, fast schneller als der Blitz, zu tödten, und die fürchterliche Wirkung dieses Giftes bezeugen ausser jenen Unglücksfällen, welche sich zu Paris ereignet haben, der Tod der drey Todtengräber nach Fortunat. Licetus, der beyden Männer, welche Neubeerdigte nach einigen Tagen berauben wollten, von deren Einem Ramazzini, von dem Andern Th. Bartholin erzählt, der schnelle Tod der Grufträuber bey Stephanus und Panarolus, der beyden Weiber, die neben einem den Tag zuvor zugedeckten Grabe beteten, bey Tralles, und viele Andre, von welchen Gmelin meldet.

Ihre Wirkung auf etwas entfernter Stehende, ist zwar nicht augenblicklich tödtend, sie erregt aber, wie van Swieten zum Theil an sich selber erfahren, als er an einem eben zerberstenden Hund vorüberritt, einen heftigen Schwindel, Neigung zu Ohnmacht, fürchterliches Erbrechen, eine fast tödtliche Mattigkeit, Anschwellen

len des Leibes und Todtenblässe, und wirkt hierin wie ein schleichendes Gift. Menschen, welche (wie es vorzüglich sonst in einigen Gottesäckern in groſsen Städten nöthig war,) öfters in die Nähe solcher fürchterlichen Explosionen zu kommen gezwungen sind, werden deshalb nie alt, und die Umwohnenden erfahren die Gefahr einer solchen Nachbarschaft in bösartigen Krankheiten.

Wie oft die Pest von solchen faulen Dünsten entstanden, davon kann man bey den Alten eine ungemeine Menge von Beyspielen lesen.

Es ist dieses fürchterliche Gas das Ferment, welches den ganzen übrigen Körper, dem es sich mittheilt, mit einer gleichen Fäulniſs vergiftet, weshalb die todten Körper einen verschloſsnen Ort, wo sich dieses Ferment nicht zerstreuen kann, nach Pringle, etwas schneller verfaulen, als an der Luft, wiewohl dieses aus andren Gründen nur zum Theil wahr ist. Denn es tritt am Anfang dieses Prozesses ein heftiges Bedürfniſs nach Luft ein. Leichname der an der Pest und andren bösartigen Krankheiten Verstorbenen, ziehen durch den offnen Mund die Luft mit einiger Gewalt hinein (so in der Pest zu Freyberg, Lauban u. a. nach Kornmann *)). Zugleich werden bey dem starken Einathmen, mit einigem Geräusch das Gewand und andre nachgiebige Körper mit hinein in den Mund gezogen.

Die Verwesung ist ein Verbrennen, welches bald langsamer bald schneller aus der Luft oder dem Wasser vollführt wird, weshalb auch das Blut, nach Eller, Jahre lang im Vacuo frisch und unverändert bleibt, und nach Boyle saftreiche Früchte, welche sonst leicht faulen,

---

*) de miraculis mortuorum.

Wo die Verwesung am schnellsten und heftigsten geschieht, zeigt sie sich als wahrhaftes Verbrennen, welches mit Blitzes Schnelle den ganzen Körper ergreift und zerstört. Fälle des Selbstverbrennens sind neuerlich wieder in Frankreich beobachtet, andre in Italien und Deutschland. Man hat von dem ganzen Körper nur etwas Asche gefunden, selbst die Knochen waren in einigen Fällen ganz, bis auf einige Fingergelenke vernichtet, in andren hatte die von selber entstandne Flamme vorzüglich nur den Unterleib, die Brust und das Haupt verzehrt, die Glieder zum Theil verschont gelassen. Man kann einige Fälle der Art bey Prochaska lesen.

Meistens waren die, an welchen die Verwesung mit so fürchterlicher Schnelle geschehen, während des Lebens dem Trunke stark ergeben gewesen, doch gab es auch hiervon einige Ausnahmen. Ein Weib in Frankreich, hatte noch an demselben Tage geistige Getränke im Uebermaſs genossen.

Zuweilen erscheint auch diese Flamme aus der Fäulniſs erst im Sterben. So sahe Borellus aus dem Mund einer Sterbenden eine Flamme ausbrechen. Leuchten des Körpers ist schon nach Lucan ein sichres Vorzeichen des Todes.

Selbst der gewöhnliche Tod, wenn seine Erscheinungen sich von andern nicht ausgezeichnet hatten, läſst zuweilen die Verwesung mit einer solchen Schnelle geschehen, daſs sie einem Selbstverbrennen gleicht. So hat man von einigen Leichnamen, deren Gruft man geöfnet, nach einiger Zeit keine Spur mehr gefunden, und alle Knochen, sogar die Zähne, und die Haare, welche beyden letzteren die gewöhnliche langsamere Verwesung immer

mer übrig lässet, waren verschwunden. So hat man, um nur Eines solchen Falles zu gedenken, in der wohlverwahrten Gruft des Bischoffs Hoger zu Hamburg, von dem Leichnam desselben und den sammetnen Kleidern, nach einiger Zeit keine Spur mehr gefunden, und nur das metallne Kreuz am Mantel, hatte die Flamme der Verwesung unverzehrt gelassen.

So sahe man auch nach Bartholin zu Rom aus einer vermauerten Gruft Dampf und Flammen ausbrechen; als man sie öfnete, fand sich ein entzündeter und leuchtender Leichnam darunter.

Es ist die Erscheinung des Lichts an faulenden Körpern etwas so gemeines und häufiges, daſs es kaum nöthig scheint, an einige Fälle zu erinnern. Von faulen Pflanzen und Fleisch verschiedner Thiere, besonders von Fischen, ist es allgemein bekannt. Auch menschliche Leichname haben Brewer (an dem Körper eines an heftigen Martern gestorbenen Kindes) und neuerlich Martin *) leuchten sehen. Der Letztere sahe dies an allen Leichnamen, welche zu anatomischen Untersuchungen aufbewahrt waren, einige Tage nach dem Tode; zugleich entwickelte sich aus denselben ein feuchter Dunst, welcher als Thau an den Wänden auf gleiche Weise leuchtete. Bartholin sahe aus einem todten Leichnam Flammen. Ein Zeichen des nahen Todes ist zuweilen in der Pest leuchtender Schweiſs (so nach Lucan u. A.).

Bebrütete Eyer sahe der Vater des Paulinus, vielleicht weil einige faule darunter waren, bey Nacht mit einem ungemeinen Glanze leuchten. Fast alle Wasserthiere, Insekten, alles von seiner Haut befreyte Fleisch,

das

---

*) Schwedische Abhandlungen.

das Haupt der Gehängten, faule Kräuter und Früchte, hat man häufig leuchten sehen. Ja, an dieser Eigenschaft nehmen selbst die Mineralien in der Zeit der Verwitterung, welche der der Verwesung gleicht, Antheil, (so das Steinmark nach Trebra).

Aber wenn auch die Verwesung nicht immer als ein schnelles und augenblickliches Verbrennen mit hellen Flammen erscheint, so ist sie dieses doch, in Hinsicht des schnellen Fortganges und ihren Folgen, in andern Fällen. Leichname an der Pest, besonders mit heftigen Fiebern Verstorbner, sind in wenigen Tagen ganz verzehrt, so daſs das Fleisch von den Knochen weggeschwunden scheint.

Die Zeit, in welcher der Phosphor bey faulenden Leichnamen erscheint, und der Körper Brennbarkeit und Fähigkeit sich mit der Luft zu verbinden empfängt, ist in verschiedenen Körpern verschieden. Seine Erzeugung beginnt im Unterleibe, und deutet sich durch das Anschwellen desselben an. Er scheint zu seiner Vollkommenheit gelangt, wenn der Leib dem Druck von innen nachgeben muſs, und zerberstet. Diese Zerberstung ist dem Unterleib nicht allein eigen, die Brust, der Schedel sogar — in der Pest – (nach W. Rolfink) zerbersten oft mit einer heftigen Explosion, so auch die Augen, und die Haut der aufgetriebenen Glieder (nach Hönni). Doch scheint die Bereitung des Brennbaren vorzüglich die Bestimmung des Unterleibes.

Das Zerbersten desselben erfolgt im warmen Sommer und in der warmen Luft, z. B. bey Gehenkten, schon nach einigen Tagen, nicht minder bey vom Blitz Getödteten, bey Vergifteten, bey Erfrornen, wenn sie aus der heftigen Kälte auf einmal in die Wärme kommen, bey

getrieb-

getriebenen und gemarterten Thieren, bey denen an Zuckungen Verstorbenen — so wie auch galvanisirtes Fleisch früher fault, und nach bösartigen Krankheiten. Unter verschiedenen Thierarten bersten die im Wasser lebenden zuerst. So die todten Wallfische nach wenig Tagen. Kinder eher als Erwachsne, Frauen früher als Männer, und das zarte Geschlecht ist überhaupt zur Bereitung des Phosphors geneigter und brennbarer als das Männliche, was schon die Alten wuſsten, wenn sie, wo mehrere Leichname auf einmal zu verbrennen waren, eine gewisse Menge weibliche Leichen dazu nahmen, um leichtere Entzündung zu bewirken.

Die Bewegung der Leichname hat in einigen Fällen das Wiedererwachen begünstigt, gewöhnlich pflegt sie die Verwesung zu fördern. Leichen, welche von einem Ort zu einem andern geschafft werden, verwesen lange vor der gewöhnlichen Zeit.

Die Witterung pflegt auf die Zeit, in welcher der Phosphor auftritt, einen entschiedenen Einfluſs zu haben. Nicht der Sommer, an heitern trocknen Tagen, noch weniger aber der Winter sind der Verwesung so günstig, als die warme feuchte Zeit des Herbstes und Frühlings. Alsdann pflegt auch das Meer der Ostsee nach Wäström u. A. zu leuchten, erfüllt von vielen verwesenden im Herbst, von vielen sich begattenden organischen Wesen, im Frühling. Ein Gewitter ist der Bereitung des Phosphors und jedem Prozeſs der letzten Verwandlung ungemein günstig. Es ist bekannt, wie Flüssigkeiten, welche der sauren Gährung fähig sind, beym Aufsteigen eines Gewitters schnell säuern, die Vulkane werden alsdann tobender, der natürliche Vitriol wird in jene fettige Substanz, von welcher Shaw redet, zersetzt. Die Leichname der todten Thiere schwellen aber, wie auch Herr Fourcroy berichtet, in der Nähe eines Gewitters, ungewöhnlich schnell an, und der Phosphor erhebt sich früher als sonst. Auch bösartige Krankheiten, und alle Leiden des Unterleibes, so wie der Geschlechtstrieb, pflegen durch die Nähe der Ungewitter vermehrt zu werden, auch ist bey Gewittern die Tod und Verwesung wirkende Kraft des Opiums nach Geoffroy ungleich fürchterlicher, und die Ausdünstungen des Giftbaums, welche schnellen Tod, heftiges Anschwellen des Unterleibes und Zerbersten desselben in wenig Stunden bewirken, sind ungleich tödtlicher.

Auch scheint nach den Erfahrungen der Alten, besonders des Baco, Helmont, Kircher, Joubert u. A. der Mondschein der Fäulniſs in vorzüglichem Grade förderlich. Leichname, wenn sie ihm eine einzige Nacht ausgesetzt waren, faulten mit ungemeiner Schnelle, und zwar unter zwey gleichartigen todten Körpern der, welcher zugleich mit der Feuchtigkeit der Nacht, den Mondstrahl auf sich empfing. Die Zeit des Voll- und Neumonds ist es, in welcher die Pest nach Joubert, Garmann u. A. am heftigsten wüthet. Ueberhaupt ist die Nacht der Bereitung des Phosphors und der faulen Dünste am günstigsten. Nicht allein werden bey Nacht die leuchtenden Dünste über Gräbern, Mooren und Sümpfen sichtbar, sondern sie werden vorzüglich erst alsdann erzeugt, denn nie ist der faule Geruch an Todtengrüften, an Schlotten u. a. lästiger, als gegen Nacht. So führt die Sonne das Leben herauf bis an seinen Gipfel, hierauf, hinabwärts, begleiten es die Gestirne der Nacht.

Mit ungemeiner Schnelle geschieht auch die Bereitung des Phosphors, und die völlige Verwesung des Leibes,

bes, wenn andre, schon faulende oder verfaulte todte Körper in der Nähe sind. Die Feuchtigkeit der faulen Körper, welche sich der Erde, in welcher sie liegen, mittheilt, ist ungemein giftig. Der Maurer, welcher den Thau an den Mauern eines Kellers, den die Nähe einer groſsen, mit mehr als 1000 Leichnamen gefüllten Grube vergiftet hatte, mit den Fingern berührte, bekam heftige Entzündung, Gefühllosigkeit und Knoten an denselben, eine kleine Verletzung der äuſsern Haut mit einem Messer, welches zur Reinigung eines Knochens von seinem faulen Fleisch gedient hatte, erregte den Brand und Tod. (Medic. Anecdoten.) Nach Dobson steckt die Ausdünstung fauler Körper andre noch frische eben so schnell mit Fäulniſs, als die Lebendigen mit Pest an. Gewisse Gottesäcker, welche ein frommer Wahn vorzüglich häufig mit Leichnamen erfüllt, fördern die Verwesung mit ungeheurer Schnelle. So ist es von dem Begräbniſsplatz der Fremden zu Rom in der Nähe des Vaticans, zu Paris vor Zeiten, von einem zwischen St. Dionis und St. Trinité gelegnen, von einem zu Pisa und zu Sedlitz in Böhmen bekannt, daſs in ihnen die hineingelegten Leichname in einigen, ja nach dem Bericht der Alten in einem Tag vollkommen verwesen, so daſs die Knochen mürbe und nackt zurückbleiben *). Man hat die schnell verwesen machende Eigenschaft jener Gottesäcker der geweihten Erde, die man zur Zeit der Kreuzzüge in ganzen Schiffsladungen dahin geführt, zugeschrieben; diese war wenigstens Veranlassung, daſs so Viele dahin beygesetzt wurden.

Der

---

*) Es steht diese schnelle Zerstörung dem oben erwähnten schnellen und freywilligen Verbrennen der Köper sehr nahe.

Der Phosphor, welcher an solchen Orten bereitet wird, ist von vorzüglicher Wirksamkeit, so wie auch die Weingährung und ihre Producte vollkommner sind, wo eine Menge zugleich und in gewisser Nähe in Gährung steht. Hierin bestund nach Shaw das einzige ihnen selber unbekannte Geheimnifs der Bierbräuer zu Schiedam, einem deshalb berüchtigten Ort, welche ein vor allen ausgezeichnet geistiges Getränk bereiteten, weil an ihrem Ort eine ungeheure Menge zugleich gährte. Ein solches Getränk enthielt mehr Weingeist, als anderes aus denselben Bestandtheilen, nur anderwärts bereitetes. Es ist deshalb nicht zwecklos, die Leichname an Einem Ort zu versammlen.

Am schnellsten, aber auch am gewaltsamsten geschieht die Bereitung des Phosphors im Feuer, durchs Verbrennen.

Die Periode der Verwesung, welche wir hier beschrieben, das Erwachen und die Herrschaft des Brennbaren, beginnt demnach in den Eingeweiden (vorzüglich im Magen und Milz, so auch in der Viehseuche nach Heim) und den Geschlechtstheilen, und mit der Zerstörung derselben, mit Aufschwellen und Farbenverwandlung des ganzen Körpers, anfangs in einzelnen Flecken, hierauf überall, mit der Zerstörung der Oberhaut und allen Drüsen, das Ende aber dieser Periode geht in vollkommne Zerstörung aller weichen Theile des Körpers aus. Doch nur dann, wenn die entstandne Flamme der Verwesung nicht unterdrückt oder wieder gewaltsam verlöscht worden, sonst ist der Gang langsamer und seine Produkte anders. Die Ueberreste einer schnellen Verwesung sind ein Schleim, welcher an Phosphor sehr reich ist.

Es ist der Vorgang der letzten Verwandlung der Dinge, bey allen derselbe. Ueberall sehen wir das Brennbare und Leuchtende — den Phosphor — zuerst bereitet, wo Körper zerstört werden, und dieses ist nachher für die übrigen Bestandtheile das Ferment.

Geriebene Körper, welche hierdurch elektrisch werden, wirken auf unsre Geruchsorgane wie brennender Phosphor, und die Mittheilung der Elektrizität von einem Körper an den andern, gleicht der Mittheilung ansteckender Miasmen, welche überall auch (wie bey Verwesung und Pest) das flüchtig Brennbare — der Phosphor — sind. In Wedgewoods bekannten Versuchen sind alle irdische Körper der Phosphorescenz fähig befunden worden. Die stärksten Lichterscheinungen und der heftigste Geruch sind hierbey an solchen Körpern bemerkt worden, welche wir in Ritters System der elect. Körper, vor andern der positiven Elektrizität fähig finden, an den härtesten, (wenn sie zugleich in hinreichender Masse angewendet wurden). Die Funken des weiſsen phosphorischen Lichts, welches von ihnen ausströmte, brannten noch in die Körper, welche sie berührten. Am stärksten, und in ihrer ganzen Masse, bis ins Innerste hinein, leuchteten durchsichtige harte Körper.

Beym Reiben entwickelte sich aus allen Steinen und andern Körpern ein eigenthümlicher Geruch, welcher sich bey allen glich, und nur bey einigen stärker, bey andern schwächer war. Er war am stärksten, wo dies auch das erzeugte Licht war, bey den härtesten Körpern. Bey einer schwarzen Glasmasse aus Fluſsspath, Kalk und etwas Kohlen, glich er vollkommen dem Geruch des Phosphors, und diese Masse leuchtete ungewöhnlich stark, mit der Flamme des Phosphors. Bey andern glich er

nach

nach Schmidt dem Geruch des Höhenrauchs, der sich vor oder nach Unwettern auf Gebürgen bildet, und hierin andren Erzeugungen des Brennbaren gleicht.

Weichere Körper, welche nicht durch Reiben zur Phosphorescenz gebracht werden konnten, wurden dies wenigstens auf einer erhitzten Platte, welche nicht glühend war, und diese Phosphorescenz war daurender. Es phosphorescirte jener Marmor am meisten, welcher beym Reiben stinkt, die Kalkarten der Uebergangs- und Flözzeit stärker, als die weiſsen der Urzeit, und zugleich läſst schon bey jenen jüngeren Gliedern das Vorkommen mit einer Menge thierischer Ueberreste auf gröſseren Phosphorgehalt schlieſsen.

Es stimmen hiermit wohl die noch deutlicheren Versuche des berühmten Wenzel überein, an welche neuerlich Hr. Kastner wieder erinnert hat. Dieser Chemiker erkannte in allen Metallkönigen einen Phosphorgehalt. Für diesen spricht nicht allein der Phosphorartige Geruch, welcher sich beym heftigen Glühen aus allen, und zwar aus den flüchtigen Metallen am leichtesten, aus den feuerbeständigeren ungleich später, und am spätesten aus dem Eisen entwickelt; sondern durch Uebersetzung mit diesem Bestandtheil selber, wurde der Phosphorschwefel aus allen Metallen wirklich dargestellt. Durch diese Methode des Hrn. Wenzel wurde im Zink fast vollkommner Phosphor, in einigen andern Metallen ein zwischen Phosphor und Schwefel, in noch andern zwischen Phosphor und Kohle mitten innen stehender Bestandtheil gefunden. Im Quecksilber glich derselbe einem Oel, ähnlich jenem aus organischen Wesen erhaltenem, welches selbst in der Kälte nicht gerinnt, sehr hellleuchtend, klar und durchsichtig ist, und hierin in gewisser

ser Hinsicht jenem Oel gleicht, in welches Homberg den Phosphor durch Digestion mit Weingeist verwandelte.

Jener Bestandtheil der Metalle, stimmt in verschiedenen seiner Eigenschaften mit dem Schwefel überein, in den meisten aber gleicht er dem Phosphor. Denn er entflammt sich nach der Absonderung von den Metallen mit Knoblauchgeruch, ist zäher als der gemeine Schwefel, leichter schmelzbar, kann in ölartigen Tropfen überdestillirt werden, und leuchtet, so wie der gewöhnliche Phosphor, sowohl bey dem Zutritt der Luft, als auch in verschloſsnen Gefäſsen und im luftverdünnten Raum.

Er ist ein Bestandtheil der meisten organischen Kohlen, und der kohlenartige Rückstand vieler schleim- und ölhaltigen Körper dieser Art entzündet sich nicht blos von selber, sondern man hat in vielen Kohlen, im Glanzruſs und der Asche einiger Pflanzen Phosphorsäure gefunden. Es bediente sich deshalb Wenzel derselben, um ihren Phosphorgehalt, der sich leicht daraus entwickeln läſst, als Ferment (als Miasma) zu gebrauchen, welches auch die mit ihm in Berührung stehenden Metalle in jenen Zustand überzuführen vermöchte, der mit Entwickelung des Phosphors beginnt.

Auch aus der reinen Thonerde verbreitet sich ein gleicher Phosphorgeruch, bey einer ähnlichen Behandlung im Feuer, wie Wenzel und Isaak Holland (bey Kastner) bezeugen, und überhaupt läſst sich wohl ein brennbarer Bestandtheil von einer mittleren Natur zwischen Schwefel und Phosphor aus allen Steinarten entbinden.

Dieses zeigen deutlich einige mächtige Prozesse, in denen die Natur unsre Versuche im Groſsen wiederholt, und mit etwas deutlicherem Erfolg. Die Arbeit der Vulcane

cane wird aus mehreren Gründen, mit Recht mit den Wirkungen der angehenden Verwesung verglichen. Veränderungen des Wetters wirken hierauf wie auf die Fäulniſs. Die Producte aus beyden gleichen sich. Auch die Periode der Ammoniakentbindung findet sich bey allen Vulcanen, bald nach der Entbindung des Schwefels, und wir finden in den Isländischen heiſsen Quellen nicht minder Ammoniak als Schwefelgehalt. Es werden zuerst die leicht brennbaren, hernach überhaupt alle Umgebungen, und die sonst dem Feuer trotzenden Massen der Gebirge ergriffen. Wir beziehen uns in dem Nachfolgenden auf die vielfältigen Beobachtungen des Herrn Dolomieu, welcher die Vulcane in allen Graden ihrer Wirksamkeit, und in allen Zuständen lange gesehen.

So wird jede Lava, bey ihrem Ausflusse als eine durchgängig weiche und breyartige Masse befunden, strömend wie andre Flüssigkeiten, und fähig, die Eindrücke fremder Körper, und zufällige äuſsre Gestalten anzunehmen. Nach dem Erkalten finden wir aber die nun festen Lavaströme nur an ihrer äuſsersten, der Luft unmittelbar ausgesetzt gewesnen Rinde, vollkommen verschlackt, und in Hinsicht der Blasenräume, Brüchigkeit, Farbe u. a. dem gewöhnlichen Begriff, welchen man sich von den Laven macht, vollkommen entsprechend. Anders aber erscheinen die dichten Laven, in der Tiefe der Ströme. Diese haben jenen Zustand, in welchem sie vor der Schmelzung waren, das äuſsre Ansehen und andre Kennzeichen der Gebirgsarten, woraus sie bestehen, so vollkommen erhalten, daſs sie, getrennt von den verrathenden Umgebungen, weder Dolomieu, noch andre Kenner, von ähnlichen, frischen Gebirgsarten unterscheiden konnten. Diese vorhin im Feuer vollkommen flüssig gewesnen

wesnen Steine, hatten sogar einen Theil des thonigten Geruchs, erdigen Bruch, schiefrige Textur und körnige Absondrung behalten, Farbe, Glanz, Härte und Dichtigkeit war unverändert geblieben, und gewisse Laven glichen den natürlichen Porphyrarten, und andren noch in ihrem ursprünglichen Zustand gebliebenen Gebirgsarten ihrer Art vollkommen.

Das, meist unter seinen Trümmern, bey oft fast ganz ausgeschloſsner atmosphärischer Luft, glühende Feuer der Vulkane, hat hierin allerdings auf eine Weise gewirkt, welche wir bisher bey aller angewendeten Sorgfalt noch nicht nachzuahmen vermocht haben. Selbst bey den ziemlich ins Groſse getriebenen Versuchen in den Glashütten zu Creusot, wo man freylich Steine, welche schon die Gewalt des vulkanischen Feuers erfahren hatten, (dichte Laven) anwendete, hat man es nur dahin bringen können, daſs das Innre derselben etwas minder verglast und vom Feuer verändert erschien, als das Aeuſsre. Auch des Herrn Saussure Bemühungen, so wie wir es an vulkanischen Produkten finden, Schörlnadeln und andre Kristalle ungeschmolzen zu erhalten, während die Steinart, auf welcher sie liegen, zusammenschmilzt, waren stets vergebens, und die Kristalle erschienen mit dem Grundgestein zu einer homogenen Masse verschmolzen.

Doch widerspricht das Miſslingen dieser Versuche jener Unveränderlichkeit der Laven nicht. Der Prozeſs der Natur bey den Vulcanen, ist ein andrer als der, welchen wir in unsren Schmelzöfen bewirken, und was hier mit Heftigkeit in wenigen Stunden geschieht, wird dort bey einer viele Jahre anhaltenden Erwärmung, durch allmähliges Erwecken des Brennbaren, das in allen Körpern

pern schlummert, vermöge eines Prozesses, welcher der von Wenzel angewandeten Uebersetzung, und der Wirkung der Miasmen und Fermente gleicht, bewirkt. Daher bleiben auch bey dem Zusammenschmelzen der übrigen Masse gewisse Krystalle verschont, welche im gewöhnlichen Feuer eben so leicht als die Steinmasse, auf der sie ruhen, zerschmelzen, eben so wie unter allen Schwefelkiesen der, den Icosander kristallisirte, sich dadurch auszeichnet, daſs er nie verwittert, während andre Schwefelkiese, besonders der strahliche, ungemein leicht verwittern. (Die Kristalle sind im Vergleich mit dem Organischen desto unvollkommner, je mehr sie Flächen haben.)

Es flammen die hervortretenden, zu Lava geschmolznen Gebirgsmassen in einem eigenthümlichen und selbstständigen Feuer, welches zwar ungleich schwächer, als das der an freyer Luft verbrennenden überirdischen Substanzen, dagegen aber auch ungleich langsamer sich verzehrt. Die noch flieſsenden Lavaströme erlauben es, sich ihnen zu nähern, ohne jene Empfindungen von Hitze, welche geschmolzne Metalle, oder andre geschmolzne dichte Massen in solcher Nähe bewirken, und die schon verhärtete Rinde läſst, ohne zu sengen, über sich weggehen. Dagegen dauert das langsame Verbrennen und der geschmolzne Zustand ganze Jahrzehende. So hat man Laven des Vesuvs von geringer Mächtigkeit mehrere Jahre nach ihrem Austritt noch immer vorwärts, und eine Lavamasse des Aetna zehn ganze Jahre in einem Raum von zwey italienischen Meilen fortgehen sehn.

Die zum Flüssigbleiben nöthige Wärme, könnte aber unter den Einwirkungen der kalten Luft der höhren Regionen, dem Wechsel des Winters und Sommers und den

Befeuch-

Befeuchtungen von auſsen nicht lange dauern, wäre nicht in den Laven selber ein Stoff vorhanden, welcher beym Zutritt der freyen Luft, wo sie die geschmolznen Massen an der Oberfläche berührt, das Verbrennen selbstständig erneut und erhält. Nur das selbstständige Verbrennen dieses Stoffs ist es, welcher den Laven Wärme und Flüssigkeit bewahrt, und diese Eigenschaften verlieren sich nach Dolomieu, sobald jener Bestandtheil, soweit er es werden konnte, an der Oberfläche verzehrt ist.

Dieser Stoff, nach Dolomieu ein Schwefel, der in Vielen mit dem Phosphor übereinstimmt, erscheint bey seinem langsamen Verbrennen des Nachts über noch flieſsenden Lavaströmen, als ein weiſslicher leuchtender Dampf, am Tage aber wird sein schwächerer Schein unsichtbar. An neuentstandnen Ritzen, wo der Luft neues Brennbare dargeboten wird, ist er am hellsten, an der Oberfläche wird er nach Verlauf der Zeit immer schwächer, nicht selten sind aber die schon längst gestandenen und erkalteten Massen einer neuen Selbstentzündung fähig. So stiegen aus einer Lava der Insel Ischia, seit 1301 ausgeflossen, mehr als fünf Jahrhunderte nachher (1785) wieder Schwefel- und Wasserdämpfe auf, und aus einer Lava des Aetna sahe man 24 Jahre nach ihrem Ausbruch, jenen eigenthümlichen weiſsen, leuchtenden Rauch, und zuweilen starke Flammen, besonders bey feuchtem Wetter, ausbrechen.

Am meisten ahmen wir (im Kleinen) das Entwicklen des Brennbaren, welches hier von der Natur im Groſsen vollführt wird, in den phosphorescirenden Steinen nach. Wir pflegen diese natürlichen Phosphore bey der Bereitung (auf Kohlen) zu brennen, und setzen alsdann noch einen brennbaren Stoff zu, um, nach Wenzels Methode, das

das in den Steinen enthaltne Brennbare durch Uebersezzung zu befreyen, oder vielmehr auf die Weise der Fermente wirksam. Margraf hat blos die mit Säuren (das Brennbare ist in allen) gesättigten Steine, durch Brennen phosphorescend gemacht, und Du Fay, welcher auch Kalksteine, von Säuren frey, nach mehrmaligen Brennen, zu natürlichen Phosphoren bildete, hatte den zum Ferment nöthigen Stoff aus den Kohlen (als Kohlensäure) erhalten, wie Wenzel bey einigen Metallizerlegungen.

Ein Schwefelgeruch, welcher so lange, als die leuchtende Eigenschaft dauert, zeichnet die phosphorescirenden Steine aus, mäſsige Wärme erweckt das schlummernde Licht von neuem, dasselbe vermag der Strahl der Sonne, ein hoher Grad von Hitze pflegt die Phosphorescenz zu zerstören, wie die Fäulniſs in ihren ersten Graden, indem er sie sogleich in die zweyte Periode, in die der Kohlenstoffbereitung überführt.

Fast alle Theile organischer Körper, wenn sie eine Zeit geröstet, nachher fest zusammengedrückt werden, entwicklen das innwohnende Brennbare von selber, und dieses giebt zu den bekannten Selbstentzündungen Veranlassung. Die andren Pyrophoren werden nicht minder durch den Zusatz des Brennbaren, als Ferment, und durch ein Brennen, welches jenen flüchtigen Bestandtheil weckt, der bekannten Phänomene fähig gemacht. Selbst Metalle, durch den Zusatz von Pflanzensäuren (welche den phosphorischen Bestandtheil in ihrem Oel enthalten *) —) werden beym Erhitzen Pyrophore,

so

---

*) Alle Oele sind nach Westrumb phosphorhaltig, die Pflanzensäuren aber, nach Macquer, von dem mineralischen durch Oelgehalt verschieden.

so die essigsauren Kupferkristalle nach dem Herzog d'Ayen, und Bleyzucker nach Proust.

Diese Entwicklung des Brennbaren aus den Pflanzen, geschieht noch vollkommner durch Fäulniſs. Es leuchten die consistenteren Theile hierbey ohne Wärme, saftige Pflanzen, während des Faulens auf einander gehäuft, erhitzen sich nach einigen Tagen, und entzünden sich hierauf gänzlich. Auch ohne Entzündung zeigt schon der cadaveröse Geruch das Daseyn des Phosphors an.

Zuerst entbindet sich in Priestleys Versuchen aus faulendem Fleisch die brennbare Luft, lange nachher die Kohlensäure. Jene verhielt sich an Menge zu dieser kaum wie 1 zu 5.[1] So wird auch in Gabers bekannten Versuchen aus verderbenden thierischen Säften, zuerst die Entwicklung des Brennbaren in dem heftigen Geruch wahrgenommen, hierauf in einer spätern Periode zeigt sich Ammoniakgas frey hervortretend, zugleich noch mit dem Brennbaren. Doch ist das Hervortreten des Ammoniaks nur von kurzer Dauer, und nachdem dasselbe wieder verschwunden ist, erreicht erst der üble Geruch und zugleich die Gährung der Theile ihren höchsten Gipfel. Endlich verschwindet dieser Geruch, und die letzte Periode der Verwesung hat nur den Duft des frischen Rasens.

Die Galle pflegt am frühsten zu verwesen, und sie zeigt schon am andren Tag in einer Wärme von 25° Alkalescens. Diese ist jedoch schon am 3ten Tag verschwunden, und der üble Geruch nimmt nun in der immer dünner werdenden Flüssigkeit bis zu seinem Maximum zu. Am spätesten unter den Säften unsers Körpers, verwest das Blutwasser, und dieser Theil des Leibes zeigt erst gegen den 9ten Tag (in einer Temperatur von 35°)

Alkalescenz. Die Farbe des Bluts wird durch die Fäulniſs in ein dunkles Schwärzlichgrün verwandelt. Ueberhaupt nehmen die verwesenden thierischen Substanzen am Ende der ersten Periode der Verwesung eine dunkle Farbe an, während der Anfang dieser Periode durch das Erscheinen hellerer Farben, bey dem Neger wie bey dem Europaer, bezeichnet war. Am Ende der zweyten und letzten Periode dieser Verwandlung werden wir dagegen von neuem die weiſse Farbe auftreten sehen.

In den neuesten Versuchen des Stiprian Luiscius über diesen Gegenstand wird da, wo die Verwesung am vollkommensten geschieht, in einer hinlänglichen Menge Wasser und unter freyem Zutritt der Luft, die Farbenwandlung zuerst am stärksten; es wird hier meist Salpetersäure und wenig Ammoniak, überhaupt meist weniger Gasarten als in andern Fällen gebildet. Das Ammoniak erzeugt sich, nach Herrn Crell, in allen Perioden der Verwesung, sowohl ganz am Anfang, wo Gaber, Luiscius u. A. noch keins wahrnahmen, als am Ende, wo diese es wieder verschwinden sahen; es ist aber nur in der mittleren Zeit der Fäulniſs in seiner ganzen Heftigkeit vorhanden, sonst aber abgestumpft, und erst durch die Wärme der Destillation erweckbar.

Am frühesten unter den organischen Substanzen geht der Extraktirstoff der Pflanzen in Fäulniſs über, dann der Pflanzenleim, Galle und die thierische Gallert, die Fleischfasern, das Satzmehl, das Eyweiſs und das Blutwasser, weit später Gummi und Zucker, am spätesten der fadigte Theil des Holzes. Unter thierischen Säften sahe Gaber überhaupt die Menschlichen zuerst verwesen, am frühesten von diesen die der Kinder und Weiber. Deutliche Alkalescenz wird im Urin eines gesunden Kindes schon am ersten Tag, in dem eines Erwachsenen erst am dritten wahrgenommen.

Dieses sind die Produkte der ersten Periode der Verwesung, und sie sind dieselben, bey allen organischen Substanzen. Zuerst erhebt sich der Phosphor, der nach Kunkel aus allen verwesenden Substanzen erhalten wird, der aber auch bey phosphorreichen Körpern in einer Menge Wasserstoffgas oder Stickgas verschlungen ist *). Wir werden nachher im Stickstoff und im Kohlenstoff dasselbe anerkennen, was sich zuerst als Phosphor zeigte, die Verbrennung, wo sie mit Heftigkeit erscheint, läſst das Verbrennende als Hydrogen und Phosphor erscheinen, wo sie minder heftig geschieht als Hydrogen und Stickgas, endlich erhalten sich die minder leicht verwesbaren Ueberreste des Leibes zu der Atmosphäre wie Kohlenstoff. Ammoniak wird nach Boerhave, Shaw u. A. aus allen verwesenden Pflanzen wie aus thierischen erhalten, von Andren, Crell, Luiscius u. M., wird dies geleugnet. Dagegen hat man hier, aus dem unvollkommneren Prozeſs der Verwesung, gekohltes Wasserstoffgas, und überhaupt mehr Kohlenstoff erhalten. Wir sehen überhaupt in den Versuchen des erwähnten Holländers, da wo sich bey der Fäulniſs frühzeitig und vieles Ammoniak einstellt, desto weniger Kohlensäure entstehen. Die angehende Verwesung ist am heftigsten. Es kann der ganze Körper sich in Phosphor und Wasserstoffgas auflösen (beym Selbstverbrennen), und was hernach in der Mitte der ersten Periode, wo schon minder leicht verwesende Theile ergriffen werden, zugleich bey der noch

fort-

---

*) Das Wasserstoffgas, aus den verschiedensten Processen der Zerstörung entwickelt, ist fast immer mit etwas Phosphor verbunden, daher es fast nie Geruchlos ist.

fortdaurenden Phosphorerzeugung als Stickgas erscheint, stellt sich an ihrem Ende als Kohlenstoff, zuerst noch mit Phosphor- und Schwefel-Wasserstoffgas, endlich reiner dar. Wir sehen alsdann den fauligen Geruch, von seinem Maximo auf einmal herabsinken, und in verschiednen Fällen in einen angenehmen Ambra- oder Moschusgeruch, wenigstens in den Geruch des frischen Rasens oder eines fetten Oeles enden.

Wir bezeichnen die erste Periode der Verwesung, durch den Phosphor. Allein dieser ist in der ganzen Natur so gemein, und das Erscheinen des Brennbaren ist uns in der Geschichte des Lebens von so hoher Wichtigkeit, daſs wir es für nothig halten, noch einige Eigenschaften desselben zu beschreiben, welche ihm vor andern bleibend und nothwendig scheinen. Wir werden an ihnen hernach den Phosphor auch in andren Naturerscheinungen wieder erkennen.

Zuerst nennen wir das Spiel der bunten Farben, und erkennen an, daſs alle bunte Farben vom Phosphor herrühren. Wir sehen die bunten Farben überall den sterbenden Körpern ihren nahen Untergang, wie den Lebendigen die nahe Zeit der Liebe verkündigen.

So geht bey den Steinen, dem Zerfallen und der Zerstörung des äuſsren Bestands, häufig ein buntes Anlaufen der Oberfläche voraus, und der Schimmer der mannichfaltigsten Farben. So geht, um nur einige Beyspiele anzuführen, der Feldspath durch die (auflösende) Einwirkung des Meerwassers, aus dem Weiſslichen zuerst ins Gelblichgraue, dann ins Asch- und Rauchgraue über, und zugleich erhält diese Abänderung, welche unter dem Namen des Labradorsteins bekannt ist, an einzelnen Stellen die Eigenschaft, in alle bunten Farben des Regenbogens

gens zu spielen. Ein ähnliches Irisiren erhält der Adular aus seinem Innren. Ueberhaupt aber ist der Feldspath wegen seines Kaligehalts sehr zum Verwittern geneigt. Eine ähnliche Verändrung, unter ähnlichen Umständen, erleidet die Hornblende. Unter den Erzen zeigen viele beym angehenden Zerfallen durch Auflösung ein ähnliches Farbenspiel, was an einigen durch die zerstörende Einwirkung der Atmosphäre erst an der freyen Luft, bey andren durch das Waſser noch auf der Lagerstätte erzeugt wird. Sehr bekannt ist das Regenbogenfarbige Anlaufen bey dem Schwefelkies, der ohnehin ungemein leicht verwittert, das bunte Farbenspiel des Kupferkieses, Buntkupfererzes, des grauen Spiesglaserzes, des Arsenikkieses, und vieler anderen. Wir sehen auch beym gediegenen Arsenik, die weiſse Farbe in Schwarz übergehen.

Die Erze deuten durch ursprüngliche bunte Farben die Auflösung des in ihnen enthaltnen Metalles in Säuren an. Denn wie die Auflösung der Erden in Säuren, jene einer wahrhaften Phosphorescenz fähig macht, so tritt statt der Phosphorescenz bey der Auflösung der meisten Metalle, und an den unvollkommnen Kalken, bunte Färbung ein. Jede Auflösung ist angehende Zerstörung.

Die Metalle sind, wie wir hernach sehen werden, eine Annäherung zur Rückkehr des Irdischen in jenen ersten und letzten Zustand, welcher auch durch die Verwesung herbeygeführt wird. Wir sehen deshalb die bunte Färbung der Steine, die Nähe der Metallerzeugung vorherverkünden. So auf Gängen und Lagern der Metalle, und in ihrer Nähe. Die Farben der Steine werden meist durch aufgelöste Metallkalke erzeugt.

Wir sehen die reinen Metalle, wenn sie beym Verkalken auf der Oberfläche bunt anlaufen, zugleich ihren

Glanz;

Glanz; durchsichtiges Glas, oder Steine, wenn sie zu irisiren oder anzulaufen beginnen, ihre Durchsichtigkeit verlieren. Auch in Wedgewoods Versuchen werden Steine, welche oft zur Phosphorescenz gezwungen worden, endlich undurchsichtiger, und dunkler, und phosphoresciren nun bey derselben Behandlung minder stark. Glanz (er kömmt nach Wenzel bey den Metallen von dem in ihnen enthaltnen Phosphor) und Durchsichtigkeit, sind ein schwächeres Leuchten, eine Aeuſserung des selbstständig in den Körpern wohnenden Lichtes. Dieses Licht wird hierauf bey der angehenden letzten Verwandlung der innern Natur in seine Farben gebrochen. Die bunten Farben sind ein unvollkommneres Leuchten, und mit ihnen entweicht das bisher selbstständig innwohnende Licht, wie im Organischen der heilige Strahl des Lebens.

Auch durchsichtige Würmer werden nach dem Tode minder durchsichtig, und spielen nur auf der Haut und im Innern bunte Farben. So auch, wie es scheint, die Netzhaut des Auges, welche nach dem Tode undurchsichtig wird. Während des Lebens hatte diese die Eigenschaft des Leuchtens, minder stark besaſs diese die darunter liegende Choroidea, deren mindres Licht sich durch bunte Farben offenbart. Die Feuchtigkeiten des Auges trüben sich und werden zugleich einer wahrhaften Phosphorescenz (so bey faulenden Fischen) fähig.

Alle Farben erscheinen auf der Oberfläche des Wassers, in welchem organische Stoffe faulen, und auf den häutigen Umgebungen, des den Produkten der Verwesung in verschiedner Hinsicht ähnlichen Fettes. Es irisiren die leicht faulenden, besonders giftigen Schwämme, das Häutchen auf dem Wasser, in welchem die aus Ver-

wesung

wesung entstandne talgartige Materie, oder der sehr zur letzten Verwandlung geneigte Vitriol, aufgelöst waren; mit glühend bunten Farben, Rubinroth, Schmaragdgrün und Saphyrblau und zugleich glänzend, zeigten sich die talgartigen Massen, die Fourcroy als letzte Ueberreste der verwesten Körper noch erhalten fand, und diese bunten Farben deuteten auch an den noch etwas festeren Knochen auf angehende letzte Zerstörung.

Schon erwähnt ist die Farbenwandlung der Blätter bey ihrem Absterben, wie sie aus Grün in Roth, dann in Gelb, endlich ins Schwärzlichgrau oder Braun übergehen, während roth schon im Leben die innre Farbe des vollkommneren Thieres ist, und jenes bleiche Roth, in welches die Farbe der Todten bey angehender Faulniſs noch einmal übergeht, auf eine der Farbenwandlung der Blätter entgegengesetzte Weise, allmälich ins Grünliche, aus diesem bald ins Schwärzliche verläuft. — Der sterbende Goldkarpfe ändert bekanntlich jene schöne gelbe Farbe, die ihm im Leben eigen war, erst in Grün, dann in Purpurroth (es zerfällt hier der gelbe Lichtstrahl eben so, wie bey seiner Trennung durchs Prisma, in die beyden Strahlen, aus denen er zusammengesetzt ist, — Grün und Roth —) aus diesem geht er ins Violette, endlich beym weiteren Fortgang der Verwesung in ein schmutziges Blaulichgrau über. So ist auch bey dem Menschen das Erscheinen vieler farbigen Lichter und Funken vor den Augen ein Vorzeichen des nahen Todes, oder von schweren Krankheiten.

Und so werden wir denn auch nachher, wo der Phosphor nicht selber leuchtend hervortritt, ihn an seinem bunten Gewand, an der Mannigfaltigkeit der Farben (bey Blumen, Insecten u. a.) erkennen.

Eine

Eine andre Eigenschaft des erscheinenden Phosphors ist der starke Geruch. Es kommen bekanntlich alle riechbaren Ausflüsse von brennbaren Wesen her. Das Brennbare in einem sehr starken und kräftigen Gegensatz mit der Atmosphäre, pflegt auf unsre Geruchswerkzeuge mit einer unerträglichen Heftigkeit zu wirken. Es ist aber derselbe Phosphor, welcher unsre Nasen beym schnellen Verbrennen durch Knoblauchsgeruch, oder bey seinen Verbindungen mit Hydrogen, wodurch er noch brennbarer wird, beym Faulen organischer Körper, heftig beleidigt, und welcher ihnen bey andern Verbindungen, durch welche er minder brennbar wird, schmeichelt.

Von den letzten Ueberresten der Verwesung, welche minder brennbar und minder der Fäulniſs unterworfen sind, ist es schon erwähnt worden, daſs sie einen mehr angenehmen als unangenehmen Geruch haben. So nimmt die Galle nach **Boerhave** beym Faulen zuletzt einen Ambrageruch an, gewisse Schlangen riechen nach **Schrocks** *) Versicherung, bey angehender Verwesung, aber dann, wenn andre Thiere heftig stinken, nach Moschus, und auch das Gehirn fand **Zacut. Lusitanius** bey einem gewissen Grad der Fäulniſs sehr angenehm duftend. (so wie auch zuweilen faulendes Holz duftet). Auch der Zibeth riecht ganz frisch, unerträglich häſslich, und nimmt erst lange nachher seinen angenehmen Geruch an. Die talgartige Substanz, welche die Herren **Gibbes** aus der unter Wasser faulenden Muskelsubstanz vierfüſsiger Thiere erhielten, roch nach der Reinigung angenehm, wie Wallrath. Die faulenden organischen Substanzen nehmen in der zweyten Periode der

Verwe-

---

*) Historia Moschi.

Verwesung, wenn die vorher trübe Auflösung der faulen Stoffe sich wieder aushellt, einen ölartigen, endlich alle verwesten Substanzen zuletzt den Duft des frischen Hasens an.

Das Insekt, welches **Quinquerano** mit einem allgemeinen Namen **Kermes** bezeichnet, duftet (zur Zeit der Begattung) drey Tage vor, und hierauf drey Tage nach dem Tode ungemein angenehm nach Moschus.

So erhielt auch **Westrumb** aus dem Phosphor selber, durch die Destillation seiner mit Braunstein versetzten Säure mit Weingeist, einen nach Quitten riechenden Geist, der zuletzt beym Abbrennen wieder einen knoblauchartigen Rückstand lieſs. Auch **Cornette** erhielt auf dieselbe Weise erst ein knoblauchartiges, dann ein noch weit stärker ätherisch riechendes Fluidum, der Rückstand von neuem so behandelt, roch immer gewürzhafter. Endlich schlug sich aus der übergegangenen Feuchtigkeit ein rothes, im Wasser schwer auflösliches Salz nieder, und als die Feuchtigkeit nach seiner Abscheidung von neuem destillirt wurde, gieng Anfangs ein ungemein lieblich riechender und lieblich ätherisch schmeckender Theil über, der sich schwer im Wasser auflöste, alsdann ein minder lieblich riechender und schmeckender, welcher leichter auflöslich war. Das Olivenöl pflegt durch hinzugesetzte Phosphorsäure einen Geruch wie mit Terpenthin vermischter Aether zu erhalten.

Das brennbare Wesen, welches dann, wo es bey der Fäulniſs in seiner ganzen Heftigkeit auftritt, einen sehr fürchterlichen Geruch von sich giebt, zeigt andre Male einen alkalischen. So erscheint nach der Beobachtung mehrerer Chemiker, besonders des Hrn. **Baumé**, bey der Zersetzung des Schwefels durch Eisen, ein sehr deut-

deutlicher ammoniakalischer Geruch — beym Zinnober u. a., und wie einige Blumen von Natur einen faulen, zuweilen aashaften Gestank besitzen, riechen andre alkalisch, (die Lhea Nycteica wie spanische Fliegen). Endlich nimmt das Brennbare, wo es mit einer mindern Heftigkeit der Verbindung mit dem Sauerstoffgas entgegenstrebt, ein angenehmes Duften an. Denselben Gang nimmt der vom Brennbaren herrührende Geschmack. Denn wir sehen den Phosphor dem Senf u. a. einen nicht minder heftigen Geschmack mittheilen, als andern Substanzen Geruch. Das Brennbare ist es, welches auf beyde Sinnen wirkt.

Endlich ist die Eigenschaft, welche die innre Natur des Phosphors, welchen wir eben beschrieben, am vollkommensten ausspricht, die der Zeugungskraft, des Ansteckens. Der Phosphor wirkt überall den Miasmen ähnlich.

Zuerst ist die Elektrizität, (das Erscheinen des Brennbaren bey der ersten Einwirkung eines starken — zerstörenden — Einflusses) wenn sie sich von einem Körper an den andern verbreitet, mehr aber noch, wenn sie ihren Gegensatz hervorruft, ein Miasma. Der Blitz pflegt in Allem was er berührt, das Brennbare in seiner ganzen Heftigkeit zu wecken. In einem in Gilberts Annalen erzählten Fall wurde eine Quelle, welche ein Blitz traf, von nun sehr schwefelhaltig, obgleich vorher keine Spur eines solchen Gehalts da war. Thierischen Körpern theilt der Blitz, der sie tödtet, die Eigenschaft, ungemein schnell zu verwesen, mit, indem er das Brennbare in ihnen entwickelt. Auf eine solche Entwicklung des in allen Körpern schlummernden Brennbaren, deutet der heftige Schwefel oder Phosphorgeruch, welcher bey allen vom Blitz getroffnen Körpern erscheint.

Schon die Annäherung der Gewitter erweckt in der ganzen Natur das schlummernde Brennbare. Das St. Elmusfeuer auf den Spitzen der Schiffsmasten, vor, oder bey heftigen Ungewittern, das Leuchten der Thurmspizzen und andrer hoher Spitzen in derselben Zeit, das schnelle Gähren und Faulen organischer Substanzen, ist dem Erwachen des Brennbaren zuzuschreiben. So wissen auch die Bewohner des Archipelagus, aus der Thätigkeit der benachbarten Vulkane nahe Veränderungen der Witterung voraus. Mit einem Wort, es ist kein Prozeſs in der Natur, wobey das Zeugende — das Brennbare — thätig wäre, welcher nicht durch die elektrischen Erscheinungen der Atmosphäre verstärkt und erhöht würde.

Die organische, und besonders die thierische Natur, kennt nichts, was sie mit einer so ungeheuren Schnelle ergriffe — belebend oder zerstörend — als jener Stoff, von dem wir hier einige Gestalten beschrieben haben [*]. Es tödtet kein Gift mit einer solchen Blitzesschnelle, als die irrespirablen Gasarten, jener Grundstoff aber, welcher sich bald als Phosphor, bald als Kohlen- Stick- oder Wasserstoff darstellt, ist in ihnen allen. Sie tödten nicht auf eine negative Weise durch Entziehung des Sauerstoffgases, denn nicht allein leben die Taucher und Perlenfischer zu 20 bis 35, ja 40 Minuten unter Wasser [**], und

es

---

[*] Eine andre ist z. B. der Arsenik. Auch das Ammoniak, dieses zweyte Produkt der Fäulniſs, wirkt giftig, und wir sehen das Gift der Aronswurzel u. a. an die Alkalien granzen, obgleich es nach Neumann durch die Destillation die Natur einer Säure annimmt.

[**] Zu Stunden ohne Schaden, nach Cardanus und Radzivil. Eine willkührliche Unterbrechung des Athmens, Pulsschlages und aller Lebensbewegungen, ist seit Augustin noch an verschiednen Andern wahrgenommen worden. Bekannt ist in dieser Hinsicht das Beyspiel eines Engländers.

es sind Beyspiele von halben Wassermenschen bekannt, welche noch längere Zeit in diesem Element ausdauerten, sondern wir haben die Starrsucht ohne Puls und Athem, bis zum siebenten, ja bis zum neunten Tag (anderer noch längerer Angaben nicht zu gedenken) anhalten sehen, ohne daſs deshalb das im Verborgnen glimmende Leben untergegangen wäre. Dagegen tödten jene Gasarten mit einem einzigen Athemzug, und in den meisten Fällen werden sogleich die Lungen und die übrigen Eingeweide von Brand und Fäulniſs ergriffen, welcher der Körper solcher Erstickten ungemein schnell erliegt.

Auf die Weise des Brennbaren, in der Verwesung und Gährung, als elektrischer Funke, Blitz u. a. wirkt dasselbe auch als Miasma, und es wird später Gelegenheit seyn, über die verschiedne und specifische Natur der Miasmen einige Bemerkungen zu machen. Wir bewundern an denselben die ungeheure und unzerstörbare Dauer, mit welcher sie nach Jahrzehenden aus alten Gewändern, ja aus den Gebeinen halb verwester Leichname noch herauswirken. Das letztere ist nothwendig, denn die Miasmen, wenn sie organische Wesen tödten, pflegen auch eine ihnen angemeſsne Verwesung herbeyzuführen, und das Blatterngift z. B. wirkt nicht allein so lange die Krankheit und das Leben des Kranken dauert, sondern bey Solchen, welche daran sterben, auch noch im Tode fort. Alle Miasmen wirken eigentlich den Prozeſs der Verwesung und des Todes. Krankheit, Tod und Verwesung tragen den bestimmten Charakter des Ansteckungsgiftes, von welchem sie erzeugt worden, und die Verwesung geht bald vorzüglich von den Eingeweiden, bald (wie bey einigen Arten der Pest, Blattern u. a.) mehr von der Haut aus. Daher verbreitete sich aus dem halbverwesten Leichnam eines an den Blattern Verstorbenen gerade die bösartige Blatternseuche.

Die thierischen Gifte zeigen sich nicht selten auch selbst dem Auge als selber leuchtende, phosphorische Substanz. So geben die Scorpionen auf der Insel Ceylon nach Nic. Grimm, wenn man sie drückt, durch den Stachel eine schwefelartige Feuchtigkeit von sich, die im Dunkeln leuchtet. Auch einige Maykäfer geben, wenn man an sie drückt, ein im Dunkeln leuchtendes Fluidum von sich, welches auf die Haut ätzend wirkt, und jener Bestandtheil dieser Thiere ist, der dem thierischen Gifte entspricht. Eine Schlange, welche Clavigero unter dem Namen Cencoatl anführt, leuchtet im Dunklen, und ist sehr giftig.

Ueberhaupt ist der wunderbare Stoff, dessen Geschichte wir hier geben, in der ganzen organischen und anorgischen Natur, das einzig Zeugende, und in der Stunde der Liebe so wie in der Stunde des Todes erscheint uns seine heilige Fackel. Wir wissen im organischen Leben keinen Prozeſs, welcher mit dem der Verwesung so übereinstimmte, ja mit ihm so eins wäre, als der der Zeugung.

Leuchtend erscheint bey vollkommneren Thieren, und bey dem Menschen, nach auſsen nur das Auge, denn es ist nicht blos von den Augen der Thiere, welche zum Katzengeschlecht gehören, und von den Nachtvögeln bekannt, daſs sie im Dunkeln im lebendigen Thiere leuchten, sondern man hat auch bey Menschen ein Selberleuchten des Auges beobachtet. Hierher gehört der Fall, welchen Johann Tack an sich selber beobachtet hat, wo ein Licht, das aus den Augen gieng, die vorliegende Schrift sehr hell erleuchtete. Auſser dem Auge scheint bey dem lebendigen Thier im Gehirn ein solches Leuchten

ten

ten statt zu finden, und es sahe Vesling das frische Gehirn bey behutsamen Zerschneiden leuchten. Etwas öfter hat man das Haupt der Schlafenden leuchten sehen. So das Haupt des frommen Weller nach Scriver. Andre Fälle der Art erzählen in neuerer Zeit Libav. Cardanus, Borellus und Peter a Castro. Leuchtender Schweiſs ist von Mehreren beobachtet, so von Henkel, Fortun. Licetus, Camerarius, Borell u. A. Doch sind alle diese Beobachtungen etwas selten.

Desto häufiger kann man dagegen das Leuchten an lebendigen Thieren während der Begattung wahrnehmen. Von einer bedeutenden Anzahl Würmer, Mollusken und Insekten, besonders zum Käfergeschlecht gehörig, ist es bekannt, und es scheint, als ob die meisten im Wasser lebenden Thiere der drey letzten Ordnungen bey der Verwesung und in der Zeit der Begattung leuchteten. An den Fluſskrebsen haben noch neuerlich die Herren Bernard und Thulis ein Leuchten im Brachmonat, in der Zeit der Begattung wahrgenommen, an faulenden Krebsen hat schon vor Alters Kircher ein deutliches Leuchten bemerkt. Bey den Hummern dagegen wird zur Zeit der Begattung und der angehenden Verwesung seltner ein Leuchten, öfterer dagegen ein heftiger und unangenehmer Geruch bemerkt. Bey den Eydechsen leuchten wenigstens die Eyer (die nach Spallanzani erst auſserhalb des mütterlichen Leibes befruchtet werden) beim Schütteln *), und die Eyer verschiedener Fische duften einen lieblichen Moschus- oder Violengeruch von sich (s. bey Germann). Von Rauch, von brennbarer und leuchtender Luft, ja von einem wahrhaft flam-

---

*) S. bey Macquer.

flammenden Licht, welches bey Männern aus den Geschlechtstheilen hervorgegangen seyn soll, kann man bey Borellus, bey Sinnibald (Geneanthropologia) und E. Nieremberger (hist. peregrin.) Beyspiele nachlesen.

Im Pflanzenreich begleitet die Begattung der Phosphor nicht minder häufig als wirkliches Licht. Blumen, welche in der Zeit der Vermählung bey Nacht leuchten, kennt man wenigstens seit Linné (amoenit. Acad.). Von Schwämmen, welche bey Nacht leuchten *), erwähnt Borellus, ein Moos (Bysus phosphoreus) Hr. Leonhardi. Beyde leuchten in der Zeit des Besaamens.

Wo aber der Phosphor als Brautfackel auch nicht immer leuchtend erscheint, sehen wir doch seine Nahe in dem bunten farbigen Gewand der Blumen, und der Befruchtungswerkzeuge des Pflanzenreichs bis zu dem Geschlecht der Moose und Flechten hinab, in den glühenden bunten Farben, welche die Insekten während der Begattung schmücken, und in dem hellen Glanz derselben, bis hinab zu den Metallen, wo die Zeit der Vermählung mit den Säuren, und zugleich die der Vernichtung der Individualitat mit buntern Farben bezeichnet ist. Auch das bunte Gefieder der Vögel erscheint in der Vermählungszeit am schönsten, und die Pracht seiner Farben deutet überhaupt das innwohnend Brennbare an, welches in den Haaren und Federn des Thierreichs ruhet, ihnen Elektrizität u. a. giebt. Die Haare sind der Zeugung und deshalb auch der Verwesung verwandt. (wir sehen sie deshalb nach dem Tode ungemein stark wachsen). Dieses

---

*) Fungus Stellatus u. a.

Dieses sind überhaupt alle äuſsersten Theile des organischen Lebens, wie wir später erweisen werden.

Bunte Farben, oder nicht minder häufig der süſse Duft, zeugt bey den Blüthen in der Zeit der Liebe und der Vermählung von dem Phosphor. Wir finden diesen Geruch bald lieblich, bald widrig.

Nicht minder wirkt der Phosphor in der Zeit der Liebe als Gift auf andre organische Naturen, als Miasma in der Zeugung selber. Von der Tödtlichkeit des Blumenduftes und der Ausdünstung der Knospen und Früchte der Pflanzen kann man eine Menge Beyspiel bey Gmelin *) lesen, von dem Pistill des Crocus u. a. ist eine sehr deutliche und schädliche narkotische Wirkung vermöge seiner Ausdünstungen allgemein bekannt. Bey den meisten giftigen Pflanzen besitzen diese Eigenschaft vornehmlich die Blüthen und Früchte, beym Ranunculus sceleratus wirken die Staubwege vorzüglich als heftiges Gift. Als Annäherung zur prima materia, zeugend und tödtend, wirkt der Kohlenstoff im Opio u. a. Diese Gifte wirken fast alle vornehmlich auf die Zeugungskraft, der sie schnell jene Vollendung geben, welche sonst das Leben giebt, und die sie hierdurch von den höheren Organen unabhängig machen, das heiſst, als Zeugungskraft im engeren Sinne vernichten.

Der Biſs verschiedener Thiere pflegt gefährlich zu seyn bey der Begattung. Ob der Biſs des Löwen vorzüglich nur in der Zeit der Brunst jene fürchterliche Wirkung habe, welche Hellwig beschreibt oder ob schon der Speichel dieses Thieres, wenn es hungert, ohnehin ein-

tigere

---

*) Neue Entdeckungen über die Luftarten, u. s. w.

tigere Körper als heftiges Gift ergreift, ist ungewiſs, denn es pflegt auch der Assimilationsprozeſs der Zeugung ähnlich, und von den Erscheinungen des Phosphors begleitet zu seyn, weshalb der Biſs hungriger Schlangen ungleich schneller tödtet, als der der satten.

Auch der Stich der Insekten ist in der Zeit, wo sich die Zeugungsfähigen unter ihnen begatten, am gefährlichsten, und seine Wirkungen können bis zur Erzeugung der Wasserscheu gehen, wie Penada meldet *).

Endlich ist, wie wir schon erinnert haben, der Moment der Zeugung und seine wunderbaren Folgen, das Einzige, was sich am lebenden und gesunden organischen Körper mit der Wirkung der Miasmen vergleichen läſst. Jene Absonderungen des thierischen Körpers, welche der Erzeugung dienen, sind nicht minder jene erste Materie, die aus der Verwesung gezeugt wird. Der männliche Saame wirkt auf den weiblichen Körper belebend anstekkend, gleich dem Miasma.

Dieses ist das Erscheinen des Phosphors in der Zeit der Verwesung und der Vermischung der Geschlechter. Es ist dieser Alles zeugende Stoff das einzige Körperliche, welches, indem es immer zeugend und belebend (geistig) wirkt, zu der Meynung von der Körperlichkeit der kosmischen Phänomene Veranlassung gegeben. Denn es ist nicht zu läugnen, daſs diese Materie und ihre Wechselwirkung mit der Auſsenwelt, fast alle actio in distans, welche in der Natur ist, begründet. Von den Abstoſsungsphänomen riechbarer, auf dem Wasser schwimmender Stoffe, bis zu den Erscheinungen des Lichts, und die Wir-

---

*) Med. chirurg. Biblioth.

Wirkungen in die Ferne ein Werk der eben zum Leben erwachenden, oder der in Verwesung versunkenen prima materia (siehe weiter unten).

Es war hierinn leicht zu irren, denn von den unvollkommensten Körpern der Erde, bis hinan zu dem Licht, schien auf diese Weise ein Uebergang. Elektrische Körper lassen bey jeder starken Berührung von außen, durch jede Einwirkung, welche die Ursache des allgemeinen Daseyns vollkommner in sich ausspricht als sie selber, (nach dem 1sten Theil) ein deutliches Licht von sich ausgehen, und erhalten bewegende Gewalt *). Dieses Licht ist mit einem phosphorischen Geruch verbunden, es scheint daher demselben ein dem Phosphor ähnlicher Stoff zum Grunde zu liegen. Es scheint das Brennbare in allen Naturen zu wohnen, und bey der Berührung des höheren Einflusses frey zu werden, in der Zeit der Zeugung, der Verwesung und aller der höheren Momente des Lebens. Nicht minder im Zorn als in der Liebe, und es leuchten nicht blos die Johanniswürmer und andere leuchtende Insekten stärker, wenn sie durch Nadelstiche u. a. gereizt werden, und das Gift erzürnter Thiere wirkt heftiger, sondern die Schlangen schwellen nicht minder im Zorne an, das innre Gift in bunten Farben zeigend, und der sonderbare Fisch Botetto, den Clavigero beschreibt, schwillt, wenn er am Ufer liegt, nach jeder Berührung

---

*) Spitzen, und andre dünne Körper, sind zu allen Prozessen, in denen das Brennbare auftritt, vorzüglich geneigt, aus dem nemlichen Grund, aus welchem fast alle dünne Körper (besonders Haare u. a.) prismatisiren, weil nämlich die geringe Masse derselben unvermerkt leicht einer Einwirkung begegnet, welche die Erdmasse (das Ganze) gewaltiger in sich darstellt.

rührung heftig auf, und zerplatzt nach einem Schlag oder Stoſs. Es wird hier das Brennbare auf eine ähnliche Weise durch Zorn entwickelt, als in andren Fällen durch Verwesung.

Und so schienen tausend andre Fälle; denn welche stärkere Aeuſserungen des organischen Lebens, welche kosmische Wirkungen im Anorgischen könnten nicht hieher gerechnet werden? den sonderbaren Wahn zu bestärken, daſs der Elektrizität, der Wärme, endlich sogar dem Licht ein besondrer Stoff zum Grunde liege. „Man erkenne diesen in einigen Fällen als einen bedeutenden Bestandtheil der Körper von wahrhaft körperlicher grober „Natur, als Schwefel — Phosphor. — Sein Daseyn dürfe „auch nachher nicht abgeläugnet werden, wo er — wie „in der Elektrizität — nicht zwar als deutlicher wägbarer Körper, doch aber in den Wirkungen auf die Umgebungen von phosphorischer Natur erschiene, besonders, daſs endlich oft zum Elektrisiren gebrauchte Gläser „hierzu unfähig — als durch Verlust eines gewissen Bestandtheils — würden, und oft geglühte Steine endlich die „Phosphorescenz verlören. Der feinste Theil jenes in „allen Körpern enthaltenen Stoffs, pflege, wo die Körper „nach auſsen thätig werden, auf das Auge als Licht, auf „das Gefühl als Wärme u. a. zu wirken."

Es erhebt sich allerdings die Materie eben alsdann zu den kräftigsten Wirkungen in die Ferne, und zu jenen feurigen Momenten des Zeugens, in denen sie nicht mehr durch Schwere und das rohe Bedürfniſs der nächsten Umgebung gebunden wird, wenn sie von der Herrschaft des Planeten frey, und selbstständig werden, und die nun feineren Körper verlieren sich als Gasarten und leichte Dämpfe aus unsren Augen; den Körpern aber, als solchen, ist an sich eben so wenig Wirkung als jenen Steinen, welche durch Reiben elektrisch werden, vor dem Reiben. Alle Wirkung nach auſsen, alle actio in distans, Zeugung und Schaffen sind nicht mehr körperlich, wie wir in den früheren Untersuchungen behauptet haben, im Verlauf der spätern Untersuchungen aber noch mehr beweisen werden. Jede äuſsere Einwirkung, in der sich die Ursache des Daseyns auf eine höhere Weise offenbart als in den Dingen, welchen sie begegnet, wird, je weniger diese selbstständig und je lebensempfänglicher sie deshalb sind, mit desto gröſserer Ueberlegenheit geschehen. Je bedeutender aber der Abstand, desto gewaltiger ist nach I. S. die actio in distans. Das Maximum aber der Wirkung nach auſsen, ist in der sinnlichen Welt das Licht, während gerade die Lebensempfänglichkeit der Dinge desto höher ist, je näher sie der ersten und letzten Materie, (in der Verwesung und Zeugung) stehen, denn diese bedeutet nichts anders, als den Zustand der höchsten und reinsten Lebensempfänglichkeit.

Die Dinge pflegen durch den Tod und durch den Athem der Liebe in das ewige Element zurückzusinken, aus welchem Alles ist, was da ist, und wenn dieses alsdann der heilige Hauch des Lebens berührt, erwacht das Licht, welches überall zuerst geworden. Wir erkennen in den Sonnen noch das alte und reine Element, in welchem sich unmittelbar das Angesicht des Lebens spiegelt, dasselbe ist in jenen Theilen unsers Körpers, durch welche wir die beſsre Welt erkennen, ihr Leben empfinden. Der erste Eindruck, welchen das noch ferne Ideal des Lebens auf das junge, reine Element des Lebens macht, ist göttlich, es ist der heilige und unmittelbare Hauch aus Seinem Munde, und viel eher darf das Leben, welches sich hernach aus diesem beseelenden Moment erhebt, ein Eigenthum des Einzelnen genannt werden.

Wir sind nur des unmittelbaren Empfangens einer höheren Offenbarung des Lebens alsdann gewürdigt, wenn wir ganz aufgehört haben, Individuum und Eigenthum des Einzelnen zu seyn; wenn wir wieder jenes Element geworden, welches nicht ein Einzelnes, sondern Alles ist, und dessen Wesen Empfänglichkeit für das Leben ist. Dieses geschieht in unserm Daseyn vornehmlich zweymal, wenn wir beginnen und aufhören, als diese Besondre zu leben, hernach aber in allen jenen beſsren Augenblicken des Lebens, welche fruchtbar sind. Denn wie im Thier und noch bey uns, an dem untergeordneten Körper die Organe, welche dem Geschlecht dienen, von der Kraft der höchsten Lebensgluth in uns ergriffen, in ihr erstes Element vergehen, und hiermit des Zeugens und Empfangens fähig werden, so wird den geistigsten Organen an uns, ohnehin dem ursprünglichen Zustand näher denn die andern, in gewissen heiligen Augenblicken von der Nähe des ersten Lebenseinflusses die alte Reinheit und Unschuld wiedergegeben, durch welche wir Seiner Offenbarung fähig werden.

Der Tod wird Allen jene Unschuld zurückgeben, deren sie fähig geworden, Einigen die Unschuld des Thieres, Andren die heilige der Kinder. Wir aber, seinem Werke treu, harren einer neuen Kindheit und Unschuld vor Ihm, und in derselben eines neues Himmels und einer neuen Erde, in welcher Gerechtigkeit sey.

Dieses ist das eigentliche Angesicht der Verwesung, daſs sie die Zeugung zur ersten Reinheit sey; dieses ist die Natur derselben, daſs sie die Stunde der Liebe und der Sehnsucht sey, bey Denen welche zur Vermählung des neuen Lebens reif geworden, und dies ist das wahre Bild derselben für Alle, dafs sie dem Werk der Geschlechter am ähnlichsten sey.

Wir sehen sie deshalb von jenen Theilen beginnen, welche während des Lebens der höchsten Wollust fähig sind, und diesem Anfang ist es vielleicht zum Theil zuzuschreiben, dafs die Träume jenes Zustandes, und das dunkle Gefühl desselben, da wo beyde noch vorhanden, nach dem Bericht der daraus Erwachten, meist sehr süfs sind. Hierauf aber werden auch die andern Theile, von den untersten ausgehend, zu der ersten Reinheit wiedergeboren, jedoch nur in dem Maafse werden sie zur göttlichen Unschuld geläutert, in welchem das neue und höhere Ideal des Lebens, dessen sie sich durch das Werk des bisherigen Daseyns würdig gemacht, göttlich war. Je höher das Höchste gewesen, dem die Kräfte des vergangenen Lebens nachgestrebt haben, eine desto höhere Empfänglichkeit des Lebens wird ihnen gegeben (s. den nächsten Abschnitt).

Das Erscheinen des Phosphors, die heftigen Gerüche, die Farben, die schaffende Wirkung in die Ferne, sind insgesammt der Verwesung im Kleinen (der Zeugung) und dem Moment der Zeugung im Grofsen (der Verwesung) auf gleiche Weise eigenthümlich, der empfangende Saamen aber, welcher aus der Fäulnifs zuletzt geboren wird, ist die erste Materie.

Doch hierin sey, nach der Meynung der Alten, die Verschiedenheit der Verwesung und der Zeugung der Geschlechter, dafs diese für Alle Wollust zu seyn pflege, die Verwesung aber werde nicht für Alle Wonne seyn. Bey Vielen sey das Leben nicht mannbar geworden, und nicht gereinigt zum höheren Beginnen, und es erschwere

der

der Mangel an Einfalt und Kindlichkeit, ja bey Vielen die verjährte und tief gewurzelte Selbstheit und Egoismus die Rückkehr zur alten Reinheit, und das arme Selbst, das sich alsdann dem geheiligten Lauf der Natur unwillkührlich widersetze, gleiche Jenen, welche an einem Glied, das dem noch lebenden (in der Individualität des Lebens begriffenen) Organismus abstirbt, heftige Schmerzen leiden, denn es werde Schmerz erzeugt, aus dem Widerstreit so entgegengesetzter Kräfte. Bey Solchen, in denen sich die Selbstheit der Rückkehr zur alten Unschuld widersetze, sey die Verwesung krankhaft zu nennen, als eine solche, welche der wahren Bestimmung und der Würde unsrer Natur nicht angemessen sey. Darum streben wir uns, den Körper reinigend in demüthiger Kindlichkeit, zu Seinem Werke zu bereiten. Wir halten den Leib für Seinen Tempel, und zu Seinem Werk geheiligt, und halten dafür, daſs in ein geheiligtes Haus nichts Unheiliges eingehen dürfe.

3) *Von dem Kohlenstoff, als Produkt der Verwesung, und von einer Talgartigen Materie.*

Es haben vor einigen Jahren die Herren Fourcroy und Thouret auf eine gewisse talgartige Materie, wie sie glauben, zuerst aufmerksam gemacht, welche in einigen Grüften als letzter Ueberrest der verwesten Leichname gefunden ward. Zwar ist in ihren Untersuchungen diese Materie nicht zum ersten Male abgehandelt worden, eben so wenig als jene Fragmente aus der Geschichte der Verwesung, welche Herr Fourcroy als neu, und als ersten Fingerzeig für alle künftigen Untersuchungen hierüber zu geben scheint, wenigstens hat man bey uns Deutschen schon vor einigen Jahrhunderten vollständigere

gere Kenntnisse über diesen Gegenstand besessen *); doch preisen wir die Wissenschaft glücklich, daſs so geübte und gelehrte Chemiker, einen so wichtigen, in neuerer Zeit vergessenen Gegenstand, ihrer genauen Aufmerksamkeit würdigten.

Das Fett, das aus todten Leichnamen entstehe, ohne jedoch den Grund seiner Entstehung zu kennen, erwähnen Schenk u. A. bey Garmann. Unter allen Theilen des Körpers hat man zuerst an dem am meisten zu dieser Verwandlung geneigten Gehirn, den Uebergang in eine talgartige Materie wahrgenommen. Als den noch nicht durch Verwesung zerstörten Zustand des Gehirns beschrieb ihn Th. Raynaud; in eine fettige, wie Oel zerflieſsende Materie verwandelt, fand das Gehirn 50 Jahre nach dem Tode G. Faber. Eine solche Verwandlung meynt auch Borellus, wenn er von den Schädeln der 60 Erdrosselten, welche aus einem Brunnen, in den man ihre Leichname geworfen, 80 Jahre nach dem Tode herausgezogen worden, berichtet, daſs sie das weiſse Mark des Gehirns noch weich, und nicht stinkend enthalten hätten. Auch hat Burrho schon die gelbe Fettmasse, in welche $\frac{4}{5}$ des Gehirns durch Destilliren verwandelt worden, mit dem Wallrath, welchem bekanntlich die aus der Verwesung erhaltne Talgmasse am meisten gleicht, verglichen.

Eine aus Leichnamen entstehende fettartige Materie halten die Alten für so bekannt, daſs sie sich hierbey auf allgemeine Erfahrung berufen. Es ist das fette Oel aus Leichen nach Cardanus von einer so zarten und flüchtigen

---

*) Man sehe die Geschichte der älteren Untersuchungen über Verwesung bey dem fleiſsigen Garmann.

tigen Natur, daſs es durch die festen Marmordecken der Gräber, und durch bleyerne Särge dringt, und auſsen sichtbar wird, und bey uns (in Sachsen) ist die fette Materie, welche sich in feuchten und vermauerten Grüften, nicht selten aus Leichnamen zu erzeugen pflegt, den Todtengräbern an mehreren Orten bekannt, welche hiermit, als mit einem in vielen Krankheiten (besonders äuſserlichen) heilsamen Mittel, Gewinn suchen.

Man fand in jenen bekannten groſsen Gruben des Begräbniſsplatzes des Innocens zu Paris, welche in einem Geviert von 20 Quadratschuh und gegen 30 Schuhe tief, 1000 bis 1500 Leichname über und neben einander stehend enthielten, die in den etwas gelb gefärbten, sonst aber noch unverletzten Särgen liegenden Leichname platt gedrückt, an Gesicht, Brust, Unterleib und andren Theilen, die Rippen waren aus ihren Gelenken, und aufs Rückgrat zurückgesunken. Es lieſsen diese Phänomene, da zwischen den Dekeln der Särge und den todten Körpern noch Zwischenraum genug war, auf eine von innen ausdehnende Gewalt der Verwesung schlieſsen, durch welche dem Tod sein kleines Haus zu eng geworden war. Alle Theile des Leibes, ohne Ausnahme, (bis auf die Knochen) Fasern und Häute, Nerven, Sennen und Knorpel, waren in eine — wenn dieser Zustand lange genug gedauert hatte — völlig homogene Materie, da kein Theil mehr von dem andern zu unterscheiden war, verwandelt. Diese glich vom äuſseren Ansehen in etwas dem frischen, weichen Käse, wurde durch Reiben weicher, gab den Fingern beym Berühren nach, und hatte allen unangenehmen Geruch der Fäulniſs verloren. In eine solche weiſslichgraue Talgmasse, von gröſsrer Weise und Feinheit als die andren Theile, waren vornehmlich die Augen,

gen, das bis auf ⅓ seines vorigen Umfangs verminderte Gehirn, die weiblichen Brüste und die Haut (eigentlich nur, als äussere Oberfläche früher gereift, als die andern Theile) verwandelt. Von allen andern Eingeweiden war in dem zusammengefallenen Unterleibe, und in der platt gedrückten Brust noch kaum ein kleiner Ueberrest zu finden, und die Gedärme sammt dem Uterus u. a., die Lungen, das Herz, waren meist ganz verschwunden, und nur zuweilen fanden sich von dem letzteren, noch seltner aber von der Leber oder Milz, einige kleine rundliche Stückchen übrig, so wie die andre Masse des Körpers in Talgsubstanz verwandelt.

Zuweilen waren Leichname, die man seit etwas kürzerer Zeit beerdigt hatte, noch nicht ganz in jene Materie übergegangen, und diese war in ihrem Innern noch mit den Ueberresten der Muskelfibern vermischt, welche von der auch in ihnen schon entstehenden Fettmasse wie durchwebt waren. Sonst war keine Spur der den ehemaligen Muskeln eigenthümlichen fibrösen Struktur zu erkennen, doch zeigte jene Talgmasse, wenn sie sehr rein und langsam getrocknet war, Neigung zu einem blättrigen, zart fasrigen Gewebe, ohngefähr wie das Zellgewebe, und zeigte sich alsdann zugleich auf dem Bruche glänzend. Wenn sie etwas schneller getrocknet war, glich sie am körnigen Gefüge vollkommen dem Wachs. Getrocknet war diese Materie allezeit durchscheinend, brüchig, und wie es schon die Durchsichtigkeit verrieth, fähig, mit einer klaren, hellen Flamme, (wie Wallrath oder Wachs) zu verbrennen.

Sie enthielt, bey der chemischen Untersuchung, wenn sie der Luft noch nicht ausgesetzt, oder durch die Länge der Zeit in den Gruben selber getrocknet war,

mehr

mehr als den 8ten Theil ihres Gewichts eines stinkenden, zur Fäulniſs geneigten Wassers, welches die blauen Pflanzensäfte grün färbte, und einen nicht immer gleichen Antheil von Ammoniak, welches dem öligen Bestandtheil der Talgmasse mehr adhärend als chemisch verbunden schien. Hierin glich sie, so wie auch äuſserlich, einer weichen Seife, löste sich als eine solche durch das Abreiben mit demselben in Wasser auf, gab beym Zugieſsen von mehrerem Wasser, gleich dem Seifenwasser, einen flockigen Niederschlag, und wurde als solches von zugeschütteten Kalien und Säuren zersetzt. Ihre Auflösbarkeit im Wasser zeigte sich auch in einigen Särgen, in welche das Wasser eingedrungen war, und die Knochen von ihrer Talgartigen Umgebung entblöst hatte.

Doch war der wässerichte und ammoniakalische Bestandtheil der aus Verwesung entstandenen Talgmasse ungemein flüchtig, und verdampfte an der Luft sehr leicht, indem er alsdann dieselbe ohne allen üblen Geruch, mit dem blättrich kristallinischen Gefüge des Wallraths, in andern Eigenschaften aber zwischen Wachs und Fett mitten innen stehend, zurücklieſs.

Durch hinzugeschüttete Vitriolsäure*) entband sich aus der noch nicht getrockneten Talgsubstanz ein fürchterlicher Geruch, welcher, so wie das phosphorsaure Ammoniak, und der phosphorsaure Kalk, den man bey andern Behandlungsweisen darin gefunden, den noch anwesenden Phosphor verrieth. Stickgas war blos noch in jenen unvollkommen verwandelten Leichnamen rein enthalten, welche noch unveränderte Ueberreste von Muskeln,

---

*) Bey Hinzugieſsung der Säuren zeigten sich in dieser Substanz verschiedne Farben, meist rothe.

keln, Bändern u. a. Theilen mitten in der Fettmasse zeigten, in der vollkommnen Talgmasse war es in der Verbindung mit Wasserstoffgas, und meist nur in geringer Menge enthalten. Es war überhaupt der Stickstoff in Kohlenstoff verwandelt, und wir haben schon erwähnt, daſs man, nach den Versuchen des Luiscius, um so weniger Kohlensäure aus verwesenden Körpern erhält, je mehr Ammoniakgas sich entbunden, um so mehr, je weniger sich von dieser Luftart erzeugt hat.

Die Leichname bedürfen ohngefähr einer Zeit von 3 Jahren, die sie durch die Menge der von allen Seiten sie umgebenden Särge, oder durch Mauern, von der unmittelbaren Berührung der Luft oder des Wassers ausgeschlossen zubringen, um vollkommen in Talgmasse überzugehen. Es ist diese Verwandlung allen, meist durch Krankheiten, welche dem Tod vorausgiengen, abgezehrten Körpern, nicht minder als den fetten eigen, obgleich die lezteren, welche auch von der Pest und Fäulniſs am schnellsten ergriffen werden*), am frühesten in Fett verwandelt zu werden scheinen. Nicht minder ist die Verwandlung in Talg allen Theilen des Körpers, ohne Ausnahme eigen, auch solchen, welche keine Spur von Fett im ursprünglichen Zustand enthalten, und sogar in den Knochen ist nicht blos das Mark in reine Talgmasse verwandelt, sondern sie selber sind zwischen ihren Blättern von einer gleichen Substanz, in welche die in ihnen enthaltne Gallert übergegangen ist, durchdrungen, und scheinen nicht selten einer gleichen Verwandlung nahe.

Es

---

*) Das Fett selber verwest unter allen weichen Theilen fast am spätesten, desto mehr sind der Fäulniſs solche Theile bey fetten Körpern unterworfen, die vom Fett frey sind.

Es befremdet dies um so weniger, da man auch im lebenden Körper zuweilen alle Knochen des ganzen Körpers in eine talgartige Substanz hat verwandelt gesehen.

Die hier beschriebne Talgmasse ist überhaupt nur ein Produkt einer sehr unvollkommnen, und in ihrem heftigsten Ausbruche wieder verloschnen Verwesung, und die Erzeugung solcher Kohlenstoffhaltiger Materien verhält sich zur Erzeugung des Phosphors und den leichteren brennbaren Gasarten, und ihrem Verbrennen bey schneller Verwesung, wie sich der Rauch eines glimmenden Feuerbrandes zur hellen Flamme verhält.

Sie ist nicht den erwähnten Grüften zu Paris allein eigenthümlich, sondern Hr. Fourcroy schon erwähnt derselben in anderen Begräbnifsplätzen, und berichtet: dafs Hr. Poulletier de la Salle durch die unvollkommne Verwesung eines Stückes an die Luft gehangener Menschenleber nach 10 Jahren eine dem Anscheine nach erdige, grauliche und zerreibliche Substanz erhielt, welche eben so wie die aus den Todtengrüften schmelzbar war (unter Entwicklung eines heftig riechenden Ausflusses) und unter begünstigenden Umständen verbrennlich.

Hierher müssen auch die bekannten Versuche der Herren Gibbes gerechnet werden, welche aus allen weicheren Theilen der thierischen Körper, die sie mit einer dünnen Schicht Erde bedeckt, täglich einige Male unter Wasser setzten, nach einigen Jahren eine gänzlich homogene weifse Talgmasse erhielten, die an der Sonne getrocknet, und mit Wasser gereinigt, gar keinen üblen Geruch, sondern vielmehr den angenehmen des Wallraths hatte. Diesem glich sie auch in andren Eigenschaften, im kristallinischen Gefüge, Farbe, Glanz, Brennbarkeit,

barkeit. Bey der Destillazion entwickelte sich aus ihr, erst eine dünne wäſsrichte Flüssigkeit, dann ein leicht gerinnendes Oel, das beym Erkalten fester wurde als die angewendete Masse. Die unveränderte Fettsubstanz schon, brannte mit einem klaren Licht und ohne merklichen Geruch. Sie löste sich im Wasser leicht auf, um so mehr, je feiner sie war, wurde in der Luft trocken und brüchig, kurz sie glich in Allem der oben erwähnten des Hrn. **Fourcroy** vollkommen.

Ein Stück magres Fleisch, das mit Wasser über Quecksilber faulte, entwickelte Anfangs (wie auch bey diesem Prozeſs im Groſsen geschahe) eine groſse Menge (übelriechender) Gasarten, gieng aber schon nach 6 Wochen in eine weiſse Substanz, der beschriebenen nahe, über.

Herr **Gibbes** machte noch bey seinen Versuchen die Bemerkung, daſs das Muskelfleisch des menschlichen Körpers in eine weit kristallinischere und vollkommnere Masse der Art verwandelt würde, als das Fleisch von andern Thieren. Ueberhaupt geschieht aber jede Art der Verwesung im menschlichen Körper mit einer ganz vorzüglichen Vollkommenheit.

Auch der Käse, wenn man ihn in der Zeit seiner heftigsten Fäulniſs, voller Würmer und stinkend, in einem irdenen Gefäſs, verschlossen, an einen kühlen Ort setzt, ist nach mehreren Monaten in eine ähnliche vollkommen homogene Talgmasse verwandelt. Dieselbe Verwandlung findet an dem in allen Eigenschaften dem Käse ähnlichen Ferment und dem Hefenbodensatz der geistigen (besonders Wein-) Gährung, und an dem glutinösen Theile des Waizenmehles Statt *), wiewohl gerade diese

---

*) Es war nach den neueren Versuchen des Hrn. **Fourcroy** nach 3monatlicher Gährung, an Geruch der Materie der Kirch-

diese Phosphorreichen Substanzen einer ungleich schnelleren Verwesung, und einer völligen Auflösung in der Luft (Verbrennung), bey sonst hinlänglichem Wasser und freyen Zutritt der Luft, fähig sind.

Der übelriechende und Mistartige Rückstand, welcher aus der Verwesung aller Pflanzen ohne Ausnahme erhalten wird, ist von fettiger, hefenartiger Beschaffenheit *), und wird durch Behandlung im Wasser jenem Fett ähnlich. Es sind die Pflanzen um so mehr zur schnellen Fäulniſs und zu jener letzten Verwandlung geneigt, je reicher sie an Oel waren.

Ueberhaupt ist bey den Pflanzen, welche schon an sich an Oelen und an Kohlenstoff reicher sind als das Thierreich, ein fettartiger Rückstand bey der Verwesung ungemein häufig. Der letzte Rückstand der ganz verfaulten Pflanzen ist in allen Erdreich, in welchem Pflanzen begraben worden, nach Cartheuser und Shaw, als ein „mit Salzen verbundnes Fett“ (Seifenartig) sehr häufig enthalten, und dieser fette Bestandtheil giebt der Erde ihre Fruchtbarkeit. Dieses fettartige Produkt der Verwesung, selbst der reinen Pflanzen, ist es auch, welches bey der Bereitung des Salpeters lästig zu seyn pflegt, indem es schwer wegzuschaffen ist. Es hüllt die Salpetersäure in der Mutterlauge ein, und ertheilt der ersten Auflösung des Salpeters jene rothe Farbe, welche durch jede Verbindung der talgartigen Substanz mit Säuren erzeugt wird.

Kirchhöfe gleich, wurde unter den Fingern weich wie Wachs, schmolz und brannte mit Flamme, wobey der Geruch fettig war. Eine ähnliche „wie Horn“ brennbare Materie wurde aus dem Mehl der Saubohnen erhalten.

*) Nach Boerhave.

So wird auch die Fettsubstanz, welche die langsame Pflanzenverwesung erzeugt, bey der Bereitung der Potasche (auf trocknem Wege) erhalten, und Watson gedenkt einer aus trocknem Eichenholz erzeugten Potasche, welche wegen des vielen Fettes leicht zusammenflieſsend, und ungemein schwer zu calciniren war.

Säuren überhaupt bewirken durch ihre Einwirkung auf animalische Stoffe, ohne Ausnahme, dieselbe letzte Verwandlung schneller. So erhielt Berthollet durch Abziehen der Salpetersäure über alle thierische Stoffe ein geliefertes fettes Wesen. Auf gleiche Weise erhielten Fourcroy und Vauquelin bey der Zergliederung der holzigen Concretionen der Pflanzen durch Salpetersäure, ein ähnliches Wesen, das sich dem Wachse in etwas näherte. Auch in der Sodapflanze fand sich eine diesem gleiche strohfarbene Substanz, die beym Erkalten fest wurde, und an Zähigkeit dem Wachse glich. Dieses Wachs der Sodapflanze war dem vollkommen ähnlich, welches bey der Destillation des Eyweiſsstoffs des Blutes mit Salpetersäure erhalten wird.

Eben aber die Sodapflanze ist auch, wie das verwandte Kali geniculatum, ungemein zur Verwesung geneigt, welche Henkel*) bey der letzteren von vollkommen thierischer Beschaffenheit, mit dem heftigsten Gestank und Erzeugung von Würmern fand.

Die Säuren und das flüssige Ammoniak selber, sahen die erwähnten Chemiker bey dem allmähligen Ersterben aller Eigenschaften (des Geruchs u. ſ.) in sehr groſser Kälte endlich zu einer Gallerte oder fettartigen Materie werden. So gestand das Ammoniak zu Gallerte (der Kie-

sel-

---

*) Einleit. zur Mineralogie.

selfeuchtigkeit ähnlich), die übersaure Salpetersäure zu einer Art von Butter, die übersaure Schwefelsäure zu einer graulichweisen, die Salzsäure zu einer zeisiggrünen körnigen, an Konsistenz dem Fette gleichenden Masse.

Wir finden endlich auch bey den Metallen, deren Phosphorgehalt vorhin erwähnt ist, diese talgartige Materie, als einen der letzten Ueberreste ihrer Zerstörung. Denn zuerst — wie bey der Verwesung — sahe Wenzel den Phosphor der Metalle entweichen, hierauf, wie in der Mitte der ersten Periode der Fäulniſs des Ammoniak, trat ein Salz hervor, welches sich sehr zum Kristallisiren neigte, endlich, als dritter Bestandtheil, eine fette, talgartige Erde. Es wird diese in vorzüglicher Menge aus jenen spröden Metallen, welche sich durch strahlichen und blättrichen Bruch auszeichnen, erhalten, weil eben bey ihnen jener der Verwesung entsprechende Prozeſs der Zerstörung am vollkommensten unter allen Metallen geschieht. Denn nicht minder zeichnet diese Metalle eine Menge des Phosphors, welcher alsdann aus ihnen frey wird, und ihnen die gröſsere Flüchtigkeit giebt, aus, und der Schwefelkies mit strahlichen Bruch ist am leichtesten zum Verwittern geneigt.

Im Bley ist dieser talgartige Bestandtheil von weiſser Farbe, in andern Metallen mehr oder minder dunkel (grau). „Man findet diese Fetterde zuweilen schon vollendet in den Metallmüttern und Erzen,“ sie ist für sich allein in einigen Säuren auflöslich, (es ist dies dieselbe Eigenschaft, welche in der Talgsubstanz der Verwesung als Brennbarkeit erscheint.) nur unterscheiden sie von dem beschriebenen Residuo der organischen Fäulniſs, ihre Unschmelzbarkeit und Feuerbeständigkeit. Doch wird sie durch den Zusatz ihrer färbenden Erde leicht schmelzbar.

Diese talgartige Materie wird nicht selten durch einen freywilligen Prozeſs, welcher dem der Verwesung sehr ähnlich ist, aus den Mineralien erhalten. So erzählt Shaw, daſs aus einer Auflösung des grünen Vitriols im Wasser, dessen Abgang durch Verdünsten immer erneuert wird, an den warmen Sonnenstrahlen sich eine fettige Masse erzeuge, welche nicht mehr fähig ist, die Natur des gewöhnlichen Vitriols anzunehmen. Stürmische Witterung begünstigt diese letzte Verwandlung. Daher erhalten, wie Shaw berichtet, die, welche Vitriol graben, bey stürmischen Wetter aus dem der Luft ausgesetzten Vitriol keine festen Kristalle, sondern eine fettige Materie. Das flüchtig Brennbare ist durch die vorhergegangne Verdünstung entwichen.

Etwas Verwandtes scheint die weiſse, erdige Masse, welche Kunkel aus Kupfer und Schwefelkies erhalten.

Derselbe Vorgang, eines endlichen Uebergangs der Körper in etwas Talgartiges, wird in einer ungeheuren Ausdehnung in der Geognosie gefunden. Ein Freund, von welchem die Geschichte der Erde, wie die der Menschen, gleiche tiefe Aufschlüsse erwarten, C. von Raumer, hat mehrere von jenen Fällen, welche hieher gehören, zusammengestellt. „So erwähnt unser gemein-
„schaftlicher groſser Lehrer, Werner, in seiner Theo-
„rie der Gänge, einer solchen Masse im Hangenden und
„Liegenden der Gänge. Feldspath und Glimmer, und
„die zuweilen mitbrechende Hornblende sind daselbst zu
„einer Art von grünlichem Steinmark, oder auch Speck-
„stein verändert, und fast in einander geflossen. Auf
„diese Weise sieht man den Granit der 3 ersten Forma-
„tionen zu Freyberg, den Porphyr bey den Bleyglanzgän-
„gen im sogenannten Grunde, den Scenit zu Scharfen-
„berg,

„berg, den Thonschiefer zu Munzig, verändert.“ Wir haben das Entstehen der Metalle schon früher als eine Annäherung zum ersten und letzten Zustand der Dinge betrachtet, deren Grund wir an einem andern Orte untersuchen wollen, und wir sehen auf der einen Seite das Erscheinen des Phosphors, in den bunten Farben der in den Gängen vorkommenden Steinarten, ja als Phosphorsäure, in Fluſsspathsäure verkleidet, selber, auf der andern die fettartigen Massen, welche überall als letztes Produkt der Verwesung erscheinen, aus dem Chaos aber erhebt sich die erste und unvollkommenste Annäherung zum Organischen in den Metallen. Denn wir erkennen die äuſsersten Gränzen des Anorganischen in den sogenannten erdigen Fossilien, und in den Gebirgsarten, die neue Zeit, welche sich als Welt des Organischen über die Fluthen erhoben, wird in den Metallen begonnen. Wir läugnen nicht einen metallischen Anfang auch der alten Welt der Steine, jene Metalle aber, welche wir kennen, deuten nicht abwärts sondern aufwärts. (s. den IIten Abschn.)

„Ein Beyspiel der Verwandlung der Gebirgsarten „in talgartige Materie im Groſsen, ist uns die fette „Walkerde bey Roswein, wahrscheinlich durch Auflö„sung des Grünsteinschiefers entstanden. Basalt und „Wacke werden durch Verwitterung in einen fetten „Thon verwandelt, und in einem ähnlichen Zustande „scheint sich auch der magere Thon zu befinden, wel„cher bloſs durch Zusatz von Wasser zum fetten Teige „wird,“ es sey nun, daſs derselbe die noch unvollendete Masse, dem ursprünglichen Zustand noch nahe, oder die schon veraltete, und zurückkehrende bedeute.

„Auch die Oryktognosie ist reich an Beyspielen eines „Uebergangs ursprünglich nicht fetter Fossilien in fettige.

So

„So erwähnt **Mohs** in seiner Beschreibung des Mineraliencabinetts des Hrn. **van der Null** gemeiner Grenaten, auf der Oberfläche noch olivengrün, in vollkommnen Grenatdodecaedern mittlerer Gröſse, auf Strahlstein aufgewachsen, beyde Fossilien haben zum Theil eine perlgraue Farbe, und alle Kennzeichen des Specksteins angenommen.

„Auf diese Weise können selbst die vielen fettigen Gebirgsarten, welche zum Theil als eigne Formation im Serpentin vorkommen, zum Theil als Beilstein, Nephrit, Topfstein, Talkschiefer an andre Formationen, vorzüglich an Thonschiefer sich anschlieſsen, Reste verwesener Gebirgsarten aus der Urzeit seyn. Auch geognostisch läſst sich ein Uebergang aus dem gemeinen Thonschiefer in jene talkigten Gebirgsarten nachweisen.

„Merkwürdig sind auch die Afterkristalle des Specksteins, welche vor allen andren durch glatte Oberfläche u. a. ausgezeichnet sind.

„Es sind vielleicht jene talkigen Massen nur Produkte einer sehr langsamen Verwitterung der Gebirge, während derselbe Prozeſs, wo er schneller geschieht, als Verkohlung erscheint.“

Endlich kann man sich kaum enthalten, hierbey an jene gewaltigen, ungeheuer fernen Massen zu erinnern, deren **Herschel** in seinen Untersuchungen über den Bau des Himmels gedenkt, von mattem Licht und unbeweglich. Es sind Weltsysteme, noch verhüllt in den ursprünglichen Zustand, oder zurückgekehrt nach vollendetem Lauf des Daseyns, in die alte, erste Lebensempfänglichkeit.

Es ist der Kohlenstoff, welchen wir hier in den Oel- und Talgmassen vorwalten sehen, dasselbe Brennbare, was am Anfange der Verwesung als Phosphor entweicht. Die erwähnte Talgmasse ist nur ein Produkt der unvollkommnen und langsamen Verwesung, wir hielten aber für nöthig, dieses Produkt der Fäulniſs zu erwähnen, damit hernach sein Erscheinen im Organischen, wo es ungemein häufig vorkömmt, und seine Bedeutung verständlicher werden.

Wir haben schon vorhin den fürchterlichen Geruch, welcher von schnell verwesenden Stoffen ausgeht, bey einer gewissen Periode des Fäulniſs abnehmen, endlich ganz aufhören sehen. Zugleich erhalten die faulenden Körper, welche auf ihrer Oberfläche verschiedne Farbenwechsel erlitten haben, eine dunklere Farbe, als Zeichen des vorherrschenden Kohlenstoffs. Selbst bey langsamer Verwesung (wenn nur ihr Fortgang nicht ganz gehindert ist), entweicht nach einem Jahr der üble Geruch ganz, und die letzten Ueberreste zeigen den Duft der frischen Erde.

Die am meisten zur Fäulniſs geneigten Theile verwesen zuerst, und am schnellsten, hierauf bleiben die minder der Fäulniſs unterworfnen, gleich der Kohle bey einem schwer einzuäschernden Holz, dessen brennbarste Theile verbrannt sind, zurück. Doch wird unter sonst günstigen Umständen auch der nach dem Abgang des Brennbaren zurückgebliebene Körper, nur ein wenig langsamer, meistens aber doch binnen drey, oder in ungünstigerem Boden doch binnen sechs bis acht Jahren, bis auf die Knochen und Haare verzehrt. In unsern gewöhnlichen Begräbnissen, und bey allem ungehinderten Verlauf der Verwesung, hat die Natur jenes Umwegs nicht nöthig. Denn als einen solchen betrachten wir die Verwandwandlung in Talg, welcher erst langsam, durch langsames Verdünsten (Verbrennen) und allmälige Auflösung im Wasser, nach vielen Jahren verzehrt ist.

Auch in den erwähnten, und sehr ausführlichen Versuchen des Luiscius erzeugten sich die Talg- und Fettmassen aus verwesenden Körpern, vorzüglich nur da, wo die Fäulniſs sehr erschwert, oder ganz gehindert war. Am schnellsten geht die erste Periode der Verwesung unter Zutritt der freyen Luft, und bey der Berührung einer groſsen Menge Wasser vor sich. An Körpern, welche unter diesen Umständen faulten, nahm Luiscius die bedeutendste Farbenveränderung wahr. Es wurde hierbey viel Salpetersäure, und wenig Ammoniak gebildet, weil der Stickstoff der verwesenden Körper dem Streben nach der Vermischung des höchsten und vollkommensten Gegensatzes (des Sauerstoffs) zu gehorchen vermochte. Ueberhaupt entwicklen sich bey dieser Verwesung weniger Gasarten (dem Volumen nach) als bey andern Arten der Fäulniſs. Man erkennt auch hier deutlich die Gränzen der beyden Perioden der Fäulniſs.

Anfangs schwellen die faulenden Körper stark an, heben sich meist auf die Oberfläche, die festen Theile werden schwammig (diese schwammigte und poröse Textur ist auch noch im Innern der Talgmasse, welche Fourcroy beschrieben, sichtbar) und unkenntlich, und die erste Periode der Fäulniſs deutet sich auſser der Entwicklung der (meist brennbaren) Gasarten, deren Aufeinanderfolge die gewöhnliche ist, durch das Trübewerden der aufgelösten Materien, durch Bildung eines Häutchens und eines Niederschlags an. Endlich wird das Ende der ersten Periode an dem Wiederaufhellen der Flüssigkeit, und dem Niederfallen des obenauf schwimmenden Häutchens erkannt, und nun ist zugleich der Geruch nicht mehr faul, sondern stark ölartig, und zuletzt bleibt ein ölartiger Rückstand.

Es wurde von dem anwesenden Wasser die erste Periode der Verwesung zwar begünstigt, hierauf aber, als bey langsameren Gange der letzten Verwandlung, dem Rückstand von der zu groſsen Menge Wassers jede Berührung der Luft genommen war, gieng dieser, ohnehin hierzu geneigt, einen längeren und mühsameren Weg der Verwandlung.

Noch mehr geschieht die Erzeugung der wallrathartigen Substanz dann, wenn die Fäulniſs durch Mangel an Wasser unterbrochen wird. So auch, wo zwar eine mehr oder minder groſse Menge Wasser vorhanden ist, zugleich aber der Zutritt der freyen Luft gänzlich ausgeschlossen, oder nur wenig Luft vorhanden ist. Alsdann pflegen sich die Körper in eine seifenartige Masse, von der beschriebenen Natur, zu verwandeln.

Die letzte Verwandlung nimmt, wie das Leben, nur im Anfang einen vorzüglich schnellen und unaufhaltsamen Lauf. Später wird der Gang derselben langsamer, und sogar in einigen Fällen träge. Alsdann werden die Produkte derselben daurender *).

Es erscheint dieselbe Materie Anfangs als Phosphor, hernach als Oel oder Fett. Selbst chemische Untersuchungen lassen dieses vermuthen. So wird ein Gehalt an Phosphor in allen Oelen, den fetten wie den ätherischen,

---

*) Wir werden etwas Gleiches hernach am Leben sehen, und dort beydes deuten. Von dem Fett ist es gewiſs, daſs es im Leben und im Tode nur bey vieler und träger Ruhe entstehe.

schen, aus Westrumbs Beobachtungen wahrscheinlich, aus Rindertalg und Menschenfett erhielt Crell Phosphor, u. s. w.

Noch mehr, es erzeugt sich durch ein unvollkommnes Verbrennen des Phosphors selber, nicht Phosphorsäure, sondern Luftsäure, wie sich aus de Morveau's Versuchen ergeben. Die Holzsäure, deren Grundlage als Kohlenstoff erkannt wird, fand Hr. Göttling wie den verbrennenden Phosphor und Arsenik, stark nach Knoblauch riechend, endlich scheint das bekannte kohligsaure Gas, das Kruykshank aus organischen Substanzen durch zerstörende Destillation erhalten, sonst aber aus der Sumpfluft als Produkt der Verwesung erhalten wird, unter allen Gasarten so sehr mit den Phosphorhaltigen (in schneller Tödtlichkeit u. a.) übereinzustimmen, daſs man es für den Uebergang von diesen zu dem gewöhnlichen kohlensauren Gas halten kann. — Alle Oele leuchten, wenn sie sieden, im Dunklen, und dieselbe Eigenschaft besitzt die durchs Kochen derselben in bedeckten Gefäſsen erhaltene Kohle.

Man hat deshalb schon früher in der Phosphorsäure eine Grundlage vermuthet, welche derselben mit der Vitriol- und Salzsäure *), oder nach Paga auch mit der Luft- und Fluſsspathsäure gemeinschaftlich sey. Es ist dieser gemeinschaftliche Grundstoff das Element aller Körper, am deutlichsten aber der organischen, welche sich

---

*) Diese beyden sind auch nach Neumann ein Bestandtheil des Arseniks, nach Scopoli vornehmlich die letztere. In dem bekannten von Reisel erzählten Falle, wo ein phosphorescirender Schweiſs erschien, war zugleich der Urin ohne Phosphorsäure, und enthielt statt derselben bloſs Salzsäure.

sich ganz in denselben auflösen lassen. Es ist derselbe, welcher auch als Stickstoff, endlich in seiner geistigsten Form im Hydrogen gefunden wird.

Wir können zuletzt alle Oele ohne Ausnahme durch öfteres Destilliren im Wasser auflöslich, ungemein leicht und ohne Kohle verbrennlich, und hierdurch dem Aether, endlich aber dem Weingeist gleich machen. Man hat diesen letzten Zustand, in welchen sich die Oele überführen lassen, den öligen Grundstoff, welcher den thierischen wie den vegetabilischen, den fetten wie den ätherischen Oelen als Basis zu Grunde liege, genannt. Es ist eine Verwandlung, in welcher der Kohlenstoff endlich mehr und mehr die Natur des Wasserstoffs annimmt.

Endlich sehen wir sich durch die Verbindung der Phosphorsäure mit Erden und Kalien jene gummiartigen Massen bilden, welche sonst in der Natur überall dem Geschlecht der Oele verwandt sind. Die schwere Phosphorsäure des Lassone wurde durch bloſses Wasser in eine gallertartige Masse verwandelt.

Wir finden nicht minder in der Zeit der Begattung des Organischen, wo wir auch den Phosphor eine herrschende Rolle spielen sahen, den Kohlenstoff als Oel, als Fett auftreten. Und nicht minder folgt er hier dem Phosphor nach, als in der Verwesung, und die fettartigen Produkte der organischen Zeugung, erscheinen erst aus der verloschenen Flamme des Phosphors. Es finden sich die Oele fast in allen Pflanzenfrüchten. Von der Consistenz des Talgs als Cacaobutter, welche eine Säure, die der Säure des Talgs und des Wallraths gleicht, enthält, und endlich wie die oben beschriebne Materie in ein braunes Oel übergeht. Ueberhaupt gleicht, wie Brandis bemerkt, die Oelsäure der Fettsäure vollkommen, und jene fetten Oele, die mit den Säuren Fette statt der Harze bilden, und in der Kälte leichter als andre erstarren, sind bekanntlich von den Fetten nur der Consistenz nach verschieden. Eine Menge von Pflanzenölen erscheint auch gleich der Cacaobutter von talgartiger Beschaffenheit, oder von der Consistenz des Wachses. Von der letzteren, das aus den Früchten einer wachstragenden Art von Myrica, ein Mittel zwischen Talg und Wachs (mehr wallrathartig), das bekannte Erzeugniſs des Talgbaums und der buttertragenden Peckea. Fettartig erscheint das Kokosnuſs-, das grüne Lorbeer-, das Sesam-, das Muscaten-Bohnenöl und viele andre. Ueberhaupt wird die gröſsere Consistenz der Oele bekanntlich durch einen gröſsern Antheil Säure erzeugt.

Es enthält die gröſsere Anzahl der Pflawzenfrüchte (der eigentlichen, der Kerne) einen Antheil Oel. Bey einigen tritt es als Mehl auf, (dessen gröſster Theil bekanntlich mit Säuren eine talgartige Materie bildet,) und es ist, wie es scheint, derselbe Stoff, der in den Kernen des Weins als Oel, in dem Saft der Trauben als Zucker enthalten ist. Auch aus thierischen Stoffen erhalten wir bey der Behandlung derselben, mit etwas weniger Salpetersäure — Fett, bey der Behandlung mit mehrerer — Zuckersäure.

Bey einigen mehlreichen Früchten *) läſst sich auch darin ein gleicher Grundstoff des Phosphors, des Stickgases und des Kohlenstoffes erkennen, daſs nur in dem Wei-

zen

---

*) Bekanntlich erzeugt der Genuſs des gewöhnlichen Bieres aus Gerste vielen Phosphor, diesen erhielt Homberg aus dem Blut der Biertrinker. Beisel und Pattenkover sahen von selbst leuchtenden Urin, nach dem Genuſs des dicken Bieres.

zen der klebrichte thierische Theil, welcher einer wahrhaften thierischen Fäulniſs fähig, und ganz von der Natur des an Phosphor reichen Käse ist, in bedeutender Menge gefunden wird, während in andern, dem Weizen sonst auch noch so nahe verwandten Getreidearten, jener Bestandtheil auch, wie die übrigen, von vegetabilischer Natur, und ganz als Stärke erscheint. Dieser Bestandtheil des Mehls aber ist es, welcher durch Salpetersäure behandelt einen Rückstand hinterläſst, der ganz die Natur des Talgs, und den Geruch desselben hat.

Näher dem Brennbarsten verwandt, sind die ätherischen Oele, und diese pflegen auch überall in der Zeit des Blühens der Pflanzen, in der Zeit des Phosphors aufzutreten, während die fetten Oele erst bey der Reife der Früchte vollendet werden. Es müssen deshalb bekanntlich die Pflanzen, aus welchen man ätherische Oele erhalten will, in der Zeit des Blühens, oder bald nachher (wo das Brennbare, das in der Blüthe mit noch höherer Flüchtigkeit entwich, schon in einer zweyten etwas minder flüchtigen Form als ätherisches Oel erscheint,) und nur wenige (aus demselben Grund) vor dem Blühen gesammelt werden.

Im Thierreich ist es vor dem mannbaren Alter, in der Raupe, das Fett, was hernach als das geistigere Zeugende erscheint, und als Fett erscheint dies in verschnittnen Thieren. Einer gesunden und starken Nachkommenschaft haben sich fette Jünglinge selten zu erfreuen. Mehr der Bestimmung des Körpers angemessen, erscheint das Fett in späteren Jahren, wo sich die schon erlöschende Kraft des Zeugenden in ihm verliert. Brüste und Geschlechtstheile dienen — wie hernach gezeigt wird — derselben Bestimmung, und es zeigt sich auch bey ihnen dasselbe innre Leben bey den einen als Saamen, bey den andern als Fett.

Eines talgartigen Abgangs durch die gewöhnlichen Wege, gedenken viele Aerzte eben in solchen Fällen, wo sonst häufig ein heftig nach Fäulniſs riechender (phosphorreicher) Abgang wahrgenommen wird. Hierher gehört die Beobachtung des Th. Arnot *), nach Verrenkung des Rückgrats und Absterben der untern Theile des Leibes, die des Moebius (A. N. C.) bey einer Schwindsüchtigen u. a.

In eine talgartige Masse hat man fast alle Theile des Leibes, selbst ihre Knochen mit eingeschlossen, unter den nämlichen Umständen übergehen sehen, in welchen sonst Brand und heftige Fäulniſs der Glieder erfolgt. Ein Fall, wo alle Knochen in eine solche weiche Masse verwandelt waren, wird von Courtial in d. M. A. erzählt **). Das Blut sahe Puylon ganz zu einer fetten Masse in den Arterien geronnen. Die Muskelsubstanz noch am lebenden Körper in ein speckähnliches Wesen verwandelt sahe Bonnet, in dem von Saillant erzählten Falle, schienen auch die Gefäſse und Nerven schon an der allgemeinen Verwandlung in Fett Theil genommen zu haben, wenigstens waren sie nur noch mit Mühe zu unterscheiden. Aehnliche Fälle erzählen L. Tonal, Vicq d'Azyr, Isenflamm, Martin u. a., deren Bericht man bey Voigtel nachlesen kann. Das Herz sogar in eine Speckmasse verwandelt, sahe Weitbrecht, die Hirnhöhlen voll von einer Fettmasse, bey einem Fallsüchtigen

---

*) Edinburg. Med. Ess.

**) Aehnlich scheint diesem Fall der im Journal des savans von 1690.

tigen fand **Borellus**, Speckgeschwulst im Hirn sahe **Drelincourt**. Und so wird man die Erzeugung des Fetts, oder die vollkommne Verwandlung darein fast an allen Theilen, bey **Voigtel** finden.

Zuletzt erscheint, als äuſserstes Ende der Verwesung, die Verwandlung in Luft. In diese gehen endlich alle todte Körper nach vollendeter Verwesung über, und sogar die in ihren dumpfen Wohnungen verschloſsnen, und bey dem trägen Gang der Verwesung in Talg übergegangenen Körper, waren schon einige Jahre nach dem Tode nur zum zehnten Theil ihres vorigen Umfangs zurückgeblieben, und verdunsteten im Verlauf der Zeit immer mehr *).

Am deutlichsten aber geschieht die Verwandlung in Luft, wo die Verwesung unter den günstigsten Umständen geschieht, alsdann finden wir wenigstens die beyden Gegensätze der Atmosphäre als Salpetersäure.

Das Erdreich, selbst der frequentesten Gottesäcker, pflegte wie schon die Alten bemerkten, durch die häufig empfangenen todten Körper nicht zuzunehmen, und die Produkte der Fäulniſs sind von so flüchtiger Natur, daſs sie selbst aus marmornen Begräbniſsplätzen, ja durch diesen dichten Stein hindurch, nach **Cardanus**, als flüchtiges Oel einen Ausgang finden **). Wir pflegen die Ver-

wesung

---

*) Von jenen Mumien, welche die Natur ohne Zuthun der Kunst, durch Austrocknen erzeugt, ja selbst von den Künstlichen, ist kaum noch die Hulse des eigentlichen Leibes, Häute, Sennen und Knochen zurückgeblieben, alle zarteren Theile sind verdampft.

**) In dichten Doppelsärgen von Eichenholz, welche vor einigen Jahren zu Freybergsdorf in einer ausgemauerten Gruft

geöffnet

wesung durch unsre Weise des Beerdigens um einige Jahre zu verspäten, doch ist sie auch in den tiefsten Gräbern und in unsern engen Särgen in sieben bis acht Jahren vollendet. In achtzehn Monaten schon, wenn die wenig oder nicht bekleideten Leichname unmittelbar in das heilige fruchtbare Bett der Erde (selbst der gewöhnlichen, nicht allein der der Todtenäcker) gelegt werden, und unter günstigern Umständen noch früher. Schneller noch, aber gewaltsamer, geschieht die letzte Verwandlung durchs Feuer; eine etwas minder gewaltsame und schnelle Weise ist die einiger orientalischen Völker, welche das Fleisch der Todten dem Leibe der Thiere anvertrauen. Denn es pflegt der Assimilationsprozeſs nur das ihm Untergeordnete anzunehmen, zugleich aber Alles, was ihm eingegangen, in den Zustand der ersten und letzten Materie, in den Zustand der vollendeten Verwesung zurück zu führen.

Endlich bleibt von den weicheren Theilen des Leibes kaum eine — an Brennbaren reiche — Erde zurück, und die entfliehenden Bestandtheile des Körpers, werden zuletzt kaum mehr als leuchtende Dünste, welche über den Wohnungen der Verwesung schweben, wahrgenommen, und selbst die Knochen, so wie die Haare, welche beyde als das Todte und Anorgische des Lebensprozesses angesehen werden können, verlieren allen vorigen Zusammenhalt, und bleiben, wie solche, welche durch Einwirkung des Feuers morsch und zerbrechlich geworden sind, und zuletzt als Erde zurück.

Der zarte Leib der Kinder pflegt deshalb in Kurzem bis auf die letzte Spur verzehrt zu seyn, weil in den Knochen

---

geöffnet worden, fand man von den seit einigen Jahrhunderten Beerdigten, nicht einmal mehr ein Häufchen Asche, sondern die nackten Knochen überzog nur hier und da ein kaum eine halbe Linie dicker Schimmel.

chen noch die Gallerte vorwaltet. Doch bedarf, unmittelbar in der Erde, auch der Leichnam Erwachsner fast nur eines Frühlings und eines Herbstes, und das heilige Werk der Verwesung ist vorüber. Es erhebt sich dann das letzte Ende derselben, den Sinnen ferner nicht wahrnehmbar „in den heiligen Garten der Liebe, des Lebens „und der Zeugung, in die Luft, in welche die Einflüsse al„ler Gestirne aus- und eingehen, und welche alles Leben„dige, alles Zeugende, alles Schaffende athmet." Diese ist der lebendige Hauch, welcher alle Welten unter einander, und mit der höheren Mutterwelt vereint, und in welchem Alle Naturen zuletzt, einstimmend in seine Harmonie, verschlungen, von neuem gezeugt werden.

Und wie diese Luft, welche uns umgiebt, erst mit der Zeugung des Organischen auf Erden entstand, und wie mit ihr und durch sie, das Wort des Lebens Alle Lebendigen geschaffen, so vergehen diese von neuem in und durch dieselbe, auf dafs sie von neuem von dem Athem des Lebendigen beseelt würden.

Doch hoffen wir später hiervon ausführlicher und würdiger zu handeln. Alsdann wird es auch Zeit seyn, diese lange Geschichte der Verwesung, welche vielleicht Einige abgekürzt gewünscht hätten, zu rechtfertigen. Denn wir haben in derselben nicht allein das Ende der organischen Wesen, sondern nicht minder den Anfang derselben, und das Element des Lebens beschrieben, welches alle Organische in der Zeit ihres Wirkens bereiten. Es war nöthig, die Grundmaterie aller Dinge in ihren verschiedenen Formen zu sehen, wo es leicht war, das Eine in Allen fest zu halten, denn wir werden sie auch nachher im Prozefs des Lebens, verkleidet in mannichfaltige Gestalten, sehen.

4) *Von der sogenannten ersten Materie der Alten, nebst einigen vorläufigen Bemerkungen über Zeugung und Aſsimilation.*

Einige ältere Chemiker, welchen die Wahrheit wenigstens nicht ferner stund als unsren Zeiten, haben oft von einer prima materia, in welche zuletzt Alles versänke und aus welcher Alles entstünde, geredet. Es scheint die Sage von einer solchen Grundmaterie von sehr hohen Alter, und unsre ältesten Chemiker schreiben sie dem gemeinschaftlichen Aufgang aller Wissenschaften, dem Orient, ursprünglich zu. Ja es soll nach ihrer Meynung diese einfache Lehre so alt als Natur, Mensch und Wahrheit seyn. Gewiſs ist, daſs sie die Europäer von den Arabern, und diese, wie es scheint, von Völkern, welche weiter nach dem Ganges wohnen, empfingen. Einige davon, scheinen sich auch in den Religionsbüchern der alten Parsen zu finden.

Es ist die Lehre von der prima materia, und ihre sonderbare Anwendung, in Europa so alt, als die Religionskriege mit dem Orient, und die erste Verbreitung jenes Nachhalles, der uns noch von den Lehren der ältesten griechischen Philosophen übrig geblieben.

Wir sehen die Verwesung zuletzt, und kurz vorher ehe uns ihre letzten Ausgänge in der Luft verschwinden, in einem fetten Schleim- oder Gallert-ähnlichen Wesen enden, und ein solches liegt *) jenen bey Nacht leuchtenden Dünsten zu Grunde, welche sich als die feinsten und letzten Ueberreste aus verfaulten Körpern erheben. Als eine fette und schleimigte Erde beschreiben die Alten einmüthig ihre prima materia, welche sie in ihren Untersuchungen

---

*) Nach Chladni, und schon nach Fludd.

chungen (zuweilen Träumen) bald ihr Feuer, bald ein auflösendes Wasser nennen. Es läſst sich diese Materie, welche Einige als einen Niederschlag aus der Luft betrachten, Andre aus der Kohle und den Ueberresten verwester oder verbrennter Pflanzen u. a. erhalten haben *), im Wasser auflösen. Mit Wasser vermischt, geht sie in eine Art von fauler Gährung über, in welcher sie, der Brütewärme ausgesetzt, erhalten wird. Es wird alsdann zuerst ein Spiel der mannigfaltigsten Farben an derselben wahrgenommen, zuweilen, vielleicht wenn die angewendete Wärme zu groſs gewesen, entzündet sie sich mit einer wirklichen Flamme. In diesem ersten Zustand nennen sie die alten Weltweisen einen bunten giftigen Drachen, denn in dieser Periode soll sie einer fürchterlichen giftigen Wirkung fähig seyn. Hierauf verliert sich dieser zu fürchtende Zustand, und die Materie färbt sich weiſs (wie die in Talg übergehenden verwesenden Körper). Diese Farbe geht aber bald von neuem, bey zurückkehrender Brennbarkeit, in Purpurroth über, und nun wird das Ganze durch einen neuen Zusatz leuchtend. Hernach erscheint die ganze Masse mit (im Dunkeln) leuchtenden Punkten überstreut, und wenn endlich dieser Zustand zur Vollendung gekommen, ist das Ganze in eine durchsichtige, schleimigte Materie verwandelt, welche stark glänzend ist, und in alle Farben des Regenbogens, oder in einzelne strahlend helle Farben spielt.

Wir haben dieses Spiel der Farben, den giftigen Zustand, und alle andere Eigenschaften, auch bey der Verwesung gesehen.

---

*) Unter andern aus der Potasche, welche deshalb mit verschiednen darauf hindeutenden Namen bezeichnet wird. Hieraus hat man Grund, einige Verwandtschaft mit Winterls Andronie zu vermuthen.

Diese vielbeträumte Substanz nennen Einige einen Schleim der Erde, Andere eine fette, schleimigte und feurige (phosphorische) Erde, oder ein feines Wesen von schweflichter (phosphorischer) Natur. Es sey diese Materie, welche auch ohne Zuthun der Kunst im Innern der Erde gebildet werde, der Saame aller Dinge.

Die erste Materie der Alten, welche ein gemeinschaftliches Auflösungsmittel aller Metalle, und der meisten andern Körper ist, und das Wasser schnell zur Fäulniſs bringt, ist dieselbe, welche als Andronie mit Säuren verbunden, ein so gewaltiges und unwiderstehliches Auflösungsmittel ist, und welche, im Wasser der Themse aufgelöst, in diesem eine so vollkommne Scheidung durch die Fäulniſs hervorbringt, daſs aus ihm ein reiner und brennbarer Geist, wie aus dem Weingeist erhalten wird. Es würde möglich seyn, durch ein so schnelles Gährungsmittel des Wassers, dem menschlichen Geschlecht auf etwas kürzerem Wege des Nachts Licht, und in der kalten Zeit Wärme zu verschaffen, als in einigen neueren Versuchen (mit den Thermoöfen) geschehen ist. Die künftigen Zeiten werden ohnfehlbar lernen, das nöthige Brennbare aus dem Wasser unmittelbar zu erhalten, und so dem Mangel an gewöhnlichen Brennmaterialien abzuhelfen.

Von ihrer prima materia behaupteten die Alten, daſs kein Ding in einen neuen Zustand übergehen könne, ohne erst mit derselben vereinigt, ohne sie selber zu werden, denn dieser Zustand sey Allen Wesen beym Entstehen und Vergehen eigenthümlich. Es hat uns die eben abgehandelte Geschichte der Verwesung belehrt, daſs diese Behauptung allerdings wahr sey, daſs die verschiedenartigsten irdischen Naturen zuletzt in Eine, sich überall gleichende Substanz durch Verwesung, oder Prozesse, welche derselben gleichen, übergehen.

Es ist dasselbe heilige Element, aus welchem im Anfange die Erde selber und alle Gestirne, und alles, was auf ihnen ist, gemacht ist, und in welchem am Ende der Zeit die Welt zur neuen Zeugung bereitet wird.

Was nun die Anwendung jener chemischen Substanz der Alten auf die Verwandlung der Metalle betrifft, so pflegt bekanntlich die Zeit der letzten Verwandlung, an Dauer mit der des Lebens in einigem Verhältniſs zu seyn *), und es bedürfen die kurz lebenden unvollkommnen Gewürme, welche in ihrem gallertartigen Körper noch fast ganz die erste Materie sind, so wie die Schwämme, welche in einer Nacht hervor wuchsen, auch kaum einer einzigen Nacht, um zu verwesen. Die saftreichsten Gewächse, welche am schnellsten wachsen und am kürzesten leben, verwesen nach Verhältniſs eben so schnell, als sie aufwuchsen, während die tausendjährige Eiche, selbst an freyer Luft, Jahrhunderte an dem Fuſse eines fast eben so hohen Nachwuchses liegt, ehe sie ganz in das erste Element zurückkehrt. Auch im Thierreich richtet sich, wenn Wärme und Feuchtigkeit von auſsen sie begünstigen, wie es scheint, die Verwesung nach der Dauer des Lebens, und wir sehen auch bey unserm Geschlecht die Körper der Alten in der Erde lange ausdauern, während die Jungen schnell vergehen.

Aber welches Verhältniſs der Zeit nach, könnte die Zeit des Vergehens, zur Zeit des Entstehens bey solchen Körpern

---

*) Mit der ganzen Zeit des Zwischenzustandes, zwischen der Verwesung und neuen Zeugung, verhält sich die Zeit des Todes zu der des Lebens, im eigentlichen Sinne wie die Zeit der Sonnennähe bey den Kometen und Planeten, zur Sonnenferne, u. ſ.

Körpern haben, welche nicht in einem Jahre, ja nicht in einem Jahrhunderte entstanden, sondern welche ein Werk vieler Jahrtausende sind? Als diese erkennen wir die Metalle und überhaupt die meisten Mineralkörper. Es hat über ihnen Jahrtausende die zeugende Fluth gebrütet, und die meisten tragen das Siegel nicht ihres Jahrhunderts, sondern ihrer Jahrtausende.

Deshalb sehen wir auch die meisten Mineralkörper mit einer unzerstörbaren Dauer den Zeiten trotzen, doch sahe Vairo das Silber alter Münzen, welche der Göttin Mephitis geweiht, vor mehr als einem Jahrtausend in Höhlen, welche die in ihnen erzeugte Luftsäure vergiftete, geworfen waren, von der bloſsen Luftsäure fast ganz zerfressen und zerstört, obgleich sonst das kohlensaure Gas nie eine ähnliche Wirkung aufs Silber äuſsert.

Ungleich schneller aber bewirkten die Alten die Zerstörung der Metalle, und die Verwandlung derselben in den anfänglichen Zustand aller Körper, durch ihre erste Materie, die sie ihnen zu einem ähnlichen Zwecke als in andern Fällen ein Ferment, zusetzten. Es ist eine Eigenschaft dieser Alles zeugenden Substanz, alle Dinge, welche sie berührt, mit der Gewalt der Miasmen, sich selber ähnlich zu machen, und wir haben an diesem Produkt der Verwesung, wo es als Gift oder als Pesthauch wirkte, die ungemeine Schnelle, mit welcher es die Körper zerstört und in die letzten Elemente auflöst, bemerkt.

Wir haben dieses Verfahren der Alten, und den wichtigen Theil der ältern Chemie, welcher von der Grundmaterie handelt, nur mit einigen Worten erwähnen, und sie auf jene Prozesse der Natur, welche mit ihrer Geschichte übereinstimmen, in Beziehung setzen wollen. Wir sind es der Wahrheit und der Zeit der Vorfahren schuldig,

schuldig, auch dieses jetzt verrufenen Gegenstandes zu gedenken. Mehr bedarf es auch nicht für Die, welchen die Trümmer der alten Welt, aus dem Orient zu uns gebracht, heilig sind.

Wir sehen das letzte Ende der Verwesung, in ölartige endlich aber in gallertartige Substanzen ausgehen, und in solchen sehen wir nicht minder die ersten Anfänge des Thier- und Pflanzenreichs beginnen. Die zarten Wasserthiere und Halbpflanzen, an der Gränze alles Organischen, sind gallertartig, eine gallert- und zum Theil eine ölartige Flüssigkeit (die Dotter im Ey u. a.) sind der Anfang jedes einzelnen Thieres, jeder Pflanze.

In dem Saamenkorn, wenn es in die Erde gelegt worden, erwacht zuerst, gleich im Beginnen der neuen Verwandlung, das Brennbare; deshalb sind Fruchtkörner vorzüglich erst dann zur Weingährung, und zur Bereitung geistiger Getränke geschickt, wenn sie bey mittlerer Wärme und Befeuchtung angefangen haben zu keimen. Hierauf sehen wir die in allen Pflanzen enthaltenen öl- und mehlartigen Bestandtheile in einen zarten Schleim aufgelöst, aus welchem sich die künftige Pflanze entwicklet.

Im Assimilationsproceſs, wie er im Groſsen in den vorzüglich dazu bestimmten Theilen, im Kleinen aber in jedem Theil des Leibes vollführt wird, geschieht unaufhörlich eine gleiche Verwandlung in die erste und letzte Substanz. Beschränkter, aber auf kürzerem Wege als in der Verwesung, denn wir sehen faulendes Fleisch im thierischen Magen sogleich seine faule Eigenschaft ablegen, und in gesunden Chylus übergehen, welcher mit den letzten und vollendetsten Produkten der Verwesung übereineinstimmt. Auch in andren Fällen wirkt der lebendige Organismus, auf Körper, welche für sich sehr zur Fäulniſs geneigt sind, durch seine Gemeinschaft mit ihnen antiseptisch.

Ueberhaupt werden alle, im Werk der letzten Verwandlung begriffene Dinge, jemehr sie hierdurch schon dem ursprünglichen Zustand aller Natur und der ersten, reinsten Lebensempfänglichkeit nahe getreten sind, um so leichter von allen äuſseren Lebenseinflüssen bewegt, und von der Natur fremdartiger Wesen ergriffen. So wird die Fäulniſs selbst durch die ohnmächtigere saure Gährung aufgehalten, diese aber hinwiederum durch eine nicht zu geringe Menge fauler Körper. Bloſses Waschen mit kohlensaurem Wasser, erhielt in Lees Versuchen das Fleisch frisch, nach Thouret reines Oxygengas, und nach Crell überhaupt alle Säuren.

Die meisten antiseptischen Mittel scheinen den ersten Grad der Verwesung, die Fäulniſs im engeren Sinne, dadurch zu zerstören, daſs sie den Uebergang in die 2te Periode, welcher ihre eigne Natur nahe steht, beschleunigen. In Pringles Versuchen sehen wir deshalb das flüchtige Hirschhornsalz, welches den Produkten der 2ten Hälfte jener ersten Periode der Verwesung entspricht, nur 4 mal antiseptischer wirken als gemeines Salz, während die an ätherischen Oelen reichen Chamomillen, Pfeffer und Serpenteria, welche der 2ten (Oelerzeugenden) Periode der Verwesung schon etwas näher scheinen, 12 mal Asa Foetida, und andre Harze (mit Oxygen verbundne Oele) so wie Myrrhe 30 mal, Kampher aber, ein concretes Oel, 300 mal antiseptischer erscheinen. Schon die Hitze, welche die ölichte Natur der Körper entwickelt, wirkt antiseptisch. Deshalb verlieren leuchtende faule

faule Körper ihr Licht in einer Wärme von 108 Grad auf einige Zeit, in einer noch gröſseren aber ganz.

Meist geschieht durch die Wirkung jener antiseptischen Mittel der Uebergang in die 2te Periode der Verwesung unvorbereitet und vorschnell. Wir sehen an einbalsamirten Körpern, die noch unreife Verwesung aufgehalten, und den Leib, dem Anscheine nach, fast noch unverändert zurückbleiben. Doch wird endlich von jenen flüchtigen, brennbaren, und der Verwandlung in Luft nahe stehenden Substanzen (diese sind am meisten antiseptisch) den todten Körpern ihre eigne Flüchtigkeit mitgetheilt. Es verdampfen alle weicheren Theile, und nur einige Häute, Sehnen und Knochen bleiben als leeres Gewand zurück.

Die Leichtigkeit aber, mit welcher in den Versuchen mit antiseptischen Mitteln auf faulende Substanzen gewirkt wird, erinnert uns von Neuem an die Bedeutung der Verwesung und Assimilation. Denn dieses ist die Nothwendigkeit jener Prozesse des Lebens und des Todes, welche die erste Materie bereiten, daſs sie uns neue, immer höhere Lebensempfänglichkeit gaben. Wir haben schon früher (zu Ende des ersten Theils) gesehen, daſs die Wirkung des Lebens nach auſsen, das Eingreifen desselben in den Lebenskreis des Ganzen um so glühender sey, je höher die Lebensfähigkeit ist. Die höchste Einfalt der Natur ist es, welche das Einzelne in jenen erhabenen Momenten seines Entstehens und Vergehens mit dem ewigen Ganzen vereint, indem es so, dem ursprünglichen Zustand der Empfänglichkeit nahe, von dem Leben aller höheren Naturen bewegt wird, und nachdem wir den Schein der Selbstständigkeit, und die dermalige Individualität aufgegeben, werden wir in der hohen

Wech-

Wechselwirkung aller Weltkräfte, zur neuen höheren Zeugung bereitet.

Eine gewisse Annäherung an die Reinheit und Empfänglichkeit des ersten Elements geschieht, (wie wir später noch mehr sehen werden) durch die Verdauung an jenen Substanzen, welche von ihr ergriffen sind, und wir finden eben den Magen, und wie es scheint, die Leber, einer gewissen Wechselwirkung nach auſsen fähig, welche sie zum Mittelglied einer dunklen Vereinigung zwischen uns und fremden Naturen macht. Im Somnambulismus ist es vornehmlich die Gegend des Magens, welche die in solchen Zustand Begriffenen der Verbindung mit einem fremden Leben, und der Offenbarungen des Entfernten fähig macht. Die sonderbarsten und prophetischesten Träume kommen sehr häufig aus dem Unterleibe, aus ihm die gewöhnlichen Visionen, und die Fertigkeiten der Nachtwandler. Der Unterleib ist es, welcher an den Wechseln der auſsren Natur, und der von Mond, Sonne und andren Gestirnen abhängigen Veränderungen am meisten Theil nimmt, und er ist es vornehmlich, welcher den Fiebern ihre an den Tageswechsel geknüpfte Natur giebt.

Am meisten aber vor allen Theilen des Unterleibes, bringen das thierische Leben die Zeugungstheile mit der äuſseren Natur in Harmonie. Diese machen die meisten Thiere von gewissen Jahreszeiten abhängig, und zu einem Bild dieser Jahreszeiten. Mehr aber noch deutet auf ihre Wechselwirkung mit dem höheren Lebenseinfluſs ihre Eigenschaft, erfüllt von ihm und gleich ihm zu zeugen und zu schaffen.

Doch sind andre und wichtigere Organe, jenes anfängliche Element der Dinge, viel reiner und geläuterter, als alle andre Theile. Was an jenen untergeordneten Organen Statt findet, findet es noch weit mehr an den höchsten und vollendetsten, jedoch aus entgegengesetztem Grund. Es gleichen diese dem schon vollendeten Leben in seiner höchsten Reinheit, jene dem noch trüben, beginnenden. So findet auch zwischen dem erhabensten Weltkörper unsres Systems, der Sonne, und den unvollkommensten, den Kometen, eine ähnliche Uebereinstimmung Statt, während die letzteren ein Bild der Assimilation, die Sonne aber mit ihrem heiligen Licht eine Offenbarung des höchsten und glühendsten Lebens ist.

Wir tragen in uns einen Ueberrest der auch schon an unsrem Daseyn vorübergegangenen Verwesung, einen Funken des ersten Elements, welcher von Stufe zu Stufe durch immer höheren Tod und höhere Zeugung geläutert, in uns verwahrt geblieben — das Gehirn. Es will dieses Geschenk des Todes, seine hohe Natur nicht verläugnen, und Individuum mit uns werden, und dieses Leben scheint zu seiner Reife zu kurz. Wenn an seinem Ende der andre Leib des bisherigen Werkes satt ist, wird in jenem höheren Organ noch immer die Sehnsucht nach etwas Höheren jung gefunden. Des Lebens Mühe, und die Jahrtausende eines vielleicht schon an uns vorübergegangenen (vormenschlichen) Daseyns, haben diese ewige Jugend und anfängliche reine Empfänglichkeit nicht vernichten können, und dieses immer neue Sehnen will an des Lebens Mühen und Freuden, so grofs und viel sie waren, will an dem eignen Werk, so hoch es gewesen, nie zufrieden, nie gesättigt seyn. Wir bringen Dir es wieder, heilige Natur, Dein erstes Geschenk, das wir diesem Leben nie ganz aneignen, nie ganz unterordnen können! Nimm es wieder, noch ungesättigt, jung an Streben,

ben, unvollendet, wie Du es uns gegeben. Jene Reinheit aber, welche von dem Leben nur getrübt, nie vernichtet werden konnte, gieb Du ihm wieder, in der Stunde der neuen und letzten irdischen Verwesung!

Wir werden von der Bedeutung und dem Ursprung des Gehirns hernach noch oft reden, und uns bemühen sein Verhältniſs zu allen übrigen Theilen in einiges Licht zu stellen, es sey hier nur noch erlaubt, auf jene gröbere und materielle Uebereinstimmung der Funktionen des Gehirns mit den Zeiten und Veränderungen des Weltalls, welche krankhaft ist, hernach aber noch mit einigen Worten auf die ungleich erhabnere und natürliche hinzudeuten.

Von jener körperlichen Uebereinstimmung (körperlich im engsten Sinne, weil sie sich auf die Massenverhältnisse des Gehirns zu dem in ihr umlaufenden Blute, ja auf die veränderliche Gröſse des Gehirns selber bezieht) würden hier viele Beyspiele am unrechten Orte stehen, besonders da wir uns mehrere auf eine andre Stelle dieses Werks, wo das Gesetz dieser Uebereinstimmung erwähnt wird, vorbehalten wollen. Sehr bekannt ist z. B. die Abhängigkeit einiger Arten des Kopfschmerzes von dem Laufe der Sonne. In Fällen, welche **Langelott**, **Testa** u. A. erzählen, pflegte das heftigste Hauptweh mit Sonnenaufgang zu beginnen, je höher die Sonne stieg immer tobender, am Mittag am stärksten zu werden, hierauf mit der Höhe der Sonne abzunehmen und mit ihrem Untergang zu enden. Man hat einen ähnlichen Kopfschmerz, der umgekehrt nach Sonnenuntergang begonnen, und mit der Finsterniſs der Nacht zu- und abgenommen, beobachtet.

Ja die Masse des Gehirns selber soll, nach den Alten, mit dem Monde ab- und zunehmen. Einen aus dem Ge-

hirn

hirn durch den zerbrochnen Schedel hervortretenden Auswuchs, sahe Stengel mit dem Monde wachsen und kleiner werden, eines ähnlichen Falles erwähnt Salmuth u. f.

Selbst die höheren Verrichtungen des Gehirns, scheinen deshalb in krankhaften Fällen von den Naturwechseln abzuhängen. Man hat Menschen, welche sonst von sehr sanfter Gemüthsart waren, bey gewiſsen Veränderungen der Witterung grausam bis zum Blutdurst, oder höchst streitsüchtig gesehen. Fälle dieser Art erzählt La Metrie in seinem l'homme machine. Einen gänzlichen Verlust des Gedächtnisses bey heiſsem Wetter, und seine Wiederkehr bey kühlem, beobachtete van Swieten. Ohnmachten bey Sonnen- und Mondfinsternissen sind allbekannt, nicht minder jene Epilepsien, welche vom Mond abhiengen. In einem der letzteren Fälle, den Bartholin berichtet, sahe man einen rothen Fleck an der Stirne des Kranken mit dem Monde ab- und zunehmen. Epilepsie von der Ebbe und Fluth des nahen Gewässers abhängig, beschreibt der bekannte Mead.

Sehr berüchtigt sind auch die Geschichten periodischer Stummheit, von Aelteren und Neuern beobachtet. Merkwürdig scheint vornehmlich die von Wepfer und dem älteren Gmelin beobachtete, wo der seit seinem 15ten Jahre Verstummte, jedesmal nur in der Mittagsstunde (von 12 bis 1) reden konnte, sobald aber die Sonne ihren höchsten Stand verlassen, auf einmal, ohne von der Zeit zu wissen, und selbst (von Drohungen oder Versprechungen ge[illegible]t) bey der heftigsten Anstrengung der Zunge, stumm wurde, so daſs die Worte des im Lesen oder Beten Begriſſenen, plötzlich unvernehmlich waren.

Allein

Allein es bewährt sich die Nähe, in welcher das Gehirn an Reinheit und Lebensempfänglichkeit dem ursprünglichen Element der Dinge geblieben, ungleich vollkommner in seiner hohen Bestimmung während des Lebens. Wir stehen schon durch die Sinnen in der erhabensten Wechselwirkung mit dem Weltganzen, selbst jene Wirkung nach auſsen, welche das Nervensystem an andren Theilen des Körpers zeigt, ist in gewissen Fällen sehr bedeutend, und wir kennen sie als elektrischen Schlag an gewissen Fischen, als Magnetismus im Menschen. Von einer Sphäre dieser Wirksamkeit, wie sie bey dem Menschen Brust und Leib von oben nach unten abnehmend, und vorzüglich vornen (am Rücken ist sie sehr gering) umgiebt, und nach welchen Richtungen sie im Thiere wirkt, wird an einem andren Ort die Rede seyn.

Endlich aber ist der innre Sinn, das höhere und geistigere Organ, welches im Gehirn wohnt, ein hohes Mittelglied zwischen uns und der Ursache alles Seyns, zwischen Einzelnen und Weltall.

Andre Glieder des Leibes, auſser den erwähnten (zu Magen und Gehirn gehörigen) sind bloſs, wenn sie durch Krankheiten geschwächt, in den ursprünglichen Zustand zurücksinken, einer merklichen Empfänglichkeit für die Veränderungen des Ganzen fähig. Einer Rückkehr in das ursprüngliche Element, gleicht unter andern die Vereiterung, überall entstehend, wo ein Theil des Körpers zerstört, oder etwas Neues gebildet wird. Das Eyter gleicht vollkommen den Produkten der zweyten Periode der Verwesung, wie vorzüglich Gaber gezeigt hat. Narben, vereiterte Wunden, offne Schäden, und in Vereiterung begriffne Theile, haben deshalb bekanntlich eine sehr bestimm-

bestimmte Vorempfindung von künftigen Witterungsveränderungen, und pflegen mit denselben sich zu verschlimmern oder zu verbessern, selbst wo kein unmittelbarer Zutritt der Luft möglich ist.

Selbst die für unwürdig gehaltnen Aussonderungen des Leibes, sind mehr oder minder vollkommne Uebung einer hohen Bestimmung des Lebens — die erste Materie zu bereiten. Wir pflegen hierdurch innerhalb unsres Leibes selber das zu vollführen, was ältere Naturforscher aufser sich, in der Körperwelt zu bereiten, für höchste Bestimmung hielten, und der Unterleib besonders ist ein geborner Alchymist.

Jene immer neue Schöpfung, welche wir Leben nennen, erfodert immer neue Lebensempfänglichkeit. Das Schaffende in seiner höchsten Fülle nahet sich nur dem gereinigten und geheiligten Element. In jenes erste Element versinken alle Dinge in der Nähe eines höheren Lebens, damit sie desselben empfänglich würden, und sterben in den höchsten Momenten ihres Daseyns, wenn sie das Leben des Weltalls ergriffen. Sie sinken zurück in die erste Empfänglichkeit, damit sie in eine neue und höhere Wechselwirkung mit dem Ursprung des Lebens treten.

Auf diese Weise vergeht auch das individuelle Daseyn der untergeordneten Organe, unter der hohen Einwirkung der geistigeren, und bereiten sich zur ersten Reinheit, um jene höheren Einflüsse in sich zu empfangen. Durch dieselben werden die untergeordneten Organe auf ihre Weise den vollkommensten Theilen des Leibes gleich, und die willkührlichen Bewegungen des Muskelsystems, sind in den Assimilationsorganen von neuem aufgehoben, und wie das Gehirn, sind jene Theile, beson-

besonders im Schlummer, oder wenn sonst das Licht der geistigeren Organe geschwächt worden, Vermittler zwischen uns und der Auſsenwelt. Am meisten aber im Tode, wenn jenes höhere Licht auf eine kurze Nacht ganzlich untergegangen, und alsdann ist das letzte Werk jener untergeordneten Organe heilig zu preisen.

Wahrend des Lebens aber ziemt es uns nicht, den Magen und den Unterleib zum Vermittler zwischen uns und den Einflüssen des Weltalls zu machen. Und doch geschieht es nur zu leicht, daſs diese Theile durch vielfaltigen Ueberfluſs, und zu groſse Nachsicht, oder durch eine grobe und des höheren Menschen nicht würdige Nahrung, zu thätig werden, und daſs alsdann, vermöge einer unverkennbaren und ungemein innigen Sympathie, zwischen Magen und Gehirn, jener über dieses herrscht. Dann wird das Gehirn zum Spiegel des Magens erniedrigt, durch welchen die Stimme der äuſsren Welt nur zu laut zu uns spricht; so daſs die höhere Stimme von oben, welche reiner und geistiger ist, durch das unbillige Geschrey der andern unvernehmlich wird. Dieses ist der Streit des Thierischen in uns mit dem besseren Willen. Wir sollen uns den höheren Offenbarungen des Weltalls nicht mit dem Bauche, sondern mit einem geistigeren Organe nahern. Es muſs das Gehirn das Werk der untergeordneten Organe an Reinheit und ſinnigen Streben übertreffen, und diese sollen dem heiligen Element nicht näher stehn als jenes.

Die aber, welche sich in grober Fülle am meisten an der Arbeit des dienenden Leibes erfreuen, sind, was sie sind, aus dem Magen. Ihr Wissen, ihre Einsicht von der Welt, ihr Wirken und Wollen nach auſsen ist ursprünglich aus dem Magen, den sie, wie **Helmonts** System,

zum

zum Sitze der Seele erhöht haben, und alle Offenbarungen von aufsen geschehen ihnen durch dieses trübe Medium. Gewifs, sie gleichen Solchen, die der Reinheit der Luft, welche wir athmen, überdrüssig, ins tiefe Meer steigen, um daselbst die Gestirne reiner und deutlicher zu erkennen. Das Heilige und Geistige zu empfangen, ist uns ein heiliges und geistiges Organ gegeben, und wir sollen uns desselben durch rechten Gebrauch immer würdiger machen.

Das Gehirn gelangt dadurch nicht allein zu der heiligen Reinheit des Elements, das wir uns dem Höchsten und Heiligsten im Geiste öfters nahen, denn in seiner Nähe versinken alle Naturen in die erste, stille Lebensempfänglichkeit, und die Individualität verlöscht, damit sie in seinem Anschauen Allheit würde. Je reiner uns die Offenbarungen von oben geschehen, desto mehr werden wir zu jenem Element geheiligt, aus welchem alles Leben ist.

In solchen höheren Augenblicken wird deshalb der innre Sinn klar und geheiligt, und was wir hernach von der Welt begreifen, was wir Gutes wollen und vermögen, dessen sind wir in jenen Momenten fähig gemacht. Ein weises Herz pflegt sich seinem Ursprung gern und oft zu nahen, und sich hierdurch ewig neue Jugend — hohe Reinheit zu bewahren.

Endlich erscheint die Verwesung, ein Moment des Gebets, ein Moment der seligen Anschauung, aus welchem unser unsterblicher Sinn gereinigter und geläuterter erwacht.

II.

Von den Keplerischen Gesetzen im Organischen.

Wir verdanken die erste Anregung zu den nachstehenden Untersuchungen dem mündlichen Vortrage unsres Lehrers Schelling, und das Ideal derselben ist uns, seit wir von ihm die Keplerischen Gesetze philosophisch deduciren hörten, unaufhörlich vor der Seele gewesen.

Mehrere Jahre ohne Hoffnung, diese Arbeit befriedigend zu enden, da seit mehr als einem Jahrhundert Ansichten und Erklärungen der erhabenen Keplerischen Gesetze herrschen, welche sich auf die Gesetze des Lebens auf keine Weise anwenden ließen. Endlich fanden wir gerechte Gründe, von diesen späteren Ansichten, so hohe Wahrheiten ihnen zum Grunde liegen, abzugehen, und unmittelbar da anzuheben, wo Keplers Untersuchungen endeten.

Wir berufen uns hier auf Keplers Werk von der Harmonie der Welten *), und vornehmlich auf jenes 5te Buch, von welchem er selber sagt: „Ich schreibe ein „Buch,

---

*) Was jetzt von einem geistreichen Mathematiker, L. v. Rühl, deutsch übersetzt wird.

„Buch, es sey für diese oder für künftige Zeiten. Möge „es doch seinen Leser Jahrhunderte erwarten. wenn Gott „selber 6 Jahrtausende den erwartete, der in seiner Na„tur gelesen!“

In dem nachstehenden Abschnitt wird unser Bemühen nur dahin gerichtet seyn, die drey allgemein bekannten Keplerischen Gesetze, vornehmlich aber die beyden ersteren, durch einige neu entdeckte Verhältnisse der allgemeinen Geschichte des Lebens anzuschlieſsen. Vieles was über das 3te Gesetz zu erwähnen wäre, haben wir uns auf den 2ten Band des 2ten Theils vorbehalten, wo sich von den Perioden des thierischen Lebens, (von den verschiednen Zeiten, welche sie zum Brüten, Trächtigseyn, zu einem vollen Leben u. s. w. nöthig haben) alles das gesammlet finden wird, was bisher zertrennt an vielen Orten bekannt worden. Wir hoffen alsdann zu zeigen, nach welcher gesetzmäſsigen Proportion die verschiednen Zahlen der Zeiten, mit denen gewisser körperlicher Verhältnisse (z. B. der Zahlen der verschiednen Theile *), noch mehr aber der Zahlenverhältnisse, welche aus feineren Messungen hervorgehen) übereinstimmen, und hierdurch das 3te Keplerische Gesetz auch im Organischen, im Groſsen nachzuweisen. Daselbst hoffen wir auch Gelegenheit zu finden, unsre Arbeiten an andre Entdeckungen des groſsen Kepler anzuschlieſsen, welche, wie es scheint, ganz vergessen sind. Wir werden aber überall von dem reinen Original, von Kepler selber, nicht von den späteren Kommentatoren, ausgehen.

Wenn deshalb die nachstehende Darstellung einiger Verhältnisse des Planetensystems, welche wir so glück-

---

*) Wirbelbeine u. s. w.

lich gewesen zu entdecken, einen in den spätern mathematischen Erklärungen nicht Einheimischen verrathen, so werden sie uns doch ein Zeugniſs seyn, daſs unsre Bemühungen über die Geschichte des Lebens, und (ich möchte sagen) über die physiologischen Verhältnisse des Planetensystems nicht leichtsinnig gewesen. Die Mathematiker haben auf ihre Weise verschiedne Darstellungen organischer Verhältnisse versucht, und was der Mathematik war, hat sie sich schon längst aus dem organischen Leben angeeignet (Borelli, Sanctorius u. A.), mit demselben Recht wagt jetzt die Physiologie, das aus der Astronomie zu nehmen, was ihre ist, und was die Mathematik bisher immer von sich gestoſsen.

Es ist dieselbe Ursache des Daseyns und der Wechselwirkung mit andern, in Allen. Eine Norm des Lebens wird dem Auge von der Gestalt des Menschen bis zu der des Wurms; ja bis zur Flechte, und dem Reich des Chemischen hinab eine und dieselbe Geschichte des Gegensatzes, sichtbar. Auch der Gegensatz zwischen Sonne und Planet, die Wechselwirkung derselben, ist nach dem Gesetz alles Gegensatzes, und wir werden hernach von den Ritterschen Versuchen mit Metall, Säure und Wasser, oder mit dem Farbenbild des Prisma, bis hinauf zu den Umläufen der Planeten, ein wohl übereinstimmendes, überall gleiches Verhältniſs sehen.

Jede Uebereinstimmung wäre uns unmöglich gemacht, wenn wir die Hypothesen des berühmten Newton von den Central- und Schwungkräften beyzubehalten gezwungen wären. Ja, wir kämpften vergeblich gegen gewisse mechanische und unwürdige Vorstellungen, welche noch in einigen Theilen der Geschichte des Lebens herrschen, wenn wir das Gesetz des allgemeinen

Lebens,

Lebens, welches auch im Planetensystem ist, bloſs mechanisch darzustellen vermöchten.

Ist die Lehre von einem Stoſs, welcher, ich weiſs nicht von wem? den Planeten und der Sonne im Anfang gegeben worden, und welcher vom leeren Raume ungehindert noch jetzt ihre Kreisbewegungen und Relationen möglich macht; ist die bekannte Lehre von dem Grund der Eccentricitäten der Planetenbahnen, von dem Uebergewicht der Schwung- auf der einen, der Centralkraft auf der andern Seite der Bahn; ist jene Vorstellung, welche die Gröſsenverhältnisse der Planeten unter einander als zufällig, und die Entstehung der neulich entdeckten kleinsten Planeten aus dem Zerspringen eines Gröſseren als möglich setzt u. s. w., die letzte Gränze unsers Forschens über die Gesetze des Himmels, so hielten wir für gut, noch heute alle mechanischen Erklärungen des Lebens, bis zu den Hypothesen jener Mathematiker, welche die Gestalt des organischen Leibes, den Unterschied zwischen Haupt und Gliedern u. a. aus hydrostatischen Gesetzen, aus dem Stoſs des Blutes von dem Herzen, aus dem Widerstand der andern Masse u. f. herleitete, als wahr anzuerkennen, und uns hiermit von dem Studium der Geschichte des Lebens, und von einem solchen unwürdigen Leben selber loszusagen.

Aber es wird hoffentlich nur zu deutlich werden, daſs uns das Ansehen und der überwiegende Scharfsinn eines groſsen Mathematikers, mehr als ein Jahrhundert von der weiteren Erforschung der Verhältnisse des Planetensystems zurückgehalten habe, und daſs wir, ruhend auf einer scheinbar alles auflösenden Erklärung, hierin seit den Zeiten des groſsen Kepler nur um Weniges weiter gekommen sind. Man findet fast in allen Büchern,

welche

welche von Astronomie handeln, den Ausruf wiederholt, wie sehr sich Kepler freuen müssen, wenn er hätte wissen können, welche gröſsere Entdeckungen ein halbes Jahrhundert hernach Neuton seinen Gesetzen verdanken würde. Kepler aber, wenn wir ihn recht kennen, würde sich an dem Neutonischen Gesetz der Schwere, das er ja selbst geahndet, zwar innig erfreut haben, innig erfreut an den unendlichen Aufschlüssen, welche es bisher gegeben, er hätte aber an dem Ausdruck, und an jenen Hypothesen, welche der Erfinder an sein Gesetz angeschlossen, wahrlich wenig Gefallen gefunden.

Und jene Hypothesen, der Ausdruck, das Aeuſsere des Neutonischen Princips sind es ja allein, welche wir in unsrer Arbeit zu berühren wagen werden. Wir bitten die Anhänger des berühmten Mannes, wenigstens so bescheiden zu seyn, als ihr Lehrer selber es gewesen, welcher ja die Ausdrücke und die Art der Darstellung seiner Ansicht nicht als die einzig mögliche, nicht als etwas Unabänderliches gegeben, sondern nur zu oft ihre Unvollkommenheit fühlte.

Wir bitten die Anhänger des Neuton, ihrer zu kühnen Phantasie auf einige Augenblicke Einhalt zu thun, und über die Bewegungen der Planeten die Stimme der schlichten Natur zu vernehmen, wie sie Kepler gehört. Die Natur liebt prophetische Begeisterung ihrer Priester, nicht aber eine irre, und gegen ihre Stimme taube Schwärmerey.

Ehe wir aber zu unsrer Untersuchung selber gehen, erfodert es die natürliche Pflicht, Derer zu gedenken, welche über die Gröſsenverhältnisse der Planeten und der Sonne schon frühe nachgedacht haben. Vor allen hat der groſse Kepler auch hierin die geistreichsten Ansichten,

(beson-

(besonders in dem erwähnten Werk) deren Entwicklung wir uns dahin vorbehalten, wo wir einer andern Arbeit des groſsen Mannes erwähnen werden.

Wir nennen aber auch unter den Aelteren den bekannten Rheita, welcher in den letzten Jahrhunderten nur zu sehr verrufen und verkannt worden, eines Mannes von zwar roher; aber nicht unfruchtbarer Phantasie. Er nahm an, daſs die Volumina der Planeten unter sich, und mit ihren verschiednen Umlaufszeiten in fester Proportion stünden, gieng aber bey Erforschung dieser Proportion selber, die wir hernach als in der Natur wohl begründet, aufzeigen werden *), von falschen Voraussetzungen aus.

Ueberhaupt erkennt man leicht, daſs Kepler und einige geistreiche Zeitgenossen alle diese Verhältnisse vollkommen würden erschöpft haben, hätten nicht über die Gröſsen und Entfernungen der Planeten so bedeutende Irrthümer geherrscht. So, um nur einiger zu erwähnen, schätzten (abgesehen von der Angabe des Ptolemäus u. a.) die Entfernung der Sonne von der Erde Copernicus 1142, Tycho Brahe 1150, Kepler 3469, Bullialdus 1460, und erst Ricciolus 7327, Hevel 5157 Erdhalbmesser, da sie doch wirklich 24266 beträgt. Mithin wurde, bey verschiednen Angaben selbst des scheinbaren Durchmessers, der eigentliche dieses groſsen Weltkörpers in Meilen von Copernicus zu 9351, von Brahe 8918, Kepler 26030, Bulliald 12000, Ricciolus 58530, Hevel 41150 geschätzt, da derselbe doch wirklich 193892 Meilen beträgt, fast achtmal mehr als Keplers Angabe. Und auf dieselbe Weise

---

*) Im zweiten Kapitel des zweiten Abschnitts.

Weise sind, von der ersteren Angabe ausgehend, die Alten über die Entfernungen und Gröſsen der andren Planeten in Irrthum gewesen. So nahm Kepler, der doch die engeren Gränzen der Vorgänger zuerst muthig überschritten, die Entfernung des Mars von der Erde nur 5142, die des Jupiter 17720, des Saturn 32407 Erdhalbmesser an. Nach diesem Verhältniſs und unvollkommnen Messungen erschien ihm Mars 1979 (wirklich 1006 nach Schröter), Jupiter nur 2980 (wirklich 19566), Saturn 3643 (wirklich 17362 Meilen) im Halbmesser, was mithin von der Wahrheit ungemein weit abweicht, und die Erforschung der Verhältnisse der Gröſsen zu den Entfernungen und Umlaufszeiten gänzlich hinderte.

Neuerlich aber, nach Erforschung der eigentlichen Gröſsen und Entfernungen, sind über die letzteren, so wie über die Lage und Austheilung aller Planeten- und bekannten Kometenbahnen von einigen würdigen und berühmten deutschen Astronomen von neuem wichtige Entdeckungen gemacht worden. Mit dem Gesetz der Gröſsenverhältnisse der Planeten hat aber, auſser Schelling, welcher in seinen Vorträgen allezeit auf die verschiednen Gröſsen und ihr Verhältniſs zu der Aufeinanderfolge der Planeten aufmerksam machte, sich bisher Niemand auf die Weise, welche wir wählen werden, beschäftigt.

Dieses ist in dieser Sache der Stand der Wissenschaft zu unsrer Zeit: Von der Hypothese des Neuton über die Schwung- und Centralkräfte, und wie sie die elliptische Bewegung und Eccentricität der Planeten begründeten, hat man nicht abzugehen gewagt, weil sie in der That der Natur mit einer bewundernswürdigen Künstlichkeit angepaſst ist. Ueber die Gröſsenverhältnisse, da Alles aus

Neutons Ansichten erklärt schien, hat man bloſs was zur Erklärung der Perturbation nöthig war, herausgehoben, und wir werden später sehen, wie sehr auch in dem Gesetz der Perturbationen Alles nur Annäherung gewesen. Es schien, als sey es nun nöthig, daſs die Wissenschaft des Lebens der Astronomie zu Hülfe komme, und daſs eine aus und in der andern (es ist ja überall Eine Natur) Licht und Leben empfange.

Und an diese Arbeit haben wir uns, von einem innren Beruf getrieben, gewagt, obgleich hierinnen von uns nur einige Vorarbeiten für gröſsere Nachfolger gegeben sind. Möge man es uns nicht als Unbescheidenheit anrechnen, daſs eben wir diese Arbeit unternommen, es giebt sich Niemand selbst den innren Beruf, und ein Gemüth, welches in Andern der Natur zu folgen gewöhnt ist, kann sich von ihm nicht leicht lossagen. Es schien uns würdiger, daſs der Geist eines Einzelnen an einem würdigen, wenn auch verhältniſsmäſsig zu schweren, Werk unterliege, als daſs dieses selbst, wenn es so nöthig war, unterbliebe.

Wir folgen dem innren Triebe, und vertrauen den Ausgang und endlichen Erfolg unsrer Bemühungen Jenem an, welcher den Trieb selber in uns gelegt.

1) *Von einer allgemeinen Zurückwirkung alles Basischen auf das in ihm Schaffende, und von ihrem natürlichen Grunde.*

Das Geheimniſs, wie die höheren Organe des Lebens sich immer neue Erregbarkeit, neue Lebensfähigkeit erhalten, wie hierdurch endlich die einfache und erhabene Geschichte des organischen Lebens mit seinen vielfältigen Wechseln und seiner Dauer möglich werde; wie der Geist des Lebens, von der Pflanze bis herauf zum Menschen, zur höchsten Anschauung und Begeistrung fähig gemacht werde, wollen wir hier aus der Wechselwirkung der Gegensätze, deren Geschichte wir früher beschrieben (Th. I. Abschn. 6.), vor allen aber aus der beständigen Zurückwirkung des Basischen auf das in ihm Schaffende zu deuten suchen.

In dieser Sache ist eine gute und vielseitige Vorarbeit in Ritters Untersuchungen über die äuſsre und innre Erregbarkeit geschehen; ohne diese würde der nachstehenden Arbeit das verbindende Mittelglied zwischen dem Astronomischen und Organischen abgehen, ja sie würde uns vielleicht überhaupt unmöglich gewesen seyn. Wir stellen deshalb aus den Versuchen unsres verehrten Freundes hier zuerst auf, was hierher gehört.

Ein Metall, welches in einem Gefäſs, wo eine concentrirte Säure und über ihr eine Schicht Wasser sind, mit beyden in Berührung steht, entbindet innerhalb der concentrirten Säure Hydrogen, oder desoxydirt sich, und oxydirt sich an der Gränze der Säure und des Wassers, oder entbindet Sauerstoffgas. Neben jener Stelle, wo die zuletzt erwähnte Oxydazion Statt gefunden, zeigt sich wieder einige Desoxydazion, jedoch viel schwächer als die innerhalb der Säure, endlich begränzt diese desoxydirende Stelle eine, wo neuerdings wieder einige schwache Oxydazion Statt findet. War dagegen die Säure, welche sich zu Boden des Gefäſses, unterhalb der Wasserschicht befand, nicht concentrirt, sondern auf jenen Grad verdünnt, wo gewöhnlich eine lebhafte Verkalkung der Metalle in ihr Statt findet, und es wurde in beyde Flüssigkeiten eine Stange Zink eingetaucht; so sieht man diese inner-

innerhalb der Säure oxydirt, an ihrer Gränze desoxydirt werden, und auch auſserhalb jener desoxydirenden Stelle eine neue und schwächer sich oxydirende, zuletzt noch eine wenig desoxydirende Statt finden. Das Umgekehrte geschieht zwischen concentrirten oder verdünnten Kalien-Wasser und Metall.

Ehe zwischen Säuren, Metall und Wasser die Umkehrung der vorigen Wechselwirkung eintrat, war ein Grad der Verdünnung möglich, wo Alles im Gleichgewicht stund, und jede Action fast mangelte, und für jedes Metall schien der zur Umkehrung der Pole nöthige Grad der Verdünnung ein andrer zu seyn.

Schon früher erwähnten wir aus Ritters Beobachtungen, daſs oxydirbare Metalle mit Wasser in schneller Berührung positiv elektrisch, in längerer, so daſs Oxydazion Statt finden kann, negativ würden. Harzige Substanzen nehmen, wenn sie mit fast allen übrigen Isolatoren durch Druck innig verbunden werden, eine umgekehrte Elektrizität von der an, welche sie beym Reiben erhalten, eben so wie zwischen concentrirten Säuren und Metallen bey Berührung in letzteren negative, in jenen positive Elektrizität entsteht, und zwischen verdünnten Säuren und Metall das Umgekehrte.

Wenn die Hände an die beyden Pole einer mittelmäſsig groſsen, bloſs mit reinem Wasser erbauten und deshalb nur schwachen Säule gebracht werden, empfindet man am positiven Pol Wärme, am negativen Kälte. Bey Säulen von derselben Gröſse mit Salzwasser erbaut, ist dieses Gefühl undeutlicher, und es wird dieses noch mehr, wenn die Säule noch gröſser ist. Wird dagegen zu einer ziemlich hohen Säule statt des Salzwassers Salmiakauflösung angewendet, so zeigt sich nun wieder ein weit stärkeres Gefühl von Kälte und Wärme, aber jene wird nun am positiven, diese am negativen Pol empfunden. Nicht minder wird bey schwächeren Säulen durch den positiven Pol im Auge blaues, durch den negativen rothes Licht erzeugt, bey allmäliger Verstärkung der Säule geht dagegen das Blau am positiven Pol durch Grün in Gelb, endlich in ein weit stärkeres Roth über, als das am negativen Pol war, während das Roth, welches am negativen Pole erscheint, jedoch erst bey einer weit stärkeren Zahl von Lagen, und auch alsdann noch etwas minder vollkommen, durch den umgekehrten Weg ins Gelb, Grün, endlich in Blau verläuft. Auch die Zunge, welche am positiven Pol einer minder starken Säule einen sauren Geschmack empfunden, fühlt neuerdings bey verstärkter Action der Säule einen alkalischen, ungleich stärker, als der am negativen Pol war.

Ueberhaupt sind die Wirkungen der äuſsren Reize, wenn sie sich bey höherer Verstärkung der letzteren endlich umkehren, ungleich stärker und heftiger als vorhin, wo die Rückwirkung gegen schwächere Reize noch in gewöhnlicher Ordnung erfolgte. Die chemische Wechselwirkung, welche zwischen zwey Körpern bey innigerem Verein eintritt, und in welcher nun der von beyden, so vorhin bey schneller Berührung positiv gewesen, negativ — Basis wird, ist ungleich inniger und gewaltiger als der elektrische Prozeſs, welcher vorhin zwischen beyden war.

Allgemein ist auch das Phänomen einer längeren Ausdauer der rückwirkenden Organe am negativen Pol gegen den sich verstärkenden Reiz. Die Umkehrung der zuerst vorhandnen Phänomene erfolgt später, und auch alsdann nur unvollkommner. Auch die Desoxydation

des

des innerhalb des prismatischen Farbenbildes gebrachten Hornsilbers, erfolgt an der Seite des violetten Strahl ausserhalb des Farbenbildes am stärksten, an der Gränze, wo das letzte, schwächste farbige Licht in Dunkel vergeht, während das Maximum der Oxydazion nach der Seite des rothen Strahles, fast noch mitten im Farbenbild, an der lichthellesten Stelle des rothen Strahles (im Orange) erreicht wird.

Schon erwähnt sind die Phänomene der Umkehrung, welche bey Aufhebung der bisherigen Wechselwirkung zweyer Gegensatze, bey der Trennung, erfolgen. Das rothe Licht am negativen Pol geht alsdann in blaues, der saure Geschmack am positiven in alkalischen Geschmack über, ja zuweilen wird eine Aufeinanderfolge mehrerer solcher Wechsel bemerkt, wie z. B. wo bey höherer Verstärkung der Säule, die Wärme, welche die Hand am positiven Pol schwächerer Saulen empfindet, in ungleich heftigere Kälte übergegangen, da wird bey der Trennung erst eine sehr deutliche Wärme, hierauf wieder Kälte, endlich neues schwächeres Erwärmen empfunden.

Wir lernen aus allen diesen schönen Versuchen, daſs in der ganzen Natur der Basis ein Vermögen gegeben sey, bey einem gewissen Grad der Wechselwirkung (welchen wir nachher bestimmen werden) auf ihren positiven Gegensatz, selber positiv zurückzuwirken, weil durch die Reaction die Stärke der Action des Männlichen nach nothwendigen Gesetz vermindert wird. Das vorhin Männliche wird nun selber negativ, und erhält in diesem kurzen Schlummer, neue, höhere Lebensempfänglichkeit. Die concentrirte Säure (bey einem mittlern Grad der Concentration, wo sie von dem Metall an Coharenz und Schwere noch mehr übertroffen wird, als bey einem stär-

kern)

kern) verhält sich gegen Metall, wie zwischen je zwey Körpern, die sich nicht chemisch vereinigen können, der minder cohärente, negativ. Je stärker aber die positive Wirkung des Metalls innerhalb der Säure gewesen, desto kräftiger ist die Rückwirkung der letztern da, wo sie ans Wasser angränzend dünner, und zum chemischen Conflict geschickter wurde. Bey dieser Rückwirkung wird das Metall als Basis gefunden. Die Lebensempfänglichkeit der Säure war durch jene erstere Action, bey der sie sich als Basis verhalten, in demselben Grad gestiegen, in welchem sie Basis — passiv war, sie wird nun, und zwar am meisten da, wo sie am passivsten — schwächsten ist, der höheren Einwirkung und der Vereinigung mit dem Wasser fähig, und hierauf, von neuem zu stärkerer Action erwacht, zur Auflösung des Metalls geschickt.

Gewöhnlich erfolgt die positive Zurückwirkung der Basis auf den männlichen Gegensatz da, wo der letztere am schwächsten, und der gewöhnlichen Wechselwirkung am unfähigsten ist. Das oxydirbare Hornsilber vermag erst da, wo der blaue Strahl in seinem schwächsten Uebergang ins Dunkel dem Auge kaum noch sichtbar ist, mit ganzer Heftigkeit zurückzuwirken — sich als Säure, positiv zu verhalten, und deshalb zu desoxydiren; das Zink wirkt, wenn es sich innerhalb einer verdünnten Säure oxydirte, erst an der äufsersten Gränze der Säure und des Wassers, wo jene durch immer weitere Verdünnung fast dem Wasser an Ohnmacht gleich wird, positiv, und deshalb desoxydirend auf die Säure zurück, lebendige Organe in einer mittleren Stärke der Action, erst bey der Trennung u. f. An solchen Stellen steht der männliche Gegensatz ohnehin schon dem passiven Zustand am nächsten, und empfängt nun noch vollkommner durch die Zu-

rückwir-

rückwirkung der Basis neue Passivität, Empfänglichkeit für den höheren Einfluſs, welcher zur Fortdauer und dem Wachsen alles Lebens nothwendig ist.

Wir sehen in jenen Versuchen, in dem Auge, das sich am desoxydirenden Pol der Säule positiv und deshalb der Lichterzeugenden Action derselben minder untergeordnet, als blaues Licht verhalten, durch stärkere Wirkung der Säule neue und höhere Passivität, und mit ihr neues höheres Licht erwachen, während die Rückwirkung am andern Pol, wo sie endlich einzutreten scheint, doch nur unvollkommen seyn kann.

Die positiv elektrische Wirkung des cohärenteren Körpers auf den flüssigeren, kann in dem letzteren nur eine höhere Lebensempfänglichkeit erzeugen, welche ihn nun der neuen und vollkommneren Wechselwirkung fähig macht. Es verhält sich, wie es scheint, jede hinlänglich flüssige Säure zu dem in sie hineingebrachten Metall (oder sonst basischen Körper) im ersten Moment der Berührung negativ, als Basis, hierauf aber, wenn in dieser kurzen Wechselwirkung Empfänglichkeit für einen höheren und kräftigeren Lebensgeist erwacht ist, wirkt sie ungleich stärker und inniger, als männlicher Gegensatz, und auflösend auf das Metall zurück.

Ein Bild des Schlummers und noch mehr der Verwesung, ist das Verhältniſs des elektrischen und chemischen Prozesses. Neue und reine Empfänglichkeit für die Stimme des höheren Einflusses, wird dem Schaffenden in der Rückwirkung der Basis gegeben. Ohne ihn aber ist kein Leben möglich, und nur durch neue Empfänglichkeit für ihn, wird das Leben immer von neuem erzeugt und erhalten.

Wir

Wir wollen jene Rückwirkung der Basis, in der Natur noch weiter sehen. Die festen Körper verdanken an warmen, sonnenhellen Tagen ihre Wärme der sie umgebenden Luftschicht, und pflegen deshalb nur in dem Verhältniſs, in welchem die Luft dichter und comprimirter ist, warm zu werden, während die dünne, heitre Luft der hohen Gebirge sie kalt lasset. Nach Untergang der Sonne pflegen sich die Luftschichten je höher über dem Boden desto eher abzukühlen, und von zwey Thermometern, davon das eine in einiger Höhe über dem Boden, das andre am Boden hieng, stund das letztere in heitren Sommernächten gewöhnlich um einige Grad höher als jenes. Und nur in solchen Nächten, wo der Unterschied der Temperaturen bedeutend ist, erfolgt Thau, welcher fehlt, wenn Erde und Luft während der Nacht in gleicher Temperatur beharren. Metallplatten *), welche als gute Wärmeleiter, die Temperatur der aufliegenden Luft, schnell annehmen, bleiben alsdann noch immer unbethaut, während Glasplatten und andre Körper, welche die einmal empfangne Temperatur schwerer ändern, ganz naſs werden.

Der Thau entsteht durch Rückwirkung des Bodens auf die Luft, ist ein aufsteigender Regen, während die Regen am Tage von oben niedersinken. Glasplatten, horizontal über den Boden gestellt, werden an der unteren Seite feuchter als an der oberen, bedeckte Kräuter nicht minder feucht als unbedeckte. Während die Luft am Tage zur Vereinigung mit der (sich oxydirenden, luft-

ein-

---

*) Auch schwarzes und sonst dunkel gefärbtes Leder, weil das Schwarze besser Wärme leitet, bleibt fast trocken, während rothes und gelbes bethaut werden.

einsaugenden) Erdfläche getrieben wird, steigen am Abend aus dem warmen Boden Dünste auf, die sich mit der Luft vereinen, ihr wieder geben, was sie verloren, und das zugleich aufsteigende, im kältren Medium verdichtete Wasser bleibt zurück.

So erhebt sich auch in heiſsen Küstengegenden nach Sonnenuntergang ein Wind vom Lande nach dem Meere zu, während am Tage gewöhnlich der Wind vom Meere herkömmt. Diese Seewinde sind an den Vorgebürgen am stärksten, in Meerbusen am schwächsten, während die zu Nacht vom Lande her wehenden Winde an Vorgebürgen am ohnmächtigsten, in den Meerbusen am stärksten sind. Die Luft über dem festen Land, wird vermöge jener Reaction desselben, welche Verdünstung erzeugt, bey Nacht früher und stärker erkältet, als die über dem Meer, und jene Abkühlung der Luft geschieht über dem meist tieferen Land der Meerbusen stärker, als über dem höheren, an sich schon kühlerem der Vorgebürge.

Jener Wind, welcher unter der Linie beständig aus Osten wehet, pflegt etwas nach Süden zu, unterhalb der Linie, dann wenn die Sonne der nördlichen Halbkugel Sommer giebt, südöstlich, nördlich von der Linie aber, wenn die südliche Halbkugel ihren Sommer hat, nordöstlich zu wehen, während noch weiter von der Linie ab, einen Theil des Jahres gerade die entgegengesetzten Winde von denen herrschen, welche in der übrigen Zeit gewöhnlich sind. Die Zeiten, welche den einen und den andern zur Herrschaft gegeben sind, ſind zuweilen ungleich, wie es groſsentheils die Perioden des Schlafes und Wachens sind. So wehet fast $\frac{2}{3}$ des Jahres zwischen Madagascar und den africanischen Küsten Südostwind, und nur in dem übrigen Drittel Westwind. In andren Gegenden, wie zwischen

Africa und der westlichen Hälfte von Asien, bis zur Linie hinab, ist das Jahr regelmäſsiger durch die Herrschaft entgegengesetzter Winde in zwey gleiche Theile getheilt, und die Sommermonate haben daselbst Südwind mit vielen Regen, die Wintermonate heiteren Himmel mit nördlicher Luft. Eine ähnliche Vertheilung, aber nach verschiednen Gegenden an sehr verschiedne Winde, findet in vielen Erdstrichen Statt, und nicht selten ist zwischen der entschiedenen Herrschaft des einen und des andren Windes eine Zwischenzeit, wo ein öftres Wechseln verschiedner Luftzüge mit vielen Ungewitter bemerkt wird. Unter gleichen Graden der Breite haben die entgegengesetzten Küsten von Ostindien die eine Sommer und heitren Himmel, während auf der andren Winterstürme wehen.

Wenn irgend eine irdische Erscheinung im Anorgischen jene unausbleibliche Rückwirkung auf jede äuſsre Einwirkung deutlich ausspricht, so sind es nächst den Witterungsveränderungen, die Wechsel, welche sich an der Magnetnadel zeigen. Die Wechselwirkung zwischen Atmosphäre und festen Land, ist innerhalb der Wendekreise am unmerklichsten, und in die engsten Gränzen geschlossen, weil daselbst alle andre Wechselwirkung von der einen groſsen, zwischen Sonne und Erde unsichtbar wird, und während das Barometer in unsren Gegenden um einige Zoll wechselt, erstreckt sich sein Steigen oder Sinken innerhalb der Wendekreise kaum auf einige Linien. Eben so steigt und fällt auch zugleich das Thermometer in gemäſsigten Gegenden ungleich höher und tiefer, als zwischen den Wendekreisen. Auch im Sommer sind gegen die Pole hin, wenn die Wechselwirkung zwischen den Planeten und der Sonne lebendiger wird, und die schwächere zwischen Luft und Erde verschwinden macht, die Ver-

Veränderungen der Luft unbedeutender, während im Winter das Barometer seinen höchsten und tiefsten Stand, und fast stündliche Wechsel erleidet.

So wird auch die Zurückwirkung aller andern Organe im gesunden Zustand und im Mittelalter von den einen stärksten, zwischen Eingeweiden und Gehirn unvernehmlich, welche, wie wir spater sehen werden, den Wechsel zwischen Schlaf und Wachen vornehmlich möglich macht, und wir empfinden die Zurückwirkung der andern Theile meist nur nach starken Anstrengungen.

Die Magnetnadel wird auf unsrer Halbkugel in gewissen groſsen Zeiträumen westlich, in andren östlich abweichend gefunden. Die ganze Periode dieser Abweichungen beträgt nach Burkhardt 860 Jahr, aus andren Gründen, die wir später anführen werden, wahrscheinlich 4 Jahr mehr — 864. Es pflegt deshalb 432 Jahr jener Punkt der Erde, welcher vor allen andren der erregbarste, alle Einflusse der andren Gestirne am frühesten empfängt, und hierauf allen andren irdischen Dingen mittheilt, von unseren Gegenden aus nach Westen, alsdann eben so lange nach Osten zu liegen.

Zu dieser Zeit ist die erregbarste Gegend der nördlichen Halbkugel, wie es scheint, in Nordamerica. Die Wechselwirkung zwischen Sonne und Erde, scheint an dieser Stelle stärker als auf der östlichen Halbkugel, die zwischen Luft und Boden eben deshalb minder merklich. Daher pflegt das Barometer in Nordamerica weit weniger zu steigen und zu fallen, als an andren Orten auf unserer Halbkugel, unter gleichen Graden der Breite liegend. Doch werden aber, wie es scheint, auf der westlichen Halbkugel, welche für die Einwirkungen der Gestirne, die wir bey allen Witterungsveränderungen thätig glauben, alle Wechsel des Wetters früher, wenn auch schwächer, sichtbar, als auf der östlichen, und wir sehen allgemeine Landregen und Aufheiterungen, Kälte und Thauwetter einige Tage früher in London als in Wien eintreten. Einige sehr weit verbreitete Epidemien, wie das Fieber von 1755, scheinen einen ähnlichen Gang von Westen nach Osten gemacht zu haben, und man hat seine Anfälle früher in den westlichsten Theilen von Europa als in den östlichen empfunden. Auch sind die herrschenden Winde in unsern und den benachbarten Ländern meist Westwinde. Die Pest hat in früheren Jahrhunderten häufig einen umgekehrten Weg, von Osten nach Westen, genommen.

Die Magnetnadel wird eben dann am meisten westlich gefunden, wenn die Action der Sonne auf unsre Halbkugel am stärksten ist, und wenn deshalb alle jene untergeordneten Wechselwirkungen, welche sich auf diese eine beziehen, am kräftigsten sind, nämlich um 2 Uhr des Nachmittags. Alsdann wendet sich der bey uns vorherrschende Pol der Nadel am meisten nach jener Gegend der Erde, welche allen irdischen Dingen Vermittler zwischen den andren Gestirnen, und vornehmlich zwischen der Sonne und ihm ist, weil sie (die erregbarste) am frühesten von jenen Einflüssen bewegt wird *). Vor Erscheinung eines Nordlichtes (welches Phänomen auch auf der westlichen Halbkugel weit häufiger gesehen wird als auf der östlichen, weil es sich zwar stets um den Pol, aber mit bedeutender westlichen Abweichung zeigt) ist

jene

---

*) Auch ist alsdann in der Nähe des Sonnenaufgangs die Erregbarkeit der westlichen Halbkugel am höchsten, die der östlichen durch die Wärme des Mittags am meisten aufgehoben.

jene tägliche gröſste Abweichung der Nadel nach Westen starker, weil dieses Phänomen, wie es scheint, eine stärkere Reaction des Planeten andeutet. Ueberhaupt ist jährlich, die Abweichung nach Westen, und deshalb auch die Lebensempfänglichkeit der nordwestlichen Halbkugel, im März, eben dann, wenn in allen irdischen Dingen, welche im nördlichen Theil der Erde wohnen, die Erregbarkeit am höchsten ist, am gröſsten, am geringsten aber um die Herbstnachtgleiche, wenn auch in Thieren, Pflanzen und allen andern lebendigen Wesen unserer Halbkugel die Lebensempfänglichkeit durch die Thätigkeit, welche der Sommer in ihnen hervorrief, am meisten erschöpft ist.

Es scheint der eigentliche Nordpol nicht am mathematischen Pol der Erde, sondern allen hiermit verwandten Phänomenen nach gegen 17 Grade davon entfernt, auf der westlichen Halbkugel, oberhalb Californien zu liegen. Mithin ganz an der Gränze der ewigen Schneeregion, welche alles besondre Leben unter dem einen groſsen Lebensproceſs der Erde begräbt. Es ist hier das Minimum von Lebensthätigkeit der Einzelnen, mithin das Maximum von Lebensempfänglichkeit, wie denn überall Intensität des Lebens und Lebenserregbarkeit in umgekehrte Verhältnisse stehen. Einige Erscheinungen lassen schlieſsen, daſs dieser physikalische Nordpol allmählich immer mehr vom Pole abwärts nach Süden, und zwar jetzt südwestlich herabrückt, wie der feste Erdkörper immer mehr und mehr erkaltet, und die Eisfelder der Pole immer mehr Raum gewinnen.

Der physikalische Südpol ist, wie die südliche Halbkugel überhaupt, weit kälter, und erst unter weit höheren Graden der Breite bewohnbar ist, noch etwas weiter

vom

vom mathematischen Pole ab nach der Linie zu gelegen, und der Länge nach noch weiter nach Westen als der nördliche. Die Gränze zwischen Leben und Tod der Welt des Einzelnen, ist hier näher nach dem Mittelpunkt des lebendigsten Betriebes zu.

Es verhält sich demnach zu unsrer Zeit die westliche Halbkugel zu der östlichen als Basis, und wir finden den basischen Charakter derselben in ihrer höheren Passivität, und Empfänglichkeit gegen alle äuſsere Einwirkungen ausgesprochen. Da aber, wie wir schon früher sahen und noch mehr sehen werden, organische und anorgische Natur einander darin vollkommen entgegengesetzt sind, daſs die eine eben da am wachsten und thätigsten, wo die andre am ohnmächtigsten und unthätigsten ist; so ist auch eben jetzt im Organischen der Westen vorherrschend, und das Leben im Osten unterlag. Daher sehen wir auf der westlichen Halbkugel, so wie das Anorgische daselbst ohnmächtiger ist, die, schon dem Organischen verwandte, Atmosphäre das Uebergewicht haben, und sie scheint daselbst nicht blos höher zu seyn und stärker auf das feste Land zu wirken, sondern auch energischer, minder erregbar, und deshalb minder äuſsern Veränderungen unterworfen.

Wir wissen aus den meisten Berichten, daſs die Gegenden des nördlichen Americas kälter sind, als jene des nördlichen Europas, welche mit ihnen unter gleicher Breite liegen. Doch sind alle Reisende und Länderkundigen hierinnen einig, daſs die Kälte im nördlichen Sibirien, und in Gegenden, welche mit gewissen Nordamericanischen unter einer Breite sind, noch ungleich strenger und anhaltender sey, und wir lesen in den Sendbriefen der Grönländischen Missionarien die Beschreibung

von

von Wintern, welche kaum in eben so hoch liegenden europäischen Ländern so mild waren, während das nördlichste Asien, jenseit der hohen mittleren Gebirgsketten eine anhaltende und fast durch nichts gemilderte Strenge seiner Winter erduldet. Die Vegetation und das thierische Leben scheinen in Sibirien weiter vom Pole ab zu erstarren, als in Nordamerica, welches gröſstentheils durch eine Vegetation ausgezeichnet ist, deren sich wenig nördliche Gegenden erfreuen, obgleich beyde, im Vergleich mit dem zwischen ihnen liegenden gemäſsigten Europa, die kältesten Striche der nördlichen Welt sind. Und doch liegt der gröſste Theil von Sibirien ungleich niedriger, als der gröſste Theil von Nordamerica, welches westlich Gebürge begränzen, die in einigen (südlichen) Gegenden von hoher Alpenstructur sind (m. s. die Beschreibung der Franzosenbay). Der Grund dieses Unterschieds scheint in einer beständigen gröſseren Höhe der Atmosphäre über Nordamerica zu liegen, (das Barometer steht daselbst immer höher als bey uns, und beharrt hierinnen beständiger) welche den Sonnenstrahlen bedeutendere Wirksamkeit giebt.

So bey dem Gegensatz, welcher, wie wir früher gesehen haben, zwischen dem Reich des Organischen und dem des Anorgischen herrscht, ist jetzt im Osten das Anorgische überwiegend, und die Macht des höheren organischen Lebens unterlag. Auf kurze Zeit, alsdann wird der Lebensgeist wieder erwachen, und wie jetzt das Leben und der Geist des Westens herrschend waren, wird alsdann kräftiger und energischer der höhere Geist des Orients in seine Rechte treten. Die kurze Zeit des Schlummers aber war nöthig, damit ihm neue Empfänglichkeit für ein höheres Ideal des Lebens werde.

Wir

Wir sehen in dem erwähnten Verhältniſs der beyden Erdhälften, die Geschichte jener Wechselwirkung der Gegensätze, durch welche die Basis überall endlich zur Rückwirkung gelangt. Zwar wird überall, da wo das Leben am vollendetsten ist, auch die höchste Lebensempfänglichkeit gefunden, weil eins nicht ohne das andre besteht, und wir sehen deshalb unter beyden Geschlechtern das Männliche, am organischen Körper aber das vollkommnere Haupt mit seinen Sinnen höher und früher von äuſsren Lebenseinflüssen bewegt werden, als das Basische (s. d. Isten Theil), aber überall ist es wiederum der basische Theil des vollkommnen Gegensatzes, welcher allein von auſsen afficirt werden kann, und nur die Sinnen, dem höhern Gehirn untergeordnet, sind für die Summe der äuſsren Welt empfänglich.

Unter zwey Dingen aber, davon das eine von höherer innrer Energie des Lebens ist als das andre (und ein solches Uebergewicht des Lebens auf der einen Seite begründet allein das, was wir Gegensatz nennen), wird, bey gleicher Stärke des äuſsren Einflusses, das minder vollkommne, schon weil es das erregbarere ist, früher zu dem Maximum der ihm möglichen Lebenswirkung gelangen. Und wie es bisher Basis, und dem Willen des höheren Gegensatzes untergeordnet war, hört es auf für die Einwirkung seines Gegensatzes länger empfänglich zu seyn, und selbstständig entzieht es sich der Willkühr des in ihm Schaffenden. Das letztere, dessen höheres Leben, wie wir früher sahen (Th. I.), allein in jener Wirkung auf die Basis besteht, hört nun auf, in dem Maaſs, in welchem das eigenthümliche Leben des Materials wächst, schaffend zu seyn. Die Selbstthätigkeit unterliegt, und geht in Passivität über, wenn das nun erst recht auf-

aufblühende, selbstständige Daseyn der untergeordneten Organe, auf seine Weise schaffend auf das höhere Lebensprincip zurückwirkt. Die Sinnen hören auf, Sinnen, d. h. für die Einflüsse des Weltalls empfänglich zu seyn, ihre Passivität ist zu einer selbstständigen, in sich genügenden Ruhe gelangt, und auch die andren willkührlichen Organe, hören auf willkührlich bewegliche zu seyn. Während wir aber (im Traume) mit den Sinnen denken, bereitet sich im Innern ein neuer und höherer Sinn. Dieser ist der Vermittler zwischen uns und der Ursache alles Daseyns, ohne welche das Leben keinen Augenblick bestehet. Die Zeit des Schlummers giebt ihm die ursprüngliche Reinheit, Demuth und Empfänglichkeit, in einem immer höheren Grad, und zu immer höhern Tagewerk wieder.

Dies ist aber das Gesetz, nach welchem während der gegenseitigen Wechselwirkung das innre Leben der Gegensätze zunimmt, und ihr Maximum erreicht. Wir glauben die Darstellung dieses Gesetzes durch das Vorhergehende hinlänglich vorbereitet zu haben.

Zuerst, ist schon in unsren früheren Untersuchungen (im Isten Theil) gezeigt worden, daſs unter zwey Gegensätzen der eine um so empfänglicher, basischer ist, je thätiger, energischer der andre. Wollen wir das nothwendige Verhältniſs der Gegensätze in den höchsten Momenten ihrer Wechselwirkung sehen, so wächst, wie wir auch früher sahen, das innre Leben aller Dinge in dem Maaſs, in welchem sie schaffen, und hierin auf ihre Weise der Ursache alles Seyns gleich werden. Im Maaſs ihres Wirkens werden sie einer immer höheren, vollendeteren Wirkung fähig, das Leben wächst in seinem Gebrauch, seine Kraft durch Uebung. Und je höher die angemeſsne

Uebung,

Uebung, desto höher ist die erlangte Fertigkeit. Anders ausgedrückt, die Energie des Lebens wächst durch sich selbst, in ihrem eignen Maaſs, das heiſst, im quadratischen Verhältniſs.

Wie nun Energie des Lebens, und Lebensempfänglichkeit im umgekehrten Verhältnisse sind, und, wie wir schon früher sahen, die actio in distans und das Bedürfniſs nach auſsen um so geringer wird, je höher und selbstständiger die Vollendung des innern Lebens geschieht, so ist zwischen zween Gegensätzen der basische, dessen Daseyn minder vollendet ist, für äuſsren Reiz am empfänglichsten, und der bedeutendsten actio in distans fähig.

Das vollkommenste Verhältniſs der Gegensätze scheint jenes, wo der höhere (schaffende) Gegensatz seiner Basis um eben so viel an Energie und Vollendung des Lebens überlegen ist, als diese wiederum der untergeordneten Welt der Dinge, welche der Basis untergeordnet ist (s. Th. I.), denn in dem Leben der Basis spiegelt sich das des höhern Princips ab. Auf diese Weise wachsen die Gegensätze zu einander in geometrischer Progression. Und zwar verhält sich immer die untergeordnete Welt der äuſsren Dinge als erster Ausgangspunkt, für gerade diesen besondern Lebenskreis, immer als 1, die Basis als der erste lebendige Punkt dieses geschloſsnen Ganzen als 2, endlich der schaffende Gegensatz als das Doppelte der Basis.

Wenn nun die Energie des Lebens der Basis = 2 war, die des positiven Gegensatzes = 4, so war umgekehrt die Erregbarkeit — das Bedürfniſs nach auſsen, jener Grad, in welchem sie einem Reiz, der in gleichem Grad auf beyde geschahe, mehr untergeordnet war — in der Basis = 4, in dem Positiven = 2. Wenn nun beyde im

Maaſs

Maaſs der gegenseitigen Wechselwirkung, an Wirkungskraft zunehmen, so wird die in der Uebung erlangte höhere Fähigkeit im Positiven = 2^2, im Negativen = 4^2 seyn. Auſserdem aber, daſs die Wirkungskraft der Basis in dem Maaſse ihrer Uebung an der untergeordneten Welt, mithin im quadratischen Verhältniſs wächst, nimmt nun ihre actio in distans auch noch durch die Lebenerregende Einwirkung des höheren Gegensatzes zu. Und zwar in dem Maaſs, in welchem sie ursprünglich empfänglich — Basis war. Mithin wächst ihre Lebenswirkung, die wir = 4 nannten, zuerst 4×4 noch einmal multiplicirt mit 4. Die actio in distans beyder verhält sich demnach wie 2^3 zu 4^3.

Es ist derselbe Grund, aus welchem ein viel kälterer Körper unter zweyen, schneller und stärker von der Nähe eines dritten warmen, erwärmt wird, als ein andrer nur um weniges kälterer.

Jenes Gesetz ist nicht bloſs aus der Idee, sondern wir können es klar in der Natur nachweisen. Und zwar in dem erhabensten Gebiet der Naturwissenschaft, in welchem sich endlich alle Gesetze des Lebens am herrlichsten offenbaren müssen, in der Astronomie.

Der natürlichste Maaſsstab für die Entfernungen der Planeten von der Sonne wäre wohl, wenn wir diese, statt nach Meilen, vielmehr nach Halbmessern der Weltkörper selber abmäſsen. Wir haben dieses sowohl in Sonnen- als in Halbmessern des jedesmaligen Planeten, dessen Entfernung bestimmt werden sollte, in einer beystehenden Tabelle *) ausgedrückt. Man wird in derselben als ein ohngefähres und nie ganz genau treffendes Verhältniſs, vornehmlich bey der Venus und der Erde finden, daſs sich ihre Entfernung von der Sonne, in Halbmessern

---

*) Am Ende dieses Bandes.

messern des festen Kerns der Sonne ausgedrückt, zu derselben Distanz in Halbmessern des Planeten, verhalte, wie das Quadrat von 14 zu dem Cubus von 28, das heiſst, die Quadratwurzel der Distanz in Sonnenradien, ist fast die Hälfte von der Cubicwurzel der Entfernung in Planetenradien.

So ist bey Venus die Entfernung nach Sonnenhalbmessern das Quadrat einer Zahl, die zwischen 12 und 13 mitten innen steht, in Venushalbmessern der Cubus von etwas mehr als 2 mal 13, so daſs hierbey ein Uebergewicht der Reaction auf der Seite des Planeten ist. Genau ausgedrückt ist die Quadratwurzel von 157½ oder der Entfernung des Aphels nach Sonnenhalbmessern 12,5499 die Cubicwurzel schon von 17735½ oder der Zahl der Sonnennähe in Venushalbmessern = 26,0784, von 17981⅝ oder der Sonnenferne nach demselben Maſsstab = 26,1985.

Bey der Erde ist die Entfernung in Sonnenhalbmessern fast das Quadrat von 15, in Erdradien fast der Cubus von 2 mal 15. Oder genauer: die Quadratwurzel der Sonnennähe nach Sonnenhalbmessern 212,7 ist 14,5859, die Cubicwurzel derselben Entfernung nach Erdradien, 28,7880, die Quadratwurzel der Sonnenferne nach dem ersteren Maſsstab (219,965) 14,83, die Cubicwurzel nach dem letztern Maſsstab = 29,1123, so daſs hier einiger Ueberschuſs der Action auf der Seite der Sonne ist.

Dagegen ist bey Mars die Entfernung, nach Sonnenhalbmessern ausgedrückt, erst in der Sonnenferne gleich dem Quadrat von 19, während schon die Sonnennähe nach Marsradien mehr als der Cubus von 2 mal 19 ist.

Es findet sich hier schon Annäherung zu einem andern Verhältnisse, in welchem von der Juno an die Wechselwirkung der Planeten und der Sonne steht, zu dem

Ver-

Verhältniſs von a zu a^2. Wenn wir nämlich die Sonnennähe der Ceres nach Sonnenhalbmessern bestimmen, und hierauf nach Cereshalbmessern, so ist die letztere Zahl fast das Quadrat der ersteren. Jene ist 551, diese fast 550^2. Juno erreicht ein gleiches Verhältniſs zwischen Action der Sonne und selbstständiger Reaction, ohngefähr auf jenem Theile ihrer Bahn, welcher gegen $\frac{1}{3}$ der letzteren von der mittleren Entfernung nach dem Punkt der Sonnenferne zu gelegen ist, mithin, wenn wir ihr Jahr wie ein Erdenjahr, ihre Neigung wie die der Erde annehmen, fast anderthalb Monat (einen zu 132 Tagen) nach ihrem Frühlingsäquinoctio.

Bey der Pallas aber beträgt die Sonnennähe nach Sonnenhalbmessern 451, nach Pallasradien nur 438^2 und das Verhältniſs von a zu a^2 wird in ihrem Umlauf nirgends erreicht.

Es ist zwischen der Sonne und diesen drey kleinsten Planeten das einfachste Verhältniſs der Gegensätze, dessen wir vorhin Erwähnung gethan, jenes zwischen den beyden Polen des Magnets, zwischen den cohärenteren und minder cohärenten Körper, im elektrischen Prozeſs, im Organischen aber zwischen Herz und Gehirn. Nur der eine erregbare beginnt Action nach auſsen, und in dem Maaſs, in welchem derselbe thätig ist, wird der andre, mit ihm verbundne Gegensatz vollendet, ruhend. Der letztere verhält sich mithin zu jenem, welcher durch seine Thätigkeit im quadratischen Verhältniſs an Lebendigkeit zunimmt, wie a zu a^2. Wir haben das Gesetz dieses einfachsten — magnetischen — Gegensatzes, früher (Band I. c. 6.) dargestellt. Der basische Gegensatz muſs in demselben Maaſs thätig seyn, in welchem jener vollendeter ist, denn er ist in demselben Maaſs erregbarer.

So beginnt auf den untersten Entwicklungsstufen alles Leben, aller Gegensatz äuſsert sich zuerst auf diese einfachste Weise. Zwey irdische Körper, die beym elektrischen Prozeſs in oberflächliche Berührung kommen, verhalten sich wie plus cohärent zu minus cohärent, oder im Mechanischen wie (der Schwere entgegen) mehr bewegt und minder bewegt. Beyde verhalten sich eigentlich als Basis, zum Erdganzen, zu der bewegenden oder zurückhaltenden Kraft, mithin beyde wie a zu a. Der Gegensatz zwischen beyden wird bloſs noch dadurch begründet, daſs sich der eine z. B. als negativ cohärent, negativ bewegt, oder überhaupt als passiv zu dem andern activen verhält. Hierauf aber, wenn die Passivität des eigentlich vollkommneren Körpers im Verhältniſs zu jenem ihr Maximum erreicht hat, fängt der höhere Lebenseinfluſs (der Wärme, des Wassers oder der Luft) in ihr zu wirken an, und es beginnt nun der chemische Prozeſs, wo das Vollendetere an Energie des chemischen Lebens zu jenem aa^3 zu $1a^2$ wird.

Wie schon erwähnt, ist jenes das Verhältniſs des Gegensatzes auf der niedrigsten Stufe seiner Entwicklung, in seinem ersten Beginnen. Das Leben regt sich erst in seinem unvollkommensten Anfang, nämlich nur in Beziehung auf die Gesammtmasse, in dem einen Theil, während sich in dem andern der stille Sinn für einen höhern kosmischen Einfluſs bildet, welcher alsbald die selbstständige und lebendige Wechselwirkung der Gegensätze erzeugt. Jenes in der ganzen Natur ist magnetisch, dieses chemisch — organisch u. f.

Aber es ist noch ein andres Verhältniſs denkbar, wo zwey Dinge beyde zugleich als Basis, mit einem höheren Mittelpunkt in thätiger Wechselwirkung stehen, mithin beyde

beyde unter einander sich wie $a : a$, in Beziehung auf das höhere Dritte aber, der actio in distans nach wie $a a^3 : a a^3$ verhalten. Es sey nun, wie in solchen Fällen fast immer, zwischen beyden wieder ein neuer, untergeordneter Gegensatz, nach welchem sich das eine zum andern wieder als Basis verhält, so wird die Action der letzteren noch um eine Potenz vermehrt, der neu hinzukommende höhere Lebenseinfluſs steigert die schon vorhandne Lebensaction noch einmal im Maaſs der ursprünglichen Lebensempfänglichkeit seines Gegensatzes, und beyde treten in das Verhältniſs von a^3 zu a^4, oder aber, nach dem zuerst erwähnten Verhältniſs, wie $1 a^3$ zu $2 a^4$.

Es findet sich dieses Verhältniſs in der Natur wirklich. Und zwar im Organischen scheint es, aus andren Gründen, zwischen den Theilen des Rumpfes, unterhalb des Halses, und dem Nervensystem zu bestehen. Es empfangen diese Theile ihre Nerven nicht unmittelbar aus dem Gehirn, sondern aus dem Rückenmark, was sich wiederum zum Gehirn als Basis verhält. Im Planetensystem findet es aber bey den Planeten unterhalb des Indifferenzpunktes, welcher durch die drey mittleren kleinsten bezeichnet wird, von Jupiter an, zwischen Planeten und Sonne Statt.

Die Sonnenferne dieses gröſsten Planeten, beträgt in eignen Halbmessern 11622, was das Biquadrat von 10,3829 ist. Der Cubus dieser Zahl ist 1119,3, was der mittleren Entfernung des Jupiter in Sonnenhalbmessern ≑ 1125, sehr nahe kömmt. Mithin ist, wie bey diesem ohngefähren Verhältniſs fast überall, nach der einen Seite ein Ueberschluſs, und zwar auf Seiten der Action der Sonne.

Die Sonnennähe des Saturn beträgt nach Sonnenhalbmessern 1948. Die Cubicwurzel dieser Zahl ist 12,49, das

das Quadrat von 12,49 ist 156, die Entfernung Saturns nach eignen Halbmessern ist aber erst in der Sonnenferne 24212, was dem Quadrat von 156 sehr nahe ist. Genau genommen ist 24212 das Biquadrat von 12,474, und der Cubus dieser Zahl ist 1941. So ist auch hier ein Ueberschuſs auf Seiten der Action der Sonne.

Endlich verhält sich beym Uranus, mit einem eben so entschiedenem Uebergewicht auf Seiten der Reaction des Planeten, die Entfernung auf die eine und die andre Weise ausgedrückt, kaum noch wie 16^3 zu 18^4.

Oder aus vorhin erwähntem Grund verhalten sich die Zahlen der Distanz wenigstens bey den zween vorletzten Planeten nach beyderley Maſsstäben wie $1a^3$ zu $2a^3$, bey Jupiter beträgt nämlich die Entfernung in Sonnenradien mehr als 10^3, in Jupiterradien mehr als 2 mal 11 in der 5ten Potenz, bey Saturn eines fast 13^3, dieses dagegen mehr als 2 mal 14 in der 5ten Potenz.

Selbst bey den Monden sehen wir ein dem zuerst erwähnten ähnliches Verhältniſs, doch nur eben so ohngefähr als bey den Planeten. Der erste Jupitermond ist von seinem Hauptplaneten 5,965 Jupiterhalbmesser entfernt, die Quadratwurzel davon ist 2,44, während seine Entfernung in eignen Halbmessern (bey dessen Bestimmung wir, wie bey den drey andren, die Schrötersche Angabe befolgen) 207, mithin gleich dem Cubus von 5,9155 ist, (also fast $a:a^3$). Die Entfernung des zweyten Mondes beträgt 9,494 Jupiterhalbmesser und 399 eigne. Jenes ist das Quadrat von 3,08, dies der Cubus von mehr als 7, nämlich 7,3619. Die Entfernung des dritten ist dagegen das Quadrat von 3,89 und der Cubus von 7,1269 (nämlich 15,141 und 362), während 3,89 die Hälfte von 7,78 ist. Endlich ist bey dem vierten die Entfernung nach den

den beyden gewählten Maasstäben 26,63 und 914, jenes etwas mehr als das Quadrat von 5, dieses etwas weniger als der Cubus von 2 mal 5. So daſs bey den beyden letzteren, welches zugleich die gröſsten Jupitermonde sind, ein Uebergewicht auf der Seite jener Zahl, welche die Distanz in Jupiterhalbmessern bezeichnet, ist, wie im Planetensystem vom Jupiter an die Action der Sonne zu der der Planeten sich nicht mehr wie $1a^2$ zu $2a^3$, sondern wie $1a^3$ zu $2a^3$ verhält.

Bey unsrem Monde ist die Entfernung von der Erde nach Erdhalbmessern und im Apogäo fast das Quadrat von 8, nach eignen Halbmessern mehr als das Quadrat von 15 (in der mittlern Entfernung wie 7,729 zu 14,813). Mithin ist hier das Verhältniſs fast $1a^2$ zu $2a^2$.

Doch wir haben uns nur zu lange bey einem Verhältniſs verweilt, das uns, zwar später, in der Geschichte des organischen Lebens von hohem Nutzen seyn wird, das aber den Meisten, weil es in der Natur, so lange die gegenseitige Wechselwirkung besteht, nie ganz genau trifft, noch treffen kann, nur zu wenig einleuchtend seyn kann. Jedoch vermögen wir es allein aus diesem Verhältniſs zu einem ungleich genauer treffenden überzugehen, das in vieler Hinsicht ein Gesetz genannt zu werden verdienet.

Bisher ist noch nicht erwähnt worden, wie nach dem obigen Verhältniſs Mercur und Sonne gegen einander stehen. Die Angaben der Gröſse des Mercur sind noch in unseren Tagen so verschieden, daſs die seines Halbmessers in Meilen, von 354 auf 304 differirt. Die Messungen der Ausländer, und selbst die des berühmten Bode, setzen ihn auf 354 und 348½ dagegen die des Hrn. Schröter und fast auch die des Hrn. Wurm auf nur 304 Meilen. Wir haben in unsrer Tabelle die Schröterschen Messungen, deren höchste Genauigkeit wir auch anderwärts anerkennen, vor Augen gehabt, jedoch zur Erleichterung der nachstehenden Rechnungen mit dem festen Kern der Sonne, dessen leuchtende Atmosphäre wir gern so klein als möglich annehmen wollten, den Halbmesser Mercurs noch 3 Meilen gröſser, nämlich 307 Meilen gesetzt. Alsdann verhalten sich die Durchmesser Mercurs und der Sonne wie das Quadrat von 39¼ zu dem Cubus von 78½, oder umgekehrt, nach dem oben erwähnten, die Reactionskraft des Mercur wie der Cubus von 78½ die Action der Sonne wie das Quadrat von 39¼. Dieses sollte mithin, nach dem Vorherigen, auch das Verhältniſs der Entfernungen seyn, wirklich aber ist dieses nur 84, oder aus andern Gründen 89, und 2 mal 89 (178) in der 2ten Potenz.

Nehmen wir, abgesehen von dem Letzteren, die eigentliche (innre) Reactionszahl des Mercur auf die Sonne, — 78½ — 2 mal (157) und multipliciren hiermit die Zahl der Sonnenferne der Venus nach Sonnenhalbmessern, oder mit andern Worten, die höchste Zahl der Action der Sonne auf dieselbe, — 157 — so erhalten wir 24649. Das Maximum der Reaction des nächstfolgenden Planeten auf die Sonne, oder die Sonnenferne der Erde in eignen Halbmessern beträgt 24674 (157 × 157,163).

Wird nun ferner die gewählte Zahl 78½, 4 mal genommen, und hiermit die Zahl der Entfernung der Erde im Aphelio nach Sonnenhalbmessern, oder die höchste Zahl der Action der Sonne auf die Erde multiplicirt (219,97 mit 314), so erhalten wir 69070, während die Sonnenferne des Mars, nach La Place, in Marshalbmessern (die wir mit Schröter einen zu 503 Meilen setzen), 69061 beträgt (9 weniger). Die weiteste Entfernung

nung des Mars von der Sonne, in Sonnenhalbmessern, beträgt nach den in unsrer Tabelle zu Grunde gelegten Brissonschen und Bodeschen Angaben der Entfernung, nach jener 360,284, nach dieser 360,225. Diese Zahlen mit 8 mal 78½ multiplicirt, geben, jene: 226258, diese 226221, mit 16 mal 78½ aber 452517,4 und 452443,1. Abgesehen nun von der erst neulich entdeckten Vesta, beträgt nach den (so viel uns bekannt) neuesten 6ten Gauſsischen Elementen, die Sonnenferne der Juno, wenn wir, wie in unsrer Tabelle geschehen, 24266,43 Erdhalbmesser, als die mittlere Entfernung unsres Planeten von der Sonne, annehmen, 69811098 Meilen. Die Schröterschen Messungen haben den Halbmesser der Juno auf 154½ Meile gesetzt. Nehmen wir ihn aber nur um etwa ¼ Meile kleiner, wie auf der Tabelle geschehen ist, so erhalten wir genau 452517 und 452443 (jenes, wenn wir den Junohalbmesser 154,272, dies, wenn wir ihn 154,298 setzen).

Wir wollen nun einen kühnen Schritt wagen, obwohl wir wissen, was wir dabey in euren Augen verliegen können. Mag die Natur uns selber rechtfertigen oder widerlegen. Wir wissen, heute am 26sten May, noch von durchaus keinen Messungen der Vesta, ihre Entfernung aber ist neulich durch das erste Element des scharfsinnigen Gauſs bekannt gemacht. Nach diesen beträgt die gröſste Entfernung dieses neuen Planeten von der Sonne 2,5625 oder, nach der oben angenommenen mittleren Entfernung der Erde 53446073,7 Meilen. Es giebt dieses, wenn das Maximum der Reaction der Vesta wirklich 8 mal 78½ multiplicirt mit 360,28 oder 22 ist, den Halbmesser der Vesta im ersteren Fall zu 236,2165, im zweyten 236,255 Meilen, mithin um 2 Meilen gröſser als den Halbmesser unsres Mondes.

Es kann wohl seyn wir irren sehr, ohne daſs deshalb das angestellte Verhältniſs unrichtig ist, doch spricht vieles andre, was wir eben anführen werden, zu sehr für jene Annahme, als daſs sie nicht, gesetzt auch sie bestätigte sich nicht, Entschuldigung verdiente.

Die in einander verschlungenen Bahnen der Ceres und Pallas, die Weise wie ihre Reaction aus den Verhältnissen des Nachbarplaneten erhalten wird, setzen auf den ersten Anblick eben so in Erstaunen, wie der Nervus recurrens mit seinem abweichenden Lauf, diejenigen, die sich etwas tiefer mit der Anatomie beschäftigen. Es scheint die Sphäre der Zahl 78½, die, wie wir hernach sehen, im Planetensystem das Quadrat von 9 repräsentirt, sey in der Juno und Vesta geendigt. Noch finden wir in den Eccentricitätsverhältnissen der Vesta und Juno die Zahlen 78 und 59, und das Maximum der Reaction der letzteren (452517) ist der Cubus von 76,77, mithin eine Annäherung an die eigentliche Reactionszahl des Mercur. Dagegen ist schon 226258,7 der Cubus von 60,935. Es scheint aus Allem, daſs in der Juno die eine Reihe des Planetensystems, welche vom Mercur anhebt, zu Ende gehe, und daſs in den 4 kleinsten Planeten ein Indifferenzpunkt erreicht sey, jenseit welchem eine 2te Reihe anhebt. In dieser werden wir hernach statt der 78½ die Zahl 60 oder auch 59 vorherrschend finden. Diese vertritt die Function der Zahl 63.

Noch bleibt in dem Indifferenzpunkt des Ganzen die Tendenz der beyden Reihen nach den entgegengesetzten Richtungen im Gleichgewicht schweben, wir finden die Reaction noch einige Momente auf ihrem Gipfel bleiben, und nur an der Zahl 60 wird das Beginnen der zweyten Reihe erkannt, bis dieselbe, von der Vesta anhebend,

in

in Jupiter, Saturn und Uranus in gleicher Klarheit auftritt.

8 mal 78¼ war der eine Factor der Reaction des vorletzten Gliedes. Das erste von der Juno aus, nach der 2ten Reihe hin, ist Ceres. Ihr Aphelium beträgt nach den 11ten Gauſsischen Elementen 62242064 Meilen, oder, nach der Schröterschen Angabe des Radius zu 176 Meilen 353648 Cereshalbmesser. Es ist diese Zahl = 724,11 multiplicirt mit 488,392, jenes ist die gröſste Zahl der Action der Sonne auf den nächstvorigen Planeten — Juno, dieses 8 mal 61. Die Cubicwurzel der höchsten Reactionszahl der Vesta war 60,935, diese Zahl 8 mal ist 487,48. Wenn wir hiermit 724,11 multipliciren, erhalten wir 352988,6, was bey der angegebnen Entfernung den Halbmesser der Ceres auf 176,328, mithin nur ⅓ Meile gröſser setzt als die Schröterschen Messungen. So haben wir ihn in unserer Tabelle angenommen.

Die gröſste Entfernung der Pallas von der Sonne, beträgt den 9ten Gauſsischen Elementen gemäſs 71888164 Meilen, oder (nach Schröter einen zu 227½ Meile) 315992 Pallashalbmesser. Es ist diese Zahl 645,59 multiplicirt mit 489,456, jenes ist das Aphelium des Nachbarplaneten Ceres, in Sonnenhalbmessern, dieses etwas über 8 mal 61. Multipliciren wir genauer die erwähnte Zahl 486,48 mit 645,6, so erhalten wir 314717, was den Halbmesser des Pallas 228,43 Meilen, mithin noch keine ganze gröſser setzt als die Schröterschen Messungen. So daſs auch in dieser Hinsicht die Ceres und Pallas als zwey ineinander verschlungene und übereinstimmende Reactionssphären erscheinen.

Nicht von Pallas, sondern schon von Vesta aus sehen wir hierauf die neue Reihe beginnen. Dieser kaum entdeckte Planet macht, wenn uns hierin kein Druckfehler täuscht, auch darin eine merkwürdige Ausnahme, daſs, wie alle Sonnenfernen-Punkte der vor ihm bekannt gewesnen 10 Planeten nach einer Seite des Himmels (von der Sonne aus) hinfielen, dieser gerade nach der entgegengesetzten sein Aphelium erreicht.

Und zwar nicht etwa um einige Grade auſserhalb der Gränze, welche beyde Hälften des Thierkreises eine für die Aphelien, die andere für die Perihelien der übrigen Planeten abtheilt, so wie dies etwa bey Mars und Uranus der Fall ist, sondern gerade in die Mitte jener Hälfte, in welcher alle andre 10 Planeten ihre Sonnennähenpunkte haben, fällt die Sonnenferne der Vesta (in den 69° der Länge). Es sind sich hierinnen die beyden Anfangspunkte der beyden Reihen gerade entgegengesetzt, denn es fallen die Sonnenferne der Vesta und die Sonnennähe des Mercur in die Mitte desselben Zeichens, während die Juno ganz in der Nähe des Mercur ihre Sonnenferne wie ihre Sonnennähe hat. Beyde, Mercur wie Vesta, haben ihre Apsiden in der Richtung des Sonnenäquators.

Wir müssen aber, ehe wir diese zweyte Reihe beschreiben, zuerst daran erinnern, daſs die Zahl der Entfernung der 3 letzten Planeten, besonders des Jupiter und Saturns, in eignen Halbmessern, das Biquadrat einer Zahl war, welche gemeinschaftlich der Action und Reaction der Sonne und des Planeten angehörte. Wir haben im Vorhergehenden das Maximum der Reaction des nächsten Planeten dadurch erhalten, daſs wir die Zahl des vorhergehenden mit dem Maximo der Action der Sonne auf ihn multiplicirten, es war aber allen Planeten der ersten Reihe eine Zahl — $78\frac{4}{8}$ — gemeinschaftlich, welche eigentlich nicht die war, die (nach dem ersten Ver-

hält-

hältniſs) in der Natur wirklich vorkam, und die von Planeten zu Planeten in geometrischer Progression wuchs. Dagegen sehen wir bey den 3 gröſseren Planeten, deren selbstständigere Individualität hierdurch bezeichnet scheint, die Zahl der wirklichen Reaction auf die Sonne, welche bey jeden eine andre ist, statt der erwähnten 78 auftreten. Doch nimmt auch sie, von Vesta bis zum Uranus, in geometrischer Progression zu.

Denn so ist, wenn wir uns die Bahn des Jupiter als einen Kreis denken, dessen Radius die mittlere Entfernung ist, die Summe der Reaction dieses Planeten auf die Sonne im Allgemeinen 11089,14 (nach Bode). Diese Zahl ist das Biquadrat von 10,26189. Nehmen wir die Wurzel als die eigentlich charakteristische Zahl 2 mal, und multipliciren damit das Maximum der Action der Sonne auf Jupiter, oder 1179,38 (Bode), so erhalten wir 24805,28 für die Sonnenferne des Saturn in eignen Halbmessern. Wirklich ist diese, wenn wir die Bodesche Angabe (mittl Entf. 231457 Erdhalbmesser, Eccentr. 0,0562 der Bahn) zu Grunde legen: 24204,3, nehmen wir aber die Eccentr. nach La Place genauer 0,056233, so ist sie 24204,81 und äuſserst wenig von dem durch Rechnung gefundnen verschieden.

Wir nahmen die Reactionszahl des Jupiter 2 mal, und setzten hiermit stillschweigend voraus, daſs Jupiter schon das 2te Glied dieser Reihe sey. Das erste ist, wie es scheint, Vesta, oder ein ihr nahe stehender noch unentdeckter und — unwahrscheinlicher — Planet.

Es beträgt die Sonnenferne der Vesta in Sonnenhalbmessern 554, ihre mittlere Entfernung in eignen Halbmessern, oder die Summe ihrer Reaction im Allgemeinen 208109. Es ist diese Zahl dem Biquadrat von 21 sehr

nahe-

nahe. Multipliciren wir nun 554 mit 21, als der Zahl der Reaction der Vesta, so erhalten wir 11634, was allerdings der Zahl der Sonnenferne des Jupiter in eignen Halbmessern — 11622,6, sehr nahe kömmt. Nehmen wir dagegen genau die Biquadratwurzel von 208109 oder 21,3586 und multipliciren damit genau 554,36, so erhalten wir freylich 11840, mithin über 200 mehr als die Natur giebt, eine viel zu groſse Differenz, die jedoch vielleicht, wenn alle Elemente der Vesta genauer berechnet seyn werden, sich verringern kann.

Suchen wir auf gleiche Weise die Grundzahl der Reaction bey Saturn, oder die Biquadratwurzel seiner mittleren Entfernung, so erhalten wir 12,3043 nach Brisson, und 12,3017 nach Bode, nehmen wir diese Zahlen 4 mal, und multipliciren hiermit das Maximum der Action der Sonne auf Saturn, das nach Brisson 2181,51, nach Bode 2179,46 ist, so erhalten wir 107368 und 107262 für das Maximum der Reaction des Uranus. Wirklich aber ist dieses nach der Bodeschen Angabe der Entfernung und Eccentricität 107697, wenn wir den Halbmesser des Uranus mit seinem Entdecker 3867 Meilen setzen.

Auch hier ist demnach die Differenz viel zu groſs, als daſs wir nicht auf einen Fehler der bisherigen Angaben schlieſsen sollten. Und dieser wird mehr als wahrscheinlich, wenn wir hernach auch die Eccentricität des Uranus, die ohnehin, nach dem Ausspruch mehrerer Astronomen, bald einer Correction bedürfen wird, und die man in wenig Jahren von $\frac{1}{21}$ *) auf einmal auf das 10fache

---

*) So findet sie sich noch bey Brisson im 2ten Theile seines Traité elementaire de Physique, vom Jahr 8 der Republik.

10fache, auf $\frac{1}{37}$ der Bahn angesetzt hat, um ein wenig (um 0,0022, nämlich statt 0,0467, 0,0445) zu groſs finden werden. Diese, an sich unbedeutende Correction, verringert das Maximum der Reaction des Uranus um 232, oder auf 107465, wo dann der Unterschied nur 100 beträgt, und sich völlig aufhebt, wenn wir den Halbmesser des Uranus, dessen Messung die meisten Schwierigkeiten hat, dessen verschiedne Angaben am meisten von einander abweichen, um etwa 6 Meilen gröſser annehmen.

Es bleibt nun von den Planeten blos noch die Venus übrig, deren äuſserste Reaction wir vom Mercur aus noch nicht aufgefunden haben. Es ist die Sonnenferne des Mercur in eignen Halbmessern, nach der Brissonschen Angabe, das Quadrat von 178,08, und wir haben gesehen, daſs dies die in der Natur wirklich vorkommende Reactionszahl des Mercur sey. Multipliciren wir diese Zahl mit 100,988 oder der Sonnenferne des Mercur in Sonnenhalbmessern, so erhalten wir 17983,9. Wirklich aber beträgt das Aphelium der Venus, wenn wir ihren Halbmesser noch um eine halbe Meile gröſser setzen als Bode, 17981,8.

Endlich wird auch bey den Jupitermonden ein ähnliches Verhältniſs, nur etwas modificirt, erkannt. Wir werden hernach im Planetensystem die Zahlen 7 und 9, und vornehmlich ihr Product 63 überall herrschend finden. Auch unser Mond ist, beyläufig, im Apogaeo 63 Erdhalbmesser entfernt, und wir erhalten fast die Entfernung des 2ten Jupitermondes in eignen Halbmessern, wenn wir die Zahl der Entfernung des ersten, in Jupiterhalbmessern mit 63 multipliciren (genau jedoch nur 378). Der 2te Mond ist 9 Jupiterhalbmesser von seinem Centralkörper entfernt, und hier scheint ein ähnlicher Wendepunkt einzu-

einzutreten, wie im Planetensystem bey 9 mal 65 Sonnenhalbmessern. Denn wir erhalten nun die Entfernung des 3ten in eignen Halbmessern, wenn wir die des 2ten in Jupiterradien in die 2te Potenz versetzen und dann mit 4 multipliciren. Das Quadrat von 9,494 ist 90,136, dies 4 mal = 360,54, während die Reaction des 3ten 362 beträgt. Eben so erhalten wir 917, wenn wir das Quadrat von 15,141, was die Zahl der Entfernung des 3ten in Jupiterhalbmessern ist, mit 4 multipliciren, während die Reaction des 4ten 914,3 beträgt, mithin auch nur wenig verschieden ist.

Bey den Trabanten des Saturn werden wir da, wo wir zeigen, wie die Gröſse der Monde aus der des Hauptkörpers, und aus ihrer Entfernung von ihm gefunden werde, etwas Aehnliches nachweisen; bey denen des Uranus haben wir die Anwendung unsres Verhältnisses noch nicht versucht.

Und so scheint es aus allem gewiſs, daſs die Gröſsenverhältnisse mit denen der Entfernung in fester und bestimmter Proportion stehen, denn z. B. bey Mars, der doch bey weitem noch nicht der Kleinste, dessen Reactionssumme bey weitem noch nicht die gröſseste ist, würde eine einzige Meile, um die er gröſser oder kleiner wäre, als ihn die meisterhaften Schröterschen Messungen setzen, mehr als 137 Unterschied machen, mithin 3 Meilen mehr, als 400, eine Differenz, welche jedes Eintreffen des erwähnten Verhältnisses unmöglich gemacht hätte. Wir erkennen deshalb an, daſs ohne solche Messungen, wie die Schröterschen, jenes Verhältniſs nimmermehr zu entdecken gewesen wäre, denn wer ist so kühn, wie es z. B. bey Mars nöthig gewesen wäre, den Durchmesser eines Planeten von 570 (so bey Brisson) auf 503 Meilen zu

setzen,

setzen, mithin um den 7ten Theil kleiner anzunehmen, als ihn Beobachtungen gegeben, einem Verhältniſs zu Gefallen, das nicht Andre, sondern das er selber gefunden?

Ja es giebt bey Juno schon der hundertste Theil einer Meile, um welchen wir ihren Halbmesser gröſser oder kleiner setzen, fast 30 Unterschied, und wenig mehr als eine Meile gegen 3000, so daſs andre, minder genaue Messungen hierin unübersteigliche Schwürigkeiten gegeben hätten. Und diese haben wir selber empfunden, als wir mehrere Monate, der Entdeckung nahe, mit jenen Angaben, welche den Marshalbmesser 574, den des Mercur 354 Meilen setzen, vergeblich rechneten.

Bey so groſsen Betrag kleiner Unterschiede, darf uns, besonders bey den kleineren Planeten, einige geringe Abweichung von dem erwähnten Verhältniſs nicht wundern. Wir Deutschen rechnen bey unsren astronomischen Messungen nach ganzen Meilen, und nur selten werden Brüche, welche kleiner als eine halbe Meile sind, mit in Erwägung gezogen, und doch würde selbst bey einem, nach Verhältniſs seiner meisten Nachbarn so groſsen Planeten wie dem unſrigen, dessen Reactionszahl eine der kleinsten ist, eine einzige Viertheils-Meile, um die wir seinen Halbmesser veränderten, mehr als 7 Unterschied geben.

Die Entfernungen und ihre Verhältnisse müssen uns hierinnen künftig sichrer belehren als Messungen. Denn, wenn wir die Zahl der Entfernung eines Planeten in eignen Halbmessern seine Reaction nennen, so scheint es, schon nach dem Vorhergehenden, ein allgemeines und genaues Gesetz, daſs das Maximum der Reaction eines Planeten das Product sey, der weitesten Entfernung des vorhergehenden von der Sonne, in Sonnenhalbmessern, durch eine Zahl, die von Planeten zu Planeten in geometrischer Progression zunimmt, und bey den ersten sechs Planeten (von Mercur bis Juno) eine gemeinschaftliche, nicht minder als bey Ceres, Pallas und vielleicht einem noch fehlenden Glied, von Vesta aus aber bis Uranus jedesmal die eigenthümliche Reactionszahl des Planeten ist. Denn wir werden hernach in jenen die passive Reihe des Planetensystems erkennen, deren charakteristische Zahl nicht von ihnen selbst, sondern von der Sonne ausgeht, in diesen die active, wo die charakteristische Zahl selbstständig in den Planeten ist.

Jene Reactionszahl wächst in geometrischer Progression. Auf dieselbe Weise wächst nach jenem schönen Verhältniſs, bey welchem wir uns glücklich preisen, daſs es ein Deutscher entdeckte *), die Entfernung der Planeten von der Sonne in geometrischer Progression. Denn so ist bekanntlich, wenn wir die Entfernung des Mercur von der Sonne 4 nennen, die der Venus 4 + 3, die der Erde 4 + 2 mal 3, des Mars 4 + 4 mal 3, der Ceres 4 + 8 mal 3, des Jupiter 4 + 16 mal 3, Saturn 4 + 32 mal 3, Uranus 4 + 64 mal 3.

Auch in diesem Verhältniſs tritt die Zahl 3, die, wie wir später sehen werden, 63 Sonnenhalbmesser bedeutet, erst bey der Venus auf. Die 4 bedeutet nicht 84 Sonnenhalbmesser, was die mittlere Entfernung des Mercur von der Sonne ist, sondern 89 bis 94.

So

---

*) Es scheint, uns Deutschen sey der Himmel gelassen, da uns auf Erden so wenig geblieben ist. Was in neuerer Zeit in der Religion und Astronomie geschehen, ist gröſstentheils durch Deutsche gethan worden.

So wächst denn in diesem schönen Verhältniſs die Zahl der Action der Sonne von Planeten zu Planeten um das Doppelte des Ueberschusses, der sich bey dem Vorhergehenden über die Zahl der Action auf Mercur gefunden, jedoch jedesmal plus dieser Zahl.

Nämlich nach dem früher Aufgestellten, ist, sobald Wechselwirkung beginnt, der höhere, schaffende Gegensatz seiner Basis um eben so viel an Energie und Vollendung des innren Lebens überlegen, als diese wiederum der untergeordneten Welt der Dinge, welche auſserhalb dem Leben ist. Jene untergeordnete Welt ist allen Gegensätzen einer Art gemeinschaftlich, und alle zählen von ihr als der 1.

Im Planetensystem ist die gemeinschaftliche Basis, welche die andren Planeten alle, von Venus bis zum Uranus, als Ausgangspunkt bey ihren Wechselverhältnissen mit der Sonne setzen, die Action der Sonne auf Mercur, je 2 Nachbarplaneten verhalten sich aber, wie nachher gezeigt wird, als Gegensätze. Die Erde z. B. so wie ihre Basis — Venus, zählen von der Action auf Mercur gemeinschaftlich als 1. Um eben so viel, als nun bey der Venus die Action der Sonne über die bey Mercur überlegen ist, ist sie es wieder bey dem höheren Gegensatz (der Erde) über die bey der Basis — Venus. Eben so ist z. B. bey Saturn die Zahl der Entfernung um eben so viel über die des Jupiter, als die des Jupiter über die des Mercur.

Jedoch jedesmal mit Hinzufügung der Summe des ersten Glieds, oder der gemeinschaftlichen Grundbasis. Denn, denken wir uns die Dinge in ihrem Ursprung, und alle sich gleich = 12 : 12 : 12. Es beginne jetzt die Wechselwirkung, das erste Glied sey die gemeinschaftli-

che

die Grundbasis, oder die Auſsenwelt, diese sey über dem Zero, dem Nullpunkt aller Action um 1 erhoben, so wird das 2te über dem 1sten Glied um 2, mithin über dem Nullpunkt alles Daseyns um 3, das 3te Glied wird wieder über dem 2ten Glied so viel als dies über dem 1sten, also um 2, mithin über dem Zero der Action um 5 erhoben seyn. So steigen nun die Glieder nicht 1 — 2 — 4, sondern 1 — 3 — 5 — 9 — 17, oder 1 — 4 — 7 — 13 u. s. w.

Hieraus wird unter andern auch deutlich, warum bey dem zuerst erwähnten Verhältniſs $1 a^2$ zu $2 a^3$ überall einige Ungleichheit war, u. s. w.

Und so kömmt das, was wir eben bey den Entfernungen sahen, auf jenes zurück, was wir in dem ersten Theil über die Wechselwirkung der Gegensätze und ihr Gesetz gesagt haben. Es ist diese Wechselwirkung im eigentlichen Sinne eine Schöpfung des höheren Gegensatzes in seiner Basis. Jener ist nur höherer Gegensatz in und durch diese Schöpfung, nur in dem Maas, in welchem diese gelingt. Es wird durch dieselbe die Basis zu einer gleichen Action auf die ihr untergeordnete Welt, auf das Material getrieben. In demselben Maas, in welchem daher die Basis auf das Material schaffend wirkt, (auf die gemeinschaftliche Grundbasis,) diesem an Action überlegen ist, ist auch die Schöpfung des höheren Gegensatzes gelungen, dieser ist in demselben Maas zur Basis höherer Gegensatz, und an Action über sie erhoben, als diese zu dem Material, als diese das letztere an Action übertrifft.

Aus diesem Grunde geschieht es auch, daſs jene Zahl, welche, wenn wir mit ihr die höchste Action der Sonne auf den vorhergehenden Planeten multipliciren, das Maximum der Reaction des nächstfolgenden giebt, in geome-

geometrischer Progression von Venus bis zu Vesta und Juno zunimmt, bis sie dort einen Schwebepunkt erreicht, jenseit welchem nun die wirkliche Reaction der Planeten herrschend wird, welche bis dahin von der stärkeren Action der Sonne unterdrückt worden, wo denn eine neue Reihe wieder mit 1 anhebt.

Um dieses noch weiter zu sehen, wollen wir jetzt die Wechselwirkung zwischen Sonne und Planet näher prüfen, und zuerst vornehmlich die Ausdrücke: Action und Reaction, die wir uns bisher stillschweigend erlaubt haben, rechtfertigen und erläutern.

Es ist zu Ende des ersten Theils gezeigt worden, wie die Abstoſsung, welche vornehmlich in der Elektricität und im Magnetismus gefunden wird, aus demselben Streben nach Vereinigung mit dem Gegensatz hervorgehe, aus welchem die Anziehung entsteht. Denn wie in den schönen Ritterschen Versuchen jede positive Wirkungssphäre der Körper etwas auſser sich wieder eine negative hat, und umgekehrt, so hat auch der positiv elektrische Körper in einiger Entfernung seine positive Action verloren, die nun in Passivität, Negativität übergeht, während die Negativität eines andren, welche durch eine äuſsre positive Einwirkung erzeugt wurde, auſserhalb einer gewissen Gränze im Verhältniſs zu der schwächeren Umgebung positiv erscheint.

Wenn nun die gleichnamigen Pole einer Magnetnadel, und die eines groſsen stärkeren Magnets, in eine gewisse Nähe kommen, so wird die Nadel stark abgestoſsen, während der Magnet ganz, oder fast ganz ruhig bleibt. Nicht minder fliegt eine leichte Kugel weit von dem ruhig bleibenden Conductor ab, mit welchem sie gleichnamig elektrisch ist. Es sucht dieselbe jene Gränze, auſserhalb

halb welcher der Conductor seine Kraft verliert, und in dem letzten Theil seiner Wirkungssphäre negativ wird, oder sich den negativen Gegensatz darstellt. Daselbst wirkt sie positiv auf denselben, und diese Wechselwirkung pflegt ihre Positivität eben so zu erschöpfen, als dies die wirkliche Vereinigung mit einem negativen Gegensatz vermocht hätte. Es entsteht daher neue Anziehung, dann wieder neue Abstoſsung, u. s. w.

Bey dem gleichnamigen Pol der schwächeren Nadel, entsteht, wenn man ihn gewaltsam innerhalb der positiven Actionssphäre des gröſsern Magnets hält, und ihn verhindert, den entgegengesetzten Pol herumzuwenden, endlich eine Umkehrung der Pole, und vor dieser höheren Positivität erscheint die seinige negativ. Sonst aber geschieht es, daſs wenn sich beyde nähern, in einem schnellen Moment der Abstoſsung der schwächere Magnet positive Action auf den stärkern versucht. Hierdurch aber, je stärker er positiv wirkt, wächst die Empfänglichkeit des entgegengesetzten Pols. Es erwacht ein höheres Bedürfniſs der Vereinigung mit dem Gegensatz, und der negative Pol wendet sich nun in die Nähe des entgegengesetzten stärkeren Pols herum.

Die Abstoſsung einer elektrischen Kugel, die mit dem Conductor u. a. gleichnamig ist, wird desto stärker und merklicher geschehen, je stärker sie gleichnamig elektrisch ist, die positive Action mit einer gleichen positiven Reaction erwiedert. In demselben Maas, in welchem die gleichnamige Elektricität des abgestoſsenen Körpers schwächer ist, ist auch die Abstoſsung geringer, bis die gleichartige Positivität endlich vor der höheren ganz in Passivität übergeht, der andre Körper zu jenem in das wirkliche Verhältniſs der Basis zu dem höheren Gegensatz tritt, und die Abstoſsung in Anziehung übergeht.

Es geschieht dieses nach dem allgemein bekannten Gesetz, nach welchem ein Körper, je positiver er ist, einen desto höher negativen Gegensatz verlangt, während ein stark negativer einen eben so stark positiven fodert.

Wir wollen nun wieder ein schwaches, aber wenigstens allgemein bekanntes Bild brauchen. Wir nennen einen kleinen Magnet, welcher ein eben so starkes Gewicht trägt als ein gröſserer, relativ stärker als diesen, und in jenem bekannten Experiment, wo ein hinlänglich starker Magnet, dessen einen Pol man an das Ende einer langen Eisenstange setzt, in dieser viele kleinere Magnete hervorruft, davon immer einer an dem andern gefunden wird, heiſst uns der der stärkere, der sich selber am öftersten setzt, der die längste Reihe, die gröſste Menge von aneinander stehenden Magneten erzeugt.

Man kann sich den Radius eines Planeten, jene Actionslinie, welche von dem Mittelpunkt desselben in gerader Richtung nach seiner Oberflache zu geht, und die wir in ihrer Wirkung als Schwere kennen, als einen eben solchen Magnet denken, dessen einer Pol in dem Mittelpunkt, dessen andrer in der Peripherie wäre. Der Radius der Planetenbahnen könnte dann, man erlaube uns ein solches Bild, als eine Reihe von aneinander gefügten Magneten betrachtet werden. Oder auch als zwey neben und in einander gehende Reihen solcher Magnete, davon die eine, welche aus wenigeren und groſseren Magneten bestünde, von dem Mittelpunkt der Sonne, die andre aus viel mehreren aber kleineren bestehend, von dem des Planeten ausgienge.

Oder vielmehr, man würde der Wahrheit näher treten, wenn man das Bild von der Elektrizität, oder von den erwähnten Ritterschen Versuchen hernähme. Die unmittelbare Action der Sonne ist positiv. Die Sphäre derselben reicht so weit, und weiter als das Planetensystem. Je näher an der Sonne, desto stärker ist die positive Action derselben, je weiter von ihr ab, desto mehr geht sie in Negativität über.

Je stärker aber die Negativität, desto gewaltiger muſs die Positivität des auf sie wirkenden, in ihrer Sphäre hangenden Planeten seyn, denn durch die Stärke des einen Gegensatzes wird die des andren bestimmt. Nennen wir die Wirkung des Planeten Reaction, so wächst dieselbe, je mehr die Action der Sonne abnimmt.

Je zwey benachbarte Planeten sind als Gegensätze zu betrachten; denn die Reaction des entfernteren ist stärker als die des näheren. Beyde verhalten sich demnach wie plus und minus Reaction, und ein plus und minus ist es, welches nach unsren Ansichten im ersten Theil (c. 5.) überall den Gegensatz bestimmt.

Wenn wir die Reaction eines Planeten aus der Geschichte des Vorherigen bestimmen wollen, so ist es zuerst gewiſs: daſs dieselbe um desto stärker seyn müsse, je schwächer die positive Action der Sonne bey dem Vorherigen war. Denn die Positivität (Reaction) der Planeten nimmt mit ihrer Entfernung von der Sonne zu, in demselben Maas, in welchem hierdurch zugleich die Passivität, Negativitat der Actionssphäre der Sonne stärker wird.

Wie die Reaction absolut zunehme, haben wir bey den Verhältnissen der Entfernung gesehen, nämlich in dem Verhältniſs 1 — 3 — 5 — 9 u. s. w. oder 1 — 4 — 7 — 13 — 25, und gezeigt, wie dieses Verhältniſs auf dem Gesetz aller Wechselwirkung der Gegensätze beruhe. Nach demselben Gesetz wächst nun auch die relative.

Zwey

Zwey neben einander stehende Planeten, z. B. Erde und Mars, verhalten sich als Gegensätze, Mars nämlich als der stärkre. die Erde als der minder reagirende. Nun ist die Action des höheren Gegensatzes um so höher, je höher die der Basis war, die Reaction des Mars um so stärker, je stärker die der Erde war. Diese wird aber bestimmt durch den Grad, in welchem sich die Sonne negativ gegen die Erde verhielt, durch das Maaſs der Entfernung; denn die Stärke des einen Gegensatzes wird durch die des andern, Positivität durch Negativität bestimmt. Nun bezeichnet, wie wir eben sehen werden, die Sonnenferne den Punkt der höchsten Reaction eines Planeten auf die Sonne, diese Reaction war desto stärker, je schwächer die Action, je gröſser die Entfernung von der Sonne war. Diese war im Aphelio der Erde fast 220 Sonnenhalbmesser, mithin (wir sehen vor der Hand noch davon ab, daſs beyde in quadratischem Verhältniſs ab- und zunehmen müssen) die Action der Sonne 220 mal schwächer als an ihrer Oberfläche. Das heiſst, die Positivität der Sonne, welche die gleichnamig positive Einwirkung des Planeten verhindert hätte, hat sich bis auf den 220sten Theil ihrer ursprünglichen Stärke vermindert, und setzt der des Planeten einen um so viel schwächeren Widerstand entgegen.

Wenn sich zwey benachbarte Planeten, obgleich beyde von einer gleichartigen innren Tendenz sind, wie Gegensätze zu einander verhalten, so daſs der weiter von der Sonne entfernte, wieder um eben so viel dem vorigen an positiver Action überlegen ist, als dieser es der allgemeinen Basis, der negativen Wirkungssphäre der Sonne, mithin, wenn die positive Stärke des näheren Nachbars 2 war, die des entfernteren 2 + 2 ist, oder wenn jene 4 war, 4 plus 4, so wird nun auch noch die positive Action des nächsten Planeten einen um so schwächeren Widerstand, eine um so viel geringere gleichnamig positive Action der gemeinschaftlichen Basis finden, je mehr dieser Widerstand durch die Action des vorigen schon vermindert ist. War z. B. die Stärke des vorigen, mit welcher er auf die gemeinschaftliche Basis wirkte, eine solche, daſs durch sie die gleichnamig positive Action der Basis bis auf den 3ten Theil ihrer ursprünglichen Stärke vermindert wurde, so wird, wenn nun ein neuer doppelt so stark positiver Moment hinzukömmt, welcher schon an sich den Widerstand der Basis, wenn er noch in seiner ursprünglichen Stärke vorhanden wäre, um das Doppelte (bis auf den 6ten Theil) vermindern würde, der letztere den schon 3 mal schwächeren Widerstand bis auf den achtzehnten Theil der ursprünglichen Stärke heruntersetzen.

Wir haben ein Bild, welches im Kleinen etwas Aehnliches ausspricht, an der Voltaischen Säule. Wir wissen, daſs sich die Plattenpaare, ob sie gleich jedes für sich aus positiven und negativen Gegensätzen, von ursprünglich gleicher Natur bestehen, zu einander als Gegensätze verhalten, und daſs eine weiter nach dem negativen Pol gelegne, an sich positive Platte, zu einer andren, mehr nach dem positiven Pol gelegenen, an sich nur eben so sehr positiven, sich negativ verhalte. Es ist dieses schon an zween Nachbarpaaren merklich, wenn sie genug körperliche Ausdehnung haben.

Die nächste positive Platte, in Berührung mit der negativen des vorhergehenden Paares, fängt schon vor ihrer Wechselwirkung da an, wohin die vorige durch ihre Wechselwirkung mit der Basis gekommen ist. Denn jede negative Action ruft in dem positiven Gegensatz eine ihr angemeſsne positive hervor, deshalb giebt auch die Berührung der benachbarten vorigen Basis, der nächsten positiven Platte schon die Stärke ihres eigenthümlichen Gegensatzes. Hierauf aber beginnt die letztere eine neue Wechselwirkung mit ihrer eigenthümlichen Basis, wodurch diese auf ihre Weise einer eben so starken Lebensaction fähig wird, als ihr Gegensatz. In dem Maas aber, in welchem dieses gelingt, erhöht sich die Positivität des letzteren. So wenn der positive Gegensatz des vorigen Paares in seiner Basis die basische Action auf 2, seine eigne positive hierdurch auf 4 erhöhte, die vorhin 2 gewesen; so wird nun dem des nächsten schon anfänglich die Positivität 4 gegeben, und wenn er hierauf in der eigenthümlichen Basis durch die gegenseitige Wechselwirkung die Stärke seines eigenthümlichen Lebens hervorruft, und ihre Action auf das Material zu 4 erhöht, wird seine eigne Stärke hierdurch = 8 u. s. w. Beyde Positive, das vorige und das nächstfolgende, sind sich daher auf der Höhe ihrer Wechselwirkung wie Gegensätze eines einzelnen Paares proportionirt.

Bekanntlich bestehen die metallischen Gegensätze der Voltaischen Säule aus solchen, welche beyde, nur der eine mehr, der andre minder, oxydirbar sind. Zwischen Kupfer und Zink ist in dieser Hinsicht der Gegensatz an sich selber noch nicht eben von bedeutender Gröſse, indem das Kupfer auch in einem ziemlich hohen Grade oxydirbar ist. Soll aber im Galvanismus der Gegensatz zwischen beyden bestehen, so muſs jenes ursprüngliche Streben sich zu oxydiren im Kupfer unterdrückt, und vielmehr in Desoxydazion übergeführt werden. Wäre nun beyden, dem vorhergehenden schwä-

cheren.

oberen, und dem nächstfolgenden stärkeren positiven Gegensatz nur Eine gemeinschaftliche Basis, (es ist dieses wirklich die zwischen beyden liegende negative Platte des vorigen Paares) deren Widerstand gegen die Desoxydation, welche der positive Gegensatz in ihr zu bewirken strebte, oder deren eigenthümliches Streben sich zu oxidiren, schon durch die halb so starke des vorigen, auf ein Drittel seiner vorigen Stärke vermindert war, so wird sie nun, wenn noch ein neuer, doppelt so starker Einfluſs hinzukömmt, der selbst ihre ursprüngliche Oxydabilität auf ein 6tel vermindert hätte, achtzehnmal mehr zur Desoxydation getrieben werden.

Dem Planeten ist allerdings nur Eine gemeinschaftliche Basis, die negative Actionssphäre der Sonne.

War nun bey der Erde die Positivität 2 mal 78½, so ist sie bey Mars das Doppelte. Da aber schon in der Wechselwirkung mit der Erde, die positive Action der Sonne bis auf den 220sten Theil der Stärke an ihrer Oberfläche vermindert ist, so wird nun die ohnehin doppelte Positivität des Mars einen 220 mal geringeren Widerstand finden, als an der Oberfläche, mithin sich zu 220 mal 314 erheben *).

Wäre die Stärke der eigenthümlichen Action der Sonne gegen Mars noch so groſs als an ihrer körperlichen Fläche, so müſste Mars, um der ihm eigenthümlichen Positivität fähig zu seyn, in Hinsicht des Durchmessers fast um den 7ten Theil gröſser seyn als die Sonne. So aber,

da

---

*) Der vorige negative Gegensatz bezieht sich bloſs auf den positiven des nächsten Glieds. Wie sich dieser zu dem eigenthümlichen negativen verhalte, ist hiermit noch nicht gezeigt worden.

da ihm nur noch ein 220 mal schwächerer Widerstand zu bekämpfen gelassen worden, kann er um so viel kleiner seyn.

Auf diese Weise bilden die Planeten eine Reihe, welche wir im Kleinen in der Voltaischen Säule, oder in einer Zahl von Magneten, davon immer der plus Pol des nächsten an den minus Pol des vorigen anschlieſst, (und umgekehrt) dargestellt finden. Hier, wie überall, bezieht sich die positive Wirkung des nächsten Gliedes auf die Stärke des negativen Gegensatzes bey dem vorigen. Vermittelst der Basis sind die positiven Gegensätze verschiedner Glieder so verbunden, daſs sich wieder der eine zu dem andren positiv verhält. Endlich aber, wie in einer Reihe von Gegensätzen, dergleichen die Voltaische Säule u. a. nach der einen Richtung hin überwiegende Positivität, nach der andren überwiegende Negativität ist, indem nach der letztern hin die vorhandne Positivität schwächer ist, so daſs nach beyden Seiten zwar dieselbe Action der Gegensätze geschieht, nach der einen aber ohnmächtiger, nach der andren energischer; so findet sich auch im Planetensystem die eine Seite positiv, die andre negativ. Es ist bey denen der Sonne näher stehenden Planeten die Action der Sonne stärker, mithin die planetarische Reaction schwächer, während die Positivität der Sonne bey weiterer Entfernung immer mehr abnimmt, mithin die Reaction der Planeten um eben so viel stärker wird. Die entferntern Planeten verhalten sich zu den näheren, wie stärkere und schwächere Reaction, plus und minus. Hieraus entstehen 2 natürliche Reihen, davon an der einen, die von Mercur bis zur Vesta und Juno geht, überwiegendere Action der Sonne, an der andren, von der Vesta bis zum Uranus reichenden, überwiegendere Reaction der Planeten ist.

Wir sehen deshalb auch bey den ersteren die Zahl 78½ (81), welche von dem Verhältniſs des ersten Glieds zur Sonne ausgieng, und (da die Zahl der Reaction bey ihm eine ganz andre war) sich blos auf das Verhältniſs der Gröſse des Sonnenhalbmessers, zu dem des Mercur bezog, wo sie der Sonne eigenthümlich war, vorherrschen, so daſs hier gleichsam die Sonne den Ton angiebt, während von der Vesta an die eigenthümliche Zahl der Reaction der Planeten selbstständig hervortritt, und vorherrschend wird.

Aber nicht blos die ganze Reihe des Planetensystems hat an der einen Seite überwiegendere Action der Sonne, an der andren überwiegendere Reaction der Planeten, sondern es findet sich ein solcher Gegensatz bey jedem einzelnen Planeten in Bahn und Umlauf, zwischen Sonnennähe und Sonnenferne. Es findet sich in jener die positive Action der Sonne, in dieser die des Planeten überwiegend. Ueberhaupt wird in dem Phänomen der Abstoſsung von zwey gleichnamig elektrischen Körpern nicht allein der Ort gesucht, wo der eine negativ erscheint, sondern zugleich derjenige, wo sich auch der andre zu jenem negativ verhält. Die positive Action von der einen wie von der andren Seite, geht bis in die Nähe des andren Körpers, wo sie negativ wird. So wenn beyde gleich stark, gleichnamig elektrisch sind. Ist dies aber der eine mehr als der andre, so wird die positive Wirkungssphäre desselben weiter hinausreichen, später negativ werden, als die des andren.

Die Sonne ist es, bey welcher die gleichnamige Action stärker ist als bey den Planeten, ihre positive Wirkungssphäre reicht weiter hinaus als bey den letzteren, und wird diesem erst in der Sonnenferne negativ. Daher wurde in dem vorhin erwähnten Verhältniſs nicht die Sonnennähe, sondern die Sonnenferne beyder benachbarter Glieder als der Punkt der Negativität der Sonne, und die Positivität der Planeten genommen. Auf eine umgekehrte Weise werden wir später die Sonnennähe des einen Planeten in Sonnenhalbmessern aus der des andren finden.

Wie nun durch den Umlauf der Planeten jetzt das Bedürfniſs des einen, dann das des andren Gegensatzes befriedigt wird, wie zu diesem Wechsel der beyden Momente gerade Umlauf nöthig sey, wollen wir nun sehen; zu diesem Ende aber wieder die einfachen Thatsachen, auf welche wir unsre Ansicht hierüber gründen, voraussenden.

Die Zahl der Entfernung eines Planeten in Sonnenhalbmessern, in der Sonnennähe, steht mit dem Unterschied zwischen Sonnennähe und Sonnenferne in bestimmter Proportion, dieses Verhältniſs steht aber wiederum bey jedem Planeten, mit dem, welches bey dem vorigen Statt gefunden, in Beziehung.

Bey Jupiter fällt es sogleich in die Augen, daſs der Unterschied zwischen seiner Sonnennähe und Sonnenferne in eignen Halbmessern, fast genau so viel betrage, als seine Sonnennähe nach Sonnenhalbmessern. Diese ist nämlich 1070 nach Brisson, 1071 nach Bode, jener nach dem ersteren 1069, und fast 1067 nach dem letzteren.

Bey Mercur, wo die Sonnennähe nach Sonnenhalbmessern 63 + 3, überhaupt aber die Zahl der Action der Sonne (zwischen) 89 (bis 94), die der Reaction 178 beträgt, scheint der Unterschied zwischen Perihelium und Aphe-

Aphelium eine Annäherung fast an 178 mal 63 (172 mal 63), mithin fast Product der Zahl der Action der Sonne im Perihelio und der der Reaction des Mercur.

Noch deutlicher wird eine bestimmte Proportion zwischen der Zahl der Sonnennähe in Sonnenhalbmessern, und der des Unterschieds zwischen Sonnennähe und Sonnenferne nach Planetenradien bey Juno. Das Peribelium in Sonnenradien beträgt hier 429,891, jener Unterschied 183859, oder das Quadrat von 428,79. Mithin ist die doppelte Eccentricität in Planetenradien fast genau das Quadrat der Sonnennähe nach Sonnenhalbmessern.

Sehen wir ferner auf der beystehenden Tabelle I die Verhältniſszahlen der doppelten Eccentricität zur Sonnennähe bey Erde, Mars und Vesta an, so fällt es in die Augen, daſs, wenn wir bey der der Erde 92 von der Zahl des Unterschiedes abziehen, die Verhältniſszahlen bey diesen 3 Planeten sich verhalten wie 3,39844, wie 39,3 und 78. Nun ist aber die erstere Zahl die Cubicwurzel von 39½, diese Zahl erscheint bey Mars wirklich, endlich bey Vesta das Doppelte davon, oder 78.

78½ bedeutete uns bey den 6 ersten Planeten die Grundzahl ihrer Reaction auf die Sonne, während nach dem ersten Verhältniſs die Hälfte davon, oder 39½ die Zahl der Action der Sonne andeutete.

Dieses sind die Verhältnisse, welche gleich bey einer nur flüchtigen Betrachtung einer solchen Tabelle, wie die unsrige, in die Augen fallen. Prüfen wir aber nun die Quotienten der Zahl der Action der Sonne in der doppelten Eccentricität nach Planetenradien etwas genauer (man findet sie in der letzten Columne der ersten Tabelle unter a, C.).

Bey

Bey Venus beträgt derselbe 1,587, oder 246,3 ist einmal 155,3 plus 91 *). Wir wollen von dieser Zahl des Ueberschusses absehen, ohne vor der Hand ihre Bedeutung zu untersuchen, und annehmen, es wären sich Zahl der Action der Sonne im Perihelio und der Unterschied gleich und wie beym Jupiter 1 zu 1.

Hierauf ziehen wir auch von jenem Unterschied bey der Erde 91, oder genauer 93,504 ab (wahrscheinlich 94), so bleibt uns 722,814, welches gerade 212,69 (die Sonnennähe der Erde nach Sonnenradien) multiplicirt mit 3,39844 (der Cubicwurzel von 39¼) ist.

Bey Mars ist alsdann, wenn wir besonders die Brissonschen Angaben nehmen, jene Verhältniſszahl fast genau (der Ueberschuſs beträgt $\frac{1}{25}$) 39¼, so daſs bey diesen drey Planeten das Verhältniſs so ausgedrückt werden könnte: Venus 1, Erde 1^2 multiplicirt mit 3,3984 (mithin diese Zahl 1 mal), Mars $3,39844^2$ (oder 11,549) multiplicirt mit 3,3984, so daſs jene Verhältniſszahl wäre: das Quadrat von der des vorigen, multiplicirt mit der Cubicwurzel von 39¼ **).

Bey Vesta ist die Verhältniſszahl nur das Doppelte von der des Mars; dagegen tritt Juno wieder deutlicher in diese Reihe ein. Es ist bey ihr die Zahl der Sonnennähe in Sonnenhalbmessern in der des Unterschieds zwischen Sonnennähe und Sonnenferne nach eignen Halbmessern fast 428 mal enthalten, und diese ist das

---

*) Wahrscheinlich 94.

**) Es ist nicht zu verkennen, daſs 3,83, oder die Verhältniſszahl bey der Erde eine Annäherung an den Cubus von 1,587 (3,99), oder der Verhältniſszahl der Venus scheint, doch eine ziemlich entfernte.

das Quadrat der Zahl 11,549 (die wir bey Mars sehen), oder auch das Biquadrat der Zahl 3,39844 multiplicirt, nicht mehr mit der eben erwähnten Cubicwurzel von 39¾, sondern nur mit 3,214, oder der Cubicwurzel von 33,2, wodurch sich schon die Annäherung an eine andre Zahl zu erkennen giebt, die wir nun (wenigstens von Ceres an) bis zum Uranus eintreten sehen.

Doch zuerst müssen wir uns wegen der Zahl 94, die wir in dem eben erwähnten Verhältniſs bey der doppelten Eccentricität der Erde, und fast auch bey der der Venus als Ueberschuſs fanden, rechtfertigen.

Man wird sich erinnern, daſs die Zahl der Action der Sonne auf Mercur in der Natur 89, seine Reaction 178 war. Wir werden im 2ten Capitel dieses Abschnitts zeigen: daſs die Grundzahl jener geometrischen Progression der Entfernung, von der wir vorhin sprachen, nach Sonnenhalbmessern = 63 sey, daſs aber überall ein Ueberschuſs gefunden werde, welcher die Zahl der Action der Sonne auf das erste Glied (89) zu repräsentiren scheint. Diese Zahl finden wir aber nirgends genau, sondern, wenn wir Juno und Vesta (die überhaupt nicht in jene bekannte Reihe auf die gewöhnliche Weise passen) abrechnen, bey den meisten an ihrer statt die Zahl 94. So ist bey Venus die mittlere Entfernung in Sonnenhalbmessern 1 mal 63 + 94, bey der Erde wenigstens die Sonnenferne 2 mal 63 + 94, bey Pallas und Ceres die mittlere Entfernung 8 mal 63 + 94, eben so bey Uranus 64 mal 63 + 94 (während sich bey Mars 78 als Ueberschuſs findet u. s. f.).

Bis zur Erde, wo überhaupt auch in Hinsicht der Gröſsen ein untergeordneter Schwebepunkt erreicht scheint (indem sie nach einer und der andren Seite wieder

der abnimmt), hat die Zahl 94, in der wir die der Action der Sonne auf Mercur wieder erkennen, ein bedeutendes Uebergewicht, und wir finden von der mittleren Entfernung der Venus 3 Theile der Zahl 94, und nur 2 der Zahl 63, in der der Erde aber 3 der Zahl 94, und nur einen mehr, der 2 mal 63 angehöre. Dagegen vermindert sich nicht nur das Verhältniſs jenes Ueberschusses über die geometrisch wachsende Zahl 63 bey dem Mars bedeutend, sondern wir sehen bey ihm, so wie bey Juno und Vesta, die Zahl 94 gänzlich aus der mittlern Entfernung verschwinden, und statt ihrer 78 bey ihm, 73 bey Juno, und 5 bey Vesta auftreten (wahrscheinlich nur 4 1364, die Cubicwurzel von 94), bis, erst wieder in Pallas und Ceres 94 erscheint, und mit dieser Zahl, mit welcher das erste Glied des ganzen Planetensystems (Mercur) begonnen, das letzte (Uranus) wieder endet.

Wir sehen deshalb bis zur Erde auch in der doppelten Eccentricität nach Planetenhalbmessern (in der besondern Reaction der Planeten) die Zahl 94, wie wir sie in der mittlern Action der Sonne bis zu unsern Planeten ausgezeichnet finden. Jedoch bloſs ruhend, und additionell, nicht mit der Entfernung zugleich an Bedeutung zunehmend. Hierauf fängt aber, eben von der Erde an, wo sich jene Zahl zum letztenmale in dieser Reihe in der mittleren Entfernung sowohl als in der doppelten Eccentricität thätig zeigt, die Zahl 39 an, an ihrer Stelle zu wirken.

Die 1 der Zahl 391. Denn die lebendige Natur zählt nicht wie wir 1, 2, 3 durch Addition, sondern es wachsen oder vermindern sich ihre Zahlen durch sich selber, und die 1 einer bestimmten Zahl ist ihre Wurzel, die 2 das Quadrat der letzteren, die 3 der Cubus, die 4 das Biquadrat jener Wurzel u. s. w.

So scheint es denn, wenn wir die Sonnenferne der Planeten als eine Reaction derselben auf die Sonne betrachten, schon hieraus, daſs, wie unter zwey Metallen, die zwischen sich elektrische Erregung gesetzt haben, bey der Trennung dasjenige positiv wird, das vorher negativ war, und so der vorhin untergeordnete Gegensatz auf dieselbe Weise und in demselben Maas auf den positiven zurückwirkt, als dieser vorhin auf ihn; wie im Schlummer und in der Verwesung die untergeordneten Organe die Nachklänge des entschlummerten Lebens zurückgeben; auch die Planeten in derselben Zahl, d. h. mit derselben Action des innren Lebens auf die Sonne zurückwirken, als diese vorhin auf sie gewirkt.

Oder vielmehr, die Stärke ihrer eigenthümlichen Reaction nimmt in den Potenzen der nämlichen Zahl (39¼) zu, welche der Action der Sonne auf sie zu Grunde lag (39¼ als die Basis der Zahl 78½, der Reactionszahl der Planeten), und die Planeten zeigen sich hierdurch von dem eigenthümlichen Leben der Sonne erfüllt, dessen Herrschaft sie sich jetzt, in der Zeit ihrer Zurückwirkung auf einige Momente entziehen.

Wir sehen von Venus bis Juno die Verhältniſszahl der doppelten Eccentricität nach Planetenhalbmessern zu der Zahl des Perihelii in Sonnenhalbmessern wachsen. Es nimmt mithin der eigenthümliche Gegensatz, in der Natur des Planeten selber gegründet, und welcher ihn bald positiv, bald vor dem höheren Einfluſs negativ seyn lässet, an Stärke zu, und die Planeten werden in der Sonnennähe desto höher negativ, je höher positiv sie in der Sonnenferne sind. Es verlangt eine stärkere Negativität von der Seite des Planeten eine um so stärkere positive Einwirkung von der Sonne her, diese wird aber, je näher an ihr, desto höher, auf diese Weise wird das mit der Entwicklung der selbstständigen Positivität zugleich wachsende negative Bedürfniſs, durch eine nach Proportion immer gröſsere Annäherung an die Sonne befriedigt. (Dächte man sich die Actionssphären der Sonne und des Planeten gleich, so könnte man die gröſsere Annäherung des Planeten in der Sonnennähe unmittelbar aus einer an sich höheren Positivität des Planeten vor der der Sonne herleiten, indem die schwächere der letzteren mit einer schwächeren Negativität des Planeten, die je näher an dem gleichnamig activen Körper, desto ohnmächtiger ist, befriedigt würde.)

Die besondre Reaction der Planeten, oder ihre doppelte Eccentricität in eignen Halbmessern, wächst, (von Vesta abgesehen) von Venus bis Juno in quadratischem Verhältniſs, wir müssen aber, um das Verhältniſs der besondern Reaction zu der Zahl der Action der Sonne im Perihelio zu finden, jene Verhältniſszahl, welche von Planeten zu Planeten quadratisch zunimmt, mit der 1 der Zahl 39¼ (ihrer Cubicwurzel) multipliciren. So kömmt auf jedem Punkt der Wechselwirkung ein neuer, die Reaction vermehrender Moment hinzu, wie auch die Entfernung oder die absolute Positivität der Planeten von einem zu dem andern um das Doppelte der Grundzahl, mit Hinzufügung der 1 wächst.

Solches ist ein ohngefähres Verhältniſs der Eccentricitäten, welches viel genauer erscheinen wird, wenn wir es später mit der Zahl der eignen Tage der Planeten in ihrem Umlauf vergleichen werden *). Wir wollen in

dieser

---

*) Wenn wir die Sonnennähe und Sonnenferne der Planeten gegen einander halten, finden wir, daſs sich beyde nach Bris-

son

dieser Sache vor der Hand blofs das hinzufügen, was auf die Zahl der Action der Sonne Beziehung hat.

Wir sahen in der doppelten Eccentricität eigentlich den besondren Gegensatz, der in dem Planeten selbstständig ist, von Glied zu Glied wachsen. Jener besondre Gegensatz, welcher die Verschiedenheit der Sonnennähe und Sonnenferne begründet, und hierdurch Umlauf und Jahreszeit, ist der der beyden Pole. Es ist aber mit ihm noch ein andrer Gegensatz in der Natur der Planeten selbsständig gegründet, der der beyden Seiten, oder die Ost- und Westpolarität.

Dieser Gegensatz begründet, wie wir hernach sehen werden, je vollkommner er ist, eine um so langsamere Rotation. Wir sehen ihn in dieser Hinsicht von Planeten zu Planeten, mit jenen der beyden Pole, welcher den jährlichen Umlauf begründet, zugleich zunehmen. Und zwar nicht minder als jene, in Beziehung auf die Zahl der Action der Sonne (39).

Es ist bekannt, dafs die am wenigsten eccentrischen Bahnen, z. B. unter den 4 ersteren Planeten, denen angehören, welche die kürzesten eigenthümlichen Tage, die schnellste Rotationsbewegung haben. So dauert bey Mercur,

---

son bey Venus wie 71 zu 72, bey der Erde wie 29 zu 30, bey Mars wie 5 zu 6 verhalten. Suchen wir nun bey Venus den 72sten Theil der eignen Tage (231), so erhalten wir 3,20833, der 30ste Theil der Erdentage ist 12,175, der 6ste der Marstage 111,33. Das Quadrat von 3,20833 ist 10,2934, das Quadrat von der letzteren oder das Biquadrat der ersteren Zahl 106, so dafs diese Zahlen fast jenen aus der Zahl der eignen Tage durch den Unterschied erhaltenen entsprechen. Hierbey bleibt aber bey der Erde fast 2, bey Mars 5 übrig, und dieses plus ist vorzüglich zu berücksichtigen.

cur, dessen Eccentricität sehr bedeutend ist, ein Tag etwas länger als ein Erdentag, bey Venus, welche unter den 4 ersten Planeten die geringste Eccentricität hat, dauert ein Tag nur 23 Stunden 20 Minuten, wie hierauf bey der Erde die Eccentricität zunimmt, nimmt dies auch die Dauer der Tage bis auf 24 Stunden, bis endlich bey Mars ein Tag 24 Stunden 40 Minuten, und bey Juno, nach Herrn Schröters aus Beobachtungen geschöpfter Vermuthung, gegen 27 Stunden dauert.

Die Länge eines Venustages verhält sich zu der eines Erdentages wie 36 zu 37 (35,9 zu 36,9), die eines Erdentages zu der Dauer eines Marstages genau wie 36 zu 37. Wir drücken uns hierüber so aus: Die Dauer der Rotation des vorhergehenden Planeten verhält sich zu der des nächstfolgenden wie 39⅓ minus 3⅓ zu 39⅓ minus 2, so daſs ein Wachsen durch Addition, in Beziehung auf die allgemein herrschende Zahl der Action der Sonne sichtbar ist (3⅓ eine Annäherung an 3⅖).

Wir wollen nur noch eines Umstands beyläufig erwähnen, welcher mit dem eben Erwähnten in Beziehung steht. Wenn wir, fast von Venus an, in die Zahl der Sonnennähe der Planeten nach Sonnenhalbmessern mit dem Quadrat der Zahl 3⅖ (11,54), oder der 2 der Zahl 39⅓ dividiren, erhalten wir nahe die Quadratwurzel der eignen Tage des Planeten. Diese ist bey Mars 25,85, und 11,54 ist in seinem Perihelio nach Sonnenradien 25,87 mal enthalten, mithin zwischen beyden äuſserst wenig Unterschied.

Die Quadratwurzel der Zahl der Erdentage ist 19⅛, und wir erhalten diese Zahl, wenn wir in das Perihelium unsres Planeten nach Sonnenhalbmessern mit 11,129 dividiren, was nicht die 2te Zahl der Zahl 39⅓, sondern das Quadrat der Cubicwurzel von 37,129 ist. Mit 11,54 erhalten wir 18,4. Dagegen ist aus andren Gründen diese Zahl im Perihelio der Venus kaum 14 mal enthalten, während die Quadratwurzel ihrer eignen Tage über 15 beträgt, und auch bey Juno erhalten wir auf jene Weise eine etwas zu geringe Zahl für die Quadratwurzel der eignen Tage (37,22, was einen Junotag von 28 Stunden gäbe), wie wir später sehen werden, wo wir die Dauer der eigenthümlichen Tage genauer aus den übrigen Elementen (besonders der Eccentricität) bestimmen wollen.

Wie nun bey den Planeten diesseit des allgemeinen Wendepunktes die Zahl 78¼ und ihre Basis 39¼ herrschend waren, treten an ihrer Stelle von Vesta an 61 (60,935) und ihre Basis 30,46 auf. Wir finden in der letzten Reihe des Planetensystems, so weit die Dauer der Tage bekannt ist, auf die nämliche Weise, wie in der ersten, dieselbe mit der Eccentricität zugleich zunehmen, und es verhält sich ein Jupitertag von 9 Stunden 55 Minuten 50 Secunden, zu einem Saturntag von 10 Stunden 16 Minuten, wie 29,54 zu 30,54, oder, wenn wir den letzteren nach dem Mittel mehrerer Herschelschen Beobachtungen *) um 15 Secunden länger setzen, wie 29,179 zu 30,179.

Es scheint aus dem Verhältniſs der Eccentricitäten der Planeten der letzten Reihe das letztere Verhältniſs etwas wahrscheinlicher. Denn wenn wir die Zahl 29¾ (eine mittlere zwischen beyden) geradezu als Zahl der Action der Sonne annehmen, finden wir, daſs die Verhältniſszahl der doppelten Eccentricität in eignen Halbmessern zur Sonnennähe in Sonnenhalbmessern, bey Ceres 93, bey

---

*) Göttingisches Taschenbuch auf 1795.

bey Pallas fast 275 sey, während wir, wenn wir die Cubicwurzel von $29\frac{1}{4}$ mit $29\frac{1}{4}$ multipliciren, (mithin jene, oder 3,0811 in die 4te Potenz versetzen,) 90.123 erhalten, und eben so, wenn wir wieder 90,123 mit 3,0811 multipliciren, mithin die letztere Zahl in die 5te Potenz versetzen, 276. was der Verhältniſszahl der Pallas nicht minder nahe steht.

Diese Zahlen scheinen aus mehreren Gründen mit der obenerwähnten der Action der Sonne auf Mercur (89 bis 94) sehr verwandt.

Bey Jupiter sind sich, wie schon erwähnt, die Zahl der besondren Reaction, und die der Action der Sonne im Perihelio, fast ganz gleich, bey Saturn beträgt die leztere 1947, dagegen jene 2577, mithin 631 mehr. 631.9 ist aber gerade der 3,081ste Theil von 1947 (3,081 die Cubicwurzel der erwähnten Zahl $29\frac{1}{4}$), so daſs sich besondre Reaction und besondre Action der Sonne bey Saturn verhalten wie 1 zu $1 + \frac{1}{3{,}081}$.

Beym Uranus beträgt jener Unterschied nach der gewöhnlichen Angabe in eignen Halbmessern 9610, sein Perihelium in Sonnenhalbmessern 3934, beyde sind im Verhältniſs von $2\frac{3}{7}$ zu 1.

Es erscheint auch hierbey die Angabe der Eccentricität des Uranus, die wir schon vorhin, wo wir uns hierauf beriefen, um $\frac{1}{231}$ des Halbmessers der Bahn vermindert haben, etwas zu groſs. Es würde Uranus auch in diesem Verhältniſs das letzte Glied seiner Reihe bilden, wenn seine Eccentricität um 232 eigne Halbmesser (statt 0,0467 auf 0,0445, mithin um 22 Zehntausendtheile) vermindert würde, was dann die doppelte, oder den Unterschied zwischen Sonnennähe und Sonnenferne um 464 geringer gäbe, nämlich zu 9146. Diese Zahl verhält sich zu 3934 wie 2 + 1·811 zu 1, oder wie 1 zu 1 + 3·0811, multiplicirt mit 1·811 (also ein Ganzes) + noch einmal 1·811. So daſs zwar auch hier die Verhältniſszahl der besondern Wechselwirkung bey dem vorigen Planeten mit der herrschenden Zahl multiplicirt wird, daſs diese aber zugleich bey jedem neuen Glied negativ hinzutritt.

Die Quadratwurzel der eignen Tage des Jupiter ist 108. Man erhält diese Zahl genauer, wenn man mit dem Quotienten des Jupiterhalbmessers in dem der Sonne in sein Perihelium nach Sonnenradien dividirt, als wenn man das Quadrat von 3·811 wählt, u. s. w.

So finden wir, daſs die Reaction der Planeten von dem Punkt der Sonnennähe bis zu den der Sonnenferne, in den Potenzen der Zahl wachse, welche die Action der Sonne auf sie bezeichnet, und daſs die Planeten in dieser Hinsicht durch jene besondre Reaction, welche den Unterschied zwischen Peri- und Aphelio giebt, die Natur der Sonne annehmen, dieser gleich werden.

Und so geschieht es überall, wo, wie im Planetensystem und im lebendigen Organismus, Gegensätze zusammenwirken, die an sich von einem gleichen Leben erfüllt sind. Die Basis wird in der Wechselwirkung mit dem höheren Gegensatz zu einer Wirkung nach auſsen (auf das Material) belebt, durch welche sie dem höheren Einfluſs gleich wird. Je mehr sie aber dieses wird, desto mehr hört sie auch auf, ihrem Gegensatz untergeordnet zu seyn. Es wird der Moment durch immer steigende Action der Basis herbeygeführt, in welchem sich beyde Gegensätze, jeder auf seine Weise, an Intensität des Lebens gleich sind. Hierauf hört der höhere auf, dem andren das zu seyn, was er ihm vorhin war, und nun, in der Sonnenferne, wirkt der Planet bey dem endlich durch das Maximum der Action sich das ersetzt hat, was ihm an innrer Lebensvollendung abgieng, positiv auf die Sonne zurück.

Aber eben wenn der Planet an Intensität des Lebens, wenn auch nur momentan, der Sonne gleich geworden, vermindert sich mit seiner Abhängigkeit von ihm zugleich seine Lebensempfänglichkeit für ihren höheren Einfluſs. Diese ist es gewesen, welche ihn zu jener Wirkung nach auſsen angetrieben, die ihn dem in ihm Schaffenden gleich machte. Der Trieb zu jener lebendigen Thätigkeit, die allein aus dem Höheren kam, höret auf, die Action des Planeten vermindert sich wieder, so daſs er durch dieselbe dem Leben des höheren Einflusses nicht mehr das Gleichgewicht zu halten vermag, und nun dieser die vorige Herrschaft von neuem übernimmt. Endlich erreicht diese ihren höchsten Gipfel in der Sonnennähe, wo der Planet durch die geringste Action der Intensität der höheren Einwirkung am wenigsten gleich ist, und nach einem Ausdruck der Inder dauert ein Tag der Götter (des Organischen, welches mit der Sonne lebt und wacht, und dann schlummert, wenn die allgemeine Basis, der Planet, am thätigsten ist) von der Sonnennähe bis zur Sonnenferne, vom Wintersolstitio bis zum Sommersolstitio, von hieraus aber beginnt die Nacht der Götter, bis zum neuen Morgen.

Es sind solche Momente der Zurückwirkung der Basis, dem höheren Gegensatz nöthig, damit sich derselbe immer höher vollende. Wir haben im Allgemeinen gesehen, daſs derselbe an Vollkommenheit des eigenthümlichen Lebens zunehme, je mehr ihm sein Werk an der Basis gelungen. Aber auch das Leben des vollkommneren Gegensatzes wird aus dem höheren Einfluſs erzeugt und vollendet. Der Moment der Zurückwirkung der Basis, indem er die eigenthümliche Action des positiven Gegensatzes, welche diesen seinem höhern Einfluſs gleich, und unerregbar für ihn machte, aufhebt, giebt ihm die Erregbarkeit für denselben wieder. Und zwar eine um so höhere, je stärker die Zurückwirkung war, deren Stärke wiederum mit der höheren Vollendung der Basis wächst. Auf diese Weise folgt die Vollendung des einen Gegensatzes aus der des andern.

Es hat schon längst Verwunderung erregt, daſs alle bisher bekannten Planeten (auſser, wie schon erwähnt, Vesta) und die meisten von uns beobachteten Kometen ihre Sonnennähen nach Einer Seite des Himmels hätten. Denn es fällt bey den 10 früher als Vesta entdeckten Planeten die Sonnennähe der Länge nach auf die Ebne der Ekliptik, vom 2ten Grad der Fische, bis zum 17ten der Jungfrau (in allen 190°), und in derselben Gegend des Himmels erreichten von den 90 beobachteten Kometen 65 ihr Perihelium *).

Ziehen wir nun in Gedanken durch die Pole der Sonne, welche während der Rotation derselben unveränderlich gegen die Ekliptik geneigt sind, eine Linie, die wir bis in den Thierkreis verlängern, so fällt das eine Ende derselben in den 8ten Grad der Fische, das andre in den 8ten Grad der Jungfrau. Hierauf theilen wir den Thierkreis auf dieselbe Weise durch eine Linie, welche den Aequator der Sonne bezeichnet, und die auf der einen Seite in das erste Drittheil der Zwillinge, von der andern in das des Schützen fällt, und erkennen auf diese Weise, daſs alle Perihelien jener 10 Planeten, auſser denen

---

*) S. Bodens astronomisches Jahrbuch für 1809.

nen des Mars und Uranus, welche die letzten, und wie wir später sehen werden, genau mit einander in Beziehung stehenden Glieder ihrer Reihen, ihre Sonnennähenpunkte einander fast entgegengesetzt, und beyde ein wenig auſserhalb jener durch Sonnenpole und Ekliptik gezogenen Linie haben, nach der einen Seite des Sonnenkörpers hinfallen (wir wollen sie, von der Rotazion abgesehen, die Westseite nennen). Ferner finden wir, daſs, obgleich nie ein Planet oder Komet seine Sonnennähe bey den Sonnenpolen selber erreichte, doch die meisten Perihelien nach dem einen Pol, nämlich nach jenem, der nach der Jungfrau hingeneigt ist; indem nach der Halbkugel dieses Pols von den 10 älteren Planeten 7 ihr Perihelium erreichen,

Nun ist es schon längst bekannt, daſs unsre Sonne, so wie die meisten Fixsterne, deren Licht nach gewissen Perioden zu- oder abnimmt, von der einen Halbkugel mehr Licht aussendet als von der andren, und daſs wir deshalb bey ihrer (scheinbar) 27 tägigen Rotation gegen 14 Tage einem stärkeren, und dann eben so lange einem schwächeren Licht ausgesetzt sind, wenn die beyden physikalischen Halbkugeln sich gleich sind, was aber aus aller Analogie zu verneinen ist. Wir verweisen hierüber auf **Herschel**. Ist es nun erlaubt vor der Hand ein Bild von Körpern herzunehmen, die in gewisser Hinsicht der Sonne sehr verwandt sind, von den Kometen, welche bekanntlich meist ihren Strahlenschweif von dem höheren Centralkörper abwärts, und nur den unbeschweiften Kern gegen ihn wenden, so scheint es auch, daſs die lichtstärkere Seite der Sonne die positive, jene lichtschwächere aber die sey, welche vor den höheren Einfluſs, aus welchem die Sonne Leben empfängt, negativ ist. Sie ist es, welche nach jenem höheren Auge der Welten hinblickt, welche der Sonnen Sonne ist.

Es ist auch aus anderen Gründen wahrscheinlich, daſs das Thierkreislicht, das man schon längst als eine verlängerte Atmosphäre der Sonne betrachtet, nach einer Seite des Himmels weiter hinausreiche, daſs nach dieser hin die Sonne einen weiteren Wirkungskreis mit ihrer Kraft erfülle, als nach der anderen, und wenn wir auf einige Augenblicke ganz von der Rotation absehen, so macht es schon die erwähnte Austheilung der Aphelien wahrscheinlich, daſs die Einwirkung des höhern Einflusses auf unsre Sonne der Richtung nach von jener Seite des Himmels geschehe, nach welcher die Sonnenfernen fast aller Planeten (auſser der Vesta) und der meisten Kometen hinfallen.

Denn wir haben schon aus den wenigen Fällen, welche wir von jener allgemeinen Zurückwirkung alles Basischen auf das in ihm Schaffende angeführt haben, gesehen, daſs die Zurückwirkung jederzeit an der Stelle, in dem Moment der Action des höheren Einflusses Statt finde, wo derselbe am schwächsten, am meisten passiv, und deshalb am wenigsten geeignet ist, höherer Einfluſs zu seyn. Der oxydirbare Körper wird erst auſserhalb des sichtbaren Farbenbildes, da wo die Wirkung des Lichts am aller ohnmächtigsten ist, selber Licht, das heiſst, er desoxydirt sich, wirkt positiv gegen den höheren Einfluſs, der, aufhörend zu seyn was er ihm war, sein altes Recht auf die beseſsne Basis verliert, und sich von ihr trennt (als Gas). Innerhalb der starken Action des Lichts wird er dagegen oxydirt. In den Versuchen mit Säure, Wasser und Metall, desoxydirt sich das letztere da (wird positiv), wo die Säure am schwächsten chemisch auf dasselbe

selbe wirkt, und entweder blos nach den ersten Eigenschaften der Masse (worin sie offenbar von dem Metall übertroffen wird) mit ihm in Beziehung steht, oder da, wo sie sich gegen das höhere Wasser passiv verhält. Gegen dieses erhält die Säure durch die Zurückwirkung des Metalls eine vollkommnere Passivität, und athmet dasselbe ein.

Wir sehen überall Nerven mit und neben den Blutgefäſsen in die Theile des Körpers gehen, indem eben da, wo sich die Glieder gegen den höheren Nerven passiv verhalten, auch das Blut, das ihnen sonst Basis ist, auf sie zurück zu wirken vermag. Eben in dem Moment, wo das Herz durch die höhere Einwirkung des belebenden Princips wieder passiv wird, wird es zugleich hierdurch fähig, die Zurückwirkung des Blutes, das ihm sonst Basis ist, zu empfangen. Wenn das Gehirn, des in ihm enthaltenen Blutes sich entleerend, positiv auf die Lunge wirkt, wird diese hierdurch zugleich den höheren Einfluſs der Atmosphäre zu empfangen fähig (des Einathmens bedürftig) u. s. w.

Es ist auch aus dem erwähnten Verhältniſs der Planeten und der Sonne, auf dieselbe höhere Folge der basischen Zurückwirkung zu schlieſsen. Die Planeten erhalten aber nach jener Richtung hin das Vermögen, positiv auf die Sonne zurück zu wirken, nach welcher diese selber der Einwirkung ihrer höheren Sonne passiv, mithin gegen die Planeten am schwächsten positiv wird. Und eben durch die (auf Momente) positive Zurückwirkung, wird die Sonne noch mehr passiv gemacht, noch immer höher und vollkommner den heiligen Lebenshauch zu athmen fähig.

Und dies ist das Geheimniſs aller Zurückwirkung des Basischen, und ihre Nothwendigkeit, daſs die höheren

Kräfte

Kräfte hierdurch einer neuen, immer höheren Wiedergeburt aus der ewigen Ursache ihres Daseyns fähig werden, daſs sie die reine Lebensempfänglichkeit wieder empfangen von ihm, seiner Nähe fähig werden. Dies giebt dem Leben seine Demuth wieder, daſs ihm auf Augenblicke seine Herrschaft genommen, daſs es einem Andren untergeordnet wird. — Darum sind der Schlaf, endlich aber der Tod, allem Leben nöthig, damit es sich immer höher und heiliger vollende, und nur Ein Auge schlaft noch schlummert nicht, seine Kraft altert ewig nicht.

Nicht die Sonne allein, auch die Planeten haben offenbar nach der einen Halbkugel hin eine bedeutendere actio in distans, als nach der andren hin. Von den Monden hat schon Neuton vermuthet, daſs ihr Halbmesser nach der dem Haupt-Planeten beständig zugekehrten Seite etwas mehr verlängert seyn müsse, und daſs unser Mond an der uns zugekehrten Halbkugel im Radius wenigstens 137 Schuhe gröſser seyn müsse. Wirkliche Ungleichheiten, welche die Gränzen der Kugelform gänzlich überschreiten, hat man an dem Jupiter entdeckt, dessen Halbmesser nach der einen Halbkugel, und zwar hier wiederum nach dem einen Pole hin gröſser scheint, als nach allen andren Seiten, und auch bey Venus ist etwas Aehnliches vermuthet. Ob die zum Theil unerwartet ausgefallenen Gradmessungen auf unsren Planeten etwas der Art vermuthen lassen, ist noch nicht entschieden, gewiſs ist aber, daſs die Fluthen über der westlichen Halbkugel, wo sich, besonders nach Süden, die höchsten Gebürgsmassen aus ihnen niedergeschlagen haben, höher gestanden als über der östlichen, und daſs daselbst die verschiednen Gebürgsarten von einer ungleich gewaltigeren Mächtigkeit

tigkeit sind *). Es wird auch aus vielen Gründen wahrscheinlich, daſs noch jetzt die Höhe der Atmosphäre über der westlichen Halbkugel viel bedeutender sey als über der östlichen. Zuerst nämlich aus dem bekannten Verhältniſs der Barometerveränderungen auf beyden Halbkugeln, dann unter andren aus dem Nordlicht, was nach der westlichen Halbkugel viel weiter vom Pole ab (von der Erdoberfläche viel weiter nach der gewöhnlichen Richtung hin entfernt), nach der östlichen viel näher nach dem Pole zu begränzt erscheint. Es sollen dieses in einem andren Kapitel dieses Abschnitts noch andre Gründe bezeugen.

Eine physicalische Verschiedenheit der beyden Halbkugeln ist an den Monden des Saturns, besonders an dem äuſsersten (7ten), längst aufgefallen, und Schröter hat auf eine solche auch bey andren Monden aufmerksam gemacht. Auf der Erde scheint eine verschiedne Natur der beyden Hälften durch die Verschiedenheit der Organisazionen und das eigenthümliche Recht, das die eine Halbkugel vor der andren auf gewisse Formen zu haben scheint, angedeutet. So findet sich von den 137 jetzt bekannten Arten von Erica, welches Geschlecht neulich ein vortrefflicher, lange nicht genug erkannter Botaniker, Waiz, beschrieben, auch nicht eine einzige im neuen Kontinent, von Pensylvanien und Labrador an, bis gegen Nootka und Alascha hin. Dagegen ist bloſs dem neuen Kontinent die Kactusform eigenthümlich **).

So ist auch im Organischen nach der einen Hälfte des Leibes ein Uebergewicht von Kraft, und auch jener Richtung

tung

---

*) Annal. du Mus.

**) Humbolds Rede.

tung von vornen nach hinten nach, liegt z. B. das Rückgrad, so wenig als der Centralpunkt des Gehirns und andre Organe von ähnlicher Wichtigkeit, nicht etwa in der Mitte zwischen der Fläche des Rückens und des Vorderleibes, sondern ganz nach hinten, und es schlieſsen sich eben daselbst, wo das Rückenmark die beschränkteste Wirkungssphäre hat, die stärksten Muskeln an, welche auf ihre Weise kräftig auf das Nervensystem zurückwirken, während nach vornen, in einem ungleich weiteren und positiveren Wirkungskreise die basischen Organe, der Unterleib und die Brust liegen. Auch hat der Mensch und das Thier, wie sich im Magnetismus, in der Richtung der Action der meisten Sinne u. a. zeigt, nach vornen einen ungleich gröſseren Wirkungskreis als nach hinten.

Diese und unzählige andre Phänomene lassen analog auf eine stärkere Wirkungskraft der Planeten nach der einen Halbkugel und auf dieser wiederum nach dem einem Pole hin schlieſsen. Da wir nun schon früher auf einen beständigen Gegensatz zwischen der Atmosphäre und dem festen Erdkörper hingewiesen haben, nach welchem überall die Atmosphäre eben dann, und da am meisten herrscht, wo die Wirkung nach auſsen von der Seite des festen Erdkörpers am ohnmächtigsten ist, wo sich dieser am passivsten verhält, so läſst sich eben hieraus sicher schlieſsen, daſs gerade die Halbkugel, wo in älteren Zeiten, und zum Theil noch jetzt, der Repräsentant der Atmosphäre, das Wasser, jetzt aber wenigstens die Luft überwiegend (an Höhe und Masse) waren und sind, die negative des Planeten sey, eben so wie beym Rückgrad eben jene Seite negativ ist, wo der Gegensatz der Muskeln am kräftigsten und überwiegendsten gefunden wird u. s. w.

u. s. w. Wirklich finden wir auch, daſs in der Sonnennähe, wo die Action der Sonne auf die Erde vorherrscht, die südliche (wasserreichste) in der Sonnenferne die nördliche, mit ihrer stärkeren planetarischen Reaction der Sonne zugewendet sind, wie sich der negative Theil einer Nadel nach dem positiven Pol eines Magnets hinwendet u. f.

Durch den jährlichen Umlauf wird nun ein in gröſseren Perioden wiederkehrender Wechsel von stärker überwiegender Action und Reaction, durch die tägliche Rotation, welche der Sonne jetzt bald die stärkere, dann die ohnmächtigere Hälfte zukehrt, ein kleinerer Wechsel zwischen etwas stärker und etwas schwächer überwiegender Action oder Reaction bewirkt.

Wir finden die Rotationszeit der Sonne, und die Zahl, wie oft sie in der Umlaufszeit eines Planeten enthalten ist, sowohl mit der Zahl seiner Tage, als mit denen seiner übrigen planetarischen Verhältnisse in einer merkwürdigen Proportion.

So ist, um vor der Hand nur einige deutliche Beyspiele zu geben, die Zahl der eignen Tage eines Marsjahres (668) genau das Quadrat von 25,85, die Zeit der Rotation der Sonne, 25 Tage 14 Stunden, ist in der Zeit eines Marsjahres 26,85 mal enthalten. Da nun in dieser Zeit Mars auch einmal um die Sonne herum kömmt; so hat er in einem Jahr ganz genau 25,85 Sonnentage, und ein solcher Sonnentag hat genau 25,85 Marstage; so daſs ein Marsjahr das Quadrat eines Mars - Sonnentages ist. Jupiter hat in einem gewissen Verhältniſs seiner Entfernung, das wir weiter unten als eines der merkwürdigsten berücksichtigen werden, die Zahl 13. Ein Jupiterjahr enthält aber gegen 13 mal 13 Sonnentage, und jeder Son-

Sonnentag über 60 Jupitertage, während ein Jahr der nächst vorhergehenden kleinsten Planeten, besonders der Juno, 62 bis 65 Sonnentage enthält.

So hat auch ein Sonnentag genau 60 Saturntage, ein Saturnjahr aber 420 oder 7 mal 60 Sonnentage; so daſs überhaupt ein Saturnjahr 7 mal 60 mal 60 eigne Tage enthält. (Jener Ueberſchuſs über die Entfernung in Sonnenhalbmessern nach der Zahl 63, beträgt auch bey Jupiter 117 oder 9 mal 13, bey Saturn nur 7 mal 7, während er, wie erwähnt, bey andren 94 — 78 u. f. beträgt)

Von dem Verhältniſs der Zeit eines Sonnentages, zu der eines Erdenjahres, werden wir nachher reden. Ein Venusjahr enthält 8,7818 Sonnentage, oder, da der Planet indeſs auch einmal um die Sonne kömmt, nur 7,7818. Das Quadrat der ersteren Zahl ist 77,119, das der letzteren 60,556, und jenes scheint eine Annäherung an 78½, die wir zuerst in der Action und Reaction der Venus thätig finden, dies an 63, welche auch in der Zahl der Distanz dieses Planeten zuerst auftritt.

Wegen der eigenthümlichen Bewegung in ihrer Bahn, dauert ein Sonnentag auf der Venus dem Anschein nach 29,684 Venustage, und es ist diese Zahl, dem erwähnten Verhältniſs nach, die Basis der Zahl 60.

Ein Mercurjahr enthält 3⅖ Sonnentage, und diese Zahl ist, wie schon erwähnt, die Cubicwurzel der Zahl 39⅜, welche das Verhältniſs der Sonne zu ihm ausspricht (wie auch der Unterschied zwischen seiner Sonnennähe und Sonnenferne in Sonnenhalbmessern 34 beträgt, was eine Annäherung an jene Zahl scheint). Scheinbar dauert aber ein Sonnentag dem Mercur, da er während seines Jahres

Jahres auch einmal um die Sonne kömmt, 35,81 Tage (zu 24 Stunden), und auch hierin scheint eine Annäherung an 39.

So erkennen wir denn schon hieraus, und werden es noch mehr aus den Monden erkennen, daſs die Rotationen der Planeten mit denen der Sonne harmonisch sind. Es bewirken die letzteren, wie wir vorhin sahen, daſs auf dem Planeten, in der Gegend der Sonnennähe, jetzt eine viel stärkere, dann eine schwächere Action geschehe, und daſs in der Sonnenferne bald eine ganz vorzüglich starke (wenn die negative Seite eben nach dem Planeten hingewendet ist) bald eine schwächere Reaction möglich sey. Die Jahre des Planeten haben demnach zuerst einen Punkt der höchsten Action der Sonne, einen der höchsten Reaction des Planeten, alsdann auſser diesem etwas untergeordnete Perioden, welche von der Sonne bestimmt werden, endlich noch kleinere, die von der Axendrehung des Planeten abhängen, und diesem, wenn er seine negativere Seite der Sonne zukehrt, bald eine stärkere, und im umgekehrten Falle eine schwächere Einwirkung der Sonne in der Sonnennähe zukommen lassen u. f.

Es ist dieses mit der Zusammenziehung und Erweiterung des Herzens, und mit jenen kleineren Oscillationen alles Belebten zu vergleichen, welche jetzt einen Moment stärkerer, dann schwächerer Einwirkung des höheren Gegensatzes herbeyführen, oder schwächere und stärkere Reaction, und im Kleinen das darstellen, was die Apsiden des Lebens in Groſsem sind. Solche kleinere Wechsel sind dann wieder etwas gröſseren untergeordnet, z. B. der Pulsschlag den Perioden des Ein- und Ausathmens, denen eines vollkommnen Blutumlaufs,

diese

diese wieder den gröſseren des Schlaſs und Wachens, endlich denen der Jahre und Alter.

Es ist nun klar, daſs die Action der Sonne dann am stärksten seyn müsse, wenn eben, wenn der Planet am meisten negativ ist, in seiner Sonnennähe steht, nach welcher Richtung die Sonne mit der höchsten Kraft zu wirken vermag, überdies noch gerade die Mitte der positiven, energischeren Hälfte der Sonne nach ihm hingewendet ist, endlich aber auch noch überdies, in dem Moment der höchsten Action, seine negative Hälfte ihren Tag hat. Nicht minder muſs im umgekehrten Falle die Reaction in der Sonnenferne am heftigsten seyn, und die lange Apside sich nach jener Richtung, wo ohnehin ein höherer Einfluſs als der des Centralkörpers wirkt, sich verlängern. Auch die Reaction des Mondes ist, wenn sie eben nach jener Richtung geschieht, von welcher die Sonne positiv auf den Planeten wirkt (wenn der Mond im Apogaeo mit der Sonne in Conjunktion ist) am heftigsten, und die lange Apside seiner Bahn wird alsdann ungewöhnlich lang.

Wenn wir nun auf der beygefügten Tabelle II. die Dauer des Jahres irgend eines Planeten nach Sonnentagen, oder die eines Sonnentages, so wie derselbe dem Planeten wegen der eigenthümlichen Bewegung in gleicher Richtung erscheint, nach eigenthümlichen Tagen desselben betrachten, so werden wir nirgends eine solche Periode aus ganzen Zahlen bestehen sehen, sondern es ist allezeit ein Bruch bey ihnen.

Wir wollen bey der Erde bleiben. Unser Jahr hat nicht 365 volle Tage, sondern bekanntlich noch 5 Stunden

den und 48 Minuten darüber. Ein Sonnentag dauert eigentlich 25 Tage 14 Stunden 8 Minuten (oder doch 252,10 St.); da aber indeſs auch die Erde in ihrer Bahn vorrückt, dauert es 27 Tage, 12 Stunden, 20 Minuten, ehe die Erde wieder in gerader Richtung mit demselben Punkte der Sonnenscheibe steht. Wir wollen annehmen, es sey dies der gewesen, der unter allen am positivsten auf die Planeten wirkt, am Lichtstärksten ist, so wird, wenn am Ende dieses Sonnentags eben die Mitte der negativen Hälfte der Erdkugel die höchste positive Einwirkung der Sonne empfieng, am Ende des nächsten gerade die entgegengesetzte positive Seite von der positiven der Sonne getroffen werden. Jedoch diese nur fast in ihrer Mitte (da einige Minuten über den halben Tag sind, angenommen die Cassinische Periode sey genau), so daſs aus demselben Grund nach einigen Sonnentagen schon nicht mehr die Mitte der negativen Erdhälfte in das Maximum der Positivität der Sonne träfe. Erst nach 72 maligen Verlauf jener Zeit der Sonnenrotation, mithin nach 1981 Tagen, oder 5,4238 Jahren, wenn wir aber der La Landischen Angabe folgen, schon nach 12 Sonnentagen, mithin nach 330 Tagen, käme gerade wieder der lebensempfänglichste Punkt der Erde mit dem belebendsten der Sonne zusammen.

Wir werden im 2ten Band dieses Theils, wo wir von den Perioden aller organisch Belebten reden werden, auch die Zeit genau bestimmen, welche nöthig ist, damit der negativste Punkt der Erde, mit dem positivsten der Sonne eben in der Sonnennähe, wo die Sonne am stärksten wirkt, einmal zusammentreffe. Da wir nun, wenn wir uns nur eine sehr kleine Abänderung an der gewöhnlichen Angabe der Dauer eines Sonnentags erlauben, die ohnehin eine mittlere zwischen Cassinis und La Landes Bestimmungen seyn wird, für jene Zeit eine Periode erhalten werden, welche in der Meteorologie nicht minder als im Organischen von höchster Auszeichnung ist, so werden wir hieraus den Schluſs machen: daſs es auf die natürliche Stimmung eines Jahres von dem gröſsesten Einfluſs sey, ob unser Planet gerade in der Sonnennähe, wo die Sonne am stärksten auf ihn einwirkt, von dieser Quelle seines Lebens die höchstmöglichst kräftige, oder eine minder kräftige Einwirkung empfange.

Es hat die erwähnte Ungeradheit aller Perioden, und jene Abwechslung, nach welcher jetzt diese, dann jene Seite des Planeten die stärkste Einwirkung empfängt, und umgekehrt, den nämlichen Grund, welchen der jährliche Umlauf hat. Nämlich eben dann, wenn auf den empfänglichsten Theil des Planeten von dem stärksten der Sonne gewirkt wurde, ist die Folge davon, die Action des Planeten, die ihn dem höhern Einfluſs gleichartig macht, am merklichsten und stärksten. Hierdurch aber wird die Empfänglichkeit des Planeten für den Sonneneinfluſs gemildert, er wird minder negativ gegen denselben, was sich dadurch zu erkennen giebt, daſs er eine minder negative, stärker reagirende Seite der kräftigsten Einwirkung der Sonne entgegenstellt u. s. f.

Darum dauert ein Sonnentag nicht volle 27 oder 28 Tage, ein Jahr nicht volle 366 eigne; nicht volle 14 oder 13 (scheinbare) Sonnentage, und es dürfen die Brüche der Zahlen auf keine Weise aus der Natur wegbleiben.

Die Zeit der einzelnen Rotationen scheint sich, wenigstens bey der Erde, so sehr man neuerlich einige Einwürfe erkünstelt hat, in der Sonnennähe und Sonnen-

ferne

ferne gleich zu bleiben, und die schnellere Rotation, welche Cassini in der Sonnennähe am Jupiter bemerkt hat, ist, wie wir später sehen werden, aus schnellern Bewegungen seiner Atmosphäre zu erklären.

So sind denn Planeten und Sonne nicht allein Gegensätze, von der Art aller andren, sondern es ist auch bey ihnen, wie in der Wechselwirkung aller Gegensätze, ein Wechsel zwischen Action und Reaction. Die Sonne ist an sich der höhere, positive Gegensatz, zu welchem sich der Planet nur in der Sonnenferne seinerseits positiv verhält, dieser ist an sich die Basis, endlich sind die Monde der Planeten das 3te Glied.

Man möge in der Tabelle I. einen Blick auf das Verhältniſs der Wechselwirkung der Erde und der Sonne, zu der des Mondes und der Erde wenden. Die Erdbahn hat 432 Sonnenhalbmesser im Durchmesser, d. h. die mittlere Entfernung unseres Planeten beträgt 216 Sonnenhalbmesser. Eben so, wenn wir die neulich von Brisson genau mitgetheilte Angabe der Entfernung des Mondes zu Grunde legen, beträgt auch der mittlere Abstand des Mondes 216 Mondhalbmesser, und die Zahl 15, welche Grundzahl der Action der Sonne auf die Erde gewesen, ist auch Grundzahl der Reaction des Mondes. Ein Sonnentag erscheint auf der Erde zu 27 Tagen 12 St. 20 Min., ein wirklicher Mondentag dauert nur einige Stunden weniger. (So auch, wenn wir beyläufig die Dauer der Tageslängen der 4 Jupitermonden, oder auch die der nächsten 6 Saturnus-, oder die der 4 ersten Uranustrabanten addiren, erhalten wir ohngefähr die Dauer eines Erdenmonats, oder wenigstens eines wirklichen Sonnentages.) Nehmen wir aber die — viel genauere — Angabe unserer vaterländischen Astronomen, so beträgt die mittlere Entfernung des Mondes gerade so viel Monden-, als die Sonnenferne der Erde Sonnenhalbmesser, der Unterschied zwischen Perihelium und Aphelium ist 7 Sonnen-, der zwischen Peri- und Apogäum 7 Erdhalbmesser.

Untersuchen wir genauer die Zahlen, welche der Wechselwirkung dieser drey Körper zu Grunde liegen; so ist die Quadratwurzel der Action der Erde auf den Mond (die Entfernung desselben von ihr in Erdhalbmessern) zwischen 7 und 8 *). Die Reaction des Mondes ist das Quadrat fast des Doppelten (15). Dieses ist auch die Entfernung der Erde in Sonnenhalbmessern, endlich ist die Zahl, welche die positive Rückwirkung der Erde im Aphelio bezeichnet, der Cubus von etwas mehr als 29, oder dem Doppelten von etwas über 14½. Die Cubicwurzel der Entfernung der Erde im Perihelio nach eignen Halbmessern ist 28,7, und kömmt deshalb dem Unterschied zwischen Apogäo und Perigäo bey dem Monde sehr nahe.

Und so sehen wir denn in dem Verhältniſs des Mondes zur Erde, alle Verhältnisse der Erde zur Sonne sich wiederspiegeln. Die Action der Basis erzeugt aber in dem dritten Glied, dem Material wieder ein Ebenbild des höheren Gegensatzes, wie das Weibliche von der Kraft des Männlichen, und nach seiner Form zeuget, wie der negativ elektrische oder magnetische Gegensatz, auſser sich in einem schicklichen Material wieder einen neuen (wenn auch schwächeren) positiven Gegensatz hervorbringt, u. s. w. Deswegen wird in der Zahl der Reaction des

---

*) Gegen 49 mal ist auch die Erde dem Mond an Volumen überlegen.

des Mondes die der Action der Sonne, in der Dauer seines Umlaufs, die eines Sonnentages (wie er der Erde erscheint) wieder erkannt.

So sehen wir auch hier die Basis von dem Leben des höheren Einflusses erfüllt, von seinem Geiste zeugen, nach seinem Ebenbilde schaffen.

Monde und Planeten, diese und die Sonne gehorchen dem einen bestandigen Gesetz alles Gegensatzes, daſs auf eine angemeſsne Action des höheren Einflusses, ein Moment der Reaction des Planeten folge. Es ist dieses zugleich der Grund des ersten Keplerischen Gesetzes, daſs die Bahnen der Planeten kein Kreis, sondern Ellipsen sind, und die elliptische Bewegung ist ihnen nothwendig wie in der ganzen Natur, zwischen allen lebendigen Gegensätzen der Wechsel zwischen Action und Reaction.

Was das zweyte Keplerische Gesetz betrift, so ist zuerst schon aus dem Vorigen klar, daſs der Radius vector etwas Reelles, daſs der von ihm durchlaufene Raum die Summe der in gewisser Zeit erfolgten Action und Reaction sey. Die vom Radius vector durchlaufnen Räume sind bekanntlich denen hierzu gebrauchten Zeiten proportionirt, sie verhalten sich wie die zur Abmessung des bestimmten Raums gebrauchte Zeiten, d. h. der Zeit nach bleibt sich die Summe der Action und Reaction gleich, eben so wie während des Wachens am Tage, wo der Puls schneller schlägt, zugleich aber das Herz eine desto kleinere Blutwelle empfängt oder ausstöſst, in gleichen Zeiten nicht mehr Blut in die Herzkammer kömmt, als während des Schlafes der Nacht, wo der Puls langsamer ist, zugleich aber eine weit gröſsere und stärkere Blutwelle führt.

Die

Die Action der Sonne ist in der Sonnenferne, im Verhältniſs zur Sonnennähe um eben so viel schwächer und ohnmächtiger, als die Reaction des Planeten alsdann stärker ist. War jene im Perihelio im Verhältniſs zum Aphelio 6, diese in demselben Verhältniſs 4, so ist umgekehrt diese in der Sonnenferne 6, jene nur 4. Die Action der Sonne ist es, welche den Planeten zu der Bewegung in seiner Bahn treibt. Durch diese eigenthümliche Thätigkeit, zu welcher er von der Sonne bewegt wird, erhebt er sich eben zu jenem Moment der Selbstständigkeit, welcher ihn der Reaction auf die Sonne fähig macht. Je mehr die Reaction in der Annäherung zur Sonnenferne zunimmt, desto mehr nimmt die Erregbarkeit des Planeten für den höheren Einfluſs der Sonne, nimmt die hierdurch bewirkte actio in distans ab.

Wir werden ein wenig weiter unten im Organischen das Gesetz deutlich nachweisen, daſs je basischer ein Organ, es desto früher und leichter zur angemeſsnen Action von dem höheren Gegensatz bewegt werde, je selbstständiger, desto später und schwerer. Es ist aber auch alsdann der Moment der Reaction, welcher die Folge erst einer langen vorhergegangnen Einwirkung gewesen, desto heftiger, und kommt nur erst nach langer Zeit wieder. So z. B. sind wir in jedem Augenblick zum Sehen fähig, nicht so zum Essen, und das Bedürfniſs des Geschlechtstriebes, dessen Organe unter allen der gewaltigsten Reaction fähig sind, kehrt erst nach Tagen wieder, wenn das zum Essen schon nach Stunden.

Es nimmt daher mit der Entfernung der Planeten die Langsamkeit ihrer Bewegung zu, weil ihre Selbstständigkeit, ihre Reaction auf die Sonne, je weiter ab von ihr, zunimmt, während sich in demselben Verhältniſs die Ab-

hängig-

hängigkeit von ihr, die Erregbarkeit für ihren Einfluſs vermindert.

Die Selbstständigkeit der Planeten, ihre Unerregbarkeit für den Einfluſs der Sonne, muſs in quadratischem Verhältniſs mit der Entfernung zunehmen. Denken wir uns von der Sonne bis zum Punkt der Sonnenferne des Mars eine Linie, auf welcher, nach dem bekannten Gesetz, nach welchem beyde in umgekehrtem Verhältniſs sind, die Positivität des Planeten zunimmt, je mehr die der Sonne abnimmt, d. h., die Reaction im Maas der sich vermindernden Action wächst. Das Perihelium des Mars beträgt 360 Sonnenhalbmesser, mithin ist die Action der Sonne 360 mal schwächer als an ihrer Oberfläche, und eben so vielmal beträgt die Positivität des Planeten mehr, als sie an der Oberfläche der Sonne betragen würde, während die Entfernung der Erde im Aphelio 220 Sonnenhalbmesser beträgt, mithin die Positivität des Planeten 220 mehr, die der Sonne eben so viel weniger beträgt als an ihrer Oberfläche. Beyde, die Positivität der Sonne und die des Planeten, sind sich entgegengesetzt, heben eine die andre auf. Nun hat in dieser Hinsicht Mars, bey dem die Positivität ohnehin höher, nämlich 360, ist, zugleich einen 360 mal geringeren Widerstand, die Erde, deren Reaction nur 220 ist, nur einen 220 mal geringeren, als der an der Oberfläche der Sonne wäre, zu bekämpfen. Die Selbstständigkeit beyder Planeten, ihre Unerregbarkeit gegen den Einfluſs der Sonne, wird also bey Mars gleich seyn dem Quadrat von 360, bey Erde dem von 220, d. h., die Schwere der Planeten wird im umgekehrten Verhältniſs des Quadrats ihrer Entfernung abnehmen. Wir werden hiervon noch öfter sprechen.

Wir wollen das Verhältniſs der Bewegung der Planeten in ihrer Bahn, zu der Dauer eines eigenthümlichen

Tages, ihre actio in distans, oder auch ihre relative Geschwindigkeit, zum Unterschied von der absoluten, die mit der Entfernung von der Sonne abnimmt, nennen. Der Gegensatz der beyden Seitenhälften, in welchem wir hernach im Organischen den Grund der actio in distans finden werden, ist um desto vollkommner, je länger die Dauer der Rotation ist, im Verhältniſs zu dem natürlichen Maasstab derselben, dem während der Zeit zurückgelegten Theil der Bahn.

Wir können uns nun nach der sinnreichen, von **Sack** aufgestellten Hypothese denken, daſs die Planeten ihre Bahn durch die Rotation abmäſsen, eben so, wie ein Rad seinen Weg mit dem äuſsern Umfang. Man müſste sich nämlich dann um den festen Körper der Planeten die Sphäre der Action so hoch und weit gehend denken, daſs mit ihr der Planet, während der Rotation die zugleich zurückgelegte Bahn ausmäſse, eben so, wie der groſse äuſsere Umfang um die in der Mitte befindliche Walze eines Rades bewirkt, daſs dasselbe mit einmaligen Herumrollen einen weitern Weg zurücklegte, als die viel kleinere Walze, wenn sie unmittelbar auf der Erde rollte. Diese müſste sich vielleicht 20 mal herumdrehen, um eben so weit zu kommen.

Würde nun (wir wollen das Mechanische der Sackschen Hypothese einstweilen beybehalten) auf diese Weise von Mercur seine Bahn durch die Rotation ausgemessen, so müſste um ihn in der mittleren Entfernung eine Sphäre gedacht werden, welche über 500 Mercurhalbmesser im Radius hielte, in der Sonnennähe, wo der während eines Tags zurückgelegte Theil der Bahn viel gröſser ist, über 562, sie müſste mithin alsdann noch gegen 48 Mercurhalbmesser gröſser seyn als der Halbmesser der Sonne.

Venus

Venus müſste auf diese Weise eine Sphäre von 78 bis 79 eignen Halbmessern im Radius um sich haben, die Erde eine von etwa 65, Mars eine von 95 in der mittleren Entfernung, von 103 eignen Halbmessern um sich haben. Auf diese Weise wäre die actio in distans am gröſsten bey Mercur, dann folgte Mars, dann Venus, endlich zuletzt die Erde. Bey den vier kleinsten Planeten nimmt sie, wegen der Kleinheit ihres Halbmessers, wieder zu, während sie dagegen bey Jupiter fast ganz fehlt. Denn es miſst dieser seine Bahn, wenigstens in der Sonnenferne, wo die Bewegung um so viel langsamer, als die Entfernung gröſser ist, unmittelbar mit der Fläche der festen Kugel aus, wie wir sehen können, wenn wir die Zahl seiner eigenthümlichen Tage, mit seiner Entfernung in der Sonnennähe nach eignen Halbmessern (dies auf der ersten, jenes auf der zweyten Tabelle) vergleichen. Noch geringer ist die actio in distans bey Saturn, bis sie endlich bey Uranus wie aus andren Verhältnissen, die die Dauer seiner Tage errathen läſst, scheint, wieder etwas gröſser wird.

Es läſst sich dieses Verhältniſs im Organischen wieder finden. Das Auge ist unter allen Organen, wie wir sehen werden, gegen das Gehirn am meisten basisch, während die Selbstständigkeit schon in den andren Sinnen etwas zunimmt.

Nun scheint es aus vielen Gründen kein bloſses Bild, wenn wir die einzelnen Glieder des Planetensystems mit denen des organischen Leibes vergleichen. Denn so, um zu diesem Versuch den vollkommensten organischen Körper zu wählen, den menschlichen, ist der Körper eines ausgewachsnen Mannes überhaupt gegen 8 Kopflängen vom Scheitel bis zur Ferse lang, gegen 2 vom Scheitel bis zum schwerdförmigen Knorpel, u. s. w.

Wir haben mehr als einen Grund, die zuletzt entdeckten kleinsten Planeten, die wir schon mehr als einmal den Indifferenzpunkt des ganzen Planetensystems nannten, mit dem Halse des organischen Leibes zu vergleichen. Auch dieser ist zwischen beyden Systemen des Hauptes mit seinen Sinnen, und des Rumpfes mit seinen Gliedern, der Indifferenzpunkt. Im Halse ist, im ganzen höheren Thierreich (bey den Säugethieren), nur mit einer einzigen Ausnahme (im Faulthier), die Zahl 7 herrschend, und wir finden bey Allen 7 Halswirbelbeine, während im Rücken der meisten und vollkommensten Säugethiere im Durchschnitt die Zahl 13 (in 13 Rückwirbelbeinen) vorherrschend ist, bis erst im Menschen an ihre Stelle die Zahl 12 tritt. Auch im Planetensystem ist, wenn wir die mittlere Entfernung des Mercur als 1 setzen, die Entfernung der Planeten des Indifferenzpunktes gegen 7, die des Jupiters gegen 13 *). Nehmen wir nun als eine Kopflänge im Planetensystem die Entfernung der Vesta von der Sonne, (indem uns Vesta den Anfang des Halses bezeichnet,) so beträgt der ganze Körper bis zum Uranus überhaupt 8 solche Maasstäbe, bis zum Jupiter, der uns die Brust mit den Armen bezeichnet, sind über 2 u. s. w.

Wie die Hand ihre Wechselwirkung nur fast mit dem hat, was sie unmittelbar mit der körperlichen Fläche selber berührt, so ist auch, wie wir schon erinnert haben, bey Jupiter die Atmosphäre so gering, daſs er seine Bahn fast unmittelbar mit der festen Oberfläche ausmiſst. Eben so der Magen, und im Planetensystem Saturn, bis endlich in den Geschlechtstheilen, und im Planetensystem bey

---

*) Auch hat ein Jupitersjahr 13° Sonnentage.

bey Uranus wieder von neuem eine höhere actio in distans beginnt.

Wie sich im Organischen bekanntlich das Auge auf die Hand, die Geruchswerkzeuge und die Zunge auf die Organe der Verdauung und Assimilation, das Ohr auf die Hinterfüſse und überhaupt auf die untersten Theile des Leibes bezieht, so stehen im Planetensystem Jupiter und Mercur, Venus und Saturn, Mars und Uranus in einer genauen Sympathie *). Denn wie im Planetensystem die Zahl 7 die Grundzahl ist, so schlieſst gewöhnlich mit dem Quadrat von 7 jede besondre Ordnung.

So ist die mittlere Entfernung des Mercur, in der des Uranus überhaupt 49 mal enthalten, und es schlieſst die ganze Reihe der verschiednen Distanzen mit 7 mal 7. Untersuchen wir aber das Verhältniſs der Umlaufszeiten, so hat ein Jupiterjahr 49 Mercur-, 1 Saturnjahr 48 Venuse, endlich ein Uranusjahr gegen 45 Marsjahre, so daſs in Hinsicht der Zeiten eine solche Reihe von Mercur zu Jupiter, von Venus zu Saturn, von Mars zu Uranus zu reichen scheint.

Nicht minder stehen die erwähnten Planetenpaare in Hinsicht ihrer Wechselwirkung mit der Sonne, in durchgängiger Beziehung. So beträgt bey Mercur die Zahl der Sonnenferne nach Sonnenradien 101, die Reaction des Jupiter auf die Sonne 108^2. Eben so beträgt die Entfernung

---

*) Ueberhaupt verhalten sich in dem organischen und planetarischen Ganzen, welches aus zwey entgegengesetzten Reihen besteht, die Glieder der einen zu der des andern, im Organischen wie Nerv und Muskel, die Sinnen nämlich sind jeder ein Moment der überwiegenden Action des Gehirns, der in der andren Reihe einen ihm entsprechenden Moment der überwiegenden Reaction der Basis hat.

nung der Venus in Sonnenradien 156, die des Saturn in eignen Halbmessern im Aphelio 156^{2}. Die Entfernung des Mars in Sonnenhalbmessern ist im Mittel 329 das Aphelium des Uranus nach eignen Halbmessern fast 328^{2}. In Hinsicht der Sonnennähenpunkte sind sich Mars und Uranus, jeder das letzte Glied seiner Reihe, gerade entgegengesetzt, bey dem einen fällt er nämlich einige Grad über die beständige Richtungslinie des einen, bey dem andern über dieselbe beständige Richtungslinie des andern Pols der Sonne hinauswärts. So tritt jedesmal nach 7 mal 7 der dem Moment überwiegenden Action in der ersten Reihe entsprechende der überwiegenden Reaction in der zweyten Reihe ein, und beyde sind sich so nothwendig, wie der Punkt der Sonnenferne dem der Sonnennähe.

Venus und Saturn stehen auch noch in der Hinsicht in Uebereinstimmung, daſs bey beyden die Punkte der Sonnenferne vor denen aller andren Planeten am schnellsten nach der Ordnung der Zeichen fortrücken. So bedürfte Venus nur 8640 Jahre, um mit ihrer Apsidenlinie am ganzen Himmel herumzukommen (wenn diese Bewegung anders den ganzen Thierkreis durchgienge, was aber aus obenangeführtem Verhältniſs der Sonnennähenpunkte ganz unwahrscheinlich ist). Saturn aber nur 15000, während alle andre Planeten gegen 20 Jahrtausende zu dieser Bewegung nöthig haben.

Die Erde, welcher unter den andren Planeten der Rang der Zunge angewiesen ist, jenes Organs, welches zwar unter allen Sinnen den engsten Wirkungskreis, dagegen aber auch vor allen andren die Gabe des lebendigen Wortes hat, steht mit Saturn und Uranus in Sympathie, und scheint überhaupt nach einem Verhältniſs, das uns nun zunächst beschäftigen wird, von allen dem zu-

gleich

gleich afficirt zu werden, was die Venus afficirt. Eben so stehen auch im Organischen die Werkzeuge des Geschmacks und Geruchs in einer fast gleich starken Sympathie mit Magen und Geschlechstheilen, mit jenem aber vorzüglich die Zunge. Wie daher Saturn unter den 3 letzten Planeten der einzige ist, welcher einen Ring hat, so ist, wie es scheint, unter den 4 ersten Planeten die Erde der einzige, welcher einen Mond hat. Mit dem Uranus steht die Erde in Hinsicht der Zeiten auch in rhythmischer Uebereinstimmung, wenn auch nicht durch die Zahl 7, doch durch die nächst ihr im Planetensystem wichtigste Zahl, 9.

Wie bey Juno, von der wir vorhin erwähnten, dafs sie bey ihrer Bewegung um die Sonne einer bedeutenden actio in distans fähig wäre; so zeigt sich im Organischen eine ähnliche gewaltige und fast nicht minder unbegränzte Wechselwirkung nach aufsen, als die im Auge ist, in den Respirationsorganen. Wir stehen durch das Athmen nicht allein mit allen Irdischen, sondern überhaupt mit allen kosmischen Substanzen in Verbindung und stetiger Wechselwirkung. Und auch die Stimme ist es, mit welcher das Leben fast am meisten aus sich hinauswirkt.

Doch wir sehen die Uebereinstimmung der Verhältnisse der Weltkörper, mit dem aller Theile des organischen Ganzen, noch durch eine andre schöne Reihe bestätigt, in welcher wir die Planeten in Hinsicht ihrer körperlichen Gröfsen stehen sehen. Wenn wir nämlich die Halbmesser der Planeten in die dritte Potenz versetzen, und hierdurch ihre Volumina finden, so erhalten wir unter andern, wenn wir Ceres in Hinsicht des Volumens als Einheit setzen *), folgende Reihe: Ceres 1, Mercur 5, Mars

---

*) Ceres ist hier unverändert nach der Schröterschen Angabe zu 176 Meilen im Halbmesser genommen.

Mars 23, Venus 110, Erde 116, mithin Mars fast 5^2, Erde und Venus fast 5^3. Ferner ist dann Uranus 10603 oder 103^2, demnach fast Venus in der zweyten, Jupiter das Quadrat von 441, mithin das Biquadrat von 21, fast der Zahl des Mars.

So wäre jedoch dieses Verhältniſs nur eine höchst unvollkommne Annäherung an eine geometrische Reihe der Gröſsenverhältnisse.

Nach Schröter ist Ceres im Halbmesser 176 Meilen. Nach der Angabe des Herrn Bode ist sie aber um 31 Meilen gröſser, nämlich 207 Meilen im Halbmesser. Wagen wir nun, was uns ohnehin, wo zwey verschiedne Angaben, beyde von so berühmten und sorgfältigen Astronomen, vorhanden sind, erlaubt scheint, aus beyden eine mittlere Angabe zu wählen, bey welcher wir jedoch der Schröterschen etwas näher bleiben wollen! Es sey der Halbmesser der Ceres 10½ Meile gröſser als ihn Schröter angab, nämlich gegen 187 Meilen *), so verhält sich zu ihm, in Hinsicht des Volumens, Mercur (zu 307 M. im Radius) wie 4,3983. Mars verhält sich aber eben so wieder zu Mercur wie 4,3983, mithin zu jenem Planeten, den wir als Einheit setzten, wie 19,345. Venus **) verhält sich zu ihm wie 91,553, während der Cubus von 4,39 etwas über 86 ist, Erde wie 96,5. Ferner wäre Jupiter dem Volumen nach in dieser Reihe 142328, mithin 577^2, oder da das Quadrat der Verhältniſszahl des Mars

---

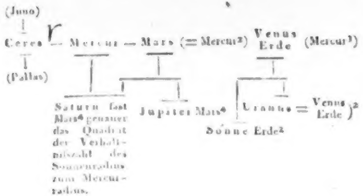
*) Dann ist ihre Entfernung im Aphelio 332181 eigne Halbmesser oder 458,75 mal 721. Jenes ist 8 mal 57,34 die Cubicwurzel der Reactionszahl der Vesta im Perihelio 57,4.

**) Wir nehmen den Halbmesser der Venus, wie schon erwähnt, zu 821½ Meile an.

Mars (19,34) 374,24 ist, fast das Quadrat derselben. Saturn ist dann 99445, oder 315^2, mithin fast das Quadrat der Verhältniſszahl des ersten bedeutenden Gliedes dieser Reihe (des Mercur) zur Sonne, in Hinsicht des Durchmessers, Uranus ist 8790 oder das Quadrat von fast 94. Endlich ist die Sonne in dieser Reihe 136294375, oder das Biquadrat von 108, so daſs, wie in allen solchen Reihen, je mehr wir stiegen, ein Ueberschuſs auf Seiten des Körpers, welcher in sich die höhere Potenz des vorigen Gliedes darstellte, gefunden wurde, endlich dieser Ueberschuſs in dem letzten Glied, der Sonne, am bedeutendsten wird.

Auch Pallas, die wir noch übergiengen, paſste fast in diese Reihe, indem sie sich zum ersten Glied, wenn wir sie nur ein wenig gröſser annehmen als nach der gewöhnlichen Angabe, wie etwas mehr als 2, mithin fast wie die Wurzel der Verhältniſszahl des Mercur verhält. (Noch weit vollkommner thut dies die Vesta, wenn wir sie, wie auf der Tabelle geschehen ist, 236 Meilen im Halbmesser setzen.) Nehmen wir aber noch die Juno (im Halbmesser zu 154,272 Meilen) dazu, alsdann finden wir Pallas, ohne die Schrötersche Angabe ihres Halbmessers zu ändern, sehr wohl in diese Reihe passend, denn Ceres, nach der angenommenen Gröſse, verhält sich dann zu Juno, wie 1,7875 zu 1, Pallas aber zu Ceres wieder wie 1,7898 zu 1, mithin, bis auf 2 Tausendtheile Unterschied, ganz so zu Ceres, wie diese zu Juno. Wir setzen aber Ceres zur Einheit, alsdann ist die Reihe folgende:

(Juno)


(Juno)
Ceres
r
(Pallas)
Mercur — Mars (= Mercur²)
Venus Erde
(Mercur³)
Saturn fast Mars⁴ genauer das Quadrat der Verhältniſszahl des Sonnenradius zum Mercurradius.
Jupiter Mars⁴
Uranus = (Venus Erde)²
Sonne Erde²

Es würden in dieser Reihe noch einige Glieder besser treffen, wenn wir den Halbmesser der Ceres noch um etwas kleiner annähmen, und uns mithin der Schröterschen Angabe noch mehr näherten. So wenn wir ihn nur 184,59, oder nur um 8 Meilen gröſser setzten als Schröter, fänden wir dann Mercur 4,6, der Cubus dieser Zahl, 98, träfe genau zwischen die Zahlen, welche dann Venus und Erde annähmen (95 und 101), und Uranus wäre fast 96². Dagegen würden alsdann Mars, Jupiter und Saturn etwas minder genau in diese Reihe passen.

Es scheint daſs in diesen, wie in ähnlichen Verhältnissen, der nach dem Gesetz der lebendigen Wechselwirkung steigenden Gröſsen, nirgends eine vollkommne mathematische Genauigkeit gesucht werden dürfe, welche vielleicht den harmonischen Gesetzen des Lebens eben so zuwider wäre, als dem Ohr ein Concert von mathematisch genau abgewogenen Tönen. Das Plus oder Minus ist es, welches das Leben immer von neuem entzündet, und von einem Moment des Lebens zum andern hinüberträgt, ein nie vollkommen gehobenes Bedürfniſs. Anders ist es, wo, wie im vorhin erwähnten Gesetz, Wirkung und wirkende Kraft eine aus der andren gemessen und bestimmt werden.

werden. Beyde sind immer in genauen Verhältniſs, und hier ist mathematische Genauigkeit nicht allein löblich, sondern auch nothwendig.

Es zeigt sich die Anlage wenigstens zu derselben Reihe, wir mögen von einem Glied derselben ausgehen von welchem wir wollen. So wenn wir Mars als Einheit setzen, sehen wir in Venus das 2te Glied, zu welchem sich Uranus wie das Quadrat, Jupiter fast wie Cubus verhält.

Wenn wir aber jene Reihe mit einem Verhältniſs im Organischen, mit jenem merkwürdigen nämlich, nach welchem in dem sich bildenden Foetus oder Küchelchen im Ey einzelne Organe sichtbar werden, vergleichen, so findet sich hierin abermals mit allen Vorhergehenden eine wunderbare Uebereinstimmung. Denn wie wir aus verschiednen Gründen die kleinen Planeten des Indifferenzpunktes mit den Respirationsorganen und dem Herzen im Organischen verglichen, so wird auch in der sich bildenden Frucht im Leibe der Mutter das Herz als der erste Einheits- und Ausgangspunkt gefunden. Hierauf, wie im Planetensystem der 2te Lebenspunkt Mercur, den wir schon oft mit dem Auge verglichen haben, war, erscheint im Foetus zunächst nach dem Herzen, und fast zugleich mit ihm, das Auge.

Es bemerkte Kuhlemann im zartesten Foetus zuerst Herz — Augen — Ohren — Nase nud Leber, in der kaum sichtbar gewordnen Frucht zeigt sich schon der vordre Theil des Kopfs gespalten, mithin der Anfang zum Munde oder Schnabel (und mithin der Geruchs- und Geschmackswerkzeuge). Bey dem Hühnchen im Ey erscheinen in der 48sten Stunde das Herz, und fast zu gleicher Zeit die Augen und zunächst der gespaltne Schnabel, erst nach 70 Stunden Flügel und Gehirnblasen, nach 96 die Leber, endlich nach 120 Stunden die übrigen Eingeweide. Ferner finden sich bey dem neugebornen Kinde Augen und Gehörorgane vor allen andren Theilen ausgebildet, und diese pflegen auch, vornehmlich das Auge, zuerst thätig in die Auſsenwelt einzutreten. Auf dieselbe Weise sehen wir nun auch im Planetensystem, wenn wir ein Glied aus dem andern herleiten, zuerst nach dem Herzen (dem Indifferenzpunkt des Ganzen), die 4 der Sonne am nächsten stehenden Planeten, die Sinnenorgane der Planetenwelt hervorgehen, und erst dann die andren Theile. Und in demselben Verhältniſs werden wir sie nachher ihrer planetarischen Reihe nach stehen finden.

Wir gestehen offen, daſs wir es bey den vielen genauen Messungen des Hrn. Schröters, dessen scharfes und sichres Auge wir wegen der ungemein schönen Uebereinstimmung mit den von uns gefundnen Verhältnissen, oft bewundert haben, nicht leicht für möglich halten, daſs Ceres ganze 10 oder doch 8 Meilen gröſser sey als aus seinen Rechnungen erhellte, obgleich der dichte atmosphärische Nebel, welcher diesen kleinen Planeten umgiebt, während die noch kleinere Juno fast immer in eben so reinen klaren Lichte, und mit so begränzten Bilde, als andre Planeten, erscheint, die Messungen höchst schwürig, und einen solchen (im Ganzen doch nicht bedeutenden) Irrthum ungemein leicht möglich macht. Es konnte leicht, wie denn an Ceres und Pallas zuweilen ein fast augenblicklicher Witterungswechsel die ganze Scheibe überzog, die ganze von der Sonne abgekehrte Seite in Wolken gehüllt seyn, welche noch über die Gränze hinweg an den Rändern in die Tagesseite hineinreichten, so daſs nicht die ganze Scheibe in klaren Lichte, und zur

Mes-

Messung günstig war. Wahrscheinlicher ist es uns jedoch noch, daſs die dichte, kometenartige Atmosphäre der Ceres und der Pallas auf eine gewisse Veränderlichkeit des Volumens (nicht der Masse) hindeute, welche sich einem Jahrtausende beobachtenden Auge in ihren Wechseln wohl offenbaren möchte. Wir denken hierbey, wir gestehen es offen, und sind vielleicht irre, an das Herz im Organischen. Die in jener Reihe angenommne Gröſse ist vielleicht die mittlere der Ceres. Bey den Kometen finden wir offenbar eine Veränderlichkeit des Volumens, und Pallas und Ceres sind zu den Kometen ohngefähr, was das Herz zum Blute. Man hat längst bey Pallas und Ceres auf eine kometenartige Natur aufmerksam gemacht.

Doch ist diese Reihe nicht das einzige rhythmische Verhältniſs der Gröſsen jener Weltkörper. Wir erlauben uns noch einige Züge hinzuzufügen, andre behalten wir uns noch vor.

Noch eine Beziehung des Mercur auf Jupiter erscheint, wenn wir die körperliche Gröſse beyder mit ihren Entfernungen von der Sonne vergleichen. Die letzteren verhalten sich, wenn wir die des Mercur zur Einheit setzen, wie 1 : 13,4. Das Quadrat dieser Zahl ist etwas mehr als 179. In Hinsicht der körperlichen Gröſse verhalten sich beyde wie 1 : 32360, welche letztere Zahl eben so das Quadrat von etwas mehr als 179 ist. Nun ist aber auch die Reactionszahl des Mercur auf die Sonne, im Maximo seiner Reaction 178^2.

Dagegen verhält sich Mercur schon zum Saturn in Hinsicht der Entfernung von der Sonne wie 1 zu 24,646, oder wie 1 zu 2 mal 12,323, während sich beyde in Hinsicht des Volumens wie 1 zu 12,26 in der 4ten verhalten (1 : 22609), so daſs die Grundzahlen beyden Verhältnisse

mehr

mehr 12,3 scheinen. Eben so ist aber auch die Reaction des Mercur auf die Sonne, auf ihrem Minimo (im Perihelio) gleich dem Biquadrat von etwas mehr als 12.

Zwischen Mercur und Uranus ist nur noch in der Größe der Halbmesser (307 : 3867) das Verhältniſs von 1 : 12,596 (während sich die Volumina fast wie 1 : 45^2 verhalten), die mittleren Entfernungen beyder sind im Verhältniſs von 1 : 49. Nun dauert aber ein Jupiterjahr 49 Mercurjahre, und die Entfernung beyder Planeten ist im Verhältniſs von 1 zu 13. während sich die Entfernungen des Mercur und Uranus wie 1 : 49, die Halbmesser fast wie 1 : 13 verhalten.

Wie das Ohr mit dem Auge, stehen mittelbar und unmittelbar Mars und Mercur in genauester Beziehung. So verhält sich Mars zum Uranus in Hinsicht der Umlaufszeit, wie 1 : 44½. Mercur zum Uranus, dem Volumen nach, wie 1 zum Quadrat von 44½. Die Entfernungen des Mars und Uranus sind wie 1 zu 12½, die Durchmesser des Mercur und Uranus in demselben Verhältniſs von 1 : 12½.

Während die Zahlen der Entfernung der 3 kleinsten Planeten nach eignen Halbmessern, im Aphelio zwischen den Biquadraten von 20 bis fast 26 stehen (Pallas nämlich gegen 20^4, Ceres gegen 24^4, Juno gegen 26^4), verhalten sich dieselben umgekehrt zum Jupiter in Hinsicht auf körperlichen Inhalt, Juno wie 1 zu fast 23^4, Ceres wie 1 zu fast 21^4. Es liegt hierin, wie wir an einem andren Orte sehen werden, der Schlüssel zu Vielem.

Denn unter andrem sahen wir nach dem ganz zuerst aufgestellten Verhältniſs, nur einige von jenen Planeten, welche im Weltsystem die Funktionen der Sinnen darstellen,

len, mit der Sonne durch die lebendige Wechselwirkung im Verhältniſs von $1\,a^2$ zu $2\,a^3$ stehen. Schon fast Mercur, und noch mehr die Planeten des Indifferenzpunktes, sind in jenem der allein vorherrschenden planetarischen Action a zu a^2, indem der höhere Gegensatz sich zu ihnen wie reine und ruhende Lebensvollendung verhält, während sie selber um so mehr, und in demselben Maas einer solchen bedürfen, in welchen jene sich so zu ihnen verhält. Jenes Bedürfniſs ist es, das sich in beständiger Action, im innigen Streben nach einer gleichen Vollendung durch das Werk des Lebens ausspricht.

Diese Action ist eben so unveränderlich und beständig, als das Verhältniſs der beyden Gegensätze. Es ist ein entschiedenes Uebergewicht der Action auf der Seite des Planeten, zu welchem sich der höhere Körper vollkommen negativ, als Ruhe verhält. In dieser Hinsicht ist, um es mit einem organischen Ausdruck zu sagen, der Planet der Willkühr der Sonne vollkommen entronnen, er ist ein unwillkührliches Organ derselben, wie das Herz. — Auch hierin sahen wir das erwähnte Verhältniſs bey keinem Planeten so vollkommen treffen als bey Ceres, und bey den übrigen erschien nur Annäherung zu demselben.

Im Mercur ist eine wunderbare Vereinigung beyder Verhältnisse. Seine Reaction ist das Quadrat von 100 (Zahl der Action der Sonne auf ihn im Aphelio) und 78 (oder der Zahl der Reaction des Planeten auf die eigentliche Actionszahl 39). Alle Verhältnisse seiner Bahn und seines Umlaufs um die Sonne, sind mit zwey verschiednen, in einander flieſsenden Sphären der Wechselwirkung zu vergleichen. Nehmen wir nämlich auf das Perihelium Rücksicht, so verhält sich die Zahl desselben in Sonnen-

halb-

halbmessern, zu der in Mercurradien, wie das Quadrat von 8,16 zu dem Cubus von 27,5, so daſs jenes fast das Quadrat des Quadrats von 3, dieses der Cubus des Cubus von 3 ist, und daſs beyde in dem rhythmischen Verhältniſs von $1a^8$ zu $3a^3$ stehen. Nun ist aber nach dem Verhältniſs $1a^4$ zu $2a^3$ die Actionszahl der Sonne das Quadrat von $39\frac{1}{4}$, die Reaction des Mercur der Cubus von $78\frac{1}{2}$, was, wie wir in dem nächsten Kapitel sehen werden, der Bedeutung nach gleich 81 ist. Auch hier zeigt sich daher, in der gröſsten Zahl, das Quadrat von 3 als Grundzahl. Sehen wir nun die erste Sphäre der Wechselwirkung als mit 66 Sonnenhalbmessern, oder, da eigentlich 63 es ist, welche überall den bedeutenden Punkt des Abstands bestimmt, mit 63 als begränzt an *), so schlieſst sich an diese sogleich in der Eccentricität eine neue an. Das Aphelium des Mercur beträgt nahe 63 + 39 Sonnenhalbmesser (genauer + 37,99), seine Reactionszahl im Aphelio scheint aus 100 und 78 vereint. So haben wir denn in dieser neuen Sphäre die Zahlen, welche aus dem ersten Verhältniſs hervorgehen, jedoch die eine ruhend, und nur die andre thätig.

Eben so ist nun im Organischen ein wunderbares Organ, das Auge, sehr deutlich in 2 Sphären der Wechselwirkung mit dem Gehirn verschlungen. Bekanntlich durchkreuzt sich das Nervenmark des Gehirns, so daſs Theile, welche ihre Nerven von der rechten Seite zu erhalten scheinen, eigentlich von der linken versorgt werden, und daſs umgekehrt bey Verletzungen der linken Hirnhälfte die ganze rechte Seite gelähmt erscheint.

Die

---

*) So, daſs wie in Venus erst einige geringe Eccentricität anhebt, im Mercur keine wäre.

Die Sehenerven aber durchkreuzen sich auſser jenem ersteren inneren Durchgang der Gehirnhälften, nach auſsen noch einmal, und so geht die urspünglich in der rechten Hirnhälfte entsprungene Gehirnmasse, an den linken Sehehügel, der Nerve aber, welcher aus diesem entstanden, abermals mit dem andren sich kreuzend in das rechte Auge über. So sind hier deutlich zwey Kreise in einander geschlungen, oder an einander gefügt, und es entspricht auch in diesem innern, merkwürdigen Verhältniſs, Mercur dem Auge.

Wie von dem Auge aus nach den Organen des Geruchs und Geschmacks, in gewissen Nervenzweigen vereinigende Mittelglieder gefunden werden, welche die letzten mit jenen in sehr genaue Vereinigung setzen; so findet sich im Planetensystem von Mercur aus zu Venus und Erde etwas Aehnliches, in der Zahl 89 bis 92, die wir nicht blos als Actionszahl der Sonne mit Mercur, sondern auch sympathetisch in den Eccentricitätsverhältnissen der Venus und Erde wiederfinden.

Jenseit des Halses empfangen alle Organe, auſser den Verbindungen, welche der merkwürdige sympathetische Nerve zwischen der oberen Sphäre der Sinnen, und dem Gehirn unmittelbar, und zwischen den unteren Gliedern anknüpft, ihre Nerven nicht mehr unmittelbar aus dem Gehirn, sondern mittelbar — aus dem Rückmark. Das Rückmark aber entspringt wieder, wie ein höherer Sinnennerv aus dem Gehirn, es ist diesem als Basis untergeordnet, verhält sich mithin zu ihm wie jede Basis zu dem in ihm Schaffenden, wie $1 a^2$ zu $2 a^3$. Die Glieder des Rumpfes sind aber nicht allein dem allgemeinen Centralorgan als Basis untergeordnet, sondern auch wieder dem Rückmark. Sie verhalten sich noch einmal mehr als Basis, als das Rückmark, mithin zu diesem, da beyde Basis, und gleichartig sind,

sind, wie a^4 zu a^3. Oder, indem der höhere Gegensatz überall den untergeordneten in sich begreift, verhalten sich diese beyden untergeordneten Gegensätze zwar beyde als Basis (zu dem gemeinschaftlichen höheren Gegensatz) unter sich aber wie 1 a zu 2 a, so daſs beyde in dem Verhältniſs von 1 a^3 zu 2 a^3 stehen.

Eben so sind nun die 3 letztern Planeten, wenn wir die Zahlen ihrer Wechselwirkung mit der Sonne vergleichen, zu dieser im Verhältniſs von a^4 zu a^3 oder fast 1 a^3 zu 2 a^3, und es entsprechen auch in dieser Hinsicht die Weltkorper jenseit des Indifferenzpunktes den Gliedern jenseit des Halses. Dieses beruht auf dem Ueberwiegen der planetarischen Reaction in der 2ten Reihe unsres Systems. Reaction beruht darauf, daſs die Basis ihrem höheren Gegensatz auf Momente gleichartig werde. Diese Gleichartigkeit (a zu a) spricht sich in jenem Verhältniſs aus.

Jeder einzelne Theil des Rumpfes (die Brust, der Bauch u. s. w.) hat wieder seine willkührlichen (basischen) Organe nach auſsen, die unwillkührlichen nach innen, als Eingeweide, und wir möchten die Monde der 3 letzten Planeten mit den Gliedern, die mit den Hauptorganen des Rumpfes ein Ganzes bilden, vergleichen, die Hauptplaneten der 2ten Reihe aber mit den Hauptorganen des Rumpfes, den Eingeweiden, der Brust, des mittleren und untersten Leibes.

Es ist zwischen Sonne und Planet vornehmlich das Verhältniſs der Halbmesser, zwischen Planet und Planet das der körperlichen Gröſsen bedeutend. Wir sehen zwischen den kleinen Planeten des Indifferenzpunktes und der Sonne, in Hinsicht jener Reactionszahlen, die sich auf das Verhältniſs der Durchmesser und Entfernungen beziehen, dieselben Zahlen der Proportion, wie zwischen ihnen

nen und Jupiter, in Hinsicht des Volumens. Jupiter wird daher durch ihre Nähe, wird durch die Wechselwirkung mit ihnen zur Sonne potenzirt, das heiſst, sie verhalten sich gegen diesen Nachbarplaneten in demselben Maas basisch als gegen die Sonne, und hierdurch wird (aus Gründen, die schon im ersten Theil erläutert worden) Jupiter in demselben Maas höherer planetarischer Gegensatz, als die Sonne höherer solarischer (der Charakter beyder Gegensätze ist eben dadurch unterschieden, daſs der eine sich blos auf die Volumina, der andre auf die eigentliche innre Wechselwirkung, die vom Centro beyder ausgeht, bezieht).

Nun ist aber auch im Organischen die Function des Herzens denen der Lunge untergeordnet, und die Lunge verhält sich, wie wir anderwärts sehen werden, im Prozeſs des Athmens in gewisser Hinsicht wie das Gehirn zu ihm.

Das höhere Lebensprincip im Gehirn ist der Regent, von dessen Kräften alles abhängt. In demselben Maas, in welchem im Gehirn die höhere Lebensvollendung blühet, besteht im Herzen die unwandelbare Action des Lebens, und in dem Maas, in welchem diese besteht, wird den Theilen frisches Blut, von höherer Lebensempfänglichkeit gegeben, zu welchem diese wieder, in jenem Verhältniſs, in welchem es lebensempfänglicher ist, höherer Gegensatz, — lebendig und kraftig sind.

So folgt eins aus dem andern, und auch hierin sind sich das Organische und das Weltsystem gleich, indem zwischen Sonne und den vollkommneren Planeten, der Indifferenzpunkt — das Herz — des Ganzen, Mittelglied scheint.

Wir sehen im lebenden thierischen Körper, bey den Sinnen und im Gehirn, den Rhythmus der Lebensbewegungen nach dem des Athmens modificirt. So schwillt das Gehirn an, wenn die Lunge ausathmend zusammensinkt, und wiederum hat jenes seine Ebbe, wenn diese im Einathmen, wo das Blut von neuem in sie strömt, ihre Fluth hat. Bey den Sinnen ist wahrscheinlich derselbe Rhythmus des Athmens durch den des Pulses schon mehr modificirt, während endlich in den Gliedern des Rumpfs blos dieser letztere, blos das Zeitmaas des Pulsschlages herrschend scheinet.

Bekanntlich ist nun die Periode des Ein- und Ausathmens viel länger als die der Systole und Diastole des Herzens oder des Pulsschlags. Eben so dauert auch ein Tag auf den 5 untern Planeten (den Sinnen) viel länger, als auf den entferntesten gröſseren. Die der letzteren sind gegen 10, die der ersteren von 24 bis 26 Stunden lang. Wahrscheinlich beginnt auch hierin bey Ceres oder Vesta die neue Ordnung, und wir werden den Pulsschlag unsrer Welt genau kennen, wenn wir die Rotationsgeschwindigkeit dieses Planeten wissen.

Denn so tritt in allen nur möglichen Verhältnissen jenseit der Juno ein neues System der Zahlen ein, dessen Zusammenhang mit dem vorhergehenden durch ein Mittelglied, das uns bisher noch fehlte, und das weitere Beobachtungen vielleicht in der Vesta geben werden, noch deutlicher werden wird.

So war diesseits der Juno die innre Actionszahl der Sonne, die sich in dem Verhältniſs der Eccentricitäten, der Rotationsgeschwindigkeit u. a. aussprach, 39, die Reactionszahl 78, und wir sehen endlich die Reactionszahl der Juno im Aphelio dem Cubus von 77 sehr nahe (ge-

nauer

nauer 76,77), womit sich denn die Sphäre der bisherigen Reactionszahl zu schlieſsen scheint. In den nun eintretenden Zahlen 29¼ und 58½ bis 60 werden wir hernach wie in 78 die Bedeutung einer Potenz von 9 die von 63 finden, indem die kritischen Punkte nach bestimmten Gesetz in einander greifen, und so das Maximum z. B. des 7ten schon zwischen dem 6ten und 7ten, oder nicht ans Ende, sondern in die Mitte des 7ten fällt u. s. w.

Vom Gehirn aus von der einen, von dem Herzen von der andren Seite, sind Beziehungen auf alle andre Theile. So ist (zwischen Sonne und Planeten haben wir jene Beziehung nur zu sehr schon détaillirt) bey Pallas das Aphelium (beyläufig) das Produkt der Sonnennähe des Mars 298,9 in Sonnenradien, fast mit der Sonnennähe des Jupiter nach demselben Maasstab (eigentlich nur 1056), und bey Ceres erhält man ihre Sonnenferne nach eignen Halbmessern auf dieselbe Weise, wenn man die Sonnennähe des Mars und die Sonnenferne des Jupiter, beyde nach Sonnenradien multiplicirt. Die Sonnennähe aber der Juno, nach eignen Halbmessern, ist das Produkt der Sonnenferne des Mars durch die Sonnenferne der Pallas, beyde nach Sonnenradien (360×745,5), die Sonnennähe der Pallas fast das Produkt der Sonnenferne der Ceres durch die Sonnennähe des Mars (doch nur fast).

Betrachten wir dagegen die Verhältnisse der Reactionen der 3 kleinsten Planeten zu der Zahl 16 mal 78½, durch welche wir, wenn wir sie mit der Sonnenferne des Mars nach Sonnenradien multiplicirten, die der Juno in eignen Halbmessern erhielten; so ist die Sonnennähe der Juno = 1256 multiplicirt mit 213, also fast mit der Sonnennähe der Erde nach Sonnenradien. die Sonnennähe der Pallas fast ein Produkt der Sonnennähe der Venus (eigentlich

lich doch nur gegen 152 — statt 155) durch jene Zahl 1256, die Sonnenferne der Ceres eine Annäherung an das Produkt dieser Zahl, und der Sonnennähe des Mars (genauer nur gegen 281 multiplicirt mit 1256, also von 298 noch um 17 entfernt).

Ceres verhält sich im Durchmesser zum Jupiter wie 1:49, zum Uranus dem Volumen nach = 1 zu dem Quadrat von etwas mehr als 2 mal 49. — Zu dem letzteren in Hinsicht auf Entfernung fast wie 1 : 7, zum Saturn dem Volumen nach wie 1 zum Quadrat von fast 346, welche Zahl wiederum der Cubus von 7,02 ist.

Doch wo sollen wir bey so durchgängig harmonischer Zusammenstimmung aller Glieder, in dieser Darstellung ein Ende finden? Ist nicht selbst die Verhältniſszahl der Erde zur Venus mit den übrigen Verhältnissen in Einklang? Denn wenn wir die Venus im Halbmesser 844,5 Meilen setzen, verhält sich zu ihr die Erde in Hinsicht des Volumens wie 19 zu 18 (genauer 19 zu 18,02), 19 aber ist für die Erde ungemein bedeutend, nicht allein, weil es die Quadratwurzel der Zahl ihrer Tage ist, sondern auch, weil sich Jupiter dem Volumen nach zur Erde wie das Quadrat von 2 mal 19 (38) verhält, während zugleich $19\frac{5}{8}$ die Hälfte der bedeutenden Zahl $39\frac{1}{4}$ ist.

Endlich wollen wir nur noch einen einzigen Zug hinzufügen, aus diesen harmonischen Verhältnissen. Im Organischen steht fast kein Organ mit dem Gehirn in so genauer und inniger Sympathie als die Leber. So entsteht galligtes Erbrechen bey Verletzungen des Hauptes, Entzündungen und Abscesse in der Leber, sind nach Gehirnwunden ungemein häufig *), selbst nach sehr leichten

Wunden

*) Vorzüglich nach Ballon. de convuls. und Pigraeus.

Wunden dieser Art entstehen, vornehmlich wenn sich am dritten Tag ein Fieber dazu findet, tödtliche Lebervereiterungen *), und Peter Marchet will dabey ein Anschwellen des hintren und rechten Theiles des Halses gefunden haben. Selbst jene Raserey, welche bey entzündetem Zwergfell entsteht, welches mit der Leber, deren Gegensatz es ist, in inniger Wechselwirkung steht, scheint dahin zu deuten.

Vielleicht sind diese Organe darum in so inniger Sympathie, weil beyde in gewisser Hinsicht, jedes in seiner Welt, übereinstimmende Funktionen haben. Denn die Leber ist es, welche den Fötus mit dem höheren Lebenseinfluſs der Mutter in Verbindung setzt, und in jenem Kind, dessen im Zodiac. medic. gallic. (an. 3. obs. 3.) erwähnt wird, welches 5 Tage ohne Hirn und Rückmark gelebt, scheint, wie in andern Fällen der Art, die Leber noch wie im Leibe der Mutter das Leben von auſsen vermittelt zu haben. Die Leber ist es, welche auch uns Erwachsne, wie den Fötus mit seiner Mutter, so mit dem mütterlichen Boden der Erde vereint. Dieses wissen alle die wohl, welche in sehr entfernten europäischen Kolonien viele Krankheiten gesehen haben, und es wird z. B. in Ostindien (nach Balfour) äuſserst selten bey einem verstorbenen Europäer die Leber gesund gefunden. Dieses Organ ist es, welches bey Versetzungen in ein fremdes, ungewohntes Klima, am meisten leidet, und Gallenkrankheiten sind bey den Unsrigen, wenn sie zuerst in die heiſsen africanischen Gegenden kommen, sehr gewöhnlich.

Das Gehirn aber ist es, welches (man erlaube uns dieses Bild) den Fötus einer neuen Welt, den höheren Men-

---

*) Nach Stalpart van der Wiel T. I. fol. 25.

Menschen in uns, mit dem höheren Leben vereint, das Gehirn ist es, welches (wie die Leber an den Boden, auf welchem wir gebohren worden) mit der höheren Sinnenwelt in steter Wechselwirkung stehet.

Nun gründet sich aber die gröſsere oder geringere Sympathie allezeit auf die gröſsere oder geringere Fähigkeit der untergeordneten Theile, auf die höheren zu reagiren, oder überhaupt auf die Energie der gegenseitigen Wechselwirkung. Und vielleicht ist zwischen wenig Organen die Wechselwirkung so bedeutend und so kräftig, als zwischen Gehirn und der Leber und ihren Verbündeten, dem Magen. Eine starke Bewegung im Gehirn (fast jede Leidenschaft) wirkt auf die Gallenabsonderung fast augenblicklich, der Druck und die Wirkung der Nahrungsmittel auf Magen und Leber wirkt Schlummer, wie unmittelbarer Druck aufs Hirn, und im gewöhnlichen, wie in noch stärkerem Grad im magnetischen Schlummer, zeigt sich eben die Gegend des Magens und der Leber vorzüglich wach, und als der Sitz eines höheren innren Sinnes für die Auſsenwelt. Die Zeit des Schlummers naht sich dann, wenn die Reaction des Magens und der Leber steigt.

Wir haben im Planetensystem den Saturn in vielen Verhältnissen mit jenen Organen des lebendigen Leibes übereinstimmen sehen. Nicht allein verhält er sich in jener lebendigen Reihe, in welche sich die Volumina der Planeten fügen, zu dem ersten thätigen Glied, dem Mercur, wie das Quadrat der Verhältniſszahl der Sonne zu Mercur (in Ansehung des Durchmessers), und zeigt sich mithin (wie im Organischen der Magen) unter den untern Gliedern als eine zweyte, planetarische Sonne, sondern es geben auch alle seine andren Verhälsnisse ihm im Weltsystem den Rang des Magens.

Seit

Seit einiger Zeit wird aber auch die Umlaufszeit des Saturn um ein Merkliches länger, und einige der letzteren Umläufe dieses Planeten, waren um mehr als eine Woche unterschieden. Die langsamere Bewegung kömmt aber einzig daher, daſs die mittlere Entfernung des Saturn von der Sonne zugenommen, daſs mithin die Reaction desselben auf die Sonne im Wachsen ist. Vielleicht wird auch hierdurch eine ähnliche Periode, wie die des Schlummers im Organischen, für das Planetensystem vorbereitet.

Doch wir verweilten uns nur zu lange bey einzelnen Zügen eines groſsen Gemäldes, dessen vollkommne Ausführung wir uns noch vorbehalten werden. Aus ihm hoffen wir ein Gesetz der Perturbationen herzuleiten, welches etwas mehr als Annäherung seyn wird. Möge man vor der Hand doch wenigstens ahnden lernen, daſs die musikalischen Verhältnisse, welche Kepler im Planetensystem suchte, nicht eben schwer in allen Theilen des Planetensystems nachzuweisen wären. Wer aber für einiges andre, was in unsren bisherigen Untersuchungen nur zu offen dagelegen, Sinn hat, wird vielleicht auch gefunden haben, daſs die astrologischen Ideen der Alten nicht ganz ohne Sinn gewesen.

Alle Sympathien der einzelnen Theile, geschehen im Organischen vornehmlich durch das Nervensystem, den Weltkörpern wird in jedem Moment das Maas des innren Lebens aus der Sonne. Diese selber wird an Kraft, wie jeder höhere Einfluſs, eben durch die Wechselwirkung mit den (basischen) Planeten, und im Maas derselben vollendeter. Die Planeten selber, wenn sie sich bey der wechselseitigen Annäherung einer zu dem andern wie Basis zum höheren Gegensatz verhalten, werden dadurch, um so mehr, je höher der Gegensatz ist, an innren Leben gesteigert oder verringert. Es kann deshalb für die Erde, und vornehmlich für den Zustand ihrer Atmosphäre, die wir in vorzüglichen Grad für alle kosmische Einflüsse empfänglich fanden, nicht gleichgültig seyn, ob in Beziehung auf sie dieser oder jener Planet (von stärkerer oder geringerer Reaction) mit der Sonne in Opposition oder Conjunction stehe, das heißt, ob sie in Hinsicht auf die Sonne diesen oder jenen Planeten als s setzt.

Es sind zwar hierin durchgängig harmonische Verhältnisse, aber sie geben, je nachdem dieser oder jener Grundton angestimmt worden, bald diesen bald jenen Accord.

Und so sind denn in dem System der Welten dieselben Gesetze, nach welchen auch unser Leib gebaut ist. Man wird, hoffe ich, diese Uebereinstimmung nicht ganz wegläugnen können, so sehr auch der gemeine Wahn vor ihr zu erschrecken pflegt. Warum aber will Euch vor ihr grauen! Wir und sie sind aus der Hand Desselben Schöpfers, nach dem nothwendigen Gesetz Eines ewigen Willens geschaffen. Nach seinem Ebenbild sind wir Alle gemacht, denn es pflegt der Meister allen Werk jenes Leben, was in ihm ist, das Siegel seines eignen Wesens einzuprägen, und wir erkennen in verschiednen Werken denselben Meister an demselben Gesetz des Willens, das in ihnen offenbart ist.

Und siehe, Himmel und Erde werden veralten wie ein Gewand, sein-Gesetz aber, nach welchem wir und sie gemacht sind, bleibt ewig.

Vom Menschen bis hinab zum Wurm habt ihr eine Grundgestalt auf tausend Weisen modificirt, und nach

tausend

tausend verschiednen Richtungen gebildet, erkannt, so möget ihr auch kühn dieselbe vom Menschen bis hinauf zu dem System der Welten wiederfinden.

Ist auch unser Leib zu jenen wie 6 Schuh zu 400 Millionen Meilen, so ist doch in uns derselbe ewige Wille, welcher in jenen ist, und es ist uns Allen Ein gemeinschaftliches Werk.

Unter dem Reich des Lebens ist das, was wir das Anorgische nennen, über ihm ein neues höheres Anorgisches, die Basis eines höheren und heiligeren Lebens — das Astralische.

Doch, wenn uns eine Uebereinstimmung aller Verhältnisse des Planetensystems mit denen des Organismus, und vor allen des höchsten, menschlichen, nicht entgehen konnte, so wird uns nun auch eine Anwendung der Gesetze desselben auf das organische Leben nichts Fremdartiges scheinen. Wir sehen schon das erste Keplerische Gesetz sich in das eine allgemeine aller Wechselwirkung, im Organischen wie im Anorgischen, auflösen, daſs auf jede Action des höheren Gegensatzes auf den geringeren eine angemeſsne Reaction nöthig werde, daſs aber nach demselben Verhältniſs, nach welchem diese zunimmt, jene sich vermindern und schwächer werden müsse.

Ein allgemeines, tägliches Phänomen, welches aus diesem Gesetz hervorgeht, ist der Schlaf. Die nächste Ursache desselben scheint ein Druck aufs Gehirn zu seyn, welcher von dem häufigen einströmenden Blute bewirkt wird, denn es pflegt jeder Druck auf dieses höchste Organ ein augenblickliches Einschlummern zu bewirken. Jener gröſsere Andrang des Blutes nach dem Gehirn entsteht durch eine stärkere Action der Theile des Unterleibes, und wird durch alles das erzeugt, was den untergeordneten Organen, vornehmlich aber dem Magen, ein zu bedeutendes Uebergewicht über die geistigeren giebt, oder diesen einen Theil ihrer Macht entzieht. So wirken alle heftigen Bewegungen und Anstrengungen der Muskeln, indem sie Reaction der untergeordneten Organe sind, auf die höhere Thätigkeit des Gehirns vermindernd. Nicht minder vermag dieses ein bedeutendes Maas von stärkenden Nahrungsmitteln, oder noch mehr narkotische Mittel, weil beyde, besonders aber die letzteren, jene Hauptfunktion der untergeordneten Organe, wodurch diese das innre Leben erhöhen und vollenden, und hierdurch eben die Fähigkeit, auf das Gehirn zurück zu wirken, erlangen, die Erzeugung der prima materia begünstigen. Schlafmachend wirkt auch Kälte, Finſterniſs, einförmige Ruhe, und jede Aufhebung der natürlichen Thätigkeit desselben, wodurch dieses allein lebt und die innre Kraft erhöht.

Wir bemerken zuerst in der Nähe des Einschlummerns sehr häufig eine Erhöhung der natürlichen Wärme, und Beschleunigung des Pulsschlages. (Eben so nimmt auch die Bewegung des Jupiters in seiner Bahn an Geschwindigkeit zu, während sich, wie schon erinnert, die des Saturns vermindert.) In derselben Zeit werden die Bewegungen der Eingeweide langsamer, das Geschäft der Verdauung geht gegen Abend träger und in längerer Zeit, dagegen aber, wie es scheint, desto energischer vor sich. (Schwache Personen pflegt eine starke Mahlzeit gegen Abend minder zu beschweren und verdrüſslich zu machen, als am Mittag.) Auf dieselbe Weise wird die Bewegung der Glieder erschwert, und geschieht mit gröſserem Widerstand, und bey weitem langsamer. Endlich versagen uns die Muskeln den gewöhnlichen Dienst, und nöthigen uns die natürliche aufrechte Stellung aufzugeben.

Die Herrschaft der Sinne und der geistigeren Organe scheint nun ganz vorüber, Eindrücke von auſsen, selbst in solchem Maase, daſs sie im Wachen eine tiefe Wirkung hervorgebracht hätten, werden nicht mehr vernommen; zugleich mit dem Nervensystem wird das innig mit ihm verbündete System der Drüsen unthätiger gefunden, als bey wachem, muntrem Zustand. An die Stelle der Sinnen und ihres höheren Mittelpunktes tritt nun das Gemeingefühl, dessen Concentrationspunkt vornehmlich im Magen scheint gesucht werden zu müssen.

Es wirken nun vornehmlich jene untergeordnetsten Organe, sobald die höheren entschlummert sind, nicht blos mit der gewöhnlichen, sondern mit einer noch stärkeren Energie. Daher wird die Zahl der Pulsschläge, sobald der Schlummer eingetreten, um ein Bedeutendes vermindert (zuweilen fast um ¼, wenigstens aber um ⅙ von der des Wachens), eben so wie in Krankheiten, wo die Kraft des ganzen Muskelsystems und aller untergeordneten Eingeweide sehr unterdrückt ist, eine mäſsige Gabe stärkender Mittel den krankhaft beschleunigten Puls sogleich langsamer macht, wie im männlichen Alter, und in solchen Naturen, wo das Herz und alle mit ihm verbundnen Organe mit einer besonders groſsen Energie wirken, der Puls langsamer schlägt als in der zarten Kindheit, und bey schwächlichen Individuen. Wir müssen deshalb auch die Vermindrung des Pulses im Schlummer aus einer gröſsern Energie, aus stärkerer Reaction des Herzens herleiten, und wirklich geht alsdann der Puls viel voller und energischer, das Herz führt mit einem Male eine viel gröſsere Blutwelle als im Wachen.

Auch der Magen und die Eingeweide, arbeiten im Schlummer, wenn auch langsamer, doch mit ungleich mehr Kraft und Energie, als während des Wachens, und es werden in der Zeit der Nacht jene rohen Ueberreste schwerer Speisen, welche den Magen einen ganzen vorhergegangnen Tag belästigt und beängstigt hatten, vollkommen aufgelöst und gesund verdaut. Es wirken alle untergeordnete Systeme des vegetativen Lebens im Schlummer kräftiger, Wunden vernarben alsdann leichter, und der Körper junger Kinder nimmt fast zusehends an Kraft und Wachsthum zu. Es werden die meisten Krankheiten durch den Schlummer gemildert, ja gehoben, weil in ihm den untren Kräften des thierischen Lebens eine vorzügliche Erhöhung gegeben wird.

In dieser ganzen Zeit ist das Gehirn, und es sind es mit ihm die Sinnen, um so unthätiger, und es werden ihm nur noch aus der äuſseren Welt, durch die vermittelnden Organe des Gemeingefühls, dunkle Kunde, wilde Phantasien hinterbracht, welche nicht das Gepräge des höheren, Alles ordnenden Willens, sondern unwillkühlich von auſsen aufgedrungner Einwirkungen tragen.

Die stärkste Beschleunigung des Pulses findet eigentlich, wenn man die Zeit genau bestimmen will, gegen Abend, ohngefähr wenn die Sonne in der Gegend des Abendpunktes steht, statt; dagegen schlägt der Puls am langsamsten gegen das Erwachen hin, mithin in der Zeit, wo sich die Sonne dem Morgenpunkte nahet. Gegen Vormittag und etwa 3 Stunden nach Mittag, hat der Puls einen gemäſsigteren Gang.

Denn es scheint auch ohne Zuthun der genoſsnen Speisen die Zeit des Mittags, und wie unter andren Balfours Beobachtungen lehren, die der Mitternacht einer gewissen Beschleunigung des Pulsschlags günstig. Es sahe jener Ostindische Arzt, besonders in der Zeit der

Syzi-

Syzigien des Mondes, gegen Mitternacht und am Mittag, Fieber eintreten, und die schon vorhandnen sich alsdann bedeutend verstärken. Die Anfälle um Mitternacht erfolgten früher als die um Mittag, jene waren zugleich auch stärker, und hielten länger (bey schon fast vorübergegangner Krankheit) an, als diese.

Man würde mit Unrecht aus Balfours Beobachtungen, nach denen die Zeiten zwischen den Mittags- und Mitternachtsstunden gemeiniglich Fieber-freyer erscheinen, den Schluſs ziehen, daſs in Ostindien, und vielleicht überhaupt unter sehr verschiednen Himmelsstrichen, die Momente der gröſsesten und geringsten Schnelligkeit des Kreislaufes auf etwas andre Tageszeiten fielen, so wie sich dort der Hunger, der uns in gemäſsigteren Gegenden am Mittag überfällt, der bisherigen Gewohnheit entgegen, zu andern Tageszeiten meldet, und in den gewöhnlichen schweigt. Denn es möchte auch in unsern Ländern eine ähnliche Einwirkung der Mittags- und Mitternachtszeit, auf den Kreislauf, nicht zu läugnen seyn. Wir erkennen sie bey schwächlichen Personen in den Mittagsstunden, auch wenn die Mahlzeit übergangen wurde, und ein leichtes Fieber, das Hektische und andre reizbare Naturen gegen Mitternacht zu überfallen scheint, löst sich nach Mitternacht in Schweiſs auf.

Ueberhaupt sind sich, wie aus Vielem erkannt wird, die täglichen Perioden des Lebens im gesunden Zustand des Menschen, unter allen Himmelsstrichen gleich, und auf ähnliche Weise mit dem Gang der Tageszeiten in Harmonie. Die menschliche freye Natur, pflegt auf fernen Reisen, das bisher gewohnte Maas der Tageszeiten sehr schnell wegzulegen, und ohne Nachtheil, in schnellen Uebergängen, die bisherige Mitternachtsstunde, mitten in den Geschäften des Tages zu durchleben. Wir sind nicht wie das Thier, welchem dieser Tausch schwer fällt, so innig mit unserem Geburtsort und der Tagesordnung desselben gleichsam verwachsen. — Auch in Ostindien wird gegen Abend die gewöhnliche Beschleunigung des Blutumlauſs gefunden, und Balfour sahe die Remission zwischen Mittag und Mitternacht bald verschwinden, und das Fieber auch gegen Abend unverändert bleiben, während die Remission gegen Morgen immer deutlich blieb.[1]

Vielmehr deuten jene Erfahrungen auf andre Maxima der Beschleunigung des Kreislauſs, welche vielleicht durch dieselben Gründe herbeygeführt werden, als das Steigen des Barometers, welches jederzeit um Mittag und Mitternacht auf gleiche Weise erfolgt, oder als die Verminderung der Schwere des Mondes, im Voll- wie im Neumond. Den Grund einer gleichen Wirkung, aus scheinbar entgegengesetzten Ursachen, werden wir hernach noch öfter sehen. Wie der Einfluſs des Mondes vorzüglich nur an den Gewässern bemerkt wird, so scheint auch vorzüglich auf das Flüssige, Lebensempfängliche in uns — das Blut — der Einfluſs der Tageszeiten mit entschiedner Heftigkeit zu geschehen. Die Einwirkung des stärksten Lichts am Mittag, die stärkste Entziehung desselben um Mitternacht, wird am merklichsten im Blute werden, und wenn die Ursache des beschleunigten Kreislauſs am Mittag in dem — im Verhältniſs zu den Gefäſsen — stärker erregten Blute gelegen, so findet sie sich um Mitternacht in denen im Verhältniſs zum Blut noch stärker erregt gebliebenen Gefäſsen, eben so wie der Mond, deshalb, sowohl in Opposition als in Konjunktion mit der Sonne, leichter gegen die Erde gefunden wird, weil in jener er selber stärker als die Erde, in dieter die Erde stärker als der Mond, von der Sonne afficirt wird.

Der Blutumlauf scheint wirklich, wenigstens jeden Tag im Kleinen, so wie die Erde in Einem Jahr im Groſsen, ein Maximum und ein Minimum der Einwirkung des höheren Lebensprincips zu erleiden. Jeder einzelne Kreislauf scheint ein kleiner Tag, und die Zahl solcher kleiner Umläufe, scheint sich in einem Tag, wie Ritter so schön gezeigt hat, auf 365 zu belaufen (wenn in einem Tage gerade 365,25 Kreisläufe geschähen, dauerte einer 236,55 Secunden, gewöhnlich nimmt man, aus etwas unzuverläſsigen Gründen, die Dauer eines Umlaufs von 160 bis 220 Secunden, jenes giebt in einem Tag 540, dies 392,7 Umläufe, aus noch andren Gründen sind in einem Tag gegen 432 Umläufe wahrscheinlich, deren jeder gegen 216 Pulse hat). Der Lauf des Blutes durch die Arterien, geschieht durch die Wirkung des Herzens nach auſsen, auf die andern Theile, der durch die Venen, durch eine Zurückwirkung der äuſseren Theile. Im Kleinen ist schon die Zusammenziehung des Herzens, welche von etwas kürzerer Dauer ist, als die Erweiterung, ein solcher Moment stärkerer Action.

Solche gröſsere und kleinere Perioden, einer stärkeren und geringeren Lebenswirkung, scheinen alle Organe zu haben, und die Zeit einer vollkommneren Verdauung im Groſsen, im Kleinen aber die peristaltische Bewegung, sind in den Assimilationsorganen etwas Aehnliches.

Wir sahen aber vorhin, daſs die Bewegungen der Blutgefäſse sich eben dann beschleunigen, daſs mithin die Action des Lebens auf dieselben sich verstärke, wenn, am Abend, dieselbe Action auf andre Theile abnimmt, und ihre Bewegungen energischer, selbstständiger und ge-

mäſsig-

mäſsiger werden. Es sind hierin z. B. der Magen und das Herz, in der Zeit des Einschlummerns sich offenbar entgegengesetzt, und das Eine Organ (der Magen) hat dann den Gipfel der eigenthümlichen Lebenswirkung erreicht, wenn das andre auf dem Minimo derselben, dem höheren Einfluſs am meisten untergeordnet ist.

Es haben auch, um auf das Verwandte zu deuten, die Planeten ihre Sonnenfernen zu sehr verschiednen Zeiten, und es steht öfters z. B. Jupiter, in der Sonnennähe, wenn Saturn seine Sonnenferne erreicht hat, und man kann die Perioden, nach denen dieses geschieht, sehr leicht finden, wenn man die Verhältniſszahlen der tropischen Umläufe, welche unsere 2te Tabelle giebt, so lange zu sich selber addirt, bis der angehängte Bruch so weit als möglich verschwindet. Man erkennt auf diese Weise, wie wir an einem andren Orte sehen werden, daſs die Planeten in dieser Hinsicht in einer bewundernswürdigen Harmonie stehen, und daſs, um nur ein Beyspiel zu geben, wenn wir den kleinsten Zeitraum suchen, im Verlauf von welchem Jupiter eben dann wieder in der Sonnenferne steht, wenn Saturn in der Sonnennähe, dieses (27 multiplicirt mit 2,48178) ohngefähr in 27 Saturnjahren, oder in 794,502 Erdenjahren geschehe, während mithin die Erde gerade in 2 mal 794,5 in 1589 Jahren mit Saturn noch viel genauer in einem ähnlichen Verhältniſs ist.

Wir wählten gerade dieses Beyspiel, weil diese Zeit von 8 Jahrhunderten an die groſse magnetische Periode der Erde erinnert, und weil wirklich diese das Quadrat der Umlaufszeit des Saturn scheint *).

Ein

---

*) Unter andern sind auch 27 Saturnjahre 67 Jupiterjahre. 795 + 69 ist 864.

Ein solches entgegengesetztes Verhältniß, nach welchem jetzt der eine Planet sich dem Sonnenfernenpunkt nähert, wenn der andre in der Sonnennähe steht, scheint eine nöthige Folge jener beyden entgegengesetzten Reihen des Planetensystems, deren im Vorhergehenden so oft erwähnt worden. Wir haben jedoch noch ein Factum von nicht geringer Bedeutung, welches für das Daseyn jener beyden Reihen spricht, bis hieher zurückbehalten, das wir von der Lage der Sonnenferne hergenommen.

Wir sehen einstweilen bey dieser Vertheilung blos auf die wesentlichen Glieder der beyden Reihen. Diese waren in der ersten Reihe Venus, Erde, Mars und Vesta, denn es wurde bey Mercur die Zahl 7½ noch nicht deutlich hervortretend gefunden, und wir erhielten von ihm aus die Sonnenferne der Venus nach eignen Halbmessern durch andre Zahlen, während gleich in Venus die erwähnte, die erste Reihe, charakterisirende Reihe, sich thätig zeigt.

Vesta ist hierauf zugleich wieder das erste Glied der zweyten Reihe, und mithin beyden gemeinschaftlich, so daß beyde aus sieben Gliedern im Allgemeinen bestehen, davon jeder drey eigenthümlich, das eine aber gemeinschaftlich ist. Hierin scheint sich die Zahl der sieben Planeten erhalten zu wollen (mitten in der 12).

Untersuchen wir nun die Lage der Sonnenfernen bey diesen sieben Planeten, so fällt die der Venus unter allen Gliedern der ersten Reihe am weitesten nach der Richtungslinie jenes Pols der Sonne hin, welcher den Fischen zugekehrt ist, und nur gegen 35 Grad von dieser Linie ab. 30 Grade weiter nach dem entgegengesetzten Pole zu, mithin 65 von jener Linie, fällt die der Erde, endlich die des Mars noch um 127° weiter, und ganz nahe

an

an die Richtungslinie des entgegengesetzten Pols hin, zuletzt aber die der Vesta noch weit über jene Linie hinaus in die entgegengesetzte Hälfte des Thierkreises. So daſs die Sonnenfernen dieser Planeten von Venus bis Vesta von Glied zu Glied immer weiter von der Rechten zur Linken fallen (wenn wir dabey eine gewöhnliche Charte vor uns nehmen).

Ganz entgegengesetzt verhält sich dies bey der in Vesta zugleich beginnenden zweyten Reihe. Wir sehen in dieser die Sonnenfernen gerade in entgegengesetzter Richtung von Glied zu Glied weiter von der linken zur rechten Seite fallen. Wie nämlich die Sonnenferne der Vesta gegen den 69sten Grad fällt, zeigt sich die des Jupiter schon wieder diesseits der Richtungslinie des Pols der Jungfrau, im 192sten Grad, die des Saturn noch weiter nach dem Pol der Fische zu, gegen den 270sten, endlich die des Uranus, so wie die des Mars auf der entgegengesetzten Reihe, nahe an dem Pol der Fische, und noch fast um 10° über die Richtungslinie desselben hinaus, nach der andern Hälfte des Himmels zu.

So sehen wir offenbar in der ersten Reihe jene Ursache, welche den Planeten ihre Sonnenfernen anweist, auf entgegengesetzte Weise wirken, als in der andren, und in der Einen von Glied zu Glied immer mehr nach der einen, in der Andern eben so mehr nach der entgegengesetzten Seite hinwirken. Wenn, wie es aus dem Vorhergehenden sehr wahrscheinlich ist, jener Pol der Sonne, der nach der Jungfrau gerichtet ist, stärker als der andre, wenn, wie eben so gewiſs scheint, die Sonne nach jener Hälfte des Thierkreises hin, welche die meisten Perihelien enthält, einer stärkeren Action auf die Planeten fähig ist, als nach der andren, so scheint in der ersten

Reihe

Reihe die sich nach einem allgemeinen Gesetz von Planeten zu Planeten zunehmende Reaction, dadurch an Stärke Abbruch zu erleiden, daſs die Sonnenfernen immer mehr in einen Punkt der Actionsphäre der Sonne treffen, wo diese am stärksten ist. Endlich scheint dieses am meisten bey Vesta statt zu finden, und auch hierin in diesem Planeten der Indifferenzpunkt das vollkommenste Gleichgewicht erreicht zu seyn. Wenn nun aber über diesen Punkt hinaus, die Reactionskraft des Planetensystems noch immer zunimmt, gegen welche die Sonne bey der Vesta, wenn sie das Maximum der Reaction (das Aphelium) derselben nach der Richtung ihres Aequators, und nach jener Seite hinweg, wo sie am stärksten ist, gedrängt hatte, mit dem Maximum ihrer Action gewirkt hat, so ist nun die Sonne nicht mehr fähig, auf jene Weise die Reaction aufzuheben. Die Individualität der Planeten, welche bisher nicht aufkommen können, erlangt nun auch ihre Rechte, die Reaction wird merklicher, und geschieht, je mehr sie nun von Glied zu Glied zunimmt, immer mehr nach dem schwächsten und ohnmächtigsten Punkt der Actionsphäre der Sonne hin, weil diese, je mehr die Reaction von Glied zu Glied wächst, immer weniger fähig wird ihr dadurch entgegen zu wirken, daſs sie dieselbe nach der Richtung ihrer stärkern Action ableitet.

Ungemein merkwürdig, und aus verschiedenen Erscheinungen übereinstimmend, welche wir im Organischen, da wo die Wechselwirkung der Gegensätze den Indifferenzpunkt erzeugt, bemerken, ist nun das Verhältniſs der Aphelien der drey übrigen kleinsten Planeten. Wir sehen diese mitten in den beyden gröſsern, gleichsam zwey kleinere Reihen bilden.

Wir haben nämlich im Vorhergehenden gesehen, daſs jene drey Planeten, weder recht eigentlich der einen noch der

der andern Reihe nothwendig angehören. Die Sonnenferne der Juno, wird auf die gewöhnliche Weise durch die des Mars erhalten, diese aber scheint in Vesta schon das ihr zunächst und nothwendig zu gehörende Glied zu haben, so daſs Juno noch auſserhalb der gewöhnlichen Gränze gefunden wird, in der sich sonst jedes Glied blos auf das zunächst vorhergehende bezieht. Ceres und Pallas bleiben aber in Hinsicht ihrer Reaction bey Einer Zahl schweben, welche von Vesta gegeben wird.

Nach dem bekannten Gesetz der Entfernungen, wurde zwischen Mars und Jupiter nur Ein fehlender Planet vermuthet, und es müssen hiernach die Bahnen aller vier als aus einander fallende Strahlen einer einzigen, durch alle Verhältnisse nothwendigen, welche etwa aus der der Ceres zusammenträfe, betrachtet werden, das Eine beyden Reihen nothwendige Glied ist aber blos Vesta.

Wenn wir nun auf die Aphelien Rücksicht nehmen, so finden wir das der Juno auf einmal wieder dem der Vesta fast entgegengesetzt, im 233sten Grad der Länge, hierauf, noch weiter nach dem Pol der Fische zu, und sehr nahe an der Linie seiner Richtung, das der Ceres, im 326sten, endlich aber das der Pallas auf einmal wieder mehr nach dem andern Pole zu, im 301sten Grad der Länge; so daſs hier gleichsam zwey kleine Reihen gebildet werden.

Das Aphelium des ersten Glieds des ganzen Systems, fällt nach der entgegengesetzten Seite von jenem der Vesta, nahe an die Richtungslinie des Sonnenaequators, erst in der Venus, wo die Reaction um den ersten Moment zunimmt, erhebt sich das Aphelium nach dem Pol der Fische hin.

Wenn nun im Planetensystem deutlich zwey Reihen gefunden werden, in deren eine mehr die Action der

Sonne, in der andern mehr die der Planeten vorherrscht, indem in der ersten, der an sich zunehmenden Reaction, durch das erwähnte Verhältniſs der Aphelien, und auch schon dadurch das Gleichgewicht gehalten wird, daſs die Planeten, je geringer der Widerstand wird, um so kleiner werden; so bilden hierdurch beyde einen Gegensatz, vermöge dessen sich die einen in demselben Maas passiv verhalten, in welchem die andern activ sind.

Es wird im Organischen ein solcher Gegensatz vorzüglich zwischen den Sinnen, und den andern Theilen des Leibes gefunden, überhaupt aber sind sich die Perioden, in denen die einzelnen Organe ein Maximum und Minimum ihrer eigenthümlichen Thätigkeit erreichen, sehr ungleich, und es wird oft das eine dann am thätigsten gefunden, wenn das andre am unthätigsten ist. Es war deshalb eine aller Aufmerksamkeit würdige Idee, welche vor einiger Zeit ein genialer Schriftsteller, Wezel, in seinen Brownischen Briefen geäuſsert, „daſs jedes Organ seinen eignen Tag, von sehr verschiedner Dauer habe, daſs einige dann wachten (ihren Tag hätten), wenn die andern schliefen, daſs man vielleicht nur die Sinnen am Tage lebend nennen könne, während die meisten andern Theile des Nachts am thätigsten wären," und es wäre sehr zu wünschen, daſs diese verschiednen Perioden von ihm in der Natur genau nachgewiesen und gemessen würden.

Wir wissen hiervon im Ganzen nur wenig Genaues, und es scheint in dieser Sache das Verhältniſs der Planetarischen Umlaufszeiten vieles Licht zu geben, und hinwiederum zu erhalten. Gewiſs ist es, daſs die vom Gehirn entfernteren Organe, einer ganz vorzüglich starken Rückwirkung auf dasselbe fähig sind, und daſs diese Rückwir-

kung

kung sich deshalb in den längsten Zwischenräumen wiederhole.

Denn es ist im Organischen wie im Planetensystem, und überhaupt in der ganzen Natur eine beständige Wahrheit, dafs, je heftiger irgend eine Lebenswirkung gewesen, dieselbe desto seltner und später wiederkehre, und dafs ihr Maximum selber sich in einem um so kürzern Moment erschöpfe.

So finden wir in Fiebern *) die Anfälle desto schneller vorübergehen, dagegen aber die freyen Zwischenräume desto länger dauern, je heftiger sie waren. Bey dem viertägigen Fieber sind die Anfälle so heftig, dafs sie oft den Kranken in Todesgefahr setzen, dagegen sind die Paroxysmen dieses Fiebers auch von der allerkürzesten Dauer, und haben zwischen sich die längsten Remissionen. Schon bey dem dreytägigen Fieber sind die Anfälle minder heftig, zugleich aber einzeln von längerer Dauer, und kehren viel eher (schon um den andern Tag) wieder. Endlich hat das eintägige Fieber die schwächsten, aber auch die am längsten dauernden Anfälle, und täglich nur einzelne Stunden Nachlassung, wenn das viertägige jedesmal ganze Fieberfreye Tage zwischen den kurzen Paroxysmen hatte.

Die viertägigen scheinen die meiste Energie des Körpers zu erfordern, und auch die dreytägigen finden sich nur bey besserer Leibeskraft als die eintägigen ein. Daher sehen wir den von langem Fieber entkräfteten Körper, wenn zuerst die Anfälle viertägig waren, nun um den dritten, endlich aber täglich Anfalle erleiden, bis zuletzt, in der gröfsten Entkraftung, aus einem anfänglich viertägigen, ein anhaltendes Fieber wird.

Auch

---

*) S. hierüber Testa.

Auch in andern Krankheiten ist es bekannt, daſs, je heftiger die einzelnen Anfälle sind, sie um so schneller vorübergehen, und um so sichere und längere Nachlässe versprechen (oft ist jedoch dieser Nachlaſs auch der Tod). So ist der erste Anfall des Podagras, bey jungen, muntern Personen am heftigsten, und geht gewöhnlich schon mit sieben Tagen vorüber, und es vergehen nun meist viele Jahre, ehe neue Anfälle zurückkommen. Dagegen sind diese bey Alten meist minder heftig, jeder einzeln genommen länger dauernd, und kommen viel öfter wieder.

Engbrüstigkeit, deren Anfälle im Sommer minder heftig, jeder aber von längerer Dauer waren, sahe der berühmte Floyer im Sommer 20, dagegen im Winter, wo sie heftiger, und von kürzerer Dauer waren, nur 16 Anfälle machen. Die ersten Anfälle solcher Krankheiten, pflegen, nach seinem Urtheil, gewöhnlich am heftigsten zu seyn, kommen aber um so seltner.

Aber wir bedürfen nicht der Beyspiele aus dem kranken Zustand unsers Körpers, wir sehen ein ähnliches Verhältniſs der Dauer aller eigenthümlichen Action der verschiedenen Organe, ein ähnliches ihrer periodischen Rückkehr.

Die Thätigkeit des Auges, beym Sehen, hat auf alle übrigen Theile des Körpers den schwächsten Einfluſs, dagegen kann auch dieser Sinn einen ganzen Tag fast unermüdet sehen. Schon ein wenig leichter zu ermüden, zugleich aber auch durch ihre Thätigkeit in etwas stärkerer Sympathie mit den andern Theilen als das Auge, scheinen der Geruch, die Zunge und das Ohr; doch sind auch sie einer viele Stunden anhaltenden Anstrengung fähig, und im Ganzen ist ihr Einfluſs auf die andern Theile noch sehr geringe.

Ungleich

Ungleich merklicher ist dieser bey dem Magen, und es ist die Arbeit der Verdauung fast für alle Theile von der gröſsten Bedeutung, indem sie an ihr alle in gewisser Hinsicht Theil zu nehmen gezwungen sind. Doch während die Sinnen Stunden lang ohne Ermatten thätig zu seyn vermögen, und, selbst nach einer kurzen Ermüdung, schon nach wenig Minuten einer neuen Action thätig sind, wird der Magen, fast schon nach einigen Minuten von Genuſs der Speisen gesättigt, und ist erst nach 6 oder 8 Stunden einer neuen Anstrengung fähig.

Noch viel schneller sehen wir im Thierreich die Augenblicke der Begattung vorübergehen, um so mehr, je heftiger sie gewesen. Hierauf findet sich der ganze Körper des Thieres ermattet, und während das Bedürfniſs der Speisen schon einige Stunden nach der Mahlzeit zurückkehrt, sehen wir den Trieb zu diesem heftigsten Genusse bey Gesunden erst nach einigen Tagen, endlich im Thierreich, wo Brunst an die Stelle des Verlangens getreten, erst nach Verlauf eines Jahres auf einige Zeit wiederkehren.

Je heftiger die Anstrengung irgend einer Kraft ist, desto schneller, und auf desto längere Zeit erschöpft sich dieselbe.

Daher kehrt auch im Planetensystem die höchste Reaction der entferntern Planeten auf die Sonne, viel später wieder (die Umlaufszeit von einer Sonnenferne zur andern dauert viel länger,) als bey den näheren, weil, wie wir gezeigt haben, die Reaction von Planeten zu Planeten, mit der Entfernung von der Sonne zunimmt, heftiger und energischer wird. Wahrscheinlich ist auch bey dieser stärkern Reaction der Moment der heftigsten Zurückwirkung von kürzerer Dauer, wenigstens scheint dieselbe auch dadurch

durch

durch immer mehr auf einen Punkt beschränkt, daſs die Gröſse der entfernteren Planeten in der ersten Reihe, hierauf aber im Vergleich mit Jupiter auch in der andren, geringer ist.

Der Einfluſs und die Bedeutung der einzelnen Theile für alle übrigen, scheint mit der Stärke ihrer Reaction zu wachsen. Das gemeinschaftliche Band ist das Nervensystem, und je nachdem die Glieder stärker oder schwächer auf dieses zurück wirken, sind sie für alle übrigen mehr oder minder bedeutend. Es können die Augen, und zum Theil auch die übrigen Sinne zerstört, oder doch in allen eigenthümlichen Lebenswirkungen gehindert seyn, ohne daſs hierdurch dem Leben der übrigen Theile ein sehr merklicher Abbruch geschieht. Von dem wichtigsten Einfluſs auf fast alle Theile des Körpers, sind dagegen die Geschlechtstheile, wie vorzüglich in der Zeit der Mannbarkeit erkannt wird, wo Brust und Luftröhre, das Gesicht und das ganze Muskelnsystem, durch die Veränderung, welche dann in jenen Theilen vorgeht, mit verwandelt werden. Es ist diese Periode ohnfehlbar für das ganze übrige Leben die wichtigste, und es entwicklet sich dann, nicht in dem untergeordneten Körper allein, sondern nicht minder im Geistigen, der Keim zu Allem, was künftig durch uns geschieht. Von jenen Theilen soll auch der Muth und die tiefe Energie unsres Geistes abhängen, nud beyde Geschlechter durch Kastration dumpfer und muthloser werden. Ja es scheint noch ein höheres Vermögen in uns, durch die Zurückwirkung jener Theile beflügelt zu werden, und die Phantasie wird mit einer gewissen körperlichen Kraft zugleich und auf angemeſsne Weise entwicklet. Doch ist hierzu noch etwas Andres nöthig — der höhere Lebenseinfluſs, ohne welchen, was wohl-

wohlthätig seyn könnte, alsbald zur schändlichen Thierheit herabsinkt.

Nebst dem Magen sind die Geschlechtstheile ohnfehlbar der entschiedensten Rückwirkung auſs Gehirn fähig, und man hat den heftigsten Wahnsinn durch Kastration glücklich geheilt *).

Doch sind diese Theile, weil ihre Rückwirkung während des Lebens am langsamsten und seltensten wiederkehrt, und in den täglichen Kreislauf des Lebens nicht nothwendig eingreift, dem thierischen, unvollkommneren Leben noch nicht so nothwendig als andre, deren Rückwirkung nächst jener der Geschlechtstheile die stärkste, zugleich aber auch täglich wiederkehrend ist, und hierdurch in der täglichen Wechselwirkung der lebendigen Kräfte ein nothwendiges Glied scheint. Desto unentbehrlicher sind sie dem geistigeren höheren Leben in uns und seiner Entwicklung, und es scheint alle Zwitternaturen eine ganz besondre Dumpfheit des innren Sinnes auszuzeichnen. Magen, Herz und die ihnen verwandten Organe, vornehmlich die Lunge, sind dem thierischen Leben in jedem Augenblick nothwendig, und während ein Druck auf das entblöste Gehirn bey Verwundeten blos Schlummer erregt, bewirkt die leiseste Berührung des durch Verletzung der Brust entblösten Herzens tiefe Ohnmacht **), und es ist ein geringer Stoſs auf den Magen, ein Tropfen Gift in ihm, welcher die Reaction dieses Organs auf einmal auf den höchsten Gipfel erhebt, augenblicklich tödtlich. .

Eben

---

*) So Formius.

**) De la Peyronie und Spigelius bey Senac.

Eben so sind auch, wie wir später sehen werden, weder Mercur, noch selbst Venus und Mars von so bedeutendem Einfluſs bey den Perturbationen, als die ungleich gröſseren Massen der drey letzten Planeten, und selbst in der Geschichte der Meteorologie, müssen die der Sonne am nächsten stehenden Planeten, eine sehr untergeordnete Rolle spielen.

Jener Gegensatz der einzelnen Glieder unter sich, in Hinsicht ihrer lebendigen Thätigkeit, nach welchem das eine dann am meisten passiv und lebensempfänglich ist, wenn eben das andre das Maximum der eigenthümlichen Thätigkeit erreicht, ist im Organischen nicht minder merklich als im Planetensystem. Das Auge kann nicht leicht zugleich mit gröſster Schärfe sehen, während das Ohr mit gespannter Aufmerksamkeit hört, oder es kann doch wenigstens nicht zugleich starke Muskelanstrengung, mit der Verdauung eben genossener Speisen, oder Thätigkeit der Geschlechtstheile, mit der des Magens harmonisch bestehen. Wir sehen die Energie des einen Organs durch die höchste Lebenswirkung des andren wenigstens geschwächt, und in etwas gehemmt werden.

In Krankheiten vornehmlich finden wir eine Menge von Beyspielen eines solchen entgegengesezten Eintretens der Momente der höchsten Action der Organe. Wir sehen nach Bagliv die heftigsten Kolik- in Gichtschmerzen übergehen, und diese wiederum in jene, oder nach Ballonius und Ettmüller, auf heftige Kolik Lähmung und Epilepsie folgen. Das vorübergehende Asthma pflegt die Krankheit den Füſsen zu überlassen, welche dann anschwellen, und erst, wenn das Asthma wieder eingetreten, sich wieder setzen. Ein Schwellen der Hoden, oder Geschwüre der Schenkel, sind schon von den Alten in langwierigen Lungenkrankheiten für heilsam gehalten worden, indem sie das glückliche Ende derselben verkünden, und umgekehrt sahe man nach Hodensackwassersucht öfters Brustwassersucht folgen *). Hierin sind vorzüglich Ohr und Brust in Sympathie; bey Pleuritischen hat Bagliv öfters in der Entzündung und Eiterung der Ohren ein sichres Zeichen der Genesung gesehen, und auch Fürstenau hat nicht selten eine Ableitung der Abscesse der Lungen nach den Ohren bemerkt. Das Mädchen bey Hildanus, dem eine gläserne Kugel ins linke Ohr geglitten, litt an trocknem Husten, Lähmung und Verzehrung.

Eine — selbst die angenehmste — Thätigkeit des Ohrs bey Musikhören, hat man zuweilen alle Thätigkeit der Harnblase aufheben sehen, so daſs jedesmal unwillkührlicher Abgang des Urins erfolgte **). Merkwürdig sind die Fälle einer innigen Sympathie der Zunge mit den Harnwegen, wo z. B. gänzliche Verstopfung derselben durch einen Stein, den eine Geschwulst unter der Zunge enthalten, veranlaſst worden, und mit seiner Hinwegnahme endigte ***). — Vermöge einer ähnlichen Sympathie werden langwierige Augenentzündungen durch Diarrhoe gehoben, und die Lochien, welche bey entstandnem Schmerz in den Brüsten, von eintretender Milch ausgeblieben, flieſsen, wenn diese Schmerzen vorüber sind, von neuem.

So sehen wir in unzähligen Fällen die abnorme Reaction eines Organs aufhören, wenn eine ähnliche in einem

---

*) Mears.

**) Medic. Anekdoten.

***) Du Moucheau.

nem andren Theil eingetreten, und das abnorme Maximum irgend einer Lebensbewegung in einem einzelnen Organ scheint nur dadurch möglich, daſs zugleich die Action bey gewissen andren auf ihrem abnormen Minimo steht. Denn daſs sie dieses eben dann, in den mit den kranken Theilen auf angeführte Weise sympathetisirenden erreicht haben muſste, wenn jene auf dem Maximo derselben waren, lehrt uns auſser der unmittelbaren Erfahrung das nachfolgende Eintreten einer gleichen Lebenswirkung in jenen. Denn wie wir bey den Bewegungen der Planeten in ihren Bahnen sehen, wird eine nachfolgende Reaction nur durch den vorhergegangnen Moment der Passivität und Action auf den passiven Körper möglich.

Aus einer ähnlichen Entgegensetzung, die im gesunden Zustand nicht minder nothwendig, wenn auch minder merklich ist als im kranken, steht auch das Herz, eben in der Zeit der Verdauung und am Abend, wenn, wie es scheint, vornehmlich der Magen mit der gröſsten Energie auf das Gehirn zurückwirkt, auf dem mindesten Grad seiner innren Lebenskraft; seine Bewegungen, die sich beschleunigen, geschehen, eben im Maas dieser Beschleunigung, mit geringerer Energie. Die Bewegungen der Assimilationsorgane sind eben dann langsamer und energischer.

Ein solches Verhältniſs, wie das eben erwähnte des Herzens zum Magen, scheint im Organischen dadurch bewirkt, daſs sich die Theile, einer zu dem andren wie Basis und höherer Gegensatz verhalten. Der letztre kann nur in dem Maaſse thätig seyn, in welchem seine Basis (unthätiger), lebensempfänglicher ist.

Für einen solchen Gegensatz scheint selbst schon die Vertheilung der willkührlichen und minder willkührli-

chen

chen Organe zu sprechen. Zuerst finden wir nämlich im Auge einen fast ganz willkührlichen, hierauf schon in der Nase einen bey weitem unwillkührlicheren Theil. Die Zunge von neuem ist aufs Höchste dem Willen unterworfen, während im nächsten Glied der Reihe, — dem Ohr, der am meisten unwillkührliche Sinn erscheint. Wieder sind die Organe der Stimme willkührlich, dagegen gänzlich selbstständig, und von dem höheren Sinn fast vollkommen unabhängig, das Herz. Nicht minder dem Willen entzogen sind die nach innen liegenden Hauptorgane des Unterleibes, die Glieder der zweyten Reihe, während die ihnen zugeordneten äuſsren Theile fast sämmtlich willkührlich sind.

Nach jenem Verhältniſs, welches die Organe unter sich selbst entgegensetzt, muſs nun das von beyden, welches den positiven Gegensatz in sich darstellt, einer um so kräftigern Action fähig seyn, je mehr sich das andre schon an sich negativ verhält, und deshalb den natürlichen Gegensatz zwischen ihnen beyden noch erhöht. (Reaction der Basis hebt in dem Grad, in welchem sie wächst, die Thätigkeit des höheren Gegensatzes auf). Um so mehr, je mehr beyde in ihrer Totalität zu wirken pflegen, je unvollkommner der individuelle Gegensatz der beyden Hälften an ihnen ausgebildet ist.

Das Verhältniſs zwischen Herz und Gehirn, gleicht überhaupt in verschiedner Hinsicht noch sehr dem ersten Gegensatz im Anorgischen, von welchem alle andre Wechselwirkung ursprünglich ausgeht, dem magnetischen. Das Herz ist der nach auſsen active Pol, activ um so mehr, je mehr der andre passiv ist. Das Gehirn ist am Abend, und nach dem Genuſs von Reizmitteln, körperlich aufgeregter als sonst, alsdann eben wirkt das Herz mit der mindesten Kraft.

Wie aber schon in der Elektrizität, endlich noch mehr im chemischen Prozeſs, die Pole sich umkehren, so daſs jene Lebensaction, jene Eigenschaft, welche im Magnetismus den negativen Pol charakterisirte, jetzt — auf eine weit höhere Weise — dem positiven zugehört; so macht eben jener Zustand des Gehirns, in welchem es nach dem magnetischen, am meisten körperlichen Gegensatz dem Herzen positiv erscheint, jenes Organ der energischeren Zurückwirkung des Magens, mit dem es, wie es scheint, in einem höheren (chemischen) Gegensatz steht, fähig. Es wird zu diesem negativ.

Und so ist die Action des Gehirns auf das Herz dann am stärksten, das letztere Organ ist dann in seiner Sonnennähe, wenn andre Organe, besonders Magen und Geschlechtstheile, in ihrer Sonnenferne am wenigsten dem Gehirn untergeordnet sind, am stärksten auf dasselbe zurückwirken. So wie Jupiter eben jetzt, wo seine Umlaufszeit sich verkürzt, mit mindrer Energie, dagegen Saturn, dessen Entfernung zugenommen, mit gröſsrer auf die Sonne zurückwirkt.

Die natürliche Zeit eines Umlaufs der Geschlechtstheile, scheint in der Blüthe der Jahre etwa um jeden dritten Tag vollendet, die Periode des Magens scheint etwa den dritten Theil des Tages einzunehmen. Es bezeugt dieses auſser dem Verdauungsgeschäft, welches in sechs bis acht Stunden vollendet zu seyn pflegt, unter andren die mit dem Magen in Sympathie stehende Blase, wie dies vorzüglich gewisse, an Perioden gebundne Krankheiten derselben zu erkennen geben. Jener Soldat, welcher durch eine Verstopfung der Blasenmündung, welche durch Sympathie mit dem Magen veranlaſst schien, in Schlafsucht verfiel, blieb je drey bis vier Stunden darinnen, und war hierauf zwischen den Anfällen des Schlafs vier Stunden wach *). Dagegen schien jene Urinverstopfung, von welcher Tulpius erzählt, welche jedesmal im Vollmond kam, und drey bis vier Tage anhielt, durch Sympathie mit den Geschlechtstheilen veranlaſst, und deshalb an die gröſsere (monatliche) und kleinere (drey- bis viertägige) Periode derselben gebunden, u. s. w.

Man muſs, um die eigenthümlichen Perioden der Organe zu bestimmen, in Krankheiten genau bemerken, welche Erscheinungen durch Sympathie mit andren Theilen, und mit welchen? hervorgebracht werden.

Nicht bey jedem (man erlaube, es so zu nennen) Umlauf des Magens, nicht auf jedem Maximo seiner eigenthümlichen Action erfolgt Schlaf, sondern nur je der dritte bringt eine Reaction aufs Gehirn mit sich, welche stark genug ist, dieses zu bewirken. Es deutet dieses auf die Nothwendigkeit eines Zusammentreffens verschiedner Zustände der verschiednen Organe, dessen schöne Harmonie uns später beschäftigen soll.

Eins kann jedoch schon aus dem bisher Gesagten erkannt werden, die Nothwendigkeit einer Zurückwirkung des Untergeordneten auf das Höhere, und ihre beständige Folge — eine immer reinere und höhere Lebensempfänglichkeit des letzteren. Es ist dieses im Gröſsten wie im Kleinsten sichtbar. Ueberall, wo Blutgefäſse in einzelne Theile des Körpers verlaufen, sehen wir an ihrer Seite Nerven. Durch die Reaction des Blutes, das durch die Arterien in sie hineinströmt, und das sich sonst, wenn sie es als Venenblut aus sich heraustreiben, oder (da wo es die Arterien, und zugleich den positiven Zustand verlassen,) in ihre Substanz aufnehmen, als Basis

zu

---

*) Medic. Anekd.

zu ihnen verhält, werden die Theile zugleich des höheren Einflusses, des die Arterien begleitenden Nerven fähig. Selbst im Galvanismus sind es die an den Nerven gelegten Metalle, welche in dem Moment der Action, wenn sich der Nerv passiv zu ihnen verhält, auch hierdurch dem Muskel Kraft geben, auf den nun ohnmächtiger gewordnen Nerven zurückzuwirken (den positiven Muskeln nämlich), oder welche, wenn durch ihre Action der Muskel (der negative nämlich, oder Flexor) passiv wird, denselben noch einmal der höheren Einwirkung des Nerven fähig machen.

Die Geschichte des organischen Lebens ist in dieser Hinsicht nicht wenig zusammengesetzt. Der höhere Gegensatz zeigt sich in den Momenten der höchsten Wechselwirkung in mehr als nur eben gleichmäſsigem Verhältniſs dem untergeordneten überlegen. Er kann dann im vorzüglichen Grade positiv auf die untergeordnete Basis wirken, wenn diese schon an sich mehr negativ (durch eine andre positive Einwirkung) gestimmt ist. Nur die Maxima der Wechselwirkung werden aber nach auſsen sichtbar, der gewöhnliche Zustand einer mittleren Intensität der Wechselwirkung, erscheint uns als Gleichgewicht — Ruhe.

Auch hierzu sind demnach dem höheren Organ seine ihm untergeordneten Gefährten gegeben, nicht allein, weil es nur in der schaffenden Einwirkung auf sie, dieses eigenthümliche höhere Leben zu genieſsen vermag, sondern damit es durch die Zurückwirkung derselben eines neuen höheren Einflusses fähig werde.

So, wenn wir jene Zeit betrachten, wo nicht selten der höhere Wille in uns der Zurückwirkung der Geschlechtstheile fast unterliegt, finden wir eben dann, in jener Zurückwirkung, eine höhere und allmächtigere Empfänglichkeit des Geistigen in uns erwachen, als früher jemals in ihm war. Dem innern Sinn öfnet sich dann die Tiefe des Lebens und des Weltalls heiliger und weiter, wir werden von dem Ideal des Göttlichen heftiger bewegt, sind für seinen Einfluſs empfänglicher als jemals, und hierdurch wird dem besseren Willen in uns von neuem ein Gegengewicht gegeben.

Selbst der Magen, wenn er nüchtern, und durch zu strenges Fasten erschöpft, nur einer sehr geringen Reaction auf das Gehirn fähig gewesen, giebt uns neue Lebensempfänglichkeit, neuen Muth und Freudigkeit wieder, wenn ihm durch einige Nahrung die Kraft, aufs Gehirn zurückzuwirken, wiedergegeben wird.

Der Schlummer der Nacht laſst uns am Morgen, erhoben über den Trübsinn, den Schmerz von gestern, mit neuem Muth, neuer Kraft, zu immer besserem Tagewerk zurück, und so wird uns endlich in der Verwesung, wenn die Reaction auf die höheren Organe am stärksten ist, wenn diese am meisten unterliegen, eine neue und heiligere Jugend des Lebens, in neuer Welt, zurückgegeben.

Doch es ist uns noch eine Action der Planeten, auch im Organischen nachzuweisen, die tägliche Bewegung derselben um ihre Axe. Wir haben schon früher den Gegensatz der Pole der Planeten (im magnetischen) mit jenem der organischen Körper, der im Baue der Länge nachgeht, und sich in seiner höchsten Allgemeinheit als der zwischen Haupt und Rumpf ausspricht, verglichen, während die Ost- und Westpolarität, oder der Gegensatz zwischen beyden Halbkugeln, dem zwischen den beyden Seiten der einzelnen Organe entspricht. Es ist jenes der ursprüngliche, allgemein vorrherrschende, dies der

unter-

untergeordnete, welcher jedoch den Individuen ihre höchste Vollkommenheit giebt.

Es wirkt in dem Moment der Reaction der Planet vorzüglich mit seiner positiven Hälfte auf die Sonne zurück, und empfängt ihren höheren Einfluſs vornehmlich mit der negativen. Es bestimmt dieses, wie schon erwähnt, die kleineren, den beyden gröſseren untergeordneten Momente der Action und Reaction, und es wird die jährliche Bewegung der Planeten von dem Gegensatz der beyden Pole, die tägliche, um ihre Axe, von dem der beyden Hälften verursacht. Je stärker aber, nach dem oben erwähnten allgemeinen Gesetz, eine Lebensäuſserung ist, desto später kehrt sie zurück. Je energischer daher die Zurückwirkung des Planeten auf die Sonne, welche von seiner positiven Seite ausgieng, war, oder auch je stärker die Action auf seine negative Seite, desto später kann das Bedürfniſs zu der einen und zu der andren zurückkehren, desto länger muſs eine einzelne Rotationsperiode dauern. Wir können daher festsetzen, daſs die Ausbildung der beyden Seiten, von Venus bis zur Juno, hierauf aber wieder wenigstens vom Jupiter bis zum Uranus vollkommner werde, so wie die Dauer der Tage zunimmt.

Sie ist überhaupt bey den diesseit des Indifferenzpunktes stehenden Planeten ungleich vollkommner, als bey den jenseitigen (die Tage dauern bey jenen länger). Blos in den zahlreichen Monden dieser drey letzten Planeten, wird sodann ein desto vollkommnerer und durchgängiger Gegensatz der beyden Seiten (was eben den Mond mit seiner immer viel langsameren Rotation, und der steten Abhängigkeit der einen Seite von dem höheren Centralkörper charakterisirt) wiedergefunden, wie in den

äuſsren

äuſsren Gliedern, welche den nach innen liegenden, meist unwillkührlichen, Hauptorganen des Rumpfes untergeordnet sind, und sich zu diesen in jeder Hinsicht wie Monde zu den Planeten verhalten (der Mond und sein Hauptplanet erhalten ihr Licht von der Sonne, so erhält auch der Magen, wie die ihm äuſserlich zugeordneten Muskeltheile, seine Nerven aus denselben Theilen des Rückenmarks u. s. w.), die Ausbildung der beyden Seiten um so vollkommner wird.

Wir finden den besondern Gegensatz der beyden Hälften, fast durch alle Organe, bis ins Kleinste. Da jenes Gesetz, das wir vorhin von der Zeitdauer aller Lebenswirkungen erwähnt haben, nicht minder von ihren Raumverhältnissen gilt, finden wir den besondren Gegensatz um so öfter wiederholt, und von ähnlichen Theilen der Länge nach desto mehrere aneinander gereiht, je unvollkommner die Ausbildung der beyden Seiten ist (z. B. mehr Rückenwirbel der Zahl nach, wenn die Ausbildung eines jeden einzelnen zugleich mit der der Glieder nach beyden Seiten unvollkommner ist).

Wir sehen auf eine merkwürdige Weise, mit der Ausbildung der beyden Hälften (sie ist die zweyte Potenz des besondren magnetischen Gegensatzes der einzelnen Theile) jene Eigenschaft der Wesen zunehmen, thätig auf die Auſsenwelt zu wirken, oder, man erlaube uns diesen Ausdruck, dessen wir bald nicht mehr bedürfen werden, die actio in distans. Muskelstärke, ja die Energie aller Organe, nimmt mit ihrer Ausbildung nach beyden Seiten zu. Auch bey den Planeten haben wir vorläufig den Grund der actio in distans in dem Gegensatz der beyden Halbkugeln der Planeten gefunden. Daſs er dies im Organischen sey, wird auſser vielem andren, zum Theil schon früher Vorgetragnen, in dem Bau irgend einer Abtheilung des Thierreichs, welche man nur wählen will, in den verschiednen Kräften ihrer Arten, und wie dieselben mit einer mehr oder minder vollkommnen Ausbildung der beyden Seiten in Uebereinstimmung stehen, erkannt werden. Wir wollen nur aus vielen Ein Beyspiel, die Schlangen wählen. Es hat E. W. Gray in seinen Unterscheidungszeichen für giftige und nicht giftige Schlangen, bey den giftigen vornehmlich die Ausbildung der beyden Hälften als sichres Kennzeichen erkannt, während sich bey den unschädlichen der Körper mehr in die Länge dehnt.

So bey den Crotalis wird der Kopf breiter gefunden als der Hals, [illegible] bey allen giftigen Arten des Geschlechts Coluber, außer bey C. naja. Dagegen ist bey fast allen unschädlichen Arten dieses Geschlechts, der Kopf fast nicht breiter als der Hals, und mit Schuppen bedeckt, welche nach der Länge des Körpers eine größere Ausdehnung (Breite) haben, als nach beyden Seiten. Zwar findet sich nun auch bey den Boa-Arten, von welchen nur eine giftige bekannt ist, der Kopf breit, aber seine Form ist ganz anders als die bey den Klapperschlangen bemerkte, wo das Haupt von oben nach unten breit gedrückt ist, sie sind nämlich von beyden Seiten des Kopfs zusammengedrückt, wodurch diese vornen fast Hundeartig verlängert wird.

Man findet ferner im Ganzen bey allen giftigen Schlangen den Schwanz im Verhältniß zur Länge des Körpers ungemein viel kürzer, als bey den nicht giftigen. Er übersteigt selten den neunten Theil, und wird oft kaum als der dreyzehnte der Leibeslänge gefunden, und nur C. naja macht auch hierin einige Ausnahme. Dagegen ist bey der größten Zahl der unschädlichen Schlangen das

Vor-

Verhältniſs der Länge des Schwanzes bey weiten beträchtlicher, und in verschiednen mehr als ein Drittheil der übrigen Leibeslänge.

Auſser diesem wird auch in dem Bau der Schuppen eine gleiche Art der Auszeichnung der giftigen vor den unschädlichen gefunden. Während nämlich bey diesen die Schuppen mehr nach der Länge des Körpers ausgedehnt (länger) sind, finden sie sich bey jenen kürzer (mehr nach den beyden Seiten ausgebildet), und noch überdies bey den meisten giftigen Arten in ihrer Mitte durch eine erhabene Linie nach beyden Seiten geschieden, und so die Abtheilung der beyden Hälften noch ausgezeichneter. Bey den bey weiten meisten nicht giftigen Arten sind die Schuppen glatt, und ohne diese Mittelnaht.

Endlich finden sich die Giftzähne, auſser dem daſs sie meist etwas gröſser sind, dadurch sogleich ausgezeichnet, daſs sie allein in den beyden Seiten der vorderen und oberen Kinnlade stehen, statt daſs sich an ihrer Stelle bey unschädlichen Arten eine ganze Reihe Zähne findet, und auch hier durch die Zahl ersetzt wird, was an Kraft abgeht. Ja ein ähnliches umgekehrtes Verhältniſs der Zahl und der innern Stärke, findet sich in der Anordnung der Schlangenarten selber, indem sich die Zahl der giftigen Arten zu der der nicht giftigen kaum wie 1 zu 6 verhält.

Hierdurch wird erkannt, daſs diese Vollendung der beyden Seiten, und im Planetensystem die längere Dauer der Tage, von einer energischen Wechselwirkung der Theile mit ihrem höheren Gegensatz, und mit der Auſsenwelt zeuge. Wenn wir am thierischen Körper die Organe in dieser Hinsicht vergleichen, finden wir, daſs der Gegensatz der beyden Hälften meist bey weiten vollkommner in den Sinnen als in den vorzüglichsten Theilen

des

des Rumpfes erreicht sey, vorzüglich aber in dem Auge und Ohr. Minder schon sind die Lungen, der Magen und der mit ihm verbundne Gegensatz der Leber und Milz, und nur mehr wieder die zum System der Geschlechtstheile gehörigen Nieren nach beyden Seiten geschieden.

Eben so ist bey allen unsren Nachbarplaneten die Dauer des Tages länger, als wenigstens bey den drey letzten. Die Monde aber, des Jupiter, Saturn und Uranus, indem sie den äuſsren Gliedern der nach innen liegenden Hauptorgane der Brust und des Leibes entsprechen, haben, vermöge der vollkommneren Ausbildung ihrer Hälften, einen längeren Tag.

Es ist die mehr oder minder vollkommne Ausbildung der beyden Hälften eine Ursache vieler Verschiedenheiten der Organe. Wenn bey jenen, wo dieser besondre Gegensatz sehr vollendet ist, eine positive Einwirkung auf den negativen Theil geschieht, wird hierdurch der positive, je vollkommner der Gegensatz ist, desto mehr, in seiner eigenthümlichen Action verstärkt, oder selbst, wenn auf ihn gewirkt wird, minder afficirt, dagegen wird da, wo der Gegensatz noch wenig entwickelt und ohnmächtig ist, der eine wie der andre fast mit gleicher Leichtigkeit gegen einen höheren Einfluſs negativ. Es wirken daher die Organe des Unterleibes, bey denen wir den relativen Gegensatz unvollkommner gefunden, mehr mit ihrer Totalität positiv auf das Gehirn zurück, oder sie sind den Einwirkungen desselben nicht minder mit ihrer Totalität untergeordnet. Der relative Gegensatz, indem er zugleich Action und verhältniſsmäſsige Reaction möglich macht, wann die höhere Passivität der einen Hälfte eine eben so selbstständige Thätigkeit der andren bewirkt,

scheint

scheint hierdurch Ursache der Willkührlichkeit der Theile, und wir sehen die Glieder im Allgemeinen zu desto willkührlicheren Bewegungen geschickt, je vollkommner sie nach beyden Seiten ausgebildet sind.

Der relative Gegensatz, pflegt, wie wir früher sahen, eine höhere innre Vollendung anzudeuten, als der absolute und magnetische (Band I. c. 4); wir sehen die Planeten in jenem Verhältniſs, in welchem sich die Polarität ihrer Hälften vollendet, der Sonne, bey welcher diese Polarität am vollkommensten ist, gleicher werden, indem die Action der positiven Seite der Sonne, um so mehr das Gleichgewicht hält, je energischer, langsamer die Rotation ist. Doch stehen, wie wir später sehen wollen, (wo wir das Verhältniſs der Neigung der Planetenachsen aufstellen werden) beyde Gegensatze, in Hinsicht ihrer Entwicklung, in einem gewissen bestimmten Verhaltniſs.

Es bezieht sich der absolute oder magnetische Gegensatz auf das Verhältniſs des höheren Gegensatzes zu der Basis, und wiederum auf das der Basis zu ihrem Material, der Auſsenwelt, dem Anorgischen, oder wie wir es sonst nennen. Dagegen bezieht sich der relative oder elektrische Gegensatz vornehmlich auf das reine Verhältniſs der Basis zu dem höheren Gegensatz. Jenen charakterisirt das Werk der Basis in dem untergeordneten Material, und es ist in ihm der höhere Gegensatz von der (zu seinem Daseyn) nothwendigen Action der Basis abhängig, in diesen aber herrscht die Wirkung des höheren Einflusses auf die Basis vor, und das Leben geht selbstständiger von jenem aus. Es ist dies eine bestehende Umkehrung der Pole, wie die in den Ritterschen Versuchen.

Wir wissen daſs jene Nerven, welche auf der linken Seite der Basis des Gehirns entspringen, nach innen, in der Tiefe des Gehirns eigentlich mit der rechten Hälfte zuſammenflieſsen, und umgekehrt. Das Mark des Gehirns durchkreuzt sich von beyden Seiten, und eine ähnliche Durchkreuzung der Nerven wird auch am Rückenmark wahrgenommen. Wie daher im Planetensystem die positive Hälfte des Planeten auf die negative der Sonne zurückwirkt, und umgekehrt, so wirkt im Organischen die positive (rechte) Seite auf die negative, linke, zurük, und umgekehrt wirkt die rechte Hirnhälfte mit ihrer gan- Stärke auf die negative, linke, der äuſsren Theile.

Auf diese Weise ist im Organischen dasselbe Gesetz des Lebens, was im Planetensystem ist. Es sind schon alle Theile mit ihren Funktionen im Planetensystem vorhanden, welche hernach im Organischen in vollkommnerer Einheit wiedergefunden werden, denn wir werden sie alle in der Natur des höchsten Gegensatzes nothwendig und gegründet sehen, und aus derselben herleiten. Jedoch gleichen sich vielleicht beyde, das Planetensystem und das Thierische, wie ein noch unvollendetes höheres Thier, und ein schon vollendetes reifes Insekt. Dem Organischen hat das Ideal seines Daseyns näher gelegen, und es ist demselben früher entgegengereift. Jene Welten werden einst, jedoch auf ihre Weise, seyn, was wir schon sind.

Wir aber mit unsrem ephemeren Daseyn sind dem ewigen Ursprung alles Lebens nicht minder nahe denn jene, unser Werk nicht minder heilig als das ihre, und vor Ihm ist unser Leben, ist der reine Wille in uns, angesehen, wie das Leben der Gestirne.

Das erste Gesetz, im Planetensystem wie im Organischen, ist: daſs das Leben nur im Schaffen bestehet, und hiermit ist Allem Leben der Gegensatz nöthig, dessen

Wechselwirkung, wie wir früher sahen, eine solche Schöpfung des Höheren in seiner Basis ist. Alsdann wächst das Höhere in dem Maas, in welchem dieses Werk in dem Untergeordneten ihm gelungen, dieses gleich ihm schaffend geworden ist. In dieser Hinsicht nimmt die Vollendung der Gegensätze, die des einen durch die des andren, in geometrischer Progression zu. Denn zuerst ist die Wechselwirkung nur dadurch möglich geworden, daſs in dem einen Gegensatz eine höhere Vollendung, ein höheres Streben des innren Lebens gewesen, als in dem andren, daſs sich mithin, wenn dieses höhere Streben 2 war, beyde wie 1 zu $1 + 2$ verhalten haben, denn Dinge, welche an Kräften vollkommen gleich sind, vermögen nichts an einander. Nun ist in der Wechselwirkung die Vollendung des höheren Gegensatzes der Basis mitgetheilt, beyde sind sich gleich geworden ($1 + 2$ zu $1 + 2$), es schweigt die Wechselwirkung. Soll diese von neuen, und als dieselbe, möglich werden, so muſs erst dasselbe Verhältniſs der Gegensätze wieder hergestellt seyn, beyde sich wieder, und zwar nunmehr wie $1 + 2$ zu $1 + 4$ verhalten.

Es ist aber Alles Leben aus Einem, und jeder neue höhere Moment des wachsenden oder von neuem entstehenden Lebens, wird den Wesen aus dem höheren (göttlichen) Einfluſs gegeben. Aus diesem also muſs geschehen, daſs der höhere Gegensatz ein neues und stärkeres Vermögen, zu einem neuen Werk empfange. Hierzu aber ist ihm Lebensempfänglichkeit — Passivität — vonnöthen, und je vollkommner dieselbe ist, desto erhabner wird das Werk des höheren Einflusses seyn, und das neu empfangene Daseyn.

In den Augenblicken des eignen Schaffens, je mehr die Dinge dem höheren Ideal, durch welches und in welchem sie sind, hierin gleich werden, vermindert sich die Lebensempfänglichkeit, Abhängigkeit von demselben, und es sind sich eigne Thätigkeit und ruhende Empfänglichkeit, der Zeit nach, entgegengesetzt. Wohl aber folgt eine aus der andren, im Maas der andren.

Denn es tritt Empfänglichkeit und Passivität des schaffenden Gegensatzes ein, wenn die Basis, je höher das von ihm empfangene Leben ist, mit einer desto stärkeren Kraft auf ihn zurückwirkt. Es wird auch hieraus erkannt, wie der positive Gegensatz in dem Maas, in welchem ihm die Vollendung der Basis gelungen, wachsen müsse, denn es wird ihn diese, je vollkommner sie ist, durch die stärkere Zurückwirkung einer um so höheren Empfänglichkeit für den Lebenseinfluſs fähig machen.

Wir nennen Schlummer, wo jene Zurückwirkung nur eben so stark ist, daſs sie uns des höheren Einflusses, welcher unsrem individuellen Daseyn angemessen ist, fähig macht, wir werden erwachen, wenn der höhere Gegensatz in uns, bewuſstlos, zum neuen Tagewerk gestärkt ist. Wir nennen Tod, wenn die Zurückwirkung stark genug gewesen, daſs sie uns Empfänglichkeit für ein höreres Ideal des Lebens, denn dieses des irdischen gebe. Alsdann muſs unser ganzes Wesen des neuen Daseyns empfänglich, und zum neuen Tagewerk bereitet werden.

Wir erkennen den höheren Einfluſs um so weniger, je mehr wir in ihm sind, von ihm in uns gewirkt wird. Darum ist schon der Schlummer bewuſstlos und gefühllos. Wir müssen dem höchsten Wesen durch selbständiges Wirken (durch das Leben) gleich werden, und aus ihm hervortreten, damit wir es erkennen und anschauen. Wir fühlen und denken, so lange wir unsres

Wesens — im Schaffen — Meister sind, wir denken im Wachen, in unsrer Basis. In der Zeit der neuen Wiedergeburt, im Schlummer und im Tode, denken wir nicht, sondern es wird in uns gedacht, wir sind Basis eines höheren Einflusses, und so wenig als der Finger unsers Leibes eines selbstständigen Bewuſstseyns fähig.

Die Zurückwirkung des Anorgischen auf das höhere Reich des Lebens, der Winter, ist diesem gegeben, damit es eines neuen und höhern Erwachens im Frühling fähig werde; wir aber pflegen aus Leiden höher und besser wiedergeboren zu werden. Darum sahen wir oft ein Gemüth, dessen Streben nach besserer Vollendung ernstlich war, durch Leiden immer freudiger werden, und seinen Schmerz lieb gewinnen.

Wir streben Alle, selbst unbewuſst, nach immer höherer und würdigerer Vollendung, und daſs das Falsche und Unreine von uns genommen würde. Es sind uns alle Wege lieb, welche uns endlich unsers Zieles würdiger machen.

Dieses ist die Bestimmung der Basis, des Untergeordneten, daſs es seinen höheren Gefährten einer immer erhabneren Empfänglichkeit für den Einfluſs von oben fähig mache.

Aus diesem Einen aber kömmt Alles Leben, Alles Daseyn, und wird in jedem neuen höheren Moment aus ihm wiedergeboren.

2) *Rechtfertigung der bisher gebrauchten Zahlen, nebst einigen Untersuchungen über die kritischen Momente der Zeit und dem Raume nach.*

Wir glauben dem Leser einige Rechtfertigung schuldig zu seyn, über die in dem vorigen Capitel aufgeführten Zahlen, welche, es ist gewiſs, aus dem Zahlensystem der jetzigen mathematischen Schule, nicht wohl zu erklären sind. Besonders haben die Zahlen 39¼ und 78½ den Unwillen mehrerer Freunde erregt, welche sich tiefere Kenntniſs in den mathematischen Wissenschaften erworben haben. Es machen diese ohnehin unausgezeichneten Zahlen, die angehängten Brüche unserm Zahlensinn etwas lästig, und wir möchten sie, auf den ersten Anblick, gern aus der Natur hinwegläugnen.

Ja wir läugnen nicht, daſs selbst uns, als nach einem langen und irren Rechnen, welches durch unsre damalige Unkenntniſs der neuesten Messungen des Mars und Mercur durch Schröter, noch verworrener geworden, diese Zahlen als der erste feste Punkt genommen waren, ihre Zusammensetzung in Verlegenheit brachte, ob uns gleich das Studium der kritischen Tage schon früher einige freyere Ansichten der Zahlen gegeben hatte.

Nach einer öfteren und vielfältigen Berechnung der aufgestellten Verhältnisse, mit ganz verschiednen Annahmen des festen, von der leuchtenden Atmosphäre entkleideten Sonnenhalbmessers, war es von uns, selbst ehe wir den wahren Durchmesser des Mercur, und in ihm den Schlüssel zu Allem gefunden, beschlossen, die leuchtende Umgebung der Sonne auf keine Weise über einige hundert Meilen anzusetzen. Die dunklen Gegenstände, welche uns, da wo die leuchtende Hülle höher und zugleich dünner

ner ist, durch die Oeffnungen derselben sichtbar werden, halten wir aus vielen Gründen mit Bode, Schröter, Hahn *) und andern verehrten Astronomen, für Theile des Sonnenkörpers selber, nicht für dunkle Wolken von der Natur der unsrigen, wie solches des berühmten Herschels Meinung ist. Fortlaufende hohe Gebirgsrücken hat man oft viele Tage unverändert gesehen. Jenes Gebirge, das im Jahr 1802 von Hahn beobachtet worden, schien leuchtende Einsenkungen zu haben, und verleitete deshalb den berühmten Beobachter, es für einen Krater zu halten.

Man muſs zuerst (wir reden später hiervon) anerkennen, daſs die leuchtende Eigenschaft der Atmosphäre der Sonne durch ihre Wechselwirkung mit der Oberfläche des dichteren Sonnenkörpers erzeugt werde. An verschiednen Stellen, in den Schluchten oder selbst an einzelnen Theilen der Gipfel, bildet sich auf einmal von neuem leuchtendes Gewölk, es bedeckt dieses die Thäler, deren Tiefe uns selten oder nie sichtbar wird, und giebt den halb sichtbaren Gebirgen, die es bald freyer hervortreten läſst, bald an einzelnen Stellen dem Auge verbirgt, das unstäte und wandelbare Ansehen von Wolken. Die Phantasie mag den dunklen Massen sogar Bewegung leihen, wenn mitten in den dunkleren Stellen andre noch dunklere, von der gewöhnlichen Wechselwirkung aus der Atmosphäre noch mehr ausgeschloſsne Stellen erscheinen, deren Untheilnahme an der Thätigkeit des Ganzen aber bald vermindert wird; so daſs sie ihre tiefere Farbe in schnellen Uebergängen wechseln.

---

*) Welcher diesen Gegenstand später als Herschel bearbeitet hat. S. Bode's Jahrbuch für 1806.

Ein Zusammenseyn solcher ungleichartiger Atmosphären, widerspricht zu sehr allen Gesetzen der Natur, als daſs wir es zu glauben vermöchten. Man möge uns immer vorwerfen, daſs wir die Ansichten der irdischen Natur auf andre Himmelskörper übertragen. Es ist dieselbe Materie, dasselbe Gesetz der Bildung und Wechselwirkung in Allen, ja wir werden hernach beweisen, daſs die Atmosphäre der Sonne und der Planeten sich innig verwandt sind.

Wir halten deshalb dafür, daſs die Sonne, so wie sie uns sichtbar ist, nur von Einer Atmosphäre umgeben sey, und daſs diese bis zu ihrer eigentlichen Oberfläche hinabreiche. Es hat diese Atmosphäre, vor denen aller andern Weltkörper unsers Systems, die Eigenschaft, durch die Wechselwirkung mit dem festen Kern leuchtend zu werden, in vorzüglichem Grad. Wo jene Wechselwirkung nicht mit der gewöhnlichen Lebhaftigkeit Statt findet, sehen wir sie durchsichtiger als gewöhnlich, und erkennen in ihrer Tiefe den dunklen geheimniſsvollen Kern.

Die bekannten älteren Messungen des berühmten Herschel, setzen die Höhe jener Gegenden, worinnen die glänzenden Sonnenwolken gebildet werden, nicht niedriger als 1843, und nicht höher als 2765 englische Meilen, oder nach deutschen Meilen *) nicht unter 399,4 und nicht über 599,2. Das Mittel hiervon ist 500. Allerdings wird von Schröter mit Recht gefragt, worauf solche Messungen sich gründen? da uns hierbey alle andre Hülfsmittel, die wir bey Messungen der Mond- oder Venusgebirge anwenden können, gänzlich abgehen **), und die Gründe, worauf wir unsre Angaben hier stützen, nicht anders als höchst

---

*) Eine englische Meile hält 826, eine deutsche 3811,6 Toisen.

**) Sicherer Schatten nämlich.

höchst unsicher seyn können. Doch halten wir für eine sehr glückliche Uebereinstimmung, daſs auch das von uns aufgestellte Verhältniſs, wenn wir den Mercurhalbmesser zu 307 Meilen setzen, mit der Herschelschen mittleren Angabe bis auf die in dem gegenwärtigen Falle höchst unbedeutende Kleinigkeit von 36 Meilen übereinstimmt.

Dieses Zusammenstimmen ist um so unparteyischer gewesen, da wir jene Herschelschen Messungen zuerst aus einem deutschen astronomischen Handbuch *) zufällig kennen gelernt, welches bey der Zahl der Meilen zu bemerken vergiſst, daſs von englischen, nicht von deutschen Meilen die Rede sey. Wir nahmen deshalb die Herschelsche Angabe der Höhe der Sonnenatmosphäre im Mittel zu 2304 deutschen Meilen, und fanden hiermit unsre spätere, auf das Verhältniſs des Mercurdurchmessers zu dem der Sonne gegründete Annahme, in nicht geringen Widerspruch, bis wir den anfänglichen Irrthum, der dieser Verschiedenheit zu Grunde gelegen, zu unsrer groſsen Freude erkannt hatten.

Wir finden unsre Annahme von der Höhe der Sonnenatmosphäre (ihres dichtesten, leuchtenden Theiles nämlich) um so weniger übertrieben, da aus Schröters, Hahns und Herschels Beobachtungen, Gebirge auf der Sonne, welche mehrere hundert deutsche Meilen hoch sind, wahrscheinlich werden (von 86 oder 130 bey Schröter, bis 400 und 600 bey Herschel, beyde jedoch, der Natur der Sache gemäſs, aus etwas unsichern Schlüssen bestimmt).

Wir haben, wie eben erinnert, die dichteste Sonnenatmosphäre 536 **) Meilen hoch gesetzet, mithin den ei-

gent-

---

*) Voigt.

**) Es ist demnach zwischen der Höhe der Atmosphäre und dem Durchmesser der Sonne das Verhältniſs von nur 1 zu 181,

während

gentlichen Sonnenkörper, dessen Halbmesser wir mit seiner Atmosphäre nach der gewöhnlichsten Angabe 96946 deutsche Meilen genommen haben, 96410. Es ist demnach, nach dem ersten unter den drey aufgestellten Verhältnissen, der Halbmesser des Mercur (zu 307 Meilen) zu dem der Sonne in derselben Proportion, wie das Quadrat von $39\frac{1}{4}$ zu dem Cubus von $78\frac{1}{3}$. Man könnte diese Zahlen, wenn man kühn, und ich möchte wohl sagen, verwegen genug wäre, die leuchtende Sonnenatmosphäre, aller Beobachtung entgegen, viele (8 bis 9) tausend Meilen hoch anzunehmen, sogar bis auf 36 und 72 vermindern, und das zweyte Verhältniſs würde bey den ersten Planeten noch immer so ziemlich treffen, hingegen fast gar nicht in die zweyte Reihe. Wir müſsten alsdann alle Erfahrungen von uns ſtoſsen, um gerade und bedeutende Zahlen zu erhalten.

Wir haben aber vor Allen der Natur folgen wollen, und glauben aus ihr selbst die Harmonie jener so unharmonisch scheinenden Zahlen beweisen zu können. Denn obgleich es lächerlich scheinen könnte, die erhabene Natur entschuldigen zu wollen, daſs sie sich nicht genau an den Gebrauch unsrer Schulen gebunden, so ist, wie aus Allem was uns besonders die organische Natur hierüber gelehrt hat, (wir verweisen auf den Inhalt des 2ten Abschnitts des 2ten Bandes dieses Theils) gewiſs, daſs die Lehre der Alten von den Zahlen, welche uns vom Orient und Pythagoras übergeben worden, unendlich tief in der Natur gegründet sey, und daſs es allerdings eine ernste Pflicht

---

während sich jener Theil unserer Atmosphäre der noch das Licht der Dämmerung reflectirt, (von 10 Meilen) zum Durchmesser unsers Planeten wie 1 zu 86 verhält, bey Ceres gar wie 146 zu 176.

ernste Pflicht sey, bey allen Zahlenverhältnissen diese alte, und von der Natur geheiligte Lehre zu befragen.

Zuerst müssen wir uns, was keine Schwierigkeit machen wird, darüber vereinigen, daſs in der ganzen Natur die Wirkung der kritischen Momente nicht blos mit vollkommnem Verlauf der bestimmten und bedeutenden Zahl Statt finden könne, weil sie sonst überhaupt auſser aller Zeit fiele. Denn so pflegt z. B. der siebente Tag in Krankheiten von ausgezeichneter Wirkung zu seyn, dieses heiſst, nicht nach dem vollkommnen Verlauf von 7 mal 24 Stunden tritt eine kritische Bewegung ein, denn alsdann fiele sie überhaupt nicht mehr in den siebenten, sondern in den achten Tag. Der Moment der Krisis mag so kurz als möglich gedacht werden, so muſs er noch innerhalb des siebenten, oder schon in den achten Tag fallen, (oder in beyde)

Wir nennen ein dreytägiges Fieber, wo die Anfälle einen Tag um den andren, mithin in der Regel, je nach Verlauf von 48 Stunden eintreten, ein viertägiges, wo sie nach drey Tagen, mithin am Anfang des vierten wiederkehren, während die Krisis des siebenten Tages nach Verlauf des sechsten Tages, zu Anfang oder doch in die Mitte des siebenten gewöhnlich hintrifft.

Es beginnt deshalb nach Verlauf von 39 Tagen die kritische Wirkung des 40sten, und 39½ bezeichnet vielleicht die Mitte ihres Moments.

Ferner hat schon der Vater unsrer Wissenschaft, Hippokrates, gerathen, zuweilen den letzten kritischen Haupttag (z. B. den siebenten) in der neuen Reihe von Krankheitstagen, welche auf ihn folgt, noch einmal mitzuzählen, und Galen giebt nach einer etwas spitzfindigen Ein-

Eintheilung; jeder siebentägigen Periode nur sechs Tage 17½ Stunden. Andre, (auch hierin auf die Bücher des Hippokrates gestützt) rathen die Tage, nach welchen man die Krankheit zählt, etwas kürzer anzunehmen, als die gewöhnlichen Sonnentage, einen etwa zu 23 Stunden, während Viele mit Junker den Rath des Hippokrates auf die siebentägige Periode anwenden, und hiernach den vierzehnten Tag zweymal, einmal als den letzten des zweyten, dann als den ersten des dritten siebentägigen Zeitraums, zählen, und so das erhalten, was alle die erwähnten Annahmen zu erklären wünschten, dafs schon der zwanzigste, wie die Erfahrung lehrt, und nicht erst der 21ste (welcher meist ein leerer Tag, *dies non decretorius* ist), in der dritten Periode bedeutend sey.

Es pflegen nämlich sehr oft, bey längerer Dauer der Krankheiten, die Perioden endlich nicht mehr mit der Zahl der einzelnen Umläufe, welche sie in sich enthalten, wenn man diese nämlich ganz auszählt, übereinzutreffen, und wir sehen in Fiebern, wenn sich Anfangs der siebente und vierzehnte Tag vornehmlich ausgezeichnet haben, den dritten kritischen Moment, den man hiernächst am 21sten Tag erwartet hätte, nicht auf diesen, sondern häufig schon auf den 19ten (nach 18 Tagen), oder doch auf den 20sten (19½, ja 19¾) hintreffen.

Es wird sich dies leicht aus dem vorhin Erwähnten begreifen lassen.

Wir müssen die neue Periode, von dem Anfang des Nachlasses, welcher auf den vorigen Anfall folgte, zählen.

Wir werden uns deshalb auch im Planetensystem über eine solche Bedeutung der Zahlen, welche der gesunde Verstand lehrt, leicht vereinigen. Wir bitten die zweyte Tabelle vor Augen zu haben. Es sind daselbst

die

die Verhältnisse der Entfernungen und Umlaufszeiten aller Glieder unsres Systems aufgestellt. Wenn wir daselbst in dem Verhältniſs des Mercurs zu Ceres und Pallas in Hinsicht der Umlaufszeit die Zahl 19,1, wenn wir 19,2 und 19,2 in dem Verhältniſs eines Venus- zu einem Jupiterjahr, und in dem eines Juno- zu einem Uranusjahr finden; oder wenn sich die Jahre des Mars und des Jupiter, die der Juno, Ceres und Pallas zu denen des Saturn verhalten wie 1 zu 6,3, 1 zu 6,7 und 6,3; wenn ferner die Distanz des Mercur in der der Juno 6,8, in der des Jupiter 13,4, die der Venus in der des Saturn 13,1, in jener des Uranus 26,4 enthalten ist, während die Entfernung des Uranus 19,1 Halbmesser der Erdbahn, die des Saturn 6,2 der Marsbahn beträgt, so ist es ganz natürlich, daſs jene Momente der Zeit und des Raums, welche jenseit des sechsten Punktes fallen, dem siebenten angehören, die jenseit des neunzehnten dem zwanzigsten, so wie das, was etwas jenseit des dreyzehnten ist, in den vierzehnten, was zwischen dem 26sten und 27sten, in den letzteren fällt. Auf dieselbe Weise sind jene Momente, welche, besonders in den Verhältnissen der drey kleinsten Planeten des Indifferenzpunktes zu andern Planeten, und in denen der drey letzten Planeten unter sich, jenseit des zweyten Punktes fallen, dem dritten, die zwischen den dritten und vierten dem letztren zuzuschreiben, u. s. w.

Es heiſst dieses so viel: je im vierten Venusjahr vollenden Mars, im achten Vesta, im 20sten Jupiter, im 48sten Saturn einmal ihren Umlauf, im siebenten Marsjahr legt Jupiter, im siebenten Ceresjahr Saturn seine Bahn einmal zurück, oder, wenn in einem zusammenhängenden, organischen Ganzen ein gewisser Moment, (ein bestimmtes Maas) des Raumes oder der Zeit, als der erste Ausgangspunkt

punkt einer bestimmten Reihe ausgezeichnet gewesen, so sehen wir den dritten, siebenten, zwanzigsten u. s. von neuem als jenen Punkt, wo sich (dem Raume nach) ein neuer Planet gebildet hat, oder wo (der Zeit nach) ein andrer entferntrer seinen Umlauf vollendet, bedeutend.

Wir glauben in dem Vorhergehenden hinlänglich bewiesen zu haben, wie genau in allen bisher erwähnten Verhältnissen jedes folgende Glied im Planetensystem sich auf die vorhergehenden beziehe, und wie jene Thätigkeit, mit welcher dieses in die allgemeine Wechselwirkung eingegriffen, erst die des folgenden möglich macht und bestimmt. Wir werden später auch in den Neigungen der Bahnen, dem genauen Ort der Sonnenferne, in der genauen Dauer der Rotationen und der Neigung der Axen der einzelnen Körper, eine eben so innige Harmonie nachweisen, nach welcher je das folgende Glied in allen diesen Verhältnissen durch das vorhergehende bestimmt werden kann. Auf diese Weise erhält jeder einzelne Planet für alle übrigen eine nothwendige Bedeutung, und seine Thätigkeit, sein Daseyn, ist unentbehrlich für das aller andren.

Weil auf diese Weise die Natur und die Verhältnisse der folgenden Glieder aus denen der vorhergehenden bestimmt werden, so finden wir sie durchgängig zu einander in jener Proportion stehen, welche unser System im Ganzen wie im Einzelnen auszeichnet, und wir werden diese überall wieder erkennen, wir mögen einen Planeten als Einheit setzen, welchen wir wollen. Wir finden wenigstens, wenn wir auf der zweyten Tabelle die Entfernung des Mercur zur Einheit annehmen, und, indem wir sehen wollen, wie sich zu ihr die Distanzen der andern Planeten verhalten, in gerader Linie von oben nach unten gehen,

hen, die des Mars 4, die der Planeten des Indifferenzpunktes, wenn wir das Verhältniſs in ganzen Zahlen aussprechen, wie 7, hierauf erscheint Jupiter in der 14ten Vollendung dieses Maasstabes, Saturn in der 25sten, Uranus nach der 49sten.

Wir sehen, wenn wir genau aufmerken, die 7 in Ceres und Pallas vollendet, und diese schon in den 8ten Moment hineinfallen. Jupiter ist aber noch nicht 13½, Saturn noch nicht 25, (statt 7 — 14 — 28).

Auf ähnliche Weise verhalten sich, wenn wir die Entfernung der Venus als 1 setzen, die der Planeten des Indifferenzpunktes wie 4, Jupiter wie mehr als 7, Saturn wie mehr als 13, endlich erscheint Uranus in der 27sten Vollendung dieses Maasstabes.

Die Erde greift mit einem etwas andren Grundton in diese Verhältnisse ein, wovon wir auch schon früher Beyspiele gesehen haben, und es ist die Proportion ihrer Reihe die von 3 — 6 — 10 — 20 *), dagegen wird schon von Mars zu Jupiter wieder das Verhältniſs von 4, bey Saturn 7, bey Uranus 13 sichtbar, und auch zu den Planeten des Indifferenzpunktes verhalten sich Saturn und Uranus wie 4 und 7. So daſs in den Verhältnissen der Distanzen meist verwandte Zahlen gefunden werden. Von den Verhältnissen der Entfernungen sind aber die der Umlaufszeiten abhängig, wir finden deshalb auch in ihnen die Zeiten wie 4 — 7 — 15 — 19 — 49, oder wie 4 — 8 — 16 — 20 — 48 wachsen. Das Glied, welches durch 19 oder 20 bezeichnet ist, pflegt hierbey zuweilen (wie bey Mars) zu fehlen, bey Venus das Glied 15 oder 16.

Es

---

*) Vielleicht nur etwas überzählig, (wie oft in Krankheiten die Krise des siebenten Tags erst am Anfang des achten erscheint,) die Zahlen 3, 5, 9, 19.

Es bezieht sich die Positivität der Planeten, welche ihre verschiednen Entfernungen von der Sonne begründet, je bey dem einen auf die des Vorhergehenden. Hierinnen gehorchen alle, indem sich die verschiednen Planeten unter sich wieder als Gegensätze verhalten, Einem allgemeinen Gesetz, dem des Gegensatzes, nach welchem der höhere zu seiner Basis in geometrischer Proportion stehet.

Es wird aber, wie wir in dem Vorhergehenden gesehen haben, bey den geometrisch wachsenden Entfernungen der Planeten, jedesmal die Summe des ersten Gliedes, der gemeinschaftlichen Basis aller, hinzugefügt. Diese ist, je geringer die ganze Entfernung eines Planeten ist, in dieser desto bedeutender und merklicher, wie z. B. die Zahl 2, wenn sie bey einer auf ähnliche Weise zunehmenden Reihe jedesmal hinzugefügt würde, bey dem ersten Glied (1 + 2) am merklichsten wäre, minder schon bey dem zweyten (2 + 2), noch weit weniger aber bey dem siebenten und achten (64 + 2 und 128 + 2). So daſs, je weiter die Reihe wächst, die hinzugefügte Zahl immer unmerklicher, die reine geometrische Progression aber, nach welcher das folgende Glied das Doppelte des Vorhergehenden ist, immer deutlicher und in die Augen fallender wird.

Auf diese Weise sehen wir die Positivität der einzelnen Planeten von Glied zu Glied immer merklicher zunehmen, und wir sehen die Zahlen der Entfernung bey den ferneren Gliedern auf ähnliche Weise weiter auseinander rücken, als in jenen Krankheiten, deren Anfälle (wie dies nicht selten ist) im langen Verlauf immer heftiger werden, dagegen aber auch immer seltner kommen, bis sie endlich (zuweilen wie in Kleonactids Krank-

heit

heit am 70sten oder 80sten Tag) mit einer heftigen Krisis endigen, die einzelnen kritischen Momente.

Der Grund jener kleinen Ungleichheiten, vermöge welcher die Entfernung des folgenden Planeten, besonders bey den der Sonne nähern Gliedern, nicht eben das Doppelte von der des Vorigen ist, wird demnach leicht in jener oft erwähnten Hinzufügung in Summe der gemeinschaftlichen Grundbasis gefunden. Diese ist es auch, welche in die erwähnten Reihen vornemlich die Zahl 7 einführt. Denn wenn die gemeinschaftliche Grundbasis 1, die Basis 1 + 3 ist, ist das dritte Glied 7 (1 + 2 mal 3), das vierte nächstdem 13, dann 25, dann 49 (1 + 16 mal 3).

Nicht aber sehen wir hierinnen den Grund der Ungleichheit jener Zahlen 78¾, 59¼ u. a. liegen. Vielmehr wird hier der höhere Gegensatz genau als das Doppelte seiner Basis gefunden, ohne einigen Zusatz oder Abbruch, und es sind in dem Verhältniſs dieses Gegensatzes nur die beyden Hauptglieder, ohne eine gemeinschaftliche Grundbasis zu erkennen. Wohl aber scheint, auſser dem schon vorhin bey Gelegenheit der kritischen Tage Erwähnten, das Verhältniſs der Zahl 63, welche ungemein häufig im Planetensystem gefunden wird, was jene Zahl sehr oft nur als 59 — als 60 — 61 erscheinen lässet, dem der Zahl 78¾ so nahe verwandt, daſs wir aus ihm mit Recht Aufschlüsse erwarten dürfen.

Es sind überhaupt die Zahlen 3, 7 und 9 in der ganzen lebendigen Natur fast überall, wo sich nur Zahlenverhältnisse zeigen können, vorherrschend. Drey Substanzen sind (von dem höheren Einfluſs abgesehen) bey jeder lebendigen Wechselwirkung, sie scheine noch so unbedeutend, unumgänglich nothwendig, der positive Gegensatz, seine Basis, und das Material. Im Moment der

Wechsel-

Wechselwirkung selber ist für den höheren Gegensatz nur die Basis vorhanden. und (die Basis ist nach dem Vorigen der Zeit nach um so mehr passiv, um so weniger selbstthätig, je stärker der höhere Gegensatz in ihr wirkt, je mehr ihre eigenthümliche Action — auf das Material — zunimmt, desto mehr vermindert sich ihre Abhängigkeit von dem höheren Gegensatz) es ist hierbey die Beziehung auf das Material, so lange jene Thätigkeit des höheren Gegensatzes vorwaltet, auſser dem Kreise. Wenn wir aber auf die Natur, auf das eigenthümliche Wesen der Gegensätze Rücksicht nehmen, (im Organischen, wie wir sehen werden, vorzüglich auf die Strukturverhältnisse, auf den Bau,) finden wir in der Basis, wie in dem höheren Gegensatz die Beziehung auf das Material. Nur so weit das Werk der Basis an dem Material gelungen, gelang das des höheren Gegensatzes an der Basis. Die letztre aber war vermögend, wiederum um so vollkommner zu wirken, je höher und vollkommner das gewählte Material war.

Es wird nun, wie schon oft erwähnt, das Universum und das eine Gesetz desselben, in allen Einzelnen, das Leben, die eigenthümliche Natur des Ganzen, in allen seinen Theilen erkannt. Die Dinge sind zu jener Wechselwirkung der drey Gegensätze um so vollkommner organisirt, je mehr sie in sich selber wieder, in ihrem eignen Wesen, höherer Gegensatz, Basis und Material, mithin dreyfach sind.

Wir finden diese Dreyheit durch drey, an sich gleichartige Momente, dem Raum oder der Zeit nach ausgedrückt, und wenn das Material, die gemeinschaftliche Grundbasis, $= 1$ war, ist nun die Basis $1 + 3$ der höhere Gegensatz $1 + 2$ mal 3, oder $1 - 4 - 7$. Auf diese

Weise scheint die Zahl 7 in der ganzen Natur eingeführt, als die Zahl des höheren Gegensatzes, oder als jene, welche alle drey Momente der Wechselwirkung, das Material, die Basis und das Positive in sich begreift (die höhere Dreyzahl).

Wir sehen — nicht selten — an der Stelle der Zahl 7 die 9, und hier scheint schon die gemeinschaftliche Grundbasis = 3, mithin der höhere Gegensatz 3 + 2 mal 3, die Basis 6. In diesem Falle sind die drey Factoren der lebendigen Wirkung an sich von vollkommen gleichartiger Natur, und erst in der Wechselwirkung erheben sich die Gegensätze über das Material.

Doch wir enthalten uns vor der Hand noch aller weiteren Untersuchungen über die Natur jener Zahlen, worauf wir hernach zurückkommen wollen, und bemühen uns bloſs, die Geschichte derselben im Planetensystem aufzustellen. Wenn wir, wie in der ersten Tabelle geschehen, die Entfernungen der Planeten von der Sonne nach dem natürlichsten Maasstab — nach Sonnenhalbmessern — ausdrücken, und hierauf untersuchen, welche Zahl nach der bekannten Progression von Planeten zu Planeten mit Hinzufügung der Summe des ersten Gliedes um das Doppelte wächst, so finden wir als solche die Zahl 63.

Es beträgt nämlich die Entfernung der Venus nach jenem Maasstaab 156, die der Erde 216, oder wenn wir das Aphelium wählen, 219. Es ist die letztere Zahl 156 + 63, die mittlere Entfernung der Venus aber, 63 + 93. Wir finden nämlich, wie schon erinnert, statt der Summe der mittleren Entfernung des Mercur, welche nur gegen 84 beträgt, sehr häufig die Zahlen 90 bis 94. Bey Mars beträgt jedoch der Ueberschuſs über 4 mal 63 (252) nur gegen 78, endlich finden wir bey der Vesta, welche

welche, wie schon erwähnt, das erste Glied einer neuen planetarischen Reihe bildet, in der mittleren Entfernung die Zahl 63 fast eben so rein, als in der des Merkur, den sonst beständigen Begleiter derselben. Vesta ist im Mittel gegen 509 Sonnenhalbmesser entfernt, was nur 5 über 8 mal 63 beträgt.

Es ist dieses unter den Zahlen der Entfernungen das einzige Beyspiel dieser Art, und wir finden auch zugleich in der Summe der Reaction dieses Planeten die Zahl 61 als charakteristische, welche hernach in der Reaction der Ceres und Pallas, in dem Verhältniſs der Rotationen des Jupiter und Saturn, zu denen der Sonne, ungemein bedeutend wird.

Schon bey Juno beträgt der Ueberschuſs wieder gegen 75, und scheint sich hierin dem Verhältniſs des Mars zu nähern, während bey Ceres und Pallas 94 über 8 mal 63 gefunden wird, und auch in dem Verhältniſs der doppelten Eccentricität dieser Planeten, zu ihrer Sonnennähe in Sonnenhalbmessern die Zahlen 92, und fast 2 mal 92 auftreten, obwohl dieselben, wie wir früher gesehen, auf andre Weise erhalten werden.

Denn wir finden die Zahl des Ueberschusses immer in einer festen Beziehung auf die Zahlen der übrigen Verhältnisse der Planeten. Die mittlere Entfernung des Jupiter beträgt nach dem gewählten Maasstab 1125, mithin 117 mehr als 16 mal 63. Es ist aber 117 = 9 mal 13, und wir haben die Zahl 13 nicht allein in den Verhältnissen der Entfernungen des Jupiter vorherrschend gefunden, sondern auch in denen der Umlaufszeit, im Verhältniſs zu der Zeit eines Sonnentages.

Das letztere Verhältniſs ist bey Saturn 7 mal 60, oder wenn wir (wie hernach gezeigt wird) in der letztern

Zahl einen Repräsentanten der 63 finden, 7 mal 7 mal 9, die mittlere Entfernung desselben beträgt aber 49 mehr als 32 mal 63. Endlich ist bey Uranus (wie aus Vielem wahrscheinlich ist, dem letzten Glied des Planetensystems) das Quadrat von 63 erreicht, und es beträgt seine mittlere Entfernung schon 64 mal 63 mit einem Ueberschuſs der Zahl 94. Auf diese Weise schlieſst das Ganze harmonisch, und es kehrt dieselbe Zahl zurück, welche im Beginnen der ersten Reihe zugegen gewesen.

63 Sonnenhalbmesser, oder genauer, 63 + 3, sind der Punkt gewesen, wo sich der erste Planet, Mercur, zu entwicklen vermochte (die Planeten sind nämlich — um uns so auszudrücken — in den Perihelien entstanden, von diesen zuerst ausgegangen). Hierauf findet sich (wenn wir die Perihelien und Aphelien der mittleren Planeten hinzurechnen, mithin von 430 bis 745) zwischen 7 und 9 mal 63 Sonnenhalbmessern, der Indifferenzpunkt des ganzen Systems, in welchem die eine Reihe endet, die andre anhebt, endlich schlieſst, fast im Perihelio des Uranus, das ganze System mit dem Quadrat von 63.

Wir finden aber nicht allein in den Entfernungen der Planeten die Distanz von 63 Sonnenhalbmessern als jenen Punkt ausgezeichnet, wo sich vornehmlich Planeten gebildet haben; sondern es ist auch, wie es scheint, in den Entfernungen der bisher bekannten Kometen, der Maasstab von 63 und jener von 81 bis 94 Sonnenhalbmessern bedeutend. Man findet, unter andrem, in Bode's astronomischen Jahrbuch für 1809, in dem lesenswürdigen Aufsatz über die Lage und Austheilung aller bekannten Planeten- und Kometenbahnen, die Abstände von der Sonne angegeben, in denen die bisher genau beobachteten Kometen ihre Sonnennähe erreichten. Es ist hierbey die mittlere Entfernung der Erde von der Sonne (216,336 Son-

Sonnenhalbmesser) in tausend Theile getheilt, und von 100 zu 100 solcher Theile die Zahl der Kometen angegeben, deren Perihelium in diesen Raum fiel. Wenn wir nun jene Eintheilung des Abstands nach Sonnenhalbmessern ausdrücken, so finden wir, daſs 100 solcher Theile 21,63364 Sonnenhalbmessern gleich sind, und daſs demnach die bey **Bode** befindliche Reihe so heiſse:

Es erreichten von den bisher bekannten Kometen ihr Perihelium:

in dem Abstand von					Anzahl
1	bis	21	Sonnenhalbmessern		4
21	—	43	—	—	3
43	—	64	—	—	8
64	—	86	—	—	7
86	—	108	—	—	9
108	—	129	—	—	14
129	—	151	—	—	8
151	—	173	—	—	10
173	—	194	—	—	6
194	—	216	—	—	7
216	—	237	—	—	9
237	—	259	—	—	2
259	—	281	—	—	2
.		.			.
.		.			.
.		.			.
302	—	324	—	—	1
324	—	346	—	—	3
.		.			.
.		.			.
.		.			.
453	—	474	—	—	1
.		.			.
.		.			.
.		.			.
800	—	821	—	—	1

Wir

Wir finden in dieser Reihe, welche nicht anders als nur eine ohngefähre Angabe zu betrachten ist, den Abstand von 63 und, wie es scheint, von 81 oder auch 94 Sonnenhalbmessern, durch vorzüglich viele Perihelienpunkte ausgezeichnet. Es ist der Raum von 43 bis 64 Sonnenhalbmessern, vor allen übrigen durch 8 Perihelien ausgezeichnet, und wahrscheinlich fallen auch von den 7 der nächsten Abtheilung mehrere an die Gränze der vorigen, während die übrigen dem Abstand von 81 Sonnenhalbmessern angehören. 9 werden hierauf zwischen 86 und 108, wahrscheinlich in der Gegend zwischen 89 bis 94 gefunden, endlich aber ist unter allen den einzelnen Abtheilungen der Distanz, die zwischen 108 und 129, wo sich 2 mal 63 (126) Sonnenhalbmesser vollenden, am reichsten.

Reich hierauf vor seinen Nachbarn ist jener Raum, wo sich 94 + 63 Sonnenhalbmesser vollenden, und wo, wie wir gesehen haben, auch die Bahn der Venus hinfällt. Fast nicht minder ist es jener, wo die Bahn der Erde, und der Abstand von 2 mal 63 + 94 Sonnenhalbmessern hintreffen. Am ausgezeichnetsten unter den noch übrigen ist der Raum zwischen 324 und 346, wo nebst der Bahn des Mars das Maas von 4 mal 63 + 94 Sonnenhalbmessern hinfällt. Nahe an 7 mal und bey 13 mal 63 (819) werden hierauf die letzten Perihelien der uns bekannten Kometen gefunden, und es ist viele Hoffnung, daſs bey einer ganz genauen Angabe der Abstände von der Sonne, in denen sich die Perihelien dieser sonderbaren Weltkörper befinden, die Zahlen, welche wir auch anderwärts ausgezeichnet finden, von einer hohen Bedeutung erscheinen werden.

Auſser in den Verhältnissen der Entfernungen, finden wir die Zahl 63 auch in denen der Reactionen der Plane-

Planeten und der Umlaufszeiten ausgezeichnet. Es ist, wie schon erwähnt, das Aphelium der Vesta nach eignen Halbmessern der Cubus von 60,93. Ein Junojahr enthält 62 Sonnentage, und, wie auf einen Sonnentag von Tagen der Planeten diesseit des Indifferenzpunktes nur 24 bis 27 gehen, enthält ein Sonnentag 61,83 Jupiter- und 59,78 Saturntage, während sich Jupiter zu Juno in Hinsicht des Durchmessers wie 63 zu 1 verhält. Die Maxima der Reaction der Pallas und Ceres charakterisirt gemeinschaftlich die Zahl 60,93, und es wird die Zahl 59 oder 60, und ihre Basis — 29¼ — von Ceres bis Uranus, in dem Verhältniſs der Eccentricitäten, und der Dauer der Tage, eben so wieder gefunden, als in dem der diesseitigen Planeten die Zahl 78½ und ihre Basis.

Endlich beträgt das Apogaeum unsres Mondes gegen 63 Erdhalbmesser, und es scheint die Reaction des 2ten Jupitermonden, ein Produkt der Entfernung des ersten in Jupiterhalbmessern, durch diese Zahl zu seyn.

Unter den bisher gebrauchten Zahlen scheint am innigsten mit der Zahl 60 und ihrer Basis verwandt; die erwähnte 94. Sie ist das Quadrat von 9,69536, mithin das Biquadrat von 3,11373, der Cubus aber dieser letzteren Zahl ist 30,1888. Näher noch ist auf diese Weise, mit 29¼, 90 verwandt.

Wenn wir nun, bey der anerkannten Bedeutung der Zahl 63, und der ihr innig verwandten 94, diese Zahlen in der Natur, und namentlich im Planetensystem aufsuchen, so finden wir sie, auſser in den Entfernungen, wo sie vielleicht noch am reinsten hervortreten, sonst nirgends genau, und es wird meist nur eine Annäherung an dieselben erkannt. Von 59, ja von 58½ bis zu 66, scheinen die Zahlen ihre Bedeutung von der Nähe der 63 zu entlehnen.

Ein

Ein mit der Lehre von dem Organischen vertrauter Verstand, wird hierinnen keine groſsen Schwürigkeiten finden. Wir werden hernach Beyspiele von den ältesten bis zu den neuesten Beobachtungen anführen, wie die Krisen z. B. des 7ten Tags häufig — vorzüglich bey jungen Personen — schon am 6ten, nicht minder selten aber auch erst am 8ten Tag sich einstellen. Es sieht jene Zahlen, welche sämmtlich nur Annäherung an die Zahl 63 sind, ein geistreicher Freund von uns, als einen Beweis für die Jugend jener Wechselwirkung an, auf welche sie sich beziehen, und die Brüche überhaupt als Uebergänge von einer ganzen Zahl zu einer andren höheren. Ein erhabner Sinn wird vielleicht in jenen unvollendeten Zahlen die Geschichte unsres Planetensystems, sein Alter, seine Vergangenheit und seine Zukunft lesen, und ein solcher wird sich an die äuſsre Gestalt der von der Natur gebrauchten Zahlen nicht stoſsen.

Es wird überhaupt in Krankheiten der 63ste Tag nie anders als zufällig ausgezeichnet gefunden, wohl aber ist in ihnen der 60ste Tag von der höchsten Bedeutung ($59\frac{1}{2}$ — $59\frac{1}{4}$ u. s. w.), und wir finden ihn in chronischen Krankheiten, wo sich überhaupt von der 3ten Siebenzahl die Krisen an den zwanziger Tagen einfinden, nebst dem 40sten, 80sten und 120sten am meisten bedeutend.

Es scheint mit der Zahl 20 in die erwähnte Reihe 2 — 4 — 7 — 13 eine 2te einzugreifen, 3 — 7 — 11 — 19 u. s. w., welche von da an, nachdem sie sich schon vor dem 14ten Tag, am 3ten und 11ten, thätig gezeigt hatte, die Herrschaft übernimmt.

Ueberhaupt müssen wir uns die Zahl 63 als bestehend aus 9 Momenten der Wechselwirkung der Gegensätze, oder aus 9 kritischen Punkten der Zahl 7 denken.

Es

Es fällt hierauf, auf die oft erwähnte Weise, das Maximum der Wechselwirkung des 9ten Moments, den man, wie jeden andern der Art, wieder als ein Ganzes in sich betrachten kann, nicht an sein Ende, sondern in der Regel, so lange die Wechselwirkung in ihrer normalen Stärke besteht, in seine Mitte. Diese Mitte fällt in 59¼, und, wenn wir die Vergleichung mit dem regelmäſsigen Verlauf der Krankheiten noch weiter treiben wollen, so beginnt die Wechselwirkung des 7ten kritischen Momentes schon in seinem ersten Drittel, mithin, in unsrem Fall um 58, merklich zu werden.

Auf dieselbe Weise kann nun auch die Zahl 81 als zusammengesetzt aus 9 Momenten der Wechselwirkung, darinnen das gemeinschaftliche Material = 3, die Basis als 6, endlich der höhere Gegensatz als 9 wirkt, betrachtet werden. Es fällt 78¾ schon in die 2te Hälfte dieses Moments.

Wir finden in der ganzen Natur die Zahlen 40 und 80 eben so ausgezeichnet als 63. Jene Zahlen sind nicht minder als die letztere in der Zahlenlehre der Alten geweiht gewesen, und es hat mein Freund, D. Köthe, in seinem mit gleichviel tiefer Gelehrsamkeit als tiefen Sinn für den Orient geschriebenen Leben des Origenes, die heilige Bedeutung der Zahl 40 in dem Orient, genugsam gezeigt.

Wir finden im Planetensystem die Zahl 78¾ und ihre Basis 59¼, nicht allein in dem Verhältniſs der Durchmesser des Mercur und der Sonne, und in den Reactionen der diesseitigen Planeten, von Venus bis Juno, sondern es wird, wie schon erinnert, auch in dem Verhältniſs der doppelten Eccentricitäten und der Dauer der eigenthümlichen Tage die Zahl 39, in der doppelten Eccentricität der

der Vesta nach eignen Halbmessern, wenn wir sie mit dem Perihelio nach Sonnenhalbmessern vergleichen, die Zahl 78 unmittelbar, endlich auch dieselbe in dem Ueberschufs der Entfernung des Mars nach Sonnenhalbmessern über 4 mal 63, und selbst in dem bey Juno gefunden. Das Maximum der Reaction der Juno ist der Cubus von fast 77; Annäherungen an 78, und auf einer andren Seite an die Zahl 39, werden überall sehr häufig gefunden, und sind früher schon an verschiednen Orten erwähnt worden. Es bleibt aus so vielen Beyspielen kein Zweifel übrig, dafs die Natur gerade die Zahl 78 wirklich im Planetensystem ausgezeichnet habe, und eine Menge von Fällen, welche alle auf jene Zahl und ihre Basis Beziehung haben, müssen uns überzeugen, dafs sie nicht, wie wir vielleicht glauben könnten, wenn sie sich blos in 1 oder 2 Fällen fände, zufällig sey.

Wir können, wenn es uns so vielleicht besser gefällt, die Zahl $78\frac{1}{2}$ als nothwendig (nach dem Gesetz der Wechselwirkung zweyer Gegensätze) aus der Zahl der Basis, $39\frac{1}{4}$, hervorgehend ansehen, und so die letztere für ursprünglich halten. Es fällt diese Zahl in den 40sten Punkt, und wir können nicht läugnen, dafs dieser in der ganzen Natur von ausgezeichneter Bedeutung sey. Wir sehen 20 als 3 mal 7 (statt 21), 40 als 6 mal, endlich auf diese Weise 80, oder als genau das Doppelte von $39\frac{1}{4}$ — $78\frac{1}{2}$ als 12 mal 7 ausgezeichnet. Zwölf scheint im Planetensystem die Zahl der Vollendung, und das 12te Glied zu den 11 schon gefundenen wird uns warlich auch nicht fehlen, in der 12 aber haben wir, bey der Geschichte jener beyden Reihen, die 7 ausgezeichnet gesehen.

Vielleicht ist das 12te Glied die Sonne selber, und unter ihrer Herrschaft, welche bis zu den Planeten des

Indifferenzpunktes unumschränkt währet, wird die Zahl 12 (mal 7) blühend gefunden, bis hernach an ihrer Stelle, wo die Rückwirkung der Planeten vorherrschend wird, 9 (mal 7) eintritt.

Auf diese Weise, wie in der ganzen lebenden Natur, 19—20 statt 3 mal, 39—40 statt 6 mal, 79—80 statt 12 mal 7 gefunden wird, bedeutet uns, bey einer strengeren Ausübung jenes Gesetzes, nach welchem der höhere Gegensatz im höchsten Moment seiner Action auf die Basis, genau das Doppelte der Letzteren ist, 78½ zwölf mal sieben. Sieben scheint die Zahl (der einzelnen Glieder des Systems) der Planeten, in Hinsicht ihrer Wechselwirkung unter einander, und mit der gemeinschaftlichen Grundbasis, 12 die Zahl des vollendeten Ganzen, der Planeten in Verbindung mit ihrem Hauptkörper. Wo die Action des letztren vorherrscht, finden wir den Verhältnissen die Zahl seiner Vollendung aufgeprägt, wo die Reaction des Besondren auf das Allgemeine vorherrscht, finden wir mehr jene Zahl des Besondren, die individuelle der Planeten.

Der Grund, daſs wir in dem Verhältniſs von 78½ und 39¼, in dem höheren Gegensatz genau das Doppelte der Basis finden, ist, weil sich dieses, wie alle ähnliche Verhältnisse, blos auf die Einwirkung des höheren Gegensatzes auf die Basis, nicht auf die Thätigkeit der letzteren bezieht.

Es scheint, daſs Alles bisher Gesagte das meiste Licht aus der Geschichte der Zahlen im Organischen erhalte, und daſs durch diese alle Zweifel, welche bisher noch gelassen sind, zerstreut werden. Wir sind zwar nicht gesonnen, in dieses merkwürdigste Gebiet der allgemeinen Geschichte des Lebens für diesmal tief einzudringen, weil

wir

wir hierzu einen groſsen Theil des zweyten Bandes dieses Theils bestimmt haben, und unsre Arbeiten über diesen Gegenstand noch einer lang fortgesetzten Bemühung bis zu ihrer Vollendung bedürfen, jedoch wollen wir Alles das, was aus der Lehre von den kritischen Tagen hieher gehört, zur Erläuterung des bisher Gesagten hinzufügen.

Die Wichtigkeit der Zahlen 3, 4 und 7, ist von dem ältesten Orient, dessen jüngerer Schüler auch Pythagoras gewesen, innig anerkannt worden. Von unserem Vater Hippocrates können wir zwar keinesweges behaupten, daſs er seine Lehre von den kritischen Tagen aus jenem Zahlensystem entlehnt habe, vielmehr ist er in Allem, selbst wo er nicht zu erklären vermochte, ein treuer Jünger der Natur gewesen, und hat uns, nicht was er hätte sehen mögen, sondern allein das was er wirklich gesehen, berichtet; doch ist derselbe mit der Bedeutung jener Zahlen, welche der Orient gelehrt, nicht unbekannt gewesen.

Nach ihm ist 3 die Zahl des Lebensprincips, der Seele, und mit Recht, weil jede lebendige Wechselwirkung drey Substanzen, die beyden Gegensätze und das Material, erfordert, und weil alle lebendige Wesen, eines je vollkommnern Lebens sie fähig sind, das Bild, die Form des allgemeinen Lebens — 3 in sich tragen, wodurch in ihnen selber das eigenthümliche Leben, und das Daseyn der dem Leben nothwendigen Dreyheit angedeutet wird. Alle Wesen, und im Organischen, wo das Leben des Ganzen die kleinsten Theile erfüllt, alle lebendigen Glieder, müssen, damit sie des Lebens fähig werden, die Dreyheit in sich haben.

Viere ist nach Hippocrates die höchste Vollendung der Seele, mit Recht, denn sie ist es, welche die Gegenwart des höhern Einflusses, aus welchem der positive Gegensatz

gensatz das Leben empfängt, zu erkennen giebt, in ihr tritt das vierte, höchste Glied, das schlummernde Leben neu erhebend, zu den 3 schon vorhandnen hinzu. Vier ist die Zahl des Schlummers, der höheren Wiedergeburt, denn erst wenn der positive Gegensatz das eigenthümliche Wirken zum Theil aufgegeben, erhält er Empfänglichkeit für den höheren Einfluſs.

Uns ist, in der gewöhnlichen, und vor Allen am häufigsten vorkommenden Progression — 1 — 4 — 7, 4 die Zahl der Basis, und wir finden hierin den Grund, warum der vierte Tag in seiner ganzen Wirksamkeit überall dem siebenten untergeordnet, seine Basis (index) ist, wie wir hernach zeigen werden.

Sieben selber entlehnt nach Hippocrates ihre Bedeutung von ihrer Zusammensetzung aus 3 und 4, auch uns ist sie die Totalität der Gegensätze, insbesondre aber die Zahl des höhern Gegensatzes.

Wir wollen nun die kritischen Tage selber etwas genauer betrachten.

Es ist selten, daſs Fieber in einem Tage beginnen, ihr Maximum erreichen, und noch an demselben Tag eine günstige Krisis, und hierdurch Genesung bewirken. Meist sehen wir nur die Pestartigen Krankheiten, so die Pest von 1565 *), die Pestartige Bräune von 1517 **) und die bekannte Seuche von 1564 ***), die egyptische Seuche, das Schweiſsfieber, und einige bösartige Kinderkrankheiten †), das bösartige eintägige und dreitägige Fieber, so wie

---

*) Mercurialis.

**) Forestus.

***) Sennert.

†) So die zu Edinburg 1734 herrschende.

wie andre Krankheiten, die ihnen an heftiger Wirkung auf die vollkommensten, dem Leben unentbehrlichsten Organe gleichen, in einem Tage, und gleich bey dem ersten Anfalle tödten. Doch beschreibt **Pareira** sogar ein zu Medina del campo herrschendes hitziges Fieber, was noch am Tage des ersten Anfalls einen kritischen Abceſs am Schenkel erzeugt, und hiermit glücklich endet. Auch Zuckungen, wenn sie zu Fiebern hinzutreten, lassen diese schon nach Hippokrates am ersten, oder doch bis zum dritten Tag aufhören.

Es gilt vom zweyten Tag und seiner Bedeutung in Krankheiten fast das nämliche, was vom ersten erwähnt ist. Ob dieser Tag gleich in bösartigen Fiebern sehr häufig tödtlich ist, sehen wir doch nur selten an ihm die Krankheit mit günstigen Krisen entschieden werden. Gemeiniglich treten die ersten kritischen Bewegungen am dritten Tage ein, und es ist dieser Tag der erste, in Hinsicht der Veränderung und Aufhebung der Krankheiten, vornehmlich bedeutende.

Die meisten sehr bösartigen Krankheiten tödten doch erst am dritten Tag, so die schlafsüchtigen dreytägigen Fieber *), die Pocken bey den Grönländern **) und öfters das bösartige dreytägige Fieber, so wie bösartige Entzündungskrankheiten (Lungenentzündungen bey Greisen). Häufig erfolgen schon am dritten Tag, oder zu Anfang des vierten kritische Schweiſse, so in der Epidemie von 1741 ***). Dieser Tag wird von **Friedrich Hofmann** und andern groſsen Aerzten für vorzüglich bedeutend gehalten, und Hippocrates sahe in einer gewissen Constitution

---

*) **Werlhof** und **de Haen**.

) **Zimmermann.

***) **Kloekhof**.

tion die Krankheit an ihm, oder am fünften, oder am siebenten durch Schweiſs entschieden werden.

Es beginnt im 3ten Tag eine zweyte Reihe, deren zweytes Glied, ein auch der ersten angehöriges, — 7, deren drittes 11, deren viertes 19 — 20 ist.

Merkwürdig in der zuerst erwähnten Reihe, ist vorzüglich der vierte Tag. Es ist dieser, wie schon seit Hippocrates bekannt ist, jedesmal der Anzeiger, und untergeordnete Vorgänger des nachfolgenden siebenten, und deshalb muſs auf den 11ten gemerkt werden, weil er der vierte Tag der zweyten 7 Zahl, auf den 17ten, weil er der der dritten ist.

Wenn nach Hippocrates, in einer durch Hauptweh ausgezeichneten Krankheit dieses am vierten Tag heftiger wird, pflegt das Fieber gegen den siebenten Tag zu enden. Kritische Ausleerungen, welche an einem siebenten Tag erfolgen, pflegen sich an dem vorhergehenden vierten schon voraus anzukündigen, und der Arzt wird leicht durch die Bewegung der Krankheit am vierten Tag gewahr, welcher günstige oder ungünstige Ausgang derselben am siebenten bevorsteht. Auf diese Weise zeigt sich die viertägige Periode der siebentägigen vollkommen als Basis (als vorausgehendes tieferes Glied) untergeordnet.

Es pflegen sehr gelinde Fieber an diesem Tag entschieden zu werden, das Kindbetterinnen-Fieber und der Ausbruch einiger Ausschlagskrankheiten, fallen gewöhnlich auf ihn, und wir sehen an ihm sehr oft Krisen erfolgen. So hatten von den Kranken, von denen Lepecq de la Clotûre berichtet, der 8te Theil am vierten Tag Krisen. Doch wollen einige (z. B. Cullen) die viertägige Periode vor dem 11ten Tag ganz hinwegläugnen, weil bis zum 11ten blos der dreytägige Umlauf als kritisch gälte, und erst mit dem 11ten der viertägige einträte.

Gewiſs

Gewiſs ist, daſs der vierte Tag nur in Beziehung auf den siebenten seine Bedeutung erhält. Den letztern erkennen Alle, welche nicht Gegner der Erfahrung und der Lehre der kritischen Tage sind, für ganz vorzüglich kritisch an. Es wird die siebentägige Periode überhaupt in der ganzen Natur wahrgenommen, und es ist dieselbe tiefer in den Gesetzen des Lebens gegründet, als daſs sie das, oberflächliche und verworfene System der decadischen Eintheilung der Zeit jemals verdrängen könnte.

In der Lehre von den meteorologischen Erscheinungen, wird der siebente Tag als sehr bedeutend gefunden, ja es ist diese Periode so tief in der Beziehung unsers Planeten auf andre Weltkörper gegründet, daſs wir die meisten bis jetzt beobachteten, in Hinsicht ihres Lichts veränderlichen Fixsterne, eine drei- oder sieben- oder dreyzehntägige Periode halten sehn.

So hält der Wechsel des Lichts, welchem der Stern Y des Antinous unterworfen ist, nach Pigotts Beobachtung eine Periode von 7 Tagen 4 Stunden 38 Minuten. Der Stern β in der Lyra, schien nach Goodrickes Beobachtung eine Periode von fast 7 Tagen, oder doch von 13 zu halten, der Stern Algol scheint nach Palitsch seinen Lichtwechsel in fast 3 Tagen zu durchlaufen *). In Goodrickes Beobachtung scheinen zwey Perioden für eine einzige gehalten, und so aus der eigentlich siebentägigen die scheinbare dreyzehntägige entstanden, welche jener englische Beobachter erst später anzunehmen für nöthig gehalten. Denn wir sehen in seinen Beobachtungen offenbar zwey Maxima des Glanzes in die Zeit von 13 Tagen fallen, davon aber, was sehr zu bemerken ist,

das

---

*) Philos. Trans. No. 75.

das eine länger dauert als das andre. Denn so, wenn dieser Stern zwey Tage lang in seinem hellsten Glanz als Stern der dritten Gröſse erschienen, nimmt er in etwas mehr als zwey Tagen bis zu dem Minimum seines Lichts, und zu der fünften Gröſse ab; hierauf von neuem zwey Tage zu, und es bleibt das Maximum seines Lichts, das er nun erreicht, jetzt einen Tag länger als das erste mal — 3 Tage, nimmt hierauf etwas schneller in einem Tag wieder ab, und durchläuft überhaupt die Zwischenzustände bis zu dem neuen Maximo seines Lichts in etwas kürzerer Zeit. Ueberhaupt aber wird die ganze dreyzehntägige Periode bald um einige Stunden kürzer, bald um so viel langer gefunden.

Es darf diese Erscheinung, daſs das Maximum des Glanzes an dem einen Tag jenes Gestirns höher und vollkommner sey als an dem andren, und daſs so, einmal um das andre, jetzt eine längere, dann eine kürzere Dauer desselben gefunden worden, nicht befremden, wir finden eine solche Ungleichheit und einen solchen Wechsel der auf einander folgenden Momente in der ganzen Natur. Es sind sich sehr oft die auf einander folgenden Tage und Jahre in Hinsicht der Witterung entgegengesetzt, und nicht selten findet ein gewisser Wechsel zwischen ihnen Statt. In Krankheiten und in andren Zuständen des Körpers, welche einen Tag um den andern wiederkehren, ist ein solcher Wechsel ganz offenbar, und wir werden ihn hernach in einem sehr allgemeinen Naturgesetz gegründet finden.

Die siebentägige Periode scheint mit den an sie gebundnen Witterungsveränderungen verwandt, und unſerem Organismus so nothwendig eingebohren, als sie dies der Atmosphäre ist. Die ersten weiſsen Bewohner der Thomasinsel hatten nach Dapper nach jeden sieben

Tagen ein zweystündiges Fieber auszuhalten; diesem ähnlich ist jenes sonderbare eintägige Fieber, das zweymal in einem Monat, jedesmal nach der Zwischenzeit von vierzehn Tagen, Anfälle macht, und es ist der siebente Tag nach der Geburt den in einigen ungesunden Gegenden von America gebohrnen Kindern der Europäer höchst gefährlich *). Nicht selten werden jedoch auch andre Perioden, auſser der siebentägigen, bey einem sonst so ziemlich gesunden Körper bemerkt. So hatte jener junge Neapolitaner, dem man zur Unzeit eine kalte Geschwulst geöfnet, jeden zwanzigsten Tag an der vernarbten Stelle Entzündung mit Fieber **), und es gedenkt Zimmermann zweyer Weiber, davon die eine jeden fünften Tag Erbrechen, die andre hysterische Anfälle bekam.

Eine, wenn auch unmerkliche, natürliche Fortdauer jener Perioden, an welche in Krankheiten die Krisen gebunden sind, auch im gesunden Zustand, lehrt uns die Wiederkehr schon lange ausgebliebner Fieber. Es erfolgen die Rückfälle Monate lang nach der Genesung, ja, wie man sagt, länger als ein Jahr nachher, noch genau an solchen Tagen, welche, wenn das Fieber indeſs ohne Unterbrechung fortgedauert hätte, ausgezeichnet kritisch gewesen wäre.

In Krankheiten selber sehen wir nicht allein den siebenten Tag, sondern überhaupt die Zahl 7, in Hinsicht gewisser Momente der Krankheit, vorzüglich ausgezeichnet. Es geht schon nach Galen ein dreytägiges Fieber gemeiniglich mit dem siebenten Umlauf zu Ende. Der vierte Anfall war hierbey, in Fiebern der Art, welche Hip-

---

*) Carrere.

**) Ferdinand. hist. med.

Hippocrates beschrieben, zu vorzüglich starken Krisen geneigt, und wie der vierte Tag in einem stetigen eintägigen Fieber den siebenten, zeigte hier der vierte Anfall den siebenten an. Von jenen 48 Kranken, deren Krankheit Forestus beschreibt, erfolgte bey neunzehn am siebenten Tag Krisis, von den Kranken des Lepecq de la Cloture wurde bey mehr als dem fünften Theil das bisherige Uebel am siebenten Tag entschieden *). Die Fieberepidemie zu Leiden, welche van Swieten beschrieben, wurde meist am siebenten Tag durch kritisches Nasenbluten geheilt, nicht minder, die zu Hildesheim von Behrens beobachtete durch Auswurf. Es hat an diesem oder am neunten Tag bey einigen hundert Kranken, welche an einem Sommer von einer gewissen Fieberepidemie ergriffen waren, Galen die Krankheit mit einer günstigen Krise endigen sehen.

Nicht selten sehen wir bey sehr schwachen Kranken, oder bey einer gröſseren Heftigkeit der Krankheit, die Entscheidung, welche dem siebenten Tag anzugehören schien, schon den sechsten eintreten, eben so wie bey Alten, oder bey gewissen sehr energischen und weniger reizbaren Constitutionen, dieselben erst auf den achten Tag einfallen. Man hält jene Krisen, welche vor dem siebenten Tag einfallen, meist von unglücklicher Vorbedeutung, weil sie einen reizbareren und den äuſsern ungünstigen Einflüssen stärker unterworfenen Körper verrathen, doch haben Zimmermann an diesem Tage anhaltende Fieber, Huxham die Bräune glücklich endigen gesehen. Jenes Mädchen, von welchem Hippocrates berichtet, daſs sie bey ihm die Krisen, welche in der dermaligen

---

*) S. bey Testa.

Constitution meist auf den siebenten,, vierzehnten und zwanzigsten Tag fielen, am sechsten, zwölften und achtzehnten Tag gezeigt, wird uns ausdrücklich als sehr jung genannt. In der Pest hat sich der sechste Tag fast allgemein als sehr unglücklich gezeigt, und es pflegten die mit ihm eintretenden Veränderungen die Kranken meist zum Tode zu führen *).

In der ungarischen Epidemie von 1702, die wir durch Loew kennen, war jedoch der sechste Anfall der dreytägigen Fieber sehr oft kritisch, und es bemerkten auch Plater und Gensel, daſs sich die viertägigen Fieber meist bey ihrem sechsten Anfall entschieden.

Wie jedoch die Krisen vor dem siebenten Moment, diesem vorauseilend wahrgenommen werden, so sehen wir sie auch nicht selten sich verspäten, und erst jenseit desselben eintreten. Jene Beulen hinter den Ohren, durch welche Hippocrates eine gewisse Fieberconstitution sich meist schon am siebenten oder am achten Tag entscheiden sahe, zeigten sich bey einer Alten und bey einem stumpfen, milzsüchtigen Jüngling, erst am neunten Tag. Die Bräune, die Huxham in einer gewissen Epidemie sich schon am sechsten Tag bey einigen Kranken entscheiden sahe, endigte bey andern erst am siebenten oder achten Tag, eben so die von Chomel beschriebene. Auch Friedrich Hofmann, durch die öftern, statt am siebenten, erst am achten Tage eintretenden Krisen hierzu genöthigt, erkennt den achten Tag unter den kritischen an.

Man hält mit Recht jene Krisen, welche nach dem eigentlichen kritischen Moment eintreten, für besser als

die,

---

*) Nach Brasavola, Pareira und Diemerbroek bey Testa.

die, welche vor demselben vorauseilen. Jene finden sich meist bey stärkeren Constitutionen, wie überall das Stärkere und Energische später, das Schwächliche früher zur Reife gelangt.

Der neunte Tag pflegt in Krankheiten meist viel schwächere Veränderungen zu bewirken als der siebente, und wir sehen ihn schon in der Geschichte der Hippocratischen Volkskrankheiten das nachholen, was der siebente Tag versäumte, und Krisen, welche an diesem Tag ausgeblieben, auf den neunten fallen. Wir sehen ein ähnliches Verhältniſs des siebenten und neunten Tages auch bey Galen, Forestus und Loew, und es erfolgte in der von dem letztern beschriebenen Epidemie häufig am neunten Tag ein kritisches Nasenbluten, während sich, wie schon erwähnt, in derselben Epidemie auch der sechste Moment vorzüglich ausgezeichnet hatte, so daſs hier die erwähnte Reihe 3—6—9 Statt zu finden geschienen. Im Ganzen genommen, erscheint der neunte Moment zwar auch unter den kritischen als bedeutend, doch unterscheiden sich nach Friedrich Hofmann seine Krisen sehr von denen an andren Tagen eintretenden, und wir finden ihn überall, im Vergleich mit dem siebenten, von mehr untergeordneter und geringerer Bedeutung.

Man hat zwar auch am 10ten Tag, in einigen Volkskrankheiten, wie in dem Fleckfieber zu Utrecht 1729 *), in der Seuche zu Montpellier nebst dem neunten **), in der Epidemie, welche 1652 um Dijon herrschte ***), regelmäſsig entscheidende Krisen eintreten sehen, doch sind diese

---

*) Muschenbroek.

**) Riviere.

***) Marchant.

diese Fälle unter die seltnern zu rechnen, und es werden in der Regel, schon seit Hippocrates, von dem zehnten Tag wenig günstige Veränderungen erwartet. Gewöhnlich fallen auf diesen Tag bloſs die verspäteten Krisen, welche der Constitution nach dem neunten angehören, (so selbst in einigen der erwähnten Volkskrankheiten).

Etwas bedeutender ist der eilfte Tag, vornehmlich als Vorgänger und Vorbereitung des vierzehnten. Jene Krisen, welche nach Hippocrates diesem Tag eigenthümlich anzugehören schienen, machten leicht zu Rückfällen am vierzehnten geneigt, welche nachher erst am zwanzigsten vollkommen gehoben wurden. Es hält die Krisen dieses Tages Friedrich Hofmann für gefährlich, nicht minder fand sie so Ballonius in der Pariser Constitution von 1573.

Wir können allerdings den zwölften Tag, nach den Erfahrungen einer ehrwürdigen Anzahl von Aerzten, aus der Reihe der kritischen nicht wegläugnen, und vornehmlich zeigt er sich in jenen Krankheiten, welche auf die Verrichtungen der Zeugungstheile, bey der Geburt und bey den sogenannten Milchversetzungen, Beziehung haben, bedeutend *), doch sind die Veränderungen, welche dieser Tag herbeyführt, weder an Wichtigkeit noch an Anzahl nur im Geringsten mit jenen zu vergleichen, die in den meisten Krankheiten von dem vierzehnten bewirkt werden. Es wird dieser Tag von allen Klinikern ein höchst merkwürdiger genannt, und wir sehen in den Büchern der Aerzte eine Menge Volkskrankheiten an diesem Tag entschieden. So die Gekrösfieber zu Rom, welche Baglivius, die Faulfieberepidemie zu Utrecht, welche Forestus beschrieben, die Fieber, welche 1719 und

20

---

*) Nach Levret.

so zu Corke, jene zu Medina del Campo, von galligter Natur *), die Wechselfieber zu Yorck 1716, die Epidemien, welche im 6ten Jahrzehend des 17ten Jahrhunderts London verheerten, und eine Menge andrer.

Man hat auf eine ähnliche Weise, wie bey dem siebenden Tag, die Krisen, welche diesem Tag zu gehören schienen, etwas voraus eilen, und schon am 13ten Tag eintreten sehen, in andren Fällen haben sie sich auf den 15ten verspätet. An dem letzten Tag sahen Loew, Molineux u. A. Krisen erfolgen, welche man auch in den anhaltenden Fiebern von 1668, und in denen von 1707 beobachtet hat, vom 13ten hat Testa aus eigner und fremder Erfahrung einige Fälle von Krisen angeführt.

Hierauf, jenseit des 14ten Tages, finden wir wieder den 17ten durch ganz vorzüglich kritische Veränderungen ausgezeichnet. Es ist derselbe unter jenen Umläufen, welche an ungleichen Tagen geschehen, der 6te, und in jener Reihe, welche 1 zum 1sten, 3 zum 2ten Glied hat, ist er das 5te (1—3—5—9—17). Wir sehen deshalb in der Epidemie zu Thassus die meisten Kranken an diesem Tag genesen, welche am 5ten Tag Krisen gehabt hatten. Bey Verschiedenen hatte die Krankheit am 5ten Tag gehoben geschienen, es erfolgte aber nach 7 Tagen ein Rückfall, von welchem sie, nach neuem Verlauf von 5 Tagen, mithin am 17ten, genasen.

Endlich fällt eine sehr wichtige Periode in Krankheiten, jenseit des 19ten Tags auf den 20sten. Wir müssen, wie einer der geistreichsten Kommentatoren des Hippocrates, der italienische Arzt Testa, in seinen Bemerkungen über die periodischen Veränderungen im kranken und gesunden Zustand des menschlichen Körpers, gezeigt

---

*) Nach Gomez Pereira.

gezeigt hat, die meisten Krisen, welche in den gewöhnlichen Ausgaben der Hippocratischen Bücher auf den 21sten Tag gesetzt sind, auf den 20sten verlegen, denn auf diese Weise finden wir sie in allen unverfälschten Stellen angedeutet. Die Abschreiber scheinen absichtlich den 20sten Tag, der Siebenzahl zu Gefallen, übergangen, und ihm den 21sten untergeschoben zu haben.

In jener Tabelle, welche **Balfour** in der kleinen Abhandlung über die faulen nachlassenden Fieber gegeben, sehen wir die gröſseste Zahl der Fieber bis zum 19ten Tag dauern, und während 35 von 100 gegen den siebenten Tag endigten, sehen wir 45 gegen den 19ten, nur etwa 4 am 3ten und 6 am 35sten, das übrige Zehntheil um den 14ten aufhören. Die Faulfieber, welche **Pringle**, **Tissot** und **Hilary** behandelten, endeten meist um den 19ten Tag u. s. w.

Der 20ste Tag ist in der Brütezeit der Vögel und in der Entwicklung der thierischen Früchte mehr als der 24te und 28 (bis 30ste) ausgezeichnet, und wir werden an einem andren Ort, von der Erfahrung genöthigt, viele Facta, welche zur Bildungsgeschichte der ungebohrnen Thiere gehören, von dem 18ten und einigen andren Tagen auf den 20sten verlegen müssen. Der 19te Tag ist das 4te Glied jener höheren Reihe, welche aus der ersten (1 — 4 — 7) und der zweyten (1 — 3 — 5 — 9) gebildet, und, wie es scheint, eine höhere Potenz derselben ist. Das 2te Glied der zuletzt erwähnten Reihe, die Zahl 3, ist das erste Glied dieser höheren, zu welchem sich das dritte Glied der ersten, der höhere Gegensatz derselben als zweytes Glied einfindet. So ist diese Reihe 3 — 7 — 11 — 19 u. s. w.

19 Tag. ist die Quadratwurzel der Dauer eines Erdenjahres, und dieses scheint vorzüglich der 20tägigen

Periode

Periode in der Naturgeschichte alles Irdischen eine solche wichtige Bedeutung zu geben. Die Zahl 19 sehen wir hernach auch in den Mondperioden wiederkehren, und es sind 19 Jahre fast das Biquadrat jener 19tägigen Periode. In der Meteorologie ist die Zeit von 19 Jahren, so wie ihre Biquadratwurzel, die Zeit von 19 — 20 Tagen ausgezeichnet.

Solche Fieber, welche über einen groſsen Theil der Erde zu gleicher Zeit verbreitet, einen innigeren Zusammenhang mit der natürlichen Geschichte des Planeten verriethen, als kleinere Epidemien, hat man sehr häufig am 20sten Tag endigen sehen. So die 1730 durch ganz Europa herrschende Epidemie *). Die 20tägige Periode, auch in anscheinend gesundem Zustand, ist oben erwähnt worden.

Es scheint sich die Wichtigkeit dieser Periode auch dadurch anzudeuten, daſs wir sie meist, von ihrem ersten Eintreten an, alle andren verdrängen, und nur die 20tägige Periode allein vorherrschend finden. Wir erkennen dieses schon in den Büchern des Hippocrates. Der Mann zu Chalcedon, bey welchem der 14te und 20ste Tag kritisch gewesen, bekam nur erst gegen den 40sten Tag Beulen an den Ohren. Die Ruhr endete am 7ten, 14ten, 20sten und 40sten Tag, gewisse Augenkrankheiten am 30sten 40sten, 60sten Tag. Das Fleckfieber, welches 1699 zu Breslau epidemisch gewesen, endete gewöhnlich gegen den 20sten und 21sten Tag, doch zuweilen auch erst am 40sten. Gastrische Fieber, wenn sie über den 14ten Tag hinausgehen, enden gegen den 20sten, oder wenn sie auch diesen überschreiten, gehen sie bis zum

---

*) Aymen sur les jours critiques u. s. w.

40sten, 80sten und 100sten Tag fort. Das periodische, alltägige Fieber, von Bollin unter dem Namen Latica beschrieben, und das schleichende Nervenfieber des Manningham sehen wir an die 20tägige Periode gebunden, und um den 40sten bis 60sten Tag endigen.

Es wird von Hippocrates der 60ste Tag als die letzte kritische Periode hitziger Krankheiten erwähnt, doch sehen wir bey einigen seiner Kranken, dieselbe Krankheit, welche bey andren einen viel kürzeren Umlauf gehalten, um den 100sten, ja erst um den 120sten Tag entschieden.

Fieber, welche erst nach einem Jahr und drüber endigen, sind in den Büchern der Aerzte nichts Seltenes. Jenes Pestfieber, welches 1545 — 46 in Spanien herrschte, tödtete die Kranken, mit seinen langsamen Folgen, erst am 9ten oder zu Anfang des 10ten Monats, ja selbst an dem Quartanfieber haben wir ein bekanntes Beyspiel eines, öfters über Jahresfrist, anhaltenden Fiebers.

Wir sehen hierauf verschiedne Krankheiten des Gehirns und des Nervensystems an jährliche Perioden gebunden. Das bekannte Geburtstagsfieber, das man, auſserdem daſs die meisten Menschen, welche nicht von Epidemien weggerafft werden, in der Nähe ihres Geburts- oder Zeugungstages sterben, bey Einigen beobachtet hat, jene Anfälle von Epilepsie, welche alljährlich an einem bestimmten Tage, in der Nähe der Solstitien oder der Nachtgleichen wiederkehrten *), ja sogar Podagra, Gicht und ihnen verwandte Uebel, die sonderbare Krankheit, Pellarina genannt, und gewisse Brustentzündungen, an eine Jahreszeit bestimmt gebunden, gehören hieher.

Wir

---

*) Testa a. a. O.

Wir sehen auch in der Anzahl der Jahre 3 und 7 und 19 ausgezeichnet. Von der letzten Zahl ist es schon erwähnt; eine 3 und 7 jährige Periode hat man nicht selten in der Hundswuth beobachtet. Jene Dame, von welcher Hildanus erzählt, bekam von der Zeit an, wo sie ein toller Hund gebissen, jede sieben Jahre Anfälle von Wuth, bis an ihren Tod (gegen 30 Jahre nachher). Jene zwey Unglücklichen, welche mit einem Degen, mit welchem 8 Jahre vorher ein toller Hund erstochen war, verwundet worden, starben beyde drey Jahre nachher an der Hydrophobie *). Auch das Fieber, an welchem der bekannte Saumaise von seinem 58sten Jahre an litt, kam von nun an alle drey Jahre wieder, und setzte ihn auf diese Weise sieben Mal in Lebensgefahr.

Endlich wird die siebenjährige Periode in den sogenannten Stufenjahren erkannt. Diese sind kein Aberglaube, und die Alten, von Solon an, oder vielmehr viel früher, haben sie aus der Natur selber anerkannt.

Es fallen nach Solon gegen das siebente Jahr dem Menschen die ersten Zähne aus, und es erscheinen die beständigen, gegen das vierzehnte wird unser Leib mannbar, und wir sehen gegen das zwanzigste den Bart wachsen und die Brust sich vorzüglich erweitern. Das vierte Stufenjahr wird durch viele Krankheiten, und im gesunden Zustand durch das Eintreten der höchsten Muskelstärke merklich. Endlich findet sich im fünften Stufenjahr die reife Vollendung des Zeugungstriebes, im sechsten die Mäſsigung der Begierden, im siebenten die Reife des männlichen Verstandes und der Ueberlegung, im achten bliebe es so behar-

---

*) Diese etwas unwahrscheinliche Geschichte steht in den medicinischen Anekdoten.

beharrend, im neunten nehme es ab, endlich reife der Mensch im zehnten zum Grabe. Auſser dem siebenten soll das neunte Jahr im menschlichen Leben von groſser Wichtigkeit, und deshalb das 63ste vorzüglich gefährlich seyn.

Obgleich jenseit des 35sten Jahres, die einzelnen siebenjährigen Perioden nicht mehr so ausgezeichnet sind (auſser die siebente in ganz vorzüglichem Grad, indem alsdann im weiblichen Geschlecht die gewöhnlichen Veränderungen ausbleiben, u. a.), finden wir sie wenigstens in der erstren Hälfte deutlich genug.

Auf diese Weise sehen wir das organische Leben, und überhaupt wohl alle lebendige Naturkräfte, den Zeitmomenten nach, an gewisse Zahlen gebunden, welche kritische genannt werden. Die Gegner der kritischen Tage, haben diese aus der Tiefe der Natur entlehnte Zahlenlehre, nicht hinwegläugnen können, und wir sehen die kritischen Tage zu unsren Zeiten, im Ganzen genommen, noch eben so deutlich, als zu denen des Hippocrates. Daſs vielleicht unser nördliches Klima die Krisen um etwas verspäte, wie dieses Floyers Meynung ist, daſs überhaupt jene Entwöhnung von der Natur, in welcher sich bey uns ein groſser Theil der Menschen befindet, die kritischen Tage etwas undeutlicher machen könne, ist nicht ganz unwahrscheinlich. Es will deshalb Clermont vorzüglich nur in den Krankheiten der vornehmen Städter, welche etwas freyere Luft genieſsen, jene vollkommnen Krisen beobachtet haben, welche in denen der armen Leute, die ihre dumpfe enge Wohnung von dem Genuſs der Luft ausgeschlossen, fehlten, und Baglivius fand im Allgemeinen die Krankheiten der Landleute, welche in einer glücklicheren Harmonie mit der

der Natur leben, mehr zu Krisen geneigt, als die der Städter *).

Wir sehen überhaupt in schlimmen Epidemien (wie in der von 1729) die Bewohner der Gebürge, und einer freyeren, glücklicheren Natur, am schnellsten und leichtesten, durch günstige Krisen genesen, und es starb in jener Epidemie, welche ganz Europa verheerte, fast kein einziger Schweizer **).

Doch können uns weder Klima, noch die äuſsere Lebensweise, von dem Gesetz der mit aller organischen Natur unzertrennlich verbundnen Perioden, gänzlich frey sprechen; wohl aber ist der Mensch, durch eine andre und erhabnere Eigenschaft seiner Natur, über den Wechsel der Zeiten, vor allen andren irdischen Dingen am freyesten erhoben, wie er dieses über die Schranken des Raumes ist. Das ewige und unvergängliche Ideal des Lebens ist es, welches die Kräfte desselben immer jung bewahrt, und ein auf das Unvergängliche gerichteter Sinn, pflegt den Wechsel der Zeiten nicht zu bemerken, von ihm nicht angerührt zu werden. Wir sehen auch die Gestalt solcher Glückseligen von den Veränderungen des Alters fast frey bleiben, und finden mit einem schon greisem Haupt noch den lebendigen Blick und die Züge des Jünglings verbunden. Wir wissen nicht, worin das Geheimniſs eines solchen ewig jungen Angesichts liege, gewiſs weder allein in den Augen, noch in der Farbe, noch allein in gewissen Zügen, wohl aber haben die gröſsten Mahler aller Zeiten ihren heiligen Gemälden diese Erhabenheit über die Zeit, diese ewig gleiche Jugend unter greisen Locken mitzutheilen gewuſst. Es ist der tiefe, heilige

---

*) S. bey Testa. **) Hofmann.

heilige Sinn in uns für das Göttliche, welchen die Meister in dem Angesicht ihrer Gemälde ausgedrückt, und wodurch sie diesen das Geheimniſs bleibender Jugend verliehen haben.

Jene unveränderliche Jugend, und noch mehr jene Erhabenheit über die Zeiten, als dem Abglanz eines hohen und göttlichen Ideals des Lebens, hat auch neulich ein groſser Mahler unsrer Zeit, der ehrwürdige Meister v. Küchelchen, seinem Moses- und Christuskopf mitgetheilt; also, daſs Viele von den Umstehenden durch ihren Anblick bis zu Thränen gerührt worden, anerkennend, daſs jener heilige tiefe Sinn, welcher sich in solchem Angesicht verklärt, das Einzige sey, was über alle Leiden, über alle Wechsel der Zeit erhebt, das Einzige, was dem Gemüth eine ewig heitre Jugend bewahrt, und den Meister segnend, dessen frommer Geist ein solches Ausruhen in der tiefen Stille eines in Gott verklärten Angesichts gewährte. O daſs uns, zu einer Zeit, da wir ihrer so bedürfen, solche Augenblicke öfters bereitet würden; daſs alle Kunst mit kindlichem Sinne nach diesem Einem, heiligsten Ziele strebte, und hiermit unsrem verarmten Geschlecht ein selig tröstender Engel, ein Erinnrer an die Eine hohe Heymath unsres Geistes würde!

Wir fügen nun, so weit es unsren jetzigen Absichten angemessen ist, Bemerkungen über die Natur und die Ursachen der kritischen Tage hinzu.

Man hält dafür, daſs die Krisen in Krankheiten an ungleiche Tage gebunden sind. Wenigstens sind sie dieses meistens, und wir versprechen uns, wenn sie an mehreren aufeinander folgenden gleichen Tagen eintreffen, einen

einen minder günstigen Ausgang. Zwar wird in den Schriften des Hippocrates auch der Krisen an gleichen Tagen erwähnt, wir finden aber auch schon in ihnen, um nur ein Beispiel zu geben, die Krankheit des Pithio, der neben dem Tempel des Hercules wohnte, und in welcher die Verschlimmerungen alle auf gleiche Tage gefallen waren, am 20ten Tag mit dem Tode enden.

Wir sehen aber nicht allein die verschiedenen Zustände des kranken und gesunden Organismus, sondern auch viele Wirkungen der anorgischen Natur, an ungleiche Tage gebunden. Die egyptischen Winde, Kampsien genannt, wehen 3 — 5 — 7 bis 9 Tage *), (pflegen einen Tag um den andern stärker oder schwächer zu seyn, und an einem ungleichen Tage zu endigen.) Bey jenem erwähnten Stern in der Lyra, ist an dem einem seiner eigenthümlichen Tage des Maximum des Glanzes von längerer Dauer als an dem andern u. s. f.

Der Grund, welcher alle kräftigere Naturwirkungen an ungleiche Momente bindet, ist zum Theil schon früher erwähnt worden. Es folgt einer jeden Action eine ihr angemessene, eben so starke Reaction nach, wenn auch beyde nicht gleichzeitig oder an einem und demselben Glied der Reihe vorhanden seyn können. So kann die Reaction des Uranus nur in dem Maase, und nur eben so stark seyn, als dieses die Action der Sonne auf das erste Glied, auf Mercur ist. Wir sehen die Eccentricitäten, mit der Fähigkeit zu einer stärkern Reaction zunehmen, und die Planeten einer um so stärkern Action der Sonne, in der Sonnennähe untergeordnet werden, je kräftiger die Reaction der Sonnenferne gewesen.

Der

---

*) Fabricius astronom. Lustgarten.

Der Grund jener Ungleichheit, aller, mit gewissen andern in Beziehung stehenden Perioden, durch welche die Maxima von einem Male zum andern auf andre Zeiten fallen, wurde darinne gefunden, daſs, wenn z B. in dem einen Jahr eben das Maximum der Action mit dem passivsten Punkt des Planeten, in jenem Moment wo derselbe seinem Centralkörper am meisten untergeordnet ist, zusammenträfe, hierdurch eine mehr als gewöhnlich starke Reaction erzeugt würde, welche die Basis von dem höhern Gegensatz mehr unabhängig macht. Es wird nun der letztere die selbstständiger gewordne Basis in dem nächsten Moment seiner höchsten Action minder erregbar finden (es wird nicht mehr der erregbarste Punkt derselben mit dem activsten des Centralkörpers zusammentreffen,) bis eben aus jener Passivität, welche von der Rückwirkung der Basis entstanden, der positive Gegensatz die Fähigkeit einer höhern Action erhalten, und in demselben Maas die Abhängigkeit der Basis von ihm von neuem, bis zu jenem höchsten Punkt zunimmt.

Ein solches Verhältniſs findet auch bey den ungleichen Tagen der Krankheiten Statt. Wir könnten den Kreislauf der lebendigen Kräfte in ihnen, mit einer in hohem Grade eccentrischen Ellipse vergleichen. Es ist an dem einem Tag die Action des höhern Gegensatzes, an dem andern die Reaction der Basis überwiegend. Wir müssen, bey den meisten Fiebern, welche in den Assimilationsorganen ihren Grund zu haben scheinen, jenem Tag eine überwiegende Reaction der Basis zuschreiben, wo das Fieber sich verstärkt, weil, vermöge jenes natürlichen Gegensatzes, in welchem Magen und Blutgefäſse sich befinden, die Reaction des erstern dann am stärksten ist, wenn die der letzten ihr Minimum erreicht hat.

Je mehr die Reaction an Heftigkeit zunimmt, desto mehr scheint die ihr begegnende Action des Nervensystems an (relativer) Stärke abzunehmen. Wir sehen deshalb jene heftigen Paroxysmen, welche von einer eben so energischen Rückwirkung der kranken Theile zeugen, nur einen sehr kurzen Moment anhalten, weil in dem ungleichen Kampfe mit dem viel stärkeren Gegner die Action des Nervensystems schnell überwunden wird. Wo diese in Krankheiten auf ihrem Minimo noch etwas stärker ist, dauert auch der Kampf länger.

Je heftiger der Anfall war, eine desto schwächere Action des Nervensystems hätte er vorgefunden. Wir sehen ihn alsdann auch erst in einer um so längern Zeit zurückkehren, (wie immer ein längerer Schlummer auf eine stärkere Anstrengung erfolgt). Denn es ist die fieberfreye Zwischenzeit bestimmt, daſs während derselben die Unabhängigkeit der zurückwirkenden Theile, durch die Action des Nervensystems wieder aufgehoben werde, daſs diese von neuem dem höheren Gegensatz untergeordnet werden. Diese neue Unterwerfung wird desto eher und leichter möglich seyn, je unvollkommner der Sieg der Basis über das in ihr Schaffende gewesen, je entschiedener und kräftiger der Widerstand den sie gefunden. Der noch hinlänglich starke höhere Gegensatz, wird die untergeordneten Theile in kurzer Zeit wieder in ihr Perihelium zurückführen, und so auch in Kurzem eine neue Zurückwirkung derselben nöthig machen.

Wir sehen jene Umläufe, welche von einem Wechsel der Action des Nervensystems und der Zurückwirkung des Basischen entstehen, in anhaltenden Fiebern, und am meisten in der Zeit wo ihnen das Leben ganz unterliegt, verschwinden. Es scheint alsdann, bey immer heftiger

heftiger werdender Reaction, welche zugleich seine innere Lebensempfänglichkeit erhöht, in dem höhern Gegensatz der Sinn für den, unserm jetzigen Daseyn angemessenen, Lebenseinfluſs seinem Verlöschen nahe, und schon der neue, für das Ideal eines höhern Daseyns vorbereitet zu werden. Die fast unterlegne Action des Nervensystems vermag auf die Aufforderung der abtrünnig gewordnen Basis nicht mehr, oder nur schwach zu antworten. Die kurze Wiedereinsetzung des Nervensystems, während welcher sich in den fieberfreyen Zeiten der Aufruhr der Theile wieder in etwas zur Ruhe gegeben, wird zuletzt von der heftiger empörten Basis nicht mehr verstattet. Endlich entreiſst sich diese, in dem Augenblick des Todes, der bisherigen Herrschaft des höheren Gegensatzes gänzlich, und schöpft, selbstständig geworden, und an die Stelle des vorhin in ihr Schaffenden getreten, die Kräfte zu jenem neuen Werk, welches jetzt von ihr begonnen wird, unmittelbar aus einem höhern Einfluſs.

Endlich sehen wir die meisten Fieber glücklich endigen, nachdem sie irgend eine kritische Ausleerung hervorgebracht haben. Die langwierigsten und gefährlichsten Krankheiten, finden wir, bloſs durch ein kleines Geschwür das irgendwo entstanden, heilen, es sey daſs dasselbe durch die Krankheit, oder durch einen äuſsern Zufall erzeugt worden. Denn so hat man nach Rega bey einem Jüngling, den ein langwieriges und keinem Mittel weichendes Fieber, Monate lang hart angegriffen, dieses plötzlich weichen sehen, als man eine Geschwulst am Hinterkopf, durch einen Fall entstanden, öffnete. Eine kleine Geschwulst der Hoden, oder der Drüsen, pflegt mit einem Male die hartnäckigsten Wechselfieber ohne Rückfall zu vertreiben, und es wird überhaupt dafür gehalten, daſs kein Wechselfieber auf die gewöhnliche Weise, auch durch

China

China zu heilen sey, ohne daſs irgend eine kritische Ausleerung vorhergegangen *).

Man hat allerdings Fieber, zuweilen selbst sehr allgemein verbreitete, ohne Krisen endigen sehen, und einen solchen Ausgang der Krankheit, ohne eigentliche kritische Ausleerungen, haben Sydenham, Bianchi, Home, Villars, Granz und Ludwig beobachtet. Es sind fast immer anhaltende gewesen, und ein groſser Theil eben so wie die des Granz von der Natur der Faulfieber. Freylich ist zu fragen, ob man auch immer auf eine (nach Albertin sehr zu berücksichtigende) Weise der kritischen Ausleerung, durch die Ausdünstung, aufmerksam gewesen.

Fieber ohne Krisen, sind bey sonst regelmäſsigen Verlauf selten, und nach Testas Zeugniſs sehr zu Rückfällen geneigt.

Gewöhnlich sind es eben die kritischen Ausleerungen, welche durch die Wechselwirkung der kritischen Tage erzeugt werden, und es führt in der Regel jede Reaction der untergeordneten Theile, welche stark genug ist, daſs sie dem Auge in der Abwechselung der Tage merklich wird, eine solche herbey. Wir sehen deshalb auch nachlassende Fieber weit öfter in regelmäſsigen Krisen endigen, als anhaltende.

Jene Stoffe aber, welche durch die Krisen erzeugt werden, kommen ganz mit jenen überein, die in dem Proceſs der Verdauung, der Zeugung und Verwesung entstehen, und welche sämmtlich Annäherungen an den ursprünglichen Zustand der Lebensempfänglichkeit aller Dinge, an die prima materia sind. Wir sehen diese Substanz, die sich zuweilen als Eyter, oder sonst ein krank-

---

*) Albertin.

hafter Auswurfsstoff, welcher oftmals ganz den Charakter der Verwesung trägt, zuweilen als Same, oder in den Produkten der Verdauung als Milchsaft zeigt, welcher aber in dem gesunden und natürlichen Zustand des Lebens am reinsten im Gehirn vorhanden ist, bey jeder starken Reaction der Theile hervorgehen. Als eine solche, welche von dem Magen auf das Gehirn gehet, haben wir die Zeit der Verdauung und Bereitung des Milchsaftes erkannt, und etwas ähnliches in dem Moment der Zeugung gefunden, während zugleich die Geschlechtstheile auch im natürlichen Zustand am meisten von der drey- und siebentägigen Periode abhängen (Blutflüsse bey Männern dauern fast immer 3 Tage u. s. w.) *).

Wunden, welche in Eyterung übergehen, sind in Hinsicht der Veränderungen, welche sie im Organismus hervorbringen, ganz vorzüglich an kritische Tage gebunden **), und wir sehen auch die Metastasen, die z. B. bey Verletzungen des Gehirns auf andre Theile geschehen, meist an kritischen Tagen erfolgen.

Es geschieht die Bereitung der prima materia überall in den höchsten Momenten der Zurückwirkung des Basischen. Es muſs sich nämlich in diesen Augenblicken, je höher die Lebenswirkung der Theile ist, um so mehr, das Material in welchem jene Organe wirken, zu ihnen vollkommen passiv, als reine Lebensempfänglichkeit verhalten, und wir haben ein sicheres Maas für die positive Action der alsdann eben wirksamen Theile, an dem Grade, in welchem sich das Material negativ, als prima materia

zu

---

*) Bey Testa viele Fälle.

**) Schon nach Hippocrates unter den Neueren aber nach Berengar, Paraeus, Hildanus, Pott bey Testa.

zu ihnen verhält, indem die Positivität des einen Gegensatzes eine eben so hohe Negativität des andern voraussetzt.

Die Vollendung des Materials zur prima materia, wo sie durch die Krisen der Krankheiten, oder in andern höchsten Momenten der Reaction der Basis bewirkt wird, giebt uns zu erkennen: daſs die eigenthümliche Lebenswirkung der untergeordneten Theile nun ihren höchsten Gipfel erreicht habe, jenseit welchem sie nicht mehr zu, sondern vielmehr wieder abnehmen muſs. Denn das zur prima materia gewordne Material, wird nun ausgeworfen, wie von einem gleichartig activen Körper ein andrer gleichartiger abgestoſsen wird. Es vermag das Organ, von welchem die Aussonderung geschieht, jene Substanz, die ihm bisher als Basis untergeordnet gewesen, zuletzt nicht mehr zu beherrschen, nicht mehr an sich zu behalten, wenn dasselbe, von der Thätigkeit der Basis selber zur höchsten Vollendung gekommen, weil zugleich von jenem Augenblick an, wo seine Reaction den höchstmöglichen Gipfel erreicht, und wo eben deshalb der Einfluſs des höheren Gegensatzes gänzlich aufgehört hat, belebend auf dasselbe zu wirken, das eigenthümliche Leben in ihm, das allein ein Werk des höhern Gegensatzes ist, sich wieder vermindert. Es tritt nun, nach dem gewöhnlichen, oft erwähnten Gesetz, eine Zurückwirkung des Materials auf die Basis ein, welche jenes von der letztern unabhängig, und hierdurch seine Trennung und Absonderung von ihr nöthig macht.

Es geschieht deshalb die kritische Ausleerung, wie alle andre Aussonderungen, auch des gesunden Körpers, nach demselben Gesetz, nach welchem die Umläufe der Planeten, und überhaupt der Wechsel von Action und

Reaction

Reaction erfolgt. Es tritt die Genesung ein, bald nach der kritischen Ausleerung, eben so wie der Planet, sobald einmal der höchste Punkt der Reaction in der Sonnenferne erreicht ist, unausbleiblich nach der Sonnennähe zurücke muſs. Die abnorme Reaction der Theile kann, nachdem einmal die reife und vollendete Krisis erreicht ist, nicht mehr zunehmen, denn es zeigt eben diese, durch die schon eintretende Zurückwirkung des Materials, daſs der höchste Gipfel der Lebenswirkung der Basis erreicht, und daſs diese schon wieder im Abnehmen sey. Die Zurückwirkung des Materials macht die Basis von neuem passiv, der höhere Einfluſs kann kräftiger auf sie wirken, und hierdurch wieder ganz in sein altes Recht eintreten. Es erfolgt Genesung.

Der Wechsel der kritischen Tage, ist mit den kleineren Perioden einer stärkern und schwächern Action oder Reaction zu vergleichen, welche während eines ganzen gröſsern Umlaufs im Planetensystem eintreten. Ja wir sehen die Zahlen der zunehmenden Reaction in Krankheiten nach demselben Gesetz, in derselben Progression wachsen, als im Planetensystem.

Daſs die Zeiträume zwischen den kritischen Tagen in einer wirklichen geometrischen Progression zunehmen, davon lieſsen sich, wenn es nöthig wäre, hunderte von Beispielen anführen. Wir müssen, ganz natürlich, bey jedem neuen Glied, so lange die Krankheit als dieselbe besteht, wieder von dem ersten Tage an rechnen, eben so, wie wir im Planetensystem, wo die geometrische Progression in den Entfernungen nachgewiesen worden, jedesmal wieder von der Oberfläche der Sonne an, bis zu jedem neuen Glied rechneten.

Wenn wir zuerst auf jene Fälle einer in rein geometrischer Progression zunehmender Zahl der kritischen Zeit-

räume

in Krankheiten Rücksicht nehmen, welche uns in den Büchern des Hippocrates behalten worden, so sind unter andern folgende von ihnen ausgezeichnet:

Der Hirnwüthige und Calvus zu Larissa starben, Perikles zu Abdera genaſs, am vierten Tag. Bey allen dreyen waren die Anfälle am zweyten Tag am stärksten. Bey Hermocrat brach sich die Krankheit gegen den 14ten Tag, sie machte aber drey Tage darauf einen neuen Anfall, und endigte am 27sten (also fast 2 mal 14) mit dem Tode. Die Krankheit der Hirnwüthigen, die sich bey den Meisten gegen den 11ten Tag entschieden, dauerte bey andern bis zum 20sten. Bey vielen war gegen den 11ten Tag Krisis erfolgt, es kam aber drey Tage nachher ein Rückfall, und die Genesung erfolgte am 20sten. Der Mann zu Chalcedon, bey welchem sich erst gegen den 40sten Tag kritische Geschwülste der Parotiden eingefunden, scheint auch am 20sten Krise gehabt zu haben. Die Ruhr, wenn sie über den 20sten Tag noch fort dauert, endet gewöhnlich am 40sten Tag, eben so halten Augenkrankheiten einen Verlauf von 20 bis 40 Tagen. Dreytägige Fieber brechen sich zwar auch schon am 20sten, meist aber am 40sten oder 80sten Tag, (also 20 — 40 — 80). Es entsprach in andern Fällen der 30ste Tag dem 60sten, und es brach sich die Krankheit, wenn sich am 20sten Tag ein heftiger Frost eingefunden, gegen den 40sten, wenn derselbe am 29sten und 30sten Tag gekommen war, gegen den 60sten. Kleonactid hatte am 30sten und 40sten Tage Krisen gehabt. Am 70sten, also wieder 10 Tage vor dem 80sten, fand sich eine neue, endlich am 80sten die letzte Krise ein, durch welche sich die Krankheit entschied. Meton warf am 40sten Tag Eyter aus, was hernach fast bis zum 80sten fortdauerte (76). Der Kranke aus Paros zu Thassus, der am 120sten Tage starb,

starb, scheint am 60sten Tag einen Rückfall gehabt zu haben. Ja, wir dürfen nicht einmal in den Hippokratischen Büchern so weit gehen, wenn wir jene geometrische Progression in ihrem Beginnen nachweisen wollen, wir dürfen nur die Geschichte des vierzehnten Tages lesen. Es bezog sich derselbe meist auf Krisen des siebenten Tages, u. s. w.

Auch die Bücher der Neueren sind von ähnlichen Beyspielen voll. Jene Fieber, welche 1652 in der Gegend von Dijon herrschten, endigten bey Einigen, welche Medicin genommen hatten, schon am zehnten, bey denen, die der Krankheit freyen Lauf lieſsen, meist erst gegen den zwanzigsten Tag *). In dem bösartigen Fieber zu Presburg fand sich am zehnten Tag Delirium ein, und es bedeckte sich zugleich der ganze Leib mit Flecken, diese verschwanden wieder um den zwanzigsten Tag **). Gastrische Fieber, wenn sie über den vierzehnten Tag hinausdauern, brechen sich gegen den zwanzigsten, oder vierzigsten, oder achtzigsten (also 20 — 40 — 80 ***). In dem schleichenden Fieber, wie in dem von Manningham beschriebenen, welche mit dem Verlauf des vierzigsten Tages zu enden pflegten, scheint auch der zwanzigste Tag vorzüglich ausgezeichnet. Abscesse gehen am zwanzigsten und vierzigsten, oder am dreyſsigsten und sechzigsten Tage auf, und es scheinen sich diese Tage zu entsprechen. Die Veränderungen, welche bey Kopfwunden im Sommer schon am siebenten Tag erfolgen, zeigen sich im Winter erst am vierzehnten †).

Bey

---

*) Marchant bey Aymen.

**) Raiger bey Aymen.

***) S. bey Testa.

†) Berengar.

Bey Menschen, welche um das 35ste Jahr oder nach ihm eine schwere Krankheit überstanden, bleibt nachher der Tod meist bis zur doppelten Zahl der Jahre (bis zum 70sten oder darüber) aus.

Zuweilen, wenn von einem vorzüglich wichtigen kritischen Moment an, die Krankheit eine ganz neue Gestalt angenommen, müssen wir von diesem Tage an, wie von dem ersten zählen, und von diesem an die doppelte Zahl ganz voll machen. So, um nur ein Beyspiel zu geben, verfiel jener Jüngling bey Panarolus, der am vierzehnten Tag von einem Tertianfieber geheilt war, in eine Cholera, die nach etwas mehr als 2 mal 14 Tagen, von dem vierzehnten an gezählt, mithin nach dem 42sten *) vom Anfang der Krankheit gerechnet, mit dem Tode endete.

Wir finden eine reinere geometrische Progression vorzüglich nach dem zwanzigsten Tag merklich, eben so wie im Planetensystem die entferntesten Glieder immer näher das Doppelte der Distanz von der des vorigen sind, indem die Addition des gemeinschaftlichen Materials immer unmerklicher wird. Wenn deshalb in den Hippocratischen Büchern noch der eilfte und zwanzigste Tag, der 29ste und 60ste in Beziehung stehen, so sehen wir in dem 40sten, 80sten und 120sten desto genauer das Doppelte des 20sten, 40sten, 60sten.

Wie in den Entfernungen der diesseitigen Planeten die hinzugefügte Summe der Distanz des Mercur am merklichsten ist, und ihnen das Verhältniſs von 4 — 7 — 10 — 16 u. s. w. giebt, so ist auch in den ersten Gliedern der Reihen kritischer Tage dasselbe merklich, und wir finden die

---

*) Eigentlich am 45sten. Die Cholera hatte nicht gleich mit dem vierzehnten begonnen.

die eine Reihe, welche wir für die vorzüglichste halten, als 1—4—7—13 (14). Es scheint die Stelle dieser Reihe in andren Krankheiten, oder zuweilen in derselben Constitution bey andren (schwächeren) Individuen eine andre zu vertreten, 1—3—5—9—17, welche wir in den Hippocratischen Geschichten schon nachgewiesen haben, (bey denen, wo die Krankheit mit dem 17ten Tag endigte, war meist am fünften Tag eine starke Krisis eingetreten, welche die Krankheit gebrochen, und dieser Tag hatte bey ihnen die Stelle des siebenten vertreten *). Fieber, welche diese Reihe befolgen, endigen meist am 17ten oder 19ten Tag. Denn es geschieht, daſs, vielleicht wenn die Krankheit am ersten Tag nur noch fast unmerklich gewesen, das zunehmende Uebel von dem dritten Tag als seinem ersten Gliede zählt, vielleicht weil wirklich erst am dritten Tag in der Natur des Kranken jene bestimmte Reaction gerade dieses einen Organs (es vertreten in den ersten Tagen andre seine Funktion) eingetreten war, welche zuletzt in den Krisen die Krankheit zu ihrer Blüthe bringt, und welche diese während ihres ganzen Verlaufs charakterisirt. Hierauf tritt als zweytes Glied zu dem dritten Tag, ein schon in der Natur unsres Organismus ausgezeichneter, der siebente, als drittes der eilfte, endlich als viertes der neunzehnte (zwanzigste), nämlich jener als 3 + 2 mal 4, dieser als 3 + 4 mal 4 hinzu.

Wir erkennen wahrlich diese Reihe in den Geschichten der Krankheiten deutlich genug, und finden schon in den Hippocratischen Büchern den eilften Tag bey fast allen denen Kranken als einen ausgezeichnet kritischen (als *dies decretorius*, nicht als *index* des vierzehnten), bey welchem sich das Uebel am zwanzigsten entschied.

Endlich

---

*) Epidem. I. S. V. stat. 3.

Endlich tritt der kranke Organismus, wenn die erste zwanzigtägige Periode erreicht worden, in den Gang jenes natürlichsten Zeitmaaſses der Erde ein, welches bey allen irdischen Naturen mächtiger scheint, als das der siebentägigen Periode (die letztre bezieht sich auf das Verhältniſs der Dauer eines Erdentages zu der eines Sonnentages, mithin auf die kleineren, untergeordneten Momente einer stärkeren oder schwächeren Reaction, die 20tägige auf das Verhältniſs eines Erdenjahres, oder auf das Maximum der Reaction der Erde, und jenes der Action der Sonne, die erste Periode bezieht sich auf den Gegensatz von Ost und West, die letztere auf den der Pole), und von nun an sehen wir in chronischen Krankheiten meist nur den 40sten, 80sten und vielleicht auch den 160sten ausgezeichnet.

Die Ansichten mögen sich ändern, das Daseyn solcher Reihen in den Zeit- und Raumverhältnissen des Organischen wird nicht können geläugnet werden. Sie entstehen aus demselben Grund, wie die geometrische Progression der Entfernungen im Planetensystem. Die Action des Nervensystems, welche in der Zeit der Remissionen dem ersten Moment der Reaction des kranken Organs nachfolgt, ist dem Grade der letzteren angemessen, und wirkt in dem leidenden Theile schon an sich wieder eine eben so starke Reaction, als die erste gewesen. Nun ist aber auch schon in dem Organ, welches erst in der Krisis jenes Maximum erreicht, jenseit welchem seine Action wieder abnehmen muſs, die Fähigkeit vorhanden, wieder zu einer eben so starken Reaction als die erste war, mithin wächst diese Fähigkeit durch die Action des Nervensystems auf das Doppelte. Denn daſs die Reaction am siebenten Tag das Doppelte war, von der am vierten, erkennen

kennen wir daraus, daſs sie eine doppelt so lange Action zur Folge hat. Zwischen dem vierten und siebenten Tag sind 3, zwischen dem siebenten und dreyzehnten (oder Anfang des vierzehnten) 6 u. s. w.

Wir müssen ganz natürlich jedesmal die 1, von welcher die Reihe ausgegangen, hinzufügen, besonders bey den ersten Gliedern, wo die Anfälle meistens schwächer sind, und den gröſsten Theil eines Tages einnehmen, während sie dann, wenn sie weiter auseinander rücken und zugleich heftiger werden, auf wenige Stunden beschränkt sind, so daſs man gleich wieder den letzten Tag des vorhergehenden, in dessen Mitte vielleicht schon wieder Remission erfolgte, als den ersten des nächsten Gliedes zählen kann. Diese neu hinzugefügte 1 bezeichnet jedesmal den von neuem eingetretenen Moment der Reaction.

Es ist gewiſs, daſs der Grad, in welchem das zurückwirkende Organ sich der Herrschaft des höheren entzieht, von einem kritischen Moment zum andren, in quadratischem Verhältniſs wachsen müsse, (wie die Befreyung von der Schwere gegen den Centralkörper in quadratischem Verhältniſs der Entfernung von ihnen — mithin der Reaction — zunimmt). Denn wenn z. B. an dem vorhergehenden kritischen Tag sich die Stärke der Reaction zu der der Action des Nervensystems verhalten wie 6 zu 1, was sich dadurch zu erkennen gab, daſs die Reaction eines einzigen kritischen Tages nur durch nachfolgende sechs der Remission aufgewogen werden konnte, so hat der neu eintretende Moment der Reaction in der Zeit seiner heftigsten Wirksamkeit einen sechs mal geringeren Widerstand zu bekämpfen, als der erste, wo die Action der Reaction noch gleich, mithin sechs mal stärker

ker war, als sie nun ist. Es trifft eine sechs mal stärkere Kraft, als die im Anfang, mit einem sechs mal schwächeren Gegner zusammen, und kann deshalb 36 mal mehr wirken *).

Doch werden wir uns hierüber, daſs die lebendigen Kräfte des Organismus im quadratischen Verhältniſs wachsen, an einem andren Ort bestimmter und klärer ausdrükken, wo wir von einem Gegenstand reden werden, an welchem sich dieses deutlicher nachweisen läſst, als an den kritischen Tagen, von der Bildung der thierischen Früchte.

Wir sehen selbst in den wenigen, bisher erwähnten Fällen jene nämlichen Gesetze, welche an den Distanzen und Raumverhältnissen im Planetensystem wahrgenommen werden, auch in den Verhältnissen der Zeit, im organischen Leben Statt finden. Und wir haben zugleich den natürlichen Grund dieser Uebereinstimmung erkannt, weil beyde auf dem Zunehmen der Reaction der untergeordneten Theile beruhen, und diese Zunahme selber überall nach demselben Gesetz erfolgen muſs.

Doch wird uns überhaupt eine noch viel innigere Uebereinstimmung der Zahlen der Raumverhältnisse mit denen der Zeiten an einem und demselben Individuo nicht befremden, wenn wir (im zweyten Band dieses Theils) das Gesetz dieser Uebereinstimmung werden gezeigt haben.

Es sey uns erlaubt, die bisherigen Untersuchungen nur mit einigen wenigen Zügen an die künftigen anzuknüpfen,

---

*) Man kann es sich so denken, als ob dieselbe Quantität von Action, die sonst auf einen einzigen Moment concentrirt war, jetzt an 6 dergleichen vertheilt sey, so daſs jeder von ihnen nur $\frac{1}{6}$ der vorhin zugemeſsnen Einwirkung empfängt.

knüpfen, und durch Zusammenstellung einiger von den Fällen, welche zum Theil schon im Vorhergehenden da gewesen, zum Theil mit ihnen in innigster Beziehung stehen, andre und tiefere Untersuchungen vorzubereiten. Wir werden uns alsdann unmittelbarer mit der organischen Natur beschäftigen können.

Die Umlaufszeiten der Erde und des Jupiter verhalten sich, wie 1:11,8, die Durchmesser beyder wie 1 zu 11,4. Zum Saturn verhält sich die Erde in Hinsicht der Umlaufszeit fast wie 1:30, die Volumina beyder fast wie $1:32^2$, zum Uranus wie 1:84 in Hinsicht der Jahre, während dieser Planet auch dem Volumen nach der Bodeschen Angabe gemäſs gegen 84 mal gröſser ist als die Erde (der Herschelschen nach jedoch 90).

Wir haben gesehen, in welcher innigen Beziehung Mercur und Mars stehen. Es verhält sich aber dieser zum Uranus in Hinsicht der Umlaufszeit, wie 1:44,5, Mercur zu demselben Planeten dem Volumen nach, fast wie 1 zum Quadrat von 44½ (die Entfernungen des Mars und Uranus sind wie 1:12,56, die Durchmesser des Mercur und Uranus wie 1:12,59). Die Umlaufszeiten der Venus und des Jupiter verhalten sich wie 1:19,28, die Volumina beyder wie 1 zu 2 mal 19,7 in der zweyten Potenz (39,42 *).

Die groſse Mondenperiode beträgt 235 Mondenmonate, (diese Zeit ist fast das Biquadrat von 19⅓ Tagen, nämlich 19 Jahre,) die weiteste Entfernung des Mondes von

---

*) Noch ein solches ohngefähres Uebereinstimmen findet sich zwischen der Entfernung des Mars im Aphelio nach Sonnenhalbmessern und der Dauer eines Erdenjahres in Tagen, so auch fast zwischen Venus und Erde. Jedoch nur sehr beyläufig.

von der Erde im Apogaeo gegen 234 Mondenhalbmesser. Die Zeit, in welcher die Erdferne des Mondes braucht, um im Vergleich mit den Nachtgleichen einmal an dem ganzen Himmel herum zu kommen, beträgt fast 110 Monate, mithin halb so viel als die mittlere Entfernung des Mondes nach Mondenhalbmessern. Die Knoten der Mondbahn legen denselben Weg in 230 Monaten zurück, was wie die erste Zahl mit dem Apogaeo des Mondes in eignen Halbmessern verwandt scheint *).

Die mittlere Entfernung der Erde von der Sonne beträgt 216,336 Sonnenhalbmesser, mithin der Durchmesser der Erdbahn 432,672, der Umfang aber, wenn wir die Eccentricität in Anschlag bringen, 1359,83. Wenn wir diese Zahl mit 19,1115, als der Quadratwurzel der Zahl der Tage in einem Erdenjahre, multipliciren, erhalten wir 25988, was sehr nahe mit der Dauer eines groſsen Sonnenjahres zu 25972, wie sie la Lande bestimmt, übereinkömmt.

Zwey mal 432,672 ist 865,344, die groſse magnetische Periode beträgt aber nach Burkhardt für Paris gegen

---

*) Die Neigung der Mondbahn, welche man bey Berechnungen der Sonnenfinsternisse durch Zirkel und Lineal anzunehmen braucht, ist 5 Grad 40 Minuten, was den 63,55sten Theil des ganzen Kreises (von 360 Grad) ausmacht. Die Entfernung des Mondes im Apogaeo beträgt 63,62 Erdhalbmesser. Merkwürdiger noch ist es, daſs, eben so wie ein Jahr über 13,2 relative Sonnentage, und fast 13,4 siderische Monate beträgt, eben so die Neigung der Erdaxe den 13,8ten Theil des ganzen Kreises (26,07 Grad) beträgt, und die Geschwindigkeit der Erde im Perihelio um den 13,58sten Theil gröſser ist als die mittlere. S. la Place.

gegen 860 Jahr, wahrscheinlich aber im Mittel für die ganze Erde 865.344, wo denn von neuem eine Uebereinstimmung der Entfernung der Erde von der Sonne, oder des Durchmessers ihrer Bahn, mithin der Raumverhältnisse unsres Planeten mit seinen Zeitverhältnissen gefunden wird. Merkwürdiger Weise ist 865 344 das Quadrat von 29.41 Jahren, was sehr nahe mit der Dauer eines tropischen Umlauſs des Saturn, jenes Planeten, der mit der Erde in der genauesten Beziehung zu stehen scheint, mit 29.42 Jahr übereinstimmt.

Endlich so haben auch die Inder bey ihren Zeitrechnungen die Zahlen 432, 864, 1296 und 1728 *) zu Grunde gelegt, und hiermit gezeigt, daſs sie ihre Berechnungen wahrlich nicht nach eigner Willkühr zusammengesetzt, sondern aus dem natürlichen Verhältniſs der Erde zur Sonne genommen hatten. Dieses Volk legt noch jetzt bey Berechnung der Sonnen- und Mondfinsternisse jene Zahlen, deren erstes Glied wie schon erinnert, der Durchmesser der Erdbahn in Sonnenhalbmessern, oder der der Mondbahn (nach der Brissonschen Angabe) in Mondhalbmessern ist, zu Grunde, und die Weise ihrer Rechnung scheint uns Aufschlüsse zu versprechen, welche gewiſs alle die, welche noch bey gesunder Empfänglichkeit sind, überzeugen müssen, daſs die Inder ihre Zeitrechnung wirklich aus der Naturgeschichte der Erde genommen haben.

Doch ich schweige hierüber billig, denn was ich sagen könnte, wäre nicht mein, sondern eines Andren Eigenthum.

Denn diese unsre Untersuchungen werden sich glücklich preisen, wenn sie dem erhabenen und würdigen Werk

eines

---

*) 864 ist 2 mal, 1296, 3 mal, 1728, 4 mal 432.

eines Freundes, das ihnen nachfolgen wird, zu einiger geringen Vorbereitung gedient haben. Ihn hat, einen Eingeweihten in die ächte Geognosie, die Weisheit der alten Inder tiefere Blicke in die Geschichte unsres Geschlechts und unsres Planeten thun lassen, als allen Vorgängern, so viel ihrer bekannt sind, vergönnt waren.

Es ist unsrer Zeit vorbehalten gewesen, ein Werk zu sehen, welches denen, die hierzu reif sind, ein Schlüssel der Vergangenheit und Zukunft seyn kann, und welches eine Ehrfurcht vor der Geschichte unsres Geschlechts und der Natur lehrt; welches uns ein Ideal für diese Wissenschaften wieder giebt, das dem letzten Jahrtausend fast gänzlich fremd gewesen scheint. Wir leben Alle der Zuversicht eines neuen Morgens, welcher, wenn Viele, über die irre Verachtung der Erfahrung erhaben, hierin mitwirken, unserm Geschlecht aufgehen wird. Die Zeit scheint von mehreren Seiten zu ihm reif, und man sieht mit Erstaunen das, was die Geschichte Indiens lehren wird, von dem gröſsten Physiker unsrer Zeit, aus ganz andren Gründen an dem Schluſs des letzten Bandes seiner Beyträge, noch mehr aber in seiner erhabenen, von Wenigen verstandenen Rede (Die Physik als Kunst, am Stiftungsfest der königlich baierschen Academie d. W. am 28sten März 1806) prophetisch vorher verkündet. Wir freuen uns, in solcher Zeit geboren zu seyn, selig, wenn alle unsre Kräfte und Alles was unser, dem Einem Bewuſstseyn aufgeopfert sind, an Solchem Werk auch das unsrige gethan zu haben.

Unser Freund, C. v. Raumer, denn von seinem Werk ist die Rede, wird unter andren beweisen, daſs die Lehre von den Zahlen, und überhaupt die rechte und ursprüngliche Mathematik, die älteste und einzige unsrem Ge-

Geschlecht angeborne Wissenschaft sey. Auch anjetzt müsse (unsre eigne Erfahrung hat uns bestätigt wie nöthig es sey) vor Allen der Naturwissenschaft ihre Seele, die alte und ächte Zahlenlehre, wiedergegeben werden.

Man möge das, was wir hierin für das Organische zu thun gedenken, nicht nach dem Wenigen und Unvollendeten beurtheilen, was wir eben über seine Zahlenverhältnisse beyläufig erwähnt haben. Wir werden hierbey nicht stehen bleiben, und in der Folge die Erwartungen, welche bey Einigen erregt sind, zur Genüge erfüllen.

Man wird endlich, ohne daſs hierbey ein alter und zu Nichts führender Streit erneuert wird, einsehen, daſs alle Verschiedenheit in der Natur ursprünglich blos quantitativ, nicht qualitativ sey, und wenn die jetzige Mathematik wird zur ersten Einfalt zurückgekehrt seyn, wird die Zahlenlehre abermals, wie in den Zeiten des Orients, die Wissenschaft der Wissenschaften werden.

Alsdann, wenn dem Auge der Irrthum der Qualitäten verschwunden, wird die Naturlehre mit der Religion wieder Eins werden, denn es wird erkannt: daſs in Allem Leben nur Eine Ursache sey.

Die Irreligiosität in der Naturlehre, alle atomistischen und mechanischen Ansichten, sind unsrem armen Geschlecht zum Theil aus dem Irrthum des qualitativen Unterschieds gekommen, und gerade die jetzige Mathematik, welche nicht ein Schatten der alten ist, veranlaſst am leichtesten zu diesem Irrthum. Hiervon künftig mehr.

Es sind alle Dinge aus Einer Ursache, und nach Einem ewigen Gesetz sind Alle Wesen aus Gott her. Dieses Gesetz wird dem menschlichen Sinn durch die Lehre von der Harmonie und Bedeutung der Zahlen am leichtesten begreiflich gemacht.

Eine solche Rücksicht pflegt uns vor dem einfältigen und treuen Studio der Zahlenlehre in der ganzen Natur aus der Erfahrung, nicht aus dem dürftigen Spiel eigner Meynungen, eine fromme und unverstellte Ehrfurcht einzuflöſsen.

3) *Von jener Aufeinanderfolge, in welcher die einzelnen Theile eines organischen Ganzen während des ganzen Lebens entwicklet werden.*

Es ist uns nun für unsre diesmalige Absicht vornehmlich nur noch Eine Arbeit übrig geblieben; zu zeigen, auf welche Weise sich der ganze Umlauf eines organischen Lebens vollende, und von dem Alter unsrer Welt, von jenem vielleicht Millionenjährigen Umlauf, welchem selbst das Daseyn der Weltsysteme unterworfen, Einiges hinzuzufügen.

Wenn wir im Vorhergehenden, als ein dem Organischen Leben nothwendiges Gesetz, darstellten, daſs die einzelnen Momente der Wechselwirkung lebendiger Kräfte, z. B. die Anfälle in Krankheiten, desto seltener und nach desto längeren Zwischenräumen wiederkehrten, je heftiger sie gewesen; so wurde noch nicht erwähnt, wie sich die Krankheiten mit gelinderen, längeren und öfter zurückkehrenden Paroxysmen in Hinsicht der allgemeinen Dauer zu jenen verhielten, deren stärkere Anfälle nach längeren Zwischenräumen geschahen.

Wir sehen die eintägigen Fieber, welche die längsten Anfälle machen, und den Kranken eine kaum merkliche Nachlassung gönnen, im Ganzen genommen am kürzesten dauern. Schon etwas länger halten die dreytägigen Fieber an, und in den gewöhnlichsten Fällen pflegt sich die Genesung wenigstens bis an die dritte Woche zu verziehen, sehr häufig aber auch länger. Endlich übertreffen die viertägigen Fieber, deren Anfälle die heftigsten, deren einzelne Umläufe von der längsten Dauer sind, alle andre an allgemeiner hartnäckiger Ausdauer, und sie lassen, unsrer Mittel spottend, oft halbe oder ganze Jahre bis zur Genesung vergehen.

Weil die heftigen Anfälle der letzteren im Ganzen genommen von so kurzer Dauer sind, daſs eine groſse Anzahl derselben, wenn sie zusammengesetzt wäre, kaum die Zeit, welche von einem ein- oder dreytägigen Fieber gehalten wird, ausfüllen würde, behauptet Sydenham, müſsten sie im Allgemeinen desto länger dauern, weil jede Krisis bis zu ihrer Reife eine gewisse, bestimmte Zeit erfodre, welche bey allen Arten von Fiebern von gemeinschaftlicher Länge sey. Jene längere Zwischenzeit, welche zwischen den Anfällen verstreicht, deutet uns aber, nach dem Vorhergehenden, an, daſs die Reaction der untergeordneten Theile, welche die Anfälle verursacht, stärker sey, die Heftigkeit und kurze Dauer der einzelnen Paroxysmen: daſs die Action des Nervensystems, dem ungleich stärkeren Gegner nur einen schwachen Widerstand entgegensetzen könne, und von ihm schnell und kräftig überwunden werde.

Wir sehen eine solche kräftigere und energischere Reaction ihr Maximum später erreichen, eine viel längere Zeit zu ihrer höchsten Vollendung brauchen, wie in der

ganzen

ganzen Natur das Zarte und Schwächliche viel früher reift und zur Vollendung geht, als Dinge von einer starken und kräftigen Individualität. Dieses wird von den zarten und jungen, oder von kranken Bäumen an, welche im Frühling eher zur Blüthe getrieben werden als die starken und gesunden, bis hinauf zu dem Menschen, wo die Schwächlinge früher mannbar, ein geringer Witz viel eher reif wird, so allgemein bestätigt gefunden, daſs wir es für überflüſsig halten, weiter davon zu reden. (Es muſs jedoch hierbey, aus Gründen, die im letzten Abschnitt des ersten Theils erwähnt sind, nur auf Dinge Einer Art, und von gleichartigen Streben und Anlagen, gesehen werden.)

Es ist ein energischerer Gegensatz schon an sich von dem in ihm Schaffenden unabhängiger; denn er ist diesem gleichartiger, empfängt gleich ihm das Leben unmittelbarer aus jenem höheren Einfluſs, durch welchen der positive Gegensatz ist, als eine andre schwächere Basis. Deshalb wird erst, auf die schon angeführte Weise, durch eine viel stärkere Reaction, das neue Bedürfniſs des höheren Gegensatzes erzeugt, und die basischen Organe, je stärker die Reactionskraft schon ursprünglich in ihnen gewesen, sind einer um so länger ausdauernden Rückwirkung fähig, vermöge jener Unabhängigkeit von dem höheren Gegensatz.

Wir sehen im organischen Leben die Bewegungen des Herzens am allerersten aufleben, und dieses Organ dauert zuletzt am längsten mit uns aus, wenn die andren alle schon zur Ruhe giengen.

Es erwacht zunächst nach jenem magnetischen Gegensatz des Lebens, der Sinn für das Licht, der Phosphor, in uns. Wir haben ihn auch am Ende des Lebens, in der zweyten Periode unsres irdischen Daseyns, in der Verwesung, zuerst erscheinen sehen. Das Auge wird überall zuerst entwickelt, nächst ihm die andren Sinnen, und wir finden diese Organe in dem neugebornen Kinde nicht allein vor allen andren ausgebildet, sondern wir greifen auch zuerst mit den Sinnen in das Leben der äuſseren Welt thätig ein.

Diese Organe pflegen sich am frühesten zu vollenden, und wir sehen den Sinn des Gehörs, des Gesichts und Geruchs, um die Periode des Mannbarwerdens oder in der Mitte des Jünglingsalters in ihrer höchsten Blüthe, und zur höchsten Schärfe ausgebildet. Es pflegt, wenn auch unmerklich, das Auge jenseit dieser Zeit z. B. an Weitsichtigkeit meist schon wieder etwas abzunehmen *), und Geschmack und Geruch sind offenbar in der Zeit der frühesten Jugend weit schärfer, als im männlichen Alter.

In jener Zeit, wo die Sinne schon das Maximum ihrer Lebenswirkung erreicht haben, fangen erst die Respirationsorgane zugleich mit den Organen der Zeugung an, sich kräftiger auszubilden, die Brust-Höhle erweitert sich, es entwickelt sich in den Zeugungstheilen das natürliche Vermögen, und auch der Magen fängt um diese Zeit erst an etwas stärker zu werden. Wir erfreuen uns einer kräftigeren Verdauungskraft vorzüglich im vierten Jahrzehend des Lebens, und um diese Zeit endigen sich meist alle die Beschwerden, welche ein jüngeres Alter von dem Magen aus erduldet. Die Geschlechtstheile, an dem einem Extrem, werden wir hiervon eine blos scheinbare Aus-

---

*) Aus derselben Ursache geschieht bey einigen Kurzsichtigen das Gegentheil. Die zu hohe Energie, welche jenen Sinn empfindlicher machte, vermindert sich mit den Jahren.

Ausnahme machen sehen. Es erreichen dieselben bey kräftigen männlichen Naturen etwas später als das Verdauungsvermögen die höchste Blüthe der inneren Kraft, und auf diesem Gipfel sehen wir sie (nach dem 1sten Theil) bey dem zärteren Geschlecht, ihre bisherige basische Natur ablegen, und sich einem selbstständigeren Zustande nähern. Der Trieb der Speisen, wie der des Geschlechts, pflegen allerdings auf dem Gipfel des Lebens mäſsiger zu werden, aber eben alsdann, wenn ihre einzelnen Umläufe länger dauern werden, ist die Energie, das selbstständige Leben der Organe, denen sie eigenthümlich sind, am höchsten. Endlich hören sie immer mehr auf, dem Lebensprincip untergeordnet zu seyn, und entziehen sich hiermit der Wechselwirkung mit dem geistigeren Organe zuletzt gänzlich.

Wir sehen die Alten, wenn die Sinnen längst stumpfer geworden, zum Verdauen der genoſsnen Speisen oft noch rüstiger als Jünglinge, und von geistigen Getränken minder leicht überreizt werden, als diese.

In jener Zeit, wo die Sinnen schon auf dem Maximo ihrer Action sind, jenseit welchem ihre Kraft nicht mehr zu wachsen vermag, fängt sich an das höhere geistige Vermögen in uns, durch welches wir schaffen, selbstständiger zu entwicklen. Die Phantasie, und in ihr das Organ für Kunst, reift an der Gränze des Jünglings- und Mannesalters, jenes höhere Vermögen, welches wir Mäſsigung und weise Ueberlegung nennen, noch später. Endlich, wenn die andren Kräfte nach einander zu ihrem höchsten Gipfel gekommen, und abgeblühet haben, wird zuletzt das Höchste in uns, der religiöse Sinn, der Sinn für das Göttliche, reif. Es ist das Herz, von den mannigfaltigen, selbst geistigeren Genüſsen, welche es gekostet,

oft

oftmals noch immer leer geblieben, und fängt an zu erkennen, daſs alle Gnüge unsres Strebens, alle Befriedigung nur in Gott sey. Wir pflegen uns alsdann, stärker geworden, leichter von den vergeblichen Bemühen des Lebens loszureiſsen, und unsren ganzen Willen, unser ganzes Vermögen in Gott zu geben.

Wenn wir bey vielen Menschen, welche ihre Kräfte nach auſsen etwas mannigfaltiger geübt haben, beobachten, in welcher Zeit der bessere Wille in ihnen von andren Bedürfniſs frey geworden; so ist dieses gewöhnlich das fünfte Jahrzehend des Lebens gewesen. Doch wäre es nicht wohlgethan, wenn wir Jünglinge das beste Glück des Lebens alsdann noch immer Zeit genug zu erreichen wähnten.

Diese spätere Zeit des Lebens ist es, wo das Herz nach auſsen ruhiger, und von Leiden und Freuden weniger bewegt wird, weil es alsdann, bey allen Besseren den rechten Ruhepunkt gefunden. Die höchste Blüthe unsres ganzen irdischen Daseyns, gelangt bey denen, wo sie sich uberhaupt entwicklet, am spätesten zur Vollendung, die Meisten aber nehmen sie noch gänzlich verschlossen mit sich hinüber. Hierinnen endlich erkennen wir die beste Frucht unsres ganzen vorherigen Daseyns, unsrer ganzen früheren Arbeit, und gehen dem Alter, welches eine solche Blüthezeit aufbewahrt, freudig entgegen.

Auf diese Weise werden die höchsten und selbstständigsten Kräfte zuletzt ausgebildet, wie überhaupt der Mensch das letzte und höchste Glied einer ganzen Reihe der organischen Schöpfung ist.

Wie in Fiebern, wenn die Reaction der leidenden Basis ihren höchsten Gipfel erstiegen hat, dieser darinnen erkannt wird, daſs die Producte der Krisis, mehr oder minder

der

der prima materia — reine Lebensempfänglichkeit — hervortreten, so zeigt sich zuletzt — im Tode — die höchste Reife der untergeordneten Organe, jenseit welchen ihre Reaction nicht mehr zu wachsen vermag, darinnen, daſs sie sich selber zur prima materia vollenden. Hierdurch ist das letzte Ende des Lebens aller einzelnen Theile, den Krisen der Krankheiten verwandt, und die letzteren sind eine partielle Verwesung. Nicht selten wird im Auge und andern Theilen (im Auge z. B. als grauer Staar) ein solcher Uebergang in den Zustand der prima materia, das Ende der bisherigen Lebenswirkung.

Für eine solche Aufeinanderfolge der einzelnen Glieder, in der Zeit ihrer Entwickelung, sprechen im Planetensystem einige andre und gröſsere Erscheinungen noch viel deutlicher, als die erwähnten Phänomene im Organischen. Und zwar nicht minder in der Bildungsgeschichte der einzelnen Weltkörper, namentlich unsres Planeten, als in der Geschichte des ganzen Planetensystems. Wir wollen von jenem zuerst reden.

Wenn wir die Körper der Urwelt, welche sich zuerst aus den Gewässern zum individuellen Daseyn gebildet haben, in Hinsicht der ihnen eigenthümlichen Vollendung, der Kristallinischen, betrachten, so finden wir im Allgemeinen die gesammte Masse der Gebirge in der Urzeit das Maximum dieser Individualität erreichen. Auch unter den Urgebirgen sehen wir die ältesten von einem am meistem kristallinischen Ansehen, die individuelle Gestalt hat sich in den späteren Gliedern, je jünger sie sind, desto unvollkommner, entwicklen können.

Es ist allerdings, bey einem neuen Anwachsen der alten Fluthen, z. B. in der Flözzeit, ein neues Maximum erreicht worden, wo wir im Vergleich mit den älteren oder

oder jüngeren Gliedern, die am meisten kristallinischen Niederschläge finden, und nach einer Seite hin sehen wir durch die Edelsteine die Individualität des Steinreichs immer zunehmen, bis endlich in der jüngsten Zeit der vollendetste Edelstein, der Demant, gefunden wird. Wir müssen jedoch diese partielle Zunahme jener eigenthümlichen Tendenz, welche, wie dies in der ganzen Natur geschieht *), in einzelnen Gliedern nach der früheren Richtung noch fortschreitet, wenn das Ganze schon längst das Maximum erreicht, und sich von ihm nach der entgegengesetzten Seite wieder entfernt hat, nicht mit der Geschichte des Ganzen verwechseln.

Im Durchschnitt sind die vollkommensten Steine aus der Klasse der erdigen Fossilien die vom Geschlecht des Kiesels, und wir finden vor allen andern Perioden die der Urzeit durch die ungeheuersten Kieselmassen charakterisirt. Wenn wir das Reich der erdigen Fossilien im engeren Sinne das Anorgische nennen, so hat dieses in dem ältesten Glied der Urzeit, welches wir kennen, oder, was nach der Meynung eines Freundes, von welcher wir an einem andren Orte reden, noch wahrscheinlicher ist, in den jetzt meist zerstörten Quarzmassen der Urzeit, sein Maximum erreicht. Wir sehen schon im Gneis das Organische durch den hie und da eingelagerten Urkalk vorausverkündet, und das Anorgische nimmt zu gleicher Zeit in jener merkwürdigen Formationssuite, welche Werner die des Thonschiefers nennt, an Vollkommenheit der kristallischen Eigenschaft, von Glied zu Gliede immer mehr ab,

so

---

*) Namentlich im Planetensystem, bey der Juno, Ceres und Pallas.

so daſs von dem alten grobkörnigen Granit, durch Gneis, Glimmerschiefer und Thonschiefer ein deutliches Verschwinden der individuellen Gestalten des Steinreichs, in dem allgemeinsten Streben der Masse, der Schwere, wahrgenommen wird. Zugleich muſs sich am Ende dieser Periode, wo das Anorgische zum ersten Male unterlegen, das Organische erhoben haben, denn wir finden gleich den Anfang der nächsten, durch Ueberreste, anjetzt nicht mehr vorhandner organischer Wesen, bezeichnet.

Wir sehen schon hier den Uebergang der Gesammtmasse in ein höheres und vollendeteres Daseyn, nach demselben Gesetz geschehen, nach welchem noch immer der Umlauf eines untergeordneten Lebens in den eines höheren übergeht. Es sind noch Ueberreste eines ungeheuren Verwesungsprocesses, welcher nach jener Zeit, wo das individuelle Daseyn des Anorgischen im Allgemeinen schon verblüht war, die Gesammtmasse ergriffen, vorhanden, und wir sehen deutlich aus dem Ende dieses Processes das anorgische Leben hervorgehn.

Die Metalle, vor den erdigen Fossilien ungemein ausgezeichnet, sind von Einigen ihrer gröſseren Schwere halber für unvollkommner gehalten worden als diese, und man hat von den Metallen, als dem unvollkommensten Anfangspunkt aller irdischen Naturen, zu den erdigen Fossilien aufwärts steigen wollen. Eine solche Meynung stimmt wenig mit der Wahrheit überein. Wir läugnen die Möglichkeit eines metallischen Anfanges auch bey dem Reich der erdigen Fossilien, das wir im engeren Sinne das Anorgische genannt haben, nicht. Dieser (metallische) Anfang ist uns jedoch unbekannt *), und wird überhaupt blos als

mög-

---

*) Zu unserer Zeit, wo einige Kenntnisse der Geognosie allgemeiner verbreitet sind, wird es unnöthig seyn, die Mey-

nung

lich zugegeben. Dagegen sind die Metalle, welche wir kennen, bekanntlich meist nach jener Zeit, in welcher die Gesammtmasse des Anorgischen das Maximum ihrer individuellen Vollendung erreicht hat, entstanden.

Die Gänge, aus denen wir groſsentheils Metalle gewinnen, sind Spalten, welche in dem zum Theil dem alten Gewässer schon entstiegenen und nun austrocknenden Gebirge entstanden, hernach durch die Niederschläge neuer Fluthen ausgefüllt sind. Jener Proceſs, dessen Ueberreste die Metalle sind, ist jedoch allgemeiner über die Oberfläche der Erde verbreitet gewesen, und er hat diese wahrscheinlich, sobald die Gewässer der Urzeit nun abgenommen, und die Zeit der höchsten Bildung des Anorgischen vorüber war, allenthalben überzogen.

Man wird in Werners Theorie der Gänge (p. 141) schon hinglänglich viele Beweise finden, daſs „von den meisten Haupt-Gang-Formazionen, schon jetzt, wo in dieser Sache noch so wenig gearbeitet ist, die ihnen entsprechenden gleichartigen Lager und Flöze entdeckt sind. So wird zu der im Vorharze, bey Strasberg und Stollberg vorkommenden Gangformazion, das gleichartige Lager im Lahnthale, zwischen Granwacke und Thonschiefer gefunden. Lager und Flöze, welche ganz die Erze der im Voigtland, dem Baireuthischen, einem Theil des Harzes und auf dem Westerwald vorkommenden Gangformazion enthalten, trifft man im Temeswarer Bannat. Eine sehr häufig in Gängen vorkommende Formazion des Brauneisensteins (die mit br. Spatheisenstein und Schwerspath) findet sich eben so häufig als Gebirgsmasse und Flöze.

Unser

---

nung, daſs die Metalle von dem Kern der Erde losgerissen, und durch die „Fluthen herauf geführt wären," zu widerlegen.

Unser sächsisches Erzgebirge ist voll von Erzlagern, deren Fossilien häufig auch auf Gängen brechen, nicht minder Schweden und Norwegen. Die meisten zugleich mit Kobald, Kupferkies u. a. führende Lagerstätten im Gömerer Comitate und der Zips in Oberungern sind Erzlager. Der Rammelsberg bey Goslar und der Schlangenberg in Sibirien, zeigen uns nebst andren, ganze Stücke Gebirgsmassen von Erzen. Schwerspath und Fluſsspath, sehr bekannte Gangsteine, finden sich, jener in Savoyen, dieser in Bayern und am Thüringer Walde, in sehr beträchtlichen Lagern u. s. f."

Es sind diese Lager und Flöze, zufällig unter neu hereinstürzenden Niederschlägen begraben, vor der Zerstörung und weiteren Vollendung bewahrt worden, und sie sind, nebst jenen, welche in die Tiefen der Gebirgsspalten versunken, von aller Gemeinschaft mit dem Licht und der Luft abgeschnitten blieben, mit jenen todten Ueberresten organischer Wesen zu vergleichen, welche in tiefen Grüften oder sonst vor allen, die Selbstzerstörung befördernden äuſsren Einflüssen bewahrt, Jahrhunderte der Verwesung getrotzt haben. Wir finden auch Versteinerungen organischer Wesen, welche die Fluthen in die Gebirgsspalten hineingeführt haben, in den Gängen *), und es sind dieselben organischen Wesen, wenn sie ein neuer Niederschlag verschlungen, in ganzen Lagern und Flözen unter den jetzigen Gebirgen begraben. Auch von ihnen ist es wahrscheinlich, daſs sie nach Verlauf der ältesten Fluth den gröſsten Theil der Erde bewohnt haben, sie sind jedoch, wo die Verwesung nicht gewaltsam von ihnen abgehalten worden, bis auf die letzten gröbsten Ueberreste zerstört, und in neue Formen übergegangen.

Die

---

*) Nach Born, Baumer, Schlotheim bey Werner.

Die Metalle sind vor der organischen Natur da gewesen. Schon die ältesten Urgebirge enthalten, wenigstens in Gängen, Erze, und das Granitgebirge ist nicht selten an Zinn, Eisen, ja silberreichen Bleyglanz, Silbergängen, Gold, und sogar einigen Arten von Kobald ziemlich reich. Die Bildung der Metalle ist für das Anorgische im engeren Sinn, ist für das Reich der Urzeit der Moment des Todes gewesen, und, gleichsam als ob mit ihm, wie im Organischen, der *Turgor vitalis* entflohen wäre, ist die dem ersten Untergang erliegende Masse, mit einer gröſseren Schwere, jenes Anscheins von Willkühr (Selbstständigkeit), der sie aus der Abhängigkeit von dem Planeten in etwas befreyt und über ihn aufrecht gehalten hatte, beraubt, in den Schoos der Mutter zurückgesunken (wie alles Lebendige im Tode schwerer wird), aus welchem sie hernach zu einem viel vollkommneren Daseyn erwacht ist.

Wir sehen die Bildung der Metalle, der Zeit nach, denselben Verlauf beobachten, welchen wir bey der Verwesung beschrieben. Wie am Anfang und am Ende der Verwesung das Brennbare und der gasartige Zustand erscheinen, so finden wir die Bildung der Metalle im Allgemeinen an ihrem Anfang und ihrem Ende in unedle (sich leicht verflüchtigende und verkalkende — brennbare —) Metalle ausgehen.

Die älteste oder doch eine der ältesten Metallformazionen ist nach **Werner** das Zinn, und nächst ihm das Molybdän und Scheel. Etwas später entstanden, wiewohl zum Theil noch sehr alt, sind der Arsenik *), Wismuth

und

---

*) Wir sehen den Arsenik häufig mit dem ältesten Metall, mit Zinnstein brechen.

und Uren, nebst Gold und Silber, Bley, Eisen, endlich Kupfer. Gold und Silber, welche vorzüglich in die Mitte der metallischen Periode zu gehören scheinen, werden in neuerer Zeit sehr sparsam, dagegen sehen wir wieder Bley, Kupfer, Eisen, Kobald, Arsenik neuerdings erscheinen, endlich in der neuesten Zeit noch Quecksilber, den meisten Kobald (ein dem Arsenik sehr nahe stehendes Metall).

In der Wernerischen Beschreibung der wichtigsten Gang-Erz-Formazionen des Freyberger Revieres, welche seiner Theorie der Gänge angefügt ist, finden wir in der allerältesten Niederlage silberhaltigen Bleyglanz, mit gemeinem Arsenikkies, schwarzer Blende, Schwefel und Kupferkies, u. a. Und zwar sind in dieser, wie in der zweyten, ihr im Alter am nächsten stehenden Formazion, die schwarze Blende (welche den Wenzelschen Metallphosphor fast unter allen Erzen nebst dem Arsenik am freyesten enthält), und der Arsenikkies, nach dem Quarz der älteste, Bleyglanz unter den genannten Erzen der jüngste Niederschlag. Wir sehen diese Verschiedenheit des Alters, und diese Aufeinanderfolge in der zweyten Formazion ungemein charakteristisch, während sie bey der ersten nur wenig merklich ist. Die zweyte Formazion enthält schon als jüngste Glieder einige Silbererze, wir sehen zugleich in ihr den Arsenikkies in nur geringer Menge, die Blende, welche in der ersten groſs und grobkörnig war, nur kleinkörnig.

Schon in der dritten und vierten Formazion ist der Arsenikkies verschwunden, endlich sehen wir erst in der zweyten Hälfte dieser Bildungsperioden, in der fünften Formazion, das gediegene Silber und Glaserz, mit Glanzkobald auftreten, in einer der letzten Formazionen aber, in der sechsten, erscheint auf einmal der Arsenik von neuem, und zwar gediegen *).

Es stehen unter allen Metallen der Arsenik und einige ihm nahe verwandte Metalle (Kobald) dem Phosphor, welcher bey jedem Prozeſs, welcher dem der Verwesung verwandt ist, hervortritt, am nächsten, die schwarze Blende ist schon beym Reiben von einem phosphorartigen Geruch. Wie in der Mitte der Verwesung die talgartigen, minder leicht oxydirbaren Substanzen erscheinen, werden in der Mitte der Metallerzeugung die gediegnen edelsten Metalle, Silber und Gold (von Platina ist das geognostische Vorkommen unbekannt) gefunden, und wie hernach endlich die letzten Ueberreste der fast verwesten Körper wieder in brennbaren Dämpfen sich verflüchtigen, endigt zuletzt auch die Erzeugung der Metalle in flüchtigen (phosphorischen) Metallen.

Wir müssen den allgemeinen Weg, welchen die Gesammtmasse genommen, nicht mit einzelnen Abweichungen desselben verwechslen. Wir haben auch die Verwesung unter verschiednen äuſseren Umständen einen sehr verschiednen Gang nehmen sehen. Die Blätter im Herbst ent-

---

*) Sehr merkwürdig ist die Beobachtung, die ich aus dem Munde eines vortrefflichen Geognosten, des Hrn. Bar. v. Herder habe, daſs die Eisensteingänge unsres Erzgebirges sich durchaus der magnetischen Richtungslinie von Nord nach Süd am meisten nähern, nächst ihnen die, welche viel Nickel enthalten, daſs man aber diese sogleich von jener Richtung abweichen sahe, sobald Kobald in bedeutender Menge den Nickel begleitete. Dagegen zeigen die Bleygänge mehr die Richtung von Ost nach West. Es deutet dies auf die Richtung der Fluthen (welche durch die herrschenden Winde bestimmt wurde), deren Niederschläge die Gänge gefüllt haben.

entfärben sich, und fallen nicht alle zu Einer Zeit; es leben einzelne Insekten spät in den Herbst hinein. Das Anorgische (im engeren Sinne) ist in seiner eigenthümlichen Tendenz nach einzelnen Punkten hin, noch immer ungestört fortgegangen, als in seinem allgemeinen Maaſse jene Tendenz schon verblüht gewesen. Wir sehen bis in die neuesten Zeiten hin, noch immer Fossilien von sehr kristallinischer Vollendung, und vom Geschlecht des Kiesels entstanden, die Edelsteine haben sich an einzelnen Punkten mit einer hohen Vollendung hervorgethan, eben so, wie wenn schon in Vesta die Tendenz der einen Reihe ihr Aeuſserstes erreichte, und nun die der andren eintritt, jene erste Tendenz in Juno noch über dieses Aeuſserste weit hinaus geht, und wie auch im Organischen an den Indifferenzpunkten zweyer Richtungen etwas Aehnliches geschieht, (z. B. im Hals des Thieres im *nervus recurrens*).

Nach gewissen Seiten hin, hat jener der Verwesung entsprechende Untergang des Anorgischen einen schnelleren und kürzeren Weg genommen, und diese Spätlinge haben in der Mitte des Zerstörungsprozesses, wo bey der gröſseren Masse die cohärenteren edleren Metalle erschienen, blos das flüchtige Quecksilber.

Nach jenem Prozeſs der Verwesung sind die vorhin kieselartigen Niederschläge der kalkartigen Natur immer näher gekommen. Wir sehen jedoch in der Flözzeit, wo die schon einmal verdrängte Fluth noch einmal aufgetreten, und das schon abgestorbene Leben des Anorgischen noch einmal erweckt hat, neue Rückfälle in die alte Tendenz zum Kiesel.

Mit dem Uebergang der gesammten Masse in die Natur des Kalkes, sehen wir auch zugleich das organische

Leben entstanden, und es drängen sich uns in jenen Zeiten ungeheure Massen halbverwester (verkohlter) Pflanzen und versteinerter Thiere auf. Der Fluſsspath, dessen Säure mit der Natur der Phosphorsäure nahe verwandt, dessen Basis Kalkerde ist, erscheint mit in den ältesten Gängen, und als Begleiter der ältesten Metalle, wie er sich hernach wieder zu viel jüngeren Gliedern gefunden.

Wir könnten noch Vieles aus der Geschichte der Kristallisazion der Metalle, aus ihren äuſsren (z. B. baumförmigen, zahnigen, nach Art des organischen Zellgewebes gestrickten u. s. w.) Gestalten, zum Beweis jener weit näheren Uebereinstimmung des Metallischen mit dem Reich des Organischen, als des letzteren, und das der erdigen Fossilien (Schwerspath, Kalk und einige andre Glieder ausgenommen, die aus derselben Ursache entstanden sind, als die Metalle) anführen, doch sehen wir uns genöthigt, dies, wie die Geschichte des Kalks, an einen andren Ort zu versparen.

Auf diese Weise erkennen wir: daſs in der Lebensgeschichte unsres Planeten die Natur des Brennbaren, in jener ganzen neuen Schöpfung, welche die der neuen Zeit und des Organischen ist, zuerst erwacht sey, und diese ist auch am frühesten in ihren jetzt gleichsam versteinerten Produkten, in den Metallen, zu Grunde gegangen. Hierauf haben einzelne organische Geschlechter, welche jetzt nicht mehr vorhanden sind, einen kurzen Umlauf gehalten, und die verschiedenartigsten Schöpfungen der ältesten Zeit, scheinen in viel kürzerer Aufeinanderfolge hervorgegangen als die späteren.

Den längsten Umlauf auf der Erde wird die Geschichte eines der jüngsten Geschlechter — des menschlichen — halten, und dieses scheint sich am letzten vollenden zu wollen.

Eine solche Aufeinanderfolge der Ausbildung einzelner Glieder, der Zeit nach, wird deutlicher noch im Planetensystem erkannt. Wir erheben unsern Blick etwas weiter.

Ein Theil des Nachstehenden ist von uns schon in einem öffentlich bekannt gewordnen Aufsatz abgehandelt, und wir berufen uns zum Theil hierauf *), so wie wir uns noch über die geognostische Geschichte des Mondes an einem andern Orte gründlicher erklären werden.

Die atmosphärischen Verhältnisse der Venus und des Mercurs, werden von einem der scharfſichtigsten Beobachter (Schröter) mit einander verglichen. Man hat auf der Venus schon seit den Zeiten des älteren Cassini nur sehr selten, oft kaum in 10 bis 20 Jahren, sehr dünne und nebelartige Flecken (Wolken) beobachtet. Obgleich dieser unser Nachbarplanet wegen seines kürzeren Jahres, seiner bedeutend groſsen Neigung der Axe gegen die Ebne der Bahn, und der ungeheuer hohen Gebirge, welche seine Oberfläche bedecken, eigentlich viel öftere und gewaltigere Witterungswechsel erleiden sollte, denn unsre Erde, scheint sich doch sein stets heitrer Himmel kaum in vielen Jahren einmal zu bewölken, und auch alsdann sind diese Wolken dünn wie leichter Nebel und von ungemein kurzer Dauer. Wenn daselbst Menschen von unserer Lebensdauer wohnten, könnten ganze Alter derselben vergehen, ohne daſs nur einmal ein solcher allgemeiner Regen erlebt würde, wie wir auf Erden und in unseren Gegenden jeden Monat haben. Wie das obere Egypten, scheint

---

*) Wiewohl jener Aufsatz eigentlich nur in der leichten Form eines Briefs gearbeitet ist, und Mehreres, was neuere Beobachtungen deutlicher aufgeklärt haben, blos noch aus älteren entlehnt hat.

scheint die Oberfläche der Venus blos der leichte Thau des Himmels zu befruchten.

Da eine sehr von Dünsten geschwängerte Atmosphäre auf eine groſse Wassermenge des Planeten, welchen sie umgiebt, schlieſsen läſst, da es gewiſs ist, daſs auch auf der Erde die Regengüsse und Umwölkungen, in Zeiten, wo unser Planet noch weit mehr mit Wasser bedeckt war, bey weitem häufiger gewesen sind als in unsren Jahren, so müssen wir bey Venus und dem ihr hierin gleichartigen Mercur, eine weit geringere allgemeine Wassermenge vermuthen als auf der Erde.

Zugleich hat aber auch Venus Gebirge von einer solchen ungeheuren Höhe, daſs sie den höchsten Berg unsrer Erde, den Chimboraço, fünfmal übertreffen (der höchste bis jetzt gemeſsne Berg der Venus, den wir, statt ihn durch die Nummer des Paragraphen der aphroditographischen Fragmente zu bezeichnen, lieber nach Dem, der sich um Venus so verdient gemacht hat, nach Schröter, nennen wollen, ist gegen 18500 Toisen hoch, der Chimboraço nur gegen 3380). Dieses zeigt uns: daſs die Fluthen der Urzeit, aus welchen sich die feste Masse überall niederschlagen muſste, auf Venus viel höher gestanden haben, als auf der Erde. Wenn nun schon auf der Erde, worüber wir hernach noch Einiges sagen werden, die allgemeinen Fluthen im Verlauf von vielleicht Tausenden von Jahrtausenden, sich bis auf den jetzigen Stand vermindert haben, wo sie dem Anscheine nach noch immer häufiger sind als auf der Venus, so muſs auf dieser, wenn beyde Planeten von gleichem Alter sind, die Verminderung eines weit höher stehenden allgemeinen Gewässers, viel schneller und heftiger geschehen, Venus aber muſs überhaupt in Hinsicht jenes Zustandes, in den die Planeten im Verlauf der Zeit endlich übergehen, weiter vorgerückt seyn als die Erde.

Bey einer gleichen Seltenheit der Wolken, gleichen Heiterkeit der Atmosphäre, findet sich bey Mercur nur im Verhältniſs zu seinem kleineren Halbmesser noch viel bedeutendere Höhe der Gebirge. Der höchste von Schröter auf ihm beobachtete Berg ist 8700 Toisen hoch, was, wenn wir den Halbmesser des Mercur 307 Meilen setzen, der 134ste Theil desselben ist, während das freylich an sich höhere Gebirge Schröter, auf der Venus, wenn wir ihren Halbmesser nach dem Vorigen auf 844 Meilen setzen, doch nur erst der 174ste Theil desselben ist. Es muſs also das, was wir bey Venus erwähnt haben, auf Mercur noch vielmehr Statt finden, und dieser muſs in seiner planetarischen Reiſe noch vielleicht selbst weiter vorgerückt seyn als Venus.

Die bedeutendere Höhe der Gebirge bey den der Sonne näheren Planeten, kömmt überhaupt aus dem erwähnten entgegengesetzten Verhältniſs der Atmosphäre und des festen Körpers der Welten her. Die Atmosphäre ist nach dem Vorigen um so mehr überwiegend (und mit ihr das organische Leben), je schwächer die individuelle Kraftäuſserung des festen Körpers ist, und wo diese (mit ihm das Anorgische) vorherrscht, muſs sich der Einfluſs der Atmosphäre vermindern. Das, was jetzt Atmosphäre ist, war in früheren Zeiten Gewässer, und in ihm ist der ganze Kern der Planeten, bey einem damals gröſsern Volumen aber geringerer Dichtigkeit der Welten, aufgelöst gewesen. Die Reaction der Planeten, und in ihr die individuelle Kraft derselben, nimmt mit dem Grade ihres Abstandes von der Sonne zu, auf dieselbe Weise ist auch die Höhe der Urgewässer auf denen der Centralwelt näheren

heren Planeten viel bedeutender gewesen, so wie noch jetzt auf Venus jene dichtere Atmosphäre, welche Morgen- und Abenddämmerung bewirkt, etwas höher scheint, als auf der Erde, obgleich, während dieselbe auf unsrer Erde noch Meilen hoch über die höchsten Gebirgsgipfel geht, auf die Venus fast ¾ des hohen Gebirges Schröter, über das Niveau dieser Atmosphäre hinaus in die Dämmerungslose, nicht mehr zu athmen erlaubende Region ragen.

Auch auf dem Monde hat, aus demselben Grunde, weil nämlich die individuelle (planetarische) Kraft desselben geringer ist als die der Erde, das Gewässer der Urzeit einen verhältniſsmäſsig höheren Stand gehabt, als auf der Erde, und es haben sich aus ihm viel höhere Gebirgsmassen niedergeschlagen als die unsrer Cordilleren. Die Gebirge Leibnitz und Doerfel sind gegen fünftausend Fuſs höher als der Chimboraço, während dieselben, wenn wir auf das Verhältniſs der Halbmesser des Mondes und der Erde Rücksicht nehmen, gegen fünfmal höher sind als die höchsten Berge unsers Planeten. Die Reaction des Mondes auf die Sonne, mithin seine individuelle Kraft, ist, da er eben so weit als sein Hauptkörper von der Sonne entfernt ist, an sich dieselbe wie bey diesem, man hat daher, um das ehedem bedeutendere Uebergewicht der Atmosphäre (des Gewässers) über den Kern zu begreifen, nur auf die verschiedne Schwere derselben zu sehen. Nun verhält sich die Schwere des Mondes an seiner Oberfläche zu der an der Oberfläche der Erde wie 1 : 5,33, (dieselben Körper sind an jener 5⅓ mal leichter) und wirklich ist auch das Verhältniſs der Höhe der Gebirge auf Mond und Erde, wenn wir sie mit den Halbmessern vergleichen, fast wie 6 zu 1 *). (Es müſsten daher, wenn blos die Schwere,

und

---

*) S. Schröters aphroditograph. Fragmente.

und nicht vielmehr die Reaction des Planeten auf die Sonne jenes Verhältniſs der Atmosphäre zu dem festen Kern bestimmte, die Gebirge der Venus viel kleiner seyn als die der Erde, denn die Schwere auf der Venus muſs sich, aller Analogie zu Folge, zu der auf der Erde verhalten, wie 17,82 zu 15,10 *).

Obgleich jedoch die Urgewässer, aus denen sich auf allen Weltkörpern die feste Masse der Oberfläche niedergeschlagen, wie uns die Höhe der Gebirge dieses sicher schlieſsen läſst, über der Mondfläche höher und häufiger gewesen sind, als über der Erdfläche, so finden wir doch von diesen Gewässern jetzt (wenigstens fast) keine Spur mehr.

Bekanntlich vermochte **Schröter** mit 420maliger Vergröſserung schon einen Gegenstand des Mondkörpers von 447 Fuſs im Durchmesser zu entdecken, solche, welche 1878 Fuſs halten, in allen Umständen genau zu unterscheiden (mit 1000maliger, die unter sehr günstigen Umständen angewendet wurde, konnten helle Gegenstände von 188 Fuſs, schon als vorüberschwirrende Punkte gesehen, andre von 789 Fuſs schon unterschieden werden). Ein See, nur wie der Bodensee, hätte seinem Auge nicht entgehen können, selbst ein Fluſs wie der Rhein wäre zu entdecken gewesen, es ist aber noch keine Spur, nicht von Seen nicht von Flüssen, in der neuesten Zeit, wo man den Mond sorgfältiger zu prüfen angefangen, aufgefunden worden.

---

*) Beyläufig sind auch bey allen Planeten, deren Gebirge man bis jetzt gemessen, die höchsten Gebirge auf der südlichen Halbkugel. Der Südpol ist bey Allen der negativ planetarische, daher hat nach ihm hier das Gewässer der Urzeit (wie später die Atmosphäre) mehr vorgeherrscht als auf der nördlichen Kugel.

Für einen fast gänzlichen Mangel des Gewässers auf dem Mond, spricht unter andern die bekannte Beobachtung, daſs man alle jene ungeheuern Vertiefungen, welche man Krater genannt hat, leer, und fast bis auf ihren Grund meſsbar gefunden. Zuweilen, wie bey Martius Capella und Isidorus, läuft mitten durch einen solchen tiefen Krater (der in dem gewählten Beyspiel der Boden eines ehemaligen Sees ist,) eines von jenen schmalen geraden Thälern, deren Mitte, wie wir hernach erwähnen werden, ein ehemaliges Fluſsbette zu haben scheint. Jenes Thal wurde selbst von Schröter, der sich von analogen Schlüssen nirgends verführen lassen, einem Fluſsbette ähnlich gefunden. Hätte jedoch dieser wahrscheinlich ehemalige Fluſs noch Wasser enthalten, so hätte der tiefe Kessel des gewesenen Landsees, durch welchen er geht, ausgefüllt (oben mit ebener vielleicht spiegelnder Fläche) erscheinen müssen, er lieſs aber mit Sicherheit in seine verlassene Tiefe hinabsehen, und diese messen.

Zuweilen liegen solche sogenannte Krater mitten in ohnehin schon sehr tiefen Mondstrichen, nach welchen, wäre Meer vorhanden, dieses ohnfehlbar sich hingesenkt haben würde, und dennoch sind sie, bis hinab auf ihren Grund, leer und meſsbar.

Für einen Mangel an Wasser, spricht auf dem Mond die beständige Heiterkeit seiner Atmosphäre, eine Heiterkeit, welche wir mit der winterlich kalten, ewig Wolkenlosen unserer höchsten Gebirgsgipfel vergleichen. Blos in sehr tief liegenden Gegenden sind durch die neueren Schröterschen Beobachtungen (schon Cassini hatte zuweilen etwas Aehnliches gesehen) einzelne Wolken entdeckt worden, auch erscheinen noch in der Tiefe der Krater zuweilen deutliche atmosphärische Erzeugnisse, und der

Grund derselben ist von ihnen zuweilen verhüllt (an einzelnen Orten vielleicht noch durch wirklich zu gewissen Zeiten sich versammlendes, aber bald wieder verdünstendes Thauwasser), zuweilen offen gelassen, so wie auch tiefe Spalten der Gebirge durch eine gleiche Ursache zuweilen offen, zuweilen verschlossen erscheinen.

Die Atmosphäre des Mondes ist von einer so ungeheuern Dünne und Feinheit, daſs man sehr lange keine Morgen- und Abenddämmerung auf ihm entdecken können. Neulich ist diese von Schröter, so wie vorher schon auf der Venus, wirklich entdeckt worden. Statt daſs aber, nach de la Hire, die Höhe unserer Erdatmosphäre, so weit sie noch Dämmerung zu verursachen im Stande ist, gegen 38000, oder wenn man auf die Refraction Rücksicht nimmt, 34000 Toisen beträgt, beobachtete Schröter die Monddämmerung selbst unter den günstigsten Umständen, höchstens bis zu einer Höhe von 324 Toisen, und die ganze dämmernde Atmosphäre kann in vollkommen dunkeln Nächten höchstens 1313 Toisen (7878 Fuſs) betragen. Es verhält sich dies zur erwähnten Höhe der Erdatmosphäre, wie 1 zu 29. Da nun bekanntlich die empfindliche Kälte auf den höchsten Gebirgen, die groſse Ermattung, welche wir nach Saussure's, Humbold's und einiger Luftschiffer Erfahrungen in jener Höhe bey der geringsten Bewegung spüren, endlich sogar das Hervorströmen des Blutes aus allen mit dünnerer Oberhaut bekleideten Stellen, von der groſsen Dünne der umgebenden Luft herrühren, so würde auf dem Mond schon eine Gegend von der Höhe unsres Freyberg, welches nach Charpentiers Messungen 1146 Fuſs über der Meeresfläche liegt, welches, 29mal genommen, 33234 Fuſs giebt, während der Chimboraço nur 20280 hoch ist, schon eine weit dünnere Atmosphäre haben, als der Gipfel des Chimborago, und Wesen unsrer Art würden daselbst nicht mehr auszudauern vermögen.

Jene spiegelnden Lichtadern und kleine Lichtpunkte, mit welchen man zuweilen, unter sehr günstiger Beleuchtung, das Mare Crisium (u. a.) wie organiſche Theile, deren Adern eingesprützt sind, nach allen Seiten durchzogen gesehen, können allerdings kleine Bach- Kanal- und Seenartige Ansammlungen des (vielleicht am Tage abthauenden) Wassers seyn, welches sich in diesem sehr tief liegenden flachen Striche, der sich noch einiger Erwärmung von der höhern Atmosphäre zu erfreuen hat, am Tage fleiſsig zu erhalten vermag, auch läugnen wir nicht die Möglichkeit, daſs die mit dem Wechsel der Jahreszeiten ihre Farben ändernden kleinen Flecke, die in gewissen tiefen Flächenstrichen bemerkt sind, von der letzten noch vorhandnen Vegetazion herrühren können, (wahrscheinlicher jedoch entsteht der Farbenwechsel durch zuweilen erfolgendes Abthauen und wieder überwintern). Sind noch die letzten Spätlinge eines ehemaligen Reichs der Lebendigen auf dem Mond vorhanden, so ist es gewiſs, daſs, wenn sie uns ähnlich organisirt sind, das gewaltige Schicksal ihres Weltkörpers sie in die tiefſten Abgründe, jener, durch ehemalige Strudel (u. a.) entstandene Tiefen des gewesenen Meeresgrundes vertrieben hat.

Ich höre die Vorwürfe Derer gegen mich schreyen, Die, ich weiſs nicht aus welcher Furcht, sich scheuen, auch nur die geringsten Schlüsse von der Natur unsers Weltkörpers auf die der andern zu wagen. Sie wollen jedem Weltkörper eine andre Weise der Entstehung und Ausbildung andichten, dieselbe Natur soll auf jeden anders gewirkt haben, auf eine Weise, welche wir nicht wissen, nicht wissen können.

Was sind dieſs für Weisen? welche andre Natur? Wahrlich eine solche widersinnige Natur, welche aus Lust zur Veränderung, um sich auch in andern Formen zu versuchen, um zu zeigen, daſs sie nicht an Eine Form gebunden sey, sondern die Freyheit habe auch noch andre zu schaffen, ist so wenig wahr, als wenn behauptet würde: es sey in dem Daumen ein ganz andres Blut, eine andre Structur der Nerven, Muskeln und Knochen, ein ganz anderes „jenen gar nicht gleiches" Gesetz des Lebens, als in dem Mittelfinger derselben Hand. Es ist das ganze Planetensystem ein organisch verbundnes Ganze, dessen Glieder sich nahe verwandt sind, innig gleichen, und wie dieselben Gesetze allenthalben herrschen, so hat in den einzelnen Theilen überall dieselbe Natur schaffend gewirkt, obwohl mit verschiednen Graden der individuellen Gewalt, der eigenthümlichen Vollendung. Schreckt uns etwa eine zu groſse Entfernung? Wir sehen in dem Verhältniſs der Planeten zur Sonne, jede Beschränkung des Raums aufgehoben, und es sind die, welche z. B. über die groſse Entfernung des Uranus von der Sonne zu erschrecken vorgeben, in demselben Irrthume wie Andre, zu welchen wir in unserm Knabenalter auch gehörten, denen die Entfernung von vierhundert Millionen Meilen noch allzu gering, zum Erstaunen klein vorkömmt; weil es in einem organisch verbundenen Ganzen überhaupt keine Entfernung, keinen Abstand giebt, und z. B. der Wille in den äuſsersten Gliedern mit derselbigen Schnelle (so lange die Wechselwirkung besteht) wirkt, — allgegenwärtig ist — als in dem dem Gehirn nahen Auge.

Wir gestehen, daſs wir es lieber mit Denen halten, welche sich nicht scheuen, überall eine gleichartig, wenn auch mit verschiedenen Graden der Kraft, wirkende Natur anzuerkennen, nicht scheuen, z. B. dem Kopf eines von uns freylich sehr verschiedenartigen Thieres — des Insekts, Kopf zu nennen, seinen Magen — Magen, seine Augen — Augen, indem sie in ihm keine ganz anders wirkende verschiedenartige Natur suchen.

Nach unsrer Ansicht, die wir zu seiner Zeit aus Schröters Selenotopographischen Fragmenten selber beweisen werden, ist ein groſser Theil der uns beständig zugekehrten Mondfläche, besonders nach den Polen, und zwar vornehmlich nach dem Südpol hin, (eben so wie auch auf der Erde diese Gegenden das Meer bedeckt) Meeresgrund gewesen. Es ist uns die negative Seite des Mondes (nach den bekanntesten Gesetzen des Gegensatzes) zugekehrt, welche der westlichen Halbkugel unsrer Erde entspricht, auf der sich auch das meiste Meereswasser, und das wenigste feste Land befindet.

Es ist ein in der Geognosie bekannter Satz, daſs die Unebenheiten des Meeresgrundes, denen des angränzenden festen Landes entsprechen. Man hat häufig und aus vernünftigem Grund vermuthet, daſs die tiefsten Stellen des klippigen Seegrundes, welche für unsre Anker unergründlich und nicht mehr meſsbar sind, ohngefähr eben so tief unter der Fläche des Meeres liegen, als die höchsten Gipfel der Gebirge über ihr erhoben sind. Alsdann müſste freylich der jetzige Stand des Meeres eben der mittlere für alle Zeiten seyn, was etwas ungewiſs ist. Gewiſs ist jedoch, daſs die tiefsten Kessel des ehemaligen Meeresgrundes auf dem Monde nicht viel weniger tief unter der Oberfläche des Mondes liegen, als die Gipfel der höchsten Gebirge über ihr erhöht sind. Wir finden bey dem (sogenannten) Krater Bernoulli eine Tiefe, welche über 3000 Toisen ist, schon gemessen, Leibnitz ist jedoch gegen 4000 hoch.

Ich weiſs wohl, diese Tiefen sind für Krater von Vulkanen gehalten worden, und den sich allenthalben gleichen Gesetzen der Natur widerspricht es nicht, daſs der Mond jetzt nach Verlauf der Gewässer, in der vierten und letzten Periode seiner Existenz, welche auch unsre Erde seit einigen Jahrtausenden angetreten, in der vulkanischen sey, da vulkanische Erscheinungen auf ihm sogar beobachtet sind. Ich rechne hieher selbst die von Halley und Louville 1715, die vom Neffen des Pater Beccaria 1772, von Ulloa 1778, und endlich von Bianchini während der Sonnenfinsternisse wahrgenommenen leuchtenden Punkte, wiewohl die Lichterscheinungen, welche Herschel im März 1783 bey Gelegenheit einer Fixsternbedeckung im Aristarchus beobachtete, nebst jenen drey leuchtenden, von ihm für Vulkane gehaltnen Punkten, im April und May desselben Jahres gesehen, welche zugleich von Brühl in London beobachtet waren, noch sicherer hieher gehören, indem Schröter noch im December 1787 dieselbe Stelle des Mondes, den Aristarchus, hellglänzend gesehen *). Als auf unserem Planeten am Ende der dritten Periode (der Flözzeit) das allgemeine Gewässer nahe bis zu seinem jetzigen Stand als Meer vermindert worden, ist die vierte Periode, das Reich der jetzigen Atmosphäre, die vulkanische Zeit, eingetreten.

Vulkane entstehen durch Entzündung (wir geben zu, daſs es eine Selbstentzündung sey) jener Ueberreste organischer Wesen, welche sich, besonders in den Gebirgen, der Flözzeit in ziemlich bedeutenden Massen unter Lagern andrer Art begraben finden. Wir wissen, seitdem durch die

---

*) S. dieses Alles in Schröters Beyträgen.

die Bemühungen des groſsen **Werner** eine etwas gründlichere Kenntniſs über die Bildungsgeschichte der Erde allgemein geworden, daſs die Vulkane nirgends weit verbreitet sind, noch seyn können, und die Lehren der Vulkanisten, werden, Gott lob, fast nur noch bey Denen bewahrt, welche in etwas ebnen Lande zu leben, und Berge selten zu sehen gewohnt sind, während uns gebornen Gebirgsbewohnern alle jene Hypothesen, welche die Berge durch eine von innen herauf treibende Kraft gleichsam aufblasen lassen, oder von der innern Gluth hervorschwellen u. s. w., von Jugend an etwas lächerlich zu seyn pflegen. Wir wissen jetzt, daſs im Allgemeinen die ganze Erde aus dem Gewässer niedergeschlagen sey, und daſs die allermeisten, bisher für vulkanisch gehaltnen Produkte, selbst der Bimmsstein, eben so wie der Basalt unläugbar auf nassen Wege entstanden sind, nur zufällig — wie Kalkstein oder Quarz — von den Vulkanen als umgebendes Gestein losgerissen und ausgeworfen worden, weil sie zum Theil für sich allein die Gewalt des Feuers nie unverändert ertragen, zum Theil aber — und auf eine noch mehr überzeugende Weise — in andre Gebirgsarten eingelagert vorkommen (der Bimmsstein vom Rhein und Ungarn findet sich mitten unter Lagern von Steinarten, welche offenbar auf nassen Wege entstanden sind).

Die Vulkane pflegen höchstens eine Gegend zu verändern, welche einige Meilen im Umfange hat, die Krater aber sind, so viel deren auf der Erde bekannt sind, sämmtlich von so geringen Umfang, daſs sie vom Monde aus warlich kaum bemerkt, nie aber in Hinsicht ihrer Tiefe gemessen werden könnten. Und widerspricht es denn nicht allem Gesetz der Mechanik, daſs ein unterirdisches

sches Feuer, das allem Naturgesetz zu Folge auf Lagern, welche sich meist der söhlichen Richtung nähern (sie sind durch jene Ursache gebildet, welche die Niederschläge hervorgebracht hat) entstehen muſste, durch seine Explosion eine ziemlich regelmäſsige sackförmige Vertiefung, welche oben weiter, unten enger ausläuft, wie die meisten Mondabgründe, und zwar eine von 20 bis 30 Meilen im Umfang hervorbringen könnte *)? Man lese nur die Beschreibung eines einzigen Vulkans, jedoch mit etwas gründlichen geognostischen Ansichten, man vergleiche die äuſsre Gestalt der Krater u. a. mit dem äuſsren und mechanischen Gesetz, nach welchem sie entstehen muſsten (der Bauch des Vulkans ist im Innern viel weiter ausgehöhlt, die Oeffnung im Vergleich zu dieser Aushöhlung nur klein, und je gröſser sie, im Verhältniſs zur Höhle, desto ohnmächtiger ist die explodirende Gewalt), und man wird die Untiefen des Mondes nicht mehr für vulkanisch halten.

Es sind dieselben auf der Mondfläche, besonders nach den Polen, und unter diesen wieder vornehmlich nach dem Südpol hin, so ungeheuer häufig, daſs ihre unzählbare Menge von einem zum andern an gewissen Stellen einen kaum merklichen Zwischenraum läſst. Zuweilen greift einer von diesen Kesseln in den andern ein, und zwar findet sich alsdann das Ringgebirge des gröſseren in der Regel meist von dem Eingriff des kleineren zerstört, und

---

*) Man berechne doch einmal, was, wenn man sich ruhig überlegt, wodurch in der ganzen Natur der Planeten, die wir aus der Erde hinlänglich kennen, Vulkane entstehen können, für eine explodirende Kraft nöthig sey, um dieses zu bewirken.

und dieser kleinere ist gewöhnlich absolut oder im Verhältniſs des Durchmessers der tiefste.

Es ist unser Plan, bey unsrer künftigen Beschreibung des Mondes Zug vor Zug einen Vergleich mit unsren Meerescharten anzustellen, unter denen schon selbst die des Buache Aufschlüsse genug giebt. Wir finden den Seegrund, besonders den klippigen (welcher in der Geognosie dem bergigen Land entspricht), ungemein uneben, so daſs oft, wie der Brittische Canal, der Bothnische Meerbusen und die Nähe von Island bekannte Beyspiele liefern, an der einen Stelle kein Grund gefunden wird, während, wenige Schiffslängen davon, Gegenden von wenig Fuſs Tiefe sind. Fälle, welche von einer solchen ungeheuren Ungleichheit des Seegrundes zeugen, werden besonders häufig von dem südlichen Weltmeer berichtet, wiewohl die Dümpel des Nordmeers an Tiefe denen des Südmeers nichts nachzugeben scheinen, indem Capitän Phipps in jenem mit 780 Faden noch keinen Grund gefunden. Die Tiefen des Meeres mögen ursprünglich auf dieselbe Weise entstanden seyn, als die Thäler und Schluchten der Gebirge des festen Landes, denn man findet im Ganzen im Meere dieselbe Abwechslung von Ebnen, Hügeln und Bergen, und denselben Zusammenhang der Höhen, als auf dem festen Lande. Hierauf aber haben sie dem (durch den Einfluſs der Erde ohnehin zu einer weit heftigeren Fluth bewegten) Gewässer Gelegenheit zu jenen Wirbeln gegeben, die wir auch in unsren Meeren noch so häufig finden, und welche, wie uns die alte Geschichte der Schiffahrt zeigt, vor Alters noch weit häufiger gewesen sind. Ein Strudel muſs überall entstehen, wo dem nach einer gewissen Gegend hinströmenden Meere eine in etwas über oder bis nahe an die Wasserfläche hervortretende Erhöhung entgegensteht, besonders wenn sie, wie die Schluchten der Gebirgshöhen, das anströmende Gewässer gleichsam mit einem halbkreisförmigen Wall aufhält *). Solche Wirbel, deren Nothwendigkeit unter solchen Umständen sich mechanisch wird beweisen lassen, pflegen den Meeresgrund immer tiefer auszuhöhlen, und den runden Kessel, in welchem sie ihren Sitz haben, nach Jahrtausenden so zu erweitern, daſs hierdurch ihre wirbelnde Gewalt abnimmt, und so unmerklich wird, daſs wir die Tiefen nur durch ihre ungeheuren Wogen errathen. So ist der Kessel des ehemaligen Wirbels zwischen Italien und Sicilien, ehedem als Charybdis gefürchtet, durch eine etliche Jahrtausende anhaltende Arbeit des Wassers so erweitert, daſs man jetzt nur wenig von jenem Wirbel bemerkt, ähnliche Fälle sind mehrere. In den Meerescharten lassen sich so häufig Stellen nachweisen, wo tiefe Kessel rund um von einem Ringgebirge von Klippen, welche jetzt schon zum Theil über das Meer hervortreten, umgeben sind, daſs ich nur auf die nahen Meeresgegenden des Mittelmeeres, der Nord- und Ostsee zu verweisen brauche.

Wenn nun, an einer gewissen Stelle des Meeres, durch die Lage derselben im Verhältniſs zu dem entgegenstehenden festen Küstenland u. s. w., eine wirbelnde Bewegung nothwendig wurde, und es vermindert sich der allgemeine Stand der Gewässer so sehr, oder im Verlauf der Zeiten, wobey zugleich das allgemeine Wasser abgenommen, erweitert sich der Kessel des Wirbels so sehr, daſs dieser zuletzt an derselben Stelle nicht mehr Statt finden

---

*) So der in dem Long-Islands-Sunde an der Küste von Nordamerica, the Pott genannt.

finden kann, so wird nun (die Ursache ist noch geblieben) derselbe Wirbel an einer andren, nahe gelegnen Stelle entstehen. Dieser wird nun, bey verminderten Gewässer, tiefer und zugleich meist kleiner werden, und so jenes von Schröter fast beständig bemerkte Verhältniſs veranlassen.

Wo sich hiervon Ausnahmen gefunden, wie z. B. im Martius Cappella und Isidorus, ist überhaupt, wie es scheint (so wenigstens in dem erwähnten Fall), ein Landsee dagewesen, welcher von 2 Gebirgskesseln (wie verschiedne Schweizerseen) gebildet worden. Durch Martius Capella ist ein Fluſsbett gegangen.

Ueberhaupt glaube ich schon jetzt aus den vortrefflichen Schröterschen Beobachtungen verschiedene Fluſsbetten, und sogar das Gebirge des vermuthlichen Ursprungs dieser ehemaligen Ströme, so wie ihre Mündung in das nicht mehr vorhandne Meer deutlich genug nachweisen zu können. Nicht aber jene langen, mit einigen groſsen Biegungen, jedoch meist nach Einer Richtung hinlaufenden Rinnen, halte ich für das Fluſsbett im engeren Sinne selber, vielmehr sind sie, wie sich bey genauer Betrachtung ergeben, der Zug des langen Thals, in dessen Mitte (man sehe auf jeder eben zur Hand liegenden Charte von Ostindien den Lauf der Flüsse, auf der östlichen Halbinsel, und zu beyden Seiten der Fluſsbetten, die viele 100 Meilen in Einer allgemeinen Richtung fortlaufenden, und ein langes Hauptthal bildenden Gebirgszüge) das ehemalige Fluſsbett gewesen. Um nur Ein Beyspiel zu geben: so erkennt man an der westlichen eingetieften Rille beym Higinus, welche schon gegen 70 geographische Meilen weit verfolgt ist, so ziemlich deutlich, nach welcher Richtung der Strom, welchen sie enthalten, dem

Meere (dem Mare serenitatis) zugegangen, von welcher hohen Gebirgsgegend er entsprungen, und durch welche groſse Ebne (Mare vaporum) er zuletzt gekommen sey (eine Ebene, in gewissen Verhältnissen der groſsen Ungarischen, durch welche die Donau den letzten Theil ihres Weges macht, ähnlich) u. s. w.

Wir sehen solche Fluſsbetten zuweilen mitten zwischen zwey hohen Bergen, zuweilen durch tiefe Kessel (ehemalige Landseen) gehen, an denen man noch den Ort erkennt, wo der Fluſs in sie hinein gefallen und wieder herausgegangen.

Einige von jenen langen schmalen Rillen (wiewohl mir noch kein deutliches Beyspiel der Art vorgekommen) können ähnliche lange Vertiefungen im ehemaligen Meeresgrund gewesen seyn, wie die bey Bredliörd in Island. Auch in dem flachen Seegrund, an den Dünen, lassen sich bey uns viele solche kleine lange Eintiefungen nachweisen.

Die Gebirge auf dem Monde zeigen im Ganzen dieselbe Structur, im Groſsen wie im Kleinen, ja wie ich zeigen werde, dieselben Gesetze des Abfalls, wie die der Erde. Die Alpenstructur ist auf dem ehemaligen festen Lande der uns zugekehrten Halbkugel nicht selten. Die Structur der Kopfgebirge ist, wie gezeigt wird, von der unsrer Berge (mit ihren Schluchten und Nebenthälern) nicht verschieden, doch beziehen sich viele Fälle der Art, welche von den ehemaligen Küstengebirgen, oder an den Ringgebirgen der Meereskessel vorkommen, auf den verschiednen Stand des abnehmenden Gewässers.

Ich sollte nur noch einige Worte von den sogenannten neuentstandnen Bergen und ganzen Gegenden im

Monde hinzusetzen. Man scheint etwas zu freygebig gegen die aufblasende oder von innen ausdehnende Kraft dieses Weltkörpers gewesen zu seyn. Es ist ein bekanntes Gesetz, daſs ein helleres Licht ein schwächeres (wie das Licht der Sonne das der Sterne) verschwinden mache. Gewisse Berge oder Gegenden sind, wenn das Auge durch nahe hellere Gegenstände beschäftigt war, lange übersehen worden. Zuletzt bemerkt sie das Auge auf einmal, und sie werden nun in der Erinnerung fest gehalten. Wie oft erscheint ein Berg im Monde heut gespalten, morgen geschlossen, endlich wieder gespalten! Wie wurden in einem und demselben Thal von Schröter nur 7 bis 8, von dem zu gleicher Zeit mit beobachtenden Harding 21 Gebirgshöhen gesehen? Warum sieht man auf einmal einen Gegenstand, den man bisher noch nie deutlich unterscheiden können, sich in ganze lange Gebirgszüge verwandlen?

Wer sich nur einmal damit beschäftigt hat, sehr kleine thierische Theile unter einem sehr scharfen Microscop zu zergliedern, der wird wissen, wie man — selbst schon bey einiger Uebung — oft Stunden, ja Tage lang, irgend einen sehr feinen Theil, welchen man noch überdies zu finden ausgegangen, dessen Existenz man voraus gewuſst hat, vergeblich sucht. Auf einmal bemerkt man ihn, wie von ohngefähr, und nun unterscheidet man ihn jedesmal beym Hineinsehen auf den ersten Blick mit allen seinen Verhältnissen. (Vorzüglich geschieht uns dies oft bey Zergliederungen kleiner Würmer und Insekten, wo alle Theile fast Eine Farbe zeigen, und ungemein weich in einander flieſsen.) Die zuweilen etwas abthauenden erstarrten Gegenden mögen alsdann auch von dem Auge etwas leichter unterschieden werden.

Mögen diese wenigen Züge aus dem Gemälde des Mondes Einigen immer fürchterlich erscheinen, einem höheren Sinne werden sie dies nicht seyn. Es hat auch der Mond seine Zeit schon gelebt und genossen, wenn auch sein Daseyn in engere Gränzen geschlossen war. Sey er auch unsrer Welt ein Prophet ihrer Zukunft, seine Weissagung kann und wird uns nicht schrecken. Es ist unser unsterblicher Sinn über allen Wechsel der Zeit erhoben, und geht aus den Trümmern des ihn umgebenden Unterganges unverletzt hervor. Endlich ist für uns kein Raum, keine Zeit mehr.

Wir haben, was wir sagten, auf jene drey, jetzt, Dank der Wernerischen Geognosie, allgemein bekannten und erwiesenen Thatsachen gegründet: daſs alles feste Land (einige Hand breit an den Vulcanen ausgenommen) aus dem Wasser niedergeschlagen sey, dessen allgemeine Fluth einst über die Gipfel der höchsten Gebirge erhöht, in einer Menge von Jahrtausenden, bis zu ihrem jetzigen Stand gekommen sey, und daſs auch dieser sich noch immer zusehends vermindre *). Ferner, daſs der Kern der Erde fest sey, weder Wasser noch Feuer enthalte. Das Wasser dringt von oben nur zu einer sehr geringen Tiefe ein, (unsre tiefsten Grubengebäude schon in Freyberg sind unten völlig trocken). Das Feuer, selbst der Vulcane, hat einen, in Hinsicht der Tiefe sowohl, als des Umfangs, sehr eingeschränkten Heerd, und nährt sich meist nur in den Steinkohlen-Flözen und Lagern der Flözzeit. Die Ver-

---

*) Man wird fragen, wohin das Wasser komme? Es dehnt sich immer weiter und ungeheurer zur Atmosphäre aus, welche wahrlich weiter geht, als die Fähigkeit der Strahlenbrechung u. s. zu lehren scheint. Endlich scheinen sich aus der, sich zuletzt von dem Planeten ganz losreiſsenden Materie, Kometen zu bilden.

Versuche, welche neuerlich in Jamaica angestellt sind *), verglichen mit jenen in Europa, lehren zur Gnüge, daſs die Wärme in der Tiefe der Erde das Mittel sey des jährlichen Wechsels der Temperaturen, und daſs unser Planet im Allgemeinen nur durch seine Wechselwirkung mit der Sonne erwärmt werde.

Wenn wir, ehe wir so glücklich waren, Werners Unterricht zu benutzen, selber noch andrer Meynung waren (im ersten Theil), so haben uns jene Thatsachen, welche er aufstellt, nur zu hinlänglich von unsrem Irrthum überzeugt.

So ist die Beschaffenheit unsres Gefährten im Planetensystem, des Mondes. Nach der andren Seite hin scheint Mars, während Venus etwas wasserärmer als die Erde geschienen, eher mehr denn weniger als die Erde vom Gewässer bedeckt.

Wir erwarten über ihn in Kurzem viele neue Aufschlüsse von Schröter, der uns areographische Fragmente verspricht. Nach dem, was er, in Bode's Jahrbuch, Herschel in den *Philosophical Transactions* mitgetheilt, erkennen wir, daſs auf Mars im Ganzen dieselben Winde herrschen wie bey uns. Ein von Schröter beobachteter, sehr allgemeiner, war Nordwest, und eilte der Rotationsbewegung jede Secunde zwanzig Fuſs voraus. Ungeheuer sind die Wolkenmassen, die sich zuweilen in der dichten Atmosphäre (die uns auch den Planeten immer in röthlichem Licht erscheinen läſst) des Mars anhäufen, besonders an den Wendekreisen, wo sie uns an die langen Regengüsse, welche in der Sonnenwende den Wendekreisen bey uns ihren Winter geben, erinnern.

Her-

---

*) Phil. Trans T. 78,

Herschel und Andre haben die Polargegenden des Mars, und ihren ewigen Schnee deutlich durch ihren hellen weifsen Glanz unterschieden. Wenn man Neigung der Axe, Länge des Winters und Sommers, und andre hiermit verwandte Umstände in Rechnung bringt, scheint es aus Herschels Messungen jener Schneeregionen, die sich, so oft der Pol, den sie bedecken, seinen Sommer hat, ansehnlich vermindern, als ob die Schneeregionen des Mars verhältnifsmäfsig um ein Bedeutendes weniger ausgebreitet wären, als die der Erde, was uns auf eine höhere mittlere Wärme schliefsen läfst als auf unserem Planeten.

Doch sind beyde Weltkörper an Vollendung nicht viel unterschieden, und es scheint aus einigen Gründen, als ob der jetzige Zustand des Mars wenigstens der seyn müsse, in welchem sich unsre Erde kaum noch vor zwey Jahrtausenden befunden, wenn die Verwandtschaft beyder nicht noch inniger ist. Die Gebirge des Mars sind wahrscheinlich niedriger als die der Erde.

Als dem Mars in Hinsicht der Atmosphäre ähnlich, wird von Schröter Juno beschrieben. Obgleich dieser kleine Planet immer im sanften, Planetenartigen Licht, und ohne jenen Nebel erschienen, welcher die Ceres und Pallas den Kometen ähnlich macht, und in solcher Reinheit sich vier Monate lang erhalten, während Pallas nur einen einzigen Tag ohne ihren Nebelschleyer war, so wird doch von Schröter bemerkt, dafs Juno von einer sehr dichten Atmosphäre umgeben sey, welche, wie die des Uranus, einem öfteren Wechsel unterworfen ist.

Während unsre Atmosphäre das Licht der Dämmerung nur bis auf eine Höhe von 38000 Toisen zu reflectiren vermag, hat diese Eigenschaft die ungleich dichtere

Atmo-

Atmosphäre der Ceres unläugbar noch in einer Höhe von 558856 Toisen. Es beträgt nämlich die einfache senkrechte Höhe der Atmosphäre dieses mittelsten Planeten von der Oberfläche der Kugel bis zu ihrem äuſsersten, selbst auf der Erde noch deutlich erkennbaren Rand, 146 deutsche Meilen. Der Halbmesser der Ceres beträgt nur 176 Meilen, was dem Verhältniſs der Höhe dieser dichtesten Atmosphäre, ein ungeheures Uebergewicht giebt, indem sich z. B. auf der Erde, wo die dichte Atmosphäre noch nicht 10 Meilen hoch ist, diese Höhe zum Halbmesser kaum wie 1 zu 86 verhalt.

In dieser Hinsicht ist Ceres unter allen andren Planeten ein in seiner Art einziges Beyspiel. Schon bey Pallas, wo der Halbmesser gegen 228, die einfache senkrechte Höhe der dichtesten, unsrem Auge sichtbaren Atmosphäre 101 Meile beträgt, ist mithin der Radius der Atmosphäre noch nicht die Hälfte von dem des Kerns. Hierin stimmen jedoch diese beyden, nahe verwandten Planeten überein, daſs sie beyde ganz ungeheuren, an Schnelle und Allgemeinheit alles Aehnliche auf der Erde übertreffenden Witterungveränderungen unterworfen sind. (Zu bemerken ist, daſs die Atmosphäre der Ceres bey ihrer Annäherung an die Erde in mehr als einfachem Verhältniſs der verminderten Entfernung an sichtbarem Umfang zugenommen.)

Wenn wir das kometenartige Verhältniſs der Atmosphäre bey diesen beyden Planeten des Indifferenzpunktes, besonders bey Ceres, betrachten, können wir uns kaum enthalten, zu vermuthen, daſs diese Planeten noch in jenem Zustand sind, in welchem unsre Erde zu jener Zeit gewesen, wo die Fluthen jetzt in der Reihe einiger Jahrtausende ungemein weit abnehmen (so am Ende der

Urzeit),

Urzeit), alsdann vielleicht im Verlauf einer viel kürzeren Zeit bis zu einer ungeheuern Höhe wieder anwuchsen (in der Uebergangs- und Flözzeit), obwohl sie nie wieder die erste Höhe in der Urzeit erreichten *).

Es lassen uns jedoch Erscheinungen, welche von **Schröter** am Jupiter beobachtet sind, bey diesem Planeten noch viel tiefer in das alte Reich der frühesten Urzeit hineinsehen. Wir glauben, daſs die Kugel des Jupiter noch ganz oder doch gröſstentheils unter Gewässer bedeckt sey, und daſs ihr hierin wenigstens Saturn, und wahrscheinlich auch Uranus gleich sind.

Es erscheint der Jupiter nie frey von wolkenartiger Bildung, von ungeheurer Ausbreitung. Sie zeigen sich meist als Zonen, welche um die ganze Kugel des Planeten herumgehen, dem Aequator desselben parallel und von bedeutender Breite sind. Zuweilen erheitern und umwölken sich groſse Stellen in ungemeiner Schnelle. So sahe **Schröter** einen Wolkenzug von 20286 deutschen Meilen in der Länge, sich in wenig Tagen aufheitern. Fast keine Gegend des Jupiter ist ganz frey, von wenigstens zarter, nebelartiger Umwölkung, selbst die leichten Zonen der Wendekreise und die Polargegenden sind meist voll solcher Nebelstreifen.

Jene ungeheuren, schnellen und heftigen Luftströme, welche in einer unabänderlichen Richtung von Ost nach West auf diesem Planeten wehen, haben vielleicht auf der Erde zu jener Zeit, als ein Theil der Urgebirge **) entstund,

---

*) Partieller, und auf wenig Monate eingeschränkte Fluthen, deren einige noch in unsere gewöhnliche Geschichte fallen, nicht zu gedenken.

) Ein Freund von uns (Raumer**) glaubt Beweise zu haben, daſs die Rotation der Erde um ihre Axe erst in der Zeit der Porstund, etwas Aehnliches gehabt. Statt daſs aber in der jetzigen Zeit auf der Erde die Atmosphäre in der Nähe des Aequators, wo der Umschwung bey der Rotation am stärksten ist, meist zurückbleibt, (wodurch in etlichen Gegenden ein beständiger Ostwind entsteht,) ist auf dem Jupiter (wenn es erlaubt ist, sich, abgesehen von den Gesetzen des Mechanischen, so auszudrücken,) die Rotationsbewegung der Atmosphäre sogar noch schneller als die des festen Kerns, sie eilt dieser voraus, und bildet so einen fast beständigen Westwind, welcher nur selten von geringen Abweichungen nach den Polen zu, welche höchstens 30 Grade betragen, nur einzelne Stellen betreffen, und nur wenige Tage dauern, unterbrochen wird.

Während bey uns ein Wind von mittelmäſsiger Stärke in einer Secunde 10, ein starker 20 Fuſs zurücklegt, einer von 24 Fuſs Geschwindigkeit uns hindert, ihm entgegen zu gehen, mit 32 Bäume entwurzelt, und wenn er 62 Fuſs Geschwindigkeit erreicht, jenem von Derham beschriebenen gleich ist, welcher Kirchen und andre hohe Gebäude abgebrochen, und ganze Wälder vom Boden weggekehrt, ist auf dem Jupiter der allergelindeste Wind, der bis jetzt beobachtet worden, von 17 Fuſs Geschwindigkeit, und man sieht daselbst häufig, besonders nach den Wendekreisen zu, Stürme, welche der Rotationsbewegung in jeder Secunde 7350, ja 11148 Fuſs vorauseilen *), eine Ge-

---

Porphyrformation eingetreten sey, oder wenigstens erst in ihren Wirkungen auf die Richtung des allgemeinen Niederschlags sichtbar werde. Wir gestehen, daſs uns seine Gründe sehr wahrscheinlich und überzeugend scheinen.

*) Schröters Beyträge, Band I. pag. 127. Statt daſs ein Punkt des Aequators in 9 Stund. 55 Min. einmal umläuft, brauchten jene schwarzen Wolken, welche Schröter einmal

Geschwindigkeit, welche die mittlere des Schalles 7 und 11 mal übertrifft, und über die wir nur die des Lichts und der Weltkörper in ihren Bahnen setzen können. Einem solchen Sturm, besonders wenn er bis zu jenen Höhen wüthete, wie er es auf dem Jupiter scheint, würden bey uns selbst Berge kaum zu widerstehen vermögen, und es müſste von ihnen ein groſser Theil ihrer Felsenhäupter abgebrochen werden. Bey solchen täglichen Stürmen, davon die mittelmäſsigen doch 5000 Fuſs Geschwindigkeit hätten, müſsten in der That, wenn ihnen schon festes Land entgegenstünde, nur etwas massivere Verhältnisse bestehen können, als bey uns Statt finden. Jedoch scheinen diesen Stürmen diejenigen, welche einst auf der Erde den ungeheuern Fluthen der Urzeit jene Richtung gaben, welche die der Gebirgszüge bestimmt hat, an Heftigkeit nichts nachgegeben zu haben.

Wir zweifeln jedoch aus Einigem, daſs wir vom Jupiter die feste Oberfläche sehen. Jene Fläche desselben, welche uns zuweilen in unbewölkten Gegenden deutlich sichtbar wird, erscheint mit einem ungemein hellen Lichte. Man findet sich fast bewogen, dieses glänzende Aussehen mit dem einer spiegelnden Wasserfläche zu vergleichen, welche die Strahlen der Sonne, die sich in der dichteren Atmosphäre concentrirt haben, zurückgiebt. Der ungemein helle Glanz erlaubt uns sogar, an gewisse Auflösungen zu denken, welche sich in den Gewässern der Erde

am

---

einmal beobachtete, zu demselben Weg, den sie in derselben Richtung zurücklegten, nur 7 Stunden. Der Sturm, der sie trieb, legte in einer Secunde 50972 Fuſs zurück, während ein Punkt des Aequators des Jupiter 39842 in derselben Zeit durchläuft. (Hierbey ist von Schröter der Durchmesser noch nach der etwas gröſseren älteren Angabe zu 19586 M. angenommen.)

am Ende der Urzeit befunden haben, wovon früher die Rede war.

Merkwürdig in dieser Hinsicht ist nicht nur die ungeheuer stark abgeplattete Gestalt des Jupiter an den Polen, indem sich der Durchmesser daselbst zu dem am Aequator wie 11 zu 12 verhält, sondern noch vielmehr jene irreguläre und blos partielle Abplattung, welche Schröter an einer und derselben Stelle zu gewissen Zeiten wahrgenommen, zu andern wieder nicht. So erschien nämlich am 28sten July 1797 das westliche Randbogenstück der südlichen Halbkugel nicht wie der übrige Umkreis als sphärischer Bogen, sondern merklich abgeplattet. Auch ein Mitbeobachter bemerkte es, durch ein andres Instrument, und die Erscheinung blieb, als beyde die Instrumente wechselten. Am 5ten August um 11 Uhr Abends fiel die gleiche Abplattung in derselben südlichen Breite, jetzt aber an dem östlichen Rand, dem Mitbeobachter ungesucht in die Augen. Nach einiger Berechnung ergab sich, daſs eben jetzt, der Rotation des Jupiter zu Folge, die nämliche Stelle, welche vorher am westlichen Rand erschien, jetzt am östlichen, gerade wo sie beobachtet worden, erscheinen muſste. Am 25sten und 26sten September wurde dieselbe unregelmäſsig scheinende Abplattung an derselben Stelle wahrgenommen, und bey genauer Messung ergab sich, daſs sie sich auf 326 geogr. Meilen belief, um welche daselbst der Radius des Jupiter kürzer war als im Mittel. Vorzüglich merkwürdig war aber nun, daſs dieselbe Stelle einmal mehr, ein andres mal minder abgeplattet war, ja daſs sie wieder zu andren Zeiten völlig rund, und ohne alle Abflachung erschien. Die Ursache sey welche sie wolle, welche an dieser bestimmten Stelle des Planeten die Gewässer bis zu jener tiefen Ebbe vermindert, die uns als solche Abplattung erscheint, während vielleicht zugleich an einer andern Stelle das Gewässer höher steigt als gewöhnlich, so ist doch eine solche bald wiederkehrende, bald wieder verschwindende Abplattung, an einem festen Weltkörper schwer, oder gar nicht, an einem noch in flüssigen Zustand befindlichen aber leicht zu begreifen.

Saturn scheint in Hinsicht der Ausbildung seines festen Körpers zwar am nächsten mit Jupiter übereinzustimmen, jedoch eher noch etwas mehr in flüssigen Zustand befindlich zu seyn als jener. Die Zonen von langen Wolkenzügen, welche auch ihn, wie den Jupiter, umringen, sind im Durchschnitt gewöhnlich breiter als bey diesem, mithin die Umwölkungen häufiger. Seine Abplattung ist nach **Herschels** neuesten Beobachtungen gröſser, als alle bisher an Planeten beobachtete, indem sich der Durchmesser der gröſsten Krümmung wie 36, der des Aequators wie 35, der der Pole nur wie 32, mithin zum längsten Durchmesser wie 8 zu 9 verhält *).

Auch Uranus wird bey näherer Beobachtung in diese Reihe passen.

Endlich aber können wir jene Erscheinungen, welche vorzüglich **Schröter** an den Jupiter- und Saturnmonden beobachtet hat, und welche das vorhin erwähnte Verhältniſs unsres Mondes zu der Erde sehr bestätigen, nicht übergehen. Wie unser Mond der Erde in Hinsicht der planetarischen Reife voraus ist, sind dies auch die Monde andrer Planeten ihrem Hauptkörper. Wir bemerken auf den Monden des Jupiter dunkle Flecken, wie auf dem Mars, welche, wie bey diesem, offenbar atmosphärische Erzeugnisse sind. Diese zeigen nicht mehr jenen vorherrschenden Zug in der Richtung des Aequators, welcher die

---

*) **Bodes** Jahrbuch für 1809.

die Urzeit zu bezeichnen scheint, sondern schon eine mehr gleichartige Ausbreitung nach allen Seiten, wie die Landregen auf der Erde und dem Mars.

Wenn auch dieses schon aus der ungleich langsameren Rotation erklärt würde, so zeigt doch eine schon geringere Wassermenge, die zuweilen mehrere Monate anhaltende Aufheiterung jener Mondscheiben, welche hernach wieder von dunklen Wolkenmassen verdrängt wird, deutlicher aber noch zeigen eine viel gröſsere Abnahme des allgemeinen Gewässers auf diesen Monden, und ein Hervorragen des festen Landes jene beständigen Flecken, auf dem fünften von den älteren Saturntrabanten beobachtet, welche nur von Unebenheiten der festern Oberfläche herrühren können. Auch der Saturnsring hat auf seiner südlichen Halbkugel Gebirge von bedeutender Höhe.

Vorzüglich merkwürdig ist, daſs sich die Wolkenmassen, die uns auf jenen Monden als dunkle Flecken erscheinen, stets, oder doch fast stets, nur auf der von dem Hauptkörper abgekehrten Seite zeigen, mithin auf der positiven des Mondes, daſs daher (wie auch wahrscheinlich bey unsrem Mond, die von uns abgekehrte Seite noch ein wenig wasserreicher ist) die dem Hauptkörper zugekehrte negative, in ihrer Ausbildung weiter vorgerückt und den Fluthen und Regengüssen schon weniger ausgesetzt ist, als die positive.

Auf diese Weise, wenn, wie es gewiſs ist, allen Weltkörpern unsres Systems nur Eine Art der Bildung und Entwicklung seyn konnte, sehen wir die der Sonne näheren Planeten in Hinsicht der Wirkung, welche die Zeit auf sie äuſsert, viel weiter vorgerückt, als die von der Sonne entfernteren, die — schwächeren, mehr basischen — Monde weiter als ihre Hauptkörper, oder,

wir

wir sehen daſs die Weltkörper, je stärker die individuelle Kraft in ihnen ist (was sich durch stärkere Reaction andeutet), in ihrer Ausbildung langsamer vorwärts schreiten und später zur Vollendung gelangen. Zugleich finden wir, daſs die Atmosphäre (der höhere Gegensatz) an Stärke immer abnehme, und daſs die Reaction des festen Kerns (welche unter andern Kälte erzeugt) immer zunimmt. Die feste Oberfläche, die Basis der Atmosphäre, nimmt mit dem Alter der Planeten an Stärke zu, wie sich die basischen Organe unsres Leibes, deren Rückwirkung Schlaf — endlich Tod bewirkt, gegen das Ende des Lebens, im Verhältniſs zum Nervensystem, immer mehr und energischer ausbilden.

Ein gröſserer oder geringerer Grad dieser Reife, hat aber vornehmlich diese Folgen: Zuerst, daſs die Planeten um so kälter sind, je dünner ihre Atmosphären, je wasserärmer ihre Oberfläche ist. Es rührt nämlich die empfindliche Kälte auf den höchsten Gebirgen, von der Feinheit der Atmosphäre, jenes Mediums, durch welches die Sonnenstrahlen auf das Land herabfallen, her, und wir sehen auf den ewigen Schneefeldern des Montblanc Wachs zum Schmelzen kommen, sobald wir die Sonnenstrahlen durch übergelegte Eistafeln verdichtet auf dasselbe fallen lassen. Wenn, je weiter wir in die Ebne herabsteigen, die Atmosphäre zugleich dichter wird, fühlen wir auch die Wärme zunehmen. Die Atmosphäre scheint unter dem Aequator am höchsten, an den Polen am niedrigsten.

Wir sehen daher, wie aus dem Bericht der Reisenden über Island, Grönland, einige Theile von Sibirien, und von der Geschichte der Gletscher in der Schweiz bekannt ist, die Kälte auf der Erde im Verlauf der Zeiten, und mit ihr die ewigen Eismassen jener Gegenden

genden immer zunehmen, weil die Dichtigkeit der Atmosphäre und mit ihr die Wärme erzeugende Kraft der Sonnenstrahlen abnimmt. Endlich (doch wird man in der kurzen Zeit eines Jahrtausends noch nicht viel verändert finden) wird die Atmosphäre über den Gegenden, die wir jetzt bewohnen, so dünne seyn, wie sie jetzt über dem Gipfel des Chimboraço ist, und mithin einer eben so beständigen Kälte unterworfen.

Wir wissen selbst aus der Geognosie und Geschichte unsres Geschlechts, daſs die Wärme auf der Erde ehedem, bey einer ungleich dichteren Atmosphäre, viel gröſser gewesen seyn muſs. Die Polarländer sind damals ein Aufenthalt jener Thier- und Pflanzenarten gewesen, welche jetzt zwischen den Wendekreisen wohnen, und die Gegenden des Aequators vielleich wirklich jenen, jetzt für übertrieben gehaltnen Sagen der Alten, von den heiſsen Zonen, entsprechend. Zugleich erkennen wir, daſs, da die Atmosphären bey den entfernteren Planeten immer dichter sind, als bey den näheren, diese vielleicht eine nur eben so groſse Wärme genieſsen können als jene, und Saturn von der Sonne eben so erwärmt werde als Mercur.

Aber das allmählige Dünnerwerden der Atmosphäre, scheint noch eine andre Folge zu haben. Saussüre bemerkte auf dem höchsten Gipfel der Alpen, daſs die Sonne nicht mehr mit ihrer gewöhnlichen Klarheit, sondern mit einem röthlichen Licht erschien, wir sehen aber immer das Licht, wenn es, durch ein minder durchsichtiges (minder selber leuchtendes) Medium geht, röthlich. Ferner erschienen ihm bey einem vollkommnen klaren Himmel, nur die Sterne der ersten und zweyten Gröſse, was der Blendung des Schnees zugeschrieben wurde. Wäre dies die Ursache gewesen, so müſste auch uns in den Winternächten immer etwas Aehnliches begegnen,

nen, und so hätte der schwarze Grund, auf welchem diese Sterne erschienen, nicht Statt finden müssen. Es erschien nämlich das blaue Gewölbe des Himmels dunkelschwarz wie Ebenholz. Solche schwarze Stellen werden aber sonst bekanntlich immer da gesehen, wo der Himmel ganz leer von Sternen erscheint, wo keine, selbst nur telescopische Sterne, ihr Licht mehr in unsre Augen senden. Die Fixsterne erscheinen auch auf jenen Höhen, wie durch Dämpfgläser, ohne Irradiation.

Ich weiſs wohl, daſs die Humboldischen Bemerkungen, auf dem Gipfel der Anden gemacht, etwas anders zu lauten scheinen, an Saussüres Beobachtung wird jedoch nichts auszusetzen seyn, und zu bedenken ist, daſs Humbold — bey einer gröſseren Höhe der Atmosphäre über dem Aequator und über der westlichen Halbkugel, noch immer in einer weit dichtern Atmosphäre sich befunden als Saussüre.

Wir haben noch etwas nähere Beweise für den Satz, daſs die Atmosphäre, wenn sie in früheren Zeiten dichter war, zugleich telescopischer gewesen. Jene Gelehrte an dem Hof eines Tibetanischen Fürsten, denen Turner als etwas ihnen ganz Neues die Trabanten des Jupiters zeigen wollte, bewiesen ihm, daſs ihnen das Daseyn dieser Monde, welche jetzt dem unbewaffneten menschlichen Auge nicht mehr sichtbar sind, aus Ueberlieferung alter Zeiten längst bekannt war. Saturn wird von den alten Indern immer mit einem Ring abgebildet, ein Beweis, daſs sie diesen kannten. Ferner sind den Indern aus der Astronomie ihrer Väter eine ganze Menge kleiner Fixsterne in ihrer Stellung und Zahl genau bekannt, welche jetzt durchaus nicht mehr mit bloſsen Augen sichtbar sind *). Der Fernröhre haben sich, wie aus Allem scheint,

---

*) Ueber alles dieses wird C. v. Raumer ausführlich reden.

scheint, jene Völker des Orients nie bedient, und diese europäische Erfindung ist überall als neu angestaunt worden, während die Entdeckungen, welche wir mit Fernröhren gemacht haben, ihnen häufig seit der Väter Zeit bekannt sind.

Deshalb erscheint der Uranus noch immer in so hellem Lichte, daſs er, bey seiner weiten Entfernung von der Sonne, das verliehene Licht durchaus in einem günstigen Medium empfangen und verdichten muſs, weil der Widerschein eines so schwachen Lichts, wie ihm nach den gewöhnlichen Berechnungen zukäme, uns nicht mehr sichtbar seyn könnte. Vielleicht geschieht, aus dieser verschiednen Einrichtung der Atmosphären, daſs die Sonne dem Uranus von derselben scheinbaren Gröſse erscheint, als der Erde.

So scheint, daſs die Atmosphäre nicht bloſs die Ursache der Wärme auf den Planeten, sondern auch das Medium sey, durch welches sie das Licht der andren Himmelskörper empfangen. Durchsichtigkeit ist ein Selberleuchten (nach dem 1sten Band). Das Leuchten der Sonne wird durch die Wechselwirkung ihrer Atmosphäre mit der Oberfläche erzeugt. Der Einfluſs der Sonne bewirkt alsdann auf den Planeten eine ähnliche Wechselwirkung ihrer Atmosphären mit der Oberfläche, welche dem Auge als Licht erscheint (wie beym Verbrennen). Wo dieser zum Leuchten nothwendige Gegensatz fehlt, ist ewige Nacht. Das Leuchten wird um so vollkommner seyn, je vollkommner jener Gegensatz.

Daher steht es mit jenem Lichtmeer, das die allenthalben sich verbreitenden Strahlen der Sonne im ganzen Weltraum bilden sollen, etwas miſslich, könnten wir auf einmal auſserhalb der Wirkungssphäre des Planeten

seyn,

seyn, wir stünden in tiefer Nacht. Bloſs an den Planeten, bloſs an Welten, welche zu einer gleichen Wechselwirkung der Gegensätze organisirt sind, zeigt sich das Licht der Gestirne als Licht. Wir läugnen jedoch deshalb nicht, daſs das Thierkreislicht durch Action unsrer Sonne, und daſs gewisse Lichtnebel auf ähnliche Weise entstehen, diese Action aber, wie das Licht der Sonne und der Gestirne selber, würde uns unsichtbar seyn, ohne das Auge des Planeten, die Atmosphäre.

So muſs auch dein Auge, hohe Mutter! veralten und stumpfer werden. Siehe die Gefährten, welche deiner Jugend erschienen, sind dem alten Auge schon unsichtbar geworden, und es nahet die Zeit, da es sich der hohen Umgebung ganz schlieſsen wird. Aber harre noch wenig. Noch ein Tagewerk ist uns übrig, des Herrn Tempel wollen wir vollenden, das Reich der Nacht zerstören, alsdann mit dir untergehen!

---

4) *Einige Rückblicke auf das Vorhergehende.*

Zwar sehen wir uns mit unsern Untersuchungen nur noch wenig vorgedrungen, und eben am Eingang in unsre Heymath, die Lehre von dem Organischen stehen bleiben, so daſs eine allgemeine Uebersicht noch zur Unzeit wäre; jedoch ist die von uns gewählte Weise der Darstellung von der Art, daſs sie einiger Rückblicke, ja zum Theil einiger Rechtfertigung zu bedürfen scheint.

Noch haben wir den Uebergang aus der Verwesung in das neue höhere Daseyn nicht gesehen, dessen Nothwendigkeit, ja dessen Wirklichkeit wir hernach in der Natur aus Vielem nachzuweisen hoffen, und nur das Eine (bloſs Aeuſserliche) wird erkannt: daſs alle Verwesung in der Atmosphäre endige, alles Zeugende aber, von den chemischen Gegensätzen bis herauf zu dem Menschen, athmen müsse (Wasser oder Luft); daſs die Organe des Athmens mit denen der Zeugung in der genauesten Beziehung sind, und das Athmen und die innige Gemeinschaft mit der Atmosphäre immer vollkommner werden, je vollkommner das Zeugungsvermögen.

Jedoch um diese allgemeine Bemerkung nicht gänzlich miſszudeuten, müſste man einen etwas würdigeren Begriff von der Atmosphäre fassen, als der gewöhnliche ist. Diesen vorzubereiten, haben wir uns schon im ersten Theile bemüht, und wir sahen noch eben im Vorhergehenden von neuem, daſs sie unsren Planeten das sey, was den organischen Körpern die Sinnesorgane sind. Sie ist das Kosmische an den Planeten, und über die Gränzen der nächsten Umgebung am meisten erhaben, also daſs, wie denn alles Licht dem Planeten in seinem jetzigen Zustand durch die Atmosphäre vermittelt wird, und unser Auge noch einer ziemlich dichten Atmosphäre zum Medium zwischen uns und den Gestirnen bedarf, die entferntesten Sonnen ihre Lebenswirkung dieser Lufthülle mittheilen. Diese Wechselwirkung scheint, wie über die Gränzen des Raumes, so über die der Zeit erhaben, und jene, bey den Jupitermonden beobachteten Phänomene, aus denen man geschlossen: daſs das Licht eine gewisse Zeit brauche, um von einem Weltkörper zu einem andern zu gelangen, wird von Einigen, nicht mit Unrecht, aus der verschiedenen Receptivität der Atmosphäre, und dem Gesetz der Strahlenbrechung erklärt. Wir werden überhaupt, besonders durch das Studium des Organischen, belehrt: daſs die gewöhnlichen Begriffe von der Beschränkung der lebendigen Wechselwirkung der Substanzen, durch Zeit und Raum, etwas eng sind, und schon der Wille und der Einfluſs des Nervensystems auf die untergeordneten Theile, die Momente der Zeugung, die Geschichte der Miasmen und Metastasen, endlich im Menschen jene höheren Augenblicke der Begeisterung, welche den innern Sinn über alle Gränzen der äuſseren Umgebung erheben, und andere, erscheinen über jene Beschränkung weit erhaben *).

Es wird deshalb, schon durch den Uebergang in den Zustand der Atmosphäre, den Substanzen die kosmische Lebensempfänglichkeit wieder gegeben, und von Raum und Zeit ungehindert, findet alsdann jeder Grad der Empfänglichkeit den ihm angemessenen höheren Einfluſs.

Die Lufthülle der Planeten ist so selbstständig als diese selber, und von ihnen vollkommen trennbar, und wir sahen, daſs im Verlauf der Zeiten nicht allein die allgemeine Wassermenge, sondern zuletzt auch die (dichtere) Atmosphäre selber abgenommen habe. Ist schon dieses verhältniſsmäſsig noch so unvollkommene körperliche Wesen fähig, die Banden, welche es an seine Welt gehalten, zu zerreiſsen, und zur Freyheit zu gelangen, wie vielmehr wir, auf dem Gipfel des Irdischen, nach vollendetem Daseyn!

Denn es wird der Wahn, daſs unser unsterbliches Wesen nach dem Tode in andere niedere, z. B. thierische Naturen sich verirren könne, oder selbst immer von neuem in die verlassene Beschränkung zurückkehre, mit Recht für unwürdig, und nach allem Gesetz der Natur für unmöglich gehalten. An dem Gipfel der irdischen Vollendung, vermag der Tod alle Verbindlichkeit gegen den Planeten vollkommen aufzulösen; jedoch scheint nicht der gröſste Theil der Menschen vor dem Ende des Lebens jene Vollendung, welche unsrer Natur würdig ist, und

hiermit

---

*) Ueberhaupt alles das, was wir actio in distans der Substanzen genannt haben.

hiermit die irdische Reife zu erreichen. Diese Reife, und die Blüthe unsrer Natur ist die Religion.

Es kann aber jeder neue Schritt nur höher, nicht abwärts führen *), und wir sehen schon in den Ritterschen Versuchen, bey jenen Umkehrungen der Gegensätze, durch welche die Körper von einer früheren Stufe des Daseyns auf eine andere, neue treten, die Wechselwirkung und den Moment des Lebens immer höher und vollkommner werden. Daher erscheint die Vermuthung Derer, welche einen Uebergang der ewigen Substanz durch immer höhere Formen, von dem Daseyn der Flechte (und noch tiefer) bis zu dem des Menschen für möglich halten, nicht unwahrscheinlich. Doch wird hierin mit bloſsen Vermuthungen wenig gethan seyn. Es ist aber die Zeit gekommen, da Vieles, was bis dahin bloſse Ahndung gewesen, zur Gewiſsheit der Thatsachen erhoben wird, und wir werden nachher, wenn uns die Zahlenverhältnisse im Organischen einen bis dahin versäumten Weg gebahnt haben, Einiges aufstellen, was einen solchen Uebergang zu mehr als bloſser Vermuthung erhebt.

Es kann nicht fehlen, daſs Viele jene Ansichten, welche wir vornehmlich in der Geschichte der Verwesung aufgestellt haben, als groben Materialismus verdammen. Wohlan! wir werden uns hierin zu fügen wissen, überzeugt daſs Natur und Wahrheit mit uns sind.

Einige wenigstens werden erkennen, daſs ein solcher Materialismus, wie wir, soll ein höherer Fortschritt in der Naturwissenschaft geschehen, anzunehmen genöthigt sind, endlich der reinste Idealismus werde, daſs aber Materialismus wie Idealismus im gewöhnlichen engeren Sinne ein

Unding

*) I, 8.

Unding sind. Es ist das, was ihr Materie nennt, nicht minder göttlich, denn was ihr Geist nennet. Wir wollen erst die Natur des Körperlichen recht verstehen, ehe wir eurer Geisterwelt zu nahe treten. Vielleicht daſs diese in jener am tiefsten erkannt wird.

Wo ist nun jene tiefe Bewunderung, ja Anbetung der Natur und des Göttlichen in ihr, welche ihr beständig vorgebt? Ist sie euch Ernst, wohlan! so laſst euch auch nicht vor dem grauen, was diese hohe Natur am Ende des Daseyns euch vergönnen wird, laſst euch, seyd ihr wirklich fähig die stille Erhabenheit der Natur zu bewundern, den erhabensten Moment in ihr, den des scheidenden und zur neuen Wiedergeburt erwachenden Lebens gefallen!

Wenn schon jene kosmischen Momente im Organischen und Planetarischen, von denen wir vorhin einige erwähnt haben, über die gewöhnlichen Schranken des Raumes und der Zeit erhaben sind, wie vielmehr ist solches jener Zustand, in welchem wir zur höchsten Lebensempfänglichkeit zurückgekehrt, mit einer Welt der höheren Einflüsse in Einheit treten, deren Gränzen die der jetzigen unendlich übertreffen! Wir sind dann am wenigsten vom Raume beschränkt, wenn uns die Freunde, als verwahrt in enger Gruft beklagen, denn wir sind in Ihm, welcher über allen Raum und über aller Zeit ist.

Wir nähern uns nach dem Tode auf eine höhere Weise jenem Zustand wieder, in welchem wir im Schooſs der Mutter gewesen. Eine Uebereinstimmung der Krankheiten des angehenden Alters, mit denen der Knabenjahre, eine gleiche, unter denen des hohen Alters, mit jenen der ersten Kindheit, ist längst, und aus Thatsachen bekannt gewesen *). Endlich, wie das hohe Greisenalter zur Un-

schuld

---

*) Schon nach Hippocrates. Ausführlicher erklärt sich darüber Testa. Sogar eine Art Rachitis, wie die der kleinen Kin-

der

schuld des kindlichen Alters zurückkehrt, erkennen wir in dem stillen, von Verwesung ergriffenen Leichnam, von neuem den Zustand des Foetus, und es scheinen die Ausgänge der Verwesung, mit den Augenblicken der Zeugung übereinzustimmen. Wie einst, unbewuſst und still, im Schooſse der Mutter, träumen und schlummern wir hier in einem höheren Mutterschooſs. Wir betrachten das zerflossene Angesicht der Gruft, mit seiner tiefen Ruhe, und der heiligen Furcht welche es umschwebt, mit demselben Gefühl als das Ungeborne im Mutterleibe. Beyde sind vor allen andern Zuständen unsers Daseyns der Natur heilig, und Seine Furcht ist es, welche über ihnen schwebt, und unser Auge von der Gruft abwendet.

Wenn aber im Anfang des Lebens das Uebergewicht des höheren Gegensatzes über die untergeordneten Theile, welches alsdann herrscht, am meisten die Organe des Unterleibes trifft, und, wie im Foetus zuerst das Haupt viel gröſser ist, als die Gesammtheit der andern Theile, auch noch in der Jugend unsres Lebens die geistigeren Organe über die des Unterleibes zu sehr überwiegen; so finden wir gerade entgegengesetzt jene untergeordneten Theile am andern Ende des Lebens, am meisten vor den höheren vorherrschen, und das Gleichgewicht, welches in der Mitte des Lebens bestanden, wird an seinem Ende wieder auf dieselbe Weise, und in demselben Maas zerstört, als an seinem Anfang. Zuletzt, wie die Kälte des Winters von

der

---

der bekommen zuweilen die Greise, und die Knochen empfangen zuweilen wieder die Weichheit und Biegsamkeit der ersten Jahre. Das Gehirn hat bey Greisen wie bey Kindern eine gleiche gröſsere specifische Schwere als im Mittelalter, gewisse Krankheiten der Lunge, der Augen, der Gelenke, Haut u. s. w. sind beyden Altern gemein. Diese Uebereinstimmung leitet schon Testa aus entgegengesetzten Ursachen her.

der überwiegenden Zurückwirkung des Anorgischen (im engeren Sinne) auf die Atmosphäre, zeugt uns der starre Zustand des Todes (ehe noch mit der Verwesung einige neue Wärme eingetreten) von einer solchen Zurückwirkung der Basis auf das Belebende.

Eine solche Zurückwirkung des untergeordneten Gegensatzes auf den höheren, wird in der ganzen Natur als eine nothwendige Folge der schaffenden Einwirkung des Letzteren erkannt. Hierdurch wird dem positiven Gegensatz die Lebensempfänglichkeit für den höheren Einfluſs stets von Neuen, und immer höher wiedergegeben, und eine immer höhere Vollendung des Daseyns möglich.

Wir sehen nach diesem nothwendigen Gesetz alle Perioden der Wechselwirkung, von jenen Oscillationen der eben zum Leben erwachenden Körper, bis hinauf zu dem Wechsel der Tage und Jahre der Planeten, bestimmt werden. Endlich sehen wir die Zeit eines vollendeten Lebenslaufs der Dinge, dadurch begränzt, daſs — im Leben des Organischen wie im Daseyn der Gestirne — jemehr sich beyde ihrer Reife nahen, der untergeordnete Gegensatz, im Verhältniſs zu dem höheren, immer stärker und übermächtiger wird. Es vollenden sich im Organischen jene Theile, welche der kräftigsten Zurückwirkung aufs Gehirn fähig sind, zuletzt, und diese spätere Reife pflegt alsdann desto energischer zu seyn. Auf dieselbe Weise sehen wir im ganzen Planetensystem die entferntesten Planeten, welche der kräftigsten Reaction fähig sind, am spätesten zur planetarischen Reife gelangen, und noch in der Tiefe der ersten Urzeit versenkt, während die der Sonne näheren Planeten, in der jüngsten Periode stehen, so wie an dem einzelnen Planeten, je mehr er sich der letzten Vollendung nahet, der untergeordnete Gegensatz (der feste Kern — das Anorgische im engeren Sinne) immer übermächtiger, der Einfluſs seines höheren Gegensatzes (der Atmosphäre) immer ohnmächtiger wird. So gelangen jene Glieder der Basis, welche zu dem Positiven den selbständigsten und kräftigsten Gegensatz bilden, eben dann zur höchsten Blüthe ihrer Wirksamkeit, wenn der Einfluſs des höheren Gegensatzes im Abnehmen ist, und hierdurch wird zuletzt der Tod herbeygeführt.

Es erkennt der Mensch in dem Daseyn der Gestirne dasselbe Gesetz und dieselben Wechsel an, welche in seinem kurzen Leben die Zeit des Schlummers und Wachens, endlich die des Lebens und des Todes bestimmen. Diese, von Einigen für unwandelbar Gehaltenen, müssen gleich uns zunehmen und abnehmen, jung werden und veralten, zuletzt aber in das Erstarren des Todes versinken, auf daſs sie zur neuen Zeugung bereitet würden. Siehe, dieses sind eure Götter!

Wir lernen hieraus, wenn alles Andre wandelbar, gleich uns, den Sinn allein auf Jenen stellen, welcher ewig Derselbe, über allen Wandel erhaben ist, und in ihm allein die volle Gnüge des Gemüthes finden.

Ende des ersten Bandes des zweyten Theils.

Nöthige Verbesserungen.

Wegen abermaliger Entfernung des Druckorts, haben sich in diesen Band eine so groſse Menge Druckfehler eingefunden, daſs der Verfasser sich darauf beschränken muſs, nur einen Theil derselben, welcher entweder durch scheinbaren Zusammenhang, oder weil er Namen und Zahlen betrifft, dem Leser entgehen könnte, von den übrigen aber nur einige, die den Sinn zu auffallend stören, anzuzeigen.

Gewisse Worte, welche die Correctur fast, oder durchaus immer, so oft sie vorkommen, verstümmelt hat, wollen wir nur ein für allemal verbessern. So den ehrwürdigen Namen meines Vorgängers, Garmann, der fast immer in Germann verwandelt ist. Eben so den Namen Wedgwood, fast immer in Wedgewood verstümmelt. Auch die Worte Rythmus und rythmisch, bitten wir ein für allemal aus ihrer Verlarvung in Rhythmus und rhythmisch zu reduciren. Mit dem meisten Miſsvergnügen sehen wir jedoch das m nach einem e fast immer in ein n ausgeartet, und auf die zügelloseste Weise, z. B. dem in den, (einige Male auch umgekehrt) jenem in jenen u. s. w. verändert.

Die nöthigen Verbesserungen bey den Zahlen bitten wir vor dem Lesen anzubringen, weil sie jene Leser, die uns nachrechnend folgen wollen, am meisten stören würden. Doch ist zu ihnen der

Corrector unschuldig, und sie sind zum Theil nur deswegen nöthig, weil hie und da vergessen worden im Manuscript, die noch etwas andren Angaben, als denen auf den Tabellen zu Grunde gelegten, gemachten Berechnungen, den später gewählten anzupassen, wie sich erst jetzt bey nochmaligen Durchrechnen gefunden hat. So sind die von pag. 172 angezeigten dadurch entstanden, daſs im Manuscript die mittlere Entfernung der Erde von der Sonne wie gewöhnlich zu 24266 Erdradien, oder 20856627 Meilen, in der ersten Tabelle aber genauer zu 24266,1523 Erdhalbmessern, oder 20857008 Meilen angenommen worden, wodurch die Entfernungen und ihre Wurzeln um ein klein wenig anders ausgefallen, die von pag. 222 und 223 weil wir noch ein wenig andren Angaben der tropischen Umlaufszeiten und Rotationsperioden (so bey Mercur, ohne es später beym Abschreiben zu bemerken) gerechnet hatten, u. s. w. Die von pag. 206 und 239, müssen grobe Schreibefehler seyn. Wir sind mit den Zahlen bis pag. 336, so weit wir den Abdruck gesehen, so gewissenhaft gewesen, daſs wir zweifeln daſs uns noch ein Fehler, oder eine Abweichung von den Tabellen entgangen seyn könne.

Fehler der Interpunktation, so wie solche Verstöſse gegen Orthographie, die jeder Leser leicht selber verbessern kann, z. B. (S. 65) verehrde st. verehrte, langes st. langen, Berth st. Bert, para- st. para-sitisch, Extractirstoff st. Extractivstoff u. s. w. sind, (auſser von den ersteren einige die durchaus nicht übergangen werden konnten) gar nicht erwähnt worden, eben so die häufigen Verwandlungen des „dem" in den, in der Ueberzeugung, daſs man das Werk des Zufalls nicht dem Verfasser zuschreiben werde.

Seite 9 Zeile 13 von oben lese man sehen statt: sahen.
— 13 — 15 v. o. lese man Tilesius st. Telesius.
— 18 — 9 von unten lese man der Erde st. die Erde.
— 30 — 4 v. o. lese man Zink zu Silber, st. Silber zu Zink.
— 30 — 11 v. u. lese m. empfangenen st. angefangenen.
— 32 — 2 v. o. lese man an st. ein.
— 32 — 9 v. u. lese man derselben st. dessen.
— 42 — 2 v. u. l. m. Lenzov st. Lenzen.
— 43 — 2 so wie an allen andren Orten l. m. Germann
st. Germang.

Seite 53 Zeile 16 v. o. setze man ein, nach wenigstens [illegible]
— 58 — 16 v. u. l. m. Verlauf st. Verlust.
— 58 — 9 v. u. hernach st. hiernach.
— 62 — 16 v. u. Alhovena st. Alhoena.
— 67 — 14 v. o. fehlt: an nach Körper.
— 76 — 8 v. u. aller st. allen.
— 80 — 8 v. o. lese man der in Icosaedern st. der den Icosaeder.
— 82 — 2 v. u. den st. dem.
— 85 — 14 v. o. verhalten st. erhalten.
— 86 — 3 v. o. fehlt als nach endlich.
— 88 — 3 v. o. l. m. so wie überall Wedgwood st. Wedgewood.
— 88 — 15 v. u. nun st. nur.
— 90 — 12 v. u. eben st. aber.
— 92 — 8 v. u. fehlt: an nach nun.
— 96 — 6 v. o. l. m. Libavius, Cardanus, st. Libav. Cardanus.
— 97 — 11 v. o. l. Byssus st. Byssa.
— 97 — 9 v. u. bunten st. bunteren.
— 101 — 3 v. u. worden st. werden.
— 102 — 5 v. u. äuſsre st. beſsre.
— 103 — 6 v. u. neuen st. neues.
— 106 — 16 v. o. l. Borellus st. Barellus.
— 111 — 8 v. o. l. der st. den.
— 113 — 8 v. o. mit st. im.
— 116 — 1 v. u. Sienit st. Scenit.
— 118 — 2 u. 4 v. o. Granaten st. Grenaten.
— 122 — 10 v. u. Sage st. Page.
— 124 — 3 v. u. Pettenkover st. Pattenkover.
— 130 — 16 v. o. fehlt: Züge nach: einige.
— 136 — 5 v. u. ein, nach 12 mal.
— 143 — 10 v. u. träten st. treten.
— 163 — 7 v. u. fehlt sie nach und.
— 165 — 10 v. o. streiche man nicht nach dadurch.
— 165 — 11 v. o. daſs st. das.

Seite

Seite 148 Zeile 10 v. o. Borellus st. Borelli.
— 149 — 7 Rotationen st. Relationen.
— 153 — 2 v. o. l. Durchmesser st. Halbmesser.
— 162 — 11 v. u. l. m. vor st. von.
— 163 — 5 v. o. l. m. vor der st. von den.
— 172 — 13 v. u. 14,5862 st. 14,5859 und
— 172 — 11 v. u. 28,7882 st. .....0.
— 172 — 8 v. u. 219,973 st. 219,968.
— 172 — 7 v. u. 29,1128 st. ....3.
— 176 — 3 v. o. l. 84204,86 und alsdann ist die Biquadratwurzel 12,173, der Cubus dieser Zahl 1940,56.
— 179 — 12 v. o. setze man am Ende der Meilenzahl eine 0 statt der 8.
— 180 — 2 v. o. aufgestellte st. angestellte.
— 181 — 9 v. u. l. 487 st. 486.
— 186 — 1 v. u. l. 576 st. 570.
— 204 — 4 v. o. l. 3,206 st. 3,214 und 32,96 st. 55,2.
— 205 — 12 v. o. l. 4,5468 st. 4,1360.
— 212 — 11 v. o. l. 3,0811 st. 3,811.
— 215 — 12 v. o. fehlt: hinfallen nach ist.
— 216 — 2 v. o. l. welches st. welche.
— 218 — 4 v. o. l. vor st. von.
— 218 — 10 v. u. l. kürzer st. gröſser.
— 222 — 14 u. 15, muſs in den Zehntausendtheilen der beyden Zahlen eine 3 statt der 8 stehen.
— 222 — 16 l. 77,111 st. ....9 und
— 222 — 17 l. 60,548 st. 60,556.
— 222 — 9 v. u. l. 29,678 st. ....86.
— 225 — 1 v. o. l. 36,086 st. 35,85.
— 225 — 3 v. o. l. 25 T. 10 St. st. 252,16.
— 231 — 11 l. Ap – st. Peri – helium.
— 233 — 4 v. o. fehlt: „im Perihelio" nach Halbmessern.
— 234 — 1 v. o. l. 138 st. 132.
— 258 — 2 v. o. l. 10606 st. ....8.

Seite 238 Zeile 7 l. $11\frac{1}{2}$ st. $10\frac{1}{2}$ *).
— 239 — 6 l. 136219607 st. . . . . 96377.
— 240 — 6 v. o. l. Erde^4 st. Erde^3.
— 244 — 1 v. o. l. etwas mehr als st. mehr.
— 247 — 17 auf st. mit.
— 253 — 1 v. u. Wied st. Wid.
— 265 — 17 v. o. Zahl st. Reihe.
— 267 — 9 v. u. und
— 268 — 14 v. o.) l. mit st. aus.
— 282 — 8 v. u. l. Den st. im.
— 288 — 11 v. o. setze man ein, nach Seite, und streiche das nach Sonne.
— 295 — 13 v. u. gewonnen st. genommen.
— 296 — 7 v. u. l. mit st. aus.
~~— 297 — 16 v. u. [illegible] st. die an.~~
— 300 — 12 v. o. l. 26,5 st. 26,4.
— 304 — 7 v. o. l. der st. in.
— 311 — 6 l. 61,89 st. . . . . 88.
— 311 — 7 l. 59,81 st. . . . . 71.
— 314 — 7 v. u. l. $78\frac{1}{2}$ st. $70\frac{1}{2}$.
— 320 — 5 v. o. verworrene st. verworfene.
— 323 — 2 v. u. sich st. sie und da - st. dermaligen.
— 324 — 2 v. u. Pereira st. Parcira, und Diemerbroek st. Diemerbrok.
— 327 — 1 v. u. Pareira st. Pereira.
— 329 — 9 v. u. nun st. nur.
— 330 — 2 v. o. Bellin st. Bollin.
— 338 — 9 v. o. fehlt: in seine alten Rechte nach: Nervensystems.
— 341 — 16 v. u. l. durch die st. von der.
— 342 — 1 v. u. l. zunehmenden st. zunehmender.

Der Halbmesser der Ceres ist auf Seite 238 Zeile 14 genau zu 187,3737 Meilen angenommen, mithin 11 Meilen größer als auf der Tabelle, und fast $11\frac{1}{2}$ größer als nach der Schröterschen Angabe.

Seite 344 Zeile 13 v. u. l. den schleichenden Fiebern statt: dem schleichendem Fieber.
-- 358 -- 1 v. u. unempfindlicher st. empfindlicher.
-- 359 -- 10 v. o. dauernd st. dauern.
-- 362 -- 3 v. u. kristallinisch st. kristallisch.
-- 367 -- 1 v. o. Uran st. Uren.
-- 368 -- 11 v. u. Birth, st. Bar.
-- 369 -- 5 v. o. seiner st. seinem, und Maſse st. Maaſse.
-- 372 -- 2 v. o. befeuchten st. befruchten.
-- 373 -- 5 v. o. fehlt eine nach Halbmesser.
-- 374 -- 6 der st. die.
-- 375 -- 3 v. u. auf st. nach.
-- 376 -- 10 v. o. enthalten st. haben.
-- 378 -- 12 v. o. flüssig st. fleiſsig.
-- 386 -- 8 v. o. Capella st. Cappella.
-- 393 -- 9 v. o. verdeckt st. bedeckt.
-- 393 -- 16 v. u. mit st. in.
-- 395 -- 4 v. u. 39826 st. 39812.

r eber die doppelte Eccentricität, oder den iterschied zwischen Peri- und Ap-helio.

ntrschied lbr Peri- tenhelium ieten- essern.	B) In Sonnenhalbmessern zu 96410 Meil.	C) Verhältniſs des Unterschieds in Planetenhalbmessern, zu der Zahl der Entfernung im Perihelio nach Sonnenhalbmessern.
88 9,4 59 7,8	34,4	α) 1 zu 162,84 β) 1 — 162,31
5,53	2,16	1 zu 1,587

n. III, (Paris an 8) wo sie von allen älteren
tfernungen, und nach La Place bearbeitet.
ie nach La Place mit γ bezeichnet. Wo kein
di n) Bodeschen Angabe, oder (bey den neuen
sc r Hamburger Zeitung erschienenen, bey Juno
ac ie wir zu benutzen vermochten. Bey allen ist
in en Angaben sämmtlich von den Brissonschen
w Placeschen Angaben mit aufzuführen. Bey
die.

nd len hoch, mithin den Radius der Sonne 96410
An häre zwischen 1843 und 2765 englische Meilen
at hnet werden, wenn wir mit dem der Planeten
Ch n 2^{ten} Kapitel des 2^{ten} Abschnitts, wo wir von
m s, ganz unverändert geblieben, Mars nach der
d ach der Herschelschen, Brissonschen, La
en, Mittelstraſse halten. Mercur ist 3 Meilen im
n le kleiner, Ceres um nicht viel mehr gröſser,
fse röter 1544, der der Ceres 176, der der Pallas
le t man im 1^{sten} Kapitel des 2^{ten} Abschnitts die-

Tabelle I.

1) Ueber die Entfernung der Planeten von der Sonne. — 2) Ueber die doppelte Eccentricität, oder den Unterschied zwischen Peri- und Ap-helio.

Nahmen der Planeten.	Angenommene Halbmesser in deutschen Meilen, 15 auf 1 Grad.	A) Entfernung der Planeten in eignen Halbmessern, deren Größe in der vorstehenden Spalte bestimmt ist. a) Perihelium.	b) mittlere Entfernung.	c) Aphelium.	B) Entfernung der Planeten nach Halbmessern des festen Sonnenkörpers, der aus unten angeführten Gründen zu 96110 Meilen gesetzt ist. a) Perihelium.	b) mittlere Entfernung.	c) Aphelium.	2) A) Unterschied zwischen Peri- und Aphelium in Planeten-Halbmessern.	B) In Sonnenhalbmessern zu 96110 Meil.	C) Verhältniß des Unterschieds in Planetenhalbmessern, zu der Zahl der Entfernung im Perihelio nach Sonnenhalbmessern.
Merkur.	307	α) 20684,1 β) 20691,65	26229,85 26231,76	31713,5 31689,8	66,5 66,51	83,70 83,72	100,86 100,91	[illegible]	31,0	α) 1 zu 162,81 β) 1 — 162,51
Venus.	844,5	17735,5	17858,6	17981,8	155,35	156,43	157,51	246,3	2,16	1 zu 1,587
Erde.	859,5	23858,28	24266,43	24671,58	212,49	216,336	219,973	816,30	7,27	1 zu 3,63
Mars.	503	α) [illegible] β) 57083,3	α) 63[illegible] β) [illegible]	α) 69055,8 β) [illegible] γ) [illegible]	α) 298,17 β) 296,76	α) 329,63 β) 329,25	α) 361,00 β) 360,42	α) [illegible] β) [illegible]	61,31 61,36	1 zu [illegible] 1 — [illegible]
Vesta.	α) 236,465 β) 236,025	189960	208109	α) 226258,7 β) 226221	465,16	509,59	551,36	36298	88,9	1 zu 77,087
Juno.	α) [illegible] β) [illegible]	266658,1	360587,7	α) 452517,1 β) 452443,1	429,89	577	724,11	183859	294,1	1 zu 427,687
Ceres.	[illegible]	301695	327342	352988,6	551,80	598,03	615,6	51293	93,0	1 zu 93,30
Pallas.	[illegible]	190696,0	252706,8	314717	451,81	598,1	715,05	124021	293,86	1 zu 974,5
Jupiter.	9783	α) 10555,6 β) 10555,80	α) 11088,2 β) 11089,20	α) 11622,9 β) 11622,3	α) 1074,9 β) 1074,12	α) 1125,16 β) 1125,5	α) 1175,01 β) 1175,30	1067,3 1066,0	118,7 118,26	fast 1 zu 1
Saturn.	8081	α) 21614,5 β) 21628	α) 22931 β) 22916,1	α) 24247,5 β) 24204,3 genauer 24204,83	α) 1916,22 β) 1917,00	α) 2061 β) 2063,15	α) 2181,1 β) 2179,0	α) 2613 β) 2576,0	α) 235,09 β) 232	α) 1 zu 1,306 β) 1 — 1,326
Uranus.	3867	98087	102823	107597	3934,16	4126,99	4319,72	9610	385,16	1 zu 2,0025

Entfernung des Mondes von der Erde.

	A) In Mondhalbmessern. Halbmesser in Meilen.	a. Perigaeum.	b. mittlere Entfernung.	c. Apogaeum.	B) In Erdhalbmessern. a. Perigaeum.	b. mittlere Entfernung.	c. Apogaeum.	Unterschied zwischen Perigaeum und Apogaeum. In Mondhalbmessern.	In Erdhalbmessern.	
Mond der Erde.	231	α) 201,77 β) 203,24	α) [illegible] β) 219,13	α) 228,03 β) 233,68	α) 55,76 β) 55,87	α) 59 β) 59,70	α) 62,4 β) 63,0	α) 23,00 β) 28,10	α) 6,5 β) 7,75	Von den Jupitersmonden sind über die mittleren Entfernungen zu Grunde gelegt worden. Diese sind schon angeführt. Der Halbmesser des ersten Jupitersmondes ist nach Schröter 231, des 2ten 184½, des 3ten [illegible], des 4ten 287 Meilen.

Die Entfernungen sind nach den [illegible] Tabellen, in Brissons *Traité élémentaire de Physique* Tom. III, (Paris an 8) wo sie von allen älteren Planeten in Lieues (25 auf 1 Grad) angegeben sind, nach Bode's Angaben der Eccentricitäten und mittleren Entfernungen, und nach La Place bearbeitet. Wir haben in der Tabelle die Rechnungen, welche nach Brisson gemacht sind, mit α, die nach Bode mit β, nach La Place mit γ bezeichnet. Wo kein Buchstabe dabey steht, ist die Rechnung entweder nach der (vor allen im Durchschnitt am meisten correkten) Bodeschen Angabe, oder (bey den neuen Planeten) nach den Gaussischen Elementen gearbeitet. Und zwar bey Vesta nach den vor einigen Tagen in der Hamburger Zeitung erschienenen, bey Juno nach den 6ten, bey Ceres nach den 11ten, bey Pallas nach den 9ten Elementen, sämmtlich als den neuesten, die wir zu benutzen vermochten. Bey allen ist 20666,3 Erdhalbmesser als Einheit genommen. Nimmt man diese Zahl als Einheit, so weichen die La Placeschen Angaben sämmtlich von den Brissonschen (außer bey dem Uranus) so wenig ab, daß wir es überall, außer bey Mars, überflüßig gefunden haben, die La Placeschen Angaben mit aufzuführen. Bey dem Mond bedeutet α auch die Angabe bey Brisson (a. a. O.), β die in Bod., Gehler u. a. aufgeführte ältere.

Wir haben die leuchtende Atmosphäre, die uns den Anblick des festen Kerns der Sonne entzieht, 536 Meilen hoch, mithin den Radius der Sonne 96110 Meilen angenommen, eine Angabe, die, wenn man sie gegen die Herschelsche hält, der die Sonnenatmosphäre zwischen 1843 und 2765 englische Meilen hoch schätzt (400 und 600 deutsche) dieser sehr nahe kommt. Mit dem festen Kern der Sonne mußte aber gerechnet werden, wenn wir mit dem der Planeten (abgesehen von dem dichten Theil der Atmosphäre) rechnen wollten. Wir erklären uns hierüber ausführlicher im 2ten Kapitel des 2ten Abschnitts, wo wir von den Zahlen reden. Die Halbmesser der Planeten sind in unserer Tabelle bey Erde, Mars, Jupiter, Saturn, Uranus, ganz unverändert geblieben, Mars nach der Schröterschen Angabe (in den Lilienthalischen Beobachtungen der 3 neuentdeckten Planeten), Uranus nach der Herschelschen, Brissonschen, La Placeschen u. a., die von den zu großen der russischen bis zu den zu kleinen Lexellschen Messungen fast die Mittelstraße halten. Mercur ist 3 Meilen im Halbmesser größer genommen als ihn Schröter (a. a. O.), Venus ½ Meile größer als sie Bode, Juno ½ Meile kleiner, Ceres um nicht viel mehr größer, Pallas um ⅓ einer Meile größer angenommen, als Schröter sie setzt. Junos Halbmesser ist nämlich nach Schröter 154½, der der Ceres 176, der der Pallas 227½ Meilen, Vesta ist aus der Analogie des Ganzen bestimmt worden. Die Gründe zu diesem Verfahren findet man im 2ten Kapitel des 2ten Abschnitts dieses Bandes.

Tabelle II.

1) Ueber die Verhältnisse der Umlaufszeiten. 2) Ueber die der Distanzen.

1) *Verhältniſse der Umlaufszeiten.*

2) *Verhältniſse der mittleren Entfernungen.*

Ein tropisches Jahr des jedesmal in der ersten Columne genannten Planeten beträgt:

	Mercur	*Venus*	*Erde*	*Mars*	*Vesta*	*Juno*	*Ceres*	*Pallas*	*Jupiter*	*Saturn*	*Uranus*	*Nach Secunden:*	*Nach eignen Tagen:*		*Nach Sonnentagen:*
													[illegible]	[illegible]	[illegible]
Mercur.	1	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
Venus.	[illegible]	1	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
Erde.	[illegible]	[illegible]	1	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
Mars.	[illegible]	[illegible]	[illegible]	1	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
Vesta.	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	1	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	unbekannt	unbekannt	[illegible]
Juno.	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	1	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	—	—	[illegible]
Ceres.	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	1	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	—	—	[illegible]
Pallas.	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	1	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	—	—	[illegible]
Jupiter.	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	1	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
Saturn.	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	1	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
Uranus.	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	8,13917	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]			[illegible]

Von dem Gebrauch und der Einrichtung dieser Tabelle.

Wenn wir die Verhältnisse der Umlaufszeiten in der vorstehenden Tabelle aufsuchen wollen, zum Beispiel zwischen Venus und einem von den übrigen Planeten, so suchen wir in der ersten Spalte den Namen Venus, gehen von da bis in jene Columne, welche oben wieder Venus überschrieben ist. Wir finden, wo beyde Columnen zusammentreffen die Zahl 1. Wollen wir nun wissen wie vielmal ein Venusjahr, das hier als Einheit gesetzt wird, z. B. in einem Saturnjahr enthalten sey? so gehen wir **von der Linken zur Rechten**, bis zu jener Columne, welche oben Saturn überschrieben ist. Wir finden daselbst 47,83[illegible] in der obern Reihe, welche die Verhältnisse der tropischen, und 47,8[illegible] in der zweyten Reihe, welche die der siderischen Umlaufszeiten enthält. Dieses heißt soviel als: ein Saturnjahr enthält 47,8 u. s. w. Venusjahre.

Wollen wir dagegen wissen, wie sich z. B. Vesta in Hinsicht der Entfernung von der Sonne, zu den übrigen Planeten verhält, so suchen wir auf dieselbe Weise, jene 1 welche da steht, wo die beyden Columnen, davon die eine an der Seite, die andere oben, den Namen Vesta führt, zusammenstoßen. Wird nun zu wissen verlangt: wie vielmal die mittlere Entfernung der Vesta, in der des Uranus enthalten sey? so geht man von der erwähnten 1 an, **von oben nach unten** bis zu jener Linie, welche an der Seite den Namen Uranus führt. Wir finden daselbst die Zahl 8,13917, welche mithin sagt, daß Uranus, wenn wir den Abstand der Vesta als 1 setzen, 8,13917 solcher Maaßstäbe entfernt sey.

Wir finden mithin die Verhältnisse der Jahre der Planeten, wenn wir von der 1 des Planeten, zu welchem wir sie suchen, horizontal von der Linken zur Rechten gehn, die der Abstände, wenn wir von der 1 perpendiculär von oben nach unten gehen.

Da man bekanntlich, nach dem dritten Keplerschen Gesetz, die Verhältnißzahl der Entfernung erhält, wenn man die der siderischen Umlaufszeiten in die zweyte Potenz versetzt, und aus der so gefundenen Zahl, die Cubikwurzel sucht, so sind, so weit wir sie genau berechnet gefunden, die Verhältnisse der siderischen Umlaufszeiten hinzugefügt. Sie stehen bey den 7 älteren Planeten in der zweyten Zeile, unter denen der tropischen Jahre. Man kann so, nach dem dritten Keplerschen Gesetz, die Verhältnißzahlen der siderischen Jahre durch die der Entfernungen, und umgekehrt prüfen. Man wird die Wurzeln, höchstens bis auf einige Hunderttausendtheile übereinstimmend finden. So ist, wenn wir die Verhältnisse des Mercur und Jupiter vergleichen, [illegible], sowohl der Cubus von 13,[illegible] als das Quadrat von 49,[illegible], bey Saturn ist der Cubus von 24,[illegible] und das Quadrat von 122,[illegible] auf gleiche Weise 1495[illegible], eben so haben die Verhältnißzahlen des Mercur und Uranus gemeinschaftlich 121[illegible] zur zweyten oder dritten Potenz.

So ist auch, in dem Verhältniß der Erde zu Saturn, 867,[illegible] der Cubus von 9,538[illegible], und das Quadrat von 29,45[illegible], und im Verhältniß der Venus zum Uranus, (wo sich die größte Differenz findet) ist der Cubus von 26,[illegible] = 18654,[illegible] das Quadrat von 136,[illegible] auch 18654 aber nur plus [illegible], welche Unterschiede mehr in den zu Grunde gelegten Beobachtungen, als in den Berechnungen liegen.

Die Entfernungen sind, bis auf die des Saturn und Uranus, nach den auf der ersten Tabelle erwähnten **Briesenschen** Angaben berechnet, die des Saturn ist nach **Bode**, die des Uranus nach **La Place** berechnet, um die Angaben der Entfernungen mit denen der siderischen Umlaufszeiten in die genaueste Uebereinstimmung zu setzen. Angenommene siderische Umlaufszeiten sind: bey Mercur: 87,969[illegible] Erdentage, Venus 224,7[illegible], Erde 365,2563, Mars 686,979[illegible], Jupiter 4332,[illegible], Saturn 10759,[illegible], endlich bey Uranus 30688,[illegible].

Th. ap. 76.   Schade. L

Ahndungen
einer allgemeinen
Geschichte des Lebens

von

Dr. G. H. Schubert.

Zweyten Theiles zweiter Band.

Leipzig,
bei Carl Heinrich Reclam.
1821.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Seiner Excellenz

dem hochgebornen Herrn

Maximilian Freiherrn v. Lerchenfeld

Königlichem Kämmerer, Staats- und Conferenz-Minister, Grofskreuz des Civil-Verdienst-Ordens der Baierischen Krone u. s. w.

So wie

Seiner Excellenz

dem hochgebornen Herrn

Leopold Freiherrn von Plessen

Grofsherzoglich Meklenburgischem Staats-Minister, Grofskreuz des Danebrog-Ordens u. s. w.

widmet diesen Versuch

als ein geringes Zeichen unwandelbarer Dankbarkeit

und Verehrung

der Verfasser.

Vorrede.

Nach einer, durch meine äuſseren Lesbenverhätnisse herbeigeführten, beinahe vierzehnjährigen Unterbrechung, kann ich endlich die Fortsetzung dieses Buches, mit gegenwärtigem Bande geben, welchem, in möglichster Kürze, der 3te und lezte Theil nachfolgen soll. Diesem letzten Theile des Buches, soll zugleich eine zurechtweisende Uebersicht über den Inhalt der beiden ersten Bände vorausgehen, die ich gern schon zu dem gegenwärtigen Bande gegeben hätte.

Denn dem Verfasser ist, seitdem er die beiden ersten Bände dieses Buches schrieb, über viele in ihnen berührten Gegenstände ein andres Licht geworden, was sich seiner Natur nach weder verläugnen will, noch verläugnen darf. Er kann sich indeſs hier vorläufig auf das berufen, was er in der zweiten Auflage seiner Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft bereits über seine früheren Arbeiten gesagt hat, vor allem aber, was den ersten Abschnitt des Zweiten Bandes: von der Verwesung betrifft, auf ein ihm in vieler Hinsicht liebes Buch: J. F. von Meier, über den Hades, Frankf. 1810 in welchem bereits alles das Berichtigende und Zurechtweisende enthalten ist, was in Beziehung auf jenen Abschnitt nothwendig zu sagen wäre.

Ueber den gegenwärtigen Band habe ich wenig zu sagen. Er mag auch in seiner, theilweise (z. B. im 7ten Abschnitt) sehr merklichen dürftigen Weitschweifigkeit, und breiten Armuth für sich selber sprechen und seinen Gegenstand, bis der nächste Band, dessen Inhalt vielleicht für die Mehrzahl der Leser ein allgemeineres Interesse haben könnte, diese chronologischen Untersuchungen mit dem Hauptinhalte des ganzen Buches noch mehr in Verbindung setzen, und rechtfertigen kann.

Noch erwähne ich dankbar, daſs ich die Nachweisung auf die Stelle aus den Scholien zu Sophocles Trachinerinnen, S. 158. in der 2ten Note meinem Freunde Dr. L. Döderlein, das Citat aus Zöega, S. 155. den ich nicht selbst benutzen konnte, den vollständigen Auszügen meines Freundes und alten Collegen J. W. Pfaff verdanke. Die Stelle bei Des Vignoles, worinnen dieser die Naturperiode von beiläufig 490 Jahren so deutlich in den chronologischen Systemen des Alterthums nachweiset, kannte ich noch nicht, oder erinnerte mich ihrer wenigsten nicht, als ich den 3ten Abschnitt schrieb, sonst hätte ich sie erwähnt. Uebrigens habe ich meines Wissens in den nachstehenden Bögen, deren Inhalt zum Theil gar vielen fleisigen Vorgängern angehört, niemand das genommen was sein war, sondern meine Quellen immer dankbar genannt.

Erlangen am 7^{ten} September 1820.

Der Verfasser.

Inhalt.

Von den bestimmten Perioden, die sich in der Geschichte des allgemeinen und besondren Lebens wahrnehmen lassen, und von den chronologischen Systemen des Alterthumes.

Seite

Einleitung 3

1) Über die Zahl Sieben und das von ihr ausgehende System der Zeitrechnung 7

2) Von den Zahlen 5 und 10, und ihrer Anwendung zur Eintheilung der Zeiten 24

3) Die Zahlen 6, 60, 600 und 6000, als Zahlen der Zeitenabtheilung 33

4) Von der Periode des Vorrückens der Nachtgleichen oder dem sogenannten groſsen Fixsternenjahre . . 43

5) Von der Achtung, worin die Zahl 432, noch mehr aber 4320, bei dem gesammten Alterthum gestanden 61

Seite

6) Über die Zeitrechnung des Grundtextes der heiligen Schrift, und ihre Übereinstimmung mit den chronologischen Angaben, die sich bei verschiedenen Völkern Asiens finden 90

7) Von dem künstlichen System der Zeitrechnung, welches die Verfasser der Septuaginta vor Augen hatten, und von seiner Abweichung und dennoch genauen Übereinstimmung, mit der wahren, aus dem hebräischen Grundtexte hergeleiteten Zeitrechnung 121

8) Von dem Mondenjahre, als Fest- und Kirchenjahr, und von einigen merkwürdigen Eigenschaften der Periode von 4320 Mondenjahren 258

9) Von einer merkwürdigen alten Weissagung, auf die Zeit der Erscheinung des den ersten Vätern verheissenen Schlangentreters im Fleische, welche an die Kenntniſs der Naturperiode von 4320 Mondenjahren geknüpft war 270

10) Das allgemeine Gesetz der Schwere und des Falles der Körper, nachgewiesen in der Lebens und Entwicklungsgeschichte des menschlichen Leibes . . 346

11) Nähere Beleuchtung des Ursprungs der alten Astrologie 377

12) Des natürlichen Umlaufes des Lebens Anfang und Endpunkt 407

Von den bestimmten Zeiten,
an welche die Entwicklung
des allgemeinen Lebens, im
Einzelnen und Ganzen,
gebunden erscheint,

und

von der eigentlichen Bedeutung
der chronologischen
Systeme des Alterthums.

In der ganzen sichtbaren Welt, zeigt Alles auf Eines hin. Sterne und Pflanzen und Thiere, scheinen auf den Menschen, als auf einen sichtbaren Schlüssel zum Geheimniſs ihres Daseyns hinzudeuten, der Mensch aber, ein Bild Dessen, der ihn gemacht hat, deutet auf diesen hin. Wie in einem kunstreichen Garten, führen uns, sobald wir nur das Angesicht unverruckt nach der Mitte hinkehren und erhalten, alle Wege zu dem Einen Tempel, im Innersten des groſsen Haines.

Wenn auch jener Versuch, der in dem vorhergehenden Bande dieses Buches gemacht wurde, die Grundzüge der Menschengestalt und des Verhältnisses ihrer Theile, so wie die Zeiten und Zeitentheile des Menschenlebens, an den riesenhafteren Maasen des Planetensystems nachzuweisen, nicht so gelungen, wie er gesollt und gewollt, weil der Wanderer im Haine *) das Gesicht nicht unverruckt nach der Mitte hingewendet, sondern seitwärts; so ist doch der Glaube, daſs dort in jenen Räumen der Mensch

---

*) Schon den Alten hatte diese ὕλη eine vielsinnige Bedeutung.

lesen könne, was er selber ist und werden soll, ein sehr alter. Wie jedem, Jahrtausende lang in der Brust der Völker gehegtem Wahne, liegt auch jenem alten, der erst auf einem Abwege zum Wahn geworden, eine ernste Wahrheit zu Grunde, und es könnte seyn, daſs wir auch hier, bei einigem tieferen Forschen, auf jene Eine Weisheit träfen, die so alt, und älter ist als der Mensch. Der anfänglichen Bestimmung gemäſs, daſs sie sollten geben *Zeichen*, Zeiten, Tage und Jahre, haben diese Gestirne, dem Auge das in ihnen zu lesen verstand, allerdings die groſse Frage, deren Lösung das ganze Alterthum beschäftigte, nicht ganz unbeantwortet gelassen, und nicht bloſs von dem ältesten System der Zeiteneintheilung und Zeitrechnung der Juden, sondern von denen des gesammten Alterthumes, gilt das, was Gatterer und Franke in dem ersteren nachgewiesen haben: daſs nämlich in ihrer ganzen Anordnung und Zusammensetzung, eine sehr bestimmte und deutliche Hinweisung auf die Zeit lag, wenn das, was den ersten Vätern verheiſsen war, erfüllt, wenn das vom Anfang verschwiegene Geheimniſs offenkundig werden sollte. Hierin lag der Grund jener allgemeinen Erwartung, die sich, wie wir weiter unten berühren werden, gerade zu der Zeit, als der verheiſsene Schlangentreter im Fleisch erschien, unter den Völkern regte. Hierin lag auch der Grund jener Jahresfeste, in denen sich, unter den besonderen Formen der verschiedenen Religionssysteme, überall dasselbe wiederholte. Denn wie sich in der einzelnen Stunde, im einzelnen Tage und Monat, immer dasselbe abspiegelte, was in der Aufeinanderfolge der Zeiten des ganzen Jahres lag, so war, durch das sinnvolle Zahlengebäude der alten Zeitrechnung, besonders jedes einzelne Jahr, eine ins Kleine gezogene Wiederholung dessen, was sich im Groſsen in jenem Zeitraume darstellte, welcher, seit der ersten gegebenen Verheiſsung, bis zu ihrer Erfüllung vergangen. Nicht ohne tieferen Sinn scheinen daher jene alten Feste von einem ins Fleisch geborenen Gott zu reden, ja den sterbenden zu betrauren, und überhaupt fällt aus jenem Sternen- und Zeitensysteme, ein Licht auf einen groſsen Theil des ältesten Mythenkreises.

Ob hier bloſs von Vermuthungen und ohngefähren Übereinstimmungen die Rede sey, oder von etwas besser Begründetem, darüber mögen Die entscheiden, welche mit einiger Geduld die nachstehenden Thatsachen und Rechnungen, lesen und prüfen werden. Unter den vielen merkwürdigen Übereinstimmungen, unter den vielen Zügen, welche für ein den ältesten Vätern anvertrautes prophetisches Wort zeugen, mögen allerdings einige, und das soll auch an seinem Orte nicht verschwiegen werden, als minder wesentlich und vielleicht sogar zufällig erscheinen. Rechnen wir jedoch auch diese hinweg, so bleiben uns noch immer die meisten, und gerade die bedeutendsten, als desto unverwerflichere und tüchtigere Zeugen stehen.

Bei dem ersten Blicke, welchen wir auf die Systeme der Zeitrechnung der verschiedenen Völker, und selbst eines und desselben Volkes richten, scheinen uns allenthalben Widerspruch und Verwirrung zu begegnen. Allerdings hatte, zum Beispiel das Wort Jahr, in den alten Sprachen eine sehr verschiedene Bedeutung, aber namentlich diese Verschiedenheit, hat auch in neuerer Zeit in der Geschichte der Astronomie und der alten Zeitrechnung, zu so vielen Willkührlichkeiten, und kecken Hypothesen Veranlassung gegeben, daſs man jenen platt getretenen Weg nicht ohne groſse Vorsicht gehen darf. Überhaupt muſs man ja nicht vergessen, daſs die Weise, wie das Alterthum die Astronomie und Zeitenkunde behandelte, von jener, wie wir beide zu betreiben pflegen, weit verschieden war. Beide lagen, wie schon erwähnt, bei dem gesammten Alterthum, als wesentlicher Theil, in dem innersten Kreise der Religion und des religiösen Cultus, bei uns sind sie ganz aus diesem Kreise hinausgetreten. Die Neumonde, Jahreswechsel und siebenjährigen Zeiten, wurden auf göttlichen Befehl, selbst bei den Juden gefeiert, und dem ganzen Alterthum war die Feier der Zeitenwechsel eine heilig ernste Angelegenheit, denn die Vollendeng eines jeden Zeitabschnittes erinnerte im bedeutungsvollen Vorbild an das, was die spätere Zeit in seiner Erfüllung gesehen hat. Obgleich also für diese, welche das Urbild empfangen, die ursprüngliche Bedeutung der Vorbilder erloschen und verloren gegangen: so mögen sie sich dennoch hüten, das aus den Händen der Vorwelt ererbte Kleinod, womit es dieser ein so heiliger Ernst war, wie ein willkührlich ersonnenes und nach Belieben verändertes Mährlein zu behandeln, und zu einem Spielzeug für ihre Hypothesen und gelegentlichen Vermuthungen zu machen. Gerade dann, wenn wir diese alten, ehrwürdigen Zahlengebäude mit der gewissenhaftesten Achtung und rechtem Ernst betrachten, wenn wir auch nicht den kleinsten Theil derselben als willkührlich und zufällig behandeln, sondern treulich erwägend alle einzelnen Züge zusammenfassen, wird uns die Lösung der scheinbaren Widersprüche und Verworrenheiten am leichtesten möglich. Und der leitende Faden liegt uns überall näher, als es auf den ersten Blick erscheinen mochte.

Beginnen wir denn sogleich mit dem ältesten Zahlen- und Zeiteneintheilungssystem, das uns aus dem Alterthum geblieben ist.

1) *Über die Zahl Sieben, und das von ihr ausgehende System der Zeiteneintheilung.*

Schon die älteste heilige Urkunde der Völker, erwähnt der siebentägigen, so wie der einmal und siebenmal siebenjährigen Eintheilung der Zeit. Sechs Theile der Zeit sollten zur Arbeit und Thätigkeit bestimmt, der siebente aber vor andren gesegnet, und zur Ruhe, zur stillen Betrachtung und Anbetung geheiligt seyn. Spiegelt sich doch jene Theilung in Sieben, sammt ihrer innren Bedeutung, selbst in einem nicht von Menschenhänden gemachtem Werke unverkennbar deutlich ab, welches viel älter ist als selbst die älteste schriftliche Urkunde der Völker, nämlich in dem Verhältniſs der Theile des *Menschenleibes*. Denn es ist, bei dem erwachsenen Menschen, nicht wie ihn die Kunst idealisirt, sondern wie er in der Natur erscheint, das Haupt, oder genauer zu reden, das mit den zu ihm gehörigen (Sprach-) Organen und Nerven, bis gegen die Mitte des Halses reichende System des Hauptes, gerade der siebente Theil der ganzen Körperlänge. Wie demnach in der ältesten Anordnung der Zeiten, so sind auch am Menschenleibe 6 Siebentheile des Ganzen, zu der lauten Thätigkeit der Handarbeit, der Bewegung, der Verdauung und der niedrigeren thierischen Lebensverrichtungen bestimmt, das siebente aber, in freierer Erhobenheit über die andren, ist zur stillen Beschauung, zu dem ruhigeren Geschäft des Denkens und der höheren Sinnesverrichtung geweihet. Und wie die stille Wirksamkeit dieses siebenten, nach oben gerichteten Siebentheiles, erst der lauten Thätigkeit der übrigen sechs ihr nöthiges Licht und die rechte Leitung giebt: so kommt auch aus der rechten Anwendung des siebenten Siebentheiles der Zeit, dem Werke der andren sechse erst das rechte Leben und Gedeihen.

In jener alten Anordnung, bestehet demnach eine Theilung der Sieben, in 6, oder 2 mal 3 und 1, und diese Art der Theilung zeigt sich auch am öftersten, wo die Sieben in den alten Zahlen- und Zeitrechnungssystemen vorkommt. Mitten durch jene wesentlichere Abtheilung hindurch, gehet jedoch noch eine andre, nämlich die in 4 und 3, die sich selbst am Menschenleibe aufs deutlichste ausgedrückt hat *). Es zerfällt nämlich das oberste Siebentheil, — das Haupt, deutlich wieder in die 4 Systeme seiner 4 Sinnesorgane, wovon das unterste, das der Ge-

---

*) Auf diese Zusammensetzung der 7, aus 4 und 3, legt unter andern der Kirchenvater Augustinus ein groſses Gewicht. M. s. Schmidts biblischen Mathematicus, S. 22.

schmacksorgane, zugleich als Werkzeug der Wortbildung (hierin ganz Muskel- und Bewegungsorgan) den Übergang in die niedere Region der 3 untersten Systeme bildet, die sich in den andern 6 Siebentheilen, als System des Athmens (des Blutumlaufs und der Bewegung) dann als jenes der Verdauung, endlich als das der Erzeugung, abgeschieden zeigen. Man könnte auch wieder, wenn man noch weiter gehen wollte, in diesem letzteren Abtheilungsverhältniſs, das oben erwähnte ursprüngliche, in 2 mal 3 und 1, oder das in 2 mal *drei und ein halb* nachweisen, insofern nämlich das vermittelnde Organ zwischen der obern und niedern Region, das Organ der Wortbildung, beiden gemeinschaftlich angehört, zwischen beiden gleichsam getheilt ist, und über und unter ihm die 3 Systeme der andern Sinnen, so wie die drei der untern Lebensverrichtungen, abgesondert dastehen.

Die Zahl *drei* erscheint in der ganzen uns umgebenden Natur als die früheste, älteste in den Raumverhältnissen zu Grunde liegende. Der älteste Körper den wir kennen, jene Gebirgsmasse, die, so weit wir sehen können, das Gerippe unsers Planeten und die unterste Grundlage bildet, auf welche alle spätern Gebirge und die ganze Pflanzen- und Thierwelt fest gestellt sind — der *Granit*, ist aus drei verschiedenen Fossilien zusammengesetzt, dem Quarz, Feldspath, Glimmer. Diese 3 Bestandtheile, durch welche sich der Granit von andern Gebirgsmassen unterscheidet, deuten bereits in diesem ältesten Anfange, jene drei Hauptrichtungen der Bildung ins Sichtbare an, die sich dem Auge in den drei Naturreichen darstellen. Es entspricht nämlich der Quarz (wie dies anderwärts weiter auseinandergesetzt worden) *) dem Mineralreich, und dieser Bestandtheil bleibt von dem ältesten Gebirge an, bis herunter zu dem jüngsten aufgeschwemmten, immer derselbe. Der Glimmer, dessen Stelle schon im Granit zuweilen durch den Schörl ersetzt wird, der darauf im Sienit verschwindet, während die schon mit der Kohlenblende verwandte Hornblende an seine Stelle tritt, entspricht dem Pflanzenreich; der Feldspath endlich, an dessen Stelle, sobald er aus den ältesten Gebirgen zu verschwinden anfängt, sich Kalklager einstellen, entspricht dem Thierreich.

Nicht beim Granit allein, sondern bei den meisten und an Masse vorwaltendsten ältesten Grundgebirgen unsrer Erde, finden wir überall die drei Bestandtheile wieder. Im Gneus sind sie noch dieselben wie im Granit, im Topasfels zeigt sich statt des Feldspaths der Topas, statt des Glimmers der Schörl, und nur der Quarz bleibt unverändert derselbe; im Sienit sind Quarz, Feldspath, Hornblende u. s. w. Merkwürdig scheint es demnächst auch, daſs die 3 Bestandtheile der ältesten Körpermasse unsers Planeten, wenigstens vorherrschend, immer in 2 mal 3 oder sechsseitigen Gestalten kristallisirt sind; der Quarz in 6 seitigen Pyramiden und Säulen, der Glimmer in 6 seitigen Tafeln, der Feldspath doch wenigstens sehr häufig, auch in 6 seitigen Säulen. Auch finden sich, sowohl in den älteren als jüngeren

---

*) Z. B. in Schuberts Handbuch der Geognosie und in dessen Ansichten von der Nachts. der Naturwissensch. 2te Aufl. S. 189 und 190.

Bildungsperioden unserer Erde, gewöhnlich 3 Metalle, den Zeit und Raumverhältnissen nach, beisammen.

Auch im Pflanzenreich haben die Familien, welche als die ursprünglichsten, durch die groſse Catastrophe am unverändertsten gebliebenen, und, wenn man so sagen darf, ältesten betrachtet werden können, die Liliengewächse*), Palmen und Grasarten, 3 und besonders 2 mal 3 als vorherrschende Zahl der Staubfäden, Blumen- und Kelchblätter. So erinnern auch hier die 6 Staubfäden der Lilie, in deren Mitte das den Keim für die Zukunft tragende, edlere Pistill, als das sichtbar entfaltete, alle andre Theile belebende und tragende Lebensmark dastehet, an jene Abtheilung des Menschenleibes, nach welcher das sichtbar entfaltete innerste Lebensmark, was die andren Theile alle belebt und trägt, als siebenter, oder Sabbathstheil, (Haupt) über und mitten unter den andern 6 Theilen, in ruhiger Erhobenheit dastehet, oder als Organ der Wortbildung, den thätigen Vereinigungspunkt (geistig wie leiblich) zwischen den andern 6 Systemen bildet.

Auch als Theilungszahl der Zeit, ist die 3 ziemlich ausgezeichnet. Nicht nur verdienen hier die dreitägige Periode der Lichtveränderung, am Stern Algol, oder die durch Crisen und Veränderungen so ausgezeichnete 3tägige Periode in Krankheiten, einer Erwähnung, sondern vor allen jene durch das ganze Pflanzen- und Thierreich, bis herab zu dem jüngst gebornen Inscktenreich*) so augenfällige Aufeinanderfolge von drei deutlich von einander verschiedenen Zeitabschnitten, oder Entwicklungsstufen des thierischen und Pflanzenlebens: entsprechend dem Zustand der Larve, Puppe und des geflügelten, vollendeten Körpers im Inscktenreiche, zu welchen dreien, als 4ter Moment, jener des Eies hinzutritt. Eine Abtheilung der Zeit, in drei gleiche Theile, werden wir noch weiter unten als eine im ganzen Alterthum sehr beliebte wiederfinden.

---

*) Im Kleinen wiederholt es sich in jedem einzelnen Jahre, was einst im Groſsen bei dem Hervorgehen des gesammten Gewächsreiches statt gefunden. Die ersten Blumen die in den verschiedenen Climaten, bei dem Wiedererwachen der Natur, im Frühling hervorkommen, sind meist lilienartige oder mit ihnen verwandte; von dem Schneeglöckchen, Narcissen und Hiazinthen an, bis zu den Lilien- und Tulpenblüthen, die der Frühling der heiſseren Länder mit sich bringt.

Auch bei der Zahl Vier lieſse sich (in so ferne wir sie als den *einen* Bestandtheil der Sieben betrachten wollten) ihre Bedeutenheit und ihr öfteres Vorkommen an den Raum- und Zeitverhältnissen unsrer Körperwelt noch mit mehreren Beispielen erweisen, als bereits im vorhergehenden Bande dieses Buches geschehen ist, es wird indeſs weiter unten noch Gelegenheit seyn, einige hieher gehörige Züge nachzuholen. Recht bedeutend wird, die übrigens als Zahl der Elemente der ganzen Sichtbarkeit zu Grunde liegende Zahl vier, in ihrer Zusammensetzung mit 3 zu 12. Zwölf sind der Nervenpaare des Gehirns, zwölf Rückenwirbel, zwölf Hauptkörper unsers Planetensystems mit der Sonne u. s. w.

---

*) An den Insekten zeigt sich übrigens auch die Theilung des Körpers in 3 verschiedene Theile sehr deutlich, so wie die Zahl der Fusse meist 2 mal 3 ist.

Nach jener kurzen Erwähnung ihrer Bestandtheile, kehren wir zu der in der ganzen sichtbaren Welt am meisten ausgezeichneten Zahl Sieben zurück. Die hohe Lilie, die sich als Sinnbild der Wochenabtheilung, mit dem edelsten Sabbathstheil in der Mitte der andren sechs, mithin als Sinnbild jener alten heiligen Ordnung selber, wodurch der siebente Theil der Zeit zur Ruhe und zum Aufblick nach oben geheiligt war, zur Verzierung an so vielen Tempeln des Alterthums findet; erscheint als stille Königin, unter den übrigen Blumen des Feldes. Eben so steht die Zahl sieben unter den übrigen Naturzahlen, sowohl an sich selber, als durch ihre Zusammensetzug als Herrscherin da. Wie die Siebenzahl des menschlichen Körpers, sowohl am Ganzen, als auch im Kleinen und Einzelnen sich wiederholend, an jenem Theil des Körpers gefunden wird, der den Indifferenz- und Zwischenpunkt zwischen Haupt und Gliedern, mithin zwischen den höheren und niederen Systemen bildet — am Halse, woran sich bei den Menschen und fast allen Säugethieren 7 Wirbel finden, so zeigt sich auch in dem ältesten Systeme der Zeitrechnung, nicht bloſs in dem Ganzen einer gröſseren Periode, sondern auch in jedem einzelnen Theile derselben, worin sich das Ganze spiegelt, die Abtheilung in sieben. Diese Zeitabtheilung ist tief in der Natur gegründet. Um von dem Kleineren anzufangen, so ist die 1 mal, 2, 3, 4, 6, 7, 10, 12 u. f. mal siebentägige Periode, nicht bloſs als Zeitraum des Lichtwechsels bei den meisten unsrer veränderlichen Sterne, und selbst der Mondsphasen, und als kritische Periode in Krankheiten, sondern eben so sehr als Periode des Brütens der Vögel, des

Häutens der Insektenlarven (nach Rösel) u. s. f. bekannt genug. Fast bei allen Völkern des Alterthumes waren daher siebentägige Wochen als ein uraltes Erbtheil der frühesten Zeit gebräuchlich, welche, bei allen übereinstimmend, jeder einzelne durch denselben Planeten bezeichnet waren. Diese 7tägige Wochenabtheilung, war selbst jenen Völkern nicht unbekannt, welche von einer zehntägigen Wochenperiode Gebrauch machten, sie stund sogar, wie wir bald sehen werden, wenigstens in ihren weiteren Zusammensetzungen, höher in Ehren, als die im Brauch des gemeinen Lebens eingeführte Theilung der Zeit durch 10. Die 4mal 7tägige Periode, war schon durch den Lauf des Mondes festgestellt, auch von einer Feier oder Auszeichnung der 7mal 7tägigen oder siebenwöchentlichen, so wie der siebenmonatlichen Zeit, finden sich Spuren. Unter andern wurde der heliakische Aufgang des Arktur, 50 Tage nach dem des Sirius, als neuer Zeitabschnitt behandelt *), so wie am 50 Tage nach dem Osterfest, das Fest der Wochen begangen wurde **) und das groſse Versöhnopfer auf den siebenten Monat des Jahres fiel ***).

In hohem Grade ausgezeichnet war nächst dem wieder die als mittlere Sabbathsperiode bekannte, 7jährige Zeitabtheilung. Das siebente Jahr war das Sabbaths- und Erlaſsjahr, worin das Land, mit dem dasselbe im Schweiſs seines Angesichts bestellenden Einwohner, ruhete, und ungestört den Thau und die belebenden (elektrischen) Einflüsse des Himmels in sich aufnahm, so daſs eine darauf folgende neue Bearbeitung, desto reichere Früchte brachte *). Auch als Naturperiode ist die Zeit von 7 Jahren sehr ausgezeichnet. In der Entwicklungsgeschichte des menschlichen Leibes erscheint die 1mal 7jährige Zeit bekanntlich als Periode des ersten Zähnewechsels, die 2mal 7jährige als Beginnen, die 3 und 4malige als Vollendungszeit der Mannbarkeit, die 5mal 7jährige, als Zeit der vollendeteren Ausbildung des Knochensystemes, endlich die 7mal 7jährige als die äusserste Grenze, an welcher bei dem einen Geschlecht die Ursache vieler Schmerzen und äussern Leiden aufgehört, und der Körper nun in den meisten Fällen ruhiger und von immer wiederkehrendem Schmerz und Mühen befreiter, dem Grabe entgegen reifen kann. Die siebenjährige Periode ist überdies als Zeit der häufigeren Wiederkehr gewisser Zugvögel und Insekten (z. B. mancher Käfer nach Rösel) so wie als Witterungsperiode, wenigstens von früheren Naturkundigen anerkannt worden, die den späteren Naturkundigen an Beobachtungsgabe und Treue gewiſs nicht nachstunden.

---

*) Bailly Geschichte der alten Sternkunde, deutsche Übersetzung (von Wünsch) 2ter Band. S. 296.

**) 3. Mos. 23. v. 15. 5 Mos. 16. v. 9, 10.

***) 3. Mos. 23. v. 24, 27.

Das groſse Hall- und Erlaſsjahr, welches jedesmal nach siebenmal sieben Jahren gefeiert wurde, ist die gröſste in der ältesten Urkunde *namentlich* aufgeführte Periode der Zeitabtheilung, obgleich sie ihrerseits wiederum nur ein sinnvolles Vorbild im Kleinen, von einer noch grösseren, und für das gesammte Menschengeschlecht, nicht für Ein Volk allein, bedeutungsvollen und geheiligten Hall- und Erlaſsperiode seyn sollte. Wir haben daran erinnert, daſs diese Periode selbst am menschlichen Körper, der ja in mehr als einer Hinsicht, urbildlich sowohl als abbildlich, das ganze All der Sichtbarkeit, mit seinen Raum sowohl als Zeitverhältnissen in sich träget, auf bedeutungsvolle Art abgespiegelt sey. Denn merkwürdiger Weise bezeichnet sie die äusserste Grenze jener Zeit, nach welcher das eine Geschlecht, das überhaupt von Naturperioden abhängiger erscheint als das andere, stärkere, von den ihm durch einen alten heiligen Richterspruch auferlegten Schmerzen und Mühen freigelassen wird und nun in gewisser Hinsicht sein leibliches Hall- und Erlaſsjahr erreicht.

---

*) Daſs auch den Alten, namentlich den Römmern, die siebenjährigen Jahrwochen nicht unbekannt gewesen, hat bereits Hüllmann gezeigt, in seiner Urgeschichte des Staats, S. 33. Der alte Schriftsteller der von solchen Jahrwochen redet, ist Varro, bei Gellius III, 10.

Das groſse Hall- und Jubeljahr ist in gewisser Hinsicht, im Groſsen, und in weiterem Umfange, nur das, was, wie wir später sehen werden, jeder einzelne Tag, jede Woche, jeder Monat, jedes Jahr im Kleinen wiederholt. Um einstweilen nur bei dem letzteren stehen zu bleiben: so enthält das einzelne Mondenjahr gerade so viele einzelne Wochen oder Sabbathe, als die Hall- und Jobelperiode einzelne Jahre oder jährliche groſse Sabbathe (Versöhnungsfeste) in sich fasset. Die Feier der Olympiaden bei den Griechen, war eine eben solche Hall- und Jobelperiode in Monaten, als die des jüdischen Volkes es in Jahren war, und es zeigt sich zu deutlich, daſs sie eine absichtliche Abbildung der letzteren war, als daſs man

an

an einem gemeinschaftlichem Ursprunge beider zweifeln könnte.

Das griechische Jahr bestund, wie schon Scaliger auseinandergesetzt hat, aus 12 Monaten, einen zu 30 Tagen, wozu noch in jedem Jahre die beiden ἀπαρχαι ἡμέραι als Zusatz kamen, so daſs ein Jahr 362 Tage in sich hielt. Hiervon machte bloſs das 4te Jahr eine Ausnahme, dessen 9ter Monat nur aus 29 statt 30 Tagen bestund, so daſs die ganzen 4 Jahre 3 mal 362 + 1 mal 361 oder 1447 Tage enthielten. Diese Zeit macht fast genau 49 Mondenmonate aus (ist nur um 1 Minute und 33 Secunden länger als diese). Vermöge jener künstlichen Jahresrechnung, fiel mithin die Feier der Olympischen Spiele jedesmal nach 7 mal 7 Vollmonden, in den Beginn des 50sten Monates, und die Ausgleichung dieser Mondperiode mit der Dauer des Sonnenjahres (denn 1447 Tage sind um fast 1/4 Tage weniger als die Zeit von 4 ganzen Sonnenjahren) geschahe durch eine später zu erwähnende Weise der Einschaltung, ohngefähr im Verlauf von 100 Monaten, mit Hinzusetzung von einem ganzen Monat. Neun solcher Einschaltungen fielen in dem auch weiter unten zu erwähnenden Cyclus von 76, oder genauer genommen 18 in den von 146, mithin 180 in den hiermit zusammenhängenden ägyptischen, von 1460 Jahren.

Über die Beschaffenheit und den innern Grund der jüdischen Hall- und Jobeljahrrechnung, haben in neuerer Zeit die gelehrten und wahrhaft gründlichen Forschungen Johann Georg Franks, bedeutungsvolle Aufschlüsse gegeben, welche zugleich über mehrere Regionen der ältesten Zeiteintheilung und Zeitrechnung, vieles Licht verbreiten, wie dies von Chronologen wie Gatterer und Waser, mit gebührender Achtung anerkannt worden *). Wir werden weiter unten das Fränkische, auf die Jobeljahrrechnung der heiligen Schrift gegründete System der Zeitrechnung, in einer groſsen und auffallenden Übereinstimmung, mit den bedeutungsvollesten Grundzügen und Säulen der ältesten Chronologie stehen sehen, welche uns in der Geschichte der Astronomie noch aufbewahrt sind, hier einstweilen nur eine vorläufige Auseinandersetzung der astronomischen Beschaffenheit der Jobelära.

Die alten Israeliten hatten einen doppelten Anfang des Jahres. Der ältere, welchen sie bis zum Ausgang aus Ägypten beobachteten, und welcher auch nachmals Anfang des politischen Jahres blieb **), war um die Zeit der Herbstnachtgleiche (wahrscheinlich etwas nach derselben). Es war dies, nach einer bei vielen Völkern des Orients gemeinschaftlich im Gange gewesenen, uralten Überlieferung, die Zeit der Schöpfung der Welt, welche von Scaliger, Petau, Usser, in den October (den 25sten oder 26sten) nach Frank auf den 23sten September gestellt wird. Der andere Jahresanfang, dessen sich die Israeliten seit dem Ausgang aus Ägypten ***), auf ausdrücklichen göttlichen Befehl, für ihr Kirchenjahr bedienten, fiel im Monat Abib, in die Nähe der Frühlingsnachtgleiche, mithin auf jene Zeit, in welcher das erste, vorbildliche Osterlamm, bei dem Ausgang aus Ägypten und endlich auch Jener, auf den das Vorbild hingedeutet hatte, geopfert wurde. Der Anfang des Kirchenjahres fiel demnach gerade um 6 Monate später als der des politischen.

---

*) Gatterer, Abriſs der Chronologie S. 154, J. H. Waser, historisch-diplomatisches Jahrb. (Zürch 1779) S. 6 u. f.

**) M. s. unter andern Gatterer in der Vorrede zu J. S. Frankii novum Systema Chronologiae fundamentalis, p. XII.

***) M. v. indeſs hierüber auch Des Vignoles: Chronologie de l'histoire sainte Tom. I. p. 561.

Das Jahr, das der Fest und Kirchenrechnung der alten Israeliten immer zu einer Grundlage diente, war ein aus 12 synodischen Mondenumläufen bestehendes Mondenjahr von 354 (genauer [illegible] oder beiläufig 354 $\frac{3}{8}$) Tagen. Dieses wurde zwar durch eine jährliche Einschaltung, welche 6 Jahr hinter einander aus 11, im siebenten aus 10 Tagen bestund, wie Frank glaubt *) oder nach der von Michaelis, Gatterer, Waser u. a. angenommenen Ansicht, durch Hinzusetzung eines ganzen Monats im Frühling, indem man dabei sich nach dem leicht vorauszusehenden Reifen der Gerste richtete, mit dem Sonnenjahre ausgeglichen, aber es wurde demohnerachtet, mitten durch die Reihe der Sonnenjahre hindurch, die Zahl der Mondenjahre bemerkt und in Rechnung behalten. Auf welche Weise dieses, *besonders in der Zusammensetzung der grösseren Perioden*, bei den meisten Völkern des Alterthumes geschehen, soll in einem der späteren Abschnitte gezeigt werden, vorläufig genüge es, die hierauf beruhende Einrichtung des Jobelcykels zu erläutern.

Der wahrscheinlich älteste, schon bei den frühesten Völkern und Stammvätern derselben in Gebrauch gewesene Jahresanfang, fiel denn, nach dem Vorhergehenden, um die Zeit der Herbstnachtgleiche; der (später in Gebrauch gekommene) Anfang des Kirchenjahres um 6 synodische Monate, oder 177 Tage 4 Stunden, 24 Minuten 19 Secunden nachher. Zählt man nun, vom Herbste anfangend, 48 Sonnenjahre, so enthalten diese 17531 $\frac{1}{2}$ Tage, und ihre Vollendung, und das Beginnen des 49sten Sonnenjahres, fällt gerade auf den Anfang des 50sten Mondenjahres. Denn der Unterschied zwischen 49 Monden- und 49 Sonnenjahren, beträgt gerade 532 $\frac{7}{8}$ Tage, oder fast genau ein ganzes Mondenjahr und 6 synodische Monate (gleich 177 Tagen). Rechnet man mithin die 177 Tage 4 St. 24 Min. 19 Sec., um welche das Kirchenjahr später anfing als das politische, und mitten in demselben, zu den am 10ten Tage des siebenten Monats sich endenden 49 Mondenjahren hinzu, so fehlen fast genau nur noch 354 $\frac{3}{8}$ Tage, oder die Zeit eines Mondenjahres, welches mithin das 50ste in der Reihe der Kirchenjahre ist, an der Summe der Tage von 49 Sonnenjahren. „Man ersiehet hier„aus, sagt Frank *), die Ursache, warum in der „göttlichen Jubeljahrsverordnung, das 49ste auch „zugleich das 50ste Jahr, oder eigentlich nach dem „Grundtext, das Jahr des 50sten, nämlich Mondjah„res genannt wird. Es war nämlich das 49ste Son„nen- und das 50ste Mondenjahr.“ Das 48ste Sonnenjahr endete am letzten Tage des 6ten Monates, so daſs mit dem ersten Tage des siebenten Monates, das 49ste Sonnenjahr begann. „Darauf folgten die „10 Schalttage, (denn erst am Abend des 10ten Ta„ges dieses Monates, welches der groſse Versöhn

---

*) Frank astronomische Grundrechnung, (deutsche Octavausgabe v. 1783) S. 7.

---

*) A. a. O. S. 21

„tag war, mithin am Anfang des 11ten Tages, wurde „die Feier des Jobeljahres mit der Posaune angekündigt) und mit dem 11ten des 7ten Monats, hob „sich das 50ste (Monden-) oder eigentliche Jobeljahr an, und lief mit dem 49sten Sonnenjahre zu „Ende *). Auf diese Weise war das 50ste Jahr kein „besonderes, sondern ein in den 49 Sonnenjahren „eingeschlossenes, und demselben gleichlaufendes „Mondenjahr, wie folgende Rechnung zeiget:

177	Tage	4 St.	24′	19″	=	6 syn. Monaten
17365	—	23	43	12	=	49 natürl. Mondenj.
354	—	8	48	38	=	Jobeljahr
17895	—	12	56	9	=	50 ½ natürl. Mondj.
17896	—	20	56	9	=	49 natürl. Sonnenj.
1	—	8	—	—	=	Unterschied, als Epakte des 49sten Jahrs.“

„49 Sonnenjahre enthalten mithin nur 1 ⅓ Epaktentage mehr, als die Zeit von 1 ½ Mondenjahren, oder „18 synodischen Monden betragen.

Dieser Cykel der sich **) „auf die genaueste „Rechnung und Erkenntniſs der tropischen Sonnenmondjahre gründet“ und ein „genauerer Sonnenmondcyklus ist, als irgend einer der in nachfolgenden Zeiten, obgleich man darin in der astronomischen Erkenntniſs weiter gekommen, von jemand „hat ausfindig gemacht werden können, ist von sol-

---

*) Darauf begann, wie es scheint, die Reihe der 49 Sonnenjahre wieder im Herbst, die der Mondenjahre um 6 Monat später.

**) Frank, a. a. O. S. 26.

„cher Beschaffenheit, dafs er für alle Zeiten und „Jahre zu einem genauen Maasstabe dienen kann“ (was nun Frank von Seite 27 an weiter durch gründliche Rechnungen erweist *).

Der Cyclus von 49 Jahren hat vor jedem andren Sonnenmondcykel, dessen Umfang nicht gar zu unverhältnifsmäfsig ausgedehnt ist, den grofsen Vorzug, dafs die Ausgleichung des Monden- mit dem Sonnenjahre, nicht durch einzelne Tage oder Monate, sondern gleich durch ganze und halbe Mondenjahre geschehen konnte. Das Verhältnifs der Länge des Monden- und Sonnenjahres, ist wie 32 $\frac{3}{5}$ (genau 32.585) zu 33 $\frac{3}{5}$ (33.585), das heifst: 32 $\frac{3}{5}$ Sonnenjahre enthalten gerade 33 $\frac{3}{5}$ Mondenjahre, oder die Epakten von jener ersteren Summe von Jahren, ma-

---

*) Die Stelle in der astronomischen Grundrechnung des seligen Franke S. 21 u. f. der neueren, deutschen und S. 12. der älteren lateinischen Ausgabe ist etwas dunkel, und scheinbar mit sich selber im Widerspruch, wie dies auch Andre, z. B. Bennebaum in seinem tabellarischen Lehrbuch der Zeitrechnung, Einleitung S. 14, gefunden haben. Wenn man jedoch mehrere in Beziehung stehende Stellen der beiden Frankischen Werke vergleicht, so wird sich der scheinbare Widerspruch, wo z. B. die 1te Hälfte des 50sten Mondenjahres die letzte des 49sten, die 2te sein Anfang, und das halbe Jahr war über das 50ste (mithin schon das 51ste ist, das Ende des 50sten genannt wird), lösen. Die hier gewählte Darstellung scheint den Frankischen Jobelcykel am kürzesten und leichtesten erläutern zu können. Der Hauptwerth des Jobelcykels für die Zeitrechnung und Zeitgleichung, *blieb aber immer der, dafs die Ausgleichung des Monden- mit dem Sonnenjahr, durch ganze und halbe Jahre geschehen konnte.*

eben gerade ein ganzes Mondenjahr aus. Allein dieser Zeitraum von 32 $\frac{3}{5}$ Sonnenjahren, oder 11901 Tagen, eignet sich zu keiner Sonnen- oder Mondenlaufperiode, da weder die Zeit des synodischen Mondlaufs vollkommen, noch viel weniger aber die des tropischen Jahres, ohne bedeutenden Bruch in ihm aufgeht. Die 18jährige und die 19jährige Sonnenmondperiode, so wie die aus ihnen zusammengesetzten Zeiträume, vereinigen zwar, wie wir weiter unten sehen werden, grofse Vorzüge in sich, aber keine andre als die Jobelperiode, läfst mit so wenigem Unterschied, und in einem so kurzen Zeitraume, eine Ausgleichung der Dauer des Sonnen- und Mondenjahres, in *ganzen* Mondenjahren zu. Multipliciren wir nämlich den Jobelcyklus nur mit 2, so erhalten wir 98 ganze Sonnenjahre und 101 ganze Mondenjahre, und der Unterschied beträgt nur erst 2 $\frac{2}{3}$ Tage, während schon die im nächsten Abschnitt zu erwähnende ägyptische Periode von 25 Jahren, um mehr als 6, in 100 Jahren aber um 25 Tage von dem wahren Sonnenlaufe abwich *).

Der Cyclus von 50 Mondenjahren, enthielt auch dadurch noch in den Zahlensystemen der alten Welt einen bedeutenden Rang, dafs er gerade 600 synodische Monate in sich fafste. Ehe wir jedoch auf die im ganzen Alterthume sehr beliebten, aus 6, 60, 600 und 6000 Zeittheilen zusammengesetzten Zeitperioden übergehen konnen, müssen wir zuerst von 5 und 10, als Natur- und Zeitenzahlen reden.

---

*) Die wenigen Stunden, um welche 49 Sonnenjahre länger sind als 50 $\frac{1}{2}$ Mondenjahre, summirten sich während der ganzen Dauer des jüdischen Reiches, oder in fast 1500 Jahren, kaum zu 1 $\frac{1}{2}$ Monaten zusammen, während in derselben Zeit die Abweichung z. B. der 25jährigen ägyptischen Periode, von dem wahren Sonnenlaufe, 368 Tage ausmachte.

---

2) *Von den Zahlen 5 und 10, und ihrer Anwendung zur Eintheilung der Zeiten.*

Auch die Anwendung des decadischen Zahlensystemes, zur Eintheilung der Raum- und Zeitverhältnisse, der gesammten sichtbaren Welt, ist von höchstem Alter. Nicht ohne Grund ist es auch, daſs schon die Zahlen 5 und 10, wie sie am Menschenleibe hervortreten, für die Bedeutenheit der decadischen Theilung zeugen, obgleich man zu weit geht, wenn man glaubt, der Mensch habe diese erst von seinem Körper, z. B. der Zahl seiner Finger, in die ihn umgebende sichtbare Welt hineingezählt und übergetragen, da sie auch in dieser, aus dem gemeinschaftlichen, tiefer liegenden Grunde, eben so ursprünglich und wesentlich vorhanden ist, als an und in dem Körper des Menschen. Bekanntlich klaftert dieser mit ausgestreckten Armen, bei dem gewöhnlichen Verhältniſs der Theile, eben so viel, als er mit seiner ganzen Länge ausmiſst, denn die Breite, die der Menschenleib in der gröſsten Ausstreckung seiner Theile, nach beiden Seiten in sich fasset, ist gleich seiner Länge. Nimmt man nun auch hier, wie bei der Länge, das Haupt, und zwar die Breite des Hauptes, zum Maaſsstab, so beträgt diese, von einem Ohr zum andren, ohne die Ohrenknorpel, gerade eine Gesichtslänge (vom Kinn bis an den Anfang des Haarwuchses) oder *ein Zehntheil* der ganzen Körperlänge, so daſs *die Breite des Menschenleibes*, mit beiden ausgestreckten Armen, *zehn Breiten des Hauptes* beträgt. Hieran scheint auch in gewisser Hinsicht die an den Enden jener Breite, an beiden Händen (und Füſsen) vorkommende Zahl 5 und 2mal 5 zu erinnern, und es scheint auch nicht ganz beziehungs- und bedeutungslos, daſs gerade jene unvollkommneren Thiere, bei denen im Umriſs des Körpers, die Länge von der Breite gleichsam verschlungen, diese jener ganz gleich ist, wie bei den (runden) Seeigeln, bei den Medusen, Asterien u. ſ. die Zahl 5 zur fast ausschlieſsend vorherrschenden Abtheilungszahl ihres Körpers haben. Im Pflanzenreiche sind auch, vielleicht aus ähnlichem Grunde, die Zahlen 5 und 10, als Zahl der Kelch- und Blumenblätter, der Antheren, und selbst der Pistille oder Abtheilungen der Saamenkapseln, ungleich häufiger und vorwaltender zu finden, als alle andre Zahlen.

Obgleich die Zeiten von 5 oder 10 Tagen, in der Natur sich nicht als besondre Entwicklungsperioden, oder durch Crisen auszeichnen, so sind sie doch schon von alten Zeiten, bei verschiedenen Völkern, zur Eintheilung der Zeiten, zugleich mit und neben der 7tägigen Zeiteintheilung, im Gebrauch gewesen. Die Griechen theilten den Monat von 30 Tagen, in 3 Theile, jeden zu 10 Tagen, obgleich ihnen hierbei die siebentägige Woche nichts weniger als unbekannt geblieben *) wie denn auch nach dem Vorhergehenden die siebenmal Siebenzahl der Monate, welche, analog der Zahl der Jahre einer Jobelära, auf eine Olympiade gezählt wurden, für eine Anerkennung der Wichtigkeit einer Theilung der Zeit durch Sieben, bei jenem Volke Zeugniſs giebt. Auch die Chinesen kennen und haben (nach Deguignes) eine zehntägige Woche, obgleich sie sich vorherrschender der siebentägigen Woche bedienen. Analog jener Theilung des 30tägigen Monates, in 3 zehntägige Theile, läſst sich denn vielleicht auch der seit alten Zeiten *) und noch jetzt bei den Indiern gebräuchliche 15tägige Monat, als eine aus 3 fünftägigen Wochen zusammengesetzte Zeit betrachten.

---

*) Selbst in den 7 Söhnen und Töchtern des Saturnus und der Rhea, wär schon eine Andeutung auf die 7 Tage und Nächte der Woche, u. s. w. M. v. Hüllmann a. a. O. S. 29—39.

Es lassen sich verschiedene Gründe denken, aus denen eine 5 und 10tägige Zeiteintheilung in Gebrauch gekommen. Die jährliche Epakte, oder der Unterschied des Sonnenjahres zu 365,24215 Tagen, von dem Mondenjahre, zu 354,36714 Tagen, beträgt 10,875 Tage, mithin nicht viel über eine zehntägige Woche, der Unterschied zwischen dem Jahre von 360 Tagen von dem Sonnenjahre, nicht viel über 5 Tage. Diese 5 Schalttage, wodurch das im ganzen Alterthum vielgebrauchte Jahr von 360 Tagen ergänzt wurde, waren bekanntlich als Zeit der Geburt der Götter, und darum als eine hohe Festzeit betrachtet und gefeiert. So wie unter den Tagen der siebentägigen Woche, ein jeder seinen eignen Gott, seinen eignen Himmelskörper zum Vorstand und Zeichen hatte, so hatten auch jene 5 Tage auf dieselbe Weise ein jeder seine waltende Gottheit, die an ihm geboren war, die 5tägige Periode glich also auch hierin der 7tägigen. Sie war übrigens der 70ste Theil der Beleuchtungen des Mondes in einem 50 wöchentlichen, künstlichen Mondjahre, und als solche der Mondgöttin von Hermes im Spiele abgewonnen.

---

*) Schon zu Alexanders Zeiten, nach Qu. Curtius. S. Bailly a. a. O. Th. 1. S. 97.

Schon hierdurch werden wir auf die wechselseitige Beziehung jener beiden (Wochen) perioden auf einander, und auf die Weise, wie die eine durch die andere hervorgerufen worden, geleitet. Wurde das Mondenjahr, analog der Woche, in 7 gleiche Theile getheilt, so erhielt man auf jeden einzelnen, die schon oben erwähnte 50tägige Periode, welche im kleinsten Umfange das in sich darstellte, was die Jobelperiode im Groſsen war. Durch 5 getheilt, kam die 70tägige Periode zum Vorschein, von welcher weiter unten ausführlicher die Rede seyn wird. Das Jahr zerfiel demnächst in 70 (oder 72) Theile, wovon jeder einzelne eine 5tägige, oder in 50, wovon jeder eine 7tägige Woche war.

Das Verhältniſs der beiden, jener doppelten Theilung des Jahres zu Grunde liegenden (Wochen) zeiten, war abermals im gröſseren Maasstabe in der ursprünglichsten und wichtigsten Entwickelungsperiode des menschlichen Körpers wieder zu finden. Die Zeit, welche der ungeborne Mensch von der Empfängniſs bis zur Geburt, unter dem Herzen seiner Mutter ruht, dauert in der Regel bis zum 273sten Tage, mithin gerade 10 periodische Monate (einen zu 27,322 Tagen). Diese Dauer verhält sich zu jener des ganzen Sonnenjahres, genau wie die $5\frac{1}{4}$ Schalttage, welche das alte Jahr von 360 Tagen zum eigentlichen Sonnenjahr ergänzten, zur ganzen Woche, von sieben Tagen. 272 bis 273 Tage verliefen auch von dem alten Anfang des Jahres (im October) bis zum heliakischen Aufgang des Hundssternes, im Juli, der, wie wir weiter unten sehen werden, zugleich mit der Zeit, welche bis zu seinem Aufgang vergangen war, in der ältesten Geschichte der Astronomie und der Zeitrechnung, eine sehr hohe vorbildliche Bedeutung hatte, so daſs auch mitten in der Reihe der eigentlichen Sonnenjahre, welche der Hauptfaden blieb, welchem die Chronologie folgte, die Zahl jener 272tägigen Perioden berechnet wurde.

Vorläufig möge man sich nur jener oft angeführten Stelle des Plutarch erinnern *), wo von den ursprünglichen 10monatlichen Naturzeiten die Rede ist. Plutarch erzählt dort die Meinung des Empe-

---

*) Plutarch Tom. IX. edit. Reisk. p. 594. (de Placit. Philosoph. Lib. V. c. XVIII.) Merkwürdig ist es, daſs wenn man die Zahl der Jahre, welche nach dem, wie wir weiter unten sehen werden, künstlichen System der Zeitrechnung der Septuaginta, von der Schöpfung bis zur Sündfluth vergiengen, mit der vergleicht, welche dieser Zeitraum nach dem Grundtext der heiligen Schrift in sich faſste, das Verhältniſs von diesen zu jenen ist, wie die des eigentlichen 365 ¼tägigen Jahres zum 272tägigen oder ursprünglichen 10monatlichen, vergleicht man dagegen die Zahl der Jahre, welche nach der Septuaginta, von der Schöpfung bis zu Abrahams Geburt verflossen, mit der, welche der hebräische Grundtext diesem Zeitraum beilegt, so ist das Verhältniſs so, als ob die Septuaginta nach 7, der hebräische Grundtext aber nach eigentlichen 12monatlichen Jahren gerechnet hätte. Jene hat nämlich 3334, dieser 1949 Jahre.

dokles, nach welches anfänglich, als das Geschlecht der Menschen aus der Erde gebohren worden, ein einiger Tag, wegen der langsamen Bewegung der Sonne dieselbe Dauer gehabt habe, welche jetzt 10 Monate haben. Im Verlauf der Zeit, sey hierauf ein Tag geworden, wie jetzt 7 Monate. Daher falle die Ausbildung und die Geburt der menschlichen Leibesfrucht, auf den 7ten und 10ten Monat, und diese Zeit gleiche der eines ursprünglichen Wechsels des Tages und der Nacht.

Abgesehen davon, dafs die Worte Jahr und Tag überhaupt öfter nur einen natürlichen Zeitraum bezeichneten, und dafs eben so oft das Wort Jahr einen Tag bedeutete, als hier umgekehrt der Tag ein (künstliches) Jahr, schliefst sich jene Stelle unter andern an die Geschichte des 10 monatlichen Jahres bei den alten Römern an*). Ein solches 10 monatliches (künstliches) Jahr, welches bei den alten Römern zu 304 Tagen gerechnet wurde, hätte verschiedentlich gegen 273 oder 295 oder 300 Tage enthalten müssen, je nachdem die Dauer des periodischen, oder synodischen, oder die des künstlichen Sonnenmonats von 30 Tagen zur Einheit genommen worden wäre. Das 10monatliche Jahr, was bei den Alten auf eigenthümliche Weise mit dem Sonnenjahr ausgeglichen wurde, findet sich noch jetzt unter den asiatischen Völkern, und zwar bei den Kamtschadalen im Gebrauch *), und die Bewohner des nördlichen Indiens, jenseit des Mando-Gebirges, theilen selbst ihr jetziges 360tägiges Jahr, in 10 Monate von 30 Tagen ein.

---

*) Am gründlichsten und ausführlichsten hat sich wohl in neuerer Zeit mit dem 10monatlichen Jahre der alten Römer beschäftigt: Niebuhr in seiner Geschichte der Römer, S. 195 u. f.

Wurde die Zeit von 272 Tagen in so viel Theile getheilt, als das natürliche Jahr Monate enthielt, so kam die Zeit von 22 Tagen heraus, welche nicht bloſs bei den Bewohnern des alten Italiens, die Zeit der Dauer einiger unter den Monaten des Jahres war (z. B. des Mais bei den alten Einwohnern von Alba), sondern unter andren auch des Schaltmonates, welchen schon Numa jedem 2ten Jahre hinzufügte. Es erinnert hieran auch die Dauer eines jener künstlichen Monate bei den alten Mexicanern, wodurch das Jahr in 18 Theile getheilt wurde, und es ist vielleicht auch hierbei nicht ohne Bedeutung, daſs sich die Zahl der periodischen Mondumläufe in einem Jahre ($13\frac{3}{8}$ beiläufig) zu 18 eben so verhält, wie 271 zu $365\frac{1}{4}$, oder daſs $13\frac{3}{8}$ jener künstlichen Achtzehntheile des Jahres, gegen 10 periodische Mondumläufe betragen.

Doch wir wollen einstweilen jenes künstliche, und dennoch in Beziehung auf die Entwicklungsgeschichte des Menschenleibes natürliche Jahr oder Zeitenmaas, noch bei Seite liegen lassen. Es wird uns weiter unten in der Geschichte der Sothischen Periode beschäftigen, und unter andern dazu dienen, die egyptische Zeitrechnung der Septuaginta mit jener des hebräischen Grundtextes der heiligen Schrift in

---

*) Baillys Geschichte der Astronomie des Alterthums B. I. S. 236. der deutschen Übersetzung.

Übereinstimmung zu setzen. Auch hier war übrigens wieder hie und da die Theilung des Jahres in 7 Theile, analog denen der Woche hindurchblickend, davon jeder 50 $\frac{2}{3}$ Tage enthielt, und 6 (bei den alten Römern, wenn sie nach Macrobius und Solins Zeugnissen, das künstliche 10 monatliche Jahr auf 304 Tage setzten) machten dann gleichsam das Werktagsjahr aus, das 7te Siebentheil wurde als Zusatz von 51 Tagen *) zur Ausgleichung mit dem natürlichen Jahre hinzugefügt, und war gleichsam der Sabbathstheil, und jene Zeit, in welcher das Land im kurzen Winter des milderen Himmelsstriches, seine Winterruhe hält. Eine Theilung des Jahres in 6 und 1 Theil, die, unter derselben Bedeutung, auch den alten Scandinaviern **), so wie jenen asiatischen Völkern gemein und bekannt war, welche noch jetzt 10 monatliche künstliche Jahre haben.

Fünf Jahre betrug ein Lustrum der Römer, 5mal 5 oder 25 Jahre von 365 Tagen, waren eine berühmte Mond- und Sonnenlaufperiode der alten Ägypter. Denn 25mal 365, oder 9125 Tage, sind, bis auf den Unterschied einer einzigen Stunde, genau 309 synodische Monate, obgleich, wie schon oben erwähnt, diese Periode von der des eigentlichen natürlichen Sonnenlaufes, um mehr als 6 Tage abwich. Das Lustrum von 5 Jahren, 10mal genommen, gab dann die im vorhergehenden Abschnitt vielerwähnten Jobelperiode von 50 Mondenjahren. Ein Jahr des Phönix dauerte nach Herodot, 10mal

---

*) Bailly a. a. O. B. II, S. 266.

**) Bailly a. a. O. Th. I. S. 110. Th. II. S. 79.

50, oder 500 Jahre, nach einem alten von Bentley *) neuerdings bekannt gemachten astronomischen Werke der Hindus, Graha Munjari genannt, beträgt aber die Dauer eines solchen groſsen Jahres, oder Calpa's, nach dessen Verlauf die Erde jedesmal (wie bei der groſsen Fluth) zerstört, und wiederum neu geschaffen werden sollte, 10mal so viel, nämlich 5000 Jahre.

So steigern sich diese bedeutungsvollen, künstlichen Zeiträume, die von der Theilung der Woche und des Jahres in sieben Theile (von der Zahl der Wochen in einem Jahre) ausgegangen, und deren Ur- und Vorbild die uralte, tiefbedeutende Jobelperiode gewesen zu seyn scheint, von der Zeit von 5 Tagen, zu jener von (2mal) 5 Monaten, 5 und hierauf immer mit 10 vermehrt, zu der von 50, 500 und 5000 Jahren. Bemerkenswerth scheint es auch, daſs in unsrem Planetensystem die Entfernung des äussersten, am weitesten von der Sonne abstehenden Hauptkörpers, des Uranus, von der Sonne, 50 Abstände des Mercurs von dieser beträgt, ein Uranusumlauf (Jahr) siebenmal 50 Mercurumläufe, so daſs, wenn wir das erste Glied der Reihe unsres Planetensystems, den Mercur, der Natur der Sache nach als 1 setzen, das äusserste Glied des Ganzen mit der heiligen Hall- und Jobeljahrzahl 50, sowohl in seinen Raum- als Zeitenverhältnissen schlieſst.

---

*) Asiatic Researches Vol. VIII. On the Hindu System of Astronomie etc.

3) *Die Zahlen 6, 60, 600 und 6000 als Zahlen der Zeitenabtheilung.*

In der uralten Theilung der Woche in sieben Tage, waren 6 der Arbeit, der siebente der Ruhe bestimmt. Das Jahr von 360 Tagen, bestund, ohne die 5 Schalttage, welche hoch gefeiert und ohne Arbeit zugebracht wurden, aus der 6maligen 60tägigen Periode, welche wir bei den meisten älteren und neueren Völkern der Erde, in höchster Achtung stehen sehen. Bei der alten Theilung des ganzen Tages in 12 Stunden, hatte die (mittlere) Dauer der Nacht, so wie die des Tages, 6 Stunden. Das bürgerliche Jahr zerfällt noch jetzt nach der bei mehreren Hindustämmen gebräuchlichen Theilung, in 6 Ritus von 2 Monaten. Anderwärts wurde und wird noch die einzelne Stunde in 60 Minuten, die Minute wieder in 60 Secunden u. s. f. getheilt, während die Ägypter und zum Theil noch jetzt die Brahmanen den ganzen Tag, wie den Grad des Kreises, in 60 und 6mal 60 Theile abtheilten.

Die Zeit von 60 Tagen, die wie erwähnt nicht bloſs bei den meisten älteren Völkern Asiens, sondern auch noch bei mehreren der heutigen, zur Zeiteintheilung in Gebrauch gefunden wird *), erscheint in verschiedenen Beziehungen als eine merkwürdige Naturperiode. 60 und 62 Tage beträgt die Periode des Lichtwechsels, bei den veränderlichen Sternen α im Herkules, und bei dem im Sobieskischen Schilde, 7mal 60 Tage fast, bei dem veränderlichen Sterne χ im Schwane. Die 60tägige Zeit ist übrigens auch die Periode des Trächtiggehens bei vielen Säugethieren von geringerer Gröſse, und sie scheint bei manchen Krankheiten durch Crisen ausgezeichnet. Sechszig Monate betrug das 5jährige (aus 5 Mondenjahren bestehende) Lustrum der Römer, 60 Jahre die schon dem Alterthum bekannte und merkwürdige Periode der Conjunktion der 3 oberen Planeten (Mars, Jupiter, Saturn). Auch als Zahl der Raumverhältnisse erscheint die Zahl 60 wichtig, nicht bloſs als Abstand des Mondes von der Erde, in Erdhalbmessern, sondern, wie im vorigen Bande dieses Werks gezeigt worden, 1, 2 u. f. mal nach Sonnenhalbmessern genommen, als Hauptpunkt, in dessen Gegend die Sonnennähen der meisten Cometen fallen.

---

*) So z. B. bei den Tartaren, Chinesen.

Obgleich jedoch auch schon die einmal 60tägige, monatliche und jährige Periode, zur Eintheilung und Abtheilung der Zeiten von höherer Wichtigkeit war, und die Inder so wie die Chinesen noch jetzt nach 60jährigen Perioden zählen, deren erste bei den Chinesen bis an die Periode der groſsen Fluth (wenigstens bis ans Ende des 24sten Jahrhunderts vor Christo) bei den Indern, so wie bei den älteren orientalischen Völkern bis 4180 vor Christi Geburt (worüber das Nähere weiter unten) zurückgesetzt werden muſs; so war die 600theilige Naturperiode dennoch von noch höherer Wichtigkeit. Zwar finden sich von einer Periode von 600 Tagen nur wenige, späterhin zu erwähnende Spuren, während die halbe 600, oder die 300tägige, in der Geschichte der Astronomie, sowohl bei den alten Scandinaviern (wo sie die Lebensdauer des Phönix war) als auch bei den alten Römern nachgewiesen wird, dagegen ist die Naturperiode von 600 Monaten bereits nach dem Vorhergehenden, als eine dem frühesten Alterthum ganz vorzüglich heilige zu betrachten. Da nämlich 49 Sonnenjahre 50 ½ Mondenjahren gleich sind, 50 Mondenjahre aber 600 synodische Monate in sich fassen, so fiel die Vollendung des 6ten Hunderts der Mondumläufe, und das Beginnen des siebenten Hunderts, gerade in die Mitte des heiligen Hall- und Erlaſsjahres, und es trat mithin mit dem Beginn dieses 7ten Hunderts, ein Ab- und Vorbild jenes Sabbaths ein, bei dessen Beginn selbst der mühsam arbeitende Stier aus dem Joche freigelassen, und auch der Mensch, der Sclav des täglichen Bedürfnisses, seiner Mühe entlassen wurde.

Sechshundert Jahre, beträgt jene merkwürdige Sonnen- und Mondlaufperiode, deren Kenntniſs Josephus schon den Altvätern vor der Sündfluth zuzuschreiben scheint *), und auf die Cassini einen so hohen Werth setzt, daſs er sich ihrer zur Bestimmung der Dauer des damaligen Jahres bedient hat. 600 tropische Jahre zu 219146 ½ Tagen gerechnet **), enthalten nämlich genau 7421 synodische Mondumläufe, und ihre Vollendung fällt in den Anfang der obenerwähnten, aus 25 ägyptischen Jahren oder 309 synodischen Monaten bestehenden, kleinen astronomischen Periode. Denn 7421 Monden, sind 5 mehr als 24 mal 309. Übrigens ist die 600jährige Periode, da sie nach wahren tropischen Jahren rechnet, ungleich mehr der Natur angemessen, als die 25jährige ägyptische, und genauer als die meisten von dem Alterthum gekannten und gebrauchten.

---

*) M. s. auch Idelers Bemerkungen hierüber, in seinen historischen Untersuchungen über die astron. Beobacht. der Alten, S. 317.

**) M. s. Bailly a. a. O. B. II. S. 51 u. f.

Aber die 600jährige Periode ist noch in einem viel anderem, höheren Sinne und in Beziehung auf die Geschichte unsres ganzen Geschlechts, eine Naturperiode zu nennen. In einem Buche, was einen Titel führt wie das gegenwärtige, darf man sich etwas mehr erlauben, als in manchem andren, und das was hier der Verfasser andeuten will, gehört ja recht im eigentlichen Sinne, zu den Ahndungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens. Ist doch der Glaube, selbst das Schicksal der Völker sey in bestimmter Zeit und Stunde beschlossen, ein sehr alter, und schon jene alten etruskischen Priester lehrten: daſs dem jetzigen Geschlecht der Menschen, eine Woche von 8 Welttagen bestimmt sey, einem jeglichen Volksstamm sein eigner Tag, und als zu Syllas Zeit, und durch Syllas Vertilgungskrieg, diese Nation erlosch, hatten kurz vorher, als zu diesem Unglück noch kein Anschein war, die Aruspices verkündigt: der Welttag des etruskischen Volkes gehe zu Ende *).

Auffallen muſs es schon, daſs wenn man von der höchsten Blüthenzeit, von dem Gipfel der Macht des ägyptischen Reiches, und von den mächtigen Bewegungen, welche 1200 Jahr vor Christo, von dort, und von Tyrus u. a. ausgiengen, zu rechnen anfängt,

---

*) B. G. Niebuhr römische Geschichte Th. I. S. 91 und 92.

600 Jahre darauf die Zeit des Nebucadnezars, wiederum genau 600 Jahr nachher Christus, 600 Jahre nach diesem Mohamed, wieder 600 Jahre nach diesem der gewaltige Dschengiskan, in der Geschichte des Orients auftreten. Aber die Völker des Orients nicht allein, sondern überhaupt das Geschlecht des Menschen, es mag die Erde bewohnen wo es wolle, scheint in der Geschichte seiner Entwicklung eine Zeit von 600 Jahren, in ihrem einmaligen und mehrmaligen Verlaufe inne zu halten, und in gewisser Hinsicht an sie gebunden zu seyn. Jene 12 Geyer, welche Romulus bei der Gründung der groſsen Roma und ihres Reiches als glückliches Zeichen zu seiner Rechten sahe, wurden schon von frühe an, auf die Zahl der 2mal 6 Jahrhunderte gedeutet, welche dieses Reich bestehen sollte, und als unter Valentinian III, Stürme von aussen und innen, das immer nähere Herbeitreten des Unterganges deutlicher machten, konnten sich die Auguren und weissagenden Priester, denen die Voraussicht in die Zukunft allerdings jetzt nicht schwer war, auf uralte Sybillensprüche und Weissagungen berufen, welche das Ende dieses Reiches nach dem Verlauf von 2mal 6 Jahrhunderten voraus verkündigt hatten *). Auch das orientalische Kaiserthum und die Zeit von der Erbauung Konstantinopels, bis zu seiner Eroberung von den Türken, so wie die Zeit von der Einnahme Jerusalems durch David, bis zu seiner Zerstörung durch

---

*) Sehr sinnvoll hat B. G. Niebuhr a. a. O. S. 155 u. 156 auf diese 1 und 2mal 600jährige Periode der Geschichte Roms aufmerksam gemacht.

Titus, währte bis zum Anfang des 12ten Jahrhunderts. Besonders bemerkenswerth scheint es jedoch, daſs gerade 600 Jahre nachher, als die Römer Carthago zerstört hatten, der Neu-Carthaginenser Genserich an Rom Wiedervergeltung übte; daſs 600 Jahre nachher, als die Angelsachsen den alten Britten ihr Reich genommen, das ihrige ihnen von den Normannen entrissen, und sie eben so von diesen zur Seite gedrängt wurden, wie die Britten einst von ihnen. Auch an den deutschen Eroberern und Zerstörern, blühender griechischer Städte und Provinzen, nahmen etwa 600 Jahr nachher die Ungarn, an diesen wiederum 600 Jahr hernach die Türken Wiedervergeltung u. s. f. So zeigt sich hier im Groſsen dasselbe, in der Lebensgeschichte des ganzen Geschlechts, was in der Geschichte des einzelnen Individuums gefunden wird, wo z. B. die Zeit von 7 Jahren, als eine ausgezeichnete Entwicklungsperiode anerkannt ist; die Perioden der Geschichte, welche in dieser deutliche Abschnitte bilden, sind nämlich zugleich an merkwürdige Naturperioden des Planeten, welchen der Mensch bewohnt, gebunden, und es blickt auch hier heraus, ein *allgemeiner* Grund des Lebens hervor.

Verweilen wir uns nur noch einige Augenblicke bei etlichen hieher gehörigen Zügen aus der Geschichte des Volkes Israel. Bei diesem wurde, wie schon oben erwähnt, sowohl in der Anordnung der jährlichen Feste, als auch in jener des groſsen Hall- und Erlaſsjahres und seiner Periode, vorzüglich auf den Lauf des Mondes, auf die Zahl der Neumonde Rücksicht genommen. Die Vollendung von 600 Neumonden und der Beginn des siebenten Hunderts, fiel wie schon erwähnt, in die Mitte des groſsen Erlaſs- und Sabbathsjahres. Aber in noch höherem Grade bemerkenswerth muſs es erscheinen, daſs die jüdische Geschichte auf eine so ausgezeichnete Weise, in Perioden von 6000 Neumonden zerfällt. Schon Frank hat auf diese Zeitabschnitte von beiläufig 490 Jahren, (welche 500 Mondenjahre enthält und mithin wohl das eigentliche Phönixjahr des Alterthums ist) aufmerksam gemacht, und ihre Bedeutenheit in der Geschichte des erwählten Volkes nachgewiesen. Denn so sind von dem Erbau der Stiftshütte, bis zum Bau des Salomonischen Tempels, nach der genauesten Zeitrechnung der Israelitischen Geschichte (nach der Frankischen) gerade 6000 synodische Mondumläufe, (gegen 486 Jahre) von der Einrichtung des Salomonischen Tempels, bis zur Einweihung des 2ten Tempels wieder eben so lange, (genau 488 Jahr) von da an, wo Artaxerxis Mandat dem jüdischen Volk seinen innren Bestand als Volk von neuem, und hiermit ein groſses Hall- und Erlaſsjahr gab, oder vom Beginn der 70 Danielischen Jahrwochen, bis dahin, wo die groſse Erfüllung aller Verheiſsungen und des Gesetzes, ein noch viel höheres Hall und Erlaſsjahr herbeiführte, sind wiederum 6000 Neumonde (489 Jahre). Eben so vergiengen von der Stiftung eines weltlichen und menschlichen Königreichs mit Saul, bis zu der gänzlichen Aufhebung dieses Königreichs mit Zedekia, wiederum 6000 Neumonde (genau 489 Jahre). Beiläufig waren auch von da an, wo über das ganze Geschlecht zur Zeit der Sündfluth ein ernstes Gericht ergieng, bis dahin wo das einzelne Volk, das in so vieler Hinsicht Repräsentant des ganzen Geschlechts geworden war, um um die Zeit von Moses Geburt, das Härteste in Ägypten erduldete, so wie von hier an bis dahin, wo ein neuer ähnlicher Druck in Babel es betroffen, gegen 2mal, mithin in allem 4mal 6000 Mondenläufe vergangen, bedeutender jedoch als diese und andre vielleicht minder wesentliche Zeitenverhältnisse erscheint es, daſs der jüdische Staat, in seiner höchsten und eigentlichsten Bedeutenheit für die Geschichte des ganzen Geschlechts, von Moses bis Christus, von Einnahme des gelobten Landes, bis zur Auflösung des Staates, oder vielmehr von Einführung des (vorbildlichen) Gesetzes, bis zu seiner Erfüllung, *dreimal sechstausend* Mondumläufe gedauert hat. Und diese Weltgeschichtsperiode von 6000 Monden oder beiläufig 490 Jahren, scheint schon dem Alterthum bekannt und in solcher Beziehung wichtig gewesen zu seyn, wie sich schon aus der 480 und 490 tausendjährigen Zeit der Chaldäer *) von der auch Syncellus redet, erweisen lieſse. Hatten doch selbst Babylons Mauern nach Herodot und Apollonius 480 Stadien im Umfang (nach Andren 360).

Wir haben demnach hier im Groſsen eine Wiederholung von dem, was die Periode des Hall- und Erlaſsjahres in schon etwas kleinerem Maasstabe war, denn nach Vollendung von 6 Tausenden von Mondumläufen, beim Beginn des siebenten, seit Aufrichtung der Stiftshütte, wurde das, was die Stiftshütte im Kleinen war, in gröſserem Umfange in dem Salomonischen Tempel dargestellt. Abermals nach Vollendung von 6 Tausenden von Mondumläufen, beim Beginn des siebenten, stund jener zweite Tempel da, welcher äusserlich zwar nur ein schwacher Nachhall von dem erstern war, dessen Herrlichkeit aber, nach der Weissagung der heiligen Seher, auf andere, geistige Weise, höher werden sollte, als die des ersteren war. Abermals von hier an, und von der endlichen Wiedervollendung des zerstörten Jerusalems zu einer Stadt, nach 6 Tausenden von Mondumläufen beim Beginn des siebenten, und es erschien in der Gestalt unsers Fleisches jener lebendige und herrlichste Tempel, von welchem die Stiftshütte und die beiden Tempel nur ein armes Schattenbild gewesen waren.

---

*) Plin. hist. nat. VI, 56.

Da sich diese, den 6 Wochentagen analogen sechstheiligen Perioden, in der Geschichte des Planeten, wie in der der Völker, so unverkennbar auszeichnen, darf es uns nicht befremden, wenn wir die Ansicht von einer sechstausend jährigen Dauer der Welt, oder vielmehr von sechstausendjährigen Weltperioden, im ganzen Alterthume ziemlich allgemein verbreitet finden. Nach einer bei den alten Persern bestandenen alten Überlieferung, sollte der Fall des Menschen und hierdurch das Übel, nach Verlauf von 6 Jahrtausenden *) in die Welt gekommen seyn; nach einem andern Ausdruck sollte die Welt in der siebenten Stunde eines geheimniſsvollen Tages **) vollendet seyn. Es fand sich nämlich bei mehreren Völkern des Alterthums die Ansicht, jene 6 Tage der Schöpfung, bis zum Beginn des ersten Sabbaths, wären gleich Jahrtausenden gewesen *), und selbst Celtische Völkerstämme (z. B. jenes ziemlich gebildete Volk des alten Spaniens) kannten die 6000 jährige Weltperiode **). Eine Vermischung jener alten Ansicht, nach welcher die 6 Schöpfungstage gleich 6 Jahrtausenden gesetzt wurden, und der Mensch erst im Beginn des siebenten, oder am Ende des sechsten auf Erden erschienen seyn sollte, mit jener andern von einer 6000 jährigen Weltperiode, hat jene in der alten und neuern Zeit, bei den Persern, Hetruriern und Indern in Gebrauch gewesenen 12000 jährigen Perioden erzeugt, von denen wir noch weiter Gelegenheit haben werden zu sprechen. Insgemein zählten dann diese Völker, bei ihren chronologischen Berechnungen, jene vermeintlichen 6 Jahrtausende der Weltschöpfung, bis zum Auftreten des Menschen nicht mit, sondern begannen erst von hier an, und es wird sich überhaupt weiter unten zeigen, daſs die monströsen chronologischen Zahlengebäude der heutigen Inder und Chineser, von späterer Entstehung sind, und so wie die der alten Ägypter und Babylonier einen tieferen Grund ihres Entstehens hatten.

---

*) Bailly a. a. O. Th. II, S. 195.

**) Ebend.

Aus den Zusammensetzungen der 60 und 600, so wie 6000 theiligen Zeiten, sind die noch jetzt bei vielen Völkern im Gebrauch stehenden Perioden von 120, 180, 1440 bis 36000 und 144000 theiligen Zeiträumen hervorgegangen. War doch die Anwendung der 60 zur Theilung des Raumes wie der Zeit so allgemein, daſs bei den alten Israëliten, bei denen, wie wir nachher beweisen werden, alle solche Dinge nichts weniger als zufällig waren, sondern immer eine weitere Bedeutung hatten, das Talent oder der Centner in 60000 Theile (Gerah) getheilt war *).

---

*) Jackson chronolog. Alterthümer, deutsch. Übers. S. 13. dann 71. u. f.

**) Asiatic Researches Vol. V. in Wilfords Abhandlung über die Chronologie der Hindus.

Das Alterthum vor Christo und noch jetzt alle in den alten Religionssystemen gebliebenen Völker des Morgenlandes, zählten und zählen noch, analog den 6 Werktagen der Woche, vor dem Beginn des Sabbaths, nach Perioden von 60 oder 600 u. f. Tagen, Monaten, Jahren. Noch ist ihnen der verheiſsene Sabbath des Christenthums nicht gekommen, darum verweilen sie bei dem Vorbild, das jener früheren Zeit gegeben war, welche zum Theil wohl verstund, worauf jenes Schattenbild hindeutete.

4) *Von der Periode des Vorrückens der Nachtgleichen, oder dem sogenannten groſsen Fixsternenjahre.*

Die herrschende Meinung ist allerdings die, daſs dem Alterthume die eigentliche Periode des Vorrückens der Nachtgleichen, bis herab auf die Zeiten des Hipparch, unbekannt gewesen sey. Allerdings finden wir bei den Griechen, bei denen überhaupt bekanntlich gerade die Astronomie erst spät einen bedeutenden Fortgang gewann, so wie bei den Schriftstellern anderer Völker, aus denen uns griechische und römische Bücher einzelne Stellen aufbehalten haben, der Präcession erst aus den Zeiten des Hipparchs deutlich erwähnt; aber das möchte uns schwerlich berechtigen, ihre Kenntniſs auch andern Völkern des Alterthums schlechthin abzusprechen. Was wissen wir denn überhaupt, selbst nur von dem eigentlichen Stand der Kenntniſs der alten Ägypter, noch weniger aber von jenem der Babylonier, Perser und anderer jener altberühmten Völker, einigermaſsen Tiefes und Zuverläſsiges? Gesetzt auch, daſs der vorzüglichste Schatz jener alten Weisheit, den Buchstaben anvertraut war, welches *alte* Werk jener Völker, von solchem Inhalt, ist wohl unverstümmelt auf uns gekommen? Und dann ist es ja bekannt, daſs die Griechen vielfältig, im Gebiet der Wissenschaften wie der Künste, sich für die Entdecker und Erfinder gehalten haben und auch von der späteren Zeit dafür gehalten worden sind, während sich, besonders seit den Forschungen der neuesten Zeiten, namentlich über Indien und Ägypten, ohne groſse Schwierigkeit der Beweis führen läſset, daſs die vermeintlichen Erfinder fast immer nur Saamenkörner, von dem anderwärts schon längst in Blüthen und Früchten prangenden Gewächs, in eignem Boden aufkeimen lieſsen, oder daſs sie wenigstens auf ihre Entdeckung durch das geleitet wurden, was sie, mit ihr in Beziehung stehend, von andern Seiten her erfahren hatten.

---

*) Der Rikkar oder Centner hatte 50 Maneh oder Pfund, das Pfund 60 Seckel, ein Seckel 20 Gerah, mithin der Centner 60000 Gerah. S. Schmidts bibl. Mathematik. S. 80 bis 83.

Zwar ist hier nicht der Ort, einen direkten Beweis zu führen, daſs die Astronomie des frühesten

Alterthums eine sehr genaue Kenntniſs der Präcession in sich faſste, oder selbst nur das zu wiederholen was Bailly, Montücla und William Jones über die Kenntniſs des Vorrückens der Nachtgleichen, bei den alten Chaldäern *), Persern, Ägyptern und Indiern bereits gesagt haben, aber zu einem indirekten Beweise mögen sich wohl mehrere im Wege dieser Untersuchung liegende Thatsachen eignen. Wüſsten wir nämlich von den astronomischen Kenntnissen irgend eines alten Volkes schlechterdings gar nichts, es käme uns uns aber ein kleiner Überrest von einer, auch mit Astronomie in gar keiner Beziehung stehenden Arbeit von diesem Volke in die Hände, an welcher sich zeigte, daſs es den Kreis in 360 Grade 2160 Minuten u. f. getheilt habe, so würden wir mit Wahrscheinlichkeit schlieſsen, daſs ihm auch die Eintheilung des Zodiakus in so viele Grade und Minuten bekannt gewesen sey. Eben so würde uns die einzige bekannte Thatsache, daſs irgend ein altes Volk den Tag in 360 Theile theilte, oder daſs ein andres die Länge des Monats zu 30 Tagen annahm, auf eine Dauer des Jahres von 360 Tagen bei beiden; das Auffinden einer alten Wasseruhr, welche jedesmal in zweien von unseren Stunden abliefe, auf eine Theilung des Tages in 12 Stunden schlieſsen lassen. Ist es doch, wenn man jene Thatsachen, die

---

*) Montucla T. I. p. 61. Bailly a. a. O. Th. I. S. 179. Th. II. S. 194, 212 u. f. William Jones über die Chronologie der Hindus, in den Abhandl. über die Gesch. und Alterthümer Asiens, aus dem Englischen übersetzt von Fick, Th. I. S. 353 u. f. M. v. auch Ideler a. a. O. S. 89.

offenbar für eine Abbildung des groſsen Fixsternenjahres in der Eintheilung kleiner Zeiträume sprechen, anerkennt, und dennoch das, was aus ihnen folgt hinwegläugnen will, gerade so, als ob man einem Volke, bei dem man getreue Abbildungen eines Löwen gefunden, abläugnen wollte, daſs es die Gestalt des Löwen jemals gekannt habe, weil man in einigen von diesem Volke noch vorhandenen Kalenderblättern oder Büchern über den Ackerbau, des Löwen nirgends erwähnt finde. Hier nur beiläufig, so wie der Gang der Untersuchung uns darauf führt, einige von jenen Thatsachen. Die meisten jedoch versparen wir für die nächsten Abschnitte.

Wenn die jährliche Präcession, nahe übereinstimmend mit den Beobachtungen und Berechnungen der neuesten Zeiten, wovon weiter nachher, zu 50″ gesetzt wird, so beträgt die ganze Periode des Vorrückens der Nachtgleichen 25920 Jahre. Daſs die Alten eine Periode von 25920 synodischen Monaten, welche die am nächsten stehende Nachbildung jener gröſseren Periode im Kleineren war, kannten und gar sehr berücksichtigten, wird vielleicht aus einem der nächstfolgenden Abschnitte, nicht undeutlich hervorgehen. War doch selbst bei den alten Chaldäern, neben der bekannten Theilung in 12 Stunden, noch eine andre astronomische Eintheilung des Tages in 72 Stunden gewöhnlich, wovon jede einzelne 360 kleiner Zeittheile (Minuten) enthielt, so daſs der ganze Tag in 25920 solche Minuten zerfiel*). Auch bei der alten Theilung des Jahres in 360 Tage und bei der gewöhnlichsten des Tages in 12 Stunden, vollendete sich die Zahl von 25920 Stunden, in 6 Jahren, und mit Beginn des siebenten, belief sich die Zahl der einzuschaltenden Stunden, wenn das Jahr von 360 Tagen mit dem altägyptischen, von 365 Tagen ausgeglichen werden sollte, wiederum auf 360. Eben so beträgt die synodische Bewegung des Mondes, in einem Mondenjahre, 12mal 360, oder 4320 Grade, mithin in 6 Mondenjahren 25920, und die uralte Feier des siebenten erinnert daran, daſs dieses Verhältniſs vielleicht nicht unbeachtet blieb, eben so wie bei der Theilung des Jahres der Inder in 6 Theile, oder sogenannte Ritus, die synodische Mondbewegung in jedem einzelnen 25920 Raumsecunden des Kreises beträgt.

---

*) J. Chr. Gatter. praefat. ad Joh. Georg. Frank. nov. Syst. Chronolog. fundamental. p. XI.

25920 Tage, oder gerade der 365 $\frac{1}{4}$ste Theil des groſsen Fixsternjahres, der sich mithin zu diesem verhält, genau wie ein einzelner Tag zum ganzen Jahre, sind 72 Jahre von 360 Tagen, oder fast 71 (genau 70,967) eigentliche Sonnenjahre. Bei dieser merkwürdigen Naturperiode wollen wir uns einige Augenblicke verweilen. Unser Leben, sagt eines der ältesten Lieder das wir kennen, jenes Lied des Moses, währet 70 Jahr, und auch an anderen Stellen der heiligen Schrift wird die gewöhnliche Dauer eines Menschenlebens, zu 70 Jahren angenommen *). Jene Stelle des ältesten Geschichtsforschers der Griechen, nach welcher Solon in dem Gespräch mit Krösus, das gewöhnliche Ziel des Menschenlebens zu

---

*) Ps. 90. Jesaj. 23, v. 15.

70 Jahren bestimmt *), scheint auf eine auffallende Weise für die Annahme der Naturperiode von 25920 Tagen, als gewöhnliche Dauer des Menschenlebens zu zeugen. So wie jene Stelle dasteht, enthält sie offenbar grofse Unrichtigkeiten in den Zahlen, welche wohl dadurch entstanden, dafs der spätere Erzähler (wo nicht Abschreiber) den ihm vorliegenden Zahlen der 70 Jahre und 35 Schaltmonate, die ihm bekannte, und von ihm angenommene Dauer des Jahres und des Monats unterschob.

Die 70 Jahre werden nach jener Stelle, ohne die Schaltmonate, zu 25200 Tagen berechnet, mithin ein Jahr zu 360 Tagen. Hierzu soll in jedem andren Jahre ein Schaltmonat von 30 Tagen, in allem 35 Schaltmonate, oder 1050 Tage kommen, um die Jahreszeiten *mit dem eigentlichen Lauf der Natur übereinstimmend zu halten*, das Jahr dem eigentlichen Sonnenjahr gleich zu machen. Allein das Jahr von 360 Tagen bedürfte nicht jedes andre, sondern erst in fast 6 Jahren eines Schaltmonates von 30 Tagen, um mit der wahren Dauer des Sonnenjahres in Übereinstimmung erhalten zu werden, und die 26250 Tage, die jene Stelle aus den 70 Jahren und den 30 Schaltmonaten zusammensetzt, betragen auch nicht 70, sondern fast 72 Sonnenjahre (71 Jahre und 318 Tage).

Jene fehlerhafte Zahlenangabe wird dem Solon in den Mund gelegt, von welchem es bekannt ist, dafs er die wechselsweise 29 und 30 Tage enthaltende tenden Monate einführte *), und mithin das wahre Mondenjahr kannte. Die Dauer des Mondenjahres wurde aber von jenen alten Völkern, welche mit den Griechen in der nächsten Berührung und Verwandtschaft stunden, nicht zu 354, sondern aus Ehrfurcht vor der ungeraden Zahl, zu 355 Tagen angenommen, und selbst Numa, der die wahre Dauer des Mondenjahres gekannt zu haben scheint, wagte es, wegen der Heiligkeit der ungeraden Zahl, nicht, die bei den Römern in sehr alter Zeit eingeführte Dauer des Mondenjahres von 355 Tagen abzuändern **). Nimmt man nun 70mal 355 Tage, so erhält man 24850, und hiezu noch die von Herodot erwähnten 1050 Schalttage, so wird die Summe 25900, oder fast genau die Zahl der Tage jener merkwürdigen Naturperiode, welche sich zu der großen Umlaufszeit der Äquinoctialpunkte verhält, wie ein Tag zum Jahr. Übrigens soll sich diese Bemerkung über die Stelle des Herodot, welche sich zum Theil auf das Beispiel der Erklärung des Des Vignoles stützen könnte ***), niemand aufdringen wollen, und es kann in ihr gar wohl von solchen Schaltmonaten die Rede seyn, deren sich auch Numa zur Ausgleichung seines Mondenjahres mit dem Sonnenjahre bediente, und welche allerdings in jedem zweiten Jahre hinzugefügt werden mußten, weil sie wechselweise nur nur 22 und 23 Tage enthielten.

---

*) Herodot. edit. A. C. Borbeck. p. 18.

---

*) Bailly Th. II. S. 261.

**) Bailly a. a. O. B. I. S. 237.

***) Des Vignoles Chronolog. de l'Histoir. saint. T. II. p. 85.

Es sind auch ohne jene Stelle, noch mehrere Thatsachen da, welche für die Kenntniſs und den Gebrauch jener Naturperiode von beiläufig 71 Sonnenjahren sprechen. So wurde ein Manwantara oder Weltenalter der Inder, gerade aus 71 (weder aus 70 noch aus 72) Zeitläuften zusammengesetzt *), die mithin ein Abbild der Zahl der Jahre im gewöhnlichen Menschenleben waren; vor allem werden wir aber weiter unten die Zeit von 25920 Tagen, oder beiläufig 71 Jahren, in ihrer Zusammensetzung mit 60, als Hauptgrundlage eines der wichtigsten chronologischen Zahlensysteme des gesammten Alterthums wiederfinden. Eben so werden uns auch die Zusammensetzungen der 71, mit 7 und ½ mal Sieben, wichtige Fingerzeige werden.

So verhält sich denn die gewöhnliche, jetzige Dauer des Menschenlebens, zu der wichtigsten Naturperiode des heimathlichen Planeten, gerade wie ein Tag zum Jahr, und nicht ohne tiefen Grund nennt ein altes, heiliges Buch, unser Leben von gestern her, den Menschen die Blume eines einzigen Tages. Wir dürfen wohl den Ausdruck, daſs die Umlaufszeit der Äquinoctialpunkte die wichtigste Naturperiode unsres Planeten sey, mit Recht brauchen. Zwar ist nämlich jene ältere Ansicht, nach welcher geglaubt wurde, das Vorrücken der Nachtgleichen entstünde durch eine eigenthümliche Bewegung der Sonne, die sich in 25920 Jahren, um einen höheren Centralkörper, um eine Sonne der Sonnen, eben so

---

*) Will. Jon. a. a. O. S. 352. Bentley in den Asiatic Researches Vol. VIII. p. 227.

wie die Planeten um sie selber, herumbewegte, durch die neueren Beobachtungen und Forschungen zweifelhaft geworden, und bereits La Place hat bewiesen, daſs das Vorrücken der Nachtgleichen aus einer eigenthümlichen Bewegung der Erdaxe erklärt werden könne und müsse *). Aber eben diese eigenthümliche Bewegung der Erdaxe, steht auf eine höchst bemerkenswerthe Weise, mit allen kosmischen Verhältnissen und periodischen Wirkungen der Naturkräfte unsers Planeten in Zusammenhang, so daſs sie organischer Inbegriff von allen andren Naturperioden unsers Weltkörpers ist. Die eigenthümlichste, tiefste Naturkraft der Erde, welche mit jenem allgemeinen Lebensbande, welches die Monden mit ihren Planeten, die Planeten mit der Sonne vereint, und in ihren Bahnen um diese erhält und bewegt, so wie den einzelnen Weltkörper um seine Axe, in innigstem Zusammenhange steht, und wohl Eins mit ihm ist, ist der Magnetismus. Diese Naturkraft ist in ihren nächsten Wirkungen an tägliche und jährliche Perioden gebunden, und zeigt schon hierdurch, daſs sie im Zusammenhange sey mit der Naturkraft, welche die Erde täglich um ihren eignen, und jährlich um den allgemeinen Mittelpunkt des Planetensystems bewegt. Aber ausserdem ist die Abweichung der Magnetnadel nach Osten oder Westen, an grössere Naturperioden geknüpft, welche, wie Burkhard, und in neuerer Zeit Hansten gezeigt haben, sämmtlich aus 1, 2, 3, 4 u. f. mal 432 Jahren (864, 1296, 1728)

---

*) Fr. Theod. Schubert, populäre Astronomie; Th. I. S. 249. Th. II. S. 134. Th. III. S. 337 u. f.

zusammengesetzt, mithin sämmtlich Theile (Stunden oder Tage) der gröſsten allumfassendsten Naturperiode unsrer Erde, nämlich der von 25920 Jahren sind. Denn 25920 ist 60mal 432, 30mal 864, 20mal 1296 und 15mal 1728 Jahre, und die groſse magnetische Periode von 2160 Jahren, ist 12mal in jener Umlaufszeit der Äquinoctien enthalten; so daſs diese, in ihrer Zusammensetzung aus jenen magnetischen Unterperioden, an die des Jahres aus Monaten, oder des Monates aus Tagen, des Tages aus seinen (60 alten, astronomischen) Stunden erinnert. Überhaupt werden es spätere Forschungen gewiſs noch ausser Zweifel setzen, daſs jene gröſste Periode der Bewegung der Erdaxe, zugleich eine, und zwar die gröſste magnetische Periode, und ein Schlüssel aller übrigen sey.

Hier wollen wir uns nun vor allen Dingen auf ein höchst merkwürdiges Verhältniſs aufmerksam machen, in welchem die ganze Dauer des Menschenlebens, so wie die aller seiner kleineren und gröſseren periodischen Lebensbewegungen, mit jener Hauptperiode steht. Es wiederholt sich hier in den Zeiten etwas dem Ähnliches, was bereits die alten Chaldäer in Beziehung auf die Raumverhältnisse anerkannten, wenn sie behaupteten: die gewöhnliche Geschwindigkeit eines Menschen von gewöhnlicher Gröſse, reiche gerade hin, um in $365\frac{1}{4}$ Tagen einmal um den ganzen Umfang der Erde herumzukommen, so daſs die Gröſse und Geschwindigkeit des Menschen, in einer gar besonderen Proportion und Harmonie mit der Gröſse und Bahngeschwindigkeit seines Weltkörpers stünde *).

---

*) Ein Mensch von gewöhnlicher Gröſse und mittlerer Ge-

Siebenmal 70,967 Jahre, oder eine Woche des groſsen Fixsternjahres, davon ein Tag die gewöhnliche Dauer des Menschenlebens ist, betragen 496,766 oder beiläufig 496 $\frac{3}{4}$ Jahre. Von dieser Periode, welche, wie wir weiter oben sahen, und noch weiter sehen werden, mit der von 6000 Mondumläufen nahe verwandt ist, beträgt ein einzelner Tag, oder ein 365 $\frac{1}{4}$ Theil, 496 $\frac{3}{4}$ Tage, oder (70,967) fast 71 Wochen. Diese merkwürdige Periode zeichnet sich unter andren in der Natur dadurch aus, daſs sie die Zeit des Lichtwechsels, des veränderlichen Sternes in der Wasserschlange ist, welche von neueren Astronomen auf fast 71 Wochen (beiläufig 494 Tage) bestimmt wird. Sie scheint aber unter andren auch, um dies hier nur vorläufig zu erinnern, eine Witterungsperiode, aus der sich vielleicht die Ungleichheiten der Witterung der verschiedenen Jahre lösen und erklären lassen möchten, wie sich dies an einem andren Orte wird beweisen lassen. Vor allem ist uns jedoch diese Periode merkwürdig, als ein grösseres Ab- oder Ebenbild eines einzelnen Tages im Menschenleben.

---

schwindigkeit der Füſse, legt in dem 12ten Theil des Tages, oder in 2 Stunden, sehr bequem eine sogenannte groſse deutsche Meile, davon 12 auf einen Grad gehen, zurück. Und diese Art von Meile, davon der Umfang des Erdäquators 4320 enthält, scheint, wie aus den weiter unten anzuführenden Zahlenverhältnissen hervorgeht, dem Alterthum näher gelegen zu seyn, als unsre geographische, wovon 15 auf 1° gehen. Auf 365 $\frac{1}{4}$ Tage ausgetheilt, reichte eine Geschwindigkeit von beiläufig 1 $\frac{1}{5}$ gemeinen, geographischen Meilen, auf 2 Stunden, zur Ausmessung des Erdumfanges hin.

Wenn man nämlich, und zwar mit vielem Grunde, einen Umlauf des Blutes durch den ganzen Körper, von dem Herzen nach den äussersten Theilen, und von diesen wieder nach dem Herzen zurück, mit einer Rotation des Planeten um seine Axe, mit einem einzelnen Tage desselben verglichen hat, so war es begreiflich, daſs man in jedem einzelnen Tage das Abbild eines Jahres des Planeten sehen und auffinden wollte. Es hatten daher räsonnirende Naturforscher wie Ritter, welcher überhaupt bereits mehrfach auf die Periodenverhältnisse des Menschenlebens aufmerksam gemacht hat, sich viel bemüht, auf jeden einzelnen Tag gerade nur 365 ¼ ganze Blutumläufe herauszubringen, wie in dem vorhergehenden Bande dieses Buches, S. 265. erwähnt worden, (wo übrigens der Verfasser einen Rechnenfehler hat einschleichen lassen). Allein auch die allergemäſsigtesten Angaben der neueren, berühmtesten Physiologen, übersteigen bei weitem die Zahl 365 für einen Tag. Wählen wir hier die beiden äussersten, am weitesten von einander liegenden Annahmen, nach deren bedeutenderen Autorität noch jetzt unter den Physiologen und Ärzten, die Anzahl und Dauer der einzelnen Blutumläufe festgesetzt und berechnet wird. Die eine ist die bekannte und noch jetzt vielgültige bei Haller *), welcher bei einem gesunden Menschen von mittlerem Alter $23 \frac{7}{16}$ ganze Blutumläufe, in einer einzelnen Stunde, mithin $562 \frac{1}{2}$ in einem Tage rechnet; die andre ist die bei Autenrieth **), welcher

---

*) Element. Physiolog. Tom. II. Lib. VI. c. 4. §. 16.

**) Autenrieths Physiologie. B. I. §. 357.

als mindeste Zahl der Blutumläufe in einer Stunde, unter gleichen Verhältnissen 18, mithin 432, in einem Tage setzt. Das Mittel aus beiden äussersten Angaben, ist 497 $\frac{1}{4}$, mithin fast ganz genau die Zahl der Tage oder Jahre, der oben erwähnten Naturperiode; so daſs, wenn man den Vergleich eines Blutumlaufes, mit der Rotation des Planeten festhalten will, jeder Tag Abbild eines Jahres, von beiläufig 71 Wochen ist.

Setzen wir genau, im Mittel 496 $\frac{3}{4}$ (496,766) ganze Blutumläufe auf einen einzelnen Tag, so erhalten wir folgende merkwürdige Reihenfolge der Perioden des Menschenlebens: Der Mensch hat in der Zeit von 52 $\frac{1}{7}$ Tagen, (in so vielen Tagen, als Wochen im Jahre sind), gerade 25920 ganze Blutumläufe; mithin so viele, als einzelne Tage in der gewöhnlichen Dauer des Menschenlebens, oder Jahre in der Zeit des groſsen Fixsternjahres sind. Die Zeit von 52 $\frac{1}{7}$ Tagen, ist ferner in dem Umfang des jetzigen Menschenlebens, gerade wieder 496 $\frac{3}{4}$ male enthalten. Es kämen mithin auf die ganze Zeit eines Menschenlebens, nach jener mittleren Angabe 496 $\frac{3}{4}$ mal, (496,766) so viele Blutumläufe, (gleichsam Tage oder Rotationen des thierischen Lebensprinzips um seine eigne Axe), als die Dauer des Menschenlebens Tage, oder Rotationen des Planeten in sich hält, den wir bewohnen. So ist auch im Menschenleben, und seinen gröſseren wie kleinsten Perioden, alles nach dem Urbild der siebentägigen Woche ausgeprägt: Das groſse Fixsternjahr hat 52 $\frac{1}{7}$ Wochen, von 496 $\frac{3}{4}$ Jahren, betrachtet man diese Periode wieder als ein Jahr von 365 $\frac{1}{4}$ Tagen, so kommen auf jeden solchen Tag 496 $\frac{3}{4}$ gemeine Tage, welche Zeit wir bereits oben, als eine Naturperiode, und (möge man dies auch einstweilen, dem Titel dieses Buches gemäſs, als eine Ahndung nehmen), besonders als eine solche angedeutet haben, an welche die Veränderungen des flüssigsten Elements unsrer Erde, der Luft gebunden sind. Das Abbild oder der einzelne Tag des Fixsternjahres — die gewöhnliche Dauer des Menschenlebens, von 25920 Tagen, zerfällt auch, ganz analog jener Hauptperiode unsers Planeten (nur das hier ein Jahr, was dort ein Tag ist) in 52 $\frac{1}{7}$ Wochen, von 496 $\frac{3}{4}$ Tagen, wovon jeder einzelne Tag 496 $\frac{3}{4}$, dem Tage analoge Rotationsperioden des Blutes enthält. Die Zeit von beiläufig 71 Wochen, oder 496 $\frac{3}{4}$ Tagen, ist demnach im Groſsen ganz das, was der einzelne Tag in der Geschichte des menschlischen Körpers in sich wiederholt.

Die Zeit von 496 Tagen, ist bei den orientalischen Völkern noch jetzt; wenigstens in ihren Haupttheilen, als astronomische Periode von hohem Range in Gebrauch. Die Periode von 248, oder $\frac{1}{2}$mal 496 Tagen wird nämlich, wie Le Gentil *) gezeigt hat, bei Berechnung der Mondfinsternisse, von den Brahmen, als eine Mondperiode zu Grunde gelegt, nach deren Verlauf sie glauben, daſs der Mond wieder an denselben Ort des Himmels komme. Zehnmal 248 Tage betragen wirklich fast genau 7 Mondenjahre (eigentlich zehnmal 248 $\frac{1}{18}$, oder 248.057), 5 solche

---

*) Histoire de l'Academ. royal. des scienc. Annee 1772, seconde partie, wo sich Le Gentils Aufsatz von p. 169 an findet. Montucla histoire des Mathematiqu. Tom. I. p. 436. Le Gentil hält diese Periode von 248 Tagen, für vorzüglich merkwürdig.

Perioden sind mithin 35 Mondenjahre, während 50 halbe Perioden von 496 $\frac{3}{4}$ Tagen, fast genau (bis auf einen Tag Unterschied) 34 tropischen Sonnenjahren gleich sind. Indeſs wird doch die Bedeutung jener Mondperiode erst dann genauer erkannt, wenn man sie wiederum 7mal 7, oder 49 mal nimmt. Denn 49 mal 248 $\frac{3}{8}$ (genau ist die Hälfte von 496,769 = 248,3845) sind 33 $\frac{1}{3}$ Sonnenjahre, oder beiläufig 34 $\frac{1}{3}$ Mondenjahre, mithin betragen anderthalbmal 49 solcher Perioden, mit ziemlicher Genauigkeit 50 Sonnen- und 51 $\frac{1}{2}$ Mondenjahre, eine Ausgleichungsperiode, welche mit dem oben erwähnten Jobelcyclus nahe verwandt ist, von diesem jedoch an Genauigkeit übertroffen wird. Übrigens ist auch die kleine Mondlaufperiode von 248 Tagen, fast der 4mal 7te oder 28ste Theil der gröſseren Sonnen- und Mondperiode von 19 Jahren, oder des berühmten Metonischen Cyclus.

Aber die gröſseren und kleineren Unterperioden des groſsen Fixsternjahres, sind nicht bloſs in der natürlichen Geschichte unsers Weltkörpers, oder als ausgleichende Cyklen für den Sonnen- und Mondlauf, auch nicht bloſs als Perioden des einzelnen Menschenlebens ausgezeichnet, sondern mehr noch als Perioden der Geschichte des ganzen Geschlechts, bemerkenswerth und bedeutungsvoll. Selbst an der von 70 Jahren lieſse sich dieses nachweisen. Nehmen wir als Beispiel hier nur die Geschichte des Volkes Israel, und zwar nach der Frankischen Zeitrechnung, die sich im Verlauf dieser Untersuchung noch auf vielfältige Weise als wahr und gründlich rechtfertigen wird. So waren 70 Jahre, von da an, wo Israel in Saul einen sichtbaren König, bis dahin, wo es durch Salomo einen sichtbaren Tempel (als

Gegengewicht) erhielt; eben so lange von der ersten Einnahme Jerusalems durch Nebucadnezar (3585 der Jobelära) bis zur ersten Rückkehr der Juden unter Cyrus (3655) *). Siebenzig Jahre verliefen von der Zerstörung des ersten Tempels, bis zur Einweihung des 2ten (von 3604 bis 3674) von der ersten Entlassung aus dem babylonischen Exil durch Cyrus, bis zu jenem Mandat des Artaxerxes, von welchem die Erlaubniſs zur Heimkehr durch Cyrus, gleichsam nur Vorbild gewesen war (von 3655 bis 3725) und eben so lange von der Einweihung des Tempels, bis dahin, wo Jerusalem durch Nehemia wieder Mauern erhielt (3745), so daſs die Periode von 70 Jahren in der Geschichte des babylonischen Exils und der Befreiung daraus, nicht bloſs 1 sondern 4mal nachgewiesen werden kann.

Die Wochenperiode des groſsen Fixsternjahres, von $496\frac{3}{4}$ Jahren, ist genau die jener berühmten prophetischen 70 Wochen, und diese Annahme löst alle Schwierigkeiten, welche dann noch übrig bleiben, wenn man in der Erklärung bei den dem Alterthum mehrseitig bekannten **) Jahrwochen von genau 7 Jahren stehen bleibt. Denn 69 Wochen sind dann gerade $489\frac{16}{25}$ Jahre, die oben erwähnte Natur- und Geschichtsperiode von beiläufig 490 Jahren, verhielt sich aber zu dem ganzen Wochenjahr von $496\frac{3}{4}$ Jahren, wie das Jahr von 360 Tagen zum eigentlichen Sonnenjahre; denn 360 Tage des Wochenjahres, davon einer $496\frac{3}{4}$ gemeine Tage beträgt, sind 489,648 tropische Jahre, die Zeit von 6000 Monden ist aber näher verwandt der von 354,367mal $496\frac{3}{4}$ Tagen, oder fast 482 tropischen Jahren, so daſs auch hierin die dem Mondenjahr analoge Zeit, durch ihre Wichtigkeit in der Geschichte des Volkes Israel, zu einer Fest- und Kirchenjahr Epoche im Groſsen wird.

---

*) Bekanntlich ist dies unter den neueren Chronologen ein streitiger Punkt.

**) M. s. oben S. 15 die Note, über die 7jährigen Jahrwochen des Varro.

Dieses ist jedoch am auffallendsten bei der grösseren Mondenperiode von 25920 synodischen Monaten, die sich mithin zum eigentlichen groſsen Fixsternjahr gerade so verhält, wie der synodische Monat zum Jahr. Mann kann wohl sagen, daſs keine andre Naturperiode in der innren und eigentlichen Geschichte unsers Geschlechts sich so auffallend auszeichne, als diese, denn 25920 synodische Monate, sind $2095\frac{2}{3}$ Sonnenjahre. So viele Jahre waren aber nach Frank, von Adam bis Abraham, und wieder von Abraham bis auf Christus, so daſs die 3 wichtigsten Epochen der innren Entwicklungsgeschichte unsers Geschlechts, jedesmal nach Verlauf einer solchen groſsen Mondenperiode sich folgten, regelmäſsig, wie der neubelebende Frühling jedesmal nach Verlauf von 12 Monaten wiederkehrt. Begann doch auch in Adam, für die Geschichte des Planeten, und unsres ganzen Geschlechts, das erste Lebensjahr, mit Abraham als Vater eines neuen, dem innren Leben ausgesonderten Geschlechts, begann der Frühling eines zweiten neuen Jahres, endlich mit Christus das dritte, Alles erneuernde Jahr der innern Menschengeschichte.

Auch dieses groſse Naturjahr von 2095 Jahren, welches in der Geschichte das wichtigste ist, hat ähnliche Unterperioden als das groſse, eigentliche Fixsternjahr. Die Woche, von 496 ¼ synodischen Monaten, beträgt 40 Jahre, und der einzelne Tag dieses untergeordneten, kleinern Wochenjahres, 40 Tage. Diese, fast im ganzen Alterthum, am meisten jedoch in der heiligen Schrift ausgezeichnete Zeit, ist noch jetzt unter den Ärzten als die Periode vieler körperlichen Evolutionen und Crisen, sowohl im gesunden als kranken Zustand des Körpers bekannt *). Vierzig Wochen fast, ruht der ungebohrne Mensch unter dem Herzen seiner Mutter, und dieselbe Zeit des Schwangerseyns haben mehrere den Menschen begleitende Thiere, z. B. die Kuh. Die Gränzen eines gewöhnlichen Menschenlebens scheinen sich jetzt bis zu 24mal 40 synodischen Monaten (fast 77 Jahren) auszudehnen, mithin zu 24mal 40 Umläufen des Mondes um die Erde **), die Grenzen des Menschenlebens vor der Sündfluth, auf 24mal 40 (scheinbare) Umläufe *der Sonne* um die Erde, oder auf 960 Jahre, ein Verhältniſs, worauf sich bekanntlich die wirklich von Einigen in Vorschlag gebrachte, seichte, und leicht widerlegliche Behauptung gründete, die Jahre, von denen die heilige Schrift bei den Altvätern *vor* der Sündfluth redet, wären synodische Monate gewesen.

---

*) Jos. Testa, Bemerkungen über die periodischen Veränderungen im kranken und gesunden Zustand des menschlichen Körpers. 1790.

**) Beme[illegible]erth ist es, daſs die Zeit von fast 71 Jah[illegible]o Tagen, nur 11 weniger als 960, oder 24mal 40 *periodische* Mondumläufe in sich fasset.

5) *Von der Achtung, worin die Zahl 432, noch mehr aber 4320, bei dem gesammten Alterthum gestanden.*

Ohne nur im Entferntesten zu ahnden, was denn eigentlich der Grund gewesen, weshalb dieser Zahl bei dem ganzen Alterthum, so gar groſse Ehre und Auszeichnung wiederfahren, hatte der Verfasser dieser Untersuchungen bereits im vorhergehenden Bande dieses Werkes, und seines Wissens in jener Beziehung zuerst, auf die Bedeutung dieser Zahl, sowohl in den Raum- als Zeitenverhältnissen unsres Planeten aufmerksam gemacht. Ein eigentliches Licht über den Grund jener Hochachtung, konnte ihm nur sehr spät, und zwar erst seit der nun von ihm gemachten gründlicheren Bekanntschaft, mit der Frankischen Zeitrechnung werden. Früherhin suchte er jenen Grund in einer genauen Bekanntschaft des frühesten Alterthums, mit Raumverhältnissen und Naturperioden unsers Planeten, und der übrigen zu unsrem Planetensystem gehörigen Weltkörper, welche, (ohne hier nur im mindesten zurückzunehmen, was er z. B. in der 2ten Ausgabe seiner Ansichten u. f. über die astronomische Weisheit der alten Welt *im Allgemeinen* behauptet hat) sich doch auf keine Weise, als Entdeckung erst einer sehr späten, neuesten Zeit hinwegläugnen lassen. Denn, wenn man auch wirklich annehmen wollte, jenen vermeintlichen Hellsehern der frühesten Vorwelt sey, z. B. der Uranus, von dessen Existenz wir erst seit Herschels Entdeckung Bescheid wissen, bekannt gewesen, wie sollten sie, die überhaupt über die Entfernungen und Gröſsen der Weltkörper sehr unvollkommene Begriffe hatten, gewuſst haben, daſs Uranus 4320 Sonnenhalbmesser von der Sonne entfernt sey? Schwerlich werden sie es, deren Astronomie und astrologisches Rechnen, wie wir sehen werden, auf ganz andrem Grund ruhte, auch nur gewuſst und berechnet haben, daſs der Durchmesser der Mondbahn gegen 432 Mond-, der Durchmesser der Erdbahn nur um $\frac{1}{72}$ mehr, nämlich 438 Sonnenhalbmesser betrage, ein Verhältniſs, was an das des Jahres von 360, zu dem von 365 $\frac{1}{4}$ Tagen erinnert. Man muſs hier etwas tiefer schöpfen, und nicht das Angesicht selber im Spiegel, oder hinter dem Spiegel suchen. Dem Alterthum war allerdings, wie wir es uns beweisen wollen, das Geheimniſs selber *in seiner Urschrift* bekannt gemacht worden, nicht zunächst jene abbildlichen Züge dieser Schrift, wie sie sich in dem Spiegel des untergeordneten Elementes, mit mehrerer oder minderer Deutlichkeit zeigen.

Wir wollen uns indeſs auch schon bei diesem abgespiegelten Bilde mit einiger Aufmerksamkeit verweilen; wissen wir doch, daſs zu dem Geheimniſs dieser ganzen sichtbaren Welt, der Mensch der Schlüssel sey, der Mensch aber (wenigstens der ursprüngliche und im Werden begriffene) das Ebenbild Desſen, der ihn und diese ganze Sichtbarkeit gemacht hat. Gegen 432 Halbmesser der Sonne oder des Mondes, beträgt also, wie schon erwähnt, der Durchmesser der Sonnen- und der Mondbahn, 430 und 2mal, 3, 4mal 430 oder 432 Jahre, betragen die magnetischen Perioden unsrer Erde, von denen schon früher die Rede war, und welche Unterperioden des groſsen, sogenannten Fixsternenjahres sind. Ein Umlauf des Jupiter um die Sonne, beträgt 10mal

432 Erdentage (+ $10\frac{7}{12}$) und ein Saturnjahr über 430 Rotationsperioden (Tage) der Sonne, eine jede, den neuesten Untersuchungen gemäſs, zu 25 Tagen 1 St. 26 Secunden gerechnet. Endlich so beträgt auch die Sonnenferne des äussersten Planeten unseres Systems, (die des Uranus) also die äusserste Grenze unsres Planetensystems, im engeren, eigentlicheren Sinne, 10mal 430 (4307) Halbmesser der Sonne, was wohl hier der natürlichste Maasstab ist, so daſs die ganze Reihe der Entfernungen vom Hauptkörper, in und mit der Zahl 4300 sich beschlieſst, welche Zahl mithin eine ähnliche (kosmische) Bedeutung hat, als nach dem Obigen die Zahl der Hall- und Jobelperiode 50.

Auch in der Geschichte und zwar ausgezeichnet in der des Volkes Israel, läſst sich die Zeit der magnetischen Erdperiode von 430 Jahren, als eine Hauptepoche, häufig genug nachweisen *), so daſs schon diese Verhältnisse der Abspiegelung im Äusseren, eine frühe Aufmerksamkeit auf die Zahl 432 hätten erregen können, in soweit sie bemerkbar gewesen wären. Aber sie würden immer noch auf keine Weise hinreichen, um die Anwendung zu erklären, welche das Alterthum von seinem Fund gemacht hat.

Hüllmann hat in seiner Urgeschichte des Staates (Königsberg 1817) neuerdings sehr darauf aufmerksam gemacht, wie die Zahlen der natürlichen Zeitentheile, in welche die Woche, der Monat, das Jahr zerfällt, einer so durchgehenden, heiligen Ehrfurcht

---

*) M. ſ. noch weiter unten.

genossen, daſs sie selbst bei der Eintheilung und Anordnung der bürgerlichen Gesellschaft, Verfassung, Ländereintheilung, vom Gröſsten bis aufs Kleinste herunter, nachgebildet, und aufs Genaueste abgespiegelt wurden. Unter andern hat er dieses an den Zahlen 7, 10, 12, 30, ja 360 sehr glücklich durchgeführt.

Besonders bemerkenswerth erscheinen dann jene Nachbildungen von zusammengesetzterer Art, in denen z. B. das Athenische Volk in 12 Stämme, jeder Stamm in 30 Geschlechter, das Ganze also wieder in 360 zertheilt wurde. Ähnliche zusammengesetzte Nachbildungen, lassen sich bei allen Völkern des Alterthumes, oftmals selbst in den kleinsten, unbedeutendst scheinenden Eintheilungen und Zahlenverhältnissen des bürgerlichen Lebens nachweisen. (M. s. unter andern oben, S. 40.) So war bei den alten Israeliten, das gröſste Maas, nach welchem man flüssige Dinge zu messen pflegte, der Homer, in 10 Bath getheilt, jedes Bath enthielt 6 Hin (der Homer also 60) jedes Hin 12 Log (der Homer also 720) jedes Log 6 Eivoll, welches das kleinste gebräuchliche Maas war. Es war mithin der ganze Homer, in 4320 Theile, oder Eivoll theilbar. Auf dieselbe Weise war auch das Getraidemaas in 4320 kleinste Theile getheilt, denn ein Cor hielt 10 Epha, ein Epha 3 Seah, ein Seah 6 Kab, ein Kab 4 Log, ein Log 6 Eivoll, mithin das ganze Cor 4320 Eivoll*).

Aber diese Theilung in 4320 Theile war ganz genau auch die des Jahres und seiner kleineren Unterterperioden, bei dem gesammten Alterthume. Zuerst das Jahr von 360 Tagen, davon jeder einzelne 12 chaldäische Stunden in sich faſste, enthielt 4320 Stunden. Das Jahr zerfiel in 12 Monate von 30 Tagen, jeder Monat enthielt mithin soviel Stunden, als das Jahr Tage, nämlich 360. Wurde jedoch die Eintheilung des Tages in 72 astronomische Stunden, wie sie ebenfalls bei den Chaldäern in Gebrauch war, angenommen *), so enthielt die Zeit von 2 Monaten, oder 60 Tagen, analog einem indischen Ritus, 4320 solche Stunden. Wurde bei dem einzelnen Tage, jede der 12 Stunden, die er enthielt, in 60 Minuten, jede Minute in 60 Secunden getheilt, so zerfiel auch der Tag in 10mal 4320 Secunden.

---

*) J. J. Schmidts biblischer Mathematicus, Seite 124 bis 129.

Noch auffallender ist jedoch diese Theilung in 4320 Theile, wenn man das eigentliche Mondjahr von 354,3672 Tagen zum Beispiel nimmt, und die Bewegung der Gestirne, zunächst die des Mondes, während des Mondenjahrs und seiner einzelnen, natürlichen Unterperioden, berücksichtigt. Die *synodische* Bewegung des Mondes, beträgt in einem Tage 12 Grade, 11 Minuten, 26,713 Secunden, oder 43886,713 Raumsecunden, mithin in 354,3672 Tagen, oder einem ganzen Mondenjahr, genau 4320 Grade (in einem synodischen Monat 360° mithin in 12 = 4320). Der Natur der Sache nach, hat aber dann, wenn man den Tag in 12 Stunden theilt, jedes Zwölftheil des Mondenjahres, oder jeder synodische Monat von 29 Tagen, 12 Stunden, 44 Minuten,

---

*) Gatterer, in der Vorrede zu J. H. Frankii novum Systema Chronologiae fundamentalis, p. XI.

2,8187 Secunden, eben so viele solche Stunden oder Zwölftheile des Tages, als das Mondenjahr einzelne Tage hat, nämlich 354,367. In jeder solchen Stunde, welche analog dem Tage ist, beträgt aber die scheinbare Bewegung der Sonne, in ihrer Bahn, 295,69 Raumsecunden, mithin fast genau so viel als 10 synodische Monate Tage in sich faſsen (295,3). Die Bewegung des Mondes, in Beziehung auf ihre Stellung zur Sonne und Erde, oder die synodische Bewegung deſselben, beträgt in jeder solchen Stunde, oder 354,367sten Theil des synodischen Monats, 3657 Raumsecunden, mithin so viel Secunden, als 10 Sonnenjahre Tage in sich haben.

Bei verschiedenen Völkern des östlichen Asiens, namentlich bei den Chinesen, und wie schon Le Gentil und andre Kenner der indischen Zeitrechnung *) gezeigt haben, auch bei den Hindus, fand jedoch eine weitere Theilung der Zeit durch 10 und 100 statt, und die ersteren theilen noch jetzt den Tag durch 100, jeden solchen Hunderttheil abermals durch 100. Die Bewegung der Sonne und des Mondes in ihren Bahnen, läſst auch auf eine Theilung des Mondenjahres in 1000 Theile schlieſsen. Die synodische Bewegung des Mondes beträgt nämlich in dem hundertsten Theil eines Mondenjahres (beiläufig 3 ½ Tag) 4320 mal 36 Raumsecunden (155520), in dem tausendsten mithin 432mal 36, so daſs diese Mondbewegung in dem hundertsten Theil eines Tages, also in einer solchen Stunde, wie noch jetzt

---

*) M. s. Sonnerats Reise nach Ostindien und China, S. 251 der deutschen Übersetzung.

die Chinesen im Gebrauch haben, beiläufig 432 Raumsecunden austrägt *).

Allerdings hieng dieses immer Wiederkehren der Zahl 432, oder noch mehr der 4320, von der ursprünglichen, seit uralten Zeiten in Gebrauch gewesenen Eintheilung des Kreises in 360 Grade, des Grades in 60 Minuten, der Minute in 60 Secunden, mithin des ganzen Kreises in 1296000, oder 300 mal 4320 Raumsecunden ab; allein war nicht diese Eintheilung, die übrigens auch an ein aus 300 Tagen **) bestehendes altes Jahr erinnert, eine absichtliche, und in Beziehung auf eine schon vorgefaſste, zu Grunde liegende Ansicht geschehen? Wie läſst sich unter andrem das höchst merkwürdige Wiederkehren der 4320 in dem gröſseren Maasstabe aller der berühmtesten chronologischen Systeme der alten Welt erklären? Denn hier ist, wo wir nur hinblicken, allenthalben die Zeit von 432 und 4320 Jahren, oder kleineren Kreisläufen der Zeit, der Hauptcyklus, in und mit welchem die chronologischen Systeme beginnen und sich schlieſsen, und gerade dieser Schlüſsel zu dem innren Sinne der alten Ären, kann zu einer ganz vorzüglichen Bestätigung des Frankischen Jobelcyklus, und zu einer einfachen Probe seiner Richtigkeit dienen.

Christus wurde, nach dem Frankischen System der Zeitrechnung, im 4180sten Jahre der Welt geboren, unsre gewöhnliche christliche Ära zählt jedoch ihre Jahre von dem 4182sten der Welt *). Gerade 138 Jahre nach Christi Geburt, nach der gewöhnlichen Zeitrechnung, *mithin im 4320sten der Welt*, endigte sich die ägyptische Hundssternperiode, zugleich aber verlief auch die 3te, aus 1440 Jahren bestehende, und auch unter dem Namen Sal Chodai, oder Jahr Gottes verehrte astronomische Periode der alten Perser **), (3mal 1440 ist 4320): indem die erste mit dem Jahr der Schöpfung selber begann, die andre mit Vollendung des 1440sten, die 3te des 2880sten, und im 4320sten endigte. Wenn die ägyptische Canicularperiode, die nach Censorins Zeugniſs ***) im Jahr 138 unsrer Zeitrechnung, mithin im 4320sten, der Welt sich erneuerte, zuerst seit dem Jahr 1322 vor Christo, (2860 der Jobelära) oder, wie aus Manethons überbliebnen Fragmenten geschlossen wird, noch um 1460 Jahre zurück, im Jahr 2782 vor Christo (1400 der Welt nach Frank) in Gebrauch gekommen, so war jener Anfang wie es scheint, absichtlich so geordnet, daſs die erst-erwähnte Censorinische Periode mit der 3ten 1440jährigen, im Jahr 4320 der Welt endigen konnte *). Demohnerachtet war die Annahme der ägyptischen Canicularperiode, und das Zurückrechnen nach derselben, bis zur Schöpfung, der Grund eines andren Systems der Zeitrechnung, welches noch jetzt unter den morgenländischen Völkern eines der gebräuchlichsten und wichtigsten ist. Wird nämlich vorausgesetzt, daſs im Jahr 138 die dritte Canicularperiode zu Ende gieng, seit der Schöpfung, so muſs dieses Jahr als das 4380ste der Welt gezählt werden. Das 4320ste Jahr der Welt, fiel dann um 60 Jahre früher, das Jahr der Geburt Christi würde nicht mehr, wie Frank es setzt, auf 4180, sondern 4240; das Anfangsjahr unsrer Zeitrechnung 4242; das Epochenjahr 4320, mithin auf das 79ste Jahr unsrer Zeitrechnung fallen. Aber gerade das 79ste Jahr nach Christi Geburt, ist das Epochenjahr, mit welchem die weiter unten noch ausführlicher zu erwähnende, bei den Indiern noch jetzt gebräuchliche, aber allerdings erst später, wie es scheint, dem alten ägyptischen System der Canicularperiode angepaſste, in vieler Beziehung sehr merkwürdige Saca oder Schakische Ära beginnt. Indessen läſst sich der Anfang dieser Saca Periode, auch mit der Frankischen

---

*) Genau durchläuft der Mond mit seiner synodischen Bewegung in dem 101,59sten Theil eines Tages, 432 Raumsecunden, 36 solche Theile, oder 30617 Zeitsecunden, sind ein Tausendtheil des Mondjahrs.

**) Hüllmann a. a. O. S. 4.

---

*) Frank, astronomische Grundrechnung (1783) S. 149. In der früheren (lateinischen) Ausgabe, war das 4181ste Jahr, als Geburtsjahr Christi angenommen.

**) Waser, historisch diplomatisches Jahrbuch, zur Prüfung der Urkunden, Zurich 1779, S. 64 und 65.

***) Sehr ausführlich hierüber Ideler, historische Untersuchungen über die astronomischen Perioden der Alten, S. 83 u. f.

---

*) Petavius erwähnt in seiner Uranologie, Dissertat. II. c. 4. p. 41. als sehr bemerkenswerth, daſs im Jahr 1262 vor Christo, mithin im Jahr 2920 der Welt, der Sirius am ersten des Monats Thot heliakisch aufgegangen sey. 2920 ist allerdings 2mal 1460, so daſs der Anfang der Canicularperiodenrechnung, auch auf die Schöpfung fiele. Allein die 3te Periode hätte dann um 60 Jahre später enden müssen, als sie nach Censorin that. M. v. Waser, a. a. O.

Zeitrechnung sehr gut in Übereinstimmung setzen. Gerade mit dem 78sten Jahre nach Christi Geburt, mithin 4258, im 4259sten der Welt, vollenden sich 4320 Jahre von 360 Tagen, denn diese sind genau 4258.02 Sonnenjahre.“ In dieser Zeit ist aber auch auf eine sehr bemerkenswerthe Weise, die Natur-Periode von 25920, oder die Dauer des Menschenlebens gerade 60mal enthalten. 4258.02 Jahre, gleichen mithin 60 Tagen des groſsen Fixsternjahres, davon einer 70.967 gewöhnliche Sonnenjahre von 365.24 Tagen, oder gerade 72 Jahre von 360 Tagen enthält.

Aber mit jener Saca-Aere der Inder, die mit dem Tode des Salivaganan beginnt, ist eine andre genau und innig verbunden, von der wir uns weiter unten auch noch ausführlicher Rechenschaft geben wollen, die des Vicramaditya, deren Epochenjahr, das Jahr 56 *vor* Christi Geburt, oder das Jahr 4124 der Welt ist. Sie wird uns auch noch in den Schriften der neueren Brahminen, über Zeitrechnung und Astronomie, ausdrücklich eine Mond-, die Sacaäre dagegen eine Sonnenperiode genannt *) Schlieſsen wir auch sie an die, wohl dem gesammten Alterthum bekannte und wichtige Canicularperiode an, nach deren Voraussetzung das Epochenjahr unsrer Zeitrechnung, mit dem 4242sten der Welt zusammenfiele, so würde das Epochenjahr der Ära des Vicramaditya, das 4186ste der Welt, eben so, wie schon erwähnt, jenes der Sacaära das 4320ste. Nun ist es aber in hohem Grade bemerkenswerth, und doch gewiſs kein Zufall, daſs 4186 Sonnenjahre, gerade 4320 Jahre von 354 Tagen, mithin alte Mondenjahre, ohne den Dritteltag, um welchen jedes einzelne eigentlich länger dauert, oder gerade solche, wie sie im gewöhnlichen Gebrauch angenommen waren, in sich fassen. Jenes System der Zeitrechnung, das den Namen des Vicramaditya führt, hatte mithin eben so das 4320ste Mondenjahr zu seiner Epoche, als das System der Saca-Zeitrechnung, welche den Namen des Salivaganan trägt, das 4320ste Sonnenjahr, jenes ist, und war mithin wirklich eine Mond-, dieses eine Sonnenperiode.

---

*) Noch jetzt sind die Jahre der Ära Vicramaditya, Mondenjahre, die durch Einschaltung, zu Mondensonnenjahren gemacht werden. M. s. Wilford Essay on the sacred Isles of the West, in den Asiat. Research. Vol. VIII und IX. Daſs aber das Jahr, nach welchem die Ära des Salivahana rechnet, ein siderisches Sonnenjahr, das Jahr der Ära-Vicramaditya ein Mondenjahr war, hat Samuel Davis gezeigt, in seinem Aufsatz On the Indian cycle of sixty years, im Vol. III. der Asiatic Researches. Beide Jahre hatten auch einen verschiedenen Anfang. Denn das siderische Sonnenjahr der Ära Saliva-

Übrigens möge es schon hier vorläufig bemerkt werden, daſs die Inder die Geburt ihres, wie sich später vielleicht noch zur Genüge erweisen wird, bloſs mythischen Salivaganan, auf das Geburtsjahr Christi setzen. Die Geburt Christi fällt aber nach der Fränkischen Zeitrechnung, nur um wenige Jahre entfernt, von dem 4320sten wirklichen, natürlichen Mondenjahr von $354\frac{3}{8}$ (354,367) Tagen, oder von

---

hanan begann mit dem Eintritt der Sonne, in das Zeichen des ♈ der indiſchen Ecliptik, das Mondenjahr, nach dem die Ära-Vicramaditya zählte, mit dem Neumond des Monden Chaitra.

Vollendung der 2ten obenerwähnten Welt- und Völkergeschichtsperiode von 25920 synodischen Monaten, seit Adam. Und diese Naturperiode von 4320 natürlichen und vollen Mondenjahren, ist eigentlich das Ur- und Vorbild aller jener nach ihr gebildeten, aus 4320 Kreisläufen der Zeit zusammengesetzten Zahlengebäude, und sie allein vereinigt alle die Eigenschaften, welche das Alterthum von seiner ihm vor Augen stehenden Natur- und Weltgeschichtsperiode forderte: in ihr, als dem hellen Mittelpunkt, vollenden sich, so wie Strahlen die aus einem gemeinschaftlichen Centrum ausgehen, alle kleineren Natur- und Zeitrechnungsperioden, die bei dem Alterthum in Gebrauch waren.

Man halte es deſshalb doch ja nicht für zufällig, daſs die Inder*, in deren heiligen Büchern sich, wie wir weiter hernach sehen werden, mit deutlichen Worten ausgesprochen findet, und fand, der verheiſsene im Fleisch erscheinende Gott und Erretter, solle nach Vollendung von 4320 (Monden) Jahren kommen; mit unverkennbarer Absichtlichkeit ihren Chrishna, so wie ihren Gandama (Buddha) an jene Punkte ihrer Geschichte, und uralten Zeitrechnung hinstellen, wo sich nach einem oder dem andren ihrer Systeme, die Periode von 4320 Jahren seit der Schöpfung vollendet. Wir werden im nächsten Abschnitte sehen, daſs die Zeitrechnung nicht bloſs der Inder, sondern auch jene, die der Septuaginta zu Grunde liegt, genau mit der von Frank so treu und gewissenhaft aus der heiligen Schrift hergeleiteten übereinstimmen. Frank zählt von der Schöpfung, bis zur Sündfluth, nach der allbekannten Angabe des hebräischen Grundtextes der Schrift, 1656, von der Sundfluth bis auf Christi Geburt 2524 Jahre. Auch die östlich asiatischen Völker, kannten diese Angaben, und da sie, vermöge einer erst später so leblos gewordenen, und versteinerten organischen Gliederung ihres chronologischen Systemes (m. s. darüber den nächsten Abschnitt), die groſse Fluth, und den Anfang ihres jetzt sogenannten Cali Yug, auf 5101 vor Christi Geburt setzten, muſste deshalb die Zeit ihres Buddha oder Gaudama auf 575 vor Christo gestellt werden. Denn, daſs dieser Buddha eigentlich nichts anders sey, als dieselbe mythische Person, welche Salivahana vorstellt, beweiſst unter andren das, was Wilford*) hierüber anführt. In einer (gewiſs auf alten Gründen ruhenden) Stelle der Varaha-Sanhita heiſst es nämlich: Salivahana oder Saca, der Beginner der nach ihm genannten Periode, würde erscheinen, wenn 2526 Jahre der Ära des Yudhisthira vergangen wären. Nun fällt aber die Ära des Yudhisthira, oder Noah der Inder, nach dem System ihrer Cali Yug Berechnung auf 5101 vor Christo, in die Zeit der groſsen Fluth. Von der Schöpfung bis zur Fluth, gaben ihnen aber alte Überlieferungen 1656 Jahre. Addiren wir 1656 und 2526, so kommen wir mit dem 4182sten Jahre der Welt, (was mithin nach der Frankischen Zeitrechnung bis auf einen Unterschied von 2 Jahren, der sich jedoch weiter unten auch noch zum groſsen Theil heben wird, das Geburtsjahr Christi ist) auf das Jahr 575 vor Christo. 4182 Jahre sind aber, wie wir oben sahen, fast genau 4320 (4316) Mondenjahre von 354 Tagen, da aber, (um dies hier voraus zu erinnern) die Inder die Zeit von der Schöpfung bis zur groſsen Fluth um einige Jahre länger annehmen, fiel das 2526ste Jahr nach der Fluth, genau nach Vollendung von 4320 vollen Mondenjahren. Wilford hat nachgewiesen: daſs nach der Meinung der Inder, und nach ihren Religionsschriften, Salivahana sich mehrere Male auf Erden gezeigt habe, weil ihn die verschiedenen chronologischen Systeme, (jedoch immer von *einem* Gesichtspunkt ausgehend) an verschiedne Zeitpunkte stellten.

---

*) A. a. O. Vol. IX.

Wer war nun dieser Salivahana, den die Inder ins 575ste Jahr vor Christo stellen? Kein andrer als der Gaudama, der Fleisch gewordne Gott und Heiland der Buddhisten. Das Jahr der Himmelfahrt des Buddha, von welchem die Buddhisten ihre Äera beginnen, wird mit ziemlicher Allgemeinheit *) auf das 542ste, oder 543ste Jahr vor Christo gesetzt. Rechnete man nun bis 575 zurück, und setzte das letzte Jahr, als das Geburtsjahr des Gaudama, so hätte dieser 33 Jahr auf Erden verweilt, obgleich ihm die spätere Sage aus anderweitigen Gründen eine Lebensdauer von 80 bis 84, ja von 125 (und 135?) Jahren zueignet. Denn, daſs es die ausdrückliche Absicht jener chronologisch-mythologischen Angaben war, die Geburt des ins Fleisch gekommenen

---

*) Buchanan: (On the Religion and Litterature of the Burmas in dem Vol. VI. der Asiatic Researches, setzt nach der einen Angabe die Himmelfahrt des Buddha auf 546, die Cingalesen auf 542, die Siamesen auf 544, oder nach Paulinus, der sich hierbei auf Daten aus dem Borgianischen Manuscript stützt, auf 540 vor Christo. Die letztere Angabe stimmte mit dem freilich anders gemeinten Ausdruck, in den von einem Fürsten der Rohans mitgetheilten Zügen aus der Religionslehre des Godama (in Buchanans Aufsatz) überein, daſs Godama in seinem 35sten Jahre Göttlichkeit erlangte, denn 35 zu 540, giebt 575. Nach der von Captain Mahony (On Singhala or Ceylon Vol. VII. der As. Res.) mitgetheilten Zeitrechnung, fällt Buddhas Himmelfahrt auf 542, eben so nach Joinville a. a. O. und Harington (Introductory Remarks u. f. in dem Vol. IX. der As. Res.). Kämpfer setzt in seiner Japanischen Geschichte (Vol. I.

---

p. 38. Jackson a. a. O. S. 524.) den Tod des Buddha auf 536 vor Christo. Mit diesen Angaben allen, scheinen sich auf den ersten Blick einige andre, welche die Zeit dieses *jüngeren* Buddha viel weiter hinaussetzen, schlecht zu vertragen. Einige setzen sie nämlich auf 680 vor Christo (m. v. J. J. Wagners Religion, Wissenschaft, Kunst und Staat, 1819, S. 75.) Von den älteren Buddhas, deren 3 waren, erwähnen wir hier nur vorläufig, daſs das jüngere Religionssystem der Inder, an das Ende jedes einzelnen Yugs eine Verkörperung der Gottheit setzte. Theilte man die Weltperioden von beil. 4180, oder die von 4320 Jahren, in 4 gleiche Abschnitte, so fiel das Ende derselben:

	Jahr der Welt.		Jahr vor Christo.
1)	1045 bis 1080	=	3135 bis 3101
2)	2090 — 2160	=	2090 — 2020
3)	3135 — 3240	=	1045 — 940
4)	4180 — 4320	=	0 — 138 nach Christo.

Nun war der älteste Buddha Zeitgenoſs, und Eidam des Noah, lebte also um 3101 vor Christo, nach der Indischen Zeitrechnung.

Der 2te lebte um 2100, war Zeitgenoſs Abrahams.

Der 3te um 1036, nach Georgi um 959.

Der 4te war wie Chrisna-Salivahana, der eigentliche Vollender und Beginner der geheiligten Periode.

Gottes auf das 4320ste Mondenjahr, seit der Schöpfung zu setzen, zeigt unter andern auch die Zeitrechnung der Jainas in Bengalen, wie sie uns Mackenzie mittheilt *). Diese setzen die Vollendung des Stifters ihrer Secte, des verkörperten Gottes Vardhamana, in das Jahr 588 vor der Ära Vicramaditya, oder da diese 56 vor Christo beginnt, 644 vor Christo, und lehren zugleich, er habe 72 Jahre als Mensch auf Erden gelebt. Zieht man 72 von 644 ab, so erhält man 572, dies von 3101 abgezogen, giebt 2529, dazu 1656 addirt, macht 4185. Das erste Jahr des Mensch gewordenen Gottes, traf mithin an den Beginn des 4320sten Mondenjahres, von 354 Tagen, denn 4320mal 354 Tage, sind 4186,8 siderische, oder 4186 tropische Sonnenjahre. Ein Unterschied, welcher, da die Inder selbst in der Angabe des Epochenjahres der Ära Vicramaditya um 10, ja 13 Jahre differiren, ohnfehlbar, bei genauerem Vergleich der verschiedenen Zeitbestimmungen, sich ganz heben würde. Wenn die Jains, nach einer andern Angabe (in Mackenzies Aufsatz) Vardhamanas Vollendung 2464 vor dem Jahr 1801 unsrer Zeitrechnung, mithin 663 vor Christo setzten, so haben sie eine andre (gröſsere) Angabe seiner Lebensdauer, z. B. eine 90jährige vor Augen gehabt.

Wir können jene Absichtlichkeit noch an einigen andren hieher gehörigen Zeitbestimmungen nachweisen. Die Inder zählten, wie im nächsten Abschnitt weiter gezeigt werden soll, bei dem Einfall

---

*) Account of the Jains, collected from a priest of this sect, at Mudgeri, translated by Cavilly Boria a Brahmen, for Major Mackenzie, Vol. IX. der Asiat. Research.

Alexanders des Macedoniers in Indien 5042 Jahre, mithin bis auf Christus 5371 Jahre. Zu gleicher Zeit werden wir aber dann zeigen, daſs ihnen jenes künstliche chronologische System, das der Septuaginta zu Grunde lag, und welches die Summe der 4 Yugs, von 4320 Mondenjahren in 5555 (genau 5624) cyklische verwandelte, gar wohl bekannt war. Nun setzen aber die Chinesen die Zeit ihres Shaka, oder älteren Buddha, auf 1028, oder nach Couplet 1031 vor Christo *). Wollte man sich, bei der hier herrschenden Ungewiſsheit **) erlauben, statt 1036, 1051 zu setzen, so träfe diese Angabe nach der einen obenerwähnten Ära in das 4320ste Jahr, denn 1051 von 5371, giebt 4320. Wahrscheinlich soll das Jahr 1028 in die Lebensmitte des Shaka fallen.

Eben so ist es auffallend, daſs die Inder ihren Chrishna, Schlangen-Tödter, in welchem Fleischgewordnen Gott oder Avatar, sie alle alte Weissagungen erfüllt glauben, in das Jahr 1366 bis 1376 vor Christo stellen ***). Nimmt man das Mittel aus beiden: 1368, und zieht diese Zahl von der Jahressumme des gleich nachher weitläufig zu erwähnenden künstlichen chronologischen Systemes, welches statt 4320 Mondenjahren 5555 cyklische zählte, ab, so bleiben genau 4187 Jahre, welche, als Sonnenjahre gerechnet, gerade 4320 Mondenjahre von 354 Tagen sind. Chrishnas Erscheinung im Fleische, träfe demnach abermals, durch die absichtliche (und offenbar spätere) Versetzung der Lebenszeit seiner ganz mythologischen Person, auf das 4320ste Mondenjahr, eben so wie nach einer andren Zeitrechnung, die des Gaudama.

---

*) Franc. Buchanan a. a. O. Will. Jones über die Chronol. der Hindus in den Asiat. Abhandl. deutsche Übersetz. Th. I. S. 371.

**) M. v. William Jones a. a. O.

***) Wilford setzt gewöhnlich für die Zeit des Chrishna, das Jahr 1570 vor Christo (m. s. seinen Essay on the Kings of Magaddha, their Chronologie u. ſ. im 9ten Band der Asiat. Research.) Im Ayini Akbari wird die Geburt des Buddha-Chrishna (denn beide sind eine und dieselbe mythologische Person,) auf 1366 vor Christo gesetzt. M. v. den Aufsatz von Will. Jones über die Chronologie der Hindus, im [illegible] Band der Abhandlungen üb. d. Gesch. u. Alterth. Asiens, Seite 370.

Auch jene höchst merkwürdigen Cyklen, von denen ein späterer Abschnitt ausführlicher handeln wird, und welche sämmtlich so eingerichtet waren, daſs sie auf die groſse Natur- und Geschichtsperiode von 4320 Mondenjahren hindeuteten, lassen eine solche Absichtlichkeit errathen. Bei den alten Etruskern trat jeden 9ten Tag der König öffentlich, als Richter auf, und der 9te Tag war bei den Römern, als groſser Marktag ausgezeichnet. Dadurch wurde das Jahr in 8tägige Perioden geschieden, deren das bei den alten Römern gewöhnliche 304tägige, 2mal 19, oder 38, enthielt *). Das Jahrhundert, dessen Verlauf auſs Feierlichste begangen wurde, enthielt nicht 100, sondern 110 Sonnen-, oder 113,375 Monden- 132,16 Cyklische Jahre, von 304 Tagen. Ein solches 110jähriges Säculum, faſste 40176,4 Tage in sich. Dachte man sich das Säculum eben so, wie die Woche, in 8 Theile getheilt, so kamen auf einen

---

*) Eben so viel enthielt der Salomonische Tempel Seitengemächer. M. v. Schmidt a. a. O. S. 325.

5022,08 Tage. Ein groſses Jahr, das eben so viele solche groſse Wochen in sich hielt, als das den alten Römern sehr heilige cyclische Jahr, gemeine, 8tägige Wochen, mithin 38, bestund aus 4180 (38mal 110) Sonnenjahren. 4180 Sonnenjahre (jene Zeit der Weltdauer, welche nach der Frank'schen Zeitrechnung, von der Schöpfung bis Christi Geburt vergieng) betragen aber 5022,08 cyclische, 304tägige, und wie wir oben sahen, fast 4320 Mondenjahre. Wenn, wie behauptet wird *), das Lustrum der Römer, 50 synodische Monate, oder 5 Mondenjahre enthielt, welche aber, wie Niebuhr gezeigt hat, durch den 304tägigen Cyclus, auf eine bewundernswürdig genaue Weise, mit dem Sonnenjahre ausgeglichen werden konnten, indem 6 cyclische Jahre, bis auf einen Tag, 5 Nabonassarischen 365tägigen gleich kamen, so gehörte auch das Lustrum in die Reihe der auf die 4180jährige Periode hindeutenden Cyklen. Denn 60 synodische Monden betragen 1771,8 Tage, diese, wieder durch 8 getheilt, geben auf jeden Achttheil 221 Tage, die Vollendung der Naturperiode von 4320 Mondenjahren, fällt aber wirklich in den 221sten 19jährigen ($\frac{1}{4}$mal 38) Sonnen-Mondcyclus.

Die Epoche von 4320 Zeitläuften ist in der älteren, wie auch in der neueren Zeit, den Völkern des Morgenlandes, eine heilige und wichtige geblieben. Da das eine System der Zeitrechung, das des Kali Yug, 3101 vor Christi Geburt, mithin im 1080sten Jahre nach der Schöpfung beginnt, so fällt das Epochenjahr einer der berühmtesten, und vollkommen-

---

*) Z. B. von Bailly a. a. O.

sten Zeitrechnungen und Zeitenanordnungen des Mittelalters, nämlich jener des Malec Schach, gerade auf das 4320ste der Kali Yug Dauer, oder ins 1079ste Jahr nach Christi Geburt. Schon Ideler wirft, in seiner Abhandlung über die Zeitrechnung der Perser*) die Frage auf, warum gerade das 1079ste Jahr nach Chr., welches das 7te nach der Thronbesteigung des Malec Shach war, zum Epochenjahr gewählt worden? Man kann sich auch hierbei kaum der Vermuthung enthalten, jener groſse Seldschukische Kaiser, habe absichtlich das 4320ste Jahr der Kali Yug Ära, zum Epochenjahr gewählt und festgestellt, als er mit Hülfe von 8 der ausgezeichnetsten Astronomen seiner Zeit, dem Jahre eine Form gab, welche selbst die Gregorianische, deren sich die wissenschaftlich gebildetsten Völker des jetzigen Europas noch bedienen, an Vollkommenheit und Genauigkeit fast noch übertrifft**).

Man

---

*) Abhandl. der Kön. Acad. d. Wissenschaft. in Berlin, auf 1814 — 1815. S. 271. Er hält blos ein allerdings auch hiermit zusammentreffendes, astronomisches Factum für den Grund; jenes nämlich, was ein im 15ten Jahrhundert lebender, arabischer Astronom erwähnt, daſs an dem Tage, den man zum ersten des Epochenjahres jener Zeitrechnung wählte, und der der 10te des Monats Ramadan (15te März 1079) war, die Frühlingsnachtgleiche auf den Anfang des Tages gefallen sey, was nach den neueren Berechnungen, mit ziemlicher Genauigkeit eintrifft.

**) Was schon Wolf behauptete, m. s. Pilgram Calendar. XIV. und Gatterer ausführlicher in s. Abriſs der Chron. S. 240 zu beweisen sucht, womit jedoch Ideler

Man wird um so mehr in dieser Vermuthung bestärkt, da es durch die neueren Untersuchungen der Engländer mehr als wahrscheinlich geworden, daſs alle, oder doch die wichtigsten astronomischen und chronologischen Systeme, auf denen die Astronomie der neueren Indier noch jetzt fortbaut, um diese Zeit in ihrer *jetzigen Form* neu entstanden, oder vielmehr sich aus den uralten Trümmern früher astronomischer Weisheit, in diese spätere Form umgestaltet haben. Man kann mit Recht sagen, daſs um jene Zeit, wo der Grund zu dem monströsen Götzentempel der jetzigen indischen Zahlensysteme gelegt wurde, für die indische Astronomie und Chronologie, so wie für die hiermit im ganzen Alterthume nahe zusammenhängende Mythologie, ein ganz neuer Zeitlauf begann, und eine neue Sonne aufging, welche zwar allerdings die Trümmer und Bildungen des vergangenen Tages, von neuem beleuchtete, aber auch zugleich ihre eigenthümliche Schöpfung hervorbrachte, die unter dem üppig wuchernden Zweigen und Blättern, jene ehrwürdigen Trümmer fast verborgen und überdeckt hat.

Der scharfsinnige J. Bentley, hat in seiner Abhandlung über das Alter der Surya Siddhanta*), ohnfehlbar des wichtigsten astronomischen Werkes, das die jetzigen Brahmen besitzen, und welches in gewisser Hinsicht der Grund und Boden ist, auf, und aus welchem alle ihre übrigen (später entstandenen)

---

a. a. O. nicht ganz einstimmen will. Wir kennen überhaupt jene Jahresform nicht hinlänglich genau.

*) Im 6ten Volum. der Asiatic Researches.

astronomischen Werke erbaut sind, gezeigt, daſs sich jenes künstliche astronomische Zahlengebäude, in seiner scheinbar nahen Übereinstimmung mit der Natur, bloſs auf den Kunstgriff gründet, ungeheuer groſse Perioden anzunehmen, in deren gewaltigem Umfange die etwanigen Fehler in der Angabe der Stellung der Planeten, beim Anfang der Periode, ganz unmerklich werden. Wenn z. B. nur die, im Verhältniſs zu den Zahlen der Surya Siddhanta, die mit Tausenden von Millionen rechnet, sehr gemässigte und kleine Periode, von 6480000 Jahren festgesetzt, und angenommen würde: am Anfang derselben, gerade vor so viel Jahren, am Tage des Frühlingsäquinoctiums, wären alle Planeten im ersten Grad des Widders vereint gewesen, so kann die Abweichung der vorausgesetzten, und der wahren Bewegung eines Planeten, höchstens nur auf das einzelne Jahr $\frac{1}{10}$ Secunde austragen. Denn gesetzt auch, daſs irgend ein einzelner Planet, am Anfang jener Periode, so weit als nur immer möglich, von dem ersten Grad des Widders entfernt gestanden wäre, nämlich um 6 ganze Zeichen, oder 648000 Raumsecunden, mithin an der ganz entgegengesetzten Stelle des Himmels, so brauchte der Erfinder eines solchen Zahlengebäudes nur die Bewegung jenes Weltkörpers, jährlich um ein Zehntheil einer Secunde, grösser oder kleiner anzunehmen, und die Rechnung traf vollkommen, in Beziehung auf die Stellung ein, die der Planet eben damals hatte, als der Rechner sein Gebäude gründete. Trägt man diesen möglichsten Unterschied der wahren Bewegung, und der berechneten, auf die zu derselben gebrauchten Zeiten über, so wird der Unterschied zwar etwas merkliaber, indeſs beträgt er dennoch z. B. bei dem Jupiter, dessen Umlaufszeit doch schon zu den längeren gehört, bei dem mithin zu $\frac{1}{10}$ Secunde räumlicher Bewegung, verhältniſsmäſsig schon weit mehr Zeit gehört, als bei den unteren Planeten, auf eine ganze 12jährige Umlaufszeit noch nicht 6 Minuten, um welche höchstens eine Revolution dieses Weltkörpers länger, oder kürzer genommen werden muſs, um die künstliche Berechnung, der Natur zum Trotz, mit dieser in scheinbare Übereinstimmung zu setzen.

Der Natur der Sache gemäſs, haben die Erfinder ähnlicher, künstlicher astronomischer Systeme, diese immer so eingerichtet und berechnet, daſs die angenommene Stellung der Weltkörper und ihrer Apsiden und Knoten, am Anfang der fingirten Periode, und die angenommenen Bewegungen derselben, auf die zu der Zeit, wo der Rechner sein Werk schrieb, wirklich beobachteten Stellungen, so genau als möglich eintrafen. Bentley hat hiernach alle einzelne, in der Surya Siddhanta berechneten Elemente, besonders die Annahmen der Stellungen und Bewegungen der Apsiden und Knoten, der Mond- und Planetenbahnen, genau durchgenommen, und gezeigt: daſs im Mittel für alle diese Elemente, das Ende des 11ten Jahrhunderts nach Christi Geburt es war, auf welches die angenommenen Stellungen und Geschwindigkeiten, mit den wahren, damals beobachteten Stellungen, am besten eintrafen, und zusammengepaſst waren. Geht man von diesem Zeitpunkt weiter zurück, oder weiter vorwärts, so werden die Abweichungen der künstlichen Voraussetzung von der Wahrheit, immer merklicher und auffallender, je weiter man auf- oder abwärts von dem gewählten Standpunkt sich entfernt, für welchen jener optische Betrug berechnet war.

Aber unabhängig von allen jenen Rechnungen, gegen deren Verfahren mit Recht wohl niemand etwas einwenden könnte, wissen wir auch aus andern Werken der Hindu's unmittelbar die Zeit, in welcher die Surya Siddhanta geschrieben wurde. Im Commentar zu einem andren astronomischen Werke, das den Namen Bhasvoti führt, und welches im Jahr 1021 der Saca Ära, mithin 1099 nach Christi Geburt, von Sotamund, einem Zögling des Varaha, und unter der Aufſicht dieses Letzteren geschrieben wurde, nennt uns jener diesen seinen Lehrer und Zeitgenossen, als Verfasser der Surya Siddhanta. Dieses berühmte astronomische Werk, konnte demnach vor noch nicht gar langer Zeit geschrieben seyn, als die Bhasvoti entstund, und ein Zwischenraum von 18 bis 20 Jahren, zwischen der Ausarbeitung beider Werke, möchte wohl der höchste seyn, der mit Wahrscheinlichkeit angenommen werden könnte *).

Sobald einmal mit der Surya Siddhanta der Weg gebahnt war, der die übrig gebliebnen Trümmer alter Weisheit, zu einem neuen phantastischen Bau zusammenfügen lehrte, folgten eine Menge ähnlicher Zahlensysteme nach, denen man es indeſs zum grossen Theil, auch wenn sie sich nicht unmittelbar und

---

*) Ein Werk, wie die Surya Siddhanta, mit allen seinen ungeheuren Maſsen von Rechnungen, konnte wohl nicht von einem viel jüngern, als 40 oder 50jährigen Manne vollendet seyn. Setzt man die Zeit, wo es vollendet wurde, 1080, so war Varaha um 1099 gegen 70 Jahre

namentlich auf die Surya Siddhanta berufen, leicht anmerkt, daſs sie auf dieses frühere Werk fortbauten, und es in gewisser Hinsicht nachahmten. Sie sind unter dem Namen Brohma Siddhanta, Vishnu Siddhanta, Siddhanta Siramoni u. f. bekannt, und einige dieser Werke, unter andrem die des Bhasker Acharya, sind um dieselbe Zeit geschrieben, als die Surya Siddhanta, nämlich in den letzten Jahrzehenden des 11ten Jahrhunderts, mithin um das, oder bald nach dem Jahr 4320 der letzten Weltdauer, oder des Kali Yug.

Im Ganzen haben es alle diese astronomischen Systeme mit einander gemein, daſs sie sich in monströsen Zahlenanhäufungen, welche sie einzelne Weltalter nennen, gefallen, und insgemein am Ende jeder Weltperiode, eine Zerstörung der ganzen Erdoberfläche durch Wasser, beim Anfang der neuen aber, eine Conjunktion aller Planeten, und eine neue Wiederschöpfung und Erneuerung der Dinge annehmen. Es gründet sich allerdings, sowohl jene alte Annahme, daſs die Zerstörung der Erdoberfläche durch Wasser, an das Ende einer (astronomischen) Weltperiode gefallen, und daſs nahe gegen diese Zeit eine Conjunktion aller Hauptplaneten, zur Zeit des Neumonds, in der Frühlingsnachtgleiche eingetroffen, wie wir sehen werden, auf ein wirkliches Factum. Deshalb kann man sagen, daſs auch dieses eine von jenen alten, ehrwürdigen Säulen der Geschichte sey, welche in den neueren Götzentempel der jetzigen indischen astronomischen Systeme, mit hineingebaut worden, und das Gebäude mit tragen hilft. Auch die monströsen Zahlenmassen sind kein ganz ausschlieſsendes Eigenthum der neueren indischen Astronomie. Denn obgleich es erweisbar ist *), daſs um die Zeit, als Alexander der Macedonier nach Indien kam, die Zeitrechnung der Indier, frei von jenen pomphaften Übertreibungen, die ihr jetzt eigenthümlich sind, in naher, klarer Übereinstimmung mit der der Septuaginta war, und daſs deshalb Megasthenes den Indiern und Juden unter allen Völkern, die richtigsten und wahrsten Begriffe von der Entstehung der Dinge, und die richtigste Zeitrechnung zueignet, so hatten doch auch bekanntlich schon die alten Völker, besonders Asiens und Africas, ungeheure Zahlenmassen in ihrer Chronologie. Und auch die beiden astronomischen Systeme, die Bentley aus dem Graha Munjari mittheilt, und für älter hält als die Sureya Siddhanta, sind zwar ungleich mäſsiger als diese in ihren Zahlenangaben, und haben zunächst nur Unterperioden einer Weltdauer (von einer Schöpfung bis zur Zerstörung und Wiedererneuerung), von 5000 bis zu 24000 Jahren, doch erkennt man auch in ihnen die Hinneigung zu monströsen Zahlenhaufen. Nur ist hier der Unterschied, daſs die Alten mehr oder minder deutlich, mitten unter ihren langen Zeitangaben von 432000, 473000 bis 490000 Jahren sich die Erinnerung, an den wahren und eigentlichen Betrag der verlaufnen Zeiten erhielten, während diese neueren chronologischen Rechner, bloſs ihren Dichtungen zu glauben scheinen.

So haben wir denn auch bei den neueren Indiern, um das 4320ste Jahr ihrer jetzigen Zeitrechnung, oder seit der vermeintlichen Zeit der Welt-

---

*) M. s. den 7ten Abschnitt.

schöpfung, eine ganz neue Epoche der Astronomie und Zeitrechnung entstehen sehen. Es muſs also auch bei ihnen, um diese Zeit, ein mehr als tausendjähriger Rechnungsfehler merklich, und ferner nicht mehr verhehlbar geworden, und hiedurch das Bedürfniſs dringend gewesen seyn, statt des alten nun unbrauchbar gewordenen, bedeutungsvollen Gebäudes, ein neues, luftiges aufzuführen, dessen Dach und Mauern aus blauer Himmelsluft gewoben, und von so unübersehbarem Umfange sind, daſs sich jeder mögliche Rechnungsfehler, dem gröſsten menschlichen Scharfblick entziehen, und das Ende des Mährchens, das die alte Sibille erzählt, mit der versprochenen Erfüllung, von keinem menschlichen Auge erwartet werden kann, blieb es auch 100mal länger hier über dem Grabe wach, als das des Methusalah.

Auch die absichtlichen Verfälschungen ihrer Chronologie, die Wilford. (Asiat. Res. Vol. IX. p. 166.) den Indern nachgewiesen hat, sind offenbar deshalb geschehen, um die Thronbesteigung des grossen indischen Kaisers Bhoja, auf das 4186ste Sonnen, oder 4320ste 354tägige Mondenjahr zu setzen, nämlich 1084 nach dem Anfang der christlichen Zeitrechnung.

Mit dem bisher Nachgewiesenen in Verbindung lieſse sich setzen, (was gewiſs kein bloſser Zufall war) daſs Ptolemäus zum Epochenjahr seiner astronomischen Berechnungen, das Jahr 4320 der Welt (nach der Frankischen Zeitrechnung), oder das 139ste nach der ins 4180ste Jahr d. W. fallenden Geburt Christi festsetzt, und hierbei unter andern, die Beobachtung der Sommersonnenwende, gerade von *diesem* Jahr zu Grunde legt. Auch daſs Meton, zum

Epochenjahr seiner neueingeführten cyklichen Zeitberechnung, das Jahr 432 vor Christi Geburt wählte, könnte, zusammengehalten mit dem, was sich aus dem weiteren Verlauf dieses Versuches ergeben wird, etwas mehr als bloſs zufällig erscheinen. Wenigstens fällt es auf, daſs die um das Jahr 348 nach Christi Geburt, von einem (jüngeren) Hillel erfundene Ära, deren sich die Neujuden noch jetzt bedienen, gerade um eine ganze Unterperiode, von 432 Mondenjahren (gleich 419 $\frac{1}{7}$ Sonnenjahren) hinter der wahren, wie wir einstweilen noch vor dem gründlicher geführten Beweise, die Frankische Zeirechnung schon nennen wollen, zurück und verkürzt ist; als sollte das, was gegen das 432oste Mondenjahr (4191) der wahren Zeitrechnung bereits in Erfüllung gegangen war, mit der Zeitrechnung zugleich, um eine ganze Periode weiter hinausgeschoben werden, und noch erst zu erwarten seyn.

Denn daſs den Juden die Zeit von 430 Jahren, als eine bedeutungsvolle Periode in ihrer Geschichte bekannt seyn muſste, läſst sich selbst aus ihren heiligen Schriften beweisen, wo sie ihnen als eine solche mehrmal genannt und dargestellt war. Nicht bloſs betrug die Gefangenschaft in Ägypten, nach dem ausdrücklichen Wort der heiligen Schrift, 430 Jahre, sondern jene Tage, welche Hesekiel, für die Jahre der Missethat Israels und Judas, diese tragen muſste, 390 und 40, sind gerade zusammen 430 *) und die 1290 bei Daniel 3mal 430.

War doch auch in der jüdischen Geschichte, die Zeit von 430 (432) Jahren, so augenfällig ausge-

---

*) Hesekiel 4, v. 5 u. 6. Daniel 12, v. 11.

zeichnet, daſs ein halb Blinder sie hindurchscheinen sehen muſste, und um nur Einiges (nach der Fränkischen Zeitrechnung) herauszuheben, so fällt Abrahams Ausgang aus Haran, gegen das 430ste Jahr seit der Sündfluth, von hier bis zu Jakobs Zug nach Ägypten, sind gerade ein halbmal 430, oder 215 Jahre, die ganze Zeit der Gefangenschaft, seit Josephs Eintritt in Ägypten, ist 430 Jahr. Von da an, wo sich die jüdische Republik, nach Einnahme des gelobten Landes, gründet, bis dahin, wo durch Salomon der Grund zu einem Tempel gelegt wurde, sind 430 (432) Jahre, dieser Tempel sicht von seiner Begründung, bis zu seiner Zerstörung durch Nebucadnezar, fast genau 430 Jahr, und 430 Jahr sind von der ersten Einnahme Jerusalems, durch Nebucadnezar, bis zur Tempelentweihung des Antiochus Epiphanes, überhaupt besteht der jüdische Staat, von der Einnahme des Landes Canaan (im Jahr 2744 der Welt) bis zur Zerstörung Jerusalems durch Titus, fast ganz genau 3½mal 432 Jahre, oder jene Periode von 1512 Jahren, die schon bei den alten Ägyptern, als Naturperiode von hohem Range in Gebrauch und Ehren war, indem 1513 Nabonassarische Jahre, von 365 Tagen, genau gleich sind 1512 Jahren, von 365 Tagen, 5 Stunden, 47 Minuten, 36 Secunden. Eine Übereinstimmung, bei welcher schon der wackrere Chronolog Waser die Bemerkung macht: „Des „weisen Gottes Vorsehung, in den groſsen Begebenheiten der Welt, ist also nicht weniger, als „die Abmessung der himmlischen Kreise, die Abwägung des Gleichgewehts der Weltkörper, nach „Maas, Zahl und Gewicht geordnet.“

Doch ehe wir diese Übereinstimmung der Perioden der Geschichte der Völker, mit den grofsen Perioden der Natur weiter nachweisen können, wird uns fürs erste ein schwieriges Werk obliegen. Wir müssen uns nämlich an die Ausgleichung und Vereinigung der beiden chronologischen Systeme wagen, welche bisher unter allen andren, die meiste Autorität hatten, weil sich das Ansehen von beiden, in gewisser Hinsicht, auf eine heilige Urkunde zu begründen schien.

6) *Über die Zeitrechnung des Grundtextes der heiligen Schrift, und ihre Übereinstimmung mit den chronologischen Angaben, die sich bei verschiedenen Völkern Asiens finden.*

Alle jene Systeme der Zeitrechnung, welche aus überwiegenden Gründen, bei ihren Berechnungen den Zahlenangaben des hebräischen Grundtextes und der Vulgata folgen, weichen im Ganzen nur wenig von einander ab, und es rechnet z. B. Scaliger, von der Schöpfung der Welt bis auf Christi Geburt 3949, und von dieser Angabe geht das Bengelsche System nur um 7 Jahre ab, um welche es kürzer ist. Petav, setzt die Periode, von der Schöpfung bis zu Christi Geburt 3983, Ufser 4003, Des Vignoles *) auf 4098 (bis zur Sündfluth 1656, von da, bis zu Abrahams Geburt 292, von da bis zum Ausgang aus Ägypten 505, von hier bis zu Christi Geburt 1645),

---

*) Chronologie sainte T. I. p. 111, 119, 130, 553.

J. G. Frank auf 4180 Jahre, und hiermit war die Annahme des Verfassers der Chronologia sancta (1652), welcher das Geburtsjahr Christi, als das 4200ste der Welt berechnete, sehr nahe übereinstimmend, obgleich dieser der Wahrheit, nur entweder durch ein glückliches Ohngefähr, oder weil er die Hauptsummen der Jahre richtig aufgefaſst hatte (z. B. so wie Des Vignoles aus Josephus) nahe gekommen zu seyn scheint *).

Frank stützt und begründet sein chronologisches System, ausser den unmittelbaren Angaben und Andeutungen der heiligen Schrift, auf das Berechnen, der in den Schriften der Alten angegebenen Finsternisse und astronomischen Daten, vorzüglich aber auf eine glückliche und sehr vielseitig durchgeführte Anwendung, des oben erwähnten Jobelcykels von 49 Sonnenjahren. Zwar sind nun, über die eigentliche Dauer dieses Cyklus, die neueren Juden sowohl, als christlichen Gelehrten in Ungewiſsheit gerathen, und jene, so wie ein Theil von diesen, halten dafür, der Jobelcyklus habe 50, nicht 49 Jahre gedauert, was auch, wenn von Mondenjahren die Rede ist, allerdings seinen Grund hat. Indeſs wird sich weiter unten eine Gelegenheit zeigen, von der Richtigkeit der Frankischen Ansicht über den Jobelcyclus, ausführlichere Beweise beizubringen, vor der Hand genüge es, auf das hinzuweisen, was Petau und Andere Chronologen, als Grund für die 49jährige Dauer desselben aufgestellt haben **).

---

*) Petav. Rationarium temporum P. II. L. I. c. 16.

**) Petavii Rationar. temporum L. II. p. 83. Man vergleiche auch: Des Vignoles Chronol. sainte I. p. 699 u. f.

Der Hauptunterschied, welcher zwischen der Frankischen Zeitrechnung, und jener des Scaliger, Petau und Derer, welche diesen berühmten Vorgängern, so wie dem Ansehen des Josephus und einiger Schriftsteller der Kirche folgten*) geht aus der Bestimmung des Jahres, in welchem Abraham geboren worden, und dann des Jahres des Ausgangs aus Ägypten hervor. Was das erstere betrifft, so setzen Jacob Usser**), so wie Frank, die Geburt des Abraham später als die des Nahor, und zwar die des letzteren in das 70ste, die des Abraham in das 130ste Jahr des Tharah, indem sie hierbei, wie es scheint, sehr überzeugende Gründe aus den Worten der heiligen Schrift beibringen***). Als Zeit der Dauer der Gefangenschaft in Ägypten, nimmt Frank, von Josephs erstem Eingang in Ägypten, bis zum Ausgang der Kinder Israel, die volle Dauer von 430 Jahren an, während andre Chronologen die 430 Jahre, von Abrahams Ausgang aus Haran zu zählen anfangen, wo dann freilich für den Aufenthalt der Kinder Israel in Ägypten, nur 215 Jahre übrig bleiben. Frank nimmt, um jene Zahl der Jahre, nach den Worten der heiligen Schrift †) für den Aufenthalt in Ägypten zu erhalten, an: Kahath, der Sohn des Levi, sey zwar, so wie andre, offenbar erst in Ägypten geborene, mit unter den Stammvätern der Geschlechter

---

*) J. B. Eusebius.

**) J. Usser. Annales veteris et novi Testamenti. Aet. mund. II. an. 1948 und 2008.

***) 1. Mos. XI, v. 32. XII, 1—4. Apostelgesch. VII, v. 4.

†) Z. B. 2. Mos. 12, v. 40.

Israels, welche mit Jacob nach Ägypten kamen, aufgezählt, er sey aber erst hier, in dem Fremdlingslande, 5 Jahre vor seines Vaters Levi Tode, im 76sten seit dem Zuge Jacobs, im 106ten seit dem Eingange Josephs nach Ägypten, geboren, und für diese Ansicht sprechen auch die Untersuchungen andrer Schriftforscher sehr günstig *). Amrams Geburt wird dann ferner von Frank, in das 122ste Jahr des Kahath, Aarons Geburt in das 120ste, Mosis ins 123ste Lebensjahr des Amram gesetzt, so daſs, wenn man die 80 Jahre, die Moses alt war, als Israel aus Ägypten zog, hinzurechnet, dieser Auszug allerdings in das 431ste Jahr seit Josephs Eingang fällt.

Dem sey wie ihm wolle. Franks System der Zeitrechnung hat, auch wenn man ihm seine Ansicht über die Dauer des Aufenthalts in Ägypten bestreiten wollte, noch ganz andre, überführendere Gründe für sich. Auffallen muſs es unter andrem schon, bei einem flüchtigen Vergleich der verschiedenen chronologischen Systeme mit dem Frankischen **), daſs Frank unter Allen, von dem Ausgang aus Ägypten, bis zu Christi Geburt die wenigsten Jahre zählt, nämlich nur 1483, dagegen Usser 1490, Scaliger und Bengel 1496, Petau 1530, Des Vignoles, welcher so sehr als möglich, die Angaben des Josephus zu Grunde legt; 1645 ***). Noch bemerkenswerther erscheint es jedoch, daſs wenn man die Totalsumme der Jahre, von Abrahams bis zu Christi Geburt, wie sie die ältesten Systeme der Zeitrechnung aufzählen, mit den Frankischen vergleicht, sowohl hier, als in den nachher anzuführenden Zahlenangaben der Inder, eine so auffallende Übereinstimmung, mit den Frankischen Zeitbestimmungen gefunden wird. Denn so hat zwar, die in vieler Hinsicht sehr interessante Zeitrechnung der Samaritaner *), von der Schöpfung bis zur Sündfluth, statt 1656, nur 1307 Jahre, dagegen von der Sündfluth bis zu Abrahams Geburt, nahe übereinstimmend mit dem künstlichen Systeme der Septuaginta, 942 Jahre, zusammen mithin, von der Schöpfung bis zu Abrahams Geburt, 2249, während die Frankische Zeitrechnung hier nur 2008 zählt. Wir werden indeſs, in einem der nächsten Abschnitte, auf eine, hoffentlich befriedigende Weise zeigen, daſs sowohl die Septuaginta, als der Samaritanische Pentateuch, in den Angaben der Zeit, von der Schöpfung bis zu Abrahams Geburt, ein künstliches System der Zeitrechnung vor Augen hatten, welches sich jedoch, bis auf Bruchtheile eines Jahres, mit der Zeitrechnung des Grundtextes der heiligen Schrift in Übereinstimmung setzen läſst. Lassen wir demnach jenen ersteren Zeitabschnitt, von Adam bis auf Abraham, über welchen das Frankische System ohnehin mit den andren einstimmig ist, bei Seite, und vergleichen vor der Hand hier nur die Zeitbestimmungen von Abrahams Geburt bis Christus, welche schon heller vor Augen liegende Periode, weder die

---

*) M. v. Kanne Bibl. Untersuch. und Ausleg. 2. Th.

**) M. v. Rennebaum kurzes tabellar. Lehrb. der Zeitrechn. u. Gesch. S. 27.

***) A. a. O. I. S. 553.

---

*) M. v. Chronologiae Samaritanae Synopsis, a Cl. Eduardo Bernardo ex Manuscriptis eruta et Oxonio transmissa. In den Act. eruditor. Lips. auf 1691 p. 167.

Septuaginta, noch der Samaritanische Pentateuch, durch ihre künstlichen Systeme zu verändern wagten. Frank setzt von Abrahams bis Christi Geburt 2171 Jahre, nämlich bis zum Ausgang aus Ägypten 615, von hier bis zum 4ten Jahr der Regierung Salomons, und dem Anfang des Tempelbaues, übereinstimmend mit Scaliger, Petau, Usser und Bengel, 480, von hier bis zum 1sten Jahr des Cyrus, 474, von da bis Christus, 529 Jahre. Die Samaritanische Chronik, hat von Abrahams bis Christus Geburt, 2176 Jahre, mithin nur 5 mehr, als die Frankische Zeitrechnung, welcher kleine Unterschied offenbar daher kommt, daſs sie von dem Ausgang aus Ägypten, bis zum 4ten Jahr von Salomons Regierung, 485, mithin 5 Jahre mehr, als alle obenerwähnten Zeitrechner setzt. Nimmt man diese 5, nicht begründeten Jahre hinweg, so haben die Samaritaner, ganz übereinstimmend mit Frank, 2171 Jahre.

Und demohngeachtet, hat die Samaritanische Chronologie, von Abrahams Ausgang aus Haran, bis zum Ausgang aus Ägypten, nur 430 Jahre, und also für den Aufenthalt in Ägypten nur 215 Jahre gerechnet, mithin an diesem Orte 185 Jahre, gegen Franks System verloren, welche sie nachher, gerade an einer Stelle, wo diese Einschaltung ziemlich in die Augen fallen muſste, in der Zeit zwischen Salomons 4tem Regierungsjahr, und dem 1sten Jahr des Cyrus, wieder einbringt, indem sie diese Periode 666 Jahre rechnet, mithin 192 Jahre gröſser, als Frank, Petau und Usser, dagegen von hier bis Christus, nur 520 Jahre, statt daſs Frank 529 hat.

Eben so auffallend ist die Übereinstimmung jener, auf die Zahlenangaben der Septuaginta gebauten Zeitrechnung, welche ein Theil der griechischen Kirche noch jetzt beibehält *), wenn man dabei vorläufig blos die Summe der seit Abrahams Geburt, bis auf Christus verlaufenden Jahre berücksichtigt. Die Septuaginta zählt nach ihrem künstlichen, und doch, wie wir hernach sehen werden, höchst sinn- und bedeutungsvollem Zahlensysteme, von der Schöpfung der Welt bis zur groſsen Fluth, 2262, von hier bis zu Abrahams Geburt, 1072, zusammen mithin 3334 Jahre. Von Abrahams Geburt bis auf Christi Geburt, zählte aber diese weiter fortgesetzte Zeitrechnung, gerade auch wie Frank, 2171 Jahre, oder doch nur 3 mehr, denn eben die Constantinopolitanische Ära, die herrschende der griechischen Kirche, setzt das Geburtsjahr Christi 5507 Jahr nach der Schöpfung der Welt **), mithin 2173, seit der Geburt Abrahams. Dagegen zählte dann die Alexandrinische Ära, einige Jahre weniger, indem sie die Geburt Christi, in das 5500ste, oder wie Pilgram gezeigt hat, genauer, in das 5503te Jahr der Welt setzte ***), mithin in das 2169ste, seit Abrahams Geburt, so daſs die Mitte aus beiden, genau 2171 ist. Und dennoch hatten auch die Begründer dieser Systeme der Zeitrechnung, von Abrahams Ausgang aus Haran, bis zum Auszug aus Ägypten, zusammen nur 430 Jahre gerechnet, mithin für den eigentlichen Aufenthalt Israels daselbst, nur 215 Jahre.

Eben

---

*) Sie war auch in Ruſsland die herrschende, bis auf die Zeit Peters des Groſsen.

**) Waser a. a. O. Tab. III. Das Jahr fieng mit dem 1[illegible] September an.

***) Pilgram, a. a. O. p. IX.

Eben so der jüdische Geschichtsschreiber Josephus, dessen merkwürdige Zeitrechnung uns noch ausführlicher beschäftigen wird. Heben wir vor der Hand nur seine Zeitbestimmungen heraus, welche die Periode von Abrahams Geburt, bis Christus angehen. Auch er rechnet die 430 Jahre des ägyptischen Gefängnisses, von Abrahams Ausgang aus Haran und erhält dennoch, eine der Frankischen Zeitbestimmung sehr nahe kommende Zeitdauer, obgleich er auch ausser diesem, eben so wie Scaliger, Petau, Bengel, Des Vignoles u. A. gethan haben, das Geburtsjahr Abrahams in das 70ste Jahr des Tharah setzt, und hierin auch hinter der Frankischen und Usserischen Zeitrechnung, um 60 Jahre zurückbleibt. Er zählt nämlich in seinen jüdischen Alterthümern *) unter andern Zahlenangaben, von der Sündfluth bis zur Zerstörung des ersten Tempels durch Nebucadnezar, 1950 Jahre, 6 Monate und 10 Tage, und diese, manchen chronologischen Systemen unſrer Gelehrten sehr ungelegene und dem Anscheine nach, den Angaben des Josephus, über das Lebensalter der Patriarchen nach der Sündfluth, ganz widersprechende Summe der Jahre, findet sich, als 1950 oder noch öfter als 1957, nicht allein in allen griechischen Manuscripten, sondern auch in den alten Übersetzungen des Rufinus und Epiphanes **). Nun setzt aber Frank das Jahr der Zerstörung des Tempels, in das 3604te Jahr der Welt, oder in das 1948ste seit der groſsen

---

*) L. X, 11, p. 341.

**) Des Vignoles a. a. O. T. I. pag. 516. Jackson behauptet dasselbe, von der Zahl 1900.

Fluth, mithin nur 2 Jahr weiter hinauf als die eine, und 9 Jahr früher als die andre Zeitenangabe bei Josephus. Von der Zerstörung des Tempels durch Nebucadnezar, bis auf Christi Geburt, sind nach der Frankischen Zeitrechnung, noch 576 Jahre. Die eine Angabe bei Josephus, der, wie wir nachher sehen werden, ganz übereinstimmend mit dem Grundtext der heiligen Schrift, die Zeit von der Schöpfung bis zur Fluth, zu 1656 Jahren bestimmt, würde demnach die Geburt Christi in das 4183ste, die andre in das 4190ste Jahr der Welt setzen, mithin ganz nahe so wie die Frankische Zeitrechnung, und gerade die Abweichung von höchstens 10 Jahren, wird uns in der Folge noch am meisten wichtig werden.

Wenden wir uns jedoch fürs erste zu einigen andren Zeitangaben, welche eine genaue Übereinstimmung mit der Frankischen Zeitrechnung zeigen. Frank setzt die Zerstörung Jerusalems, und des 2ten Tempels, in das 4251ste Jahr der Welt *). Nun war eine, selbst noch den späteren Juden bekannte, im Talmudischen Traktat Sanhedrin erzählte, alte prophetische Überlieferung vorhanden, der Messias, der Sohn David, werde nach 85 Jubeljahren, von der Schöpfung der Welt an gerechnet, oder, nach der einen Sage, im 85sten Jubeljahr kommen **). Die späteren Rabbinen rechneten eben so, wie ein Theil unserer Chronologen, eine Jubeljahrperiode zu 50 Jahren, mithin, wie aus den angeführten Stellen bei Eisenmenger und Bodenschatz gesehen werden kann, 85 Jobelcyklen, zu 4250 Jahren, obgleich aus einer andren Angabe, die in demselben Talmudischen Werke, gleich auf jene folgt, weiter unten (im 7ten Abschnitt) erwiesen werden soll, daſs jene alte Überlieferung eigentlich eben solche Jobelcyklen von 50½ Mondenjahren annahm, wie Frank in seiner astronomischen Grundrechnung, und mithin 4292 (Monden-) Jahre, als gleichbedeutend mit 85 Jobelcyklen stellt. Jene alte, von den Späteren dem Elias zugeschriebene Tradition, über die Zeit der Zukunft des Messias, war um die Zeit von Christi Geburt so bekannt und als so wahr angenommen, daſs, wie es scheint, vorzüglich auf sie und auf ein Berechnen der 70 Danielischen Jahrwochen, jene von Hottinger *) angeführte, genaue Weissagung gegründet war, welche gerade 50 Jahre vor Christi Geburt ein damaliger jüdischer Weiser aussprach: Die Zukunft des Messias könne nun nicht mehr über 50 Jahre, oder einen vollen Jobelcyklus ausbleiben. Daher konnten das, was aus ihr gefolgert werden muſste, auch die späteren Rabbinen nicht mehr ganz umgehen, und sie sahen sich zu der sonderbar dichtenden Annahme genöthigt, der Messias sey wirklich schon vorhanden, er sey jedoch, nach einigen Sagen im Paradies, nach andren, bis zu seiner vollkommenen Erscheinung, an Ketten gebunden. Und zwar soll dieser Messias in dem Jahre und an dem Tage ge-

---

*) Astronom. Grundrechnung S. 465.

**) Eisenmengers entdecktes Judenthum T. II. S. 678. Bodenschatz, Kirchliche Verfassung der heutigen Juden, Th. III. S. 187.

---

*) Dissertat. bibl. chronol. Disputat. IV. bei Eisenmenger.

boren seyn, da der Tempel zerstört worden. Nun wurde aber der Tempel wirklich nur einige Monate nach Ablauf der 85mal 50 Jahre seit der Schöpfung der Welt zerstört, wenn man nach Frankes chronologischem Systeme rechnet. Obgleich daher die späteren Juden ihre Zeitrechnung, eben um der Zeit des Messias willen, um 430 Monden- (420 Sonnen-) Jahre verkürzten, mufsten sie dennoch auch in jener alten Tradition, so wie in einigen später anzuführenden Zeitangaben, die frühere und ächte Zeitbestimmung, welche, wie wir bereits sahen, höchstens um 10 Jahre von der Frankischen abwich, durchscheinen lassen und beibehalten.

Eben so begann, wie bereits oben erwähnt, im Jahr 139, ein neuer Cyklus von 1440 vollen (= 1461 360tägigen alten) Jahren *). Nun hatte aber gerade in diesem Jahr, welches das 4320ste der Welt, nach dem Frankischen Systeme der Zeitrechnung war, der 3te 1440jährige Cyklus geendigt, denn 4320 ist 3mal 1440. Dieses System zählte mithin eben so wie Frank, damals 4320 Jahre nach Erschaffung der Welt, wie sich dies im Verlaufe dieser Untersuchungen noch weiter ergeben wird.

Aber hier, an diesem Punkte, begegneten sich 2 dem Alterthum sehr bedeutungsvolle Cyklen, der von 1440 und jene von 1461 Jahren. Der Grund,

---

*) Frank a. a. O. S. 234. Frank führt hier Censorin (de die natal. c. XXI.) an; allein Censorin sagt zwar, dafs in diesem Jahr das Jahr Gottes, das grofse Sonnen- und Canicularjahr geendigt habe, scheint aber hierunter blofs den von ihm im [illegible]ten Capitel beschriebenen Cyklus von 1461 Jahren zu verstehen.

aus welchem beide als gleichbedeutend betrachtet, und einer an die Stelle des andern gesetzt, mit diesem verwechselt wurde, lag zunächst darin, daſs 1440 Julianische Jahre, von 365 $\frac{1}{4}$ Tag, gerade gleich sind 1461 Jahren von 360 Tagen. Daher hatte, nach einer andern Rechnung, im Jahr 139 nach Christi Geburt, ein neuer 1460jähriger (oder 1461mal 365tägiger Cyklus) begonnen *), und dies war auch wirklich der Fall, wenn man nach alten 360tägigen Jahren, ohne die 5 Schalttage rechnete. Dennoch darf auch nicht unberücksichtigt bleiben, was bereits Petau in seiner Uranalogie anführt, daſs nämlich im Jahr 1262 vor der christlichen Ära, der Anfang des Monats Thot, des ersten Monates des ägyptischen Jahres, zugleich mit dem heliakischen Aufgang des Sirius und dem Sommersolstitium und Neumond, auf den 5ten Juli eingetroffen **). Dieses merkwürdige Zusammentreffen bestimmt auch Petau, das 1262ste Jahr vor Christo, als ein Epochenjahr der 1460jährigen Hundssternperiode zu betrachten. Nun ist aber das 1262ste Jahr vor Christi Geburt das 2920ste der Frankischen Zeitrechnung, 2920 ist aber 2mal 1460. Es hatte in diesem Jahre also wirklich der 2te 1460jährige Cyklus, seit der Schöpfung der Welt geendigt, und es begann ein Dritter.

Dem sey wie ihm wolle, gewiſs ist, daſs wenigstens *die späteren* ägyptisch-griechischen und römischen Astronomen und Chronologen, das Ende einer 1460jährigen Periode in das 138ste Jahr nach

---

*) Ideler a. a. O.

**) Petav. Uranalog. bei Frank a. a. O. S. 234.

Christo, oder in das 4320ste der Welt nach Frank setzten, mithin ihren Anfang in das 1322ste vor der christlichen Ära. Würde dieser Cykel von ihnen, wie dies wirklich im weiteren Gange dieser Untersuchungen bewiesen werden soll, als der 3te seit der Schöpfung betrachtet, so waren sie gegen die Frankische Zeitrechnung, um 60 Jahre voraus, das Geburtsjahr Christi war ihnen demnach das 4240ste der Welt, (der Anfang unsrer Ära also das 4242ste *)), mithin 78 Jahre nachher das 4320ste der Welt.

Und so rechneten die späteren Inder, nach deren chronologisch-mythologischen Systeme der verheifsene Schlangentreter, der verkörperte Vishnu, jener vollkommen Selige, wie ihn das Religionssystem der Chalias nennt, 4320 Jahre nach der Schöpfung des Menschen kommen sollte (m. s. den 9ten Abschnitt). Sie setzten deshalb den Anfang der Ära ihres mythischen Königs Salivahana, der, wie wir bereits sahen, und noch weiter sehen werden, eigentlich ein und dieselbe Person war mit Chrishna, ins 79ste Jahr nach dem Anfang unsrer Ära, mithin in das 4320ste, oder genau 4321ste seit Schöpfung des Menschen, nach dem 60 Jahr dem Frankischen voreilenden Canicularsystem. Sie setzten ferner den Anfang der Ära ihres Vicramaditya, wie wir oben sahen, gegen das 4320ste Mondjahr der Welt, nach eben dieser Voraussetzung.

So rechneten auch die Römer vor Christi Geburt, namentlich jener alte, in der Weisheit des hetrurischen, mythologisch-chronologischen Systemes wohl unterrichtete Figulus, als er, ohngefähr 60

---

*) Frank a. a. O. S. 149.

Jahre vor Christi Geburt (genau im 690sten Jahre nach Erbauung der Stadt, mithin 62 vor Christi Geburt, nach Frank *) aus seinen Berechnungen schloſs, es sey jetzt der lang verheiſsene Weltherr (und Weltretter) geboren **). Denn der ganze hetrurisch-römische heilige Zeiten-Cyklus, schloſs sich in dem 4180sten Jahre. (Das erste Glied dieses Systems, war eine Nundina von 8 Tagen, das 2te das cyklische Jahr, das 38 Nundinen enthielt, das 3te das Säculum von 110 Jahren, das, als Abbild der Nundinen, 8 Perioden von 5022,05 Tagen enthielt, das 4te der Cyklus von 4180 Jahren, der 5022,05 cyklische Jahre, oder eben so viel Säcula enthielt als dieses Wochen, nämlich 38.) Rechnete nun Figulus, indem er sich hierbei auf die oben erwähnte ägyptische Verwechslung der Periode von 1460 360tägigen, mit der von 1460 eigentlichen Sonnenjahren stützte, 60 Jahre mehr als Frank, so hatte er, ziemlich nahe um jene Zeit, nach seiner Rechnungsweise den Anfang des 4180sten Jahres der Welt. Bei der eben damals herrschenden Ungleichheit, in der noch nicht von Cäsar verbesserten römischen Jahresform, mag wohl die Rechnung des Figulus, ohne ihre Schuld, von den Priestern selber um fast 1 Jahr irre geführt worden seyn.

Dagegen zeigen sich, bei einem aufmerksamen Hinblicken auf jene alten Systeme der Zeitrechnung, auch noch allenthalben unverkennbare Spuren von einem ganz genauen und vollkommen richtigen Berechnen und Erkennen der Zeiten, auf welches jener, aus einer Verwechslung entstandene Irrthum von 60 Jahren, noch keinen Einfluſs hatte. So setzen die Inder die Geburt ihres Mlech-Avatar, Salivahanan, wie der 9te Abschnitt ausführlicher zeigen wird, wirklich in dasselbe Jahr wo Christus geboren worden, in welchem jene Verheissungen wahrhaftig erfüllt waren, auf welche sich auch die Hoffnung jenes besseren Heidenthums begründete, bei welchem noch ein von oben mitgetheiltes Licht alter, auf Christum weissagender Offenbarung geblieben war.

---

*) A. a. O. S. 138.

**) Supplem. ad Tit. Liv. Decad. CII. c. 39. M. s. unten den 9ten Abschnitt.

Am häufigsten jedoch wird man die genaue Kenntniſs der eigentlichen Summe der verlaufenen Zeiten da wahrnehmen, wo in den chronologisch-mythologischen Systemen der verschiedenen Völker von den Entfernungen der Zeit von der Schöpfung bis zur groſsen Fluth, und wiederum von dieser in der Geschichte unsers Planeten und der gesammten Völker höchst wichtigen Periode, bis dahin, wo sich die meisten chronologisch-mythologischen Cyklen der Völker vollendeten, die Rede ist. Von der Schöpfung bis zur groſsen Fluth rechnete das allen Völkern bekannte, von ihnen allgemein angenommene, uralte chronologische System, entwedar genau nach den Worten der heiligen Schrift, 1656 Sonnenjahre, welche gleich sind 1706 Monden, und 2222 cyklischen, aus 10 periodischen Monaten bestehenden Jahren (m. s. den 7ten Abschnitt), oder auch 1728 (4 mal 432) Monden, mithin 1676 Sonnenjahre. Von der groſsen Fluth, bis zur Vollendung des groſsen hetrurischen Cyklus von 4180 Jahren, oder auch zur Vollendung des groſsen indischen Cyklus, von 4320 vollen Monden- (4191 Sonnen-) Jahren, rechnete nun das eine System, ganz genau mit der Wahrheit übereinstimmend, 2524, das andere 2515 Sonnenjahre (jenes ist fast 2602, dieses 2592 Mondenjahre). Wir wollen nun in diesem, so wie in dem nächsten Abschnitt, jene Zahlen auf vielfältige Weise in der Chronologie der Völker nachweisen.

Nach der in mehr als einer Hinsicht Beachtung verdienenden Religionsgeschichte und Zeitrechnung der Buddhisten auf Ceylon, wurde jener Buddha, der vor seiner Erscheinung als Mensch ein Gott, und zwar der höchste unter allen Göttern, zugleich aber, nach andern Sagen, der vom Löwen Geborne und der Löwe selber war *), 1845 Jahre nachher geboren, nachdem Ceylon von einem mächtigen Kriege verheert, und seitdem eine Behausung der bösen Geister geworden war. Aber schon Wilford hat gezeigt, daſs die Ausdrücke: Verheerung durch eine groſs Überschwemmung, oder Verheerung durch einen Krieg, öfters einer statt des andern gebraucht und als gleichbedeutend gestellt werden [unter andern so in der Geschichte des Chrishna **)]. Nun

---

*) Selbst der Name des Hauptvolksstammes auf Ceylon, Singalese, kommt nach Joinville von Singale, Freund (Verehrer) des Löwen her.

**) Asiatic Researches, Vol. V: On the Chronologie of the Hindus. Nach der Niederlage des Caljun verheerte Chrishna sein Land mit Feuer und Schwerdt. Eine solche Verheerung heiſst im Sanscretanischen Pralaya, sie sey nun durch Wasser, Feuer, Krieg, Pest u. ſ. entstanden. In den gemeinen Dialekten bedeutet aber Pralaya nur Fluth oder Überschwemmung. Man versahen wir aber oben (S. 75. in d. Note n. 76.), daſs nach der einen Angabe, nach jener des Jains, welche freilich hier eigentlich eine Rechnung nach Mondenjahren vor Augen hatten, die Zeit des Buddha Vardhamana auf 663, nach Andern auf das Jahr 680 vor Christi Geburt gesetzt wird, obgleich die Ära der meisten Buddhisten in Indien, wie bereits oben erwähnt, von dem Himmelfahrtsjahre des Buddha an, 543 vor Christo beginnt. Es verhält sich hier mit den verschiedenen Zeitangaben der Buddhisten, eben so wie mit den beiden Ären des Vicramaditya und Salivahanan: daſs was ursprünglich der Unterschied zwischen der gleichzahligen Periode von Monden- und der von Sonnenjahren war, späterhin als Zeit der Lebensdauer des mythischen Wesens, dessen Erscheinen im Fleisch an den Ablauf der geheiligten Periode geknüpft war, betrachtet wurde. Der Unterschied zwischen 4320 blos 354 tägigen Monden- und 4320 Sonnenjahren, beträgt 134 Jahre, mithin eben so viel, als die Zeit, um welche die Epochenjahre der Aera Vicramaditya und Salivahanam auseinander liegen, der Unterschied zwischen 4320 eigentlichen, vollen Mondenjahren, von $354\frac{3}{8}$ Tagen, und 4320 Sonnenjahren, beträgt nur $128\frac{7}{11}$ Jahre. Und so ist auch die Lebensdauer des Chrishna, hiermit nahe übereinstimmend, in den Religionssagen der Hindus zu 125, nach andern Analogien, welche Wilford aufgefunden, zu 120 Jahren angenommen *),

---

gleiche auch Wilford's Abhandlung On the mount Caucasus im Vol. VI. der As. Res.

*) Essay on the Sacred Isles in the West. Essay the fift:

ja als Vicramaditya lebt er nach einigen Sagen 134 Jahre? *), nach andern nur 84 — 72.

Eben so haben wir auch bei den auf den ersten Blick so sehr mit einander in Widerspruch scheinenden beiden äussersten Angaben, von der Zeit der Erscheinung des jüngeren Buddha, wovon die eine äusserste das Jahr 680, die andere das Jahr 543 vor Christo annimmt, eigentlich nur eine und dieselbe Zeitbestimmung nach Sonnen- und nach Mondenjahren vor uns. Denn die Summe von 3101 Sonnenjahren, die von der Fluth (oder dem Anfang des Cali Yug) bis zu Christi Geburt verflossen seyn sollten, beträgt 5196⅙ volle Mondenjahree von 354⅜ Tagen, und 3199 Mondenjahre von 354 Tagen. Daher stellten auch nach Baldaeus (bei Gatterer a. a. O. S. 256.) die Jafnapatner den Anfang des Cali Yugs gerade auf das Jahr 3199 vor Christo, mithin fast 100 Jahre früher hinauf als die meisten übrigen Inder. Addirt man 3199 zu 1656, so erhält man 4855. Zieht man hiervon 4180 ab, so behält man 675 statt obigen 575, mithin eine Zahl, die so ziemlich zwischen den 663 der Jains und den 680 Jahren mitten innen liegt. Setzen wir demnach 120 zu 543, so fällt das Geburtsjahr des Buddha genau in das von den Jains für den Vardhamana festgesetzte 663ste vor Christo, mit 134 auf 677. Schon diese Zahlen gäben, zu 1845 addirt, nahe die dem Alterthume, wie wir noch weiter zeigen wollen, gar wohl bekannte

---

Origin and decline of the Christian Religion in India. As. Res. Vol. IX.

*) So lange dauerte seine Aera, m. v. As. Res. in Wilf. Aufs. On the Kings of Magaddha, p. 86.

Zeit, zwischen der groſsen Fluth und dem Ablauf der geheiligten Periode der Erfüllung. Noch genauer aber findet sich diese Zahl, wenn man nach Buchanan die Himmelfahrt des Buddha auf 546 vor Chr. setzt, und hierzu 134 addirt, mithin, wie nach dem einem System wirklich geschieht *), seine Geburt auf das Jahr 680 vor Christi Geburt stellt. Denn 1845 und 680 giebt genau 2525: das heiſst: Buddha wurde nach diesem System wirklich genau 1845 Jahre nach der groſsen Pralaya (Verheerung, Überschwemmung) geboren.

Genauer noch mit der Frankischen Zeitrechnung übereinstimmend, ist jene Angabe in einer Stelle der Varaha-Sanhita, welche bereits oben S. 73. erwähnt worden, und nach welcher Salivahana, oder Saca, der Stifter der nach ihm genannten Periode erscheinen sollte, wenn 2526 Jahre der Aera des Yudhisthira vergangen wären **). Yudhisthira ist Noah, und seine Aera ist die Zeit der groſsen Fluth, würde demnach diese genau nach den Worten der heiligen Schrift 1656 Jahre nach der Schöpfung gesetzt, so fiel die Geburt des Saca in das 4182ste Jahr der Welt, mithin nur 2 Jahr später als nach der Frankischen Zeitrechnung, und merkwürdiger Weise gerade in das Jahr, mit welchem, nach Frank, unsre gewöhnliche christliche Aera beginnt ***).

---

*) M. v. J. J. Wagner, Religion, Wissenschaft, Kunst und Staat S. 75.

**) Asiat. Research. Vol. IX, in Wilford's Abhandl. über Vicramaditya und Salivahanah und ihre Ären.

***) Frank a. a. O. S. 149.

Wenn aber die groſse Fluth durch eine im nächsten Abschnitt näher zu beleuchtende Verwechslung in das 3102ste Jahr vor unserer Aera, oder das 1080ste seit der Schöpfung gesetzt wird, wie dies in Indien fast allgemein geschieht, dann thut Wilford allerdings recht, die Geburt oder Erscheinung des in jener Stelle gemeinten Salivahana auf 574, mithin in die Zeit des Buddha zu setzen. Er thut dann (wie bereits oben erwähnt) dasselbe, und aus demselben Grunde, was Jahrhunderte vor ihm die Anhänger des chronologischen Systems des Buddha gethan haben. Sie rechneten, in der Voraussetzung die groſse Fluth sey 3101 vor Christi Geburt eingetreten, von der Schöpfung der Welt bis zur Sündfluth, eben so wie wir, 1656 Sonnen- oder gegen 1707 Mondenjahre, von hier bis auf Buddha 2525, giebt 4181 Jahre. Denn die merkwürdige mythologische Person, welche in der Indischen Chronologie und Mythologie Salivahana genannt ist, wurde, wie Wilford *) und schon Andre vor ihm gezeigt haben, in demselben Jahre geboren, wo Christus geboren wurde. Nun fällt aber nach dem Frankischen Systeme der Zeitrechnung, die groſse Fluth ins 2526ste Jahr vor Christi, mithin auch vor Salivahanas Geburt, ins Jahr 1656 der Welt.

Auch der Fohi der Chinesen, der Sohn des Regenbogens und Pfleger und Opferer der sieben reinen Thiere, der, wie schon verschiedentlich gezeigt ist, kein anderer als Noah war **) wird durch Jacksons chronologische Forschungen, auf das Jahr 2538 vor Christo gesetzt *), was bis auf 13 Jahre mit der Periode der Sündfluth übereintrifft.

---

*) On the sacred Isles of the West. As. Res. Vol. IX

**) M. v. Stollberg Gesch. der Relig. B. I.

Eine besondere Aufmerksamkeit verdienen hier auch noch jene Fälle, wo irgend ein allbekanntes Factum, z. B. die groſse Fluth, in den verschiedenen chronologischen Systemen der Völker, zwar scheinbar auf eine ganz andre Zeit gesetzt ist, wo aber dennoch die einzelnen Hauptmomente der Geschichte, z. B., Schöpfung, Fluth, Geburt des Avatars oder Buddhas, immer nach dem Maasstab der Wahrheit, und 1656 (1728) oder 2525 (2614) Jahre, aus einander gestellt sind.

Die Jainas in Indien setzen noch jetzt in ihrer mit vieler Gründlichkeit und Aufmerksamkeit durchgeführten Zeitrechnung, welche nach Wilfords Zeugniſs viel Verwandtschaft mit der des Isaak Neuton haben soll, das Beginn des letzten Zeitalters, oder des eisernen, auf 1078 bis 1080 vor Christi Geburt. Nun werden wir aber in einem der nächsten Abschnitte sehen, daſs eben um die Zeit von Christi Geburt, allgemein das Ende des Kali Yugs angenommen wurde. Ohnehin sind 1080 Jahre die doppelte Zeit, welche, wie z. B. Solinus als eine gewisse und erwiesene Thatsache annimmt, das Phönyxjahr in sich faſste, nämlich 540 **) und hierbei war dann die gesammte Dauer der 4 Weltenalter, so wie bei verschiedenen Völkern (z. B. den alten Römern und Indiern) jeder einzelner Tag, und so fort die Zeit bis zur Octaeteris hinauf *) in 8 Theile getheilt. Denn wenn die Dauer einer einzelnen Weltperiode, 2 Phönyxjahre von 540 oder 1080 Jahre betrug, so machte die Summe von allen vieren 4320 Jahre.

---

*) Jackson, a. a. O. S. 657. Die Chinesen selber, bekennen übrigens, daſs ihre Angabe der Zeit des Fohi, nicht ganz zuverlässig sey.

**) Solin. c. 56. Des Vignoles a. a. O. II, p. 672.

Und hier treffen wir fürs erste auf eine Durchkreuzung zweier sich nahe verwandter chronologischer Systeme, welche der oben gewagten Annahme gar sehr zur Bestätigung dienen kann. Nach dem einen Systeme, wo das erste Zeitalter 1728, das zweite 1296, das dritte 864, das vierte oder Kali Yug 432 Mondenjahre beträgt, fällt die groſse Fluth ans Ende des Satya Yug oder 2525 vor Christi Geburt. Werden aber die 4 Zeitalter oder Yugs sich gleich, und jedes von ihnen zu 1080 oder $\frac{1}{4}$ mal 4320, und zwar wie in den neueren chronologischen Systemen des Morgenlandes jetzt immer geschieht, nach Sonnenjahren angenommen, und die Fluth, übereinstimmend mit jener ersteren Angabe, ans Ende des ersten oder Satya Yugs gesetzt, so fällt sie (wenn man 1080 Jahre von 4180 abzieht) genau auf 3100 vor Christi Geburt, diese mithin genau ins 3101ste Jahr seit der Fluth. Aber so verhält es sich nach der in ganz Indien gebräuchlichen Zeitrechnung des Kali Yug wirklich, denn die groſse, Alles verheerende Fluth, oder der Anfang des Kali Yug, fällt nach dieser wirklich auf das 3101ste Jahr vor Christi Geburt. Und dennoch wuſsten es die Anhänger dieses chronologischen Systemes, welches von ziemlich

---

*) Bailly a. a. O. I. S. 128. Man sehe weiter unten den 8ten Abschnitt.

hohem Alter ist, lange Zeit hindurch noch immer sehr genau, daſs die groſse Fluth 1728 Jahre nach dem Beginnen der gesammten Weltdauer von 4320 (eigentlich Monden-) Jahren eingetreten sey. Denn indem, wie wir schon oben sahen, nach einer noch jetzt bestehenden Ansicht, das Beginnen des Kali Yug als eine neue Schöpfung und mithin als der Anfang unserer *jetzigen* Schöpfung und gesammten Weltdauer betrachtet wurde, die sich nun erst mit dem Epochenjahr des Malec Schach, 1080 nach Christi Geburt, zur heiligen Summe von 4320 Jahren vollendete, wurde, den einmal vorliegenden Zahlenangaben zu Folge, eine Fluth, die des Deucalion, gerade 1728 Jahre nach dem Beginn des Kali Yug, mithin 1372 vor Christi Geburt angenommen. Diese Fluth, bei der die Erzählung ganz dasselbe wiederholt, was bei der eigentlichen Noachischen Sündfluth statt gefunden, ist zwar von vielen älteren und neueren Geschichtsforschern für eine wahrhafte, um diese Zeit wirklich eingetretene, wenn auch nur einen Theil der Erdoberfläche, nicht die ganze betreffende Naturbegebenheit gehalten worden, aber sollte hier nicht augenfällig eine Versetzung des viel älteren, allgemeinen Naturereignisses, auf diese Zeit, blos einem chronologischen System zu gefallen, geschehen seyn?

Das, was Wilford im 5ten Band der Asiatic Researches, in seinem Aufsatz über die Chronologie der Hindus, über diesen Gegenstand neuerdings bemerkt hat, verdient wohl abermals eine genaue Berücksichtigung. Deucalion komme von Deo Calyun oder Deo Caljun, eine Zusammenziehung des Samscretamischen Namens Deva-Cala-Yavana, (Cala bedeute den Verschlingenden). Dieser Deva-Cala Yavana wird für einen Gegner des Chrishna gehalten, der in 17 Schlachten dem Chrishna widerstanden, und erst in der 18ten besiegt werden konnte, welcher Sieg des Chrishna dann so alles verheerend und entscheidend war, daſs Deo Caljun nur noch auf den Gebirgen Rettung finden konnte. Hier ist nun für diese Verheerung das Wort Pralaya gesetzt, was, wie schon erwähnt, in den gewöhnlichen Dialekten blos eine Überschwemmung bedeutet, im Samscrit aber von vielseitigerer Bedeutung ist. Sollten hier vielleicht auch die 17 Schlachten jene 17 Jahrhunderte nach Mondenjahren bedeuten, welche die antediluvianische Welt von der Schöpfung, bis zum Eintritt der Fluth bestund? Und die 18te Schlacht in der Deo Caljun unterlag, das 18te Mondenjahrhundert, bei dessen Eintritt die verheerende Fluth kam (1656 Sonnenjahre sind 1707 Mondenjahre). Wenigstens erinnern jene 17 Schlachten gar sehr an jene 17 Welten, und die räthselhaften Zahlen ihrer Dauer, welche nach der Aussage der Indier, schon vor der Epoche Caliyugan sollen existirt haben. Ohnfehlbar waren auch diese 17 Welten, 17 Jahrhunderte, obgleich die ganze Summe der Dauer dieser Welten, von den Indern auf ihre Weise, zu 1072046400 Jahren angegeben wird *).

---

*) M. s. Baillys Geschichte der alten Sternkunde Th. 2, S. 84, der deutsch. Übersetzung. Die Angabe von den 17 Welten und ihrer Dauer, hatten die Brahmen dem De l'Isle mitgetheilt. Allerdings kann auch in jenen monströs scheinenden Zahlen, ein tieferer Sinn verborgen liegen.

Sind doch selbst die griechischen Mythologen weder über die Person des Deucalion, noch über die Gegend einig, in der die Fluth entstund. Nach Einigen ist er ein Syrer, nach Andern fand die Fluth rund um den Ätna, oder auch den Athos statt. Nach der gewöhnlichsten Meinung jedoch in den Gegenden um den Parnassus, während Andre ihn als einen Indier betrachten, indem sie ihn einen Sohn des Prometheus nennen, der bei Cabul lebte, und dessen Höle Alexander mit seinen Macedoniern besuchte. In den Purana's heiſst dieser Ort Garndast'han (Ort der Adler) und liegt neben dem Shibi der Charte des Major Rennel; in der That ist Pramathasi in Indien mehr unter dem Namen Sheba bekannt.

Es fällt nämlich die Offenbarung jenes Dharma Raja, oder älteren Buddha, der nach Wilford eines zu seyn scheint mit dem Yudhisthira oder Noah, dessen Epoche gleich am Beginn des Cali Yug, nach der groſsen Fluth (3101 vor Christo) gesetzt wird, nach dem Ayin Akbari auf 1367 vor Christi Geburt. Wilford aber hat in seinem Essay on the sacred Isles of the West, im Vol. IX. der Asiatic Researches gezeigt, daſs diese anderwärts sogenannte Deucalionische Fluth, und mithin die Epoche des Dharma Raja, nach den „geistvollsten und geschicktesten Chronologen“ auf nicht früher hinauf, als 1380 vor Christi Geburt zu setzen sey. Nun ist das Mittel zwischen 1380 und 1367 = 1373 und zieht man diese Zahl von 3101 ab, so findet man, daſs diese Begebenheit genau auf das 1728ste Jahr der Weltdauer jenes chronologischen Systemes treffe. Und selbst, wenn man auch die scheinbar weit entfernte Angabe der Parianischen Marmor, welche die Deucalionische Fluth mit Eusebius auf 1629 vor Christi Geburt setzen, berücksichtigen will, so wird das Mittel aus beiden Angaben, auf das 1650ste Jahr der Weltdauer des Kali Yug Systems fallen. Denn das 1529ste Jahr vor Christo, war das 1572ste dieses Systems, das Mittel aber aus dem 1728sten und 1572sten Jahr, ist das 1650ste.

Abermals eine Bestätigung für unsre Ansicht muſs es scheinen, daſs, wie Wilford a. a. O. *) zeigt, die Institute des Menu, das Beginnen des Kali Yug statt auf 3101, auf 1370 setzen lassen. Nimmt man 1373, so hat man abermals 1728, wo dann auch hier jene Ansicht durchschimmert, nach welcher das 3101ste Jahr vor Christo, als Beginn unsrer ganzen jetzigen Weltdauer betrachtet, und mithin den einmal vorliegenden Zahlenbestimmungen gemäſs, 1728 Jahr nachher die Fluth gesetzt wird, die hier, wie anderwärts, mit dem Kali Yug gleichbedeutend ist. Freilich ist nicht zu läugnen, daſs gerade dieſe, aus den Instituten des Menu hergeleiteten Berechnungen, von etwas minder sichrer und zuverlässiger Art sind, indem Wilford nicht wirkliche Zahlenangaben vor sich hat, sondern seine Rechnung auf die vorausgesetzte mittlere Lebensdauer der nach einander erwähnten historischen Personen (Regenten u. f.) gründet, was wohl niemals genau seyn kann.

Bemerkenswerther dagegen und entscheidender scheint das, was die Berechnung der chronologischen Tabellen der Jainas unmittelbar ergab. Schon oben wurde erwähnt, daſs das System der Zeitrech-

---

*) Essay on the Kings of Magaddha, As. Res. Vol. IX.

nung derselben, nach Wilfords Urtheil, im Allgemeinen viel Verwandtschaft mit dem des Isaac Newton habe. Ausser diesem hatte Wilford die gelehrten Pandits jener Secte öfter rühmen hören, daſs sie Verzeichnisse von Königen, sammt der Angabe ihrer Regierungsdauer hatten, vom Beginn des Kali Yuga an, bis herab auf die Ära des Vicramaditya, und selbst noch weiter herab (was eine Zeit von wenigstens 3000 Jahren wäre). Als er indeſs jene angeblich in so frühe Zeit hinaufreichenden Tabellen genauer verglich, ergab sich beim Zusammenrechnen der Zahlen der einen, die Summe von 1718, bei dem der andern die von 1672 Jahren *). Eine sehr auffallende und höchst wahrscheinlich absichtliche Annäherung jener Zahlenangaben, an die Summe der Sonnen- und Mondenjahre, die von der Schöpfung bis zur groſsen Fluth, oder auch vom Beginn des Kali Yug, bis auf Deo-Caliyun verlaufen waren. Denn, wie bereits Wilford, Bentley und andere neuere Forscher gezeigt haben, man muſs bei der Art, wie die Inder ihre Geschichte chronologisch zu behandeln pflegen, nicht unsern gewöhnlichen Maasstab anlegen. Das Hindurchführen ihres chronologischen Systems, als leitenden Faden durch die ganze Geschichte, ist ihnen wichtiger und bedeutender, als die minutiöse Angabe der Jahre, wie lange der oder jener Prinz gelebt, und den Thron besessen habe. Wenigstens hat sich die spätere Zeit erlaubt, ihrem chronologischen System zu gefallen, das bei jenen Völkern dieselbe Wichtigkeit hatte, wie bei den Juden die Geschlechtsregister von David und Juda, und

---

*) Essay on the Kings of Magaddha u. s. w.

zwar aus einem nahe verwandtem Grunde, die vorliegenden Zahlen der Profan-Geschichte, ganz überaus abzuändern, und haben mehrmalen gezeigt und nachgewiesen, wie oftmals durch spätere Hand, eine ganze Reihe von Regentennamen, mit den Zahlen und Summen ihrer Regierungsjahre, von dem ihnen eigentlich zugehörigen Ort in der chronologischen Reihenfolge herausgenommen, und an eine ganz andere, um viele Jahrhunderte, ja um mehrere 1000 Jahre davon entfernte Stelle gesetzt worden sind.

So ist demnach das alte und *wahrhafte* historische Factum, daſs die groſse Fluth, die wir unter dem Namen der Sündfluth kennen, an das Ende des ersten der vier Weltenalter und gegen Anfang des zweiten gefallen, seit alten Zeiten bei den Anhängern zweier verschiedener chronologischen Systeme Veranlassung geworden, jene Naturbegebenheit in zwei, um 576 Jahre (4mal 144) auseinander liegende Zeitpunkte zu versetzen. Wenn die einen die ganze Dauer der 4 Yugs zu 4320, und jedes einzelne als ein Viertheil dieser Zeit zu 1080 Jahren annahmen, muſsten sie von der Fluth an bis zu Christi Geburt, 3101 Jahre rechnen. Daſs diese Art zu rechnen ziemlich alt, und schon im neunten Jahrhundert gewöhnlich gewesen sey; beweist jene gar oft von Schriftstellern, die über diesen Gegenstand geschrieben haben, angeführte Stelle des Albumazar, deren Dunkelheit in neuerer Zeit Samuel Davis *) vollends ganz gehoben hat. Albumazar sagt, die Indier rechneten von der Fluth zur Hegira, 720634442715 Tage, oder 3725 Jahre. Nun beträgt zwar allerdings jene Summe von

---

*) Asiatic Researches Vol. IX, p. 242.

Tagen ungeheuer viel mehr als 3725 Jahre, und sie ist, wie Davis gezeigt hat, die Zahl der Tage, welche in den 3 ersten Yugs der Indier nach den späteren übertriebenen Arten zu rechnen enthalten ist, und, wenn sie nicht als Ein- und Unterschiebsel späterer Zeit betrachtet werden muſs, ist sie ein Beweis dafür, daſs jene monströse Berechnungsart der Yugs schon im 9ten Jahrhundert nach Christo bekannt gewesen. Dagegen ist die Zahl der Jahre, von der Fluth bis zur Hegira, ganz richtig und genau die, welche noch nach der jetzigen Kali Yug Rechnung von dem Anfang dieser Epoche im Jahr 3101 vor Christo, bis 623 verlaufen ist, und, rechnet man die Epoche der Hegira der Wahrheit gemäſs, 621 Jahre 7 Monat 3 Tage, wie in der Tabelle im Ayin Ackberi, so fällt das Beginnen des Kali Yugs, auf 3104 vor Christo, welche Differenz, verglichen mit jener, die noch bis in neuere Zeiten hierüber herrscht, sehr unverhältniſsmässig ist *). Die Stelle des Albumazar sollte also eigentlich heiſsen: Die Hindus rechnen von der Schöpfung bis zur Fluth, 720634442715 Tage, von da zur Hegira sind 3725 Jahre.

So haben wir auch an dieser Stelle des alten arabischen Schriftstellers einen neuen Beweis, daſs

---

*) Bei Dow (History of Hindostan Vol. I. Dissert. p. XXVII) wird das Jahr 1768 p. Ch. als das 4886ste des Kali-Yugs betrachtet, dessen Anfang mithin auf 3118 ante Xst. fällt. Ja nach Baldäus soll gar bei den Jafnapatnern das 1665ste Jahr der christlichen Ära das 4864 (besser 4865ste) des Kali Yugs gewesen seyn, wo dann der Anfang von diesem, gerade um 100 Jahre früher fiele als gewöhnlich, nämlich 3200.

die Ansicht jenes chronologischen Systems, welche mit einzelnes Weltalter zu 1080 Jahren setzt, auf die Zeitbestimmung der groſsen Fluth schon seit dem 9ten Jahrhundert, und so bis auf unsre Tage, entschiedenen Einfluſs gehabt habe. Aber es soll auch gleich noch hieneben eine andre Angabe stehen, welche zu den schon weiter oben angeführten, ähnlichen Thatsachen, noch ein sehr tüchtiges Zeugniſs mehr hinzufügen kann, daſs sich, selbst bis auf unsere Zeiten herab, die richtige Ansicht über die Zeit der groſsen Fluth unter den Indiern erhalten habe. Im Jahr 1712 schrieb ein Hindostaner an den ehrwürdigen Missionär Ziegenbalg, es wären jetzt 4337 Jahre vom Kali-Yug verflossen *). Dieser setzte mithin den Anfang des Kali-Yug, auf das Jahr 2625 vor Christo, mithin gerade 100 Jahr vor der Sündfluth, nach der genauesten Zeitrechnung, welche dieselbe ins 2525ste Jahr vor unsrer Ära stellt, wobei wir jedoch auch noch bemerken wollen, daſs 2525 Sonnenjahre nach Mondenjahren, nach denen das gesammte Alterthum zählte, wirklich 2604 Jahre sind.

Der 7te Abschnitt soll noch mehrere Fälle nachbringen, in denen sich die von Frank angenommene Zeitrechnung offenbar als eine im ganzen Alterthum mit groſser Allgemeinheit vorausgesetzte bewähren wird. Hier genüge es nur noch auf eine deutliche Übereinstimmung einiger gröſsern Zeitangaben des Alterthumes, mit der wahren Zeitrechnung aufmerksam zu machen.

---

*) Gatterers Abriſs der Chronol. S. 235. Gatterer scheint einen Druck- oder Schreibfehler hier zu vermuthen, der vielleicht 2525 in 2625 verwandelte.

Juvenal, der gegen Ende des ersten Jahrhunderts nach Christi Geburt (nach andren Angaben noch später) schrieb, nennt die Zeit, worin er lebt, „das 9te Weltalter, schlimmer noch als das eiserne „Zeitalter, und nach keinem Metalle mehr benannt,“ (denn die 4, ein Ganzes bildenden, und nach Metallen benannten Zeitalter, hatten mit dem eisernen geendet). Er spricht hier offenbar, von dem auch bei Solin, und in einigen Ausgaben des Plinius angegebenen Phönyxjahr von 540 Jahren, welche freilich ursprünglich Mondenjahre, und Achttheile der groſsen, bedeutungsvollen Periode von 4320 Monden- oder ∽4191 Sonnenjahren waren, und wovon jedes der 4 Zeitalter 2 in sich enthielt, so daſs das eiserne mit dem 8ten geendigt hatte. Denn daſs dieses Phönyxjahr wirklich ursprünglich 540 Monden-, nicht Sonnenjahre enthielt, scheint auch jene Angabe des Cheremon zu beweisen, welcher das Phönyxjahr über 7000 Jahre setzt *) und hier offenbar, wie dies die Alten bei ihren Zeitberechnungen verschiedentlich thaten **), periodische Monate vor Augen hatte. Denn 540 Mondenjahre sind gleich 7003 periodischen Monaten. Übrigens lieſse sich wohl auch die Annahme eines Phönyxjahres zu 8mal 8mal 8 oder 512 Jahren, aus verschiedenen Gründen wahrscheinlich machen, so wie Herodot ein bloſs 500jähriges kennt. Nach den Hetruskischen Priestern war daher der 8te groſse Cyclus schon um die Zeit des Marius, an seinem Ende, und es näherte sich der Anfang eines neuen *). Um jene Zeit fehlten wirklich, nach der neuen Frankischen Zeitrechnung, nur noch 35 Jahre an der Vollendung des 8ten 512jährigen Cyklus, und nach der Rechnung der Priester, welche, wie bereits S. 103. erwähnt worden, mit ihren Zeitangaben vor der wahren Zeitrechnung voraus waren, muſste der 8te Cyklus bereits vergangen, oder nur wenig Jahre von seinem Ende entfernt seyn **).

---

*) Strabo XVII. p. 806. Des Vignoles a. a. O.

**) Essay on Vicramaditya and Salivahana, Vol. IX. der As. Res. p. 208. und an noch sonst vielen Stellen.

So sind sogar jene ohngefähren Angaben der Alten, in keinem Widerspruch mit dem Frankischen System der Zeitrechnung. Aber wir wollen dieses noch von einer andern Seite her bestätigt und erwiesen finden, von welcher bisher der gröſste Widerspruch gegen alle genauere Zeitrechnung überhaupt zu kommen schien.

7) *Von dem künstlichen System der Zeitrechnung, welches die Verfasser der Septuaginta vor Augen hatten, und von seiner Abweichung und dennoch genauen Übereinstimmung, mit der wahren, aus dem hebräischen Grundtexte hergeleiteten Zeitrechnung.*

Die Zeit von der Schöpfung bis zur groſsen, allgemeinen Fluth, betrug nach den Angaben des Grundtextes der heiligen Schrift, 1656 Jahre. 1656

---

*) Plutarch in Syllam.

**) M. v. hierüber noch den 9ten Abschnitt.

Sonnenjahre, enthalten 604841,2 Tage, oder 1706 Mondenjahre und fast 291 Tage. Es hat diese Periode mehrere Eigenschaften, welche sie schon an sich selber in den oben erwähnten alten Zahlensystemen bedeutend und wichtig machen muſsten. Sie enthält nämlich fast genau zwanzig mal die Zeit von 7mal 4320 Tagen. Denn zwanzig solche Wochen von 4320 Tagen, davon eine 82,7936 Sonnenjahre (82 Jahre und 290 $\frac{1}{3}$ Tage) oder 85 $\frac{1}{3}$ Mondenjahre beträgt, sind genau 1655,887 Jahre, oder 604800 Tage, mithin nur 41 Tage weniger als volle 1656 Jahre.

In 604800 Tagen, ist die Periode von 600 Tagen 1080 mal enthalten, und man könnte dieses mit für eine von den Ursachen halten, vermöge welchen der Anfang des Kali Yugs der Inder, oder die groſse Fluth, 1080 Jahre nach der Schöpfung gesetzt worden, indem in dem Ausdruck, der alten Welt besonders, das Wort Jahr gar verschiedene natürliche und künstliche Perioden bezeichnete. Indeſs war dieses, wie wir bereits oben angedeutet haben, nicht der Hauptgrund, sondern dieser lag mehr darin: daſs die geheiligte Periode von 4320 Jahren (m. s. d. 8ten Abschnitt) nach einigen Systemen in 4 gleiche Theile oder Weltenalter (Yugs) getheilt wurde, davon jedes 2 mal 540 oder 1080 Jahre enthielt, nach andern in 4 solche Yugs, deren sich das chronologische System der Inder noch jetzt bedient, und davon das erste 4, das zweite 3, das dritte 2, das vierte 1 Zehntheil der ganzen Periode in sich faſste. Nach diesem System war es allerdings gegründet, daſs die Zeit der groſsen Fluth gegen das Ende des ersten Yugs, (von 1728 Mondenjahren) eingetreten sey, wurde dieses jedoch auf die Zahlen des andern

Systemes, nach welchem jedes Yug, eines wie das andere, 1080 Jahre umfasset, übergetragen, so muſste das Ende des ersten Yugs, und mithin die Zeit der groſsen Fluth, in das 1080ste Jahr der Welt, mithin in das 3101ste vor Christi Geburt gesetzt werden. Und dieses andere System ist in Indien, wie es scheint, mit derselben Allgemeinheit verbreitet gewesen, als das zuerst erwähnte, daher nach Wilford die Jainas in Indien, den Anfang des eisernen Zeitalters oder Kali Yug, in das Jahr 1078 bis 1080 vor Christi Geburt*) mithin (nach Abschn. 9.) vor Ablauf der ganzen Summe der 4 Weltalter, oder 4320 Mondenjahren setzen. Hiemit steht auch jene Stelle des Hesiod in Übereinstimmung, welcher das eiserne Weltalter als schon zu seiner Zeit, mithin nach der gewöhnlichsten Annahme der Zeit, in welcher jener Dichter lebte, im 11ten Jahrhundert**) vor Christi Geburt begonnen betrachtet***). Wurden, wie dies später öfters geschahe, die 4320 Jahre der Summe der gesammten 4 Weltalter als Sonnenjahre berechnet, so begann das letzte Weltalter oder Yug, um 942 vor Christi Geburt, und endigte im 138sten Jahr nach Christo, oder im 4320sten der Welt.

Obgleich jedoch dieses System, welches, (hierin nahe zusammenhängend mit dem alten 8 theiligen), den groſsen Naturcyclus von 1520 Jahren, in 4 gleiche Theile theilte, sehr alt scheint, und mit groſser Allgemeinheit von dem östlichen Asien bis nach Griechenland verbreitet; so war doch das andre, welches in Indien noch jetzt gewöhnlich ist, nicht minder alt. Denn wenn auch jene Ansicht, welche Buttmann (a. a. O.) aufstellt, daſs der Mythos von den (3 oder) 4 Weltaltern ursprünglich einer noch ältern Sage von 5 zu gleicher Zeit lebenden Menschengeschlechtern verwandt sey, einen guten Grund für sich hat; so schlieſst sie doch jene andre von mehreren, der Zeit nach eins auf das andre folgenden Weltaltern, nicht aus, welche allenthalben in der Mythologie und in den chronologischen Systemen der alten Völker, unwidersprechbar nachgewiesen werden kann. Ohnehin lieſse sich wohl der Fall, wo mehrere, einmal nebeneinander bestehende Zustände und Geschlechter, zugleich auch als der Zeit nach eines auf das andre folgend betrachtet werden könnten, öfter nachweisen, und unter andrem gehörten hieher, nach der Ansicht einiger Erklärer der heiligen Schrift, selbst jene 7 Gemeinden, an welche sich in dem prophetischen Buch des neuen Testamentes 7 Briefe finden, so daſs die Buttmannische aus dem ersten und ältesten Buch des alten Testamentes geschöpfte Ansicht, noch in dem letzten und jüngsten des neuen, eine Bestättigung fände.

---

*) A. a. O.

**) Oder doch nach Voſs der die geringste Angabe aufstellt, im 9ten (Mythol. Briefe II. S. 95.)

***) M. v. auch Buttmann über den Mythos von den ältesten Menschengeschlechtern, in den Abhandl. der Königl. Academ. der Wissensch. zu Berlin, auf 1814 u. 15. S. 149.

Die jetzigen chronologischen und astronomischen Systeme der Inder, nehmen 4 Hauptperioden der Weltdauer an, davon (wenn wir hierbei nur der gemäſsigtsten Angabe folgen, und den Haufen von Nullen, der anderwärts noch angehängt ist, weglas-

sen) die erste, das goldne Zeitalter der Griechen und Römer	1728,000 Jahre,
die 2te, oder das silberne Zeitalter	1296,000 —
die 3te, das ehrene Zeitalter	864,000 —
die 4te, Kali Yug oder eiserne Zeitalter	432,000 —
mithin die ganze Weltdauer	4320,000 Jahre beträgt.

Die Zahl 432, 1, 2, 3 und 4 mal genommen und dann das Ganze zusammenaddirt zur zehnfachen Summe, bleibt meistens bei jenem indischen Zahlensystem, die Zahl der Nullen mag sich vermehren wie sie wolle, als Hauptzahl stehen; noch beständiger jedoch als die den Nullen vorgesetzten Zahlen, bleibt das Verhältniſs der einzelnen Theile aus denen die ganze Weltperiode zusammengesetzt ist, denn dieses ist immer, wenn man die ganze Summe von 4320000 Jahren als Eins setzt, für das erste Alter oder Satya-Yug, $\frac{4}{10}$ oder $\frac{2}{5}$, für das 2te oder Treta-Yug $\frac{3}{10}$, für das Dwapar $\frac{2}{10}$, für das Kali-Yug $\frac{1}{10}$, oder in Decimalstellen ausgedrückt: hat das erste Alter 2222, das andre 1555, das 3te 1111, das 4te 555 Zeitentheile, wenn das Ganze zu 5555 gesetzt wird. Denn so beträgt in dem einen Zahlensystem des obenerwähnten Graha Munjari,

das Satya-Yug	960	(= $\frac{4}{10}$)
das Treta-Yug	720	(= $\frac{3}{10}$)
das Dwapar-Yug	480	(= $\frac{2}{10}$)
des Kali-Yug	240	(= $\frac{1}{10}$)
mithin das Ganze =	2400	(= 1) Jahre,

welche Zahl dann, eben so wie im andern System, mit 71 multiplicirt, ein Manvantara giebt.

Nach dem andern System, welches 5000jährige

Weltperioden (Tage des Brahma) annimmt, beträgt
ein Satya-Yug 2 Jahr 0 Monat (= 4 Zehntheile)
Treta — 1 — 6 — (= 3 —)
Dwapar — 1 — 0 — (= 2 —)
Kali — 0 — 6 — (= 1 —)

Ein Maha-Yug = 5 — — Jahre, welche Zahl dann auch mit 71 multiplicirt zu einem Manvantara wird, indem man hier, so wie in allen ähnlichen indischen Zahlensystemen, ein Satya-Yug zu der Summe von 71 Maha-Yugs hinzuaddirt, und mithin für das erstere System 171360 für das 2te 357 erhält *).

Jene indischen Systeme setzen, ausser diesem, fast alle an das Ende einer jeden der bereits vergangenen Weltperioden, eine groſse, die Erdoberfläche verheerende Fluth, und eine Wiedererneuerung der Dinge, zusammt einer groſsen Conjunktion aller Planeten, bei Beginn der andern Periode. Öfters kehren dann sogar bei dem Anfang jeder einzelnen Periode, in ihrer Mythenreichen Geschichte, dieselben Namen, und dieselbe Aufeinanderfolge der welthistorischen Personen wieder, es erscheint bei jeder Wiedererneuerung der Dinge, am Beginn des Yugs, ein neuer Adim sammt einer neuen Iva, oder, bei jedem Untergang der Dinge, rettet sich ein neuer Menu mit den Seinen und wird Stammvater, Lehrer und Gesetzgeber des neuen Geschlechts, auf der wiedererneuerten Erde.

---

*) M. s. über beide Systeme Bentleys Aufsatz: On the Hindu Systems of Astronomie and their connection with History, in dem Vol. VIII. der Asiatic Researches.

Obgleich die Dauer jener 4 Weltperioden (die Zahl vier war übrigens ziemlich allgemein hierbei) wie wir hernach sehen werden, in älteren Zeiten und bei älteren Völkern, verschieden angenommen; obgleich das Jahr des Phönyx, wie die Weltperioden bei Einigen genannt wurden, von sehr ungleicher Dauer war, liegt jener Zeiteneintheilung dennoch ein uralter *und wahrer* historisscher Stoff zu Grunde.

Es fällt nämlich schon bei einer leichten Vergleichung der verschiedenen Hauptperioden der alten Geschichte in die Augen, daſs, wenn man die Zeit von der Schöpfung bis zur groſsen Fluth nach der Analogie des indischen Systems der Zeitrechnung, als erstes, oder Satya Yug fest stellt, die Summe aller 4 Yugs nahe an die Zeit von Christi Geburt, mithin nahe an die Zeit der Vollendung der geheiligten Periode von 4320 Mondenjahren reicht, denn stellt man die Weltalter so:

Satya Yug = 1656 Sonnen- oder 1706,81 Mondenjahre
Treta — = 1242 — — 1280,1075 —
Dwapar — = 828 — — 853.4050 —
Kali = 414 — — 426.7025 —

---

so bet. d. Ganze = 4140 Sonnen- oder 4267,0250 Mondenj.
mithin gerade 40 Jahre weniger als 4180, wo nach der Frankischen Zeitrechnung Christus geboren wurde, und die groſse geheiligte Periode der alten Etrusker und Römer sich vollendete.

Das Ende des ersten Yug und der Anfang des 2ten war dann, wie dies auch in dem andren Systeme, auf welches sich die Kali Yug Zeitrechnung der heutigen Inder gründet, deutlich ausgesprochen ist*) durch das Eintreten der groſsen Fluth ausgezeichnet, und hiermit eine wirkliche Natur- und Weltperiode geworden, und wenig Jahrzehende nachher (2449 nach Christo) erfolgte jene merkwürdige Conjunction der Planeten, am Tage des Neumonds mit der Sonne, von welcher die ältesten astronomischen Jahrbücher der Chinesen reden. Das Ende des 2ten Yugs fiel 1282, mithin fast an den Anfang des 13ten Jahrhunderts vor Christi Geburt, das Ende des 3ten gerade in das Jahr, wo sich, wie wir weiter unten sehen werden, 5000 cyklische Jahre der Weltdauer vollendeten, und nur 2 Jahre später als die groſse Frankische Jobelcyclusperiode von 3724, oder 7mal 532 (19mal 28) Jahren ihren Abschluſs erreichte, womit für die ganze jüdische Geschichte eine neue, höchst wichtige Epoche begann. Denn im Jahre 3725 der Welt, erhielt der jüdische Staat durch Artaxerxis Mandat eine neue Begründung, und es begannen mit diesem Jahre die siebenzig Wochen des Propheten Daniel (Frank a. a. O. S. 412.)

Sollte jedoch, wie jenes alte chronologisch mythologische System der indischen Yug-Rechnung es verlangte, die Summe aller 4 Perioden genau 4320 Mondenjahre austragen, so muſste das erste Yug 1728 Monden- oder 1676 $\frac{5}{9}$ Sonnenjahre lang gesetzt werden, mithin 20 Jahre mehr als die erste groſse Welt- und Geschichtsperiode in Wahrheit betrug. Dann fiel aber die Vollendung des letzten, und mithin der Summe aller 4 Yugs, genau auf das 4320ste Mon-

---

*) Man v. oben S. 111, zusammen mit 117.

Monden, oder in das 4192ste (4191,366) Sonnenjahr, mithin nur 11 Jahre später als die Geburt Christi nach Frank, und beiläufig 10 Jahre später als das Epochenjahr unsrer gewöhnlichen Ära. Jenes System der Zeitrechnung, wäre demnach bei dem Abschluſs seiner gesammten Summe, um 10 und 11 Jahre vor der Frankischen und vor unsrer gewöhnlichen Zeitrechnung voraus.

Betrachten wir das System der Zeitrechnung, welches von der Schöpfung bis zur groſsen Fluth 2222, 2242, 2248 oder 2262 Jahre, bis zu Christi Geburt 5500, oder, wenn statt des groſsen Jahres von 4320 Mondenjahren, das groſse Jahr des Arretes Dyrrachinus (5552) gesetzt wurde, 5555, oder nach einer Angabe bei Clemens Alexandrinus *) 5625 Jahre 1 Monat 2 Tage umfaſste; so fällt auch hier dasselbe Verhältniſs der Theile in die Augen, was wir eben in dem Systeme der wahren Zeitrechnung bemerkten. Denn 2222 beträgt eben so $\frac{2}{5}$ von 5555, 2250 eben so $\frac{2}{5}$ von 5625 Jahren, als 1656 von 4140 oder 1728 von 4320.

Verweilen wir zuerst bei der Zahl von 2222 Jahren, welche nach Suidas die Zeit von der Schöpfung bis zur groſsen Fluth betragen hatte.

Nach einer oft angeführten Stelle des Syncellus, hatte Berosus aus den ältesten historischen Urkunden von Babylon, die Zeit von der Schöpfung bis zur

---

*) Stromat. L. I. nach der Cöllner Ausgabe von 1688. p. 337.

Sündfluth auf 120 Saros*) angegeben, einen Saros aber zu 3600, mithin 120 zu 432000 Jahren, so daſs auch hier die oft erwähnte heilige Zahl der chronologischen Systeme wiederkehrte. Auf der andern Seite sagt Suidas, dessen Zeugniſs für sich allein, wenn es nicht, wie wir hernach sehen werden, mit der Angabe beim Syncellus in genaue Übereinstimmung gesetzt werden könnte, kein ganz unzweideutiges seyn würde, 120 Saros betrügen 2222 Jahre nach der Rechnung der Chaldäer, welche einen Saros zu 222 synodischen Monaten, oder 18 Jahre und 6 Monate lang annahmen, und 222 (nicht 223) synodische Monate, haben auch die meisten Ausgaben des Plinius**) für die Dauer eines Saros. Die Rechnung des Suidas trifft, wie bereits Bailly gezeigt hat***), nach Mondenjahren zu 354 Tagen sehr genau zu. „Denn 120mal 18½ geben zwar nur 2220, werden aber die 8 Stunden, um welche das eigentliche Mondenjahr länger ist als 354 Tage, mit in Rechnung gebracht, so machen diese in 18 Jahren 6 Tage, mithin 120½mal genommen, fast 2 Jahre“. Allein Bailly hätte dieser künstlichen Nachrechnung hier nicht bedurft. Die Zahl 2222 ruht wohl noch auf einem andern Grunde.

---

*) Saros bedeutet überhaupt nur einen Umlauf, einen natürlichen oder künstlichen Abschnitt der Zeit, daher auch in alter und neuer Zeit diesem Wort so gar weit verschiedene Zeitbestimmungen untergeschoben worden sind.

**) Hist. Nat. II, 13.

***) A. a. O. Th. II. S. 50. M. v. auch Pearson (Exposit. Symb. Angl.) bei Des Vignoles a. a. O. II. p. 625.

Überhaupt scheint schon die einfache Zahl 22 dem Alterthum als eine bedeutungsvolle erschienen zu seyn, und es hat bereits J. J. Schmidt [*] darauf aufmerksam gemacht, wie im alten Testament, in den 9 ersten Kapiteln des ersten Buchs der Chronik, die Zahl 22 als Maasstab, nach welcher die vornehmsten Geschlechtsregister vor der Zukunft Christi abgemessen sind, mehrmalen immer wiederkehrt. So zählt z. B. das 1ste Kapitel, 22 Patriarchen von Adam bis Jakob, nach dessen Tod das erwählte Geschlecht nicht mehr in einzelnen Familien beschlossen ward, sondern sich zu einer ganzen Nation ausbreitete. Das 7te Kapitel zählt von Aaron bis auf Seraja, zur Zeit des babylonischen Gefängnisses und der Zerstörung des ersten Tempels, wodurch das Amt des Priesterthums lange Zeit aufgehoben worden, 22 Hohepriester (vergl. 2 B. d. Könige 25). Ferner sind von Josua bis auf Samuel 22 Richter, von Saul bis Zedekia 22 Könige (nach Kap. 3.), und nach der babylonischen Gefangenschaft von Salathiel bis Christus 22 Geschlechte (nach Lukas 3, v. 23—27).

Uberhaupt war auch andern alten Völkern der Monat von 22 bis 23 Tagen, als Dauer ihres Schaltmonats, welcher ein Jahr ums andere eingeschaltet wurde, bekannt und vertraut, und die Inder bedienen sich der 22 auf eine bemerkenswerthe Weise, um die 60jährigen Jupitercyklen zu berechnen [**].

---

[*] a. a. O. S. 33.

[**] Davis on the Ind. cycl. of 60 Years. As. Res. Vol. III.

Jener Mondencyklus von 18 Sonnenjahren und 11 Tagen, oder genau von 223 synodischen Monaten, nach dessen Verlauf die Mondenfinsternisse in derselben Ordnung wiederkehren, war schon für sich allein dem ganzen Alterthum von hoher Wichtigkeit; er wurde es jedoch noch vielmehr in seiner Beziehung zu einer andern, gröſseren Naturperiode, die nicht bloſs für den gestirnten Himmel, sondern mehr noch für die innre Entwicklungsgeschichte des ganzen Menschengeschlechts voll ernster Bedeutung war. Aus der 18jährigen Naturperiode entstund dadurch, daſs man noch 12 synodische Monate, deren Zahl nun 235 wurde, hinzufügte, die 19jährige, nach deren Verlauf das Sonnenjahr mit derselben Phasis des Mondes, z. B. mit dem Neumond, wieder anfieng. Statt der Zahl 223, als jener der synodischen Monate, nach welcher die Mondfinsternisse in derselben Ordnung zurückkehren, wodurch die Voraussagung derselben sehr erleichtert wird, steht nicht, wie von Einigen geglaubt wurde, durch einen Fehler des Abschreibers beim Suidas, sondern übereinstimmend bei mehreren alten Schriftstellern, der Saros zu 222 synodischen Monaten angegeben. Sehr bemerkenswerth ist es dann, wie schon erwähnt, daſs die 19jährige Sonnenmondperiode, die im ganzen Alterthume eine so wichtige und alte Rolle gespielt hat, obgleich [illegible] Epochenjahr in Griechenland erst das 432ste vor Christo war, sich gerade zum 222sten Male wiederholte, als die obenerwähnte Naturperiode von 4320 Mondenjahren sich vollendet hatte, ein Umstand, auf welchen das Alterthum gar sehr aufmerksam war, indem es die Epoche einer noch jetzt in einigen Gegenden des Morgenlandes gebräuchlichen Ära, der berühmten Ära Ascensionis, auf das 38ste Jahr [*]) nach Christi Geburt oder das 4218ste der Welt verlegte. Aber im 4218ten Jahre der Welt waren gerade 222 neunzehnjährige Naturperioden vollendet.

Die Zahl 222 oder 2222 scheint auch dem Alterthum in ihren nächsten Theilen und in ihren Zusammensetzungen sehr bedeutend gewesen zu seyn. Schon nach jener Angabe, die uns Aristoteles aufbewahrt hat, wurde ein Grad der Erde auf 1111 Stadien geschätzt. Doch war dieses weder das griechische noch das alexandrinische Stadium, sondern, wie Danville unmittelbar durch einige, nach den Ortsbestimmungen des Alterthums gemachte Messungen gezeigt hat, ein kleineres, dieser Art von Bestimmung des Erdumfanges, wie es scheint, absichtlich angepaſstes Stadium, welches 51 Toisen, nach Freret 51 Toisen und $2\frac{3}{8}$ Fuſs, nach Bailly 51 Toisen 1′ 1″ 0‴,92 in sich hielt [**]). 1111 solche Stadien gaben aber dann wirklich bis auf einen Unterschied von 6 Toisen, genau den Grad des Meridians eben so, wie er nach den neuesten Messungen und Berechnungen angenommen worden. Auch nach dieser wie es scheinen muſs, absichtlich gemachten Theilung des Kreises, enthielt der Umfang des ganzen Äquators 180 mal 2222 Toisen, so daſs hierbei jene beiden (bedeutungsvollen) Zahlen mit einander multiplicirt wurden.

---

[*]) v. Ant. Pilgram Calendarium chronologicum, Viennae 1781. in der Einleitung.

[**]) Bailly a. a. O. B. I. S. 87.

Auch das Jahrhundert der alten Hetrusker, über deſsen eigentliche Dauer freilich die Alten ſelber nicht ganz einig ſind *), gehört in dieſe Zahlenfamilie, denn es dauerte von ſeinem Beginn bis zu ſeiner Wiedererneuerung, nach den wahrſcheinlichſten Angaben, bis ans 111te Jahr [110 Jahre **)], und es iſt bemerkenswerth, daſs, wenn man in die Summe der 7 Jahrhunderte von verſchiedener Länge, welche nach Varro's Zeugniſs die Tuskiſchen Geſchichtsbücher aus dem 8ten Jahrhundert dieſes Volkes aufzählten, mit 7 hinein dividirt, die mittlere Dauer des einzelnen Jahrhunderts zwiſchen 111 bis 112 Jahre hineinfällt †) (wahrſcheinlich 111,1 wenn die Summe der übrigen, oder wenigſtens des 8ten dazu gekommen wäre). Eben ſo ſetzt auch eine Angabe des Epigenes bei Cenſorin (a. a. O.) die Dauer des natürlichen, durch die Länge des Menſchenlebens beſtimmten Jahrhunderts, bis ans 112te Jahr.

Bemerkenswerth möchte es auch noch erſcheinen, daſs die periodiſche Bewegung unſrer Nachbarplaneten, Venus und Mars, beſonders wenn man die letztere nach Marstagen berechnet, davon einer 24 Stunden und 40 Minuten ††) beträgt, ſo nahe an 1 und 3mal 222 Tage dauert. Denn die Länge eines Venusjahrs ist $224\frac{2}{3}$ Erden- und beiläufig 220 Marstage, die Länge eines Marsjahres beträgt nach eigenen Tagen dieses Planeten $668\frac{1}{3}$. Nun ist es aber in dieser Zahlenreihe nicht ohne Bedeutung, daſs in 4179 Sonnenjahren gerade 2222 volle Marsjahre enthalten sind, daſs sich mithin mit dem Epochenjahr 4180, welches wir bereits als eine in den chronologischen Systemen des Alterthums heilige und ausgezeichnete Periode kennen lernten und noch mehr kennen lernen werden, der Cyklus von 2222,2 Marsjahren erneuerte.

---

*) M. v. Cenſorin. de die natali C. XVII. edit. Lindenbrog p. 79.

**) ibid. p. 81. J. Scaliger de emendat. tempor. p. 137. Niebuhr Röm. Geſch. S. 168. Trallian u. Zoſimus in Lindenbrog's Noten zu Cenſor. p. 89.

†) Cenſor. a. a. O. C. XVII. p. 80.

††) M. v. Schröter's Areographiſche Fragmente.

Auch die Zahl 3333 ist nächstdem in den chronologischen Systemen der Völker eine ausgezeichnete und heilige. Die vier mächtigsten Götter der Japaner haben ihren Wohnsitz im 33sten und obersten Himmel, so daſs dieses ganze System der obern Regionen in 33 Abtheilungen zerfällt. Eben so haben sie in einem ihrer Tempel, der hiernach benannt ist, 33333 Götzenbilder *). Die Hauptepoche, von Adam bis auf Abraham, betrug nach dem künstlichen Zahlen- und Jahressysteme der Septuaginta 3333 Jahre, denn Abraham wurde im 3334sten geboren.

Wenn nach Macrobius und Suidas **) die Griechen die 3 dreissigtägigen Monate, welche in die Jahre einer ganzen Octaeteris eingeschaltet werden muſsten, dem 8ten Jahre alle auf einmal hinzufügten; so muſste dieses sehr lange Schaltjahr 444 Tage lang werden. Unmittelbarer mit jenem Zeitraum von 2222 Jahren verwandt, welcher von der Schöpfung bis zur Sündfluth nach der chaldäischen Zeitrechnung vergangen seyn sollte, waren jedoch das groſse Jahr des Arretes Dyrrachinus zu 5552 und jenes beim Plutarch von 7767, oder wohl genau 7777 Jahren [*]. Hier ist jene indische Zusammensetzung der groſsen bedeutungsvollen Naturperiode von 4320 Jahren unverkennbar. Zwei Fünftheile davon, oder 2222 = 1728, vergiengen bis zur groſsen Fluth: $\frac{3}{10}$ oder 1666, von da zum Dwapar; $\frac{1}{5}$ oder 1111, von da zum letzten Yug: $\frac{1}{10}$ oder $555\frac{1}{2}$ (die obenerwähnte Periode) bis zur Vollendung der ganzen, aus 5555 Theilen zusammengesetzten Summe der groſsen Naturperiode. Setzt man nun zu dieser Zahl der 4 Yugs, analog dem Verfahren der Inder, beim Berechnen der gröſseren, zusammengesetzteren Zeiträume, ein Satya Yug von 2222 Jahren, so erhält man die Periode von 7777 Jahren. Diese letztere könnte indeſs auch zugleich eine andere Art der Entstehung, unmittelbar aus dem Zeitraume von 4320 Jahren haben, denn wenn man diesem Zeitraume 2 Satya Yugs von 1728 Jahren, oder 3456 Jahre hinzufügt, erhält man 7776 Jahre, welche gleich 18mal 432 Jahren sind. Was aber in dem einen Zahlensysteme 7777 wäre, müſste, wenn 4320, ihrer Zusammensetzung wegen, als 5555 ausgedruckt würde, 10000, oder genau 9999,9 u. s. f. seyn. Bemerken wir auch noch, daſs die Zeit von 7777 synodischen Monaten, oder 628 Jahren, nahe verwandt ist mit der 25mal 25 jährigen ägyptischen Naturperiode und daſs diese der Zeitraum war, innerhalb welchem gewöhnlich ein sehr groſser und ausgezeichneter Comet erschien (z. B. von 1729 aufwärts, der Gluthrothe 1104, dann der im Jahr 480 nach Christo *), dann jener ungemein groſse im Jahr 146 vor Christi Geburt, der so groſs erschien als die Sonne; dann ist es merkwürdig, daſs die 4te 625 jährige Periode aufwärts, gerade auf 120 Jahre vor der groſsen Fluth fällt, wohin bekanntlich mehrere Schriftsteller das Erscheinen eines groſsen Cometen gesetzt haben.)

---

*) Kämpfer Gesch. v. Japan T. I. bei Des Vignoles a. a. O. II. p. 632.

**) Bailly a. a. O. II. S. 290.

---

[*] Plutarch a. a. O. B. IX. S. 555.

Der Grund jener alten Auszeichnung der Zahl 222 und der ganzen aus ihr entstehenden und mit ihr zusammenhängenden Zahlenreihe, läſst sich zwar, wie wir noch weiter sehen werden, unmittelbar in dem Verhältniſs eines dem ganzen Alterthume bekannten cyklischen Jahres, zu den bereits erwähnten groſsen Welt- und Naturperioden nachweisen: wir wollen indeſs hier etwas weiter zurückgehen, auf ein Zahlenräthsel der Natur, das die Alten, auch wenn sie wirklich die Präcession vor Hipparchs Zeiten nicht gekannt hätten, durch anderweitige Wahrnehmungen aufs glücklichste gelöst haben.

Wir haben bisher das jährliche Vorrücken der Äquinoctialpunkte, so wie in älterer Zeit in runder Zahl geschehen, zu vollen 50 Secunden, mithin die ganze Periode des Vorrückens der Nachtgleichen zu 25920 Sonnenjahren bestimmt. Auch die neuesten und genauesten Berechnungen und Beobachtungen, haben an jener ältern Angabe nur ungemein Weniges und fast Unmerkliches abzuändern vermocht. Nimmt man indeſs die jährliche Präcession fast ganz

---

*) 4661 der Frankischen Zeitrechnung; man sehe die Tafel, die Waser's oben angeführtem Werke angehängt ist.

nach den Berechnungen von Triesnecker, deren hohe Genauigkeit anerkannt ist*), zu 50 und fast $\frac{1}{10}$ Secunden (genau 50″,0964), mithin die gesammte Periode des Vorrückens der Nachtgleichen zu 25870$\frac{1}{11}$ Jahren **), so ergiebt sich folgendes Verhältniſs: 25870,09 Jahre betragen 319968 synodische Monate. Theilt man diese Summe der Neumonde des groſsen Fixsternjahrs in 144 oder 12 mal 12 Theile, so beträgt jeder einzelne 2222 synodische Monate. Und so sind dann weiter 222,2 synodische Monden, der 1440ste, 22,22 der 14400ste, 2,222 Monden der 144000ste Theil des groſsen Weltjahres. Eine Theilung dieser Periode, die allerdings der schon dem Alterthum bekannten und noch jetzt bei mehreren Völkern gebräuchlichen Theilung der Zeit, durch 144 und 180, ganz nahe verwandt war. Denn Bailly glaubt sogar, in dieser Beziehung der 180 und 144 jährigen Periode eine Spur gefunden zu haben, daſs die Inder die Dauer des groſsen Fixsternjahres, zu 25920 Jahren, wirklich kannten, indem er in jener Angabe der alten indischen Astronomie, daſs 2 gewisse Fixsterne, die man am Himmel an 2 einander entgegengesetzten Stellen sahe, 144 Jahre gebrauchten, um den ganzen Thierkreis zu durchlaufen, die 144 malige, selbst noch den heutigen Tartaren bekannte Naturperiode von 180 Jahren verstanden wissen will *). Denn 144 mal 180 Jahre sind 25920.

---

*) v. Zach's monatliche Correspondenz 2ter Band (1800) S. 502 u. 505.

**) La Lande's Bestimmung der jährlichen Präcession zu 49″,9 gäbe die ganze Periode des Vorrückens zu 25972, die bei Fr. Th. Schubert zu 50,1 (a. a. O. I. S. 249.) giebt 25868, das Mittel aus de Lambres, Piazzis und Zach's Berechnungen (50″,054) giebt sie zu 25834 Jahren. Ganz genau gäbe Triesnecker's Bestimmung der Präcession (zu 50″,098) die ganze Periode zu 25869$\frac{1}{3}$ Jahren.

Wenn demnach die Alten, wie aus der oben angeführten Periode von 2222 Mondenjahren (26664 syn. M.), die in 120 Saros zerfallen sollte, erhellet, den einzelnen Saros unter andren auch zu 222,2 Monaten setzten, so war ein solcher Saros der 1440ste Theil des groſsen Fixsternenjahres.

Versuchen wir nun auch eine ähnliche Theilung durch 144 und 2222 bei jener Naturperiode, bei der uns das Alterthum jene beiden Zahlen am deutlichsten nennt, bei der Periode der von der Schöpfung bis zur Sündfluth verlaufenen Zeit. Nach der einen, oben erwähnten Angabe der Chaldäer, betrug jene Periode 120 gröſsere Zeitläufte, davon jeder 3600 kleinere enthielt, zusammen mithin 432000 solche kleinere Zeitläufte oder Jahre, nach dem, wie wir noch weiter sehen werden, höchst vieldeutigem Sinne dieses Wortes. Nach der andren Angabe enthielt jene Periode 222 kleinere Zeitläufte, welche, als Mondenjahre betrachtet, aus 120 gröſseren Cyklen bestunden, davon jeder 222 Zwölftheile des Jahres in sich faſste.

1656 oder noch deutlicher 1655,8872 Sonnenjahre, welche 604800 Tage enthalten, sind, wie wir bereits oben sahen, auf eine merkwürdige Weise durch die Zahl 432 theilbar. Denn 604800 Tage, enthalten

---

*) Bailly a. a. O. I. S. 86.

14 mal 43200 Tage, oder 43200 vierzehn- (2 mal 7) tägige Perioden, und mithin 21600 acht und zwanzig tägige. Die hierbei von den Chaldäern gebrauchte Zahl 43200 ist demnach in jener Zahl der Tage 1,4 mal begriffen, oder mit andern Worten: 1655,8872 Jahre enthalten 432000 Fünftheile der siebentägigen Woche; denn 1$\frac{4}{10}$ Tage sind gerade der fünfte Theil der Zeit von sieben Tagen. Der aus 3600 Theilen (Fünftheilen der Woche) bestehende Saros oder Zeitraum, welcher nächstdem ein Hauptglied des aus 120 solchen Saren zusammengesetzten gröſseren Zeitraumes von 432000 war, enthielt nun ferner 2 mal sieben Zeiten von 360 Tagen, oder 720 Wochen, 180 mal die Zeit von 28 Tagen, endlich aber 14,4 mal die Zeit von 50 Wochen oder 350 Tagen; so daſs die ganze Summe 12 mal 144 mal die Zeit von 50 Wochen, oder des auch im Alterthum gebräuchlich gewesenen künstlichen Mondenjahres von 350 Tagen in sich faſste *).

Bemerken wir hier zuvörderst die durch dieses Zahlengebäude hindurchgehende Gliederung durch 5, und 2 so wie 5 mal 5, durch 12 und 12 mal 12, so wie durch 3 mal 12 mal 12 oder 432, endlich durch 7 und 2 mal 7. Die Woche war in 5 Theile getheilt, 5 mal 5 solche Theile oder 35 Tage bildeten, 12 mal 12 genommen, einen Saros, und die ganze Summe von 604800 Tagen, bestund aus 12 mal 12 mal 12 solchen wiederum aus 5 mal 5 Fünftheilen der Woche zusammengesetzten Theilen, zehnmal genommen.

---

*) Bailly a. a. O. T. II. p. 202.

Vielleicht erhält durch dieses Verhältniſs das einiges Licht, was Censorin *) von der hohen Bedeutung der Zahl 35, und zwar namentlich von der Zeit von 35 Tagen sagt. Pythagoras, der diese Zeit in 4 Abschnitte zertheilt, wovon der erste 6, der zweite 8, der dritte 9, der vierte 12 Tage enthält, macht auf die 3fache Symphonie dieser Theile aufmerksam, und legt die Zeit von 35 Tagen als eine Grundzahl und Hauptabtheilung, seinem auch in andrer Hinsicht höchst merkwürdigen Cyklus von 210 Tagen (welchen auch Hippocrates, Polybus und andre Alte erwähnen) unter, welcher aus 6 mal 35 Tagen besteht, und von ihm ein 7 monatlicher genannt wird, obgleich es kein andrer zu seyn scheint, als der, welchen Diocles Carystius einen 8 monatlichen nennt **). Der pythagoräische Cyklus von 210 Tagen wäre, um dies nur noch beiläufig zu erwähnen, in der Weltperiode von 1656 (genauer in 1655,8879) Jahren, gerade 2 mal 1440 Male enthalten.

Die oberste Theilung des ganzen eben erwähnten Zahlensystems, war demnach die in 10 Theile, jeder solcher Theil hatte 12 'Saros, jeder Saros konnte in 12 mal 12 Untertheile getheilt werden, davon der einzelne 5 Wochen, oder 5 mal 5 solche kleinste Zeittheile in sich faſste, deren die ganze Summe 432000 betrug. Überdieſs bestund die ganze Periode von 1655,8879 Jahren aus 20 Wochen der groſsen Natur- und Weltperiode von 4320 Mondenjahren, oder aus 20 mal 7 mal 4320 Tagen.

---

*) C. XI. p. 47.

**) Plutarch. de placit. Philosoph. L. V. c. XVIII. ed. Reisk. T. IX. p. 596.

Und hier ist der Punkt, von welchem das andre, künstliche System der Zeiteintheilung ausgegangen zu seyn scheint. Theilt man die Summe von 604800 Tagen in 2222 Theile, so kommt auf jeden 272,18718 Tage, was nahe die Zeit ist von 10 periodischen, noch näher die von 10 Mondknoten oder Drachen-Monaten, mithin ein eigentliches altes, zehnmonatliches Jahr. Denn ein periodischer Mondumlauf beträgt 27,32166 Tage, ein Umlauf des Mondes in Beziehung auf die Knotenlinie, oder von einem Durchgang durch den Knoten bis zum folgenden, beträgt 27,21237512; mithin 10 von den ersteren 273,2157, von den letzteren 272,1237 Tage. Behalten wir ganz genau das durch Division der ganzen Periode mit 2222 erhaltene 10 monatliche Jahr von 272,18718 Tagen; so finden wir folgendes merkwürdige Verhältniſs desselben zum eigentlichen Sonnenjahr und zur Periode von 7 mal 4320 Tagen.

7 mal 4320 Tage, oder die Woche der oft erwähnten groſsen Naturperiode, sind 82,79436 Sonnenjahre, oder 111,1 kleinere cyklische, zehnmonatliche Jahre der eben erwähnten Art. Es bildet sich nun folgende Reihe:

					Sonnen-	kl. cykl. Jahre
7	mal	4320	Tage	sind	82,794	111,1
14	—	—	—	—	165,588	222,2
21	—	—	—	—	248,382	333,3
28	—	—	—	—	331,176	444,4
35	—	—	—	—	413,970	555,5
42	—	—	—	—	496,764	666,6
49	—	—	—	—	579,558	777,7

					Sonnen-	kl. cykl. Jahre
56	mal	4320	Tage	sind	662,352	888.8
63	—	—	—	—	745,146	999.9
70	—	—	—	—	827,940	1111,0
77	—	—	—	—	910,734	1222,1
84	—	—	—	—	993,528	1333,2
91	—	—	—	—	1076,322	1444.3
98	—	—	—	—	1159,116	1555.4
105	—	—	—	—	1241,910	1666.5
112	—	—	—	—	1324,704	1777.6
119	—	—	—	—	1407,498	1888.7
126	—	—	—	—	1490,292	1999.8
133	—	—	—	—	1573,086	2110.9
140	—	—	—	—	1655,880	2222.0

Wir haben demnach hier in dem kleinen cyklischen Jahre von 272,187 Tagen ein Band gefunden, welches die Zeit von 4320 Tagen, die oben erwähnte indische von 248, endlich die von 496 Jahren, mit dem Sonnenjahre vereinigt.

Noch bemerkenswerther ist jedoch das Verhältniſs des kleinen cyklischen Jahres, zu einer der berühmtesten Sonnenmondperioden des ganzen Alterthums, zu dem sogenannten groſsen Jahr des Aristarch. Dieses groſse Jahr, das eine der vollkommensten Ausgleichungen des Monden- mit dem Sonnenlaufe war, enthielt 2484 Sonnenjahre. Tausend cyklische Jahre, zu 272,18718 Tagen, betragen aber auf eine bewundernswürdige Weise genau 745,2 oder 3mal 248,4 *siderische* Jahre, eins zu 365,2564 Tagen oder 31558148″, den neuesten und genauesten Angaben gemäſs berechnet. Die nachstehende Tabelle ist also auf so viele Decimalstellen als man will hinaus, genau richtig, wenn man die Sonnenjahre mit cyklischen Jahren vergleichen, oder diese auf jene reduziren will, und in dieser Beziehung könnte die nicht allein den Griechen, sondern dem ganzen Alterthume bekannte groſse Sonnenmondperiode von 2484 Jahren, ein neues Zeugniſs dafür werden, daſs die Alten, wie schon Bailly u. A. gezeigt haben, die Dauer des siderischen Jahrs *genau* kannten, wenn auch die späteren Schriftsteller, z. B. Censorin, ihnen diese Kenntniſs nicht zuzutrauen scheinen. In den Reductionen der cyklischen Jahre auf gemeine Jahre, die in dem weitern Verlauf dieses Kapitels folgen werden, hat man jedoch, um eine noch gröſsere Genauigkeit zu erhalten, nicht das siderische, sondern das eigentliche tropische Sonnenjahr, nach welchem offenbar die heilige Schrift rechnet, zu Grunde gelegt, welches nach den genauesten Angaben 365,24222 Tage oder 31556928″ beträgt. Will man die nachstehende Tabelle zu der Rechnung nach tropischen Jahren ganz genau geschickt machen, so muſs man sie, was wegen der dazwischen fallenden Null leicht ist, noch um 2 Decimalstellen weiter fortsetzen, und statt 248,4 setzen: 248,408, statt 745,2, genauer 745,224. Doch wird in den meisten Fällen auch schon die auf siderische Sonnenjahre berechnete Tabelle genau genug seyn, da der Unterschied, auf mehr als 4000 Jahre angeschlagen, noch nicht 50 Tage ausmacht.

Es kann uns auch dieser Fall, zusammengehalten mit dem noch weiter Folgenden, lehren, wie genau sich die alten chronologischen Systeme an die Wahrheit hielten, und wie sie derselben, besonders in der Anordnung ihrer Cyklen, auch nicht einen Monat vergaben. 2 mal 7mal 4320 Tage, gaben noch nicht ganz genau 1656, sondern nur 1655,8872 Jahre oder

oder 41 Tage weniger, als volle 1656. Diese volle Zahl der Jahre beträgt eigentlich 20mal 7mal $4320\frac{5}{14}$ (4320,357) Tage, oder 82,8 Jahre. Und auf die volle Zeit von 1656 Jahren, mit Berücksichtigung auch des kleinen Bruchtheiles von $\frac{5}{14}$ eines Tages, war das System der cyklischen Jahre berechnet. 82,8 Jahre, 3mal genommen, gaben genau 248,4 Jahre, mithin den 10ten Theil des groſsen Aristarchischen Sonnen-Mond-Cyklus. 3 solche gröſsere Cyklen betrugen wie schon erwähnt, gerade 1000 kleine cyklische Jahre, welche mithin eine sehr genaue Eintheilung der alten, und noch jetzt wie wir oben sahen, bei den Indern im Kleinen gebräuchlichen Sonnenmondperiode, durch 10,100,1000 an die Hand gaben; eine Theilung, welche, wie uns namentlich die astronomischen Systeme der Inder lehren, allenthalben gesucht wurde.

Die nachstehende Tabelle, die zugleich dazu bestimmt ist, dem Leser das im Verlauf dieses Kapitels öfters nöthig werdende Rechnen nach cyklischen Jahren zu erleichtern, ist nun genau auf 1656, die Woche oder das $\frac{1}{20}$ dieser Periode auf 82,8 Jahre berechnet.

248,4	Sonnenj.	sind	gleich	333,3333	kl.	cykl.	$\left(\frac{1000}{3}\right)$
496,8	—	—	—	666,6666	—	—	
745,2	—	—	—	1000,0000	—	—	
993,6	—	—	—	1333,3333	—	—	
1242,0	—	—	—	1666,6666	—	—	
1490,4	—	—	—	2000,0000	—	—	
1738,8	—	—	—	2333,3333	—	—	
1987,2	—	—	—	2666,6666	—	—	
2235,6	—	—	—	3000,0000	—	—	
2484,0	—	—	—	3333,3333	—	—	

2732,4	Sonnenj.	sind	gleich	3666,6666	kl.	cykl.
2989,8	—	—	—	4000,0000	—	—
3229,2	—	—	—	4333,3333	—	—
3477,6	—	—	—	4666,6666	—	—
3726,0	—	—	—	5000,0000	—	—
3974,4	—	—	—	5333,3333	—	—
4222,8	—	—	—	5666,6666	—	—
4471,2	—	—	—	6000,0000	—	—
4719,6	—	—	—	6333,3333	—	—
4968,0	—	—	—	6666,6666	—	—
5216,4	—	—	—	7000,0000	—	—
5464,8	—	—	—	7333,3333	—	—
5713,2	—	—	—	7666,6666	—	—
5961,6	—	—	—	8000,0000	—	—

Weil wir hier einmal bei Auseinandersetzung des Verhältnisses der kleinen cyklischen Jahre zu dem Sonnenjahre, und vor allem zu der Welt- und Naturperiode von 1656 Jahren sind, machen wir nur noch auf eine Abspiegelung der indischen Yugsrechnung in der Anordnung jener Periode aufmerksam:

$\frac{4}{10}$	=	662,4	Sonnen,	oder	888,8	cykl.	Jahren
$\frac{3}{10}$	=	496,8	—	—	666,6	—	—
$\frac{2}{10}$	=	331,2	—	—	444,4	—	—
$\frac{1}{10}$	=	165,6	—	—	222,2	—	—

Summe $\frac{10}{10}$ = 1656,0 Sonnen, oder 2222,0 cykl. Jahren.

Auch bemerke man, daſs jene 473,14 Jahre, welche $3\frac{1}{2}$ mal in 1656 Jahren enthalten sind, 634,857 kleine cyklische Jahre betragen; die 3fache Summe 1904,57, ein Verhältniſs, dessen wir uns weiter unten von neuem erinnern wollen.

Es fragt sich nun vor allen Dingen, ob sichs auch erweisen lässet, daſs die Alten, da sie doch offenbar schon seit früher Zeit eine sehr genaue Kenntniſs von der eigentlichen und genauen Dauer des Sonnen- und Mondjahres hatten, neben diesen auch nach solchen künstlichen cyklischen Jahren gezählt und gerechnet haben? und aus welchem Grunde sie dies thaten?

Daſs die alten Römer und Etrusker wirklich, mitten durch das Rechnen nach eigentlichen Sonnenjahren hindurch, auch nach ihren künstlichen, 10 monatlichen Jahren gezählt haben, und daſs das Zählen nach den letzteren gerade da von ihnen angewendet wurde, wo die Bestimmung der Zeit die heiligste und wichtigste Angelegenheit seyn muſste, z. B. bei Verträgen und Bündnissen der Völker, vor dem Altar der Götter, hat bereits Niebuhr, in seiner Geschichte der Römer, auf eine ganz überzeugende Art bewiesen *). Die Etrusker pflegten nämlich unter der Form eines Waffenstillstandes Frieden zu schlieſsen. „So wurde denn auch der Vejentische Frieden, vom Jahr 280 nach Erbauung der Stadt Rom, auf 40 Jahre geschlossen, und schon 316 fiel Fidenae ab und vereinigte sich mit Veji, ein Zeichen, daſs Veji schon wieder im Kriegszustand gegen Rom war. Dieser Abfall war den Römern äusserst ungelegen und gehässig, dennoch klagen sie die Vejenter nicht an, ihre Eide gebrochen zu haben. Noch deutlicher ist, daſs Livius, als von dem 20jährigen Waffenstillstand des Jahres 329, nach den Fasten 18 verflossen waren, im Jahr 347, sagt, der Waffenstillstand sey verlaufen gewesen. Dies erklärt sich nur durch die Anwendung des 10monatlichen Jahres.

---

*) Th. I. S. 202. 203.

Denn von diesen sind $40 = 33\frac{1}{3}$, $20 = 16\frac{2}{3}$ Sonnenjahren: so daſs im ersteren Falle das Verhältniſs des Friedens schon mit dem Jahr 314, im andren mit dem Jahr 346 aufhörte. *Gerade da, wo auch unwillkührliche Verletzung Strafe der Götter nach sich zu ziehen drohte, wurde also diese Art von Zeitrechnung, als eine besonders heilige und unwandelbare angewendet.*"

„Mit den Ausonischen Völkern, mit den Volskern und Äquern, schloſs Rom daher auch nach cyklischen Jahren Waffenstillstand; der, welcher 323 n. E. d. St. auf 8 Jahre ($6\frac{2}{3}$ Sonnenjahre) beschworen ward, endigte so mit dem Jahr 330, daher es auch den Volskern nicht als Meineid vorgeworfen wird, daſs sie im folgenden Jahr die Feindseligkeiten erneuerten. Das 10monatliche Jahr war die Frist der Trauer, der Auszahlung legirter Aussteuer, des Kredits beim Verkauf der Früchte, und höchst wahrscheinlich aller Darleihen, und Maasstab des ältesten Zinsfuſses."

Eben so macht nun auch Niebuhr *) darauf aufmerksam, daſs der alte Dichter Ennius, der im Jahr 582 das letzte Buch seiner Annalen schrieb, nicht nach Sonnen, sondern nach cyklischen 10monatlichen Jahren zählte, wenn er sagt:

Septingenti sunt, paullo plus vel minus anni,
Augusto augurio postquam incluta condita Roma'st.

Denn 700 cyklische Jahre, sind $582\frac{2}{3}$ (582,63) Sonnenjahre, mithin hatte der Greis ganz genau gezählt, und es ist nur hier, wie in andren ähnlichen Fällen sehr zu bewundern, daſs die Unwissenheit über jenes cyklische Jahr, und seine Anwendung zum Ausmessen der Zeiten, zu Varro's Zeiten so weit gehen konnte, daſs dieser dem Ennius seine so richtige Rechnung als einen argen Fehler verweisen darf.

---

*) A. a. O. S. 204 und 205.

Dennoch war diese Unkenntniſs des cyklischen Jahres und seines Verhältnisses zum Sonnenjahr, nicht allgemein. Nach einer bei Censorin sich findenden Angabe, sollte das 10monatliche Jahr nur bis auf die Zeit des Tarquinius Priscus in Gebrauch gewesen seyn, aus andren Gründen, ist es jedoch wohl mehr als wahrscheinlich, daſs die Anwendung desselben noch lange über die Zeit der Königlichen Herrschaft hinaus, gewöhnlich blieb. Cincius Alimentus, ein wahrhaft kritischer Alterthumsforscher, treu und fleiſsig *) zog deshalb, in der ersteren Voraussetzung, von 132, von ihm als cyklische betrachteten Jahren, 22 ab **).

Jenes, bei den Völkern des alten Italiens in so heiligem Ansehen stehende 304tägige Jahr, war in den Augen vieler neuer und älterer Zeitberechner ***), ein so gekünsteltes, mit dem Laufe der Naturzeiten so wenig in Übereinstimmung stehendes, daſs manche daran gezweifelt haben, ob jemals ein solches Jahr wirklich in eigentlichem Gebrauch gewesen †). Allein man muſs nicht vergessen, daſs alle jene künstlichen zehnmonatlichen Jahre, welche bei verschiedenen Völkern in Gebrauch gewesen, wie schon Censorin bemerkt *), jedes auf seine eigne Weise mit dem Sonnenjahr in Übereinstimmung gesetzt und ausgeglichen wurden. Das 304tägige Jahr bestund aus 10 künstlichen Sonnenmonaten, oder aus 10 Zwölftheilen des Sonnenjahres von 365 Tagen. Denn $\frac{365}{12}$ beträgt 30,42 Tage, 10 solche Monate mithin eigentlich 304 Tage und 2 Stunden, und das 304tägige cyklische Jahr war demnach eigentlich ein 10-monatliches jenes alten 364 $\frac{1}{2}$ (genauer 364 $\frac{1}{3}$) tägigen, das dem Philolaus zugeschrieben wird **). Das altrömische Jahr enthielt demnach 10 solche künstliche Monate, davon 12 auf ein Sonnenjahr gerechnet wurden. Zählte man dagegen, wie die Ägypter gethan hatten, 13 Monate und 5 Tage auf ein Jahr ***), so war weder von Sonnenmonaten noch von synodischen, sondern ven periodischen, oder von Knotenmonaten die Rede. Denn 13 periodische Monate sind 355 Tage, hierzu 5, giebt das alte Jahr von 360 Tagen. Zehn solche natürliche Monate gaben aber das cyklische Jahr nicht zu 304, sondern zu 272 bis 273 Tagen.

---

*) Niebuhr a. a. O. S. 191.

**) Ebendas. S. 205.

***) Censorin p. 105.

†) Bailly a. a. O. II, 265.

Und dieses ist wohl ohnfehlbar das älteste, und am tiefsten in der Natur aller Zeitrechnung und Zeitenabmessung gegründete zehnmonatliche Jahr gewesen. Wenn in einer bereits oben angeführten Stelle des Plutarch einer zehnmonatlichen Naturperiode, als des ursprünglichen und ältesten Zeitenwechsels unsres Planeten gedacht wurde, so zeigte der ausdrückliche Zusatz: daſs dieses die Zeit sey, auf welche die Geburt des Menschen, von der Zeugung an falle, daſs hier von eben jener Zeit von 10 periodischen Monaten die Rede sey, welche Censorinus zu 274, oder genauer, wenn er sagt, der Mensch werde am ersten Tág der 40sten Woche geboren: zu 273 vollen Tagen und einigen Bruchtheilen eines Tages angiebt *). Diese Zeit von 10 periodischen Monaten, beträgt beiläufig 9 synodische, oder noch genauer 9 Sonnenmonate, d. h. Zwölftheile des 365¼tägigen Jahres. Daher bestimmten die Chaldäer jene Zeit, welche der ungeborne Mensch unter dem Herzen seiner Mutter ruht, als eine 9 und 10-monatliche **) und es wird dies von Einigen als der Grund betrachtet, weshalb das früheste Alterthum eben sowohl 9 als 10 Parzen benennt ***), wiewohl in den meisten Fällen, und zum Theil in den ältesten Schriften, jene Naturperiode eine 10monatliche genannt wird †).

---

*) Censorin c. XX.

**) Ib. p. 100.

***) Ib. p. 101.

Das was Censorin im 11ten Kapitel über die 274tägige Naturperiode und ihr genaues Zusammenstimmen mit den astrologischen Ansichten der Chaldäer sagt, läſst darauf schlieſsen, daſs dieses kleine cyklische Jahr vorzüglich dem chronologisch-astrologischen System dieses Volkes angehörte; wir werden jedoch weiter unten den 270 bis 274tägigen Cyklus ganz vorzüglich auch bei den Ägyptern und selbst bei den Völkern des alten Italiens wieder finden. War doch schon in jenem alten ägyptischen Zahlenräthsel, welches in dem Namen des Nilstromes, in dem Wort Νεῖλος, liegen sollte, die Zeit von 270 Tagen, am Ende des Wortes und des Jahres, sehr deutlich hervorgehoben.

---

*) l. c. C. XI. p. 46 u. 48.

**) Censar. p. 30.

***) Gellius L. III, c. 16. Sept. Tertullian. de anima c. XXXVII. Lindenbrog. annotat. ad Censorin. p. 35.

†) Buch der Weisheit Cap. VII. v. 2. Terent. Adelph. Act. III, sc. 4. Varro apud Nonium in *Spissum*. Hippocrates ap. Censor. c. VII, Lindenbr. l. c.

Denn Ν war 50,
Ε = 5,
Ι = 10,
Λ = 30,
Ο = 70,
Σ = 200,

Summe 365, mithin die Zahl der Tage eines bürgerlichen Jahres *). Beiläufig 270 Tage verliefen nämlich, von da an, wo der Nil wieder in sein Bette zurücktrat, und nun das befruchtete Land des Anbaues wieder fähig wurde, bis dahin, wo die neue Überschwemmung begann. Genauer jedoch läſst sich die Zeit von 272 Tagen, in einem andren Verhältniſs des ägyptischen Jahres nachweisen. Der Anfang des Jahres war wohl bei dem gesammten Alterthum ursprünglich auf den Herbst gesetzt **), denn nach einer uralten Überlieferung war die Welt und der Mensch im Herbst geschaffen. Und zwar setzen aus diesem Grunde, übereinstimmend mit der hieneben erwähnten allgemeinen Ansicht der Juden, alle die vorzüglicheren Chronologen der neueren Zeit, die Zeit der Schöpfung und den ursprünglichen Anfang des Jahres in den Herbst, nämlich (wenigstens die meisten unter ihnen) auf den October. J. Usser wählt zu diesem Anfangspunkt aller Zeitberechnung den 23sten, Scaliger und Petau aus Gründen, welche Scaliger (a. a. O.) auseinandergesetzt hat, den 26sten October. Nun war aber in dem alten Jahrescyklus der Ägypter, nebst jenem alten auch ihnen nach Scaligers Zeugniſs gar wohl bekannten Jahresanfang, noch ein anderer Zeitpunkt im höchsten Grade ausgezeichnet, welcher auch später als Anfang ihres Canicularjahres festgesetzt wurde, nämlich jener Tag, an welchem der Hundsstern zuerst heliakalisch aufgieng, oder vielmehr aus den Strahlen der Morgensonne zuerst wieder dem Auge wahrnehmbar hervortrat. Dieses geschah am 20sten Juli, und an diesem Tage begann das bürgerliche ägyptische Jahr, in so fern es kein wanderndes Nabonassarisches war. Aber auch indem es schon ein wanderndes (blos 365tägiges) Jahr war, fiel dennoch beim Beginnen jeder groſsen 1460jährigen Canicular-

---

*) Heliodor. Äthiopic. L. IX. Diod. Sic. L. I. Schol. ad Theocrit. Idyll. 7. Höschel. annotat. ad Horapoll. p. 181, Lindenbr. l. c. 103.

**) Bailly a. a. O. Th. II. Waser, a. a. O. Tab. III. Man vgl. Rabbi Kimchi ap. Meyer, ad Seder Olam c. 15. Ante tempus quo egreſſi sunt (Israelitae) ex Ägypto, erat Tisri

---

(Octobr.) mensis primus, quia in Tisri mundus est conditus, sed ex quo egressi sunt Israelitae ex Ägypto in mense Nisan, hic factus est principium mensium, et Tisri ab eo septimus. Reliquo mundo non est mensis Nisan principium mensium, sed *Tisri*, (Octobris). Des Vignol. II. 562. Scalig. de emend. Temp. p. 568.

periode, der Anfang des Jahres richtig auf den 20sten Julius, wie dies Ideler*) nicht blos von dem Jahr 139 nach Christi Geburt, oder dem 4320sten der Welt, wo, wie bereits erwähnt, eine solche groſse Canicularperiode sich vollendete und neu begann, sondern auch vom Jahr 1322 vor Christi Geburt, und selbst vom Jahr 2782 (dem 1400sten der Welt) durch Rechnung genau dargethan hat. Mit diesem ersten des Monates Thot, oder kurz nach dem sichtbar werdenden heliakalischen Aufgang des Sirius, trat dann auch in Ägypten die Erquickung und Belebung des nach Feuchtigkeit lechzenden Landes ein. Hiermit kam die Geburt einer neuen Pflanzen- und Thierwelt, und Sirius Anubis, der Schlangentödter, hatte die feurige, versengende Schlange Typhon, mit seinem neubelebenden Wasser überwunden.

Der 20ste Julius fiel, vom eigentlichen, alten Jahresanfang an gerechnet**), gerade auf das Ende des 10ten periodischen Monats; oder vom 23sten October an, gerade auf den 273sten Tag des Jahres. Dies ist aber genau der Tag, auf welchen nach der gewöhnlichen Rechnung, die Geburt des Menschen, von dem Tage der Empfängniſs an, fällt. Somit war mitten in dem gröſseren Cyklus des Jahres, von $365\frac{1}{4}$ Tagen, dieser kleinere, von drei Vierteljahren eingeschlossen. Er war, um einstweilen nur oberflä lich andeutend davon zu reden, die Zeit, welche von da an vergieng, wo im October das Erdreich, von der Fluth verlassen, sich zuerst wider den belebenden Sonnenstrahlen darbot, und wo nun die Sonne die Dünste wieder aus dem Meer und feuchten Erdreich erhob, und zu leichten Gewölken sammlete, die sich von Norden aus, hin über Ägypten nach dem südlichen Gebirge — der Geburtsstätte des Nils — zogen, diese mit ihrem Überfluſs tränkten, bis aus den angehäuften Massen, um die Zeit der Sommersonnenwende, die neue Lebensfülle des Anubis geboren wurde. Da von dem Anfang der Überschwemmung, beim Beginn des Canicularjahres, bis dahin, wo im October das nun wieder vom Strom verlassene Land von neuem bestellt und mit Waizen, Hirse, Gerste, Flachs u. a. besäet, zu gleicher Zeit aber der schon vor der Überschwemmung ausgesäete Reis eingeerndet werden konnte, beiläufig ein Vierteljahr vergieng, was auch mit den Beobachtungen der neueren Reisenden übereinstimmt *), war überdies die Zeit von 272 Tagen, oder drei Vierteljahren, beiläufig die Zeit, welche Ägyptenland neugeschaffen aus den Fluthen hervortrat, und bis zur neuen Überschwemmung ausserhalb denselben blieb. Eine ähnliche Abtheilung des Jahres, in die Zeit von 10 periodischen Monaten, vom Beginn der Vegetazion und der ersten Bestellung des Landes im Frühling, bis zur letzten Früchteerndte im Herbst, und in die von 3 $\frac{1}{3}$ periodischen Monaten, als die Zeit des Winters und des Ausruhens der Felder, findet sich, wie wir oben sahen, noch bei mehreren Völkern, selbst bei

---

*) A. a. O. p. 80.

**) Über den doppelten Anfang des Jahres im ägyptischen Kalender, einmal um die Zeit des Sommersolstitiums, dann um die der Herbstnachtgleiche, sehe man Kreutzers Symbolik. 2te Ausg. I. p. 267, 268 u. f.

---

*) Zoëga de obeliscis Sect. III. c. 6. S. 167.

den Kamtschadalen. Jene Zeit des Ausruhens des vom Wasser bedeckten Landes, bis in den 4ten periodischen und bis ans Ende des 5ten synodischen oder 30tägigen Sonnen-Monates, ist auch sinnvoll in jenen beiden ägyptischen Hieroglyphen angedeutet, welche Paterson *) aus dem Werke des Abbé Pluche entlehnt hat, und woron sich die eine auf einem Mumiensarge, die andre in den Isis Tafeln fand. Auf der einen sieht man Horus, schlafend in einem Löwenartig gestalteten Ruhebett — denn der Löwe bedeutet in der Hieroglyphensprache das Wasser — mit eingewickelten Armen, wie ihn Anubis, das Bild des Hundssternes, zur Ruhe legt. Zu seinen Häupten steht Isis, unter ihm sind die Bilder von 4 Monaten, aber es ist vielleicht nicht ganz ohne Bedeutung, dafs Anubis, gleichsam schwörend, 2 Finger, den Zeige und Mittelfinger, beide von gleicher Länge emporhebt, während Isis, eben so die Hand erhebend, den Zeigefinger und den nur bis an das Drittel seiner Länge hinanreichenden Daumen ausstreckt, so dafs hiermit $5\frac{1}{3}$ periodische Monden angedeutet scheinen.

Auf der andern Hieroglyphe zeigt sich Horus auch, schon erwacht auf seinem Ruhebette, unter ihm die Bilder von drei Monaten, eine Andeutung, dafs er nach 3 Monaten wieder zum frohen Geschäft des Lebens und des Aufblühens des Landes zurückkehrt **). Und ganz so findet sich jene Ruhe des

---

*) On the Origin of the Hindu Religion. Asiatic Researches Vol. VIII. p. 75. (des Londner Nachdrucks.)

*) Paterson glaubt, diese Hieroglyphe sollte bedeuten, dafs er sich im Anfang des 5ten Monats auf die andre Seite

Horus, in dem Schlafe des Indischen Vishnu wieder, der auf der Schlange Sesha liegend, am 11ten des Monats Asarh einschläft, am 11ten Bhadra, wo die Wasser zu sinken anfangen, sich auf die andre Seite kehrt, am 11ten Cartica erwacht. Dieser Tag fällt aber in die letzte Hälfte des Octobers, mithin ganz in die Zeit des alten Jahresanfanges nach der Herbstnachtgleiche, wo man nach Niebuhr noch jetzt zu Bombay und Guzurate das Jahr beginnt, wie denn überhaupt nach Davis *) ohne Ausnahme die verschiedenen Zeitperioden des indischen Systems der Astronomie, von der Zeit des Hinweggehens der Sonne aus dem Herbstaequinoctialpunkt, der um 4000 vor Christo gegen Ende des Octobers fiel, ihren Anfang nehmen.

So hat sich denn noch jetzt in der indischen Mythologie, die alt-ägyptische Hieroglyphe des Jahres erhalten, und noch jetzt redet ein altes Mantra oder Zauberlied den schlafenden Heri oder Vishnu gegen Ende seiner Schlummerzeit an:

„Die Wolken sind vergangen, und mit ungetrübtem Lichte leuchtet bald der Vollmond aus dem reinen Blau. Ich komme, daſs ich Reinheit erlange vor deinem Angesicht, und bringe dir die Erstlinge der Frühlingsblumen dar. Wache dann auf von dei-

---

umdrehe, allein das Bild stellt einen ganz Erwachten vor, und sollte die ägyptische Hieroglyphe so wie die indische Vorstellung vom Schlaf des Vishnu, ein Umkehren in der Mitte der 4 Monat vorstellen; so müſsten nur 2 Monatsbilder da seyn, nicht 3.

*) On the Indian cycl. of sixt. years Vol. III. der Asiatic Researches.

nem langen Schlummer, wache auf du Herr aller Welten."

Auf die Anwendung des kleinen cyklischen Jahres von beiläufig 272 Tagen, und auf seine Ausgleichung mit dem Sonnenjahre, deutet auch das hin, was wir aus den Schriften der Alten noch über das dreimonatliche Jahr, oder über die sogenannten Horen wissen. Censorin berichtet von diesem alten, dreimonatlichen Jahre, dessen Erfindung Einige dem ägyptischen König Horus zuschreiben, dafs es namentlich bei den Arcadern, früher im Gebrauche gewesen als das Mondenjahr. Wenn nach dem Zeugnifs der späteren griechischen Schriftsteller, das Jahr in alter Zeit statt ἔτος oder ἐνιαυτὸς, ὥρος geheifsen *) und hiervon noch ὧροι die Jahrbücher genannt waren, so erhält hierdurch eine andre Aussage der Alten, nach welcher das Wort ἐνιαυτὸς oder Jahr, eine Zeit von drei Jahren bedeutete **), eine dreifache,

---

*) Plutarch Sympos. L. V. qu. 4. edit. Reisk. VIII. p. 697. Censorin. l. c. C. XIX. Suidas ad voc. ὧρος.

**) Scalig. de emend. tempor. L. I. (de anno commentit. Herodot.) edit. secund. p. 60. sagt von Geminus, der von ihm als accuratissimus scriptor gerühmt wird, „apud illum παρ' ἐνιαυτὸν est, quod apud Herodotum διὰ τρίτου ἔτεος." und der Scholiast zu Sophocl. Trachin. 166. sagt: Ὁ Ἡρόδοτος τρία ἔτη λέγει τὸν ἐνιαυτόν. Auf die alte Meinung: das Wort ἐνιαυτὸς bedeute eine Zeit von drei Jahren, scheint sich auch jenes Misverständnifs zu gründen, vermöge welchem Clemens, Africanus, Tertullian, Lactantius, ja selbst wie es scheint Augustinus, die Zeit, in welcher Christus von der Taufe Johannis bis zu seinem Tode gleich merkwürdige Bedeutung. Denn fürs erste enthielt ein ὧρος oder ἐνιαυτὸς der ein Vierteljahr dauerte, 3 synodische oder 3 Sonnenjahrmonate von 30 Tagen, und auch der einzelne Monat hatte in alter Zeit, nach Diodors von Sicilien, Plutarchs und Anderer Zeugniſs, ein Jahr geheiſsen. Fürs 2te konnte ein Jahr, die Zeit von 3 Horen oder Vierteljahren bezeichnen, denn wir wissen, daſs die ältere Form des Jahres nur aus 3 Horen zusammengesetzt war, welche Zahl der Horen und Grazien auch noch dem späteren System der Mythologie geblieben. Endlich so war unter dem Wort ἐνιαυτὸς oder Jahr, wie besonders aus der von Scaliger angeführten Stelle des Geminus erhellet, das ursprüngliche und alte Trieterium, von drei natürlichen Sonnenjahren verstanden worden. Denn obgleich einige Schriftsteller der Griechen und Römer das Trieterium für eine Zeit von nur 2 vollen Jahren halten *), so hat dennoch, wie wir eben weiter sehen werden, die Angabe des Diodorus Siculus, des Martial u. A. **), welche das Trieterium für eine Zeit von 3 Jahren anerkennen, nach deren Verlauf in ältester Zeit die Dionysien gefeiert wurden, sehr gute Gründe für sich. Ohnehin wissen wir schon aus Scaliger, daſs jener Zeitfeste in Griechenland 3 waren, wovon jedes am Ende einer eignen Periode und in seiner eignen Jahreszeit gefeiert wurde.

---

lehrte, zu nur einem Jahr, ἐνιαυτὸν μόνον bestimmen; Ignatius dagegen und Andre, der Wahrheit gemäſs zu 3 Jahren. Potter. ad Clement. Alexandr. p. 407.

*) Censorin a. a. O. C. XVIII, Scaliger p. 298.

**) Henric. Stephan. Thesaur. sub voce ἔτος. p. 1295.

Jenes älteste Trieterium muſste, der Natur der Sache nach, zu einer genauen Ausgleichung des kleineren Cyklus von 3 Horen oder 3 Vierteljahren, mit dem eigentlichen Sonnenjahre dienen, denn 4 dreivierteljährige Cyklen sind gerade 3 Sonnenjahre, während die oben erwähnte ägyptische Periode von 25 Jahren, nach deren Verlauf die Gottheit im Fleisch erscheinen sollte, als Apis *), einfach genommen, gerade 33,333, die 3maligen mithin gerade 200 solche Cyklen enthielt, wenn man einen zu 272 ¾ Tagen nahm. Wurde jedoch die Dauer des 10monatlichen Jahres, genau zu 272,187 Tagen gesetzt, so betrug der Unterschied zwischen 4 solchen cyklischen und 3 eigentlichen Sonnenjahren, gerade eine, der Dauer des ältesten Schalttagsfestes aus anderweitigen Analogien höchst angemessene Zeit von *sieben* Tagen.

Und daſs jener alten, dem Dionysos selber zugeschriebenen, heiligen Trieteris, wirklich eine solche Gliederung aus 4 cyklischen und 3 natürlichen Jahren zukam, zeigt sich gerade aus der Analogie jener späteren, auf gleiche Weise benannten Zeitfeste. Wie nämlich die eine Form der Horen, und wohl die älteste, aus 3 Monaten zusammengesetzt war, so nennt uns Censorin 2 monatliche Horen oder Jahre **), welche mithin noch jetzt sich in den oben erwähnten, sogenannten Ritus der Inder erhalten haben. Fügten nun die Carier und Acharner, 3 solche Horen zu dem cyklischen, 6monatlichen Jahre zusammen, das bei ihnen gewöhnlich war ***), so bildeten

---

*) Creuzers Symbolik und Mythol. 2te Ausgabe I. p. 437.

**) C. XIX. p. 101.

***) Censor. l. c. Neapolis ad Ovid. Fast. 394 hält auch deten 4 von diesen Jahren, die spätere Trieteris, deren Lauf sich jedesmal nach 2 Jahren, am Beginn des 3ten erneute. Es verhielten sich jene beiden verschiedenen Formen der Trieteris und der Horen, fast wie die 7 und 10tägige Periode, welche eigentlich die Grundlage von dem einen und anderem waren. Das 10monatliche cyklische Jahr, enthielt 3 Horen, jede Hore 3 Monate, jeder Monat beiläufig 3 zehntägige Perioden. Das 6monatliche, das gewiſs ursprünglich nahe mit dem 210tägigen des Pythagoras verwandt war *), enthielt 3 zweimonatliche Horen, deren jede beiläufig 3 zwanzig tägige, jede von diesen wieder fast 3 Wochenperioden in sich faſste.

So beiläufig und zufällig auch dieſes Verhältniſs hier erscheinen mag, so ist dennoch wenigstens die Gliederung in 3 Theile, allen künstlichen, cyklischen Jahren etwas ganz wesentlich Zugehörendes, und schon Des Vignoles macht die Bemerkung, daſs wo sich in den Schriften der Alten Bruchtheile, solcher künstlichen Jahre angemerkt finden, diese jederzeit in Drittheilen bestehen **).

---

die Zeit des Trieteriums für 1 Jahr, aus 3 viermonatlichen Jahren zusammengesezt.

*) Censor. c. IX. und XI.

**) A. a. O. II. p. 631: Ce n'est pas apparement par hazard, que dans le calcul de Panodore et d'Aniane, il s'est trouvé deux tiers, outre les années entieres. J'avoue que j'en ignore la cause: mais il est bon de remarquer que quand nous trouverons des fractions, dans les exemples qui vont suivre, ces fractions se rapporteront toujours à des tiers. Peut être, que cette remarque pourra servir à d'autres, pour la decouverte de quelque particularité, que je n'ai pas apperçûë.

Eine aufmerksame Betrachtung der Fälle, die wir hier im Nachstehenden anführen wollen, möchte nun wohl keinen Zweifel übrig lassen, daſs sich die Alten eben so, mitten durch die Rechnung nach eigentlichen* vollen Sonnenjahren hindurch, des Rechnens nach cyklischen 272 tägigen Jahren bedient haben, als nach dem was Seite 148. angeführt wurde, die alten Römer des 304 tägigen cyklischen Jahres.

Wir wollen zuerst mit den verschiedenen Zeitangaben aus der Geschichte beginnen, wovon die einen genau nach Sonnen- die andern nach 272,187 tägigen cyklischen Jahren berechnet, öfters bei einem und demselben Schriftsteller unmittelbar neben einander stehen, und, wenn einmal der Schlüssel gefunden ist, einander zu einer ganz auffallenden Bestättigung dienen können. Da das Frankische System der Zeitrechnung vor allen andern groſse Vorzüge hat, soll dieses fürs erste hier als eine Art von Leitfaden hingestellt werden. — Dieses System rechnet:

	Jahre
von der Schöpfung bis zur Sündfluth	1656
— — — — — zu Abrahams Geburt . .	2008
— — — — — — Josephs Eing. in Aeg. .	2268
— — — — — — Jacobs — — — .	2298
— — — — — — Inachus, Kön. d. Argiver	2325
— — — — — — Kahaths Geburt . . .	2374
— — — — — — Ogyges Wasserfluth .	2405
— — — — — — Amrams Geburt . .	2496
— — — — — — Mosis Geburt . . .	2619
— — — — — — Deucalions Wasserfluth	2668
— — — — — — Auszug aus Aegypten .	2699
— — — — — — Mosis Tod	2738
— — — — — — Austheilung Canaans .	2744

	Jahre
Seit der Schöpfung d. Regierung Josuas bis	2764
— — — — — – Regierung d. Aeltest bis	2793
— — — — — – Tyrannei Cusans bis	2801
— — — — — – Reg. Athniels bis	2841
— — — — — – Tirann. d. Moabit. bis	2859
— — — — — – Reg. Ehuds bis	2879
— — — — — – Tir. Jabins bis	2899
— — — — — – Reg. Baraks bis	2939
— — — — — – Argonauten. Zug	2956
— — — — — – Tir. d. Midian. bis	2947
— — — — — – Reg. Gideons bis	2987
— — — — — – Tir. Abimelechs bis	2990
— — — — — – Reg. Thola's bis	3013
— — — — — – — Jairs bis	3035
— — — — — – — Jephthas bis	3041
— — — — — – — Ebzans bis	3048
— — — — — – — Elons bis	3058
— — — — — – — Abdons bis	3066
— — — — — – — Elis u. Simsons bis	3087
— — — — — – — Samuels bis	3115
— — — — — – — Sauls bis	3135
— — — — — – — Davids bis	3175
— — — — — – Anfang desTempelb. .	3178
— — — — — – Einweihung des Temp.	3186
— — — — — – Ende der Reg. Salom.	3215
— — — — — – Elisas Tode	3250
— — — — — – Ende des Israel. Reichs	3470
— — — — — – Anf. d. Babyl. Gefängn.	3585
— — — — — – Verbrenn.d.erstenTemp.	3604
— — — — — – Ende d. Babyl. Gefängn.	3655
— — — — — – Bau des 2ten Tempels	3674
— — — — — – 7ten Jahr Artaxerx. II.	3724

	Jahre
— — — — — – Beginn der 70 Jahrw.	3725
— — — — — – Christi Geburt . . .	4180
— — — — — – – Kreutzigung .	4214
— — — — — – Zerstörung Jerusalems	4250
— — — — — – Commodus Tode . .	4373

Vergleichen wir nun mit dieser Zeitrechnung in ihren ganzen Summen und dann auch in ihren einzelnen Theilen, die anderweitigen Rechnungen nach cyklischen Jahren.

1656 Sonnen Jahre sind von der Schöpfung bis zur Sündfluth, sie betragen, wie wir oben sahen, gerade 2222 cyklische Jahre, und so viel rechneten die Chaldäer nach Suidas wirklich von Erschaffung der Welt bis zur groſsen Fluth. Aber die Septuaginta und zwar in ihren ältesten und meisten Handschriften, so wie in den Ausgaben von London, Antwerpen, Franecker, zählt nicht 2222, auch nicht 2262 Jahre, wie die corrigirten Exemplare, sondern 2242, und gerade für diese Zahl stimmen die ehrenwerthesten und am tieſsten forschenden Zeitrechner der ersten Jahrhunderte: Eusebius, Syncellus Zonaras, Theophilus und jener Unbekannte dessen Tafeln der Zeitrechnung Scaliger bekannt machte. *)

Und demohnerachtet verwickelte sich diese Art von Zeitrechnung, welche die Fluth 2242 Jahr nach der Schöpfung setzte, in so offenbare, augenfällige Schwierigkeiten und Widersprüche, daſs diese weder dem ersten Zusammensteller des künstlichen Systems, noch dem unaufmerksamsten Leser und Abschreiber, viel weniger Männern wie Eusebius, Syncellus u. A. entgehen konnten. Sie setzte nämlich die Geburt des

---

*) Des Vign. I. p. 112.

Lamech ins 167te Jahr des Methusalah, woraus natürlich folgte, daſs Methusalah, die Sündfluth noch um 14 Jahre überlebt haben müſste, was in geradem Widerspruch mit der Geschichte der Sündfluth, wie sie die heilige Schrift erzählt, stehen würde.

Diesen Umstand bemerkten denn auch die spätern Anhänger der Septuaginta gar wohl, und da für sie das künstliche System der Zeitrechnung, das ihr zu Grunde lag, von keiner Bedeutung mehr war, änderten sie 167 in 187, und sezten die Zeit wo die Fluth eintrat 2262 statt 2242 Jahr nach der Schöpfung.

Aber jene Zahl 2242 hatte, wie wir noch weiter zeigen wollen, gar wohl ihren Sinn, in dem uralten System der 4 Yugs oder Weltalter. 2242 cykliſche Jahre sind nämlich, wenn man eins zu 272,38 Tagen sezt *) 1672 Sonnenjahre. Sezt man nach S. 225 diese Zahl als erstes Yug, so erhält man folgende Summe:

1) 2242 Cykl. = 1672 Sonnenjahre.
2) 1681½ — = 1254 — — —
3) 1121 — = 836 — — —
4) 560½ — = 148 — — —

Summa . 5605 — = 4180 — — —

Obgleich dieses Zusammentreffen nur ein mehr beiläufiges ist, indem 2242 eigentliche cyklische Jahre von 272,187 Tagen nur 1670,8 Jahre, mithin mehr als 1 Jahr weniger betragen, bewährt es sich dennoch von andern Seiten, daſs jene Rechner mit cyklischen Jahren die groſse Welt und Naturperiode von 4320 Mondenjahren, und ihre oft erwähnte Theilung in die 4 Yugs kannten und bei ihren Zeitrechnungen

---

*) Statt 272,187.

vor Augen hatten. 4320 volle Mondenjahre sind nicht 4180, sondern genau 4191,3666 Sonnen- oder $5624\frac{1}{3}$ cyklische Jahre, von 272,187 Tagen. Und genau so viel, nämlich 5624, zählte Pilgram nach Clemens Alexandrinus Jahre, von der Schöpfung bis zu Christi Geburt *). Er hat hierbei ohnfehlbar folgende Stelle im 1sten Buch der Stromatum des Clemens Alexandrinus vor Augen gehabt.

Μετὰ δὲ τὰ Ἑλληνικὰ, καὶ ἀπὸ τῶν κατὰ τοὺς βαρβάρους **) χρόνων ἀποδοτέον καὶ τὰ μέγιστα διαστήματα. Ἀπὸ μὲν Ἀδὰμ ἕως τοῦ κατακλυσμοῦ συνάγεται ἔτη δισχίλια ἑκατὸν τεσσαράκοντα ὀκτὼ, ἡμέραι τέσσαρες· ἀπὸ δὲ Σὴμ, ἕως Ἀβραὰμ, ἔτη χίλια διακόσια ν'· ἀπὸ δὲ Ἰσαὰκ ἕως τῆς κληροδοσίας, ἔτη ἑξακόσια δέκα ἕξ. Ἔπειτα ἀπὸ Κριτῶν ἕως Σαμουὴλ, ἔτη τετρακόσια ἑξήκοντα τρία, μῆνες ἑπτά. Καὶ μετὰ τοὺς Κριτὰς, Βασιλειῶν ἔτη πεντακόσια ἑβδομήκοντα δύο, μῆνες ἕξ, ἡμέραι δέκα. Μεθ' οὓς χρόνους, Περσικῆς βασιλείας ἔτη διακόσια τριάκοντα πέντε· ἔπειτα τῆς Μακεδονικῆς, ἕως Ἀντωνίου ἀναιρέσεως, ἔτη τριακόσια δώδεκα, ἡμέραι δέκα ὀκτώ. Μεθ' ὃν χρόνον ἡ Ῥωμαίων βασιλεία, ἕως τῆς Κομμόδου τελευτῆς, ἔτη διακόσια εἴκοσι δύο ***).

Offenbar rechnete Clemens Alexandrinus, so wie Bengel und andere Chronologen der neueren Zeit gethan haben, und wie es bei solchen allgemeineren

---

*) Calendar. chronol. in der Einleitung IX.

**) So nennt hier Clemens die Juden, deren Zeitangaben er da anführt. M. vergl. Herveti Commentar. zu dieser Stelle.

***) Edit. Frid. Sylburgii Colon. 1688. p. 337.

Angaben, wie die hier vorstehende ist, immer zu geschehen pflegt, Sem sey der erstgebohrne Sohn des Noah gewesen, und diesem gerade 100 Jahr vor der Sündfluth gebohren *). Denn er fängt seine 2te Periode bei Sems, die 3te bei Isaacs Geburt an, so daſs er dort um 100 Jahr zurück, hier eben so viel Jahre voraus zählt, mithin, ohne daſs ein Abzug oder Zusatz nöthig wäre, beim Zusammenaddiren die ganze Summe der Jahre bis auf den Tod des Commodus erhält. Er zählt:

	J.	M.	T.
von Adam zur Sündfluth	2148	—	4
von Sems zu Abrah. Geburt	1250	—	—
von Isaaks Geb. zur Austh. d. Land. Canaan	616	—	—
von hier bis auf Samuel	463	7	—
Zeit der Könige	572	6	10
— — persisch. Monarchie	235	—	—
— — macedonischen	312	—	18
— — röm. Mon. bis Commodus Tod	222	—	—
Summe	5819	2	2

Nun zählt Clemens Alexandrinus, wie er dies ausdrücklich einige Seiten weiter nachher sagt, von Christi Geburt bis zum Tod des Commodus: 194 Jahre und 2 Monate. Zieht man diese von 5819 J. 2 M. 2 T. ab, so bleibt als Summe der Jahre, von der Schöpfung bis Christi Geburt, 5625 Jahre 1 Monat 2 Tage **). Diese betragen aber, als cyklische Jahre,

---

*) Nach 1 Mos. 5. v. 32.

**) Wenn Theophilus ad Autolyc. lib. 3. p. 138. von Adam bis M. Aurel. Ver. dieselbe Zahl von Jahren rechnet, die hier Clemens bis auf Commodus hat, wobei er bei der Angabe der einzelnen Perioden, hie und da von Clezu 272,187 Tagen gezählt, gerade 4191 Sonnenjahre und 7 Monate, oder 4320 Mondenjahre, 7 synodische Monate und 15 Tage. Christus wurde also nach dieser Rechnung wirklich genau und unmittelbar nach Vollendung des heiligen Cyklus von 4320 vollen Mondenjahren, in der Mitte des 4321sten gebohren. Bemerkenswerth ist noch ganz besonders die Zahl von 2148 Jahren. Die Analogie der ganzen übrigen Summen, mit der Zeitrechnung der Septuaginta, läſst schlieſsen, daſs jenes System der Zeitrechnung eigentlich zählte

von Adam bis Sem 2148
von Sems bis Isaaks Geburt 1250 u. s. w.

Denn dann kamen, indem die Hauptsumme dieselbe blieb, die beiden ersten Zeiträume, den Angaben der Septuaginta, die bis Sems Geburt 100 J. v. d. Sündfl. 2142 (2144?) von hier bis Isaaks Geburt 1272 (1270?) Jahre rechnet, ganz nahe. Die Sündfluth fiele dann nach jener Angabe 2248 Jahre nach der Schöpfung, und die 4 Yugs würden genau folgende:

1) 2248 = fast 1728 Mondenjahre
2) 1686 = — 1296 — — —
3) 1124 = — 864 — — —
4) 562 = — 432 — — —

Summe 5620 cykl. fast 4320 Mondenjahre; mithin in runder Zahl der oben erwähnte groſse Cyklus.

---

mens abweicht, so zählt er offenbar nach einem chronologischen Systeme, was nicht blos bis auf Christi Geburt, sondern bis fast auf M. Aurelius, das Rechnen nach cyklischen Jahren fortgesetzt hatte. M. vergl. Potters Anm. zu dieser Stelle.

Ganz nahe verwandt mit jener Angabe der bis zu Christi Geburt verlaufnen Zeit nach cykliſchen Jahren, ist eine andere, auch bei Clemens von Alexandrien *) sich findende, welche in runder Summe, von Adam bis zum Tod des Commodus 5784, mithin bis zu Christi Geburt 5590 Jahre zählt. Diese Angabe nimmt das cykliſche Jahr, wie wir das öfter finden werden, genau zu $\frac{3}{4}$ Jahren, (oder 273,93 Tagen) und $\frac{5590}{4} = 1397{,}5 \times 3 = 4192{,}5$. Sie sezt mithin die Zeit von Christi Geburt nur um 11 Monate später als die vorhererwähnte. Oder auch sezte jenes System der Zeitrechnung, wie Josephus nach der einen seiner Zahlenreihen, die Zeit der Geburt Christi genau nach 85 Jobelcyklen von 49 Jahren, wovon wir nachher noch reden werden.

Vergleichen wir jedoch nun die Zeitrechnung des Clemens Alexandrinus, welcher, weil man die Rechnung nach cyklischen Jahren übersehen, die bei ihm öfter statt jener nach Sonnenjahren eintritt, bis dahin bei den gelehrtesten Chronologen der neuern Zeit durchaus als wenig genau gelten muſste, auch in ihren einzelnen Theilen, Stück vor Stück weiter. Von dem Zeitraum, zwischen der Sündfluth und Abrahams Geburt, soll nachher noch ferner die Rede seyn. Von Isaaks Geburt, bis zur Austheilung des Landes Canaan, zählt jene alte Zeitrechnung 616 Jahre, eine Angabe die sich, wenn man sie auf Sonnenjahre anwendet, auf keine Weise, weder mit dem Frankeschen, noch mit dem zu Clemens Zeiten allgemein angenommenen System in Uebereinstimmung setzen läſst. Dieses leztere, das namentlich Josephus,

---

*) Stromat. L. I. p. 339.

Eusebius und die meisten Zeitrechner *) der ersten Jahrhunderte so wie ausser Frank die bedeutendsten Chronologen der neuern Zeit angenommen haben, zählt von Abrahams Ausgang aus Haran, bis zu Israels Ausgang aus Aegypten, 430 Jahre. Rechnet man hiezu die 40 Jahre in der Wüste und die 6 Jahre welche bis zur Austheilung des Landes Canaan vergingen, so erhält man 476 Sonnenjahre, welche nach cyklischen 10 monatlichen Jahren, gegen 640 betragen. Und diese Summe fand, wie uns dies mehrere ähnliche Fälle noch deutlicher machen werden, Clemens, oder der alte Zeitrechner dessen Systeme er gefolgt war, als Summe der Jahre, die seit Abrahams Ausgang aus Haran, mithin seit dem 75sten Lebensjahr Abrahams, bis zur Austheilung des Landes vergangen waren. Da er nun seinen dritten Zeitraum von Isaak's Geburt zu zählen anfieng, die auf das 100ste Jahr des Abraham fiel, zog er von 640 die 25 ab, und erhielt so 615, sezte dann mithin die Austheilung des Landes ins nächstfolgende Jahr.

Aber noch ungleich mehr fällt die Rechnung nach cyklischen Jahren bei dem darauf folgenden Zeitraum in die Augen. Und zwar müssen wir hier zuerst bemerken, daſs einige alte Chronologen diese Periode genau so berechneten wie Frank, daſs sie mithin über ihre eigentliche Dauer vollkommen richtige Ansichten hatten. So berechnet Clemens Alexandrinus an einer Stelle **) die Zeit zwischen Mosis Geburt und Salomons Tode, nach den ihm vorliegenden Angaben auf 683 Jahr und 7 Monate, fügt aber zugleich hinzu, daſs Einige von Mosis bis Salomons Zeit 595 Jahre zählten (γίνοντο οὖν ἀπὸ Μωσέω, ἐπὶ τὴν Σολομῶνος ἡλικίαν, ὡς μέν τινές, φασιν, ἔτη πεντακόσια ἐννενήκοντα πέντε.) Nun ist dies fast genau die Zeit, welche Frank zwischen Mosis Geburt und Salomons Tode zählt, denn jene fällt nach seiner Zeitrechnung auf das 2619te, dieſer auf das 3215te Jahr der Welt, mithin in das 596ste Jahr nach Mosis Geburt. Aehnliche Uebereinstimmungen werden wir noch viele finden. Die Zeit der Richter berechnet Clemens meist übereinstimmend mit Josephus, Eusebius, Sulpicius Severus, Zonaras u. A. auf eine Weise, welche dem Ansehen nach sehr weit abweicht von den Angaben der heiligen Schrift, und doch wie sich zeigen wird, höchst genau mit ihr übereinstimmt. Nachdem er zuvor eine Angabe, wie es scheint ohne weiteren Einfluſs auf seine spätern Zusammenrechnungen hingestellt hat, nach welcher Josua, nach Mosis Tode 65 Jahre lang den Krieg Jehovahs geführt (πολεμῶν μὲν ἔτη ξε΄) dann 25 Jahre lang im gelobten Lande geruht haben solle, fährt er fort die Zeit Josuas und der Richter so zu bestimmen;

---

*) Aber nicht alle, denn Einige zählten die 430 Jahre von Jacobs Zug nach Aegypten. Scaliger Animadversion. in Euseb. Chronicor. Canon. Libr. poster. p. 17.

**) A. a. O. p. 325.

Josua	27	Jahre
Knechtschaft unter Chusachar .	8	—
Gothoniel (Athniel)	50	—
Knechtschaft unter den Moabitern	18	—
Aod (Ehud)	80	—
Knechtschaft unter Jabin . .	20	—
Debora und Barak	40	—
Knechtsch. unter den Midianitern	7	—
Gideon	40	—

Abimelech	3	—
Boleas (Tholah)	23	—
Knechtsch. unter den Ammonitern	18	—
Jephthah	6	—
Abbatthan	7	—
Ebron	8	—
Aeglom	8	—
Knechtschaft unter den Philist.	40	—
Simson	20	—
Eli	40	—
Samuel	27	—

Summa 490 Jahre.

Die Summe dieser angegebenen Jahre, von der Austheilung des Landes, bis auf Sauls Königthum, beträgt allerdings 490 Jahre. Es zählt aber Clemens Alexandrinus an mehreren Stellen die Summe der Jahre der Richter zu 463 Jahren und 7 Monaten, unter andern auch in dem bereits angeführten System der Zeitrechnung. Nun sucht zwar Des Vignoles den alten Chronologen dadurch nachzuhelfen, daſs er annimmt Clemens habe die 20 Jahre des Richteramtes des Simson gar nicht mitgezählt, und daſs er willkührlich von der Zeit die hier dem Samuel beigelegt ist, 7 Jahre abschneidet, allein Simson und die Zeit der Knechtschaft unter den Philistern betreffend, heiſst die Stelle ausdrücklich: καὶ μετὰ τοῦτον ἐξαμαρτὼν πάλιν ὁ λαὸς, ὑπὸ ἀλλοφύλοις γίνεται τοῖς Φιλισταίοις, ἔτη μ'. ἐπιστρεψάντων δὲ αὐτῶν, Σαμψὼν, ἡγεῖται ἐκ φυλῆς Δὰν, νικήσας ἐν πολέμῳ τοὺς ἀλλοφύλους. Οὗτος ἦρξεν ἔτεσιν εἴκοσι. Καὶ μετὰ τοῦτον ἀναρχίας οὔσης, διέκρινε τὸν λαὸν Ἠλὶ ὁ ἱερεὺς, τεσσαράκοντα ἔτη. Es ist mithin kein Zweifel, daſs Simsons 20 Jahre wirklich für sich besonders gerechnet worden, ohne daſs sie, wie Des Vignoles glaubt, in die Zeit der Knechtschaft unter den Philistern, oder wie es bei Frank der Fall ist, unter Elis 40 Jahre aufgenommen wären. Man darf sich, im Fall dieses besondere Aufführen von Simsons 20 Richterjahren, nicht ganz der Wahrheit gemäſs scheinen sollte, nicht irre machen lassen. Den alten chronologischen Systemen lag vor allem an einem richtigen Zutreffen ihrer Zahlensummen. Auf der vorstehenden Tabelle fehlt Jair, der 22 Jahre Richter war ganz, und doch wird die Summe 463 Jahre.

Um diese Summe zu erhalten, ſcheint es, muſs man die Zeit der Richter von Josuas Tode, bis zu Sauls Regierungsantritt zählen. Läſst man die 27 Jahre welche die vorstehende Tabelle dem Josua beilegt hinweg, so bleiben wirklich von 490 nur noch 463. Clemens sagt: 463 Jahre 7 Monate. Nun sind nach dem am genauesten nach den Worten der heiligen Schrift abgemessenen Zeitrechnungssystem, nach dem Frankeschen, von Josuas Tod bis Sauls Regierungsantritt in runder Summe 351 Jahre. Denn Frank setzt (a. a. O. s. 363) Joſuas Tod in das 2764ste, Sauls Regierungsantritt in das Jahr 3115 der Welt. 351 Jahre sind 12819.9 Tage. Diese betragen aber nach cyklischen, 10 monatlichen Jahren, von 271,187 Tagen, genau 463 Jahre plus 7 synodische Monate und 11 Tage. Denn 463 cykl. Jahre sind $12602\frac{1}{4}$ Tage; 7 syn. Monate, sind $206\frac{1}{2}$, dazu noch 11 Tage, sind 12819, wie oben.

Das hier, ganz besonders in der Zeit der Richter, nach cyklischen Jahren, nicht nach Sonnenjahren gezählt sey, kann man auch deutlich sehen, wenn man die einzelnen Parthieen der vorstehenden Tabelle, mit den Jahresangaben der heiligen Schrift vergleicht, welche der reinen Wahrheit immer treu bleibend nach wahren und natürlichen Sonnenjahren, nie nach irgend einem künstlichen Systeme zählte. Von Athniel bis zum Ende des Richteramts des Thola hat Clemens zusammen 281, die heilige Schrift nur 211 Jahre; aber 210 volle Jahre sind gerade 280 Dreiviertheljahres-Cyklen.

Wir kommen nun an eine Zeitbestimmung, welche uns durch das ausdrükliche Wort der heiligen Schrift selber an die Hand gegeben wird, an die der Jahre, von dem Ausgang aus Aegypten bis zum Tempelbau Salomonis. Nach 1. Buch der Könige, 6te Cap. 1ste V. ward jener Bau im 480sten Jahre nach dem Ausgang der Kinder Israel aus Aegyptenland begonnen. Nach dem Frankeschen System beträgt dieser Zeitraum auch genau 480 Jahre, welcher von den meisten Chronologen der alten Zeit, um Vieles gröſser angegeben wird. Am nächsten bleibt noch der Wahrheit Sabellicus, bei Ruffin, der die hier verlaufene Zeit 502 Jahre schätzt. Dagegen bestimmt sie Josephus, der jüdische Geschichtschreiber, an einer Stelle seiner Werke zu 592 Jahren, und hierin stimmen mit ihm noch jezt die Juden in China überein *). An 2 andern Stellen sezt er sie 612 Jahre, noch öfter jedoch hat er, wie dies Des Vignoles erwiesen hat **), eine Angabe dieser Periode zu wenigstens 649 Jahren vor Augen gehabt, hierin sich nähernd der Bestimmung dieses Zeitraums zu 650 Jahren, wie wir sie bei dem christlichen Schriftsteller gleiches Nahmens aus dem 5ten Jahrhundert finden, oder der bei Clem. Alexandrinus, zu 639, oder bei dem alten Zeitrechner, Georg Syncellus, der sie zu 659, oder bei Cedrenus, der sie zu 672 Jahren bestimmt. 649 bis 650 Jahre sezt nämlich Josephus den Zeitraum von Ausgang der Kinder Israel bis zur Erbauung des Tempels, ohne diese Zahl wörtlich auszusprechen, gerade da, wo in den Exemplaren 592 steht, denn die Zeit von der Schöpfung bis zum Ausgang aus Aegypten, beträgt nach den klaren Worten seiner Geschichte, wenn man die einzelnen, von ihm angegebenen Summen zusammenaddirt, 2453 Jahr, die Zeit von der Schöpfung bis zur Erbauung des Tempels, 5102; mithin die Zwischenperiode 649. Und dieselbe Summe erhält Des Vignoles (a. a. O.) noch auf 3 verschiedene Weisen, indem er die bei Josephus zerstreut stehenden Zeitangaben sammelt und vergleicht.

---

*) V. Meier, zu 1 B. der Könige c. 6. v. 1.

**) Des Vign. chron. saint. T. I. p. 187 u. f.

Woher nun diese auffallend und unverhältniſsmäſsig groſse Verschiedenheit der Angaben, über die Dauer jenes Zeitraums? Läſst sich etwa die Zahl der Jahre, wie sie die heilige Schrift selber giebt, durchaus nicht mit ihren anderweitigen Angaben, zum Beispiel im Buch der Richter, in Uebereinstimmung setzen, wie Des Vignoles behauptet? Und doch haben alle, die gründlichsten und gröſsten Chronologen der neuern Zeit, durch die That selber gezeigt, daſs die Summe von 480 Jahren für diesen Zeitraum, sehr wohl mit den übrigen Jahresangaben der Bibel zusammentreffe, und namentlich haben Usser, Scaliger, Bengel u. A. die Zeit vom Ausgang aus Aegypten bis zum Tempelbau zu 479, Frank genau zu 480 und nur Petau um etwas länger, nämlich zu 510 Jahren berechnet. Wir brauchen wohl auch hier den Worten der heiligen Schrift nicht eine Sylbe zu vergeben; ohnehin würden wir, jenen langen Zeitangaben folgend, auf der andern Seite in groſse Widersprüche mit dem klaren Wort und Sinn derselben gerathen und in Schwierigkeiten vielfältiger Art, denen selbst der scharfſinnige Des Vignoles nicht auszuweichen vermochte.

Versuchen wir auch hier die Ausgleichung der Sonnenjahre in und mit cyklischen, 10 monatlichen. 480 Sonnenjahre betragen genau $644\frac{1}{11}$ cyklische Jahre, von 272,187 Tagen, die 639 bei Clemens, als cyklische Jahre berechnet, sind deshalb 476 Jahre und 73 Tage; die 649 und 650, bei dem ältern jüdischen so wie bei dem jüngeren Josephus, sind 484 Sonnenjahre; dagegen würden die 480 Sonnenjahre bis zur Vollendung des Tempelbaues, nach cyklischen Jahren, fast 654 ausmachen, die 659 Jahre des Syncellus 491 Sonnenjahre, und $38\frac{2}{3}$ Tage, endlich die 672 bei Cedrenus, fast genau so viel als die Angabe bei Sabellicus, nämlich 501 Jahre. Denn 502 Sonnen sind 673 cyklische Jahre und 168 Tage.

Aber wie findet sich hiermit die ausdrücklichund wörtlich bei Josephus stehende von 592 Jahren *) zusammen, die wie bereits erwähnt, noch jezt sich bei den chinesischen Juden erhalten hat? Darüber wird uns, einige Seiten weiter hinunter, die lateinische Uebersetzung des Ruffinus noch ferner belehren. Der Grundbegriff des cyklischen Jahres, war im ganzen Alterthum dahin fest gestellt, daſs daſselbe eine Zeit von 10 Monaten sey. Das heilige, cyklische Jahr der Etrusker, faſste, wie wir oben sahen, 10 Zwölftheile des

---

*) Flav. Josephi Antiquit. Jud. L. VIII. c. 3. init.

Sonnenjahres, 10 Sonnenmonate in sich, oder 304 Tage. Zehn synodische Monate sind 295,3058 oder in runder Summe 295 Tage; zehn periodische, so wie 10 Knotenmonate 272 Tage. Eine Angabe der Zeiten nach cyklischen Jahren von zehn synodischen Monaten, hatte der lateinische Bearbeiter des Josephus, Ruffinus, wie wir nachher sehen werden im Ganzen immer, Josephus selber zum Theil vor sich. Denn 480 Jahre betragen, genau $593\frac{2}{3}$ solche cyklische Jahre, oder $5936{,}_{64}$ synodische Monden. Josephus Angabe, in Sonnenjahre übersezt, giebt also genau so viel als Scaliger, Bengel, Usser und die meisten neuern Chronologen aus den einzelnen Jahressummen der heiligen Schrift berechnet haben, sie setzt nämlich den Tempelbau in das 479ste Jahr nach dem Ausgang aus Ägypten; denn 592 solche cyklische Jahre, sind 479 Jahre weniger 129 Tage.

Doch die Chronologie des Josephus und der ältesten Uebersetzer seiner Geschichtsbücher, ist für die Geschichte der gesammten alten Zeitrechnung zu bedeutend, und zu wichtig, als daſs wir sie nicht etwas genauer betrachten sollten. Nur noch eine einzige Zahlenangabe nach cyklischen Jahren, die uns hier beim Durchlaufen der Geschichte der Könige Jsraels und Judas gerade am Wege liegt, wollen wir vorerst aus Clemens Alexandrinus mitnehmen.

Dieser alte Chronolog und Kirchenvater, rechnet S. 326 seiner Stromatum, 181 Jahre von Salomons bis zu des Propheten Elisa Tode, obgleich er zugleich erwähnt, daſs Andere diesen Zeitraum auf 105 und 102 Jahre beschränkten. (συνάγεται οὖν ἀπὸ Σολομῶνος ἐπὶ Ελισαίȣ τοῦ προφήτȣ τελευτὴν, ἔτη, ὡς μὲν τινές φασιν, ἑκατὸν πέντε· ὡς δὲ ἕτεροι, ἑκατὸν ίου· ὡς δὲ ἡ προκειμένη δηλοῖ χρονογραφία, ἀπὸ βασιλείας τῆς Σολομῶνος ἔτη ἑκατὸν ὀγδοήκοντα ἕν).

Offenbar lag allen diesen so verschiedenen Angaben, eine und dieselbe Zahl zu Grunde, und zwar die richtige. Der zwischen Salomons und des Propheten Elisa liegende Zeitraum, läſst sich ohne groſse Schwierigkeit aus den Jahresangaben in den Büchern der Könige und der Chronica bestimmen, und Frank so wie alle neueren Chronologen, setzen den Anfang der Regierung des Joas, des Sohnes Joahas, dem der sterbende Prophet seine Siege vorausverkündigt hatte, ins 134ste Jahr nach Salomons Tode *), mithin den Tod des Elisa wahrscheinlich ins 135ste. Salomon starb nach Frank im Jahr 3215, Elisa 3350 der Welt. Nun betragen aber 181 cyklische Jahre genau 135 Sonnenjahre, weniger 41 Tage: Clemens hatte demnach offenbar bei seinen gelehrten Alexandrinern die Bestimmung der Zeit zwischen Salomons *Tode* und des Elisa Tode, nach cyklischen Jahren vor sich, die er auch treulich beibehielt, obgleich er, verlegen über die groſse Jahressumme, die weder mit den Angaben der heiligen Schrift, noch mit seinen eignen recht übereinstimmen will, auf einmal den Ausdruck am Ende ἀπὸ βασιλείας τῆς Σαλομῶνος braucht, und die Bestimmung der Regierungsjahre des Joas an jener Stelle ganz umgeht.

Das dem wirklich so sey, lehren uns die beiden so verschieden scheinenden Bestimmungen jener Periode, auf 105 oder 102 Jahre. Diese kamen, wie wir hier nur vorläufig erwähnen wollen, daher, daſs jene Rechner die 135 Jahre, die sie angegeben fanden, umgekehrt als cyklische betrachteten und auf Sonnenjahre reduziren wollten. Denn 135 cyklische Jahre betragen fast genau 101 Sonnenjahre; jene Rechner sezten deshalb den Tod des Elisa, höchstens 3 Jahre (3 Sonnenjahre sind 4 cyklische) später als oben geschahe. Es waren ohnfehlbar dieselben Rechner, deren der Kirchenvater an einer andern Stelle (p. 330) gedenkt, und welche die Zeit von David bis zur Zurückkehr der Juden aus dem babylonischen Exil auf 352 Jahre reduzirten, da sie doch nach Franks Zeitangaben gegen 477 beträgt. 352 Sonnenjahre sind aber $472\frac{1}{3}$ cyklische Jahre. Jene alten Rechner fanden diese Zahl der Jahre, vom Tode Davids, bis zum Ende des babyloniſchen Exils vor sich, und hielten sie für cyklische Jahre, die sie auf Sonnenjahre reduziren zu müſsen glaubten. Uebrigens hat auch an diesen Stellen Clemens Alexandrinus die Worte ἀπὸ δὲ τῆς Δαβὶδ βασιλείας gebraucht, da doch hier offenbar nur vom Ende der Regierung Davids an gezählt werden darf.

---

*) Frank a. a. O. S. 400.

Wir verweilen uns nun noch einige Augenblicke bei der Chronologie des Josephus und des alten lateinischen Uebersetzers seiner Werke, vermuthlich Ruffinus. Bei keinem alten Schriftsteller ist wohl in neuerer Zeit mehr an der Chronologie herumgemeistert und corrigirt, bei keinem den armen, alten Abschreibern so viel zur Last gelegt worden als bei ihm, denn nach der Meinung Einiger, sollten die Abschreiber die ursprünglichen Zahlenangaben des Josephus verfälscht haben, um sie der Zeitrechnung der Septuaginta, nach der Meinung Anderer, um sie der Zeitrechnung des hebräischen Grundtextes anzupaſsen. Und von beiden Seiten schien man gleichen

Grund zu der zum Theil mit vieler Heftigkeit geführten Beschuldigung der Abschreiber zu haben.

In der That es müſsten etwas dumme Abschreiber gewesen seyn, die eben so viel *für* ihr Lieblingssystem hineincorrigirt, als auf der andern Seite dawider hätten stehen laſsen; oder der Abschreiber müſste, gleich jenem zusammengewachsenen Doppelmädchen, 2 Köpfe, mit ganz entgegengesetzter Willensmeinung, und 2 schreibende Hände gehabt haben, wovon die eine eben so viel zu Gunsten des einen, als die 2te zu Gunsten des andern völlig entgegengesetzten Systems hineingesezt hätte.

Der Abschreiber, welcher alle diese scheinbaren Verwirrungen angerichtet hat, war kein andrer als Josephus selber, der beide Systeme der Zeitrechnung, das ursprüngliche der Bibel und das damals bei den gelehrten, nach der Weise der Griechen und Römer gebildeten Welt vielgültigen der Alexandriner vor Augen hatte, und beide durch seine jüdische Geschichte durchführte. Nur ändern und corrigiren hätte man nicht am Josephus sollen, sondern wie Des Vignoles mit groſser Treue gethan hat, alles so stehen laſsen, wie es ursprünglich in den Handschriften und den ältesten nach ihnen veranstalteten Ausgaben, an denen der berühmte Jsaak Vossius und seine Anhänger noch nichts zugefügt und abgethan hatten, stand.

Des Vignoles hat die einzelnen Zahlenangaben jenes jüdischen Geschichtsforschers so treu zusammengestellt, daſs ich jene Leser, welche nach weiterer Begründung fragen, ganz auf sein Werk verweisen kann.

Josephus hat, wenn man die einzelnen Zahlenangaben des Lebensalters der Patriarchen vor der Sündfluth, als ihnen der gleich nach ihnen genannte Sohn gebohren wurde, zusammenaddirt, für die Dauer seiner ersten Periode, von der Schöpfung bis zur Sündfluth 2093, sein alter lateinischer Uebersetzer hat 1893 Jahre. Und dennoh stellt Josephus nachher die Summe selber zusammen und sagt — und diese Zahl haben alle Manuscripte und alle uncorrigirte Ausgaben, so wie auch die alte lateiniſche Bearbeitung: von der Schöpfung bis zur Fluth waren 2656 Jahre.

Also gerade ein Tausend mehr, als der Grundtext der heiligen Schrift giebt, was allerdings für die Ansicht Derer zu sprechen schien, welche hier geradezu 2656 in 1656 verändern wollten. Indeſs, lassen wir auch diese Zahl stehen wie sie steht.

Denn nach einem alten griechischen Manuscript, das sich in der Bibliothek des Vaticans befindet, und was einen Auszug aus Josephus enthält, wird, wie Bonjour und nach ihm Le Clerc gezeigt haben, das Jahr der Sündfluth in das 1556ste Jahr der Welt (κατὰ τὸ χιλιοστὸν πεντηκοστὸν ἕκτον ἔτος ἀπὸ Ἀδάμ) gesezt. Wiederum eine Zahl, die zwar nicht um 1000, aber gerade um 100 von der Wahrheit differirt, und, nach der gewöhnlichen Weise der Berechnung, eben so wie die oben erwähnte Angabe bei Clemens Alexandrinus, bis auf Sems Geburt, 100 Jahr vor der Sündfluth reicht. Und hierin stimmt sie fast ganz genau mit der obigen Summe von 2093 Jahren, wenn man sie als cyklische betrachtet, und auf Sonnenjahre reduzirt, überein; denn 2093 cyklische Jahre sind 1559¾ Sonnenjahre. Hier war also mit wunderlicher Genauigkeit gerechnet: Sem war, als er 2 Jahre nach der Sündfluth Arphachsad zeugte *) gerade 100 Jahr alt. Die Sündfluth endete 1657, zwei Jahr dazu ist 1659, 100 Jahr von hier zurük ist 1559. Auch diese Angabe der ersten Periode, reichte also eigentlich bis zu Sems Geburt.

Aber an noch einer andern Stelle, sezt Josephus die erste Periode wirklich, nicht 1556, sondern 1656 bis 1662 Jahr. Denn er sagt: von der Schöpfung bis zu Salomons Tempelbau, seyen 3102, von der Sündfluth bis dahin 1440 Jahre gewesen, oder wie Eusebius hat, gar nur 1400, wie Des Vignoles liest 1446. 1446 von 3102 abgezogen, bleibt für die erste Geschichtsperiode 1656, zieht man nur 1400 ab, so bleibt 1702, was als Mondenjahre betrachtet, auch 1652 Sonnenjahre ausmacht.

Also, abgesehen einstweilen noch von der lateinischen Bearbeitung, 4 verschiedene Zahlen für die erste Periode, bei einem und demselben Schriftsteller, nämlich 2093, 2656 1556, und 1656 (bis 1662).

Für die 2te Periode, von der Sündfluth bis zu Abrahams Geburt, erhält man, wenn man die einzelnen Zahlenangaben, so wie sie ursprünglich da stunden (denn weder Josephus noch seine Uebersetzer wiſsen etwas von dem Kainan, den die Septuaginta anführt) zusammenaddirt, im griechischen Text des Josephus 993, im lateinischen 991, und dennoch geben beide bald darauf mit *klaren Worten* diese Zeit, übereinstimmend mit der gewöhnlichsten Rechnung nach der heiligen Schrift, zu 292 Jahren an.

Die 3te Periode, von Abrahams Geburt, bis zum Ausgang aus Aegypten, rechnet Josephus mit den meisten alten und neuen Chronologen zu 505, Jahren, indem er die von der heiligen Schrift selbst genannten 430 Jahre, von dem 75ten Jahre Abrahams, mithin von seinem Ausgang aus Canaan in das Fremdlingsland zu zählen anfängt.

---

*) Nach Genes. 11 v. 10.

Die 4te Periode, von dem Ausgang aus Ägypten bis zu Salomons Tempelbau, schlägt Josephus, an einer Stelle seiner Geschichte, unmittelbar zu 592 Jahren an, zieht man aber z. B. wie Des Vignoles und Andre gethan haben, die Summe der 2ten und 3ten Periode, 292 + 505 oder 797, von dem Gesammtbetrag der ganzen 2ten, 3ten und 4ten, oder von den 1440 Jahren die seit der Fluth bis zu Salomons Tempelbau verlaufen seyn sollten ab, so erhält man 643 Jahre, mithin, wenn man diese als cyklische Jahre betrachtet und auf Sonnenjahre reduzirt, gegen 480 Sonnenjahre. Liest man jedoch mit Des Vignoles statt 1440, 1446, so wird diese Periode 649 Jahre lang.

Die 5te Periode, von Salomons Tempelbau bis zur Zerstörung des Tempels durch Nebucadnezar, giebt Josephus selber mit ausdrücklichen und klaren Worten zu 470 Jahren, 6 Monaten, 10 Tagen an. Mithin freilich viel länger als die gesammte alte Tradition der Juden, die sie zu 410, und alle Systeme unsrer neueren Chronologen, die sie zu 418 bis 420 Jahren ansetzen.

Aber mehr hat eigentlich das künstliche und gelehrte System der Zeitrechnung, dem Josephus in seiner Geschichte einen so groſsen Einfluſs gestattet hat, auch nicht gerechnet. Denn er summirt hier, am Ende seines 5ten Zeitabschnitts, auf folgende Weise zusammen: 514 Jahr 6 Monate 10 Tage, seit dem Anfang der Königsherrschaft mit Saul; 470 Jahre 6 M. 10 T. seit Erbauung des Tempels durch Salomon; 1062 Jahr 6. M. 10 Tage, seit dem Ausgang aus Ägypten, 1950, oder wie viele Handschriften und die alte lateinische Bearbeitung haben, 1957 J. 6 M. 10 T. seit der Sündfluth, und endlich 3513 Jahre 6 Monate, 10 Tage, seit der Schöpfung,

Manche von diesen Zahlen stimmen allerdings recht gut zusammen. Denn zieht man z. B. von 1062 die unmittelbar vorhergegebene Zahl 470 ab, so behält man für die 4te Periode 592, wie Josephus an einer Stelle sie wirklich angiebt. Zieht man aber von 1950, die Summe der 2ten 3ten und 4ten Periode, und zwar ganz treu nach den Worten des Josephus ab, nämlich 292 + 505 + 592, oder 1389, so bleiben für die 5te Periode 561, oder nach der andern Lesart gar 568 Jahre; eine von der Wahrheit scheinbar ungeheuer abweichende Summe, die dennoch ganz genau richtig ist. Denn 561 cyklische Jahre, sind 418 Sonnenjahre und 35 Tage, und gerade so lange, nämlich 418 Jahre, dauerte diese Periode, nach einer alten jüdischen Ueberlieferung, welcher Rabbi Azarias folgte, während andre Rabbinen diese Zeit zu 419 Jahren bestimmen. — 568 cyklische Jahre, die nach der andern Lesart für die 5te Periode übrig bleiben, sind 423 Sonnenjahre; und gerade so viel rechnen Petau und andere Chronologen für diese Zeit, während Usser 424 berechnet. Frank sezt jedoch die Erbauung des Tempels in das 3178ste; seine Zerstörung in das 3604te Jahr der Welt, mithin diese Periode 426 Jahre lang.

Vergleichen wir nun auch einmal die Totalsumme aller 3 Perioden, mit den bisher erwähnten Angaben des Josephus.

3513 Sonnenjahre 6 Monate 10 Tage, betragen nach cyklischen Jahren $4714\frac{7}{10}$. Nun geben die einzelnen Zahlenangaben der Geschlechtsregister sammt den übrigen bereits angeführten:

Jahre	Monate	Tage
2093	—	—
993	—	—
505	—	—
649	—	—
470	6	10

Summa 4710 J. 6 M. 10 T. mithin bereits eine Annäherung bis auf 4 Jahre, ohne dem Text des Josephus auch nur im Mindesten zu nahe zu treten.

Von der Fluth zählt Josephus 1950, oder nach andern Lesarten 1957 Jahre. Und diese Zahl stimmt fast ganz pünktlich mit der so genauen Frankischen Angabe überein, welche die Zerstörung des ersten Tempels ins 1949ste Jahr nach der Sündfluth stellt. Nun treffen zwar auch hier die oben erwähnte Angabe der ersten Weltperiode, nach dem alten Manuscript in der Bibliothek des Vaticans, nämlich zu 1556 Jahren, und die zu 1957 für die andern 4 Perioden, gut überein, denn sie geben 3513 Jahre, mithin die Zahl, die als Hauptsumme bei Josephus stehen bleiben muſs. Auf der andern Seite wurde aber bereits, nach Des Vignoles, erwähnt und erwiesen, daſs Josephus die rechte Annahme für die Zeit der ersten Periode, zu 1656 Jahren wohl kannte und sie auch zum Theil vor Augen hatte, und wir wollen dies gleich nachher noch mehr beweisen. Josephus folgte eigentlich einem Systeme, das, so wie oben bei der

Chronologie des Clem. Alexandr. erwähnt worden, seine erste Periode von der Schöpfung bis zu Sems Geburt setzte, und daher beträgt seine erste Periode sowohl nach cyklischen als auch in der Angabe jenes alten Manuscripts nach Sonnenjahren, nur 1556 bis 1559 Jahre. Wenn er nun die 2te Periode von der Fluth zu rechnen anfing, so verlohr das alte System das er vor Augen hatte, 100 Jahre, und von Sems Geburt bis zur Zerstörung des Tempels, waren dann eigentlich nicht 1957, sondern 2057 Jahre. Und auch diese Summe hatte der alte, gelehrte Copist, nach älteren künstlichen Systemen der Zeitrechnung vor Augen gehabt, darum giebt er die erste Periode an der oben erwähnten Stelle, ausdrücklich nicht zu 2095, sondern zu 2656 Jahren an. Denn 2656 + 2057, giebt 4713, mithin bis auf ein Jahr genau die Summe der cyklischen Jahre, die in 3513 Sonnenjahren enthalten sind.

Unser alter Geschichtsforscher konnte übrigens auch an anderen Stellen seiner Werke es nicht verbergen, daſs er ein sehr richtiges und genaues System der Zeitrechnung, sowohl nach Sonnen- als nach cyklischen Jahren vor Augen gehabt hatte. Denn er sagt in der Vorrede zu seinen jüdischen Alterthümern, und gleich am Anfange seines Buches gegen Apion, mit ganz ausdrücklichen Worten, daſs bis zur Beendigung der Reihe der 22 Canonischen Schriften des alten Testaments, gegen Anfang der Regierung des Artaxerxes, der auf den Xerxes folgte, seit der Schöpfung 5000 Jahre verfloſsen waren, deren Geschichte jene 22 Bücher umfaſsten. Nun war die Periode, welche Josephus hier vor Augen hatte, offenbar jene wichtige, von Artaxerxis Mandat, wodurch der Jüdische Staat seine ganze neue Begründung erhielt. Frank sezt das Beginnen dieser Periode in das Jahr 3725 der Welt. 3726 Sonnenjahre sind aber genau 5000 cyklische Jahre, laut der Tabelle Seite 146. Zählte jedoch Josephus, wie oben erwähnt, von der Sündfluth bis zur Zerstörung des ersten Tempels 1957, mithin seit der Schöpfung eigentlich 3613 Jahre, so hatte er schon zum Anfang der Regierung des Artaxerxes, die Zahl von 5000 cyklischen Jahren voll. Er zählte dann genau so wie das System der Septuaginta, das auch, wie wir eben sehen werden, bis dahin 5000 Jahre rechnete.

So stimmt auch diese Stelle vollkommen mit der Wahrheit überein, sobald wir jene 5000 Jahre als cyklische rechnen, und sie auf die *wahre* und *genaue* Angabe nach Sonnenjahren reduziren. Und blos so läſst sich diese Schwierigkeit lösen, während die andern Jahressummen bei Josephus, von der Schöpfung bis Artaxerxes, nur 3635 (3513 bis zur Zerstörung des Tempels, 122 von da bis Artaxerxes) oder höchstens 4836 (4714 + 122) gäben.

Wir haben uns absichtlich bei der Zeitrechnung des Josephus etwas länger verweilen wollen, weil sich an diesem deutlichen Beispiel zeigen lieſs, wie eigentlich, durch jenes doppelte System der Zeitrechnung: das natürliche und das künstliche, das die Alten vor Augen hatten, jene Widersprüche und scheinbaren Verworrenheiten veranlaſst wurden, denen wir bei den chronologischen Schriftstellern der alten Zeit so oft begegnen.

Nur das Eine wollen wir noch einmahl bemerken, daſs es überall, ganz besonders das neuerdings wieder von Frank aufgestellte System der Zeitrechnung ist, welches — indem es eigentlich den Worten der heiligen Schrift am treuesten und angemeſsensten ist, und mithin auch der Wahrheit, für alle jene alten Zeitrechnungen den sichersten Leitfaden gewährt, weil es, wie sich überall unverkennbar zeigt und nachweisen läſst, die ursprüngliche und älteste, und in seinen einzelnen Theilen, mehr aber noch in seinem Gesammtumriſs, die Grundlage aller andern Chronologieen des Alterthums war. Denn obgleich z. B. Josephus, so wie die Samaritaner und Alexandriner, die 430 Jahre der ägyptischen Gefangenschaft, von Abrahams 75ten Jahre an rechnen, und hierdurch 215 Jahre gegen die wahre Zeitrechnung verliehren, so haben sie dennoch alle 3 fest an den Hauptumriſs jenes ursprünglichen und wahren Systemes gehalten, das neuerdings Frank wieder aufgefunden hat. Denn wenn Josephus *) mit ausdrücklichen Worten sagt, von der Schöpfung bis zu Mosis Tode wären fast 3000 Jahr gewesen: *οὗτος ὁ χρόνος ἀπολείπει τρισχιλίων ὀλίγον ἐτῶν*) so trifft dies mit keinem seiner Systeme überein. Denn das nach Sonnenjahren zählt bis zu Mosis Tod 1656 + 292 + 505 + 40, mithin 2493, das nach cyklischen Jahren zählt bis dahin 3631. Josephus hatte also hier eine Angabe der wahren Zeitberechnung vor Augen, welche so wie das Frankosche System, bis zu Mosis Tod gegen 2800 Jahre rechnete. Eben so giebt auch die Zeitrechnung des Josephus bis auf Christi Geburt, genau 4183 bis 4192 Jahre, mithin nahe so viel als Frank. Denn wenn er 1950 oder 1957 Jahre, von der Sündfluth bis zur Zerstörung des ersten Tempels, 577 oder 578 vor Christi Geburt rechnet; so hat er von der Fluth bis zu Christi Geburt, 2527 bis 2535 Jahre, mithin seit der Schöpfung 4183 bis 4192 Jahre.

---

*) Contr. Apion. L. I. p. 441.

Und eben so viel giebt auch die obenerwähnte Samaritanische Chronik, Von der Schöpfung zur Fluth zählt sie freilich nur 1307 Jahre, wobei es doch bemerkenswerth erscheint, daſs 1307 Jahre von 360 Tagen gleich sind 1728 ofterwähnten cyklischen, *) daſs man also fast glauben möchte es sey hier eine umgekehrte Reduction vorgegangen. Von der Fluth bis zu Abrahams Geburt, sind nach eben jener Chronik 942 Jahre. Diese, als cyklische betrachtet, geben gerade 702 Sonnenjahre. Addirt man 702 zu 1307, so fällt das Geburtsjahr Abrahams genau so in das 2009te Jahr der Welt, wie Frank es sezt. Von der Geburt Abrahams bis auf Christi Geburt rechnet nun die Chronologie der Samaritaner weiter: 2176 Jahre, Frank 2171; also nur ein Unserschied von einigen Jahren, die Samaritaner setzen mithin eigentlich Christi Geburt in das 4185ste Jahr der Welt, oder an das Ende der heiligen Periode von 4320 mal 354 Tagen.

Die ganzen Summen bleiben also dieselben, obgleich die einzelnen Theile jenes Systems von dem Frankeschen sehr verschieden sind. Denn es zählt auch nur von Abrahams Geburt bis zum Ausgang aus Ägypten 505 Jahr, indem es diesen 1671, jene

---

*) 1307 volle Sonnenjahre sind 1744 cyklische. 1744 + 942 oder 2686 cyklische Jahre, sind 2009 Sonnenjahre.

2116 vor Christi Geburt ſezt, *) darauf von da bis zu Davids Tode, 481 Jahre, mithin nur 6 Jahre mehr als Frank, der hier 475 Jahre rechnet. Aber nun, in der Periode von Davids Tode bis zur Zerstörung Samarias und der Hinwegführung der 10 Stämme, schaltet jene alte Chronik auf einmal die ganzen bei der Periode der Ägyptischen Gefangenschaft gegen die wahre Zeitrechnung verlorenen 186 Jahre, auf eine sehr augenfällige Weise wieder ein, denn sie rechnet von Davids Tode bis auf jene Zeit, 482, von Salomons Tempelbau 478 Jahre, während das Franksche System dort nur 296, hier nur 292 Jahre, mithin gerade 186 weniger hat. Sie kommt mithin schon hier wieder (abgesehen von den 6 Jahren die sie zwischen dem Ausgang aus Ägypten und Davids Tode zu viel hat) freilich auf eine Weise, deren Absichtlichkeit sich gar nicht verbergen kann, mit der wahren Zeitrechnung fast ganz in Ordnung und Uebereinstimmung. Denn von Abrahams Geburt bis zur Zerstörung Samarias und Hinwegführung der 10 Stämme, hat der Samaritaner 1468, Frank 1462 Jahre, von Abrahams Ausgang aus Haran jener 1393, dieser 1387 Jahre. Wie, und aus welchem Grunde sie aber nun das Einschalten, gerade der verlorenen 186 Jahre, in eine Periode die so genau nach den unmittelbaren Angaben der heiligen Schrift begränzt werden kann, rechtfertigen könne und wolle? darüber hat sich die alte Chronik nicht erklärt.

Ein Umstand in jener alten Chronik, der in hö-

---

*) Der Abdruck der Chronik in den Actis Erutitor. Lips. auf 1681 hat hier einen Druckfehler, den man leicht aus dem Berechnen der andern Zahlen verbeſsern kann.

hem Grade an das erinnert, was oben über die indische Cali- Yug Rechnung gesagt worden, verdient hier übrigens noch eine Bemerkung. Auch sie sezt 1371 Jahre vor Christi Geburt, eine Pralaya oder Verheerung; eine unglückliche Catastrophe, zwar nicht von leiblicher und materieller, aber von geistiger Art, und sie zählt (sogar, bei Erwähnung des Geburtsjahres Christi) ausdrücklich auch, neben den Jahren der Schöpfung, von jener Catastrophe oder jenem Caliyug an *).

Um nun auch nur noch einige Worte über die Zeitrechung des alten lateinischen Bearbeiters des Josephus, des Ruffinus hinzuzufügen, so wollen wir bloſs bemerken: daſs es scheint jene Zeitrechnung habe das cyklische Jahr von 10 synodischen Monaten zu Grunde gelegt, wornach bei Josephus auch der Zeitraum zwischen dem Ausgang aus Äegpyten und dem Salomonischen Tempelbau abgemessen ist, wenn er diese Periode statt 479 zu 592 Jahren angiebt. Addirt man nämlich 1893 + 991 + 505 + 592 + 470, mithin alle bei Ruffinus wörtlich von der Schöpfung bis

---

*) Bei dem Jahr 1371 vor Christo sagt sie: Ann. 300 Exodi; subinde a nece Somsonis, qui et Samson vocatur, cum dissidentibus inter se Aaronis nepotibus, Deos alienos populus quaereret, exierunt bona tempora, Gratiae anni CCLX. Jmo vero densissimis tenebris oppressum subsedit ipsum Tabernaculum Hargarizim et evanuit, Ozi pontifice multum obstupescente. Tum pontificatum usurpavit in Silunte annos L Elis, Filius Jophni, e domo Jthamari. Und bei Bestimmung der Geburt Christi fügt sie hinzu: 1371, non 1300 Phanutae, aut aversi numinis, Christus e Maria natus vulgo creditur

zur Zerstörung des ersten Tempels angegebene Zeiträume: so erhält man 4451, eine Summe, welche wenn man sie in cyklische, aus 10 synodischen Monden bestehende Jahre auflöst, gerade 3600 Sonnenjahre giebt, während Frank, und wie wir oben sahen eigentlich auch Josephus und sein lateinischer Bearbeiter, bis zu jenem Zeitpunkt wirklich gerade gegen 3600 Sonnenjahre rechnen.

Obgleich hier die Nachweisung jener einzelner stehenden Fälle, in denen die alten chronologischen Systeme ein 10monatliches Jahr nach synodischen Monaten vor Augen hatten, nicht in dem ohnehin weitläuftiger gewordenen Kreise meiner diesmaligen Untersuchungen liegt, darf ich dennoch einen Hauptfall der Art nicht übergehen, welcher auf die Zeitrechnung der Alexandriner von bedeutendem Einfluſs gewesen ist. Wie bereits oben erwähnt, nahmen die Alten an, 138 Jahre nach Christi Geburt habe eine groſse Canicularperiode von 1460 vollen oder 1461 bloſs 365 tägigen, sogenannten Nabonassarischen Jahren geendigt. Auch hatte in diesem Jahre wirklich der 3te, aus 1460 Jahren von 360 Tagen, oder 1440 Sonnenjahren bestehende Cyklus, seit der Schöpfung sich beschloſsen. Wenn jedoch das spätere System, das sich offenbar durch Zurückrechnen in eine frühere Zeit, die lange über die Zeit seines Entstehens hinauslag, zu begründen suchte, annahm, es habe im 4320sten Jahre der Welt die 3te aus 1460 Sonnen- nicht 360 tägigen Jahren bestehende Canicularperiode geendigt, so gab dieses einen Unterschied von 60 Jahren.

Und die Nabonassorische Ära rechnete wirklich nach 365 tägigen Jahren. Zwar hat nun Des Vignoles die von ihm wohlbegründete Ansicht aufgestellt, die Nabonassarische Ära sey erst um die Zeit Alexanders des Groſsen eingeführt, und durch Zurückrechnen auf eine viel frühere Epoche, scheinbar in der Vorzeit begründet worden; Andre aber glauben sie sey seit Nabonassars Zeiten, den sie wirklich für einen solchen Zerstörer alter historischer Denkmahle halten, als welchen ihn die Geschichte schildert, wenigstens in Asien angenommen gewesen. Laſsen wir dieses jedoch dahin gestellt seyn; so viel bleibt gewiſs: daſs die spätern oder früheren Rechner, welche den Anfang der nach Nabonasser benannten Ära auf den 26ten Februar des 747sten Jahres vor Christi Geburt, zurückstellen, einen nach der Grundansicht der alten chronologischen Systeme sehr bedeutungsvollen Zeitpunkt, zum Anfang ihrer Ära wählten. Das 747ste Jahr vor Christi Geburt, war nämlich das 3433te der Welt, nach der Frankschen und wahren Zeitrechnung. Nun zählte aber jenes, freilich wahrscheinlich erst später entstandene System, auf welches sich die Berechnung der Nabonassarischen Ära gründet, 60 Jahre mehr als Frank; das 3433te war ihm das 3493ste (das 4320ste das 4380ste). Mit dem 3493ten Jahre hatte sich aber wirklich ein Cyklus von 4320, aus zehn *synodischen* Monaten bestehenden Jahren geendigt, denn 43200 synodische Monate sind 3492 Jahre und fast 11 synodische Monate. Überdies begann die Nabonassarische Ära, gerade um 1000 oft erwähnte, alte 10monatliche Jahre, vor Christi Geburt, mithin vor Vollendung der alten 4180jährigen Etruskischen Weltperiode, denn 745, 2 Jahre sind 1000 oben erwähnte cyklische.

Der, eben hierdurch sehr genaue Canon des Ptolemäus, der im 2ten Jahrhundert nach Christi Geburt entstund, zählt, von dem Epochenjahr der Nabonassarischen Ära an, nach wirklichen Sonnenjahren; wir wissen aber, daſs noch um wenige 100 Jahre vor Christi Geburt, Manethon und andre griechische und ägyptische Zeitberechner, nicht wirkliche Jahre, sondern unter diesem Nahmen andre, künstliche Zeitabschnitte vor Augen hatten, welches, besonders bei den griechischen Schriftstellern, zu groſsen Verwirrungen Veranlaſsung gab. Nach der gewöhnlichen Voraussetzung, soll das sogenannte Nabonaſsarische Jahr, von bloſs 365 vollen Tagen, um die Zeit der Eroberung Ägyptens durch Cambyses, herrschende Jahresform *) mithin wohl auch von hier an das Rechnen nach 365 tägigen, statt nach cyklischen Jahren allgemeiner geworden seyn. Hiermit will gewiſs kein einziger, einigermaſsen mit der älteren Geschichte der Astronomie bekannter Chronolog sagen, daſs die Ägypter erst seit der persischen Herrschaft das Jahr von 365 Tagen hätten kennen gelernt. War doch selbst, wie wir oben sahen, die Ausgleichung ihres cyklischen mit dem Sonnenjahr, auf eine genaue Kenntniſs der Dauer des *siderischen* Jahres gegründet. Aber seit der persischen Eroberung, wurde, wie es scheint, wenigstens öffentlich, *ausschlieſsender* nach Sonnenjahren gezählt.

Nach Frank's Zeitrechnung, der hierin von andern Chronologen etwas abweicht, wird die Eroberung Ägyptens durch Cambyses in das Jahr 3666, oder nach dem andern System, welches 60 Jahre vor gezählte, in das Jahr 3726 der Welt gesezt. Nun sind aber 3726 Sonnenjahre, nach obiger Tabelle, gerade 5000 kleine cyklische Jahre. Mit der Erobe-rung der Perser, hatte sich demnach, nach diesem System, gerade ein merkwürdiger Abschnitt der cyklischen Jahresrechnung, nämlich das 5te Jahrtausend derselben geendigt. Wurde von hier an, durch die Zeit der Ptolemäer hindurch, nach eigentlichen Sonnenjahren gezählt, so betrug die Summe der Jahre bis zu Christi Geburt nicht so als wenn man nach cyklischen Jahren fortgezählt hätte, 5610, oder nach Clemens 5624, sondern nur 5514. Und genau so viel zählte die eine alte, auf die Zeitrechnung der Septuaginta gegründete Ära der ersten Jahrhunderte, von welcher die übrigen, später entstandnen, nur um wenige Jahre abgingen *).

---

*) M. s. u. A. Waser, a. a. O. S. 64.

Die griechische Uebersetzung der Septuaginta, entstund oder war vollendet, um das Jahr 280 vor Christi Geburt **) noch unter der Regierung des für tieferes Wissen und Erkennen sehr empfänglichen Ptolemaeus Lagi, und auf seinen Befehl. Den Überzetzern der heiligen Schriften, stund mithin nicht bloſs die damals begründete, reiche Alexandrinische Bibliothek zur Benutzung offen, sondern auch, unter einem solchen königlichen Beschützer und Beförderer ihrer Arbeit, jede andre Quelle des wissenschaftlichen, und namentlich des historischen Forschens und Erkennens. War doch ihr unmittelbarer Zeitgenoſse Manethon, der Forscher alter Geschichte. Jenes alte, in sich selber bedeutungsvolle System der Zeitrechnung, was sich um diese Zeit bis nach Indien verbreitet hatte, und welches von der Schöpfung bis zur Fluth 2222 Jahre, oder 120 Saren rechnete, konnte ihnen nicht unbekannt bleiben, und lag ihnen um so näher, da die ältesten Urkunden der Völker, welche dieses System der Zeitrechnung hatten, in andrer Beziehung sehr nahe verwandt waren, mit dem Inhalt der heiligen Urkunde. Sie paſsten denn, indem sie wie es scheint den Samaritanischen wie den hebräischen Text der heiligen Schrift vor Augen hatten, die Zeitrechnung ihrer Übersetzung auf eine Weise dem chronologischen System der Sothischen Cyklen an, die ihnen die unverfänglichste dünken muſste: sie setzten dem Lebensalter der Väter vor der Fluth und bis auf Abraham, an der Zeit von ihrer Geburt bis zur Geburt des Sohnes, an dem der Faden der Zeitrechnung weiter geführt wurde, 100 Jahre so lange zu, bis sie auf Abrahams Geburt 3334 Jahre heraus brachten.

---

*) Pilgram a. a. O. Pr. p. IX.

**) Nach Jackson a. a. O. p. 339 erst um 252 unter Ptol. Philadelph.

Rechneten sie nun weiter von Abrahams Geburt an, genau so wie Frank, und wie, wie wir oben sahen, mehrere Chronologen es wirklich thaten, bis zu Christi Geburt 2172 Jahre; so hatten sie bis dahin auch übereinstimmend mit dem vor ihnen liegenden gelehrten und künstlichen System der Zeitrechnung, 5506 Jahre, oder bis zu der Zeit wo sie schrieben 5226, während jenes etwa höchstens 9 Jahre mehr zählte. Sie hatten deshalb von hier an, wenn sie die Zeit des Aufenthalts Israels in Ägypten, von Josephs Eingang an genau zu 430 Jahren berechnet hätten, wenig oder nichts mehr an der Chronologie des Grundtextes der heiligen Schrift abzuändern gebraucht

Da sie indeſs meist der Ansicht zugethan waren, welche die 430 Jahre von Abrahams 75ten Jahre an zählte, waren sie, wie wir bereits gesehen haben, genöthigt, auch für einige spätere Perioden die Zahlenangaben des nach cyklischen Jahren zählenden Systemes zu entlehnen.

Das Absichtliche bei der Abänderung der Zeiten, wo den Vätern der beiden ersten Perioden der den Stamm fortführende Sohn geboren wurde, muſste übrigens schon längst, jedem unbefangenen Vergleicher der Septuaginta mit dem Grundtext der heiligen Schrift in die Augen fallen. Schon die Annäherung der Zahl der Jahre der ersten Weltperiode an 2222, der Summe der ersten und 2ten an 3333, erinnern zu sehr an das oft erwähnte künstliche Zahlensystem des kleinen Sothischen Cyklus, als daſs man nicht zunächst auf dieses, als den Stamm rathen sollte, an welchem sich die Zeitrechnung der griechischen Uebersetzung hinaufrankte, und gestaltete.

Die bisher aufgeführten Fälle in denen die Alten offenbar nach künstlichen cyklischen Jahren gezählt, und die Zahl der Sonnenjahre in jene übersezt hatten, waren meist aus der Geschichte des jüdischen Volks und aus Schriftstellern der Kirche entlehnt; mit Recht darf man daher verlangen, daſs auch an der Quelle selber das Rechnen nach cyklischen Jahren nachgewiesen werde: nämlich bei jenen auf ägyptisch griechische Weise gebildeten Völkern, denen die Erfindung des künstlich rechnenden Jahressystemes eigentlich angehörte. Auch bei ihnen wurde übrigens die Dauer des eigentlichen Sonnenjahres, wenigstens die alt angenommene von 360 Tagen, als bekannt vorausgesezt, auch wenn sie nach cyklischen

Jahren, in religiöser Beziehung, ihre Zeitperioden berechneten.

Während sonst bei dem ganzen Alterthume die gewöhnliche Grenze des Menschenlebens, wie bereits oben erwähnt zu 70 Jahren, oder wie Censorin *) es ausdrückt, zu 10 siebenjährigen Wochen angenommen war **) sezten andre alte Schriftsteller, namentlich Hesiod (nach Plutarchs Zeugniſs) und Ausonius, die gewöhnliche Dauer des menschlichen Lebens auf 96 Jahre ***). Nun sind aber 25920 Tage, welche, wie oben erwähnt Solon als Lebenslänge zu meynen scheint, gerade 96 cyklische Jahre von 270 Tagen, oder fast 96 von 272,187.

Die Zeit in welcher Homer lebte, wird von Philochorus auf das 180ste, von Apollodorus dem Athenienser auf das 240ste Jahr nach der Zerstörung von Troja gesezt ****). Nun sind aber 180 Sonnenjahre gerade 240 Dreivierteljahres - Cyklen, und hier wie in gar vielen Zeitangaben des Alterthums, kommt die scheinbare Verwirrung bloſs aus der Verschiedenheit des Jahres, mit welchem die einen oder die andern Chronologen rechneten.

Obgleich Censorin (im 21sten Capitel.) jene sehr abweichenden Angaben über die Dauer der Periode zwischen Inachus und der ersten Olympiade, nicht alle aufführt, sondern blos noch erinnert: daſs auſser dem noch Viele jene Zeit sehr verschieden bestimmt hätten; so zeigen doch die beiden Angaben: des Sosibius, zu 395 und des Aretes zu 514, daſs hier einige Alte dieselbe, übrigens noch sehr von der Wahrheit abweichende Zeitbestimmung nach Sonnen - andre nach cyklischen Jahren gemacht hatten. Denn 395 Sonnenjahre würden gegen 530 cyklische Jahre geben.

---

*) Censorin. l. c. C. 14.

**) Des Vignoles hat viele Stellen der alten Schriftsteller welche dies bezeugen a. a. O. II. p. 662 zusammengestellt.

***) Lindenbrog. ad Censorin. p. 87.

****) Herveti Commentar. in Clem. Alexandr. Stromat. L. 1. p. 111 edit. Potter.

Die erste Königsperiode jener sieben und dreiſsig Thebaiter, welche in dem alten chronologisch - mythologischen Systeme der Ägypter, unmittelbar auf die Zeiten der Götter und Halbgötter folgte, sollte bei der groſsen Verschiedenheit der Angaben unter den Priestern, in Betreff dieser Geschichtsperioden *) 1050 oder 1400 Jahre gedauert haben. Nach jenem Verzeichniſs der Könige, welches Diodor bei den Priestern sahe, hatten nämlich Menes und die zunächst zu ihm gehörige Regentenreihe, länger als 1400 Jahre regiert**); das Verzeichniſs des Erastosthenes giebt jedoch für jene ganze Königsperiode nur 1050 (1055) Jahre ***) Freilich weichen beide Angaben auf den ersten Anblick unverhältniſsmäſsig weit von einander ab; sie haben aber beide dieselbe Zeitdauer vor Augen, welche die eine nach vollen Sonnenjahren, die andre nach Dreivierteljahrescyklen, berechnet. Denn 1050 volle Jahre sind genau 1400 Dreivierteljahre-perioden und mehr als 1400 (1409) kleine cyklische Jahre von 272, u. s. w. Tagen. Aber die Angabe beim Diodor lautet auch ausdrücklich auf mehr als 1400 Jahre; und wenn das Verzeichniſs des Eratosthenes, bei einer Verschiedenheit der Bestimmung einzelner Regierungen, statt 1050 oder 1055 zu 1076 *) Jahren berechnet wird, so erinnert dies sehr an das Verhältniſs der Periodenzahlen 1080 und 1440, denn 1076 Sonnenjahre sind beiläufig 1440 (1444) kleine cyklische.

---

*) Creuzer a. a. O. S. 432 und 433.

**) Görres Mythengeschichte II, 413, Beck allgem. Welt und Völkergesch. I. 281, M. v. noch Des Vignoles II, 666 und 727.

***) Des Vignol. 732, Syncell. Chron. 147 Goar.

Ein ganz ähnlicher Fall und fast dieselben Zahlen, finden sich in den verschiedenen Angaben über die Dauer des Assyrischen Reiches, seit seinem Beginn mit Ninus, oder auch mit Belus, bis auf Sardanapal. Und zwar stehen hier jene beiden äuſsersten, dem Anscheine nach unvereinbaren Angaben, bei einem und demselben Schriftsteller des Alterthums ganz nahe und fast unmittelbar neben einander; so daſs mehrere neuere Chronologen, an der Ächtheit der einem oder der andren Stelle zweifeln zu müſsen glaubten. Vellejus Paterculus sagt nämlich zuerst **), das Reich der Assyrer habe von seinem Beginn, bis dahin wo es unter der Regierung des üppigen, allzu glücklichen Sardanapal sich endigte, 1070 Jahre gedauert. Diesen Endpunkt selber und den Anfang des Medischen Reiches, sezt er gegen 770 Jahre vor der Zeit in welcher er schrieb, welches 30 Jahre nach Christo, unter dem Consulat des M. Vinicius Quartinus und Caj. Cass. Longinus war, mithin 740 Jahre vor Christi Geburt, und also ganz nahe so wie einige unsrer neueren Chronologen, namentlich Larcher, welcher den Untergang der Assyrischen Monarchie auf 748 Jahre vor Christo stellt *). Sehr bald nachher führt jedoch derselbe Schriftsteller eine Angabe des Aemilius Sura an, nach welcher seit dem Anfang der Assyrischen Monarchie, bis dahin wo nach Carthagos Besiegung und nach jener der Fürsten aus der Dynastie der Macedonier, das erst von den Assyrern an die Meder, von diesen an die Perser, von diesen an die Macedonier übergegangene Scepter der Weltherrschaft, in die Hände des römischen Volkes gekommen sey, 1995 Jahre vergangen seyn sollten. Nehmen wir mit Herman Conring als den von Aemilius Sura bezeichneten Endpunkt der 1995 Jahre, das Jahr 168 vor Christo an **) wo bald nach der gänzlichen Demüthigung Carthago's, am Ende des 2ten Punischen Krieges, und nach den Siegen über Antiochus und Philipp, als eine Folge dieser letztern Siege, das Ende des Reichs der Macedonier, welches einige Zeit hindurch die höchste Gewalt beseſsen, gekommen war; so erhalten wir für die ganze Dauer der Assyrischen Monarchie, von Belus bis zum Jahr 740 vor Christo, 1423 Jahre. Eine Angabe, die allerdings sehr gut mit jenen bei andren alten Schriftstellern übereinstimmt; denn nach Diodor hatte jenes alte Reich über 1400 *), nach der Āra des Callisthenes 1425 **), nach andren alten Angaben von Africanus, 1429 Jahre gedauert ***). Der Unterschied zwischen 1070 und 1423 oder 1429 Jahren, ist allerdings unverhältniſsmäſsig groſs, aber es ist abermals nur eine und dieselbe Zeitdauer, nach vollen Sonnen- und nach künstlichen Dreivierteljahrescyklen berechnet, denn 1070 volle Jahre, sind $1426\frac{3}{4}$ solcher Cyklen. Und wenn die ganze Summe der Regierungszeiten jener Monarchie, nach Syncellus Tafeln, von Belus bis auf Sardanapal 1460 Jahre — eine groſse ägyptische Canicularperiode — betragen haben sollte, so hat ihr ohnfehlbar eine andre Angabe zu 1088 Jahren gegenübergestanden, denn 1088 Jahre sind gerade 1460 kleine, oft erwähnte Cyklen von 272 Tag. 4 St. 30 Min. Eusebius, deſsen Verfahrungsweise wir eben noch etwas beleuchten wollen, hat die Dauer des Assyrischen Reiches zu 1266 Jahren angegeben, mithin genau im Mittel, zwischen 2 vor ihm liegenden, scheinbar ungemein weit verschiedenen Angaben zu 1072 und 1460 Jahren.

---

*) Jackson a. a. O. 431, Beck. a. a. O:

**) Histor. Roman. Lib. I. 6 init.

---

*) Histoir. d'Herodot. VII, 148. Ohnehin fällt diese Angabe fast in die Mitte zwischen de Brosses und Volneys Zeitbestimmung, auf 805 und 717 vor Chr. M. v. Beck a. a. O. 619.

**) Des Vignoles II. 194.

Die Schriften dieses alten Chronologen und Kirchenvaters, sind wohl reicher als alle andre, ähnlichen Inhalts, an solchen Stellen, welche für die Anwendung des cyklischen Jahres, zum Berechnen der Zeiträume, mit und neben dem Rechnen nach Sonnenjahren Zeugniſs, und zwar sehr unzweideutiges Zeugniſs geben. Und hierbei wäre wohl zugleich ein altes Unrecht gut zu machen, das Scaliger und nach ihm viele andre, seinem Beispiel folgende Chronologen, dem Eusebius gethan haben. Zwar erkennt es Scaliger selber mit gebührender Achtung an, daſs Eusebius der erste gewesen sey, der z. B. in Beziehung auf das Zeitalter des Moses, den Nebel zerstreut, das Wahre erkannt habe. Denn während die jüdischen Geschichtsschreiber, Josephus und Justus, so wie die älteren Schriftsteller der christlichen Kirche: Clemens, Tatian und Africanus, die Zeit des Moses bis an 850 Jahre vor der Zerstörung Troja's, mithin 2034 Jahre vor Christo hinaufsetzen, stellt ihn Eusebius zuerst wieder, der Wahrheit gemäſs, in die Zeiten des Cecrops, welcher 350 Jahre vor Trojas Zerstörung, mithin 1534 vor Christo lebte, herunter *). Was hat jedoch hier Eusebius anders gethan, als unter den beiden Angaben eines und desselben Zeitraumes, welche, die eine nach Sonnenjahren, die andre nach Dreivierteljahres Cyklen, vor ihm lagen, die ausgewählt, welche nach eigentlichen und wahren Sonnenjahren zählte. Denn 1527 Sonnenjahre betragen 2034 dreivierteljährige Cyklen.

---

*) Ebendas. S. 193.

**) Beck a. a. O. 196.

***) J. Scalig. Animadvers. in Euseb. Chron. Canon. Libr. poster p. 64. ad MCXCVII.

Ich sagte, Eusebius habe ein und denselben Zeitraum, nach doppelter Art der Berechnung, zu vollen Jahren und zu Dreivierteljahrescyklen vor sich gehabt. Denn daſs er um die eigentliche Natur und Beschaffenheit des cyklischen Jahres, um seine eigentliche Dauer und Verhältniſs zum Sonnenjahre etwas Genaues gewuſst, daſs er das künstliche System der cyklischen Jahresrechnung durchschauend, dieses immer auf die wahre Dauer nach Sonnenjahren reduzirt habe, das läſst sich wohl nicht mit ei-

---

*) Ibid. p. 11.

niger Gewiſsheit behaupten, sondern mehr bezweifeln.

Zwar bisweilen hat er mit sehr glücklichem Blick die wahre Angabe nach eigentlichen Jahren von der nach künstlichen unterschieden, und jene gewählt. So fällt z. B. die Zeit der Semiramis, nach den Angaben der Chaldäer, 1067 Jahre vor der Zerstörung Troja's, Eusebius aber setzt sie auf 800 Jahre vor Trojas Untergang herunter *). Und zwar ganz consequent; denn 1067 Dreivierteljahrescyklen sind gerade 801 volle Jahre.

Nach des Eusebius Tafeln, hat das Reich der Argiver, von Inachus bis zu Agamemnons Tode 675 Jahre gedauert **), und im Jahr 161 nach Abrahams Geburt ***), mithin 259 Jahre nach dem Anfang des Reichs des Belus begonnen, von welchem die Chronik des Africanus zu zählen anfängt. Denn Abraham war nach des Eusebius Angabe, im 43sten Jahre der Regierung des Ninus geboren, schon vor Ninus hatte aber, nach Africanus, 55 Jahre lang Belus in Assyrien geherrscht, mithin 98 Jahre vor Abrahams Geburt. Nun setzt aber Africanus den Anfang des Argivischen Reiches unter Jnachus, auf das 200ste Jahr des Assyrischen Reiches, seit Belus, unter die

---

*) J. Scaliger Animadvers. in Euseb. Chr. Can. Libr. poster. p. 12. „De Semiramide quidem ibi Eusebius ἀναχρονισμὸν Porphyrii agnoscit, quum Semiramis DCCC. annis secundum Eusebium, MLXVII secundum Chaldaeos, Trojae excidium antecesserit.

**) Scalig. a. a. O. p. 18. Franks Astronomische Grundrechn. S. 291. Petav. rationar. tempor. I. p. 13 u. 35.

***) Euseb. Chron. Canon. L. poster. p. 63.

Regierung des Arfus *) und zählt überdies in seiner Chronik bis zu dieser Zeit, wie dies Des Vignoles auseinandergesetzt hat: 165 **) (nicht 180 wie Scaliger wollte) Jahre mehr; vorzüglich in den Regierungsjahren von 4 von Eusebius, wie wir hernach noch weiter erwähnen wollen, ganz ausgelaſsnen Königen. Der ganze Unterschied zwischen beiden Angaben, beträgt demnach 222 Jahre, und giebt die Zeit des Argivischen Reiches, von Inachus bis zum Tode des Agamemnon, bei Africanus fast genau um ¼ länger als bei Eusebius, nämlich 897 statt 675. Denn es betragen 675 volle, gerade 900 Dreivierteljahre, mithin nur 5 mehr.

Überhaupt verhält es sich mit den Angaben über das Zeitalter des Inachus eben so, wie nach dem oben Erwähnten, mit einigen älteren Angaben über das Zeitalter des Moses. Einige Alte machen nämlich jenen angeblichen Stammvater der Argivischen Könige, zu einen Zeitgenossen des Abraham, setzen ihn mithin nach Franks Zeitrechnung auf 2000 Jahre vor Christo hinauf; während Andre, die ihn zu einen Zeitgenossen des Moses machen, seine Zeit hiermit, nach Franks System, auf 1500 Jahre vor Christo heruntersetzen ***). Wurden 1500 Jahre nach Dreivierteljahrescyklen berechnet, so betrugen sie wirklich 2000. Noch andre Alte setzten, einem, wie wir sehen werden, oft beliebten Verfahren gemäſs, den Inachus in die Mitte swischen Abrahams und Moses Zeit.

---

*) Scalig. a. a. O. p. 18.

**) H. p. 165 u. f.

***) Heyne z. Guthrie II. 651 bei Beck a. a. O. p 550

Von Abrahams Geburt bis zum Einfall der Amazonen in Asien, zählte Eusebius nur 929 Jahre, während nach einer bei P. Orosius sich findenden Angabe *) jener Einfall auf 1234 nach Abrahams Geburt zu setzen wäre. Aber 929 volle Jahre, sind 1238 volle Dreivierteljahrescyklen, und obgleich Scaliger diese so unverhältniſsmäſsig weite Verschiedenheit der Angabe beim Orosius, geneigt ist, der Unachtsamkeit der Abschreiber zuzuschreiben; so gesteht er dennoch, daſs auch eine Zeitbestimmung jener Begebenheit bei Strabo, wodurch sie in das 14te Jahrhundert nach Ninus zu setzen wäre, ein ähnliches Resultat gäbe als die des Paulus Orosius, obwohl dieser Schriftsteller, nur die Zeit, nicht die gleichzeitigen Begebenheiten, auf jene von der Angabe beim Eusebius so verschiedne Weise bestimmt. Vielleicht daſs jene öfteren scheinbaren Zahlenveränderungen bei Orosius, über welche Scaliger (a. a. O.) sich beklagt, zum groſsen Theile aus einer ähnlichen Quelle herzuleiten sind.

Nach einer Stelle beim Eusebius, sollte Aristarch, von der Zerstörung Troja's bis zur Auswanderung der Jonier aus Attica nach Kleinasien, nur gegen 100 Jahre gerechnet haben, nach andren Angaben kommen bis dahin gegen 140 heraus. Zwischen beiden ist abermals das Verhältniſs, beiläufig wie 3 : 4 — wie zwischen einer und derselben Zeitperiode auf zweifache Weise, einmal nach vollen, einmal nach cyklischen Jahren berechnet.

Diese, und sehr viele ähnliche bei Eusebius sich findende Zeitbestimmungen, in denen er von jenen

---

*) Lib. I. c. 21. bei Scaliger a. a. O. p. 59.

der nach cyklischen Jahren rechnenden Chronologen abgeht, könnten auf die Vermuthung führen, Eusebius habe das künstliche System der cyklischen Jahresrechnung durchschaut und auf den natürlicheren Maasstab des Sonnenjahres reduzirt, wenn sich nicht in seiner Chronik fast eben so viele Fälle vorfänden, wo er bei Bestimmung eines einzelnen Zeitabschnittes, einer Angabe nach cyklischen Jahren folgt, während sich bei andern Schriftstellern derselbe Zeitabschnitt nach Sonnenjahren angesetzt findet.

So sollte Naxos, nach einer Angabe bei Eusebius 446, nach einer andren bei Strabo, welche die richtigere scheint, 330 Jahre nach dem Trojanischen Kriege erbaut seyn *). Hier scheint Eusebius eine Berechnung der Zeit von 330 Jahren nach Dreivierteljahrescyklen vor Augen gehabt und ihr gefolgt zu seyn, denn 330 Jahre sind 440 Dreivierteljahre und fast 443 oft erwähnte 272 u.f. tägige Cyklen.

Eusebius (pag. 121.) und nach ihm Cassiodorus, setzen die Erbauung von Byzanz 656 Jahre vor Christi Geburt, in die Zeit der Regierung des Tullus Hostilius. Dagegen wurde sie nach einer andren Angabe des Georgius Codinus gerade in das Jahr 492 vor Christo gestellt — 685 Jahre vor dem Anfang der Regierung des Severus, der 193 Jahre nach Christo Kaiser wurde **). 492 Sonnenjahre sind aber genau 656 Dreivierteljahrescyklen. Wenn, wie Scaliger dafür hält, die Angabe, welcher Eusebius folgte die richtigere war, so hatte ein andrer jene Jahressumme für Dreivierteljahrescyklen gehalten, und sie in dieser Voraussetzung vermeintlich auf Sonnenjahre reduzirt. Denn auch diese Art von Fällen wird uns in der Folge noch öfter vorkommen.

---

*) Scaliger a. a. O. p. 75.

**) Scal. a. a. O. p. 81.

Wenn die Begründung von Smyrna, durch eine Colonie der Cumaner, wie Herodot im Leben des Homer berichtet, auf dasselbe Jahr fällt, in welchem Homer geboren wurde, und zwar nach der Angabe desselben Geschichtsforschers, in den Anfang des 7ten Jahrhunderts vor Xerxes Zug nach Griechenland; so stimmt dieses nahe mit der Angabe in des Eusebius Chronik überein, nach welcher Homers Geburtsjahr und also auch Smyrna's Entstehen, 602 Jahre vor Xerxes Zug gesetzt werden müſste. Dagegen würde hiermit eine andre Angabe bei Herodot selber, nach welcher er das Zeitalter des Homer auf etwa 400 (statt 600) Jahre höher hinaufsetzt als sein eignes, so wie die bereits oben erwähnte Zeitbestimmung bei Apollodor und in den Glossen zu Juvenals 7ter Satyre, welche Homers Geburt und mithin Smyrna's Begründung um 160 Jahre später stellt, die letztere nur um etwa vier und ein halb Jahrhunderte (442 Jahre) vor dem persischen Überfall geschehen seyn. 600 Dreivierteljahre sind 450 Sonnenjahre, oder, nimmt man nach obiger Tabelle genau den 272 u. f. tägigen Cyklus, so geben 600 derselben 447 Jahre.

Nach der oben erwähnten Angabe bei Vellejus Paterculus, hatte das Reich der Assyrer 740 Jahre vor Christo geendigt. Wenn nun von hier an das Medische begann, und nach der gewöhnlichen Angabe, mit Astyages, 550 Jahre vor Christo wieder aufhörte, so betrug hiernach die ganze Dauer des Me-

Medischen Reiches nur 190 Jahre *). Demohnerachtet setzt sie Eusebius, dem Anscheine nach hiervon sehr abweichend, auf 259 Jahre **). Allein 190, oder noch genauer 193 volle Jahre, sind 259 cyklische.

Wenn nach des Eusebius Chronik, Corinth, welches früher Ephyra hieſs, 339 Jahre vor Trojas Zerstörung erbaut wurde, so fällt hiermit diese Begebenheit auf 1092 Jahre vor dem Beginn des Peloponesischen Krieges. Aber nach einer Angabe bei Appollodor, sollte Ephyra von Sisyphus, 2 Menschenalter, mithin, wie Scaliger (a. a. O. p. 38.) will, 60 bis 70 Jahre, oder auſs Genauste genommen, nach jener Bestimmung des Alterthums, daſs 3 Menschenalter ein Jahrhundert ausmachten, 66 Jahre vor dem Trojanischen Kriege erbaut seyn. Dies sind nur 819 Jahre vor dem Peloponesischen Kriege. Aber 819 volle Jahre, sind genau 1092 Dreivierteljahre.

In diesen Fällen, die sich verdoppeln und verdreifachen lieſsen, hat Eusebius offenbar aus den zweifachen Angaben, einmal nach natürlichen, einmal nach cyklischen Jahren, die nach letzteren herausgewählt, statt daſs er in den zuerst erwähnten, denen nach Sonnenjahren den Vorzug gegeben hatte. Überhaupt scheint es, so viel man noch jetzt aus den übrig gebliebnen Trümmern älterer historischer Werke, aus denen Eusebius seine chronologischen Angaben schöpfte, zu urtheilen vermag, als hätte jener alte

---

*) Jackson a. a. O. S. 209. beschränkt sie gar nur auf 160 Jahre.

**) Scalig. a. a. O. p. 93.

Chronolog. zwischen den beiden vor ihm liegenden Extremen die Mitte wählen und halten wollen, ausser da, wo es ihm andre Gründe deutlich zu machen schienen, daſs die Wahrheit auf der Seite der einen oder der andern Angabe sey. Denn dann entschied er sich unbedingt für das, was ihm das Wahrste schien.

Wie bereits oben erwähnt, gab es über die Dauer der Königsperiode der Thebaiter, von Menes an, eine doppelte Angabe, eine auf 1400 die andre auf 1050 Jahre. Die letztere, welche offenbar im Vergleich mit jener andern des Diodor, nach Sonnenjahren berechnet war, hat uns Syncellus und vor ihm Apollodor, aus Eratosthenes aufbehalten. So muſsten denn auch über die 31 Dynastieen deren Jahre uns Eusebius und auch Syncellus, und zwar beide nach Africanus mittheilen, zwei auf dieselbe Weise und in demselben Verhältniſs verschiedene Angaben, einmal in vollen, dann auch in cyklischen Jahren vorhanden seyn und es ist deutlich, daſs Eusebius beide vor sich hatte, und öfters der nach cyklischen Jahren folgte, wodurch er sich dann freilich sehr von jener nach Sonnenjahren entfernte. So setzt er die 3te Dynastie mit 198, die 4te mit 448 Jahren, beide mithin mit 646 Jahren an, während bei Africanus jene beiden Dynastieen zusammen 488 (214 + 274) Jahre betragen*). 488 volle Jahre sind beiläufig 650 Dreivierteljahre.

Höchst merkwürdig ist das, was dem Eusebius bei Bestimmung der Zeit der 12ten Dynastie geschehen ist. Er setzt dort, fast ganz übereinstimmend mit Africanus, die Regierungszeiten der einzelnen 7 Könige zu 46 und 38, 48, 8 und für die 3 letzten zusammen zu 42 Jahren an, was im Ganzen 182 Jahre ausmacht. Und dennoch fügt er hinzu: alle 7 hätten zusammen 245 Jahre regiert. Aber 182 Sonnenjahre sind wirklich etwas über 244 oft erwähnte cyklische Jahre, von 272, u. s. w. Tagen.

---

*) Beck a. a. O. 23.

Eben so setzt auch Eusebius die 20ste Dynastie zu 178, Africanus bei Syncellus zu 135 Jahren an, was nahe auch das Verhältniſs wie 3 : 4 giebt.

So scheint auch Eusebius, oder vor ihm vielleicht schon jener ältere Chronolog, dessen Angaben er mittheilt, die ganze Dauer der Assyrischen Monarchie, auf beide oben angeführte Weisen berechnet, vor sich gehabt zu haben. Die beiden Extreme waren, wie bereits erwähnt, 1070 und 1460, und aus beiden die Mittelzahl hat jener alte Chronolog gewählt, welchem Eusebius in der griechischen Ausgabe seiner Chronik folgte. Er setzt nämlich die ganze Summe der Jahre zu 1266.

Und am meisten durch seine Anordnung der Assyrischen Regententafel und ihre Zeitbestimmungen, hat Eusebius sich die Vorwürfe, schon seines älteren Gegners, Syncellus und die späteren des berühmten Scaliger zugezogen. Und zwar ohne seine Schuld. Denn wenn ihm Scaliger vorwirft, er habe eine wissentliche Untreue an der Wahrheit, irgend einer vorgefaſsten historischen Hypothese zu Gefallen begangen; habe bald einreissend, bald anbauend, bald abziehend, bald hinzufügend, in seinen abweichenden chronologischen Angaben eigentlich nur das gemacht, was er, nicht was die Wahrheit wollte *), so hat er jenem gelehrten alten Chronologen wohl in jedem Falle zu viel gethan. Eusebius hat, in den meisten Fällen, in welchen er von den Angaben, welche Syncellus aufführt, abwich, keinen andern Grund gehabt, als jenen der ihn zu einer richtigen, auch den Ansichten aller neueren Chronologen gemäſsen Bestimmung des Zeitalters des Moses geführt hatte, worüber ihn ja auch Syncellus, der den Moses, den unrichtigen Ansichten des Clemens u. A. gemäſs, um mehrere hundert Jahre früher hinaufstellen will, tadelt, Scaliger dagegen lobt.

Er hat nämlich, gerade da, wo zuweilen Scaliger am meisten mit ihm unzufrieden ist, statt der übertriebnen Zahl der cyklischen Jahre, die gemäſsigtere und richtigere nach Sonnenjahren vorgezogen, und die Zeit der einzelnen Regenten so bestimmt, wie sie, nach den Forschungen und näheren Beleuchtungen der gründlichsten Chronologen der neuesten Zeit, wirklich bestimmt werden sollte und muſste.

Eine solche, Scaliger vorzüglich zum Unmuth reizende, von jener bei Syncellus sehr abweichende Zeitbestimmung, in Eusebius Chronik nach Hieronymus ist die, welche den Assyrischen König Teutamos betrifft. Nach dem ausdrücklichen Zeugniſs des Diodor, sollte dieser König zur Zeit des Trojanischen Kriegs gelebt, und dem Priamus unter der Anführung des Memnon, Hülfsvölker zugesendet haben. Eusebius stellt deshalb die Zeit des Teutamos so, daſs die Zerstörung Trojas in das 25te Jahr seiner Re-

---

*) Scaliger Animadvers. etc. pag. 14, 64. und sonst noch oft.

gierung und in das 878te Jahr des Assyrischen Reiches, welches er mit Ninus beginnt, eintrifft, Teutamos Tod ins 884ste, und in dieser Angabe sind ihm Frank und die meisten unsrer neueren Chronologen gefolgt. Aber nach der Angabe bei Syncellus, fällt die Zeit jenes Königes Teutamos einige hundert Jahr vor der Zerstörung Trojas hinauf, denn nach ihr fängt das Assyrische Reich in einer frühern Periode an, und zählt die 65 Regierungsjahre des Belus mit. Auſser diesem hat des Syncellus Chronik, gleich nach Teutamos Sohn, noch 4 Regierungen aufgeführt, welche Eusebius ganz hinwegläſst; so daſs bis zu dem Punkte hin, wo die Lücke aufhört, Eusebius, zusammen, wie dies Des Vignoles II. p. 167 genau nachgewiesen hat, 220 Jahre weniger hat als Syncellus, und nun auch bei ihm jene Könige an die Zeit des Trojanischen Krieges heranrücken, welche bei Syncellus dort ihre Stellung haben.

Und doch war dies die nächste Absicht des Eusebius nicht. Ohnfehlbar hatte er auch hier, wenigstens in einer Gesammtsumme, die Zeitangaben nach natürlichen Jahren vor sich, und wenn er, dem nach cyklischen Jahren zählenden System des Afrikanus folgend, bis gegen Teutamos Regierungende und Trojas Untergang 880 Jahre gerechnet hatte; so schnitt er am Anfang und Ende dieser Jahressumme gerade ein Viertheil von 880, nämlich 220 Jahre wieder ab, denn 880 Dreivierteljahrescyklen, sind nach natürlichen Jahren 880 weniger 220, d. h. 660. Er gieng mithin hier mit derselben Absicht zu Werke, wie bei seiner Zeitbestimmung des Moses. Denn jene oben erwähnte Zeitbestimmung bei Vellejus Paterculus, zu nur 1070 Jahren, läſst für die Zeit von

Ninus bis zu Trojas Untergang, noch nicht einmal 660 Jahre übrig; bis gegen den Anfang der Lücke bei Eusebius jedoch etwas mehr als 660 Jahre.

Vielleicht ist es auch kein bloſser Zufall, daſs, wie Scaliger a. a. O. p. 11. bemerkt, nach allen Handschriften der lateinischen Übersetzung des Eusebius durch Hieronymus, an einer Stelle, wo die Zeit zwischen Jnachus und Troja's Zerstörung im Griechischen zu 700 Jahren angegeben wird, Hieronymus 500 gesezt hat, wenigstens sind 700 cyklische Jahre nur 521 natürliche.

Die zulezt aufgeführten Beispiele von Zeitberechnungen nach 2 verschiedenen Maasstäben, waren meist aus der Chronik der alten Assyrischen und Ägyptischen Könige genommen; wir finden aber auch bei andren Völkern noch eine Menge solcher, und in solchem Verhältniſs verschiedener Zeitangaben. So sollten 3 von den Nachkommen des Dardanus, des Stammvaters des Trojanischen Fürstenhauses, Erichtonius, Tros und Laomedon, nach einigen Angaben 46 und 49 und 36, zusammen 131, nach andren Angaben 75, 60 und 44, zusammen 179 Jahre regiert haben *). 131 natürliche, sind 175 cyklische Jahre.

Eben so sollten unter andern die beiden Argivischen Könige, Phorbas und Triopas, nach einigen Angaben zusammen 81, nach andren 112 Jahre; die Priester des Apollo Karneus nach einigen alten Angaben 40, nach andern nur etliche und dreiſsig, die Tyrischen Könige Abdastartus und Badezor, nach einigen Angaben 9 und 6, nach andren 12 und 8 Jahre,

---

*) Beck a. a. O. S. 307.

die Medisch-Assyrischen Könige, von Arbaces bis Aspandas, nach den verschiednen Angaben bei Ktesias, Diodor und andren Alten, wenn man die einzelnen Regierungsjahre zusammenrechnet, zusammen 317 oder gegen 240 Jahre regiert haben *). Zwischen allen diesen Zahlen herrscht das oft erwähnte Verhältniſs von 3 zu 4 vor.

Wenn nach einigen Angaben das alte Reich der Sicyonier um 2064 bis 2079, im Mittel hiervon also gegen 2070 Jahre vor Christi Geburt, oder 886 vor Trojas Zerstörung, begründet seyn sollte; so sezten es dagegen andre Angaben mit dem Reich der Argiver von gleichem Alter; ja wenn sie dieses, so wie neuerdings Larcher wieder gethan hat, über 1900 Jahre früher als unsre Zeitrechnung beginnen lieſsen (die beiden äuſsersten Angaben über den Anfang des Argivischen Reiches, 1800 und 1986, geben als Mittel 1893 v. Chr.) noch um 50 Jahre jünger **). Wenn man sich mithin an die mittlere Angabe hält, fällt nach der leztern Zeitbestimmung, die Begründung von Sicyon nur 660 Jahre vor Trojas Zerstörung hinauf. 660 natürliche Jahre sind 886 kleine cyklische und es scheint die ganze Dauer des Sicyonischen Reiches, nach der einen Angabe in natürlichen, nach der andern in jenen kleinen, künstlichen Jahren berechnet gewesen zu seyn.

Die beiden Angaben, über die Zeit in welcher Sesostris lebte, bei Herodot und Diodor, verhalten sich auch gerade wie 3 und 4. Denn nach Herodot sollte Sesostris gleich auf den König Möris, welcher nach seiner Angabe fast 900 Jahre vor seiner (Herodots) Zeit lebte, gefolgt seyn, nach Diodor, der hierbei selber die Verschiedenheit der Erzählung bei andern Geschichtsforschern von seiner eignen bemerkt, erst 7 Menschenalter, oder 230 Jahre nach Möris, mithin etwa 670 Jahre vor Herodot gelebt haben. 670 Sonnenjahre sind beiläufig 900 cyklische.

---

*) Beck a. a. O. S. 352, 353, 589, 612.

**) Ebendas. S. 349, 351 u. f.

Die Verschiedenheit der Berechnung eines und deſselben Zeitraums, nach Sonnen- und cyklischen Jahren, scheint auch jenen Unterschied in der Angabe über die Dauer des alten Pelasgischen Reiches in Arcadien, und die Annahme von mehr als einem Pelasgus, einem älteren und einem jüngeren, so wie die Annahmen von 2 verschiednen, zu verschiednen Zeiten lebenden Zoroastern, zwei Hermes, zwei Minos u. s. f. begründet zu haben.

Wenn jener Lieblingsschüler des Aristoteles, Theophrast von Eresos, in der Vorrede zu seinen Charakteren sagt, er sey gegenwärtig 99 Jahre alt, so stimmt dieses wenig mit der ausdrücklichen Angabe des Diogenes überein, nach welcher Theophrast schon in seinem 85sten Jahre gestorben war *). Aber wenn hier Theophrast, wie Ennius bei Angabe der Zeit der Erbauung Roms, cyklische, nicht Sonnenjahre vor Augen hatte, solche Jahre wie die erste Lebensperiode des Menschen, von der Zeugung bis zur Geburt, oder eigentliche Menschenjahre; so war er damals noch nicht 75 Jahre alt. Sezt doch auch Dion sein groſses Jahr, statt 10 mal 1460, nur 10 mal 1088 Jahre, aber 1088 Sonnen- sind 1460 cyklische, oder Menschenjahre.

---

*) Sprengels Gesch. d. Botanik I. S. 84.

Während die heilige Schrift nur von sieben dürren Jahren der Hungersnoth weiſs, welche über Ägypten kamen, sprach eine alte Sage, welche mit der Geschichte des Busiris in Verbindung stund, von neun solchen bösen Jahren (man vergleiche Kreuzer a. a. O. S. 358.) Aber sieben Sonnenjahre betragen wirklich, wenn jener alte Mythos sie nach cyklischen Jahren berechnete, neun und ein Drittheil.

Wenn nach Wilford *) in den Schriften der Alten (Arrian und Plinius) jene Lesart die richtigere wäre, welche die Zahl der Jahre, die nach Megasthenes die Inder „seit der Schöpfung“ (Megasthenes sagt seit Dionysos) bis auf Alexanders Einfall in Indien zählten, statt 6042 und 3 Monate, auf 5042 und drei Monate setzte; so würde dieses einen auffallenden Beweis dafür abgeben, daſs die Inder wenigstens bis an das Epochenjahr von Nabonassars Ära, nach den oft erwähnten cyklischen Jahren zählten, und die von dortan verlaufne Zeit, nach Sonnenjahren hinzufügten. Denn das indische chronologische System rechnete, wie aus dem Nachfolgenden noch deutlicher erhellen wird, von der Schöpfung bis zu Christi Geburt, gerade einen vollen Cyklus von 43201 Monden- oder 4191 Sonnenjahren und 144 Tagen, mithin, aufs Genauste genommen, 11,118 Sonnen- oder 14,91 kleine cyklische Jahre mehr als Frank, nach dessen Zeitrechnung, die ihre Jahre im Herbst anfängt, Christus 4180 Jahre und fast 4 Monate seit der Schöpfung geboren wurde. Jenes indische System hatte nämlich bis zum Beginn von Nabonassars Ära, nach cyklischen Jahren $4624\frac{1}{4}$ gezählt, und von hier an,

---

*) As. Research. Vol. V, 4te Ausg. p. 291.

die bis zu Alexanders Einfall in Indien noch verlaufenen 418 Nabonassarischen, oder 365tägigen Jahre hinzuaddirt, mithin 5042 Jahre und 3 Monate erhalten. Man erinnere sich hierbei an das, was oben über die Rechnung der Septuaginta gesagt worden.

Wir sahen bereits oben, daſs die alten Römer und Etrusker, ein künstliches 10monatliches, 304 Tage enthaltendes Jahr kannten, und daſs sie sich seiner zu ihren Zeitberechnungen, mit und neben dem Sonnenjahre bedienten. Schon Censorin, dem wir die ausführlichste Nachricht über jenes 304tägige Jahr verdanken, scheint darauf hinzudeuten, daſs das ursprünglichere und naturgemäſsere 10monatliche Jahr, das von 10 periodischen Monaten, oder 273 Tagen sey. Und dieses war auch wirklich den alten Römern ursprünglich eben so bekannt, und bei ihnen mit und neben dem Sonnenjahr zum Berechnen der Zeiträume im Gebrauch gewesen, als bei den Chaldäern, Ägyptern u. s. w. Denn nach der zuverlässigeren Angabe der Aufseher der Sybillinischen Bücher, sollte das erste Säcularfest, seit Vertreibung der Könige, im Jahr 298 nach Erbauung der Stadt, das 2te hierauf im Jahr 408, das 3te 518, das 4te 628, das 5te 737 gefeiert worden seyn, bis hernach unter der Zeit der späteren römischen Tirannen, auch hierin ruchlose Willkühr, an die Stelle einer alten, geheiligten Einrichtung trat, und erst im Consulat des M. Aurelius Antoninus, die 8te Säcularfeier, entsprechend wieder der 5ten, auf das 957ste Jahr der Erbauung der Stadt verlegt wurde.

Nun sieht man freilich, daſs von 298 an, immer die eigentlich angenommene Dauer eines alten Etruskischen Säculums, zu 110 Jahren, beobachtet wurde.

Aber die Zeit von 298, oder wie das eine, und zwar genauere System der Zeitrechnung, das des Fabius, nach Niebuhr a, a. O. S. 171 und 172, hier zählen muſste: von 294 Jahren, scheint sich auf den ersten Blick nicht ohne einige Schwierigkeit in jene Reihe der, 110jährigen Jahrhunderte hineinzufügen. Wendet man indeſs auch hier den Schlüssel des cyklischen Jahres an, so findet man, daſs 2mal 110 Sonnenjahre, etwas mehr als 295 cyklische Jahre betragen; daſs mithin jene erste Säcularfeier seit Vertreibung der Könige, wirklich an den Ablauf eines eigentlichen, alten, 110jährigen Säculums fiel. Genauer sind 298 cyklische Jahre, 222, oder 2mal 111 Sonnenjahre; so daſs sich auch hierin eine oben geäusserte Vermuthung zu bestätigen scheint: daſs nämlich ursprünglich die Dauer des Säculums auf 111 Jahre angenommen war.

Censorin führt noch andre Angaben, meist von Valerius Antias an, nach welchen (auch) in den Jahren 245, 305, 605, nach Erbauung der Stadt, eine Säcularfeier gehalten seyn sollte. Auch diese, scheinbar sehr widersprechenden Angaben, darf die Rechnung nach cyklischen Jahren nicht scheuen, obgleich schon Marsham, in seinem Canon. Chron. p. 500. gegen die Richtigkeit der Aussagen des Valer. Antias, gegründete Zweifel erhebt. Diese Aussagen können sich auch wirklich zum Theil auf ein späteres, künstliches Ausrechnen gründen. Dann ist es aber immer bemerkenswerth, daſs 245 Sonnenjahre und 337 Tage, gleich sind 3mal 110 oder 330 cyklischen Jahren; daſs ferner 294 cyklische Jahre von 10 Monaten (periodischen), gerade gleich sind 245 von zwölf solchen Monaten; daſs also die Bestimmung zu

245 Jahren durch eine Reduction eines (vielleicht nicht mehr genug erkannten) 10monatlichen, auf ein 12monatliches Jahr entstanden seyn konnte. Ferner ist es bemerkenswerth, daſs das 505te Jahr, von dem 222sten Sonnenjahre oder 298sten cyklischen, gerade wieder gegen 83 Sonnen- oder 111 cyklische Jahre, das 605te abermals von dem 440sten um 2mal 116 cyklische, oder 164 Sonnenjahre entfernt lag; so daſs man sich kaum der Vermuthung erwehren kann, es sey auch nach Ablauf von 110 cyklischen Jahren, mitten im Jahrhundert nach Sonnenjahren, ein, vielleicht minder ausgezeichnetes Säcularfest gefeiert worden. Ohnehin wird uns die Zeit von etlich und achtzig Sonnenjahren, später noch in andrer Beziehung wichtig und bedeutungsvoll werden.

Bereits Neuton fand den Zeitraum von 244 Jahren, welcher von Erbauung der Stadt bis zur Vertreibung der Könige verlaufen seyn sollte, viel zu lang für die Regierungszeit von 7 Königen, wovon er einer, nach jener berühmten, von ihm erfundenen Mittelzahl, gewöhnlich nicht mehr als 17 Jahre geben wollte. Wenn man die 244 Jahre als cyklische betrachtet, so sind sie freilich nur 183 Sonnenjahre, und mithin gerade die Zeit von 7 solchen Zeiträumen, welche die Alten γενεαί, Geschlechter nannten, und wovon Heraclit einen zu 25, Dionys von Halicarnaſs zu 27 Jahren annimmt; das Mittel aus beiden demnach zu 26 *).

---

*) Lindenbrog. l. c. p. 85. Hierbei erinnere man sich jener bekannten Verse des Hesiod, nach welchen die Lebensdauer des Phönyx so angegeben wird: 9 mal so lang als das blühende Lebensalter des Menschen, dauert das Leben der Krähe; 4 mal so lang als dieses, das Le-

So erblicken wir, mitten aus den unsichren Angaben der alten römischen Geschichte, deren älteste Züge, seitdem die schriftlichen, nur Tafeln von Eichenholz anvertrauten Überlieferungen, bei der Verheerung der Stadt durch die Gallier (365. U. c.) meist vernichtet worden, nur durch Lieder sich auf den späteren Enkel fortgeerbt hatten, einige unverkennbare und verdächtige Zeugniſse, für die Anwendung des oft erwähnten, cyklischen Jahres, von 272 Tagen 4 St. 30 Min. Und zwar in einer älteren Periode Roms, als die war, wo das aus 10 künstlichen Sonnenmonaten bestehende 304 tägige Jahr in Gebrauch kam, welches auch mit einer später anzuführenden Äuſserung des Censorin, sehr gut übereinstimmt.

Und so haben wir, bei nicht blos einem, sondern bei vielen, sehr verschiedenen Völkern, Spuren jenes cyklischen Jahres gefunden, deſsen Kenntniſs sich wenigstens bis gegen die Zeiten der Alexandriner, klar und deutlich, später nur unvollkommen, bei den Schriftstellern des Alterthums erhalten hatte. Obgleich sie diesen Schlüssel, zur Lösung des Räthsels der oft so weit verschiedenen Zeitangaben älterer Jahrhunderte, nicht immer sehr geschickt, sondern öfters auch da angewendet haben, wo er nicht anzuwenden war, indem sie die alten, richtigen Zeitangaben nach

---

ben des Hirsches; 3 mal so lang als dies, das Leben des Raben, 9 mal aber umfaſst die Lebensdauer des Raben, ein Leben des Phönyx. Setzt man nämlich das blühende Lebensalter des Menschen, genau als ein Drittheil der Zeit von 80 Jahren, oder $26\frac{2}{3}$; so erhält man für den Phönyxcyklus genau 25920 Jahre, oder das groſse Fixsternenjahr.

Sonnenjahren, für solche in cyklischen hielten, und, während sie jene vermeintlich auf eigentliche Jahre reduziren wollten, Dunkel und Verworrenheit dahin trugen, wo an sich selber keine war.

Um nur noch ein recht auffallendes Beispiel der Art anzuführen: so findet sich bei Censorin, in 21ten Capitel, eine Zeitangabe, welche die Ausleger in nicht geringe Verlegenheit gesezt hat (m. s. Lindenbrog ad Censor. p. 113) weil sie auf keine Weise, weder mit den übrigen Angaben des Censorin, noch mit denen bei andren alten Chronologen, in Übereinstimmung zu setzen scheint. Censorin sagt nämlich, daſs, wie man glaube, von jener ersten und ältesten groſsen Fluth, von welcher die griechischen Geschichtsforscher und Chronologen wiſsen, von der Fluth des Ogyges, bis zur ersten Olympiade, *ohngefähr* 1600 Jahre verlaufen wären. Nun fällt der Beginn der ersten Olympiade, 776 Jahr vor unsrer Zeitrechnung; mithin sezt jene Angabe des Censorin, die groſse Fluth des Ogyges gegen 2376, oder in runder Summe 2400 Jahre vor Christi Geburt hinauf. Auf der andern Seite zählen J. Africanus, Acusilaus und andre alte Chronologen, deren Angeben Eusebius anführt *) nur 1020 Jahre, von Ogyges Fluth bis zur ersten Olympiade, mithin 1796 bis zu Christi Geburt, eine Zeitbestimmung des Eusebius selber, läſst jedoch jene Fluth in das 1756ste Jahr vor Christo setzen **).

---

*) Praeparat. Evangel. L. X. p. 287 et sequ. bei Lindenbrog a. a. O. 113 und Marsham Can. chron. Saecul. VI. p. 85. Beck a. a. O. S. 558.

**) Scalig. Animadvers. in Euseb. Chronicor. Can. L. poster. p. 22, Petav. Rationar. Tempor. sezt sie 1763, Silberschlag 1750.

Und zwischen diesen beiden Angaben, hält die Frankesche gerade das Mittel, welche jene Überschwemmung, die bereits Offerhaus für gar keine Wasserfluth, sondern nur für eine politische Überschwemmung Attica's durch ein Kriegsheer halten wollte, ins 1776 (Freret ins 1769ste) Jahr vor Christo stellt. Nun sind aber 1796 Sonnenjahre, gleich 2410; 1776 gleich 2383; 1756 gleich (fast) 2356 cyklischen Jahren; die erste Angabe sezte mithin die Fluth des Ogyges 1634, die zweite 1607, die dritte 1580 (cyklische) Jahre, vor den Anfang der Olympiadenrechnung zurück, alle drei mithin ganz nahe an die Angabe bei Censorin: an 1600 Jahre, auch wenn man von seinem „ohngeführ" ganz absieht und sich streng an die Zahl 1600 hält.

Ohne mein Erinnern, wird man nun wohl leicht einsehen, daſs es gar nicht einmal nöthig ist, so wie Offerhauſs gethan, jene älteste Überschwemmung welche die griechischen Schriftsteller kannten und höchst ungewiſs erwähnten, als Pralaya im oben erwähnten Wilfordischen Sinne, als Verheerung durch Krieg zu erklären. Es war ursprünglich unter jener Fluth wohl keine andre gemeint gewesen, als die Noachische, welche nach den meisten neueren chronologischen Systemen, wirklich gegen 1600 Jahre vor dem Anfang der Olympiadenrechnung fiel, mithin an das 24ste Jahrhundert vor Christo. Ohnehin wurde alles Uralte, selbst Theben, ogygisch genannt und es ist deshalb, bei der Unsicherheit der Angaben, selbst die Existenz jenes Ogyges, wie ihn die griechische Sage beschreibt, in Zweifel gezogen worden, m. v. Beck a. a. O. S. 358. Ohnfehlbar glaubten jene alten Chronographen, welche diese groſse Naturbegebenheit um 600 Jahre später als sie sich zutrug, in die Zeit des Ogyges stellten, sie hätten in jener Angabe von 24 Jahrhunderten, eine Rechnung nach cyklischen Jahren vor sich, die sie dieser Ansicht gemäſs auf Sonnenjahre reduziren zu müſsen glaubten.

Aber auch Fälle dieser Art, von einem ungeschickten und zweckwidrigen Gebrauch des Schüſsels zur cyklischen Jahresrechnung, sprechen nicht gegen, sondern für sein Daseyn. Ohnehin kann es doch gewiſs nicht als bloſser Zufall genommen werden, wenn in den vielen hier aufgeführten Fällen, die sich leicht hätten aufs Dreifache vermehren laſsen, in den verschiednen Zeitangaben der Alten, immer das Verhältniſs des natürlishen zum cyklischen Jahr, vorherrschend gefunden wird.

Wir haben nun noch Einiges zu sagen, über die Gründe, aus welchen die alten Babylonier, Ägypter, und welche andre Völker sonst dieses System angenommen hatten, mitten durch die Reihe der Sonnenjahre hindurch, nach jenen cyklischen zu zählen pflegten, und weshalb viele von ihnen, eben so, wie sie eine doppelte Schrift, die eine für die Bedürfnisse und den Umgang des bürgerlichen Lebens, die andre für den Gottesdienst und seine höheren Beziehungen hatten *), gerade in den ernstesten und bedeutungsvollesten Verhältnissen (man vergl. oben S. 147) nach cyklischen Jahren rechneten.

Noch jetzt finden wir bei den Indern und verschie-

---

*) Eine gewöhnliche und eine Geheimschrift. Man vergl. Creuzer a. a. O. S. 565. Die Inder u. A. haben noch jetzt eine doppelte Sprache.

schiedenen andren Völkern des Orients eine doppelte, ja eine dreifache Zeitrechnung beisammen, wovon jede ihr eignes Epochenjahr hat, von welchem sie ausgeht. So rechnen die Cingalesen immer zugleich nach 2 Ären, deren Epochenjahre um 623 Jahre auseinander liegen, und selbst in den Rescripten der Regierung von Candia, findet sich jederzeit das laufende Jahr nach beiden Ären bestimmt, und das Jahr 1800 unsrer Zeitrechnung, war hiernach zugleich das 2342ste seit der Auffahrt des Buddha und das 1719te ihrer sogenannten Sonkeh Ära, welche mit jener des Salivahanan nahe verwandt ist *). So zählen auch die Inder, bei allen ihren chronologisch-astronomischen Rechnungen, wenigstens jederzeit nach 2 Ären, nach jener, seit dem Anfang des Cali-Yug, und nach ihrer andren, meist durch ungeheure Zahlenanhäufungen entstellten, seit der Schöpfung der Welt. Ja, wer auf das von Le Gentil, Davis u. A. auseinandergesetzte Verfahren der Brahmanen, beim Berechnen der Finsternisse, einige aufmerksame Blicke richten will, der wird finden, daſs hier immer 2 und 3 verschiedene Epochen zu Grunde gelegt sind.

Auch die alten Ägypter hatten eine doppelte Zeitrechnung. Die eine reichte, wie wir bereits an dem 1440jährigen Cyklus sahen, bis zur Schöpfung, und gründete sich auf eine frühe, den Völkern des Alterthumes gemeinsame Überlieferung, die andre war den Ägyptern eigenthümlicher, und hatte viel Verwandtschaft mit der in Indien noch jetzt gewöhnlichen Kali Yug Rechnung.

---

*) Mahony: On Singhala or Ceylon, in den Vol VII. der Asiat. Res.

Nach einer Angabe beim Alexander Polyhistor, erkannte die älteste Geschichte der Babylonier und Chaldäer, noch vor dem Beginn ihres alten Reiches, dessen Anfang von ihnen weit über die Zeit der grossen Fluth hinaufgesetzt wurde, eine Vorzeit an, welche sie ἔτη ἀβασίλευτα nannte, und die Paschalchronik meldet, der Anfang jenes alten Reiches der Chaldäer, sey in die Zeiten des Jared gefallen, dessen Lebensmitte das 10te Jahrhundert seit der Schöpfung war. Wenn nach Panodorus, die Zeit von der Schöpfung bis zu Enoch, noch ohne Bestimmung und Maas der Zeiten war, und erst jene Egregorii, welche im tausendsten Jahre der Welt zu den Menschen herabkamen, ihnen den Lauf der Sonne und des Mondes, durch die 12 Zeichen oder 360 Grade des Zodiacus offenbarten, so war hiermit eigentlich nur dasselbe angedeutet, was Panodorus nachher noch mit klaren Worten hinzufügt: dafs nämlich jene 30 Dynastieen, aus deren Jahressumme sich eigentlich das ganze ägyptisch-chronologische System begründet und bildet, erst im 9ten oder 10ten Jahrhundert der Welt, ihren Anfang nehmen, von dort an gezählt werden müssen*). Er selber, welcher von der seitdem bei den meisten Chronologen herrschend gewordnen Ansicht ausgeht: das alte ägyptische Jahr sey eine Zeit von 30 Tagen gewesen, setzt das Epochenjahr des ganzen chronologischen Systemes der Ägypter, 1058 nach der Schöpfung, während, seiner Angabe zu Folge: dafs die Egregorii im 10ten Jahrhundert nach Adam, in den Tagen des Henoch, welchen viele ältere Schriftsteller für den älteren Hermes halten, der Zeiten Lauf bestimmten, jene Epoche in das vorhergehende Jahrhundert träfe. Denn Henoch lebte nur bis 987 auf Erden.

---

*) Jackson a. a. O. S. 44 — 155, 447 u. s. w.

Wenn nach Diodor von Sicilien *) die ältesten Götterreiche der Ägypter, eins über 1200 Jahre; nach des Panodorus Weise zu rechnen, das Reich der 7 ältesten Götter, zusammen 969 Jahre gedauert hat, und wenn Des Vignoles **) in der letzteren Zahl der Jahre eine geflissentliche Annäherung an die Summe von 2 von ihm aufs Scharfsinnigste in dem alten chronologisch-mythologischen Systeme der Ägypter nachgewiesenen Cyklen von 487 Jahren, mithin von 974, erblicket; so werden wir hierdurch von neuem auf die oft erwähnte Zeitenangabe der älteren Samaritanischen Chronik zurückgeführt. Diese berechnet ihre erste Weltperiode, von der Schöpfung bis zur Fluth, oder vielmehr die ἐκ ἀθανάτων, von der Schöpfung bis zum Beginn der dem Indischen Kali-Yug entsprechenden neuen Weltperiode, zu 1307 Jahren. Nun sind aber 1307 cyklische Jahre von 272 Tagen, 4 St. 30 M. gerade 974 Sonnenjahre, denn 1307 cyklische Jahre, betragen 355748 Tage, 974 tropische Jahre sind 355746, mithin nur 2 Tage weniger, und diese Summe stimmte nicht allein mit der Angabe des Panodorus, über die Zeit der Herabkunft jener Egregorien, sondern auch mit jener des Diodor, dessen Zahl sich auch auf cyklische Jahre zu beziehen scheint, sehr wohl zusammen. Eben so auch mit der Zeit von 12000 Monaten, welche Onomacrit, in seinen Orphischen Argonanten, v. 1105 u. 1106, jenen Langlebenden, dem Volk der Makrobier, beilegt, denn 12000 synodische Monate, sind 970 Jahre und 3 Monate.

---

*) Lib. I. p. 43. edit. Eichst.

**) II, 654, 655, 656.

Allein eben jener Panodorus, setzt den Anfangspunkt des ganzen ägyptisch-chronologischen Systemes, nach seiner Weise zu rechnen, auf 1058 Jahre nach der Schöpfung, und die Chronik des Manethon, verglichen mit den übrig gebliebnen Angaben des Sanchoniathon, scheint den Anfang der ägyptischen Dynasticen, auf das Ende des 11ten Jahrhunderts nach der Schöpfung zu setzen *). Nun betragen aber wirklich 1460 cyklische Jahre, 1058 Sonnenjahre, und es könnte allerdings die erste Weltperiode, nach der Zahl eines ägyptischen Phönyxcyklus bestimmt worden seyn.

Wir haben jedoch in den Schriften der Alten selber eine Angabe, welche uns die Epoche, welche die Ägypter als den Anfangspunkt ihres chronologisch-mythologischen Systemes betrachteten, auf eine sichrere Weise auffinden und bestimmen läſst. Die ganze Summe der 30 Dynastien jenes Systemes, sollte nämlich, bis auf Nectanebus, welcher von 358 bis 340 vor Christi Geburt regierte, 36525 Jahre betragen haben. Nimmt man diese Jahre, nach Anleitung der Alten selber, als Monate, und zwar, in Übereinstimmung mit dem ganzen bisher dargestellten cyklischen Systeme, nicht zu 30tägigen Sonnen- oder zu synodischen, sondern zu periodischen Monaten: so erhält man aus 36525 periodischen Mondläufen, 2732 $\frac{1}{3}$ Sonnenjahre. Erlauben wir uns nun, nicht von dem Ende, sondern gerade von der Mitte

---

*) Jackson a. a. O. p. 449.

der Regierung des Nectanebus, welche 18 Jahre dauerte, mithin von dem 349sten Jahre vor Christo an, zurückzurechnen, welches nach der Frankischen Zeitrechnung das 5832ste der Welt war, so kommt der Anfang des ganzen chronologisch-mythologischen Systemes der Ägypter, auf das Jahr 1100 der Welt zurück, in welchem sich gerade 10 obenerwähnte, alt-etruskische Säcula von 110 Jahren vollendet hatten.

Fangen wir nun einmal von beiden uns gegebenen Epochenjahren des cyklischen Systemes an zu zählen, so erhalten wir folgendes merkwürdige Resultat.

Im Jahr 4192 der Welt, vollendete sich der dem gesammten Alterthum heilige Cyklus von 4320 vollen Mondenjahren, welcher nach Clemens Alexandrinus etwas über 5625 cyklische Jahre betrug. Zieht man die Zeit von 974 Sonnen- oder 1307 cyklischen, noch genauer aber die von 1305 cyklischen Jahren, von 5625 ab, so bleibt 4320. In jenem künstlichen cyklischen Systeme, vollendete sich demnach das 4320ste 272 tägige Jahr, zugleich mit dem 4320sten Mondenjahre, nach dessen Laufe die ganze älteste Welt zu rechnen pflegte, und wenn die eine alte Zeitrechnung, nach Mondenjahren, von der Schöpfung der Welt anhob, die andre, nach cyklischen Jahren, gerade um 1000 Mondenjahre, oder um 970⅓ Sonnenjahre später; so trafen beide, gerade um jene Zeit wo der heilige Sonnenmondencyklus sich vollendete, in ihren Zahlenangaben zusammen.

Dieser Zeitpunkt des 4320sten Mondenjahres, war es also, auf welchen der grofse Uhrzeiger jenes alten, nach einigen Sagen selbst dem Henoch, dem

7ten von Adam [*] zugeschriebenen künstlichen Zeitensystemes hinzeigte, und auf welchen seine ganze Bewegung berechnet war. Hier, wo beide Systeme, das von der Schöpfung an nach Monden- und das vom 1000sten Mondenjahre nach cyklischen Jahren zählende, zusammentrafen, hatte das leztere eigentlich die Bestimmung zu welcher es erfunden war vollendet, und jene bereits oben S. 167. (in der Note) angeführten Fälle, wo man noch länger als bis zum 4320te Mondenjahre das Rechnen nach cyklischen Perioden fortgesezt findet, gehören zu den seltensten Ausnahmen.

Aber die späteren Ägypter so wie auch Babylonier, scheinen nächst dem cyklischen meist nur nach Sonnen, nicht nach Monden-Jahren gerechnet zu haben. Das 4320ste Sonnenjahr seit der Schöpfung, vollendete sich im Jahr 139 unsrer Zeitrechnung. Nun sahen wir eben, dafs die spätere ägyptische Chronologie, den Anfangspunkt ihrer Dynastieen, von welchem an ihr mythologisches Zeitensystem zu zählen anfieng, 36525 Jahre, oder Mondläufe, vor Nectanebus hinaufsezte, mithin auf 1100 Jahre nach der Schöpfung der Welt. 1100 Jahre, waren, selbst noch nach dem mit dem ägyptischen nahe verwandten und aus ihm hervorgegangenen chronologisch-mythologischem System der Etrusker, die Zeit eines grofsen Welttages; jene Zeit welche der Dauer eines Volksstammes auf Erden zugemefsen sey, und deren Ablauf sich den Sehern durch Wunder und Zeichen verkünde [**].

---

[*] Ep. Judä, v. 14.

[**] Niebuhr, S. 41. Wahrscheinlicher war ein Welttag ursprünglich an 880 Jahren gerechnet.

Wenn aber dieses (spätere) chronologische System der Ägypter, welches nach Sonnenjahren zählte, und den Ablauf des Jahres Gottes in das Ende der dritten 1461 mal 360 tägigen, oder 1440 mal $365\frac{1}{4}$ tägigen Weltperiode, d. h. ins 4320ste Jahre der Welt sezte, mit dem 1101sten Sonnenjahre der Welt, statt mit dem 1001sten Monden- oder 972sten Sonnenjahre, seine Zeitenreihe anhub; so hatte es hierbei ganz die gleichen Zeitenabstände und Zahlenverhältniſse vor Augen, wie das andre, frühere, nach Mondenjahren zählende. 4320 volle Mondenjahre, vollenden sich im 4192sten Sonnenj. Zwischen 4192 und 4000 Jahren, ist 128 Jahre Unterschied. Sollte nun das künstliche, cyklische Zeitensystem, von 4320 cyklischen, 272,187 tägigen, oder $3219\frac{1}{4}$ Sonnenjahren, statt im 4320sten Monden- im eben so vielsten Sonnenjahr sich vollenden, so muſste es 128 Jahre später anfangen, und wenn wir 128 von 1101 abziehen, so kommen wir wirklich auf das 975ste Sonnen- 1002te Monden- 1306te cyklische Jahr der Welt; mithin ganz nahe an die oben auf dreifache Weise aufgefundene und aus den Angaben des Alterthums begründete erste Weltperiode der Samaritanischen Chronik.

$3219\frac{1}{4}$ Sonnenjahre, sind demnach 4320 cyklische Jahre. Hub das künstlich rechnende cyklische Jahressystem, mit dem 1101sten, das nach vollen Sonnenjahren zählende, mit dem 1sten Jahre der Welt an; so zählten beide im Jahr 139 nach Christo, übereinstimmend 4320, und nach beiden Cyklen war das Jahr Gottes, das Sal Chodai, die groſse geheiligte Weltperiode, in gleichem Momente abgelaufen. Der Uhrenzeiger des künstlichen Jahressystems, war zwar hier allerdings um 128 vorwärts, statt auf das 4320ste Monden- auf das 4320ste Sonnenjahr gerichtet; aber der Ablauf seiner Bewegung, sollte auch hier daſselbe andeuten wie dort, und merkwürdig ist es immer, daſs die Zeit des Ablaufes von 4320 Jahren, mit einem immer mächtigeren Aufgehen eines neuen, geistigen Lichtes, auch über Ägypten, gleichzeitig war.

So haben wir hier den Grund und Sinn des 272 tägigen Cyklus und seiner Anwendung gesehen; daſs er nämlich, anhebend von dem Moment, wo mit Aloros und Hefastos, mitten im allgemeinen Lauf der Weltzeiten, der besondre der irdischen Reiche und Völkergeschichten begann, und nahe um die Zeit, wo Noah, der Stamvater der ganzen späteren Welt geboren war, in seinem Ablauf hindeuten sollte: auf jene Fülle der Zeiten, auf jenes Ende der Äonen *) wo die dem Alterthum heilige, im nächsten Abschnitt noch weiter zu erwähnende Periode von 4320 (ursprünglich Monden-) Jahren sich vollendete. Und hierin mochte dem ägyptischen Zeitencyklus auch der ursprüngliche indische nahe verwandt seyn, der im 1sten Jahr unsrer Zeitrechnung 3101 Jahre zählte, mithin im 1080sten Jahr der Welt, und nur 20 Jahre früher als der ägyptische begonnen hatte.

Wir deuteten jedoch weiter oben auch noch einen andren Entstehungsgrund des cyklischen Jahres, mitten im bürgerlichen an, nämlich die Zeit, in welche, vom Herbst an gerechnet, die Überschwemmung des Nils in Ägypten einzutreten pflegte (man sehe oben S. 154).

---

*) Hebr. 9 v. 26 u. s. w.

Aber die Feier des 272sten Tages, oder des heliacalischen Aufganges des Hundssternes, im Verlauf des Jahres, zusammen mit dem um diese Zeit eintretenden Steigen des Niles, erhielt hier in einem andren Zusammenhange noch eine höhere, sinnbildliche Bedeutung. Wenn, wie dies nach einigen oben (S. 31.) erwähnten Thatsachen, wahrscheinlich ist, das Jahr, analog der Woche, in sieben Theile getheilt wurde*), fiel der 273ste Tag auf den $5\frac{1}{4}$sten, oder (den einzelnen Tag der Woche vom Sonnenaufgang an, gerechnet), auf die Mittagsstunde des 6ten Tages. Eben so, wie demnach nach der alten heiligen Urkunde, der erste Mensch am 6ten Tage von Gott geschaffen war, und das erste Licht erblickte, so wird auch jeder einzelne Mensch, von der Empfängniſs an gerechnet, in der Mittagsstunde des sechsten Wochentheiles (sechsten Siebentheiles) des Jahres ans Licht geboren. Die 5 oder genauer $5\frac{1}{4}$ Tage, welche bis zur Erschaffung des ersten Menschen vergiengen, waren zugleich auch die Schalttage, welche dem Jahr von 360 Tagen jährlich, zu seiner Ergänzung zum Sonnenjahr zugesetzt werden muſsten. Sie wurden deshalb als verlorne Tage, ohne Arbeit gefeiert, weil sie jene Tage der Weltdauer andeuten sollten, die für den Menschen noch nicht vorhanden, noch keine Tage waren. **)

---

*) Geht eigentlich aus Baillys Ansicht über die Ausgleichung des alt-römischen mit dem Sonnenjahr hervor. Bailly a. a. O. II. S. 266.

**) Silberschlag, bei Kanne: Bibl. Untersuch. und Ausleg. I. S. 35.

Den alten Ägyptern wird, mit ziemlicher Einstimmigkeit, die Erfindung jener alten Bezeichnung der 7 Tage der Woche, eines jeden durch einen eignen Planeten zugeschrieben*), welche freilich auch bei den alten Babyloniern, in fast eben so früher Zeit, in Gebrauch gewesen zu seyn scheint. Die Reihe jener sieben Planeten, begann mit Saturn, und der erste Tag der alten ägyptischen Woche, war der des ältesten Sabbaths, oder der Sonnabend. Folgten sich nun die Planeten und die ihnen entsprechenden Wochentage, in der bei den meisten alten und neuen Völkern gewohnlichen Ordnung: Saturn, Sonne, Mond, Mars, Mercur, Jupiter, Venus; so war, einstimmig bei allen Völkern, welche dieses Wochensystem besaſsen, der 5te Tag der Woche dem Hermes, Anubis, Thot geheiligt. Aber nach einer andren Anordnung, in welcher die Planeten bei den alten Ägyptern als sieben himmlische Mächte verehrt wurden, folgten sie sich so: Saturn, Jupiter, Mars, Sonne, Venus, Mercur, Mond**). Dann fiel, wenn die Planeten in dieser Ordnung den Wochentagen zugestellt wurden, Hermes, welcher in andren Beziehungen den Sirius bezeichnete, mit dem 6ten Tag der Woche zusammen.

Beides hatte seinen Sinn. Wie in dem Verlauf des Jahres, wenn man sich dasselbe in sieben Theile getheilt dachte, der glänzende Sirius, der Stern des Thot, heliakalisch aufging, wenn fünf jener Siebentheile, genau $5\frac{1}{4}$ vergangen waren, mithin im ersten

---

*) Man vergl. unter Andren Des Vignoles II. 683.

**) Creuzer a. a. O. S. 431.

Viertheil des sechsten, so sollte auch in jeder einzelnen Woche, mit dem Tag des Thot, das 5te Siebentheil sich vollenden. Wurde nämlich in alter Zeit, der erste Tag der Woche mit dem Abend *), dem Sonnenuntergang des letzten zu zählen angefangen, so vollendeten sich 5 $\frac{1}{4}$ Siebentheile der Wochenzeit, um Mitternacht des 6ten, oder nach unsrer Art zu rechnen, gerade mit dem Ende des 5ten Tages und Mercur wurde dann der 6te in der Reihe. Wurde später, wie allgemeiner war **), der Tag mit Sonnenaufgang begonnen, so fiel jene Mitternachtszeit noch an das dritte Viertheil des 5ten Tages herüber; und mitten in das ältere Wochensystem, wurde nun das neue, in sinnvoll verändernder Ordnung, eingefügt.

So wurde auch die einzelne Woche, mit dem mitten in ihrem Verlauf eintretenden, bedeutungsvollen Anubis, ein Abbild des Jahres. Anubis erschien in der dürren Zeit des Jahres, dem Lande ein Retter und Heiland. Nicht ohne anderweitige tiefere Beziehung, wird der Name Hermes selber von ἔρω, und mithin Reden, Denken abgeleitet ***) mit dem Hom, dem Gnadenbaum der Perser, und „dem Buddha bei den Indiern, dem ins Fleisch gekommenen Gnadenwort“ (Creuzer S. 375.) verglichen. Er ist zugleich Führer der Seelen und Richter der Todten (376 u. f.), und nicht ohne anderweitige Beziehung, scheint auch der Schlangenstab in seiner Hand, der an die That jenes Schlangenüberwinders Hercules erinnert, des nämlichen der in manchen seiner ältesten Abbildungen, z. B. auf dem Globo Farnese, als Knieender, in betender Stellung, mit gen Himmel erhobnen Händen, mithin als Hieroglyphe des Sprechens und Denkens *im ursprünglichen Sinne* dargestellt ist. Scheint doch auch der wachsame Hund, wenn er in einer alten hieroglyphischen Abbildung (bei Kircher?) zum Kampfe fertig, der sich zum feindlichen Sprunge ringelnden Schlange gegenübersteht, gleich dem Goldwolf, aber noch mehr dem Ichneumon, eine, vielleicht noch nicht genug beobachtete Bedeutung, in Beziehung auf die böse Schlange Typhon zu haben, und bis an unsre Zeiten heran, erhielten sich wenigstens unter den Volkssagen, Erzählungen von dem glücklichen Kampfe jenes wachsamen Thieres, mit der mordenden Schlange*) und dieser fein riechende Wächter, scheint auch wirklich zum Aufspüren der giftigen Schlangen, welche sämmtlich einen starken Geruch haben, vorzüglich geeignet. Es wird die Bedeutung des Symbols um so augenfälliger, da der Hermes oder Thot nicht blos durch den Hund oder Kopf des Hundes, sondern auch durch den Ibis bezeichnet wird, dessen alt anerkanntes Verdienst um Ägypten es war und ist, daſs er eine groſse Menge von schädlichen Amphibien, besonders Schlangen und Frösche vertilgt.

---

*) 1. Mos. 1. v. 5, 8, 13, u. s. w.

**) Des Vignoles a. a. O.

***) Creuzer a. a. O. p. 365.

---

*) Man denke an die bekannte Geschichte, wo ein treuer Hund einem Kinde das Leben rettete, im Kampfe mit der Schlange die Wiege umkehrte u. f.

Jener den Völkern verheiſsene Schlangenüberwinder, sollte aber nicht am Ende der Weltdauer, sondern mitten in ihrem Verlaufe im Fleisch erscheinen, weshalb auch die alten Weissagungen in den indischen Puranas *) sagen, der verheiſsene als Mensch geborene Gott, solle gegen das lezte Ende des 3ten, und im Beginn des 4ten Alters erscheinen, was auf keine Weise mit dem Cyclus von 4320 Mondenjahren in Verbindung und Beziehung steht, weshalb auch Wilford keine Möglichkeit fand, die Angabe jener Weissagung mit der christlichen Ära in Übereinstimmung zu setzen. Dagegen sagt jene Stelle der alten Puranas mit klaren Worten daſselbe, was die uralte Theilung des Jahres, durch den heliakischen Aufgang des Hundssterns andeuten sollte, daſs: so wie einst der erste Mensch ans Licht trat, als das 3te Viertheil der ersten Woche der Weltdauer vergangen war; daſs wie der einzelne Mensch ans Licht geboren wird, wenn das dritte Viertheil des Jahres vergangen ist; so solle auch das höhere, den Völkern verheiſsene Licht, jener Überwinder der Schlange und Wiederbringer des Lebens erscheinen, wenn das 3te Viertheil eines groſsen Naturzeitraumes verlaufen seyn werde, dreimal das groſse Sal Chodai oder Jahr Gottes, von 1440 Jahren, oder auch, wie sich ein Theil der alten chronologischen Systeme es vorstellte: das groſse ägyptische Naturjahr von 1460 gemeinen.

Es steht hiermit in Verbindung, jene alte Tradition, die sich noch in einigen Schriften der Rabbinen

---

*) In den Pâdma und Ganesa Puranas. Man sehe Wilford, on the sacred Isles of the West, Asiatic Researches Vol. IX.

erhalten hat, daſs der verheiſsene Messias nach 9 Monaten auf Erden erscheinen solle. „Das Reich der Welt, die Zeit Edoms, sollte 9 Monate währen, und wie ein Weib den Sohn ihres Leibes erst nach Ablauf einer solchen Zeit gebähre, so sollte auch die Ankunft des Messias nach Ablauf solcher Zeit geschehen *)". Hierauf bezog sich auch vielleicht jenes Bemühen, das in einigen chronologischen Systemen der ersten christlichen Jahrhunderte so sichtbar ist, die Zeit der Geburt Christi, wie Eusebius gethan, um 5200 zu setzen, denn 5250 sind $\frac{3}{4}$ von 7000 Jahren, eben so, wie beiläufig jene 84 Jobelcyklen, nach deren Verlauf die Erfüllung der Verheiſsungen erwartet wurde, $\frac{3}{4}$ von 111 sind. Eine Zahl, welche gar sehr an die alt angenommene Dauer des alt-Etruskischen, auch wohl den Ägyptern bekanten Säcular-Cyklus erinnert.

Überhaupt wird es für das weiter Nachstehende nicht ganz ohne Nutzen seyn, wenn wir uns darauf aufmerksam machen, wie oft auch die zusammengeseztesten Zahlen der heiligen Schrift, besonders der historischen und prophetischen Bücher, selbst in den chronologischen Systemen der andern Völker als bedeutend vorkommen. Schon oben sprachen wir von den 1290 oder 3 mal 430 Tagen beim Daniel. (Cap. 12) und eben so wie sich die Zahl 430, wie bereits erwähnt, bei andern Völkern bedeutungsvoll wiederfindet, so auch die gleich darauf folgende 1335. Diese erinnert fürs erste schon an die 4 mal 333,33 des cyklischen Jahressystemes, sie ist aber auch genau ver-

---

*) Eisenmenger E. J. II. p. 650, 651.

wandt mit den mystischen 3 Jahren 8 Monaten und 15 Tagen, in dem prophetischen Buche der Jinas, das wohl auch, gerade durch diesen Umstand, einen Ursprung oder Einmischung aus westasiatischen Quellen verräth.

In der Colembrokischen Tabelle, zu jener Abhandlung über die Geschichte der Jains, wozu die Materialien von einem Priester dieser Secte gesammlet und auf Major Mackenzies Veranstaltung durch einen Brahmen ins Englische übersezt wurden *), wird die Apotheose des Rishaba 3 Jahr und 8½ Monat, vor dem Ende des dritten Alters gesezt. In einem alten indischen Werke, Satrujaya Mahatmya genannt, woraus Wilford in demselben Band der Asiatic Researches, in der Abhandlung über die Ära des Vicramaditya und Salivahana **) einen Auszug gegeben hat, werden wir nicht darüber in Zweifel gelaſsen, daſs dort Jahre von 360; Monate von 30 Tagen verstanden sind. Wir finden nämlich dieselbe Zeit von 1335 Tagen, hier in einem ganz andern Zusammenhange wieder. Es heiſst in diesem Buche, welches ein Lieblingsbuch der Jaina's ist, unter andern: daſs wenn Jina in seiner lezten Verkörperung als Gautama, in Gestalt eines weiſsen Elephanten, die ewige Seligkeit erlangt haben würde, dann sollte nach 3 Jahren, 8 Monaten und 15 Tagen, der Fürst der fünf Zerstörer, der Allzerstörende (Pari Mara) genannt kommen, und ein Ende mit allem öffentlichen Gottesdienst machen. Hier ist der halbe Monat der ersteren Stelle zu 15 Tagen gesetzt, mithin der ganze zu 30 und das aus 12 solchen Theilen zusammengesezte Jahr, zu 360 Tagen. Vielleicht daſs die Indier jene Zahl anderswoher erborgten *) übrigens beziehen sich wohl die 5 Zerstörer unter denen Pari Mara der Vornehmste seyn soll, nicht auf Mahomed und seine 4 Freunde, wie Wilford dafür hält, sondern auf die Vorstellung der Jains, welche sich selbst in jener Stelle ihrer heiligsten Gebetsformel ausspricht: . . . in dem . . . Theil oder Viertheil des gegenwärtigen Cali Yugs, *und indem es jetzt in der 5ten Abtheilung der Zeit ist* *). Jede solche Zeitperiode, in deren 5ten die Jains jezt zu stehen glauben, hat wahrscheinlich am Schluſs, analog der Vorstellung der übrigen indischen Religionssysteme, eine Pralaya oder Zerstörung, und einen diese zunächst veranlaſsenden Zerstörer, wovon der 5te, am Ende der Periode, der gröſste werden sollte.

---

*) Account of the Jains collected from a priest of this Sect, at Mungeri etc. in den Asiatic Researches Vol. IX.

**) Einem Abschnitt des Essay on the sacred Isles of the West.

Wir scheinen durch diese eingeschobene Bemerkung, von unsrem eigentlichen Wege abgekommen, und doch sollte sie uns gerade auf diesem weiter fördern. Die Jains reden in der eben erwähnten Gebetsformel von einer 5ten Abtheilung der Zeit, in welcher auch wir leben. Wir werden veranlaſst hierbei an das Phönyxjahr der Ägypter, von 1461, entweder 365 tägigen, oder 360 tägigen Jahren, welche gerade gleich sind 1440 vollen Sonnenjahren, zu denken. Denn der 4te groſse 1440 jährige Cyklus, war nach der Frankeschen Zeitrechnung bereits vor 240, der

---

*) M. v. Daniel 12 v. 12.

der 1460 jährige vor 180 Jahren vollendet, und seitdem hat die 5te Abtheilung der Zeit begonnen.

Erinnern wir uns hierbei auch noch an das, worauf neuerlich Buttmann in seiner Abhandlung über den Mythos von den ältesten Menschengeschlechtern, ausführlicher aufmerksam gemacht hat *): daſs ein alter ursprünglicher Mythos nicht von 4 oder 5, sondern nur von 3 Geschlechtern der Menschen, und, wenn man diese wie oben erwähnt, auch als 3 der Zeit nach auf einander folgende betrachtete, nur von 3 Weltaltern gewuſst habe, davon das 3te dem eisernen Weltalter der Dichter und dem Kali Yug der Inder entsprach.

Zwar liegen alle weitere Vorstellungen des Alterthums, von dem Zusammenhange der Entwickelungsgeschichte und Dauer der Erde und ihrer Bewohner, mit groſsen Naturperioden, zunächst nicht in dem Kreise dieser Untersuchungen, sondern nur die, welche sich auf die Zeit der Erscheinung des verheiſsenen Schlangentreters im Fleische beziehen; da indeſs das künstliche System der Zeitrechnung, das sich auf den heliakalischen Aufgang des Hundsternes gründet, in seinem ganzen Umfange mit jenem Wendepunkt der gesammten alten Chronologie in Verbindung stund, so müssen wir auch einen Blick auf die äuſsersten, zum Theil in Nebel gehüllten Grenzpunkte deſselben, werfen. Wir dürfen nicht vergessen, daſs auch dem Alterthum alles das, was über den Mittelpunkt ihrer chronologischen Systeme, welcher durch einen uralten Strahl von oben hell genug beleuchtet war, hinaus lag, zunächst nicht zu wissen noth war, und deshalb in ihren Zahlengebäuden nur ungewiſs und sparsam beleuchtet ist.

Die Vorstellung von einer groſsen, 6000 jährigen Weltperiode, ist fast bei allen, in solcher Beziehung uns bekanten Völkern des Alterthums zu finden. Jene 6 Tage der Schöpfungswoche, vor dem ersten Sabbath, wurden von einigen alten Völkern für Jahrtausende gehalten *). Andere, und nicht blos die Juden und die ältesten Christen **) dachten sich eine Wiederholung des ganzen Verlaufs jener ersten 6 Tage der Schöpfung im Groſsen, in der Zahl von eben so viel Jahrtausenden, hierunter wieder namentlich viele der älteren Christen, einen tausendjährigen Sabbath. Was demnach die Zeit von 6 Tagen der Woche, bis zum Sabbath im Kleinen war, das wiederholte im gröſseren Maasstab, fürs erste die Zeit von 600 Stunden (12 auf einen Tag gerechnet) oder von 50 Tagen, von welcher früher die Rede war. Noch in etwas gröſserem Maasstabe die von 60 und 600 Tagen, auf welche leztere doch in der indischen Zeitangabe der Periode zwischen der Schöpfung und dem Anfang des Cali Yugs, oder der groſsen Fluth, Rücksicht genommen scheint. Denn wie bereits erwähnt, enthalten 1656 Sonnenjahre 1080 mal 600 Tage, und die Cali Yug Zeitrechnung sezt die Fluth 3101 vor Christi Geburt, oder vor dem 4181sten der Welt, mithin in das Jahr 1080 seit der Schöpfung, so daſs dieser Bestimmung eine uralte Überlieferung zu Grunde gelegen seyn könnte, nach welcher 1080 Zeitläufte, (Saren oder Jahre im alten, weit vieldeutigeren Sinne des Worts, wo es überhaupt nur einen Zeitabschnitt bezeichnete) nämlich nicht Sonnenjahre, nach denen der Chronolog des Cali - Yugs rechnete, sondern 600tägige Cyklen, vergangen seyn sollten.

---

*) Z. B. den alten Toscanern, nach Suidas.

**) M. v. Wilford, As. Res. Vol. V. On the Chronol. of the Hind.

600 Monate, enthielt der Jobelcyklus, und jene früher erwähnte Periode des Fixsternenjahres, 6000. So wie diese leztere in der Geschichte des jüdischen Volkes, auf eine sehr merkwürdige Weise ausgezeichnet war, eben so die nach Josephus Zeugniſs schon den Altvätern vor der Sündfluth bekannte, 600 jährige, wie wir oben sahen, in der Geschichte der Völker überhaupt. Under andern war auch diese bis Christus 7 mal verlaufen. Die Gipfelzahl dieser chronologischen, aus 6 entstandenen Perioden, war nun 6000. Und hiermit stund denn auch die 272 tägige Cyklen-Rechnung im Zusammenhange.

Wie wir bereits oben aus der Ära des Vicramaditya und des Salivahanan bewiesen haben, und aus andern Thatsachen noch mehr beweisen werden, rechnete das alte System des 1460 jährigen Canicularcyklus so, als ob 138 Jahre nach Christi Geburt die 3te Canicularperiode zu Ende gegangen, als ob mithin im 139sten Jahr unsrer Zeitrechnung, das 4381te Jahr der Welt begonnen hätte. Nun war aber, nach der gründlichsten und genauesten Zeitrechnung, deren Hauptleitfaden der Grundtext der heiligen Schrift ist, das 139ste Jahr nach Christo, das 4320ste Jahr der Welt. Jene Periode von 2 mal 25920 synodischen Monaten, nach deren Verlauf sich das groſse, den Völkern heilige Kirchenjahr, von dem wir in einem der nächsten Abschnitte reden werden, schloſs, und die Erfüllung der gegebenen Verheiſsung erwartet wurde, enthielt in sich 4320 Mondenjahre, und dieses war, wie sich später noch mehr zeigen wird, die achte

Grundzahl des ältesten chronologischen Systems, während die jüngeren Zeitrechnungen, den Abschluſs des groſsen Kirchenjahres, mit 4320 Sonnenjahren erwarteten. Das Ende der 3ten Canicularperiode fiel aber wirklich, durch die alte Stellung seines Beginnens, mit dem Ende des 3ten Sal Chodai oder Jahr Gottes von 1440 Jahren, oder mit dem 4320sten der Welt, mithin nach der Ansicht des jüngeren Systems, mit der Zeit der Erscheinung des verheiſsenen Schlangentreters im Fleische zusammen.

Es war aber die 1460 jährige Periode nur ein Abbild im Groſsen, von der noch jezt gewöhnlichen, alt bekannten Schalttagsperiode von vier Jahren. Denn 4 mal 365 Tage, sind 1460, wozu dann der Schalttag kommt. Hiermit im Zusammenhange war auch die Octaeteris von 2 mal 1461, oder 2922 Tagen. Wie der einzelne Monat in 4 siebentägige Perioden, das einzelne Jahr in 4 Jahreszeiten oder 4 Horen, die 4 jährige Schaltjahrperiode, in 4 Sonnenjahre von 365 Tagen: so zerfiel auch die Canicularperiode in 4 Theile von 365 Sonnenjahren. Eben so dachte man sich nun auch die gröſsere Periode der Entwicklungsgeschichte des Planeten, aus 3 und 1, oder aus 4 Canicularperioden zusammengesezt. Denn 4 solche Perioden, oder 5840 Sonnenjahre, sind $6019\frac{1}{8}$ mithin nur wenig über 6000 Mondenjahre. Indem mithin jenes ägyptische chronologische System, aus uralter, frühe vom Mondenjahr auf das Sonnenjahr übergetragner Überlieferung, die Zeit worauf die Völker hofften, an den Ablauf seiner sogenannt dritten Canicularperiode knüpfte, weil dieser wirklich ins 4320ste Weltjahr fiel, so trat ihm auch die Erscheinung des Schlangentreters, dessen glänzender Erinnerer am Himmel der Sirius war, ans Ende des 3ten Viertheils eines groſsen, aus 6000 Mondenjahren bestehenden Naturjahres. Und so schloſs sich denn, wie es scheint, der alte, künstliche Kreis jenes Zahlengebäudes, welches sich allerdings auf die Trümmer eines sehr hehren Tempels gründete, vom Kleinsten bis zum Gröſsten, dem Auge schön aneinander. Denn wie der erste Mensch, am Ende des dritten Viertheils, der aus sieben Tagen bestehenden ersten Woche; wie jeder einzelne, von jenem Stammvater entsprossene Mensch, am Ende des dritten Viertheils des Jahres ans Licht tritt, so auch der den ersten Vätern verheiſsene, als Mensch gebohrne Gott, am Ende des dritten Viertheils eines groſsen Jahres der Welt.

Wir dürfen nicht erst daran erinnern, daſs jenes System, welches seinen Anfang wohl schwerlich sehr frühe hinaufsetzen läſst, sondern vielleicht nicht viel über 1300 Jahre vor Christi Geburt entstund, und sich nur durch weites Zurückrechnen in eine frühe Zeit mehr zu begründen suchte, um 60 Jahre zu viel zählte. Blickt doch allenthalben in jenen Zahlengebäuden eine doppelte Beziehung, die eine auf die wahre und genau richtige Zeitrechnung, die andere auf eine mit der Wahrheit allerdings nahe übereinstimmende, aber doch mehr auf einem künstlichen System ruhende, hindurch, und es scheint allerdings immer, als hätte die alte Welt es doch nicht gewagt, unbedingt von der Wahrheit abzugehen, sondern ihrem künstlichen Zahlensystem nicht ganz allein vertrauend, auch zugleich jede Spur einer alten, wahren Überlieferung, treu im Auge behalten, wie sie denn z. B. in Indien das Geburtsjahr ihres Salivahanan genau auf die rechte Zeit, nämlich auf die von

Christi Geburt setzte, während sie zugleich ihre künstlichen Epochen von dem ersten Jahr der Āra Vicramaditya und Saca anhub.

Und so haben wir für die Entstehung und Einführung des künstlichen cyklischen Jahres, bei den Alten, mehr als einen Grund gesehen. Es hatte fürs Erste wie wir S. 145. sahen, einen astronomischen und arithmetischen Werth und Sinn, um den bei dem gesammten Alterthum, und noch jetzt bei den Indern, dem ganzen Gebäude der astronomischen und chronologischen Rechnungen zu Grunde liegenden, aus 4320 Zeittheilen bestehenden Cyklus, mit einem anderen, astronomisch-wichtigen, von 2484 Jahren (dem großen Jahr des Aristarch) zu vereinigen und diesen letzteren auf eine ganz besonders leichte Weise, durch 1111, 2222, 3333 u. s. w. zu theilen.

Schon hierdurch trat es unmittelbar in Verbindung, mit dem Hauptinhalt aller chronologisch-mythologischen Systeme des Alterthumes, der kein anderer, als die Hindeutung auf die Zeit der Erscheinung des verheissenen Schlangentreters im Fleische war. Wenn daher, wie wir noch weiter sehen werden, die Juden die Zukunft des Messias, nach einer sehr bestimmten und öfter ausgesprochnen Tradition, im 4292sten Jahre der Welt erwarteten; so waren sie durch das Rechnen mit dem cyklischen Jahre auf diese Voraussetzung gekommen, denn 4292 Sonnenjahre, sind gerade 4mal 1440 oder 5760 cyklische Jahre.

Aber das cyklische Jahr kam noch auf andre Weise in Verbindung und Einklang mit dem Hauptinhalt aller alten Mythologie und Chronologie. Es war das Jahr, oder eigenthümliche Zeitmaas des Menschen; diesem eben so natürlich, mit seiner ganzen leiblichen Entwicklungsgeschichte eben so nothwendig zusammenhängend, als das gewöhnliche Jahr von 365 Tagen mit der Geschichte des Planeten. Denn der erste nothwendige Abschnitt des Menschenlebens, jener von der Zeugung bis zur Geburt, welcher nachher auch zu einem natürlichen Maastab des übrigen aus 96, oder auch aus andern Gründen (m. s. d. 9ten Abschn.) 110 solchen Jahren bestehenden Lebens dienen konnte, beträgt, bei dem Menschen so wie auch ziemlich nahe bei dem, in Ägypten sowohl als Indien, hochgefeierten Stiere, ein cyklisches Jahr. Diese Zeit hat auch, selbst nach den Beobachtungen der neueren Ärzte, sich in andren Beziehungen als eine für die natürliche Geschichte des Menschen wichtige, einfluſsreiche Periode erwiesen. So starben, in jenem Pestfieber, das 1545 und 1546 in Spanien herrschte, die Kranken meist erst zu Anfang des 9ten synodischen, oder was daſselbe ist, am Ende des 10ten periodischen Monates *). Die Krankheit hielt also meist den Cyclus von 272 Tagen inne. Etwas Ähnliches hat man auch nach Verwundungen am Kopfe wahrgenommen (nach Paw und Schenk). Daher sollte denn auch nach der alten Sage bei Plutarch, in ältester Zeit das aus 10 periodischen Monaten bestehende Jahr, auch in den Bewegungen des Planeten ein ursprünglicher Zeitabschnitt gewesen seyn.

---

*) Jos. Testa: Bemerkungen über die periodischen Veränderungen im kranken und gesunden Zustand des menschl. Körpers.

Wenn daher in der Geschichte des Nils, welcher ja Horos, das Jahr und Abbild der Zeit selber war, von dem Austreten des Stromes in der Zeit des Sommersolstiums an, für das Land gleichsam ein χρονος αδηλος eintrat, eine frucht- und segensreiche Zeit des Keimens, der unter den Wellen verborgnen Lebensanfänge; wenn darauf in der Herbstnachtgleiche, beim Zurückkehren des Niles in sein Bett, das einzelne, besondere Leben des Thier- und Pflanzenreiches, aus dem allgemeinen mütterlichen Element hervortrat, und nun mit der reichen, frischen Blüthenzeit des Jahres, auch die verborgnen Keime vollkomnerer Leben, in reicherer Menge [*] erwachten; so hatte zwar dieses Jahr des besondren Lebens, dieses Menschenjahr, um mehr als 3 Monate später begonnen als das allgemeine Planetenjahr, aber es vollendete sich mit diesem zu einer und derselben Zeit, in der der Sommersonnenwende.

Und dann war die Geschichte des Niles und die des Jahres und einzelnen Menschen, ein bedeutungsvolles Abbild der Geschichte des ganzen Geschlechts. Denn auch diese hatte ihren χρόνος ἄδηλος, ihre ἔτη ἀόριστα und ἀβασίλευτα, jenes erste goldne Weltalter, vor dem Beginn der besondern Reiche und einzelnen Völkergeschichten. Und erst nachdem ein Viertheil der groſsen, geheiligten Periode, die im gröſsten Umfange wieder daſselbe war, was das Jahr im Kleinen, vergangen war, begann die besondre Zeit des Chaldäischen, so wie des Ägyptischen Reiches und chronologisch mythologischen Systemes, mit Alorus, mit Hephästos oder Helios. Indem aber dieses System, eben so wie das Menschenjahr mitten im Planetenjahr, einen um ein Viertheil kürzeren Maasstab bei seinen Rechnungen hatte, vollendete sich sein Cyclus, mit derselben heiligen Rundung der Zahlen, gerade da, wo auch der geheiligte Cyklus der vollen Planetenjahre zu Ende gieng. Daher war auch nach der einen Angabe des chronologisch - mythologischen Systemes der Ägypter, jener Zeitenkreis, jenes groſse Jahr, an deſsen Anfang und Ende Hermes-Sirius stund, der Führer der Seelen in und aus dem Todtenreich, und Richter der Todten, nicht wie wir es nachher noch finden werden zu 4, sondern zu 3 Jahrtausenden gesezt. „Dreitausend Jahre sind der Welt und den Geistern bestimmt, dann ist das groſse Jahr beschloſsen, dann findet Alles seine Bestimmung, *dann convergiren alle Lebenskreise in Einem Punkte*, und alle Läuterungen sind beendigt; Alles gelangt an seinen Ort“ (Creuzer p. 376). Allerdings convergirte das cyklische Jahressystem, das um 1000 Jahre später begann, als der nach vollen Jahren zählende groſse 4000jährige Cyklus, an Einem bedeutungsvollen Punkte mit diesem, obgleich es nur drei, jenes vier Jahrtausende umfaſste, und der Sinn jenes Convergirens, wird uns erst im 9ten Abschnitt noch deutlicher werden.

---

[*] Man erinnere sich daran: daſs auch in andren Ländern die meisten Menschen 10 periodische Monate nach dem Frühling gebohren werden; und daſselbe findet auch bei dem den Ägypter bedeutungsvollen Stiere statt.

Nur Eine Frage möchte ich noch mir und meinen Lesern etwas genügend beantworten können: woher es komme, daſs wir in den uns noch übrig gebliebnen Schriften der Alten von verwandtem Inhalt, es nicht ausdrücklich erwähnt finden, daſs die Chaldäer, Ägypter und Alexandrinischen Juden, auch nach zehnmonatlichen cyklischen Jahren rechneten, und aus welchem Grunde?

Fürs erste müssen wir uns hier an das 304tägige, cyklische Jahr der alten Albaner und Römer erinnern, bei welchem es (man s. oben S. 148.) erwiesen ist, daſs jene Völker bei ihren Verträgen und vor dem Altar der Götter beschworenen Waffenstillständen, nach ihm, nicht nach Sonnenjahren zählten. Solin *) Macrobius **) Ovid, in seinen Fastis Lib. III, v. 120 u. 121, Servius zu Virgils Georgic. L. I. v. 43, erwähnen ausdrücklich des zehnmonatlichen Jahres der alten Albaner und Römer, und die beiden Ersteren bestimmen sogar die Zahl der Tage zu 304, ja Censorin hat uns im 20sten Kapitel seines Werkes sogar die Zahl der Tage, welche jeder einzelne von den 10 Monaten enthielt, genannt und zusammensummirt, und dennoch gab es schon unter den Alten, nach eben dieses Censorins Versicherung, mehrere, sonst wohl unterrichtete Männer, welche daran zweifelten, daſs jemals, auch in ältester Zeit, ein aus blos 10 Monaten bestehendes Jahr in Gebrauch gewesen sey, und dagegen behaupteten, das Jahr sey immer zu 12 Monaten gerechnet worden. Daher gesellte sich auch der gelehrte J. Scaliger, dem doch nicht leicht eine Stelle der Alten, welche für oder wider das zehnmonatliche Jahr zeugte, unbekannt geblieben, zu Denen, welche gleich in ältester Zeit kein 10, sondern das gewöhnliche planetarische zwölfmonatliche Jahr behaupteten *). Ja, was noch merkwürdiger ist, Varro selber, dessen vielumfassenden, tiefeindringenden, scharfblickenden Geist, die Alten selber, und zwar mit Recht so hoch erheben **). Varro selbst, der des 10monatlichen Jahres des alten Roms ausdrücklich in seinen Schriften gedacht, und es also gar wohl gekannt hatte, wirft es dem alten Dichter Ennius als einen argen Fehler vor, wenn dieser bis zum 582sten Jahre seit Erbauung der Stadt, statt 582, beiläufig 700 Jahre zählt ***). Und dennoch hatte, wie bereits erwähnt, Ennius ganz genau und richtig, freilich aber nicht nach gemeinen Sonnen-, sondern nach altrömischen, 304tägigen Jahren gezählt, denn 582 tropische Jahre und 230 Tage, sind genau 700 solche altrömische, 304tägige Cyklen.

---

*) C. I. p. 4.

**) Saturnal. L. I, c. 12. M. s. alle daher gehörige Stellen abgedruckt bei Jackson a. a. O. S. 384, 385.

Die älteren und neueren Vertheidiger und Bestreiter des 10monatlichen, cyklischen Jahres, hätten sich fürs erste darüber vereinigen sollen, daſs auch die älteste Zeit allerdings die eigentliche Dauer des Monden- und Sonnenjahres zu beiläufig 12 Monaten, gar wohl und genau kannte, und nach solchen Jahren zu zählen verstund; daſs sie sich aber neben und ausser diesem natürlichen Jahre, noch eines zehnmonatlichen künstlichen bediente, das nicht die Erfindung der Unwissenheit, sondern eines alten mythologischen Forschens, voll tiefen Sinnes gewesen war. Denn auch bei den alten Römern hieſs der erste Monat des von der Wintersonnenwende beginnenden Sonnenjahres, Januarius, von jenem alten Janus, welcher als Repräsentant der ersten goldenen Weltperiode der Unschuld, als Fürst des ersten Friedensreiches der Welt da stund. Der 2te Monat, Februar, hatte von den Göttern des dunklen Reiches der Unterwelt (a diis inferis) seinen Namen erhalten *). Diese beiden ersten Monate des Sonnenjahres, gleichen mithin ganz denen des altägyptischen Jahres, während denen das Land unter den Wellen seine Ruhe feierte, Horus schlief, Osiris im Schattenreich war; sie waren dort wie hier ein Abbild des *χρονος αδηλος* und *ανοητος* in der Geschichte des ganzen Geschlechts. Denn erst im März begann das 304tägige cyklische Jahr, (m. s. Solinus, Servius, Censorin a. a. O.) das nur bis zum December zählte, und mithin zu gleicher Zeit mit dem Sonnenjahre endete. — Gar wohl konnten so beide beisammen bestehen, nach einem wie nach dem andren ein einzelner gröſserer Zeitraum abgemessen und gezählt werden, und Licinius Macer und Fenestella, so wie neuerdings Scaliger, hatten auch recht, wenn sie den alten Römern gleich vom Anfang die Kenntniſs eines 10monatlichen Jahres zuschrieben. Zählte doch, wie wir oben sahen, ein und derselbe Schriftsteller, z. B. der jüdische Josephus, ganz richtig an einigen Stellen seines Werkes, bis auf die Zeiten Artaxerxes Langhand, gegen 3700 Jahre, (nämlich Sonnenjahre) an einer andern aber, eben so richtig bis zu dieser Zeit 5000, nämlich cyklische, aus 272 Tagen 4 St. 30 M. bestehende Jahre.

---

*) De emendat. temp. L. II. p. 173. (Genfer Ausgabe von 1629.)

**) Censor. l. c. p. 111. Cicero Acad. quaest. L. I. u. f. bei Lindenbrog p. 114.

***) Varro de re rustica III. c. 1. bei Niebuhr a. a. O. S. 204.

---

*) Varro de Lingu. latin. L. V, p. 50, 51. und die Stelle abgedruckt bei Jackson. S. 365.

Fürs zweite müssen wir uns, bei Beantwortung jener Frage daran erinnern, wie unvollständig, verworren und widersprechend der Wahrheit, unsre Kenntniſs der jüdischen und alt-christlichen Geschichte, Verfassungsformen und Grundansichten der Religion seyn würden, wenn wir sie blos aus den wenigen Fragmenten, die bei alten griechischen und römischen Schriftstellern von jener Art gefunden werden, hernehmen müſsten. Was sollten wir z. B. wohl von dem so sinn- und bedeutungsvollen sieben- und siebenmal siebenjährigen Hall- und Erlaſsjahrescyklus der Hebräer, und von der eigentlichen Bedeutung und Ursache der Entstehung, selbst nur ihrer Sabbathsfeier am 7ten Tage, für verworrene, gänzlich falsche Vorstellungen haben, wenn wir sie nicht aus dem Buch der Bücher selber, sondern nur etwa aus Tacitus (Histor. V, 4.) oder aus Censorins Wochensystem (im 20sten Capitel) sollten kennen lernen. Und haben wir denn, besonders über die geheimen Priesterlehren und den innersten Sinn des chronologisch-mythologischen Systemes der alten Babylonier und Ägypter, bei den Alten etwas mehr als einzelne, jene Völker nur übelverstehende, oberflächlich an dem wahren Sinn vorüberstreifende Fragmente? Wer, der nur die Geschichten des Herodot gelesen, hat nicht in allen dem, was dieser alte Geschichtsforscher als Mittheilungen der ägyptischen Priester wieder giebt, den tief in sich gekehrten, schweigenden, verschlossenen Ernst hindurchgefühlt, welcher die klare und unverhüllte Beantwortung der Frage ablehnend, dem ehrenwerthen und doch für solche Dinge zu befangenen und oberflächlichen jungen Griechen, gleichsam nur mit der Hand nach der Region hindeutet, wo die Lösung seiner Frage, für ihn, wen er gewollt hätte, zu holen gewesen wäre. Aber er begnügte sich, wie die meisten uns bekannten Schriftsteller seines Volks, jene Andeutungen, ohne sich tiefer ins Nachdenken über ihren Sinn zu begeben, so aufzuzeichnen und mitzutheilen, wie er sie gleich aufs Erste aufgefaſst hatte *). Und hätte auch noch in später Zeit ein ägyptischen Priester sich gefunden, welcher Alles das, was zum ernsten Schweigen aufforderte und drang, nicht achtend, das Geheimniſs, das seit Cambyses Zerstörung und Verheerung der meisten schriftlichen Denkmähler altägyptischer Götterlehre, fast nur noch in der Brust der Priester verschlossen war, nackt und unverhüllt hätte mittheilen wollen — es würden ihn wenig griechische oder römische Ohren mit Interesse zugehört und verstanden haben.

Und hier ists, wo sich uns eine Bemerkung andrer Art aufdrängt. Jene groſse, ernste Wahrheit, welche zwar erst am Ende der bestimmten Weltzeiten zum offenkundigen Geheimniſs, zum Wort in Gestalt des Fleisches geworden, welche aber so alt ist als die Welt und der Mensch, war von Anbeginn an, dem natürlichen Menschen Ärgerniſs und Thorheit, war ihm ein Gift, wofür seiner Seele eckelte, und zwar um so mehr und in so höherem Grade, je höher seine Vernunft auf ihre Weise und durch eigne

---

*) M. v. Görres Myhtengesch. S. 415 in der 2ten Note.

Kräfte ihrer Natur, gebildet und entwickelt war. Und diese gebildete Vernunft, war und ist zu allen Zeiten mit einem gar feinen Vorgefühl und Instinkt begabt, Alles das zu meiden, zu umgehen, oder Alles das zu entstellen und anzufeinden, was die Eine groſse Gotteswahrheit angeht, von ihrem Licht durchdrungen oder auch nur schwach beleuchtet ist.

Vergleichen wir die meisten und bewundertsten Schriftsteller, besonders der Römer, aus dem sogenannten classischen Zeitalter jenes Volkes; so finden wir eine gar nahe und groſse Verwandtschaft zwischen ihnen und jenen viel bewunderten Schriftstellern der neueren Zeiten, welche theils im Geiste der Pariser Academisten, geradezu Alles das verachteten, entstellten und feindlich angingen, was von dem Geiste einer höheren Wahrheit zeugte, theils wenigstens nur das als wichtig und wissenswerth in ihren Schriften heraushoben, was dem Menschen der Sinnlichkeit wohl gefällt und verständlich ist, das Höchste aber, mehr oder minder gefliſsentlich, zu umgehen pflegten. Auſserdem also, daſs bei den alten Ägyptern, Alles das was die Geheimniſse und Hauptlehren der Religion betraf, in welchen Kreis, wie wir noch weiter sehen wollen, die Lehre von den heiligen Cyklen ganz vorzüglich hineingehörte, fast ausschlieſsend nur dem lebendigen Wort, dem mündlichen Unterricht der Eingeweihten und Priester anvertraut war, hatten auch jene Schriftsteller der Alten, denen wir noch einzelne Blicke in das Kunstgebäude der ägyptischen Chronologie und Mythologie verdanken, zum groſsen Theil, der Natur der Sache nach, gegen das was uns hier am meisten interessiren würde, jene vornehm thuende, sich gar nicht tiefer unterrichten wollende Gleichgültigkeit, die wir bei den Alten so häufig in Beziehung auf die Alterthümer und Geschichte der Juden und ältesten Christen finden. Es hat eben jede Natur nur für das was ihr verwandt ist, offne Sinnen und die Gabe der Aneignung, Andres vermag sie nicht zu bemerken noch zu verstehen, vielweniger sich anzueignen.

Aber dem allem ohngeachtet, fehlt es uns in den Schriften der Alten doch auch nicht an Hinweisungen auf das oft erwähnte, aus beiläufig zehn periodischen Monaten bestehende, cyklische Jahr. Unter andrem hat, wir bereits oben erwähnt, jener nämliche Schriftsteller, welcher uns das zehnmonatliche Jahr der alten Römer am ausführlichsten beschrieben hat: Censorin, auch des zehnmonatlichen Cyklus der bis zum 274sten Tage daure, namentlich erwähnt. Dieser schrieb im dritten Jahrhundert (im Jahr 238) unsrer Zeitrechnung; was er deſshalb in Beziehung auf die Chaldäer sagt, denen er die Entdeckung, und ursprüngliche Anerkennung des Dreivierteljahrescyklus (Cap. 8 und 21) zuzuschreiben scheint, ist freilich eben so wenig befriedigend, als das was er über den siebentägigen Cyklus der Juden beibringt. Übrigens macht schon Censorin auf die Theilung des Dreivierteljahrescyklus in sieben mal vierzig, oder genauer, da er 6 Tage von der Summe abzieht, in sieben mal 39 Tage aufmerksam.

Wenn Ovid, der des 10monatlichen Jahres und seiner Anwendung in den ältesten Zeiten Roms ausdrücklich erwähnt, (Fast. L. III. v. 120, 121) als Grund für seine Einführung aufstellt: weil so lange die Schwangerschaft der Frauen daure *), so hat er

---

*) A. Gellius III, 16.

hierbei offenbar, eben so wie Plutarch in der oben angeführten Stelle, den zu 10 periodischen Monden, oder beiläufig 273 Tage dauernden Cyklus vor Augen, und seine Behauptung ist ein Beweis mehr dafür, daſs, einer alten, bis auf seine und Plutarchs Zeiten gekommenen Überlieferung zu Folge, das ursprüngliche und natürliche 10monatliche Jahr, die Zeit der Schwangerschaft bei dem Menschen, oder ein Dreivierteljahrescyklus gewesen sey.

Doch wir verweilten uns vielleicht schon zu lange, und doch bei weitem nicht ergründend genug, bei der Geschichte des cyklischen Jahres, bei diesem alten Zahlenräthsel voll tiefen Sinnes, aufgegeben von jenem Volke, welches durch Schrift und Sprache in Räthseln zu sprechen liebte, und welches uns mit dem gröſsten Theil seiner Geschichte und Erkenntniſse noch selber ein uraltes Räthsel ist, und wohl auch bleiben wird.

8) *Von dem Mondenjahr, als Fest und Kirchenjahr, und von einigen merkwürdigen Eigenschaften der Periode von 4320 Mondenjahren.*

Wir haben weiter oben davon geredet, daſs bei den alten Israëliten, das eigentliche Kirchenjahr, nach welchem die Feste angeordnet wurden, das Mondenjahr war. Zwar haben Einige, weil in der Geschichte der Sündfluth zum Theil nach Monaten von 30 Tagen gerechnet ist, den Schluſs gemacht, daſs die Väter zur Zeit der Fluth sich des Jahres von 360 Tagen, oder 4320 chaldäischen Stunden bedienten, Frank hat indeſs gezeigt, daſs diese Annahme unnöthig sey. Die letzten 6 Monate des Jahres, vom Tisri bis zum Adar, konnten nämlich nach der einen biblisch-jüdischen Jahresform, jeder zu 30 Tagen, die ersten 6, vom Nisan bis zum Elul, jeder zu 29 gezählt werden, so daſs 180 + 174, zusammen 354 Tage herauskamen *). Vermöge der uralten Theilung des Kreises in 360°, kam für jedes Mondenjahr von 12 synodischen Monaten, eine Theilung in 4320 Theile heraus, wenn man die synodische Bewegung des Mondes, womit sich dieser von der Sonne entfernt, berücksichtigte. Denn diese beträgt täglich 12° 11′ 26,″695, oder besser in einem Zwölftheil des Mondenjahres (in einem synodischen Mondlauſe) 360, mithin im ganzen Mondenjahre 12 + 360 oder 4320 Grade.

---

*) Franks astronomische Grundrechnung S. 7. Dann wird eben die ganze Zeit, die Noah in der Arche blieb, bekanntlich 354 + 11 = 365 Tage.

Diese Berücksichtigung des in einer gewissen Zeit zurückgelegten Theiles der Bahn, bei Sonne und Mond, und das Abmessen desselben nach Graden, ist noch jetzt bei den indischen Astronomen, in jener künstlichen Abtheilung der Zeit gewöhnlich, welche sie Saura nennen. Ein solcher künstlicher Saura-Tag, ist die Zeit, welche die Sonne braucht, um genau einen Grad der Ecliptik zu durchlaufen, und dieser Tag ist um etwas länger als der natürliche Tag, oder der Savan-Tag, von einem Sonnenaufgang zum andern *).

Die Eintheilung des Mondenjahres in 4320 Theile, nach der Zahl der in solcher Zeit von der synodischen Mondsbewegung durchlaufenen Grade, war, wie wir oben sahen, die Norm, nach welcher bei den alten Israëliten selbst die Maase für flüssige und feste Körper abgetheilt wurden **). Eben so ist es auch noch bei den jetzigen Indern das Mondenjahr, welches bei der Anordnung und Aufeinanderfolge der Feste hauptsächlich zu Grunde gelegt wird, und die Form und Eintheilungsweise des Mondenjahres, ist bei ihnen sogar auf die Form und Anordnung ihrer Tonleiter und ihres ganzen musicalischen Systemes übergetragen worden. Das Jahr wurde seit alter Zeit in 6 Ritus, jeder zu 2 Monden getheilt, und obgleich später der erste Ritus um die Zeit der Wintersonnenwende begann, so glaubt doch Jones, der ursprüngliche Anfang des alten Mondenjahres sey um die Zeit der Herbstnachtgleiche, mit Aswina gewesen, wenn der Vollmond in die erste von jenen sogenannten Mondbehausungen eintrat, in welche die Inder, dem Laufe des Mondes gemäſs, den Zodiakus getheilt hatten. So faſst auch die erste Abtheilung des musikalischen Systems der Inder, gleich dem ersten Ritus des Mondjahres, Aswin und Cartic (zwei Herbstmonat Namen) in sich und trägt auch den Namen Sarad, was einen Theil des Herbstes bedeutet; die nächste Abtheilung, Hemanta: Frost und Thau, u. s. w. Auch wurde, analog den 6 Ritus des Mondenjahres, die Zahl der ursprünglichen Tonweisen auf 6, jede einzelne aber wieder in 5 getheilt [*]).

---

*) Asiatic Researches Vol. III. On the Indian Cycle of sixty Years, bei S. Davis.

**) Übrigens zerfiel nicht nur das Jahr von 360 Tagen, in 4320 alte Stunden, sondern auch das eigentliche Sonnenjahr von $365\frac{1}{4}$ Tagen, wenn jeder Sauratag in 12 Theile getheilt wurde.

So wird auch davon, daſs die Sonnenmonate des Sonnenjahres dieselben Namen haben als die Mondenmonate des Mondenjahres, in den astronomischen Werken der Inder als Grund angeführt, daſs die Monate ursprünglich Mondenmonate waren. Eben so haben auch nach Buchanan die Burmanen zwar die vollkommne Kenntniſs, von einem Sonnenjahr von 365 Tagen, und fangen dasselbe am 18ten April an, aber das Jahr, nach welchem sie ihre Heiligentage und Feste anordnen, ist ein Mondenjahr, von 12 Monaten, welche abwechslend aus 30 und 29 Tagen bestehen, und diese Einrichtung scheint seit länger als 7 Jahrhunderten unter ihnen bestanden zu haben *). Und dieses Mondenjahr, als Fest und Kirchenjahr, war wohl bei dem gröſsten Theil der alten Völker, von denen im nordöstlichsten Europa **) und von den alten Bewohnern Italiens an, bis nach Indien und China, in gröſser Allgemeinheit gebräuchlich ***).

---

[*]) Man sehe über dieses Alles den Aufsatz des S. Will. Jones, on the musical modes of the Hindu's, im Vol. III. der Asiat. Researches.

Während aber noch jetzt in Indien, von Madras nordostwärts bis zum Gebirge Windja, das Mondenjahr (Sândra mânam) von 355 Tagen, fast auschliessend angewendet wird, finden wir auf einmal jenseit dieses Gebirges, bei den nördlicher wohnenden Völkern, eine andre, in mehrerer Hinsicht sehr merkwürdige Jahresform. Das dort gebräuchliche Jahr soll ein (scheinbares) Jupiterjahr seyn, und wird Jupiterjahr genannt (Bârhaçpatja-mânam). Es enthält *zehn Monate*, jeden zu 36 Tagen, das Ganze ist mithin ein zehnmonatliches Jahr von 360 Tagen †). Zwölf solche Jahre sind allerdings 4320 Tage, mithin nur um zehn von der tropischen Umlaufszeit des Jupiter um die Sonne verschieden, da indeſs die Bestimmung einer solchen Umlaufszeit, in den astronomischen Werken der Inder, z. B. des Aryabhatta, Bhascar, und in der Surya Siddhanta, ungleich näher mit der Wahrheit übereinstimmt ††), so scheint es, daſs der 12jährige Cyklus von 4320 Tagen, um einer anderweitigen Eigenschaft willen, angenommen worden sey. Er steht fürs erste im Zusammenhange mit dem Cyklus von 60 Tagen, der eben so, wie jener von 60 Jahren, nach dem obenerwähnten, bei verschiedenen Völkern des Morgenlandes im Gebrauch ist. Denn nach Verlauf von 72 sechszigtägigen Cyklen, oder 12 Jahren von 360 Tagen, beträgt die Differenz zwischen 12 blos 360tägigen, und 12 Jahren von 365 Tagen, gerade einen ganzen 60tägigen Cyklus. Vor allem aber ist der Cyklus von gerade 4320 Tagen, ein Glied jener groſsen, weiter oben erwähnten Kette von Zeitabschnitten, deren jeder wieder 4320 Untertheile in sich fasset. Wie der Tag bei einigen Völkern, 4320 Minuten, das 360tägige Jahr 4320 Stunden, oder das Mondenjahr 4320 Gradbewegungen des synodischen Mondlaufes; so faſste der 12jährige Jupitercyklus 4320 Tage, endlich die oft erwähnte Zeit von 2mal 25920 synodischen Monaten, oder 4191 Sonnenjahren, gerade 4320 volle Mondenjahre in sich.

---

*) Asiat. Res. Vol. VI. On the Rel. and Litterature of the Burma's.

**) Waser a. a. O. S. 36.

***) Scaliger, l. c. p. 119.

†) Gatterer a. a. O. 8tes Hauptstück, S. 254.

††) Asiat. Res Vol. III. On the Indian Cycle of sixty years by Samuel Davis. 12 solche scheinbare Jupiterjahre

Dieser letztere Cyklus ist denn in vieler Hinsicht ein Abbild des Mondenjahres im Groſsen zu nennen, und vereinigt als solches viele merkwürdige Eigenschaften. Theilen wir ihn nämlich, so wie das Mondenjahr, in beiläufig 354 Theile; so ist jeder solcher Tag, fast genau die Zeit eines tropischen Jupiterjahres. Denn 4320 Mondenjahre sind genau 353 $\frac{1}{2}$

---

sind indeſs der wahren Zeit eines Jupiterjahres noch immer viel näher, als 12 Sonnenjahre, welche Vara-Mihira als Dauer eines solchen Umlaufes setzt.

(353,499) Jupiterjahre, 354 volle Jupiterjahre sind 4326 Mondenjahre, oder $4197\frac{1}{3}$ Sonnenjahre. Der Cyklus von 4320 Mondenjahren, faſst ferner 50 periodische Umläufe des Uranus in sich, (genau 50,0461; volle 50 Uranusjahre, sind $4187\frac{1}{4}$ Sonnenjahre, oder 4320 Mondenjahre von 354 Tagen). Und so sehen wir auch hier die Hall- und Jobelcykluszahl, an diesem Planeten, mit welchem sich das gesammte Planetensystem schlieſst und vollendet, wiederkehren, eben so, wie nach dem Obigen, die Entfernung desselben von der Sonne, wenn man die des ersten Gliedes der ganzen Reihe, des Mercur, als Maasstab und Einheit nimmt, 50 solche Einheiten, seine Sonnenferne, und mithin *die äusserste Grenze* des Planetensystems, beiläufig 4320 Sonnenhalbmesser beträgt. Es ist dieses Verhältniſs allerdings sehr beachtenswerth. Die welthistorisch, so wie in der Naturgeschichte des Planeten bedeutungsvolle Zeit von 4320, natürlichen Mondenjahren (genauer die von 4320 bürgerlichen, 354tägigen) erscheint nach jenem Verhältniſs als ein groſser Hall- und Jobelcyklus, davon jedes Jahr ein *volles* Jahr des Planetensystems, das heiſst, ein solches ist, in welchem auch der äusserste Planet, dessen Umlaufszeit am längsten dauert, seinen ganzen Weg um die Sonne zurücklegt, seinen Jahreslauf vollendet.

Ist es doch als wenn alle Zeiten des gesammten Planetensystems, in der Naturperiode von 4320 Mondenjahren, sich zu einer von jenen harmonischen und bedeutungsvollen Zahlen vollenden sollten, welche in den chronologischen Systemen des Alterthums die ausgezeichnetsten sind; denn Mars vollendete gerade mit dem Beginn des 4180sten Jahres seit der Schöpfung, den 2229sten Umlauf um die Sonne; bis zum 34sten Jahre nach Christi Geburt, waren siebenmal siebenmal *funfzig* Jahre des Merkur vollendet, während gerade um die Zeit welche für die Geschichte unsers Geschlechts die erhabenste, reichste, wichtigste war, Saturn sein 144stes Jahr begann *) und in demselben Jahr der Welt vollendete, wo sich die 223ste 19jährige Periode schloſs.

Mit dieser Mondperiode steht die groſse Naturperiode von 4320 Mondenjahren in einem sehr augenfälligem Zusammenhange. Wir haben weiter oben gesehen, daſs sich das eine, sinn- und bedeutungsvolle System der ältesten Zeitrechnung, zunächst nur aus Saren oder Unterperioden auferbaute, wovon einer 222 Monate beträgt, und daſs die Zahl 222 ihm überall zu Grunde lag, während die $6585\frac{1}{3}$ tägige Mondperiode, nach deren Verlauf die Mondfinsterniſse in derselben Ordnung wiederkehren, eigentlich 223, und die mit ihr nahe zusammenhängende von $6793\frac{3}{7}$ Tagen, in welcher die Mondknoten rückwärts einen ganzen Umlauf unter den Sternen vollenden, $225\frac{1}{4}$; so wie die 19jährige Periode von $6939\frac{2}{3}$ Tagen, nach welcher der Lauf der Sonnen- wie der Mondzeiten wieder genau zusammentrifft, und von einem gemeinschaftlichen Anfangspunkte beginnt, 235 synodische Monate in sich faſset. Demohnerachtet sieht man, besonders aus der oben angeführten Berechnungsweise der Zeit von der Schöpfung zur Sündfluth, daſs jene alten Schriftsteller, welche den chaldäischen Saros zu 222 Monaten setzen, nicht eigent- 223 geschrieben hatten, woraus durch Schuld der

---

*) Im 4208ten Jahre der Welt.

Abschreiber 222 geworden, sondern wirklich diese leztere Zahl.

Seit alten Zeiten finden wir in der Geschichte der Astronomie sichre Spuren: daſs jene Mondperioden zum Behuf der Zeiteintheilung und Zeitberechnung gebraucht worden. Unter andren scheint die 19jährige Periode bei vielen asiatischen und nordeuropäischen Völkern von höchstem Alter, und die Hyperboräer behaupteten: daſs Apoll jedesmal nach Verlauf einer 19jährigen Mondenperiode einmal vom Himmel herabkäme *). Nun fiel aber, wie bereits oben erwähnt, der Anfang und der ganze Verlauf der 223sten 19jährigen Mondperiode, gerade in die Zeit, welche der lebendige Mittel- und Wendepunkt der Geschichte unsers Geschlechts ist, in die Zeit zwischen dem 4199sten bis 4218sten Jahre der Welt, so daſs die Erfüllung aller den Vätern gegebenen Verheiſsungen, mitten in die 222ste 19jährige Periode traf. Und noch jezt beginnt eine in verschiedenen Ländern von Asien sehr gebräuchliche Ära, die Ära Ascensionis, gerade mit der Vollendung des 222sten 19jährigen Sonnen-Mondcyklus, während der 222ste 18jährige Mondencyklus um das Jahr 4000 der Welt sich vollendete.

Vorzüglich beachtenswerth ist aber wohl folgendes Verhältniſs der groſsen aus 4320 Mondenjahren bestehenden Mondenperiode, zu jenen 3 kleinen. Wenn man, analog den 15tägigen, sehr alten *) Perioden

---

*) Bailly a. a. O. B. II, S. 49 der deutschen Übersetzung.

**) Schon Curtius kennt sie. M. vergl. auch Scaliger l. c. 119.

der Jnder, welche mit den oben erwähnten 15 Welten im Zusammenhang stehen, das Mondenjahr in 15 gleiche Theile theilt, wovon jeder 66,666 Tausendtheile (3 mal 22,222) deſſelben in sich faſset, so erhält man $23\frac{3}{5}$ Tage, oder beiläufig 284 alte chaldäische Stunden, (die sich zur Dauer dês synodischen Monats eben so verhalten, wie der einzelne Tag zum ganzen Mondenjahr). Multiplicirt man 284 Stunden mit sich selber, so erhält man 80683 Stunden, oder $227\frac{7}{10}$ synodische Monate, was das Mittel ist aus den 3 so nahe verwandten Mondenperioden von 223, $225\frac{1}{4}$ und 235 (genau 234,995) Monden. Multiplicirt man wieder $227\frac{7}{10}$ mit sich selber, so erhält man die Zahl der synodischen Monate, welche in 4320 Mondenjahren enthalten ist. Denn diese beträgt 51840, wovon die Quadratwurzel 227,684 synodische Monate (gleich 6723,64 Tagen) ist.

So ist denn die Zeit von 2 mal 25920, mithin 2 mal so vielen synodischen Mondumläufen, oder Neumonden, als das groſse Fixsternenjahr Sonnenjahre enthält; die Zeit von 4320 Mondenjahren, im wahrhaftesten Sinne des Wortes, eine merkwürdige Naturperiode, welche als ein groſses Mondenjahr, so viele Jupiterumläufe um die Sonne enthält, als das Mondenjahr Tage; beiläufig so viele Uranusjahre, als das Mondenjahr Wochen und gegen 12 mal so viele Saturnjahre, als dieses Monate in sich faſset. Ferner enthält die Zeit von 4320 Mondenjahren, als ein Abbild der 18 und 19jährigen Mondperiode, beiläufig eben so viele 19jährige Cyklen, als die Chaldäische Mondperiode Neumonde, und gerade 10 mal so viele Marsjahre, und ist zugleich auf eine auffallende Weise das Quadrat der mittlern Mondenzahl, aus allen dreien kleineren Mondperioden.

Erinnern wir uns nun nur noch einmal zurückblickend an den Zusammenhang, in welchem alle chronologisch mythologischen Systeme der alten Völker mit jener merkwürdigen Naturperiode von 4320 Mondenjahren stunden, deren Zahl der Eintheilung sie selbst in die Eintheilung des Jahres, ja des einzelnen Tages und selbst in ihr Maassystem aufgenommen hatten.

Das merkwürdige chronologisch mythologische Zahlengebäude der alten Etrusker und Römer, hat schon früher Erycius Puteanus *) und neuerdings, wie bereits erwähnt, Niebuhr beleuchtet. 8 Tage, bildeten eine alte Etruskische Woche, jeden 9ten Tag erschien der König dem Volke sichtbar, erinnernd als Abbildung ins Kleine, an die 19jährige Mondenperiode, nach deren Verlauf der Gott sichtbar zur Erde herab, oder an die 25jährige Apisperiode, nach deren Verlauf die Gottheit im Fleisch erscheinen sollte (Creuzer a. a. O. 437). Zweimal 19 oder 38 solche Wochen, bildeten das alte 304 tägige Jahr.

Aber jedes Jahr im Kleinen, war schon nach der Lehre der alten Ägypter, das Abbild des groſsen Natur- und Weltjahres (Creuzer S. 370). Das groſse Naturjahr der Etrusker bestund eben so, wie das einzelne Jahr im Kleinen, aus 38 Wochen oder Nundinen, aber was dort 8tägige Woche war, war hier das alte Jahrhundert von 110 Jahren, oder beiläufig 40176 Tagen. 38 solche groſse Wochen, waren genau die Zeit von 4180 Jahren. Und daſs mit dem Verlauf dieser Zeit, wo sich auch der Umlauf des Lieblingsplaneten der alten Römer, des Mars, 10 mal so oft vollendet hatte, als die 19jährige Periode, das Ende eines bedeutungsvollen Weltcyklus, auch in Rom erwartet wurde, daran soll der nächste Abschnitt noch ausführlicher erinnern.

---

*) De Nundinis. 1646, bei Des Vignoles II p. 851.

Damit in naher Verbindung, stund das eine chronologisch mythologische System der alten Ägypter, welches vom 972sten, oder, nach einer spätern Verschiebung und Verwechslung der Sonnen- und Mondjahressummen, vom 1100sten Jahre der Welt begann, und mit dem 4320 Monden- oder Sonnenjahre endigte; mithin 5219 Jahre, 4 Monate und fast einen halben in sich faſste, oder was daſselbe ist, 4320 oft erwähnte, kleine cyklische Jahre. Denn diese Zeit faſste beiläufig 110 Saturnusumläufe in sich, mit deren Abmeſsung sich das gesammte Alterthum, bis herauf zu den alten Scandinaviern, sehr ernst und angelegentlich beschäftigte, oder genauer, es vollendete sich der 110te Saturnusumlauf, nur 17 Jahre später als das 4320ste Jahr.

Ferner stund hiermit in Verbindung das Wochensystem, dessen, wie der nächste Abschnitt ausführlicher erwähnen wird, die ältern Schriften des Talmud gedenken; denn eine solche beiläufig 83 jährige Woche enthielt 111 kleine cyklische Jahre und 7 mal 4320 Tage.

Ganz nahe mit dem groſsen Natur- und Völkercyklus von 4320 Mondenjahren, beschloſs sich demnach

1) das 38ste Jahrhundert der alten Etrusker;
2) das 4320ste kleine cyklische Jahr. des chronologischen Systems der Babylonier und Ägypter;

3) das tausendste cyklische Jahr, seit dem Epochenjahr der Nabonassarischen Ära;
4) das 432ste seit dem Epochenjahr des Metonschen Cyklus,
5) Ein Cyklus der aus eben so vielen einzelnen 18 oder 19 jährigen Mondknotenperioden besteht, als jeder von diesen synodische Monate in sich faſst, oder die 220ste 19jährige Periode;
6) der 7te 600, der 70ste 60jährige Cyklus;
7) der 84ste Jobelcyklus, wovon noch im nächsten Abschnitt;
8) der 2222ste Umlauf des Mars;
9) der 354ste des Jupiter;
10) der 144ste des Saturn seit der Schöpfung, und der 110te desselben Planeten, seit Anfang des Chaldäischen und Ägyptischen Nationalcyklus;
11) das siebenmal sieben funfzigste Jahr des Mercur;
12) Ein voller Jobelcyklus des äuſsersten Planeten unsres Systems, des Uranus, bestehend aus eben so viel Umläufen dieses Weltkörpers um die Sonne, als eine groſse Jobelperiode Mondenjahre in sich faſst, nämlich aus 50. Also hier einmal 50, bei Mercur 7 mal 7 mal 50.

So war denn die Periode von 4320 Monden- oder beiläufig 4190 Sonnenjahren, in jeder Hinsicht, ein sowohl durch die Zeiten der Bewegungen der Weltkörper, als auch durch die, allgemein nach diesem Endpunkt hindeutenden und in ihm convergirenden Kreise, der mythologisch chronologischen Systeme der alten Welt, in höchstem Grade ausgezeichneter Welt- und Völkergeschichtscyklus. Forschen wir nun noch weiter nach der allgemeinen Erwartung, welche bei den Völkern des Alterthums, an die Vollendung jenes Cyklus geknüpft war.

---

9) *Von einer merkwürdigen alten Weissagung, auf die Zeit der Erscheinung des den ersten Vätern verheissenen Schlangentreters im Fleische, welche an die Kenntniſs der Naturperiode von 4320 Mondenjahren geknüpft war.*

Wir wollten es uns nun zu beweisen suchen, daſs der Ausdruck, den die ehrwürdigen Väter der syrisch-christlichen Kirche noch neuerdings in ihrem Glaubensbekenntniſs gegen Buchanan brauchten: daſs Jesus Christus zur *vorherbestimmten* Zeit *), im Fleische erschienen sey, so wie die Worte der heiligen Schrift: in der Fülle der Zeiten, oder da die Zeit erfüllet war **), eine sehr wörtliche Bedeutung in sich haben, welche bisher öfters, und wohl fast ganz übersehen worden. Nicht bloſs den Juden und den Christen, war die Zeit, in welcher Christus als Mensch geboren ward, eine *vorherbestimmte*, sie war dies dem ganzen, auch heidnischem Alterthum, welches von jenem Schlangentreter und Schlangenüberwinder, der den ersten Ältern verheiſsen war, gar wohl wuſste. Wird uns dieses doch noch jetzt aus den Trümmern des untergegangnen Tempels der alten Mythologie unverkennbar deutlich, dessen Innerstes und Heiligstes schon alte Zeiten, hinter einem Vorhang von Mysterien verbargen, den die spätere (auch heidnische) Zeit, nie mehr ganz zu heben vermochte.

---

*) Claudius Buchanan, neueste Untersuchungen über den gegenwärtigen Zustand des Christenthums und der biblischen Litteratur in Asien, übersetzt von Blumhardt, Stuttgard 1813, Seite 124

**) Z. B. Galat. 4, v. 4.

Am leichtesten werden wir den einen Endpunkt des Fadens, welcher uns hier durch das Dunkel leiten soll, bei jenem asiatischen Volke auffinden können, bei dem sich noch ein Gebäu des alten Glaubens und der religiösen Lehren, zwar sehr von den Erzeugnissen und Meinungen einer späteren Zeit überwachsen und verdeckt, aber doch unzerstört erhalten hat, und welches offenbar, in seiner äusseren und innren Anordnung, mit dem nur noch in Trümmern vor uns liegenden Religionssystem der Ägypter und des ältesten Griechenlandes, nahe verwandt, und von einem und demselben Geist und Sinn als diese, auferbaut war.

Die Religionslehrer und Schriftgelehrten der Inder, behaupten noch jetzt: der sicherste Beweis von der göttlichen Sendung eines Avatars, oder Fleisch gewordenen Gottes, sey es, wenn seine Zukunft prophetisch vorher gesagt sey. Sie behaupten ferner: daſs Weissagungen, auf die Zukunft eines Erretters und Heilandes, sich sehr oft (dunkler und heller) in ihren heiligen Schriften wiederholten, *und daſs diese eine der Hauptgrundlagen ihrer Religion und ihres Glaubens wären* *). Die Erwartung eines Erretters, eines Königes des Friedens, der die Last der Gottlosigkeiten der Menschen, welche die Erde wieder in den alten Zustand des Chaos (Petala) zu versenken drohte, so wie die Herrschaft der Dämonen oder Daityas, über deren Bedrückungen die guten Götter klagen, aufheben und zerstören sollte, ist in den indischen Puranas gar oft ausgesprochen. Vishnu tröstet die Erde (seine Gemahlin) und die Götter, und versichert ihnen, es werde ein Heiland kommen, der ihren Leiden abhelfen, dem Reich des Bösen ein Ende machen werde. Zu diesem Ende wolle er selber, in dem Hause eines Schäfers, ein Mensch werden, und unter ihnen aufwachsen *).

---

*) An Essay on the sacred Isles in the West etc. Essay V: Origin and decline of the Christian Religion in India, by Capt. Fr. Wilford. Asiatic Researches Vol. X. Londner Ausgabe von 1811, p. 57.

Auch die Verehrer des Buddha erklären einmüthig: dafs die Menschwerdung ihres Gautama-Buddha, in dem Leibe einer Jungfrau, einige tausend Jahre voraus verkündigt war **), und in der Lebensgeschichte des Salivahana der Indier, werden wir dieselbe Behauptung wieder finden. Am bemerkenswerthesten ist uns jedoch hier das, was sich in den heiligen Schriften der Indier und andrer ihnen nahe verwandten Völker, über die Zeit findet, in welcher der verheissene Erretter und Überwinder der Daityas erscheinen solle.

Jene Züge aus der Geschichte der Chalias ***) auf Ceylon, welche Joinville durch Adrian Ragia Pansé, einen Fürsten dieser Kaste mitgetheilt erhalten, und in seinem Aufsatz über die Religion und Gebräuche der Bewohner von Ceylon aufgenommen hat, enthalten so viel Besonderes, was zum Theil an

die

---

*) Wilford a. a. O. p. 27.

**) Ebendaselbst.

***) Joinville, on the Religion and Manners of the People of Ceylon. Asiatic Researches Vol VII, p. 458.

die Lehren der Neuplatoniker erinnert, daſs wir sie hier im kurzen Auszuge ganz mittheilen wollen.

Nachdem die Welt zerstört, und in Finsterniſs versenkt war, stieg ein Brahme (ein ätherisches, geflügeltes Wesen) aus der Höhe herab, und erhellte sie mit seinem Lichte. Da lieſs sich eine groſse Anzahl von Brahmen, ihm nachfolgend, herab, und sie bewohnten mit einander den Luftkreis, wo sie vollkommene, ungetrübte Seeligkeit genossen. Aber einen unter ihnen gelüstete es, zu versuchen, wie die Erde schmecke, da nahm er von derselbigen ein wenig zwischen seine Finger, und er fand sie ganz überaus lieblich und süſs schmeckend. Hierauf aſsen sie alle, in friedlicher Eintracht, 60000 Jahre lang von der süſsen Erde, bis einem unter ihnen der Einfall kam, die Erde möge wohl auf solche Weise von seinen Brüdern ganz aufgegessen und ihm nichts gelassen werden, und er nun vorschlug, man solle sie unter sie alle in gleiche Theile austheilen. Und sie theilten; aber siehe, da verlor sich auf einmal durch die Theilung, der ganze Wohlgeschmack der Erde. Darauf entstund ein groſser Pilz, von solchem nährten sie sich, bis abermals Eigennutz ihnen den Gedanken der Theilung eingab, wodurch sie ihren Pilz zerstörten. Gerade so gieng es ihnen auch mit der kleinen, lieblichen Pflanze Badri-lata, mit dem grossen Baume Kalpeworksé, und mit dem duftenden Körnlein.

Indem sich nun die Brahmen so von der Erde, und dem, was aus der Erde wuchs, ernährten, verloren sie ihre ätherische Natur, und wurden grobkörperliche Menschengestalten, mit Fleisch, Blut und Gebein. Sie wurden, von Sinnlichkeit erfüllt;

Hermaphroditen. Und, der thierischen Lust des Geschlechtes folgend, verloren sie all ihren alten Glanz. Da bereueten, in Finſterniſs versenkt, die Brahmen ihre Sünde, durch die sie, welche einst in ihrem alten Glanze die Welt erleuchtet hatten, zur dunklen Nacht geworden. Sie beteten, und erhielten ein neues Licht, die Sonne, unter dem Namen Souria, welches Festigkeit bedeutet und Weisheit. Zu der Zeit erschien Vaiswata, der Sohn der Sonne, in all seiner Schöne und Seeligkeit. Und nachdem die Sonne 12 Stunden lang geschienen, ging sie unter, und die Finſterniſs kehrte zurück. Da beteten die Brahmen wieder, und sie erhielten ein andres Licht, den Mond, unter dem Namen Chandria, welcher *Wiedervereinigung* bedeutet. Auf der von Sonne und Mond beleuchteten Erde, muſsten nun die Brahmen arbeiten, auf daſs sie Brod zu essen hätten, und es begannen unter ihnen Eigennutz, Treulosigkeit und Habsucht. Da wählten sie sich einen Fürsten, willig ihm in allem zu gehorchen. Dieser Fürst war jenes glänzende, schöne, vollkommen seelige Wesen, der Sohn der Sonne. Sie nannten ihn Maha Samette, bezeichnend hiermit die einmüthige und groſse Erwählung.

Dieser seelige, glänzende Fürst, wurde ein Herrscher der Brahmen, als 4320,000 *Jahre seit ihrem ersten Herabsinken aus den luſtigen Regionen vergangen waren.*

So haben wir auch hier bei den Ceylanesen, jenen Friedenskönig Salivahana, welchen wir weiter unten, aus den Schriften der Brahminen, näher wollen kennen lernen. Auch in ihrem astronomischen und chronologischen System, spielt die Zahl 4320, welcher meist noch eine ungemein groſse Zahl von Nullen (zuweilen 60) beigefügt ist, eine Hauptrolle. Joinville hat überdies, bereits in der eben angeführten Abhandlung, einen Versuch gemacht, selbst jene 4 Asankas (vielleicht Jahrtausende?) und 100,000 Mahakalpen (vielleicht Tausendtheile des Jahres, und die ganze Summe also 4100 Jahre?) von Jahren, welche Buddha von der Zeit an, wo er den Entſchluſs faſste, Mensch zu werden, bis dahin, wo er zuletzt als Mensch geboren wurde, auf Erden wallete und wirkte, als verwandt mit der Zahl 432000 darzustellen.

In dem Anhang zum Agni Purana, schlieſst der indische Verfasser mit einer weissagenden Erzählung: daſs vor einigen hundert Jahren, die Götter und Menschen in Indien, seufzend unter der Tirannei der Fremden, in Masse, Brahma an ihrer Spitze, nach der weiſsen Insel in Westen giengen, um Vishnu's Schutz, sowohl für sich, als für die Menschen zu erflehen. Da tröstet sie Vishnu; er werde im Charakter von Calci Avatara (eine nach der Meinung der Inder noch künftige Incarnation des Gottes) erscheinen, ausrottend alle ihre Feinde *). Obgleich nun Stellen solcher Art, und namentlich diese eben angeführte, vielleicht neueren Ursprunges sind; so haben ihnen doch alte Überlieferungen von eigenthümlich wichtiger Art zu Grunde gelegen, von denen wir hier nur noch Einiges anführen wollen.

---

*) Wilford, über Vicramaditya und Salivahana, und ihre Ären, im 9ten Band der Asiatic Researches pag. 177.

In den Padma Purana's, wird an einer Stelle, welche Wilford mittheilt *). Bali, ein Fürst der vor der Sündfluth lebte, und von welchem Wilford sagt er gehöre zur 5ten Generation seit der Schöpfung, redend eingeführt, wie er den Vishnu, den Gott der Götter anfleht, er möge ihn des Todes von seiner Hand würdigen, damit er könne in sein Paradies, auf der weiſsen Insel gelangen. Ihm antwortet Vishnu: zwar wolle er ihm seinen Wunsch, so weit als möglich gewähren, aber in sein eigentliches Paradies könne er jezt noch nicht kommen, sondern erst dann, wann er, der Gott, verkörpert in des Ebers Form, die Welt zu ihrer Wiedererneuung führen werde. Dies werde geschehen am Ende eines ganzen Yug. Ein ganzes Yug oder Maha Yug, besteht aber aus 4320,000 göttlichen, oder wie Wilford schon hinzufügt, wahrscheinlich aus 4320 gewöhnlichen Jahren (wie wir sahen Mondenjahren).

Zwar sucht nun Wilford, die 4320 Jahre, von der 5ten Generation seit der Schöpfung anfangend, bis zur Erfüllung jener Weissagung, mit der Zeitrechnung der Septuaginta in Übereinstimmung zu setzen, und er hat wohl, nach dem oben Angeführten, sehr recht daran, zu behaupten: daſs die Juden schon zu Alexanders Zeiten jene Zeitrechnung kannten, welche die Geburt Christi ins 5507te Jahr der Welt setzet, und schon damals Gebrauch von ihr machten; aber man darf nicht vergeſsen: daſs das Erscheinen des rettenden oder die Welt richtenden Gottes, am Ende des Yug von 4320000 Jahren, noch jezt unzertrennlich

---

*) Essay V. On the sacred Isles of the West. As. Res. Vol. X. p. 56.

fest mit dem ganzen indischen Religionssystem verbunden ist, und daſs, diesem gemäſs, der lezte Avatar, die lezte Verkörperung, von den Indern am Ende ihres Kali Yug erwartet werde, dessen Dauer sie zu 4320000 natürlichen Jahren ausgedehnt haben. Wer *diese* Bedeutung und Bestimmung der indischen Yugrechnung zu 4320 (ohne die Nullen) Jahren, hinweg läugnen wollte, würde bei jedem Schritte den er in diesem ganz auf jene Zahl begründeten chronologischem Gebäude thäte, auf gar nicht zu hebende Schwierigkeiten stoſsen.

Allerdings ist nämlich jene andre von Wilford angeführte Stelle aus der Ganesa Purana, hier sehr zu berücksichtigen. Auch hier flehet den Ganesa oder Vishnu, ein vor der Sündfluth lebender König von Bali oder Benares an: er sollte ihn den Eingang in sein Elysium gewähren. Ganesa antwortet ihm: bis zur vollen Gewährung seines Wunsches, müſse er noch 5000 Jahre (diese Zahl steht hier ohne den Beisatz von weiteren Nullen, und ohne die Erwähnung ob es göttliche oder natürliche Jahre gewesen) harren, bis dahin solle er in ein andres Paradies, auf einer andren weiſsen Insel, in Icshu See kommen *).

Offenbar hieng diese Zahlenangabe mit jenem oben erwähnten, bei den Ägyptern sowohl als bei den meisten asiatischen Völkern „mit groſser Allgemeinheit verbreiteten chronologischen System zusammen, welches, statt nach vollen, nach Dreivierteljahrescyklen zählte.

---

*) Schon Wilford macht auf die Verwandtschaft dieser andren weiſsen Inseln mit dem Limbus patrum, dem Paradies der abgeschiedenen Altväter aufmerksam, wo diese der Zukunft dessen harrten, der ihnen den Wiedereingang in sein eigentliches Paradies eröffnete

Daſs aber die Inder, bei und neben jenem künstlich rechnenden, dennoch auch das auf 4320 Zeiten gegründete Zahlensystem, immer und unabänderlich auf die Zeit der Erscheinung des verheiſsenen Schlangentreters im Fleische anwendeten, zeigt die Geschichte ihres Chrishna, auf eine sehr auffallende Weise. Daſs die Grundzüge der Geschichte dieses merkwürdigen indischen Gottwesens, und selbst sein Name, lange vor Christi Geburt in dem uralten Religionssysteme der Hindus vorhanden und bekannt waren, behaupten noch jezt die gründlichsten Forscher der indischen Mythologie *). Zu den uralten Hauptzügen jenes mythologischen Gottwesens, gehört unter andren, daſs Chrishna eine Verkörperung des Gottes der Götter, daſs er der Fleisch gewordene Vishnu selber ist. Unter armen Hirten, in dürftiger Knechtsgestalt geboren und erzogen, verräth er gar bald durch hohe Wunder seine Gotteskraft, besiegt und tödet noch in früher Jugend die furchtbare Schlange Caliya Naga, deren giftiger Hauch *die Luft* erfüllte und verpestete, an den Ufern des Yamuna; eine That, welche, wie Paterson glaubt **) selbst in den alten Darstellungen der Sternbilder am Himmel, unter dem Bild des Schlangenhalters, oder Ophiochus, vorgestellt worden. Chrishna wird durch Wunderkraft und Heldenstärke, ein Wohlthäter und Retter von Tausenden, ja er bewältiget die Pforten der Unterwelt, indem er ins Todtenreich hinabsteigt, und als Sieger entschlafene Todte wieder mit sich heraufführt ins Leben. Endlich, nachdem er nach der indischen Sage 5 mal 25 (125) Jahre gelebt hätte, wird er, gleich dem Achill des griechischen Mythos, durch einen Pfeilschufs in die Ferse getödet. Schon Kanne hat aber gezeigt, dafs Pfeil und Schlange in vielen alten Sprachen Ein Wort seyen, und dafs die Worte des alten Mythos, über den Tod des Chrishna, eben sowohl auch so erklärt werden könnten: Chrishna sey durch die Verwundung von einer Schlange an der Ferse getödet worden. Aber nach dem ferneren Gange des Mythos, wovon wir weiter unten, in der Geschichte des Salivahanan reden wollen, wird der vom Pfeil getroffene Chrishna, nur an die Thore des Todes geführt, stirbt nicht eigentlich.

---

*) M. s. u. a. Wilford. in der angef. Abh. im 10ten Band der Aſiat. Research. p. 35 u. f.

**) On the Origin of the Hindu Religion. As. Res. Vol. VIII. p. 64 u. 65.

Zu jenen, wahrscheinlich sämmtlich älteren Zügen der Geschichte des Chrishna, sind nun allerdings Züge von andrem Gepräge, und wohl aus späterer Zeit, in den Puranas hinzugekommen. Ein Tyrann seiner Zeit befiehlt, als Chrishna noch Kind ist, um diesen künftigen Herrscher, von welchem Grofses vorher verkündet war zu vertilgen, alle männliche Kinder zu ermorden. — Die Wunder die Chrishna den Puranas zu Folge verrichtet, sind zwar sämmtlich staunenswürdig, aber zum Theil doch lächerlicher phantastischer Art. — Er ist zwar in der Wirklichkeit rein und keusch, giebt aber aus sonderbarer Laune, allen Schein von Libertinismus von sich, (hält sich zu Sündern?) er ist gütig und zärtlich, (wäscht sogar, liebend demüthig, den Brahmen die

Füſse) erregt aber dennoch und führt einen schrecklichen, Alles, wie durch eine Fluth verheerenden Krieg. So wird in den, wie wir sehen wollen, wahrscheinlich aus der Geschichte des Salivahana herüber getragenen Ausschmückungen und Verkleidungen der Geschichte des Chrishna, dieses, wie sie selber bekennen, doch eigentlich reine, keusche, milde Wesen, in ein unbeständig herumflatterndes, sinnlich liebendes, lüsternes, ja nach einigen Sagen in ein blutdürstiges und grausames verzerrt. Es kommt dieses aus derselben Quelle, welche die vom Chrishna getödete Schlange, als Gottheit, an dem Tage wo sie erschlagen worden *), anzubeten befahl, ja welche, wie wir hernach sehen wollen, den Chrishna sogar zum Sohn der Schlange und zur mächtigen Schlange selber macht, eben so, wie nach Clemens von Alexandrien die pythische Schlange zu gleicher Zeit mit ihrem Überwinder zu Delphi angebetet wurde, und eben so, wie die Secte der Herodianer, um die Zeit von Christi Geburt, den Herodes für den längst erwarteten Messias hielt. Lassen wir jedoch dieses hier noch bei Seite, und reden zuerst von dem was zunächst hieher gehört.

Die Indier behaupten, zum Theil mit groſser Allgemeinheit, daſs die Weissagungen, welche sich in ihren Purana's auf den künftigen Schlangentreter und Heiland finden, schon lange vor Christi Geburt, in der Person des Chrishna in Erfüllung gegangen wären **). Chrishna sey an Würde, wie an vorzüglicher Incarnation, der erste Avatar (Fleisch gewordene Gott) die andren Avatars ihres Religionssystemes seyen viel geringer, und bloſs deshalb eingeführt, um die Lehre von der Wiedererneuung (Wiedergeburt) in Aufnahme zu bringen. Chrishna ist aber zugleich, ihren Lehren zu Folge, der lezte Avatar, auſser einem, der kurz vor dem Untergang der Welt erscheinen wird *).

---

*) Paterson, a. a. O.

**) Wilford, in der angef. Abh. im 10ten Band der As. Res p. 34.

Nun ist es allerdings gegründet, was Wilford sagt, daſs, die Inder, dadurch daſs sie behaupteten die auch auf sie gekommene älteste Überlieferung einer Weissagung auf Christum, sey schon lange vor diesem erfüllt, sich klüger zeigten als ein groſser Theil der späteren Juden, welche sich durch die Annahme: der verheiſsene Messias sey noch künftig, in unauflösliche Schwierigkeiten verstrickten. Dennoch zeigt auch Wilford, daſs die Inder, nachdem sie einmal die Periode der Erfüllung ihrer ältesten Weissagungen so weit vor Christi Geburt hinauf geschoben hatten, hiernach Alles in ihren heiligen Büchern modelten und umgestalteten **). Hält er doch die Puranas selber, wie er sagt „unfehlbar für eine spätere „Compilation, aus uralten, sehr schätzenswerthen Ma„terialien, welche wie er fürchtet, nicht mehr existi„ren.“

Aber worin bestunden vorzüglich die Veränderungen und Ummodelungen, welche die Inder in ihren alten historischen und religiösen Werken, zu Gunsten der Behauptung machen muſsten: der verheiſsene Avatar sey länger als 1000 Jahr vor Christo, als Chrishna erschienen? Hauptsächlich, und zunächst, wie dies Wilford und Bentley *), zum Theil auf sehr mühsamen Wege erwiesen haben, in Veränderungen an der Zeitbestimmung und Zeitrechnung. Zu Gunsten ihrer Voraussetzung haben sie, wie Bentley gezeigt, zuweilen eine ganze Reihe von Regenten oder Stammväternamen, von der Stelle die ihnen in der Aufeinanderfolge der Geschichte und im Geschlechtsregister gebührte, herausgenommen, und ganz wo anders hineingefügt; haben Männer die Zeitgenoſsen waren, um viele tausend Jahre auf ihren Tabellen auseinandergesezt, und, weil sie doch das Factum daſs beide zusammen lebten, nicht hinwegläugnen wollten, dem einen eine Lebensdauer von 864000 Jahren beigelegt. Aber bemerken wir nun vor allen Dingen wohl, wohin sie den Chrishna auf ihren chronologischen Tabellen gesezt haben.

---

*) Ebendas. p. 38.

**) p. 55.

Wilford hat in seinen Untersuchungen über diesen Gegenstand, keine Mühe gescheut, und alle einzelne Züge, welche über die Zeit wohin die Inder in ihrem chronologischen System den Chrishna setzen, einiges Licht verbreiten können, auſs Sorgfältigste gesammlet und verglichen, so daſs wir seinen Angaben mit gröſserem Vertrauen folgen dürfen, als denen von jedem Andren. Wilford sezt die Zeit, worin Chrishna lebte, an verschiedenen Stellen seiner bereits angeführten Abhandlungen, und aus sehr vielseitigen und mannigfaltigen Gründen, auf das Jahr 1370

---

*) Remarks on the principal Äras and Dates of the ancient Hindu's, Asiat. Res. Vol. V.

vor Christi Geburt. In der einen jener Stellen, setzt er die Zeit der Geburt des Chrishna, als wahrscheinlich 1429 Jahre vor Christi Geburt hinauf *). Er vergleicht in der nämlichen Abhandlung, die Geschichte des Chrishna, mit der des cretischen Jupiter, zeigt auch hier, daſs beide in vieler Hinsicht identisch wären. Jupiter sollte nach der alten Sage, 120 Jahre (nach andern 122) alt geworden seyn, und so giebt auch Wilford seinem Chrishna, in jener Bestimmung der Zeit seiner Geburt, ein beiläufiges Alter von 120 Jahren. Und da er die Mitte des Lebens Chrishna's, in das Jahr 1370 vor Christo setzt, fällt seiner Rechnung gemäſs, die Geburt desselben noch um $\frac{1}{2}$mal 120, oder 60 Jahre weiter, nämlich 1429 Jahre vor Christi Geburt hinauf, in das 1430ste. Wollen wir uns jedoch auch hier lieber *wörtlich*, und so genau als möglich, an die Aussagen der indischen Puranas halten. Diese geben dem Chrishna ein Lebensalter von 5mal 25, oder 125 Jahren **). Davon ist die Hälfte $62\frac{1}{2}$ Jahre. Addiren wir diese zu dem festen Punkt, den uns Wilfords Untersuchungen, als die Lebensmitte des Chrishna bestimmen, zum Jahr 1370 vor Christo, so fällt seine Geburt $1432\frac{1}{2}$ Jahre, sein Tod, oder seine himmlische Vollendung und Entrückung von der Erde, in das 1308te Jahr vor Christo [$1307\frac{1}{2}$] ***).

---

*) As. Res. Vol. XI. p. 65.

**) Wilford a. a. O. p. 85.

***) Man bemerke hierbei die Übereinstimmung mit der oben erwähnten, 2mal in der Samaritanischen Chronik vorkommenden Zahl 1300, oder 1370, von dem Ende der Gnadenzeit, bis Christi Geburt.

Erinnern wir uns nun daran: dafs, wenn man nach dem Obigen, die Zeit von 4320 vollen Mondenjahren, oder von 4191 Sonnenjahren, und 144 Tagen, welche von der Schöpfung bis auf Christus vergangen waren, nach kleinen Sothischen Cyklen ausrechnet, 5624 herauskommen, und dafs auch nach Clemens Alexandrinus, die Juden seiner Zeit wirklich, von der Schöpfung bis zu Christi Geburt 5624 Jahre zählten. Ziehen wir 1432 ½, von 5624 ab, so behalten wir 4191 ½ Jahre, was, als Sonnenjahre betrachtet, und auf Mondenjahre reduzirt, 4320 giebt.

Auf der andren Seite, fanden wir auch die Zeitrechnung, an welche sich einige der ältesten Ären der Christenheit, zu Alexandria und Constantinopel anschlossen, und welche Christi Geburt auf 5493, oder 5499, oder 5507 setzten, sehr tief in einer uralten Zeiteneintheilung der gebildetsten Völker des Alterthums gegründet. Nehmen wir die mittlere Angabe aus jenen dreien, die des Eusebius Caesariensis, welcher Christi Geburt auf 5499 setzt, und ziehen von dieser Zahl die obige 1307 ½ ab, welche das andre Ende, einer auf Chrishnas Erscheinung im Fleisch gegründeten Zeitrechnung ist, so erhalten wir abermals 4191 ½ Sonnen-, oder 4320 Mondenjahre. Unter beiden Übereinstimmungen, wird jedoch die erstere einer vorzüglichen Beachtung werth seyn, da sie die Geburt des lang verheissenen und erwarteten, höchsten Avatars, sowohl in der Person des Chrishna, als in der des Salivahana, genau so, wie es dem indischen, mit der Religion innig verbundnen System der Chronologie gemäfs war, an die Vollendung der grofsen Naturperiode von 4320 Mondenjahren setzt.

Wenn übrigens Chrishnas Erscheinung im Fleische, sowohl nach den oben erwähnten Stellen der indischen Puranas, als auch nach den Instituten des Menu, welche, so wie Wilford ihre chronologischen Zahlenangaben, auf eine freilich wohl nicht sehr sichre Weise berechnet, den Anfang des Cali Yugs, etwa um 1370 vor Christo annehmen*), *gegen das letzte Ende des dritten, und in den Anfang des vierten Weltalters gesetzt wurde*, so stimmte auch diese Angabe vollkommen mit dem System der grofsen Sothischen Cyklen, zu 1460 Jahren überein. Ja, wie wir oben sahen, in diesem sinnvollen Gebäude der Zeitrechnung, war von dem gröfsten bis zum kleinsten Theil herab, Alles auf jenen Satz gegründet, der die Rechnung nach 4320 und nach 6000jährigen grofsen Cyklen, in sich zu vereinen strebte.

Aber alle noch etwa übrig bleibenden Zweifel, über den Grund, weshalb Chrishna als Mlechhavatara, um 1370 Jahre**), in der Geschichte und Chronologie der Inder, vor Christi Geburt hinauf gesetzt wird, verschwinden wohl, wenn man die Geschichte des Königes Salivahanan, wie sie die Inder erzählen, mit einiger Aufmerksamkeit betrachten will.

Es hat, auch in der Geschichte der Astronomie, nicht an Schriftstellern gefehlt, welche diesen mythischen König, in dessen Geschichte sich ganz die des Chrishna wiederholt, für einen wirklichen historischen Charakter, für einen wirklich um diese Zeit in Indien lebenden und regierenden Fürsten gehalten haben, der ein groſser Freund und Selbstkenner der Astronomie gewesen, und dadurch Erfinder jener Ära geworden sey, welche nach ihm genannt ist *). Das, was uns jedoch die Schriften der Hindus, von diesem merkwürdigen Salivahanan sagen, ist von solcher Art, daſs man in ihm nur einen neuen oder jüngeren Chrishna, und vielleicht den eigentlichen, ursprünglichen Chrishna erblicken kann.

---

*) As. Res. Vol. IX. p. 89. und Vol. X. p. 36.

**) Diese Zahl ist auch beiläufig die Differenz zwischen der eigentlichen Zeit der Geburt Christi, und zwischen dem oben erwähnten grofsen Jahr des Arctes Dirrachinus, von 5555 Jahren.

Salivahanan oder Mlechhavatara, wird von den Indiern selber als ein geheimniſsvolles, übernatürliches Wesen betrachtet, und ein Utpâta oder Wunder genannt. Wundervoll und übernatürlich, ist seine Empfängniſs und Geburt, sind es die Thaten, und selbst Spiele seiner Kindheit, ist es sein ganzes übriges Leben, so wie sein Lebensende. Doch dieser Salivahana stirbt gar nicht eigentlich, sondern, er der ein reines Leben führte, sich nie vermählte, und deshalb keine leiblichen Nachkommen hinterlieſs, wird am Ende seiner Zeit, als Saca in den Himmel genommen **). Denn, nur einen Schein von Schuld konnte Yama, der Tod, an dem Reinen finden, eben so wie an Chrishna, und ihn deshalb, wie diesen, nur an die Thore des Todes führen.

Eben so wie Chrishna, wird auch Salivahana von den Indiern, als eine Verkörperung des Shiven, ja verschiedentlich als eine des Brahma, Vishnu oder Shiven betrachtet. Er ist selbsten ein Inbegriff der ganzen Trimurtti, oder Dreieinigkeit*), ist Herr des Himmels, der Erde und der Hölle. Er trat auf Schlangen und Ottern, ohne von ihnen verletzt zu werden, und auch in diesem Zuge erscheint er, als der verheissene Schlangen-Treter und Besieger: als Chrishna. Wenn die Verehrer des Gautama, des Boddhi Swata in Siam, und im Reiche der Burmanen, den Salivahanan, den sie Deva tat, oder Deva-Tashta, den göttlichen Werkmeister nennen, für einen Bruder des Buddha erklären, machen sie ihn freilich zu einen Zeitgenossen von Buddha, und setzen ihn mithin in das 6te Jahrhundert vor Christi Geburt. Sie halten ihn aber doch zugleich für eine und dieselbe Person, mit dem Messias der Christen, und stimmen hierin mit den Hindus überein, so wie eigentlich, wie wir oben sahen, auch ihre Zeitrechnung, in Beziehung auf die Geburt dieses Mlechhavatara, oder Mensch gewordenen Gott-Königs, ganz mit der der Inder übereinstimmt. Denn so wie die Hindus, rechneten auch die Buddhisten den Anfang des Cali-Yugs, oder den Eintritt der grofsen Fluth, von 3101 vor Christi Geburt. Von hier bis zur Schöpfung zurück, zählten sie, der eigentlichen Überlieferung treu bleibend, nicht jene oben erwähnten mystischen 1080, sondern 1656, oder noch besser, nach der alten Yug-Rechnung 1676 Sonnen-, 1728 Mondenjahre. Buddha sollte aber im 4320sten Mondenjahre, im Fleisch gewesen seyn. Sie addirten mithin zu 1656, oder (wahrscheinlich) zu 1676, 2535, oder 2515 Jahre, und setzten so die Lebensmitte ihres Buddha um 576 bis 596 vor Christi

---

*) So Bailly, Le Gentil, u. A.

**) Wilford, a. a. O. As. Res. Vol. X. S. 53.

---

*) Wilf. a. a. O. Vol. X. p. 44.

Geburt, oder beiläufig vor dem eigentlichen 4320sten Mondenjahr der Welt hinauf.

Die Hindus haben sich indeſs in ihrer Berechnung der Zeit, wo Salivahanan im Fleisch erschienen, durch die Versetzung der Zeit der groſsen Fluth, vom 1656sten auf das 1080ste Jahr der Welt *) nicht irre machen laſsen. Sie setzen die Geburt jenes Melechhavatars, ganz so wie wir die Geburt Jesu Christi, in das 3101ste Jahr des Cali-Yugs, oder auch, wie Wilford gezeigt hat, um einige Jahre früher, als das Epochenjahr, mit welchem unsere Zeitrechnung beginnt, wie denn auch Christus eigentlich um einige Jahre früher gebohren seyn soll, als unsre Zeitrechnung ihren Anfang nimmt. Salivahanan, heiſst bei ihnen auch Saceswara, oder Herr der geheiligten Periode. Diese Benennung, und daſs von seiner Himmelfahrt oder Geburt an, eine neue, noch jezt gebräuchliche Ära beginnt, hat ihn eben in den Credit eines groſsen Astronomen gesezt. Er heiſst aber Herr der geheiligten Periode, sowohl weil sich diese bei seiner Erscheinung im Fleische vollendet, als auch, weil von hier an eine neue, doppelt heilige Periode beginnt. Denn die Zukunft des Salivahanan, war lange (nach Einigen mehrere tausend Jahre vorher) dem Vicramaditya von der Göttin Cali vorausverkündigt worden. Die Göttin verheiſset diesem König: sein Reich solle nicht endigen, bis das wunderbare Kind, gebo

---

*) Wir wir oben sahen rechneten die einen auf jedes Yug gleichmäſsig $\frac{1}{4}$ mal 4320, oder 1080 Jahre. Das Ende des ersten Yugs, an welchem die Fluth kam, fiel mit hin nach diesem Systeme ins 1080ste Jahr der Welt.

geboren von einer Jungfrau käme, und Wilford erinnert mit Recht daran, wie durch diese Weissagung der verheiſsene König Salah, jenem Schiloh im Seegen Jacobs gleich werde *). Selbst der Ort wo Salivahanan erscheinen sollte, war lange vorher genannt. Er heiſst Saleya-d'hara, oder die Stadt die fest auf einem Felsen gegründet ist. Doch betrachten wir die Lebensgeschichte des Salivahanan, ganz so wie sie der indische Mythos erzählt, und ohne uns durch das zum Theil etwas rohe, mährchenhafte Gewand desselben abschrecken zu lassen, hier genauer.

Mit der Geschichte des Salivahanan, steht überall wo sie in den Religionsbüchern der Hindus erzählt ist, die eines älteren Königs, Vicramaditya, in genauestem Zusammenhange. Zwar kennt nun die gewöhnliche Sage der Hindus nur einen Vicramaditya, die gelehrtesten Brahminen sprechen aber von vier Helden dieses Namens, stimmen jedoch in Angabe der Zeit und übrigen Umstände, nur bei zweien überein. Der erste soll jener gewesen seyn, von welchem die Ära Vicramaditya ihren Ursprung und Namen hat, der 2te war nach Einigen Salivahanan, den die Sage gewöhnlich zum Gegner des Vicrama macht selber, oder nach Andern Raja Boja, der gegen 1100 Jahre nach Christi Geburt lebte. Der 3te ist nach Einigen der Sohn des Raja Boja, nach Andern entweder Jaya Chandra oder Prithwi Raja, der in dem Kriege gegen die Mahabhatadica's oder Muselmänner, im Jahr 1192 nach Christi Geburt, den Heldentod fand.

---

*) Wilford, As. Res. X. p. 48.

Man erkennt leicht, daſs diese 4 Vicramadityas, nichts anders als 4 verschiedne Epochen bezeichnen, in denen sich, je nachdem man von einem oder dem andern Anfangspunkte rechnete, jedesmal die geheiligte Periode von 4320 Monden - oder Sonnenjahren erfüllte. Denn, wie wir schon sahen, nach einer alten ägyptisch - indischen Zeitrechnung, war das Epochenjahr der Ära Vicramaditya, das 4320ste Monden - das der Ära des Salivahana, das 4320ste Sonnenjahr. Die freilich äuſserst unsichern und schwankenden Angaben der Hindus, über die Zeit des groſsen Kaisers Boja, lassen aber, wie aus Wilfords Angaben hervorgeht *) gar deutlich die Absichtlichkeit hindurchblicken, das Lebensende dieses Fürsten, und mithin das Epochenjahr seiner Ära, selbst in offnem Widerspruch mit andern Angaben, auf das 4320ste Jahr ihres Cali Yug hinaus zu schieben; denn wenn man die 86 Jahre, welche der Oheim des Boja, während der Minderjährigkeit des Leztern regiert, zu den 91 Regierungsjahren des Boja selber hinzuzählt, fällt das Lebensende dieses lezten Vicramadityas, auf das 4329te Jahr der Cali Yug Rechnung, eine Übereinstimmung bis auf 9 Jahr, welche bei solchen Angaben genau genug erscheinen muſs.

Jeder solcher Vicrama, hat einen Gegner, mit welchem er Krieg führt, und dem er zulezt unterliegt, Namens Salivahanan oder Salaban und nur einer von ihnen hat den Mahabhat oder Mohamed zum Gegner. Aber dieser, wie wir oben sahen, so wie Salivahanan, gehören selber zu den Vicramadityas. Die Geschichte jenes eigentlichen Vicramarca oder

---

*) Ess. on Vicram. and Salivah. Vol. IX. der As. Res.

Vicramasinha, von welchem die Religionssage der Inder am meisten und zunächst nur weiſs, und von dem die noch jetzt in Indien gebräuchliche Ära genannt ist, hat sehr viel Züge mit der alten rabbinischen Legende von dem weisen König Salomon gemein. Vicramarca, so wie Salomon nach der Sage der Rabbinen, hat jenen Talisman gefunden, und bedient sich seiner, welcher ihn zum Herrscher über die Geisterwelt macht. Mit Hülfe und Macht der Dämonen und selbst des mächtigsten unter ihnen, — des Petala oder Teufels, vollbringt er wundervolle und mächtige Dinge, schlägt sich selbst den Kopf ab, den ihm sein mächtiger Verbündeter Petala wieder aufsetzt. In seiner Gesellschaft ist jener vernünftig sprechende Papagey, oder auch eine sprechende Statüe, oder ein heitrer unterhaltender Dämon, Mährchen erzählend oder sonst, den Künste, besonders Baukunst übenden alten Fürsten, erheiternd.

Dieser eigentliche Vicramaditya, ist nach einigen Sagen ein Zeitgenoſse des Salomon, mit dessen Geschichte die seine so viel Gleichheit hat. Dürstend nach langer Herrschaft und ungestörtem Lebensgenuſs, fleht er unabläſsig die Göttin Kali an, ihm endlose Herrschaft und Leben zu gewähren. Lange Zeit bleibt die Göttin bei seinen Bitten und harten Büſsungen, unbewegt. Endlich bringt er ihr das Leben selber, um dessen langen Genuſs er flehte, freiwillig zum Opfer dar, sich selber das Haupt abschlagend. Da schenkt ihm die Göttin das Leben wieder, und zugleich das was er von ihr gebeten. Doch nur bedingungsweise wird ihm seine Bitte gewährt. Nur auf 1000 Jahre (nach Andren auf 2000) verheiſst sie ihm ungestörten Lebensgenuſs und Herrschaft, bis dann ein göttliches Kind, geboren von einer Jungfrau, und ein Sohn des groſsen Tacshaca oder Werkmeisters kommen, und ihm seines Königreichs sammt dem Leben berauben werde. Nach der Cumari Chanda, sollte das Wunderkind im Jahr 5101 des Cali Yug kommen, die Verheiſsung geschahe demnach dem Vicramaditya 1000 oder 2000 Jahr früher, und mithin eben so lange vor Christi Geburt; so daſs im ersteren Falle Vicramarca ein Zeitgenoſse des Salomon, im andern ein Zeitgenoſs der ersten Könige des assyrischen Reiches würde. Hiermit steht auch die Stelle aus der Tadkerat-Assalatin, welche Bernoulli anführt, nicht im Widerspruch *). Nach dieser scheint es, daſs jenes Jahr, welches Andre für das letzte des Vicramaditya rechnen, als das erste seines Reiches (oder Lebens?) betrachtet werden müſse, welches von hier an, bis zur seinem Wiedererscheinen und seiner Thronbesteigung in Delhi, 1100 Jahr währte. Das 5101ste Jahr des Cali Yug, war das 4181ste der Welt, nach der Frankschen Zeitrechnung, 5101 + 1100 giebt 4201, mithin nur 19 Jahre mehr, vielleicht weil, wie sich dies öfter nachweissen läſst **) statt 1080 die runde Summe 1100 genommen worden.

Vicrama, nachdem ihm jene Verheiſsung der Göttin geschehen, regiert nun ungestört, und allen nur erdenklichen Sinnesgenüſsen dahingegeben, bis

---

*) Bei Wilford As. Res. IX. p. 122.

) M. v. was oben über den Beginn der ägyptischen Zeitrechnung gesagt ist die 1000 Jahre, die er zu Ujjein *) regieren sollte verflossen waren. Als aber nun die ihm bestimmte Zeit vorhanden war, sendete er Boten aus, zu erspähen wo das Wunderkind geboren sey und da er durch diese den Ort erfahren, zog er aus, an der Spitze einer groſsen Armee, wurde jedoch geschlagen und getödet von dem göttlichen Kinde, das damals 5 Jahre alt war.

Nun dieses Wunderkind, dessen Geschichte uns hier zunächst interessiren muſs, war ein Sohn des groſsen Tacshaca, oder Werkmeisters. Es war aber dieser Tacshaca ein Fürst und Herrscher des Stammes der Schlangen, der so berühmt ist in den Purana's. Nach einigen Sagen, war er die groſse Schlange, jener Agatho-Dämon selber, der von vielen alten Völkern und auch späteren Secten, als Demiurg, Werkmeister, Künstler und Weltschöpfer verehrt wurde, und Salivahanan der Mlechhavatara, war eigentlich auch nichts andres, als eine Verkörperung jener groſsen Schlange. Diese wurde von einigen Religionssecten, auf eine sehr zweideutige Weise, als ein Urheber der Erkenntniſs des Guten und Bösen, erhoben und verehrt, und es finden sich überhaupt in dem, dem Wesen nach uralten Dienst der Ophiten, viele, höchst bemerkenswerthe Züge, welche von einer Verkehrung und Umdrehung des Unteren zum Oberen, und wiederum des Oberen zum

---

***) Eben weil ihm die Verheiſsung der Göttin, 1000 Jahre zu Ujjein gewährt hatte, fand Vicrama, nach der einen Sage Gelegenheit, die 1000 Jahre auf 2000 auszudehnen, indem er nach dem Rath seines Bruders, in jedem Jahr nur 6 Monate zu Ujjein verweilte.

Unteren Zeugniſs geben, die kein in dem schwachen Menschensinne entstandenes bloſses Miſsverstehen zur Ursach haben konnte. Die Finsterniſs gab sich für das rechte Licht aus, der Mörder und Lügner von Anfang, lieſs sich als den eigentlichen Freund und Wohlthäter, und als die Eine Wahrheit verehren, und die Menschen glaubten ihm mehr und schneller, als dem, der die Wahrheit selber war, und nahmen den, der nur ihren Tod und Untergang wollte, gern und willig auf. Dennoch darf man in diesen und einigen noch folgenden Zügen, eine, freilich auch in diesem System der Halb- und Unwahrheit, sehr zweideutig gewordene Beziehung, auf jene eherne Schlange, welche als Vorbild von tiefem Sinne, in der Wüste erhöht worden, nicht ganz übersehen. Doch wir kehren zu den Hauptzügen der Geschichte des Salivahana zurück.

Auch die Mutter dieses wunderbaren Kindes, *welches in die Welt kam, um Elend und Bosheit von der Erde zu vertilgen* *), war entsprossen von jenem berühmten Stamme der Schlangen, welcher einst, als der Elephant Ariabata mit seinem unzählbaren Gefolge von Elephanten, auf seinem Zuge nach den Ebenen von Utara Curu oder Sibirien, durch Indien kam, und zu Prabhasa in Guyarat anbeten wollte, jenen noch jetzt sichtbaren Weg durch den Nordosten von Indien, für ihn baueten. Nach andren Sagen, war die Mutter des Salivahana, die Schwester zweier Brahmen, welche die noch zarte, kaum der Kindheit entwachsene Jungfrau, aus ihrem Hause verstieſsen, als sie bemerkten, daſs sie schwanger war von dem Schlangenkönig, der sich dem in seiner Wiege schlummernden Mägdlein, in Gestalt einer bunten Schlnge genähert hatte. Die unschuldig vertriebene, fand Aufnahme in der Hütte eines alten Töpfers, der übrigens nach einer 3ten Sage, ihr eigner Vater war. In dieser Hütte wurde Salivahanan, der Saca, oder mächtige und ruhmreiche König geboren. Schon in seiner frühesten Kindheit verrieth sich seine wundervolle Abkunft. Denn er spielte mit giftigen und furchtbaren Ottern und Schlangen, welche sich schaarenweis um seine Wiege versammleten, ohne daſs sie ihn zu verletzen vermochten — er war schon als Kind, wie jener Hercules der alten Sage, ein Schlangenüberwinder und Schlangenbeherrscher. Als das Kind ein wenig gröſser war (erzählt nun ferner die mit rabbinisch-mohamedtanischen Mährchen vermischte Sage) machte der alte Töpfer, der es wie ein Enkelchen liebte, ihm sehr viele Soldatenbilder aus Thon, womit dann der Knabe spielte. Als nun Vicramaditya seinen Aufenthalt erfahren hatte, und sich der Hütte des alten Töpfers an der Spitze eines groſsen Heeres näherte, gab das Wunderkind allen jenen unzählbaren Soldatenbildern von Thon, eine lebendige Seele, zog mit ihnen dem Heer des Vicramaditya entgegen, welchen er schlug und tödete, und hiermit dem lange dauernden Reiche ein Ende machte. Dies geschahe, als 3100 Jahre des Cali-Yug vollendet waren, im 3101sten, und damals war das Kind in seinem 5ten Jahre.

---

*) Wilford, As. Res. X. p. 39.

Aber Salivahanan nimmt nicht das groſse Reich des Vicrama ein, dieses bleibt gröſsten Theils den Erben jenes Fürsten. Er strebt überhaupt nicht nach Üppigkeit und sinnlichem Genuſs, sondern nach einigen Sagen begiebt er sich, als er kaum das männliche Alter erreichte, in die Einsamkeit, und führt ein heiliges Leben. Die Geschichte seines Todes trägt allerdings, wie bereits Wilford gezeigt hat, so wie viele Züge, welche in seinem Leben vorkommen, unverkennbar die Spuren: daſs die Geschichte von Christo, einem allerdings viel früher vorhandnen mythologischem Stoffe angeschlossen und verbunden worden. Denn das Christenthum hatte, ehe die Verehrer des Islam nach Indien kamen, hier groſse Fortschritte gemacht, und bereits im Jahr 189 nach Christi Geburt, fand Pantaenus von Alexandrien, in Indien Christen, welche eine Copie des Evangeliums Matthäi in hebräischer Sprache besaſsen und bei dem Concilio von Nicaea war auch der Primat von Indien zugegen. —

Yama, der Tod, erzählt die indische Sage, kann keinen ganz Schuldlosen verdammen. Aber alle Incarnationen der Gottheit, selbst die vollkommenste: Chrishna, sind hier auf Erden in die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur, und in gewiſsem Maase in die Dunkelheit, in den Nebel der Maya oder irdischen Täuschung versunken. Daher kann Yama immer irgend eine, wenn auch nur negative Schuld finden, wodurch er den Göttlichen bis an die Thore des Todes zu bringen vermag. Auch Madavyah oder Salivahanan, hatte in seiner Kindheit ein unschuldiges Insect mit einem spitzen Grasblatt durchbohrt, und dies war die Schuld welche Yama an ihm fand.

Salivahanan wird nach einigen, offenbar in späterer Zeit so gestalteten Sagen, unter Mördern und Dieben an ein Kreuz geheftet, und ist dann Suli vahanan, ein vom Kreuz getragener, denn Suli heiſst ein Kreuz *). Der Gekreuzigte (erzählen die Puranas weiter) thut seinen Mund nicht auf, dicke Finsternifs bedeckt die Erde. Abgenommen vom Kreuze, steigt er zur Hölle, überwindet den Tod, erneuert die Welt. Allerdings verräth sich hier deutlich eine fremde, jüngere Quelle, aus welcher dieser Zusatz gekommen, indefs wird auch im Mahabharat, Bhagavata und Sahyadri-chanda, im leztern am ausführlichsten, jenes Peishe-car Brahmen erwähnt, welcher für Andre sterben wollte. — Das Kreuz ist oder wird nach andern Sagen ein Baum oder Sala, daher jener Mlechhavatara ein Sala oder Sali-vahanan, ein vom Baume Getragener. Mitten in den blühenden Zweigen des Baumes und unter seinen Früchten, hängt der Fleischgewordne Werkmeister, nach einigen Vorstellungen in Gestalt einer Schlange selber, und hier hat sich abermals ein alter, nach der einen Seite hin sogar zweideutiger mythischer Stoff, mit dem später Gegebenen vermählt, wie denn auch schon die Bedeutenheit und selbst Verehrung des Kreuzes, wie bereits mehrere Alterthumsforscher gezeigt haben, in viel ältere Zeiten hinaufgeht, als der Beginn der christlichen Religion ist.

So finden wir denn, abgesehen fürs erste von den spätern Zusätzen, in der Geschichte und der mythischen Bedeutung des Sali-vahanan, von neuem die Geschichte des Chrishna wiederholt. Und die Zeit dieses jüngsten Chrishna, fällt, nicht nach dem chronologischen Systeme, das nach kleinen Sothischen Cyklen rechnet, sondern nach dem andern, welches

---

*) Wilford As. Res. X, 52, 61 u. f.

eigentliche Monden- oder Sonnenjahre in sich faſst, in das 4320ste Mondenjahr.

Aber eben jene späteren Zusätze, müssen wohl der Natur der Sache nach bei mehreren Lesern den Verdacht erregen: als ob nicht bloſs die ganze Geschichte des Salivahanan, mit den bedeutungsvollesten Zügen ihres Inhaltes, erst durch den Einfluſs des Christenthums in seiner historischen Grundlage auf das indische Religionssystem entstanden sey; sondern als ob sich auch die chronologische Bestimmung der Zeit, in welcher Salivahanan lebte, erst später, mit absichtlicher Genauigkeit, an die Zeitbestimmungen über die Geschichte Iesu Christi angeschlossen habe; mithin das ganze bisher betrachtete chronologische System des Alterthums, eine spätere Erfindung, eine erst hinter der Erfüllung dareingekommene Weissagung gewesen sey. Es wird daher nöthig seyn, von andren Seiten her den Beweiſs zu führen, daſs nicht blos die Hauptzüge der Geschichte des Schlangentreters und Schlangenüberwinders, lange vor Christi Geburt in der Mythologie aller gebildeten Völker des Alterthums vorhanden; sondern auch die ohngefähre Zeit seiner Erscheinung im Fleische, in dem chronologischen System, ſowohl der Indier, als auch aller andern Völker so angedeutet war, daſs sich um die Zeit, als Christus geboren wurde, eine allgemeine Erwartung des nahe herbeigekommenen Heiles, und einer Wiedererneuerung der Welt, durch die Zukunft eines lang verheiſsenen Retters, allenthalben fand. Und eben dieſs war die Ursache, daſs die Lehre und Geschichte des Christenthums sich so leicht und so ganz, an die schon vorhandne Weissagung von dem Schlangentreter anschloſs, so daſs sie viele der heidnischen Völker dem Christenthum gewann, und selbst den mythologischen System der heidnisch gebliebenen Indier, so wie der Tibetaner, sich vermischte und verband.

Wir wollen hier zuerst von der Weissagung reden, die sich im Talmud und andern rabbinischen Schriften der Iuden, auf die Zeit der Zukunft des Messias ausgesprochen findet. Ist doch auch sonst das Zeugniſs der Feinde, *für* die gehaſste Sache ein unverdächtiges Zeugniſs, und pflegt mehr zu gelten, als jenes der partheiisch dafür eingenommenen Freunde und Anverwandten. Wie sollte nicht die genaue Uebereinstimmung der alten jüdischen Traditionen mit der Wahrheit, als ein kräftiges Zeugniſs *für* diese gelten, da dem Religionssystem dieses Volkes, der Natur der Sache nach, nichts stärker entgegen seyn konnte, als daſs der Jesus, an welchen die Christen glaubten, rücksichtlich der Zeit seiner Erscheinung im Fleisch, in den alten, heilig gehaltnen, von den Vätern ihnen überlieferten Weissagungen, als Messias vorausverkündigt sey.

Die Zeitrechnung deren sich die neueren Juden noch jetzt bedienen, ist zwar nach dem Urtheil einiger Critiker nicht vor dem 11ten, nach andern gar nicht vor dem 14ten Iahrhundert nach Christi Geburt in allgemeinen Gebrauch genommen worden *); sie ist aber ihrer ersten Entstehung nach von gleichem Alter mit einem groſsen Theil des Babylonischen Talmuds, das heiſst: aus der Mitte des 4ten Iahrhunderts nach Christi Geburt *). Auf eine schon oben erwähnte, sehr bemerkenswerthe Weise, setzt diese spätere Zeitrechnung, *die Zeit* der Geburt Christi gerade um 432 Monden, oder beiläufig 420 Sonnenjahre zurück, ins 3888ste Monden oder 3762ste Sonnenjahr der Welt. Schon hierdurch scheint jene später erfundne Ära zu erkennen zu geben: daſs *um die Zeit* der Geburt Jesu Christi, ein Hauptmoment und Abschnittspunkt, der aus zehnmal 432 Mondenjahren bestehenden groſsen Natur- und Weltperiode war, sie macht aber absichtlich den eigentlich 10ten Abschnittspunkt zum 9ten.

---

*) M. s. Pilgram Calend. in der Einleitung p. XIV.

Wenn man die Zeitrechnung der heutigen Juden, die von ihnen selbst für die älteste gehalten wird, eine neuerfundne nennt, kann man den Beweiſs dafür nicht schwer bei ihrem eigenthümlichen Geschichtsforscher und in den Traditionen des Talmud selbst nachweisen. Schon oben haben wir aus weitläufiger auseinandergesetzten Gründen, die 5624 Iahre, welche nach Clemens Alexandrinus die Iuden seiner Zeit von der Schöpfung bis zum Beginn unserer Zeitrechnung zählten, genau auf 4320 Monden, oder 4191 Sonnenjahre reduzirt. Josephus zu Folge, begönne aber unsere Ära 4192, oder wie Pilgram die zerstreut stehenden Zeitangaben jenes Geschichtsforschers zusammen summirt hat, 4163 Jahre nach der Schöpfung der Welt. Nun sind aber $4163\frac{1}{4}$ (genau 4163,25) Sonnenjahre, gerade 4291 Mondenjahre, oder beiläufig 85 Jobelcyklen, davon einer nach dem Obenangeführten, 49 Sonnen- oder fast $50\frac{1}{2}$ Mondenjahre umfasset, eine Zahl die uns gleich in den jüdischen Traditionen selber bedeutend werden soll, und wobei wir nur noch bemerken: dafs die 17 Jahre um welche diese Zeitrechnung zu kurz fällt, mit 33 zusammen, gerade wieder einen Jobelcyklus voll machen.

---

*) Rabbi Hillel erfand sie 358 nach Chr. G. M. v. Gätterer, S. 164, und Waser a. a. O.

Die Lehren des Talmud verbieten zwar, aus leicht begreiflichen Gründen, der Zeit, in welcher der Messias im Fleisch erscheinen werde, nachzurechnen und sie zu erforschen, und drohen dem, der dieses zum Ärgernifs des Volkes thun würde, mit einem harten Fluche: demohngeachtet finden sich in demselben Abschnitt des Talmud, welcher diese Drohung enthält, aus wahrscheinlich sehr alter Ueberlieferung, zwei sehr bestimmte, und auf eine höchst merkwürdige Weise mit der Wahrheit übereintreffende Weissagungen auf die Zeit des Messias. In dem Tractat Sanhedrin *) des Talmud heifst es in der einen Stelle: Der Elias hat dem Rabbi Jehuda, dem Bruder des frommen Raf Salla gesagt, dafs die Dauer der Welt (bis zur Ankunft des Messias?) nicht weniger als 85 Jubeljahre betragen werde, und in dem letzten Jubeljahre werde der Sohn Davids kommen. — Wurde nun nach der gewöhnlichen Ansicht, auch der neueren Juden, ein Jobelcyclus, oder ein hier erwähntes grofses Jubeljahr, wie die Erklärer des Talmuds gethan haben, zu 50 Jahren gerechnet; so fiel die Erscheinung des Messias zwischen das 4200 bis 4250ste Jahr der Welt, denn 85 mal 50 ist 4250. Dieses 4250ste Jahr der Welt, war aber zugleich das letzte des jüdischen Staates, denn nach der genauen Frankifchen Zeit-

---

*) Eisenmenger entdecktes Judenthum. II, S. 678.

rechnung wurde, wie bereits oben erwähnt, in diesem Jahre Jerusalem und der letzte Tempel zerstört. Nun ist aber nach einer andern, offenbar aus dieser Ansicht entstandenen Sage des Talmud, der Messias in demselben Jahre, ja an demselben Tage geboren worden, an welchem Jerusalem und der Tempel zerstört wurden, er ist jedoch dieses hindert sein offenbar und wirksam Hervortreten, mit Ketten gebunden, und wird erst zur späteren Zeit los, um dann als Retter seines Volkes aufzutreten*). Wir sehen auch hieraus, daſs die damaligen Juden, wie dieſs schon früher weiter auseinandergesetzt worden, ganz so rechneten, wie wir nach der dem Grundtext der heiligen Schrift getreu bleibenden Frankischen Zeitrechnung gethan haben; daſs sie nämlich die Zerstörung der Stadt Jerusalem und des Tempels durch Titus, nach 85 mal 50 Jahren, in das Jahr 4250 der Welt, mithin die Zeit der Geburt Jesu Christi, in das 4181ste (im Herbst anfangende) Jahr der Welt setzten.

Und auch der Sage von den 85 Jobelcyklen, in deren letzten die Erscheinung des Messias fallen sollte, lag wie wir eben sehen werden, etwas zu Grunde, was in innigstem Zusammenhange mit dem früher erwähnten Zahlensysteme stund. Fürs erste wollen wir aber noch eine andre Stelle in demselben Abschnitt des Talmud betrachten, welche unmittelbar auf jene erstere folgt. „Dem Rabbi Joseph lieſs einstens Rabbi Chanan, des Tachalifa Sohn sagen: siehe ich habe einen Menschen gefunden, welcher ein Buch in seiner Hand hielt, das in hebräischer Sprache, mit assyrischer Schrift geschrieben war.

---

*) Eisenmenger a. a. O. S. 758.

und als ich ihn befragt, woher er es genommen? antwortete er: Ich war unter den Kriegsvölkern der Römer, dienend unter ihnen als Fuſsknecht, da fand ich dasselbe unter den römischen Schätzen. In diesem Buche stund geschrieben: daſs nach 4291 Jahren, von der Schöpfung der Welt an, die Kämpfe der Drachen und die Kriege des Gogs und Magogs aufhören werden, und in der übrigen Zeit werden die Tage des Messias seyn. Der heilige, hochgelobte Gott wird aber seine Welt nicht erneuern, als bis siebentausend Jahre vergangen sind. *)

In dieser Stelle, an welcher allerdings die Einkleidung und ein Theil des Inhalts späterer Zusatz seyn mögen, ist von den 85 Jubeljahren nichts erwähnt, und die Zahl 4291, die wohl offenbar, wie dieſs der weitere Zusammenhang ergeben wird, eine alte, durch ächte Ueberlieferung gegebene ist, weicht bedeutend von jener ab, welche die spätern Juden, indem sie den Jobelcyklus zu 50 Sonnenjahren rechneten und 85 mal nahmen, festgesetzt hatten. Und dennoch ist die Zahl 4291, ungleich genauer die Summe von 85 Jobelcykeln, als die nach der spätern Annahme berechnete 4250, so daſs auch hieraus ein auffallender Beweiſs für die Wahrheit des Frankischen Systems der Jobelcykelberechnung hervorgeht. Erinnern wir uns nämlich, daſs nach Frank ein Jobelcyklus 49 Sonnenjahre, oder $50\frac{1}{2}$ Mondenjahre beträgt. Nun ist 85 mal $50\frac{1}{2}$ gleich, $4292\frac{1}{2}$ Mondenjahren, mithin schon an sich nur $1\frac{1}{2}$ mehr als 4291. Die letztere Zahl von Mondenjahren, beträgt $4163\frac{1}{4}$, dagegen $4292\frac{1}{2}$ Mondenjahre machen genau 4164,69

---

*) S. 678.

Sonnenjahre. Halten wir uns jedoch hier zuerst an die Zahl von 4165 Sonnen- oder 4291 Mondenjahren, denn diese ist uns in den Büchern der Rabbinen noch auf andre, sehr bestimmte Weise gegeben.

Bis in die neuere Zeit herab, ist nämlich von den Rabbinen die Zahl 837, auf deren gezwungene Ableitung aus einer Stelle im Jesaias man übrigens nicht als auf etwas sehr Wesentliches achten muſs, als eine solche betrachtet worden, durch deren Anwendung sich die Zeit der Erscheinung des Messias berechnen lasse. Und in der That haben wir die Zahl 837, schon oben als einen Hauptbestandtheil eines bei den Juden gewöhnlichen, bedeutungsvollen chronologischen Zahlensystems kennen gelernt. Denn 837 ist 2 mal 418½ und setzt man auf die Weise der indischen Yug-Rechnung, die 4 Yugs so zusammen:

1674 oder 4 mal 418½ das erste Yug
1255½ — 3 — — — — 2te Yug
837 — 2 — — — — 3te —
418½ das vierte Yug; so erhält man als Summe der ganzen Dauer die oft erwähnte

Zeit von 4185 Sonnenjahren. Die Rabbiner benutzten indeſs die Zahl 837, gewöhnlich auf andre Weise, zur Berechnung der Zukunft des Messias. Sie zogen nämlich, wie der Rabbi Bechai in seiner Erläuterung über die 5 Bücher Mosis *) that, die Zahl 837 von der Summe von 6000 Jahren ab, denn nach ihrer Meinung sollte im siebenten Jahrtausend die Gefangenschaft enden, und dieses siebente Jahrtausend

sei

---

*) Eisenmenger a. a. O. Th II S. 664, 667, 813.

selber, werde lauter Sabbath und ewiges Leben ſeyn *) 837 Jahre vorher, mithin im Jahr 5163, nach Andern abermals im Jahr 5291 der Welt, solle der Messias kommen. Weshalb auch noch ganz in neuerer Zeit, im Jahr 5260 nach der Zeitrechnung der neuern Juden (die wie wir sahen von der wahren und älteren fast gerade um ½ mal 837, nämlich 420 Jahre abweicht) oder 1501 unſerer Zeitrechnung, ein deutscher Rabbiner die nahe Ankunft des Messias verkündigte und seinen Glaubensgenossen so ernstlich Busse predigte, daſs noch jetzt viele jenes Jahr das groſse Jahr der Busse nennen, und, was merkwürdig ist, mehrere nach dem Tod des alten Rabbi zu einer andern (christlichen) Religion übergiengen.

Wir haben hier offenbar die Veränderung der wahren Zahl 4163 und 4291, in 5163 und 5291, der neuern, noch immer auf die Zukunft des Messias hoffenden Zeit zu danken. Den wenn Rabbi Bechai statt 5000 weniger 837, 6000 weniger 837 oder 5163 setzt, so stellen Andre, in übrigens ganz gleich bedeutenden und Gleiches enthaltenden Stellen, die Zahl 5291 dafür hin. Nun können aber auf keine Weise 5163 und 5291 Jahre als Gleiches bedeutend betrachtet werden, wohl aber 4163 und 4291; denn 4291 Mondenjahre betragen gerade 4163 Sonnenjahre, und die Zahl 837 durfte, wenn sie zu einem ähnlichen Zwecke angewendet werden sollte, nicht vom Ende, sondern vom Beginn des 6ten Jahrtausends abgezogen werden, (oder 1837 von 6000). Und daſs die älteren Juden, lange vor Entstehung des

---

*) Rabbi Bechai und Isaac Abarbenel bei Eisenmenger a. a. O. S. 667.

Talmud, und der neuen, absichtlich um $\frac{1}{2}$ mal 837 Sonnen- oder 432 Mondenjahre abgekürtzten Zeitrechnung, wirklich so rechneten, als sie noch die alte Schöpfungsära beſaſsen, beweiſst unter andern auch die Geschichte jenes Aufrührers, der sich im 5ten Jahrzehend nach Zerstörung des jüdischen Tempels und dem Untergang des jüdischen Staates, für den lang verheiſsenen Stern aus Jacob, für den Messias ausgab, und sich zum König und Heerführer der durch ihn zur Empörung aufgereitzten Juden aufwarf. Diese Empörung, welche in Ägypten, Cyrenen und Cypern, fast einer halben Million römischer Unterthanen das Leben kostete, welche von den wild empörten Juden ohne Unterschied des Geschlechtes, Alters und Standes, auſs grausamste gemordet wurden, stand schon im 44sten Jahre nach der Zerstörung des Tempels, mithin im Jahr 114 nach Christi Geburt, oder im Jahr 4294 der Welt (nach der wahren Zeitrechnung) in einigen Theilen von Asien und Africa in vollen Flammen, und hatte wahrscheinlich seit dem Jahr 4291, als dem der vermeintlichen Ankunft des Messias, sich verbreitet. Der angebliche Messias oder Stern aus Jacob — Bar Cochebha, der eigentlich Ben Cosifa hieſs, kam im Jahr 4297 bereits um. Es ist übrigens bemerkenswerth, und gewiſs nicht zufällig, daſs eine spätere Schrift der Rabbinen, deren Titel Zemach David ist, die Empörung des Bar Cochab in das 3880ste Jahr der neuen jüdischen Zeitrechnung, oder in das 4300ste der eigentlichen und ursprünglichen Weltschöpfungsära stellt. Statt der 4291 Mondenjahre, hatten nur die Anhänger jenes falschen Messias, und er selber, 4291 eigentliche Jahre gerechnet, wie denn bereits über 400

Jahre vorher, die eigentliche Feier der Jobel- oder Erlaſsjahre ganz eingegangen und wahrscheinlich auch zugleich, wenigstens bei den Meisten, die eigentliche und genaue Kenntniſs des alten Jobelcyklus erloschen war.

Demohnerachtet war Denen, welche tiefere Einsicht in die eigentliche Bedeutung des Cyklus der groſsen Erlaſs- und Befreiungsjahre hatten, bis zur Zeit der Erfüllung, das Rechnen nach Jobelscyklen, in Beziehung auf die Zukunft des Messias, eine ernste Angelegenheit. Gerade 50 Jahre vor Christi Geburt, weissagte einer der damaligen jüdischen Weisen, Nehemias, *die Zukunft des Messias, des Gesalbten, könne nun nicht mehr über 50 Jahre oder einen vollen Jobelcyklus ausbleiben* *), und diese feste Erwartung, erfüllte um jene Zeit in ganz Judäa viele fromme Herzen, namentlich wohl auch die bessern Zöglinge aus der Schule des ältern Hillel, wenn es anders gegründet ist, daſs jener Simeon, der nun gerne in Frieden sterben wollte, weil seine Augen den Heiland Gottes gesehen hatten, ein Sohn und Nachfolger jenes Hillel war. Erzählt doch noch die wunderlich mit späteren Zusätzen vermischte Sage des Talmud von diesem Hillel: daſs er nicht nur alle Lehren der Weisen gekannt, sondern selbst die Sprache und Gleichnisse der ganzen Natur verstanden habe.

Wir kehren noch einmal zu der prophetischen Zeit von 4291 Jahren zurück. 4291 Mondenjahre sind, wie schon erwähnt, 4165¼ Sonnenjahre oder 1520588½ Tage. Theilt man diese Zeit in 85 Jobelcyklen, so enthält jeder einzelne 50½ solche Mondenjahre, davon jedes gerade um 11 Tage kürzer ist als das tropische Sonnenjahr, nämlich 354,24, oder, um auch hier genau zu rechnen: 354 Tage 5 Stund. 49 Min. 36 Secund. enthält *). Nun lieſse sich wohl ein Grund denken, das Mondenjahr, nahe genug an der Wahrheit, gerade um volle 11 Tage kürzer anzunehmen als das Sonnenjahr. Dann endigte der 85te Jobelcyklus, aus 4292½ solchen künstlichen, der Einschaltung von vollen Tagen zu Hülfe kommenden, oder 4291 eigentlichen und natürlichen Mondenjahren, gerade mit dem 4165sten Jahre der Welt.

---

*) Hottinger: Dissert. biblic. chronol. disput. IV. bei Eisenmenger.

Nun ist es allerdings sehr bemerkenswerth: daſs der jüdische Geschichtsforscher Josephus, so wie z. B. Pilgram seine einzelnen Angaben zusammenrechnet, den Anfang der christlichen Zeitrechnung auf das 4165ste Jahr der Welt sezt. Es ist indeſs dennoch unwahrscheinlich, daſs die einsichtsvollen Juden, welche vor und zu der Zeit lebten, als der wahre Messias auf Erden erschien, in ihrer Zeitrechnung wahrhaft um 17 Jahre, oder, wenn sie die Geburt des Messias ins 4165ste Jahr sezten, doch um 15 Jahre, hinter der wahren Zeitrechnung, nach welcher Christus

---

*) Genau genommen ist die jetzige Dauer des Sonnenjahres um 11 Tage weniger 1 Minute länger als ein solches (künstliches) Mondenjahr hier gesetzt würde, das Sonnenjahr sollte aber nach Cassini, dessen Ansicht sich auf die Berechnung der früher erwähnten 600 jährigen Naturperiode gründete, in der ältesten Zeit der Geschichte, um etwas länger gewesen seyn als das jetzige.

nach 4180 Jahren geboren worden, zurücke gewesen seyn sollten. Vielmehr hat die Bestimmung der Zeit, auf das 4291ste, oder genauer 4292½ste Mondenjahr oder 4164ste Sonnenjahr, einen andern, mit der Wahrheit in innigem Zusammenhange und Einklange stehenden Sinn. Wir müssen hierbei etwas tiefer in die Bedeutung und den Zusammenhang der in der heiligen Schrift am meisten und ältesten gebrauchten Zahlen der Zeiten eingehen, und uns zum Theil dabei auf Einiges schon oben Gesagte berufen.

Die heilige Schrift selber, giebt öfters unverkennbar deutliche Winke, über eine Abspiegelung gröfserer Perioden und Periodenzahlen in den kleinern, eben so wie nach dem Obigen die grofse Naturperiode von 4320 Mondenjahren, vermöge der alten Eintheilung der Zeit und der Ecliptik, nicht allein im einzelnen Mondenjahr, sondern ins Kleinste herab, selbst in der einzelnen Stunde abgespiegelt war. So wie jene ungehorsamen Kundschafter vierzig Tage gebraucht hatten, um das Land Canaan zu erkunden, so sollte nach dem ausdrücklichen göttlichen Befehl, das ganze Volk vierzig Jahre in der Wüste bleiben — für jeden Tag wurde ihm ein Jahr gerechnet *); während umgekehrt jener Prophet für die 390 Jahre der Missethat Israels, und die 40 der Missethat Juda's, was zusammen 430 Jahre sind, eben so viele Tage (430) auf seinen Seiten liegend, die Schuld des Volkes tragen mufs **). Vierzig Tage war Christus selber, vor dem Beginn seines hohen Lehramtes in der Wüste, und eben so lange weilte er noch, von seiner Auferstehung an bis zu seiner Himmelfahrt, auf Erden. Vierzig Wochen bleibt der ungeborne Mensch unter dem Herzen seiner Mutter verborgen und verschloſsen, bis er ans Licht und in die Freiheit hervorgeht. Und nun steigt die Abspiegelung des Gröſseren im Kleineren immer höher hinauf. Eben so wie das Volk Israel 40 Jahre in der Wüste weilte, so war es vorher 40 Jahrzehende, oder genauer 430 Jahr in Ägypten, dem Fremdlingslande, gefangen und gedrückt. Und auch diese Zeit war wiederum nur das Abbild einer noch viel gröſseren und umfaſsenderen, so wie ihrer eigenthümlichen Bedeutung. Denn eben so, wie das erwählte Volk, in dessen Schicksalen sich alles vor- und abbildet, was sich in der Geschichte des ganzen Geschlechts so wie jedes einzelnen Menschen wiederholt, vierhundert Jahr oder vierzig Jahrzehnde, als armer, dienstbarer Fremdling, in Ägypten, dem Diensthause seufzte, und nach Verlauf dieser Zeit aus demselben befreit wurde, so seufzte das ganze Geschlecht vierzig Jahrhunderte, oder 4000 Jahre lang, in einer noch härteren Gefangenschaft, war ein gebundener Knecht, bis es nach dieser Zeit, sobald es nur wollte, aus diesem Dienste frei, und aus einem Knecht zum Kind im Hause wurde. Ja eben so wie dort die Zahl der Jahre des Gefängniſses 430 ist, war auch hier im Groſsen die Zahl der Jahre, von dem Beginn der langen Gefangenschaft beim Sündenfall, bis zur Erlösung durch Christum 4300 Mondenjahre.

---

*) 4 Mos. 14. v. 34.

**) Hesekiel. 4. v. 5 und 6.

Dieser Abspiegelung des Groſsen im Kleineren und des Kleineren im Gröſseren gemäſs, und sie wohl erkennend, drücken sich auch öfter die Rabbinen noch in den späteren Schriften und in dem Talmud aus. Der Messias sollte nach einer alten bildlich redenden Überlieferung, in der 4ten Nacht geboren seyn oder geboren werden. Wie nämlich nach einer alten Meinung der Rabbinen, jeder einzelne Tag der ersten Schöpfungswoche, im Groſsen ein Jahrtausend der Weltdauer und der Geschichte des ganzen Menschengeschlechts vorbilden, und nach Verlauf des 6ten Jahrtausendes, eben so wie in der ersten Schöpfungswoche ein groſser tausendjähriger Sabbath eintretten sollte, mithin jedes Jahrtausend einen Tag im Groſsen vorstellte; so sollte auch hier die Nacht des 4ten Tages, das 4te Jahrtausend der Welt bedeuten. Eben so sollte auch der Messias, nach einer andern Tradition im Talmud nach Verlauf von neun Monaten eines gewissen Jahres erscheinen *). Es liegt dieser Tradition ohnfehlbar daſselbe zu Grunde, was wir oben als Grundlage des altägyptischen und persischen religiösen Zahlengebäudes des Jahres Gottes, oder Sal Chodai erwähnt haben. Die ganze Weltdauer wurde nämlich, nach dem alten System der Rabbinen, mit dem groſsen Sabbath zu 7000 Jahren angenommen. Hiervon sind drei Viertel 5250 Jahre und es wird aus diesem Grund in dem rabbinischen Buche Hakkana die Ankunft des Messias in das 5250 (5252?) ste Jahr der Welt gesezt **), was auf der andern Seite zugleich abermals eine Steigerung der oben erwähnten Summe von 4250 Jahren, um 1000 ist. Setzen Andre, wie der Rabbi Elieser, jene Zeit des Offenbarwerdens, in das 5408te Jahr der Welt, so stimmen sie auf der einen Seite gerade bis auf 100 Jahre mit der Constantinopolitanischen Ära zusammen, auf der andern scheinen sie die ganze Weltdauer zu 2 mal 3600 oder 7200 Jahren anzunehmen, und mithin die Offenbarung des Messias nach einer uralten Tradition in das Ende des 9ten Monates jenes groſsen Jahres der ganzen Weltdauer zu stellen.

---

*) Eisenmenger a. a. O. S. 703.

**) Ebendas. S. 681.

Der Messias selber sollte, nach denselben Traditionen, 40 Jahre lang ein Loos der Schmerzen und Schmach dulten *). Nach andern Stellen wird die Periode seines irdischen Lebens, auf 70 Jahre gesezt. Erinnern wir uns aber an die innre Verwandtschaft welche zwischen der oben erwähnten Naturperiode von 70 Wochen oder auch jener von 70 mal 7 Jahren und jener von 40 Tagen oder Jahren statt findet. Die Zeit von 70 Wochen, verhält sich nämlich zum Jahre von 365¼ Tagen gerade eben so, wie die Zeit von 40 Tagen zu der Dauer des synodischen Mondenlaufes. Die Dauer der groſsen Woche des Fixsternenjahres, oder 7 mal 70 Jahre, verhalten sich eben so zu zu der altägyptischen Periode von 365 Jahren, wie die von 40 Jahren zu der 29½ jährigen, welche sich unter andern als Umlaufszeit des Saturn um die Sonne auszeichnet.

Vor allen Dingen aber wollen wir noch etwas mehr bei der im ganzen Alterthum so hochgeehrten Zahl der Jobelcyklen, die von der Schöpfung bis zum Offenbarwerden des Messias vergehen sollte, verweilen. 84 sollten nach der einen Annahme, welche

---

*) S. 809, 810, verglichen mit dem Vorhergehenden.

nach 50jährigen Cyklen zu rechnen scheint, vergehen, und im 84sten sollte Christus kommen.

Der Buddha der Burmanen, so wie der mythische König Salivahanan, verweilten beide von ihrer Geburt bis zu ihrer Himmelfahrt 84 Jahre auf Erden. Auch dem Vicramaditya wird nach einigen Traditionen eine Lebensdauer von 84 Jahren beigelegt.

Wenn Censorin im 14ten Capitel seines Buches, die Zeit des Menschenlebens in die den Alten gar wohl bekannten Wochen von 7 Jahren theilt, so erwähnt er zwar der allgemeinen Ansicht, nach welcher die bestimmte Zeit des Menschenlebens zu 10 solchen Wochen, oder siebenzig Jahren angenommen wurde, fügt aber zugleich jene andre hinzu, welche nach Varro in den heiligen (Schicksals) Büchern der alten Etrusker enthalten war und nach welcher die Dauer des Menschenlebens zu 12 solchen 7jährigen Wochen oder 84 Jahren angenommen wurde. Nun war, wie bereits oben erwähnt, bei den Etruskern die Länge des Menschenlebens und jene des Jahrhunderts im ursprünglichen Sinne, eines und daſselbe, denn 84 Jahren enthielten 112 Dreivierteljahres-Cyklen, woraus nachmals der oft erwähnte Säcularcyklus von 110 Sonnenjahren entstanden. Genauer genommen, scheint aber in jener Etruskischen Angabe, die Zeit von 111 oben erwähnten 10monatlichen Cyklen, oder die Woche der groſsen, aus 4320 Mondenjahren bestehenden Naturzeit bezeichnet gewesen zu seyn, die auf eine merkwürdige Weise zugleich so nahe mit der Umlaufsdauer des äuſsersten Körpers unsers Planetensystems — des Uranus übereintrift.

Die Zeit von 84, oder siebenmal 12 Jahren, so wie die Zahl 84 als siebenmal 12, steht auch von andern Seiten bei verschiedenen Völkern des Orients noch in hoher Bedeutung und Ansehen.

Es ist wohl unverkennbar, daſs die rabbinischen Verfasser der Weissagungen auf den Messias, diese Wochenperiode von 4320 Tagen, oder einem beiläufigen Jupiterjahr, die namentlich in der Zeit von der Schöpfung bis zur Fluth als bedeutungsvolle Naturperiode 20 mal sich vollendete, gekannt und mit ihr gerechnet haben. War doch selbst in der babylonisch chaldäischen Astronomie und Geschichte, die Zahl 432000 sehr bedeutend, und wie sich in der chaldäischen Bestimmung der Zeit der groſsen Fluth zeigt, rücksichtlich ihrer Bedeutenheit als Naturperiode, wohl bekannt. Wäre sie mithin nicht schon an sich eine ältere, allen gebildeten Völkern gemeinschaftliche Überlieferung und namentlich den Juden die Zeit von 430 Jahren aus 2 B. Mos. 12 v. 40 Hesek. 4 v. 5 und 6 die von 3 mal 430 oder 1290 aus Daniel wohl bewuſst gewesen, so müſste sie schon hierdurch den so lange in Babylon lebenden Juden bekannt geworden seyn. Wenn daher der Rabbi Moseh Bar Mäjemon die Zeit, in welcher die Gabe der Weissagung von neuem unter den Juden ausgegossen werden solle, in das 4976ste Jahr, der Vater des Rabbi Gedalja die Zeit der Erfüllung nach dem Jahr 5700 setzen *) so hatte jener offenbar eine 60, dieser eine 70 malige solche Periode vor Augen. Auch hatten die sehr zahlreichen Ausleger des Daniel, wie eben jener Rabbi Gedalja meldet, die Naturperiode von beiläufig 490 Jahren (die Zeit welche vom Ausgang

---

*) Ebendas. S. 680 und 682.

aus Ägypten bis zur Erbauung des ersten, Salomonischen Tempels vergangen) für das angenommen *) was bei Daniel unter dem Wort Zeit bedeutet wird **) ein Zeichen daſs sich die richtige Ansicht und Erklärung der auf den Messias Bezug habenden Stellen jenes Propheten, bis in ziemlich späte Zeit herunter, unter den Rabbinen, wenn auch nur als dunkle Tradition fortgepflanzt hatte.

Denn es verdient wohl hier eine beiläufige Bemerkung, daſs, wenn man unter der siebenzig Wochenzeit bei Daniel, genau die Naturperiode von $496\frac{3}{4}$ Jahren, (welche eine Wochenzeit des groſsen Fixsternenjahres ist) versteht, von dem Anfang jener prophetischen Wochen, im Jahr 3725 der Welt bis auf den Tod Christi, (4214) recht genau gemäſs den Worten jener Weissagung, 69 Theile oder Wochen vergangen sind, und Christus genau nach Verlauf der 69sten Woche, davon jede einzelne ein Zehntheil Tag des groſsen Fixsternenjahres, oder der gewöhnlichen Dauer des Menschenlebens ist, gekreuzigt wurde. Wenn die Rabbinen nun weiter, genau drei und ein halb mal solche Zeiten jede von 496 Jahren, als die vom Daniel bestimmte Dauer bis zur Erfüllung seiner letztern Weissagungen genommen hätten, so würden sie die Summe von 1738 Jahren erhalten haben, was nur wenig von der Zeit von 1290 mal $496\frac{7}{9}$ Tagen (die sich zu der Wochenzeit des Fixsternjahres gerade wie ein Tag zum Jahr verhält) oder 1754 Jahren verschieden ist. Aber sie rechneten diese Danielischen Zeiten zum Theil zu 480 Jahren, denn so lang bestimmten sie die Zeit von dem Ausgang aus Ägypten bis zur Erbauung des Salomonischen Tempels, zum Theil auch nur zu 410 Jahren, als wie lange der 2te Tempel gestanden haben sollte. Zwei Zeiten zusammen sollten endlich „ nach einer Erklärung welche sehr viel Eingang gefunden zu haben scheint, weil sie die wie oben erwähnt sehr in Ehren gehaltne Zahl von 837 Jahren zu Grunde legte, eben diese Summe von 837, mithin eine Zeit $418\frac{1}{2}$ drei und eine halbe Zeit $1464\frac{3}{4}$ Jahre betragen. So rechnete offenbar Rabbi Abarbenel, in seinem Commentar über Jesaias und Jeremias *), wenn er die Zeit der Erfüllung, freilich nahe übereinstimmend mit einer obenerwähnten Angabe, auf das Jahr 5294 der neuen jüdischen Weltära setzte. Nach eben dieser Aera, fällt die Zeit, wo das tägliche Opfer abgethan, und ein Gräuel der Verwüstung dargesetzt worden, kurz vor Zerstörung des zweiten Tempels durch die Römer, in das 3830ste Jahr. Abarbenel und die ihm folgten, addirten nun zu 3830 die $3\frac{1}{2}$ Zeiten oder 1464 Jahre, und erhielten so die Zeit von 5294 Jahren. Es hat indeſs wohl auch nicht an Andren gefehlt, welche unter einer solchen Danielischen Zeit, die Summe von 1714 Jahren verstanden wissen wollten, $3\frac{1}{2}$ mal 1714 sind die in dem Zahlensystem der Rabbinen bedeutungsvolleste Summe von 6000 Jahren und es ist bemerkenswerth, daſs 1260 Tagesperioden von $496\frac{7}{9}$ Tagen, auch 1714 Jahre ausmachen.

---

*) Eisenmenger a. a. O. S. 683.

**) Eine Zeit, zwei Zeiten und eine halbe Zeit, Daniel am 12 v. 7.

---

*) Eisenmenger a. a. O. S. 683.

Doch die Geduld des Lesers wird vielleicht schon längst bei dieser langen Abschweifung ermüdet seyn, welche übrigens nichts weiter beweisen sollte, als daſs die der Zeit des Messias nachforschenden Juden, die Naturperiode von $496\frac{7}{9}$ Jahren, oder 42 mal 4320 Tagen, wohl kennen konnten, und sich sogar derselben zum Theil bedient zu haben scheinen. Wir wollen nun wieder zu der ungleich wichtigern, und den Juden als ein wirkliches Geschenk aus höherer Hand am nächsten liegenden Anwendung der Jobelcykelrechnung, auf die Bestimmung der Zeit des Messias zurückkehren.

Schon weiter oben wurde erwähnt, daſs die groſse, auch in der Geschichte der Astronomie als sehr wichtig anerkannte Sonnen-Mondperiode, von 600 Jahren, die auch in der Geschichte unsers Geschlechts eine ausgezeichnete Periodenzahl ist, nach Josephus Zeugniſs schon den Altvätern vor der Sündfluth bekannt gewesen seyn sollte. Gewiſs ist, daſs sowohl ihre Anwendung, als die der 60jährigen Periode, welche die Conjunction der 3 obern Planeten zurückführt *) bei allen Völkern des Morgenlandes, sowohl zum Behuf der Zeitrechnung als der Astronomie, sehr alt ist. Die Vollendung der siebenten 600 jährigen Naturperiode, oder das 4200te Jahr der Weltdauer, fiel mitten in die Zeit des Messias. Nun zerfällt jede solche 600 jährige Welt- und Geschichtsperiode, wenn man sie als eine Woche im

---

*) Bailly Gesch. der alten Sternkunde, deutsch. Übersetz. II. S. 89.

Groſsen betrachtet, in sieben Theile, davon jeder wiederum, nahe verwandt mit der oben erwähnten Woche der Zeit von 4320 Mondenjahren, $85\frac{3}{4}$ (85,714) Sonnenjahre in sich fasset. Bis zum 4200sten Jahre der Welt, oder bis fast mitten in die Zeit des Messias, waren mithin gerade 85,714 Jobelcyklen von 49 Sonnen- oder $50\frac{1}{2}$ Mondjahren. Wollte man also jede einzelne, in 7 solche Theile getheilte Naturzeit von 600 Jahren, als eine Woche im groſsen betrachten, so waren von der Schöpfung bis zur Zeit das Messias, sieben solche Wochen verfloſsen, *) wie die, gleich allen ähnlichen in der heiligen Schrift, so höchst vieldeutige Stelle bei Daniel 9, zugleich neben ihrer andern Deutung auch zu sagen scheint. Wurde aber die Zeit von $85\frac{3}{4}$ Jahren, aus oben angeführten Gründen, als eine Woche betrachtet, so waren bis zur Zeit des Messias neun und vierzig derselben verfloſsen, während die in dem Zahlensystem der Rabbinen so hochbedeutende Summe von 6000 Jahren, gerade *siebenzig* solche Wochen in sich fasset. Ein doppelter Grund weshalb den ältern, und vermöge der von ihnen empfangenen Ueberlieferung auch den neuern Juden, die Zahl 85 so wichtig geworden. Denn wir wissen daſs im ganzen Zahlensysteme des Talmud, der sich denn doch hierin auf die heilige Schrift stützen und berufen kann, die Zahl siebenzig, die Theilung fast aller Raum- und Zeitverhältnisse in siebenzig Theile, eine Hauptrolle spielt *). Wurde die Schluſs- und Gipfelzahl dieses Systems, 6000, in siebenzig, oder 600 in sieben Theile getheilt, so gab dies die Zahl der Jobelcykel von 49 Sonnenjahren, welche von der Schöpfung der Welt, bis zur Zeit des Messias vergehen sollten.

---

*) Eben so beiläufig sieben Wochen von 7 mal 4320 Tagen oder 82 Jahren, seit dem Ende der babylonischen Gefangenschaft.

Aus dieser Quelle, die recht aus dem Innersten der ganzen jüdischen Kirchen- und Festrechnung, so wie der ganzen religiösen und bürgerlichen Verfaſsung dieses Volkes hervorgegangen, ist mithin die noch bis in die Bücher des Talmud gekommene, übrigens ächte, und ganz mit der Wahrheit übereinstimmende Tradition gefloſsen, daſs die Dauer der Welt bis zur Erscheinung des Messias, 85 Jobelcykel betragen werde. Nach der Weise, wie der Talmud diesen ererbten Schatz alter Ueberlieferung wiedergiebt, sollte es scheinen daſs die Erscheinung des Messias in den 85sten Jobelcyklus fiele, da aber, wie bereits oben erwähnt worden, nach andern, hiermit nahe zusammenhängenden Ueberlieferungen, die Erscheinung des Messias nach Verlauf von 85 Jobeljahren festgesetzt wird, fällt die eigentliche Zeit desselben in die 86ste Jobelperiode. Und diese Ausrechnung gieng auch noch aus ganz andern, nahe liegenden Thatsachen hervor.

Die schon den Ägyptern bekannte und von ihnen hochgeachtete Sonnenjahrperiode, von drei und ein halb mal 432 oder 1512 Jahren, deren sich jenes Volk bediente um das Nabonassarische Jahr von blos 365 Tagen mit dem eigentlichen Sonnenjahr von $365\frac{1}{4}$

---

*) M. s. Eisenmenger, auch Schmidts biblischen Mathematikus u. f.

Tagen auszugleichen, war, wie bereits Waser *) gezeigt hat, gerade die Zeit der Dauer des jüdischen Staates, von seinem ersten Beginnen bei der Einnahme des Landes, bis zu seiner Auflöſsung durch Titus. Zählte man jedoch die 1512 Jahre, von jenem ersten Osterlamm an, welches bei der Erlösung aus dem ägyptischen Gefängniſs und der Vollendung der hierzu bestimmten 430 Jahre geopfert wurde, so endeten jene gerade mit dem 86sten Jobelcyklus der Welt, eben da wo jenes höhere Opfer, dessen schwaches Vorbild das auf göttlichen Befehl gestiftete Osterlamm war, nicht bei dem Ausgang eines Volkes aus dem Gefängniſs allein, sondern bei und zu der Befreiung des ganzen Menschengeschlechtes aus der Knechtschaft der Sünde und des Todes, geschlachtet wurde. Denn die Kreuzigung Christi fällt nach der Frankischen Zeitrechnung, in das 4214te Jahr der Welt, 4214 Jahre sind aber gerade 86 mal 49 Jahre, oder 86 Jobelcykeln. Wir sehen auch hieraus, daſs die noch im Talmud enthaltene Tradition, ursprünglich wohl aus mehreren Gründen die Zeit des Messias nach dem 85sten Jobeljahr und in das 86ste werde gesetzt haben. Scheint doch auch jene andre Zahlenangabe, in der Mischna, welche die Zeit des 4231sten Jahres der Welt als die der Rückkehr der Juden ins gelobte Land festsetzt, die Geburt des Messias genau in das 4320ste Monden, oder 4191ste Sonnenjahr zu stellen. Denn da die Zeit der Leiden und Kämpfe des Messias 40 Jahre betragen soll, fiele der Anfang dieses Kampflebens auf das 4191ste Jahr.

Wir

---

*) Historisch diplomatisches Jahrbuch, S. 65.

Wir wollen uns hier nur noch eine beiläufige Bemerkung erlauben, welche wohl dazu dienen kann, zu zeigen wie vielsinnig, besonders die in den prophetischen Büchern der heiligen Schrift angedeuteten Zahlenverhältnisse genommen werden können. Von dem Beginn der jüdischen Republik bis zur Zerstörung Jerusalems, vergiengen gerade 1512 Jahre. Von dem neuen, 2ten Beginn des jüdischen Staates, der wenigstens durch Artaxerxis Mandat erst seinen rechten, festen Bestand erhielt, oder von dem von hier an gerechneten Anfang der 70 Danielischen Jahreswochen, im Jahr 3725 der Welt, bis auf Antiochus Ephiphanes, (im 4015ten Jahr) sind 70 mal 1512 Tage, oder drei und ein halb Mal die obenerwähnte Naturzeit von 82,791 Jahren (siebenmal 4320 Tagen) *). So ist in der heiligen Schrift überall eine Abspiegelung einer und derselben Zeitenanordnung und Zeitentheilung, vom Allgemeinsten und Gröſsten, bis herunter ins Kleinste, unverkennbar deutlich, und jede solche Weissagung, wo sie z. B. von Tagen spricht, hat einmal ihre Erfüllung im engsten und wörtlichsten Sinne, indem sie wirklich eine künftige, eben so viele natürliche Tage dauernde Zeit des härtesten, entscheidendsten Kampfes bedeutet, darauf eine weitere, schon umfassendere, endlich allumfassendste.. Gar oft ist auf diese Weise eine die Zeit irgend einer Catastrophe, oder die groſse Erfüllung aller Verheiſsungen betreffende prophetische Stelle, einer vielfachen Erfüllung fähig **).

---

*) 70 mal sieben solche 1512 tägige Perioden, oder siebenzig Wochen derselben, sind 2030 Jahre.

**) So könnten, um nur noch ein Beispiel zu geben, die

So war denn in der inneren Ein- und Anordnung des Systems der Jobelcykel, welches sich auf einen unmittelbaren göttlichen Befehl gründete, eine so sichre und auffallend deutliche Hinweisung auf die Zeit der Erscheinung des Messias im Fleische, und auf das groſse Hall - und Erlaſsjahr das durch ihn beginnen sollte, daſs keines unter allen betrachteten chronologischen Systemen der andern Völker etwas so Sicheres in sich hatte, obgleich auch ihnen allen eine gemeinschaftlich überlieferte Weissagung zu Grunde lag. Denn 50 Mondjahre fassen gerade 600 synodische Monate in sich, und eben mit Vol-

---

1290 Tage welche Daniel c. 12 v. 11 nennt, einmal wirkliche Tage mithin die 3 Jahre 8 Monate der härtesten Bedrückungen unter Antiochus Epiphanes bedeuten, dann aber auch im weitern Sinne, in welchem diese Stelle Matth. 24. 15 u. f. genommen wird, könnte das Wort Tag als eine Zeit genommen werden, welche sich zu der obenerwähnten, genau bekannten 70 Wochenzeit von 496 Jahren und 282 Tagen, verhielte wie ein Tag zum Jahre, mithin die von 496 Tagen, 18 St. 24' 36''; um so mehr da diese Zeit nach S. 55 ein merkwürdiges Abbild des einzelnen Tages im menschlichen Leben ist. 1290 Tage wären dann beiläufig 1754 Jahre.

Eben so könnten auch die mehrmals in der heiligen Schrift, z. B. Dan. 12. v. 7. erwähnten, drei und ein halb Zeiten, einmal wirklich die Zeit von drei und ein halb 360 tägigen Jahren, oder 42 Monden von 30 Tagen, d. h. 1260 gewöhnliche Tage bedeuten, hierauf 1260 solche 496 tägige Zeiten, oder beiläufig 1714 Sonnenjahre, wo dann jede einzelne Zeit die oben S. 39 erwähnte von 6000 Neu-Monden wäre: endlich aber, im weitesten Sinne, drei und ein halb solche groſse Naturzeiten von 1714 Jahren, oder 6000 Jahre seit der Schöpfung.

lendung des sechshundertsten Neumonds, am 11ten Tage des 7ten Monats des 49sten Sonnenjahres, begann das groſse Hall- und Erlaſsjahr. Die in der Geschichte des Volkes Israel auf eine so auffallende Weise ausgezeichnete Periode von 490, oder historisch genauer von 485 Sonnenjahren, faſste gerade 6000 synodische Monate in sich, und merkwürdiger Weise erfüllte sich jedesmal, wie bereits oben angedeutet worden, in der Geschichte jenes ausgezeichneten Volkes, nach dem Verlauf des sechsten Tausendes von synodichen Monaten, irgend eine groſse Verheiſsung. Denn so war nach 6000 synodischen Monden, seit dem Ausgang der Kinder Israel aus Ägypten, der Salomonische Tempel in aller seiner Herrlichkeit vollendet; von hier abermals nach 6000 synodischen Monden, stund jener 2te Tempel da, der nach der durch den Mund der Propheten geschehenen Verheiſsung herrlicher werden sollte als der erste, weil in ihm der Messias auftrat; von dem neuen Beginn des jüdischen Staates, oder genauer von dem Anfang der siebenzig prophetischen Wochen, bei Daniel, bis auf Christus, waren abermals 6000 synodische Monate vergangen. Was nun im Kleineren der aus 600 synodischen Monaten bestehende Jobelcyklus war, das stellte sich im Gröſseren in dem 600jährigen Sonnen-Mondencyklus, ausgezeichnet in der Geschichte des ganzen Geschlechtes wie des einzelnen Volkes *) dar. Sieben solche 600 jährige Cyklen vergingen, von der Schöpfung bis auf Christus den Herrn.

---

*) Einmal 600 Jahre vor Christo begann die babylonische

Es gieng nämlich, und dieses war ein Hauptzug der innren Anordnung des Jobelcyklensystemes, mit der Theilung in 600 oder 6000 Zeittheile, eine andere Unterabtheilung in sieben, oder siebenzig Theile parallel, und mitten durch dieselbe hindurch. Die 600 Monate in sich fassende Zeit von 50 Mondenjahren, zerfiel der göttlichen Verordnung gemäſs in 7 Unterabtheilungen oder Sabbathsjahre. Wurden 600 synodische Monate genau in 7 Theile getheilt, so kamen auf jeden solchen Tag $85\frac{3}{4}$ synodische Monate, oder genauer, wann siebenmal $85\frac{3}{4}$ Monden vorüber waren, begann die Feier des groſsen Hall und Erlaſsjahres. Eben so zerfiel die gröſsere Periode von 6000 synodischen Monaten, in siebenzig solche Zeiten von $85\frac{3}{4}$ Monden, und nicht ohne Bedeutung nennt deshalb Daniel die Periode von beiläufig 6000 synodischen Monaten, vom Ausgehen des Mandats des Artaxerxes an, bis auf Christi Geburt, im 24ten Vers des 9ten Capitels, eine siebenzig Wochen-Zeit, obwohl wir weiter oben, wo wir jenen prophetischen Cyclus genauer zergliederten, noch einen andern Grund dieser Benennung gefunden haben. Und wie denn die Feier des Sabbathsjahres, mit dem Verlauf von $85\frac{3}{4}$ Monden, die Feier des groſsen Hall- und Erlaſsjahres mit dem Verflieſsen von sieben, die Erfüllung der geschichtlich merkwürdigen 485 jährigen Zeit, mit dem Ablauf von siebenzig solchen kleinen Mondperioden zusammenhieng; so wiederholte sich auch ganz dieselbe Gliederung, dieselbe Zahlenordnung im Groſsen, in der einmaligen und siebenmali-

---

3 mal 600 Jahre vorher die ägyptische Gefangenschaft nach der Frankischen Zeitrechnung.

gen 600 jährigen Periode, und Christus erschien im Fleische als $85\frac{3}{4}$ Sabbathsjahre, seit dem Beginn des letzten (babylonischen) Exils seines Volkes, und als $85\frac{3}{4}$ Hall- und Jobeljahre seit dem Beginn des groſsen Exils unsers ganzen Geschlechts, mit Adam abgelaufen waren *), so wie die in diesem System so bedeutungsvolle Zeit von 6000 Jahren, gerade siebenzig mal die Zeit von $85\frac{3}{4}$ Jahren in sich fasset.

Und daher denn auch bei allen uns bekannten Völkern des Alterthums, und noch des jetzigen Asiens und selbst Americas, jene heilige Auszeichnung der Zahlen 60, 600 und 6000, so wie der Zahlen 7 mal 12 oder 84, 85, 857 bis 864 oder 2 mal 432. Denn daſs die Theilung einer fast allgemein in den chronologischen Systemen der Völker angenommen Weltzeit von 12000 und 6000 Jahren, in 14 oder 7 Theile, sehr gewöhnlich war, werden wir sogleich noch aus andren Beispielen zeigen. Die scheinbare Verschiedenheit der Grundzahlen kommt, wie wir bereits gezeigt haben, blos daher, daſs auf der einen Seite nach Sonnen- auf der andern nach Mondenjahren gerechnet ist. Wo nach Mondenjahren gerechnet wurde, ist die Schluſszahl 4320, die Theilung geschieht durch 50 statt durch 49, und giebt die Zahlen 8,64, 86,4 864 und statt 6000, 6184. Wo nach Sonnenjahren gerechnet ist, ist wenn man die runde Summe von 4200 Jahren annimmt, der Theiler ein voller Jobelcyklus von 49 Sonnenjahren, die Theile

---

*) Am Ende des *siebenzigsten* Cyklus von 60 Jahren.

8.^{57}, 85,$_{7}$ 85$_{7}$, von jener, die Hälfte 432, von diesem 428,^{4}, von jenem das Doppelte 1720, von diesem 1714. Es ist überall nur Ein und daſselbe System und nur in jenem einzigen Stücke abweichend, daſs hier Sonnen, dort Mondenjahre gelten.

Das auf die Zukunft des verheiſsenen Messias und Schlangentreters deutlich und einzig hindeutende mythologisch chronologische Zahlensystem des gesammten Alterthums, hatte demnach eine gemeinschaftliche Wurzel, welche auf einem geheiligten Boden stund. Ihr Keim war ungleich früher und von Demselben den ältesten Vätern gegeben und anvertraut, der sie hernach durch Moses in den ihm theuren Weinberg, den er sich selber erwählt, in vollendeterer Gestalt einpflanzen lieſs. Denn dieselbe Offenbarung, die hernach von Mose aus dem Munde Gottes niedergeschrieben worden, in das auch noch uns gelassene heilige Buch, war schon in ihren meisten Theilen und Hauptumrissen, lange vorher, und bereits im Paradies, den ersten Vätern als mündlich geschenktes Wort anvertraut. Und jenes Zahlensytsem war nicht aus dem Geist der Welt oder der Lüge, nicht ars dem Grund eitler Menschenwissenschaft hervorgegangen, denn es hatte in sich das Hauptkennzeichen des Geistes der Wahrheit, es zeugte nämlich von Dem der selber das Licht und die Wahrheit ist (nach 1 Johannes 4 v. 3.)

Zwar in der heiligen, von Gott geoffenbarten Schrift selber, erscheint dasselbe nie als ein Haupttheil oder als innerstes Heiligthum, sondern höchstens nur als eine Säule und Verzierung des *äuſseren Vorhofes.* Auch konnte und könnte noch jetzt das Weiterforschen und menschliche Grubeln in jenen Zahlenhieroglyphen, eben so unnütz und sogar schädlich werden als das Forschen in den Geschlechtsregistern (1 Timoth. 1, v. 4. Tit. 3, v. 9) und nicht ohne guten Grund hatten die ältesten Rabbinen das Forschen und Nachrechnen über die Zeit des Messias streng verboten. Demohnerachtet hatten eben diese Rabbinen, (wie dies wohl auch in andern Punkten im Talmud, bei aller seiner sonstigen Verkehrheit und aus *wahnsinniger* Blindheit herrührender Verunreinigung der Fall ist) mit Ehrfurcht alle die ihnen von den Vätern anvertrauten, auf die Zukunft des Messias sich beziehenden heiligen Zahlenverhältniſse, aufbewahrt, und ihnen zu gefallen, nur um den Messias als noch künftig darzustellen, ihr System der Zeitrechnung um 421 Jahre verkürzt. Vor allen Dingen aber sollten diese Säulen und tiefer Bedeutung vollen Zierrathen des Vorhofes, denen heilig und nützlich seyn, welche aussen im Vorhofe verweilten: jenen Heiden für welche der Messias eben so gut gekommen war als für das erwählte Volk.

Denn obgleich auch die Kinder des Hauses, und die im Innern des Tempels anbeteten, aus dem ihnen offenbar daliegenden Geheimniſs jenes Zahlensystemes, zum Theil einen groſsen und rechten Nutzen zogen, wie denn bereits jener jüngere Nehemias, 50 Jahre vor Christi Geburt aus dieser Quelle die nahe und wahre Zeit des langgehofften Erretters vorausverkündigte, und um die Zeit, wo der Erlöser wirklich im Fleische erschien, mehr als ein Simeon, mehr als eine Hanna und Zacharias, unter den ächten Israeliten waren, welche ihre Häupter froh und voll sicherer Erwartung des nahen Heiles emporhuben; so blieb doch auch dieses Geschenk der Gnade, für ei nen groſsen Theil des jüdischen Volkes ohne Wirkung. Ja es wurde von ihnen, wie die Geschichte ihres Bar Cochab zeigt, auſs Furchtbarste verdreht und entstellt, das was ursprünglich hatte Arzney seyn sollen, wurde in der Hand des Kranken selber, zum tödlichen Gifte. Abermals eine Ursache, weshalb jenes übrigens aus dem Geist der Wahrheit hervorgegangne Zahlensystem, in den heiligen Schriften nie als eine Hauptsache, sondern immer als Nebensache dargestellt worden. Denn es gab sichrere und festere Kennzeichen, daſs das Heil gekommen sey, als das Nachrechnen nach Sabbath und Jubeljahren und Neumonden, oder das Nachforschen, ob der Gekommene wirklich aus dem Stamme David entsprossen sey? Und diese sichreren, höheren Kennzeichen, waren keiner solchen Entstellung und Verwandlung in Gift fähig als jene, auch gaben sie der Natur der Sache nach, da sie sich auf die unmittelbare innre Erfahrung berufen konten, keinen Grund und Stoff zu Streitigkeiten und Spaltungen, was ja bei allem was das Gewand der Menschenweisheit annimmt, der Fall ist. Vielmehr waren sie einfältig und lauter und klar, wie das Licht; und die heilige Schrift wie das Wort des Lebens selber, als es in armer Gestalt auf Erden war, haben es immer am meisten mit dem Einfältigen und nach dem Maasstabe der Menschweisheit Niedrigem gehalten. Anders dagegen verhielt es sich in den Religionssystemen der Heiden. Bei ihnen durfte der Altar im äuſsern Vorhof, allerdings Hauptaltar und Ort der Anbetung seyn und werden, denn den im Innern kannten sie nicht und konnten sie sich nicht nahen. Das Einfältige und Kleine, war ihren Augen göstentheils verborgen, und wurde von ihren Ohren nicht vernommen. Was ihnen verständlich seyn und werden sollte, muſste das Gewand und die Sprache der Menschenweisheit annehmen, in deren Schule, im Vorhof des Tempels, sie gehörten. Und der Geist der Wahrheit hat sich auch ihnen nicht unbezeugt gelassen, er weiſs ja mit allen Menschengeistern und Herzen in der ihnen verständlichen Sprache zu reden, und auch in jenen Menschen die er beseelt, weiſs er mit den Schwachen schwach, mit den Kindern Kind, mit den Traurigen traurig zu werden; und er hat seine Lehre und Worte, sowohl für die lernenden Kinder im Innern des Tempels, als für die im Vorhof, und liebt sie alle. Darum hatte er auch den Heiden an dem in ihrem Religionssystem meist als Hauptsache dastehenden, oder doch mit der Verheiſsung vom künftigen Schlangentreter innig verbundenem mythologischen Zahlensystem einen Führer gegeben, der sie, wenn sie das mitgetheilte Licht recht benuzten und bewahrten, geraden Wegs zur Quelle des Lichts hinführen und weisen konnte. Und viele, sehr viele von ihnen, haben dieses treu gethan, und es ist wohl unverkennbar, daſs dieses unter den Heiden nach vielen Seiten hin dem Christenthume Bahn gemacht, und das Feld zur Aussaat und Aufnahme des Wortes zubereitet habe. Wir wollen dieses hier in einigen Zügen, die man groſsentheils auch schon bei Wilford *) zusammengestellt finden kann, noch weiter andeuten.

Selbst die sonst in ähnlicher Beziehung zurückhaltende und stolze Geschichte der Chinesen, erzählt,

---

*) In dem oft angeführten Aufsatz: Origin and Decline of the Christian Religion in India, Asiat. Res. Vol. X.

wie es scheint aus guter Quelle, daſs der weiseste Mann ihres Volkes, Confucius, als er nun alt und dem Tode nahe war, auf den nach Verlauf von *einigen Jahrhunderten* kommenden Retter und Heiland der Welt, fest hingewiesen, und sogar seine Erscheinung in einem westlich von China gelegenen Lande klar vorausgesagt habe. Wir aber warten, (sagte jener alte Weise) auf die Zukunft des vollkommen Heiligen; und erst alsdann steht zu hoffen, daſs nach solchem Vorgänger, die Tugend unter den Menschen zur That und Ausübung kommen werde *). Confucius starb, nach Du Halde, im Jahr 478 vor Christi Geburt, und das Wort der Weissagung welches ihm aus dem wie wir gezeigt haben, auch den Chinesen bekannten heiligen Zahlensystem gegeben war, und welches der sterbende Weise seinem Volk noch als heiligstes Vermächtniſs hinterlieſs, ist späterhin unter diesem nicht ohne seegensreiche Frucht geblieben; denn auch in China fand die Predigt des Evangeliums von dem nun erschienenen Retter der Welt, durch die ersten Verkündiger derselben, einen empfänglichen, wohl vorbereiteten Boden.

Jene Weisen in Indien, welche seinen Stern sahen, und kamen das nun offenbar gewordne Geheimniſs anzubeten, waren auch unter ihren Landes- und Glaubensgenossen nicht die einzigen, welche mit freudiger Sicherheit auf die nun gewiſs nahe und bereits vorhandene Erscheinung des Messias-Schlangentödter aufsahen. Denn noch aus den bis auf unsre Zeiten gekommenen Überlieferungen der Purana's, hallet jene sichere Erwartung, jenes Sehnen nach einer verheiſsenen und nahen Wiedererneuerung der Dinge auf der ganzen Welt, durch einen Heiland, einen König des Friedens und der Gerechtigkeit wieder. Und kurze Zeit vor der Geburt Christi, waren die Weisen aller Völker, von China und Indien bis nach Italien, einmüthig der Meinung, der wichtige Zeitpunkt der längst erwarteten Entscheidung sey nun nahe, Denn nach der schon oben erwähnten, über ganz Indien allgemein verbreiteten und bekannten Sage, sendete der Kaiser, beunruhigt (oder aufmerksam gemacht durch jene Weissagungen, Gesandten aus, um zu erforschen ob wirklich ein solches Kind als diese verkündet hatten, geboren sey, und dies geschahe genau im Jahr 3101 des Cali-Yuga, oder im 4181sten der Welt, mithin in dem Jahre in welchem Christus wirklich war geboren worden.

---

*) Coupl. Scient. Sin. L. II p. 78 bei Jackson 695.

Findet sich etwas Ähnliches doch selbst in den Religionssagen der alten deutschen Völkerstämme, welche um jene Zeit den Norden von Europa bewohnten. Nach diesen alten Sagen waren sie aufgeregt und in Verwirrung gesezt, durch einige seltsame Berichte aus dem Morgenlande, über die Erscheinung eines Aesir, Asengottes oder Gottgleichen Mannes, und Gylfe wurde gesendet, um die Wahrheit jener Berichte zu erforschen, wie denn die Edda sich mit dieser Gesandtschaft des Gylfe viel beschäftiget. Indeſs wurde hier das Licht einer alten Weissagung, welche wahrscheinlich mit dem alten Dienst des Saturns und der auf die Beobachtung seiner Umlaufszeiten gegründeten heiligen Zeitrechnung im Norden, so wie mit jener Sage der Hyperboräer, daſs in jedem 19ten Umlauf Phöbus vom Himmel hernieder käme auf die Erde, in Beziehung war, auf einige Zeit wieder verdunkelt und selbst ganz verkehrt. Denn nachdem jene Völkerstämme im Norden einige Zeit geduldig auf die der alten Zeitbestimmung nach nun vorhandene Erfüllung des alten Wortes gewartet hatten, wurden, wie auch Wilford glaubt, einige unternehmende Männer Stifter einer neuen Religion, und machten sich in ihrer eigenen so wie in Andrer Meinung, selber zu dem verheiſsenen Menu, Gesezgeber und Retter. Da nahmen die neuen Asen, erzählt die Edda, die Nahmen der alten an, und gaben sich selber zu seyn, die wahren Asen oder Götter. Indeſs ist doch gewiſs das, was auch unter diesen Stämmen durch die Erwartung eines künftigen nahen Heiles, dem Christenthum vorgearbeitet war, nicht gering gewesen. Kamen doch viele unter ihnen durch die damalige allseitig um sich greifende merkwürdige Bewegung der Völker, dem Schauplatze der Thaten und der Predigt des Wortes der Wahrheit, näher, und wurden bald von der Kraft des neuen Lebens innig und ganz mit ergriffen *).

Überhaupt würde man wohl Unrecht thun, wenn man die damalige, höchst auffallende Bewegung unter den Völkern, welche unter andern auch Veranlaſsung zu den, nun immer gewaltigere Massen aufregenden Völkerwanderungen wurde, aus bloſsen und ganz gemeinen politischen Ursachen, oder bloſs aus Verhältnissen, die im Gefolg groſser, sie aus ihren ruhigen Besitz vertreibender Kriege eintraten, herleiten und erklären wollte. Solche groſse und allgemeine äuſsere Bewegungen unter den Völkern, sind gar

---

*) Man denke an die Galater u. a.

oft Begleiter und Zeichen von groſsen Bewegungen in ihrem Innren, von einem erwachten, mit lauter Stimme nach Befriedigung schreienden und heftig nach ihr ringenden höheren Bedürfniſs. Freilich sind sie auch auf der andern Seite, und dies eben so oft, als ein äuſseres Sichtbarwerden jener entgegengesezten Kraft zu betrachten, welche in einer natürlichen Feindschaft mit dem Lichte ist, und schon durch seine ersten noch von ferne aufdämmernden Strahlen zum heftigsten Widerstande aufgereizt wird.

Lieſse es sich doch wohl sogar erweisen, daſs die frühesten Wanderungen der Bewohner des milderen Landes, hinauf nach Norden, zur Bevölkerung der kältesten Gegenden von Asien und Europa, ihre erste Veranlassung in einer uralten religiösen Tradition hatten. Denn nicht bloſs in der indischen Sage, wird der Goldberg Meru, der Sitz der Götter und das Paradies, weit hinauf nach dem Nordpol versezt, sondern auch das glückseelige Land der Hyperboräer, dessen Bäume, von den Strahlen eines unvergänglichen Frühlings angeblickt, mit immer reifen Früchten prangen, und dessen glückseelige Bewohner ohne Müh und Arbeit, ohne zu säen und zu pflügen, von den lieblichen Früchten des Landes essen, ja dessen ganze Beschreibung eigentlich die des Paradieses ist, lag der alten Sage nach in der Region des Nordpols. Und so war wohl die Sage: das alte Paradies sey im hohen Norden gewesen, bei allen Völkern allgemein, wie unter andern auch Bailly in seiner Geschichte der älteren Astronomie gezeigt hat. Selbst nach der Sage der Mexicaner, wohnten jene Göttersöhne der ersten Weltperiode in einem Lande, wo die Sonne einige Zeit des Jahres hindurch gar nicht aufgeht, und der Hort der Nibelungen des alten deutschen Heldenliedes, war noch ein letzter Nachhall der Sage von jenem Goldberg Meru, weit im Norden, und von jenem Wundersitz der Göttersöhne, welchen aufzusuchen die ersten Väter dieser Stämme das mildere Land verlassen hatten, und in die Heimath des langen Winters gezogen waren.

So war es ein Sehnen nach dem alten, verlornen Paradies gewesen, das die Völker in ihrer kindlich kühnen Jugendzeit hinauf nach Norden gezogen und zur ersten Wanderung getrieben hatte. Was sich jetzt in diesen meist von Süd und Ost nach Nord und West, und von da wieder nach Süden fortwälzenden Maſsen, auſser den allerdings auch vorhanden gewesenen äuſseren Gründen, im Innern regte, war von ähnlicher Art: es war ein Sehnen nach einer lang verheiſsenen, von den allermeisten freilich nur auf sinnliche Weise verstandenen Wiedererneuerung der Dinge, wodurch dem Menschen von neuem die Erde zum Paradies oder „die Thür zu Gottes Paradies wieder aufgeschlossen“ werden sollte.

Vor allen Dingen bemerke man nämlich jene Regungen unter den damaligen Völkern, wodurch das bis dahin bestandene Religionssystem, bei den meisten tief in Verfall kam, bei vielen aber ein neues, dem alten entgegengesetztes oder von ihm verschiedenes geweckt wurde und in Aufnahme kam. Die alten Orakel hörten auf, denn es war die Zeit der Erfüllung aller Weissagungen gekommen, und die in der alten bedeutungsvollen Weissagung jener Sybille bestimmte Zeit war vorhanden. Der Geist aus welchem Pythia geweissagt hatte verstummte, denn er hatte nicht anders als von dem nun vorhandnen Heile zeugen müssen, und das konnte er seiner Natur nach nicht." Fast allenthalben ein Forschen nach neuen Göttern, leichte Einführung fremder religiöser Gebräuche. Selbst unter den damaligen Bewohnern von Brittanien ward gerade um die Zeit von Christi Geburt ein neues Religionssystem dem alten entgegengestellt und Cleland *) glaubt es sey dies kurze Zeit vor Christi Geburt geschehen. Wilford macht es jedoch wahrscheinlich, daſs es einige Zeit nach Christi Geburt statt gefunden, und auch bei den nördlicher wohnenden Völkerstämmen jenes Insellandes, kam um diese Zeit die alte Galische Religion tief in Verfall, und der hierdurch leer gewordne Himmel der abgeschiednen Geister, wurde statt der Götter, mit Heldenseelen, wie Fingal und Treumor bevölkert. Gieng es doch hierin allen Völkern wie den späteren heidnisch gebliebenen Indiern. Sie muſsten es anerkennen, der Cyklus der Zeiten, mit welchem ihre Götterlehre in tiefen Zusammenhange stund, sey verlaufen, das alte Gebäude war nun bedeutungslos und muſste in sich zerfallen, wenn nicht, wie die Indier mit ihrem Chrisna so geschickt thaten, das ganze umgestaltet und verändert, oder der Glaube an das, freilich in armer Gestalt erschienene Heil, willig aufgenommen wurde.

Als im Jahr 119 vor Christi Geburt, in den Zeiten des Marius, die Welt durch viele ausserordentliche Begebenheiten und Naturzeichen, in Staunen und Schrecken gesetzt war, erklärte die ehrwürdige Ver-

---

*) Bei Wilford, a. a. O.

sammlung der Hetrurischen Opferpriester, hierüber befragt: die 8te groſse Umwälzung der Zeiten sey nun vollendet, und es beginne eine 9te Weltzeit. Auch Juvenal, welcher um 140 nach Christi Geburt lebte, sagt in der 13ten seiner Satyren, auch das eiserne Weltalter sey nun vorüber, diese Zeit worin er lebe habe von keinem Metall mehr den Nahmen, die 9te Umwälzung der Weltzeiten habe begonnen. Hieraus zeigt sich, das jene Zeitläufte von denen sowohl die Hetrurischen Priester, als Juvenal sprachen, nichts anders waren als jene Jahre des Phönyx, die Herodot zu 500 gemeinen Jahren angiebt. Im Jahr 119 vor Christi Geburt war das 4061ste Jahr der Welt. Rechnet man nun ganz analog der Zahl der Mondenjahre in einem jüdischen Jobelcyklus, 50½, oder in Decimalzahlen 50,5; für einen solchen Kreislauf der Zeiten 505 (zehnmal 50½) Jahre, so war die 8te Periode im Jahr 4040 der Welt oder 140 Jahre vor Christi Geburt beendigt, mithin nur einige Jahre nachher nachdem die Zerstörung des weltberühmten Carthagos und Corinths, in deren von den Römern angezündete Flammen ein zu gleicher Zeit am Himmel erscheinender Comet, so groſs als die Sonne seine Staunen erregenden Strahlen warf, über die ganze Welt Aufmerksamkeit und Schrecken verbreitete. Wir sahen indeſs weiter oben, daſs jenes Phönyxjahr von Einigen auch als der 8te Theil der Zeit von 4320 Jahren, zu 540 angenommen wurde *) und solche Weltperioden hatte vielleicht Juvenal, in der obenangeführten Stelle vor Augen. In beiden Fällen lag eine Verwechslung der Monden- mit Sonnenjahren zu

---

*) M. v. Solin. c. 36, Des Vignol. II. 672.

Grunde; welche, obgleich erst später in die alten Lehrgebäude eingetretten, dennoch um jene Zeit beinahe allgemein geworden war, und wie wir oben sahen, selbst bei den Juden, wenigstens nach Christi Geburt, mehr und mehr überhand nahm. Man erkennt übrigens wohl, daſs auch hier ein Rechnen nach ähnlichen Cyklen statt gefunden, als bei den alten Israeliten und bei den Indiern.

Vorzüglich deutlich scheint dies durch die öfter angeführte Stelle aus Sueton und den Supplementen zu Livius Geschichte, werden zu können, worin die äuſserst bemerkenswerthe Äuſserung des S. Nigidius Figulus erzählt wird *). Dieser Figulus, ein vertrauter Freund des berühmten Cicero, war von seinen Zeitgenossen und Landsleuten, wegen seiner tief eindringenden Kentnisse der mathematischen Wissenschaften und Sterndeutekunst, hochgeachtet, und man betrachtete ihn allgemein als einen in das Innerste der verborgenen Weisheit Eingeweihten. Als im Jahr 63 vor Christi Geburt, im 690sten seit Erbauung der Stadt Rom, *am 23sten September* der Senat sich eben versammelt hatte, um sich wegen einiger dem Staate drohenden Gefahren zu berathen, kam C. Octavius später als gewöhnlich zur Versammlung und erzählte als Grund der Entschuldigung daſs er so spät komme; sein Weib sey eben von einem Sohn entbunden. Da rief jener Nigidius Figulus laut aus: wohlan dir ist dann Der als Sohn geboren, der über uns alle Herr seyn wird und König. Hierdurch wurde die ganze Versammlung der zu Rathe sitzenden Väter um so mehr in Verwirrung gesezt und Schrecken, da schon seit einigen Monaten ein beständiges Gerüchte gieng, die Natur bereite sich einen König zur Welt zu bringen, vorher verkündigt in den prophetischen Worten der Sibylle. Da wurde von den Senatoren beschlossen und bekannt gemacht, daſs kein Vater im Laufe dieses Jahres ein ihm gebohrnes Knäblein (der alten Sitte gemäſs) von der Erde aufheben und erziehen solle, und nur der Einfluſs jener Senatoren, deren Frauen in Hoffnung waren, verhinderte die Ausführung jenes strengen Befehls.

---

*) Sueton. Octavius 94, Dio Cassius 45, 1, bei Baumgarten Crusius, in der Ausg. des Sueton T. I. p. [illegible]. Joh. Freinshemii Supplementorum Livianor. Lib LXVII in loc. Lib. CII. c. 89 et 90.

Jene Weissagung oder Verkündigung des Nigidius Figulus, wurde später auf August gedeutet, welcher 61 Jahre vor Christi Geburt geboren war *) Nun war aber das 61ste Jahr vor Christi Geburt das 4119te der Welt (oder wenn man genauer rechnen wollte) fiel die Geburt des August noch in das 62. vor Chr., mithin 4118te d. W. Es war mithin sehr nahe dem Epochenjahr der Ära des Vicramaditya, der, wie Wilford gezeigt hat, nach einer alten von Nicolo de Conti erwähnten indischen Sage, in mancher Beziehung eine und dieselbe Person mit August zu seyn scheint. Figulus scheint demnach nach demselben System gerechnet zu haben, nach welchem die Erfinder der Ära des Vicramaditya in Indien gerechnet hatten, nämlich nach jenem, welches wir weiter oben als das ägyptische System der groſsen Hundssternperiode erkannt haben. Nach diesem System wurde das 139ste Jahr nach Christi Geburt, oder das 4320ste der Welt, als das 4380ste betrachtet, mithin das eigentliche und wahre Geburtsjahr Christi, als das 4241ste, denn es war, gegen der wahren Zeitrechnung, gerade um 60 Jahre voraus. Addiren wir demnach diese 60 Jahre zu dem 4119ten Jahr der Welt, in welchem Nig. Fig. die Geburt des groſsen, auch in den Sybillinischen Büchern verkündigten Weltherrschers erwartete, so erhalten wir 4179. Nigidius Fig. zählte im 4119ten Jahre der Welt, dem von ihm befolgten System gemäſs, schon 4179, oder gar 4180 Jahre, nach seiner Ansicht war mithin die Periode, welche wirklich von der Schöpfung bis zur Geburt Christi verging, bereits damals abgelaufen, und die Zeit in welcher der längst verheiſsene Weltherrscher geboren werden sollte, wirklich vorhanden. In wie weit er hierbei die fast in allen ähnlichen Systemen als Grundzahl erscheinende Summe von 4320 Mondenjahren vor Augen haben konnte oder nicht? ist bereits aus dem Obengesagten deutlich. Gewiſs ist aber, daſs es von der Art der Inder, welche die Ära des Vicramaditya berechneten, nur um etwa 5 Jahre abgieng.

---

*) c. 90. Scaliger de emendat. tempor. p. 444. Die Julianische Periode zählt gerade 532 Jahre mehr als die Frankische Zeitrechnung, 4651 jener Zeitrechnung, sind mithin 4119 der Frankischen Jobeläre. M. s. Frank a. a. O.

Jene Verdrehung und Verkehrung der einfältigen Wahrheit zum Schein und zur Lüge, vermöge welcher August zum Gott gemacht, ihm noch bei seinen Lebzeiten Tempel errichtet, und Opfer gebracht wurden, hatte mithin wirklich noch einen andren, mythologischen Grund für sich, eben so wie die um eben dieselbe Zeit dem Antonius gesagte Schmeichelei, welche diesen zu einem neugebohrnen, wieder aufgelebten Osiris machte. Wir haben oben gesehen, dafs mehrere Regenten der alten Welt, den Götterglanz den sie sich selber, oder den ihnen ihre Schmeichler beilegten, von dem im chronologisch-mythologischen Zeitensystem, das dem Alterthum heilig war, wichtigen und bedeutungsvollen Moment, in dem sie lebten, erborgten. Freilich der, welcher der rechte und einige Messias war, Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, wurde nicht in der glänzenden Hauptstadt der Welt, etwa von der Frau eines römischen Senatoren, oder der Frau eines Kaisers und Fürsten dieser Welt, in schönem Pallast geboren, sondern in gar armen Stalle, von dem verlobten Weibe eines dürftigen, einfältigen Zimmermanns. Und gerade dieser arme Iesus, in seiner armen Gestalt, war der rechte, der der Welt Heil und Leben und die längst erwartete Wiedererneuung bringen sollte. Aber darin fehlten eben die guten Leute der alten, wie der späteren Zeit, dafs sie einen Messias in glänzender äufserer Gestalt suchten, und dafs sie wähnten, das Reich Gottes, welches gar aus gutem Grunde mit einem Senfkörnlein, das aus kleinem, verborgnen Saamen allmählig zur grofsen Staude wird, verglichen werden konnte, müsse gleich von vorne herein recht viel Lärmen in der Welt machen (wie die aufgehende Sonne nach dem Reisebericht des J. de Plano Carpinus). Nahmen ihn doch, als er in sein Eigenthum kam, die welche in dem engsten Sinne des Worts die Seinen waren, nicht auf, geschweige die, welche es bei weitem noch nicht in so engem Sinne waren; denn er erschien auch den

Seinen, denen doch Alles, wie es ihm gehen sollte auf der Welt, schon seit 600, ja wenn man genau sagen will, schon seit 4180 Jahren vorausgesagt war (1 Mos. 3. v. 15) in so schlechter Gestalt, daſs sie glaubten es sey der, der von Gott geplaget wäre. Indeſs hatte doch das Vorauswissen der ohngefähren Zeit, in welcher Jesus Christus kommen sollte in das Fleisch, auch für die Römer gar viel Gutes. Denn daſs der August, so viel Gutes er auch sonst hatte, kein rechter Gott war, das muſsten sie denn doch ziemlich bald innen werden. Und da August der denn doch wenigstens in äuſserer politischer Hinsicht ein Friedenskönig war, gestorben war, und es kamen nun der göttliche Tiberius und der Gott Caligula, Claudius und Nero, da muſsten sie es noch leichter mit der Hand greifen können, daſs unter ihren bisherigen Caesaren der längst erwartete Retter der Welt und Freund und Wohlthäter der Menschen nicht war, und sie rechneten nun anders, und so wie die Inder in der Ära ihres Salivahanon auch gerechnet hatten. Sie rechneten nämlich wieder nach Sonnenjahren, und, wie wir oben gesehen haben, waren nach dem ägyptisch chronologischen Systeme, im Jahr 4260 der Welt, (weil dieses System 60 Jahre mehr zählte als die wahre Zeitrechnung) gerade 4320 Sonnenjahre verflossen. Darum erwarteten die Völker des Occidents, wie uns Sueton im Leben des Vespasian erzählt, um die Zeit, wo Vespasian lebte, allgemein, es werde der längst verheissene Retter aus dem Morgenlande kommen. Nun regierte aber Vespasian, vom Jahr 4250 bis gerade zu jenem Jahre 4260; der berechnete Cyclus schloſs sich also gerade in seiner Regierung ab.

Die freilich wohl allen meinen Lesern gut bekannte Stelle, in der 4ten Ecloge des Virgil, die übrigens ganz (ihrem Hauptinhalte nach) von der lang erwarteten Wiedererneuerung der Welt handelt, verdient denn doch immer einer neuen Beherzigung und Erwähnung. Die Sibyllinischen Weissagungen, deren jene Stelle erwähnt, waren dem ältesten Ursprunge ihres Inhaltes nach, wohl meistens, wie auch Wilford sagt, aus dem Orient, der alten Heimath des Menschengeschlechtes gekommen, und es gab überhaupt eine persische, chaldäische, ägyptische und nach Pausanias und Aelian sogar eine jüdische Sibylle, aus Palästina. Es wiederholte sich am Ende in allen diesen Sibyllen und ihren Vorhersagungen, immer eine und dieselbe mythische Person, immer ein und derselbe Inhalt. Virgil spricht in der obenerwähnten Ecloge von der Vorherverkündigung einer Cumäischen Sibylle, nach welcher jetzt, nach der wie wir oben sahen allgemeinen Ansicht und Rechnungsweise, das schlechte, eiserne Weltalter sich endete, und nun mit erneuertem Umlauf der 4 Zeitalter, wiederum das goldene beginnt. Möge er nun, wie Hesiod und wie die Jainas, so wie mehrere Völker im Orient, die 4 Weltalter sich, jedes einzelne aus etwa 1000, genau 1080 Monden- oder beiläufig 1050 Sonnenjahren bestehend gedacht haben, die Summe von allen vieren mithin als 4320 Mondenjahre, oder mochte er, wie die Juden, die 4 Yugs zu 1728, 1296, 864 und 432 Mondenjahren gerechnet haben, was dieselbe Summe gäbe; in beiden Fällen war, der alten Ansicht zu Folge, wirklich um die Zeit das 4te oder eiserne Weltalter beendigt, in der Virgil jene Verse schrieb.

In jedem Falle hatte der Dichter eine nach vielen Seiten sehr bedeutungsvolle Weissagung vor sich, wenn er von der ruhmvollen, Heil bringenden Geburt spricht, welche Lucina um jene Zeit herbeiführen und beschleunigen sollte, und von einem ernsten Kampfe der Natur, welche, in allen ihren Grundvesten erschüttert, eines mächtigen Helfers und Retters bedarf, und von einer Wiedererneuerung der ganzen Schöpfung. Wilford bemerkt wohl mit Recht, daſs die Sybillinische Weisagung, welche Virgil anführt, fast wörtlich sich in den religiösen Schriften (z. B. Puranas) der Inder wiederholt, in den Worten welche Vishnu der sich über ihr Elend beklagenden und nach Errettung seufzenden Erde, zu ihrem Troste sagt *). Und die Verfasser der Puranas hatten denn doch wohl schwerlich bei jenen Worten die Stelle des Virgil vor Augen gehabt, sondern etwas viel Älteres, was den Völkern allen aus einer gemeinschaftlichen guten und reinen Quelle gekommen war. Läſst man sich nicht irre machen durch die offenbare Einmischung der vielen wilden Wasser, welche sich den Ergieſsungen jener Heilquelle, da wo sie sich unter die Völker der Erde verbreiteten, beigesetzt haben, so wird man auch noch allenthalben den rechten und ursprünglichen Geschmack der ersten Quelle wohl spüren und bemerken können. Für ihre Lauterkeit, und daſs sie gesundes Wasser, den Heiden heilsam enthalten, bürgt uns die Benutzung und Einfaſsung, deren sie Der gewürdigt hatte, welcher dem Moses die Einrichtung des Wochen und Jahres-

---

*) Wilford a. a. O. p. 31.

sabbathes, so wie die hiermit unmittelbar zusammenhängende der Jobelcykel anbefohlen.

Bei den sogenannten Klassikern des hochgebildeten Griechenlandes, so wie Roms, geht es übrigens, um noch einmal an diesen Hauptumstand zu erinnern, durch welchen vieles Dunkle im Alterthum klar wird, aus demselben innern Grunde, eben so, wie bei den Klassikern der neuern Völker, die sich nach jenen, und somit gerade nicht nach dem noch am natürlichsten und gesündesten gebliebenen Theil des Heidenthums gebildet haben. Sie schämen sich, meist ziemlich deutlich, der alten, einfältigen, vor ihnen liegenden Wahrheit, wie ihnen diese von den äuſserlich minder gebildeten Vätern, an- und übergeerbt war. Darum kleiden sie dieselbe wenigstens in ein Gewand ein, worinnen Wahrheit mit Unwahrheit in ungewiſser Dämmerung sich vermischet, und welches eben darum der Welt nach ihrem Sinne ist, welche die Wahrheit wohl ertragen kann, sobald sie so mit jenem Firniſs überzogen ist, der auch in dem fruchtbarsten Ey den Lebenskeim töden und unfruchtbar machen muſs; sobald sie mit einem Worte todt geschlagen ist. Denn diese Welt, die alte sowohl als die neuere, jüngere, hat von jeher an der einfältigen, und eben dadurch fruchtbaren Wahrheit, keinen Geschmack gefunden, und dieser alte Widerwille hat sich immer nur durch ein innres Wunder verlieren können, wodurch das, was Welt an der Welt ist, getödet wird. Dem sey also!

So finden wir denn bei dem ganzen Alterthum, die Meinung von gröſseren und kleineren, fest bestimmten Welt- und Naturperioden, welche in der Geschichte des besondern wie des allgemeinen Lebens, des einzelnen Menschen wie des ganzen Geschlechts, von hoher Wichtigkeit und Auszeichnung sind. Hier wie dort, im Allgemeinen wie im Besondern, hat Alles seine fest bestimmte Zeit. Es führt uns dieses auf den eigentlichen Ursprung der alten Astrologie zurück, deren Wurzeln wir jedoch nach der einen Seite hin etwas tiefer aufsuchen müſsen: in der Entwickelungs- und Lebensgeschichte des menschlichen Leibes, in welcher sich ja die Geschichte des allgemeinen Lebens der Natur am vollkommensten und treuesten abspiegelt.

10. *Das allgemeine Gesetz der Schwere und des Falles der Körper, nachgewiesen in der Lebens- und Entwicklungsgeschichte des menschlichen Leibes.*

Der Leib trägt das, was er eigentlich hienieden ist und wohin er geht, unverholen und deutlich an sich, und der alte Bund, du muſst sterben, steht ihm als Vor- und Zunahme an der Stirne geschrieben. Ist doch das ganze leibliche Leben mit einem beständigen Herabfallen von oben nach unten, aus dem Unsichtbareren ins Sichtbarere, aus dem Fein-Körperlichen ins Grobkörperliche zu vergleichen, bis die herabrollende Kugel endlich an dem tiefsten Punkte den sie erreichen konnte, Ruhe findet.

Denn so ist der Leib in einer feinen Flüſsigkeit, und durch das Einwirken von gar nicht grobkörperlichen (unwägbaren, unsichtbaren) Agentien gebildet. Das erste was am ungebohrnen Thiere sichtbar wird, obwohl nur als meist durchsichtiges, zartes Bläschen, ist das Haupt, und unter allen Sinnesorganen das vollkommenste: die Augen. Und dieses vollkommenste unter allen Systemen des Leibes: Haupt und Nerven, entwickelt sich auch späterhin, im Verlauf des Lebens am frühesten, wird am ersten unter allen wach und thätig, und während das Kind, in den ersten Jahren seines Lebens, mit den Sinnen sich in einer ihm ganz neuen Welt orientirt, sich die Menschensprache, und alle die innren Fertigkeiten die zum Sprechen gehören erwirbt, während der Säugling schon mit dem sich nächst dem Haupt am frühesten entwickelnden 2ten System, — dem des Athmens, dieselbe Luft genieſst, welche der Jüngling und Mann genieſsen, sind zum Dienst des 3ten Systemes des Leibes — der Verdauungsorgane, noch keine zermalmende Zähne da, und es fehlt dem Magen noch ganz an Kraft, die gewöhnlichen Speisen zu verdauen. Am spätesten unter allen entwickelt sich endlich und wird thätig, das 4te und niedrigste System des Leibes,

Unter allen 4 Systemen, nimmt das des Hauptes, und in jedem einzelnen Glied der zu ihm gehörige Nerve, den kleinsten Raum ein, ist seiner Natur nach am mindesten grobkörperlich, am feinsten, nächstdem das System des Athmens und Blutumlaufes, ungleich mehr schon, sowohl durch die unmittelbar zu ihm gehörigen, als die mittelbar, im Dienst und Geschäft des Nahrungssuchens und Nehmens stehenden Organe, das System der Verdauung, am meisten endlich das 4te und niedrigste System. Denn zu ihm gehören als untergeordnete, nahe verbundene Organe, die Knochen und die gesammten äuſsern Hautbedeckungen, wie sich dies weiter unten in einem ausführlicheren Zusammenhange zeigen wird. Vor der Hand wollen wir uns nur daran erinnern, daſs z. B. der Käfer erst zugleich mit der eigentlichen Entwicklung der Generationsorgane, in der letzten Periode seines Lebens, die harte äuſsre Bedeckung, andre Insecten, so wie selbst Vögel, das bunteste Gefieder bekommen. Man erinnre sich ferner an das Wechselverhältniſs; z. B. des Hirschgeweihes, überhaupt aber des ganzen Knochensystems, mit der Thätigkeit der Generationsorgane; daſs beiden, dem Knochen- wie dem Generationssystem, in ihrer Entwicklung einerlei Zeitperioden, z. B. die 7 jährige zukommen, daſs endlich vom Bau- und Hauptumriſs der Knochen, so wie von dem Gewand von Fellen, was den ganzen Leib bedeckt, am meisten das abhänge, was wir leibliche Schönheit nennen, was die Neigung der Geschlechter zuerst weckt und nährt.

Das Medium, dessen das oberste System in jedem Augenblick zur Fortdauer und Ernährung seiner Lebensthätigkait bedarf, ist durchaus nicht mehr von grob leiblicher Art, sondern unwägbar, den Sinnen unmittelbar nicht bemerkbar, und, wie die Schwere, das Licht, die Wärme, das elektrische, magnetische u. a. Fluidum, zu einer höheren Ordnung des Leiblichen gehörig, ja nur diesen zuletzt genannten, feinsten Fluiden, mit denen es seiner Natur nach nahe verwandt scheint, zugänglich, fähig von ihnen verstärkt oder auch im Augenblick gehemmt zu werden; auf dieselbe Weise wie das Thier stirbt, wenn man eine mit dem Blut sonst ziemlich verwandte, aber doch noch nicht durch das Verdauungssystem zum Blut gewordne Flüſsigkeit, unmittelbar in seine Blutgefäſse bringt.

Auch die Luft, welche dem 2ten, sie einathmenden System des Leibes zur Ernährung dient, ist zwar schon wägbar, in ihren Bewegungen fühlbar, und in Hinsicht ihres Verhaltens zu einem groſsen Theil der Körperwelt bekannt, aber sie ist weder dem Auge vollkommen sichtbar, noch dem Geruch oder dem Geschmack bemerkbar. Übrigens ist es immer nur Eine Luftart, welche zur Unterhaltung der Lebensflamme dient, und keine andre vermag ihre Stelle vollkommen zu ersetzen, obgleich wir sie nirgends in der Natur ganz rein einathmen, sondern immer vermischt.

Dagegen ist das Medium, deſsen das 3te System, das Verdauungssystem, zur Befriedigung seines Bedürfniſses, und zur Unterhaltung seiner Lebensthätigkeit bedarf, — Speise und Trank, ein ungleich mehr grobkörperliches, und als solches allen Sinnen wahrnehmbar; ein mannigfaltiges, der gröſsten Veränderung und Wechselung fähig, ohne Nachtheil für die Gesundheit. Unter allen ist jedoch das Bedürfniſs des niedrigsten Systems des Leibes, das allergröbste, der Gegenstand seiner Neigungen ist der ganze Menschenleib, seine Lust in mehr als einer Hinsicht, im genauesten Sinne des Wortes, eine Fleischeslust.

Die Weise wie das oberste und innerste — das Nervensystem, das seinen Bedürfniſsen angemeſsene Medium in sich aufnimmt und erfaſst, ist den Sinnen unmerklich, eben so unmerklich auch die Weise, wie das Licht aufs Auge wirkt und Sehen erregt; eben so die Weise, wie das vorzüglich auch in der Luft verbreitete, dem elektrischen sehr nahe verwandte, feine Fluidum, was bei jedem Tone mittönt, — ihn fortpflanzt, das Hören erregt, u. s. w. Überhaupt ist an dem Nervensystem gar keine eigenthümliche Bewegung sichtbar, das feine Wesen, wodurch eigentlich, vom Gehirn aus, entlang den Nerven, die Einwirkung des bewegenden Willens, auf ein willkührlich bewegliches Organ geschieht, entzieht sich nicht bloſs den Augen, sondern, im Normalzustand des Lebens, allen Sinnen, so daſs man auch hierbei sagen kann, daſs jede, (im Gehirn entstehende, im einzelnen Glied ausgeführte) Bewegung, aus dem Unsichtbaren ins Sichtbare herabsinke. Iene geistige Kraft, jener Trieb, welcher im Innern des Menschen dem obersten System des Leibes entspricht, äuſserlich von diesem repräsentirt wird, — der Trieb zu erkennen, wirkt an sich, so lange er sich von den innren, den 3 niedern Systemen des Leibes entsprechenden Trieben unvermischt erhält, z. B. von jenem des niedrigsten — der Gefallsucht, am leidenschaftslosesten und stillesten, seine Befriedigung führt keine so schnellen Wechsel zwischen Anspannung und Erschlaffung, Thätigkeit und Ruhe, nothwendig mit sich.

Ungleich mehr schon in die Augen fallend, ist die Thätigkeit des 2ten Systems des Leibes, jenes des Athmens und Blutumlaufs, zu welchem zum grofsen Theil die Organe der Bewegung als ihm untergeordnet gehören. Demohngeachtet sind die innern Gründe und Elemente der thierischen Reizbarkeit und Bewegung, jenen Gründen und Elementen, welche bei den Verbindungen und Wechselwirkungen der gröberen uns umgebenden Körperwelt thätig sind, nur noch wenig analog und verwandt, und aus dem Vergleich mit diesen nicht zu erklären. Das dem 2ten System innerlich entsprechende Organ und Bedürfnifs der Seele: der Trieb zur Thätigkeit, zur Bewegung, ist seiner Natur nach minder auf das Grob-Sinnliche gerichtet, und trägt nicht so sehr die Form der heftigen Leidenschaft und gröberen Begierde oder selbstsüchtigen Strebens an sich, wie die den beiden niedrigsten Systemen entsprechenden Seelenkräfte.

Schon ungleich mehr in die Augen fallend und grob geartet, ist die Thätigkeit des 3ten, des Verdauungssystemes; um so mehr, da auch die Bewegungen des thierischen Leibes, der Drang zu weiten Ortsveränderungen, meist im Dienst des 3ten Systemes stehen. Die innerlich, in der Seele, diesem System entsprechende Region: der Trieb nach Eigenthum, zu Sammlen: der Geiz, ist seiner Natur nach egoistischer, leidenschaftlicher, heftiger. Endlich aber ist unter allen das vierte und niedrigste System des Leibes, in seiner Wirksamkeit und in seinen Forderungen, bei dem Thier und bei dem thierisch natürlichen Menschen, am leidenschaftlistchen, wildesten, reiſst alle Kräfte der noch unerleuchteten Natur am ungestümsten und unaufhaltsamsten mit sich fort. Die innre Region der Seele, welche dem 4ten System des Leibes entspricht und von jenem äuſserlich repäsentirt wird, ist der Trieb zu gefallen — Eitelkeit, Coketterie, Stolz, Hochmuth, Herrschsucht, Mord- und Zerstörungssucht. Denn aus dem Feigenblatt, welches anfänglich die beschimpfende Blöſse verbarg, ist gar bald ein Spielwerk der Putzsucht, der Eitelkeit, der Gefallsucht geworden. Selbst im Thierreich, vornehmlich bei jenen Geschlechtern, wo Ein Männchen sich ein ganzes Serail von Weibchen zuzueignen pflegt, bilden sich zugleich mit den Organen und dem Bedürfniſs des niedrigsten Systemes, eigenthümliche Vertheidigungswaffen: Geweihe, Hörner, Sporen, groſse Zähne u. f. aus, deren sich das Thier zum wilden Bekämpfen der Thiere seines Geschlechts und zum Ausüben seiner Despotie bedient; so daſs die ersten Spuren von Herrschsucht, Stolz, Grausamkeit gegen seines Gleichen, in der Natur an die Äuſserungen des Geschlechtstriebes geknüpft erscheinen. Noch immer um so schuldloser und leichter heilbar, je näher sie noch an ihrer ursprünglichen Quelle und in ihren ursprünglichen Beziehungen geblieben sind; so wie das Sammlen von Lebensmitteln um sie am Ende zu essen, schuldloser ist, als das Sammeln um zu sammeln; jenes Streben nach Ehre, was wie in der Ritterzeit des Mittelalters, seine ursprüngliche Beziehung und Entstehung (den Damen zu gefallen) noch unmittelbar und deutlich verrieth, noch immer schuldloser, als ein anderes, gefährlicheres und tiefer greifendes Streben nach Ehre, um der Ehre willen, oder das Streben zu morden, um zu morden.

Und nach dieser niedrigsten Region, senken sich die Kräfte und Bestrebungen der andern (höheren) am meisten, jene zieht diese mit der unwiderstehlichsten Gewalt und am herrschsüchtigsten mit in den Kreis ihrer Thätigkeit hinein.

Ist doch selbst ganz äuſserlich und anatomisch, ein vorherrschenderes Hinabsenken der höheren Systeme nach den niedrigeren wahrnehmbar. Während bis in die Region des Gehirns, nur das 2te, das System des Blutumlaufes hineintritt, und schon mehr nach den unteren Theilen des Hauptes, nur die Geschmacksorgane und der Schlund, in Beziehung auf das Verdauungssystem, endlich aber nur noch der an dem tiefsten Punkte dieses Systems gelegene Kehlkopf, so wie die den Bart erzeugende, äuſsere Oberhaut, in unmittelbarer Beziehung mit dem niedrigsten und äuſsersten System stehen, während auch noch die Brusthöhle, aus dem durch das Zwergfell ganz von ihr abgeschiedenen Verdauungssystem, nur noch die Speiseröhre in sich faſset, mit dem Generationssystem aber nur durch die schon auſserhalb gelegnen, groſsen Drüsen der Milchabsondrung in naher Beziehung steht, zeigen sich dagegen die niedrigern Systeme, ganz durchsezt und durchdrungen von unmittelbaren Gebilden und Beziehungen der höheren Systeme.

steme. Denn so empfängt schon das 2te System, aus dem angrenzenden obersten, kräftige Lebenseinflüſse und Mitwirkung und die Brusthöhle besizt bedeutende eigenthümliche Nervengeflechte, deren Verzweigungen, mehr oder minder merklich, die Blutgefäſse nach allen Richtungen hin begleiten. Fast noch deutlicher ist das Herabsenken der beiden obern Systeme, in die Region des 3ten. Denn die Gegend der verdauenden Eingeweide, besizt in dem Pfortadersystem ein ihr ganz eigenthümliches, abgeschloſsnes, in Hinsicht seines Einfluſses äuſserst bedeutendes Nervensystem. Endlich aber so senken sich, in die Region des niedrigsten und äuſsersten Systemes, die 3 höheren allesamt, auf eine ganz besonders merkliche Weise herunter, indem nicht bloſs seine bedeutenden Nervengeflechte, Blutgefäſse und Blutbehältnisse, unter gewissen Umständen als selbstständig abgeschiedene Ganze sich wirksam zeigen, sondern auch, besonders im weiblichen Körper, ein groſser Theil der zum untersten System gehörigen innern Organe, in unmittelbarer Berührung und im genauesten Zusammenhange mit deñ Organen der Verdauung steht.

Es verhält sich demnach hier im Äuſsern wie im Innern. Denn auch da nimmt, beim natürlichen Menschen, das Interesse an und die Lust bei der Befriedigung der Bedürfniſse, von oben nach unten gehend, in mehr als einfacher Steigerung zu. Oder auch mit andren Worten, von innen nach auſsen. Denn das Unterste im Leiblichen, ist zugleich das Äuſserste, das Oberste zugleich das Innerste, wie dies schon Fr. von Baader tiefer gehend entwickelt hat.

Wie nämlich das oberste System der Lebensorgane, jenes des Gehirns, allenthalben, in den übrigen Gliedern, durch den Nerven dargestellt wird; so entspricht das System des Blutumlaufes und des Athmens nach andern Seiten hin den (Arterien und) Muskeln, das System der Verdauungorgane, erscheint anderwärts in den Venen und Lymphgefäſsen, das der Geschlechtsverrichtungen, in der äuſseren Hautbedeckung und ihren ausdünstenden Organen dargestellt; so daſs jenes System, welches in allen einzelnen Theilen, dem Raum nach als das innerste erscheint, in der Gesammtanordnung des Leibes das oberste jenes, welches anderwärts als das Äusserste, (die Oberfläche selber) erscheint, im Ganzen wieder das unterste ist.

Dies Verhältniſs, nach welchem die einzelnen Systeme, je weiter nach unten, desto mehr auſser dem nothwendigeren, wesentlicheren Kreise des Lebens liegen, giebt sich auch noch auf andre Weise kund. So verlangt, um den in jedem Augenblick und ununterbrochen (soll anders das Leben nicht wie vom Blitz getroffen aufhören) nothwendigen Einfluſs des allbelebenden, ätherischen Wesens auf das Nervensystem, gar nicht zu erwähnen, das System des Blutumlaufes und des Athmens, eine immer erneute Befriedigung seines Bedürfnisses — beständigen Wechsel und Erneuerung seines flüſsigen und luftförmigen Nahrungsstoffes. Eine Störung oder Unterbrechung seiner natürlichen Thätigkeit, kann in der Regel nicht statt haben, ohne zugleich die gröſste Zerrüttung oder selbst den Untergang des thierischen Lebens herbeizuführen.

Schon etwas seltnere Befriedigung, als das des

Blutumlaufes, verlangt das System der Verdauung, und es sind die Beispiele nicht selten, daſs die Funktionen dieses Systemes, ohne groſsen Nachtheil für das thierische Leben, bedeutend abgeändert, und selbst unterbrochen worden. Solche Beispiele, von langer Enthaltung von aller Speise und Trank, ohne daſs dabei die Funktion der höheren Systeme — der Nerven und des Blutumlaufes, merklich gehemmt oder gestört ward, hat unter andrem Haller in seiner groſsen Physiologie viele zusammengestellt. Sehr viele und bedeutungsvolle, lieſsen sich in der Geschichte solcher Menschen auffinden, in denen ein höheres, geistiges Leben erwacht war.

Endlich, so kann die Befriedigung des Bedürfniſses des niedrigsten und äuſsersten Systemes der Eingeweide, wie dies eine unzähliche Menge von Beispielen beweiset, ohne allen Nachtheil für das Leben und für die Thätigkeit der oberen Systeme, ganz unterbleiben. Obwohl, um dies hier nur beiläufig zu erwähnen, in solchen willkührlich herbeigeführten Fällen, gar sehr darauf zu merken ist, ob sich nicht der gefürchtete Feind nur mehr und gefährlicher nach innen zurückgezogen habe, in eine Region, wo er weniger leicht zu bemerken und zu bekämpfen ist *) und hier sich als Stolz, Hochmuth, geistige Herrschsucht gestalte.

Und gerade darum, weil es das äuſserste und unterste System ist, erscheint das Gefühl, welches seine wesentlichere Funktion begleitet, als das heftigste, dessen die niederr thierische Natur fähig ist. Dieses geht aus der Natur dessen, was wir Gefühl nennen, selber hervor. Denn wie die Wahrnehmungen des

---

*) Matth. 21 v. 31.

Auges, welches bestimmt ist, den Eindruck der weit entferntesten Gegenstände zu empfangen, ungleich mannigfaltiger, reicher, vielseitig bestimmter sind, als die des Geruchs- und Geschmacksorganes, welche nur von zunächst berührenden Gegenständen Eindrücke erhalten; so ist auch das Gefühl, aus demselben Grunde, an jenen Punkten des Körpers, welche am weitesten von dem Ursprung der Nerven entfernt sind, nämlich im Allgemeinen an der Oberhaut, ins Besondre aber an denen, die am weitesten von dem Ursprung der Nerven des Rumpfes — dem Rückenmark abgelegen sind: an den Spitzen der Finger und Zehen, am deutlichsten und bestimmtesten, und deutlicher fühlt schon die Brust und der Vorderleib, als der Rücken. Je mehr dagegen, der die Empfindung erregende Körper, aufhört, äuſserer Gegenstand zu seyn, je mehr er, durch immer nähere und innigere Berührung und Aneignung — z. B. als Nahrung, die in das Innre des Leibes aufgenommen wird, Theil und Eigenthum des empfindenden Leibes wird, desto weniger ist er dem Gefühle merklich. Darum haben auch der Magen und die Eingeweide, nur von jenen in sie aufgenommenen Dingen ein Gefühl, welche in Hinsicht auf Wärme und Kälte, oder auf innre chemische Mischung, noch zu wenig dem sie aufnehmenden Leibe angeeignet, noch zu verschiedenartig von ihm sind. Ein Verhältniſs, welches, um es hier nur beiläufig zu erwähnen, auch in der Region des Geistigen wieder gefunden wird, wo das, was am nächsten und innersten ist, oft am wenigsten fühlbar zu seyn pflegt; während freilich auch, zu andern Zeiten, eben dieses Nächste und Innerste, vor einem, durch tägliche Übung immer feiner werdenden Sinne der rechten Selbsterkenntniſs und Selbstschätzung, wiederum zum Fernsten und weit über Stehenden, und hierdurch zugleich auch wieder Gegenstand des lebendigsten und innigsten Gefühles wird.

Aber bei dem was eben über das Gefühl im Allgemeinen gesagt worden, wollen wir auch nicht vergeſsen, daſs es auſser dem Gefühl für Härte und Weiche und für die Umriſse der Körper, was sich zu den Organen und Funktionen der niederen Systeme eben so verhält, wie das Auge zu den andren Sinnen, noch ein anders, von jenem gewiſsermaſsen sehr scharf geschiedenes Gefühl giebt, nämlich jenes für Wärme und Kälte. Dieses verhält sich, im Kreise der gewöhnlichen Lebensbedürfniſse, zu dem andern freilich dem Anscheine nach nur so, wie der Mond zur Sonne, aber in dem nämlichen tieferen Sinne, in welchem der Mond in dem oben erwähnten Systeme der Chalias gefunden wird, wo er, nach Seite 274 Wiedervereinigung bedeutet. Es ist das Gefühl für Wärme und Kälte, welches vornämlich in dem die Gefäſse begleitenden System der Gangliarnerven, seinen Sitz zu haben scheint, gerade da am empfindlichsten, wo das gewöhnliche, von den Cerebralnerven herrührende Gefühl, undeutlicher und unbestimmter ist, z. B. am Rücken und in der Herzgrube; ja öfters ist jenes noch vorhanden, wenn dieses fehlt. Schon hierdurch tritt das Gefühl für Wärme, tiefer nach dem innern, höheren Kreise des thierischen Lebens hinein, als das andre; aber noch in andrer Hinsicht zeigt sich jenes scheinbar untergeordnete Gefühl, in einer Bedeutung, worin es uns weiter unten noch mehr klar werden soll, wo wir ausführlicher von jener wundervollen Umkehrung sprechen werden, wodurch das was am meisten als Last nach unten zog, gerade zu einer Schwinge werden kann, die nach oben hebt und trägt.

Unter den vier Sinnesorganen des Hauptes, ist es nämlich das Auge, entsprechend dem was im Innern der Verstand, die Kraft von der Wirkung auf die Ursache, von der Peripherie auf den Mittelpunkt zurück zu schlieſsen, ursprünglich war und seyn sollte, durch welches wir Kunde erhalten von dem Daseyn der andern Welten, auſser der Erde, und von dem lebenden Mittelpunkt unsers jetzigen Planetensystemes: der Sonne. Dagegen ist die Region des Ohres, höchstens nur auf den unsern Planeten zunächst umgebenden, dichteren Luftkreis beschränkt. Ein Bild der Vernunft, vernimmt das Ohr nicht bloſs die eigenthümlichsten, durch die, (gleichsam innre) Stellung, Lage und Zusammenfügung aller einzelnen Theile eines Körpers bestimmten Bewegungen der Körper, an und gegeneinander, sondern vor allen die in die Menschensprache übergetragenen und in ihr in gewiſsem Maase vergeistigten Anschauungen der Dinge. Auf keine Weise reicht das Vernehmungsvermögen des Ohres, über die Grenzen unsers Planeten und seines Luftkreises hinaus; so das, ohne Auge, das Ohr allein nichts wissen würde, von dem Daseyn andrer höherer Welten.

Und jene Eigenschaft des Auges — des äuſseren Repräsentanten dessen, was der Verstand ursprünglich im Menschen war: Kunde zu empfangen von dem Daseyn einer Sonne und der fernen Welten, besitzt in gewiſsem Maaſse auch das Gefühl, namentlich jenes für Wärme und Kälte, welches hierinnen, so wie in andern Beziehungen, allerdings, als gröberes, körperliches Schattenbild, einer gleichnahmigen Eigenschaft unsers geistigen Wesens erscheint. Auch durch das Gefühl wissen wir nämlich, wenn auch nur auf mittelbare Weise, von dem Daseyn und dem Stande jenes höheren Gestirns, um welches sich die Erde bewegt, und überhaupt ist es, in dieser sinnbildlichen Beziehung, nicht ohne Bedeutung, daſs die Seele alle jene Verhältniſse der Körperwelt, welche sie durch den Sinn des Gesichts wahrnimmt und abmiſset, durchaus nicht zu verstehen und zu beurtheilen vermöchte, wenn sie nicht zuerst und ursprünglich durch das Gefühl über dieselben belehrt, berichtigt und gewiſs geworden wäre.

So ist jene obenerwähnte innre Bewegung des thierischen Lebens, zugleich auch eine von innen nach auſsen. Bemerkenswerth ist in dieser Hinsicht noch eine andre Beziehung, in welcher das niedrigste System des Leibes, mit den beiden andern Hauptsystemen des Rumpfes: mit jenem des Blutumlaufes und der Verdauung steht. Wenn nämlich die Funktion des innersten und obersten, unter den 3 Systemen des untergeordneten, unterhalb dem Haupt gelegnen Leibes, Belebung des thierischen Leibes ist, in welchem es sich auch, zuerst unter allen dreien, als pulsirender Punkt zeigt und entwickelt; so kömmt dagegen dem System der Verdauung, das Geschäft der Erhaltung zu, während das niederste und äuſserste System, sowohl als ausdünstende Hautfläche, und aussondernde Drüse, denn als eigentliches Generationssystem: auflösend und zerstörend und hierdurch auch unter angemeſsnen Umständen Regeneration vorbereitend wirkt. Überhaupt kann man sagen: daſs dieses niederste System es sey, welches dem leiblieben Leben seinen eigenthümlichen Charakter, des immer Entstehens und Wiedervergehens, der Gestaltung, und theilweisen Wiederauflösung giebt, bis diese zuletzt in gänzliche Auflösung und Zerstörung übergeht.

Denn es gleichet nach dem vorhin Gesagten, die allmälige Bildung und Entwicklung, des thierisch menschlichen Leibes und seiner verschiednen Systeme, es gleichet die natürliche Aufeinanderfolge der Bestrebungen und Erscheinungen des thierischen Lebens selber, in seinem ganzen Verlaufe, so wie in jedem einzelnen Momente, beim natürlichen Menschen, einem beständigen Herabsinken aus dem oberen in das tiefere und tiefste System. Die Welt der Erscheinungen, welche die Sinnesorgane des Hauptes wahrnehmen, reget, um hier nur bei dem äuſserlichsten und am offensten vor Augen liegenden Verlaufe stehen zu bleiben, das zweite System, jenes des Herzens und der Muskeln, zu kräftigerer eigenthümlicher Thätigkeit auf, diese wiederum erreget das Bedürfniſs nach Speise und Trank, die Thätigkeit des Verdauungssystemes, reget aber ihrerseits die Bedürfniſse der niedrigsten Thierheit auf, wo diese Thierheit als solche am Körper ausgebildet ist. Der geliebte Gegenstand, welchen das Auge des Thieres sieht, wecket immer zuerst die Neigungen und Bewegungen des Herzens auf, ehe der einmal in Bewegung gesetzte Stein, von den höheren Punkten, dem Gesetz der Schwere und des Falles gemäſs, mit beschleunigter Schnelle nach den immer tieferen Punkten herabstürtzt und endlich am tiefsten, (im Tode) zur Ruhe kommt.

Wie nämlich die von einem höheren Punkte herabrollende Kugel, schon von dem ersten, kaum bemerkbaren Beginnen ihrer Bewegung an, durch jenen allgemeinen Zug der Schwere nach dem Mittelpunkt der Erde hin in den Lauf gesetzt wird, der sie, mit immer merklicher beschleunigtem Falle nach dem möglichst tiefſten erreichbaren Punkte hinschleudert; wie die aus einem ausgestreuten Saamenkorn aufgehende Pflanze, anfangs zwar, beim Aufkeimen, der vollendeten Pflanze, von der sie herkam, wenig gleicht, allmälig aber, von der schon dem Saamenkorn eingepflanzten, eigenthümlichen Bildungskraft ihrer Art emporgetrieben wird, bis in die Gleichheit ihrer Mutterpflanze; wie eine durch Ansteckung entstandne Krankheit, anfangs meist noch ganz unkenntlich und verborgen, durch immer deutlichere Symptome forteilt, bis sie ganz dem vom Beginn an in ihr fortwirkenden Moment ihres Entstehens gleicht: so geschieht auch dem thierisch menschlichen Leben. Durch den ganzen Verlauf desselben hindurch, von seinem ersten Beginnen an, bis zu seinem Ende, wirkt überall und in Allem, die eigenthümliche Kraft und Weise, der eigenthümliche Antrieb, des Momentes seiner Entstehung. Am unmerklichsten, ist die eigentliche Thätigkeit der Sinnen, merklicher schon der Prozeſs des Athmens, und der Bewegung des Blutes und der Muskeln; noch merklicher aber, der Verdauungs- und Ernährungsprozeſs, nichts anders als eine Wiederholung und verschiedene Erscheinungsform, jenes, im Moment des Entstehens eingepflanzten Generationstriebes, wodurch das Daseyn des Thieres seinen Anfang genommen.

Die beiden Gegensätze, welche sich suchen und lieben, streben, vermöge eines, der ganzen Welt des Scheines mitgetheilten Wahnes und Triebes, (m. v. den 12ten Abschnitt,) eins in dem andern zu seyn, eines in die Natur des andern sich zu versetzen; wollen aus der eignen Erscheinungsform heraus, in die, scheinbar mehr als die eigne geliebte, fremde. Indem sich aber, die lebende und strebende Kraft, ihrer eigenthümlichen Erscheinungsform entzieht, sich aus ihr herauswähnt, stirbt diese Erscheinungsform, die nur durch und für die in ihr strebende Kraft ist und lebt, in demselben Grade, in welchem das Herausversetzen, das Herauswähnen, aus der eignen in die fremde Individualität gelungen. So wie aber dieses Streben theilweise, und nur *zum Schein* gelingt und gelingen kann, indem jeder einzelne Gegensatz doch eigentlich nur sich selber, seine eigne Lust in dem andren sucht, zunächst doch seine eigne, nicht die fremde Individualität, die er zu suchen wähnt, meynt; so ist auch der durch das Ausziehen der eignen Erscheinungsform entstandne Tod, anfänglich immer nur ein theilweiser, ein Scheintod (Sättigung, Müdigkeit, Schlaf, Ermatten u. ſ.) bis aus dem öfter und allseitig, mit allen Organen und Kräften des Leibes wiederholten Scheintod, der eigentliche, natürliche Tod des Leibes wird.

Nämlich in und aus jenem Vereinigungsprozeſs, in welchem jeder von den beiden Gegensätzen den andern zu suchen wähnt, eigentlich aber sich selber in dem andern sucht; wobei dann die Erscheinungsform (der Leib) eines jeden Einzelnen nicht mehr ihm selber, sondern dem andern angehört, der doch nur sich selber (seine eigne Erscheinungsform) darinnen sucht, entsteht ein drittes, das Produkt, worinnen jeder von beiden Gegensätzen sich selber in dem andren verlohren, (dem andren angehörig) wiederfindet. Dieses somit beiden, und eben dadurch wieder keinem von beiden allein zustehende Product, wird hiermit ein von beiden geschiedenes und sich abscheidendes Drittes.

Alle Gebilde (Producte) höherer — nicht mehr sichtbarer, so wie alle von niederer Art, welche das leiblich Leben hervorbringt, entstehen immer auf diese Eine Weise: der Muskel z. B. durch die Einwirkung des zur Bewegung antreibenden — sie erstrebenden, Nervensystemes, auf das bewegte und bewegliche Blut. Das was Bewegung erstrebt, findet hier Bewegung, mit der es sich überkleidet, vorläufig sättiget; so daſs man sagen kann, die erste der Muskelbewegung entsprechende Thätigkeit des Leibes, ist die Entstehung, Bildung des Muskels, eben so wie die erste, dem Sehen und Hören entsprechende Thätigkeit, die Bildung des Auges und des Ohres ist, weil z. B. das Auge entsteht, indem das nach dem Sehen, nach dem Anblick des Lichtes strebende Nervensystem, sich aus dem ursprünglichen Element, (Wasser) woraus der Leib hervorgeht, das Selberleuchtende, Phosphorescirende aneignet, sich damit überkleidet — vorläufig sättiget. Daher ist auch, während des späteren Verlauſs des Lebens, die Muskelbewegung nichts anders, als eine fortgehende Bildnng des durch Übung wachsenden und erstarkenden Muskels; das Sehen, eine fortgehende Bildung des Auges, das Hören eine fortgehende Ausbildung des Hörbaren und Hörenden im Leibe, nämlich des Ohres, bis die vorläufige, theilweise Sättigung, des Bewegung, Sehen, Hören erstrebenden innren Lebensbedürfniſses, immer mehr und mehr, eine vollkommene und ganze, und das Organ selber, immer mehr und mehr zum Product (zum Äuſseren) wird, dem Einfluſs der lebenden Thätigkeit sich entzieht, d. h. abstirbt. Denn eben indem das den äuſseren Gegenstand, die fremde Erscheinungsform, scheinbar mehr als die eigne (das eigne Organ) erstrebende Lebensbedürfniſs, den begehrten Gegenstand erfaſst und ergreift, läſst daſselbe, ganz in demselben Grade, in welchem dieses Erfaſsen des Äuſseren mehr oder minder vollkommen war, von seiner eignen Erscheinungsform, entzieht sich demselben, wodurch dann diese, nach dem oben Gesagten, mehr oder minder theilweise und vorübergehend stirbt. Ein Prozeſs, welcher freilich durch seinen endlichen Ausgang im Kleinen wie im Groſsen, im Einzelnen wie im Ganzen, gar sehr an jenen Hund in der Fabel erinnert, der das schon festgehaltene Stück Fleisch, indem er nach dem Schattenbild desselben — einem vermeintlich zweiten und vielleicht gröſserem Stücke schnappt, fahren läſst, und so das Fleisch, sammt seiner Abspiegelung im Wasser, zugleich verliert.

Wo das Erfaſsen des äuſseren Gegenstandes, (der äuſseren Erscheinungsform) am deutlichsten ist, mithin an jenen Theilen, die unmittelbar mit der den Leib umgebenden Natur in Berührung sind, da ist auch das Ersterben, das Aufgeben der eignen Erscheinungsform am deutlichsten. In der Lunge tritt beim Einathmen, das, wahrscheinlich in einem der Dampf- und Luft-form nahen Zustand darinnen befindliche Blut, mit der äuſseren Luft in Verbindung, und das Produkt, welches dabei ausgeschieden und ausgestoſsen wird, ist vorzüglich Kohlensäure, entstanden durch die bei jenem Vereinigungsprozeſs ersterbenen und ersterbenden Bestandtheile des Blutes. Im System der Verdauungsorgane, scheidet sich bei dem Verein mit den Nahrungsmitteln, das Product schon in consistenterem, z. B. in tropfbar flüſsigem u. f. Zustand ab, und erinnert dabei noch deutlicher an verwandte Prozeſse in den tieferen Systemen. Die äuſsere Haut, welche in unmittelbarer Berührung mit dem Dunstkreis der Erde, und mit ihrer festeren Körperwelt steht, zeigt nicht allein in ihrem Ausdünstungsprozeſs, jenes beständige Ersterben mit besondrer Deutlichkeit; sondern die Oberhaut selber, sammt den mit ihr in Zusammenhang stehenden parasitischen Gebilden, der Haare und Nägel, gehört, wie sie durch ihre Gefühllosigkeit zeigt, nicht mehr in den näheren innren Lebenskreis des Leibes hinein, sondern erscheint gegen diesen schon als etwas Äuſseres, Abgestorbenes.

Hierinnen ist sie, so wie die ihr ähnlichen Gebilde, mit dem Knochen verwandt, welcher überhaupt in der niederen Thierwelt, wie bereits erwähnt, da wo sich z. B. harte, knochenartige Schaalenbedeckung findet, mehr oder minder Eins mit der Haut ist, und erst im vollkommenen Thierreich, ganz von ihr verschieden und gesondert, als Knochen sich ins Innere zurückzieht. Wie nach dem Vorhergehenden der Muskel, aus der Einwirkung des nach Bewegung strebenden Nerven, auf das sich bewegende Blut entstanden: eine Erscheinungsform des Strebens nach Bewegung ist; so entsteht ferner der Knochen, durch das Zusammenwirken des Bewegenden, (des Muskels) mit der zu bewegenden, gröberen Masse der bildsamen Flüſsigkeit, ist seinerseits eine Erscheinungsform des Strebens der Bewegungsorgane, nach der von ihnen zu bewegenden, äuſseren Last. Schon hierdurch steht er tiefer (äuſserlicher) als das 2te System, durch dessen Streben und Bedürfniſs er entstanden, und entspricht durch seinen Rang dem tieferen, äuſseren System. Indem er aber aus dem Streben nach der zu bewegenden äuſseren Last entstanden, entspricht er, nach dem Obengesagten, dieser Last selber, ist (vorläufiger) Stellvertreter derselben im Körper, und deshalb, so wie die Oberhaut, schon auſserhalb des eigentlichen, innren Lebenskreises des innersten Systemes gelegen, ist, so wie die Oberhaut, im gesunden Zustande an sich gefühllos und ganz ohne Nerven. So wie die erzeugende Flüſsigkeit des niedrigsten und äuſsersten Systemes, so wie die Oberhaut und ihre Gebilde, ist der Knochen, noch am und im lebendigen Körper, ein von diesem verschiedenes, geschloſsnes Ganzes.

Seine innre Übereinstimmung mit dem Produkt des niedrigsten Systemes, seine nahe Beziehung auf dieses, zeigt sich auf vielfältige Weise. Denn wie das niedrigste System des Leibes, entwickelt sich der Knochen unter den übrigen Theilen des Körpers zuletzt, seine Fort- und Ausbildung, fällt mit jener des niedrigsten Systemes zusammen, (beide haben, wie bereits erwähnt, einerlei Zeitperioden der Entwicklung), die Bildung des Knochens, z. B. die Zusammenheilung des zerbrochenen, wird durch die bildende Thätigkeit des niedrigsten Systemes gehindert *), indem diese an die Stelle von jener tritt, jene ihr ganz gleichförmige in sich verschlingt. Ferner zeigt sich diese nahe Beziehung zwischen bei-

---

*) So z. B. bei Schwangeren.

derlei Gebilden, nicht blos durch die Knochenartigen Vertheidigungswaffen im Thierreich, welche mit dem Thätigkeitszustand des niedrigsten Systems im nahem Wechselverhältniſs sind, sondern deutlicher noch durch die Gemeinschaftlichkeit der Krankheiten beider. Wie an einem Saiteninstrument, die gleichtönigen Saiten alle mittönen, wenn der ihnen eigenthümliche Ton äuſserlich angestimmt wird, während die dazwischen liegenden, nicht gleichstimmigen Saiten schweigen; so werden die mit dem Produkt des niedrigsten Systemes verwandten Gebilde, der Oberhaut und Knochen, gleichzeitig entwickelt, ausgebildet und afficirt; und jene uralte, heilige Tradition, nach welcher der Knochen, der schon im Körper Repräsentant des begehrten Bewegbaren, der äuſseren Last ist, zu einem Gegenstand geworden, dessen das äuſserste und unterste System begehrte (1 Mos. 2. v. 21.) stimmt mit dem eben Gesagten überein, oder bezeuget etwas Aehnliches.

Bei dem gewöhnlichen Verlauf des leiblichen Lebens, nimmt der Prozeſs der Knochenbildung und mithin des Absterbens bei vorrückendem Lebensalter, immer mehr an inner Ausdehnung zu: die Sennen verknöchern, die sennigen Häute der Gefäſse nähern sich zum Theil mehr und mehr der Knochenform; Knorpel ist zum Gebein verhärtet, weichere Theile zu Knorpel. Es ist bekannt: daſs die Physiologen, z. B. Haller, den endlich natürlich erfolgenden Tod der Alten, aus dem Überhandnehmen der Erde, der Verknöcherung und Erstarrung der innren Theile hergeleitet haben. Gewiſs ist es, daſs, wo auch jener Zustand der Theile, welcher endlich den Tod der Greise nothwendig herbeiführt, nicht als eine äuſsere

Gleichheit mit den Knochen, z. B. durch Härte und Sprödigkeit wahrgenommen wird, er doch wenigstens in einem innren Gleichwerden mit den Knochen, an Unreizbarkeit und Unempfindlichkeit bestehet, daſs aber in den meisten Fällen der Erdegehalt in den Theilen, selbst in den Knochen im engeren Sinne zunehme, während sich an ihnen die elfenbeinartige Textur, specifische Schwere und Härte mindern, und, weil der Prozeſs der Knochenbildung und Absetzung von Erde nun allgemein, über den ganzen Körper gehend geworden, selbst auch öfters ihre Masse. Der bei dem jedesmaligen Erfassen der verschiednen Erscheinungsformen der äuſseren Welt entstandene Scheintod des Leibes und seiner einzelnen Gebilde, der sich unter andrem, nach der während des Wachens fortgesetzten eigenthümlichen Thätigkeit der gesammten Systeme des Leibes, täglich als Schlaf wiederholt, geht endlich in den eigentlichen und wahren Tod über. Durch das öftere und öftere Hinausversetzen (Hinauswähnen) des belebenden Prinzips aus der eignen Erscheinungsform in und nach der äuſseren, fremden hin, ist das Band zwischen dem belebenden Prinzip und seiner äuſseren Erscheinungsform immer lockerer, und seinem endlichen Zerreiſsen näher gebracht worden; die so oft begehrte und erfaſste äuſsere Erscheinungsform, genüget zuletzt (weil das innre Verlangen im Maaſse der erhaltnen Scheinbefriedigung immer fortwächst) dem Bedürfniſs nicht mehr; dieses wächst — aufwärts oder abwärts — über seine eigne Erscheinungsform und die zu ihr gehörige Auſsenwelt hinaus, und die zur Fortdauer des Lebens unumgänglich nöthige Lebens-

erreg

erregbarkeit erlischet. So wird nun der gesammte und ganze Leib, das was früher im Einzelnen da Produkt des niedrigsten und äuſsersten Systemes, wird was die Oberhaut und die zu ihr gehörigen Gebilde, und was die Knochen waren: etwas von dem eigentlichen inren Lebenskreise geschiedenes Äuſseres, Todes. Daher stimmt auch noch der Prozeſs des Todes und jener der Verwesung und ihrer Producte, so sehr und so nahe mit dem Thätigkeitsprozeſs des niedrigsten Systemes und mit seinem nächsten Product, dem erzeugenden und der Zeugung dienenden Flüſsigen überein. (m. s. den vorhergehenden Band). Der ganze Leib wird in der Verwesung das, was die vermittlende, übertragende Flüſsigkeit, bei der Zeugung ist.

Betrachtet man selbst nur die hier erwähnten Momente der leiblichen Lebensthätigkeit genauer, und vergleicht sie unter einander, so wird man die Übereinstimmung aller Bewegungen und Prozeſse des Lebens, mit jener ursprünglichen (eingepflanzten) innren Bewegung, wodurch der Leib und sein individuelles Leben entstund, nicht verkennen können. Wie nach dem Vorhergehenden, jeder einzelne von den nach Vereinigung strebenden Gegensätzen, indem er sich nach einem allem sinnlichen Leben zu Grunde liegendem Wahne (wovon mehr im 12ten Abschnitt) aus seiner eignen Erscheinungsform heraus, in die fremde hineinwähnt und sehnt, eigentlich nur sich selber sucht: so sucht auch der Menschenleib, mit allen seinen Bestrebungen und Bewegungen, in der ihn umgebenden Auſsenwelt, eigentlich nur sich selber (sein eignes Abbild). Sein Auge sucht das eigne Licht im fremden äuſseren, — das Sehen geschieht durch ein Selberleuchten des Auges; das Ohr beim

Hören die eignen Töne in den fremden (man denke nur an das, was die Physiologie über die kleinen Nervensaiten der Schnecke im Ohr behauptet); die den Hunger und Durst erregende, verdauende Feuchtigkeit sich selber — ihr eignes Ebenbild, in der begehrten Nahrung. Ist ja eigentlich nach jener alten bekannten Ansicht, die ganze uns umgebende Natur nichts Andres, als im Groſsen das was der Menschenleib im Kleinen: nichts anders, als ein in seine einzelnen Theile auseinandergelegter groſser Menschenleib. Denn der Menschenleib ist, wie sich dies im 12tem Abschnitt noch etwas weiter rechtfertigen wird, nur die Erscheinungsform des Verlangens der Seele nach der gesammten Welt der Sinnlichkeit, und nach dem Vorhergehenden ist jeder einzelne Theil schon an sich selber das, was er, nach dem in ihm liegenden Bedürfniſs, auſser sich sucht und erstrebt. Was demnach alle die andren (oberen) Systeme, mehr oder minder deutlich begehren und erstreben, — den Menschenleib, das erstrebt am deutlichsten und vollkommensten, das niedrigste System, und sein Streben und Bedürfniſs ist eigentlich nur eine lezte, zusammenfaſsende und stärkere Wiederholung des (einzelnen und gesammten) Strebens und Bedürfniſses aller andren. Deutlicher und augenfälliger als aus der Wirksamkeit aller andren Systeme, geht demnach, aus jener des niedrigsten das den beiden Gegensätzen gemeinschaftliche Dritte — das gleichartige, gleichwesige Product hervor, deutlicher und augenfälliger auch der nach dem Vorhergehenden, aus jener Wirksamkeit nothwendig erfolgende Tod. Doch darf man dabei nicht vergessen: daſs der Schein- und wirkliche Tod des Leibes, eine wesentliche und nothwendige Folge, schon jenes Wahnes allein ist, der allen Bewegungen und Bestrebungen des leiblichen Lebens zu Grunde liegt, und welcher nur eine Fortsetzung und Fortwirkung des Momentes der leiblichen Entstehung ist. Denn wenn dieser Wahn auch nie dazu gelangen kann, sich dem Auge durch die Wirksamkeit des niedrigsten Systemes, als das kund zu machen, was er eigentlich ist; so wirkt er doch überall als derselbe, und überall mit denselben Folgen, in allen seinen Verkleidungen und Verwandlungen, welche er in den übrigen Systemen und Lebensbewegungen des Leibes, so wie in den Thätigkeiten und Kraftäuſserungen der Seele angenommen. Aber mit Recht hat das Alterthum (die deutlichste Seite des ernsten Bildes auffassend) durch viele sinnvolle Anspielungen ganz vorzüglich das niedrigste System des Leibes, sammt seinen Organen und Bestrebungen, als Verbündete und Symbole des Todes betrachtet und gebraucht.

So war schon jene Sitte der Essäer, sich beim Beerdigen dessen, was täglich durch die ausscheidende Thätigkeit des Verdauungssystemes an uns stirbt, lebhaft an den Tod des ganzen Leibes zu erinnern, nicht ohne tieferen Sinn. Eben so auch jene Naturahndung des Alterthums, vermöge welcher dieses den Phallus auf Gräber setzte, Feste des Todes mit dem Phallusdienst vereinte und noch sonst auf so vielfältige Weise (unter andren im Dienste jener Venus-Proserpina) zeigte, daſs es die nahe Beziehung der Wirksamkeit des niedrigsten Systemes des Leibes, und des Todes anerkannte.

Auf die auffallend groſse Übereinstimmung des Prozesses der Erzeugung und Verwesung des thierischen Körpers, in Beziehung auf die äuſseren Einflüſse und Ursachen, welche beide veranlaſsen und begünstigen; in Beziehung auf die Erscheinungen und Producte, welche bei und aus beiden vorkommen, habe ich im vorhergehenden Bande dieses Buches (in des 2ten Theiles erster Abtheilung) sehr ausführlich aufmerksam gemacht. Alles das, was den einen Prozeſs aufregt und begünstigt, erregt und begünstigt auch den andren. Jene Venus-Proserpina, die als Aridela noch jetzt im schönen Sternbild der nördlichen Krone glänzt, führt, als Eine und Dieselbe, die Seelen hinein ins Labyrinth des Lebens, und auch wieder heraus (m. v. Creuzers Symbol u. M. ältere Aufl. B. IV. s. 132.). Dasselbe, was das leibliche Entstehen herbeiführt, führt auch das leibliche Vergehen herbei; der Grund und Trieb der Erzeugung, ist auch Grund und Trieb des Todes, und der Tod selber beginnt mit der leiblichen Erzeugung und durch dieselbe (sie ist selber Grund des Todes). Ja schon nach den alten Gesängen des Orpheus, ist Persephone die Todesgöttin: Weberin und und Schöpferin des Leibes, das heiſst, dieser Leib des Todes und sein natürliches Leben, das eigentlich nichts anders ist als ein Forteilen zum Tode, sind aus der Quelle des Todes selber entsprungen.

Nach dem Vorhergehenden sinkt im Kreise des natürlichen Lebens Alles, sinkt alle seine Thätigkeit und Begierde von oben nach unten, indem sie hierbei, ganz nach dem Gesetz der Beschleunigung beim Falle der Körper, an Kraft und Heftigkeit des innern Dranges, an Interesse und innrem Trieb zum Thätigseyn und Erlangen des begehrten Gegensatzes, nach den unteren Systemen hin im natürlichen Menschen immer wachsen. Langsam und unkräftiger bewegt sich die angezogne schwebende Nadel so lange der Magnet noch aus weiter Ferne (auf die oberen Erkentnifskräfte) wirkt, aber das leise, kaum merkliche Schwanken, wird zur deutlichen Bewegung, diese Bewegung wird immer heftiger, schneller, unwiderstehlicher, je mehr die Nadel in die unmittelbare Nähe des Magnetes kommt, und zuletzt zieht sie diese mit Sturmwindesschnelle zu sich hin.

Gerade hierdurch zeigt sich am meisten, dafs jener Zug der Schwere, der das Herabbewegen des Lebens, von dem Punkte seines Beginnens an, bis zu dem seines Aufhörens bewirkt, von unten herkomme; und dafs jenes Gewicht, welches das ganze Lebensuhrwerk der kleinen Welt des Menschenleibes in Bewegung setzt, von abwärts her wirke. Man darf nur darauf merken, wodurch dem natürlichen Menschen erst und am meisten, der Traum und Roman seines Lebens Interesse erhält, durch welche Kräfte er am gewaltigsten zum Thun und zum Sieg über seine andren Begierden geführt wird und durch welche Hebel das Gewaltigste, Umfassendste, scheinbar Gröfste, in der Geschichte der Staaten und Völker ausgerichtet worden. Denn so hoch und glänzend das innre Thun des natürlichen Menschen, seine scheinbare Verläugnung und Überwindung seiner selbst, seine Seelengröfse und Tugend, dem natürlichen Auge erscheinen mag, so geschieht hier doch wirklich nur das was jene Juden am unrechten Orte meynten, es werden die minder mächtigen Teufel durch der Teufel Obersten ausgetrieben, oder viel mehr (denn sie vertragen sich alle gut und leicht im engen Raum des Menschenherzens zusammen) sie werden so mit ihrem minderen Interesse, in das Interesse des mächtigsten Dranges hineingezogen, daſs sie sich wie einzelne Tropfen in dem groſsen Strom verlieren und verbergen.

Nur selten, und nicht leicht ohne Kraft von oben, strebt die Menschenseele zu erkennen rein um zu erkennen, öfter weil das Bedürfniſs des 2ten Systemes — nach Übung und Bewegung der Kräfte, sie treibt, noch öfter weil sich das Verlangen des 3ten Systemes, zu gewinnen; am öftesten, gewöhnlichsten, weil jenes des 4ten, der Ehrgeitz, die Sucht Andren und sich selber zu gefallen sich mit dem Streben zu erkennen vermischet, und von diesem Winde beflügelt, pflegt dann dieses freilich mit wunderbarster Schnelle, und das Meiste im natürlichen Menschen zu leisten. Und wenn auch, bei einer Art von höherer ästhetischer Ausbildung der Seelenkräfte, der Trieb Andren, welche Geschmack am äuſseren Schein oder auch selbst am Wesen des Guten und Edlen haben, oder seinem eignen Geschmack an der guten Form zu gefallen, dem natürlichen Menschen auf der Schaubühne der Welt zum geschicktesten Spieler einer edlen Rolle machte, ja wenn er, die Kräfte des stärksten, alle andren überflügelnden Triebes — jenes zu gefallen und zu scheinen zu Hülfe nehmend, mit seiner Rolle so ganz verwüchse, sich so ganz in sie hineinwähnte, daſs er sie für sein wahres Wesen hielte, und ihr treu bliebe bis ins Grab; so ist er doch sein ganzes Leben hindurch, demselben Zuge nach unten gefolgt, der sich in seiner rohesten, unverhülltesten Gestalt als Geschlechtstrieb zeigt, und der, wo er die Form der Ruhm- und Herrschsucht angenommen, zum Mord von Millionen führet.

Auf die äuſsere Beschleunigung jenes Hinabfalles der natürlichen Lebensthätigkeit, der Zeit nach, die sie in jedem einzelnen System, um in ihm die Periode ihrer diesem angemessenen Wirksamkeit zu durchlaufen, braucht, ist bereits im vorhergehenden Bande dieses Buches aufmerksam gemacht worden. Das Auge vermag lang anhaltend das zu sehen was die Sinnen lieben, öfter schon sind die Organe der Bewegung dem Wechsel zwischen Thätigkeit und Abspannung unterworfen, doch halten sie eine angemessene Bewegung lange aus und schöpfen bald neue Kraft; viel kürzer schon dauert das thierische Vergnügen des Essens, und kann dem beschwerten Magen erst nach längeren Pausen wieder zugemuthet werden. Endlich so ist der herabrollende Stein, wenn er bis in die Region der niedrigsten Thierheit heruntergesunken, in einem Augenblick am Ziel und Ruhepunkt seiner Bewegung, und die in den anderen Systemen unmerklich und langsamer begonnene Auſserung der thierischen Lebenskraft, findet, wenn sie zur Thätigkeit des untersten Systemes geworden, nur eine augenblickliche Lust, sinkt sogleich, mit ungemein beschleunigter Schnelle, in den mehr oder minder deutlichen Scheintod der Kräfte. Und wenn dann auch einer noch weiter unten zu erwähnenden, bei den vollkommenen Thieren am meisten vorkommenden, centrifugalen Rückbewegung, der bewegte Stein von neuem an den Anfangspunkt seiner Bahn (seines Falles) zurück geführt wird, so kann sich unter allen andern, die Thätigkeit des niedrigsten Systemes erst am spätesten, und nach den längsten Pausen wiederholen, und gerade das hier, bei der gröſsern Ausbildung der oberen Systeme, in diesen sich verspätende, lang samer werdende Herabfallen, giebt der letzten Lebensperiode der vollkommneren Thiere ihre längere Dauer, während bei dem unvollkommenen Thiere, z. B. dem Insect, am längsten die erste Lebensperiode — die der Geschlechtslosen Larve; kürzer schon die der Puppe, am kürzesten die des vollkommenen, der Verneuerung seiner Art dienenden, geflügelten Insectes dauert.

So ist es denn das unterste und äuſserste System — ein Befreundeter des Todes selber — unter dessen Signatur das leibliche Leben beginnt und auch endet. Die alte Schlange der Zeit, faſset mit dem obersten Ende des Leibes, das unterste an, und bildet so den bedeutungsvollen Kreis. Aber auch hier, in der Geschichte des leiblichen Lebens, bezeichnet diese in sich selbst verlaufende Schlange daſselbe, was sie ursprünglich als hieroglyphisches Bild bezeichnen sollte: das groſse Jahr, den Zeitcyklus, an dessen Ende der verheissene Schlangentreter kommen sollte, ein Ziel und Mittel der Errettung, ja den Retter selber.

Auch in der Geschichte des leiblichen Lebens, kann das natürliche Gift zum Heilmittel verkehrt, der Zug nach unten in eine Schwinge nach oben, das mit dem Schrecken befreundete hinabwärts gerichtete Ahndungsvermögen der sinnlichen Natur, in einen weissagenden Blick nach aufwärts verwandelt werden. Und von diesem besseren Genius des Menschenlebens noch einige Worte; zuvor aber von dem verborgnen Rächer im natürlichen Menschen, dem Ahndungsvermögen, welches ja wohl der innerste Kern- und Mittelpunkt des Lebens der Seele ist.

Nähere Beleuchtung des Ursprungs der alten Astrologie.

Es hat Alles, sagt jenes alte, weise Buch des Predigers, seine bestimmte Zeit und Stunde. Ja Alles, was nicht aus dem Geist geboren, und durch den Geist frei gemacht ist, steht, wenn auch dem leiblichen Auge nicht immer sichtbar, mit allen seinen Lebensäuſserungen und Schicksalen, von der Geburt an bis zum Tode, in und unter fest und scharf gezogenen, unabänderlich genauen Grenzlinien der Zeit und bestimmten Stunde. Wie der Baum, dessen Keim ein Sturm am öden Felsen ausgestreut, durch *eigne Kraft* seine Stätte nicht verlassen und an einen andern Orte einwurzeln, wie er von seinem Aufkeimen an, bis zu seinem Absterben, über die feste Grenzwand seines Felsenbodens nicht hinausgreifen kann, sondern fest in ihr beschlossen bleibt; so kann Alles das, was blos Leib und Seele, was nur irdisch und sinnlich ist, durch eigne Kraft dem nicht entgehen und immer das nur nehmen, was ihm der Kreis der fest bestimmten Zeiten bringt. Ja die Seele selber sagt zu der Zeit, du bist meine Schwester, und zur Endlichkeit wir sind von gleicher Natur.

Der Geist aber gehört nicht unter die Herrschaft der Zeit; sondern wie der lebendige Menschenleib sich frei und ungehemmt, über den Boden hinbewegt, welchen der Baum nicht zu verlassen vermag, und seine Nahrung nicht aus sondern über dem Boden nimmt; so lebt und wirkt der Geist nach freiem Willen über und auſser und auch in den Schranken der Zeit. Und der, welcher der Geist selber ist *).

---

*) 2 Corinth. 3. 17.

hat sich freiwillig, als die Zeit erfüllet war, am Ende der bestimmten Weltzeiten, den Schranken der Zeit unterworfen, ist herabgekommen in die leibliche Gefangenschaft und äuſserliche Abhängigkeit von den Sternzeiten und Tagen und Stunden, damit Er, derselber ein Freier geblieben mitten in dem Gefängniſs, dem gefesselten Menschengeist seine Freiheit wieder gäbe, und jene Kraft, mitten aus der Zeit hinaus die Luft der Ewigkeit zu athmen, ja bis zu einer gewissen Grenze, der alten Herrscherin selber, in der Macht eines Höheren *) zu gebieten, Gesetze zu geben und Schranken.

Für die niedere Natur, auch des leiblichen, und seelischen Menschen, hat der Hauptinhalt der alten Astrologie eine sehr bestimmte und augenfällige Wahrheit. Ich habe schon früher, und an einem andren Orte behauptet: daſs im Thier- und Pflanzenreich das feste Bestehen und sich immer wieder Erneuern der besondren Geschlechte und Arten der Dinge, daher komme und dadurch begründet werde, daſs jede Art ihre bestimmte Zeit der Erzeugung und des Gebährens, die bestimmte Zeitdauer zwischen einer Zeugung zur andren inne halte. Da wo der Mensch bei Thieren und Pflanzen, durch künstlichen Einfluſs der Nahrung, durch Vertauschung des Climas u. f., die Zeit der Erzeugung abändert, oder wo selbst die natürliche Beschaffenheit der Gattungen und der Aufenthalt in dem beständigen üppigen Sommer der Wendekreise, die Beschränkung der Erzeugung auf fest bestimmte Zeiten mehr oder minder lüftet und aufhebt wie bei den Affen und Papageyen, da

---

*) Daniel 2. v. 21.

entstehen Abarten und Abänderungen, an Farbe, Gestalt und Eigenschaften, in manichfaltigster Zahl. Man darf demnach wohl sagen, daſs jede fest bestimmte und sich gleich bleibende Art, in der Zeit ihres Entstehens, an den Lauf der Gestirne gebunden, ja von ihm abhängig sey.

Und nicht blos in der Zeit des Entstehens, sondern auch in allen den Entwicklungen und Begebenheiten des weiteren Lebens, zeigt sich dieses Festgebundenseyn der Dinge, an den bestimmten Kreislauf der Zeiten und Gestirne. Weis doch selbst, wie der Prophet sagt, ein Storch unter dem Himmel seine Zeit, und die Turteltaube, der Kranich und die Schwalbe, merken ihre Zeit, wann sie wiederkommen sollen. Ist doch selbst, wie die abwechslenden Schichten und Lagen der Gebirge noch jetzt uns zeigen, die Entstehung und das bald mehr bald minder vollkommene Gelingen der Kristallgestalt und Färbung des Steines, abhängig gewesen von dem Einfluſs und Wechsel der Zeiten und es hat jede Blume, wie die tief unter der Erde wohnende Insektenlarve, ihre bestimmte Zeit, wenn sie das Gefängniſs durchbrechen, und hervortreten, soll an das Licht, wo und wenn die angemeſsne Nahrung und andre Lebenbedrüfnisse ihrer warten.

Bekannt sind, auſser den bereits in einem der früheren Abschnitte angeführten, jene Fälle, wo gewiſse krankhafte Erscheinungen im menschlichen Körper, mit der Zeit ihrer Dauer und Wiederkehr, auf eine ganz besonders augenfällige und genaue Weise, an den Kreislauf und die Dauer der Sternzeiten gebunden, mit diesen parallel und gleichlauf. sind. Jene Nervenleiden, z. B. heftige Kopfschmerzen, die mit Sonnenaufgang begannen, und so wie die Sonne hoher stieg, ihrerseits auch immer stiegen, bis sie am Mittag ihre furchtbarste Höhe erreichten, von hier aber abnahmen, und mit Sonnenuntergang vergingen; jene mit dem Monde zu und abnehmenden periodischen Leiden, Stummheiten, Lähmungen u. dergl.; jene Ohnmachten und Schlagflüsse die mit großsen Sonnenfinsternifsen gleichzeitig eintraten, sind bereits an früheren Stellen dieses Buches erwähnt, und aus den Beobachtungen und Schriften der Ärzte z. B. Testa's bekannt genug.

Nicht minder sind es wohl jene, wo das Eintreten krankhafter Zufälle genau mit den Kreislauf des Jahres zusammentraf. So, um nur einige zu erwähnen, kannte Testa selber einen Mann, welcher über 30 Jahre alt war, und von seinem Jünglingsalter an, jedes Jahr am Johannistage einen Anfall von Epilepsie bekommen hatte, und auf ähnliche periodische Weise war auch sein Vater von jener Krankheit ergriffen gewesen. Schlagflüfse pflegen eben so wie epileptische Anfälle, vorzüglich gegen die Zeit der Solstitien und der Tag und Nachtgleichen wieder zu kehren. Verschiedene Gehirnkrankheiten, aber auch sogar Podagra, was überhaupt jenen Zusammenhang mit den Kreislauf der Naturzeiten auf eine merkwürdige Weise im Kleinen wie im Grofsen zeigt, indem nach Sydenham seine ersten Anfälle sich meist um 2 oder 3 nach Mitternacht, mit dem ersten Grau der Frülingsmorgenzeit, einfinden; Hüftweh, Gicht, zeigen sich nach Testa sehr oft an bestimmte Tage des Jahres gebunden, so dafs der Kranke, der am 16ten August die erste heftige Niederlage erlitt, in einem der nächsten Jahre gerade auch wieder am 16ten August eine neue bekommt, und nun die Krankheit sich sich öfter an diesem, für jenen Einzelnen unglücklichen Tage wiederholt.

Auch von Brustentzündungen findet man in den Schriften der Ärzte bemerkt, daſs die sich alljährlich um dieselbe Zeit wieder erneuerten. Auffallend ist eine solche Regelmäſsigkeit des Zeitenlaufes bei jener merkwürdigen Krankheit, welche Pujatto und Odoardi unter dem Nahmen Alpenscorbut (Scorbutus alpinus) beschrieben haben, und welche auch sonst unter dem Nahmen Pellarina bekannt ist. Es kündigt sich *diese Krankheit zuerst in dem Monat März oder April* durch einige rothen Flecken auf dem Rücken und beiden Händen an, welche jedoch in den Monaten August und September wieder verschwinden. Im nächsten und vielleicht auch nach nächstfolgendem Jahre, finden sich dann, regelmäſsig um dieselbe Zeit, dieselben Flecken wieder ein, welche denselben Verlauf halten, zuletzt aber statt ihrer die in hohem Grade gefahrvolle Krankheit selber. Eine ähnliche Gleichzeitigkeit mit dem Frühling und alljährliche Wiederholung, hat man bei den Scropheln, bei Friselartigen Ausschlägen und Blutauswürfen aus der Lunge bemerkt. Eine ganz besondre Aufmerksamkeit erregt jedoch jenes merkwürdige, alljährlich am Geburtstage einzelner Menschen wiederkehrende Fieber, welches deshalb auch den Nahmen des Geburtstagsfiebers erhalten. Es war dieses schon den Alten in einzelnen Fällen bekannt (m. e. Valer. Maxim. L. I. c. 8.) und Schenk hat in seinen medicinischen Beobachtungen noch mehrere jener Fälle zusammen gestellt. Überhaupt ist es bekannt, daſs sehr viele Menschen ganz nahe um die Zeit ihres Geburtstages sterben.

Minder aufmerksam sind bisher jene Fälle beobachtet worden, in denen die Krankheitszustände mit noch längeren Naturperioden, z. B. den Umlaufszeiten des Jupiter oder Saturn gleichzeitig sich wiederholten. Dennoch hat man bemerkt: daſs öfters Menschen, gerade in der Mitte ihrer Lebensdauer eine schwere, lebensgefährliche Krankheit überstanden hatten, welche sich dann, entweder in derselben, oder in einer andern Form, gerade in der doppelten Zeit wiederholte, und dann denn Tod herbeiführte. So erzählt Aubry, in seinem Buch, Les Oracles de Cos ein Beispiel von einer Familie, in welcher die erwachsenen Söhne und Töchter alle in ihrem 45sten Lebensjahre starben. Einer von den Söhnen aber, gewarnt durch das Beispiel seiner Geschwister, führte in dieser für ihn so gefährlichen Lebenszeit, ein ganz besonders vorsichtiges und eingezogenes Leben, und brachte nun sein Alter, nachdem einmal der gefährliche Grenzpunkt überstanden war, gerade auf die doppelte Zahl der Jahre, nämlich auf neunzig. Eben so hat man auch, nach Testa, beobachtet, daſs Menschen, die in dem 35sten bis 40sten Jahre ihres Lebens, eine schwere Krankheitsniederlage erlitten, nachher bis zum doppelt so langem Alter lebten.

Es verhält sich mit dieser Wiederkehr der Gefahr, gerade in der doppelt so langen Zeit, im Groſsen hier eben so, wie im Kleinen in jenen schon von Hippocrates beobachteten Fällen, in denen Fieber, die gegen den 20sten Tag heftigen Frost und Erstarren herbeiführten, am 40sten Tage sich durch eine günstige Crisis entschieden; überhaupt aber 3 tägige Fieber, sich zwar auch schon am 20sten, meist aber am 40sten, oder wo da nicht, am 80sten

Tag entschieden. Eine unvollkommene Crisis am 30sten, hatte eine vollkommene am 60sten, eine unvollkommne am 60sten, eine vollkommne am 120sten Tag zur Folge, und eben so entsprach dem 7ten Tag der 14te, dem 6ten der 13te mit erneuerten, oder vollkommnen kritischen Anfällen. Bei der groſsen Zahl von Menschen, welche in der Nähe des 60sten Lebensjahres sterben, sollte man wohl darauf Acht haben, ob nicht die Zeit der Lebensmitte, welche dann mit einem Umlauf des Saturn von gleichem Umfang war, durch eine besonders schwere, lebensgefährliche Krankheit ausgezeichnet war.

So hat der einzelne Mensch seine besondern Unglückstage und Unglücksperioden, an welchem sich seine Krankheitsanfälle, regelmäſsig, wie die Umlaufzeiten des Planeten den er bewohnt, und der andren Gestirne erneuern. Aber auch in andren Beziehungen, möchte wohl der einzelne Mensch, bei einiger Aufmersamkeit, in seinem Leben gewisse Unglücks- oder Glücks- überhaupt aber mehrere Male in seiner Geschichte durch merkwürdige Veränderungen ausgezeichnete Tage des Jahres leicht unterscheiden können. Ist doch selbst in der Geschichte ganzer Völker ein und der andre Tag als ganz besonders merkwürdig und mehr als einmal im Gefolge groſser, ähnlicher Verhängniſse wiederkehrend, aufgezeichnet worden.

So war, schon nach Josephus Bemerkung, welche Waser, a. a. O. S. 97. durch genaues Nachrechnen vollkommen gerechtfertigt hat, der 10te Tag des Monates Lous, oder der 6te August, in der Geschichte des jüdischen Volkes, als ein besondrer Unglückstag ausgezeichnet, an welchem sich ein gleiches Verhängniſs 2 mal wiederholt hatte. Denn an diesem Tage war im Jahr *3604 der Frankischen Zeitrechnung, der erste, von Salomon erbaute Tempel durch Nebucadnezar, und eben demselben Tage 646 Jahre später, der 2te Tempel durch die Römer verbrannt worden. Eben so war auch, nach der Bemerkung desselben Schriftstellers (m. v. Waser, a. a. O.) der 14te July in der Geschichte jenes Volkes ein ganz besondrer Unglückstag, welcher sich in derselben 4 mal, fast gleich verhängniſsvoll wiederholte.

Denn an diesem Tag hatte Moses, zum Zorn gereitzt durch die Sünden des Volkes, die Tafeln des Gesetzes zerbrochen und an eben diesen Tage war auch, gegen Ende des jüdischen Staates, während der Belagerung Jerusalems durch die Römer, das tägliche Opfer abgethan worden, welches doch; seit des Judas Maccabäus Zeiten, beinahe 234 Jahre lang, auch unter den gröſsten Gefahren und innren Erschüttrungen der Republik, niemals war ausgesetzt worden. Denn es waren keine, oder nicht genug Priester mehr da, um den Dienst bei jenem Opfer zu versehen. Und an eben demselben Tage, — am 14ten des Monats Julius — war Jerusalem 2 mal feindlich erobert: einmal, im Jahr 62 vor Christo, durch Antonius, das andre Mal, im 7ten Jahre vor der Zerstörung Jerusalems, durch Herodes und Sosibius. Und noch jetzt bewahrt nicht blos die Tradition sondern auch der alte Buſsgesang, welchen die Juden an dem groſsen Fasttag im Monat Tammuz singen; das Andenken an jenem in ihrer Geschichte so schwer verhängniſsvollen Tag auf, an welchem Gott die Sünde des Volkes 2 mal auf ganz ähnliche Weise durch Entziehung seiner höch-

sten-

stengnadengaben gestraft, [illegible] dasselbe gewarnt hatte.

Eben so hatte auch nach Plutarch (im Leben des Camillus) der Monat Booedromion den Persern, in Verlauf von etwa anderthalb hundert Jahren 6 mal ein ähnliches Unglück gebracht, nämlich die Niederlagen in den Schlachten bei Marathon, bei Plataea, bei Micale, bei Salamin, bei Naxum und bei Arbela. Für die Preuſsische Monarchie hat man als einen, durch mehrmalige Unglücksfälle bezeichneten Tag, den 14ten October angemerkt und für die Stadt Zürch, soll nach Waser der Aschermittwochs-Tag, auf ähnliche Weise ausgezeichnet seyn.

So knüpfen sich auch diese und viele ähnliche Erfahrungen, aus der Geschichte einzelner Menschen und ganzer Völker, günstig dafür zeugend an jene Vorstellung an, daſs die Schicksale unsers ganzen Geschlechts, in dem Kreislaufe ihrer Aufeinanderfolge, mit dem groſsen Kreislaufe der Natur gleichzeitig und an diesen geknüpft wären; namentlich an jene; auf die Vorstellung von einer 7000 jährigen Weltdauer gegründete Ansicht der alten Etrusker, nach welcher „eine Weltwoche von 8 Welttagen, dem Menschengeschlecht der jetzigen Schöpfung, auf der Erde bestimmt seyn sollte, jeder Welttag (wahrscheinlich einer zu 8 etruskischen Jahrhunderten, oder 880 Jahren gezählt) einem andren Volksstamm, und an jedem der Weissagung Ehre oder Erniedrigung." M. v. Niebuhr a. a. O. S. 91. Und, wie an jenen künstlichen Uhren, an denen sich, wenn die Stunde schlägt, viele Figuren auf einmal in vielfach verschiedene Bewegung setzen; so würde, nach jener alten Vorstellung, das Ende eines Kreislaufes der Zeiten, auch durch mannichfaltige Bewegungen und Ereigniſse, in der Natur und Geschichte der Völker bezeichnet.

Erscheint doch selbst die unbelebte, scheinbar aus jenem allgemeinen Kreislaufe ganz hinaus getretene Natur, in ihren Hauptveränderungen an gewiſse Zeit und Stunde gebunden, und man will nach Testa beobachtet haben, daſs morsche Gebäude meist in der Mittagstunde einstürzten, nicht bloſs, weil sich die meisten Stürme um diese Tageszeit erheben; sondern gerade auch bei ganz heitrem, windstillen Wetter.

Am meisten spricht für das Verbunden seyn, ja für das Einsseyn, der, in den Wesen der niederen, sinnlichen Natur wohnenden und sie belebenden Seelen, mit jener allgemeinen Seele, jenem innren Triebrad, was die Zeiten in Bewegung sezt und den Kreis ihrer Veränderungen leitet: das Vorgefühl des Künftigen, das Ahnden dessen, was in weiter Entfernung, den gröberen Sinnen unbemerkbar, gleichzeitig vorgeht. Denn daſs der Zugvogel, wenn er sich in ein fernes, mildes Land der Wendekreise begeben, in welchem kein heftiger Witterungswechsel ihn zur Heimhehr mahnt und treibt, es dennoch mit unwiderstehlicher Sicherheit fühlt, wenn der Frühling über jene Berge wiederkehrt, auf denen er ausgebrütet worden; daſs er anderwärts, ohne jemals die rechte Zeit zu versäumen, aus seinen heimathlichen Wäldern, in denen nie ein Winter herrscht, über weite Gebirgszüge und Wüsten, hinüber in ein fernes Land zieht, in welchem gerade dann seine Lieblingsfrüchte reifen, ist nicht minder bewundernswerth, als das Vorgefühl des Künftigen. Denn wenn die thierische Seele ein Vorgefühl künftiger Witterungsveränderungen zeigt; wenn sich dieses Vorgefühl auch bei andren, zufälliger scheinenden Naturbegebenheiten äuſsert, z. B. vor dem Einstürzen von Bergen, wie bei Plürs Untergang; vor groſsen Erdbeben, wie vor dem von 1551 in Calabrien, vor groſsen vulcanischen Eruptionen; ja, wie die alte Chronik will, selbst, vor dem Untergang von belagerten Städten, z. B. vor dem Untergang von Aquileja durch Attila; so geht dieses aus demselben Grunde hervor, aus welchem z. B. der Schmerz, in erfrornen und sonst verlezten Gliedern, vor eintretendem Froste und andren groſsen Witterungsveränderungen, oder auch das frühere Erkranken reizbarerer Personen an jenen Epidemien, herkommt, von welchen bald hernach ganze Länder und Völker ergriffen werden. Man darf hier wohl, wie schon an einer früheren Stelle geschehen, das Bild von mehreren, nach einer und derselben Eintheilung der Zeit, und nach derselben innren Einrichtung gebauten Uhren brauchen, wovon einige etwas voreilen, früher an irgend einen Abschnitt der Zeit gelangen als die andren, mithin das vorher anzeigen, was bei den andern noch künftig ist. Aber der rechte, leichteste Aufschluſs über die Ursache jenes Vorauswissens des Künftigen liegt uns noch näher, und ohne jenes Vergleiches zu bedürfen vor Augen.

Wie nämlich nach dem vorhergehenden Abschnitt, das leibliche Leben des Menschen, ein beständiges Hinabfallen von oben nach unten, aus dem Vollkommneren und Unsichtbareren, ins immer Unvollkommnere und Grob-Leibliche, Niedrigere ist, und zwar ein Fallen, dessen Geschwindigkeit in seinem weiteren Verlaufe, nach einem allgemeinen Naturgesetz sich beschleunigt, so läſst sich überhaupt das Leben aller leiblichen Wesen und das allgemeine Leben der ganzen Natur, mit einem solchen Herabsinken, nach einem allgemeinen festbestimmten Gesetz des Falles, vergleichen. Eben so nothwendig und bestimmt abgemessen, als bei dem fallenden Körper, wenn er in der ersten Secunde 15 Fuſs durchlief, der in der zweiten Secunde durchlaufene Raum 45, in der dritten 75 Fuſs beträgt, mithin in zweien überhaupt 60, in dreien 90, weil sich die durchlaufenen Räume verhalten, wie die Quadrate der zum Herabfallen gebrauchten Zeiten; so nothwendig und in derselben fest abgemessenen Steigerung, folgt auch ein Lebensmoment, eine Stufe der Entwicklungsgeschichte, bei dem Einzelnen wie beim Ganzen, aus der andren, eben vorhergegangenen.

Auch das, was uns als Hemmung, als Hinderniſs, als Ablenken des einzelnen herabfallenden Körpers von seiner eigentlich erstrebten Richtung, durch andre einzelne Körper erscheint, geht ganz aus jenem allgemeinen Gesetz der Sewere hervor, welches sein Hinabfallen in beschleunigter Geschwindigkeit erzeuget. Denn jenes gröſsere Ganze, zu dessen Vereinigung der fallende Körper hinabeilt, bestehet aus der Gemeinschaft und Verbindung aller Einzelnen, von denen eins das andre nach dem allgemeinen, dem Einzelnen wie dem Ganzen lebendig einwohnenden Gesetz der Schwere anzieht und an sich fest hält.

Bei den Bewegungen der Weltkörper um den gemeinschaftlichen höhern Mittelpunkt, kommen zwar auch Störungen des einen durch die Anziehung des andren vor, Ablenkungen und scheinbare Hemmungen, Verspätungen oder Beschleunigungen im natürlichen Umlaufe: jedoch lauter solche Störungen, welche aus den eigenthümlichen Verhältnissen der Gröſse, der Masse, der Entfernung des gestörten und störenden Körpers so nothwendig hervorgehen, daſs sich ihre Grenze und ihr Betrag für sich allein aufs Genaueste, und für ganze künftige Jahrhunderte hinaus vorher berechnen läſst; Störungen welche sich alle wieder in die vollkommenste Harmonie auflösen. So ist auch der Gang der Entwicklung jedes einzelnen Lebens nach einem eben so genauen, nothwendigen Gesetz, mit allen seinen scheinbaren Abänderungen und Störungen von auſsen, abgewogen und vorher bestimmt.

Jedoch muſs man hierbei nie vergessen, daſs über jenem dem allgemeinen Gesetz des Falles unterworfenen Leben des Leibes und der ihn belebenden Seele, ein Leben des Geistes ist, an sich selber frei von jenem Gesetz einer niedren Ordnung, gehorchend, im freien Auffluge, einer höheren Notwendigkeit. Man muſs nicht vergessen: daſs über jener leiblichen Natur ein höherer Wille ist, welcher den Sonnenzeiger an der Uhr des Achas zurückgehen machen und der Sonne Stillstand gebieten konnte übern den Feldern zu Ajalon; ein Wille in welchem auch das Leben des Sperlings auf dem Dache, ja des einzelnen Haares auf dem Haupt beschlossen ist. Kann doch der schwache Mensch durch willkührliches Eingreifen den Stein in seinem Laufe ergreifen und verändern, und jene Somnambülen, welche ein Unglück das ihnen nach dem natürlichen Gesetz des Lebens bevorstund, vorauserkannten, bedienten sich eines fremden, freien, mit Gewalt in die vorgesehene Zukunft eingreifenden, ihren Gang hemmenden und verändernden Willens, und vermieden so das was ihnen drohete.

Es fragt sich nun: welches werden die Grenzen, und welches werden zunächst die Gegenstände seyn, worauf jene der Seele tief einwohnenden Voraussicht des Künftigen, angewiesen ist? Das was wir Seele nennen wohl unterschieden von dem Geiste, ist nichts anders als jener lebendige Zug einer allgemeinen Schwere, welcher, so lange er von keiner höheren Kraft gehoben wird, seiner Natur nach von oben nach unten, und zwar mit beschleunigter Geschwindigkeit gehet. Könnte nun jene Naturkraft, welche den bewegten Stein, nach einem sicheren, fest bestimmten Gesetz, von oben nach unten treibt, sich selber anschauen, so würde sie sich ihrer selbsten als jene Schwere bewuſst werden, welche genau im quadratischen Verhältniſs, des Raumes wie der Zeit zunimmt. Sie würde sich ihrer selbst bewuſst werden, als ein unter diesem bestimmten Gesetz stehendes Anziehen und Angezogen werden, von andren mit ihr zugleich hinabfallenden, benachbarten Körpern und von jenem alle die Einzelnen erfassendem Ganzen, zu dessen Vereinigung sie allesammt hinabgezogen werden. Sie würde sich ihrer selbst als jene Nothwendigkeit bewuſst werden, nach welcher ihre Wirksamkeit im nächstfolgenden Moment der Annäherung, an das Anziehende und Angezogen werdende, im Vergleich mit dem jetzigen von 1 auf 4, dann von 4 auf 9, 16, 25 u. s. w. gesteigert werden muſs. Ein solches sich selber Anschauen der unter so bestimmten Naturgesetz stehenden, ja mit diesem Gesetz selber eins seyenden Kraft, wäre also zugleich ein Erkennen des nächstfolgenden Momentes aus dem jetzigen, ein Vorauswissen und Vorausfühlen der Zukunft, bis zu dem Moment, wo der fallende Körper den Endzweck seiner Bewegung, das ihm angemessene Gleichgewicht mit der ihn anziehenden Masse gefunden hat.

Da wo die Seele nicht, ganz verschlungen und versenkt, in den Wahn und Willen einer andren Kraft von höherer Art, als sie selber ist, sich nur in dieser fühlen und bewufst seyn kann, wie dies im gewöhnlichen, wachen Zustand des Menschenlebens der Fall ist; hat sie ein eben so bestimmtes und deutliches Gefühl ihrer selbsten, eine eben solche Anschauung ihrer eignen Gestalt und Natur, als der Leib. Dieses Selbstgefühl, diese Anschauung ihrer Selbst, als jenes Gesetzes, nach welchem das Leben mit einer quadratischen Beschleunigung seines innren Impulses von oben nach unten fällt, ist eins mit dem Vorgefühl des künftigen, eins mit dem was wir am Menschen Ahndungs- (nicht Ahnungs-) vermögen nennen.

Ahndungsvermögen, *von ahnden: strafen*, *rächen*. Denn jener Richter und Rächer, der dem natürlichen Menschen voraussagt, was die Folge seines Handelns, irgend einer Übertrettung des unverbrüchlichen Gesetzes der Natur seyn werde, der das Geschehene und Begangene ahndet; ist seiner Natur nach nahe verwandt und selbst eins, mit dem erwachten Selbstgefül und Selbstbeschauen der Seele. Denn wenn das Leben, das der natürliche Mensch lebt sich seiner selbsten bewufst wird; so erkennt es sich als ein Hinabsinken von dem Freieren und Höheren, zum Gröbern und Unvollkommnern, als eine Richtung, von oben nach unten, deren Ende der Tod seyn wird. Daher ist auch, um dies nur beiläufig zu bemerken, die Thätigkeit des Ahndungsvermögens im Menschen, meistens mit Beziehungen auf Gedanken des Schreckens und

und des Todes tingirt und nach dieser Region scheint in den meisten Fällen seine angemessenste und natürlichste Richtung hin zu gehen.

Das Ahndungsvermögen, weit verschieden von ungleich höherer Gabe des Geistes: zu weissagen, welche dieser nur aus der ihm verwandten Region empfängt, gehet demnach im natürlichen Menschen, zunächst nur auf das, was auf den natürlichen Gang der Entwicklung und Entfaltung des Lebens, von der Geburt bis zum Tode, Beziehung hat. Die sich selbst gewahr werdende Seele, erkennt sich in der natürlichen Richtung und gesetzmäſsen Bewegung ihres Lebens-Impulses, und in ihrem Verhältniſs zu andren, auf sichtbare oder verborgne Weise mit ihr in Rapport stehenden, gleich ihr und mit ihr in der naturgemäſsen Bewegung des Lebens begriffnen Wesen, welche, nach jenem allgemeinen Gesetz, scheinbar hemmend, ablenkend oder beschleunigend auf die in ihr wohnende Richtung des Lebens wirken. Mit dem Ahndungsvermögen ist demnach jener Blick in die Ferne verbunden, welcher z. B. bei Somnambulen zu gleicher Zeit mit dem Vorgefühl des Künftigen zu erwachen und sich zu entwicklen pflegt.

Im Somnambulismus, so wie in allen mit ihm nahe verwandten Zuständen, hat die Seele immer zunächst nur ein Vorausgefühl dessen, was auf die Geschichte ihres leiblichen Lebens, auf den Gang ihrer Krankheit, ihre Crisen, Heilung u. s. f. Beziehung hat. Nach dem allgemeinen Gesetz der Anziehung, welches sich, nur in einer andren, höheren Form, auch hier auf dieser Stufe wiederfindet, kann sie indeſs leicht mit andren ihr verwandten Wesen so in

Beziehung gesetzt werden, daſs sie sich der natürlichen Richtung und des Grades der Beschleunigung (Geschwindigkeit des Falles) so wie aller der hemmenden, ablenkenden, beschleunigenden Nachbar Verhältniſse, in diesen fremden Lebenskreisen bewuſst wird. Ja sie sieht sich, und den natürlichen Gang ihres Lebens, in Einheit und Wechselwirkung mit dem gröſseren Ganzen: dem Volk, dem Zeitalter, zu welchem sie gehört, und umfaſst mit ihrem Ahndungsvermögen auch hier die Voraussicht des Künftigen.

Es giebt nun aber auch auſser dieser Region noch eine andre höhere, in welche Fleich und Blut, in welche das Ahndungsvermögen der Seele, von Natur, ohne daſs ihnen ein Licht, eine Offenbarung aus der höheren Region zu Hülfe kommt, keinen Blick haben.

Zwar auch hier giebt es scheinbare Mittelglieder. Sobald jenes Heilmittel des nach Heilung lechzenden Kranken was an sich aus einer höheren, dem Ahndungsvermögen nicht mehr zugänglichen Region zu Hause ist, sich unter die Gestalt, unter das allgemeine Gesetz der Schwere begiebt, und in solcher Form, leidend und wirkend, in den Kreis der allgemeinen Wechselwirkung der gemeinschaftlich im Herabfallen begriffnen Wesen hineingezogen wird, steht es auch innerhalb der Grenzen des Ahndungsvermögen der Seele: und es sind jene Fälle bekannt genug, wo Menschen von erwecktem Ahndungsvermögen, ziemlich lange vorher die Gestalt eines andren, *geistig* erweckten Menschen vor sich sahen und zwar mit inniger Theilnahme, aus dessen Bekanntschaft und durch dessen gesegnete Einwirkung ihnen zunächst ein höheres, geistiges Heil und in seinem Gefolge freilich öfter auch leibliche Heilung kommen sollte. Es ist indeſs in solchen Fällen schwer zu unterschei- was hierbei aus dem natürlichen, oder aus dem Licht von oben gekommen.

Das Alterthum hatte auf beiden Wegen Kunde von der Zeit des verheiſsenen Heiles. Schon öfter ist jene allgemeine, sichre Erwartung, welche sich um die Zeit der Geburt Christi unter allen Völkern bewegte, mit der Vorahndung verglichen worden, welche die Europäer bei der ersten Besitznahme von Amerika bei allen Völkern zu denen sie kamen fanden: von Söhnen der Sonne (fern von Osten herkommenden Menschen) welche eine neue Religion mit sich bringen, die alte heidnische verdrängen würden; wie denn auch ganz neuerdings die Kaffern, als die ersten Prediger des Christenglaubens zu ihnen kamen, sich auf alte Weissagungen beriefen, welche jezt in Erfüllung gingen *). Allein diese Vorahndungen, zu denen sich auch jene der Abyssinier rechnen läſst, von welcher die Reiseberichte der ersten groſsen Gesandtschaft der Portugiesen erzählen, sind von einseitigerer Natur und es bleibt sehr ungewiſs, ob sie noch von den letzten Lichtstrahlen einer alten Offenbarung herrühren, die sich auch unter diesen Heiden, eine ganze mehrere tausendjährige Nacht hindurch erhalten. Vielmehr scheinen sie, obgleich unter andrem Clavigero Züge aufgezeichnet hat, welche gar sehr das Daseyn von Mittelgliedern der oben erwähnten Art bewiesen, groſsentheils aus

---

*) v. das Magazin für die neueste Geschichte der evangel. Missions- und Bibelgesellschaft auf 1828.

aus der nämlichen (zweideutigen) Quelle herzukommen, aus welcher jene Vorahndung einer Indianerin, von dem Einstürzen einer christliche Kirche oder die Voraussicht jener Madagassen von der nahen Ankunft europäischer Schiffe gekommen ist. Sie erinnern vielfältig an jene Klagen über den baldigen Untergang des Heidenthums, das Unterliegen der alten Götter unter einer höheren geistigen Macht, welche wie z. B. in der Geschichte des Aufhörens der alten Orakel, in den letzten Pythischen Ahndungen der alten Zeit und selbst in unserer altnordischen Edda finden. Sie erinnern an jene gar oft, in alter wie in neuer Zeit unter den Völkern, vor groſsen äuſseren Umwälzungen und politischen Veränderungen, laut gewordnen, häufig sehr deutlichen Voraussichten und Vorherverkündigungen, welche offenbar aus jenem obenerwähnten Selbstanschauen und Selbstgefühl der Seele herrühren.

Denn in der äuſsern Geschichte jedes einzelnen Volkes, von dem Beginn deſselben bis zu seinem endlich natürlichen erfolgenden politischen Untergang, wiederholt sich dasselbe, was wir im vorhergehenden Abschnitt in der Entwicklungsgeschichte des menschlichen Leibes nachwiesen, ein allmähliges Herabsinken von dem Höheren zum Niederen, von kindlicher Gottesfurcht und Aufblicken nach dem Geistigen, zu den immer gröberen und gröbsten Äuſserungen roher zerstörender Selbst- und Herrschsucht, Hochmuth und Übermuth, welche immer vor dem Fall vorhergehen. Und mit diesen innren Bewegungen des niedrigsten Systemes, sind den auch die äuſseren der gottlosesten Unehrbarkeit und Schande aller Art verbunden.

Spiegelt sich doch, dieser natürliche Verlauf alles leiblichen Lebens, selbst in der Geschichte der Kunst und Wissenschaft ab. Diese haben, wie auch ich auf meine Weise an einem andren Orte (in meinen Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft, 2te Auflage) ausführlicher zu beweisen gesucht habe, allenthalben von dem Höchsten begonnen und sind auf das unvollkommene und Geringere herunter gesunken: vom Dienst der Götter auf den Dienst sinnlicher Lust und eitler Selbstgefälligkeit. Ist es doch, wenn man in jeder einzelnen Kunst und Wissenschaft, eine ältere Periode mit den späteren vergleicht, gerade so als wenn man eine Stadt, die noch in der alten guten Zeit begründet und groſs geworden, mit einer in unseren Tagen erbauten vergleicht. An jener sieht man schon aus der Ferne, vor allem andren die Tempel Gottes und ihre hohen Thürme, und die ganze übrige Stadt scheint nur diesen zugeordnet, nur um dieser willen da; wie denn überhaupt unsre meisten Städte so wie ganze Völker sich um einen solchen Kern — eine alte Kirche, eine gemeinschaftliche, an feste Orte gebundene Gottesverehrung erst allmälig angebaut haben. Dagegen an Städten aus den letzten Tagen, erblickt man zuerst die Palläste und Schaubühnen menschlicher Eitelkeit, neben denen sich die äuſseren Zeugniſse der Gottesverehrung; ganz oder fast verlieren.

Unter den bildenden Künsten haben sich die schwersten und höchsten: Baukunst und Bildhauerei zuerst entwickelt und schon im frühesten Alterthum zu einer Höhe erhoben, welche sie, wenigsten in dieser Allgemeinheit und Umfange, nie wieder erreichen werden. Mahlerei und Musik, sind, in ihrer früheſten und besten Zeit, im Dienst der Gottesverehrung gewesen und können sich in unserer Zeit aus dem Staube den sie meist zu küssen pflegen, nur in einzelnen, edleren Naturen zu der früheren Emporgehobenheit aufraffen. Auch unter den Wissenschaften haben sich die höchsten und schwersten, z. B. Astronomie, Theosophie, Philosophie, in frühester Zeit und am geräuschlosesten entwickelt, während das was die spätere Zeit von da an wo sie den Aufblick nach oben verloren, in dieser Region geschaffen, weil bei ihrem Thun die innren Kräfte des niedrigsten Systemes: Eitelkeit, geistige Gefallsucht und Herrschsucht, mächtig mitwirkten, zwar augenfälliger, lauter und scheinbar um sich greifender war, dem Wesen aber nicht an jene Werke der älteren Zeit hinanreichte.

Obgleich der gewöhnliche Verlauf des leiblichen Lebens, sich schon im Kleinsten an Millionen einzelner Menschen, und, in etwas gröſseren Maasstabe, schon an mehreren einzelnen Völkern und Monarchieen abgespiegelt und wiederholt hatte; so konnte doch die ganze Geschichte auſser jener der Sündfluth kein Beispiel nachweisen, in welchem mit solcher Allgemeinheit und in solchem Umfange, eine ganze damals lebende Welt der zerstörenden Oberherrschaft des niedrigsten Systemes, dem Ende der für die alte Welt bestimmten Äonen und mit ihm einer allgemeinen Auflösung aller Gestalten der äuſsern Verfassungen und Götzendienste, entgegengereift wäre, als die Zeit von Christi Geburt.

Fast genau nach dem Gesetz der Beschleunigung beim Falle der Körper, hatte die älteste Zeit, wie sich dies unter andren in der Dauer der einzelnen

Weltmonarchieen zu erkennen giebt, nicht blos in der Lebensdauer der einzelnen Menschen, sondern in der Dauer der einzelnen Entwicklungsstufen der Völker, die längsten Perioden gehalten, welche sich weiter abwärts, in schnell zunehmendem Verhältniſs verkürtzten. Nach dem eben Erwähnten, war die älteste Zeit, welche deshalb eine bedeutungsvolle Stelle der heiligen Schrift mit einem güldenen Haupte vergleicht, auf welches die Brust von Silber u. s. f. folgte, am vorherrschendsten mit den Kräften der Erkenntniſs thätig gewesen, und die Schätze der alten Weisheit und Kunst, mit welchen sich die Völker der späteren Zeit bereicherten, waren ihnen groſsentheils nur als ein Erbtheil jener frühesten Vorwelt geworden. Hierauf folgten jene ältesten, kühnsten Bewegungen gegen einander, wodurch sich, gleich jenen lange daurenden Pyramiden, groſse Reiche und Ansiedelungen nach allen Richtungen bildeten und der herrschende Sinn dieser Periode entsprach der Thätigkeit der zweiten; die dann immer mehr überhand nehmende Betriebsamkeit der groſsen Handelsstaaten, der Thätigkeit des dritten Systemes; während wohl bis dahin noch nie in dem Maaſse eine ganze Welt von der hochmüthigen Tirannei eines einzigen Volkes und eines einzigen Tiberius oder Nero, auf so schauderhafte Weise gequält worden war, als die unter die letzte Periode, zur Zeit von Christi Geburt gehörende. Der herrschende Sinn dieser letzten Periode, grenzenlose Herrschsucht, Stolz, Grausamkeit, erinnerte am vorwaltendsten an die Thätigkeit des vierten und untersten Systemes des Leibes.

Und so lieſse sich wohl noch auf vielfältige Weise in der Geschichte der einzelnen Völker und

Weltzeiten, der natürliche Entwicklungsgang des einzelnen Lebens nachweisen. Dort wie hier, bestehet dieser in einem beständigen Hinabfallen von oben herab nach unten, einem allgemeinen, höheren Gesetz der Schwere gemäfs, und das Vorahndungsvermögen, das die grofsen Veränderungen und Umwälzungen in der Geschichte ganzer Völker voraus empfindet, gründet sich dann auf dasselbe Gesetz, woraus das Vorgefühl der noch künftigen Ereignisse eines einzelnen Lebens gegründet ist.

Auf der einen Seite konnte also allerdings die allgemeine Erwartung einer neuen Umgestaltung der Dinge, beim Ablauf der alten Weltzeiten, um die Zeit von Christi Geburt, aus jener natürlichen und untergeordneten Quelle gekommen seyn, und war dies auch wirklich. Gleich jenem Manne, welcher einige Zeit vor der Zerstörung Jerusalems, in ihren Gafsen und auf den Mauern, Wehe rief über die Stadt und zulezt auch über sich, erkennt das Ahndungsvermögen der Menschenseele, wie schon sein Nahme sagt, zunächt und am meisten das Hinabeilen alles natürlichen Lebens zum Untergang und Tode, und stehet mit dem Wehe und Schrecken selbst im Bunde. Aber, obgleich es auf diese Weise das Sehnen und Suchen nach Hülfe, seines Ortes aufregen und vorbereiten kann; so ist dennoch, um das künftige Heil in seiner armen Gestalt zu erkennen, ein Licht von oben nöthig (Matth. 16. v. 17).

Und auch dieses hat dem nach Rettung fragenden befseren Alterthume nicht gefehlt. Jenes älteste Wort der Offenbarung Gottes an den Menschen: und er wird der Schlange den Kopf zertreten und sie wird ihn in die Ferse stechen, war als ein heiliges Vermächtniſs der frühesten Vorwelt, zu allen Völkern übergegangen, und hallet aus allen alten Tempeln, aus allen alten Geheimlehren wieder. Und zwar hatte das Alterthum jene alte Weissagung gar wohl in ihrem tiefsten Sinne und ganzem Zusammenhange verstanden. Dies beweiset unter andrem eine Stelle jenes alten hieroglyphischen Buches, dessen glänzende Schrift-Züge und Bilder keine irdische Gewalt verändern oder zerstören konnte, ich meyne der gestirnte Himmel, mit den Bildern, welche das Alterthum in ihn hineintrug.

Hoch am Himmel steht um die Zeit des ältesten Jahresanfanges im Herbste, ein schönes Dreieck von Sternen, denen die Alten schon frühe Bilder zuordneten, an welche sich, eben so wie an das geheiligte Bild des Dreiecks bei andren Völkern, z. B. den Indern, auf eine sehr augenfällge Weise, die uralte Idee der Dreieinigkeitslehre anknüpfte. In dem einen von jenen drei Sternen, welcher die Spitze des groſsen Dreieckes bildet, sahe die alte Welt einen Adler: das Bild des höchsten der Götter, „des Weltkönigs in der Mitte der Welten, der seines Gleichen nicht kennt, der über alles erhaben und einzig, allein ist im Gebiet des Vorhandnen“ m. v. Hug Untersuchungen u. f.

Dem 2ten Sterne des groſsen Dreiecks, ordneten die Alten das Bild jener Leier zu, durch deren schöpferischen Klang das Weltgebäude sich zum schönen harmonischen Ganzen zusammenfügte und als solches erhält. Diese harmonischordnende und regende Kraft, erscheinet als Eins mit jenem Phtha der alten ägyptischen Dreieinigkeitslehre, der kunstreich wirkenden, bildenden Schöpferkraft.

End-

Endlich so war der dritte grofse Stern des Dreiecks unter dem Bild eines Vogels dargestellt, woraus die spätere Deutung einen Schwan machte, und welcher in diesem Zusammenhange, den übrigen hieroglyphischen Vorstellungen des Alterthums gemäfs, nichts anders als jenen belebenden Hauch, jenen Geist bezeichnen sollte, dessen anderweitiges Sinnbild in der Natur der lebendig bewegte Othem der Natur: die Luft war. Und so wie, gleichsam als eine weitere Auseinandersetzung der Bedeutung des Bildes, neben dem (sogenannten) Schwan das Bild des Rosses, die Bewegung in der Natur bezeichnend gefunden wird; so steht neben der Leier jene Hieroglyphe des Gebets oder des lebendigen (schaffenden) Wortes, das Bild des Knieenden, welches später, hierdurch immer noch dasselbe abbildend, als der Schlangenüberwinder Herkules, mit der erlegten Schlange in der Hand, die Fersen in der Nähe des züngelnden Drachenhauptes erhoben, vorgestellt wurde. Scheint doch selbst das unter dem Bild des Hercules dargestellte jenes des Schlangenhalters, abgesehen von manchen spätern Deutungen, abermals eine weitere hieroglyphische Andeutung der Geschichte jenes Siegers geben zu sollen, auf dessen Zukunft schon die früheste Vorwelt sehnend gehofft hatte.

Und so war jenes theure Vermächtnifs der ältesten Väter, von welchem wir, wie unter andrem Stolberg im ersten Bande seiner Geschichte der Religion Jesu durch viele zusammengestellte Züge aus den Religionslehren der Völker gezeigt hat, bei allen älteren und neuern Nationen unverkennbare Spuren finden, selbst durch die Vorstellung des Alterthums, in das Buch des Himmels eingetragen, welches auf diese Weise auch von Dem zeugte, durch den Alles gemacht ist und auf welchen Alles, Alles, in der Natur und in der Geschichte des Menschen, als auf seinen Schlüssel und lebendigen Mittelpunkt, hindeutet. Und ja wohl war die Verheiſsung der Zukunft des Schlangentreters, ein theures Vermächtniſs. Wenn der geliebte Leichnam, der noch gestern die ihm geschenkte Liebe verstund und erwiederte, heute kalt und stumm und tod, wenn das Ahndungsvermögen im Menschen, jener innre Richter, mit allen seinen Schrecken, wenn die gesammte Welt der Erscheinung mit allen ihrer Lust und ihrem Schmerz das groſse, ernste Wort bezeugten, daſs das ganze sinnliche Leben, von dem ersten Tage Beginnens an, ein Hinabstürzen nach der endlichen Auflösung, ein „Sterben des Todes“ sey (nach 1 Mos. 2. v. 17) und daſs unter allem ungewiſsen Loos des Erdenlebens dem Menschen nur das eine gewiſs sey, daſs er hingehet an einen Ort, aus welchem durch natürliche Kraft keine Errettung mehr seyn wird; so verweilte ja wohl das erschrockene Auge gerne bei dem Bilde jenes Verheiſsenen, der die Thore des Todes sprengen und die Seele herausführen sollte aus dem Gefängniſse der dunklen, grauenvollen Aeonen, aus der langen Nacht des Grabes.

Und in dieser Eigenschaft: als ein Erretter der Seelen aus dem Gefängniſs des Todes, als ein Führer der Seelen, ein Befreier aus der Unterwelt, war der verheiſsene Schlangentreter dem gesammten Alterthum am bekantesten und heiligsten. Salivahanan *) und

---

*) Wilford. a. a. O.

Hercules, Chrischna und Hermes, waren und sind in der indischen Mythologie noch jezt, Führer und Erretter der abgeschiedenen Seelen aus dem Reich und der Gewalt des Todes. Auf ihn also, den langverheiſsenen, sahen die ergrauten Häupter, je näher ihnen nun das gewiſseste Loos des Lebens trat, desto sehnender auf ihn und seine errettende Zukunft, deutete zuversichtlich der gesammte Inhalt aller alten Geheimlehren hin.

Wir haben es uns bereits im 9ten Abschnitt dieses Bandes zu beweisen gesucht, daſs der Ursprung und die tiefste Wurzel aller jener chronologischen Systeme, welche von der Zeit der künftigen Erscheinung des verheiſsenen Schlangentreters im Fleische zeugten, unverkennbar deutlich in dem von Gott selber dem Moses offenbarten Sytsem der Jobelcyklenrechnung und Erlaſsjahre lag. Ohnfehlbar war jedoch diese Zeitenanordnung, wie so Vieles, was nachmals dem Moses durch eine neue Offenbarung Gottes anvertraut worden, schon den ältesten Vätern, selbst jenen von der Sündfluth offenbart gewesen, und von ihnen hatte sie sich als heiliges Kleinod, auf alle Völker fortgeerbt, sie alle wuſsten: daſs zur vorherbestimmten Zeit kommen würde der da kommen soll, Er der Ersehnte, der Anfang und das Ende aller Creatur Gottes.

Wenn daher in den ältesten Zeiten Chinas der Kaiser selber, nach einer sinnvollen Anordnung in der Zeit jedes Neumondes die Sternwarte bestieg, und unter heiligen Gebräuchen die Vollendung des kleinern Zeitlaufes feierte, in dessen Verhältniſsen sich das groſse Jahr Gottes, der groſse heilige Zeitenkreis, auf dessen Ablauf die Völker harreten, abspiegelte.

wenn unter ernsten und bedeutungsvollen Cärimonien, der ägyptische Priester den Verlauf und das Beginn der Horen und Jahre, der Hetrusker die des Jahrhunderts feierte; wenn auf göttlichen Befehl bei jedem Neumond das Festopfer, in jedem Jahr das Osterlamm an das erinnern muſsten, was einst im gröſsern Umlauf der Zeiten in Erfüllung gehen sollte: so lag hier überall und allseitig nur ein und derselbe Sinn, ein und dieselbe Absicht zu Grunde. Ja, Alles jenes ernste und sehnliche Hinausschauen des alten Heidenthums nach dem Verlauf der Zeiten, fragte nur immer die eine Frage: „Hüter ist die Nacht bald hin?“ und feierte vorbildlich Das, was in seiner endlichen Erfüllung den groſsen Rathschluſs Gottes über seine Menschen, für Zeit und Ewigkeit vollenden wird.

Bedeutungsvoll war es auch, daſs die Voraussicht auf die Erfüllung der alten Verheiſsung von dem Schlangentreter, an die Harmonie der Bewegung der Welten, an den so kunstreich angemessnen Lauf der Zeiten geknüpft war. Es erinnert dieses gar sehr an jene Erzählung in der heiligen Schrift (2 B. d. Könige 2. v. 15) nach welcher der Prophet Gottes sich einen Spielmann bringen läſst. Und da der Spielmann auf der Saiten spielte, kam die Hand des Herrn auf ihn. — Singet doch alle diese Harmonie der Welten, nichts andres als ein groſses, ewiges Loblied Gottes. Und wenn die alten Väter mit geöfneten Augen diese Harmonie betrachteten, kam der Geist Gottes auf sie, und sie weiſsagten von Dem, von dessen Zeugniſs die Erde voll ist, und der Himmel. Der Geist Gottes aber war es, und nicht Fleisch und Blut, welcher ihnen, bei und zu jenem Gesang der

Sphären, das groſse Wort ins Herz sprach und in den Mund legte daſs der Erretter vom Tode, kommen würde nach Vollendung der Welten, unterworfen der Zeit, angethan mit unserm Fleische, Er, Derselbe, welcher einst herrlich wiederkommen wird, mit viel tausend Heiligen, Gericht zu halten über Alle. (Ep. Judä v. 14.) Oder vielmehr umgekehrt; der Geist Gottes kam über jene alten, heiligen Seher und ihre Sinnen wurden ihnen geöffnet, daſs sie erkannten die ewige Harmonie der Zeiten und das worauf diese wie die ganze äuſsere Natur hindeutet, nämlich daſselbe, nur undeutlicher und bildlich, was zu gleicher Zeit deutlich und unverhüllt, der Geist der Weissagung ihnen bezeugte.

So hatte denn die alte Astrologie eine sehr frühe, in ihrer ersten Begründung wohl in die Zeit vor der groſsen Fluth hinaufreichende Veranlassung gehabt, welche freilich an dem nachmaligen Misbrauch jener Wissenschaft, zunächst keine Schuld hatte. Wie das Schicksal, wie die Errettung des ganzen Geschlechts, an die Vollendung bestimmter Weltzeiten nach einer gewissen, fest vorherbestimmten Harmonie geknüpft war; so sollte auch das Loos des einzelnen Sterblichen, harmonisch an den Lauf der Zeiten geknüpft seyn.

Und der blos sinnliche Mensch, der Mensch des Todes, steht in seinem Hinabeilen von der Geburt zum Tode, unter gewissen unverbrüchlich festen Banden und Gefängniſs der Naturzeiten. Die Kinder aber des Hauses sind frei von diesen Banden, und der entfeſselte Geist schwebt ungebunden über dem Gefängniſs der Zeiten, frei gemacht durch Den, welcher zu uns herabkam in das alte Haus der Zeit und des Todes, um uns mächtig aus ihm zu erretten. Für uns steht, aus dem ganzen Gebäude der alten Astrologie, nur noch die eine, wahre, feste Grundsäule, bedeutungsvoll da, was der Menschensinn in seinem natürlichen Bemühen daran angebaut hatte, ist in jenen Staub zusammengesunken, aus dem es gebildet war.

13. *Des natürlichen Umlaufes des Lebens, Anfangs- und Endpunkt.*

Der Mensch besteht nicht allein, wie das Thier aus jener der Zeit unterworfnen und der Natur der Zeit nahe verwandten Seele und ihrem Leibe; sondern seine Seele wird während des Lebens bestrahlt von dem Lichte eines mit ihr durch einen wundervollen Wahn vereinten Wesens — des Geistes. Der Geist, seiner Natur nach überall und nirgends im Raum und in der Zeit begriffen, ist, und ist nicht im Leibe, dessen Region ihn an sich nicht zu berühren vermag, und sein Verhältniſs zum Leibe, sein scheinbares Einsseyn mit demselben, während des Lebens, erinnert gar sehr an jene merkwürdigen krankhaften Fälle, in denen sich Menschen, von sonderbarem Wahn ergriffen, für eine ganz andre Person hielten als sie wirklich waren, in der Natur und ganzen Weise dieser Person dachten, sprachen, handelten. Oftmals und zwar immer, wenn er einen vollkommneren Grad erreichte, geht bekanntlich dieser Wahn, besonders in Zuständen, welche jenen des Somnambulismus nahe verwandt sind, bis dahin, daſs der von ihm ergriffene Mensch sich ganz in eine andre, von ihm geschiedene Individualität hineinwähnt, daſs er die Schmerzen jener fremden Person selber zu fühlen glaubt, und, für seine eignen hält, daſs er mit der fremden Zunge schmeckt, mit dem fremden Ohre hört, ja mit den mehr oder minder reichen und entwickelten Kräften der fremden Seele denkt und weiſs.

Und hier giebt sich das eigentliche Verhältniſs des Geistes, zum beseelten Leibe, wie in einem Spiegel kund. Es entsteht jenes Hineinwähnen des Geistes, in einen fremden Leib, vorzüglich dann, wann ein andrer Geist und Wille, z. B. jener des Magnetiseurs, sich in den kranken Körper und seine Leiden, mehr oder minder wohlwollend, hineingedacht, hingefühlt, hineingewollt, sich durch Berührung desselben, dieses fremden Körpers gleichsam bemächtigt hat. Dann ist, der in gewiſsem Maaſse seines Leibes erledigte, von ihm und von der Wahneinheit mit ihm freigewordne Geist, fähig geworden, theils, der alten, tief eingewurzelten Neigung folgend, sich wieder in den fremden, kräftigeren, beseelten Leib hineinzuwähnen, oder, mit jener Freiheit und Klarheit, mit welcher der Sinn etwas auſser und vor ihm liegendes betrachtet, seinen eignen beseelten Leib zu durchschauen.

Auch dieser — der beseelte Leib — der in jenen Zuständen minder nothwendig verschlungen, minder fortgerissen ist von dem Wahn seines Geistes, welcher ihn während des gewöhnlichen Laufs des Lebens mit fremdem Lichte bestrahlt, seinen Bedürfnissen wie seinem Wirken, seiner Lust wie seinem Schmerz, einen fremden Sinn und Deutung unterlegt, ihn aufs mannichfaltigste in seiner natürlichen Richtung stört und hemmt und verändert; sonnt sich dann, mit hoher Lust, in dem Lichte des ihm angemessenen, natürlichen Elementes. Froh und beseeligt, taucht er sich, mehr seinem eignen Triebe überlassen, in den Strom des allgemeinen Lebens, seine Seele ist eins mit der allgemeinen Seele, welche die ganze Natur belebt, und in diesem Einsseyn, wird dieser alles mit ihr Verwandte, Gleichzeitige, auch noch so weit Entfernte, wird ihr das ferne und nahe Künftige, und das unbekannte Vergangene, klar und bekannt.

Uberhaupt ist es die Aufeinanderfolge der Zeiten, die Reihe ihrer Veränderungen und der versteckte, tief innerlich verschlungene Zusammenhang dieser Veränderungen unter einander, welcher dann die Seele am meisten beschäftigt. Das heiſst mit andern Worten, sie beschäftigt sich dann mit sich selber, sie fühlt, sie hat, sie genieſst sich selber; denn sie ist Eins, und gleicher Natur mit Dem, was nach einem nothwendigen Gesetze, alle, auch noch so zufällig scheinende gleichzeitige Erscheinungen neben und mit einander hereinführt in die Wirklichkeit, und was eine an die andre knüpft, eine aus der andren hervorgehen und hervorwachsen läſset.

Es ist ein alter Wahn, welcher den Geist in dieses wundervolle Vereintscheinen mit der Seele und dem Leib geführt hat; jener alte, welcher dem trügerischen Worte glaubte: daſs es gut sey, von der verbotnen Frucht zu essen, weil sie klug mache und Gott gleich. Ein alter Wahn, nach welchem sich der Mensch mit seinen Neigungen und Willenskräften hineinwähnte, hineinversetzte, in die fremde Lust, in den Wohlgenuſs womit der Betrügende, von der verbotnen Frucht aſs, und mit dieser Lust Eins und das Gleiche werden wollte, und es auch auf gewiſse Weise ward. Der Mensch gab etwas gewisses und seeliges Gegenwärtiges, um etwas ihm gut scheinendes Künftiges hin, er *glaubte* an das was er noch nicht selber erfahren, noch nicht selbst geprüft hatte, und darum ist auch kein andrer Weg für ihn aus den Banden dieses Wahnes erlöst zu werden, als zu glauben dem Wort der Wahrheit, auch in dem was er nach seiner irdischen Befangenheit noch nicht erfahren hat, sich mit ganzer Seele, ganzer Neigung, allen Kräften, wie der erste Mensch in die Lust der Schlange, so in eine andre, höhere Lust hinein zu wähnen, in die Lust Gottes, den Menschen wohl zu thun, in die Liebe Gottes zur Welt, und in die Weise wie diese Liebe sich geäuſsert.

Seitdem der Mensch sich in eine fremde, böse, nach abwärts fallende Lust hineingewähnt, und durch diesen Wahn mit ihr Eins geworden, trat als wohlthätige, heilsame Scheidewand, dieser sichtbare, in Raum und Zeit erwachsene Leib, zwischen ihn und den Abgrund, der sich unter ihm geöfnet hatte und hinderte sein unmittelbares Hinabsinken in denselben. Jener traurige Irthum, welcher die Befriedigung eines, seiner Natur nach ewigen und unwandelbaren Bedürfniſses, in etwas Vergänglichem und Wandelbaren suchte, gestaltete sich, des ganzen Umfanges seiner Schuld und ihrer Folgen noch unbewuſst und darum noch in minderem Grade strafbar als das Verbrechen des Verführers, in diesen sichtbaren, grobsinnlichen Leib, welcher, von thierischer Natur und Bedürfniſs, nichts verlangt und erstrebt, als das was sinnlich ist und vergänglich. Es bleibt ungewiſs welcher von beiden, während dieser Gesellschaftsreise durchs Leben, von dem andren mehr zu leiden habe, ob der arme, thierische Leib, welcher seiner Natur nach leichter befriedigt, das sucht was seines Bedürfniſses ist, oder der Geist, welcher seiner Natur nach auf eine ewige und unwandelbare Speise hingewiesen, durch den beschränkten Leib und in den Grenzen seiner Empfänglichkeit, etwas sucht, von diesem etwas fordert, was er nicht hat und nicht geben kann, und, ihm keine Ruhe, kein Stillstehen gönnend, ihn über die gesunden und angemeſsnen Schranken seines Bedürfniſsen, allseitig hinaustreibt, und, mit der natürlichen Sättigung des armen gequälten Thieres nicht zufrieden, hinter dieser Sättigung noch eine zweite und dritte, Über- und Überübersättigung erzwingt, blos um seinen ewigen Hunger scheinbar auf den Augenblick zu stillen, das heiſst, so zu betäuben und wieder zu dumpfen, daſs er sich selber auf einige Zeit nicht fühlt und merkt.

Auf der andren Seite ist der ewige Geist des Menschen auf unendliche Weise in allen seinem Ringen und Streben von diesem Leib des Todes gehemmt, der sich, wie ein verschloſsner Felsen zwischen ihn und den Weg zur Heimath stellet, und ihn durch seine Schwere mit sich hinabzieht zum Tode, wenn nicht, durch Kraft von oben, der Fels zum Tempel wird, durch dessen geöfnetes Thor die Sonne der Heimath hereinblickt, und dem Verirrten den Weg zum Vaterhause beleuchtet. Jener Geist aus Gott, welcher Gottes Angesicht schauete, kann nun blos noch durch das Auge von Erde sehen, er kann nur noch durch dieses Herz von Staub lieben, das seiner Natur nach nur seines Gleichen kennt und faſset.

So ist z. B. das Sehnen des Geistes; zu wissen und zu erkennen, ursprünglich auf das Göttliche, Unzertheilte und Ganze angewiesen, es sollte nur durch das vergnüget werden, was seiner Art und Natur ist, sollte, statt nur die einzelnen Fädchen woraus das Gewand gewebt ist, das ihren Leib verhüllt, oder selbst nur die auf diesem Gewand liegenden Stäubchen zu betrachten, jener Seele der Natur, die alle Einzelnen zu einem gemeinsamen lebendigen Ganzen macht, selber ins Auge schauen, sie in ihrem Thun und Wesen bemerken und erkennen. Aber nun liegt vor dem Auge von Staub, durch das er sieht, diese natürliche Welt, gleich einem ehemals köstlichem Gefäſs, das durch einen Fall in zahllose Scherben und Splitter zertrümmert, von unendlich vielen kleinen Rissen und Sprüngen durchsetzt und durchdrungen ist. Und durch eine merkwürdige Verkehrtheit, sieht das natürliche Auge, nicht etwa die noch immer zu erkennenden Umrisse des Ganzen, sondern es bemerkt und zählt schon seit Jahrhunderten nur die Risse und Sprünge, die unter der Hand an Zahl immer noch zunehmen, bemerkt die bald krumm, bald gerade Richtung der Risse, die Zertheilung der gröſseren in kleinere, und glaubt hier die Gesetze zu finden, durch welche einst das unzertheilte Ganze entstanden. So daſs jenes alte Wort hier wohl Recht behält: „Er gab den Weltkreis ihrem Gezänk hin."

So wird auch die ganze Neigung, die ganze Liebe des Geistes, dessen Heimath Gott und ewiges Leben ist, ursprünglich nur durch das gestillt und befriedigt, was seiner Natur anziehender Mittelpunkt ist; durch Gott und ewiges Leben. Das Herz aber von Staub, das Sehnen, die ganze Liebe des Leibes, die an die Stelle der ursprünglichen Liebe getreten, ist, wie wir sahen, dem Gesetz des Falles gemäſs, hinabwärts nach dem Tode und der Lust des Todes gerichtet. Denn sie kann unwandelbar und immer nur durch ihres Gleichen, Fleisch von Fleisch, Sterbendes von Sterbendem gezogen werden, niemals von dem was nicht ihres Gleichen ist, und auch umgekehrt niemals etwas Andres als ihres Gleichen begehren und anziehen; eben so wenig als das Licht, welches doch immer nur noch ein feinkörperliches Wesen ist, den schweren Stein von der Erde bewegen und anziehen, oder die gröbere Erdmasse das Licht anziehen (ihm Schwere gegen sich mittheilen, es wägbar machen) kann.

Will daher der Geist aus allen seinen Kräften das erfassen und umfangen, will er lieben was allein sein Sehnen stillen kann, so umfängt er, statt des Unendlichen dessen er begehrt, nur das was seiner zu Staub und Erde gewordnen Liebe nahe steht, nur das was des Todes ist, der, seit dem Augenblick wo er Fleisch geworden, die Heimath ist, zu welcher er hinabeilt. Und so muſs selbst der aus dem alten Wahn wieder erwachte, nach oben, nach der rechten Heimath hinaufgezogem Geist, gar sehr auf das merken, was seinem Herzen von Staub sich nahet und am nächsten stehet, weil dieses, dem Gesetz gemäſs unter welchem alle Bewegungen und Neigungen seines Wesens stehen, so lange er hier im Leibe wallet, ihn am meisten anziehen, und sodann, seiner Natur gemäſs, in seinem Aufflug nach oben fördern, oder hemmen muſs.

Seiner ursprünglichen Natur gemäſs, sollte und konnte der unsterbliche Menschengeist nur das hassen und verabscheuen, was ihn am Einsseyn mit dem was er sucht und liebt hindert. Aber, seitdem seine ursprüngliche Liebe, zu einem Herzen von Staub und Asche geworden, haſst und verabscheut er das, was ihn an den Hinabsinken seiner natürlichen Neigungen, aus dem Tode zum Tode hindert, er haſst also gerade das was seinem Untergang (seiner Eigenheit) entgegenstrebt und wirkt, haſset das Licht und das Gute, haſset von seines Gleichen das, was ihm, wenn auch an sich selber übel wollend, aus seinem Todeswahne wecken, und in der Hand eines ewig guten Willens ihm zum Heilmittel werden könnte. Und so muſs denn in allen diesen und tausend andren Zügen, die ihn den gewaltigen Druck der Kettenlast nach unten so unseelig fühlen lassen, der zum Sehnen nach der rechten Heimath wiedererwachte Geist, so lange er hier in dieses Beinhaus eingeschlossen ist, täglich seufzen: wer soll mich erlösen von dem Leibe dieses Todes. Denn statt vor allem das zu erkennen und zu beschauen, was noch aus jener ursprünglichen Abspiegelung des Höheren im Niederen, des Göttlichen im Natürlichen geblieben, sieht sein Auge vermöge einer natürlichen Verwandschaft und innren Gebrechlichkeit, gerade zunächst und mit dem meisten Interesse, nur jene Lücken, jene Spuren der Zerstörung, jenes allenthalben eingedrungene Todesgift, welches erst durch einen furchtbaren Fall, von unten in die ihm umgebende Welt gekommen und die Regung dieses Giftes hält er für Bewegung und Regung des eigentlichen Lebens, das Fremdartige, von auſsen Hinzugekommen, für das ursprüngliche, und wahrhaft Wesentliche. Statt das Leben zu lieben und den Tod zu haſsen, liebt und sucht er, seit jenem alten Wahne, den Tod, unaufhaltsamer als die Motte die sich ins Licht stürzt, und haſset dagegen das Leben.

Und dem schon in alter Zeit nach Erlösung aus diesem Todesleibe seufzenden und fragenden Menschengeiste, konnte die Erfahrung eines ganzen Lebens, ja einer ganzen vorübergegangen Welt- und Völkergeschichte nichts andres antworten, als da kannst nur erkennen, kannst dich dem nur nahen, kannst nur lieben, was dir hier in der Natur deines Sehnens und deiner Liebe, was dir in diesem Leibe des Todes nahe gekommen, was deines Gleichen geworden ist. Denn du, mit allen deinen Büſsungen, deinen Reinigungen und Fasten, kannst der Gottheit nicht gleich werden, *um so weniger, je mehr du meynest* ihr dadurch gleich zu werden. Und wenn auch, durch all dein natürliches Bemühen, die Banden, welche auf gröbere und sichtbare Weise nach unten, nach dem Tode hin zogen, gelüftet ja gelöst wurden, so blieben noch die feinen und unsichtbaren, welche dennoch auch dich nach unten hinabziehen werden, wenn nicht eine gute Hand von oben sie zerbricht.

Darum hatte schon in alter Zeit die Gottheit selber den Menschen sich genahet, sie hatte sich ihnen genaht in seiner eignen Gestalt, gute Engel waren zu ihm herabgekommen in seine Welt, hatten mit ihm gewandelt, sich von ihm ins Angesicht schauen lassen, ins Angesicht auf welchem ein ganzer, leiblicher Abglanz des ewigen Heimes war. Und alles was die alte Welt von jener ewigen Heimath wuſste, alle die Kräfte, womit sie nach der ewigen Heimath aufblicken und diese lieben kann, waren ihr aus unmittelbarer Offenbarung Gottes und der höheren Geisterwelt gekommen.

Wenn daher, jene alten Pythagorier die Zeit des Aufganges der Sonne, ihr Hinaufsteigen zum Mittag und ihr Untertauchen am Abend mit Lobliedern feierten; so besangen sie in diesen eine Gottheit, welche voll Erbarmen zu den Menschen herabgekommen sich ihnen genaht hatte und einst ganz ihres Gleichen werden würde. Sie besangen jene guten Engel, welche mit den Menschen gewandelt, mit den Freudigen sich gefreut, Traurende getröstet hatten, sie besangen mithin und beteten an, was sie, als ihnen genähert, als in ihre Region getreten, mit der Liebe und mit den verlangenden Kräften ihres Herzens berühren, beschauen, umfassen konnten, was ihnen, wenn auch nicht im ganz zureichenden Maaſse, ein aufwärts ziehendes Gegengewicht, gegen den Zug hinabwärts zum Tode, seyn und werden konnte. Und hierin liegt ein groſser Unterschied zwischen dem alten und ächten und dem neueren und nur so genannten Pythagoräer. Jener glaubte wirklich an eine Gottheit die ihm nahe gekommen, und die ihm, wenn einst die groſse Verheiſsung, von welcher alle Völker wuſsten, sich erfüllte, noch näher kommen sollte, an eine Geisterwelt die ihm tausend rettende, liebende Engel und hülfreiche Genien sandte, ihm mithin nahe trat, von seinem liebenden Herzen begriffen werden konnte; diesem aber ist nichts, ach gar nichts geblieben, was er als seines Gleichen betrachten und lieben konnte, als nur dieses arme Haus des Todes und Alles das was ihn hinabziehen kann als Gewicht zum Tode. Er hält nur noch diesen Zug nach unten fest, Alles das was dem Alterthum, und wenn auch nur in unvollkommnen Maaſse, ein Seil der Liebe war, die nach aufwärts zieht, das hat er sich verstört und zerriſsen, er hat keine Geisterwelt, keinen Gott mehr der ihm als Mensch etwas wäre und hälfe.

Und doch ist hier mehr, unendlich mehr und Näheres, als das Loblied jener alten Pythagoräer besang.

sang. Denn als die vorherbestimmte Zeit erfüllet war, kam Gott selber ins Fleisch hernieder zu seinen Menschen, senkte sich selber zu ihnen herab in den Kreis des Todes, wurde ein Traurender mit den Traurenden ein Sterbender mit den Sterbenden. Und so ist es denn diesem Herzen von Fleisch und Blut, Er selber Fleisch und Blut geworden, so ganz nahe gekommen, daſs es ihn in allen Fällen als seines Gleichen betrachten, erfaſsen und ewig fest halten kann. Der Menschengeist, der nun einmal, so lange er an diesen Leib gebunden ist, nichts andres hat womit er lieben kann, als dieses Herz von Staub, hat nun etwas bekommen, was auch diesem Herzen näher, inniger, theurer seyn und werden kann, als Alles, was hier über dem Grabe zu Hause ist, und was es recht, aus allen Kräften, und mehr als sich selber, mehr als die Sünde mehr als den Tod zu lieben vermag. Es sieht und erfaſst ihn als Kind, das unsre Noth, unsre Gebrechlichkeit mit uns getheilt, als Freund der Verlaſsnen und Armen, ja ein zurechtweisender liebender Freund der Verirrten, der Sünder, der Verlohrnen, der keinen hinausstöſst, der sie aufsucht, mit ihnen iſset, ihre Gebrechlichkeit duldet und zulezt noch in seinem Blut und Schmerzen und gerade da am meisten sie lieb hat. Da bemerkt und weiſs es das Herz von Staub, daſs es hier auf der Erde nicht hat was ihm näher sey, weder Mutterliebe, noch Gatten- noch Freundesliebe, und kann dieses Nächste auch über Alles lieb haben.

Von hier an geht denn der Zug der Liebe und die Richtung der Lebenskräfte und gesammten Neigungen, anstatt niederwärts, wieder aufwärts, aus dem

Tode zum Leben. Die Indische Sage hat, was freilich aus einer andren unlautreren Quelle herkam, ihren König Salivahanan, als den vom Baum Getragenen Sohn des Schlangenkönigs, oder den Schlangenkönig selber, am Baume, mitten unter blühenden Zweigen; nach andren, hiermit sonst ganz nahe verwandten Zügen aber am Kreuze, für die Sünder sterbend dargestellt, m. s. oben. Sie hat auf diese Weise die beiden Enden der groſsen Geschichte des heiligen Cyclus, von dem Sündenfall im Paradiese bis zur Stunde der Erlösung, durch den Tod des Schlangenüberwinders am Kreuze, mit einander vermischt und verwirrt. Und ja warlich diese beiden äusseren Enden, sind sich nahe und wesentlich verwandt, und doch auch zugleich ganz entgegengesetzt. Das erste Menschenpaar, wurde ergriffen von dem Wahne, von der Neigung jenes Schlangenköniges zur Sünde, zum Tode, zum Essen von der verbotenen Frucht des Todes. Es wähnte und sehnte sich hinein in die Liebe und Lust des Satans, stürzte sich zu ihm hinunter in jenes Daseyn, was seinem Wesen nach eine beständige Entfernung von dem Angesicht Gottes, ein beständiges Hinabfallen nach dem Tode ist. Des Menschen Leib und Liebe, ursprünglich Liebe zu Gott, wurde nun eine Liebe zum Staube, ein Leib aus Staub.

Umgekehrt aber geht das Sehnen des Menschengeistes aufwärts, aus diesem Leibe hinaus, wenn es den der die Schlange überwunden, in seiner Liebe zu dem Vater und zu den Sündern, deren Freund er geworden, am Kreuze hängen, und das Leben des Leibes unter Schmerzen, der Liebe die nach oben geht, aufopfern sieht. Der erste Mensch wurde, nach einer alten Erklärung, außer den anlockenden Worten der Schlange, vorzüglich auch durch den Anblick der Lust, mit welcher er die Schlange von der Todesfrucht essen sahe, in diese Lust hineingezogen. Das was der Mensch, in der groſsen Stunde der Erlösung erblickte, war die Lust Gottes Willen zu vollbringen und den Menschen wohl zu thun. Und das Herz von Staub, wenn ihm der Anblick dieser Lust recht nahe gebracht wird, sehnt sich in sie hinein und heraus aus dem Leibe des Todes, es möchte Gott auch gern mehr lieben als den Tod und die Sünde, Seinen Willen vollbringen und den Brüdern wohl thun, um dessen willen, der das Herz von Staub mehr geliebt hat als das Leben. Da erhält der Mensch, zugleich und als Eins mit der neuen, nach oben gehenden Liebe, einen neuen Leib: den verborgnen Menschen, welcher den Tod nicht sehen, sondern Gott schauen soll in Ewigkeit.

Das Geheimniſs, wie Leib und Liebe Eins werden und Ein und Dasselbe sind, ist nach dem Inhalt des 10ten Abschnittes, in der Natur ein offenkundiges. Bemerken wir nur noch einmal jenen wundervollen Kreiſlauf in der Geschichte des allgemeinen Lebens, wie sie im Ganzen und im Einzelnen sich gestaltet, jenen Kreislauf den wir Zeit nennen, und den die Alten sehr sinnvoll mit dem Bilde einer in sich selber gefaſsten Schlange bezeichneten, welche, nach dem Obigen den Zeitcyklus und was er mit sich [illegible], die Schlange und den Schlangenüberwinder [illegible] sollte.

Der erste Mensch, als er dem Lügner von Anfang glaubte und sich gleich ihm in die Lust zum Tode — denn die Entfernung von Gott und Gottes

Liebe und Willen ist der Tod — hineinsenkte, war sich zunächst es mehr bewufst, dafs er Gottes Willen untreu und dem Willen des Satans gehorsam und mithin unterworfen werden wolle, damit er klug werde und Gutes und Böses scheiden und erkennen möge, als dafs er durch seine That Gottes Liebe von sich stofsen, ja dem Hafs gegen Gott sich hingeben wollte. Und darum gestaltete sich sein unglücklicher Wahn, als dieser natürliche Leib, als dieses der Zeit unterworfne Leben, dessen Entwicklungsgeschichte in jedem Augenblicke auf das Unterscheiden, auf das Erkennen des Guten und Bösen, des Lebens und des Todes führt.

Denn wenn nach dem Obigen in allen Regungungen und Bewegungen des natürlichen Lebens, der Geist eine Befriedigung seines ewigen und durch nichts Vergängliches zu erfüllenden Sehnens sucht, wenn er in dem Wahne befangen, das was er sucht könne mit dem Leibe ergriffen, in der Lust des Leibes festgehalten werden, sich nach der Vereinigung mit dem Element des Todes hinabstürzt; so vergeht ihm das Luftgebilde seiner augenblicklichen Lust unter den Händen, seine eigne Erscheinungsform stirbt ihm, nach dem Obigen, wenn auch nur auf einige Zeit, eine Art von Scheintode. Und wenn sie aus diesem gestärkt zu dem neuen Kreislaufe des Lebens wieder erwacht, wenn nun der fallende Stein, nach dem Gesetz der Erregbarkeit, von neuem auf den Anfangspunkt seines vorhin vollendeten Laufes zurückgewälzt, sich von neuem hineinbegiebt in das Gesetz des Falles aus dem Tode zum Tode, so wird ihm immer die alte Lehre wiederholt: dafs auf diesem Wege die Erfüllung des Sehnens seiner Natur nicht gefunden ward. Und die sich selber beschauende Seele, der innre Rächer, Richter, und Ahnder, sagt ihm wohin dieser Weg des natürlichen Lebens führt, nennt ihm den Tod als unvermeidliches Ende deſselben, und wiederholt dem aufmerksamen Ohr diesen weckenden Zuruf immer öfter, immer lauter, dem unaufmerkenden immer seltener und leiser, bis daſs letzter, durch den alten Wahn immer mehr und mehr mit dem Leibe eins, und unauflöslich mit dem Zug nach unten vereint geworden, in jene thierische Dumpfheit fällt, in welcher die Millionen, sorglos wie das Thier, dem annährenden Tode entgegengehen.

Vermöge eines, innren wie äuſseren Gesetzes der Erregbarkeit, glaubt demnach der natürliche Mensch, wenn er sich mit den ganzen Kräften und Neigungen seines Herzens, und in immer beschleunigter Geschwindigkeit, je näher er dem Ziele seines Sehnens kommt, der Grenze des Todes nahet, durch die geöfnete Thür in ein Paradies, voll Lust und Freude zu treten. Aber siehe, das Thor geht auf, und er sieht sich auf mehr oder minder lange Zeit, in eine Wüste versetzt, die ihm nach dem Maaſse seiner innren Empfänglichkeit, in gröſserem oder geringerem Grade, ein Vorschmack des Todes (der Scheintod vom wahren) seyn und werden kann. Denn in dieser Wüste tritt, hörbarer als sonst, im Geräusch des Hinabstürzens, der innre Richter und Ahnder zu ihm, und zeigt ihm auf des Weges Ende — den Tod hin. Auf der andren Seite tritt aber auch hier jene liebende Stimme zu ihm, welche gesagt hat sie wolle den Menschen in eine Wüste führen, auf daſs sie freundlich mit ihm rede. Denn dem Vereinten in dunklen, furchtbaren Einöde der Gräber, erfaſst, ein Sehnen nach dem sichren, freundlichen Haus des Vaters und noch ist es Zeit zur Heimkehr *).

Was den so im Einzelnen, auf jede und jeder Stufe des leiblichen und natürlichen Menschen Lebens sich wiederholt, das hat sich am deutlichsten und offenbarsten in der Geschichte des gesammten Geschlechtes, in dem Verlauf jenes geheiligten Cyklus, von Adam bis Christus dargelegt. Noch niemals vorher war in einem höheren Grade, die Geschichte aller Völker, aller Staaten, aller damaligen Religionen, ihrem natürlichen Ende und mit solcher Allgemeinheit nahe getreten, als zu der Zeit in welcher Christus gebohren wurde (m. v. oben). Die Völker alle warteten und hofften, bei der Vollendung des geheiligten Cyklus, auf einen Friedenskönig, einen Retter aus dem Druck und Elend, welches das auf den meisten von ihnen lastende Römerreich mit sich führte, sie hofften, auf sinnliche Weise — denn das thaten ja selbst die, welche es aus den Büchern der Propheten besser verstehen konnten, die Jünger des Herrn — auf ein Reich des Glückes, der Herrlichkeit, der sinnlichen Genüſse. Sie glaubten auch, indem sie sich bei dem immer furchtbarer beschleunigten Hinabstürzen nach dem natürlichen Ende der Geschichte alles Lebens, im Einzelnen und Ganzen, der Grenze des Unterganges und einer, hernach auch für die Mehrzahl erfolgenden allgemeinen Auflösung näherten, in ein Paradies zu kommen, voll endloser sinnlicher Genüſse und Freuden, und sie kamen, in

---

*) M. s. St. Martin, vom Geist und Wesen der Dinge, übersetzt von Schubert, Leipzig bei Reclam, 2ter Band.

eine Wüste, aber in jene wo sie Der freundlich erwartete, der dann, wo die Noth am gröſsten, am nächsten ist.

Denn der lang Ersehnte und Verheiſsene kam, aber nicht um ein Reich der leiblichen Herrlichkeit und des natürlichen Wohlseyns zu begründen, er kam, um mit und für uns zu sterben, und uns zu lehren: daſs das Reich des Vaters, das uns in der Fülle der Zeiten kommen und werden solle, kein Reich von dieser Welt sey, ja daſs der Weg zu ihm durch das freiwillige Dahingeben dieses Scheinlebens und aller seiner Freuden und Genüſse in den Tod, um Seinetwillen gehe.

Man bemerke wohl den bedeutungsvollen Punkt, wo sich der verheiſsene Retter an der Weg des grossen Zeitenlaufes hinstellte und ihn von dem nahen Hinunterstürzen in den Abgrund, zurück zog, und wieder hinauf hob auf den Weg zum Leben. Jenes äuſserliche Reich, das Reich der Welt, welches seiner Natur und Richtung nach dem innren, dem Reiche Gottes gerade zu entgegengesezt ist, hatte, von der assyrischen zum persischen, von hier zur macedonischen und römischen Oberherrschaft sich erhebend, sein Streben nach Universalmonarchie in scheinbar immer vollkommenerem Grade erreicht. Seiner Natur getreu statt des erwarteten äuſseren Glückes und Friedens, nur allgemeines Unglück und Zerstörung bringend (damit auch hier Böses vom Guten, das äuſsere vom innern Reich unterschieden werde) hatte es die innren Banden, wodurch die Völker noch mit den, freilich meist furchtbar entstellten und verwandelten Überlieferungen der Väter verbunden waren, aufgelöst. Denn jene Völker, die der einheimischen Verfassung und Regierung beraubt, jetzt von der assyrischen zur persischen, von dieser zur macedonischen, von hier zur römischen Oberherrschaft übergegangen waren, hatten nicht blos zuletzt die natürliche Anhänglichkeit an die Sitten und Verfassung sondern auch an die Religion der Väter verlohren und zum groſsen Theil gieng es ihnen in viel höherem Grade so als den Juden zur Zeit der Maccabäer (1. Maccab. 1. v. 12) sie waren willig und leicht bereit fremde Gottesdienste anzunehmen. Die seynwollenden Universalmonarchien, indem sie die vorhandnen Grenzmauern eigenthümlicher Religion und Verfassung niederriſsen, hatten demnach jene Lähmung und Ermattung des innersten Lebensprinzips der Völkergeschichte herbeigeführt, (und zwar gerade jenes, was den ersten Impuls zum Streben nach Weltherrschaft gegeben hatte,) welche in vieler Hinsicht mit dem Zustand der allgemeinen Ermüdung des Leibes bei der Annährung der nächtlichen Zeit der Ruhe verglichen werden kann. Mit jenem Zustand, welcher alle Thätigkeit, alle Sorgen und Unruhen des vergangnen Tages, alle Banden an das Interesse seiner Ereigniſse auflösend und zerstörend, dem Leibe seine Empfänglichkeit und Kraft wiedergiebt, für die Geschäfte und Bedürfniſs des neuen Tages.

Dazu kamen die Schreckniſse einer, wie wir oben in einzelnen Zügen sahen, in den Völkern mit groſser Algemeinheit erwachten Ahndung, erinnernd im Groſsen und Ganzen an das, was sich im Einzelnen in der Brust des Menschen regt, wenn der Tag sich neigt, und die Finsterniſs der Nacht ihn an einsamen, grausenvollen Orte ergreift. Und in dieser

Stunde als es nun Abend werden wollte, und der Tag sich geneiget hatte, war er, der Freund und Tröster, herab zu den Seinen gekommen, das Brod mit ihnen zu brechen. Und ihre Augen die vorhin gehalten waren, daſs sie ihn, den ewig Nahen nicht erkannten, wurden geöfnet, und erkenneten ihn. Sieben des in 24 Stunden getheilten Tages, und nur wenig darüber, dauert die Zeit der nächtlichen Ruhe beim gesunden Menschen, dann erwacht er zum Geschäft des neuen Tages.

So wiederholt sich überall, in der allgemeinen Geschichte alles Lebens, im Ganzen wie im Einzelnen, Dasselbe. Die Gebilde so wie die Regungen und Bewegungen des Lebens, entstehen und entwicklen sich zuerst in den obern, minder grob — leiblichen, vollkommenern System, und fallen mit beschleunigter Bewegung, dem Gesetz des Falles gemäſs, nach der möglichst tiefsten, unvollkommsten und grobleiblichsten Region herunter. Wenn sie aber diesen Punkt erreichten, tritt, zunächst und am meisten für die niedrigeren Systeme wohin eben jener Fall gerichtet war ein Zustand der Lähmung und des Scheintodes ein. Nun ist aber — und hierin liegt eben die merkwürdige innre Triebfeder, welche das Leben immer wieder erneuert und in Bewegung setzt, die Lebensthätigkeit der niederen Systeme der Lebens-Empfänglichkeit des höchsten Systemes so ganz entgegengesetzt; daſs diese von jener öfters ganz gebunden, ja fast aufgehoben erscheint. Während des Scheintodes der unteren Thierheit, empfängt demnach das obere System von neuem Empfänglichkeit jenen Aether, jenes Nervenprinzip zu athmen, wodurch das leibliche Leben immer wieder sich erneut.

Der Geist aber, welcher durch einen alten Wahn mit dem Leibe und der in ihm wohnenden thierischen Seele vereint, alle diese Wechsel des natürlichen und leiblichen Lebens mit fühlt, als wären sie die seinen, hat in Verlaufe desselben wohl Zeit und Gelegenheit genug, zu wissen und zu unterscheiden was gut und böse ist (Genes. 3. v. 5.); zu lernen, von dem innren natürlichen Richter, der ihm in dem Wesen der Seele selber zum Begleiter gegeben ist, was das Ende sey der natürlichen Richtung des Lebens und des Scheinens; zu lernen aber auch durch Licht von oben, dafs inner- und oberder der Region des Scheines und der Lüge, etwas sey, was Wesen ist und Wahrheit. Und nach diesem Lichte mufs er dann die gewaltigsten, vielvermögendsten Kräfte, welche seiner Natur hinnieden zu Gebote stehen, die der Liebe hinwenden, jener Liebe von ganzem Herzen, die sich im natürlichen Menschen am meisten und heftigsten nach unten, nach der Region des Todes hinwendet. So wird dann die Todeslast zum Flügel, der Geist und Seele sammt dem einst ganz wieder zur Liebe des Göttlichen verklärten Leibe, hinauf, zurückführt in die Heimath.

Gleich jenen Weltkörpern, die sich, einem gemeinschaftlichen Gesetz der Schwere und des Falles unterworfen, um eine Centralwelt bewegen, hält auch das Meteor des einzelnen Menschenlebens, dem Gesetz des Falles gemäfs seinen Umlauf um einen anziehenden Mittelpunkt, und hält, während dieses Umlaufes, seine Perioden der Umdrehung um die eigne Axe. Wenn und wo sich aber die Bahnbewegung endigt, bleibt es ungewifs, ob das Meteor, als schwerer Stein hinabstürzen werde nach seiner Erde, oder, mächtiger gezogen durch eine höhere Sonne, sich wieder auflösen und erheben werde in den heimathlichen Aether. Doch von dieser Kreis- und Bahnbewegung des allgemeinen Lebens, wird der nächste Band deutlicher und beſser reden.

Ende des zweiten Bandes des zweiten Theiles.

Einige Druckfehler.

Der Titel, lieber Leser! ist kein Druckfehler, sondern absichtlich ist Ahndungen statt Ahnungen gesetzt worden, aus einem guten Grunde, der unten, im 11ten Abschnitt, Seite 391 u. f. weiter auseinandergesetzt ist.

Seite 18 Zeile 5 v. u. Römer st. Römmere.
— 156 — 8 v. o. in der Isis Tafel, st. in den Isis Tafeln.

Der ganze Bogen L. ist falsch paginirt, statt 181 sollte 161 u. s. w. stehen. In demselben Bogen, vorzüglich S. 192 (eigentlich 172) beliebe der Leser die dem Auge miſsfällige Versetzung der griechischen Accente über dem *ου*, von dem υ auf das ο dadurch zu entschuldigen, daſs im Manuscript immer ein ȣ, kein *ου* stund und jener Uebelstand beim Corrigiren übersehen worden.

Seite 289 Zeile 6 v. u. Jahre st. Juhre.
— 295 — 7 v. o. Schlange st. Schlage.
— 305 — 13 v. u. denn st. den.
— 314 — 9 v. o. Vollendete st. vollenden.
— 321 — 10 v. u. solche st. selche.
— 343 — 1 v. o. Dichter st. Dichfer.
— 358 — 10 v. u. so daſs st. so das.

Wanderbüchlein

eines reiſenden Gelehrten

nach Salzburg, Tirol und der Lombardey

von

Dr. G. H. Schubert
Bergrath und Profeſſor in Erlangen

Erlangen, 1823
bei J. J. Palm und Ernſt Enke.

[illegible]

Seinen lieben Freunden

den Herren

Dr. Ludwig Döderlein
Rector und Profeſſor der Philologie in Erlangen

Johann Georg Veit Engelhardt
der Theologie Doctor und Profeſſor in Erlangen

und

Dr. Carl von Raumer,
Bergrath und Profeſſor in Nürnberg,

widmet dieſe kleine Schrift in herzlicher Liebe

der Verfaſſer.

Inhaltsverzeichniß.

1) Anfang der Reiſe, Nürnberg. S. 1 — 34.

Beſchaffenheit des Reiſebeſchreibers S. 1. Schwierigkeiten der Beſchreibung S. 3. Abreiſe vom Hauſe, S. 4. Nürnberg von außen S. 5. Zwei Arten von Richtungen der bildenden Kunſt S. 7 b. 12. Die alte Kaiſerburg S. 13. Das Wahrzeichen S. 14. Das Tankfeſt S. 17. Güldne Mäuſefallen S. 19. St. Lorenzerkirche S. 20. Alter botaniſcher Garten S. 24. St. Johanniskirchhof S. 28. Das noch jetzt lebende Nürnberg und ſein ächter Bürgerſinn S. 28. Fortreiſe von Nürnberg bis Neumark S. 32.

2) Fortreiſe bis Salzburg nach Berchtesgaden.
S. 35 — 54.

Das Jurakalkgebirge S. 35. Kelheim S. 36. Landshut S. 38. Inn, Alza und Salzach S. 39. Burghauſen S. 42. Erſte Alpenanſicht S. 43. Salzburg und ſeine Bewohner S. 44. Aichen S. 47. Grund des Eindrucks den der Anblick der Hochgebirge auf geſunde Menſchenſeelen macht S. 48. Sonntagsmorgen — Blicke auf die Geſchichte von Salzburg S. 50. Der Gaisberg S. 52. Berchtesgaden und der Königsſee S. 53.

3) Weiterreiſe von Salzburg nach Gaſtein.
S. 55 — 76.

Hallein S. 55. Golling S. 56. Gaſtein S. 57. Geſchichte des Chriſtoph Weitmoſer S. 58. Heilquelle S. 61. Erinnerungen an Gaſtein S. 63. Der Weg durch das Böckſteiner Thal S. 65.

Naturgetreue Beſchreibung der Bewirthung und des Nachtlagers in einer Sennhütte S. 67. Fußreiſe über die Tauern S. 73. Das Mölthal von Malnitz bis Winklarn S. 75.

4) Heiligenblut und der Großglockner S. 77 — 90.

Das Mölthal von Winklarn bis Heiligenblut S. 77. Spaziergang nach dem Gletſcher des Großglockners S. 80. Aufzählen der Pflanzenarten, die im September in jenen Gegenden noch am gewöhnlichſten ſind S. 88.

5) Das Drauthal, der beſte Menſch, das Eiſachthal S. 91 — 107.

Weg nach Lienz S. 91. Der beſte Menſch S. 92. Das Drauthal S. 95. Brunecken und Brixen S. 96. Weg vor Brixen bis Kolman S. 97. Das Eiſachthal S. 99. Geognoſtiſche Muſterung einiger auf der Reiſe bemerkbar gewordener Gebirgsarten S. 100.

6) Das Etſchthal, Botzen, Trient, Roveredo S. 108 — 119.

Botzen S. 108. Weiterreiſe bis Branzol S. 110. Waſſerfahrt auf der Etſch. — Trient S. 112. Der Abend in Roveredo S. 113. Verlegenheiten wegen des Welſchredens S. 115. Die Opernprobe S. 117. Weiterreiſe S. 118.

7) Hier geht Welſchland an S. 120 — 129.

Erſter Mittag in einem italieniſchen Dörfchen S. 120. Die Nachbarſchaft des Baldusberges S. 122. La Chiuſa und der Schifferſcherz S. 123. Sonntagsnachmittag vor Verona S. 126. Der Bruder Mälcher S. 127.

8) Erſter Abend in Verona, das Ballet S. 130—134

Anblick der Stadt von der Nordſeite S. 130. Die italieniſche Oper S. 132. Das Balletſpiel S. 133.

9) Erſter Umlauf in Verona S. 135 — 156.

Morgenleben in Verona S. 136. Das alte Amphitheater S. 137. Verona, die Geburtsſtadt vieler berühmter Männer S. 143. Der Herrenmarkt S. 144. Der Gemüſemarkt S. 145. Säule der Schuldner S. 146. Der botaniſche Garten S. 147. Sammlungen und Brücken S. 148. Die große Hauptſtraße und ihre Sehenswürdigkeiten S. 149. Das Thor del Pallio und das neue Thor S. 152. Totaleindruck der Stadt S. 153. Die Sammlung von Alterthümern im philharmoniſchen Muſeum — Die Grabesmonumente S. 155.

10) Der blaue Montag in Verona S. 157 — 173.

Schwierigkeiten gegen die Weiterreiſe nach Venedig S. 157. Einige der berühmteſten Kirchen in Verona S. 160. Kunſtkenntniſſe des Verfaßers der Reiſebeſchreibung S. 164. Giuſtis Garten S. 166. Handel und Wandel am Abend S. 168. Die Oſteria ſammt dem Geiger S. 169. Zweiter Morgen S. 170. Beſchreibung der Umgegend von Verona und ihrer Merkwürdigkeiten, für Solche die länger hier verweilen können S. 171.

11) Reiſe an den Gardaſee S. 174 — 181.

Unvermuthete, kleine Abänderung der Reiſerichtung S. 175. Peſchiera S. 176. Spaziergang durch den heißen Sand S. 177. Lanziſi S. 178. Bardolino S. 179. Ein Brief S. 181.

12) Waſſerfahrt und Sturm auf dem Gardaſee S. 182 — 202.

Das Erwachen der Natur am Morgen S. 183. Handel mit dem Wirthe S. 184. Die Ufer des Sees — Garda S. 186. Benennung einiger Orte am Ufer S. 187. Die Oelbaumpflanzungen S. 189. Fahrzeugwechſel S. 191. Der Sturm auf dem See S. 192. Mittagsſtille nach dem Sturme S. 195. Weiterreiſe S. 200. Torbole S. 201.

13) Rückreiſe von Torbole nach Trient S. 203 — 220.

Rückblick im Thal S. 203. Benennung einiger Pflanzenformen des Baldusberges S. 205. Der Rückweg nach dem Etſchthal und nach Roveredo S. 210. Der Handel um ein Paar Schuhe S. 212. Pſychologiſche Bemerkung S. 213. Begegniſſe auf dem Weiterwege nach Trient S. 215. Erſter Verkehr unter dem Thore von Trient S. 216.

14) Weitere Rückreiſe von Trient nach Insbruck S. 221 — 241.

Salurn mit ſeiner alten Burg S. 221. Wiederkehr nach Botzen S. 223. Reiſe bis Mauls S. 224. Der Brenner S. 226. Insbruck S. 229. Zweigeſpräch mit dem Leſer S. 232. Sophar und Fartaſch, eine orientaliſche Erzählung S. 234.

15) Abſchied von der Alpenheimath, Einfälle aus dem platten Lande S. 242 — 255.

Die Martinswand S. 243. Zierl S. 244. Bergausſicht S. 244. Die Gränze S. 245. Der Walchenſee S. 250. Abend in Benediktbeuern, ſammt der Bierprobe u. ſ. S. 252.

16) Schluß S. 256. — 271.

Wiederkehr der ruhigen Heimathsſtimmung S. 256. Das Allesvergeſſen mancher alter Leute S. 257. Der alte ruſſiſche General S. 258. Der 100jährige Schieferdecker S. 260. Der Straßburger Greis S. 262. Prälat Oettinger S. 265. Einige Schlußbemerkungen S. 267.

Zuſätze S. 272 — 278.

Verſchiedene Reiſelinien, von Gaſtein nach Venedig S. 275. Reiſelinie von Botzen über Meran und das Paſſeyer Thal S. 277.

1.

Anfang der Reiſe, — Nürnberg.

Wir ſind wieder einmal ein großes Stück drauſſen geweſen in der weiten Welt. Sogar bis nach Verona, und zwar unmittelbar vor dem großen Congreß, hat man uns hineingelaſſen. Wer es alſo leſen mag, der hat hier eine ganz beſondre Beſchreibung von der großen Reiſe zu erwarten.

Freilich, um das gleich im voraus zu geſtehen, iſt der Beſchreiber der Reiſe ſo beſchaffen, daß die geneigten Leſer nicht ſonderlich viel von ſeiner Beobachtungsgabe zu erwarten haben. Er iſt ein Menſch, dem es leider von Jugend an leichter geworden, und der ſich beſſer dazu angeſchickt hat, den Mund aufzuſperren, als die Augen. Lieber Gott, wie ſieht es mit der Seele eines reiſenden Gelehrten von ſolcher Art ſo ſonderbar aus! Wenn der Leib ſchon ein ſchönes Stück auf der Chauſſee fortgefahren oder gegangen iſt, ſitzt die Seele noch bei dem brauſenden Waſſerfalle ſtill, auf den geſtern Abend das roſenrothe Licht der Gletſcher ſo wundervoll herunterfiel, oder bei zwei Kindern am Wege, die, ich weiß nicht warum? geweint hatten; oder ſie weidet in blauer Ferne auf den Bergen, unter noch nie geſehenen Alpenpflanzen. Oder auch, um recht ehrlich zu ſeyn, eine ſolche gemeine Seele, wie die unſres Reiſebeſchreibers, ſitzt wohl, indeß der Leib, der einige Eile hat, ſchon ein großes Stück weiter gegangen iſt, noch im letzten Baurenhauſe, hinter einer Schüſſel mit guter, friſcher Milch ſtill, welche ſich dort die Leute ſehr gut ſchmecken ließen, und während der Leib hungrig und müde hinter Brixen auf der ſtaubigen Chauſſee ſchleicht, kehrt wohl eine ſolche gemeine Seele gar in Nürnberg in einer Garküche ein, trinkt da braunes Bier und iſſt Nürnberger Bratwürſte und Weißbrod dazu. Indeß kann da außen am Wege gar Manches, cameraliſtiſch-geographiſch- und politiſch Merkwürdige vorbei paſſiren oder ſtehen, die gemeine Seele ſieht das Alles nicht. Sonderlich belehrende Anmerkungen dürfen wir alſo von einer ſolchen wohl nicht erwarten.

Dazu kommt auch noch ein andrer Umſtand, für den der Reiſebeſchreiber freilich nichts kann. Es iſt demſelben öfter begegnet, daß er in einem Thale, oder auf einem Gebirge, wo ein andrer reiſender Gelehrter Granit, oder Porphyrfelſen geſehen, oder Gneus, ganz andre Felſenmaſſen gefunden, z. B. Sandſtein, Dolomit u. ſ. w. Oder auch ſtatt der vielen Mandelbäume, die der andre geſehen, lauter zwergartige Rüſterbäume. Die natürlichſte Erklärung war wohl in ſolchen Fällen immer die, daß ſeitdem ein dritter, neuerer reiſender Gelehrter, oder ſonſt ein großer Mann, die alten Berge und Bäume, die der andre an jenem Orte geſehen, bei Seite gebracht und ganz neue dafür hingeſetzt habe. Sollte daher dem Beſchreiber dieſer Reiſe daſſelbe begegnen, ſo daß ein andrer etwa an dem Orte, wo jener Granitberge geſehen, Kalkſteine, oder gar Pfeifenthon fände, ſtatt der Wallnußbäume hohe Eichbäume, oder gar ſtatt der Gemſen Gänſe, ſo weiß derſelbe ſchon wie er ſichs zu erklären hat und wird dem Beſchreiber dieſer Reiſe keine Schuld davon beimeſſen.

So wollen wir denn die ſchöne Reiſe antreten. Und wer ein recht fröhliches und überall vergnügtes Herz hat — und das iſt immer zugleich auch ein ſolches, das auch die Thränen kennen gelernt hat, des Schmerzens und der tiefen Trauer, der Liebe und des innigen Aufblicks nach oben, — der mag gern mit uns reiſen.

Es war am dritten September 1822, noch hübſch frühe, an einem heitren, lieblichen Morgen, als wir, in Begleitung unſrer lieben Kinder, durch den großen Wald, nach Nürnberg zufuhren. Wer etliche Monate lang, ohne viele Unterbrechung, beim Schreibtiſche geſeſſen, und ſonſt noch allerhand Arbeiten getrieben hat, die zwar ſchön ſind und gut und ohne die man wohl gar nicht leben möchte, die dabei aber am Ende doch etwas müde machen, der weiß wie wohl es thut, wenn man auf einmal ſo frei und ledig im Wagen ſitzt und die liebe Sonne ſo heraufſteigen ſiehet über Berg und Wald: mit einem ruhigen, unbekümmerten Auge, das ja heute die Tageszeit nicht ſo nöthig braucht zur Tagesarbeit, ſondern nur zur ſtillen Feier eines Feſtes der Freude, an der großen, ſchönen Natur. Es iſt einem draußen, unter dem hochgewölbten, blauen Tempel, als wenn Auen und Felder und Wälder in das ſchöne Lied von Paul Gerhard: „Sollt' ich meinem Gott nicht ſingen" mit einſtimmten und auch ein ſolcher Reiſender, wie der da iſt, ſingt ſein „Führe mich o Herr und leite, meinen Gang nach deinem Wort" mit fröhlicher Zuverſicht, denn auch auf einem ſolchen Wege der Erholung und der Freude, geht Der mit einem, welcher der Quell aller rechten Freude und Erholung ſelber iſt.

Der Beſchreiber dieſer Reiſe wohnt an einem Orte, der etliche Stunden weit hinter Nürnberg liegt, und wohnt zwar da gern und fröhlich, freut ſich aber doch allemal ganz beſonders, wenn er wieder an und in ſein altes Nürnberg kommt, das gewiſſermaſſen ſeine Geburts- und Vaterſtadt iſt. So wie man ſich, beſonders an einem Wochenmarktstag, ſo wie heute, der Stadt nähert, wird das Leben um einen her immer bunter und fröhlicher, Wagen (mit Landleuten und ihren Feldfrüchten) an Wagen, dazwiſchen die ſchön glänzenden, metallenen Gefäße mit friſcher Milch, die reichen Felder oder vielmehr Feldgärten, die da der redliche Menſchenfleiß mitten in den öden Sand hineingebaut hat. Kommt man nun vollends hinein, in die alte, große, reinliche Stadt, und bleibt eine Zeitlang drinnen, ſo bemerkt man wohl bald, daß man hier an einem Orte iſt, den Gott geſegnet hat: zwar nicht mit Weinbau oder mit Goldbergwerken, oder mit großem Fang an Seefiſchen, aber dagegen mit vielen fleißigen, fröhlichen Menſchen, bei denen auch noch Gottesfurcht wohnet und treuherziger Bürgerſinn.

Ich kann wohl, während ich da noch etliche Geſchäfte beſorge und von den lieben Kindern auf etliche Wochen Abſchied nehme, meine Feder mit dem Fremden ein wenig in der Stadt herumgehen, auch wohl einen ganzen Tag bei ihm drinnen bleiben laſſen und das Merkwürdigſte zeigen, denn in Neumark iſt ohnehin nicht viel für ihn zu thun.

So von hinten (Norden) her, nimmt ſich die Stadt freilich nicht ſo ſchön wie von der Seite oder von vornen (von Ansbach oder Ellingen oder Regensburg her) aus, denn ſie liegt da großentheils hinter der alten Kaiſerveſte und ihrem Felſenberge verborgen, und nur die Thürme der beiden Hauptkirchen und der weſtlichſte Theil der Stadt und Vorſtadt, fallen deutlicher in die Augen. Wir gehen indeß gleich zum Veſtner Thor hinein, auf den Vorplatz der alten Kaiſerburg, da haben wir ſchon einen ziemlich freien Ueberblick über die Stadt und den benachbarten Pegnitzgrund, ſo wie nach Oſten auf die Berge.

Man ſieht es doch, ſo wie man hineintritt, der alten Stadt ſogleich an, daß da einmal Menſchen gewohnt haben, und noch wohnen, die recht gern und viel gemahlt haben. Faſt überall an den hohen Häuſern, beſonders in den noch in ihrer alten Tracht gebliebenen Nebengaſſen, bunte Mahlereien, welche meiſtens Gegenſtände aus der heiligen Schrift, öfters aber auch den Handwerksmann in ſeinem Tagewerke darſtellen. Nun wir ſind ja auch hier in einer altberühmten, deutſchen Vaterſtadt der Künſte und Künſtler, und gleich da unten rechts, in einer der nächſten Gaſſen, ſteht das Haus, das der wackre Albrecht Dürer bewohnt hat, und gegenüber, in dem ſchönen großen Hauſe, wo der Rittersmann in Stein gehauen daran iſt, hat Sandrart gewohnt.

Der Beſchreiber dieſer Reiſe wird zwar erſt weiter unten, etwa vor oder in Verona, ſeine großen Kenntniſſe vgn der Kunſt entwicklen, indeß thut er, dem Leſer zu Gefallen, ſchon hier Einiges, und ſpricht, wenn auch nicht gerade tiefeindringende, oder ſonderlich kenntnißreiche Urtheile, doch wenigſtens einige Gefühle und Gedanken aus, welche der Anblick ſolcher Kunſtwerke, an denen Nürnberg am reichſten iſt, in ihm und Andern entſtehen läßt.

Es ſind doch vorzüglich zwei Hebel, durch welche eine ſolche gute, fromme Kunſt, wie die iſt, mit der wir es hier zunächſt zu thun haben, die tiefſte Seite im menſchlichen Gemüth aufregt. Den einen davon haben die alten Nürnberger Künſtler gar gut in Bewegung zu ſetzen gewußt.

Wie nämlich ein geſundes Menſchenherz, bei dem Anblick der Fröhlichen gar leicht fröhlich, beim Anblick der Traurigen traurig, des tiefen Friedens und der Ruhe ſelber friedlich und ruhig wird; ſo geſchieht es noch viel mehr, daß der Anblick einer innigen und tieſen Andacht und kindlichen Beugung vor Gott, das Herz auch andächtig macht, und ſtill und liebend vor Dem das unſichtbar, aber dem Herzen unendlich nahe iſt. So erinnert ſich der Schreiber dieſer Zeilen noch gar wohl, von mehreren Jahren her, da er noch ein junger, wilder Menſch war, der zwar den Hut mit goldnen Treſſen und Federbuſch nicht auf, aber in dem Kopfe trug, um den ſich jedoch (wie immer) der liebe Gott mehr bekümmerte als er ſich um ihn, wie ihn einmal der Anblick eines betenden alten Mannes aufgeweckt, und das Herz aufgethan hatte, daß wieder die ganze Seeligkeit und Stille aus der frommen Kindheit da hineinzogen und für damals einen lange dauernden Segen zurückließen. So lieber Leſer, haben denn auch die alten, guten Künſtler, von denen du in Nürnberg am meiſten ſehen und hören wirſt, in ihre Bilder den Anblick einer herzlichen Andacht, tiefen Rührung und innigen Verſenkung der Seele in göttliche Freude oder Trauer hineingelegt, bei der dirs wohl auch fromm und weich ums Herz werden ſoll, wenn du für ſo etwas offne, gute Augen haſt. Die Geſichter, die ſie da abgebildet haben, ſehen freilich meiſt ſo aus, wie ſie unſer einer, und überhaupt der gemeine Mann hier zu Lande noch immer an ſich trägt — zwar nicht ſehr verſchlagen und liſtig, aber hübſch gerade auch nicht; indeß auf gewöhnliche Art von Schönheit mußt du auch hier nicht ausgehen, ſondern auf das Wehen eines Geiſtes, welcher wohl eine mächtigere und ewig dauerndere Liebe aufwecken kann, als die Schönheit, welche dem ſinnlichen Auge gefällt. Auch mußt du (wiewohl das alles künſtlich genug iſt) im Anfang nicht zu viel von Faltenwurf, Colorit u. dgl. ſchwatzen, ſondern dirs nur fürs erſte ſo ſtill und fromm und gemüthlich werden laſſen bei dieſen Bildern, wie es einem in einer Kirche, unter frommen, ſtillen, ehrbar gekleideten, betenden Menſchen iſt.

Man ſieht wohl, die Männer die da mahlten, haben das Beten ſelber verſtanden und geübt, und den Schmerz und die Trauer und die Freude eines innigen und tiefen Sinnes gekannt; während es einem dagegen bei manchen unſrer neueren, beſonders nachbarländigen Künſtlern vorkommen muß, als hätten ſie das Beten und den Schmerz nur auf dem Theater, die Freude nur in einer feinen Theegeſellſchaft oder bei Hofe geſehen, wo ſelbſt die Munterkeit immer in Schuhen und Strümpfen erſcheinen muß, und wenn man manches ſolches neue Bild eine Weile angeſchaut hat, ſieht man ſich um, ob denn nicht bald die Muſik vom Orcheſter her, mit einem recht feierlichen und traurigen Walzer einfallen will. Dergleichen Theaterkünſte merkt man freilich an unſern alten Nürnberger Bildern nicht. Da iſt überall tiefe Wahrheit, treue, gute Natur, und der Johannes, der an dem Bild von Albrecht Dürer in der St. Sebalder Kirche den am Kreutze Erblaßten faßet, und auf ihn niederſchauet, weint freilich ſeinen Schmerz nicht äuſſerlich aus, aber der kommt deſto tiefer innerlich, aus einem treuen Herzen hervor. Ueberhaupt aber und im Ganzen, iſt es einem, wenn man ein Bild der Art, wie Nürnberg ſo viele hat, genau betrachtet, ſo zu Muthe, als wenn zwar der Gott, welcher angebetet wird, unſichtbar ſey, man fühlt aber das Wehen ſeiner innigen, unmittelbarſten Nähe überall an den Herzen und in den Tempeln des Geiſtes, die man da, wenn auch in ſchlichter Bauart, vor ſich ſieht.

Anders dagegen iſt es bei einer Aeuſſerungs- und Wirkungsweiſe der Kunſt, welche wohl vorzüglich in den Werken einiger großer italieniſchen Meiſter, im Grunde genommen aber auch in allen Hauptwerken der Künſtler der alten Welt zu Hauſe iſt.

Die Bewohner der Nicobar-Inſeln, haben für Gott und alles Göttliche und Himmliſche, blos das Wort „oben." Und in der That, wenn man aus dem

Getümmel und ängſtlichen Getreibe der Sorgen und Unmuthigkeiten da unten im Thale, hinaufblickt nach den Gipfeln der Berge, die ſo unbewegt und unberührt von den Fußtritten des Treibens da unten, ins ewige Himmelsblau hineinreichen, ſo fallen einem jene Berge ein, „von welchen uns Hülfe kommt" jene unvergänglichen Stützen und Säulen, auf denen der ganze bunte Teppich des Lebens aufruhet und gegründet iſt. Eben ſo macht der ruhige, unbewegte, von dem Gedränge der unteren Körperwelt unberührte Fixſternenhimmel, mit ſeinen feſtſtehenden Lichtwelten, wenn man ihn mitten aus dem Getümmel der Städte hinaus anſieht, einen Eindruck auf die Seele, wobei dieſe ſtille wird und feiert. Einen ſolchen Fixſternenhimmel, in welchem das hohe Urbild der Menſchengeſtalt, noch unentſtellt und unberührt von Leidenſchaftlichkeit, und von der Mühe und Sorge des Lebens, in heitrer Klarheit, wie ein Berggipfel da ſtehet, kennet und eröffnet uns denn auch die Kunſt, und es iſt im Grunde genommen derſelbe, der ſchon aus dem Angeſicht eines unſchuldigen, ſtillen Kindes, oder aus dem Auge einer frommen Jungfrau, von ſanftem, reinem Herzen hervorleuchtet. Und dieſes Himmliſche iſt es, was ſolche Meiſter wie Raphael für das Menſchenauge feſtgehalten, und für daſſelbe erreichbar und verſtändlich hingeſtellt haben, und es iſt einem, wenn man in ſolche Bilder hineinſieht, immer ſo zu Muthe, als wenn man auf dem Berge ſtünde, oder wenigſtens das Wehen von ſeiner Höhe her fühlte, wo das Menſchliche neben dem Göttlichen ſelber wieder in ſein göttliches Urbild verklärt wird, und wo es demnach ſo gut ſeyn iſt, daß man da Hütten bauen möchte. So iſt in den Werken der andren Art das ſelber, was zum Anbeten auffordert, nicht blos wie in denen der erſten die innige Andacht des Anbetenden ſichtbar; in jenen die ewigen, friedlichen Berge ſelber, in dieſen der ſehnende Aufblick, aus dem mühevollen Gedränge der Tiefe, nach den Friedensbergen hin.

Nun, wir ſtehen erſt noch auf dem Vorplatz der alten Kaiſerburg und ſehen uns ſowohl nach Süden hin über die Stadt, als auch nach Norden um, von der Stelle der alten Stadtmauer, wo Eppele von Gailingen mit ſeinem guten Roße über den freilich damals noch nicht ſo breiten Stadtgraben geſetzt ſeyn ſoll. Da habe ich ſchon manchen guten Nürnberger ausrufen hören: „es giebt doch nur *ein* Nürnberg in der Welt“ und ich meines Theils habe zwar Rom noch nicht geſehen, meine aber immer Nürnberg müſſe, wo nicht noch ein wenig ſchöner, doch faſt eben ſo ſchön, und für unſer einen bequemer eingerichtet ſeyn als Rom.

Nun gehen wir bei dem alten, runden Thurme vorbei, nach dem großen Thore der Burg zu und wundern uns, linker Hand auf den ſteilen Weg nach der Burg hinunterblickend, ein wenig darüber, wie doch die Herren und Frauen des alten Kaiſerhofſtaates mit ihren Karoſſen da den ſteilen Berg herauf und herunter, ſo leicht und oft fahren konnten. Aber Kutſchen gab es auch damals noch nicht, und ehe dieſe durch Kaiſer Karl den 5ten bei uns eingeführt waren, ritten auch die Damen den ſteilen Berg heran mit Leichtigkeit.

Am Burgthor noch alte Wachtſpieße und Hellebarden, aber niemand dabei, der ſie bewacht. Im Hof drinnen eine alte, vom Blitz mehr als einmal abgekuppte Linde, die, nach der alten Sage, Kaiſerin Kunigunde mit eigner Hand da in die Erde pflanzte.

Es wird einem recht wohl und heimathlich, wenn man in die alten Säle und Zimmer hineintritt. Hat doch da mancher gute, fromme Kaiſer gelebt, und beſonders verweilten hier, der Sage nach, öfters die letzten Sprößlinge des alten, hehren ſächſiſchen Kaiſerhauſes, das in der deutſchen Geſchichte auch bei weitem noch nicht als das anerkannt und geehrt iſt, was es wirklich war. Wenn man dort in dem großen Saale das ideale Bildniß von Kaiſer Karl dem

Großen, das Albrecht Dürer gemahlt hat, ſtehet, iſt es einem recht als wenn dieſes da zu Hauſe gehörte, und der alte Geiſt der Burg wäre.

Schöne Gemälde, beſonders aus der alten deutſchen Schule, kann man da genug ſehen, ſie ſind auch ſchon von andern Leuten beſſer beſchrieben als ich ſie beſchreiben könnte.

Eben ſo auch die ſchöne St. Sebald- und Lorenzerkirche, die erſtere mit dem herrlichen bronzenen Grabmahl des heiligen Sebald, von Peter Viſcher und beſonders mit einem Gemälde von Albrecht Dürer, die andre mit ihren ausgezeichneten Glasmahlereien und andern Schönheiten. Von der St. Sebaldkirche heraus auf dem Wege über den Markt nach St. Lorenzen zu, nehmen wir auch das Rathhaus mit dem ſchönen, großen Saale und ſeinen Wandgemählden, und an der Ecke des Marktes den Schönbrunnen mit.

Da kann man unter andren, an einem kleinen, und im Grunde unbedeutenden Stücke des Schönbrunnens ſehen, wie unſre Alten theils mit der Neugier der Reiſenden ihren Scherz getrieben, theils aber auch auf ein ſcharfes und genaues Betrachten aller der Dinge, die einem auf Reiſen vorkommen, einen gar großen Werth gelegt haben. Hier am Schönbrunnen, lieber Leſer, und um es noch näher zu bezeichnen, am ehernen Gitter des Schönbrunnens, war eins von jenen Wahrzeichen, das ſonſt jeder reiſende Gelehrte, er ſey von welchem Handwerk er wolle, genau kennen lernen, und ſich wohl merken mußte, wollte er anders von ſeiner Reiſe nach Nürnberg den rechten Ruhm und Nutzen gezogen haben. Denn kam er dann wieder nach Hauſe in ſeine Vaterſtadt, etwa Ovelgönne hinter Bremen, oder Nürtingen im Würtenberger Lande, und erzählte nun davon, daß er auf ſeinen vielen Reiſen auch in die große, ſchöne Stadt Nürnberg gekommen und ſogar 6 Wochen bei der Weisheit*) als Metzgersgeſell oder beim Roſenbäcker im Stöpſelgäßchen als Geſelle gearbeitet habe, ſo fragten ihn gleich ſeine alten Kameraden, die auch in Nürnberg geweſen, oder der dicke Herr Gerichtsaſſeſſor Arens in Ovelgönne, (ein gar vielbeleſener Mann) oder der damalige Herr Rector in Nürtingen, nach den Wahrzeichen der Stadt Nürnberg. Konnte er nun blos von dem großen Ochſen an der Fleiſchbrücken erzählen, der niemals ein Kalb geweſen, oder von dem Thurme, der zugleich der höchſte und der niedrigſte, der dickſte und der dünnſte iſt, wußte aber von dem Wahrzeichen, am Schönbrunnen nichts, ſo glaubte man ihm nur halb oder zwei Drittels, daß er in Nürnberg geweſen ſey. Damit dirs nun nicht auch ſo gehe, mein Leſer, ſo betrachte die ehernen Ringe am Gitter genau, nimm aber auch die Finger mit dazu, ſonſt findeſt du das Wahrzeichen nicht. Du wirſt ohnedem nicht lange darnach ſuchen dürfen, es iſt gewiß gerade eine oder die andre freundliche alte Bürgersfrau da, die eben Waſſer am Brunnen holt und dich fragt: der Herr will gewiß das Wahrzeichen ſehen? und die dirs auch gleich ganz unentgeldlich zeigt. Nun, das Wahrzeichen iſt eben ein Ring, der ſich umdrehen läßt, während die andren alle feſt gemacht ſind, und man iſt freilich, nachdem mans geſehen hat, auch nicht viel klüger als man zuvor geweſen, und ein heutiger reiſender Gelehrter hätte es wohl nicht gefunden, wenn ich ihn nicht darauf geſtoßen hätte, aber ein Meiſter oder Geſelle der Kunſt, in alter Zeit, der mit handwerksmäßiger Treue und Genauigkeit an einem Kunſtwerke, das er eben betrachtete, auf jeden, auch den kleinſten Nebenumſtand Acht gab, der fand es auch von ſelber.

---

*) Weisheit hieß ſonſt in Nürnberg jeder Rathsverwandte, mithin auch Hr. Weiſſe, der treffliche Metzgermeiſter.

Jetzt beſieh dir auch den ſchönen Herrenmarkt, mit ſeinen niedlichen, hübſchen Buden, und wenn du kleine

Geſchwiſter oder Kinderchen zu Hauſe haſt, ſo vergiß ja nicht ihnen eine Schachtel berühmter Nürnberger weißer Lebkuchen zu kaufen; Spielſachen giebt es ohnehin genug da und die alte Stadt ſieht das ganze Jahr durch aus, wie ein großer, ſchöner Weihnachtsmarkt.

Wir gehen jetzt auch ein wenig in die Frauenkirche, da an der Ecke des Marktes, deren ſchöne, bunte Auszierung im Innern, dir nicht zu ſehr auffallen darf, denn ſie iſt ganz in der Art und in dem Geſchmack ausgemahlt, in dem man vor alten Zeiten (da dieſes Gebäude neu war) die Kirchen auszierte. Damals hätteſt du ſollen dabei ſeyn, da im Jahre 1814, bei dem großen Dankfeſt, das hier gehalten wurde, alle die altgothiſchen Zierrathen und kleinen Vorſprünge ſind Miniatur-Thürmlein, vornen am Portal der alten Kirche, mit vielen tauſend bunten Lampen erleuchtet waren. Von den benachbarten hohen Thürmen bei St. Sebald wehte die Freudenflamme, wie eine Gott geweihte Siegesfahne herüber und hinüber, und oben von der alten Burg leuchtete und blitzte das Weißfeuer in die ſchöne, ſtille Herbſtnacht hinein. Da ſtimmten die Thürmer und Muſikanten auf einmal das alte ſchöne Lied „Nun danket alle Gott" an und tauſend Stimmen fielen ein und ſangen Dem, „der große

Dinge thut, an uns und allen Enden, der uns vom Mutterleib und Kindesbeinen an, unzählig viel zu gut und noch jetzund gethan.“ Und da der ganze Markt und aus allen Gaſſen es tönte: „Der ewig reiche Gott, woll uns bei unſrem Leben, ein immer fröhlichs Herz und edlen Frieden geben, und uns in Seiner Gnad, erhalten fort und fort, und uns aus aller Noth, erlöſen hier und dort,“ da fühlte wohl Mancher, daß wenn auch hier die Menſchen einander gerade nicht lange Frieden laſſen, doch anderswo ein Land des ewigen, unvergänglichen Friedens ſey, von welchem ein ſolcher Abend wohl der Vorſchmack iſt. Helf' uns der liebe Gott da Allen hin.

Von der Frauenkirche heraus gehen wir gleich noch über den Käſemarkt auf den Gänſe- und Fiſchmarkt, und beſehen uns den berühmten Gänſemann von Bronze, der dort auf dem kleinen Brunnen ſteht. Dieſer eherne Mann hat in ſeinem Leben auch ſchon viel erfahren, war unter andern einmal abweſend und da die Herzogin-Mutter Amalie von Weimar darnach fragte, hatte ihn damals lange Keiner mehr geſehen. Zuletzt fand er ſich, beim Ausräumen des Brunnens, in dieſem.

Nicht wahr, lieber Leſer! ſo viele Aepfel und Birnen und andre gute Früchte, haſt du in deinem Leben noch nicht beiſammen geſehen, wie da auf dem Obſtmarkt zu Nürnberg. Auch iſt der Käſe gut und andre Sachen auch. Aber lang bleiben wir da nicht ſtehen, ſondern ich führe dich weiter zur güldnen Mäuſefallen (jetzt iſt ſtatt der Maus, glaube ich, gar ein Bär daran) in der Hans Sachſens Gaſſe.

Da darfſt du dich nun gar nicht ſchämen, wenn du willſt, und mit wenig oder nichts was da zu haben iſt, zufrieden biſt, ein wenig mit in das kleine Haus hineinzugehen. Denn auſſerdem, daß dieſes Wirthshaus mit mehreren berühmten Wirthshäuſern in der Welt die Eigenſchaft gemein hat, daß es vielleicht einmal beſſer werden kann als es jetzt iſt, hat es auch der alte, gute Meiſterſänger Hans Sachs vormals innen gehabt, hat da gewohnt, ſeine meiſten Gedichte darinnen geſchrieben und da zuerſt Bier geſchenkt. Dem zu Ehren habe ich hier ſchon ſonſt, da ich noch den Titel Excellenz führte, (den hat in Nürnberg jeder Doctor der Menſchen- und Vieharzneikunde) welchen ſie mir ſeitdem wieder genommen haben, manchen reiſenden Gelehrten hineingeführt, haben auch einmal einen Winter durch, oben im Oberſtübchen, eine Hans Sachſens Geſellſchaft gehabt, wobei wir uns aus den ſchönen, alten Gedichten des guten Meiſterſängers vorgeleſen, und gar oft daran gefreut haben. Nun von den jungen Leuten, die damals beiſammen waren, iſt, auſſer meinem lieben Vetter Michel, kein einziger mehr in Nürnberg, einer davon iſt ſogar bis nach Halle an der Saale gekommen, und der alte, damalige Wirth in der Mauſefallen, der ſo gern mit zuhörte, iſt ſeitdem auch geſtorben. So verändert ſich eben Alles, und wenn auch die alten Häuſer lange genug ſtehen bleiben, ſo fliegt doch ein Vogel nach dem andren daraus aus und neue kommen hinein, die einen gar nicht kennen, und am Ende iſt und bleibt doch die liebe Hand, die einen von Kindesgebeinen an gezogen, wunderlich geführt und getragen hat, das einzige woran man in der Welt einen feſten Halt hat.

Auſſen vor der ſchönen Lorenzerkirche, ſchon wieder ein prächtiger Brunnen von Bronze, und überhaupt iſt das Nürnberg eine rechte Brunnenſtadt und iſt wohl faſt keine Gaſſe, worin nicht ein hübſcher Brunnen mit laufendem Waſſer wäre.

Vor dem herrlichen Portal an der St. Lorenzer Kirchen, bleibt wohl jeder gerne lange ſtehen, und beſchaut ſich erſt aus einiger Entfernung die Vorderſeite mit den beiden majeſtätiſchen Thürmen. Und ſelbſt einer der in Nürnberg gebohren und erzogen iſt, bleibt manchmal gern davor ſtehen, freut ſich an dem ſchönen alten Gebäude, und möchte gern daß auch andre Leute daſſelbe mit Verſtand anſähen. Deshalb wies einmal vor etlichen Jahren ein alter Abläder, einige junge Reiſende, welche über das Naive der in Stein gehauenen Bilder außen am Portal lachten, ohne es damit gerade böſe zu meinen, zwar freundlich, aber ernſt genug zu rechte, und man konnte es ihm wohl anmerken wie leid es ihm that, daß jemand bei dem Anblicke des herrlichen alten Gebäudes lachen könne.

Wenn man in die Kirche ſelber hineintritt, wird einem ſchon wohl und feierlich zu Muthe, wenn auch kein Gottesdienſt darinnen iſt. Denn das Gebäude predigt ſchon für ſich allein, und aus ſeinen Säulen und Hallen und hohem Gewölbe, dringt ein harmoniſch Lied hervor, welches den Augen eben ſo verſtändlich und feierlich lautet, als das Tönen der großen Glocken dem Ohre, ein Lied deßen Worte heißen: „Unſre Herzen in die Höhe, haben wir zum Herrn'' Wer nun noch dazu, ſo wie einer oder etliche unter uns, in dieſer Kirche den lieben, väterlichen Greis hat predigen hören, an den wir noch heute mit herzlichen Thränen der Liebe und Dankbarkeit denken, wie an einen lieben, theuren Vater, dem wird die alte Kirche noch doppelt ſo werth und theuer. Wer freilich den lieben Alten ſo gebückt und zitternd vor Schwäche auf die Kanzel hinaufwanken ſahe, der erwartete ſolche Worte, die ſo gewaltig tief und lange fortwirkten, nicht von ihm. Und daß ſie das thaten, erfuhren nicht ſeine Nürnberger Zuhörer, die ihn ſchon länger kannten und lieb hatten allein, ſondern auch Andre, Fremde, die ihn nur einmal hörten, und ſogar Solche, die ſonſt, ſchon vermöge ihres Standes und Berufes, nicht ſo gar leicht beweglich ſind, als manche Andre. So ließ ihn ein gewißer, für uns zu frühe verſtorbener, ſehr gelehrter Profeſſor der Theologie aus Wittenberg, noch von ſeinem Todtenbette aus, durch den lieben H. grüßen, und ihm danken, für das was ſeine Predigt und Geſpräche in ihm gewirkt und zurückgelaßen hatten. Jener Profeſſor hatte nämlich unſern alten, zugleich auch ſehr heitern, klaren und gründlich gelehrten Pfarrer, auf ſeiner letzten Reiſe in ſeine Vaterſtadt (Rotenburg an der Tauber) kennen gelernt und predigen hören, und den lebendigen Eindruck nicht bloß mit ſich nach Wittenberg und etliche Jahre nachher auch mit aufs Sterbebette genommen, ſondern auch denen hinterlaßen, in denen ſein Andenken noch jetzt, und mit dieſem zugleich auch das des alten Stadtpfarrers in Liebe und Seegen lebt.

Einen ähnlichen Eindruck machte der Alte durch ſeine Vorträge und Geſpräche auf einen andern jungen Profeſſor der Theologie, (damals noch in J.) und dieſer ſagte auch, daß er ſo (in ſolcher Kraft und Einfaſt) noch keinen predigen hören, und nun wiſſe er auch wie man predigen müſſe, hat ſich dies auch tief und auf eine ſehr fruchtbare Weiſe gemerkt. Nun, dieſe Geſchichten, deren mehrere und von denen Mehreres zu ſagen wäre, gehören vielleicht weniger in eine ſolche Reiſebeſchreibung, als vielmehr in den Geſammteindruck hinein, den der Anblick der alten Kirche auf jeden der ſie innen ſieht, und für ſo etwas empfänglich iſt, macht.

Von der Lorenzer Kirche aus, wenn wir die ſchönen Glaßmahlereien und das berühmte Sacramenthaus von Adam Kraft ſattſam betrachtet haben (denn der ſchöne, engliſche Gruß von Veit Stoß, der ſonſt hier hing, iſt zertrümmert), gehen wir nun gerade hinaus aufs Frauenthor zu. Da rechter Hand, nicht weit von der kleinen, alten Marthakirche, war ſonſt der alte, gar berühmte botaniſche Garten der Nürnberger Aerzte. Denn du mußt wiſſen, lieber Leſer, daß Nürnberg ſchon im 16ten Jahrhundert, noch lange vorher ehe in London und Paris einer war, einen eigentlichen, und zwar ſo vortrefflich eingerichteten botaniſchen Garten hatte, daß derſelbe in allen deutſchredenden Landen der beſte war. Und das wollte damals viel ſagen, denn es war in ganz Deutſchland, wie durch und mit einem Zauberſchlag, die Liebe und der lebendige Eifer zum Studium der Natur mit einem Male erwacht, und Deutſche waren es, die es zuerſt wagten die Natur wieder eben ſo mit eignen, friſchen Augen zu betrachten und zu ſtudiren, wie die großen Alten, deren Worte man lange Jahrhunderte her ſo ohne Weiters nachgebetet hatte; die Deutſchen wären auch in dieſer und andern geiſtigen Richtungen Rieſenmuſter und Flügelmänner für alle andre europäiſche Nationen geworden und geblieben, hätte nicht der dreißigjährige Krieg dem jungen Adler die Flügel auf eine Weiſe geknickt, daß zum Theil der Schaden noch jetzt nicht recht geheilt iſt, beſonders da das deutſche Volk die hohe Wetterſcheide iſt, nach der ſich gewöhnlich alle Wetterwolken hinziehen und da austoben. Nun, wenn auch der deutſche Geiſt nichts weiter geſchaffen hätte in der geſammten Region des Geiſtigen, als das was ihm alles damals rüſtig aus der Hand gegangen, als er unter dem alten Herrn und ſeinem Sohn, dem edlen, theuren Maximilian (der mein Liebling iſt und deiner auch) und ſo auch noch ein Stückchen weiter hinaus, manche ſchöne Feierſtunde, und im Grunde genommen gar gute Zeit hatte, ſo wäre das auch ſchon genug, und aller Ehren werth.

Alſo damals, wo doch die Gärten des Meiſter Curtius zu Lindau, des Zwinger zu Baſel, des wackren

Fuchs

Fuchs zu Tübingen, des Minkel zu Straßburg, Cordus zu Marburg und des Chriſtian Leuſchner zu Meiſſen, auch ein Wort mit zu reden hatten, war der in Nürnberg der beſte. Jhn hatte der alte Joachim Camerarius angelegt und begründet, der ſonſt ein gar wackrer Mann war, nur hätte er ſein Buch nicht mit den, erſt wieder von dem alten ehrwürdigen Trew aufgefundenen Kupfern des großen Conrad Geßner, den ein früher Tod von der Bekanntmachung ſeiner langjährigen Arbeiten abgehalten hatte, zieren ſollen, ohne das Verdienſt des großen Zürchers recht ins Licht zu ſtellen. Denn er hatte zwar die Kupferplatten von Geßners Erben, dem Caspar Wolf, für 150 Gulden an ſich gekauft, damit aber nicht auch die auf mehrjährige, mühſame Beobachtung und Arbeit wohl begründeten Verdienſte des Mannes ſo an ſich gebracht, daß ſie ganz unbeſehens als ſeine eignen gelten durften. Und der gelehrte Camerarius hatte genug das unbeſtritten ſein eigen war, er hätte die fremden Landesprodukte immer als fremde aufführen und daneben hinſtellen können, ohne ſich zu ſchaden. Nun das bei Seite, wir gehen weiter.

Ueber dem Frauenthor ein Stückchen draußen nimmt ſich die Stadt mit ihrer Umgebung doch am ſchönſten aus und wir gehen nun auch noch vom Frauenthor nach dem Spitalthor um die Stadtmauer, mit ihren vielen Thürmen herum und freuen uns immer mehr an dem alten, ſchönen Nürnberg.

Die Rochuscapelle da außen, iſt doch auch des Beſehens werth. Denn obgleich die Anbetung der Hirten nicht von Albrecht Dürer ſeyn mag, wie man gewöhnlich angiebt, ſo bleibt ſie doch immer ein betrachtungswerthes Bild, und den Tod der Gemalin ſeines Wilibald Birkheimer, die nach der ſchönen Inſchrift ihren Mann nur da betrübte, als ſie ſtarb, hat der alte Albrecht doch in jedem Falle ſelber gemahlt.

Im Hereingehen beſehen wir noch das einſt zur Kirche beſtimmte Gebäude, bei dem deuſchen Herrenhaus, deſſen Kuppel mit dem goldnen Kreuz das Auge ſchon von ferne anzog. Schade, daß das ſchöne Gebäude nicht zur Kirche vollendet wurde. Doch könnte einmal eine Zeit kommen, da Nürnberg, das wohl unter allen deutſchen Städten hierzu am vielfältigſten geeignet wäre, eine Hochſchule der Wiſſenſchaften, der Künſte und der Gewerbe für viele deutſche Jünglinge würde, dann ſollte das prächtige Gebäude wohl ſeine Anwendung finden.

Den großen Feigenbaum im deutſchen Herrengarten, ſieht keiner an, der nach Verona reiſen will.

Denn dort giebt es noch ganz andre, die noch dazu kein Obdach brauchen, ſondern ihre Arme allenthalben aus den wilden Felſen des Gardaſees herausſtrecken. Dagegen beſehen wir noch, wenn es Zeit iſt, die Frauenholziſche Kunſthandlung, die noch immer manches ſehr ſchätzbare, beſonders altdeutſche Gemälde enthält und ſehen auch wohl bei H. Beſtelmeyer was in Nürnberg alles gemacht wird. Auf einen 2ten oder 3ten Ausgang heben wir uns dann noch die St. Egydienkirche, mit dem ſchönen Altarblatt von van Dyk und den St. Johanniskirchhof, außen vor der Stadt auf. Da ſieht man denn wohl noch an der letzten Station von Adam Kraft, die gleich links am öſtlichen Eingang in den Kirchhof iſt und die Grablegung vorſtellt, was die andern Stationen alle geweſen ſeyn mögen, ehe ſie durch öfteres roth und gelb und grün und dann wohl wieder roth Ueberſtreichen ſo geworden ſind, wie ſie jetzt erſcheinen. Zu beklagen iſt es, daß die ſchöne Gruppe von Frauen und Jüngern, die den drei Kreuzen gegenüberſtund, aus ſo weichen, leicht zerfallenden Sandſteinen gearbeitet war. Man hat die Ueberreſte davon ſchon ſeit mehrern Jahren ganz hinweggenommen. Dagegen haben ſich die aus feſterem Sandſtein gearbeiteten Geſtalten an den Kreuzen, beſonders aber die hohe, edle Hauptgeſtalt am mittleren, in dem mehr hundertjährigen Wechſel der Jahreszeiten, noch immer ziemlich wohl erhalten.

Auf den Grabſteinen ſind noch manche gute Metallarbeiten, aus der Zeit des Peter Viſcher und ſeiner Schule. Auch verweilt der Fremde gern einige Augenblicke bei Albrecht Dürers Grabſtein und den gemüthlichen deutſchen Reimen die auf ihm ſtehen, obwohl ein ſolches Dächlein als man im Winter darüber macht, nicht bloß bei dieſem Grabe, ſondern auch anderswo angebracht werden könnte, z. B. über der herrlichen Bronzearbeit, die den heiligen Martin vorſtellt, woran Sommers und Winters Fußtritte und Schnee und was ſonſt darüber kommen will, ungeſtört fortarbeiten dürfen.

Die Stadt und ihre Umgegend, enthalten freilich noch gar manches ſchöne Kunſtwerk, aus alter, guter Zeit, aber der Reiſende ſoll nun auch mitten in dem alten, das neue, jetzt lebende Nürnberg nicht vergeſſen, und ſoll den Fleiß der Bürger in ſeine mannichfaltigen, künſtlichen Werkſtätten begleiten und da ſehen und lernen, was zu ſehen und zu lernen iſt. Und wenn nun jetzt, bei Sonnenuntergang die Feierabendglocke lautet und der Fremde auf Herrn Müllers Zwinger, links vom Lauferthor, unter Bürgern ſitzt, die wohl zum Theil für mehr als eine Welt gute Bürgersleute wären, ſo fragt er ſich ſelber was ihm nun eigentlich an und in dem jetzigen Nürnberg ſo angezogen und gefallen habe? Nicht der Fleiß und die Geſchicklichkeit, die Stille, Ordnungsliebe und Reinlichkeit in den Häuſern, das friedlich-fröhliche Ausſehen, und die Freundlichkeit der Leute allein, ſondern eigentlich das aus welchem alle dieſe Dinge hervorgehen: der ächte, fromme, deutſche Bürgerſinn, der, entweder er ſelber, oder doch ſeine Folgen, aus der Erziehung her, noch immer in der alten Stadt hie und da vorhanden iſt, und ihr noch zum Theil ihren eigenthümlichen Character giebt.

Dieſer Bürgerſinn iſt Tüchtigkeit und Treue im Geſchäft, wozu ihn Gott berufen hat, nicht um vor den Leuten zu ſcheinen und zu glänzen, ſondern um ein gutes Gewiſſen vor Gott und Menſchen mit aus der Welt zu bringen, und ſein ehrliches, tägliches Brod, im Schweiß des Angeſichtes zu eßen. Solcher Bürgerſinn fängt ſein Werk mit Gott an, und ich weiß wohl noch, wie fröhlich ſtill mirs dabei zu Muthe war, wenn mein Nachbar, der alte Herr Roſenberger, am Morgen und am Abend mit den Seinigen ein gutes, altes, geiſtliches Lied ſang und dabei betete, und ſo ſeinen Tag mit Gott anfing und endigte. Der ächte Bürgerſinn mag das Abſondern von andren Leuten nicht, ſey nun ein beſondres Gewand religiöſer oder andrer Meinungen die Urſache davon. Das Gute und Tüchtige was er an ſich hat, hält er für etwas, das ſich von ſelber verſteht, hat alſo gerade keinen Grund ſich für beßer zu halten, als Andre, und ſo lebt und leidet und wirkt er mit dem Gemeinweſen dem er gehört, hält es mit den gewöhnlichen Mitteln, wodurch der Menſch gut wird und innerlich geſtärkt, nicht mit den außerordentlichen. Er achtet und ehrt auch das Neue wenn es eben ſo haltbar iſt und ſo glücklich macht wie das Alte, liebt und ehrt ſeine Obrigkeit, und überhaupt gute Ordnung und ſtilles, rechtſchaffnes Weſen.

Der ächte Bürgerſinn lebt nicht um zu genießen, ſondern, wenn es ihm auch Einer geben wollte, er möchte nicht, ohne ſich vorher ein gutes Gewiſſen und fröhliches Herz erarbeitet zu haben, ſo Stundenlang daſitzen, und ſchwatzen und lärmen. Es ſchmeckt ihm zwar ſein Stück gebratnes Kalbfleiſch mit Sallat und ein Glas Braunbier dazu eben ſo gut, und ſogar noch beſſer als einem Andern, und er iſts auch wohl zufrieden, wenn er ſich überhandsweilen freuen kann mit den Fröhlichen, bei einem Glaſe Wein; aber Ordnung und Maas und gut Gewiſſen muß dabei ſeyn, und eine Feſtfreude, bei der man nicht Abends nach 6 wieder bei den lieben Seinigen zu Hauſe ſeyn, oder wenigſtens bald nach 9 zu Bette gehen, und am Morgen um 5 oder halb Sechs wieder friſch und fröhlich aufſtehen kann, iſt für ihn keine rechte Freude. Er zieht es daher auch lieber an Sonntag Nachmittagen zum Theil vor, bei den Seinigen zu Hauſe zu ſitzen und etwas mit ihnen zu leſen, das ſich zum Sonntag ſchickt, und dann fröhlich mit ihnen und den Gevattersleuten zu plaudern, oder beſonders des Sommers, im ſchönen pfirſichblüthfarbenen Oberrock, mit ſeinen Leuten in die Felder hinaus zu gehen. Doch iſt das gerade nicht Regel, und es iſt auch gar angenehm, ſo des Wochentages nach Feierabend ein Stündchen oder auch zwei, unter ſeines Gleichen beim Herrn Müller zu ſitzen. Da wirſt du wohl, beim fröhlichen und auch zugleich ernſten Geſpräch, das ganze Jahr kein unanſtändig Wort hören. Nun, der Menſch ſpricht freilich viel, aber in ſolcher Geſellſchaft kommt es einem ſchwerlich an etwas zu reden, das man hernach gern nicht geredet haben möchte. Denn es wird da nicht geſchmäht über Andre, auch kein politiſcher Fürwitz und Naſenweisheit geplaudert, wiewohl ein ſolches geſundes, ſchlichtes Auge, oft weiter ſieht als ein anders. Wenn man daher aus ſolcher Geſellſchaft, etwa ein Viertel nach ſieben nach Hauſe geht, iſts einem ganz wohl und recht zu Hauſe, und nichts im Herzen, worüber man ſich ärgern möchte, und man ſchläft recht leicht und fröhlich ein. Nun, mit wenig Worten: ſolcher ächte, treuer Bürgerſinn, geht ſein ſtill und feſten Trittes, in der Liebe Gottes und der Menſchen einher, iſt treu und liebend im Hauſe und auſſer Hauſe, hat auch, wenn's der liebe Gott ihm giebt und erhält, (es iſt ein großes Geſchenk von ihm) ein immer fröhliches Herz. Doch die Abendgebetglocke vom Lorenzer- und Sebalderthurme lautet und tönt aus voller Bruſt, ſo tief und ernſt, daß man nichts mehr hört und hören mag, als nur die Töne die uns heimrufen. Ja wir gehen heim, und wenn uns einmal die letzte Abendglocke lautet, wollen wir auch ſo fröhlich und Gott befohlen einſchlafen.

Nun leb wohl du altes Nürnberg, es iſt noch ein weiter Weg bis nach Verona.

Freilich hätte mir das, da ich von den lieben Kindern einen herzlichen Abſchied auf mehrere Wochen genommen, und nun mit der Frau und meinen freundlichen Reiſegefährten aus Nürnberg (einem ehemaligen Collegen ſammt ſeiner lieben Frau) im Wagen ſaß, und zum Frauenthor hinausfuhr, niemand ſagen dürfen, daß ich nur bis nach Verona kommen ſollte und nicht auch nach Venedig, wohin zunächſt mein Sinn ſtund, und ich ſprang noch vor Feucht aus dem Wagen, blos um einem alten Freunde, der von der entgegengeſetzten

Seite her gefahren kam, zu ſagen, daß wir nach Venedig reißten und ihn zu fragen, ob er was hin zu beſtellen hätte? Indeß iſts immer gut, daß der Menſch nicht Alles ſo voraus weiß.

Der Weg, über Feucht nach Neumarkt hinaus, ſieht freilich, wenn man z. B. aus der Mark Brandenburg auch zum aller erſten Male in dieſe Gegend kommt, gerade ſo aus, als wenn man ihn öfter und alle Tage geſehen hätte, hat man aber ſo gute, fröhliche Geſellſchaft im Wagen, wie wir, ſo vergeht die Zeit gar ſchnell und leicht. Sieht man doch auch, wenigſtens ehe einen der große, auf dem ſchönſten dürren Sandboden ſtehende Förenwald aufnimmt, die blauen Berge nach Oſten zu gar nahe, und merkt daran, daß der Sand ſo gar lange nicht dauern werde.

Wer länger in Nürnberg gelebt hat, erkennt es wohl gleich, wie weit das alte Nürnberger Gebiet gereicht hatte. So hat z. B. das kleine, übrigens unbedeutende Landſtädtchen Feucht, durch welches der Weg nach Regensburg zuerſt führt, noch ganz das Ausſehen einer Nürnberger Vorſtadt, und es blicken Wohlhabenheit, Ordnung, Fleiß und Frohſinn aus den bunten Häuſern, ſo wie aus den Geſichtern der Leute, die drinnen wohnen, heraus.

Auf dem ganzen Weg von Nürnberg bis Neumark, hat man, wo er ſich blicken läßt, Sandſtein, der an einer der letzten Anhöhen vor der Stadt ganz beſonders grobkörnig, und von Eiſenoxyd dunkel gefärbt herausſieht. Den Bergen, die aber nun hinter und ſeitwärts von Neumark liegen, ſieht man es gleich an, daß ſie zu einer andern Art und Geſellſchaft von Gebürgen gehören, und daß hier in Neumark die Natur einen Abſchnitte mache, den auch der Reiſende beobachten, und da ziemlich erträglich übernachten kann.

2.

Fortreiſe bis Salzburg und Berchtesgaden

Am 4ten September, ein unvergleichlich ſchöner Herbſtmorgen. In der Natur, wie in der Seele der Reiſenden, eine ſtille Sonntagsruhe, obgleich es drauſſen erſt Mittwoch iſt. Nun kommt man auch, nicht weit hinter Neumark erſt über die Höhen des groben Sandſteins herauf, nach dem ſchönen, mir ſehr lieben Kalkgebirge hin, das doch auch nicht ſo viel böſen Sand fahren läßt, wie das Sandſteingebirge, ſondern ſeine Ebenen und Thäler reinlicher hält, und ihnen ſchöne Blumen giebt und Kräuter, und das dabei ſolche reiſeluſtige Leute, wie uns, mitten in Deutſchland an Paläſtina erinnert. Denn dort giebts auch denſelben Kalkſtein, mit denſelben Verſteinerungen und Gebirgsumriſſen, als der hat, welcher ſich hier bei uns in einem Theil von Franken und im lieben Würtenberger Lande findet. Schon an den Blumen am Wege, kann es einer bemerken, daß er nun wieder auf dem

Gebirge iſt, das von Deutſchland an, bis nach dem Jurarücken der Schweitz, doch, im Ganzen genommen, die intereſſanteſten Pflanzenformen hat. Da ſieht man denn gleich wieder die ſchöne, große Silberdiſtel (Carlina acaulis) die ihre Blüthen an jedem Tage erſt der höher emporſteigenden Sonne öffnet, das Ciſtusröslein, einige Gentianen und Orobanchen, und pflückt im Anfange gar fröhlich Alles ab, was einem vorkommt.

Die großen, ſchönen Löwen, die man da von Regensburg aus gefahren brachte, hätten wir wenigſtens gern einmal im Vorbeigehen mögen brüllen hören, ſie mochten aber nicht.

In Painten, wo wir zu Mittag waren, machten wir die Bemerkung: daß das Klingen und Singen, ohne etwas zum Schlingen, zwar vergnügt, aber nicht ſatt mache. Es war eben da faſt gar nichts für den Mittag zu haben, als ein unſchuldiger Geſang, den der Schulmeiſter, der dazu ſehr herzhaft auf der Geigen ſpielte, mit einigen kleinen Mägdlein aufführte. Und das war auch gut, denn altbacknes Brod und Waſſer giebts ohnehin ſelbſt an ſolchen Orten, und Pferdefutter auch.

Nun gehts allmälig nach der herrlichen Donauebene herunter, und das Städtlein Kelheim liegt ſo anmuthig und geſchickt am Zuſammenfluß der Altmühl und der Donau, daß ſchon die alten Römer ſich den Ort ganz beſonders gemerkt, und hier einen feſten Anhaltpunkt ihrer großen Gränzmauer angelegt hatten. Der königliche Donauſtrom iſt hier ſchon gar mannhaft, und trägt bereits hübſch große Fahrzeuge, deren hier viele gefertigt werden. Wir weilten in Kelheim gar vergnügt, auf und bei der angenehm gelegnen Brücke, hielten uns auch gelegentlich in dem reinlichen, mit friſcher Wurſt und gutem Brod wohl verſehenem Gaſthaus, für die Entbehrungen in Painten ſchadlos.

Bald jenſeits der Donau wird nun der ſchöne Kalkſtein unſichtbar, und man kommt auf eine ziemlich hoch gelegne Fläche, welche aus zuſammengeſchwemmtem, groben Kies, Thon und Mergel gebildet iſt. Alsbald verſchwinden hier die ausgezeichneteren Pflanzenformen des Kalkgebirges, und man ſieht zum großen Theil nur wieder die alten Bekannten aus der Gegend von Nürnberg — die gemeinen Leute der Blumenwelt. In einem reinlichen Gaſthauſe, in dem recht wohlhabend ausſehenden Dorfe Rohr, was auf einem ziemlich hohen, angeſchwemmten Hügeldamme liegt, übernachteten wir hier auf demſelben Zimmer, das im Jahr 1809 Napoleon, bei ſeinem Aufenthalte in jener Gegend bewohnt hatte. In dieſem Dörflein, wenigſtens im Gaſthaus wo wir übernachteten, zeigte ſich uns auch ſchon jenes wohlhabende, ſchmucke Haushalten, das die meiſten ſüdbaieriſchen Dorfwirthſchaften auszeichnet.

Donnerſtag am 5ten, ließen wir uns gar früh von dem ſchönen Morgen wecken, kamen bald nachher durch einen friſchen, anmuthigen, meiſtentheils Laub-Wald, und ſo ganz vergnügt noch vor Mittag ins Iſarthal und das hübſch gebaute Landshut. Da gab es einige vergnügte und lehrreiche Stunden, freundliche Begrüßungen und neue, gute Bekanntſchaften.

Es iſt ohnehin in ſolcher Hinſicht etwas Schönes um das Reiſen und Ortsverändern. Die Leute halten unſer einen in den erſten vier Wochen, geſchweige gar in den erſten vier Viertelſtunden, öfters für einen Fürtrefflichen, und ſogar für einen feinen Mann, weil man doch mit etlichen Eigenheiten, die man an ſich hat, nicht ſogleich herausrückt, ſondern eher mit den etwa angewöhnten Nichteigenheiten. In der fünften Woche, wo nicht eher, bleibt aber das Lob, das ſie einem anfangs gaben, ſtille ſtehen, und wird in der ſechſten ſogar in etwas rückgängig, welche antiperiſtaltiſche Bewegung denn auch weiterhin ziemlich conſtant bleibt. Iſt aber ſo auch gut, und wird einem eigentlich erſt dann recht wohl unter den Leuten. Denn was hilfts, wir müſſen eben auch ſo einer mit dem andern vorlieb nehmen, und am Ende ſindet ſich zwiſchen Gleich und Gleich, das zuſammengeſellt worden, doch eine Liebe, die von haltbarem und feſtem Zeuge iſt.

An dem ſchön gelegenen, wohlerhaltnem alten Schloſſe, ergötzt ſich wohl jeder Reiſende, und wer dieſen Tag von Rohr herkömmt, erreicht dann noch bei guter Zeit das freundliche Städtlein Neumark, am Rottflüßchen, und in ihm ein ſehr reinliches Nachtlager und gute Bewirthung.

Freitags den 6ten. Die Gegend wird nun immer ſchöner, und da vor Neuötting kommt auf einmal der prächtige, klare Innfluß, der aus demſelben hohen Fürſtenhaus der Ströme entſproſſen, aus welchem der Rhein, die Adda und Etſch hervorgehen, hier den beſten Theil ſeiner Gebirgsreiſe ſchon beendigt hat, und gar bald mit der Donau weiter nach den türkiſchen Landen hinunter muß. Auf der Brücke von Neuötting bleibt wohl jeder gern ein Weilchen ſtehen, und betrachtet den klaren, kräftigen Fluß, dem man ſeinen Urſprung aus reinen Gebirgswaſſern ſehr deutlich anſieht. Die Stadt ſelber iſt freundlich, und ladet einen ſchon für ſich allein, auch wenn es drauſſen nicht ſo heiß geweſen wäre, zum Verweilen ein. Sie iſt auf einen kräftigen Kalkconglomerat- (Nagelfluh) Felſen erbaut, hat deßhalb von mehreren Punkten her, eine gar anmuthige, freie Ausſicht auf das Innthal herunter. Auf dem Hauptplatz der Stadt ſieht man ſchon ſolche bedeckte Hallengänge, wie ſich in mehreren süddeutſchen und auch ſchweizeriſchen Städten finden.

Uns Reiſenden war hier gar wohl zu Muthe, und war uns über alles ein fröhliges Licht ausgegoſſen. in welchem die Welt um uns her noch zehnmal ſchöner ausſah, als ſie vielleicht wirklich war. Hatten wir doch nun ſchon die Vormauern der herrlichen, langersehnten Alpen, die Conglomerate, welche aus dem Ueberfluß und der Fülle der Alpenmaſſen, wer weiß vor wie langer Zeit aufgebaut ſind, erreicht, und die großen Steinblöcke, die da und dort aus den feſt mit der kalkigen Hauptmaſſe zuſammengekitteten Felſen herausſtehen, ſind, vor dem alten Durchbruch der Waſſermaſſen, aus den Gebirgskeſſeln heraus, oder überhaupt vor Alters, wer weiß auf welcher fernen Rieſenalpe zu Hauſe geweſen *).

Mit dem Conglomerat zugleich, zeigen ſich denn

---

*) Dies gilt nur bei der gewöhnlicheren Anſicht von den Conglomeraten. Aus andern, ſehr tüchtigen Gründen, welche Freund Raumer in ſeiner Geſchichte des ſchleſiſchen Rieſengebirges gegeben, wird wahrſcheinlicher, daß die Conglomerate im Allgemeinen nicht mechaniſchen Urſprunges ſeyen.

auch hier eine Menge ſchöner Alpenpflanzen, und z. B. die Salvia glutinosa, die Mancher nur in botaniſchen Gärten geſehen hat, wächſt da ſo viel und häufig, wie bei uns die Waſſermünze.

Von hier an war nun keine Zeit mehr zu was andrem, als zum Sehen und Zugreiſen, und es wurden jetzt alle die Sprach- und hiſtoriſchen Studien, welche die Tage vorher, in der Kutſche betrieben worden waren, vor der Hand aufgegeben, und das deutſch italieniſche Wörterbüchlein, aus welchem unſre Reiſende nach Italien Tags vorher auswendig gelernt hatten, z. B. wie der Menſch ſagen muß auf Welſch, wenn er gern eine warme Suppe haben will, ſo wie auch das hiſtoriſche Werklein: „Hiſtoria vom Untersberg,“ das in Landshut nebſt etlichen andern ſolchen Büchlein, im Geiſt und Ton des gehörnten Siegfrieds, bei einer Buchbindersfrau gekauft, und mit großem Vergnügen geleſen worden war, ſtellte man jetzt billig bei Seite.

Bald hinter Neuöttingen kam denn auch die ſchöne, muntere Alza, am Fuße einer ziemlich gäh abſtürzenden, mit Wald bedeckten Bergkette (aus Kalkconglomeratmaſſen beſtehend) vorbei. Ihre helle, ſeegrüne Farbe, erinnert ſehr noch an den Urſprung aus dem Chiemſee.

Auch die Salzach iſt in jener Gegend ihrem gröſſeren Bruder, dem Inn ſo nahe, daß wir ſie ſchon ganz zeitig vor Mittags, bei Burghaußen erreichten. Hier beſahen wir zuerſt das große, ziemlich hochgelegene, alte Schloß, das eigentlich aus drei, ehehin durch Thore und Zugbrücken von einander geſchiedenen Theilen oder Schlößern beſteht, welche, wie man erzählt, von drei Brüdern bewohnt waren, die, weil ſich die brüderliche Liebe hier gar zu nahe auf dem Halſe ſaß, in beſtändiger Feindſchaft und Fehde mit einander lebten. Am ſchlimmſten hatte es dabei der, welcher den mittleren Theil des Schloßes bewohnte. Denn der gränzte mit beiden gar zu nahe zuſammen, und er und ſeine Angehörigen wurden bald von dem Nachbar zur Rechten, bald von dem zur Linken, durch einen Jagdhund, oder ausgeſchüttetes Waſſer oder durch die Zänkereien der Stallknechte und Waſchmädchen beim Brunnen, ſchwer beleidigt oder er beleidigte jene ſchwer; während die beiden an den äußerſten Ecken wohnenden Brüder, ſchon nicht ſo gar ſehr oft an einander ſtießen. Man ſieht es aber auch noch dem mittleren Schloße, das übrigens die meiſten Spuren von gewaltſamer Zerſtörung an ſich trägt, an ſeiner Bauart an, wie ſich der da drinnen gegen beide Seiten hin in ſtreitfertige Poſitur geſetzt hatte. Nun, viel Ordentliches und Ehrenvolles wird gerade bei ſolchem Bruderfehden nicht herausgekommen ſeyn und viel Seegen war auch nicht dabei, und es wäre beſſer die Brüder hätten ſich noch bei guter Zeit vor den Raben und Krähen im Walde, die ja auch tapfre Vögel ſind und doch ſo brüderlich zuſammenhaußen, ſchämen gelernt, ehe ſie durch ihre Fehden den gänzlichen Untergang ihres alten Stammhauſes herbeiführten.

In Burghaußen lernten wir am Mittag einen Singverein unter dem Militär kennen, den auf ſehr rühmliche Weiſe einige Officiere aus den beſten Sängern der dortigen Garniſon gebildet hatten, und freuten uns herzlich über dieſe edle und anſtändige Art von Zeitvertreib und Erhohlung.

In den heißeſten Nachmittagſtunden ging der Weg erſt, zu unſrer großen Freude, eine Strecke im ſchönen Salzachgrund hin, und von den Felſen zur rechten Seite nickten allenthalben Pflanzenformen der Voralpen in den Wagen herein. Dann ging es im Walde allmählig aufwärts und gegen 4 Uhr Nachmittags erreichten wir die Höhe bei Nunreuth. Da wurde denn der Vorhang zum großen Schauſpiele, das wir beſuchen wollten, auf einmal aufgezogen, denn klar und ganz nahe, lagen die Salzburger Alpengebirge mit ihren hohen Nachbarn vor uns, vor allen der Untersberg und der Staufen, ſo wie die Rieſengebrüder Watzmann. Ein junger katholiſcher Geiſtlicher, oder vielmehr Seminariſt, der zu uns kam, zeigte und erklärte uns gar freundlich Alles.

Von Nunreuth zog ſich der Weg, der Abenddämmerung entgegen, allmälig wieder nach dem anmuthigen Salzachgrund herunter. In einem reinlichen Dorfwirthshauſe, zu Geiſenfeld, übernachteten wir, nahmen von da aus am andern Morgen, Sonnabends den 7ten, mit etwas ſchwerem Herzen, obwohl Gott Lob nur auf etliche Wochen, von unſrem lieben, lieben Baiernlande Abſchied, waren aber bald bei dem näheren und immer naheren Anblick der hohen, ſchönen Alpen, im fremden Lande wieder einheimiſch und kamen ſo, gar vergnügt und noch ſehr zeitig am Vormittag, im ſchönen Salzburg an.

Ja freilich, verdenken kann man das keinem Menſchen, der kein Nürnberger iſt, wie unſer einer, wenn er ſagt Salzburg iſt doch die ſchönſte, am herrlichſten gelegene Stadt, vielleicht unter allen Städten wo deutſch geſprochen wird. Denn wenn auch Bern, das auch ſchön ausſieht, gleich daneben läge, ſo daß ich zu einem Thore nicht weiter hätte als zum andern, ſo gienge ich doch lieber zum Thore von Salzburg hinein als zu dem von Bern, wo man übrigens auch die Alpen ſchon ſo weit weg liegen hat, daß man ſie doch nur bei gutem Wetter ſieht.

Ich meines Theiles ſage auch, daß mirs noch in meinem Leben in keinem Ländchen das ich in der Fremde geſehen, ſo ſchnell heimlich und wohl geworden als im Salzburger Lande, nur etwa einen Theil des Cantons Unterwalden in der Schweiz, und den Theil der Inſel Rügen ausgenommen, wo der liebe Pfarrer Baier wohnte, und auch Hermsdorf, das freilich kein Land iſt ſondern nur ein Dorf, das der Leſer zum Theil gar nicht einmal kennt. Darin hat nun auch Jeder ſeinen eignen Geſchmack. Mir gefällt am Salzburger Lande, (von der Stadt will ich hier zunächſt noch nicht reden) nicht allein die große, hohe Gebirgsnatur, die allenthalben in die Thäler und auf die Wohnungen der Menſchen hereinſchaut, ſondern neben dieſer zugleich auch die Freundlichkeit, Gutmüthigkeit und treue Einfalt der Leute die da wohnen, die, ſo viel ein ſo ſchnell bei ihnen Vorbeireiſender urtheilen kann, noch fromm und gut ſind, und noch fern von dem was das Gegentheil davon iſt: von Ueppigkeit und Hochmuth. Und nur wo beides noch ſo zuſammen aus einem Tone ſpricht: die hohe Natur und die Menſchen, kann es einem doch eigentlich recht wohl ſeyn.

Auch in der Stadt Salzburg ſelber erſchienen uns die Menſchen noch in ganz beſonderem Maaße freundlich und gefällig. Und zwar nicht aus Eigennutz.

Sogar eine freundliche, ältliche Dame, zeigte uns ſelber den Weg nach einem Hauſe hin das wir ſuchten; Handwerksleute verließen auf einige Augenblicke ihre Arbeiten und ihren Laden, um uns zurecht zu weiſen. Auch bemerkten wir nicht viel von jener Vornehmthuerei und Zierputzerei, bei der es mir meines Theils allezeit unheimlich und übel wird, und wenn ein Ort übrigens ſo hübſch wäre wie ein Stück vom Himmel.

Der erſte Tag in Salzburg, wenn es noch dazu ein ſo ganz heitrer, freundlicher iſt wie der unſrige, muß wohl jedem, der geſund iſt, unvergeßlich bleiben. Die ſchöne, ſchon auf italieniſche Weiſe, mit faſt ebenen, gangbaren Dächern gebaute Stadt, die Rieſenwerke des Menſchenfleißes, z. B. das große, mitten durch den Felſen gearbeitete Thor, der Untersberg und alle die Berge in der Nähe, die ſo ernſt in die Stadt hineinſchauen, das fröhliche Leben auf den Straſſen, das angenehm lautende Glockenſpiel, das Rauſchen der muntern Salzach, und wohl auch noch Muſik und Geſang von den Kähnen, alles das ſtimmt die Seele gar freudig. Man athmet hier ſchon friſche, reine Gebirgsluft, alle Blumen ſind größer und ſchöner als bei uns, ſo daß ein nun verſtorbener, berühmter Kräuterkundiger aus Norddeutſchland, einige ganz gemeine Pflanzen, die auch um Berlin wachſen, anfangs gar nicht als dieſelben Arten wieder erkannte, da er ſie bei Salzburg ſahe.

Gleich den erſten Nachmittag geht dann wohl der Reiſende, wenn er ſo zeitig am Vormittag, und bei ſo ſchönem Wetter nach Salzburg gekommen als wir, über die üppig grünen Wieſen und zwiſchen der ſchattigen Allee hin, nach dem ſchönen Aigen. Ja freilich iſt das ein Luſtort in höherem Chor, ſo ſchön als irgend einer in der ganzen Welt. Da hat den ſchönſten Theil der Anlagen, der liebe Gott ſelber gemacht, und der Menſch brauchte ſich nur einige ſchattige Ruheſitze dazu hinzumachen, von wo aus er jene Hauptanlagen beſchauen kann. Denn der gleich gegenüber ſtehende Untersberg, die edlen, oben mit unvergänglichem Schnee bedeckten Gebieter Watzmann, und die ganze Alpenkette da hinauf, bis zum Paß Lueg und an die Tauern, ſtehen einem hier ſo nahe, daß ſie noch als weſentlichſtes Stück zum Luſtgarten ſelber zu gehören ſcheinen. Man fühlt es mitten in den heißen Tag hinein, daß man unmittelbar in dem friſchen Strome der kühlen, reinen Gebirgsluft ſitze, der ſich da von jenen Nebenhäuptern herunterſchlingt ins Thal, und es wird einem dabei, wenn man ſo auf dieſe Berge hinſchaut, zu Muthe, als ſpüre man ſinnlich das Wehen der Kräfte einer andern, oberen Welt.

Was iſts denn überhaupt, was dich und mich aus dieſem Anblick der Hochgebirge ſo eigenthümlich und wundervoll aufregt und emporrichtet? Es iſt eigentlich das Oben, das dem innren Leben nahe verwandte und heimathliche Oben ſelber, in welches du durch den Berg hineinſchaueſt und hineingehoben wirſt. Das leere Himmelsblau für ſich allein, wenn dein Auge gar nichts darinnen ſieht, was deiner eigenen, handfeſteren Natur verwandt iſt, bleibt deiner Phantaſie im Grunde doch unvernehmlich und unerfaßbar, ſo wie dein Herz dem leeren Himmel ſelber, wenn es ihn ganz allein, ohne die Weſen, die mit ihm fühlen und feiern, und ohne etwas Erfaßbares und zu Liebendes darin genießen ſollte, keinen Geſchmack abgewinnen würde. Schon die vom Abend geröthete Wolke, wenn ſie ſo am blauen Himmel heranſchwebt, hebt deine Phantaſie mit da hinauf. Mehr aber noch und unmittelbarer, der deiner eignen, leiblichen Natur näher verwandte Berg, der dann wie ein kräftiger, elektriſchen Leiter, die Lebenskräfte von oben in deine Bruſt herein, und aus dieſer da hinauf trägt. Es geht dann der Phantaſie ſo, wie dem Herzen in Geſellſchaft und im Anblicke andrer Herzen, die nach oben gerichtet ſind: der Aufſchwung wird leichter und kräftiger; und wo ſolche Flügelmänner,

wie

wie die Berge, die Bewegung der Hände und Augen nach oben vormachen, da wird das Menſchenherz gar bald und mächtig dazu gezogen, dieſe Bewegung mit und nach zu machen.

Die Leute bei der Wirthſchaft in Aichen meinten es freilich gut, da ſie uns ſagten, die ſchönſte Ausſicht ſey da unten an dem Tiſche, wo ſie uns den Kaffee hinſetzten, und weiter oben ſey nichts mehr der Art. Da unten ſieht man eben ein wenig nach der Stadt und nach der Salzach hin, weiter oben will man nichts mehr ſehen als die Berge.

Wir genoßen den großen herrlichen Aufblick noch ſtill und gern verweilend auf dem Heimwege, — hingelagert auf die Wieſen, mehr aber noch am Abend, in Geſellſchaft einiger lieben, jungen Freunde, die ich in Salzburg wieder gefunden hatte, auf einer Felſeninſel in der Salzach, gleich an dem Ende der Stadt, das gegen Aichen hinliegt. Ja das war nun freilich ein Abend, den man nicht ſo leicht vergißt. Die engen Felſenthäler nach Paß Lueg hin, lagen ſchon in tiefer Dämmerung, aber von den Schneemaſſen der Watzmänner und von den Gipfeln der andern Hochgebirge leuchtete noch ein eigenthümlicher, violetter Schimmer herunter, der ſich in der Salzach gar herrlich ſpiegelte. Aus der Stadt herauf tönten einzelne Betglocken, welche dieſe ſchöne Woche zu Ende läuteten, die gewaltigen Berge ſtunden feiernd da, mit zum Himmel gerichtetem Haupte. Da erklang wohl in mancher Bruſt ſtill das ſchöne Abendlied vom ſeeligen Neander (eins der ſchönſten unter allen die ich kenne). „Der Tag iſt hin u. ſ. w."

Am 8ten September. Es war heute Sonntag. Schon in der frühen Dämmerung tönten die Morgenglocken in unſre Träume hinein, und wir athmeten im Geiſte die freie, friſche Gottesluft der Gebirge. Recht bald waren wir mit unſrem Frühſtück fertig, genoßen nun auf dem Mönchsberg die gar entzückend ſchöne Ausſicht auf die Stadt, mit ihren platten Dächern herunter, auf denen Menſchen, die auch an dem ſchönen Morgen Freude hatten, auf und nieder giengen. Jetzt liegt das Thal mit der ſchönen Stadt ſo ruhig da, es iſt aber ſeit alter Zeit gar mancher alles verheerende Sturm darüber gegangen. Einſt ſtund da nahe bei das alte Juvavium, oder Helfenburg der Römer, das ſchon eine ſehr ſchöne Stadt geweſen ſeyn ſoll. Etzel der Hunnenkönig pflügte das alte, blumenreiche Brachfeld, als er im Jahr 457 Helfenburg verheerte, um, und Maximus und ſeine Gefährten düngten das Feld und ſtreuten den fruchtbaren Saamen der neuen, geiſtigen Zeit darein. Vidomar ackerte hierauf im Jahr

477 die Saat ſo tief und rein in die Erde ein, daß keine Spur mehr von der alten Geſtalt des Brachackers blieb, und der ſchöne Garten Gottes glich einer ſtillen Oede: weder von dem alten, ſchönen Helfenburg noch von der Ausſaat des Maximus (ſo reich an Mühe und an Schmerz) war eine Spur mehr ſichtbar und ſchien alles vorbei und vergeblich geweſen zu ſeyn. Da gieng hundert Jahre hernach, der gute Saame in dem edlen Baiernfürſten Diethe auf, und mit ihm und durch ſeine, mit ihm chriſtlich gewordenen Baiern, entſtund bei den Ruinen des alten Juvaviums, die Stadt Salzburg. Der edle Franke Rupert und ſeine Nachfolger begoßen die junge Saat und pflegten ihrer, und es iſt wohl manche reiche Aehre auf dem Acker gewachſen.

Es iſt noch viel in der ſchönen Stadt Salzburg zu beſuchen und zu ſehen: unter anderm die Kirchen, dann, der ſeit dem letzten Brande freilich ſehr beſchädigte, berühmte Kirchhof bei der St. Sebaſtianskirche, der ſonſt „für den ſchönſten in ganz Europa galt“ mit ſeinen gemäldereichen Hallengängen. Von dieſem aus beſtiegen wir noch in der heißen Mittagſtunde den freilich etwas ſteilen, aber meiſt ſchattenreichen Capuzinerberg, auf deſſen Gipfel wir in einem, wegen ſeiner Lage unvergleichlichen Saale, wieder im reichſten Maaße die Ausſicht auf unſre lieben Gebirge hatten. Freilich ſtund dieſe Ausſicht noch immer in keinem Vergleich mit der, die wir am Nachmittag auf dem wohl 3 mal ſo hohen Gaisberg hatten. Da ſahen wir die benachbarten Seen alle, unter andern den Chiem- den Mond- den Adler- den Traunſee, und die Tauernkette lag an dem heitern Abend mit entblößten Schneehäuptern vor uns. Wir verweilten da oben auf dem Gipfel gern und bis Sonnenuntergang, und kamen, nachdem wir uns noch auf der oberen Sennhütte mit Milch und Brod geſtärkt, am ſpäten Abend nach der Stadt. Nicht ohne einige Ermüdung. Denn der Gaisberg beſteht auch noch, wie der Mönchsberg und die meiſten unteren Höhen zunächſt an der Stadt, aus Kalkconglomerat, von welchem ſich beſtändig Bruchſtücken und Rundſteine ablöſen, die dann die Wege beſtreuen, und ſchon das Aufſteigen, noch mehr das Niederſteigen, wenn es, wie bei uns, ſo ſpät am finſtern Abend geſchieht, gar unſicher und ſchwer machen.

Montags den 9ten waren wir wieder ziemlich früh bereit zur Fahrt nach dem nachbarlichen, herrlichen Berchtesgaden. Von dem Städtchen giengen wir zu Fuß bis ans Ufer des Königſees, und wurden dann durch freundliche Schiffersleute den prächtigen Königsſee hinan nach dem St. Bartholomäi-Schloß gefahren*). Obgleich uns einige Male flüchtige Regengüße die ganze Ausſicht verdeckten, genoſſen wir ſie doch, beſonders auf der Rückfahrt am Nachmittag, in reichem Maaße und es ſchien uns, ſo wie Andern, daß der Königſee, rückſichtlich ſeiner Lage und Umgebung, ſich mit manchem der ſchönſten Schweizerſeen vollkommen meſſen dürfe; wie denn überhaupt ſchon das kleine Berchtesgaden und weiter noch das Salzburger Land, alle die Naturwunder in engem Raume zuſammengedrängt enthalten, welche man in der Schweiz und in Tirol in größerem Maaßſtabe wiederfindet. An der Eiskapelle, nach welcher wir, mitten im ſtärkſten Regenguße, von St. Bartholomäi aus eine Wanderung machten, fanden wir noch die Alpenpflanzen der Frühlingsmonate in ſchönſter Blüthe. Durch den ſtarken Regen waren alle Gießbächlein und Waſſerfälle auf den Bergen, deren ſteile Wände nach dem See herunter gehen, voll und wach geworden, die dann, als wir bei heitrem Sonnenſchein über den See zurückfuhren, die Gegend gar ſehr belebten, in welche der nun ganz nahe, beſchneite Watzmann mit heitrem Ernſt hereinblickte.

---

*) Jedoch bemerk zu dieſer Friſt: der Wein allhier gar theuer iſt. Drum lieber Leſer folge mir, und trinke lieber braunes Bier.

Der Abend war ſchon ziemlich nahe gerückt, als wir nach Berchtesgaden zurück kamen; es blieb deshalb für diesmal gar Vieles ungeſehen oder nur halb von uns geſehen, was allein eine Reiſe nach Berchtesgaden werth iſt. Denn die hieſigen Salzwerke haben Waſſerkünſte und andre Vorrichtungen aufzuweiſen, die eines gründlichen Beſehens in hohem Grade werth ſind. Das Städtlein iſt von einem gar guten, fleißigen Volke bewohnt, das ſich zum Theil, wie die Nürnberger, mit Verfertigung ſchöner Spielſachen beſchäftigt, die dort überaus wohlfeil ſind.

Von Salzburg aus ſollte es freilich kein Reiſender verſäumen, auch nach dem herrlichen Traunſee hinüber zu reiſen. Wir aber mußten dies für jenes Mal dennoch unterlaßen und ſchon den Dienſtag Mittag am 10ten September von dem ſchönen Salzburg Abſchied nehmen.

3.

Weiterreiſe von Salzburg nach Gaſtein. Die Sennhütte in den Tauern.

Die Fahrt gieng nun, durch einen beſtändigen natürlichen Alpenluſtgarten hindurch und auch an einem künſtlichen vorüber, zuerſt nach Hallein. Hier wurden denn gleich die reichen, großen Salzbergwerke, weſtlich hoch am Berge gelegen, beſucht. Da gab es viel zu ſehen und zu lernen, und meine Begleiter und Begleiterinnen meinten überdieß mit Recht: die ſchönſte, luſtigſte Schlittenfahrt ſei nichts gegen das Vergnügen, was das Befahren jener ſchönen Gruben-Gebäude gewährt. Ein alter Bergmann fuhr voran, wie andern ſchurrten oder rutſchten, das Seil in der Hand haltend hinter drein. Der kleine, mit vielen Lichtern beleuchtete unterirdiſche See, das ſchnelle Herausfahren auf einem kleinen Wagen, den ein Bergmann zog, die fröliche Stimmung der Geſellſchaft, alles das machte die Parthie gar annehmlich.

Einer der reichſten Tage auf der ganzen Reiſe, war dann auch der 11te. Da beſahen wir am Vormittag den Waſſerfall bei Golling, dann vor allem die zuſammengeſtürzten Felſenmaſſen, durch welche ſich die Salzach unten in der grauſenhaften Tiefe hindurchdrängt: die ſogenannten Oefen. Der enge Felſen-Paß an der Salzach hin, der Paß Lueg genannt, wird wohl in allen Landen, wo deutſch geſprochen wird, wenig ſeines Gleichen haben. In Werfen ſetzten wir uns vor die Thür des Poſthauſes, in dem wir Mittag machten, heraus, und weideten unſer Auge an dem Anblick der gegenüber liegenden, kühnen Gebirge. Und wie war der Nachmittag ſo ſchön und reich, wo wir mitten zwiſchen den gewaltigen Gebirgsrücken zu beiden Seiten, durchs Salzachthal, neben üppigen Wieſengrund, Laubwald und Obſtbaumpflanzungen, an vielen wohlgebauten Dörfern vorbei fuhren. Dabei die freundlichen Menſchen, unſere gutmüthigen Poſtillons und Wirthe! Hier fieng denn ſchon allmälig das Urgebirge an, auch auf unſerm Wege ſichtbar zu werden, und während die Felſenmaſſen unmittelbar um Salzburg, wie ſchon erwähnt, großentheils aus Kalk-Conglomerat beſtehen, die höheren Berge aus Kalkſtein, zeigt ſich zwiſchen Werfen und St. Johann, Urthonſchiefer und auch ſchon Gneus.

Wir übernachteten in dem romantiſch gelegenen Lend, und die ganze Nacht hindurch tönte das Rauſchen des benachbarten hohen Waſſerfalles, den wir noch am Abend genauer beſehen hatten, in unſere Ohren.

Am Donnerſtag, den 12ten Sept. gieng es durch eine ſo enge Felſenkluft, zum Theil neben einem tiefen Abgrunde hin, daß, wer an ſolchen Anblick nicht ſchon etwas gewöhnt iſt, wohl ungern im Wagen ſitzen bleiben mag. Ueber Hof am Gaſtein, kamen wir bald an das Wildbad Gaſtein, unmittelbar am nächſten Abhange der hohen Tauernkette, namentlich am Fuße des wegen ſeiner edeln Erze berühmten Rabhausberges.

Freilich hat jetzt auch hier, wie faſt überall, die Ausbeute an edlen Erzen gar ſehr abgenommen, und die Zeiten ſind lang vorbei, wo allein die Fundgrube Krone in der Gaſtein, jährlich 80000 Ducaten ertragen haben ſoll. Es war dieſes gegen Anfang des 16ten Jahrhunderts, mithin um dieſelbe Zeit, wo auch zu Schneeberg, im ſächſiſchen Erzgebirge, ſo unermeßlich reiche Vorräthe von Silber gewonnen wurden, daß allein die Ausbeute bei der St. Georgen Zeche, jährlich mehrere Tonnen Goldes betrug.

Eben jenes reiche Goldbergwerk in der Gaſtein, hat, wie faſt alle reiche Bergwerke in der Welt, ein ſchlichter, gar nicht mit ſonderlicher Wiſſenſchaft von der Sache begabter Mann von geringem Herkommen, Namens Chriſtoph Weitmoſer entdeckt. So gute Hoffnung die Sache auch gleich Anfangs gab, ſo ſtunden doch hier die Adern des edlen Metalles nicht ellenhoch, gleich einer ſilbernen oder goldnen Mauer aus der Erde heraus, wie dies bei einigen ſüdamericaniſchen Silberminen gleich bei ihrer Entdeckung der Fall war; ſondern es mußte das edle Erz mühſam und tief aus dem harten Gneus-Geſtein herausgeholt und geklopft werden. Da hatte denn der arme Chriſtoph Weitmoſer, auch wenn er die Grube mit ſeinen 3 rüſtigen Söhnen ganz allein bearbeitete, ſchon für die allerhand Geräthſchaften, die dazu nöthig waren, ſein kleines Vermögen gar bald ſo gänzlich zugeſetzt, daß er einſt, zur öſterlichen Zeit, wo alle Welt ein Stückchen Fleiſch ißt, nicht einmal die Paar Pfennige oder Kreuzer mehr in Kiſten und Kaſten hatte, die zu etlichen Pfunden Fleiſch nöthig geweſen wären. Da giebt die gutmüthige Hausfrau ihren Brautſchleier zum Verſetzen her, und verſchafft dafür ein Stück Fleiſch in den Haushalt. Der damalige Biſchoff Leonhard (er regierte von 1495 bis 1508) ein gar freundlicher Herr, leiht darauf dem Chriſtoph Weitmoſer 100 Thaler, mit der Bedingung, daß er ſie zurückzahlen ſolle, wenn er wieder zu guten Mitteln käme, wo nicht, ſo ſeyen ſie ihm auch ganz und gar geſchenkt. Mit dieſen 100 Thalern arbeitet aber nun der rüſtige Mann ſo wacker und glücklich vorwärts, daß er gar bald eine reiche Goldader eröffnet, die ihm nicht blos an Oſtern, ſondern auch zu andern Zeiten Fleiſch und Brod und Wein dazu in Fülle abwirft, und noch ſo viel übrig läßt, daß er auſſer dem Haupterbtheil, das die drei Söhne erhielten, jeder von ſeinen vier Töchtern, welche ſämmtlich gar ſtattliche und anſehnliche Männer bekamen, 80000 fl. und ihren Kindern einem jeden noch 1000 fl. dazu hinterlaſſen konnte. Und der freundliche Biſchoff hatte auch nicht Urſache, das Anlehen, das er dem armen Manne gemacht, zu bereuen, denn der erhielt ſeinen landesherrlichen Antheil, und wurde davon ſo reich, daß er es war, welchen der gute Kaiſer Maximilian meinte, wenn er ſagte: er hätte einen Kaplan, der ſey ſo reich, daß er ihn nicht ausſeckeln könne.

Der guten Hausfrau, die ihren Brautſchleier ſo willig hergegeben, gönnt man das Glück und alle die ſchönen Schleier, die ihr der alte Weitmojer nachmals dafür wird gekauft haben, auch gerne, und es muß überhaupt eine ganz andre Frau geweſen ſeyn, als die Frau jenes böhmiſchen Bergmannes, der ſo reiche Ausbeute gewann, daß er ſeinem König 100,000 fl. leihen, und ihm den zerrißnen Schuldbrief in einer güldenen Schüſſel zurückgeben konnte, und daß er zugleich auch der neuerrichteten Univerſität Prag, große Summen zu leihen vermochte. Denn jene böhmiſche Frau hatte freilich das Silberbergwerk ſelber entdeckt, als ſie eines Morgens, da ſie von dem Manne einige Schläge bekam, dieſen entfliehen wollte, und mit den bloſen Füßen an einem, aus der Erde hervorſtehenden Silberzacken hangen blieb, bis der Mann herbeigekommen; aber deßhalb hätte ſie doch nicht das Recht gehabt, ſo mit dem Gelde zu haußen, als wenn es zunächſt ihre wäre. Denn der Mann hatte doch mehr Recht und Antheil an der Sache, als ſie, weil er es war, der zugeſchlagen, und die Frau hinausgejagt hatte an den Silberzacken, und nicht ſie den Mann. Nun die Frau that es in Staat und Aufwand, einer Königin gleich und noch zuvor, und die Leute mochten überhaupt denken, ſo wie die Ausbeute in den erſten Jahren war, müßte ſie immerfort bleiben, und ſie brauchten aufs Hinſparen gar nicht zu ſinnen. Da aber die reiche Silberader nach einigen Jahren ausgebaut war, ließ ſich zwar der Mann wohl das Geld, das er bei der Univerſität angelegt hatte, wieder geben, denn er meinte, die Herren könnten auch gelehrt ſeyn, ohne ſein Geld, aber das langte auch nicht weit hin, und er hätte nun gerne auch die 100,000 fl. wieder gehabt, die er dem Könige geſchenkt hatte. Die Frau mußte eben den goldnen und ſeidnen Staat wieder hergeben, und hatte das viele Geld nur Unfrieden und lauter Verdruß, und keinen Seegen ins Haus gebracht. Der Chriſtoph Weitmoſer dagegen, hatte wohl ſeine Hausfrau niemals geſchlagen, und es auch nicht nöthig gehabt, und deswegen doch Gold genug gefunden, bei dem beſſeres Gedeihen war.

An Gold und Silber hat alſo die Ausbeute in der Gaſtein freilich ſehr nachgelaſſen, dagegen quillt da noch ein andrer Schatz reich und unverſiegbar aus der Erde, den Mancher, der ihm Geſundheit und Leben verdankt, wohl höher achtet, als Gold und Silber. Das iſt die herrliche, heiße Heilquelle, die da mitten aus dem Urgebirge hervorkömmt, und welche zwar ihren Beſtandtheilen nach, nichts enthält, als ein ganz reines, warmes Waſſer, welches jedoch Heilkräfte beſitzt, die der Kranke gar bald an ſich fühlt, wenn er auch die Urſache, weßhalb das Waſſer ſo kräftig wirkt, nicht einſieht und erklären kann. Unter allen Heilquellen, die ich in der Welt kenne, möchte ich mich, wenn ich einmal krank würde, keiner ſo gerne anvertrauen, als der in dem ſchönen Gaſtein, denn da müßte der kranke Sinn ſchon halb durch den Anblick der gewaltigen, herrlichen Natur wieder geſund werden, und man hat auch gleich zu einer ſolchen, rückſichtlich auf das Wie? ihrer Wirkſamkeit räthſelhaften und unbegreiflichen Heilquelle, die aus ſolchen Bergen herauskömmt, mehr Zutrauen und Glauben, als zu einer andern, die man allenfalls in jeder guten Apotheke auch nachmachen könnte. Obgleich wohl hie und da an den Heilquellen, unſrer Chemie noch eine Hauptſache — eben jenes, dem Leben ſelber ſo heimliche und angeeignete Prinzip, das in der Gaſteiner Quelle eine Hauptrolle ſpielt, ganz entgehen und unbekannt bleiben mag. Gerade ſo, wie noch kein Anatom in einem Thiere, das er lebendig oder todt aufſchnitt, die Seele hat erwiſchen können, es müßte denn eine Heringsſeele geweſen ſeyn, ſo daß wir, ſeit des ſeligen Comenius und ſeines Orbis pictus Zeiten, in allen unſern anatomiſchen Tafeln, noch keine einzige gute Abbildung von einer Seele haben.

Die Gaſteiner Heilquelle ſoll ſchon lange vor der Karlsbader (im Jahr 680) von einigen Jägersleuten entdeckt worden ſeyn, die da, am brauſenden Waſſerfall, zwei fromme und gaſtfreundliche Einſiedler fanden, welche ſchon ſeit Jahren in dieſem wilden, weit von allen Menſchen abgeſchiedenen Felſenthal gewohnt hatten. Und wenn irgend eine Gegend geeignet wäre, einem, der gerade Geſchmack an dieſer Art von Natur hat, und auf den zu Hauſe gar niemand wartet, und ſich ſorgt, wenn er zu lange ausbleibt, faſt die ganze übrige Welt, wenigſtens auf einige Zeit, vergeſſen zu machen, ſo wäre es die Gaſteiner. Ich weiß zwar nicht, in wie weit bei einem ſchnell Durchreiſenden gerade die Stimmung, in der er auf die etlichen Stunden ſeines Aufenthaltes ſich findet, da mit einwirkt, und bei dem einem etwas hinzu, bei dem andern etwas hinweg thut, oder ob das warme Bad aus der Heilquelle, an dem ſich wohl jeder Reiſende erquickt, und das man in bequeme Badekleider gehüllt, geſellſchaftlich nimmt, die Sinnen ſo ganz eigens ſtimmt: mir hat der Anblick der großen Gaſteiner Natur etwas im Herzen zurückgelaſſen, das mich immer, ſo oft ich nur an das Salzburger Land denke, grüßen läßt, und mich immer wieder hinruft, und ich wollte, ich könnte heute wieder dahin botaniſiren gehn. Wenn man ſo an dem mächtigen, brauſenden Waſſerfall ſitzt, und in die gewaltige Natur umher hineinſchaut, iſt es einem, als miſchten ſich alle mögliche Stimmen der wilden Natur mit in das Brauſen hinein. Und das dampfende Räthſel aus der

Tiefe, mitten aus dem Urgebirge heraus, giebt der Gegend für den Naturfreund noch einen tiefen, inhaltsvollen Sinn dazu.

Uns gieng es auch noch überdies in dem Gaſtein gar gut. Der dortige Geiſtliche, ein gar lieber, ſehr unterrichteter Mann, machte uns durch ſeine Unterhaltung großes Vergnügen, und zeigte uns einige noch blühende, ſchöne Alpenpflanzen, und an der Mittagstafel fanden wir auch ſehr wackre, heitre Geſellſchaft. Wir hörten es hier von einem beſtättigen, daß man von Gaſtein aus, wenn man die nächſten Gebirgswege wählt, in etwa 3½ Tagen nach Venedig gehen könne. Erſt vor einigen Tagen war jemand, in Geſellſchaft eines wegkundigen Führers, dahin abgegangen, und uns that es ſehr leid, daß wir nicht damals ſchon hier waren und mitgekonnt hatten.

Wir blieben bis Nachmittags in Gaſtein, nahmen dann einen Führer, der unſer Gepäck trug, und giengen ſo durchs Wieſenthal weiter nach Böckſtein hinauf.

Hier verließen wir nun, nach kurzem Aufenthalt, unſre lieben Nürnberger Reiſegefährten, die noch auf ihr Gepäck, das ſie zu Hof am Gaſtein zurückgelaſſen, warteten, und giengen, da ſich die Sonne ſchon hinter den hohen, weſtlichen Gebirgen verbergen wollte, ganz einſam, Hand in Hand, hinter unſrem Führer drein, in die enge, ſüdliche Thalſchlucht hinein. Da war eine ſo einſame, wilde Natur, daß man, fern vom Getös der Menſchen, die großen Werke Gottes nur mit ſich ſelber reden hörte: der Laut der Waſſerfälle, das Rauſchen des Abendwindes in den Felſenklüften, der Spatgeſang der Blaudroſſel, riefen alle ihr Heilig, Heilig iſt Gott der Herr Zebaoth! —

Ich habe noch ſelten ein ſolches Gefühl von Einſamkeit und Abgeſchiedenheit von Menſchen gehabt, obgleich ich noch nicht einmal ganz allein war. Freilich unſer Führer, ein Bergmann von dem Radhausberg, ſprach nicht wie andre Menſchen, ſondern heulte meiſt unverſtändliche Laute. Er erzählte uns, ſo viel ich mir aus den einzelnen halb verſtandnen Lauten abnehmen konnte, während wir an den Abgründen hingiengen, lauter Geſchichten von verunglückten Bergleuten, die da auf dem gewaltigen, mit Schnee bedecktem Berge, der dem Radhausberg nach Süden gegenüber liegt, nach edlem Erze geſucht, auch eine mächtige Goldader entdeckt, aber beim 2ten mal Hinaufgehen, von dem gähen Felſenberg hinuntergeſtürzt waren. — Am Anfang unſers Wegs kamen wir an der Maſchine vorbei, an der ſich zuweilen kühne Menſchen, oder ſolche, die nicht gern ſteigen mögen, wohl etliche tauſend Fuß hoch am Bergabhang des Radhausbergs hinaufziehen, oder auch herunter ſchurren laſſen. Das iſt eine gefährliche Beluſtigung, bei der wohl ſchon Mancher zerſchmettert worden iſt.

Je weiter wir giengen, deſto herrlicher und mächtiger wurden die Waſſerfälle: der Bärenfall, Keſſelfall, Schleierfall. Wären dieſe in der Schweiz, ſie würden noch allgemeiner bekannt und ſchon in mehr als 100 Büchern geprieſen ſeyn, denn ſie gehören unter die ſchönſten die ich kenne, und das Thal durch das wir kamen, giebt den geprieſenſten Schweizerthälern nichts an Schönheit nach. — Der Abend dämmerte ſchon, und nur der roſenrothe Schimmer welchen die nun ganz nahen Schneefelder und Gletſcher der Berge, an deren Fuß wir hingiengen, herunterſtrahlten, leuchtete uns noch, als wir aus unſrem engen Thal in ein andres, im Anfang etwas breiteres, das faſt von Oſt nach Weſten lief, in das ſogenannte Naßfeld hinaustraten. Wir wendeten uns links, wo ſich das Thal nach allen Seiten an gähen Bergwänden endete. Zwei mächtige Waſſerfälle, wovon der eine unmittelbar aus dem Fuße des Schneefeldes hervorbrach, ſchimmerten, am Ende des Thals, noch im Abſchiedsblick der Abendröthe. Noch konnte ich nirgends die Sennhütte gewahr werden, in der wir übernachten ſollten. Müde waren wir wohl, wenn aber die Hausfrau mit ihren treflichen Augen noch eine ſchöne Alpenpflanze entdeckte, (wie wir denn z. B. die liebliche Linaria alpina hier fanden) verlohr ſich die Müdigkeit ſogleich. Endlich kam die Straubinger Sennhütte, hinter einem kleinen Felſen-Rücken, den wir neben jenen Rieſenbergen gar nicht bemerkt hatten, zum Vorſchein. Wir fanden die Sennerin zu Hauſe. Ein Gruß vom Geiſtlichen Herrn in Gaſtein, den ich ihr brachte, bereitete uns freundlichen Empfang. Unſer Gnom heulte auch eine ganze Erzählung gegen die Sennerin hin, ich verſtund aber kein Wort davon.

Links brannte auf einem breiten, reinlichen Heerd ein Feuer, das die Hütte, deren Wände ganz mit hölzernen Gefäßen ausgeziert waren, in denen Butter und Käſe bereitet wurde, hinlänglich erleuchtete. Wir hatten uns leider in Böckſtein, aus Vergeßlichkeit, mit gar keinen Lebensmitteln verſorgt. In ſolchen Sennhütten giebt es nur Mehl, Milch, Butter, kein Brod. Die gutmüthige Sennerin hatte an dieſem Tage von ihrem Herrn, der ſie beſucht hatte, ein altbacknes kleines Weißbrod geſchenkt bekommen, und ſchnitt das uns zur Milchſuppe ein, denn, ſagte ſie, wenn ich im Winter wieder nach Gaſtein komme, kann ich noch

Brod genug haben. In einem kleinen, eiſernen Keſſel wurde Milch (dem Geſchmacke nach Ziegenmilch), in ziemlicher Menge heiß gemacht, und auf unſer Weißbrod geſchüttet, dann ſetzte die Sennerin die Schüſſel, damit die Suppe recht bald kühl werden ſollte, auf einen Dunghaufen heraus, der vor der Hüttenthür war, und es benahm meiner Frau in etwas die Eßluſt, daß der Hund der Sennerin, der ſich gerade vor der Thür aufhielt, und nicht eben ſehr reinlich ausſahe, die Suppe eher koſtete als wir, und ſeinen Theil früher dahin nahm. Da die Sennerin hörte, daß wir keine Löffel bei uns hätten, nahm ſie zwei ſchwärzlich ausſehende, von Holz gemachte Löffel, von der Wand herunter. Die Art wie ſie dieſe Löffel, ehe ſie ihre hochgeehrten Gäſte damit bediente, reinigte, kam uns auch, ſo kurz und bequem ſie war, ein wenig neu und ſeltſam vor. Sie nahm nämlich jeden Löffel einige Male in den Mund, und nachdem ſie ihn hinlänglich ſchon mit der Zunge gereinigt, that ſie noch ein Uebriges und reinigte ihn auch noch einmal mit den Fingern, ja ſogar dann noch an ihren Kleidern. Aus dieſer dreifachen Reinigung konnte ich mir doch nun wenigſtens die ſchwärzliche Farbe der Löffel erklären, über deren Holzart ich mich vorher lange vergeblich beſonnen, und ich überzeugte mich, daß auch wohl ein Löffel von ganz geringem, weißen Holze, bei der Sennerin gar bald farbicht werden kann.

Meine arme Frau, ſo ſehr auch ich und die Sennerin ſie nöthigten, bezeugte keine große Eßluſt zum erſten Gericht, darum nahm die Sennerin, die uns wohl angemerkt haben mochte, daß etwas Ketzeriſches an uns ſei, und deshalb erſt fragte ob wir auch Schweinefleiſch eſſen dürften, ein Stückchen ſehr dicht berustes und feſt zuſammengedorrtes Schweinefleiſch vom Heerdgemäuer herab, ſchnitt davon, ohne freilich den Ruß (der eben mit zum Fleiſch gehörte) herunter zu thun, in einen Keſſel, unter Milch und Mehl ein, und bereitete uns ſo das 2te Gericht. Obgleich dieſes faſt aus denſelben Beſtandtheilen zuſammengeſetzt war wie das erſte, ſahe es doch ganz anders, und recht neu aus. Denn es war durchs Umrühren ſchwarzgeſtreift geworden. Die gute, ordnungsliebende Sennerin, konnte es unmöglich zulaſſen, daß wir gleich wieder aus denſelben Löffeln äßen, und obgleich meine Frau meinte, das ſei ja nicht eben nöthig, nahm ſie uns doch, nachdem ſie in dieſem Wettſtreit der Höflichkeit einen glänzenden Sieg errungen, beide Löffel wieder weg, und reinigte ſie auf die ſchon erwähnte, dreifache, ſorgfältige Art. Es wurde nun der große, ſchwarze Keſſel vor uns hingeſetzt. Meine

Frau bezeugte immer noch keine große Eßluſt, deſto größere aber unſer armer Gnom, der ſich in einen Winkel hingekauert hatte, und ſeinen Antheil, den er in reichlichem Maaße von der Suppe und vom ſchwarzgeſtreiften, neuem Gerichte erhalten, mit ſolchem lauten Schalle und Wohlgeſchmack verzehrte, daß uns das Herz im Leibe lachte.

Es kamen nun die Sennknechte von der Alp nach Hauſe, die ſich zum Gnomen hinkauerten, und auch von dem ſchwarzgeſtreiften Gericht ihren Antheil abbekamen. Was noch im Keſſel war, aß die Sennerin ſelber vollends aus, und brauchte dazu (vielleicht um den Aufwaſch zu erſparen) keinen Löffel noch Meſſer noch Gabel. Die Frau mußte gedacht haben, ſolche Leute, die ſo weit herkommen (ich hatte ihr geſagt, daß wir noch hinter Nürnberg herkämen) müßten auch einen weiten Magen und großen Hunger haben, denn das ſchwarzgeſtreifte Gericht langte weit, und ein reiſender Gelehrter, der dieſe Portion ſammt der Suppe auseſſen könnte, der müßte ein ſehr großer Mann ſein. Schier glaube ich, wenn dieſes neue Gericht auf die königliche Tafel getragen würde, die Herrn und Damen ließen (auch wenn die Löffel nur auf die gewöhnliche einfache, nicht auf die 3 fache, meiner Sennerin gereinigt wären) noch ſo viel übrig, daß ſich die Dienerſchaft, wenn keine Gnomen und Alpenhirten darunter wären, völlig ſatt daran eſſen könnte, und verlangte gern nichts mehr davon, auch wenn noch was übrig bliebe.

Nach ſolchem trefflichen Eſſen wurde das junge Volk (ſie ſchienen ſämmtlich Leute noch zwiſchen 40 und 50 Jahren) luſtig, mein Gnom heulte eine Geſchichte her die ſehr ſpaßhaft ſein mußte, denn die Sennerin und die Aelpler konnten nicht ſatt werden darüber zu lachen, wir aber wurden müde, und verlangten eben auf unſer Ruhelager gewieſen zu werden, als wir noch durchs Thal her das Trappen eines Pferdes hörten. Es war unſer Reiſegefährte und ſeine Frau, die noch (die Frau auf einem Saumroſſe reitend) mit den beiden Beſitzern des Pferdes ſo ſpät bei Abend ankamen. Wir freuten uns ungemein darüber, denn uns war doch ein wenig wildfremd zu Muthe. Schade, das Schwarzgeſtreifte hatten die Leute ganz und rein zuſammengegeſſen, aber Suppe gabs noch genug. Nachdem wir uns noch ein Wenig in der Hütte unſrer guten Sennerin umgeſehen, ließen wir uns zum Nachtlager führen. Die Sennerin mit einer Lampe in der Hand, gieng über das ſumpfig-weiche Erdreich voran. Es waren wohl Steine über die Wieſe gelegt, wer aber darneben trat, bekam gefärbte

Füße. Etliche hundert Schritt von der Sennhütte war der Schlafſaal, in welchem wir, wie wir jetzt erfuhren, mit dem Gnomen, mit den Sennknechten und den beiden Saumrößlern zuſammen ſchlafen ſollten. Heu, friſches Gebirgsheu, iſt wohl eine gute Sache, und die Kühe freſſen es gerne, aber etliche unter uns meinten, daß ſichs auf einem ordentlichen Bette doch beſſer ſchläft; beſonders hat es das Heu in der Art, daß es einem immer ins Geſicht und an den Hals kommt, das iſt nicht jeder gewohnt. Um friſche Luft brauchten wir wohl nicht verlegen zu ſeyn. Die Heuböden jener Sennhütten ſind ſo eingerichtet, daß ſie an allen Seiten große Luftöffnungen haben, durch die zur Noth einer mit einem Schubkarren hinausfahren könnte, auch oben iſt eine offne Spalte, die nur bei Regenwetter bedeckt wird, damit das Heu im Zugwinde recht trocknet, und ich ſahe die ganze Nacht, ſo oft ich aufwachte, die lieben Sternlein auf mich herunter ſcheinen; mein Reiſegefährte aber, der bei der großen Lucken lag, meinte, ihm käme es doch ein wenig kalt vor, machte auch einigemale den Verſuch an einen andern Platz zu kommen, konnte aber, von wegen der vielen Köpfe und Arme und Füße die da im Heu waren, nicht weit vorwärts kommen. Nun, unſer Gnom, der an meiner rechten Seite lag, der ſchlief gut und träumte auch, denn er heulte Töne, aus denen ich nicht recht klug werden konnte, ob es ſollte geweint oder gelacht ſein; auch die Saumrößler und Aelpler zu unſern Füßen ſchliefen gut. Ich aber, nachdem ich mich noch einige Zeit an den ſchönen Sternen, am friſchen Heu, am Rauſchen der Waſſerfälle und am friſchen Schnarchen der Leute im Stillen gefreut hatte, ſchlief auch, mich und die Meinen in Gottes Schutz befohlen, am Ende ein.

Mit Tagesgrauen waren wir ſchon wieder in der Sennhütte. Die Saumrößler hatten ihr Mehl ſelber bei ſich und kochten ſich ſchon ihr Frühſtück; für uns kochte wieder die gute Sennerin. Ich war wohl noch in etwas vom Schwarzgeſtreiften ſatt, indeß brachte die Sennerin doch, nachdem ſie mir die Löffel gereinigt, einen kleinen Keſſel voll Milchſuppe herbei, wovon aber von meiner Geſellſchaft niemand ſo recht eſſen mochte als ich, wogegen der Gnom nichts einzuwenden hatte, denn er bekam nun den ganzen Keſſel faſt allein.

Das war ein prächtiger Morgen, freilich aber auch ein mühſeliger und ſauerer. Der Gnom und meine Frau nebſt mir, giengen voraus; die Saumrößler waren noch nicht ganz fertig. Die liebe Sonne hatte den Schneefeldern ſchon wieder ein röthliches Kleidchen angezogen; unſer Weg gieng gerade, mitten zwiſchen den beiden Waſſerfällen, ſteil hinan. Im Anfang wurde uns das Steigen gar angenehm gemacht. Faſt jede hundert oder etliche hundert Schritte, zeigte ſich eine ſchöne, blühende Alpenpflanze, ſogar die ſchöne Alpenroſe blühte in manchen Klüften, welche die Sonne nur mit ihren letzten Abendſtrahlen berühren konnte, noch in ganzen Büſcheln, und ich ſammelte an dieſem Morgen mehr als zwanzig Arten Alpenblumen, die hier auf feſtem Urgebirge üppig aufwuchſen, für mein Herbarium. Wenn aber freilich das Steigen ſo in einem fort geht, und 4 Stunden lang gar kein Ende nehmen will, wenn das oberſte Schneefeld, mit ſeinen ſchwarzen Felſenmauern, das unten im Thale ganz nahe ſchien, immer weiter zurück zu weichen ſcheint, und es ſich zuletzt, wenn man ſchon auf dem Gipfel zu ſein glaubt, noch mehr als eine halbe, ja wohl ganze Stunde dehnt, ehe die Warte erreicht wird; dann muß man eigentlich wohl beſſer geſtärkt ſein, als meine arme Frau nach einem ſolchen Abendeſſen und Nachtlager es ſein konnte, wenn man noch friſchen Muth behalten ſoll. Indeß gieng es doch, und nachdem wir faſt mit noch gröſſerer Anſtrengung den ungemein ſteilen, ſüdöſtlichen Abhang hinuntergeklettert, als den nordweſtlichen heraufgeſtiegen waren, gelangten wir endlich, etwa in der Mitte des erſteren, wieder an eine Sennhütte. Aber dieſe

Kärnthner Sennhütten, wenigſtens eben dieſe da, ſind nicht wie die ſchweizeriſchen. Wieder kein Brod, nichts als ein Stück ſchlechten, ſchimmlichten Käſe, ſchlechte, ſäuerliche Milch, und ein wenig Butter. Und nun gieng auch das ſchwerſte Stück Arbeit erſt an! Unſer Gnom führte uns, gerade ſteil abwärts, über rolliges Geſtein, in der ſtärkſten Sonnengluth auf Malnitz zu. Ich, der ich der längſte unter den Dreien war, hatte es dabei am ſchlimmſten und möchte dort nicht noch einmal herunterſteigen. Nun ließen wir uns auch in Malnitz deſto wohler ſein und nach Tiſche fuhren wir ſogar, freilich auf keinem eben ſehr prächtigen oder bequemen Einſpänner, (die Schütte Stroh die wir ſtatt des Sitzes hatten, fuhr immer herunter, auch ſtieß das Fuhrwerk gewaltig, und von oben herein brannte die Sonne heftig) 9 Stunden weit in dem romantiſchen Mölthal hinauf, über Vellach und Flattach nach Winklarn. In dem guten Kärnthen war uns auch gar wohl zu Muthe: gutes Volk, und ſchöne große Berge mit den kräftigſten Laubwäldern bewachſen, auch ſchon viele Pflanzen die zu der ſüdlichen (z. B. italieniſchen) Blumenwelt gehören.

Ehe wir an das freundliche Winklarn kamen, war die Dämmerung ſchon hereingebrochen und es war nicht ganz angenehm bei ſolcher Tageszeit unmittelbar bei einer Tiefe hinzufahren, die uns, wenigſtens bei Abend, als ein ſehr gäher Abgrund vorkam. Auf den Bergen brannten ſehr gewaltige Feuer, und als wir uns im Dorfe erkundigten, hörten wir, daß man dort, auf den waldreichen Alpen, jede Nacht ſo große Feuer anzünde, um die hier noch ziemlich häufigen Bären und Wölfe von den Viehheerden abzuhalten. Das gab meiner Frau und auch unſrer Reiſegefährtin im andern Wagen (ich habe vergeſſen zu erwähnen, daß unſere Reiſegefährten uns ſchon in Malnitz wieder eingeholt, und ſich dort auch ein ſolches Fuhrwerk genommen hatten wie das unſrige) gerade keinen guten Muth, als wir von dem Punkt wo wir jene Erkundigung einzogen, noch eine ganze lange Strecke durch Wald oder Gebüſch, und über den Berg fahren mußten. Nun die Ruhe in Winklarn that uns gut und noth, und der Morgen am 14ten Sept. fand uns, an Leib und Seele geſtärkt, und heiter, bereits ganz reiſefertig, als er über die Berge heraufſtieg.

4.

Heiligenblut und der Großglockner.

Die Frau und ich beſchloßen, die 3 Stunden bis nach Heiligenblut, am Fuße des Großglockners, zu Fuße hinauf zu gehen, die andern wollten fahren. Ja freilich, wenn ich dieſes Mölthal, neben das allerdings ungleich weltbekanntere und geprieſnere Lauterbrunner Thal in der Schweiz halte, weiß ich nicht, welchem ich den Vorzug geben ſoll. Es iſt wohl wahr, weder in Döllach noch in Heiligenblut, kommt einem, wie in Lauterbrunn ein Wirth im ſchwarzen Frack und ſeidenen Strümpfen entgegen, der franzöſiſch gegen einen herſchwazt wie Waſſer und am andern Tag ſich außer dem Eſſen und Trinken, das man freilich auch im größten Gaſthof in Paris oder London wohlfeiler bekäme, noch die ſeidnen Strümpfe, Beinkleider und Schuhe mit bezahlen läßt. Denn der Becker in Döllach, ſo wie der Herr Schulz, Anton Pichler in Heiligenblut, ſehen aus wie einer hier zu Land ausſieht, geben einem beim

Hineinkommen die Hand und ſagen etwa bloß ihr: „ſeid mit Gott willkomme“ bringen aber beſſern Wein und beſſeres Eſſen (wenigſtens kräftigeres) für wohlfeileres Geld getragen, als die Herrn Wirthe in Grindelwald und in Lauterbrunn. Wer indeß gerade nicht ſo gar ſehr auf die ſeidenen Strümpfe und Schuhe verſeſſen und mit dem treuherzigen Kärnthner Gruß zufrieden iſt, der hat hier was ihn freuen kann. Denn die Berge die er da ſieht, ſind gerade eben ſo hoch als die Berge die man im Lauterbrunner Thale ſieht, und der rieſenhaft hohe Waſſerfall, den man im Heraufgehen links neben ſich hat, und welcher der Jungfrauenſprung heißt, ſcheint mir dem geprieſenen Staubbach nichts nachzugeben, ja im Vertrauen, mir gefiel jener noch beſſer.

Das ganze Thal hinauf hat man ſchönes, kräftiges Urgebirge, unter anderm gar hübſchen, grünbunten Serpentin, auch Glimmerſchiefer, Gneus und weit oben Dolomit. Dabei gar herrliche Gebirgswieſenpflanzen, auf denen Schmetterlinge der Alpenregion mit edlem Fluge ſchweben.

Jn Döllach, beim Becker, ließen wir es uns beim Frühſtück wohl ſein. Ein treuherziger Kärnthner fragte mich ob ich nach Heiligenblut ginge, und da er „ja“ hörte, erzählte er mir, er ſey der Bote der da hinauf die Briefe tragen müßte, da hätte er einen an den geiſtlichen

Herrn, aber ich ſollte halt ſo gut ſein und ihn mitnehmen, dann könnte er gleich hier umkehren. Das that ich denn auch herzlich gern.

Die Gefährten des Großglockners, mit ihren unvergänglichen Schneemaſſen, hatten wir ſchon auf dem ganzen Weg herauf geſehen; jetzt zeigte ſich uns auch auf einmal der gewaltige Großglockner, der nach einigen neuen Meſſungen, der Jungfrau im Berner Oberland, an Höhe gar nichts nachgiebt, wo nicht gar dieſelbe noch übertrifft. An ſeinem Fuße breitete ſich der rieſenhafte Gletſcher aus, der freilich von ganz anderm Schrot und Korn iſt, wenigſtens als die gegen ihn kleineren, aber ungleich berühmteren Gletſcher von Grindelwald.

Aber der gewaltige Großglockner hatte ſich uns fürs erſte nur auf einen Augenblick, und auch da noch mit umwölktem Gipfel gezeigt. Noch ehe wir nach Heiligenblut kamen, hatte ſich der Himmel umwölkt, und es traf uns noch ein fruchtbarer Regen, bevor wir im Dorfe waren. Kaum aber hatten wir etliche Stündchen in dem ungemein freundlichen Gaſthauſe ausgeruht, in einem Zimmer, deſſen Fenſter unmittelbar nach dem Großglockner zugiengen, ſo heiterte ſich der Himmel auf und es glückte uns, was ſehr ſelten iſt, daß wir den herrlichen Berg von da an die ganzen 2 Tage die wir hier blieben, immer unumwölkt ſahen. Wir beſchloſſen, nachdem wir einige Stunden in jenem herrlichen Anblick, und in Geſellſchaft unſrer Nürnberger Freunde, die ſchon vor uns angekommen waren, geruht hatten, den ſchönen, reichen Tag noch mit einigen Wanderungen in die unvergleichlich herrliche, großartige Umgegend von Heiligenblut, welches Dorf (wenigſtens nach Schultes) unter allen Dörfern im bekannten Europa (ſelbſt die Schweiz nicht ausgenommen) die höchſte Lage über der Meeresfläche haben ſoll.

Am Sonntag, den 15ten Sept. ging die Sonne klar und unbewölkt über die öſtliche Gebirgswand auf, und der ganze Himmel war ſo rein und wolkenlos, daß wir ihn kaum auf unſrer ganzen Reiſe ſchöner geſehen. Das war ein ganz beſonders günſtiger Tag für den Großglockner und ſeinen Kees oder Gletſcher. Aber guter Rath war theuer. Die Dorfleute die uns hätten zu Führern dienen können, mußten zuvor noch in die Meſſe, und ſo lange konnten wir, weil wir ſo ſchnell nicht zu Fuſſe waren wie jene, nicht warten. Wir machten uns alſo mit einem Interimsführer, der uns nur auf den ſicherſten Steig bringen ſollte, auf den Weg, und unſere eigne Geſellſchaft hatte ſich auch, von 4 zu 6 Perſonen vermehrt, denn es war noch am geſtrigen Abend, ein lieber junger Freund von mir, und auch von der Natur, mit ſeinem großen Hunde gekommen. Meine Frau fragte den Führer, als er uns an einen Gebirgswald gebracht hatte, und nun umkehren wollte, (an die vorgeſtrigen Feuer denkend) ob es denn auch darinnen Bären und Wölfe gäbe, der aber ſagte treuherzig, tröſtend: o, nit viel, nit viel. Meine Frau meinte freilich, wenn uns auch gerade nicht viele, ſondern nur etliche Bären und Wölfe begegneten, ſo ſei das eben nicht ſehr erwünſcht.

Ja, zu ſteigen gabs viel. Einmal hatte ich mich, der ich immer voranging um den rechten Weg zu finden, verſtiegen, und kletterte einige (etwa 50) Schritte an einem Abgrunde hin, an den ich, obgleich ich ſonſt gar nicht viel weiß was Schwindel heißt, noch jetzt manchmal mit einiger Verwundrung denke, und deßen Vorſtellung einen wohl wieder aufſchrecken könnte, wenn man im Einſchlafen wäre.

Rechts unter ſich in furchtbarer Tiefe, hat man da die wilde Möl, und die zackigten Felſen des Abgrundes; links die Felſen der Höhe und nichts, an dem man ſich anhalten kann, dabei der Weg ſo ſchmal, daß ihn der hagerſte reiſende Gelehrte ſchmal genannt haben würde, und nun ſoll man auch noch dazu auf ſolchem Weg wieder links umwenden und zurücke. Indeß es geht doch, man muß nur vor der Hand nicht gar zu viel neben ſich hinunter ſchauen, und die Ausſicht lieber auf ein ander Mal aufheben. Und der rechte Weg findet ſich am Ende auch, wenn man wieder herunter geſtiegen, etwas weiter links, mitten durch ein Stückchen Sumpf durch, wieder.

Jetzt geht es nun ſchon den Berg hinauf, durch einen gar anmuthigen Wald, in welchem noch viele Alpenroſen blühten. Auf einer herrlichen Alpenwieſe, auf der wir einen Hirten ſammt ſeiner Heerde fanden, ruhten wir ein wenig aus, und unſre Nürnberger Reiſegefährten blieben hier zurück; wir andern drei, ſammt dem trefflichen Hunde, giengen aber indeß voraus, den Bergabhang auf der andern Seite hinabwärts.

Sehr rathſam iſts in ſolcher Gegend freilich wohl nicht, ſo ganz ohne Führer herum zu ſteigen. Denn es iſt gar nicht einerlei, ob man da unten, im ſchönen Thale, jenſeits der Brücke, links an dem jähen Bergabhange, auf dem freilich ſehr wohl betretenen Fußſteige fortgeht, oder rechts, durch die Umzäunung hinein und hinauf. Denn wenn man links geht, führt einen der Weg gar bald an Stellen, die der Fürther Bote weder bequem noch ſicher nennen würde, und an deren einer ein trefflicher, junger Naturforſcher, den ich ſehr lieb habe, bald einmal verunglückt wäre.

Und noch dazu geht man da gar nicht um, und viele Stunden weit begegnet einem in dem wild-romantischen Gebirge kein Mensch, daß es einem [illegible] [illegible], daß man irre gegangen ist.

Wir andern Theils, machen uns indessen gemächlicher Weise den rechten Weg, weiter durch die Wiese hinauf, und sehen endlich, nach einigem ziemlich mühsamen Steigen, den schönen Gletscher des [illegible] ganz nahe unter unsern Füßen.

Ohne uns lange mit Zuschauen aufzuhalten, stiegen wir sogleich nach der südlichen (linken) Seite des Gletschers hinauf, und schon im Aufsteigen wurde die Mühe durch gar manche, herrliche Alpenpflanze, die wir da mitten unter den [illegible] und Blöcken fanden, belohnt. Da [illegible], am [illegible], noch schöner, blaue Gentianen, und an einem steilen Felsenrande, an den sich freilich auch nicht Jeder heranwagen möchte, denn es geht Schritt vor Schritt am schmalen Vorsprung einer Felsenwand hin, und rechts unter da, Abgrund tief, daß da die [illegible], ob da, wenn sich der Schwindel da von der [illegible] hinunterwirft, lieber auf die [illegible] Seite des Gletschers, aber auf die Felsenbahn [illegible] nicht, die [illegible] an seinem Rande [illegible] hat, an einem solchen Felsenvorsprung, sage ich, fand der [illegible] ganze frau das ſchöne Edelweiß oder Löwenkätzchen (Gnaphalium leontopodium). Das iſt eine Pflanze, die immer nur an den höchſten und ſchroffeſten Gebürgsabhängen wächſt, und die deßhalb die Jünglinge jener Gebirgsgegenden, als Zeichen der Kühnheit auf den Hüten tragen, und auch ihren Mädchen von den Bergen holen. Die Frau rief uns nun herbei, und die Pflanze gefiel uns wohl, die Ausſicht da rechts hinunter aber nicht ſehr, nicht einmal dem Hunde, der ſich ängſtlich winſelnd wieder zurückdrückte. Wir kamen indeß glücklich auch da wieder herüber, und giengen dann vorerſt wieder ins Thal hinunter.

Das Mittagseſſen, das jetzt die ſchnell nachgekommenen Führer aus Heiligenblut mit ſich brachten, am Fuß des Gletſchers, bekam uns Allen trefflich wohl. Unſere Nürnberger Reiſegefährten waren auch zu uns gekommen, verließen uns aber jetzt, um heute noch zurück nach Winklarn zu fahren. Wir andern genoßen einen herrlichen Nachmittag auf dem Gletſcher, auf dem wir etliche Stunden verweilten. Neben und vor uns das Donnern der Lavinen und Steinfälle, der Großglockner mit ſeinen 3 Gipfeln unmittelbar vor Augen, unter und hinter uns, grüne Alpenwieſen. Doch ſehe man ja nicht zu ſehr nach der Seite herum, ſondern auch hübſch auf den Weg, denn es ſind Eisſpalten da, wohl mehr als Hauſes tief, und weit genug zum Hineinfallen. Manche hatten nur Zimmertiefe, in eine ſolche fiel der Hund, wurde aber glücklich mit Hülfe der Führer wieder herausgebracht. Einige ganz flache ſtunden auch voll Waſſers, das einen köſtlichen Geſchmack hatte. Der ſteile Weg vom Gletſcher-Eis auf der andern Seite herunter, hatte allerdings Führer mit Eisſtacheln an den Füſſen nöthig gehabt; hier ließen wir uns gerne führen.

Der Rückweg an der andern Seite des Mölthales, und zuletzt nahe am Leiterfall (einem ſchönen Waſſerfall) vorbei, (hinaufwärts hatten wir den Göſchnitzfall in der Nähe unſres Weges gehabt) war unbeſchreiblich ſchön. Wir giengen zum Theil über grüne Matten, zuweilen aber auch über glatte Felſentafeln, die gar ſteil nach dem Thal hinunterſchauten. Die Hausfrau hatte ſich an dieſem Tage mit Ruhm und Ehre bedeckt. Die Führer ſagten: eine ſolche Frauensperſon, die mit ſolchem Muthe und ihre Hülfe ganz zurückweiſend über Gletſcher und Abgründe geklettert ſey, ohne nur ein einziges Mal Furcht zu zeigen, ſey ihnen noch nicht vorgekommen. —

Der Abend in Heiligenblut war noch herrlich. Ein Abentheuer hatten wir auch. Mein ſchon vor mehrern Stunden nach Winklarn vorausgegangener Reiſegefährte, hatte auf mein Bitten, (weil er fuhr) mein Reiſegepäcke ſchon in Winklarn zu ſich genommen, damit ich's am andern Tage nicht zu tragen brauchte. Darin war mein Geld, in der Taſche aber gar wenig. Mein junger Freund und Mitgefährte auf dem Gletſcher, hatte auch keinen großen Vorrath. Außer den zwei Tagen für uns, hatte ich auch, auf Abrechnung, die Auslage für den $1\frac{1}{2}$ tägigen Aufenthalt unſrer vorausgegangenen Reiſegefährten zu beſorgen. Hätte der gute Anton Pichler nur den zehnten Theil ſo viel verlangt, als der Wirth mit den ſeidnen Strümpfen in Lauterbrunn, ſo wären wir in große Noth gerathen. Und er hätte dazu mehr Recht gehabt als dieſer, denn wir hatten hier eben ſo viel geſehen und genoſſen, als in Lauterbrun und Grindelwald zuſammengenommen. —

Die Muſicanten des Dorfes kamen auch noch, und brachten der fremden, unbekannten Herrſchaft, die heute ſo über den Gletſcher geklettert war, und ſo viel gebratenes Ziegenfleiſch gegeſſen hatte, eine gar ſchöne Muſik unter den Fenſtern. Sie wurden fürſtlich belohnt! — Darauf noch ein vergnügtes halbes Stündchen im Geſpräch mit dem wackern Geiſtlichen des Ortes, Herrn Franz Schupp und dem ehrenwerthen Wirth Anton Pichler. Wir ſprachen unter andern auch von dem lieben, alten Kräuterklauber, wie ihn die Leute hier im Dorfe nennen, dem trefflichen Hoppe aus Regensburg, der gewöhnlich jeden Sommer einige Wochen oder Monate hier zubringt, und von den wackren jungen Pflanzenklaubern, die im letzten Sommer bei ihm waren, auch.

Die Nachtruhe that wohl auf die ſtarke Bewegung. Ich fragte am andern Morgen, (Montags den 16ten Sept.) mit einiger Angſt nach der Rechnung. — Das Eſſen und Trinken war alles vortrefflich geweſen, und hatte uns koſtbarlich geſchmeckt, auch die Zimmer und Betten waren ſehr gut, aber... Nun ich hatte mich nicht getäuſcht. Mein guter ehrlicher Pichler rechnete ſo billig, daß wir noch übrig behielten! In Döllach wurde beim Becker gefrühſtückt; der geiſtliche Herr aus Heiligenblut kam noch zu uns, und wir waren ſehr vergnügt.

Dieſer 16te Sept. war wieder ungemein ſchön. Wir genoſſen das herrliche Möllthal da hinunter noch einmal, und es war uns wieder ganz neu. In Winklarn fand ich unſre Nürnberger Reiſegefährten nicht mehr. Sie waren ſchon am Morgen fort, unſer Gepäck auch. Nun, eine Suppe (und dazu reicht das Geld wohl noch hin) für ſich allein, giebt ſchon auch Kräfte genug, man kann dann um ſo leichter die ſteile Bergreihe vollends hinaufſteigen, die Kärnthen von Tyrol trennt.

Hier bleibt uns auch, im Schatten eines wilden

Apfelbaumes, und im Anblick der herrlichſten Ausſicht ins Thal hinunter, noch ein ruhiger Augenblick, um unſre Pflanzen, die wir in den letzten Tagen gefunden, recht gemüthlich zu betrachten.

Sehr viel waren das freilich nicht, indeß kam uns die Ausbeute für den Septembermonat noch immer annehmlich genug vor.

Schon vor dem Beſteigen der Tauern, gab uns unten das Thal manche ſchöne Gebirgspflanzen, und obgleich die Centaurea phrygia, die da noch auf den Wieſen ſtund, ſo wie die Campanula barbata und das Phyteuma betonicaefolium, eben nicht zu den ſeltenſten gehören, ſind ſie doch Manchem, der aus ebenem Lande kommt, willkommen.

Auf den Malnitzer Tauern (von der Straubinger Hütte, bis zur nächſten, jenſeitigen Sennhütte) hatten wir unter andern namentlich, in ziemlicher Menge, aus der 5ten Linneiſchen Klaſſe: die ſchöne, rothe, Primula minima, gefunden, einzelner die Soldanella pusilla, häufig die Gentiana nivalis; aus der 10ten Klaſſe das Rhododendron ferrugineum (das hirsutum fanden wir ſpäter auch noch recht ſchön blühend, das Chamaecistus ſtund, nebſt der Azalea procumbens, noch blühend bei der Eiskapelle) die Saxifraga aizoides (ſchon im Thale), bryoides, und nahe am Gipfel in Menge, die feſt, wie grüner, ſtarrer Ueberzug, mit ihren Blättern am Felſenboden klebende, kleine, violette oppositifolia. Ferner die Arenaria multicaulis, in Menge den ſchönen Dianthus glacialis, dann die Silene acaulis, (weniger die quadridentata); die Lychnis pumilio. Aus der Klaſſe der Pflanzen mit 12 Staubfäden, fanden wir, freilich erſt im Thal, hinter Malnitz, häufig das Sempervivum arachnoideum; aus der 12ten Klaſſe, oben auf den Tauern, das ſchöne Geum montanum, mit ſeinen großen, gelben Blüthen; aus der 13ten auf den Tauern ſowohl, als am Großglockner, das Aconitum tauricum; aus der 14ten, wie ſchon oben erwähnt, die liebliche Linaria alpina (blau und gelb). Ferner fanden wir, aus der 15ten Klaſſe, die niedliche Cardamine resedifolia, endlich aus der 19ten das Hieracium alpinum, die Achillea atrata und dazu noch am Großglockner das Gnaphalium leontopodium.

Dies ſind ohngefähr die mir noch im Gedächtniß gebliebenen Pflanzenarten, die einer, der noch in ſo ſpäter, Blumen-armer Zeit über die Tauern geht, dort blühend finden kann.

5.

Das Drauthal, der beſte Menſch, das Eiſachthal.

Da oben auf der Höhe, ſahe ich nun die herrlichen Juliſchen Alpen ganz nahe vor mir, die mir ſchon des Namens wegen lieber als alle andre ſind, weil die liebe, treue Hand, die geſtern früh das Edelweiß gefunden, auch einer Julie angehört. Solche ganz wunderlich und abentheuerlich gebildete Felszacken des Kalkgebirges, habe ich in meinem Leben, weder vorher noch nachher jemals geſehen; ich hätte gar nicht geglaubt, daß ſo ſonderbar gebildete in der Welt vorkommen könnten. Iſt es doch da, als wenn die Natur auch manchmal wunderlich ſeltſame Phantaſieen hätte, und das Menſchenauge glaubt in eine rieſenhaft mächtige und gewaltige Traumwelt hineinzuſehen. Die zackigen Gebirge des alten Edom, und mehrere Bergketten im gelobten Lande, ſollen, der Beſchreibung nach, auch dieſe Form und Umriſſe haben. Ich zeichnete mir, ſo gut es gehen wollte, denn ich gehöre leider zu den Mahlern die nach dem alten ſchwäbiſchen Receptbuche für Mahler zu Werke gehen, worinnen unter andern ſtehet, „Nelken werden gemahlet, wie Roſen, nur ganz anders“ den vor mir liegenden Spitzköſel, mit ſeinem Schneefeld mitten zwiſchen den Felſenzacken, in meine Schreibtafel hinein.

Jetzt über das Gneus und Glimmerſchlefergebirge bergab, ins herrliche grüne Thal der Drau hinunter. Das Hinuntersteigen war ziemlich beſchwerlich und langwierig, und, es war gut, daß wir eben noch zeitig genug das freundliche wirthliche Lienz erreichten und bey dem wackern Johann Eichner im ſilbernen Hecht einkehrten. Das iſt einer der beſten Wirthe, die ich auf allen meinen Reiſen getroffen, und in ſeinem Kreiſe ein gar gebildeter Mann. Da findet der Reiſende ein ſchönes, großes, reinliches Haus, treffliche Betten und alles gut, dabei unglaublich billig. Hier fanden wir unſere Nürnberger noch auf uns wartend, aber das Fuhrwerk ſtund ſchon vor der Thür, ſie wollten eben weiter. Nun hatte es keine Noth mehr mit uns.

Wir ließen es uns wohl ſeyn, bei dem lieben Johann Eichner, bei dem gewöhnlich alle in dieſe Gegend reiſenden Gelehrten einkehren, weßhalb auch er, ſo wie ſeine ſehr ſchöne, jüngere Tochter, ſehr viele Alpenpflanzen ihren Eigenſchaften und Namen nach kennet, und mehrere in ſeinem Garten pflegt.

Am Abend war die Rede von den letzten, großen, kriegeriſchen Bewegungen und Umwälzungen in Tirol und von dem Dareinſchlagen der Tiroler auf die fremden Truppen. Die Leute machten aber ein ſo weh- und demüthiges Geſichte dazu, daß ich meine Geſchichte, „vom beſten Menſchen,“ nicht anbringen konnte, denn ſie wäre hier überflüßig geweſen. Es iſt dies eine Geſchichte, die ich oftmals jungen Freunden zu erzählen pflege, wenn von manchen Arten eines, wenn auch nicht fäuſtigen, ſondern geiſtigen Dareinſchlagens die Rede iſt. Wenn auch die Geſchichte gerade gar nicht nach Tirol paſſen wollte, ſo hat ſie doch manchmal ſchon wo anders hin gepaßt, und ich will ſie dem Leſer erzählen, wenn er ſie hören mag.

Ja lieber Leſer, ich kenne wirklich den beſten Menſchen, den es jetzt auf der Welt giebt, und weiß es noch dazu aus ſeinem eignen Munde daß ers iſt, mithin aus der beſten Quelle. Er iſt ein Mühlenarzt, das heißt ſo ein alter Mühlenburſche, der, wenn an einer Mühle was verdorben iſt, das wieder ausbeſſert, und wenn er ſeitdem nicht geſtorben iſt, ſo lebt er noch, und zwar bei Triptis im Sachſen-Weimariſchen Lande.

Nämlich, am zweiten Oſtertage 1816, als ich von Jena aus nach dem ſächſiſchen Erzgebirge gieng, und war in der Nacht vorher noch ein gar tiefer Schnee gefallen, traf ich den Mann zu Triptis, und mir war es gar recht, daß wir ein Stück Weges zuſammengiengen, denn der Fußſteig war, beſonders für einen der ihn nicht weiß, durch den Schnee hindurch ſo allein gar nicht zu finden. Kam die Rede darauf, daß die Gegend umher ſonſt Königlich Sächſiſch geweſen, und jetzt Weimariſch ſey, und der Mann lobte gar ſehr, daß es jetzt mit allen Streitſachen und Prozeſſen viel ſchneller hergienge als ſonſt, und wüßte jetzt ein jeder, der Streitigkeiten habe, viel eher woran er ſey, als ſonſt. Denn, ſagte er, ich bin zwar der beſte Menſch; ja Herr, Sie dürfen mir es glauben, ich bin der beſte Menſch, den es in der Welt giebt, aber, fügte er etwas aufſchreiend hinzu, ich kann die Ungerechtigkeiten der Menſchen nicht leiden, und wenn ich ſo in einem Wirthshauſe ſitze, und ich ſehe und höre was Ungerechtes, ſo gehts mir gleich im Leibe herum, und ich muß mit den Fäuſten oder auch mit dem Stuhlbeine und mit der Bierkandel darein ſchlagen. Da verklagen mich nachher immer die ungerechten Menſchen, und kommt unſer einer gar nicht aus den Prozeßunkoſten raus, und iſt nur gut, daß das alles jetzt etwas billiger und kürzer gemacht wird.

Darauf fügte der beſte Menſch, nachdem er ſich ſeine Pfeife wieder angezündet, im Weitergehen noch verſchiedene Anſchläge hinzu, wie er die Welt regieren wollte, wenn er was zu ſagen hätte, und müßte dann viel mehr Recht und Gerechtigkeit unter den Leuten ſeyn. Möchte mich aber doch von einer ſolchen allerbeſten Obrigkeit nicht regieren laſſen, und wäre mir eine ordinäre, bloß ſchlechtweg gute, faſt noch lieber. Und das Dareinſchlagen mit der Bierkandel wollte mir auch, ſo kurz die Weiſe iſt, nicht gänzlich einleuchten.

Die Gäſte gehn jetzt zur Ruhe, und werden zwar von den Leuten auf dem benachbarten Saal, die noch ſpät Abends Türkenkorn oder türkiſchen Waizen (Zea mays) ausſpelzen, einige Zeit wach gehalten, freuen ſich aber auch gar ſehr, da ſie hören, daß der wackere Johann Eichner, mit allen ſeinen Leuten den Tag ſo beſchließt (und anfängt) wie nach Seite 29 ein guter Nürnberger Bürger von altem Schlage, und begreifen nun beſſer, wie der Mann ſo gar heitren, ruhigen Gemüthes iſt, und ſo gut.

Am andern Morgen, den 17ten Sept. mit einem Führer, der unſer Gepäck trug, erſt durch einen herrlichen, bunten Wieſengrund, — zur Rechten das ſchöne, alte Schloß, zur Linken die zackigen Felſen, dann an der Drau hinunter. Ja vor ſolchen Chauſſeen, wie ich hier ſahe, habe ich Reſpect. Oftmals der Weg ganz in den Felſen hineingeſprengt, links die reißende Drau, rechts der Felsabſturz. Schöne, ſüdliche Pflanzen, finden ſich mehr und mehr ein. Unter ihnen aber auch in großer Menge, gleich Anfangs am Drauufer, der ſchöne Sand- Seekreuzdorn (Hippophäe rhamnoides) mit ſeinen zahlloſen, hellrothen Beeren, und graulich grünen Blättern, den ich ſchon auf der Inſel Rügen, wo er den Kreidefelſenabhang auf Arcona ganz bedeckt, gar lieb gewonnen. Dann gehts noch immer an der Drau herunter, und rechts und links, begleiten den Reiſenden die herrlichen, ungeheuern Bergwände.

Mittenwalde, wo wir frühſtückten, heißt mit Recht ſo; in Sillian gabs einen intereſſanten Mittag unter etlichen ſehr geſprächigen Tirolern, dann kam der alte Graz (ein abgedankter Poſtknecht) mit ſeinem Fuhrwerklein und fuhr uns (das Stroh auf dem wir ſaßen, lag diesmal ziemlich feſt) ſehr bequem und ſchnell gen Brunecken zu. Unterwegens, zu Niederdorf, fanden wir einige Adliche, unter andern einen alten Herrn. Dieſer letztere erinnerte mich, in ſeinem guten, treuherzigen Weſen, ganz an manche gute, alte Bekannte. Zackige

Felſen noch immer zur Linken, Schneeberge aus der Sippſchaft des Großglockners zur Rechten. Vor Brunecken tauſchte uns der alte Graz an einen Lohnkutſcher aus der Stadt um, und machte einen vortheilhaften Handel, obgleich es ihm augenſcheinlich einen groſſen Kampf koſtete, ſo nahe am Wirthshauſe wieder umkehren zu müßen, ohne getrunken zu haben. Der alte Graz fuhr mit ſeinem Paſſagier, den er gegen uns eingetauſcht hatte, gleich wieder rückwärts, nach Sillian; wir, in einer recht anſtändigen Chaiſe, vollends nach der Stadt hinein.

Im Brunecken gefiels uns nicht ſonderlich. Abſcheuliche Phyſiognomien von Polizeidienern und Mauthbeamten am Wirthstiſche. Ein Bote, der am andern Morgen mit uns gehen ſollte, verlangte mehr, als mich Extrapoſt auf derſelben Strecke gekoſtet hätte. Wie froh war ich, da wir am andern Morgen, Mittwochs den 18ten, in unſrem Wagen ſaßen, und nach Brixen zu fuhren. Die Gegend war bis nahe vor Brixen nicht gar beſonders. Eine mittelmäßig ſchöne Gebirgsgegend. Bei Vintel (eigentlich ſchon von St. Sigismund an) Sienit.

Brixen am Zuſammenfluß der Rienz mit der Eiſach, mit etwa 4000 Einwohnern, iſt freilich auch eine ziemlich alte Stadt, die, wenn auch nicht gerade vom Hercules oder von den Trojanern erbaut, wie alte Lobredner der Stadt behaupteten, doch wohl 1000 Jahre älter ſeyn mag, als Nürnberg. Wenn es dem Hieronymus Campagnola mit dem alten Brixen nicht ſo ergangen iſt, wie uns mit Nürnberg, wenn ihn nämlich die Liebe nicht blind gemacht hat, ſo muß es zu ſeiner Zeit noch eine gar herrliche, an vielen gelehrten Leuten und alten Denkmälern reiche Stadt gewesen ſeyn. Uns giengs anders damit, und mag wohl die Schuld nur an uns gelegen ſeyn. Denn es wollte uns einmal gar nicht ſehr darinnen gefallen, nicht einmal die vielen Faſtenſpeiſen, die es heut an Quatembermittwoch gab. Beklagten uns auch gegen einander über Verſchloſſenheit, und gar nicht einnehmendes, fremdes Betragen der Leute. Nach Tiſche gab ich mein Gepäck zur Poſt, und wir giengen nun, freilich in brennender Mittagshitze, zu Fuße an dem Eiſach-Fluß hinunter. Schien uns auch da, und vielleicht ſaß der Grobian blos in uns, ein befremdend grobes Volk bis nach Klaußen zu ſeyn, die Gegend gefiel uns auch nicht ſonderlich, und giftige Schlangen lagen am Wege. Aber von dem romantiſchen Klaußen an, wo vielleicht die ſchwere Faſtenſpeiſe ein wenig verdaut war, wurde uns in der Gegend und unter den Menſchen wieder überaus wohl, und die Tageshitze hatte auch etwas nachgelaſſen. Unbeſchreiblich ſchön und anmuthig lag das herrliche Kolmann, mit ſeinen ſchönen, alten Burgen vor uns. Wir konnten uns in dem Zimmer, worin wir übernachteten, an der trefflichen Ausſicht gar nicht ſatt ſehen, und war uns da wunderwohl und heimiſch, ſo daß uns dies einer der ſchönſten, lieblichſten Abende auf der ganzen Reiſe war. Dabei gute Wirthsleute, und eine angenehme Unterhaltung beim Abendeſſen. Der geiſtliche Herr und der Wirth ſprachen gerade viel von dem ſchönen, großen Verona, und wir hatten damals die Hoffnung faſt aufgegeben, weiter als Botzen zu kommen. Unter andren erzählte auch der Herr Wirth, daß in Verona täglich 90 Ochſen geſchlachtet und verſpeißt würden, und wenn viel Fremde drinnen wären, oder um Oſtern, wo jeder gern Fleiſch ißt, noch mehr. Der Schreiber dieſes Büchleins aber, der ſich viel mit aſtronomiſchen Zahlen beſchäftigt, wo es immer gleich in die Tauſende geht, erzählte einige Monate hernach ganz treuherzig, und gar nicht etwa in der Abſicht aufzuſchneiden, dem Herrn Burgermeiſter in Bodenſtein, Verona ſey eine ſo große Stadt, daß, wie man ihm erzählt habe, (er könne es freilich nicht als gewiß verbürgen) täglich 9000 Ochſen darin geſchlachtet und verſpeißt würden, und wenn viel

Fremde drinnen wären, oder um Oſtern, noch etliche mehr. Es hatten ſich alſo im Gedächtniß nur 2 Nullen mehr an die 90 angehängt, käme aber freilich je auf 6 Mann der Einwohner ein ganzer Ochſe, wozu immer ſchon ein guter Appetit gehörte.

Der Burgermeiſter aber, der noch dazu ein Gerber iſt, und einige Zeit in Wien war, lächelte etwas und ſagte: ja freilich mag Verona eine große Stadt ſeyn, in Wien werden aber auch jede Woche gegen 12 bis 1300 Ochſen geſchlachtet, und wenn viel Fremde darinnen ſind, auch wohl 1400. Die Hausfrau klärte indeß nachher, als ichs ihr erzählte, die Sache auf.

Von hier gieng es dann am Donnerſtag, den 19ten September, durch den unbeſchreiblich ſchönen Eiſachgrund, der meiſt zwiſchen ganz enge und nahe an einander ſtehenden, ungeheuern Felſenwänden hinunter läuft, auf Botzen zu. Auf dem ganzen Weg war mir unbeſchreiblich heimathlich und wohl, ich ſang mit einer ganz beſondern Empfindung, ein und andres meiner alten Lieblings-Morgenlieder, und die hohe Natur die da das Auge ſieht, ſtimmte mit ein, denn ſie iſt eigentlich auch ein Inſtrument, geſtimmt zu höherem Chor, welches, ſobald ihm der Menſchengeiſt Text und Melodie zu geben weiß, herrlich mittönt, zum Lobe Gottes. Das iſt hier ſo recht eine Gegend nach meinem Sinn.

Die wilde Eiſach auf der einen, die, öfteren Abſtürzen ausgeſetzten Felſenwände auf der andern Seite, mögen freilich hier den Weg zum Fahren wohl zuweilen etwas gefährlich machen; überaus häufig fanden wir Gedenktafeln, auf denen Unglücksfälle von Fuhrleuten abgebildet und angezeigt waren. Für uns Fußgänger war jedoch die Straße ſchön breit und ſicher.

Von Kollmann an zeigt ſich denn nun auch, dem Freunde und Forſcher der Gebirgsarten, das herrliche Porphyrgebirge, das in gar vieler Hinſicht eine der merkwürdigſten und ausgezeichnetſten Arten von Gebirgen iſt. Der Leſer, der in dieſe Gegend kommt, wird es gewiß leicht erkennen, denn man denkt ſich doch gleich beim Namen, der von dem Wort purpurfarb hergeleitet iſt, ein röthliches Geſtein und die in der röthlichen Maſſe einzeln eingeſtreuten, weißen Feldſpath- oder Quarzpunkte, ſtören den Haupteindruck des Röthlichen nicht, und heben dieſes nur deſto hübſcher heraus, auch ſoll es uns nicht irre machen, wenn die rothe Farbe öfters ins bräunliche oder gar ſchwärzlich bräunliche hineinläuft.

Alſo der röthliche Stein da, mit meiſt weißlichen eingemengten Punkten, heißt Porphyr, und die Alten, welche dieſe Steinart meiſt aus Aegypten, vielleicht aber auch öfters hier aus dieſer Gegend erhielten, wo ſie ſich vom Krain und Kärnthen bis zum Comerſee fortzieht, haben gar viel koſtbare Sachen (Säulen, Obelisken, geſchliffne Platten und andre Kunſtwerke) daraus gemacht, denn friſch aus den Gebirgen herausgehauen, ſieht der Porphyr gar nicht ſo unſcheinbar aus, als wir ihn hier auf der Chauſſee liegen finden.

Dieſe ſchöne Gebirgsart zeichnet ſich aber auch noch, vor den meiſten andern, durch einen gar beſtimmten Charakter ihres Umriſſes aus. Sie iſt nämlich gar häufig ganz von ſelber in ſolche mächtig große, ſchöne Säulen geformt, wie ſie der Reiſende, der da im engen Thale von Kolmann nach Botzen hinuntergeht, häufig an den gähen Gebirgswänden, über und terraſſenartig hinter einander angeordnet herausſtehen ſieht. Auch giebt es in ihr gar häufig Platten, die ſo ausſehen, als wären ſie künſtlich geſpalten.

Nun, wer freilich gerade von den Cordilleren in Südamerika hierher nach Kolmann kommt, dem iſt der Porphyr nichts Neues, denn da reiſt man oft Monate lang ohne eine andre Grundgebirgsart wahrzunehmen als den Porphyr, auch giebt es dort freilich noch ganz andre, nach rieſenhafterem Maasſtabe gebaute Wände, als die hier in Tirol ſind, und das gewaltige, wie eine

Spalte oder Gaſſe, bei Chota in Südamerika, mitten ins Gebirge hineinſchneidende Engthal, hat Wände von faſt 4800 Fuß Höhe und die am Thale Cutaku in Peru ſind auch nicht viel niedriger. Auch wer von der Inſel Pathmos, oder aus Ober-Aegypten, oder aus manchen Provinzen von Frankreich kommt, hat Porphyr geſehen, und auch an manchen näheren Orten, z. B. in einigen Gegenden von Sachſen und Schleſien, giebt es Porphyrberge, ſie würden ſich aber freilich hier neben den Tiroler Hochgebirgen nur wie Hügel ausnehmen. Wer jedoch bloß vom nördlichen Abfall der Alpen, aus der Schweiz herkommt, der ſahe, obgleich er doch ſonſt ſo manches ſchöne Gebirge kennen gelernt hat, den Porphyr noch nicht, denn dort iſt keiner zu finden und in vielen andern, ſonſt ſehr ſchönen Gebirgen (z. B. den Pyrenäen) auch nicht; wir aber wollen uns, denn es begleitet uns nun bis nach Botzen, und auch dann weiter, hinunter, wenigſtens bis dahin wo das Calderner Thal ins Etſchthal ſich öffnet, an dem Anblick des ſchönen Porphyrgebirges noch eine rechte Güte thun.

Ich bemerke, daß der Leſer mit ſehr großer Aufmerkſamkeit zuhört, und eine rechte Freude an der Geognoſie bezeugt, welche bloß der Anblick des Porphyrgebirges in ihm angezündet hat. Ich nehme mir daher die Freiheit ihn ein wenig darüber zu examiniren, ob er ſich auch alle die Gebirgsarten, die wir auf der Reiſe zuſammen geſehen haben, gut gemerkt hat.

Nun, den Sandſtein kennt er, das merk ich wohl, und beſchreibt mir ihn als einen körnig ausſehenden Stein, der, wo er noch feſt und friſch iſt, Feuerfunken giebt am Feuerſtahl, und ausſieht, als wenn er aus lauter Sand zuſammengebacken wäre, und Sand (groben oder feinen) kennt Jeder. Wollte ich ihn aber über die Arten oder Formationen des Sandſteines fragen, die er auf der Reiſe geſehen hat, ſo würde er wahrſcheinlich ſchlecht beſtehen.

Auch den Kalkſtein ſcheint der Leſer zu kennen und weiß, daß man dieſen, wenn er ſich durch Farbe u. ſ. auszeichnet, Marmor nennt, beſchreibt mir ihn auch ganz richtig, ſo wie er ihn auf der Reiſe geſehen hat, als einen meiſt grauen Stein, der keine Funken giebt am Stahle und deßen Gebirge gar oft ausgewaſchne Stellen (Höhlenräume), auch ſolche ſonderbare Zacken auf dem Gipfel zeigen, wie er vor Lienz geſehen.

Ferner, das Kalk-Conglomerat, iſt eben eine Gebirgsart, die aus lauter ſolchen großen Rund- und Rollſteinen, wie ſie, ſo ganz abgerundet in den Flüſſen liegen, zuſammengebacken und gemauert erſcheint.

Den Thonſchiefer beſchreibt er mir als einen meiſt ſchwärzlichen Schiefer, welcher, wo er ſich dazu gut ſpalten läßt, zum Decken der Dächer und auch zu Schiefertafeln, auf die man ſchreibt, benutzt wird.

Den Glimmerſchiefer ſo wie den Gneus, ſagt er ferner, kenne er gleich an dem vielen flimmernden und glänzenden Glimmer, der in dieſen Steinen ſich fände, den Glimmer ſelber (was ich ihm übrigens ſchwerer glaube) wolle er überall gleich wieder erkennen, er ſehe nun ſchwarz, oder grau, oder weißlich aus, denn es ſey ein Stein, der ſich mit dem Meſſer gar leicht in zarte, meiſt etwas durchſichtige Blättchen ſpalten laße, und der dabei faſt ſo glänze wie ein Metall, weshalb ihn auch, bei ihm zu Lande, die gemeinen Leute Katzenſilber, der Herr Apotheker aber Marienglas nenne. Der Glimmerſchiefer ſey übrigens ſchon ordentlicher ſchiefrig und ſähe aus, als wenn er faſt aus lauter Glimmer gebildet wäre, der Gneus aber, den er ſich eben ſo wie den Glimmerſchiefer, bei Gaſtein, dann am Radhausberg und über die Tauern hinüber, ſo wie faſt auf dem ganzen Wege bis auf der großen Höhe von Lienz (ſüdlich hinab fängt dann dort gleich der Kalk an) recht angeſehen habe, ſey gar nicht ſo ordentlich ſchiefrig und hätte zwiſchen ſeinen meiſt ſchwärzlichen Glimmerlagen, gar oft weiße Streifen und Lagen von Quarz (weißen oder grauen Kieſelſtein) und Feldſpath eingeſtreut.

Den Serpentin kenne er gleich an der, wenn auch ſehr dunklen, doch immer ins Grüne oder Gelbliche und Stellenweiſe auch Röthliche hineinſpielenden Farb, und an dem wenigen Glanze. Feuer gäbe er nicht am Stahl. Im Mölthal, vor Heiligenblut, habe er auch welchen gefunden, der gegens Licht gehalten ordentlich eine wachsartige Durchſcheinenheit gezeigt hätte, das müſſe wohl edler Serpentin geweſen ſeyn.

Auch den Dolomit habe er erkannt, denn das ſey ein weißer, ſandig körniger, keine Funken gebender Stein, der auch wie Kalkſtein, wenn man etwas Salpeterſäure darauf ſchütte, ein wenig aufſchäume, und wenn man ihn auf eine heiße Metallplatte ſtreue, ein wenig leuchte.

Der Chloritſchiefer, am Großglockner, ſey ein meiſt dunkelgrünlicher, weicher Schiefer. Auch zeigt er mir mit großer Freude einen Stein den er am Großglockner gefunden und fragt, ob das nicht ſchon adulariſcher Feldſpath ſey? worauf er aber mit dem Beſcheid abgewieſen wird, daß unter andern, wenn ſein Stein keine Funken am Stahle gäbe, er nur ein ſchönes, halb durchſichtiges hübſch glänzendes Stück Kalkſpath ſey, dem er ohnehin, vermöge der glatten Flächen die er nach allen Richtungen der geſchobenen Würfel-Seiten, in gleicher Volkommenheit zeige und auch ſonſt, wie ein Ei dem andern gleich ſähe. Uebrigens könne es auf dem Großglockner und in ſeiner Nachbarſchaft gar wohl Adular und manchen andern ſchönen Stein geben.

Der Leſer zeigt nun, im Weitergehen, durchs Eiſakthal, ſeine geognoſtiſchen Kenntniße noch ferner, indem er mich an einigen Stellen, wo die Gebirge zur Rechten nicht ſo gäh heruntergehen, ſondern allmäliger nach dem Thal herunterſteigen, auf Felſenſtücke aufmerkſam macht, welche Granit und auch zum Theil Sienit ſind. Den Granit, ſagt er, könne er gleich daran unterſcheiden, daß er außer dem Quarz und dem meiſt weislichen oder etwas röthlichen, glattflächigen Feldſpath, Glimmer, von welchem oben die Rede war, enthalte, der Sienit habe ſtatt deſſen die meiſt ganz ſchwarzgrüne Hornblende, die ſich nicht ſo in Blättchen ſpalten laße. Auch macht er mich von ſelber auf den Mandelſtein da am Wege aufmerkſam, der gar viele kleinere und größere Blaſenräume und Löcher enthält, die zum Theil mit rothem oder weißlichen Zeolith ausgefüllt ſind. Ueberhaupt, ſagt er, brauche ich ihn nicht ſo zu examiniren, er habe ſich da, beim H. Heyder in Erlangen, das kleine Lehrbuch der Naturgeſchichte für 27 Kreuzer gekauft, da ſtünde vieles der Art drinnen, und ſo klug ſey er auch, daß er nicht weit von Trient den Nummuliten-Kalk (denn ein Nummulit ſieht aus wie ein Geldſtück) und am Gardaſee, den ſchönen Marmor des Baldusberges, ſo wie die bunten Feuerſteine unten am Ufer, und bei Brentonico die Grünerde erkennen wolle. Ich entlaße ihn daher mit großer Zufriedenheit.

6.

Das Etſchthal, Botzen, Trient, Roveredo (erſter Abend unter lauter welſchen Leuten).

Endlich noch zeitig am Vormittag, ſahen wir das faſt italieniſch üppige Etſchthal, allenthalben mit ſchönen, blauen Bergen umgränzt, und das alte, hübſche Botzen mit ſeinen Thürmen, überall aber auf und an den Bergen alte Ritterburgen. Botzen iſt eine angenehme alte Stadt, die jetzt etwa noch 8000 Einwohner hat. Es war gerade Meſſe da, und wir giengen unter den kühlen, ſchattigen Hallengängen noch am Vormittag mit großem Vergnügen umher. Ueberall ſchon Südfrüchte, Melonen ſo gemein wie bei uns die Kürbiße, Citronen und Orangen in den Gärten, wie bei uns Aepfel und Birnen, die ganze Stadt (es war auch eben Weinleſe) voll Geruches nach Weintrauben und Moſt, die Ausſicht aus unſerm Wohnzimmer, im Monde, unbeſchreiblich ſchön. Wer Empfehlungen vom Herrn Kalb in Nürnberg, oder von Herrn Merkel hat, der findet überall gute Aufnahme und Freunde, und wenn er, glaube ich, auch von Altholland aus, gleich vollends nach Neuholland hinübergienge. So fanden wir auch in Botzen gar bald Zuvorkommenheit und Freundlichkeit, und war uns bald ganz heimathlich unter den guten Leuten. Ohnehin ſind ja der größere Theil der Bewohner dieſer Gegenden, dem edlen Baiernvolke ſeit uralter Zeit ſtammverwandt, und die Zeiten, die ſeit dem 14ten Jahrhundert, wo die Vereinigung aufgehört, verfloſſen, ſcheinen die Spuren des alten Beiſammenſeyns, in Sprache u. ſ. noch nicht ganz verwiſcht zu haben.

Nachmittags noch ein Spaziergang vor die Stadt hinaus, nach der Richtung des altberühmten Merans hinunter. Wir ſpeißten mitten im September im Garten, unter blühenden Roſengebüſchen und Orangen, gar vergnügt. „Ja, der Tag iſt hin,“ und „nur Eines iſt“ u. ſ. w.

Freitags den 20ſten hatten ſich, als wir gleich am Morgen die herrliche Ausſicht vom Fenſter unſers Schlafzimmers aus begrüßten, die hohen Berggipfel mit Wolken bedeckt, und es ſchien ſich, nach langer Trockenheit, ein tüchtiger Regen vorzubereiten. Wir beſtiegen noch einen Berg, gleich bei der Stadt, und ſchauten da lange in die paradiſieſche Gegend längs der Etſch hinauf und hinunter. Ueberall Dörfer, Landhäuſer und herrlich gelegene alte Schlößer. Darauf gieng es wieder in der Stadt auf und nieder, denn es war aus mehreren Gründen halb und halb beſchloßen, von Botzen aus wieder umzukehren, wenn ſich nicht heute noch irgend ein Glücksſtern, nämlich eine gute Reiſegeſellſchaft fände. Da zeigten ſich, Vormittags ¾ auf elf, auf einmal vier Glücksſterne ſtatt einem, und zwar ſehr große. Es kamen nämlich, mit ihrem Reiſegepäck auf dem Rücken, 4 junge, gar wackere Studirende aus Berlin und fand ſich auch noch Profeſſor G. aus B. dazu, welche ſich ſämmtlich gar bald bereitwillig zeigten, wenigſtens mit nach Verona zu reiſen. Ein großes Floß, mit Kaufmannswaaren für die neu zu eröfnende Meſſe in Verona, ſollte am andern Morgen von Branzol aus abgehen, mit dieſem wurde beſchloſſen zu reiſen. Und ſo fuhren wir denn, nachdem wir erſt am Nachmittag einen herrlichen Garten, zum Theil voll hoher, fruchtreicher Orangenbäume beſehen, noch am Abend nach Branzol voraus.

Die Nacht war hier freilich nicht die beſte. Der Gäſte waren viel, und wir ſchliefen oder wachten vielmehr, weil da gerade nur ein Lager für 2 war, im Schlafzimmer und Bette des Wirthes und ſeiner Frau.

Hätten was drum gegeben, wenn wir eine tüchtige Porzion von dem berühmten Altdorfer Pulver bei uns gehabt hätten, obgleich die Anwendung deßelben, ſo wie ſie der reiſende Doctor der einzigen Frau beſchrieb, die ſo geſcheut war, ſich wegen des Gebrauchs zu erkundigen (die andern hatten alle gekauft ohne weiter zu fragen) ihre großen Schwierigkeiten hat. Beſonders da man nicht genau weiß, welche Doſis davon man einem ſolchen ſchnellhüpfenden, plagenden Inſeckt, nachdem man es vorher gefangen, und ihm den Mund aufgeſperrt hat, eingeben ſoll, ob einen halben Theelöffel oder einen ganzen? damit es gewiß daran ſterben müſſe. Nun es war eben eine Nacht wie ſie einem in Italien öfter kommen ſollen und ſie vergieng auch.

Am Morgen, (Sonnabends den 21ſten) noch vor Tagesgrauen, waren wir an der Etſch, und zur Abfahrt bereit. Ein ſolches Floß, wie das war, das uns hier aufnahm, iſt gar ſchön eingerichtet. Geräumig wie ein ganzes Haus, in der Mitte zur Noth gegen Regen bedeckt, ſonſt ganz frei, mit Kiſſen, darauf man recht bequem ſitzen, und ſo ungehindert nach allen Seiten ſich umſehen kann, nach den üppigen Ufern hin, rechts und links voller Maulbeerbäume um die ſich der edle Weinſtock ſchlingt, der dann ſeine langen ſchönen Guirlanden, voller großer, mächtiger Trauben, von einem

Baume zum andern hinüber ſtreckt. Mitten unter den unüberſehlich großen Weinpflanzungen, ſchauen blühende Dörfer, Städte und Land-Häuſer heraus, über dieſen eine etwas höhere Teraſſe, geziert mit alten Burgen, und überkleidet von grünem Laubwald. Ueber dieſe untere Etage von Bergen, ragen dann die rieſenhaften Wand- und Pfeilermaſſen der Porphyrgebirge heraus, mit und neben ihnen, ſtreckt auch einmal ein zackiges Gebirge von Kalkſtein, etwa aus der Juliſchen Alpenkette her, ſeinen Kopf nach dem Thal herein, als wollte es ſich dieſes Paradies auch ein wenig betrachten.

Wir kamen am erſten Vormittag unſrer Waſſerfahrt bei Neumark, Salurn und Lavis vorbei und waren am Mittag bei guter Zeit in dem alten Trient. Noch vor dem Eſſen beſahen wir die Stadt, mit ihren zum Theil ziemlich großen Häuſern, beſonders die Gegend um den Dom. So ſchön und reich auch die Gegend um Trient iſt, welches in einer Erweiterung des ſchönen Etſchthales liegt, ſo möchte ich doch nicht in der alten Stadt wohnen, die gar nicht jene freundliche, gemüthliche Alterthümlichkeit hat, wie ſo manche teutſche alte Stadt, z. B. Nürnberg; ſondern eher eine finſtere, mürriſche. Doch weiß ich nicht (denn bei mir läßt ſich das aus Gründen, die ich gleich Anfangs geſagt, nicht gut trennen) ob die finſtere Alterthümlichkeit nicht in meinen eigenen Augen und Herzen lag, oder ob auch die Menſchen einen, und welchen? Antheil ſie daran hatten? Genug, mir wär Roveredo, oder Fürth bei Nürnberg (nicht einmal andere Lieblingsſtädte in Vergleich zu bringen) lieber zum dort wohnen, als Trient.

Nachmittags giengs noch durch herrliche Gegenden: unzählige Weinpflanzungen an hohen und niedern, kahlen und üppig bewachſenen, mit Kirchen und Schlöſſern, und am Abhange mit Ortſchaften ausſtaffirten Bergen vorbei, und beim Geläute der Abendglocken kamen wir bei Roveredo an. Wir hatten vom Dorfe an der Etſch, bei dem unſer Floß ſtille hielt, an, noch ein Stückchen bis in die Stadt zu gehen, und es war, bis wir hinein kamen, vollends ganz dunkel geworden.

Das iſt gar was herrliches, eine ſolche Stadt wie Roveredo, zuerſt bei Abend zu ſehen. Eine beleuchtete Kaffeebottega (Kaffeeſchenkladen) oder ſonſtige Bottega an der andern, durch die, noch dazu meiſt offen ſtehende Glasthüre hinein, kann man in den innern Haushalt ſehen. Es iſt Sonnabend, und da läßt ſich Jedermann ders kann, für wenig Geld, hier frei öffentlich bei Lichte raſiren. Die Barbirer ſind aber wohl auch die einzigen Leute, die noch ſo ſpät Abends was arbeiten, die andern ſitzen in den Kaffeeſchenken beiſammen, und haben ſich viel zu erzahlen. Nun wir hatten grade auch nichts Beſſeres zu thun, als in eine ſo ſchön beleuchtete, allerliebſte Kaffeewirthſchaft hinein zu gehen, ſobald im Gaſthaus das Nöthigſte beſorgt war.

Diesmal, auf unſrem Floß, waren wir ſo recht unvermerkt aus deutſch redenden Gegenden, in welſch redende hinein gerathen. Eigentlich war auſſer dem Profeſſor G. keiner unter uns, der ſonderlich viel Welſch ſprechen konnte.

Ich zwar, meines Theils, verſtehe jede ausländiſche Schrift, ſie ſey von welchem Volk ſie wolle, wenn mir ſie einer ins Deutſche überſetzt, kann auch eine deutſche Zeitung leſen, die mit italieniſchen Buchſtaben geſchrieben iſt, und ſo gut wie ein geborner Franzoſe einen fürnehmen Mann mit Musjö (das iſt zu deutſch mein Herr) oder wie ein Italiener mit Padrone anreden, wenn aber der fürnehme Mann nun was Weiteres mit mir ſprechen will, ſo ſtockt die Unterhaltung ziemlich bald, denn ich verſtehe nicht recht, was er zu mir ſpricht? Doch iſt nach dem alten Sprichwort, der Einäugige unter den Blinden König, und wenn der Doctor G. nicht dabei war, machte ich zum Theil mit vielem Ruhm, den Dollmetſcher zwiſchen meinen Deutſchen und den Welſchen, nur daß doch die Welſchen, ich mochte auch noch ſo vortrefflich italieniſch parliren, oftmals nicht recht verſtunden, was ich eigentlich meinte, und ich nicht recht was jene meinten, was wohl zum Theil daran liegen mochte, daß ich mich gewöhnt habe, die welſchen und franzöſiſchen Worte meiſtens ſo auszuſprechen, wie ſie der Herr Cantor in Schopfloch ausſpricht, wenn er die Zeitung vorlieſt, das heißt ganz ehrlich, ſo wie ſie daſtehn, die Welſchen und Franzoſen (iſt mir geſagt worden) brauchen aber bei der Ausſprache noch allerhand Finten und Feinheiten.

Nun, in die Kaffeebottegha waren wir glücklich hineingekommen, ſaßen auch ſchon auf einem ſchönen, mit grünem Zeug überzogenen Sopha ganz ſtill und artig da. Die Frau ſaß in einer andern Ecke des Zimmers und neben ihr einer unſrer jungen Reiſegefährten, ein lieber, treuherziger Weſtphale, ders aber auch im Ausländiſchen noch nicht ſonderlich weit gebracht. Der Markör wendete ſich zu denen hin, und mochte ſie wahrſcheinlich auf Welſch gefragt haben, was ihnen beliebe? Die Frau machte mit der Hand eine verneinende Bewegung, wollte damit ſagen: „i kann nit verſtan,“ mein ehrlicher Weſtphale ſperrte zwar das Maul auf, um noch beſſer zu hören, was der Mann ſagte, konnte aber auch nicht recht daraus klug werden.

Da wollte der Markör uns zeigen, daß er eben ſo gut ausländiſch reden könne, wie unſer einer, und fragte den Weſtphalen: „wil Gaffeh?“ Jener nickte gar fröhlich darüber, daß die Unterhaltung ſo gut von ſtatten gegangen, und der Welſche ihn ſo gut verſtanden hatte, ſagte auch noch 2 mal ja dazu, was jener auch verſtund. Die Frau hatte nun auch Muth zur Unterhaltung gekriegt, ſagte das Wort Thee, wobei ſie mit der Hand eine Bewegung machte, als wenn eins mit einem Theelöffel in der Taſſe herumrührt; das übrige verſtund der kluge Welſche ſchon, wenn man mit dem Finger auf den Teller zeigte, wo es lag, und dann ſo viel Finger ausſtreckte, als man Stücke haben wollte.

Der Thee kam erſt, und zwar in einem kleinen Bierglaſe, und ſah braun aus. Die Frau meinte das ſey der Kaffee, gab ihr Glas mit dem Thee dem Weſtphalen, und mußte nun deſſen ſchwarzen Kaffee ohne Milch trinken, denn keiner auf dem ganzen Sopha wußte auswendig, wie ſich Milch auf Welſch nennt, zum Zeigen war auch keine da. Einer meinte ſie hieße letto, zeigte auf einen weißen Teller und auf den ſchwarzen Kaffee, und machte eine ſolche Bewegung, als wenn man etwas in den Kaffee hineinſchüttete. Aber der Markör ſchüttelte den Kopf und lächelte, denn der feine Kopf mochte wiſſen, daß letto in ſeiner Mutterſprache ein Bette heißt, und daß ſichs, ein Bette in den Kaffee zu thun, nicht wohl ſchicken wollte. Nun die Frau hatte ihren Kaffee ausgetrunken, wir andern hatten auch gegeſſen und getrunken, was ein jeder durch Fingerzeigen hatte erlangen können, darauf gieng es noch in die Opernprobe.

Es waren damals dieſelben Sänger und Sängerinnen in Roveredo, die nachmals in Insbruck vor den hohen Potentaten geſungen haben. Die konnten wir denn jetzt auch, und zwar gegen ein ſehr kleines Trinkgeld an den Thürſieher des Opernhauſes, hören. Nun muß ich zwar voraus ſagen, ich bin kein ſehr großer Kenner von Opern, mir ſchien es aber doch, als wenn die Leute ihre Sache ganz entſetzlich ſchön und gut machten. Mir gefiels eben ſehr. Was es aber für ein Stück ſeyn ſollte, weiß ich nicht. Der eine Mann der ſang, hatte eben einen braunen Oberrock an, und einen runden Hut auf dem Kopf, die Hände auf den Rücken geſchlagen, die Sängerin ſprach, während jener zu ihr hinſang, mit dem Parterre, erhielt auch von einem, der in der Nähe ſtund, etliche Früchte hinauf. Der andere Sänger aß, ſo viel ich ſehen konnte, nachdem er ſeinen Part geſungen, auch etwas aus der Taſche, und ſchien ſich, gegen Ende des Stückes, von einem Manne, der die Lichter geputzt hatte, auch die Stiefeln putzen zu laſſen. Vielleicht kann der geneigte Leſer, der in der italieniſchen Oper etwas bewandert iſt, daraus das Stück errathen, in deſſen Probe ſolches Alles vorkommen muß.

Mir war ganz beſonders und unbeſchreiblich wohl zu Muthe. Lieber Gott, nun ſollte ich doch auch einmal das ſchöne Welſchland mit ſeinen Herrlichkeiten ſehen, war ſchon ſo nahe daran, ſchon unter Leuten, die Alles auf Welſch ſprachen, und hörte nun auch noch ſo ſchön ſingen. Wie mochte es nun erſt in Verona ſeyn! Mir war ſehr, ſehr wohl.

Anſtändiges Wohnzimmer und gutes Eſſen im Gaſthof zur Roſe. Am andern Morgen, Sonntags den 22ten September, ſtießen wir wieder, etwa früh um 8, mit unſerem Floß vom Lande ab, und kamen nun unter dem Geläute der Sonntagsglocken von beiden Seiten her, durch ganz paradieſiſche Gegenden. Die ſchöne, klare Etſch, rauſchte munter mit uns fort. In ihren hellen Fluthen ſpiegelten ſich die von einem [illegible] zwiſchen heraus ſchauten ſchöne Dörfer, Städtchen, Schlöſſer, Kloſtergebäude; darüber hinauf die höheren Gebirge, mit ihren runden oder zackigen Häuptern. Mir war recht innerlich ſtill und innig wohl zu Mu-

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

7.

Hier geht Welſchland an.

Nun ſind wir ordentlich in Welſchland drinnen, es ſteht aber nicht dabei geſchrieben wo es angeht, denn Menſchen und Traubengehänge und Berge ſehen noch grade ſo aus wie in Welſch-Tirol.

In einem welſchen Dorfe, an der rechten Seite der Etſch, der Name fieng mit einem Vocal oder Conſonanten an, ich weiß aber nicht mehr mit welchem? wurde zu Mittag gegeſſen. Da überall große ſtarke Feigenbäume, die hier ſo leicht wachſen wie bei uns die Zwetſchkenbäume. Ein recht deutliches Muſter von einem italieniſchen Dorfwirthshaus. Ich hätte mir meine Stiefeln nicht erſt ſo ſorgfältig abzuwiſchen gebraucht, wie ich es in Frankenland gewohnt war, denn weder bei der Treppe noch am Fußboden der Oberſtube in die wir geführt wurden, hätte man etwas bemerkt, und das Abwiſchen wäre beim Herausgehen beinahe nöthiger geweſen als beim Hineingehn; aber ein luſtiges

Volk ſind dieſe Welſchen, die auch gern ein Wort mit ſich reden laſſen, wenns einer kann. Unſre Kaufleute aus Botzen, die mit uns auf dem Floß waren, gar feine, heitere Männer, redeten viel mit den Leuten, und ich und meines Gleichen lachten mit, wenn gelacht wurde, denn das Lachen war uns viel näher zur Hand als es das Weinen geweſen wäre. Polenda gabs auch, das iſt ein großer, erbſengelber Klos, aus Mais- oder Kaſtanienmehl gekocht, hübſch feſt, und wird, ſo wie bei den Seifenſiedern die friſche Seife, mit einem Faden, der entweder an einem Fidelbogen aufgeſpannt iſt, oder ſich mit an der hölzernen Schüſſel befindet, worauf der Kuchen liegt, durchſchnitten, glänzt auch ſo, und ſieht faſt aus wie gute, friſche Seife. Das iſt ein vortreffliches Eſſen, das mir auch vortrefflich wohl bekommen; meine Frau ſagte aber, ſie könnte das nicht eſſen. Auch die Suppe war ſehr gut, nur war ſie für die meiſten Perſonen nicht eßbar, das Schweinfleiſch war auch gut, nur war es etwas zu alt, und ließ ſich nicht ſchneiden, und der übrigens ganz vortreffliche Wein ſchmeckte faſt gar zu ſehr nach ſaurer Erde; kurzum, mir kam Alles (und zwar im Ernſte) ganz vortrefflich vor, denn das war doch einmal in Welſchland zu Mittag gegeſſen.

Am ſchönen, heitern, aber dabei auch etwas heißen

Nachmittag, der indeß eine ſolche Waſſerfarth nur um ſo lieblicher, anmuthiger machte, fuhren wir noch immer weiter zwiſchen den beiden Gebirgswänden hinunter. Rechts neben uns die Abhänge des herrlichen Baldus-Berges, der ſchon frühe die Augen und Forſchungen der Botaniker und andrer Naturfreunde zu ſich hinzog, und der auf ſeinem faſt 7000 Fuß hohen Gipfel, ſo wie an ſeinen Abhängen, eine Fülle köſtlicher Alpengewächſe und ſeltner Verſteinerungen trägt. Hoch an den ſteilen Wänden des Kalkgebirges hinauf, zeigt ſich, faſt wie in der Luft ſchwebend, das wunderſchöne Kloſtergebäude zu Maria della Corona, nach deſſen Gegend die Kräuterkundigen des 17ten Jahrhunderts ganz vorzüglich oft hin wallfahrteten, und das auf einem grünen, von den meiſten Seiten her unzugänglichem Vorſprunge des gähen Gebirgsabhanges hingebaut iſt.

Allmälich werden nun weiterhin die Gebirge zu beiden Seiten niedriger, rücken aber auch zugleich näher und näher zuſammen. Zuletzt ſieht man gar nicht mehr ein, wo es mit der Etſch, wenn ſie nicht bergauf fließen mag, hinaus will, denn ſie geht gerade gegen die Felſenwände an, deren enge, ſchmale Kluft ſich dem Auge noch verbirgt. Auf einmal verändert ſich die Richtung des Stroms ein wenig, und man ſieht nun in den eng zwiſchen die beiden Felſenwände zuſammengedrängten Waſſerſpiegel hinein. Linker Hand, hoch oben am Felſen, hängt die große ſchöne Chauſſee wie ein Schwalbenneſt auf ihrem feſten Gemäuer. So ſchön und genußreich auch der ganze Nachmittag geweſen war, ſo litt ich meines Theiles doch in etwas an einem gewiſſen Heimweh, nach der Sonntagsſtille und Ruhe, die man zu Hauſe hat. Mir wars am Ende ſtill und ernſt zu Muthe. Aber auf einem ſolchen Floße muß man ſichs, wie im Shakſpeare und im Grunde genommen, auch in der ganzen Natur und Geſchichte gefallen laſſen, gar ſchnell von Einem aufs Andre überzugehen.

Manche Profeſſoren pflegen bei gewiſſen Parthieen ihrer Vorleſungen, einen, alljährlich wie die Schwalben wiederkehrenden Spaß zu machen, und, damit ſie den ſtehenden Artikel ja nicht überſehen, ſich wohl gar am Rande mit rother Tinte hinzuſchreiben: hier pflege ich einen Spaß zu machen. Bei unſern Floßleuten auf der Etſch mochte das auch ſo ſeyn, ſie pflegten regelmäßig an gewiſſen Stellen ihr Pater noster zu beten, bei La Chiusa aber, gerade am Eingang in die Felſenkluft, wird ein derber Spaß gemacht.

Einer ſchlägt nämlich unvermuthet mit der Ruderſtange oder einem Stock derb aufs Floß, ſo daß die reiſenden Gelehrten, die hinten drauf ſitzen und dieſen Curs noch nicht gemacht haben, ganz erſchrocken zuſammenfahren. Die Floßer ſtellen ſich auch erſchrocken, zugleich aber auch im höchſten Grade erzürnt. Sie ſehen hinauf nach der Straße, wo der verſteckt ſeyn muß, der den großen Stein aufs Floß herunterwarf, und ſchimpfen dieſen muthwilligen Menſchen, der die ganze Schiffsmannſchaft ſo in Gefahr bringt, dermaßen, daß einer bei der Gelegenheit im Erlernen welſcher Schimpfwörter was profitiren kann. Aber der muthwillige Menſch da oben läßt noch immer nicht nach. Während die reiſenden Gelehrten nach oben ſchauen, ſchlägt hinter ihnen ein ſolcher feiner Kopf von Ruderer wieder mit der Stange aufs Floß, und zugleich ein andrer ins Waſſer, ſo daß ein ziemlicher Regen über die gelehrten Häupter kommt. Nun wächst der Zorn der Floßer aufs Höchſte. Es fallen derbe Flüche mit unter die Schimpfwörter hinein, einige ſcheinen von Zorn ſo ganz übernommen und blind, daß ſie, aller daraus entſtehenden Gefahr für die Schiffsmannſchaft und das Floß nicht achtend, hinüberſtoßen wollen ans ſteile Ufer, um den Kerl da oben recht abzuprügeln, auch wird dieſem mit der Polizey und ſchwerer Gefängnißſtrafe gedroht. Wären nun die Paſſagiere lauter ſolche Leute geweſen, wie der Schreiber dieſes Büchleins, der noch immer mit aufgeſperrtem Munde nach oben ſahe, wo doch nur eigentlich die Steine herkämen? ſo wäre der Spaß noch ein und etliche Male, und zwar in ſteigender Derbheit wiederholt worden. Aber es waren unter uns etliche ganz beſonders kluge Köpfe, die den Spaß merkten, und den Zorn und den Schrecken gar bald ins Lachen hinüberzogen.

Dieſer Engpaß durch welchen da die Etſch durchgeht, hat etwas ganz beſonders Reizendes für eine Waſſerfahrt. Draußen im Freien war die Hitze ſehr drückend geweſen; zwiſchen den Felſen war es überaus lieblich kühl, und eine angenehme Dämmerung prach durch die Bäume und Geſträuche herein, von denen ich die meiſten heute zum erſten Mal hier an ihrem natürlichen Standorte und wildwachſend ſahe. Aber die Felſenmauern zu beiden Seiten wurden immer niedriger, und traten von einander weg, und am Ende ſieht man ich am Eingange in eine große Ebene, zwiſchen Hügeln, aus aufgeſchwemmten Maſſen zuſammengehäuft. Das Auge hat indeſſen da auch keine Langweile. Schöne Landhäuſer und italieniſche Dörfer zu beiden Seiten, Cypreſſenwäldchen und große Orangen- und Feigenbäume. Freilich ſchauten wir immer wieder zwiſchen durch, ob ſich denn noch nichts von dem ſchönen Verona eigen wollte, und einige hochgelegene Schlößer oder alte Klöſter, die in der Nachbarſchaft der Stadt liegen, fielen uns auch bald in die Augen, aber die Stadt ſelber läßt von dieſer Seite her lange nichts von ſich merken. Indeß die Zeit vergieng ſchnell genug, und ehe wirs uns verſahen, waren wir bei einem angenehmen Oertchen, etwa $\frac{3}{4}$ Stunden von der Stadt angekommen, wo unſre diesmalige Schiffarth zu Ende gieng, und wir das Floß verließen.

Da waren wir denn auf einmal mitten in einem luſtigen Sonntagsnachmittag nach italieniſchem Geſchmacke drinnen, und hatten Zeit genug, die Sache recht mit Ruhe zu beſehen, während ſich unſre Reiſegeſellſchaft nach einem Fuhrwerk umthat, das unſer Gepäcke nach der Stadt bringen ſollte. Bald kam auf der ſchönen Straße her ein zwar leichtes und ſchmuckes, zweirädriges Fuhrwerk, das indeß ſchwer genug für ein Pferd, mit vornehmer Welt angefüllt war, dann ein ähnliches, nur minder ſchmuckes, mit Bürgersleuten (am Sonntag muß jeder Veroneſer Bürger mit den Seinigen ausfahren) welche ein noch beſſeres Zutrauen zu ihrem Pferde hatten. Denn da ſaßen die Alten hinten, zu ihren Füßen ein ganzer, terraſſenartig geordneter Vordergrund von großen und kleinen Kindern nebſt Kindermädchen und anderer Dienerſchaft, ganz nach vornen aber noch der Mann, der das Pferd treibt, gleichſam zwiſchen Wagen und Deichſel, und neben ihm wohl gar noch einer, den er unterwegens hinaufgenommen, um doch auch mit jemand ſchwatzen zu können, oder einige Centeſimen noch drein zu haben. Dazwiſchen kam denn auch wieder einmal ein Eſel, der auch gerade nicht leicht hatte. Denn der Bauer, dem er zugehörte, gieng zwar in ſeiner rothen Sonntagsjacke zu Fuß und führte den Eſel, wer aber ſonſt zum Haushalt gehörte, als da ſind Frau, Schwägerin, große Buben und kleine Kinder, der ſaß vor- und ſeitwärts gruppirt auf dem Eſel, der zwiſchen den rothen und blauen Bändern hervor, ein gar ſonderbares Geſicht zu der Sache machte.

Kaffee, nebſt ähnlichen Sachen, iſt überall zu haben, jedes Dörflein hat ſeine Kaffeebotteghen, man ſtellt ſich alſo an oder in eine ſolche hin, und ſieht dem luſtigen Treiben ein wenig zu.

Mir meines Theiles, ich konnte mir nicht helfen, fiel eben, da ich derlei Sonntagsfuhren und Reitereien ſo zuſahe, gar häufig das Lied vom Bruder Mälcher ein, und, hätte ich etliche Waldhörner bei mir gehabt, ich hätte es den Leuten vorblaſen laſſen. Hätten vielleicht noch Mancherlei an praktiſcher Lebensweisheit daraus lernen können, denn eine ſolche Mutter, wie des Mälchers ſeine, die für Alles gleich ſo gut Rath weiß, ſteht auch nicht alle Tage auf, und man ſieht aus dem Liede recht, was der Menſch, wenn er ſich nun einmal in den Kopf geſetzt, den vornehmen Mann zu ſpielen, alles leiſten kann. Es hatte nämlich der Bruder Mälcher ſich feſt vorgenommen, ein Reiter zu werden, es fehlte aber eben hinten und vornen am nöthigen Zubehör. Nun der Reitershut iſt bald herbeigeſchafft, denn ein alter eiſerner Ofentopf paßt dem Mälcher, als wär' er ihm aufgegoſſen, der Sabel iſt auch bald da, denn die Ofengabel, die die Mutter dem Ritter anſchnallt, ſteht ihm prächtig an, und die Küchenthür, die ſie ſtatt des Mantels hinten fürhängt, giebt dem Burſchen ein ganz beſonders breites, ſtattliches Ausſehen. Auch die Stiefel ſind bald bei der Hand, denn die beiden Waſſerkannen, die ihm das kluge Mutterherz an die Füße hängt (ſtatt der Sporen ein Paar Ziegenhörner dran), ſind auch wie angemeſſen. Nur mit den Handſchuhen haperts anfangs etwas. Indeß, die Mutter weiß auch da Rath zu ſchaffen, und der dicke Hirſebrei, den ſie kocht, und dem Mälcher die Hände hineinſteckt, hält faſt eben ſo feſt wie Leder, ſo daß, als nun der vollſtändig ausſtaffirte Reiter auf der ſchwarzen Kuh zum Thor hinaustrottirt, die Nachbarsleute zwar etliche Bemerkungen darüber machten, aber doch zugeſtehen mußten, daß am ganzen Hauptzubehör zu einem Reiter kein Stück ſey, woran die Mutter nicht gedacht, und abſonderlich dafür geſorgt hätte.

Nun, jetzt haben wir genug fahren und reiten ſehen, und endlich iſt auch die Carawane mit allen ihren Beſtellungen fertig. Ein edles Thier, das vielleicht eben noch eine bunte Bauernfamilie getragen, iſt mit einem gar rüſtigen Bretterkarrn bei der Hand, auf welchem ſämmtliche Güter und Koſtbarkeiten der Compagnie geladen werden, und das Thier läuft mit der leichten Laſt ſo munter fort, daß es mit den reiſenden Gelehrten, die neben her gehen, recht gut Schritt hält.

8.

Erſter Abend in Verona, — das Ballet.

Wenn man von dieſer Seite her nach Verona geht, ſieht man zuerſt die große alte, noch ſehr wohlerhaltene Burg San Felice und San Pietro auf der öſtlichen Anhöhe, mit allen ihren viereckigen Thürmen, hohen Mauern und Zinnen. An dem Bergabhange herunter läuft die alte Stadtmauer, mit ihren vielen, mannichfachen Thürmlein, deren Bauart gar bald verräth, daß ſie mit der hohen, alten Burg aus einer Zeit herſtammt. Allmälich ſtellt ſich auch ein Theil der übrigen Stadt, wiewohl, von dieſer Seite her nicht im vortheilhafteſten Lichte, dem Auge dar. So kommt man unvermerkt beim Stadthor an, die Päſſe werden hervorgelangt und für diesmal von einem Manne beſorgt, der zwar übrigens ſehr gelehrt ſeyn mochte, aber leſen und ſchreiben ſchien er nicht ſonderlich geübt zu haben, und aus den Buchſtabenfiguren, die er von unſeren Päſſen auf die Einlaßzettel machte, hätte wohl niemand unſre Namen errathen. Einer unter uns, der

42 Jahre alt iſt, war auch auf dem Einlaßzettel wieder zu einem 24 jährigen Alter heruntergeſetzt.

Endlich ſind die Päſſe ſämmtlich geſehen und jeder hat Freiheit zu gehen wohin er will. Der ältere Theil der Stadt, durch welchen der Weg zuerſt führt, hat alte und kleine Häuſer genug und man meint immer (wenn man ſich nicht ganz in ſeinen Erwartungen von Verona ſoll betrogen haben) es müſſe alles noch beſſer und ſchöner kommen: Häuſer und Straßen, Kirchen und Palläſte. Und das findet ſich denn auch, ſobald man über die Brücke der Etſch, die (wenn es auch nicht mehr dieſelbe iſt) ſchon in den alten Heldenliedern und Heldengeſängen vom Dietrich von Bern erwähnt iſt, hinüberkommt, in den ſchönern Theil der Stadt. Jetzt geht es denn ſogleich an gar manchem, merkwürdigen alten Gebäude und Kunſtdenkmal vorüber, über den ſchönen Markt hinweg nach dem Gaſthauſe alle due Spade zu, das uns ſchon in Botzen von einigen in Verona lang und wohlbekannten Männern gerühmt war, und das ſich jeder kann empfohlen ſeyn laſſen, der auch in Verona eine freundliche, billige Bewirthung und Reinlichkeit begehrt, ohne gerade Anſprüche auf große Pracht und Herrlichkeit zu machen. Wir hatten um ſo größere Urſache, mit der Wahl unſers Gaſthauſes zufrieden zu ſeyn, da wegen des Anfangs der Meſſe alles von Fremden angefüllt, und die Wohnzimmer im Preiſe aufs Doppelte geſtiegen waren. Unterhandelt wurde mit Hülfe eines Kaufmanns aus Padua, der ein geborner Deutſcher (aus Bamberg) war, gar bald und zu unſerer großen Zufriedenheit, um den Preiß der Zimmer, deren wir bedurften; dann giengen wir, nach kurzem Verweilen, wieder in die nun allenthalben beleuchtete Stadt hinaus. Auf dem Markte Orangen, ſo groß und reif und ſüß, wie ſie der Deutſche zu Hauſe noch nie gegeſſen hat, und ſo wohlfeil, wie bei uns ein eben ſo großer Apfel. Die ſchöne, mit Hallengängen überbaute Straße, die vom Markte hinweg nach dem Platze Bra, auf welchem das alte römiſche Amphitheater ſteht, hinführt, war voller Menſchen, welche nach dem Opernhauſe hinſtrömten, dabei ein hellbeleuchteter Laden faſt am andern.

Da lag denn die ungeheure, gewaltige Ruine des Amphitheaters, vom Monde beleuchtet, vor uns, und ſchaute über manches Jahrhundert her, auf das leichte Gewimmel und Getümmel zu ihren Füßen, ernſt herunter. Wir gehörten eben auch zu dem Gewimmel, und zogen mit der andern Maſſe in das ſchöne Opernhaus hinein.

Ja freilich, ſo wie die da, können die Leute in Nürnberg und in Fürth nicht ſingen. Beſonders ſang die eine davon ſo ſchön und laut, daß man ſie, wenn ſie auf dem Käſemarkt in Nürnberg ſtünde, und die Obſt- und Käſeweiber ſchwiegen ein Weilchen ſtill, bis ganz hinten am Neuenbau und bis zum Heumarkt hin hören könnte, dabei ſo hoch hinauf, daß mirs ganz ſchwindlich dabei geworden. Die anderen waren auch nicht faul dabei, und ſangen, eins immer ſchöner wie das andere, friſch weg mit hinein. Was aber die guten Leute eigentlich ſangen, konnten wir freilich nicht gewahr werden, erfuhren aber nachher, daß ſich die Oper La Donna del Lago nenne. Klatſchten indeß mit, wenn die andern feinen Leute klatſchten.

Ein Ballet gabs auch dazwiſchen zu ſehen. Nahm ſich im Anfange ganz bunt und artig aus, wenn die Schaaren von kleinen Kindern unter Hirten und Hirtinnen ſich bewegten, oder kleine Knäbchen nach dem Takte der Muſik auf einem Baum mitten im Theater auf und nieder ſtiegen. Da aber jetzt die eigentlichen und rechten Balletkünſte los giengen, wollte mirs auch gar nicht mehr gefallen. Dachte anfangs, es wären gar keine ordentlichen Menſchen, die das machten, ſondern große, ausgeſtopfte Puppenbälge, die einer an einem feinen Drathe zöge, weil ich meinte, ſolche Bewegungen würden ſich für einen ordentlichen, lebendigen Menſchen, weder ſonderlich ſchicken, noch würde ſie auch einer, der unzerbrochene Knochen hat, machen können. Denn eine ſolche ſchlechtbekleidete Figur könnte ſich, glaube ich, mit einem hoch, wie ein hölzerner Wegweiſer, ausgereckten Beine, zehn Minuten lang auf der Zehenſpitze des andern Beines herumdrehen, ohne auf die Naſe zu fallen, und ſpringt noch zu Zeiten Tiſches hoch in die Luft. Gefiel mir auch nicht einmal, ſo lange ich dachte es wären Puppenbälge, denn ſo etwas ſieht nicht ſchön aus. Da ich aber hörte, es wären ordentliche, lebendige Menſchen, mochte ich vollends gar nicht mehr hinſehen, und ſchämte mich nur vor den Leuten, daß ich da auch mit hereingegangen war, beſonders vor einem Manne, der nicht weit von mir ſaß, und einem Bürgersmann aus Hersbruck ähnlich ſah. Wäre auch gar gern gleich hinausgegangen, wenns nur möglich geweſen wäre, und gienge ein andermal lieber zehn Stunden weit um, ehe ich an einem ſolchen garſtigen Puppentanze vorbeigehen möchte.

Wir kamen endlich doch glücklich aus dem Gedränge heraus und durch die langen, unbekannten Gaſſen, bei unſerm ſtillen, freundlichen Gaſthauſe an. Hier ſprachen wir noch beim Abendeſſen mit einem wackern deutſchen Kaufmann, bis der Aerger, den ich mit aus dem Ballet nach Hauſe gebracht, etwas vergangen war.

9.

Erſter Umlauf in Verona.

Des Morgens, am Montag den 23ten September, war gar bald Leben in unſerm Gaſthauſe. Da regten ſich Meßfremde aus allen Gegenden, Käufer und Verkäufer untereinander. Denn ſeit länger als hundert Jahren, war keine Meſſe in Verona gehalten worden, die nun unter Kaiſerlicher Begünſtigung der hierzu ſehr wohlgelegenen Stadt wieder gegeben werden ſollte. Ueberdieß gab es auch damals noch ſonſt viel fremden Zuſpruch und Leben in der großen Stadt, denn im Herbſte reiſt man ja aus aller Welt da durch, nach den ſüdlicheren Gegenden von Italien. Wir rieben uns den Schlaf bald aus den Augen, und blickten fröhlich in den heitern, ſchönen Morgen hinein.

Endlich ſind alle Glieder unſerer kleinen Reiſegeſellſchaft zum Mitgehen bereit, und der Zug nach den Rieſenruinen des Amphitheaters wird angetreten.

Unten am Fuſſe deſſelben, auſſen auf dem freien Platze vor einer Kaffee-Bottega, ſetzt man ſich zuerſt um einen Tiſch, und genießt einige Gläſer Kaffee zu ſeinem Weißbrod.

Ohnehin iſt das die Zeit, wo ſich die ganze Stadt wieder zu beleben anfängt, und die Punkte, von denen das Leben ausgeht, ſind die Kaffeeläden. Da verſammlen ſich zuerſt die Männer, plaudern zuſammen, und nehmen ein Frühſtück, zu welchem zu Hauſe noch gar ſchlechte Ausſicht wäre. Denn die lieben Frauen, noch gar müde von der langen Oper, die gewöhnlich bis nach ein Uhr des Nachts dauert, ſchlafen noch lange in den Tag hinein, und erſt eine Stunde ſpäter bemerkt man ihr Erwachen, wenn die Dienſtmädchen von allen Seiten gelaufen kommen und für ihre Frauen, die ſich wohl am Morgen noch nicht mit dem Kochen bemühen mögen, aus der Kaffee-Bottega den Kaffee holen. Es führen überhaupt in Welſchland die Frauen, und zwar auch die vom Bürgerſtande, ein gar bequemes Leben, und die Männer haben auſſer ihnen noch einen Theil des gemeinen Hausweſens auf dem Halſe. Eine ordentliche deutſche Hausfrau würde ſich aber doch in alle dieſe Bequemlichkeiten nicht recht finden können und mögen, und würde ihr zu Hauſe lieber ſeyn. Denn es iſt immer eine verkehrte Welt, wo der Hausvater für die Frau kochen ſoll, ſtatt dieſe für ihn.

Jetzt war das Frühſtück auch überſtanden, und nun kamen wir doch einmal dazu, das herrliche Amphitheater zu beſehen, das zwar, ſo rieſenhaft es auch uns, verglichen mit allen ähnlichen Gebäuden der neueren Zeit erſcheinen muß, noch immer keines der größten, wohl aber eines der beſterhaltenen aus dem ganzen Alterthume iſt. Denn man hat bis in die neueſte Zeit, wo noch Napoleon Befehl gab, das merkwürdige Kunſtwerk wieder auszubeſſern, und in gutem Stande zu erhalten, immer eine ganz beſondre Sorge für daſſelbe getragen, und das feſte, ſchöne Baumaterial, woraus es wenigſtens größtentheils errichtet iſt — der Marmor aus der Umgegend von Verona — ſicherte ihm ſchon für ſich allein eine lange Dauer zu.

Die rieſenhafte Rundmauer, welche das ganze eigentliche Amphitheater umgab, und ſich bis zur Höhe eines mäßigen Thurmes erhub, iſt zwar zum größten Theil, wie man ſagt durch Erdbeben eingeſtürzt, und es ſtehet nur noch gegen Oſten hin, ein kleiner Reſt von ihr, man kann aber aus dieſem noch den ehemaligen Umriß des ganzen Gebäudes erkennen.

Das Ganze bildete (als Ausnahme von der gewöhnlichen Regel, denn die meiſten Gebäude dieſer Art waren rund) ein Oval, deſſen Umfang ohne die Vorhöfe, über 1300 Fuß betrug, und deſſen kleinſter Durchmeſſer zum größten ſich ohngefähr wie 5 zu 8 verhielt, ſo daß die größte Länge des Gebäudes, von dem einen äußerſten Ende des Ovals zum andren, faſt 500 Fuß war.

Von außen her zeigte ſich dem Auge, wie der noch übrige Reſt der Ala lehrt, eine dreifache Ordnung von ungeheuern Schwibbögen über einander gewölbt, davon jede Ordnung 72 Bögen in ſich faßte. In jedem der oberſten Schwibbögen ſtund eine Statüe. Ueber dieſen Schwibbögen fand ſich eine Reihe von 72 großen Fenſtern, die nach den Vorhöfen hinaus giengen. Das eigentliche, innre Amphitheater, mit ſeinen 45 terraſſenartig über einander anſteigenden Ringſitzen, wovon jeder 18 Zoll hoch, und 26 Zoll breit iſt, wurde von einer doppelten Reihe von Schwibbögen, wovon abermals jede 72 in ſich enthielt, geſtützt und getragen, ſo daß das ganze Gebäu 360 dergleichen Bögen in ſich faßte.

Achtzehn Eingänge führten von außen nach dem Innren des Schauplatzes hinein; zu den Reihen der Sitze giengen von innen und unten, aus den Gewölben und Hallengängen her, mehrere Ordnungen von Treppen hinauf. Der innre, freie und ebene Platz, auf welchem die meiſt blutigen Schauſpiele gegeben wurden, iſt 225 Fuß lang und 133 Fuß breit. Die oberſte Marmorterraſſe, oder der äußerſte ringförmige Sitz für die Zuſchauer, der über die Arena bis zur Höhe eines Kirchendaches emporſteigt (über 80 Fuß), hat 1098 Fuß im Umfang. Die mittelſte 852, die innerſte und kleinſte noch immer über 500. Es hatten mithin alle 45 Teraſſen zuſammen genommen, auch wenn man das abzieht, was die Eingänge zu den Sitzen hinwegnahmen, für mehr als 23000 Zuſchauer zum ganz bequemen Daſitzen Raum. Außer dieſem aber konnten auch noch die oberſten und äußerſten Umgänge Mengen von Zuſchauern faſſen, und es ſind noch aus neuerer Zeit Fälle bekannt, wo, z. B. bei der Anweſenheit eines Papſtes, welcher hier dem aus der ganzen Umgegend herzugeſtrömten Volke den Segen ertheilte, in dem ganzen Amphitheater (die Arena mit hinzugerechnet) gegen 80000 Menſchen zuſammengedrängt waren, eine Anzahl, welche übrigens das bedeutend viel größere, römiſche Amphitheater, ſchon auf den Ringſitzen allein in ſich faſſen konnte.

Lange Zeit hindurch (bis in die letzte Hälfte des vorigen Jahrhunderts) kannte man nur 42 Ringſitze, die 3 unterſten, welche ganz verſchüttet waren, wurden erſt damals wieder aufgegraben, und vom Schutte gereinigt. Seitdem hat man auch in der Arena, einen, unter dem ganzen Amphitheater hingehenden, herrlichen, gemauerten Canal entdeckt, deſſen eigentliche Beſtimmung noch unbekannt iſt.

Unten, in den innerſten Räumen unter den Ringſitzen, ſieht man auch noch die vermuthlichen Behältniſſe, in denen die wilden Thiere, und die zum Kampfe, oder vielmehr zum Zerreißen von ihnen verurtheilten Menſchen aufbewahrt wurden, denn jener Schauplatz war nicht bloß für die Gladiatorengefechte, ſondern hauptſächlich auch zu Thierkämpfen beſtimmt.

Da, auf dieſem innern freien Platze, auf welchem jetzt Gras und Diſteln wachſen, mußte vielleicht Mancher mit wilden Thieren kämpfen, Mancher als ein Schauſpiel der Welt (aber auch zugleich der Engel) ſein Leben darbringen, deſſen die Welt nicht werth war.

Hier ſtunden wir denn auf einer der oberſten Marmorſtaffeln, und ſahen auf dieſe gewaltigen Fußtapfen des damals bald vollends vorüberſchreitenden Römerreiches herunter, des Reiches, ſo groß und mächtig, und unüberwindlich feſt auf die Trümmer einer ganzen Vorwelt gegründet, und iſt doch auch in

Staub und Trümmer gefallen! Die ſtille Lilie aber im Thale, die verachtete und zertretene, über welche damals alle Wetter giengen, iſt erblühet aus den Trümmern, und zum ſtarken Baume Gottes geworden. Ja unter und neben aller dieſer alten Pracht und Herrlichkeit, dachte meine Seele an dich, du ſtille verborgene Lilie des Chriſtenthums im Thale der Vorwelt, und du biſt mir lieber in deiner armen, zertretnen Geſtalt, als alle Pracht und Herrlichkeit der Weltenreiche, und wollte auch lieber mit dir zerſchlagen ſeyn und ſterben (aus der Wurzel herauf, kommen immer neue und ſchönere Lilien), als mit den Traumgeſtalten der Welt hoch einherfahren.

Da ſtunden wir am oberſten Ringſitze, und ſahen bald auf die alte Stadt, bald wieder nach dem Amphitheater hinunter. Bleibt ſich zwar die Welt in einem gewiſſen, närriſchen Theile ihrer Geſtalt und Weiſe immer gleich; es kommen einem aber doch die neuen und neueſten Palläſte, Opernhäuſer und Kaffeebotteghen ein wenig anders vor, als ein ſolches marmornes Rieſendenkmal der Vorwelt, und dieſe Vorwelt ſteht denn doch in mancher Hinſicht neben einer prächtigen und ſchmächtigen Nachwelt, wie der Traumkoloß aus Eiſen, neben einer Bildnerei aus Lehmen da.

Indeß die Lilie wächſt und gedeiht, ſo lange die

Wurzel gut, und die Sonne von oben ſcheint, aus dem lehmenen Boden eben ſo gut und noch beſſer, als über dem eiſernen, und man ſteigt am Ende doch nicht ungerne von den marmornen Trümmern der verſtorbenen Vorwelt, wieder zu den hölzernen und lehmenen Behauſungen der noch friſch und fröhlich lebenden Mitwelt herunter.

Hier unten gehts heute freilich luſtig her. Meßfremde, Käufer und Verkäufer drängen ſich durcheinander. Die Läden ſind nun alle geöffnet, und die Handwerksleute ſind an der Arbeit. Da arbeitet jeder in friſcher Luft, bei den geöffneten Glasthüren des Ladens, und der Schuſterjunge ſieht, während er mit der Nadel ins Leder ſticht, zugleich hinaus auf die Straße, was da paſſirt, und kaum kann es ſogar der Barbierer laſſen, von ſeiner Arbeit hinweg, und heraus auf die Straße zu blicken, und mit zu lachen mit den Lachenden.

Der Herrenmarkt, ſo wie der Gemüſemarkt und die neuerbaute Straße mit den vielen Kaufläden, da nach dem Platze Bra hinauf, ſind heute gar beſonders belebt. Da kauft man denn eben auch mit ein, und wären es nur Südfrüchte von aller Art, die man ja hier auf ihre eigene Weiſe kennen lernen und erproben muß. Gibt dazwiſchen gar viel zu ſehen in dem alten und neuen Verona, in dieſer ehemals ſo prächtigen Vaterſtadt des alten Baumeiſters Vitruv, des allen Schulkindern bekannten Cornelius Nepos, des Dichters Catull, und vor allen eines unſrer Ahnherren: des C. Plinius Secundus. Denn alle dieſe berühmten Herren waren, wie man behauptet, wenn auch nicht aus der Stadt Verona ſelber, doch ſo ganz aus der nächſten Umgegend der Stadt zu Hauſe, daß ſie ganz bequem dahin in die Schule gehen konnten, und ich wollte wohl, der alte Schulmeiſter, bei dem Plinius in die Lehre gegangen, lebte noch, ich machte auch einen Verſuch, ob ich ſo gar Viel und Vielerlei bei ihm lernen könnte.

Uebrigens hat die Geſchichte von Verona nicht bloß in alter, ſondern auch in neuerer Zeit manchen berühmten Gelehrten und Künſtler aufzuweiſen, der da, oder in der Nähe herum, geboren, und in Verona erzogen war: unter andern den gar weit berühmten, gelehrten Julius Cäſar Scaliger. Spricht ja jeder Kunſtfreund und Künſtler, wenn er den großen Maler Paul Cagliari unter ſeinem gewöhnlichen Namen Paul Veroneſe nennt, auch den Namen Verona mit einer Art von Dankbarkeit aus, und Hieronymus Campagna, der Bildhauer, ſo wie St. Michele, der Baumeiſter, ſind auch Leute, die ihrer Vaterſtadt Verona Ehre machen.

Ja zu ſehen giebt es in dem Verona gar ungemein viel, wenn man nur ſich noch etwas mehr Zeit dazu nehmen könnte, als wir diesmal*).

Da, weil wir uns eben auf dem ſogenannten Herrenplatz befinden, betrachten wir uns den Stadtpallaſt, oder das große Rathhaus. Der Engel und die Madonna von Bronze, ſind von Hieronymus Campagna, die Satüen oben drauf, ſollen eben jene vorhin erwähnten, berühmten Männer aus der Zeit der römiſchen Welt-Monarchie: Plinius, Vitruv, Katull und Cornelius Nepos vorſtellen. Die Statüen, dort auf den benachbarten Bögen, ſind die des Hieronymus Fracaſtor und des trefflichen Alterthumsforſchers, Scipio Maffei, auch ſteht ſonſt noch manche Bildſäule ſolcher einheimiſcher Schriftſteller auf dem Herrenmarkte, welche ſich um die Geſchichte von Verona verdient gemacht.

Da, nicht weit vom Herrenmarkt, in eine Seitengaſſe hinein, ſieht man auch die Grabmähler einiger

---

*) Wer gern Alles beſchrieben leſen möchte, was in Verona vorzüglich ſehenswerth iſt, der nehme „Verona und deſſen Umgegenden, von Jäck, Weimar 1822" zur Hand, ein Buch, das dem Reiſenden an Ort und Stelle als ein trefflicher, belehrender Wegweiſer dienen kann.

ger der älteſten Fürſten, aus dem Hauſe Scala, unter andern des Can grande, und Can signorio *). Sie zeugen durch den altgothiſchen Geſchmack, in welchem ſie erbaut ſind, von dem Zeitalter, aus welchem ſie herkommen (dem 13ten und 14ten Jahrhundert). Die Bilder der alten Helden ruhen auf einer Art von Ruhebette, welches nach unten von Säulen getragen wird.

Der Gemüſemarkt, iſt auch außer der Meſſe für jeden Fremden, der gerne das eigentliche Volksleben und Treiben in Verona recht vollſtändig möchte kennen lernen, beſonders in den Vormittagsſtunden, gar intereſſant. Denn dann drängen ſich auf ihm Käufer und Verkäufer zuſammen, die ihren kleinen Handel meiſt mit ſehr lauter Stimme führen. Hier ſteht das große Kaufhaus, (zu Anfang des 14ten Jahrhunderts erbaut) abermals mit einer Madonna aus Bronze gearbeitet, vom berühmten Campagna. Die marmorne

---

*) Obgleich der Beinahme Cane, urſprünglich, nach des jüngeren Scaligers (Juſtus) Bemerkung, wie noch jetzt in einigen orientaliſchen Sprachen, ſo auch bei den Wenden, aus deren Volk die Scaliger entſproſſen, einen Fürſten andeutete, führte dennoch die Familie, der Bedeutung des Namens in italieniſcher Sprache gemäß, einen Hund im Wappen.

Bildſäule da über dem Springbrunnen, deren lateiniſche, gereimte Inſchrift, die Gerechtigkeits- und Ehrliebe der Stadt Verona rühmt, welche durch die Geſtalt mit der Krone vorgeſtellt werden ſoll, wird von einigen Alterthumsforſchern, z. B. Maffei, für älter als tauſend Jahre gehalten (ſie ſoll 806 n. Chr. gefertigt worden ſeyn).

Die nicht weit davon ſtehende Säule, auf welcher oben ein Löwe iſt, muß wohl noch älter als tauſend Jahr ſeyn und etwa noch gar aus dem goldnen Zeitalter herſtammen. Denn in unſer jetziges Zeitalter will das alte Vorrecht, das dieſe Säule hatte, daß nämlich jeder Schuldner der ſie berührte, vor den Verfolgungen ſeiner Gläubiger ſicher war, nicht mehr recht paſſen, weil anjetzt vor der gar großen Menſchenmenge, die ſich zur Säule hindrängen würde, gar keiner mehr zur Berührung kommen könnte. Nöthiger wäre es faſt, es gäbe eine Säule bei uns, an der ſich der Gläubiger vor ſeinen vielen Schuldnern und Abborgern retten könnte.

Der Pallaſt da oben an der ſchmalen Seite, iſt der des Maffei.

Eine ſchöne Einrichtung iſt es in Verona, daß man hie und da, mitten in der Stadt, ſo ſchöne grüne Punkte zum Ausruhen, — Gärten mit friſchem Schatten hat. So liegt der recht ſehenswerthe botaniſche Garten, welcher ſehr viele wichtigere Pflanzenformen des Baldusberges, ja des ganzen ſüdlichen Tirols und des nördlichen Italiens, in engem Raume zuſammengedrängt enthält, nicht weit von den beiden eben beſchriebenen öffentlichen Plätzen, unmittelbar an der neuen Straße.

Wer aus Deutſchland oder andern nördlichen Gegenden hierher kam, um auch die Pflanzenwelt, die hier auf Bergen und im Thale zu Hauſe iſt, näher kennen zu lernen, dem wird ein aufmerkſames Betrachten dieſes' Gartens von großem Vortheil ſein. Eigentlich iſt oder war er zunächſt eine Filialanſtalt des ſchönen Alpengartens von Monte Baldo, und enthielt vorzüglich die ſchönſten und wichtigſten Alpenpflanzen von dorther. Der fleißige Ciro Pollini, unter deſſen Pflege der Garten gar ſchön gedeiht, hat indeß Sorge getragen dieſen auch aus andern (Thal) Gegenden, beſonders Oberitaliens und Südtirols zu bereichern. Ein beſonderes Glück für den Garten iſt es, daß alle die Alpenpflanzen, die freilich leicht immer wieder ausgehen, eben ſo leicht auch von dem ganz nahen Baldusberge wieder herbeigeſchafft werden können.

Vom botaniſchen Garten aus, bei St. Sebaſtian vorbei, hat man nicht weit zu einem alten, ſogenannten

Triumphbogen, (angeblich des Titus Flavius). Die ſchöne Façade an der St. Sebaſtianskirche zieht einen aber freilich mehr an, als jener ſogenannte Triumphbogen.

Zu einer eigentlichen Betrachtung der großen, faſt 1000 jährigen Dombibliothek, welche neuerdings den Herrn Juriſten durch die Auffindung des alten Gajus ſo ganz beſonders wichtig geworden iſt, hat freilich einer, der nur anderthalb Tage in der Stadt bleibt, keine Zeit; dagegen muß man denn doch die Naturalienſammlung der Caſa Gazola wegen der vielen Verſteinerungen vom Monte Bolca und die Sammlung von einheimiſchen Inſekten des Benedikt da Campo, ſo wie Morellis Sammlung von ausgeſtopften Vögeln nicht überſehen, damit man recht mit der Gegend und ihren wichtigſten natürlichen Schätzen bekannt werde.

Wer über die Brücke „della Pietra" hinüber nach der andern Seite der Etſch geht, (es iſt übrigens dieſelbe, über die man, von Roveredo her nach der eigentlichen, innern Stadt kömmt) der kann, wenn er auch gar nichts von der Baukunſt verſteht, doch wohl merken, welche zwei Bögen derſelben es ſind, die noch aus altrömiſcher Zeit herſtammen. Denn ſie ſtechen ziemlich gegen die andern ab. Dieſe uralte Brücke iſt daher wohl noch, wie von Hagen bemerkt, dieſelbe, über welche nach dem Innhalt der alten Heldenlieder, Dietrich von Bern mit ſeinen Leuten herüber ritt, wenn er, vom Burgberg herunter, da hinüber nach Süden und Weſten zog.

Auf dem Kaſtell St. Felice, da oben auf der Höhe, hat man freilich, wenn man den rechten Punkt trifft, eine entzückend ſchöne Ausſicht, über die Stadt und die ganze fruchtbare, ſtädte- und dörferreiche Ebene, in der Verona liegt; wir ſehen indeß dieſelbe Ausſicht, heute Nachmittags, in Giuſti's Garten, und ergehen uns deshalb fürs erſte nur noch in der Stadt.

Da, die große, gerade, ziemlich breite Straße, von der Anaſtaſia-Kirche nach dem Thore de' Borſari und dem de' Gavii-Bogen zu, iſt doch eine der ſehenswertheſten, für einen der gern große, alte Häuſer und Palläſte beſchauen mag. Hier ſteht gleich neben der St. Anaſtaſiakirche das Gebäude des Kaiſerlich-Königlichen Lyceums, und man kann auch gleich, wenn man einmal bei der St. Anaſtaſiakirche ſteht, hinter dieſer, in der nahen Etſch, die Trümmer der ſogenannten Brücke des Aemilius, und die Trümmer des alten Theaters betrachten. Weiter in der Straße hinabwärts, zur Rechten, gegen das Ende des Gemüſemarktes zu, ſtehen die Palläſte Pellegrini und Maffei, vor allem aber, wenn man durch den Triumphbogen des Gallienus (Porta de' Borsari) hinunter kommt, der Pallaſt Canoſſa, und das alte Kaſtell.

Jenen Triumphbogen des Gallienus, der ſchon im Jahr 250, nach Andern noch früher erbaut ſeyn ſoll, kann der Leſer in Sarayna's Beſchreibung und Geſchichte von Verona *), die wohl in jeder Bibliothek zu finden, recht gut und faſt deutlicher und ſchöner, als er draußen ausſieht, abgebildet ſehen. Er ſteht in einem Stücke der alten Stadtmauer, und enthält zwei Arcaden mit Giebeln, die auf korinthiſchen Säulen ruhen, und darüber zwei kleine Säulenordnungen, jede mit 6 Fenſtern. Das Ganze nimmt ſich aus, wie eine noch ſtehen gebliebene Mauer von einem hohen, alten Schloſſe.

Nicht weit davon hinaus, auf der linken Seite, fällt wohl dem Reiſenden ſchon von ſelber ein ſchöner Pallaſt, mit einer Façade von Korinthiſchen Säulen in die Augen, das iſt der Pallaſt Bevilaqua, in welchem ſonſt ſehr bedeutende Schätze der Kunſt und Natur bewahrt wurden, von denen freilich das Schönſte, für uns Baiern näher und leichter (in München) zu ſehen iſt, in der in ihrer Art vielleicht einzigen Glypto-

---

*) Torelli Saraynae de civitatis Veronae origine, monumentis antiquis urbis etc. Lugdun. Batav.

thek, welche ſchon allein eine weite Reiſe nach München werth iſt.

Daß der Grundriß zum Pallaſte Canoſſa aus der Phantaſie eines großen Baukünſtlers hervorgegangen, ſieht man ihm wohl bald an. Auch nach hinten hat er eine herrliche Lage und Ausſicht nach der Etſch.

Dagegen würde ſich freilich der große römiſche Baukünſtler Vitruvius etwas ſchämen, wenn ers hören ſollte, daß man die nicht weit vom Pallaſte Canoſſa, beim alten Schloß gelegenen Ueberreſte eines Bogens (des Arco de' Gavii), nach ſeinem Nahmen benannte. Denn in Verona giebts ſchönere Sachen zu ſehen, als dieſen Bogen.

Das alte Kaſtell wurde erſt im 14ten Jahrhundert erbaut. Es iſt mithin nicht (wie der Name hoffen ließ) daſſelbe, welches unſer alter Freund und Landsmann, Dietrich von Bern bewohnte, von deſſen Pallaſte übrigens auch noch Trümmer in der Stadt (altes Mauerwerk) zu ſehen.

Auch die ſteinerne, 359 Fuß lange Brücke beim alten Schloſſe, iſt ſchon im 14ten Jahrhundert erbaut. Sie zieht wohl die Aufmerkſamkeit eines Jeden an ſich. Denn in ihrer Art iſt ſie allerdings ein Meiſterſtück, und ſolche Brückenbögen, wie da der dritte, der 145 Fuß weit geſpannt iſt, ſieht man auch nicht überall *).

Jetzt gehen wir nun, da wir einmal da in der Richtung ſind, bei der Scalzikirche vorbei, nach den beiden, an dieſem Ende der Stadt nahe beiſammen liegenden, prächtigen Thoren, welche beide von dem großen Baukünſtler des 16ten Jahrhunderts, San Michele aufgeführt ſind. Das Thor del Pallio wird für eines der vorzüglichſten Meiſterſtücke jenes großen Künſtlers gehalten, und iſt ohngefähr 1557 vollendet. Ein ungeheures, kühnes Säulen- und Bogenwerk!

Auch das neue Thor erhebt ſich gar majeſtätiſch auf ſeinen gewaltig dicken Marmorſäulen aus dem Graben heraus. Von hier oben hat man eine ſchöne Ausſicht über einen großen Theil der Stadt, beſonders da über die neue Straße, nach dem Platze Bra hin. Da gerade gegenüber, am andern Ende der weit ausgedehnten Stadt, ſieht man das Kaſtell Felice, und die an der Anhöhe hinauf gelehnten Gärten. Durch die zwiſchen jenem einen, und dem hier bei uns liegenden andern äußerſten Punkt der Stadt gelegene, gewaltige Häuſermaſſe, windet ſich die Etſch in einer

---

*) Der auch ſehr berühmte Brückenbogen, am Ponte Rialto in Venedig, hat nur 89 Fuß Weite.

ſo gebogenen Schlangenwindung, daß ſie den größten Theil der Stadt, zwiſchen ihre Hauptkrümmung hineinnimmt.

Denſelben Totaleindruck von der Stadt, welchen man hier vom Wall und neuen Thore aus erhält, hat man übrigens ſchon vom alten Amphitheater, und noch ſchöner von Giuſti's Garten, wohin wir heute gegen Abend gehen wollen. Es iſt indeß im Grunde einerlei, bei welcher Gelegenheit man noch einige Worte von dieſem Totaleindrucke ſagt:

Den Thurm am Kräutermarkte ausgenommen, den eine reiche Familie der Stadt auf ihre eignen Koſten aufführen ließ, hat Verona keine gar ausgezeichnete und viele Thürme. Vielleicht iſt dieſes dem Erdbeben zuzuſchreiben, welches im zweiten Jahrzehend des 12 Jahrhunderts (um 1117), viele Thürme und hohe Gebäude der Stadt umſtürzte. Und auch jener hohe Thurm kommt einem deutſchen, beſonders durch den Anblick unſrer alten (z. B. Straßburger, oder auch kleineren) altgothiſchen Thürme verwöhntem Auge, weder ſo gar hoch, noch auch ſonſt ſehr anziehend vor, und dieſe Verwöhnung macht wohl auch, im Anfang wenigſtens, ſelbſt gegen die eigenthümlichen Schönheiten der Kirchengebäude etwas unempfänglicher. Denn dieſe großentheils aus Backſteinen aufgeführten, nicht beſonders großen, alten Werke, ſcheinen einem gar nicht ſo majeſtätiſch, und machen gar nicht den tiefen und gewaltigen Eindruck mehr, welchen man oft beim Anblick unſrer berühmteſten deutſchen Domkirchen und Münſter empfindet, ja ſelbſt ſchon beim Anblick der gerade nicht am meiſten ausgezeichneten Nürnberger Hauptkirchen. Jedoch verſtändigt man ſich auch bald mit dieſer Bauart und ihrem Ton, und lernt ſie lieb gewinnen, und in ihrer Weiſe ehren, um ſo mehr, da ſie zum Theil einer ſehr ehrwürdigen und viel früheren Periode angehört, als viele unſrer ausgezeichneteren deutſchen Kirchen.

Wir haben nun unſeren erſten, kleinen Umlauf durch die Stadt vollendet, und nähern uns dem neuen Thor und abermals dem Platze Bon, und dem alten Amphitheater.

Da gerade links, ganz nahe am Eingang zu dem großen Platze, zu dem wir nun wieder kommen, findet ſich, beim Theatergebäude, das ſogenannte philharmoniſche Muſeum. Da iſt denn das Antikenkabinet, mit ſeinen vielen alten Denkmälern und Inſchriften, die in einem großen ſchönen Hofraum unter den Hallen, nach deutlicher Ordnung ſtehen, allerdings gar ſehr des Beſehens werth, und mir beſonders auch dort, beſonders durch den ſonderbaren [illegible] ſehr be-

[illegible]

[illegible]

[illegible]

und frohe Hoffnung mitten aus dem Schmerz aus, als in jenen alten, und die Thräne aus einem, nach oben gerichteten Auge, in dem ſich das Licht aus der Höhe ſpiegelt, thut nicht ſo weh, als jene, die ein nach unten, in die Verzweiflung hineinſtarrendes Auge weint, obgleich jene meiſtens auf längere Zeit hinaus wirkt, als dieſe.

10.

Der blaue Montag in Verona.

Von den ſtillen Grabmählern der alten Jahrhunderte, zogen wir von neuem in das laute Meßleben hinein. Ueberhaupt ſollte es ſich jetzt entſcheiden, wie es nun mit der Weiterreiſe werden könne? Denn ſchon geſtern auf dem Floße war der Plan gemacht worden, von Verona aus nach Venedig zu gehen, und einige Tage darinnen zu verweilen.

Das wäre denn freilich ein gar ſchöner Anfang zu einer Reiſe nach Aegypten, Arabien und Paläſtina geweſen; denn wer einmal in Venedig iſt, der ſteht an einem Hauptthore, von wo der Weg in alle Gaſſen der großen Welt führt. Und wie es in Nürnberg alle Tage ordinäre Boten nach Bach, nach Fürth, nach Lauf giebt, und Fuhrgelegenheit nach Nürtingen, Bremen und Hamburg, ſo mag es wohl dort ordinäre Boten und Gelegenheit alle Tage genug hinüber nach Aegypten und Aſien geben, und der Weg von Venedig bis etwa nach der Türkei hinaus, kommt einem reiſenden Gelehrten aus jener Stadt auch nicht viel weiter vor, als meinem Gevattersmann der Weg vom Laufer Schlagthurme hinaus nach Steinbühl oder nach Schweinau. Wer weiß auch, wozu wir uns, wären wir dann einmal in Venedig geweſen, weiter entſchloſſen hätten, wenn ſich gerade eine gute ordinäre Gelegenheit ein Stück Weges nach Aegypten hinaus gefunden?

Denn was damals die Sicherheit zu Waſſer und zu Lande betraf, ſo konnte die einer, um jene Zeit, gar nicht beſſer verlangen. Nach den Berichten, die wir, ſeitdem wir die Gränze der Alpen paſſirt hatten, damals in öffentlichen Blättern, deutſchen ſowohl als welſchen, geleſen, war es eben mit den Griechen ganz vorbei: Die hatten ſich untereinander ſelber ſo ganz und gar verrathen, verkauft, erſchlagen und in ihrer eigenen Galle erſtickt, waren dabei durch ſiegreiche Heere ihres edlen Feindes ſo gänzlich darniedergelegt und aufgerieben worden, daß ſehr zu bezweifeln ſtund, ob noch ein einziger auf den Beinen war; dazu war ihnen ein Theil ihrer Heerführer und Fürſten mit der ganzen Kaſſe (ich weiß ſelber nicht, mit welcher?) durchgegangen, wahrſcheinlich um ſich für das Geld irgendwo anders, wo es noch ordentliche Galgen gäbe, hängen zu laſſen. Was aber die Türken betraf, ſo hatten einem jene menſchenfreundlichen Berichte, dieſes Volk von einer ſo zarten, liebenswürdigen Seite kennen gelehrt, daß man ja hätte ein Narr ſeyn müſſen, wenn man ſich noch vor der väterlichen, türkiſchen Gefangenſchaft hätte fürchten wollen, in welcher es den Griechen 300 Jahre lang ſo wohl ergangen; ja es hätte beinahe noth gethan, man wäre ordentlich verlangend geworden, aus dieſen Landen, in denen man da leben muß, und in denen es, wie mir der beſte Menſch nach Seite 92. ſagte, ſo ungleich hergeht, einmal ein wenig zu jenem humanen, liberalen, frommen Türkenvolke zu kommen, um doch auch ein wenig human zu werden.

Aber ſo ſchön und gut das auch alles ſtund, konnte doch für diesmal nichts aus unſerer Weiterreiſe werden, und wir hatten hiermit lauter Unglück. Ein böſes Vorzeichen war es ſchon, daß uns (wenigſtens mich) die Balletleute von geſtern, heute ſchon wieder in Aerger jagen mußten. Denn wir wurden nach der Sammlung von Alterthümern durch den Vorhof des Theatergebäudes hingeführt, und da war das erſte, was einem ins Auge fiel, wieder eine ganze Rotte ſolcher Ballettänzerinnen, die ſich im Beine-Ausſtrecken übten. Das 2te Unglück war denn, daß die Päße unſerer jungen Reiſegefährten nach Mailand viſirt waren, und ob ich gleich dem Polizeibeamten einwendete, ob man denn nicht auch über Venedig nach Mailand reiſen könne, ſo meinte der doch, das ſey vor der Hand zu weit um. Das dritte Unglück war, daß einer unſerer jungen Reiſegefährten auf der glatten, ſteinernen Treppe unſers Gaſthofes ausgeglitten, und zwar nicht ſehr beſchädigt, aber doch von der Erſchütterung und dem Schrecken ſo angegriffen war, daß ihm der herzugerufene Arzt, gar viel friſches Baumöl hatte zu trinken gegeben, wovon derſelbe nun ganz malade war. Wir mußten uns alſo nur ganz ruhig hinter unſere Schüſſel mit Reisſuppe ſetzen, und es für diesmal bei dem kleinen Anfang der Reiſe nach Aegypten bewenden laſſen.

Der Nachmittag war gar heiß, und es war gut, daß es keinen Tybald und Mercutio und Romeo auf der Straße gab; denn der vielbeleſene Leſer wird ſich erinnern, daß Verona der Schauplatz von Shakeſpears Romeo und Julie iſt, und noch jetzt wird, jenſeits der Etſch, das alte Haus der Kapulets, und in einem Kloſtergarten Juliens Grab gezeigt, deſſen Grabſtein in neuerer Zeit in das Muſeum des Erzherzogs Johann gekommen. Wir ſahen uns heute, ſo wie auch noch am andern Morgen, in den Kirchen um, wo es kühl war, und gemüthlich ſtill, auf all den Meßlärmen da draußen.

Von uralter Bauart iſt die Kirche des heiligen Lorenz, (großentheils wohl noch aus dem 8ten Jahrhundert), deren Innres nur ſparſam durch die kleinen Fenſter erleuchtet wird. Sie enthält Gemälde von Bruſaſorzi und Orbetto.

Die Domkirche, an deren Portal Roland und ſein Gefährter Olivier, der erſtere mit ſeinem guten Schwerte Durindarda, überdies die Mutter und erſte Gemahlin Kaiſer Karls des Großen, ſo wie die Gemahlin des Deſiderius, in Stein ausgehauen dargeſtellt ſind, ſoll ſchon im Anfange des 9ten Jahrhunderts erbaut ſeyn. Sie zeigt eine würdevolle Einfalt im Bau und Anordnung ihres, in drei Schiffe getheilten Innern. Vorzüglich fühlt man ſich an einem der erſten Altäre, linker Hand (am Altar der Cartolari) durch ein Gemälde des großen Tizian, die Himmelfarth der Maria, angezogen, und wenn ſich das Auge einige Zeit, bei den ins leere Grab hineinblickenden Jüngerköpfen, auf denen ſich ſtille, ſanfte Trauer und Verwunderung ausſpricht, hinuntergeſenkt hat, erhebt es ſich freudig ſtaunend, mit den andern, emporblickenden Augen, nach oben.

Die Kirche und Altäre des heiligen Zeno, welche letztere bereits von Pipin, dem Sohne Karls des Großen geſtiftet iſt, ſind in ihrem Hauptumriſſe bereits im 10ten Jahrhundert vollendet worden, der Thurm kam erſt hundert Jahre ſpäter hinzu. Auſſen uralte Basreliefs, meiſt Gegenſtände aus der bibliſchen Geſchichte vorſtellend, mit Arabesken umſchlungen. Am Eingang 2 Säulen von Löwen getragen, oben am Bogen eine ſymboliſche Vorſtellung der 12 Monate. Innen der kühle, große, durch zwei Reihen Marmorſäulen in 3 Schiffe getheilte Tempel, erhält durch die kleinen Fenſter nur ſparſames Licht. Der Taufſtein, ſo wie die Statüen des Heilands und der Apoſtel, ſind von dem alten Bildhauer Briolotto; die 3 ausgezeichneten Bilder im Chore (davon die zu beiden Seiten Apoſtel, das in der Mitte die Jungfrau mit dem Kinde darſtellen) von Mantegna.

Die Kirche San Giorgio, verräth durch ihren Geſammtumriß gar leicht ihren großen Baumeiſter San Michele. Sie enthält vorzüglich am Hauptaltare, ſo wie in der 5ten Kapelle linker Hand, Gemälde von Paul Veroneſe, und an den Seiten des Hauptaltars, von Paul Farinate und Bruſaſorzi. Der heilige Georg am Hochaltar, von Paul Veroneſe, mag wohl mit Recht als eines der vorzüglichſten Meiſterwerke gelten, welche Verona aufzuweiſen hat.

In der ſehr alten Kirche der Maria in Organo, iſt vorzüglich die Sakriſtey ſehenswerth, die ſich durch ſchöne Bauart und mehrere gute Gemälde auszeichnet.

Die St. Anaſtaſiakirche, zum Theil ſchon im 13ten Jahrhundert erbaut, enthält Kunſtwerke von Daneſe, Cataneo (einen ſehr ſchön gebauten Altar) P. Rotari, Caroto, Torelli, Michael Veroneſe, Roſſi il Gobbino, P. Farinati u. A.

In der Bernardinokirche, ſind, auſſer manchen andern ſchönen Gemälden, vorzüglich die Kapelle der Familie Pellegrini, von San Michele und die Kreuzkapelle, deren Gemälde von mehreren guten veroneſiſchen Meiſtern herkommen, ſehenswerth.

Die Kirche San Fermo enthält vorzüglich Gemälde von Orbetto, Caroto und Bruſaſorzi.

In der degli Scalzi (der Barfüßigen) Kirche, findet man ein ſchönes Gemälde von Baleſtra. Und ſo giebt es auch in andern Kirchen, deren noch, wie man aus Jäcks oben erwähnter Beſchreibung von Verona ſehen kann, viele vorhanden ſind, gar manches Sehenswerthe, worüber ich, aus mehreren Gründen, faſt lieber des kunſt- und kenntniß-reichen Leſers Urtheil anhören, als ihm gerade das meinige ſagen möchte.

Was nämlich mich betrifft, ſo habe ich zwar meines Theils auch ſolche Kenntniſſe und gelehrte Urtheile von der Kunſt, daß ich mich oft ſelber im Stillen darüber habe wundern müſſen. Doch hab ich mir vorgenommen, ſolche Kenntniſſe, ſo viel als möglich, für mich zu behalten, und immer erſt zu warten, was ein Andrer über die Sache ſagt, weil ſich der Menſch gar leicht in ſolchen Dingen irren kann. Denn es iſt mir immer eine Geſchichte erinnerlich, die ſich mit einem unter uns zugetragen, von welchem der Leſer jetzt eben eine Reiſebeſchreibung vor ſich hat; eine Geſchichte, die, wenn ſie auch nicht wörtlich wahr iſt, doch ſo im Ganzen wahr ſeyn könnte. .

Vor ohngefähr 6 oder 7 Jahren, als der, von dem hier die Rede iſt, noch in Nürnberg war, befand er ſich einmal mit einem reiſenden Gelehrten, gegen den er ſich gern auch etwas in der Kunſtkenntniß gezeigt hätte, im Hans Sachſens Gaſthaus, zur güldenen Mäuſefallen. Es ſaß aber noch ein andrer Bürgersmann hinter dem Tiſche, der zeigte an die Wand beim Ofen und fragte den Herrn Wirth: Herr Höger, was haben ſie dort für ein Bild? Der Wirth mußte eben noch mit der Botenfrau aus Bach zuſammenrechnen und konnte beim Geldzählen nicht gleich auf die Frage antworten. Ich aber war gar bald bei der Hand, ſtellte mich vors Bild hin, beſah es zur Rechten und zur

Linken, von oben und von unten, um erſt, wie man ſagt, das rechte Licht zu treffen, konnte aber nicht recht daraus klug werden, ob es in alt- oder neuholländiſcher Manier, ob es griechiſch oder lateiniſch gemalt ſey? Zuletzt fiel mir ein, daß die güldene Mäuſefallen ein ſehr altes Wirthshaus ſey, auch hatte das Bild ſo etwas Antikes und Artliches im Faltenwurf, ſo eine abſonderliche Haltung und rußiges Colorit von der Seite her, daß ich nicht ſehr weit darneben zu ſchießen vermeinte, wenn ich dem Bürgersmann und dem reiſenden Gelehrten, der bei mir war, vorläufig antwortete: das Bild ſey ein ſehr altes Bild und müſſe wenigſtens von dem Großvater des Lehrmeiſters des Albrecht Dürer oder gar von dem Großvater des Lehrmeiſters vom Raphael gemalt ſeyn. Der Wirth aber, der indeſſen mit dem Zuſammenrechnen fertig geworden war, machte dazumal meine Kenntniß ſehr zu Schanden, denn er kam lächend hinter mir her und ſprach „Herr Krauß, ich will Ihnen ſagen: das Bild hat mein Gevattersmann, der Doſenmacher in Goſtenhof gemalt, der ſonſt auf dem Spitaler Kirchhof gewohnt hat.“ —

Eingekauft wurde denn, mitten zwiſchen unſern Wanderungen unter den Kunſtwerken herum, an jenem Nachmittag auf der Meſſe zu Verona genug, und allein wohl an Seidenſtoffen und Waaren (ſchönen Bändern) für 2 Gulden. Darauf giengen wir noch, die liebe Hausfrau und ich, hinauf nach dem herrlichen Garten von Giuſti, den wohl jeder Fremde, wenn Zeit und Witterung es erlauben, beſuchen ſollte. Der Garten ſelbſt iſt ſchon ſehenswerth und ſchön genug, noch mehr aber die überaus herrliche, weite Ausſicht über die Stadt, über das angränzende Gebiet der Etſch und über die ganze Ebene, da nach Mantua hinüber. Neben ſich hat man die alte, ſtattliche Burgveſte, nach Norden hinauf den gewaltigen Monte Baldo und ſeine Nachbarberge; nach Weſten und Süden aber ſchaut das Auge ungehindert in die weite, reichgeſegnete, ſtädtereiche Ebene der Lombardei hinaus. Unſer Auge gieng bald mit dem armen, von ſeiner Julie (ich hatte die meinige bei mir) verbannten Romeo, nach Mantua hinüber, bald auf den hehren Baldusberg hinauf, bald ſtreifte es ſehnſüchtig nach der Richtung von Venedig hinüber und mochte von dorther kaum wieder umkehren. Die alte Haus- Hof- und Gartendame, die uns herumführte und uns die Ausſicht zeigte, ſchwatzte freilich auf Welſch ſo viel in die ſchöne Ausſicht hinein, daß man nur immer auf Welſch mit dem Kopfe zu nicken hatte, um ihre vielen Reden doch in etwas zu erwiedern. Es war uns faſt, als wenn die Amme aus Romeo und Julie bei uns geſtanden hätte, und war nur gut, daß die Alte unſer Welſch, das wir, z. B. fragweiſe, zwiſchen ihre Reden einſtreuten, nicht ſonderlich verſtund und wir das ihrige auch nicht ſehr, ſonſt hätte die Unterhaltung wohl vor Mitternacht kein Ende genommen.

Im Hinuntergehen freute ich mich überaus an den herrlichen Gewächſen des ſüdlichern Himmels, namentlich an den mächtig großen Granatäpfel-Bäumen, ſo hochwüchſig wie bei uns ein gemeiner Apfelbaum, und voller großer, reifer, purpurrother Früchte. Den armen Granatäpfelbäumchen, die ſich in unſern Gärten und Kübeln, gleichſam in türkiſcher Gefangenſchaft befinden, ſieht man es nicht an, wie edel und hehr dieſes Gewächs in ſeiner eigentlichen Heimath ſeyn und werden kann. Feigenbäume und Cypreſſenbäume gab es allda, die zwar nicht 9000 Fuß (nach Seite 98.) aber doch immer ſehr, und für ein Nürnberger Auge verwundersw ürdig hoch waren.

Einige unſerer jungen Freunde, die noch in den Garten nachgekommen waren, giengen nun mit uns durch die ſchon nächtlich dunklen, ſtillen, durch das Licht der Läden nothdürftig erleuchteten Nebengaſſen, wieder hinüber nach dem Hauptplatze, und den belebteren Theilen der Stadt. Da war alles munter und fröhlich, aus allen Ecken ſchallte Muſik heraus, auf dem

Markte und in den Hauptſtraßen drängten ſich Fremde und Einheimiſche fröhlich durch einander. Nach Venedig war nun für jetzt einmal nicht zu kommen, da ſollte denn Welſchland in Verona noch recht genoſſen werden. Kauften deßhalb überall, bald einige Orangen, bald Sardellen, und wenn die aufgegeſſen waren, auch wohl etwas Brod dazu, eingemachten türkiſchen Pfeffer und Weintrauben, tranken viele Limonade und aßen Salamiwürſte darein, und muß einer immer einen guten deutſchen Magen bei ſich haben, der in Zeit von 2 Stunden, aus reinem ſtatiſtiſch-geographiſch-cameraliſtiſchen Intereſſe alle die Sachen, die Italien heute hier öffentlich aufgetiſcht hat, ſo durchkoſten will. Mochten auch per Mann wenigſtens 20 Kreuzer aufgewendet haben, obgleich einer unſrer jungen Freunde ſich ganz vortrefflich in den Handel mit den Welſchen eingerichtet hatte. Denn dieſer fragte jedesmal erſt gar vorſichtig, ehe er etwas kaufte, mit ſehr lauter Stimme ſein: quanto koſchta (was ſolls koſten?), wenn nun die Welſchen darauf was ſagten, ſo antwortete er ihnen gleich vorläufig, ehe er noch verſtanden, was jene ſagten, mit noch lauterer Stimme ſein: troppo, troppo (zu viel, zu viel), dann erſt ließ er ſichs an den ausgereckten Fingern zeigen, wie viel Münze jene begehrgehrten, und gab dann den Welſchen ſo viel Geld in die Hand, als ihm nach einer guten polizeilichen Taxe das Billige ſchien, womit denn jene auch, (lächlend über den ehrlichen Deutſchen) zufrieden waren.

Zuletzt führte uns auch Profeſſor G. noch in eine Oſteria von volksthümlicher Art. Gieng der Weg nach oben hinauf, durch die Küche, und beim dampfenden Heerd vorbei. Aus einer tiefer gelegenen Stube führten wieder Treppen nach einer höheren hinauf, worin wir hübſch allein beiſammen ſaßen, denn in dem übrigen Hauſe geigte und pfiff und ſang es aus allen Winkeln. Wir hatten indeß noch nicht ſehr lange ſo ſtill geſeſſen, da kam auch ein Geigersmann mit einem kleinen Jungen zu uns herauf und hinein. Es wurde uns ziemlich übel bei dem Spiel zu Muthe, denn der Mann verſtund auch was Wirthshausgeigen heißt, jedoch nicht in dem Maaße, wie der lahme Geiger in Jena, der ſich allemal Sonntag Nachmittags auf die Oelmühle hinaustragen ließ, und bei dem ich auch einmal, in meinen jungen Jahren, die Wirkung eines ſolchen Violinenſpiels auf zartfühlende Herzen, in ſolchem Grade erfahren, daß ich nicht länger dabei ſtehen bleiben können, ſondern ſchleunigſt hinausgehen mußte. Denn der Mann ſtrich, griff und riß dermaſſen in ſeine Geige hinein, kam bald aus dem wohl 30mal geſtrichenen Eis dur, auf das 17mal geſtrichene F. Moll herunter, dann gerieth er wieder zwiſchen Dur und Moll hinein, daß es einem vor Rührung war, als wenn ſich die Eingeweide im Leibe umwenden wollten, und konnte das auch der beſte Magen nicht aushalten.

Nun wird der blaue Montag in Verona gleich vorbei ſeyn. Denn aus der Oſteria heraus, zogen wir nur noch einige Male über die Hauptſtraßen, und dann in unſer angenehmes, ſtilles Wirthshaus hinein.

Dienſtags den 24ſten, ſollte denn der kurze Vormittag noch recht vollſtändig genützt und genoſſen werden. Da beſahen wir noch einmal die Kirchen und ihre Gemälde, in der für uns lehrreichen Geſellſchaft des Profeſſor G., ſahen noch einmal die Triumphbögen, bei deren einem ſich die Hausfrau verſchiedne neue, ſeidene Schuhe kaufte, beſchauten die Palläſte in der Hauptſtraße, und kauften auf dem Wege noch etwas für unſern lieben Gevattersmann in E. ein. Endlich beſahen wir auch noch die Zurüſtungen zur Einweihung der Meſſe, die noch dieſen Vormittag unter den größten Feierlichkeiten vor ſich gieng, und deren Hauptſcene heute auf dem freien Platze bei dem alten Amphitheater ſeyn ſollte. Wir ſahen da eine Menge vornehmer Geiſtlichen, auch ſchien uns ein Theil der ſtudirenden Jugend aus Padua zu dem Feſte herbeigekommen zu ſeyn, die ſich freilich zum Theil mit ihren ſeidenen Mänteln, ſchwarzen Röckchen, Schuhen und Strümpfen und mit den dreikantigen Fliegenklatſchhütlein unter dem Arme, ganz ſonderbar, im Vergleich mit unſern deutſchen Studenten ausnahmen. Wir ſahen kein einziges ſo friſches, blühendes, jugendlich kräftiges Geſicht darunter, wie ſich deren unter unſern deutſchen Studirenden ſo viele finden, ſondern viele bleiche und ſehr ſchüchterne, was wohl zum Theil ſeinen Grund in der noch bis jetzt beſtehenden Verſchiedenheit der innren Einrichtung unſrer und jener italieniſchen Univerſitäten, haben mag. Uebrigens hatten wir auch auf dieſer Reiſe Gelegenheit genug, die Bemerkung zu machen: daß ſclaviſche Furcht und ſtrenge Schulmeiſter-Zucht, allzuleicht zur Nichtzucht und Nichtehre führen.

Ehe wir nun aus Verona wegreiſen, habe ich blos noch einiges Wenige für den Leſer zu erinnern.

Unſere Reiſe wird für diesmal blos an den Gardaſee und über dieſen nach Hauſe gehen; ich wünſchte aber nicht, daß der Leſer, da es ihm nun einmal ſein Geld gekoſtet hat, bis hieher zu reiſen, gleich mit uns gienge, (wenn er nämlich mehr Zeit und anderweitige Hülfsmittel hat, als unſer einer) ohne ſich erſt noch weiter in der Umgegend von Verona umgeſehen zu haben.

Da ſind zum Beiſpiel die ſeit älteſter Zeit bekannten Bäder von Caldiero, ſammt ihrer Umgegend, allerdings für ihn ſehr beſehenswerth. Er kömmt nun ſchon mitunter auch an Flötztrappgebirge, und findet am Alponeflüßlein, im Thale Cunella hinauf, nicht blos ſchöne Nummuliten im Flötzkalkſtein, ſondern auch ſchon einzelne Spuren von Baſalt. Noch mehr aber werden die Baſalte der Thäler Spuntone und Gavinello, vor allem die Säulengruppen vom Veſtena und der Monte del Diabolo ſeine Aufmerkſamkeit an ſich ziehen, ſo wie der Purga di Bolca; um ſo mehr, da auch das hier herumwohnende Volk wegen ſeiner noch jetzt erhaltenen Eigenthümlichkeit und altdeutſchen (cimbriſchen) Abkunft, für uns Deutſche ſo merkwürdig iſt.

Die natürliche Brücke von Veja (zwiſchen den Dörfern Prun und Fano) iſt nur etwa 6 Stunden von der Stadt abgelegen. Sie iſt durch eine gewaltige Felſenmaſſe gebildet, welche ſich, als ein kühner Bogen von 50 Fuß Breite und 20 Fuß Dicke, 72 Fuß weit über das tief unter ihr gelegene Thal hinüberwölbt, und mit ihren beiden Enden auf mächtigen Felſentrümmern aufruht. Zu beiden Seiten ſind noch überdieß bedeutende Hölen und ſtellenweiſe eine ſehr intereſſante Pflanzenwelt.

Der Berg Bolca (etwa 8 Stunden von Verona) iſt wichtig, durch ſeine ausgezeichnet deutlichen, wohlerhaltnen Fiſchüberreſte, von denen ſich Sammler gern einige zu verſchaffen ſuchen werden.

Eine vorzüglich ſchöne Ausſicht, bietet die Anhöhe des Kloſters St. Leonhard dar. Ueberall hier herum hiſtoriſch merkwürdige Denkmähler, aus den Zeiten der älteſten Longobardiſchen Könige.

Der hehre Baldusberg, den jeder Naturfreund gern beſehen wird, iſt 15 Stunden lang und 5½ breit. Zu dem Tempel des bereits oben erwähnten Kloſters Maria della Corona, führen 790 Stufen die Felſenwand hinan. Es iſt, (ſchon ſeit lange vor Erbauung der Kirche) einer der berühmteſten Wallfahrtsorte dieſer ganzen Gegend. Die öſtlichen Abhänge des ſchönen Baldusberges, (auf denen eben auch jenes Kloſter ſteht) gehen nach dem Etſchthale, die weſtlichen, von denen nun bald noch weiter die Rede ſeyn wird, an den Gardaſee herunter, welcher ſich, parallel mit dem Bergrücken, von Norden und von den Rhätiſchen Alpen her, 17½ Stunden lang und ſtellenweiſe 7 Stunden breit, nach Süden bis Peſchiera herunter zieht, wo der Mincio aus ihm, nach Mantua hinfließt.

11.

Reiſe an den Gardaſee.

Jetzt lebe wohl du ſchönes, großes Verona, und laß dir deine 90 Ochſen auf jeden Tag (nach S. 90.) recht gut ſchmecken und wohlbekommen, wir fremde Herrſchaften fahren jetzt auf den Gardaſee zu.

Der gefällige Prof. G. der uns in Verona gar manchen guten Dienſt geleiſtet, trennte ſich hier von uns, nachdem er uns noch bis ans alte Schloß begleitet. Wir andern ſaßen in dem zwar bequemen, aber nach allen Seiten, auſſer eben an den Seiten, verſchloſſenen und zugebauten Wagen, ziemlich heiß beiſammen und bedauerten nur, daß wir auf dem Wege die Ausſicht nach dem Gebirge zur Rechten, und nach der fruchtbaren Ebene zur linken Seite, nicht ganz frei genießen konnten.

Eigentlich wollten wir, und ſo war es auch mit dem Lohnkutſcher ausgemacht und ausgehandelt, nicht nach Peschiera, ſondern nach Bardolino fahren, was ſchon eine Strecke vom ſüdlichſten Ende des Gardaſees entfernt, am öſtlichen Ufer hinaufwärts liegt. Das wäre nun freilich ſehr vortheilhaft geweſen, denn von Peschiera aus hatten wir, wegen der Krümmungen, die das Ufer macht, erſt wieder rückwärts, und überhaupt noch 3 bis 4 gute Stunden in einer ziemlich flachen, unintereſſanten, heißen Sandebene zu gehen, bis wir nach Bardolino kamen, wo der Gardaſee erſt anfängt ſchön zu werden. Unſer welſcher Kutſcher hätte dann freilich ein wenig weiter für ſein Geld zu fahren gehabt. Das mochte ſich der ehrliche Welſche überlegt haben, und da noch unter dem Thor von Verona, faſt die ganze Reiſegeſellſchaft ausgeſtiegen war, um noch einige ſchöne Früchte, die uns an die Heimath erinnerten, einzukaufen (Birnen) und der Welſche im ganzen Wagen faſt kein einziges Geſicht mehr ſahe, als ein Nürnbergiſches, trat er ſehr vertraulich an den Kutſchenſchlag hinan, und ſagte, daß die Herren eigentlich doch viel beſſer gethan hätten, wenn ſie (ich weiß nicht mehr aus was für Gründen) ſtatt nach Bardolino, nach Peschiera gefahren wären. Indeß wäre es, wenn wir ſeinem Rathe folgen wollten, noch jetzt Zeit, und könnten immer noch nach Peschiera kommen. Ein ehrlicher öſtreichiſcher Soldat, der unter dem Thore Wache ſtund und der es übrigens gewiß gut mit uns meinte, beſtättigte, auf Befragen, was der Kutſcher ſagte, fügte noch hinzu, daß Peſchiera eben ſo gut am See läge, und ein leutſehliaerer Ort (wo man mehr Leute ſieht) ſei, als Bardolino; ſtünde auch öſtreichiſches Militär dort. Ich war ſehr dankbar für den guten Rath, und ſagte zu dem einen unſerer jungen Reiſegefährten, die Leute, die hier den See ſo auf der Naſe hätten, müßten beſſer wiſſen als wir, was beſſer ſey, und ſagte vorläufig ja zu des Kutſchers gutem Rath. Als die Andern wieder in die Kutſche herein kamen, wurde über dem Birneneſſen die Sache nicht gleich beſprochen, und da ſie hernachmals zur Sprache kam, war es zu ſpät zum Umlenken, und mußten ſo nur vorwärts nach Peſchiera.

Freundliche Umgebung am Wege. Zwiſchen den Saatfeldern und Aeckern, da wo bei uns Hecken von Schlehdornen oder ähnlichem Geſträuch ſind, ſchlingen ſich dort Weinguirlanden von einem Maulbeerbaum zum andern. Der ſchöne Bohnenbaum (Cytisus laburnum), der überall am Wege ſtund, hieng noch voll goldgelber Blüthentrauben, und Getreidearten und alle Feldfrüchte erinnerten uns daran, daß wir im warmen Welſchland ſeien.

Nach Peſchiera kamen wir bei guter Zeit, gleich nach Mittag. Fanden da etliche deutſche Studenten, die von Mailand herkamen, und denen man daſelbſt auf der Polizey, unentgeldlich, das lange Haar bis auf etliche Zoll abgeſchnitten und auch den Bart abgenommen hatte. Und war noch dazu ein und der andere ehrliche Würtemberger darunter. Sie waren übrigens wohl zufrieden damit, und meinten, der die Sache angegeben, habe es wirklich gut mit ihnen gemeint, denn ſie hätten erfahren, daß ſichs hier zu Lande mit einem nieblichen, glatten Kopfe überall leichter durchkommen ließe, als mit einem großen, unpolirten.

Schiffergelegenheit trafen wir in Peschiera nicht, und mit einigen Fahrzeugbeſitzern, die uns über den Gardaſee hinauf nach Torbole bringen wollten, wurden wir nicht Handels einig, weil wir uns Bardolino viel näher dachten und die Hofnung hegten dort Fahrzeuge aus Torbole oder Riva zu finden. Zogen alſo bald von Peschiera weg, Anfangs in der Nähe des Waſſers, und rückwärts, ſo daß wir dachten, es gienge wieder auf Verona zu, dann aber wendete ſich der Weg links unter die Felder und in den Sand hinein, und hätten das alles zwiſchen Nürnberg und Poppenreuth eben ſo gut haben können, als da in Welſchland, denn Feld iſt Feld und Sand iſt Sand und vom See kriegte man dabei nur ſehr ſelten was zu ſehen. An warmer Witterung fehlte es gerade auch nicht und wären für diesmal alle lieber aus der gar heißen, ſchattenloſen, ſandigen Mittagsſtunde der Lombardei heraus, vor Poppenreuth oder in Eltersdorf geweſen, beim Herrn Pfarrer.

Dazwiſchen gabs aber doch auch wieder viel und mancherlei Freude. Ich ſah hier ſchon den ſchönen, edlen Oelbaum, in ſeiner ganzen vaterländiſchen Größe, Friſche und Fülle, mit Früchten behangen. Konnte mich kaum ſatt ſehen daran, und dabei war auch noch unter den Pflänzchen und Gräſern am Wege gar manches, das um Poppenreuth und Eltersdorf nicht zu wachſen pflegt. Ein und das andere ſchöne Dörflein paſſirten wir auch und es gefiel mir, ſchon wegen der großen Feigenbäume und Oelbäume, eins immer ſchöner, als das andere, ſchien mir ſogar, als wenn die Sperlinge anders ſchrieen als bei uns, und die Bauern anders lachten.

Nach Lanziſi kommen wir noch gerade zur rechten Zeit zum gewärmten Ziegenfleiſch mit brauner Zwiebelbrühe. Sonſt hätten am Ende die Schiffer und andere reiſende Gelehrte, die nach uns hereinkamen ins Wirthshaus, alles aufgegeſſen. Es hatte übrigens jenes Wirthshaus eine gar ſchöne, täuſchende Aehnlichkeit mit einem deutſchen Kuh- oder Schafſtalle, worin auf der einen Seite ein Heerd angebracht iſt, und hätte wohl etwas reinlicher darinnen ſein können.

Allmälig wurde nun von hier aus die Gegend lieblicher und herrlicher. Der See kam uns näher zur Hand, die Berge zur Rechten auch; ein Mann der mit uns gieng, beſchrieb mir ſehr ausführlich die Cultur des Oelbaums, deſſen Früchte ſich zum Theil ſchon dunkel färbten, und die Gewinnung und Bereitung des Oels. So kamen wir recht vergnügt gegen Abend in Bardolino, einem kleinen Schifferörtchen an, das unmittelbar am See gelegen, und mit einem alten, ſchönen Schloße noch beſonders geziert iſt.

Nachdem wir, durch fremde und eigene Erfahrung belehrt, mit dem Wirthe, der etwas verſchmitzter ausſahe, als unſer einer, über Alles unterhandelt hatten und mit Schiffern geſprochen, die für die Fahrt von hier nach Torbole, wohin es doch nun um eine ziemliche Strecke näher war, lieber noch etwas mehr haben wollten denn weniger als die in Peschiera, ſetzten wir uns hinaus ans Ufer des Sees, in deſſen klaren Wellen ſich die Abendröthe von der gegenüber gelegenen Seite des Ufers her abſpiegelte. Unter den Welſchen und Welſchinnen die da um uns ſtunden, war uns etwas wildfremd zu Muthe, und war nur gut, daß wir ſelber ein jeder unſer deutſches Geſicht mitgebracht und auch die deutſche Sprache bei den vielen täglichen Ausländiſchreden noch nicht ganz verlernt hatten, denn ſo ein heimathlich Geſicht und Wort thut einem da beſonders wohl. Freuten uns auch gar ſehr an einigen zerlumpten Jungen. Denn die ſahen gerade ſo aus, wie die Betteljungen hier in der äuſſerſten Vorſtadt Polen, in der ich bei meiner Univerſitätsſtadt wohne, und ich hätte ſie gerne gefragt wies zu Hauſe ſtünde. Ein jeder von ihnen erhielt auch ein anſehnliches Geſchenk an Kupfergeld, womit die Burſche ſehr vergnügt zu Hauſe zogen.

Die Abendröthe zog auch über die Berge nach Hauſe und wir in unſer Wirthshaus. Im hintern Saale oder Zimmer, waren einige jüngere und ältere Herrn, darunter auch, wie es ſchien, Studirte und Studirende, auf ihre Weiſe ſehr vergnügt. Wir aber waren es in unſerm Vorderzimmer, beim Abendeſſen, auf unſere Weiſe, und die gefällt mir beſſer.

Wir bemerkten übrigens an dieſem Abend einen großen Mangel in den welſchen Landen, und da wir mit der oberſten Behörde in Verona, wegen der Päſſe ſo gut bekannt geworden, entwarf einer von uns noch im Wirthshaus folgendes Bittſchreiben, was aber wegen Mangel an Papier nicht abgegeben worden.

„Hochwohlgeborner, gnädigſter, Kaiſerlich Königlicher Delegato“

„Wir unterzeichnete reiſende Gelehrte bemerken einen großen Mangel in Dero lombardiſch-welſchen Landen. Es fehlt nämlich in ſelbigen an einem gewiſſen Apparat, welchen man bei uns in Deutſchland einen Stiefelknecht zu nennen pfleget, und ſind doch Stiefel genug vorhanden. Möchten doch Euer Kaiſerlich Königliche Gnaden geruhen, an jedes ſtillſtehende Wirthshaus in Dero Landen, einen dergleichen hölzernen Stiefelknecht abgeben zu laſſen, welcher Apparat der Sicherheit halber, wie auch bei uns in guten Fuhrmanns Wirthshäuſern geſchieht, mit einer eiſernen Ketten an der Bank befeſtigt ſein könnte. Denn warum? ein reiſender Gelehrter kann ſich doch nicht mit ſammt den Stiefeln ins Bette legen, das würde ſich gar nicht wohl ſchicken. Wir erſterben mit tiefſter Ehrfurcht, Dero reiſende Gelehrte, welche ſich geſtern unter Dero Pallaſte Sardellen und Schnittlauch gekauft hatten, und welche gern über Venedig nach Mailand reiſen wollten, ſämmtlich Deutſche: Porussians, Bavaroses, Tedescos und andere Sorten.“

So war denn wieder ein Tag in Welſchland vorbei und unſere reiſende Gelehrten ſchliefen am Ende, mitten unter dem Lärmen, den die dort in ihrem hintern Zimmer machten, wohl vergnügt und ruhig ein.

12.

Waſſerfahrt und Sturm auf dem Gardaſee.

Mittwochs am 25. September ganz frühe, da die Vögel des Sees eben ihre erſten Töne hören ließen, und noch ehe die roſenfingrige Morgenröthe ſich vom Baldusberge erhoben, erhuben wir uns, von unſren, ſtatt der Roßhaare oder Federn, mit den Spelzen des türkiſchen Korns ausgeſtopften Betten. Schlief noch alles im Hauſe, was geſtern ſo tief in die Nacht hinein gelärmt hatte, Frauen und Männer. Wir aber, und auch im andern Zimmer unſere jungen Reiſegefährten ſammt dem Pudel, machten bald einigen Lärmen, und es mußte wenigſtens der Wirth herbei. Ehe aber im Hauſe und in der Kaffeeſchenke, auf welche wir rückſichtlich des Frühſtücks angewieſen waren, einiges weitere Leben wird, kann man wohl noch ein wenig an den See hinaustreten.

Wie feiert da noch alles ſo ſtill! In den Wellen ſpiegelt ſich das erſte Morgengrauen, die Vögel des

Waldes reden noch wie im Traume, in abgebrochenen Tönen, bis zuerſt der Rabe, geweckt durch den Morgenwind, ſeinen Geſang der Wüſte hören läßt, und nun auch die Lerche aufſteht von ihrem Lager, und Gott ein Loblied ſingt, in welches die frühe Schwalbe leiſe ihren Morgengeſang hinein zwitſchert. Aus den dichten Wolken, die gegen Oſten ſtehen, blickt das Auge des Morgens auf, und ſchließt ſich dann, als ſey es noch zu frühe zum Aufwachen, von neuem. Der Wind erhebt ſich kräftiger von Südweſten her, und jagt noch dichtere Wolken über den ſchon ohnehin faſt ganz getrübten Himmel; die Fiſche des Sees, die jetzt vom Ufer nach der Tiefe zurückkehren, ſchnelzen auf und verbergen ſich dann dem Auge, Seevögel ſchweben ſchreiend über der Tiefe. — Ja: „Führe mich o Herr und leite, meinen Gang nach Deinem Wort: Sey und bleibe Du auch heute, mein Beſchützer und mein Hort. Nirgends als von Dir allein, kann ich recht bewahret ſeyn.“

Es wird heller, die Schiffer, mit denen wir geſtern über ihre, freilich ziemlich hohe Forderung (die jedoch, wenn man die Entfernung von hier nach Torbole berechnete, gegen die gewöhnliche Schiffertaxe auf den Schweizerſeen noch immer ſehr beſcheiden war) noch einig geworden, kommen ans Waſſer, und ſchicken bereits das Fahrzeug zu; der Mann in der Kaffeeſchenke iſt auch geweckt worden, und hat ſchon Feuer angeſchürt zu ſeinem Getränke, das zwar eben ſo ſchwarz und trübe ausſieht, wie umgerührter Bodenſatz von Kaffee, aber nicht ſo ſchmeckt, ſondern anders, und zwar nicht ſehr gut. Altbackenes Weißbrod iſt auch dazu da, wenn jemand welches will, hat aber noch niemand großen Hunger.

Indeß hat man noch mit dem Wirthe einen kleinen Handel und es ſind doch feine Köpfe dieſe Welſchen. Geſtern war doch alles ausgebungen, z. B. das Bett für die Perſon 1 Franken und verſteht ſich dann gewöhnlich von ſelber, daß das Bette in einer Kammer oder unterm Dache, und nicht draußen in der freien Luft ſteht. Hatte der Wirth aber zum Ueberfluß noch etliche Franken oder gar Gulden für die Kammer (por la camera) angerechnet, und wir hätten ihm, wenn uns die Erzählung auf Welſch nicht zu weitläuftig geweſen wäre, gar gerne das Exempel von dem berühmten Gaſthaus zum Filſenbrei zu Gemüthe geführt. Daſelbſt bezahlt nämlich jeder reiſende Gelehrte 12 Kreutzer Schlafgeld. Freilich muß er die des Abends gleich baar, ehe er ſich niederlegt, vorausbezahlen, denn ſonſt könnte ſich am Ende einer am andern Morgen entſchuldigen und ſagen, er hätte nur die halbe oder

Dreiviertelsnacht geſchlafen, die übrige Zeit aber gewacht, und ſo nur halb oder dreiviertels bezahlen wollen. Für die Kammer wird aber im Filſenbrei dem reiſenden Gelehrten gar nichts angerechnet, und iſt doch ſo groß, daß oftmals 6 bis 8 Perſonen aus allerlei Volk und Ständen darinnen ſchlafen. Indeß konnten wir im Ganzen mit dem, was zu bezahlen war, zufrieden ſeyn, denn das Eſſen (Reiß, Hühner in zweierlei Geſtalten) war gut, und in großem Ueberfluß da, wie das ſelbſt der Pudel bezeugen konnte, und mit allem gaben wir, nach Abzug der Kammer, die der Wirth in Frieden gegen ein Trinkgeld drein gab, die Perſon 1 $\frac{1}{3}$ Gulden. Hätten alſo in St. Petersburg im goldnen Reichsbären, oder zu Amſterdam im orangenfarbenen Staaten-Froſche, vielleicht eben ſo viel bezahlen müſſen und am Ende noch mehr.

Freundlicher Abſchied vom grünen Ufer, das Schiff iſt gerüſtet, glückliche Fahrt!

Da brach die Sonne durch die Wolken, und beleuchtete das fruchtbare Ufer der andern Seite, mit allen ſeinen Landhäuſern und Städtlein und Dörfern, wovon immer eins aufs andere kommt, ſo nett und weiß und ſauber, als wenn ſie der Zuckerbäcker gebacken hätte. Aber hier zur rechten Seite, das Ufer in deſſen Nähe wir fahren, das ſich mit ſeinen dunkelgrünen Olivengärten und Weinpflanzungen an den meiſt mit Kaſtanienwäldern bedeckten Abhang des Monte Baldo anlehnt, iſt auch gar herrlich. Da fahren wir bei dem Städtlein Garda vorbei, das ſich gleich bei der grünen Bucht an den Hügel hinanlegt. Sehen wir uns das recht an, denn es iſt das alte Garden, deſſen in den alten deutſchen Heldenliedern vom Dietrich von Bern und andern großen Kämpen der Vorzeit ſo oft erwähnt wird. Da ſind wir alſo in der Gegend, an deren Reizen und warmen Sonnenſtrahlen, ſo manches Heldenlied in deutſcher Bruſt erwacht iſt, das dann, wenn es auf deutſcher Zunge hinüber flog über die Alpen, auch dort in Schwaben und Baierland, und am Rheine, die andern Stimmen des freikühnen Volkes weckte, daß gar bald der ganze Wald von den Geſängen dieſer frohen Vögel erhallete.

Am gegenüber liegenden Ufer, das überhaupt fruchtbarer und viel mehr bebaut iſt, nehmen nun die Orangen- und Citronen-Pflanzungen immer mehr überhand, und wenn ein einzelner Sonnenblick auf dieſe Reihenweiſe geſtellten, und in Terraſſen über einander geordneten, edlen Baumgärten fällt, welche auf dem grünen Hintergrund der Oelbaumwälder noch friſcher abſtechen, ſo iſt es einem wohl, als wenn man in eine Art von Paradieſes-Garten hineinſchaute.

Am rechten Ufer, von Zeit zu Zeit Dörfer, Landhäuſer, Schlöſſer. Ich ſehe mir jeden am Ufer liegenden, oder aus dem Sand des See's hervorragenden, alten, zugehauenen Stein darauf an, ob er nicht von einem alten Ritterſchloß der deutſchen Vorzeit herunter gefallen. Denn die alten Adlerneſter ſind meiſt zuſammengeſtürzt, und die Adler längſt ausgeflogen, und niſten oftmals Sperlinge zwiſchen den Trümmern, die ſich zwar für Nachkommen der Adler halten, ſollten aber, wenn nur ein einziger, alter Aar, etwa von Maximilians I. Art und Weiſe, hierdurch, nach dem Aufgange hinüberflöge, ein häßliches Geſchrei erheben.

Der Orte, die wir im Verlaufe dieſes Tages, am Ufer des Sees geſehen, waren ſo viele, daß man ſchwerlich alle merken konnte. Doch lag uns da, gleich als wir etwas in den See hineingekommen waren, weit gegen Süd-Südweſt, von der Morgenſonne beleuchtet, das altberühmte Sermione, der Lieblingsaufenthalt Katulls, auf ſeiner Felſenhöhe ziemlich klar und deutlich da; ein Ort, welcher beſonders merkwürdig geworden, durch die vielen Alterthümer, welche man daſelbſt ausgegraben. Nicht blos die alten römiſchen, ſondern auch unſre ehrwürdigen deutſchen Kaiſer, der große Karl, und Friedrich der Hohenſtaufe, verweilten einſt in dieſem Paradieſe gern. Schon am Eingang zur Hauptkirche, die auf dem Berge liegt, ſoll man es bemerken können, welche mannichfache Schätze aus der Nähe und Ferne, aus der Gegenwart und Vergangenheit, der Kunſt hier zu Gebote ſtunden. Denn von den 5 Säulen, die da ſtehen, ſind zwei aus ſchönem africaniſchen Marmor gefertigt, eine aus weißem, pariſchen, noch mit einer Inſchrift vom Kaiſer Julian, zwei aber aus Marmor vom nahen Baldusberge. Auch an der äußern Wand ſollen viele Ueberreſte aus dem Alterthume ſichtbar ſeyn.

Die größten Städtlein des entgegengeſetzten Ufers, die wir vom See aus ſahen, waren wohl Salo und Gargnano, übrigens giebt es aber an dieſem Ufer von Padenghe bis St. Marco hinauf, eine ſolche Menge von Ortſchaften und Landhäuſern, daß die Reihen der ſchönen Gebäude faſt gar nicht abbrechen.

An unſrem Ufer, das wir zuweilen ganz nahe hatten, war uns, auſſer dem alten Garda, hauptſächlich Torri wichtig, in deſſen Nähe der ſchöne gelbgefleckte Marmor des Baldusberges gefunden wird, und welches auch in ſeiner Hauptkirche ſehr gute Fresco und Oelgemälde enthalten ſoll, ſo wie mehrere ſchätzbare Statüen von Speranza.

Malſeſine, das freilich erſt faſt am Ende des Sees liegt, war ſonſt der Sitz des Seecapitäns, welchen Verona in ſeinem Dienſte hatte. Es hat noch einen guten Hafen und Schloß, und (wie hier herum faſt jedes Städtlein) in einer ſeiner Kirchen (der Pfarrkirche) ſchätzbare Gemälde. Hier giebt es eine ungeheure Menge von Oelbäumen, welche auch überdieß ergiebiger ſeyn ſollen, als ſonſt irgendwo am ganzen See. Aus der Nähe von Malſeſine kommt auch hauptſächlich der weiße und rothe Marmor des Baldusbergs.

An einem großen Landhaus, am Eingang zu einem ſchönen Dörfchen, unter hohen Feigenbäumen, hielt das Fahrzeug ſtill, und ich und die Hausfrau beſchloſſen hier ein wenig auszuſteigen, und am Ufer unter den Oelbaumwäldern und Rebengehängen hin, voraus zu gehen. Der Weg zog ſich an dem ziemlich ſteilen Kalkgebirge bald bergauf, bald bergab, zwiſchen den dunklen Oelbäumen hin. Wir pflückten uns Zweige mit Früchten ab, welche wir denn auch zum Andenken mit nach Hauſe gebracht.

Mir war wunderwohl unter dieſen Bäumen zu Muthe, und es iſt mir der Oelbaum lieber, als die allerſchönſten Orangen- und Citronenbäume, und überhaupt, ſo wie die Lilie und Ceder, eins der liebſten Gewächſe in der Welt. Und ich weiß wohl warum das so iſt. Iſt doch der [illegible] als in dem Walde genannt, von welchem auch die lieblichen [illegible] und [illegible] klänge, eine ganze Welt von Liebe und Freude in der Bruſt, welche ſie ſchon in der Kindheit [illegible] worden, aufwachen. Wenn dann die Sonne der Liebe und Freude auf einem Gegenſtande ſcheint, ſieht er immer viel ſchöner aus, als ein anderer, den die Sonne nicht beſcheint. Und es bekommt gar wohl, wenn dem Menſchen gleich am Morgen des Lebens, wo die Sonnenſtrahlen am wohlthätigſten und fruchtbarſten wirken, ein ſolcher Lichtpunkt ins Herz gelegt wird, welcher hernach durchs ganze Leben, rings um den Weg her, Wärme verbreitet und Licht.

Jetzt hatte ſich unſer Weg, als wir weiter nach dem [illegible] [illegible] wandern wollten, zwiſchen Einzäunungen, [illegible], wie es [illegible] [illegible] Landſtraße, verloren. Unſere Mühe, da [illegible] zu kommen. Es giebt eben auch in Weſtphalen viele Zäune [illegible], die dem [illegible] [illegible] [illegible] gar zu [illegible] [illegible] [illegible]. Wir [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] Thierchen, und [illegible]. Blumen, obgleich die Sonne gar nicht ſchien, ſondern der ganze Himmel trübe geworden war, gar ſehr artig vom nahen [illegible], bei dem [illegible] an, [illegible] [illegible] und [illegible] und dem Geſicht keine Richtung gab, wenn es nur ein enge-

[illegible]

[illegible]

[illegible]

und fahren, damit der Weg nicht ohne Leute ſey, weiter hinauf nach Torbole zu.

Wir unſres Theils hatten in jedem Falle bei dem Handel gewonnen. Unſer jezziges Fahrzeug war um ein gutes Theil größer, als das vorige, hatte einen Rudersmann mehr und auch Segel. So ging es denn friſch vorwärts, und war noch Alles wohlauf, auſſer dem Pudel, welcher ſeekrank geworden, ohne daß der lahme Geiger aus Jena ihm ein Stück geſpielt hatte. Kam indeß die Reihe, zwar nicht der Seekrankheit, aber der Unluſt überhaupt, auch bald an uns.

Unter der Hand war der Himmel nach der Nordweſtſeite hin immer ſchwärzer und dichter bewölkt geworden. Der ganze Rücken des Monte Baldo hatte ſich mit Gewitterwolken umhangen, der Regen, der anfangs noch leiſe kam, ſtürzte immer reichlicher auf den See herunter, und wir, weil unſer Fahrzeug mit ausgeſpannten Segeln fuhr, waren weit vom Ufer weg, faſt mitten im See darin. Der Wind, der ſich plötzlich vor dem Gewitter her aufmachte, wurde heftiger, die Wellen kamen immer gewaltiger und größer auf unſer kleines Fahrzeug herein, und beſpritzten das Geſicht und die Kleider. Das war wohl kein Spaß für uns, und es hatte der Eine vor Angſt den Mund

weit

weit auf, der Andre feſt zugethan, einige ſahen ſchief zur Seite, ins Waſſer hinein, andre queer vor ſich hin. Beſonders wollte die arme Hausfrau gar nicht mehr ſitzen bleiben und hinaus konnte ſie doch auch nicht, ins balkenloſe Element; ſelbſt der Pudel drückte ſich ängſtlich in einen Winkel. Da riefen Mehrere und gar oft wiederholt den Schiffsleuten zu: Abbato felo. Wollten damit ſagen: abbatoto lo vele, thut die Segel nieder. Da aber Abbato auf Welſch ein Abt, Felo die Galle heißt, mochten unſre Welſchen glauben, wir deutſches Schiffsvolk ſchrieen in der Noth zu einem gewiſſen Herrn Galle, welcher ein Abt geweſen, ſchienen aber auf unſern Abt Mr. Galle nicht viel zu geben.

Jetzt wurde es doch wirklich ſchlimm. Der Sturm, der ſtoßweiſe übers Gebirge kam, drohte, bei jedem ſolchen Stoße, das Fahrzeug beim Segel zu nehmen und umzuwerfen. Auf einmal, denn die Gefahr kommt auf ſolchen Gebirge- umſchloſſenen Seen plötzlich, ſchien den Schiffern ſelbſt angſt zu werden, und da ſie jetzt die Segel ſchnell einziehen wollten, und die naßen Knoten nicht aufziehen, auch in der Eile das Meſſer nicht finden konnten, um ſie aufzuſchneiden, fingen ſie, nachdem ſie vorher immer noch mit unter gelacht hatten, an zu beten.

Nun der liebe Gott half auch aus der Angſt heraus, und nachdem wir etwa noch eine Viertelſtunde lang mit den und gegen die Wellen ans Land hingeſtrebt hatten, erreichten wir es endlich; freilich wohl durchnäßt und durchkältet. Hatte mirs während der ganzen Sache gleich und immer gedacht, daß uns der liebe Gott da nicht umkommen läßt, und fürchte mich meines Theils leider immer mehr vor den Menſchen, als vor der Natur und ihren Schreckniſſen, mit der ich von Jugend an ziemlich auf Du und Du umgegangen. Nimmt doch der Gärtner auch keine Frucht, die feſt an ihrem Stamm und Stengel klebt ab, ehe ſie ihm auf irgend eine Weiſe brauchbar geworden. Und wozu ſollte der liebe Gott unſer einen, der jedoch feſt, ſo gut er kann, am Stengel hält, brauchen können, ehe er die unreiſe Frucht noch durch manche Sonnenhitze und Froſt, Regen und Wind gehen laſſen?

Fiel mir freilich auf der andern Seite, die Geſchichte jenes Pfarrers ein, der in der Nähe ſeiner Pfarrei, auf die er erſt ſeit kurzem gekommen, eine wahrſcheinlich etwas gefährliche Gebirgswand beſteigen wollte. Mitten im Steigen fällt ihm ein: (vielleicht hatte er auch zu Hauſe was Andres noch zu arbeiten gehabt) „Gehſt du auch hier, auf den Wegen deines Amts, deiner Pflicht und mithin Gottes? oder iſts bloßer Vorwitz der dich daher führt? Halt ein, laß ein wenig überlegen!“ und indem er ſich ſo überlegend unter einen Felſenvorſprung hinſtellt, kommt auf demſelben ſchmalen Wege, den er vorher hinangeklettert, ein Felſenſtück ſprungweiſe heruntergeſtürzt, das ihn, wäre er nicht ſeitwärts geſtanden, zerſchmettert, oder mit ſich in den Abgrund hinab geriſſen hätte. Da mag er denn wohl ſachteweg gemacht haben, daß er wieder hinunter kam.

Dachte mir aber dann dagegen, du biſt freilich gewiſſermaſſen hier nicht auf einem Wege des Amts und Berufs, ſondern des Vergnügens, aber eines dir nützlichen und erlaubten, und halt dich nur eben ruhig an der Hand die dich hält, — ſie wird dich ihrerſeits nicht fahren laſſen!

Auch die jungen Leute, beſonders der Lange der unmittelbar neben uns ſaß, hatten ſich wacker gehalten bei der Sache, obgleich ihnen ſo etwas noch nicht viel mochte vorgekommen ſein. War doch keiner heraus geſprungen und davon gelaufen, ſondern alle hübſch bei uns geblieben, ſogar der Pudel.

Das Oertchen, wo wir als halbweg Schiffbrüchige hingekommen, war recht ſchön und das Wirthshaus auch und kam uns heute Alles noch zehn Mal ſchöner vor, als andere Male. Denn wir wären vom Waſſer heraus zufrieden geweſen, wenn wir auch nur in einen Schaf- ja in einen Gänſeſtall gekommen. Unten her Marmorſtiegen, marmornes Kamin, der Fußboden mit Marmor getäfelt und noch dazu mit italieniſchem, vom Monte Baldo, wovon bei uns ſo eine ganz kleine Tafel viel werth geweſen wäre. Alles fürſtlich, denn die Fenſter waren zwar etwas zerbrochen, aber mit Papier wieder zugeklebt, die Stühle, die ſamt dem Tiſch gerade nicht mehr jung waren, trugen zur Noth noch Jeden, der nicht zu ſchwer war, und auf den Tiſch wurde eben nicht viel mehr geſetzt als gekochte Kaſtanien und etwas Wein. — Hiengen auch prächtig angemahlte Kupferſtiche an der Wand, wovon einer gewiß im Ankauf 9 Kreutzer gekoſtet, obgleich ſie nun vor Alter etwas rußig und zerriſſen waren.

Ei wie war uns da ſo wohl mitten im beißenden Rauche. den das Kamin machte! Wir ſahen nun ſo ruhig auf den See, auf welchen jetzt der Regen in ganzen Strömen niederſtürzte, und die Wellen noch immer hoch anſtiegen; hörten ruhig die lauten, nahen Donnerſchläge! Und wie that dabei die Wärme vom Kamin her ſo gut, und die Kaſtanien mit Salz und Brod (weiter gabs hier nichts) ſind uns trefflich wohl bekommen, und ſchmeckten ſehr gut zum Weine. War auch die Bedienung ſehr fürſtlich, und ſo oft man pfiff ode mit einem Stuhlbein pochte, kam ein Hausknecht (freilich nur immer derſelbe) herauf.

Der Regenguß ließ nach etwa 1 ½ Stunden nach, der Donner verhallte ferner und ferner in den Bergen, und der See war ſchon wieder während des Regens ſtiller und ruhiger geworden. Endlich klärte ſich gegen 4 Uhr Nachmittags der Himmel auf, und die Sonne beleuchtete hell und klar den wieder ganz ſpiegelglatt gewordenen See und die grünen Gelände des Gebirges.

Anfangs, noch auf dem Fahrzeug, und auch gleich nach der Ankunft im Dorfe, war der Hausfrau verſprochen worden, man wollte mit ihr, wo es nur im Mindeſten thunlich, zu Fuße vollends bis Torbole gehen, das Fahrzeug gar nicht wieder beſteigen. Auf meiner Diewaldſchen Charte von Tirol, gieng auch wirklich neben dem See hin, bis hinauf nach Torbole, ein ſo ſchöner, deutlicher, ſchwarzbetretener Fußſteig, und noch dazu ſo ganz in der Ebene weg, daß ich geglaubt hätte man könnte zur Noth auch, wenigſtens auf einem Schubkarren, hinauf fahren. In der Natur draußen ſahe es aber freilich etwas anders aus. Da traten die Felſenvorſprünge und Wände des Baldusgebirges ſo unmittelbar an den See hinan, daß ſie überall ihre Füße in die Fluth tauchten, und nur in einzelnen grünen Buchten etwas Raum für die Flecken oder Dörfer und ihre Oelbaum- und Weinpflanzungen übrig ließen. Ueberdies gab es, wie wir nachher vom See aus ſahen, in den Felſenwänden ſolche gähe Klüfte und Spalten, in welche der See weit hinein trat, daß für uns ans Fußgehen da hinauf nicht zu denken war, und hätte ſelbſt der geſtiefelte Kater, wenn er zu Fuß nach Torbole gewollt, ſeine Stiefeln ausziehn und auf allen Vieren klettern müſſen; ja ich weiß kaum ob der über die Klüfte gekommen wäre. Es blieb uns daher eben, um wieder auf die Landſtraße zu kommen, nur ein Jäger-Weg über den Baldusberg offen, der aber ſollte eine ſehr beſchwerliche Tagreiſe gegeben haben.

Weiß ich doch nicht einmal was in ſolchem Falle mein alter Herr Cantor in Schopfloch gethan hätte. Denn der ſteigt zwar über ſeine rauhe Alp hinauf und herunter, herüber und hinüber, geht auch bei der Hilp (dem kleinen Teich zum Pferdeſchwemmen,) zwar in einer vorſichtigen Entfernung, jedoch muthig vorbei; über die Neckarbrücke bei Nürtingen, brächte ihn aber niemand, und es muß der Schwager, der über dem Waſſer drüben wohnt, jedesmal über die Brücke herüberkommen, wenn er den Alten, der lieber beim Vetter, dieſſeits des Waſſers bleibt, ſehen und ſprechen will. Denn, ſagt er, wer ſieht mir davor, daß nicht gerade, wenn ich hinübergehen und den Schwager beſuchen will, die Brücke zuſammenfällt, wie man ja dergleichen Exempel mehr hat, und würde dann mit allen dem Volke, was eben darauf wäre, elendiglich im Waſſer umkommen.

Wir unſers Theils beſchloſſen eben doch wieder zur See zu gehen mit dem welſchen Schiffsvolke, das unſrer ſchon an der Marmortreppe wartete.

Zu bezahlen hat man gerade nicht viel, und es koſtet die Mittagstafel ſammt dem Weine und dem Einheitzen, ohne die Geſchenke die man noch an die Dienerſchaft gemacht, auf die Perſon 7 Kreutzer. War, glaube ich, in dieſer Summe auch noch das Glas dicker Kaffee mit einbegriffen, das etliche von uns in der nachbarlichen Kaffeeſchenke tranken, wobei wir ſahen, daß ein Mann ſich einen Krautkopf (Weißkohlhaupt) die bei uns zu Tauſenden auf den Feldern wachſen, kaufte, der ihm in einer Wage zugewogen wurde, und verhältnißmäßig ſehr theuer war. So hat doch unſer Deutſchland auch etwas in größter Menge, was die dort am Gardaſee mitten unter ihren Wäldern von Orangen- und Oelbäumen nur ſelten haben, und giebt bei uns ſtatt ihrer Zitronen, doch Pferdebohnen, ſtatt ihrer Orangen, doch Kartoffeltanſchen, und baieriſche Knötle ſtatt Pfauen-Paſtetle und es gefällt mir eben, wenn ich wählen ſollte wo ich lieber wohnen und ganz bleiben möchte, hier in der Nähe vom Ochſendorfer Weiher doch beſſer, als in der Nähe vom Gardaſee, weil meine Gevattersleute alle hier herum wohnen und die Ulrichsleute und Profeſſor Fleiſchmann auch, und kennt mich in ganz Dechſendorf und Kosbach und Tennelohe jeder Bauer, am Gardaſee aber kein einziger.

Die Leute ſitzen alle wieder im Schiffe, und es ſchienen die Welſchen gegen unſern Abt Mr. Galle, den wir mitten im Sturme angeſchrieen, ordentlich einige Hochachtung bekommen zu haben, denn ſie waren gar freundlich, und das Wetter auch. Wir fuhren alles am rechten Ufer, in der Nähe der prächtigen Felſenwände hinauf, und ſahen bald am gegenüber liegenden Strand, bald an unſrer Seite (in den grünen Bergſchluchten) wieder ein freundliches, ſchön gebautes Oertchen, zwiſchen den Oelbäumen herausſchimmern. Aus den Felſenritzen unten am See, drängt ſich bald da bald dort ein dickſtämmiger, wilder Feigenbaum heraus, von oben herein nicken, vom Winde bewegt, noch ſpät (zum 2ten Male) blühende Geſträuche des Mespilus cotoneaster, und andre Gewächſe die man bei uns nicht hat. Von Norden her ſchaute aber, aus weiter Ferne, über alle die dazwiſchen liegenden Gebirgshöhen, eine Kette von Schneegebirgen, vom hellſten Sonnenlicht beleuchtet herunter, und daß ſie uns ſo deutlich und nahe erſchienen, bedeutete eigentlich für den andern Tag (wo wir es denn auch auszubaden hatten) Regenwetter. Indeß wir hatten doch für die Seefahrt gutes Wetter, zu Lande mag es dann ſein wie es will.

Unſre welſchen Schiffer hatten hier in der Nähe auch ihre Gevatters und Ulrichsleute; es wurde eine Perſon nach der andern herein genommen, manchmal auch lang gewartet, bis die Leute herbeikamen, und es war nur gut, daß es hier am ſteilen Felſenufer nicht viel Orte gab, ſonſt hätten wir alle die lebendige Ladung am Ende auch mit einem Heuwagenbaum ans Fahrzeug ſchnallen müſſen.

Endlich ſteuert man denn, da die Sonne ſchon längſt hinter die weſtlichen Gebirge geſunken und das an dem äußerſten Ende des andern Ufers gelegene ſchöne Riva uns ſchon lange freundlich zugewinkt hatte, um die letzte Felſenſpitze herum, und Torbole liegt vor uns. Ein recht nettes, reinliches Gaſthaus giebt es da, unmittelbar am See, und freundliche, gute, billige Bewirthung. Unſere Zimmer, um welche eine Gallerie hinlief, giengen unmittelbar auf den See hinaus, der jetzt im Mondenlichte leuchtete. Nach einem ſolchen Tage, beſonders da auch etliche von unſern Leuten abwechſelnd mit gerudert hatten, wäre uns auch Ochſenfuß und Preßſack, ſamt Schwarzbrod, ein köſtliches Eſſen geweſen, geſchweige der große, edle Seefiſch, den es da gab, und den vielleicht auch ein venetianiſcher Nobile für uns übrig gelaſſen. Die reiſenden Gelehrten, von denen nur einer noch einen Brief an die liebe Mutter ſchreibt, ſind alle müde, und beim muntern Wellenſchlag des Sees, beim lieblichen Mondſchein, der zu den Glasthüren der Zimmer hereinfällt, ſchläft ſichs gar angenehm ein.

Donnerſtags den 26ten September. Draußen ſieht es freilich etwas trübe aus, in uns aber nicht, ſondern iſt da helles, heiteres Wetter. Die Kaffeebottega wird eben ſchon aufgethan, iſt auch einer drinnen (ich glaube der Beſitzer ſelber) der mir manche intereſſante, ſtatiſtiſch wichtige Notiz für meine Reiſebeſchreibung mittheilte, habe aber alles rein wieder vergeſſen.

12.

Rückreiſe von Torbole nach Trient.

Freundlicher Abſchied von dem guten Torbole. Der Anblick, da oben vom Berge herunter, in das wahrhaftig paradieſiſche Thal, das ſich von Torbole aus, an dem kleinen Flüßchen oder Bach hinaufzieht, und auf den See zurück, ſo wie nach dem andern Ufer hinüber, ſchreibt ſich wohl ſo ſtark in eines Jeden Einbildungskraft hinein, daß es einer nicht ſo leicht wieder vergeſſen kann. Dieſe Gegend hier iſt freilich nicht mehr ſo ſüdlich warm, und zu Orangenpflanzungen geſchickt, als die untere, mehr nach dem andern Ende des Sees hingelegene, und auch am linken, wärmeren Ufer, von Riva heraufwärts, kommen zuletzt Felſenwände bis an den Waſſerſpiegel heruntergetreten und verdrängen die Gärten. Aber dagegen wächſt aus dem üppig fruchtbaren Thalgrunde, eine ſolche Fülle von andern edlen Bäumen, zwiſchen denen ſich die Rebe ausbreitet und Melonenfelder hinlaufen, daſs ich meines Theils noch nie etwas Aehnliches geſehen.

Endlich wird die Landſtraße, die aus dem ſchönen Etſchthal gebürtig iſt, ungeduldig und neidiſch über das gar viele Lob das wir der Gegend da gaben, und geht mit uns durch, rechtsum zwiſchen die Felſengipfel hinein, wo fürs erſte eben nicht viel zu ſehen iſt. Hatten kaum noch Zeit, von den uns ſo lieb gewordenen Oelbäumen Abſchied zu nehmen, von denen man nun von hier auf dem ganzen Weg nach Nürnberg, keinen mehr zu ſehen kriegt.

Hier, ehe wir bald darauf wieder eine andre, ſehr unterhaltende und liebliche Geſellſchaft aus der Blumenwelt bekamen, ſchien mirs gelegene Zeit den Leſer, ſo wie in dem Eiſackthale aus der Geognoſie, für diesmal aus der Botanik in etwas zu examiniren, und nachzuſehen, was er dann da am Baldusberge geſammlet und kennen gelernt habe. Es war aber nicht viel mit ihm zu machen. Der arme Teufel von Leſer, ſchien bei dem ausgeſtandnen Schrecken auf dem Gardaſee faſt alles, was er etwa noch ſonſt aus der Botanik gewußt, wieder vergeſſen und verſchwitzt zu haben, zeigte zwar noch einige Kenntniſſe, indem er ſagte: der Oelbaum ſähe aus wie ein Weidenbaum, nur ganz anders, und hiengen, längliche, runzliche Kirſchlein dran, brachte aber alles ſo confus und der Queere durch einander vor, daß es ein Elend war. Zuletzt, da ich ihn fragte, was er denn geſammlet, langte er hinter ſich in die Taſchen, und brachte etliche Kaſtanien heraus, fragte mich dabei ganz trotzig, was ich denn meine, daß man auf ſo einer Waſſerfahrt unten am Berge hin groß ſammlen und kennen lernen ſolle, könne er doch kaum die gebratenen von den gekochten Kaſtanien unterſcheiden, und auch die bloß dem Geſchmacke nach.

Ich ſahe mich daher genöthigt, ihn etwas darüber zurecht zu weiſen, daß er ſich nicht wenigſtens Seguiers Plantae Veronenses (in 3 Octavbänden), worinnen auch die Pflanzen des Baldusberges verzeichnet ſtehen, mit auf die Reiſe genommen *), und überhaupt diesmal ſo faul geweſen, und zeigte ihm, wenigſtens getrocknet, was man auf dem Baldusberge oder auch ſchon in Verona, beim botaniſchen Gärtner und einem jungen Apotheker, zum Theil leicht erhalten und mitnehmen könne, nämlich unter andern:

---

*) Oder auch Ciro Pollinis: Viaggio al lago di Garda e al Monte-Baldo, in cui si ragiona delle cose naturali, si di quei luoghi, come degli altri monti Veronesi 1816.

Aus der 2ten Linneiſchen Klaſſe die Veronica saxatilis und die Wulffenia Buonarotta.

Aus der 3ten Klaſſe, die auf andern europäiſchen Hochgebirgen wachſenden Alpenbaldriane oder Narden: die ſchön roth blühende Valeriana montana, und die ſchon den Alten, z. B. dem Virgil, Columella und Dioſcorides bekannte, an der Spitze der Blümchen purpurfarb, an der Röhre gelb ausſehende Valeriana celtica, mit eirund länglichen, ungezähnten Blättern.

Mit 4 Staubfäden, den Plantago Wulfenii, der ſich nicht gut beſchreiben läßt, wenn man ihn nicht geſehen hat, und das, meiſt an ſteinigen Aeckern, auch ſchon tiefer am Berge abwärts wachſende Hypecoum procumbens, mit ſeinen kleinen gelben Blüthlein, gefiederten, ſpitzigen, graulichgrünen Blättern, und ſichelförmig gekrümmten, gegliederten Schoten.

Ferner aus der 5ten Klaſſe, die hohe Felſenglockenblume (Campanula petraea) mit faſt weißen Blumen, die in rundlichen Bällchen in den Winkeln der auf der untern Fläche mit einem zarten, ganz weißen Sammet überzognen Blätter ſitzen, und die Campanula saxatilis, die mit ihren großen, blauen Blumen und eirunden, am Rande gekerbten, etwas rauhen Blättern, aus den nackteſten Felſenritzen und

Klippen hervorwächſet; die geſchopfte Rapunkel (meiſt nur etwa Spannenhoch) unten mit breiten, herzförmigen, lang geſtielten, oben mit ſchmälern, ungeſtielten Blättern, einem Blumenköpfchen mit 2 Blättern, und vielen kleinen, zarten Schopfblättlein zwiſchen den Blümchen; auch wohl die gar merkwürdige Alraunwurzel Atropa Mandragora, mit wohl Fußes langen, ziemlich breiten Blättern, einzeln an aufrechten, unmittelbar aus der Wurzel kommenden Stengeln ſtehenden, bleich purpurfarbnen Blüthen, gelblichen Kirſchen und mächtig großer, fleiſchiger Wurzel. (Auch wohl die Varietät mit ſchmälern Blättern und blaulich purpurfarbnen Blüthen).

Aus der Familie der Doldengewächſe das grasblättrige Haſenöhrlein, (Bupleurum graminifolium), die Athamanta cretensis, das Laserpitium Libanotis, Ligusticum pelopponense, Tordylium officinale, Selinum rablensi, die Thapsia garganica.

Ferner, aus der 6ten Klaſſe, und zwar aus der Familie der lilienartigen Gewächſe, den ſchönen, purpurnblüthigen Hermesfinger, mit zahnförmiger Wurzel (Erythronium dens canis) den man freilich nur im Frühling blühend finden kann.

Mit 10 Staubfäden, die Saxifraga adscendens, mit vielen, ſchönen, weißen, roſenroth geſtreiften

Blüthen und auf dem Boden liegenden, zottigten, breiten, in 3 Lappen getheilten Wurzelblättern, ſo wie die Saxifraga Ponae, ferner die Cherleria sedoides und Arenaria bavarica.

Mit 12 Staubfäden, die nach Veilchen duftende Reseda Phyteuma, mit auf dem Boden liegenden Stengel, in einer Aehre beiſammen ſtehenden, weißen Blüthen, in denen ſchön ſcharlachrothe Staubfäden ſtehen.

Aus der 12ten Linneiſchen Klaſſe, die auch öfters in Gärten als Ziergewächs anzutreffende Strauchkirſche: Prunus chamaecerasus, mit niederen Stämmlein, (das Geum montanum hat der Leſer bereits auf den Tauern erhalten).

Weiter, aus der 13ten Klaſſe, das übrigens auch anderwärts, in Thalgegenden ſtehende, rothgefleckte Ciſtusröslein (Cistus guttatus), mit bleichgelben Blumen, deren Blumenblätter nach innen hinein einen blutrothen Flecken zeigen; die, freilich ſchon im Frühling blühende, Atragene alpina, mit dünnen, an Bäumen, Sträuchern oder Klippen hinankletternden Stengeln, und weit entfernten, ſich gerade gegenüberſtehenden, doppelt 3 mal getheilten Blättern, dann den Ranunkel mit rautenartigen Blättern (Ranunculus rutaefolius).

Mit 2 langen, 2 kurzen Staubfäden, die auch in nördlichen Gegenden wachſende Bartsia alpina, mit purpurnen, auf bläulichrothen Stielen wachſenden Blüthen.

Mit 4 langen, 2 kurzen Staubfäden, das Alyssum rupestre.

Mit unten in einem Bündel verwachſenen Staubfäden, das Geranium argenteum.

Ferner aus der Familie der zuſammengeſetzten Blumen, (aus der 19ten Linneiſchen Klaſſe) die Serratula rhapontica, Artemisia mutellina, der Senecio incanus und die Arnica cordata und scorpioides (mit einer einzigen, großen, gelben Blume).

Aus der 21ſten Klaſſe, das ſonderbar, an ſeiner Blüthe faſt wie eine Mönchskappe geſtaltete Arum Arisarum, und aus der 24ſten den Alpenfarren: Aspidium alpinum. —

Der Leſer ſchüttelt dabei den Kopf, und ſagt: er wiſſe am beſten, daß ich dieſe Pflanzen, die übrigens wirklich, wie er aus Sprengels Geſchichte der Botanik I, S. 300. wiſſe, alle da auf und am Baldusberge wüchſen, eben ſo wenig auf dem Baldusberge ſelber geſehen und geſammlet, als er, ſondern daß ich ſie anderswo gefunden, und zwar die Namen dazu eben bei Sprengel am angeführten Orte. Den Seguier habe ich ſelber nicht bei mir, und ſey derſelbe wohl ſchwerlich in ganz Erlangen aufzutreiben, auch könne ſich einer unmöglich mit einem ſolchen Buche von 3 Bänden auf einer Fußreiſe ſchleppen. Den Titel von Ciro Pollinis Reiſe, die er freilich gerne haben möchte, hätte ich erſt hintennach, bei Jäck gefunden, und das Buch vorher, was eine große Schande ſey, gar nicht einmal gekannt und was dergleichen Beſchuldigungen mehr ſind. Ich aber ſehe, daß mit dem Manne heute nicht viel anzufangen iſt, und laſſe ihn daher lieber gehen. —

Wir gehen weiter, und bekommen, wie bereits erwähnt, gar bald wieder eine andere, ſehr unterhaltende und liebliche Geſellſchaft aus der Blumenwelt. Die nämliche Hand, die am Großglockner das Edelweiß gefunden, fand hier am Wege die erſte, lieblich duftende Blüthe vom Cyclamen europaeum, und wir bemerkten, je weiter wir vorwärts giengen, immer mehr und mehrere von dieſen köſtlichen Blumen am Wege, zwiſchen ihnen auch noch manches andere, ſchöne, für uns neue Gewächs, ſo daß am Ende mein ganzer Hut voll Blumen und voll Knollenwurzeln des Cyclamens wurde.

Auf dem ganzen Wege, von hier nach Roveredo, mußte heute Weinleſe ſeyn; es begegneten uns überall Wägen und Körbe voller friſchgepflückter Trauben, und jeder kann, für wenig Geld, haben ſo viel er will. Schöne, neue Dorfkirchen und Landhäuſer am Wege, ſehen uns zu, wie gut wir uns unſre Trauben ſchmecken laſſen, und ehe der Regen ordentlich ausbricht, und uns durchnäßt hat, ſind wir ſchon bei der Ueberfahrt an der Etſch.

Die berühmte Seidenſpinnerei, auſſen vor der Stadt, beſahen wir, um doch dem Publikum auch zu zeigen, daß wir wißbegierige Leute wären, denen Handel und Wandel recht im Sinne liegt, im ſtärkſten Regen, erſt von auſſen, dann von innen. Auswendig iſt ſie gelb angemahlt, inwendig iſt ſie aber wirklich recht ſehenswerth, und in dem großen, unter Obdach ſtehenden Vorplatz am Garten, ſpinnen mehrere hundert Menſchen zugleich die Seide von den Kokons ab. Das ſahen wir aber freilich nicht, ſondern nur die Vorrichtungen und Geräthſchaften zum Spinnen, denn die übrigen Vorräthe von Kokons wurden aufbewahrt, für die Tage, wo bald darauf mehrere hohe, fürſtliche Perſonen hier durch nach Verona reiſen ſollten. Die Landleute weit und breit in der Gegend umher, liefern die Tauſende von Seidenwürmer-Geſpinſten, welche in jenen Fabriken verbraucht werden, für ein ſehr geringes Geld an dieſe ab, und eben dazu gehören die unzähligen Maulbeerbäume, die auf allen Feldern und Auen zu lebendigen Weinpfählen und Weingeländen dienen. Wir kauften auch nachher in der Stadt, um doch die vielen Seidenhandlungen, die jetzt wie man ſagt auch ziemlich darniederliegen, in etwas in Nahrung zu ſetzen, noch zu dem vielen Band das wir ſchon aus Verona mitgebracht, an die drei Ellen dazu.

Indeß gieng einer unſrer jungen Freunde, mitten im Regen, die halbe Stadt nach ein Paar Schuhen aus. Er hatte mich, deſſen Fertigkeit im Welſchen nun, ſeit manchem glänzenden Beweis davon, anerkannt war, gefragt, was der Schuh auf Welſch heiße und ich hatte ihm geſagt, wenn er calco oder calcio ſagte und dabei auf den Fuß zeigte, würden ihn die Leute wohl verſtehen. Nun heißt aber, wie ich nachmals erfahren, bei allen Welſchen die in Welſchland wohnen, calco gar nichts, calcio aber heißt wohl etwas, nämlich ein Stoß oder Tritt den man jemanden mit dem Fuße giebt, und die ſeltſamen Leute wollen ſich nicht davon abbringen laſſen, den Schuh scarpa zu heißen. So wie alſo jener durch die Stadt lief und die Leute etwa mit oh oder ah Padrone! calco oder calcio! anredete, mochten die denken es ſei einer der einen Stoß oder Tritt mit dem Fuß bekommen, oder der einen austheilen wollte, und wußten nicht recht was ſie dazu ſagen ſollten. Er wäre vielleicht, wenns hier ſo geweſen, wie nachmals in Trient, auch noch zur Polizei geführt worden, wenn er ſich nicht am Ende noch durch den unmittelbaren Anblick eines offenen Schuſterladens, und durch Zeigen mit den Fingern aus der Noth geholfen.

Ich meines Theils kam indeß auch, während ich nach einem Lohnkutſcher fragte, und den Bericht den mir einer darüber gegeben, etwas anders verſtanden als er ſelber, in ein ganz anderes Haus, und zwar zu einer ſehr vornehmen Dame hinein, welche gar nicht recht verſtehen wollte, was ich auf Italieniſch zu ihr geſagt und ſchien mir faſt als wenn ich ſie auch nicht verſtände. Kam mir überhaupt ſo vor, als ſey ich rückſichtlich meiner vielen Kenntniſſe der welſchen Sprache, in Italien zwar nicht viel geſcheiter, wohl aber etwas dümmer geworden, und mußte das der vielen Uebung zuſchreiben, die ich ſeither Tag und Nacht getrieben (denn ſogar im Traume hielten die Leute lange und recht ausſtudierte Reden auf italieniſche Mundart an mich) wie ich denn auch einſtmals, als ich bei Hofe gelebt, mein vieles Franzöſiſch das ich mit hingebracht, durch die tägliche, unausgeſetzte Uebung endlich ganz verlernt. Denn warum? je mehr einer Sauerkraut und Linſen ißt, deſto mehr wird er ſatt und kann zuletzt keinen einzigen Löffel mehr eſſen, und es kommt alſo der Menſch durch die viele Uebung zuletzt ganz außer Uebung.

Der Beſitzer der Bottega, bei dem wir diesmal unſere Chocalade und Kaffee auf den heutigen und auch gleich auf den morgenden Tag voraus tranken, war ein ſehr auſſerordentlich edler Mann. Gab uns das Geld, das er durch einen Rechnungsfehler, und ohne daß wirs bemerkt hatten, zu viel genommen, auf eignen Antrieb wieder heraus, welche edle Handlung uns dermaſſen rührte, daß wir beſchloſſen, einer von uns ſollte S. Majeſtät dem Kaiſer, wenn wir ſelbigem in Inſpruck begegneten, einen Fußfall thun, und Ihnen jene edle Handlung eines Ihrer Unterthanen berichten. Auch wollten wir dieſelbige in ein öffentliches Blatt rücken laſſen, das immer ſo erſchrecklich viele edle Handlungen aufnimmt, von Leuten, von denen man ſich ſo etwas gar nicht verſehen hätte. Wurde aber nachher beides, unter den vielen politiſchen und diplomatiſchen Arbeiten, die wir unterwegs vorgefunden, wieder vergeſſen.

Gefahren wurde aber nicht, ſondern bis Trient vollends zu Fuße gegangen, weil ſolches einem reiſenden Gelehrten viel beſſer bekommt, als das Fahren. Freilich wäre es uns lieber geweſen, wenn die Sonne, die gerade in den Mittagsſtunden ſehr hell durch die Wolken ſchien, nicht ſo gar heiß, ſondern lieber kühl geſtochen hätte, und wenn der Regen, der dazwiſchen, beſonders aber am Nachmittag, in ganzen Strömen auf uns niedergoß, nicht ſo naß geweſen wäre, indeß lacht ſichs bei Regenwetter eben ſo gut, als bei trocknem Wetter, und gewöhnlich kann einer ja doch nur bis auf die Haut naß werden.

Einer von unſern Reiſegefährten, bei dem die viele Uebung im Welſchreden, auf vorhin erwähnte Weiſe, am meiſten angeſchlagen, und der dabei ſehr ſchnellfüßig war (es war derſelbe, der in der Bottega, am erſten Abend, neben der Hausfrau geſeſſen, und ſich in das Handeln mit den Welſchen ſo gut zu finden gewußt), war indeß vorausgegangen. Dieſer hatte ein gar artiges Abentheuer an jenem Tage. Er war nämlich auf dem Wege, in einer Gegend die er uns beſchrieben, in ein großes Schloß gerathen, und hatte da auch das Wort, das er am meiſten geübt geſchrien, nämlich uae, uae, das heißt zu deutſch Trauben, Trauben, welche er von den Leuten kaufen wollen. Da war eine ſchöne, junge Gräfin, oder gar Fürſtin herbeigekommen, und hatte einer ihrer Hofdamen befohlen, (auf Welſch) dieſer unbekannten Standesperſon eine Schüſſel Trauben darzureichen, hatte auch ſchlechterdings für alle die ſchönen

Trauben kein Geld genommen. Nun meinten die andern freilich, daß in jener Gegend kein Schloß aufzutreiben geweſen, und möchte die Gräfin wohl die Müllers Frau oder die Frau Pächterin, die gleich bei der Mühle wohnte, geweſen ſeyn, indeß mußte das der Reiſende ja beſſer wiſſen.

Wir andern trafen auf dem Wege nach Trient nur noch zwei reiſende Gelehrte an. Der eine, der ein Beil auf der Schulter trug und etliche Stricke, dabei auch vorgab, er ſpräche etwas deutſch, wollte uns unter andern belehren, daß es hier unterwegs zu weitläuftig ſey und zu lange aufhielte, wenn man die Trauben kaufte, und es ſey viel beſſer, wenn man ſich dieſelben ſelber nähme. Uns wollte das freilich nicht recht einleuchten, er aber trat vor unſern Augen oder ſtieg in die Weingärten hinein, und wenn die Leute, die drinnen waren, ihn anſchrieen, ſchrie er ſie wieder an, und zwar oft noch ſtärker, bis er ſich genommen was er wollte, woran ihn übrigens niemand hinderte. Hätte ſollen Steuereinnehmer beim Großſultan werden!

Der andere, der wie ein Gerber oder anderer Lederarbeiter ausſahe, war, wie mans ihm auch gleich anmerkte, ein ehrlicher Deutſcher, gebürtig zwiſchen der Elbe und Oder. Da es an unſrer Sprache noch

immer

immer etwas merklich geblieben, daß wir Deutſche wären, redete uns das junge Blut an und war gar erfreut, daß er nach ſo langer Zeit (er war ſchon ſeit geſtern Nachmittags um 4 bei Salurn aus Deutſchtirol herein nach Welſchtirol gekommen) auch einmal wieder Deutſche ſähe, und wir unſererſeits freuten uns auch.

Der Regen ſtürzte eben in ziemlich fruchtbaren Strömen vom Himmel herunter, als wir bei Trient ans Thor kamen. Wir frugen, beim Abgeben der Päſſe, den öſterreichiſchen Unteroffizier, der beim Thor war, nach dem Gaſthaus, worin der Wirth und die Wirthin Deutſche wären, (der letzte reiſende Gelehrte der uns begegnet war, hatte uns davon geſagt) der aber ſagte, wir möchten nur ein wenig warten, wir müßten erſt zur Polizei geführt werden. Das kam uns etwas ſonderbar vor und wir frugen nach dem Wie und Warum? Und ob an uns oder an unſern (vom öſterreichiſchen Geſandten ſelber unterſchriebenen Päſſen) etwas Verdächtiges oder etwas auszuſetzen ſey? der aber erwiederte: es ſey weder an uns noch an unſern Päſſen etwas auszuſetzen oder zu tadeln, es ſei aber ſeit einigen Tagen Befehl da, daß Jeder Reiſende der zu Fuße ankäme, fürerſt zur Polizei geführt werden ſolle. Wir fragten nochmals, ob man uns alſo, wenn wir wären gefahren kommen, ohne Weiteres würde haben paſſiren laſſen, und es war die Antwort, Ja.

Da regte ſich in mir die Profeſſoren-Seele, eine Art Seele, von welcher es zwar auch noch keine gute Abbildung giebt, die aber gar nicht ſehr weiß ausſieht, ſondern deren Farbe ſich eher etwas ins Brunette, ja ins Schwarze hinzieht. Denn ſie iſt ungeduldig, auffahreriſch, ſtreitſüchtig, nicht ſonderlich verträglich, ja man ſagt ſie ſey auch hoffährtig und neidiſch, und was der geneigte Leſer noch ſonſt Abſicht hat beizufügen. Dieſe Seele ſagte zum ehrlichen Oeſterreicher (der wirklich eine gute Haut war) ob er denn glaube wir ſeyen ſo hergelaufne Leute? Ich ſelber ſey Bergrath und Profeſſor an einer nahmhaften Univerſität und Doctor auch, und wiſſe ſelber in der Eile nicht Alles was ich noch ſonſt ſey; deſſen Vater da iſt geheimer Finanzrath in Berlin und noch Baron dazu, deſſen da ein Regierungsrath u. ſ. w., und könnten eben ſo gut Extrapoſt fahren, als andre Potentaten und Standesperſonen. Es half aber Alles das nichts und mußten uns eben, um andere Weitläuftigkeiten zu vermeiden, bequemen, hinter dem Unteroffizier drein, mitten im ärgſten Regenguß, durch Dick und Dünn, rechts hinum, durch die Nebengaſſen, bis wohl ans Ende der Stadt, mit zur Polizei zu gehen. Der Aufzug mochte freilich etwas ſonderbar ausſehen. Die Frau mit dem rothen Shawl und ganz durchnäßt, that, als wenn ſie nicht recht zu uns gehörte, blieb immer hundert Schritte hinter dem Zug zurück, wurde aber von dem Volke, das neugierig an die Fenſter und Hausthüren lief, ſo wie von den Gaſſenbuben, welche auf welſch drein ſchrieen, eben ſo gut betrachtet und belacht wie der Vorderzug. Der Pudel aber hatte kein großes Gefühl für Ehre und Schande, lief ganz voraus, und mochte meinen es ſey ein Ehrengeleit, das uns da die Leute gäben. Ich meines Theils hatte den Hut, den ich erſt vor etlichen Tagen in Botzen gekauft, bis oben an voller Pflanzen mit Wurzeln, Blüthen aller Art und Zweiglein vom Oelbaum, auch einige Steine, und waren beſonders die Erdballen die ich an den Wurzeln gelaſſen, durch den Regen um ein Anſehnliches ſchwerer geworden. Ich hatte daher zuletzt mit beiden Armen daran zu tragen, und mußte, weil ich nicht wußte wohin mit den Schätzen, auch durch Trient, wie heute den ganzen Tag, mit entblößtem Haupte dem Zuge mich anſchließen. Auf der Polizei fanden wir einen artigen Mann, der uns wahrſcheinlich, wenn er am Thore geſtanden, nicht hätte ſo fort führen laſſen. Er ſchüttelte abwehrend mit dem Kopfe, als der Soldat ſagte es ſey noch eine Perſon unten, ob er Die auch kriegen und herauf bringen ſollte? (er meinte damit die Frau) und entließ uns bald höflich. Der Unteroffizier aber zeigte uns noch ganz freundlich den Weg zum deutſchen Wirthshaus, gegen ein kleines Trinkgeld, und ſchien ſich ſelber zu freuen, daß wir ſo gut da durchgekommen.

Im deutſchen Gaſthaus war uns bald ganz wohl und trocken zu Muthe. Ich meines Theils hatte dieſen Abend noch das Vergnügen, durch einen Zufall, einen berühmten Reiſenden und Naturforſcher aus Deutſchland zu treffen, deſſen Unterhaltung mir ſehr erfreulich und lehrreich war, um ſo mehr da derſelbe ſeit mehreren Jahren die Tiroler Gebirge durchforſcht hatte.

Die Ruhe that wohl und wurde ſelbſt durch die häufigen Mückenſtiche, von denen man nach mehreren Tagen noch die Spuren auf unſern Geſichtern und Händen geſehn, nicht gänzlich unterbrochen.

Weitere Rückreiſe von Trient nach Insbruck.

Freitags den 27ten September, ganz frühe des Morgens, ſieht man unſere Reiſenden ſchon in einem ſchönen, zugemachten Reiſewagen ſitzen, den ſie nun auch bis Insbruck behalten werden. Der Himmel war nach dem furchtbaren Gewitter, das noch geſtern Abends im Gebirge gehaußt hatte, wieder ganz klar geworden, und ſchon an der kühlen Luft hätte mans bemerken können, wenn man es auch nicht unmittelbar geſehn, daß heute Nacht auf den benachbarten Gebirgen Schnee gefallen ſey.

Der alten, großen, hoch an der ſteilen Felſenwand hinauf gelegenen Ritterburg bei Salurn, die ich mit einem meiner jungen Freunde beſtieg, iſt zwar ſehr ſchwer beizukommen, wegen der vielen rollenden, abgeſtürzten Geſteine, über die man hinauf klettern muß, ſie lohnt aber wohl die Mühe des Steigens. Sie iſt gar klug von ihren alten Erbauern auf eine hervorſpringende, einzeln ſtehende Felſenklippe hingeſtellt, welche nach hinten eine mächtige Kluft von dem höheren Gebirge trennt, der man von unten her ihre Breite nicht anmerkt, und daher anfangs glaubt, es ſey der Burg von oben her durch Felſenſtücke, die man etwa hätte ſchleudern können, beizukommen geweſen. Da hinüber hätte wohl kein damaliges Wurfgeſchoß gereicht. Uebrigens iſt die Burg auch nicht von Feinden erobert und zerſtört, ſondern, wie ein alter deutſcher Reiſebeſchreiber erzählt, Neumaier von Ramßla, „wegen der Geſpenſter ſo ſich darin aufhalten ſollen," von ihren alten Bewohnern verlaſſen worden. In der That, ſchaurig genug liegt ſie im ſtillen wilden Felſenwalde da, aus welchem ſie ſelber ganz geſpenſtig, mit ihren alten Fenſtern, die wie augenloſe Augenhölen ausſehen, herausſchaut. Auch ſcheint es faſt, als würde ſie jetzt noch nur äußerſt ſelten von Menſchenfüßen betreten, denn es führt kein eigentlicher Fußſteig zu ihr. Ich meines Theils hörte und ſahe da hinten auch was herausrauſchen aus dem bewachsnen Gemäuer eines alten Saales, es war aber ein freundliches Rothſchwänzlein, das mich kopfnickend begrüßte.

Guten Hunger vom Bergſteigen und ſtrenge Faſten. Im Gaſthaus wollte einer von uns, der nicht recht wohl war, etwas Fleiſchbrühe, es hieß es ſey keine da.

Darauf begehrte er etwas Salamiwurſt, wurde aber gefragt ob er nicht wiſſe, daß heute Faſttag ſey? und man hätte ihm vielleicht im gegenüberſtehenden Kaufmannsladen auch keine abgelaſſen, wenn nicht ein recht artiger Mann, der vor der Thüre ſtund und der noch dazu ein junger Geiſtlicher ſchien, ihm behülflich geweſen, und zur Kaufmannsfrau geſagt hätte: der Herr iſt fremd, und es iſt recht, daß er ſich auch zum Andenken an unſer Land mit Salamiwürſten, zum Mitnehmen in die Heimath verſorgt.

In Botzen waren wir noch ſehr zeitig am Nachmittag. Da muß man denn noch einmal recht ordentlich von dem ſchönen Süden und ſeinen Herrlichkeiten Abſchied nehmen. Darum wird der ſchöne Garten an der Stadt, voll blühender Roſengelände und hoher, fruchtbeladner Orangenbäume, noch einmal beſucht, und für die Kinder eine ganze Kiſte voll herrlicher Orangen und auch Pumpelmuſen, ſo groß als ein Kinderkopf gekauft, und dahinein auch noch ſonſt manche Südfrucht gepackt. Auch einen Zeltenkuchen muß der Fremde, der hieher kommt, und Kinder zu Hauſe hat, mitnehmen, wenn er durch Botzen reiſt. War gar große Freude unter der ganzen einheimiſchen und benachbarten Kinderwelt, als der ſchöne, große Kuchen ausgepackt wurde, der ſeiner Hauptmaſſe nach, blos aus großen Roſinen, friſchen Mandeln und Kaſtanien gefertigt und oben mit lauter Muſaik von Zuckerwerk, welches Tempel mit Säulen, Männlein (auch ein Hercules darunter) Bäume und Thiere vorſtellte, belegt war. Es wurde auch die Kaffeeſchenke unter den Hallen noch einmahl beſucht; von dem H. Banquier, an den wir von Nürnberg aus empfohlen geweſen, und der uns gar freundliche Dienſte gethan, dankbar Abſchied genommen, und dann noch ſonſt in der Stadt herum gegangen, bis uns die einbrechende Dämmerung ans Nachhauſegehen erinnerte. Vergnügter Abend in der großen Oberſtube im Mondſchein, erquickender Schlaf in den reinlichen Betten und in dem ſchon wohlbekannten Zimmer mit der ſchönen Ausſicht.

Am andern Morgen, den 28ten, wird der Weg durch das prächtige, unvergeßliche Eiſakthal, noch einmal von mir und einem meiner jungen Freunde zu Fuße gemacht, während der Wagen bald hinter uns, bald auch auf kurze Zeit ein wenig voraus war. Ein Geſpräch in den ſtillen Morgenſtunden, das uns beiden lieb war und ernſt, und auch beiden lieb und ernſt bleiben wird! Gott erhalte Dir nur immer, Du junge Seele, das Auge klar nach oben gerichtet, und eine warme Sonne, die auf Deine Welt voll reicher Anlagen und Keime ſcheine, damit ſie alle hoch nach oben wachſen.

Zu Klauſen, in dem Wirthshaus wohin uns der Kutſcher geführt, kann ein Jeder, der gerade den rechten Tag trifft, zweimal in der Woche friſches Ziegenfleiſch bekommen und dreimal aufgewärmtes. Wir trafen heute, wie es uns ſchien, den aufgewärmten Tag, doch nur den von geſtern her, und war alles recht gut und prächtig. Soll übrigens nicht von ganz Klauſen gelten, in dem es auch Kalbs- und Rinds-Braten Gaſthöfe geben mag.

Hinter Brixen geht nun der Weg bald, an herrlichen, unter der Laſt ihrer Früchte ſich faſt beugenden Kaſtanienbäumen vorbei, den Berg hinauf. Die Gegend, die uns von hier an ganz neu war, denn unſer Herweg hatte eine viel ſüdlichere Richtung gehabt, war gut und kühn und kräftig, lief hoch oben an tiefen, jäh hinab fallenden Thälern und Abgründen vorbei, und der Regen war uns, während wir ſo bequem im Wagen ſaßen, auch nicht ſonderlich läſtig.

Der Name des Dorfes worin wir übernachteten: Mauls, verſprach freilich mehr als er hielt, denn es war hier nicht viel fürs Maul zu haben, und wir hätten es in Schnabelweid oder in Gefräß, beim H. Bürgermeiſter Lochmüller, (beides auf der Straße nach Baireuth und Hof) freilich beſſer getroffen, und die Bewirthung nach dem Klange des Namens erreichen. Im daß es nur noch genug da, und der Schlaf war bald [illegible] und erquicklich.

Am andern Morgen, den [illegible] September, ging ich gar bald über [illegible] auf den [illegible] zu. [illegible] den Berg hinauf, [illegible] Thal [illegible] den Weg [illegible]

Alles geht nun schon wieder auf deutsche Weise, und es giebt [illegible] schon Bier statt des Weines. [illegible] und man begreift am Ende wohl, wie sich [illegible] weiter auf dem Volksgeist der [illegible] Europa's [illegible] Alle diese Sachen, die zu Freiheit und [illegible] und Tugend gehören, [illegible] sich [illegible] Bürger und Staate gehen, [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Der einſame Spaziergang bei dem ſchön gelegenen Steinach, während des Mittagsfutters unſers Kutſchers, mit der lieben Hausfrau Hand in Hand, gehörte eben auch mit zum Sonntag Nachmittag. Waren heute vor 10 Jahren, als Bräutigam und Braut auch in einer ähnlichen, ſtillen, kühnen Gebirgsnatur, bei lieben Verwandten, mitten unter Granitfelſen geweſen. Es kamen auch, über das Thal von Steinach her, Schaaren von Zugvögeln, aus der Gegend her, wo wir vor 10 Jahren geweſen. War vielleicht mancher darunter, der geſtern noch in der Nähe von Nürnberg herumgeflogen, und den hätten wir gern gefragt, was die lieben Kinder und Gevattersleute zu Hauſe machen?

Auch am Nachmittag kamen wir über Matray hin, durch ganz herrliche Gegenden, und es ließ ſich wohl das Stücklein Landes, das wir von hier an, bis am andern und dritten Tag über Zierl hinaus kennen lernten, mit dem Schönſten vergleichen, was wir noch ſonſt auf dieſer ganzen Reiſe durch Salzburg und Tirol geſehen. Die Straße lief bald hoch neben grünen Wieſenthälern hin, durch welche ein Waldſtrom mitten durch die abgeſtürzten Felſenſtücke rauſchte, bald zog ſie ſich ſelber in ein ſolches Felſen- und Waldthal hinein. Schöne Steine verſchiedener

Art, gab es da genug, und ich, der ich den ganzen Weg von Steinach nach Insbruck vollends, in Begleitung eines unſrer lieben Reiſegefährten, zu Fuße gemacht, hatte zuletzt den Hut und die Hände ſo voll gepackt, daß ich von ſelber wieder einen Theil davon fahren laſſen mußte.

Da links (weſtwärts) hinauf, zeigten ſich die Bergketten, welche ſich von Süden her, dieſſeits und jenſeits der Mellach nach dem Innthal hinziehen, und ihre Schneegipfel und Gletſcher leuchteten im Widerſchein der Abendſonne, nach dem Thal herein. Gegen Norden hin ſieht man ſchon von Ferne her das Innthal, mit ſeinen hohen, gähen Bergwänden. Endlich, wenn auch der letzte Bergvorſprung erreicht iſt, liegt das ſchöne Insbruck, mit dem durchs grüne Thal ſchlängelnden Inn, ganz und gar vor Augen da, und ſo viel auch ſchon das Auge geſehen hat, ſo daß man glaubt, man habe nun faſt ſatt vom Sehen, und könne nichts mehr ſo gar ſehr bewundern, ſpielt einem doch Insbruck, beſonders wenn mans von da oben ſieht, den Streich, daß man das Herz, das ſchon ganz voll war von allen den Herrlichkeiten die man geſehen, und bereits zugepackt und zugeſchloſſen, noch einmal aufmachen, und jene ſchöne Stadt mit ihrer Umgebung noch hinein laſſen muß, und zwar an eins der beſten, ſchönſten Plätzchen, die man darinnen hat. Mir war es ſchon recht, und ich that den Mund, Augen und Herz, bewundernd und mich erfreuend, gern noch einmal auf, denn ſolche köſtliche Perlen hat man nicht viele im Schatz der Erinnerung.

Haben ja auch da drinnen in der Stadt zwei der theuerſten und geliebteſten Menſchen, die der Reiſebeſchreiber auf der Welt kennt, Monate und Jahre lang gewohnt, gelebt und gewirckt: ein alter und ein junger Maximilian. Und wie ſich der alte, theure Held dort an der Martinswand auf der Jagd verſtiegen; ſo war der junge Max, mit ſeiner heldenmüthigen Frau, hier zwiſchen andere, einſame Bergwände gerathen, welche damals plötzlich ins Rollen und Stürzen und Bewegen gekommen, und war geraden Wegs hindurchgeſchritten als ein Held. Der alte Max hatte freilich ſchon auf Erden eine Krone, die ſein theures Haupt ſo ſchön zierte, wie wenig Häupter auf der Welt, der junge Max trägt auf Erden keine, iſt ihm aber anderswo eine aufgehoben.

Wir gehen nun den Berg hinunter nach der ſchönen Stadt hinein, und der Wagen, der heute gar viele Krümmungen machen wußte, wird gleich auch da ſeyn.

Der fürnehme Gaſthof, in welchem die Reiſenden einkehren wollen, iſt, wie uns unſer auſſen vor dem Thor ſtehender, bereits in Noveredo vorangelaufner Reiſegefährte ſchon im Voraus ankündigt und der Wirth bekräftigt, ſeit heute Nachmittags von fürnehmen Reiſenden (Engländern u. ſ. w.) beſetzt. Kamen daher in einen etwas bürgerlicheren, aber dabei ſehr ſauberen Gaſthof. Und das war uns auch eben recht, denn unter ſeines Gleichen ſchmeckt einem das Eſſen immer beſſer, als unter ſo fremden, fürnehmen Leuten.

Wir zogen noch in der Abenddämmerung, und dann auch noch in der mondhellen Nacht, nach dem Abendeſſen, fröhlich mit einander in der ſchönen Stadt herum und über die Innbrücke, und war der Abend herum, ehe wir ſo dachten.

Am andern Morgen, Montags den 30ſten September, ſind wir gar zeitig auf der Innbrücke, dann an der Hofburg und im Hofgarten, und bei andern ſchönen Sachen. Wir verweilten doch am längſten und liebſten in der Hofkirche, bei dem herrlichen Grabesmonument des edlen Kaiſers Maximilian des I. mit den 24 Basreliefs von Alexander Collins, aus weißem Marmor, welche die Hauptzüge aus der Geſchichte des trefflichen Kaiſers, und ſeine Thaten darſtellen.

Wurde doch hier, in der ſchönen Kirche, unter den alten Waffenrüſtungen der Heldenfürſten, und beim Anblick des Grabmahls Maximilians, ſo wie der edlen Philippine Welſer, ſelbſt der Leſer wieder etwas freundlicher gegen mich, der ſeit Mauls mit mir gemault und geſchmollt hatte. Der arme Menſch hat ſich nämlich vorgeſtern, in Klauſen, mit dem vielen aufgewärmten Ziegenfleiſch den Magen, und, wegen des nahen Connexes, der zwiſchen beiden iſt, auch das Herz etwas verdorben. Seitdem iſt er immer brummig, und ſieht gar ſauer aus. Dabei ſchnauft und ächzt der Mann hinter uns drein, daß es zum erbarmen, hat geſtern Abends mit einem Ausdruck von rechtem Ingrimm ſeinen Kalbsbraten zerſchnitten und gegeſſen.

Zwar die 74 fl. 13 kr., welche er als dritten Theil des Ganzen auf ſeine Perſon, für die ganze vierwöchentliche Reiſe, von Nürnberg bis Verona, und von da wieder zurück bis Insbruck zu bezahlen hatte, ſcheinen ihm nicht zu viel, denn er weiß ſelber, wie viel er (ſogar Extrapoſt) gefahren iſt, was er alles geſehen, gegeſſen und getrunken hat für das Geld; aber, ſagt er, es ſey eine Schande für einen Profeſſor, wenn einer, ſo wie er, der Leſer, 4 Wochen lang mit ihm reiſe, und ſo gar nichts in all der Zeit von ihm lerne. Sey doch keine einzige ordentliche, neue Bemerkung mit untergelaufen, und das Bischen geognoſtiſchen und botaniſchen Unterricht, das ich ihm da gegeben, kaufe er auch nicht theuer, es ſchiene ihm ſogar, als verſtünde ich ſelber nicht ſonderlich viel. Allenfalls im Welſchreden habe er noch etwas bei mir profitiren können, aber ich hätte ja auch nur äuſſerſt ſelten Welſch mit ihm geſprochen. Solche Späße, wie da unterwegens, könne einer zu Hauſe auch machen und hören, und brauche deswegen ſo weit nicht zu reiſen. Ja er greift mich ſogar bei meiner ſchwachen Seite an, und ſagt, es ſey ihm ſchon längſt an mir verdächtig vorgekommen, daß ich das Wort Deutſch mit dem D, und nicht mit dem T ſchreibe, und ſtäcke gewiß etwas Andres dahinter. Uebrigens möge er mich ſchon deswegen nicht, weil ich ſo viel ſtärker ſey, als er, denn er könne alle etwas dicke Leute nicht leiden. Endlich ſo fällt er noch überhaupt, und in Bauſch und Bogen, über die ganze Reiſe das Urtheil, mit welchem die Italiener einen Centauren beſchreiben: mezzo Christiano mezzo cavallo, und iſt ihm meine Neigung zum Fröhlichſeyn und Lachen, das ſich, ſagt er, nicht ſonderlich für mich ſchicke, gar nicht mehr recht.

Zwar auf die erſten Klagpunkte, welche der Leſer vorgebracht, mochte ich mich nicht zu tief einlaſſen, denn es könnte ſeyn, daß er in dem einen oder andrem etwas recht hätte, was aber den letzten — gegen das Fröhlichſeyn betrifft, ſo habe ich ihm, weil der nicht mich allein, ſondern auch andre Leute angeht, als Antwort darauf ſchon heute Morgen eine Art von orientaliſchem Mährlein erzählt, das mir freilich etwas ins Occidentaliſche und ſogar ins Niederländiſche gerathen:

Ormuzd, der Ewige thront nicht allein auf den ernſten Gipfeln der gewaltigen Schneegebirge, ſondern auch in der milden, lachenden Ebene; ſeine Kraft gehet nicht allein auf dem zürnenden Donner oder auf dem zerſtörenden Waldſtrom einher, ſondern lächelt auch aus dem ſanften Morgenlichte des Frühlings; waltet gleich gütig über der Ruhe der Nacht und über dem fröhlichen, mäßigen Genuß der Speiſe, wie über dem mühevollen Geſchäft des Tages. Darum, wenn deine Seele mit dem Adler hoch aufs Gebirge fleugt, ſo verachte nicht zu ſehr die Ebene, welche den Berg trägt.

Vor vielen Jahren, als der jüngere Zerduſchd den Magiern die fromme Weisheit der Väter wieder gebracht, lebte dort auf dem Gebirge gegen Aufgang, der alte Sophar, ein Freund der Weisheit welche von oben iſt, ein Helfer der Armen und Arzt der Kranken.

Es litten um jene Zeit die Kinder des Landes an einer Seuche, welche die Glieder lähmte, und viele auch tödete. Und Sophar erbarmte ſich der Kleinen, und brachte ihnen von einem heilenden Kraute, welches Strengesrecht heißet, und auf der ſonnigen Höhe des Gebirges wächſet, brachte ihnen aber auch zugleich von den lieblichen Früchten des Baumes Liebegut und Duldegern, um ſie zu locken und zu ſtärken.

Denn nicht ohne weiſe Abſicht hat es der Ewige ſo angeordnet, daß überall auf dem Gebirge, wo das Heilkraut Strengesrecht gedeihet, unmittelbar neben ihm die Bäume Liebegut und Duldegern, mit Früchten beladen wachſen, und den Wanderer ſchon von ferne zu dem heilſamen Kraute hinlocken. Es muß nämlich zwar dieſes Kraut, ſoll es nicht ſeine ganze Kraft verlieren, in ſeiner vollen, reinen Bitterkeit genommen werden, aber abwechslend mit ihm auch die Früchte jener Bäume. Denn Strengesrecht für ſich allein, ſchlägt die Kräfte nieder, und machet die Kleinen ſchüchtern und muthlos, Liebegut hebt die Kräfte wieder, und mit ihnen zugleich den Muth.

Es wohneten aber bei Sophar auf dem Gebirge, edle, junge Männer, welche aus dem Munde des Greiſes Lehren der Weisheit vernahmen und von ihm die Kunſt erlernten, die Kranken zu heilen. Und es fand ſich unter ihnen einer, Names Fartaſch, der Geringſte unter Allen und von dürftigem Herkommen, welchem Gott keinen ſo großen Verſtand ins Herz gegeben als den Andern, ſondern welcher von etwas blödem und kindiſchem Sinne war. Aber ſiehe, das Waislein und die Wittwe, giengen von ſeiner Hütte nicht ungetröſtet und ungeſättiget hinweg, und in ſeiner Einfalt ſtärkete er die Elenden und Verzagten, theilete ſein Brod mit den Hungernden, weinte mit den Weinenden und freuete ſich mit den Freuenden.

Und der weiſe Sophar hatte den Fartaſch lieb und dultete gern ſeine Einfalt, und die Unerzogenheit der niederen Hütte. Fartaſch aber, ſeitdem ihn der weiſe Greis aus der niederen Hütte zu ſich aufs Gebirge gerufen, dienete den Brüdern, und beſorgte freiwillig das niedre Geſchäft im Hauſe, und die Pflege des Gartens. In den Ruheſtunden aber erlaubte es Sophar gerne, daß er mit den kranken Kindern ſpielte; ſich mit ihnen auf ſeine und ihre Weiſe erfreute.

Und ſiehe es geſchahe, daß Sophar fern über Land zog. Da rief er vorher die Jünglinge und Männer des Berges alle und unter ihnen auch den Fartaſch zu ſich und ſprach zu ihnen:

„Es iſt Ormuzds Wille, daß ich auf einige Zeit von euch ſcheide. So laßet euch nun, meine Freunde, die Heilung und Pflege der Kranken anbefohlen ſeyn wie bisher. Gebet ihnen fleißig das heilſame Kräutlein Strengesrecht, aber gedenket dabei, daß der Ewige überall neben ſeinen Donnern auch die lockende Stimme der Erbarmung und Liebe wehen, und beim bittern Kraute die ſüße Frucht des Baumes Duldegern gedeihen läßet, und daß die Sonne im Frühlinge zuerſt mit ſanftem, milden Strahle, den ſchlummernden Keim aus dem Boden locket, ehe ſie nachmals mit glühenden, ſengendem Strahle, auf den ſtärkeren Sprößling ſcheinet und ehe der rauhe Sturm ihn feſte ſtählt. Gedenket daran, daß der Himmel jeden Tag zu der heißen Sonne, den kühlen, balſamiſchen Thau geſellet.“

Hierauf ſegnete der Greis ſeine Freunde, und zog von hinnen.

Und die Männer waren treu und ernſt, und bereiteten ſorgfältig die heilſame Arznei aus dem Kraute Strengesrecht und brachten ſie den kranken Kindern ins Thal.

Etliche aber unter ihnen verſäumten es, die Früchte des Baumes Liebegut und Duldegern mit ſich zu bringen, denn, ſagten ſie, dieſe Kinder hier im Thale ſind ſehr ſchwer erkrankt. Nun ſind es aber nicht jene Früchte, welche heilen, ſondern nur das bittre Kraut des Berges, und es iſt nicht gut, daß der Genuß der lieblichen Früchte ſolchen Kranken beßer gefällt, als der der heilbringenden Arznei.

Und ſiehe die kranken Kinder wurden ſcheu vor den ernſten Männern, und flohen vor ihrem Anblick und zuletzt auch aus der Nähe des Berges, und etliche unter ihnen ſturben ohne Hülfe. Ja auch die wenigen, welche nicht geflohen waren, ſondern das Kraut Strengesrecht anhaltend genommen, bekamen meiſtentheils, (ohne Liebegut und Duldegern) ein Leiden an den Augen, welche nun Alles um ſich her nicht mehr im rechten Lichte, ſondern dunkel und häßlich ſchwarz ſahen.

Da nun die Männer ſahen, daß die kranken Kinder vor ihnen flohen, und etliche ſturben hülflos, wurden ſie zornig und ſprachen: laßet uns von hinnen gehen, und uns ſcheiden von dieſem Lande des Ungehorſams und der Lotterbuben, daß das Feuer der Rache uns nicht ſamt jenen ergreife!

Fartaſch aber, der wenig verſtändige Mann, da er ſahe, daß die Früchte der lieblichen Bäume, mit denen vorhin der Alte ſo Viele gelabt und gelockt, faſt unberührt ſtehen blieben, und daß die kranken Kinder, mit denen er vorhin in den Ruheſtunden geſpielt, vom Berge gewichen, einige aber geſtorben waren, trauerte ſehr. Da nahm er von den labenden Früchten, und Einiges von dem bittern Heilkraut, eilte den Fliehenden nach, und brachte ihnen die ſüße Labung vom Berge, und das heilſame Bittere.

Und ſiehe, einige von den Kranken wurden geſtärkt und in ihrer Krankheit erleichtert, Andre aber, denen der wenig verſtändige Mann zu viel von den Früchten gegeben, wurden faſt kränker.

Und Fartaſch kehrte wieder auf den Berg, zu ſeinen Freunden. Und er trat zu ihnen und redete mit ihnen nach ſeiner Einfalt:

„Hat nicht unſer Meiſter die liebelockende Mutterpflege und Labung immer zum bittern Heilmittel geſellt, und tönet nicht aus jedem Blatte dieſer großen Offenbarung Gottes, die hier um uns her iſt, zugleich mit dem Donner des Ernſtes auch die ſüße Liebe der Mutterſtimme? Iſt es nicht alſo, meine Brüder! daß ihr die eine von den beiden Segnungen, welche Gott den Kranken dieſes Landes verliehen, ihnen vorenthaltet und entziehet?“

Jene aber antworteten: Wir haben wohl vernommen was du gethan, und daß du dich zu den Verkehrten im Lande geselleſt, zu den Verächtern des heilenden Krautes, und daß du die Kranken durch den unverſtändigen Gebrauch der ſüßen Früchte unſers Berges, nur noch kränker macheſt. Was haben wir mit dir zu ſchaffen, du Geſelle des Kinderſpieles, du Freund der Lacher, unnützer Geſchwätze voll. Wende dich von uns, daß du nicht noch andre Kranke mit den Früchten verderbeſt, und gebe Gott dir ein verſtändiges Herz.

Da wich Fartaſch tiefbetrübt von den lieben Brüdern, und vom Berge, und es war ihm, als wäre ihm ſein Herz genommen, denn dieſes hieng ſehr an den weiſeren Brüdern. Und einige von dieſen trauerten auch um ihn.

Und Fartaſch zog hinab in ſeine Hütte, da er vormals gewohnt, fuhr aber fort von den Früchten der Bäume Liebegut und Duldegern, und von dem edlen Kraute Strengesrecht, die er ſchon vorzeiten in das Gärtchen ſeiner Hütte gepflanzt, den Kranken mitzutheilen.

Und ſiehe, bei einigen von dieſen ſegnete Gott ſein Bemühen, daß es ſich mit ihnen beſſerte, andre aber hatte der wenig verſtändige Mann, wie vorhin, vielleicht auch nur noch kränker gemacht.

Es kamen aber bald wieder viele kranke Kinder,

welche

welche geflohen waren zu ſeiner Hütte, und mit ihnen ſpielte der Mann mit kindiſchem Sinne und tröſtete ſie, lachete auch mit den Lachenden, weinte mit den Weinenden und war gleich wie ein andrer Bewohner des Krankenreichen Thales.

Und etliche Jahre und Monate vergiengen. Da kehrte endlich der weiſe Sophar wieder zu dem Berge und zu ſeinen Schülern.

Und Sophar ſahe die Bäume Liebegut und Duldegern voller Früchte hängen, und es war Keiner da, der ſeine Hand nach ihnen ausſtreckte und an ihnen ſich labte. Und die Hütte des Fartaſch war leer, und dieſer wohnte nicht mehr auf dem Berge unter den Andern.

Da nun der Greis erfahren, was Fartaſch gethan, der wenig verſtändige Mann, und was die weiſeren Brüder gethan und daß ſie ſich von jenem geſondert hatten, gefiel es ihm übel. Und Sophar eilte hinab in das Thal und führte den Fartaſch wieder zu den andern hinauf und redete mit ihnen:

„Der wenig verſtändige Mann, der Freund der fröhlichen Männer, wohne ferner hier bei uns auf dem Berge und werde forthin wieder geduldet von euch, als der andern Brüder einer. Was Gott da jenſeits über ihn und uns beſtimmt, wiſſen wir nicht.

15.

Abſchied von der Alpenheimath, Einfälle aus dem platten Lande.

Der Vormittag und auch ein Theil des Nachmittags vergehen unter allen den Sehenswürdigkeiten, die man da findet in Insbruck nur gar zu ſchnell, beſonders da auch noch mit dem Mineralienkauf einige Zeit hingebracht wird. Denn ſchöne Steine aus Tirol kann man bei H. Agoſtino und Gebhard genug haben, und wer von Klaußen oder Botzen aus nicht ſelber hinein ins Faſſathal und an die Seiſſeralpe gehen konnte, verſorgt ſich hier, mit wenig Koſten, mit Steinen, beſonders aus der Sippſchaft des Zeoliths und Cubizits, auch findet er bei Herrn Gebhard hübſch große, edle Granaten, (eben ſo ſchön als von der Stubinger Alp in Kärnthen oder vom Lobinger Berge in Steyermark) als Rhomben-Zwölfflach und auch als 4 ſeitige Hyazinthſäule geſtaltet. Auch erhält er wohl hier Schmaragde aus dem Heubachthal, wo ohnehin das Selberaufſuchen nicht ſo gar leicht iſt, und das Herausſprengenlaſſen durch Pulver, immer wenigſtens viel Zeit koſtet, und andres mehr.

Wir ſind jetzt fertig mit dem Mineralienkauf, und der Wanderſtab wird nun in den ſchönen, kühlen Spätſtunden des Nachmittags wieder erhoben und an der Martinswand vorüber, nach dem Oertlein Zierl in Bewegung geſetzt. Dort, in der Gegend, wo das Kreuz an einer Höhle der gähen, glatten Felſenwand, faſt 700 Fuß über die Innfläche hinauf angebracht iſt, hatte ſich der edle Kaiſer Maximilian auf der Gemſenjagd verſtiegen, die ganze Wand aber bis hinan zu dem erſten, mit Gras bedeckten Abſatz, iſt faſt 1800 Fuß hoch. Das waren freilich Stunden der Angſt für den Helden; dieſer hatte aber ſeinen guten Engel nicht blos in ſich ſondern auch um ſich, und wird wohl, ſo lange er lebte und nach der Martinswand hinſah, zugleich auch weiter hinauf über alle Berge, mit einem dankbaren Auge geblickt haben, denn die Hülfe war wunderbar genug.

Immer geht der Weg noch nahe an den rieſenhaften Felſenwänden zur rechten Seite vorbei, und links ſind grüne, lieblich fruchtbare Terraſſen und Wieſendächer auf den untern, vielleicht mehr als 100

Fuß hohen Vorſprüngen der Berge, auf denen ſich gar manche Sennhütte und manches Dorf angebaut hat.

Zierl iſt ein ſchön gelegenes Oertchen, und in dem reinlichen, freundlichen Gaſthauſe übernachtet ſich's, mitten in und unter dem Lärmen, den die Leute noch tief in die Nacht hinein, beim Ausſpelzen des türkiſchen Weizens machen, recht gut und erquicklich.

Das war aber auch nöthig, denn der Berg, den die Reiſenden gleich am andern Morgen, Dienſtags den erſten October, da hinaus nach Seefeld und Mittewalde hin überſteigen müſſen, gehört nicht zu den kleinen und leichten, und giebt auch für die rüſtigſten Fußgänger eine tüchtige, etliche Stunden dauernde Arbeit. Wir alle hätten aber doch um Vieles den Anblick und die Freude nicht hingeben mögen, die wir da oben, beim Hinanſteigen hatten, als wir jetzt in und über das Innthal hinüber, auf die gewaltigen Bergmaſſen, und grünen, bewohnten Bergterraſſen ſchauten, und ich ſtiege heute noch zweimal ſo hoch nach einer ſolchen Ausſicht. Dazu war ein herrlicher, heiterer Herbſttag, und ſelbſt die fernſten und höchſten Berggipfel hatten ihre Wolkenmützen vor dem hehren Himmelsblau abgenommen. Ja freilich, ein ſolches Thal laſſe ich mir gefallen, und möchte wohl um meinen Wohnort her auch ſo eins haben. Doch wenn man eine Zeit lang wieder daheim iſt, kommen einem die Bergwände da hinter Baiersdorf und Vorchheim, ja ſogar die um Möhrendorf und Uttenreuth, wieder eben ſo hoch und ſchön vor, als jene dort am Inn, und der Menſch muß doch großentheils das Beſte was er darinen ſieht, erſt ſelber in die Natur hinein legen, ehe ers wieder aus dieſer herausſehen kann: Freude und Aufſchwung nach oben.

Sind wir einmal, nachdem wir oft bei der herrlichen Ausſicht geruht, den grünbewachſnen Berg hinan, ſo geht es mit raſchem Schritte vorwärts, denn wir möchten nun alle wieder recht bald in dem lieben, theuren Baierlande ſeyn. Man hat aber, nachdem man ſich in Seefeld ein wenig geſtärkt, noch die öſterreichiſche Mauthgrenze zu überſtehen, welche heute gerade bei gar keiner guten Laune iſt.

Wir fanden da drinnen, im Zimmer des kleinen Mauthhäusleins, unſern ſchon längſt vorausgeeilten, ſchnellfüßigen Reiſegefährten, noch von allerhand Fragen und Unterſuchungen umgarnt, wie ein ſchnelles Rehe, das ſich im Jägergarne verſtrickte. Wurde unter andern, nachdem ſchon manche andere verfängliche Frage an ihn ergangen, gefragt: ob er einen verſiegelten Brief bei ſich habe und dieſelbe Frage auch an unſre übrigen Reiſegefährten gerichtet. Da fiel mir ein, daß ich ſelber einen Brief bei mir habe, den ich in Insbruck noch vor meiner Abreiſe an meine Kinder geſchrieben, an mich ſelber addreſſirt und verſiegelt hatte, um ihn noch auf die Poſt zu geben, woran ich aber durch mein langes Verweilen bei dem Mineralienhändler war verhindert worden. Ich zog daher den Brief aus der Taſche und ſagte zu dem Fragenden: Ich ſelber habe hier einen verſchloßnen Brief, den ich geſtern an meine Kinder geſchrieben und noch nicht zur Poſt gegeben habe, ich will ihn da, um ſie zu überzeugen vor Ihren Augen öffnen. Der aber fuhr ſchnell herum, riß mir mit einem Schrei der Freude und des Zornes zugleich den Brief aus der Hand, ſprang damit zur Seite und ſagte: den Brief dürfen Sie nicht öffnen, ich will ihn aufmachen und leſen.

Es wurde dann der Brief aufgeſchnitten, indem der Mann freudig zwiſchen den Zähnen murmelte: das koſtet einige Gulden Strafe. Auf ſeinem Geſicht und in den raſchen Händen zuckte ein ganzes Ungewitter ſchadenfreudiger und ſtraffroher Erwartung. Welche jedoch durch einen andren, viel freundlicheren Mauth-Herrn, der auch mit in dem Zimmer ſaß, bald zu Schanden gemacht worden. Denn der meinte, wenn ich es durch meine Handſchrift beweiſen könne, daß der Brief von mir ſelber geſchrieben und an mich ſelber abbreſſirt ſey, könne ich nicht geſtraft werden. Der Beweis war denn leicht zu führen, obgleich mich der Mauthner durch den Zuſchrei beim Schreiben: ich ſolle ja nicht etwa meine Hand verſtellen, in etwas zu geniren ſuchte.

Da gieng das Blitzen auf dem Angeſicht des Mannes gar bald in Regenwetter über, es umzog ſich das ganze Geſicht mit Wolken, anfangs die Augenbraunen, dann die Backen, dann der breite Mund und donnerte nur noch von ferne her mit Scheltworten auf die deutſchen Studenten, welche freilich an meinem Briefe nicht viel Urſach hatten. Es wurde unter anderen von dieſen geſagt: „die Mäuſe wollen nach dem Mond fliegen und den Mond avanzire.“ Der Donner wurde darauf immer unvernehmlicher und unverſtändlicher, und es brach ſogar wieder ein kleiner Sonnenſtrahl der Straf- und Schadenfreude durch die Wolken, nachdem der Mann meinen Brief noch einmal geleſen.

Darinnen ſtund nämlich unter andern: „Meine lieben Kinder! .... In Welſchland iſt ein gar ſonderbares Leben, am Gardaſee haben wir gar viel erfahren, davon mündlich.“ Ausdrücke, welche dem Manne doch in etwas bedenklich vorkommen mochten, denn er ſagte zum Freundlichen, vorne bei der Thür: nehmen Sie zu Protocoll, daß ich einen verſiegelten

Brief geöfnet, und fügte mit bedeutender Miene hinzu: den Inhalt werde ich Ihnen nachher ſagen. Kann alſo wohl ſeyn, daß der Reiſebeſchreiber noch nach Jahren und Tagen zur Rede geſtellt und darüber befragt wird, was er denn eigentlich am Gardaſee erfahren und was ihm denn in Welſchland ſo gar ſonderbar vorgekommen? Der Leſer weiß aber beides.

Nun die Sache war vorbei, und unſre Reiſenden, nachdem man alle Kleider und Wäſche und Zubehör wohl durchſucht hatte, zogen gar froh wieder in die ſchöne, freie Luft hinaus, die niemand viſitirt und viſitiren kann, wenn ſie ſo friſch und blau über die Berge herein und heraus zieht.

Meine Reiſegefährten werden mir bezeugen müſſen, daß ich bei dieſer Gelegenheit einen gar großen Muth gezeigt, und dem Mauthbeamten Dinge geſagt, die ihm wohl noch Keiner geſagt hat. Freilich mit einiger Vorſicht, und nicht gleich in der Nähe des Hauſes, ſondern erſt eine halbe Viertelſtunde davon, nachdem ich mich umgeſehen, ob keiner da ſey, der es etwa hören könne. Dachte dabei freilich ſelber an jenen Würtemberger Bauer, der ganz zornig nach Hauſe kam, und nachdem er im Zorn eine ganze Schüſſel mit Milchſuppen ausgegeſſen, und etwas Kalbfleiſch, ſeiner Hausfrau im Vertrauen erzählte, daß er heute dem

Herrn Amtmann die Meinung dermaßen geſagt, und ihn ſo und ſo genannt, daß er ſich ſelber darüber wundern müſſe. Die Frau ſchlägt darüber vor Schrekken die Hände über den Kopf zuſammen, und ruft aus: Mann, du haſt uns Alle unglücklich gemacht. Jener aber erwiedert brummend: Narr, ich habs ihm ja nicht drinn in der Stadt geſagt, ſondern erſt da ich draußen auf dem Weinſteg geweſen, und hab mich auch erſt umgeſehen, daß es keiner hört.

Ei wie froh ſind unſre Reiſenden, da ſie jetzt wieder ins liebe, trauliche Baierland kommen. Denkt in Mittewalde keiner daran, ſie ſo auszuviſitiren und auszuexaminiren, werden die Päſſe ſchnell und mit Freundlichkeit abgefertigt. Die Leute da im ganzen Ort, und beſonders auch im Wirthshaus, kommen einem ſo ganz beſonders freundlich und treuherzig vor, daß ſelbſt die jungen Ausländer meinten, es ſey einem doch gleich ganz beſonders wohl und heimathlich zu Muthe, im Baierlande.

Wem ſollte es aber auch da nicht wohl werden, wenn er mit friſchen Kräften hier in der herrlichen Gegend, am Iſarufer hinunter geht, und findet zu dem noch ſpät blühenden Rhododendron, (Rh. hirsutum) das er ſchon zwiſchen Scharnitz und Mittewalde getroffen, noch ein und die andre ſchöne, neue Blume, die er noch niemals ſelber blühen geſehen. Aus dem friſchen Laubwald, jenſeits Weigan, weht eine kühle, erquickende Gebirgsluft heraus, und nimmt alle Ermüdung hinweg, wenn etwa eine da wäre. So kommt man neugeſtärkt aus dem ſchattigen Walde hervor an den Walchenſee.

Gieng uns da auch wie vor Insbruck, nach Seite 229. und mußten das ſchon ganz zugepackte Herz noch einmal aufthun, und den in ſeiner Art unvergleichlich ſchönen, unvergeßlichen Walchenſee auch mit hineinnehmen. Es herrſcht da eine ganz eigne, hehre Stille, von der ich (bei einer übrigens ganz unähnlichen Umgebung) nur, am freilich ungleich kleineren Herthaſee auf Rügen, eine ähnliche Empfindung gehabt.

Da über den hohen Laubwald heraus, der den ſpiegelglatten, tiefſtillen See rings umher umgiebt, ſchauen Gebirge, deren höchſte Gipfel (wenigſtens in der Zeit, in der wir ſie ſahen) mit Schnee bedeckt ſind. Ich möchte wohl ein Mahler ſeyn, und dieſe ſinnvolle Hieroglyphe der Natur nachbilden können. Denn dieſe Gebirge da, ſind auf ſo charakteriſtiſche Weiſe gruppirt, daß ſie mit dem dunklen Laubwald und ſchwarzblauen See zuſammen, wohl in jeder geſunden Menſchenbruſt ein Gefühl des ſtill Feierlichen wecken müſſen. Es iſt, als wenn da die hehre Natur, zurückgezogen in dieſen ſtillen Thalkeſſel, über einen ernſten, großen Gedanken nachſänne, den ſie dem Menſchen noch nicht vertrauen dürfte, und wird einem ſelber ernſt und nachdenklich, und in ſich verſchloſſen zu Muthe, in dieſer ernſt ſchweigenden, in ſich ſelber vertieften Natur. In der That eine ſolche Reiſebeſchreibung, wie dieſe da, könnte und möchte ich am Walchenſee nicht ſchreiben. War einem faſt, als dürfte man auch nicht zu viel plaudern in dieſem hehren Felſen- und Waldtempel!

Hier in dieſen Felſen am See, haben in früher Vorzeit fromme Väter gewohnt, welche von hier aus dem Lande gen Oſten und Weſten und Norden, den groſſen, lebendigen Gedanken einer ganzen neuen Welt des Geiſtigen, das Chriſtenthum brachten.

Wir ſchieden erſt gegen Abend aus dem herrlichen Thalkeſſel, und eilten, nachdem wir den Saum des Felſen-Beckenrandes gegen Norden zu erſtiegen hatten, ſchnellen Schrittes den ziemlich hohen, ſteilen Berg hinunter, an den tief unten gelegnen Kochelſee. Da iſt einem gleich wieder ganz anders, offenherziger und minder ſchweigſam zu Muthe, und darf da einer reden und ſchreiben was, und lachen wie er will. Denn obgleich die hehren Gebirge, die man am Walchenſee geſehen, auch noch hier heru r mit ernſten Blicken ſchauen, ſo iſt einem doch in dieſer fruchtbaren, vielbewohnten und bebauten Ebene ſo zu Muthe, als wenn einem jene hier nicht mehr viel zu ſagen hätten.

Die Reiſenden kommen, auf einem Bauernwagen, den ſie ſchon am Walchenſee im Poſthaus genommen, aber bisher noch wenig benutzt hatten, Abends, da ſchon die Lichter brennen, in das freundliche Benedictbeuern. Iſt da alles froh und heiter im Gaſthof, alle Tiſche voller Leute, die ſichs noch gut ſchmecken laſſen. Auch ein Paar Studentlein (zwei Brüder) die von der Schule eine Ferienreiſe nach Hauſe machen.

Iſt es doch als wenn auf ſo einer Reiſe die Leute immer luſtiger würden, und möchte man, wenn der Leſer ſo zuſieht, wohl ſagen: nichts vor ungut. Bei uns kam freilich dazu, daß wir uns in dem freundlichen Benedictbeuern heut zum erſten Male wieder ſo recht zu Hauſe fühlten, im lieben Heimathlande! Dabei machten einige junge Bauern recht artige Muſik, ſich ſelber und den andern Gäſten zum Vergnügen, mit einem Inſtrumente, das einer Zitter glich.

Das Bier hätte wohl auch die alte Reichsſtädtiſche Probe gehalten, die noch vor nicht gar langer Zeit auch zu Neukirch am Brande eingeführt geweſen, aber neuerlichſt, ſeitdem wir eine ſo gute Tuchfabrik in der Nähe haben, abgekommen iſt. Denn der Burgermeiſter und die andern Rathsherren, tragen ſeit der Zeit auch keine ſchwarzledernen, ſondern gelbtuchene Beinkleider, und der Leſer begreift wohl, daß in ſolchem Falle ein ganzes Seidel, auch vom beſten Biere von der Bank aufgetrocknet werden müſſe, noch ehe jeder von den in Tuch gekleideten Probeherren das dritte Maas getrunken, und wird ſonach oft das ſtärkſte Klebebier mit Unrecht als nicht bankhaltig verurtheilt, weil die Bank, wenn die Herren aufſtehen, nicht auch mit aufſteht. Uebrigens gehört dieſe Bierprobe ins Fach der höheren Staatswirthſchaft, auf welche wir den wißbegierigen Leſer ihrenthalben verweiſen wollen.

War da in dem Wirthshauſe alles ſo reinlich, ſo nett, ſo wohlhabend! Silberne Löffel, Meſſer und Gabeln mit ſilbernen Handheben, für Jeden, der mit aß. Die Leute ſind alle ſo cultivirt, legen ſogar die Knochen beim Fleiſcheſſen auf, oder neben den Teller, während ſie der Bauer bei uns im Oberlande mit lautem Schalle hinter ſich in die Stube wirft, woraus freilich auch einmal ein ſehr artiges Misverſtändniß entſtanden. Denn ein Bauernmädchen aus dem Oberlande war Gevatter gebeten, hinein in die Stadt. Hatte in der europäiſchen Cultur, die (weil keine

Straße durchgeht,) dort immer hinten rum vorbeipaßirt, noch keine gar großen Fortſchritte gemacht, und fragte daher die Mutter, wie ſich denn der Menſch anſtellen müßte, bei ſo einer Gelegenheit. Die Mutter, die ſonſt in Schwarzenbach an der Saale beim Herrn Burgermeiſter und auch beim Hrn. Diaconus gedient hatte, und feine Lebensart verſtund, ſagt der Tochter unter andern guten Lehren, wenn das Fleiſch gegeſſen würde, ſolle ſie fein die Beine (Knochen) neben den Teller auf den Tiſch legen. Da nun die Suppe gegeſſen worden, und brachte der Hausvater das Fleiſch auf den Tiſch, wußten die beiden andern Gevattersleute, die neben der Jungfer ſaßen, gar nicht, was da nebenan ſo unter dem Tiſchtuche herauf arbeitet. Merkens aber bald. Denn die Jungfer hatte gemeint, ſie müſſe ihre eigenen Beine neben dem Teller auf den Tiſch legen, nicht die vom Kalbfleiſch.

Nun lieber Leſer! nichts vor ungut. Die Schlafzimmer ſind ſchön und freundlich. Die Betten gar reinlich, Gott befohlen, und gute ſanfte Nachtruhe!

Nun wird es gleich aus ſeyn mit der Reiſe. Denn der Morgen iſt ſchön, der Weg ebenfalls, und die Gegend im Anfang auch. Da geht es ſich raſch weg in der Morgenkühle, bis man, immer nach Norden zu, mehr und mehr in Gegenden kommt, die anfangs mittelmäßig, dann hinlänglich, dann nothdürftig ſchön ſind, und da reiſ't es ſich dann auch ſchnell durchhin.

So kommen wir denn am Nachmittag gar zeitig in München an, wo es uns immer wohl gegangen, und diesmal ganz beſonders. Keine Beſchreibung brauch ich aber davon weiter nicht zu geben. Denn ich habe in Erfahrung gebracht, daß der Leſer, für welchen dieſe Reiſebeſchreibung zu allernächſt geſchrieben worden, und der ſie vielleicht unter allen Leuten ganz allein mit großer Treue Wort für Wort geleſen — der Herr Setzer nämlich, der ſie abſetzt, ein geborner Münchner iſt, was brauche ich dem alſo zu beſchreiben, was er beſſer weiß, als ich. Würde den Mann nur langweilen!

16.

Schluß.

Da ſind wir denn endlich, Dienſtags den 8ten October, gegen Abend, wieder auf demſelben Wege von Nürnberg nach der Univerſitätsſtadt Erlangen hin, auf welchem wir heute vor fünf Wochen auch waren. Die Pferde ſcheinen freilich beide etwas zu langſam zu gehen, und das Herz, das ſich heute gar nicht in Nürnberg aufgehalten, iſt ſchon lange vorausgegangen zu den lieben Kindern und Freunden, und zu der gewohnten Stille, Ordnung und lieben täglichen Arbeit der Heimath. Es ſitzt aber keine Ungedult und Unruhe mit im Wagen, ſondern es iſt ſo, als wäre uns die ganze, innre und äußere Ruhe aus dem lieben Hauſe her ſchon entgegengekommen, und die Reiſe-Unruhe und nach Seite 252 vielleicht allzuhoch geſtiegene Reiſeſtimmung, mit dem Lohnkutſcher, der uns zuletzt bis nach Nürnberg gefahren, wieder retour gegangen.

Iſt es doch nur, gleich der Centrifugalkraft, welche die Planeten für ſich allein ins unendlich Ferne hinaustreiben würde, ein Sehnen und Streben, von dieſem Boden hinweg, in eine ewig ruhige Heimath hinaus, was einen von Zeit zu Zeit ſo forttreibt vom Hauſe, und es geht der Menſchenſeele ſo wie den Völkern der Vorwelt, bei den erſten Bewegungen zur Völkerwanderung: ſie ſucht ein verlornes Paradies auf, welches doch am Ende zunächſt nicht außer ihr im Raume, ſondern in ihr ſelber und in ihrem ewigen Mittelpunkte gefunden wird.

Das Sehnen, das mich einmal wieder hinausgetrieben, iſt vorbei, und ich kann heute gar nicht mehr mit ſolcher Freude an alle die ſchönen Berge und Herrlichkeiten, von denen ich herkomme, denken, als damals, wo ich zu ihnen hinreiste, und iſt mir faſt zu Muthe, als hätte ich einen Theil der ſchönen Erinnerungen von der Reiſe wieder verloren, denn wenn ich die Augen ſchließe, treten nicht die hohen Gebirge und Seen und Alpenwieſen vor die Seele, ſondern nur lauter Bilder aus der lieben, ſtillen Heimath. Ja ich würde heute wohl, wenn auch die ſchönſten Sachen am Wege ſtünden, dieſe kaum ſehen; geht mir alſo am Ende dieſer kleinen Reiſe ſo, wie es, nur nach viel größerem Maasſtabe, den Menſchen zuweilen gegen das Ende der großen Pilgerreiſe durchs Leben ergehet, und in beiden Fällen iſt ſich wohl auch der Grund etwas ähnlich.

Eine meiner Freundinnen kannte einen alten ruſſiſchen General, der zuletzt, einige Jahre vor ſeinem Tode, Alles, was ihn etwa eben in dem einen Augenblicke aufgeregt und bewegt hatte, im andren ſchon wieder vergaß, und welchem das Alter alle Bilder aus ſeinem vergangenen Leben ausgelöſcht und hinweggeriſſen hatte. In ſeinen kräftigeren Jahren hatte er den ſiebenjährigen Krieg zum Theil ſelber mitgemacht, und auch im übrigen (anfänglichen und ſpäteren) Verlaufe des Krieges, als ein herzlicher Verehrer des großen Friedrichs der Preußen, an allen Siegen deſſelben den innigſten, freudigſten Antheil genommen.

Damals las er gar gern und mit großer Begierde Zeitungen, und in ſeinem hohen Alter war ihm zwar noch die alte Gewohnheit des begierigen Leſens der Zeitung geblieben, er verſtund aber nichts mehr davon, und ſchüttelte nur unmuthig mit dem Kopfe. Denn er hatte es längſt vergeßen, daß die alten Helden und Mitgenoßen die er noch gekannt, geſtorben waren, und daß ſich das große Theater der Welt ſeitdem mit ganz andern Perſonen wieder gefüllt hatte, welche ein neues Stück aufführten. Wollte ihm dann, wenn er ſo mit dem Kopfe geſchüttelt hatte, nicht einmal der Thee recht ſchmecken und der Taback zum Frühſtück.

Da legte ihm ſeine Schwiegertochter, die gar gut war, jeden Morgen auf den Kaminvorſprung, wo die Zeitung ſeit vielen Jahren ihren gewöhnlichen Ort hatte, ein Zeitungsblatt hin, das den ausführlichen Bericht über einen der glänzendſten Siege enthielt, welchen der große Friedrich über ſeine Feinde erfochten; ein Blatt von dem ſie wohl viele Exemplare hatte abdrucken laſſen, damit es immer neu und friſch ausſähe. Wenn dann der Alte hereingewankt kam, und, ehe er ſich zum Theetiſch hinſetzte, die Zeitung nahm und zu leſen anfieng, war er wieder ſo außer ſich vor Freuden über die Nachricht, als vor 43 Jahren, da er ſie zum erſten Male geleſen, erzählte Jedem, der herein kam, daß der große Friedrich ſchon wieder einen Sieg erfochten, und lebte auf etliche Minutlein ganz auf. Und obwohl das, was er geleſen, gar bald wieder vergeſſen war, ſo ſchmeckte ihm doch hernach der Thee beſſer, und der Schwiegertochter auch, und beide ſahen heitrer aus als ſonſt, wenn der Alte den Kopf geſchüttelt hatte.

Nun, die große Liebe der guten Schwiegertochter gefällt einem gar wohl, und der liebe Gott wirds ihr reichlich gelohnt haben und noch lohnen, daß ſie dem alten Manne ſo gern Freude machte, ſollte mirs aber einmal ſo gehen, ſo bäte ich die Tochter ſchon jetzt im voraus, daß ſie mir kein ſolches Blatt, am allerwenigſten eines, das ich ſelber geſchrieben, hinlegte, ſondern lieber etwas Andres, das Zeitungen giebt aus einer Welt die nie abſtirbt und niemals alt wird, und das mir die Morgenſtrahlen des neuen, nahen Tages mit herein ließe in meine dunkle, tiefe Nacht.

Denn es hat wohl eine ganz eigne Bewandtniß mit dieſer Unbemerkſamkeit und ſcheinbar geiſtigen Blindheit mancher Alten, für alles das, was um ſie her iſt, und ehe wir davon weiter reden, wollen wir, da wir hier einmal im Erzählen ſind, noch etliche ſolche Geſchichten von alten Leuten dazu geben.

In etlichen Fällen ſieht es freilich ſo aus, als wenn bei ſolchen Alten nach und nach das ganze Herz, Stück nach Stück, mit allen den weggeſtorbenen Lieben ſchon voran aus der Welt gegangen, und für die nachgeborne, unbekannte Mitwelt, gar keines mehr übrig geblieben wäre, und ſo kam es einem unter andren bei dem alten, hundertjährigen Schieferdecker zu Auerbach im Voigtlande vor, den mein Schwiegervater noch gekannt hat. Der Alte, dem alle, die ihm am nächſten geſtanden, auch ſchon voraus gegangen waren, ſchien für alles, was jetzt um ihn war, faſt ganz ſtumm und blind. Wenn er aber, wie jeden Nachmittag, am Fenſter ſtand und hinausſchaute auf den Weg, wo gewöhnlich ſein alter, mehr als 50jähriger Kamerad und Gevattersmann, der Revierförſter herkam, kannte er den, mit ſammt ſeinen blöden Augen, ſchon aus weiter Ferne und riß dann das Fenſter auf, und lachte da mit zitterndem Haupte hinaus, und konnte es gar nicht erwarten bis der Förſter herein war. Dann giengen das alte Herz und die ſtummen Lippen, gegen den einzigen Menſchen, den der Schieferdecker noch aus der kräftigen Jugendzeit kannte und liebte, ſogleich auf, und ſchwatzten die beiden Alten gar fröhlich vom Türkenkrieg und vom Prinz Eugen, von theuern und wohlfeilen Jahren, grimmig kalten Wintern und heiſſen oder naſſen Sommern, die ſie mit einander erlebt hatten, bis gegen Abend der Knecht vom Förſter hereinkam und ſeinen alten Herrn mit nach Hauſe nahm. Da aber nun der Revierförſter auch geſtorben war ſtand der Schieferdecker erſt noch mehrere Nachmittage am Fenſter, und ſahe nach dem Weg hinaus, wo ſonſt der alte Gevattersmann hergekommen war. Da er aber begriffen, daß der nun nicht mehr kommen könnte, mochte er nicht mehr ans Fenſter gehen, und auch gar nicht mehr aufſtehen, ſondern legte ſeine Füße zuſammen, und ſtarb dem alten Kameraden nach.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Jahr vor ſeinem Tode in Straßburg. Von allen den vielen, gelehrten Sachen, die der Alte geleſen, erlernt und mit ſeinem gar tief eindringenden Verſtande erforſcht hatte, wußte er nun gar nichts mehr, hatte ſeine eignen Schriften, ſo wie die von andern Leuten, ganz vergeſſen. Ja er kannte nicht einmal ſeine nächſte Umgebung mehr, und meinte immer, mitten in dem Zimmer in dem er doch ſo lange gewohnt, er ſey auf der Reiſe, in einem fremden Wirthshaus und verlangte deshalb gar oft ſehnlich, man ſolle ihn doch nach Hauſe bringen. Sprach alſo jemand mit ihm, etwa von wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden, oder von Dingen aus dem Kreiſe des gemeinen, leiblichen Lebens, ſo verſtund der Greis nichts davon und erſchien ganz kindesblöde. Sprach dagegen jemand mit ihm, und zwar nicht mit ſehr künſtlichen Worten, ſondern hübſch wahr und einfältig, von der einen großen Gotteswahrheit, die ſein ganzes Leben bewegt und geſtaltet hatte, oder ſagte ihm irgend eine Stelle aus der heiligen Schrift, die mit jener Gotteswahrheit in nächſter Be-

---

Seine Werke, die man ſehr ſelten in deutſchen Buchhandlungen findet, ſind ſämmtlich in Straßburg bei Silbermann erſchienen.

ziehung ſteht, ſo war es als wenn ein Lichtſtrahl aus dem neuen, künftigen, oberen Lebenselement, in die dunkle Tiefe, zu dem bereits Verwandelten hinunter gefallen wäre. Der Greis nickte erſt fröhlich mit dem Kopfe, erkannte was um ihn war und ſprach ſelber zuverſichtlich mit.

Wie nun, wenn nun erſt wird die Decke zerbrochen geweſen ſeyn, die damals noch über dem, ſchon für das neue Lebenselement Zubereiteten lag, ei wie wird da das neue Auge, das nur für die alte Umgebung nicht mehr paßte und deshalb in ihr wie blind erſchien, ſo hell und klar und weit geſehen haben!

War doch auch der alte, vielgelehrte und tiefſinnige Prälat Oettinger, in den letzten Jahren vor ſeinem Tode, zu einem ſolchen Zuſtande verhüllter Kindheit gekommen. Davon ſagte ſein Schüler und Freund, der Würtemberger Pfarrer und aſtronomiſche Uhrmacher Hahn öfters: Unſer alter Oettinger hat ſich eben ſein ganzes Leben lang bei ſeiner raſtloſen Geſchäftigkeit, gar niemals eine Ruhe gegönnt. Der liebe Gott hat aber dem treuen Arbeiter noch auf der Erde eine Zeit der Sabbathsſtille und Ruhe geben wollen; denn welche Ruhe könnte vollkommener und ſeeliger ſeyn, als die einer frommen, unſchuldigen Kindheit.

Nun der Alte hatte in ſeinem Leben, beſonders in jüngeren Jahren, (wo ihm ſein Freund, der Commandant auf dem Aßberg, öfters wieder Troſt und Ruhe in die Bruſt beten mußte,) ſo manchen innern und äußern Kampf durchgemacht; jetzt aber wußte und vernahm er nichts mehr von Leid und Geſchrei, nichts mehr von Noth und Angſt, von Verfolgung und Spott, ſahe die liebe Sonne froh und lächelnd aufſteigen und wieder untergehen. Hatte bloß noch eine einzige Vorſtellung unwandelbar feſt im Herzen, „daß Gott, mein lieber Vater, und immer bei mir und um mich iſt, und mich hört, wenn ich zu ihm bete.“ Die ungemein vielen gelehrten, tiefſinnigen Sachen, womit ſich ſonſt ſein vielumfaſſender Geiſt getragen, waren alle weggeſchwunden, er wußte nicht einmal, daß er Prälat geweſen und noch war, ſondern hielt ſich ſelber für ein ſolches Kind, wie die da waren, mit denen er ſpielte.

Anfangs hatte der Alte nur etwa vom Fenſter aus herunter gelächelt auf die Kinder und ihr Spiel, kam aber bald auch hinab zu ihnen, ſetzte ſich am Ende auf den Boden und ſpielte mit. Gieng wohl auch gar mit in den nahen Wald hinein und jauchzte mit vor Freuden, wenn die Kinder jauchzten über die ſchönen Blumen und Erdbeeren, die ſie da gefunden.

Dabei verließ ihn aber ſeine Hauptvorſtellung nicht und wenn etwa die Betglocke läutete, faltete der Alte ſeine Hände wie ein Kind, betete aber mit den Kindern auf ſolche eindringende, bewegende Art, daß die wohl alle nicht mit dem Mund allein, ſondern mit ganzem Herzen und Gemüthe mit beten mußten. Ja es ſind damals, wo der Greis ſo war wie ein Kind, viele Menſchen, denen das Herz gedrückt und gepreßt war, von innerem oder äußerem Leid, zu ihm gegangen, und getröſtet worden durch ſein kindlich ſtarkes Gebet zum „lieben Vater, der Alles hört" und es war einem, wenn ſo ein Strahl von dem neuen Tage, für welchen der auch die neuen, zubereiteten Augen hatte, in ſeine Kindheitsdämmerung hereinfiel, als ſähe man ſchon die Morgenröthe der Ewigkeit, da von dem Geiſte des Alten wiederglänzen.

Freilich zeigt ſich nun, in gar vielen ſolchen und ähnlichen Fällen, wo z. B. noch kurz vor dem Tode, oder bei andern Gelegenheiten, die klarſte Rückerinnerung an alles Vergangene wieder in ein ſo verdunkeltes Daſeyn hineintrat, daß kein Zug, kein Strich, aus dem ganzen Bilde des vergangenen Lebens verloſchen, kein Wörtlein davon verloren gegangen war, und daß blos das Licht fehlte, welches das Bild beleuchten und ſichtbar machen muß: ein Licht, welches da jenſeits ja wohl, vom Kerzenſchimmer, der uns hienieden leuchtete, ſich zur Klarheit des Sonnenglanzes ſteigern wird. Wohl gut, wenn dann in mir und dir das neue Auge, das dieſen Glanz ertragen darf, ſchon bereitet, und das neue Kleid der letzten Vollendung ſchon fertig iſt, oder wenn nur nicht vor allem, ſtatt des gehofften Schmetterlinges, aus der Puppe die Brut der Raubfliege, die ihre Eier ſchon in die angebohrte Raupe legte, oder eine verkümmerte Geſtalt der Pſyche hervorgeht, wegen Mangel an rechter Nahrung. —

Es wundert mich doch ſehr, daß gar niemand über den Wald heraus, und bis Tennelohe entgegen gekommen. Zwar, von den Gevattersleuten iſt es bekannt, daß die nicht gerne ſo weit gehen, und daß ſie heute ſo wie geſtern ſich den ſchönen Herbſtabend werden lieber in der Nähe, von Fleiſchmanns Garten aus beſehen haben, und die Kinder erwarten uns am Ende heute auch noch nicht. Aber gern geſehen hätte man das Entgegenkommen doch, und der Wald dauert noch lang genug. —

„Freilich, um jene rechte Nahrung zu finden, an welcher mehr gelegen iſt, als an aller leiblichen, brauchten wir nicht, mein Leſer und ich, ſo auf die Salzburger und Kärnthner Berge und Gletſcher zu ſteigen, oder den Gardaſee zu befahren, denn ſie iſt überall gar nahe zu haben, und iſt ſogar, je näher und ſtiller genommen, deſto kräftiger und gedeihlicher.“ Wenn du, mein Leſer! ſo denkeſt, haſt du wohl im Grunde recht, indeß achte das nicht zu gering, was die Natur, der zu Liebe du und ich, doch zunächſt mit einander gereiſt waren, auch dem innern Menſchen ſeyn kann und ſeyn ſoll.

Abgeſehen von jeder andern Seite, die man hier wohl auch noch berühren könnte; ſo gleicht die innre Welt, die ſich da in dir für ein künftiges Leben ausbauen und entwicklen ſoll, einem beſaiteten Inſtrumente, welches immer lieblicher und vollkommner wird am Klange, je öfter ihm ſchöne, reine Harmonieen entlockt werden. Nun ſteigen dieſe zwar am urſprünglichſten und reinſten, unmittelbar aus der von oben und innen aufgeregten Bruſt ſelber herfür; es wachen aber auch die etwa ſchlafenden Töne mitlautend auf, oder werden (wenn ſie ſchon wach waren) lauter und harmoniſcher, wenn da draußen, außer dir, in der Menſchenwelt, oder in der Natur, der verwandte Ton erklingt.

Ja, „auch in den Dingen der uns umgebenden Körperwelt iſt ein Lebenselement, ein Sehnen des Gebundenen, welches, gleich jener Säule des Memnon, bewußtlos mittönt, wenn der Strahl von oben es berührt. — Das Licht der Sonne, wenn es an einem Frühlingsmorgen hervorgeht, weckt in der ganzen, von ihm beſtrahlten Natur, den ihm ſelber verwandten Ton: das Menſchenherz erhebt ſich leichter und froher nach oben, die Lerche ſteigt auf zum Geſange, es erwacht die befruchtende Kraft der Blüthe *).“

Es iſt demnach die hehre, gewaltige Natur, für mich und dich eigentlich auch eine große Kirche, in welcher es einem, mitten unter den tauſend Lebendigen, die da (wenn man nur ihre Sprache recht verſteht,) laut vernehmlich, die Melodie eines Lobgeſanges mittönen, und Worte des Gebetes wiederhallen, auch ſelber leichter wird, mit zu ſingen und mit zu loben, und in ſofern iſt in der Natur draußen auch ein gar guter, geſunder Nahrungsſtoff für den innern Menſchen.

Freilich aber muß ein lebendiger Mund da ſeyn, welcher die Nahrung nimmt und genießt, und eine lebendige Stimme, welche jenen ſchlafenden Wiederhall draußen in der Natur aufwecket, und hierdurch ſich ſelber erſt verſtärkt!

---

*) In Schuberts Handbuch der Kosmologie, Nürnberg 1823. S. 5 u. a. iſt das Alles weiter ausgeführt.

Darum, lieber Leſer! laß dich nicht gereuen, daß du ſo mitgereiſt biſt in die Berge, und Seen, und Thäler hinein, und mit den Ausruhenden ausgeruht haſt, auch wohl mit den Fröhlichen fröhlich warſt.

Siehe da, der Wald iſt aus, die Heimath iſt erreicht, und mag es uns einmal recht wohl und lieb, und theuer ſeyn, in der trauten, guten herzlich erſehnten Heimath!

Zuſatz zu Seite 64.

Es mögen hier, nachträglich, noch einige Notizen ihren Platz finden, für die in der Reiſebeſchreibung ſelber kein recht paſſender Ort ſchien, und mit denen vielleicht doch Einem und dem Andern, der gern unmittelbar nach Venedig gehen möchte, gedient ſeyn könnte.

Daß wirklich, gerade über die Gebirge hinüber, ein für gute Fußgänger in wenig Tagen zu beendigender Weg ſeyn müſſe, zeigt der ſogenannte Welſche, der ſich im Sommer häufig in Gaſtein aufhält, unmittelbar durch die That. Denn dieſer bringt in Zeit von acht Tagen Nachrichten und Aufträge von Gaſtein nach Venedig und Antwort darauf oder die Beſorgung davon zurück.

Auf unſern gewöhnlichen Landcharten wird man freilich vergebens nach einer genaueren Auskunft über jenen nächſten Gebirgsweg ſuchen, eben ſo wie auch nach Auskunft über jenen, den die Viehhändler und andre Leute aus Mailand eingeſchlagen, die zuweilen unſre ſüdbaieriſchen Märkte beſuchen, und den Weg dahin in wenig Tagen zurücke legen, doch ſoll die hier nachſtehende Reiſelinie Nro. 1. unter die nächſten gehören.

Erſte Reiſelinie, von Gaſtein nach Venedig.

Von Gaſtein, oder vielleicht noch beſſer, ſchon von Hof am Gaſtein nimmt man einen Führer über die Zirknitzer Alpen nach Döllach, bis wohin man eine, (freilich etwas beſchwerliche) Tagreiſe von 11 Stunden hat, dagegen aber auch (beim Becker) ein gutes Nachtlager findet.

Die 2te Tagereiſe, von Döllach bis an den Fuß des Monte Croce, der in gerader Linie von Oberdrauburg ſüdlich liegt, wird ſich gut machen laſſen, um ſo mehr, da man entweder ſchon von Döllach, oder doch wenigſtens von Lienz aus fahren kann.

Von hier an ſoll ſich der Weg, wie mir ein ſehr wohl unterrichteter Mann verſicherte, ohne große Schwierigkeit, faſt immer auf einem hohen, an den kühnſten, herrlichſten Ausſichten reichen Gebirgsrücken fort, der ſich erſt weit nach Süden abwärts ſenkt, vollends in 1½ Tagen bis nach Venedig, oder wenigſtens bis nach Meſtro, von wo man ſich einſchifft, zurück legen laſſen.

Uebrigens ſoll dieſer Weg, auſſer ſeinen wundervollen Gebirgsausſichten, ſo wohl zurückwärts und oſtwärts auf die Kärnthner Alpen, als auch weſtwärts auf die Tiroler, noch den Vorzug haben, daß der deutſche Reiſende, der ihn einſchlägt, auf einem großen Theile ſeines Verlaufes, unter deutſch redenden Gebirgsbewohnern bleibt.

Zweite Reiſelinie.

Dieſe geht auch über Innichen, von da nach Sexten, Muda, Candide, dann nach Padola, Dorſole, Sero, St. Pietro a Campo longo und nun nach Tolmezzo. Von hier, zum Theil im lieblichen und reichkühnen Thal des Tagliamenteflusſes hinunter, nach Udine, oder auch von Tolmezzo nach Aviano, Conegliano, Treviſo.

Von Lienz möchte auch ein näherer, an großen Gebirgsanſichten reicher Weg, über die ſüdlichen Gebirgswände des Drauthals hinüber, unmittelbar nach Campo longo oder nach Tolmezzo zu wählen ſeyn; ein Weg, auf welchem gewiß viel Ausgezeichnetes, und vielleicht ſogar Neues für den Naturfreund zu finden ſeyn würde, und dieſer Weg könnte ſich zu Fuße wohl in einem Tage zurücke legen laſſen.

Von Tolmezzo nach Udine iſt eine kleine Tagereiſe, überhaupt aber hat man von Tolmezzo aus, bis nach Venedig, drei mäßige Tagreiſen, die ſich, wenn man zum Theil fährt, recht gut in zwei verwandeln laſſen.

Die dritte Reiſelinie.

Sie geht ziemlich leicht und bequem, von Lienz über Innichen nach Toblach, und von hier auf der neuangelegten Chauſſee nach Venedig. Dieſe läßt ſich auch bequem in 3 bis 4 Tagen zurückelegen, beſonders da man, ſo oft man ermüdet iſt, fahren kann.

Die vierte Reiſelinie.

Dieſe hält ſich im Grunde ziemlich nahe mit der erſten parallel.

Sie geht von Gaſtein über Böckſtein und die Malnitzer Tauren (eben ſo wie in der vorſtehenden Reiſebeſchreibung) nach Malnitz, von hier nach Obervellach, von da nach Sächſenburg. Von hier dann über Steinfeld und durch den Roßgraben, über den dortigen Kreutzberg nach Weißbriack, von da nach Ponteva, dann entweder nach Udine, oder über Tolmezzo nach Aviano u. ſ. w.

Von Malnitz bis Weißbriack iſt eine, von hier nach Tolmezzo wieder eine Tagreiſe.

Die fünfte Reiſelinie

geht über Sachſenburg nach Oberdrauburg, dann über den Pleſſen nach Pellucio (Palluzzo?) und nach Udine.

Die ſechſte Reiſelinie.

Dieſe zieht ſich weit öſtlich, zum Theil dem Laufe der Drau parallel, von Gaſtein, wie bei Nro. 4. nach Obervellach, von hier aber nach Spital, Paternion, Creutzen, Windischhöh, Bartholo, Kanalthal, Wolfsbach, Parvis u. ſ. w.

Auf dem Wege unmittelbar über Insbruck, werden übrigens 55, freilich Poſtmeilen gerechnet, nämlich:

Von Insbruck nach Steinach	4	Meilen
Von Steinach nach Sterzing	4	—
Von Sterzing bis Brixen	4	—
Von Brixen nach Kollmann	3	—
Von hier nach Botzen	4	—
Von Botzen nach Neumark	4	—
Von da nach Salurn	2	—

Von Salurn nach Trient	4½	Meilen
Von hier nach Pergine	2½	—
Von da nach Primolano	6	—
Von hier nach Baſſano	4	—
Von da nach Caſtel franco	3	—
Von hier nach Treviſo	4	—
Von Treviſo nach Meſtre	3	—
Von Meſtre über die Lagunen vollends nach Venedig	3	—
Summa	55	Meilen.

Jedoch ſind dieſe Meilen ſo klein, daß auch ein mäßiger Fußgänger vier von ihnen in 5 bis 6 Stunden zurücklegen kann, und unſer oben erwähnter ſchnellfüßiger Reiſegefährte machte ſehr bequem in einem Tage 10 ſolcher Meilen, (brauchte von nahe bei Trient bis Insbruck nicht ganz 3 Tage). Unterhalb Trient, ſcheinen ſie noch kleiner zu ſeyn, als oberhalb. Wer mithin der fortrückenden Bewegung ſeiner Füße zuweilen durch Fahren zu Hülfe kommt, und ſie beſchleunigt, kann den Weg wohl auch ſehr bequem in 5 Tagen enden.

Zuſatz zu Seite 224.

Reiſelinie über Meran und das Paſſeyer Thal.

Wie gern wären wir von Botzen aus, wenn Zeit und Witterung uns begünſtigt hätten, über Meran, das berühmte, dem Leſer aus den altdeutſchen Heldenliedern bekannte Meran zurückgekehrt, das alle Schönheiten des milden, üppigen Südens, mit denen einer kühnen, hohen Gebirgsnatur vereint! Vielleicht kann aber einer und der andre meiner Leſer dieſen ungleich ſchöneren Rückweg nehmen, deshalb füge ich einige Nachweiſungen bei.

Von Botzen nach dem lieblichen Meran, ſind 6 ſehr mäßige Stunden, und der Weg, und alles was man, beſonders in der Nähe von Meran ſieht, ſo anmuthig, daß man wohl nicht leicht Müdigkeit fühlen wird. In Meran verweilt man gern einige Stunden, beſieht ſich dann noch auf dem Hinausweg, das gleich an der Straße liegende alte Stammſchloß Tirol, und geht bequem noch die 3½ bis 4 Stunden, bis St. Leonhard, wo man im Hauſe des Sandwirth Hofer, ſehr gut und billig übernachtet.

Die Tagereiſe von St. Leonhard bis Sölden, iſt freilich eine ſehr beſchwerliche, denn auf ihr giebt es ſo viel zu ſteigen, zum Theil über rolliges Geſtein, daß ſich Mancher darüber wundern wird. Dagegen entſchädigt auch die gewaltige Gebirgsausſicht, welche beſonders das Paſſeyer Thal gewährt, für alle Mühſeligkeit ſehr reichlich. Man nimmt, wo es nöthig iſt, einen Führer.

Von Sölden wird man am 3ten Tag, zum großen Theil durch das köſtliche Oetzthal hindurch, ohne große Anſtrengung bis Oetz gelangen.

Am 4ten Tage von Oetz bis Insbruck.

Eine andre Reiſelinie über Meran.

Von Botzen nach Meran und von hier nach St. Leonhard, wie oben.

Von St. Leonhard geht man nun weiter über den großen Gaufen, und erreicht das Gaufenhaus etwa in 4 Stunden.

Von hier bis Sterzing ſind abermal 4 Stunden.

Von Sterzing nach Insbruck iſt eine mäßige Tagereiſe.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erinnerungen

an

Bernard Overberg

und

Georg Michael Wittmann.

Erinnerungen

an

Bernard Overberg,

geweſenen Director am geiſtlichen Seminar und Lehrer der
Normalſchule zu Münſter,

und

Georg Michael Wittmann,

geweſenen Director am geiſtlichen Seminar und ernannten Biſchoff zu Regensburg.

Herausgegeben

von

Gotthilf Heinrich Schubert,

Profeſſor zu München.

Erlangen.
Verlag von Carl Heyder.
1835.

Seinen theuren Freunden

dem Herrn

Dr. Wilhelm Harniſch,

Director des Königl. Schullehrerſeminars zu Weißenfels

und

dem Herrn

Dr. Heinrich Leonhard Heubner,

Profeſſor der Theologie, Archidiaconus und des Königl. Predigerſeminars zu Wittenberg Director und Ephorus

überreicht dieſe Familien-Portraits

in herzlicher Liebe

der Herausgeber.

[illegible]

Vorrede.

Der Herausgeber der hier vorliegenden, kleinen Schrift bekennt ſich von ganzem Herzen zu den Grundſätzen der Augsburgiſchen Confeſſion, und weiß es gar wohl, welchen Schatz er an dieſem Bekenntniß ſeiner Väter empfangen hat. Unter andrem möchte er um keinen Preis der Erde die Freiheit hingeben, welche ſeine Confeſſion in ſo reichem Maaße ihm gewährt: auch unter den Chriſten der andren Confeſſionen ſolche Seelen als wahre Glieder Jeſu Chriſti mit innigſter Liebe zu umfaſſen und zu ehren, welche durch Wort und Wandel es bezeugen, daß der Geiſt Jeſu

Chriſti; der Geiſt der rechten, das eigne Selbſt dahingebenden Liebe zu Gott und den Brüdern in ihnen walte und lebe.

Von dieſer Freiheit, welche ihm keine Furcht vor Menſchenurtheil rauben ſoll, macht der Herausgeber freudig Gebrauch, indem er in den nachfolgenden Blättern ſeinen Confeſſionsverwandten das Werk der Gnade vor Augen ſtellt, das in dem Leben und Wirken der beiden Männer ſichtbar war, deren Andenken dieſes Büchlein gewidmet iſt. Zu uns Allen, denen es ein Ernſt iſt die eigne Seele und die Seelen andrer Menſchen zu retten und zu beſeligen, ſagen dieſe beiden Beiſpiele: „gehe hin und thue desgleichen.“

Der ſelige Bernard Overberg war mir ſeit länger als zwanzig Jahren durch ſeine Schriften bekannt und ſehr theuer. Ich lernte ihn nun noch näher kennen und inniger lieben durch das treffliche Buch, aus welchem ich hier einen Auszug gebe: „Leben Bernard Overberg's von C. F. Krabbe, Münſter 1831.“

Den mir unvergeßlichen Biſchoff Wittmann habe ich von Perſon gekannt und bezeuge, daß ich nur an wenig Menſchen, die mir Gott auf meinem Lebenswege begegnen ließ, eine ſolche Kraft und Freudigkeit des Glaubens, an keinem aber eine ſolche Würde der chriſtlichen Einfalt wahrgenommen habe. An ihm, ſo wie mehrere Jahre früher an dem ſeligen Antiſtes Heß in Zürch ward mir deutlich: was jenes Abzeichen und Siegel des apoſtoliſchen Amtes geweſen ſey, welches den Lehrern und Bekennern der erſten chriſtlichen Jahrhunderte überall, wo es erſchien, eine ſolche väterliche Gewalt über die Seelen gab.

Was ich in den nachſtehenden Blättern über den ſeligen Biſchoff Wittmann mittheile, das iſt nicht meine Gabe, ſondern, wie ich dies S. 80 geſagt habe, die Gabe eines Mannes, der aus der geiſtigen Nachlaſſenſchaft des Seeligen noch Vieles und Andres darreichen konnte und darreichen wird, weil er ſelber durch die Führung und Gnade Gottes ein naher geiſtiger Verwandter und Erbe des **Johann Michael Sailer** wie des **Georg Michael Wittmann** iſt.

Barenwalde, im Erzgebirge,
am 6ten October 1834.

Der Herausgeber.

Bernard Overberg.

Bernard Overberg.

Wer vor etlichen Jahrzehenden in dem geſegneten Münſterland lebte, der konnte dort Zeuge ſeyn von einer gar beſondern Aufregung der Jugend. Viele vorhin leichtſinnige und an alle Bequemlichkeiten des Lebens gewöhnte Jünglinge und Jungfrauen wurden auf einmal von dem Drange ergriffen: ihre ganze Zeit und alle ihre Kraft dem Unterricht der Kinder zu widmen; die Seelen der Kleinen zu bilden für das Reich einer **ewigen Liebe**, das war jetzt ihre liebſte Luſt; Lehrer der Jugend zu ſeyn, das höchſte Ziel ihrer Wünſche. Was nun aber an dieſer großen Neigung zum Lehren als das Sonderbarſte auffiel, das war die ehrfurchtsvolle Scheu, mit welcher jene eifrigen Jünglinge und Jungfrauen jedesmal gerne zurückgetreten wären, wenn ihnen nun wirklich ein Schulamt übertragen werden ſollte. Wenn ſie vorher der große Lohn, den das Tagwerk des Lehrers für Zeit und Ewigkeit in ſich trägt, angelockt hatte: ſo war es jetzt der Gedanke an die hohe Verantwortung, die auf jenem Stande ruhet, was ſie mit Furcht erfüllte. Mit einer Furcht jedoch, welche, weil ſie nicht Furcht vor Menſchen oder vor zeitlichem Ungemach, ſondern Furcht vor Gott und ſeinem ewigen Gericht war, gar bald durch Liebe und

Glauben beſiegt wurde. Denn mit größerer Treue und reicherem Seegen konnte wohl Niemand das Schulamt verſehen, als dieſe Menſchen, welche das Werk ihrer eigenen Seeligkeit, und der Seeligkeit der ihnen anvertrauten Kinder-Seelen, nicht mit dem leichten Sinn eines Miethlings, ſondern ernſtlich ſchaffen, mit Furcht und Zittern.

Wenn wir nachfragen: woher denn dieſe große, geiſtige Aufregung kam, welche dem Münſterlande auf einmal ſo viele tüchtige, gute Lehrer und Lehrerinnen gab, ſo werden uns als Veranlaſſung zu derſelben die öffentlichen Vorträge genannt, welche ein Lehrer der Normalſchule und nachmaliger Direktor des geiſtlichen Seminars zu Münſter: Bernard Overberg alljährlich, im Spätſommer und Herbſte, nicht bloß vor den Candidaten des Schullehreramtes, ſondern zugleich vor vielen andern Zuhörern hielt, die ſich zu dieſen Vorträgen einfanden. Denn dieſer ſeltene Mann wußte bei ſeinem Unterrichte auch die bekannteſten und gewöhnlichſten Sachen ſo neu und anziehend zu machen, daß viele Leute aus der Stadt, welche ſchon lange nicht mehr an die Schule gedacht hatten, aus bloßer Neugier ſeine „Anweiſungen zum Schulhalten" mit anhörten. Wenn es aber auch bloße Neugierde geweſen war, was die verſchiedenartigſten Menſchen zu dem Vortrag eines einfachen Normallehrers hingezogen hatte, ſo kam dazu bald noch etwas Andres, was die aus menſchlicher Neigung Angezogenen mit einer wahrhaft göttlichen Gewalt ergriff und feſthielt. Die Luſt hat immer etwas Anſteckendes; wenn man aber Bernard Overberg in ſeinem Geſchäft als Lehrer der Jugend ſahe, da war es als wenn ſich auch anderen Seelen nicht bloß die ſelige Luſt mittheilte, welche dieſer Mann ſelber beim

Lehren empfand, ſondern die Himmelsluſt jener unſichtbaren Zeugen und Wächter der Kleinen, welche allezeit ſehen das Angeſicht des Vaters im Himmel. Und wenn nun Overberg die innere Seligkeit und das Vorgefühl des großen Lohnes, der einen treuen Lehrer in der Ewigkeit erwartet, aus vollem Herzen auch mit Worten ausſprach, da blieb faſt keine Seele der Anweſenden ungerührt; er hatte ſie alle hinüberſchauen laſſen in das Land eines unbeſchreiblich ſüßen Gottesfriedens, das in einer ſolchen Seele zu finden iſt, wie die ſeinige war. Viele dachten dann und Manche ſprachen es aus: ein ſolcher Lehrer möchte ich werden, wie Bernard Overberg einer iſt.

So zu ſprechen und zu lehren, wie Overberg that, das ſchien auf den erſten Blick etwas ganz überaus Leichtes und Natürliches. Denn wenn man dem merkwürdigen Manne, der im großen Saale der Normalſchule vor den verſammelten Candidaten des Schullehreramtes und vor dem Gedräng der andern Zuhörer ſo erhaben und gewaltig über den Beruf eines Lehrers geſprochen hatte, nun nachgieng in die Lotharingiſche Kloſterkirche, wo er jeden Sonntag Nachmittag den Kleinen Religionsunterricht ertheilte, da erſchien ſeine Art des Unterrichtes ſo unerhört einfach, daß man hätte meinen ſollen, Jeder müſſe es eben ſo und gar nicht anders machen können. Wenn er dort in den Halbkreis der Kinder trat, da verklärte ſich der hohe Ernſt ſeines Angeſichtes zu einer lieblich kindlichen Freundlichkeit. Traulich grüßte er die Kinder, zog einige der kleinern hinter den größern hervor, ſtellte ſie in die vordere Reihe und fieng eine Unterredung mit ihnen an, über einen ihnen wohlbekannten Gegenſtand, der mit dem Unterrichte, den er jetzt eben ertheilen wollte, in gar

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] vergnügte sich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] an dem [illegible] mit einer [illegible] [illegible], die ihm [illegible] [illegible], wenn er auf der [illegible] nach Hause ging, die [illegible] [illegible] [illegible] lag, auf dem [illegible] einer [illegible] [illegible] [illegible], und dann auf seinen [illegible] sich nach Hause tragen ließ; aber er [illegible] sich am [illegible] auch an den [illegible] der Blumen des [illegible] und des [illegible], [illegible] an dem der [illegible] und der [illegible], das immer [illegible], weißen [illegible].

Bernhard war kaum älter als 10 Jahre, als er auf das Gymnasium zu [illegible] gebracht wurde. Daß die [illegible] [illegible] [illegible], daß die Schüler des [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] er: daß er [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], wenn er [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] er den [illegible] Platz in seiner [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible], glaubte er [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] er [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] er sich [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] er eine [illegible] [illegible], von welcher eine [illegible] an der [illegible] [illegible] [illegible] nach der [illegible]; mit einem [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] an die [illegible] [illegible], [illegible] er [illegible] [illegible], daß [illegible] [illegible] [illegible] an der [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible], die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible]; [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible] und zu [illegible] zu [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] er [illegible] am [illegible] des ersten Studienjahres (1771) in der Religionslehre und lateinischen Stilübung allen seinen Mitschülern weit voraus, in allen übrigen Fächern den besten gleich gestellt wurde. In demselben ausgezeichneten Maße wußte er auch in den folgenden Schuljahren an Kenntnissen zu. Nach vollendetem Cursus hätten ihn gerne die Lehrer des Gymnasiums ganz zu ihrem Kloster, und so vielleicht bei dem Lehrer-Stande behalten wollen; seiner Neigung entsprach jedoch der Beruf eines Weltgeistlichen angemessener, als das Klosterleben, und seine Mutter erklärte, daß sie gern die Kosten zum weitern Studieren bestreiten wolle. Dieser mütterlichen Aufopferung bedurfte es jedoch nicht, denn bald nach dem Beginne seiner philosophischen und theologischen Studien in Münster ward der ausgezeichnete Jüngling als Hauslehrer in die Familie des Hofraths [illegible] aufgenommen. Gottesfurcht und hoher sittlicher Ernst begleiteten ihn schon damals auf allen seinen Wegen; seiner Demuth und seiner Liebe gelang es leicht den Neid zu besiegen, der sich gar leicht in seinen Mitschülern hätte regen können, wenn ihnen Overberg bei jeder Gelegenheit, namentlich bei den Concurs-Examen und öffentlichen Disputationen am Schlusse des Schuljahres vorangestellt wurde.

Um diese Zeit war es, wo ihn eine entscheidende Erfahrung auf jenen Weg des Jugendunterrichtes hinwies, welcher ihm später immer der liebste blieb. Sein Vater war gestorben; er brachte die Ferienzeit bei der verwittweten Mutter zu. Da baten ihn einige Nachbarn, deren Kinder, obgleich sie das schulfähige Alter bereits überschritten hatten, wegen Mangel an den nöthigen Kenntnissen von der österlichen Communion zurückgewiesen waren, er möge doch, während der Feeinstweilen ihre Kinder in Unterricht nehmen, damit dieſelben im nächſten Jahre könnten zum Beichtſtuhl zugelaſſen werden. Overberg verſucht zuerſt den Unterricht in gewöhnlicher Weiſe. Er giebt den Kindern eine Anzahl Fragen und Antworten aus dem Katechismus zum Auswendiglernen auf und befragt ſie dann am andern Tage über das Aufgegebene. Auf ſolche Art will es jedoch gar nicht gehen. Die Kinder können ſchlechterdings die Antworten nicht lernen; und wenn er ſie ihnen auch zu wiederholten Malen langſam vorſagt, ſie dann zum fleißigen Nachleſen ermahnt, ſo muß er doch am andern Tage zu ſeinem großen Verdruß bemerken, daß ſie dieſelben entweder wieder vergeſſen oder unrichtig aufgefaßt haben, ja zuletzt wird es ihm zur vollen Gewißheit, daß dieſe Kinder überhaupt weder Frage noch Antwort recht verſtehen. Schon denkt er daran das undankbare Geſchäft eines ſolchen Unterrichtes ganz aufzugeben und ſeine freie Zeit beſſer zu benutzen, als ihm der Einfall kommt die Sache doch einmal von einer andern Seite anzugreifen. Als die Kleinen wieder kommen, erzählt er ihnen bibliſche Geſchichten. Siehe, da ſind die Kinder auf einmal wie ganz umgewandelt; ihr Geſicht wird heiter, ſie hören mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu und faſſen nun auch die Lehren auf, die er an die Geſchichten knüpft. Als er ſie über das Erzählte fragt, antworten ſie mit Leichtigkeit. So ertheilt er ihnen nun den ganzen übrigen Religionsunterricht auf erzählende Weiſe und der Erfolg iſt ſo auffallend günſtig, daß die Kinder noch im demſelben Herbſt zur heiligen Communion angenommen werden konnten.

Das langerſehnte, durch vielen Kampf und Gebet errungene Ziel war endlich erreicht. Overberg ſollte jetzt die prieſterliche Weihe empfangen; da zeigte ihm Gott abermal, daß er es ſey, deſſen beſtändiges Aufſehen und Erbarmen allein das beſtändige Aus- und Eingehen unſers leiblichen wie des geiſtigen Odems bewahre. Der Weihbiſchof d'Albans hielt ſich damals zu Rheine auf. Overberg war hier bei ſeinem alten Wirth eingekehrt, und wollte am Morgen ſehr frühe, als es noch dunkel war, den ihm wohlbekannten Gang zur Kirche gehen, um hier den für ſein ganzes Leben ſo hochwichtigen Tag mit ſtillem Gebet zu beginnen. Es war aber auf dieſem Wege durch das Haus ſeit einiger Zeit ein Keller angelegt, welcher eben offen ſtand. Overberg ſtürzte hinab auf das Steinpflaſter und wurde als todt heraufgetragen. Bald aber erhob er ſich vom Lager, und gieng, als ſey ihm nichts widerfahren, zur Kirche.

Ein Verwandter zu Rheine bewog ihn ſeinen erſten Gottesdienſt als Prieſter zu Voltlage zu halten. Spät am Abend kamen hier die beiden an, ſo daß Overberg nicht mehr nach Höckel zu ſeiner Mutter gehen konnte. Der Verwandte aber ſchickte ſeinen Knecht hinüber und ließ die Mutter und andre nahen Freunde zur beſtimmten Stunde zur Kirche einladen, ohne ihnen die eigentliche Veranlaſſung dazu zu melden. Die alte Mutter kommt mit den Ihrigen. Da ſie alle in der Kirche verſammelt ſind, tritt Overberg in der prieſterlichen Kleidung aus der Sakriſtei hervor zum Altar, um die heilige Handlung zu beginnen. Der unerwartete Eindruck iſt faſt zu ſtark für die Mutter; alle Verwandten werden innig, zu Thränen gerührt.

Im Jahr 1780 trat er als Vikar * zu Everswinkel in das Amt der Seelſorge ein. Mit welcher Kraft und welchem Segen er dort als geiſtlicher Führer und Lehder gewirkt, daß deßwegen noch jetzt viele Bewohner jenes Ortes. Ein alter Schmidt, in deſſen Werkſtätte er oft, den Arbeiten des Mannes zuſehend, ſeine Erholungsſtunde zubrachte, erzählte noch vor etlichen Jahren Folgendes: Einmal hielt unſer Vikar eine Predigt, dergleichen wir in Everswinkel noch nie gehört hatten. Das Evangelium war vom hochzeitlichen Kleide, und ſein Text: „und er verſtummte.“ Das hochzeitliche Kleid, ſagte er, bedeute die Würde des Chriſten, die er nun nach allen ihren Theilen beſchrieb. Gott hat uns das hochzeitliche Kleid in der heiligen Taufe gegeben, aber wie haben wir es bewahrt? Darüber werden wir vor Gottes Gericht Rechenſchaft geben müſſen. Stellen wir uns vor, wir ſtünden ſchon vor Gottes Gerichte — — nun folgten Fragen auf Fragen. — — Was werden wir antworten? — „Und er verſtummte“ ſagte der Vikar, nahm ſein Biret und gieng von der Kanzel, Thränen im Auge. Die ganze anweſende Gemeinde verſtummte; Alle blieben noch eine Viertelſtunde wie unbeweglich ſitzen, dann gieng Einer nach dem Andern hinaus. —

Der eifrige Vikar richtete ſeine ganz beſondere Aufmerkſamkeit auf die religiöſe Bildung der Jugend ſeiner Gemeinde. Der Unterricht der Kinder in der [illegible] war ihm auf ſein Anſuchen von dem Pfarrer ganz überlaſſen worden. Die Liebe zu ſeinem Herrn und zu den Kindern trieb ihn bei dieſem Geſchäft zu ganz ungewöhnlichen Leiſtungen. In der kurzen Zeit von drei Jahren hatte er ſich ſo zum Katecheten ausgebildet, daß der Ruf davon den trefflichen Miniſter von Fürſtenberg bewog, ihn als Lehrer der Normalſchule nach Münſter zu berufen. Zuvor aber wollte er den Mann ſelbſt katechiſiren hören. Er beſtellte ſich deßhalb an einem Sonntage, da Overberg um zwei Uhr Kinderlehre halten mußte, Extrapoſt und gab dem Poſtillon den gemeſſenen Befehl: ihn nicht früher und nicht ſpäter, als unmittelbar nach zwei Uhr, nach Everswinkel zu bringen. Der Befehl wurde pünktlich vollzogen. Fürſtenberg, von Overberg unbemerkt, hörte dem Unterrichte zu und fand ſeine Erwartung noch weit übertroffen. Nach Beendigung der Kinderlehre wurde Overberg die ehrenvolle Stelle eines Lehrers der Normalſchule zu Münſter angetragen, welche derſelbe aus Gehorſam gegen ſeinen Obern (Fürſtenberg war Generalvikar) annahm, obgleich der Verkehr mit dem Landvolke ſeiner chriſtlichen Einfalt und Demuth mehr zuſagte. Es wurde ihm überlaſſen ſeinen Jahresgehalt ſelbſt zu beſtimmen. Der beſcheidene Mann forderte bloß zweihundert Thaler, nebſt freier Wohnung und Tafel im biſchöflichen Seminar. Am 1. März 1783 zog er hier ein und beſchloß auch in dieſem Seminar, deſſen Regens er zuletzt wurde, im Jahr 1826 ſeine Tage. Wir begleiten den verdienſtvollen Mann zuerſt auf dem Wege ſeiner Wirkſamkeit als Lehrer der Normalſchule.

Der herrſchende Gedanke, welcher Overberg bei ſeinem Jugendunterrichte ohne Unterlaß leitete, wird Schulmännern von Profeſſion aus den reichhaltigen, trefflichen Schriften deſſelben: unter andern aus ſeiner Anweiſung zum zweckmäßigen Schulunterrichte, aus ſeinem Katechismus, ſeiner bibliſchen Geſchichte und ſeinem Religionshandbuche bekannt ſeyn *). Overberg ſuchte

---

*) Overberg's Werk, namentlich ſeine Anweiſung zum Schulunterricht, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] Niemeyer, [illegible], Zerrenner, [illegible]

am Menſchen zuvörderſt und zunächſt das zu wecken und aufzubilden, was dieſen eigentlich zum Menſchen macht: den Geiſt. Dieſer iſt's ja, von welchem alles menſchlich Große und Gute im Wiſſen und Wirken ausgegangen iſt; er iſt es, welcher ſelbſt dem Leib des Menſchen ſeinen eigenthümlichen Adel aufprägt und ihn mit allen ſeinen äußern Fertigkeiten und Anlagen begabt. Der Geiſt des Menſchen aber, von göttlicher Natur, wird nur durch das geweckt und genährt, was ſeine eigene Art und Natur iſt: durch ein Göttliches, das der menſchlichen Natur leiblich nahe getreten iſt und ohne Aufhören ihr nahe zu treten bereit iſt. Wenn

---

[illegible]

welchen Overberg den Geiſt der Jugend bilden wollte, den Geiſt, der ſelbſt dem täglichen Gewerbe des Menſchen, bis herunter zu dem kleinſten und unbedeutendſten Geſchäft des Lebens ſein beſſeres Gelingen geben muß, da erkannte er, daß dieſes vor allem nur durch einen gründlichen, lebendigen Unterricht in der Religion und zwar in der einfältig chriſtgläubigen, göttlich kräftigen Form und Weiſe geſchehen müſſe. Die Geſchichte der Offenbarungen Gottes an den Menſchen, Religionslehre im vollkommenſten Sinne des Wortes war demnach bei ſeinem Jugendunterricht der Anfang und das Ende, das Erſte und Letzte. Wenn aber das Licht eines höhern, innigern Erkenntniſſes, wie es in dem liebenden Lehrer lebte, ſo auch in den Schülern entzündet war, dann mußte es geſchehen, daß, wie dieß zuhörende Männer von Fach ſo einſtimmig anerkannten, auch der Unterricht im Leſen, Schreiben, Rechnen und in den Anfangsgründen der Meßkunſt „ſo höchſt geiſtvoll und anregend“ wurde; denn vom Geiſt der Liebe zu Gott und den Brüdern belebt, regten alle dieſe Lehrgegenſtände vor allem den Geiſt des wahren Erkennens und Denkens auf, bildeten den Verſtand und das Urtheil, gaben dem ſelbſtbewußten Willen ſeine Herrſchermacht über die Kräfte der Seele. Plato's Schriften hatte Overberg ſelber als eines der bildenden Elemente bei der Entwicklung ſeines Lehrertalentes kennen gelernt und pflegte ihr Studium Jünglingen von gleichem innern Berufe dringend zu empfehlen. Hemſterhuy's lehrreicher, perſönlicher Umgang, ſo wie die Schriften dieſes Mannes, waren ihm ſpäter von vielem Nutzen geweſen.

Was die äußere Einrichtung der Münſteriſchen Normalſchule betrifft, welche ganz ein Werk des wahrhaft weiſen, unermüdet thätigen Miniſters von Fürſtenberg war, ſo bezog ſich dieſe ganz auf die Beſtimmung: „gute Landſchullehrer zu bilden, damit aus ihren Schulen ein gottesfürchtiges, tugendhaftes und verſtändiges Volk hervorgehen möge.“ Das Amt des Schulhaltens auf dem Lande wurde damals im Münſter'ſchen theils in den bedeutenderen Pfarrgemeinden von ſolchen Leuten verſehen, welche, in der Abſicht den geiſtlichen Stand anzutreten, einen Gymnaſialcurſus gemacht, dann aber aus Mangel an Talent oder aus andern Urſachen nicht weiter ſtudirt hatten, theils aber in den kleinern Dörfern und zerſtreut liegenden Bauerſchaften von Tagelöhnern, die ſich im Winter durch dieſes Geſchäft, im Sommer aber durch Feldarbeiten ihr Taglohn verdienten. Der bei weitem größeſte Theil dieſer Lehrer war höchſt unwiſſend und zum zweckmäßigen Jugendunterricht untüchtig. Wie aber die Arbeit, ſo war auch der Lohn ganz überaus gering und armſelig, und ſtatt der Schulſtube mußten ſich viele dieſer Lehrer mit dem Raum eines Backhauſes oder einer alten Kapelle behelfen, welche, ohne Ofen, der ganzen Macht der Winterkälte ausgeſetzt war. Zu dem beſſeren, inneren Gewinn ſuchte Fürſtenberg die Landſchullehrer zuerſt durch den äußern hinzulocken. Overberg wurde beauftragt alle Dorfſchulen des Landes zu unterſuchen; hierauf wurde ein Theil der entbehrlichen und ſchlechten Winkelſchulen aufgehoben, und ſo aus mehreren uneinträglichen Stellen eine einträglichere geſchaffen; dann wurde jenen Schullehrern, die ſich einer Prüfung ihrer Fähigkeiten zum Schulamt unterwerfen und dieſe Prüfung gut beſtehen würden, nach Verhältniß der Größe ihrer Schulgemeinden eine jährliche Gehaltszulage von 30, 20, auch 10 Thalern zugeſichert. Die Prüfung ſollte alle

3 Jahre wiederholt werden; wer ſich beſſer dazu vorbereiten wollte, dem wurde es angerathen, dem Normalunterricht zu Münſter beyzuwohnen. Die Koſten, welche dieſer Beſuch der Normalſchule verurſachte, wurden allen, die ſich zu denſelben einfinden wollten, aus öffentlichen Fonds erſtattet, und damit auch kein weſentliches Verſäumniß im Amt dadurch entſtehen könne, war der Unterricht auf die gewöhnliche Zeit der Vacanz, vom 21. Auguſt bis Anfang Novembers beſchränkt. Bald fanden ſich dann zwanzig bis dreißig alte Landſchullehrer bei Overberg ein, deſſen wahrhaft himmliſche Geduld und muthiges Gottvertrauen ſie durch ihre unbeſchreibliche Unbeholfenheit und Bildungs-Unfähigkeit auf's Aeußerſte übten. Von 9 bis 12 des Vormittags, und Nachmittags von 2 bis 5, unterrichtete er dieſe Leute in der Methode des Schulhaltens, in der Religion, bibliſchen Geſchichte, im Leſen, Schreiben, Rechnen. Sorgfältig bereitete er ſich auf ſeinen Unterricht vor, und widmete vor jeder Lektion dieſer Vorbereitung 1½ Stunde; die übrig bleibende Zeit des Tages verwendete er auf ſeinem Zimmer zu dem nachhelfenden Unterrichte der am mindeſten befähigten Lehrer. So hoffnungslos anfangs auch all dieſes Bemühen ausſahe: ſo zeigte es dennoch ſchon nach wenig Jahren ſeinen ſegensreichen Einfluß. Wie wir in der Einleitung ſahen: Overberg's liebevolle Begeiſterung für das Beſte der armen, verlaſſenen Jugend, weckte in andern Seelen eine gleiche Begeiſterung. Bald fanden ſich zu ſeinem Unterrichte viele (meiſt jüngere) Schüler ein, denen es wahrhafte Herzensangelegenheit und innerer Beruf war, ſich zu chriſtlichen, tüchtigen Lehrern auszubilden; der Eifer dieſer Beſſeren riß zuletzt auch einen Theil der Schlechteren und Trägeren mit ſich fort; mehrere

Schullehrer vom Lande wohnten Overberg's Unterrichts-Curſus nicht bloß 1 oder 2 Jahre bei, ſondern fanden ſich, auf eigne Unkoſten, 10 und 12mal zu demſelben ein. Aber auch bei dem Haufen der zum Theil ſehr rohen und ungebildeten Leute, aus denen beſonders im Anfang ſeine Zuhörerſchaft beſtund, hatte Overberg während der ganzen Dauer des Unterrichts kaum ein einziges Mal eine Erinnerung nöthig. Die hohe Würde, welche bei der kindlichſten Einfalt und herzlichſten Freundlichkeit ſein ganzes Weſen verklärte, flößte Allen Ehrfurcht und Liebe ein. Beim Anfang des Unterrichts ward gebetet, und die unempfindlichſten Seelen wurden auf überraſchende Weiſe bewegt, wenn Overberg hineintrat, ſtehend das ſchwarze Käppchen, das ſein Haupt bedeckte, herunternahm und das „Komm heiliger Geiſt“ betete. Warum von ſeinem Vortrage aller fremdartige Schmuck, aller Schein von Gelehrtheit ſo weit entfernt war, und durch welche innere Kraft derſelbe dennoch auch die geübteſten Männer von Fach, die ihn belauſchten, in Staunen ſetzte, das ſagt uns folgende Lebensregel ſeines Tagebuches:

„Es ſey in allem 1) die Liebe Gottes dein Beweggrund; 2) der Wille Gottes deine Richtſchnur; 3) die Ehre und das Wohlgefallen Gottes dein Ziel. Wenn dies geſchieht, ſo wandelſt du vor Gott und wirſt vollkommen. Oder noch kürzer: Thue und leide Alles aus Liebe zu Gott, nach Gottes Willen zur Ehre Gottes. — Verlange nach Treue, übe dich in dieſer Treue, verharre in Treue!“ — Daſſelbe auch ſagt uns eine andere Stelle ſeines Tagebuches vom 6ten Nov. 1791, wo er am Schluß des Normalunterrichtes Gott innig für den ganz beſondern, ihm in dieſem Jahre geleiſteten

Beiſtand dankt und erwähnt, daß er während des diesmaligen Curſus nie in eine ſolche Verwirrung gerathen ſey, wie andre Male. „In den andern Jahren“ ſo fügt er hinzu, „war mir die Beſchämung auch noch nöthiger; ich hatte da noch mehr Vertrauen auf eigne Kräfte und mehr Begierde aus Eitelkeit zu gefallen. In dieſem Jahr gabſt du mir mehr Gefühl von eigner Schwäche, mehr Vertrauen auf dich, und mehr Verlangen, nur dir zu gefallen.“

Die Grundſätze des Unterrichts und der Erziehung pflegte Overberg aus der Seelenlehre, auf eine auch dem ungebildetſten Verſtande faßliche Weiſe zu entwickeln. Die Lehre wurde häufig mit Gleichniſſen und Beiſpielen erwieſen und erläutert. Hierbei zeigte ſich Overbergs ganz außerordentliche Gabe zu erzählen in ihrer ganzen Stärke. Er wußte da, wo es darauf ankam, die Sache ſo bis in das kleinſte Detail auszumahlen, daß man ſie in der Vorſtellung anſchaute, und ſo treu nach der Natur, daß jedem dabei ein ähnliches Beiſpiel aus ſeiner eigenen Erfahrung einfiel. So wurde einſt, als Overberg gewiſſe Verkehrtheiten bei der Erziehung ſchilderte, ein alter Landſchullehrer ſo von der Wahrheit ergriffen, daß er in ſeiner plattdeutſchen Mundart laut aufrief: „Herr Overberg! gerade ſo machen ſie es bei uns.“ Oefters waren ſeine Schilderungen im hohem Grade komiſch und dennoch zugleich von ſolcher natürlicher Würde begleitet, daß Keiner es wagte, das innige Vergnügen, welches dieſe Erzählungen ihm gewährten, durch lautes Lachen auszudrücken. Leute, denen das Schulweſen ganz fremd war, wohnten ſeinen Vorträgen bei, nur um ihn erzählen und reden zu hören.

Die Wunder der Schöpfung waren für Overberg jederzeit ein Spiegel der Gottheit geweſen, er war ein Freund der Natur, in einem höheren, edleren Sinne. Jedes Blatt auf dem Baume und jede Blume auf dem Felde waren ihm ein Zeugniß von der Macht, Güte und Weisheit Gottes. Sehr früh mußte er ſich ſchon gewöhnt haben, die Natur aus dieſem Geſichtspunkte anzuſchauen; das Aufſteigen von den Geſchöpfen zum Schöpfer (ſo nannte er es) war ihm zur Gewohnheit, zur andern Natur geworden. — Dringend empfahl er ſeinen Zöglingen des Schullehreramtes die Betrachtung der Geſchöpfe Gottes; er gab ihnen Anleitung dazu, und ermahnte ſie, die Kinder frühe auf die Schönheiten der Natur aufmerkſam zu machen. Ein Schullehrer, beſonders auf dem Lande, meinte er, ſollte ſeine Schüler oft im Freien unterrichten und ſie auf jeden Gegenſtand in der Natur achten lehren, damit ſie anfiengen ſelbſt darüber nachzudenken, wie jedes Ding zu dem Zwecke paßt, wozu Gott es erſchuf, und wozu es auf das Vollkommenſte eingerichtet iſt. Er ſelber zeigte das an vielen Beiſpielen, als Beleg zur Lehre von der Weisheit Gottes. Um die Macht und Größe Gottes zu veranſchaulichen, wurde in den Religionsunterricht eine kurze Beſchreibung des Weltalls eingeſchaltet.

Eben ſo viel als der Unterricht ſelber, nützte den Zöglingen der Normalſchule das Beiſpiel der liebevollen Freundlichkeit, der Herablaſſung und Geduld, das ihnen der Lehrer, zum Theil in Beziehung auf ſie ſelber gab. Wenn er die klarſte und verſtändlichſte Sache einem ſeiner Schüler auch ſchon zweimal auf die deutlichſte Art erläutert hatte, ſo wiederholte er es mit der größten Ruhe auch zum dritten Male, ſobald ſich aus den Antworten des Schülers ergab, daß er die Sache noch nicht gefaßt habe. Hierbei konnte man zugleich lernen, was es heiße, den Vortrag den Faſſungskräften eines Anderen anzupaſſen, ohne der Gründlichkeit etwas zu vergeben.

Der Unterricht wurde jedesmal mit dem Geſang eines Kirchenliedes beſchloſſen. Overberg war inniger Freund, namentlich des deutſchen Kirchengeſanges. Noch in einem ſeiner letzten Jahre war er an einem Sonntag Nachmittag von dem Geſange einer deutſchen Litanei in einer Dorfkirche ſehr erbaut worden. „Wenn ich Pabſt wäre, ſagte er zu dem Pfarrer, ſo würde ich auch ſtatt einer lateiniſchen Veſper eine ſolche Litanei ſingen laſſen. Wie mächtig das Erbarme dich unſer! die Seele ergreift." — Am Schluſſe des geſammten Curſus wurden die anweſenden Candidaten des Schulamtes mündlich und ſchriftlich geprüft, und nach dem Reſultat dieſer Prüfung zu einer Stelle befördert, und zur Gehaltszulage begutachtet. Die künftigen Schullehrer wurden rückſichtlich ihrer Fortbildung ſowohl, als ihrer Amtsführung, an den Pfarrer ihres Ortes gewieſen. „Dieſer ſoll vermöge ſeiner wiſſenſchaftlichen Ausbildung, dem Schullehrer ein guter Führer ſein, indem er größere Verhältniſſe im Ganzen zu überſchauen im Stande iſt, welches von einem Schullehrer, der keine eigentlich wiſſenſchaftliche Bildung genoſſen hat, nicht gefordert werden kann." Overberg ließ es ſich ernſtlich angelegen ſein, den Schullehrern dieſes untergeordnete Verhältniß zu ihren Pfarrern recht einzuſchärfen. „Es wären immer einige geweſen," ſagte er, „die ihren Pfarrer nicht hätten hören wollen; er habe aber, wenn er bei ſolchen Gelegenheiten ſeine Verzeichniſſe nachgeſehen, gefunden, daß es weder die gut unterrichteten noch die ganz ungebildeten, ſondern in der Regel die mittelmäßigen und halbgebildeten Schulmeiſter geweſen waren."

Durch ihr ganzes übriges Leben blieb Overberg der väterliche Freund, Rathgeber und Tröſter der von ihm gebildeten Schullehrer. Keiner kam nach Münſter, ohne den treuen Lehrer zu beſuchen; in ihren Anliegen ſchrieben ſie ihm, und faſt jeder von ihnen bewahret noch jetzt einige aufmunternde Zeilen von ihm auf.

So ward unter Gottes Beiſtand Overberg der Begründer, zugleich aber auch der Erhalter eines ſegensreichen, tüchtigen Schullehrerſtandes ſeines Vaterlandes. Aber außer dieſem erwarb er ſich auch ein ganz eigenthümliches Verdienſt um die Bildung eines Standes der Lehrerinnen, welcher anderwärts wohl wenig ſeines Gleichen neben ſich haben möchte. Jungfrauen, nicht durch äußere Beweggründe, ſondern durch die Liebe und Furcht Gottes getrieben, benützten ſeine Normalſchule und das Anhören ſeines Kinderunterrichtes, um ſich zu chriſtlichen Lehrerinnen zu bilden, welche dieſem ſchönen Berufe ihr ganzes Leben hindurch treu blieben, ohne ſich durch irgend etwas von ihm abwendig machen zu laſſen. Dieſe Lehrerinnen wurden mit dem auffallendſt glücklichen Erfolge vorzüglich bei Töchterſchulen angeſtellt, und der Ruf jenes Erfolges war ſo groß, daß viele von ihnen ſelbſt in andre Länder gezogen wurden. Andere dieſer Schülerinnen Overbergs haben als Hauslehrerinnen und Erzieherinnen in viele Familien jenen Segen gebracht, der auf dem frommen Wirken ihres Lehrers ruhte.

Ein vorzüglich gutes Bildungsmittel, namentlich für dieſe Lehrerinnen, gab der Unterricht ab, welchen Overberg in der armen Kinder- oder Freiſchule ertheilte, die mit dem Kloſter der Lotharingiſchen Chor-

Jungfrauen verbunden war. Von diesem Unterricht war schon eben die Rede. Overberg ertheilte ihn wöchentlich dreimal und zwar jedesmal mehrere Stunden lang in Religionslehre, biblischer Geschichte und im Rechnen. Leute aus allen Ständen drängten sich, besonders zu der Kinderlehre, welche er sonntäglich in der Klosterkirche hielt, und glaubten, wenn sie Overberg in der Mitte der Kinder sahen, „in dem treuen Diener" ein Nachbild Dessen zu sehen, welcher gesagt hat: Lasset die Kindlein zu mir kommen. Welche innig ernste Angelegenheit aber auch dieser Unterricht der Kleinen dem treuen Manne war, das mögen nachstehende Stellen aus seinem Tagebuch bezeugen:

(15 Jan. 1790.) „Diesen Morgen bin ich wieder ohne gehörige Vorbereitung zur Schule gegangen. O Gott! hilf mir, daß ich mich darinn bessere. Es ist Täuschung, wenn ich denke, es wird gut darinnen, du weißt die Sache. Dies Geschäft ist nun nothwendiger — denn kein anderes kann für die Zeit so nothwendig seyn, wenn es sich verschieben läßt. Mangel der Vorbereitung zieht viele Fehler nach sich; der Unterricht wird trocken, verworren, unbestimmt, weitschweifend; das bringt die Kinder in Verwirrung, hindert die Achtsamkeit, macht den Unterricht ihnen und mir unangenehm. Ueberhaupt habe ich mich wohl zu hüten, daß ich nicht zu sehr ins Kleine gehe, nicht zu weitläufig, zu gelehrt für die Kinder werde. Eine gute Lehre recht gefaßt und behalten haben, ist ihnen ja nützlicher, als zehen lernen und keine einzige recht fassen, oder die eine, welche unter zehen die nützlichste ist, der übrigen wegen übersehen, oder wieder vergessen. O Gott! hilf mir, daß ich die leichte, gründlich einfache, kurze, hell und leicht behaltlich zu machende Lehrart deines geliebten Sohnes immer mehr

nachahme. Gieb, daß ich mich immer erſt frage, ehe ich den Kindern eine Lehre vortrage: Iſt ſie nöthig? Iſt ſie nützlich? Giebt es nicht eine nützlichere, die dieſer wohl vorgezogen werden? Iſt ſie für die Kinder faßlich genug? Welches iſt der Zweck, warum du ſie ihnen geben willſt? Giebt ſie den Kindern, wenn ſie dieſelbe wiſſen, nur ein gelehrtes Anſehen? — Dann weg damit. — Iſt ſie für jetzt die nützlichſte, welche du anbringen kannſt?“

(7. Febr. 1790) „Du lehreſt mich, o mein Gott, immer mehr durch meine eigne Erfahrung einſehen, daß ich nichts aus mir vermag. Wenn ich befürchte, der Unterricht, welchen du mir aufgetragen haſt, werde nicht gut von Statten gehen, ſo gelingt er zu meiner Verwunderung gut, und gerade das Gegentheil geſchieht, wenn ich meine, er werde diesmal gut ausfallen. Iſt das nicht ein Wink von dir, daß ich nicht auf meine Kräfte, ſondern nur auf deine Gnade vertrauen ſoll? Hilf mir doch dieß im Werke erfüllen. Ach Gott! du erweiſeſt mir ſo viele Gnaden, du haſt mich auch heute bemerken laſſen, daß du die Urſache, die mich oft hindert laut und verſtändlich zu reden, jedesmal hebſt, wenn ich die Jugend öffentlich in der Kirche unterrichten ſoll. Gieb mir doch auch endlich die Gnade, der ich freilich nicht würdig bin, weil ich ihr ſo oft widerſtanden habe; die Gnade, daß ich in allem meinem Thun und Laſſen, und beſonders in Allem, was den Unterricht der Jugend betrifft, nur einzig deinen Willen vor Augen habe. Ach Gott, mein Vater in Jeſu Chriſto! Stehe mir doch bei, daß ich deinen Lieblingen den Unterricht nicht unnöthiger Weiſe ſchwer mache, daß ich ihnen nicht harte Speiſe ſtatt Milch, Speiſe ſtatt einmal zweimal gebe, damit ich mich nicht bei dem weniger Wichtigen zu lange

aufhalte und darüber das Wichtigſte verſäume. Du haſt es zugelaſſen, daß ich bei dem Unterricht einen ungewöhnlichen Weg eingeſchlagen habe; iſt er nicht nützlicher, als der andre, und iſt es nicht dein Wille, daß ich ihn gehen ſoll, ſo ziehe mich doch davon zurück; iſt es dein Wille, daß ich auf demſelben bleiben ſoll, ſo mache mir ihn doch ſo hell, daß ich ihn nicht verfehle, nicht alle Augenblicke die Kinder auf Irrpfade führe, wovon ich ſie wieder zurückziehen muß. Ich bin der Gnade nicht würdig; aber den Kleinen, die durch das Blut deines Geliebten geheiligt ſind, wirſt du ſie nicht verſagen, darum vertraue ich auf deinen Beiſtand, o Gott! ich möchte ganz dein ſeyn; wie viel mehr Gutes könnte ich dann zu deiner Ehre und zum Heil meiner Brüder wirken! Laß dieſe doch nicht vergeblich ſoviel Vertrauen auf mich ſetzen."

So betrieb Overberg das ſcheinbar unbedeutende, leichte Geſchäft des Katechismusunterrichts mit dem heiligſten Ernſte, und nicht anders, als vor dem Angeſicht Gottes und in der von oben erflehten Kraft. Er wußte und erkannte es, welch ein hochwichtiges Anliegen die Erziehung der Kleinen zum Gebet und zum kindlichen Umgang mit Gott für die ganze Chriſtenheit ſey. Es iſt eine große, ja die größte Macht, welche der Herr ſich zugerichtet hat, in und durch den Mund der Unmündigen und Säuglinge. Wenn in unſern Tagen dieſe Macht durch chriſtliche Lehrer und Eltern unter Gottes Beiſtand wieder aufgerichtet würde, wie bald ſollte dieſelbe den Ungläubigen beugen und dem hereinbrechenden Verderben ſteuern! — wie bald ſollte ſie den Frieden Gottes zurückbringen in die Häuſer und Herzen!

Wenn ſchon der gewöhnliche, alltägliche Unterricht der Kinder für Overberg ein ſo ernſtes Anliegen war, wenn ſchon bei dieſem die Salbung von oben, welche der treue Mann ſich erbetete, ſo fühlbar erſchien, daß nicht bloß die empfänglichen Herzen der Kleinen, ſondern manches alte, kalte Herz davon erweicht und erwärmt und für immer dem Zug der Gnade eröffnet wurde: ſo verdoppelte ſich der Eifer des Mannes noch, wenn nun die Zeit ſich nahte, wo die Kinder zum heiligen Abendmahle ſollten vorbereitet werden. Ein Jahr vorher ließ er ſich die Namen der künftigen Abendmahlsgenoſſen geben, und fieng nun an, ſie einzeln nach ihrem Geiſt und Herzen auf das ſorgfältigſte zu beobachten und zu leiten. Den eigentlichen vorbereitenden Unterricht ertheilte er während der Faſtenzeit bis zum dritten Sonntag nach Oſtern täglich anderthalb Stunden. Er faßte dann die Hauptlehren des Chriſtenthums zuſammen; um ſich vor Abſchweifung zu hüten, ſchrieb er wohl den jedesmaligen Unterricht ganz auf. Dieſe Vorträge wurden von einer großen Zahl von ältern Zuhörern, unter andern von den Studirenden der Theologie, beſucht, unter denen Viele, wenn auch nicht die Gewalt der Salbung, welche der Geiſt von oben allein giebt, doch den Gang der Gedanken, den dieſer Geiſt belebte, durch Nachſchreiben feſt zu halten ſuchten. Nur Donnerstags und Sonntags wurden keine Fremden zugelaſſen, weil dieſe Tage zur Wiederholung des Unterrichtes und zur Prüfung der Kinder beſtimmt waren. — Außer dem öffentlichen Unterrichte belehrte, ermahnte, warnte er unabläſſig die Confirmanden einzeln, ſo wie es die Gemüthsart und die Verhältniſſe eines jeden zu fordern ſchienen. Er leitete ſie zur Betrachtung der Heilswahrheiten, zum innern Gebete und andern geiſtlichen Uebungen an, verzüglich als Beichtvater, zur ernſten, genauen Prüfung des Gewiſſens. Von Zeit zu Zeit ließ er öffentlich in den Schulen für dieſe Erſtlinge beten. Nahete nun der Tag der erſten heiligen Communion heran, ſo ließ er die Eltern zu ſich kommen, ſtellte ihnen die Wichtigkeit ihrer Pflichten gegen ihre Kinder mit beſondrer Rückſicht auf ihre perſönlichen Verhältniſſe vor Augen, ermahnte und bat ſie, dieſelben gewiſſenhaft zu erfüllen, und ließ ſich dieſes feierlich von ihnen verſprechen. Von den Kindern ließ er ſchriftlich das Verſprechen ablegen, wie ſie nach den Schriften des Evangeliums wandeln, die Gefahren ihres Glaubens und ihrer Tugend vermeiden, die Heilsmittel treulich anwenden wollten. Mit der größten Sorgfalt verfuhr er bei der Auswahl derjenigen, welche des Mahles der Liebe theilhaftig werden ſollten; durch die inbrünſtigſten Gebete bereitete er ſich zur Auswahl vor, um ſich Licht und den Beiſtand Gottes zu erflehen, damit nicht etwa eine andre Rückſicht, als die Würdigkeit der Aufzunehmenden ihn beſtimmen möge. Er that dies alles mit einem ſolchen Eifer, daß hierbei öfter die Kräfte des Leibes unterlagen, und daß er mehrmalen, wenn dies liebe, ernſte Geſchäft vorüber war, erkrankte. — Während des erſten Jahres nach dem erſtmaligen Empfang des heiligen Abendmahles mußten die Neucommunicanten von Zeit zu Zeit zuſammen zum Tiſch des Herrn gehen; jedesmal bereitete er ſie beſonders darauf vor.

Sieben und zwanzig Jahre hatte er auf dieſe Weiſe den Communionunterricht und den wöchentlichen Religionsunterricht in der Schule der Lotharingiſchen Kloſterfrauen gehalten, als das Kloſter aufgehoben und die Schule eine Pfarrſchule wurde, an welcher der Religionsunterricht dem Pfarrer zukam. Als **Overberg** zum letzten Male den Communionunterricht beendigt hatte, überfiel ihn eine ſchwere Krankheit; er meinte, daß er nun ſterben müſſe. Der Gedanke, daß ſeine bisherige Wirkſamkeit für die Schuljugend, wie ſie ſein frommes Gemüth wohl am meiſten anſprach, jetzt ein Ende genommen habe, mochte wohl die Ahnung des Todes in ihm beſtärken. Er ſchrieb damals an die Kinder, welche er unterrichtet und zur heiligen Communion angenommen hatte, folgenden Brief:

Liebe Kinder!

Um mich an dieſem für euch ſo wichtigen Tage, auf den ich mich ſo lange gefreut habe, ſo innig als möglich in der Liebe mit euch zu vereinigen, habe ich heute die heilige Communion in derſelben Stunde mit euch empfangen wollen. Ich hoffe euch alle geſund wieder zu ſehen; ſollte dieſes aber der Wille Gottes, der nicht allein gut, ſondern immer der beſte iſt, nicht ſeyn, ſo danke ich euch, ihr guten, geliebten, folgſamen Kinder! die ich in 27 Jahren in dieſer Pfarre zur erſten heiligen Communion geführt habe, für eure Folgſamkeit und insbeſondere für die Freude, die ihr mir nach der erſten heiligen Communion gemacht habt. Ihr ſeyd meine Wonne, meine Krone, und werdet meine Freude vollkommen machen, wenn ich euch an jenem großen Tage zur Rechten des Heilandes wiederſehen werde. Euch, ihr ungeliebten, unfolgſamen Kinder! die ihr bald nach der erſten heiligen Communion den Weg der Tugend verließet, auf den ihr mit ſo vieler Mühe gebracht waret, euch verzeihe ich von Herzen; ich will Gott bitten, daß er euch noch zur rechten Zeit die

Augen öffne, damit eure, mir noch immer theure Seelen von dem ewigen Verderben gerettet werden.

Es gehe euch an Leib und Seele wohl.

B. O.

Die Ahnung ſeines Todes gieng nicht in Erfüllung. Gott erhielt ihm das Leben „zu Nutz und Dienſt den Nächſten ſein“ noch 14 Jahre, und ſchenkte ihm auch Gelegenheit noch für die Schule nützlich zu bleiben. Er beſuchte dieſe von da an gewöhnlich alle 14 Tage, verweilte dann einen ganzen Nachmittag in derſelben, ſetzte ſich in der Mitte der Kinder auf eine Bank und hielt ihnen den Religionsunterricht in ſeiner gewohnten Weiſe. Seine kindliche Freundlichkeit hatte ihn auch in den letzten Jahren ſeines Lebens nicht verlaſſen; die Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes hatte nicht abgenommen; für die Kinder war der Tag, an welchem er ſie beſuchte, ein wahrer Feſttag. Wenn er kam, wurde er mit lautem Freudenruf: „Herr Overberg!“ begrüßt. Als er Dechant in Ueberwaſſer geworden war, ſagten die Lehrerinnen zu den Kindern, ſie müßten nun nicht mehr Herr Overberg, ſondern „Hochwürden Herr Dechant“ ſagen. Dies ſtörte die Zutraulichkeit der Kinder. Unter andern blieb eines, welches ſich ſonſt am meiſten zu ihm gedrängt hatte, beim Hinausgehen aus der Schule ſcheu zurück. Overberg bemerkte dies und fragte: Kennſt du mich nicht mehr? — Ja, Herr Overberg, rief es laut, und Freude kehrte plötzlich auf ſein Angeſicht zurück. Von nun an nannten ihn die Kinder wieder „Herr Overberg!“

So war dieſer Mann ein treuer, liebevoller Führer und Engel der Kleinen; er war es aber auch, mit nicht minderer Treue, den Erwachſenen und Alten.

Als Beichtvater im Lotharingiſchen Kloſter ließ er ſich nicht bloß die Führung der hier zunächſt ihm anvertrauten Seelen ein inniges Anliegen ſeyn, ſondern viele Andre, denen es Ernſt war, einen zuverläßigen Führer auf dem Wege des Heiles zu ſuchen, wendeten ſich vorzugsweiſe an ihn. „Es kann ja,“ dieß wiederholte Overberg ſelber öfter den jungen künftigen Geiſtlichen, „Niemand einen Andern auf dem Wege zur Vollkommenheit leiten, der dieſen Weg nicht ſelbſt gewandelt hat; Keiner kann einen Andern beten und kämpfen lehren, der nicht ſelber gebetet und gekämpft hat.“ Overberg ergab ſich dem ſchweren Geſchäft der Seelſorge im engern Sinn: dem Geſchäft eines Beichtvaters für Menſchen aus allen Ständen, mit unermüdeter Geduld und Ausdauer. Die allgemeine Ehrfurcht, welche ſein kindlich reiner Wandel und ſein geſegnetes Wirken; die Ueberlegenheit, welche ihm ſeine gründlich tiefe Kenntniß des menſchlichen Herzens und ſeine Erfahrung in den Gnadenwegen Gottes gaben, erweckten in den Seelen ein ſolch unbegränztes Zutrauen, daß ſeine Beichtkinder ſeinen Rath und ſeine Ermahnungen mit gewiſſenhafter Treue befolgten. Er aber war ihnen auch allen, im ſchönſten Sinne des Wortes, ein liebender Vater. Er wachte, betete und ſorgte für ſie, als für ſeine Kinder; er wendete allen Fleiß an, um ſie auf dem Weg des Heils ſicher zu führen, eingedenk daß er für ihre Seelen verantwortlich ſey. So lange ſie auf ihrem guten Wege treu blieben, pflegte er mit ſeinen Ermahnungen ſparſam zu ſeyn, ſo daß wohl Manche meinten, er nähme ſich ihrer nicht mehr ſo ernſtlich an. „Seyn Sie nur ruhig“ ſagte er zu dieſen, wenn ſie ihm ihre ängſtliche Beſorgniß äußerten, „ich werde es ſchon bald merken, wenn es Zeit iſt zu ermahnen, zu warnen. Kam dann die Zeit, wo der Eifer nachzulaſſen oder eine verkehrte Richtung zu nehmen anfieng, dann ſahe er dieß bald und ließ nicht ab mit Ermahnen und Zurechtweiſen, bis alles wieder gut war. Er kannte die Gefahren, die Abwege, die Selbſttäuſchungen der Eigenliebe; die erſten Spuren der Lauigkeit blieben ihm nicht verborgen.

Hierbei war ihm Kind wie Mann, der Geringe wie der Vornehmſte gleich theuer und bedeutend; er ſah nur auf die unſterbliche, durch Chriſti Blut erkaufte Seele. Seine gelehrten und angeſehenen Freunde wurden wohl zuweilen verdrießlich, wenn ſie eine lange Zeit in ſeinem Vorzimmer gewartet hatten, weil ſie ihn mit Jemand ſprechen hörten, und nun ſahen, daß es ein altes Bauernweib oder ein berüchtigter Bettler war, mit welchem er dieſe lange Unterredung gehalten hatte. Er ſuchte Allen Alles zu werden, um Alle Jeſu Chriſto zu gewinnen. An dem Vertrauen eines armen Kindes, deſſen Beichtvater er wurde, war ihm eben ſo viel gelegen, als an dem Vertrauen des angeſehenſten Mannes.

Aber dieſes Vertrauen weckte meiſt ſchon ſein Anblick und das erſte Geſpräch mit ihm. So fühlte er ſich einſt an einem kalten, regnigten Nachmittag in ſeinem Innern gedrungen, hinaus in's Freie zu gehen. Vor dem Thore geht ein Mann unſtäten Schrittes vor ihm hin, bleibt bald ſtehen, bald ſchreitet er, nachdem er ſich umgeſehen, haſtig weiter. Overberg eilt ihm nach, erreicht ihn, begrüßt ihn freundlich und fängt ein Geſpräch mit ihm an, welches der Unbekannte anfangs unfreundlich abweiſt, dann aber annimmt und bald ſo offen wird, daß er bekennt: er ſey in ſchweren Sünden von Jugend an, und nun ſey das Maaß der Verzweiflung voll; er wolle ſeinem Leben ein Ende machen. — „Wird's dadurch beſſer?“ fragte ihn Overberg. Der Andre ſtutzt; Overberg redet ihm nun mit immer eindringlicherer Liebe zu, nimmt ihn mit ſich auf ſein Zimmer, hört ſeine Beichte, und von Stund an fängt jener an ein anderer Menſch zu werden.

Nicht bloß aus der Stadt, ſondern 10 bis 15 Stunden weit kamen Menſchen, welche Gewiſſensangſt drückte, um in den Angelegenheiten ihres Heils Rath und Zuſpruch bei ihm zu ſuchen. An jedem Sonnabend brachte er gewöhnlich 2 bis 3 Stunden im Beichtſtuhle zu, eben ſo an jedem Sonntag Morgen, und noch länger zur Zeit der hohen Feſte. Oft hatte er auf dieſe Weiſe vom Morgen bis Mittag zu thun. Aber auch die übrige Woche hindurch wurde er häufig durch Solche, die in Gewiſſensangelegenheiten zu ihm kamen, in ſeinen Geſchäften unterbrochen. Niemals kam ihm einer ungelegen; mit liebevoller Freundlichkeit hörte er Jeden an, redete Jedem, auch dem verſtockteſten Böſewicht, mit Liebe zu. Einmal nur, ſo erzählte er, habe ihn die hartnäckige Verſtocktheit eines Menſchen ſo in Eifer gebracht, daß er in ſehr harte Worte gegen ihn ausgebrochen ſey. Und was die Sanftmuth nicht hatte ausrichten können, das bewirkte dießmal der ernſte Eifer. Beſtürzt erklärte der Beichtende, er wolle nun thun, was ſein Gewiſſen von ihm fodere. Die wiederkehrende Sanftmuth Overbergs befeſtigte den guten Entſchluß.

Die, welche ſich ſeiner geiſtlichen Führung anvertraut hatten, beſuchte er auch, wenn ſie krank wurden, fleißig, obwohl er ſonſt faſt gar keine Beſuche machte. Selbſt noch in den letzten Jahren ſeines Lebens, wo ſo viele, ſchwere Geſchäfte auf ihm lagen, gieng er täglich zu Kranken. Wenn auch dann ſchon andre Beſuchende bei dieſen waren, wußte er dennoch das Geſpräch bald auf Dinge zu lenken, welche das Heil der Seele angehen; wußte auf ſeine unnachahmliche Weiſe an das Irdiſche das Ueberirdiſche anzuknüpfen. — Seine Beichtkinder pflegten ihn dann wohl auch öfters, wie [illegible] oder ihrem Vater, in äußern Angelegenheiten um Rath zu fragen. Er entzog ſich ihnen auch hierinnen nicht, und obgleich ihm Einige den Vorwurf machen wollten, er urtheile zu gut und mild von den Menſchen, ſo zeigte ſich dennoch, wo es galt, daß er ſcharf und richtig über die Herzen der Leute und über ihre Zuverläſſigkeit abzuſchätzen wußte, obgleich er dieſes innere Urtheil nie ohne Noth laut werden ließ. Schien es etwa, als könne man ſich nicht mit vollkommener Sicherheit auf ihn verlaſſen, wenn er jemand lobte; ſo konnte man deſto ſicherer ſeinen Worten trauen, wenn er, wo es die Pflicht erfoderte, Jemanden tadelte. Uebrigens durfte man ſich nicht wundern, wenn die Befolgung ſeines Rathes faſt ohne Ausnahme zum Beſten ausſchlug. Der Rath kam nicht von ihm allein. In ſeinem Tagebuche ſteht (17. März 1794): „Ich habe einige Male in einer wichtigen Sache Rath ertheilt, ohne mich zuvor recht zu Gott um Erleuchtung zu wenden. Ich ſehe es ein, daß ein ſolches Verfahren höchſt gefährlich iſt. Darum bitte ich dich, Herr! leite mich auch in dieſem Stücke, daß ich mich künftig nicht wieder einer ſolchen Gefahr ausſetze. Laß mich nichts als den Mund, den du nur als Werkzeug brauchſt, in meinen und der Andern Augen ſeyn, wenn du mich in den Fall kommen läſſeſt, daß ich Rath ertheilen muß, oder wohl daran zu thun glaube.“ — Die, welche ihn um Rath fragten, bemerkten öfters, daß er, ehe er ihnen antwortete, einige Augenblicke in ſich gekehrt, zum Gebet ſich ſammlete. — Aus dieſem Quell kam die Zuverläſſigkeit ſeines Rathes.

Wie denn Overberg ſo vielen Seelen ein geiſtlicher Vater und Berather war; ſo ſtund er namentlich in dieſem Verhältniß zu der für Alle, die ſie kannten, unvergeßlichen, theuren Fürſtin Amalie von Gallitzin: einer treuen Zeugin und Jüngerin des Herrn. Zwiſchen beiden beſtund ein Bündniß der Freundſchaft der rechten, aber leider ſeltenen Art. Sie hatten ſich ſtrenge verpflichtet, einander auf Fehler und Mängel aufmerkſam zu machen, und wenn dem Einen an dem Andern auch nur im mindeſten etwas mißfiel, mußte es offen mitgetheilt werden; daſſelbe galt, wenn eines vom andern beleidigt zu ſeyn glaubte. Beide ſuchten beſtändig in der Gegenwart Gottes zu wandeln, waren in beſtändiger Gemeinſchaft des Gebetes und brachten ihre Angelegenheiten vereinigt, obgleich nicht dem Orte nach, vor Gott. Es paßte zu dieſem Verhältniß jener Denkſpruch, den einſt die Fürſtin niederſchrieb: „Das größte und ſicherſte Kennzeichen wahrer Freundſchaft iſt, wenn Zwei in ihrem innerſten Herzensgebete zu Gott, immer ohne Anſtand und Zweifel, ohne Bedenken und Einſchränkung ſagen dürfen: „Wir.“ — Overberg war der Fürſtin noch Tröſter in ihrer letzten, ſehr ſchmerzhaften Krankheit, welche mehrere Jahre dauerte; er war Zeuge des Todes dieſer durch viele Trübſale geläuterten Frau, ſahe ſie enden mit dem Ausdruck und Worten des Dankes und der Lobpreiſung Gottes. —

Obgleich uns alle die vorhergehenden Züge in Overberg ſchon nach vielen Seiten hin den unvergleichbar wirkſamen Seelſorger und Lehrer kennen lernen; ſo bleibt uns dennoch eine vorzüglich wichtige, folgenreiche Art der Wirkſamkeit des Mannes noch zu betrachten übrig: *ſeine Thätigkeit als Regens des theologiſchen Seminars zu Münſter.* Als *Overberg* im Jahr 1809 die Direction dieſes Seminars übernahm, war ſein Ruf als ausgezeichneter Schriftſteller und Schulmann im Inn- wie im Auslande ſchon feſt begründet; ſein hohes Verdienſt um das Vaterland allgemein anerkannt. Doch hätte es dieſer allgemeinen Anerkennung und Erhebung nicht bedurft, um die Ehrfurcht zu begründen, mit welcher ihn alsbald die jugendlichen Zöglinge des Prieſterſeminars als ihren Vater und Führer empfingen. Auch wer ihn zum erſten Male ſahe und hörte, der ahndete, daß dieſe Liebe, gepaart mit würdevollem Ernſte, welche aus dem Angeſicht der hohen, von Arbeit und manchem Kampf gebeugten Geſtalt hervorblickte; daß dieſe milde, demuthsvolle Weisheit, die ſich in jedem ſeiner Worte ausſprach, von anderer als menſchlicher Art ſey, und fühlte ſich von Hochachtung und Liebe zu dem ſeltnen Manne bewegt.

Die Seminariſten hörten die theologiſchen Vorleſungen an der Univerſität, nicht im Seminar; den Vorgeſetzten des Seminars war nur die praktiſche, aſcetiſche und liturgiſche Bildung, die aſcetiſche vorzugsweiſe dem Regens vorbehalten. Hier war *Overberg* ganz in ſeinem Elemente. Sein eignes Streben nach chriſtlicher Vollkommenheit, hatte ihn mit Erfahrungen über das innre Leben bereichert. Aus Selbſtbeobachtung kannte er die geheimſten Falten des menſchlichen Herzens; jede ſeiner Weiſungen und Belehrungen traf den rechten Punkt. Mehr aber als alle Belehrungen wirkte vor allem das ſtille Beiſpiel des Mannes. Wir wollen ſein Leben und Wirken als Regens hier nach dem Bericht eines ſeiner geiſtverwandten Zöglinge beſchreiben: Des Morgens um halb 5 ließ er ſich wecken. Er hatte die Gewohnheit, ſich eher als der weckende Bediente das Zimmer verließ, im Bette aufzurichten, und dann ſogleich aufzuſtehen. „Gott und nicht der Sinnlichkeit muß man das erſte Opfer bringen,“ pflegte er zu ſagen: „wenn man mit Gott anfängt, ſo geht es den ganzen Tag gut; es iſt mit den erſten Eindrücken und der erſten Richtung der Seele in der Morgenzeit, verhältnißmäßig daſſelbe, wie mit denen in der erſten Jugend; dieſe ſind gewöhnlich entſcheidend für das ganze Leben, jene für den ganzen Tag.“ — Die erſte Zeit des Tages widmete Overberg dem Gebet und der Betrachtung göttlicher Dinge; öfter vernahm man in erſter Frühe auf dem Gange von ihm den Hymnus: „Jam lucis orto sidere“ — Nach ſtiller Vorbereitung vereinte er ſich mit den Zöglingen des Seminars zur gemeinſamen Gottesverehrung. Hierauf pflegte er ſich von neuem auf einige Zeit zum Dank und zum Lobe Gottes zu ſammlen. Nächſt einem einzelnen Abſchnitte aus der heiligen Schrift und den inhaltreichſten Lobgeſängen des chriſtlichen Alterthums, ſo wie dem apoſtoliſchen Glaubensbekenntniß benutzte er zu ſeiner täglichen Erbauung vorzüglich gern die Schriften Taulers und des Thomas von Kempen Nachfolge J. Chr. Von dem letzteren Werk bemerkte er es als eine beſondre Eigenthümlichkeit, daß man es nie auswendig lerne. — Nun begann die Arbeit des Tages. — Neben den Geſchäften, die ſein Amt als Regens ihm auferlegte, bearbeitete er eine Reihe von Jahren als Conſiſtorialrath die Schulangelegenheiten bei der Regierung, hielt die Normalſchule, predigte, katecheſirte, hörte Beichte, beſuchte Kranke, war fortwährend als Schriftſteller thätig.

und ſchrieb bei dieſem allen unglaublich viel Briefe, unter denen keiner iſt, der nicht einige Worte der erhebenden, geiſtig ſtärkenden Art enthielte, welche jedesmal nach der Eigenthümlichkeit deſſen, an den er ſchrieb, gerichtet ſind. Wie er bei ſo vielen Geſchäften ſo viel ſchreiben konnte, läßt ſich kaum erklären, wenn man dabei bedenkt, daß er vom Morgen bis zum Abend keine Viertelſtunde Ruhe hatte. Seminariſten, Schullehrer, Schulamtscandidaten, Geiſtliche, Schulkinder, Freunde, Beichtkinder, Leute aus allen Ständen, aus der Stadt und vom Lande, wie ſie nur des Rathes, des Troſtes, der Hülfe bedurften, kamen zu ihm. Außer dieſen Bettler, der verſchämten wie der unverſchämten Art *). Ohne Aufhören pochte es an ſeiner Thüre, er ließ Alle hereinkommen, legte ſein Buch oder ſeine Feder ruhig hin, ſprach mit Jedem auf das freundlichſte, ſobald er aber wieder allein war, nahm er von neuem das Buch oder die Feder auf, las, betete, ſchrieb fort. Die Ruhe ſeines Gemüthes war es, die ihm dieſe äußre Unruhe erträglich machte und ihn in den Stand ſetzte, ſogleich wieder fort zu arbeiten. Wenn

---

*) Die Freundlichkeit, womit er Arme, mitten im Drange der Geſchäfte anhörte und ihnen Gaben reichte, ruhte auf einem ſo unverrückbar feſtem Grunde, daß keine Erfahrung des Undankes oder der Betrügerei, welche dieſe Armen gegen ihn ausübten, ſie ihm rauben konnte. Sehr oft wurde er von den Bettlern betrogen. Einen Mantel, eine ihm als Andenken ſehr werthe goldne Uhr, mehrere Kleider und Bücher verlor er auf dieſe Weiſe. Ein großer [illegible] war ihm ſchon mit mehrern [illegible] entwendet, als man ihn darauf aufmerkſam machte. Einer der [illegible] auf dem [illegible] ließ ſich zur Hülfe [illegible]. Er vermittelte, daß eine arme Frau ſich in großer Verlegenheit um

ich von einem Psalmen, sagte er, drei Verse gelesen habe und werde unterbrochen, so fange ich eben beim vierten wieder an.

Die Zeit seiner täglichen, wo möglich einsamen Spaziergänge, war für ihn eine Zeit der innern Sammlung und des Gebets. Am Mittag wie am Abend speiste er fast ohne Ausnahme mit den Seminaristen. Während der Tafel unterhielt er sich zunächst mit den Geistlichen, die an seiner Seite saßen: dem Herrn Canonicus Melchers und Herrn Vicarius Vallendar. Er konnte dann sehr gesprächig seyn; der Inhalt seiner Gespräche war belehrend und erheiternd. Im Essen und Trinken war er sehr mäßig; den Wein genoß er nur als Arznei. Nach dem Mittagsessen pflegte er den Herrn Melchers in sein Zimmer zu begleiten; eine halbstündige Unterredung mit diesem und der tägliche Spaziergang schienen seine einzige Erholung zu seyn. Alle Jahre im August machte er übrigens auf 14 Tage eine Reise auf's Land, zu einem seiner Freunde. Wenn er wieder kam, feierte er erst seinen Namenstag (den 20sten August) und Tages darauf fing er die

---

ein Kleidchen für ihr Kind bekommen habe. Auch die [illegible] der [illegible], daß sie [illegible] und [illegible] den wahren Trost des [illegible] und [illegible]. — Während eines sehr kalten Winters stand einst ein [illegible] neben Overberg auf seinem Zimmer. Er sieht, daß ein Bettler mit Overberg's Rock aus dem Thore des Seminars gehen will, macht darauf aufmerksam und will ihn [illegible]. Ach schweigen Sie still, fällt Overberg leise ein, lassen Sie ihn gehen, ich habe den Rock nicht nothwendig; keiner [illegible], wie sehr er dessen bedarf. — [illegible] pflegte er die Briefe der Dankbarkeit, wenn er sie an einem [illegible] erhielt, unter vier Augen auf's [illegible] und [illegible] zu [illegible].

Normalſchule an. An ſeinem Namenstage erhielt jeder Seminariſt beim Abendeſſen eine halbe Flaſche Wein. Er war dann jedesmal ganz beſonders heiter und aufgeräumt, erzählte in ſeiner ſo anſprechenden, naiven Darſtellungsweiſe, viele intereſſante Anekdoten auch von ſeinen früheren Reiſen; forderte zum Singen von Geſellſchaftsliedern auf und ſuchte auf jede angemeſſene Weiſe die Tiſchgeſellſchaft zu erheitern.

Ueberhaupt verſtand dieſer Mann auf eine meiſterhafte Art die Kunſt, ſeinen jungen Freunden ſich gleich zu ſtellen; mit ihnen alle Leiden und kleinen Vortheile des Seminariſtenlebens zu theilen, ohne bei ſolcher Gleichſtellung ſeinem väterlichen Anſehen das Mindeſte zu vergeben. Er trug die Kleidung der Seminariſten und wollte gar keine Auszeichnung. Seine Stube enthielt, außer einer bedeutenden Sammlung von Büchern, die er nicht allein zum Verleihen, ſondern auch zum Verſchenken anſchaffte, alte Möbeln in ſo unanſehnlicher Geſtalt und Farbe, daß man ſogleich ſahe, die Einrichtung des Zimmers ſei dem Zufall überlaſſen geblieben. Das Seminargebäude war vor [illegible] Jahren ein Kapuziner-Kloſter. Aus jener Zeit ſtammten die Tapeten, die dem Zimmer eben keinen ſonderlichen Glanz gaben.

In jeder Stunde konnten die Seminariſten zu ihm gehen, und ihn um Rath fragen; ſie fanden jederzeit eine freundliche Aufnahme, „eine Aufnahme, welche mit der Ehrfurcht zugleich Vertrauen weckte, ſo daß man ihm gerne Alles ſagen mochte.“ Er pflegte die Seminariſten, welche zu ihm kamen, nicht bei ihrem Namen zu begrüßen, weshalb mehrere glaubten [illegible], daß er ſie, auch wenn ſie lange ſchon im Seminar geweſen waren, einzeln nicht kenne. Er kannte aber Jeden, beobachtete und leitete ihn mit großer, wenn auch un-

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

das Haus er einkehrte, hielt dies für einen Segen; wer ihn in die Nähe seines Hauses kommen sah, der wünschte sehnlich, auch wenn er es nicht wagte seinen Wunsch laut werden zu lassen, daß Overberg doch zu ihm eintreten möge. Manche erblickten es als eine [illegible] für das Wohl ihrer Kinder, wenn er [illegible], auch auf dem Arm der Mutter, freundlich segnend grüßte. Aber nicht bloß das Volk, auch seine höheren Behörden ehrten in dem Manne ein [illegible] Werkzeug der Vorsehung für das ganze Land. Länger als zwanzig Jahre war ihm durch das Vertrauen seiner höheren Behörden ein ganz vorzüglicher Einfluß auf die Gestaltung und Leitung der geistlichen und Schulangelegenheiten des Landes übertragen. Namentlich als Examinator [illegible] hatte er schon lange vorher, ehe er Regent des bischöflichen Seminars geworden, durch [illegible] [illegible] [illegible], und zugleich den [illegible] des [illegible] [illegible]; und es heißt, in den theologischen Wissenschaften nicht [illegible] [illegible], [illegible] er [illegible] sich [illegible] zu haben. Schon in [illegible] [illegible] wurde er auch bei wichtigeren [illegible] der kirchlichen Verwaltung zu Rathe gezogen, und [illegible] sich bei seinem [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] auch [illegible] [illegible], [illegible] auch höhere [illegible] und [illegible] [illegible]. Auch in der [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] er [illegible] [illegible] [illegible] bei [illegible], die z. B. in den [illegible] Jahren des vorigen Jahrhunderts [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible], [illegible] auf das [illegible] hatte Overberg auf das [illegible]. Schon an den [illegible] [illegible] über das [illegible] hatte er [illegible] den Vorschlag, welche [illegible] von 1787 bis 1799 ergehen ließ. Ueber Dräseke's Wirksamkeit findet sich der Minister in seinem Bericht von [illegible]: „Sein Eifer, seine Umsicht, seine Schul- und [illegible] haben sehr viel beigetragen Sr. [illegible] [illegible] zu erreichen.“ — Als Mitglied des Consistorialcollegiums bekleidete Dräseke bis [illegible] [illegible] die Angelegenheit des Schulwesens. In der Zeit der [illegible] Verwirrung, da der öffentliche Unterricht nicht allein keine Unterstützung fand, sondern da sogar die vorhandenen Mittel ihm entzogen wurden, hat dieser Mann das Volksschulwesen des [illegible] fast allein aufrecht erhalten. — Als er von 1832 an von Sr. Majestät dem Könige von Preußen zum Consistorialrath ernannt wurde, wandte er auch dort ihm verliehenen Einfluß auf das Schul- und kirchliche Wesen auf's nachdrücklichste, zum Besten beider an. Mit seinen Collegen lebte er in aufrichtiger Freundschaft, die [illegible] [illegible] störte sie niemals nicht. Seinen kirchlichen Amtsbrüdern, wie seinen [illegible] Gehülfen, war stets die [illegible] Gewissenhaftigkeit und [illegible] Ueberlegung ausgezeichnet. — Im Jahre [illegible] wurde ihm von Sr. Majestät dem Könige der rothe Adlerorden der 3ten Classe verliehen. Als er vom [illegible] Jahr durch ein sehr schmerzhaftes Fußübel länger als ein halb Jahr auf seinem Zimmer gehalten wurde, suchte er sich selbst von dem inneren Widerwillen und der Ungeduld dadurch zu bewahren, daß er sich, neben seinen Pflichten, die Geschäfte verschaffte, die ihm Stoff zu gleicher Zeit gewährten. Dieser Zeit verdankte er [illegible] das Gelingen seiner Geschäfte, die Zufriedenheit seiner Vorgesetzten, die Gnade des Königs. — In den letzten Jahren seines Lebens erhielt er den Titel als Consisto-

Schulrath; ſeinen Schriften wollte er jedoch nie einen andern Titel als: Lehrer der Normalſchule, vorgeſetzt wiſſen.

Bei der Reorganiſation des Münſteriſchen Domcapitels im Jahr 1823 wurde ihm für die Dompräbende mit einem Gehalt von 1200 Thalern angetragen. Er ſchlug dieſelbe aus, weil er, wie er ſagte, ſich unfähig fühle, die Obliegenheiten jener Stelle zu erfüllen. Die Diſpenſirung von dieſen Obliegenheiten wies er mit der Bemerkung zurück: daß es auf die Diſciplin des neuen Domcapitels einen nachtheiligen Einfluß haben würde, wenn man gleich mit Diſpenſen anfinge. Nur auf wiederholtes Zureden trat er als Ehrendomcapitular in das Domcapitel ein.

Wir haben uns im vorſtehenden Lebensabriſſe faſt zu ausſchließend bei dem äußern Leben und Wirken des theuren Bernard Overberg verweilt. Wenden wir jetzt noch einmal unſern Blick zurück auf den innern Grund, welcher dieſes äußere Wirken hielt und trug. Overberg's ganzes Leben war in einem ſehr vollkommenen Maaße ein Wandel in der Gegenwart Gottes. Von Gott erbittet er ſich alle Kraft zum Wirken: „Herr," ſagte er, „wenn der Herr das Haus nicht baut, ſo arbeiten die Bauleute vergebens. — Wie wollten wir vermögend ſein, unſre Vorſätze ins Werk zu vollbringen, da es nicht einmal in unſerm Vermögen ſteht, auch nur einen guten Gedanken zu [illegible]." — Er [illegible] zu Gott um [illegible], um das Kleine wie um das Große. Die Erfahrung, daß [illegible], auch [illegible] kleine Dinge [illegible] von Gott erbeten werden, iſt in [illegible] Leben [illegible] in ſeinem [illegible] bewährt. Die Erinnerung [illegible] ſein [illegible], wo [illegible].

In dem Leben wahrhafter, aus dem Geiste wiedergeborener Christen wird man sehr häufig und auf ganz auffallende Weise der Erfahrung begegnen, daß ſie durch Kraft der Gnade gerade das Gegentheil von dem wurden, was ſie von Natur geweſen waren. Die, in denen von Natur der größte Hang zum Hochmuth, zum Geiz, zur Sinnlichkeit war, wurden durch Gottes Gnade die demüthigſten, wohlthätigſten, mäßigſten; jene, welche zum Mißmuth und Trübſinn ſich neigten, die heiterſten, fröhlichſten Jünger des Herrn. Auch an Overberg bemerken wir eine ähnliche Verwandlung. Er, der demüthige Mann, klagt in ſeinen Tagebüchern öfters über ſeine natürliche Anlage zur Eitelkeit; er, der unermüdlich Fleißige, über den Hang zur Trägheit; er, der Liebevolle, Sanftmüthige, über die Neigung zum Zorn, Trübſinn, Unbarmherzigkeit gegen Andere. [illegible] hatte er, in der Gegenwart ſeines Herrn, vor deſſen Majeſtät er wandelte, einen Spiegel, in welchem er auch ſchon die erſte leiſeſte Verletzung und Störung von dem richtigen Wege bemerkte, und zugleich einen Quell, aus welchem er leicht und reichlich die Kraft zum Wiederaufſtehen und zum Widerſtehen ſchöpfen konnte. Demuth zeigt ſich deutlich in ſeinen Tagebüchern. „Als ich heute," ſagt er [illegible], „abermal von der Zahl gewählt wurde, kam mir ein eitles Wohlgefallen über meine Geſchicklichkeit, und darüber an, daß die Gemeinden mich deshalb wählen würden; ich meine aber [illegible] zu haben." Seine Demuth, der im [illegible] Verbindungen war, [illegible] er auch [illegible], daß er von heiligen Verbindungen zur Eitelkeit und zum Ehrgeiz zu [illegible] gehabt habe, [illegible] im Anfange [illegible] ſchrieb [illegible] „[illegible]." [illegible]

„[illegible], [illegible] [illegible] der [illegible], [illegible] ich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]: O Gott, wenn werde ich einmal anfangen nur für mich allein durch mein Arbeiten zu leben?“ —

In dem Tagebuche klagt er sich oft über Menschenfurcht oder falsche Scham an, weil er aus [illegible] gegen Andre oder aus [illegible] nicht zu [illegible], [illegible] hatte, etwas [illegible] zu sagen, auch beklagt er sich über [illegible] des [illegible] und der [illegible], wenn er fühlt, daß Andre gelobt oder getadelt wurden. Noch in einem seiner letzten Jahre ([illegible] Juli, [illegible]) schreibt er: „Ich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und doch ist es mir [illegible] [illegible] Gott, [illegible] [illegible] meiner [illegible], so wie es [illegible], zu [illegible]. Wann werde ich denn einmal recht anfangen? [illegible] ist eine alte, [illegible] [illegible] bei mir. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] mich [illegible], etwas zu [illegible], [illegible] [illegible] zu [illegible]. [illegible] [illegible], wenn [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Ich [illegible] mich [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] ich etwas [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] oder meine [illegible] [illegible], oder meinem [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] zu [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]; [illegible] [illegible] [illegible] ich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].“ [illegible] er [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] er [illegible], [illegible] [illegible] er [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible] [illegible], [illegible] [illegible], [illegible] zu [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] er [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] er [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] zu [illegible], [illegible] er [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. — [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] Zeit zu geben, [illegible] Jahr in seinem Tagebuche auf, was er täglich von Stunde zu Stunde [illegible] habe. [illegible] „Ich habe," sagt er einmal in seinem Tagebuche, [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

weil es die Seele zu Ungeduld reizt, und üble Laune, die zu Geschäften unaufgelegt und ungeschickt macht, erweckt. Was ist dabei zu thun? Schaffe die Hindernisse, welche sich wegschaffen lassen, und nach Gottes Willen weggeschafft werden sollen, gleich wenn es geschehen kann, und, ohne dich durch Menschenfurcht oder [illegible], Menschen zu gefallen, davon abhalten zu lassen. Trage die unabwendbaren mit Geduld. Wie kann das geschehen? 1) Stelle dir vor, daß du eben so wenig Gutes thust, wenn du dich ärgerst, als wenn du einmal [illegible] versäumst. 2) Mache dich, wenn du [illegible] darauf gefaßt. 3) Sinne nach, ob und welches Gute du bei den Hindernissen wirken kannst, und mache es dir zum Zwecke. 4) Ergreife jede Gelegenheit, Gutes zu wirken, die sich dabei darbietet. [illegible] dich [illegible] zu viel [illegible]. [illegible] gleich nach [illegible] Hindernissen deine Seele wieder, wenn sie [illegible] oder [illegible] ist, [illegible] zur Ruhe. Auch ist es Gottesdienst, wenn man im Geschäftsleben [illegible] ist, am Abend bei [illegible] die [illegible] Heiterkeit des Gemüthes zu erhalten. Hierum bitte ich heute, als [illegible] mit [illegible] (18. Dez. 1789). — Auch wenn Overberg etwas über seine Nebengeschäfte hat, [illegible] er sich [illegible], daß er nicht zu sehr von dem [illegible] werde. Er brach von Zeit zu Zeit [illegible] ab, um die Gedanken zu [illegible], und es zum [illegible] zu machen. Nur dadurch, [illegible] er, [illegible] möglich.

Einen ungleich größeren Kampf hatte Overberg gegen seine Ängstlichkeit gefochten, welche ihm [illegible] zum [illegible] geworden war; denn von Natur war er sehr zu Melancholie und zum Trübsinn geneigt. In ſeinem Tagebuch klagt er ſehr oft über dieſen düſtern Zug ſeiner Natur. Er ſucht ſich dagegen in Gott zu ſtärken und ſagt unter andern einmal (10. Aug. 1791): „Es iſt mir heller geworden, daß es Pflicht iſt, nicht nur zu verhüten, daß man durch eine ungefällige, mürriſche Laune einen Andern betrübe, oder ihn in ſeiner Zufriedenheit und Freude ſtöre, ſondern auch zu ſuchen, ſo viel wie möglich, daß man durch Bezeugung ſeiner Zufriedenheit, durch Freundlichkeit, und, ſo viel es nun und allemal, durch eigene Heiterkeit Andre aufzuheitern ſuche. Dieß um ſo mehr, weil der die wahre chriſtliche Religion am Andern werth und werth machen können, der dadurch ſelbſt nicht gelitten, menſchenfreundlich und im Geiſte heiter geworden iſt; der doch nicht ſo zeigt, daß er Andern verdrießend zu Zeiten auffällt; der nicht oft dadurch, daß ihm innerlich wohl iſt, Andre wohl macht. Gott iſt ewig froh und liebenswürdig, auch darum müſſen wir ihm ähnlich zu werden ſuchen. Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb. — Freuet euch allezeit in dem Herrn, und abermal ſage ich euch, freuet euch. — Wer ſeinem Nächſten einen Trunk kalten Waſſers reicht im Namen des Heilandes, wird den Lohn des Heilandes empfangen; ſollte nicht oft eine gefällige Miene, ein freundlicher Anblick den Nächſten mehr erquicken, als den Durſtenden ein Trunk Waſſer, und ſollte deshalb nicht auch die gefällige Miene, der freundliche Anblick im Namen des Heilandes dem Nächſten zugewandt, eben ſo wohl auch mehr von Ihm belohnt werden? Möchte Mancher nicht lieber einen derben Schlag vom Stock ertragen, als eine ungefällige Miene ſehen?“ —

Bei ſeinem Wohlwollen und Liebe hat er ſich nahe jene ſchmeichelhaften Beweiſe [illegible] können. Für den

[illegible]

geben. „Dies lehrte mich," sagt er, „in der [illegible] keit, mein Herz und meine Gedanken, um nicht [illegible], mit allem Ernst auf Gott zu richten, und mich in dieser Richtung fest zu halten; und so [illegible] du, o mein Erbarmer! mich zum innerlichen Leben zurück. [illegible] mir nun auch die Gnade, daß ich es nie, in meinem [illegible] Leben nie, so ganz wieder verließe. Ich nehme nun mit deiner Gnade vor: 1) Das innere Gebet ohne [illegible] wichtige Ursache keinen Tag nicht zu unterlassen, und die Ursache jedesmal genau anzumerken, wenn es unterlassen ist. 2) Immer Acht zu haben auf das: Blut, Wort, [illegible], [illegible], [illegible], wie auch auf das: Nicht ich, mein, mir, mich, sondern Du, Dein, Dir, Dich. 3) Bei dem Abendmahl mehr auf das Licht zu haben, was nur der Glaube sieht, das Verhältnis, in welchem er mit Gott, mit Jesus und dem heiligen Geiste und mit der Gemeinde steht."

Wir sind damit hier auf den innersten Grund des Lebens und Wirkens unseres Tersteegen gekommen, auf das, was in seinem geistlichen Leben das eigentliche Element war: auf das innerliche Gebet. Daß welche [illegible] und in welcher Kraft er dieses [illegible] hat, aber welches [illegible] nicht [illegible] wird werden kann, [illegible], das mögen noch einige [illegible] Stellen aus seinem Tagebuche lehren:

[illegible] 17[illegible]. „Schaff in mir ein reines Herz, o Gott, und erneure in meinem Innern einen gewissen Geist. Wie wenn mein Herz ganz rein, welche Seligkeit! Aber nicht meines Vergnügens wegen, sondern weil du es willst, wünsche und suche ich mir ein reines Herz. Ich vergesse es so oft, meine Pflicht vor allen [illegible] Dingen zu [illegible], [illegible] du, o mein Gott! uns in manchen Dingen auch davon [illegible]. Nun mein

Herz ganz rein, so möchten auch meine Lehren und Ermahnungen tiefern Eingang haben. O heilige mich, mein Gott! [illegible] auch Du, welche Du mir anvertraut hast, so wie Du willst, durch mich geheiligt werden. Wie könnte ich zu Deiner Ehre thun, wenn ich wüßte was ich thun sollte; dann möchte ich wenigstens wissen, daß Du, welcher meinen Unterricht [illegible], [illegible] [illegible] [illegible]. Dein Wille geschehe."

2. April (Charfreitag). „Tausendmal, [illegible] Jesu, wenn Du wirklich erhöhet bist, so ziehest Du Alles zu Dir [illegible]. Siehe, nun bist Du erhöhet, erhöhet am Holze des Kreuzes, erhöhet über alle Engel und Erzengel, erhöhet über Alles, was im Himmel und auf Erden ist, erhöhet zur Rechten Deines Vaters. Erfülle doch alle nun auch an mir Deine Verheißung. Ziehe mich zu Dir. Gib mir einen lebendigen Glauben, eine [illegible] Hoffnung, eine wahre Liebe. Alles glauben, hoffen, lieben, will ich zu Dir [illegible]. Du kennst das Verlangen meines Herzens, und bist der Einzige, der es erfüllen kann. Erbarme Dich!"

11. April. „Ich danke Dir, Vater im Himmel, für Deinen gnädigen Beistand bei dem Unterrichte der Kinder zur ersten Communion. Gedenke Du an [illegible] [illegible], [illegible] Jesu, daß Du geholfen [illegible] [illegible] [illegible] durch mich mit [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] gebildet hast. [illegible] durch [illegible] [illegible], und durch [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] auch an der [illegible], die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] die [illegible], die ich bei diesen [illegible] [illegible] habe, und bitt' [illegible], daß ich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Ich habe viel zu [illegible] empfangen, [illegible] [illegible] Vorsätze zu machen, um [illegible] Herzen tiefer [illegible] zu lassen, und dadurch zu Deiner [illegible] [illegible]

vorgekommen; auch während der Zeit des Unterrichts zur ersten Communion, suchte ich sie auch nicht recht vom Grunde ihres Herzens kennen zu lernen. — Herr Jesu, erbarme dich meiner nach deiner großen Barmherzigkeit! Tilge auch alle meine Missethat! Erschaffe in mir ein reines Herz, so werde ich [illegible] deine Wege lehren. Um die künftig [illegible] Fehler zu vermeiden, will ich mir nun gleich die Namen derjenigen geben lassen, die vermuthlich im nächsten Jahre zur ersten Communion zugelassen werden, um sie das ganze Jahr hindurch, vom Grunde ihres Herzens und Verhaltens, besser kennen zu lernen. Ich will ihre Namen zu behalten suchen, damit ich sie beim Unterrichte namentlich aufrufen kann. Ich will mir ihre [illegible] Gemüthsarten, so wie ich sie kennen lerne, aufschreiben, und sie täglich am Altar Gott empfehlen. Die [illegible] will ich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zur allerheiligsten Communion [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] ich meine Pflicht, [illegible] Jesu? [illegible] [illegible] ich es an, daß [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible], [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]? Ach Jesu, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] ich [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible]? Ich will [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible], daß ich [illegible] [illegible] [illegible]."

[illegible] [illegible]. „[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible], daß [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] zu [illegible], [illegible] [illegible] zu [illegible],

[illegible]

(Pfingſttag) 21. Mai. „[illegible] Wie viel mehr wird Euer himmliſcher Vater denen einen guten Geiſt geben, die ihn darum bitten. [illegible]“

[illegible] 11. Juni. „[illegible]

[illegible]

[illegible] Juni. „[illegible]

[illegible] Juni. „[illegible]

[illegible] Juni. „[illegible]

[illegible]

4. Juli. „Ich [illegible]

31. August. „[illegible]

2. März. „[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

der ſelber durch Gebet und völlige Hingebung an dich, du mein Troſt, meine Zuflucht und meine Stärke, anzuſchließen. Dies that ich beſonders geſtern, und heut haſt du mich ſchon die gute Wirkung davon empfinden laſſen.“

20. Januar. „Der Herr fährt noch immer fort, mich von Zeit zu Zeit hart zu rühren; — ich fürchte, daß ich dieſe Nahrung zu viel genieße; zu wenig zum Zwecke, wozu ſie mir gegeben wird: zum Nachſehen auf mich ſelbſt, zur Demuth, zur Selbſtverläugnung benutze und daß ich alle die Zeit der Heimſuchung unbenutzt verſtreichen laſſe, und mir dadurch noch ein ſchweres Gericht bereite. Lehre mich, deine Gnaden nicht zu mißbrauchen.“

25. Januar. (Am Feſte der Bekehrung Pauli.) „Bekehre uns, ſo werden wir bekehrt werden. Du mußt es thun, Herr! wenn es je etwas geſchehen ſoll; du mußt das Wollen und Vollbringen geben. Ich weiß wohl, daß wir dazu mitwirken müſſen; denn du haſt einem Jeden geſagt: Wenn du dich bekehrſt, ſo will ich dich bekehren; aber auch das Mitwirken mußt du geben, wenn es geſchehen und zu unſerer Bekehrung dienlich werden ſoll. Oft iſt gewiß die Art unſerer Mitwirkung allein das, was dich verhindert, die Bekehrung an uns zu vollbringen: 1) weil wir die Mitwirkung nach unſerem Willen wählen, nicht dadurch mitwirken, wodurch du willſt, daß es geſchehen ſoll; 2) weil wir ſie von unſeren Kräften und nicht von deiner Gnade erwarten; 3) weil wir von unſerer Mitwirkung zu viel erwarten, ſie nicht anders als ein Mittel, deine Erbarmungen anzuziehen, ſondern als Urſache, wodurch die Bekehrung ſoll zu Stande gebracht werden, da doch du, mein Gott, es allein biſt.

der dieſe zu Stande bringen kann. Dieſe iſt eine Umſchaffung, ein den Menſchen und Engeln eben ſo unmögliches Werk, als die Erſchaffung ſelbſt. Lehre mich alſo, o Herr! recht mit deiner Gnade mitwirken, damit du dich meiner erbarmen und mich beſſern könneſt. Du kenneſt die Unbändigkeit meines Eigenwillens und meiner Selbſttäuſchung, durch die der Eigenwille ſich als dein Wille darſtellt und geltend macht. Mache dieſe verſchwinden durch deine Wahrheit, und bringe mich zu dir, durch die anziehende Kraft deiner Liebe."

Oſtermontag 21. April. „Geſtern Morgen hatte ich, wie mir ſcheint, einigen Vorgeſchmack, wie auch in der allgemeinen Auferſtehung, wenn wir zur Seligkeit erwachen, ſein wird. Ich ſchlief in der Nacht feſt, und ſo ruhig, daß mich nicht der geringſte Traum ſtörte. Um 3 Uhr ward ich durch das Blaſen der Cantoren in einem Augenblick aus dem tiefen Schlafe in einen von aller unangenehmen Empfindung freien Zuſtand des Wachens verſetzt, in welchem zugleich der Mond und die Nachtigall durch Auge und Ohr zu einer angenehmen Empfindung erweckten, die im erſten Augenblicke die ganze Seele erfüllte. So, daß mir ein, wenn vergleichungsweiſe in der Auferſtehung ſein, und ich ward gedrungen beiſtimmend zu ſagen: „Wenn ich einſt von jenem Schlummer, welcher Tod heißt, erwache" u. ſ. — Ich ſtand auf und ging im Garten, beim Mondlichte und bei der Melodie der Nachtigall, von ſüßeſten Träumen umgeben, meinen Geſang allein fort, bis 5 Uhr kam. Ich erinnere mich keines ſo ſeligen Morgens. Er hat wirklich meinem Glauben an die Auferſtehung mehr Leben gegeben."

27. September 1795. „Dank dir, Herr Gott, daß du meinen Willen, obgleich [illegible]

gnädig erhört haſt. Seit vorigem Sonntag, da ich Abbitte that, haſt du die Laſt, welche mein Herz ſo gar zur Erde drückte, daß es ſich nicht zu dir erheben konnte, ſehr erleichtert und den dicken Nebel, der mich umgab, verdünnt. Meine Seele hat wieder vor dir ſtille werden können, und die Ueberzeugung, daß nur in dir Seligkeit zu finden iſt, hat wieder Leben erhalten. Bewahre mich nur, daß ich nicht wieder anfange, mich des Lichtes nur zu freuen, anſtatt daß ich bei dem Lichte wandeln ſollte, damit die Finſterniß mich nicht wieder ergreifen, und endlich ganz verſchlingen."

Chriſttag 1791. „Ach lieber Herr Jeſu, was nützt es mir, daß du für uns als Menſch geboren biſt, wenn du in mir nicht wieder geboren wirſt; und mit deiner Wiedergeburt ſteht es noch, wie ich nicht ohne Grund fürchte, ſehr übel. Immer hängt mir noch mein altes Verderben an, welches mir eher zu als abzunehmen ſcheint, wenigſtens zu manchen Zeiten. Immer noch ſo lau in der Liebe, ſo beſorgt für meine eigene Ehre, ſo traurig in Dingen, welche dieſe zu beeinträchtigen ſcheinen, ſo lau in Sachen, die deine Ehre allein angehen, ſo großer Furcht, von Menſchenwohlgefallen etwas zu verlieren, und ſo wenig Sorgfalt, dir zu mißfallen, zu gleicher Zeit träge und nachläſſig in den Heiligungsmitteln, eifrig im Dem, was nur mich betrifft: meine Ehre, meinen Wohlgefallen, und unmäßig, wo es auf das ich, mir, mein, mich ankommt. Freilich geſchieht das nicht immer mit völligem Bewußtſein; aber wie ſoll ich um Hülfe flehen können, ſolange ſich mein Elend vor mir ſelbſt verbirgt? Sieh, Herr Jeſu, ſieh mein Elend, meine Noth und erbarme dich um deiner großen Barmherzigkeit willen, die dich bewogen hat, Menſch zu werden."

Am Feſte der h. drei Könige 1784. „Die Glückſeligen und wahrhaft Weiſen, die ſo aller menſchlichen Weisheit zuwider glaubten und handelten. Nur kein Klügeln, gar keine menſchliche Vorſicht um nicht belacht zu werden! Sie ſahen den Stern, glaubten und gehen. Habe ich nicht mehr Gründe als ſie, zu glauben, daß Er geboren? Nicht mehr Gründe, zu vertrauen, daß ich Ihn finden werde, wenn ich Ihn ſuche, und daß Er mein Heil ſein werde, wenn ich Ihn habe? Und doch ſo ſchwach im Glauben, ſo träge, ſo verſchiedenartig, ſo unentſchloſſen im Suchen! Woher das? — „Wie könnt ihr glauben, die ihr Ehre von einander nehmt, und die Ehre bei Gott nicht ſuchet?“ — Wer liebt mit vorzüglichem Eifer, was er nicht vorzüglich liebt? Wie kann der trauen, der nicht voller Vertrauen iſt? Wie kann der ſuchen, der an Händen und Füßen gebunden iſt? — Mit Ehrſucht, Mangel an Liebe, an Treue und Aufrichtigkeit, Gebundenheit durch Sinnlichkeit und Weltliebe; das iſt's, was mich hindert.“

Am Feſt Mariä Reinigung. „Wie freute ſich der Alte, der ehrwürdige Simeon, als du auf ſeine Arme kamſt, und er dich nun an ſein liebevolles Herz drücken konnte. Nun verlangte er nichts mehr auf Erden und der Tod drohte nach übrigem Leben war eine ſehnſuchtsvolle Fortdauer. O Gott, o Heiland! Du kommſt nicht nur auf meine Hände, ſondern in mein Herz. Wie viele Jahre ſind es nun ſchon, daß du dich täglich nicht nur auf meine Hände, ſondern in mein Herz gekommen biſt! und dennoch verlangt mein Herz noch ſo wenig nach dir, bleibt faſt noch kein Raum einiger Wünſche gelaſſen im Zweifel verbannen. Es macht es, wenn kein Licht die Finſterniß des Herzens nicht erleuchtet, wenn das Feuer deiner Liebe es nicht erwiesen. Ich weiß wohl, es ist meine Schuld, daß dies an dem meinen nicht recht geschieht; aber wenn du immer der Sünden gedenken willst, wer wird dann bestehen können? Bei dir ist ja Barmherzigkeit und Erlösung von aller Sündenschuld; erbarme dich meines Elendes und erlöse mich! Erlöse mich von der nun wieder neu aufstrebenden Begierlichkeit des Fleisches, der Augen und von der Hoffart; von dem ungestümen Treiben bei meinen Geschäften, von der Trägheit und Lauigkeit in deinem Dienste, von dem unordentlichen Zurückziehen auf das Ich und Mein und Mir und Mich; von allem dem, was noch sonst vor deinen Augen mißfällig ist.“

Am 28. März 1801. Jahresbettag. „Ich danke dir, o Gott, daß du dies Tagebuch wieder mehr zu mir gewendet hast, um mich aus meiner Schläfrigkeit zu erwecken. Es wird dir wohl gefallen, daß ich wieder alles, großes und kleines, wünsche, mich dir zu nähern, daß ich wieder mehr mit meinem Herzen und Gedanken bei dir verweile, der einzigen Ruhe meiner Seele! und mich ereignen, wie es scheint, durch Hindernisse bekümmerte. Aber wo bleibt der rechte Eifer, die Standhaftigkeit, die Treue im Vollbringen? Ach Herr! erkenne ich wohl, daß alles dies mir sehr mangelt, so darf ich doch nicht zagen: Ich will suchen, das Mangelnde nur zu vervollkommnen; denn du weißt wie ich, daß ich dazu gar nichts zu thun weiß, als nur daß, daß ich von dir meine Schwachheit, Demuth und Wahrheit erflehen, und um Erbarmung bitte. Ach, wenn ich dich nur recht liebte, so würdest du dich meiner erbarmen; aber auch dieß, wie leid geschieht es! doch verdamme ich, du wirst mich nicht verwerfen, weil du gnädig und barmherzig bist. Daß du das Wünschen und Wollen giebst, ist und so Dinge seyn, daß du auch das Vollbringen geben wollest, wenn wir es in Demuth von dir erwarten.“

Charfreitag 1796. „Christus ist für uns gestorben, damit die, so leben, nicht sich, sondern Ihm leben, der für sie gestorben ist. — O mein Jesus! ich bitte dich, durch dein Leiden und deinen Tod, hilf mir, daß ich endlich einmal anfange, dir allein zu leben. Nicht Gesundheit, nicht Leben, nicht geistliche Tröstungen, nicht weltliche Güter, sondern die Gnade, daß ich dir allein lebe und sterbe, erbitte ich mir von dir. — Was nützt mir deine Menschwerdung, dein Leben, deine Lehre, deine Leiden, dein Blut, dein Tod, wenn du nicht zu deinen übrigen Gnaden auch die hinzufügst, daß ich dir diene. — Hilf mir, befestige mein Verlangen, dir allein zu dienen, um deiner Barmherzigkeit willen. Amen.“

1. Mai 1819. „Heute, den 1. Mai war, wie ich immer geglaubt habe, mein Geburtstag nach dem [illegible], an welchem mich meine gute Mutter vor 65 Jahren mit Schmerzen gebar. Es freut mich, daß ich den Hoffnungen, die sie sich von mir machte, doch einigermaßen entsprochen habe; so auch den Hoffnungen meines guten Vaters. Beide, die [illegible] Gott und Tugend liebten, hielten uns Kinder in seiner Furcht. Bald werden wohl meine Gebeine wie die ihrigen in der Erde ruhen; laß uns zusammen in der ewigen Glorie [illegible]. Ich wünsche mir die Gnade, daß ich mich auf den Tag meiner Wiedergeburt durch die Taufe, den 2ten d. M., [illegible] vorbereite und diesen [illegible] Wiedergeburtstag nicht durch [illegible] Willen [illegible] werde.“

2. Mai. „Das Wollen habe ich, aber das Vollbringen finde ich nicht. Ich habe mich auf heute vorberei-

den werden. Aber wie wenig ist von meiner Seite geschehen! — Heute wollte ich recht danken, recht meine Sünden, die ich gegen meinen Taufbund begangen, bereuen und diesen Bund recht erneuern, aber ich weiß nicht recht anzugreifen. Doch vertraue ich auf Dich, mein Heiland, mein Herr und mein Gott! und hoffe, Du werdest durch die Kraft Deiner Gnade ersetzen, was ich nicht zu bewirken vermag. Ach laß mich doch von nun an wenigstens als ein neuer Mensch vor Dir wandeln, damit ich Deinen allerheiligsten Namen ehre, und dessen Ehre in meinem immer kleiner werdenden Wirkungskreise verbreite. Dir gebühret Lob, Preis und Ehre; mir Haß der Ehre, die ich bis noch so sehr gesucht, immer mehr vorziehen, ja auch verachtet und verschmähet zu werden. Es werde mir nach Dir, was Dir gefällt! — Vielleicht ist dies das letzte Mal, daß ich das Fest meiner Wiedergeburt feire. Ich bin mit allem zufrieden, was Dir gefällt über mich zu beschließen. Laß mich nur der Welt vollkommen absterben, ehe mich der leibliche Tod dieser sichtbaren Welt entrückt, damit ich hier und ewig mit Dir vereinigt, in Deinem und meinem Vater lebe! Amen."

Wir wollen nun noch Einiges von dem Ende des Mannes und dessen äußerm und innerm Leben an den letzten Tagen betrachten.

Seit dem [illegible] Kirchenbesuche im Jahre vorher nahmen seine Kräfte allmählig ab. Als er einst den Visitationsbericht beginnen wollte, war er so schwach, daß es ihm gar nicht möglich schien denselben zu halten. „[illegible] es ist mal aus" sagte der [illegible] zu ihm. Er sollte seine Kräfte [illegible], fing an, und es gang; denn die Liebe machte ihn ſtark. Doch mahnten ihn Alter und Kränklichkeit mehr als jemals an das Ende. An ſeinen vieljährigen Freund, den Pfarrer Häffer in Dorſten, ſchrieb er am 27. Aug. 1826. — „Wie ich glaube, werden die Tage meiner Pilgerſchaft bald ein Ende nehmen. Dank dem Herrn, der ſo weit geholfen hat. Er wird weiter zum Ziele helfen. Es tut der Natur hart, wenn man ſo nach und nach die eine Kraft nach der andern verliert; aber, lieber Freund (ich rede hier zu Ihnen ganz und gar), iſt es nicht beſſer, daß uns der Herr ſo nach und nach entkleidet, als daß wir mit vollen Kräften auf einmal aus [illegible] fliegen? Die allmähliche Entkleidung lehrt uns beſſer unſere Hinfälligkeit kennen, führt uns mehr zur wahren Demütigung unter die allmächtige Hand Gottes, und verſchafft uns Gelegenheit, dem lieben Gott das eine große Opfer nach dem andern zu bringen. — Herr, willſt du mir das Geſicht nehmen? Gut, ich gebe es dir hin zum Opfer! Dank, daß du mir es gegeben haſt! Dank, daß du es als ein Opfer wieder von mir annehmen willſt! Herr, willſt du mir die Sprache, das Gehör, die Kraft zu gehen, zu ſtehen nehmen? — Gut.“

Doch mit der Stunde, da der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] bis zur Entſcheidung, ſchien Overberg ſich [illegible] zu wollen. In den letzten Jahren [illegible] [illegible] man ihn [illegible] zur [illegible] an der [illegible] auf dem Domhofe vor dem neuen [illegible], wo er ſeine [illegible] [illegible], [illegible] [illegible].

Der ganz [illegible] Verehrung und Liebe [illegible] [illegible] in ſeinen letzten Tagen die Bewohner der [illegible] [illegible] zu [illegible]. Dieſe [illegible] [illegible] [illegible] im [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] ihm [illegible] [illegible] noch 2 Jahre lang der Normal-Curſus beſtehen. Der vom Jahr 1826 war mithin als der letzte anzuſehen. Um dieſe Zeit ſagte Overberg zu einem Freunde: „Ich kann nun ruhig ſterben, das Seminar zu Büren erſetzt mich.“ Noch einmal hielt er dann im Herbſt 1826 den Normal-Curſus mit gewohntem Eifer, machte aber während deſſelben ſchon Anſtalten zu ſeinem Hinſcheiden von der Welt, ſah ſeine Papiere durch, ſetzte ſeine letztwilligen Dispoſitionen auf, hielt Abrechnung mit ſich ſelbſt. — Unter andern ließ er ſeinen Collegen, den Herrn Vikarius Bullenhar zu ſich rufen, und ſagte zu ihm: „Ich werde bald ſterben, und habe Ihnen noch Mehreres zu ſagen.“ Als Bullenhar weinte, ſagte Overberg: „Seyn Sie ruhig, wir müſſen doch einmal ſcheiden. Setzen Sie ſich.“ — Hierauf ſprach er über ſeinen letzten Willen und bemerkte dann noch in Beziehung auf das gemeinſchaftlich verwaltete Amt unter andern, daß die Schullehrer nach der Vorſchrift der Schulverordnung künftig wieder alle drei Jahre, wie dies früher geſchehen, examinirt werden müßten.

Overberg hielt den Normal-Curſus ohne Anſtoß bis zu Ende. Er beſchloß ihn am ſiebenten November und nahm mit den Worten: „Nun laßt uns Alle den lieben Gott anvertrauen,“ von ſeinen Schülern Abſchied, die es nicht ahneten, daß ſie ihn erſt nach dem Tode als Leiche im Sarge wieder ſehen ſollten. — Des Abends um halb 8 Uhr fand man ihn noch ungewöhnlich heiter und aufgeräumt. Um 9 Uhr hielt er mit den Seminariſten wie gewöhnlich das Abendgebet, und bildete ihnen den Stoff zur Betrachtung für den folgenden Morgen. Er war im Gange dieſer Betrachtung gerade an die Pflicht des Seelſorgers, die Schulen ſeiner Gemeinde oft zu beſuchen, gekommen. Ein merkwürdiges Zuſammentreffen, daß er ſo, am letzten Abend ſeines Lebens, Gelegenheit fand, über das zu ſprechen, was ſeines ganzen Lebens angelegentlichſtes Streben und Ziel geweſen war: über die chriſtliche Bildung der Jugend. Schon hatte er den Vortrag über die dictirten Sätze vollendet, war aufgeſtanden und wollte weggehen, als er ſich noch einmal niederſetzte und Folgendes erzählte:

„Als ich noch in Everswinkel Kaplan war, wurde ein benachbarter, ſehr würdiger Pfarrer, der neben eifriger Erfüllung aller andern Berufspflichten ſich auch beſonders der Schule angenommen und dieſelbe wöchentlich 3 bis 4 mal beſucht hatte, krank. Als er ſeinen Tod nahe glaubte, ließ er mich in der Nacht zu ſich rufen, nicht um zu beichten (er hatte die h. Sacramente ſchon empfangen), ſondern um in den letzten Augenblicken einen Geiſtlichen bei ſich zu haben. Sein Beichtvater war ein alter Mann und konnte in der Nacht nicht zu ihm kommen. Ich fand ihn ſchwach, doch bei ganz guter Beſinnung; er ſprach von ſeinem Ende und von dem Gerichte Gottes, vor welches er nun bald kommen werde. Ich habe meine Berufspflichten, ſagte er, alle mit möglichſter Treue zu erfüllen geſucht; ich vertraue auf Gottes Barmherzigkeit und fürchte das Gericht nicht. Nur für die Schule habe ich nicht, ſoviel ich konnte, gewirkt, und dies allein macht mir Furcht. Ich ſuchte ihn zu beruhigen, damit, daß er die Schule ja ſo oft beſucht habe. Er erwiederte mir, er habe ſeine Beſuche nicht ſo nützlich gemacht, als es ihm möglich geweſen ſei, und war darüber in großer Unruhe. Er wurde wieder geſund und lebte noch 3 Jahre, während welcher er die Mängel verbeſſert zu haben glaubte, deren er ſich damals anklagte. — Dieſer

Paſtor, ſetzte **Overberg** hinzu, war mir als ein eifriger Seelſorger bekannt; ich wußte auch, daß er oft ſeine Schule beſuchte; da er ſich bei dem allem dennoch Vorwürfe machte, ſo machte dies einen ſo tiefen Eindruck auf mich, daß ich mir in derſelben Nacht noch vornahm, keine Anſtrengung zu ſcheuen, welche mir für das Beſte der Schulkinder nöthig oder nützlich ſchien. Die Erinnerung an dieſe Begebenheit hat mich auch oft ermuntert, wenn die häufig fruchtlos ſcheinenden Anſtrengungen, die man mit den Kindern hat, mich zur Ungeduld reizen wollten. Thun Sie daſſelbe, ſo geht Alles gut. — Gute Nacht."

So ſchied der treue Lehrer von den Seminariſten und legte ſich zur Ruhe. Als der Hausbediente ihn am andern Morgen wecken wollte, fand er ihn halb angekleidet, ohnmächtig auf dem Kanapee liegen. Sein Kopf hieng zur Erde herab. Der Bediente hielt ihn für todt, rief die Seminariſten herbei und legte ihn mit der Hülfe von dieſen ins Bett, worauf er bald wieder zu ſich kam. Er hatte die Nacht geſchlafen, war erſt beim Aufſtehen ohnmächtig geworden. Auf die Frage: wie geht's? antwortete er: ich bin recht krank. — Zwei Aerzte wurden gerufen; ſie hofften Wiederherſtellung. Herr Medizinalrath **Druffel** verbot ihm das anſtrengende Nachdenken. Ja, ſagte **Overberg**, das Philoſophiren iſt vorbei. — Gegen Abend, als er wieder vom Bette aufgeſtanden war, überfiel ihn eine Erſtarrung, worinnen er 3 Minuten lang mit aufgehobenen Händen und halb geöffnetem Munde, die Augen aufwärts gerichtet, anſcheinend athemlos daſitzend. Als er wieder zu ſich gekommen war, machte er ſich zum Empfang des Sakramentes bereit. Er genoß, nach abgelegter Beichte, das heilige Abendmahl mit inniger Andacht. Die Kirchengebete betete er leiſe mit; dem Beichtvater dankte er mit einem herzlichen Händedruck.

Am 9ten nahm er noch Beſuche an; ſorgte noch liebend für Andre. Er beſtellte ſich an dieſem ſeinem Sterbetage noch ein Mittagseſſen, war ungewöhnlich heiter, als könne er die Freude über ſeine ſichtbar näher rückende Auflöſung nicht verbergen.

Gegen Abend um 4 Uhr wollte er vom Bette aufſtehen, wobei, während die Wärterin ſich ſeinem Wunſche gemäß entfernt hatte, einer ſeiner Freunde, der zum Beſuche da war, und ein junger Geiſtlicher aus dem Seminar ihm Hülfe leiſteten. Sie ſetzten ihn in einen Lehnſtuhl, er legte matt ſeinen Kopf auf ein Kiſſen nieder. Auf die Frage: ob er Kopfweh habe, antwortete er: „Das eben nicht, aber es wird mir im Kopfe ſo dicker. — Doch auch dieſes wollen wir Gott danken. — — Sind die Geiſteskräfte abgeſtumpft, ſo können wir ſie Gott leichter zum Opfer bringen, denn etwas ſagte er lächelnd: wir können ſie ja dann auch nicht mehr brauchen.“ — Nun meldete die Wärterin, daß das Bette fertig ſei, und er ging ſelbſt, von jenen beiden Freunden unterſtützt, wieder hinein. Dieſe nahmen nun Abſchied; der Kranke ſagte dann der Wärterin, ſie möge ſich, entfernt vom Bette, am Fenſter hinſetzen und ſtricken, er wolle etwas ſchlafen. Kaum hat ſie ſich dahin geſetzt, als ſie eine unruhige Bewegung an ihm bemerkt; ſie eilt zum Bette und hört noch die Worte: „Jeſus dir lebe ich! Jeſus dir ſterbe ich!“ — Er macht noch eine Bewegung mit der Hand, als wolle er Abſchied von ihr nehmen. Sie läuft zur Normalſchule, wo die Collegen des Sterbenden noch mit den Vorleſungen beſchäftigt ſind und eilt-

„Overberg ſtirbt.“ — Die Hofbedienten hatten ihn ſchon verlaſſen. Herr Bullenbar kündigte den Tod des theuren Lehrers den noch verſammelten Normalſchülern an. Allgemeines, lautes Weinen und Schluchzen drückte nur ſchwach den Schmerz aus, den die mehrtägige, bange Erwartung nicht hatte laut werden laſſen. Noch am vorgeſtrigen Tage hatten ſie den geliebten Vater in ihrer Mitte geſehen. Sie entſchloſſen ſich, bis zu ſeiner Beerdigung in Münſter zu bleiben.

Noch ſpät am Abend wurde der theure Leichnam umgekleidet. Die Seminariſten legten ihm den prieſterlichen Ornat an und am andern Tage wurde die Leiche auf dem großen Vorſaale zur Schau ausgeſtellt. Drei Tage hindurch waren die Gänge und Treppen des Seminars mit Menſchen angefüllt, welche alle die irdiſche Hülle des geliebten Mannes noch einmal ſehen wollten. — Jeder wollte ein Andenken von ihm haben. Seine Bücher und Schriften wurden ſpäter für das Doppelte und Dreifache ihres Werthes verkauft.

Am Dienstage den 14ten November war das Leichenbegängniß. Die Seminariſten, welche auch jetzt dem theuren Vater noch am nächſten ſein wollten, gingen zu beiden Seiten des Leichenwagens; Menſchen aus allen Ständen, von den höchſten der Stadt bis zu den geringſten, wollten das Andenken des Mannes durch die Begleitung ſeiner Hülle zu ihrer Ruheſtätte ehren; an die Lehrer und Studirenden der Univerſität ſchloſſen ſich die Lehrer und Kinder der ſämmtlichen Knaben- und Mädchenſchulen der Stadt an, und ſo bildete ſich ein Leichenzug von mehreren Tauſenden, wie ihn Münſter noch nie geſehen hatte. Die ganze [illegible], war der Weg, vom Seminar bis zum Kirchhofe, zu beiden Seiten dicht mit Menſchen folgte, deren Augen nicht bloß den Zug ſehen, ſondern auch ihm eine ſtille Thräne weinen wollten. Aber die Bewohner der Stadt waren es nicht allein, welche um Overberg weinten; an andern Orten floſſen ebenſo aufrichtige Thränen der Wehmuth, Thränen der Dankbarkeit und der Liebe.

Auf Overberg's Grab legte ſein vieljähriger Freund, der Generalvicar Melchers, ein Kreuz mit der Inſchrift:

> Es iſt kein anderer Name unter dem Himmel den Menſchen gegeben, wodurch wir ſollen ſelig werden. Apoſtelgeſch. 4, v. 12.

Auf der Rückſeite des Kreuzes ſtehen die Worte:

Glaube, Hoffnung, Liebe.

Georg Michael Wittmann.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]“

„[illegible]“

„[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]

„[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]

[illegible]

[illegible]

---

[1] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]“

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

— — [illegible]

[illegible]

— — [illegible]

— — [illegible]

— — [illegible]

[illegible]

Biographieen und Erzählungen

von

Dr. G. H. v. Schubert.

Erſter Band.

Biographieen

und

Erzählungen.

Von

Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert,
Hofrath u. Profeſſor der Naturgeſchichte an der Königl. Ludwig-Maximilians-
Univerſität zu München.

Erſter Band.

Erlangen,
Verlag von Carl Heyder.
1847.

[illegible]
[illegible]
[illegible]

Seiner Königlichen Hoheit

dem

Kronprinzen Maximilian

von Bayern.

Eure Königliche Hoheit

hat das hohe [illegible] jener vaterländischen Jugend, zu deren Dienst und Nutzen die hier vorliegenden biographischen Skizzen in der ersten, unmittelbaren Form ihrer Mittheilung bestimmt waren. Mit inniger Freude darf sich der Verfasser vielleicht noch der Zeit erinnern, in welcher er das Glück hatte, von jenen tiefen, geistvollen Eindrücken Zeuge zu sein, welche jene Schilderung von bedeutsamen menschlichen [illegible] in dem Gemüth Eurer Königlichen Hoheit fand. Es war nur eine beiläufige geistige

Wohnung, [illegible]

Vorrede.

[illegible]

zu einem geſchriebenen werden, um vielleicht hin und wieder einen ähnlichen Kreis von nachſichtsvollen Freunden für ſich zu gewinnen, als der war, den es in ſeiner erſten, urſprünglichen Form fand.

Noch iſt zu erwähnen, daß ich die Züge aus Meikles Leben, ſowie die kleinen Erzählungen ſchon bei andrer Gelegenheit, in verſchiednen Zeitſchriften veröffentlicht hatte.

Pähl im Ammergrund, am 30. Mai 1847.

Der Verfaſſer.

Inhaltsanzeige.

Seite

I. Franzis Drake 1

1) Kindheit und Lehrjahre 1

2) Ein Kriegszug im Kleinen 12

3) Englands Flagge umſchifft die Erde . . . 18

4) Die entſcheidende Völkerſchlacht auf dem Meere . 38

5) Drakes letzte Unternehmungen 44

II. Züge aus dem Leben des James Meikle 52

III. Johann Baptiſt Tavernier, Freiherr von Aubonne 62

1) Taverniers Herkommen und früheſte Jugend . 62

2) Taverniers erſter Aufenthalt in Konſtantinopel . 81

3) Türkiſche Zuſtände und Charakterzüge . . 89

4) Schatten- und Lichtſeiten des perſiſchen Charakters im Vergleich mit dem türkiſchen . . . 103

5) Die Geſchichte des Mohamed Ali Schach und des Imam Kuli Kan 102

6) Taverniers erſte perſiſche Reiſe . . . 119

7) Die armeniſchen Chriſten des Morgenlandes . 125

8) Weiterer Verlauf der Reiſe 140

9) Taverniers zweite Reiſe nach Perſien . . 155

10) Taverniers Reiſe zu den Fundorten der Diamanten in Indien 164

11) Taverniers dritte Reiſe nach Aſien . . . 174
12) Taverniers vierte Reiſe nach Aſien . . . 181
13) Taverniers fünfte Reiſe nach Aſien . . . 191
14) Die ſechſte Reiſe nach Perſien und Indien . . . 195
15) Tavernier, als Baron von Aubonne und als Tabuletkrämer . . . 231
IV. Johann Keppler . . . 234
1) Der größeſte Reiſende . . . 234
2) Zuſtand der Naturerkenntniß im fünfzehnten und ſechszehnten Jahrhundert . . . 236
3) Kepplers Herkommen und früheſte Jugendjahre . . . 242
4) Kepplers Leben und Wirken in Steyermark . . . 248
5) Keppler als kaiſerlicher Hofaſtronom . . . 258
6) Kepplers Leben in Linz . . . 271
7) Kepplers Lebensende . . . 287
V. Kleine Erzählungen . . . 293
1) Die Zeichenſprache . . . 298
2) Stilles Dulden . . . 302

I.

Francis Drake.

1) Kindheit und Lehrjahre.

Man hat in der Lebensgeſchichte thatenreicher Männer öfters die Bemerkung gemacht: daß neben jenem erblichen Einfluß, den die Eltern, neben dem welchen das herrſchende Streben des Zeitalters auf die Erweckung und Geſtaltung der innren, kräftigen Anlagen hatte, auch jener von Bedeutung war, den die natürliche Beſchaffenheit des Landes, darin ſolche Männer geboren wurden, unvermerkt, ſelbſt auf die noch kaum zum Selbſtbewußtſeyn erwachte Seele ausübte. Sir Francis Drake, in welchem England mit Recht einen der beſten Erzieher ſeiner Seemacht und mithin einen der vorzüglichſten Begründer ſeiner Herrſchaft über Länder und Meere ehrt, hatte das ſeltne Glück, daß auf ſeinen kräftigen Geiſt von früheſter Jugend an jene drei eben bezeichneten, bildenden Einflüſſe in gleich günſtiger Weiſe einwirkten.

Wie der Schweizer ſeine Alpen und ihre herdenreichen Thäler, ſo erhebt der Bewohner von Cornwall ſein erzreiches Geburtsland über alle Gegenden der Erde. Er hat hierzu, was die Naturſchönheit ſeiner Landſchaften betrifft, daſſelbe Recht, als der Schweizer, denn obgleich ſeine Berge den Alpen der Schweiz an Höhe über dem Meere weit nachſtehen, ſo tragen ſie dennoch alle jene Grundzüge der Geſtaltung an ſich, die ſich an den höchſten Scheiteln des Alpengebirges finden; ſie beſtehen aus ähnlichen Urfelſenmaſſen wie die Gipfel und Zinnen der Montblanc-Kette und des Hochrückens der andren Gebirgsketten der Schweiz; es iſt als hätte ſich dort nur das oberſte Haupt einer hehren Alpennatur aus der Tiefe erheben, und für das Gedeihen der Wälder und Wieſen zugänglich, zu der anbauenden Menſchenhand ſich herabgelaſſen.

Gleich einem rieſenhaften Zeigefinger, weithin über das Meer, nach Südamerika, dem Schauplatze der kühnſten Thaten des Francis Drake hindeutend, erſtreckt ſich Cornwall, die ſüdweſtlichſte Landſpitze von England in den atlantiſchen Ocean hinaus. Steile Felſengebirge von feſtem Gefüge gränzen es gegen das Gewäſſer ab; landeinwärts geſellt ſich der majeſtätiſch ſchöne Umriß des Urgebirges zu Thälern, welche an natürlichem Reize den geprieſenſten Thälern der europäiſchen Alpen nicht nachſtehen. Dabei iſt das Klima in der Nähe der Seeküſte ſo mild, die Kälte des Winters wie die Hitze des Sommers ſind ſo gemäßigt, daß ein großer Theil des Jahres einem langwährenden Frühling gleichet.

Die Berge, die ſich in Cornwall über das Grün der Thäler erheben, tragen aber im Innern ihrer ſchöngeformten Felſenwände zugleich noch einen Gehalt, den die Alpen nicht beſitzen: dies iſt der ſeit uralten Zeiten bekannte ſowie benutzte und noch immer unerſchöpfte Reichthum an nutzbaren Metallen, welcher die ganze Halbinſel zu einem der großartigſten Bergwerksreviere der Erde macht. Namentlich iſt dieſes Land ſeit den Zeiten der Karthaginenſer eine Fundgrube des Zinnes geweſen, welcher an Menge und Reinheit des Metalles keine andre, in Europa bekannte auch nur von ferne gleich kam. Die dortige Natur, im Einklange mit dem in ihr einheimiſchen Volke von altceltiſcher Abkunſt, iſt, wenn auch nur in vorbildlicher Weiſe, ganz geeignet, ein Streben und Forſchen zu wecken, das nach dem verborgenen Gehalt der Tieſe gehet.

Ein großer Theil des Volkes von Cornwall beſtehet aus Bergleuten, deren Stand hier, wie überall, wo ſein Geſchäft nicht durch armſelige Sklaven betrieben wird, Männer erziehet, welche in Hoffnung fröhlich, mit Wenigem vergnügt keine Arbeiten noch Gefahren ſcheuen, die auf dem Wege des Berufes ihnen begegnen. Denn die Arbeit des Bergmannes iſt ein männlich kühnes Spiel mit dem Glück, ungleich edler zwar, denn das eines Spielers mit Würfel oder Karte, weil es im Schweiß des Angeſichtes mit tapfrer Hand geſpielt wird; dabei aber nicht minder anregend und anziehend für die Phantaſie. Der Bergknappe, wenn er am Morgen mit Schlägel und Eiſen die Granitwand angreift, deren Metallſpuren einige Hoffnung, nicht aber Sicherheit für einen in ihr verſchloſſenen Gehalt geben, weiß es nicht, was noch heut vor Abend das Glück ihm beſcheeren kann. Vielleicht daß eine reiche Beute, an welcher auch er ſeinen Theil des Gewinnes hat, ihm zufällt; er hofft das Beſte, und wenn dann der Abend kommt, ohne daß ſeine Erwartung ſich bewährte, ſo beginnt er dennoch ſein Tagwerk immer von neuem mit friſcher Hoffnung. Dieſe iſt es, welche alle Mühen ſeines armen Lebens ihm verſüßt und ihm jenes Selbſtgefühl, jene Meinung von der Ehre und Würde ſeines Standes einflößt, die dem Bergmann ſeine eigenthümliche Haltung vor andren Ständen des arbeitenden Volkes geben. Bei dem Halbdunkel der Grubenlampe, in der einſam abgelegenen Tieſe, hat er Zeit, ſich ungeſtört den Träumereien ſeiner leicht erregbaren Phantaſie hinzugeben; der Bergmann lebt gern in einer Welt der Mährchen und Sagen, und wenn auch nicht Dichter, wird er doch leicht und öſters zum Muſiker und Sänger; die Gefahr des Lebens, in die er bei ſeinem Tagwerk ſich begiebt, treibt und erweckt ihn zum Gebet; ein großer Theil der Bergleute, nicht in Cornwall allein iſt von frommer, kindlich glaubiger Geſinnung.

Nicht minder ehrenwerth als der der Bergleute, iſt wegen ſeiner Tüchtigkeit ein andrer Stand des Volkes, das in Cornwall ſo wie in dem angränzenden Devonſhire lebt: das iſt der Stand der Fiſcher und Küſtenfahrer, der ſein ſparſames Brod zwiſchen den enggedrängten Klippen und in der hochaufſchäumenden Brandung des Meeres ſuchen muß, jeden Augenblick der Gefahr des Todes ins Auge ſchauend. Dieſe Küſten-Gegend ſo wie die des irländiſchen Meeres hat zu allen Zeiten Seeleute gebildet, welche den Kampf mit Sturm und Wogen, mit Klippen und Untiefen nicht ſcheuten, weil ſie in demſelben von Jugend an ſich geübt hatten; Männer, welche mit ungebeugtem Muthe in allen Beſchwerden und Mühen des Lebens eine feſte Ausdauer bewieſen.

Unter dieſem Volke ſo wie in dieſem Lande, bei der Bergſtadt Taviſtock an der Gränze von Cornwall und Devonſhire iſt Francis Drake im Jahr 1539 geboren. Noch vor wenig Jahrzehenden zeigte man die Hütte, darin ſeine Eltern gewohnt hatten; das Volk von England, am meiſten das von Cornwall, behält Gegenſtände von ſolcher Bedeutung lange in treuem Andenken und ſucht dieſelben ſo lang als möglich dem Auge zu erhalten. Klein wie jene Hütte, mag das Vermögen der Eltern geweſen ſeyn, obgleich deſto größer ihr Segen an Kindern, denn ſie hatten neun (nach andren Angaben gar zwölf) Söhne, unter denen Franz der älteſte war.

Ob der Vater des berühmten Franz Drake, ſo wie ſpäter ſeine Söhne das Geſchäft eines Seemannes betrieb oder eine Art von geiſtlichem Amte bekleidete; ob der nachmalige Graf von Bedfort, Herr Francis Ruſſel, der Taufpathe des Franz geweſen ſey oder nicht, das mag als ungewiß dahin geſtellt bleiben; gewiß aber iſt es, daß die für jene Zeit nicht gemeine Bildung, die Drake in ſeinen ausdrucksvollen, gut ſtyliſirten Briefen verräth, auf eine gute Erziehung im väterlichen Hauſe ſchließen läſſet, da er ſpäter, auf den Broderwerb eines jungen Bootsmannes angewieſen, ſchwerlich eines andren Schulunterrichtes genoſſen hat. Drakes Vater, welcher mit vielen andren Bewohnern ſeines Landſtriches der Reformation beigetreten war, gerieth bei Gelegenheit der 6 Artikel, welche von Heinrich VIII mit tyranniſcher Gewalt als allgemeine Glaubensnorm aufgeſtellt waren, durch ſeine offnen Aeußerungen in ſchweren Verdacht, und mußte deßhalb mit den Seinigen nach Kent entfliehen, wo er dann, wie die Sage geht, zu Upnore an der Medway das Geſchäft eines Vorleſers der öffentlichen Gebete bei der königlichen Flotte vertrat.

So war Franz Drake ſchon in früher Kindheit mit den Eltern zugleich in einer Schule der Noth und der Gefahren geweſen, in welcher er, an dem Beiſpiel des Vaters, Gleichmuth und Genügſamkeit lernen, durch den täglichen Verkehr mit Seeleuten, einen bleibenden Hang zu dem Geſchäft und Leben derſelben gewinnen konnte. Aber außer jenen beiden bildenden Einflüſſen, außer dem was die umgebende Natur, was die Eigenthümlichkeit des Volksſtammes und die früheſte Erziehung im Elternhauſe auf ihn gewirkt hatten, gab es noch ein drittes Element, aus welchem Drakes nachmalige geiſtige Richtung ihre erſte Anregung empfieng: dies war der Aufſchwung, welchen um jene Zeit, namentlich die engliſche Nation nahm. Der Geiſt dieſes thatkräftigen, weitſtrebenden Volkes war unter dem launenhaft despotiſchen

Regiment Heinrichs VIII ſo gewaltſam in Feſſeln gehalten worden, daß England, ſelbſt in Beziehung auf bürgerliche Gewerbthatigkeit, ſo wie auf alle Geſchafte und Künſte des Friedens wie des Krieges weit hinter den andren gebildeteren Landern von Europa zurückſtund. Die inländiſchen Manufacturen leiſteten ſo wenig, daß, wer nur die Mittel dazu hatte, die Stoffe zu den Kleidungen, ſo wie die Geräthſchaften und Zierrathen des Hauſes aus dem Auslande kommen ließ. Selbſt der Gebrauch des Schießpulvers und der Feuergewehre fand ſich in England noch in einem Zuſtand der Kindheit, ſo daß in Heinrichs VIII Armee die Stelle der Artillerie faſt gänzlich durch die Schaaren der Bogenſchützen vertreten wurde, unter denen ſich Männer von außerordentlicher Fertigkeit und Sicherheit im Treffen eines Zieles fanden, welches dennoch nur im Vergleich mit dem das die Flintenkugel und noch mehr mit jenem das die Kanonenkugel erreicht, ein ſehr engbeſchränktes und nahes ſein konnte. Wurde es doch ſelbſt dann noch, als man auf des Königs Schiffen Kanonen eingeführt hatte, gleich einem Wunder betrachtet, daß eine Flotte von mehr denn hundert Schiffen in Zeit von 2 Stunden ſo viel Schüſſe gethan hatte, als wenige Menſchenalter nachher ein einzelnes engliſches Kriegsſchiff abzufeuern im Stande war. England hatte allerdings ſchon damals und ſelbſt lange vorher ſeine kühnen, wohlgeübten Seeleute, und es fehlte ihm nicht an Männern, welche mit den gewaltigen Entdeckern neuer Erdtheile wetteifern konnten, wie ſie aus andren Nationen hervorgegangen waren, aber als endlich die Regierung des Landes ſich zur Unterſtützung eines ſolchen Unternehmens entſchloß, als Heinrich VII im Jahr 1496 den Cabot auf eine Entdeckungsreiſe uber das atlantiſche Meer hinüber ausſandte, da war der Fund, den dieſer machte, keineswegs ein ſolcher, der ſich an Ausbeute des Goldes, des Silbers und andrer Koſtbarkeiten mit dem Gewinn der ſpaniſchen und portugieſiſchen Seemänner vergleichen ließ. Cabot hatte ſtatt eines zweiten Peru und Mexico oder eines an Gold wie an Demanten reichen Indiens das eiſige Neufoundland entdeckt und für ſeine Nation in Beſitz genommen; ein Fund, welchen man damals nur wenig zu ſchätzen wußte, und welcher dennoch nachmals, wegen des unermeßlich reichen Fiſchfanges an ſeinen Küſten für England einträglicher geworden iſt, als für Spanien und Portugal manches ihrer goldreichſten Länder.

Vor allem iſt es der Kampf mit Gefahren, mit Feinden, welche von außen drohen, mit Noth und Trübſal aller Art, welcher die ſchlummernden Kräfte, ſowohl in einzelnen Menſchen als in ganzen Völkern zu wecken vermag. Die engliſche Nation befand ſich, in der Zeit, da Francis Drake, ſchon als Knabe, noch mehr als Jüngling für ſolche Anregungen am empfänglichſten war, in Kämpfe und Gefahren verſtrickt, aus denen nur der kühnſte Heldenmuth ſiegreich hervorgehen konnte. Das was dem ganzen Volk das Theuerſte und Heiligſte war: die religiöſe Ueberzeugung, nächſt ihr die Ehre und Unabhängigkeit des Vaterlandes, ſchien unter dem ſpaniſchen Einfluß, während Mariens Regierung am härteſten und in gefahrdrohendſter Weiſe bedrängt. Drake ſtund gerade damals an der Gränze zwiſchen dem Knaben- und Jünglingsalter, als man allenthalben, wo Engländer beiſammen waren, zu Lande wie zur See, von nichts Andrem reden hörte, als von dem feindlich drohenden ſpaniſch-römiſchen Einfluß, von Gräueln einer fanatiſchen Wuth, die ſich eben ſo vergeblich als der Sturmwind, der in einen brennenden Wald hineinbläſt, bemühte, die Flamme auszulöſchen, die aus geiſtigem Anfang hervorgegangen, in einem geiſtigen Element ſich entzündet hatte, welchem, ſo lange es am Leben bleibt, keine leibliche Macht etwas Weſentliches anhaben kann. Von ſolcher Art war die Muttermilch des Zeitgeiſtes, welche der thatkräftig kühne Sinn des Drake in ſeiner Kindheit und Jugend einſog; des Mannes, welcher beſtimmt war, durch die Schranken, in denen die Kräfte ſeines Volkes bis dahin befangen geweſen, eine Bahn zu brechen, auf der ihm ſpäterhin Tauſende, mit immer glücklicherem, weiter gehendem Erfolge nachgegangen ſind. Es bedarf zu jeder kühnen, folgenreichen That, im Einzelnen wie im Ganzen, nur eines Vorgängers, der in ſiegreicher Weiſe vorausſchreitet, um alsbald ganze Schaaren zu gleichen Thaten zu begeiſtern, und wenn erſt ein ſolches Wirken zur Ehrenſache eines Volkes wird, das zum Gefühl und freieren Gebrauch ſeiner Kräfte gelangt iſt, dann iſt daſſelbe einem glücklichen Kampfe mit einer ganzen, vielfach überlegenen Außenwelt gewachſen.

Dieſes ſoll uns jezt die Geſchichte des Francis Drake und die Betrachtung des Einfluſſes lehren, welchen derſelbe auf die Entwicklung der äußren Macht ſeiner Nation hatte.

Bei einer Kinderzahl, dergleichen die in ſeinem elterlichen Hauſe war, trifft namentlich die älteſten ſehr frühe das Loos, ihr eignes Brod außerhalb, unter fremden Leuten zu ſuchen. Franz trat als Schiffsjunge bei einem Nachbar ſeines Vaters, einem alten wackren Seemann in die Lehre, der ein eignes kleines Fahrzeug beſaß, mit welchem er ein Handelsgeſchäft nach Seeland und Frankreich betrieb. Der Knabe zeigte ſo gute Anlagen und Geſchicklichkeiten, und dabei eine ſo unermüdliche Dienſtwilligkeit, daß der Nachbar, der ein alter Junggeſelle war, ihn lieb gewann wie einen Sohn, und ihm bei ſeinem Tode ſein Fahrzeug vermachte. Drake hatte jezt Gelegenheit ſich durch Fahrten auf eigne

Rechnung und Gefahr, bei Sturm und hohem Meere, zum kühnen Seemann zu bilden, und erwarb ſich als ſolcher in kurzer Zeit einen ſo guten Ruf, daß man ihn zur Theilnahme an größeren Unternehmungen aufforderte. Schon in ſeinem 18. Jahre machte er als Zahlmeiſter auf einem Kauffahrteiſchiffe mehrere Handelsreiſen nach Biskaja mit; bald hernach, als ſeit dem Regierungsantritt der Königin Eliſabeth der Küſtenhandel eine andre, erweiterte Richtung nahm, wurde er Theilnehmer an einem andren Geſchäft, deſſen Unmenſchlichkeit in der damaligen Zeit noch nicht ſo erkannt war, wie in der jetzigen. Ein gewiſſer John Hawkins, von welchem man vermuthet, daß er Drakes elterlichem Hauſe wo nicht als Verwandter doch als naher Bekannter befreundet geweſen ſey, trieb einen Handel mit Negerſclaven, die er an der Küſte von Guinea theils durch Tauſch, theils durch gewaltthätige Mittel ſich zu eigen machte, und dann in die ſpaniſch-amerikaniſchen Beſitzungen hinüberführte, wo er ſeinen Menſchenraub um Silber, Zucker, thieriſche Häute, ſo wie andre Erzeugniſſe des dortigen Landes verhandelte. Die Erlaubniß zu dieſem freien Verkehr der Engländer mit dem ſpaniſchen Amerika gründete ſich auf einen Vertrag, den ſchon Heinrich VIII mit Kaiſer Karl V abgeſchloſſen hatte.

Hawkins hatte bereits mehrmalen die Reiſe nach Guinea und von da nach dem ſpaniſchen Amerika, dann mit guter Ausbeute zurück nach England gemacht; er war durch die Königin Eliſabeth, welche alle Unternehmungen für Handel und Gewerbe begünſtigte, in den wappenführenden Herrenſtand erhoben worden, als Franz Drake, etwa im Jahr 1560, als zwanzigjähriger Jüngling unter ſeiner Führung die erſten weiteren Seereiſen nach Afrika und Amerika unternahm. Die erſte indeß, von deren Verlauf wir einen genaueren Bericht beſitzen und die auch in ihren Folgen auf Drakes ferneren

Lebensgang von ganz entſchiedenem Einfluß war, das iſt die von 1567. Sir John Hawkins war diesmal nicht nur mit einem oder zweien, ſondern mit ſechs wohlbemannten Schiffen von England ausgelaufen; er hatte in der gewohnten, dem beſſeren Gefühl unſrer Zeit widerſtrebenden Weiſe eine Ladung von Negerſclaven an der Guineaküſte eingenommen, und war damit an die Küſte von Amerika, im jetzigen Kolumbien gekommen, da wollten die ſpaniſchen Behörden zu Rio de la Hacha den Handel der Engländer, nicht aus moraliſchen Gründen, ſondern aus einem Groll, den ſie gegen jenes Volk hatten, verhindern; Hawkins aber mit den Seinigen, auf den alten Vertrag der Handelsfreiheit trotzend, bemächtigte ſich des Ortes und zwang der dortigen Regierung die Erlaubniß ab, die ſie ihm verweigert hatte.

Dieſe Gewaltthat kam dem kühnen Freibeuter übel zu ſtehen. Widrige Winde, welche ſein Geſchwader an der Küſte von Florida überfielen, nöthigten ihn im Hafen von St. Juan de Ulloa einzulaufen, um hier Lebensmittel und friſches Waſſer einzunehmen. Dort erwartete man gerade damals die Ankunft einer ſpaniſchen Flotte; man hielt Hawkins Schiffe für einen Theil dieſer Flotte und verſtattete ihnen ruhig die Einfahrt in den Hafen. Die Spanier erſchracken nicht wenig, als ſie ihren Irrthum inne wurden. Zwar befand ſich in der Stadt außer der zahlreichen Menge der Bewohner auch eine ſtarke Beſatzung; zwölf Kauffahrtei- oder Transportſchiffe, deren Ladung den Werth von 200000 Pfund Sterling erreichte, lagen im Hafen; dennoch würde es den Engländern ein Leichtes geweſen ſeyn, die Stadt ſowie jene Schiffe mit gewaffneter Hand zu nehmen. Hawkins indeß hatte keine ſolche Abſicht; er erklärte, daß er nur hieher gekommen ſey, um Schutz gegen die Stürme zu ſuchen und um für ſein Geld Lebensmittel ſo wie friſches Waſſer einzunehmen. Doch behielt er aus Vorſicht zwei jener Herren, welche gleich beim Einlaufen der Schiffe, die ſie für ſpaniſche gehalten, an Bord gekommen waren, als Geißeln zurück. Ein Bote wurde an den Vicekönig von Merico Don Henriques geſendet, er brachte einen von dieſem unterzeichneten und beſiegelten Vertrag, darinnen den Engländern gegen Auslieferung einiger Geißeln auch von ihrer Seite Sicherheit der Perſonen, Freiheit zum Einkauf ihrer Proviſionen zugeſtanden und noch überdies ihnen geſtattet war, eine kleine im Hafen gelegene, mit Feſtungswerken verſehene Inſel einzunehmen. Indeß nahte ſich die ſpaniſche Flotte, welche um ſieben Millionen Pfund Sterling Silber und Gold an Bord hatte. Den engliſchen Schiffen wäre es gar nicht ſchwer geweſen das Einlaufen der Silberflotte zu hindern, welche einem längeren Kampf mit den Stürmen nur wenig gewachſen geweſen wäre, der Vertrag aber, der ihnen jetzt im Namen des Vizekönigs ausgeliefert wurde, benahm ihnen ſo ganz jedes weitre Bedenken, daß ſie an keine ſolche Vorſichtsmaßregel gedachten. Die Flotte, in ſeemänniſcher Weiſe durch Kanonenſchüſſe von den Engländern begrüßt, lief ein; es ſchien zwiſchen beiden Theilen voller Friede zu ſeyn, da brachte man bei nächtlichem Dunkel von der Stadt her tauſend Mann in die ſpaniſchen Schiffe, verſorgte die ganze Mannſchaft mit Waffen und plötzlich ſahen ſich die Engländer von allen Seiten angegriffen. Der ungleiche Kampf dauerte nur kurze Zeit, vier der engliſchen Schiffe wurden überwältigt, der größere Theil ihrer Mannſchaft niedergemetzelt, ein kleinerer Theil derſelben zu längeren Martern der Tortur und zuletzt des Scheiterhaufens aufgeſpart; nur zwei Schiffe ſchlugen ſich, mit Thaten einer ungeheuren Tapferkeit, und durch geſchickte ſchnelle Wendungen mitten durch die enggedrängte feindliche Flotte durch, das eine, größere, welches Hawkins, und das kleinere, leicht ſeglende, welches Drake befehligte. Die Heimreiſe, namentlich des größeren Schiffes, in das ſich viele Entronnene auch aus den andern Schiffen gerettet hatten, war wegen Mangel an Proviſionen und an Trinkwaſſer eine furchtbar beſchwerliche und angſtvolle; die Berichte, welche die Geretteten bei ihrer Ankunft in England von ihrem Unglück erſtatteten, trugen zu der allgemeinen Aufregung und Erbitterung des Volkes gegen die Spanier nicht wenig bei.

2) Ein Kriegszug im Kleinen.

Drake hatte auf dieſer unglücklichen Fahrt ſein ganzes bisher erworbenes Vermögen, das ſich in den vom Feind genommenen Schiffen befand, verloren; mehr jedoch denn dieſes ſchmerzte ſein jugendlich heftiges Gemüth das Schickſal ſeiner Waffengefährten und Freunde, von deren zum Theil martervollen Ende eine Kunde nach der andren einlief. Das mörderiſche Benehmen der Spanier gegen Leute, denen ſie in einem geſiegelten Vertrag des Vizekoniges Sicherheit zugeſagt, die Grauſamkeit, mit welcher ſie die Gefangenen behandelt hatten, wurde als eine Kriegserklarung und herausfodernde Kränkung für die ganze engliſche Nation betrachtet; man vergaß und überſahe Alles was die eignen Landsleute, ſchon vorher, bei der Wegnahme von Rio de la Hacha gegen die Spanier ſich zu Schulden hatten kommen laſſen; Drakes Wünſchen, an den Spaniern Rache zu nehmen, kam eine Anzahl der gleich aufregbaren Abentheurer entgegen, die ſich zu ihm geſellten, um mit ihm die Gefahren wie den Gewinn eines Freibeuterzuges nach Amerika zu theilen.

Dennoch beſchränkte ſich die Expedition, welche Drake im Jahr 1572 unternahm, auf die Ausrüſtung von zwei kleinen, leicht ſeglenden Schiffen, welche, mit Einſchluß der

Schiffsjungen nur mit 73 Mann beſetzt waren und davon das eine, der Paſcha genannt, von ihm ſelber, das andre, kleinere von ſeinem Bruder, John Drake befehligt war. Mit dieſer geringen Macht wollte der kühne Mann der Gefahr, welche das Zuſammentreffen mit feindlichen Schiffen ihm bringen konnte, entgegengehen, mit ihr Städte erobern und Schätze erbeuten. Denn, dies war ſein Vorſatz, der König von Spanien ſollte mit ſeinen Silberbarren das bezahlen, was er und ſeine Waffengefährten bei St. Juan de Ulloa verloren hatten.

Und faſt wäre es den Abentheurern gelungen mit leichter Mühe ſich eines Schatzes an Silber und Gold zu bemächtigen, deſſen wahrſcheinlicher Werth mehrere Millionen Pfund Sterling betrug. Sie waren in der Nacht bei Nombre de Dios gelandet, was damals, ſo wie in ſpäterer Zeit Porte Bello, der Ablagerungspunkt war für die aus Peru und Indien kommenden Schätze ſo wie für die aus Europa nach Amerika geführten Waaren und Proviſionen. Unbemerkt von der kleinen, ſorglos ſchlafenden Beſatzung des Ortes war Franz Drake mit der Hälfte ſeiner Mannſchaft in die Mitte des ſchlechtverwahrten Städtchens eingedrungen, während die andre Hälfte auf einer kleinen Baſtion, vor dem Orte aufgeſtellt war. Nach der Verabredung ſollte die erſtere Abtheilung, ſobald ſie ihr Ziel erreicht hatte, ihren Trompeter blaſen laſſen, und die Gewehre abfeuern; die andre ſollte dann zugleich daſſelbe thun. Der Anfang gelang nach Wunſche; die aus dem Schlafe aufgeſchreckten Bewohner des Ortes, da ſie von zwei Seiten her das Tönen der Trompeten und das Schießen hörten, meinten, ein ganzes Heer von Feinden habe ſie umgeben und ergriffen eilig die Flucht. Aber ein Theil dieſer Flüchtlinge, mit geladenen Büchſen bewaffnet, faßte ſich dennoch den

Muth, noch einmal umzukehren und als derſelbe, in die Nähe des Marktplatzes gekommen, bemerkte, wie klein die Zahl der angreifenden Feinde ſey, gab er Feuer. Eine der erſten Kugeln tödtete den Trompeter, die andren trafen und verwundeten mehrere der Führer, unter dieſen ſelbſt den Franz Drake, und als die kleine Mannſchaft in der Baſtion es bemerkte, daß die Trompete ſchwieg, das Donnern der Büchſen aber immer lauter wurde, entflohe ſie eilig zu den Fahrzeugen, wohin ihr bald nachher auch die Andern folgten.

Obgleich jedoch dieſer erſte Streich mißlungen war, begünſtigte dennoch das Glück mehrere andre Freibeuterzüge, welche Drake mit ſeiner kleinen, noch keinesweges entmuthigten Schaar tiefer landeinwärts in den Iſthmus von Darien machte. Es gelang ihm, mit Hülfe des Indianerſtammes der Seymerons, der mit den Spaniern in beſtändigem blutigen Kriege war, die Zwiſchenſtation von Vera Cruz zu erſtürmen und eines Zuges von Mauleſeln, der mit Gold und Silberbarren beladen war, ſich zu bemächtigen. Was aber für Drake und für all ſeine ſpäteren Unternehmungen einen ungleich höheren Werth hatte, denn alle erbeuteten Schätze, das war der anregende Anblick des ſtillen Meeres; dieſes Schauplatzes ſeiner größeſten künftigen Thaten. Die Hochgebirgskette der Andes iſt in der Mitte des Iſthmus zur Geſtalt der Hügel herabgeſunken, welche kaum anderthalbmal die Höhe des Straßburger Münſterthurmes haben. Am 12ten Tage der Fahrt an der Küſte hin und des Zuges zu Lande, war endlich die Anhöhe erreicht, nach welcher die befreundeten Indianer ihre neuen Bundesgenoſſen hingeleiten wollten. Jene Freunde hatten Stufen in den Stamm eines hohen Baumes eingehauen und in der Nähe des Gipfels eine Laube erbaut, darin 10 bis 12 Mann bequem ſitzen konnten. Da hinan führte der Cazike der Seymerons den Drake, dem noch mehrere der Seinigen gefolgt waren, und hier war es, wo man nach der einen Seite hin die freie Ausſicht auf das atlentiſche, nach der andern auf das ſtille Meer genießen konnte. Der engliſche Seemann, als er mit eignen Augen das große Meer erblickte, deſſen Wunder und Gefahren, deſſen gold- und ſilberreiche Küſtengegenden für ihn, wie für ſein ganzes Volk ein Feld der Träume und ein erſehntes Ziel künftiger Thaten waren, wurde ſo mächtig ergriffen, daß er in lautem Gebet zu Gott das Glück ſich erflehte, einſt noch die Flagge ſeiner Nation in dieſes Meer führen zu dürfen. Mit ihm theilten alle ſeine Begleiter das erhebende Gefühl, das dort die Ausſicht auf zwei Meere erregte und die freudige Hoffnung eines Gelingens der Wünſche ihres Capitäns.

Die Engländer hatten das erbeutete Gold und von dem Silber ſo viel mit ſich genommen als ſie fortzuſchleppen vermochten; das übrige aber für ein künftiges Hieherkommen in dieſe Gegend unter die Erde vergraben. Zu ſolchem Schatze kamen noch außer den auf ſpaniſchen Handelsſchiffen ſo wie in Vera Cruz erbeuteten Perlen, Gewürzen, Ballen mit Seide u. dergl., vier ſchwere Streitkolben von lauterem Golde, die der Cazike der Seymerons dem Drake als Gegengeſchenk für den Säbel deſſelben, nach welchem der Indianerfürſt ein großes Verlangen zeigte, verehrt, Drake aber der allgemeinen Beute beigefügt hatte. Mit all dieſen Gütern zogen jetzt die Freibeuter dem Meere und ihren Schiffen zu und es war ihr Glück, daß ſie auf dieſem Zuge keinen Augenblick ſich geſäumt hatten, denn ſie waren kaum eine halbe Stunde an Bord, da kam eine Schaar von 300 ſpaniſchen Soldaten zur Küſte, welche den Engländern ohnfehlbar die Heimkehr für immer abgeſchnitten hätten.

Sonntags den 9ten Auguſt 1573 landeten die beiden Schiffe, welche mit ihrer kleinen Macht ſo große Wunder der Kühnheit vollbracht hatten, in Plymouth, begrüßt von dem lauten Jubel des dortigen Volkes, geehrt und bewundert von der ganzen Nation. Drake hatte, wie er ſich ſelbſt in Beziehung auf Nombre de Dios ausdrückte, ſein Volk an die Pforte des reichſten Schatzhauſes der Erde geführt und es ſtund jetzt in der Macht eines Jeden, zuzugreifen und zu nehmen. Aber mehr denn dieſes galt das Gefühl der eignen Kraft, auch dem mächtigſten Feinde und allen Gefahren der Meere gegenüber, das bei dieſer Gelegenheit in Englands Seeleuten zum Erwachen kam.

Aus Gründen, welche nicht vollkommen klar ſind, nahm jetzt der Seemann Drake auf einige Zeit Kriegsdienſte zu Lande, bei dem damals in Irland beſchäftigten königlichen Heere, deſſen Feldherr der Graf Walter Eſſex, der Vater des Günſtlinges der Königin war. War dieſer Schritt wirklich eine Folge der Mißbilligung geweſen, mit welcher Eliſabeth, die wenigſtens den Schein des Friedens mit Spanien aufrecht erhalten wollte, ſeine Kriegsthaten an der Küſte des ſpaniſchen Amerika vernommen hatte, dann war dieſe ſcheinbare oder wirkliche Verſtimmung der Königin gegen ihn wenigſtens keine ausdauernde, denn Drake wurde im Jahr 1577 ſehr huldreich bei Hofe empfangen und in königliche Dienſte genommen: eine Vergünſtigung, welche freilich unter Eliſabeths Regierung faſt Jedem, dem ſie zu Theil wurde, nur die Ehre verſchaffte, daß er aus eignen Mitteln ſo viel als er wollte und vermochte für den Dienſt ſeiner Königin aufopfern durfte. Das Einzige, was Drake, nachdem er ihr den Plan, zur Ehre der engliſchen Nation auf eine Entdeckungsreiſe in das Südmeer auszugehen vorgelegt hatte, aus ihren Händen empfing, das war ein Schwert, welches ſie ihm, wie man erzählt, mit den Worten überreichte: „Wir verkünden hiermit, daß wer dich, Drake! feindlich verletzt, der verletzet uns.“

Es bedurfte jedoch auch zur Förderung von Drakes neuem Unternehmen keiner königlichen Unterſtützung. Der Plan, Englands Flagge und ſeine Macht in die noch ſo wenig bekannten Länder am ſtillen Meere zu führen, war mit ſolcher allgemeiner Begeiſterung aufgenommen worden, daß mehrere vermögende Privatleute Schiffe ſo wie deren Ausrüſtung zu des berühmten Seemannes Verfügung ſtellten; dieſem ſtund es frei, die auserleſenſten, tapferſten und geſchickteſten Leute zu ſeinen Begleitern zu wählen; und obgleich manche von dieſen die Gier nach goldner Beute angelockt haben mochte, ſo konnte man dennoch im Allgemeinen ſagen, daß es der Ruhm der engliſchen Nation und der Wunſch Neues zu ſehen und zu entdecken war, der als vorherrſchender Geiſt das kühne Unternehmen belebte.

Es mag uns allerdings als einer jener ſchwer zu begreifenden, innren Widerſprüche erſcheinen, in welche wir die menſchliche Natur öfters verſtrickt finden, daß Drake, der, wie ſeine Briefe und die Berichte ſeiner nächſten Bekannten bezeugen, nach ſeiner Weiſe ein gottesfürchtiger Mann war, dennoch, den Spaniern gegenüber, ohne ſich ein Gewiſſen daraus zu machen, Werke eines Freibeuters und Seeräubers, ſelbſt auf dieſer Reiſe verüben konnte, und daß er, ſo oft ein ſolcher Gewaltſtreich ihm gelang, Gott dafür, wie für das Gelingen einer guten That, danken konnte. Es war jedoch der religiöſe Fanatismus, welcher eben durch jenen Schein, den er von einem unklaren religiöſen Erkennen erborgt hatte, ſo mächtig, über die beiden damals heftig gegen einander erbitterten Partheien, die römiſch-katholiſche und die proteſtantiſche, jene wahnſinnige

Verblendung verhängte, darinnen jede derſelben die andre nicht als Feindin ihrer Nation, ſondern als Feindin Gottes zu bekämpfen meinte. Nur dem Namen nach beſtund noch immer zwiſchen den Engländern und Spaniern der politiſche Friede, dem Weſen nach ſuchte jede der beiden Nationen, ſeit den blutigen Regierungsjahren der Königin Marie und ſeit Vernichtung des Einfluſſes, den damals Spanien auf England geübt hatte, der andern ſo viel zu ſchaden als in ihren Kräften ſtund.

Drake iſt der erſte Seemann geweſen, der dem Bau und der Einrichtung der Schiffe, die zu weiten Seereiſen und zu kriegeriſchen Unternehmungen beſtimmt waren, eine andere Form gab. Statt der großen, zum Tragen mächtigerer Laſten eingerichteten, dabei aber auch ſchwerfälligeren Schiffe, erwählte er ſich Schiffe von geringern Laſten, feſt gebaut und dabei leicht beweglich. Er blieb ſelbſt noch in ſpäteren Jahren, als er auf den höchſten Stufen des ſeemänniſchen Ranges ſtund, bei allen Geſchäften des Baues, der Ausrüſtung und der Ausbeſſerung der Schiffe nicht bloß Zuſchauer, ſondern ſelbſtthätiger Meiſter und Geſelle.

3) Englands Flagge umſchifft die Erde.

Es waren fünf dergleichen Fahrzeuge, mit denen der berühmte Seeheld am 15. November 1577 von Plymouth abſegelte; das größte davon, das er ſelber commandirte, war ein Schnellſegler von nur 100 Tonnen Laſt, mit dem Panier des Pelikans, und dieſes Schiff war es, darinnen Drake nicht nur durch die magellaniſche Meerenge, ſondern in ſiegreichem Laufe an der Weſtküſte von Amerika bis hinauf nach dem Oregongebiete vordrang, von welchem er im Namen ſeiner Nation jenen Beſitz faßte, auf den noch jetzt England ſeine Anſprüche auf Oregon gründet.

Ja, mit dieſem kleinen Schiffe und ſeiner in ihm zuſammengehäuften großen Beute, durchfuhr er das ſtille Meer, kam nach Oſtindien und kehrte glücklich um das Vorgebirge der guten Hoffnung nach England zurück. Mit einer Handvoll Leute, mit einer Waffenrüſtung, welche kaum dem Kampfe mit einer kleinen Stadtgarniſon gewachſen ſchien, wagte er ſich unter die Kanonen mächtiger Seeſtädte und nahm dieſe durch raſchen Ueberfall hinweg, ſegelte ungeſcheut an feindlichen Kriegsſchiffen von weit überlegner Bewaffnung vorüber, denen er leicht, ſo wie ein Vogel den ihm nachjagenden Hunden entſchlüpfte.

Das kleine Geſchwader kam am 17. Januar 1578 nach Cap Blanco, an der Weſtküſte des großen afrikaniſchen Wüſtenſtriches. Hier legte man die Fahrzeuge 5 Tage lang vor Anker und dieſe Zeit wurde theils zum Fiſchfang und zur Verſorgung der Schiffe mit getrockneten Fiſchen, theils zum Exerziren der Mannſchaft angewendet. Das Waſſer war in dieſer Jahreszeit hier ſo ſelten, daß Drake außer Stand war ſich mit einem friſchen Vorrath deſſelben zu verſorgen, ja daß er ſtatt deſſen ſich gedrungen fühlte dem armen Volk der Gegend, das vor Durſt verſchmachtete, ſeine ledernen Trinkflaſchen mit Waſſer, unentgeldlich aus den Fäſſern der Schiffe füllen zu laſſen.

Dagegen gewährten die Inſeln des grünen Vorgebirges der ermatteten Schiffsmannſchaft eine reiche Fülle von Lebensmitteln, namentlich von Früchten, und ein mit Wein befrachtetes portugieſiſches Schiff war wohlfeilen Kaufes von den Freibeutern in Beſitz genommen worden, während man die auf ihm befindliche Mannſchaft nicht nur mit Schonung behandelte, ſondern ſie mit dem was ſie an und mit ſich trugen, ſo wie mit den nöthigſten Proviſionen verſorgt, an einem ſicheren Orte ans Land ſetzte. Statt ihres Fahrzeuges gab man ihnen ein anders, das man einige Zeit vorher den Spaniern abgenommen hatte. Am 14. April hatte man die ſüdamerikaniſche Küſte, an der Mündung des la Plataſtroms erreicht. Zwei Schiffe, der Schwan, von 50 Tonnen und ein Kutter verloren ſich hier, kurz hinter einander, aus dem Geſicht, und als Drake einige Zeit nachher das erſtgenannte Fahrzeug wieder auffand, beſchloß er die Sorgen der Oberaufſicht über all ſeine Schiffe ſich dadurch zu erleichtern, daß er die Zahl derſelben verringerte. Er ließ deshalb den Schwan an einem ſüdlicheren Theil der Küſte ans Land ziehen, ihn dort zerlegen und das Baumaterial deſſelben zu anderweitigem Gebrauch ſo wie die Mannſchaft in die übrigen Schiffe vertheilen. Daſſelbe geſchahe auch mit dem Kutter, als dieſer wieder aufgefunden worden.

Zu Port Julian, an der Küſte von Patagonien, verlor Drake in einem Gefecht mit den vorher friedlichen Indianern, das durch einen Zufall veranlaßt ſchien, zwei ſeiner Reiſegefährten. Man ſahe dort an der Küſte noch den Galgen, den der erſte Erdumſegler Magellan im J. 1519 hatte errichten laſſen, um einige Leute ſeiner Mannſchaft, die eine gefahrdrohende Meuterei gegen ihn angeregt hatten, daran zu hängen. Hier aber war es auch, wo Drake ſich genöthigt ſahe, das Todesurtheil über einen ihm früher ſehr werth geweſenen Waffengefährten, den Thomas Doughty auszuſprechen und denſelben enthaupten zu laſſen. Auf dieſe Handlung, über welche ſchon damals ſo wie bis in die neuere Zeit ſehr verſchieden geurtheilt worden, iſt erſt ſeit wenig Jahren durch Auffindung eines alten Aktenſtückes ein Licht gefallen, das den Schatten, den jene That über Drakes Charakter verbreitete, zerſtreut hat*). Es geht daraus ſo wie aus andern Berichten hervor, daß Doughty durch eigenmächtiges ſelbſtſüchtiges Benehmen gegen die portugieſiſchen Gefangenen zuerſt die Gunſt ſeines alten Freundes verſcherzt, und als er dieſes bemerkte, eine feindliche Stellung gegen denſelben angenommen habe, zu welcher er, durch ſeinen bedeutenden Einfluß auch Andre zu verleiten ſuchte.

Als die Hinrichtung vor der ganzen verſammelten Schiffsmannſchaft vollſtreckt war, hielt Drake, der die Gabe beſaß, in kurzen Worten kräftig und eindringend zu ſprechen, eine Anrede an ſein Volk, darin er daſſelbe zur Einigkeit und zum brüderlich feſten Zuſammenhalten, zum Gehorſam und zur Treue ermahnte; am nächſten Sonntag ſuchte er den Eindruck, den ſeine Rede gemacht hatte, durch die gemeinſame Feier des Abendmahles zu befeſtigen.

Eine ſolche Stärkung des Muthes that dem Schiffsvolk auch in andrer Beziehung Noth. Man nahete ſich jetzt jener gefahrvollen Pforte der Felſenklippen und der Gewäſſer, die aus dem atlantiſchen Meere in den großen Ozean des ſtillen Meeres führt. Mit Recht ward noch zu Drakes Zeit eine Fahrt durch die Magellaniſche Meerenge als ein Unternehmen betrachtet, dem kaum ein andres im Kreiſe der Seefahrten an Schwierigkeiten gleich zu ſetzen ſei. Hatten doch auch die wenigen kühnen Männer, die jenen Durchgang in das unbekannte Meer gewagt, faſt ſämmtlich ein unglückliches Ende genommen. Magellan wurde von den verwilderten Inſulanern, in deren Mitte er ſich gewagt hatte, ermordet; Vasco Nunez de Balboa, der erſte Europäer, deſſen Auge die Südſee geſehen, ſtarb unter den Händen ſeiner Landsleute; de Solis, als er auf der Fahrt nach Magellans Meerenge ſeinem Ziele ſchon ſo nahe war, wurde von den Eingebornen am la Plataſtrom auf grauſame Weiſe ermordet und dergleichen Beiſpiele eines traurigen Ausganges ſolch kühnen Unternehmens fanden ſich unter den Offizieren, welche den Magellan begleiteten, ſo wie auf anderen europäiſchen Schiffen noch viele.

---

*) M. ſ. the Edinburgh Review Vol. LXXX. (July — October 1844) p. 387. 389.

Die Zahl der Schiffe der Expedition hatte ſich ſeit der Zerlegung des Schwanes und des Kutters bis auf drei vermindert, in dieſen war jetzt die ganze Macht der unternehmungsluſtigen Freibeuter concentrirt. Es nahte ſich jetzt, in der zweiten Hälfte des Auguſt, der Frühling der ſüdlichen Halbkugel, je weiter man aber zu der Meerenge heranrückte, deſto fühlbarer wurde die winterliche Kälte, deſto dichter ſahe man die Hügel und einen Theil der Ebenen mit Schnee, das Gewäſſer der ſeichten Buchten mit Eis bedeckt. Die Heerden der Pinguine, von denen unſre Seefahrer auf einer kleinen Inſel im Innern der Meerenge gegen 3000 Stück erlegten, waren, nebſt einigen Fiſchen, das einzige eßbare Fleiſch, das dieſe unwirthbare Gegend den immer eßluſtigen Seeleuten darbot.

Die Durchfahrt durch die Magellansſtraße hat mit ſo vielen natürlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, daß die Schiffe in der Regel mehrere Monate zu derſelben gebrauchen; Drake war auch hierbei von einem ſo unerhörten Glück begünſtigt, daß er den Weg ſchon in 12 bis 15 Tagen zurücklegte. Deſto mehr jedoch hatten ſeine Schiffe kurz nach ihrem glücklichen Austritt in das ſtille Meer von der Ungunſt der Witterung zu leiden. Es erhuben ſich jetzt in der Nähe der Frühlingsnachtgleiche der ſüdlichen Halbkugel die furchtbaren

Aequinoctialſtürme, welche die Schiffe weit nach Südweſt verſchlugen und bei deren einem das dritte Schiff, der Marigold (von 30 Tonnen) verloren ging, von deſſen Schickſale man nie etwas weiters erfahren hat. Es blieben nun blos noch 2 Schiffe: der Pelikan, deſſen Namen der Admiral ſeit der Einfahrt ins ſtille Meer, in den der goldenen Hindin umgetauſcht hatte, von 100, und die Eliſabeth, von 80 Tonnen.

Erſt am 7. Oktober konnten dieſe beiden Schiffe in einer vor dem Sturm geſchützten Bai, nahe beim weſtlichen Ende der Meerenge vor Anker gehen. Aber gleich in der erſten Nacht brach das Kabeltau des Admiralſchiffes, dieſes wurde vom Sturm aus der Bai hinausgetrieben in das offne Meer und hier von einem anhaltend ſtarken Nordwind bis hinab zum 55° ſüdl. Br. verſchlagen, wo es endlich der Kapitän zwiſchen den ſüdweſtlichen Inſeln des Feuerlandes einlaufen und vor Anker gehen ließ. Das Fleiſch der in jener Gegend häufigen Seehunde, der Genuß des friſchen Waſſers, vor allem aber der der Ruhe nach den furchtbaren Anſtrengungen vieler Tage und Nächte, that der ganzen Schiffsmannſchaft überaus wohl; doch war die Ausruhezeit nur von kurzer Dauer, denn ein ſtarker Sturm nöthigte den Kapitän abermals, ſo eilig als möglich aus der klippenreichen Nähe der Küſte zu entfliehen und das freie Meer zu ſuchen.

Bei dieſer Gelegenheit war eine Schaluppe, in der ſich acht Matroſen, ohne alle Proviſion befanden, von dem Schiff getrennt worden und während dieſes von dem Wind nach Süden geführt wurde, mußten jene acht Seeleute, unvermögend ihm zu folgen, ihren gefahrvollen Weg an der Küſte hin nehmen. Es gelang ihnen endlich wieder in die Magellansſtraße einzulaufen, wo ſie ſich mit einer Proviſion von Pinguinen verſorgten, deren Fleiſch ſie einſalzten. Jede Hoffnung, das Admiralſchiff wieder zu erreichen, war verſchwunden; ſie ſetzten ihre einſame Fahrt bis zur Mündung des Plataſtromes fort, wo 6 von ihnen, während ſie in einem Walde nach Lebensmitteln ſich umſahen, von den Indianern überfallen wurden. Vier von jenen blieben unter den Händen der Feinde, nur zwei, obgleich verwundet von den Pfeilen der Indianer, entkamen zum Boot, das nur unter ſtetem Kampf mit den Indianern, wobei auch die zwei Zurückgebliebenen mehrere Pfeilſchüſſe empfiengen, vom Lande ſtoßen konnte. An einer kleinen Inſel, dahin die vier Engländer ſich gerettet hatten, ſtarben auch von dieſen noch zwei an ihren Wunden, das Boot wurde bei einem Sturme zertrümmert, das noch überlebende Paar der Unglücksgefährten mußte zwei Monate lang auf einer kleinen Inſel, auf der ſich zwar eine Art von eßbaren Früchten und kleine Seekrebſe, nirgends aber Spuren von trinkbarem Waſſer fanden, alle Qualen des furchtbarſten Durſtes leiden, bis die beiden Männer auf einem Brette, das die Fluth von der Küſte herübergetrieben hatte, an das nahe Feſtland ſich hinruderten. Hier genoß der eine von ihnen, an einem Bache das ſo lang erſehnte friſche Waſſer in ſolchem Uebermaaß, daß er eine halbe Stunde hernach ſterben mußte; der letzte der acht Matroſen, Peter Carder, gerieth in die Gefangenſchaft, zuerſt der Indianer, dann der Portugieſen, aus welcher er endlich wieder frei gelaſſen, im J. 1586 nach England zurückkam.

Aber Drake hatte außer der Schaluppe mit den 8 tüchtigen, ihm ſo treu ergebenen Seeleuten, während die Stürme ihn weit hinab nach Süden führten, ohne es zu ahnen noch einen viel bedeutenderen Verluſt an ſeiner ohnehin ſo kleinen Seemacht erlitten. Das Schiff Eliſabeth, das unter Capitan Winter ſtand, hatte ihn verlaſſen, und durch die Magellansſtraße ſeinen Rückweg nach England angetreten, weil der zum großen Theil muthigen Mannſchaft der beſeelende und allvermögende Einfluß eines ſolchen Anführers fehlte, dergleichen Drake war; denn Kapitän Winter hatte ſich durch das Ungemach der letzten Monate ſo in Angſt und Schrecken ſetzen und ſeine Hoffnungen auf den glücklichen Ausgang des Unternehmens ſo tief herabſtimmen laſſen, daß er von nichts Anderem mehr wiſſen wollte als von der Heimkehr zu dem ſicheren vaterländiſchen Boden.

Drake indeß, gegen ſeinen Willen, wurde von dem noch immer anhaltenden Sturm auf eine Entdeckungsreiſe ausgeſendet, durch welche die Erdkunde ſeiner Zeit eine nicht unbedeutende Erweiterung erhielt. Er kam mit ſeinem Schiffe um die Südſpitze von Amerika herum, und fand, daß jenſeits der Inſelgruppe des Feuerlandes ein freies Meer ſey, welches in ſpäterer Zeit öfters von europäiſchen Schiffen, auf ihrer Fahrt von dem atlantiſchen Meere in das ſogenannte ſtille (den großen Ozean) beſucht worden iſt. Man bemerkte auf mehreren jener ſüdlichſten Inſeln Bewohner und außer dem friſchen Waſſer verſorgte man ſich mit einem hier leicht zu habenden Vorrath von Seethieren. Endlich am 30. Oktober, deſſen Witterung für die ſüdliche Halbkugel jener entſpricht, die auf unſerer Halbkugel in den letzten Tagen des Aprils herrſcht, wurde das Meer ruhiger, ein günſtiger, obgleich kalter Wind aus Süden ſchwellte die Segel und förderte den Lauf des Schiffes ſo ſehr, daß dieſes am 25. November bei einer Inſel (Mocha) an der milderen Küſte von Chili vor Anker gehen konnte. Es war hier ein Ueberfluß an allen Lebensmitteln; die Bewohner aber, welche die Engländer für Spanier hielten, von denen ſie öfters mit feindſeliger Härte waren behandelt worden, überfielen einen Theil der Schiffsmannſchaft, der mit dem Kapitän um Waſſer einzunehmen ans Land gegangen war, mit ſolcher Wuth, daß zwei Matroſen getödtet, der Kapitän ſelber durch Steinwürfe und Pfeile am Kopf und im Geſicht verwundet wurde.

Nach ſo vielen Ereigniſſen von ungünſtiger und entmuthigender Art, kam endlich für unſre Seefahrer auch wieder einmal der Sonnenblick eines unerwarteten Glückes. Ein getaufter Indianer, Namens Felipe, welcher fertig ſpaniſch ſprach, kam jenſeits Valparaiſo an das Schiff, das er für ein ſpaniſches hielt. Von dieſem erfuhr Drake, daß er, ohne es zu bemerken, am Hafen von St. Jago vorbeigeſegelt, daß aber dieſer nur wenige Meilen entfernt ſei, und daß in demſelben ein ſpaniſches Schiff vor Anker liege. Der Indianer erbot ſich von ſelber dem engliſchen Schiffe bei ſeiner Rückkehr nach dem nahen Hafen als Pilot zu dienen und ſchon am folgenden Tage wurde das ſpaniſche Schiff eine leichte Beute der Engländer. Denn in dieſem Meere, dahin noch niemals ein fremdes Segel gekommen war, hielten ſich die Spanier vor jedem feindlichen Angriff ſo ſicher, daß man nirgends eine Anſtalt zur Abwehr getroffen hatte. Das was man in dem Schiffe fand, überſtieg die kühnſte Erwartung der Freibeuter. Außer einer großen Ladung von Chiliwein und werthvollen Kaufmannsgütern enthielt daſſelbe 60,000 Peſos Gold und eine Menge koſtbarer Juwelen. Die wenigen Bewohner des damals noch ſehr unanſehnlichen Ortes waren geflohen, in ihren Häuſern fanden die hungernden Seeleute eine Fülle der beſten Lebensmittel, mit denen ſie ſich für heute und durch die zuſammengerafften Vorräthe auf längere Zeit verſorgten. Den Piloten entließ man, reichlich beſchenkt, ans Land; von der Mannſchaft des erbeuteten Schiffes behielt man bloß einen, der ein verſtändiger griechiſcher Seemann war; das gewonnene Schiff ſelber nahm man mit auf die Weiterfahrt.

Es war dies nur der Anfang des Privatkrieges, den damals Drake ſammt ſeinen Leuten mit dem Könige von Spanien führte; einige Tage ſpäter, fiel auf der Weiterfahrt längs der Küſte hin eine Ladung von 800 Pfund Silbers, mit welcher 8 Lamas belaſtet waren, in ihre Hände. Aus dem Hafen von Lima entkam Drake nur durch den plötzlich eintretenden günſtigen Wind und durch die leichte Beweglichkeit ſeines Schiffes der weit überlegenen Kriegsmacht, welche auf Schiffen ſowie zu Lande gegen ihn anrückte. Die ſpaniſchen Galeeren verfolgten ihn weit hinaus ins Meer, da ſie aber in Hoffnung eines unfehlbar ſchnellen günſtigen Erfolges verſäumt hatten, ſich mit Proviſion zu verſorgen, mußten ſie nach wenig Tagen wieder umkehren.

Drake ſetzte jetzt ſeine Fahrt ungehindert und bei anhaltend günſtigem Wind an der Küſte jener an Gold und Silber unermeßlich reichen ſpaniſchen Beſitzungen fort; ein Fahrzeug nach dem andern wurde angehalten, und der werthvollſte Theil der Ladung genommen; ſelbſt in den kleinern königlichen Transportſchiffen fand ſich eine Menge des edlen Metalles, namentlich in dem einen, außer der Laſt an Silber, 80 Pfund reines Gold. Zuletzt noch gelang es dem engliſchen Admiral ein königlich ſpaniſches Schiff, das mit den Schätzen des peruaniſchen Bergbaues und des oſtindiſchen Handels beladen nach der Landenge von Darien hinſteuerte, bei Cap Franzisko einzuholen und hinwegzunehmen. Die Ladung deſſelben, vornehmlich aus Gold, Silber und Edelſteinen beſtehend, hatte einen Werth von nahe 360,000 Dukaten.

Der Admiral wollte jetzt ſein Glück nicht noch weiter verſuchen. Er wäre gern mit ſeiner über alle Erwartung reichen

Beute heimgekehrt nach England, und dieſen Wunſch theilten wohl alle ſeine Reiſegefährten mit ihm. Aber an eine Rückkehr auf demſelben Wege, auf dem man gekommen, war gar nicht zu denken; an der ganzen ſpaniſch-amerikaniſchen Küſte hin kreuzten nach der Anordnung des Vizeköniges zahlreiche Kriegsſchiffe, alle gute Landungsplätze waren mit Truppen und Geſchütz beſetzt, um die engliſchen Seeräuber ſammt ihrer Beute feſtzuhalten und zur wohlverdienten Strafe zu ziehen. Unter dieſen Umſtänden blieben nur zwei Auswege für die Heimkehr offen: entweder mußte eine nördliche Durchfahrt aus dem ſtillen nach dem atlantiſchen Meere gefunden, oder die Fahrt über den großen Ozean nach Oſtindien und um die Südſpitze von Afrika herum nach Europa verſucht werden.

Die damaligen Erfahrungen der europäiſchen Seefahrer hatten in der Kenntniß der nördlicheren Theile von Amerika noch ein Dunkel zurückgelaſſen, welches ſelbſt in dem darauf folgenden Jahrhundert durch Hudſons und mehrerer Andrer Reiſen nach dem nördlichen Polarmeere bei weitem nicht zerſtreut werden konnte. Man dachte noch von allen Seiten an die Möglichkeit einer nordöſtlichen Durchfahrt nach China und Japan, innerhalb einer geographiſchen Breite, darin kein Polareis, kein bleibender Winterfroſt dem Laufe der Schiffe ein faſt unüberwindliches Hinderniß entgegenſetzten. Auch Drake war der Meinung, daß wenn er der Küſte des amerikaniſchen Feſtlandes nach Norden hinauf folgte, er eine Meerenge oder einen weit geöffneten Kanal finden werde, deſſen Entdeckung namentlich für die Seefahrt ſeiner Nation von wichtigeren Folgen ſein könne, als die von Magellans Meerenge für die Schiffahrt überhaupt. Nur im Vorüberzuge wurde deshalb nach der Abfahrt von Nicaragua an der Inſel Canno in der Mitte des März Beſchlag auf ein ſpaniſches Schiff gelegt, in welchem ſich Seekarten fanden, welche dem Drake auf ſeiner Weiterreiſe große Dienſte leiſteten, weil ſie ihm alles das was die Spanier über die Fahrt durchs ſtille Meer nach Oſtindien wußten, und davon ſie die Kunde ſorgfältig vor andern Nationen verbargen, klar vor Augen legten.

Vom 16. April bis zum 3. Juny hatte das Schiff in nordweſtlicher Richtung, in ſo weiter Entfernung vom Lande, daß man dieſes nicht ſehen konnte, gegen 1400 Seemeilen zurückgelegt und befand ſich jetzt unter dem 43. Grad der Breite. Der Wind ſetzte ſich hier mehr nach weſtlicher Richtung um, und durch ihn wurde das Schiff noch um etwas nördlicher und gegen das Land hingetrieben, deſſen unerwartet weite Erſtreckung nach Weſten unſre Seefahrer nicht wenig in Erſtaunen ſetzte. Die Kälte war hier, noch in der Zeit des Ueberganges vom Frühling zum Sommer ſehr winterlich; die Höhen der Berge, deren man übrigens nur wenige ſahe, noch mit Schnee bedeckt. Drake glaubte an der Küſtengegend, bei welcher er landete, einige Züge der Aehnlichkeit mit ſeinem Vaterlande zu bemerken, er gab deshalb dieſem Landſtrich des jetzigen Oregongebietes den Namen Neu Albion. Die Indianer, welche hier wohnten, bezeugten ſich als ein harmlos friedliches Volk, das die Fremden mit ehrfurchtsvoller Scheu, gleich Weſen einer göttergleichen Art betrachtete. Ihre Geſandten, die ſich mit Geſchenken kleiner, künſtlicher Handarbeiten und des Krautes „Tabak“ den Engländern naheten, waren Meiſter in der Kunſt lange Reden zu halten, denn ſie ſprachen öfters halbe Stunden lang, unter allerhand Bezeugungen der Unterwürfigkeit, begleitet von kläglich lautenden Acclamationen des ſie umringenden Volkes an die hohen Gäſte, obgleich dieſe keines ihrer Worte verſtunden. Drake verweilte, weil eine Ausbeſſerung des ſchadhaft gewordenen Schiffes dieſen langen Verzug nöthig machte, in dem ſichren, guten Hafen, darin er geankert hatte, 36 Tage, und hielt in dieſer Zeit eine ſo gute Mannszucht unter den Seinen, daß das friedliche Vernehmen zwiſchen ihnen und den Indianern nicht nur ungeſtört blieb, ſondern daß dieſe guten Leute den weißen Fremdlingen immer größere Beweiſe ihrer kindlichen Zuneigung gaben. Namentlich ſchienen der Geſang der Pſalmen und die feierlichen Andachtsübungen der Engländer auf ſie großen Eindruck zu machen. Selbſt der Hioh oder der König jenes Volksſtammes, von einer Schaar ſeiner kräftig ſchön geſtalteten Krieger begleitet, machte dem Admiral einen Beſuch und ſetzte demſelben bei dieſer Gelegenheit einen jener kronenartigen Kränze auf das Haupt, dergleichen er ſelber als Abzeichen ſeiner Herrſcherwürde trug. Drake und ſeine Begleiter legten dieſer auch bei den Südſee-Inſulanern vorkommenden Höflichkeitsbezeugung gegen Gäſte, die man ganz beſonders ehren will, eine Bedeutung unter, die ſie allerdings nicht hatte; ſie betrachteten dieſelbe als ein Zeichen, daß der König des Landes ſeine Herrſcherwürde dem Admiral abgetreten habe und dieſer nahm dieſelbe nicht für ſich, ſondern für ſeine Königin und im Namen von dieſer in Empfang.

So unbedeutend in den Augen ſeiner damaligen Landsleute Drakes Entdeckung dieſes Außenlandes und die Beſitznahme deſſelben für die Flagge der engliſchen Nation, im Vergleich mit den Schätzen erſcheinen mochte, welche ſein Schiff mit ſich brachte, darf man dennoch ſagen, daß ſie in ihren Folgen der werthvollſte Gewinn für England geweſen iſt, den jene Reiſe unmittelbar getragen hat. Das Oregongebiet iſt ſeitdem unter engliſch amerikaniſchem Schutze Tauſenden von Auswandrern eine Heimathſtätte, ein Ort der Verſorgung und des Wohlbefindens geworden und ein Punkt des einträglichen Verkehres für die Seefahrer ihrer Nationen.

In gemeinſamer Berathung mit ſeinen Reiſegefährten hatte Drake jetzt den Entſchluß gefaßt, das Suchen nach einer nördlichen Durchfahrt gegen Weſten aufzugeben, und den allerdings ungleich längeren Weg nach Oſten, gegen Aſien einzuſchlagen. Als das Schiff am 23. July die Anker lichtete, da bezeugten es die Wehklagen der freundlich geſinnten Eingebornen, wie ungern ſie ihre Gäſte ſcheiden ſahen. Vom Cap Mendocina bis hinan zum 48. Grad der Breite hatte der Admiral die Küſte des von ihm neu entdeckten Landes in Augenſchein genommen; jetzt wendete er ſich in eine Weite des großen Ozeans, in welcher das Auge, nach gewiſſen Richtungen hin, Wochen, ja Monate lang auch nicht einmal eine Inſel, geſchweige die Küſten eines Feſtlandes erblickt. Erſt am 13. September kam das Schiff, obgleich begünſtigt von dem Winde und von den Strömungen des Meeres zu den Pelew-Inſeln, wo man einige Proviſionen einnahm; am 16. Oktober zu den Philippinen, am 22. ſteuerte es ſüdlich von Mindanao vorüber; in den erſten Tagen des Novembers ging es im Hafen von Ternate vor Anker. Die Stimmung der dortigen Bewohner und ihrer Herrſcher ſchien für ein langes Verweilen der Engländer nicht günſtig, dagegen gewährte ihnen die kleine Krabben-Inſel, an der Oſtſeite von Celebes einen erwünſchten Ort des Ausruhens und der Vorbereitungen für die Weiterreiſe, wo ſie einen Monat lang verweilten.

Wie durch ein Wunder wurde das Schiff auf ſeiner Weiterfahrt, am 9. Januar 1580, wo es mit vollen Segeln von einem kräftigen Wind getrieben auf ein Felſenriff auflief, von dem Untergang gerettet, der in tauſend andern Fällen unter ſolchen Umſtänden unvermeidlich geweſen wäre. Vergeblich war es, daß man, um das Schiff zu erleichtern, acht Kanonen, einen Theil der Geräthſchaften und einige Tonnen voll Gewürznelken über Bord warf; es blieb feſt auf dem Felſen, wie angewachſen. Feſt aber auch wie auf einem Felſen ruhend, erhielt ſich der freudige Muth des Admirals und ſeiner Mannſchaft. Er ermahnte dieſe zum ernſtlichen Gebet und ſie wie er ſchöpften aus jedem Gebet neue Kraft und Ruhe des Gemüths; mit größter Beſonnenheit wurde alles verſucht, was zur Rettung des Schiffes und ſeiner Mannſchaft führen konnte. Aber Menſchenhülfe ſchien hier umſonſt. Schon hatte man jede Hoffnung auf ein Entrinnen aus dieſer Gefahr aufgegeben, da ſetzte ſich plötzlich der Wind in die entgegengeſetzte Richtung um, und mit dem höheren Anſteigen der Fluth zugleich wurde das Schiff, das in unerwarteter Weiſe durchaus keine Verletzung durch das heftige Aufſtoßen auf den Felſen erlitten hatte, ſo allmählig wieder in das tiefere Fahrwaſſer hinabgeführt, daß es vor der Hand ohne Gefahr ſeinen Lauf fortſetzen konnte. Doch machte dieſes Ereigniß unſre Seefahrer ſo behutſam, daß ſie mehrere Wochen lang faſt immer mit dem Senkblei in der Hand ihren Weg durch das dortige an Klippen und kleinen Inſeln ſo reiche Meer machten.

Die malayiſchen Bewohner einer kleinen Inſel, welche Drake Baratam nennt, theilten den Reiſenden von der Fülle der reichen Natur alles mit, was dieſelben begehrten; das Volk von Java genoß damals noch unter ſeinen eigenen Radſchas eines Wohlſtandes und eines äußeren Glückes, das ihm jeden Tag zu einem Feſttag machte. Noch waren ſie mit den weißen Fremdlingen, die ſich ſeit mehreren Menſchenaltern in Indien eingedrängt hatten, in keine ſo feindſelige Berührung gekommen als dies ſpäter geſchah; wie zu den Zeiten der homeriſchen Helden übten ſie eine unbegränzte Gaſtfreundlichkeit an Drake und ſeinen Begleitern aus, für welche es hier wie überall als ein Beweis ihres gegen alle andre Leute außer den Spaniern verſtandigen und guten Benehmens erſcheinen muß, daß ſie ſich ſo viele Liebe zu erwerben und dieſelbe in ungeſtörter Eintracht zu erhalten vermochten. Die 12 Tage, welche die Engländer in dem an geſelligen Freuden, ſo reichen Java zubrachten vergingen ihnen unter beſtandigen Schmauſereien und Beluſtigungen, welche ihre in Liebeserweiſungen unermüdeten Gaſtfreunde ihnen bereiteten.

Drake verließ das ihm und den Seinigen ſehr werth gewordene Java am 25. Marz und kam ohne alle weitre Hemmung am 15. Juni zum Vorgebirge der guten Hoffnung. Die portugieſiſchen Seefahrer hatten, zum Theil vielleicht mit Abſicht, ſo übertriebene Gerüchte verbreitet von den Gefahren, welche die Schiffe in der Nahe des Caps durch furchtbare Stürme erleiden müßten, daß Drake und ſeine Leute nicht wenig überraſcht waren, als ſie, wie jener es beſchreibt, an dieſem prachtvoll ſchönſten und für die Schifffahrt beſtem Vorgebirge des ganzen Erdenrundes ſo leicht, ſo glucklich vorüberkamen. Ihr Vorgang machte bald nachher auch den Seeleuten der eignen ſo wie anderer Nationen Muth zu ähnlichen, den allgemeinen europäiſchen Verkehr mit Indien begründenden Unternehmungen und nach wenig Jahrzehenden ſahe man die Flaggen Englands, Frankreichs, der Niederlande und andrer nordiſchen Seemächte in den Hafen, Colonien aus dieſen Reichen an den Küſten von Indien.

In Sierra Leone ging das Schiff am 22. Juli noch einmal vor Anker, nahm hier Lebensmittel und friſches Waſſer ein, ſetzte dann den ungeſtörten Lauf nach England fort. Nach den genau geführten Tagebüchern unſrer Reiſenden ſollte es Sonntag und der 24. September ſein, als ſie Montags den 25. September in Liverpool landeten, denn da ihre Fahrt, in der Richtung des täglichen ſcheinbaren Laufes der Sonne von Oſt nach Weſten rund um die Erde gegangen war, hatten ſie dabei in unmerklicher Weiſe einen ganzen Tag verloren.

Kaum hatte man vom Lande aus, Drakes Schiff erkannt, da war die ganze Stadt in freudiger Bewegung. Vor zwei Jahren und zehn Monaten hatte der kühne Seefahrer in ſeinem Schiffe, damals der Pelican, jetzt die goldne Hindin genannt, aus demſelben Hafen ſeinen Auslauf genommen; da man ſeit länger als einem Jahre keine Kunde von ihm vernommen, zweifelte man an ſeiner Wiederkehr. Und nun kam Englands großer Seeheld, nachdem er mit ſeinem kleinen, leichten Schiff die ganze Erde umſegelt, alle Welttheile derſelben beſucht hatte, wohlbehalten und glücklich mit ſeinen gleich ihm geſunden Schiffsvolk und mit einer ſolchen Menge der erbeuteten Schätze zurück, dergleichen man ſelbſt im Traume nicht erwartet hatte. Man berechnete den Werth der geſammten Beute, welche Drake in ſeiner ſchnell und glücklich laufenden goldnen Hindin mit ſich brachte, zu einer Million Pfund Sterling oder 12 Mill. Gulden. Nachdem alle auf die Ausrüſtung der Schiffe und auf ihre Reiſen verwendeten Koſten, alle Soldzahlungen und Geſchenke an die treue, kühne Schiffsmannſchaft, alle Gebühren an die Regierung abgetragen und berechnet waren, blieb noch ſo viel übrig, daß Drake ſo wie jeder andre Theilnehmer an dieſer Expedition Sechsundvierzig auf Eines Gewinn zogen. Wer ein Pfund Sterling für die Ausrüſtung beigetragen, der erhielt ſtatt dieſem einen 47 Pfund, wer hundert, empfing 4700. Der größeſte Theil dieſes Gewinnes kam Kaufleuten in London und Liverpool in die Hände, aber man darf wohl ſagen, daß der Vortheil, den die ganze engliſche Nation aus Drakes glänzendem Unternehmen zog, ein noch viel größerer geweſen ſey, denn das Volk der Briten iſt ſich von damals an des bedeutungsvollen Berufes bewußt geworden, den es einſt, als größeſte Seemacht der Erde für alle Länder und Völker erlangen ſollte; es hat in Drakes ritterlichen Thaten, an welche bei der damals herrſchenden Stimmung gegen Spanien ein andrer Maaßſtab angelegt wurde als der ſtreng moraliſche, ſeine eigenen Kräfte und ihren rechten Gebrauch kennen gelernt.

Wie ſehr auch die kluge Königin Eliſabeth bemüht war den offenen Ausbruch eines Krieges mit Spanien ſo lang als möglich zu vermeiden und ſo abgemeſſen und zurückhaltend deshalb auch ihr Benehmen gegen den großen Seehelden bei dem erſten Empfang war, konnte ſie dennoch der Aufregung des allgemeinen Enthuſiasmus, womit Drake im ganzen Lande empfangen wurde, nicht lange widerſtehen; ſie nahm am 4. April 1581 auf der damals bei Deptford vor Anker liegenden goldenen Hindin ein Mittagsmahl ein, welches die Fülle der köſtlichſten Speiſen und Getränke mit einem geſchmackvoll angewendeten äußern Glanze vereinte; nach der Tafel ertheilte ſie dem Helden der Nation die Abzeichen der Ritterwürde mit der Aeußerung: daß ſeine Thaten ihm eine größere Ehre brachten als der Titel, den ſie ihm verliehen. Und als, bei dem ungeheuren Andrang des Volkes die bretterne Brücke brach, welche vom Ufer des Flußes nach dem Schiffe geſchlagen war und von den mehreren hundert Menſchen, welche dabei ins Waſſer fielen, auch nicht ein einziger beſchädigt worden war, da ſchrieb ſie dies dem beſonderen Glücke zu, das den Dracke und ſein Schiff auf der ganzen Reiſe um die Erde begleitet hatte. Dieſes Schiff, ſo befahl ſie, ſolle zum Andenken an das ruhmwürdige Unternehmen, bei welchem es diente, aufbehalten werden, und noch jetzt beſitzt die Univerſitat Cambridge einen Stuhl, der aus dem Holzwerk der erſt nach vielen Menſchenaltern aus einander gefallenen „goldenen Hindin" gefertigt iſt. Die Anforderungen der Spanier wurden von Eliſabeth anfangs mit etwas Geld, dann aber mit einem Verweis abgefertigt, den ſie jener engherzigen, gegen Leute aus dem engliſchen Volke öfters ſo grauſamen Nation darüber gab, daß ſie ein gewaltſam in Beſitz genommenes fernes Land, mit all ſeinen natürlichen Schatzen, als ein ihr ſo ausſchließend angehöriges Eigenthum betrachten wolle, daß allen andern Nationen der Verkehr dahin bei Lebensſtrafe unterſagt ſey. Drake hatte bei all ſeinen Freibeuterthaten ſeine Hand niemals mit dem Blute eines gefangenen Spaniers befleckt, ſondern er und ſeine Leute hatten die Feinde ihrer Nation mit Schonung behandelt und bei erſter Gelegenheit ſie frei gelaſſen. Was aber den Verluſt des königlich ſpaniſchen Schatzes betraf, ſo war durch die Königin eine künftige Zurückerſtattung nicht abgewieſen, obgleich England, ſeit den Regierungsjahren der Königin Maria, an König Philipp von Spanien, für deſſen Aufwand und Krieg mit Heinrich II. von Frankreich ungeheure Summen erpreßt worden waren, Forderungen zu ſtellen habe, die jenen Verluſt an Gold und Silberbarren unvergleichbar weit überſtiegen.

In Spanien jedoch begnügte man ſich nicht mit den, nach Eliſabeths Weiſe, weit hinaus geſchobenen Ausſichten auf künftige Vergütung; man legte Beſchlag auf alle engliſche Schiffe und Handelswaaren, welche in die Hande der Spanier fielen. Da ruſtete England mit Wiſſen und Willen der Königin, welche hiezu 2 ihrer Schiffe gab, eine

Flotte von 25 Segeln aus, welche eine nicht unbedeutende Kriegsmacht mit ſich an Bord nahm. Drake war Admiral der Flotte; ſein Vizeadmiral der berühmte Seemann Frobiſcher, ſein Generallieutenant der nicht minder rühmenswerthe Carlile. Am 15. November 1585 landete die Flotte an den Capverdiſchen Inſeln, um die dortigen Portugieſen (ſeit der Beſitznahme ihres Landes durch Spanien im J. 1581 Unterthanen König Philipps) durch eine ihnen auferlegte Geld-Schatzung für die Grauſamkeit zu züchtigen, die ſie an mehreren engliſchen Unterthanen verübt hatten. Schon hier raffte ein bösartiges Fieber, in Folge des ungewohnten Klimas einige Hunderte der Seeleute und Soldaten hin, doch waren die kriegeriſche Stimmung und der Muth bei dem ganzen, jetzt etwa noch 1000 Mann ſtarkem Heer der Landtruppen und Seeleute noch ſo ungeſchwächt geblieben, daß ſie die mächtigſte Stadt welche die Spanier in Weſtindien beſaßen: Domingo mit leichter Mühe eroberten und außer der andern, nicht ſehr bedeutenden Beute eine Ablöſungsſumme von 25,000 Ducaten bezogen. Beſſer als Domingo war zwar Karthagena vertheidigt, doch mußte auch dieſe Stadt den Engländern ſich ergeben, denen übrigens hier mehr als alle anderen Feinde das gelbe Fieber, oder die Calentura, ein Hinderniß für die weiter beabſichtigten Unternehmungen gegen die Silberniederlagen in Nombre de Dios und Panama in den Weg legte. Denn es waren an jenem bösartigen Fieber gegen 700 Mann geſtorben oder, zum Theil auf immer, durch die Folgen der Krankheit, für den Dienſt unbrauchbar geworden. In einem Kriegsrathe wurde jetzt die Heimkehr nach England beſchloſſen, an deſſen Küſte die Flotte im Juli 1586 landete.

Obgleich die Ausbeute, welche dieſe Expedition an 240 eroberten Kanonen, baarem Geld u. ſ. w mit ſich brachte, nicht ganz gering war, ſtund ſie dennoch in Beziehung auf die angewendeten Streitkrafte und Mittel in gar keinem Verhaltniß mit jener, welche die goldne Hindin durch ihr kleines Hauflein muthiger Seeleute gewonnen und heimgeführt hatte. Uebrigens brachten die Englander damals aus Weſtindien die Sitte des Tobakrauchens mit ſich, welche ſeit 1586 in ihrem Vaterlande einheimiſch wurde und bald hernach über die meiſten Lander von Europa bis in den fernen Oſten von Aſien ſich ausbreitete.

4) Die entſcheidende Völkerſchlacht auf dem Meere.

So wie Drakes Lebensalter jetzt zur höchſten, mannlichen Reife gekommen war, ſo ſollte auch ſeine Wirkſamkeit zum Beſten des Vaterlandes jetzt in ihren mannlich vollendetſten Thaten ſich kund geben. Die Gelegenheit hierzu hatte für einen Seemann wie er es war, keine mächtiger auffordernde und günſtigere ſeyn können. Philipps II. Plan auf England, das er früher, als Gemahl der Königin Maria wie ein zu ſeinem Reiche ſchon gehöriges oder doch in der Folge gehörendes betrachtet hatte, die Aeußerungen ſeines bittren, perſönlichen Haſſes gegen die jetzige Königin Eliſabeth, die ſeine Hand verſchmaht und in andrer Weiſe ſeine Anſichten feindlich ſich bewieſen hatte, waren bisher nur durch Spaniens ſchwere Kriege mit den Niederlanderr und auch mit Frankreich, darnieder gehalten und verhindert worden. Eliſabeth hatte, zum Theil in augenfalliger Weiſe, Spaniens Feinde, die Niederlander, bei ihren Befreiungskriegen unterſtützt, die Seehelden ihrer Nation, vornamlich Drake und Thomas Cavendiſh hatten, mit ihrer offenen oder geheimen Zuſtimmung Feindſeligkeiten verübt, welche zunächſt die ſpaniſche Krone trafen, endlich ſchien es jetzt Zeit mit der ganzen Macht, die dem Könige über die reichſten Länder der beiden Halbkugeln zu Gebote ſtund, einen entſcheidenden Schlag auszuführen, welcher die erſt im Aufkeimen begriffene, engliſche Macht vernichten, und das Land der kühnen Britten dem ſpaniſchen Scepter unterwerfen mußte, dem daſſelbe von Rom aus als Eigenthum bereits verliehen war. Zurüſtungen von rieſenhaft weitem Umfange, zur Herſtellung einer ſpaniſchen Flotte wurden gemacht, welcher alle vereinte Flotten Europas, ja aller Reiche der Erde nicht gewachſen ſeyn ſollten. Gegen wen dieſe Zurüſtungen gerichtet ſeyen, das blieb kein Geheimniß, und ſprach ſich unverholen in den hochmüthig drohenden Aeußerungen ſelbſt der ſpaniſchen Geſandten und Geſchäftsträger aus. Die Königin Eliſabeth ſahe nicht ohne Furcht und Sorgen das Ungewitter aufſteigen, das über das Meer her ihrem Reiche drohte. Aber ihr zur Seite ſtund eine andere Macht, die in geiſtiger, wenn auch nicht in leiblicher Ueberlegenheit mit der ſpaniſchen den Kampf aufnehmen konnte. Dies war der religiös-patriotiſche Sinn, der ritterliche Geiſt, welcher in ihrem Volke erwacht und namentlich durch ſolche Vorgänger wie Drake belebt und geſtärkt worden war. Englands Adel ſo wie ſein Bürgerſtand traten, ohne daß es hiezu einer Aufforderung bedurfte, zum Kampf für ihre Königin, für ihr Vaterland auf; Privatleute rüſteten auf eigne Koſten einzelne Schiffe, ja ganze Geſchwader von Schiffen aus.

Eines dieſer Geſchwader, das aus 26 Schiffen der Stadt London und aus fünf königlichen beſtund, ward im Frühjahr 1587 dem Commando unſers Sir Franz Drake übergeben, damit dieſer die Zurüſtungen der Spanier ſo wie der ihnen verbündeten Portugieſen beobachten, jene Zurüſtungen ſo viel als ihm möglich verhindern und zu nichte machen, zugleich auch durch ſeine Angriffe auf die Weſtküſte von Spanien die Macht des Herzogs von Parma von den Niederlanden abziehen möge. Die Heldenkühnheit ſo wie die Thaten des großen Seehelden, durch welche die Geſchichte ſeines damaligen Unternehmens ſich auszeichnet, ſind von ſo außerordentlicher Art, daß die Geſchichte der Völkerkriege nur wenig Züge von gleicher Bedeutung aufzuweiſen hat. Unverſehens, wie ein Blitzſtrahl aus blauem Himmel, fuhr ſein Geſchwader verheerend, zuerſt in die Schiffswerfte von Liſſabon, dann in den Hafen von Cadir hinein. Dort, auf der Rhede, wo er vom Lande her dem Geſchütze der Feſtung, auf dem Meer aber von allen Seiten dem Geſchütz einer der ſeinen weit überlegenen Kriegsmacht ausgeſetzt war, nahm, verbrannte und zerſtörte er in einem einzigen Tage 60 bis 100 Schiffe, darunter 6 bis 7 von tauſend Tonnen Tragkraft, und von einer Größe waren, wie man ſie in damaliger Zeit noch niemals geſehen hatte. Alle dieſe Schiffe waren beladen mit dem Material zum Bau und zur Bewaffnung der großen königlich ſpaniſchen Flotte und mit andren für dieſelbe unentbehrlichen Proviſionen. Mit derſelben Schnelligkeit, in der er gekommen, wendete er ſich hierauf von Cadir hinweg zu den Häfen von Algarve und Alenteja, wo er in gleicher Weiſe Alles vernichtete, was zur Ausrüſtung der Armada beſtimmt war. Selbſt noch auf ſeiner Heimkehr gelang es ihm, zum Lohne für die großmüthigen Opfer, welche die Theilhaber an dem Unternehmen bei der Ausrüſtung des Geſchwaders gebracht hatten, ein portugieſiſches Schiff hinweg zu nehmen, welches mit Indiens werthvollſten Schätzen ſo reich beladen war, daß die aufgewendeten Koſten der Privatleute wie der Königin mit überfließenden Zinſen davon bezahlt werden konnten, und daß nur ſelten eine andre von den Engländern gemachte Beute jenem Oſtindienfahrer am Werthe gleich kam.

Drakes, mit eben ſo bewundernswürdigem Glücke als Seehelden-Talent ausgeführtes Unternehmen war für England von überaus wichtigen Folgen. Die vollendete Ausrüſtung der ſpaniſchen Armada war dadurch um ein ganzes Jahr verſpätet worden, eine Zeit, welche England unter der Leitung ſeiner Königin und ihrer Miniſter aufs Beſte für Gegenrüſtungen zu Waſſer und zu Lande verwenden konnte. Vorkehrungen, welche um ein Jahr früher, vielleicht dennoch ungleich weniger wirkſam geweſen wären, weil nicht die engliſche Seemacht allein den Sieg über den mächtigen Feind entſchied, ſondern mit ihr zugleich die Macht der Elemente, die Gewalt jener ungeheuren Stürme und Ungewitter im Bunde war, mit deren Ausbruch im Sommer von 1588 der Angriff der ſpaniſchen Armada auf England zuſammenfiel.

Der Kampf, welcher im Jahr 1588 mit ſo ungleichen Kräften gekämpft und in ſo unerwarteter Weiſe entſchieden wurde, war ein ſolcher, der nicht nur für ein oder zwei Völker in Europa, ſondern welcher in ſeinen Folgen für alle Länder und Völker der Erde von höchſter Bedeutung werden ſollte. In England allerdings hatte man die Küſte, da wo dies am nöthigſten ſchien, mit Soldaten und mit Geſchütz beſetzt; der vermögende Theil der Nation hatte aus eignen Mitteln Schiffe für Königin und Vaterland ausgerüſtet, deren Zahl mit den königlichen zuſammen ſich auf 140 belief; aber was war dies Alles Spaniens Macht gegenüber, welche ihren Thron auf drei Welttheile gegründet hatte. Die Armada, welche man nur unter dem Beinamen der unüberwindlichen kannte und auf deren Ausrüſtung Spanien 60 Millionen Thaler verwendet hatte, führte auf ihren rieſenhaft großen Schiffen, deren Tragkraft auf 60000 Tonnen geſchätzt war, 3000 Kanonen; die engliſche Flotte, welche in der Weiſe von Drakes weltumſeglenden Fahrzeug, aus ungleich kleineren, dabei aber leichter beweglichen Schiffen beſtund, deren geſammte Tragkraft höchſtens zu 30000 Tonnen angeſchlagen werden konnte, war nur mit 800 Kanonen verſehen, deren Größe mit jener der Schiffe in Verhältniß ſtund. Dazu lag ein Heer, deſſen Kern aus 30,000 altgedienten, ſpaniſchen Truppen beſtund, zum Schutz und zur Verſtarkung der Seemacht in den Niederlanden bereit.

Die ſpaniſche Flotte ſtund unter dem Oberbefehl eines nicht unerfahrenen Seemannes: des Herzogs von Medina Sidonia. Sie hatte allerdings faſt von den Tagen an, da ſie gegen Ende des Mai von ihrer heimathlichen Küſte auslief, mit Sturm und widrigen Winden zu kampfen, doch war ihre ganze Macht, als ſie am 27. Juli bei Calais vor Anker ging, noch ungebrochen. Wie ein ungeheurer Wallfiſch, neben den Booten der Wallfiſchfanger, welche dieſem Rieſen des Meeres mit ihren Harpunen zu Leibe rücken, erſchien die zu einer wohlgeordneten Maſſe zuſammengehaltene Armada im Vergleich zu der Flotte der Engländer. Aber dieſe war von Seehelden geführt und von Schaaren bemannt, welche mit Begeiſterung und in innigſter Eintracht für die Rettung ihres Vaterlandes und ſein Heil kampften. Denn der tapfere, edle Lord Effingham als Oberadmiral hatte nur einen Willen mit ſeinem allerdings ungleich erfahreneren und einſichtsvolleren Unteradmiral; dem Franz Drake, auf deſſen großartigen Charakter allerdings hier, wie bei jeder andern Gelegenheit, ſein freundliches, treumeinendes Benehmen gegen all ſeine Mitbefehlshaber und Offiziere ein ſehr günſtiges Licht fallen laſſet.

Die engliſchen Schiffe waren, ſeit dem Eintritt der Armada in den Canal immer, wie muthige Jagdhunde die einen Elephanten hetzen, neben dieſer geblieben, hatten, wo ſie ihren Vortheil erſahen, Angriffe gewagt und den Feinden ſchon manchen Schaden zugefügt. Der Hauptſchlag jedoch, der Englands Rettung und Sieg entſchied, geſchahe in der Nacht vom 20. Juli, in welcher die Englander, vornehmlich durch Drake geleitet, mit unerhörter Kühnheit die geſchloſſenen Reihen der feindlichen Kriegsſchiffe durchdrangen, denen ſie durch ihre Brander, noch mehr aber durch die wohlberechnete Anwendung ihrer Kanonen furchtbar wurden. Ihre, zu ſchnellen Wendungen geeigneten, geſchwindſeglenden Schiffe, waren eben ſo raſch bald hier, bald da zum Angriff der rieſenhaften feindlichen Waſſerburgen bei der Hand, als aus dem Bereich der gegen ſie gerichteten Kanonenſalven entſchlüpft. In dem mehrtägigen Seetreffen wurde manches ſpaniſche Schiff genommen, andre verbrannt und in den Grund gebohrt, bis der noch immer mächtige Reſt der großen Flotte, gleich wie beſiegt, von einem Südwind begünſtigt, ſich aus dem Kanal hinaus nach Norden zurückzog. Drakes Schiff war in der hitzigen Schlacht vom 29. Juli von 40 Kanonenkugeln getroffen und durchbohrt worden, davon 2 durch ſeine Kajüte drangen. Ein großes ſpaniſches Schiff darin Don Pedro de Valdez mit 50 Offizieren vom höchſten Adel ſich befanden, war von Drake erbeutet worden; die Mannſchaft deſſelben ſchien entſchloſſen, lieber mit den Waffen in der Hand zu ſterben, als ſich zu ergeben, als man ſie jedoch in Franz Drakes Namen aufforderte die Waffen zu ſtrecken, da leiſteten ſie keinen Widerſtand mehr, denn ſagten die Offiziere, wir wiſſen, daß dieſer Mann nicht bloß der tapferſte, ſondern auch der großmüthigſte Engländer iſt; ein Solcher der ſeine Gefangenen ehrt und ſchont. Man fand in dieſem Schiffe 55000 Ducaten, welche Drake großmüthig unter ſeine Mannſchaft vertheilte; im darauf folgenden Jahre löſten die Gefangenen ſich mit einer Summe von 3500 Pfd. St.

Was die Waffen der Engländer noch nicht vollendet hatten, das thaten die Stürme des Meeres, von den 143 großen Kriegsſchiffen der Armada kehrten nur 53 in ſehr beſchädigtem Zuſtand nach Spanien zurück, welches damals den Völkern die Lehre gab, daß keine Menſchenmacht unüberwindlich ſey, die ſich in ihrem hochfahrenden Wahn als eine ſolche rühmt.

5) Drakes letzte Unternehmungen.

Drakes Waffenglück und ſein Waffenruhm hatten in den ſiegreichen Seeſchlachten von 1588 ihren höchſten Gipfel erreicht. Er hatte nun das Werk ſeines Lebens, als einer der erſten Begründer von Englands Weltherrſchaft und als Retter des Vaterlandes aus ſeiner dringendſten Noth vollbracht und es wäre wünſchenswerth für ihn geweſen, wenn er jetzt aus dem Schauplatz der großen Thaten ſich zurückgezogen und zur Ruhe begeben hätte. Für ihn ſelber jedoch, für das Reifen ſeines eignen innren Weſens mag die Schule der Demüthigungen, in die er von hier an geführt wurde, nicht ohne wohlthätigen Einfluß geblieben ſeyn.

Denn eine ſolche Schule der Demüthigungen war es im hohen Grade, als Drake, er als Admiral der Flotte, Norris als Heerführer der jene begleitenden Landtruppen mit einem Heer von 20000 Mann im J. 1589 vergeblich die Wiedereinſetzung des Don Antonio auf den portugieſiſchen Thron verſuchten, und zuletzt, nach einem Verluſt von 6000 Mann, ohne den mindeſten Vortheil erlangt zu haben, nach England zurückkehren mußten. Drake konnte bei dieſer Gelegenheit aus eigner Erfahrung ſich davon überzeugen, daß das

Urtheil der Menge weniger durch das wirkliche Verdienſt als durch das Glück eines Mannes ſich beſtimmen läßt, denn erſt jetzt durfte der Neid es wagen gegen den großen Seehelden laut zu werden, dem man durch vielfache Entſtellungen des wahren Verlaufes der Sache, das Mißlingen des Unternehmens faſt allein Schuld geben wollte.

Bei dieſem Allen blieb Drake dennoch der Held ſeiner Nation und im Beſitz des höchſten Vertrauens ſeiner Königin. Ein Zeichen dieſes Vertrauens der Nation wie der Herrſcherin war es, daß man im Jahr 1595 den kühnen Weltumſegler an die Spitze jener kriegeriſchen Unternehmungen ſtellte, welche England gegen das ſpaniſche Weſtindien im Sinne führte. Die Königin hatte ſechs, Privatleute hatten ein und zwanzig Schiffe zu dieſer Expedition ausgerüſtet; die Zahl der Mannſchaft, an Soldaten und eigentlichen Seeleuten, betrug jedoch nur 2500; außer Drake, der einen großen Theil ſeines Vermögens der Förderung dieſes Unternehmens zum Opfer brachte, führte neben ihm der alte achtzigjährige Seemann Hawkins die Leitung des Ganzen. Dieſe beiden Männer hatten in früherer Zeit mit geringen Streitkräften Spaniens amerikaniſche Beſitzungen in Furcht und Schrecken geſetzt; ſie, und mit ihnen nicht nur die unmittelbaren Theilnehmer an der Ausrüſtung, ſondern ein großer Theil der engliſchen Nation hielten es für nicht unmöglich, der unumſchränkten Herrſchaft einer ihnen feindlichen Macht, auf der weſtlichen Halbkugel, eine bleibende Gränze zu ſetzen. Zunächſt übrigens ſchien der alte Hawkins die Befreiung ſeines Sohnes aus der Gefangenſchaft im ſüdlichen Amerika, die Geſellſchaft der Privatleute aber, die ihr Geld an den Kriegszug gewendet, mit der Königin zugleich ihr Abſehen auf jene Beute gerichtet zu haben, die man bei der Hinwegnahme von Nombre de Dios und anderer Ausfuhrplätze der Silberflotten zu ergreifen hoffte.

Von ſpaniſcher Seite war man indeß auch ſeither ungleich vorſichtiger geworden, als man das früher geweſen. Man wußte in Madrid ſehr gut, zu welchem Zweck die kleine engliſche Flotte beſtimmt war, deren Macht in Plymouth ſich verſammelte; es gelang mit leichter Mühe dem Gerücht Eingang am engliſchen Hofe zu verſchaffen, daß eine neue Armada in Kurzem heranrücken werde und hierdurch das Auslaufen von Drakes Geſchwader zu verſpäten, ſo wie den Lauf deſſelben, durch andre Gerüchte, von ſeiner geraden Bahn abzulenken. Die hierdurch gewonnene Zeit wurde von den Spaniern in Weſtindien aufs möglichſt Beſte benutzt, um die feſten Poſten und Hafen an der Küſte in guten Vertheidigungsſtand zu ſetzen und die aufgehäuften Vorräthe der edlen Metalle ſo wie alle andre Waaren von Werth in gute Sicherheit zu bringen. Auch lagen allenthalben wohlbewaffnete ſpaniſche Schiffe zum kräftigen Empfang der Feinde bereit.

Als das engliſche Geſchwader im September 1595 Weſtindien erreicht hatte, da wurde ſogleich eines ſeiner Schiffe, bei Portorico von den Spaniern hinweggenommen. Dieſes unerwartete Ereigniß brach den vormals nie gebeugten Muth des alten Seemannes Hawkin ſo ſehr, daß er in ein Fieber verfiel, an welchem er wenige Wochen nachher ſtarb. Seine Stelle nahm Sir Thomas Baskeville ein, welcher gleich in der Nacht nach Hawkins Tode, mit Drake in Uebereinſtimmung, einen kühnen Angriff aus Portorico, unter deſſen Kanonen das engliſche Geſchwader lag, beſchloß. Während aber die Offiziere in Drakes Kajüte beim Abendeſſen ſaßen, ſchlug eine Kanonenkugel unter ſie herein, tödtete den Sir Nicolas Clifford, verwundete den Brutus Browne tödtlich und traf den Stuhl, auf welchem Drake, „ſo eben ſein Glas Bier trinkend“ ſaß. Und als nun der Angriff auf dieſe Feſtung, ſo wie bald hernach auch auf andre ſpaniſche Poſitionen verſucht ward, da fanden die Engländer eine ſo unerwartet kräftige Gegenwehr, Mauern von ſo großen Geſchützen; von ſo zahlreicher Beſatzung vertheidigt, daß ſie, wo nicht ganz zurückgeſchlagen, doch nur mit großem Verluſt und Kraftaufwand in den Beſitz der Städte gelangten, in denen ſie nichts mehr fanden als leere Häuſer oder Haufen von Trümmern. Auch ein Verſuch des Thomas Baskeville, mit einer Macht von 750 tüchtigen Soldaten durch die Landenge von Panama nach der Weſtküſte von Amerika vorzudringen, ein Verſuch welcher dem Drake 20 Jahre vorher ſo leicht und mit ſo glücklichem Erfolge gelungen war, wurde durch die Wachſamkeit der ſpaniſchen Musketiere, die den Fremden im Dickig der Wälder auflauerten, ſo gänzlich vereitelt, daß die Engländer mit großem Verluſt und ohne allen Erfolg den Marſch, bereits auf halbem Wege, aufgeben mußten.

Schon einige Wochen vorher als Drake von ſeinem ſterbenden Waffengefährten, dem Thomas Browne den letzten Abſchied nahm, ſprach ſein Mund die Ahnung aus, daß ſeine Kraft ihrem Sinken nahe ſey. Das letzte Mißlingen aller Pläne, welche dem diesmaligen Unternehmen zu Grunde lagen, durch Baskevilles Niederlage, griff die ſonſt ſo kräftige Natur des kühnen Seemannes ſo tief, an ihrer innerſten Wurzel an, daß ſeine Geſundheit, welche bis dahin in Hitze wie in Froſt, in Sturm und Wetter ſo trefflich Stand gehalten, dem Einfluß des Klimas unterlag; er ſtarb an einer ſchnell zum tödtlichen Ausgang eilenden Dyſenterie am 28. Januar 1596, in ſeinem 57. Lebensjahre. Eine Stunde vor ſeinem Tode ſtund er von ſeinem Lager auf, kleidete ſich an, murmelte einige unzuſammenhängende Worte, ward dann wieder zu Bette gebracht und verſchied hier ſogleich. Sein Leichnam ward mit allen gebührenden Ehrenbezeugungen nach ſeemänniſchem Gebrauch ins Meer verſenkt, an derſelben Stelle der Bai von Puertobello, an welcher 140 Jahre nachher bei der unglücklichen Expedition von Hoſier ſo mancher ſeiner Landsleute das Grab der Wogen fand.

Die Nachricht von Drakes Tod erfüllte ganz England mit tiefem Leid. Sein Name und ſeine Thaten waren ſelbſt im Munde der Kinder; Jünglinge ſahen mit Begeiſterung auf dieſes Vorbild; es gab keine Stadt, ja kaum ein Dorf im Lande, darin nicht einer der Männer lebte, der an dem ſiegreichen Kampfe mit der „unüberwindlichen“ ſpaniſchen Seemacht Theil genommen und von dem was Drake hierbei gethan die unmittelbare Kunde vernommen hatte. Die hochbetagten Alten, aus dem Anfang des Jahrhunderts konnten den Enkeln es berichten, was Englands Verkehr auf dem Gewäſſer vor Drakes kühnem Auslauf in die Meere beider Halbkugeln geweſen ſey, und auf das hinweiſen, was er jetzt zu werden angefangen habe.

Ein geiſtreicher Engländer unſerer Tage *) erkennt in Drake, in dem Manne der im Dienſte des Vaterlandes groß geworden, der dieſem Dienſt alle Kräfte ſeines Lebens dahingegeben, das früheſte Vorbild jener engliſchen Heldengeſtalten, welche in ſpäterer Zeit zur See wie zu Land den Ruhm und die Macht ihrer Nation in allen Erdtheilen begründet haben. Wenn Drake auch zuweilen das Selbſtge-

---

*) Der Verfaſſer der Anzeige von J. Barrow's biographiſchem Werk über Drake im Edinb. Rev. Nr. CLXII.

fühl, welches das unerhörte Glück ſeiner früheren Unternehmungen in ihm geweckt und großgezogen hatte, in einer Weiſe äußerte, die in ihrem Humor ſo wie in ihrem kräftigen Ernſt, für Manche etwas Anſtößiges und Verletzendes haben mochte, ſo gehörte doch auch dieſer Zug zu jenem weſentlichen Element ſeiner Wirkſamkeit, wodurch er ein Mann des Volkes, ein Erwecker der in dieſem ſchlummernden Kräfte und jenes Nationalſtolzes wurde, der in edlerer Richtung ſich entfaltend nachmals ſo Großes geleiſtet hat. Wo es galt dem Ruhm und der Macht des Vaterlandes ein Opfer zu bringen, da ging er mit all den Kräften und Mitteln, welche ihm zu Gebote ſtunden, voran. Der Mann blieb mit felſenfeſter Treue in ſeinem Berufe ſich immer gleich, auch im Unglück verließ ihn niemals ſein freudiger Muth. Zwar that er immer nur das, was ihm das Beſte ſchien, hörte aber auch andre abweichende Anſichten und Rathſchläge mit Ruhe an, welche er, ſo weit ſie irrig waren, weniger mit Worten, als mit der That widerlegte, obgleich er, da wo es galt, eine ſeltne Macht und Gedankenfülle der Rede beſaß.

Wie ſein beredter Mund ſo hatte ſeine ganze äußre Erſcheinung etwas Einnehmendes und Achtung Gebietendes. Er war klein von Geſtalt, dabei aber kraftig gebaut; von breiter Bruſt, wohlgeformtem, runden Haupte, aus deſſen großen Augen ein ſeltnes Feuer ſtrahlte; ſein Haar, wie der ſchöne, volle Bart von lichtbrauner Farbe, ſeine Naturart die ſanguiniſche. Er war zweimal verheirathet, hatte jedoch aus dieſen Ehen keine Kinder; ſein nach allen dem Vaterland gebrachten Opfern noch immer bedeutendes Vermögen, welches vorzugsweiſe in dem Grundeigenthum beſtund, das er zwiſchen Taviſtock und Plymouth angekauft hatte, erbte ſein Neffe, der jüngere Franz Dracke. Im

Jahr 1791 ſtarb der letzte dieſes männlichen Stammes: Sir Thomas Drake; das Geſchlecht beſtehet jedoch noch immer, durch weibliche Sprößlinge in mehreren Seitenlinien fort, zu denen auch die Familie Buckland gehörte.

Nicht mit Unrecht ſagt Camden, daß Dracke neben ſeinen andern großen Verdienſten um Englands künftigen Wohlſtand auch das gehabt habe, daß er durch die Seekarten, Abriſſe der Küſtengegenden und durch die ſeemänniſchen Tagebücher, welche bei der Eroberung von Fort St. Philipp in ſeine Hände fielen und von ihm nach England gebracht wurden, der Schiffahrt ſeiner Nation nach Oſtindien die Bahn gebrochen und hierdurch den erſten Grund gelegt habe zu der Geſtaltung und allen ſpäteren Unternehmungen der engliſch-oſtindiſchen Compagnie. Die erſte Geſchäftsreiſe der Engländer nach Oſtindien wurde ſchon im J. 1591 unter der Leitung des Capitän Lancaſter und Capitän Raymond unternommen, in derſelben Zeit da der Seefahrer Cavendiſh ſeine zweite Reiſe nach der Südſee machte.

Auch durch zwei andre, noch jetzt beſtehende Werke hat ſich Drake ein Denkmal in ſeinem Vaterlande geſetzt. Das eine iſt die Waſſerleitung, welche das Trinkwaſſer von einem reichen, ziemlich abgelegenen Bergquell nach Plymouth führt; ein für jene Zeit ſo bewundernswürdiges Unternehmen, daß unter dem phantaſiereichen Volke des Landes die Sage beſtund, der berühmte Admiral habe durch einen Bund mit dem Satan es bewirkt, daß, indem er auf ſeinem Roſſe in Gallopp voranritt, das Waſſer den Fußtapfen des Pferdes folgen mußte. Das andre Werk iſt das Legat von Chatam, dazu auch Hawkins einen Theil ſeines Vermögens, Drake jedoch das Meiſte beitrug; eine Stiftung, aus deren Renten alte, oder ſonſt zum Dienſte nicht mehr brauchbare

Seeleute unterhalten und verſorgt werden. Die Jahreszinſen jenes wohlthätigen Legates ſind allmälig ſo angewachſen, daß im J. 1814 mehr denn 30,000 hülfsbedürftige Seeleute ſo wie Wittwen und Waiſen dieſes Standes daraus unterſtützt werden konnten.

Ein ſolcher Mann, mächtig an Geiſt und Willenskraft, edel an Gemüth, voll Liebe zu ſeinem Volke, war Franz Drake; bei all ſeinen äußern Rauheiten und jenen Schattenſeiten, welche der herrſchende Geiſt der Zeit an ſeiner Natur hervorrief. Er hatte einen eigenthümlichen Beruf für ſeine Nation empfangen, den er auf all ſeinen ſonderbar ſich verſchlingenden, unſre Anſichten durchkreuzenden Lebenswegen feſt im Auge behielt: weil er auf eine höhere Macht als die der Menſchen iſt, vertraute, welche dieſen Beruf ihm tief ins Herz legte und zur Vollführung deſſelben Glück und Gedeihen gab. Wo er fehlte und unrecht that, da fehlte er nicht für ſeine Perſon allein, ſondern mit ſeiner ganzen Zeit, mit deren Vorurtheilen und Einſeitigkeiten er groß gezogen und verwachſen war.

II.

Züge aus dem Leben des James Meikle.

Wie in der Kühle des Abends, nach einem heißen Tage der Ernte, bei dem milden Lichte des Mondes, unſre äußren Sinne ſich erquicken, ſo findet auch der innre Sinn ein liebliches Ausruhen, wenn er ſeinen Blick von der Betrachtung großer, blutiger Thaten eines Helden der Geſchichte zu dem Bilde eines Menſchenlebens wendet, das, wenn auch vor der großen Welt verborgen und in der Geſchichte unbekannt, ein in ſeinem Gott vollkommen zufriedenes, ſeliges, in ſeinem kleinen Kreiſe fruchtbares und geſegnetes war. Ein ſolches Leben iſt das geweſen, von deſſen ſtillem Verlaufe wir hier Einiges berichten wollen.

Die Leute zu Carnwath in Schottland erzählen noch jetzt gerne von einem ihrer Landsleute, von dem **James Meikle**, geweſenen Schiffschirurgen bei der königlich großbrittaniſchen Flotte und rühmlichſt bekannten Volksſchriftſteller, obgleich es ſchon länger als vierzig Jahre iſt, daß derſelbe alt und lebensſatt in ihrer Mitte ſtarb*). Wer

---

*) **James Meikle** war am 19ten Mai 1730 zu Carnwath im obern Clydesthale geboren und ſtarb eben daſelbſt am 7ten Dezember 1799. Die bekannteſten ſeiner im edelſten Sinne

den Herrn Meikle noch in ſeinem 70ten Jahre ſahe und ihn ſo im Allgemeinen von den Schickſalen ſeiner vergangenen Jahre ſprechen hörte, der konnte nichts Anders meinen, als daß dieſer heitre, immer vergnügte Mann ſein ganzes Leben hindurch dem Wohlergehen im Schoße geſeſſen; daß er, nach dem gewöhnlichen Ausdruck, ein wahres Glückskind von Jugend auf bis zum Alter geweſen ſey. Das junge Volk, das die Welt noch nicht geſehen hatte und doch gern ſie zu ſehen wünſchte, konnte ihm Stundenlang mit Vergnügen zuhören, wenn er von ſeinen ſchönen Seereiſen nach Süd und Nord, von ſeinen Wanderungen auf der Inſel St. Helena, von ſeinem Aufenthalt an den Küſten von Frankreich, Spanien und Italien erzählte, oder von dem Genuſſe, welchen ihm hin und wieder ſelbſt das Verweilen auf einem Meeresfelſen gewährte, deſſen Dach der heitre, tiefblaue Himmel des Südens war. Wen die Kriegsthaten ſeines Volkes erfreuten, der konnte genug zu ſeiner Ergötzung vernehmen, wenn der Alte von den glänzenden Siegen ſprach, welche die engliſche über die franzöſiſche Flotte, namentlich im J. 1759 errungen hatte. Er ſelbſt war damals, am 20. November, Augenzeuge und Theilnehmer des gefahrvollen Kampfes und ſeines glücklichen Ausganges geweſen, und wer konnte mit lebendigeren Farben als er es ſchildern, wie der Portland (ſo hieß das Linienſchiff, auf dem er diente) mit 5 andern,

---

des Wortes wahrhaft volksthümlichen Schriften ſind: der Wandrer; die Lieder zu Land und zu Meere; die Freuden des Einſamen; der Chriſt; dann ſein vielverbreitetes und geleſenes Monatsblatt. In all dieſen Schriften zeigt ſich der kindlich chriſtgläubige Sinn des Verfaſſers; ſein Herz voll inniger Liebe zu Gott und den Brüdern; voll Hoffnung und freudigem Vertrauen.

kleineren Schiffen, ſchon von der franzöſiſchen Flotte umringt, verloren ſchien, als auf einmal ein Matroſe im Maſtkorbe das Herannahen der engliſchen Flotte unter Admiral Hawke verkündete und bald hernach einer der vollkommenſten Siege erfochten ward, deren Englands Seemacht ſich rühmen kann.

Aber auch durch andre Züge aus der Geſchichte ſeines Lebens wußte Herr James Meikle Junge wie Alte höchlich zu ergötzen, denn es war nun einmal ſeine Art ſo, daß er, wenn er in ſeine Vergangenheit zurückblickte, immer nur ſolche Parthien derſelben ſahe, welche von den Sonnenſtrahlen ſeiner innern Fröhlichkeit und auch eines äußern Wohlbefindens beleuchtet waren. Wenn er dann von ſeinen früheſten Lebensjahren erzählte, wie er im Hauſe ſeiner frommen Eltern als das fünfte unter ihren zehn Kindern ſo vergnügt geweſen ſey, wenn er von dem großen Landgut bei Hamilton am Clyde ſprach, das ſeiner Familie zugehörte, von den glücklichen, fleißig benutzten Stunden ſeiner erſten Schulzeit, von den ſeligen Erfahrungen, die er als Student in Edinburgh gemacht, von den treuen Freunden, die er gleich bei ſeiner erſten Niederlaſſung daſelbſt in Carnwath gefunden habe, von dem Glück und Frieden ſeiner Ehe, dann konnte der Fremde, der mit Meikles näheren Lebensumſtänden unbekannt war, nichts Anders denken als: „Fürwahr, dieſem Manne iſt ſein ganzes Leben hindurch Alles nach Wunſche gegangen.“ Die Nachbarn und Gefreundete des Greiſes urtheilten freilich anders und es gab nur wenige unter ihnen, welche ihm von Herzen beiſtimmten, wenn er ſein vergangenes Leben in allen Ausdrücken eines dankbaren Gemüthes, als ein ſehr glückliches pries, und welche den Grund ſeines beſtändigen innern Vergnügtſeyns recht begriffen. Denn es war bekannt, daß er von Kindheit an mit gar mancherlei Noth und Sorgen zu kämpfen gehabt hatte, ja daß, wenn man nur aufs Aeußere ſahe, ſein ganzes Leben eine Kette von Unglücksfallen, fehlgeſchlagenen Hoffnungen und Verluſten Deſſen geweſen ſey, was er auf Erden am liebſten gehabt hatte. Auch fehlte es nicht an Solchen, welche mit oder ohne Abſicht, durch ihre Fragen, in dem aufrichtigen Manne, während derſelbe ſeine Vergangenheit ſo in roſigem Lichte beſchrieb, Erinnerungen andrer Art aufweckten, die zu jenem Lichte einen gar dunklen Schatten bildeten.

So geſchah es wohl, wenn der Greis, etwa bei einer volksfeſtlichen Verſammlung, mit jugendlicher Munterkeit die Herrlichkeiten von Piſa beſchrieb und von dem Vergnügen ſprach, das er während ſeines Aufenthaltes in Livorno dort genoſſen, daß einer der Anweſenden ihn mit der Frage unterbrach: Und nicht wahr, Herr Meille, das war damals, als Ihnen der große Unfall begegnete, den Sie, von Sturm und Regen geſcheucht, in einem hohlen Baume durch ein artiges Gedicht beſungen haben?

Unfall? fragte der Alte, wollten Sie nicht vielmehr ſagen: unerhörten Glücksfall? denn haben mir nicht gerade damals Sturm und Regen einen Vortheil gebracht, der für mich wichtiger war, als für manchen Andern der Gewinn des großen Looſes in der Londoner Lotterie?

Ei, wie gieng das zu? fragte ein Dritter, bitte erzählen Sie uns doch die Geſchichte von dem hohlen Baume und von dem Gedicht das Sie darinnen gemacht haben.

Nun, ſo ſprach Herr Meikle, die Geſchichte iſt freilich einfach genug. Es war im April 1759, da lag unſer Schiff, der Portland, mit einem ganzen Geſchwader engliſcher Kauffahrteiſchiffe, denen er in damaliger Kriegszeit zum Schutz beigegeben war, bei Livorno vor Anker. Der ungünſtige Wind ließ uns nicht auslaufen, übrigens war das Wetter ſo ſchön, daß mehrere unſerer Offiziere und Paſſagiere eine Parthie nach dem nahen Piſa vorſchlugen, um dort den berühmten hangenden Thurm und mehrere andere Merkwürdigkeiten der Stadt zu beſehen. Ich war ſogleich bereit an der Parthie Antheil zu nehmen; der nächſte Tag wurde dazu beſtimmt; ich machte mich ſchon am frühen Morgen zu Fuße auf den Weg, um den Andren, welche ritten, einen Vorſprung abzugewinnen, und ich kam faſt zu gleicher Zeit mit ihnen in Piſa an. Da fand ſich alsbald ein Mann ein, der uns herumführen wollte. Wir, ohne uns einen Augenblick zu bedenken, folgten ihm, beſtiegen den ſchiefen Thurm und zogen dann, ohne Ruhe und Raſt, bis ſpät am Nachmittag in der Stadt herum, bis wir alle Sehenswürdigkeiten, die in unſrer gedruckten Beſchreibung verzeichnet ſtunden, angeſchaut hatten. Die Andern, nachdem ſie kaum zum Genuß einiger Biſſen ſich Zeit gelaſſen, ſetzten ſich wieder zu Pferde und eilten fort zum Abendeſſen und zu ihrem Nachtlager auf dem Portland, mir aber, der ich den ganzen Tag, von der Morgendämmerung an auf den Beinen geweſen, that das Sitzen im Wirthshaus ſo wohl, daß ich, da ja der Wind noch immer der Abfahrt ungünſtig ſchien, unbedenklich in Piſa zurückblieb. Ich ließ mir freilich nicht lange Ruhe, ſondern ſchon bei Tagesgrauen war ich am nächſten Morgen wieder auf dem Wege nach Livorno. Aber der Wind hatte ſich während der Nacht verändert, der Portland und das zu ihm gehörige Geſchwader der andern Fahrzeuge hatten die Anker gelichtet; als ich in Livorno ankam, war weit und breit kein engliſches Segel mehr zu ſehen. Jetzt war guter Rath theuer. All das Meinige befand ſich auf dem Portland; ich hatte nichts bei mir, als die leichte Kleidung, die ich bei meiner Fußreiſe an mir trug; in meiner Taſche nur etwas kleine Münze, an Werth kaum zwei Schillinge. Dabei wußte ich mir in der ganzen Stadt keinen einzigen bekannten Menſchen, keinen Rath und noch weniger ein Mittel, der Flotte, die mit geſchwellten Segeln davon fuhr, nachzukommen. Und was in meiner damaligen Lage das Schlimmſte war: auch meine Stelle als Schiffschirurg, ſammt der Löhnung, die ich nach Beſchluß der Reiſe zu erwarten hatte, war durch mein Zurückbleiben gefährdet.

Es war an einem Freitag Vormittags, als ich ſo verlaſſen auf dem Hafendamm von Livorno ſtund und ins Meer hinaus ſchaute. Endlich wendete ich mich herum nach der Stadt und ſparte nun an dieſem wie am darauf folgenden Tage keine Zeit noch Mühe, um einen Ausweg aus meiner verwickelten Lage zu finden. Aber es war ſchon der dritte Tag und es zeigte ſich mir noch keine Ausſicht zum Weiterkommen. Da gedachte ich: heute iſt Sonntag, da ſollſt du dich all deiner Menſchenſorgen entſchlagen und einmal Dem das Sorgen überlaſſen, dem der heutige Tag vor andern Tagen zu ſeinem Eigenthum geweiht iſt. Und ſo nahm ich denn hier dieſes theure, werthe Buch, meine Bibel zu mir, die mich auf all meinen Wegen begleitet hat, und ging hinaus in ein Gehölz, das ſich ſeitwärts von der Straße nach Piſa findet. Ich kann wohl ſagen, ich war da in meinem Gott vergnügt, ich las und ſang, und obgleich ich geſtern nur ſehr wenig, heute aber, außer einem Trunk friſchen Waſſers noch gar nichts genoſſen hatte, fühlte ich doch weder Hunger noch Durſt. Als aber am Nachmittag ein Ungewitter kam, und der Regenguß mich durchnäßte, da ſetzte mir freilich der rauhe Sturmwind etwas hart zu, indeß fand ſich auch dagegen ein Schutz und Zufluchtsort in einem hohlen Baume, in welchem mir es bald ſo wohl und warm zu Muthe ward, daß ich ein Liedlein in meine Brieftaſche ſchrieb, welches die Stimmung eines Pilgrims beſchreibt, der im Lande der Fremdlingsſchaft nichts hat, daran er ſich halten kann, als ſeinen Gott. Die Nachbarn kennen es wohl, es ſteht in meiner Liederſammlung unter der Aufſchrift: „guter Muth im einſamen Exil.“ Indeß hatte ſpäter, am Nachmittag, der Regen nachgelaſſen; ich kam ziemlich erfroren und matt, von meinem faſt zweitägigen Faſten, in der Stadt an. Ich hielt aber an meinem Vorſatz feſt; heute iſt Sonntag, da will ich nichts mit den Sorgen zu thun haben, ſondern ſie Dem überlaſſen, Dem der ganze Sonntag angehört. Ich trat in ein Haus, um mich ein wenig zu erquicken, und hatte da noch gar nicht lang geſeſſen, da kam einer ins Zimmer herein, der die Neuigkeit brachte, daß ſo eben das engliſche Schiffsgeſchwader, das vorgeſtern abſegelte, unter Begleitung des großen Linienſchiffes Portland wieder auf der Rhede angelangt ſey; der heutige Sturmwind habe ſie nach Livorno zurückgetrieben. Wie mir bei dieſer Nachricht zu Sinne wurde, das könnt ihr euch wohl denken; wenige Stunden vorher hatte mir keine Fiſcherbarke zu Gebote geſtanden und jetzt kam mir Glückskind eine ganze Flotille entgegen.

Für denſelben Abend war es ſchon zu ſpät, und das Meer zu ſtürmiſch zur Ueberfahrt; erſt am andern Morgen konnte ich mich auf einem Fiſcherboot nach der Rhede hinausführen laſſen. Als die Matroſen auf dem Portland, denen ich gar oft ihr Fluchen und Schwören, ſo wie andre Rohheiten verwieſen hatte, die mir aber demohnerachtet ſehr zugethan waren, mich kommen ſahen, ſchrieen ſie mir ein lautes Willkommen zu, fügten aber demſelben in ihrem ſeemänniſchen Witze die Worte bei: „Kommt nur herauf, ihr betender T****l, wars doch gerade als wollten uns die Winde ohne euch nicht vom Flecke kommen laſſen.“ Zwei Stunden, nachdem ich wieder am Bord war, erhub ſich ein günſtiger Wind, der uns auch bis ans nächſte Ziel unſrer Reiſe, bis Gibraltar, treu blieb. Der Kapitän ließ mich mit einem leichten Verweiſe über mein ſelbſtverſchuldetes Zurückbleiben, durchkommen.

„So leicht wären Sie bei meinem Kapitän nicht durchgekommen“, ſagte ein Unterſteuermann von der Weſtindienflotte, der ſich ſo eben auf Urlaub zu Carnwath befand. „Ueberhaupt kann ich nicht begreifen, warum Sie nicht auch wie Ihre Geſellſchafter nach Piſa geritten, ſondern zu Fuße gegangen ſind?“

Der Alte lächelte und ſagte: daß ich zu Fuße ging, Herr Unterſteuermann, und nicht ritt wie die Andren, das hatte ſeinen guten Grund; einen Grund, den auch mein guter Herr Capitän ſehr wohl kannte. Die ganze Löhnung, welche ich damals als Schiffschirurg zu erwarten hatte, gehörte nicht mein, ſondern meinen Gläubigern hier in Carnwath, welche mir und meiner armen, alten Mutter in mancherlei Nöthen, die uns, namentlich während meines ſchweren Krankenlagers trafen, Geld geliehen hatten. Die guten Leute waren etwas ungeduldig; ſie hatten mich durch ihr Drängen und Treiben nicht nur ſo weit gebracht, daß ich mein kleines Haus und was darin mein war, hergeben, ſondern auch zum Seedienſt mich bequemen mußte, nur damit ich ihnen eine ſichre Ausſicht zur Zurückbezahlung meiner Schuld geben konnte.

„Ei“, ſo fragte der Unterſteuermann weiter, „wie reimt ſich eine ſolche Härte Ihrer Landsleute mit dem zuſammen, was Sie vorhin von der großen Freundſchaft rühmten, die Sie gleich bei Ihrer erſten häuslichen Niederlaſſung hier gefunden hatten?“

Und warum ſollte es das nicht, antwortete Herr Meikle freundlich; hatte ich doch ſeit Jahren nicht mehr an meine Gläubiger, und an das gedacht, was Sie als eine Härte derſelben benannten, bis Sie mich ſo eben durch ihre Fragen darauf brachten; an die treuen Freunde aber, von denen ich vorhin ſprach, denke ich täglich. Was dieſe in ihrer großen Liebe an mir thaten und mir mittheilten, das kann ich ihnen in Ewigkeit nicht genug verdanken, denn dieſe guten Leute hatten Alles, was der Menſch zu ſeinem wahren Glück und Vergnügtſeyn bedarf; Geld und Geldeswerth aber war ihnen knapp zugemeſſen, denn die meiſten von ihnen waren eben ſo blutarm, als ich damals, nach meiner langen, ſchweren Krankheit war.

„Aber“ ſo fragte ein Pachter aus der Nachbarſchaft, „ſprachen Sie nicht von einem Landgute, das Ihre Familie bei Hamilton am Clyde beſeſſen? Ich kann mir wohl denken, was dies für eines war, und weiß auch, daß ſein Einkommen groß genug iſt, um fünf, ja zehn Familien, davon jede zehn Kinder zählte, zu ernähren.“

Ich ſagte nicht, antwortete der Alte, daß meine Familie jenes Gut wirklich in Beſitz und Genuß gehabt habe. Aber es war von Gott und Rechtswegen ein ererbtes Eigenthum meiner Mutter, um welches wir, wie dies Viele hier und in Edinburgh bezeugen können, durch einen Prozeß und ungerechten Richterſpruch gebracht worden ſind. Ich hatte auch unter der jetzigen Regierung unſers guten Königes Georg III. alle Hoffnung, ja ſichre Ausſicht gehabt, mein Recht zu erlangen, aber ich mochte den Prozeß nicht wieder aufnehmen, der, wie ich wußte, meinem armen Vater mehr Sorgen und Geldkoſten gemacht hat, ſeine zehn Kinder, auch wußte ich, daß uns kein anderes Brod ſo wohl bekommt, als das, was wir im Schweiß unſers Angeſichts eſſen. Ueberdieß war damals, wo ſich die Ausſicht wegen unſrer Rechtsſache beſſer geſtaltete, meine gute Mutter bereits geſtorben, mit der ich mehrmalen Hand in Hand durch die ſchönen Gärten, Felder und Häuſer gegangen war, welche eigentlich ihr zugehörten und der ich, wegen der vielen bittern Stunden, die wir mit einander in Edinburgh zugebracht hatten, noch einen guten Ausgang ihres Erbſchafts-Prozeſſes hätte wünſchen mögen.

„Bittre Stunden in Edinburgh?“ fragte ein gegenüber Sitzender. „Sprachen Sie nicht von ſeligen Stunden, welche Sie während ihrer Studienzeit an jenem Ort genoſſen?“

Selige Stunden? ſo werde ich kaum geſagt haben, wohl aber ſelige Erfahrungen. Und, ſehen Sie, dieſe kann eine Menſchenſeele gar wohl, auch in ſolchen Tagen machen, da ſie mit Thränenbrod und allerhand Trübſal geſpeiſt und getränkt wird. Als ich mit meiner guten Mutter, die der Meinung war, daß ſie daſelbſt ihren Prozeß beſſer betreiben könne, nach Edinburgh gezogen war, wußten wir freilich oftmals nicht, woher wir das Brod für den nächſten Tag, noch weniger, woher wir das Geld für Holz und Hauszins nehmen ſollten. Dennoch hat Gott immer zur rechten Zeit und Stunde geholfen, hat uns jederzeit Mittel und Auswege verſchafft. Und wenn ich ſo bei meinen Büchern und Lieblingsſtudien ſaß, da bin ich, in feſter Hoffnung auf weitre Hülfe, vergnügter geweſen als mancher, der tauſend Pfund jährlicher Renten zu verzehren hat. Ja auch dann, wenns einmal innerlich trüb werden wollte, weil ſich ein Hinderniß nach dem andern der Erfüllung meines Lieblingswunſches, Theologie zu ſtudiren, in den Weg ſtellte, brach immer wieder der

Sonnenſtrahl eines Troſtes in das Dunkel herein, der mich gar fröhlich und mit Allem vergnügt machte.

„Ei ſieh doch“, ſprach ein Andrer, „hat Vater James Meikle einmal Geiſtlicher werden wollen? Nun dazu hatte er, meines Bedünkens, ganz beſonders gut getaugt. Aber wie kam es doch eigentlich, daß Sie in Edinburgh nicht bei der Theologie blieben?

Alles das, ſagte Herr Meikle, was meine ſelige Mutter und ich, bei unſrer erſten Ankunft in Edinburgh noch wegzugeben hatten, das legten wir in die Hände eines jungen Gelehrten, der mir dafür in den Schulkenntniſſen, die für den Uebertritt zum theologiſchen Studium nöthig waren, nachzuhelfen verſprach. Aber dieſer junge Mann machte ſich, aus Gründen die ich nicht weiß, ſobald er die begehrte Vorausbezahlung empfangen, auf und davon, und wir konnten nicht mehr ſo viel Geld aufbringen, um einen andern Lehrmeiſter in den alten Sprachen zu bezahlen. Die Lehrer aber der Arzneikunde und Chirurgie, deren etliche meinen ſeligen Vater gekannt hatten und liebten, machten mirs möglich, alle Vorleſungen ihres Faches umſonſt zu hören, und für dieſes Fach hatte ich mir auch ſchon im Hauſe meines Vaters, der, wie ihr wißt, ſelber ein Wundarzt war, beſſere Vorkenntniſſe verſchaffen können, als bei dem Vagabundenleben in der hieſigen lateiniſchen Schule für die Hülfswiſſenſchaften der Theologie.

„Vagabundenleben?“ fragte der Andre, „hörten wir Sie aber nicht vorhin der glücklichen, fleißig benutzten Stunden Ihrer Schuljahre mit Ruhm gedenken?“

Seht, ſo ſprach Herr Meikle, das geht mir nun einmal ſo, mit meinem Gedächtniß. Was ich vorhin rühmte, das galt den Jahren, die ich hier an unſerer Stadtſchule unter meinem erſten Lehrer zubrachte. Dieſer hat mich wie ein eignes Kind geliebt, und ſich alle Mühe gegeben, mich recht viel lernen zu laſſen. Aber der gute Mann ſtarb, und es kam ein Andrer an ſeine Stelle, der mich, weil ich arm war — denn meinem Vater koſtete damals der Prozeß wegen des Erbgutes ſeine ganze Einnahme — ſtatt zur Schule und zum Lernen, zum Botenlaufen und zu allerhand andern Geſchäften für ſein Haus benutzte, wobei nur die Füße und Hände, nicht aber mein Kopf in Uebung blieben. Nun, dieß hatte ich längſt vergeſſen, und ich bin heute, ganz ohne es zu merken, darauf gekommen; den guten, ſeligen Lehrer aber und ſeinen Unterricht, dem ich nächſt Gott und meinen frommen Eltern all meine erſte Anleitung zum Guten verdanke, kann ich nimmermehr aus dem Sinne bringen. Daß ich aber nicht Theologie ſtudiren konnte, wornach mein ganzes Sehnen und Trachten ging, das hat mich viele Jahre lang tief betrübt, bis ich am Ende erkennen lernte: daß man auch auf anderm Wege ſeine Nebenmenſchen eben ſo chriſtlich gut belehren kann, als auf der Kanzel, und daß man in ſeinem eigenen Hausſtand und Herzen Gelegenheit genug hat, das Amt eines Geiſtlichen zu verwalten. Denn in meinem Hausſtande that es gar oft Noth, daß der geiſtliche Troſt und Zuſpruch gleich in der Nähe war.

„Wie lange“, ſo fragte ein jüngerer Nachbar, „haben Sie in der glücklichen Ehe mit Ihrer ſeligen Frau gelebt?“

Nur zwei Jahre, antwortete Herr Meikle, dem es dabei wie ein leichtes Gewölk der Wehmuth über ſeine heitre Stirne zog. Kurz vor meiner Verheirathung hatte ich auch meine einzige, theure Schweſter an einer ſehr ſchmerzhaften Krankheit hinſcheiden ſehen. Ich war nun freilich allein mit meinem Kind in der Welt, doch ſind wir niemals verlaſſen geweſen; es war als hätte uns mein frommes, ſeliges Weib den Frieden und Segen, der bei allem war, was ſie ſprach und that, zum Erbtheil hinterlaſſen, und die Küſſe, in deren ſtillen Hafen ich nun bald einzulaufen gedenke, habe ich ſeitdem, auch wenn das Meer ſtürmiſch war, immer vor Augen behalten.

Herr James Meikle ſchwieg, aber ein alter Freund deſſelben, der neben ihm ſaß, nahm das Wort: „Unſer Herr James da“, ſo ſprach er, „hat ſich, ſeitdem er im hohlen Baume bei Livorno ſtak, eine gute Lehre über Wind und Wetter zu eigen gemacht. Es weht uns manchmal auf dem Feſtland unſers alltäglichen Lebens, ein Wind an, der uns ſehr ungelegen kommt, weil er eine und die andre Blüthe von den Bäumen unſers Gärtchens herunterreißt. Derſelbe Wind aber, der das that, kann draußen auf dem weiten Meere, ein Schifflein her, in unſern Hafen führen, das uns ungleich höheren Gewinn bringt, als die Blüthen unſers Baumes uns verſprochen. Vater James hat uns zwar das Wort Gottes niemals von der Kanzel predigen können, wie dies der Wunſch ſeiner Jugendjahre war, er hat uns Allen aber, die wir ihn näher kennen, durch ſeinen Wandel, und vielen Tauſenden unſerer Landsleute durch ſeine Schriften gepredigt. Das Gut, welches ſeiner Familie rechtlicher Weiſe zugehörte, hat er zwar niemals bekommen, wohl aber ein anderes, das mehr Werth hat, denn jedes Gut zu Land oder auf dem Meere: ein Herz, das ſelbſt in Kreuz und Leid immer fröhlich und zufrieden iſt, mit den Wegen ſeines Gottes.

Für die Leſer dieſer kleinen biographiſchen Skizze, welcher eine ausführlichere engliſche Lebensbeſchreibung zu Grunde lag, fügen wir nur noch die Bemerkung bei: daß der alte James Meikle bis zu ſeinem Ende jugendlich heiter und munter blieb. Wenn ſein Geſpräch, im Kreiſe der

Freunde vielleicht noch öfter als ſonſt auf ſolche Gegenſtände ſich lenkte, welche Tod und Ewigkeit betrafen, ſo fiel dieſes keinem ſeiner Zuhörer auf, denn man war dergleichen Geſpräche an ihm von jeher gewohnt und hörte ſie gern, weil ſich die Gefühle der freudigen Hoffnung und Erhebung, welche dann den Alten beredter, denn jemals machten, auch andern mittheilten und in eine Stimmung des ſüßen Troſtes und des innern Friedens ſie verſetzten, dabei Jeder ſich innig wohlbefand. Sechs Tage vor ſeinem Tode (am 1ten December 1799) ſtund er zu Lanark, bei der öffentlichen Communion ſeinem Amte als Kirchenälteſter, in gewohnter Weiſe vor, am darauf folgenden Tage ſchrieb er noch einen kleinen Aufſatz, für ſein ſo viel geleſenes und an ſo vielen Herzen geſegnetes Monatsblatt und man merkt dieſer Arbeit nichts von einer Krankheitsſchwäche, keinen Mangel, an der früheren Munterkeit ſeines Ausdruckes an. Selbſt noch am letzten Tage vor ſeinem Tode, ſahe man ihn mit Bereitung und Vertheilung von Arzneien für ſeine lieben Kranken beſchäftigt. Und als nun der Tod ſich bei ihm meldete, da empfing er ihn freundlich und ließ ihn nicht lang warten, denn er war ſchon lange zur Abreiſe angekleidet und bereit.

III.

Johann Baptiſt Tavernier,

Freiherr von Aubonne.

Ein Glücksritter und kühner Abentheurer wie Franz Drake, der wie dieſer, unter tauſendfältigen Gefahren, die Reiche der Erde durchzogen; doch nicht wie Drake in der Weiſe des allbeſiegenden, zerfleiſchenden Adlers, ſondern eines wandernden Kraniches, der ſich heute da, morgen dort, an den Gaben der Felder und der waſſerreichen Auen ſättiget, und welcher der äußeren, drohenden Gewalt nicht mit eigner, herausfordernder Gewalt begegnet, den Kampf mit ihr nicht aufſucht, ſondern mit Wachſamkeit und Klugheit ſich ihr entziehet und ſo, eine lange Reihe von Jahren hindurch, die ungeſtörte Luſt des Wanderns genießt.

Eine Tagreiſe von Nürnberg, etwa in der Nähe von Hersbruck, oder Sulzbach, hat Tavernier, damals ein etwa 16 jähriger Jüngling, die Laufbahn ſeines Glückes betreten. Und zwar als Reitknecht bei einem Kriegsoberſten, Namens Hans Berner, als dieſer im Jahr 1620 mit Churfürſt Maximilian von Bayern, nach Böhmen zog, um das Land von neuem dem Scepter ſeines Kaiſers zu unterwerfen. Aus dem Reitknecht iſt bald hernach ein königlicher Page, hierauf ein bei den Geſandten der europäiſchen Höfe, darnach ein bei den mächtigſten Herrſchern des Morgenlandes, hochgeachteter Geſchäftsmann, endlich ein Baron von Aubonne geworden, der die höchſte Beachtung und Bewunderung von Paris genoſſen, bis zuletzt der vielgewanderte Mann, wie ſo viele Glücksritter ſeiner Art, den Wechſel der menſchlichen Schickſale erfahren mußte, und vom höchſten Wohlſtand zur tiefſten Armuth herabgeſunken, als mehr denn achtzigjähriger Greis, den Tod auf ſeinem letzten großen Wanderzuge, in Rußland gefunden.

1) Taverniers Herkommen und früheſte Jugend.

Tavernier ſtammte aus einem Lande, das durch ſeine damals mächtige Schiffahrt die Schlüſſel zu dem Verkehr mit allen bekannten Küſtengegenden und Welttheilen der Erde in ſeiner Hand trug; ſein Vater war ein Bürger der reichen Stadt Antwerpen, war aber, noch in der rüſtigſten Kraft des Mannesalters mit ſeiner Familie nach Frankreich gezogen. Die Lebensgeſchichte der meiſten, durch große Unternehmungen und Thaten berühmt gewordenen Männer lehrt uns, daß der mächtige Drang, der ſie auf die vorbeſtimmte Bahn ihres Lebens dahingeriſſen, ein Erbtheil des Geiſtes ihrer Väter oder Mütter war; in dem Vater regte ſich öfters ſchon als Keim, den die äußeren Verhältniſſe, wie unter dem Verſchluß einer Knospe befangen hielten, jenes Streben, das in dem Sohne durch alle Hemmungen hinausbrach an das offenkundige Licht des Tages. Der Vater unſres berühmten Reiſenden, der alte Tavernier, war ein eifriger Freund und tüchtiger Kenner der Länderkunde und dieſe innre Neigung ging mit ſeinem äußren Berufe Hand in Hand, denn er nährte ſich und die Seinen zunächſt durch einen Handel mit Landkarten, den er in Paris mit günſtigem Erfolge betrieb. Einer ſeiner Söhne, Melchior Tavernier war dem Vater bei dieſem Geſchäft in unmittelbarer Weiſe hülfreich, denn er fertigte Landkarten, welche damals in und außer Paris den allgemeinen Beifall der Kenner fanden. Der Eifer dieſer beiden, alles Das was die älteren wie neueren Geographen und die bewährteſten Reiſenden über die Reiche der Erde geſagt hatten, zuſammenzufaſſen und in ihren Karten auf möglichſt vollkommene Weiſe Andren vor Augen zu legen, entzündete ſchon frühe in dem Knaben Jean Baptiſt das Sehnen die Welt ſelber zu ſehen, und in die Fußtapfen jener Reiſenden zu treten, deren Namen und Verdienſte um die Erdbeſchreibung er ſo oft von ſeinem Vater preiſen hörte. Statt an den Zeitvertreiben der andren Knaben, hatte er ſeine größeſte Luſt an dem Beſchauen der Landkarten; von alle Dem, was die Gelehrten, was Einheimiſche und Fremde, wenn ſie die Neigung zur Länderkunde in den väterlichen Laden führte, hier erzählten und über die einzelnen Karten bemerkten, verlor er kein Wort; er hatte ſchon als Kind die bekannteſten Theile der Erde mit dem Fluge der Phantaſie durchzogen, und, wie er in dem Vorbericht zu ſeiner Reiſebeſchreibung, es angiebt, bereits in ſeinem 22. Jahre die ſchönſten Reiche von Europa: Frankreich, England, die Niederlande, Deutſchland, die Schweiz, Polen, Ungarn und Italien geſehen.

So wie er, ſind auch nur wenige Menſchen von Natur zu dem Beruf eines großen Reiſenden ausgerüſtet und begabt geweſen. Wir geben hier gleichſam dem Titelkupfer ſeines franzöſiſchen Reiſewerkes entſprechend, gleich zu Anfang eine portraitirende Beſchreibung des Mannes.

Sein Körper, der auch nach vollendetem Wachsthum, von mittlerer Größe blieb, war ſtark und kräftig gebaut, in den Mienen ſeines wohlgebildeten Angeſichtes ſprach ſich ein leicht bewegliches, immer heitres Gemüth, zugleich aber eine Feſtigkeit und Entſchloſſenheit aus, welche ſelbſt den fanatiſchen Türken eine hohe Achtung gegen dieſen Chriſten einflößte; er verſchmähte den unnatürlichen Kopfputz der Perucken, trug ſein eignes natürliches Haar, wußte in ſeiner Kleidung die Vorzüge der Bequemlichkeit mit gutem Anſtand, ja mit Zierlichkeit zu verbinden. Für ſeine eigne Perſon war er mäßig und genügſam, konnte jedoch die Fülle des Genuſſes beim gemeinſchaftlichen Mahle mit Freunden, ſo wie an Fürſtenhöfen eben ſo gut vertragen, als den oft lang anhaltenden Hunger und Durſt; durfte ohne Nachtheil für ſeine Geſundheit dem Winterfroſt der perſiſchen Hochgebirge, dem Nachtlager auf Schnee und Eis, ſo wie den brennenden Sonnenſtrahlen der Wüſte ſich ausſetzen. Im Umgange mit Andren war er gefällig und zu uneigennützigem Dienſte bereit; ſein Wandel war in der That ohne Geiz, denn jener Gewinn, den in ſpäterer Zeit ſeine Handelſchaft ihm eintrug, kam Andren faſt in demſelben Maaße zu gut, als ihm ſelber; er wußte zur rechten Zeit freigebig zu ſein, und wenn ſeine lebhafte Naturart je zuweilen zur Heftigkeit ihn hinriß, zeigte er ſich eben ſo leicht verſöhnlich und zum Frieden geneigt; in Gefahren pflegte ſein raſcher Entſchluß, faſt immer den beſten, ſicherſten Ausweg zu finden. Gegen Leute von hohem Stande benahm er ſich frei und unbefangen, ohne jemals den ſchicklichen Anſtand zu verletzen, gegen Geringere herablaſſend und nachſichtig. Er hat ſich auf allen ſeinen Reiſen als ein treuer, möglichſt gründlicher Beobachter gezeigt, der das lebendige Bild ſeiner Anſchauungen und Erfahrungen in einem bewundernswürdigen Gedächtniß bewahrte; ſein Urtheil war meiſt richtig und geſund; in dem Streben, die

Wahrheit zu erforſchen, zeigte er ſich unermüdlich. Deshalb ſtehet ſeine Reiſebeſchreibung, noch jezt, bei den Meiſtern der Erd- und Länderkunde in einer Achtung, welche nur wenig andren Werken von gleichem Inhalte zukommt; Tavernier macht es uns möglich den früheren Zuſtand der orientaliſchen Reiche, mit all den Keimen ihres ſeitdem eingetretenen, tiefen Verfalles, in klarer Weiſe zu erkennen; noch jezt dienen ſeine Berichte zur Ergänzung, ja zuweilen ſelbſt zu einem Prüfſtein der Wahrheit für die Berichte der Reiſenden, auch der neueſten Zeit *).

Sein erſter Ausflug aus dem väterlichen Hauſe, führte ihn, wahrſcheinlich in Geſellſchaft eines Geſchäftsträgers ſeines Vaters, nach England, von da herüber nach Flandern, und zum Beſuch des Stammortes ſeiner Familie: nach Antwerpen. Sein Eifer, die Welt zu ſehen, zog ihn weiter nach Holland und als er dort, in Amſterdam eine Zeit lang an dem Zuſammenfluß und an dem Treiben der Völker aus den verſchiedenſten Theilen der Erde ſich ergötzt hatte, da konnte er dem Drange, hinaus ins Weite, länger nicht widerſtehen: er vergaß der Heimkehr, machte, vertrauend auf ſein gutes Glück, wahrſcheinlich mit nur geringen äuſſeren Mitteln verſehen, ſich auf nach Deutſchland und kam über Frankfurt und Augsburg nach Nürnberg. Hier wär

---

*) Obgleich nach einigen Zeugniſſen Tavernier das Franzöſiſche in vollkommner Geläufigkeit geſprochen haben ſoll, hielt er, deſſen Mutterſprache die walloniſche war, ſich dennoch für ungeeignet daſſelbe gut zu ſchreiben; Er bediente ſich deshalb bei der Ausarbeitung ſeiner Reiſebeſchreibung der Hülfe des H. Chappuzeau, dem er das Werk aus ſeinen ſchriftlichen Aufſäzen wie aus dem Gedächtniß großentheils dictirte. (M. ſ. des Bayle Dictionnaire).

es, wo bei dem Anblick der kriegeriſchen Zurüſtungen und jener Heerſchaaren, welche nach Böhmen zogen, in ihm die Luſt erwachte, dem bewaffnenden Troß, wenn auch nur als Zuſchauer ſich anzuſchließen, um bei ſolcher Gelegenheit, ſo dachte er ſichs, zu lernen, was der Krieg der Völker ſei? Es war dies ein ſeltſames Wageſtück, das den unbedachtſamen Jüngling für immer von ſeinem innren Beruf hinweg, zum niedren Dienſt der Waffen hatte führen können; dennoch war auf dieſem Wege beſſer für die künftige Entwicklung der natürlichen Gabe, welche in ihm lag, geſorgt, als dies durch menſchliche Klugheit hätte geſchehen können. Wie wir oben ſahen, nahm ihn der Oberſt Hans Berner, Sohn des damaligen Gouverneurs von Wien in ſeine Dienſte und der junge muntre, für jedes gute Geſchäft brauchbare Franzos erwarb ſich bald die beſondre Gunſt jenes Herrn.

Wenn Tavernier bei der Schlacht am weißen Berge, am 8. November 1620 auch keinen andren Gewinn davon getragen, ſo war doch ſchon die Erfahrung für ihn von hohem Werthe, daß ein raſcher Entſchluß und kräftiger Muth, daß die feſte Entſchiedenheit, welche nicht unterhandelnd zur Rechten noch zur Linken, ſondern nur vorwärts nach ihrem Ziele blickt, am leichteſten und ſicherſten zum Siege führen. Er war hier zum erſten Mal in einer Schule geweſen, deren Einfluß auf ſeine Sinnesart, nachmals in manchen Gefahren des Lebens ſich bewährt hat.

Mehrere Jahre, wir wiſſen nicht genau wie viele? blieb Tavernier in dem Dienſte des ihm gewogenen Offizieres; er zog mit dieſem, wohin das Loos des Krieges ihn führte. Und der Oberſt Berner trug auch noch weitre Vorſorge für den jungen, ihm treu ergebenen Diener, indem er dieſen in Wien ſeinem Oheim, dem damaligen Gouverneur in Raab und nachherigen Vicekönig von Ungarn empfahl, der ihn zu ſeinem Pagen annahm; ein Dienſt welcher damals von jungen Leuten von Stande oder Bildung bis zu 25. Jahre bekleidet werden konnte und welcher insgemein zu einer höheren Beförderung im Kriegsdienſte den Weg bahnte. Während jenes leichten und ſorgenfreien Hofamtes wachte in unſrem, nachmals ſo berühmt gewordnen Reiſenden eine Gabe der Forſchung auf, welche, ſo unbedeutend ſie auch in ihrem erſten Anfang erſcheinen mochte, dennoch für das Gelingen ſeiner ſpäteren, kühnen Unternehmungen von den entſchiedenſten Folgen geweſen iſt. Es war dies der Kennerblick für die Schönheit und Schätzung der Edelſteine, wodurch Tavernier, neben ſeinen für die Wiſſenſchaft ungleich bedeutenderen Leiſtungen, ganz beſonders berühmt geworden iſt. Einſtmals als er ſich als Page, mit ſeinem Herrn, dem Vicekönige von Ungarn zu Prag befand und als dieſer, da man wollte zur Tafel gehen, mit Wallenſtein, dem Herzog von Friedland ſich die Hände wuſch, bemerkte der Vicekönig an der Hand des Herzogs einen rubinartig funkelnden Edelſtein, deſſen Schönheit er bewunderte. Dieſe Verwunderung des Viceköniges ſtieg noch auf einen höheren Grad als der Herzog ihm verſicherte, daß dieſer rubinrothe Edelſtein nicht aus Indien gekommen, ſondern in Böhmen ſelber gefunden ſei, denn es war nichts anders als ein Pyrop oder ſogenannter böhmiſcher Granat *) von ganz beſonderer Größe und Schönheit. Dieſe Art der edlen Geſteine, welche in ihren ausgezeichnetſten

---

*) So gering auch der Werth der kleineren Pyropen iſt, die man ſeit 1760 in künſtliche Formen zu ſchleifen und zu durchbohren angefangen hat; ſo bedeutend iſt dagegen der Preis der größeren, unter denen der Pyrop des grünen Gewölbes in Dresden der berühmteſte iſt.

Stücken den Edelſteinen von erſtem Range an Werthe nahe kommt, findet ſich am Fuße des böhmiſchen Mittelgebirges öfters in ein thoniges Geſtein eingewachſen, welches von mehr oder minder feſtem Zuſammenhalt, hin und wieder in rundlich knollige Stücke abgeſondert iſt. Gerade in dieſen Knollen findet man zuweilen Pyropen von vorzüglicherer Größe eingewachſen. Der Herzog ließ deshalb gegen 100 Stücke dergleichen Steinknollen in einen Korb packen und bat den Vizekönig dieſelben mit ſich nach Ungarn zu nehmen, damit derſelbe von der Art des Vorkommens ſolcher Edelſteine, mitten im Böhmenland ſich überzeugen möge. Nach ſeiner Heimkehr ließ der Herr die Steine zerſchlagen, von denen jedoch nur zwei der erregten Erwartung entſprachen, in deren einem man einen Pyrop von faſt 5 Karat, im andren einen von etwa einem Karat Gewicht fand.

Wenn jedoch irgend ein Edelſtein im Stande ſeyn kann, den Sinn für die eigenthümliche Schönheit ſolcher Naturkörper zu wecken, ſo iſt dies der edle Opal, in der unvergleichbar herrlichen Pracht ſeines Farbenſpieles, worin das feurige Roth des Rubins mit dem Grün des Smaragds, dem Gelb des Topaſen und dem milden Blau des Sapphires zu einem Liebreiz ſich vereint, welchen ſchon das früheſte Alterthum mit dem der eben aufblühenden Jugend verglich. Gerade dieſer Edelſtein, welcher, wenn ſein Farbenſpiel vollkommen iſt, den Edelſteinen von erſtem Range gleich geſchätzt wird, findet ſich in keinem andren Lande der Welt ſo ſchön als in Ungarn, wo dem Tavernier, bei ſeinem mehrjährigen Aufenthalt die günſtigſte Gelegenheit dargeboten war, ſein ſachverſtändiges Auge an dem Anblick ſolcher Koſtbarkeiten zu bilden und zu üben.

Die Zeit von vier und einem halben Jahre, welche Tavernier im Dienſt des Vizeköniges von Ungarn zubrachte, war übrigens für den wißbegierigen Jüngling auch noch in vieler andrer Hinſicht eine treffliche Vorſchule für ſeinen nachmaligen wiſſenſchaftlichen Beruf. Die Kenntniſſe, die er ſich von den innern und äußren Verhältniſſen der europäiſchen Höfe und Staaten erwarb, gab ihm eine feſte Grundlage zur Beurtheilung der Verhältniſſe jener orientaliſchen Höfe und Staaten, die er ſpäter, auf ſeinen Reiſen beobachtete; in den vielen Kriegszügen, die er als treuer Begleiter mit ſeinem Herrn, namentlich auch gegen die ſtreifenden Heerſchaaren der Türken unternommen, wurde ſein Muth geſtählt, ſeine Einſicht in dem Gebiet der Kriegskunde begründet; er war an Erfahrung wie an Thatkraft für künftige, große Unternehmungen gereift. Zugleich aber ſchien jetzt das Band, das ihn an den Vizekönig, der ihn mit Wohlthaten überhäuft hatte, feſſelte, ſo unzerreißbar feſt geworden, daß der Jüngling keine andre Ausſicht vor ſich ſahe, als die für ihn keineswegs, ſowie vielleicht für viele Andre erfreuliche, daß er ſein Leben lang als Hofdiener oder als Offizier unter ungariſcher oder öſterreichiſcher Herrſchaft bleiben müſſe. Da zeigte ſich ganz unverſehens ein Ausweg aus dem goldenen Käfig.

Der Vicekönig hatte zum zweiten Male ſich vermählt mit einer Schweſter des Grafen von Arc, Staatsminiſters des Herzogs von Mantua. Dieſer war in einer Angelegenheit beider Höfe auf ſeiner Reiſe nach Wien durch Ungarn gekommen und dem Schwager durfte der Vicekönig die Bitte nicht abſchlagen, daß er den jungen Franzoſen, der zugleich des Deutſchen vollkommen mächtig war, dem Prinzen, wenigſtens für einige Zeit zur Begleitung nach Wien mitgeben ſolle. Der Prinz aber fand bald ſo großes Wohlgefallen an dem neuen Diener, daß er denſelben aufforderte, ihn unter vortheilhaften Bedingungen nach Mantua zu begleiten. Dieſe Gelegenheit, endlich wieder einmal hinaus in die weite Welt zu kommen und Italien zu ſehen, war für Tavernier zu anlockend, als daß er der Reizung hätte widerſtehen können; er erhielt, obwohl mit vieler Schwierigkeit ſeine Entlaſſung aus dem Dienſt des Vizeköniges, der ihn, nach damaliger Sitte mit einem Degen, einem Pferd und einem Paar Piſtolen, ſo wie überdies mit einem Beutel voll Dukaten beſchenkte.

Auf der Reiſe nach Mantua gab es Gelegenheit die weltberühmte Stadt Venedig zu beſuchen und mehrere Tage dort zu verweilen. In noch höherem Maaße als vormals bei dem Verweilen in Amſterdam erwachte hier bei dem Anblick des regen, levantiniſchen Handelsverkehres in Tavernier die Luſt zum Reiſen nach Aſien: nach dem Welttheile, mit dem ſich ſchon im Kindesalter ſeine Phantaſie am öfteſten und liebſten beſchäftigt hatte. Es ſollte indeß noch durch manchen Umweg gehen, bis dahin wo der langgehegte Wunſch zur Erfüllung, der Plan zur Reiſe kam.

Statt einer Fähndrichsſtelle, die man in Mantua ihm anbot, wählte ſich unſer junger Abentheurer den Dienſt bei dem herzoglichen Leibregiment der Cuiraſſire, das unter dem Commando des Grafen von Guiche, nachmaligen Marſchal von Ormont ſtund. Ein kaiſerliches Heer hielt, bei dem eben wieder ausgebrochnen Kriege die Stadt umlagert; es kam nur ſelten zu einem bedeutenden Gefecht. Dennoch fand Tavernier Gelegenheit zu zeigen, daß er die Waffen nicht umſonſt trage. Er hatte, obwohl mit Mühe, von dem ihm wohlgewogenen Prinzen, der ihn ſolcher Gefahr nicht ausſetzen wollte, die Erlaubniß erlangt, an einer nächtlichen Affaire Theil zu nehmen, bei welcher die Tiefe und Breite eines Grabens erforſcht werden ſollte, den der Feind vor dem Damm einer von ihm beſetzten Schanze angelegt hatte.

Achtzehn Mann waren zu dem Unternehmen beordert, von denen nur vier lebend zurückkehrten, unter dieſen Tavernier, der ſeine Rettung der glücklichen Wahl des Cuiraſſes verdankte, die er aus den Vorräthen des Zeughauſes mit ſichrem Blick getroffen hatte. Zwei Kugeln waren an die ſcheinbar leichte und doch ſehr feſte Rüſtung angeſchlagen, die eine in der Mitte der linken Bruſt, die andre etwas mehr nach unten; ſie hatten beide ſtarke Eintiefungen in den Panzer gemacht, ohne ihn ſo, wie ſie bei mancher ſchwereren und ſcheinbar ſtärkeren Rüſtung gethan hatten, zu durchdringen. Als Tavernier, nicht ohne ein Gefühl des heftigen Schmerzes, den die Erſchütterung der Bruſt durch das Anprallen der Kugel verurſacht hatte, dem Grafen Guiche Bericht über den Verlauf des Unternehmens erſtattete, betrachtete dieſer mit Aufmerkſamkeit den ſo wohl bewahrten Cuiraß, ließ ſich denſelben geben, ihn ausputzen und konnte ſich nicht mehr zu einer Zurückgabe an ſeinen Beſitzer entſchließen.

Unſer Reiſender war diesmal nicht ohne einige Vorſicht in die neuen Dienſtverhältniſſe getreten; er hatte ſich bei dem Prinzen es ausbedungen, daß er, ohne deſſen Ungnade befürchten zu müſſen, nach einiger Zeit, und ſobald es ihm gefiele, ſeine Entlaſſung nehmen dürfe. Des Stilleſitzens zwiſchen den Mauern von Mantua war er längſt überdrüßig geworden; er nahm ſeinen Abſchied aus dem herzoglichen Dienſt, erhielt durch den Prinzen die ehrenvollſten Zeugniſſe und zu ſeiner Begleitung 6 Reiter, die ihm, wegen der damaligen Unſicherheit der Straſſen, bis zur Ueberfahrt nach Venedig zur Seite blieben. Für diesmal ward ihm Venedig nicht nur ein Ort, welcher das Verlangen zum Weiterreiſen nur erweckte, ſondern welcher auch die Gelegenheit gab dieſes Verlangen zu befriedigen. Denn ſchon lag hier ein Schiff bereit, das in wenig Tagen den reiſeluſtigen jungen Mann nach Loretto führte, von wo derſelbe zu Land nach Rom und Neapel, dann, wieder über Rom zurück nach Florenz, Piſa, Livorno und Genua, von hier aber zu Schiff nach Marſeille ſeinen Weg nahm, um endlich wieder einmal das heimathliche Frankreich und das elterliche Haus in Paris zu beſuchen. Er kam dahin nicht, wie vielleicht Manche, die ſeine erſten jugendlichen Streiche vernahmen, erwartet hatten, als ein in Lumpen gehüllter Landſtreicher, ſondern als ein vornehmer Herr, welcher die Gunſt und Ehre der Fürſtenhöfe genoſſen hatte und durch den Empfang des Degens wie des Roſſes aus königlicher Hand, zu den Gränzen des Adelſtandes erhoben war.

Aber in dem jungen Nobile oder Gentleman, in dem Hofjunker von feiner äußrer Zucht und Sitte ſteckte noch immer der Abentheurer verborgen, der unter tauſend andren Umſtänden und bei weniger edler Richtung des Geiſtes wie des Gemüthes zum Vagabunden hätte ausarten können, welcher ſtatt zu Pferde, am Bettelſtabe einherzieht. Polen hatte er noch nicht geſehen und Polen, ſo ſchien es ihm, mußte er jetzt ſehen; darum verabſchiedete er ſich bald wieder aus dem einfach geordneten, ſtillen elterlichen Hauſe, und da es für Leute ſeiner Art keinen Umweg giebt, wendete er ſich zuerſt, um dieſes Gebirgsland genauer zu beſchauen, nach der Schweiz, beſahe ſich alle Cantone derſelben, fuhr dann von Baſel, den Rhein hinab nach Straßburg, zog durch Schwaben über Ulm und Augsburg nach München, wo der für jene Zeit koſtbare Pallaſt der Herzöge von Bayern, den Wilhelm der fünfte begründet, Maximilian aber, mitten unter den Stürmen des Krieges ausgebaut hatte, die Aufmerkſamkeit der Fremden an ſich zog, kam dann abermals über Nürnberg nach Prag, von hier aber durch

Schleſien nach Krakau, dem mächtig großen, aus drei vereinten Städten entſtandenen Wohnſitz der alten Könige von Polen. Prächtiger freilich als dieſe alte, erſchien ihm die neue Reſidenzſtadt des Landes: Warſchau, wo damals König Sigismund ſeinen ſtattlichen Hof hielt.

Jener Beutel voller ungariſcher Ducaten, den der freigebige Vizekönig beim Abſchied ihm in die Hand gereicht ſammt der anderen Baarſchaft, welche der Dienſt bei dem Prinzen von Mantua ihm eingetragen hatte, mochten jetzt wohl, wie der Winterſchnee in der Mitte des März klein zuſammengeſchmolzen ſeyn, da reichte unſerm jungen, von Gemüth mehr als nach elterlicher Abſtammung edelgebornen Abentheurer das Glück (wie man zu ſagen pflegt) abermals ſeine hülfreiche Hand. In Schleſien, wo er mit mehreren ihm wohlbekannten Officieren des k. kaiſerlichen Heeres zuſammengetroffen, bei Glogau, begegnet er dem Oberſt Buttler, einem geborenen Schotten, der ein Regiment zu Pferd führte; demſelben, der nachmals auf kaiſerlichen Befehl dem Leben des Friedländer Herzogs ein Ende machte. Dieſer, wie ſeine Gemahlin kamen dem Tavernier durch ſo mannigfache Freundſchaftsbezeugungen entgegen, daß er dem Anerbieten nicht widerſtehen konnte, die ungebundne Freiheit ſeiner bisherigen Stellung wieder aufzugeben, und in ihre Dienſte zu treten. Er folgte dem Heereszuge gegen Stettin; noch ehe jedoch das Buttlerſche Regiment dieſe Stadt erreicht hatte, kam die Nachricht, daß der König von Schweden im ſiegreichen Laufe ſeiner Waffen die kaiſerliche Macht zurückgedrängt und ihr die Gegenden der Oſtſeeküſte abgewonnen habe. Das zurück ziehende Heer warf ſich auf Frankfurt an der Oder und ſeine Umgegend; hier erfuhr Tavernier, daß in Kurzem der Kaiſer, mit ſeinem Sohne, Ferdinand III nach Regensburg kommen werde, um dieſen daſelbſt zum römiſchen Könige krönen zu laſſen.

Eine ſolche Gelegenheit etwas Neues zu ſehen, konnte unſer ſchauluſtiger Reiſender, der als Page ſchon bei Ferdinands Krönung zum König von Ungarn und Böhmen geweſen, unmöglich vorbeigehen laſſen; er erbat ſich und erhielt von ſeinem Dienſtherrn Urlaub zur Reiſe und ſahe ſich in Regensburg an den Ceremonien der Krönung wie an den Feſtlichkeiten des in alter Weiſe abgehaltenen Turnieres nach Belieben ſatt. Die Freigebigkeit des Oberſt Buttler und ſeiner Gemahlin hatte ihn zu dieſer Reiſe wohl verſorgt, doch trieb ihn keine weitere Verpflichtung zur Rückkehr in ſeine vorigen Dienſte an; die Freude am Sehen des Neuen hatte in ihm die Luſt, noch andres, ferner liegendes Neues zu ſehen, nur noch heftiger entzündet; er ſchaute mit Falkenaugen umher, ob ſich für ihn kein Ausweg zeige, endlich einmal hinaus zukommen aus dem Gebiet der alten, ehrenwerthen Europa, in das weite Reich ſeiner Träume: nach Aſien. Und dieſe Gelegenheit fand ſich durch den eben damals in Geſchäften des franzöſiſchen Hofes zu Regensburg anweſenden Pater Joſeph, einen alten Freund und Bekannten des Taverniérſchen Hauſes. Dieſer trug unſerm Reiſenden die Stelle eines Begleiters bei dem Abbe Chapes, dem Bruder des Marſchals von Aumont und bei dem Baron von St. Libau an, welche beide geſonnen waren nach einem kurzen Beſuch am ſächſiſchen Hofe zu Dresden, nach Conſtantinopel ſowie von da nach dem gelobten Lande zu reiſen, und Tavernier ergriff den Antrag mit Freuden.

Wir übergehen die Beſchreibungen, welche derſelbe in jugendlich lebhafter Erinnerung von der durch ihre Silberminen reichen, durch die prachtvollen Grabſtätten der Churfürſten damals berühmte Stadt Freiberg, ſo wie von dem merkwürdigen Schloß Auguſtusburg giebt, und von der allbekannten, ſchönen Reſidenzſtadt Dresden. An den damaligen deutſchen Höfen herrſchten zum Theil noch Sitten, deren Abſtellung man, bei aller Anhänglichkeit an dem etwa löblichen Alten, nicht zu beklagen hat. Die beiden vorhin genannten Herren: der Abbé Chapes und Baron von Libau, wurden von dem Churfürſten zur Tafel geladen; ein Credenztiſch war da im Saale zu ſehen, mit Trinkbechern von verſchiedener Größe, die aus den buntfarbigſten Geſteinen des Landes gefertigt und koſtbar verziert waren. Jeder der Gäſte durfte ſeinen Becher ſich wählen, war aber verbunden denſelben, nachdem er bei Tafel von Wein gefüllt worden, wenigſtens einmal auszutrinken. Der Abbé, der ſich einen der kleinſten und beſcheidenſten gewählt hatte, erſchrak nicht wenig, als ſich ſein Becher, da er ihn auf den Tiſch ſetzte, zu einer zwar ſchönen, dabei aber ſo unmäßig großen Tulpenform ausdehnte, daß der des Trinkens ungewohnte Mann den hineingeſchenkten Wein in vielen Tagen nicht hätte zu ſich nehmen können. Doch blieb es für diesmal bei dem bloßen Schrecken; der Churfürſt, nachdem er ſich an der Verlegenheit ſeines fremden Gaſtes ein wenig beluſtigt hatte, verſtattete es demſelben von der Hofſitte des Austrinkens eine Ausnahme zu machen.

Welcher Vortheil das für ſie ſey, daß ein Mann wie Tavernier ſie begleitete; das lernten die beiden vornehmen Reiſenden aus Frankreich gar bald und bei ſehr mannigfachen Gelegenheiten erkennen. Er, ſeiner Geburt und bisherigen Bildung nach ein halber Franzos und halber Deutſcher war mit der Sprache und den Sitten beider Nationen wohl vertraut; im Umgang mit ſeinen Herrn ein Pariſer, trat er nach außen, im Geſchäftsverkehr der Reiſe als landeskundiger Deutſcher oder Ungar auf, der ſich mit bewundernswürdiger

Gewißheit in alle Lagen fand, auch durch die verwickeltſten, bald durch muthiges Begegnen und kräftiges Auftreten, bald auch durch kluge Nachgiebigkeit und Liſt ſich und ſeinen Begleitern hindurch zu helfen wußte; dabei immer heiter und zur Aufheiterung auch Andrer geſchickt. In Prag, das er jetzt ſchon zum dritten Male beſuchte, wie in Wien und Preßburg, wo er ſich wie zu Hauſe fand, machte er den Führer durch den Kreis aller Sehenswürdigkeiten; des Empfehlungsſchreibens, das er für die beiden Herren beim Gouverneur von Wien an den Vizekönig von Ungarn auswirkte, hätte es kaum bedurft, denn bei dieſem Herrn ſtund der geweſene Page und Lieblingsdiener noch in ſo gutem Andenken, daß derſelbe, als Tavernier von Sigeth aus voraneilend ihn begrüßte, und das Empfehlungsſchreiben des Gouverneurs mit der mündlichen Bitte um gnädige Aufnahme und Weiterförderung der beiden Herren unterſtützte, alsbald Befehl gab, daß am andren Morgen 300 Reiter und 2 Caroſſen nach Sigeth abgehen und die empfohlenen Gäſte nach ſeiner Reſidenzſtadt führen ſollten.

Die Reſidenzſtadt des Palatinus von Ungarn war damals Raab, denn die Gränzen des Landes waren durch die Eroberungen der Türken ſo ſehr verengert worden, daß ſchon nahe jenſeit Comorn das Reich des Großſultans begann und in Ofen ein türkiſcher Paſcha ſeinen Sitz hatte. Dieſe Nachbarſchaft der Osmanen brachte für Fremde wie für Einheimiſche mannigfache Unbequemlichkeiten; namentlich war der Weg zu Lande, von Raab nach Ofen, wegen des an beiden Gränzen herumſtreifenden Raubgeſindels höchſt unſicher und nicht ohne große Gefahr zu paſſiren. Sonſt war es damals in Ungarn ſehr gut und leicht reiſen, denn es herrſchte da noch der alte, gaſtfreundſchaftliche Gebrauch, daß, wenn ein Fremder, was freilich nicht ſehr oft geſchahe, an einen Ort kam, irgend ein Bürger ihn in ſein Haus aufnahm, ihn aufs Trefflichſte bewirthete, und jede Bezahlung dafür von ſich wies, weil ihm, falls er dies begehrte, am Ende des Jahres ſeine etwaigen Auslagen durch den Vorſtand des Ortes aus der Gemeindekaſſe vergütet wurden. Auch waren zu jener Zeit in dem von der Natur ſo reich begabten Ungarlande alle Bedürfniſſe des Lebens ſehr leichten Kaufes zu befriedigen.

Von jener, ſelbſt bei dem gemeinen Volke des Landes üblichen Freundlichkeit gegen Fremde gab denn vor allem, in hochgeſteigertem Maaße, der Vicekönig ſeinen Gäſten, während ihres achttägigen Aufenthaltes in Raab die beſten Beweiſe. Man zog dieſe von einer Feſtlichkeit, von einer Vergnügung zur andren: man würde ſie gern den Winter hindurch, den der fallende Schnee ſchon ankündigte, an dem glänzenden Fürſtenhofe zurückbehalten haben, wenn ſie nicht ſelber die Weiterreiſe betrieben hätten.

Dem Paſcha von Ofen waren die beiden Herren als Freunde des franzöſiſchen Geſandten bei der hohen Pforte aufs Angelegentlichſte durch den Vicekönig empfohlen worden und dieſe Empfehlung erleichterte ihnen ihren Eintritt in das unheimiſche Gebiet der türkiſchen Herrſchaft nicht wenig, indem der Paſcha, obgleich ſein Unwohlſeyn mehrere Tage ihn verhinderte, den Fremden Audienz zu geben, ſie mit allem Nöthigen reichlich verſahe, auch bei ihrer Weiterreiſe ihnen eine Anzahl ſeiner Bewaffneten mitgab, damit dieſe auf der ganzen Reiſe nach Belgrad für die Sicherheit wie für gute Aufnahme der Fremden Sorge tragen möchten.

Freilich ſtund dann mit dieſer Höflichkeit des Paſchas von Ofen das Benehmen des türkiſchen Befehlshabers in Belgrad in einem deſto auffallenderen Widerſpruche. Dieſer, anſtatt die Fremden gleich Gäſten zu behandeln, betrug ſich gegen dieſelben wie gegen Kriegsgefangene; er begehrte, ehe er ſie weiter laſſen wollte, für jeden Mann der Geſellſchaft (mit dem Gefolge waren es ihrer vierzehn) 200 Ducaten als Abfindungsſumme und obgleich einige damals in Belgrad verweilende Kaufleute aus Raguſa der Unterhandlung eifrig ſich annahmen, gelang es ihnen dennoch nach einer fünfzehntägigen Bemühung den Commandanten nur ſo weit herabzuſtimmen, daß er von jeder Perſon der Geſellſchaft fünfzig Ducaten verlangte. Da machte ſich Tavernier in Begleitung des Dolmetſchers zu dem unbeſcheidenen Manne auf den Weg. Er verſuchte es zuerſt in Gutem mit ihm einen billigeren Vergleich abzuſchließen und als dieſes nicht helfen wollte, drohete er, daß man alsbald einen Courier nach Konſtantinopel ſenden werde, um ſich dort über das ungerechte Benehmen gegen zwei Herren von Adel, Verwandte des königlichen Geſandten von Frankreich, zu beklagen. Eine ſolche kraftige Sprache fand den gewünſchten Eingang. Der Commandant ließ jetzt gern mit ſich handeln, er erklärte, daß er mit fünfzig Ducaten für die ganze Geſellſchaft vorlieb nehmen wolle; man ſendete ihm das Verlangte ſogleich und erhielt von ihm die nothige Vergünſtigung zur Weiterreiſe.

Die Zeit des Aufenthaltes in Belgrad fiel in die Weihnachtsfeiertage; die freundlichen Kaufleute aus Raguſa boten alles auf um ihren Gäſten die Feſtzeit ſo angenehm als möglich zu machen. Aber die Landreiſe in ſolcher Jahreszeit, zum Theil über ſchneebedeckte Gebirge und auf ſehr ſchlechten Wegen iſt für Reiſende, welche an alle Bequemlichkeiten des gebildeteren Europas gewohnt ſind, keine leichte Aufgabe, man behalf ſich indeß mit den in Belgrad gemietheten Reitpferden und Wagen ſo gut als möglich, entkam durch den kriegeriſchen Anſchein, welchen der Reiſegeſellſchaft ihre

Flinten und Piſtolen gaben, ſowie durch ein kleines Geſchenk den räuberiſchen Abſichten einer ſtreifenden Tartarenſchaar und erreichte endlich nach 28 mühevollen Tagereiſen von Belgrad aus, Konſtantinopel.

2) Taverniers erſter Aufenthalt in Konſtantinopel.

Hier in der reizenden Herrſcherſtadt eines damals in Aſien wie in Europa noch mächtig gebietenden Reiches wollte der reiſeluſtige Tavernier noch nicht, in ſeinem Laufe nach Oſten, ſich Einhalt thun laſſen. Sein Sinn ſtund ihm weiter; er wollte nicht nach Europa zurückkehren, bevor er Perſien und noch einige andre Reiche des ferneren Aſiens geſehen. Als deshalb ſeine Reiſegefährten in ſicherem Geleite beim Beginn des Frühlings Konſtantinopel verließen, um ihre Reiſe, deren Ziel Jeruſalem war, fortzuſetzen, blieb er allein zurück, um eine Karawane abzuwarten, in deren Geleite er nach Ispahan gehen wollte.

Es war ihm damals noch nicht bekannt, daß eine ſolche Gelegenheit nur ſelten in Konſtantinopel, deſto öfter aber in Bruſſa zu treffen ſey, auch wußte er nicht, daß außer den großen Karawanen zuweilen kleinere Geſellſchaften den Weg von Konſtantinopel nach Ispahan in aller Sicherheit zurücklegen und daß er an eine ſolche ſich leicht hätte anſchließen können; deshalb brachte er, von einem Monat auf den andren vertröſtet, faſt ein Jahr lang in Konſtantinopel bis zu ſeiner Weiterreiſe hin. Es war dies eine Lehrzeit noch von andrer, für unſren Reiſenden zum Zweck ſeines Weiterkommens in den Morgenlanden wichtigeren Art, als jene, die er als Page und als Begleiter mehrerer vornehmen Herren zugebracht hatte. Von ſeiner erſten Bekanntſchaft mit Edelſteinen und mit ihrem Werthe haben wir vorhin geſprochen. Hier, an der Pforte des Morgenlandes, wo er mit den Sitten der dort wohnenden Völker eine genauere Bekanntſchaft ſchloß, mußte ihm namentlich die Bedeutung der Edelſteine ſo wie der goldnen Geſchmeide für den Handelsverkehr mit den Orientalen ſehr augenfällig werden. Noch jetzt werden nirgends bei uns in Europa die Edelſteine, Perlen und andre werthvolle Schmuckſachen ſo allgemein zum Kaufe geſucht und ausgeboten, als in den Morgenländern. Der Orientale ziert ſelbſt das bernſteinerne Mundſtück ſeiner Tabakspfeife mit eingefügten Edelſteinen, das Rohr derſelben mit Perlenſchnüren; der Kopfſchmuck der Fürſten, ſtatt der goldnen Krone, iſt ein Turban, der mit den auserleſenſten Kleinodien pranget; ſelbſt an den Wänden der Harems der vornehmen Orientalen pflegte man, wenigſtens vormals blumenartige Zierrathen zu ſehen, welche aus kleinen, in die Uebertünchung eingefügten Demanten beſtunden; an die Teppiche, an die Griffe der Säbel und Dolche, ſelbſt an die Pferdedecken ſind ſolche Koſtbarkeiten verſchwendet.

Den meiſten Verbrauch an Edelſteinen, Perlen und Goldgeſchmeide veranlaſſen jedoch die Frauen, deren einziger Reichthum nach dem Tode des Mannes, wenn ſie nicht die Mütter der Erben deſſelben waren, meiſt nur in ſolchen Dingen beſteht, die der Gemahl in der Frühlingszeit ſeiner Zuneigung ihnen ſchenkte, oder die ſie als Mitgabe aus dem elterlichen Haus in das ſeinige brachten. Wenn die Frauen aus dem wohlhabenderen Mittelſtand in ihren Harems ſich beſuchen oder in den gemeinſamen Badehäuſern zu ihrer Unterhaltung zuſammen kommen, da ſucht jede der anderen in der Pracht der koſtbaren Schmuckſachen es gleich zu thun, ja eine die andre darin zu überbieten. Darum fand Tavernier bei ſeinem Aufenthalt in Konſtantinopel den

Stand der Goldſchmiede und Juweliere, zu welchem eine große Anzahl der dort lebenden Franken gehörte, eben ſo hochgeachtet als wohlhabend und es leuchtete ihm ein, daß ein Handelsgeſchäft dieſer Art am beſten geeignet ſey, um ſich zu einer großen Reiſe durch die aſiatiſchen Reiche die Mittel zu verſchaffen und den Weg ſelbſt zu den Fürſtenhöfen zu bahnen. Er brachte deshalb einen großen Theil ſeiner Zeit in den Läden der Landsleute, vom Stand der Juweliere und Goldſchmiede zu und ſchloß auch mit den Armeniern, welche das gleiche Geſchäft betrieben, eine Bekanntſchaft, welche zu mehreren lehrreichen Mittheilungen über dieſes betriebſame, geſchäftstüchtige Volk in ſeinem Reiſewerke den Grund gelegt hat.

Außer den eben erwähnten Handelsgeſchäften und Gewerben erſchien damals noch ein andres für einen Reiſenden in das Morgenland ſehr vortheilhaft: dies war das Fertigen und der Verkauf von Taſchenuhren. Tavernier hatte ſich ſchon früher bei manchen Gelegenheiten die Langeweile ſeines Pagenlebens durch das Zerlegen und wieder Zuſammenſetzen ſolcher Uhren vertrieben; hier in Konſtantinopel traf er mit einem Manne zuſammen, welcher als Uhrmacher eben ſo geſchickt, denn als Menſch und als treu, an dem Bekenntniß ſeines Glaubens feſthaltender Chriſt ehrenwerth war: mit dem durch ſeine ſpäteren Schickſale ſehr bekannt gewordenen Rudolph Statler aus Zürch. Dieſer war, ohngefähr in derſelben Zeit, in welcher Tavernier dorthin kam, mit dem kaiſerlichen Reſidenten Schmied, in deſſen Dienſten er ſtund, nach Konſtantinopel gekommen, hatte Luſt ſich weiter im Morgenland umzuſehen und begleitete deshalb den Tavernier nach Iſpahan. Hier, am Hofe des Schach Sefi ſchien Rudolph auf dem Wege, ein großes äußeres Glück zu machen und zu einem bedeutenden

Vermögen zu gelangen, denn er genoß die Gunſt des Schachs in hohem Maaße und wurde, im Vergleich mit dem was in Europa ein ſolches Gewerbe eintragt, überreich für ſeine Arbeiten bezahlt. Aber der Rachſucht eines Miniſters, den Rudolph durch ſeine Derbheit ſehr beleidigt hatte, gelang es zuletzt, dem hochbegünſtigten Manne ein blutiges Ende zu bereiten. Rudolph hatte ſich in, freilich nach menſchlichem Urtheil, gerechtem Zorn und durch Uebereilung zu einer Mordthat an einem Perſer hinreißen laſſen, der ſchon zum zweiten Male als Ehrenräuber bei Nacht in ſein Haus eingedrungen war. Der Schach wollte ihm die That verzeihen, der Miniſter jedoch wußte dies zu verhindern, indem er unter andrem ſeinem Herrn vorſpiegelte, daß man den geſchickten Mann, wenn man ihn in Todesgefahr führe, leicht zum Islam herüberbringen und dann für immer im Lande behalten könne. Man übergab dann den Fremdling der Blutrache der Verwandten des von ihm getödteten Mannes. Die Vollziehung dieſer Blutrache: die Hinrichtung mit dem Schwert durch die Hand des nächſten Verwandten, wurde ſo lang als möglich hinausgeſchoben und der Schach in eigner Perſon verſuchte durch freundliches Zureden, ſo wie durch ganz überaus hohe Verſprechungen an Geld und andren äußern Vortheilen den Rudolph zu bereden, daß er Mohamedaner werde; man gab ihm ſogar zu verſtehen, daß er nur zum Schein und auf kurze Zeit ſeinen Glauben zu verlaugnen brauche; er aber blieb ſtandhaft und ſtarb als treuer Zeuge für die Wahrheit und mit freudigem Muthe im October 1637 unter den Schwertſtreichen des Bluträchers.

Die Bekanntſchaft und der nachmalige vertraute Umgang mit dieſem edlen Uhrmacher ſcheint unſern Reiſenden auch mit dem Geſchäft und Gewerbe deſſelben genauer bekannt gemacht zu haben, denn von andern ſpäter mehrmalen ſeines Handels mit Taſchenuhren erwähnt.

Außer dieſen unmittelbaren Vortheilen für die Befriedigung ſeiner Reiſeluſt, welche Tavernier aus ſeinem langen Aufenthalt in Konſtantinopel zog, brachte ihm dieſes Verweilen in der mächtigen osmaniſchen Hauptſtadt noch einen andren, für die ſpäteren Leſer ſeiner Reiſebeſchreibung ſehr ſchätzenswerthen Gewinn: dies war jene, namentlich für die damalige Zeit tiefer eindringende Einſicht in die Staatsverhältniſſe der orientaliſchen Reiche, zu welcher er dort durch ſeine mannichfachen Bekanntſchaften mit wohlunterrichteten Männern aus verſchiedenen Nationen, den Grund legte. Namentlich verſchaffte ihm die Bekanntſchaft mit dem k. k. öſterreichiſchen Internuntius Schmied eine Gelegenheit, den türkiſchen Hofſtaat recht mit eignen Augen zu betrachten; er ſchloß ſich bei der Audienz, ſowie bei andrer Gelegenheit der Begleitung des Geſandten an und erhielt auf dieſe Weiſe den Zutritt ſelbſt zu den innerſten, prachtvollſten Räumen des Serails, wohin damals nicht ſo leicht das Auge eines fremden Reiſebeſchreibers zu dringen vermochte. Das was Tavernier hiervon in ſeiner Reiſebeſchreibung mit großer Ausführlichkeit berichtet, war allerdings für die jenesmalige Zeit etwas durchaus Neues; für die unſrige hat es längſt den Reiz der Neuheit, ſo wie alles höhere Intereſſe verloren. Dennoch liegt auch wieder auf der andren Seite gerade darin eine Bürgſchaft für die Wahrheit und Treue, mit welcher unſer Reiſebeſchreiber den Charakter des türkiſchen Volkes auffaßte, daß ſeine Schilderung noch vollkommen auf den jetzigen Zuſtand jenes, wie aus unbiegſamem, feſten Stoffe gebildeten Volkes paßt.

3) Turkiſche Zuſtände und Charakterzüge.

Die Türken ſind in ihren Sitten und Einrichtungen, im Vergleich mit uns ein Volk der Beharrlichkeit. Bis ins Kleinſte fühlen ſie dieſes ſelber und ſprechen es, bei Betrachtung unſrer Sitten öfters auf eine ſehr komiſche und in gewiſſer Hinſicht treffende Weiſe aus. So erinnerte ſich Tavernier, daß er einſt, als er mit einigen ſeiner Landsleute, die zum Gefolge der franzöſiſchen Geſandtſchaft gehörten, von der Vorſtadt Galata nach Konſtantinopel auf dem Wege war, zwei Türken angetroffen habe, welche in kraftigem Handgemenge mit einander begriffen waren. Es kamen Leute herbei, welche die beiden zornmüthigen Männer aus einander brachten. Aber ſtatt der Fäuſte brauchte jetzt der eine derſelben, der von lebhafterer und beredterer Natur zu ſeyn ſchien, die Zunge gegen ſeinen Kampfgenoſſen, indem er dieſen mit einer ganzen Fluth von Schimpfwörtern überſchüttete. Der andre, ein rechter wahrer Türk, hörte ihn ruhig an und als jener endlich ſchwieg, ſagte er ganz kaltblütig: und ich, in Erwiedrung all deiner Verwünſchungen begehre nichts Anders, als daß deine Seele eben ſo wenig Ruhe haben möge dort in jener Ewigkeit als der Hut auf dem Kopf eines Franken, hier in dieſer Zeitlichkeit. Die Franzoſen mußten herzlich über dieſen Witz des Turban tragenden Turken lachen; ſie hatten allerdings vor ſeinen Augen ihren Hut, indem ſie andre vorübergehende Landsleute grüßten, öfters abgenommen und wieder aufgeſetzt.

Damals als Tavernier zum erſten Mal in Konſtantinopel war, ſaß Murad IV auf dem Throne der osmaniſchen Herrſcher, auf den ihn als 12jährigen Knaben die übermüthige Gewalt der Soldaten (im J. 1623) erhoben hatte, nachdem dieſe in 5 vorhergehenden Jahren drei Großſultane von Throne geſtürzt und bei zweien von dieſen die gewaltſame Ermordung bewirkt hatten. Die Bekanntſchaft jedoch mit dem Volke der Türken und mit den Verhältniſſen ihres Fürſtenhauſes gründete ſich nicht nur auf die Erfahrungen, welche unſer Reiſender bei ſeinem erſten Aufenthalte in der Türkei machte, ſondern da derſelbe vierzig ganze Jahre lang mit den Morgenländern in Verkehr blieb und mit wenig Unterbrechung dort ſich herumtrieb, ſahe er nicht nur das furchtbar blutige Regiment des Tyrannen Murad IV (im Jahr 1640) zu Ende gehen, ſondern erlebte das gewaltſame Ende des kraftloſen Weichlinges Ibrahim I (1648) ſo wie noch einen großen Theil der Regierungszeiten von Ibrahims Sohne, Mohamed IV, den die Rotten der Gewalthaber ſchon in ſeinem 7. Jahr auf den Thron erheben.

Mitten unter den inneren Zerrüttungen und neben der tiefen Verſunkenheit der Herrſcher hatte ſich bei dem Volk der Osmanen und bei einem Theil ſeiner Staatsmänner, wenn dieſe nicht durch die Gunſt des Serails zu ihrer Stellung gelangt waren, ſondern wenn zuweilen ein Würdiger dieſe einnahm, ein Selbſtgefühl der noch ungebrochenen hohen Kraft erhalten, eine hohe Meinung von der Macht des Großſultans, wodurch dieſer über alle andre Fürſtenthrone erhaben ſey, welche ſelbſt noch in unſren Tagen die Türken nicht verlaſſen hat. Als man dem alten Köprili Mohamed Paſcha, der unter Mohamed IV einige Jahre lang Großweſſir war, nach der Einnahme von Großwardein die Gefahr vorſtellte, welche für das türkiſche Reich durch einen Verein aller chriſtlichen Streitkräfte zu Lande und zur See entſtehen konnte, antwortete derſelbe: „ſein Herr, der Löwe, (als König der Thiere) fürchte weder Feuer noch Waſſer, die Chriſten möchten immerhin ſich zu einem Angriff auf ſein Reich vereinen, wenn ſie die Macht deſſelben wollten kennen lernen.“ Und wenn auch in unſren Tagen nicht ſo leicht ein Großweſir einem chriſtlichen Geſandten auf ähnliche Weiſe antworten möchte, ſo thäte dieſes dennoch faſt jeder in der Selbſttäuſchung über die Macht ſeiner Herrſcher ſteif und feſt beharrende gemeine Türke.

Bei dieſer Gelegenheit gedenken wir der mündlichen Mittheilung eines Freundes, des edlen Schweden Fielſtadt, aus der man erſehen kann, welche Meinung die gemeinen Türken noch jetzt von der Macht ihres Padiſchah oder Großſultans haben. Dieſer Reiſende fand ſich eines Tages in einer Provinzialſtadt des Landes in Geſellſchaft mehrerer Türken von wohlhabendem Mittelſtande. Einer von dieſen ſprach die alte, mährchenhafte Volksmeinung aus, daß eigentlich der Großſultan alle Regenten, auch der Chriſtenheit, in ihr Reich einſetze, oder doch, durch ſeine Zuſtimmung darinnen beſtätige, was dadurch geſchehe, daß er ihnen einen goldnen Thron zuſende. Fielſtadt konnte ſich über dieſe Behauptung des Lachens nicht enthalten. Da nahm ein alter Türke das Wort. „Warum lachſt du?“ fragte er den Reiſenden. „Glaubſt du vielleicht unſern Worten nicht? Ich will dir ſogleich einen Beweis geben von ihrer Wahrheit. Sage du mir, haben die Amerikaner einen König?“ — Der Fremde antwortete mit „Nein“. „Und weißt du auch,“ ſo ſprach der Alte weiter, „den Grund davon?“ — „Und welcher wäre das?“ fragte der Reiſende. „Das will ich dir kurz ſagen,“ fuhr der Türke fort. „Die Amerikaner wollten auch gerne, wie alle andre Völker der Erde einen König haben, und ſie wendeten ſich deshalb an den Padiſchah, damit dieſer ihnen den goldnen Thron ſende. Der Padiſchah aber, unzufrieden mit jenem Volke, ſendete ihnen keinen Thron und darum konnte Amerika bis zu dieſer Stunde noch keinen König haben.“ — Der ſchlagenden Gewalt, nicht ſowohl dieſes türkiſchen Grundes als der türkiſchen Fauſte klüglich ausweichend, ſchwieg der Fremde, und das Geſpräch, bei dem Ruhe gebietenden Verkehr mit der Tabakspfeife, wurde abgebrochen.

Bei all ſeiner groben Unwiſſenheit fehlt es ſelbſt dem gemeinen Türken nicht an geſundem Verſtand und an gutem Mutterwitz, davon Tavernier ſo wie andre Reiſende uns vielfältige Proben mittheilen. Vor allem jedoch entwickelt ſich dieſe Anlage bei ſolchen Türken, welche ſich durch den genoſſenen Unterricht und durch Erfahrung für das Amt der öffentlichen Richter ausgebildet haben. Wem ſollten nicht eine Menge ſolcher kleinen Erzählungen bekannt ſeyn, welche von ſinnreichen Richterſprüchen und glücklich entſchiedenen Rechtshändeln bei den Orientalen überhaupt, namentlich aber auch bei den Türken handeln? Zu einem Kadi in einer bulgariſchen Stadt, der als ein kluger Richter bekannt war, kam einſt ein Bauer, um ſich darüber zu beklagen, daß man ihm in der vergangenen Nacht alle ſeine Bienenſtöcke geſtohlen habe. „Komm morgen,“ ſagte der Kadi, „zur Stunde des Gerichts wieder und bringe alle Bauern deines Dorfes mit dir.“ Der Bauer gehorcht; am andern Tage, zur beſtimmten Stunde, füllt ſich der Gerichtsſaal mit dem Volk des Landes. Der Kadi überſchaut die Männer alle mit forſchendem Blicke, dann, wie im heftigen Zorn, vor welchem Alle erzittern, fährt er den Kläger an: „du plumper Geſell,“ ſchreit er, „wie konnteſt du ſo viele unbeſcholtne Leute vor das Gericht bringen; biſt du denn blind, daß du nicht ſiehſt, wie deinem Diebe noch ſo viele Bienen an ſeinem Turban ſitzen?“ Augenblicklich greift einer der erſchrockenen Bauern an ſeinen Turban und wird ſogleich zum Geſtändniß gebracht, daß er der Dieb ſey.

Weniger als die eben angeführte und eine Menge ihr ähnlicher Erzählungen iſt vielleicht eine andre bekannt, die uns in einem türkiſchen Großweſir nicht nur den gewandten Richter, ſondern auch den tiefer blickenden Menſchenkenner finden läſſet. Der Fall, den man ſich noch jetzt im Morgenland erzählt, könnte ſich wohl zu den Zeiten Mohameds des vierten und ſeines in der Rechtskunde hocherfahrenen Großveziers **Achmed Köprili**, Mohamed Köprilis Söhne, mithin auch zu Taverniers Zeiten zugetragen haben, wiewohl dieſer ihn nicht anführt. Einſt kommt vor den Richterſtuhl des Großweſirs, laut jammernd, die Wittwe eines vermögenden Türken. „Schaffe mir Recht, o Herr,“ ſo ruft ſie, „mein einziges Kind, ein zwölfjähriges Mädchen, ging am geſtrigen Feiertage, geſchmückt mit ihren Edelſteinen und Perlen zur Moſchee, ſie iſt von dort nicht wiedergekehrt, vergebens habe ich die ganze Nacht hindurch und heute die ganze Stadt nach ihr durchforſchen laſſen.“ Der Großweſir erkundigt ſich bei der Frau nach allen näheren Umſtänden und entläßt ſie dann mit den Worten: „dein verlorenes Kind ſollſt du wieder haben, ob aber todt oder lebend, das weiß ich dir nicht zu ſagen.“ Der Großweſir, als dächte er kaum weiter an die Sache, wendet ſich zu andren Geſchäften. Zur Zeit aber des Abendgebetes ruft er etliche der bewaffneten Diener. „Geht mir alsbald“, ſo gebietet er, „zur Moſchee des Omar“ (es war dieſelbe, nach welcher geſtern das verloren gegangene Mädchen hingegangen war), „dort ergreift ihr den Imam und bringt ihn zu mir.“ Die Janitſcharen eilen, der Imam wird von ihnen, mitten in den Verrichtungen des Gebetes feſtgenommen und durch die lautmurrende Menge, welche nur die Furcht vor dem gewaltigen, ſtrengen Großweſir von einem Aufſtand zurückhält, hinausgeführt. Gleich vor

Schrecken und zitternd kommt der Gefangene zu dem Weſir. Dieſer nimmt ihn bei Seite, in eines der Nebenzimmer und hier freundlich ihm zuſprechend erſucht er ihn, ſeine Furcht fahren zu laſſen. „Es wird dir,“ ſo ſagt er, „für deine Perſon kein Leides geſchehen, du darfſt vielmehr auf eine gute Entſchädigung für den Schrecken rechnen, den man dir gemacht hat, wenn du pünktlich und genau das erfülleſt, was ich dir gebiete. Darum merke wohl auf. Du geheſt jetzt, ſobald der Abend dunkelt, durch einen abgelegeneren Umweg zu deiner Wohnung, hüteſt dich unterwegs mit irgend Jemand ins Geſpräch zu kommen und ihm Rede zu ſtehen. Morgen aber, zur ungewöhnlich frühen Stunde, öffneſt du die Thore der Moſchee und gehſt zu deinem Pulte. Achte genau darauf, wer der erſte iſt, der dann ſich zu dir nahet. Wenn etwa ein ſolcher dich fragt, was die Urſach zu deiner geſtrigen Abführung geweſen, da ſagſt du ihm bloß: „eure Unſauberkeit, ihr Männer des Stadtviertels, iſt es geweſen, die mir den Verweis des Weſirs zugezogen. Der Großſultan, nach ſeiner Weiſe, iſt verkleidet hier in unſrer Moſchee geweſen; er hat die beſchmutzten und zerriſſenen Bet-Teppiche und andre Zeichen eurer Unachtſamkeit geſehen und mich Unſchuldigen hat für euch der Verweis des Weſirs getroffen. Nach den Stunden des Frühgebetes kommſt du zu mir und berichteſt mir genau, was du geſehen und gehört haſt. Kein Andrer aber erfahre, was ich hier zu dir geſprochen.“ Der Imam befolgt genau den gegebenen Befehl. Am andern Morgen, bald nachdem der Tag graute, iſt er in der Moſchee. Da tritt mit leiſen Schritten ein Mann herein in das Gebäude, welcher nach allen Seiten ſich umſchauend, dem Imam ſich nahet. „Wie freut es mich,“ ſo ſpricht er zu dieſem, nachdem er höflich ihn begrüßt, „daß du wieder bei uns biſt.

Mir hat dein Hinwegführen durch die Janitſcharen des Großweſirs ſo viel Sorge und Kummer gemacht, daß ich in voriger Nacht deshalb nicht ſchlafen konnte. Ei ſag mir doch, was hat der ſtrenge Herr denn von dir unbeſcholtenem Manne gewollt, da er in ſo unerhörter Weiſe dich mitten im Gebet ſtören und wie einen Verbrecher hinwegführen ließ?" — „Eure Unſauberkeit," ſo erwiedert der Imam, „iſt es geweſen, die mir dies Alles zuzog. Der Großſultan war verkleidet hier in unſrer Moſchee, er hat die ſchmutzigen Lumpen eurer Bet-Teppiche geſehen und ich Unſchuldiger mußte deshalb den harten Verweis des Weſirs hinnehmen." — „Nun," ſo ſagte der Andre, indem er mit einem tiefen Seufzer ſeine Bruſt erleichterte, „Gott Lob, daß es weiter Nichts iſt als dieſes, ſolchem Uebelſtand kann leichtlich abgeholfen werden." Der Mann entfernt ſich, und der Imam, der ihn, als einen in der Nachbarſchaft Wohnenden ſehr gut kannte, geht nach den Stunden des Gebetes wieder zum Pallaſt des Grosweſirs. Dieſem, bei dem Verhor unter vier Augen, berichtet er Alles was er geſehen und gehört. Der Weſir, nachdem er noch einmal ihm ſtrenges Schweigen geboten, entläßt ihn. Doch der Imam konnte noch kaum zu ſeinem Hauſe zurückgekehrt ſeyn, da trat ſchon in das Haus des Mannes, der am frühen Morgen der erſte in der Moſchee geweſen war, eine ganze Schaar der bewaffneten Gerichtsdiener ein, die ihn wie einen Verbrecher in Ketten geſchloſſen zum Weſir führte. „Wo haſt du," donnerte dieſer ihm entgegen, „das Mädchen hingebracht, das du vorgeſtern beraubteſt?" Der Mörder, mehr von dem Zeugniß des eignen Gewiſſens, als wie er dies meinte, durch das Zeugniß andrer Menſchen überwieſen, geſteht die ganze That. Er hatte den Leichnam des beraubten und gemordeten Kindes im Dunkel der Nacht nach einem abgelegenen Ort des benachbarten Stadtviertels getragen und dort denſelben in das Loch eines ehemaligen, halbverſchütteten Brunnens geworfen. Er wird abgeführt zur Strafe; der Leichnam herbeigebracht, die unglückliche Mutter gerufen. „Hier,“ ſo ſpricht der Weſir, „habe ich dir, wie ichs verſprach, dein Kind wiedergefunden, leider jedoch kam deine Klage zu ſpät, ich konnte dir nicht mehr die Tochter ſelber, ſondern nur ihren Leichnam geben.“

Daß neben der Gerechtigkeitspflege, welche im wahren, guten Sinne des Wortes von mehreren der beſſeren Richter ſo wie der nur ſelten auftretenden beſſeren Weſire geübt wurde, noch ungleich mehr und öfter eine Pflege der Ungerechtigkeit im türkiſchen Reich im Schwange war, bedarf kaum einer Erwähnung. Nur allein in den ſieben letzten Jahren der Regierung Murads IV wurden mehr denn 30000 Menſchen, darunter viele vom höchſten Stande, einige aus des Sultans nächſten Blutsverwandten, auf Befehl des Tyrannen hingerichtet und dieſe Vergeudung des Menſchenblutes dauerte ſelbſt noch im letzten Lebensjahre des durch Furcht und Schrecken mächtigen Herrſchers fort, zu einer Zeit, da dem Würgengel der Peſt nur in der Hauptſtadt allein täglich anderthalbtauſend Opfer erlagen. Auch der Vater des zuletzt allerdings zwar wegen ſeiner Strenge ſehr gefürchteten, dennoch aber von Natur mild geſinnten Achmed Köprili, der alte Köprili Mohamed Paſcha hatte, während ſeiner fünfjährigen Geſchäftsführung als Großweſir gegen 36000 Hinrichtungen, anſcheinend zur Erſtickung der ohne Aufhören drohenden Meutereien angeordnet, und nach einer alten Volksſage der Türken konnte es als ein Recht des Großſultanes erſcheinen im Durchſchnitte täglich ſieben, des Großweſirs täglich ſechs Köpfe ſeines Volkes vom Rumpfe trennen zu laſſen *). Aber über all dieſe Ströme des einheimiſch türkiſchen Blutes konnte zu Taverniers Zeiten ſo wie noch ſpäter der Fremde, wenn er nur den Fanatismus des Volkes ungereizt ließ, ungefährdet hinwegſchreiten; er konnte den blutigen Schauſpielen gleich wie den ſchauerlichen Darſtellungen eines Bänkelſängers, der vor einem Bilde ſtehet, auf welchem nur Mörder und Ermordete geſehen werden, ruhig, wenn es ihm beliebte, zuſehen und daran lernen, was der Vorzug ſey, den das Chriſtenthum den Völkern ſeiner Heimath, vor den nicht chriſtlichen Völkern der Morgenländer gebracht habe.

Wie unbegreiflich und über das rechte Maaß gehend die Nachſicht war, die man in der Türkei gegen Fremde übte, davon erzählt Tavernier ſelber ein Beiſpiel. Es hatten mehrere Schurken, welche den Namen der Chriſten führten, Leute von verſchiedenen Nationen, das Geſchäft einer Falſchmünzerei geübt, vermöge welchem ſie, namentlich Goldſtücke, genau nach dem rohen Gepräge der türkiſchen gefertigt, dabei aber von ganz geringem Gehalt, mit ſcheinbar ungeheuren Gewinn unter den Bewohnern des türkiſchen Reiches in Umlauf ſetzten. Ein fränkiſcher Kaufmann hatte faſt ſein ganzes Vermögen zu dieſem ſchlechten Geſchäft verwendet und falſche Münzen mit türkiſchem Gepräge fertigen laſſen, deren ſcheinbarer Werth in einem vielfach höherem Maaße den wahren Werth überſtieg. Sein Betrug wird erkannt, der Münzprobirer erhält die ganze Maſſe des falſchen Geldes, um ihren Gehalt zu unterſuchen. Jener erwartet, ſeiner Schuld überwieſen, zitternd die Strafe, welche in chriſtlichen Ländern, und wie dies zu erwarten ſcheint, noch

---

*) v. Hammer-Purgſtall Geſchichte des Osmaniſchen Reichs III, S. 523.

vielmehr in türkiſchen, den Falſchmünzern, dieſen Betrügern und Dieben an einer ganzen Nation, zuerkannt iſt. Aber der Zollbeamtete giebt ihm ruhig hier den geringen Betrag des achten Geldes, das in ſeinen ſchlechten Münzen war und dort die Schlacken zurück, und man läßt ihn frei gehen.

Wenn Tavernier, wie dies der Verfaſſer der Vorerinnerungen zu einer ſpäteren, franzöſiſchen Ausgabe ſeiner Reiſebeſchreibung ſagt, auch dann, wenn ſein lebhaftes Temperament ihn je zuweilen zu Aeußerungen des Zornes und der Heftigkeit hinriß, ungeſtraft und unbeſchädigt von der Rachſucht der Türken, im Verkehr mit dieſen hindurchkam, dann mochte dies zum Theil auch ſeinen Grund in jenem Zuge des Charakters dieſes Volkes haben, der daſſelbe durch Furcht und Schrecken zur Herrſchaft über andre Völker erhoben hat, und nur unter dem Einfluß von Furcht und Schreckens es beugſam und nachgiebig machet. Einer der neueren Reiſenden durch die Türkei nach Perſien, der Botaniker **Aucher Eloi** (einer der Märtyrer für die Wiſſenſchaft), erzählt, daß, als er im Jahr 1835 nach Konieh (dem alten Iconium) kam, ſo eben ein türkiſches durchziehendes Truppencorps die Gaſſen der alten, verfallenen Stadt überfüllt habe. Aucher hatte ſich, mit einem neugekauften Fez auf ſeinem Haupte, auf einem der öffentlichen Plätze unter das Gedränge des Volkes gemiſcht. Ohngeachtet ſeiner vornehmen türkiſchen Kleidung hatte man hier in ihm den Franken erkannt, man hatte ihn mit Schimpfnamen überhäuft; da riß ihn auch die lebhafte Naturart des franzöſiſchen Blutes mit ſich dahin, er verſetzte einem der höhnenden Türken eine ſo derbe Ohrfeige, daß derſelbe zu Boden taumelte. Augenblicklich ſah er ſich von dem wüthenden, laut ſchreienden Volkshaufen umringt, welcher Rache an dem Chriſtenhunde nehmen wollte. Er aber erhob muthig ſeinen Stock und rief auf türkiſch: „ſchweigt, ihr Hunde, oder ihr ſollt Schläge genug haben.“ Einer ſolchen Kühnheit hielt man nur einen Mann von großem Einfluß und hohem Stande fähig; die Schreier ſchwiegen augenblicklich und ließen den verhaßten Fremdling ungeſtört wieder zu ſeiner Herberge zurückkehren, welche dieſer für diesmal, aus Mangel eines andren Unterkommens, in einem Stalle genommen hatte. —

Wer mit Türken, auch in ſtreitigen Fällen, friedlich auskommen will, der muß mit ihnen in Wort wie in That ſich türkiſch zu benehmen wiſſen, ein der eignen Würde vergeſſendes Hin- und Hercomplimentiren zur Rechten und zur Linken würde dem Osmanen an ſeinen Herren ein ungeſchickt Ding däuchten und würde nur ſchwerlich zum rechten Ziele führen.

Wenn man den urſprünglichen Nationalcharakter des Türken, ehe dieſer durch die Kriegsthaten und durch die ungeheuren Eroberungszüge ſeiner Herrſcher zum großen Volk geworden, wenn man namentlich den auffallenden Contraſt des türkiſchen und des perſiſchen Volkscharakters recht ins Auge faſſen will, dann darf man nur die Turkomanen von Merw, dieſe Türken von altem Originalſtyl betrachten. Allerdings ſind dieſe Turkomanen ein im hohen Grade verwildertes Volk, das ſtatt des Pfluges und der Sichel nur Schwert und Bogen führt und nicht von ſelbſt erworbenem und erbautem, ſondern faſt nur von fremdem Gut und Brode lebt, welches es auf ſeinen Raubzügen durch plötzlichen Einbruch in dem Gebiet der Nachbarn erbeutet oder den vorüberziehenden Karawanen abnimmt. Dennoch gehorcht dieſes wilde Volk mit wahrhaft kindlicher Ehrfurcht, wie dies einer der neueſten Reiſenden: **Wolf**, in dem Bericht über ſeine Sendung nach Bokhara erzählt, ſeinem großen Derwiſch, in welchem es einen Nachkommen des Propheten verehrt. Dem Segen, welchen der große Derwiſch ihnen ertheilt, wenn ſie vor ihren Feldzügen denſelben ſich erflehen, ſchreiben ſie den Sieg und glücklichen Ausgang ihrer Unternehmungen zu und fürchten als das größeſte Unglück ſeinen Fluch; ihm bringen ſie unaufgefordert den Zehnten von all ihrem Gewinn. Und dennoch iſt dieſer große Derwiſch, welcher den Titel Khalifa führt und wegen des mächtigen Einflußes auf die Raubhorden des Wüſtendiſtriktes von den Fürſten der Nachbarländer ſehr geachtet wird, ſeiner Geſinnung und Handlungsweiſe nach keinesweges einer der Ihrigen. Er iſt, ſo weit ſeine Kunde reicht, von dem was in ſeinem Lande geſchieht, ein uneigennütziger Freund und Schützer aller hindurchkommenden Fremden und Karawanen, ſucht bei jeder Gelegenheit ſeine Turkomanen von der rohen Sitte des Räuberlebens zu entwöhnen; er ſelbſt übt an jedem Fremden die Pflicht der Gaſtfreundſchaft und empfiehlt dieſelbe auch ſeinem Volke mit der Erinnerung an Abrahams Beiſpiel an, welcher zum Lohn für ſeine Gaſtfreundſchaft von Gott mit dem Beſuch von Engeln beglückt wurde. Man bewundert mit Recht die Geduld und die Geſchicklichkeit ſolcher Leute, welche einen Hecht ſo abrichteten, daß er die ſchon mit den Zähnen erfaßte Beute auf einen fühlbar gegebenen Wink wieder fahren ließ, oder Katzen, daß ſie harmlos und ohne ſie zu verletzen mit Mäuſen und Vögeln ſpielten; das aber, was der große Derwiſch über die Turkomanen vermag, wenn er ſie dahin bringt, daß der Fremde, ja daß ganze Karawanen mit all ihren Gütern unberaubt und ungehemmt ihre Zelte bei ihnen aufſchlagen, und ſelbſt dann, wenn ſie, was doch nur ſelten verſäumt wird, nicht durch ein freiwilliges Geſchenk ſich bei ihnen abfinden, in Frieden weiter ziehen dürfen, das iſt noch ungleich ſchwerer als das Abrichten eines einzelnen Hechtes oder einer einzelnen Katze, und ein ſolches Werk kann nur durch die höhere Macht der Religion gelingen.

Denn mit der kindlichen Ehrfurcht vor der Religion der Väter bilden ſelbſt jene Züge der Turkomanen nur einen ſcheinbaren Widerſpruch, wodurch dieſelben gleich den Türken ihre übertriebene Achtung vor kriegeriſcher Gewalt und äußrer Ueberlegenheit, ſo wie ihre Lüſternheit nach einem Beſitz bezeugen, der ohne mühſames Arbeiten nur durch Schwert und Bogen erlangt wird. Als Wolf bei ſeiner Rückreiſe aus Bokhara abermals bei dem großen Khalifen-Derwiſch und ſeinen Turkomanen zu Beſuche war, da erzählte ein andrer Derwiſch, der ſo eben aus Indien zurückgekehrt war, von Lord Napiers Thaten in Sinde, von dem wundervollen Siege, den derſelbe mit wenig hundert Mann über die vielen Tauſende der M[illegible]dſchen gewonnen habe. Da riefen die Turkomanen vor Erſtaunen: „Allah, Allah, Allah, die Engländer werden gewiß auch hieherkommen, und wenn ſie kommen, dann unterwerfen wir uns gleich, denn wir Turkomanen wollen niemals gegen die fechten, welche mit Kraft die Oberhand führen. Wir dienen dem Stärkſten, mag er ein Chriſt, ein Hindu oder ein Muſelmann ſeyn. Denen, die uns Khalats (Ehrenkleider) und Tillahs (Ducaten) geben, dienen wir.“ Ihr großer Derwiſch fügte dazu die Bemerkung: „Gott belohnt die Redlichkeit; die Engländer ſind redlich, darum belohnt ſie Gott. Wir Turkomanen ſind Diebe, darum hat Gott Mißfallen an uns gefunden.“

Von einem ſolchen Dienen einer fremden Herrſchaft, möge ſie in der Hand eines Chriſten oder eines Hindu ruhen, mag das „große Volk“ der Türken freilich nichts wiſſen; es hält ſich für einen unbeſiegbar ſtarken Löwen, der zwar nach all den vollbrachten Heldenthaten ſeiner Arme, der Ruhe ſich gern dahin giebt, dem aber, wenn er von ſeinen Herrſchern geführt in ſeiner Kraft ſich erhübe, alle Nationen mit ihren Heeren unterliegen und dienen müßten. Der Türk hat, wie ſein alter Stammverwandter, der Turkomane, im Ganzen nur wenig Sinn und Neigung für einen friedlichen Erwerb, der aus dem fleißigen Anbau des Landes oder aus Handthierungen kommt, welche eine anhaltende Geſchäftigkeit der Hände erfordern. Darum erſcheint, wie einer der neueſten Reiſenden im Morgenlande, der ſchon erwähnte Aucher Eloi ihn ſchildert, der Türke vorherrſchend in einem Zuſtand des Ausruhens begriffen; man mag am Morgen, am Mittag oder Abend in eine türkiſche Ortſchaft kommen, jederzeit ſieht man da den größeſten Theil der Männer in voller Ruhe ihre Tabakspfeife rauchen. Wenn ſich allenfalls neben dem ungeſtörten Genuß dieſer Ruhe ein kleines Handelsgeſchäft betreiben läßt, das zur Noth ſeinen Mann ernährt, dann iſt es dem Türken recht, und das Beutemachen im Kriege würde ihn noch jetzt, wie den Turkomanen zu ungewöhnlicher Anſtrengung aufregen können; übrigens mag er immer lieber in Ruhe ſitzen, als in Arbeit ſchwitzen. Hat er ſich jedoch nur erſt einmal zur Arbeit bringen laſſen, dann ſtellt er, wie man in der Hauptſtadt ſelber an vielen Beiſpielen es ſehen kann, ſeinen kräftigen Mann.

Eben in dieſer Neigung zur Ruhe mag auch zum Theil neben einer natürlichen Gutherzigkeit der Grund liegen, aus welchem der ſchweigſame Türk (nach dem Urtheil des eben erwähnten Reiſenden) im Allgemeinen Zank und Streitigkeiten verabſcheut. Im Vergleich mit ihm erſcheinen ſelbſt die ſonſt achtbaren Nachbarn und Glaubensgenoſſen, die Araber der ägyptiſchen Städte lebhaft, leichtſinnig, nachläſſig in Erfüllung ihrer religiöſen Pflichten, dem Trunk und andren Ausſchweifungen ohne Scheu ergeben und dabei als ſo wortreiche, laute Schreier, daß ein einziger Araber mehr Lärm macht, denn zwanzig Türken. Wenn man in eine türkiſche Stadt kommt, wird man überraſcht durch die tiefe, friedliche Stille; da ſtört keine laute Stimme die Ruhe der tabakrauchenden, kaffeetrinkenden Muſelmänner; kommt man dagegen in eine arabiſche, dann meint man, indem man das laute, allgemeine Geſchrei hört, nicht anders als die ganze Stadt ſey in Aufruhr.

3) Schatten- und Lichtſeiten des perſiſchen Charakters im Vergleich mit dem türkiſchen.

Noch vortheilhafter als der mit den ägyptiſchen Arabern fällt der Vergleich der Türken mit den Perſern, für den osmanniſchen Volkscharakter aus. Mit wenig Worten, dabei aber treffend, ſchildert Aucher Eloi den Unterſchied zwiſchen beiden, wenn er ſagt: Der Türke, bei all ſeiner Brutalität und ſelbſt Grauſamkeit, ſteht noch immer auf einer Art von religiöſem Grund, welcher dem Perſer bei all ſeinem kindiſchen Aberglauben faſt durchgängig fehlt. Schon Tavernier ſagt: „die Perſer ſind insgemein von Natur große Heuchler und Schmeichler, eitel und ehrſüchtig," und noch jetzt bezeugen die Erfahrungen ſolcher Reiſenden, welche mit den höflichen Perſern in länger dauernden, genaueren Verkehr kamen, häufig die Wahrheit dieſes hartlautenden Urtheils unſres alten Reiſenden. Allerdings ſcheint der rohe gehäſſige Fanatismus, den die Türken bei ſo vielen Gelegenheiten gegen alle die bezeugen, welche einer andren Religion zugethan ſind als dem Islam, den Perſern fremd zu ſeyn; ſie laſſen ſich nicht in religiöſe Streitigkeiten ein, geben dem vornehmen Fremden, der etwa von ſeiner Religion ſpricht, in artiger Geſchmeidigkeit zu, was er vielleicht zugeſtanden haben will, ſprechen ſogar in lobenden Ausdrücken von dem Chriſtenthum, und von den Chriſten, ſchimpfen und ſchmähen über dieſe niemals in der rohen Weiſe der Türken; wenn man aber etwas tiefer nach dem Grunde dieſer ſcheinbaren Duldſamkeit forſcht, dann bemerkt man bald, daß er nicht in einer beſſern Ueberzeugung jener höflichen Leute liege, ſondern in ihrer Gleichgültigkeit gegen alle wirkliche Religion, ſelbſt jene ihres Volkes nicht ausgenommen.

Im Allgemeinen wie im Beſondren wird freilich das Urtheil eines fremden Reiſenden, der durch ihr Land kommt, über die Perſer ſehr verſchieden ausfallen, je nachdem der Mann, der dieſes Urtheil ausſpricht, ein mit Macht und Anſehen begleiteter, dabei reicher iſt, der jeden kleinen Dienſt gut bezahlen kann, oder ein ſolcher, der wie der Botaniker Aucher Eloi ohne bewaffnete Begleitung, als unbemittelter Wandrer, dabei krank und hülfsbedürftig in ihre Mitte tritt. Dem reichen, vornehmen Reiſenden mag es, wenn er über die türkiſche Gränze hinüber, in die erſte perſiſche Stadt kommt, ganz angenehm ſeyn, wenn hier alsbald ſo viele höfliche Leute ſich um ihn drängen und zu ſeiner Bedienung ſich bereit zeigen. Wenn er in eine türkiſche Stadt eintrat, da erhub ſich keiner aus ſeiner Ruhe, um ihm von ſelber ſeine Dienſte anzutragen, man mußte die Leute dazu erſt auffordern; dort in der perſiſchen Stadt dagegen ſcheint ſich jeder aus dem Volk eine Ehre daraus zu machen den vornehmen Herrn zu bedienen; doch möge dieſer genau auf ſeine Sachen achten, denn er iſt unter Leute gerathen, welche zwar der Ehre, nicht aber der Ehrlichkeit zugethan ſind. Eben ſo kommt ihm allenthalben und aus der Mitte der verſchiedenſten Stände, der höchſten wie der niederſten eine Fülle der Ehrenbezeugungen und des Anerbietens von Vergnügungen und Genüſſen entgegen, ſo daß ein ſolcher Reiſender Perſien ſo wie ſeine Bewohner nur im roſenfarbigſten Lichte zu ſehen bekommt und in liebenswürdigſter Weiſe beide ſchildern mag. Doch alles das was ihn ſo ergötzte, das hatte nicht ſeiner Perſon ſelber, ſondern ſeinem vornehmen Gewand, ſeinem äußren Glück gegolten; wäre er von dieſen entkleidet geweſen, welch ganz andere Erfahrungen würde er dann auf ſeiner perſiſchen Reiſe gemacht haben.

Vergeſſen wir jedoch nicht, daß der perſiſche Volksſtamm, obgleich er dort in ſeinem Vaterlande einer der entartetſten, tiefgeſunkenſten geworden iſt, ſeinen äußren wie innren Anlagen nach einer der befähigtſten und edelſten war, und daß in früherer, ſo wie noch in ſpäterer Zeit Männer in ſeiner Mitte ſich hervorgethan haben, in welchen alle die edleren Gaben, welche in dem Charakter ihres Volkes, ja in der unverdorbenen durch Religion emporgehaltenen Menſchennatur überhaupt liegen, ſich in bewundernswerther Weiſe kund gaben. Ohnehin gilt das ſchlimme Urtheil mancher neuern Reiſenden vornämlich nur den Bewohnern der Städte, vielweniger den vom Verkehr der Straßen abgelegneren Dörfern. Und was die äußerlichſten, jedem Reiſenden in die Augen fallenden Vorzüge des perſiſchen Volkes betrifft, ſo läßt ſelbſt Aucher Eloi, der ſo vielfältige Urſache zum Klagen hatte, darin ihm Gerechtigkeit wiederfahren, daß es für die Cultur des Landes ungleich größre Geſchicklichkeit, ungleich mehr Eifer und Fleiß kund gebe als die Türken. Man kann ſich hiervon leicht, gleich bei dem erſten Eintritt in das perſiſche Gebiet überzeugen. Da iſt jedes Stück Landes, das einer Bewäſſerung und hiermit zugleich eines Anbaues fähig iſt, aufs Beſte benutzt; Gräben ſind gezogen, jedes Feld iſt mit den für ſeine Lage paſſendſten Nutzgewächſen bepflanzt, vor Allem iſt auf das Gedeihen der Lieblingsfrucht der Perſer: auf das der Melonen aufs Sorgfältigſte

Rückſicht genommen. Auffallend und mit dem beſtändig friſchen grünenden Anbau der Felder und Wieſen in grellem Contraſt ſtehend erſcheint hierbei freilich die Menge der verlaſſenen Wohnhäuſer, die mit ihren häßlichen Mauerreſten den Eindruck, den die grünenden Auen machen, ſtören; aber der perſiſche Landmann läßt ſich nicht die Zeit an ſeine aus Lehmen und Schilf, oder nur wenigem Holz erbaute Hütte, wenn dieſe in Verfall geräth, eine lange Mühe des Ausbeſſerns zu wenden, ſondern er baut alsbald ſtatt ihrer eine neue auf und überläßt die alte ihrem allmäligen Verfall. Außer dem Landbau zeigen ſich die Perſer aus der Mittelklaſſe des Volkes auch zu allerhand Handthierungen geſchickt; ſie ſind zum Theil vortreffliche Seidenweber, Teppichmacher und Metallarbeiter; hurtig und geſchwind in den Bewegungen ihrer Hände, wie in denen der Füße, denn die Kunſt des Schnelllaufens iſt bei den Perſern ſeit alter Zeit in großer Uebung. Und nicht dieſe mechaniſchen Geſchicklichkeiten allein, ſondern wahrhafte Kunſtfertigkeiten und Leiſtungen der höheren geiſtigen Art ſind es, wodurch das Volk der Perſer vor ſeinen Nachbarn ſich ausgezeichnet hat. Die Kunſt der Sänger und Saitenſpieler von Schiras wird noch jetzt von allen Reiſenden gerühmt. Als bei dem furchtbaren Gemetzel, das nach der Eroberung von Bagdad im J. 1610 auf Murads IV Befehl über alle in der Stadt wohnenden Perſer verhängt wurde, die mordluſtigen Türken auch den Saitenſpieler und Sänger Schahkuli ergriffen hatten, verlangte dieſer „unter dem Säbel" (wie ein dem Tode Beſtimmter) vor den Sultan geführt zu werden. Ich beklage, ſo ſprach er zu dieſem, nicht das Hinſterben meines Leibes, ſondern der Kunſt der Töne, welche in dieſem Leibe wohnt. Hierauf, nachdem er ſich ein muſikaliſches Inſtrument mit 6 Saiten erbeten und daſſelbe erhalten, beſang er unter der meiſterhaften Begleitung der tönenden Saiten die Thaten der Beſieger und Eroberer, ſo wie den blutigen Untergang der Bewohner von Bagdad in ſo hinreißender Weiſe, daß Murad IV nicht allein das Leben ihm ſchenkte, ſondern ihn mit ſich nach Konſtantinopel nahm, wo Schahkuli der perſiſchen Muſik einen allgemeinen Eingang verſchaffte*).

In der That dieſe Wirkung der Tonkunſt auf das den Gefühlen der Menſchlichkeit verſchloſſene Gemüth eines Tyrannen war noch merkwürdiger und bedeutender als die zähmende, beſänftigende Macht, welche die Muſik, nach Neales Beobachtung, auf erzürnte Klapperſchlangen ausübt.

Die perſiſchen Tonkünſtler ſind noch jetzt, wie Schahkuli, großentheils Improviſatoren, welche bei gegebener Veranlaſſung zu dem Spiel ihrer Saiten den paſſenden Text ſchaffen. Ueber dieſen vergänglichen Erzeugniſſen einer dichteriſchen Anlage und als Vorbild für dieſelben dienend, ſtehen hoch erhaben die uns Allen durch meiſterhafte Ueberſetzungen in unſre Sprache zugänglichen Werke der perſiſchen Dichter Hafiz, Saadi, Firduſi da; jener hochbegabten Derwiſche, deren Namen neben denen ihrer geiſtig großen Standesgenoſſen Abul Kaſim, Schemſch Tebrizi, Mullah Rumi und Emir Sultan in der Geſchichte der morgenländiſchen Literatur glänzen.

Aber nicht allein im Gebiet der Literatur, auch im Leben der Thaten, in Bezeugung edler, menſchlich hoher Geſinnungen hatte Perſien zu Taverniers Zeiten, ſo wie noch ſpäter wahrhaft große, in ihrer Stellung bewundernswerthe Männer in ſeiner Mitte. Wir führen aus Taverniers Reiſewerk hier nur einige derſelben an.

---

*) J. v. Hammer-Purgſtall a. a. O. III S. 207.

6) Die Geſchichten des Mahomed Ali Schach und des Imam Kuli Kan.

Als Schach Abbas der Große eines Tages im Gebirg auf der Jagd war, und von ſeinen Leuten ſich etwas entfernt hatte, fand er da einen Hirtenknaben, der eine Heerde von Ziegen hütete und dabei ſehr lieblich auf ſeiner Hirtenflöte blies. Der Schach redet ihn an und der Knabe, der von dem hohen Stand dieſes Jägers keine Ahnung hat, antwortet höchſt unbefangen und verſtändig. Imam Kuli Kan, der Gouverneur von Schiras, läßt ſich von ferne ſehen; der Schach giebt ihm einen Wink ſich zu nahen und dann einen andren Wink, der ihm zu ſchweigen gebietet. Der Kan tritt näher und hört nun auch das Geſprach des Herrſchers mit dem jungen Hirten an, in deſſen Antworten ein ſo aufgeweckter Geiſt, ſo richtiges Urtheil und ein ſo feines Gefühl für Schicklichkeit und Anſtand ſich kund giebt, daß der Schach und der Gouverneur mit Staunen ſich anblicken. Nach beendigtem Geſprach fragt der König den Kan, was er von dieſem Burſchen halte und Imam Kuli, ein ſehr einſichtsvoller Mann, ſagt, daß wenn man den Knaben wolle leſen und ſchreiben lernen laſſen, ganz gewiß ein tüchtiger, brauchbarer Diener Sr. Majeſtat aus demſelben werden könne. Schach Abbas geht ſogleich auf den Vorſchlag ein, er übergiebt den Unterricht und die Ausbildung des jungen Hirten der Leitung des Kans ſelber, der ſich des Zöglinges mit ſo glücklichem Erfolg annimmt, daß derſelbe in Kurzem an Kenntniſſen und Geſchicklichkeiten alle jungen Leute ſeines Alters überflügelt und nach einigen Jahren von dem Kan zu allerhand Aemtern und Dienſtleiſtungen in ſeiner Provinz verwendet werden kann. Abbas der Große vernimmt mit Vergnügen, welch ein tüchtiger Mann aus ſeinem Hirtenknaben geworden ſey; er ruft ihn an ſeinen Hof und gewinnt bald ein ſo groſſes Vertrauen zu demſelben, daß er ihn zur Würde eines Nazars oder Oberſthofmeiſters in ſeinem Hauſe erhebt, und ihn als Mohamed Ali Beg in die Reihe der Würdenträger des Reiches einführt. Der neue Nazar hatte ſich durch ſein äußeres Glück nicht blenden und berauſchen laſſen; er betrug ſich mit ſo viel weiſer Mäßigung und mit ſo unbeſtechlicher Treue im Dienſte ſeines Herrn, daß dieſer ihm bald nachher die höchſten Beweiſe ſeines Vertrauens gab, indem er ihm zweimal eine Geſandtſchaft an den groſſen Mogul, in ſehr ſchwierigen Angelegenheiten übertrug und jedesmal Urſache fand, die kluge, gute Ausführung ſeiner Aufträge zu beloben. Aber die große, gewiſſenhafte Treue, womit er allen Pflichten ſeines Amtes nachkam, die Gewiſſenhaftigkeit und Genauigkeit, womit er die ihm anvertrauten Güter und Einkünfte ſeines Herrn verwaltete, machte ihm viele einflußreiche Leute am Hofe des Königes zu Feinden, namentlich die Verſchnittenen und das Frauenvolk des Harems, denen er alle ihre unbilligen, koſtſpieligen Wünſche mit Entſchiedenheit abſchlug. Zu dieſer feindlichen Parthei hatten ſich auch mehrere der Miniſter und Großen des Reiches geſchlagen, welche jedoch vergeblich es verſuchten, den mit Recht geehrten, redlichen Mann bei dem großen Abbas in Ungunſt zu ſetzen. Was jedoch dieſen Feinden bei Abbas nicht gelingen wollte, das ſchien ihnen deſto leichter erreichbar, als nach des Schachs Tode ſein ihm ſehr ungleicher Enkel Sam Mirſa Schar Söafi den Thron beſtiegen hatte. Oefters ſchon hatten es zwar die Verſchnittenen verſucht, dem jungen Herrſcher allerhand Verdächtigungen und böſe Nachreden auf den Nazar beizubringen; dieſer aber hatte ſich geſtellt, als höre er es nicht. Da zeigte ſich auf einmal, wie die Feinde meinten, eine günſtige Gelegenheit den verhaßten Mann zu ſtürzen.

Der König unterhielt ſich eines Tages mit dem Beſchauen ſchöner Sabel und Dolche, deren Griffe und Scheiden mit Edelſteinen beſetzt waren. Da fragte ihn einer der Kammerlinge, ob er ſich nicht wolle den überaus koſtbaren Sabel aus ſeiner Schatzkammer herbeiholen laſſen, jenes Geſchenk des Großſultans an Schach Abbas, den Großvater Sr. Majeſtat, daran ſich kein Auge ſatt ſehen könne, denn dieſer Sabel, ganz mit großen, funkelnden Juwelen beſetzt, habe ſeines Gleichen nicht auf Erden. Der Schach, durch dieſe glanzende Beſchreibung um ſo neugieriger gemacht, da er ſich nicht erinnern konnte den prächtigen Sabel jemals in der Schatzkammer geſehen zu haben, ſendete ſogleich nach dieſer hin, um das gerühmte Stück holen zu laſſen. Man durchſucht alle Raume, alle Kiſten und Schranke, der Schatzmeiſter will nichts von dem Sabel wiſſen, er behauptet, er habe niemals einen ſolchen geſehen. Aber der alte Kammerling trägt vor die Augen des Königs das Buch herbei, darinnen die von auswärts her empfangenen Geſchenke verzeichnet ſtehen; der koſtbare Sabel iſt wirklich darin verzeichnet.

Die Sache verhielt ſich, wie dies der alte Kammerling und ſeine Verbündeten gar wohl wiſſen konnten, wirklich ſo, wie der Schatzmeiſter behauptete. Dieſer hatte den Sabel voller Brillanten niemals geſehen, denn ſchon etliche Jahre vorher, ehe er zu dieſem Amt gekommen, hatte Schach Abbas die koſtlichen Edelſteine herausnehmen, den goldnen Griff umſchmelzen und aus beiden ein Kleinod fertigen laſſen, das noch jetzt eine der ſchonſten Zierden ſeines Hausſchatzes war. Damals aber, als dieſe, vielen Herren am Hofe wohlbekannte Veranderung geſchehen, hatte man verſaumt in dem Verzeichniß der Geſchenke dieſe Verwendung des Sabels zu bemerken, dieſer ſtund noch angeführt unter den andren vorhandnen Sachen.

Aber bei dieſem Allen hatten die böswilligen Neider dennoch erreicht was ſie wollten; der Schach, in welchem man die Begierde nach dem Anblick des Schatzſtückes abſichtlich aufs Höchſte geſpannt hatte, als ihm die Antwort des Mohamed Beg, ein ſolcher Sabel ſei im ganzen Schatz nicht verhanden, und zugleich das Buch aus der königlichen Kammer gebracht wurde, darinnen derſelbe doch verzeichnet ſtund, wurde zornig, und dieſe Stimmung benutzten die Feinde des Nazars, ſie bemerkten dem Herrn, daß man längſt im ganzen Lande ſich über den großen Aufwand des Schatzmeiſters verwundert habe. Derſelbe ließe auf ſeinen Namen Caravanſereien, zur Aufnahme der Pilger und Fremden, Brücken und Dämme zur Verbeſſerung der Wege bauen, habe ſich auch ein großes prächtiges Haus errichten laſſen, welches wohl werth ſchien, daß Seine Majeſtät daſſelbe ſich beſähen. Wo ſollte doch ein Privatmann die Mittel hernehmen zu ſolchen großen Ausgaben, wenn dies nicht aus königlichem Schatz geſchahe. Es möchte deshalb wohl zu rathen ſeyn, daß Seine Majeſtät ſcharfe Abrechnung mit dem Nazar hielten.

Während dieſer verläumderiſchen Reden ließ Mohamed Beg ſich ſelber zur Audienz melden. Der König empfing ihn heute ganz anders als er ſonſt gewohnt war; er forderte mit zornigen Worten Rechenſchaft über den vermißten Säbel und fügte die vermeintliche Drohung hinzu, daß er ſich gefaßt machen möge, denn nur 15 Tage zur Ordnung ſeiner Angelegenheiten ſollten ihm vergönnt ſein, dann wolle der König Hausſuchung thun in ſeiner Schatzkammer und Stück vor Stück derſelben mit dem Verzeichniß vergleichen, das in Seiner Majeſtät Händen ſey.

Der Nazar, der ſich keiner, auch nicht der geringſten Veruntreuung im Dienſte ſeines Herrn bewußt war, hörte die Worte deſſelben ruhig an. Nur Eines, ſo ſprach er, erbitte ich mir von der Gnade meines Königes, daß derſelbe ſchon morgen früh, nicht erſt nach 15 Tagen die prüfende Vergleichung des Schatzes und ſeiner Verzeichniſſe vornehmen möchte. Der Schach, nachdem er noch einmal den früher von ihm ſo hochgehaltenen Nazar ermahnt hatte, er möge doch lieber die ihm vergönnte Friſt, zur Ordnung aller ſeiner Sachen annehmen, willigt endlich ein. Am andern Tag in der Frühe, beginnt die Muſterung. Es findet ſich Alles in der ſchönſten Ordnung; jedes Stück, deſſen in dem königlichen Verzeichniß erwähnt war, bis ins Kleinſte, findet ſich; eines jedoch iſt da, ein goldnes Kleinod, mit den koſtbarſten Edelſteinen beſetzt, deſſen die Verzeichniſſe nicht erwähnen. Der Goldſchmied, der es gemacht, lebt noch; er wird gerufen. Der Mann erzählt, daß dieſes Prachtſtück aus den Edelſteinen und zum Theil aus dem Golde gefertigt ſey, die ſich an einem vom Großſultan an Schach Abbas geſchenkten Säbel gefunden. Die Damascenerklinge habe er damals zurückgegeben. Es war dieſelbe, deren auch in den Verzeichniſſen nicht gedacht war.

Die Neider und Ankläger des Schatzmeiſters erblaſſen und verſtummen. Der König, ſchweigend, geht, weil er dieſen Beſuch ihm verſprochen, in des Nazars Haus. Dieſer, nach der Sitte des Morgenlandes, verehrt dem hohen, beſuchenden Gaſt ein Geſchenk; mehr, ſo ſagt der Nazar, indem er die Gabe von ſehr mäßigem Werth ihm überreicht, vermag das arme Haus eines Privatmannes nicht. Und arm, in der That, erſchien das von außen geräumig ausſehende, mit Geſchmack erbaute Haus, in ſeinem Innern. Da ſahe man keine Teppiche und Tapeten von golddurchwirktem Seidenſtoff, wie in den Wohnungen der Großen, von gleichem Stande. Alles war reinlich und bequem, dabei aber ſo einfach wie bei einem mäßig bemittelten Bürger oder Landmann; ſtatt der Kronleuchter von venezianiſchem Glas oder Kryſtall nur die wohlfeilen perſiſchen Lampen; ſtatt der Näpfe von Gold, von Silber oder japaniſchem Porzellan nur Geſchirre von geringem Metall oder irdener Maſſe.

Bei dem Herumgehen durch die Säle und Zimmer hatte der Weg durch einen Gang geführt, an deſſen einer Seite eine Thüre war verſchloſſen mit drei eiſernen Ketten. Auf ſeinem Hinweg hatte der König dieſe ſo wohl verwahrte Thüre nicht beachtet; auf dem Rückweg machte der Meter, ein weißer europäiſcher Verſchnittener den Herrn auf dieſelbe aufmerkſam und der Schach, neugierig, fragte den Schatzmeiſter, was er da drinnen, unter ſo ſorgfältigem Verſchluß der Ketten verborgen habe? Großmächtigſter König, antwortete der Nazar, alles Das was Eure Majeſtät bisher in der Schatzkammer und in meinem Wohnhauſe geſehen, das iſt nicht mein, ſondern es iſt nur ein durch die Huld meines Königes mir anvertrautes und verliehenes Gut. Das aber, was in dieſem kleinen, wohlverwahrten Zimmer ſich findet, iſt wahrhaft mein und ich vertraue der Gerechtigkeit Eurer Majeſtät, daß Sie mir es niemals werden nehmen laſſen. Der Schach, deſſen Neugier durch dieſe Rede erregt war, äußert, in gnädiger Weiſe, den Wunſch dieſen Hausſchatz ſeines Schatzmeiſters zu ſehen. Man öffnet die Thür; der Herr tritt in ein Gemach ein, darinnen weder Teppiche noch Divans, noch irgend eine andre Geräthſchaft zu ſehen iſt. In die bloßen, von keinen Tapeten verzierten Wände ſind Nägel geſchlagen; auf zweien von dieſen ruhet ein Hirtenſtab, an einem hängt eine Hirtentaſche, zur Aufbewahrung des Mundvorrathes, an noch andren die Flöte, ſowie die Schläuche, an einem das Gewand von einem Hirten. Dieſes Alles, ſo ſagt der Nazar, war mein wohlerworbenes, eigenſtes Eigenthum, als Schach Abbas der Große, Eurer Königlichen Majeſtät Ahnherr mich bei der Heerde meiner Ziegen fand; der große Abbas hat mir dies, mein Eigenthum gelaſſen und ſein erhabner Enkel, dies vertraue ich, wird mich auch deſſelben nicht berauben. Aber noch eine andre Gnade iſt es, die ich mir heute von meinem König und Herrn erbitte, das iſt die, daß derſelbe mir erlauben möge hier dieſes ſchwere Gewand des Nazars wieder mit meinem alten, leichten Hirtenkleide zu vertauſchen, meine Taſche und Waſſerſchlauch umzuhängen, meinen Stab und meine liebe Flöte zu ergreifen und hinaus zu gehen in meine ſtillen, friedlichen Gebirge.

Der junge König, von alle den Beweiſen der Treue und Redlichkeit eines ſolchen, von ihm hart verkannten Dieners tief bewegt, zog ſchweigend ſeine Kleider aus, und gab winkend den Befehl, daß man ſie dem Nazar anlegen ſolle. Dieſes iſt der höchſte Erweis der Gunſt und ehrenden Anerkennung, welche ein Monarch von Perſien einem ſeiner Großen erweiſen kann. Die Verläumder des ehrlichen Schatzmeiſters traf eine wohlverdiente Verachtung und Ungnade des Königes; Mohamed Ali Beg, der ſich bei jeder Gelegenheit als ein Freund und Schützer aller Bedrängten und aller Fremden, namentlich auch der Franken, und als ſolcher auch an Tavernier bewährte, blieb bis zu ſeinem Ende ungekränkt und hochgeehrt in ſeiner Würde.

Nicht ſo ungetrübt bis ans Ende und dennoch in jeder Hinſicht des Siegerkranzes würdig war der Lebenslauf jenes Imam Kuli Chan, des Gouverneurs von Schiras, des treuen Freundes Schach Abbas des Großen, ſo wie ſeines ganzen Hauſes, dem, wie wir vorhin erwähnten, jener Schach die Erziehung und Ausbildung des Hirtenknaben und nachmaligen Mohamed Ali Beg anvertraut hatte. Tavernier lernte dieſen edlen Perſer ſchon auf ſeiner erſten Reiſe nach Jspahan kennen. Damals hatte der geſchickte Uhrmacher Rudolph Stadler, von deſſen rühmlichen Heldentod wir vorhin (S. 87) ſprachen, eine ſehr ſchöne Taſchenuhr, welche nur von der Größe eines Thalers war, gefertigt; die Engländer hatten ſie von ihm um **200** Thaler gekauft und dieſelbe dem Kuli Chan, der ihrer Nation ſehr freundlich zugethan war, zum Geſchenk gemacht. Der Chan aber wollte ein in ſeinen Augen ſo koſtbares Geſchenk nicht für ſich behalten, ſondern brachte ſie ſeinem Könige, dem Schach Mirſa Seaſi als Gabe ſeines dem königlichen Hauſe treu ergebenen Gemüthes. Es war dies nur einer der geringſten Beweiſe ſeiner guten Geſinnung gegen den Enkel ſeines alten hohen Freundes, Schach Abbas des Großen. In ganz Perſien lebte damals kein Mann, weder von hohem noch von geringem Stande, der alles was er beſaß und vermochte, ſo ganz dem Dienſt ſeines Fürſten dahingegeben hätte. Kuli Chan hielt in ſeiner Provinz, aus den Mitteln ſeiner anſehnlichen Einkünfte, ein Heer der auserleſenſten Truppen, mit denen er ſelber zu Felde ziehend, in jedem Kampfe mit auswärtigen Feinden überall voraus war; man ſchätzte in ihm mit Recht den gerechteſten, mildeſten, weiſeſten Gouverneur, den größeſten, tüchtigſten Feldherrn, ſo wie einen der gebildetſten Männer des damaligen perſiſchen Reiches. Er ließ ſich jederzeit wo es galt, und zwar in der uneigennützigſten Weiſe zum Schutz der Fremden, zur Hülfe der Nothleidenden, zur Vertheidigung der unſchuldig Unterdrückten bereit finden, und in der makelloſen Reinheit ſeines Charakters zeigte er ſich bis zu ſeinem blutigen Ende.

Die großen, guten Eigenſchaften dieſes Gouverneurs hatte kein Andrer mehr anerkannt und zu würdigen gewußt, als ſein alter Herr, Schach Abbas der Große. Als aber dieſer König einſt, nach orientaliſcher Sitte, als höchſten Beweis ſeiner Gunſt, dem treuergebenen Diener eine der ſchönſten, beliebteſten Sklavinnen aus ſeinem Harem zum Geſchenk machte, da ahnete er nicht, daß dieſe Gabe dem Kuli Chan, ſo wie ſeinem ganzen Hauſe den Untergang bringen ſollte. Der Sohn, welchen eben dieſe ſchöne Sclavin nach 6 Monaten in Schiras, im Harem des Gouverneurs gebar, war ein Sohn des Schach, obgleich jedoch Jedermann dies wußte, wurde derſelbe dennoch mit den andren Söhnen des edlen Chan, als einer der Ihren erzogen und bildete, unter der Leitung des Pflegevaters, zu einem kräftigen Kriegsmann ſich aus.

Nach Abbas des Großen Tode ließ der alte Chan ſich nur ſelten bei Hofe ſehen. Er ſelber hielt in Schiras einen Hofſtaat, der an Pracht dem königlichen nur wenig nachſtund, an Ausübung aber der Gaſtfreundſchaft gegen Fremde, durch Freigebigkeit gegen Gelehrte und Künſtler, durch Wohlthätigkeit, jenen weit übertraf. Wahrend der erſten Jahre nach Abbas Tode führten eigentlich die Frauen des Harems, namentlich die königliche Mutter, in Gemeinſchaft mit dem erſten Miniſter die Regierung, für den noch ſehr jungen Schach Sſafi. Jene Damen und Herren des Hofes, welche mitten im Gebrauch und Mißbrauch ihrer Macht eines gewiſſen Gefuhls ihrer Ohnmacht ſich nicht erwehren konnten, betrachteten mit Argwohn das große Anſehen, in welchem Kuli Chan im ganzen Lande ſtund. Hätte er, mit ſeinem wohlgerüſteten, trefflich geübten Heere ſich gegen das ganze übrige Perſien erheben wollen, es wäre Alles ihm unterlegen, ja, ſo beliebt und geachtet war der Mann, Alles wäre ohne Schwertſtreich, von ſelber ihm zugefallen. Dazu kam noch ein Gerücht, welches allerdings nicht ganz ohne Grund war, nach welchem jener Sohn der ſchönen Sklavin, welche Schach Abbas der Große dem Kuli Chan geſchenkt hatte, Anſprüche machen ſollte auf den Thron. Allerdings hatte dieſer Jüngling, den der Pflegvater wie ein eignes Kind liebte, bei mehreren Gelegenheiten ſolche ehrgeizige Anſichten ausgeſprochen und hatte einige ſeiner Halbbrüder dafür gewonnen, der alte Chan aber, der mit unverbrüchlicher Treue an ſeiner Unterthanenpflicht feſthielt, hatte jede Regung dieſer Art durch ernſten Widerſtand unterdrückt. Da geſchahe es, daß Sultan Murat mit einem Heer in Perſien einfiel; Erivan hinwegnahm, Tauris zerſtörte, der armeniſchen Gränze ſich nahete. Ein Aufgebot erging an alle Chans, vor allen an den von Schiras, daß ſie mit ihren Truppen in Kasbin, wo der junge König Hof hielt, ſich verſammeln und dann mit vereinter Macht dem Feind entgegen ziehen ſollten. Als der alte Kuli Chan mit ſeinen drei zum Krieg erzogenen Söhnen auf dem Wege war, da nahete ihm einſt der älteſte von dieſen. „Vater,“ ſo ſprach er, „bedenkſt du wohl, daß wir unſre Köpfe ſelber dem Schwert des Henkers entgegen tragen?“ — „Ich bedenke das wohl, mein Sohn,“ ſagte der Alte, wir folgen aber hier als Soldaten dem Aufgebot unſres Herrn; ich bin gewohnt den Befehlen meines Königes zu gehorchen, ich werde mich bis an mein Ende als treuer Unterthan erweiſen.“

Am Hofe in Kasbin empfing man den mächtigen Chan und ſeine Söhne mit hohen Ehrenbezeugungen; bald waren die Truppen aus allen Provinzen des Reiches verſammelt, man hielt Muſterung über das Heer, dann wurde ein dreitägiges königliches Feſtmahl angeordnet, zu welchem alle anweſende Chans und Großen des Reiches eingeladen waren. Der Kuli Chan bittet, ihn wegen ſeines vorgerückten

Alters mit ſolchem Schmauße zu verſchonen, er wolle die Zeit zum Dienſt für Seine Majeſtat und zum Gebet für deſſen Wohlfahrt benutzen, ſollte es jedoch der ausdrückliche Wunſch ſeines Königes ſeyn, daß er beim Feſt erſchiene, dann wolle er ſich nicht weigern. Man laßt ihm die Freiheit zu thun was er wolle, ſeine Söhne aber kommen zum Feſtgelage. Am dritten Tage deſſelben verlaßt der junge König den Saal, drei ſtarke Männer, jeder mit einem Henkerſchwert in ſeiner Hand, mit ihnen noch andre Bewaffnete, treten in den Saal hinein, die Söhne des Chans werden enthauptet, ihre Köpfe in ein goldnes Becken gelegt. Die Henker, auf königlichen Befehl, verfügen ſich mit dem Becken und ſeinem blutigen Inhalte zum Vater, den ſie mitten im Gebet finden. Der Alte, nachdem er ſich von dem Eindruck, den der Anblick der blutigen Häupter ſeiner Kinder auf ihn gemacht, geſammelt hat, erſucht die Bewaffneten, daß ſie ihm verſtatten möchten, ſein Gebet zu beendigen. Sein Wunſch wird ihm gewährt; der Chan giebt ſich von neuem ſeiner Andacht hin, dann mit ruhiger Miene ſagt er zum Henker: des Königes Wille geſchehe, und ſein Haupt fallt. Man bringt den Kopf des alten treuen Kriegsmannes, vereint mit den Häuptern ſeiner Söhne, den Damen im Harem; Perſien hatte heute mehr verloren als in all' ſeinen Niederlagen unter Amurats Schwerte.

So ließen ſich aus Taverniers Reiſewerk noch mehrere Beiſpiele hervorheben, an denen der perſiſche Charakter in ſeiner edleren Entfaltung ſich kund giebt; Erſcheinungen allerdings, welche nur wie ſeltnere Ausnahmen daſtehen und ein Zeugniß abgeben für die allgemeine Erfahrung, daß die ihrer Natur nach köſtlichſten Früchte dem Angriff des verderbenden Wurmfraßes am meiſten ausgeſetzt ſind, und daß das Schönſte und Lieblichſte, wenn es in Fäulniß geräth, zum Eckelhafteſten und Häßlichſten wird.

Von dieſen langen Schilderungen der Türken und Perſer wenden wir uns endlich wieder zu der Lebens- und Reiſegeſchichte unſres Tavernier ſelber.

7) Taverniers erſte perſiſche Reiſe.

Der Weg ſeiner erſten Reiſe nach Ispahan führte denſelben über Tokat, Erzerum, Erivan, Tauris, Ardevil und Kasbin. Es war der Verlauf dieſer erſten Reiſe nach ſeinen vielen, glücklich überſtandenen Gefahren und mancherlei Genüſſen ganz geeignet um die ohnehin ſchon ſehr rege Reiſeluſt unſres damals 26jährigen Tavernier ſo hoch zu ſteigern und zu verſtärken, daß er von damals an einen beſtändigen Zug nach den Ländern des Oſtens fühlte; einen Zug der ihn außer dieſer erſten noch zu fünf dergleichen, zum Theil viel weiter ausgedehnten Reiſen bewogen hat. Uns, ſeinen in der Heimath ſtill ſitzenden oder in fliegender Eile mit Dampfſchiffen und auf Dampfwagen die Länder und Meere durchziehenden Leſern mag es als eine ſchwere Aufgabe erſcheinen, gegen 2 Monate lang, mit einer Karawane, die mit der Langſamkeit unſrer Laſtfuhrleute vorwärts zieht und bald da bald dort ſich verweilt, Länder und Ortſchaften zu durchwandern, darin es keine Zeitungen zu leſen giebt, keine Spur der europäiſchen Bequemlichkeiten und geſelligen Vergnügungen gefunden wird. Doch dürfen wir nicht vergeſſen, daß es Aſien war, durch deſſen zum Theil preiswürdigſte Landſtriche der Weg führte; jener Welttheil, der durch die majeſtätiſche Erhabenheit ſo wie durch die Reize ſeiner Natur, durch ſeine Denkmale einer großartigen, mächtigen Vorzeit, an deren Anblick ſelbſt das Auge eines Fremdlinges in der Geſchichte ſich vergnügt, vor allen andren Welttheilen der Erde der Mühen einer ſolchen Reiſe werth iſt.

Und was ſind dieſe Mühen, im Vergleich mit dem Gefühl eines heitren, kräftigen Wohlbefindens, das zunächſt den Leib, bis in ſein Innerſtes hinein, auf einer ſolchen Reiſe, in guter Jahreszeit und bei einer ausreichenden Befriedigung der unabweisbarſten Bedürfniſſe durchdringt, ſo daß er ſich verjüngt fühlt wie ein Adler, befreit von alle dem, was in der Heimath ihn drückte und beengte. Wann war je der Schlaf auf dem heimathlichen Federbett oder Polſtern ſo tief und doch ſo leicht und erquickend; wie ſtrahlt da die Sonne, wenn ſie am reinblauen Himmel über die Gebirge heraufſteigt, wie ſcheinen bei Nacht der Mond und die Sterne ſo hell; das Land, wo nur ein Bach oder Quell es befeuchtet, iſt ein duftender Blumengarten; jeder uralte Pfeiler einer zerſtörten Brücke, die am Boden liegenden, zerbrochenen Säulen oder das zerſtörte Gemäuer eines vormaligen Tempels und Pallaſtes ſind ein Räthſel, mit welchem der nachdenkende Geiſt ſtundenlang ſich beſchäftigt. In dieſer friſch, bald vom Oſten des Gebirges bald vom Meere her ſich erneuernden Luft, ſo wie durch die gleichmäßige Bewegung des Tagmarſches empfängt die Eßluſt jene geſunde Stimmung, in welcher jeder Biſſen wie jeder Trunk einen Genuß gewährt, der uns in der Mitte der Schüſſeln einer reichbeſetzten, europäiſchen Tafel für immer unbekannt blieb; der ſchwerfällige Menſchenleib theilt jetzt mit dem Vogel der Lüfte oder mit der muntren Gazelle des Gebirges die Luſt des freien Bewegens unter dem Dache des Himmels; er iſt zu einem Naturzuſtand ſeines Geſchlechtes übergegangen, welcher wie der Zuſtand einer unter Blumen ſpielenden Kindheit, noch fern von allen kleinlichen Sorgen, Bedenklichkeiten und Quälereien unſrer politiſchen Verhältniſſe wie des in enge Schranken geſchloſſenen converſationellen Verkehres der verſchiednen Stände und geſellſchaftlichen Kreiſe war.

Der Anfang von Taverniers erſter Reiſe von Konſtantinopel nach Ispahan fiel noch in die letzte Zeit des Winters (1631), welche freilich für ein ſolches Land nicht die Schreckniſſe der letzten Hälfte unſres nordiſchen Januars oder des angehenden Februars hat. Das Grün der Wieſen, mit dem erſten Frühlingsſchmuck ſeiner Blumen, war ſchon über Thal und Hügel hingebreitet, als die Karawane, bei der unſer Reiſender war, zuerſt in der Nähe der lieblichen Ufer des Propontis, dann über manche Flußthäler und an dem Ufer fiſchreicher Seen vorüber den Weg nach Tocat zog, einer damals durch ihren Verkehr ſehr blühenden volkreichen Stadt, in welcher die chriſtlichen Bewohner, ſo wie ihre auf dem Wege der Karawanen dahin kommenden Glaubensgenoſſen, mitten unter den ihrer Zahl nach vorherrſchenden Türken Freiheiten und Bequemlichkeiten genoſſen, wie ſie, außerhalb Konſtantinopels nur in wenig andern Städten des türkiſchen Reiches gefunden werden. Es gab damals in dieſer Stadt 12 chriſtliche Kirchen; ſie war der Sitz eines Erzbiſchoffs und die Umgegend derſelben weithin nur von chriſtlichen Gemeinden bewohnt. Und dennoch kann ganz in der Nähe der Stadt, wo es ihm nach Belieben wohl erging, der Reiſende Gefahren begegnen, aus denen ſein Leben nur durch die Bewahrung einer höheren Hand gerettet wird. Wenige Meilen von Tokat iſt ein nur von Chriſten bewohntes Dorf, in deſſen Nähe der Ort gezeigt und von den Pilgern verehrt wird, da der heilige Chryſoſtomus, während ſeiner Verbannung eine Zeit lang gelebt und da das Volk zu ſeinen Predigten ſich verſammlet haben ſoll. Das Völklein, welches jenes Dorf bewohnt, erzeigt ſich gegen die chriſtlichen Reiſenden ganz beſonders freundlich und zuvorkommend, läßt ihnen, aus der Fülle ſeiner Landſchaft, in der ein ganz beſonders guter Wein wachſt, Alles, deſſen ſie bedürfen, zu den billigſten Preiſen ab und macht bei dieſem Handel auch keine Ausnahme an den Bekennern des Islam, weshalb gewöhnlich alle Karawanen, obgleich ſie ſchon in Tokat ſich verweilt hatten, auch in dieſem Dorfe noch einige Tage Halt machen, um ſich auf leichteſte Weiſe mit guten Vorräthen für die Reiſe zu verſorgen. Aber nahe an dieſem Dorf und jenſeits demſelben zieht ſich der weitre Weg durch die Engpaſſe eines Gebirges, das ein beſtändiger Tummelplatz und Bergungsort der Raubmörder iſt. Auf Taverniers erſter Reiſe zog die zahlreiche und wohlbewaffnete Karawane unangefochten durch dieſe Engpäſſe, hier aber war es auch, wo unſer Reiſender, bei andrer Gelegenheit, auf der Rückreiſe von Erzerum nach Tocat mit eignen Augen die Ermordung einiger freundlich, aus dem Chriſtendorfe, ſeiner Karawane entgegen gekommener Armenier durch die Buſchklepper des Gebirges anſehen mußte. Jene guten Leute waren, nach der Anhanglichkeit, welche den armeniſchen Chriſten unter einander eigen iſt, der Karawane, von deren naher Ankunft ſie Kunde hatten, mit allerhand Lebensmitteln und mit einigen Vorrathen ihres beſten Weines, zur Erquickung der müden Reiſenden entgegen geritten, hatten dann auch einige der koſtbarſten, und dem Gewicht nach laſtendſten Güter auf ihre muntren Laſtthiere genommen, ſie wollten aber am Morgen der Karawane vorausreiten und die erſten ſeyn, welche die glückliche Ankunft der Freunde in ihrem Dorfe meldeten. Sie hatten aber kaum, den Berg hinanziehend, einen Vorſprung von tauſend Schritten vor der Karawane gewonnen, da brachen aus dem Hinterhalte ſechs berittene

Raubmörder hervor, welche gleich bei dem erſten Anlauf zwei der Armenier, deren nur drei beiſammen waren, mit ihren Lanzen niederſtießen, dann, während der dritte, mit ſeinen empfangenen Wunden, hinter die Felſen entrann, die Güter, deren Werth auf 10,000 Thaler geſchätzt wurde, zu ſich nahmen, und, ehe die Leute der Karawane mit ihren ermüdeten Laſtthieren bergaufwärts ſie erreichen konnten, in ihre Schlupfwinkel ſich zurückzogen.

Auf die Genüſſe einer blühenden, an allen Erzeugniſſen der Felder und Gärten reichen Landſchaft, folget, da wo ſich der Reiſeweg hinauf nach Erzerun erhebt, der Anblick einer Alpennatur, in deren Thälern zahlreiche Heerden von Kühen und Ziegen weiden, welche aber die Aufenthaltsſtätte eines langen Winters und eines kurzen, nur wenige Arten der Früchte zeitigenden Sommers iſt. Erzerun liegt nach den neuern Meſſungen von Texier 5900 Fuß hoch über dem Meere und iſt dennoch eine, wenn auch vom Klima wenig, deſto mehr durch ihre für den Verkehr von Perſien mit den Nachbarländern begünſtigte Stadt. Die türkiſchen Zolleinnehmer von Erzerun, in denen vielleicht gerade durch die Rauhheit des Klimas ein Bedürfniß nach wärmenden Dingen lebhafter ſich regte, ſpähten ſchon zu Taverniers Zeiten den Flaſchen des Weins, welchen die aus der reicheren Landſchaft kommenden Reiſenden mit ſich führten, mit ſolcher Theilnahme nach, daß man ſich nicht entbrechen konnte, ihnen zur Beförderung einer milderen Stimmung bei der Führung ihres Geſchäftes, eine und die andre ſolcher Flaſchen zu verabreichen. Uebrigens erſchienen die Zolleinnehmer ungleich geneigter den durchreiſenden Kaufleuten etwas nachzuſehen als der Paſcha, der von dem Ertrag der Zölle ſeine Haupteinnahme bezieht. Namentlich iſt es das baare Geld, welches die Kaufleute des Handels wegen mit ſich nach Perſien führen, das hier, zu zwei vom Hundert, beſteuert wird. Man durchſucht, um dieſe Prozente nicht zu verlieren, Kiſten und Ballen, Säcke ſo wie Sattelunterlagen der Kameele und ſo wenig man den türkiſchen Mauthleuten ihrem Ausſehen nach große Feinheit zutrauen möchte, wiſſen ſie dennoch allen liſtigen Erfindungen der Handelsleute, womit dieſe ihr Geld und ihre werthvollſten Koſtbarkeiten verbergen möchten, auf die Spur zu kommen. An Gelegenheit, ihre Kunſt des Ausſpürens zu üben, fehlte es niemals, denn da die Reiſenden, wenn man ſie auf einem Unterſchleif ertappte, weder geſtraft noch ihre Waaren ihnen confiszirt wurden, da man überhaupt, um die Karawanen nicht von dem Weg über Erzerum abzuſchrecken, ſo glimpflich als nur möglich mit den Leuten verfuhr, lag die Verſuchung zum Betrug zu nahe. Am Tage der Abreiſe von Erzerum giebt der Paſcha den Karawanen das Ehrengeleite. Etwa eine Stunde von der Stadt wird gehalten, noch einmal alles Gepäck und Reiſegeräthe der Fremden von den Zolleinnehmern und Dienern des Paſchas durchſucht, dann empfangen die Vornehmſten der Geſellſchaft ein Frühſtück vom Paſcha und nachdem ſie mit ihm gegeſſen und getrunken, kündigen die Ausrufer ihnen an, daß ſie nun ziehen konnten wohin ſie wollten.

Um das weiterhin nicht unbedeutende Weggeld zu umgehen, ſchlug ein Theil der Karawane, bei welchem Tavernier ſich befand, ſtatt der abkürzenden Landſtraße, auf welcher man übrigens den Arasfluß (Araxes) mehrmalen, zum Theil nicht ohne Gefahr, wegen Mangel der Brücken durchſetzen mußte, den längern Weg über Kars ein, das nach viertägigem Durchwandern einer öden, mit Wald und Haide bewachſenen, bergigen Gegend durch ſeine fruchtbare Umgebung und ſchöne Lage einen erwünſchten Ausruhepunkt gewahrt. So oft auch über dieſe Gegend die Verheerungen des Krieges ſich ergoßen, konnten dieſe dennoch der dortigen überkräftigen Natur ihre Reize und ihre ſich immer wieder erzeugende Fülle nicht benehmen. Die Dörfer waren durch die Ueberfälle der Perſer zerſtört, ihre Bewohner dem Schwert unterlegen oder in die Gefangenſchaft fortgeführt, die große, hoch ummauerte Stadt war nur von geringer Volksmenge bewohnt; die Lebensmittel aber in ſolcher Güte und großer Menge vorhanden, daß die Karawanen um billigſten Preis ſich damit verſorgen konnten.

8) Die armeniſchen Chriſten des Morgenlandes.

An die ausführlichen Schilderungen der Türken und Perſer, reihen wir hier aus Taverniers Reiſeberichten eine Schilderung der Armenier an. Nach 9 Karawanen-Tagereiſen, welche durch einen großentheils von armeniſchen Chriſten bewohnten Landſtrich führen, gelangte unſer Reiſender zu dem altberühmten Wohnſitz des oberſten Patriarchen der Armenier, zu dem nur 3 Meilen von Erivan abgelegenen **Etſchmiaſin**. Das Alter der einen jener 3 Kirchen, welche mit ihren mächtigen, einer Feſtung gleichenden Kloſtergebäuden die größeſte Merkwürdigkeit des Ortes bilden, wird bis in das dritte Jahrhundert nach Chriſto hinangeſetzt. Unter dem Großpatriarchen von Etſchmiaſin ſtunden damals 47 Biſchöffe, deren jedem 4 Weihbiſchöffe beigegeben waren; das Patriarchat bezog ſeine Einkünfte aus 24000 Dörfern und der jährliche Betrag jener Einkünfte ward auf 600,000 Thaler geſchätzt. Aber dieſe anſehnliche Summe wurde durchaus nur als ein Geſammtgut der geſammten armeniſchen Chriſtengemeinde betrachtet und als ſolches von der hohen Geiſtlichkeit verwaltet. Wenn in Zeiten der Noth einzelnen Dorfſchaften oder Familien das

Entrichten der Abgaben an die mohamedaniſche Landesregierung zu ſchwer fällt, ſo daß zu befürchten ſteht, daß man mit Weib und Kind ſie zu Sklaven verkauft, oder wenn den Einzelnen ſo wie der Geſammtgemeinde andre dringende Bedürfniſſe zuſtoßen, dann wenden die Erzbiſchöffe oder Biſchöffe ſich nach Etſchmiaſin an den Patriarchen und dieſer läßt ſich immer bereit finden, aus dem Kirchenſchatze ſo viel herzugeben als nöthig iſt.

Man rühmt an den armeniſchen Chriſten mit Recht jene Freundlichkeit und brüderliche Liebe, die ſie bei vielen Gelegenheiten gegen die abendländiſchen Chriſten bewieſen. Vor allem, wie dies ſchon Tavernier und noch in neueſter Zeit Aucher Eloi erfuhr, bezeugen ſie eine ganz beſondere Zuneigung gegen die Chriſten der franzöſiſchen Nation. Der zuletzt genannte Reiſende führt als Beiſpiel das menſchenfreundliche Benehmen der in Angora wohnenden Armenier, gegen die bei Napoleons Feldzug in Aegypten und Syrien gefangenen Franzoſen an. Zum Theil, ſo ſagt er, gründet ſich dieſe Zuneigung auf die unter den dort eingebornen Chriſten noch fortbeſtehende Sage, daß ſie ſelber von jenen Galliern abſtammen, deren Wohnſitz Gallatien wurde. Aucher Eloi fand bei einem Kloſter in Angora, deſſen Mönche den Apoſtel Paulus als Stifter ihrer Kirche angaben, einen Kirchhof, darinnen mehrere Grabesmonumente von hier verſtorbenen Engländern, Holländern und Franzoſen zu ſehen waren, deren Gebeinen die Väter des Kloſters mitten unter den Gräbern der Ihrigen eine Ruheſtätte angewieſen hatten. Tavernier hörte mit eignen Ohren, daß in der Kirche des Patriarchen bei einer feierlichen Gelegenheit für den König von Frankreich und den Herzog von Orleans gebetet wurde.

Dieſer unſer Reiſender, welcher den Sitz des Patriarchen mehrere Male beſuchte, giebt gleich bei dem Bericht über ſeine erſte Reiſe eine Beſchreibung alles deſſen, was er bei verſchiedenen Gelegenheiten hier geſehen und bei den gegen ihn ganz beſonders freundlichen Bewohnern der Klöſter erfahren. Wir ſtellen in einigen Zügen das zuſammen, was er bei dieſer Gelegenheit ſowie an verſchiedenen Stellen ſeines Reiſewerkes über die armeniſchen Chriſten des Morgenlandes ſagt.

Die Stellung dieſer Chriſten in der Mitte und unter der Herrſchaft der Mohamedaner iſt noch jetzt und war ſeit Jahrhunderten eine ſo gefährdete und ſchwere, daß man das Fortbeſtehen derſelben nur jener innigen und bis ins Kleinſte ſich gleich bleibenden Treue zuſchreiben kann, mit welcher ſie an der Religion ihrer Väter und an der gemeinſamen Sitte ihres Volkes feſt halten. Bei aller ſonſtigen Beſcheidenheit in ihrem Benehmen und bei all ihrer Unterwürfigkeit unter die Gebote der Landesherrſcher ſuchen ſie in faſt ängſtlicher Beſorgniß alles zu meiden, was ihnen mit den Religionsgebräuchen der Mohamedaner in einiger Beziehung zu ſtehen ſcheint. Die armeniſchen Frauen in der Vorſtadt Dſchulfa bei Ispahan benutzen niemals das Waſſer des vorbeifließenden Stromes, ſo ſehr dieſes in der Sommerzeit zum Trinken wie zum Waſchen einladet, weil die Mohamedaner in dieſem Fluß oder mit ſeinem ausgeſchöpften Waſſer ihre Waſchungen verrichten, ſie begnügen ſich lieber mit dem oft ſpärlichen, zuweilen auch ſehr wenig ſchmackhaften Waſſer ihrer Ciſternen. Umgekehrt ſcheuen ſich aber auch die vereinzelten Mohamedaner, welche unter den armeniſchen Chriſten in dem vorhin erwähnten Landſtrich zwiſchen Kars und Erivan wohnen, ſo ſehr vor dem Waſſer der dortigen Flüſſe, deſſen die Chriſten zum Trinken und Waſchen ſich bedienen, daß ſie durchaus keinen Gebrauch von demſelben weder zum Trinken noch um ſich zu waſchen, von demſelben machen. Die Armenier genieſſen niemals das Fleiſch eines Thieres, das von Mohamedanern geſchlachtet wurde. Die Genoſſen dieſer beiden verſchiedenen Religionen ſind wie durch eine eherne Scheidewand in ihren Sitten und häuslichen Einrichtungen von einander geſchieden und die trennende Kluft wird durch den Fanatismus der Türken immer von neuem offen gehalten und erweitert.

Jener etwa zehnjährige Knabe, der einzige Sohn einer reichen Armenierin, von deſſen Martertod und treuem Feſthalten am chriſtlichen Bekenntniß Tavernier erzählt, konnte ſelbſt durch die Verwendung und den ſonſt mächtigen Einfluß des Paſchas nicht aus den Händen der Türken gerettet werden, weil dieſe durch jenen jungen Chriſten in der Sitte ihres Volkes, die keinem Knaben der über fünf oder ſechs Jahre alt, den Eintritt in ein Harem verſtattet, ſich verhöhnt glaubten, als das unbedachtſame Kind, durch den üblen Rath einer alten Verwandtin verleitet, als Mädchen verkleidet, mit ſeiner Mutter den Tanzbeluſtigungen einer türkiſchen Hochzeit beigewohnt hatte. Man lieſt mit Schauder die Beſchreibung der tagelangen Martern, unter denen die beleidigten Türken den Knaben hinrichteten. Mitten in ſeinen Qualen wurde ihm Leben und Freiheit verſprochen, wenn er Mohamedaner werden wolle; die eigne Mutter, deren zu zärtliches Herz bei den unerhörten Mißhandlungen des einzigen Kindes mehr litt als dieſes ſelber, bat den Sohn, er ſolle der Uebermacht nachgeben, und ſein Leben erretten; der muthige Knabe erwiederte aber, daß dieſe Zumuthung der eignen Mutter ihm härter falle als alle Schmerzen ſeines, nur zu Einer großen Wunde gewordnen Leibes und bekannte ſich ſtandhaft als Chriſt, bis ans Ende.

Dergleichen Beiſpiele von Standhaftigkeit, die ſich während der Zeit ſeiner Reiſen in den Morgenländern zugetragen, erzählt Tavernier mehrere von den Armeniern, von kindlichem ſowohl als von reiferem Alter. Es geſchieht überhaupt außerordentlich ſelten, daß ein armeniſcher Chriſt, auch unter den ſtärkſten äußeren Verſuchungen ſeinen Glauben verläßt und zum Jslam ſich bewegen läßt, wenn aber auch zuweilen, im Anblick der Todesſchrecken ein Armenier ſich bewegen läſſet Mohamedaner zu werden, zeigt ſich dennoch bei ihm das Band, das ihn von ſeiner Taufe und früheſten Erziehung an mit dem Chriſtenthum vereint, ſo feſt und machtig, daß er gewöhnlich, von bittrer Schwermuth und Reue überwältigt, zu ſeiner Mutterkirche zurückkehrt. Wenn ein ſolcher abtrünnig Gewordener der Buße der Kirche ſich unterwirft und bei dem Patriarchen, dahin der Biſchoff ihn verweist, ſein Bekenntniß ablegt, dann giebt es dieſer als Buße ihm auf, daß er an demſelben Orte, wo er vom Chriſtenthum abgefallen, ſelbſt der offenen Gefahr des Todes gegenüber, ſeinen Jrrſchritt wiederrufen und von neuem als Chriſt ſich bekennen ſolle.

Ein armeniſcher Kaufmann, der von einer Handelsreiſe nach Jndien zurückkehrend nach Kairo gekommen war, begab ſich daſelbſt gleich nach ſeiner Ankunft in ein öffentliches Kaffeehaus, um ſich nach der überſtandenen Laſt der letzten Tagreiſen ein wenig zu erholen. Der Tag war heiß; dort in dem kühlen, ſchattigen Gewölbe, an dem ſteinernen Waſſerbehälter, der ſich von Gitterwerk umgeben am Boden, in der Mitte des Zimmers findet, macht er ſichs bequem, er nimmt ſeinen buntfarbigen armeniſchen Turban vom Haupt herunter, legt ihn hinter ſich und ſetzt eine leichtere Kopfbedeckung auf. Nach einiger Zeit tritt nach mohamedaniſcher Sitte ein Mullah herein, ſpricht einige Verſe des Korans, empfängt dafür eine kleine Gabe und ſagt dann den verſammelten Kaufleuten, ſie könnten jetzt, nach ſeinem empfangenen Segen, eines guten Erfolges gewiß, an ihr Geſchäft gehen. Auch der Armenier ſteht mit den andern Leuten ſeiner Karawane auf und will ſich entfernen, er greift nach ſeinem Turban, dieſen aber hatte ihm ein hinter ihm ſitzender Türk verſteckt, und ihm dafür in grobem Scherz ſeinen eignen, weißen (mohamedaniſchen) Turban aufgeſetzt. Der Armenier mochte kaum die Verwechslung bemerkt haben, da begrüßen ihn die anweſenden Mohamedaner als einen der die rechte Lehre des Islams angenommen habe und nun ihres Gleichen geworden ſey: denn er trage ja ſchon den weißen Turban. Jetzt übermannt den Armenier ſein Eifer; er ergreift das fremde Abzeichen einer von ihm tief verabſcheuten Religion, wirft es auf den Boden und tritt es mit Füßen; darüber gerathen die fanatiſchen Türken in wilde Wuth, ſie ſchleppen den Armenier als einen Läſterer des Islam vor den Richterſtuhl des Paſcha. Vergeblich entſchuldigt der Mann das heftige Aufwallen ſeines Zornes mit der einfachen Erzählung deſſen, was ihm geſchehen, der fanatiſche Pöbelhaufe, zu dem ſich auch der Mufti und Kadi geſellen, dringt mit ſeinem anklagenden Geſchrei durch, es wird dem Armenier die Wahl gelaſſen zwiſchen dem Tod auf dem Scheiterhaufen oder zwiſchen der Annahme des Islam, zu dem er durch Annahme des Turbans ſich bekannt habe. Der arme Chriſt läßt durch die Drohung des Feuertodes ſich ſchrecken, er fällt ab von ſeiner Religion, wird Mohamedaner. Aber die Pein eines geängſteten Gewiſſens, die ihm von nun an bei Tag und bei Nacht keine Ruhe läßt, erſcheint ihm zuletzt noch ungleich furchtbarer als der Tod in den Flammen; nach wenig Jahren kommt er nach Kairo zurück, ſtellt ſich vor dem Paſcha und ſpricht da laut, vor allen Verſammelten ſeine Ueberzeugung aus, daß die Lehre des Mohamed lügenhaft und falſch, die Religion der Chriſten aber die einzig wahre ſey. Er wurde ſogleich zur Todesſtrafe in den Flammen abgeführt und erwies ſich bis zum letzten Athemzug ſtandhaft und freudig.

Die kindlich treue Anhänglichkeit, welche die armeniſchen Chriſten an ihre Religion haben, bezeugt ſich auch dadurch, daß ſie, obgleich ein Volk das vom Handel und von einem ſehr oft mühſamen Gewerbe der Hände ſich nähret, zu jedem Geldopfer, ja zur Dahingabe eines großen Theiles ihres im Schweiß des Angeſichtes erworbenen Vermögens ſich bereit zeigen, ſobald es das allgemeine Beſte ihrer Kirche gilt. Die kleine Abgabe, welche von jedem einzelnen Haupt erhoben wird, und aus welcher die Summe zuſammenfließt, aus der, wie wir vorhin erwähnten, die anſehnlichen Einkünfte des Patriarchats beſtehen, kann von den armen, durch die Erpreſſungen der mohamedaniſchen Obrigkeit hart bedrängten Landleuten öfters nicht aufgebracht werden; da treten für die Armen alsbald die Wohlhabenderen als Bezahlende ein; die Kirche muß ihr Recht haben, dieſe Abgabe muß von jedem ihr angehörigen Chriſten bezahlt werden. Und aus freiem Antrieb giebt der Armenier, wenn ihm ſein Geſchäft wohl von ſtatten gehet und einen mehr als gewöhnlichen Gewinn bringt, das Zehn- ja das Hundertfache von dem was als ordentliche Abgabe an das Patriarchat ihn träfe, an dieſes ab und bringt noch überdies koſtbare Gaben zur Ausſchmückung der Gotteshäuſer, wie denn Tavernier noch in keiner andern Chriſtenkirche ſo viele, mächtig ins Gewicht fallende Geräthſchaften und Zierrathen aus lauterem Gold und Silber beiſammen geſehen hatte, als in dem großen Kirchengebäude des Patriarchats zu Edmiazin.

Freilich war auch gerade zu jener Zeit ein großer Theil der armeniſchen Handelsleute zu einem Reichthum gekommen, bei welchem es ihnen leicht fiel, ſolche reiche Stiftungen zu machen. Schach Abbas der Große, dem der Wohlſtand ſeines Landes und die Verbeſſerung der Staatseinkünfte ſehr am Herzen lag, ſah mit Unwillen, daß die Banianen, durch den unerhörten Wucher und durch ihre betrügeriſche Geſchäftsgewandheit das Mark ſeines Landes ausſogen. In ihren Händen allein ſtund damals der Handel Perſiens mit dem Auslande. Durch Geld-Vorſchüſſe an die armen Handwerker und Verkäufer der rohen Seide, dabei ſie für jeden Monat 1½ bis 2 Prozent nahmen, und wenn der Gläubiger nicht zahlen konnte, ſeines ganzen Beſitzthumes ſich anmaßten, brachten ſie Tauſende der Bürger und Landleute an den Bettelſtab, und die richterliche Gewalt übte eine ſträfliche Nachſicht mit dieſen Blutſaugern, weil auch ſehr viele der Großen und Mächtigen des Reiches von den Banianen Geldvorſchüſſe ſich machen oder ſich durch reiche Geſchenke von ihnen beſtechen ließen. Schach Abbas machte dieſem Unweſen mit kräftiger Hand ein Ende; er ließ die Wucherer aus Jspahan und aus einem großen Theil ſeines Landes hinausjagen: erſt unter ſeinen Nachfolgern ſchlichen ſie, wahrſcheinlich durch Beſtechungen des allvermögenden Harems ſich wieder ein.

Abbas der Große wollte einen unmittelbaren Handelsverkehr ſeines Landes mit andern Ländern anknüpfen, der hierzu paſſendſte und am leichteſten zu habende Artikel ſchien ihm die rohe Seide zu ſeyn, welche in ſolchem Ueberfluß in Perſien erzeugt wurde, daß ſie bei weitem nicht ganz im Lande verarbeitet werden konnte. Eine nähere Verbindung mit mehreren europäiſchen Höfen erſchien ihm auch noch aus einem ihm näher liegenden politiſchen Grunde ſehr wünſchenswerth; er wollte an den chriſtlichen Mächten Bundesgenoſſen gewinnen, gegen die ihn bedrängende Macht der Türken.

Ein Geſandter an König Heinrich IV in Frankreich traf gerade nach dem unglücklichen Ende dieſes Monarchen in Paris ein, man ließ durch dieſen Botſchafter dem Schach ſagen, er ſolle durch eine neue Geſandtſchaft den jetzt regierenden König Ludwig XIII begrüßen laſſen. Dieſes unterblieb jedoch und ſtatt deſſen wollte Abbas der Große unmittelbar einen Verſuch mit ſeinem Handelsgeſchäft machen; er ließ eine anſehnliche Ladung von roher Seide zu Schiffe um das Vorgebirge der guten Hoffnung nach Spanien abgeben und zugleich hiermit einen Geſandten, der zwiſchen dem perſiſchen und ſpaniſchen Hofe ein Freundſchaftsbündniß einleiten ſollte. Der perſiſche Geſandte, der ſeinem Geſchäft ſehr wenig gewachſen war, ließ ſich durch den üblen Rath, den ein ſpaniſcher Mönch ihm ertheilte, verleiten, die ganze Maſſe der rohen Seide, ſtatt durch ſeine Leute ſie zu verhandeln, dem König von Spanien im Namen ſeines Herrn zum Geſchenk zu machen; eine höchſt unpaſſende Gabe für den König eines ſüdeuropäiſchen Landes, welche deshalb auch ſehr kalt aufgenommen und mit unbedeutendem Gegengeſchenk erwiedert wurde.

Schach Abbas war nicht der Mann, der von ſeinen einmal in den Sinn gefaßten Plänen, durch ein anfängliches Mißlingen derſelben ſich abſchrecken ließ; der Sohn eines reichen perſiſchen Kaufmannes in Jspahan ſchien ihm zu einem zweiten Unternehmen derſelben Art geſchickt; er ſendete dieſen mit einer überaus reichen Ladung von Seide nach Venedig. Aber der junge Perſer, durch die Reize und Genüſſe der ihm neuen Welt ganz außer Faſſung gebracht, lebte und ſchwelgte in dem verführeriſchen Venedig wie ein Fürſt, verſchwendete ungeheure Summen, die er durch ein Verſchleudern der ihm anvertrauten Güter ſich verſchaffte. Den ernſten Häuptern der Republik Venedig erſchien dieſes

Benehmen eines jungen Mannes, der ſich ſelber nur für einen Kaufmann ausgab, bedenklich; eine ſolche Maſſe von Gütern, ſo ſchien es ihnen, konnte nicht einem einzelnen Privatmann angehören; ſie ſchrieben an all ihre Agenten im Morgenland und erfuhren endlich, wer der eigentliche Beſitzer der Waare ſey. Es war dieß genug, um das Handelsgericht der Stadt, welchem an dem guten Ruf ihrer Republik auch bei den Mächten des Morgenlandes und an dem freundlichen Vernehmen mit dieſen viel gelegen war, zu einem Schritt zu vermögen, wodurch der unſinnigen Verſchwendung des jungen Perſers Einhalt gethan und wenigſtens der letzte Reſt ſeiner Handelsgüter für den rechtmäßigen Beſitzer gerettet wurde. Man nahm den untreuen Agenten in feſte Verwahrung und die Republik meldete die Lage der Sachen an den Schach von Perſien, der die gute Abſicht der Venezianer ſehr dankbar anerkannte. Unter Mitwirkung des republikaniſchen Handelsgerichtes wurden dann auch ſpäter die noch übrigen Ballen der Seide um den beſt möglichen Preis verkauft, ſo daß der Verluſt für den König von Perſien doch nicht ſo groß war, als er leicht hätte werden können.

Dieſer indeß zeigte ſich abermals als ein Mann von ausdauernder Feſtigkeit in ſeinen Unternehmungen, nur war er jetzt klüger geworden in der Wahl des Mittels. Keinem Einzelnen, am wenigſten einem Geſandten oder einem unerfahrenen Jüngling, der kaum eine andre Empfehlung für ſich gehabt hatte, als ſein großes väterliches Vermögen, wollte er von nun an ein für ſein Land ſo wichtiges Geſchäft anvertrauen, ſondern er wollte ſich zur Belebung der inländiſchen Gewerbe und des Handels eines ganzen Volkes bedienen, das ſich durch ſeine Betriebſamkeit und mit ſeltnen Ausnahmen durch ſeine Zuverläſſigkeit im

Handel und im bürgerlichen Verkehr rühmlich hervorthat: dies war das Volk der Armenier. Abbas der Große hatte ſchon einige Zeit vorher, zunächſt wohl aus wohlmeinender Vorſorge, viele Tauſende der armeniſchen Bewohner des Granzlandes zwiſchen Erzerun und Erivan, welche den beſtändigen Raub- und Mordanfällen der Türken ausgeſetzt waren, aus dieſer unſichren Wohnſtätte geführt und ſie nach Perſien verſetzt. Dieſe Auswandrer, welche zum großen Theil aus der ärmeren Volksklaſſe genommen worden, die durch keinen Beſitz der Landgüter an ihr voriges Vaterland gefeſſelt war, wurden zum Theil, um das Land anzubauen, in die fruchtbare, zugleich aber auch ſehr ungeſunde Provinz von Maſanderan verſetzt, wo nach wenig Jahren drei Viertheile der an die reine, kühle Gebirgsluft der Heimath gewohnten Leute ein Opfer des feuchtheißen Klimas wurde; zum Theil aber auch nach Jspahan.

Viele der letzteren hatten die altberühmte armeniſche Stadt Dſchulſa bewohnt und als ihnen nach einiger Zeit der Schach die damals noch ganz ärmliche, einem kleinen Dorfe gleichende Vorſtadt von Jspahan, welche jenſeits des Flußes liegt zu ihrer Wohnſtätte anwies, wurde auch, nach des Königes Willen, dieſe neue Stadt nach dem alten Heimathsorte der Coloniſten Djulſa (Dſchulſa) genannt. Bald erhub ſich durch den redlichen Fleiß der Armenier das vormalige elende Dörfchen zu einem anſehnlichen Stadttheil, welchem der Schach, der jedes neuen Anbaus ſich freute, dadurch noch einen bedeutenden Zuwachs gab, daß er die Vorſtadt Djulſa allen in Jspahan und ſeiner Umgegend wohnenden Chriſten, der verſchiedenſten Bekenntniſſe: den römiſch-katholiſchen, den Kophten, Neſtorianern und Jacobiten zum ungeſtörten Beſitzthum einräumte, indem er den Chriſten, welche dort ſich anbauen wollten, ſo viel Land, an der Nordſeite des Fluſſes hin zum Geſchenk machte, als jeder der neuen Anbauer zur Anlegung eines Hauſes und eines Gartens bedurfte.

Merkwürdig iſt es, daß anjetzt, nach Verlauf von mehr denn zwei Jahrhunderten, von all den bedeutenden Anlagen, welche Schach Abbas der Große in ſeinem Lande machte, Djulfa, dieſe auf chriſtlichen Grund erbaute, die einzige iſt, die ſich in immer gleicher Lebenskraft und in fortwährender Blüthe erhalten hat. Schon zu Taverniers Zeiten ſahe man, wie ein Theil jener ſchönen Baumpflanzungen, durch welche der Schach den öffentlichen Plätzen und der nächſten Umgebung ſeiner Hauptſtadt, einen für dieſes Land vorzugsweiſe ſchätzbaren Reiz geben wollte, wieder eingieng, weil keiner der nachmaligen Thronfolger ihres Schutzes und ihrer Pflege ſich annahm. Der Reiſende, der in unſren Tagen nach Perſien kommt, ſiehet bald im Gebirge, bald in den Ebenen, die mächtigen Ueberreſte jener Bauwerke, welche der Schach zum Aufſammeln des Regenwaſſers und des thauenden Schnees in großen Behältniſſen und zur Bewäſſerung des Landes durch Gräben und Kanäle machen ließ. Die meiſten von ihnen, ſo wie die Gräben zum Hinwegführen des verſumpfenden Waſſers; die Dämme und die Brücken des viel unternehmenden Mannes haben aufgehört das zu ſeyn, was ſie ſeyn ſollten, ſtatt der vormaligen Luſtſchlöſſer und Landhäuſer, womit die Umgegend ſeiner Hauptſtadt geziert war, ſieht man jetzt nur Trümmerhaufen; Ispahan ſelber, die eigentliche Königsſtadt mit ihren verfallenen Tempeln und Pallaſten, mit ihren Gärten und weitausgedehnten Straßen, erſcheint als eine der höchſten Majeſtäten des neueren Aſiens, in ihren letzten Zügen liegend. Der Fremde reitet oder geht durch ihre langen Straßen hindurch, vorbei an den maleriſch bunt verzierten

Luſtgebäuden, mit ihren Thürmchen und abentheuerlichen Zinnen; da wohnen jetzt großentheils ſtatt der vormaligen menſchlichen Inſaſſen nur Flüge von Tauben; auf dem Geſims des hohen Mauerwerkes hat der Aasgeyer ſeinen Horſt aufgeſchlagen. Statt des Gedränges der reichgekleideten Perſer und der in ihren Rüſtungen prangenden Reiter, die man zu Taverniers Zeiten in dieſen Gaſſen erblickte, ſtatt des fröhlich, in dem Genuß ſeines friedlichen Wohlſtandes ſpielenden Volkes ſieht man bald da bald dort, ein mit dem Hunger kämpfendes Pöbelvolk und halbnackte Gaſſenbuben; ſtatt der kunſtreichen Läufer, welche hier von dem öffentlichen Platz des Meidan, zur Beluſtigung der Zuſchauer ihren Auslauf nahmen und den Wettpreis errangen, ſieht man verwilderte Hunde, welche einer dem andern einen erbeuteten Knochen abjagen. Wenn man aber durch die meiſt verödeten, verſtummten Gaſſen der vormaligen Königsſtadt hinüber über die Brücke, nach der Chriſtenvorſtadt Djulſa kommt, da fühlt man ſich wie in einer nahe befreundeten Heimath; die Gebäude und ihre Kaufladen oder Werkſtätten der Handwerker ſind vorherrſchend von einem Volke bewohnt, das ſo viel hat als es braucht, weil es an dem ſich genügen laſſet was es hat; man bemerkt die deutlichen Kennzeichen eines Wohlſtandes, der nicht ſcheinen und glänzen, ſondern nur im Stillen ſein Fortbeſtehen ſichern will. Die dortigen Klöſter ſo wie Pilgerherbergen ſind für alle chriſtliche Reiſende der neueren Zeit, bis zu unſren Tagen eine Stätte des Ausruhens und der geiſtigen wie der leiblichen Erquickung geweſen; es ſind wenig Orte in den Morgenländern, wo es dem Europäer, der es weiß, was die rechte Ruhe ſey, ſo wohl wird wie in Djulſa. Dort fand ſchon mancher erkrankte und hülfsbedürftige Franke, dort fand auch Aucher Eloi, als er zum Tod ermattet dahin kam brüderlich hülfreiche Aufnahme und Pflege, ſo wie für ſeine müden Gebeine die letzte Ausruheſtätte.

Als Abbas der Große die von ihm begründete Chriſtenſtadt täglich beſſer ſich anbauen und aufblühen, als er den Wohlſtand derſelben durch den redlichen, ausdauernden Fleiß ihrer Bewohner zunehmen ſahe, als er namentlich an den Armeniern im Vergleich mit ſeinen Perſern einen beſſeren Geiſt der Zucht und Ordnung bemerkte und von ihrem Glück ſowie von ihrer Geſchicklichkeit zum auswärtigen Handel ſich überzeugt hatte, beſchloß er die Armenier zu ſeinen Geſchäftsführern zu wählen. Er vertheilte die Vorräthe der Ausfuhrartikel, welche damals freilich faſt ausſchließend nur in roher Seide beſtunden, an mehrere tüchtige Männer dieſes Volkes, rechnete ihnen die Waare um mäßigen Preis an und erlaubte ihnen das, was ſie mehr dafür bekamen, für ihre Mühe zu behalten. Seine Erwartung fand ſich nicht getäuſcht.

In Kurzem hatten die Armenier die anvertrauten Güter abgeſetzt; ſie lieferten dem Schach die Summe aus, für welche ſie ihm gehaftet hatten und fanden alle Urſache mit dem von ihnen gemachten Gewinn zufrieden zu ſeyn. Denn dieſes genügſame, zur Ausdauer von Beſchwerden trefflich geeignete Volk braucht zum Unterhalt auf ſeinen Reiſen nicht mehr, ja zuweilen noch weniger als ihm der Lebensunterhalt in dem eignen Hauſe gekoſtet hatte. Ehe der Armenier eine große Reiſe antritt, verſieht er ſich mit Schiffszwieback, geräuchertem Büffelfleiſch, getrockneten Früchten, Mehl und Zwiebeln. Auf ſeinem Wege durch wenig bewohnte Gegenden bringt ihm, da wo Seen und Flüſſe ſind, ſein Fiſchernetz, oder das Einſammeln des Honigs der wilden Bienen, der Wurzeln und anderer zur Noth eßbarer Naturgegenſtände meiſt ſo viel ein, daß er ſeine mitgenommenen Vorrathe ſparen kann, nur in Gebirgsgegenden, wo dergleichen Dinge überaus wohlfeilen Preiſes ſind, kaufen etwa ihrer mehrere zuſammen einmal ein Lamm. Und auch bei ſolchem Kauf bezahlt er nur äußerſt ſelten mit baarem Gelde, ſondern mit kleinen Tauſchartikeln, die er zu dieſem Zwecke mit ſich führt. Denn die Armenier, die zu Taverniers Zeiten des Handels wegen in europäiſche Länder kamen, brachten Pfeffer, Muskatnüſſe, Safran und andre Gewürze mit ſich, mit denen ſie in den Dörfern ſich Brod. Milch und andre wohlfeile Lebensmittel eintauſchten, ſowie die Rechnungen für das Nachtlager berichtigten. Waren ſie genöthigt in einer Stadt zu verweilen, dann mietheten ihrer 5 bis 6 gemeinſam eine Kammer, auf deren Boden ſie ihre Matratze ausbreiteten. Statt der mit Vortheil, neben ihren Hauptwaaren abgeſetzten Gewürze, nahmen ſie aus Europa kleine nürnbergiſche und venezianiſche Waaren, Spielzeug, kleine Spiegel, meſſingene Schmuckſachen und bunte Glasperlen mit ſich, aus deren Umtauſch ſie auf den Reiſen durch die Morgenländer einen ähnlichen Gewinn zogen als in Europa durch den ihrer Gewürze. So geſchahe es öfters, daß ein Armenier, wenn er wieder nach Hauſe kam, einen Theil ſeiner mitgenommenen Mundvorrathe unverzehrt mit zurück brachte. Einem ſolchen Handelsmann blieb dann freilich der Gewinn, welchen er bei dem Verkauf der ihm anvertrauten Waaren gemacht hatte, ganz ungeſchmälert, und die Kaufleute die von Djulfa, ſowie viele an andren Orten anſäßige Armenier, ſich um den perſiſchen Handel annahmen, waren in Kurzem zu einem bedeutenden Reichthum gekommen. Nur ſelten kehrte eine ihrer Handelsgeſellſchaften, namentlich aus den europäiſchen Ländern ohne eine baare Summe von mehreren hunderttauſend Thalern und ohne eine bedeutende Ladung von holländiſchen ſo wie engliſchen Tüchern, feiner Leinwand und andern Stoffen, großen Spiegelgläſern, Cochenille zum Purpurfärben, Taſchenuhren und mehreren dergleichen werthvollen Handelsartikeln zurück.

Tavernier hat ſich auf all ſeinen morgenländiſchen Reiſen vorzugsweiſe zu den Armeniern gehalten. Ihnen dankte er einen großen Theil des günſtigen Erfolges ſeiner eignen Handelsſchaft und ſo viele Beweiſe von Freundlichkeit, daß ihn ſeine dankbare Zuneigung zu dieſem merkwürdigen Volk, da wo er den Charakter und die Sitten deſſelben ſchildert, ganz beſonders beredt macht, und wir ſind ihm in dieſen Schilderungen, einigen ihrer Hauptzüge nach um ſo lieber nachgefolgt, da ſie nicht nur auf die Armenier der damaligen, ſondern ſelbſt noch der jetzigen Zeit großentheils paſſend gefunden werden

9) Weiterer Verlauf der Reiſe.

Der Weg, welchen Tavernier auf ſeiner erſten Reiſe nach Jspahan von Etſchmiaſen und von Erivan aus verfolgte, führt durch die Hochebene, welche ſich der Nordſeite des Araratgebirges anſchließt. Bei der Langſamkeit des Vorſchreitens der Karawane, behielt man den hohen Ararat, mit der glänzend weißen Decke ſeines Schnees 15 Tage lang vor Augen. In dieſer zum Anbau ſelbſt des Reis ſehr günſtigen Landſchaft zeigten ſich damals nach allen Richtungen hin die Spuren der wilden Verheerungen, welche der Krieg mit den Türken über Armenien geführt hatte. Abbas der Große ſelber war von der Theilnahme an dieſen Verheerungen nicht freizuſprechen. Er hatte die vormals reichbevölkerte Stadt Dſchulpha dem Erdboden gleich gemacht und, wie vorhin erwähnt, ihre Einwohner mit ſich nach Perſien genommen, weil es ſeine Abſicht war, den Türken ihre beſtandigen raubſüchtigen Streifzüge, durch dieſe Gegenden in die Mitte des perſiſchen Reiches zu erſchweren und zu verleiden. Dennoch hatte ſich außer den zahlreichen Klöſtern, manches armeniſche Dorf wieder angebaut und mit wohlhabenden Bewohnern gefüllt, deren Gaſtfreundſchaft unſer Reiſender ſchon damals ſo wie bei ſpäteren Gelegenheiten genoß. Denn ſo ſparſam, ja kärglich auch der Armenier auf ſeinen Handelsreiſen lebt, läßt er es dennoch in ſeinem Hauſe, namentlich bei Bewirthung der Gäſte an nichts fehlen, was zur Vergnügung des Gaumens gehört. Außer dem Wein bei der Mahlzeit wurde vor derſelben den Gäſten, zur Stärkung der Eßluſt Branntwein gereicht; eine Sitte, welche in dieſem Lande ſeit alter Zeit einheimiſch erſcheint.

Tauris mit den Spuren einer uralten Herrlichkeit und zu allen Zeiten eine der günſtigſt gelegenen Handelsſtädte von Perſien, mag zu Taverniers Zeiten bedeutender geweſen ſeyn als in den unſrigen, wo ſie nur noch 30000 Einwohner zählt. Sie war ſeitdem zu oft von den Verheerungen der Erdbeben wie der Kriege heimgeſucht. Wichtiger noch als Tauris war damals für den perſiſchen Seidenhandel die Stadt Ardevil.

In Kom hatte unſer Reiſender die Gelegenheit, einen ſeltſamen Wettkampf von ſymboliſcher Bedeutung anzuſehen. Er war kaum in der Karawanſerei der Stadt angekommen und hatte dort ſich ans Ausruhen begeben, da bemerkte er, daß ein großer Theil der um ihn ſitzenden Perſer hinauseilte auf die Gaſſe und dem Haufen des Volkes ſich anſchloß, der an der Karawanſerei vorbeizog, gegen den öffentlichen Marktplatz hin. Er fragte nach der Urſache des Auflaufes, man ſagte ihm: die beiden Propheten werden mit einander kämpfen und wer einen guten Platz haben will um dem Kampfe zuzuſchauen, der hat Urſache zu eilen.

Die beiden Propheten? fragte Tavernier; — doch Keiner nahm ſich die Zeit ihm das Räthſel zu löſen.

Er macht ſich denn auch mit ſeinem deutſchen Reiſegefährten (Rudolph) auf den Weg; ein Kampf zwiſchen zwei Propheten iſt des Zuſchauens werth. Man kommt auf den Meidan, es iſt da ein Kampfplatz von Brettern errichtet, ringsumher erheben ſich die Reihen der Sitze.

Wo ſind die beiden Kämpfer? — Dort ſind ſie und man hält ſie mit Macht zurück, bis das Schauſpiel beginnt.

Es waren zwei Ochſen, davon der eine als Mohamed, der andre als Ali benannt war, bei jedem derſelben ſtund eine an Kleidung und Waffen ſich unterſcheidende Parthei der Männer; endlich läßt man die Propheten auf einander los. Sie ſtoßen lang und wüthend mit ihren Hörnern gegen einander; zuletzt ſiegt Ali, der Prophet Mohamed zieht ſich überwunden zurück. Da erhebt ſich unter dem perſiſchen Volk, welches vorzugsweiſe vor der des Mohamed die göttliche Salbung des Ali zur Prophetenwürde erkennt, ein lauter Jubel. Man führt den brummenden Sieger unter ein Portal, wo man ihm den Schaum und den Schweiß von ſeinem Felle wiſcht und nun kommen von allen Seiten Geſchenke für Ali den Propheten, welche die Beſitzer des Stieres, die Diener dieſes Propheten ſich zueignen. „Groß und wunderbar“, ſo ſchreit die verſammlete Menge, „iſt die Macht des gottgeſandten Ali und bis auf unſre Zeiten iſt Ali der Herrlichſte unter allen Propheten.“

Einige Tagreiſen von hier, freilich nicht dieſſeits Kom gegen Jſpahan hin, ſondern ſchon jenſeits dieſer Stadt, auf dem Wege nach Tauris, in dem auf ſumpfig moraſtiger Ebene gelegenen Miana, endigte der berühmte Reiſende Thevenot ſeine Wallfahrt auf Erden. Ein großer Theil der ſeltenſten perſiſchen und arabiſchen Schriften, welche der fleißige Mann auf ſeiner Reiſe geſammelt hatte, behielt der dortige Gouverneur zurück und man weiß nicht, was aus dieſen, ſo wie aus manchen andren wiſſenſchaftlichen Schätzen des trefflichen Gelehrten geworden iſt. Von eben dieſer Stadt Miana gieng bis zu unſren Tagen die Sage, daß in den Gemäuern ihrer ſchmutzigen Gebäude eine Art von Wanzen ſich aufhalte, deren Biß nicht zwar für Einheimiſche, wohl aber für durchreiſende Fremde ſo giftig, oder von ſo gefährlichen Folgen ſey, daß er den Tod des Gebiſſenen in näherer oder fernerer Zeit unvermeidlich nach ſich ziehe. Die Erfahrungen und Beobachtungen der neueſten Zeit haben jedoch gezeigt, daß nicht die Wanzen des armſeligen Miana, ſondern die Sumpfluft ſeiner moraſtigen Umgegend das Todesgeſchoß in ſich trage, deſſen oft lange nachwirkender Gewalt die Reiſenden, und, wenn auch nicht durch öffentliche Erwähnung in ſo auffallendem Maaße, die Einheimiſchen unterliegen. Zwiſchen Miana und Tauris ſieht man noch jetzt die uralten Ruinen von cyklopiſcher Bauart, welche die Stätte der alten mediſchen Stadt Gaza anzeigen.

Da wo zu Taverniers Zeiten die Hauptſtadt des perſiſchen Reiches Jſpahan mit ihren Pallaſten, Moſcheen und Hütten über die weite Ebene ſich ausbreitete und wo noch jetzt ihre meiſt verlaſſenen 30000 Häuſer dem allmähligen Verfall entgegengehen, fanden ſich vor Schach Abbas dem Großen zwei Dörfer, davon das eine dem Haider-das andre dem Neamed-Olaſi gehörten, deren Namen auf die beiden Haupttheile der Stadt übergegangen waren. Seit der Eroberung von Lar und Ormus erſchien die Lage von Jſpahan günſtiger für den Sitz des Herrſchers, als die mehr von der Mitte entfernten Städte Casbin und Sultanieh. Aber nicht allein durch politiſche Gründe, ſondern auch durch die naturlichen Vorzuge der Umgegend ließ der Schach ſich bei der Anlegung ſeiner neuen Reſidenzſtadt leiten. Eine Hochebene, welche 4000 Fuß über dem Meer erhohet, unter dem 33ten Grad der Breite alle Vorzuge einer milden, reich bewäſſerten Landſchaft genießt, muß für den Anbau der Feld= wie der Gartenfrüchte im hohen Grade günſtig ſeyn; die Kalte des Winters, der übrigens ſeine Schneeſtürme gleich dem mittleren Europa hat, ſo wie die Hitze des Sommers ſind gemaßigt; der Frühling weilt hier langer als in den tiefer gelegenen Ebenen und wird wegen ſeiner Reize von allen Reiſenden geprieſen. Sudweſtwärts von der Stadt und nur wenige Stunden von dieſer entfernt erhebt ſich ein hoher Berg mit maleriſch ſchönem Umriß, der für die Freunde der Pflanzenkunde wie für die Forſcher der alterthümlichen Denkmale ein gleich hohes Intereſſe hat, obgleich in unſren Tagen der Beſuch deſſelben nicht allein durch den bengaliſchen Tiger, der zuweilen ſeine Streifzüge bis in dieſe Gegend erſtrecken ſoll, ſondern auch durch das raubſüchtige, kriegeriſche Volk, das in der Nachbarſchaft hauſet, ſehr erſchwert wird. Die Stadt ſelber, deren Umkreis noch jetzt 4 Stunden betragt, liegt an dem Senderudfluß, uber den mehrere, zum Theil ſtattliche Brucken hinuberfuhren nach den jenſeitigen Vorſtadten. Eine Höhle, oſtwarts von der Stadt, aus der ſich ein kleiner, friſcher Quell ergießt, bei welchem als Huter ein Derwiſch wohnt, und dahin als an einen uralt heiligen Ort die Nachkommen der alten Perſer: die Gauren haufige Wallfahrten machen, noch mehr aber die anſehnlichen Ueberreſte von Bauwerken, die auf dem Berge liegen, erinnern daran: daß hier in alten Zeiten eine Stadt von Bedeutung: Aſpadana geſtanden. Jſpahan war in ſeiner bluhendſten Zeit, von welcher ſchon Tavernier Zeuge ſeyn konnte, von 700000

Menſchen bewohnt, anjetzt zählt es kaum noch 70000 Einwohner.

Als Tavernier auf ſeiner erſten Reiſe, im Jahr 1632 hier verweilte, da war Schach Abbas (der im Jahr 1629 ſtarb) im friſcheſten Andenken, und die Nachwirkung ſeiner kräftigen Regierung dauerte noch in unverkennbarer Weiſe fort. Er hatte die gelehrten Schulen, die er geſtiftet, mit ſo reichen Einkünften verſehen, daß dieſelben auch unter den ſpäteren Regierungen, welche mehr zerſtörend als aufbauend wirkten, fortbeſtehen, und einen Ruhm in den mohamedaniſchen Morgenländern erreichen konnten, den ſie ſelbſt noch in unſeren Tagen nicht verloren haben. In derſelben Weiſe waren auch die Keime der andren Einrichtungen, welche Abbas I ausgeſäet hatte noch in ihrer Fortentwicklung begriffen. Uebrigens ſahe ſich ſchon damals der Reiſende, wenn er in die mächtig große Stadt eintrat, welche nach Taverniers Schätzung an ihrer Ausdehnung Paris gleich kam, in jenen Erwartungen getäuſcht, die der Anblick aus der Ferne in ihm erregt hatte. Die anſehnlichen Moſcheen, im Farbenſchimmer ihrer neuen Außenwände und Dächer, neben ihnen die hohen Minarets, welche aus dem Grün der reichen Gartenanlagen ſo reizend ſchön hervorglänzen, gewähren der Phantaſie, welche der unmittelbar nahen, ſinnlichen Anſchauung voraus eilt, Anknüpfungspunkte, um welche ſie träumend ein Bild ſich ausmalt, von einer Stadt der Palläſte und Herrlichkeiten, der kaum eine andre Stadt der Erde zu vergleichen. Aber man kommt jetzt näher zu dieſen Prachtwerken heran. Da ſieht man Mauern die ſtatt der Steine aus Erde aufgeführt ſind und aus gleichem Material, mit Lagen von ungebrannten Ziegelſteinen untermiſcht, iſt der größeſte Theil der Wohnhäuſer erbaut. Selbſt die Thore der Stadt waren zu Taverniers Zeiten aus plumvon hölzernen Balken, dick mit Eiſenblech beſchlagen errichtet, über welche das Gewölbe der Lehmmauern ſich hinzog. Und wenn man damals in die engen, winklichen Gaſſen hineinzog, die zum Theil von einer Seite zur andren überwölbt, dunklen Grotten glichen, da waren all die Moſcheen und Minarets die man von weitem geſehen aus den Augen verſchwunden, ſtatt des Duftes der blühenden Gärten, zu welchen der Anblick aus der Ferne die Hoffnung gegeben, empfand man den eckelhaften Aushauch der todten thieriſchen Körper und des faulenden Unrathes, der überall in die meiſt trocken liegenden Graben, und auf den Boden der Gaſſen hingeworfen lag. Im Sommer wird das Athmen, neben jenem verpeſtenden Geſtank auch durch die Staubwolken beengt, welche jeder Lufthauch von den ungepflaſterten Straßen emporwirbelt, im Winter und bei eintretendem Regen iſt hier ein ſolcher Schmutz ergoſſen, daß dann jeder bemittelte Perſer, der das Ausgehen vermeiden kann, in ſeine Wohnung ſich verſchließt, weil bei dieſem Volke das die Schüſſeln äußerlich ſauber hält, während ihr Inneres voll Unrathes iſt, Jeder das Eintreten in ein fremdes, ja ſelbſt in das eigne Haus, mit beſchmutztem Gewand, gleich als eine Verſündigung betrachtet.

Nur in jenen Theilen der Stadt, da die anſehnlicheren Kaufleute ihre Laden und Bazars hatten, noch mehr auf dem großen Meydan oder Marktplatz, den Schach Abbas I an der günſtigſten Stelle der Stadt, in der Nähe des Fluſſes anlegen ließ, konnte der damalige Reiſende bemerken, daß er in einer namhaften, reichen Stadt ſich befinde. Dieſer große Platz, 700 Schritte lang und etwa 300 Schritte breit, iſt von einem Kanal durchzogen, und gränzt nach der einen Seite hin an den Pallaſt des Königes ſo wie an eine Moſchee. Rings um den Meydan ſieht man die reichſten Bazars der Kaufleute ſo wie die Werkſtätten von Handwerkern der verſchiedenſten Art, die Kaffee- und Weinſchenken. Aus dem Miethzins, welchen alle dieſe Leute für ihre Aufenthaltsſtätte in den Bazars entrichten, beziehet der König einen Theil der Einkünfte ſeines Haushaltes und Hofſtaates. Schon am Tage, noch mehr aber am Abend iſt der Meydan der Verſammlungs- und Beluſtigungsort der Einheimiſchen wie der anweſenden Fremden. Man ſieht da Spiele der Einzelnen, Puppenkomödien und Seiltanzerkünſte; bei Abend ertönt der Platz von Geſang und Saitenſpiel.

Außer dieſem neuen Marktplatze beſchreibt ſchon Tavernier im damaligen Ispahan noch einen andren, älteren, auf welchem die Verkäufer der Gemüſe und Früchte, vor allem die der Melonen ihren Aufenthalt haben. Denn der Genuß der Melonen iſt dem Perſer, dem vornehmen wie dem geringen ein ſo unentbehrlicher, daß er ſelbſt im Paradieſe ohne jene beliebte Frucht, ſo wie der Türk ohne Zwiebeln ſich unheimiſch fühlen würde. Vom frühen Morgen an bis zum Abend ſieht man Laſtthiere, beladen mit Melonen zu den Thoren hereinziehen, denn der Verbrauch an jenen Früchten muß ungeheuer ſeyn, da nach Tavernier, deſſen Ausſage durch Reiſende der neueſten Zeit beſtätigt wird, ein einzelner Perſer gegen 36 Pfund Melonen, während eines Tages verſpeiſen kann. Man weiß deshalb Sorge dafür zu tragen, daß ſelbſt im Winter noch Melonen in hinreichender Menge zu haben ſind, und zwar ſolche von der ſüßeſten, beſten Art, die gegen Ende des Sommers und im Herbſte reift, während im Frühling nur die wäßrig ſchmeckenden Arten gedeihen, deren Genuß dem Trinken des Waſſers ähnlich wirket.

Wenn auch Schach Abbas nicht mehr perſönlich über die Handhabung des Rechtes der Käufer und Verkäufer die Obhut halten konnte, ſchien dennoch eine Nachwirkung jener Furcht und jenes Schreckens noch bemerkbar, welche ſein polizeiliches Regiment über Handel und Gewerbe verbreitet hatte. Denn wir müſſen uns in Schach Abbas I, bei all ſeinen großen Gaben eines natürlichen Verſtandes und einer gewaltigen Thatkraft, bei all den Eigenſchaften, welche ihm bei ſeinem Volk eine faſt abgöttiſche Verehrung erwarben, dennoch eine jener heidniſch morgenländiſchen Majeſtäten denken, bei denen die bezaubernde Gewalt, welche ſie auf Andre üben, einen ähnlichen Grund hat, als die der Abgottsſchlange oder des Krokodils, welche bei einigen heidniſchen Völkern in ſtumpfſinniger Hingebung des eignen Lebens ſo wie des Lebens der Ihrigen gleich einer allmächtigen Gottheit angebetet werden.

Dieſer Zauber, wenn er unter Menſchen ſtatt findet, iſt ein gegenſeitiger. Der orientaliſche Despot, wenn er auch als unverſtändiges Kind den Thron beſteigt, ſiehet alsbald wie in der nächſten Umgebung ſeines Harems, und ſeiner Verſchnittenen, und wie auch in der weiteren Umgebung all die Vornehmen ſeines Hofes, die Großen und Mächtigen ſeines Reiches vor ihm mit einer Ehrerbietung ſich beugen, welche nicht den Menſchen ſondern nur Gott gebühret. Seine Einfälle und Befehle, alle Regungen ſeiner Lüſte, werden von dem ſclaviſchen Volke gleich Geboten der Religion mit unverbrüchlicher Pünktlichkeit befolgt; jede Aeußerung auch eines mittelmäßigen Witzes oder Verſtandes wird mit einem Beifall, wie er nur den göttlichen Eingebungen eines Propheten gebühren könnte aufgenommen und bewundert. Wer die Geſchichte des Wahnſinnes, die Gründe ſeines Entſtehens und ſeiner allmäligen Steigerung kennt, der wird es begreiflich finden, wie das kam, daß die berüchtigten Tyrannen des römiſchen Kaiſerthumes eben ſo wie die Inhaber der türkiſchen, der perſiſchen und anderer mohamedaniſchen Herrſcherthrone, und ſelbſt viele Negerkönige, aus ihrer in jüngeren Jahren zum Theil gutartiger ſcheinenden Gemüthsſtimmung in einen Zuſtand geriethen, welcher dem der Wahnſinnigen oder der Tobſüchtigen gleicht, deren Mordluſt, wenn ſie nicht durch äußeren Widerſtand gehemmt wird, keine Gränzen kennt. Der Harem mit ſeinen weiblichen Schmeicheleien iſt die erſte Vorſchule, das ſclaviſche Beugen des, in der nämlichen Vorſchule gebildeten weibiſchen Sinnes der Höflinge iſt die Rennbahn, darin der morgenländiſche Tyrann ſich zu einem Mann der Furcht und des Schreckens ausbildet.

Auch Schach Abbas, man könnte mit demſelben Rechte ſagen der Gefürchtete, als der Große, war bei all ſeinen löblichen Eigenſchaften ein Tyrann, der ſelbſt ſeinen an Geiſt wie an Gemüth ihm vielleicht überlegnen Sohn Safi Mirza zuerſt der Augen berauben, dann enthaupten ließ, weil dieſer Prinz durch ſein männlich ſchönes Aeußeres, durch ſeine Gewandtheit in den Waffen und durch die glänzenden Gaben ſeines Verſtandes die Bewundrung des Volkes erregt und namentlich einſt, hingeriſſen von der Jagdluſt, ſeinen Pfeil eher nach einem wilden Eber abgeſchoſſen hatte als ſein Vater. Als der ſclaviſch dienſtwillige Große des Hofes, der den Blutbefehl des alten Schachs ohne ſich zu bedenken vollzogen hatte, dieſem das blutige Haupt des Sohnes in einem goldnen Becken vor Augen ſtellte, da wurde das Herz des Vaters von Reue und Liebe ſo tief bewegt, daß er in Thränen ausbrach und den Mann, welcher, freilich auf königlichen Befehl, der Mörder ſeines Sohnes geworden war, all ſeiner ihm vorhin verliehenen Würden und Güter beraubte und ihn vom Hofe hinweg ins Elend jagte, während er dagegen einen andren, der des gleichen Auftrages ſich entſchuldigt hatte, zu hohen Ehren erhub.

Eines ſolchen Gefühles von Menſchlichkeit und Reue war freilich der Enkel und Thronfolger Abbas des erſten, der Schach Saſi, dieſer Mörder der eignen treuen, geliebten Gemahlin kaum fähig, der als unverſtändiger Knabe das Regiment angetreten hatte und nur dadurch als Mann und als Herrſcher ſich kund geben wollte, daß er grauſame Martern und blutige Hinrichtungen nicht über Feinde des Reiches verhängte, ſondern über vermeintliche Feinde ſeiner geheiligten Perſon, die irgend einer ſeiner Launen nicht blindlings Folge geleiſtet oder ſeinen allmächtigen Willen nicht bei jeder ihrer Handlungen zu Rathe gezogen hatten.

Wir ſprachen vorhin von der polizeilichen Strenge, mit welcher Schach Abbas der Große die Geſetze und gute Ordnung im bürgerlichen Verkehr und Handel aufrecht zu erhalten ſuchte. Er ſelber ging öfters im Gewand eines armen Landmannes oder Stadtbewohners umher, kaufte oder verkaufte allerhand kleine Waaren, um den Betrügereien, welche unter ſeinen Perſern im Schwange gingen, auf die Spur zu kommen. Eines Abends ging er auch, als Bauer verkleidet, aus einer geheimen Pforte ſeines Pallaſtes, die nach dem Marktplatz führt, hinaus, kaufte zuerſt bei einem Bäcker einen Men, das ſind 6 unſerer Pfunde Brodes, dann bei einem Garkoch ein gleiches Gewicht gebratenen Fleiſches. Er kam mit dieſer anſehnlichen Ladung in ſeinen Pallaſt zurück und ließ hier das Fleiſch wie das Brod genau abwiegen. Da ergab ſich, daß am Brode der 16te, am Fleiſche der 20te Theil des Gewichtes fehlte und hierüber gerieth der Schach in ſolchen Zorn, daß er ſeinem Polizeiminiſter augenblicklich hatte (nach einer dort üblichen Todesſtrafe) den Bauch aufſchneiden laſſen, wenn nicht die Fürbitte der Anweſenden, und jene Mäßigung ſeiner heftigen Aufwallungen, deren der Schach öfter zugänglich war, ihn an der Ausführung gehindert hätten. Die beiden betrügeriſchen Gewerbsleute aber, der Bäcker und Garkoch, wurden zum ſchreckenden Beiſpiel für andre ihres gleichen, jener in einem ſtark geheizten Ofen verbrannt, dieſer lebendig an einen Spieß geſteckt und am Feuer gebraten.

Hier mochte die grauſame Strafe, welche der „Herrſcher der Gläubigen" verhängte, noch immerhin dem Volke, als eine zu Gunſten der Armen geübte Handlung der Gerechtigkeit erſcheinen; man würde aber auch aus Furcht ſchweigend, wie in alle andre Greuelthaten eines ſolchen Allvermögenden ſich gefügt haben, wenn ein Schach Saß den geringſten Schein einer Beleidigung ſeiner Majeſtät mit blutigen Martern gerochen hatte.

In welch ganz andrem Lichte ſtehet neben ſolchen Majeſtäten des nichtchriſtlichen Morgenlandes, ein ſolcher unter der Zucht und Demuth des Chriſtenthumes gereifter Herrſcher des Abendlandes da, dergleichen Kaiſer Rudolph von Habsburg war. Dieſer ging auch einſt, als armer Reitersmann verkleidet, in Mainz umher, den Schimpf aber und Hohn, den ein Bäckersweib, bei deren Feuer er ſich wärmen wollte, ihm angethan hatte, rächte er ſcherzhaft dadurch, daß er das Weib nöthigte, alle die Schimpfworte, die ſie gegen den Herrn und König des vermeintlichen Reitknechtes ausgeſtoßen, vor ihm, dem wirklichen König und Herrn, in Gegenwart ſeiner hohen Tafelgenoſſen noch einmal zu wiederholen, wobei er, wenn ihre Rede ſtockte, ihr ſelber aus treuer Erinnerung einhalf. Für die ausgeſtandne Angſt ſendete er der, mit Todesfurcht in ihr Haus zurückgekehrten Frau, einen gebratenen wilden Schweinskopf, der während ſie ihr Verhör ausgehalten, auf ſeiner Tafel ſtund, und eine

Flaſche des guten Weines. Und dennoch wußte dieſer chriſtliche Kaiſer bei andrer Gelegenheit die Gerechtigkeit an den muthwilligen Storern der öffentlichen Ruhe, an den Raubrittern und Buſchkleppern mit ſtrenger Hand zu üben.

Wenn wir jedoch einen ſolchen Maaßſtab, den uns das Beiſpiel eines unter der Zucht des Chriſtenglaubens ſtehenden Herrſchers, dergleichen der erſte Habsburger und viele deutſche Kaiſer und Könige waren, an die Hand giebt, an einen Schach Abbas nicht anlegen, ſondern ihn nur mit dem Maaße meſſen, das uns der Vergleich deſſelben mit andren mohamedaniſchen Herrſchern ſeiner Zeit darbietet, dann finden wir das Lob, welches die perſiſche Geſchichte der vierzigjahrigen Regierung Abbas I beilegt, nicht ganz unpaſſend. Der Mann war bei ſeinen chriſtlichen wie mohamedaniſchen Unterthanen in ſolchem Anſehen, daß Mancher, namentlich unter den Perſern es für das höchſte Glück hielt, wenn er den großen Schach nur einmal ganz in der Nahe ſehen und noch mehr, wenn er mit ihm ſprechen durfte. So zeigte man dem Tavernier auf ſeiner erſten Reiſe eine ſtattliche, ſteinerne Brücke, welche mit ihren großen Schwibbögen über eine Anhöhe ſich hinzog, auf der ſie Jedem, der des Weges kam, ſchon von fern her in die Augen fallen mußte. Aber auf jener Hohe war weder ein Waſſer noch ſonſt etwas zu finden, wodurch die Anlage einer ſolchen Brucke nothwendig geworden ware. Es war ein andrer ſeltſamer Grund, dem ſie ihr Entſtehen verdankte. Ein reicher Mullah hatte ſie erbauen laſſen in der ſichren Erwartung, daß Schach Abbas hier einmal vorüberkommen, das Bauwerk ſehen, nach ſeinem Urheber fragen und daß hierdurch ihm, dem eitlen Manne, eine Gelegenheit kommen werde, in Perſon mit dem großen Abbas zu ſprechen. Es geſchahe ſo, wie er es erwartet und gewünſcht hatte. Der

Schach kam von einem ſeiner Siegeszüge heimkehrend dieſes Weges; die neue Brücke fiel ihm in die Augen, er fragte nach ihrem Erbauer. Der bin ich, ſagte der Mullah, der ſich ganz in die Nähe des Herrn gedrängt hatte. Und zu welchem Zwecke, fragte der König weiter, haſt du ſolch koſtbaren Bau unternommen? Zu keinem andren, ſprach der Mullah, als daß Abbas, der große König nicht allein auf die Brücke, ſondern auch auf mich, den Erbauer, ſein Auge wenden, und mit einem Wort ſeines Mundes mich beglücken werde.

Wir haben in den vorſtehenden Auszügen aus Taverniers Reiſewerk das intereſſanteſt Erſcheinende von dem zuſammengefaßt, was er über die Völker, durch deren Länder ſein Weg ihn führte, berichtet hat, es iſt Zeit, daß wir ihn, den Reiſenden und ſeine Lebensſchickſale wieder mehr ins Auge faſſen. Seine erſte Bekanntſchaft mit Ispahan und mit dem Handelsverkehr der dortigen Armenier und Perſer ſcheint ihm die Mittel, durch welche er ſich künftige Reiſen durch Aſien möglich machen konnte, nicht bloß gezeigt, ſondern auch an die Hand gegeben zu haben. Vielleicht mit einigen aſiatiſchen Kaufmannswaaren, die er von armeniſchen Freunden auf Credit genommen, gieng er zunächſt wieder nach Smyrna, machte an dieſem Hauptpunkt des europäiſch-aſiatiſchen Verkehres, wohin namentlich aus Frankreich, Italien und Holland ohne Aufhören Schiffe, des Handels wegen kamen, gute Geſchäfte und zog mit den von ihm eingetauſchten europäiſchen Gütern bald hernach wieder nach Ispahan.

Während ſeines diesmaligen Aufenthaltes in Smyrna, von welchem er eine ausführliche Beſchreibung giebt, beſuchte er auch in Geſellſchaft mehrerer Europäer die Ruinen von Ephesus. Die kleine Reiſegeſellſchaft hatte dort auf der ſchattigen Altane einer Moſchee, die vormals eine chriſtliche Kirche geweſen, eine Mahlzeit von den mitgebrachten Vorrathen gehalten, und dabei auch Wein getrunken. Obgleich nun ſchon damals jene Moſchee nicht mehr, oder nur ſelten, als ſolche benutzt wurde, hatte dennoch, namentlich gerade in der Zeit des türkiſchen Ramadan oder Faſtens, die damals gefeiert wurde, jene Unvorſichtigkeit ſehr üble Folgen für die Reiſenden haben können. Einer der Janitſcharen, der ſie begleitete, um ſich für einen Schimpf zu rachen, den einer der fränkiſchen Bedienten ihm angethan, verklagte die Franken, als Spötter und Verachter der Religion bei dem Kadi des nahe gelegnen Ajaſaluk und als ſie am andern Tage abermals auf derſelben Altane ihre Mahlzeit halten wollten, ſahen ſie ſich von mehreren bewaffneten Türken überfallen, welche ihren fanatiſchen Eifer zunächſt mit Worten ausſprachen und auch durch die That ihn bezeugt haben würden, wenn der mit der Sprache und Sitte der Türken bekannte Tavernier nicht ſchon vor dem Herbeikommen der Türken, aus kluger Vorſicht den Wein hätte verſtecken laſſen und unvermerkt durch ein reiches Geſchenk an Goldſtücken, das er dem einen Türken machte, ſich dieſen ſo wie ſeine Begleiter zu Freunden gemacht hatte, welche jetzt vor dem zornigen Kadi die Sache, „der blos Waſſer trinkenden Franken“ zum Beſten kehrten. In damaliger Zeit gehörte die Gewandtheit eines Tavernier dazu, um Chriſten, die aus Unvorſichtigkeit den Fanatismus der Türken gereizt hatten, bei ſolcher Gelegenheit aus der Gefahr einer unmäßig großen Geldbuße, ja vielleicht des Lebens zu retten.

Wie lange unſer Reiſender, nachdem er über Tocat noch einmal nach Ispahan gekommen, ſich dort und dann auf dem abermaligen Rückwege verweilt habe, läßt ſich nicht mit Beſtimmtheit ſagen. Wahrſcheinlich vergiengen einige

Jahre bis dahin, wo er ſo viel gewonnen hatte, daß er in Erwartung eines ſichren und dabei größren Vortheiles nach Paris reiſen konnte, nicht um dort zu bleiben, ſondern nur um mit noch reicheren Mitteln ausgerüſtet ſeine Reiſeluſt befriedigen zu können. Es laßt ſich vermuthen, daß er ſchon von dieſer erſten Reiſe nicht blos gewöhnliche Handelswaaren des Morgenlandes, ſondern auch allerhand Naturmerkwürdigkeiten und andre Raritäten mit ſich nach der Heimath gebracht habe, wie wir denn bei einer andren Gelegenheit erfahren, daß er für ein Stück durchſcheinenden Kalkſinters, darin der Körper einer 12 Zoll langen Eidechſe eingeſchloſſen war, 1000 Thaler bezahlt und dieſes Stück ſpäter in der Heimath an einen Sammler ſolcher Seltſamkeiten gut verkauft habe. Es mag bei dieſem Verkauf ein Stück ins andre gerechnet worden ſeyn, denn die meiſten Mineralien ſolcher augenfälligen, die Neugier der Kenner anreizenden Art, hatte er ſelbſt an Ort und Stelle geſammelt, ſo daß er einſt gegen zehn Centner aſiatiſcher Foſſilien (zunächſt vom Urmiaſee) mit ſich nach Marſeille brachte, wo er eine Niederlage derſelben errichtete.

10) Taverniers zweite Reiſe nach Perſien.

In Paris ſcheint unſer Reiſender bei ſeiner erſten Rückkehr aus Aſien eben ſo viel baaren Gewinn als Credit gefunden zu haben, ſo daß er jetzt ſchon beſſer für den aſiatiſchen Handel geeignet ſeine zweite Reiſe, zur Stillung ſeines Dranges: Neues zu ſehen und zu erfahren, antreten konnte. Als das holländiſche Kriegsſchiff, auf welchem er von Marſeille aus nach der Levante abgehen wollte, am 13. September 1638 bereits im Begriff ſtund die Anker zu lichten, kam vom Lande her, von den Conſuln eine Ordre an den Kapitän, er ſolle ſeine Abfahrt noch aufſchieben, weil man ihn zum Träger einer wichtigen Botſchaft an alle in der Levante befindlichen Franzoſen machen wollte. Am andren Morgen kam die Botſchaft: es wurde in gehöriger Form für den Kapitän, ſo wie durch dieſen in beſondren Schreiben an den Johanniterorden in Malta, dann an alle franzöſiſche Conſuln in der Levante die Nachricht überbracht, daß dem königlichen Hauſe von Frankreich ein Thronerbe, der nachmalige Ludwig XIV geboren ſey.

Die frohe Stimmung, in welche der Empfang der Freudenbotſchaft und die in Folge derſelben angeſtellten Luſtgelage alle auf dem Schiffe anweſenden Franzoſen verſetzt hatte, war bei unſrem Reiſenden auf der ganzen Seefahrt eine ausdauernde, weil bei ihm noch etwas Andres hinzu kam, das ihn fortwährend zur Freude ſtimmte. Wie dem Vogel, der aus dem Käfich entronnen, endlich wieder die freie Luft athmet, ſo war es ihm zu Muthe, als er ſich wieder auf dem Wege nach ſeinem geliebten Aſien ſahe; es war die Zeit, wo die Zugvögel über das Meer wandern und wo die Schaaren der Wachteln in ſolcher Menge in Malta ſich einſtellen, daß man ſie zu Tauſenden in den Netzen fangt; das Schiff, auf dem Tavernier fuhr, verſorgte ſich an jener Inſel mit 2000 Stücken ſolcher lebenden Vögel für die Tafel des Kapitäns und ſeiner Paſſagiere. Ein ſolcher Zugvogel, der, wenn ſeine Zeit kommt, dem Drange des Wanderns nicht widerſtehen kann, war auch Tavernier, doch ein glücklicherer als jene Wachteln, denn er mit ſeinen Schiffsgefährten entgieng allen Gefahren, welche die Schiffe der Corſaren ſowie die Galeeren der durch den holländiſchen Kapitän zur Unzeit aufgereizten Türken ihm droheten; ſehr glücklich dem vergiftenden Einfluß der ungeſunden Luft von Alexandrette, dem nur ſelten ein ankommender Europäer ungeſtraft ſich nahen darf; genoß mit ſeinem jugendlich muntrem Gemüth alle die Eindrücke des Neuen, welche die reiche Handelsſtadt Aleppo dem Fremden darbietet und trat muthig mit einer Karawane, welche aus 400 Mann und 600 Kameelen beſtund, den beſchwerlichſten Weg unter allen, welche von Aleppo nach Ispahan führen, den durch die große Wüſte an.

Es gehört die gute Geſundheit eines jungen 33jährigen Europäers (ſo alt war damals Tavernier) dazu, um die Beſchwerden dieſes Weges zu ertragen, den ſelbſt die eingebornen Beduinen jährlich nur einmal, des Kameelhandels wegen und auch dann nur machen, wenn ein häufig fallender Regen die Felſenlöcher und Ciſternen der Wüſte mit hinlänglichem Waſſervorrath verſorgt hat. Denn ſchon in den erſten beiden Wochen nach der Abreiſe von Aleppo, welche gleich nach Weihnachten fiel, konnte ſich die Karawane nur einen Tag um den andren mit Waſſer verſorgen, und als dem Führer derſelben durch befreundete Beduinen, welche dieſe Nachricht nach Aleppo bringen ſollten, die Kunde kam von der Einnahme von Bagdad durch die Türken und von der Gefahr, welcher die Reiſegeſellſchaft ſich, wenigſtens wegen Hinwegnahme ihrer Kameele ausſetzen würde, wenn ſie der türkiſchen Macht und den ihr unterworfenen Emirs zu nahe käme, da mußte die Richtung des Weges ſtatt nach Oſten gen Süden, durch eine ſo unwegſame Wüſte eingeſchlagen werden, daß einſtmals in 9 Tagen kein Tropfen trinkbaren Waſſers zu finden war. Als aber dann endlich nach einer ſo lang erduldeten Pein des Durſtes die Karawane zu einer hüglichen Landſchaft kam, in der ſich mehrere Teiche des zuſammengelaufenen Regenwaſſers, rings umher von grünendem Gebüſch umgeben befanden, da däuchte es Jedem der Reiſegefährten, am meiſten aber unſerm, zu beſondern Aufwallungen des Frohſinnes geneigten Tavernier, als ſey er im Paradieſe. Freilich hatten die Kameele, welche nach neuntägigem Durſten dem Erliegen nahe waren, und die ſobald ſie die Witterung des Waſſers in ihre Naſe bekamen, in ſchnellem Trabe voranliefen, das Waſſer ſo getrübt und verunreinigt, daß man einige Zeit vergehen laſſen mußte, damit der trübe Schlamm ſich zu Boden ſetze, doch hatten ſchon einige Schlucke, auch des trüben Waſſers die matten Augen wieder munter, die geſunknen Kraſte wieder lebendig gemacht. Und außer dem Waſſer, das mit jeder Stunde heller und zum Genuß geeigneter wurde, gab es an dieſem Lagerplatz auch Holz und Geſtrauch zur Feuerung, woran es auf dem bisherigen Wege durch die waſſerloſe Wüſte ſo ganz gefehlt hatte, daß man ſeit 9 Tagen weder Brod backen noch eine warme Speiſe hatte zurichten können. Ja zu dem Reis in Waſſer gekocht gab es hier noch einen Reichthum von andren Gerichten, ſo köſtlich, daß ſie ſelbſt auf fürſtlichen Tafeln den Beifall der Gaſte gefunden hatten, denn in dieſer, von Jagern niemals beunruhigten, grünenden Einöde waren die Haſen und mehrere Arten der Rebhühner ſo hauſig, daß ſie ungeſcheut den Kameelen unter den Füßen herumliefen und von den Beduinen mit Stecken erſchlagen wurden; auch die Damhirſche, die in ganzen Rudeln die Gegend durchzogen, waren für die Feuergewehre unſres Reiſenden ſo wie einiger ſeiner Gefährten eine leicht zu erlangende Beute.

An dieſem Orte der Erholung und lang entbehrten Sattigung weilte die Karawane drei Tage. Hier hatte ſo eben der beginnende Frühling alle ſeine Reize über das Land ergoſſen und für die Hunderte der Menſchen und der Kameele, aus denen die Karawane beſtund, eine Fulle des Genießbaren ausgebreitet, welche auf mehrere Monate für ſie alle hinreichend geweſen wäre, nun aber mußte man wieder hinaus in die Wüſte, da kein Grün iſt und kein lebendiger Odem ſich regt. Es war dies um ſo bedenklicher, da der Führer der Karawane, der ſich nur aus Furcht vor dem Heer der Türken von der ihm bekannteren Richtung der Reiſe hatte abbringen laſſen, unverholen es zu erkennen gab, daß er in der Wüſte verirrt ſey und nicht wiſſe, ob er, um nicht abermals ſeine Schaaren der Kameele und Menſchen der Gefahr des Verdurſtens auszuſetzen mehr nach Nordoſt oder nach Südoſt ſich wenden ſolle. Zu ſeinem und der Andren Glücke fand er nach einigen Tagen zwiſchen etlichen kleinen Hügeln zwei arabiſche Hirtenfamilien mit ihren Ziegenheerden, welche des Landes ſo kundig waren, daß ſie der Karawane eine Richtung ihres Weges nach Balſora hin bezeichneten, bei welcher ſich wenigſtens an jedem dritten Tag Waſſer fand. Auch gab es auf dieſem Wege immer viel Neues für unſren Reiſenden zu ſehen, namentlich mitten in einer waſſerleeren, wüſten Landſchaft, Gebäude von königlich prächtiger Bauart, bei ihnen ein ausgemauertes großes Waſſerbehältniß mit einem jetzt ganz trocken liegenden Kanal, zur Bewaſſerung des Landes und den Reſten einer Waſſerleitung, durch welche wahrſcheinlich das Waſſer aus dem 20 Stunden weit entfernten Euphrat hieher geleitet worden war. Die vormaligen, mächtigen Herrſcher dieſer Länder ſcheinen, wie ſich hier und anderwärts zeigt, ein ganz beſonders Vergnügen darin gefunden zu haben, durch koſtbare Bewaſſerung ſelbſt die Wüſte in einen blühenden Garten umzuſchaffen und dort, fern vom Geräuſch der Städte einen Luſtſitz ſich anzulegen.

Die Karawane begegnete, je näher ſie dem Euphrat kam, deſto öfter arabiſchen Horden und ihren reichen Fürſten. Tavernier hatte auf dieſer Reiſe einen jungen Maler und einen Barbierer mit ſich genommen. Beide erwieſen ſich ihm jetzt als ſehr nützliche Begleiter. Denn der Maler hatte im ſeinem Reiſekoffer mancherlei buntfarbige Bilder und illuminirte Kupferſtiche, welche, vor allem die Bildniſſe der ſchönen europäiſchen Damen, einem jungen Emir ſo wohl gefielen, daß ſich dieſer durch reiche Gegengeſchenke und viele Gefälligkeiten ſie erkaufte. Der Barbier aber, der zugleich als Wundarzt und Arzt galt verpflichtete durch ſeine Kunſt einige der arabiſchen Fürſten ſich und ſeinen Reiſegefährten, wiewohl die Karawane im Ganzen nicht ohne bedeutende Abgaben an ſolche Herren des Landes davon kam.

Auf dieſem Wege nach Balſora kommt man auch durch einen früher ſehr beſuchten Wallfahrtsort der Perſer, durch Meched Ali, wo in einer ziemlich verfallenen Moſchee das Grabmahl des Ali, des Schwiegerſohnes des Propheten Mohamed gezeigt wird. Seitdem die Türken von Bagdad und ſeinem Gebiet Beſitz genommen, hatten ſie von jedem perſiſchen Pilgrim, der nach Meched Ali wallfahrten wollte, eine Agabe verlangt, was dem Schach Abbas für ſich und ſeine Unterthanen ſo ſchimpflich vorkam, daß er ſelber zwiſchen Tauris und Kandehar einen neuen Wallfahrtsort Meched anlegen ließ, darin namentlich, in einer prachtvollen Moſchee ein Fuß von Alis Kameel gezeigt wird, und daß er jetzt hieher, ſtatt nach Meched Ali die Andacht ſeiner Perſer zu lenken ſuchte, welchen unter den ſpäteren Königen die Wallfahrt in jene türkiſche Stadt ganz unterſagt wurde.

Endlich, nach einer 65 tägigen Reiſe durch die Wüſte war man in die Nähe des Euphrat, und zuerſt durch Ruinen einer zerſtörten Stadt, dann nach dem noch immer durch ſeinen Handel reichen, anſehnlichen Balſora gekommen. Die Nachricht von der Geburt des künftigen franzöſiſchen Thronfolgers, ſo alt ſie auch geweſen, war für die in Balſora anweſenden Franzoſen eine ganz neue; ſie wurde von ihnen wie von allen Franken der verſchiedenſten Nationen durch Freudengelage gefeiert.

Während des dreiwöchentlichen Aufenthaltes unſres Reiſenden in Balſora kam dahin ein Geſandter des großen Mogul, der jetzt von Konſtantinopel nach der Heimath zurückkehrte. Er hatte dem Großſultan, nebſt reichen Geſchenken, den Glückwunſch ſeines Herrn zur Wiedereinnahme von Bagdad überbracht und als eines der Gegengeſchenke für den Großmogul eine mit koſtbaren Edelſteinen beſetzte Taſchenuhr erhalten. Der Mann, der mit einem ſo zarten Kunſtwerk umzugehen nicht gewohnt war, hatte beim Aufziehen die Kette oder Saite des Getriebes abgeſprengt und hierüber in Todesangſt, wurde er nicht wenig erfreut, als ihm Tavernier eine neue Kette einſetzte und die Uhr wieder in vollkommnen Stand brachte. Eben dieſer Geſandte, welcher Taverniers ſchon damals gefaßten Vorſatz nach Indien zu reiſen nicht wenig beſtärkte, und ihn gern ſogleich mit ſich genommen hätte, war von ſeinem Herrn beauftragt worden, ihm einige ſchöne arabiſche Roſſe mitzubringen. Er kaufte mehrere, jedes um den Preis von einigen tauſend Thalern, zuletzt wurde ihm eines, das ſchönſte von allen gezeigt und um 10000 Thaler feil geboten. Der Geſandte wollte nur 8000 dafür geben und der Handel zerſchlug ſich. Als er jedoch bei ſeiner Heimkunft ſeinem Herrn von dieſem Handel erzählte, wurde dieſer ſo unwillig darüber, daß man ſo zur Unzeit ihm, dem reichſten Fürſten von Aſien die Ausgabe von wenig tauſend Thalern geſpart habe, daß er den Geſandten von ſeinem Hofe verbannte und nachmals durch einige Engländer das Pferd erkaufen ließ, deſſen Beſich übrigens für ihn keinen Gewinn brachte, weil das koſtbare Thier zwiſchen Surate und Agra ſtarb.

Wie weit ſind die jetzigen Inhaber des Thrones der Großmogule von ſolchen Zuſtengelüſten nach theuren Roſſen entfernt, ſie, welche kaum eine neue, ihres angeblichen Standes würdige Sänfte bezahlen können, in welcher ſie in Zeit von einer Stunde durch ihr ganzes jetziges Reich, von einer ſeiner Gränzen zur andren, ſich können tragen laſſen.

In Balſora hatte ſich Tavernier von ſeiner Karawane getrennt, er nahm jetzt, in Begleitung ſeiner europäiſchen Reiſegefährten den Weg, zuerſt abwärts auf dem Euphrat, dann über Kazerum nach Schiras und von hier nach Ispahan. Perſien war indeß ſchon für dieſes Mal nicht das Ziel ſeiner Reiſe; er hatte bereits in Paris die nöthigen Einleitungen getroffen für ein weiteres Unternehmen. Indien, das Land der Edelſteine wollte er beſuchen und dieſe Gelegenheit nicht nur zur Befriedigung ſeiner Wißbegier, ſondern nebenbei auch zum Erwerb der Mittel benutzen, wodurch ihm die Koſten ſowohl dieſer, als auch mancher künftiger Reiſe bezahlt werden konnten. Es mochte ihm ein Leichtes geweſen ſeyn ſich in Paris, durch einige der anſehnlichſten Juwelenhändler mit Creditbriefen und Anweiſungen zu verſehen, damit er auf ihre Rechnung rohe Edelſteine, vor Allem Diamanten einkaufen möge, welche nachmals in Europa in kunſtverſtändiger Weiſe geſchnitten und geſchliffen, den doppelten ja den vierfachen Werth des Ankaufspreiſes, ſelbſt nach Abzug aller Koſten erlangen konnten. Denn weder in Perſien noch auch in Indien gab es damals Leute, die ſich in vortheilhafter Weiſe auf das Brillantiren der Diamanten verſtunden. Auf einer ſeiner ſpäteren Reiſen ſahe Tavernier in der Schatzkammer des großen Moguls, worein man ihn, als einen großen Kenner der Edelſteine, aus beſondrer Vergünſtigung des Kaiſers geführt hatte, einen ſchönen, als runde Roſe geſchnittenen Demant, welcher 82 Karat wog. Aber dieſer Stein hatte im ungeſchliffenen Zuſtand ein Gewicht von 787½ Karat gehabt, war mithin bei dem Spalten und Schleifen in ſo unvortheilhafter Weiſe behandelt worden, daß er nicht einmal den 9ten Theil ſeines Gewichtes behalten hatte. Und dennoch hatte ihn ein europäiſcher Steinſchneider, der Venezianer Hortenſius Borgis, der im Dienſte des Großmoguls Dſchah Schihan ſtund, geſchliffen, freilich ſo ganz zur Unzufriedenheit des Kaiſers, daß dieſer ihm nicht nur jeden Lohn für ſeine mühſame Arbeit verweigerte, ſondern ihn auch noch zu einem Schadenerſatz verurtheilte, bei welchem Alles, was Borgis in Indien ſich erworben, darauf ging. Man darf nämlich nicht vergeſſen, daß der Werth eines Demants in quadratiſchem Verhältniß ſeines Gewichtes ſich ſteigert, ſo daß, wenn ein Demant von einem gewiſſen Grad Reinheit und Schönheit, ein Karat wiegt und ſein Preis, wie zu Taverniers Zeiten auf 150 Franken geſchätzt wird, ein andrer eben ſo ſchöner von 2 Karat Gewicht nicht nur mit 2 mal ſondern mit 4 mal 150 d. h. mit 600 Franken, ein 3 karatiger mit 3 mal 3 oder 9 mal 150 (mit 1350) Franken bezahlt wird. Während nun ein Demant von 82 Karat Gewicht den Werth von nahe einer Million Franken (993600) hatte, ſo würde dieſer Werth, wenn er nur einen Karat mehr gewogen hätte, 39750 Franken mehr betragen haben, er hätte ſich bei 90 Karat Gewicht um 221400, bei 116 Karat Gewicht um mehr als eine Million Franken geſteigert. Nach Taverniers Kennerurtheil würde aber jener koſtbare Stein, wenn er in Europa in die Hände eines vollkommen tüchtigen Demant-Schleifers gekommen wäre, nicht bloß ein ungleich höheres Gewicht behalten haben, ſondern es würden bei dem wohlüberlegten Zerſpalten deſſelben auch Stücke abgefallen ſeyn, welche ſich zu höchſt werthvollen Brillanten und Tafelſteinen hatten verarbeiten laſſen.

Ein ungeſchliffener Demant, deſſen Schönheit noch unter der rauhen körnigen Flache verborgen iſt, oder der einzelne trübe Stellen zeigt, hatte freilich nicht ſolchen Werth, man kaufte da einen Karat ſchweren um 80 Franken, und obgleich ſein Preis auch, wie bei den fehlerfreien Demanten ſich in quadratiſchem Verhaltniß ſteigert, kommt dennoch, weil man die Quadratzahl ſtatt mit 150 nur mit 80 zu vermehren hat, eine viel geringere Summe heraus. Ueberdieß fand Tavernier, wie wir dies ſpater erwähnen werden, gar oft Gelegenheit koſtbare rohe Demante unter der Hand um verhaltnißmäßig ſehr billigen Preis zu kaufen.

Und hierin lag eben der Gewinn, den die europäiſchen Juwelire und mit ihnen, ſo weit ſein Antheil reichte, auch Tavernier aus dem Ankauf roher Edelſteine, namentlich roher Diamanten in Indien zogen, davon viele, nachdem ſie in geſchmackvoller Form waren verarbeitet worden, etliche Jahre nachher wieder in ihr Land zurückgebracht und dort mit großem Vortheil verkauft wurden, eben ſo wie jene Opale aus Ungarn, jene Smaragde aus Peru ſo wie die Perlen aus Weſtindien, welche der europäiſche Kaufmann mit ſich an die prachtliebenden Höfe der oſtindiſchen Fürſten oder an die bedeutendſten Handelsplätze ihrer Länder brachte.

Auf ſeiner zweiten Reiſe, von der wir hier erzählen, nahm Tavernier ſeinen Weg über Ormus und Surate nach Goa. Wir werden in der Weiſe, wie er dies in ſeinem Reiſewerke gethan, einen Theil dieſes Weges erſt bei ſeiner ſechsten Reiſe beſchreiben; hier wenden wir uns ſogleich zu den Zielpunkten ſeiner diesmaligen Wanderung: nach Indien und ſeinen Demantgruben.

Das Meer zwiſchen Surate und Goa war zu jener Zeit langs der Küſte hin und bis zu einer Entfernung von dieſer von 15 bis 20 Meilen durch die malabariſchen Seeräuber noch ſo unſicher, daß ſelbſt einzelne Kriegsſchiffe von dieſem raub= wie mordluſtigen Geſindel angefallen wurden. Denn ſie kamen in ganzen Geſchwadern von 10 bis 15 ja ſelbſt bis 30 leicht beweglichen und dennoch ſo großen Fahrzeugen, daß jedes derſelben mit 200 bis 250 Bewaffneten bemannt war, welche gleich beim erſten, wuthenden Angriff, davon ſie durch die Kanonen und Flinten ſich nicht abſchrecken ließen, Töpfe mit angezundeten leicht brennbaren Stoffen auf das Verdeck warfen, und dann, während man mit Löſchen beſchaftigt war, von allen Seiten her das fremde Schiff beſtiegen. Tavernier wahlte deshalb jetzt, wo er zum erſten Mal dahin kam, den zwar ſehr beſchwerlichen, dennoch aber minder unſichren, 61 Meilen langen Landweg von Surate nach Goa.

Goa, dieſe Reſidenzſtadt eines portugieſiſchen Vizeköniges, hatte ſich damals, gegen Ende des Jahres 1641 noch einen Theil jenes alten Glanzes und Wohlſtandes erhalten, darinnen ſie eine der reichſten, von Europaern beſeſſenen Stadte der Erde war. Noch jetzt wird der Reiſende, was die landſchaftliche Lage dieſer verarmten Stadtefürſtin betrifft in Taverniers Urtheil einſtimmen, nach welchem dieſe Lage eine der herrlichſten iſt, welche die Nachbarſchaft von Gewäſſer und Land erzeugen kann. Der eben genannte Reiſende vergleicht den Hafen von Goa an Naturſchönheit mit dem von Konſtantinopel, obgleich die vorherrſchende Form der Pflanzenwelt: die Menge der Piſang= oder Bananen, ſowie Mangobaume und Kokospalmen der indiſchen

Landſchaft einen andren Charakter ertheilt als der italieniſchen. Doch iſt die Nachbarſchaft des Gebirges, ſo maleriſch ſchön ſie dem Auge erſcheinen mag, für Goa kein Vortheil, denn ſie hindert den friſchen Luftzug, welchen anderwärts der beſtändige Austauſch der Strömungen vom Land und vom Meere her begründet, und iſt eine Urſache jener großen Hitze, welche faſt ohne Aufhören in dieſem halbgeſchloßnen Keſſelthale herrſchet. Die Stadt, von hohen wohlbefeſtigten Mauern und Bollwerken umgeben, mit ihren ſtattlichen, ſteinernen Häuſern, mit den für jene Zeit prachtvollen, großen Pallaſten des Vizeköniges und des Erzbiſchoffes, ihren Kirchen und Klöſtergebäuden, in deren einem die Gerichtshöfe und Gefängniſſe der Inquiſition waren, machte auf den eben hineintretenden Fremden noch immer jenen anfänglichen Eindruck, den ſie mehrere Menſchenalter früher gemacht haben mochte, als ihre Bürger, als die Einwohner dieſer Häuſer durch den faſt unbeſchränkten Alleinbeſitz des indiſchen Handels mit Europa, ihrem Reichthume nach noch Fürſten und Könige waren, welche des Goldes, aus denen ihre meiſten metallenen Geräthſchaften beſtunden, nicht höher achteten, als wir des Zinnes oder des Meſſings unſrer Tiſch- und Küchengeſchirre; bei denen die Geſchmeide von Diamanten und Perlen ein Spielwerk der Kinder waren.

Ein ſolches Schwelgen in der Ueberfülle des Reichthums, der ohne Mühe erworben und öfters nur gewaltſam zuſammengeraubt war, hat zu allen Zeiten auf die, welche ihn beſaßen, wie ein geiſtig zehrendes Gift gewirkt, das die edleren Anlagen der Menſchennatur lähmte und erſtickte, und das Thieriſche in ihr zum wilden Ausbruch brachte. Unter den erſten portugieſiſchen Eroberern dieſer Küſtengegend und den Begründern von Goa hatte es mehrere thatkräftige kühne Männer, ja ſelbſt einzelne chriſtliche Helden gegeben;

unter ihren in Indien gebornen Nachkommen war die Stadt, war die ganze umgebende Landſchaft zu einer Mordergrube geworden, darinnen kein Recht, kein richterlicher Schutz zu finden war, weil gerade die Vornehmſten und Machtigſten am öfteſten, theils durch eigne Hand, theils durch ihre hiezu gedungenen ſchwarzen Sclaven Banditenſtreiche, durch Ermordung der eignen Mitbürger und Stammverwandten übten, wenn durch dieſe ihr Stolz beleidigt, ihre Eiferſucht gereizt war.

Bei all dieſer innren Zerrüttung überließen die Portugieſen in Goa ſich einem Wahne von ihrer unbeſiegbaren Macht und Heldenſtarke, der ſie verleitete auf die im Stillen anwachſende Macht der Hollander mit Gleichgultigkeit und mit Verachtung herabzublicken. Sie ſchwelgten und verſchwendeten in den Sinnesgenüſſen eines ſorgloſen Wohlſtandes noch eben ſo viel als in den Zeiten ihres Alleinbeſitzes des Handels und es war damals allerdings die Zahl jener Bürger der Stadt noch keine geringe, unter denen jeder mehrere tauſend Thaler jahrlicher Einkünfte bezog. Wie tief aber dieſer Wohlſtand in wenig Jahren herabgeſunken, das wird uns der Bericht ſagen, den Tavernier bei der Beſchreibung ſeiner dritten Reiſe über Goa mittheilt.

Unſer Reiſender war hier noch nicht am Ende ſondern erſt am Beginnen eines Unternehmens, durch deſſen wohlgelungene Ausführung er, zu ſeiner Zeit, ſich einen eben ſo großen Ruhm erworben hat, als mancher Entdecker einer vorhin unbekannten Inſel oder eines noch nie von Europäern beſuchten Landes. Wir dürfen dieſen glanzendſten eigenthümlichſten Theil ſeiner Forſchungen über Indien nicht mit Stillſchweigen übergehen, um ſo mehr da ſeine Berichte darüber noch jetzt als klaſſiſch, als unübertroffenes Vorbild gelten.

11) Taverniers Reiſe zu den Fundorten der Diamanten in Indien.

Vor Tavernier war noch kein berichterſtattender Europäer zu jenen tiefer landeinwärts gelegnen Gebirgen vorgedrungen, aus deren Sandſteinklüften und ſandigen Flußbetten die Diamanten kamen, welche einen der einträglichſten Zweige des europäiſchen Handels mit Indien bildeten. Man erzählte ſich die abſchreckendſten Gerüchte von den ungeheuren Gefahren, von den unbeſiegbaren Hinderniſſen, welche ein Reiſender dahin auf ſeinem Wege anträfe. Außer den kaum für die kühnſten und geübteſten Fußgänger durchdringbaren Gebirgspäſſen, außer den unwirthbaren Einöden und Gebirgsflüſſen, über die keine Brücken führen, ſollte in dieſen Gegenden ein barbariſch wildes Volk mit den Tigern zugleich den Reiſenden gefährlich ſeyn. Unſer Reiſender, der von Jugend an ſo manche Gefahren des Krieges, ſo manche Mühſeligkeiten zu Waſſer und zu Lande beſtanden, ließ durch alle ſolche Gerüchte ſich nicht abſchrecken; er machte ſich auf ſeinen, mehrere Hunderte von Stunden betragenden Weg und vollendete ihn glücklich.

Wir faſſen hier, um die Wiederholung zu vermeiden, das Vorzüglichſte von dem zuſammen, was er über die Fundſtätten des Demantes, ſowie über den Handel mit demſelben, an Ort und Stelle ſagt.

Die reichen Provinzen Golkonda und Viſapur ſtunden, als Tavernier dahin kam, unter ihren eignen unabhängigen Königen, während dieſe Fürſten früher nur als Statthalter des Großmoguls die Angelegenheiten des Landes verwaltet hatten. Unter dieſen ihren eignen Herren genoßen damals die beiden kleinen Königreiche eines innern Wohlſtandes und einer friedlichen Ruhe, welche den auswärts als ſo gefahrvoll geſchilderten Aufenthalt für den Einheimiſchen wie für den

Fremden zu einem ſo angenehmen und lieblichen machte, daß ihm hierin wohl kaum ein andrer, im ganzen damaligen Indien gleich kam. Statt der Bewohner von räuberiſch wilden Sitten, unter denen man, nach der Schilderung die man anderwärts davon machte, ſeines Eigenthumes und Lebens nicht ſicher ſeyn ſollte, gab es da ein harmloſes Volk von gefälligen, ſanften Sitten, das ſein Leben in dem Genuß der Sinne verträumte, den die Naturfülle des Landes in überreichem Maaße darbot; ſtatt der Löwen und Tiger Waldungen voller wilder Pfauen und Affen. In dem einen der beiden Königreiche, das ſeinen Namen nach der Bergfeſtung und alten Reſidenz Golkonda führte, hieß die eigentliche Hauptſtadt, welche vormals ein königlicher Luſtgarten geweſen und deren Umgebung noch immer einem ſolchen glich, Bag-Nagar, d. h. der Garten der Nagar (einer geliebten Gemahlin des früheren Königes); ſie ſtund an Ausdehnung und Bevölkerung der jetzt an ihre Stelle getretenen Hauptſtadt Heiderabad, das 120000 Einwohner zählt, gewiß nicht nach, ſondern mochte hierin dem nur 5 Tagreiſen entfernten Viſapur nahe kommen, deſſen Bevölkerung, ehe Orengſib im Jahre 1689 die herrliche Stadt in einen Steinhaufen verwandelte, auf nahe eine Million geſchätzt wurde.

Die altberühmteſten Fundſtätten der Demante, in dieſem Landſtriche, ſind an dem 3500 Fuß hohen Nallamalla Gebirge gelegen, an den Uferwänden der Bergwaſſer Kiſtna und Pannar. Raolconda, die erſte der Minen, welche unſer Reiſender beſuchte, im Königreich Viſapur, fünf Tagmärſche von Golkonda, erinnerte denſelben durch ſeinen ſandigen Boden ſo wie durch ſeine mit Gehölz bewachſenen Sandſteinfelſen an die Umgegend von Fontainebleau. In dieſen Felſen finden ſich Klüfte, deren Sandmaſſe öfters Diamanten in ſich führt, weshalb man jene Maſſe mit breiten, an ihrem Ende umgebogenen Eiſen aus den Klüften heraus ſcharrt, dann ſo lange wäſcht und ſchlämmt, bis man den Gehalt an Diamanten, die ſich durch ihren Glanz verrathen, wenn anders ein ſolcher darin enthalten iſt, herausgenommen hat. Die demanthaltigen Felſenklüfte wurden damals von Privatleuten ausgebeutet, welche einen Flecken Landes, von etwa 100 Schritten im Umfang durch 50, ja zuweilen durch 100 Leute bearbeiten ließen. Bei der erſteren Zahl der Arbeiter hatte der Unternehmer täglich 2, bei der andren 4 Pagoden an den König als Abgabe zu zahlen; dieſe Pagoden ſind kleine, dicke Goldmünzen, deren Werth etwa 4 fl. 48 kr. beträgt. Außer den Arbeitern, deren Taglohn nach unſrem Geld berechnet noch nicht ganz 2½ Kreuzer beträgt, muß ein ſolcher Minenpachter auch eine gewiſſe Anzahl Aufſeher anſtellen, welche den Unterſchleif verhindern, denn die Verſuchung hierzu iſt bei jenen armen Leuten, wenn ſie die theuren, glänzenden Steinchen zwiſchen ihren Fingern ſehen ſo groß, daß ſie allerhand Verſuche machen, einen und den andren für ſich zu behalten, indem ſie dieſelben ſogar unter ihre Augenlieder hineinſchieben. Uebrigens ſchien auf die Entdeckung eines ſolchen Vergehens keine ſonderlich harte Strafe zu ſtehen, man zeigte dem Tavernier, gleichſam als Curioſität einen Arbeiter, der einen Demant von faſt 2 Karat Gewicht in ſeinen Augenwinkel verſteckt hatte, um ihn zu entwenden.

Man hat die Bemerkung gemacht, daß das Auge, welches am ungebornen Thier oder Menſchen unter allen Sinnorganen am früheſten ſeine Geſtaltung empfängt, auch unter allen am früheſten den Gipfelpunkt ſeiner Wirkſamkeit und Schärfe erreicht, zugleich aber auch am früheſten von dieſem Gipfelpunkt herabſinkt. Vielleicht iſt es dieſe Erfahrung geweſen, welche Veranlaſſung zu der Sitte gegeben hat, nach welcher man, wenigſtens zu Taverniers Zeiten, Kinder der wohlhabenden Leute, von 10 bis 16 Jahren zu dem Geſchäft des Demanteinkaufes anhielt. Dieſe verſammeln ſich am Morgen unter einem ſchattigen Baume, der auf einem freien Platze des Ortes ſteht und ſetzen ſich dort nieder, um ihres Geſchäftes zu warten. Jedes von ihnen führt eine Demantwaage mit ihren Gewichten bei ſich und außer dieſer einen Beutel, darin nicht ſelten mehrere hundert Pagoden enthalten ſind. Der älteſte unter der Kinderſchaar hat die Leitung und Oberaufſicht über den gemeinſamen Handel, wenn Leute, öfters aus entfernten Orten einen Demant zum Verkauf bringen, betrachtet und wiegt jener Anführer ihn zuerſt, läßt ihn dann unter ſeiner Geſellſchaft von Hand in Hand die Runde machen, wobei keiner ein Wort ſpricht, dann ſchließt er den Handel ab und wenn er etwa den Stein über ſeinen Werth bezahlte, dann muß er allein den Verluſt tragen Dafür bezieht er dann aber auch, bei der Vertheilung des gemeinſamen Gewinnes einen kleinen Theil mehr als die andren Theilnehmer.

Unſer Reiſender fand bei den Bewohnern von Raolkonda, namentlich auch bei dem dortigen Gouverneur ſehr freundlich zuvorkommende Aufnahme. Der Gouverneur gab ihm vier ſeiner Leute mit, damit ſie ihn bedienen und auf Alles was ſein war gute Aufſicht haben ſollten; du kannſt jetzt, ſo ſagte er, ohne Sorgen eſſen, trinken, ſchlafen und deiner Geſundheit pflegen, ich ſtehe dir dafür ein, daß dir von dem was du mit dir führeſt auch nicht das Mindeſte abhanden kommen ſoll.

Nach einem Geſetz des Landes mußte der König von Jedem, welcher Demanten kaufte, zwei Prozent der Summa des Werthes als Abgabe erhalten. Dieſes kündigte der

Gouverneur auch dem neu angekommenen Fremden an, welcher ſehr gern dieſe geringe Auflage übernahm, da er bald bemerkte, daß die Demanten ſelbſt auf dem gewöhnlichen Weg des Handels um zwanzig Prozent wohlfeiler zu haben waren als in Golkonda. Aber außer dieſem gewöhnlichen Wege giebt es noch andre ungewöhnlichere und dennoch ehrliche, auf denen der ſachverſtändige Europäer ſehr billigen Kaufes zu werthvollen Juwelen gelangen kann. Das Landvolk vom Glauben, und vom Stamme der Hindus hegt zu jeder Zeit, und nicht mit Unrecht, eine große Furcht vor ſeinen gewaltthätigen mohamedaniſchen Herrſchern und ihren Dienern. Namentlich ſind ſie bemüht ihren Reichthum, wenn ſie zu ſolchem gelangen, vor den Augen jener alten Feinde ihrer Nation zu verbergen. Dies mochte die Veranlaſſung ſein, welche einen Hindu bewogen hatte, einen von ihm, vielleicht an einer noch von keinem Andren beachteten Fundſtätte entdeckten Demant von 18½ Karat dem Tavernier, als er dieſen ohne ſeine mohamedaniſchen Diener, bloß mit dem Dolmetſcher allein fand, zum Kauf anzubieten. Der Mann hatte ſeinen koſtbaren Fund in ein Leinwandläppchen gewickelt und dieſes unter ſeinen Haaren verborgen. Der Stein, obgleich er einige kleine Fehler hatte, und ihm beim Schneiden noch einiger Abgang bevorſtund, konnte dennoch einen Brillanten an Werth von mehr denn 150000 Franken abgeben. Als nun Tavernier vor ſeiner Abreiſe ganz gewiſſenhaft ſeine 2 Prozent, nicht nur für die von ihm öffentlich gekauften Diamanten, ſondern auch für die nebenbei erworbenen an den Gouverneur entrichtete, da war dieſer über die Redlichkeit des Frinquis (Franken) ſo erfreut, daß er ihm noch in den letzten Tagen ſeines Aufenthaltes Gelegenheit gab, mehrere bedeutende, ſehr vortheilhafte Einkäufe von Demanten zu machen. Selbſt noch einen Stein dieſer Art zum Geſchenk verſchaffte ihm jener vielvermögende Herr von den Kaufleuten, denen freilich unſer Reiſender eine ſehr bedeutende Summe zugewendet hatte.

Außer der eben beſchriebenen beſuchte Tavernier auf dieſer, ſo wie auf einigen ſeiner ſpäteren Reiſen auch noch die andren, bedeutendſten Fundgruben der Diamanten auf der weſtlichen Halbinſel von Indien. Seine Einſicht in dieſe Art des Handels hielt mit dem Glücke, das ihn dabei faſt ohne Ausnahme begleitete, gleichen Schritt. Denn was dieſes Glück betraf, ſo kaufte er unter andrem, auf einer ſeiner ſpäteren Reiſen von einem Hindubauern 62 Diamanten, welche dieſer viele Jahre lang, als einen Schatz für ſeine und der Seinigen Seelen, nach ihrem Abſcheiden aus dem Leibe, unter der Erde verborgen hatte, jetzt aber, weil ihm eine Noth zuſtieß, um ein Billiges abließ. Was aber ſeinen Kennerblick, freilich im Bunde mit ſeinem guten Glücke erwies, das war namentlich der Umſtand, daß von ihm nur äußerſt ſelten ein ſolcher Stein gekauft wurde, der beim Anſchleifen faſt ganz verunglückte, wie dies zu ſeiner Zeit einem iſraelitiſchen Kaufmann geſchahe, der einen rohen Demant von 42 Karat Gewicht mit ſich aus Oſtindien gebracht hatte, für den man ihm in Livorno 25000 ſpaniſche Thaler bot. Er aber, auf 30000 beſtehend, gab ihn nicht ab, ſondern nahm ihn mit ſich nach Venedig, um ihn dort ſchleifen zu laſſen. Schon war ſeine natürliche Oberfläche von ihrem körnigen Ueberzuge befreit und in ihrem ſchönſten Glanze hergeſtellt, als man aber jetzt dem Stein eine künſtliche Brillantenform geben wollte, da zerbrach er in 9 Stücken, welche zuſammengenommen nicht den 9ten Theil jener Summe werth waren, die man in Livorno geboten hatte.

Von den übrigen Handelsgeſchäften und Wanderungen, welche Tavernier vor ſeiner Rückkehr nach Europa auf jener Reiſe, noch im J. 1642 in Indien gemacht hatte, werden wir noch bei der Beſchreibung einer ſeiner ſpäteren Reiſen reden. Faſt vier Jahre hatte ſein zweiter Aufenthalt in einigen der ſchönſten und bedeutendſten Ländern von Aſien gedauert und des Neuen, das er diesmal geſehen und erfahren, war ſo Vieles, daß es ihm für das ganze Leben ein bleibender Schatz der Erinnerungen ſeyn konnte. Er kehrte zur See nach Abuſchahr, dann zu Lande durch Perſien und einen Theil der aſiatiſchen Türkei über Konſtantinopel und Smyrna, etwa gegen Mitte des J. 1643 nach Paris zurück. Er hatte auf dieſer Reiſe nicht nur die Wege der Wüſte, mit all ihren Beſchwerden, ſondern vor allem einen für ihn ſehr wichtigen Theil von Indien kennen gelernt. Er ſelbſt und viele Andre hatten durch den Ertrag dieſer Reiſe bedeutend gewonnen, aber mit den neu erworbenen Mitteln war auch zugleich der Drang zu immer weiteren Zügen durch die weite Welt gewachſen.

12) Taverniers dritte Reiſe nach Aſien.

Seine dritte Reiſe nach Aſien trat er, abermals mit vielen guten Handelsartikeln, meiſt von geringem Gewicht, dafür aber von deſto größrem Werthe verſehen, von Paris aus, wo ſein Aufenthalt nur ein kurzer geweſen war, am 6. Dec. 1643 an. Er wollte diesmal wieder neue, vorher von ihm noch nicht beſuchte Gegenden und Städte ſehen, und zwar ſolche, welche auch für den Forſcher der älteſten Geſchichte ein ganz beſondres hohes Intereſſe haben. Von Aleppo nahm er den nächſten Weg über den Euphrat durch das noch immer ſehr reizende Meſopotamien. Hier erinnern ſelbſt noch die Namen der alten Bergfeſte Ur, ſowie Karra, ſüdöſtlich von Urfa an jene von Abrahams Wohnſitze Ur und

Haran. Tavernier kam durch Bir nach Urfa, dem meiſt in Trümmern liegenden, in den Zeiten der Kreuzzüge ſo bedeutend geweſenen Edeſſa und im Verlauf des weitren Weges noch durch manche andre vormals von Chriſten beſeſſene, kaum noch einem Dorfe gleichende Stadt, beſchaute dann, von Moſul aus die Stätte des alten Ninive, deſſen damals noch unter Schutt und Erde verborgenen, alterthümlichen Herrlichkeiten erſt durch die Forſchungen der neueſten Zeit ans Licht getreten ſind. Durch großentheils fruchtbare, wohl angebaute oder des Anbaues fähige Landſtriche, welche der Schauplatz mancher Völkerſchlachten waren, führte der Weg, jenſeit des Tigris über die perſiſche Gränze nach dem zu jener Zeit noch ſehr anſehnlichen, reich bevölkerten Hamadan. Wir geben von dieſer maleriſch ſchön, am Fuße des Alwend (Orontes) Gebirges gelegenen Stadt die Beſchreibung eines neueren Reiſenden.

Hamadan, in deſſen Nähe das uralte Ekbatana lag, das gleich einer Königskrone mit ſieben über und in einander gelegenen, doch ummauerten ringförmigen Stadttheilen über und um einen Felſenberg ſich ausbreitete, zählt in jetziger Zeit noch kaum 15000 Einwohner, welche zwiſchen den vormaligen herrlichen Bauwerken ihre meiſt ärmlichen Wohnungen angelegt haben. Man zeigt daſelbſt noch das Grabmahl des Avicenna (Ebn Sina), dieſes Fürſten unter den Aerzten und Naturforſchern des alten Morgenlandes, der nach all den Stürmen ſeines vielbewegten Lebens endlich hier, wo er einen Theil ſeiner thatkräftigen Jugend verlebt hatte, ſeine letzte Ruheſtätte fand. Geboren im Jahre 980 in einem kleinen Landſtädtchen des Gebietes von Bokhara, erhielt er in den berühmten arabiſchen Schulen dieſer Hauptſtadt ſeine wiſſenſchaftliche Bildung, welche vorzugsweiſe nach dem Gebiet der Mathematik, Aſtronomie, Philoſophie und Heilkunde ihre Richtung nahm. Dieſer zuletzt erwähnte, praktiſche Zweig der Wiſſenſchaft war es, durch den ſich Ebn Sina einen Ruf bei den Zeitgenoſſen und durch ſeine Schriften auch bei der Nachwelt erwarb, darin nur wenig Männer deſſelben Standes ihm gleich gekommen ſind. Er ward als Leibarzt an mehrere Höfe berufen; bei dem Sultan zu Hamadan ſchien ſein äußeres Glück den höchſten Gipfel erſteigen zu wollen, denn hier wurde er auch zu der Würde eines Weſirs erhoben. Aber dieſem ſchnellen Steigen folgte bald nachher ein eben ſo plötzlicher Fall; aus dem Sonnenſchein der höchſten Fürſtengunſt in Ungnade und in das Dunkel des Kerkers. Doch ward ihm endlich die Freiheit wieder und er genoß in Ispahan alle Früchte einer ehrenvollen Zurückgezogenheit aus dem glänzenden unſicheren Kreis der Staatsgeſchäfte, auf den ſicheren Boden ſeiner Wiſſenſchaft, auf welchem er ſtatt der Schätze an Gold und Silber, die der uralten und immer neuen Erfahrungen ſammelte. Dennoch ſollte Hamadan noch eine andre Bedeutung in der Lebensgeſchichte des berühmteſten der arabiſchen Aerzte empfangen. Ebn Sina begleitete ſeinen fürſtlichen Freund: den Emir Ala ed Daula auf einem Zuge gegen Hamadan, und der Mann, der die Heilkräfte ſo vieler Kräuter kannte und dieſelben mit glücklichſtem Erfolg an andren benutzt hatte, mußte auf dieſem Wege die Wahrheit des alten Sprüchwortes erfahren, daß für den Tod kein Kraut gewachſen ſey. Er ſtarb, kaum 57 Jahre alt (im Jahre 1037), und dieſelbe Stadt, die ihn im Purpur der Vezierswürde, dann in den Ketten eines Gefangenen geſehen, ehrte den Leichnam des weltberühmten Mannes durch ein Grabmahl, das in dem beſten arabiſchen Styl erbaut iſt. So ehrte den Mann das Morgenland; ſeine Schriften aber, ſowohl die von philoſophiſchem als medizinischem Inhalt, ſetzten dem Andenken des Ebn Sina auch im Abendland ein Andenken, das während des Mittelalters ein Gegenſtand ehrfurchtsvoller Bewundrung ward.

Von Hamadan gelangte unſer Reiſender zu Pferd in 9 Tagen nach Jspahan, wo er durch den Verkauf eines Theiles ſeiner zunächſt für Perſien beſtimmten Waaren gute Geſchäfte machte und mit noch reicheren Mitteln ausgerüſtet als bei der vorigen Reiſe von neuem ſeinen Weg nach dem demantreichen Indien fortſetzte. Er kam auch dieſes Mal wieder nach Golconda und durch einen großen Theil der Länder, welche zum mächtigen Reiche des Großmoguls gehörten. Aus ſeiner Reiſebeſchreibung, in der er öfters die Begegniſſe mehrerer ſeiner Reiſen, ohne nähere Zeitangaben zuſammenfaßt, läßt es ſich nicht mit Sicherheit abnehmen, ob und wie weit er ſchon bei ſeinem diesmaligen, gegen vier Jahre und darüber dauerndem Aufenthalt in Indien in unmittelbaren Geſchäftsverkehr mit dem Hofe des Großmoguls getreten. Daß er übrigens ſchon bei ſeinem erſten Hierſeyn im Jahre 1642 nach Agra gekommen ſey, erfahren wir beiläufig aus jener Erzählung, welche er von dem ſiebenzigjährigen Unterhändler der holländiſchen Compagnie in Agra, von dem Braminen Baldas mittheilt. Dieſer eifrige Hindu hatte erfahren, daß der Oberprieſter zu Mathura, der Fürſt der Braminen geſtorben ſey. Er nahm von jener Stunde an weder Speiſe noch Trank zu ſich, gieng ſogleich zu dem Factor der Compagnie, mit welchem er alle ſeine Rechnungen abſchloß und dann mit einigen ſeiner Verwandten ſich in ein Fuhrwerk ſetzte und nach dem gegen 28 Stunden Weges entfernten Mathura aufbrach. Es war, wie er dies auch gegen den holländiſchen Factor ausgeſprochen hatte, ſeine Abſicht, ſo bald als möglich nach dem Tode des Oberprieſters zu ſterben, damit er einſt in der andren Welt ſein Diener werden könne. Und ſein Wunſch gieng ihm bald in Erfüllung, er ſtarb in Folge ſeiner ſelbſt erwählten Enthaltung von aller Nahrung ſchon auf dem Wege nach Mathura.

Wenn aber auch unſer Reiſender Agra und Delhi bereits beſucht hatte, ſo mag er doch lange Anſtand genommen haben, bei einem der Prinzen von Geblüt und noch mehr beim Großmogul ſelbſt einen Zutritt zu begehren. Man durfte es nach orientaliſcher Hofſitte und darf es großentheils noch jetzt nicht wagen, vor einem Fürſten zu erſcheinen, ohne dieſem ein Geſchenk zu überreichen, welches den Gewinn, der ſich bei einem geringeren Handelsgeſchäft machen ließ, bei weitem überſtieg. Mußte doch ſelbſt der alte Kaufmann zu Amahdabad, den unſer Reiſender ſowie Jedermann im Lande unter dem Beinamen: „der Mann, welcher niemals gelogen“ kannte, die für ihn ſehr unerwünſchte Ehre, mit dem Großmogul zu ſprechen, auf ſolche theure Weiſe erkaufen. Der Großmogul Orengſib hatte von dieſem Mann, der „niemals in ſeinem Leben gelogen“, gehört und verlangte ihn zu ſehen. Der Wunſch eines Großmoguls war damals ein Befehl, dem Jeder, und ſollte es einer ſeyn, der ſchon im Sterben lage, gehorchen mußte; auch der Mann, der niemals log, mußte ſich, ſo ſchwer es ihm fiel, in ſeinem Greiſenalter eine ſolche Reiſe von 26 Tagen zu machen, dazu bequemen. Er nahm deshalb, denn er war ziemlich vermögend, ein Geſchenk für den allgebietenden König mit ſich, deſſen Werth gegen 40000 Rupien (eine zu 1 fl. 12 kr.) betrug und machte ſich auf den Weg. Der Großmogul empfieng ihn ſehr gnädig, fragte ihn zuerſt, um ihn auf das Geleiſe der gewöhnlichen unbefangenen Converſation zu bringen, nach ſeinem Namen und Beinamen, und als dieſes beantwortet war, richtete er andere Fragen an ihn, welche im gemeinen Leben Jeder, ohne ſich zu bedenken, ſo beantwortet, als wiſſe er das was er ſagt mit Sicherheit, obgleich dieſes nach dem natürlichen Lauf nicht immer mit voller Gewißheit geſchehen kann. Auf dieſe Fragen gab der Mann, welcher nie gelogen, eine ſo naive, paſſende Antwort, daß der König lachend (was er ſelten that) ihm Beifall gab. Der Alte bekam freilich eine Erſatzſumme von 10000 Rupien für die Reiſekoſten und noch dazu einen Elephanten aus dem Stalle des Großmoguls zum Geſchenk, aber hiermit war noch immer weder ſein Geſchenk noch ſeine Reiſe ihm hinlanglich vergütet.

Wenn man damals ein Geſchaft bei dem Großmogul oder einem ſeiner höchſten Fürſten hatte, wurde man von dem Oberſtkammerer zuerſt befragt, worin das Geſchenk beſtehe, das man ſeinem Herrn bringen werde und bei einer ſpateren Reiſe, wo Tavernier mit dem Oheim des Orengſib einen Handel abzuſchließen hatte, betrug der Werth des Geſchenkes, das der Reiſende entrichten mußte, aufs Mindeſte 6000, freilich aber auch die Summe, die er für den Verkauf ſeiner Waare, an dieſen Prinzen einnahm, 48000 Thaler und dazu erhielt er noch zum Geſchenk ein Pferd, das, allerdings nur als es noch jung war, dem Fürſten 5000 Thaler gekoſtet hatte, ſo wie außer dieſem ein prachtvolles Ehrengewand.

Im Verlaufe ſeiner diesmaligen dritten orientaliſchen Reiſe, zu Anfang des Jahres 1648 kam Tavernier auch wieder nach Goa. Wie tief war ſeit ſeinem erſten Hierſeyn im J. 1641, in der kurzen Zeit von noch nicht ſieben Jahren, der Wohlſtand dieſer Fürſtin unter den indiſch-europäiſchen Stadten geſunken; wie hatte ſich da, ſtatt des ſcheinbar unerſchöpflichen Reichthumes eine Bettelarmuth eingeſtellt, die ſich noch immer unter dem Gewand der prahlenden Großthuerei verbarg. Denn ſelbſt Damen, die noch vor 7 Jahren zu den angeſehenſten Familien gehört hatten, ließen am Abend ſich im Palankin in der Stadt herumtragen, hielten vor den Thüren der Häuſer, darin vornehme Fremde wohnten und ſendeten einen Knaben hinauf zu dieſen, der für ſeine Herrſchaft um eine Gabe bettelte. Obgleich aber die Mittel zur Befriedigung der Prunkſucht und der Schwelgerei dahin waren, hatten dennoch die Väter, denen jene Mittel dienten, ſich nicht bei den dortigen entarteten Nachkommen der Portugieſen verloren; ſie gaben ſich ſelbſt in ihrem Verhältniß mit Holland noch immer jener hochmüthigen Selbſttäuſchung hin, darinnen ſie, die Erben der Waffen ihrer kriegeriſch tapfern Väter, ſich auch für Erben der Kräfte und des Muthes dieſer Väter hielten.

Taverniers Rückreiſe aus Indien nach Europa ſollte diesmal nicht ſo leicht und gefahrlos von Statten gehen, als die meiſten ſeiner früheren Reiſen. Ein jüngerer Bruder von ihm, vielleicht eben ſo wie er von der Luſt die Welt zu ſehen ergriffen, hatte ſich in holländiſche Dienſte nach Batavia begeben. Dieſen zu beſuchen und um zugleich Geſchäfte dort zu machen, begab ſich unſer Reiſender im Hafen zu Mingrela auf ein holländiſches Schiff, auf welchem er einen ſo furchtbaren Seeſturm zu erleiden hatte, daß der Maſtbaum zerſchmettert, die Anker abgeriſſen wurden. Zwei Schiffsleute aus Hamburg, welche den Tavernier auf einer früheren Reiſe kennen gelernt hatten, und welche wußten, daß er, der all ſeine Waaren und Güter in ſeinen Kleidern bei ſich trug, ihnen ihre Mühe wohl lohnen werde, waren ſchon damit beſchäftigt ein Floß zu zimmern, darauf ſie ihn und ſich ans Land rudern wollten, was bei ſo hochgehendem Meere ſchwerlich einen guten Ausgang genommen hätte; da erhob ſich aufeinmal ein günſtiger

Wind und das Schiff war gerettet. Dieſes landete zuerſt auf Ceylon und ſegelte dann, in ausgebeſſertem Zuſtand weiter nach Batavia, wo unſer Reiſender bald nachher ſeinen Bruder zu Grabe tragen ſahe und auch in anderer Hinſicht, einen ihm freilich ungleich weniger zu Herzen gehenden, dennoch aber für ſeine Umſtände empfindlichen Verluſt erleiden mußte, indem man ihn durch gehaltloſe Verſchreibungen um eine Summe von 17500 fl. betrog.

Auf einem holländiſchen Schiffe ſegelte er endlich, nachdem man ihn lange durch Verſprechungen hingehalten, von Batavia ab, ſchlug den weiten Seeweg um das Vorgebirge der guten Hoffnung ein, wo das Schiff 21 Tage lang vor Anker lag, beſuchte dann die Inſel St. Helena und kam endlich im Sommer des Jahres 1649 geſund in Holland an, wo ihn das widerwärtige Geſchäft mit den erwähnten Papieren in einen Rechtshandel verwickelte, der ihn lang zurückhielt.

14) Taverniers vierte Reiſe nach Aſien.

Das Auge eines ſolchen Mannes wie Tavernier war, wird des Sehens nimmer ſatt, ſondern je mehr des Neuen war, das es ſchon beſchaute, deſto höher ſteigt das Verlangen, auch noch andre ihm neue Dinge zu ſehen. Ueberdieß war er in den Gewohnheiten ſeines Lebens ſo ſehr ein Aſiat geworden, ihm war das Herumziehen in dieſen, durch ihre Natur herrlichen Ländern, wo Jeder Reiſende ſeiner Art ein unabhängiger Fürſt iſt, ſo lieb geworden, daß er ſich nicht entſchließen konnte, das Land ſeiner Geburt und die daſigen, ſeiner bisherigen Lebensweiſe ſo ungleichen geſelligen Verhältniſſe mit dem Land einer für ihn ſo reizenden Pilgrimſchaft zu vertauſchen. Er war jetzt freilich ſchon über das vierzigſte Lebensjahr hinüber gerückt; ein Alter, bei welchem die Mehrzahl der Menſchen die Früchte der Arbeiten und Mühen der Jugendjahre in häuslicher Ruhe zu genießen ſtrebt und dem bürgerlichen Beruf mit der größeſten Ausdauer und dem günſtigſten Erfolge ſich hingiebt. Sein Beruf aber, das fühlte er, war ein anderer als der ſeiner meiſten Mitbürger; er hatte für den damaligen Zuſtand der Wiſſenſchaft, vor Allem für die Länder- und Völkerkunde eine Aufgabe zu löſen, welche im Reiche des Erkennens von eben ſo hoher Wichtigkeit war, als die Aufgabe, welche das bürgerliche Leben an einen Andren macht, für das politiſche Beſtehen eines gewöhnlichen Königreiches iſt.

Es waren an dem großartigen Weltgemälde, das Tavernier aus eigner, oft wiederholter und lang fortgeſetzter Anſchauung in ſeiner Seele trug und bereits in ſeinen ſchriftlichen wie mündlichen Mittheilungen auch für Andre entworfen hatte, noch manche Parthien unausgeführt geblieben: dies waren vor allen Dingen einige Gegenden der indiſchen Halbinſeln. Dahin wollte und mußte, nach ſeinem Wunſch und Vorſatz, der reiſeluſtige Mann noch kommen; vor Allem auch noch an den Hof des großen Moguls, zu dem goldnen Throne dieſes Herrſchers, von deſſen Herrlichkeit und Pracht man damals wie von einem Wunder der Welt im ganzen Morgenlande und im Abendlande ſprach.

Tavernier hatte auch durch ſeinen diesmaligen Abſatz der Kaufmannsgüter und Schmuckſachen, welche er theils aus eigenen, bereits erworbenen Mitteln angekauft, theils als ein ihm anvertrautes, fremdes Gut mit ſich nach dem Morgenland genommen und dort in andere werthvolle Gegenſtände umgeſetzt, einen ſo bedeutenden Vortheil gezogen und die redliche Weiſe, in welcher er dieſen Vortheil allen Denen genießen ließ, die ihm Güter zum Verkauf auf Credit gegeben hatten, ſprach in ſo einleuchtender Weiſe für ihn und ſein Glück, daß er ſich bald nach ſeiner Ankunft in Paris reichlich mit allen Mitteln zu einer abermaligen Handelsreiſe ausgerüſtet ſahe.

Er verſäumte deshalb keine Zeit um eine neue Wanderſchaft: ſeine vierte Reiſe nach Aſien anzutreten, ſegelte in Begleitung eines Landsmannes, des H. v. Ardiliere am 15ten Auguſt 1651 von Marſeille ab, verweilte 12 Tage in Malta, deſſen Merkwürdigkeiten er genau in Augenſchein nahm, machte dann einen Beſuch in Cypern, davon er auch eine Schilderung giebt und fuhr von hier nach Alexandrette. Der ihm ſchon ſo wohl bekannte Weg von Aleppo nach Moſul war um dieſe Zeit durch einen zwiſchen den Kurden und mehreren arabiſchen Stämmen ausgebrochnen Krieg etwas unſicher geworden, deshalb konnte die Karawane, mit welcher Tavernier gieng, erſt nach einer Zögerung von 12 Wochen ihren Zug nach Moſul antreten, wo dieſelbe am 2ten Februar 1652 anlangte. Die Fahrt auf dem Tigris, hinabwärts nach Bagdad, mag, namentlich in dieſer Jahreszeit, darinnen für jenen Landſtrich der Frühling ſeinen Anfang nimmt, zu den anmuthigſten Beluſtigungen der Sinne gehören, welche eine Waſſerreiſe gewähren kann. Bagdad fieng damals an von den Folgen der mörderiſchen Verheerungen, welche die Einnahme der Stadt durch die Türken herbeigeführt hatten, in etwas ſich zu erholen; denn obgleich bei jener Gelegenheit die reichſten Kaufleute der Stadt ihres ganzen Vermögens zum Theil mit dem Leben zugleich waren beraubt worden, hatten ſich dennoch an ihrer Stelle unter dem begünſtigenden Zuſammenfluß des Handelsverkehres von Süden, Oſt und Weſten bald wieder neue Kaufmannshäuſer erhoben, welche das

Vertrauen der Fremden zu dieſem groſſen Marktplatz des Morgenlandes aufrecht hielten.

Tavernier erfuhr, bei Gelegenheit ſeines diesmaligen Aufenthaltes in Bagdad, einen ſeltſamen Vorfall, der ſich kurz vorher in Bagdad zugetragen hatte. Es wird wohl Niemand ſo leicht in die Verſuchung gerathen, den Türken eine allzugroße Duldſamkeit gegen die Bekenner einer andern Religion zuzuſchreiben. Dennoch kann die fanatiſche Unduldſamkeit derſelben, wenn ſie mit einer noch mehr übertreibenden Geſinnung der gleichen Art zuſammentrifft, einen entgegengeſetzten Charakter annehmen. Es gab damals in Bagdad eine Secte unter den Mohamedanern, welche zwar von den rechtgläubigen Türken als eine ketzeriſche betrachtet wurde, die aber gegen alle Nichtmohamedaner ſich noch viel abſtoßender benahm als die Türken. Ein ſolcher Rafedi, der durch die öffentliche Wohlthätigkeit zum Waſſerträger und Waſſerſchenken, an Alle, die eines Trunkes begehrten, beſtellt war, hatte einen durſtenden Juden, der ihn darum anſprach, nicht nur dieſe Gabe der Mildthätigkeit verweigert, ſondern ihn überdies noch mit Schmähworten gehöhnt. „Der Jude beklagte ſich beim Kadi, welcher alsbald den Rafedi mit ſeinem Waſſerſchlauche herbeiholen ließ. Reiche mir, ſagte der Richter, eine Schaale von deinem Waſſer. Dieſes geſchahe und der Kadi, nachdem er ſelber getrunken, gab die Schaale dem Juden, daß auch dieſer daraus tranke. Hierauf empfieng der Rafedi, nach einem gegebenen Winke des Richters eine Anzahl Stockſchläge und während ſolcher handgreiflichen und fühlbaren Lection theilte ihm der Kadi die mündliche Lehre mit, daß wir Menſchen alle, Mohamedaner wie Chriſten und Juden Gottes Geſchöpfe und darum eines die Noth des andern zu ſtillen verpflichtet ſeyen. Es hatte dieſer Richterſpruch eine erwünſchte Wirkung auf die in

Bagdad zahlreichen Rafedis gehabt, welche ſeitdem gegen Chriſten und Juden vertraglicher wurden als ſie vorher geweſen.

In der kurzen Beſchreibung ſeiner diesmaligen Reiſe giebt Tavernier eine ausführlichere Schilderung der religiöſen Gebrauche und ſeltſamen Meinungen einer chriſtlichen Secte, welche ſich Jünger St. Johann des Taufers nannten und von denen damals gegen 25000 Familien in Balſora und ſeiner nachſten Umgegend, viel mehrere aber noch in den weiter abgelegnen Ortſchaften des Landes ſich befanden. Der größeſte Theil dieſer Leute waren Handwerker, nur wenige beſchaftigten ſich mit dem Handel. Ihrer Ausſage nach ſollten ihre Vorfahren am Jordan, in jenen Gegenden gelebt haben, da Johannes der Taufer das Volk, welches zu ihm kam, zur Buße ermahnte und taufte. Mohamed, der falſche Prophet, habe gegen dieſe ihre Vater eine beſondre Hochachtung bezeigt und ſeinen Anhangern Schonung gegen dieſelben empfohlen. Seine Nachfolger jedoch hatten dieſer Weiſung bald vergeſſen und im Verlauf der Zeit ſo harte Verfolgungen über die St. Johannisjünger ergehen laſſen, daß dieſe ſich in das Land der Perſer flüchteten. Es iſt in dem Religionsſyſtem dieſer Leute ein ſeltſames Gemiſch einzelner chriſtlicher Ueberlieferungen und phantaſtiſcher Zuthaten zu finden. Der Engel Gabriel hatte, nach ihrer Meinung, auf Gottes Befehl die Welt erſchaffen, und ſchon bei dieſer Gelegenheit von Gott dem Herrn das Verſprechen empfangen, daß ein künftiges Volk der St. Johannis-Chriſten dieſe Erde bewohnen würde, aus deſſen Mitte Keiner hervorgehen könne, der nicht des Himmels und ſeiner Seligkeit theilhaftig werden ſollte, weil am Tage des Gerichtes die Frommen aus dieſem Volke eine Fürbitte für ihre ſundigen Brüder einlegen und hierdurch ihre Seelen retten würden. Sie glaubten, daß die Seelen nach dem Tode zuerſt in eine Welt kommen würden, in welcher ſich alles Das wiederholt fände, was auf Erden vorkommt. Dort gäbe es Städte und Kirchen, man werde dort freien und ſich freien laſſen, Kinder würden auch dort geboren wie auf Erden, Gute und Böſe, ja Engel und Teufel, in bürgerlichen Verhältniſſen gleich denen der Menſchen auf Erden, wohnten dort beiſammen. St. Johann der Täufer, ſo behaupten ſie, ſey nicht auf Herodes Befehl enthauptet worden, ſondern natürlichen Todes geſtorben, habe aber befohlen, ſeinen Leichnam nach dem Tode zu kreuzigen, um hierin ſich Chriſto befreundet zu zeigen. Die hochgelobte Jungfrau Maria ſey nie geſtorben, ſondern lebe noch jetzt auf Erden; der Leichnam Johannes des Täufers ruhe aber in einem wunderbaren kryſtallenen Grabe, nahe beim Jordan.

Von Balſora nahm Tavernier ſeinen diesmaligen Weg durch den perſiſchen Meerbuſen abermals nach Indien. Seine Schilderung der tiefen Armuth, in der ſich ein großer Theil jener Araber befinden, welche die Küſtengegenden bewohnen, die durch ihre Perlenfiſcherei ſo reich als die berühmteſten Gold- und Silberminen von Aſien ſind, würde noch ganz auf die jetzigen Bewohner der Gegend paſſen. Dieſes arme Volk, das ſich gewöhnlich nur von Fiſchen nährt, wollte für die köſtlichen Fiſche, welche es an den Bord des Schiffes brachte, kein Geld, ſondern nur Reis annehmen, und zwar keinen von der beſſeren Sorte, ſondern nur von jener ſchlechteſten, mit der man auf dem Schiffe die Hühner und jungen Schweine fütterte, weil ſie der Meinung waren, daß ſie von dieſer Art mehr für ihre Waare erhalten würden als von der beſſeren. Das Süßwaſſer wird, wie dies auch Tavernier beobachtete, in dieſen Gegenden öfters durch die Taucher tief vom Grunde des Meeres herauf aus Quellen gebracht, die auf dem Boden der ſalzigen Fluth ſich ergieſſen. Dieſes Volk iſt dort unten, in der dämmernden Tiefe des Meeres ſo bekannt, wie der Hirt des Feldes auf ſeinen Hügeln und in ſeinen Thälern. Es fördert mit Gefahr des Lebens die Perlen herauf, deren manche, wenn ſie in die Hand der Kenner kommen, um den Betrag von vielen Tauſenden ja von mehr denn einer Million Thalern ausgeboten und bezahlt werden, ohne von dieſem Gewinn der Wucherer, aus deren Vorſchüſſen es lebt, nur ſo viel zu empfangen, daß es mit Brod und Reis ſich ſättigen könnte. Unſer Reiſender ſahe bei einem Emir eine Perle dieſer Art, für welche er, im Auftrag des Gouverneurs von Surate, auf ſeiner Rückreiſe dem Beſitzer derſelben vergeblich 60000 Rupien (öſterreichiſche Gulden Münze) anbot, und dieſe war bei weitem noch keine der koſtbarſten, die er in ſeinen Händen gehabt.

Unſer Reiſender fuhr diesmal auf einem Schiffe, das dem König von Golkonda zugehörte, und welches ſeine indiſche Zeuge nach Perſien geführt hatte, jetzt aber mit Waaren aus dem weſtlicheren Aſien, unter andren auch mit 50 Pferden beladen war. Die Holländer pflegen alle dieſe Schiffe des Königes von Golkonda mit einem Steuermann und mehrern andren Schiffsleuten zu verſehen, welche dieſer Meere kundig ſind. Auch das Schiff, auf dem Tavernier fuhr, war mit tüchtigen Leuten ſolcher Art verſehen, und hatte günſtigen Wind. Dennoch konnte dies Alles die mangelhafte Beſchaffenheit des Fahrzeuges, welches man 5 Monate lang, während der größeſten Hitze auf der Rhede von Gomron (Bender Abaſſy) hatte liegen laſſen, ohne Vorkehrungen gegen das leichte Leckwerden zu treffen, nicht erſetzen und noch weniger die Anfalle der heftigen Seeſtürme verhüten, welche der Fahrt im Mai (1652) eine nahe Gefahr des Unterganges bereiteten. Während eines dieſer Stürme ſchlug der Blitz in Zeit von wenig Stunden drei Mal in das Schiff ein; ſein erſter Schlag durchbohrte den vorderen Maſtbaum und tödtete, auf dem Verdeck hinfahrend, drei Perſonen; der andre, zwei Stunden ſpäter fuhr abermals auf dem Verdeck hin und erſchlug zwei Leute, der dritte, der ſchnell ihm folgte, traf zwar den Koch, der ſo eben zur Tafel rufen wollte, verſengte ihm das Haar, ohne ihn jedoch ſonſt zu beſchädigen. Nach ſolchen Gefahren that ſchon das Einlaufen in einen Hafen der Inſel Ceylon dem Reiſenden ſehr wohl, noch mehr aber das in den ſichreren Hafen von Maſulipatam, dahin Tavernier am 2. Juni kam.

Während unſer Reiſender bei ſeinem zweimaligen früheren Verweilen in Indien zunächſt in den Ländern der Weſtküſte von Vorderindien ſich verweilt hatte, gieng jetzt ſeine Abſicht dahin, auch die Gegenden der öſtlichen Küſte zu beſuchen. Es ſind unter anderem auch hier einige Demantgruben, nördlich vom Fluſſe Kiſtnah und bei Kuddapah im Balaghat, der Freund aber der indiſchen Tempelbaukunſt und Alterthumskunde findet in dieſer Küſtengegend Schätze, welche für ihn ein höheres Intereſſe haben, als Indiens Diamanten und Rubinen. Namentlich werden an dieſer Oſtſeite der Halbinſel der berühmte Höhlentempel von Ellure und nach den Mündungen des Ganges hinan noch manche andre der berühmteſten Wallfahrtsorte und Pagoden der Hindus, vor Allem in Oriſſa der Tempel des Jaggernath gefunden, zu welchem alljährlich die Hunderttauſende der Pilgerſchaaren aus allen Theilen von Indien hinziehen. Selbſt unſer Tavernier fühlte ſich durch die Beachtung jener Bauwerke ſehr angezogen; er theilt uns in ſehr anſprechender Weiſe eine ausführliche Beſchreibung mehrerer jener indiſchen Tempelgebäude mit.

Bei Madras hatten ſchon damals (ſeit 1640) die Englander feſten Fuß gefaßt, durch die Anlegung der bedeutenden Feſtung St. Georg, dagegen war das benachbarte Meliapuram oder St. Thomas, mit der dem Apoſtel Thomas, dem erſten Chriſtenboten in Indien geweihten Kirche noch ganz im Beſitz der Portugieſen. In Gandicot traf unſer Reiſender mit dem Feldmarſchall des Koniges von Golkonda, mit Mirgimola zuſammen, der ihn gaſtfreundlich aufnahm und ihm 5 Beutel voller Demanten zeigen ließ, welche die Ausbeute einer Bearbeitung der benachbarten Demantgruben durch 12000 Mann, während der Zeit eines ganzen Jahres waren. Es fand ſich unter ihnen kein einziger von bedeutender Größe und von vollkommener Reinheit, ſie alle ſpielten in dunkle Farben, der Feldmarſchall hatte deshalb die Bearbeitung der Fundſtatte aufgegeben und auch Tavernier beſchloß, ſich an eine vortheilhaftere Stelle für ſolche Ankaufe zu wenden, indem er den Landweg nach Golkonda einſchlug, wohin er nach einer glücklichen Reiſe von 17 Tagen gelangte. In Amahdabad ſchloß er noch einen eintraglichen Handel mit dem ſchon erwähnten Prinzen Schah Eſthe Chan ab, und gieng dann auf einem hollandiſchen Admiral-Schiff von Surate nach Ormus unter Segel. Auch auf dieſer Reiſe drohete ihm und all den Schatzen, welche er bei ſich führte, die Gefahr des Unterganges, bei einem Seetreffen, in das die holländiſche Flotte mit einem engliſchen Geſchwader gerieth, weil damals beide Nationen in Krieg mit einander waren. Die Englander hatten ſich jedoch in einen ungleichen Kampf begeben; ſie wurden von den beſſer bedienten, ſtarker bewaffneten hollandiſchen beſiegt und zum Abzug genöthigt. Aber es gab, außer den im Seetreffen Gebliebenen, der Verwundeten ſo Viele auf den Schiffen, daß der Tag der Ankunft in Bender Abaſſi für unſren Reiſenden immer ein Tag der Dankgebete und der frohen Erinnerungen blieb.

Er trat jetzt den Rückweg zu Lande an.

Auf eben dieſer Ruckreiſe durchwanderte er auch die meiſt gebirgige, damals noch wenig von den Europaern gekannte Landſchaft von Karamanien. Der dortige perſiſche Chan wurde von ihm mit einem koſtbaren Demant, den Tavernier unter vielen andren in Indien erhandelt hatte, beſchenkt und hierdurch zu einer Vergünſtigung gewonnen, nach welcher unſer Reiſender ſehr große Vorrathe der dortigen überaus feinen und zu der koſtbarſten Verarbeitung geeigneten Schafwolle aufkaufen durfte, aus deren Abſatz in Frankreich er nach ſeiner Heimkehr einen ſehr bedeutenden Gewinn fur ſich und für die Theilnehmer an dem Unternehmen dieſer Reiſe zog. Sein Landweg war diesmal derſelbe, den er auf ſeiner erſten Hinreiſe von Konſtantinopel nach Jspahan eingeſchlagen hatte. Er fand hierbei noch in der letzten Halfte des Februar 1655 in Erivan einen ſo tiefen Schnee, daß er bei den gaſtfreien Bewohnern der Klöſter zu Etſchmiaſin 11 Tage lang verweilen mußte, ein Verzug, welcher den Armeniern, die in großer Zahl bei der Karawane ſich befanden, ein ſehr erwunſchter war, da ſie hier ihre Schmauſereien, welche der Faſtnacht vorhergehen, und dann das Beginnen dieſer Faſtzeit nach ihrer Weiſe feiern konnten. Aber ſelbſt noch in der erſten Halfte des Marz mußte die Karawane wegen des hohen Schnees, in der Nahe der turkiſchen Granze 8 Tage lang verweilen, bis der Oberzolleinnehmer zu Erzerum davon horte, der ihr 500 Pferde zu Hulfe ſendete. Er that dies übrigens aus Eigennutz, denn es ſollte bald hernach ein neuer Zolleinnehmer an ſeine Stelle kommen, dem er den Gewinn an einer ſo großen Karawane nicht vergonnte.

15) Taverniers fünfte Reiſe nach Aſien.

Wie lange ſich Tavernier vor ſeiner Heimreiſe nach Frankreich noch in Konſtantinopel und in andren Städten, zu denen ſein Weg ſich hinzog, verweilt habe, das läßt uns ſein Reiſewerk nicht erfahren, gewiß aber iſt es, daß er, wenigſtens in der 2ten Hälfte des Jahres 1656 in Paris war. Er hatte jetzt als Reiſender, als vertrauter Kenner der natürlichen wie der politiſchen Zuſtände der Morgenländer, dabei als muntrer, wohlberedter Erzähler einen Ruhm erlangt, der ihm auch zu den vornehmſten Kreiſen der Geſellſchaft den Zutritt bahnte; er wurde von Fürſten, namentlich von dem geiſtreichen Großherzog von Toskana eingeladen und reichlich beſchenkt. Sein Handel, namentlich der mit Diamanten, Perlen und caramaniſcher Schafwolle war ſo vortheilhaft ausgefallen, daß er als vermögender, geehrter Bürger in der Hauptſtadt ſich hätte niederlaſſen können. Aber der Wandertrieb ließ ihm keine Ruhe, er wollte zunächſt noch einmal mit dem prachtliebenden Schach von Perſien ein, wahrſcheinlich ſchon bei Gelegenheit ſeiner vorhergehenden Reiſe eingeleitetes Geſchäft abſchließen, dann den Gewinn dieſer kleinen Reiſe zu Ankäufen occidentaliſcher Koſtbarkeiten verwenden, mit denen wohlverſehen er ſelbſt dem Großmogul ſich nahen dürfte. Im Februar 1657 verließ er Paris, und kam nach einigen Wochen nach Smyrna.

Wie wohl hätten die franzöſiſchen Reiſenden, deren damals viere nach Perſien unterweges waren, gethan, wenn ſie in Geſellſchaft des landeskundigen, bei all ſeinen Unternehmungen glücklichen Tavernier gezogen wären. Der eine von jenen vieren, ein Herr von Reville aus der Normandie, geweſener Officier in engliſchen Dienſten, hatte ſich faſt ſchon in Konſtantinopel durch ſeinen Muthwillen ein böſes

Spiel bereitet; er hatte gehört, daß ein reicher Jude daſelbſt mit einem Vorrath auserlesner Juwelen und Perlen verſehen ſey, um deren Ankauf Tavernier unterhandeln ließ. Neville hatte eine Baarſchaft von 2000 Ducaten bei ſich, der Iſraelit begehrte für eine Parthie ſeiner Schmuckſachen 4000 Ducaten. Wir werden des Handels bald einig ſeyn, ließ der normandiſche Edelmann ihm ſagen, denn die eine Hälfte der Summe bezahle ich baar, die andre durch eine eben ſo theure Waare. Der Kaufmann kam mit ſeinen Koſtbarkeiten, die 2000 Ducaten lagen baar auf dem Tiſche, Neville, welcher ſchon durch ſein ritterlich ſtattliches Ausſehen geeignet war, den vornehmen Mann zu ſpielen, bezeigte ſich zwar mit allem zufrieden, ließ aber den eifrigen Handelsmann mehrmalen zu ſich in ſeine Wohnung kommen, um auch noch andre Edelſteine und Perlen zur Auswahl zu ſehen. Endlich, da er ſeine Augen an dem Anblick der ſchönen Sachen hinlänglich beluſtigt und dabei über den Preis der einzelnen Gegenſtände Manches erfahren hatte und als nun der Iſraelit die theure zur Ergänzung der Kaufſumme beſtimmte Waare zu ſehen verlangte, da ſagte ihm der Edelmann: jene Waare die ich außer den 2000 Ducaten mit mir führe und die mich ſchon theurer zu ſtehen kam als dich deine Perlen und Juwelen, iſt mein hartnäckiges Quartanfieber, das ich mir im Kriegsdienſt erworben habe. Dieſe Waare wäre ich gern erbötig dir abzulaſſen und die Ducaten dazu, wenn du mir dein Schmuckkäſtchen giebſt.

Der Handelsmann, der wegen ſeiner Geſchäftstüchtigkeit und wegen ſeines großen Vermögens in hohem Anſehen bei dem Großweſir und ſelbſt bei dem Großſultan ſtund, fand ſich durch dieſen muthwilligen Scherz ſo beleidigt, daß nicht viel fehlte, er hätte den Abentheurer bei der hohen Pforte, welche mit Perſien in Krieg war, als einen Verdächtigen angezeigt, denn Reville hatte deß keinen Hehl, daß er geſonnen ſey, in perſiſche Kriegsdienſte zu treten. Durch die franzöſiſche Geſandtſchaft jedoch wurde der Beleidigte begütigt, der Edelmann aber machte ſich, mit einem Landsmanne, der ihn begleitete, eilig auf den Weg. Obgleich er jedoch in Konſtantinopel dem Verdacht, als ſey er perſiſcher Spion und der Verhaftung entgangen war, blieb ihm dieſes Loos doch für andre Gelegenheit aufbehalten. Es hatte nämlich indeß auch das andre Paar der franzöſiſchen Reiſenden, welches mit bunten Glasflüſſen, falſchen Edelſteinen und Pariſer Modewaaren einen Handel machen wollte, ſich von Smyrna aus auf den Weg gemacht, war mit dem Gouverneur von Damaskus in Unterhandlung getreten, daß er ſie auf ſeiner Reiſe nach Bagdad als Schutzbefohlene mit ſich nehmen ſolle, hatte viele Beweiſe von Gaſtfreundlichkeit von demſelben angenommen, war aber dann doch heimlich fortgezogen, mit einem franzöſiſchen Renegaten, der durch ſeinen Abfall vom Chriſtenthum die Stelle eines Spahi erlangt hatte, und ſich im Verlaufe der Reiſe, wie zu erwarten war, ſehr treulos und als Dieb gegen ſie betrug. Der beleidigte Gouverneur hatte, als er die heimliche Abreiſe der undankbaren Gaſtfreunde erfahren, durch Eilboten einen Brief an den Paſcha von Bagdad geſendet, worin die Geſtalt der beiden Franzoſen beſchrieben und ihr Benehmen als ſo verdächtig geſchildert war, daß es wohlgethan ſchiene, ſich der Perſon der beiden, nach dem Feindesland ſich Einſchleichenden zu verſichern. Unglücklicher Weiſe für ihn kam jedoch Reville mit ſeinem Reiſegefährten zuerſt nach Bagdad und da die Beſchreibung in dem Steckbriefe ſo war, daß ſie auf jedes Paar von Franzoſen von mittlerem Lebensalter gepaßt hatte, wurden die beiden als

Spione verhaftet und mußten im Kerker ſchmachten, bis nach einigen Wochen der Gouverneur von Damaskus dahin kam, der nach Beſichtigung der Gefangenen die Verwechslung der Perſonen, welche hier vorgegangen war, erkannte. Neville zwar ſelber mit ſeinem Begleiter erhielten ihre Freiheit, aber ein großer Theil der 2000 Ducaten, mit denen er in Konſtantinopel geprahlt hatte, blieb für immer im Gewahrſam des türkiſchen Paſchas.

Während ſeine vier Landsleute, je zwei und zwei zuſammengeſellt im ganzen Verlauf ihrer Reiſe nach Perſien und Indien, vom Anfang bis zum Ende nur mit Ungemach und mit einem Mißlingen aller ihrer Pläne zu kämpfen hatten, verrichtete indeß Tavernier ſeine Geſchäfte mit gewöhnlichem Glück und ohne auf irgend eine Schwierigkeit zu ſtoßen. Wie glücklich würde ein Freund der Pflanzenkunde ſich geſchätzt haben, wenn er unſren Reiſenden auf ſeinem Wege durch die Hochgebirge, welchen er der großen Hitze wegen einſchlug, hätte begleiten und mit ihm bei dem Chan von Erivan hätte verweilen dürfen, der ſo eben ſeinen Sommeraufenthalt in einem Alpenthale genommen, wo der Schnee des Winters und der Blumenſchmuck des Frühlinges ganz nachbarlich an einander gränzen. Man konnte damals, ſobald man aus der türkiſchen über die perſiſche Gränze hinüber war, mit voller Sicherheit durch das ganze Land reiſen, ohne dabei die ſchützende Begleitung einer Karawane oder militäriſche Bedeckung zu bedürfen. Deshalb wollte Tavernier, nur in Geſellſchaft zweier ſeiner Leute, den Chan von Gengla in ſeinem Gebirgsland beſuchen, fand jedoch, nachdem er einen Tag lang mit den Mühſeligkeiten einer ſolchen Reiſe gekämpft hat, den Weg für einen europäiſchen Reiter zu ſchlecht. In Ispahan wurde er, als alter Bekannter und Freund des Hofes empfangen, denn man hielt ihn da als einen halben Perſer. Der Schach kaufte ihm diesmal um 60000 Thaler Waaren ab und beſchenkte ihn noch überdies mit einem koſtbaren Ehrenkleid.

Um dieſe Zeit beſaß den perſiſchen Thron Abbas II, ein Urenkel Abbas des Großen, ein Sohn des Schach Sefi, welcher durch ſeine übermäßigen Schwelgereien, namentlich im Genuß geiſtiger Getränke ſchon im Jahr 1642 ſich zum Grabe reif gemacht hatte. Auch ſein Sohn, der ebengenannte Abbas II, welcher kaum dem Knabenalter entwachſen zur Regierung kam, war, wie ſein Vater dem Trunk ergeben, doch dauerte ſein Regiment länger (bis zum Jahr 1666) und während ſeiner 24jahrigen Regierung hatten die Fremden, wie dies Tavernier aus eigener Erfahrung bezeugen konnte, viele Vergünſtigungen von ihm zu genießen, obgleich er ſich gegen ſeine eignen Unterthanen, ja ſelbſt gegen die Frauen ſeines Harems mit grauſamer Strenge benahm.

16) Die ſechste Reiſe nach Perſien und Indien.

Tavernier ſcheint ſich nach der Rückkehr von ſeiner fünften Reiſe langer als zwiſchen den früheren Reiſen in Paris aufgehalten zu haben. Für den faſt ſechzigjahrigen Mann war jetzt auch noch, obgleich ziemlich ſpat, die Stunde gekommen, darinnen das Herz die Wahrheit jenes Ausſpruches erfahrt, nach welchem es nicht gut iſt, daß der Menſch allein ſey. Die Tochter eines ſeiner Handelsfreunde, des Juwelirer Goiſſe, der ihn früher bei all ſeinen Reiſen durch ein Darlehen von werthvollen Gegenſtanden unterſtützt, dagegen aber auch von dem gemachten Gewinn ſeinen redlichen Antheil bezogen hatte, mochte ſchon ſeit längerer Zeit die Aufmerkſamkeit unſres Reiſenden an ſich gezogen haben. Sie war ſeitdem über das Blüthenalter der Jugend hinausgerückt, beſaß auch überdieß nur ein geringes väterliches Vermögen, wohl aber Reize einer höheren Art, welche nie veralten und mehr denn Goldeswerth haben: eine Bildung des Geiſtes und Veredlung des Gemüthes, wie ſie nur ſelten an einer und derſelben Perſon ihres Geſchlechtes beiſammen gefunden werden. Jene bewundernde Theilnahme, mit welcher die Jungfrau Magdalene Goiſſe den Reiſeberichten unſres Taverniers zuhörte, war eine ſo herzliche, die Bemerkungen, die ſie dabei machte, ſo verſtändig und treffend, daß derſelbe immer öfter und lieber dieſe Unterhaltungen aufſuchte und während er allerhand andre Kleinode für ſeine Reiſe nach dem Hofe des großen Moguls erhandelte, es nicht verſäumen wollte, auch des Beſitzes dieſes lebenden Kleinodes ſich zu verſichern, welches die Freude und das Glück ſeines herannahenden Alters werden ſollte. Aber ſo glücklich ihn auch die Vermählung mit dieſer trefflichen Jungfrau gemacht haben mochte, konnte ihn dieſes doch nicht davon abhalten, den letzten Schritt zur Vollendung der Aufgabe ſeines Lebens zu unternehmen: Perſien noch einmal zu beſuchen und von dort aus tiefer als vorher nach Indien, bis zum goldnen Throne des Großmoguls vorzudringen, den das damalige in Europa ſowie in den Morgenländern herrſchende Gerücht als den reichſten Fürſten der ganzen Erde pries.

Die Schätze, welche unſer Reiſender für dieſesmal um ſich verſammelte und mit ſich zu nehmen im Begriff ſtund, waren ein Gegenſtand des Geſpräches und der allgemeinen Bewunderung der ganzen Hauptſtadt. Ihr Geſammtwerth wurde auf 400000 Franken geſchätzt; ſie beſtunden aus Uhrwerken der koſtbarſten Art, aus Edelſteinen, welche zum Theil in rohem Zuſtand aus Aſien hergebracht, unter der Hand der europäiſchen Steinſchleifer die herrlichſte Brillantenform ſowie eine kunſtreiche Faſſung und Zuſammenſtellung erhalten hatten, wodurch ihr Werth um das Vielfache vermehrt worden war; aus Perlen, die das weſtindiſche Meer, in eben ſo großer Schönheit und zum Theil in noch bedeutenderer Größe als das aſiatiſche erzeugt hatte. Namentlich hatte eine dieſer Perlen, deren Gewicht 57 Karat betrug, und welche von birnförmiger Geſtalt war, dem Tavernier ſelber 10000 franzöſiſche Thaler (50000 Franken) gekoſtet. Außer dieſen Dingen von geringerem Gewicht, dagegen von deſto größerem Geldwerth, hatte ſich der Reiſende mit allerhand Gegenſtänden der künſtlichſten Art verſorgt, welche den Morgenländern theils durch ihre augenfällige Schönheit, theils aber durch den Reiz der Neuheit in hohem Grade gefallen mußten. Von allen Seiten waren ihm, dem Günſtlinge des Glückes, Vermehrungen ſeines bewundernswürdigen Waarenlagers zugeſtrömt; man hätte ihm, wäre er zur Annahme bereit geweſen, drei und viermal ſo viel Koſtbarkeiten auf Credit mitgegeben. Seine Reiſegeſellſchaft beſtund für diesmal aus acht Mann, vom Stande der Uhrmacher, Juweliere, Goldſchmiede, Mechaniker und Chirurgen, außer den Dienern und dem kleinen, zehnjährigen Neffen, den der Oheim zum Nachfolger in ſeinem Geſchäft beſtimmt hatte. In dieſer Begleitung verließ er Paris am 27ten November 1663, Marſeille aber erſt am 10. Januar 1664. Zu den Koſtbarkeiten und Seltenheiten, die er aus Paris mit ſich genommen, kam noch ein metallener Brennſpiegel, den er in Lyon ankaufte, von ſolcher Größe und Wirkſamkeit, daß in ſeinem Brennpunkte die ſchwereſt ſchmelzenden Metalle zum Fließen, die ſchwereſt entzündbaren Körper zum Brennen kamen.

An den Verſuchen, welche mit dieſem Brennſpiegel angeſtellt wurden, noch mehr aber an den ausführlicheren Berichten, welche Tavernier über die Ereigniſſe und Erfahrungen ſeiner Reiſe mittheilte, ergötzte ſich abermals der Großherzog von Toskana, welcher mit ſeiner Familie nach Livorno gekommen war. Dieſer Herr, der ein hohes Intereſſe an Allem nahm, was zum Gebiet des wiſſenſchaftlichen Erkennens, wie der Künſte gehörte, entließ unſren Reiſenden nur ungern aus ſeiner Geſellſchaft und beſchenkte ihn bei ſeinem Abſchiede am 26ten März reichlich.

Die Seefahrt von Livorno nach Smyrna hatte nahe einen ganzen Monat, bis zum 25ten April gedauert, hier aber mußte die Reiſegeſellſchaft, um den Abgang einer Karawane zu erwarten, bis zum 9ten Juny ausharren und die Neulinge in den Morgenländern lernten die Kräfte der dortigen Natur bei Gelegenheit eines großen Erdbebens kennen, das während jener Zeit Kleinaſien erſchütterte. Es wiederholten ſich dieſe Bewegungen der unterirdiſchen Kräfte ſpäter noch mehrere Male, und ſie nahmen hierbei ihren verheerenden Lauf von der Küſte gegen Oſten tiefer nach dem Innren des Landes. Auf ſeiner Hinreiſe fand Tavernier die Stadt Chamaqui am Arares, in der Mitte ihrer mehrere Stunden weit ſich ausdehnenden Maulbeerbaum-Pflanzungen noch in blühendem Zuſtand; die zahlreichen Bewohner des Ortes waren durch ihren reichen Seidenbau und Seidenhandel wohlhabend und fröhlich; als er auf ſeiner Rückreiſe wieder in dieſe Gegend kam, erfuhr er, daß dieſer anſehnliche Ort durch ein Erdbeben, das wie ein nächtlicher Schrecken über die Gegend kam, ganz darnieder geſtürzt und von der Erde vertilgt ſey. Nur zwei Perſonen, ein genueſiſcher Uhrmacher und ein Kameeltreiber waren aus der Todesgefahr entronnen, den andren Bewohnern allen war der Schlaf der Nacht zu einem Schlafe des Todes geworden.

Der Schach von Perſien mochte von der Abſicht unſers

Reiſenden, diesmal mit ſeinen Waaren alsbald nach Indien zum Großmogul zu gehen, einige Kunde haben. Solche auserwählte Koſtbarkeiten und Kaufmannswaaren, wie ſie Tavernier auf all ſeinen Reiſen nach Perſien mitgebracht hatte, waren noch durch keinen andren europäiſchen Handelsmann in das Land und in die Schatzkammer des Königes gekommen; Paris zeichnete ſich ſchon damals, vor allen Städten der Erde durch ſeine geſchmackvollen Erzeugniſſe für die Pracht der Fürſtenhöfe, und zur Beluſtigung der Augen aus. Ueberdies hatte man ſeit länger als 30 Jahren an dieſem Franken einen Mann kennen gelernt, der ſein Geſchäft in redlicher Weiſe, fern von allen Betrügereien betrieb; man hatte aus ſeiner Hand immer die ſolideſten, beſten Waaren und verhältnißmäßig zu annehmlichen Preiſen erhalten; an ſeinem Gold wie an den Edelſteinen hatten die Probirmeiſter niemals etwas zu tadeln gefunden. Tavernier war ſchon bei Schach Sefi, dem Vater des jetzigen Königes beliebt geweſen, hatte als Augenzeuge dem feierlichen Einzuge des letzteren in ſeiner Hauptſtadt beigewohnt und den neuen Beherrſcher in Geſellſchaft der andren damals anweſenden Franken begrüßt; er war ein alter, immer gern geſehener Bekannter des Hofes geworden; ſeine Ankunft, der Anblick der neuen Dinge, die er mit ſich brachte, waren für das Königshaus jederzeit ein freudiges, gute Unterhaltung gewährendes Ereigniß geweſen. Darum bot Seine Majeſtät Alles auf, um dem alten Bekannten ſeinen diesmaligen Aufenthalt in Ispahan ſo angenehm als möglich, und ihn hierdurch geneigt zu machen ſeine Beſuche in Perſien noch öfter zu wiederholen ſowie ſeine Geſchäftsverbindungen mit dem Lande fortzuſetzen. Es wurde dem Tavernier ein königliches Patent mit großem Siegel ertheilt, das ihm für ſeinen Handel in Perſien von ihm an eine Befreiung von allen Zöllen und Abgaben zuſicherte. Ein andres königliches Schreiben an den Gouverneur von Tauris betraf Taverniers Neffen, der nach dem Wunſch ſeines Oheims in dieſer Stadt, im Kapuzinerkloſter geblieben war, um die perſiſche Sprache vollkommen zu erlernen. Der Schach befahl dem Gouverneur in dieſem Schreiben, daß er ſich des Knaben, als ſeines Hausgenoſſen annehmen und ihn als einen Schützling des Königes achten ſolle. Ein drittes Schreiben war an den Chan von Schiras gerichtet und verordnete, daß der Chan, wenn der Reiſende durch ſeine Stadt käme, denſelben mit drei Fudern guten Weines, für ſeine Fahrt nach Indien verſehen ſolle.

Mit einer Art von Eiferſucht kaufte der Schach von dem, was Tavernier an Schmuck- und Kunſtſachen mit ſich gebracht hatte und ihm ſehen ließ, alles das zuſammen, was am meiſten nach ſeinem Geſchmack war, und es mochte ihm nicht wenig ſchmeicheln, daß er vor dem Großmogul die Auswahl hatte. Solcher hoher Ehren als diesmal unſrem Reiſenden am perſiſchen Hof widerfuhren, durfte ſich bis dahin kaum ein andrer Franke, ſelbſt keiner der Geſandten auswärtiger Höfe rühmen. Außer dem gewöhnlichen Ehrenkleid wurde ihm von dem Schatzkanzler, bei feierlicher Verſammlung des Hofes und der anweſenden Fremden ein köſtlicher Mantel angelegt; er hatte ſehr oft die Ehre mit dem König an ſeiner Tafel zu ſpeiſen und den nächtlichen Trinkgelagen deſſelben beizuwohnen, wobei er als trefflicher und dabei dennoch feiner Geſellſchafter alle Gäſte durch ſeine Erzählungen und ſelbſt durch das Singen alter franzöſiſcher Volkslieder unterhielt. Der König ſuchte indeß die Gegenwart des wohlunterrichteten Mannes noch auf andre Weiſe zu benutzen. In geheimem Geſpräch zog er von ihm Erkundigungen ein über die Macht und die politiſchen Verhältniſſe der europäiſchen Staaten, namentlich über den Zuſtand des türkiſchen Reiches; über den geſelligen Verkehr, über die Sitten und das Familienleben der europäiſchen Chriſten ſo wie andrer Völker, mit denen der Reiſende genauere Bekanntſchaft geſchloſſen hatte. Die Weiſe, in der jener damals in der Blüthe des Mannesalters ſtehende Herr fragte, zeugte von eben ſo viel Verſtand als Eifer ſich zu belehren; Taverniers offne, unbefangene Antworten, ſeine treuen, wahrhaften Berichte, untermiſcht mit Zügen von heitrer, beluſtigender Art, gewährten dem Fürſten einen Genuß, dergleichen ihm wohl ſelten in ſeinem Leben mochte geboten worden ſeyn.

Vom 20ten Dec. 1664 bis zum 24ten Febr. 1665 verweilte unſer Reiſender in Jspahan. Nur in den tiefer gelegnen Ebenen und Thälern kündigte ſich der Frühling durch das hervorbrechende Grün der Wieſen und Saatfelder an, auf den Höhen herrſchte noch ſelbſt im März der Froſt des Winters mit ſeinem Eis und Schnee. Man pflegt, wenn die Maſſen des Schnees zu häufig ſind und das Wetter ungünſtig iſt ſtatt des näheren Weges über das Gebirge einen andren, der ſich in der Nähe des Flußthales hinzieht, von Jspahan nach Schiras einzuſchlagen. Dieſe auch im Winter und während der ſtürmiſchen Witterung gangbare Straße, ein Werk des oben erwähnten trefflichen Kuli Chan, des Gouverneurs von Schiras führt an einem der herrlichſten Denkmäler der altperſiſchen Baukunſt, an den Ruinen von Perſepolis vorüber, das bei den Perſern den Namen Tſchilminar (vierzig Säulen) führt.

Bei dieſer Gelegenheit können wir nicht umhin eine Aeußerung unſres ehrlichen alten Reiſenden über die bewundernswürdigen Bauwerke von Perſepolis ſo wie über die aſiatiſche Baukunſt im Allgemeinen anzuführen, weil jene

Aeußerung für die Charakteriſtik des Mannes ſehr wichtig und mithin für unſre biographiſche Skizze von Bedeutung iſt. Sie mag uns lehren, wie ſelbſt ein ſolcher redlicher, in ſeinen Beſchreibungen des Geſehenen genauer und gründlicher Beobachter, deſſen Urtheil großentheils ſo geſund und richtig iſt, in Beziehung auf Dinge, die nicht nach ſeinem Geſchmack ſind und für welche ſein Blick nicht gemacht iſt, wie mit Blindheit geſchlagen ſeyn könne.

Was der Maaßſtab ſey, den Tavernier bei Beurtheilung der Werke der Baukunſt anlegt, das lehrt uns eine Stelle am Schluß ſeiner perſianiſchen Reiſebeſchreibung. Er ſagt dort von den Aſiaten: „ſie verſtehen auch keine Baukunſt, wie man denn in ganz Aſien kein einziges ſo prachtvolles Gebäude findet, dergleichen der Louvre in Paris und ſo mancher Königspallaſt in Frankreich iſt.“ Ueber Perſepolis und ſeine Denkmäler wollen wir des Contraſtes wegen, vor dem Urtheil unſers alten Reiſenden und Lobredners der modern franzöſiſchen Pallaſte-Bauart, das eines vielſeitig gebildeten, kenntnißreichen Reiſenden, des Baron C. A. v. Bode vernehmen*). Der Beſchreibung des zuletzt Genannten, von welcher wir hier einen kurzen Auszug geben, merkt man es an, welch hohen Genuß ihm das Verweilen in der Gegend von Perſepolis und in der Mitte ſeiner in Trümmern liegenden, alten Herrlichkeit gewährte.

Die Natur hat nach Bodes Schilderung Alles für dieſen Landſtrich gethan, um ihn zu einem der lieblichſten, ſinnlich genußreichſten der Erde zu machen. Zwei keſſelartige Thäler, nach allen Seiten hin von Bergen umgürtet, das eine von Oſten, das andre von Weſten ſich abſenkend, vereinen ſich hier zur gemeinſamen Ausmündung nach Südoſten hin, in das tiefere, einen See umfaſſende Thal. Durch das eine, öſtliche der vorhin erwahnten beiden Thaler, welches zugleich das längere iſt, ſtrömt der Murgabfluß (der Medus der Alten) durch das andre, weſtliche der Araxes. Außer dieſen beiden Flüſſen wird der meiſt wellenförmig hügliche Grund der beiden Thaler von mehreren Bächen und Quellen getränkt und von Kanälen durchzogen, deren Waſſerfülle nach allen Richtungen hin ein kraftiges Grün der Wieſen hervorruft, auf denen hin und wieder die Stuten von edler Herkunft mit ihren Füllen zur Weide gehen. Wo jetzt nur Wieſen und Weideplätze ſind für das Vieh, da waren einſt Gärten und Felder; zwiſchen ihnen zerſtreut erhuben ſich die Wohnſtätten eines im Vollgenuß dieſer reichen Natur lebenden, kunſtreich bauenden Volkes. Innerhalb dem Umfange jener beiden Thaler, deren längſte Ausdehnung von Oſt gegen Weſt kaum 16 geographiſche Meilen, die Breite kaum halb ſo viel beträgt, finden ſich außer den mit Recht vielgeprieſenen Ruinen von Perſepolis ſo viele Höhlengräber und Tempelgrotten, ſo manche mit uralten Schriftzügen und halberhabenen Figuren verzierte Felſenwände, prachtvolle Säulen und Opferaltäre, daß noch jetzt ein Reiſender des von ſeinen Vorgangern Unbeſchriebenen ſo viel finden würde, daß er damit ein ganzes Werk, reich an intereſſanten Abbildungen, zu füllen vermöchte. Außer den von außen herrlich verzierten Königsgrabern, welche ſo hoch in die vormals wenigſtens glatt abfallende Felſenwand eingehauen ſind, daß man ſich, was den Reiſenden nur bei zweien derſelben bisher möglich war, an Seilen, von den vorauskletternden Eingebornen hinaufziehen laſſen muß, ſind es vor allem die Säulen der hehren Tempelgebaude und Königspalläſte von Perſepolis, welche die Bewundrung der Kenner an ſich ziehen. Urſprünglich wurde dieſes Gebäude von 72 Säulen getragen. Als Pietro de la Valle im Jahr 1621 hierher kam, ſtunden noch 25 dieſer großartigen Säulen aufrecht, Mandelslohe im J. 1638 (und wahrſcheinlich auch unſer Tavernier) fanden nur noch 19, Kämpfer im J. 1696, ſowienoch Niebuhr im J. 1765 zählten 17, H. v. Bode nur noch 13. Aber auch nach andren Seiten der unvergleichbar merkwürdigen Ruinenſtadt werden noch viele Gruppen der niedren Säulen unverletzt gefunden, und den Felſenwänden, mit ihren großentheils noch unenträthſelten Inſchriften, ſo wie mit ihren halberhabenen Figuren, deren Zahl v. Bode auf 1300 ſchätzt, konnte weder die barbariſch neidiſche Verheerungsſucht Alexanders des Macedoniers noch das Erdbeben bisher den Untergang bringen; ein Kenner und Forſcher des Alterthumes und ſeiner großartigen Baukunſt fühlt ſich von alle dem, was er hier ſieht, ſo mächtig angezogen und von der Majeſtät eines denkenden, kunſtreich bildenden Geiſtes der fernen Vorzeit ſo gewaltig ergriffen, daß ihm der Eindruck, den die Betrachtung der Ruinen von Perſepolis machte, für immer ein unverlöſchbar tiefer bleiben wird.

---

*) M. v. das Werk deſſelben. Travels in Luristan and Arabistan. London 1845.

Hören wir nun auch die hausbackene Beſchreibung, welche unſer guter, alter Tavernier, befangen in den Bildern des franzöſiſchen Bauſtyles aus Ludwigs XIII und XIV Zeiten von den Ruinen und Königsgräbern der Gegend von Perſepolis giebt.

Wenn man, ſo ſagt er, jenſeit des Fluſſes iſt, kommt man zu ſchönen fruchtbaren Feldern, welche von vielen kleinen Bächen durchzogen werden. Jenſeit eines Berges, über welchen die Straße führt, kommt man nach Tſchilminar, wo ich mehrmalen war, namentlich das eine Mal in Geſellſchaft des Herrn Angels, eines holländiſchen Malers und Zeichenlehrers Schach Abbas II. Dieſer Künſtler hielt ſich über 8 Tage lang in der Gegend von Tſchilminar auf und zeichnete alle daſelbſt vorkommenden Alterthümer ab. Er verſicherte mich aber, daß er dieſe Zeit für eine ſehr übel angewendete halten müſſe, denn es verlohne ſich nicht der Mühe an die Abzeichnung dieſes alten Gerümpels auch nur eine Viertelſtunde zu wenden. Und was ſieht man auch dort als alte Säulen, davon manche noch ſtehen, andre aber liegen, nebſt etlichen nicht beſonders ſchön ausgearbeiteten Figuren und mehreren kleinen viereckigen, dunklen Kammern. Ich, nachdem ich die merkwürdigſten Pagoden in Indien geſehen, kann mir nichts anders einbilden, als daß Tſchilminar (Perſepolis) vormals ein hölzerner Götzentempel geweſen ſey, denn wegen des vielen hier fließenden Waſſers konnte kaum ein andrer Ort in Perſien ſo geſchickt zur Anlegung eines Götzentempels ſein als hier dieſer. Die kleinen Kammern ſind dann Aufenthaltsorte der Pfaffen geweſen, darinnen dieſe (wie wohl noch jetzt die Derwiſche thun) im Dunklen geſpeiſt haben, damit keine hineinfallende oder darauf fliegende Mücke ihren gekochten Reis und ihr Obſt verunreinigen möge.

In der That ein Urtheil das uns in ſeiner ganzen Art und Haltung an das unſrer neueren Kritiker erinnert, wenn ſie mit ihrem hausbackenen Verſtandniß über Dinge ſprechen, die noch viel weiter außer dem Kreiſe ihres Geſchmackes und Verſtehens liegen als die Schönheiten und die Bedeutſamkeit der Ruinen von Perſepolis außer dem Bereich der Einſichten Taverniers, weil jene Dinge, an denen die Kritik vorüberzieht, von ungleich höherer Art und tiefſinnigerer Bedeutſamkeit ſind als alle noch unenträthſelte alte Inſchriften zu Tſchilminar, ja als alle Wunderwerke der alten wie der neuen Menſchenkunſt.

Beſſer als auf den für ſeine Einſicht zu „myſtiſchem“ Tiefſinn der alten Denkmale von Perſepolis, an denen ſelbſt die Inſchriften, die man vorher als unbedeutende, willkührlich erfundene Zierrathen kaum beachtet hatte, neuerdings ein Schlüſſel geworden ſind zum Eröffnen einer Schatzkammer uralt hiſtoriſcher Kunde, verſtund ſich unſer wackrer Handelsmann auf die Schönheiten von Schiras, welche mehr nach ſeinem Geſchmack waren. Er hatte Schiras ſchon mehrmalen und in verſchiedenen Jahreszeiten geſehen, in der Mitte ihrer Wein- und Obſtgärten, aus denen dickſtämmige Cypreſſen zu einer Höhe emporragen, in welcher man kaum anderwärts ſie finden kann. Schiras iſt eine Stadt des reichſten Genuſſes für alle Sinne, ſie iſt dies durch ihre Lage, durch die liebliche Milde ihres Klimas, durch den Duft der aus den Gärten voll immerblühender Roſen und des ächten Jasmins ſich verbreitet, ſie iſt es durch ihren köſtlichen Wein und die Fülle ihrer wohlſchmeckenden Früchte. Selbſt in den Gaſſen der Stadt, wo die Fabriken des Roſenwaſſers, des koſtbaren Roſenöles und andrer Parfümerien ſind, ſpürt man den Geruch der blühenden Gärten und bei Abend hallen dieſe Gaſſen ſo wie die freien Plätze und Gärten von dem Geſang und Saitenſpiele, wie von den Tönen der Flöten wieder, denn Schiras iſt ſeit alten Zeiten eine Heimath der Dichtkunſt und des Geſanges. Die Ebene, auf der die Stadt mit ihren Gärten ſich ausbreitet, lehnt ſich nach mehreren Richtungen hin an Berge, zum Theil mit ſchattigen Wäldern an, von deren Abhängen Quellen und ein kleiner Fluß herabſtrömen, der in einen See ſeinen Auslauf nimmt. Jene Quellen, von hohen Cypreſſen umgeben, ſind ein Vergnügungsort der Einheimiſchen wie der Fremden, welche dort am Genuß des reinen friſchen Waſſers ſich laben; einige Derwiſche haben da ihren beſtändigen Aufenthalt, welche in ſtolzer Ruhe ihren Tabak rauchen und der Würde ihres Standes ſo eingedenk ſind, daß ſie ſelbſt die Annäherung eines Königes nicht zum Aufſtehen von ihrem Sitze bewegen könnte. Einige Urſachen zu dieſem Selbſtgefühl ihres Standes haben allerdings die Derwiſche von Schiras vor andren Leuten ihrer Art voraus, denn dieſe Stadt war der Wohnort und iſt der Begräbnißplatz der geprieſenen Dichterkönige und Derwiſche, des Sadi wie des Hafiz. Aus Schiras wird, außer dem Wein und andern Fabrikaten eine ungemeine Menge von Früchten, meiſt in Eſſig eingemacht, bis nach Oſtindien verſendet, denn die Bewohner dieſer Gegend ſind in der Kunſt des Einmachens und Aufbewahrens der Früchte vor Andren berühmt Und es gedeihen hier alle die beſten Früchte der gemäßigten Zone, denn die Gebirgsluft mäßigt die Hitze des Sommers und während des Winters fällt öfters Schnee in Menge, welcher freilich eben ſo ſchnell wieder hinwegthaut als er kam. Von den herrlichen Trauben der Gegend wird ein großer Theil zu einem Mus verſotten, welchen das ſtrenger am Geſetz haltende Volk, mit Waſſer verdünnt, zu ſeiner Erquickung genießt. Der Wein, meiſt durch die Juden bereitet, wird in Flaſchen verſendet, von denen die hieſigen anſehnlichen Glashütten große Vorräthe erzeugen.

In Schiras war bei der Abreiſe unſres Tavernier, im März, der Frühling erſt im Beginnen; wenig Tagereiſen führten denſelben in eine Gegend der tiefer gelegenen Küſtenebene, wo die Hitze und mit ihr die Trockenheit ſchon ſo groß waren, daß die Ziegenhirten mit ihren Heerden heraufzogen nach dem kühleren Bergland. Statt der köſtlichen Früchte gab es da nur Vorräthe von Teichnüſſen (Trapa) die aus einzelnen Seen während des Spätherbſtes und Winters geſammelt werden und dem Volke der Gegend, gleich dem von Kaſchmir, ein ſchmackhaftes, geſundes Gericht gaben, welches, nebſt der Ziegenmilch, ſeine Hauptnahrung bildet. Hin und wieder giebt es auf dem Wege von Schiras nach Lar eine ſolche Menge Vögel, namentlich aus der Familie der Rebhüner, daß, wenn ſie auffliegen, ihre Schaaren eine ganze Wolke bilden; ſie mögen dem Lande durch Vertilgung der Heuſchreckenlarven eben ſo nützlich als durch ihr wohlſchmeckendes Fleiſch den Reiſenden angenehm ſeyn

In Lar, der vormaligen Königsſtadt von Lariſtan diente zu Taverniers Zeiten die anſehnliche Veſtung zu einem Staatsgefängniß, darinnen Männer von fürſtlichem Geblüt verwahrt und ziemlich anſtändig behandelt und verſorgt wurden. So groß auch in Lar die Hitze des Tages iſt, ſind die Nächte dennoch ſehr kühl, obgleich ihre Ruhe durch die Schwärme der kleinen Stechmücken ſehr geſtört wird. Die größere Zahl der Stadtbewohner ſind Juden, berühmt durch ihre Seidenwebereien und durch die Fertigung ſchöner Gürtel. Auf dem Wege von Lar nach Bender Abaſſi geht die Straße über einen langen Steindamm, welcher durch den feinen Sand und in Verbindung mit zwei trefflich gebauten anſehnlichen Brücken über einen Fluß mit ſalzigem Waſſer hinführt. Durch dieſes koſtſpielige Bauwerk hat ſich ein Perſer, der aus dieſer Gegend gebürtig, bei dem König von Golconda, als Befehlshaber ſeiner Truppen zu hohen Ehren gelangt war, ſehr verdient gemacht, denn da in den feinen Sand der Fußtritt der Menſchen und noch mehr der der Laſtthiere ſo tief einſinkt wie in lockren friſchgefallenen Schnee, geſchahe es öfters, daß in demſelben einzelne Reiſende mit ihren Thieren, als wären ſie in Schlamm verſunken, ſtecken blieben und, wenn ein Lufthauch von oben her Wolken des Flugſandes über ſie hintrieb, darin erſticken mußten Jener edle Perſer wendete den größeſten Theil ſeiner Einkünfte im fremden Dienſt, eine Reihe von Jahren durch, zum Einkauf indiſcher Waaren an, die er nach Ormus ſendete, dort verhandeln und von dem gemachten Gewinn Schaaren des armen Landvolkes um verhältnißmäßig reichen Lohn dingen ließ, damit ſie auf ihren Eſeln Steine zum Damm- und Brückenbau, zum Theil aus weiter Ferne herbeiführten. Jenſeits dieſes durch Menſchenfleiß gangbar gemachten Paſſes, führt der Weg nach Bender Abaſſy durch eine Landſchaft, welche durch die Menge ihrer Palmen einem Luſtwalde gleicht und an Felſen ſich hinzieht, durch deren Engthäler, welche den labyrinthiſchen Gängen eines Irrgartens gleichen, nur der einheimiſche Ziegenhirt einen Ausweg findet.

Mit dem fruchtbaren Küſtenlande bei Gomron oder Bender Abaſſy bildet die vulkaniſche Inſel Ormus einen traurigen Contraſt. Da iſt nirgends ein Grün zu ſehen; der Boden der Inſel iſt weiß wie von Schnee, mit Salz überzogen, welches die Quellen abſetzen, deren Waſſer das Auge des durſtenden Fremdlinges täuſcht, weil es eben ſo wenig trinkbar iſt, als das Waſſer des Meeres oder der Salinen. Außer dem reinen Quellſalz erzeugt die Inſel nur Schwefel und enthält einige Lager von Eiſenerzen; die Bewohner müſſen ſich mit dem Regenwaſſer ihrer Ciſternen und mit den Lebensmitteln behelfen, welche von der Küſte her ihnen zugeführt werden. Dennoch war dieſe öde Inſel, ſeitdem die Portugieſen im Jahr 1507 ſie eingenommen hatten, ein wichtiger Stapel- und Handelsplatz geworden und auch nachdem Abbas I im J. 1622 mit Hülfe der Engländer ſie wieder erobert hatte, war ihr noch, als Tavernier hieher kam, ein Reſt ihres vormaligen Handelsverkehres geblieben, der ſich bis zu unſeren Tagen, wo ſie zur Herrſchaft des Imams von Mascat gehört, nicht ganz verloren hat.

Ormus iſt von der Küſte nur 2 Meilen weit entfernt und das Meer hat hin und wieder ſeichte Stellen. Ein engliſcher Soldat, der zu Ormus in perſiſchen Dienſten ſtund, und welcher, als das Heimweh ihn übermannt hatte, keine andre Möglichkeit ſahe, von der Inſel, wo er wie ein Gefangener beobachtet war, hinwegzukommen, gieng ins Meer, anſcheinend um zu baden. Man wußte, daß er ein guter Schwimmer war; daß er jedoch, nur mit einem Leintuch um die Hüften bekleidet, 2 Meilen weit, in beſtändiger Gefahr von den Haifiſchen verſchlungen zu werden, an das Feſtland ſchwimmen werde, das vermuthete Niemand. Aber er wagte es, und das Wagſtück gelang, da ihm mehrere ſeichte Stellen Punkte zum Ausruhen gewährten. Sein Glück wollte, daß er an der Küſte Europäer, unter ihnen unſern, gerade damals noch in Gomron verweilenden Tavernier traf; dieſe erſtatteten dem engliſchen Conſul über ſeinen hilfebedürftigen Landsmann Bericht und der Conſul ſendete alsbald Kleider aus der Stadt hinaus, mit denen angethan der rüſtige Schwimmer in die Stadt kam, von wo er heimlich auf ein engliſches Schiff flüchtete, das ihn in Sicherheit brachte. Zu Ormus mochte man denken der kühne Schwimmer ſey in dem Rachen eines Haifiſches umgekommen. Wir übergehen mit Stillſchweigen den Bericht über einen böſen Streich, welcher unſerm Reiſenden in Bender Abaſſy geſpielt wurde, wo man demſelben ein Paquet mit Briefen, das der engliſche Conſul ihm für Surate mitgegeben, entwendet und ſtatt deſſen ein ähnliches Paquet mit weißen Papieren in den Mantelſack geſteckt hatte. Die damalige kriegeriſche Stellung Englands hatte dieſe tadelnswürdige Argliſt veranlaßt, durch deren Folgen Tavernier für diesmal von der Reiſe nach Golkonda abgehalten wurde. Statt deſſen gehen wir ſogleich zur Beſchreibung der gewöhnlichen Seefahrt von Perſien nach Indien über.

Die Schiffe, welche von Ormus nach Indien gehen, nehmen insgemein ihren Weg an der arabiſchen Küſte hinab über Mascat. Für den damaligen Handelsverkehr war Tattah am Indus ein wichtiger Ort, an welchem viele europäiſche Kaufleute einen Theil ihrer europäiſchen Waaren abſetzten. Dieſe Stadt, welche bei der Eroberung von Sind durch die Beludſchen (im J. 1779) in einen Trümmerhaufen verwandelt wurde, trägt noch jetzt die Spuren ihrer vormaligen Größe und Herrlichkeit in mehreren, zum Theil unzerſtört gebliebenen Bauwerken an ſich. Zu Taverniers Zeiten breitete ſich das Reich des Großmoguls auch über dieſes Gebiet aus, in Tattah war eines jener Zollämter, wo man von allen Waaren ihrem Werthe nach einige Prozente, dazu auch alles Gold und Silber, das man bei ſich trug, an die Münze abgeben mußte, wo daſſelbe in Münzen des Landes, mit dem Gepräge des eben laufenden Jahres wie des regierenden Herrn verwandelt und in dieſer neuen Geſtalt dem Eigenthümer zurückgeſtellt wurde. An dem ſchon vorher zu Gelde geprägtem Gold oder Silber verlor man dabei nur das Münzerlohn, das jetzt der dortigen Landesregierung zu gute kam, die Zollbedienten aber giengen dieſem kleinen Gewinn mit ſolcher Begierde nach, daß ſie alles Eigenthum der fremden Kaufleute bis ins Kleinſte durchforſchten, um das etwa verborgene Geld zu finden. Es trat hierbei die Liſt der Einheimiſchen mit jener der Fremden in einen Kampf, der ſelbſt von der dortigen Regierung als ein Glücksſpiel betrachtet wurde, wobei der Eine oder der Andre verlieren kann. Denn der fremde Kaufmann, den man auf einem Unterſchleif ertappte, wurde darum, wenn er nur kein falſches Geld mit inländiſchem Gepräge, ſondern achte Gold- oder Silbermünzen bei ſich führte, nicht hart angelaſſen, eben ſo wenig als ein Spieler, der den Saz, den er auf ſeine Karte legte, verliert, er mußte aber ſtatt eines Prozentes zwei, oder bei der höchſten Auflage ſtatt fünf zehn bezahlen, während er, wenn ſeine Liſt ihm glückte, ein oder fünf Prozente gewann. Nicht die andren Kleider, wohl aber die Perücken, welche die damaligen Europäer, wenn ſie als Leute von Stande gelten wollten, als Kopfputz trugen, waren vor den Durchforſchungen der Zolldiener ſicher und dieſe Scheu der Mohamedaner vor den chriſtlichen Perücken wurde von den Franken öfters zur Verbergung ihrer Ducaten und Louisdors benutzt. Man durfte ſich indeß bei der großen Achtung, in der die Franken, namentlich während der Regierung des Schach Dſchihangir (Gehan) in Indien ſtunden, noch ſonſt manche Freiheit gegen die Zollbedienten herausnehmen, ohne eine Ahndung befürchten zu müſſen.

Die engliſchen Capitäne hatten ſchon damals vor Andren die Vergünſtigung vom König erhalten, daß ſie, wenn ſie von ihrem Schiff ans Land giengen, nicht durchſucht werden ſollten. Demohngeachtet hatten die Zöllner von Tattah einen ſolchen genöthigt, ſich der ſtrengen Durchſuchung zu unterwerfen, man hatte ihn aber, da er nur wenig Geld für kleine Ausgaben in der Stadt bei ſich trug, ungeſäumt wieder entlaſſen. Der Engländer jedoch, der dieſe Verletzung des königlichen Verſprechens als eine Beleidigung der Ehre ſeiner Nation betrachtete, beſchloß, ſtatt ſich höheren Ortes zu beklagen, den erlittenen Schimpf nur durch einen andren Schimpf, unmittelbar an den Mauthleuten zu rächen. Er ließ ſich auf ſeinem Schiff ein Spanferkel braten und daſſelbe mit ſeiner fetten Sauce in eine porzellanene Schüſſel legen, welche ſammt ihrem Inhalte ſorgfältig in eine Serviette verhüllt war. Er ſteigt ans Land, ein Sklave trägt die Schüſſel hinter ihm her. Da er ans Stadtthor kommt, zu der Zollbude, darinnen der Münzmeiſter und Zollamtscapitan auf dem Divan ſaßen, heißen dieſe beiden ihn Halt machen und mit dem Sklaven in die Bude hereintreten, damit man den Inhalt der Schüſſel unterſuchen könne. Er verſichert, die Schüſſel enthalte nichts Mauthbares, denn Eßwaaren ſeyen von Abgaben frei. Man läßt dieſe Ausrede nicht gelten und je heftiger der Engländer darauf dringt, daß man mit ſeiner von Abgaben freien Waare ihn ungehindert vorbeilaſſen möge, je mehr er ſchreit, das was unter der Decke ſey, das dürften ſie ein vor allemal nicht anrühren, deſto eifriger beſtehen die andren darauf, den Inhalt der Schüſſel, in welchem ſie nach ſolcher angelegentlichen Abwehr des Franken etwas Beſonders vermuthen, zu durchforſchen. Endlich tritt der Engländer mit der Schüſſel, die er dem Sklaven abnahm, in die Zollbude hinein. Die Mauthner, zornig über den langen Widerſtand, verweiſen mit lautem Geſchrei auf ihr Recht, von den Waaren Zoll zu nehmen; er mit eben ſo lautem Geſchrei auf das Recht die Eßwaaren frei in die Stadt zu bringen. Der Streit wird heftig, der Engländer wirft ihnen endlich die Schüſſel nach abgehobener Decke auf den Boden hin, ſo daß die Brühe mit ihrem Fette auf den Teppich, den Divan und das Gewand der beiden Oberzöllner herausſpritzt. Vergeblich war ihr Aerger; der Franke hatte ſie davor gewarnt, ihre Finger nach ſeiner Waare auszuſtrecken, und den Engländern, das wußten ſie, mußte Vieles nachgeſehen werden. Da ihnen, als Mohamedanern, Alles was vom Schweine kommt, eine Verunreinigung und ein Gräuel iſt, mußten ſie die Gewänder, Teppiche und

Decken des Divan als für immer verunreinigt, von ſich werfen ja ſelbſt die Bude mußte erneut werden.

Unſer Reiſender, da ihn ſein Handelsgeſchäft diesmal zunächſt nach dem Hofſtaat des Großmoguls, nach Agra führte, ſchiffte ſich, wie er dies ſchon auf ſeinen früheren Reiſen nach Indien gethan, in der Bai von Cambay aus und trat dann den Landweg über Ahmedabad nach Agra an.

Als er auf einer ſeiner erſten Reiſen, im J. 1642, in Ahmedabad war, trug ſich dort ein eigenthümlicher Rechtshandel zu, der von zwei Elternpaaren um ein Kind geführt wurde, das jedes von beiden als ſein eignes behalten und erziehen wollte. Das dortige Landvolk, Männer wie Frauen pflegen über den Fluß, der nahe bei der Stadt ſeinen Lauf hat, und über welchen damals nur durch einige Fahrzeuge, nirgends aber durch eine Brücke der Uebergang möglich war, ſo hinüber zu ſetzen, daß ſie einem mit Luft gefüllten Schlauch ſich vor die Bruſt binden und dann mit Händen und Füßen ſich fortrudern. Wenn ſie ein Kind bei ſich haben, dann wird dieſes in einen nach unten weiteren nach oben etwas enger zulaufenden Topf geſetzt, deſſen Mündung etwa eine Querhand hoch über das Waſſer herausragt und die Eltern ſchieben dieſes irdene Fahrzeug mit den Händen vor ſich her. Ein Bauer und ſein Weib ſchwammen eines Tages auch, in der eben beſchriebenen Weiſe über den Fluß, ihr zweijähriges Kind ſaß in einem Topfe, aus dem es nur mit dem halben Kopfe herausragte und den der Vater im Schwimmen mit ſich fortbewegte. Der vom Regen angelaufene Strom hatte in ſeiner Mitte eine Sandbank angeſetzt, die ſich um einen großen, von der Fluth entwurzelten Baum gebildet hatte, an dieſe trieb der Bauer, um ein wenig auszuruhen, den Topf mit dem Kinde hinan. Indem er jedoch dem untern Ende des Baumes ſich nahte, ſprang aus den über das Waſſer hervorragenden Wurzeln eine große, giftige Brillenſchlange hervor und zu dem Kind in den Topf hinein. Im erſten Schrecken hatte der Vater ſeine Hand vom Topf zurückgezogen, die Fluth ergriff dieſen und trieb ihn ſtromabwärts; die Eltern halb ohnmächtig vor Angſt und Schmerz ſahen wehklagend dem Kinde nach, das ſchon durch die Schlange eine ſichere Beute des Todes ſchien. Da geſchahe es, daß ein Baniane und ſein Weib, zwei Meilen unterhalb des Ortes, wo die Sandbank war, ſo eben in dem Fluße die Ceremonie der Abwaſchung vor der Mahlzeit verrichteten, ſie ſehen den Topf mit dem halb hervorragenden Kopfe des Kindes in ihre Nähe kommen, der Baniane ſpringt hinzu und zieht das irdene Fahrzeug ans Land. Sein Weib mit ihrem Kinde, das neugierig ihr gefolgt war, tritt hinzu und will den kleinen Fremdling aus dem Topf hervorziehen, da ſpringt aus dieſem die Schlange heraus, windet ſich um ihr eignes Kind und verſetzt dieſem einen ſo gefährlichen Biß, daß es nach wenig Augenblicken ſtirbt. Das fremde Knäblein indeß war ganz unverletzt geblieben; die Eltern des verſtorbenen, nachdem der erſte Schmerz vorüber iſt, ſehen darin eine wunderbare Fügung Gottes, der ihnen ſtatt des verlornen ein anderes Kind ſchenken wollte; ſie nehmen den Kleinen in ihre elterliche Obhut und Pflege. Nach einiger Zeit erfährt aber auch der eigentliche Vater, was mit ſeinem Söhnchen ſich zugetragen habe, er kommt zu der Hütte des Banianen und will ſein Kind mit ſich nehmen. Die Pflegeeltern wollen dies ſchlechterdings nicht zugeben, denn, ſo ſagen ſie, das Kind ſey ihnen von Gott wunderbar zugeführt worden; es gehöre ihnen nach göttlichem Rechte an, um ſo mehr da die Rettung deſſelben den Tod ihres eignen Kindes nach ſich gezogen habe. Es entſpann ſich zwiſchen den beiden Eltern ein Rechtshandel, der endlich bis zu dem Throne des Königes kam, welcher den Ausſpruch that, daß man den Knaben ſeinen rechtmäßigen Eltern zuſtellen ſolle.

Indien und ſeine Bewohner ſind, ſeitdem England über ſie ſeine Herrſchaft ausgebreitet hat, uns Europäern ſo bekannt geworden, als irgend eines unſrer nachbarlichen Länder und Völker. Wir heben deshalb aus Taverniers indianiſcher Reiſebeſchreibung nur das hervor, was die mächtige Verſchiedenheit des älteren, unter ſeinen einheimiſchen mohamedaniſchen und heidniſchen Herrſchern, und des jetzigen unter dem Schirm einer geſetzmäßig regierenden, chriſtlichen Macht ſtehenden Indiens in etwas anſchaulich machen kann. Zugleich giebt uns auch ein Vergleich der damaligen Reichthümer des Großmoguls mit der Armuth des jetzigen ein merkwürdiges Beyſpiel von der Unbeſtändigkeit ſelbſt einer ſolchen Herrlichkeit der Erde, welche ihren gewaltthätigen Fuß, wie es ſchien, für immer feſt, auf das Haupt und den Nacken ſo vieler Völker geſetzt hatte.

Tamerlan, der Erſchütterer der morgenländiſchen Throne, der mächtig große, gekrönte Raubmörder, nachdem er als Andenken an ſeine Kriegszüge in allen Ländern, durch welche er dieſe führte, Brandſtätten und Trümmer der vormals mächtigen Städte und modernde Gebeine ihrer friedlichen Bewohner hinterlaſſen, hat ſein Grabmahl zu Samarkand im Lande der Usbekiſchen Tataren, wo er im J. 1404 ſtarb. Unter einigen ſeiner beſſeren Nachfolger erblühte dort eine höhere wiſſenſchaftliche Bildung und mit ihr zugleich ein friedlicher Wohlſtand des Landes. In einem aber aus ſeinen Nachkommen, in Sultan Babur lebte der kriegeriſche Geiſt des furchtbaren Ahnherrn von neuem auf; wie dieſer wollte er fremde Fürſtenthrone ſtürzen, um auf ihren Trümmern den eignen zu errichten. Er wendete ſeine Eroberungszüge, angelockt durch die Schätze dieſer reichſten Länder der Erde, nach Indien, und nachdem er den Thron der früher denn er hier eingedrungenen Mongolen geſtürzt hatte, unterwarf er ſich alle die einzelnen Reiche, aus denen er den neuen Staat der Großmogule bildete, in deren Reihe er der erſte war. Er ſtarb im J. 1530 und nach ihm beſaß 22 Jahre lang (bis 1552) ſein Sohn Humajum, der Glückliche genannt, den Thron des neuen Reiches.

Dieſes wuchs und erſtarkte an innrer Feſtigkeit und an Wohlſtand unter der ruhmwürdigen, weiſen Regierung Akbars des Großen, Humajums Sohne, welche zum Glück des Landes und ſeiner Bewohner eine ſehr langdauernde (43jährige) war, denn der große Akbar lebte bis 1605. Sein mächtiger Geiſt wußte all die Völker, die ſeinem Scepter unterworfen waren, ſeit vielen Jahrhunderten getrennt durch die Verſchiedenheit ihrer Religionen, ihrer Verfaſſungen und Sitten, zu einem wohlgeordneten Ganzen zu vereinen, welches gleich einem Koloß aus Felſen gebauen, dazu gemacht ſchien, allen künftigen Stürmen, allen Anlaufen der Feinde von außen Trotz zu bieten. Noch jetzt zeugen die Kunſtſtraßen, welche Akbar über das Hochgebirge bis nach Kaſchmir aushauen und bahnen laſſen, zeugen die feſten Thürme und Burgen von der Neues begründenden, allbeſiegenden Kraft dieſes Mannes, der von allen Herrſchern der aſiatiſchen Reiche gefürchtet und geehrt, von den vielen Millionen ſeiner Völker als ein Fürſt geliebt und geachtet war, welcher das Recht zwar mit Strenge übte, neben dieſem Recht aber auch eine wohlwollend väterliche Milde walten ließ, das Talent zu erkennen und zu ehren wußte, Wiſſenſchaften und Künſte begünſtigte und den Wohlſtand wie das Glück ſeiner Länder zu fördern ſuchte.

Nach Akbars des Großen Tode regierte in hohem äußren Glanze und in ungeſtörtem Beſitz der Macht ſein Sohn Selim, mit dem Beinamen Schah Dſchihanguir, „Kaiſer und Eroberer der Welt“ bis 1627. Der zweite Sohn von dieſem Churremſchah, der den beſcheidenen Titel Dſchah Schihan, „König der Welt“ annahm, hatte ſeine mit dem Blute des blinden Bruders befleckte Hand gewaltſam nach dem Throne ausgeſtreckt, indem er ſeinen Neffen, den Sohn des älteren Bruders, dem der Thron gebührt hätte, von dieſem verdrängte und zur Flucht in ein fremdes Land nöthigte. Seine mehr denn 30jährige überaus milde, friedliche Regierung ließ jedoch ſeine Unterthanen dieſes Vergehen ihres Fürſten vergeſſen, um ſo leichter, da man die Schuld mehr ſeinem ehrgeizigen Schwiegervater Aſuf Chan, dem unwürdigen Günſtling und Vertrauten des Dſchihanguir zuſchrieb, als dem König Dſchah Schihan ſelber. Tavernier kam auf ſeinen erſten Reiſen nach Indien an den Hof dieſes für die Fremden wie für ſeine Unterthanen leicht zugänglichen, herablaſſend freundlichen Herrn, und ging immer befriedigt aus ſeiner Nähe hinweg. Doch war derſelbe in andrer Hinſicht keinem Akbar dem Großen zu vergleichen, denn er ließ manche Ungerechtigkeiten geſchehen, manche Verbrechen ſeiner Großen ungeahndet, wenn die Schuldigen durch große Geſchenke ſeine Günſtlinge und Rathgeber beſtochen, vor allem auch die Fürſprache ſeiner Lieblingstochter Begume erkauft hatten, welche gleich einer Königin im Lande waltete. Ueberdies ſagte man auch dem gegen Andre, noch mehr aber gegen ſich ſelber nachgiebig ſchwachen Fürſten Dinge nach, welche ſelbſt die der Sinnenluſt günſtigen Gebote des Islam als ſchandbar bezeichnen.

Dieſer Dſchah Schihan, mit deſſen Geſchichte Tavernier, vielleicht unter allen europäiſchen Zeitgenoſſen am meiſten vertraut war, hatte namentlich gegen ſeine Kinder eine verzärtelnde Nachſicht geübt, welche, abgeſehen von dem geheimnißvoll zweideutigen Verhältniß zu der Tochter Begume, nur bei dem erſtgebornen der Prinzen, bei Daracha eine Gegenliebe erzeugt hatte, die dem Vater treu blieb bis zum Tode; eine Geſinnung die ſich auch auf Darachas Sohn, den heldenmüthigen Jüngling Schekur in ſo reichem Maaße vererbt hatte, daß dieſer ſchon frühe des großen Ahnherrn Akbars würdig erſchien. Aus den andren Söhnen aber, unter ihnen am meiſten aus dem talentvollen, von Gemüth aber-bösartigen Orengſib (Aureng-Zeb) hatte ſich die ſchwache Nachſicht des Vaters Geiſſeln erzogen, die ſeinem zunehmenden Alter große Schmerzen brachten. Jeder von ihnen wollte den Brüdern mit dem Leben zugleich die Anſprüche auf den väterlichen Thron rauben, dem hinterliſtig tückiſchen Orengſib gelang dieſer Anſchlag am beſten; er ward der Mörder ſeiner Brüder und Brudersſöhne und ließ den alten Vater langſam, im Gefängniß dahin ſchmachten. Seine Regierung, obgleich er nach Antritt derſelben, um die Blutſchulden zu büßen, wie ein Klausner faſt nur von Pflanzenkoſt und Waſſer ſich nahrte, ließ in ihm mehr die innre Verwandtſchaft mit Tamerlan als mit Akbar erkennen, auch Tavernier hatte von der mißtrauiſch übelwollenden Stimmung des Orengſib, gegen Alle die mit ihm in Verkehr traten, Einiges zu leiden, obgleich der König dadurch, daß er ihm alle ſeine Koſtbarkeiten und Schätze zeigen ließ, ihm ein Vertrauen bewies, das vorher wie nachher noch kaum einem andren Europäer erwieſen worden war: ein Vertrauen das übrigens weniger der Perſon als der großen Einſicht unſers Reiſenden in der Schatzungskunde der Edelſteine galt. Nicht übertrieben iſt was Tavernier über die damalige Macht des Großmoguls ausſagt, daß dieſer der vielvermögendſte, reichſte Monarch in Aſien war, welcher als unumſchränkter Herr über ein weit ausgedehntes Ländergebiet waltete, das eines der fruchtbarſten, an Menge der Bewohner wie an allen Schätzen und Koſtbarkeiten des Landes und Meeres reich begabteſten der ganzen Erde iſt.

Der Macht und Herrlichkeit eines ſolchen Fürſten entſprechend war auch in damaliger Zeit die gewöhnliche Reſidenzſtadt des Großmoguls, das noch jetzt in ſeinen Ueberreſten bewundernswerthe Delhi. In ihrer blühendſten Zeit und weiteſten Ausdehnung mag dieſe Stadt eine der größeſten der Erde geweſen ſeyn, welche gegen 2 Millionen Einwohner enthielt und alle Sinnengenüſſe und Reichthümer der Erde in ſich verſammelt zu haben ſchien. Aber höher denn Alles, was Delhi, ja was Indien und was alle Fürſtenhöfe der damaligen Erde an geldwerthen Koſtbarkeiten beſaßen, ſtund Das, was in dem, einer kleinen Stadt gleichenden Pallaſt des Großmoguls zuſammengehäuft war. Im Innern dieſes Pallaſtes fanden ſich, als Tavernier hier war, ſieben Throne, deren keinem, was die Verſchwendung des Geldes, der Edelſteine und der Perlen betrifft, irgend ein Kunſtwerk dieſer Art in einem europäiſch-chriſtlichen Fürſtenpallaſte gleich kam. An dem größeſten dieſer Throne wurde der Thronhimmel, der dicht von Perlen und Diamanten ausgelegt war, von 12 Säulen getragen, welche ganz wie aus koſtbaren Perlen zuſammengeſetzt ſchienen; auf ihm ſtund ein künſtlicher Pfau, deſſen radförmig ausgebreiteter Schwanz aus Sapphiren und andren funkelnden Edelſteinen zuſammengeſetzt war, deſſen Bruſt ein Rubin und eine Perle von ungewöhnlicher Größe bildeten, und zu deſſen Seiten zwei Blumenſträuße aus Gold und Edelſteinen prangten. Der Thron, auf deſſen goldnem Grund gleich Sternen des Himmels Hunderte der auserleſenſten Edelſteine, namentlich der

Rubine, Spinelle und Smaragde hervorleuchteten, mit ſeinen 12 Säulen und ſeinem Thronhimmel, hatte den Herrſchern, deren allmählig entſtehendes Werk er geweſen, wie die Rechnungen auswieſen, eine Summe gekoſtet, welche 60½ Millionen Franken gleich kam, und der ſachverſtändige Tavernier fand dieſe Schätzung ſehr gemäßigt. Außer dieſen der allgemeinen Schau der Großen des Reiches und Aller, welche dem Großmogul bei feſtlicher Gelegenheit ſich nahten, preisgegebenen Koſtbarkeiten widerfuhr unſrem Reiſenden noch die beſondre Gnade, daß er auch die eigentliche Schatzkammer des Großmoguls, mit all dem Raubgut, das ſeine Vorfahren den beſiegten Fürſten und Herren abgenommen, mit Augen ſehen, in ſeinen Händen wägen durfte. Als er dies bei einer feſtlichen Gelegenheit im J. 1665 that, wobei zugleich die Blüthe des ganzen Heeres und der Fürſten des Reiches in Delhi verſammelt war, da mußte ihm freilich der Ausſpruch, den er bei mancher Gelegenheit gethan, daß der Großmogul der reichſte, der mächtigſte Herrſcher der Erde ſey, als eine unbeſtreitbare Wahrheit erſcheinen.

Und was iſt in unſern Tagen aus dieſem mächtigſten Herrſcher der Erde geworden? Vernehmen wir darüber den treuen Bericht eines der neueſten Reiſenden, Leopold von Orlichs; einen Bericht der uns zugleich noch einen Abglanz der alten Herrlichkeit jener Tage wie einen letzten Schimmer der vergehenden Abendröthe, durch die treffliche Beſchreibung der als großartige Ruine daſtehenden Bauwerke eines Akbar und Dſchihanguirs vor Augen ſtellt.

Das jetzige Delhi, obgleich nur ein armer Schatten der vormaligen Größe, nimmt noch immer einen Flächenraum von 7 engliſchen Quadratmeilen ein, während ſich die Ruinen der vormaligen alten Stadt über einen Raum von

20 Quadratmeilen ausbreiten. Unter dieſen Trümmern mögen manche, von mehr als tauſendjährigem Alter, noch zu Bauwerken gehört haben, welche der alten indiſchen Hauptſtadt Indopraſta zugehörten, andre, deren eine größere Zahl iſt, ſind aber aus jener ſchon ſpäteren Zeit, da Delhi unter mohamedaniſcher Herrſchaft ſtehend der Neid der Welt und nach des Reiſenden Ibn Batutas Zeugniß die größeſte, ſtärkſte, prachtvollſte und ſchönſte Stadt nicht nur Hindoſtans war, ſondern aller islamitiſchen Reiche des Morgenlandes. Hin und wieder mögen noch Reſte zu ſehen ſeyn von den hohen, 11 Ellen dicken Mauern, welche die eigentlich aus vier Städten zu einer vereinte Stadt umgaben oder jener Kornmagazine, darinnen man mehrere Getreidearten, namentlich Reis, 90 Jahre lang aufbewahren konnte, während die Bauſteine des uralten Buddhatempels, der in eine unvergleichbar prachtvolle Moſchee, neben welcher ein mächtig hoher Thurm ſtund, verwandelt wurde, in andre, ſpätere Gebäude übergegangen ſind. Als der Tyrann Mahmud Togluck, der Beſieger der älteren mohamedaniſchen Dynaſtie, der Begründer der Affghanenherrſchaft in Indien, (um 1336) all dieſe Wunder der bauenden Menſchenhand zerſtörte, da konnte er dennoch weder den vor der Stadt gelegnen kunſtreich ausgemauerten Teich, der eine Stunde lang, eine halbe Stunde breit, die Zuflüſſe des Regenwaſſers aufnahm, noch durfte und wollte er auch den noch jetzt bei Delhi ſich erhebenden, aus weiter Ferne ſichtbaren Thurm, den Cutab Minar vernichten, weil dieſer als Denkzeichen des Triumphes des Islam über die alte Religion des Landes von dem Stammherrn der Ghuriden, dem Zertrümmerer des alten Brahmanenthrones in Delhi (im J. 1193) errichtet worden iſt. Dieſes älteſte mohamedaniſche Bauwerk, aus feſtem, rothen Sandſtein zierlich ge-

bildet, ſtellt eine an ihrer Baſis 62 Fuß dicke, 265 Fuß hohe Saule dar. Man ſteigt in ihrem Innren auf einer Wendeltreppe von 383 Stufen zu einer eiſernen Gallerie hinan, über welche ſich als Gipfel des Ganzen ein kleiner, von 8 Saulen getragener Dom emporwölbt. Als auf dieſer Gallerie ſtehend Leopold von Orlich die unvergleichbar hehre Ausſicht über die vom Dſchamna durchſtrömte fruchtbare Landſchaft, über die Ruinen des alten und die Hauſermaſſen des neuen, jetzigen Delhi genoß, dā unterbrach der Hindu, der ihn hinaufgeführt hatte, das ernſte Schweigen mit den Worten: „Sahib (Herr) hier iſt Nichts von Beſtand geweſen; viel Jammer und wenig Freude.“

Aber auch das jetzige Delhi, das noch immer 200000 Einwohner zahlen mag, enthalt des Sehenswerthen Vieles. Eine 40 Schritte breite, vom Pallaſt des Großmoguls ausgehende Straße durchſchneidet die Stadt in gerader Richtung von Oſt nach Weſt; in der Mitte dieſer Straße findet ſich ein gemauerter Kanal, zu beiden Seiten ſind die reich beſetzten Bazars, in denen noch fortwahrend ein reges Gedrange des Volkes herrſcht, obgleich die Zahl dieſes Volkes ſeit Kaiſer Aurengzebs (Orengſibs) Zeiten ſich bis auf den achten Theil vermindert hat. Das herrlichſte, wundervoll prachtigſte Gebaude des jetzigen Delhi iſt die Dſchamnamoſchee, welche Dſchah Dſchihan (Schach Jehan) von 1631 bis 1637 erbauen ließ. Sie ruhet, mit ihren Höfen und Minares auf einem 30 Fuß hohen, regelmaßig viereckigen Fundament, davon jede Seite 450 Fuß miſſet; das Gebaude iſt aus weißem Marmor errichtet, in welchem moſaikartig, rother Sandſtein eingelegt iſt. In ſeinem Aeußern wie in ſeinem Innern hat ſich der arabiſch-byzantiniſche Styl zur höchſten Vollkommenheit erhoben.

Außer den todten, ſteinernen Ueberreſten ſeiner vormaligen Macht und Größe (ſo berichtet L. v. Orlich weiter), umfaßt Delhi innerhalb ſeiner Mauern auch einen armſeligen, lebenden Ueberreſt ſeiner längſt vergangenen Herrſcherwürde über Länder und Völker: dies iſt der kleine Fürſt, der ſeiner Abſtammung nach noch immer den Namen des Großmoguls führt. In der Reihenfolge der Herrſcher aus Timurs Stamme war der zu Anfang des jetzigen Jahrzehends (1842) regierende, ſogenannte König der 26te. Die Macht der Großmogule hatte ſchon bei Orengſibs Tode (im J. 1707) an Bedeutung ſehr abgenommen, 30 Jahre ſpäter traf dieſe Dynaſtie ſo wie das ganze Land, vor Allem die Stadt Delhi ſelber, unter Schah Nadirs grauſam verwüſtender, mordender Hand ein ſchweres Unglück, von deſſen Folgen ſie niemals ſeitdem ſich erholen konnte. Als die Engländer den Vater des vorhin erwähnten Schattenköniges im J. 1803 aus der Gewalt der Mahratten befreiten, gehörte demſelben von dem ganzen ungeheurem Reiche ſeiner Vorfahren nichts mehr als der Pallaſt, und die kleinen, dieſen umgebenden Ländereien, nebſt einer jährlichen Abfindungsſumme von 200,000 Rupien. Die engliſche Regierung erklärte, daß, obgleich ſie keine Verbindlichkeit gegen ſeine Majeſtät habe, ſie den König dennoch nicht nur im Beſitz ſeines Pallaſtes und ſeiner Familiengüter laſſen, ſondern ihm noch eine jährliche Penſion von 1,200,000 Rupien zuſichern wolle. Die Reſidenz des Großmoguls, ſein ihm eigen gehöriges Königreich, das jetzt nur noch in einem kleinen Theilchen der vormaligen Hauptſtadt ſeines Landes beſteht, liegt auf den niedern Quarzklippen des rechten Dſchamnaufers. Der unregelmäßig viereckige Raum, auf welchem der Pallaſt des Fürſten, ſammt den zu ihm gehörigen Höfen, Gärten und Nebengebäuden ſtehet, wird von einer 40 Fuß hohen, mit Bollwerken verſehenen Mauer umſchloſſen; der geſammte Umfang beträgt 4000 Schritte. Es iſt in unſren Tagen für reiſende Europäer nicht mehr ſo ſchwer wie zu Taverniers Zeiten das Innre des Pallaſtes zu ſehen. Das Audienzgebäude aus weißem Marmor, darin der vorhin beſchriebene goldne Thron mit ſeinen perlenreichen Säulen, ſeinem von Edelſteinen funkelnden Thronhimmel und künſtlichem Pfau ſtund, iſt allerdings noch vorhanden, aber an der Stelle des berühmten Pfauenthrones ſteht ein moderner Seſſel auf hohem Fundament, der mit dünnen Goldplatten beſchlagen und mit werthloſen Steinen und Perlen beſetzt iſt; ein Himmel, deſſen Sammtdecke von 12 verſilberten Säulen getragen wird, wölbt ſich über den Seſſel und wie ein Spott auf dieſe Armuth ſtehet noch zur Seite des ſeynſollenden Thrones die alte arabiſche Inſchrift: „Wenn je das Paradies auf Erden, ſo iſt es hier, ſo iſt es hier, ſo iſt es hier“

Der Großmogul, der bei H. von Orlichs Hierſeyn dem Namen nach regierte, war nahe an 70 Jahre alt; er hatte durch ſein ausſchweifendes Leben, ſo wie durch ſein zänkiſches Weſen die Liebe und Achtung der Bewohner von Delhi, ſo wie der mohamedaniſchen Fürſten der Umgegend, welche ſein Vater genoß, großentheils verſcherzt. Dennoch zieht noch immer der fortbeſtehende Name und Schein der alten Würde eines über ganz Indien erhabenen Fürſtenthrones, zu gewiſſen Zeiten die fürſtlichen Nachkommen der vormaligen Vaſallen dieſes Thrones nach Delhi, zum Throne des Kaiſers und Herrſchers der Welt, und da man, wie oben erwähnt, niemals ohne ein Geſchenk vor dem Großmogul erſcheinen darf, bringen dieſe Leute zwar nicht mehr ſolche hohe Gaben, wie zu Dſchah Schihans oder zu Orengſibs Zeiten, dennoch aber Geld und Geldeswerth, das eine nicht unbedeutende Nebeneinnahme des verarmten Kaiſers bildet.

Aber auch jeder reiſende Europäer kann die Ehre haben, bei dem Großmogul zuzuſprechen, wenn er ſich bei dem Hausminiſter deſſelben meldet und als feſtgeſetzte Taxe für das Geſchenk an den Kaiſer etliche und ſiebenzig Gulden bezahlt. Dafür erhält er dann auch bei der Audienz einen Säbel, der nicht zu gebrauchen, ein Ehrenkleid, das nicht zu tragen iſt, vor allem aber einen auf eine Art von Diplom geſchriebenen, überaus vornehm lautenden Titel. So machten vor etlichen Jahren zwei Engländer, der eine ein Rechtsgelehrter, der andere ein Offizier der Armee ihre Aufwartung bei dem Großmogul und es empfieng der Rechtsgelehrte den Titel: „großer Kriegsdrache“, der Offizier den Titel: „Sonne der Gerechtigkeit“.

Nicht einmal in den Ringmauern ſeines Pallaſtes hat der Großmogul eine unumſchränkte Ausübung ſeiner despotiſchen Gewalt. Er ſtehet ſo ganz unter engliſcher Gerichtsbarkeit, daß, als er vor einigen Jahren über einen ſeiner Diener aus Eiferſucht eine grauſame Todesſtrafe verhängen wollte, man von Seite der brittiſchen Regierung ihm erklärte, daß er, da auch ſeine Diener ſo wie er ſelber unter dem Schutz der engliſchen Geſetze ſtunden, ſeine Leute nicht ohne Urtheil und Recht zum Tode verdammen, ſondern höchſtens ihren Ungehorſam mit Stockſchlägen züchtigen dürfe.

Einen ähnlichen Eindruck als Delhi macht in unſren Tagen die Betrachtung von Agra, der vormaligen zweiten Reſidenzſtadt der Großmogule, auf den Reiſenden, wenn er den jetzigen Zuſtand dieſer Stadt mit dem vormaligen vergleicht, den uns noch Tavernier beſchreibt. Dieſe Stadt zählt übrigens noch jetzt über 65000 Einwohner außer dem Militär, das, ohne die zahlreiche Dienerſchaft, aus 10000 Mann beſteht. Die vorherrſchende Volksmaſſe von Agra bilden die genügſamen, harmloſen Hindus, die ſich weniger mit Handel als mit allerhand Arbeiten beſchäftigen, bei denen ſie zum Theil ein bewundernswerthes künſtleriſches Geſchick entwickeln. Wenn auch Agra, wie dies ſchon Tavernier erwähnt, in der Zeit darinnen die heißen Winde herrſchen (vom April bis Ende Juni) für den Europäer keinen angenehmen Aufenthalt gewährt, ſo wird es doch, wenn nach der Zeit des Sonnenſtillſtandes der Regen das Erdreich erfriſcht und die Lüfte gekühlt hat, vornämlich aber im October in einen wahrhaften Luſtgarten verwandelt, in welchem die ganze Fülle der indiſchen Pflanzenwelt mit ihren duftenden Blüthen und Früchten ſich entfaltet. In dieſer Zeit kann man die Vorliebe Akbars des Großen und ſeines Enkels Dſchah Schihan für Agra ſehr begreiflich finden und mehr als durch alle die Beſchreibungen, welche uns Tavernier und andre Reiſenden des 17ten ſo wie des angehenden 18ten Jahrhunderts von der Pracht und Herrlichkeit dieſer indiſchen Kaiſer geben, wird ein jetzt lebendes Geſchlecht durch den Anblick der Werke, zunächſt freilich nur der Baukunſt, im Geiſt in jene Zeiten zurückverſetzt, da hier an dieſer Stätte vielleicht zum letzten Male der ſeinem Verlöſchen nahe Glanz eines ſelbſtſtändigen aſiatiſchen Herrſcherreiches aufflammte.

Unweit der Stadt findet ſich eines der ſchönſten Bauwerke Indiens: jenes Grabmonument, welches Schah Schihan ſeiner geliebten, bei ihrer erſten Niederkunft verſtorbenen Gemahlin Muntaz Mahab zu Ehren erbauen ließ. Das Baumaterial des Mauſoleums iſt ein blendend weißer Marmor von außerordentlichem Glanze; das Innere desſelben iſt von Moſaikarbeiten überdeckt, welche aus edlen Geſteinen, vornämlich aus Laſurſtein, Carneol, blutrothem Jaspis, Heliotrop, Sardonix, Chalcedon und noch 6 andern bunten Steinarten von hohem Werthe gebildet ſind. In einer der ſchönſten Blumenzierathen zählt man allein 72 dergleichen

Steine, und als vor einiger Zeit eine frevelnde Hand aus einer der Moſaiken, zur linken Seite des Einganges die koſtbarſten Steine ausgebrochen und entwendet hatte, da betrugen allein die Koſten der Ausbeſſerung, welche das engliſche Gouvernement aus ſeinen Mitteln darreichte, 3000 Rupien. Seitdem ſind Wächter und Aufſeher für das Gebäude wie für die daſſelbe umgebenden Garten angeſtellt, deren Beſuch für die in Agra wohnenden Engländer und Einheimiſchen zu den gewöhnlichſten Vergnügungen gehört. Aber dieſer Taſch Mahal oder Diamant der Seraglios, wie das Grabmal von den Indiern genannt wird, iſt noch nicht das für den Reiſenden anziehendſte Denkmal aus alter Zeit, welches in der Nähe von Agra gefunden wird. Hier lebt Akbars des Großen Geiſt und geläuterter Kunſtſinn noch in Bauwerken fort, welche in ihrer Art und auf ihrer Stufe eben ſo bewundernswerth ſind als die Kaiſerpalläſte und das Coloſſeum oder Trajans Denkmal im alten Rom. Schon die Veſte Akberabad, das Fort von Agra, erſcheint für ſeine Zeit als ein Meiſterſtück der zweckmäßigen Anlage und großartigſten Ausführung. Keine Schilderung der Zeitgenoſſen ſo wie der noch lebenden Geſchichtsforſcher kann jedoch ein ſo treues Bild von Akbars hochſtrebender Kraft und glänzender Hofhaltung, ſo wie von den Einrichtungen ſeines Hausweſens und Familienlebens geben als die Betrachtung von Fattehpur, der außerhalb der Stadt gelegenen gewöhnlichen Reſidenz des Kaiſers, in deren Umfang die Kaiſerpalläſte des alten Roms wohl zweimal Raum finden würden. Seitdem die Mahratten — denn dieſen ſchreibt man es zu — dieſe herrlichen Bauwerke zerſtörten, ſind dieſelben nicht mehr zu Wohnungen der Menſchen benutzbar; ſie ſind zu einer Stadt der Trümmer geworden, deren aus rothem Sandſtein und Granit erbauter

Wall, welcher in einem Umfang von fünf engliſchen Meilen die Reſidenz umſchloß, ſelbſt die Thiere der Wüſte vom Hereindringen nicht mehr abhalten kann. Ein Theil der Pallaſte, weithin in der Ebene ſichtbar, ſtund auf einem 150 Fuß hohen Felsrücken, die übrigen lagen unten in der Ebene.

Die an der Oſtſeite gelegenen Gebaude haben durch die Hand der Barbaren am meiſten gelitten; ſelbſt das koloſſale Thor mit großen, runden Bollwerkthürmen, das hier am Eingang ſtand, iſt ſeiner Zierathen beraubt, nur nach der weſtlichen Seite hin hat ſich der alte Zuſtand der Dinge beſſer erhalten. Aus den Wohnungen für die Garden kommt man durch die Pallaſte der Miniſter, dann durch die der Prinzen des Hauſes in jene des Kaiſers mit ihren drei Audienzhöfen, darinnen Springbrunnen, Becken voll Waſſer und kleine Gartenanlagen Kühlung und Schatten gewahrten Am wenigſten zerſtört ſind die Pallaſte der drei Frauen Akbars: einer Römerin, einer Türkin und der geliebteſten von Allen, einer Hindu, welche ihm den erſten Sohn gebar. Außerhalb der Reihe der eigentlichen Pallaſte, in deren einem namentlich der Conferenzſaal an Pracht und Größe eines ſolchen Kaiſers würdig war, liegt die Moſchee und im Süden der Gebäude waren die Ställe angebracht, von denen der eine, der für Pferde beſtimmt war, nur 400 dieſer Thiere umfaßte, während der andere, von ungleich rieſenhafterem Umfang 1000 Elephanten enthielt. Denn für dieſe hatte Akbar eine ſolche Vorliebe, daß er in ſeinen verſchiedenen Marſtallen 6000 derſelben unterhielt. Eine Zahl, welche jetzt, wenn ſie zugleich aus ſolchen auserwahlt großen und ſchönen Thieren beſtehen ſollte, wie man an damaligen Fürſtenhöfen ſie ſah, ſchwer in Indien aufzutreiben ſein würde.

Eben ſo, wie Agra ſelber und ſeine Umgegend die Wohnungen und Luſtorte Akbars des Großen während ſeines Lebens anzeigen kann, ſo findet ſich auch in der Nähe dieſes Lieblingsaufenthaltes des mächtigen Kaiſers, die prachtvolle Begräbnißſtätte, die er für ſich und die Seinen erbauen ließ. Secandra, Akbars Grabmal von herrlichen Gartenanlagen umgeben, liegt gegen 4 Stunden Weges von Agra entfernt, in einem von hohen Mauern umgebenen, regelmäßigen Viereck, davon jede Seite 850 Schritt lang iſt. Das eigentliche Mauſoleum, ein Viereck von 410 Fuß Länge, beſteht aus vier Stockwerken und die Baukunſt hat hier Alles gethan, was ihr möglich war, um durch ihre lieblichen und zierlichen Bildungen dem Gedanken an den Tod und an die Gruft ſeine Schreckniſſe zu nehmen.

Kehren wir aber wieder zu der Reiſe- und zugleich Lebensgeſchichte unſeres alten Tavernier zurück. Dieſer zog auch dieſes Mal, wo er, vielleicht ohne es noch zu ahnen, für immer von Indien und von ſeinem lieben Perſien Abſchied nahm, den ihm ſo wohlbekannten Landweg nach Perſien und durch die türkiſchen Länder, dem Seewege um Afrika vor. Nach faſt ſechsjähriger Abweſenheit kehrte er im October 1669 nach Paris zurück.

Eine ſolche Menge von auserwählten Juwelen, namentlich Diamanten, war noch niemals nach Paris gekommen, als die war, welche Tavernier von ſeiner letzten Reiſe mit ſich brachte. Der König ließ den größten Theil derſelben um 900,000 Franken für den Kronenſchatz kaufen und erhub den weltberühmten Reiſenden in den Adelſtand. Nachdem Tavernier Allen, die ihm Waaren zum Verkauf mitgegeben, ihren Antheil am Gewinn ausgezahlt hatte, blieb ihm für ſeinen Theil noch immer die baare Summe von 400000 Franken und noch außer dieſem ein bedeutendes Beſitzthum an mancherlei Koſtbarkeiten. Ein ſolches Vermögen und der nun ihm verliehene adelige Rang, ſowie vielleicht auch jenes Wohlgefallen, das ſeine, an Geiſt und Gemüth übrigens ſehr ausgezeichnete Gemahlin am äußeren Glanze fand, verleiteten den Ritter Tavernier, der nun auch durch den Ankauf eines alten baufälligen Schloſſes und einer kleinen Herrſchaft in der Nähe von Genf Baron von Aubonne geworden war, zu einer Aenderung ſeiner Lebensweiſe, durch deren Folgen die Ruhe ſeiner letzten Lebensjahre geſtört, ſein ſo mühſam erworbener Wohlſtand zuletzt ganz vernichtet wurde. Wir beſchreiben auch dieſen lehrreichen, obgleich unerfreulichen Ausgang der vorher ſo glücklichen Wanderſchaften unſres Reiſenden mit einigen wenigen Zügen.

17) Tavernier, als Baron von Aubonne und als Tabuletkrämer.

Ein Mann, welcher ſeit vierzig Jahren abwechſelnd im Glanz und in den Genüſſen der reichſten Fürſtenhöfe, dann wieder als genügſamer Handelsmann in Wüſten, ſo wie mit ſeinen Kameeltreibern in den Karawanſereien des Morgenlandes gelebt hatte, wußte gar wohl, daß zuletzt alle Arbeit und Mühe des Lebens nur den Zweck habe, den unabhängigen Genuß eines häuslichen Wohlbefindens und einer ungeſtörten Ruhe zu begründen. Unſer Tavernier hatte, wenn er aus den Entbehrungen und Entſagungen ſeiner anſtrengenden Reiſen in die Fülle eines gaſtfreundlichen Fürſtenhofes hineintrat, die Vortheile eines ſolchen Wechſels nur deſto höher ſchätzen gelernt, er hatte dieſen Genüſſen allmählig einen Geſchmack abgewonnen, der zu einer bleibenden Stimmung ſeines Gemüthes wurde.

In Paris machte der Baron von Aubonne ein Haus, das ſeinem neuen Titel angemeſſen war; er hielt ſich ſeine Equipagen und eine Menge von Bedienten; ſeine gaſtfreie Tafel war faſt täglich mit Gäſten der höheren und gebildeten Stände beſetzt. Aber auch er, der höchſt intereſſante Reiſende, deſſen lebhafte Erzählungen und Berichte der Hauptſtadt einen ganz neuen Stoff der Unterhaltungen darboten, ward in die höchſten Kreiſe der Geſellſchaft hineingezogen und hierdurch immer zu größrem Aufwand veranlaßt. Dazu kamen jene ſehr großen Ausgaben, welche der neue Aufbau ſeines Schloſſes und die innern Einrichtungen deſſelben ihm zuzogen, und dieſes Alles überſtieg ſo ſehr die Summen der Intereſſen, die ſein immer kleiner werdendes Capital und die geringen Einkünfte, welche ſeine Baronie ihm darreichten, daß er ſich genöthigt ſahe, wieder auf einen andern Erwerb zu denken.

Sein Neffe, der, wie wir vorhin ſahen, von ihm bei Anfang ſeiner letzten aſiatiſchen Reiſe in Tauris war gelaſſen worden, um dort die Sprachen der Morgenländer zu lernen, war mit ihm nach Paris zurückgekehrt, und hatte hier noch mehr für das Geſchäft des Handels ſich ausgebildet. Dieſer junge Verwandte ſollte jetzt ſtatt des Oheims den aſiatiſchen Handel fortſetzen; Tavernier brachte für denſelben, großentheils auf Credit ein Waarenlager von mehr denn 100000 Franken an Werth zuſammen, der Neffe reiſte mit einem armeniſchen Handelsmann nach Perſien, verliebte ſich in die Tochter von dieſem, heirathete ſie, und ließ ſich mit dem anvertrauten Vermögen in ein Handelsgeſchäft nach Indien ein, von deſſen Erfolg, ſowie von den weiteren Lebensſchickſale des treuloſen Flüchtlings uns jede weitere Kunde fehlt.

Als unſer Tavernier durch dieſen Betrug in all ſeinen Erwartungen ſich getäuſcht ſahe, beſchloß er wenigſtens als redlicher Mann aus ſeinem Vaterlande zu ſcheiden und dann in ſeinem geliebten Aſien einen Ruheort für ſeine letzten Tage ſich zu ſuchen. Wegen der Aufhebung des Edicts von Nantes mußte er ſein Anweſen in Paris mit großem Verluſt verkaufen und auch für ſeine Baronie erhielt er bei weitem nicht

Das, was ſie ihm gekoſtet. Von dieſem Gelde bezahlte er alle ſeine Gläubiger, gab ſeiner Gemahlin einen bedeutenden Theil des Reſtes, welche mit ihrer Schweſter und ihrem Schwager zuerſt in die Schweiz, dann nach Berlin zog; er ſelber aber wohnte in Paris in einem kleinen Wirthshaus. Mit ſeinem Glücke zugleich hatten ihn all ſeine vornehmen Hausfreunde verlaſſen, er bemühte ſich in Eile eine kleine Parthie von Kunſt- und Schmuckſachen, alle von ſehr geringem Werth, doch nicht von geſchmackloſem Ausſehen zuſammenzubringen und trat dann in Begleitung eines Abentheurers, vom Stand der Juwelirer eine Handelsreiſe über Holland nach Hamburg, dann nach Polen an. Seit vielen Jahren war es ſein angelegentlicher Wunſch geweſen, Moskau zu ſehen; auf allen ſeinen Reiſen hatte ihm dieſer Wunſch nicht gelingen wollen. Jetzt endlich wurde ihm der langgehegte Wunſch erfüllt. Er kam nach Moskau und ſtarb dort (nach Bailes Angabe) achtzig Jahre alt, im Jahr 1685.

Tavernier hatte ſich während ſeines ganzen Lebens mit der Erfahrung vertraut gemacht, daß der Wandersmann die Lieblichkeit des Ausruhens durch vorhergehende Anſtrengung und Beſchwerde erwerben müſſe, und daß die Ruhe um ſo ſüßer ſey, je härter vorher die Mühe war. Die Laſt ſeiner letzten Lebenstage war die ſchwerſte von allen, die er je getragen. Deſto ſeliger möge ihm die Stunde geweſen ſeyn, da er die ſaure Bürde ablegte, um zur letzten Ruhe einzugehen; aus der Pilgerſchaft in fremden Landen, in eine Heimath, da aller Drang der unruhigen, lauten Geſchäftigkeit zum Schweigen kommt, alles Sehnen, wenn daſſelbe auch auf ſeinen Umwegen nur das Rechte geſucht hat, für immer geſtillt wird.

IV.

Johann Keppler.

1) Der größeſte Reiſende.

Den Franz Drake wie den Tavernier führte ein unwiderſtehlicher Drang ihrer Natur fern aus der Heimath hinweg, über Meer und Land, in wenig oder gar nicht bekannte Gegenden der Erde; ſie hatten zu Hauſe weder Ruhe noch Raſt; nur auf den Wegen ihrer kühnen Wanderſchaft war es ihnen wohl zu Muthe. Der Mann dagegen, aus deſſen Leben wir hier einige Züge mittheilen wollen, hieng ſo feſt an ſeinem kleinen Vaterlande, liebte die gemüthliche Ruhe bei dem eignen Herde ſo ſehr, daß ihn nur eine rohe, fremde Gewaltthätigkeit beſtimmen konnte ein Wanderleben anzutreten, auf welchem jeder Schritt ſeiner äußren Natur neue Schmerzen brachte. Wie den beiden erſtgenannten Männern ein raſtloſer Trieb zum Fortbewegen durch die Räume der Erde, ein Verlangen nach dem lauten Geräuſch der Thaten beigeſellt war, ſo wohnte in dem ſanften, ſtillen Geiſte des Johann Keppler ein beſtändiges Sehnen nach Ruhe, nach Abgeſchiedenheit von dem Geräuſch der Welt; überall, wohin er auf ſeinem mühſamen Pilgerwege kam, hätte er gern ſich eine bleibende Hütte gebaut, am liebſten in ſeinem Vaterland, aus welchem die Unduldſamkeit und der Undank der eignen Landsleute und ſogenannten Glaubensgenoſſen ihn vertrieb, und nach welchem ihn dennoch ein beſtändiges Heimweh hinzog. Aber jenes Sehnen ſeines äußren Menſchen nach einem ſtillen Ausruhen ward erſt da befriedigt, als man ſein müdes Gebein zu Grabe trug; während ſeines ganzen Lebens war ihm das Loos einer Schwalbe beſchieden, welche zutraulich ihr Neſt unter dem Dache unfreundlicher Leute anlegen will, die nach jedem neuen Verſuch den Bau wieder zerſtören und den armen Vogel verſcheuchen.

Die Strecke Landes, über welche Keppler auf ſeiner erzwungenen Wanderſchaft geführt wurde, war, im Vergleich mit den Wegen, welche Tavernier und noch mehr, welche Franz Drake auf ihren Reiſen gemacht haben, eine zwergartig kleine; ſie reichte niemals über die Gränze der von Deutſchen bewohnten Länder hinaus, und dennoch iſt, wie die Ueberſchrift dieſes Capitels ihn nannte, Keppler unter den Dreien nicht nur über allen Vergleich der größeſte, ſondern auch der glücklichſte Reiſende geweſen. Für den Aufſchwung, welchen ſein gewaltiger Geiſt nahm, war die Erde, deren ganzes Rund Drake umſchiffte, nur ein Pünktlein; kleiner noch im Vergleich zu den Räumen des Sternenhimmels, durch welche ſein Flug ihn dahinriß, als die Hütte bei Taviſtock, darinnen Drake geboren wurde, zu dem ganzen Umkreis der Erde. Demante, Perlen, Gold, Silber und Seide waren es freilich nicht, was Keppler auf ſeinen Reiſen durch die unermeßbaren Weiten des Weltalls erbeutete und von ihnen mitbrachte, wohl aber Schätze einer ungleich höheren Art, als die ſind, welche in den Häuſern der Könige und der Reichen der Erde gefunden werden; Schätze, an deren Beſitz alle Völker, alle eines geiſtigen Erkennens fähige Seelen der Menſchen in gleichem Maaße Antheil hatten. Und während der müde Leib des Mannes ein Brod der Sorgen genoß, welches öfters kaum zur Sättigung für ihn und die Seinigen hinreichte, während ſein Auge in der damaligen Zeit der Zerrüttung und Auflöſung aller Sicherheit und Ordnung, welche das deutſche Vaterland traf, nirgends ein feſtſtehendes Geſetz noch Gerechtigkeit finden konnte, ward ſein Geiſt in der Stille der Nacht, dort unter den leuchtenden Heeren der Sterne mit einer Nahrung erquickt, in welcher beſeligende Kräfte der Ewigkeit wohnen; da zeigte ſich ihm das Feſtſtehen eines Geſetzes, das Walten einer göttlichen Ordnung, davon kein Abweichen, kein Irren zur Rechten und zur Linken möglich iſt, und wer auch nur von ferne, die Freuden und die Wonne eines ſolchen Erkennens geſchmeckt hat, der wird dem Urtheil beiſtimmen, daß Keppler für Andre wie für ſich ſelber der glücklichſte, für ſeine Mühen am reichſten belohnte Reiſende geweſen ſey.

Damit wir die Verdienſte dieſes großen Mannes um die Erkenntniß der großen Werke Gottes und der in dieſen waltenden ewigen Geſetze recht würdigen können, wird es nöthig ſeyn vorher einen Blick auf den Standpunkt zu richten, auf den jenes Erkennen vor Kepplers Zeiten ſich beſchränkt fand.

2) Zuſtand der Naturerkenntniß im fünfzehnten und ſechszehnten Jahrhundert.

Als der ruhmwürdige portugieſiſche Infant, Heinrich der Schiffer die erſten Fahrzeuge zu neuen Entdeckungen, an der Weſtküſte von Afrika hinabwärts, nach Süden ausſendete, da waren, ſelbſt die Gelehrten ſeiner Zeit, und dieſe in Folge ihrer Bücherweisheit am meiſten, von jenen mährchenhaften Vorurtheilen befangen, welche von langen Zeiten her in den Schriften und Köpfen des europäiſchen Mittelalters über die Naturbeſchaffenheit der Erdoberfläche vorgeherrſcht hatten. Man dachte ſich die heiße Zone als eine von der Gluth der Sonne verbrannte Wüſte, da kein Baum grünen, weder Menſch noch Thier leben könnten. Dieſer Wahn wurde allmalig, zuletzt aber ganz durch den unmittelbaren Augenſchein widerlegt, als im J. 1471 ein portugieſiſches Schiff ſeine Fahrt, langs der Küſte hin, bis noch über die Linie hinaus fortgeſetzt hatte. Dort in der vermeintlichen glühend heißen, dürren Wüſte hatten die Seefahrer grünende Waldungen, ſtrömende Flüße, Bäche und Quellen, Menſchen und Thiere geſehen; ihr Schiff war von den ſenkrechten Sonnenſtrahlen nicht verbrannt, ihr Leben nicht gefährdet worden, und mit leichter Mühe konnte jetzt jeder Schiffer der glücklich durchmeſſenen Bahn folgen und von der Wahrheit der Ausſagen ſich überzeugen.

Unnatürlicher faſt noch und mährchenhafter als jene über die Beſchaffenheit der Erdfläche waren die Vorſtellungen, welche die Gelehrten bis zu Kopernikus und bis zu Kepplers Zeiten über den Bau und die Einrichtung des Weltgebäudes hegten. Hier war es nicht ſo leicht wie bei einer Fahrt über das Meer ſich durch ſinnlichen Augenſchein von dem Ungrund des gehegten Vorurtheiles zu überzeugen; als Kopernikus die Bahn durch das luftige, und dennoch mit eherner Feſtigkeit zuſammenhaltende Gewebe eines irregehenden Scharfſinnes gebrochen hatte, da trat gegen ihn der alltägliche Augenſchein als falſcher Zeuge auf, und wer dem kühnen Vorgänger folgen wollte, der mußte mit der Waffenrüſtung eines ungewöhnlichen Erkennens, mit dem Heergeräthe der höheren Mathematik verſehen ſeyn, in deſſen Beſitz nur wenige der damaligen Zeitgenoſſen ſich fanden.

Die große Wahrheit: daß die Erde um ihre Axe, von Weſt nach Oſten ſich bewege, und daß hierauf der tägliche, ſcheinbare Lauf der Sonne ſo wie der andren Geſtirne, von

Oſt nach Weſt, vom Aufgange bis zum Niedergang ſich gründe, iſt wohl ſchon jenen früheſten Vätern unſers Geſchlechtes als Ahnung nahe geſtanden, denen ein ſchaffender Geiſt mit dem Drange zu ſprechen nicht allein das Vermögen zum Erkennen überhaupt, ſondern zum Erkennen des Wahren eingepflanzt hatte. Der Mann, bei deſſen Lebensgang und Forſchungen wir hier verweilen: Keppler, pflegte von ſich zu ſagen: „es begleite ihn ein Genius, welcher ihm die Wahrheiten von ferne zuliſple.“ *) Dieſer Genius iſt kein andrer als jenes Ahnen des Wahren, jenes ſichre Gefühl für das Rechte, welches dem Weſen des Menſchengeiſtes in ſeinem unverdorbenen, in ſeinem urſprünglichen, wahrhaften Naturzuſtande eingeboren war.

Aber wie überhaupt das Fleiſch wider den Geiſt, ſo ſtreitet der ſinnliche Augenſchein gar oft gegen die vom Geiſt geahnete und ausgeſprochne Wahrheit. In dem uns hier zunächſt liegenden Beiſpiel eines ſolchen Streites des Scheines mit der Wahrheit, ſprach jener für das Stilleſtehen der Erde und für den täglichen Umſchwung der Geſtirne um dieſe unbeweglich ruhende Mitte. Eine dunkle Sage des Alterthumes hat die Vermuthung begründet, daß in der Schule der Pythagoräer die richtige Deutung jenes Scheines, wie ein Erbtheil der Weisheit der Väter ſich erhalten habe. Ariſtarch, (in der Mitte des dritten Jahrhunderts vor Chriſti Geburt) wagte es, jene richtige Deutung in klaren Worten auszuſprechen, ohne in ein Bild ſie zu verhüllen. „Die Erde“, ſo ſagte er, „bewegt ſich um ihre Axe, und

---

*) M. v. J. Kepplers Leben und Wirken, nach neuerlich aufgefundnen Manuſcripten bearbeitet, von Freiherrn v. Breitſchwert, Stuttgart 1831. S. 38. ein Buch das der Schreiber dieſer Züge aus Kepplers Leben viel vor Augen hatte.

zugleich in einem ſchiefen Kreiſe um die Sonne. Dieſer Kreis aber iſt, im Vergleich mit der Entfernung der Fixſterne ſo klein, daß er ſich zu derſelben nur wie der Mittelpunkt zur Peripherie verhält, wir können deshalb die Bewegung der Erde an den Fixſternen nicht wahrnehmen.“ Nicht ungeſtraft durften, weder die Pythagoräer noch Ariſtarch eine Wahrheit ausſprechen, die in ſo lautem Widerſpruch mit dem Scheine ſtund; der letztere wurde von Kleanthes als Gotteslaſterer angeklagt, weil er die Ruhe der Veſta (Erde) und der Hausgötter geſtört habe.

Auch der menſchliche Scharfſinn ſeinerſeits bot Alles auf, um die alltägliche Sinnestäuſchung durch Scheingründe als eine Wahrheit geltend zu machen. Ein Meiſterſtück dieſes in der Irre gehenden Scharfſinnes iſt die Darſtellung des Umlaufes der Himmelskörper um die Erde, durch den ägyptiſchen Aſtronomen Claudius Ptolemäus. Eine allumfaſſende Kraft, das Grundbewegen (primum mobile) des Himmels genannt, ſollte nach dieſem Syſtem nicht nur die ganze Welt der Fixſterne, ſondern alle innerhalb dieſes äußerſten Himmelsgewölbes gelegenen Weltkörper: Planeten, Sonne und Mond täglich, im Verlauf von 24 Stunden von Oſt nach Weſt um die Erde herumführen. Aber außer jener allgemeinen Kreisbewegung, von welcher kein Theil des Himmels ausgeſchloſſen iſt, giebt es noch beſondre Sphären des Bewegens, deren innerſte die des Mondes iſt, welcher nicht nur täglich, ſondern monatlich, ſo wie die Sonne jährlich einmal um die Erde ſich bewegen, während die Planeten Mars, Jupiter und Saturn neben ihrem täglichen und ihrem längeren, gegen 2, 12 und 29 Erdenjahre dauernden Umlaufen, auch noch einen dritten wunderbar erdichteten um einen unſichtbaren Mittelpunkt beſchreiben ſollten, in Folge deſſen ihre durch die Zeichen des Thierkreiſes fortrückenden Bewegungen Umſchlingungen oder Nebenkreiſe (Epicyklen) bildeten, aus denen Ptolemäus das ſcheinbare Vorrücken und Zurückweichen derſelben bei gewiſſen Stellungen der Erde gegen ſie zu erklären ſuchte. Nur bei Merkur und Venus gab derſelbe auch noch eine Bewegung um die Sonne zu.

Eine Luſt an dem Spielen des Scharfſinnes, an der Auflöſung der Räthſel, welche dieſer Scharfſinn erfindet, liegt tief in der menſchlichen Vernunft, dieſe giebt ſich einer ſolchen Uebung ihrer Kräfte deſto unaufhaltſamer hin, je weniger ſie ſelber in ſich das Vermögen fühlt, eine ähnliche Erfindung zu machen. Deshalb ſind gerade jene ſogenannt philoſophiſchen Syſteme für Tauſende von Nachbetern die anziehendſten und hinreißendſten, welche mit der größten Kühnheit Räthſel der Spitzfindigkeit aufſtellen, durch deren Löſung, weil ſie nicht Jedermanns Sache iſt, die nachſinnende Vernunft am meiſten ſich geſchmeichelt und in ihrer Selbſterhebung beſtärkt fühlt*). Anderthalb Jahrtauſende faſt hatten ſich die Sternkundigen daran vergnügt dem ſpitzfindigen Syſtem des Ptolemäus auf ſeinen mühſeligen Irrwegen nachzugehen, und wem dies gelungen, der wähnte ſich dadurch zur Meiſterſchaft in ſeiner Kunſt erhoben. Da wurde „das Ahnen der Wahrheit", von welchem wir vorhin ſprachen, „jenes ſichre Gefühl für das Rechte", welches der Menſchennatur wie die Befähigung zum Denken und Sprechen urſprünglich eingeboren war, in dem hohen Geiſt des Nicolaus Kopernikus von neuem wach.

---

*) Nicht ſowohl in dem Anblick der gewöhnlichen Krämpfe, ſondern in dem der furchtbarſten Verdrehungen der Epilepſie liegt für die Zuſchauer eine anſteckende Gewalt. Eben ſo ſind auch die kräftigſten Irrthümer die gefährlichſten.

Mit jenem Ahnen des Menſchengeiſtes verhält es ſich eben ſo wie mit ſeinem Gewiſſen; beide empfangen ihr inneres Leben ſowie ihre Nahrung aus einem ewig Feſtſtehenden, Wahren und Guten. Ein Geiſt, der ſeinen Sinn für das Wahre an dem Umgang mit der höchſten, ſicherſten Wahrheit geſchärft und geübt hat, der hat hierdurch jenen Genius empfangen, von welchem Keppler ſagte, „daß ihm derſelbe die Wahrheiten wie von ferne zuflüſtere.“ Und ein ſolcher Geiſt, der mit kindlich demüthiger Hingebung im Tageslicht eines ewigen, untrüglichen Erkennens ſeinen Wandel führte war der große Kopernikus. Seinem geſunden Gefühl widerſtrebten die unnatürlichen Verdrehungen der richtigen Thatſachen, welche der Scharfſinn eines Ptolemäus im Bunde mit dem ſinnlichen Scheine hervorgerufen hatte; er erkannte, von dieſem Scheine nicht geblendet, die einfältige Wahrheit: daß nicht der Sternenhimmel und die Sonne um die Erde, ſondern dieſe, wie alle Planeten, um die Sonne ſich bewegten; ein Bewegen, an welchem die unmeßbar weit entfernten Fixſterne keinen Antheil haben. Das Erkennen dieſer Wahrheit ſelber, nicht der Ruhm, den einſt das muthige Ausſprechen derſelben ihm bringen ſollte, war der einzige Lohn, den Kopernikus für ſeine vieljährigen, mühſamen Arbeiten begehrte und auf Erden fand, denn daß der demüthige Geiſt dieſes Mannes im Umgang mit der ewigen Wahrheit ein höheres Ziel all ſeines Begehrens und Sehnens gefunden habe, als den Ruhm und die Lobpreiſungen der Welt, das bezeugt jene Grabſchrift, die er ſich in der St. Johanniskirche zu Thorn ſetzen laſſen*).

---

*) Sie heißt:

Non parem Pauli gratiam requiro,
Veniam Petri non posco, sed quam

Von welch ganz andrer Art erſcheint uns der weltberühmte und dieſes Ruhmes trunkene **Tycho de Brahe**, der den Verketzerungen, welche die Anhänger des Augenſcheines, wenige Jahre nach Kopernicus Tode gegen die von dieſem ausgeſprochene Wahrheit aufregten, dadurch ſich entzog, daß er ein noch viel ſpitzfündiger erkünſteltes Syſtem aufſtellte, nach deſſen Lehren allerdings die andren Planeten, nicht aber die Erde um die Sonne ſich bewegen, dieſe vielmehr die unbewegliche Mitte des ungeheuren Kreislaufes ſeyn ſollte, den alle Geſtirne des Himmels jeden Tag um ſie vollführten. So mißgeſchaffen jedoch auch dieſe Ausgeburt eines tiefgelehrten, mathematiſchen Witzes vor dem Licht der Wahrheit erſcheinen mußte, war ſie dennoch eine neue Macht, welche im Bunde mit dem ſinnlichen Scheine die Geiſter der Zeit beherrſchte, als Keppler ſeine Stimme für die Wahrheit erhub.

Dieß war die Beſchaffenheit des wiſſenſchaftlichen Feldes, für deſſen Anbau der Mann berufen war, von deſſen äußrem wie innrem Leben wir hier einen Abriß geben wollen.

3) Kepplers Herkommen und frühere Jugendjahre.

Jener wackere Kriegsmann, welchen Kaiſer Sigismundus im J. 1433 auf der Tiberbrücke zu Rom zum Ritter ſchlug, iſt der Ahnherr der Edlen von Keppel geweſen, aus deren

---

In crucis ligno dederas latroni,
Sedulus oro.
Auf deutſch:
Nicht, was, entzückt, ein Paulus einſt geſehen,
Nicht jene Huld, die Petrus reuig fand,
Nur jenen Gnadenblick laß mich erflehen,
Den Du am Kreuz dem Schächer zugewandt.

Geſchlecht, das ſeinen Namen ſpäter in Keppler verwandelte, der Größeſte unter allen Naturweiſen der neueren Zeit entſprungen iſt. Der Großvater unſres Johann war Sebald Keppler, Bürgermeiſter der vormaligen Reichsſtadt Weil in Würtemberg; der Vater, mit dem Vornamen Heinrich, hatte ſich mit der Tochter eines Wirthes im Dorfe Eltingen unfern Weil und nahe bei Leonberg, mit Katharine Guldermann verehelichet und nährte ſich, als ein nicht ganz unbegüterter Mann, von dem ererbten ſowie erheiratheten Grundbeſitz. Beide Eltern wie ihre Angehörigen waren der lutheriſchen Confeſſion zugethan.

Johannes Keppler ſollte ſchon von ſeiner Geburt an das Wunder einer erbarmenden Vorſehung werden, die ihn ſein ganzes Leben hindurch in ihre ganz beſondre Obhut und Leitung genommen. Seine Mutter hatte an Weihnachten 1571 einen Beſuch bei Verwandten zu Magſtadt, einem benachbarten Würtembergiſchen Dorfe gemacht; hier kam, am 27ten December ihre zu frühe Entbindung, denn Johannes, den ſie damals gebar, war ein Sieben-Monatkind; er trug deshalb nicht nur in ſeinen erſten ſondern auch in ſeinen ſpäteren Jahren die Folgen des zu frühen Eintrittes in das ſichtbare Leben an ſeinem zarten, von Geſtalt kleinen Körper mit ſich. Die beiden Eltern hatten ſpäter ihren Wohnſitz nach Leonberg verlegt, daher in unſren Tagen öfters ein Streit darüber geweſen, ob der Mann, auf welchen Würtemberg vor allen deutſchen Ländern ſtolz ſeyn darf, zu Weil, zu Leonberg oder zu Magſtadt geboren ſey?

Johannes befand ſich noch in der Wiege, als (wahrſcheinlich bald nach Anfang des Jahres 1572) in ſeinem Vater Heinrich der kriegeriſche Geiſt des Ahnherrn unter Kaiſer Sigismundus Heer erwachte. Herzog Chriſtoph hatte dem Könige von Spanien es geſtattet in Würtemberg Soldaten für den Kriegsdienſt in Belgien zu werben; da konnte Heinrich Kepplers unruhiger Geiſt der Lockung auf eine Bahn der Ehre und der Thaten nicht widerſtehen; er zog mit den Werbern zu Herzog Albas mordberühmtem Heere. Auch ſein Weib, Katharina Keppler, folgte bald nachher dem Manne nach; ſie ſcheint das Geſchäft einer Marketenterin verſehen zu haben; der kleine Johannes blieb indeß der Pflege der Großeltern in Weil überlaſſen. Gerade zur rechten Stunde jedoch führte die Katharina eine bewußtloſe Regung der Mutterliebe zu ihrem verlaſſenen Kind zurück; ſie fand daſſelbe an bösartigen Blattern darniederliegend und in Gefahr die Augen, durch welche ſpäter ſo Großes geleiſtet worden, ja ſelbſt die von einer heftigen Entzündung ergriffene rechte Hand zu verlieren. Johannes genaß, doch blieben auch nachmals ſeine Augen ſchwach und reizbar

Der Vater, welcher auch, ungeehrt und unbereichert, aus einem Kriegsdienſt zurückgekehrt war, aus deſſen fauler, bitterer Wurzel keine gute Frucht erwachſen konnte, hatte bald nachher, durch eine unvorſichtige Bürgſchaft, einen großen Theil ſeines Vermögens verloren. Johannes, der ſeinen erſten Schulunterricht in einer Dorfſchule empfangen, wurde auch in Leonberg, dahin ſeine Eltern gezogen waren, bald als Hüter des Viehes, bald als Gehülfe bei Feldgeſchäften ſo oft vom Beſuch der Schule zurückgehalten, daß ſeine reichen Anlagen und ſein brennender Eifer für die wiſſenſchaftliche Bildung, im Elternhauſe, mit dem zarten Leibe zugleich ſehr frühe würden zu Grunde gegangen ſeyn, wäre nicht in Andren ein Mitleid erwacht, welches zu dem ſanften, ſtillen Geiſt des Knaben ſo mächtig ſich hinneigte, daß es dieſem den Weg bahnte zu dem Eintritt in die Kloſterſchulen, zuerſt von Hirſau, dann von Maulbronn, endlich in das theologiſche Stift zu Tübingen.

Als im J. 1589 bei der Prüfung für die Aufnahme in dieſes Stift der 17 jährige Johannes ſo ehrenvoll beſtund, daß er unter 25 Mitgenoſſen der Promotion den zweiten Platz erhielt, da mag dieſes ein ganz beſondrer Troſt für ſeine bedauernswerthe Mutter geweſen ſeyn, denn der Vater, nachdem er ſchon einmal im Jahr 1578 ſein Vaterland verlaſſen und zu Elmendingen im Badenſchen eine Wirthſchaft gepachtet hatte, bald hernach aber wieder nach Leonberg zurückgezogen war, verließ im J. 1589 ſeine Familie auf immer, trat in öſterreichiſche Kriegsdienſte, und nahm in dieſen an den Feldzügen gegen die Türken Theil, in deren einem er wahrſcheinlich, denn man erfuhr von da an nichts Sicheres mehr von ihm, ſeinen Tod gefunden. Auch an ihren beiden andren Söhnen, Chriſtoph und Heinrich, hat ſich, um dies hier im Vorbeigehen zu erwähnen, der ungebrochene Sinn des Vaters, in ihrem ſpäteren Leben kund gegeben; beide, Chriſtoph zuerſt als Soldat, dann als Bürger und Zinngießer zu Weil, Heinrich als Soldat, dann als verarmter Invalid, ſind der Mutter, in ihrer nachmaligen großen Noth und Gefahr mehr feindlich entgegen, als freundlich zur Seite geſtanden, nur in der Tochter Margaretha war derſelbe ſanfte, ſtille Geiſt voll Liebe, der in dem Bruder Johannes wohnte und dieſe beiden Geſchwiſter haben ſpäter die alte Mutter in ihrem ſchweren Leiden nie verlaſſen, ſondern alle kindliche Treue an ihr erwieſen.

Der jetzt vaterloſe Johannes fand bei ſeinem Eintritt in das Stift zu Tübingen einen wahrhaft väterlichen Freund an dem Superintendenten dieſer Anſtalt: Stephan Gerlach, einem Manne in dem ſich eine tiefgründende Gelehrſamkeit mit feiner Weltkenntniß verbunden fand. Es war derſelbe, welcher früher im Dienſt der öſterreichiſchen Geſandtſchaft zu Conſtantinopel geſtanden, und ſpäter bei dem Verſuche geſchäftig geweſen war die proteſtantiſche Kirche mit der griechiſchen in freundliches Einverſtändniß zu ſetzen. Noch während Kepplers Studienzeit ſtund Gerlach in Correſpondenz mit dem Patriarchen zu Conſtantinopel. Vor allen andren Lehrern jedoch, deren Unterricht Keppler in Tübingen genoß, ward ihm die Bekanntſchaft und der geiſtige Einfluß Michael Mäſtlins, des Profeſſors der Mathematik für ſein ganzes nachmaliges Leben wichtig und geſegnet. Dieſer mußte zwar, vorſchriftsmäßig, die Aſtronomie nach dem alten Syſteme des Ptolemäus lehren, hierbei jedoch war er ein deſto wirkſamerer Vertheidiger und Verbreiter der Kopernikaniſchen Weltanſchauungen, indem er ſeine Schüler, nachdem er ſie durch all die Irrgänge des Scharfſinnes, durch alle dunklen Tiefen der Syſteme des Ptolemäus und des Tycho bis zur Ermüdung hindurch geführt hatte, zuletzt hinausgeleitete an das Tageslicht der Kopernikaniſchen Theorie, wo all die unauflöslichen Dunkelheiten, welche jene Vertheidiger des Augenſcheines übrig gelaſſen, klar, alle Wege gerad und dem geſunden Wahrheitsſinne einleuchtend wurden. Mäſtlin kannte übrigens die Erſcheinungen und Bewegungen der Himmelskörper nicht ſo, wie dies damals bei den meiſten Lehrern der mathematiſchen Wiſſenſchaften der Fall war, bloß aus den Büchern, ſondern er war ſelber ein fleißiger, treuer Beobachter jener Erſcheinungen und hiebei von ſo eindringender Beredtſamkeit, daß, wie man ſagt, er es war, welcher, als er auf einer Reiſe nach Italien den berühmten Galilei beſuchte, dieſen zur vollkommnen Ueberzeugung brachte von der Wahrheit des Kopernikaniſchen Syſtemes. Zwiſchen den eben genannten Männern: Mäſtlin, Galilei und Keppler bildete ſich ein Verhältniß gegenſeitiger Achtung und freundſchaftlicher Zuneigung, welches bis ans Ende derſelben ungeſtört blieb.

Keppler hatte ſich durch ſeine Erziehung in den theologiſchen Schulen ſeines Vaterlandes, noch mehr aber durch innre Neigung ſeines ganzen Herzens für den geiſtlichen Stand beſtimmen laſſen. Er fühlte ſich berufen auch andren Seelen jene Kraft und Seligkeit eines kindlichen durch Liebe thätigen Chriſtenglaubens mitzutheilen, der in ihm ſelber wie in ſeinem verbrüderten Freunde, dem Johann Valentin Andreä *) lebte. Beide konnten ſich nicht enthalten der verdammungsſüchtigen ſtarren Wortklauberei gegenüber, welche damals bei den Häuptern der Würtembergiſchen lutheriſchen Kirche die herrſchende Richtung war, das auszuſprechen, was der Geiſt des Chriſtenthumes und der Offenbarung deſſelben in der Schrift und uralten Lehre der Kirche iſt; es geſchahe dies in den Worten, welche jener Geiſt dem glaubigen Herzen lehrt, nicht in ſolchen künſtlich erſonnenen Ausdrücken, darinnen die würtembergiſche Concordienformel verfaßt war. Beide wurden deshalb in ihrem Vaterlande verfolgt und mit Mißtrauen behandelt, am meiſten jedoch Keppler, der ſeine Ueberzeugung in einem lateiniſchen Gedicht, ſo wie in einem Aufſatze, den er der theologiſchen Facultät vorlegte, kund gegeben hatte. „Ich ehre“, ſo hatte er unter andrem geſagt, „in allen drei chriſtlichen Religionsbekenntniſſen das, was ich mit dem Worte Gottes übereinſtimmend finde, proteſtire aber eben ſowohl gegen neue Lehren, als gegen alte Ketzereien.“ Unter dieſen neuen Lehren verſtund er aber mehrere Sätze der würtembergiſchen Concordienformel. In einem Brief an den Markgrafen Ernſt

---

*) Enkel des gelehrten, orthodoxen Streiters Jacob Andreä.

Friedrich von Baden beklagt er jenen unzeitigen Eifer einiger herrſchſüchtigen Theologen, welche alles verwirren und auch ihre Fürſten zu übereilten Schritten verleiten; er klagt über den überhandnehmenden Mangel der Einigkeit und der wechſelſeitigen Liebe.

Die Macht jenes unzeitigen Eifers, von welchem er in dieſem Briefe ſpricht, ſollte Keppler ſchon frühe an ſich ſelber erfahren. Er hatte jetzt, in ſeinem 22ten Jahre, die theologiſchen Studien vollendet und durfte mit Recht auf eine Anſtellung im geiſtlichen Stande ſich Hoffnung machen, aber dieſe Hoffnung wurde vereitelt durch den widerſtrebenden Einfluß der damaligen Vorſtände des geiſtlichen Miniſteriums; gleich Jenem, den ſeine eigenen Brüder in ein fremdes Land verkauften, wurde auch Er von ſeinen Landsleuten der Fremde überlaſſen, und auf dieſem nicht ſelbſt erwählten, ſondern höchſt ungern von ihm betretenen Wege zu jener hohen Beſtimmung geleitet, für welche ſein ganzes Weſen geſchaffen war.

4) Kepplers Leben und Wirken in Steyermark.

Erzherzog Karl von Oeſterreich, unter deſſen Herrſchaft Steyermark, Kärnten und Crain ſtunden, hatte dem hoheren Adel dieſer Länder freie Religionsübung auf ihren Schlöſſern geſtattet; von dieſer Erlaubniß Gebrauch machend, hatten ſchon ſeit einiger Zeit jene Herren Lehrer für ihre Kirchen und Schulen aus Würtemberg an ſich gezogen und der größere Theil der Landſtände hatte ſich zur Augsburgiſchen Confeſſion gewendet. Auch für das neueingerichtete Gymnaſium zu Graz begehrten die Stände des Herzogthumes Steyermark einen Lehrer der Mathematik und Moral aus jenem Lande, ſie wendeten ſich deshalb an den Herzog Ludwig von Würtemberg und dieſer, dem Rathe ſeines geiſtlichen Miniſteriums folgend, überließ ihnen, ohne dieß zu ahnen, den Mann, der einſt der Ruhm des ganzen deutſchen Vaterlandes werden ſollte: den Johannes Keppler, welcher, da er auf Koſten ſeines Landesherrn erzogen und für die Wiſſenſchaft gebildet worden war, es für ſeine Pflicht hielt, dem Willen deſſelben zu genügen.

„Ein verborgenes Schickſal“, ſo ſprach ſich ſpäter Keppler über die ihm unerwartete und unwillkommene Verpflanzung in die Fremde aus; „ein verborgenes Schickſal iſt es, welches die Menſchen, den einen zu dieſem einen andren zu jenem Berufe hintreibt, damit ſie erkennen mögen, daß ihr Leben unter dem Walten einer göttlichen Vorſehung ſtehe. Als ich alt genug war, die Süſſigkeiten der Philoſophie zu ſchmecken, da umfaßte ich alle Theile derſelben mit gleich großer Liebe, ohne mich etwa vorzugsweiſe mit der Aſtronomie zu beſchäftigen. Nun wurde ich, ſelbſt durch das Anſehen meiner Lehrer zu einem aſtronomiſchen Lehramt gleichſam hingeſtoßen. Nicht die Entfernung des Ortes ſchreckte mich, ſondern die unerwartete Art des Berufes, und meine geringen Einſichten in dieſem Gebiet der Philoſophie. Ich gieng, mehr mit Anlagen als mit Kenntniſſen für jene Wiſſenſchaft ausgerüſtet, die mir als Lehrfach zugetheilt worden und nur unter der ausdrücklichen Verwahrung, daß mir die Hoffnung auf eine mir damals würdiger und höher ſcheinende Laufbahn im Vaterland durch jenen Schritt nicht verdunkelt werden dürfe.“

Die erhabenſte aller Naturwiſſenſchaften: die Sternkunde, war zu jener Zeit noch nicht vollkommen aus dem Traumzuſtande erwacht, in welchen ſie, während des Mittelalters, ſo wie einſt in Babylon, verſunken geweſen; ſie hatte ſich aus ihrer unnatürlichen Verſchmelzung mit der Sterndeuterei noch nicht losmachen können. Dem Mathematiker und Aſtronomen von Profeſſion wurde damals nicht nur die Zumuthung gemacht, den Kalender zum Gebrauch für Haus und Land zu fertigen, ſondern er ſollte bei dieſer Gelegenheit auch die Wirkungen vorausſagen, welche die von ihm angezeigten Stellungen der Geſtirne auf die Witterung, ſo wie auf die Menſchen und ihre Schickſale haben würden. Auch Keppler war im Jahr 1593 kaum an ſeinem neuen Wohnort angelangt, da wurde ihm die Fertigung des Steyermärkiſchen Kalenders für 1594 als Amtsgeſchäft aufgetragen. Aber wie verrieth ſich ſelbſt in der Auffaſſung dieſes alltäglichen und unbedeutenden Stoffes, der überall, wohin er ſich bewegte, Neues ſchaffende Geiſt des Mannes! Keppler konnte ſich nicht entſchließen, ſeinen Kalender nach der alten Julianiſchen Zeitrechnung einzurichten, die von den Proteſtanten damals nur noch aus dem Grunde hartnäckig beibehalten wurde, weil die bereits in den katholiſchen Ländern eingeführte, der Wahrheit gemäße Gregorianiſche Zeitrechnung von einem Papſt ausgegangen war. Er nahm dieſe unbedenklich in ſeinen Kalender auf, weil ſie nicht in menſchlicher Willkühr, ſondern in der Natur begründet iſt. Aber auch den aſtrologiſchen Zuthaten ſeines Kalenders, welche er in Briefen an Freunde „die eitelſte und dennoch unumgängliche Amtsarbeit" nannte, drückte ſein Geiſt ein ſo eigenthümliches Gepräge der ſinnvollen Neuheit auf, daß dieſelben bei allen Leſern, welche dafür empfänglich waren, mitten in ihrer ſcherzenden Form Gedanken einer ernſteren Art erweckten. Von Anfang an erlaubte er ſich in ſeinen Kalendern und aſtronomiſchen Jahrbüchern treffende und kräftige Aeußerungen über den damaligen Gang der politiſchen und kirchlichen Angelegenheiten, eingehüllt in den ſinnreich ſchmiegſamen Schleier aſtrologiſcher Vorausverkündigungen.

Unbefangen und ohne alle Furcht vor Mißdeutungen folgte er dem Zuge der dankbaren Liebe, der ſein treues Gemüth mit dem Vaterlande und mit ſeinen noch dort lebenden Lehrern verband; er ſendete Exemplare ſeines Kalenders wie ſeiner Ephemeriden nach Würtemberg. Aber mit welchem Sturm der Gehäſſigkeit wurde dort die Gabe empfangen! Ein Verſuch, den naturgemäßen, richtigen Kalender nach der Gregorianiſchen Verbeſſerung einzuführen, erſchien den dortigen proteſtantiſchen Eiferern als ein Streben, das gefürchtete Pabſtthum wieder herrſchend zu machen, es vergiengen von damals an noch mehr denn 100 Jahre, bis es endlich im Jahre 1700, namentlich dem durchgreifenden Einfluß eines Leibnitz gelang, den Gregorianiſchen Kalender bei den proteſtantiſchen Ständen in Deutſchland, Holland, Dänemark und in der Schweiz die gebührende Anerkennung zu verſchaffen, ein Beiſpiel, welchem England erſt im Jahre 1752, Schweden 1753 folgte.

„Ich habe“, ſo ſchrieb Herr von Schellenberg an Keppler, „Ihre Ephemeriden geleſen; ich ſehe in Ihre reine Seele; ich weiß, aus welchen Geſinnungen es fließt, wenn Sie über das Gezänke und den Rauch, den die Theologen machen, die Geiſſel des Scherzes ſchwingen. Aber Andre urtheilen nicht alſo, man ſchmähet Sie als einen Selbſtſüchtigen, als einen Ketzer und Atheiſten.“

Anders als die gelehrten Theologen Würtembergs urtheilten jedoch die Mehrzahl jener Leſer, für welche der Kalender zunächſt geſchrieben war. Die Unruhen der Bauern in Oeſterreich und der außerordentlich ſtrenge Winter von 1593 auf 94 ſchienen in dem neuen Steyermarkiſchen Kalender mit ſolcher Sicherheit aus aſtrologiſchen Gründen vorausverkündigt zu ſeyn, daß man über die tiefe Einſicht des jungen Kalendermachers ganz erſtaunt war.

Mitten unter dieſen ihm aufgedrungenen Spielwerken ſeines Genius erhub ſich Kepplers Geiſt alsbald zu höheren, ſeinem innern Berufe näher liegenden Forſchungen. Denn daß die Sternkunde, daß die tiefer eindringende Erkenntniß des Schöpfers in ſeinen Werken das eigentliche Lebenselement ſeines wiſſenſchaftlichen Strebens ſey, das hatte er gefühlt, ſeitdem die Hand der Verſehung ihn, gleich einem jungen, am Lande ausgebrüteten Schwan in dieſen Ocean des Forſchens verſetzt hatte. Sein erſtes, im eigentlichen Sinne wiſſenſchaftliches aſtronomiſches Werk *), welches nach längerer Hemmung im Jahre 1596 zu Tübingen, mit einer anerkennend ehrenden Vorrede von Mäſtlin verſehen, gedruckt erſchien, macht auf eine höchſt beachtenswerthe Uebereinſtimmung des Rauminhaltes der Bahnen der fünf augenfälligeren, der Sonne naheren Planeten mit dem der fünf regulären Körper der Mathematiker aufmerkſam. Die Bahn des Mercur mit einem Octaëdron, um dieſes die der Venus als Icoſaëdron, der Erde als Dodecaëdron, des Mars als Pyramide, des Jupiter als Würfel beſchreibend, löste er, wie **Kaſtner** in ſeiner Geſchichte der Mathematik dies erweist, ſeine Aufgabe, auch wenn man ſie nur als geometriſche Beluſtigung betrachten will, vollkommen richtig und genau.

Aber Keppler, der dieſe Abhandlung ehemals den ihm theuren Männern im Vaterland zur Prüfung und Würdigung zugeſandt hatte, ſtellte ſeine Entdeckung nur zu deutlich als einen Beweis für die Wahrheit des Kopernikaniſchen Syſtems auf, welches bei den würtembergiſchen Eiferern eben ſo wie bei den römiſchen als eine mit der Bibel, mit den Wahrheiten der Religion in Widerſpruch ſtehende Ketzerei verrufen war. Hätten nicht Mäſtlins beifälliges Zeugniß und die vorgefaßte, günſtige Meinung des Herzogs von Würtemberg den Ausſchlag gegeben, dann wäre jene ſinnvolle Arbeit viel eher von ihren Richtern vernichtet, als der Veröffentlichung durch den Druck überlaſſen werden.

---

*) Prodromus dissertationum cosmographicarum orbium coelestium.

Es iſt eine Sprache der hinreißenden, freudigen Begeiſterung, in welcher dieſes Erſtlingswerk unſres großen Landsmannes geſchrieben iſt. „Vater, und Meiſter der Welt“, ſo ſpricht er bei dem Ueberblick über die wohlgelungene Forſchung, „was konnte Dich bewegen, ein armes, kleines ſchwaches Erdengeſchöpf ſo zu erheben, daß es als ein Herrſcher im Glanze da ſteht, nahend Dir ſelber in der Kraft ſeines Erkennens, denn es denkt Deine Gedanken Dir nach.“

Der damals 25jährige Verfaſſer ſendete ſein Buch den berühmteſten Mathematikern und Sternkundigen jener Zeit. Tycho de Brahe fühlte ſich durch den Inhalt deſſelben ſo angezogen, daß er ſchon jetzt Kepplern aufforderte ſein Gehülfe an dem Werk der aſtronomiſchen Beobachtungen und Berechnungen in Prag zu werden. Auch Galilei ſchrieb ihm: „Ich wünſche mir Glück in Dir einen Geſellſchafter in Erforſchung des Rechten, und einen Freund derſelben Wahrheit gefunden zu haben, welcher auch ich anhange. Obgleich ſich Kopernikus einen unſterblichen Ruhm erworben hat, wird er dennoch von Vielen, denn groß iſt die Zahl der Unverſtändigen, verlaſtert und verworfen“

Das genauere, tiefere Erkennen jener Naturkraft, welche als Schwere alle Welten zuſammenfaſſet, tragt und bewegt, war erſt dem Geiſt eines Neuton*) vorbehalten; Keppler fand wenigſtens in der Betrachtung der magnetiſchen Erſcheinungen eine vorläufige Annäherung an die Enthüllung des größeſten, offenkundigſten und zugleich verborgenſten Geheimniſſes der Natur. Seine Forſchungen, namentlich über die Abweichungen der Magnetnadel und andre Aeußerungen der polariſchen Naturkraft des Magnetes, wurden zwar erſt im J. 1600 bekannt, ſie fallen jedoch ihrem Entſtehen nach, ſchon auf eines der früheren Jahre.

---

*) „Um aus den von Keppler gefundnen Geſetzen die Theorie der allgemeinen Schwere auszubilden, dazu war die zu ſeiner Zeit noch nicht erfundne Analyſis des Unendlichen nothwendig,“ ſagte Laplace.

Es war noch ein andrer Zug als der des Magnetes zum Eiſen, mit welchem nicht der forſchende Verſtand, ſondern das Gemüth des großen Keppler gerade um jene Zeit in vollem Maaße ſich beſchäftigt fand. Der allgemein geachtete Mann hatte mit den meiſten adeligen Familien der Stände in Steyermark eine genauere Bekanntſchaft geſchloſſen, unter dieſen war auch die der Müller von Mühleck. Eine Tochter dieſes reich begüterten Hauſes, Barbara, lebte in dem Hauſe der Eltern, nachdem ſie den erſten Mann bald nach ihrer Vermählung durch den Tod verloren, von einem zweiten, wegen ſeiner üblen Aufführung ſich hatte ſcheiden laſſen. Sie war, erſt 23 Jahr alt, in der Blüthe der Schönheit und, wie dies ihre Freundſchaft mit Keppler bezeugte, für geiſtige Unterhaltung und Bildung nicht unempfänglich. Aber die Hand ihrer Tochter dem Profeſſor der Mathematik an einem Gymnaſium zu geben, das fiel den Eltern ſo ſchwer, daß Keppler ſich genöthigt ſahe, zuvor ſeine adelige Abſtammung nachzuweiſen und während er nach Würtemberg gereiſt war, um ſich die nöthigen Documente für dieſen Nachweis zu verſchaffen, hatte nicht viel gefehlt, daß man die ſchöne Braut ihm abwendig gemacht hatte. Aber die Macht ſeiner Perſönlichkeit, obgleich jene mehr eine innre, geiſtige, als eine äußere war, ſiegte; die erwünſchte Verbindung kam im Jahr 1597 zu Stande.

Dem armen Fremdling, den das eigne Vaterland von ſich gewieſen hatte, ſchien ſich jetzt eine heimathliche Ruheſtätte aufgethan zu haben; mit dem Glück der erſten Liebe war ihm zugleich die Ausſicht auf eine ſorgenfreie äußre Stellung geworden, welche ihm jene Ruhe und den Beſitz jener Hülfsmittel gewähren konnte, deren ſeine wiſſenſchaftlichen Forſchungen bedurften.

Aber dieſes Glück war, wie ein Sonnenblick in den ſtürmiſchen Tagen des angehenden Aprils, nur von ſehr kurzer Dauer. Die Stimmung gegen die Proteſtanten in Steyermark war ſeit dem Regierungsantritt des Erzherzog Ferdinand im J. 1598 eine andre geworden, als ſie während der vormundſchaftlichen Verwaltung des Landes geweſen; die proteſtantiſchen Prediger führten ſelber, wie dies ein Brief Kepplers an Mäſtlin (vom 9. Dec. 1598) berichtet, durch ihr unbeſonnenes aufregendes Benehmen den Ausbruch jener Stimmung herbei; ſie wurden, mit ihnen zugleich auch Keppler aus dem Lande gewieſen. Auf den Rath ihrer Vorgeſetzten hatten die proteſtantiſchen Lehrer ſich an die ungariſche und croatiſche Gränze zurückgezogen; von dort wurde Keppler nach einem Monat auf Befehl der Miniſter zurückgerufen und ſelbſt ſein Anſuchen um einen Schutzbrief wurde ihm gewährt, denn die gelehrten Männer, welche den Erzherzog umgaben und dieſer ſelber, erkannten ſeine hohen Verdienſte um die Wiſſenſchaft an. Dennoch blieb Kepplers Stellung, ſeitdem nach dem Austreiben der proteſtantiſchen Lehrer der Unterricht an dem Gymnaſium zu Gräz aufgehört hatte, immerhin nur eine, für ſein Gefühl ſehr beſchwerliche; denn man gewährte dem geweſenen Profeſſor der Aſtronomie ſeine Beſoldung nur wie eine Gabe des Mitleids.

Keppler indeß bewies es, durch ſeine wiſſenſchaftlichen

Arbeiten, daß er jene Vergünſtigung nicht umſonſt genöße. Sein Aufſatz über eine, im J. 1600 bevorſtehende Sonnenfinſterniß, in Verbindung mit jenen Forſchungen über das Licht und über das Sehen, welche die Grundlage ſeiner ſpäter im Druck erſchienenen Werke über die Optik bildeten, ſind eine Frucht jener Muſeſtunden geweſen, die er mitten unter dem Gedräng der Sorgen und der drohenden Stürme von außen genoß. Er war der Erſte, welcher den Sonnenſtrahl in ſeine ſieben Farben zerlegte und im thieriſch-menſchlichen Auge den Bau der Netzhaut und der Kryſtalllinie, ſo wie die Geſetze ihrer Wirkſamkeit beim Sehen erforſchte*). Neben dem Sehen durch das bloße, natürliche Auge beſchäftigte ihn auch jenes erweiterte, die Räume des Himmels durchdringende Sehen, das durch die Entdeckung des Fernrohres bald nachher in einer unerwarteten Weiſe möglich wurde. Er war es, welcher zuerſt die Einrichtung eines aſtronomiſchen, aus zwei convexen Gläſern zuſammengeſetzten Fernrohres auseinanderſetzte und hierdurch Erfinder dieſes für die ſpäteren Entdeckungen ſo folgenreichen Werkzeuges ſo wie der Begründer der Dioptrik**) wurde. Der berühmte Descartes nennt Keppler ſeinen Lehrer in der Optik. In ſolchen, das Gemüth erhebenden Forſchungen, welche ihren Lohn in ſich ſelber trugen, fand der vielbedrängte Mann ein Gegengewicht gegen die Laſt der Sorgen, welche ihn, bei dem Blick auf die damaligen politiſchen und religiöſen Zuſtände des Vaterlandes zu Boden zogen. In einem der Werke, das er gerade damals ſchrieb***), ſagt er: „Wenn Etwas iſt, das den Menſchen in ſeinem niederbeugenden Exil aufrichten kann, dann iſt es die Sternkunde, weil ſie die Verherrlichung des weiſeſten Schöpfers zum Gegenſtand hat, weil ſie das göttliche Walten in der Natur gleichſam mit Händen erfaſſet.“

---

*) Sein Werk hierüber: die Paralipomena ad Vitellionem erſchien im J. 1604.

**) Seine Dioptrica wurde 1611 gedruckt.

***) De causis obliquitatis in Zodiaco.

Der demüthig milde Geiſt des Keppler, welcher mehr in der Betrachtung des Himmels als der irdiſchen Angelegenheiten lebte, hatte ſeiner Umgebung keine Gelegenheit zu Erbitterungen und Anfeindungen gegeben. Er war, ſo weit dies an ihm lag, ein Mann des Friedens und als ſolcher ſelbſt von den Häuptern des andren Religionsbekenntniſſes geſchont und geachtet, welches mit dem ſeinigen in Widerſpruch ſtund. Mehrere der gelehrteſten Jeſuiten in Ingolſtadt waren und blieben auch ſpäter mit ihm in friedlich wiſſenſchaftlichem Verkehr der Briefe, namentlich Johann Fick, der Lehrer des Erzherzog Ferdinand, ſowie des Churfürſt Maximilian von Bayern; der berühmte Mathematiker Cyſatus, welcher es bewirkte, daß Kepplers Ephemeriden, die man, wegen ihrer Freiſinnigkeit anderwärts nicht wollte drucken laſſen, in Ingolſtadt gedruckt werden durften, mit dieſen beiden vornämlich Chriſtoph Scheiner, der Entdecker der Sonnenflecken, aus deren Bewegung nachmals die ſchon früher von Keppler geahnete Axendrehung der Sonne erkannt worden iſt. Keppler hatte ſich durch ſcheinbar geringe Nachgiebigkeit in jenem Gebiet, darin das Gewiſſen kein Nachgeben verſtattet, einen äußren Wohlſtand und Frieden ſichern können, der ihm für ſein wiſſenſchaftliches Streben ſo erwünſcht ſcheinen mußte. Aber der innre Frieden war ihm mehr werth als der äußre; ſein Glaube ſtund ihm höher als die ihm ſo werthe Wiſſenſchaft. Jener Troſtbrief an die bedrängten Genoſſen deſſelben Glaubens, zu deſſen Schreiben er durch die Liebe ſich gedrungen fühlte, und welchen er unter den Proteſtanten von Steyermark circuliren ließ, konnte, ſo ſehr ſich in ihm eine Alles duldende Liebe ausſprach, auf die Andersgeſinnten nicht ohne unangenehm anregende Wirkung bleiben. Noch mehr jedoch war dieſes bei ſolchen Aeußerungen des redlichen Mannes der Fall dergleichen die iſt, welche ſich in dem 4. Briefe deſſelben an den bayeriſchen Geheimenrath Herwart von Hohenburg findet. Keppler ſchreibt darin: „Ich bin ein Chriſt; ich habe das Augsburgiſche Glaubensbekenntniß aus dem elterlichen Unterricht, aus oftmals wiederholter, genauer Prüfung, aus täglichen Uebungen in Verſuchungen geſchöpft; ihm hange ich an: heucheln habe ich nicht gelernt; Glaubensſachen behandle ich mit Ernſt, nicht wie ein Spiel, darum bekümmere ich mich auch ernſtlich um die Religion, um den Gebrauch der Sacramente.“ *) Durch ſolche ihm durch äußre wie durch innre Veranlaſſung abgedrungene Bekenntniſſe ſeiner Ueberzeugung hatte Keppler „die gebührliche Beſcheidenheit und das unverweißliche Verhalten“ bei Seite geſetzt, welches die Bedingungen waren, unter welchen der Schutzbrief ihm verliehen war, es wurde ihm angedeutet, daß er binnen 14 Tagen die Güter ſeiner Gemahlin verkaufen oder verpachten und das Land verlaſſen ſolle. Die Gemahlin konnte ſich nicht zum Verkauf entſchließen, ſondern zog das Verpachten vor, obgleich die Summe, welche man im Pacht empfieng, äußerſt gering war, und auch von ihr noch der zehnte Theil dem Fiscus überlaſſen werden mußte.

5) Keppler als kaiſerlicher Hofaſtronom.

Schon ſeit einiger Zeit, auch da als ſein äußres Leben in Steyermark noch weniger getrübt war, hatte Keppler

---

*) v. Breitſchwert Kepplers Leben und Wirken S. 51.

ſeine Hoffnung auf eine Anſtellung in dem geliebten Vaterlande Würtemberg gerichtet. Wenn auch, ſo meinte er, die Verketzerungsſucht der dortigen Theologen ihm jede Ausſicht zu einer Beförderung im geiſtlichen Stande verſchloſſen haben ſollte, dann würde man ihm doch wenigſtens in der Heimath und unter den Glaubensgenoſſen daſſelbe Vertrauen ſchenken, welches ihm unter den Genoſſen eines andren Glaubensbekenntniſſes überall entgegen gekommen war: man würde ihn im Mindeſten zu einer Anſtellung in der philoſophiſchen Facultat oder zu einer mathematiſchen Lehrerſtelle bei einer der gelehrten Schulen für befahigt halten. Er hatte ſich deshalb an mehrere Freunde in Würtemberg gewendet und als er jetzt aus der zweiten Heimath vertrieben, nicht wußte, wohin er den Wanderſtab ſetzen ſollte, da that er daſſelbe dringender und anhaltender denn jemals. Aber unter dem damaligen lauten Larmen der um ihre religiöſe Ueberzeugung kampfenden Partheien wurde die Stimme einer hoheren Einſicht und Liebe nur ſelten vernehmbar; auch in jenen blinden Eiferern fur den Buchſtaben der Augsburger Confeſſion und noch mehr für die von ihnen ſelber, in der „Concordienformel“ hinzugefügten Sätze war weder chriſtliches Erbarmen, noch Vernunft und Einſicht; Keppler, der vermeintliche Ketzer, ſollte auch nicht einen Biſſen des Brodes mit ihnen und ihren Genoſſen theilen. So weit es in der Macht jener Männer ſtund, war ihm jede Ausſicht zu einem Unterkommen im Vaterland benommen.

Mit welcher Kraft des Glaubens der große Keppler alle die damals über ihn hereinbrechenden Fluthen der Anfeindungen ertrug, dies bezeugt eine Stelle ſeines erſten Briefes, den er aus Prag an ſeinen alten, treuen Lehrer Maſtlin ſchrieb. „Ich hatte“, ſo ſchreibt er, „nicht geglaubt, daß in eben dem Grade, in welchem die Verfolgung ſteigt, auch die Freudigkeit zunehmen könne. Jetzt begreife ich, wie es ſo leicht ſeyn müſſe, für die Religion zu ſterben.“

Eben in jener Zeit, darin nirgends ein Stern der Hoffnung ſich zeigen wollte, war für den armen Vertriebenen ſchon eine Thür aufgethan, die ihm den Zugang öffnete zu der Stellung, in der ſich ſeine geiſtige Wirkſamkeit noch höher als bisher entfalten ſollte. Tycho de Brahe, welcher nicht ganz ohne eigne Schuld mit dem däniſchen Hof in ſolche Mißverhältniſſe gerathen war, daß er ſeine Sternwarte Uranienburg räumen mußte, hatte ſein Vaterland verlaſſen und am Hofe des Kaiſers Rudolph II in Prag eine günſtige Aufnahme gefunden. Denn dieſer Kaiſer, mitten in ſeinem irre gehenden Hange zu alchymiſtiſchen und aſtrologiſchen Träumereien hatte auch vor der wiſſenſchaftlichen Sternkunde eine hohe Achtung und war deshalb auf Tychos Plan einer Verbeſſerung der von Kopernikus entworfenen aſtronomiſchen Tafeln ſehr willig eingegangen. Der däniſche Aſtronom aber, ſo allzu hoch er auch ſeine eignen Kräfte und Leiſtungen anſchlug und ſo verächtlich er auch öfters auf andre Genoſſen der Wiſſenſchaft herabblickte, mußte dennoch in Keppler einen Mann anerkennen, deſſen Beiſtand ihm für ſein Unternehmen von großem Nutzen ſeyn konnte; er hatte ſich deshalb denſelben von dem Kaiſer zum Gehülfen erbeten und die Gewährung ſeines Geſuches erhalten. So anlockend auf der einen Seite für Keppler die Ausſicht erſchien, ſtatt ſeiner eignen dürftigen Hülfsmittel den Mitgebrauch der für jene Zeit höchſt vorzüglichen Tychoniſchen Inſtrumente zu erlangen und Zeit wie Kräfte in ungeſtörter Muße der eigentlichen, wiſſenſchaftlichen Sternkunde widmen zu dürfen, ſo abſchreckend waren auf der andren Seite für ihn die äußren Verhältniſſe, in welche er in Prag eintreten mußte. Was er von dem hochfahrenden

Weſen des Mannes gehört hatte, dem er jetzt ſo ganz untergeben werden ſollte, das fand er gleich bei dem erſten perſönlichen Zuſammentreffen mit ihm nur zu ſehr beſtätigt. „Tycho“, ſo ſchrieb er an Mäſtlin, „iſt ein Mann, mit welchem man nicht leben kann, ohne ſich beſtändig auf die gröbſten Beleidigungen gefaßt zu machen.“ Er war im October des J. 1600 aus Steyermark hinweggezogen, hatte ſeine Familie in Linz gelaſſen, er ſelber an einem Tertianfieber erkrankt, kam nach Prag, wo eine der erſten Nachrichten, welche ihm zukam, die war: daß ſeine ſteyermärkiſche Beſoldung, obgleich ihm der Kaiſer den Fortgenuß derſelben zugeſichert hatte, ihm genommen ſey und nur jener dürftige Jahresgehalt ihm bleiben werde, den er als Gehülfe aus Tychos Hand empfangen ſollte. Dennoch, da das Vaterland ihn verließ, ſahe er ſich genöthigt, in eine Schule der Prüfungen einzutreten, die für ihn unter allen, welche er bisher durchlaufen, die härteſte war Denn auch Kepplers Gemahlin, als ſie nach Prag gekommen, fieng hier an zu erkranken und ſie, welche ſich an Geburt und Rang dem Tycho gleich achtete, fand das Verhältniß der Abhängigkeit von dieſem ſo unerträglich, daß ſie ihren kranken Mann, deſſen hartnäckiges Fieber einen Uebergang in die Abzehrung zu drohen ſchien, nur noch mehr verſtimmte und aufreizte. Dazu kam noch der wiſſenſchaftliche Zwieſpalt zwiſchen den beiden Aſtronomen. „Jede Beobachtung auf der kaiſerlichen Sternwarte“, ſo ſchrieb Keppler an Mäſtlin, „iſt eine Widerlegung des tychoniſchen Syſtemes und eine Beſtätigung des kopernikaniſchen. Tycho kann eben ſo wenig ſeinen Aerger als ich meine Freude hierüber verbergen.“

Zum Glück für beide, zum Dienſte einer und derſelben Wiſſenſchaft berufenen, dennoch im Stillen ſich achtenden Männer dauerte ihr Zuſammenleben nicht lange. Tycho ſtarb am 24. October 1601; Keppler erhielt ſeine Stelle, bei welcher er ſich gern mit der Hälfte des Jahresgehaltes ſeines Vorgängers begnügte. Freilich erhielt er auch dieſe ermäßigte Summe, davon er ſeine Mitarbeiter zu bezahlen und mancherlei Unkoſten zu tragen hatte, aus der immer erſchöpften kaiſerlichen Kaſſe ſo unregelmäßig und mit ſolcher Mühe, daß er oft Tage lang in der Hofkammer ſtehen mußte, um ſich nur eine Abſchlagsſumme zu verſchaffen, und daß nach wenig Jahren die Rückſtände, die man ihm ſchuldig blieb, zu einer Summe von 4000 fl. anwuchſen.

Dennoch begann jetzt in gewiſſer Hinſicht für Keppler eine ſchöne, geiſtig fruchtbare Zeit ſeines Lebens, in welcher ſein Geiſt von einer großen Entdeckung zur andren ſich erhub und in dieſem Auffluge zum Sonnenlicht des Erkennens der Wahrheit einen Frieden und Freuden fand, damit keine Freude des Sinnengenuſſes zu vergleichen iſt. Schon im Jahre 1601 entdeckte er einen neuerſcheinenden Fixſtern im Sternbilde des Schwanes, welcher bis zum Jahr 1620 von ihm durch das Fernrohr geſehen wurde, dann aber verſchwand und den Caſſini im Jahr 1655 von neuem beobachtete. Nach langem, feindſeligen Widerſtreben waren endlich Tychos Erben, deſſen Schüler, der Aſtronom Longomontan an ihrer Spitze ſtund, durch kaiſerlichen Ausſpruch genöthigt worden, den Schatz der 30jährigen tychoniſchen Beobachtungen, vor allem des Planeten Mars, an die Sternwarte und ihren jetzigen Vorſtand abzugeben. Vergeblich war es hierbei geweſen, daß der neidiſche und erbitterte Longomontan es verſucht hatte, Kepplers Arbeiten im Gebiete der Phyſik als müßige Speculationen herabzuwürdigen und ſein ganzes Streben dem Kaiſer verdächtig zu machen. Auch der Aufbau der Wiſſenſchaft ſtehet unter der Leitung einer allwaltenden Vorſehung, welche es ſchaffet, daß die Arbeiten des einen Menſchengeiſtes zu denen eines andren das Material geben, oder das Werk des einen an das des andren, wie zwei an verſchiedenen Orten nach vorgezeichnetem Plane zugerichtete Bauſteine ſich harmoniſch anſchließen müſſe. Mit bewundernswürdiger Ausdauer unternahm Keppler die mühſame Arbeit, jeden Punkt der Stellungen des Mars am Himmel, welchen Tycho und ſpäter auch er am Himmel beobachtet hatten, in Beziehung auf die Geſtalt der Bahn dieſes Planeten zu vergleichen; er fand endlich, daß dieſe Bahn keineswegs, wie man bis dahin angenommen, eine kreisförmige ſey, ſondern daß ſie eine Ellipſe bilde, in deren einem Brennpunkt die Sonne ſtehet. Aber auch ein andres, feſt gewurzeltes Vorurtheil, jenes nämlich, daß die Bewegung der Himmelskörper eine überall gleichförmige ſey, wurde durch ſeine weitren Forſchungen auf dieſem Wege widerlegt, denn aus ihnen ergab ſich, daß jener Planet in ſeiner Sonnennähe ſich ſchneller, in der Sonnenferne langſamer bewege als in ſeiner mittleren Entfernung von der Sonne. Jene Linie aber, die man ſich von dieſer aus nach dem Planeten hingezogen denken kann (der radius vector genannt), beſchreibt in gleichen Zeiten immer gleiche Flächen. Alsbald erkannte denn auch der tiefblickende Forſcher, daß nicht allein für Mars, ſondern für alle Planeten daſſelbe Geſetz gelte. Dieſe ſammtlich beſchreiben bei ihrem Jahreslaufe eine Ellipſe, in deren einem Brennpunkte die Sonne ſtehet; bei ihnen allen ſchneidet die Linie des radius vector in gleichen Zeiten gleiche Flächenräume der Bahn ab.

Obgleich hier nicht der Ort iſt dieſes weitläufiger zu erörtern, kann man dennoch das Eine ſagen, daß wenn es für den denkenden Geiſt keinen andren Beweis gäbe für das Daſeyn eines Schöpfers, ſeiner Schöpfung gegenüber, ſchon die tiefere Beachtung des erſten Keppleriſchen Geſetzes, das die elliptiſche Form der Bahnen beſtimmt, zu einem Zeugniß für jene Grundwahrheit alles geiſtigen Erkennens dienen könnte. Es lag übrigens nicht in Kepplers Weiſe jenes Verdienſt zu verkennen, das ſein Vorgänger durch das Darreichen des Materials für die große Entdeckung hatte, ja er ſtellt dieſe Vorarbeiten ſeinen eignen Leiſtungen als gleichwichtig an die Seite. In der Zueignung des Werkes, darinn er ſeine Entdeckungen bekannt machte*), an den Kaiſer, ſpricht er von dem Mars: „Die Aſtronomen vermochten dieſen Kriegsgott nicht zu überwältigen, bis der treffliche Heerführer Tycho ſeine Kriegsliſten durch zwanzigjährige Nachtwachen ausgekundſchaftet hatte und nun mir es gelang mit Hülfe des Laufes der Mutter Erde ihn in ſeinen Krümmungen zu umgehen.“

Allerdings war eine ſolche Anerkennung des fremden Verdienſtes nicht mehr denn billig, obgleich ſich, wie dies Käſtner in ſeiner Geſchichte der Mathematik ſagt, „Tychos Beobachtungen zu Keppler verhalten, wie ein Marmorblock zu Phidias; denn nur er konnte aus denſelben die elliptiſche Bahn der Planeten ableiten. Daß aber dieſer Künſtler, ehe er Marmor hatte, auch in Holz bewundernswürdig ſchnitzte, beweiſt ſein Mysterium cosmographicum.“

Der verſtändigeren Nachwelt, weil ſie die Folgen der großen Entdeckung in ihrem ganzen Zuſammenhange überblickt, fällt es allerdings leichter den hohen Werth derſelben in gebührender Weiſe zu ſchätzen, doch hat es auch ſchon unter Kepplers Zeitgenoſſen nicht an ſolchen gefehlt, welche mit dem Erfinder der großen Wahrheit die Freude über ſeinen Fund theilten. Unter dieſen freilich Wenigen, ſteht Galilei oben an. Keppler hatte in Deutſchland keinen Künſtler gefunden, welcher fähig geweſen wäre ein Fernrohr, nach der in ſeiner Dioptrik ertheilten Anweiſung zu fertigen, dem Galilei aber war dieſes in Italien gelungen und er hatte durch ſeine Fernröhre einige der handgreiflichſten Beweiſe für die Wahrheit des kopernikaniſchen Syſtemes: die Phaſen, ähnlich den Geſtalten des zu- und abnehmenden Mondes der Venus, und den Saturnusring aufgefunden. Aber Galilei hatte noch größere Entdeckungen als dieſe gemacht. Er hatte das Geſetz der Beſchleunigung des Falles der Körper erkannt und hierdurch ein Element der Ergänzung für Kepplers große Entdeckungen gewonnen, welches Neutons mächtiger Geiſt mit dieſen es verſchmelzend, zum Grundbau der Gravitationslehre und mithin der phyſiſchen Aſtronomie der neuren Zeit benutzte. Die beiden gleichzeitigen und an Kräften ebenbürtigen Arbeiter am Tempel der wiſſenſchaftlichen Sternkunde waren wohl die einzigen in ihrer Zeit, welche einer von dem andren in vollkommenem Maaße es ahneten, welche Bedeutung ihr gemeinſames Werk habe, in welcher Beziehung die Arbeiten des einen auf die des andren, beide aber auf ein höheres Ganze ſtünden, deſſen Vollendung einer ſpäteren Zeit vorbehalten war. Galilei hielt über Kepplers „neue Aſtronomie“ zu Pavia Vorleſungen und er, welcher in ſeinem Vaterlande ähnliche Erfahrungen machen mußte als Keppler in dem ſeinigen, ſchreibt in einem ſeiner damaligen Briefe an dieſen unter andrem:

---

*) Astronomia nova, seu physica coelestis, tradita commentariis de motibus stellae Martis (1609).

„Du biſt beinahe der Einzige, welcher dem was ich fand und ausſage, vollkommenes Vertrauen ſchenkt. Den Lehrern am Gymnaſium zu Florenz wollte ich durch mein Fernrohr die vier Monde des Jupiter zeigen; ſie mochten weder dieſe noch das Fernrohr ſehen; ſie verſchloſſen ihre Augen vor dem Lichte der Wahrheit. Dieſe Art Leute meint, nicht in der Natur, ſondern nur allein in der Vergleichung der Texte (ſo lauten ihre Worte) ſey die Wahrheit zu ſuchen. Gegen Jupiter können weder Giganten noch Pygmäen ſtreiten. Was iſt da zu thun? Sollen wir mit Democrit lachen oder mit Heraclit weinen über die Thorheit des Pöbels? Ich meine, wir halten es mit dem erſteren. Wie würdeſt du gelacht haben, wenn du es gehört hätteſt, wie der Vornehmſte unter jenen Leuten in Gegenwart des Herzogs bemüht war, die neuentdeckten Weltkörper bald mit logiſchen Gründen, bald mit magiſchen Beſchwörungsformeln vom Himmel hinweg zu bannen.“

Die Erſcheinung des Kometen, deſſen wahre Bahn erſt nachmals von Halley berechnet worden iſt, im Jahr 1607, wurde von Keppler, ſo weit die damalige ungünſtige Witterung es verſtattete, ſo genau beobachtet, daß dieſes den ſpäteren Berechnungen einen ſehr brauchbaren Anhaltspunkt gewährte. Von den Kometen im Allgemeinen urtheilt Keppler bei dieſer Gelegenheit, neben vielen erſt durch ſpätere Beobachtungen ermäßigten und berichtigten Anſichten über die Richtung ihres Laufes und ihre Wirkſamkeit, ganz mit den Erkenntniſſen auch noch der neueren Sternkunde übereinſtimmend, daß der Raum des Himmels ſolcher Weltkörper ſo voll ſeyn möge, als das Meer voller Fiſche, daß wir aber nur die zu Geſichte bekommen, welche ihr Lauf in der Nähe der Erde vorüberführt. Wenn aber, ſo urtheilt er, dem Geiſte ſeiner Zeit gemäß, etwas daran ſey, daß die Kometen von Einfluß und Vorbedeutung für die Erde und das Schickſal ihrer Bewohner wären, ſo könne dieſes nur daraus erklärt werden, daß überhaupt zwiſchen den Weltkörpern des Himmels und ihren Bewegungen ein

Verhältniß der Sympathie ſtattfinde, und daß auch in der Natur des Menſchen aufmerkende Kräfte auf den Himmel lägen, welche durch die annahenden Kometen angeregt und beunruhigt würden. Jene aſtrologiſchen Deutungen übrigens, welche der treffliche über dieſen Wahn ſeiner Zeitgenoſſen weit erhabene Mann, ſeinem, zu dergleichen Träumereien geneigten Kaiſer zu gefallen, dem Erſcheinen und der Bewegung des Kometen von 1607 beilegte, ſind ſo voll Scherz, attiſchen Salzes und guter Lehren für den Herrn, zu deſſen Befriedigung ſie zunächſt dienen ſollten, daß ſie im vollkommenſten Einklange mit den Aeußerungen ſtehen, in welchen Keppler bei dieſer und andren Gelegenheiten über die Aſtrologie ſich vernehmen ließ. „Die Aſtrologie“, ſo lautete die eine dieſer Aeußerungen, „iſt nicht werth, daß man Zeit auf ſie verwende, die Leute aber wähnen dennoch, ſie gehöre zu dem Geſchäft eines Mathematikers.“

Als Hofaſtronomen lag dem Keppler, ſeinem Kaiſer gegenüber die Verpflichtung ob, nicht allein jede Erſcheinung am Sternenhimmel, ſondern auch die aſtrologiſche Bedeutung derſelben anzuzeigen. Ein Verſäumen des Letzteren wäre für ſeine Stellung von ſehr gefährlichen Folgen geweſen. Hierauf ſcheint er in ſeiner Verwarnung an etliche Theologen, Aerzte und Philoſophen, daß ſie in ihrer allerdings billigen Verwerfung des ſternguckeriſchen Aberglaubens nicht zu weit gehen möchten*), hinzudeuten, wenn er bitter ſcherzhaft zu den Gegnern der Aſtrologie ſagt: „Ihr allzuklugen Philoſophen ſchmähet dieſe Tochter der Aſtronomie über das rechte Maaß. Wiſſet ihr denn nicht, daß ſie ihre alte Mutter mit ihren Reizen ernähren muß? Wie wenige Weiſe würden vermögend ſeyn ihre Kräfte der Aſtronomie zu weihen, wenn die Menſchen nicht in der Hoffnung ſtünden, die Zukunft aus den Sternen des Himmels zu leſen.“ Auch an ſeinen Freund Berneker in Straßburg ſchreibt er bei einer ſpätren Gelegenheit: „Die kaiſerlichen Kammerräthe laſſen mich ohne Hülfe. Die Aſtronomie muß bei ihrer buhleriſchen Tochter, der Aſtrologie Unterſtützung ſuchen. Darum iſt mein Verleger darauf bedacht, meine Vorherſagungen in möglichſt großer Zahl abzuſetzen.“

---

*) M. v. ſeine Schrift: Tertius interveniens.

Uebrigens war das, was er nach ſeiner lebenskräftigen Phantaſie zu Gunſten der Aſtrologie ſagte, und was in Beziehung auf die von ihm begünſtigte pythagoraiſche Lehre von der Harmonie der Sphären ſtund, ſo geiſtvoll, daß man auch noch jetzt es mit Vergnügen gleich einem wohllautendem Liede vernehmen kann. „Harmonie“ ſo ſagt er, „iſt Vollkommenheit der Verhältniſſe. Nur der Unendliche erkennt die Harmonie der Sphären in ihrem ganzen Umfange; der Erdball hat davon bloß ein ſchwaches Nachgefühl. Aber ſchon dieſes Nachgefühl regt die (des Gemüthes und der Einſicht ermangelnde) Erdſeele in belebender Weiſe an und macht auch den Menſchen zum Denken und Thätigſeyn geſchickter. Die Heiterkeit des Wetters iſt eine Folge von dem Ruhezuſtand des unterirdiſchen Archäus. Sein Geſchäft iſt es den Regen (gleichſam Schweiß der Erde) hervorzurufen, damit er unſre Felder befruchte, und zu dieſer Arbeit wird er durch die Aſpecten: die himmliſche Muſik angeleitet, deren flötende Laute ihn zum Thätigſeyn ermuntern.“

In derſelben freiſinnigen Weiſe, wie über die Träumereien der Aſtrologie, äußert ſich Keppler auch über die Alchymie, welcher ſein Kaiſer in unbedingter Weiſe ergeben war. In einem Briefe an den Chemiker Ruhland ſpricht er unverholen ſeine Meinung aus, daß die Verwandlung eines Metalles in ein andres nicht möglich ſey*).

Die Schwachen ſo wie die Verirrungen des Kaiſers Rudolph lagen der Welt offen zu Tage, und wurden in der That durch die Schickſale, welche den alten Herrſcher in ſeinen letzten Tagen trafen, hart genug geahndet. Keppler kannte die Mängel und Fehlgriffe ſeines Herrn ſo gut und vielleicht beſſer als irgend einer der öffentlichen, harten Richter über jene Gebrechen, er wußte aber auch zugleich, was er, ſo wie der gleich ihm aus ſeinem Vaterlande vertriebene Tycho und was durch ſie beide die Wiſſenſchaft dieſem von Natur wohlwollenden Kaiſer verdankten und war ſo wie blieb demſelben deshalb in dankbarer Liebe treu ergeben. Die Alchymiſten und all das andre Geſindel, das ſich aus Rudolphs II Kaſſe bereichert, und ſo lange ihnen dieſer Vortheil bringen konnte, in ſeiner Gunſt ſich geſonnt hatte, verließen einer nach dem andren ihren alten Wohlthäter; Keppler allein hielt treu bei dem im Prager Schloß gefangenen Kaiſer aus, bis dieſer, am 12. Januar 1612, niedergebeugt von Noth und Kummer, ſtarb.

Aber auch er, Keppler ſelber, war in dieſer Zeit von häuslichem Elend ſchwer heimgeſucht worden. Abgeſehen von dem beſtändigen Geldmangel, der eine Folge der unvollſtändigen und zuletzt ganz gehemmten Auszahlungen ſeiner Beſoldung war, hatten ſein theilnehmendes Gemüth auch noch andre, tiefer ſchmerzende Leiden getroffen. Seine Gemahlin, in äußeren Ehren und Wohlſtand erwachſen, vermochte die beengte Lage, in der ſie in Prag lebte, nicht ſo gleichmüthig zu ertragen wie er; ſie hatte ſchon ſeit längerer Zeit an tiefer Schwermuth gelitten. Als im J. 1607 die Paſſauer

---

*) Epistol. mut. nr. 229.

Truppen, welche der Kaiſer geworben hatte, für den lange rückſtändigen Sold durch gewaltthätige Erpreſſungen in Böhmen ſich bezahlt machen wollten und ſelbſt in Prag, in der Nähe von Kepplers Wohnung mehrere Häuſer von ihnen geplündert wurden, da wirkte der Schrecken ſo heftig auf die bedauernswürdige Frau ein, daß dieſelbe Anfälle von Epilepſie bekam, die zuletzt in Geiſtesverwirrung übergieng. Im J. 1611 machte der Tod dieſem Leid ein Ende, und nahe in derſelben Zeit verlor Keppler auch drei ſeiner Kinder an der Pockenkrankheit. Zu dieſen Leiden kam noch die Kränkung, daß ſeine Stieftochter, welche nach Steyermark gezogen war, ihren noch lebenden Geſchwiſtern die mütterliche Erbſchaft ſtreitig machen wollte.

Rudolphs II nächſtälteſter Bruder Matthias, ſchon längſt im Beſitz aller Einkünfte und Länder der Monarchie, war jetzt auch dem Titel und Rechten nach römiſcher Kaiſer geworden. Er beſtätigte Keppler in ſeinem Amte als kaiſerlicher Hofaſtronom, ließ aber demſelben ſeine Beſoldung noch ungleich ſchlechter auszahlen, als ſein Vorgänger dies gethan hatte. Noch 4000 Gulden war man unter der vorigen Regierung dem Hofaſtronomen ſchuldig geblieben, unter Kaiſer Matthias, von 1612 bis 1619 wuchs der Rückſtand auf 12000 Gulden an. Da konnte keiner der Gehülfen, keiner der Arbeiter und Diener der Sternwarte mehr bezahlt werden; Keppler allein, der ſich und die Seinen durch das ſeiner Natur ſo widerſtrebende Schreiben von Kalendern, mit witzig-ſinnreichen aſtrologiſchen Vorausverkündigungen ernähren mußte, wandelte noch auf den verödeten Sälen unter den jeder nöthigen Ausbeſſerung und Vervollſtändigung beraubten Hülfsmitteln herum. Dennoch wußte der Kaiſer bei Gelegenheit der Dienſte ſeines Hofaſtronomen ſich auf eine Weiſe zu bedienen, welche alle Kräfte deſſelben in Anſpruch nahm. So auf dem Reichstag zu Regensburg im J. 1613, wo Keppler durch ſeinen Einfluß, wie durch ſein in deutſcher Sprache verfaßtes gründliches Gutachten vergeblich ſich bemühte die proteſtantiſchen Stände dahin zu bewegen, daß auch ſie der allgemeinen Einführung des verbeſſerten, naturgemäßern Gregorianiſchen Kalenders ſich annehmen möchten. Als auf dieſem Reichstage auch über Kepplers Forderung der rückſtändigen Beſoldung eine Berathung ſtatt fand, entſchied die Stimmenmehrheit zwar zu ſeinen Gunſten, er aber erhielt demohnerachtet keinen Heller. Und dennoch fragte ihn der kaiſerliche Geheimerath Walher von Walhenfels, warum die aſtronomiſchen Tafeln, deren Ausarbeitung er verſprochen, noch nicht erſchienen ſeyen, obgleich jeder wußte, daß der Vorwurf nicht erfüllten Verſprechens auf ganz andre fiel als auf den vielgeplagten Mann, dem jetzt alle Arbeit ohne Bezahlung allein oblag, und welcher, um nicht zu verhungern oder zu betteln, Kalender machen mußte.

Als Keppler von aller andren Hülfe ſich verlaſſen ſahe, da folgte er, mit Bewilligung des Kaiſers, dem Rufe der Stände des Landes ob der Ens zu einer Profeſſur der Mathematik an dem Gymnaſium zu Linz und zog mit ſeinen beiden Kindern, dem Sohne Ludwig und der Tochter Margaretha dorthin.

6) Kepplers Leben in Linz.

Die Leiden wie die Freuden des trefflichen Mannes, aus deſſen Leben wir hier einige Züge mittheilen, wuchſen beſtändig in gleichem Maaße; je heftiger die Stürme von außen ihm zuſetzten, deſto kraftiger wurden auch von innen die Tröſtungen und Erquickungen, welche ſein Gemüth empfieng. In dem Zeitraum von 1614 bis 1620 wurden Kepplers Forſchungen durch die größeſten, herrlichſten Entdeckungen belohnt; ſeine Verdienſte um die Wiſſenſchaft fanden, wenn auch nicht in Deutſchland, doch in andren Ländern die ehrendſte Anerkennung; in ſeinem häuslichen Leben genoß er eines Friedens und einer Freude, welche er vorher noch nie empfunden

Wenn man jedoch in ſeinen, während dieſer Zeit verfaßten Schriften, ſo wie in vielen ſeiner Briefe jene Seligkeit des Geiſtes, jene Himmelsfreuden mit empfindet, welche das Erkennen der Ordnung und der Geſetze ihm gewährte, nach denen eine göttliche Weisheit das ſichtbare Weltall regiert und erhält, wenn man durch den Inhalt jener Schriften, wie in der Nähe eines Göttlichen, freudig ſich erhoben fühlt, dann wird man auch durch die Mittheilungen deſſelben glücklichen Mannes über die wüthenden Angriffe, welche die todte Orthodoxie ſeiner Confeſſionsgenoſſen von unten her auf ihn machte, deſto tiefer betrübt und verletzt. Dort ein frommer, demüthiger, kindlichgläubiger Prieſter des Herrn, am Altar der Natur, hier hochmüthig fleiſchliche Eiferer, in denen der Buchſtabe Geiſt und Leben der Liebe getödtet hatte, unwürdig des Altares, an welchem ſie, wenn ſie lieblos und mit Haß im Herzen ihm naheten, ſtatt der Segnungen nur das Gericht empfangen konnten Und wenn uns nach einer andern Seite hin Kepplers Briefe einen Blick thun laſſen in das ſtille liebliche Leben ſeines eignen Hauſes, dann wird die Freude hieran deſto fühlbarer getrübt durch den Jammer, der ſeine Familie in Würtemberg traf, als man dort ſeine alte, ſiebenzigjährige Mutter der Hexerei beſchuldigte und peinlich verfolgte. Die Schmach, welche damals, von dem Vaterlande aus ſich über ſein ganzes Haus ergoß, konnte kaum durch die Ehren aufgewogen werden, welche England und Italien ihm erwieſen.

Die erſte Erfahrung, welche Keppler bei ſeinem Eintritt in das neue Lebensverhältniß machen mußte, gehörte nicht zu der Reihe der erfreulichen, ſondern der ſchmerzlichen Begegniſſe, welche ſeiner in Linz warteten. Dort war ſeit 1619 Hauptpaſtor der damals zahlreichen lutheriſchen Gemeinde, **Daniel Hizler**, ein geborener Würtemberger. Dieſer wußte nichts Angelegentlicheres zu thun als ſeinem großen Landsmann gleich nach den erſten Kirchenbeſuchen deſſelben die Würtembergiſche, ſogenannte Concordienformel zur beiſtimmenden Unterſchrift vorzulegen und da Keppler in Beziehung auf die in jener „Concordienformel“ anbefohlene Verfluchung der Reformirten, wegen ihrer abweichenden Auslegung der Einſetzungsworte des Abendmahles eine Verwahrung beiſetzen wollte, ſprach Hizler alsbald über ihn, als ſelbſt einen Ketzer, die Excommunication aus. Keppler wendete ſich deshalb an das Conſiſtorium zu Stuttgart mit der beſcheidnen Bitte ihm entweder ſeine Zweifel über die Zuläſſigkeit der Verfluchung der Chriſten einer andren Bekenntnißform zu löſen, oder doch den Ausſpruch zu thun, daß Hizler ihn, ohne ſein Gewiſſen zu verletzen, zur Communion zulaſſen könne. Denn im Fall er genöthigt ſein würde außerhalb der Stadt zur Communion zu gehen, möchte dieſes bei Andren gegen den Geiſtlichen, durch welchen er das Abendmahl empfinge, ein Vorurtheil erregen und auch in andrer Beziehung ein Aergerniß geben.

Die Antwort der Würtembergiſchen Orthodoxen auf jenen chriſtlich beſcheidnen, demüthigen, aus tiefer chriſtlicher Erkenntniß hervorgegangenen Brief kann für alle Zeiten lehrreich ſeyn. Nur wie zum Spott ſcheinen ſie im Eingang ihres Schreibens ſeine Sprache der Beſcheidenheit nachzuaffen, dann aber alsbald reden ſie in ihrer Weiſe. Sie nennen ihn, den in Noth und Todesgefahr treuen Bekenner des gemeinſamen Glaubensgrundes einen Wolf in Schafskleidern, einen Maulchriſten; ſeine Zweifel ſind in ihren Augen ungereimte Speculationen, ihre Concordienformeln dagegen Gottes Wort; ein blinder Glaube daran iſt Bedingung zur Seligkeit; ſie rathen dem über ihre beſchränkten Köpfe hoch erhabenen Geiſte, er ſolle bei ſeiner (in ihren Augen ſehr gering geachteten) Mathematik bleiben, mit dem Studium der heiligen Schrift ſich nicht befaſſen.

In Beziehung auf dieſen Erlaß des Stuttgarter Conſiſtoriums ſchreibt der jüngere, von ſeinem Namensvorgänger durch Milde der Geſinnung ſehr verſchiedene Joh. Val. Andrea an Keppler. „Die neue Theologie iſt durch ſophiſtiſche Unterſuchungen und nutzloſe Fragen ſo dornig, daß weder Petrus noch Paulus, wenn ſie ins Leben zurückkehrten, bei ihr Eingang finden könnten.“ Keppler ſelber ſchreibt darüber an Mäſtlin: „Ich könnte all dieſem Krieg ein Ende ſchaffen, wenn ich, ohne eine Ausnahme zu machen, Alles unterſchriebe. Ich vermag aber nicht in Sachen der Religion zu heucheln. Mein Gewiſſen erlaubt es mir nicht ihren Haß zu theilen und durch meine Unterſchrift zu einem verdammenden Richter mich aufzuwerfen; denn verdammen kann ich meine Brüder nicht; ſie ſtehen oder ſie fallen, immer ſind ſie des Herrn und meine Brüder.“

Zu dem betrübenden Ereigniß geſellte ſich bald nachher, für den vielgeprüften Mann ein ſehr erfreuliches. Kepplers erſte Ehe, wie man dies aus verſchiedenen, auf fremder Mittheilung beruhenden Zügen ſchließen muß, war im Ganzen kaum eine glückliche zu nennen. Das hochgeborene, adelige, in Wohlſtand erwachſne Fräulein, konnte ſich niemals in die Entbehrungen und Beſchwerden des armen Lebens eines ſolchen Gelehrten finden, wie Keppler war; jene tiefe Schwermuth, welche ſie bei den trüben Verhältniſſen in Prag ergriff, nachmals ihr ſchweres leibliches und geiſtiges Erkranken konnte auf den, unter eignen Laſten ſeufzenden Mann nur niederbeugend, nicht erheiternd wirken. Keppler bedurfte einer treuen Mutter für ſeine beiden Kinder; in Effertingen führte ihm die Vorſehung eine Lebensgefährtin zu, welche durch Tugend wie durch Bildung und eine hohe äußre Anmuth ganz geeignet war, ihm alle Freuden einer im Himmel geſchloſſenen, glücklichen Ehe zu gewähren. Suſanna Reitinger, eine Bürgerstochter aus Effertingen, von der Gräfin von Stahremberg, deren Liebling das ſchöne, ſanfte Kind war, erzogen und gebildet, reichte ihm ſchon im Jahr 1613 ihre Hand und wurde von da an eine treue, freudige, liebevolle Genoſſin aller ſeiner Schickſale, bis zu ſeinem Tode.

Ein höheres geiſtiges Leben war in den, ſchon vorhin immer thätigen Mann gekommen. In Linz ſchrieb er die männlich reifeſten, die erhabenſten ſeiner Werke. Was er von dem einen derſelben, einem der ſpätren, in einem Briefe an ſeinen Freund Bernecker in Straßburg ſchreibt, das mag noch vielmehr von den ungleich bedeutenderen Arbeiten aus dieſer Zeit gelten. „Dieſe Beſchäftigung“, ſo ſchreibt er, „macht mir zwar mehr Mühe, als das Leſen derſelben meinen Leſern, ich empfange aber auch zugleich aus ihr eine reichere Fülle von Freuden als alle meine Leſer zuſammengenommen.“

Welche erhebende Gefühle mögen das geweſen ſeyn, mit denen Keppler bei der Ausarbeitung ſeines Inbegriffes der copernicaniſchen Lehre*) eine ſeiner großen Entdeckungen an die andre zu einem, durch das was darin ſich abſpiegelte, göttlich ſchönem Ganzen ſich zuſammenfügen ſahe.

---

*) Epitome astronomiae copernicanae, in 4 Banden, welche in den Jahren 1618 bis 1622 im Druck erſchienen.

Keine andre Freude dieſer Art, welche jemals ein denkender Menſchengeiſt, in der Erkenntniß der großen Werke Gottes genoſſen, mag aber höher geweſen ſeyn als die, welche der geweihte Seher der Wahrheit bei der Entdeckung des dritten von ihm gefundenen Geſetzes der Entfernungen und Umlaufszeiten der Weltkörper empfand, nach welchem die Würfelzahl der Entfernungen gleich iſt der Quadratzahl der Umlaufszeiten, ſo daß man, wenn man z. B. die Umlaufszeit eines Weltkörpers kennt, hieraus mit voller Sicherheit ſeinen Abſtand von der Sonne finden kann, indem man aus der Quadratſumme der erſteren die Cubikwurzel aufſucht*). Es war am 8. März 1618, als Kepplern auf dem Wege ſeiner mühſamen Rechnungen dieſes eben ſo folgenreich erhabene als einfache Geſetz, gleich einer Erſcheinung aus einer Welt des Geiſtigen entgegentrat. Er traute ſeinen eignen Augen nicht, meinend, er habe durch eine Uebereilung im Rechnen ſich ſelber getäuſcht. Als er aber zwei Monate ſpäter (am 15. Mai) ſich noch einmal an die Arbeit begab, da war der große Schatz gehoben, von welchem der tiefſinnige Verfaſſer der **Mecanique céleste**, der berühmte Laplace ſagt, daß in ihm, in Verbindung mit den beiden erſten Keppleriſchen Geſetzen die Keime zu der ganzen Mechanik des Himmels liegen. Ein Jahr hernach theilte Keppler ſeine Entdeckung des dritten Geſetzes der Mitwelt in einem Werke mit, welchem an Tiefe, an Klarheit und Erhabenheit der Gedanken nur wenig Menſchenwerke im Gebiet der Wiſſenſchaft nahe kommen. Mit Recht nannte er daſſelbe die

---

*) Wenn z. B. ein Planet gerade 8 Jahre der Erde zu ſeinem Umlauf brauchte, dann müßte ſein Abſtand von der Sonne 4mal ſo groß ſeyn, als der der Erde, denn das Quadrat von 8 iſt 64, die Cubikwurzel aus 4mal 4mal 4 oder aus 64, iſt 4.

Harmonie der Welten*); die Welt der Sichtbarkeit und ihre Geſetze erſcheinen in dieſem wundervollen Buche ſo durchwirkt von den Kräften einer Welt des Geiſtigen und Ewigen, wie der lebende Leib von der Seele; in ihren Harmonien vernimmt man ein Loblied des Schöpfers, das nie verſtummt, ſondern das ertönet bei Tag wie bei Nacht durch die Aeonen der Aeonen. „Ich danke dir", ſo ſpricht Keppler am Schluß jenes Buches, „ich danke dir mein Schöpfer und mein Herr, daß du mir dieſe Freuden an deiner Schöpfung, das Entzücken über die Werke deiner Hände geſchenkt haſt. Ich habe die Herrlichkeit deiner Werke den Menſchen kund gethan, ſo weit mein endlicher Geiſt deine Unendlichkeit zu faſſen vermochte. Wo ich etwas geſagt, das deiner unwürdig iſt, oder nachgetrachtet haben ſollte der eignen Ehre, das vergieb mir gnädiglich."

In der Vorrede ermahnt er die italieniſchen Buchführer, durch welche gewöhnlich eine große Zahl von Exemplaren ſeiner Werke abgeſetzt wurden, daß ſie aus Achtung gegen die Obrigkeit ſeine „Harmonie der Welten", darin die Wahrheit des copernicaniſchen Syſtems aufs Einleuchtendſte erwieſen war, nicht an Jedermann, ſondern nur an ſachverſtändige Gelehrte abgeben möchten. Es bezieht ſich dies auf die Stelle eines Briefes des geiſtreichen Grafen Blancus, welcher ſeinem deutſchen Freunde meldet, daß man zwar in Italien die Verbreitung der Lehre von der Bewegung der Erde unter dem Volk durch das Verbot der Bücher ſolchen Inhaltes verhindern wolle, daß aber, wenn tauſend Exemplare der Harmonie der Welten nach Italien kämen, ſie alle um hohen Preis würden verkauft werden. Uebrigens ſagt Keppler über die damaligen religiöſen Bedenklichkeiten ſolcher

---

*) Harmonices mundi. In 5 Büchern 1619.

Art ſehr treffend: „Der Tag iſt nahe, an deſſen Licht die fromme Einfalt ihres blinden Wahnes mit Beſchämung inne werden und wo man die reine Wahrheit im Buche der Natur wie in der heiligen Schrift erkennen und über die Harmonie beider Offenbarungen ſich freuen wird.“

Keppler eignete jenes Hauptwerk ſeines Lebens dem König Jacob I von England mit dem Wunſche zu, daß in ihm die Harmonie der Kirche ihr Zuſammenſtimmen finden möge. Es war dies nur eine dankbare Erwiederung jener huldvollen Beachtung, welche dieſer König ihm erwieſen hatte, als er durch Lord Wotton unter ſehr vortheilhaften Bedingungen ihn nach England berufen ließ *). Vieler Noth, die ſpäter ſein wartete, wäre er durch die Annahme dieſes Rufes entgangen, auch war ſchon ſeine damalige Lage in dem vom Krieg bedrängten Linz, bei dem Vorenthalten der Beſoldungszahlung und aller andren Einkünfte eine ſehr peinliche, dennoch hieng der ſeltſame Mann ſo feſt am Vaterland, daß er ſich zum Auswandern auf die brittiſche Inſel nicht entſchließen konnte. Er, deſſen Geiſt ſich an den raſtloſen Bewegungen der Welten des Himmelsraumes vergnügte, würde, wenn er ſeiner Neigung hätte folgen dürfen, nicht über einen Grad der Breite ſeiner kleinen Erde von der Wiege ſeiner Heimath hinweggezogen ſeyn.

Allerdings waren die bereits erwähnten Werke, die **Epitome** und die **Harmonices mundi** ihrem Gehalt nach die bedeutendſten aus dieſer Zeit von Kepplers Leben. Ab-

---

*) Sir Henry Wotton war engliſcher Geſandter bei der Republik Venedig und machte den Antrag mündlich auf einer ſeiner Reiſen an Keppler. M. v. **Sir David Brewster: the Martyrs of Science or the Lives of Galileo, Tycho Brahé and Kepler**, im Auszug in **the Edinburgh Review Vol. LXXX. p. 165.**

geſehen von den erſt nach mehreren Menſchenaltern allgemein verſtändlicher werdenden größeſten, in ihnen enthaltenen Entdeckungen hatte auch für die Mehrzahl der damaligen Zeitgenoſſen, namentlich das Buch über die Harmonie der Welten, eine ganz neue Anſchauung des Sternenhimmels ſchon durch die Lehre begründet, daß alle Fixſterne Sonnen, gleich der unſrigen, wahrſcheinlich auch von einer Planetenwelt umgeben ſeyen, und daß die Lage unſres Sonnenſyſtemes in einer näheren Beziehung zur Milchſtraße ſtehe; daß das Licht kein ausſtrömender Körper, ſondern die Folge eines Bewegens ſey (er ſprach, noch ehe die Beobachtung dies entſchieden, die Wahrheit aus, daß die Sonne ſich um ihre Axe bewege). Aber außer jenen großartigeren Arbeiten veröffentlichte Keppler in den Jahren von **1614** bis **1620** auch noch mehrere kleinere, unter denen einige, nur wie im Scherz hingeworfene, die Keime nachmaliger bedeutender Anwendungen in ſich tragen. Seine Stereometrie der Fäſſer (1615) führte Fermont auf die Erfindung der Differentialrechnung, und von nicht minderer Bedeutſamkeit ſind ſeine Forſchungen über die Geſtalt der Schneeflocken; über die Vermehrung des Menſchengeſchlechtes, ſowie ſeine phyſikaliſchen Ketzereien (**Paradoxa physica**), ja ſelbſt ſeine Erfindung der Waſſerſchrauben.

Wer könnte es dieſen, wie aus dem Himmelsblau eines immer heitren, klaren Geiſtes hervorgegangenen Arbeiten anmerken, welcher tiefe Schmerz während der Zeit ihres Entſtehens auf den Verfaſſer derſelben einwirkte! Und dennoch war dieſes zum Theil ein ſolcher, dem ein minder ſtarker Geiſt ganz erlegen ſeyn würde. Von der einen Seite brach ein Ungewitter der Verfolgungen über Keppler als treuen Gefährten ſeiner Glaubensgenoſſen, von der andren eine Fluth der Läſterungen über ihn und ſein ganzes Haus durch den Verdacht herein, der ſeine unglückliche alte Mutter getroffen hatte.

Als der Sohn vor 20 Jahren ſein Vaterland verließ, war die Mutter eine unbeſcholtene, geachtete Frau geweſen. Ihre Tochter Margaretha, die dem Mathematiker an ſanfter, guter Gemüthsart am meiſten glich, bezeugte: daß ſie von ihrer lieben Mutter in Gottesfurcht und in allen Tugenden wohl unterwieſen und durch das Vorbild des chriſtlichen Wandels, den dieſelbe führte, darin beſtärkt worden ſey. Andre ſagten von der alten Kepplerin aus, daß ſie allerdings ein Weib von heftiger, leicht reizbarer Gemüthsart und ihrer Zunge, wenn ſie in Zorn war, nicht mächtig geweſen ſey. Als die Tochter von dem Aufenthaltsort der Mutter, auswärts, an Pfarrer Binder ſich verheirathet hatte, war die einſame Alte bei ihrer lebhaft redſeligen Natur genöthigt, ihre tägliche Unterhaltung in fremden Häuſern und Familien zu ſuchen, wo ſie öfters in Dinge ſich miſchte, die nicht ihres Amtes waren. Den Verdacht aber der Hexerei hatte ſie durch andre, durchaus abſichtsloſe Nachläſſigkeiten erregt. Eine von dieſen war es, daß ſie den Wein, um nicht immer, wenn ein Gaſt zu ihr kam, in den Keller hinabſteigen zu müſſen, oben im Zimmer, in zinnernen Kannen, vielleicht auch in andren metallenen Gefäßen ſtehen hatte. Sie war, nach der Sitte ihres Landes gaſtfrei, und pflegte jedem Beſuchenden, jedem der ihr den kleinſten Dienſt erwieſen, einen Trunk des ſelbſtgebauten oder vaterländiſchen Weines darzureichen. Welche ſchädliche Beſtandtheile aber ein ſolches Getränk, bei längerem Stehen und bei einiger Verſäumniß der ſorgfältigen Reinigung ſelbſt in manchen damals ſogenannt „zinnernen“ Gefäßen annehmen könne, das wußten ſelbſt die Gelehrten jener Zeit noch nicht zu beurtheilen. Ein Barbiergeſelle hatte nach einem Trunk ſolchen Weines, den ſie ihm reichte, Kopfweh und Erbrechen bekommen. Der Schulmeiſter Beutelſpacher, ein Schulcamerad des Mathematikers hatte ihr die Briefe von dieſem gewöhnlich vorgeleſen und auch beantwortet und bei ſolcher Gelegenheit, ſo wie dann, wenn er in ihrem Baumgarten arbeitete, jederzeit einen reichlichen Trunk aus den zinnernen Kannen empfangen. Der Mann hatte ſich einſt, als er mit einem ſchweren Tragkorbe beladen über einen Graben ſpringen wollte und dabei niederſtürzte, durch den Fall am Rückgrat wehegethan und er ſchrieb die Folgen dieſes Zufalles ſpäter, als das Gerücht von den Hexereien der Kepplerin ſich zu verbreiten anfing, bloß dem vermeintlichen Zaubertrank des Weines ſeiner Nachbarin zu. Vor allen andren war es ein rachſüchtiges Weib, welcher die Kepplerin einſt mit ſcharf ſchneidender Zunge ihren früheren böſen Lebenswandel und die damals von ihr, zur Verbergung des Verbrechens gebrauchten unnatürlichen Mittel vorgeworfen hatte, welche in wahnſinniger Wuth als Zeugin auftrat, um die unglückliche Alte als Hexe zu verſchreien. Selbſt ihr jüngſter Sohn Heinrich, ein Menſch von gefühllos rohem Gemüth, der, als Invalid mit einer Schaar von Kindern zurückkehrend der Mutter zur Laſt lag, bald hernach aber ſtarb, hatte gegen eine Nachbarin ein ſchmahendes Wort über die Küche ſeiner Mutter geſprochen, dem man ſpäter, beim Zeugenverhör, eine widerſinnig abergläubiſche Deutung gab. In die höchſte Gefahr jedoch hatte ſich die unglückliche Alte geſtürzt, als ſie ihrem boshaften Richter, den Vogt Einhorn ins Geſicht den (gerechten) Vorwurf der Beſtechlichkeit machte und dieſe Gefahr wurde noch dadurch vergrößert, daß der Leibbarbier des Herzogs Achilles, ein Verwandter ihrer erbittertſten Feindin war. Leider trat ſelbſt der oberſte Geiſtliche des Ortes, der Decan Buk auf die Seite der abergläubigen und rachſüchtigen Kläger, deren Zahl ſich, ſeitdem einmal der Verdacht gegen die Alte erregt war, durch Jeden vermehrte, in deſſen Haus, nachdem die bedauernswürdige Frau darin geweſen, irgend ein Unfall ausgebrochen war. Sogar durch ihr Begegnen auf der Gaſſe ſollte ſie Kindern irgend eine zauberiſche Verletzung angethan haben.

Man darf nicht vergeſſen, in welche Zeit dieſer unſinnige und ruchloſe Hexenprozeß fiel. Ein armes Weib, aus dem Dorfe der Kepplerin gebürtig, wurde, weil ſie im Verdacht der Hexerei ſtund, auf Befehl des unſinnig grauſamen Vogtes Einhorn ſo hart gefoltert, daß der Daumen an der Wage hangen blieb; Folter und Scheiterhaufen waren von jenem Manne auch der Mutter des großen Mathematikers zugedacht. Keppler hatte im Jahr 1615 durch einen Brief ſeiner Schweſter Einiges von den Beſchuldigungen erfahren, die man ſeiner Mutter machte. Ein Brief von ihm, an den Kanzler Faber, ſowie das Anſehen dieſes Freundes ſcheinen damals für einige Zeit die Feinde ſeiner Mutter geſchreckt zu haben. Das Feuer jedoch der Gehäſſigkeit und des furchtbaren Verdachtes, das gegen die unglückliche Alte weit umher im Volk ſich entzündet hatte, wurde dadurch nicht ausgelöſcht, ſondern wie ein Brand im Walde zündete es weiter. Man hatte ſie aus der Gemeinſchaft ihrer Kirche ausgeſchloſſen, man verbat ſich ihren Beſuch in den Häuſern, ſie ſahe von allen Menſchen ſich verlaſſen, verabſcheut und geflohen, nur die Tochter Margaretha und ihr großer Sohn, der Mathematiker nahmen ſich ihrer mit kindlicher Liebe und Treue an. Dieſer, der Mathematiker, hatte die Mutter eingeladen zu ihm nach Linz zu kommen und ihre alten Tage bei ihm in Frieden zu verleben. Sie kam auch, blieb aber nur kurze Zeit, weil ſie fürchtete, der ungerechte Verdacht gegen ſie könne durch ihre Entfernung aus der Heimath noch heftiger aufgeregt werden und in Hoffnung ſtund, ihr perſönliches Auftreten vor Gericht, ihre wahren, aus gutem Gewiſſen kommenden Ausſagen, würden die falſchen, ungegründeten Anklagen entkräften. Ueberdieß hatten ihr auch die Gerichte mit Einziehung ihres kleinen Beſitzthumes, zur Entſchädigung der feindſeligen Kläger gedroht und ihr Schwiegerſohn ſo wie der Sohn Chriſtoph in Weil ſich erboten, die Beklagte vor ihre Richter zu ſtellen. Der Mathematiker reiſte ihr nach, verſuchte jedoch vergeblich ſie zur Rückkehr mit ihm nach Linz zu bewegen; er kehrte, nachdem er die Angelegenheit ſeinen Freunden anempfohlen, allein zurück. Die arme Mutter war jetzt wieder ganz in den Händen der Feinde; ein Zeugenverhör im J. 1618 hatte durch eine zahlloſe Menge der unſinnigſten Ausſagen den ſchwarzen Verdacht gegen ſie vermehrt und als die Verfolger im J. 1619, nach dem Tod des Kaiſers Matthias, den bisherigen Hofaſtronomen ſeiner höchſten Stütze beraubt wähnten, ja als dieſer in dem belagerten Linz ſelber wie ein Gefangener eingeſchloſſen war, da wagten die Verläumder ihren furchtbarſten Angriff, in deſſen Folge die 74jährige Frau ins Gefängniß geworfen und zu den Qualen der Tortur verurtheilt wurde. Jetzt aber, da die Gefahr am größeſten, erſchien plötzlich am 26ten September 1620 der Mathematiker, der ſeine Familie aus Linz nach Regensburg geflüchtet und dann zur Rettung der Mutter ſich auf dieſe, wie er ſie ſelber nennt, „klägliche Reiſe" begeben hatte. Seinem beredten Mund und ſeiner Feder gelang es jedoch erſt nach einem Jahre und nur mit Hülfe einiger hellſehenden, edeldenkenden Räthe des Herzogs die Mutter aus dem Kerker und aus der Furcht vor Marter und Feuertes zu befreien und die ſcharfſinnig klare Beleuchtung aller Ungerechtigkeiten und Fehlgriffe, welche in dieſem Hexenprozeß gemacht worden waren, hat ſehr weſentlich dazu beigetragen, zunächſt in Würtemberg, dann auch in andren deutſchen Ländern den Regierungen die Augen zu öffnen über jene Blutſchulden, die man bis dahin in dem Verfahren gegen Tauſende ſolcher Unglücklichen, wie Kepplers Mutter war, aufgehäuft hatte. Die alte Mutter entgieng aller weitren Noth der Erde durch ihren Tod am 13. April 1622.

Keppler hatte durch dieſen langen, ſchweren Kampf mit fremden Vorurtheilen und Ungerechtigkeiten nicht bloß mehrere Jahre ſeiner ihm ſo koſtbaren Zeit verloren, ſondern auch, in der beſtändigen Bewegung des Gemüthes, an Kräften des Leibes ſo wie an den ihm ſelber ſo ſparſam zugetheilten Geldmitteln ungemein viel aufgeopfert. Schwerer jedoch und empfindlicher als dieſes Alles fiel ihm und den Seinigen die große Schande, welche nach den Vorurtheilen jener Zeit ſeinen Namen, als den des Sohnes einer Mutter trafen, welche im Verdacht der Hexerei ſtund. Bis hin zu den Ufern der Oſtſee hatte das ſchmähliche Gerücht, mit vielen Zuſätzen ſich verbreitet. Die Stelle als Hofaſtronom war ſeit Kaiſer Ferdinands Regierungsantritt eingezogen worden, eben ſo die der Profeſſur in Linz; nirgends zeigte ſich für Keppler im deutſchen Vaterland ein Ort des Unterkommens. Da öffnete ſich ihm eine Ausſicht, ſo vortheilhaft als ihm noch keine in Deutſchland geworden war, auf eine Anſtellung in Italien. Der geiſtvolle Prinz Julius von Medicis hatte den berühmten Mann durch Galilei der Republik Venedig empfehlen laſſen, dieſe zeigte ſogleich ſich geneigt auf die Empfehlung einzugehen und Galilei freute ſich ſchon innig auf Kepplers Nahekommen und perſönliche Bekanntſchaft. Faſt um dieſelbe Zeit ergieng auch

ein andrer Ruf an den großen, deutſchen Aſtronomen; die
Univerſität Bologna wollte ihn für eine Profeſſur der Ma-
thematik gewinnen. Keppler aber fühlte ſich dem Vaterland
in all ſeinen Leiden und Freuden ſo tief verbunden und
wußte den Werth der allerdings vielfach verkümmerten gei-
ſtigen Freiheit deſſelben ſo hoch zu ſchätzen, daß er ſich nicht
entſchließen konnte, nach Italien zu gehen. Mit ungebeugtem
Muthe gieng er der Noth und den Sorgen entgegen, die in
den letzten Jahren des Lebens ſeiner warteten.

Noch während ſeines Aufenthaltes in Würtemberg hatte
r die Beobachtungen zweier Mondsfinſterniſſe im Juni und
December 1620 beſchrieben. Seitdem er jedoch mit ſeiner
Familie noch einmal nach Linz zurückgekehrt war, wo er
ortwährend auch durch Unterricht, wenigſtens einzelner
Schüler zu nützen ſuchte, lag ihm die endliche Ausführung
iner anderen Amtsarbeit an, die ihm ſchon vor 20 Jahren
on Kaiſer Rudolph aufgetragen worden. Es war dies die
mgeſtaltung und Verbeſſerung der zuletzt von Copernicus
eröffentlichten ſogenannt pruteniſchen, aſtronomiſchen Tafeln.
eppler gab denſelben durch ſeine Bearbeitung nicht nur
ne ganz neue Geſtalt, ſondern auch, zu Ehren ſeines alten
Wohlthaters, des Kaiſers Rudolph den Namen der Rudol-
hiniſchen. Sie ſind nach Laplaces Urtheil ein für alle
eiten denkwürdiges Unternehmen. Zum erſten Male wa-
n hier die aſtronomiſchen Berechnungen auf die wahren
eſetze der planetariſchen Bewegung begründet, führten
thin zu einem untrüglich wahren Reſultat. Wenn man
denkt, daß Keppler die Arbeit der mühſamen Rechnungen *),

---

*) Nepers Erfindung der Logarithmen, durch welche dem rechnenden Aſtronomen mehr als die Hälfte der Zeit und Mühe erſpart wird, war damals noch nicht gemeinnützig

weil ihm nicht einmal ſeine Beſoldung, geſchweige die eines Gehülfen bezahlt wurde, ganz allein auf ſich laſten hatte, daß er mitten in der Beſchaftigung durch die Unruhen des Krieges und häusliche Noth ſo oft unterbrochen und gehemmt wurde, daß in die Zeit des ſchon begonnenen Druckes die Vertreibung der Proteſtanten und zugleich die ſeinige aus Linz fiel und der Umzug nach Ulm, dann wird man erſt im Stande ſeyn, die rieſenhafte Arbeit, welche hier in 65 Folioſeiten zuſammengedrangt iſt, recht zu würdigen. Da die Anweiſungen, welche der Kaiſer ihm, zur Bezahlung der Druckkoſten an mehrere Reichsſtadte ertheilt hatte, gar nicht oder nur zum Theil beachtet wurden und die Auslagen dafür meiſt den Verfaſſer trafen, hatte dieſer das Recht empfangen, ſo viel Exemplare der im J. 1627 zu Ulm gedruckten Tafeln für ſeinen Vortheil zu verkaufen als nach dem Betrag des Preiſes, den die kaiſerliche Bücher-Commiſſion dafür feſtgeſetzt hatte, zur Vergütung ſeiner gemachten Auslagen hinreichend waren. Jener Preis war zu 3 fl. angeſchlagen, Fürſten aber, Univerſitaten und mehrere wohlbemittelte Freunde der Gelehrſamkeit ſendeten dem Verfaſſer als Beweis ihrer perſonlichen Achtung für dieſes langſt erſehnte und erwartete Werk Summen, deren hoher Betrag den ſo beſcheiden angeſetzten Preis unvergleichbar weit übertraf. Es war dies ein Zehrpfennig, den die Vorſehung

---

gemacht. Als dieſelbe in den letzten Lebensjahren Kepplers in Deutſchland bekannt wurde, hatten die Mathematiker ein Mißtrauen dagegen, weil der Erfinder aus dem Grunde, darauf ſeine Erfindung beruhete, ein Geheimniß machte. Keppler hatte kaum einen Blick in das Buch gethan, da fand er ſogleich die Theorie der Logarithmen, die er in ſeiner Chilias Logarithmorum 1624 bekannt und hierdurch den Mathematikern die große Erfindung erſt annehmlich machte.

dem ſtandhaften Dulder auf den letzten Theil ſeines Pilgerweges, ſo wie ſeiner Wittwe und ſeinen Waiſen zur Hülfe in ihrer Noth zuſendete.

7) Kepplers Lebensende.

Die letzten Tage des trefflichen Mannes ſollten wo möglich noch unruhiger und getrübter werden als ſeine früheren geweſen. Es ſcheint ein weſentliches Element der Erziehung für den großen, zeitlichen wie ewigen Beruf ſeines Geiſtes geweſen zu ſeyn, daß jenem natürlichen Sehnen nach Frieden und Ruhe, welches in ihm lag, nirgends auf der Erde ein Anhaltspunkt noch Befriedigung werden ſollte, damit dieſes Sehnen immer mehr an die Richtung von der Erde hinweg nach dem Himmel ſich gewöhnen möge.

Oeſterreich war dem treuen Anhänger des Augsburgiſchen Glaubensbekenntniſſes faſt verſchloſſen, doch hatte Keppler ſeine Stellung als Hofaſtronom ſammt der zu ihr gehörigen Beſoldung von neuem empfangen. Damit aber die kaiſerliche Hofkammer dieſer Ausgabe ſo wie der Laſt der Rückſtände auf die früheren Beſoldungsbeträge von 12000 fl. enthoben werde, wurde der Aſtronom mit all ſeinen Anforderungen dem mächtigen Gönner und Freunde, weniger freilich der Aſtronomie als der Aſtrologie, dem Herzoge von Friedland und Sagan: Wallenſtein übergeben. Aus den Einkünften des dem Feldherrn neu verliehenen Herzogthumes Mecklenburg ſollten beide: die Beſoldung wie die Schuldforderungen Kepplers bezahlt werden. Wallenſtein war es fähig den Werth eines ſolchen hochſtrebenden Geiſtes, wie der des Keppler war, zu ahnen, wenn auch nicht vollkommen ihn zu würdigen. In Sagan war der große Aſtronom ein Genoſſe ſeines Tiſches wie ſeines vertrauten Umganges und beide Männer, hochſtrebend, im Genuß der

Sinnen mäßig und einfach, zum Frohſinn und Scherz wie zu ernſteren wiſſenſchaftlichen Unterhaltungen geneigt, vertrugen ſich wohl zuſammen. Als aber der Herzog Kepplern zum Dienſt ſeiner aſtrologiſchen Träumereien beſtimmen wollte, da weigerte ſich dieſer, und Wallenſtein ſahe ſich genöthigt neben dem Aſtronomen noch den Aſtrologen Zeno (Seni) um theuren Sold in ſeine Dienſte zu nehmen. Auch wagte es Keppler ungeſcheut den mächtigen Herzog an die Schuld zu erinnern, deren Abzahlung er verſprochen hatte und den Erſatz, der ihm durch eine Anſtellung an der Univerſität Roſtock geboten wurde, auszuſchlagen. Dagegen übernahm er willig die Ausführung, ſowohl von Wallenſteins Auftrag, den Zeitpunkt der Conjunktion des Jupiter und des Saturn aufs Genaueſte zu berechnen, als die des kaiſerlichen Auftrages zu einer Berechnung aſtronomiſcher Ephemeriden, bis zum Jahr 1637. In einem Briefe an den treuen Freund Berneker in Straßburg, darin Keppler es erzählt, wie er Wallenſtein, den von Allen gefürchteten zweimal an ſeine Schuld gemahnt und ihm erklärt habe, daß er dem Rufe nach Roſtock nur mit Genehmigung des Kaiſers folgen werde, fügt derſelbe hinzu: „Du wirſt über meine Kühnheit ſtaunen und lachen, doch bedenke, daß der Herzog über ſeine Gnaden Herr und Meiſter, das Glück aber beides über den Herzog iſt.“

Wallenſtein verſchmähete es auf die Bedingungen einzugehen, die ſein Aſtronom ihm machte und dieſer blieb mit ſeiner Frau und den jüngeren Kindern in Sagan, während ſeine beiden Kinder erſter Ehe, die Tochter Suſanna im Fräuleinſtift zu Pforzheim, Ludwig aber, als Student der Medizin in Tübingen ſich befanden. Die Verheerungen des Krieges, durch Wallenſtein aus einer Provinz von Deutſchland in die andre hinübergeführt, hatten ſich ſeit dem Reſtitutionsedikt auch über Würtemberg ergoſſen. Mitten unter dieſem Gedränge der Noth und der Gefahren ward Kepplers Tochter Suſanna die glückliche Braut eines der ſpäteſten Schüler, welche ſich der große Aſtronom zu ſeinen Gehülfen herangebildet hatte, des Dr. Bartſch, der als Profeſſor der Mathematik nach Straßburg berufen war. Die Hochzeit wurde im März 1630 in des treuen Freundes Bernekers Hauſe gefeiert, der Bruder Ludwig und die Tante ſowie der Oheim Chriſtoph aus Würtemberg waren dabei. „Wie glücklich bin ich," ſchrieb Bernecker an Keppler, „Deine Tochter in meinem Hauſe zu bewirthen; faſt daſſelbe als hatte ich Dich in eigner Perſon bei mir. Sie iſt das würdige Ebenbild eines ſolchen Vaters; aus ihrem Angeſicht wie aus ihren Geſprächen leuchtet Beſcheidenheit, Klugheit und Frömmigkeit hervor."

Das junge Ehepaar fand, von kindlicher Liebe getrieben ungehemmt den Weg, mitten durch die feindlichen Heere, nach Sagan an das Herz des Vaters, dem dieſes die letzte Freude ſterblicher Art war, deren er auf Erden genoß. Sagan war, nach der Abreiſe der Kinder auch für ihn keine Stätte des Bleibens mehr. Zwar hatte er dort, außer den Ephemeriden bis auf 1637 auch ſeinen Hipparch und eine kleine Schrift gearbeitet, darin er den im J. 1631 ſich ereignenden Vorübergang der Venus vor der Sonnenſcheibe vorausverkündete, aber die Druckerei ſtund wegen der Kriegsunruhen ſtill und mit ihr ſtockte für ihn und ſeine Familie die Quelle des Unterhaltes. Da beſchloß er, mit ſeinen alten und neuen Anſprüchen und Schuldforderungen an Kaiſer und Reich, darinnen jetzt faſt ſein einziges noch übriges Vermögen beſtund, nach Regensburg auf jenen namlichen Reichstag zu ziehen, bei dem ſich auch Tavernier, nach S. 79 als glücklicher, jugendlicher Abentheurer einfand.

Er gieng dahin mit tiefgebeugtem Muth und, wie es ſcheint, mit einer trüben Vorahnung ſeines nahen Endes. Dem treuen Bernecker in Straßburg, der ihn und die Seinen unter das gaſtfreie Dach ſeines Hauſes eingeladen hatte, ſchrieb er, 4 Wochen vor ſeinem Tode (am 21. Oct. 1630): „Ich nehme das Erbieten Deiner Gaſtfreundſchaft mit innigem Danke an. Gott ſchütze Euch; er erbarme ſich über mein unglückliches Vaterland. Bei der jetzigen Ungewißheit aller Dinge darf man keine Ausſicht auf ein Unterkommen von ſich weiſen. Ich kann nicht wiſſen, ob meine Schweſter bei dem gegenwärtigen Drucke, der auf Würtemberg laſtet, von dem was ſie als einen Theil meines Vermögens unter ihren Händen hat, meinem Sohne etwas ſchicken kann. Sey Du abermals Vater, doch kein allzu nachſichtiger. In dieſem Augenblick bin ich auf einer Reiſe nach Regensburg und Linz, von da wieder zurück nach Sagan. — Bete mit mir inbrünſtig für die Kirche und für mich.“

Dies iſt das Letzte, was wir, und zwar aus ſeinen eignen Worten, von Keppler erfahren. Er kam, von den Mühſeligkeiten einer Reiſe zu Pferde entkräftet, in Regensburg an, wurde mit Kränkungen und mit kalten Zurückweiſungen all ſeiner gerechten Forderungen empfangen, fiel in eine ſchwere Krankheit und ſtarb ſtill, in der Gegenwart ſeines Gottes, den er in Wort und Leben treu und kräftig bekannt hatte. Sein Todestag war der 15. November 1630. Des berühmten Tychos Leiche hatte man mit fürſtlichen Ehren beſtattet, die des ungleich größeren Keppler trug man wie die eines unbeachteten Mannes hinaus und es koſtete Mühe, bis der edle Dalberg, Biſchoff von Regensburg, das unſcheinbare Grabmahl des größeſten deutſchen Gelehrten mit ſeiner einfachen lateiniſchen Inſchrift unter dem Schutt der alten Feſtungswerke auffand, um ihm ein Denkmal, eines Dalbergs würdig, zu ſetzen. Kepplers Bildniß ſpricht neben den andren Bildniſſen großer Deutſcher, mit denen König Ludwig von Bayern ſeine Walhalla, in der Nähe von Regensburg geziert hat, zu den Augen der empfänglichen Nachwelt von einem Ruhme, der größer und dauernder iſt als die kurze Spanne des Lebens; von einem Lohne der Mühen, der hienieden nicht, wohl aber deſto reicher über den Sternen dahingenommen wird.

Kepplers Witwe kam einige Zeit nach dem Tode ihres Mannes mit ihren 4 kleinen Kindern nach Tübingen zu dem älteſten Sohne Ludwig, um dieſen um die Herausgabe eines Manuſcriptes zu bitten, welches faſt das einzige Erbtheil war, das ihr geblieben. Ludwig Keppler erfüllte dieſe Bitte und das nachgelaſſene Werk: „Ein Traum über die Aſtronomie des Mondes“ *), entſpricht durch ſeinen Inhalt den Aeußerungen, die der Verſtorbene darüber an ſeinen Freund Berneker ſchrieb: „In meiner Aſtronomie des Mondes ſtehen eben ſo viele Räthſel als Zeilen; Räthſel, welche nur mit Hülfe theils der Sternkunde, theils der Naturlehre, theils der Geſchichte aufgelöſt werden können. Aber wie Wenige werden ſich der Mühe einer ſolchen Auflöſung unterziehen mögen? Man will bei einem ſolchen Spielwerk die Stirne nicht zum Nachdenken falten, ſondern mit aller Bequemlichkeit ſich vergnügen, darum gedenke ich die Auflöſung dem Texte in Form von Noten gleich beizufügen. Campanella hat von Bewohnern der Sonne geſchrieben, warum ſollte man Daſſelbe nicht auch von Bewohnern des Mondes thun dürfen? Iſt das nicht ein artiger Einfall, die cyklopiſchen

---

*) J. Kepleri somnium seu opus posthumum de Astronomia lunari, divulgatum a Lud. Keplero, filio, Med. Cand. 1634.

Sitten unſrer Zeit mit lebhaften Farben ſo zu ſchildern, als ob es Geſchichten und Zuſtände auf dem Monde, nicht auf der Erde wären? Doch was wird dieſe Vorſicht nützen? Mußten doch Morus ſo wie Erasmus, jener über ſein Utopien dieſer über ſein Lob der Narrheit gegen harte Angriffe ſich vertheidigen.“

Der eben genannte Sohn des Aſtronomen, Ludwig, wurde ſpäter Arzt in Königsberg. Auch dieſer hinterließ einen Sohn, welcher unverheirathet ſtarb, ſo daß mit dieſem Enkel Kepplers Name im männlichen Stamme erloſch. Deſto kräftiger blühete Kepplers Name, ſein dankbares Andenken und die fruchtbare Anregung ſeines Geiſtes in jenen Werken ſeiner Schüler fort, welche bis auf unſre Tage aus dem Stamme ſeiner großen, männlich kühnen Entdeckungen entſproſſen ſind.

V.

Kleine Erzählungen.

1.

Die Zeichenſprache.

An den lebendigen Weſen, welche auf unſrer Erde wohnen, unterſcheiden wir drei Arten von Sprache: eine Sprache des Begehrungsvermögens, eine der Gefühle und eine der Gedanken. Nach der Weiſe, in welcher die Sprache ſich äußert, könnte man ſie auch unterſcheiden: in eine Sprache der unmittelbaren körperlichen Berührung, dann in eine der Töne und in eine der Worte. Wenn die Inſekten einander die Regungen ihres Begehrungsvermögens mittheilen wollen; dann berühren ſie ſich gegenſeitig mit und an ihren Fühlhörnern. Auf dieſe Weiſe regt die Bienenkönigin die andren Bienen ihres Stockes zur allgemeinen Thätigkeit, oder im Frühling zum Auswandern (Schwärmen) auf, und die Ameiſen wie die Pillenkäfer fordern ſich auf dieſelbe Weiſe zum gegenſeitigen Beiſtand und zur Mitwirkung heraus; ja ſelbſt unſre Kühe geben ſich den Wunſch, an irgend einer Stelle des Halſes oder Rückens gekratzt zu ſeyn, dadurch kund, daß ſie eine andre Kuh an derſelben Stelle mit ihrem Horne gelinde reiben, welche dann ſogleich ſich umwendet und jener daſſelbe thut, was ſie ihr gethan.

Höher als die Sprache der leiblichen Berührung ſteht ſchon die Sprache der Töne, durch welche das Thier die Gefühle der Luſt und der Schmerzen, des Zornes und der Furcht, ſo wie der Liebe ausdrückt. Es iſt nicht zu verkennen, daß viele Thiere, namentlich die Hühner unſrer Höfe, in dieſer Sprache mit einander converſiren, und ſich in derſelben ihre Empfindungen mittheilen. Aber noch etwas viel Höheres, als die Regungen des ſinnlichen Begehrens und der Gefühle, vermag der Menſch in ſeiner Sprache der Worte auszudrücken, durch deren Gabe er ſich vorzugsweiſe vom Thiere unterſcheidet: die Wortſprache iſt die eigentliche Sprache der Gedanken. Derſelbe Meiſter zu helfen, welcher in den Tagen ſeines Fleiſches ſo manchem Stummen den Mund aufthat, daß er redete, hat auch dem Menſchen, mit dem lebendigen Odem, den er ihm einhauchte, zugleich die Gabe zu ſprechen ertheilt, und ihm das Wort, das den Gedanken umfaßt, auf ſeine Zunge gelegt; der Menſch iſt ein vernünftig Denkender und darum ein Sprechender; und nur, weil er ſprechen kann, iſt er auch ein Denkender.

Aber die Gedankenſprache iſt nicht allein und ausſchließend an das hörbare Wort gebunden, ſie kann ſich auch, wie dies der Verkehr mit geiſtig fähigen Taubſtummen beweist, durch ſichtbare Zeichen (als Zeichenſprache) kund geben, ja in manchen Fällen ſogar durch unmittelbare Berührung oder als Sprache des ſinnlichen Gefühles. Denn mit dem taub- und blindgebornen Schottländer James Mitchell konnten andre Menſchen nur dadurch ſich unterhalten, daß ſie ihn anrührten und auf ſeinen Gefühlsſinn einwirkten, und dennoch — dieß ſey hier beiläufig geſagt — empfand dieſer Taubblinde das unabweisbare Bedürfniß nach einer Gedankenſprache, und wußte dieſes Bedürfniß zu befriedigen, indem er ſich eine Zeichenſprache erfand, in welcher er, wie Taubſtumme zu thun pflegen, andren ſehenden Menſchen Mittheilungen machte, ja ſelbſt kleine Geſchichtchen erzählte. Denn obgleich er weder ſahe noch hörte, war er doch wie andre Menſchen ein denkendes, mit Vernunft begabtes Weſen und ſo nothwendig als der einathmenden Lunge der Hauch des Ausathmens, iſt dem Denken des Menſchen eine Sprache der Gedanken. Aber bei dem Allen bleibt es doch entſchiedene Wahrheit, daß der eigentliche naturgemäße Ausdruck für den Gedanken das Wort, ſey es nun das hörbar geſprochene, oder das in Schriftzeichen eingekleidete, iſt, nicht aber die Sprache der Geberden, der Töne, oder der Berührung. Wie weit man in gewiſſen Fällen mit der Geberdenſprache kommen oder nicht kommen könne, mag die nachſtehende Geſchichte beweiſen.

An den Hof Jacobs I, Königes von England, kam einſtmals ein Geſandter aus Spanien. Es war ein hochſtudirter Mann, der in mehreren alten wie neuen Sprachen ſich gut und fertig auszudrücken wußte. Aber dieſes genügte ihm nicht; ſeit vielen Jahren hatte er ſich damit abgemüht, eine Zeichenſprache auszudenken und zu erfinden, in der man ſich wechſelsweiſe ſeine Gedanken, auch die tiefſten oder höchſten, kund geben und mittheilen könnte.

Das wäre nun freilich eine ſchöne Sache. Man brauchte weder Franzöſiſch, noch Engliſch, noch ſonſt eine Sprache zu lernen; der deutſche Philoſoph könnte, ohne ein Wort von der Landesſprache zu verſtehen, ſein Syſtem den Spaniern wie den Portugieſen, ja ſelbſt den Türken, lediglich durch ein Spiel der Finger oder der Geberden vortragen.

So fein und kunſtreich aber auch der Geſandte ſeine Zeichenſprache ſich ausgedacht hatte, war es ihm dennoch bis dahin noch niemals gelungen, Jemand zu finden, der in dieſer neuen Sprache ihn vollkommen verſtanden, noch weniger aber einen Solchen, der ihm darinnen geantwortet hätte. Deſto lebhafter mußte deshalb ſeine Freude ſeyn, da er endlich einen Mann auffand, welcher auf bewundernswerthe Weiſe beides vermochte. Die Bekanntſchaft mit dieſem großen Geiſte machte er auf ganz beſondre Art. Als er nämlich eines Tages am Hofe des Königes Jacob war, brachte er die Rede auf ſeinen Lieblingsgegenſtand, auf die von ihm erfundene Zeichenſprache, und fragte zugleich Se. Majeſtät, ob wohl in Ihrem Lande, das ſo reich an großen Gelehrten, ein ſolcher zu finden ſey, der ſich mit jenem hochwichtigen Gegenſtande, mit der Zeichenſprache, beſchäftigt habe? Der König, welcher ſelber ein Freund der Gelehrſamkeit und auf den wiſſenſchaftlichen Ruf ſeines Landes ſehr eiferſüchtig war, antwortete, ohne ſich viel zu bedenken, mit Ja! — „Und wo“, ſo fragte der Geſandte weiter, „lebt dieſer mir ſo ſchätzenswerthe Mann?“ — „In Aberdeen“, antwortete der König, indem er hierbei an einen damaligen Gelehrten in der genannten Univerſitätsſtadt dachte, der wegen ſeiner ausgebreiteten Sprachkenntniſſe ſehr berühmt war. — „Dieſen Mann muß ich ſehen und kennen lernen“, rief der Geſandte freudig aus; „ich erbitte mir von Ew. Majeſtät Urlaub zu der Reiſe und ein königliches Begleitungsſchreiben“

König Jacob konnte zu dem Wunſche des Geſandten nicht Nein ſagen, wiewohl er einſahe, daß er mit ſeinen Behauptungen etwas zu raſch geweſen ſey. Der große Gelehrte in Aberdeen, den er gemeint hatte, mochte wohl vieler Sprachen Meiſter ſeyn, aber verſtand er ſich deshalb auch auf die Zeichenſprache? Indeß, das königliche Wort war einmal geſprochen; in Aberdeen lebten ſo viele gelehrte und kluge Männer, von dieſen durfte man wohl erwarten, daß ſie das Zutrauen, welches der Monarch in ihre Gelehrſamkeit ſetzte und gegen einen Fremden im Voraus ausgeſprochen hatte, rechtfertigen, und dem Rufe ihrer Univerſität Ehre machen würden. Noch ehe deshalb der Geſandte von London abgereiſt war, lief ein königliches Schreiben an den Rector und an den Senat der Univerſität Aberdeen ihm voraus, welches die Willensmeinung Sr. Majeſtät ausſprach: daß man dem ſpaniſchen Geſandten, Don Alvarez de Vegas es zeigen möge, daß auch in den Landen Sr. Majeſtät, daß namentlich an der berühmten Univerſität Aberdeen ein Mann lebe, welcher von der allerdings höchſt wichtigen, einflußreichen Sprache der Zeichen die pflichtmäßige Kunde habe.

Seine Magnificenz, der Rector der Univerſität, erhielt das königliche Schreiben; er ließ alle Herren Senatoren zuſammenrufen, und erklärte ihnen die Willensmeinung Sr. Majeſtät; ſie horchten und fragten; von der griechiſchen und hebräiſchen Sprache wußten ſie zwar gut Beſcheid, von der Zeichenſprache hatten ſie aber noch niemals etwas vernommen. Man beſchloß, ausweichend und abwehrend zu Werke zu gehen.

Der Geſandte kam an; er überreichte dem Rector ſein königliches Begleitungsſchreiben, und fragte ſogleich nach dem Profeſſor der Zeichenſprache. Seine Majeſtät hatten einen ſolchen in Ausſicht geſtellt, man konnte da nicht ſagen, es iſt keiner vorhanden; der Rector äußerte ſein Bedauern, daß jener Gelehrte abweſend ſey. — „Wo iſt“, ſo fragte der Geſandte, „der merkwürdige Mann? Ich werde ihm ſogleich nachreiſen.“ — „Leider“, ſo antwortete ihm der Rector, „führt dieſer Gelehrte für uns Alle ein ſehr verborgenes Leben. Keiner von uns weiß, wo er ſich jetzt aufhält, ob auf unſrer Inſel oder auf dem Feſtland.“ — „Nun wohl“, ſagte der Geſandte, „jener mir ſo werthe Mann iſt ein Unterthan Sr. Majeſtät des Königes Jacob. Dieſer Monarch weiß in ſeinem Lande Ordnung zu halten. Ihr Proſeſſor der Zeichenſprache wird nicht zu lang den Pflichten ſeines Amtes ſich entziehen. Sollte er aber auch Monate, ja ein Jahr lang ausbleiben, ich werde ihn erwarten; denn an ſeiner Bekanntſchaft iſt mir Alles gelegen."

Der Geſandte entfernte ſich und der Rector war jetzt in keiner geringen Verlegenheit. Er ließ dieß Mal nicht nur die alten Herren Senatoren, ſondern auch die jungen Profeſſoren der verſchiedenen geiſtlichen und weltlichen Facultäten zuſammenrufen; denn, ſo dachte er, vielleicht iſt unter dem jungen Nachwuchs Einer, der von der Zeichenſprache etwas gehört hat und verſteht. Vor allen Verſammelten ſprach er ſich nochmals über die Willensmeinung Sr. Majeſtät, und zugleich über die Hartnäckigkeit des ſpaniſchen Geſandten aus, der nicht wanken noch weichen wollte, bis er den von Sr. Majeſtät ihm verheißenen Profeſſor der Zeichenſprache geſehen und geſprochen habe. Die alten Herren wurden zuerſt gefragt; ſie wußten weder Rath noch That. Als aber die Frage zu den jungen kam, da trat einer der Juriſten, der Rothmäntel, auf, und ſagte: ihm erſchiene allerdings der Wunſch Sr. Excellenz, des ſpaniſchen Geſandten Don Alvarez de Vegas, etwas komiſch, wo nicht gar närriſch und einem ſolchen komiſchen Appetit müſſe man auch eine Speiſe von derſelben Art entgegenſtellen. Nun lebe bekanntlich in Aberdeen ein Mann von ganz beſonders komiſcher und närriſcher Art: das ſey der einäugige Metzgermeiſter Jack Nilſon; ein Menſch, der in allen Lagen, man möge ihn nach oben oder nach unten drehen, ſeine Faſſung behalte, und noch Keinem eine Antwort ſchuldig geblieben ſey. Dieſen ſolle man Sr. Excellenz, dem ſpaniſchen Geſandten, in der Würde eines Profeſſors der Zeichenſprache vorſtellen, und er zweifle nicht, daß der einäugige Aberdeener Bürger dem zweiäugigen Spanier, ſelbſt in jener unbekannten Wiſſenſchaft zufrieden ſtellen werde.

Man fragte die verſammelten Herren um ihre Meinung wegen dieſes Vorſchlages. Die Meiſten hatten keine Meinung. Als aber etliche der angeſehenen Alten, die ſich auf Ernſt wie auf Scherz verſtunden, ihre Zuſtimmung gaben, da beſchloß man, auf die Sache einzugehen. Jack Nilſon, der einäugige Metzger, wurde gerufen; er ließ ſich alsbald bereit finden, die Rolle eines Profeſſors der Zeichenſprache zu übernehmen. Sr. Excellenz, dem ſpaniſchen Geſandten, wurde berichtet, daß der von Ihnen erwartete Gelehrte nun vorhanden, und morgen, um 11 Uhr Vormittags bereit ſey, Ihnen den Beweis ſeiner Leiſtungen im Gebiet der Zeichenſprache zu geben.

Dem Jack Nilſon zog man zur beſtimmten Zeit den Ornat eines Profeſſors an. Der ſcharlachrothe Mantel nahm ſich auf ſeinen breiten Schultern vortrefflich aus; unter der großen Lockenperücke blickte ſein einiges Auge ſchalkhaft und klug hervor. Er ſaß auf dem mit Sammet beſchlagenen Stuhle im großen Saale des Univerſitätsgebäudes und erwartete getroſt ſeinen Gegenmann. Der Geſandte trat ein, Jack ſtund auf; Jener begrüßte ihn mit einer Verbeugung und mit kreuzweis über die Bruſt gelegten Armen; Jack that ganz daſſelbe nach.

Das Geſpräch der Zeichen begann. Der Spanier hub feierlich einen Finger, ausgeſtreckt empor; Jack, minder feierlich, ja faſt eifrig, ſtreckte zwei Finger in die Höhe. Der Geſandte ſchien ihn überbieten zu wollen, er erhub drei Finger. Jack ſchaute ihn ſcharf an und ſtreckte die geballte Fauſt gegen ihn aus. Der Spanier ſchien wie von Staunen ergriffen. Er nickte, Beifall winkend mit dem Kopfe, brachte aber dann aus ſeiner Taſche eine Orange hervor, welche er mit der Linken emporhielt, und daran mit dem Zeigefinger der rechten Hand von oben nach unten, von der Rechten zur Linken herumzirkelte. Jack, nachdem ſeine Hand mit Mühe den Weg unter dem Scharlachmantel bis zur Weſtentaſche gefunden hatte, zog aus dieſer ein Stücklein Haferbrod, — die Alltagskoſt des ſchottiſchen Volkes — heraus und hielt es mit triumphirender Miene hoch empor. Der Spanier ſchien den Triumph, welcher in dieſer Miene lag, zu verſtehen und ihn vollkommen zu billigen, er hatte hier ſeinen Meiſter und Sieger gefunden. In mehreren Geberden ſuchte er ſeine Bewundrung und Ehrfurcht gegen den großen Kenner der Zeichenſprache auszudrücken; Jack machte alle dieſe Bewegungen in noch ſtärkerer, auffallenderer Weiſe nach; der Geſandte trat ab.

Er kam hinab in das Senatszimmer der Univerſität, wo der Rector und ein Theil der Profeſſoren in banger Erwartung des Ausganges des ſtummen Zwiegeſpräches verſammelt waren. „Meine Herren“, ſo redete er die Väter der Univerſität an, „ich kann nicht Worte finden, um Ihnen meinen Dank und zugleich meine tiefeſte Bewundrung gegen den großen gelehrten Mann auszuſprechen, deſſen Bekanntſchaft ich ſo eben gemacht habe. Dieſer Profeſſor der Zeichenſprache iſt nicht bloß eine Zierde Ihrer Univerſität, ſondern Ihres Vaterlandes, ja des geſammten Gelehrtenſtandes der gebildeten Welt. Ueber die tiefſinnigſten Gegenſtände ſprach ich mit ihm, und er, ohne ſich einen Augenblick zu beſinnen, antwortete mir treffend, und mit überaus kräftigem, ſichren Ausdruck der Zeichenſprache.

Der Rector faßte ſich jetzt Muth; er fragte Sr. Excellenz um den Inhalt ihres Geſpräches.

„Ich begrüßte“, ſo erzählte der Geſandte, „den Herrn Profeſſor Nilſon und gab mich ihm als Chriſt zu erkennen:

er that daſſelbe gegen mich. Darauf ſprach ich zu ihm in der Zeichenſprache: Es iſt nur Ein Gott. — Ja, antwortete er mir, aber dieſer Gott hat ſich uns geoffenbart in ſeinem Sohne. — Es ſind drei Perſonen in der Gottheit, ſprach ich weiter. — Ja, ſo antwortete der bewundernswürdige Mann, aber dieſe Drei ſind Einer. — Hierauf unterhielt ich mich mit ihm über die Schönheit und Fülle, ſowie über die harmoniſche Ordnung unſrer ſichtbaren Welt; er aber antwortete mir: was iſt alle dieſe Schönheit und Pracht im Vergleich mit dem Brod des Lebens, welches aus der Höhe, von oben kommt. Selbſt beim Abſchied gab mir der treffliche Mann noch einen rührenden Beweis ſeiner Beſcheidenheit. Ich ſprach gegen ihn meinen Dank, meine Hochachtung aus; er that gegen mich das Gleiche in einer noch demüthigeren, hochachtungsvolleren Weiſe.“

Der Geſandte hatte ſich empfohlen; da trat auch Jack Nilſon, der indeß Perücke und Mantel wieder abgelegt hatte, in ſeiner gewöhnlichen Hauskleidung herein. „Nun Jack“, ſo redete ihn der Rector an, „der fremde Herr war ſehr mit dir zufrieden; warſt du es auch mit ihm?“ — „Das könnte ich eben nicht ſagen“, erwiderte Jack mit etwas ärgerlichem Geſichte, „wenn mir der Grobian auf offner Straße denſelben Schimpf angethan hatte, er ſollte meine Fauſt auf ſeiner Perücke geſpürt haben; ſo aber genirte ich mich doch wegen des Scharlachmantels, den ihr mir umgehängt hattet.“ — „Ei“, ſo fragte der Rector weiter, „was hat dir denn der Herr zu Leide gethan?“ — „Ja denkt nur“, ſo fuhr Jack in ſeiner Erzählung fort, „kaum hat er mich geſehen, da hält er einen Finger hin, um mir zu verſtehen zu geben, daß ich nur Ein Auge habe. Ich hielt ihm zwei Finger hin, um ihm damit zu ſagen, daß ich mit meinem Einen Auge eben ſo viel ſehe, als er mit ſeinen zweien.

Er aber konnte das Recken doch noch nicht laſſen, er reckte mir drei Finger hin, um mir zu ſagen, daß wir beide nur drei Augen mit einander haben. Da riß mir die Geduld; ich machte ihm eine Fauſt, und das dürre Männlein hatte Reſpect. Darauf zeigte er mir, warſcheinlich um ſich mit ſeinem Spanien gegen unſer Schottland groß zu machen, ſo einen gelben Apfel, wie ſie bei ihm zu Lande wachſen, ich aber war nicht faul, ich hielt ein Stück von unſrem Schwarzbrod hin, um ihm damit zu ſagen, daß mir dieſe Koſt weit über ſeinen gelben Apfel gehe. Zuletzt hat er noch allerhand Faren gemacht, da konnte ich mich nicht enthalten, ich habe ihm nachgeafft und ihm gezeigt, wie närriſch ſolche Geberden ſich ausnehmen."

So hatten der Don Alvarez de Vegas und der einaugige Metzger Jack Nilſon beide einerlei Sprache der Zeichen geſprochen und jeder von beiden hatte etwas Anders darunter verſtanden:

Das was du als weiß erkannt;
Wird von Andern ſchwarz genannt.

2.

Stilles Dulden

Was der Ruß ſey, und daß, wer ihn anrührt, davon ſchwarz werde, das wiſſen die geehrten Leſer wohl, nicht allen aber mag es bekannt ſeyn, daß es in der Stadt Nürnberg einen eigenen, ſehr achtenswerthen Stand giebt, welcher von Alters her den Namen der Rußigen führte. Dieſes ſind die Rothſchmiede, deren gute, und verhältnißmäßig ſehr wohlfeile Meſſingwaaren noch jetzt von der gewerbthätigen Stadt aus weit über Land und Meer verſendet werden.

Auf dieſen Zweig ſeiner Betriebſamkeit darf ſich Nürnberg etwas zu Gute thun, denn namentlich in der Meſſingfabrication iſt es, ſo viel man weiß, allen andren europäiſchen Städten und Ländern der neueren Zeit weit vorangegangen. Schon im J. 1403 gab es in Nürnberg eine Zunft der Meſſinggewichtmacher und bald nachher erfand eben daſelbſt ein gewiſſer Meiſter Rudolph die Kunſt des Drahtziehens, deren einfaches Verfahren er ſo eiferſüchtig geheim hielt, daß er im Zorn faſt ſeinen eignen Sohn umgebracht hatte, als dieſer bei einem fröhlichen Schmauße das Geheimniß ausgeſchwatzt hatte. Während in England die erſte Meſſingfabrik im J. 1702 bei Briſtol angelegt und durch Arbeiter aus Holland bedient wurde; während Oeſterreich ſeine erſte bedeutende Fabrik dieſer Art unter Maria Thereſia erhielt, welche zum Betrieb derſelben Rothſchmiede aus Nürnberg berief, zählte die zuletzt genannte Stadt ſchon im J. 1560 ein und zwanzig ſolche Mühlräder, durch welche die Rothſchmiede ihre Meſſingwaaren dreheten, indem zugleich in den ſogenannten Meſſingbrennereien der Stadt die berühmten Gußwaaren,' wie Mörſer, Leuchter, Zirkel, Hahne, in den Meſſinghämmern die geſchlagenen Waaren, wie Wageſchaalen, Rauſch- oder Flattergold, Meſſingfolie und dergleichen mehr gefertigt wurden.

Die Rothſchmiede, oder wie man ſie gemeinhin nannte, die Rußigen der Stadt Nürnberg, waren von jeher ein gar beſondrer Schlag von Leuten, ehrſam und wehrſam, aber meiſt nicht ſehr gelehrſam; ſie hatten ihre Mucken und Sitten, gute wie ſchlimme, von denen ſie nicht leicht abzubringen waren, hielten dabei auch gar viel auf die Ehren und Rechte ihres Standes, ſo wie auf die Art des Betriebes ihres Handwerkes, welche ſie von ihren Vätern angenommen hatten, und ließen ſich nicht leicht eine andre Art einreden. Sie haben ihrer Vaterſtadt in mannigfachen Bedrängniſſen große und wichtige Dienſte geleiſtet, vor allen in Feuersgefahren. Bei ſolchen Gelegenheiten erwies ſich die Entſchloſſenheit und der geübte Arm dieſer Leute ſo hülfreich, daß man ſpäter die ſtädtiſche Löſchanſtalt ihnen ganz übergab, deren trefflicher Anordnung es zu verdanken iſt, daß in Nürnberg ſo manches enge Gäßchen mit ſeinen uralten holzreichen Häuſern ſich bis auf unſre Tage, unverſehrt durch die öfters drohenden Flammen, erhalten hat. Es iſt eine wahre Luſt, den Leuten dieſer Klaſſe bei ihrer Arbeit zuzuſehen, wie ſchnell und geſchickt ihnen dieſe aus der Hand geht. Nur dadurch iſt es auch möglich, daß ſie ſo viel und darum ſo wohlfeil arbeiten können; denn z. B. eine meſſingene Waage muß zehnmal durch die Hand gehen, ehe ſie ganz fertig wird, und dennoch verkauft man eine Lothwaage um 2½ Kreuzer.

Vor Zeiten, als die Nürnberger Fabriken noch weit und breit faſt die einzigen waren, da hatten die Nürnberger Rothſchmiede freilich einen reichlichen Broderwerb. Viele von ihnen, ſo erzählt man, pflegten damals ihre Tage in Gewerkthätigkeit und den Genuß einer philoſophiſchen Ruhe zu theilen. Denn wenn ſie durch die Arbeit mehrerer Wochentage ſo viel gewonnen hatten, daß ſie und die Ihrigen eine ganze Woche davon leben konnten, dann brachten ſie die übrigen Tage der Woche entweder in den öffentlichen Bildungsanſtalten der Bierhäuſer zu oder ſie ſaßen und ſtunden, in ihre Schafpelze gekleidet, müßig vor der Hausthüre und tranken da ihr Bier in großer Gemüthsruhe. Gewöhnlich wurden auch die täglichen Feierſtunden zum Beſuch jener öffentlichen Bildungsanſtalten benutzt:

Da der Krug den Vortrag hält,
Der den Hörern wohlgefällt.

Zu ſolchen Leuten gehörte auch der Mann, von welchem wir hier erzählen wollen.

Ein Rußiger in Nürnberg, bei welchem der Durſt größer war als der Verſtand, pflegte jeden Abend ſo viel Bier zu trinken, daß der Geiſt dieſes Getrankes mit ſeinem Verſtand davon lief, und daß er, wenn es zehn Uhr war, faſt jedesmal mit einem Rauſch nach Hauſe taumelte. Seine Frau, nachdem ſie die Erfahrung gemacht hatte, daß mit ihrem Eheherrn in ſolchem Zuſtande nicht gut zu verhandeln ſey, ſagte kein Wort, weder Gutes noch Böſes dazu; der Mann legte ſich, hochbeſchwert wie er war, ſtill zu Bette. Eines Tages feierte eine Jungfer Baſe ihre Hochzeit; der Rußige und ſeine Frau waren beim Abendſchmauſe. Der Tiſchnachbar zur Linken wie der zur Rechten trinken der guten Frau fleißig zu; ſie läßt ſich zuerſt ein Glas Wein, dann etliche Glaſer Bier einnöthigen. Es war zum erſten Mal in ihrem Leben, daß ſie ſo viel Getränke dieſer Art zu ſich genommen. Das Abendeſſen iſt vorbei, ſie geht nach Hauſe, weiß ſelber nicht wie? ihr Mann führt ſie; der Mond am Himmel, wie jeder Baum auf der Schütt*) erſcheint ihr doppelt. Sie kann kaum dem Nachbar eine gute Nacht ſagen; zu Hauſe ſetzt ſie ſich auf die hölzerne Kiſte vor dem Bette und ſagt einmal über das andre mit gar kläglicher Stimme: „ach wie iſt mir ſo miſerabel“. Da kann ſich zuletzt ihr Mann, der ſtille Dulder, nicht mehr halten. „Siehſt du, Lieſe“, ſo ſagt er mit Würde und feierlichem Tone, „ſo wie dir heute, iſt mirs jeden Abend zu Muthe, und niemals laſſe ich meine Klage laut werden, ſondern ich trage mein Loos mit ſtiller Geduld. Sage ſelbſt,

---

*) Eine Inſel in der Pegnitz, wo die meiſten Rothgießer ihre Werkſtatten und ihre Wohnungen haben.

Liese, iſt das nicht ſo etwas, wovon neulich der Herr Pfarrer auf der Kanzel geredet, nämlich eine wahre „Seelengröße?“

Rühm des weißen Teints dich nicht,
Biſt gar rußig im Geſicht;
Prahl nicht mit der Seelengröße,
Giebſt damit nur große Blöße.

Ende des erſten Bandes.

Biographieen und Erzählungen

von

Dr. G. H. v. Schubert.

Zweiter Band.

Biographieen

und

Erzählungen.

Von

Dr. **Gotthilf Heinrich von Schubert,**
Hofrath u. Profeſſor der Naturgeſchichte an der Königl. Ludwigs-Maximilians-Univerſität zu München.

Zweiter Band.

Erlangen,
Verlag von Carl Heyder.
1847.

Seiner Königlichen Hoheit

dem

Prinzen Luitpold

von Bayern.

Es ſind theure Erinnerungen, welche bei dem Schreiben dieſer Zeilen in mir erwachen. Länger als drei Jahre hatte ich das Glück ein Zeuge jener Freude zu ſeyn, welche das kindlich reine Gemüth Eurer Königlichen Hoheit in der Betrachtung der großen Werke Gottes, in dem Umgange mit der Natur gefunden. Dieſe Freude eines wahrhaft hochgeborenen Gemüthes gab ſich im Blick des Auges wie in Worten kund, wenn die letzten Strahlen der Abendſonne die Wipfel der alten Eichen und der Edeleſchen beleuchteten, während aus dem Gebüſche der laute Geſang der Amſel ertönte, oder wenn in heitrer Nacht die hehre Welt der Sterne glänzte; ſie gab ſich kund, wenn der gedankenvoll regelmäßige Bau und die Farbenpracht der Geſteine, an denen Eure Königliche Hoheit Ihre Luſt hatten, den theilnehmenden Sinn beſchäftigten. Nicht ſelten jedoch, in der freien Natur wie im Zimmer, vernahmen auch Eure Königliche Hoheit gern die Erzählungen von den Thaten und von den Schickſalen jener Helden, welche das eigne Leben und des Lebens Freuden gern dahingaben auf eine Hoffnung, welche nicht nur das höchſte Gut des Einzelnen, ſondern unſres ganzen Geſchlechtes iſt: auf die Hoffnung eines Friedens der Völker der durch Kampf errungen, eines Erkennens der Wahrheit, das durch anhaltenden Fleiß gefunden wird. Von einigen dieſer Helden, im Feld der Schlachten wie des Forſchens, nach dem das wirklich iſt, handelt die kleine Schrift, welche der Verfaſſer derſelben Eurer Königlichen Hoheit hier in tiefeſter Ehrfurcht zu Füßen legt.

Vorrede.

Das Vorwort zu dem zweiten Bande dieſer Biographieen würde über die Veranlaſſung und den Zweck der kleinen Schrift nichts andres ſagen können, als das, was bereits in der Vorrede zum erſten Bande ausgeſprochen iſt. Die beiden kleinen Erzählungen, welche den Biographieen beigegeben ſind, waren bereits in Zeitſchriften abgedruckt; von Aucher Eloys Reiſen hat der Verfaſſer in den Münchner gelehrten Anzeigen einen ausführlicheren Bericht gegeben als dieſes hier möglich war.

Ein grober Undank würde es ſeyn, wenn ich nicht in Beziehung auf die kurze Biographie des Prinzen Eugen einer Schrift erwähnen wollte, die ich mit wahrhaftem Vergnügen geleſen und bei meiner kleinen Arbeit oft vor Augen gehabt habe: der Schrift von Dr. W. Zimmermann Prinz Eugen der edle Ritter und ſeine Zeit (Stuttgart bei Immle und Lieſching 1838). An die hier vorangegangenen, bekannteren Biographieen hofft der Verfaſſer in der Folge noch etliche, von minder bekannter, dabei aber nicht minder bedeutender Art anreihen zu können.

München, 26. Juli 1847.

Der Verfaſſer.

Inhaltsanzeige.

Seite

I. Prinz Eugen von Savoyen 1

1) Vorbildung und innrer Beruf 1

2) Prinz Eugen, im Krieg mit den Türken . . 9

3) Eugen in Savoyen 45

4) Eugen, von neuem Beſieger der Türken . . 51

5) Eugens Zug über die Alpen 69

6) Der Krieg der Deutſchen gegen Deutſche . . 81

7) Eugens weitre Feldzüge in Italien . . . 99

8) Feldherrnthaten am Rhein und in den Niederlanden 109

9) Ein neuer Krieg mit den Türken . . . 120

10) Eugens letzte Tage 128

II. Züge aus dem Leben des Ancher Cloy . 138

III. Chriſtophorus Columbus 156

1) Der Mann des Fortſchrittes 156

2) Columbus früheſte Jugendjahre 159

3) Der kosmographiſche Wandertrieb des Geiſtes . 163

4) Des Columbus erſter Aufenthalt und ſeine Schickſale in Portugal 167

5) Ankunft und Verrichtungen in Spanien . . 178

6) Die erſte Fahrt nach Amerika 200

7) Ehrenvoller Empfang des Entdeckers der neuen Welt in Spanien 211

Seite
8) Die zweite Fahrt des Columbus nach Amerika . 218
9) Verdienſtloſe Feinde und Neider des Verdienſtes 281
10) Die dritte Entdeckungsreiſe des Columbus . . 287
11) Ein Triumph der Bosheit, welcher dennoch zu Schanden wird 301
12) Des Columbus letzte Fahrt und ſein Lebensende 313

IV. Kleine Erzählungen 327
1) Der Incognitotitel 327
2) Unverhofft kommt oft 331

I.

Prinz Eugen von Savoyen.

1) Vorbildung und innerer Beruf.

Mächtig allerdings und von langer Lebensdauer erſcheint uns jene leibliche Kraft, welche den Samen der Gewächſe, der ſeit Jahrtauſenden unter dem Gemäuer eines Druidentempels begraben oder in dem Sarge einer ägyptiſchen Mumie verſchloſſen lag, wenn jetzt der Thau des Himmels und der Strahl der Sonne auf ihn fallen, noch aufkeimen laſſet und Früchte tragen; ungleich mächtiger aber noch und von unbegränzterer Dauer ihrer Wirkſamkeit iſt die geiſtige Lebenskraft, welche im Wort des Menſchen liegt. Dieſe Kraft, wie der Urquell, aus dem das ſichtbar geſchaffene Licht kam, iſt ſelber von ewiger Natur und auch da, wo ein Strahl ihres Wirkens auf den Boden des ſterblich Vergänglichen fällt, weckt ſie in dieſem ein Leben der Vergangenheit zu neuen Thaten auf.

Die Hügel bei der vormals berühmten Abtei Citeaux, noch mehr die Höhen des nachbarlichen Cote d'Or-Gebirges gewähren dem Auge einen Blick der Adler. In Süden zum Oſten das weite, herrliche Thal, das zum Gebiet der Saone ſich hinzieht und nach Weſten den Lauf der Ouche begleitet; nach andren Seiten die wellenförmig bergige Landſchaft, deren kräftig grünendes Wieſenland von Waldungen umſäumt wird; die Abhänge der Hügel mit Rebenpflanzungen und Gärten bedeckt; die Thäler hin und wieder mit Teichen, welche abwechſelnd jezt dem Anbau des Getreides, dann dem Fiſchfange dienen; die Menge der Dörfer und Städte, von einem Volke bewohnt, welches des Lebens und des Gebrauches ſeiner Kräfte froh wird, geben dieſer Heimathſtätte des feurigen Burgunderweines einen Reiz, den nur wenig andre Gegenden von Frankreich haben. Friedlich und ſicher bewegt ſich der Verkehr des Volkes auf den wohlgebahnten Straßen über Dijon gegen Oſten hin nach Beſançon, gegen Süden nach Autun; auf den Erdwallen und Schanzen bei dem Dorfe Reine d'Aliſe gedeihen die Anpflanzungen der Reben und des feinen Obſtes; der Friede dieſes Landes iſt ſeit langen Zeiten von keinem äußeren Feind geſtört worden, nur in der Nähe von Fontaine Francaiſe weiß es ſelbſt mancher Landmann, daß hier die Gegend ſey, wo im J. 1595 Heinrich IV das Heer der Spanier ſchlug. Aber in dem Gemäuer der altrömiſchen Thore von Autun, unter den Erdwallen von Reine d'Aliſe liegen die Keime noch andrer Erinnerungen verborgen; das Rauſchen des Doubs, der an Beſançon vorbeiſtrömt, wecket Gedanken an andre Thaten der längſt vergangenen Zeiten auf, als die Thaten und Geſchichten der zulezt verfloſſenen Menſchenalter ſind. Wer mit Julius Cäſars Beſchreibung der galliſchen Kriege in der Hand durch jene Thäler oder über dieſe Höhen wandert, der ſiehet das Land um ſich her von andren Bildern lebendig werden, als die ſind, welche nach leiblicher Weiſe in ſein Auge fallen. Faſt zweitauſend Jahre alt iſt das lebendige Wort jenes Buches, und noch immer, als wäre das, was es erzählt, erſt geſtern geſchehen, weckt es in dem Gemüth des Leſers oder des Hörers eine Theilnahme auf, die ihn im Geiſt zu einem Mitkämpfer und Genoſſen des großen römiſchen Feldherrn, zu einem Augenzeugen ſeiner Thaten machet. Dort bei Autun war es, wo Julius Caſar, in der entſcheidenden Schlacht den Strom der helvetiſchen Volksſchaaren brach, der ſich verheerend über Gallien ergießen wollte; bei Veſantio (Beſançon) geſchahe es, daß zugleich mit der Furcht vor der Stärke der Deutſchen, die in dem Heer der Römer war, die Macht der germaniſchen Heere und der Trotz ihres Feldherrn Arioviſt vollkommen beſiegt wurden. In einem ungleich höheren Glanze jedoch als bei dem Gemetzel der helvetiſchen Volkshaufen, oder in der kunſtreich und glücklich durchgeführten Schlacht mit Arioviſt, hat ſich die geiſtige Kraft des großen Caſar, welche in jedem Soldaten ſeines Heeres eine gleiche Thatkraft der Begeiſterung entzündete, hier bei den Erdwällen und alten Gemäuern von Reine d'Aliſe kund gegeben. Es war im Winter des Jahres 51 v. Chr. Geb. als mit einem Male, zu gemeinſamem Bunde vereint, die Volksſtämme des ganzen Galliens zum Aufſtand gegen die fremde Herrſchaft der Römer ſich erhuben. Caſar ſelber war in Italien, wie man wußte, mit eignen Angelegenheiten viel beſchäftigt, die Wege über die Alpen herüber und auch im ebneren Lande in dieſer Jahreszeit für Heerſchaaren faſt ungangbar. Da verſammelte ſich zu dem Arvernerherzog Vercinget-Orix aus allen Gegenden des Landes, von den Küſten des einen Meeres an bis zu denen des andren, von den Pyrenaen bis zu den Alpen und dem Rheine hin ein Heer der Streiter, welches furchtbar durch die überlegene Zahl, namentlich ſeiner Reiterei, furchtbarer noch durch die Erbitterung und den Zorn gegen den gemeinſamen Feind, zum Verderben der in Gallien ſtehenden römiſchen Legionen heranrückte. Drei Jahre vorher war es dem Stamme der Eburonen, unter der Anführung ihres Fürſten Ambi-Orix gelungen, die Römer, welche zerſtreut in den Winterquartieren lagen, durch ſchnellen Ueberfall zu überliſten; eine Legion und fünf Cohorten der Feinde hatten ſie vernichtet. Was damals ein einzelner Stamm gethan, das ſchien jetzt den vereinten Stämmen eines ganzen, großen, über eines der reichſt bewohnten Länder von Europa ausgebreiteten Volkes ein leichtes Werk: ehe die römiſchen Legionen, welche inmitten des Landes lagen, es ſich verſahen, waren ſie auf allen Seiten von den bewaffneten Haufen eines im heftigſten Aufſtand begriffenen Volkes umſchwärmt, deſſen Maſſen immer enger um jene ihr Netz zogen, darinnen die Uebermacht, ſchon durch das Gewicht ihrer Menge, das wackre, italiſche Kriegsvolk erdrücken ſollte, dem gerade jetzt ſein Haupt, ſeine belebende Seele, der Feldherr fehlte. Julius Cäſar, zu dem die Kunde von der Gefahr der Seinen ſehr bald nach Oberitalien kam, eilte ungeſäumt zu ihrer Hülfe herbei; er hatte ungehemmt die Päſſe der Alpen überſchritten, hier aber fand er, daß zwiſchen ihm und ſeinen Legionen eine bewegliche Mauer der feindlichen Heerſchaaren gezogen ſey, welche, damit er mit dieſen oder dieſe mit ihm ſich vereinen könnten, entweder von der vereinten Macht des Heeres durchbrochen, oder von ihm, dem faſt Vereinzelten durchſchlüpft werden müſſe. Er fühlte in dieſem Augenblick ſich ſtärker als ſeine Legionen der Adler; ſchnell und klug zugleich, wie eine zu ihren verlaſſenen Jungen eilende, von Jägern umſtellte Löwin, fand er ſich durch die herumſchweifenden Schaaren der Feinde einen Weg zu den Seinen; dieſe, als mit dem geliebten Feldherrn zugleich der frohe Muth und die Kraft der Thaten ihnen wiedergekehrt war, begannen alsbald den blutigen Kampf, von deſſen Ausgang Galliens Beſitz oder Verluſt, Cäſars höher ſteigendes Glück oder tiefſter Fall, ja für das ganze, rings von Feinden umſchloſſene Heer der

Römer, Leben oder Tod abhing. Dort bei Reine d'Aliſe, dem alten, von feſten Mauern umſchirmten Aleſia, war der Kampf am gewaltigſten. Vercinget-Orix, der Heerführer der galliſchen Stämme, nachdem er mit wechſelndem Glücke den Römern, welche ſelbſt dann, wenn ſie der Uebermacht wichen, durch Caſars Geiſt immer im Vortheil blieben, bald das Schlachtfeld ſtreitig gemacht, bald aber, und noch öfter Niederlagen erlitten, hatte ſich mit 80000 Bewaffneten hinter die Mauern von Aleſia zurückgezogen. Caſar mit einem Heere von nur 60000 Mann wagte dennoch nicht nur die Belagerung des Ortes, den er mit einem Bollwerk von mehr denn 10000 Fuß im Umfang umſchloß, ſondern zugleich auch den Kampf mit einem, zum Entſatz der Feſtung heranrückenden Heere der galliſchen Landwehr von 257000 Mann, deſſen Angriffen von außen her er eine weit ausgedehnte Reihe von kleinen Baſtionen entgegenſtellte. Während die ungeheure Schaar des Landwehrvolkes das Lager der Römer beſtürmte, leiſteten dieſe, vom Muthe des Feldherrn begeiſtert und von ſeinem Rathe geleitet, nicht nur einem ſolchen Andrange glücklichen Widerſtand, ſondern ſie ſelber ſetzten mit ihrem Belagerungsgeräthe den Mauern von Aleſia ſo wacker zu, daß dieſe, wie die Vertheidiger in ihrem Innren, dem Angriffe unterlagen. Der Geiſt, nur von geringer außrer Kraft begleitet, hat damals über die Maſſe des Leiblichen den Sieg errungen, eine Schaar von 60000 Mann hat ein Heer von 345000 Mann, ſammt dem Gemauer, darauf daſſelbe trotzte, überwältigt, weil jene kleine Schaar von einer Begeiſterung ergriffen war, die von dem einen Manne ausgieng, der zum Beherrſcher und Lenker vieler Menſchenſeelen, ja ganzer Völker und ihrer Schickſale die Kraft beſaß.

Und dieſe Kraft, andre Menſchenſeelen zu begeiſtern, hat der Geiſt eben jenes Mannes in das noch immer fortlebende und Leben weckende Wort ſeiner Beſchreibung des galliſchen Krieges gelegt. Siebenzehn Jahrhunderte nachher iſt, neben andren Helden der Geſchichte, Julius Cäſar einem Jünglinge, der zu gleichen Thaten geboren war, ein Führer und Erzieher zu dem Berufe des Lebens geworden, das für viele Völker und Zeiten ein hochbedeutendes wurde. Dieſer Jüngling war Franz Eugen von Savoyen, ein Prinz aus der jüngeren Linie jenes Fürſtenhauſes, deſſen Ruhm der Urgroßvater: Carl Emanuel der Große begründet hatte.

Eugen, geboren am 18. October 1663, war der jüngſte unter den fünf Söhnen des Herzoges Moriz von Savoyen-Carignan, des Statthalters in der Champagne und Commandanten der königlichen Schweizergarden. Hätte ein Seher der Zukunft das künftige Loos des Hauſes, und daß einer der fünf Prinzen dereinſt der Held von Europa ſeyn werde, dem Vater verkündet, dieſer, gleich allen Andren, welche noch Dem urtheilten, das vor Augen lag, würde am wenigſten in ſeinem Jüngſtgebornen den künftigen Feldherrn errathen haben. Denn Eugen war klein und zart von Geſtalt und der durchdringende Blick des dunklen, feurigen Auges, den ſelbſt König Ludwig XIV an dem Jüngling nicht ertragen konnte, der Ausdruck des Ernſtes und eines edlen Selbſtgefühles, der in ſeinem Angeſicht und in ſeiner ganzen Haltung lag, die Luſt am Leſen der Bücher, ſchienen nach der Meinung der Verwandten mehr noch den künftigen Beruf zum geiſtlichen Stande als für den Dienſt der Waffen anzukündigen.

Allerdings mochte Prinz Eugen an der Beſchäftigung mit Büchern ein größeres Vergnügen finden als alle ſeine Brüder, aber dieſe Beſchäftigung war ihm eine beſſere Vorſchule für die Werke des Krieges geweſen, als dieſen die leibliche Uebung in den Waffen; ihn hatte der geiſtige Umgang mit den erhabenſten Helden und Herrſchern der Vorwelt zu dem Beruf des Feldherrn und tiefblickenden Staatsmannes erzogen; die Brüder waren durch Soldaten, welche die Waffen mit Geſchick und Gewandtheit der Hande führten, zu guten Soldaten gebildet worden.

Der junge Prinz war es ſich deutlich bewußt, was ſeine eigentliche, wahre Beſtimmung ſey; er bewarb ſich mehrmalen um eine Anſtellung im Heere des Königes. Dieſem jedoch, dem gewaltübenden Herrſcher von Frankreich, war jede Art der Majeſtat, die neben der ſeinigen auftrat, ein Gegenſtand des Widerwillens; in dieſem Jünglinge, der ihm mit emporgerichteten Haupte ſo muthig und unverwandt ins Auge ſchaute, lag, das fuhlte er, eine Größe, deren natürlichen Ausdruck er für Trotz hielt; „ſein Geſicht“, ſo ſagte er von Eugen, „iſt mir fatal,“ ſpottweiſe nannte er ihn den „kleinen Abbé“, das Geſuch um einen Dienſt im Heere ſchlug er ihm ab, weil er zum Kriegsdienſt zu ſchwächlich ſey; die Hoffnung auf eine geiſtliche Würde benahm er ihm unter dem Vorwand, daß ihm der Prinz von Carignan mehr für die Beluſtigungen der Welt als für die Stille des geiſtlichen Lebens gemacht ſcheine.

Auch in dem gerechten Zorn eines edlen Mannes kann, unter gewiſſen Umſtänden, eine Kraft liegen, welche große Entſchlüſſe zur Reife bringt und zu Thaten des Helden begeiſtert. Der „kleine Abbé Ludwigs XIV“, ſo nannte man den Prinzen in Paris, ſeitdem es einem hohen Munde beliebt hatte, ihn mit dieſem Scherznamen zu belegen, hatte nicht heute zum erſten Male, bei der wahrhaft verächtlichen Weiſe, in welcher der „große König“ ihm ſein letztes Bittgeſuch abgeſchlagen, die Kränkungen erfahren, denen ein

Menſch, welchen die Ungunſt des Hofes traf, in der großen, kleinen Welt ausgeſetzt iſt. Seine Mutter, die, das mußten ſelbſt die Feinde ihr laſſen, geiſtreiche Olympia Mancini, eine Nichte des mächtigen Cardinales Mazarin, die erſte Jugendgeliebte des großen Königes, war, wir wollen nicht unterſuchen, welche Schuld ſie ſelber in der Geſchichte der damaligen Intriguen des Hofes getragen, zuerſt vom Hofe, dann, faſt wie eine der ſchwarzen Magie Verdächtige, aus dem Lande verbannt worden; der mächtige Kriegsminiſter Louvois hatte bei jeder Gelegenheit den Haß kund gegeben, den er gegen die vormals einflußreiche Olympia und gegen das ganze Haus Savoyen-Carignan im Herzen trug.

Damals gerade, als Prinz Eugen, tief gekränkt durch das verächtliche Benehmen ſeines Königes aus der Mitte der ſpöttiſch lächelnden Höflinge des Audienzſaales hinaus trat, hatte ſich für ihn, und mehrere Genoſſen der ſpäteren Kämpfe eine Bahn geöffnet, auf welcher einer Kraft wie der ſeinigen die rechte Anerkennung ihres Werthes und Ruhm zu erwerben war. Der „allerchriſtlichſte König", welcher, ehe er zu den Frommen ſich geſellte, im Jahr 1664 die Chriſten in den Kämpfen gegen den gemeinſamen Feind ihres Glaubens unterſtützt hatte, war ſeitdem, bei veränderter Geſinnung auf die Seite dieſes Feindes getreten, er hatte die Türken und mit ihnen die im Aufſtand begriffenen Ungarn zu jenem furchtbaren Unternehmen angeregt, welches nicht allein dem öſterreichiſchen Staate und ſeiner Hauptſtadt Wien, ſondern einem großen Theil der europäiſchen Chriſtenheit das Verderben drohete. Dennoch wollte Ludwig XIV vor den Augen der Welt den Schein eines Freundes der Chriſtenheit nicht verlieren; er ließ es deshalb geſchehen, daß mehrere ſeiner Unterthanen, aus dem höchſten Adel ſich zum Schutze der bedrängten Kaiſerſtadt und zum Dienſt in dem Kriegsheere der Chriſten gegen das übermächtige Heer der Türken, nach Oeſterreich begaben.

Als mit dieſen zugleich auch „der kleine Abbé" vom königlichen Hofe ſeinen Urlaub nahm, da erklärte der Miniſter Louvois es laut: „dieſem ſoll niemals wieder ein gutwilliger Empfang im Vaterlande werden", und der Erfolg hat dieſes Wort bewährt; Prinz Eugen hat niemals wieder anders als mit den Waffen in der Hand Frankreichs Gränzen überſchritten.

2) Prinz Eugen, im Kriege mit den Türken.

Der Tag, an welchem Prinz Eugen zuerſt ein Feld der Schlachten betrat, war einer der entſcheidendſten und folgenreichſten für die Geſchichte des chriſtlichen Europas. Gleich wie auf dem Schlachtfelde bei Tours, als dort im J. 732 Karl Martell dem Heere der Sarazenen begegnete, war es, am 12. Sept. 1683, vor den hart bedroheten Thoren von Wien nicht die Ehre einer einzelnen Nation, nicht der Vortheil eines eroberungsſüchtigen Fürſten, ſondern das Wohl der ganzen abendländiſchen Chriſtenheit, um deſſen Erhaltung der Kampf geführt wurde. Als am Morgen jenes Tages König Sobiesky von Polen in der Leopoldskapelle, auf dem Kalemberge ſeinem älteſten Prinzen, den er dort zum Ritter geſchlagen, den Harniſch überreichte, ſprach er zu ihm die Worte: „Der heutige Tag iſt der größeſte Tag, den du erleben konnteſt," und von demſelben Gedanken ergriffen, von demſelben Gefühl gehoben zogen alle Schaaren des chriſtlichen Heeres von den Höhen des Berges hinab in die Schlacht. In dem linken Flügel des Heeres, den der Herzog von Lothringen dem Feind entgegen führte, kämpften neben den ergrauten Kriegern und ihren Generälen drei und dreißig Prinzen, welche zum großen Theil heute ihre erſten Waffenthaten verrichteten; unter ihnen war Prinz Eugen. Ueber dieſen hatte der ſcharfblickende Lothringer gleich anfangs ein andres, richtigeres Urtheil gefallt als Ludwig XIV; der beſonnene Feldherr, welcher in den Tagen der Schlachten immer nur die auserleſenſten, erfahrenſten Offiziere zu Tragern und Ueberbringern ſeiner Befehle von einem Theile des Heeres zum andren wahlte, vertraute heute, an dieſem Tage dem 20jahrigen Prinzen von Savoyen dieſes wichtige Geſchaft an, weil dieſer den Sinn der empfangenen Ordre, oder wo es nöthig war, auch Gegenordre mit der großeſten Schnelligkeit begriff und aufs Punktlichſte beſtellte. So ward für Prinz Eugen der Tag jener Schlacht, wenn er mit den Befehlen des großen Feldherrn bald unter dem Kugelregen von Heiligenſtadt und Nußdorf, ſowie bei den Sandſchluchten von Döbling, bald am Walde von Dornbach die Bewegungen der Schlachtordnung belebte und leitete, ein Tag der erſten Weihe für ſeinen nachmaligen großen Feldherrenberuf. Er war für dieſe entſcheidenden Stunden das Auge und der ſprechende Mund eines Meiſters in den Thaten des Krieges geworden; ein Werkzeug der Seele, welche die Streitkrafte eines ganzen Heeres durchdrang und in reger Wirkſamkeit erhielt; bei dieſer Gelegenheit konnte er lernen, wie man als Feldherr die Schlachten führen und ſiegen müſſe. Viele ſeiner Waffengefahrten waren gefallen, Prinz Moriz von Croy hatte den erſten Sieg dieſes Tages, jenen über die Janitſcharen bei Heiligenſtadt, mit ſeinem Leben nicht zu theuer erkauft; ſein Bruder war ſchwer verwundet worden, Montreosky, der Held von Chocim und mehrere der edelſten Polen ſo wie der jugendlichen Streiter aus den Geſchlechtern des deutſchen Adels ſahen die Sonne nicht mehr untergehen; Eugen aber war von keiner der vielen feindlichen Kugeln verletzt worden, unter denen er mit freudigem Muthe, bald da bald dorthin geritten.

In Raab, dahin er in athemloſer Eile mit dem noch immer zahlreichen Reſt ſeines ungeheuren Heeres geflohen war, hielt der türkiſche Oberfeldherr und Großvezier, Kara Muſtapha Gericht über die Mitgenoſſen ſeines Feldzuges; ſie mußten jetzt die Schuld der Niederlage tragen, die ſeine Saumſeligkeit herbeigeführt hatte; mehrere von ihnen, vielleicht tapfrer und einſichtsvoller als er, endeten auf ſeinen Befehl unter der Hand des Henkers. In Wien dagegen, dahin Kaiſer Leopold I nach der Entſetzung ſeiner Hauptſtadt zurückgekehrt war, wurde ein Gericht andrer Art gehalten, welches nichts Andres als Bezeigungen des Lobes und der Freude ausſprach. Der Herzog von Lothringen ſtellte dem Kaiſer mehrere jener Freiwilligen aus den adligſten Familien des Auslandes vor, welche an dem Kampf bei der Rettung von Wien Theil genommen, unter ihnen war auch der junge Prinz von Savoyen Carignan, welcher, bei dieſer Audienz, ein beſondres Vergnügen fand an dem ihm neuen Anblick jener zutraulichen Sitte eines deutſchen Fürſtenhofes, die ſich in dem Benehmen des Kaiſers gegen den König von Polen kund gab*).

Das Heer der Chriſten gönnte ſich damals in der neu auflebenden Kaiſerſtadt nur wenige Tage des Ausruhens. Denſelben Weg, an der Donau hinab, den die Türken als Flüchtlinge genommen, zogen ſie nun als Sieger. Noch gab es, meiſt ſeit den früheren ſiegreichen Feldzügen der Türken in dem ungeſtörten Beſitz von dieſen mehrere der wichtigſten Städte und Feſtungen der Nachbargegend, in deren Schutze eine nicht unbedeutende Macht der Feinde noch Stand hielt. Auch dieſe noch tief und feſt in dem einheimiſchen Boden geſenkte Wurzel der türkiſchen Macht mußte ausgeriſſen werden und ein Anfang hierzu wurde ſchon in dem Feldzug des Jahres 1683 gemacht, Parkan und ſelbſt das wohlverwahrte Gran, das in früherer Zeit Erzherzog Matthias zu ſechs verſchiedenen Malen ohne günſtigen Erfolg belagert und beſtürmt hatte, wurden genommen, das ſiegreiche Heer zog, nach Beſetzung dieſer Plätze, in ſeine Winterquartiere zurück; Prinz Eugen nach Wien, wo er gerade drei Monate nach ſeinem erſten Auftreten auf dem Felde der Schlachten, am 11. December eine Beſtallung als Oberſt, bei dem Kufſteiniſchen Dragoner-Regiment empfieng.

---

*) Uebrigens hatte der edle König Sobiesky ſpäter über manche Aeußerungen der kalten Zurückſetzung und des Undankes von Seiten des kaiſerlichen Hofes zu klagen (m. v. ſeine Briefe an die Königin Marie S. 57, 60 — 68 u. a.)

Mit dem unerſättlich habſüchtigen Könige von Frankreich, war jetzt ein für das deutſche Reich nachtheiliger Vertrag geſchloſſen, zu welchem durch franzöſiſchen Einfluß der Kaiſer ſich verleiten laſſen, damit er vor dieſem chriſtlich nachbarlichen Feinde, welcher gefährlicher war als die Türken, bei ſeinen weitren Unternehmungen in Ungarn ſicher ſey. Erſt gegen Ende des Mais 1684 konnte der Feldzug von neuem eröffnet werden, auf welchem, am 18. Juni, Wiſſegrad, bald hernach Waizen wieder in dem Beſitz der Chriſten kam. Vor der Einnahme der zuletzt genannten Stadt fand Prinz Eugen Gelegenheit, an der Spitze ſeines Dragonerregimentes es zu zeigen, daß er der Stelle eines Oberſten, die man ihm anvertraut hatte, nicht unwürdig ſey. Aus dem Hauptſitz der türkiſchen Macht in Ungarn, aus Buda oder Ofen, war ein Heer der Feinde den Chriſten entgegengezogen, die ſich bei der Donau-Inſel St. Andre plötzlich angegriffen ſahen. Doch das wüthende Geſchrei und die Tollkühnheit, womit die türkiſchen Reiter anſprengten, verſtummte und brach ſich bald an dem beſonnenen Widerſtand der kaiſerlichen Macht; eine Menge der todten Feinde bedeckte die Wahlſtatt, unter ihnen der Paſcha von Temeswar, und die, welche dem Tode entronnen waren, brachten ſo viel Furcht und Schrecken vor den Waffen der Chriſten mit ſich hinein in die Mauern von Waizen, daß noch in derſelben Nacht dieſer feſte Ort dem Herzog von Lothringen ſich ergab.

Vor allem galt es jetzt die Hauptfeſtung des Landes, Ofen wieder zu gewinnen, das die Türken ſeit Solimans II ſiegreichem Feldzug, im J. 1529 durch Liſt und Verrath gewonnen hatten. Mit Recht erkannten ſie in dieſer ehrwürdig alten vormaligen Hauptſtadt des ungariſchen Königreiches das feſte Thor ihrer Beſitzungen im äußerſten Weſten an; es hatten den Ort viele der reichſten und anſehnlichſten türkiſchen Familien zu ihrem Lieblingsaufenthalt gewählt; der Paſcha von Ofen kam an Macht und Aufwand ſeines Hofſtaates einem Könige gleich. Prachtvoll, ein Abbild der türkiſchen Kaiſerſtadt im Kleinen, erhub ſich auf ihrem ſteil anſteigenden Berge die von mehrfachen Mauern umgürtete Stadt mit den hohen Kuppeln ihrer Moſcheen und der zahlreichen öffentlichen Bäder und Palläſte. Am 12. Juli (es war derſelbe Tag, an welchem ein Jahr vorher die Türken die Belagerung von Wien begannen), ſchickte ſich der Herzog von Lothringen zur Belagerung von Ofen an. Zwei Patchas mit ihrem Kriegsvolk lagen in der Stadt; in ihrer Nähe, auf den Höhen von Erſi ſtund, unter dem Befehl des Seraskiers ein mächtiges Heer der Türken. Dieſes, während die Beſatzung aus der Stadt tapfere Ausfalle machte, beunruhigte von der andern Seite her das Heer der Chriſten durch öftere Angriffe. Dennoch nahmen dieſe am 19. Juli den untren an der Donau gelegnen, von eignen Mauern umſchloſſenen Theil der Stadt, die ſogenannte Waſſerſtadt ein, welche bei dieſem Kampfe in Flammen aufging. Die Türken, welche in dieſem Stadttheile wohnten oder ſeit ihrer Vertreibung aus den genommenen Feſtungen ſich da hineingeworfen hatten, waren, ſammt dem größeſten Theil des Geſchützes nach dem oberen Theile der Stadt: nach der eigentlichen Veſte hinaufgezogen, deren Beſatzung hierdurch faſt um das Doppelte anwuchs.

Es mußte jetzt vor allem das Heer der Feinde, das in einer vortheilhaften Lage auf den Höhen von Erſi ſtund, und von da aus den Belagerern Gefahr drohete, hinweggeraumt werden. Der Herzog von Lothringen drang am 22. Juli gegen die wohlverſchanzten, von dem Feuer vieler Geſchütze vertheidigten Anhohen, und vergeblich war es, daß die acht Ellen lange bluthrothe Fahne des Seraskiers, mit dem geſtickten Bilde von Omars zweiſchneidigem Schwerte, die Türken an die Siege der mächtigen Vorfahren erinnerte; ſie wurden, nach einem vierſtündigen, blutigen Gefecht geſchlagen; ihr Lager mit all den koſtbaren Gerathſchaften, die man in den Zelten fand, ward dem Heere der Chriſten zur Beute und dieſe, unter der Anführung des Prinzen von Baden, ſetzten dem fliehenden Feinde ſo eilig nach, daß ſie dieſem auch noch den letzten Reſt der geretteten Geſchütze abnahmen; mehrere Tauſende der Türken lagen todt auf den Hohen oder wurden auf der Flucht erſchlagen. Prinz Eugen hatte an dieſem Tage mit ſeinen Dragonern ſo Großes geleiſtet, daß ihm der Herzog in ſeinem Bericht an den Kaiſer einen vorzüglichen Antheil an dem glanzenden Siege zuſchrieb.

Man hatte gehofft, daß den Belagerern ſeit dieſer großen Niederlage der Türken, die Eroberung von Ofen leichter gelingen werde. Das Heer der Deutſchen beſchoß die alten Thürme und hohen, ſtarken Mauern der alten Königsburg von vier Seiten her, aus hundert Karthaunen, Bombenmörſern und Falkaunen, welche täglich gegen 1500 Kugeln und 800 Bomben in die Feſtung warfen; drei und vierzig Mauerbrecher waren noch überdies in beſtändiger Arbeit. Aber wirkſamer und verderblicher als alle Geſchütze, als alle Minen der Belagerer, waren die Schüſſe, ſo wie die herabgeſtürzten Steinmaſſen, womit man von der Feſtung heraus den Anſtürmenden zuſetzte. Auch bei jenen häufigen Ausfällen, welche die an Zahl und Waffen mächtige Beſatzung machte, konnte man bemerken, daß in Ofen der auserleſenſte Kern der türkiſchen Kriegsmacht verſammlet ſey; bei einem dieſer wüthenden Ausfalle erlitt das Heer der Chriſten einen Verluſt von 4000 Mann. Hier, vor Ofen empfieng auch Prinz Eugen, als er einſt an der Seite des Prinzen von Salm die Arbeit an den Laufgräben unterſuchte, als Handgeld im Werke des Krieges ſeine erſte Wunde: einen Schuß durch den Arm. Man erwartete mit Recht von der mächtigen Verſtärkung, welche der tapfere Churfürſt von Bayern, während des Septembers in ſeiner eignen Perſon, ſo wie durch ſein Kriegsvolk und die Menge ſeiner Geſchütze den Belagerern brachte, eine große Beförderung des Unternehmens, und bald war auch der fränkiſche Thurm am Schloßrondell der Wirkung des bayeriſchen Geſchützes erlegen. Aber der Sturm, den das friſch angekommene, muthige Volk unter der Leitung ſeines Churfürſten wagte, wurde wie alle frühern Verſuche der Art zurückgeſchlagen, türkiſche Hülfstruppen rückten von mehrern Seiten heran; die Belagerer konnten es nicht hindern, daß der Beſatzung immer neue Verſtärkungen an Soldaten und Proviſionen zugeführt wurden; der Verluſt, den das Heer der Chriſten durch die feindlichen Angriffe erlitt, wurde immer größer, der Mangel an Lebensmitteln und Kriegsbedürfniſſen taglich fühlbarer, der Herzog ſahe ſich genöthigt die Belagerung, die ſeinem Heere 32000 Mann gekoſtet, am 1ten November ganz aufzuheben.

Erſt im Juli 1685 konnte der neue Heereszug gegen die Türken in Ungarn beginnen. Der Herzog von Lothringen hatte eine Armee von 50000 Mann, mit dieſer ſollte er nicht nur die Belagerung von Ofen, ſondern den Kampf mit den turkiſchen Heeren aufnehmen, die zur Vertheidigung der Stadt bereit ſtunden. Der kluge Feldherr beſchloß zuerſt vor die Feſtung Neuhauſel zu rücken und dieſe zu nehmen, denn man wußte, daß bei der dortigen Beſatzung, welcher der General Heißler ſchon ſeit langerer Zeit die Zufuhr abgeſchnitten, ein ſolcher Mangel herrſche, daß ſie wahrſcheinlich ſehr bald zur Uebergabe ſich werde entſchließen müſſen. Hatte man doch einem Bauern, der ſich nicht ohne Heißlers Wiſſen mit 6 Broden in die Feſtung wagte, für jedes derſelben gegen 3 Gulden bezahlt und würde gern um jeden hohen Preis ſolche Lebensmittel erkauft haben. Aber ohngeachtet dieſes Mangels, an welchem doch weniger die Soldaten als die andren Bewohner des Ortes zu leiden hatten, leiſtete die Beſatzung einen ſo hartnackigen Widerſtand, daß die Belagerung ſich mehr in die Lange zog als man erwartet hatte. Indeß kam die Kunde, daß der Seraskier Wiſſegrad genommen, Gran mit einem Heere von 60000 Mann umſchloſſen habe und hart bedrange. Alsbald brach der Herzog mit 30000 Mann ſeiner Truppen von Neuhauſel auf, um jene wichtige Feſtung zu entſetzen. Der Seraskier, der von der Annaherung der chriſtlichen

Streitmacht die Kunde bekommen, hatte ſich nicht fern von Gran in eine Stellung zurückgezogen, welche durch Sümpfe, durch waldige Höhen und Verhaue ſo geſichert war, daß ihr Hinwegnehmen nicht ohne großen Verluſt an Zeit und Kriegsvolk möglich ſchien. Der übermüthige Unverſtand jedoch, in welchem die Türken ſich dem Wahne hingaben, das Heer der Chriſten ſey noch viel ſchwächer als es wirklich war und dazu ganz entmuthigt, lockte dieſelben aus ihrer faſt unangreifbaren Stellung heraus ins offene Feld, wo ſie, ſtatt nach ihrer Meinung ein ſchon im Fliehen begriffenes Heer zu finden, einem ſo kräftigen Widerſtand begegneten, daß ſie nun ihrerſeits zur Flucht ſich wendeten, auf welcher, weil man ſie, theils in die Moräſte, theils in die Enge ihres eigenen, keinen leichten Ausgang gewährenden Lagerplatzes hineinjagte, ein großer Theil von ihnen den Tod fand. Siebentauſend derſelben lagen als Leichname auf der Wahlſtatt und ſo dicht über die Sümpfe hingeſtreut, daß die chriſtliche Reiterei auf den Leichen wie auf einer Brücke hinüberrücken konnte in das türkiſche Lager, mit deſſen reicher Beute man tauſend ſechsſpännige Ochſenwagen und vier Donauſchiffe anfüllte. Die Chriſten hatten im Verhältniß zu dem was ſie gewonnen und gethan, einen überaus geringen Verluſt erlitten. Prinz Eugen hatte während dieſer Schlacht, deren Thaten er jenen von drei oder vier andren Schlachten gleich ſchätzt*), mit ſeinen Dragonern im Centrum der Schlachtordnung neben Prinz Ludwig von Baden gekämpft. Hier war das Treffen am heißeſten geweſen und der Prinz hatte noch überdieß auch durch die Kraft und Schnelle, womit er der ſchon vom Feind umzingelten Schaar der Freiwilligen, welche auf dem rechten Flügel kämpften, zu Hülfe kam, ſich ein großes Verdienſt erworben: ſeine Kufſteiniſchen Dragoner, mit ihm an ihrer Spitze, hatten die Flucht des feindlichen Heeres eben ſo wirkſam herbeiführen helfen, als zur Vollendung der Niederlage beigetragen. Als die Schlacht vorüber war, gab Prinz Ludwig von Baden dem „jungen Savoyarden", wie er ihn einſt, dem Kaiſer gegenüber, genannt hatte, das Zeugniß, daß er durch Muth, Klugheit und Tapferkeit ſich ſo hervorgethan habe, daß er, ſo fortfahrend, dereinſt ein großer Held werden könne. Der tapfere Oberſt Prinz Eugen wurde auch bald nachher zum Generalmajor ernannt.

---

*) Memoires du Prince Eugène de Savoie, par lui meme, Paris 1810. p. 6.

Jene 20000 Mann, welche unter General Caprara zur Belagerung von Neuhäuſel zurückgeblieben, waren indeß auch nicht müſſig geweſen; ſie hatten ihre Batterien bis zu dem Graben der Feſtung vorgerückt, mit ihnen eine Bahn durch die zertrümmerten Mauern gebrochen und am 19. Auguſt den Ort durch Sturm genommen. Prinz Eugen hatte einen ganz beſondren Grund ſich dieſer Siegesthat zu freuen, denn ſein junger Verwandter und liebſter Waffengenoſſe, der Prinz von Commercy, war mit dem Baron von Aſti der Erſte geweſen, der die Höhe der Feſtung erſtiegen hatte. Außer jener großen Beute, womit mancher einzelne Soldat auf ſeine ganze Lebenszeit ſich bereichert hatte, war die koſtbare grünſeidene, goldgeſtickte Fahne von Neuhäuſel in die Hände der Sieger gefallen und als Antheil an die Hülfsvölker aus dem ſchwäbiſchen Kreis gekommen.

Der Feldzug von 1685 war für die chriſtlichen Heere glücklich vorübergegangen. Das aber, was durch ſie bisher in Ungarn geſchehen, das war nur ein verhältnißmäßig leichter Anfang des blutigen Werkes, das noch geſchehen mußte. Ofen, die Königin der Städte des Landes, welche ſeit faſt anderthalb Jahrhunderten als mächtige türkiſche Feſtung wie ein Pfahl im Fleiſche die öſterreichiſche Monarchie beläſtigt hatte, mußte noch einmal belagert und, es koſte was es wolle, dem Feind entriſſen werden; ſie blieb ſonſt durch ihre Lage wie durch ihre Stärke die Vormauer der türkiſchen Macht, der feſte Anhalts- und Ausgangspunkt all der gefahrbringenden Unternehmungen der Feinde. Das Heer, welches der Herzog von Lothringen am 13. Juni 1686 bei Gran über die Donau führte, war eines der mächtigſten und auserleſenſten, das jemals gegen die Türken ins Feld gezogen, denn außer der bedeutenden Zahl ſeiner Krieger wurde es von Helden geführt, welche durch Erfahrung und Verſtand eben ſo wie durch kühnen Muth Meiſter im Geſchäft des Krieges waren. Zu den 40,000 Oeſterreichern ſammt den 20,000 Ungarn und Croaten, waren 30,000 Mann der Reichsvölker aus allen Provinzen von Deutſchland gekommen; eine Schaar aus dem jungen Adel von Frankreich, England, Spanien und Italien hatte ſich unter dem Panier des großen Feldherrn verſammelt und ein Corps der Freiwilligen gebildet, das von feuriger Kampfluſt beſeelt war; der Achilles des damaligen Chriſtenheeres: **Max Emmanuel von Bayern**, zog wieder mit dem Herzog von Lothringen, mit Prinz Ludwig von Baden, mit Prinz Eugen und mehreren ergrauten Generalen des ſieggewohnten Heeres zu dieſem Kampfe aus.

Aber dieſer Macht gegenüber ſtund eine andre, an der ſich der Anlauf der Chriſten ſchon oft, wie das Meer an Felſengebirgen gebrochen hatte, ohne ſie zu bewältigen: dies war die durch Hülfe der Natur wie der Kunſt gewaltige, ungariſche Königsburg, deren Feſtungswerke, wie aus Erz gegoſſen, von einer Beſatzung vertheidigt wurden, welche eher zum Sterben als zum Weichen aus der Stadt geneigt war. An dem Beſitz von Buda hieng der Ruhm der osmaniſch-europäiſchen Herrſchaft; ſeine Eroberung durch Suleiman den Großen war einer der höchſten Triumphe in der Geſchichte ihrer Kriegsthaten geweſen; in den Moſcheen von Konſtantinopel, ſo wie in allen andren im Rufe beſondrer Heiligkeit ſtehenden Tempeln des Islam wurde für die Rettung und Erhaltung von Buda gebetet; die Vertheidigung dieſer Stadt, bis auf den letzten Blutstropfen, ward von den Türken als Pflicht und Gebot der Religion betrachtet. Vor dieſen Mauern und auf dieſen Wallen war bei den ſechsmaligen vergeblichen Belagerungen ſo viel Chriſtenblut gefloſſen, daß nach Sobieskys Ausdruck jedes Stück Erde ſich ſatt davon getrunken hatte. Die Türken hielten die Stadt für unüberwindlich und viele von ihnen wollten vor der Aufhebung der letzten Belagerung, im J. 1684 die Geſtalt des Propheten ſelber, für Buda kampfend, als Zeichen am Himmel geſehen haben; eine Begeiſterung des Fanatismus beſeelte alle Vertheidiger und Bewohner der Stadt; Manner, Frauen und Kinder und ſelbſt die Iſraeliten, welche in ihr ſich aufhielten, dachten nicht daran, vor der Belagerung zu entfliehen, weil ſie nirgends ſich geſicherter hielten, als in ſolch unbezwinglicher Veſte. Ueberdieß rückte auch eine Armee der Türken, geführt von dem neuen Großweſir Suleiman Paſcha zur Vertheidigung von Ofen heran. Der Kampf um dieſes Kleinod der Stadte iſt es deshalb werth, daß wir einige Augenblicke bei ſeiner Beſchreibung verweilen.

Am 18. Juni nahete ſich das Heer der Chriſten den Mauern von Ofen. Eine der nachbarlichen Höhen: der Blocksberg genannt, wurde von Max Emmanuel und ſeinen Bayern, von Prinz Ludwig von Baden und Prinz Eugen ſammt ihren Schaaren beſetzt; am Wienerthor ſtund der Herzog von Lothringen mit dem Kern der Truppen; die Reichsvölker lagen vor der Waſſerſtadt. Dieſe letztere wurde ſchon am 24ten Juni mit Sturm genommen, ihre Beſatzung warf ſich in die obere Stadt. Ein Sturm, den man am 13ten Juli auch auf dieſe wagte, wurde mit großem Verluſt zurückgeſchlagen und ſelbſt die chemiſchen Künſte, damit Pater Gabriel die Wirkſamkeit des Pulvers in hohem Grade ſteigerte, konnten das Fortſchreiten der chriſtlichen Waffen nur wenig fördern, doch hatten ſich die Belagerer an mehreren, der Stadt näher gelegenen Punkten feſtgeſetzt. Größeren Schaden als das Pulver der Belagerer, brachte den Vertheidigern der Stadt das eigne Pulver das in ihren Mauern war. Eine glühende Kugel, die man am 22ten Juli von außen in die Stadt geſchoſſen, fiel auf das Pulvermagazin; ſie ſchlug durch die Gewölbe, das Gebäude flog in die Luft auf und die Erſchütterung, die bei dem Zerſchmettern der tiefen, mit Pulver gefüllten Keller eintrat, war ſo mächtig, daß ſie wie eine Mine die Wallmauer der Feſtung gegen die Donau hin auf 60 Schritte weit zertrümmerte und mehrere Hunderte von Menſchen unter den zuſammenſtürzenden Häuſern begrub.

Gleich nach dieſem Schrecken ließ der Feldherr die Beſatzung der Stadt zur Uebergabe derſelben auffordern, wobei er freien Abzug mit Hab und Gut ihnen geſtatten wollte; die Türken antworteten hierauf damit, daß ſie die Köpfe von hundert ſächſiſchen Soldaten, die ſie eine Stunde vorher, bei einem Ausfall erſchlagen hatten, an einem Baum nahe bei dem Thore, aufhiengen. Man rüſtete ſich jetzt zu einem Hauptſturm. Dieſer wurde am 27ten Juli um 5 Uhr des Morgens von 12000 Mann an drei verſchiedenen Seiten begonnen. Der Churfürſt von Bayern, Prinz Ludwig von

Baden und Prinz Eugen hatten durch Wort und Handſchlag ſich verbunden, daß ſie wahrend des Sturmes bei ihrem Kriegsvolk aushalten, mit dieſem kämpfen, und leben oder ſterben wollten. Der Sturm drang zu den Wallen hinan. Aber durch drej Minen, welche die Belagerten in dieſem Augenblick ſpringen ließen, durch das mörderiſche Feuer ihres Geſchützes, und das Losbrennen der umhergeſtreuten Pulverſacke würden auch diesmal die Stürmenden zurückgeſchreckt worden ſeyn, wenn nicht die drei verbündeten Helden durch ihr Beiſpiel und ihr machtig antreibendes Wort den Muth der Soldaten von neuem belebt und ſie vorwarts getrieben hatten. Jene drei waren faſt immer voran; ſie und ihr tapfres Volk achteten es nicht, daß von dem Pulver und Feuerbränden ihre Kleider vom Haupt bis zu den Füßen verbrannt, Haare und Bart verſengt wurden; es ſtunden jedoch hier Helden den Helden gegenüber, denn auch die Türken kampften mit übermenſchlichen Kraften; ſelbſt die Weiber munterten ihre Streiter mit lautem Zurufe auf, trugen Pulver und Blei ſo wie erfriſchende Getranke zu und ſchleuderten Steine auf die Stürmenden herab. Ein Haiducke aus Raab erſtieg das Rondell und pflanzte dort das erſte Siegesfahnlein auf. Dieſes Rondell und die beiden angranzenden Zwinger wurden von den Chriſten genommen und behauptet, doch hatte der heutige Sturm 2600 Kaiſerlichen, 800 Bayern und 400 Brandenburgern das Leben gekoſtet; mehr als 200 Offiziere waren geblieben oder ſchwer verwundet.

Im Verlauf der darauf folgenden Tage hatten mehrere Minen, welche die Belagerer ſpringen ließen, an den Feſtungswerken neue Verheerungen angerichtet; der Herzog von Lothringen und der Churfürſt von Bayern ließen die Beſatzung abermals zur friedlichen Uebergabe auffordern. Der tapfere Commandant jedoch, Abdurrahman Paſcha, ein ſiebenzigjähriger Kriegsmann, gab die Antwort, daß die Uebergabe der Feſtung, als eines Schlüſſels zum osmaniſchen Reiche nicht in ſeiner Hand, ſondern in der Macht Gottes ſtehe, doch werde die Pforte, im Fall daß die Chriſten zum Abſchluß eines allgemeinen Friedens bereit ſeyen, ſtatt Ofen irgend eine andre Feſtung, Stuhlweiſſenburg oder Erlau ihnen übergeben. Auf die wohlmeinende Erinnrung, welche der Herzog von Lothringen ihm machen ließ, daß im Fall einer gewaltſamen Erſtürmung die Wuth der Soldaten ſelbſt ſeiner, des Commandanten, deſſen Tapferkeit man ehre und achte, nicht ſchonen würden, antwortete der Greis nur mit Achſelzucken.

Aber es ſchien auch jetzt als könne die Sache der Belagerten, ſo ſchlimm ſie ſtund, noch eine günſtige Wendung nehmen. Der Großweſir mit ſeinem Heere kam immer näher, am 8ten Auguſt wagte ſich der Vortrab ſeiner Armee bis faſt an den Bereich des chriſtlichen Lagers, zog aber ſchnell ſich wieder zurück. Der Großweſir ſelber war bei dieſem heranſprengenden Haufen geweſen, um ſo nahe als möglich den Zuſtand der Feſtung in Augenſchein zu nehmen. Dieſe Nähe eines zu ihrem Schutze beſtimmten Heeres hatte den geſunkenen Muth der belagerten Türken bis zum Uebermuthe geſteigert; ihre Geſchütze feuerten heftiger denn jemals auf die ihnen ſchon ſo nahe gerückten Belagerer; ihre Ausfälle waren von wüthender Art. Der edle Feldherr ſelber gerieth in die höchſte Lebensgefahr, als eine Bombe aus der Feſtung in eine Tonne mit Pulver ſchlug und ſie entzündete, in deren Nähe der Herzog ſtund; Prinz Eugen hatte ſchon vorher eine Wunde empfangen. Der Großweſir war jetzt auf alle Weiſe bemüht, der bedrängten Stadt eine Verſtärkung durch friſche Truppen zuzuführen. Zwanzig Ducaten wurden jedem ſeiner Soldaten verſprochen, der ſich durch Liſt oder Gewalt die Bahn durch das Heer der Chriſten ins Innre der Feſtung brache. Neben dieſen Verſprechungen regte der Fanatismus das türkiſche Kriegsvolk zu ungewöhnlichen Thaten auf. Die tapferſten und ſtarkſten hielten ſich zunächſt dafür beſtimmt Ofen zu retten, oder wenn das Loos ihnen ſo beſchieden ſey im Kampfe für das Reich des Islam zu ſterben. Sechstauſend Türken auf einmal ſuchten ſich am 10ten Auguſt mit Geſchützen und Munitionswagen zu den Thoren der Feſtung hindurch zu ſchlagen und zugleich machte die ganze türkiſche Armee eine drohende, vorrückende Bewegung gegen das chriſtliche Heer. Aber bei dieſer Drohung ließ dieſelbe es bewenden; von jenen ſechstauſend Tapfren, denn daß ſie dieſes ſeyen, hatten ihre Thaten bewieſen, entkam nur der kleinere Theil den Geſchützen und dem Schwert der Deutſchen; die Halfte davon war gleich bei dem erſten Angriff gefallen. Dennoch ware es einer andren Abtheilung von Türken, deren Zahl 4000 betrug, am frühen Morgen des 20ten Auguſt, begünſtigt vom Nebel und von ihrer kroatiſchen Kleidung faſt gelungen, die Stadt zu erreichen; unbemerkt und unerkannt hatten ſie die deutſchen Vorpoſten umzingelt und niedergehauen, waren am brandenburgiſchen Lager vorübergezogen und ſchon in der Nahe des Stadtthores, da wurden ſie von den ſcharfblickenden Kennern der Türken: den Generalen Heißler und Caprara erkannt. Nach einem Kampf der Verzweiflung drangen zuletzt wirklich gegen 500 Mann des kühnen Volkes in das Thor hinein, zu Fuße und meiſt ſtark verwundet; vier rothe Blutfahnen, welche die Beſatzung auf ihre Walle pflanzte, und ein dreimaliges Abfeuern aller Kanonen der Feſtung machte die Freude kund, die man in der Stadt über die empfangene, wenn auch nur geringe Verſtärkung empfand. Ganz ohne günſtigen Erfolg für die Belagerer blieb ein andres, ähnliches Wagſtück, das am 29. Auguſt etwa 5000 Janitſcharen, Spahis und Tartaren unternahmen, um ſich im raſcheſten Lauf ihrer Roſſe zur Stadt zu drängen. Es waren Männer von auserleſener Art. Namentlich hatte der eine von ihnen, ein Rieſe von Geſtalt und Kraft, an Todesverachtung und Muth ein Held, blutend ſchon an tiefen Wunden, ſich zur Mitte des Lagers, da die Führer des Heeres ſtunden, durchgeſchlagen, dem General Mercy den Kopf geſpalten und mehrere der höheren Offiziere, gleich dem Gras mit der Sichel, durch ſeinen ſcharfen Säbel zuſammengehauen. Selbſt der Stallmeiſter des Herzogs von Lothringen war an der Seite ſeines Herrn gefallen. Aber von all dieſen Türken kam nicht einer lebend aus dem Lager hinaus, auch jene kleine Zahl, die zuletzt um Gnade flehete, mußte dem Grimm und der Rache der Soldaten erliegen.

Noch einmal hatte der Feldherr, der indeß Verſtärkung durch friſche Truppen empfangen, den alten Commandanten der Feſtung zur Uebergabe aufgefordert; ein Schreiben jedoch des Großſultans, das der Beſatzung zugekommen, hatte dieſer nur die Wahl gelaſſen, entweder in der Vertheidigung von Ofen einen Tod des Ruhmes oder unter dem Beil des Henkers zu ſterben, darum war die Aufforderung vergeblich.

Der Sturm, welcher das Schickſal der Feſtung entſcheiden mußte, begann am Morgen des 2. Septembers. Jener Freiherr von Aſti, der bei der Erſtürmung von Neuhäuſel mit Eugens Freunde, dem Prinzen von Commercy zuerſt die feindlichen Mauern erſtiegen, war auch heute an der Spitze der Kaiſerlichen voran. Aber ſein Loos war diesmal ein andres als es bei Neuhäuſel geweſen. Ihn ſelber und mit ihm eine große Zahl der Freiwilligen, die ſich zu ihm geſellt hatte, warf der Kugelregen der Türken darnieder, und obgleich über die Leichname der Gefallenen andre muthige Schaaren zu den Mauern vordrangen, wurden dennoch auch dieſe bei dem erſten Angriff zurückgeſchlagen, denn mit allen Kräften, welche ein zum Sterben entſchloßner Muth oder welche die Verzweiflung geben konnten, vertheidigte die türkiſche Beſatzung ihre hohen, feſten Mauern. Aber immer neue Haufen der Stürmenden drangen heran; ein ungariſcher Oberſt Petnehatzi hatte die Mauer zuerſt erſtiegen, war ſchon von den Janitſcharen umringt und aufgehangen worden, da kamen die Seinen ihm nach, die, noch ehe er erwürgt war, vom Seil ihn losſchnitten. Mit den Kaiſerlichen zugleich waren die Schaaren der Brandenburger unter General Schöning die erſten in der Stadt. Dennoch ſchien die Aufgabe dieſes heißen Tages kaum halb gelöſt; das Schwerſte blieb noch zu thun. Der letzte Reſt der Beſatzung der Stadt hatte ſich in das faſt unbezwingbar feſte Schloß geflüchtet, hier, noch immer auf Entſatz durch den Großweſir hoffend, der mit ſeinem Heer auf einer Anhöhe, nicht fern von Ofen ſtund, kämpfte ſie mit der letzten Anſtrengung aller ihrer Kräfte. Durch das unausgeſetzte Abfeuern der bayeriſchen Geſchütze, die ſeit mehreren Wochen dahin ihre Richtung nahmen, war es zwar gelungen in die felſenfeſte, dicke Mauer des Schloſſes eine Breſche zu ſchießen, dieſe jedoch, an der ſteilen Felswand hinan zu erſteigen, das ſchien kaum für menſchliche Glieder möglich. Dennoch waren die Bayern bis in die Nähe der Breſche vorgedrungen und hatten an dieſem Poſten, welcher unter dem kreuzenden Feuer des feindlichen Geſchützes von dem Blute der Ihrigen bald überſtrömt war, ſich feſtgeſetzt. Prinz Ludwig von Baden, der hier den Angriff leitete, begab ſich ſelbſt an den Ort der Gefahr; über die Gefallenen ſtiegen immer neue Schaaren der Stürmenden dem tapferen Führer nach und auch das Schloß ward jetzt genommen. Nächſt dem Wiener Thore hatte der alte, ſeinem Berufe bis zum Tode treue Commandant Abdurrhaman, mit beiden Händen den Säbel führend gekämpft, bis er zuletzt den Schüſſen der Andringenden unterlag. Nur 500 Türken wurden durch den Churfürſten von Bayern und den Prinzen von Baden vor dem Grimm der Soldaten gerettet, welche ſonſt Alle, auch wenn ſie, die Gewehre von ſich werfend um Gnade flehten, niedergehauen hatten, unter dieſen Gefangenen waren der Vizepaſcha und der Aga der Janitſcharen. Ein Lauffeuer, das die Türken anlegten, und eine noch zuletzt von ihnen entzündete Mine hatten die Stadt in Brand geſteckt, aber ſelbſt in der Nacht, bei der Flamme dieſes Feuers, dauerte das Plündern fort. Ofen war ein Sammelplatz und Bergungsort vieler, ſeit anderthalb Jahrhunderten den Chriſten geraubten Schätze geweſen; die Beute, welche man da fand, war über Erwarten reich; von den gewonnenen Geſchützen allein hätte man mehr denn ein Zeughaus zu füllen vermocht.

Der Fall von Buda verbreitete Furcht und Schrecken durch alle Gegenden der türkiſchen Monarchie. Der Großweſir, der während des Sturmes von Prinz Eugen, dem der Feldherr dieſes wichtige Geſchäft vertraut hatte, bewacht worden war, als er die Eroberung der Feſtung durch die Chriſten erfuhr, blieb einige Stunden, wie vom Kummer betäubt, ſprachlos, dann gab er Befehl das Lager in Brand zu ſtecken, zog mit ſeinem Kriegsvolk nach Stuhlweiſſenburg, ja ſelbſt hier ſich nicht ſicher haltend, verheerte er weit und breit das Land und ſchloß ſich in das feſte Belgrad ein. Die gefangenen Janitſcharen, als man ſie zu Wien einführte, riefen laut, mit weinenden Augen: o Buda, Buda!

Und eben dieſes Buda oder Ofen, um deſſen Beſitz das Blut ſo vieler Tauſende von Chriſten vergoſſen worden, wäre beinahe, wenig Monate nachher, nachdem man über den Gräbern der Gefallenen, über dem Gräuel der Verwüſtung von neuem angefangen hatte es zu erbauen und zu befeſtigen, ohne Schwertſtreich, durch Verrath eines Chriſten, in die Hände der Türken gefallen. Ein Lieutenant von der Beſatzung der neu ummauerten Feſtung, früher durch Thaten einer perſönlichen Tapferkeit ausgezeichnet, war zuerſt durch zwei von ihm erbeutete türkiſche Sclavinnen, davon die eine von beſondrer Schönheit, in die Feſſeln der Wolluſt, dann in die des Geizes geſchlagen worden; er ſtund im Begriff Ofen gegen eine Summe von einigen tauſend Ducaten dem Feinde zu verrathen und dann, den Glauben verläugnend, Türk zu werden. Ein gefangener Chriſt, der bei dem Paſcha von Stuhlweiſſenburg als Sclave diente, hatte, während er die Heitzung des Zimmers beſorgte, das Geſpräch des Paſchas mit dem Boten, den der Verräther an jenen geſendet, vernommen, und Ofen wurde noch einmal für die Chriſten gerettet.

Das Heer unter dem Herzog von Lothringen, war dem Großweſir gefolgt. Dieſer aber hatte durch das Niederbrennen aller Ortſchaften und ſelbſt der einzelnen Hütten, ſo wie durch das Anzünden der Waldungen und das Verheeren aller Felder und Fluren das Land zu einer Wüſte gemacht, in welcher die Soldaten weder Obdach und Feuerung, während der frühe eintretenden, naßkalten Witterung des Winters noch auch Nahrung für ſich und ihre Thiere finden konnten. Die deutſchen Hülfsvölker, ſo viel deren den Gräbern bei Ofen entgingen, manche von ihnen mit reicher Beute, nur wenige mit ganz leeren Händen, waren nach der Heimath zurückgekehrt, daſſelbe that auch der Churfürſt von Bayern;

Prinz Ludwig von Baden und mit dieſem Prinz Eugen hatten, auf höheren Befehl ein glücklicheres Loos empfangen als ihre, in den verheerten ungariſchen Ebenen mit Hunger und Froſt kämpfenden Waffengefährten; ſie ſollten noch vor dem Winter das Land, gegen Croatien hin, der öſterreichiſchen Herrſchaft unterwerfen. Bald waren Sicklos und Simontorna, Capuswar und Tarda, endlich auch die reiche Handelsſtadt Fünfkirchen, ſammt ihrem feſten Schloß in ihren Händen; ein Theil der Brücke von Eſſeck wurde von ihren Truppen verbrannt. Nach ſolchem Tagwerk ſchwerer Schlachten gönnte ſich Eugen, in Geſellſchaft mehrerer Freunde und Landsleute einige Wochen des Ausruhens in Venedig.

Der Feldzug des Jahres 1687 vereinte alle die Helden der vorigen Feldzüge von neuem in den moraſtigen Ebenen von Eſſeck. Dort ſtund der Großweſir mit einem 60000 Mann ſtarken Heere in einem, durch die Kriegskunſt ſeiner franzöſiſchen Renegaten ſo wohl verſchanzten Lager, daß er, ohne unverhaltnißmaßig großen Verluſt an Menſchen nicht angreifbar erſchien. Es war Juni; die Hitze des Sommer regte aus den Sümpfen und Moraſten der Landſchaft die verderblichſten Dünſte auf, welche dem, im Vergleich mit dem türkiſchen, ſchwächeren Heere der Chriſten, durch die überhand nehmenden Fieber größeren Schaden brachten als das wohlbediente Geſchütz der Feinde und die beſtändigen Ausfälle von dieſen. Der Herzog deßhalb, nachdem er den mächtigen Damm, den die Türken, zum Erſatz für die zum Theil verbrannte Brücke von Eſſeck über die Moraſte erbaut hatten, ſo wie die Schiffsbrücke über die Drau zerſtört hatte, zog ſich aus dieſer Heimathſtätte der Sumpffieber mit ſeinem Kriegsvolk zurück. Dieſe väterliche Vorſorge für das Leben und die Geſundheit ſeines Heeres wurde dem trefflichen Feldherrn in Wien wie in Konſtantinopel auf ſeltſame Weiſe mißdeutet. Namentlich betrachtete der Großweſir den Zurückzug des chriſtlichen Heeres als eine Flucht deſſelben, die Nachrichten, die er darüber an ſeinen Hof und in verſchiedne Städte des türkiſchen Reiches ſendete, erregten da Freude und lauten Jubel gleich einem erfochtenen, vollkommenen Sieg. Noch ehe jedoch der laute Lärmen dieſer Siegesfeſte, mit ſeinem Kanonendonner verſtummt war, oder auch nur bis zu den ferneren Städten des Reiches ſich verbreitet hatte, da ließ ſich auf den Feldern bei Mohacz ein andrer Lärmen, ein andrer Kanonendonner vernehmen, welcher den türkiſchen Waffen keinen Sieg, ſondern eine ihrer ſchwerſten, entſcheidendſten Niederlagen verkündete.

Der Großweſir, durch Schmeichler und üble Rathgeber verführt, ließ ſich verleiten, das was er vorher wohl ſelber nur halb geglaubt hatte, für volle Wahrheit zu nehmen und den klug berechneten Rückzug des Herzogs als eine Art von Flucht vor dem türkiſchen Schwert zu betrachten. Es war jetzt derſelbe Monat, der Auguſt, in welchem bei Mohacz im Jahr 1526 (29. Auguſt) die Türken jenen glänzenden Sieg über ein verſammeltes Heer der Chriſten erfochten hatten, welches an äußrer Pracht, zugleich aber auch an hoffartigem Selbſtvertrauen nur wenige ſeines Gleichen gehabt. Jetzt nach 161 Jahren, am 12. Auguſt, begegneten ſich abermals an derſelben Stätte die Streitkräfte der osmaniſchen und der (meiſt) deutſchen Völker; das übermüthige Selbſtvertrauen jedoch, das ſich ſchon des Sieges rühmt noch ehe es das Schwert gezogen, war diesmal nicht auf der Seite des chriſtlichen, ſondern des türkiſchen Heeres. Noch bei guter Zeit hatte der Herzog von Lothringen Kunde bekommen von dem Heranrücken des türkiſchen Heeres, das wie die Schnecke bei einem warmen Regen aus ihrem Gehäuſe, von ſelbſt aus ſeinem feſten Lager hervorgegangen war.

Der Herzog hatte bereits mit dem rechten Flügel des Heeres auf der Fläche von Mohacz ſeine Stellung genommen; der Churfürſt von Bayern, der mit ſeinem Kriegsvolk den linken Flügel bilden ſollte, war noch im Vorrücken begriſſen, zu jenen Hügeln, die ihm in der Ordnung der Schlacht zur Beſetzung und Vertheidigung angewieſen worden. Auf dieſen tapferen, durch Geburt und unabhängige Herrſchermacht hochgeſtellten Herrn hatten es die Türken bei jeder Gelegenheit abgeſehen; wäre nur erſt, ſo meinten ſie, der Churfürſt von Bayern ihr Gefangener, dann könnte ihnen ein Frieden, unter den vortheilhafteſten Bedingungen nicht fehlen. Faſt hätte ihnen ihr Vorhaben für dieſes Mal gelingen können. 8000 Spahis brachen aus dem Wald hervor und machten von der Seite her einen wüthenden Angriff auf die Bayern, während zugleich 6000 Janitſcharen ihnen in den Rücken fielen und durch ihr Musketenfeuer dem Nachtrab großen Schaden zufügten. Der Churfürſt, der unter den Vorderſten war, hatte eine Wunde an der rechten Hand empfangen, dieſe jedoch hinderte ihn nicht den harten Kampf, mitten unter dem dichteſten Kugelregen zu beſtehen; die Gefahr für ihn und ſeine Leute wäre groß geworden, wenn nicht Prinz Ludwig von Baden im entſcheidenden Augenblick einen Felſen beſetzt hatte, von wo aus ſein Geſchütz die Stellung der Janitſcharen beſtreichen konnte, und wenn nicht vom rechten Flügel her vier Regimenter dem hart bedrängten linken zur Hülfe gekommen wären. Die Türken hatten in Eile zwiſchen dem Wald und Moraſt ſich verſchanzt; in drei Reihen erhuben ſich die mit furchtbaren Batterien beſetzten, von tapferen Janitſcharen vertheidigten Walle. Hinter dieſen Verſchanzungen erſtreckte ſich das Lager in einer Weite von anderthalb Stunden, wohl verſorgt mit allen Bedürfniſſen für Menſchen und Roſſe, während das chriſtliche Heer, in der von dem Feinde weit umher verheerten Landſchaft ſchon ſeit zwei Tagen Mangel an Nahrung und Futter für das Vieh gelitten hatte. Aber mit den Kräften des Leibes zugleich war dieſem Heere nicht auch der Muth, der Alles vermag, geſunken. So groß die Schwierigkeiten waren, welche der Wald und das dichte Gebüſch der Anordnung der Schlacht durch den Herzog von Lothringen in den Weg legten, rückte er dennoch unter dem Feuer der feindlichen Batterien gegen die Türkenſchanzen vor. Es war Abend um 5, da fieng die vorderſte Reihe der Feinde an zu weichen; Prinz Eugen und der Graf von Caſtell waren die erſten, welche in die Schanzen eindrangen, welche jetzt, eine nach der andren genommen wurden. Da ergriff ein unmäßiger Schrecken den Großweſir und ſein ganzes Heer, dieſes flohe in unaufhaltſamem Laufe, ließ ſein reichverſorgtes Lager den Chriſten als Beute zurück und hatte noch überdieß den Verluſt von 23,000 Mann ſeiner, zum Theil beſten Soldaten zu beklagen. Denn von jenen 6000 Janitſcharen, welche den erſten Angriff im Rücken der Bayern gemacht, kamen, da ſie von den Ihrigen abgeſchnitten waren, nur einige wenige mit dem Leben davon; Eugens Dragoner und das nach ihnen in die Verſchanzungen eindringende Kriegsvolk hatte eine reiche Ernte des Schwertes gehalten, die meiſten Türken aber waren auf der Flucht umgekommen, welche in ſolch ſinnloſer Verwirrung geſchahe, daß ſelbſt von jenen Spahis und Janitſcharen, die den fliehenden Großweſir umgaben, gegen dreitauſend bei Barnewar in den Moraſt und in das ſchilfbewachſene Waſſer geriethen, darinnen ſie erſtickten und ertranken. Ja die Niederlage des feindlichen Heeres wäre noch eine viel allgemeinere geworden, der Großweſir ſelber wäre der Gefangenſchaft kaum entronnen, wenn General Dunewalt es vermocht hatte mit ſeinen

Reitern durch den dichten Wald zu dringen, um jenem den Rückzug gegen Tarda abzuſchneiden, und wenn die Ermüdung nach zweitägigem Faſten, ſowie die einbrechende Nacht der weitren Verfolgung der Fliehenden nicht Einhalt gethan hätten. Bei dem chriſtlichen Heere belief ſich die Zahl der Gefallenen noch nicht auf Tauſend.

Ein gleicher Heldenmuth hatte an dieſem heißen Tage alle Kampfgenoſſen in dieſem Heere von den höchſten bis zu den geringſten beſeelt. Schon vor dem Beginnen der Schlacht hatte Eugens Jugendfreund und Verwandter, der Prinz Commercy eine Probe des Heldenmuthes beſtanden, deren ſiegreicher Ausgang dem heutigen Tag ein glückliches Vorzeichen war. Die Leibcompagnie des Regimentes der Freiwilligen, deſſen Führer er war, hatte vor einigen Tagen in einem Handgemenge mit den Türken ihre Fahne verloren; jetzt erblickte Commercy einen mächtigen Türken, der mit einer Lanze, daran eine weiße Fahne prunkte, ſtolz vor der Schlachtordnung ſeines Heeres umherritt. Commercy bat den Herzog von Lothringen um Erlaubniß zum Zweikampf mit jenem und erhielt ſie; in wenig Augenblicken war er bei dem Türken, ſchoß auf dieſen ſeine Piſtole ab, ohne ihn jedoch zu treffen, als aber jetzt der Feind ſich gegen ihn kehrte und mit ſeiner Lanze ihm die Seite durchſtieß, da hielt er dieſe Lanze mit der linken Hand feſt und ſpaltete mit dem Säbel in der rechten Hand dem Gegner den Kopf. Dann, zu den Seinen zurückkehrend, überreichte er die blutbeſpritzte Fahne dem Feldherrn und ermahnte den Korneten ſeiner Leibcompagnie dieſes Feldzeichen, das ihm ſein Blut gekoſtet, beſſer zu bewahren als das verlorene.

So wie Eugens Freund der Schlacht einen glänzenden Anfang gegeben hatte, ſo brachte er, der Held Eugen, derſelben vor allen Andren ihren glänzenden Ausgang. Außer den Thaten, die er an der Spitze ſeiner Reiter im Verlauſe der Feldſchlacht gethan, hatte er die Niederlage der Türken durch die Erſtürmung ihrer Schanzen entſchieden, denn dieſe Niederlage wäre ihnen nicht gekommen, wenn nicht noch vor Einbruch der Nacht der Sturmwind der Furcht und des Schreckens ſie aus ihrer guten Stellung hinweggeſcheucht hatte. Das ermattete Kriegsvolk des Herzogs fand in dem erbeuteten Lager der Feinde Alles, was es zur Labung und Stärkung für Menſchen und Roſſe bedurfte; zu der Fülle der zum Theil bereits zubereiteten Speiſen, brachte das Landvolk Wein, den ſich, obgleich ſein Preis auf einen Thaler für das Maaß geſteigert war, die Sieger nach vollbrachtem Tagwerk wacker zutranken. Statt der ermüdet ruhenden Chriſten ſetzte den fliehenden Türken, auch jetzt noch ein andrer mächtiger Feind: ihr eigener, aus übermäßiger Furcht entſprungner Unverſtand nach. Denn als ſich dem Großweſir Suleiman auf der nur eilig ausgebeſſerten Brücke von Eſſeck ein verworrener Haufe der Flüchtlinge nachdrängte, da zerriß die Brücke und mehr denn zweitauſend ſtürzten in die Drau, in deren Fluthen ſie ertranken; die Andren, die noch dieſſeits des Stromes waren, zerſtreuten ſich nach allen Seiten und mit jenen, die ſich nach und bei der Schlacht in Wald und Gebüſch oder zwiſchen die Sümpfe gerettet hatten, betrug die Zahl der in der Irre Herumſchweifenden mehr denn zehntauſend. So hatte hier bei Mohacz vor 161 Jahren ein Sultan Suleiman Ungarn in glücklicher Schlacht für das Reich der Osmanen gewonnen, jetzt aber ein Großweſir Suleiman daſſelbe wieder in unglücklicher Schlacht verloren.

Als nach dem Tage der Schlacht der andre Morgen kam, da konnte man erſt ganz den Gewinn von geſtern überblicken. Der Großweſir hatte, zur Beſtreitung der

Kriegskoſten, er und ſeine reichen Paſchen zur Befriedigung ihres Aufwandes und ihrer Lüſte eine ſolche Maſſe des osmaniſchen Raubgutes mit ſich geführt, daß man den Werth der Beute, die ſich im Lager fand, auf fünf Millionen Gulden anſchlug. Auf den Antheil des Oberfeldherrn fiel die Kriegskaſſe und die Kanzlei des Großweſirs, der Churfürſt von Bayern bekam das kunſtreich prachtvolle Zelt des Großweſirs, das auf jedem ſeiner ſieben Thürme einen maſſiv goldnen Knauf trug und deſſen mit Perlen und Gold geſtickten innren Zierrathen, Teppiche und Ruhebetten die Pracht eines deutſchen Fürſtenpallaſtes überboten und ſo erhielt jeder der Führer im Heer einen Preis des Kampfes. Hatten doch ſelbſt die gemeinen Soldaten ſich mit türkiſchem Golde ſo bereichert, daß viel von ihnen die Häuflein der Ducaten in ihren Hüten davon trugen, Troßbuben, Kinder und Frauen das Geld und Geräthe von Silber, das in ihre Hände gerathen, kaum fortzuſchleppen vermochten. Dem Prinzen Eugen war indeß von dem Oberfeldherrn noch ein andrer Siegespreis zugedacht. Ihm, der das erſte Panier des Halbmondes erbeutet, das erſte Panier mit dem kaiſerlichen Adler auf den Verſchanzungen der Türken aufgepflanzt hatte, ward der ehrenvolle Auftrag, die Nachricht von dem großen Siege nach Wien zu überbringen; bald nachher erhielt er, der 25jährige Jüngling, aus der Hand des Kaiſers die Beſtallung zum General-Feldmarſchall-Lieutenant.

Durch die Schlacht bei Mohacz war die Macht der Osmanen in Ober- und Niederungarn, ſo wie in Siebenbürgen für jetzt ſo ganz gebrochen, daß alle feſten Plätze in dieſen Gebieten von ihnen verlaſſen oder von dem kaiſerlichen Heer mit Gewalt genommen wurden. Zuletzt, am 17. Dec. fiel auch noch die mächtige Feſtung Erlau, deren Beſatzung in dem ausdauernden Kampfe mit einer ſiebenmonatlichen Hungersnoth eben ſo große Heldenthaten gethan hatte, als im Kampf mit dem ſtürmenden Feinde. Von den 4000 Einwohnern und Soldaten, die beim Anfang der Belagerung in Erlau waren, hatte nur ein Zehntheil das Ende derſelben erlebt.

Noch immer war jetzt ein ſchweres Werk zu thun, das den Türken die Pforte zum Eindringen in die wieder eroberten Länder verſchließen ſollte; dies war die Wegnahme der Feſtung Belgrad oder Griechiſch-Weiſſenburg. Nur wenig Feſtungen in Europa ſind auf ſolche mächtige Weiſe durch die Kräfte der Natur und die Kunſt der Menſchen geſchützt, als das von zwei Strömen umfloſſene, auf felſiger Landzunge gelegne Belgrad. Die Save von Südweſten, die Donau von Nordweſten kommend, treffen mit mächtigem Anlauf an dem Fuße der Felſenſtadt zuſammen, die nur an ihrer Südſeite vom Lande zugänglich iſt. Unten, an der Spitze der Landzunge und an der Vorderſeite des Fußes des Burgfelſens liegt die Waſſerſtadt, welche hier, an dem Vereinigungspunkt der beiden Ströme dem Handelsverkehr ſo günſtig iſt, daß ſie ſeit alter Zeit ein Stapelplatz und Wohnort der Kaufleute verſchiedener Nationen, vor allem der griechiſchen war. Mit ſteilen Wänden erhebt ſich über die Unterſtadt der Felſenberg mit ſeiner Feſtung, deren Batterien die beiden Ströme beſtreichen. Nach Süden ſenkt ſich der Berg allmälig gegen das hüglige Land hinab, hier iſt Belgrad von den ſtärkſten Befeſtigungswerken umgeben, jenſeits denen einige Vorſtädte gegen die ſerbiſche Seite ſich ausdehnen. Seit dem Verluſt von Ofen hatten die Türken auf die Befeſtigung von Belgrad ſo große Mühe und Koſten verwendet, daß ſie daſſelbe gegen alle menſchliche Macht für unüberwindlich hielten. Ob Belgrad dieſes wirklich ſey, das ſollte jetzt ſich zeigen.

Ein Heer von ſechs und ſechszigtauſend Mann war zu dem Feldzug des Jahres 1688 bereit, welcher den türkiſch-ungariſchen Krieg zu Ende führen ſollte; ſtatt des am hartnäckigen Fieber erkrankten Herzogs von Lothringen, hatte der heldenmüthige Churfürſt von Bayern, zwar erſt nach längerem Widerſtreben, die Führung jenes Heeres übernommen. Bei dieſem Oberfeldherrn war Prinz Eugen, während der Held aus Baden den Krieg mit dem türkiſchen Heer in Bosnien führte. In der Nacht vom 7ten Auguſt ſetzte zuerſt eine muthige Schaar von 200 Kriegern über die Save hinüber; ihnen folgte ein größerer Haufen, der auf dem feindlichen Gebiet alsbald durch Verſchanzungen ſich feſtſetzte; ſchon am andren Tage ward die Schiffsbrücke geſchlagen und ungehemmt durch das Kriegsvolk des Seraskiers Jagen Paſcha nahm, bis auf wenig Regimenter, die zum Schutze des Ueberganges über den Fluß bei Semlin zurückblieben, das ganze chriſtliche Heer ſeine Stellung, in der Nähe von Belgrad ein. Seit den Niederlagen der vorhergehenden Jahre war in den Heeren der Türken nur wenig Muth für das Wagſtück einer offnen Feldſchlacht geblieben; der Seraskier, ohne das Glück ſeiner Waffen zu verſuchen, verließ, nachdem er die Häuſer in Brand geſteckt, plötzlich die untere, von Handelsleuten bewohnte Stadt und die oberen Vorſtädte, zu deren Schutz und Vertheidigung er beſtellt war; er zog ſich gegen Semendria, und nachdem er kurz nachher auch dieſes niedergebrannt hatte, wendete er ſich gegen Sophia; was er dem deutſchen Kriegsheer gegenüber auszuüben zu feige geweſen war, das mußten jetzt die harmloſen Bewohner der Ortſchaften erdulden, an denen ſein Weg ihn vorüberführte, denn dieſe alle verbrannte und zerſtörte, ihre Umgegenden verheerte er.

Der Churfürſt, als Oberfeldherr, war bei dem Geſchäft der Belagerung all ſeinen Leuten voran und zur Seite; ſelbſt nach Mitternacht ſprach er bald da bald dort den Arbeitern in den Laufgraben und an den unterirdiſchen Minen zu, munterte das Volk durch freundliches Zureden ſo wie durch reichliche Geſchenke auf. Das Heer der Belagerer fand ſich aber auch in einer äußeren Lage und Stimmung, welche mit jener die im vorigen Jahr vor der Schlacht bei Mohacz herrſchte, einen ſehr vortheilhaften Gegenſatz bildete. Es war da ein Ueberfluß an Speiſen und Getränken, welche um ungemein geringen Preis von allen Seiten her dem Lager zugeführt wurden, ſo daß hier faſt eben ſo viel von den Folgen der Unmäßigkeit als von dem Einfluß der Sumpfluft, die auf den Feldern von Mohacz geherrſcht hatte, für die Geſundheit des Kriegsvolkes zu fürchten war. Dieſem jedoch ließ der unermüdet thätige Feldherr keine Zeit zu müßigen Schwelgereien, er ſchaffte den Soldaten, ſo wie ſich ſelber eine ſo fortgeſetzte Bewegung, daß ſie den Ueberfluß der Speiſen und des köſtlichen Weines gar wohl verdauen konnten.

In der Nacht vom 22ten Auguſt, während den Himmel ein dichtes Gewölk bedeckte, wurde, unbemerkt von der Beſatzung von Belgrad, unterhalb der Feſtung eine Schiffbrücke geſchlagen, welche die Zufuhr zur Feſtung abſchnitt und zugleich den Uebergang, ſelbſt der ſchweren Geſchütze, die aus Ofen angelangt waren, möglich machte. Dieſe zeigten denn auch alsbald ihre Kraft und Wirkung und bereits am 26ten Auguſt ſtürzte unter dem anhaltenden Stoß der Kugeln ein Thurm und ein Theil des äußeren Zwiſchenwalles zuſammen. Während der Commandant der Feſtung ſein Kriegsvolk durch die erdichtete Nachricht, daß der Großſultan ſelber, mit einem übermächtigen Heere zur Hülfe der Feſtung im Anmarſch ſey, bei gutem Muthe zu erhalten ſuchte, ward das chriſtliche Heer am 4ten December durch die Ankunft des alten, großen Feldherrn, des Herzogs von Lothringen im Lager erfreut. Doch der Herzog hatte ſich zu frühe vom Krankenbette aufgerafft; ein Rückfall ſeines Fiebers unterwarf ihn ſchon am andren Tage von neuem dem harten, alle Anſtrengung verbietenden Regiment der Aerzte.

Dem heldenmüthigen, für den Ruhm der Thaten nicht unempfindlichen Churfürſten konnte das keine gleichgültige Sache ſeyn, daß ihn jetzt, wo er ſo nahe am Ziel ſtund, ein andrer, ihm übrigens ſehr ehrenwerther Mann von der Feldherrnwürde verdrangen ſollte, die er durchaus nicht begehrt, ſondern welche man ihm aufgedrungen hatte. Er, der Churfürſt hatte für das Werk dieſer Belagerung Opfer gebracht, wie kaum ein andrer Feldherr dies gethan haben würde noch auch thun konnte. Mit faſt verſchwenderiſcher Großmuth ſpendete er ſeine Ducaten an die Soldaten ſeit jener Nacht, wo die erſten von ihnen die Ueberfahrt über den Strom in die Mitte der Feinde wagten, und auch von den Arbeitern und Gehülfen am eiligen Aufbau der Schiffbrücke erhielt jeder von ihm einen Ducaten, der Meiſter dreißig; dieſe ſeine königliche Freigebigkeit vereint mit der aufmunternden Kraft ſeiner Worte und ſeines eignen Beiſpieles, das er bei Tag und bei Nacht durch ſeinen Eifer am Werke gab, hatte auch allein den bisherigen ſchnellen und günſtigen Fortgang der Belagerungsarbeiten bewirkt. Die Augen von ganz Europa waren jetzt auf dieſen Zielpunkt ſeiner kriegeriſchen Unternehmungen gerichtet; es ſchien Ehrenſache für ihn, daß er als Oberfeldherr die That vollende, welche nicht die eines Andren, ſondern die ſeine war.

Damit ein allgemeiner Sturm auf die Feſtung möglich werde, mußte vorerſt der Graben ausgefüllt ſeyn. Die Minen, welche in der Nacht vom 5ten bis 6ten Septemder ſprangen, hatten dieſes Geſchäft ohne Hülfe der Schaufeln und Menſchenhände vollbracht. Als jetzt die fünf Heerhaufen, welche der Churfürſt zum Vordringen in die geſchoſſenen Breſchen und zum Sprengen der Thore befehligt hatte, gegen die Mauern anrückten, da ſagte der Churfürſt zum Prinzen Eugen: „Ihr bleibet hier bei mir in Reſerve, und ich bin ſicher, daß die Parthie, welche wir beide ergreifen, keine ſchlechte ſeyn.“ Und bald zeigte es ſich auch, daß der günſtige Ausgang des heutigen Sturmes einzig davon abhängig geweſen war, daß dieſe beiden Häupter des Heeres vom erſten Anlauf ſich enthalten hatten, damit ſie ſpäter, gerade im rechten Augenblick, mit aller Kraft ihrer Beſonnenheit und ihres Muthes der bereits ſchwankenden Sache eine neue, beſſere Wendung geben konnten.

Mit dem Feldgeſchrei, das der Name des Oberfeldherrn: Emmanuel (Gott mit uns) und zugleich ein Gebet war, drang an der Spitze ſeines Volkes der tapfere General Schärfenberg gegen die erſte, General Steinau gegen die zweite Breſche vor. Die Belagerten antworten mit dem nach allen Richtungen ſich kreuzenden Feuer ihrer Musketen, Granaten und Kanonen; Hunderte der Anſtürmenden, noch ehe ſie zu den Mauern kommen, fallen, mit ihnen auch Schärfenberg. Dennoch dringen die deutſchen Soldaten über die Trümmer vor; ein Theil der Zwiſchenwälle wird von ihnen beſetzt. Hier aber beginnt für ſie erſt der blutigſte Kampf. Jenſeits der Breſche zeigt ſich ein tiefer Graben, hinter welchem die Feinde, feſt verſchanzt ſtehen und aus ſolcher Nähe, da jeder Schuß ſeinen Mann trifft, ein furchtbares Musketenfeuer auf die eng zuſammengedrängten Kriegerſchaaren hervorbrechen laſſen. Zwei Stunden lang ſind die Deutſchen dieſem mörderiſchen Feuer ausgeſetzt; ſie ſelber können kaum zum Schuſſe kommen, weil ihr dichtes

Gedräng die Bewegung der Einzelnen hindert; nirgends zeigt ſich eine Möglichkeit zum Uebergang über den Graben, da drängt ſich der Churfürſt, begleitet von Prinz Eugen durch das Gemenge der Lebenden und Todten vor. „Folgt meinem Beiſpiel ihr Bruder,“ ruft der Churfürſt, ſpringt mit gezogenem Degen in den Graben hinab und ihm nach die Offiziere und Soldaten. Nicht Allen zwar gelang der kühne Sprung ſo gut als dem kraftigen Feldherrn, einige brachen dabei den Fuß oder Arm, aber es blieben noch geſunde Arme genug übrig, um die Palliſaden zu zerreißen und die Türken aus ihrer Schanze hinwegzutreiben und überall, wo die Anſtrengung am größeſten, der Kampf am heißeſten, waren der Churfürſt und Prinz Eugen voran.

Während die Türken ihre meiſten Krafte an dieſem Punkte vereinen, wo ihre Feinde bereits ins Innre der Feſtung dringen, gelingt es den andren deutſchen Schaaren ſich den Weg durch die geſprengten Thore zu bahnen; ihre Reiterei erfüllt alle Straßen. Das wehrloſe Volk der Stadt, nebſt Frauen und Kindern, entflieht dem Schwert der zur Wuth entflammten Soldaten, durch die Hohlwege hinab an das Waſſer, wo dann den meiſten von ihnen das Leben geſchenkt wird, auch die Janitſcharen, die ſich in das Schloß gerettet hatten, verlangen Gnade, kampfen, als das Kriegsvolk ihnen dieſe verweigert, eine zeitlang noch mit Verzweiflung und als zuletzt die Belagerer durch das geſprengte Thor hineindringen, flüchten ſich jene hinter die gefangenen Chriſten, welche in einem hintren dunklen Raume des Schloſſes verſammelt waren. Die Chriſten, in drei Reihen ſtehend, ſchreien, in ihren verſchiedenen Sprachen um Gnade, und ſagen zugleich, wer ſie ſind; der Churfürſt ſichert ihnen Schonung zu, da erheben ſich hinter den Chriſten einige hundert Türken, welche knieend oder am Boden liegend zugleich um

Gnade geſchrien hatten und das Wort des Oberfeldherrn galt nun auch ihnen.

Gegen 12000 Leichname der an dieſem Tage Gefallenen wurden in die Donau geſenkt; von den Chriſten waren 2500 dem feindlichen Geſchoß erlegen, 1500 trugen leichtere oder ſchwerere Wunden; den heldenmüthigen Churfürſten, um welchen, während des Sturmes die Kugeln gleich einem Hagelſchauer zur Rechten und zur Linken eingeſchlagen, ohne ihn zu verletzen, hatte ein tartariſcher Pfeil an der rechten Wange getroffen; auch Prinz Eugen, dem ſchon ein Janitſchar den Helm geſpalten hatte, als der Prinz mit ſeinem Degen ihn durchſtach, nahm das Ehrenzeichen einer Wunde mit ſich aus der Schlacht. Die Beute, die man in der Feſtung fand, war nicht bedeutend. Viele der türkiſchen Bewohner, die jetzt auf immer ſchwiegen, mochten ihre Baarſchaft und Koſtbarkeiten im Boden und im Gemäuer vergraben haben.

So wie bei Belgrad hatten auch in Bosnien die chriſtlichen Waffen, durch Wunder der Tapferkeit ihre Siege erfochten. Dorthin hatte ſich Prinz Ludwig von Baden mit einer Abtheilung des Heeres gezogen und ſchon viele Städte und Schlöſſer mit reicher Beute gewonnen. Da bringt ihm, unweit Brod ein Bauer die Nachricht, daß etliche Stunden von dort ein 4000 Mann ſtarkes Heer der Türken ſich gelagert habe. Mit 3000 ſeiner Soldaten macht ſich der Feldherr durch den Wald und die Felſenthäler, wo jeder Schritt neuen Hemmungen begegnet, auf den Weg. Er kommt mit ſeinem Kriegsvolk heraus auf die freien Pläne, da zeigt es ſich, daß nicht 4000 ſondern 15000 Türken es ſind, welche dort, unter der Führung des tapfren Paſchas von Bosnien lagerten. Den Prinzen ſchreckt die fünfmal ihm überlegne Zahl der Feinde nicht; er ſelbſt führt das Fußvolk, Piccolomini den rechten, Graf Caſtell den linken

Flügel der Reiterei. Ihm gegenüber rücken die Janitſcharen, in der Mitte die Spahis zu beiden Seiten mit übermüthigem Selbſtvertrauen heran, ſie gedenken das Hauflein der Chriſten durch das Uebergewicht ihrer Maſſe zu erdrücken. Was jedoch der kleinen Schaar an Zahl der Arme abgieng, das erſetzte dieſelbe durch die Tapferkeit dieſer Arme. Der Feldherr ſelber, mit eigner Hand, erlegte fünf Türken, einige ſeiner Offiziere mehr denn die doppelte Zahl und die gemeinen Soldaten, von gleicher Begeiſterung ergriffen, drangen, ohne zuletzt zum Schießen ſich Zeit zu laſſen, ſo wacker mit dem Degen auf die Feinde ein, daß ſie dieſelben ins Lager zurückſcheuchten. Hier aber wurde die Schlacht zu einem wahren Handgemenge und Fauſtkampfe. Die Janitſcharen, welche gegen ihre Gewohnheit, feſt wie die Mauern ſich zuſammengedrangt hatten, ſuchten die deutſchen Reiter bei den Röcken von den Pferden zu reißen, dieſe aber mit ihrem guten Schwert, fällten bei jedem Streich einen ihrer Feinde nieder. Am tapferſten unter all den Seinen kampfte der Paſcha ſelber; von zehn deutſchen Reitern angegriffen, leiſtete er lange Widerſtand; ſchon von einer Todeswunde am Haupte getroffen, bohrte er noch einen ſeiner Gegner mit dem Dolche nieder. Nachdem dieſer gefallen, wichen auch ſeine Soldaten zurück. Aber ihr Lager, das gegen den ſcheinbar unwegſamen Wald und ſeine Felſengehänge hin, aus denen der Prinz unverſehens ſie überfallen, offen ſtund, war nach der andern Seite hin von einem tiefen Graben geſchützt, über welchen nur jene Spahis, die mit den beſten Pferden verſehen waren, hinüberſetzen konnten, während die ſchlechtberittenen ſo wie das Fußvolk der Janitſcharen in dem ſchlammigen Grunde haften blieb oder zwiſchen Gebüſch und Schilf ſich verſteckte. Die meiſten von dieſen wurden erlegt oder gefangen; fünftauſend Leichname der Türken waren vor oder in dem Lager gefallen; auch unter den Gefangenen fanden ſich nur wenige, die nicht Wunden hatten. Die vierzig Fahnen, welche der Prinz im Lager erobert hatte, und ſeine Siegesnachricht trafen zugleich mit dem Bericht von Belgrads Eroberung in Wien ein. Ganz Bosnien war jetzt von Türken geſaubert; es war wie Ungarn ein für den Kaiſer wieder erobertes Land. Die hohe Pforte kam jetzt den chriſtlichen Mächten mit Anträgen zum Frieden ſelbſt entgegen, doch hinderte die Selbſtſucht dieſer Mächte, welche in unmäßigen und übermüthigen Forderungen eine die andre überboten, den Abſchluß eines ſolchen Friedens.

In Ungarn herrſchte ein Frieden und eine Stille der Gräber. Das edle Volk ſeiner Bewohner konnte an der Freude über die Beſiegung des allgemeinen Feindes der Chriſtenheit nicht ſo Theil nehmen wie die andren Völker des chriſtlichen Europas; daſſelbe Schwert, das die Türken bekriegte, hatte ihnen tief in die Seele geſchnitten, hatte ihnen viele ihrer alten Rechte genommen, manche ihrer Hoffnungen zerſtört. Doch die Geſchichte dieſer innren Bewegungen in dem öſterreichiſchen Herrſchergebiet, gehört nicht zu der Geſchichte unſres Prinzen Eugen und zu dem Berichte ſeiner Thaten, und wir erinnern am Schluſſe dieſes Abſchnittes nur an jene Stelle in ſeinen politiſchen Schriften, wo er bei Gelegenheit ſeiner Aeußerungen über die Waldenſer auch von den Ungarn redet:

„Manche Dinge kommen im Laufe der Weltbegebenheiten vor, die unſre ganz beſondre Beachtung verdienen. Man ſollte wohl ſehr beſorgt ſeyn, alles zu vermeiden, was nur den Anſchein der geringſten Verfolgung in Beziehung auf Religion hat. — Die Auftritte, die ich täglich von den Waldenſern erfahre, beſtärken mich in dieſer Maxime. Wenn die Völker klüger und billiger handeln, als ihre Fürſten, dann iſt dies allerdings ein Beweis für ein, außer unſrer Sphäre liegendes höheres Walten. Die Niederlagen, welche die Franzoſen faſt täglich von den Waldenſern zu erleiden haben, zeigen das empfindlichſte Wiedervergeltungsrecht für das, was dieſe guten Leute der Religion halber in Frankreich auszuſtehen hatten; das Sonderbarſte iſt aber, daß dieſe (ich muß mich des Ausdruckes bedienen), großmüthigen Leute dem Herzog von Savoyen mit einer unerſchütterlichen Treue beiſtehen, und der Drangſale gänzlich vergeſſen die ihnen ehemals der Herzog, der Religion wegen, zugefügt hat. So lange dieſe Leute es mit Savoyen halten, werden die Franzoſen, ungeachtet ihrer Uebermacht, gegen die Verbündeten nichts unternehmen können. Ich wünſchte, daß dieſes große Ereigniß auch in Hinſicht auf die Ereigniſſe in Ungarn ins rechte Licht geſetzt würde. Denn man ſoll ſich ohne Noth ja keine Waldenſer in den Pelz ſetzen. Frankreich fühlt es, mit dem Verluſt vieler tauſend Menſchen — und dort kann das Unglück noch größer ſeyn. Religion und (ächter) Freiheitsſinn kann nicht einmal ſcheinbar gedemüthigt, viel weniger bezwungen werden. Mir ſcheint, die Gottheit wendet dieſes Reſervat zum Beweiſe ihrer Allmacht über den Leichtſinn der irdiſchen Herrſcher an, denn wie hätte ſonſt ein armer Auguſtinermönch der Apoſtel von 100 Millionen Menſchen werden können.“*)

3) Eugen in Savoyen.

Dürfte die Geſchichte eben ſo verfahren, wie ein Freund des guten Anſtandes, der es vermeidet, in feiner, ehrbarer Geſellſchaft von ekelhaften Gräueln oder Mörderthaten der Barbaren zu reden, dann würde ſie gern jene Gewaltthaten und Verräthereien an göttlichem Geſetz und menſchlichem Recht, an Zucht und Billigkeit verſchweigen, die ſich Frankreich unter ſeinem großen Ludwig und deſſen Kriegsminiſter Louvois gegen ein Volk zu Schulden kommen ließ, das in ſeinen Hütten friedlich ſeinem Gott diente und weder den großen König noch ſein Volk jemals beleidigt hatte. Allerdings muß man ſich ſehr hüten, einer durch ihre Gaben und ihre geiſtige Stellung wahrhaft großen und achtungswerthen Nation das zur Laſt zu legen, was die Schuld ſeiner Fürſten und verblendeten Leiter war. Doch gehört auch eine ſolche Betrachtung einem allgemeineren Theil der Geſchichte, nicht jenem beſondren an, der ſich mit dem Leben eines einzelnen trefflichen Mannes jener Zeit beſchäftigt.

---

*) Eugens politiſche Schriften Nr. 17 S. 25 — 27.

Die Jahre 1688 und 1689 erſchienen allerdings nächſt dem Jahr 1572 als die Grundtöne jener Octaven und Mißtöne, deren die europäiſche Geſchichte der Jahre 1788 und 1789 mit tiefer Wehmuth und mit Entſetzen gedenkt. Am Ende des Septembers 1688, bald nach der Zeit jener Thaten Eugens und ſeiner Ruhmesgenoſſen, an deren Betrachtung wir uns ſo eben erfreut haben, brachen Frankreichs Heere, nicht als Krieger, ſondern als Raubmörder in die deutſchen Provinzen und Länder dieſſeits und jenſeits des Rheines ein. Was damals Choiſeul, Melac, Peyſonnel, Fouquiere und Mortelas gethan, das iſt nur zu bekannt. Zum letzten Male tritt in dieſer Zeit der große Oberfeldherr Oeſterreichs, Karl von Lothringen als Vertheidiger des deutſchen Reiches auf, das ihm, ſeitdem Ludwig XIV aus ſeinen Erblanden ihn vertrieben, ein zweites Vaterland geworden. Er, mit dem großen Churfürſten von Brandenburg gemeinſam, verjagt die eben ſo grauſamen, als, ſolchen Helden gegenüber, feigen franzöſiſchen Mordbrenner und legt ſich bald hernach, am 18 April 1688, des Lebens und ſeiner Mühen, ſo wie ſeines Ruhmes müde, zum Sterben. Ein Mann, deſſen Gleichen die Geſchichte der Kriegshelden nur wenige kennt. Wer den alternden Helden mit den ausdrucksvollen, ſcharfen Zügen ſeines Angeſichtes, das durch die kräftige Adlernaſe noch mehr vor andren ſich hervorthat, in ſeinem einfach grauen, ſchmuckloſen Rocke, prunkloſem Hute, in gebückter Stellung auf ſeinem guten, aber gleich ſeinem Herren ungeſchmückten Schlachtroſſe einherreiten ſahe, der konnte dennoch in ihm, wenn er ihm genauer in die Augen ſchauete, den zu hoher Würde und großen Thaten geborenen Fürſtenſohn erkennen. Wer, ihm naher ſtehend, Gelegenheit hatte ihn im Leben zu beobachten, der lernte in ihm, wenn er in wenig treffenden Worten ſo Vieles und Großes ſprach, einen Beherrſcher der eignen Zunge, einen rechten vollkommenen Mann achten und ſchätzen. Wer aber die Demuth und Beſcheidenheit, die edle Anerkennung fremder Verdienſte, die Wahrheit und Lauterkeit des Characters, die väterliche Milde gegen ſeine Untergebenen, welche in dieſem Manne waren, zu würdigen wußte und zugleich die Quelle ahnete, aus der dieſe Tugenden kamen, der mußte in Carl von Lothringen den Chriſten ehren und lieben. So, wie wir hier es ausſprachen, ſchildern den großen Feldherrn, der bis zum Tode ſich ſelber und ſeiner Chriſtenwürde treu geblieben, der edle Polenkönig Sobiesky und alle Zeitgenoſſen, die ihn naher kannten.

„Wie glücklich wollte ich mich ſchätzen,“ ſo ſchreibt Prinz Eugen über den alten Feldherrn, „wenn ich nur einigermaßen jener innigen Liebe, mit der ſein ganzes Kriegsvolk an ihm hieng, theilhaftig würde, wenn ich eine ſeiner großen Heldenthaten ihm nachthun, einen Zweig jener Lorbeeren verdienen könnte, mit denen ſein theures Haupt ganz umwunden war.“

Während der alternde Lothringer noch einmal ſein treues Schwert für die gute deutſche Sache am Rhein erhoben hatte, während den verhältnißmäßig kleineren Kämpfen gegen die Türken andre Heerführer oblagen, hatte Prinz Eugen von dem öſterreichiſchen Hofe eine neue Beſtimmung erhalten, welche in der Geſchichte ſeines ganzen Lebens als die unerfreulichſte und unintereſſanteſte erſcheint. Er ſollte den Verwandten ſeines Stammes, nicht aber ſeiner Denkart und ſeines Gemüthes, den in jeder Hinſicht zweideutigen Victor Amadeus II, Herzog von Savoyen für den Bund gegen Frankreich gewinnen und im Feſthalten an dieſem Bunde beſtärken. Ein Heer von 6000 Mann öſterreichiſchen, 8000 ſpaniſchen Truppen ſollte zu dieſem Zwecke ſeiner Führung übergeben ſeyn. Nur ungern übernahm er den Auftrag. Ich meine, ſo ſprach er, ſchon mein Geſicht könne es bezeugen, daß ich nur für Thaten des Schwertes, nicht für die der Staatsklugheit geboren bin.

Eine verlorene Schlacht gegen den kriegserfahrenen franzöſiſchen Feldherrn Catinat, deren unglücklicher Ausgang allein der Uebereilung des Herzogs und der völligen Unerfahrenheit der neu aus Spanien gekommenen Truppen zuzuſchreiben war, iſt das erſte Ereigniß geweſen, das Prinz Eugen in dem alten Vaterlande ſeines Stammhauſes erlebte. Der Prinz mit ſeiner kleinen Schaar von bayeriſchen und öſterreichiſchen Cuiraſſiren (denn die verſprochne Hülfe aus Deutſchland war noch nicht angekommen) verhütete wenigſtens die ſchlimmſten Folgen, welche dieſe, ganz gegen ſeinen Rath unternommene Schlacht hatte haben können; er deckte und ſchützte den Rückzug der geſchlagenen und fliehenden Truppen.

Jenes harmloſe, ſeinem Glauben treue Volk, das ſeit dem 9ten Jahrhundert die unzugänglichſten Alpenthäler von

Piemont bewohnte und von einem ſeiner früheſten Lehrer, dem Peter Waldus den Namen der Waldenſer führte, hatte ſeit langer Zeit unter den Mächtigen der Erde keinen Schützer, keinen Freund gefunden, der ſeiner ſich erbarmt hätte. An dem Prinzen Eugen fand es einen ſolchen; er zuerſt nahm ſich ihrer bei dem Herzog an, und fand an ihnen während ſeiner Anweſenheit in Frankreich in jenen Gegenden treue Verbündete, Männer, die mit tapfern Armen für ihn kämpften. Eugen, wenn er im Verlauf dieſes in andrer Hinſicht nur wenig Theilnahme erregenden Krieges öfters die wahrhaft bewundernswerthen Thaten jener Thalleute betrachtete, äußerte unter Anderem: „Die Vorſehung ſcheint einem kleinen Volk den Arm zu ſtärken, um zu zeigen, daß wenn die Fürſten ihrer Pflicht vergeſſen, noch eine gerechte höhere Macht da ſey, welche ohne Rückſicht auf Religion, aller Menſchen als ihrer Kinder ſich annimmt, ſie gegen Gewaltthaten ſchützt und durch ſie die Ungerechtigkeiten der Fürſten ſo wie der Diener derſelben ahndet. Die Landesvertheidigung der Waldenſer iſt ein Meiſterſtück, ſelbſt in der Kriegskunſt; ſie ſiegen immer, ziehen ſich aber, um nicht ein Opfer der Uebermacht zu werden, nach jedem Siege mit ihren reichen Beuten in ihre Thäler zurück.“ *)

Es wäre ein widerwärtiges Geſchäft, wenn wir die fruchtloſen Kriegsthaten des Prinzen Eugen in Savoyen und ſeinen Nachbarländern einzeln berichten wollten. Der edle Feldherr hatte damals mehr mit der Treuloſigkeit und Zweizüngigkeit ſeines eignen Verwandten, des Herzogs Victor Amadeus II als mit bewaffneten, offenkundigen Feinden zu kämpfen. Der Herzog, während er ſeine ſcheinbare Beihülfe von den Verbündeten durch große Summen ſich

---

*) Eugens politiſche Schriften Nr 15 S. 25.

bezahlen ließ, unterhielt mit dem Feinde derſelben, mit Ludwig XIV ein geheimes Bündniß und nahm auch von dieſem Geld zur Beſtechung an. Durch Ränke der gemeinſten Art wußte er alle Fortſchritte Eugens zu hemmen, ſeine Siege zu vereiteln, ſelbſt durch eine erdichtete, todesgefährliche Krankheit, die ihn, in Folge eines leichten Anfalles der Kinderblattern ſollte betroffen haben, wußte er den Feldherrn, der angeblich zum Regierungsverweſer des Landes nach ſeinem Tode beſtimmt war, zu nöthigen, daß er den Lauf der Siege, auf welchem er bereits tief in Frankreich eingedrungen war, abbreche. Seine größeſte Freude wäre es wohl geweſen, wenn in der mörderiſchen Schlacht bei Marſaglia, der an Geiſt wie an Gemüth ſo unerreichbar hoch über ihm ſtehende Vetter, ſo wie der tapfere Ungarnheld Palfy und der Herzog von Schomberg eine Todeswunde ſtatt der Ehre der Heldenthat empfangen hätten, durch die Eugen den Rückzug ſeines der Uebermacht erlegnen Heeres deckte. Gegen 20000 Todte und Verwundete zählten beide Heere zuſammen nach jener Schlacht und mehr als durch ſie hatte Catinats Heer auf ſeinem Rückwege durch die tapfern Männer des Thales: die Waldenſer zu leiden. Endlich erklärte der zweizüngige Herzog von Savoyen ganz offen ſeinen Abfall von der gemeinſamen Sache der Verbündeten, welche überdies ein gegenſeitiges Mißtrauen und die Gefahr, die ihren eignen Ländern drohete, großentheils von dem Felde hinwegrief, wo ſtatt des Ruhmes nur beſtändiger Verdruß über Hinterliſt und Betrug zu ernten war. Auch Prinz Eugen, dem das öſterreichiſche Kabinet die Würde eines Feldmarſchalls anvertraut hatte, kehrte abermals zu dem Schauplatz der Heldenthaten eines Türkenkrieges zurück.

4) Eugen, von neuem Beſieger der Türken.

Am Hofe zu Konſtantinopel hatten Ludwigs XIV Geſandte alle Mittel aufgeboten, um die Türken zur kraftigen Fortſetzung des Krieges gegen Oeſterreich anzureizen und ihre Abſicht war ihnen gelungen. Wahrend Oeſterreich faſt all ſeine Streitkräfte aufbieten mußte, um Frankreichs ungerechten Angriffen am Rhein und anderwärts zu widerſtehen, drangen die Türken mit überlegner Macht von neuem in Ungarn vor. Der einſichtsvolle und kräftige Großweſir **Kiuprili Muſtapha** leitete damals die Angelegenheiten des osmaniſchen Reiches. Er hatte dem Heere durch ſtrenge Ordnung und gute Auswahl der Offiziere, wie der Soldaten eine neue Geſtalt gegeben; ſelbſt das überflüſſige Silbergeſchirr des Serails ließ er zu Geld umprägen, um dadurch die Mittel zur Beſoldung der Armee zu verſtärken. Dieſe rückte im Jahr 1690 mit unwiderſtehlicher Gewalt in den oberen Donaugegenden vor. Durch eigne Schuld, weil er den Angriff zu raſch gewagt, fiel Oberſt Straſſer, mit ihm der Prinz von Hannover, faſt alle Offiziere und 3000 Gemeine ſeiner Heeresabtheilung; Belgrad, das ſo mühſam gewonnene, wurde nach dreiwöchentlicher Belagerung den Chriſten von neuem entriſſen, als, wie man glaubt, durch die Hand eines Verräthers, eines verkleideten Türken oder eines franzöſiſchen Renegaten, der nach der Einleitung der That ſchnell entflohen war, ein Pulvermagazin, das ſich am gefahrbringendſten Punkte der Feſtung befand, entzündet, tauſend Mann der Beſatzung getodtet und ein großer Theil der Walle hinabgeſtürzt worden war; Orſowa und Gradisca wurden erobert und als hierauf der Großweſir, nach ſolchen Thaten in Triumph in Konſtantinopel einzog, da that es der franzöſiſche Geſandte in Freudenbezeugungen, die er veranſtaltete, faſt noch den Türken zuvor.

Eine der bewundernswürdigſten Heldenthaten des deutſchen Heeres und ſeines eben ſo klugen und tapferen Feldherrn, des Prinzen Ludwig von Baden, war der theuer erkaufte Sieg über die Türken am 19. Auguſt 1691 bei Salankamen. Der Großweſir führte ein Heer von 100000 Mann, unter denen 15000 alte, kriegserfahrene Janitſcharen und 60000 der auserleſenſten kräftigſten Leute, die in den Waffen wohlgeübt, den Neulingen im Kriege zum feſten Kerne dienten. Eine große Zahl der Schiffe und bewaffneten Galeeren zog neben dem Heer in der Donau hinauf. Prinz Ludwig hatte eine Macht von 67000 Mann. Am 17ten kamen beide Heere ſich ſo nahe, daß der Prinz einen Angriff erwartete und zu dieſem ſich rüſtete. Aber auf den Rath der franzöſiſchen Offiziere, die beim türkiſchen Heere dienten, hatte der Großweſir in der Nacht, unbemerkt von den Deutſchen, mit ſeinem Heere eine Bewegung, vorüber an jenen gemacht, hatte zwiſchen des Prinzen Armee und der Donau eine Stellung eingenommen, wodurch die Deutſchen von Peterwardein und aller von dorther zu erwartenden Verſtärkung ſo wie Zufuhr abgeſchnitten wurden. Mit großem Geſchick hatten die Feinde die Stunden der Nacht und den darauf folgenden Tag benutzt, um ihrer Stellung, die im Rücken und zur linken Seite durch die von ihren Galeeren geſchützte Donau gedeckt war, eine Feſtigkeit zu geben, worin ſie jedem Angriff trotzen konnte; es war da ein tiefer Graben, hinter ihm mannshohe Wälle, mächtige Baſtionen mit ſtarken Batterien. Die erſten Folgen dieſer kluggewählten Stellung waren es, daß ein Trupp von 5000 neuangeworbenen öſterreichiſchen Soldaten, der an dieſem Morgen zu dem Heer des Prinzen ſtoßen wollte, bi sauf 30 Mann von den Türken niedergemacht, daß 150 Wägen und 100 Fahr=

zeuge, welche Kriegs- und Lebensmittel aus Peterwardein zuführen ſollten, von dieſen weggenommen wurden.

Der Held aus Baden hatte noch niemals ſich und die Seinen den Türken gegenüber in ſolch gefahrdrohender Lage geſehen. Sein Heer ſtund ſo gehemmt und beengt, daß es ſich nicht zweckmäßig ausbreiten konnte; in ſeinen unvortheilhaft geſtellten, gehäuften Maſſen mußte jede Kugel der feindlichen Geſchütze furchtbare Verheerungen anrichten. Auch an einen geordneten Rückzug, wenn ſich anders der Mann, der noch nie der Gefahr gewichen, zu einem ſolchen hatte entſchließen können, war nicht zu denken. Es galt hier nur, mit dem Degen in der Hand vorzudringen und ſo zu ſiegen oder zu ſterben.

Die Türken noch immer an der ſtärkeren Befeſtigung ihres Lagers arbeitend, warteten ruhig den Angriff ab. Um 3 Uhr des Nachmittags gab im Heere der Chriſten eine Bombe das Zeichen zur Schlacht. Er, der Feldherr ſelber, an der Spitze des rechten Flügels, der linke unter dem Grafen Dünewald, das Fußvolk in 20 Bataillone geordnet in der Mitte, ſo rückte man gegen die türkiſchen Verſchanzungen hin, wo der größere Theil des Fußvolkes auf einem Hügel ſeine Stellung nahm, der nur wenige hundert Schritte von ihr entfernt, der ſtärkſten Batterie des Feindes, von 80 Kanonen gegenüber lag. Es ſchien vorzugsweiſe ein etwa noch möglicher günſtiger Ausgang der Schlacht davon abzuhängen, daß der linke Flügel des deutſchen Heeres den rechten des türkiſchen zurückdränge, damit die Infanterie freieren Spielraum zu ihren Bewegungen und zur Wirkſamkeit ihrer Waffen bekäme. Aber Dünewald mit ſeiner Reiterei konnte nur mit Schwierigkeit durch das Gebüſch und hohe Heidegras anrücken, während am rechten Flügel die Souchesſchen Reiter, mit voreiliger Hitze einen Angriff aufs

Lager machten, bei welchem ſie das Musketenfeuer der Janitſcharen ſo furchtbar traf, daß ihre Reihen in Unordnung geriethen und ſie ganz zurückgeworfen wurden. Zu ihrer Hülfe eilt ein Theil des Fußvolkes unter den heldenkräftigen Herzögen von Holſtein und Ahremberg herbei, man ſucht die Schanzen zu ſtürmen, Haufen der Stürmenden fallen und weichen auf Augenblicke, immer rückt man von neuem vor die Mündungen der Musketen und Kanonen, gegen die von Blute überſtrömten Wälle hin.

Während dieſes ſchweren Kampfes auf der einen Seite der Schlachtordnung, war der auf der andren nicht minder heiß. Da wo der linke Flügel des deutſchen Heeres unter Dünewald die vorläufige Hauptaufgabe des Tages löſen, die türkiſche Reiterei zurückwerfen ſollte, hatte der Großweſir, die Wichtigkeit dieſes Punktes ahnend, ſich ſelber, mit dem lauten Rufe: „Kanonen her!“ in die vorderſten Reihen ſeiner leichten Reiter begeben und war mit einem Theil des Heeres aus den Verſchanzungen heraus, den Deutſchen entgegengerückt. Ein aufſteigender Rauch von der Donau her gab zugleich den Brand der kaiſerlichen Fahrzeuge kund, die mit der überlegnen Flotte der Türken dort zuſammengeſtoßen waren. Mit ſechstauſend wohlberittener Turkomanen und Kurden ſprengt Achmet Paſcha zweimal zu den fechtenden Schaaren hin, ruft ihnen Beifall zu, läßt aber bald durch das Feuer der deutſchen Geſchütze ſich zur Umkehr bewegen. Doch dieſer Anſchein von günſtigem Erfolg war nur von kurzer Dauer, plötzlich zieht ſich die ganze weithin verbreitete, an Zahl überwiegend ſtarke türkiſche Reiterei zu einer dichten Maſſe zuſammen, die wie ein Bergſturz, unwiderſtehlich durch das Gewicht ſeiner Felſen, in die Heerhaufen der deutſchen Infanterie einbricht. Ganze Bataillone derſelben, welche kämpfend feſtſtehen, werden niedergehauen; die Regimenter

Stahremberg und Brandenburg, in ſo mancher Schlacht bewahrt, ſind faſt vernichtet.

Es iſt ſechs Uhr Abend, da ſtehen unter den gelichteten Haufen des kaiſerlichen Fußvolkes nur noch einige der höheren Offiziere, die andren alle ſind gefallen und auch unter den lebenden iſt kaum einer, der nicht aus mehreren Wunden blutet. Der Feind iſt auf allen Seiten, kein Rückzug möglich, den muthigſten Generalen iſt die Hoffnung entſchwunden, daß hier, auch nur für einen einzelnen Mann, noch Rettung ſey. Nur einer iſt noch da, der die Hoffnung feſthält, das iſt der Prinz Ludwig von Baden. Er läßt die ganze Reſerve vorrücken, die zerſtörte Ordnung wird hergeſtellt, die durchbrochnen Reihen werden wieder gefüllt. Mitten durch die Gefahren und Hinderniſſe, die von allen Seiten drohen, lenkt der beſonnene Feldherr die letzten Kräfte ſeines Heeres, welche durch die Verzweiflung geſteigert waren, durch die in blinder Hitze ſchlagenden Haufen der Feinde dahin, wo dieſe zum Angriff ihres feſten Lagers eine Blöße geben, die Deutſchen erſteigen die erſten Linien, werden zwar ſchon einmal durch die Uebergewalt der türkiſchen Arme und Waffen zurückgedrückt bis an ihren Verhau, dort aber ſetzen ſie nicht nur ſich feſt, ſondern dringen von neuem im Lager, bis in die Nähe der heiligen Fahne vor. „Was iſt jetzt zu thun?" fragt der Weſir ſeine Generäle. „Nichts Andres" ſagen dieſe, „als einzuhauen mit bloßem Säbel." Der Weſir wirft die bedeutungsvolle ſchwarze Jacke um ſich, ergreift den Säbel und mit dem Rufe: in Allahs Namen! dringt er voran, nach dem Punkte hin, wo der Kampf am heißeſten war, nach dem Verhau der Deutſchen. Eine Flintenkugel trifft ihn am Schlafe, er ſinkt todt vom Pferde und ſein eigner Kämmerer, ſtatt den Tod des Feldherrn zu verhehlen, macht durch ſein lautes Schreien ihn kund; zugleich verſtummt die Tubalkhana, jene weithin ſchallende Muſik, die ohne Aufhören wahrend der Schlacht in der Nahe des Großweſirs ertönt. Mehrere der Großen ſtreiten ſich jezt um die Würde des Hingeſunkenen, um den Beſiz der heiligen Fahne; die Schreckensnachricht lauft durch das ganze Heer; die Reiterei, eben ſo ſchnell bereit zum Angriff der Schwacheren als zur Flucht vor den Starkeren, jagt davon und laßt das Fußvolk allein. Dieſes aber, der Kern der Janitſcharen und der auserleſenſten, waffengeübteſten Manner, hinter ſich die Donau, vor ſich den Feind, vertheidigen unter ihrem alten Aga und dem kuhnen Beglerbeg ihre Linien mit ſolcher verzweifelter Tapferkeit, daß dieſer lezte Schritt zum Siege dem Reſt des deutſchen Heeres noch das meiſte Blut koſtet. An der Seite der Ihrigen fallen hier der Herzog von Holſtein, ein Graf Stahremberg, ſo wie Kauniz und Pöttinger; aber auch der Aga der Janitſcharen, mit ihm zugleich der Beglerbeg und der Oberrichter des Lagers liegen erſchlagen unter den Haufen der türkiſchen Leichname, und die Janitſcharen, ihres Hauptes beraubt, fangen an zu weichen; die Flucht der noch im Lager weilenden Feinde wird allgemein; die Deutſchen, zu ſchwach zum Nachſezen, laſſen jene ungeſtört entweichen.

Zehntauſend Janitſcharen, achtzehntauſend der andren türkiſchen Truppen waren gefallen, ihre Leichen lagen vermiſcht mit mehr denn zweitauſend der chriſtlichen Soldaten, deren Heer überdieß noch ſechstauſend Verwundete zählte. Am meiſten hatten die deutſchen Regimenter gelitten; acht von dieſen waren ganz vernichtet; das Heer hatte ſeine meiſten Oberofficiere, unter ihnen viele der erfahrenſten und bewährteſten verloren. Größer aber noch war auch in dieſer Hinſicht der Verluſt, den die Türken erlitten hatten. Der Großweſir Kiuprili Muſtapha, der in der Schlacht von Salankamen fiel, war für das damalige Reich der Osmanen mehr an Werth und Bedeutung denn all ſeine Feſtungen, Flotten und Heere. Sein einſichtsvoller, kräftiger Geiſt hatte den zerrütteten Haushalt des Staates, in den zwei Jahren, während denen er am Ruder war, wieder in Ordnung gebracht, die Armee neu geſchaffen, und als Feldherr eben ſo groß denn als Staatsmann hatte er manchen rühmlichen Sieg erfochten.

Eines ſolchen Mannes würdig, der zum Beſten des Vaterlandes allen unnöthigen Prunk und Aufwand zu beſchränken wußte, war die Einrichtung und die Ausſtattung des Lagers, das bei Salankamen in die Hände der Chriſten fiel. Da gab es keine ſolche Beute an goldnen Kleinodien und Silbergeſchirren, keine gold- und perlengeſtickten Tapeten und indiſche Teppiche, kein Feldherrenzelt mit zierlichen Thürmen und maſſiv goldnen Knäufen, wie im türkiſchen Lager bei Mohacz, ſondern nur das was zur Bewaffnung, zum Obdach, zur Unterhaltung und Beſoldung eines Heeres nöthig iſt: hundert und vier und funfzig treffliche Kanonen, zehntauſend gute, dabei aber prunkloſe Zelte, zehn Wagenladungen Kupfergeldes im Zelte des Großweſirs, vier und funfzig Kiſten voll gleicher Münzen in dem des Schatzmeiſters, zwölf Kiſten voll Silbergeld, vier und zwanzig voller Kaftane.

Die Folgen dieſes theuer erkauften Sieges würden für die chriſtlichen Waffen von dem entſchiedenſten Vortheil geweſen ſeyn, wenn der Krieg mit Frankreich nicht die Streitkräfte des öſterreichiſchen Staates ſo ganz in Anſpruch genommen hätte. Wurde doch ſchon im darauffolgenden Jahre 1692 der große Feldherr Ludwig von Baden, der jetzt die Seele aller kriegeriſchen Unternehmungen in Ungarn war, von dieſem Schauplatz ſeiner Thaten abgerufen, damit er am Rheine den Angelegenheiten des deutſchen Reiches von neuem aufhelfen möge.

Frankreich hatte indeß noch immer nicht aufgehört die Pforte zu neuen Kriegen gegen Oeſterreich und ſeine Verbündeten aufzuregen. Der Großſultan Muſtapha II, war ſelbſt mit einem mächtigen Heere im Jahr 1695 ausgezogen, ihm ſollte der Churfürſt Friedrich Auguſt, genannt der Starke, was er jedoch nur am Fleiſche, nicht an Geiſt und Muthe war, als Oberfeldherr in öſterreichiſchem Dienſte entgegen rücken. Hätten an der Spitze dieſes Heeres ſolche Helden geſtanden wie der alte Lothringer, wie Eugen und Ludwig von Baden, dann würde Muſtaphas Kriegeslauf bald zu Ende geweſen ſeyn, aber jener neue Oberfeldherr zog, in weiter Entfernung dem Feinde ausweichend, nur durch Gegenden, da für ihn keine Gefahr war und ſchien, als letztes Ziel ſeiner Märſche während des ganzen Feldzuges, nichts zu ſuchen, als die Ruhe der Winterquartiere.

Daß jedoch noch Helden im Heer der Deutſchen ſeyen, welche zu ſiegen und ruhmvoll zu ſterben wußten, das bezeugt die That des hochſinnigen General Veterani*) und ſeines Waffengenoſſen, des ritterlichen Truchſeß. Mit nur 6000 Mann, dazu in ungünſtiger Stellung war Veterani bei Lugos gelagert; des Sultans Heer, das die kleine Macht der Chriſten hinwegdrangen oder vernichten wollte, war mehr denn zehnmal ſo ſtark. Veterani wich nicht von ſeinem Poſten, zweimal hatte er am 21. September die Angriffe des Feindes zurückgeſchlagen, da boten dieſe, denen die Gegenwart des Großſultans Furcht und Schrecken, ſo wie Beſchämung brachte, die ganze Macht und Kraft ihres vereinten Heeres auf; wie ein Haufen von Jagdhunden, die der zornige Zuruf des Jägers gegen einen mächtigen, einzelnen Eber hetzt, warfen ſie ſich, von allen Seiten ſie umzingelnd, auf die kleine Schaar der Chriſten; zweitauſend von dieſen waren erlegen, der General, von zwei Sabelhieben am Kopf verwundet, bricht noch einmal, an der Spitze ſeiner Reiter die Reihen der Türken, wirft dieſe über einen Arm der Temes zurück, nimmt ihnen die 6 Kanonen, die ſie den Seinen geraubt, wieder ab, da trifft ihn ein Schuß durch den Leib. Er fallt, die Seinen weichen, man verbindet den Ohnmächtigen, da wacht ſein Leben und mit ihm der freudige Muth noch einmal auf, ſitzend auf einem Wagen führt er ſie durch Wort und Beiſpiel in die Schlacht zurück. Das Fuhrwerk, in einen Moraſt gerathen, kann nicht weiter, Veterani wirft ſich wieder auf ein Pferd, mit erhobenem Arm, aber mit ſchwacher Stimme, denn die Wunde am Leibe war wieder aufgebrochen und ſtrömte Blut, ermuntert er ſein Kriegsvolk zum Kampfe; er kann zuletzt nicht mehr weiter, ſchnell andringende Türken reißen ihn vom Pferd herab und hauen dem Sterbenden den Kopf ab. Auch den Türken, nur in andrem Sinne des Wortes, war dieſes ein theures Haupt geweſen, es hatte faſt zehntauſend der Ihrigen, darunter zwei tapferen Beglerbegs das Leben gekoſtet; den Reſt der muthigen Chriſtenſchaar, gegen 4000, rettete der General Truchſeß durch den Gebirgspaß des eiſernen Thores nach Siebenbürgen, ohne daß der Feind, die fremde Tapferkeit ſcheuend, ihnen nachzuſetzen wagte.

---

*) Nach ihm iſt auch die Felſenhöle an der Donau, drei Meilen oberhalb Neu-Orſowa genannt, obwohl eigentlich nicht er ſelber es war, der im Jahr 1692 mit 300 Mann und 5 Kanonen hier einem türkiſchen Heere widerſtand, ſondern einer ſeiner Offiziere: der Freiherr von Arnau.

Von hier an fand der Sultan keinen ſolchen Widerſtand mehr; denn als am 26. Auguſt 1696 der Churfürſt von Sachſen endlich auf eine Hauptſchlacht mit den Türken ſich einließ, deren Lager er aus Unkunde des Feldes auf ſeiner ſtarkſten Seite angriff, da erlitt das öſterreichiſche Heer eine eben ſo ſchimpfliche als blutige Niederlage; der größeſte Theil ſeines Geſchützes ward vom Feinde genommen. In den Osmanen, vor allem in ihrem Herrſcher, dem Großſultan Muſtapha II, war der alte Wahn erwacht von der Allgewalt der Kämpfer des Islams, von der Macht der hohen Pforte, vor welcher alle andren Machte ſich beugen müſſen, wie der Reiher unter den Klauen des Falken. Der Großherr und viele der Seinen gaben ſich bei Eröffnung des Feldzuges von 1697 wachend dem Traume von gewiſſen glanzenden Siegen, von der Wiedereroberung von Ofen und Gran, ja vielleicht der Einnahme von Wien hin, nur der Großweſir, Elmas Muhamed, der den Sultan begleitete, hatte im Schlaf einen Traum von andrer Art. Ihm deuchtete es, Kiuprili Muſtapha, der bei Salankamen gefallen, tränke ihm eine Taſſe mit Sorbet zu; reichte ihm den Reſt zum Austrinken dar. „Was anders“, ſo ſprach der Weſir, als er beim Erwachen den Traum erzahlte, „kann dies bedeuten, als daß auch ich in dieſem Feldzug, wie Kiuprili, den Trunk des Martyrerthumes empfangen werde?“

Wie ein Heer der Sieger, den jeder Tag ſeines Zuges zu neuen Freudengelagen führt, bewegte ſich die Völkerſchaar, die den Sultan begleitete, am Donauſtrom aufwarts. Mit der bewaffneten Macht von hundert und dreißig tauſend Kriegern zog ein unzahlbarer Troß von Dienern, von Köchen und Muſikanten: denn außer dem Großherrn führte jeder der Paſchas ſein Harem mit ſich und den Damen ſollte es auf dieſer Luſtreiſe nicht an Vergnügungen fehlen. Außer der Fülle der Naturgaben, welche die reiche Landſchaft darbot, begleitete das Heer, mit überflüßigem Proviant verſehen auf der Donau eine Flotte von 60 Tſchaiken, 30 Fregatten und 16 Galeeren. Bei Belgrad, wo er die Nachricht empfieng von einer unweit Lemnos von den Seinen über die Venetianer gewonnenen Seeſchlacht, muſterte Muſtafa ſein Heer. Und wer ſind die, welche ſich gegen eine ſolche Macht aufſtellen wollen? Es ſind vereinzelte, weit umher im Lande, wo die Ungarn unter Tökely von neuem ſich zum Aufſtand erhoben hatten, verſtreute Heerhaufen, alle zuſammengenommen kaum 50,000 Mann ſtark. Aber dieſe, der äußeren Stärke nach geringen Streitkräfte belebte eine Seele, welche des Kampfes auch mit einer noch zweifach größeren Macht der Türken fähig geweſen wäre: der neulich aus Italien herbeigerufene Oberfeldherr Prinz Eugen. Dieſer hatte, ehe man ſich deſſen verſehen, durch eine Abtheilung ſeines Heeres, unter General Vaudemont die aufſtändigen Ungarn zur Ruhe gewieſen, war dann hinabwärts am linken Ufer der Donau gezogen, wo er, weſtwärts von Peterwardein, bei Futack, ſich lagerte. Gleich den Zügen beim Schachſpiel, erſcheinen die des Krieges, jeder berechnet mit allen Folgen den ſeinen, und nur der klüger berechnende ſiegt. Der Sultan war über die Temes, die Bega, die Theiß gezogen und naherte ſich Tittul, am Einfluß der Theiß in die Donau. Eugen, ſtatt dort, im Trotz der Heldenkraft dem osmanniſchen Heere zu begegnen, ließ nur eine kleine Abtheilung ſeines Heeres bei Tittul den Feinden begegnen, um dieſe zu hemmen und wo moglich den Ort zu retten, er ſelbſt mit den andren Truppen machte eine Seitenbewegung gegen Zenta, um dort mit dem aus Siebenbürgen kommenden Corps des General Rabuttin ſich zu vereinen. Der Sultan erreichte Tittul, drängte durch ſeine Uebermacht den General Nehm, dem die Nachbarſchaft des Ortes als Poſten angewieſen war, nach Peterwardein zurück, nahm die Stadt, die er verbrannte, und ließ, um den Kämpfern des Chriſtenheeres zu zeigen, was ihrer Aller warte, die Gefangenen ermorden. Weiter zog jetzt das türkiſche Heer heraufwärts gegen Peterwardein. Damit die ganze Maſſe der Streitkräfte mit all ihrem Zubehör beiſammen bleiben könne, wurden über die Moräſte und Seitengewäſſer zehn Brücken geſchlagen, bei deren Bau der Großherr ſelber, tüchtiger vielleicht als Zimmermannsgeſell denn als Oberfeldherr, hülfreich war; darüber waren etliche Wochen vergangen. Prinz Eugen indeß, mit dem Corps von Rabuttin verbunden, war ſchnell von Zenta nach der Gegend von Peterwardein zurückgeeilt, deſſen Umgegend er zwar durch die Tartaren auf 9 Stunden weit ſo verheert fand, daß weder Futter noch Waſſer für die Roſſe zu finden war, dennoch aber, ohne Bedenken, zur Anlage eines wohlbefeſtigten Lagers erwählte. Der Zug im Schachbrett, den der Großherr in ſo wohlbedächtiger Weiſe beabſichtigt hatte, die Hinwegnahme des für den Kriegszug wichtigen Peterwardein war jetzt vereitelt und auch der Angriff auf das von ihm verachtete, kleine Heer der Chriſten, ſchien, bei der trefflichen, von der Nähe der Feſtung noch mehr geſchützten Stellung, ſo bedenklich, daß die Beiſitzer des osmaniſchen Kriegsrathes, vor allem Tökely, das Haupt des ungariſchen Aufſtandes, es für beſſer hielten, daß der Großherr mit ſeinem Heere über die Theiß nach Temes vor zöge, um die nur wenig beſetzten Städte von Siebenbürgen und Oberungarn, deren Bewohner zum Theil mit Oeſterreich unzufrieden, einzunehmen. Dieſer Rath wurde befolgt, die Türken zogen gegen Norden, am rechten Ufer der Theiß hinauf. Eugen, von deſſen ſchwachen Streitkräften keine Gefahr zu erwarten ſchien, da man bei Peterwardein vergeblich darauf gewartet, daß er aus ſeiner guten Stellung heraus das Glück einer Schlacht verſuche, macht ſich, als die ſichren Feinde ſchon weit vor ihm voraus zu ſeyn wähnen, mit einem kleinen, am leichteſten beweglichen Theil ſeines Heeres, hinter ihnen auf. Voran die ſchnelle ungariſche Reiterei, dann er mit nur 16000 Mann der Truppen, beginnt er am 9. September den Wettlauf, mit den langſam vorausgerückten Volksmaſſen des türkiſchen Heeres. Ueber den Moraſt von Sirek hatten die Feinde ihm ſelber den nächſten Weg durch eine Brücke, die ſie abzubrechen verſaumten, gebahnt, vorſichtiger waren ſie ſchon bei St. Thomas geweſen, wo ſie die Moraſtbrücke zerſtört hatten. Der Feldherr aber ließ in der Nacht zwei ſolcher Brücken, eine für die Reiterei, die andre fürs Fußvolk erbauen, und ſetzte hinüber. Von jenen 500 türkiſchen Reitern, die man bei Peczke im ſichren Schlaf überraſchte, waren zwar nur wenige dem Schwert entronnen, doch brachte einer von dieſen ins Lager der Türken, bei Zenta, die Nachricht von der Niederlage der Seinen und von dem Anrücken des deutſchen Heeres. Der Großweſir, dem er dieſen Bericht erſtattete, ſchlug ihm, ſtatt des Botenlohnes, mit eignem Säbel den Kopf ab; damit das Heer nicht entmuthigt werde, oder weil er ſelber die Ausſage des Spahis für die Aeußerung einer übertreibenden Furcht hielt, gab er dem Sultan einen falſchen Bericht von einer kleinen Feindesſchaar, die einen Angriff gewagt habe, alsbald aber zurückgeſchlagen wurde. Aber ein Schwarm der ſtreifenden Tartaren ſprengte bald hernach ins Lager und verkündete, daß nicht nur ein kleiner Trupp, ſondern ein ganzes Heer der Chriſten ihnen auf dem Fuße folge. Alsbald ließ der Großherr eine Brücke, das Meiſterſtück eines franzöſiſchen Zimmermannes, deſſen ſchon zugehauenes Material man auf Wagen führte, über den Fluß ſchlagen; nach wenig Stunden war ſie vollendet.

Der Sultan, mit dem prunkvollſten, vornehmſten Theil ſeines Heereszuges eilte am Mittag voran. Als der Großweſir ihm den Steigbügel küſſen wollte, rief er dieſem drohend zu: er ſolle wohl darauf ſehen, daß Alles, was zu ſeinem Heer gehöre, ſicher über die Brücke käme, denn wenn auch nur ein einziger Wagen in die Hände der Feinde geriethe, dann wartete ſeiner der ſchmählichſte Tod. Der Weſir kannte ſeinen Herrn; er wußte, daß ihm jetzt der Tod entweder von der Hand des Henkers oder von der des Feindes gewiß ſey, denn nicht in einem, kaum in zwei Tagen konnte das geſammte Heeresgeräth über dieſe eine Brücke kommen, und das deutſche Heer war kaum noch einen halben Tagmarſch entfernt. Er zog den Tod des Kriegers dem des Verbrechers vor, ließ nur das was zum Pomp und zur Bequemlichkeit des Großherrn gehörte, ſammt der Reiterei, und den Paſchas mit ihren Truppen, nebſt einem Theil der Geſchütze, langſam über die Brücke ziehen, den Kern des Fußvolks ſammt dem meiſten und ſtärkſten Waffengeräthe behielt er bei ſich, um, wie er vorgab, im Nothfall damit das Lager des Großherrn gegen einen Ueberfall der Deutſchen zu ſchützen. Selbſt die Paſchas, da dieſe ſchon über den Fluß hinüber waren, ließ er, ohne ihre Truppen, zu einem Kriegsrath wieder herüberberufen. Sie kamen, wegen des Andranges des hinüberziehenden Troſſes, zu Fuße; er behielt ſie, damit ſie, die früher ſeinen beſſeren Rath verhindert, mit ihm ſiegen oder ſterben möchten, mit Gewalt zurück. Indeß ließ er ſorgfältig die Zeit zur Verſchanzung ſeines Lagers benutzen; die Befehle des Sultans, daß er augenblicklich ihm mit dem Kern des Heeres über den Strom folgen ſollte, hielt er zögernd vor den Paſchas geheim, bis ohnehin durch einen Zufall, der einen Theil der Brücke zerſtört hatte, der Uebergang vor der Hand unmöglich gemacht wurde.

Ein zweifacher Erddamm, hoch wie Feſtungsmauern, vertheidigt von 72 Kanonen, umgab das türkiſche Lager, das tapfre Fußvolk, das in ihm ſtund, war nahe dreimal ſo ſtark an Zahl als die Heeresabtheilung, mit welcher Prinz Eugen ſich zum Angriff nahete. Aber jene waren ohne den Schutz ihrer beſſeren Reiterei zurückgeblieben, die Tartaren, die noch bei ihnen ſich fanden, wichen bald vor den ungariſchen und deutſchen Reitern zurück. Der Prinz, mit freudigem Muthe will den Hauptſchlag beginnen, da kommt ein Courier aus Wien mit Depeſchen, deren Inhalt der Oberfeldherr, welcher die Abſichten der Neider ſeines Ruhmes im kaiſerlichen Kabinet wohl kannte, leicht errathen konnte. Er ſagt dem Boten, in dieſem Augenblick, wo er ſeinem Kaiſer eine Schlacht gewinnen wolle, ſey für ihn keine Zeit da ſolche Papiere zu leſen: er möge ins Lager gehen, dort ſich ausruhen und erquicken.

Nur noch zwei Stunden waren bis zu Sonnenuntergang. Da ergoſſen die Kanonen der Deutſchen von zwei Seiten her ihre Kugeln über die Brücke, auf den Schwarm der Türken, der vom dieſſeitigen Heere ſich losriß, um ſich hinüber zur andren Seite zu retten; die Unſrigen, als wollten ſie zeigen, was muthige Soldaten, bekräftigt von dem freudigen Muth eines ſolchen Heerführers vermöchten, leiſteten Ungewöhnliches; das türkiſche Lager, mit ſeinen hohen und feſten Verſchanzungen ward faſt bei dem erſten Anlauf genommen und mit dem Schwert der Chriſten wuthete da drinnen zugleich das Schwert der Arnauten gegen ihre eignen Feldherrn, die ſie an der Flucht über den Strom noch hindern wollten. Von der Hand dieſer, ſeiner eignen Leute erſchlagen fiel der Großweſir und mit ihm einige Paſchas. Die Janitſcharen, da ſie, weil der Rückzug ihnen abgeſchnitten war, die Chriſten aber, wie jene den Ihrigen gethan, keinen Pardon gaben, nichts mehr vor ſich ſahen als den Tod, vertheidigten ihre Linien mit der letzten Anſtrengung der Verzweiflung, jedoch ohne alle Ordnung. So erlagen auch ihre vereinzelten Haufen dem Schwert und Geſchoß der Deutſchen und als die untergehende Sonne das Schlachtfeld beſchien, da bedeckten daſſelbe 22000 Leichname der Türken; zehntauſend andre trieb die Theiß in ihren Fluthen hinweg, ſechstauſend waren gefangen. Mit dem Großweſir waren noch vier andre Weſire, dreizehn Beglerbegs und noch eine Menge der türkiſchen Offiziere von höchſtem Rang unter den Todten; die Chriſten hatte kaum der zehnte Theil eines ſolchen Verluſtes an Menſchen getroffen; der entſcheidende Kampf hatte nur zwei Stunden gedauert. Als der Prinz nach dem vollendeten Heldentagwerk in ſein Zelt kam und nun das Schreiben des kaiſerlichen Hofkriegsrathes eröffnete, las er in dieſem, wie er es erwartet hatte, die Ordre, „daß er jedem Treffen ſorglichſt ausweichen ſolle." Wären dieſe Depeſchen, deren Inhalt aus der Seele der kleinlichen Neider gefloſſen war, um einige Stunden früher gekommen, dann hätten ſie einen der glänzendſten Siege, der jemals den Türken gegenüber errungen worden, verhindert und das Land, ſo wie ſeine Bewohner noch, wer weiß auf wie lange Zeit hin den Verheerungen eines barbariſchen Feindes bloß gegeben.

Die eingetretene Nacht verhinderte den Feldherrn die Folgen ſeines großen Sieges in ihrem ganzen Umfange zu überblicken. Allerdings war die Infanterie des türkiſchen Heeres ſo gut als vernichtet, denn nur dreitauſend Mann Fußvolkes waren mit dem Großſultan und ſeinem Prunklager über den Strom gezogen und zu dieſen waren vor wie während der Schlacht einige geflüchtete Schaaren gekommen, aber immerhin hätte, wenn ein Held ſie geführt, das Heer, das jenſeits der halbzerſtörten Brücke ſtund, noch furchtbar genug werden können, denn dort war die ganze türkiſche Reiterei beiſammen. Der Großſultan jedoch, der drüben über dem Waſſer das Hinſchlachten ſeines beſten Kriegsvolkes hatte anſehen müſſen, war im Dunkel der Nacht, aus Verzweiflung Bart und Haar ſich raufend, mit dem ganzen Reſt ſeines Heeres davon geflohen. Einen ſeiner Offiziere, der ihm gerathen das Lager doch nicht ſo leichten Kaufes den Feinden zur Beute zu laſſen, da ja noch immer ein mächtiger, dem kleinen Heer der Chriſten gewachſener Theil ſeiner Kriegsſchaaren ihm geblieben, hatte er als einen heimlichen Verbündeten der Feinde mit eigner Hand getödtet, dann war er, von Wenigen begleitet, vorausgeeilt nach Temeswar, wo er nur dem Paſcha ſich entdeckte, vor Andren, in unſcheinbarer Kleidung verhüllt, ſich verborgen hielt.

Als am 12ten September, dem Jahrestage der ſiegreichen Entſetzung von Wien, die Sonne aufgieng, da zeigte ſich dieſſeits dem Strome, ſo wie ſelbſt im Waſſer deſſelben ein Feld der Leichen, jenſeits des Fluſſes, das von jedem Schutz verlaſſene Lager des Sultans. Denn ſelbſt Tökely, der ſeynwollende Ungarnkönig, der, weil bei dem Zuſtand der Brücke kein Ueberfall zu fürchten, nach der Flucht des Sultans noch im Lager geblieben war, hatte, nachdem er die werthvollſten, am leichteſten hinwegbringbaren Kleinodien, als Beute zu ſich genommen, noch vor Tagesanbruch ſich davon gemacht. Es wurde denn ſogleich die Brücke wieder hergeſtellt, neben welcher die Haufen der Ertrunkenen und mehr denn tauſend ins Waſſer geſtürzte Wägen ganze Inſeln bildeten; der Prinz mit ſeinen Truppen zog hinüber und nahm von der Verlaſſenſchaft des geflüchteten Großherrn ruhigen Beſitz. Das Prunkzelt allein, das dieſer bewohnt hatte, wurde an Werth auf 40,000 Gulden geſchätzt, in der Kriegskaſſe fanden ſich drei Millionen Gulden; die Geſammtzahl der erbeuteten Kanonen betrug 230, der Wagen waren 9000, darunter der mit 8 Pferden beſpannte des Sultans, der beladenen Kameele 6000, der Pferde 7000, der Ochſen mehr denn doppelt ſo viel, der Fahnen und Standarten ein halbes Tauſend. Außer dieſen waren alle Gezelte, Lebensmittel in ungeheurer Fülle und eine Maſſe der Kriegsmunitionen in die Hände der Deutſchen gefallen, welche für mehrere Feldzüge hinreichen konnte. Der Prinz und ſein Heer wurden dadurch aus einer großen Verlegenheit gerettet, denn der Hofkriegsrath hatte beide ſeit einiger Zeit ohne Geld und Sold gelaſſen, unter dem Vorwande: „daß Prinz Ludwig am Rheine zu viel koſte“, während man zu gleicher Zeit dem Prinzen Ludwig die hinreichende Unterſtützung verſagte, „weil Prinz Eugen in Ungarn zu viel brauche“. Die Beute von Zenta deckte jetzt auch ſelbſt für das nächſte Jahr die Hauptbedürfniſſe des Feldzuges. Dieſer indeß blieb ohne glänzende Thaten; die Türken ließen ſich in keine weitere Schlacht ein und im Januar 1699 machte der Friedensſchluß zu Karlowitz dieſem Kriege für einige Zeit ein Ende. Oeſterreich und alle mit ihm verbündeten Mächte erhielten durch dieſen Friedensvertrag einen bedeutenden Zuwachs an Ländern und Städten, welche freilich zum Theil ſchon früher ihr Eigenthum geweſen; Tökely ſollte nicht mehr von den Türken unterſtützt werden; er, mit ſeiner heldenmüthigen Gemahlin, der einſt durch ihre Schönheit berühmten Helena Zriny, führte zuletzt in einer der Vorſtädte von Konſtantinopel das Geſchäft eines Weinſchenken, bis 1705, wo er (ſchon zwei Jahre früher ſeine Gemahlin) ferne von der theuren Heimath und von ſeinen Kindern, ſtarb.

5) Eugens Zug über die Alpen.

Bewundernswerther noch als der Sieg bei Zenta erſchien allen damals lebenden Sachverſtändigen jener Zug des Oberfeldherrn über die tridentiniſchen Alpen, der ihm Catinats Heere gegenüber den Zutritt zu dem Schauplatz ſeiner neuen Kriegsthaten, zu Italien eröffnete. Oeſterreich war wegen der ſpaniſchen Erbfolge von neuem in den Krieg mit Frankreich hineingezogen worden; die Franzoſen, in Verbindung mit den ſpaniſchen Truppen, welche in Mailand ſtunden, hatten ſich in Italien feſtgeſetzt und ſelbſt den Herzog von Mantua genöthigt eine Beſatzung aufzunehmen. Prinz Eugen, deſſen Heer, von noch nicht 30,000 Mann aus lauter erleſenen, des Kriegsdienſtes unter ihm und des Sieges gewohnten Truppen beſtund, ward nach Italien geſendet, um dort den Kampf mit dem größeſten, erfahrenſten Feldherrn der damaligen franzöſiſchen Heere, mit Catinat zu beſtehen.

Die Kaiſerlichen nahten ſich der Gränze von Deutſchtirol, Catinat hatte alle Päſſe nach Italien ſorgfältig beſetzen laſſen; am Hauptpaſſe, bei La Chiuſa an der Etſch ſtund er ſelber mit 18000 Mann, in unangreifbar feſter Stellung verſchanzt; ſeine Streitkräfte waren dort, zwiſchen der Etſch und dem Gardaſee verbreitet. Scherzend ließen die Franzoſen den Deutſchen ſagen, wenn es ihr Wille ſey, Italien zu ſehen, möchten ſie mit Flügeln ſich verſorgen und damit über die ſteilen Felſengehänge im Oſten der Etſch ſich ſchwingen. Daſſelbe aber, was nur eine Aufgabe für leibliche Flügel und leichte Vögel zu ſeyn ſchien, leiſtete der überlegene Geiſt des großen Eugen mit einem ganzen Heere des Fußvolkes, der Reiter und des ſchweren Kriegsgeräthes.

Die Aufmerkſamkeit des kriegskundigen Gegners: des Catinat lenkte er dadurch ganz von ſeinem Beginnen ab, daß er eben ſo ſchnell als geſchickt alle die Schritte unternahm, welche ein Meiſter in der Führung des Krieges würde für nöthig erachtet haben, um durch den Paß an der Etſch durchzubrechen. Er zog ſich, wie es ſchien mit ganzer Macht in die Nähe von Catinats Stellung hin, hatte mit ſcharfem Blick eine Höhe erſpäht und ihrer ſich bemächtigt, von welcher aus das franzöſiſche Heer nicht unkräftig vom Geſchütz beſtrichen werden konnte, und traf jetzt in einer wohlüberlegten, beſonnenen Weiſe alle Vorkehrungen zu einem gewaltſamen Durchbruch durch den ſtarkbeſetzten Paß. Während aber hier, an dieſem Punkte der andre Feldherr, der eines ſolchen großen Gegners nicht unwürdig war, alle Schritte des Prinzen mit geſpannteſter Wachſamkeit belauſchte, dachte er nicht daran, daß Eugen in dieſer Zeit einen Zug im Schachſpiel des Krieges im Sinne habe, der Jedem, der kein Eugen war, als unſinnige und völlig erfolgloſe Tollkühnheit erſcheinen konnte. Dort hinan über die Felſengebirge zwiſchen dem Gebiet von Trient und dem Vizentiniſchen, über welche damals nur der Gemſenjäger einzelne, lebensgefährliche Steige wußte, ließ er durch etliche Tauſende der treuergebnen Seinigen eine Straße von 9 Fuß Breite und mehreren Meilen in der Länge brechen. Offiziere wie Gemeine hatten an dem ſchwierigen Werke 6 Tage lang gearbeitet; Wegweiſer aus dem benachbarten venetianiſchen Gebiet hatten den Gang des Unternehmens geleitet; dieſes war vollendet; Graf Palfy mit 3 Regimentern Reitern und 6 Feldſtücken war ſchon voraus, hinab an die Etſch bei Legnano gezogen; allmälig ließ der Prinz ein Truppencorps nach dem andren auf dem neu gebahnten Paſſe hinziehen, einige von dieſen lenkten ſich oſtwärts nach dem oberen Laufe der Brenta, das Fußvolk, die Artillerie und Bagage, ebenfalls auf dem Gebirge nach zwei Richtungen ſich theilend, folgten nach, auf Wegen zum Theil, da man mit Händen und Füßen emporklimmen, das Geſchütz und Gepäck herauf winden, die Wagen zerlegen und in einzelnen Stücken tragen, ſo wie auf der andren Seite an Seilen hinablaſſen mußte. Es war am 28ten Mai als das Heer des Prinzen, die eine Abtheilung da, die andre dort von den Felſen herabſteigend in dem ſchönen Thale Poliſella bei Preonio ſich verſammelte und gegen die Ebene von Verona ſich in Bewegung ſetzte. Catinat, der, weil die Franzoſen um jene Zeit von dem italieniſchen Volke ſehr gehaßt waren, keine Kunde von all dieſen Bewegungen erhalten hatte, hätte gern die Nachricht, daß die Deutſchen ſchon weit jenſeits des Paſſes, auf geradem Weg nach Italien ſeyen, für ein wunderliches Mährchen gehalten, wenn nicht die Wahrheit derſelben durch ihre unmittelbaren Folgen ſich ihm aufgedrungen hätte. Denn vergeblich war es, daß er in Eil die Päſſe, welche über die ſumpfigen Niederungen des veroneſiſchen Gebietes führen, beſetzte, Engen, nachdem er durch ſcheinbare Bewegungen die Wachſamkeit der Gegner getäuſcht, gewann bei Caſtelbaldo den Uebergang über die Etſch, ſchlug bei Palantone eine Brücke über den Po, bahnte ſich im nächtlichen Dunkel und unter einem in Strömen herabfließenden Regen, mit 11000 Mann einen Weg, mitten durch Sümpfe ſowie Gebüſch und mittelſt ſchnell erbauter Brücken über die angeſchwollenen Nebenflüſſe des Po und nahm den Franzoſen, nachdem er ſie von Kaſtagnaro zurückgeſchlagen noch bei ſchon anbrechender Nacht das durch ſeine Lage wichtige Carpi. Der dort commandirende General St. Fremond, mit ihm ein großer Theil der Offiziere und 1000 Soldaten des franzöſiſchen Heeres waren gefallen; auf der deutſchen Seite zählte man, weil der Ueberfall ſo plötzlich den nach dieſer Seite ſich für ſicher haltenden Feind getroffen, nur eine geringe Zahl von Todten und gegen 50 Verwundete, unter denen ſelbſt der Prinz war, den eine Kugel am Knie getroffen hatte. Catinat mußte jetzt ſich zurückziehen; das Land zwiſchen der Adda und der Etſch war im Beſitz des deutſchen Heeres.

Unzufrieden mit Catinat, den als Heerführer keine Schuld an all dieſen Ereigniſſen beizumeſſen war, übergab man in Paris die Oberfeldherrnſtelle über das Heer dem Herzog Villeroy, welcher zwar an Selbſtvertrauen hoch über Catinat, an Einſicht aber und Erfahrung tief unter demſelben ſtand. Villeroy brachte eine Verſtärkung von 20000 Mann guter Truppen mit ſich und zugleich traf der Herzog von Savoyen bei dem Heere ein, deſſen Stärke jetzt auf 60000 Mann angewachſen war, während Eugen in Allem nur über 28000 Mann zu gebieten hatte, von denen noch überdies zwei Regimenter zum Bewachen der Gebirgspäſſe verwendet waren. Mit dieſer kleinen Macht hatte ſich der Prinz in vortheilhafter Stellung vor und hinter den Mauern von Chiari im Breſcianiſchen Gebiet aufgeſtellt und als Villeroy im übermüthigen Vertrauen auf die große Ueberlegenheit ſeiner Streitkräfte, gegen Catinats warnenden Rath am 1ten September den Angriff auf das deutſche Heer unternahm, da wurden die Franzoſen nicht nur mit großem Verluſt zurückgeworfen, ſondern zu einer eiligen, unordentlichen Flucht gezwungen. Zweitauſend ihrer beſten Soldaten waren in der Schlacht, gegen tauſend noch auf der Flucht erlegen, die Kaiſerlichen durch ihre wohlgeſicherte Stellung geſchützt zählten nur 36 Todte und 81 Verwundete. Eugen hatte dem Vetter, dem Herzog von Savoyen zum Geſchenk zwei ſchöne arabiſche Roſſe aus der Beute von Zenta geſendet, übrigens hatte der Herzog in ſo ehrenwerther Weiſe an dem Kampfe des franzöſiſchen Heeres Theil genommen, daß ſein Pferd unter ihm erſchoſſen, ſein Rock von Kugeln durchlöchert war.

Der Feldzug des Jahres nahete nun ſeinem Ende. Es kam zu keiner eigentlichen Schlacht mehr, Eugen folgte jedoch dem übermächtigen Feind in all ſeinen Bewegungen, und that ihm bei günſtiger Gelegenheit vielfachen Abbruch. Als endlich die Franzoſen durch Mangel genöthigt über den Oglio ſich zurück in die Winterquartiere zogen, verſchaffte auch er durch das Schwert ſeinen treuergebenen, tapferen, von Mangel an Lebensmitteln für Männer und Roſſe wie von den angeſtrengten Märſchen bei ungünſtiger Witterung ermüdeten Soldaten ein gutes Unterkommen für die Zeit des Winters, indem er ungefragt und uneingeladen ſich in den Städten und Dörfern des Herzogthums Mantua einquartirte, von welchem er, mit Ausnahme der Hauptſtadt, alle wichtigeren Plätze in Beſitz nahm. Im ganzen Verlauf dieſes Feldzuges hatte zwar Frankreich über 20000 Mann verloren, aber dieſer Abgang wurde bald durch neue Hülfsvölker in reichem Maße erſetzt, während man den Prinzen von Wien aus ſelbſt an den nothdürftigſten Hülfsmitteln Mangel leiden ließ.

Villeroy, der franzöſiſche Feldmarſchall, war von ſeinem hochmüthigen Wahne noch nicht geheilt, er berechnete ſein künftiges Waffenglück nach der Zahl ſeiner Soldaten, ſeiner Kanonen, nach der Stärke der Feſtungen die im Beſitz der Franzoſen waren, und nach dieſer Rechnung konnte es ihm nicht fehlen: das kleine deutſche Heer, das von keiner Seite her Hülfe zu erwarten hatte, mußte ihm unterliegen. „Ich werde“, ſo ſchrieb er an ſeinen Hof nach Paris, im Januar 1702, „auf dem bevorſtehenden Carneval drei Prinzen“ (er meinte den Eugen und ſeine beiden großen Ruhmes-

und Waffengenoſſen Commercy und Vaudemont) „tanzen laſſen.“ Ihm kam es jedoch anders, als ers gedacht.

Dem Prinzen lag es als eine Hauptaufgabe an, deren Gelingen ihm den Beſitz von Oberitalien geſichert hätte, daß er der beiden Städte Cremona und Mantua ſich bemächtige. In der erſteren Stadt lag Villeroy ſeit dem Anfang des Winters mit 8000 Mann, zu denen in der letzten Zeit noch ein andres Corps zur Verſtärkung gekommen war. Niemand in dieſer feſten Stadt, deren Pobrücke durch eine von außen faſt unüberwindliche Schanze gedeckt war, hielt einen Ueberfall von dem „kaum noch auf den Beinen ſich haltenden“ öſterreichiſchen Heer für möglich. Eugen glaubte nicht nur an dieſe Möglichkeit, ſondern machte ſie zur Wirklichkeit. Der Keller im Pfarrhaus von Maria Nova in Cremona, ſtieß an eine alte, von Keinem beachtete Waſſerleitung, welche, nur wenig Waſſer führend, ihren Ausgang ins Freie nahm. In der Nacht vor dem 1. Februar 1702 brach der Prinz mit 3000 Mann und zu gleicher Zeit Vaudemont mit einer eben ſo ſtarken Zahl gegen Cremona auf. Er ſelber, der Feldherr mit ſeinem treuen Commercy und Guido von Stahremberg kam ſchon des Morgens vor 3 Uhr nahe bei der Stadt in einem kleinen Landhauſe an. die Truppen ſeines Corps trafen wegen des ſchlechten Weges um mehrere Stunden ſpäter ein; Vaudemont und ſeine Krieger, welche der Stadt aus einer andren Richtung, vom Po her ſich nähern ſollten, waren noch in weiter Ferne. Zweihundert Mann mit 25 Grenadirern und eine Anzahl von Zimmerleuten und Schloſſern, geführt von Major Hoffmann, krochen zuerſt durch die Waſſerleitung in die Stadt hinein, ihnen folgten noch zwei andre Abtheilungen von gleicher Stärke unter den Grafen Kufſtein und Nazari und als ſie beiſammen waren bemächtigte ſich, genau den

Weiſungen folgend, die der Feldherr ertheilt hatte, Hoffmann des Margarethenthores, Nazari drang nach der Hauptwache vor, Kufſtein nahm nicht fern davon eine günſtige Stellung ein.

Das Margarethenthor war durch die Zimmerleute und Schloſſer geöffnet, General Merey ſprengte mit ſeinen Reitern eilig nach dem Pothore hin, um ſich der Redoute zu bemachtigen, welche den Brückenkopf am Fluſſe vertheidigte. Als dieſem Scherzer mit ſeinem Corps folgen wollte, fand er auf ſeinem Wege ſchon die bewaffneten Feinde, durch welche er ſich durchſchlagen mußte. Ein Koch des General Crenan, der ſchon am frühen Morgen Einkäufe beſorgen wollte, hatte die eindringenden Deutſchen bemerkt und ſeinen Herrn geweckt. Ueberdies wollte zum Glück für die Franzoſen, an dieſem Morgen ein Oberſt Revue über ſein Regiment halten, deſſen Bataillone ſchon in der frühen Dämmerung ſich geordnet und unter Waffen geſtellt hatten. Als der Prinz jetzt auch mit ſeiner Reiterei in die Stadt kam, fand er den Kampf ſchon auf allen Seiten entzündet; doch gelang es ihm nicht nur mehrere wichtige Plätze zu nehmen, ſondern mitten in dem Getümmel war auch der franzöſiſche Feldmarſchall Villeroy gefangen worden. Dem Hauptmann Macdonal, einem geborenen Irländer, der ihn gefangen nahm, bot der Feldmarſchal 10,000 Louisdor, dazu die Generalsſtelle bei einem Regiment an, wenn er ihn frei ließe, Macdonal aber ſagte: „er habe ſo lange dem Kaiſer treu gedient, wolle auch heute desgleichen thun“, und überlieferte den Gefangenen dem Prinzen Eugen, der ihn mit Anſtand behandelte und ihn nach Tirol abführen ließ, wo er ſpater in dem Schloſſe Ambras bei Inſpruck, eben ſo wie einſt Franz I von Frankreich in Gewahrſam gehalten wurde.

Wie ein Irländer auf öſterreichiſcher Seite ſeinem Heer einen wichtigen Dienſt erzeigte, ſo thaten es auf der Seite der Franzoſen zwei irlandiſche Regimenter, welche das Thor und die Brücke des Po vertheidigten und durch ihre Tapferkeit ſo wie Entſchloſſenheit Cremona fur das franzöſiſche Heer erhielten. Ihren vorhin erwähnten Landsmann, den Macdonal, den der Prinz als Unterhändler zu ihnen geſendet, hatten ſie gefangen genommen; Baron Freiberg, der mit ſeinem Cuiraſſierregiment unter ſie eingehauen, wurde von ihnen umzingelt, ihm Pardon angeboten, und da er „heute kein Pardon, thut eure Pflicht“ rufend, noch immer kampfte, niedergeſchoſſen. Vergeblich machte General Mercy einen verzweifelt tapfren Angriff auf die iriſchen Regimenter, dieſe, da ſie die geringe Zahl der Deutſchen ſahen, deren eine Halfte noch unter Vaudemont außer der Stadt, die andre aber, in dieſer befindliche an ſehr verſchiednen Punkten des Kampfes verſtreut war, hielten feſt an ihrem Poſten, drängten die Angreifenden vom Thore hinweg, zogen ihre, jenſeits des Fluſſes am Brückenkopf ſtehenden Waffengefahrten an ſich und ſetzten die Pobrücke in Flammen. Erſt jetzt hatte Vaudemont die ungeheueren Schwierigkeiten der ſchlechten Wege beſiegt, er kam bei der Brücke, deren Einnahme ſeine Aufgabe geweſen war, an, als dieſe unter den Flammen zuſammen ſturzte; nirgends gab es Fahrzeuge, ihn und ſeine Soldaten überzuſetzen. Der Oberfeldherr hatte indeß verſucht, die Behörden der Stadt zu bewegen, daß ſie mit den Bürgern hülfreich auf ſeine Seite traten, dieſe aber erklarten ſich, bis zum Ausgang der Sache, für die Neutralitat. Von Commercy begleitet ſtieg er am Nachmittag auf den Thurm der Kathedrale und überſchaute die Lage der Dinge. Zwar hatten die Seinen drei Thore und die meiſten Hauptplatze der Stadt im Beſitz, aber die Feinde beſaßen die Citadelle, die Redoute am Pothore und noch einen bedeutenden Theil der Gaſſen waren; ſchon jetzt doppelt ſo ſtark an Zahl und konnten in jedem Augenblick neue Verſtärkungen an ſich ziehen, dabei hatten ſie durch vorhergegangene Ruhe, ſich erquickt und was ſie zur leiblichen Sattigung und Labung bedurften, das ſtund ihnen zu Gebote. Dagegen hatten die Seinen wahrend der Nacht auf furchtbar ſchlechten Wegen den anſtrengendſten Marſch gemacht, waren alle, wahrend dieſes Tages ſieben bis acht mal im heißen Gefecht geweſen, dazu ungegeſſen und bald auch ohne Pulver und Blei; Hunderte von ihnen waren bereits gefallen, darunter Feldmarſchall Dietrichſtein, der Graf von Leiningen, der tapfere Freiberg; Mercy, ſtark verwundet und Macdonal waren gefangen. Dies Alles mußte den Feldherrn für den Rückzug beſtimmen. Wahrend die Franzoſen in der Citadelle und in der Redoute am Thore des Po ſich ruhig hielten, zog Eugen in aller Stille und guter Ordnung mit ſeiner Beute und ſeinen Gefangenen, darunter 80 Offiziere, 400 Gemeine, mit 7 Standarten und vielen hundert friſchen Pferden waren, zu demſelben Thore hinaus, zu dem er hereingekommen.

An Villeroys Stelle hatte Frankreich einen ausgezeichneteren Feldherrn, den im Kriege wohlerfahrnen, nur zur Bequemlichkeit und Ruhe allzugeneigten Vendome, mit einem neuen, mächtigen Heere geſendet, während das Heer der Deutſchen ohne alle Verſtärkung, ohne alle Unterſtützung ſeiner ſchnellen Auflöſung und völligen Vernichtung unvermeidlich entgegen gegangen ware, wenn nicht Eugens Geiſt die verſinkenden Maſſen noch zuſammen und aufrecht gehalten hätte. Wagte dieſer doch noch hin und wieder ſelbſt ſolche Streiche, welche den Feinden manchen empfindlichen Verluſt zufügten, und wenn ſeine Macht größer geweſen ware, ihnen eine gänzliche Niederlage gebracht hatten. Unter andren wäre es faſt gelungen den Generalfeldmarſchall Vendome aus der Mitte ſeines Lagers bei Mantua als Gefangenen herauszuholen und ihn dem Villeroy als Gefährten nach Ambras beizugeſellen; die Stadt Mantua ſelber wurde unter den Augen der franzöſiſchen Armee noch fortwährend belagert und beunruhigt; einzelne kühne Freibeuter aus Eugens Heere machten glückliche Streifzüge in die von den Franzoſen beſetzten Landſtriche und ihre Städte, ſchrieben Contributionen aus und kehrten mit reicher Ausbeute zu den Ihren zurück.

Zu einer ſolchen Selbſthülfe aber ſahe ſich auch der große Held, der Europas Bewundrung erregte und die vornehmſte Stütze des öſterreichiſchen Kaiſerhauſes, in den damaligen Zeiten der Gefahr war, gezwungen, wenn er ſein Heer, das ihn wie einen Vater liebte, nicht hungern und darben laſſen wollte. Unſer natürliches Gefühl für den Werth menſchlicher Kraft und Würde macht uns, wenn wir von Kämpfen eines übermächtig Stärkeren mit einem edlen Schwächeren leſen, immer geneigt, dieſem unſre ganze, warme Theilnahme, zuzuwenden; wir freuen uns an jedem Siege, den der Schwächere durch tapfren Muth und durch Glück über den Stärkeren erringt. In einem ganz beſondren Maaße begegnet uns dies, wenn wir in der Geſchichte der damaligen Kriegsthaten den Helden Eugen in die glücklich = unglückliche Schlacht bei Luzzara begleiten. Dieſe kleine Feſtung war es, in welcher der Prinz den dürftigen Reſt ſeiner Magazine von Nahrungsmitteln für Männer und Roſſe und die Munitionen für die Geſchütze, ſowie den Vorrath der Waffengeräthe niedergelegt hatte. Denken wir uns ganz in die Lage unſres Helden. Das franzöſiſche Heer war, mit dem ſpaniſchen vereint, eine Macht von 80,000 Mann, verſorgt mit einer Ueberfülle all der Bedürfniſſe der lebenden Streitkräfte wie ihrer unbelebten Waffengeräthe; Eugen hatte in allem, eine öfters dem Mangel an Sold und Munitionen bloßgeſtellte Armee von 30,000 Mann, von denen 6000 in den noch in ſeinem Beſitz gebliebenen Feſtungen, nur 24,000 für Unternehmungen des Feldes ihm frei geblieben waren. Der junge König von Spanien, Philipp V war jetzt zum franzöſiſchen Heere gekommen. Den Sieg über ein ſo kleines Heer, auch wenn es von einem Helden wie Eugen geführt war, hielt dieſer für ſo ſicher und unzweifelhaft, daß er ſchon vor ſeiner Ankunft bei der franzöſiſch-ſpaniſchen Armee dem Vandome den gemeſſenen Befehl ertheilt hatte, jede entſcheidende Schlacht zu vermeiden, bis er ſelber als Führer dabei ſeyn werde. Er kam mit allem Prunk einer jugendlich königlichen Majeſtät zum Heere. Am 15. Auguſt (1702) in der Nacht brach er mit Vandome gegen Luzzara, dem bedeutendſten Proviantḣauſe der verarmten öſterreichiſchen Armee auf. Eugens Wachſamkeit hatte ſich nicht täuſchen laſſen, er hatte ſchon auf ihrem Zuge die einzelnen Abtheilungen des Feindes überraſcht und in großen Nachtheil gebracht, vor Luzzara jedoch fand er denſelben in einer Schlachtordnung aufgeſtellt, welche, im Bunde mit der Uebermacht des franzöſiſchen Heeres und unter der einſichtsvollen Führung eines Vandome, es mehr denn jemals fühlbar machte, daß der Sieg über einen ſolchen Gegner und ein ſolches Heer von andrer, höherer Bedeutung und unvergleichbar ſchwieriger ſey, als ein Sieg über die Osmanen. Auf dem großen Damm des Po hatte der franzöſiſche Feldherr eine furchtbare Batterie aufgeſtellt, welche, weil der Damm in der Mitte ſeiner Schlachtordnung lag, das Schlachtfeld nach allen Seiten beſtrich, die linke Seite ſeines Heeres war durch Erhöhungen und ein Gehölz gedeckt, deſſen zum Theil umgehauene Baume den Angriff faſt unmöglich machten, die rechte durch Graben. Ermüdet durch einen langen, ſehr beſchwerlichen Marſch kamen die Bataillone des deutſchen Heeres erſt nach vier Uhr am Nachmittag auf dem Schlachtfelde an, um 5 Uhr begannen die Feindſeligkeiten in gegenſeitigen Begrüßungen durch die Geſchütze, erſt um 6 Uhr die eigentliche Schlacht. Eugens Truppen, der ſchwachere Theil, war es, welche durch einen kuhnen Angriff auf den beſſer geſichert ſtehenden Feind ſie begannen. Was Heldenmuth und Gegenwart des Geiſtes zu leiſten vermögen und wie beide ſelbſt noch im Sterben ſiegen, das zeigte ſich hier; Commercy, der nachſte Verwandte und Befreundete, nicht nur des Blutes, ſondern des Geiſtes und des Gemüthes unſres Helden, fiel, bald nach dem Beginne der Schlacht, in einem kraftigen, für den günſtigen Ausgang des Treffens entſcheidenden Angriff auf die Feinde. Eugen eilte herbei; „der Herr hat es gethan", ſagte er, mit Thränen, welche die erſten und wahrſcheinlich einzigen waren, die jemals ſeine Krieger ihn weinen ſahen; er gab Befehle über das Hinwegſchaffen des Leichnams und eilte dann in die Mitte des Treffens zurück. Dieſes mit furchtbar blutiger Anſtrengung und großem Verluſt auf beiden Seiten, dauerte bis tief in die Nacht. Die Franzoſen waren zurückgewichen, Eugen ſtund auf der Statte ihres Lagers und blieb während der Nacht mit den Seinen in Schlachtordnung. Am andren Morgen ſahe man das franzöſiſche Heer, gleich einer gefahrvoll belagerten Macht, verſchanzt. Im Lager deſſelben ſtimmte man jedoch, zugleich mit den Deutſchen den Siegesgeſang des Te Deum an; ganz Europa aber erfuhr es bald und Vendome ſowie König Philipp wußten es auch, wer eigentlich bei Luzzara der Sieger geweſen ſey. Die Heere auf beiden Seiten hatten übrigens in dieſer Schlacht ſo viel gelitten und verloren, daß keines von beiden einen entſcheidenden Angriff auf das andre unternahm; Eugen hatte, als er am 23. October bei Carbonara die Heerſchau hielt, mehr nicht als 19000 Mann, welchen die Ruhe und Erholung in den Winterquartieren zwiſchen dem Po und der Secchia nöthiger that denn jemals.

6) Der Krieg der Deutſchen gegen Deutſche.

Der Krieg mit Frankreich hatte indeß eine Wendung genommen, welche den Blick und alle Anſtrengungen der öſterreichiſchen Macht mehr noch gegen den Rhein als gegen Oberitalien lenkte. Der zum Helden geborne Max Emmanuel, Churfürſt von Bayern, war ſchon früher durch Verführungskünſte, welche die an allen deutſchen Höfen wirkſame franzöſiſche Parthei gegen ihn in Bewegung ſetzte, in Netze gerathen, zu deren Gewebe ſeine eigne Sinnlichkeit den Stoff gegeben; von Oeſterreich durch kaltes Benehmen und Undank zurückgeſtoßen, von Frankreich durch argliſtig freundliches Zuvorkommen angelockt, war er ein Verbündeter dieſer Feinde des deutſchen Vaterlandes geworden. Auf der andren Seite war ein Held im Kampfe gegen Frankreich, der Engländer Marlborough aufgeſtanden, der in den Niederlanden gegen den Fortgang der franzöſiſchen Waffen einen feſten Damm bildete, während zugleich das tapfre Gebirgsvolk der Tyroler den Einfall der Franzoſen und Bayern in ihre Thaler, von Martin Sterzinger, dem Landrichter von Landeck geführt, ſo kräftig zurückſchlug, daß nur ein Reſt des eingedrungenen Heeres nach Bayern und Schwaben zurückkehrte. Aber noch ein drittes glückliches Ereigniß für den weitern Gang der Kriege gegen Frankreich war es, daß der Kaiſer den Prinzen Eugen im Jahr 1703 zum Präſidenten ſeines Hofkriegsrathes ernannte. Hiermit wurde erſt den öſterreichiſchen Waffen ihre rechte, ungehemmte Wirkſamkeit gegeben und es erſchien als kein geringer Vortheil für dieſe, daß, wie Eugen ſich ſelber ausdrückt, der Präſident des Oberhofkriegsrathes bei Nacht und im Winter für das ſorgen konnte, was der Oberfeldherr und ſein Heer am Tage und im Sommer brauchten, weil beide, der Präſident und der Feldherr nur eine Perſon waren.

Drohend erhob ſich um dieſe Zeit von neuem ein Aufſtand der Ungarn; das öſterreichiſche Kabinet ſelber hatte dieſe „tapfere und großherzige Nation“, wie Prinz Eugen ſie nannte, durch gewaltige Eingriffe in ihre heiligſten Rechte gekränkt und tief verletzt. Der große Feldherr wußte am beſten, was die Ungarn, ſo oft und ſo lange ſie Oeſterreichs Verbündete geweſen, im Kriege gegen die Türken geleiſtet hatten; ſeine ungariſchen Regimenter, wo es galt die erſten und die letzten auf der Wahlſtatt, hatten ihm manchen ſeiner glänzendſten Siege gewinnen helfen. Er ehrte die gerechten Forderungen und Wünſche der edlen Nation, den gewaltthätigen Schritten jedoch, die ſie zur Selbſthülfe in offnem Aufſtand gegen ihre Regierung unternahmen, mußte er um der Ruhe von ganz Europa willen entgegen treten. Denn es war nur zu bekannt, daß Frankreich den offnen Ausbruch des innern Partheikrieges, an deſſen Spitze der Sohn aus der erſten Ehe der vorhin (S. 68) erwähnten heldenmüthigen Helena Zriny, der Fürſt Ragoczky ſtund, herbeigeführt und begünſtigt hatte und von einer andren Seite her drohete die franzöſiſche Heeresmacht in Oeſterreich einzubrechen und dann, im Verein mit den unruhigen Ungarn, daſſelbe ganz zu überwältigen. In Bayern und Schwaben ſo wie gegen den Rhein hin hatte ſeit dem Herbſt 1703 der Glanz der Waffenthaten eine Wendung genommen, welche für Oeſterreich und ſeine Verbündeten nicht ungünſtiger ſeyn konnte. Alle die Vortheile, welche der groſze Feldherr Prinz Ludwig von Baden in den Donaugegenden mühſam errungen und behauptet hatte, giengen durch die Unfolgſamkeit und den Unverſtand eines öſterreichiſchen Heerführers, des Grafen von Styrum-Limpurg verloren, welcher nicht durch irgend ein Verdienſt, ſondern nur durch ſeine Connexionen am kaiſerlichen Hofe zu ſeiner verderblich einfluſzreichen Stelle gekommen war. Es geſchahe dies gerade in dem Augenblick, da Prinz Ludwig eine Kriegsthat ausführen wollte, welche den Heeren der Feinde eine unvermeidliche Niederlage bereitet hätte. Dieſer Feldherr hatte bereits der Stadt Augsburg ſich bemächtigt und durch ſeine Stellung dem franzöſiſch-bayeriſchen Heer unter Villars und Max Emmanuel ihre wichtigſten Zufuhren abgeſchnitten; Styrum, mit einem anſehnlichen Corps, ſtund an der Donau, zwiſchen Lauingen und Dillingen, und in der Nähe des letzteren Ortes, ein von der franzöſiſch-bayeriſchen Armee abgeſondertes, 12000 Mann ſtarkes, franzöſiſches Corps unter dem Marquis von Uſſom. Styrum ſollte jetzt auf Befehl des Prinzen Höchſtädt beſetzen; er ſelbſt der Feldherr wollte plötzlich zwiſchen beide Abtheilungen des franzöſiſch-bayeriſchen Heeres, zwiſchen die von Uſſom und Villars hineinbrechen, wodurch dann der Kern der feindlichen Armee, den Villars und Max Emmanuel führten, von den beiden Abtheilungen des öſterreichiſchen Heeres ware eingeſchloſſen worden. Styrum, deſſen Hochmuth von dem Oberfeldherrn ſich für beleidigt hielt, zögerte mit der Ausführung des empfangenen Auftrages und die Feinde fanden jetzt Gelegenheit, denſelben Streich gegen ihn auszuführen, welchen Ludwig ihnen zugedacht hatte, ſie lieſzen den ſorgloſen Heerführer auf der einen Seite von Uſſoms Corps überfallen, und obgleich dieſer Angriff von den Oeſterreichern und ihren Verbündeten zurückgeſchlagen wurde, warfen ſie dennoch bald nachher mit ihrer Hauptmacht ſich ſo kräftig auf Styrums Heer, daß dieſes vollkommen geſchlagen und zerſtreut wurde. Den gänzlichen Untergang deſſelben hatte nur die Tapferkeit des damals 27jährigen Prinzen Leopold von Deſſau (ſpäter der alte Deſſauer genannt) verhütet, welcher den Reſt der Truppen unter den Mauern von Noerdlingen ſammelte. Es war dieſe Schlacht, in welcher die öſterreichiſch-verbündeten Truppen als ſchmählich Beſiegte unterlagen, in der Nähe derſelben Hügel von Höchſtadt vorgefallen, wo im darauf folgenden Jahre Oeſterreichs und Englands Fahnen einen ſo entſcheidenden Sieg über die Franzoſen und Bayern erfochten.

Styrums Niederlage hatte für das deutſche Reich und ſeinen Kaiſer zunächſt die traurigſten Folgen. Prinz Ludwigs Heer war geſchwächt und ohne die nöthigen Mittel zur kräftigen Führung des Krieges; die Gegenden an der Donau bis zu Oeſterreichs Gränze waren von den Bayern beſetzt, Breiſach und Landau von den Franzoſen genommen; und nur die Mißhelligkeiten zwiſchen dem Churfürſten Max Emanuel und dem räuberiſch-gewaltthätigen, ſtolzen Marſchall Villars, der allein in Bayern zwei Millionen zuſammengeraubt und erpreßt hatte, hinderten es, daß die Heere nicht ſchon jetzt unaufhaltſam in Oeſterreich und bis nach Wien vordrangen.

Hierzu, ſo ſchien es, konnte im Jahr 1704 es bald kommen. Gleich am Anfang dieſes Jahres hatte der Churfürſt den Oeſterreichern Paſſau genommen; die bayeriſch-franzöſiſchen Geſchwader machten ohne Aufhören Streifzüge in Oberöſterreich und brandſchatzten das Land; mit den Ungarn war ſchon ein gemeinſamer Angriff auf die Kaiſerſtadt in geheimer Verabredung. Da erkannte der Oberfeldherr

Eugen, daß vor allem in Deutſchland ein entſcheidender Schlag geſchehen müſſe, der die Kraft der franzöſiſchen Unternehmungen lähmen und hemmen könne Den alten Freund und Waffengefährten, den Churfürſten Max Emmanuel, gegen den er, wie viele ſeiner Aeußerungen bezeugen, noch fortwährend Liebe und herzliche Achtung fühlte, mußte er jetzt, nach dem Loos des Krieges, als Feind entgegentreten, aber dieſer Schritt, zur Rettung von Deutſchland, konnte nicht vermieden werden.

Die Streitkräfte, welche Frankreich um dieſe Zeit im ſüdlicheren Deutſchland zu ſeiner Verfügung hatte, waren nicht nur durch ihre Maſſe und Zahl, ſondern zugleich auch durch den ſowohl des Krieges als auch des Landes kundigen Feldherrn, der ſie führte, den Max Emmanuel ſo bedeutend, daß Oeſterreichs damalige Geſammtmacht, nicht ohne Furcht zu unterliegen, den Kampf mit dem bayeriſch-franzöſiſchen Heer aufnehmen durfte. Eugen mußte ſich jetzt auch nach einem mächtigen Bundesgenoſſen umſehen. Wer aber konnte beſſer zu einem ſolchen ſich eignen, als der große engliſche Kriegsheld Marlborough, der Sieger in ſchon mancher Schlacht, die in den Niederlanden mit Frankreich gekämpft worden war. Nur die beiden, an geiſtiger Kraft und allunternehmendem Muth ſich gleichen Feldherrn und ihre Herrſcher wußten um den Kriegsplan, der jetzt entworfen ward. Kunſt und Klugheit waren vonnöthen, um vor den Augen der all ſeine Schritte bewachenden Feinde die Abſicht der Bewegungen zu verbergen, die er, mit Eugen ſich zu vereinen, mit ſeinem Heere machte. Es ſchien als wolle er Villeroys Heer an der Moſel angreifen, dieſes ſetzte ſich in den beſtmöglichen Zuſtand der Vertheidigung. Plötzlich jedoch nahm Marlborough von Koblenz, wo er ſein Geſchütz und Gepack auf dem Rheine nach Mainz eingeſchifft hatte, ſeine Richtung nach dem Neckar und gieng bei Ladenburg über denſelben hinüber. Den Gränzen Frankreichs, dem Elſaß, der Feſtung Landau ſchien dieſe Bewegung zu gelten; die franzöſiſchen Heere eilten vom Niederrhein und aus Deutſchland herbei, um den Einbruch in ihr neu erworbenes Ländergebiet zu verhindern. Seine eignen hohen Offiziere wußten nicht, was ihr Feldherr mit dieſem Zuge wolle. Da rückte er unverſehens gerade gegen Weſten vor, ſandte auf beſtimmten Wegen ſeine Truppen voraus und traf in Mundelsheim bei Heilbronn mit Eugen und Ludwig von Baden zuſammen. Englands und Deutſchlands Helden, welche die damals lebende Welt öfters in ihren Thaten als Feldherrn und als Staatsmänner verglichen und einen ſo groß als den andren gefunden hatte, ſahen ſich hier von Angeſicht. Dem Selbſtgefühl des großen Engländers mochte es wohlthun, daß ihm der Mann, den er längſt bewundert, mit ſo wahrer, herzlicher Achtung entgegenkam, die in jedem Wort, das Eugen ſprach, ſich kund gab; er fühlte, gleich in den erſten Stunden des Zuſammenſeyns mit den beiden deutſchen Heerführern ſich nahe befreundet. Prinz Ludwig nannte den Herzog den Retter Deutſchlands, Marlborough antwortete: von Prinz Ludwig könne man lernen, wie man ein bedrängtes Land retten müſſe. Eugen rühmte die kriegeriſche Schönheit und die muthige Haltung des engliſchen Heeres; meine Soldaten, ſprach der Herzog, ſind durch Ihr Naheſeyn begeiſtert.

Dennoch wäre es faſt zu einer Mißſtimmung zwiſchen dem nicht immer wohlgelaunten Prinzen von Baden und dem Herzog gekommen, wenn nicht Eugen in beſcheidener Weiſe vermittelnd zwiſchen beide getreten wäre. Der Prinz, als Reichsgeneral, wollte hier, in dem ihm angewiesnen Gebiet das Obercommando behalten, der Herzog aber, der nicht unter eines andren als ſeiner Königin Befehl zu ſtehen gewohnt war, verlangte für ſich daſſelbe. Da fügten beide ſich dem Rathe Eugens, daß einen Tag um den andren einmal der Herzog, das andre Mal der Prinz die Würde des Oberfeldherrn bekleiden ſolle, beide aber zuſammen ſollten den Ruhm haben mit dem Hauptheer der bayeriſch-franzöſiſchen Armee unter Max Emmanuel und dem Grafen Marſin entgegenzutreten, während er ſelber mit der kleineren Abtheilung der Rheintruppen die Linien bei Stollhofen gegen Marſchall Tallard vertheidigen wolle.

Bei Ulm vereinten ſich am 22ten Juni (1704) das ſchöne, tapfere engliſche und das ſeinem äußren Anſehen nach ärmlichere, an Tapferkeit aber und an Kriegsmuth nicht geringere, deutſche Reichsheer. Der Churfürſt und der franzöſiſche Feldherr Marſin ſtunden in einem wohlbefeſtigten Lager zwiſchen Lauenburg und Dillingen, wo ſie die Verſtärkung durch Tallards ihnen zuziehendes Heer erwarten wollten. Der Weg, für Heere gangbar, durch Donauwörth, führt über die Höhen des Schellenbergs; dort hatte der Churfürſt mächtige Verſchanzungen errichtet, hinter denen, obgleich ſie noch nicht ganz vollendet waren, Graf Arco mit 20 Bataillonen und 5 Escadronen der bayeriſchen und mit zwei Regimentern der franzöſiſchen Truppen, gleich wie in einer feſten Burg verwahrt ſtund. Prinz Ludwig widerrieth den Angriff auf dieſe Werke, weil deren Einnahme zu viel Kriegsvolk koſten werde, Marlborough, der über Heere zu verfügen gewohnt war, welche immer von neuem ſich ergänzten, und welcher überdieß heute das Obercommando führte, beſtimmte ſich für den Angriff. Ermüdet von dem eiligen Tagmarſch, auf welchem ſie dem kaiſerlichen Heer einen Vorſprung abgewonnen hatten, kamen ſeine Truppen vor den Werken des Feindes an. Es war ſchon über fünf Uhr des Abends; der Oberfeldherr, ohne auf die Ankunft des Prinzen von Baden zu warten, gebietet den Angriff. Mühſam klimmen, in vorwärts gebeugter Stellung, mit Reiſigbündeln auf dem Rücken ſeine Engländer und Holländer über die Maſſen der loſen Steine hinan, die den gahen Abſturz des Berges, vor den Schanzen bedecken. Neben und hinter ihnen läßt die Beſatzung von Donauwörth, an deſſen Mauern die Schanzen auf der einen Seite ſich anſchließen, einen Kugelregen der Kanonen und Musketen auf die Anſtürmenden fallen, von vornen empfängt ſie das mörderiſche Feuer des Geſchützes aus den Schanzen. Dennoch hatten jene endlich die Höhe erklettert und ſuchten hier ſich zu ſtellen. Da ſtürzen mit gefälltem Bajonet die bayeriſchen Grenadiere auf die ermüdeten Haufen, welche, nachdem die meiſten der Ihrigen, unter ihnen der holländiſche Feldzeugmeiſter Horn, der Herzog von Braunſchweig Bevern und General Beinheim gefallen, wieder zurückgedrängt werden. Da kommt, gerade im entſcheidenden Augenblick Prinz Ludwig von Baden mit ſeinen Oeſterreichern, Franken und Schwaben bei der Stätte des Kampfes an. Er war durch einen Engpaß, den der Commandant von Donauwörth unbeſetzt gelaſſen, ohne Hemmung bis an die rechte Seite der Schanzen vorgedrungen, ließ jetzt unter dem heftigſten Feuer des feindlichen Geſchützes die Seinen anrücken, in den Graben ſpringen, Granaten in die Schanzen werfen und dieſe kühn erſteigen So waren die Oeſterreicher, obgleich die Engländer auf dem Marſch ihnen vorausgekommen, dennoch vor dieſen, die erſten in den feindlichen Verſchanzungen und nach blutigem Kampfe gelang es jetzt auch dem engliſchen Feldherrn, der mit dem Degen in der Hand die Seinen führte, auf der linken Seite der Werke einzudringen Bis gegen 8 Uhr hatte das Gefecht gedauert, das von beiden Seiten mit gleicher Tapferkeit geführt wurde. Dem bayeriſch-franzöſiſchen Heere waren theils in den Schanzen, theils noch auf der Flucht durch die nachſetzenden kaiſerlichen Huſaren fünf Regimenter des Fußvolks, zwei der Reiterei ſo ſehr zu Grunde gerichtet worden, daß manche Schwadron kaum noch 6 Mann zählte, überdieß verloren die Beſiegten ihr ganzes Gepäck und Geſchütz, ein reich gefülltes Magazin in Donauwörth, das Silberzeug des Grafen Arco, welches unter die Soldaten des engliſch-deutſchen Heeres vertheilt ward, und eine Menge Wagen und Gezelte. Die Sieger hatten bei dem Sturme mehrere tauſend Mann verloren, auch Graf Styrum hatte hier den Ruhm, den er als Feldherr bei Höchſtädt verloren, als tapfrer Soldat wieder gerettet und bei dem Erſtürmen der Schanzen die Todeswunde empfangen. Prinz Ludwig, der ſelber am Fuße verwundet worden, rief als er die Haufen der Getödeten ſahe, mit ſchmerzlicher Theilnahme: „ſo wollte ich faſt lieber überwunden als Ueberwinder ſeyn.“

Der Churfürſt hielt es jetzt für nöthig, die Stellung an der Donau aufzugeben und ſich, um die wichtigſten Theile ſeines Landes zu decken, unter die Wälle von Augsburg zurück zu ziehen. Außer Donauwörth wurden Neuburg, Dillingen und Rain von den engliſch-Deutſchen Truppen beſetzt und der Herzog von Marlborough, um den Churfürſten dazu zu zwingen, daß er die vortheilhaft erſcheinenden Friedensbedingungen annähme, welche der Kaiſer ihm machen ließ, verheerte in harter Weiſe das ſchöne Bayerland, ohne daß Prinz Ludwig von Baden, dem dieſe Verwüſtung eines deutſchen Landes tief zu Herzen gieng, es hindern konnte. Max Emmanuel hielt unbeweglich feſt an ſeinem Bündniß mit Frankreich. Zwei franzöſiſche Heere, das 30,000 Mann ſtarke unter Marſchall Tallard und hinter dieſem das von Villeroy mit 28,000 Mann waren zu ſeiner

Verſtärkung im Anmarſch, mit dieſen in Verbindung hoffte er zu ſiegen und den Schaden ſeines Landes zu rächen.

Wirklich war Tallard durch das Kinzigthal über Villingen zur Donau vorgedrungen und hatte am 3. Auguſt vor Augsburg mit dem bayeriſchen Heer ſich vereinigt. Zum Churfürſten ſagte er beim erſten Empfang: „ich habe hier die Ehre, Ew. Durchlaucht die unüberwindlichſten Soldaten der Erde vorzuſtellen.“ Auf der andren Seite der Donau war dieſem franzöſiſchen Heere, nachdem er zwiſchen Rottweil und Dillingen einen Theil ſeiner Truppen gegen Villeroy aufgeſtellt hatte, Prinz Eugen gefolgt. Er hatte bei ſeinem Abmarſch ſo kluge Anſtalten getroffen, daß Villeroy ſich der Täuſchung hingab, Eugen ſtehe noch mit ſeinem ganzen Heer ihm gegenüber und durch dieſen Wahn im Gebirge ſich zurückhalten ließ. An demſelben Tage, an welchem Tallard Augsburg erreichte, war Eugen, ſo erfuhr man im bayeriſchen Lager, bei Münſter an die Donau gekommen; da beſchloß Max Emmanuel, der um dieſe Zeit, in voreiligem Vertrauen auf das Glück der Waffen alle friedliche Unterhandlungen mit dem Kaiſer abgebrochen hatte, mit der ganzen Kraft ſeiner Heere ſich in Bewegung zu ſetzen, um Marlboroughs Vereinigung mit Eugen zu hindern und durch einen übermächtigen Schlag dieſen zu vernichten. Ein leichteres Mittel allerdings wäre ihm zu Gebote geſtanden, Marlborough ſowie Eugen und den Prinzen von Baden zu beſiegen, dies war der Mangel an allen Mitteln des Unterhalts, welchen der engliſche Feldherr durch die Verheerung des Landes ſelber herbeigeführt hatte; denn kaum noch eine Woche hatte das engliſch-deutſche Heer ſich in der von ihm eingenommenen Stellung halten können, während ſich das bayeriſch-franzöſiſche Heer vor Augsburg in wohlgeſchützter, mit allem Nöthigen wohlverſorgter Lage befand. Die drei Feldherrn erkannten das Bedenkliche ihrer Stellung wohl, ſie wollten alles aufbieten, um den Churfürſten aus ſeinem feſtgeſchützten Lager bei Augsburg hinwegzuziehen, ſchon rückte Prinz Ludwig zu dieſem Zweck ſcheinbar drohend gegen Ingolſtadt vor; da kam der Churfürſt von ſelber ihren Wünſchen entgegen, er ſtellte ſich zur offnen Schlacht ein. Freilich ahnete er nicht, daß die Vereinigung von Eugens und Marlboroughs Heeren, die er verhindern wollte und noch fern glaubte, ſchon geſchehen ſey. Auch die drei Heerführer wußten noch nichts davon, daß der Churfürſt im Anrücken ſey. Zu Neuburg an der Donau hatte Eugen noch gerathen, eine Hauptſchlacht zu vermeiden, weil durch eine ſolche, wenn ſie mißlänge, England zwar Nichts, der Kaiſer aber eine Armee verliere, die ſo leicht nicht zu erſetzen ſey; man ſolle ſich auf die Belagerung von Ulm beſchränken. Marlborough dagegen erklärte, daß er nicht nach Deutſchland gekommen ſey, um Mauern der Städte anzugreifen, ſondern lebende Feinde; er erklärte ſich für eine Schlacht und Prinz Ludwig ſtimmte ihm bei. Dieſer Letztere indeß, wie wir bereits erwähnten, war gegen Ingolſtadt vorgerückt und auch die beiden andren wußten nicht, daß die Schlacht, die ſie beſchloſſen hatten, ihnen ſchon ſo nahe ſtehe.

Marlborough und Eugen hatten am 11. Auguſt bei Donauwörth ihre Heerhaufen vereinigt. Während das Kriegsvolk am 12. Auguſt von ſeinen Eilmärſchen in der Nähe von Höchſtadt ausruhete, beſtiegen die beiden Feldherrn eine Anhöhe, um das Land zu erkundigen, da ſahen ſie die feindliche Armee ſchon gelagert in der Ebene von Blindheim. Der Verheerung des Landes, in welchem man auf weite Strecken hin keinen ſeiner Bewohner fand, mag es zum Theil zuzuſchreiben ſeyn, daß weder die bayeriſch-franzöſiſche, noch die engliſch-deutſche Armee eine von den Bewegungen der andren genaue Kunde erhalten hatte. Eugen und Marlborough hatten den Churfürſten, von welchem ſie übrigens wußten, daß er die Gegend von Augsburg verlaſſen habe, noch nicht in dieſer Gegend erwartet; der Churfürſt ſeinerſeits wähnte, Marlborough ſey noch fern von da und nur Eugen mit ſeinen Truppen in der Nahe. Für den nächſten Tag (Mittwoch den 13. Auguſt) ward ohne weitres Bedenken die Schlacht beſchloſſen, obgleich das bayeriſch-franzöſiſche Heer dem engliſch-deutſchen an Zahl der Truppen, ſo wie durch ſeine vortheilhafte Stellung weit überlegen war. Als noch vor Sonnenaufgang der Marſchall Tallard die Trommeln vernahm, welche in Eugens Lager den Generalmarſch ſchlugen, da fügte er der Depeſche, die er dem Courier nach Paris mitgab, die Note bei: „Seit 2 Stunden ſchlagen die Feinde den Generalmarſch. Es ſcheint, ſie werden heute noch, wie man ſagt nach Nördlingen, ſich zurückziehen.“

Ein dicker Nebel hemmte nach Aufgang der Sonne die Ausſicht. Unter ſeiner Decke hatten die Heerhaufen von Marlborough und Eugen zwiſchen Sumpf und Gebüſch hin ihre Schlachtreihen geordnet; Marlborough ſtund bereits, unbemerkt von den Feinden, ganz in der Nähe des Dorfes Blindheim, auf deſſen ummauerten, hochgelegenen Kirchhof, ſo wie in einem kleinen benachbarten Schloß und hinter den Baumgärten und Hecken des Dorfes die Franzoſen den Kern ihres Fußvolkes mit der Artillerie verſammelt hatten. Marlborough rückte gegen den erſten Bach (den Haſelbach) vor, der in der Ebene, über welche der Hugel des Dorfes ſich erhebt, ſeinen Lauf nimmt; der Feldherr hatte ſchon hier Widerſtand und kriegskundige Abwehr erwartet; dieſe aber fand er nicht, er konnte ungehemmt mit Fußvolk, Reitern und Geſchütz hinüberſetzen und drüben ſeine Schlachtlinien ordnen. Tallard hatte dort, auf dem rechten Flügel der Armee, unabhängig von dem Churfürſten, ſeine Anordnung getroffen, und war unverſehens leiblich wie geiſtig in Nebel gerathen. Doch gegen 9 Uhr fieng der äußere Nebel an ſich zu lichten, die Geſchütze der bayeriſch-franzöſiſchen Armee fiengen jetzt auch an mit aller Kraft zu wirken. Noch ein zweiter, ſtärkerer Bach, der Nebelbach, der am Fuße des niedren Hügels vor Blindheim ſich hinzieht, mußte genommen werden; hier war der Widerſtand ſchon ungleich größer und kräftiger. Bis Mittag hatte das engliſch-deutſche Heer das Feuer des feindlichen Geſchützes aushalten müſſen, ehe endlich ihre Geſammtmaſſen zum entſcheidenden Angriff kommen konnten. Bald vorwärts rückend, bald wieder zurückgedrängt hatten Marlboroughs Kriegerſchaaren die Stellung des Feindes bei Blindheim, wo faſt ſein ganzes Fußvolk ſtund, einzunehmen verſucht, da warf der engliſche Feldherr mit der vollen Macht ſeiner Reiterei ſich auf die vereinzelt, in der Mitte zwiſchen den bayeriſchen und franzöſiſchen Schlachtordnungen ſtehende Cavallerie des Feindes; dieſe, nach vier muthigen Angriffen wird, da ſie vom Fußvolk nicht unterſtützt war, geworfen und jetzt, da keine feindliche Reiterei dies mehr verhindert, ſetzt auch das engliſche Fußvolk ungehemmt über die Sümpfe, durchbricht, von der eignen Cavallerie unterſtützt, die vortheilhaft aufgeſtellten Linien des franzöſiſchen Fußvolkes, unter denen nur 3 Bataillone ſo tapfern Widerſtand halten, daß ſie bis zum letzten Mann fechten und erliegen, während die andren in eiliger Flucht theils in die Donau ſich werfen, darinnen die meiſten ertrinken, theils aber gefangen werden. Unter den Gefangenen war ſelbſt der franzöſiſche Marſchall Tallard.

Marlborough auf ſeiner Seite hatte jetzt den Sieg errungen. Er war, ſo erzählte er nachmals, mit ſtillem Gebet zur Schlacht angerückt; niemals habe er ſo viel gebetet als an dieſem Tage. Dem General eines ſeiner Reiterregimenter, welcher zweimal geſchlagen, zur Flucht ſich umkehrte, rief er zu: „mein Herr, ſie reiten irre, dort ſteht der Feind, wenden ſie das Geſicht nach ihm herum und der Tag iſt der Ihrige.“ Der Fliehende kehrte mit dem Feldherrn um und nahm mit dem Reſt ſeiner Reiter rühmlichen Antheil am Siege.

Ungleich ſchwerer als dem großen, engliſchen Heerführer, war der Kampf dem Prinzen Eugen geworden. Dieſer fand bei ſeinem Vordringen gegen den Feind in der Naturbeſchaffenheit der Gegend Hemmungen, welche ſein landeskundiger Gegner, der tapfre Churfürſt aufs Vortheilhafteſte zu benutzen wußte. Bis ans Knie war das Fußvolk des Prinzen in den Moraſt und Sumpf verſunken, den es auf langem Umwege, ſchon tief ermüdet überſchritten hatte, als es ohne Aufhören durch die unter ihrem heldenmüthigen Churfürſten gleich als Helden kämpfenden Bayern bald zur Rechten bald zur Linken in den Sumpf zurückgeworfen wurde. Außer ſeiner vortheilhaften Stellung war das bayeriſche Heer dem des Eugen auch der Zahl nach, durch 12 Bataillone des Fußvolkes und mehrere Schwadronen der Reiterei überlegen, am meiſten jedoch war es ſtark durch den perſönlichen Muth und die Kriegskunde ſeines Churfürſten, welcher heute als Feldherr und als Soldat zugleich kämpfte. Auch Prinz Eugen vereinte an dieſem Tage die Kräfte beider. Die Kugel, die ein feindlicher Dragoner nahe an ſeinem Haupte abfeuert, ſtreift ihn nur an der Wange, ohne ihn zu treffen, eine andre Kugel tödtet faſt in demſelben Augenblick ſein Pferd, er wirft ſich auf ein andres; unterſtützt wie auf jedem Schritt begleitet, von dem jungen Helden aus Deſſau, dem nachmaligen alten Deſſauer, der heute, im Verein mit ſeinen preußiſchen Schaaren und mit dem Herzog von Würtemberg, Eugens Schutzengel war, dringt er von neuem in die Bayern ein. Der Deſſauer hat eine vom Feind genommene Fahne, mit eigner Hand wieder gewonnen, laut rufend hält er ſie dem Feind entgegen, faſt in demſelben Augenblick kommt die Nachricht von Tallards gänzlicher Niederlage und Gefangenſchaft zu gleicher Zeit in das bayeriſche und in das deutſch-verbündete Heer, verbreitet dort Schrecken, hier aber die Kräfte eines begeiſterten Muthes, welche, da jetzt auch die ſiegreichen Engländer dem Feind in die Flanke fallen, die Schlacht entſcheiden. Max Emmanuel als Muſter im Werk der Schlachten zeigte ſelbſt jetzt noch, auf ſeinem Rückzuge, daß er dieſes ſey. Seine Bayern hatten um ihn her als deutſche Männer gekämpft. Auf der Seite des franzöſiſchen Heeres hatte es, wie wir vorhin ſagten, auch nicht an heldenmüthigen Kämpfern gefehlt, und wo dieſes nicht ſo war, da lag die Schuld nicht an den Soldaten, ſondern an ihren Führern. Namentlich war dies ſo bei jenen ſechs und zwanzig Bataillonen und zwölf Schwadronen der Franzoſen, welche im Dorfe Blindheim ſtunden und die ohne Schwertſtreich zu Gefangenen ſich ergaben, weil der Generallieutenant Chlerembault, der das Commando über ſie führte, ſie verlaſſen hatte. Wie man ſagt, hatte dieſer Heerführer beim Anfang der Schlacht in Geſellſchaft ſeines Reitknechts, aus Furcht vor den feindlichen Kugeln eine Fuhrt durch die Donau geſucht und war ſammt ſeinem Pferd im Strom ertrunken. In edler Weiſe benahm ſich Marlborough gegen die gefangenen und auf dem Schlachtfeld liegenden, verwundeten Feinde. Dem Marſchall Tallard ſagte er freundliche Worte über die „bekannte“ Trefflichkeit ſeines Charakters, als aber der Marſchall um auch gegen ihn höflich zu ſeyn, ihm ſagte: „Eure Hoheit haben heute die tapferſten Truppen auf Erden beſiegt," da erwiederte lächelnd der Engländer: „Ich hoffe, daß Euer Gnaden die ausnehmen werden, welche die Ehre gehabt haben die Ihrigen zu ſchlagen."

Uebrigens war allerdings von der Niederlage der Franzoſen mehr dem Marſchall ſelber als ſeinem Heere die Schuld beizumeſſen und Prinz Eugen, bei aller Anerkennung des hohen Verdienſtes, das der engliſche Held um den glücklichen Ausgang der Schlacht bei Höchſtädt hatte, äußerte ſpäter, daß ohne die groben Fehler Tallards, und ohne die Heldenthaten des Prinzen von Deſſau und ſeiner Preußen der Tag jener Schlacht vielleicht der unglücklichſte ſeines Lebens und entſcheidend für Deutſchland, für die öſterreichiſche Monarchie ja für ganz Europa geweſen ſeyn würde. Denn was hätte, wenn ſie verloren gegangen wäre, die franzöſiſche Macht aufhalten können den Kaiſer in ſeiner Reſidenz zu überfallen, und mit den ungariſchen Mißvergnügten ſich zu vereinen?

Von höchſt bedeutendem Werthe, namentlich für ein Heer, das auf allen Seiten von Mangel bedroht war und bereits daran litt, war ſchon der nächſte Gewinn dieſes Sieges. Die fliehenden Feinde hatten 530 Wagen mit Proviant und Kriegsmunitionen gefüllt, 330 beladne Maulthiere und Roſſe, 117 Kanonen, 24 Mörſer, 2 Schiffsbrücken und 15 kupferne Schiffe, eine Maſſe von Kriegsmunitionen, 3600 Zelte, 129 Fahnen, 171 Standarten, die reiche Kriegskaſſe und die Kanzlei auf der Wahlſtatt gelaſſen; gegen 20000 der Ihrigen lagen todt oder ſchwer verwundet auf dem Schlachtfelde, 15,200 Franzoſen, darunter mit dem Marſchall und ſeinem Sohne noch 818 andre Offiziere waren gefangen. Allerdings war der Sieg, namentlich über die tapfern Bayern theuer genug erkauft, denn das engliſch-deutſche Heer zählte mehr denn 11000 Todte und Verwundete, ſeine Krieger waren von der Anſtrengung dieſes Tages ſo ermüdet, daß ſie bald von der Verfolgung der Feinde abſtehen mußten, deren Rückzug ohnehin durch den Churfürſten von Bayern in meiſterhafter Weiſe und mit bewunderns-werther perſönlicher Tapferkeit gedeckt ward.

Dieſer, der Churfürſt Max Emmanuel, war es auch allein, deſſen Muth und Vertrauen ſelbſt nach dieſer großen Niederlage der Seinen noch ungebeugt blieb. Er rieth ſeinen franzöſiſchen Bundesgenoſſen mit ihm in ſeinem, an Hülfsmitteln reichem Lande, wo die Bewaffnung eines ganzen, treuergebenen Volkes und eine bedeutende Anzahl feſter Plätze ihnen zur Seite ſey, Stand zu halten; jene aber wollten auf dieſen Rath nicht achten. Der Reſt der geſchlagnen Truppen vereinte ſich mit Villeroys Heere. „Ich habe“, ſo ſprach der Churfürſt zu dem franzöſiſchen Feldherrn, „Ihrem König mein Land aufgeopfert, jetzt komme ich um demſelben mein übriges Leben zur Gabe zu bringen.“ Vergeblich hatte Prinz Eugen ſelbſt nach der Schlacht von Höchſtädt noch es verſucht, ſeinen vormaligen Wohlthater und Freund Max Emmanuel, gegen den er nie die alte Liebe und Achtung aufgab, zur Nachgiebigkeit gegen den Kaiſer zu bewegen, denn kein Andrer erkannte ſo tief als Eugen, was Deutſchland an dieſem Feldherrn verlöre, und welches Unglück es ſey, wenn mit Bayern einer der bedeutendſten Grundſteine der deutſchen Reichsverfaſſung aus ſeiner Stellung herausgeriſſen werde. Des weiſen Staatsmannes Vorſtellungen und Warnungen wurden weder von der einen noch von der andren Parthei beachtet. Der Churfürſt zog mit ſeinen Bundesgenoſſen über den Rhein, ganz Bayern und Schwaben wurden von den Siegern beſetzt, Regensburg, Augsburg und Ulm, ſpäter auch am Rheine hin Landau, Trier und Trarbach von ihnen genommen; Ludwigs XIV Plane auf Deutſchlands moraliſche Vernichtung und politiſche Auflöſung waren an den felſigen Hügeln bei Höchſtadt geſcheitert.

Doch das was damals für Deutſchlands Rettung, ja für das Beſte von Europa als ein großes Glück erſchien, das war zunächſt für ein edles Volk und für ſein Land ein großes Unglück. Nur mit Schmerz und bittrem Unmuth kann der Deutſche die Berichte von dem Elend und dem Jammer vernehmen, welche nach der öſterreichiſchen Beſitznahme von Bayern die ihrem Fürſten treu ergebenen Bewohner dieſes ſchönen Landes, ſeine deutſchen Brüder trafen. Vergeblich widerſetzte ſich Eugen durch wohlmeinende Warnungen den Gewaltthaten, die ſich die Machthaber in Wien gegen das eroberte Land erlaubten. „Das Volk der Bayern," ſo äußerte er ſich*), „verdient namentlich wegen der außerordentlichen Anhänglichkeit an ſeine Fürſten, ganz beſondre Achtung. — Man ſollte durch alle civile und militäriſche Strenge jeder Art der Exceſſe der Unſrigen gegen den ruhigen Bürger und Landmann vorbeugen; die Contributionen müſſen mit aller Gelinde und Mäßigung beigetrieben werden. — Wir erregen im Gemüth des Bayern ſchon durch unſer Daſeyn Unwillen, deshalb wird die größte Behutſamkeit bei unſren Handlungen erfordert. Dieß allein kann den Grund zur Wiederausſöhnung geben, denn lange wird unſre Herrſchaft in Bayern doch nicht dauern."

Auch dieſe treumeinenden Vorſtellungen des großen Feldherrn und Staatsmannes blieben in Wien unbeachtet; man brachte die Bayern aufs Aeußerſte, und franzöſiſche Emiſſäre unterließen es auch nicht, das Volk zu einem bewaffneten Aufſtand gegen die Oeſterreicher zu reizen. Eine wahrhaft bewundernswerthe, Alles aufopfernde Liebe zum Vaterland und ſeinem Fürſtenhauſe hat damals in Bayern Helden erzeugt, deren Thaten wie deren Unterliegen unter der fremden feindlichen Uebermacht die wärmſte Theilnahme erregen. Doch die Betrachtung dieſer eben ſo betrübenden wie auf der andren Seite geiſtig erhebenden Ereigniſſe liegt außer den Gränzen der Lebensſchickſale des Prinzen Eugen, mit deren Beſchreibung wir hier uns beſchäftigen.

---

*) M. v. Eugens pol. Schr. Nr. 116, S. 156 — 158.

7) Eugens weitre Feldzüge in Italien.

Während da, wo dieſes freilich am meiſten Noth that, in Deutſchland der Krieg gegen Frankreich mit ſolcher Kraft und ſolchem Nachdruck geführt worden war, hatte ſich in Oberitalien das Glück ganz von den Waffen der Verbündeten hinweggewendet. Der öſterreichiſche Heerführer Graf Stahremberg, den man von Wien aus ohne Hülfe und Verſtärkung gelaſſen, hatte kaum noch ein Corps von 8000 Mann beiſammen, während das franzöſiſche Heer, geführt von Vendome und ſeinem Bruder 40000 zählte. Die meiſten Feſtungen von Piemont waren deshalb ſchon in den Händen der Feinde; nur die Umgegend von Turin und die Hauptſtadt ſelber wurde noch von dem Herzog von Savoyen behauptet; doch hatte ſelbſt die kleine Feſtung Verua, ein Vorpoſten der Hauptſtadt, nachdem ihre Belagerung dem Feinde gegen 18000 Mann gekoſtet, mit ihrem tapfren Commandanten, dem Baron von Frieſen, am 9. April 1705 capituliren müſſen; die Franzoſen gewannen hierdurch nichts als etwa 1000 ausgehungerte Soldaten, 17 Kanonen und 5 Mörſer ſo wie einen Steinhaufen, in welchen der kleine, durch Natur und Kunſt wohlbefeſtigte Ort verwandelt worden war.

Es war höchſte Zeit, daß Oeſterreich dem Reſt ſeiner Truppen und dem mit ihm wieder verbündeten Herzog von Savoyen zu Hülfe kam, wenn nicht vollends alle die mühſam erkämpften Vortheile verloren gehen ſollten.

Prinz Eugen hatte durch Feſtigkeit und dringende Vorſtellungen es endlich bei dem Hofe in Wien durchgeſetzt, daß ein Heer von 28000 Mann ihn zu dem Feldzug nach Italien, den man ihm aufgetragen, begleiten ſolle. Marlborough war ſelber nach Berlin gereiſt und hatte den König von Preußen dazu vermocht, daß derſelbe 8000 Mann ſeiner Soldaten, geführt von dem Prinzen von Deſſau, in engliſchem Solde, für Italien beſtimmte. Die Langſamkeit des Geſchäftsganges im Cabinet zu Wien und der Tod des Kaiſers Leopold, am 5. Mai 1705, hatte jedoch die Ausrüſtung des Heeres und den Feldzug ſo ſehr verſpätet, daß Eugen erſt im Juni mit dem größeren Theil ſeiner Truppen, von denen man ſchon auf dem Marſch einige tauſend, zur Stillung der in Bayern ausgebrochenen Unruhen zurückbehalten hatte, in der Nähe des Kriegsſchauplatzes ankam, wo der Prinz von Deſſau, mit ſeinen Preußen bereits ſeiner wartete. Um in das mailändiſche Gebiet, wie die Abſicht war, vorzudringen, mußte das deutſche Heer über zwei Flüſſe, den Oglio und die Adda hinüberſetzen. Den Uebergang über den Oglio verwehrte Vendomes Bruder mit ſeinem anſehnlichen, franzöſiſchen Heere. Ihm gegenüber ſtund Eugen, der ſtatt des zweideutigen, und nur mit vielem Blute erkaufbaren Waffenglückes, den leichteren Weg der Liſt verſuchte. Vierhundert ſeiner Zelte, welche dem Feinde zunächſt ins Auge fielen, ließ er ſtehen; ſtatt der eigentlichen, ächten Kanonen wurden hölzerne, künſtlich angeſtrichene auf die Höhen geſtellt, einige Tambours und Trompeter ließen wie gewöhnlich, vor Anbruch des Tages, hinter den Zelten ſich vernehmen.

Während jedoch dieſe trommelten und blieſen, war der Feldherr mit ſeinem Heer ſchon fern von da; dieſer war in der Nacht vom 22ten Juni durch das Thal von Oſetto gezogen und hatte dadurch, daß er einen ganzen Tagmarſch voraus war, es möglich gemacht, daß er ungehemmt am 27ten bei Urago über den Oglio gehen konnte. Die Feinde entdeckten erſt am Mittag die Liſt.

Vendome hatte indeß aus Frankreich große Verſtärkungen erhalten, ſo daß ſeine Streitmacht der deutſchen weit überlegen war. Dennoch gieng Eugen am 13ten Auguſt den ungleichen Kampf bei Caſſano ein, in welchem zwar der Verluſt auch auf ſeiner Seite ſehr bedeutend, jener der Franzoſen aber mehr denn doppelt ſo groß war. In der Schlacht bei Caſſano, nach welcher jedes der beiden ſtreitenden Heere ſich den Sieg zuſchrieb, der indeß entſchieden auf der Seite der Deutſchen war, war der tapfere Herzog Alexander von Würtemberg tödtlich, und ſelbſt der Oberfeldherr ſo ſchwer verwundet worden, daß ſich bis Paris die Kunde verbreitete, Eugen ſey gefallen. Dieſer aber zeigte bald, daß er noch lebe, indem er auf dieſem Feldzuge den Fortſchritten der franzöſiſchen Waffen nicht bloß Einhalt, ſondern auch einigen Abbruch that. Doch kam es im Jahr 1705 nicht mehr zu einer entſcheidenden Schlacht, und der Feldherr fand es nöthig, wahrend des Winters nach Wien zu gehen, um dort, an dem Hauptſitz aller Hemmungen für entſcheidende Schritte, die Angelegenheit des italieniſchen Krieges in wirkſamerer Weiſe zu betreiben.

Eugen hatte am Kaiſerhofe machtigere Feinde als die waren, welche er in offner Feldſchlacht bekämpfte. Eine Parthei, welche zum Theil mit Wiſſen, zum Theil ohne ſich deſſen bewußt zu ſeyn, Frankreichs Pläne zum Verderben Deutſchlands, zunächſt aber des öſterreichiſchen Kaiſerhauſes förderte und begünſtigte, hatte den Prinzen bei dem in der Wurde des Herrſcherthrones noch neuen Kaiſer Joſeph I als gefahrlichen Auslander, als einen zweiten hochſtrebenden Wallenſtein zu verdächtigen geſucht; jene Kraft der Wahrheit jedoch und Lauterkeit, von welcher Eugens Perſonlichkeit, überall wo ſie ſich zeigte, bekleidet war, drang bei dem edlen Monarchen durch das Spinnengewebe der Verlaumdungen hindurch; Marlboroughs Ankunft in Wien, eine bedeutende Summe, welche England zum Opfer brachte, gaben den Ausſchlag; der Kaiſer und ſein Kabinet gewahrten wenigſtens das Nothdurftigſte zur Fortſetzung des Krieges und auch die Stande des Reiches, im hohen Rathe zu Regensburg hatten ſich zu einigen obwohl bedachtig langſamen Schritten, zu demſelben Zwecke geneigt finden laſſen. Ohne einen Feldherrn jedoch, dergleichen Eugen war, würden alle dieſe Gewahrungen fur die Fortſetzung des italieniſchen Krieges ohne günſtigen Erfolg geblieben ſeyn, denn Frankreich hatte im J. 1706 die kraftigſten Anſtalten getroffen, um den Krieg in Italien mit einem Schlage zu ſeinem Vortheil zu entſcheiden. Und dieſer Schlag, der einem durch beſtandig neuen Zuwachs verſtarkten Heere nicht ſchwer fiel, war, wie es ſchien, bereits geſchehen, als Eugen mit ſeinen Truppen noch auf dem Marſche war. Vendome hatte in der Nacht vom 18ten zum 19ten April das nur 12000 Mann ſtarke Corps der Oeſterreicher unter General Reventlau in ſeinen Quartieren bei Montecchiari und Calcinato, mit einer faſt doppelt ſo großen Macht unverſehens überfallen, daſſelbe geſchlagen und bis ins trientiniſche Gebiet zurückgeworfen, dann all der Stellungen des deutſchen Heeres zwiſchen der Etſch und dem Po ſich bemachtigt. Alle Paſſe nach Italien wurden hierauf von den franzöſiſchen Truppen beſetzt; Vendome triumphirte, als habe er jetzt fur immer die Kaiſerlichen aus

Italien vertrieben. Eugen kam eben um dieſe Zeit nach Roveredo. Flüchtlinge, von Reventlaus geſchlagenem Corps erfüllten, ohne zu wiſſen wohin? die Heerſtraßen; ſie ſammelten ſich freudig um das Panier des großen Feldherrn, der ſie ſo oft zum Siege geführt hatte. Aber der Operationsplan, der ſchon in Wien entworfen war, um vor allem Turin zu entſetzen und für den Herzog von Savoyen es zu retten, war jetzt zerſtört; es erſchien ſelbſt für den kühnſten Geiſt ein zu gewagtes Unterfangen den 40 Meilen langen Weg dorthin, über vier ſchiffbare Ströme und eine Menge der kleineren Gebirgsflüſſe ſo wie der Kanäle, vorüber an den vom Feinde beſetzten feſten Plätzen in geraderer Richtung zu unternehmen. Ein franzöſiſches, 8000 Mann ſtarkes Corps, unter Medavid hielt die Engpäſſe, weſtlich vom Gardaſee beſetzt, 15000 Franzoſen ſtunden in befeſtigter Stellung zwiſchen dem Gardaſee und der Etſch; 12000 von La Chiuſa bis nach Legnano, 6000, welche Fremont commandirte, bewachten den untren Lauf der Etſch. Solchen Geiſtern der Helden jedoch, welche große Thaten für Völker und Zeiten zu thun beſtimmt ſind, geht, ſo ſcheint es, ein ſtarker Engel voran, der die Feinde mit Blindheit und Schrecken ſchlägt. Eugen dem ſtärkeren, durch ſeine natürlichen Stellungen mächtigeren Feinde zum Trotz, die geſchickteſten Wendungen einſchlagend und die Gegner öfters durch verſtellte Anläufe täuſchend, gieng am 9ten Juli unverſehens bei Ruota nuova über die Etſch, warf die in der Nahe ſtehende Abtheilung von Fremonts Corps weit, gegen den Po zurück, nahm, bei Biaggio noch einmal über den Fluß ſetzend, Finale und Biondena, vertrieb die am Panaro und am Kanal von Modena ſtehenden Feinde bis zum Fluſſe Parma. Indeß war, am Vendomes Stelle der Herzog von Orleans, ein, wie er auch bei dieſer Gelegenheit zeigte, wohlbefähigter Feldherr getreten; ihn begleitete der Marſchall Marchin. Im Angeſicht des an Streitkräften überlegnen Feindes hatte indeß Eugen Charpi, Reggio und Correggio genommen und durch ein zu ihm ſtoßendes Corps der Heſſen ſo wie durch die 6000 Mann, welche bei St. Martin der Heſſen gewartet hatten, verſtärkt, auch durch die Einnahme von Goito den Weg über den Mincio ſich gebahnt. Er hatte, durch dieſe Schritte, die Franzoſen genöthigt ſich hinter den Po zurückzuziehen. Die Deutſchen drangen ihnen nach, unter Beſchwerden, welche für die meiſten von ihnen ſehr ſchwer erträglicher Art waren. Denn eine ungewöhnliche Trockenheit und Hitze hatte das ganze Erdreich der Straßen und der verdorrten Felder in Staub verwandelt; bei jedem Athemzuge drang mehr Staub als Luft in die Lungen; die Bäche und Brunnen waren verſiegt. Dennoch gelang dem Heere, welches der Geiſt eines ſolchen Führers beſeelte, Etwas, das jedem Kenner der dortigen Verhältniſſe unmöglich geſchienen hätte; es überflügelte mit Eilmärſchen die franzöſiſche Wachſamkeit, ſetzte am 28ten Auguſt über den Tanaro, und vereinigte ſich am 1ten Sept. mit dem Herzog von Savoyen. Als die kleinen, durch viele Niederlagen geſchwächten Heereshaufen des Herzogs erfuhren, daß ihr großer Landsmann Eugen unter ihnen ſey, da brachen ſie in ein lautes, jubelndes Vivatrufen aus; es war jetzt ein neues Leben in ihre faſt erſtorbenen Maſſen gekommen.

Hätte der franzöſiſche Hof den Feldherrnverſtand des Herzogs von Orleans hinlänglich gewürdigt und demſelben ungehemmten Spielraum zu ſeiner Wirkſamkeit gegeben, dann würde den Deutſchen ſchon der Uebergang über den Tanaro ungleich ſchwieriger, ja faſt unmöglich geweſen ſeyn. Der Herzog erkannte ſehr gut, daß von der Verhinderung dieſes Ueberganges aller günſtige Erfolg für die franzöſiſchen Unternehmungen, ja daß die Sicherheit ihrer Heere davon abhänge. Aber dem Hof zu Paris hatte es gefallen dem Marſchall Marchin, faſt noch mehr als dem Herzog, die oberſte Leitung des Feldzuges anzuvertrauen; der eitle Marſchall aber, der ſich für ungleich klüger hielt als den an Jahren ihm nachſtehenden Herzog, nahm von dieſem keinen guten Rath an; überdieß hatte er eine königliche Weiſung für ſich, nach welcher eine Schlacht vermieden werden ſollte. So zog ſich denn die ganze franzöſiſche Macht vor Turin hin, wo bereits Feuillade, welcher bisher die Belagerung der Stadt geleitet, mit 30000 Mann ſtund. Es hätte, zum Fall der hart bedrängten Hauptſtadt eines ſolchen neuen Zuwachſes der feindlichen Streitkräfte nicht bedurft. Mit gleichem Aufwand an Mitteln war nur ſelten eine Belagerung betrieben worden; die Magazine in Suza, Caſale, Crescentino und Chivaſſo waren in Ueberfluß mit Allem für das Heer der Belagerer Nothwendigem gefüllt; ſeit dem Mai war die Stadt eingeſchloſſen, im Juni wurden die Laufgräben gegen die Citadelle eröffnet, darinnen General Daun ſeine verhältnißmäßig geringe Zahl von Kriegern befehligte. Der Herzog fand mit Recht die Belagerungswerke, welche Feuillade angelegt hatte, unvollkommen und mangelhaft. Noch einmal machte er den Vorſchlag den Prinzen Eugen, mit aller Macht am Uebergang über den Doirafluß zu hindern; Marchin und Feuillade widerſetzten ſich. Ja ſelbſt dann, als in der Nacht vom 6. zum 7. Sept. der Herzog die Nachricht erhielt, daß Prinz Eugen bereits das Schloß Pianezza angreife, um den Uebergang über die Doira zu erzwingen, konnte Marchin, den man aus dem Schlafe weckte, zu keinem raſchen Entſchluß gebracht werden; er hielt die Nachricht für ein falſches Gerücht, rieth dem Herzog ſich wieder ſchlafen zu legen und niemals mehr eine Ordre zu geben. Deſto größer war der Schrecken des franzöſiſchen Marſchalls, als er beim Anbruch des Tages erfuhr und mit eignen Augen ſehen konnte, daß das kaiſerliche Heer ſchon in der Nähe und in eiligem Anmarſche ſey, denn dieſes war ſchon einen Tag vorher über den Fluß gegangen. Allerdings gehörte jetzt die Heldenkühnheit eines Eugen dazu, mit einem Heere, das kaum 40000 Mann zählte, ein ſo viel ſtärkeres mitten in ſeinen Schanzen zu beſtürmen. Dort wo dieſe Verſchanzungen in ihren Seiten von der Doira und dem Schloſſe Luzento gedeckt, durch ein furchtbares Feuer der Artillerie nach vorn und von der Seite her vertheidigt waren, rückte das preußiſche Fußvolk unter dem Prinzen von Deſſau zuerſt bis zu den Schanzen vor, ihnen nach drangen die würtembergiſche Brigade, die pfälziſchen Truppen und die ſächſiſchen unter dem Herzog von Gotha. Aber die Geſchütze dieſer tapfren Truppen trafen bloß die Bruſtwehr der Schanzen, während die feindlichen Geſchütze durch ein ſehr wirkſames unausgeſetztes Feuer die anrückenden Reihen zu Boden ſchmetterten. Da reitet Eugen ſchnell zu dem bedrängten Haufen hin, ſtellt ſich mit dem Prinzen von Deſſau an die Spitze der Preußen, welche mit lautem Beifallsrufen dem Feldherrn folgen. Ein Page von dieſem und noch ein andrer ſeines Gefolges werden erſchoſſen, ſein Pferd ſtürzt von einer Kugel getroffen und reißt ihn mit zum Boden. Er aber, auf ein andres ſteigend, ſchwingt den Hut zum Zeichen, daß er noch wohlbehalten ſey, reitet von neuem voran und mit ihm ſetzen die Preußen über den Graben, erſteigen die Schanzen und ſtellten ſich feſt.

An keinem andren Punkte des Angriffes war der Kampf ſo heftig, als da wo die pfälziſchen Truppen, bei denen der Herzog Victor Amadeus ſich befand, auf die Veteranen der franzöſiſchen Marineſoldaten unter dem tapfren Guerchois trafen. Dreimal hatten dieſe die muthigſten Ueberfälle zurückgeſchlagen, erſt das vierte mal, nachdem eine in der Nachbarſchaft ſtehende Brigade ſich geweigert, ihnen Verſtärkung zu geben, unterlagen ſie, fechtend bis zum letzten Mann. Auf allen Seiten waren die Kaiſerlichen jetzt in die Verſchanzungen eingedrungen, das ſchöne, mächtige Heer der Franzoſen, weil Marchin, vom Schrecken wie betäubt, alle Beſonnenheit ſelbſt zu den nöthigſten Anordnungen verloren, war geſchlagen und zerſtreut, 6000 Mann deſſelben gefangen, 2000 in der Schlacht getödtet. Selbſt Marchin war tödtlich verwundet in ein Haus gebracht worden, wo er bald nachher durch den Dampf eines entzündeten Pulverfaſſes erſtickte; der Herzog von Orleans folgte verwundet ſeinem flüchtigen Heere. Einen großen Theil der überaus reichen Beute überließ man den Soldaten, Bürgern und Landleuten; was zur Führung des Krieges und zur Unterhaltung des Heeres an Geſchütz und Waffengeräthe, Proviant und Munition gehörte, das gab man dem Herzog von Savoyen. Dieſer Sieg bei Turin, der dem deutſchen Heere nur 1500 Mann, freilich zum Theil ſeiner tapferſten Truppen gekoſtet, war für Frankreichs kriegeriſche Unternehmungen in Italien eben ſo entſcheidend, als der Sieg bei Höchſtädt für ſein Waffenglück in Deutſchland; Italien war jetzt für Ludwig XIV verloren.

In allen Ländern der Verbündeten, vor allem in England eben ſo ſehr als in Deutſchland, war der Sieg bei Turin und der Held Eugen das Geſpräch des Tages. Eine engliſche, dem Tode nahe Dame vermachte ihm, da ſie von jenem Siege hörte, 2000 Pf. St., ein ſterbender Gärtner ſein halbes Vermögen. Er ſelbſt aber der beſcheidne Feldherr, in einem Brief an einen Freund erkennt es an, wie ſehr bei dieſem unbegreiflich glücklichen Ereigniß das Walten einer höheren Hand ſichtbar geweſen, ohne deren beſondere Lenkung des Ganzen es unmöglich war eine mit ſolchen ungewöhnlichen Vertheidigungsmitteln verſehene Macht zu bewältigen.

Der Einnahme von Turin folgte in kurzer Aufeinanderfolge die der andren feſten Plätze von Piemont; ſelbſt Mailand wurde von den öſterreichiſchen Truppen genommen und ſein Gebiet beſetzt. Der Reſt des franzöſiſchen Heeres, der nirgends mehr in Oberitalien einen feſten Stützpunkt fand, zog ſich, zum Theil in zerſtreuten Haufen, durch die Gebirgspäſſe von Piemont zurück und hatte durch die Angriffe des Gebirgsvolkes noch manchen bedeutenden Verluſt zu erleiden. 700 Millionen Franken hatte Ludwig **XIV** verwendet, um ſich den Beſitz von Italien zu erhalten, ganze Heere hatte er dort ſeiner Habſucht geopfert, die Früchte all dieſer Anſtrengungen waren jetzt durch einen einzigen Schlag vernichtet. Und nicht in Oberitalien allein, auch in Unteritalien nahm das franzöſiſche Waffenglück dieſe ungünſtige Wendung. Daun, der die Citadelle von Turin gegen Feuillade und Marchin muthig vertheidigt hatte, war nach der Entſetzung dieſer Stadt durch Eugen nach Neapel gezogen und hatte auch dort der franzöſiſchen Herrſchaft ein Ende gemacht. Dagegen mißlang ein andres Unternehmen der Verbündeten, wie dies Eugen vorausgeſagt hatte, weil es ein durchaus übel berechnetes war, vollkommen: dies war der Feldzug, den der Herzog von Savoyen, Victor Amadeus nach Südfrankreich unternahm, um ſich durch die Eroberung von Toulon des nachbarlich an ſein Land gränzenden Küſtenſaumes zu verſichern.

8) Feldherrnthaten am Rhein und in den Niederlanden.

Während die Heere der Verbündeten in Italien mit ſo günſtigem Erfolg gekampft hatten, war es ihnen im Mittelpunkte des ganzen damaligen, großen Kriegsſchauplatzes kaum moglich geweſen nur ihre Stellungen zu behaupten, vorwarts waren ſie um keinen Schritt gekommen. Prinz Ludwig von Baden war Oberfeldherr des Reichsheeres, das am Rheine die Linien von Stollhofen gegen die franzöſiſche Uebermacht vertheidigte; verlaſſen von jeder kraftigen Unterſtützung, die das deutſche Reich und der Hof in Wien ihm hatten gewahren ſollen, ſahe der alte Held, der, wie Eugen von ihm ſagt, in keiner Schlacht, die er unternommen, eigentlich beſiegt worden war, zu jedem großartigen Unternehmen ſich unbefahigt. Der Hemmungen, die in den letzten Jahren ihn von allen Seiten umgaben, wie des mühevollen Lebens ſatt, war der große Feldherr am 4ten Januar 1707 geſtorben. „Eine künftige Zeit, ſo ſprach Eugen, als er den Tod des vaterlichen Freundes erfuhr, wird die hohen Verdienſte dieſes Mannes durch beſſere Anerkennung lohnen als ſeine Zeitgenoſſen und zunachſt die es thaten, für welche er die beſte Zeit ſeines Lebens geopfert hat.“ Eugen, der damals ſeine eigne Wirkſamkeit in Italien nicht aufgeben durfte, ſchlug für die erledigte Würde eines Generaliſſimus der Reichsarmee den tüchtigſten Erſatzmann: den tapfren General von Thüngen vor, der Reichstag jedoch fand es für beſſer, die Beförderungsordnung nach der Zahl der Dienſtjahre innen zu halten: der altersſchwache Markgraf von Bayreuth erhielt den Oberbefehl. Die Folgen dieſer Beförderungsordnung waren leicht vorauszuſehen; Villars erſtürmte ohne ſonderliche Mühe die Linien von Stollhofen, mit Schmerz verließen die alten Kampfgenoſſen des Prinzen Ludwig dieſe gute Stellung, die der verſtorbene Heerführer ſieben Jahre lang mit geringeren Kräften vertheidigt hatte; das letzte noch übrige Geſchütz der Reichsarmee, beſtehend aus 160 Kanonen, mit allen Kriegsvorräthen ging verloren, der franzöſiſche Marſchall überzog Schwaben und Bayern, bis in die Gegend von Höchſtadt, brandſchatzte das Land und wäre noch weiter vorgedrungen, wenn nicht gerade damals das Unternehmen der Verbündeten gegen Toulon ihn genöthigt hatte einen Theil ſeiner Truppen dorthin zu ſenden.

Außer Villars drohete um jene Zeit den kaiſerlichen Erbſtaaten wie dem deutſchen Reiche ein andrer Feind: der kriegsluſtige, kühne König Karl XII von Schweden, der von Sachſen aus ſeine Waffen nach Schleſien und Böhmen wenden wollte. Nicht ein Heer, ſondern ein einzelner Mann, durch ſeine überwiegende Perſönlichkeit, that dem Vordringen des jugendlichen, königlichen Helden Einhalt; dieſes war der große engliſche Feldherr Marlborough, welcher ſchnell nach Altrannſtadt bei Leipzig reiſte, dort mit Karl XII zuſammentraf und dieſen bewegte, von ſeinen Unternehmungen auf Deutſchland abzuſtehen: ſtatt deſſen einen andern Schauplatz der Thaten ſich zu ſuchen.

Ludwig XIV hatte ſchon im J. 1708 den Verſuch gemacht den Kronprätendenten Jacob III durch eine in Eile ausgerüſtete Flotte auf den engliſchen Thron zu ſetzen. Der Verſuch mißlang, er hatte nur von neuem die Erbitterung der engliſchen Nation gegen Frankreich aufgeregt und geſteigert. Hierdurch war jene feindliche Parthei am Hofe der Königin Anna, welche ſchon längſt an Marlboroughs Fall arbeitete, in ihren Unternehmungen gehemmt worden, der große Feldherr hielt ſich noch auf dem Kriegsſchauplatz in den Niederlanden gegen jene weit überlegne franzöſiſche Macht, die unter Vendome und dem Herzog von Burgund ſchon mehrere glückliche Unternehmungen ausgeführt, Gent, Brügge und Plaſſendael genommen und ſelbſt Oudenarde, die letzte feſte Stellung die den Verbündeten noch an der Schelde geblieben war, eingeſchloſſen hatte. Aber, wie einſt zu der Schlacht bei Hochſtadt Marlborough dem Eugen, ſo kam dieſer, der jetzt die Reichsarmee führte, ihm plötzlich, durch verſtellte Züge die Wachſamkeit des franzöſiſchen Heeres tauſchend zu Hülfe; am 7ten July 1708 traf er vor den Mauern von Aſche in Marlboroughs Lager ein. Nur zwei Regimenter waren es vor der Hand, welche der große Feldherr mit ſich führte, langſamer rückte ihm, ſein nicht ſehr anſehnliches Reichsheer nach; mit Eugen jedoch, dem Liebling aller Soldaten, war ein Geiſt des freudigen Muthes über dieſe gekommen, der ſie zu allen, auch den unmöglichſt ſcheinenden Unternehmungen geneigt und geſchickt machte. Vendomes übermächtiges Heer wurde durch Schuld der Trägheit ſeines Feldherrn und des Mißverſtändniſſes zwiſchen Vendome und dem Herzog von Bordeaux bei Heurne am 11. Juli geſchlagen, es zog ſich in großer Unordnung nach Gent zurück; die Nachricht von dieſem unerwarteten Siege traf gerade an Eugenius Namenstage: am 18. Juli in Wien ein.

Ungleich bewundernswerther als die Entſetzung von Oudenarde und die Schlacht in ſeiner Nähe erſcheint die Einnahme des durch Vauban's Kunſt in wie man meinte unüberwindlicher Weiſe befeſtigten Ryſſel, das durch einen der beſten, kriegskundigſten franzöſiſchen Feldherrn Boufflers mit 13000 Mann beſetzt und von Vendomes wie des Herzogs von Bourgogne mächtigem Heere beſchützt war. Dem ſonſt ſo erfahrenen, aber für raſche Unternehmungen nicht geeigneten Vendome konnte man es nicht verdenken, daß er ein ſolches, ihm unſinnig erſcheinendes Wagſtück ſeiner beiden Gegner für eine Thorheit hielt, welche man ſolchen Feldherrn wie Eugen und Marlborough nicht zutrauen könne. Und eben deshalb führten dieſe beiden ihren Plan um ſo ſicherer aus: unverſehens hatte Eugen am 12ten Auguſt Ryſſel eingeſchloſſen; Marlborough; der eine dem bedachtigen Vendome unangreifbar feſte Stellung eingenommen hatte, ſchützte mit ſeinem Heere die Belagerer Am 22ten October ergab ſich die Stadt, am 9ten December auch die Citadelle, deren tapfrer Vertheidiger Boufflers nicht eher in die ehrenvollen Bedingungen der Uebergabe eingieng, bis nicht blos alle Lebensmittel aufgezehrt, ſondern auch alles Pulver und alle andere Munition verbraucht waren. Bald wurde von den Verbündeten auch Gent wieder genommen, aus Brügge und Plaſſendael zogen die franzöſiſchen Beſatzungen von ſelber ab.

Auf ſeinem Eilmarſche von der Moſel nach Marlboroughs Lager hatte Eugen in Brüſſel noch einmal ſeine ihm ſehr theure Mutter auf kurze Zeit geſehen. Wahrend er bald nachher, bei der Belagerung von Ryſſel in der beſtandigen Lebensgefahr, die ihn da bedrohete, mit den Gedanken des Todes ſich vertrauter machte denn jemals, fühlte er am 14. October des Nachmittags eine ſo ſtarke Anwandlung von Schlafrigkeit, daß er, um für die Nacht deſto friſcher zu ſeyn, ſich dem Schlummer hingab. Da träumte ihm, er ſehe ſeine Mutter in den Laufgraben der belagerten Stadt todt liegen. Sie war wirklich in dieſer Stunde geſtorben. „Der Herr hat es gethan“, rief er, als er die Botſchaft erhielt. „Vielleicht ſollte ihr nur der Schmerz erſpart werden meinen gewaltſamen Tod von den Kugeln der Feinde zu erleben.“ Und in der That ein ſolcher gewaltſamer Tod ſtund dem Helden vor Ryſſel etliche Monate lang in jeder

Stunde, bei Tag und bei Nacht ganz nahe, wenn er, wie ein gemeiner Soldat immer unter den Vorderſten, immer da war, wo die Gefahr am größeſten.

Nach einigen mehr ſcheinbaren als ernſtlich gemeinten Friedensunterhandlungen, welche Frankreich im J. 1709 begonnen hatte, ſendete daſſelbe ein Heer von 110,000 Mann unter Villars nach den Niederlanden. „Ich gehe“, ſagte dieſer Marſchall in ſeiner Abſchiedsaudienz bei dem Könige, um die Feinde Ew. Majeſtät ſo weit wegzujagen, daß ſie niemals die Ufer der Schelde wieder ſehen ſollen.“ Mit großer Einſicht hatte der Marſchall den Verbündeten auf allen Seiten ihren Zug erſchwert. Eugen und Marlborough mit der ihnen eigenthümlichen Geſchicklichkeit im ernſten Spiel des Krieges machten zuerſt Miene zum Angriff des in wohlgeſchirmter Lage ſtehenden Feindes, trafen die ſcheinbaren Vorbereitungen zu einer Schlacht. Zwar hatte Villars durch einen Trompeter ihnen ſagen laſſen: er ſey bei ſeiner Armee, und wenn die Verſchanzungen, darin dieſe ſtehe, ſie vom Angriff abhalten ſollten, ſey er bereit dieſelben zu ſchleifen, dennoch zog der vorſichtige Marſchall in Erwartung der nahen Schlacht die Beſatzungen aus mehreren feſten Plätzen, zur Verſtärkung an ſich. Dies hatten die beiden Feldherrn des verbündeten Heeres nur gewollt; ſie brachen plötzlich bei Nacht auf, nahmen Montagne und St. Amand und bald hernach auch die ſtarke Feſtung Tournay oder Dornik: die letztere faſt nur durch geſchickte Anwendung von Minen.

Mehr als die Verſtärkung durch viele Tauſende von Soldaten und Hunderte von Kanonen, war für die franzöſiſche Armee die Ankunft des ausgezeichneten Marſchall Boufflers werth. Beide Marſchalle hatten zuerſt zwiſchen der Lys und der Schelde in unangreifbar feſter Stellung ſich geſetzt und als aus dieſer Eugen durch einen Angriff auf das für ſie wichtige Mons ſie hervorgelockt, waren ſie bei Valanciennes über die Schelde gegangen, hatten von allen Seiten her Verſtärkungen an ſich gezogen und dann zwiſchen den Quellen der Haine und Sambre, bei Malplaquet ein Lager aufgeſchlagen, das mit Allem, was die Natur und die höchſte Kriegskunſt dabei gethan, mehr einer Feſtung als einem Lager glich. Hätte man übrigens, Eugens Rathe folgend den Angriff ſchon am 9. Sept., gleich nach der Ankunft des verbündeten Heeres an Ort und Stelle unternommen, als die Verhaue und Verſchanzungen des Feindes noch unvollendet waren, dann würde dennoch der Kampf kein ſo furchtbar ſchwerer geweſen ſeyn, als er in den darauffolgenden Tagen wurde. Aber das Heer der Verbündeten war um nahe 20,000 Mann ſchwächer als das franzöſiſche, man wollte wenigſtens noch 10,000 Mann als Verſtärkung, die von Dornik kamen, abwarten; überdieß hielten die holländiſchen Commiſſäre eine Schlacht unter ſolchen Verhältniſſen für ein Unterfangen, wobei die Armee ohne das Mindeſte zu gewinnen, aufgeopfert werde. Eugen aber hielt feſt an dem Vorhaben einer Schlacht, durch welche an einem Tage der ganze Feldzug geendet werden könne; er ſetzte ſeine ganze Feldherrnehre daran, daß er dieſe 130,000 Mann ſtarke Armee trotz ihrer dreifachen Verſchanzungen und 150 Kanonen, ihrer zu beiden Seiten durch Gehölze und mächtige Verhaue, wie durch Verzäunungen geſchützten Stellung ſchlagen wolle. Dennoch gieng unter den Bedenklichkeiten und Verzögerungen, die man ihm entgegenſetzte, auch noch der zehnte September hin. An dieſem Tage hatten einige Offiziere aus dem Lager der Verbündeten den Verſchanzungen des franzöſiſchen Centrums ſich genaht und ihrem in einiger Entfernung ſtehenden General: Lord Cadogan, einem Vertrauten Marlboroughs gemeldet, welcher mit einem der franzöſiſchen Generale zu ſprechen wünſche. Albergotti kam herbei, mit ihm knüpfte Cadogan ein Geſpräch an, welches Friedensunterhandlungen zwiſchen den Verbündeten und Frankreich in Ausſicht ſtellte; durch das ganze franzöſiſche Heer lief das Gerücht: die Verbündeten machen Anträge zum Waffenſtillſtand und Frieden. Wie im Lager ſo ſammlen ſich um die Sprechenden auch außer demſelben immer mehrere Offiziere, unter ihnen die geſchickteſten, beſten Ingenieurs aus Eugens Leuten, welche unvermerkt von den ganzen Verſchanzungen und Batterien des Feindes eine genaue Zeichnung entwerfen. Am 11. hindert bis um 8 Uhr des Morgens ein dichter Nebel die Ausſicht. Eugen und Marlborough hatten das Dunkel der Nacht wie die Hülle des Nebels aufs Beſte zur Anlage ihrer Batterien und ihrer ganzen Schlachtordnung benutzt. Zweimal hundert und vierzig tauſend Soldaten mit 200 Kanonen ſtunden hier zum Werk der Schlacht bereit und ſo nahe an einander, daß die franzöſiſchen Kanonen ſchon vor Beginn des Treffens ſelbſt neben den beiden Feldherrn der Verbündeten Viele zu Boden geſtreckt hatten. Eine Generalſalve vom Heer der Verbündeten eröffnete um 8 Uhr die Schlacht und zerſtreute den Nebel. Dort bei den Gehölzen von Sars und Tesniers mit ihren Schanzen und Verhauen begann der Kampf zuerſt, war da am blutigſten und ſchwerſten. Hier drang Eugen mit ſeinen Oeſterreichern und deutſchen Reichsvölkern, verbunden mit den engliſchen Garden, dreimal gegen den heldenmüthig fechtenden Feind an, war ſchon dreimal zurückgeworfen und kämpfend wie ein gemeiner Soldat wollte er ſich zum vierten Mal einen Weg durch die Verhaue bahnen, da traf ihn eine Flintenkugel hinter das Ohr. Er ſteckte das Taſchentuch unter den Hut und focht weiter; die Seinen als ſie das herabſtrömende Blut bemerkten, baten ihn dringend ſich verbinden zu laſſen, er aber antwortete: „werde ich heut geſchlagen, dann verlohnt ſichs nicht der Mühe mein Blut zu ſtillen; ſiege ich, dann iſt dazu Zeit genug.“ Man hatte den Helden noch niemals ſo kämpfen, mit ſolcher Verachtung der Todesgefahr vordringen ſehen als in dieſen Augenblicken; die Bruſtwehr der Verſchanzung ward erſtiegen und dieſe Stellung dem Feind genommen.

Villars, welcher wohl wußte, daß der, welcher in den Gehölzen von Sars und Terier ſeinen linken Flügel angriff, mächtiger ſey als ein halbes Kriegsheer, hatte dorthin die ganzen Streitkräfte ſeines Centrums, mit Ausnahme der franzöſiſchen und der Schweizergarden gezogen. Unvermerkt hatte Marlborough, der jede Bewegung des Feindes mit einem Feldherrnauge bewachte, gegen jenes geſchwächte Centrum eine überlegne Macht der Seinen vorgeſchoben; jetzt im rechten Augenblicke drang er ein und warf die beiden Garden zurück. Doch war durch dieſen glücklichen Streich die Schlacht noch nicht entſchieden. Villars hatte von neuem die zerſtreuten Haufen der Seinen geſammelt und in furchtbar drohender Stellung gegen Eugens geſchwächtes und ermattetes Corps ſie aufgeſtellt. Da wurde der Marſchall am Knie ſchwer verwundet und aus der Schlacht hinweggeführt, ſein Generallieutenant Chamerault fiel, Albergotti hatte mehrere Schüſſe erhalten; Eugens Reiterei durchbrach die feindliche Fronte, ſein Geſchütz warf ganze Reihen ihrer Soldaten darnieder. Es war höchſte Zeit, daß der Held dieſen Sieg errang; denn auf der andren Seite, dem rechten Flügel der Franzoſen gegenüber, den der edle, tapfre Boufflers befehligte, hatte zwar der heldenmüthige Prinz von Oranien mit ſeiner holländiſchen Infanterie die Schanzen erſtiegen, und Thaten gethan, welche denen eines Eugen und Marlborough gleich kamen, aber er hatte hier 80 Bataillone, den Kern der ganzen franzöſiſchen Armee und einen Bouffler ſich gegenüberſtehend; ſein eignes Corps war nur 40 Bataillone ſtark, denn 20, aus Dornik gekommene, zu ſeinem Beiſtand befehligte, hatten eine andre Richtung genommen. Mehrmalen war in dem ſechsſtündigen Gefecht der jugendliche Held von der überlegnen Macht des Feindes zurückgeworfen worden, Tauſende ſeiner Soldaten, fünf aus ſeiner nächſten Umgebung waren gefallen, zwei Pferde ihm unter dem Leibe erſchoſſen worden; jetzt zu Fuße, die Fahne in der Hand, führte er ſein Volk von neuem in das Gedräng der Schlacht zurück, und in dieſem Augenblick brach Eugen von der Seite her in Boufflers tapfre Kriegerſchaaren ein. Der Marſchall gab die Schlacht verloren, in meiſterhafter Weiſe ordnete und deckte er den Rückzug, der vollkommene Sieg war für die Verbündeten entſchieden, obgleich ſie in der im Ganzen ſiebenſtündigen Schlacht an Todten und Verwundeten faſt noch mehr verloren hatten als die Beſiegten. Gegen 40,000 Leichname aus beiden Heeren lagen auf dem Schlachtfelde, viele, aus Eugens Heere waren, wenn auch nicht an Wunden, doch an der alle Kräfte überſteigenden Anſtrengung erlegen. Auf Eugen, den Sieger bei Malplaquet wurde eine Ehrenmünze geſchlagen; er ſelber, in ſeiner Weiſe, ſchrieb den glücklichen Ausgang ſeinem Ruhmesgenoſſen Marlborough, vor Allem aber Dem zu, welcher einem Heere, das für eine gerechte Sache ſtritt und für jene wahre Ehre, die vor Gott und Nachwelt gilt, den Sieg über ein andres, mächtigeres, feſtgeſchütztes verlieh, das nur von falſchem Ehrgeiz beſeelt für die unerſättliche Herrſchſucht ſeines „großen Königes“ kämpfte.

Die franzöſiſche Armee, obgleich ſie in der Schlacht bei Malplaquet weniger Menſchen verloren als die ihrer Gegner, war dennoch durch ihre Niederlage ſo entmuthigt worden, hatte durch Mangel an Sold und Zufuhr der Lebensmittel ſo zu leiden, daß ſie zu weiterer Unternehmung für dieſen Feldzug unbefahigt war. Eugen belagerte und nahm die Feſtung Mons und auch noch im Jahr 1710 nahm er in Verbindung mit Marlborough, obgleich der mächtige Einfluß dieſes großen Feldherrn am engliſchen Hofe ſchon ſehr zu ſinken anfieng, noch mehrere der wichtigſten Feſtungen; die alten, kriegserfahrenen Soldaten Frankreichs waren meiſt in den vielen Schlachten mit Eugen und Marlborough gefallen, in dem jüngeren Nachwuchs herrſchte nicht mehr der freudige Muth der alten; hatte man den beiden großen Feldherrn nur für einen einzigen Feldzug jene Mittel zu Gebote geſtellt, deren ſie begehrten und bedurften, ſie würden ungehemmt nach Paris vorgedrungen ſein und ſeinem Könige Bedingungen eines gerechten Friedens dictirt haben. So aber waren die verbündeten Mächte durch Unentſchloſſenheit, gegenſeitiges Mißtrauen und Scheu vor den vielen Geldopfern von ſelber in ihren Unternehmungen gehemmt und gelahmt.

Am 17. April 1711 ſtarb Kaiſer Joſeph I; ein Freund Eugens und ſo weit er es nur erkannte, alles Rechten und Guten. Seiner Milde und weiſen Nachgiebigkeit war es, als ſchönſte That ſeines Lebens gelungen, die Unruhen in Ungarn zu ſtillen und dieſem Lande den innerlichen Frieden wiederzugeben. Eugen hatte ſich bei Mühlberg an die Spitze der Rheinarmee geſtellt, und mit dieſer die Wahl des neuen Kaiſers, Karl VI gegen ein franzöſiſches Heer gedeckt. Indeß hatte Marlboroughs Fall in England ſich entſchieden. Eugen war ſelber nach London geeilt, von der einen, bisher herrſchend geweſenen Parthei der Whigs, ſo wie von der großen Maſſe des Volkes mit den lauteſten Bezeigungen der Bewunderung, auch bei Hofe mit allen Ehren eines königlichen Gaſtes empfangen; von der neu emporgekommenen Parthei der Tories, als Marlboroughs noch immer treuergebener Freund kalt behandelt, beſchimpft, ja als Hochverräther, durch lächerlich erfundne Gerüchte, gebrandmarkt. Was er von nun an von dieſer neuen Parthei zu erwarten habe, das zeigte ihm das verrätheriſche Benehmen des engliſchen Herzogs Ormond, der im Jahr 1712 in den Niederlanden an Marlboroughs Stelle getreten war; ein Benehmen, durch welches nicht nur der faſt ſichre Sieg über Villars Heer verloren gieng, ſondern ſpäter (am 24. Juli) Eugens Heer bei Denain eine empfindliche Niederlage erlitt. Dieſe wurde für den ſonſt ſo ſiegreichen Feldherrn und ſein ganzes damaliges Kriegsglück um ſo verderblicher, weil Villars bei dieſer Gelegenheit dem holländiſch-deutſchen Heere ſeine wohlverſorgten Magazine, im Dorfe Marchiennes genommen hatte. In Folge dieſes Schlages mußte Eugen die ſchon nahe Eroberung von Landrecis aufgeben und die Feſtungen Quesnoi, Douai und Bouchain, welche bereits in ſeinem Beſitz waren, wieder verlaſſen. Vergeblich hatte Eugen ſich bemüht die noch übrigen, am Bündniß gegen Frankreich wenigſtens ſcheinbar feſthaltenden Mächte, durch ſein Herumreiſen an allen Höfen, während des Winters von 1712 auf 1713 zur gegenſeitigen Treue zu bewegen, es kam ſchon am 11. April 1713 zu Utrecht ein Separatfrieden zwiſchen Frankreich und England, Savoyen, Portugal, Preußen und den Niederlanden zu Stande; ſchon am 14. März hatte der Kaiſer von Oeſterreich ſeine Erbrechte an den ſpaniſchen Thron aufgegeben. Oeſterreich aufs Schlechteſte von ſeinem deutſchen Reiche unterſtützt war jetzt allein auf dem Kampfplatz zurückgeblieben, mit tiefem Schmerze mußte Eugen, ohne mit ſeinen ſchwachen Streitkräften es hindern zu können, es anſehen, wie durch Villars mächtiges Heer die deutſchen Rheinprovinzen verheert und ausgeſogen, einer der wichtigſten Plätze nach dem andren — namentlich Landau und Freiburg, genommen wurden. Endlich kam am 7. März 1714 der klägliche und dennoch erwünſchte Frieden zu Raſtatt, zwiſchen Frankreich und Oeſterreich zu Stande. Die beiden Feldherrn, Villars und Eugen ſchloſſen ihn ab und nach Vollendung des großen Werkes fielen ſie, tiefgerührt ſich in die Arme. Frankreichs Herrſchſucht und Argliſt allein hatte aus dieſen langen, blutigen Kriegen Vortheile gezogen, die verbündeten Mächte faſt alle hatten verloren, und blieben im Nachtheil bis auch für Frankreich die Stunde der Vergeltung kam. Doch hatte das deutſche Reich einen ſeiner ihm entriſſenen Grundſteine, die Selbſtſtändigkeit Bayerns wieder erlangt: das Volk dieſes Landes, unter ſeinen einheimiſchen Fürſten friedlich wohnend, trat wieder neubelebt und kräftig in die Reihe der andern deutſchen Völkerſtämme ein.

9) Ein neuer Krieg mit den Türken.

Der alte, kriegeriſche Geiſt der Osmanen hatte ſich im Jahr 1714 von neuem geregt, als die griechiſchen Bewohner des Peloponnes, unzufriedner mit dem Druck und der Unduldſamkeit der venezianiſchen Herrſchaft als mit dem früheren, türkiſchen Joche in Einverſtändniß traten mit der Pforte, welche ein Heer in Morea einbrechen ließ, das in wenig Monaten das Land von der Herrſchaft der übermüthigen Nobilis befreite. Aber der Beſitz von Morea war der Republik Venedig im Carlowitzer Frieden zugeſichert, und Oeſterreich hatte in gewiſſer Hinſicht die Gewährleiſtung der Bedingungen dieſes Friedens verbürgt; die Abſicht der Pforte von neuem auch in Ungarn einzubrechen, verrieth ſich nur zu deutlich; ihr Uebermuth war durch das Glück der Waſſen gegen Venedig ſo hoch geſtiegen, daß ſie laut es erklärte, ſie werde diesmal nicht ruhen, bis ſie Rom und Wien erobert habe. Zur Vertheidigung des von einer osmaniſchen Flotte bedroheten Corfu war der Graf von Schulenburg, ein Freund des Eugen und vorgeſchlagen von dieſem durch die Venezianer ernannt worden; gegen das 150000 Mann ſtarke Heer der Türken, das der Großweſir Ali, nachdem der Krieg der Pforte gegen Oeſterreich erklärt war, an der Donau heraufführte, war Eugen im Juni 1716 mit 64000 Mann, zum großen Theil kriegsgeübter Soldaten, zu Felde gezogen. Im Heere des Weſirs fanden ſich mehrere franzöſiſche Offiziere und einige jener Ungarn von fürſtlichem Range, welche als vormalige Führer der Mißvergnügten nach Konſtantinopel ſich geflüchtet hatten.

Das Schlachtfeld war diesmal die Gegend von Peterwardein, denn dieſe Feſtung wieder zu nehmen, das war die nächſte Abſicht des Großweſirs. „Ich fühle es“, hatte dieſer geſagt, „daß ich noch ein beſſrer Heerführer ſeyn werde, als Eugen es war.“ Am 2. Auguſt war das deutſche Heer über die Donau gegangen, hatte hinter denſelben Verſchanzungen ſich gelagert, welche Prinz Eugen in dem Feldzug von 1697 hier aufwerfen laſſen; am darauf folgenden Tage beſetzte die türkiſche Uebermacht die Höhen von Peterwardein und bedrängte, namentlich am 4. Auguſt und in der darauf folgenden Nacht das Lager der Deutſchen durch Bombenwerfen und durch das Feuer der Kanonen ſo hart, daß der Feldherr mit Ungeduld den nächſten Morgen erwartete, um durch das Wagſtück einer entſcheidenden Schlacht dieſer Lage ein Ende zu machen. Der Großweſir hatte den Plan durch ſeine übermächtigen Streitkräfte die kleine Armee des Prinzen einzuſchließen und ſie zu vernichten.

Und, wie Eugen dies äußerte, dem türkiſchen Feldherrn hätte dies mit ſeiner dreimal ſtärkeren Macht und in ſeiner günſtigen Stellung gelingen können, wenn er, ohne ſich aufzuhalten, gerade zu auf ihn eingedrungen wäre. So aber ließ ihm, was er jedesmal für ein Glück hielt, der auf ſeine Uebermacht trotzende Feind Zeit, mit ſchnellem Angriff ihm zuvorzukommen.

Am 6. Auguſt des Morgens um 7 Uhr, brach in bewundernswerther Schnelle der linke Flügel des deutſchen Heeres, den Eugen ſelbſt befehligte aus den Verſchanzungen hervor; der tapfre Prinz Alexander von Würtemberg an der Spitze von 6 Bataillonen drang in die Reihen der hartnädig kämpfenden Janitſcharen ein, nahm eine ihrer, auf der Höhe ſtehenden Batterien, und als jetzt die ganze Macht des linken Flügels ſich auf dieſen Theil des feindlichen Heeres warf, fieng dieſes bereits an hier zu unterliegen, während dagegen auf einer andren Seite des Lagers, wo der rechte Flügel der Deutſchen, unter Max Stahremberg kämpfte, der nahe Sieg auf der Seite der Türken war. Eine Wand der Bruſtwehren der alten Schanze, die man nicht hinlänglich beachtet hatte, hemmte da die ſchnelle Entwicklung der Schlachtordnung und auf die einzeln aus den 8 engen Ausgängen heraustretenden Soldaten drangen die Janitſcharen ſo wüthend ein, daß die Deutſchen noch ehe ihre Reihen ſich geordnet hatten, niedergehauen wurden, und daß der Feind bereits in die Verſchanzungen eindrang, die Schiffbrücke bedrohend, welche die Verbindung zwiſchen beiden Donauufern unterhielt. General Palfy wurde eilig dem bedrängten rechten Flügel zu Hülfe geſendet. Dort an einem Punkte, wo der Kampf am entſcheidendſten werden konnte für die Waffen der Feinde, hatte ſich unter den Wolken von Staub ein unordentliches Gedränge der Türken gebildet; ein zum Tode verwundeter Held, der tapfre **Bonneval**, lag da, noch immer fechtend am Boden, um ihn nur noch 10 lebende, aus mancher Wunde blutende Soldaten, ſeiner anfangs aus 200 Mann beſtehenden Colonne. Dieſer, wie Leonidas mit den Seinen hatte das Vordringen der Janitſcharenhaufen, welche, die geringe Bedeutung dieſes Gemetzels nicht ahnend, zu den andern Haufen ſich ſammelten, ſo lange aufgehalten, bis Palfy von allen Seiten auf den verworrenen Knäuel der Feinde einhauen ließ. Indeß hatte das deutſche Fußvolk ſich wieder geordnet, die ſiegreichen Schaaren des linken Flügels vereint mit der Macht des Centrums und mit dem wieder ungehemmt vordringenden rechten Flügel erſtürmten und gewannen die Schlachtlinien des Feindes, der unter die Kanonen der Feſtung getrieben, unter mehrere Feuer zugleich gerieth und nach einer zum Theil verzweifelten Gegenwehr, in kurzem der allgemeinen Flucht ſich hingab. Gegen 30000 Türken lagen todt auf der Wahlſtatt, unter ihnen der Großweſir ſelber mit dem Janitſcharenaga und dem Paſcha von Temeswar. Die Kriegskaſſe der Feinde, mit 5 Millionen Gulden, ihre 175 Kanonen, ein Vorrath an Lebensmitteln, der die Sieger für den ganzen Verlauf dieſes Feldzuges verſorgte, waren in dieſer fünfſtündigen, entſcheidenden Schlacht, freilich mit dem Verluſt von 8000 wackern Soldaten des deutſchen Heeres erkauft worden. Bei dem Zelt des Großweſirs fand man den eben abgeſchlagnen Kopf des von ihnen gefangnen General **Breuner** auf einen Pfahl geſpießt, den noch warmen, von Ketten umgebenen Leichnam daneben. Eugen ſagte, daß er der Gnade Gottes allein den günſtigen Ausgang dieſer ſchweren Schlacht verdanke, deren Entſcheidung für ihn nur wie an einem Haare gehangen. Mit ſeinem ſiegreichen Heere wendete er ſich gegen Temeswar, das er am 14. October einnahm. Auch Graf Schulenburg war gegen das türkiſche Heer und ſeine Flotte in Corfu ſiegreich geweſen und hatte Italien von dem drohenden feindlichen Ueberfall gerettet.

Ungleich gefahrvoller für unſern Helden als der eben beſchriebene, war der Feldzug des Jahres 1717. Eine Ahnung, als werde dieſes ſeine letzte Kriegsthat ſeyn, ergriff ihn; er machte vor dem Abgang aus Wien ſein Teſtament. Mit einem Heer von 70000 Mann gieng er am 15. Juni über die Donau, rückte am 19. vor Belgrad. Denn dieſe Feſtung wollte er nehmen, ehe der neue Großweſir und vormalige Paſcha von Belgrad Hadſchi Ali, ein im Kriege alt gewordner, beſonnener Feldherr mit ſeinem 200000 Mann ſtarken Heere zum Erſatz heranrückte. Aber der Weſir zögerte abſichtlich mit dieſem Entſatz, zu welchem er nöthigen Falles nahe bereit ſtund, damit das chriſtliche Heer durch Mangel und Seuchen, welche in dieſer Jahreszeit in den moraſtigen Ebenen der Savemündung gemein ſind, eben ſo ſehr als durch die Ausfälle und das Geſchütz der Belagerten geſchwächt werde. Als aber gegen Ende des Juli die untere Stadt (die ſogenannte Waſſerſtadt) durch die Bomben und Kanonen der Belagerer in einen Schutthaufen verwandelt war und dieſe nun ernſtlichere Vorbereitungen trafen, zu einem nahen Sturm auf die Feſtung ſelber, da zog ſich das ungeheure Heer des ortskundigen Großweſirs mit ſeinen unabſehbar weit ausgebreiteten Reiterſchwärmen wie eine Wolke heran, und ſchloß mit einem Halbzirkel von Verſchanzungen, welche von der Donau bis zur Save reichten, das Heer der Chriſten zwiſchen die ſumpfigen Niederungen ein, die zu beiden Seiten ſeines Lagers ſich hinzogen. Dieſe Stellung: vor ſich die Feſtung, hinter ſich die Batterien der feindlichen Armee, zu beiden Seiten die Moräſte, war nicht bloß dem beſtändigen Feuer der Geſchütze aus der Feſtung und aus dem türkiſchen Lager, ſondern, was ſich noch ungleich verderblicher erwies, dem Einfluß der Sumpfluft ausgeſetzt, welcher im deutſchen Heer bösartige Fieber und eine ruhrartige Epidemie erzeugte, daran öfters in einem Tage gegen 100 Mann ſtarben. Der Feldherr ſelber lag krank darnieder, während ſein Zelt öfters von Kugeln durchbohrt, mehrere ſeiner Bedienten davon getödtet wurden. Schon beſtrich das Feuer des feindlichen Geſchützes den ganzen innren Raum des deutſchen Lagers, die Türken hatten in der Nacht vom 14. bis 15. Auguſt Laufgraben bis auf Flintenſchußweite an daſſelbe hingeführt und Faſchinen zuſammengehäuft, der Großweſir erwartete nur noch ein neues Heer von 30,000 Mann, das unter dem Tartarchan zu ſeiner Verſtärkung heranzog, dann ſollte, das wußte man aus dem Munde eines gefangenen Janitſcharenofficiers, das kaiſerliche Lager an drei Stellen zugleich erſtürmt werden. All dieſen furchtbar drohenden feindlichen Kräften gegenüber ſtund ein zum Theil ſieches, bis auf 60000 Mann zuſammengeſchmolzenes Heer, eine Reiterei, bei welcher kaum noch auf zwei Mann ein einziges lebendes Pferd kam, ein eben wieder vom Krankenlager ſich erhebender Feldherr. Aber der Muth dieſes Feldherrn war friſch geblieben und geſund. Es galt jetzt: ſiegen oder ſterben, und mit ihm waren derſelben Meinung ſeine Generäle und all ſeine Soldaten. Die Schaaren des Tartarenchan zeigten ſich bereits auf den Anhöhen; was geſchehen ſollte, mußte ſchnell geſchehen.

Der Feldherr, ſtatt den Angriff der Feinde zu erwarten, beſchloß, dieſe ſelber in ihrem verſchanzten Lager, wie auf ihren Höhen anzugreifen. Er hatte in Allem 60,000 Mann; von dieſen mußten 20,000 zurückbleiben, um einem möglichen Ausfall der 30,000 ſtarken Beſatzung von Belgrad zu begegnen, ihm ſelber blieben mithin nur 40,000 Mann zu einem Angriff auf 200,000 wohlverſchanzte Feinde. Mit dem Einbruch der Nacht traf Eugen alle Anordnungen zur Schlacht; er ſelber, wie Alexander vor der Schlacht bei Arbela, kein Auge ſchließend, beſuchte alle einzelne Poſten, ſprach den Soldaten Muth zu, vertheilte mit eigner Hand Lebensmittel unter ſie. „Mit Eugen, für Gott und Vaterland; Sieg oder Tod!“ rief ihm das kampfluſtige Kriegsvolk zu, wo er ſich nur zeigte. Eine tiefe Stille, als ob Alles ſchliefe, herrſchte hierauf im Lager. Eine Stunde nach Mitternacht, am 16. Auguſt, ließ der Feldherr das erſte Treffen aus den Verſchanzungen rücken. Die innere Aufregung ſeines Gemüthes verbergend, ſagte er: „fürwahr, das wird ein ſchöner Spektakel werden.“ Der Mond leuchtete hell, während die Schaaren außen vor dem Lager zum Angriffe ſich ordneten. Dann aber plötzlich umzog ſich der Himmel, ein dichter Nebel verhüllte beide Lager und begünſtigte das Anrücken des kleinen kaiſerlichen Heeres; faſt wäre es dieſem gelungen, ſo wie der Feldherr es wollte, ohne einen Schuß zu thun vor das Lager zu rücken und daſſelbe auf einmal zu überfallen, da hatte, durch den Nebel getäuſcht, der rechte Flügel ſeine Richtung verfehlt und war abſeits vom Lager auf eine Abtheilung von Türken geſtoßen, welche nicht ſchlafend, wie die meiſten ihrer Waffengefährten in dieſer Nacht, mit Errichtung einer Schanze beſchäftigt war. Hier zuerſt wurde der Kampf durch das Abfeuern der Musketen und Kanonen laut; der linke Flügel des türkiſchen Heeres erhub ſich zum furchtbaren Widerſtand, die Deutſchen aber, entſchloſſen zu ſiegen oder zu ſterben, drangen vor, verjagten den Feind aus den Laufgraben, ſo wie von den nachbarlichen Höhen, und nahmen die dort aufgepflanzten Batterien. Indeß hatten die vorrückenden Soldaten des linken Flügels und des Centrums die Laufgraben mit den Leichnamen der meiſt ſchlafend gefundnen Türken erfüllt, ſie waren bis an die erſten Linien des feindlichen Lagers vorgedrungen, da bemerkte, bei dem Sinken des Nebels, der Großweſir, daß durch das weite Vorrücken des rechten Flügels der Deutſchen eine Lücke in der Mitte ihrer Heerhaufen entſtanden ſey, drang mit der überlegenen Macht ſeiner beſten Truppen in dieſe Lücke hinein und war nahe daran mit ſeinen Maſſen jenen rechten Flügel zu überwältigen, da warf ſich Eugen, an der Spitze ſeiner Adjutanten, ſeiner Schaar der Freiwilligen und einer kleinen Zahl von Cuiraſſiren auf die ſchon ſiegenden Feinde, hieb, wie ein tapfrer gemeiner Reiter, in dieſe ein, bahnte ſich einen Weg durch ihre Reihen, und ſeine Soldaten für das Leben ihres Feldherrn beſorgt, ſchlugen ſich zu ihm durch. Ein Säbelhieb hatte ihn verwundet, es war, wie er ſelber ſagt, die 13. Wunde, die er aus ſeinen Schlachten davon getragen. Noch war eine furchtbare Batterie der Feinde, in der Mitte ihrer Schlachtordnung, vertheidigt von 20,000 Janitſcharen und 4000 Spahis zu erſtürmen; die tapfren Bayern, geführt von de la Colonie, nehmen dieſelbe, die Geſchütze der Türken werden auf das eigne Lager derſelben gerichtet, den Vertheidigern von dieſem entſinkt der Muth, ſie laſſen Alles zurück und entfliehen. Bis 11 Uhr des Vormittags am 16. Auguſt ſahe man von der ganzen ungeheuren Armee der Feinde nur noch die Leichname ihrer 18000 Gefallenen und die entwaffneten Schaaren von 5000 Gefangenen auf der Wahlſtatt. Die Beſatzung von Belgrad ergab ſich noch an demſelben Tag auf die Bedingungen eines ehrenvollen Abzuges. Mit dem Lager und der Feſtung zugleich war auch eine türkiſche Flotille in die Hände der Sieger gerathen. Außer der andren Beute wurden im Lager, in der Feſtung und auf den Schiffen zuſammen gegen 700 Geſchütze erobert. Der Uebergabe von Belgrad folgte alsbald die der andren Feſtungen von Semendria an bis Orſowa. Der Großweſir kam eilig fliehend, mit kaum 10,000 Mann in Niſſa an; nach allen Richtungen hatte ſich der Reſt ſeines großen Heeres zerſtreut.

Der Kaiſer hatte dem Prinzen Eugen, als dieſer vor der Abreiſe zum Heer ſich bei ihm beurlaubte, ein koſtbares Crucifix geſchenkt mit den Worten: „dieſer hier ſey ihr Generaliſſimus.“ Darauf hindeutend, ſprach der edle Feldherr von jener größeſten ſeiner Schlachten: „Mein Generaliſſimus hat den Sieg erfochten, ich ſelber habe nur ſein Commandowort vollführt.“ Der Sieg bei Belgrad war der äußerſte Höhenpunkt von Eugens Kriegsthaten und zugleich der ehrenvollſte Beſchluß ſeiner Feldzüge gegen die Türken. Sein kühner Plan, mit den ſiegreichen Waffen bis nach Konſtantinopel vorzudringen, ſollte nicht gelingen, denn während er im nächſten Jahre 1718 zu dieſem Feldzug ſich anſchickte, kam der Friede zu Paſſarowitz zu Stande, welchen Oeſterreich unter günſtigen Bedingungen mit der Pforte abſchloß.

10) Eugens letzte Tage.

Es war kein „friedliches Ausruhen auf ſeinen Lorbeeren“, das nach einer fünf und dreißigjährigen Anſtrengung im Felde der Schlachten den Sieger bei Belgrad erwartete, als er jetzt von dem großen Schauplatz ſeiner Thaten eintrat in den ſo vielfach beengten Geſchäftskreis, der in der Nähe des Kaiſerhofes ihm angewieſen wurde. Dort auf dem Felde der Schlachten konnte ſein mächtiger Geiſt, ſein kühner Muth ihm helfen; jedem ſeiner Winke gehorchte das ihm bis zum Tode treu ergebene Heer; ſein Wille war unbeſchränkt; die Hemmungen die das Wiener Cabinet ihm, wie bei Zenta in den Weg legte, wußte er zu beſeitigen, die Noth, in welcher man ihn und ſein Heer öfters ſchmachten ließ, wußte er zur rechten Zeit zu lindern und mit jenem freudigen Muthe zu ertragen, der ſich von dem Feldherrn ausgehend, jedem ſeiner Soldaten mittheilte. Hier aber, im Cabinet, und am Hofe Karls VI, war der freie Feldherr, bei all dem äußeren Anſehen, das ſeine Stellung als Präſident des Kriegsminiſteriums ihm gab, zum Diener eines fremden, durch allerhand Launen und feindſelige Einflüſſe mißgeſtimmten Willens geworden, der bei jedem ſeiner Schritte ihn beſchrankte. Eugen hätte als Staatsmann eben ſo wirkſam ſeyn können, denn als Feldherr; ſein tief eindringender, klarer Blick durchſchaute alle Verhältniſſe der europaiſchen Cabinette; ſein Rath wäre immer der beſte geweſen, aber man hörte dieſen nur ſelten und wenn man ihn auch zu hören ſchien, führte man denſelben nur halb aus. Der große, in ganz Deutſchland, ja in ganz Europa bewunderte und verehrte Held wurde nur in dem Hauſe Derer, denen er das meiſte Gute gethan, ja denen er alle Kräfte ſeines Lebens zum Opfer gebracht, zurückgeſetzt, verkleinert und verlaſtert. Dies geſchahe ihm in Wien, wo ſeit dem Tode des edlen Kaiſers Joſeph I, der wie ein treu ergebener Freund und Bewunderer ſich gegen ihn benahm, der Einfluß ſeiner alten Neider und Feinde mächtiger denn jemals geworden war. Dem Kaiſer Karl VI wie ſeinen Höflingen mochte der alternde Held, deſſen Hülfe man jetzt, in den Zeiten des Friedens, nicht mehr ſo wie früher bedurfte, öfters läſtig ſeyn, wenn er, ſie mochte dem Hof gefallen oder nicht, mit ungebeugter Redlichkeit, überall die Wahrheit ſprach.

Dieſes hatte er auch noch gethan, als der Kaiſer, durch andre Rathe verleitet, den Plan faßte, ſich in die Streitigkeiten Auguſts III und Stanislaus Lescinsky um den polniſchen Königsthron zu miſchen und deshalb einen neuen Krieg mit Frankreich zu beginnen. Eugen widerrieth mit treu meinendem Ernſte dem Kaiſer dieſen nutzloſen, koſtſpieligen Feldzug, als jedoch der Monarch darauf beſtand, da begab ſich, im J. 1733, der ſiebenzigjahrige Feldherr noch einmal zu dem Heer an dem Rhein. Oeſterreich hatte nur 25,000 Mann dem wohlgerüſteten franzöſiſchen, 100,000 Mann ſtarken Heere entgegen zu ſtellen; zur Verſtärkung der kaiſerlichen Kriegsmacht zogen allerdings noch Hülfsvölker aus dem deutſchen Reiche heran, aber all dieſe vereinten Streitkräfte waren der feindlichen Macht gegenüber, zu keiner entſcheidenden Kriegsthat geeignet. Als bei ſeiner Ankunft in der Armee, manche der noch lebenden Kampfgenoſſen aus früheren Feldzügen, nach 16jähriger Trennung den alten Feldherrn wieder ſahen, da theilte ſich unter lautem Jubel die freudige Begeiſterung jener Alten dem ganzen Heere mit, deſſen größeſter Theil freilich aus Neulingen beſtund.

Aber unter dieſen Neulingen war einer, auf den ſich bald nachher der Kriegsruhm und der Heldengeiſt des großen Eugen in hohem Maaße forterbte, dieſes war der Kronprinz von Preußen, der nachmalige große Friedrich II, welcher mit 13,000 Mann ſeines tapfren Volkes, dem Kaiſer zu Hülfe zog. Obgleich bei dieſem Feldzug Eugen keine Siege erfechten, ſondern nur durch meiſterhafte Züge und Stellungen die Fortſchritte des franzöſiſchen Heeres hemmen und zum Theil vereiteln konnte, mußte man dennoch, wie Friedrich II ſagt, auch hierbei in ihm noch den meiſterhaften Feldherrn erkennen. So geſchahe es, daß in dieſem Feldzug der eine bewunderte Held des deutſchen Volkes zum letzten Mal, der andre zum erſten Mal in ſeinem Leben den Kanonendonner der Schlachtfelder vernahm.

Der hochbetagte Feldherr wurde im Jahr 1735 vom Kriegsſchauplatz hinweg, zurück nach Wien gerufen und an dieſem Schritte des Hofes mochten allerdings die Neider und Feinde des großen Eugen, welche ſeinen von neuem ſteigenden Einfluß fürchteten, einen bedeutenden Antheil haben. Er aber trat gern vom Kampfplatz ab; er, welcher Europa den Frieden gegeben, ſehnte ſich jetzt ſelber, mehr denn jemals, „nach dem Frieden einer andren Welt“. Die Geſchichte ſeiner letzten Lebenstage iſt eben ſo einfach als rührend. Er erſchien nur ſelten und faſt nur wenn er gerufen ward, bei Hofe, zog ſich ganz zurück von den Vergnügungen der höheren geſellſchaftlichen Kreiſe, war dagegen noch immer nach Kräften thätig in ſeinem Amte, heiter und mittheilend im kleinen Kreiſe der treuen, vertrauten Freunde. In ſeinen früheren Jahren, bei den Mühen der Feldzüge und den Arbeiten des Cabinets hatte Eugen nur wenige (öfters nur 3 Stunden) geſchlafen, jetzt, in ſeinem hohen Alter überraſchte ihn öfters, auch am Tage der Schlummer. In ſeinem Haushalt herrſchte ein ſtiller Frieden und Ruhe, denn ſeine Bedienten, wie der Heiducke und Leibkutſcher waren im Hauſe ihres guten Herrn alt geworden; ſie ſtunden, gleich wie er, in den Jahren des Greiſenalters oder dieſem nahe, und ſelbſt das Geſpann der Iſabellen, mit denen man den alten Helden täglich aus ſeiner Wohnung in der Himmelpfortgaſſe nach der Freiung zu der vieljährigen Freundin, der verwittweten Gräfin Bathiany hinfahren ſahe, waren in ſeinem Stalle alt und hochbetagt geworden. So geſchahe es zuweilen, daß die Roſſe, welche auf dieſem Wege keiner Leitung bedurften, bei ihrem Ziele ankamen; ſie hielten, Niemand aber ſtieg aus; der

Kutſcher wie der Bediente, der den Kutſchenſchlag öffnen ſollte, und der Herr, der im Innern ſaß, waren in ſüßen Schlaf verſunken. Wenn aber dann Eugen hineintrat in das Zimmer, zu den Freunden und Genoſſen ſeiner beſſeren Jahre, dann fand und verbreitete er ſelber Heiterkeit und fröhliche Stimmung. Die Seele der Unterhaltung in dem kleinen, traulichen Kreiſe war die Wirthin des Hauſes, die geiſtreiche, hochſinnige Gräfin Bathiany ſelber, welche in ihren jüngeren Jahren unter dem Namen der ſchönen Eleonore ein Gegenſtand der Bewundrung der ſogenannt großen Welt geweſen war. Seit länger denn 20 Jahren hatte der Prinz die theilnehmende, unwandelbare Freundſchaft dieſer edlen, für alles Gute begeiſterten Wittwe, und wenn er in Wien verweilte, ihren täglichen, geiſtvollen Umgang genoſſen; ſie hatte oft bei Hofe ihn mit Wärme vertreten, oft mit ihrem Rath ihn geleitet. Zu ihr hin war auch ſein letzter Ausgang gerichtet geweſen.

Am 20. April 1736 hatte der Prinz in ſeinem Hauſe noch eine geheime Conferenz gehalten, er ſchloß dieſe, auf einige noch unerledigte Geſchäfte hindeutend, mit den Worten: dieſe auf einen andren Tag, wenn ich ihn noch erlebe. Am 21. April bewirthete er 12 Gäſte aus der Stadt an ſeiner Tafel und fuhr dann am Abend, wie gewöhnlich zur alten Freundin hin. Er ſprach hier wenig und die Gräfin, welche bemerkte, daß er ſchwerer athmete als ſonſt, bat ihn, er ſolle ein Arzneimittel nehmen; er verwies dies auf den nächſten Tag. Als er zurückkam auf ſein Zimmer, betrachtete er lang und ernſt das Portrait des Kaiſers, legte ſich dann zur Ruhe, mit dem Befehle, daß man ihn am andren Morgen erſt um 9 Uhr wecken ſollte. Der alte Bediente kam zur beſtimmten Stunde; ſein Herr, das Haupt in die Hand gelegt, ſcheint noch ſanft zu ſchlafen; er entfernt ſich leiſe. Nach einer Stunde kehrt er wieder, er tritt ans Bette hin; Eugen war auf immer entſchlafen. Um 3 Uhr des Morgens hatte der älteſte und vertraulichſte der Löwen, welche der Prinz in ſeinem Park hegte, ganz gegen ſeine Gewohnheit ein lang anhaltendes, lautes Gebrüll hören laſſen; Viele glaubten, daß gerade in jenem Augenblick der alte Feldherr verſchieden ſey.

In Eugen verehrten ſelbſt die Feinde den unübertreffbar großen Feldherrn; ſeine Soldaten liebten in ihm den treuen, ſorgſamen Vater; die unſchuldig Unterdrückten ihren Vertheidiger und Retter. Noch Andre, wenn ſie die wahrhafte Herzensdemuth des großen Mannes bemerkten, der nie das Verdienſt ſeiner Thaten ſich ſelber zuſchrieb, dem jedes Wort des ſchmeichelnden Lobes innig zuwider war, oder wenn ſie dieſen Mann im Tempel ſeines Gottes mit inbrünſtiger Andacht ſich beugen ſahen, wenn ſie vor jeder Schlacht Worte des Gebetes zu Gott, mit gen Himmel gerichtetem Blicke ihn ausſprechen hörten, liebten und verehrten in ihm den kindlich gläubigen Chriſten. In ſeinen Sitten und ſeiner Lebensweiſe war er einfach, mäßig und enthaltſam; aus ſeinem dunklen Adlerauge, wie aus jeder Miene des edelgeformten Angeſichtes und aus der ganzen Haltung des nicht ſehr großen, dabei aber kräftig gebauten Körpers ſprach ein Geiſt, der zur Herrſchaft andrer Geiſter geboren iſt, weil er nur das will, was des Menſchengeiſtes würdig iſt: Wahrheit, Recht und Licht.

Am nächſten mußte der Kaiſerſtaat es empfinden, was er an dieſem Feldherrn verloren. Schon drei Jahre nach Eugens Tode gieng alles das, was dieſer im letzten Türkenkriege gewonnen, in ſchmachvoller, elender Weiſe wieder für Oeſterreich verloren.

II.

Züge
aus dem Leben des Aucher Eloy.

Wir haben ſchon im erſten Bändchen dieſer biographiſchen Schilderungen, in der Geſchichte des Tavernier bei verſchiedenen Gelegenheiten des Mannes erwähnt, von deſſen Lebensſchickſalen wir hier einen kurzen Abriß geben wollen. Obgleich Aucher Eloys Name in der Geſchichte der Völker und der Wiſſenſchaften nicht mit ſolchem Ruhm umſtrahlet daſtehet wie die Namen eines Drake, eines Keppler, eines Columbus und Prinz Eugen, ſo verdient dennoch auch er, neben Jenen, eine rühmende Erwähnung, denn er war nach ſeinem Maaße ein heldenmüthiger Kämpfer, wie ſie, nicht zwar auf dem Felde der Schlachten oder auf ſtürmiſchen Meeren, wohl aber auf dem Felde des wiſſenſchaftlichen Erkennens. Ein Kämpfer, der keine Mühen, keine Entbehrungen, keine Gefahren des Lebens ſcheute, um ein neues Stück Feldes für das Reich ſeiner geliebten Wiſſenſchaft zu gewinnen, und welcher, wenn auch nicht an glücklichem Erfolg, doch an treuer Ausdauer auf dem Wege des Forſchens einem Keppler, an kühner Verachtung der Gefahren einem Franz Drake nicht unähnlich war.

Peter Martin-Remi Aucher war am 2. October 1793 zu Blois geboren, wo ſein Vater als Weinhändler lebte. Seine erſte wiſſenſchaftliche Bildung erhielt er in der

Schule ſeiner Vaterſtadt, wendete ſich dann zum Studium der Pharmazie, welchem er zuerſt in Orleans, dann ſeit 1812 in Paris oblag. Unter Juſſieus und Desfontaines Leitung gab er ſich mit ganz beſondrer Neigung und feurigem Eifer der Pflanzenkunde hin, und legte ſchon im Jahr 1813, im Dienſte der Hoſpitäler der in Spanien ſtehenden Armee, den erſten Grund zu ſeiner ſchätzbaren Sammlung von getrockneten Pflanzen. Seitdem er im Jahr 1817 durch ſeine Vermählung mit einer Tochter des, nur durch geiſtige Bildung reichen Hauſes Eloy, deſſen Namen er nach der Sitte des Landes dem ſeinigen anfügte, die Sorgen eines Familienvaters übernommen hatte, trat er als Theilhaber zuerſt in das Geſchäft einer Buchhandlung ein, womit er ſeit 1826 den Beſitz einer Buchdruckerei in Paris verband. Er benutzte dieſe eigene Preſſe zur Veröffentlichung mehrerer Werke ſeiner Feder, darinnen er ſich als gründlicher Kenner der Natur- und Länderkunde und als Freund der Literatur des klaſſiſchen Alterthums kund giebt.

Dieſen Kreis der ihm äußerlich ſehr vortheilhaften und einträglichen Beſchäftigungen verließ Aucher Eloy, als ſich ihm in St. Petersburg Ausſichten eröffneten zur Befriedigung ſeiner Lieblingsneigung. Man hatte ihm Hoffnung gemacht zur Unterſtützung auf Reiſen in ferne Länder, wobei im Gebiet der Pflanzenkunde große, neue Entdeckungen zu machen waren. Obgleich dieſe Hoffnung unerfüllt blieb, bot ihm dennoch ſein Aufenthalt in der ruſſiſchen Hauptſtadt eine andre, unerwartete Gelegenheit zur Ausführung ſeiner Reiſepläne dar. Der Großſultan Machmud gieng gerade damals mit dem Gedanken um, die Herausgabe einer türkiſch-franzöſiſchen Zeitung in ſeiner Hauptſtadt zu begründen; ſein Geſandter am Petersburger Hofe, Halil Paſcha, erkannte bald in Aucher Eloy den tauglichſten Geſchäftsführer für ein ſolches Unternehmen und dieſer in ſeiner damals ſehr mißlichen ökonomiſchen Lage ließ ſich ohne langes Bedenken hierzu bereit finden. Er zog dann mit Halil Paſcha nach Konſtantinopel, wohin ihm ſeine treue Gemahlin und ſeine Tochter folgten, welche daſelbſt ſpäter, durch Anlegung einer franzöſiſchen Penſion und eines kleinen weiblichen Erziehungsinſtitutes ihr Brod fanden. Er hatte jetzt, obgleich auch die türkiſchen Verſprechungen großentheils unerfüllt blieben, dennoch, an den Pforten des Morgenlandes ſelber, einen feſten Punkt gefunden, von welchem ſeine, an wiſſenſchaftlicher Ausbeute ſo reichen Reiſen ihren Ausgang nahmen, und nach welchem er immer wieder mit ſeinen geſammelten Schätzen zum Ordnen derſelben und zum Ausruhen zurückkehren konnte.

Die Redaction der Zeitung, zu welcher er zunächſt nach Konſtantinopel berufen war, ließ unſrem Botaniker durch ihren vielgehemmten und bald ins Stocken gerathenden Gang nur zu viel freie Zeit. Er benutzte dieſe, verſehen mit Aufträgen der Petersburger Akademie der Wiſſenſchaften im Jahr 1830 zu ſeiner erſten Entdeckungsreiſe im Gebiet der Pflanzenkunde. Obgleich des Neuen, das er auffand, bei dieſer Reiſe nur wenig war, gehörte dieſelbe dennoch in andrer Hinſicht noch immer zu ſeinen glücklicheren. Das Schiff, deſſen Beſtimmung es war, türkiſche Mekkapilgrime nach Aegypten zu führen, beendigte ſeine Fahrt von Konſtantinopel aus, bei faſt immer günſtigem Winde, ſchon in 11 Tagen, obgleich es an verſchiedenen Hafenplätzen angelegt hatte, um noch immer mehrere Pilgrime aufzunehmen. Obgleich in jener Zeit das Meer durch griechiſche Seeräuber ſehr unſicher war, begegnete dem Schiffe dennoch niemals einer dieſer Feinde. Aucher Eloy hatte, mit eifrigem Sammeln beſchäftigt, die letzten 5 Wochen des Jahres in den

Küſtengegenden von Unterägypten zugebracht, den Januar 1831 in Cairo, den Februar ſo wie die erſte Hälfte des März auf einer Nilfahrt nach Oberägypten. In dem weiteren Verlaufe ſeiner erſten Reiſe fand Aucher Eloy häufig Gelegenheit, die erſten Proben jener Geduld und muthigen Ausdauer abzulegen, die er auf ſeinen nachmaligen Reiſen in ſo großem Umfange beſtehen mußte. In der Küſtengegend zwiſchen Suez und Tor, ſo wie faſt auf der ganzen peträiſchen Halbinſel war ſeit 5 Jahren kein Regen gefallen, dieſer trat aber nun unter furchtbarem Donnern und Blitzen gerade an jenem Tage ein, als ſich unſer Reiſender mit eifrigem Sammeln beſchäftigt im Thale Abraham, auf dem Wege von Tor nach dem Sinai befand. Das ablaufende Waſſer bildete in dieſem Engthal einen ſo mächtigen, reißenden Strom, daß alle Papiere und das ganze Gepäck des fleißigen Mannes hinweggeſchwemmt wurden; die Papiere mit dem größeſten Theil der gemachten Pflanzenſammlung giengen bei dieſer Gelegenheit verloren; die Kiſten und Koffer wurden mit Mühe und in einem durchnaßten Zuſtand wieder aufgefunden. Faſt mehr als jeden andren Verluſt beklagte der eifrige Forſcher die Zerſtörung eines Stockes von einer überaus ſeltenen Windenart (Convolvulus armatus), der noch unmittelbar vor dem Ausbruch des Gewitterſturmes in der vollen Pracht ſeiner herrlichen Blüthen daſtund, und welcher der einzige ſeiner Art war, den Aucher Eloy bis dahin geſehen hatte. Obgleich dieſer Stock in einer Höhe von 20 Fuß über der Sohle des Felſenpaſſes ſtund, war er dennoch von dem noch höher anſteigenden Strome bis auf die letzte Spur hinweggeſchwemmt worden, nur einige abgeriſſene Blüthen waren weiterhin im Thale, an den Zweigen der Tamarisken hängen geblieben. Es war dies für einen ſolchen Sammler, wie Aucher Eloy faſt ein eben ſo großer Schmerz, als jener für Drake es geweſen, als derſelbe die aufgehäuften Schätze der ſpaniſchen Silberbergwerke in Vera Cruz vor Augen ſahe und dennoch abziehen mußte, ohne die Beute nur berührt zu haben.

Mehemed Alis und Ibrahim Paſchas Einfluß über dieſe Gegenden war damals noch nicht ſo mächtig, als er dies einige Jahre ſpater wurde, wo das Land für Reiſende ſo ſicher geworden war, wie irgend ein, unter guter polizeilicher Zucht ſtehendes Land von Europa es iſt. Aucher Eloy hatte zwar den geradeſten und verhaltnißmäßig ſicherſten Weg vom Sinai nach Jeruſalem: den über Gaza eingeſchlagen, aber ſchon am dritten Tage ſeiner Reiſe wurde er von einer Rotte von Beduinen dadurch gebrandſchatzt, daß ihn dieſelbe nöthigte, ihr ein Schaf um 100 Piaſter abzukaufen. Noch ſchlimmer machte es ihm eine Schaar von 20 bewaffneten Beduinen, die ihn am Gebirgspaſſe Helles überfiel und ihm eine Abgabe von 3000 Piaſtern (mehr denn 700 Franken in Geld) abzwang. Selbſt ein einzelner Beduine, der wahrſcheinlich von der Beute ſeiner Gefahrten nichts bekommen hatte, wollte ſich an dem nämlichen Tage noch ein reiches Almoſen von dem, nur von einem einzelnen Knechte und dem Kameeltreiber begleiteten Reiſenden erzwingen, er zog ſich jedoch bald zurück, als er dieſen zur muthigen Gegenwehr bereit fand. Auch in den bewohnteſten Gegenden von Syrien war damals keine Sicherheit; das ganze Land war voller Räuber, jeder Bauer trieb an den wehrlos vorüber Reiſenden dieſes Geſchäft, nicht einmal in Jeruſalem war der fränkiſche Chriſt vor jenen Mißhandlungen ſicher, welche ihm, außer den Türken und Arabern, auch die Griechen anthaten. Auf dem Wege über Naplous und Samaria nach Damascus wurde unſer harmloſer Pflanzenſammler von einem Marabu oder Muſelmann der höheren

Weihe ſo geſchlagen, daß er die Folgen davon noch lange Zeit an ſeinem Leibe ſpürte; die Bewohner von Damascus, denen damals Ibrahim Paſcha noch keine Lection in der Duldſamkeit ertheilt hatte, begleiteten ihn auf jedem ſeiner Schritte mit Verwünſchungen und Schimpfreden, und zeigten ihren fanatiſchen Haß durch thätliche Mißhandlungen an ſeinen Knechten. Nur unter dem theuer erkauften Schutze eines fanatiſchen Türken ſelber, der übrigens die brutale Verachtung gegen ſeinen Schützling bei jeder Gelegenheit kund gab, war es dieſem möglich, ohne Lebensgefahr die reiche Umgegend von Damascus zu durchforſchen.

Nach all dieſen Erfahrungen von einem Haß der Menſchen, welche ein durch den Wahn von Selbſtheiligkeit verblendetes Vorurtheil beherrſcht, mußte der Aufenthalt unter den befreundeten Maroniten des Libanons ein liebliches Ausruhen gewähren. Unſer Reiſender verweilte faſt einen ganzen Monat in dieſen friedlichen Gegenden, beſtieg mehrere der höchſten Gipfel der Gebirgszüge, welche das Thal von Baalbeck als Libanon und Antilibanon in Oſten und Weſten begränzen, verweilte in Eden und beſuchte den Hain der Cedern, unter denen etwa ein Dutzend der dicken, mehr als 50 Fuß im Umfang haltenden Stämme zu den älteſten Bäumen des Landes gehören.

Aucher Eloys Beſchreibung der Naturfülle von Cypern regt in jedem empfänglichen Leſer das Verlangen auf dieſe herrliche, paradieſiſch ſchöne Inſel zu ſehen, welche dennoch unter dem Druck der Barbarei im Elend ſchmachtet. Unſer Reiſender beſuchte während ſeines 12tägigen Aufenthaltes die intereſſanteſten Punkte der Inſel und ſtärkte ſich durch den Genuß, den er hier fand, zu dem Ungemach der Seereiſe, welche durch Windſtille und ungünſtige Winde in ſo hohem Grade erſchwert wurde, daß die Fahrt von Cypern nach

Stanchio oder Cos einen ganzen Monat dauerte. Aber der Beſuch dieſer Geburtsinſel des Hippokrates und des Apelles wird durch ſolche Beſchwerden niemals zu theuer erkauft. Cos, durch die Lieblichkeit ſeiner Natur, erſcheint es werth die Wiege des Altvaters der wiſſenſchaftlichen Arzneikunde zu ſeyn. Noch zeigt man in Stanchio den Reiſenden die (angebliche) Platane des Hippokrates, welche ſelbſt von den Türken in hohen Ehren gehalten wird; ein Baum von ungeheurem Umfang, deſſen gewaltige Dicke, weit ausgebreitete Aeſte, geſtützt auf die Säulen eines alten Tempels des Aesculap einen großen, öffentlichen Platz beſchatten, auf welchem ſich, unter dem Schirm des Baumes, in dem ganze Schaaren von Turteltauben niſten, viele Kaffeehäuſer angebaut haben. Hin und wieder finden ſich noch ſchöne Votivaltäre, griechiſche Inſchriften, Trümmer von Säulengängen. Die Stadt iſt reichlich mit gutem Waſſer verſehen, welches vom Gebirge her, aus der Quelle des Hippokrates, durch eine Waſſerleitung ihr zugeführt wird. Wallende Saatfelder, Weinberge deren Ertrag ſo groß iſt, daß er nicht nur die Bewohner der Inſel und die zuſprechenden Schiffe reichlich mit Wein verſorgt, ſondern daß mit den zu Roſinen getrockneten Trauben ein ſehr gewinnreicher Handel getrieben wird. Auch die Fülle der Feigen, deren Bäume, wie die der Orangen und Citronen ganze Wäldchen bilden, wird meiſt getrocknet ausgeführt; Citronen kauft man 7 um einen Kreuzer.

Reicher noch als dieſe erſte größere Reiſe, die er von Konſtantinopel aus machte, war an wiſſenſchaftlicher Ausbeute eine zweite, im J. 1834 von Aucher Eloy unternommene botaniſche Wanderung durch Kleinaſien und Armenien nach dem oberen Euphratgebirge. Doch mußte jener Gewinn durch ſo unmäßige Anſtrengungen und Beſchwerden errungen werden, daß ein Freund, Herr Charles Texier, als er dem eifrigen Botaniker auf ſeiner Rückreiſe in Trebiſond begegnete, Mühe hatte ihn wieder zu erkennen; der vierzigjährige Mann hatte das Ausſehen eines Greiſes angenommen; ſein Haar war ganz weiß geworden. In der Umgegend von Heraklea und Nicomedia, ſo wie von Nicäa, in deſſen hiſtoriſch ehrwürdiger Panagiakirche man ſo eben die uralten Fresken mit Kalk übertünchen ließ, blühete und grünte jetzt, im Februar, der herrlichſte Frühling, auf den Gebirgen aber zwiſchen Ajaß und Angora lag noch am 14. März ein tiefer Schnee, und ein ſchneidend kalter Wind kam dem Reiſenden entgegen. In Angora wurde gerade damals der ſchöne Tempel des Auguſtus von den Türken abgebrochen, um aus ſeinem Material ein Badehaus für den Gouverneur zu errichten. Aus ähnlichen Trümmern einer alten Kunſtwelt jener Stadt ſind die Feſtungswerke zuſammengeſtückt. Man konnte aus dem Zuſtand dieſer Feſtungswerke ſo wie ihrer Geſchütze es entnehmen, daß dieſe Gegend ſchon lange keinen äußren Feind zu fürchten gehabt hatte, aber deſto mehr war ſie durch einen innren: durch die beſtändigen Plackereien des türkiſchen Gouvernements heimgeſucht, welche auf den Bewohnern des Landes ſo unerträglich laſteten, daß ganze Dorfgemeinden auswanderten, um etwa in einem andren Paſchalik ihr Glück zu verſuchen, wo ihnen wenigſtens jene türkiſche Einrichtung zu ſtatten kam, nach welcher der Einwandrer im erſten Jahre nach ſeiner Anſiedelung von Abgaben frei iſt. Eine große Verödung und Verwilderung des von der Natur ſo reich begünſtigten Bodens iſt die Folge dieſer beſtändigen Auswanderungen, zu denen noch der Uebelſtand kommt, daß die zahlreichen chriſtlichen Einwohner von Galatien weder Grundbeſitz haben noch Ackerbau treiben dürfen, während zugleich ein anſehnlicher Theil der jungen mohamechaniſchen Mannſchaft zum Kriegsdienſte hinweggenommen wird, aus welchem nur ſelten Einer in ſeine Heimath zurückkehrt.

Die Sicherheit der Wege für Reiſende, wurde im Jahr 1834 durch Ibrahim Paſchas kräftig rohe Hand ſchon ungleich beſſer aufrecht erhalten, als dieſes im J. 1832 der Fall geweſen war. Die Chriſten in Antiochia erkannten dieſes, ſo wie manchen andren Vortheil, den die ägyptiſche Gewaltherrſchaft ihnen gewährte, an, nur mit dem Monopolweſen des Mehemed Ali waren die Kaufleute in hohem Maaße unzufrieden und der verödete Zuſtand des Landſtriches, welcher oſtwärts von der reichbepflanzten Gegend von Malatia und dem grünenden Flußgebiet des Tockmaſu, mit dieſen beiden einen grellen Contraſt bildete, ſprach auch nicht zu Gunſten der neu eingetretenen, ägyptiſchen Bewirthſchaftung des Landes. Das vormals ſtark bevölkerte Dorf Murad am Euphrat, war von den meiſten ſeiner früheren Bewohner verlaſſen; die noch übrigen, denen Ibrahim Paſcha das Auswandern verwehrte, hatten faſt kein andres Nahrungsmittel mehr als die Früchte der weißen Maulbeerbäume, die in ihrer Nachbarſchaft noch ziemlich häufig gedeihen. Auch weiterhin, da wo jenſeits der verödeten, dürren Ebene, am Fuße des Entſchirtti-Gebirges die Gegend wieder ohne die künſtliche Hülfe des Menſchen von Quellen, und Bachen bewäſſert iſt, bildet der weiße Maulbeerbaum das faſt einzige Gehölz des Landes, deſſen Früchte von den meiſt armeniſchen Bewohnern im Sommer friſch, im Winter zu einer Latwerge eingeſotten, genoſſen werden. Zwiſchen dem Entſchirttigebirge und dem Erge-Su führt der Karawanenweg über eine Bergkette, welche den Namen des gelben Blumenberges führt, weil ſie einen Theil des Jahres hindurch von einem Teppich der gelbblühenden Ginſter und Hypericumarten überkleidet iſt.

Der Wechſel zwiſchen der Hitze eines orientaliſchen Sommertages und der Kälte einer nordiſchen Winternacht, den unſer Reiſender mehrere Male, bei dem Uebergang aus der glühend heißen Ebene in die Region der ſchneebedeckten Alpengebirge, namentlich vom 13. zum 15. Juli, auf dem Wege über das Kedſchiiſchgebirge erfuhr, griff ſeine Geſundheit nicht wenig an. Dazu kam einige Tage nachher das Verirren in den Moräſten jenſeits Baibut und das Regenwetter. Nach einem kurzen Ausruhen in der reinen Gebirgsluft von Erzerum fühlte ſich zwar Aucher Eloy wieder ſo weit bekräftigt, daß er die beſchwerliche Reiſe durch das Gebirgsland nach dem ſchwarzen Meere antreten konnte, in welchem Zuſtand er aber in Trebiſond ankam, das erwähnten wir ſchon vorhin.

Dennoch ließ der Drang zum Forſchen und Sammeln neuer, wiſſenſchaftlicher Schätze dem unermüdeten Manne keine lange Ruhe im Kreiſe der Familie. Schon im Februar 1835 trat er eine neue Wanderung nach Perſien an, und eben ſo wie bei ähnlichen Gelegenheiten der alte Tavernier, fühlte er ſich erſt wieder wohl und froh, als er draußen in der freien Natur war. Auch gieng der erſte Theil der Reiſe über Aleppo, Moſul und Bagdad ganz gut von ſtatten. Dagegen begann gleich von dem erſten Eintritt in Perſien für Aucher Eloy eine ganze Reihe von Mühſeligkeiten und widrigen Begegniſſen. Er hatte ſich an eine nach Kermanſcha ziehende Karawane angeſchloſſen. Am 7. Juni, es war der dritte Tag ſeit dem Aufbruch der Karawane, der erſte ſeit dem Eintritt in Perſien, brachte ihn ſeine Luſt am Pflanzenſammeln in Gefahr von 2 berittenen Raubern eingeholt und gemordet zu werden; die Schnelligkeit ſeiner Füße rettete ihn. Am Tag darauf ward die Karawane von einer Räuberſchaar angefallen, die ſich nur durch die Menge der bewaffneten Begleiter zurückſchrecken ließ. Neue Geduldsübungen kamen am 3. Tage ſeit dem Eintritt in Perſien durch einen Wegweiſer, der den Reiſenden, ſtatt auf den Hügel, den er zu beſteigen wünſchte, nur zu Leuten ſeines Volkes führte, die den Fremden beſtehlen wollten, welches Geſchäft am 4ten Tage etliche perſiſche Beutelſchneider in der Karawane ſelber mit ſo glücklichem Erfolge an ihm übten, daß er dabei um ſeine Uhr kam. Doch war all dieſes Ungemach vergeſſen, als es dem glücklichen Forſcher am 11. Juni gelang, auf dem noch zum Theil mit Schnee bedeckten Nalfou-Gebirge eine Ausbeute neuer oder doch auſſerordentlich ſeltner Pflanzenarten zu machen, die alle ſeine Erwartungen übertraf.

Aber auf dieſe geiſtige Luſt und Erquickung folgte ein körperliches Leiden, das den Reiſenden in größre Lebensgefahr brachte als alle Räuberbanden. Eine botaniſche Wanderung nach dem Elwendgebirge, auf welcher er mehr als einmal in Gefahr gerathen war durch Mörderhand zu ſterben und überdieß durch ſein Verirren zu einer Anſtrengung gezwungen ward, welche ſeine Kräfte überſtieg, zog ihm einen heftigen Fieberanfall zu, aus dem ſich die damals im Lande herrſchende Cholera, mit mehreren ihrer furchtbaren Symptome entwickelte. Der Kranke führte kein einziges der wirkſameren Arzneimittel bei ſich; da kam ihm ſeine Kenntniß der Heilkräfte jener Naturkörper zu ſtatten, welche er theils im getrockneten Zuſtande in ſeinen Sammlungen mit ſich trug, theils noch friſch um ſich her fand. Als er ſich, tief ermattet, verſenkt in Gedanken des ihm wahrſcheinlich nahen Todes, am 8ten Juli wieder auf den Weg begeben hatte, da weckte ihn ein Seitenſprung ſeines Pferdes aus ſeinen melancholiſchen Träumereien; das Thier war vor dem Leichnam eines kurz vorher von den Räubern rmordeten Mannes ſcheu geworden, der in ſeinem Blute m Boden lag. Tief ermattet kam der bedauernswürdige Mann einige Tage ſpäter, in der im erſten Band öfter rwähnten armeniſchen Vorſtadt Dſchulfa bei Jſpahan an, o er in dem lateiniſchen Kloſter eine wahrhaft brüderliche ufnahme und Pflege fand. So ſehr er dieſer, ſo wie der Ruhe, nach ſeiner ſchweren Krankheit bedurft hatte, trieb n dennoch der brennende Eifer zu forſchen und zu ſamm- n immer wieder hinaus ins Freie. Noch hatte er an je- em Nachmittag Anfalle von Fieber und war ſo ſchwach, daß kaum zu gehen vermochte. Aber eine kräftige Anregung des Willens iſt ſchon öfter den Heilverſuchen zu Hülfe gekom- en, welche die Natur in der Form des Fiebers zur Be- itigung der an den Wurzeln des Lebens nagenden Uebel acht; eine botaniſche Wandrung auf das Keisgebirge, zu- ächſt zwar zu Pferde, dann aber doch auch zu Fuße, ahm zwar ſcheinbar den letzten Reſt der Kräfte in Anſpruch, ewährte aber auch zugleich dem Gemüth durch die Freude t den neuen Entdeckungen, zu denen ſie geführt hatte, ne ſolche Stärkung, daß für diesmal die Krankheit ein nde nahm.

Hätte ſich nur jetzt unſer Sammler an den bereits ge- onnenen Ergebniſſen ſeiner perſiſchen Reiſe genügen laſſen. ber die Hoffnung eines noch reicheren Gewinnes für ſeine iſſenſchaft verleitete ihn zu dem gewagten Unternehmen, en Schutz eines Häuptlinges der großentheils mit Perſien Kriege ſtehenden Baktiaris zu ſuchen, damit er die Höhen s gelben Gebirges (Koh-i-Zerd) ungehindert bereiſen könne, elche noch von keinem neueren Reiſenden aus Europa be- egen waren. Der Aufwand an Geld, an Zeit, an Kräf- n, den der Abweg nach den weſtlichſten Wohnſtätten s bengaliſchen Tigers (denn dieſer iſt dort ſchon zu Hauſe) forderte, der tägliche Aerger über die Treuloſigkeit und unerſättliche Habſucht der Führer, konnte nur in den Augen eines ſolchen eifrigen Naturforſchers, als Aucher Eloy war, einigermaßen durch die beiläufig gemachte, wiſſenſchaftliche Ausbeute aufgewogen werden. Nur wenige Tage der Ruhe vergönnte ſich, nach ſolcher Anſtrengung, der unermüdliche Mann in Iſpahan; gegen Ende Auguſt trat er ſeine Rückreiſe über Kaſchan, Teheran und Tebris nach Trebiſond an, wo er von heftigem Fieber und ſtarker Augenentzündung befallen ein Schiff beſtieg, das ihn im November 1835 zu den Seinigen nach Konſtantinopel brachte.

Auch hier, wo damals für ihn und die Seinigen eine lieb gewordene Heimath war, konnte der Ruhe bedürfende Mann einer neuen Unruhe nicht entgehen, als der große Brand im März 1836 auch ſeine Wohnung im Fanar ergriff und dort ſeine köſtliche, auf den bisherigen Reiſen gemachte, aus 50000 Exemplaren beſtehende Inſektenſammlung verzehrte. Zum Glück für ihn fand ſich ſeine Pflanzenſammlung, die ihm der liebſte Haupterwerb ſeiner mühſeligen Anſtrengungen war, an einem ſichren Bergungsort in Therapia. Eine Frühlingsreiſe nach Griechenland ließ ihn bald dieſes Ungemachs vergeſſen; ſie hatte ſo wohlthätig auf ſeinen Körper gewirkt, daß jede Spur des Fiebers aus dieſem verſchwunden war.

Wäre nur, mit dieſem äußerlichen Fieber, auch das innre, der unerſättlichen Reiſeluſt beſeitigt geweſen. Aber weder der Tod ſeines Freundes und hülfreichen Gönners, des Herrn Coquebert de Montbret, noch das Abrathen ſeiner Familie und andrer Freunde konnten den neuen Ausbruch jenes innren Fiebers verhindern; er hatte in Perſien noch nicht alle die Trophäen der neuen Entdeckungen erbeutet, die daſelbſt zu erlangen ſind, hatte den Becher der dort einheimiſchen Todesgefahren noch nicht bis auf ſeine letzten Tropfen geleert; dieß ſollte nun geſchehen, als er im März 1837 ſeine dritte Reiſe in das für ihn unſelige Land antrat. In ſeiner Geſellſchaft befand ſich diesmal Herr Dufaud, ein franzöſiſcher Zoolog, ein Dragoman, Namens Nicolas und ein für die ganze Reiſe gedungener Diener. Sie alle verließen Konſtantinopel geſund und nur der Diener, aber auch er als Krüppel, kehrte lebend dahin zurück.

Der erſte Theil der Reiſe, nach den Küſtengegenden des ſchwarzen Meeres, war erträglich gut vorübergegangen und hatte zu manchen intereſſanten Beobachtungen und Entdeckungen Gelegenheit gegeben, aber ſchon in Erzerum begann, neben den täglichen Plackereien und Schurkereien, denen ſich die Reiſenden ſeit ihrem Eintritt in Perſien von vielen Seiten hatten ausgeſetzt geſehen, eine Schule der ſchwereren Leiden für ſie alle. Erzerum, in welchem ein ruſſiſcher Conſul reſidirt, liegt an der Gränze zwiſchen der waſſerleeren, während der Sommerhitze ganz ausgedörrten Gegend und der waſſerreichen Waldregion, auf welcher faſt ohne Aufhören ein dichter Nebel laſtet. Aucher Eloy wie ſein Begleiter Dufaud, wurden hier vom Fieber befallen, der erſtere aber, mit allen Vorſichtigkeitsmaßregeln gegen dieſen Feind wohl bekannt, entkam ihm. Dufaud dagegen, der auf ſeine ſtarke Natur trotzend den Genuß des Weines und des Punſches, ſo wie dazwiſchen der halbreifen Früchte des Landes ſich nicht verſagen wollte, und der in Teheran in die Behandlung eines europäiſchen Arztes gerieth, welcher ihn in ſeinen Verſuchungen zum Genuß der geiſtigen Getränke noch beſtärkte, bekam eine Darmentzündung und mußte den kühnen Trotz gegen die Macht des Klimas mit dem Leben büßen. Nicht viel glücklicher war der Dragoman, der von demſelben böſen Fieber einen Anfall erlitten hatte, denn die Krankheit, die bei ihm ſchnell vorüberging, hinterließ in ſeinem Körper eine Anlage zur Waſſerſucht, die ſich im Verlauf der Weiterreiſe nach wenig Monaten ſo ſtark entwickelte, daß er in Jspahan, als unheilbar Kranker, zurückbleiben mußte.

Aber auch Aucher Eloy ſchleppte ſich lange Zeit mit den Folgen des überſtandnen Fiebers, von denen er ſich niemals ganz vollkommen wieder erholte. Man begreift kaum, wie der kränkelnde Mann die Erſteigung des Demavend, bis hinan zu dem Krater dieſes erloſchenen Vulkanes ſo rüſtig beſtehen konnte, während ſelbſt die einheimiſchen Führer von dem Wagſtück abſtanden; noch weniger begreift man, woher ihm die Kräfte zu den ſpäteren Mühſeligkeiten ſeiner Reiſe gekommen. Wir lernen auch an dieſem Beiſpiel, was der Wille des Menſchen über ſein Fleiſch vermöge. Zu vielen andren Ereigniſſen, welche den Muth des ſeltnen Mannes hätten niederbeugen können, kam auch noch der Unfall, der den franzöſiſchen Diener traf. Dieſer hatte ſich durch unvorſichtige Handhabung eines Feuergewehres eine ſo ſtarke Verletzung zugezogen, daß er zu ferneren Dienſten ganz unfähig wurde.

Es kann keineswegs eine fröhliche Stimmung geweſen ſeyn, in welcher Aucher Eloy am letzten Tage des Jahres 1837 unter den Beſchimpfungen des dortigen Pöbels zu Jspahan einzog, deſſen Umgegend jetzt, bei der 4500 Fuß hohen Lage der Stadt, ein winterlich trauriges Ausſehen hatte. Er eilte durch die vom häufig fallenden und am Boden zerfließenden Schnee ſchmutzigen Gaſſen über die Brücke des Fluſſes hinüber, nach der ihm ſchon früher heimathlich lieb gewordenen Vorſtadt Dſchulfa, wo er in dem lateiniſchen Kloſter, das für alle fränkiſche Chriſten ein gaſtfreundliches Obdach iſt, den Schluß des alten Jahres und den

Anfang des neuen fröhlich feierte, deſſen Ende er nicht mehr erleben ſollte. So wohl es ihm hier unter den wahrhaft liebreichen Landsleuten und Mitchriſten ſeyn mochte, denen in ihrer Einſamkeit ein ſolcher lehrreich unterhaltender Beſuch ſehr erwünſcht iſt, gönnte er ſich doch nur kurze Zeit zur Ruhe, ſchon nach wenig Tagen brach er, nur in Begleitung eines armeniſchen Knechtes wieder auf, denn es lag ihm viel daran den Frühling, mit all ſeinen ſeltnen Blumen, im ſüdlicheren Perſien erwachen zu ſehen.

Und dieſer Wunſch gieng ihm ſchon in Erfüllung, als er in der Mitte des Januars 1838 zu den unvergleichbar ſchönen Ruinen von Perſepolis und in die Nähe von Schiras kam. In den Thälern, längs dem Ufer der Flüſſe, grünten die Wieſen, auf denen in Menge die roſenrothen Blüthen eines Bulbocodium (aus der ſchönen Familie der Amaryllisarten) und andre herrliche lilien- und irisähnliche Blumen verbreitet ſtunden. So reizend ſchön auch die Lage von Schiras, umgeben von quellenreichen Bergen, bei dem erſten Anblick erſcheinen mag, wird ſie dennoch den Fremden über die natürlichen Mängel nicht täuſchen können, die ſich ihm, ſchon bei einem kurzen Aufenthalt in dem viel beſungenen Schiras merklich machen. Unter gleicher Lage mit Kairo hat dieſes zwar in ſeinem feuchten Bergkeſſel eine faſt unerträgliche Sommerhitze zu erleiden, dagegen ſinkt die Temperatur im Winter ſo tief, daß nur noch der Orangenbaum im Freien ausdauert; an ein Palmenklima, wie das in Aegypten, iſt hier nicht zu denken. Den nachtheiligſten Einfluß auf die Geſundheit, ſowohl der Einheimiſchen als noch mehr der Fremden, hat jedoch das, was der Gegend ihren höchſten natürlichen Reichthum gewährt: die Menge des Waſſers. Denn dieſe iſt es, welche durch ihre Ausdünſtung im Herbſte jene furchtbaren Fieber erzeugt, die gewöhnlich, wenn ſie nicht gleich bei ihrem Beginnen gebrochen werden, ſchon beim zweiten oder beim dritten Paroxismus tödtlich ſind. Auch das Trinkwaſſer, mit Ausnahme deſſen, das aus der Quelle Kazir kommt, iſt ungeſund und wirkt, wenigſtens auf den Fremden, gleich einer Purganz. Deſto köſtlicher finden die Fremden den Wein von Schiras, deſſen Genuß ſich das dortige, ſittenloſe Volk täglich, oder vielmehr allnächtlich, denn der Lärm der Gaſſen beginnt erſt nach Sonnenuntergang, bis zur Berauſchung hingiebt.

Eine angenehme Ueberraſchung gewährte es unſrem Reiſenden, als ihn ein Beamter in Schiras zu ſich einlud, und er in der Frau dieſes Hadſchi Abbas eine Franzöſin kennen lernte; eine Nichte des Generals B***. Ihr Gemahl hatte, vor faſt 20 Jahren eine Reiſe nach Frankreich gemacht, war in dem Hauſe ſeiner nachmaligen Schwiegereltern, denen er glauben machte, er ſey ein Prinz von unermeßlichem Reichthum, bekannt geworden, und hatte die Neigung der damals 15jährigen Tochter ſo zu gewinnen gewußt, daß dieſe mit Einwilligung der Eltern ihm ihre Hand reichte, und mit ihm nach Schiras zog. Allem Anſchein nach war ſie — in betrübender Folge ihres leichtſinnigen Schrittes — Mohamedanerin geworden; ſie hatte vortrefflich perſiſch wie arabiſch ſprechen, ſchreiben und leſen gelernt, war mit ihrem, gerade nicht ſehr glänzendem, häuslichen Loos zufrieden, nur beklagte ſie, daß ſie unter dem hieſigen Volke ſich niemals einheimiſch fühlen könne, und ein beſtändiges Heimweh nach ihrem Vaterland habe.

Am 18 Januar reiste Aucher Eloy aus Schiras ab, um von dort aus die Küſtengegenden des perſiſchen wie des arabiſchen Meerbuſens zu durchwandern. Die Bewohner von Buſchir, das einen guten Hafen, dabei aber nur wenig Verkehr hat, ſcheinen von arabiſcher Abkunft. Die Landſchaft gegen Südoſten baut viele Datteln; in Ahram verkaufte man dem Fremden zehn Pfund der beſten Früchte dieſer Art um einen Viertel Franken (7 Kreuzer). Auf einem Umwege, der ſich landwärts zuerſt öſtlich gegen Firuzabad hinzog, dann ſüdwärts wendete nach Lar, in deſſen Nahe die ſchöne, gliedergelenkige Tamariske (Tamarix articulata) ganze Waldungen bildet, naherte ſich der Reiſende einem ſüdlicheren Punkt der Küſte. Es war jetzt die Mitte des Februars gekommen, und bei der Ankunft in Bender Abaſſy, hatte ſchon die letzte Woche dieſes Monats begonnen. Indeß war der Wechſel der Hitze des Tages und der Kalte der Nacht, ſo wie der öfter ſich erneuernde Unmuth über das Volk des Landes dem geiſtig thatigen Forſcher noch nicht nachtheilig geweſen. Dieſer hatte ſich faſt ganz wieder von den Folgen ſeiner Krankheit erholt, und in Bender Abaſſy, welches erſt in der heißen Jahreszeit von bösartigen Fiebern heimgeſucht wird, erquickte er ſich ungeſtört an dem guten Trinkwaſſer der Gegend, ſo wie an dem Genuß der vortrefflichen Fiſche, von denen ſein armeniſcher Knecht zwei große, die zuſammen 20 Pfund wogen, um etwa 6 Kreuzer kaufte. Die Seefahrt auf einem arabiſchen, mit Myrtenblattern und der übelriechenden Asa foetida befrachteten Schiffe, das am 3. Marz bei Mascat landete und die erſten botaniſchen Wanderungen ins Innere des Landes, deſſen arabiſche Bewohner durch ihre uneigennützige Gaſtfreundlichkeit einen auffallenden Gegenſatz gegen die habſüchtigen Perſer bilden, war glücklich vorübergegangen. Weder die Anſtrengungen noch die Entbehrungen und die Sorgen, welche der Geldmangel für unſren Reiſenden mit ſich brachte, hatten auf ſeinen, noch immer ſehr reizbar geſtimmten, reiſemüden Körper einen ſo verderblichen Einfluß gehabt, als die heißen Weſtwinde (Schemal genannt), deren giftige Wirkung erſt nach der Frühlingsnachtgleiche merklich wird. Aucher Eloy ließ ſich auch in dieſer Zeit keine Ruhe, er und ſein Armenier wurden von einem Fieber ergriffen, deſſen Heftigkeit der Gebrauch von Chinin zwar für die außere Erſcheinung etwas linderte, das aber, weil ſich der Kranke noch fortwährend die größeſten Anſtrengungen in der Hitze zumuthete, deſto mehr zu einem gefahrvollen, innerlichen Feinde wurde. Selbſt in Bender Abaſſy, wohin er zu Schiff am 23. April zurückkehrte, fand er jetzt die Hitze faſt unerträglich, die Luft höchſt ungeſund. Beſſer als aus ſeinem Tagebuche lernen wir die Anſtrengungen, ſo wie die furchtbaren Leiden unſres Reiſenden, auf ſeinem Wege von Bender Abaſſy bis Schiras aus dem Briefe kennen, den er in Ispahan, wenige Wochen vor ſeinem Tode an H. Naudin zu Blois ſchrieb. Bei all ſeiner leiblichen Schwäche wollte der unermüdete Sammler von Bender Abaſſy aus noch eine Landreiſe gegen Süd und Südoſten unternehmen. Am zweiten Tage dieſer Reiſe überfiel ihn der heiße Wind der Wüſte, der ihn zu jeder Bewegung unfähig machte und nach wenig Stunden das Waſſer in ſeinen Schläuchen und den Weingeiſt in ſeinen Amphibiengläſern ganz austrocknete. Dennoch raffte ſich der unbeugſame Mann wieder auf, zu einer viertägigen Wanderung in das Guenaugebirge, ward aber durch dieſe unmaßige Anſtrengung ſo erſchöpft, daß er in Ohnmacht hinſinkend, dem Tode nahe ſchien. Seine große Ermattung war zum Theil eine Folge des mehrtägigen Waſſermangels, deßhalb gab ihm ein Trunk Regenwaſſer, das ihm ein Araber aus einer Felſenſchlucht ſchöpfte, wieder ſo viel Lebensmuth, daß er ſich zur Weiterreiſe nach Schiras entſchloß. Jetzt aber, an der Gränze von Perſien, begannen erſt die ſchwerſten Leiden für ihn. Seine wackren arabiſchen Kameeltreiber durften ihn nicht weiter als zur Gränzſtadt Sazeh begleiten; er war nun ganz in den Händen der habſüchtigen Perſer, die ſich ſchon in Sazeh für jedes Kameel auf eine Tagreiſe von 5 bis 6 Stunden Weges 12 Franken bezahlen ließen, in Tarun aber ſogar für einen Eſel dieſelbe Summe von ihm erpreßten. Bei der Ankunft in Darap war die Noth des armen Reiſenden aufs Höchſte geſtiegen. Er hatte von da bis Schiras noch einen Weg von 75 Lieuen zu machen; ein ſchleichendes Fieber zehrte an der Wurzel ſeines Lebens, ſein Reiſegeld war bis auf einen kleinen Reſt erſchöpft, dazu ſahe er ſich von Menſchen umgeben, die an ſeiner Noth ihre Luſt hatten und ſich wie Mörder und Diebe gegen ihn benahmen. Denn nur mit großer Mühe und nicht ohne Wunden, entgieng er der Gefahr von ihnen geſteinigt zu werden. Mitten in der Tiefe dieſes Elends kam ihm Hülfe durch einen Mann, der früher im Dienſte des engliſchen Oberſt Shee, eines Freundes des Aucher Eloy geweſen und der im Beſitz einiger Maulthiere war, mit denen er die Weiterförderung des Reiſenden übernahm. Als dieſer krank und matt durch das höhnende Volksgedränge von Darap hinausritt, da rief er auf perſiſch:

„Ein zum Sterben müder Fremdling kam in eure Mauern, um da einige Augenblicke auszuruhen; ihr habt ihn gemißhandelt und verwundet; Gott iſt gerecht, er wird euch ſtrafen.“

Die vorhin ſo laute Menge, als ſie dieſe Worte hörte, ſchwieg, aber mitten in dieſer Stille vernahm man — in der That ein bemerkenswerthes Zuſammentreffen! — in der Luft ein Geräuſch, wie beim Ausbruch des Hagels; eine dichte Wolke von Heuſchrecken hatte ſich genaht und warf ſich über die Landſchaft. Der Pöbelhaufe zerſtreute ſich eilig, um wo möglich die verheerenden Thiere durch Rauchdampf und Getöſe von ſeinen Gärten und Feldern abzutreiben; aus dem Munde einiger Fliehenden hörte man das Wort Peigamber (Prophet).

Aber die gleiche Noth kehrte bald von neuem zurück. Zwei Tage ſpäter, als der bedauernswürdige Kranke, der übrigens mitten in ſeiner großen Schwäche noch immer Pflanzen und Inſekten geſammelt hatte, in die Nähe von Faſa kam, und aus Furcht vor dem perſiſchen Pöbel in einiger Entfernung von der Stadt ſein Nachtlager aufſchlug, da ergieng es ihm noch ſchlimmer als in Darap. Das mörderiſche Volk ſchlich ſich bei Nacht an das Zelt, ſchnitt die Seile deſſelben ab und warf einen ſo mächtig großen Stein nach der Lagerſtätte des Fremden hin, daß dieſer abermals in nahe Todesgefahr gerieth. Ja, hiermit nicht zufrieden, kamen am andren Morgen, während der armeniſche Knecht in der Stadt war, um einige Einkäufe zu beſorgen, fünf ſolche Raubmörder und nahmen dem gerade an einem heftigen Fieberanfalle darniederliegenden Manne den ganzen Reſt ſeines Geldes, ſeine gute Taſchenuhr und ſeine Kleidungsſtücke. So iſt die Sitte des perſiſchen Pöbelvolkes gegen den ſchutzlos reiſenden Fremdling!

In Schiras konnte er nur gegen 12 Prozent Intereſſen auf jeden Monden-Monat (gegen 150 auf das Jahr) eine Summe zum Darlehen erhalten; man nannte den perſiſchen Kaufmann der dieſes gab, noch ſehr billig. Wie ein Sterbender kam er am 24. Juni in dem lang erſehnten Ruheſitz, in dem Kloſter zu Dſchulfa bei Ispahan an. Doch die Leidenſchaft des Naturforſchers war nicht, mit den Kräften des Leibes zugleich vergangen. Noch einmal, nach einer kurzen Ruhe, raffte er ſich auf zu einer botaniſchen Wanderung in die Gebirgsgegend der kriegeriſchen Baktiaris. Aber ein neuer Ausbruch feindſeliger Unruhen unter dieſem

Volke nöthigte, ihn gar bald zur Rückkehr nach ſeinem Ruheſitz und es war höchſte Zeit zu dieſer Rückkehr, wenn der ſchwach glimmende Docht ſeiner Lebenskraft nicht ſchon auf dieſer Gebirgsreiſe verlöſchen ſollte. Nur zu einigen Briefen, aus denen noch immer die Hoffnung zu einer glücklichen Heimkehr hervor blickt, wendete er die letzten Kräfte an; bald konnte er das Bett nicht mehr verlaſſen und am 6. October 1838 verſchied er, zwar fern von den Seinen, jedoch mitten unter der freundlichen Pflege der geiſtlichen Väter des Kloſters zu Dſchulfa und des theilnehmenden Arztes Bertoni.

Aucher Eloys Beiſpiel kann uns lehren, zu welchen Siegen der Geiſt des Menſchen über das Fleiſch fähig ſey, ſchon dann wenn die Begeiſterung, welche die Thaten des Lebens hervorrief, nur auf das Gebiet eines ſinnlichen Erkennens gerichtet war. So hoch aber, wie der Schöpfer über ſeiner Schöpfung, ſteht an Kräften jene Begeiſterung über der des wiſſenſchaftlichen Forſchens da, deren Streben und Sehnen nach dem Erkennen und lebendigen Erfaſſen des Schöpfers ſelber ſich gewendet hat.

III.

Chriſtophorus Columbus.

1) Der Mann des Fortſchrittes.

Das Leben und die Thaten des großen Columbus ſind in alterer wie in neuerer Zeit unzählbar oft beſchrieben worden. Die Geſchichte dieſes Mannes hat in unſren Büchern eine feſtſtehende Form angenommen, in der ſie faſt überall als die namliche wiederkehrt. Und dennoch gleicht dieſe Form nur den vervielfaltigten Abdrücken eines Kupferſtiches, der nach einem Portrait gemacht wurde, welchem zwar gewiſſe äußre Züge der Aehnlichkeit mit ſeinem lebenden Original nicht abzuſprechen ſind, das aber hinter der Aufgabe eines geiſtigeren Auffaſſens des eigentlich Charakteriſtiſchen dieſes Originals weit zurückblieb. Dem **Waſhington Irwing** iſt es in unſren Tagen gelungen ein treueres Portrait des ruhmwürdigen Entdeckers der neuen Welt aufzufinden; er hat aus einer Menge der bisher außer Acht gekommenen hiſtoriſchen Quellen und unbenutzten Urkunden eine Geſchichte des Chriſtoph Columbus und ſeiner Reiſen zuſammengeſtellt, die uns ein lebensgetreueres Bild des merkwürdigen Mannes giebt, als das früher in Umlauf geſetzte war*). Unter der Feder dieſes ſeines trefflichen

---

*) A History of the Life and voyages of Christopher Columbus, by **Washington Irwing**, in four Volumes. Deutſch überſetzt von **Meyer**.

Lebensbeſchreibers iſt der alte Seefahrer noch einmal, ganz als der, welcher er eigentlich war, in den Kreis des jetzt lebenden Geſchlechtes zurückgekehrt und begehrt von dieſem ſein Recht auf volle Anerkennung deſſen, was der weſentlich charakteriſtiſchſte Zug ſeines Denkens, ſeiner Geſinnung und ſeiner Handlungen war.

Chriſtoph Columbus iſt „ein Mann des Fortſchrittes“, freilich noch in einem andren Sinne geweſen, als man gewöhnlich unter ſolchem Ausdruck verſteht. Der Wettläufer in der Siegesbahn ſtrebt mit beflügelter Eile voran, weil er, wenn auch noch fern, den Kampfpreis vor Augen ſieht; der heimwehkranke Schweizer ſchreitet, wenn er vorhin auch noch ſo müde war, mit neu auflebender Kraft vorwärts, den ſteilen Berg hinan, weil er es weiß, daß hinter und jenſeits dem Berge, im tiefen, ſtillen Thale die Hütte ſeiner Väter ſteht. Der Knabe tragt den Keim der Entwicklung ſeines Weſens zum Jünglingsalter, der Jüngling die Zukunft ſeines männlichen Wirkens ſchon in ſich. Es iſt ein Zeichen des geſunden, kräftigen Fortſchrittes der Entwicklung, wenn der Knabe in die Spiele ſeiner Kindheit eine Bedeutung der Thaten des Jünglinges legt, wenn der Geiſt des Jünglinges an den Gedanken des reifen, durchgebildeten Mannesalters ſich aufrichtet und erſtarkt. Mitten in der ſterblichen Natur des Menſchen liegen die Kräfte einer Entwicklung zum Leben der Ewigkeit, alles das, was dieſe Kräfte belebt und verſtarkt, iſt ein Fortſchritt unſres eigentlich innren Lebens; Gedanken der Ewigkeit ſind es allein, aus denen Thaten hervorgehen können von dauernder, von unvergänglicher Art und Nachwirkung.

Die Anregung, die aus fleiſchlicher Begierde, aus irdiſch menſchlicher Leidenſchaft entſprang, iſt, wenn ſie auch, gleich einer anſteckenden Krankheit, Tauſende dahinriß, doch nur ein Rauſch, der gleich dem Rauchdampf ſchnell vergeh jene That allein trägt für den, welcher ſie vollführte, wie für Andre den Keim einer höheren Fortbildung in ſic welche mitten im Leiblichen ihre Nahrung aus einem Geiſtige Göttlichen nahm. Dieſes Geiſtige war es, das einem Keppl ſeinen Aufſchwung zu den erhabenſten Höhen des Erkennen einem Prinzen Eugen ſeinen freudigen Muth im Felde d Schlachten gab. Chriſtoph Columbus galt ſchon bei viele ſeiner Zeitgenoſſen als ein Enthuſiaſt und Schwarmer, wen er mit der Begeiſterung eines Propheten es ausſprach, wa ihn vor allem zum Auslauf über ferne Meere, in eine nu geahnete, nie geſehene neue Welt trieb, jenen Grundgedanken ſeines feurigen Geiſtes: „daß alle Lande der Eh des Herrn voll werden; alle Enden der Erde, alle Völk und Zungen verſammelt werden ſollten unter das Panie Gottes und Seines Chriſtus.“ Und dennoch war es allei dieſe, gleich einer Schwärmerei verachtete Begeiſterung, di dem Manne den Muth und die ſonſt unbegreifliche Ausdaue gab zu einem Unternehmen, welches nach Irwings Ausdru der herrſchenden Weltanſchauung jener Zeit ſo erſcheinen mußte wie der unſrigen ein Beſtreben im Luftballon aufzufliege nach dem Monde und nach den Geſtirnen.

Wie der wahrhaft prophetiſche Seherblick des Entdecker von Amerika fern jenſeit des Meeres und hinter ſeine Wegen ein zuverſichtlich geahnetes ſichtbares Reich, jenſei aller Meere und Lander aber ein im Glauben erfaßtes Reic des Unſichtbaren und Ewigen geſucht habe und von Jugend auf nach dieſem Ziele hingeſteuert ſey, das wird uns, an der Hand von Irwing, eine nahere Betrachtung ſeine Lebensgeſchichte lehren.

2) Columbus frühеſte Jugendjahre.

Ein feierlicher Ernſt ſprach aus ſeinen Mienen, wie aus dem Ton der Stimme, wenn Columbus in den ſpäteren Jahren ſeines Lebens, nahe dem Ende ſeiner irdiſchen Laufbahn von jenem geheimnißvollen, göttlichen Antriebe ſprach, der ihn, den Sohn eines armen Wollkammers in Genua, ſchon in ſeiner frühеſten Kindheit zu ſolchen Studien hingeführt habe, welche ihm für den nachmaligen Beruf ſeines Lebens zur nothwendigen Vorbereitung dienen ſollten. Es iſt das Walten einer hoch über allem Menſchlichen ſtehenden Hand, wenn in Zeiten, da irgend ein neuer Fortſchritt in der geiſtigen Entwicklungsgeſchichte unſres Geſchlechtes beginnen ſoll, die Kräfte zu dieſer Bewegung gleichzeitig in mehrere Seelen der Menſchen, von ihrer Geburt an hineingelegt und zu einem gemeinſamen Werke angeregt, geleitet und erzogen werden. Columbus wurde im Jahr 1435 oder 1436 (mit voller Sicherheit läßt nicht einmal das Jahr ſich beſtimmen) mithin zu derſelben Zeit geboren, da von den Strahlen einer gemeinſamen Sonne geweckt, viele Seelen der Forſcher erwachten, welche, wie die Bienen am erſten warmen Frühlingstage ausgiengen, aus der bisherigen Umſchränkung des Wahnens und unvollkommenen Wiſſens, in die Weiten eines klaren, geiſtigen Erkennens *).

Mit manchen Kindern der bemittelteren Eltern lernt auch das des Wollkämmers leſen und ſchreiben. Aber Chriſtoph lernt dieſes nicht nur ſo wie die andren Knaben ſon-

---

*) Namentlich war Columbus ein Zeitgenoſſe der beiden großen Wiedererwecker der Sternkunde: des Peurbach und Regiomontan; der letztere wurde mit Columbus gleichzeitig (im J. 1436) geboren. Für Italien wie für Deutſchland war damals die höchſte Blüthenzeit der Kunſt gekommen.

dern die Züge ſeiner Handſchrift zeichnen ſich bald durch ſolche Schönheit und Vollkommenheit aus, daß, wie Las Caſas ſagt, Columbus ſchon als bloßer Schönſchreiber ſich hatte ernähren können. Der Knabe wendet ſich mit brennendem Eifer zum Erlernen der Rechenkunſt, des Zeichnens und Malens und ſchon ſeine früheren Leiſtungen erſcheinen als Schritte zur künftigen Meiſterſchaft: Columbus hätte, wie der vorhin genannte Las Caſas ſagt, als Rechenmeiſter, als Zeichner und Maler ſein Glück machen können. Er kann ſich bei dieſen Anfangen nicht begnügen: ſein Wunſch wird ihm gewahrt, der Vater ſendet ihn, obwohl nur auf kurze Zeit an die berühmte Hochſchule von Pavia, hier gewähren ihm die einzelnen wohlangewendeten Tage was vielen Andren kaum die Monate und Jahre, er ſtudirt Grammatik, erwirbt ſich Fertigkeit im Verſtehen und Sprechen der lateiniſchen Sprache, vor allem aber, denn dahin führte zunachſt der innre Antrieb, Geographie und Geometrie, Aſtronomie und Schiffahrtskunde. Namentlich die Erd- und Länderkunde der damaligen Zeit, wendete ſich aus den Schulen ihrer Sophiſten wieder zu den Meiſtern des Wiſſens aus den Zeiten des klaſſiſchen Alterthumes: die Schriften des Ptolemäus wurden in mehreren lateiniſchen Ueberſetzungen an den italieniſchen Schulen geleſen, mit ihnen zugleich die Werke von Strabo, Plinius, Pomponius Mela. Was das Mittelalter zu jenen alten Grundlagen des damaligen Wiſſens hinzugethan, das war im Ganzen nur Weniges und Unſichres. „Der Ozean“, ſo ſagt der ausgezeichnetſte arabiſche Kosmograph, der Scheriff al Edriſi, „umgürtet den äußerſten Saum der bewohnten Erde; was jenſeit demſelben ſey, das iſt unbekannt. Keiner noch konnte über den Ozean kommen, wegen der ſchweren und gefahrlichen Schiffarth, wegen des auf ihm herrſchenden Dunkels, wegen ſeiner ungeheuren Tiefe, furchtbaren Stürme und Seeungeheuer, doch mag es Inſeln in ihm geben, einige bewohnt, andre unbewohnt. Die Seefahrer wagen ſich niemals weit von der Küſte hinweg. Doch brechen ſich die Wellen des Ozeans nicht, obgleich ſie bergeshoch einherrollen, darum können allerdings Schiffe ſeine Wogen durchpflügen.“

Columbus ſcheint noch nicht weit über die Gränze des Knabenalters hinaus geweſen zu ſeyn, als er, von Pavia zurückgekehrt ſeinen Neigungen folgte und zum Seedienſt ſich wendete. Das Leben des Seemannes war um jene Zeit zugleich das eines Kriegers. Bei den beſtändigen Fehden, welche zwiſchen den einzelnen italieniſchen Freiſtaaten und Fürſtenhöfen ſtatt fanden, bei der feindſeligen Stellung, in der ſich großentheils die Schifffahrt treibenden Küſtenbewohner des einen Landes zu denen des andren, vor allen die chriſtlichen gegen die mohamedaniſchen Seefahrer befanden, durfte keiner von dieſen es wagen anders als gienge er in den Krieg, die Reiſe von einem Hafen zum andren zu machen; jedes begegnende Schiff konnte das eines Seeräubers ſeyn, oder als eine gute Beute erſcheinen, deren ſich der Stärkere ohne Anſtand bemächtigte; was in, was auf dem Meere ſchwamm, das war nach der rohen Anſicht der mittelalterlichen Barbarei ein Gemeingut aller tapfren Seeleute. Wie die Fuhrleute zu Lande ſich zuſammengeſellten, um mit vereinter Kraft den Anfällen der Raubritter zu widerſtehen, ſo bildeten ſich kleine Flotten von bewaffneten Schiffen, welche, je nachdem ſich die Gelegenheit ergab, entweder ein gemeinſames Geſchäft des Handels oder auch der Seeräuberei betrieben. Durch dieſe Schule der kühnen und abentheuerlichen Unternehmungen ſcheint auch Columbus in ſeiner Jugend gegangen zu ſeyn, wahrſcheinlich in naherer Verbindung ſtehend mit einem Verwandten des gleichen Namens, mit dem hin und wieder von den Schriftſtellern ſeines Jahrhunderts erwähnten Seecapitän Colombo, welcher als Partheigänger und als Seeräuber manche Thaten verübte, welche eben ſo wie bei Franz Drake nur durch die unvollkommne Moral jener kriegeriſchen Jahrhunderte begreiflich werden. Unter dem Commando von dieſem, ſowie zuweilen auch als ſelbſtſtändiger Anführer einer kriegeriſchen Expedition nahm er an dem freilich erfolgloſem Zuge Theil, den Johann von Anjou, der Herzog von Calabrien gegen Neapel anſtellte, um die Anſprüche ſeines Vaters Renatus oder René, Grafen von Provence auf den Königsthron von Neapel mit bewaffneter Hand geltend zu machen. Ein tollkühnes Seegefecht, in welches etliche genueſiſche Schiffe mit mehreren venezianiſchen Schiffen in der Nähe der portugieſiſchen Küſte ſich einließen, ſoll auch, nach einer Familienſage, die der Sohn unſres großen Seefahrers Fernando erzählt, die Veranlaſſung geweſen ſeyn, durch welche Chriſtoph Columbus auf die Bahn ſeiner nachmaligen Thaten, zuerſt nach Portugal und dann nach Spanien geführt wurde. Die ſtreitluſtige Mannſchaft der beiden Partheien, ſo erzählt die Sage, führte den Kampf mit ſolcher Erbitterung, daß ſie die Schiffe der einen an die der andren mit eiſernen Haken und Ketten befeſtigte. Das mörderiſche Gefecht, Mann gegen Mann hatte bereits vom Morgen bis zum Abend gedauert, da brach auf dem größeſten Schiffe der Venezianer ein Feuer aus, von welchem alsbald auch alle die andren Schiffe ergriffen wurden. Die noch lebende Mannſchaft rettete ſich durch Schwimmen, doch nur Wenigen gelang es das zwei Seemeilen entfernte Ufer zu erreichen, unter dieſen Wenigen war auch Chriſtoph Columbus, denn „es gefiel Gott“, ſo ſagt ſein Sohn Fernando, dem

Schwimmenden Kräfte zu verleihen, damit ſein Leben für größere Thaten geſpart würde.

Mag es ſo ſein wie Fernando erzählt, daß ſein Vater als ein armer Schiffbrüchiger an Portugals Küſte und bald nachher nach Liſſabon kam, gewiß iſt es, daß derſelbe mehr und Größeres bei ſich trug als alle Flotten der reichen Venezianer: jenen freudigen Muth und jene feſte Hoffnung ſeines Innren, welche den, der dieſen Schatz in ſich hat, niemals zu Schanden werden läſſet. Was die äußre Noth betrifft, in welcher der Seefahrer bei ſeinem Eintritt in die portugieſiſche Hauptſtadt ſich befunden haben mag, ſo fand dieſe Abhülfe und Linderung durch die vielen genueſiſchen Landsleute, welche, wie damals in allen Seeſtädten der Chriſtenheit, ſo auch in Liſſabon ſich fanden.

3) Der kosmographiſche Wandertrieb des Geiſtes.

Das Sehnen nach einem tiefer gründenden und umfangsreicheren Erkennen der ſichtbaren Werke Gottes iſt im 15. Jahrhundert in ſehr verſchiedenen Völkern und Ländern zugleich erwacht. Wie gegen die Mitte jenes Jahrhunderts zu Samarkand unter Ulugh Beigh der Eifer für das Studium der Sternkunde von neuem erwachte, ſo regte ſich derſelbe auch zu gleicher Zeit und zwar in viel fruchtbarerer Weiſe in Wien, wo die beiden Begründer der neueren Sternkunde, Peurbach und Regiomontanus lebten und wirkten*). Und ebenſo wie der Geiſt des Forſchens nach dieſer Richtung hin die engen Schranken des damaligen Erkennens durchbrach und in die noch unbekannten Tiefen des Sternenhimmels einzudringen ſuchte, ſo that er es auch nach einer andren näher liegenden Richtung hin, indem er jene kühnen Beſtrebungen zum Durchforſchen der Lander und Meere aufregte, durch welche im Verlauf weniger Menſchenalter der Seeweg von Europa nach Oſtindien und ein neuer Welttheil: Amerika entdeckt wurde.

---

*) M. v. meine kleine Schrift: Peurbach und Regiomontan. Erlangen bei C. Enke 1827.

Dort, nahe bei der Südweſtſpitze von Portugal, in Algarbien zeigt man noch jetzt die Stätte des Landſitzes Terzanabal, welcher einſt durch Prinz Heinrich den Schiffer ein Sitz der Wiſſenſchaften und ein Ausgangspunkt der erſten Unternehmungen war, die zur Umſchiffung von Afrika führten. Die Sternkunde und Erdkunde hatten den hochſtrebenden Geiſt jenes jungen Fürſten ſchon frühe in ihre wundervollen Kreiſe gezogen, er war mit allen Forſchungen der alten wie der neuen Zeiten in dieſen Gebieten des Wiſſens bekannt und vertraut. Eines höheren Zweckes ſich bewußt, beſchloß er einen Theil jener Schätze, welche der Chriſtusorden, deſſen Großmeiſter er war, beſaß, zur Forderung von Seefahrten zu benutzen, die zunächſt ihre Richtung nach Süden, an der Weſtküſte von Afrika hinab nehmen ſollten. Denn die Schiffahrtskunde der damaligen Zeit war in einem ſo unvollkommenen Zuſtand, daß ſie, wie ein Kind, welches des Gehens noch ungewohnt, an die Hand der Mutter, ſo an die Nähe des Landes ſich feſthielt und durch die aus alter Zeit ererbten Wahnbilder von einem für Schiffe undurchdringbaren Gürtel der Meere, der um das Feſtland der Erde geſchlungen ſey, ſo wie von einer heißen, Alles verſengenden Zone ſich von jedem Schritte, über das Bekannte hinaus, abſchrecken ließ. Und das zuletzt erwähnte Schreckbild von einer heißen Zone, unter deren glühend heißem Lufthauch jeder Grashalm erſterben müſſe, ſchien ſich dem Auge jener Schiffer zu verwirklichen, welche auf der erſten durch Prinz Heinrich veranlaßten Entdeckungsreiſe bis zu dem öden Vorgebirge von Bojador vordrangen. Dort verläuft die furchtbare Wüſte Sahara mit ihren Sandmaſſen ans Ufer des Meeres und ſetzt ſelbſt in dieſes hinein durch Hügel und Untiefen ſich fort, an denen der Wind, vom Lande her ſeine Sandwolken anhäuft. So weit dort der Blick, von einem der Hügel hineinwärts in das Land reicht, trifft er auf nichts andres als auf eine dürre, vom Strahl der Sonne verſengte, unbewohnbare Einöde.

Der Geiſt eines Prinzen Heinrich des Schiffers ließ durch ſolche Schreckbilder ſich nicht im Laufe ſeiner Thaten hemmen; zwei Ritter aus ſeinem Orden Juan Gonſalvez und Triſtan Vaz, faßten, nach ſeinem Wunſche, das Unternehmen von neuem auf; ſie wagten es die unmittelbare Nähe der Küſte zu verlaſſen; im J. 1418 entdeckten ſie Porto Santo, im J. 1419 die Inſel Madeira. Ein Waldbrand, den die Entdecker, um für die Anlegung einer Colonie Raum zu gewinnen, entzündet hatten, griff in ſo unerwarteter Weiſe um ſich und war, mehrere Jahre hindurch ſo unhemmbar, daß faſt alle die herrlichen Forſten der Inſel davon verzehrt wurden; in den, von der Aſche reichgedüngten Boden pflanzte man Zuckerrohr aus Sizilien, Weinreben aus Cypern, ſo wie andre nutzbare Gewächſe des Südens, welche in Kurzem die Mühe des Anbaues durch einen überreichen Ertrag belohnten.

Noch immer fand der Prinz für ſein hochſinniges Streben nach Erweiterung der Erdkunde unter den Zeitgenoſſen und Landsleuten, ſtatt des aufmunternden Beifalles nur Tadel und Abneigung, er aber, nach dem Urtheil der Menge nicht fragend, ließ im J. 1432 ein neues Schiff für ſein großes Unternehmen ausrüſten und es gelang in dieſem Jahre das ſo ſehr gefürchtete Cap Bojador zu umſchiffen, ſowie die Azoren zu entdecken. Dennoch regte erſt jener Goldſtaub, den die Schiffer im J. 1442, zugleich mit einigen gefangenen Negern von der afrikaniſchen Küſte mit ſich brachten, eine lebendigere Theilnahme auch andrer Seeleute auf, und wenig Jahre nachher ſahe man kleine Flotten, von Privatunternehmern ausgerüſtet, aus dem Hafen von Lagos auslaufen, welche nach der weſtafrikaniſchen Küſte ihren Lauf nahmen. Diniz Fernandez, ein Capitän im Dienſte des Prinzen, war übrigens der erſte, welcher auf ſeiner Seefahrt ſüdwärts über die Mündung des Senegal hinauskam und das grüne Vorgebirge entdeckte, und bald erfuhr man, bei der weitren Bekanntſchaft mit der Guineaküſte, daß die Ausſagen von der Unwirthbarkeit der heißen Zone ein Mährchen, die Annahme des Ptolemäus, daß Afrika nach Süden hin immer breiter werde, ohne Grund ſey.

Dieſe neuen, mit den älteren in vollkommenem Widerſpruch ſtehenden Weltanſchauungen erhielten durch die ſpateren Seefahrten der Portugieſen eine immer weitere Beſtätigung. Denn obgleich nach des großen Infanten Heinrichs Tode, im J. 1460 ein Stillſtand der Unternehmungen eintrat, kam dennoch im J. 1471 ein portugieſiſches Schiff zum erſten Mal weit über die Linie hinaus und ſeine Mannſchaft fand an der überreichen, fruchtbaren Küſte von Loango ſtatt eines nackten, verbrannten Felſengrundes oder Sandes hohe, herrlich grünende Waldungen, belebt von einer kräftigen Thierwelt, bewohnt von volkreichen Stämmen der Neger.

Um dieſe Zeit, wo ſich für die Forſchungen der Erdkunde eine ganz neue, bis dahin feſt verſchloſſene Pforte aufthat, war es, daß der große Genueſe, voll ungleich kühnerer Entwürfe als alle die der bisherigen Küſtenfahrer geweſen, den Boden von Portugal betrat.

4) Des Columbus erſter Aufenthalt und ſeine Schickſale in Portugal.

Man vermuthet, daß es das Jahr 1470 geweſen ſey, in welchem der nachmalige Entdecker von Amerika ſeinen Einzug in Liſſabon hielt. Sein dürftiges Gewand mochte ſchwerlich in ihm den künftigen weltberühmten Admiral und Begründer der Herrſchaft über eine neue Welt vermuthen laſſen; wer jedoch den etwa 34jährigen in der vollen Blüthe ſeiner Kraft ſtehenden Mann nur etwas genauer ins Auge faßte, der konnte, wenn er Menſchenkenner genug war, die Beſtimmung deſſelben zu großen Dingen wohl errathen. Von hoher Geſtalt, wohlgebaut und ſtark von Muskeln, von edler, wahrhaft würdevoller Haltung, mit einem ſchöngebildeten Angeſicht, deſſen hohe Stirn und gebogene Adlernaſe noch jetzt in den Abbildungen und auf den Denkmünzen, die wir von Columbus haben, der Betrachtung auffallen, die Augen von grauer Farbe und vom Feuer des Muthes ſtrahlend, das Haar, das in der früheſten Jugend lichtbraun geweſen, durch die Anſtrengungen des Seelebens bereits etwas gebleicht, ſo trat der große Held ſeines Jahrhunderts in dem Lande auf, das ihm ſchon nach kurzer Zeit, mehr als die eigne Vaterſtadt eine liebe Heimath werden ſollte.

Wir haben bereits oben auf einen Grundzug in dem Charakter des berühmten Seemannes: auf ſeine innige Religioſität hingedeutet. Sein ganzes Leben hindurch zeigte er den gleichen Eifer im Beſuch des Gottesdienſtes ſeiner Kirche, in gewiſſenhafter Erfüllung aller Pflichten und Gebräuche, welche dieſe ihm gebot und die Andacht, welche er hierbei bewies, war keine gedankenloſe Gewohnheitsſache, keine todte, leere Form, ſondern eine durchaus feurige und ernſte, an der ſein ganzes Gemüth mit allen Kräften Theil nahm. Wie man den Kriegern, welche zu Felde ziehen, eine von der Kirche geweihte Fahne in ihre Hand reicht, ſo ſollte Columbus aus der Hand ſeiner Kirche ein Glücksgut ſeines Lebens empfangen, das ihn aus einem Stand des bewaffneten, unſtaten Pilgrims zu dem eines friedlich anſäßigen Bürgers der Erde führte, und ihm hierdurch einige Jahre der Muſe gewährte, die er im reichen Maaße zu ſeiner weitren Ausbildung für den ſpäteren Lebensberuf benutzen konnte. Er pflegte nämlich, vielleicht wegen der nahen Lage ſeiner Wohnung, gewöhnlich den Gottesdienſt in der Kapelle des Allerheiligenkloſters zu beſuchen. Es war mit dieſem Frauenkloſter eine Erziehungs- oder Penſionsanſtalt für junge, adelige Fräulein verbunden. Unter den Zöglingen der Anſtalt befand ſich die Tochter des verſtorbenen Gouverneurs der Inſel Porto Santo, des Bartholomeo Monnis de Paleſtrello, eines von Geburt italieniſchen Edelmannes, der ſich unter den Seeleuten Prinz Heinrich des Schiffers einen bedeutenden Ruhm erworben, ſeiner Wittwe aber und ſeinen Kindern, außer einigen kleinen Beſitzungen auf Porto Santo und vielleicht einem kleinen Haus in Liſſabon kein weitres Vermögen hinterlaſſen hatte. Wohl mag es ſeyn, daß Columbus in ſeinem vielfältigen Verkehr mit ſeinen Standesgenoſſen, den Seefahrern, auch ſeinen Landsmann, den Vater der Donna Felipe de Paleſtrello kennen gelernt, oder daß er, als Landsmann des Verſtorbenen, bei der Wittwe deſſelben Zutritt gefunden, er warb bald nach ſeiner Ankunft in Liſſabon um die Hand der edlen Jungfrau und die Ehe wurde von beiden Seiten aus lauterer Neigung geſchloſſen.

Die Verſorgung ſeines neuen Hausſtandes beruhete jetzt ganz auf der Geſchicklichkeit und Thätigkeit des für eine ſolche Aufgabe wohl geeigneten Mannes. Er gewann aber in dieſem neuen Lebensverhältniß nicht nur reichlich das, was zum äußren, leiblichen Unterhalt, ſondern was zu ſeiner geiſtigen Ausbildung nöthig war. Das junge Ehepaar wohnte bei der Mutter. Dieſe, als ſie das hohe, lebendige Intereſſe bemerkte, das ihr Schwiegerſohn an den Berichten über die Seereiſen ihres verſtorbenen Gemahles nahm, brachte ihm all ſeine hinterlaſſenen Papiere: Charten, Tagebücher und gelegentlich niedergeſchriebene Bemerkungen. Kein Schatz der Erde hätte dem Columbus eine größere Freude gewähren können. Er wurde jetzt, was in jener Zeit nicht leicht war, auf einmal genau bekannt mit allen Reiſerouten, Plänen und Vorſtellungen der portugieſiſchen Seefahrer und das was er hier zuerſt ſchriftlich kennen gelernt, wurde ihm bald hernach ein Gegenſtand der eignen Anſchauung, denn er nahm als Seemann Antheil an den Fahrten nach der Guineaküſte. Schon dieſe Fahrten warfen für ihn und die Seinen einen mäßigen Gewinn ab, noch mehr aber jene Arbeiten ſeiner geſchickten Hand, die zugleich ſeinen Neigungen ſo ganz entſprachen, wie namentlich das Zeichnen von Landcharten. In einer Zeit, wo man ſowohl Bücher als Zeichnungen nicht durch die Preſſe zu vervielfältigen verſtund, ſondern dieſelben nur einzeln durch die Menſchenhand geſchrieben oder abgeſchrieben, entworfen oder nachgebildet wurden, in einer Zeit überdies, wo die Geographie die Wiſſenſchaft des Tages war, mit welcher alle nach Erkenntniß ſtrebende Geiſter ſich beſchäftigten, hatten ſolche Landchartenzeichnungen einen ſehr hohen Werth. Dieſer Werth aber ſteigerte ſich noch in ſehr bedeutendem Verhältniß, wenn der Zeichner der Charte dieſe nicht bloß andren, ſchon vorhandnen Arbeiten der gleichen Art nachgebildet, ſondern wenn er ſie durch eigne ſowie fremde neue Entdeckungen von Küſtengegenden oder Inſeln bereichert hatte. Man weiß, daß in jenen Zeiten eine einzige ſolche, von einem berühmten Kosmographen gefertigte Charte mit 130 Ducaten bezahlt wurde. Und daß die Landchartenzeichnungen aus des Columbus geſchickter Hand einen großen Beifall gefunden und Aufſehen erregt haben müſſen, das zeigt uns der Briefwechſel, in welchen einer der gelehrteſten Männer der damaligen Zeit, Paul Toscanelli in Florenz mit Columbus trat, den er durch ſeinen Beifall öfters aufheiterte und zu ſeinen ſpäteren, großen Unternehmungen ermunterte. Wir dürfen es der ganzen Sinnesart unſres ernſten, genau überlegenden Seemannes zutrauen, daß er auch auf ſolche Arbeiten ſeiner Hand einen Fleiß verwendet habe, der freilich, weil er ihm viel Zeit koſtete, mehr zu des Käufers ſeiner Charten als zu ſeinem eignen Vortheil war, dennoch gewährten die Früchte dieſes Fleißes nicht nur das, was man im Haushalt bedurfte, ſondern es wurde bei guter Sparſamkeit noch etwas erübrigt zur Unterſtützung des alten Vaters und der jüngern Geſchwiſter in Genua.

Der Schwiegervater Bartolomeo de Paleſtrello, welcher, wie bereits erwähnt, einer der erſten Anbauer und zugleich Gouverneur der Inſel Porto Santo geweſen war, hatte ſeiner Wittwe und ſeinen Töchtern auf dieſem kleinen lieblichen Eiland ein Gütchen hinterlaſſen. Die eine dieſer Töchter wohnte bereits daſelbſt, denn ſie war mit Pedro Correo, einem angeſehenen Seemann und Geſchäftsträger der Regierung verheirathet. Dorthin zog dann auch nach einiger Zeit Columbus mit ſeiner Frau, welche auf Porto Santo ihren Sohn Diego gebar. Der neue Wohnort war ſo recht an der Heerſtraße der damaligen Entdeckungsreiſen und ſeemänniſchen Unternehmungen gelegen. Die Schiffe, welche von Portugal aus an die Guineakuſte fuhren oder von da zurückkehrten, pflegten öfters an Porto Santo zu landen, dort erfuhr man aus vertrauter Mittheilung und am erſten, was der Gewinn der einzelnen Reiſen theils an eingetauſchten und eroberten Gütern, vor allem aber an neuen Anſchauungen und Erforſchungen der Küſte geweſen ſey. Mancher, der vor wenig Jahren noch kaum ein Fiſcherboot ſein Eigenthum nennen konnte, hatte ſich durch ſeemänniſche Unternehmungen anſehnliche Reichthümer und hohe Würden erworben; die Schiffahrt erſchien in jener Zeit als der beſte Weg zum Ruhme und zu unabhängigem Beſitzthum.

Die Richtung, welche, ſeitdem Prinz Heinrich der Schiffer den erſten Anſtoß dazu gegeben, alle Seereiſen nahmen, gieng immer noch nur von Norden nach Süden, längs der afrikaniſchen Küſte hin. Von dieſer hinweg, gerade nach Weſten, auf die weiten, unbekannten Räume des atlantiſchen Meeres hinaus wagte Keiner die Fahrt freiwillig. Wohl aber waren einzelne Schiffer, gegen ihren Willen, durch Stürme tiefer in das Meer verſchlagen worden und von dieſen kamen jene unſicheren Berichte über das Daſeyn von Inſeln, welche in weiter Ferne, bald mehr, bald minder deutlich ſich gezeigt haben ſollten.

Jenes innre Ferngeſicht, jenes Ahnungsvermögen, das den wandernden Vogel über Länder und Meere an einen noch nie geſehenen Bergungsort, vor dem Froſt und Mangel des Winters und von dort wieder zurück in die Heimath führt, iſt auch der menſchlichen Natur nicht ganz verſagt, ja es iſt in dieſer noch mit einer andren geiſtigen Kraft: mit der des Selbſtbewußtſeyns verbunden, welche dem Inſtinkt des Wandervogels abgehet. In dem anfänglichen, eigentlichen Naturzuſtand des Menſchen, in den älteſten Tagen ſeiner Geſchichte iſt jenes Ahnungsvermögen eines Wahren und wirklich Vorhandenen, das von dem äußren Auge noch niemal erſchaut war, für den forſchenden Geiſt ein Führer geweſen, der ihn von einem Gebiet des Erkennens zum andren geleitete. Und bis zu unſern Tagen tritt faſt jede große Entdeckung und Erfindung eines Neuen aus der Grundlage des Ahnungsvermögens hervor; es ſind die Eingebungen von dieſem, welche dem Erfinder ſein noch künftiges, unbekanntes Werk, als ein Mögliches vor Augen ſtellen und dann ſeiner eignen Kraft es überlaſſen, den oft mühſamen Weg und die Mittel zu ſuchen, um zu dem aus der Ferne ihm gezeigten Ziele zu gelangen. Als Eingebungen ſolcher Art erſcheinen großentheils jene lange vor der Entdeckung von Amerika unter den Völkern verbreitete Sagen: von der großen Inſel Antilla, von der Inſel Brandan, ſo wie von dem Eiland der ſieben Städte, dem Sitze jener ſieben Biſchöffe, die mit ihren Gemeinden dem Schwert der Sarazenen entflohen, und eine Menge andrer von einem Jahrhundert an das andre vererbte Behauptungen, nach denen jenſeit des Meeres in Weſten ein von der Natur reich begabtes Land ſich finden ſollte.

Statt ſolcher Ahnungen, welche übrigens dem phantaſiereichen Columbus nicht fern lagen, hatte ſich derſelbe übrigens, durch tieferes Nachdenken noch eine andre, ſicherere Baſis für die Behauptung gebildet, daß eine Seefahrt, welche ihre Richtung mitten durch das atlantiſche Meer hindurch von Oſt nach Weſten nehme, nothwendig zu einem Land führen müſſe. Die Gründe, welche er dafür hatte, waren folgende:

Die Erde iſt eine Kugel von ſolider Maſſe, man kann rings um dieſelbe herumreiſen; an der einen wie an der andren entgegengeſetzten Seite wohnen Menſchen, denen der umgebende Himmel oben, die Erde, auf welcher ihr Fuß ſteht, unten erſcheint. Der Umfang dieſer großen Erdkugel iſt, wie dies ſchon Ptolemäus gelehrt, in 24 Stundenſtriche, jeder von dieſen in 15 Grade getheilt, mithin der geſammte Umkreis in 360 Grade. Die Erſtreckung des Landes, von der Straße von Gibraltar oder den canariſchen Inſeln bis zu dem öſtlichſten bekannten Punkte von Aſien: der angeblichen Stadt Thinä, ſollte nach der Annahme der Geographen des Alterthumes, namentlich nach der Charte des Marinus Tyrius 15 Stundenſtriche oder 225 Grade betragen. Dazu kam ſeit der Entdeckung der Azoren und der Capverdiſchen Inſeln durch die Portugieſen noch eine Stunde mehr, ſo daß nach den, freilich nur auf Autoritätsglauben an die Ausſagen des Alterthumes gegründeten Berechnungen des Columbus nur ein Drittel des geſammten Erdumfanges als unbekannte Region des Meeres zwiſchen den weſtlichſten Punkten von Afrika und dem öſtlichſten Saume von Aſien mitten innen liegen könne, ein Raum, welcher 8 Stundenſtrichen oder 120 Graden der Länge entſpräche. Aber auch dieſer Raum möge wohl großentheils durch das Feſtland von Aſien und durch ſeine Inſeln ausgefüllt ſeyn, welche noch weit über die Lage der Stadt Thina nach Oſten ſich ausbreiteten. Daß dieſes wirklich ſo ſey, dafür ſchienen dem Columbus die Berichte der zu jener Zeit hochgeachteten Reiſenden des 13. und 14. Jahrhunderts: des Marco Polo und des John Mandeville zu zeugen, denn dieſe beiden waren weit über den öſtlichſten Grenzpunkt der ptolemaiſchen Beſchreibung von Aſien hinausgekommen.

Was die letztere Vermuthung, von einer nach Marco Polos Ausſagen weit nach Oſten gehenden Erſtreckung Aſiens und ſeiner Inſeln betrifft, ſo hatte darinnen unſren Seefahrer der ſchon erwähnte gelehrte Toscanelli noch durch einen Brief und eine von ihm entworfne Weltcharte beſtärkt, in welchem derſelbe es deutlich zu machen ſuchte, daß der Weg von Liſſabon bis zur Provinz Mangi unweit Cathay (darunter war die nordöſtliche Küſte von China gemeint) in gerader Richtung nicht über 1000 Meilen betrage, und daß noch überdieß die großen, reichen Inſeln Antilla und Cipango (Japan), in geringer Entfernung von einander in der Richtung einer ſolchen von Liſſabon nach Weſten gehenden Seefahrt lägen, wo die Schiffe mit allem Nöthigen ſich verſorgen könnten. In ähnlicher Weiſe hatten ſchon Ariſtoteles, Seneca, Plinius und Strabo es für möglich erklärt, von der ſpaniſchen oder mauritaniſchen Küſte nach Weſten hin die Küſten von Indien zu erreichen.

Zu dieſem allen kamen noch jene Thatſachen, die dem Columbus die Erfahrung der damals lebenden, ihm perſönlich bekannten Seefahrer an die Hand gab: von bearbeiteten Holzſtücken, Baumſtämmen, rieſenhaften Rohrarten, menſchlichen Leichnamen von unbekannter Bildung, welche durch die Seeſtröme und Stürme von Weſten herüber an die Küſten der afrikaniſchen Inſeln getrieben oder auf dem Meere ſchwimmend gefunden worden waren.

Dieſe Gründe waren es, aus denen der Geiſt des Columbus ſeine Theorie ſich gebildet hatte, deren thatſächliche Ausführung zur Bekanntſchaft und zum Wechſelverkehr der Völker der einen Halbkugel mit denen der andren den Weg eroffnete. Er ſprach ſeine Ueberzeugung mit ſolcher Feſtigkeit und Sicherheit aus, als hätte er das Land, nach welchem ſein Streben gieng, bereits mit eignen Augen geſehen. Er, ſo ſchien es ihm, und kein Andrer, ſey von Gott zu dem großen Werk auserſehen, auf welches ſchon die Schriften der Propheten hindeuten: zu dem Werk des Aufthuns der verſchloſſenen Pforten, durch welche bald dem Volke, das im Finſtern ſaß, das Licht des wahren Glaubens und der Erkenntniß Chriſti hineinſtrahlen ſolle, damit alle Heiden zu der Heerde der Kirche unter die Obhut des einen Hirten vereint würden. So war ihm der herrſchende Gedanke ſeines Geiſtes zu einer heiligen Angelegenheit ſeines Glaubens geworden, von welcher er anders nicht als mit andächtiger Erhebung zu ſprechen vermochte. Damit aber einem mächtigen Volke: dem Reiche des großen Khan (des Kaiſers von China) gegenüber auch das Chriſtenthum als eine Macht ſich zeigen könne, ſchien es ihm, der hierin in menſchlicher Weiſe irrte, nöthig, daß ein chriſtlicher Fürſtenhof dem Unternehmen ſeine Hülfe reiche. Bewaffnet und den Heiden auch durch äußren Glanz imponirend, müſſe man, ſo wähnte er, an ihre Küſten kommen. Ehe es jedoch dem für ſeine Anſicht begeiſterten Manne gelang eine, nur einigermaſſen hinreichende Unterſtützung zu ſeiner Entdeckungsreiſe, aus fürſtlicher Hand zu empfangen, vergieng noch manches Jahr.

Die Zeit des Hoffens und Wartens auf die Stunde der Erfüllung ſeines tiefen Sehnens brachte Columbus nicht thatenlos zu. Unter andrem war er bei einer Seefahrt nach Island. Er trat dieſe im Februar 1477 an und beſchreibt den blühenden Wohlſtand und den Handelsverkehr, in welchem damals jene Inſel mit England ſich befand.

Heinrich der Schiffer war im J. 1472 geſtorben und bis zum Antritt der Regierung des unternehmenden Königes Johann II im J. 1481 von Portugal war ſeitdem wenig für die weitre Erforſchung des Seeweges um Afrikas Südſpitze nach Indien gethan worden. Johann II hatte bald nach ſeiner Thronbeſteigung an der Küſte von Guinea das Fort St. Georg de la Mina, zur Sicherung des dortigen Küſtenhandels erbauen laſſen und hierdurch ſo wie durch andre thätige Beweiſe ſeiner Theilnahme, die Abſicht kund gegeben das Werk, das ſein Großoheim, der Prinz Heinrich begonnen hatte, kräftig fortzuführen. Bis dahin hatten die Küſtenfahrten und die Niederlaſſungen an der afrikaniſchen Küſte der portugieſiſchen Regierung mehr Ausgaben verurſacht als Gewinn gebracht, nur die Privatunternehmer hatten hin und wieder ſich durch ihren Verkehr mit der Guineaküſte bereichert. Alle die bisher gemachten Auslagen jedoch, ſo hoffte man, konnten in reichem Maaße erſetzt werden, wenn es endlich gelang den Weg der Meere nach Indien, nach dem Reiche des großen Khan, dem Lande des Goldes und aller Koſtbarkeiten glücklich zu beenden. Es wurde bei dem langſamen Fortgang der bisherigen Forſchungen, bei den häufigen Hemmungen, denen die Fahrten an der Küſte hin unterlagen, nur zu deutlich empfunden, daß der Schifffahrtskunde vor allem noch ein ſichres Mittel abgehe ſich in den Raumverhältniſſen der Erdoberfläche eben ſo wie in denen des Feſtlandes zu orientiren. Nur die Wiſſenſchaft konnte dieſem Mangel abhelfen. König Johann II gab hierzu den Anſtoß, indem er ſeine beiden ausgezeichnetſten Aerzte und zugleich Aſtronomen, den Rodrigo und Joſeph (der letztere ein Jude) auffoderte, ein Inſtrument zu erfinden, durch welches man mit möglichſter Leichtigkeit die Höhe der Sonne meſſen und hierdurch den Abſtand irgend eines Punktes auf dem Meer oder Lande vom Aequator beſtimmen könne. Jene beiden Männer erfanden hierauf in Gemeinſchaft mit dem berühmten Martin Behaim das Aſtrolabium, aus welchem, durch weitre Vervollkommnung unſre neuern Quadranten hervorgegangen ſind.

Dem Columbus, als er von all dieſen Bemühungen hörte, denen der geiſtvolle König zur Erreichung des einen großen Zweckes ſich unterzog, welcher auch ihm ſeit Jahren am Herzen lag, ſchien es, als ſey jetzt die rechte Stunde zur Ausführung ſeines großen Planes gekommen. Er bat um Audienz und ſie wurde ihm gewährt. Mit Begeiſterung trug er dem Monarchen ſeine Abſicht vor, nach Indiens

Küſten in gerader Richtung, ohne Afrika zu umſchiffen, hinzuſteuern und ſo in kurzer Zeit das Ziel zu erreichen, nach dem die portugieſiſchen Seefahrer ſeit ſechszig Jahren vergeblich geſtrebt hätten. Der König wollte zuerſt die Meinung ſeiner Gelehrten, namentlich die der beiden Erfinder des Aſtrolobiums: Rodrigo und Joſeph ſo wie ſeines Beichtvaters des Diego Ortiz de Caſtilla vernehmen. Dieſen kalten Mannern der Wiſſenſchaft erſchien der Mann mit all ſeinem feierlichen Ernſt und ſeiner lebendigen Begeiſterung als ein Schwarmer; ſie ſprachen ſeinem Unternehmen die Möglichkeit des Erfolges ab. Nicht anders ergieng es ihm, als der König ihn vor einer großen Verſammlung der gelehrteſten Männer und der hohen Geiſtlichkeit ſeines Landes verhören ließ. Zwar nahm ſich hierbei in geiſtvoll beredter Weiſe Don Pedro de Meneſes, der Graf von Villa Real des großen Werkes der Erforſchung der Lander und Meere gegen die engherzigen Bedenklichkeiten des Biſchoffs von Ceuta an, aber nach dem Beſchluß der Mehrheit wurde Columbus auch von dieſem Tribunal mit ſeiner Bitte um Unterſtützung des Unternehmens abgewieſen. Ja, der ſonſt ſo gerechte, weiſe König ließ ſich, wie man ſagt durch den Biſchoff von Ceuta zu einem Unrecht verleiten, das dem redlichen Columbus zugefügt wurde. Man entlockte dieſem, mit leichter Mühe, den Plan zu ſeinem ganzen Unternehmen, rüſtete darauf unter einem andren Capitan ein Schiff aus, das ohne den Columbus von den Capverdiſchen Inſeln aus die Fahrt nach Weſten unternehmen ſollte. Dieſer Verſuch aus ſo ſchlechtem Grunde hervorgehend, mißlang, wie er es verdient hatte. Der Capitan des Schiffes, bald entmuthigt durch die Stürme, die ſein Schiff trafen, kehrte nach einer Fahrt von wenig Tagen wieder um, und beſtatigte das Vorurtheil der Gegner des Columbus: daß gegen Weſten hin kein Land, nichts als Meer zu finden ſey.

Durch ſolche verachtliche Zurückweiſung tief gekränkt beſchloß Columbus Portugal ganz zu verlaſſen. Es war noch ein andres Ereigniß eingetreten, durch welches das Band, das ihn bisher an jenes Land gefeſſelt hatte, gelöst wurde; ihm war die treue Gefährtin ſeines Lebens, die Mutter ſeines Sohnes Diego geſtorben. Mit dieſem, der das einzige Gut war, das er aus Portugal mitnahm, ſegelte er gegen Ende des Jahres 1481 von Liſſabon ab. Seine Abreiſe geſchahe heimlich, wie man glaubt aus Furcht vor ſeinen Gläubigern, denn da ihm in dem letzten Jahr ſeine Bemühungen und Unterhandlungen bei Hofe all ſeine Zeit hinweggenommen und an den Arbeiten für das Brod verhindert hatten, war er in Schulden gerathen. Es war jetzt ſeine Abſicht eine der italieniſchen Seemächte, Genua oder Venedig zur Unterſtützung ſeines Unternehmens zu bewegen, aber auch dieſes Bemühen blieb ohne Erfolg.

5) Ankunft und Verrichtungen in Spanien.

Nahe bei Palos, der kleinen, aber altberühmten Seeſtadt von Andaluſien, ſieht man noch jetzt das Franziscaner-Kloſter Santa Maria de Rabida, ein anſehnliches Gebäude, umgeben von Gärten und Oelbaumpflanzungen. Eines Tages, im Herbſt des Jahres 1485 kam ein fremder Mann, begleitet von einem Knaben an die Pforte des Kloſters und bat den Pförtner um einen Trunk Waſſers und ein wenig Brod für ſein Kind. Während der Fremde dieſe kleine Gabe empfängt, kommt von ohngefähr der Prior des Kloſters Juan Perez de Marchena zur Pforte hin; ein Mann, der durch tiefes, vielſeitiges Wiſſen eben ſo ausgezeichnet war, als durch innige Frömmigkeit. Er begrüßt den Wandrer und dieſer erregt gleich beim erſten Anblick ſeine ganze Aufmerkſamkeit; ein tiefer Menſchenkenner, wie der Prior war mußte es bemerken, daß er hier keinen alltäglichen Wandersmann vor ſich habe. Ein Geſpräch beginnt zwiſchen den beiden; daß der Fremde kein Eingeborner des Landes ſey, verräth ſeine Ausſprache des Spaniſchen; mit edler, würdevoller Offenheit beantwortet er die Fragen des Priors, in Kurzem bemerkt dieſer, daß der arme Fußgänger in ſchlichtem Gewand ein Mann ſey von ungewöhnlichen Kenntniſſen und von hoher Bildung des Geiſtes; ein Genueſe von Geburt, der nach Spanien kam um hier ein Unternehmen auszuführen, welches der vollen Theilnahme einer edlen Nation, und eines ganzen Zeitalters würdig war.

Wir haben es kaum nöthig den Namen des Wandrers zu nennen. Es war Columbus, welcher, mit ſeinem Sohne Diego, wahrſcheinlich aus Italien kommend in Palos gelandet und jetzt auf dem Wege war nach der benachbarten Stadt Huelva, wo damals ſein Schwager, der ſchon erwähnte Seemann Correa ſich aufhielt.

Der Prior Juan Perez de Marchena hatte an der zu jener Zeit herrſchenden Richtung des wiſſenſchaftlichen Forſchens ſeit vielen Jahren den lebendigſten Antheil genommen; er war ein warmer Freund der Länder- und Schiffahrtskunde und die öfteren Beſuche von erfahrenen Seeleuten, die er aus Palos erhielt, hatten dieſer ſeiner Neigung eine reiche Nahrung gewährt. Solch tiefe Einſichten aber, ſolche genaue Bekanntſchaft mit allen geographiſchen Entdeckungen der alten wie der neuen Zeiten hatte er noch bei keinem andren Seemann als bei Columbus gefunden; das was er gleich bei dem erſten Geſpräch von dieſem erfuhr, reizte ſeine Wißbegier aufs Höchſte; er lud ihn dringend ein unter ſein Dach zu gehen und ſo lange ihm dies beliebte, ſein Gaſt zu ſeyn.

Columbus nahm keinen Anſtand dieſer Einladung zu folgen. Ihm, dem ſo viel Verkannten, that es unbeſchreiblich wohl, daß ein Mann von ſolcher Einſicht, von ſolchem Umfang des Wiſſens, den vollen Werth und die ganze Bedeutung des Grundgedankens erkannte, der ſeinen Geiſt erfüllte, denn der Prior war ſo ſchnell auf die Anſichten ſeines außerordentlichen Gaſtes eingegangen, daß er die Ausführung eines Unternehmens, wie das des Columbus für eben ſo wünſchenswerth als leicht erreichbar hielt. Es war eine höhere Hand, welche die beiden Männer bei der Pforte des Kloſters von St. Maria de Rabida zuſammengeführt und ſo ſchnell das Herz des Einen zu dem des Andren hingezogen hatte, denn ohne dieſen Freund, den er in dem Prior fand, würde Columbus wahrſcheinlich aus Spanien eben ſo unbefriedigt und troſtlos hinweggezogen ſeyn als aus Portugal und aus der neulich wieder beſuchten Stadt Genua. Seinem eignen Urtheil nicht genug vertrauend, ſendete der Prior nach Palos und ließ von dort ſeinen einſichtsvollen, hochgelehrten Freund den Garcia Fernandez, den Arzt des Ortes rufen. Dieſer kam und auch er fühlte ſich durch die Sicherheit und Klarheit, womit Columbus ſeine Anſicht darlegte, durch die Gründe mit denen er ſie unterſtützte, ſo hingeriſſen, daß er nichts eifriger wünſchte, als daß zur Ehre von Spanien, zum hohen Vortheil ſeiner Nation, ein ſolches Unternehmen am königlichen Hofe die gebührende Würdigung und thätige Theilnahme finden möge. Dort, in den ſtillen Räumen des Kloſters von Rabida wurde die Seereiſe, deren Frucht die Entdeckung eines neuen Welttheiles war, verſtändiger, ruhiger, ausführlicher beſprochen als vor dem hohen, verſammelten Rathe der Portugieſen in Liſſabon, und nachmals der hochgelehrteſten Spanier in Salamanca Außer den drei genannten Männern fanden ſich zu ihrer geiſtvollen Unterhaltung auch mehrere der geachtetſten Seeleute aus Palos ein. Unter dieſen war namentlich einer, Pedro de Velasco, der aus eigner Erfahrung des Columbus Vermuthung beſtätigte; er erzählte, daß er, vor ohngefähr dreißig Jahren auf einer ſeiner Reiſen durch Stürme ſo fern nach Nordweſten verſchlagen worden ſey, daß ſelbſt Cap Clear in Irland, der weſtlichſte ihm bekannte Ort des Landes, ihm weit in Oſten lag; hier fand er, ſo weit ſeine ſeemänniſchen Erfahrungen reichten, alle Anzeichen von einem nicht mehr fern von ihm im Weſten liegenden Lande, weil es aber ſchon gegen Ende des Auguſt und ſeine Beſorgniß, daß der Winter ihn in dieſen unbekannten Gegenden des Meeres überraſchen könne, nicht unbegründet ſchien, wagte er es nicht ſeine Entdeckung weiter zu verfolgen. So hatte ſich um den vorher mit all ſeinen kühnen Plänen ſo einſam daſtehenden Columbus ein Kreis von Männern gebildet, unter denen kein einziger war, der nicht vollkommen mit ſeinen Anſichten übereinſtimmte, ſeinen hohen Geiſt ehrte und bewunderte. Obgleich keiner von dieſen Allen an Ruf der Gelehrſamkeit oder an äußrem Rang und Würden den Mitgliedern jener Verſammlung in Salamanca gleich kam, welche ſpäter über die Möglichkeit und Zweckmäßigkeit der großen Entdeckungsreiſe aburtheilte, ſo ſtunden ſie dagegen dennoch, was den geſunden Verſtand und Sinn, was richtiges Urtheil und Gefühl für Wahrheit betraf, hoch über jenen berühmten und gelehrten Leuten.

Der gute Prior Juan Perez war eine jener einfaltigen, lauteren, treuen Seelen, welche ſich in ihrem Feſthalten an dem, was ſie ſeinem Weſen nach für gut erkennen, durch keinen äußren Schein, durch kein Urtheil der großen Menge irre machen laſſen. Er hatte ſich, von den erſten Stunden ihrer wechſelſeitigen Bekanntſchaft an, mit Columbus innig befreundet gefühlt, weil in ihnen beiden die Liebe zu Chriſto dem Herrn, der Eifer für die Ausbreitung Seines Reiches die belebende Mitte all ihres Denkens und Handelns war, und weil in dem Lichte des Erkennens, das von dieſem Mittelpunkt ausſtrahlte, jener Zug des Wandertriebes, der den Geiſt des großen genueſiſchen Seefahrers bewegte, als ein aus höherem, göttlichen Antrieb entſprungener, erſchien. Die Begeiſterung für dieſe gute Sache hatte ſich allen Mitgliedern der kleinen geographiſchen Geſellſchaft in la Rabita mitgetheilt, im größeſten Maaße jedoch war ſie von dem, der ſie zuerſt in dieſem Kreiſe erweckte, auf den alten, guten Prior übergegangen. Dieſer ſann jetzt auf nichts Andres als darauf, wie er ſeinem Freunde die Mittel verſchaffen könne das Werk der Entdeckungsreiſe zu beginnen und auszuführen.

Gerade in jener Zeit, als Columbus nach Spanien kam, war der politiſche Zuſtand dieſes Landes in einem Aufſchwunge begriffen, durch welchen daſſelbe zu einer der bedeutendſten Mächte von Europa zu werden verſprach. Durch die Vermählung des Königes Ferdinand von Aragonien mit Iſabella, der Thronerbin von Kaſtilien, waren dieſe beiden Königreiche zu einem vereint worden, welches an Kraft jenen letzten Reſten der mauriſch-islamitiſchen Macht, die ſich nur noch auf die Gränzen des Königreiches Granada beſchränkt ſahen, weit überlegen war. König Ferdinand, ein ritterlich kräftiger, für die Kriegs- wie für die Staatskunde tüchtig begabter Herrſcher, ließ ſein Volk, neben dem Guten, das er mit der Schärfe des Schwertes wie des Verſtandes für daſſelbe erkämpfte, nur zu oft die rückſichtsloſe, gewaltthätige Strenge eines Kriegsmannes fühlen, der nichts Andres um ſich her will gelten laſſen, als das Gebot der Subordination. Selbſt das Geiſtige, das ſich unter dieſen Zwang nicht beugen läſſet, wollte er in ſeiner Weiſe entweder beherrſchen, oder ſeiner außren Erſcheinung nach vernichten: er war es, von welchem die Austreibung oder Hinrichtung der Juden, die vollſtandige Einführung der Inquiſition, das grauſame Verfahren gegen die mauriſch-mohamedaniſchen Bewohner des Landes ausgieng. Bereicherung der königlichen Kaſſen, Erweiterung der königlichen Macht, Vergrößerung ſeiner Herrſchaft durch neuen Gewinn von Ländern, auf dem Wege der Gewalt wie der Liſt, durch Recht wie durch Unrecht, bilden genau betrachtet die Grundzüge des Strebens und der Wirkſamkeit König Ferdinands von Aragonien.

Zu des Landes Glück war dieſem Herrſcher eine Mitregentin und Königin beigeſellt, welche in der Geſchichte der damaligen Zeiten als eine der edelſten, anziehendſten Erſcheinungen daſteht. Die ſchöne Thronerbin von Kaſtilien, Iſabella, verrieth nicht nur durch die Farbe ihres Haares und ihrer blauen Augen die Abſtammung aus gothiſch-deutſchem Stamme, ſondern auch durch die Eigenſchaften ihres Gemüthes zeigte ſie ſich als eine geiſtige Stammverwandte jener hochbegabten Frauen, welche uns die deutſche Geſchichte in der Reihe ihrer Königinnen und Fürſtinnen nennt. Sie war fromm und mild, eine wohlwollende Mutter ihres Landes, den Wiſſenſchaften und Künſten zugethan. Bei ihrer Vermahlung mit Ferdinand war ihr eine gewiſſe Selbſtſtandigkeit der königlichen Macht in Kaſtilien zugeſichert worden und ſie wußte ſich in dieſer zu behaupten, ſie hatte ihr eignes Miniſterium, ihre eignen Rathe, erhielt ihrem Lande ſeine eigne Verfaſſung, war aber bei dieſem allen eine ſo treue Verbündete ihres Gemahles und Theilnehmerin an all ſeinen kriegeriſchen Unternehmungen gegen die innren Feinde des Landes, daß ſie ſelbſt, zu Pferde ſitzend, bei den Kriegsheeren erſchien, die in Granada gegen die Mauren kämpften, und die Soldaten zum tapfren Streit ermunterte. So weit ſie übrigens dies vermochte und durch ſcheinbar religiöſe Vorſtellungen nicht geblendet war, ſuchte ſie den blutigen Gewaltthätigkeiten ihres Gemahles gegen die beſiegten Mauren ſo wie gegen die verfolgten Iſraeliten und der Uebermacht der Inquiſition mildernden Einhalt zu thun In ihren Sitten einfach und anſpruchslos, in ihrer Hofhaltung weislich ſparſam, war der beſſere Theil ihrer Zeit den Geſchäften der Regierung, deren ſie treulich ſich annahm und jenen geiſtigen Erheiterungen gewidmet, welche die Wiſſenſchaft ihr gewährte, denn ſie verſammelte öfters um ſich die gelehrteſten und weiſeſten Männer des Landes, ſuchte in jeder Weiſe allgemeine Bildung und Erkenntniſſe zu befördern, zu welchem Zwecke ſie die neue Erfindung der Buchdruckerei ſo kräftig benutzte, daß unter Iſabellens Regierung ungleich mehr Bücher in Spanien gedruckt wurden als in unſrem, faſt nur Zeitungen leſenden Jahrhundert.

Dieſe hochſinnige Königin war es, durch deren mächtige Theilnahme und Hülfe dem Columbus nach langem, vergeblichen Harren die Erfüllung ſeines Wunſches möglich wurde. Juan Perez, der Prior von la Rabida ſtund in nahen freundſchaftlichen Verhältniſſen mit **Fernando de Talavera**, dem Beichtvater der Königin, der als ſolcher und wegen ſeiner politiſchen Einſichten in hohem Anſehen bei Hofe war. An dieſen gab der gute Prior dem Columbus einen Brief mit, darin er ſeinen vielvermögenden Freund aufs Dringendſte um ſeine Verwendung für ein Unternehmen bat, von deſſen hoher Wichtigkeit er ſo innig überzeugt war. Während der Vater mit dieſem Briefe ſein Glück bei Hofe verſuchte, blieb ſein Sohn Diego im

Kloſter la Rabida, unter Aufſicht und Pflege des wohlwollenden Vorſtandes.

Es war zu Anfang des Jahres 1486, als Columbus an den Hof nach Cordova kam. Er fand hier nicht die Aufnahme, die er ſelber, und ſein Freund der Prior, ſich verſprochen hatten. Fernando de Talavera, der königliche Beichtvater, hatte, am Hofe und im Glanze deſſelben, den einfältigeren, richtigeren Maßſtab für die Schätzung des Werthes eines Mannes, der von der Art des großen Genueſen war, verloren; er ließ durch den äußren Anſchein ſich irreführen. Da ſtund ein Mann vor ihm, in geringem, armſeligen Aufzug, der mit der Würde eines Königes, denn Columbus trug das Selbſtgefühl eines künftigen Herrſchers ferner Länder und Völker mit ſich, ihm ins Auge blickte; ein Menſch, der von Dingen, welche er noch nie geſehen, von einer Welt, die jenſeit des weiten Meeres lag, mit einer Zuverſicht ſprach, als ſey er dort längſt zu Hauſe geweſen und deſſen Rede, voll prophetiſcher Begeiſterung, neben dem Converſationston der Höfe, wie eine fremde, unverſtändliche Sprache erſchien Dieſer Menſch glich in den Augen des Talavera mehr einem Schwärmer und Phantaſten als einem ſolchen, den der gutmüthige, altersſchwache Prior von la Rabida in ihm zu ſehen gewahnt hatte. Der Empfehlungsbrief blieb ohne alle Wirkung.

Freilich kam hierzu auch noch, den günſtigen Fortgang hemmend, die damalige politiſche Lage des aragoniſch-caſtilianiſchen Reiches. Die beiden, bis dahin entzweiten mauriſchen Herrſcher von Granada, Muley Boabdil der Oheim und Mohamed Boabdil der Neffe hatten ſich verſöhnt und vereint und bildeten jetzt eine Streitmacht, welche, begünſtigt von der natürlichen Beſchaffenheit ihres Landes, von der Feſtigkeit ihrer Städte und Burgen, eine verhältnißmäßig höchſt bedeutende war. Der König Ferdinand war ſchon im Frühling mit einem Heer ſeiner Streiter zur Belagerung der Stadt Lora ausgezogen und die Königin, die noch in Cordova verweilte, war ſo ganz mit der Ausrüſtung des nachrückenden Heeres, mit Herbeiſchaffung der Unterhaltungsmittel für den Feldzug beſchäftigt, daß ihr für irgend etwas Andres weder Zeit noch Sinn blieb. Am 12. Juni zog ſie ſelber mit einer Abtheilung der Truppen ihrem Gemahle nach, zu Felde, wohnte der Belagerung von Moclin bei, nahm Theil an den ſiegreichen Fortſchritten der chriſtlichen Waffenthaten in der Vega von Granada ſo wie bei der Heimkehr nach Cordova an den Freuden der Siegesfeſte, mußte aber dann ſogleich von neuem, den Gemahl begleitend, zu einem andren kriegeriſchen Unternehmen, gegen den in Aufſtand begriffenen Grafen von Lemos in Gallizien aufbrechen. Erſt im Winter genoß das königliche Paar zu Salamanca einer kurzen Zeit der Ruhe.

Columbus, feſthaltend an dem unerſchütterlichen Glauben, daß ſeine Berufung und Sendung zu dem großen Werk, das ſeine ganze Seele erfüllte, nicht von Menſcher, ſondern von Gott ſey, der das, was von Ihm kam, zu ſeiner Zeit fördern und zur Vollendung führen werde, hatte ſich von der kalten Behandlung des Talavera nicht entmuthigen laſſen. Er war ruhig in Cordova geblieben, hatte ſich in ſeiner alten Weiſe durch ſeine ſauberen, wiſſenſchaftlich genauen Zeichnungen von Landcharten den nöthigen Unterhalt erworben und vielleicht war das ſtille, verborgene Leben, das er damals in Cordova führte, für ihn ein glücklicheres als das ſpätere, durch Undank, Haß und Neid ſo oft getrübte, welches in den Tagen ſeines höchſten Ruhmes ihm beſchieden war. Denn der vierzigjährige Mann hatte, nach einem mehrjährigen Wittwerſtande in der edlen Beatrice

Enriquez eine Freundin und Lebensgefährtin gefunden, welche alle ſeine Sorgen ihn vergeſſen machte und welche nachmals die Mutter des zweiten Sohnes des großen Seehelden, jenes Fernando Columbus wurde, der als Gelehrter und im Gebiet des Wiſſens eben ſo ausgezeichnet war als in Thaten des Seedienſtes und der politiſchen Geſchäfte. Es iſt derſelbe, dem wir eine Beſchreibung des Lebens und der Reiſen ſeines Vaters, des Chriſtoph Columbus verdanken, die uns als eine ergiebige Quelle der Geſchichte jener Zeiten dient.

Wie durch die Liebe ſeiner Beatrice, ſo wurde Columbus auch durch die Freundſchaft erquickt und für ſeine künftigen Thaten geſtärkt, welche ſchon während ſeines erſten Aufenthaltes in Cordova mehrere der dort lebenden, an Einſicht wie an äußrem Range hochgeſtellten Männer ihm gewährten. Alonzo de Quintavilla, der Vorſtand des Finanzweſens in Kaſtilien, nahm ihn in ſein Haus auf und er ſo wie der päpſtliche Nuncius Alexander Geraldini, der Inſtructor der jüngeren königlichen Kinder, wurden ſehr bald warme Theilnehmer und Vertheidiger der Weltanſchauungen ihres Freundes. Durch dieſe beiden Männer wurde Columbus auch bei dem Erzbiſchof von Toledo, Don Pedro Gonzalez de Mendoza eingeführt, der bei Ferdinand und Iſabella in ſo großer Achtung ſtund und deſſen Rath und Ausſprüche für beide eine ſo hohe Geltung hatten, daß Peter Martyr ihn ſcherzhaft den dritten König von Spanien nennt. Der Mann verdiente aber auch dieſes königliche Vertrauen in hohem Maaße, denn er war von klarem Verſtand, ſcharfem, treffenden Urtheil und wohlwollendem Gemüth. Als deshalb Columbus ſeine Anſichten ihm mittheilte, wurden die Bedenklichkeiten, die der Erzbiſchof anfangs aus frommer, vorgefaßter Meinung dagegen hatte, bald, von dieſem ſelber beſeitigt, denn er erkannte wohl, daß er, ſo ausgezeichnet auch übrigens ſeine Gelehrſamkeit ſeyn mochte, gerade in der Kosmographie einer beſſeren Belehrung bedürfe und nahm dieſe ſehr gern von dem Manne an, welcher vielleicht unter allen damals Lebenden ſie zu ertheilen am geeignetſten war. Wie ſein Verſtand, ſo wurde auch ſein Herz für Columbus gewonnen, deſſen hoher Ernſt und frommer Sinn ſein ganzes Weſen anſprachen; er wurde von nun an ein Schützer und Freund des großen Genueſen. Er war es auch, der nach einiger Zeit dem Columbus eine Audienz bei Ferdinand und Iſabella verſchaffte. Beſcheiden, aber dennoch mit jener hohen Würde, welche dem kühnen Seefahrer aus dem Gedanken an ſeinen ihm von Gott verliehenen Beruf kam, entwickelte derſelbe ſeine Anſichten und Pläne vor den beiden Majeſtäten; der König, obwohl die Sprache der Begeiſterung, welche Columbus führte, ſeinen Ohren fremd und faſt ſchwärmeriſch erſchien, erkannte dennoch mit ſeinem ſcharfen Blicke, daß an der Sache etwas Wahres und Tüchtiges ſey; er beſchloß eine Zuſammenkunft der bedeutendſten Gelehrten des Landes in Salamanca zu veranſtalten, wo dann über die Ausführbarkeit des Unternehmens entſchieden werden ſolle.

Aus allen Gegenden verſammelten ſich, durch Talavera, den vorhin erwähnten Beichtvater der Königin berufen, die Profeſſoren der Hochſchulen: Theologen, Philoſophen, Mathematiker, Aſtronomen und Phyſiker; die höchſten Würdenträger des geiſtlichen und weltlichen Standes, die verſchiedenen geiſtlichen Orden hatten ihre Vertreter geſendet, es war ein hochanſehnlicher, bunter Kreis, vor deſſen Richterblick der äußerlich unanſehnliche, ſchlichte Seemann ſich hinſtellte.

Dieſer verlor nicht ſeinen freudigen Muth; ruhig und beredt entwickelte und vertheidigte er das, was ſeine feſte, innige Ueberzeugung war. Nur die Väter des Dominicanerordens, in deren Kloſter er während der ganzen Dauer der Verhandlungen gaſtfreundliche Aufnahme und Pflege gefunden hatte, und welche eine bedeutende Zahl wiſſenſchaftlich gebildeter Männer unter ſich hatten, hörten den Redner gleich bei ſeinem erſten Auftreten mit Aufmerkſamkeit und unverkennbarer Theilnahme an, bei den meiſten Andren konnte man jene vorgefaßte Meinung bemerken, die ſie gegen einen vermeintlichen, aus der Fremde hergelaufenen Abentheurer hatten, der ſich vermaß etwas zu behaupten, das, wenn es wahr wäre, ſchon längſt durch die großen Gelehrten und Forſcher ſowie durch die Seefahrer der früheren wie der jetzigen Zeit aufgefunden worden wäre. Was alle Gelehrten nicht gewußt hatten und wußten, das wollte jetzt ein ungelehrter, armer Schiffer wiſſen. Den Stellen der klaſſiſchen Alten, die der ungelehrte Mann dennoch mit großer Geſchicklichkeit für ſeine Theorie anführte, ſetzten einige gelehrte Geiſtliche der Verſammlung Stellen aus den Kirchenvätern entgegen, namentlich eine des Lactantius, der die Behauptung, daß die Erde rund und ringsum bewohnbar ſey, der das Daſeyn von Gegenfüßlern als ein unſinniges Mährchen betrachtet, dann jene Aeußerung des heiligen Auguſtinus, daß die Annahme, nach welcher auch die andre Seite der Erde von Menſchen bewohnt ſeyn ſolle, mit der Lehre der h. Schrift im Widerſpruch ſtehe, weil ſie mit der Abſtammung aller Menſchen von einem gemeinſamen Elternpaare ſich nicht vereinen laſſe. Selbſt Stellen aus den Pſalmen und aus andren Büchern der Schrift wurden angeführt, als im Widerſpruch ſtehend mit der Behauptung, daß die Erde rund ſey. Andre Männer jedoch gab es unter dieſer hochgelehrten Verſammlung, welche nicht einmal aus mißverſtandenen Stellen der heiligen Schrift, ſondern ſcheinbar aus Gründen der Vernunft Einwürfe hervorhoben, welche im höchſten Grade ungereimt und unvernünftig waren. Hörte man doch ſogar von einem die Behauptung, daß wenn die Erde rund ſey und die Schiffe an der Seite der Kugel hinabgleitend bis zu einer gewiſſen Tiefe kämen, es denſelben unmöglich werden müſſe, ſelbſt bei dem günſtigſten Wind, wieder bergan zu fahren. Das Mährchen von der heißen Zone, unter welcher kein lebendes Weſen ausdauern könnte, widerlegte Columbus aus eigner Erfahrung; denn er war auf einer ſeiner Reiſen, an der Küſte von Guinea, ſchon im Bereiche dieſer angeblichen heißen Zone geweſen und hatte dort ein von vielen Menſchen bewohntes, an allen Erzeugniſſen der Natur überaus fruchtbares, reiches Land gefunden.

Mitten unter der großen Maſſe der blinden, von Vorurtheilen befangenen Gegner fand indeß der geiſtreiche Genueſe auch einzelne warme Anhänger und Vertheidiger. An der Spitze dieſer unbefangenen, günſtigen Parthei ſtund **Diego de Deza**, der würdige und gelehrte Profeſſor der Theologie zu St. Stephan in Salamanca, nachmaliger Erzbiſchoff von Sevilla. Dieſer trat zuerſt den Einwürfen ſeiner Standesgenoſſen eben ſo freiſinnig als würdig entgegen, er verlangte, daß man den Mann wenigſtens ruhig anhören und ſeine für jeden Unbefangenen einleuchtenden Gründe prüfen möge; er nahm ſich mit Wärme des vereinzelt ſtehenden Fremdlinges an. Dieſer aber, je heftiger der Streit ſich entzündete, wurde immer muthiger, ſeine Rede immer erhabener und freudiger; wie ein begeiſterter Seher ſprach er das aus, davon ſein Herz voll war: den großen Gedanken, den er ſeit einer Reihe von Jahren in ſeinem Innern gehegt und ausgebildet hatte; ſeine hohe Geſtalt, der majeſtätiſche Ernſt ſeiner Mienen, ſeine wohllautende Stimme gaben dem, was er ſprach, einen noch größeren Nachdruck, Viele wurden für die Perſon wie für das Unternehmen des Mannes eingenommen, aber nur ein Theil von dieſen wagte es ein eignes Urtheil zu haben; eine Mehrheit der Stimmen erhub ſich, welche den großen Columbus für einen Schwärmer und Träumer, ſein Unternehmen als ein unausführbares und zweckloſes erklärte.

Es erſcheint als ein ganz beſondres Mißgeſchick für den trefflichen Mann, daß gerade jener einflußreiche Geiſtliche, an den ihn ſein Freund, der alte Prior von la Rabida empfohlen hatte, Fernando de Talavera von Anfang an gegen ihn eingenommen und ſeinem Unternehmen ſo abgeneigt war. Unglücklicher Weiſe hatte auch dieſer hochgeſtellte Mann die Leitung der allgemeinen Rathſchlüſſe der gelehrten Verſammlung ſo wie die Berichterſtattung darüber an den Hof, in ſeinen Händen, und ſeiner Ungunſt iſt es zum Theil zuzuſchreiben, daß die Entſcheidung des Königes und der Königin ſo lange hinausgeſchoben und ſo vielfach verkümmert wurde. Indeß wirkte hierbei auch der Drang der äußren Umſtände ſehr bedeutend mit. Der Hof verließ mit dem Beginn des Frühlinges 1487 Salamanca und ſchloß ſich dem Zuge des Heeres an, welches zur Belagerung und Erſtürmung von Malaga, der mächtigen mauriſchen Hauptſtadt ſich rüſtete. Columbus, auf eine ganz nahe Entſcheidung ſeiner Angelegenheiten vertröſtet, machte den Zug mit. Eine neue Freundſchaftsverbindung, mit einer geiſtvollen, für alle höhere Intereſſen empfänglichen Frau, kam auf dieſem Wege ſeinem Unternehmen zu Hülfe. Die Markgräfin von Moya, dieſelbe, welche dem Dolche der Mörder, der für die Bruſt der Königin geſchliffen war, nur durch eine glückliche Wendung entging, und die ſeitdem eine noch innigere Vertraute Iſabellens geworden, hatte an des Columbus Schickſalen ſo wie an ſeinen großartigen Entwürfen ſo innige Theilnahme gewonnen, daß ſie durch ihre begütigende Zuſprache ein Gewicht gegen die ungünſtigen Einflüſterungen des gehaſſigen Prälaten zu bilden vermochte. Solche Tröſtungen jedoch thaten auch dem damals unſtät, von einem Aufenthaltsorte zum andren herumirrenden Manne ganz beſonders nöthig, denn durch ſeine einflußreichen Gegner und Neider war derſelbe zu einem Gegenſtand, faſt des Spottes der Kinder geworden, welche, wenn er mit gebeugtem Haupte und mit traurigen Mienen im Gefolge des Königes ſich ſehen ließ, auf ihn hinwinkten, andeutend: dies iſt der Traumer.

Die Königin Iſabella übrigens, der man deshalb einen faſt eben ſo großen Antheil an der Entdeckung der neuen Welt zuſchreiben kann als dem Columbus ſelber, war es, welche ihn ſo wie ſich ſelber ohne Aufhören bei guter Hoffnung, auf das endliche Gelingen des großen Unternehmens zu erhalten ſuchte; ſie ließ von Zeit zu Zeit Zahlungen als Wartegeld an ihn verabreichen und mit ihr zugleich unterſtützten ihn der großmüthige ſchon vorhin genannte Alonzo de Quintavilla, der Herzog von Medina Celi und der Mitſtreiter vor dem Gelehrtentribunal in Salamanca, Diego de Deza. Eine Ermuthigung von andrer Art mochten dem vielgeplagten Manne auch jene Anerbietungen gewahren, welche ihm im J. 1488 und 1489 der König Johann II von Portugal, ſowie Heinrich VII von England machten, in ihre Dienſte zu treten und mit ihrer Unterſtützung ſeine Entdeckungsreiſe zu unternehmen. In einem der Feldzüge dieſer beiden Jahre hatte Columbus in der Mitte der andren Krieger, durch Thaten der perſönlichen Tapferkeit ſich ausgezeichnet. Eine neue Verſtarkung des innern

Antriebes, zur Vollführung ſeines großen Unternehmens war ihm durch jene Aufforderung gekommen, welche um jene Zeit die Väter des heiligen Grabes in Jeruſalem an die ganze europäiſche Chriſtenheit zur Hülſe gegen die barbariſchen Gewaltthätigkeiten und Drohungen der Moslims ergehen ließen; der Mann voll kühner Hoffnungen gelobte ſichs, als er die Gefahr der heiligen Statte vernahm, den Gewinn, den ſeine Entdeckungsreiſe ihm bringen könnte, zunächſt und am meiſten für die Wiedergewinnung des heiligen Grabes, für die Befreiung Jeruſalems von mohamedaniſcher Obergewalt zu verwenden. Es war dies wieder eine neue Palme zu jenen andren, welche der in ſeinen Hoffnungen glückſelige „Träumer“ als künftigen Siegespreis ſeiner Thaten und Kämpfe ſich vor Augen ſtellte.

Endlich erhielt, nach jahrelangem Warten Columbus den Beſcheid des Hofes, aus der Hand des mißgünſtigen Fernando de Talavera Der Inhalt der königlichen Entſchließung lautete ſo: daß in dieſem Augenblick zu viele und große Ausgaben auf dem Staate laſteten, als daß derſelbe im Stande ſey auf neue, koſtſpielige Unternehmungen ſich einzulaſſen; daß aber darum die Hoffnung auf eine Gewahrung der Bitte, bei einer günſtigen Zeit nicht aufzugeben ſey. Der ſo oft getäuſchte Seemann, als er nach mehr denn ſechsjährigem Harren ſich nur aufs Ungewiſſe hin verwieſen ſahe, beſchloß jetzt ernſtlich das ihm durch Liebe und Freundſchaft ſo theuer gewordne Spanien zu verlaſſen und ſich nach Frankreich zu begeben, deſſen König, Karl VIII ihm kurz vorher aufgefordert hatte in ſeine Dienſte zu treten.

Noch einmal, gegen Anfang des Jahres 1492 kam Columbus vor der Pforte des Kloſters la Rabida an, das ihm vor 6 Jahren eine trauliche Zufluchtsſtätte geworden; er kam auch diesmal wie ein [illegible]r Wandersmann, mit abgetragenem Rocke und mit einem tiefgebeugten Gemüth. Als der treue alte Prior Juan Perez den Freund in ſolchem außren Zuſtand und in ſolcher Stimmung zu ſich hereintreten ſahe, als er gleich bei dem erſten Geſpräch es erfuhr, daß derſelbe im Begriff ſtehe Spanien auf immer zu verlaſſen und nach Frankreich zu gehen, da wurde er tief bewegt. Auch er, der gute Prior, war einſt, in ihrer früheren Jugend der Beichtvater und geiſtliche Führer der Königin Iſabella geweſen; er wußte es, daß dieſe noch immer in dankbar kindlicher Zuneigung ſich ſeiner erinnre; er machte den letzten entſcheidenden Verſuch ſeinen Freund für Spanien zu erhalten, ſchrieb einen Brief, voll dringender Vorſtellungen an die edle Herrſcherin und ließ ihn durch einen redlichen, verſtändigen Steuermann aus Lepi: den Sebaſtian Rodriguez beſtellen. Nach 14 Tagen kam die Antwort: der Prior ſolle ſelbſt vor der Königin erſcheinen, die damals in dem neuerbauten, zur kriegeriſchen Feſtung beſtimmten Santa Fé ſich aufhielt. Noch in derſelben Nacht ſattelte der treugeſinnte Mann ſein Maulthier und in wenig Tagen erſchien er bei Hofe.

Mit ſolcher Wärme und in ſo eindringender Weiſe hatte noch Niemand für Columbus und ſein großes Unternehmen zu den Ohren und dem Herzen der geiſt- wie gemüthvollen Königin Iſabella geſprochen als der alte, ehrwürdige Bekannte und geiſtliche Führer ihrer Jugend: der gute Prior von la Rabida. Seine Vorſtellungen wurden von der Markgräfin von Moya mit gleicher Wärme unterſtützt. Einer ſo beredten Fürſprache konnte die Königin nicht widerſtehen, ſie ſprach das Verlangen aus, daß Columbus noch einmal vor ihr erſcheinen ſolle und nach der ihr eignen Milde ließ ſie demſelben ſogleich eine für jene Zeit bedeutende Summe *)

---

*) 20000 Maravedis, nach unſrem Geld gegen 540 fl.

anweiſen, damit er ſich ein Maulthier für ſeine Reiſe verſchaffen und mit einer für den Hof anſtändigen Kleidung verſehen könne. Der edle Prior ließ augenblicklich dieſe günſtige Nachricht und die empfangene Summe durch einen Mann aus Palos dem in La Rabida harrenden Freunde zukommen und dieſer ſäumte nicht dem königlichen Befehl zu gehorchen.

Columbus kam gerade in jenen für die ſpaniſche Geſchichte denkwürdigen Tagen im Heerlager und bei Hofe an, als Granada, der letzte feſte Haltpunkt der mauriſchen Macht den ſiegreichen Händen der Chriſten ſich ergab. Hiermit endigten ſich jene faſt achthundertjährigen blutigen Kämpfe, welche der mohamedaniſche Halbmond mit dem Kreuz geführt hatte; jener verſchwand für immer von der pyrenäiſchen Halbinſel. Eine Reihe der glänzendſten Feſtlichkeiten begann, in Folge des herrlichen Sieges; der Hof erſchien in einer noch nie geſehenen Pracht, in der Mitte aber des königlichen, von der Siegesfreude trunkenen Gefolges zeigte ſich ein Mann mit ernſten Mienen der an dieſem Freudenrauſche keinen Theil nahm, weil er an andre, größere Siege des Chriſtenthumes dachte als der über den letzten Reſt der mohamedaniſchen Macht in Granada geweſen; dieſer Mann war Columbus. Mit Ungeduld wartete derſelbe auf den Augenblick, in welchem der Lärm der Freudenfeſte enden und das königliche Paar für andre Gedanken wieder empfänglich ſeyn werde.

Dieſer Augenblick kam, gewährte jedoch keineswegs das was Columbus erwartet hatte. Der ihm von Anfang an ungünſtige Fernando de Talavera, deſſen Stolz ſeitdem durch ſeine Ernennung zum Erzbiſchoff von Granada noch bedeutend gewachſen war, hatte abermals die Unterhandlung zu leiten und als der große Genueſe, voll von jenen hohen

Erwartungen, die er auf das Gelingen ſeines Unternehmens gründete, Forderungen machte, wie ſie für den Entdecker einer neuen Welt nicht unziemlich waren, entließ ihn Talavera mit Entrüſtung. „Entweder“, ſo ſtellte er der Königin die Sache dar, „das Unternehmen gelingt, und der ſpaniſche Thron iſt genöthigt die übermäßig ehrgeizigen Bedingungen, welche ein fremder Abentheurer ihm vorſchreibt, zu erfüllen, oder, was freilich ungleich wahrſcheinlicher iſt, es gelingt nicht und der Hof ſetzt ſich dem Geſpött aller auswärtigen Höfe über ſeine getäuſchte Leichtglaubigkeit aus.“ Die gute Königin wurde abermals wankend in ihrem Entſchluß, ſie ließ den Columbus ermahnen ſeine Forderungen zu mäßigen, dieſer aber beſtund feſt auf ſeinem Begehren; die Unterhandlung wurde abgebrochen; die ſo lang gehegte Hoffnung auf ſpaniſche Unterſtützung ſchien für immer vernichtet; die Geduld des vielgeprüften Seemannes war zu Ende, er nahm Abſchied von den Freunden und machte ſich auf den Weg nach Frankreich.

Mit tiefem Schmerz ſahen dieſe Freunde, deren Anzahl und deren geiſtige Kraft ſo wie äußre Stellung keine geringe war, den Columbus hinwegziehen. Ein großer Verluſt drohete der Nation und dem Vaterland. Louis de Santangel, der Obereinnehmer der geiſtlichen Einkünfte in Aragonien, ein durch ſeine patriotiſchen Geſinnungen wie durch ſeinen klaren Verſtand höchſt achtungswürdiger Mann läßt ſich bei der Königin zur Audienz melden. Dieſe empfangt ihn, und mit großer Freimüthigkeit außert Santangel ſein Erſtaunen darüber, daß eine Herrſcherin von ſolchem Geiſt und ſolchem Muthe, welche ſchon ſo große Unternehmungen glücklich zu Ende gebracht habe, Anſtand nehmen könne auf ein Anerbieten einzugehen, bei welchem im Fall des Mißlingens der Verluſt an gemachten Auslagen höchſt unbedeutend, der mögliche Gewinn aber ein unberechenbar hoher ſeyn werde. Er bat, zur Ehre Gottes wie der ſpaniſchen Nation, das große Unternehmen zu unterſtützen, nicht ſich irren zu laſſen durch die Einflüſterungen übel unterrichteter, wenn auch ſonſt im Rufe der Gelehrſamkeit ſtehender Männer; eine fremde Macht werde ohnfehlbar eine ſolche Gelegenheit ihre Herrſchaft über ein fernes, unermeßlich reiches Land auszubreiten, begierig ergreifen und Spanien werde dann zu ſpät beklagen, daß es den hohen Vortheil, der ſich ihm dargeboten, ſo leicht aus den Händen gelaſſen habe. Ohnehin ſtehe Portugal, ſeitdem Diaz im J. 1486 die Südſpitze von Afrika umſchifft habe, bereits ganz nahe an dem glänzenden Ziele der Auffindung des Handelsweges nach Oſtindien, und Frankreich, wenn jetzt Columbus in ſeine Dienſte träte, werde noch ſchneller, und auf näherem Wege dahin gelangen.

Die Königin fühlte das Wahre und Treffende, das in Santangels Vorſtellungen lag. Durch den letzten, ſo eben beendigten Feldzug jedoch war ihre Kaſſe ſo ſehr erſchöpft, daß ſie kein andres Mittel ſahe die zur Ausrüſtung des Reiſeunternehmens nöthige Summe aufzutreiben als die Verpfändung ihrer Juwelen; aber ſelbſt hierzu erklärte ſie ſich bereit. Santangel, tief gerührt über den hohen Entſchluß der huldvollen Herrſcherin, küßte dieſer die Hand und bat ſie ihre Juwelen zu behalten, ihm aber zu erlauben, daß er ſelber die nöthige Summe, von 17,000 Gulden vorſtrecke. Ein reitender Bote ward dem Columbus nachgeſendet, holte dieſen einige Stunden jenſeits Granada ein und führte ihn noch einmal vor das Angeſicht der Königin zurück.

Dieſe hatte nun alle ihre früheren Bedenklichkeiten beſiegt; ſie gab ſich ungehemmt und von ganzem Herzen der frommen Begeiſterung für ein Unternehmen hin, das vor

Allem zur Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden dienen ſollte; ihr königlicher Gemahl dagegen, welcher jetzt auch ſeine Zuſtimmung gegeben, dachte an die Ausbreitung ſeiner eignen weltlichen Macht und an den Gewinn jener Schätze, an denen das Land, nach welchem die Fahrt gieng, ſo unermeßlich reich ſeyn ſollte und ſo waren beide in Hoffnung fröhlich. Ein Vertrag zwiſchen dem königlichen Paare und dem Columbus ward jetzt, am 17ten April 1492 unterzeichnet, in welchem dem Letzteren alle die Forderungen gewährt wurden, welche man kurz vorher als ganz unmäßige hinweggewieſen hatte. Derſelbe wurde zum Großadmiral aller der neuen Meere, zum Vicekönig all der Lander und Inſeln ernannt, welche er auf ſeiner Fahrt entdecken werde; der zehnte Theil alles reinen Gewinnes war ſein und all dieſe Vortheile ſollten erblich auf ſeine Nachkommen übergehen. Er ſelber dagegen verpflichtete ſich von ſeinem Gewinn den achten Theil der Ausrüſtungskoſten zu vergüten. Die gütige Königin fügte all dieſer Gewahrung noch einen andren Beweis ihrer Huld bei, indem ſie den alteſten Sohn des Seefahrers, den Diego als Pagen in die Dienſte ihres alteſten Prinzen und vermuthlichen Thronerben Johann nahm, eine Auszeichnung, welche damals nur den Söhnen des höchſten Adels widerfuhr. So war dem Sohne des genueſiſchen Wollkammers, dem Zeichner der Landcharten in ſeinem 36. Jahre das gelungen, was ſeit ſeinem Knabenalter ein dunkler Traum, ſeit dem Beginn ſeines Mannesalters ein herrſchender Gedanke ſeiner Seele geweſen.

Obgleich die Regierung durch ihr Beiſpiel auch in dem Volke eine Theilnahme an des Columbus Unternehmen zu wecken ſuchte, gelang dieſes dennoch nur mit großer Schwierigkeit. Man ſahe ſich genöthigt denen, welche die Fahrt als Seeleute mitmachen wollten, allerhand ſolche Vergünſtigungen einzuraumen, die zur Anlockung ſelbſt eines ſchlechten, verzweifelten Geſindels dienen konnten. Wenn z. B. Jemand in Perſon oder mit ſeinem Anweſen in einen Criminalprozeß verwickelt war, dann wurde dieſer während ſeiner ganzen Seereiſe und auch auf zwei Monate nach ſeiner Rückkehr als niedergeſchlagen und aufgehoben betrachtet. Doch ſammelte ſich um Columbus und ſein Glück, als derſelbe, diesmal wie im Triumph wieder im Kloſter von La Rabida eingezogen war, von Palos her auch eine kleine Anzahl ſolcher furchtloſer und erfahrener Seeleute, welche die Fahrt aus wahrhafter Neigung für das große Unternehmen mitmachten. Unter dieſen war Martin Alonzo Pinzon, ein wohlbemittelter Schiffer und Bürger von Palos, der nicht nur durch ein freigebiges Darlehen aus eignen Mitteln, ſondern auch durch den großen Einfluß, den er auf die Leute ſeines Standes in der ganzen Umgegend hatte, den Fortgang der Ausrüſtung ſehr beförderte. Mit jenem Manne, der bei Columbus ſpäteren Schickſalen eine zum Theil zweideutige Rolle geſpielt hat, nahm zugleich Vincent Pinzon, ein Bruder des Martin Alonzo, an der Seefahrt Antheil.

Freilich war die ganze Ausrüſtung, für deren Förderung außer den Gebrüdern Pinzon auch der gute Prior von La Rabida, ſeinen ganzen, großen Einfluß auf das dortige Volk benutzte, im Vergleich mit dem, was in unſren Tagen nur etwa eine kleine Compagnie von Heringsfiſchern leiſtet, eine ſehr ärmliche zu nennen. Dieſelbe beſtund aus drei Schiffen, davon das größeſte kaum einem jener Marktſchiffe zu vergleichen war, worinnen man, in unſren Küſtengegenden die Handelsleute und Käufer aus einem kleinen Städtchen oder Dorfe, ſammt ihren Waaren auf die Meſſe nach Bremen führt, die zwei kleineren waren eigentlich nur Boote, von etwas größerem Umfange, ohne Verdeck in ihrer

Mitte; nur vorn und hinten mit kleinen Kajüten verſehen. Die ganze Mannſchaft, welche in dieſen Fahrzeugen zuſammengedrängt war, beſtund aus 120 Mann, welche großentheils durch Noth oder äußre Zwangsmittel zur Theilnahme an dem, wie man meinte mit augenſcheinlicher Todesgefahr verbundnen Unternehmen bewogen worden waren. Namentlich hatte man die Eigenthümer des einen der kleineren Schiffe, die Pinta genannt, den Gomez Rascon und Chriſtoval Quintero nur mit Gewalt zur Hergabe ihres Fahrzeuges zwingen können und dieſe beiden Männer waren es auch, welche im Verlauf der Fahrt durch ihren feindſeligen Widerſtand dem Columbus, der in dem größeren Schiff, Santa Maria genannt, commandirte, ſchweren Verdruß bereiteten. Endlich war, gegen Anfang des Auguſt Alles zur Abfahrt bereit. Der Admiral mit ſeinen Offizieren und ſeinem Schiffsvolk brachte den zweiten Auguſt und die darauf folgende Nacht im Gebet und mit Andachtsübungen im Kloſter la Rabida zu. Gleich Solchen, welche auf dem Sterbebette das nahe Ende erwarten, beichteten ſie, empfingen Losſprechung und Abendmahl; gleich Solchen, die einem nahen, faſt ſichren Tode entgegen gehen, ſahe das Volk von Palos laut jammernd und weinend ſie Freitags den 3. Auguſt 1492, frühe am Morgen unter Segel gehen.

6) Die erſte Fahrt nach Amerika.

Es geſchieht der Menſchenſeele in ihrem Verkehr mit der Welt des Sichtbaren etwas Aehnliches, als in dem Verkehr mit der Welt des Unſichtbaren und Geiſtigen. Das Streben nach einem noch Unbekannten und Fernliegenden wird in der Region des Inſtinctes durch ein Ahnen, in dem höheren Gebiet des Geiſtes durch den Glauben angeregt, beide aber, das Ahnen wie der Glaube, ziehen die

Kraft ihrer Ernährung und ihres Wachsthumes aus der Erfahrung, empfangen aus dieſer ihre Stärke und Sicherheit. Mit welch ſchüchternen Schritten wagte ſich die Schiffahrtskunde, geleitet durch das Ahnen, das in Prinz Heinrich lag, von einem Vorgebirge der Weſtküſte von Afrika zum andren, und mit welcher Leichtigkeit und Zuverſicht treten in unſren Tagen die Schiffer ihre Fahrt um den Weſten und Süden von Afrika herum, nach Oſtindien an! Eine Seereiſe von Europa nach Amerika erſcheint anjetzt als ein höchſt unbedeutendes Unternehmen, weil die Schiffahrtskunde in öfter wiederholtem, langfortgeſetzten Umgang und Verkehr mit der Bahn der Meereswogen jene gewiſſe Zuverſicht gewonnen hat von dem Daſeyn des Landes, auf welches Columbus hoffte, weil ſie, wie der Glaube, wenn er durch täglichen Umgang mit Dem, auf welchen er hoffet, ſtark und feſt geworden, nicht mehr zweifelt an dem Fernliegenden, obwohl dieſes das Auge noch nicht ſiehet.

Nur der Admiral und einige ſeiner muthigeren Begleiter ſahen mit Freuden, wie ein günſtiger Wind ſie von der vaterländiſchen Küſte hinweg nach Süden führte. Eine andre Parthei des Schiffsvolkes, an deren Spitze die vorhin erwähnten Eigenthümer der Pinta, Rascon und Quintero ſtunden, ſuchten nach allen Kräften ſchon jetzt die Weiterfahrt zu verhindern. Ihre Schuld war es, allem Anſcheine nach, welche Beſchädigungen am Steuerruder und an den Planken der Pinta herbeigeführt hatte, zu deren Ausbeſſerung ein Aufenthalt von mehreren Wochen an den Canariſchen Inſeln nöthig wurde. Portugieſiſche Fahrzeuge, welche, wie ein vorüberſeglender ſpaniſcher Kauffahrtheiſchiffer verſicherte, an der Inſel Ferro dem Columbus auflauerten, um ſich auf Befehl ihrer argwöhniſchen Regierung ſeiner Perſon zu bemächtigen, gaben dem Admiral Veranlaſſung zu wohlgegründeten Beſorgniſſen, während ſeine Leute ſich beim Anblick des feuerſpeienden Pic von Teneriffa, ſo wie bei der, jetzt zum erſtenmal beobachteten Abweichung der Magnetnadel einer thörichten Furcht hingaben.

Nach einer Windſtille von mehreren Tagen, welche die Schiffe nach ihrem Auslaufen von der Inſel Gomera noch im Angeſicht der Canariſchen Inſeln und zuletzt von Ferro zurückgehalten hatte, ſchwellte endlich Sonntags den 11. September, am frühen Morgen, ein günſtiger Wind die Segel und der Admiral begann, in gerader Richtung die Fahrt über die Breite des atlantiſchen Meeres nach Weſten. Dieſe Richtung, ſo hatte er es angeordnet, ſollte jedes der drei Fahrzeuge, im Fall einer Trennung derſelben beibehalten, wenn ſie jedoch bis zu einem Abſtand von 700 Seemeilen gekommen wären, dann ſollten ſie, während des Dunkels der Nacht bis zum Anbruch des Tages alle Segel einziehen, weil dort, nach ſeiner Anſicht, die Inſel Cipango ſich fünde, an deren Küſten ein ſeglendes Schiff bei Nacht leicht anlaufen und Gefahr laufen könne. Um übrigens ſein ſo ſehr zur Furcht geneigtes Schiffsvolk, das er ohne Aufhören mit den Erzählungen von den Reichthümern und Herrlichkeiten der Inſel Cipango zu ergötzen ſuchte, auch im Fall eines Fehlgriffes ſeiner Vorausſetzung bei gutem Muth zu erhalten, pflegte er über den Fortgang der Reiſe eine doppelte Rechnung zu führen, davon die eine, die richtigere nur ihm bekannt war, die andre, welche ſtets eine geringere Zahl von Meilen angab, den Andren mitgetheilt wurde. Er ſelbſt ſtund Tag und Nacht mit dem Senkblei und allen Werkzeugen der ſeemänniſchen Beobachtungen auf dem Verdeck, ſchlief nur wenige Stunden, zeichnete auch die geringfügigſten Wahrnehmungen auf. Sein heitrer

Muth theilte ſich Allen mit, die für ſolchen geiſtigen Einfluß empfänglich waren.

Die Inſel Cipango, dieſes der Phantaſie des Admirals vorſchwebende Ziel der Entdeckungsreiſe, ſollte wie erwähnt in einer Richtung liegen, welche etwas ſüdwärts von Ferro gerade von Oſt nach Weſt über das Meer ſich hinüberzieht. Der Anfang der Fahrt aus der bekannteren Region hinaus, zeichnete ſich durch keine auffallenden Erſcheinungen aus, der Wind war ziemlich günſtig, nur ſchnell vorübergehend zeigten ſich Wolken, aus deren etlichen ein Regenſchauer ſich ergoß; ſchon am 12. September wähnte das Schiffsvolk in einigen Seevögeln, die den Fahrzeugen ſich naheten, Vorboten des Landes zu erblicken. Bald aber traten andre Erſcheinungen ein, welche jenſeits der Gränzen der damaligen Kunde der Meere lagen. Die Schiffe waren in die Region des Paſſat- oder des beſtändigen Oſtwindes gekommen, welche bis auf mehrere Grade über den Wendekreis hinausgehet. Das Meer war ruhig, der Wind mäßig, dabei aber ſo andauernd, daß die Segel viele Tage lang dieſelbe Stellung behalten konnten, jene günſtigſte für die Fahrt nach Weſten, die man ſich nur wünſchen mochte, denn der Wind kam gerade von Oſten her, der Himmel war von keinem Wölkchen getrübt, die Luft ſo mild und erquickend wie an einem vaterländiſchen Frühlingstage. Die Maſſen der Seegräſer, welche wie grüne Wieſen auf der Meeresfläche ſich ausbreiteten, und manche andere Anzeichen ſchienen am 18. September abermals die Nähe des Landes anzudeuten. Als jedoch die Fahrt noch immer, in unaufhaltſamer Eile nach Weſten fortſchritt und ein Tag nach dem andren vergieng, ohne daß das ſo ſehnlich erwartete Land ſich zeigte, da bemächtigten ſich allmählig der größeren Menge der Reiſegefährten Furcht und Schrecken. Selbſt das, was ihr Glück und ihr Vortheil war, der anhaltend günſtige Oſtwind, das Meer, ſo ſpiegelglatt und ruhig „wie das Waſſer im Quadalquivirſtrome“ wurde für ſie ein Gegenſtand der Angſt und der Beſorgniß. Sie wähnten, ſie ſeyen jetzt in eine Weite des Meeres gekommen wo kein andrer Wind jemals wehe als der aus Oſten, welcher nothwendig, wenn ſie einmal in das weſtlich gelegne Vaterland zurück wollten, die Heimfahrt hindern werde; die Stille des Meeres erſchien ihnen wie eine Stille des Todes, der in dem gränzenloſen, den lebenden Menſchen unannahbaren Ozean ihrer, wenn in Kurzem die Lebensmittel aufgezehrt ſeyn würden, mit Sicherheit warte. Nur von ſchnell vergänglicher Wirkung war deshalb auf ihr geängſtetes Gemüth das Eintreten eines Südweſtwindes ſo wie das Erſcheinen einiger Singvögel, die auf den Seilen der Segel und Maſtbäume am 20. September ſich niederließen. Der Wind ſetzte bald nachher wieder nach Oſten um, die Vögel verſchwanden und auch eine ſtarke Bewegung des Meeres, die von keinem Wind angeregt und begleitet am 25. September beobachtet wurde, obgleich ſie den Wahn, als fände man ſich hier in einem für jede Bewegung erſtorbenen Meere, vollkommen beſeitigte, konnte den täglich wachſenden Unmuth des Schiffsvolkes nicht ſtillen. Dieſer rohe, meiſt gegen ſeinen Willen zur Theilnahme an der Entdeckungsfahrt genöthigte Haufe ſahe in dem Admiral einen halbtollen Menſchen, der aus Ehrgeiz ſein eignes Leben wie das ſeiner Begleiter aufs Spiel ſetze; mit Gewalt müſſe man ihn zur Rückkehr zwingen oder im Nothfall ihn, den Fremden, deſſen ſich in Spanien nur wenig einflußreiche Leute annehmen würden, ins Meer werfen und dann zu Hauſe erzählen, er ſey von ſelber, bei ſeinen Beobachtungen der Sterne, vom Verdeck ins Waſſer gefallen.

Dem Columbus war dieſe aufrühreriſche Stimmung ſeiner Leute nicht entgangen, er aber blieb feſt und ruhig, in ihm lebte die freudige Ueberzeugung, daß der Schöpfer und Herr der Meere und der Länder zu dieſem großen Werk ihn von Jugend an berufen und gezogen, und daß dieſer, der ihn ja ſchon bisher mit mächtigem Arme geſchützt und geleitet habe, ihn auch ſicher zum Ziele führen werde. Ein Gewölk in Südweſt, das eine täuſchende Aehnlichkeit mit einer Küſtengegend zeigte, hatte vom 25. September ſelbſt den erfahrenen Seemann Pinzon getäuſcht. Am 1. October berechnete man den Raum, den die Schiffe von den Canariſchen Inſeln bis hierher durchlaufen hatten. Nach jener wahren Schätzung, welche der Admiral vor ſeinen Leuten geheim hielt, betrug der bisher zurückgelegte Weg 707, nach der andren, die ſich auf die Mittheilungen gründete, welche er der Schiffsmannſchaft von Tag zu Tage gemacht hatte, nur 584 Seemeilen. Ganze Züge von Landvögeln wurden an einigen der darauf folgenden Tage geſehen, welche ihren Flug nach Südweſt nahmen; Pinzon hatte ſchon vorher darauf angetragen, daß man nach dieſer Richtung hinſteuern ſolle und auch der Admiral gab am 7. October zu einer Aenderung des bisherigen Laufes aus Weſt in Weſt-Süd-Weſt ſeine Einſtimmung. Mag nun in dieſer kleinen Abweichung von dem bisher ſo unabänderlich feſt verfolgten Reiſeplane, oder in der Entmuthigung des Schiffsvolkes, durch ſo oft getäuſchte Hoffnungen überhaupt, der Grund gelegen ſeyn, von dem verzweifelnden Mißtrauen gegen den Admiral und ſein ganzes Unternehmen, ſo viel iſt gewiß, daß die Lage des Columbus, ſeiner in voller Empörung begriffnen Mannſchaft gegenüber jetzt gefahrdrohender als jemals geworden war. Aber es ergieng auch hier nach dem alten Sprichwort: wo die Noth am größeſten, iſt

Gottes Hülfe am nächſten. Am 11. October ſahe man Aeſte voller Beeren, noch ganz friſch vom Baum abgeriſſen auf dem Meere ſchwimmen, bald nachher einen Stab, der durch Menſchenhand künſtlich eingekerbt war, Kräuter die am Ufer der Bache oder Flüſſe wachſen; es konnte kein Zweifel mehr ſeyn, das Land war ganz nahe. Als am Abend dieſes Tages, nach jener Gewohnheit, welche während der ganzen Reiſe im Admiralſchiff feſt gehalten worden, der Abendgottesdienſt gehalten, das Salve regina geſungen worden war, da hielt der Admiral an ſein Volk eine ernſte Anrede. Er erinnerte daſſelbe an die Freundlichkeit und Milde, mit welcher Gott ihre Fahrt geſchützt und gefördert, ihren geſunkenen Muth durch Hoffnungszeichen ſo oft wieder aufgerichtet habe. Jetzt ſey nun auch für ſie die Zeit gekommen nur Gott zu danken und zu loben, denn das Ziel ſey ſo nahe, daß er, wie ſchon bei den Canariſchen Inſeln beſchloſſen worden, heute, von Mitternacht an alle Segel werde einziehen laſſen, damit die Schiffe nicht im Dunkel der Nacht ans Land ſtießen.

Die Seeleute alle, von lebhafter Erwartung aufgeregt, blieben wach; der Admiral ſchaute unverwandt gegen Weſten hin. Da bemerkte er zuerſt ein Licht, wie von einer Fackel oder einem Feuerbrande, das abwechslend heller leuchtete, dann wieder aus den Augen entſchwand. Gegen Morgen um 2 Uhr gab ein Kanonenſchuß von der Pinta das verabredete Zeichen von der unmittelbaren Nähe des Landes. Land, Land, rief Jeder, man umarmte ſich, laut ſchluchzend vor Freude, auf allen 3 Schiffen wurde der Lobgeſang des Te Deum angeſtimmt. Der anbrechende Morgen, Freitags am 12. October 1492, zeigte endlich in voller Klarheit eine nahe vor Augen liegende Inſel, deren Boden überall grünte, und welche durch ihre Baumpflanzungen einem ſchönen

Garten glich. Die nackten Einwohner der Inſel hatten ſchaarenweiſe am Ufer ſich verſammelt und blickten voll Staunen nach den im Vergleich mit den ihrigen, rieſengroßen Fahrzeugen und nach den Menſchen von unbekannter Art hin, die auf den Schiffen ſtanden. Nach Sonnenaufgang beſtieg der Admiral mit dem größeſten Theil der Seinigen die Boote, man ruderte mit fliegenden Fahnen unter dem lauten Tönen der Kriegsmuſik nach dem Ufer hin. Columbus in einem ſcharlachrothen, reich verzierten Kleide, das königliche Panier in der rechten Hand, ſtand am Vorderende des erſten Bootes, das ans Land ſtieß; er wollte der erſte Europäer ſeyn, der die neue, von ihm entdeckte Welt beträte. Ihm nach ſprangen die Andren hinaus auf den ſichern Boden, den ſie nach einem 40tägigen, angſt- und gefahrvollen Herumſchwanken auf dem unwirthbaren Meere mit ſolchem Entzücken betraten, daß dem Beiſpiel des Admirals folgend Alle nieder knieten und die Erde küßten. Ein Kreuz wurde errichtet, vor ihm gebetet, dann pflanzte der Admiral die königliche Flagge auf, nahm im Namen der beiden Majeſtäten von Spanien von der Inſel, die er St. Salvator nannte*), Beſitz. Als dieſes geſchehen, forderte er alle Gegenwärtige auf, ihm als den Stellvertreter der königlichen Gewalt, als Admiral und Vicekönige den Eid der Treue zu leiſten. Wie hatte ſich jetzt auf einmal die Stimmung des Schiffsvolkes ſo ganz verändert! Jene Leute, die noch vor wenig Tagen mit Mordgedanken gegen Columbus umgiengen, dieſen als einen Träumer und Schwärmer verachteten, drängten ſich jetzt in begeiſterter Aufregung um ihn her, baten um Vergebung, gelobten von nun an unverbrüchliche Treue.

---

*) Bei den Engländern heißt ſie Cat Island.

Ein ſonderbares Verhältniß der gegenſeitigen Anerkennung oder vielmehr der Verkennung bildete ſich bei dem erſten Zuſammentreffen zwiſchen den Europäern und den Eingebornen des Landes aus. Dieſe letzteren, die Eingebornen, ohne alle Kleidung, dagegen im Angeſicht, zum Theil auch am ganzen Körper auf wunderliche Art mit allerhand Farben bemalt, auch durch die kupferfarbene Haut, durch das ſchwarze, ſtraff und ſchlicht darniederhangende Haar, den Mangel des Bartes von allen andren Völkern, welche die Spanier bis dahin geſehen hatten, verſchieden, erſchienen den höher gebildeten Europäern als Weſen, welche an der Gränze der Thierheit, kaum als eigentliche Menſchen betrachtet werden könnten. Ihre Sprache, aus raſch hervorgeſtoßenen Sylben beſtehend, ihr ſchüchternes Benehmen, ihr trippelnder, hin- und herſchwankender Gang, kam den gravitätiſch einherſchreitenden Spaniern als etwas ſo Neues, von der Menſchenwürde Abweichendes vor, daß ſie von ihrer vermeintlichen Höhe herab nur neugierig und mitleidig auf das Volk der Inſel herabblickten. Ganz anders dagegen urtheilten in ihrer kindlich befangenen Weiſe die Indianer, ſo nannte ſie Columbus, weil er ſeinen geographiſchen Anſichten nach dieſe Inſel, ſo wie ihre ganze Nachbarſchaft, als zu Indien gehörig betrachtete, über die Fremdlinge, welche jetzt in glänzender Waffenrüſtung, mit Helm und Federbuſch auf dem Haupte, mit bärtigem, übrigens weißfarbigem Angeſicht, mit allen Zeichen einer geiſtigen wie leiblichen Ueberlegenheit, die weit über den Kreis ihrer Erfahrungen erhöht lag, ſich näherten. Sie hatten am frühen Morgen die Schiffe, mit ihren gebundnen, oder durch veränderte Stellung ſchlaff darnieder hängenden Segeln als geflügelte Ungeheuer des Meeres angeſtaunt. Als die Boote, mit der bewaffneten Schaar ihrer Mannſchaft, mit dem lauten Getön der muſikaliſchen Inſtrumente, mit den hoch in der Luft flatternden Fahnen dem Ufer ſich nahten, da entflohe das ſchüchterne Volk in das Dickig der Geſträuche und Wälder und ſahe von dort, mit der Neugier unwiſſender Kinder dem Treiben der Fremdlinge zu.

Es liegt vor Allem in dem Ausdruck und in den Geberden der Andacht jene Obergewalt, welche überall und immer der Geiſt über Seele und Leib hat*); auch an dieſen Indianern zeigte ſich darin ihre menſchliche Natur, daß ſie der Anblick dieſer betenden Fremdlinge nicht nur mit Ehrfurcht, ſondern mit einer zutraulichen Neigung erfüllte, welche ſie unwiderſtehlich zu den mächtig bewaffneten Männern hinzog. Dieſe erſchienen ihnen jedoch nicht als gewöhnliche Menſchen, ſondern als Weſen von einem höheren als menſchlichem Geſchlecht; Gäſte, welche von da, wo die Morgenröthe im Meere ihr kryſtallenes Gezelt hat, hergekommen, oder auf den weißen Schwingen (Segeln) jener Meerwunder, die jetzt dort im Waſſer der Ruhe pflegten, aus der Luft herabgeflogen waren. Dieſe aus dem Luftreich gekommenen Weſen ſchienen nichts Böſes und Gefahrdrohendes gegen ſie im Sinne zu haben, ſie trieben hier am Ufer ein ſtilles, von wunderbaren Geberden begleitetes Spiel; der hochgeſtaltete Mann in ſcharlachrothem Gewand, um den alle die Andren mit Zeichen der Ehrfurcht ſich drängten, das mußte ihr mächtiger Vater und König ſeyn. Kann doch ſelbſt die furchtſame Leguaneidechſe, welche ihr wohlſchmeckendes Fleiſch zu einem Gegenſtand der menſchlichen Nachſtellungen macht, dem Drange der Neugier nicht widerſtehen, der ſie nach dem, mit der Schlinge zugleich an einer Stange befeſtigten Lichte hinzieht; die Robbe kriecht heraus ans Land, weil das Feuer eines Schmiedeofens, der Manati, wenn der Ton eines beſaiteten Inſtrumentes ſeine Aufmerkſamkeit anregt; ſo war auch in den Indianern, welche ſcheu wie eine Heerde von Schafen vor den mächtigen Fremden entflohen, die Neugier mächtiger als die Furcht, ſie traten aus dem Walde hervor, bald, wenn die Männer mit ſtählernem Leibe ſich bewegten, wieder zurück, bald, indem ſie einmal über das andere betend zur Erde ſich neigten, wieder vorwärts kommend und zuletzt ſtund eine ganze Schaar ſolcher neugierig ſtutzender Männer, unter ihnen nur ein einziges jugendliches, kühnes Weib um die Spanier her.

---

*) M. v. Franz Drakes Biographie im 1. Bändchen S. 30.

Wenn auch nicht die Sprache des Mundes, ſo war doch die des Auges, deſſen Blick ſelbſt der Säugling, ja das zahme Hausthier verſteht, den kindlich befangenen Indianern verſtändlich. Der Blick, namentlich des großen Königes dieſer Fremdlinge hatte nichts Abſchreckendes, er war freundlich wie der eines Vaters, und als nun, auf den Wink dieſes Königes die Männer von Stahl ihre Schätze aufthaten und daraus Schnüre von bunten Glasperlen, farbige Mützen, meſſingene Glöckchen und andre Nürnberger oder Venetianiſche Spielwaaren unter ſie vertheilten, da wurden ſie ſo voll Freude und ſo zutraulich, daß ſie mit ihren Händen das Gewand und die ſtählernen Rüſtungen, die ſtattlichen Bärte, ja die Haut des Angeſichtes und der Hände ihrer wundervollen Gäſte betaſteten und über die große Menſchenähnlichkeit ſo wie über die weiße Farbe derſelben ſich zu wundern ſchienen. Man konnte hier ſo ruhig und unbeſorgt ſeyn wie unter kleinen Kindern; dieſe Indianer hatten keine andern Waffen als eine Art von Lanzen: Stöcke oder Stangen, an dem einen Ende im Feuer gehärtet, oder mit einem ſpitzen Steine, mit Zähnen, mit Gräten von Fiſchen verſehen; das Eiſen ſowie alle daraus gefertigten Gegenſtände ſchienen ihnen ganz unbekannt. Auch von andren Seiten war hier nichts zu fürchten; namentlich von Raubthieren war nirgends eine Spur zu ſehen.

Der Admiral, ſeiner vorgefaßten Meinung und geographiſchen Anſicht nach, konnte nichts Andres ſich vorſtellen, als daß er hier an einer jener Inſeln gelandet ſei, welche, nach Marco-Polos Reiſebericht und Beſchreibung oſtwärts und gegenüber von Cathay im chineſiſchen Meere liegen ſollten. Von Gewürzen war hier freilich nichts zu finden; die Hauptnahrung dieſer nackten Indianer beſtund in einer Art von zwar geſchmackloſem, dabei aber ſehr nahrhaften kuchenartigen Brode, Caſſava genannt, welches aus den überaus mehlreichen, oft 20 bis 30 Pfund ſchweren Wurzeln der Maniokpflanze (**Jatropha Manihot**) bereitet waren*). Von Ackerbau hatten dieſe Leute keinen Begriff; die Baumwolle, davon ſie ſpäter ganze Ballen als Tauſchartikel herbeibrachten, wuchs ohne alle Pflege, in reicher Fülle auf den Bäumen und Geſträuchen ihrer Wälder. Dennoch fand ſich, obwohl nur in geringer Menge, Etwas bei ihnen, was, nach des Columbus Meinung, in unverkennbarer Weiſe an das goldreiche Indien erinnerte, das

---

*) Die gleich wie bei uns das Getreide und die Kartoffeln für die heißen Länder höchſt wichtige Maniocpflanze hat ihr Vaterland im ganzen tropiſchen Amerika. Ihr Stamm wird 6 bis 8 Fuß hoch, trägt fingerartig getheilte Blätter, gelbröthliche, einhäuſige (**Monoecia**) Blüthen. Wie die Wolfsmilcharten, zu deren Familie der Manioc eigentlich gehört, enthält die große, fleiſchige Wurzel einen giftigen Saft, den man durch Auspreſſen und Auswaſchen von dem Mehl entfernt, der aber ſchon durch die Hitze, beim Roſten und Sieden ſeine giftige Eigenſchaft ſo ſehr verliert, daß man die gebratene Wurzel ſo wie die aus dem gekochten Saft bereiteten Saucen ohne Nachtheil genießen kann.

waren die kleinen Bleche und Zierrathen von Gold, welche einige der Inſulaner an der Scheidewand ihrer Naſe trugen. Die Spanier äußerten alsbald eine Begierde nach dem Beſitz jenes edlen Metalles, die Indianer, verwundert daß die hohen Fremdlinge auf ein ſolch von ihnen wenig geachtetes gelbes Blech einen Werth legten, gaben dieſe Goldſtückchen mit großer Freude für die Glasperlen und Schellen hin, die man ihnen im Tauſch dagegen bot. Der Admiral fragte durch Zeichen, wo dieſe Goldbleche herkamen, die Indianer deuteten nach Süden. Dorthin alſo, ſo erſchien es den Seefahrern, mußte jenes von Marco Polo ſo hoch, wegen ſeiner Reichthümer an Gold, Perlen und Edelſteinen geprieſene Cipango liegen, deſſen König aus goldnen Geſchirren ſeine Speiſe und Getränke nimmt, in deſſen prachtvoller Stadt die Häuſer, vor allen aber der ungeheure große Königspallaſt ſtatt der Ziegeln mit dicken Goldplatten gedeckt ſind. An einigen der Bewohner von St. Salvador bemerkte man auch große Narben von Wunden; durch Zeichen deuteten die Indianer an, daß zuweilen Schiffe, mit Bewaffneten an ihre Küſte kamen, welche feindſelige Thaten verübten und viele von ihnen als Gefangene mit ſich hinwegſchleppten. Aus welchem andren, in Norden wohnenden Volke, ſo urtheilte der Admiral, konnten dieſe fremden Krieger herkommen, als aus dem des großen Khans der Tartarey, von welchem Marco Polo berichtet, daß er öfters die Inſeln mit feindſeligen Einfällen heimſucht und ihre Bewohner in die Gefangenſchaft hinwegführt.

Außer jenem Genuß, welchen ſchon das Ausruhen auf einem ſo lieblichen Eiland den ermüdeten Spaniern gewährte, fanden dieſe Nichts, das ihre Gewinnſucht reizen konnte. Die Baumwolle, und jene Menge von bunten Papageyen, welche die Inſulaner herbeibrachten, ſchienen der Mühe und der

Koſten einer ſo weiten Seereiſe nicht werth; der kleine Vorrath an Goldblechen, der ſich auf der Inſel fand, war bald in den Händen der gewinnſüchtigen Europäer; die Inſulaner, ſo begierig ſie waren noch immer mehr von ſolchen Glasperlen und Kinderwaaren zu erhalten, dergleichen die Fremden, gleich einer Gabe des Himmels zu ihnen herab auf die Erde gebracht hatten, konnten jetzt nichts mehr geben; dem Admiral lag es an ſobald als möglich das Land Cipango und die Schatzkammern der dortigen Natur zu erreichen, dann nach Cathay zu fahren und dem großen Khan die Lehren des Chriſtenthumes, deſſen Ausbreitung er ja den Reſt ſeines Lebens gewidmet hatte, zu verkünden. Am 14. October des Morgens ließ er die Ruderboote des Schiffes bemannen; er ſelbſt beſtieg das eine von dieſen, um den Umfang und die Beſchaffenheit der Ufer der Inſel genau zu erforſchen. Er fand dieſes ſchöne Eiland nach allen Richtungen von herrlichen Waldungen bewachſen, von Bächen durchſtrömt; nach ſeiner Mitte hin zeigte ſich ein kleiner, klarer See, die Ufer waren von Felſenklippen umgürtet, welche an der einen Seite den Wall eines ſchönen, für ganze Flotten geräumigen Hafens bildeten. Längs der Küſte hin zeigten ſich mehrere Wohnſitze der Indianer, reich bevölkert und von eben ſo gutmüthig harmloſen, kindiſch neugierigen Leuten bewohnt als die waren, die ſich in der Nähe des erſten Landungsplatzes fanden. Eben ſo wie dieſe bezeugten ſie durch Niederwerfung auf die Erde, gen Himmel gerichtete Augen und Hände ihre abgöttiſche Verehrung gegen die weißen Fremden, warfen ſich ſchwimmend ins Meer oder ruderten ſich in ihren Canoes, die nichts Andres waren als ausgehöhlte Baumſtämme, zu den Booten hin, wo man, auf des Admirals Befehl, ſie freundlich aufnahm und beſchenkte.

Die Unterſuchung der Naturbeſchaffenheit der kleinen Inſel war bald beendet, Columbus kehrte nach den Schiffen zurück, ließ Holz und friſches Waſſer in dieſe aufnehmen, vermehrte ſeine Mannſchaft mit ſieben Inſulanern, die ihm als Dolmetſcher dienen ſollten und ſteuerte dann weiter gegen Süden. Die Fahrt, welche er jetzt begann, nahm ihre Richtung mitten durch die Gruppe der Bahama-Inſeln, welche damals in der urſprünglichen Fülle ihrer Naturerzeugniſſe, von grünenden Wäldern bewachſen und von einem zahlreichen, in ſeiner Weiſe glücklichen Volke bewohnt war, deſſen äußerer Friede nur von Zeit zu Zeit durch die feindſeligen Angriffe der kriegeriſchen Caraiben geſtört wurde. Jene Indianer aus St. Salvador, welche er mit ſich genommen hatte, beſchrieben dem Admiral die Menge dieſer Inſeln als eine faſt unzählbare; gegen hundert Namen von ſolchen nannten ſie demſelben. Was konnte nach der vorgefaßten Anſicht des Columbus dieſe Inſelwelt anders ſeyn als der Archipelagus von 7480 Inſeln, der nach Marco Polos Reiſebericht an der öſtlichſten Küſte von Aſien ſich findet und der durch ſeine Fülle von Gewürzen und herrlich duftenden Bäumen vor allen Inſeln der Erde ſich auszeichnet, durch ſeine nachbarliche Angränzung an Cipango, dieſem Schlaraffenlande der occidentaliſch-geographiſchen Träumereien, mit Gold und andren Koſtbarkeiten reichlich genug verſorgt iſt.

Dennoch wollte ſich noch immer von all ſolchen Naturſchätzen, ſo weit man auch kam, keine Spur zeigen. Die Bewohner der kleinen Inſel Conception, von deren Boden der Admiral am 16. October, nach dem zu ſeiner wie noch zu unſrer Zeit beliebten Natur- und Völkerrecht im Namen der beiden ſpaniſchen Majeſtäten, ohne die rechtmäßigen Inhaber darum zu befragen, feierlich Beſitz nahm, hatten weder goldne Armbänder, noch ſonſt eine Zierrath von Gold und Goldeswerth an ihrem nackten Leibe; ſie konnten den Fremdlingen aus einer höheren, himmliſchen Welt, denn auch ſie hielten die Spanier für ſolche, nichts Andres geben als die Beweiſe einer abgöttiſchen Verehrung, durch Niederwerfen zur Erde, Emporrichten der Arme und Augen zum Himmel. Die gleiche Erfahrung wiederholte ſich auf der fruchtbaren, ſchönen Inſel, welcher der Admiral im ehrerbietigen Andenken an ſeinen König und Herrn den Namen Fernandina gab, der in unſren Tagen in Cruma verwandelt worden iſt. Das liebenswürdig gutartige Volk dieſer Inſel nahm die Fremdlinge nicht nur als Gottgeſandte mit liebender Ehrfurcht auf, ſondern führte ſie zu den friſcheſten, reinſten Quellen ihrer Inſel, half ihnen beim Füllen ihrer Waſſerfaſſer und Schläuche und war zu jedem andren, niedren Dienſte bereit. Vergeblich wurde auch auf der wunderlieblichen Inſel Iſabella (ſo nannte der Admiral ſie wegen ihrer natürlichen Schönheit und Herrlichkeit) nach jener Goldmine und nach dem goldreichen Könige geſucht, welche nach der freilich gar leicht Mißverſtandniſſen ausgeſetzten Zeichenſprache der decretirten Dolmetſcher aus St. Salvador ſich daſelbſt finden ſollten. Die Schaaren der buntfarbigen Papageyen, von denen der Admiral in ſeiner Beſchreibung der kleinen, ſchönen Inſel erzählt, ſind allerdings noch jetzt, obwohl in verminderter Zahl auf dieſer Inſel ſo wie auf ihren Nachbarinnen zu finden, wohin aber die Singvögel gekommen, aus deren lauttönenden Kehlen, der Angabe unſres großen Seefahrers zu Folge ſo ſüßlautende Melodien ſich vernehmen ließen, daß der Hörer, wie von dem Geſang der Sirenen durch ſie feſt gebannt werden konnte, das wiſſen wir nicht. Fiſche, von eben ſo bunten Farben als die Vögel des Landes und einem ſtarken Glanz der Schuppen, eine Art von Eidechſen (der

Leguan oder die Kammeidechſe, Iguana sapidissima), welche die Fremden als ein giftiges Thier verabſcheuten, nachmals aber, eben ſo wie die Eingeborenen, wegen ihres wohlſchmeckenden Fleiſches ſehr hoch ſchätzen lernten und der Krabbenfreſſende Hund (Canis cancrivorus), waren, neben den Schwärmen der Papageyen die auffallendſten thieriſchen Bewohner dieſer, ſo wie der nachbarlichen Inſeln und ihrer Meeresbuchten.

Das erſehnte Land der Schätze, Cipango, war noch immer nicht gefunden. Der Admiral ſteuerte weiter nach jener Richtung hin, in welcher nach den Andeutungen der Indianer der Fundort des Goldes ſein ſollte, er kam am 28. October nach Cuba, deren weit ausgedehnte Küſten ihm wie die eines Feſtlandes erſchienen, deren Naturſchönheiten ihn ganz an Sizilien erinnerten. Hier ſchien ſich, der Bauart der Häuſer nach ein Volk der Bewohner zu finden, das ſchon auf höherer Stufe der Bildung ſtund, als das auf den kleineren Inſeln, doch fand man dieſe Häuſer leer, ihre Beſitzer, welche, wie man nachmals vernahm, den Ueberfällen der Caraiben öfter ausgeſetzt waren, hatten ſich bei der Annäherung der fremden Schiffe in die Wälder geflüchtet. Endlich fanden ſich einzelne, zuletzt immer mehrere der Inſulaner zum Verkehr mit den Spaniern ein. Mehr als fünf Wochen brachte der Admiral mit der Durchforſchung der lang geſtreckten, dabei nicht ſehr breiten Inſel und ihrer Küſten zu, ohne hierbei zu der Vermuthung zu kommen, daß ſie wirklich rings vom Meer umfloſſen, nicht das Feſtland von Indien ſey. Denn Indien, nur dieſes glaubte er überall, wohin ſeine Fahrt nach Weſten gieng, finden zu müſſen; ſeine Erwartung, auf jedem Schritte wurde getäuſcht und doch hatte er hier einen für das ganze chriſtliche Europa und ſeine Entwicklungsgeſchichte wichtigeren, folgenreicheren Fund gemacht, als das vergeblich erſehnte Anlanden an der Küſte von China und Japan geweſen wäre. Es war ihm ergangen wie einem Manne, der etwa einen, der Familienſage nach von ſeinem Großvater vergrabenen Topf mit Gelde in der Erde ſuchte, und welcher ſtatt der hundert Gulden, die jener Topf enthalten ſollte, eine Silbermine fände, welche freilich erſt nach mühſamer Bearbeitung für ihn wie für ſeine Kinder, Enkel und Urenkel ein anhaltender Quell des Wohlſtandes würde. Columbus ſelber, gleich einem Bergmann, der den reichen Gang durch Anſchürfen nur entdeckt, ohne ihn in gewinnreicher Weiſe zu bauen, erlebte freilich die eigentlichen Folgen ſeines großen Fundes nicht, und ſelbſt die ſpäteren Zeiten, bis herab auf unſre Tage haben nur den Anfang deſſen geſehen, was Amerika für das chriſtliche Europa ſeyn und werden kann.

Indeß war unſer großer Seefahrer ſchon jetzt ſelig in Hoffnung. Seit ſeiner Ankunft zwiſchen den Antillen hatte die Witterung ſeine Fahrt begünſtigt, der Himmel bei Tage wie bei Nacht war nie getrübt, das Meer niemals von Stürmen bewegt worden, die milde Luft war von dem Duft der blühenden Gewächſe erfüllt, der den Admiral und ſeine Leute an die Zimmet- und Gewürzbäume von Indien zu erinnern ſchien; prangend mit den Farben des Regenbogens und mit dem Glanze der Edelſteine umſchwärmten das blühende Geſträuch die noch nie vorher von Europäern geſehenen zarten Formen der Colibris; am Ufer des Meeres lagen Muſcheln, welche den ächten Perlenmuſcheln glichen. Freilich äußerten die Eingebornen der Inſel, ſeitdem man mit dieſen in Verkehr getreten, einſtimmig, daß weder Pfeffer, noch Zimmet, noch Muscatnüſſe, von den allen man ihnen Proben vorzeigte, noch Gold, noch Perlen bei ihnen, wohl aber in einem gegen Südoſt gelegnen Lande gefunden wurden, doch glaubte man aus den Zeichen, welche ſie machten, ſchließen zu dürfen, daß einige Tagereiſen von der Küſte landeinwärts ein König wohne, welcher mächtig und reich ſey, mit ihm zugleich Kaufleute, im Beſitze mancher Waaren. Der Admiral ſandte auf dieſen von ihm nur unvollkommen verſtandnen Bericht hin zwei ſeiner Leute, darunter der eine, ein getaufter Jude der hebräiſchen, chaldäiſchen und arabiſchen Sprache mächtig war, in Begleitung eines der mitgenommenen Indianer aus St. Salvador, an den Hof des kleinen Königes ab, den er für einen Gränznachbar des großen Khan: des Kaiſers von China hielt. Die Geſandten, von einem der Küſtenbewohner durch die dichten Waldungen geleitet, kamen glücklich in der Reſidenz des Landesfürſten an, dieſe aber war nichts weiter als ein Dorf von etwa 50 Häuſern, welche in der Weiſe der Pavillons recht artig gebaut und größer waren als die ihnen ähnlichen an der Küſte. Gegen 1000 Menſchen mochten in dieſen Häuſern wohnen; ein etwas höherer Grad der Geſittung als der bei den bisher geſehenen Inſulanern ſchien ſich ſchon darin zu verrathen, daß wenigſtens ein Theil der Frauen um die Hüften eine Art von künſtlich geflochtnen Schürzen trug. Man führte die Fremden in das anſehnlichſte, größeſte Haus des Ortes. Es fanden ſich hier künſtliche, in der Form von Thieren geſchnitzte Sitze; man brachte Früchte des Landes zur Erquickung der Wandrer. Der ſprachenkundige Hebräer verſuchte vergeblich ſeine Kunſt ſich in einer ſeiner aſiatiſchen Sprachen dieſen vermeintlichen Aſiaten verſtändlich zu machen; glücklicher als er, war der Indianer aus St. Salvador, deſſen Bericht von der großen Macht und Herrlichkeit dieſer aus dem Reiche der Lüfte gekommenen Fremdlinge von den Anweſenden mit großer Aufmerkſamkeit vernommen wurde. Die am Boden ſitzende Schaar erhub ſich jetzt; ſie drängte ſich hin zu jenen übermenſchlichen Weſen, berührte ihr Gewand und ihre Haut, küßte ehrerbietig ihnen Hände und Füße. Nachdem zuerſt die Männer dieſes gethan und dann ſich entfernt hatten, traten jetzt auch die Frauen hinzu und wiederholten dieſelben Bezeugungen der Ehrfurcht. Die beiden Spanier hatten indeß eifrig ſich umgeſchaut um irgendwo in dem Hauſe des Fürſten, oder als Zierrath an dem Leibe eines der Männer oder Frauen, unter denen es manche von höherem, andre von niedererm Stande zu geben ſchien, das gierig erſehnte Gold ſowie Edelſteine und Perlen zu ſehen, nirgends aber zeigte ſich bei dieſem, gleich harmloſen Kindern lebenden Volke eine Spur ſolcher Koſtbarkeiten; ſie hatten keinen andren Tauſch und Handelsartikel als die Baumwolle, welche ihre Inſel in Menge erzeugt und daraus ſie Garn zu bereiten, Fiſchernetze und Hangematten zu verfertigen verſtunden. Es war mithin von dieſen guten Leuten nichts zu erhalten als jene Beweiſe von kindlicher Zutraulichkeit und Liebe, womit dem unruhig vorwärts ſtrebenden Geiſt der Spanier nicht viel gedient war. Die Geſandten, begleitet von einer Schaar des wohlmeinenden Volkes, darunter übrigens nur ein etwas vornehmer ſcheinender Mann mit ſeinem Sohne war, kamen zurück zum Admiral, ſtatteten dieſem treuen Bericht über ihre Sendung ab, und ſo gern die Eingebornen ſolch hochgeſchätzte Gäſte für immer, oder doch noch für längere Zeit bei ſich behalten hätten, beſchloß Columbus dennoch die Weiterfahrt nach den reicheren Gegenden des vermeintlich aſiatiſchen Küſtenlandes und ſeinen Inſeln.

Es war ein Mißgriff des ſonſt in ſeinen Reiſeplänen ſo beharrlichen Admirals, daß er ſtatt gegen Weſten hin dem Laufe der Küſte zu folgen ſich, irregeleitet durch die Andeutungen der Indianer, nach Südoſt wendete. Wäre er bei ſeiner vorher ſo beſtändig innen gehaltnen Richtung nach Weſten geblieben, dann würde er nach wenig Tagen nicht nur den Irrthum abgelegt haben, den er bis zu ſeinem Ende feſthielt: jenen vorgefaßten Wahn, daß Cuba ein Theil des Feſtlandes, keine Inſel ſey, ſondern er wäre entweder in Florida, oder von dem Meeresſtrom getragen in Yucatan an das wirkliche Feſtland gekommen und hierdurch der Entdecker des goldreichen Mexicos geworden, deſſen Beſitz in ſpaterer Zeit für Spanien eintraglicher wurde, als dies jemals der Beſitz des mährchenhaft geſchilderten Cipango hätte ſeyn können. Die Erreichung dieſes nahe liegenden, köſtlichen Zieles war indeß dem Entdecker der neuen Welt nicht ſelber, ſondern erſt ſpäteren Seefahrern beſchieden, welche auf der von ihm gebrochenen Bahn weiter vordrangen. Er ſelber, von widrigen Winden gehemmt, und ſelbſt gegen die Inſeln, von denen er hergekommen, wieder zurückgeführt, gelangte endlich, nach vieler Mühe, am 5. December zu dem öſtlichſten Ende der Inſel Cuba, das er, nach ſeiner vorgefaßten Meinung für die äußerſte, öſtlichſte Spitze von Aſien hielt und deshalb Alpha und Omega: Anfang und Ende benannte.

Wahrend Columbus in ſeinem ſchwerfallig ſegelnden Admiralſchiffe gegen die Winde ankämpfte, hatte Pinzon, in dem von ihm befehligten Fahrzeug Pinta, welches ein ungleich beſſerer Segler war, aller gegebenen Signale nicht achtend, ſich von den andren beiden Fahrzeugen entfernt. Die Goldgier war es, welche den ſonſt achtbaren Seemann zu dieſem treuloſen Schritte antrieb. Der Admiral nämlich hatte ſeiner Verpflichtung gemäß das Gebot gegeben, daß Keiner der Reiſegeſellſchaft für ſeinen eignen Vortheil Gold eintauſchen ſolle, ſondern das alles auf dieſer Fahrt gewonnene Gold zunächſt als ein Eigenthum des königlichen Schatzes zu betrachten ſey. Pinzon hatte zur Ausführung des Unternehmens aus ſeinen eignen Mitteln viel beigetragen; er war der reichſte Bürger von Palos, ſtund wegen ſeiner ſeemänniſchen Einſichten bei dem ganzen Schiffsvolk in ſehr hohem Anſehen, die Abhängigkeit von dem Admiral war ihm ſchon oft läſtig geweſen. So gelang es ihm leicht die Mannſchaft ſeines Fahrzeuges zu bewegen mit ihm gemeinſam den beiden andren Schiffen voraus zu ſeglen, um in dem nahen, goldreichen Lande die erſte, beſte Beute hinwegzunehmen.

Der Admiral war indeß, etwas ſpäter und langſamer als Pinzon, in derſelben ſüdöſtlichen Richtung als dieſer weiter gekommen, hatte Land entdeckt und am 6. December in einem guten Hafen deſſelben die Anker geworfen. Es war die Inſel Hayti, welche in unſren Tagen dieſen ihren urſprünglichen, älteſten Namen von neuem wiedergewonnen hat, während ſie Columbus Hispaniola, ſpätere Seefahrer und Geographen Domingo genannt hatten. Gleich von dem erſten Augenblick an, in welchem Columbus den Boden dieſer herrlichen Inſel betrat, erſchien ihm dieſelbe als die Krone aller ſeiner bisherigen Entdeckungen. Es ruheten damals auf dieſem glücklichen Eiland alle Segnungen, welche der Frieden der Natur: das kräftige, harmoniſche Zuſammenwirken eines milden Klimas, mit einem durch ſeine noch unzerſtörten Waldungen fruchtbar gemachten, mit Quellen und Bächen verſorgten Boden der Erde gewähren können und das kindlich ſanfte Volk, das den größeſten Theil der Inſel bewohnte, war des Beſitzes einer ſolchen paradieſiſchen Heimath werth. Uebrigens erſcheint jenes Vorgefühl, das die Bewohner der Inſel bei dem erſten Anblick der Spanier mit Furcht und Schrecken erfüllte, als ein prophetiſch wahres und richtiges; von dem Tage an, da dieſe weißen Fremdlinge an der Inſel landeten begann für das Volk von Hayti, eine Zeit des Jammers und des Elendes, bis daſſelbe zuletzt dieſem Verderben, das ihm von außen kam, unterlag. Denn ſchon nach vierzig Jahren hatten die chriſtlichen Eroberer alle Eingeborne der Inſel ausgerottet, ihren friedlichen, den Fremden liebevoll entgegenkommenden Stamm aus Hayti vertilgt.

Die Natur hatte der ſchönen Inſel alle jene Reize und Gaben verliehen, welche die Sinnen zu vergnügen und die Bedürfniſſe des leiblichen Lebens zu ſtillen vermögen. Es iſt dort ein Wechſel zwiſchen Hochgebirgen und Thälern, und, damals als jene Berge noch im jugendlichen Gewand ihrer Waldungen prangten, ergoſſen ſich von ihren Höhen herab Ströme und Bäche, an deren Ufern ein Grün der Wieſen, eine Farbenpracht der duftenden Blumen gefunden wurde, von deren Herrlichkeit unſre reichſten Gewächsgärten und Treibhäuſer nur ſchwache Schattenriſſe enthalten. Von der Küſte aus konnte das Auge an manchen Punkten den Lauf ſolcher grünender Thäler zwiſchen den Hügeln hindurch bis tief hinein zu den gebirgigen Grundſäulen der Inſel verfolgen. Die Wälder der Palmen und der andren Bäume von majeſtätiſchem Wuchs waren von einer Thierwelt bewohnt, welche mit dem Herrn der Natur, mit dem Menſchen, in ſo friedlichem Verhältniß und einträchtigem Benehmen ſtund, daß die buntfarbigen Papageyen, zahm wie bei uns die Hühner, aus den Händen der Kinder ihr Futter nahmen, von dieſen ſich greifen und liebkoſen ließen. Der Menſch, wie in den Tagen der unſchuldigen Kindheit ſeines Geſchlechts, ſtund hier mehr noch als liebender Pfleger und friedlicher Mitgenoſſe der andren lebenden Weſen der Erde, denn als gewaltthätiger Ueberwinder derſelben da, von welchem nur „Furcht und Schrecken“, nicht ein anlockender

Zug der Liebe ausgehet. Dennoch nahmen die Bewohner von Hayti als geborene Herrſcher der Natur, den Tribut des Lebensunterhaltes nicht wie die Hindus allein aus dem Pflanzen- ſondern auch aus dem Thierreiche, namentlich aus der Klaſſe der Fiſche. Dieſe war in dem angränzenden Meer wie in den Flüſſen und Bächen ſo überaus volkreich, daß die Spanier faſt ohne Netz mit einer Fülle derſelben ſich verſorgen konnten, denn ganze Schaaren derſelben, zum Theil von ähnlicher Geſtalt als die an der Küſte von Spanien lebenden, drängten ſich in den Buchten zuſammen, öfters ſprangen Fiſche, in muntrer Bewegung ſich emporſchnellend, von ſelbſt in die Boote.

Mehrere Tage ſchon hatten die Seefahrer an der Küſte der Inſel verweilt, ſie hatten von dem am Weſtende des Eilandes gelegenen Hafen St. Nicolas, dann von einem an der Nordſeite befindlichen Landungsplatz aus nach mehreren Richtungen hin die Ufergegenden durchforſcht, überall Fiſcherhütten und Häuſer, Spuren von einer, wenn auch unvollkommenen Art von Landbau, viel betretene Fußſteige, eine Menge von indianiſchen Fahrzeugen (Canots) und andre Dinge gefunden, welche auf eine zahlreiche Bevölkerung hindeuteten, noch aber war es ihnen nicht gelungen auch nur mit einem einzigen der vielen Bewohner in Verkehr zu kommen. Dieſe, noch ehe die Spanier ſie ſahen oder deutlich ins Auge faſſen konnten, flüchteten ſich in die Wälder und Schluchten der Berge. Als jedoch am 12ten December der Admiral mit den gewöhnlichen Ceremonien durch Errichtung eines Kreuzes von der Inſel Beſitz genommen hatte, da gelang es einigen Matroſen ein junges Indianerweib zu erhaſchen, welche mit einigen ihrer Landsleute neugierig den Fremdlingen ſich genahert und vom Gebüſch aus ihnen zugeſehen hatte. Im Triumph brachten ſie die

Geſangene nach dem Schiffe. Sie war wohlgeſtaltet und von angenehmen ſanften Geſichtszügen, daß aber auch ſie und ihr Volk der europäiſchen Geſittung noch ſehr ferne ſtünden, zeigte ſich deutlich, denn ſie war ganz unbekleidet, trug aber in der Naſe eine goldne Zierrath. Der Admiral machte der Furcht und Angſt des jungen Weibes bald ein Ende, indem er ihr Kleidungsſtücke, Glasperlen, meſſingene Ringe, Schellen und andre dergleichen Kleinigkeiten ſchenkte und ſie mit den Indianerfrauen bekannt machte, die er in Geſellſchaft ihrer Männer aus Cuba mitgenommen hatte. Sie ſchien nach wenig Augenblicken ſich ganz wohl in der Geſellſchaft der Fremden zu befinden, der Admiral aber ließ ſie von einigen ſeiner Leute und von drei Indianern aus Cuba ans Land zurückbringen. Es war dieſen Begleitern nicht gelungen, ſo wie Columbus gewünſcht hatte, durch Vermittlung der Frau eine nähere Bekanntſchaft mit den Inſulanern zu machen; das Dorf, in welchem das Weib wohnte, lag mehrere Stunden weit vom Ufer entfernt und die Nacht war eingebrochen, noch ehe ſie den Ort erreichten. Der Admiral indeß wollte keine Zeit verlieren auf dem gewonnenen Grund der Bekanntſchaft fortzubauen; er ſandte am andren Morgen neun der muthigſten Männer aus ſeinem Schiffsvolk, alle wohl bewaffnet, in Begleitung eines Indianers aus Cuba nach dem Dorfe hin, das in einem lieblichen Thal, am Ufer eines Fluſſes lag. Der Ort war größer denn irgend ein andrer, den die Spanier bisher auf dieſen Inſeln geſehen hatten, denn er mochte gegen tauſend Häuſer enthalten, die Bewohner aber waren bei der Annäherung der Spanier entflohen. Der Indianer aus Cuba, als Friedensbote, wurde ihnen nachgeſendet; er verſicherte den Flüchtlingen, daß dieſe Fremden wohlthätige Weſen ſeyen, welche aus dem Luftreich herabkamen zur Erde, um den Menſchen ſchöne Geſchenke zu machen. Eine große Schaar der Dorfbewohner, es mochten gegen 2000 ſeyn, näherte ſich jetzt furchtſam; von Zeit zu Zeit ſtill ſtehend und, als Zeichen der Verehrung, die Hand auf den Kopf legend. Es waren Leute von ſchönerer Geſtalt und Bildung als alle die Indianer, die man auf den bisher beſuchten Inſeln geſehen.

Während die Spanier durch ihren Dolmetſcher, ſo gut dies gehen wollte, mit den Dorfbewohnern ſich unterhielten, kam eine andre Volksſchaar aus dem Walde hervor. Voran gieng der Mann jener Frau, welche man geſtern im Schiffe ſo freundlich aufgenommen und beſchenkt hatte, ſie ſelber, gleich einem Gegenſtand der Verehrung, getragen von einigen Indianern, prangend in ihrem ungewohnten Schmucke, folgte nach. Der Mann, in jeder Weiſe, ſuchte den Fremdlingen ſeine Dankbarkeit zu bezeugen, für die Gaben die ſie ſeiner Frau gemacht. An die Stelle des Mißtrauens und der Furcht war jetzt bei den Inſulanern ein kindliches Zutrauen und Liebe zu den Männern von Stahl und Eiſen getreten; ſie führten ſie hinein in ihre Häuſer, bewirtheten ſie mit Caſſavabrod, geröſteten Fiſchen, mit Wurzeln und mancherlei Früchten. Sie hatten durch den Dolmetſcher erfahren, daß die Fremden ein Vergnügen an Papageyen fänden und alsbald liefen ſie und brachten eine ganze Menge dieſer, zum Theil zutraulich mit ihnen unter einem Dache wohnenden, ſchönfarbigen Vögel. Ueberhaupt zeigten ſie ſich bereit ihren Gäſten Alles zu ſchenken, was dieſen Vergnügen machte und das Herz, auch des roheſten Soldaten, konnte von ſolcher Liebe nicht ungerührt bleiben.

Die neun Männer kehrten zum Schiffe zurück; ſie ſchilderten das Thal, das ſie geſehen, mit ſeinen Wäldern der Piſanggewächſe und Palmen ſo wie der andren Blüthen und

Früchte tragenden Bäume, gleich einem Paradieſe, bewohnt von Menſchen, in denen noch paradieſiſche Unſchuld und Einfalt der frommen Kinder herrſche. Dieſes glückliche Volk, ehe die Europäer ihm ſeine Ruhe für immer raubten, bedurfte nicht einer Arbeit im Schweiß des Angeſichtes, um ſeinen Hunger zu ſättigen; für Alle in hinreichender Menge trugen die Piſangbäume ihre Früchte, Erde und Gewäſſer ihre genießbaren Gaben; es ſagte da keiner zu der Scholle: du gehöreſt mein und keinem andren, ſondern der Boden wie die fruchttragenden Bäume des Waldes, wie Waſſer, Luft und Sonnenſtrahl waren ein gemeinſames Eigenthum Aller; nirgends ſonderte man ein Stück des Landes durch Zaun und Hecken von einem andren Stücke ab, keiner verſchloß ſein Haus mit einer Thüre, freiwillig bot man dem hungernden Nachbar Alles dar, was die Hütte beſaß. Jeder Mann im Volke war in liebender Ehe mit nur einem Weibe vermählt, dem Kaziken oder Fürſten jedoch geſellte man zwanzig derſelben zu, denn das Weib war zugleich Dienerin und hatte das Geſchäft der Bereitung des Caſſavabrodes ſowie des Sammelns der Früchte für das Bedürfniß des Hauſes und ſeiner Gäſte. Mitten in der Fülle der Naturgaben lebten dieſe Indianer überaus mäßig. Wie für die Dankbarkeit ſo zeigten ſie für alle edleren Regungen des Gemüthes ſich empfänglich; mit Ehrfurcht und Bewundrung ſahen ſie den Andachtsübungen der Chriſten zu; was ihr eigner Glaube ſey, das blieb ungewiß, doch erfuhr man, daß ſie an eine Fortdauer nach dem Tode glaubten. Die abgeſchiednen Seelen wohnten nach ihrer Meinung in Felſenhöhlen und Wäldern; die Töne, welche das Echo vernehmen läſſet, ſind Stimmen der vorüberwandernden Seelen. Dieſe bedürfen auch, wie lebende Menſchen, der Speiſen und der Getränke, vergnügen auch jenſeits ſich an dem, was dieſſeits ſie erfreute.

Nach einem kurzen Beſuch der nachbarlichen, an wohlſchmeckenden Schildkröten reichen Tortugasinſel, lief der Admiral mit ſeinen Fahrzeugen in eine neue Bucht von Hayti (Hispaniola) ein, welcher er den Namen des Friedenshafens (Puerto de paz) gab. Hier beſuchte ihn ein junger Fürſt des Landes, ein Kazike; allem Anſchein nach ein Herr von großer Macht. Vier Männer trugen ihn in einer Art von Tragbahre auf ihren Schultern, 200 andre bildeten ſein Gefolge. Der Admiral ſaß gerade bei Tafel, als der junge Fürſt ankam, der ſeinen Leuten befahl außen ſeiner zu warten, während er ſelber nur von zwei alten Männern begleitet, die ſeine Räthe zu ſeyn ſchienen, in die Kajüte hineintrat. Er ſetzte ſich neben Columbus nieder, welchem er es nicht zuließ, daß er ſeinetwegen aufſtünde oder ihm eine Ehrenbezeugung machte, zu ſeinen Füßen ſetzten ſich die beiden alten Männer. Die Haltung und das ganze Benehmen dieſes jungen Fürſten waren voll Würde und edlen Selbſtgefühles; er ſelbſt ſprach wenig, das was ſeine Worte meinten, ſetzten die beiden Alten, deren Blicke ehrfurchtsvoll auf die Lippen ihres Herrn gerichtet waren, dem Dolmetſcher weiter aus einander. Man bot dem Prinzen von den Speiſen und Getränken der Tafel an; er koſtete ein wenig davon, ließ dann das Empfangene hinausgeben an ſeine Begleiter. Nach aufgehobener Tafel beſchenkte er den Admiral mit einem überaus künſtlich gearbeiteten Gürtel und mit zwei Stücken Goldes; er ſelber empfing dagegen ein Gewand, einige Ambrakügelchen, ein Paar bunte Schuhe und eine Flaſche mit Orangenblüthen-Waſſer. Columbus bemühte ſich überdieß auf jede Weiſe ſeinen hohen Gaſt zu unterhalten und zu vergnügen; zeigte ihm alle Herrlichkeiten ſeines Schiffes, welche der Kazike mit ruhiger, ernſter Haltung, ohne jeden lauten Ausbruch von Verwunderung betrachtete. Gegen Abend ließ der Admiral den Prinzen in einem Boot ans Land ſetzen, man feuerte eine Ehrenſalve ab und erwies noch auf andre Weiſe dem Kaziken die ſchuldige Beachtung, der am Ufer, wo ſeiner eine große Schaar des verſammelten Volkes wartete, ſeine Sänfte beſtieg und die empfangenen Geſchenke mit großem Geprang vor ſich her tragen ließ.

Es war in jener Küſtengegend, an welcher damals Columbus ſich aufhielt, für jenen Zweck, den man leider ſchon von Hauſe aus dem großen Seefahrer als einen Hauptzweck ſeines Reiſeunternehmens aufgedrungen hatte, für die Gewinnung des Goldes nur wenig auszurichten geweſen, denn obgleich hin und wieder ſelbſt bei den übrigens ganz nackten Bewohnern einzelne goldne Zierrathen gefunden wurden, welche die Eigenthümer mit Freuden, ſelbſt ohne etwas im Tauſch dagegen zu begehren, den Fremdlingen gaben, war doch dieſe Ausbeute im Ganzen nur eine ſehr geringe. Der Admiral beſchloß deshalb ſeinen Weg weiter nach dem Lande fortzuſetzen, aus deſſen natürlichen Schatzkammern auch dieſes arme Volk ſein Gold bekommen hatte, das von ihm ſelbſt ſo wenig geachtet war wie von unſrem Volk ein Stücklein Blei, zum Beweis, daß ein Land nahe ſeyn müſſe, wo das Gold ſo gemein iſt, wie bei uns das Blei. Das fromme Gemüth des Columbus, wenn dieſer ſich auch gedrungen fühlte für ſich und ſeinen König dem außren Gewinn nachzugehen, glaubte ſchon jetzt auf dieſer Reiſe einen Lohn gefunden zu haben, der ihm von höherem Werthe war als die Bleche und Klumpen des Goldes. Er hielt jene Bereitwilligkeit, mit welcher die gutwilligen Indianer ſeinen Leuten die Kreuze aufrichten halfen, die er als Zeichen eines angehenden Sieges des Chriſtenthums an verſchiednen Punkten der Küſte hinſetzte, ſo wie die Gefälligkeit, womit jenes kindliche Volk die äußren Gebräuche des Chriſtenthumes annahm und nachahmte, für einen ſichren Beweis, daß in Kurzem dieſe ganze Welt der Heiden dem Panier des Glaubens ſich beigeſellen werde.

Ein kleiner Hafen, in welchem der Admiral am 20. Dec. Anker warf und dem er den Namen des St. Thomas beilegte, verſprach gleich von Anfang für die Befriedigung des Golddurſtes der Spanier eine etwas größere Ausbeute. Das liebenswürdige Volk der Gegend, zu welchem die Kunde von der Ankunft der wohlthätigen Söhne des Himmels ſchon gedrungen ſeyn mochte, umringte mit ſeinen ausgehöhlten, zu Fahrzeugen (Canoës) verarbeiteten Baumſtämmen die Schiffe der Fremden, gab eine Menge der goldnen, kleinen Zierrathen und alles das, was ſonſt in ſeinem Beſitz war, unaufgefordert, und ohne ein Gegengeſchenk zu begehren an die Seeleute hin, und hier vor allem war es, wo Columbus die Bekanntſchaft des Mannes machte, der für ihn, unter allen damals auf der Inſel lebenden, der wichtigſte und einflußreichſte wurde. Der Kazike Quacanagari, der in jenem Gebiet herrſchte, war mit ungleich höherer Gewalt angethan als der junge Indianerfürſt, der vor einigen Tagen die Schiffe beſuchte; vor ſeiner Macht beugten ſich die Häuptlinge der ganzen Landſchaft, rings umher. Dieſer große Kazike ſandte Botſchaft zu dem Admiral und ließ denſelben einladen ihn in ſeiner Reſidenz zu beſuchen. Columbus, der in eigner Perſon den Wunſch des Fürſten noch nicht befriedigen konnte, ließ einſtweilen mehrere ſeiner Leute mit den Geſandten gehen Quacanagari hatte ſeinen Wohnſitz da, wo jetzt die kleine Stadt Pu[illegible]nta (Point honoré) ſteht, an einem Fluß, in überaus fruchtbarer Gegend gelegen, und wenn irgend ein Ort, den die Spanier bis dahin in Amerika geſehen hatten, den Namen einer Stadt verdiente, dann war es dieſe Kazikenſtadt, mit ihren großen, ſtattlichen Gebäuden und in ihrer weiten Ausdehnung dem Thale entlang. In einem geräumigen von Mauern umgebenen, viereckten Verſammlungsort empfing der Herrſcher des Landes, umgeben von den Hauptleuten ſeines Volkes, die fremden Geſandten; jedem von dieſen wurde ein Gewand aus baumwollenem Gewebe gereicht, das Volk brachte dahin alle genießbare Gaben des Landes, jeder drängte ſich nach der Ehre, die hohen Gäſte, nach geendigter Audienz in ſeinem Hauſe zu bewirthen und ohne alle Gegengabe ſie zu beſchenken; die Kleinigkeiten, welche die „Söhne des Himmels“, (die Spanier) austheilten, wurden gleich Reliquien, mit Ehrfurcht in Empfang genommen. Der Kazike ſelber gab den Geſandten Papageyen und eine nicht unanſehnliche Menge Goldes, zum Geſchenk für den Admiral mit und ließ dieſen nochmals dringend einladen ihn in ſeiner Reſidenz zu beſuchen. Columbus war um ſo mehr geneigt dieſer Einladung zu folgen, da jene Eingebornen, welche während der Abweſenheit ſeiner Geſandten ihn beſucht und zum Theil auch kleine Goldbleche gebracht hatten, ihm verſicherten, daß im Innren der Inſel, in einer Gebirgsgegend, welche ſie Cibao nannten und die noch jetzt dieſen Namen führt, Gold in Menge gefunden werde. Was konnte, nach der Meinung des großen Entdeckers, vermeintlich des Oſtſaumes von Aſien, der Name Cibao anders ſeyn, als eine Entſtellung des wahren Namens der wundervoll reichen Inſel Cipango? Es ſchien ihm, er ſey hier dem Ziele all ſeines Strebens und Forſchens naher denn jemals gekommen.

Am 24. Dec. lichtete man die Anker und ſteuerte oſtwärts nach dem Hafen hin, der in der Nähe von Guacanagaris Reſidenz lag. Der Wind, vom Lande her, war ſo ſchwach, daß das Schiff an dieſem Tage nur wenig von der Stelle rückte. In der Chriſtnacht um 11 Uhr ſtund der Admiral, ſeiner Gewohnheit nach, die ihn, wenn er in der Nähe von Küſten ſegelte, gewöhnlich die ganze Nacht hindurch munter erhielt, auf dem Verdeck und bewachte, mit dem Senkblei in der Hand, jede Bewegung des Schiffes. Der Himmel war klar und heiter, das Meer ſpiegelglatt und ſtill; kein Lüftchen regte ſich, das Schiff ſtund unbewegt auf dem Waſſer, der Admiral, der ſchon die vorige Nacht ſchlaflos zugebracht hatte, glaubte ſich jetzt unbedenklich einige Ruhe gönnen zu dürfen, um ſo ſichrer, da die Boote der Geſandten, welche erſt geſtern denſelben Weg machten, nirgends eine Spur von Untiefen und gefahrdrohenden Klippen gefunden hatten. Aber, wie dem Odyſſeus, als dieſer durch Aeolus Gunſt dem erſehnten Hafen ſchon ganz nahe gekommen war, der Schlaf ein Urheber vieler und langer Schmerzen geworden, ſo geſchahe daſſelbe auch dem Columbus. Dieſer hatte ſich kaum zur Ruhe gelegt, da übergab der Steuermann die Lenkung des Ruders dem Schiffsjungen und legte ſich ſchlafen, ja ſelbſt die Matroſen, welche die Nachtwache hatten, folgten dem gefahrlichen Beiſpiel und überließen ſich dem Schlummer. Eine Gefahr jedoch war von dem ſonſt ſo vorſichtigen Admiral wie von allen ſeinen Seeleuten außer Acht gelaſſen worden: die namlich, welche ein ihnen unbekannter Meeresſtrom bringen konnte. Ein ſolcher war es, welcher jetzt das Schiff erfaßte und daſſelbe auf eine Sandbank trieb. Der Schiffsjunge, als er das Steuerruder unten auf den Grund anſtreifen fühlte, ſchrie laut um Hülfe, der Admiral eilte ſogleich herbei und nach ihm die andren Schläfer, dieſe aber, ſtatt das Ihrige zur Rettung des Schiffes beizutragen, bemächtigten ſich, ſcheinbar um einen Anker aus dem Hintertheil des Fahrzeuges ins Meer zu laſſen, eines Bootes, flohen damit zu dem andren noch übrigen Schiffe Rinna, indem ſie den Admiral, mit wenig Mann die noch bei ihm blieben, der nahenden Todesgefahr überließen. Zwar fanden ſie bei der Mannſchaft des Rinna, welche die ganze Schändlichkeit dieſer Verrätherei anerkannte, keine Aufnahme, ſondern nur heftigen Tadel und jene ſetzte ſogleich ihr Boot zur Rettung des Admirals und ſeines Schiffes aus; für das letztere jedoch kam eine ſolche Hülfe zu ſpät, es war am Grunde feſt, von der Gewalt der Brandung auf die Seite geworfen und an verſchiedenen Stellen ſo leck geworden, daß man es verloren geben mußte.

Als der wohlwollende Kazike das Unglück vernahm, das ſeine nahenden Gäſte betroffen hatte, ward er bis zu Thränen bewegt. Er ſelber mit ſeinen Brüdern und Verwandten eilte herbei, ſein ganzes Volk war in Bewegung, um die Ladung des Schiffes in Sicherheit ans Land zu bringen. Den Admiral bat er, ſich nicht über dieſen Unfall zu betrüben; Alles was er, der Fürſt des Landes, habe, das ſolle derſelbe als das Seine betrachten. In wenig Stunden war die ganze Ladung des Schiffes ans Ufer gebracht und obgleich Alles, was bei dieſer Gelegenheit vor die Augen ſowie in die Hände der Indianer kam, in ihren Augen von unſchätzbarem Werthe ſeyn mußte, war doch nicht das Mindeſte entwendet worden, man konnte jedem Einzelnen unter dieſem guten Volk es anmerken, wie ſehr ihm das Leid der hochverehrten Fremdlinge zu Herzen gieng. Der Kazike, der die Niedergeſchlagenheit des Admirals nicht ohne Thränen des tiefeſten Mitleides anſehen konnte, räumte zum Unterbringen der geretteten Effecten und zum Obdach für die Leute mehrere Häuſer ein.

Während am 26. December der Kazike bei ſeinem vornehmen Gaſte auf der Ninna zu Beſuche war, kam ein Canoe von einer andern Gegend der Inſel her, welches eine große Menge von Gold brachte, um dafür vornämlich Schellen und kleine Glöckchen einzutauſchen, nach deren Beſitz dieſe Indianer ganz beſonders begierig waren. Das Angeſicht des Admirals, als er dieſes erfuhr, heiterte ſich plötzlich auf; der Kazike erkundigte ſich nach der Urſache der veränderten Stimmung und als er erfuhr, daß Gold für ſeinen Gaſt ein Gegenſtand ſolcher Freude ſey, gab er ihm durch Zeichen zu verſtehen, daß nicht fern von da ein Ort (er nannte ihn auch Cibao) läge, wo ſich das Gold in ſolcher Menge fände, daß keiner einen beſonderen Werth in daſſelbe ſetze; von dort wolle er dem Admiral ſo viel von dieſem Metall verſchaffen, als derſelbe nur immer begehren möge.

Die Fremden fühlten ſich dem brüderlich freundlichen Volke des Landes und ſeinem Fürſten mit jedem Tag immer näher verbunden. Es wurde zwiſchen dieſem Herrſcher und ſeinen Unterthanen ein Verhältniß gefunden, welches in ſeiner menſchlich erhöhten und veredelten Form an das Verhältniß der Königin eines Bienenſtockes zu ihren Arbeiterinnen erinnerte. Eine liebende Anhänglichkeit und Treue bis zum Tode gegen ihre Kaziken hat ſich überall, bei dem nachmaligen unglücklichen Schickſal, das dieſe Indianerſtämme betraf, an allen jenen Naturkindern der Antillen, wie der benachbarten Feſtländer gezeigt. Die Herrſcherwürde in Hayti, wie anderwärts, war eine erbliche, der Fürſtenſtamm von Geburt aus als ein höher geſtellter anerkannt und ein Selbſtgefühl, das auf dieſelbe Meinung ſich gründete, gab den Kaziken, namentlich auch dem Quacanagari jenen natürlichen, würdevollen Anſtand, welcher ohne die Zuthat eines königlichen Gewandes oder irgend eines äußren

Abzeichens den Fürſten und Herrn überall kenntlich machte.

Das Schiffsvolk war aus dem dumpfig engen Raume ſeiner ſchwimmenden Bretter herüber in das paradieſiſch ſchöne Land gezogen, da in der Fülle der Naturgaben, welche die Hand des Menſchen ohne Mühe erntet, jeder Tag ein Feſttag der Freude iſt, ja unter andren Umſtänden ein Sabbath werden könnte. Der Kazike, und mit ihm ſein Volk, deſſen anregende und bewegende Seele er war, ſchienen für nichts Andres Sinn zu haben als für das Vergnügen und das Wohlgefallen ihrer vom Himmel gekommenen Gäſte. Wo ſich nur, vielleicht von alten Zeiten der Väter her, in dem Winkel einer Hütte und eines Hauſes ein Korn oder ein kleiner Klumpen Goldes fand, den die Finder deſſelben, wie ſpielende Kinder die bunten Steine aus einem Bache an den Bergen aufgeleſen und mit ſich genommen, dann entweder zu Blechen geſchlagen oder in ſeinem Naturzuſtand aufbehalten hatten, das wurde dem Kaziken und durch dieſen dem vergötterten Admiral zur Gabe gebracht. Dieſer war niemals bei ſeinem fürſtlichen Freunde zum Beſuch, ohne daß dieſer ihm Goldbleche um ſeinen Nacken hieng oder in irgend einer Form ihm Gold ſchenkte. Hatte doch ſelbſt die hölzerne Maske, die er ihm bei einer beſondern Gelegenheit verehrte, ſtatt der Augen zwei Klumpen von Gold, ſtatt der Ohren zwei dicke Bleche und mehrere andre Theile von Gold. Tauſende von Thalern oder Gulden war das werth, was die Inſulaner, ohne allen Anſpruch auf Wiedervergeltung, nur weil ſie ihre höchſte Luſt in dieſer Art zu geben hatten, den Spaniern brachten, das was dieſe dagegen ſchenkten: Schellen und Glöckchen, Glasperlen und meſſingene Ringe hatte einen Werth von wenig Pfennigen und wurde dennoch in ſo ehrfurchtsvoller Weiſe aufgenommen als ſey es, gleich wie die Hände aus denen es kam, von göttlicher Art; zu allen, was man den Indianern gab, ſagten dieſe turey, das heißt himmliſch, oder göttlich.

Armes Volk! zwar zu allen Zeiten und überall hat die Sünde der Abgötterei ſchwere Folgen nach ſich gezogen, nur ſelten aber iſt die abgöttiſche Verehrung ſterblicher und ſündhafter Creaturen denen, welche ſich ihr hingaben, in ſolchem Maaße zu einem Quell langen, unermeßbaren Jammers und Elendes geworden, als dir, du kindlich, an den Mutterbrüſten der Natur ſpielendes Volk auf der Inſelwelt der Antillen!

Während die Indianer auf den Wink ihres Fürſten die „Söhne des Himmels“, welche ihres Beſuches ſie gewürdigt hatten, durch Tänze und Spiele, die ſie vor ihren Augen aufführten, zu beluſtigen ſuchten, ließ ihnen der Admiral auch ſeinerſeits die Waffenkünſte ſeines Volkes ſehen. Ein Kaſtilianer zeigte vor den Augen des Kaziken ſeine Kunſt im Bogenſchießen. Dem Fürſten ſchien dieſe Kunſt nichts Neues zu ſeyn; er erzählte dem Columbus, daß ſein Land und ſein Volk den öftern Anfällen eines kriegeriſch grauſamen Volkes: Caraiben genannt ausgeſetzt ſey, welche Menſchen rauben, um ihr Fleiſch zu eſſen, dieſe Caraiben führten als Waffe ähnliche Bögen und Pfeile. Der Admiral gab zu verſtehen, daß er und ſein Volk noch mit ganz andren Schreckniſſen des Krieges verſehen ſeyen, vor denen die Macht der Bogen und Pfeile ein Nichts wäre. Um dieſes zu beweiſen, ließ er einige Luntenflinten und Feldſtücke aus dem Fahrzeug herbeiführen und vor den Zuſchauern ſie abfeuern. Die Indianer, als ſie das laute Loskrachen der Geſchütze hörten, fielen alle, als vom Donner gerührt zu Boden. Sie ſahen, wie durch dieſe furchtbaren Waffen in weiter Ferne Bäume, wie vom Blitz zerſchmettert worden waren; dieſe Fremdlinge als Söhne des Luftreiches führten die Macht von dieſem über Blitz und Donner bei ſich; ſie betrachteten ſolche unheimlichen Weſen mit Furcht. Als jedoch die Spanier es ihnen begreiflich machten, daß eben dieſe Waffen dem Kaziken und ſeinem friedliebenden Volk in der Hand der neuen Bundesgenoſſen und Freunde zum Schutz gegen die grauſamen Feinde dienen ſollten, vernahmen ſie dieſes mit Freuden.

Columbus benutzte dieſe günſtige Stimmung der Inſulaner, wie er hoffte zur Förderung des großen Zweckes, der ſein Gemüth beſchäftigte. Das Volk der Inſel ſollte für das Chriſtenthum gewonnen, alle ſeine natürlichen Schätze zur beſſeren Begründung und Ausbreitung dieſes geiſtigen Reiches durch Spaniens Macht zunächſt im heiligen Lande, zur Wiedereroberung Jeruſalems und der Stätte des heiligen Grabes verwendet werden. Ein großer Theil ſeines Schiffsvolkes hatte das Leben auf dieſer Inſel und in der Gemeinſchaft ſeiner Bewohner ſo lieb gewonnen, daß er mit ſeinen Wünſchen denen des Admirals und des Kaziken entgegen kam; ein kleines, für dieſes Land aber ſtarkes Fort wurde aus den Trümmern des geſcheiterten Schiffes errichtet, 39 der Gefährten ſollten als Beſatzung zurückbleiben. Die Inſulaner halfen aus allen Kräften den Bau vollführen, die kleine Niederlaſſung: die erſte in der neuen Welt, erhielt den Namen la Nativitat, zur Erinnerung an den Tag der Geburtsfeier Chriſti, an welchem die Mannſchaft, wie Columbus meinte durch das Walten einer höheren Hand Schiffbruch in dieſer Gegend gelitten und dadurch in dieſelbe eingeführt worden war. Columbus gab dieſen Zurückbleibenden Anweiſungen zum Verhalten gegen die Inſulaner; was er gebot, das war aus einem menſchenfreundlichen Gemüth, aus einem lauteren Sinn für Billigkeit und Gerechtigkeit gekommen. Aber eben ſo wie in der Chriſtnacht, ſobald der weiſe, wachſame Führer den Rücken gewendet und ſich zur Ruhe begeben hatte, ergieng es auch hier; die zurückgebliebenen Spanier, ſchlimmer noch (weil ſie bösſwilliger waren) als der Schiffsjunge, der das Fahrzeug dem Meeresſtrom überließ, gaben ſich, ſobald der Admiral geſchieden, dem Zug ihrer wilden, beſtialiſchen Leidenſchaften hin und führten das wohlbegründete Unternehmen einem ſchleunigeren Untergang entgegen als der unerfahrene, knabenhafte Lenker des Steuerruders ſein Schiff.

Noch während der Zeit, in welcher Columbus bei ſeiner neuen Niederlaſſung verweilte, war ihm durch einige aus der Ferne gekommene Indianer die Nachricht gebracht worden, daß ein Schiff von ähnlicher Art wie das ſeinige und von eben ſolchen fremden Männern bemannt an einer andren Stelle der Küſte, gegen Oſten hin vor Anker liege. Der Beſchreibung nach konnte dies nichts anders ſeyn als die Pinta mit ihrem Capitän Pinzon und ſeinen Leuten. Es mußte für den Admiral, dem jetzt zu ſeiner gefahrvollen Fahrt über die ganze Breite des atlantiſchen Meeres nur ein einziges, dazu ſehr ſchlecht ſeglendes Fahrzeug: die Ninna übrig war, von höchſter Wichtigkeit ſeyn mit Pinzon ſich zu vereinen, abgeſehen davon, daß dieſer zweideutige Mann ihm nach Spanien vorauseilen, dort den ganzen Ruhm der Entdeckung für ſich in Anſpruch nehmen und auf die Verdienſte des Admirals ein verkleinerndes Licht konnte fallen laſſen. Deshalb durfte man nicht länger ſich ſaumen; am 4. Januar 1493 lichtete man die Anker und ſteuerte, ſo weit der ungünſtige Wind dies erlaubte, an der Küſte nach Oſten hin. Am 6. Januar begegnete der Admiral dem Pinzon, welcher, nachdem er an einem andren Ort der Küſte ſo viel Gold als nur möglich durch Tauſch gegen allerhand Spielereien zuſammengebracht hatte, jetzt, vielleicht um ſich einen guten Schein zu geben, wieder gegen Weſten hin, wo er die beiden andren Schiffe gelaſſen, ſeine Richtung nahm. Es war nur zu wahrſcheinlich und wurde ſpäter zur Gewißheit, daß Pinzon von dem Unglück, welches das Admiralſchiff betroffen, Kunde gehabt und dennoch gar keinen Verſuch gemacht hatte den Gefährten in ihrer Noth zu Hülfe zu kommen. Columbus unterdrückte ſeinen Unmuth, er nahm die kahlen Ausflüchte des untreuen Reiſegefährten ruhig dahin, doch nöthigte er den Pinzon, als ſie in die Nähe jener Stelle kamen, wo dieſer 16 Tage lang ſein Gewerbe getrieben hatte, die vier Indianer und zwei junge Indianerinnen, welche derſelbe gewaltſam aufgegriffen und in ſein Fahrzeug geſchleppt hatte, wieder frei zu laſſen, nachdem ſie, zur Begütigung für ihre Furcht und Angſt vorher gekleidet und mit allerhand Kleinigkeiten beſchenkt worden waren.

Auf der Weiterfahrt nach Oſten, welche den Weg an der Nähe der Küſte von Hayti hin und zugleich nach der Heimath verfolgte, fanden die Spanier in der Bucht von Semana einen Stamm der Indianer, der ſich zu den friedliebenden, ſanften Bewohnern der Weſtſeite der Inſel ſo verhielt wie die mächtigen Raubthiere vom Geſchlecht der Tiger oder Wölfe zu den Heerden wehrloſer Schaafe oder Rehe. Wild von Geberden, kräftig von Körperbau, das Geſicht und die Glieder mit grellen Farben bemalt, mit Bogen und Pfeilen wie mit andern Waffen verſehen, ſtellten ſich dieſe gleich bei dem erſten Blicke als das dar, was ſie waren: als Krieger, welche des öftern Kampfes mit andren Kriegern gewohnt waren. Dieſe kühnen Leute gehörten nicht, wie dies Columbus vermuthete, zu dem Stamm der eigentlichen Karaiben, ſondern zu dem der Ciguayans, eines Volkes, das den gebirgigen Küſtenſaum in einer Ausdehnung von 25 Seemeilen der Länge nach innen hatte, ohne ſich jedoch tiefer als etliche Meilen landeinwärts auszubreiten. Da dieſe Küſtengegend die Vormauer gegen die Einfälle der Karaiben bildete, waren die Ciguayans im Kampfe mit dieſen grauſamen Menſchenwürgern allmalig zu ſolchen kriegeriſchen Fertigkeiten gelangt, durch welche ſie von ihren friedlichen Nachbarn ſich unterſchieden. Man ſuchte gleich anfangs einen friedlichen Verkehr mit dieſen Küſtenbewohnern anzuknüpfen, ſie aber konnten der Luſt nicht widerſtehen, ihre Kräfte und das Glück ihrer Waffen an den ſeltſamen Fremdlingen zu verſuchen, ſie wagten auf eine kleine Anzahl der gelandeten Spanier einen muthigen Angriff, bei welchem ſie ſchon Stricke mit ſich führten, um die Gefangenen zu binden. Bald jedoch lernten ſie die Uebermacht der europäiſchen Waffen kennen; zum erſtenmale floß hier, freilich von ihnen ſelbſt verſchuldet, der Indianer Blut, im Kampf mit den Spaniern. Aber dieſes wackre Gebirgsvolk wußte von Blutrache nichts. Sie hatten jetzt die Fremden als gute Krieger achten lernen, ihr Kazike ſelber, nachdem er dem Admiral das Wahrzeichen des Friedens, den Wampumgürtel geſendet, kam zu dem Admiral auf ſein Schiff und ſchenkte dieſem bald nachher die goldne Krone, welche er ſelber auf ſeinem Haupte getragen.

Die Indianer von Semana hatten dem Admiral es angedeutet, daß in Oſten von ihrer Inſel eine andere anſehnliche Inſel, bewohnt von Karaiben, läge. Sie hatten Portorico gemeint; doch der Zuſtand der beiden Fahrzeuge und das Verlangen nach der Heimath erlaubten keine weitre Fortſetzung der Entdeckungsreiſe, man ſteuerte gegen Nordoſten und kam in dieſer Richtung bald aus dem Bereich der Paſſatwinde. Die Schiffe hatten den 38ten Grad der N. Br. erreicht, da überfiel ſie am 12ten Februar ein furchtbarer Sturm, welcher die Pinta weit nach Norden verſchlug, ſo daß der Admiral nur noch auf ein einziges armſeliges Fahrzeug beſchränkt war. Auch dieſes jedoch ſchien ohne Rettung verloren; der Admiral, der mitten in der Gefahr ſeinen männlichen Muth ſich erhalten, ſchrieb in Eile die ganze Geſchichte ſeiner Entdeckungen auf ein Pergament, legte dieſes wohlverwahrt in eine Tonne, damit, wenn auch er mit all ſeinen Reiſegefährten untergienge, doch dieſe Tonne, leicht auf dem Meere ſchwimmend in die Hand eines Menſchen kommen möchte, welcher, angelockt durch das in einem beiliegenden Papier gegebene Verſprechen von 1000 Ducaten Botenlohn, den verſiegelten Bericht an den König von Spanien überlieferte. Doch der Sturm legte ſich, das furchtbar herumgeſchleuderte Schiff erreichte am 15ten Februar die Inſel St. Maria, eine der Azoren. Die ſo wunderbar Geretteten wollten hier unter Chriſten, ſo wie der fromme Sinn des Admirals es angeordnet, in einem der am Ufer gelegenen Kapellen ihren Gottesdienſt verrichten, da wurden ſie von den auf der Inſel wohnenden Portugieſen verrätheriſch überfallen und zu Gefangenen gemacht. Es war dies ein harter Contraſt mit dem Benehmen der heidniſchen Indianer gegen die an ihre Küſten kommenden Fremdlinge. Nur mit Mühe und durch Drohungen gelang es dem Columbus für ſeine Leute und für ſich ſelber von den übrigens nur ſchlecht bewaffneten Portugieſen die Freiheit zur Weiterfahrt zu erlangen; er näherte ſich, oft gehemmt durch ungünſtigen Wind, der Küſte von Europa. Noch einmal erfaßte hier ſein ſchwaches Fahrzeug ein furchtbarer Sturm, der ihn am 4ten März in den Tajo, zum zweitenmale in die Hände ſeiner Feinde, der Portugieſen führte. Der Einladung des Königs Johann II zu ihm nach Valparaiſo zu kommen, durfte er nicht widerſtehen. Der Monarch, der ſein früheres Benehmen gegen Columbus jetzt zu ſpät bereute, hörte nicht ohne Neid jene Berichte an, welche ihm der kühne Seefahrer über ſeine Entdeckungen gab. Es waren Männer an dem Hofe Johann II, welche dieſem den unwürdigen Rath gaben, den Columbus ermorden zu laſſen, damit die Frucht ſeiner Entdeckungen nicht in die Hände der Spanier käme, der König jedoch wies dieſen böſen Rath mit gebührender Verachtung von ſich.

7) Ehrenvoller Empfang des Entdeckers der neuen Welt in Spanien.

Es war am 15. März, in der Mittagsſtunde, da ſahen die Bewohner von Pelos ein Fahrzeug zu ihrem Hafen nahen, deſſen Mannſchaft ſchon aus der Ferne durch ſeine, im Glanz der Sonnenſtrahlen prunkenden Paniere und Flaggen, als der Ueberbringer einer ungewöhnlichen Botſchaft ſich kund gab; man ſchaute genauer hin und bald erkannte das geübte Auge der Seeleute in dem heranſeglenden Schiffe die Ninna: eines jener Fahrzeuge, das hier im Hafen gebaut und ausgerüſtet, vor faſt 8 Monaten mit Columbus ausgelaufen war, zur Entdeckung einer neuen Welt. Boote fuhren entgegen, das Volk drängte ſich auf den Hafendamm, bald verbreitete ſich das Gerücht: Columbus der Genueſe, mit dem ſo mancher werthe Bürger und Bürgersſohn auf das gefahrvolle Unternehmen der Entdeckungsreiſe ausgezogen und ſeitdem von den Hinterbliebenen wie ein Todter betrauert worden war, ſey wiedergekehrt wie ein Sieger, denn er habe wirklich den Weg über das weite Meer zu dem von ihm vermutheten Lande gefunden, und bringe Gold und Papageyen ſo wie Menſchen von beſondrer Farbe und Ausſehen mit. Alsbald wurden alle Glocken geläutet, die

Kanonen gelöſt, alle Geſchäfte wie an einem Feiertage eingeſtellt. Der Admiral, als er mit den Seinigen ausgeſtiegen, an ihrer Spitze in Prozeſſion nach der Hauptkirche zog, wurde ehrfurchtsvoll wie ein König begrüßt, Vornehme und Geringe ſchloſſen ſich dem feierlichen Zuge an und erhuben, im Gotteshaus verſammelt, laut betend ihre Stimmen mit den Betenden, die aus ſo großer Gefahr entronnen waren. Die ganze Stadt war, nach vollendetem Gottesdienſt in den Häuſern wie an den öffentlichen Plätzen ein Ort der Freudengelage geworden, jeder Einzelne der glücklich Wiedergekehrten, hatte einen Kreis um ſich, der ſeine Erzählungen von den Herrlichkeiten der neuentdeckten Welt mit freudiger Bewunderung anhörte, um den Admiral aber mag ſich, mit dem ehrwürdigen Prior von Rabida, deſſen Freude von einer triumphirenden Erhebung des Gemüthes begleitet war, jene kleine Geſellſchaft der Freunde verſammelt haben, welche bei den Unterhaltungen und Berathungen der Abende, im Kloſter, die gewöhnlichen Theilnehmer geweſen waren.

Einer fehlte noch aus dieſem Kreiſe, dies war der bedauernswürdige Alonzo Pinzon, der freilich an ſeiner Pflicht wie an dem Admiral ſich ſchwer verſchuldet hatte, und von welchem die Leute, die heute mit Columbus ankamen, mit Unmuth erzählt haben mochten, wie er mitten in ihrer großen Noth ſie verlaſſen und nur aus Goldſammeln für ſeinen eignen Beutel gedacht habe, der aber dennoch in der ganzen Stadt Palos als einer der geachtetſten Bürger, der einſichtsvollſten Seeleute galt. Mit ihm, in ſeinem vom Sturm verſchlagnen Fahrzeuge fand ſich noch mancher andre angeſehene Landsmann. Es war ein merkwürdiges Zuſammentreffen der Lebenswege der beiden, früher ſo nahe befreundeten, ſpäter durch den Fehltritt des einen in Mißverhältniß gerathenen Männer, daß Pinzon an demſelben Tage, an welchem Columbus von Süden her in den Hafen von Palos einlief, von Norden her demſelben ſich näherte, und daß er am Abend dieſes Tages noch vor ſeiner Vaterſtadt landete. Hier im Hafen ſahe er das ihm wohlbekannte Schiff des Admirals vor Anker liegen; der laute Jubel, der aus allen Gaſſen der Stadt ſich vernehmen ließ, das feſttägliche Gewühl des Volkes auf dem Hafendamm und alle andre Bezeugungen der öffentlichen Freude verriethen ihm bald, was heute hier vorgegangen ſey; einige wenige Schiffer, die auf ihren Kahnen ſitzend ihn kommen ſahen, erzählten ihm ausführlich die Geſchichte des Tages, da wurde des Alonzo Pinzon Gemüth von ſo verſchiedenartigen Gefühlen darniedergeſchlagen, daß er wie ein Kranker in einem kleinen Fahrzeug, ungeſehen von der Menge des Volkes ſich ans Land führen ließ; auch ſeine Schiffsmannſchaft miſchte ſich ſtill und unvermerkt unter die freudige Menge, welche an dieſem Abend nur Augen und Ohren für Columbus und ſeine Leute hatte.

Ein lehrreiches Beiſpiel von dem: wohin der Geiz, dieſe „Wurzel alles Uebels“, auch edlere Menſchenſeelen führen könne, zeigt ſich uns an dem Alonzo Pinzon, dem tüchtigen Seemanne, der aus einem treuergebenen Freunde des Columbus und aus einem eifrigen Förderer ſeines Unternehmens ein Feind und Gegner deſſelben geworden war. Von der Luſt, ſich ſelber zu bereichern dahin geriſſen, hatte er den Freund in ſeiner Noth verlaſſen; ſeitdem hatte das böſe Gewiſſen ihn zum Mißtrauen verleitet, er, der ſich ſelbſt als Feind gegen den Admiral betragen, hielt dieſen für ſeinen gefährlichen Feind und künftigen Ankläger bei Hofe, erwies von dieſer Zeit an ſich widerſpenſtig und gehäſſig gegen den Mann, der ihn auf dieſe Bahn des Ruhmes und des äußern Glückes geführt hatte. Als bei dem Sturm vom 12. Februar die Pinta von dem Fahrzeug, auf dem ſich der Admiral befand, war getrennt worden, gab Pinzon dem Gedanken Raum, die Ninna ſey von den Wogen, denen er ſelber nur wie durch ein Wunder entgangen, verſchlungen worden. Das Glück war im weiteren Verlauf ſeiner Fahrt ihm günſtig, er wurde von einem kräftigen Weſtwind in die Bay von Biskaya gefuhrt, landete im Hafen von Bayonne. Von da hatte er ſogleich einen ſchriftlichen Bericht über die Entdeckung, als wäre dieſe ſein Werk, und über die Beſchaffenheit der neuen Welt an den ſpaniſchen Hof geſendet und die königlichen Majeſtäten um Erlaubniß gebeten, zu ihnen an den Hof zu kommen, um das Nähere ſeiner Entdeckungen ihnen mündlich zu berichten. Auch das Siegesgeprange des erſten Empfanges im Vaterlande hatte er, im Fall dieſer noch lebe, dem Columbus vorweg nehmen wollen, darum war er in möglichſter Eile, ſobald ſein Fahrzeug wieder in den nöthigen Stand geſetzt worden, aus dem Hafen von Bayonne abgeſegelt, kam aber dennoch um 6 Stunden ſpater als der Mann, deſſen wohlverdiente Ehre er zu rauben gedachte. Wie einen Spieler, der all das Seine auf eine umſchlagende Karte geſetzt und verloren hatte, blieb ihm jetzt nur das martervolle Gefühl von Reue und von Schaam vor ſeinen Mitbürgern und vor dem königlichen Hofe, den er durch ſeinen Bericht getäuſcht hatte. Dem ächten Spanier iſt ſeine Ehre unter den irdiſchen Gütern das Höchſte; für Pinzon den Ehrenmann ſchien dieſes Gut auf immer verloren; ein Fieber, in Folge der Gemüthsbewegung und der Mühſeligkeiten der Seefahrt ergriff ihn; er ſtarb nach wenig Tagen.

Columbus hatte die erſten ruhigen Stunden nach ſeiner Ankunft an der ſpaniſchen Küſte dazu benützt, einen Bericht über den glücklichen Erfolg ſeines Unternehmens an den königlichen Hof zu ſenden, der damals am andern Ende des Reiches, zu Barcelona ſich aufhielt; er ſelber war gleich darauf nach Sevilla abgereiſt, um dort die Antwort der Monarchen abzuwarten. Dieſe war denn in ſo ehrenvoller, über jede Erwartung günſtiger Weiſe abgefaßt, ſie enthielt überdies ſchon ſolche deutliche Erklärungen der königlichen Bereitwilligkeit zur unverzüglichen Ausrüſtung einer neuen, größeren Flotte für eine zweite Fahrt nach der neuentdeckten Welt, daß Columbus, den man dringend zu einem Beſuch bei Hofe einlud, ſchon vor ſeiner Abreiſe aus Sevilla die nöthigen Verfügungen zur Ausrüſtung jener neuen Flotte treffen konnte. Das Gerücht von des Columbus großer Entdeckung hatte ſich durch das ganze Land verbreitet. Jene edleren Geiſter, deren Luſt nicht an Gold oder Silber, ſondern an einem unvergänglichen, höheren Gut war, wie der Freund des Peter Martyr, der gelehrte Pomponius Laetus, vernahmen es mit Freudenthränen, welche neue Tiefe des Erkennens der ſichtbaren Welt, des Verkehres mit unbekannten Völkern ſich aufgethan habe. Die bisher verborgene Welt der Antipoden, wie Peter Martyr ſchreibt, war jetzt gefunden; eine Neuigkeit, welche dem Geiſt die köſtlichſte Nahrung und eine Erhebung über die Gebrechlichkeit und das Elend des ſterblichen Lebens gewährte. Die größere Menge indeß ergötzte ſich an der Hoffnung des unermeßlichen Gewinnes, an dem Glanz der Ehre, welche vor allen andren Nationen der ſpaniſchen, durch den Beſitz von Weſtindien zukommen mußten. Wo deshalb Columbus, auf ſeiner Reiſe nach Barcelona hinkam, in Städten wie ſelbſt in den Dörfern wurde er wie ein ſiegreicher König, mit lautem Jubel begrüßt, Alles drängte ſich herzu, um ihn und ſeine ſechs Indianer, die er, wie früher erwähnt, als Dolmetſcher mit ſich genommen, zu ſehen. Die liebliche Jahreszeit (der April iſt der Wonnemonat von Spanien) begünſtigte ſeine Reiſe durch die ſchönſten Provinzen von Spanien und den Einzug in Barcelona, welcher dem eines Triumphators im alten Rom glich. Voran paradirten die Indianer, nach der Sitte ihrer Heimath mit Farben bemalt und mit ihren nationalen goldnen Zierrathen geſchmückt. Hinter ihnen ſahe man eine Menge der prachtvoll farbigſten lebenden Papageyen, in Käfichen und auf Stangen getragen, ausgeſtopfte Thiere und koſtbare Gewächſe der fremden Zone, dann eine reiche, ſehr augenfällige Sammlung von goldnen Kronen, Armſpangen und andren Gegenſtänden aus dieſem edlen Metall ſo wie aus edlen, bunten Geſteinen, nebſt Waffen und Geräthen der Indianer. Hinter dieſen allen zeigte ſich die hohe, edle Geſtalt des Columbus, zu Pferde ſitzend, umringt von der Blüthe des vornehmſten ſpaniſchen Adels, der dem Triumphator zum ehrenvollen Empfang entgegen geritten war. Man hatte in Barcelona noch nie eine ſolche große und glänzende Verſammlung von Zuſchauern geſehen, als an dieſem Tage, die Menge derſelben ſtund in allen Gaſſen, an allen Fenſtern auf allen Balconen eng, ein Haupt an das andre gedrängt und ſchaute in ehrfurchtsvoller Stille die Wunder der neuen Welt und den Mann an, der zum Beſitz derſelben die Bahn gebrochen hatte.

Der König und ſeine erhabene Gemahlin empfiengen in einem großen, offnen Salon den Admiral, ſitzend auf ihren Thronen, neben ihnen der Prinz Johann, um ſie her der verſammelte Hof und die höchſten Würdenträger des Reiches. Als „der Vizekönig“ der neuen Welt ihren Thronen ſich nahete, da ſtunden die beiden Majeſtäten auf, er nach der Sitte eines Vaſallen wollte knieend ihnen die Hand küſſen, ſie aber erhuben ihn freundlich und ließen ihn, wie einen Ihresgleichen auf einem Stuhle ſitzen. Columbus, auf Verlangen der Herrſcher, erzählte jetzt kurz, was er erfahren und geſehen, gab eine Beſchreibung der Länder und Völker, zu denen ſeine Reiſe ihn geführt hatte. Er zeigte die Maſſen des natürlichen Goldes, wie daſſelbe als Staub, in Körnern, in Klumpen gefunden worden oder wie es durch die Hand der Indianer zu rohen Kunſtwerken verarbeitet war; er öffnete die Ausſicht auf unermeßbar weitre Entdeckungen und Eroberungen von Land für die ſpaniſche Krone, auf die Bekehrung großer Völker der Heiden zum Chriſtenthum. Er hatte jetzt ſeinen Bericht geendigt, da erhuben die beiden Majeſtäten von neuem ſich von ihren Thronen, ſie ſanken auf ihre Kniee und mit emporgehobenen Händen, mit Thränen der Freude in den Augen dankten ſie Gott für dieſes große Ereigniß. Dieſem Beiſpiele folgten alle Anweſende, während die königliche Kapelle den ambroſianiſchen Lobgeſang, das Te Deum laudamus anſtimmte. Es war, ſo ſagt der ehrwürdige Las Caſas, als ob in dieſer Stunde ein Gefühl des Naheſeyns und der Freuden einer andren Welt über eine Verſammlung von Sterblichen ſich ergoſſen hätte.

Wir beſchreiben nicht weiter alle jene Ehren und jene Beweiſe von königlicher Huld, welche dem großen Seefahrer widerfuhren. Er ſelbſt war, neben den Zurüſtungen zur neuen Reiſe nur mit der Erfüllung jener Gelübde beſchäftigt, die er in den Stunden der Gefahr gemacht hatte und mit dem Plane jener frommen Unternehmung zur Wiedereroberung des heiligen Grabes, zu deren Ausführung er den verhofften, künftigen Gewinn, der auf ſeinen Theil fiel, anwenden wollte. Der ſpaniſche Hof indeß ſuchte die ſchon gewonnenen ſo wie die künftig zu gewinnenden Beſitzungen dadurch ſich zu ſichern, daß er vom päpſtlichen

Hofe dieſelben ſich ſchenken ließ. Dieſer bewilligte denn auch, daß Alles den Spaniern gehören ſolle, was dieſelben auf ihrem bisher eingeſchlagnen Wege bereits entdeckt hatten oder entdecken würden, überhaupt alle die Inſeln und Länder der neuen Welt, welche mehr denn 100, oder nach ſpätrem Vertrag 370 Seemeilen weſtlich lägen von einer Mittagslinie, die man ſich durch die Azoren und Capverdiſchen Inſeln gezogen dachte, was aber dieſſeits dieſer Linie in Oſten gefunden werde, das ſolle Eigenthum der Portugieſen ſeyn.

8) Die zweite Fahrt des Columbus nach Amerika.

Wie ganz anders begann dieſes zweite Unternehmen des großen Seemannes als das erſte. Die Zahl der Schiffe, welche ihn begleiteten, betrug 17, darunter 3 von bedeutender Größe; die Menge der Seeleute, Handwerker, Soldaten und Abentheurer aus allen Ständen, belief ſich zuletzt, weil viele heimlich ſich in die Schiffe hineingeſtohlen hatten, auf 1500, unter ihnen eine große Anzahl hochadeliger, darum nicht zur Unterwürfigkeit geneigter Männer. Am 25. Sept. 1493 lief dieſe wohlbewaffnete Flotte aus Cadiz aus. Der Admiral, dem königlichen Befehle folgend, vermied ſo weit als möglich die Nähe der portugieſiſchen Beſitzungen und nahm gleich Anfangs ſeine Richtung mehr nach Südweſt, um auf der diesmaligen Fahrt die Inſeln der Caraiben, von denen er auf der erſten Reiſe ſo viel vernommen, zu berühren. In der Mitte des Octobers hatte er mit ſeiner noch vollkommen wohlbehaltnen Flotte die Region des Paſſatwindes erreicht; das Meer war ruhig und glatt, der friſche anhaltende Hauch aus Oſten ſchwellte alle Segel, nur einmal gegen Ende des Octobers ergoß ein Gewitter unter furchtbarem Donner und Blitzen ſeine Regenſtröme über die Schiffe. Nur vierzig Tage hatte die glückliche Fahrt von der ſpaniſchen Küſte bis zu den kleinen Antillen gedauert, denn ſchon am 3. November ertönte von den Maſtkörben aus der frohe Ruf: „Land, Land.“ Es war eine reich grünende Inſel, welcher der Admiral, weil es gerade Sonntag war, den Namen Dominica gab; in frommer Weiſe feierte hier das geſammte Volk der Schiffe ein Dankfeſt. An Dominica zeigte ſich nirgends ein günſtiger Ankerplatz zum Landen, wohl aber gab es einen ſolchen an der Küſte des nicht weit von da entfernten Maria galante und einen noch beſſeren Hafen in Guadeloupe. Hier fanden die Spanier zum erſten Male die Ananas, eben ſo anlockend durch ihren Duft als durch ihren gewürzhaften Geſchmack. Aber in den verlaſſenen Hütten (denn alle Eingebornen waren bei der Annäherung der Schiffe entflohen), fand ſich auch ein andrer Gegenſtand, der dem Auge eben ſo eckelhaft als für jedes menſchliche Gefühl empörend war: Gebeine von Menſchen, Trinkſchalen aus Schädeln gefertigt, ein Zeichen, wie die Seefahrer nicht ohne allen Grund meinten, daß hier jenes grauſame Volk wohne, welches von Menſchenfleiſch ſein Mahl hält. Dieſe Meinung ſchien durch die unbefangene Ausſage einiger durch die Seeleute aufgefangnen Frauen und Knaben beſtätigt zu werden. Und gerade hier war es, wo ſich der Kapitän eines der kleineren Fahrzeuge, Diego Marque, begleitet von 8 Gefährten tiefer landeinwärts wagte und, obgleich er ſchon am Morgen die Schiffe verlaſſen hatte, am Abend noch nicht wieder gekehrt war. Vergeblich hatte man durch Abfeuern der Geſchütze die Verirrten herbeizurufen geſucht, umſonſt war es, daß am andren Tage mehrere Parthien der Mannſchaft die Küſtengegend durchſtreiften und alle verlaſſene Indianerwohnungen durchſuchten, darinnen ſie öfters die Spuren cannibaliſcher

Mahlzeiten, Gebeine und an der Luſt getrocknete Glieder, in der einen Hütte den noch blutenden Kopf eines erſt vor Kurzem getödteten jungen Mannes, daneben, in einem Keſſel ſiedend, mit den Körpern der wilden Gänſe und Papageyen die andren Theile ſeines Leibes fanden; von den verirrten Gefährten war keine Spur zu ſehen. Da kamen Indianerfrauen, von ſelbſt zu den Schiffen, es waren Gefangene, welche die Karaiben von andren Inſeln zuſammengeraubt hatten, um ſie als Sklavinnen bei ſich zu halten, während ſie die Knaben und jüngere Männer mit ſich nahmen, eine Zeitlang ſie mäſteten und dann verzehrten. Von dieſen Frauen, die ſich in den Schutz der Fremden begeben hatten, erfuhr man, daß die Krieger der Inſel, in ihren Canoes ſitzend, auf Raub ausgezogen, die Weiber und Kinder allein zu Hauſe geblieben ſeyen. Dennoch erſchien es den Meiſten als ein tollkühnes Unterfangen unter dieſe Menſchenfreſſer, in das Dickig ihrer Waldungen ſich hineinzuwagen. Einer aber trat vor und erbot ſich die ganze Inſel zu durchſpähen; es war der Kaſtilianer, Alonzo de Ojeda, ein Jüngling vom tapfrem Muth und zu ritterlichen Unternehmungen ſehr geneigt. Es iſt derſelbe Ojeda, der neben andren Thaten von ungemeiner Kühnheit, einſt in Sevilla, zur Unterhaltung der Königin Iſabella auf dem großen Thurm der Giraldakirche, wo in ſchwindelerregender Höhe ein Balken, in der Nähe des Daches, 20 Fuß weit herausragte, auf dieſem Balken bis zum Ende hinſchritt, dann auf einem Beine ſtehend, das andre emporhebend, ſich eine Schwenkung gab, mit welcher er von neuem zum Thurme umkehrte. Das Beginnen, hineinzudringen in die verborgenſten Schlupfwinkel und dichten Waldungen dieſer menſchenfreſſenden Polypheme und Läſtrigonen, das erſchien noch viel kühner und grauſenerregender als das Hinausſteigen auf einen Balken, in einer Höhe von mehreren hundert Fußen. Der neue Odyſſeus fand übrigens ſeine Gefährten; vierzig Mann (ſo viel hatte er ſich zu dem Abentheuer erbeten) von den Kühnſten folgten ihm auf ſeinem geraden Laufe von der Seeküſte hinweg in das Innre der Inſel. Es koſtete unglaubliche Mühe in das Dickig dieſer Urwalder hinein, noch mehr um durch ſie hindurch zu kommen. Durch das Gewirr der Schlingpflanzen und Zweige, durch welches die engzuſammengedrangt ſtehenden, mehr denn thurmeshohen Baume unter ſich verwebt waren, mußte öfters das Schwert eine Bahn brechen, bald mußten Felſen erklettert, bald kleine Flüſſe durchwaten werden, ein Fall, welcher ſich auf eine Entfernung von etwa ſechs ſpaniſchen Meilen 26mal zutrug, weil wahrſcheinlich ein und derſelbe Fluß wegen ſeiner Krümmungen mehrere Male durchſetzt werden mußte. Die Trompeter, die bei der Geſellſchaft waren, blieſen ihre Trommeten und an ſehr verſchiedenen Stellen, in den Engthälern ſo wie auf den Felſenhöhen ließ Ojeda Gewehre abfeuern, um den Verirrten ein Zeichen zu geben, wonach ſie ihre Richtung nehmen ſollten. Alle dieſe Mühen waren vergebens; der jugendliche Ritter, ohne mit ſeinen Gefährten in die Höhle eines Polyphemus gerathen zu ſeyn, zugleich aber auch ohne die Verirrten kehrte zu den Schiffen zurück und ſchilderte mit großer Lebendigkeit und Wärme all die Herrlichkeiten der Natur, dieſe gewürzhaft duftenden Gewächſe, die Menge der buntfarbigen Vögel, die er in den Wäldern geſehen. Endlich, als man faſt die Hoffnung aufgegeben die Verlorenen wieder zu finden, kamen dieſe ausgehungert und erſchöpft und dennoch nicht ganz ohne Beute, denn ſie brachten einige von den Karaiben gefangen gehaltne Indianerfrauen und Knaben mit ſich. Sie hatten, als ſie, ohne Erlaubniß des Admirals von den

Schiffen ſich entfernten, nur einen kurzen Spazierweg machen wollen, waren aber in einen ſo dichten Urwald gerathen, daß nur einzelne dämmernde Strahlen des Tageslichtes zu ihnen herabdrangen. Vergeblich hatten einige von ihnen ſich bemüht den Gipfel eines Baumes zu erſteigen, um auf dieſem freie Ausſicht nach den Sternen zu gewinnen; das dicht verſchlungene Gewölbe der Zweige, ſelbſt an den Gipfeln der Bäume, hatte jeden ſolchen Verſuch vereitelt und mit der Richtung des Weges zugleich hatten ſie auch nur zu bald alle Geiſtesgegenwart verloren. Zwiſchen dem dichten Gewebe der Gewächſe und bei dem lauten Rauſchen der Bäche, deren Lauf nach dem Meere ſie zuletzt, ſo gut dies möglich war, zu folgen ſuchten, hatten ſie nichts von dem Abfeuern der Büchſen und dem Ton der Trommeten vernommen. Wie aus dem Grabe Erſtandene nahm man die Wiedergefundenen freudig auf, nur eine gelinde Strafe wurde, weil ſie ohne Erlaubniß weggegangen, über ſie verhängt.

Die weitre Fahrt vom 10. bis 14. November nahm ihre Richtung an verſchiedenen Inſeln vorüber, denen der Admiral die Namen Montſerrat, Rodonda, Antiqua, St. Martin und Santa Cruz (Saint Croix) gab. An der zuletzt genannten Inſel gerieth die Mannſchaft eines nach Trinkwaſſer ausgeſendeten Bootes in ein Gefecht mit etlichen wenigen Caraibenmännern und zwei ſtreitbaren Frauen. Dieſe Indianer wehrten ſich ſo tapfer und wußten, als das Boot ihren Canoe umgeſtürzt hatte, ſelbſt noch vom Waſſer aus einen ſo kräftigen Gebrauch von Bogen und Pfeilen zu machen, daß mehrere Spanier, trotz ihrer Schilde Wunden empfingen, welche ſich in ihren Folgen tödtlich erwieſen. Einer der Karaiben wurde von ſpaniſchen Lanzen durchbohrt, die andren, zum Theil verwundet, durch die Uebermacht beſiegt und als Gefangene auf das Schiff, ſpäter aber nach Spanien gebracht, wo, wie dies Peter Martyr verſichert, ihr wilder Blick, ihr löwenartig furchtbares Ausſehen, die Muskelſtärke ihrer Glieder in Jedem, der ſie betrachtete, Schauder und Grauen erregte.

An vielen kleinen Inſeln, dann an den grünenden Ufern von Portorico vorüber ſetzte die Flotte ihre Fahrt nach Hispaniola oder Hayti fort, nach dem vorläufigen erſten Zielpunkt und Ausruheort dieſer Reiſe, auf welchen die geſammte Mannſchaft der Schiffe, wie auf ein Paradies ſich gefreut hatte. Die ſchwärmeriſch ſchönen Beſchreibungen, welche der Admiral von der reichbegabten Inſel gemacht, die Berichte, welche ſeine Gefährten von den frohen Tagen gegeben hatten, die ſie vor einem Jahr auf Hayti verlebten, waren ſchon in der Heimath, noch mehr auf der langen, mühevollen Seefahrt eine Lockſpeiſe geweſen, auf welche hinblickend auch die Ungeübteſten alle Entbehrungen und Beſchwerden des Weges vergeſſen hatten. Das Herz des Admirals ſchlug voll froher, kühner Erwartungen Die im Fort zurückgelaſſenen Gefährten mußten in der Zeit ihres Hierſeyns, wenn ſie nur einigermaßen der gegebenen Weiſung gefolgt waren, Maſſen von Goldes von den Eingebornen eingetauſcht und durch eignes Nachforſchen im Cibaogebirge aufgefunden haben, ſo daß ihr geſammelter Schatz Tonnen Goldes an Werth betragen konnte, übrigens durfte man auch von ihnen nähere Aufſchlüſſe über die Naturbeſchaffenheiten und die Bewohner des Landes erwarten. Es war ſchon ſpät am Abend des 27. Novembers, als die Schiffe in der Nähe des Hafens von Navidad ankamen, in welchen ſie der Admiral aus Furcht vor den Felſenklippen, nicht mehr einlaufen, ſondern in einiger Entfernung davon Anker werfen ließ. Zwei Kanonen wurden gelöst, als fröhlicher Gruß für die Beſatzung des Forts; dieſe mußte in tiefem Schlafe liegen, ſie antwortete nicht. Man ſtrengte alle Sehkräfte an, um im Fort ein Wachtfeuer oder Licht wahrzunehmen; bei dieſen tiefen Schläfern leuchtete weder Licht noch Lampe. Es ließen jetzt von neuem die Berichte einiger Seeleute ſich vernehmen, welche am vorigen Tage Leichname am Ufer, durch die Verweſung zwar ſehr entſtellt, geſehen hatten, darunter der eine durch ſeinen Bart als Spanier erkannt worden war. Um Mitternacht nahete ſich ein Canoe vom Lande her vorſichtig der Flotte, die Indianer, welche darinnen ſaßen, riefen das Wort, das ſie von den Spaniern gelernt, Almirante (Admiral). Man wies ſie hin nach dem Schiffe des Admirals, dort lud man ſie zum Heraufſteigen ein, ſie aber thaten dieſes erſt dann als ſie bei dem Schein eines aufs Verdeck gebrachten Lichtes die wohlbekannten Züge des Admirals wirklich erkannt hatten. Es war ein Vetter des Kaziken Guacanagari, des Bundesgenoſſen der Spanier, der jetzt mit einigen Begleitern und mit einem Geſchenk an Gold den Columbus begrüßte. Dieſer fragte ſogleich nach der Beſatzung des Forts und der junge Häuptling, deſſen Bericht von dem Indianerdolmetſcher Diego ſo gut als möglich überſetzt wurde, erzählte, daß einige der zurückgelaſſenen Spanier an Krankheit geſtorben, andre im Streit und Zweikampf mit ihren eignen Waffengefährten gefallen ſeyen, noch andre hätten das Fort verlaſſen, Indianerfrauen genommen und wären in die innern Gegenden der Inſel gezogen, der Kazike Guacanagari ſelber liege krank darnieder an einer Wunde, die er bei einem Ueberfall des mächtigen Kaziken der Goldberge von Cibao: des Caonabo empfangen.

So traurig dieſe Berichte lauteten, hatten ſie dennoch dem Columbus jenen Verdacht benommen, der ſeinem edlen

Herzen am weheſten that: den Verdacht, daß die von ihm ſo gerühmten und geliebten Indianer an ſeinem Volke verrätheriſche Tücke geübt hatten. Ueberdieß blieb ihm ja auch noch die Hoffnung die zerſtreuten Gefahrten in irgend einer Gegend der Inſel aufzufinden. Der Kazike Guacanagari, ſo hatte ſein junger Verwandter verſichert, werde am andren Morgen den Admiral auf ſeinem Schiffe beſuchen. Der Morgen kam, der Tag war mehr denn halb vergangen, der verſprochene Beſuch erſchien nicht; die Ufer, die während des vorigen Aufenthaltes ohne Aufhören von den fröhlichen Schaaren der Inſulaner erfüllt waren, der Hafen, in dem ſich damals täglich ein Gedrang von Canoes zeigte, waren wie ausgeſtorben, nirgends ſtieg von den Hügeln und aus den Thälern ein Rauch der Feuerſtatten auf, der es verrieth, daß noch ein lebendes Volk in dieſer Gegend wohne. Endlich ließ der Admiral ein Boot nach dem Lande abgehen. Die Mannſchaft deſſelben, darunter mehrere Gefahrten der früheren Reiſe, gieng nach der hinter den Bäumen gelegenen Niederlaſſung hin. Da wo das Fort ſtund, war jetzt nur eine Brandſtatte zu finden, auf welcher die umgeriſſenen, halbverkohlten Paliſaden, Trümmer von zerſchlagenen Kiſten und Geräthſchaften, Fetzen von europaiſchen Kleidungsſtücken herumgeſtreut lagen. Mit der traurigen Kunde kamen die ausgeſendeten Leute zu der Flotte zurück.

Dieſe war indeß in den Hafen eingelaufen und am andren Morgen begab ſich Columbus ſelber nach der Statte der Verwüſtung hin. Nicht nur das Fort, ſondern auch die benachbarte Indianerſtadt, in welcher der Kazike mit ſeinem friedlichen Volk gelebt hatte, war verbrannt und zerſtört, ihre Bewohner umgekommen oder geflohen. Von neuem begann man Nachforſchungen im Umkreis des geweſenen Forts; daß ſich da nirgends der Leichnam eines Erſchlagenen fand, weckte die Hoffnung auf: die Mannſchaft habe, bei dem feindlichen Ueberfall, wie die Bewohner der Kazikenſtadt, in das Dickig der Wälder ſich gerettet, man ließ Kanonen und Büchſen abfeuern, um die Zerſtreuten herbeizurufen, doch rings umher in der Einöde des Waldes regte ſich kein Fußtritt.

Der Admiral hatte vor ſeiner Abreiſe mit der Beſatzung es verabredet, daß dieſelbe die eingetauſchten Schätze des Goldes in den Boden vergraben oder bei einem plötzlichen Ueberfall in den Brunnen des Forts verſenken ſolle. Man grub überall nach, man unterſuchte den Brunnen, nirgends fand ſich Gold, wohl aber entdeckte man außerhalb des Forts die Gräber von 11, in ihrer europäiſchen Kleidung beerdigten Spaniern. Das Gras wuchs bereits über dieſen Grabſtätten; die Verweſung hatte hier ſchon lange Zeit ihr Werk getrieben, wahrſcheinlich hatten Hände der überlebenden Landsleute ſelber die letzte Ehre der Beſtattung den Leichnamen ihrer Verſtorbenen erwieſen, welche durch Krankheit oder im Zweikampf erlegen waren. Denn das, was die Eingeborenen von dem Schickſal der Colonie erzählt hatten, beſtätigte ſich durch fortgeſetzte, vielſeitige Nachforſchung nur zu ſehr. Wie Oviedo berichtet, waren alle die in Navidad zurückgelaſſenen Spanier, mit Ausnahme ihres Hauptmannes Arana und noch etwa zwei andren ſämmtlich Leute, welche man bei der erzwungenen Bemannung der Fahrzeuge gleichſam von den Gaſſen und Zäunen zuſammengerafft hatte. Kaum war der edle Admiral abgeſegelt, welcher durch ſeine Perſönlichkeit und hohe Stellung dieſer rohen Maſſe Ehrfurcht gebot, da überließ ſich dieſelbe ungeſcheut allen Ausbrüchen der thieriſchen Lüſte und Barbareien. Der Geiz zuerſt und dann die Wolluſt riß ſie zu Gräueln hin, welche das Gefühl für Billigkeit und Recht empören. Sie nahmen, nicht gegen Tauſch, ſondern wie Räuber und plündernde Feinde den Indianern ihre goldnen Geſchmeide und was ſonſt ihnen gefiel. Umſonſt war es, daß der wohlwollende Kazike dieſen Unmenſchen, um ihre rohen Lüſte in einigen Schranken zu halten, jedem einzelnen, der es begehrte, zwei, ja drei Frauen zugeſellte, ſie warfen ihre begierigen Blicke auf die Töchter und Weiber auch der angeſehenſten Indianer, verführten und verdarben dieſelben. Unter Menſchen ſolcher Art kann nicht Freundſchaft noch Eintracht beſtehen, ohne Aufhören gab es da Streit und blutige Kämpfe; mit Staunen und Entſetzen ſahen die harmloſen Indianer dieſe Männer, welche ſie als Abkömmlinge und Boten des Himmels abgöttiſch verehrt hatten, unvernünftiger als wilde Thiere ſich benehmen und, als wäre jeder des andren Feind, gegen einander wüthen. Keiner von dieſen Unſinnigen achtete auf die Gebote, auf die Ermahnungen und Warnungen des edler geſinnten Hauptmannes Arana, bei dieſem hielten nur einige Mann treulich und der Zucht gehorchend in der kleinen Feſtung aus, die andren alle, beſtärkt in ihrer Empörung durch die beiden Lieutenants Gutierrez und Rodrigo de Eſcobido, welche eben ſo viel und mehr noch ſich zu ſeyn dünkten als der,-nicht durch Geburt ſondern durch Verdienſt höher geſtellte Arana, verließen, je nach ihrem Belieben das Fort und wohnten, wo es ihnen gefiel, praſſend von dem Gute der Indianer, in deren Hütten ſie ſich eingedrängt hatten. Endlich ſuchten die beiden Lieutenants den Arana ganz von ſeinem Poſten zu verdrängen und, als bei dieſer Gelegenheit, weil immer die Hand des einen gegen die des andren war, ein blutiger Kampf ſich entſpann, in welchem namentlich der Kriegsmann Jacomo getödtet wurde, der Sieg aber unentſchieden geblieben war, kündigten die Empörer dem Hauptmann allen Gehorſam und alle Gemeinſchaft der Waffen auf; zogen mit neun ihrer Gefährten und einer Anzahl ihrer Frauen nach den Goldbergen von Cibao, um dort auf eigne Fauſt ſich zu bereichern. Dort aber, in der Provinz Maguana, in deren Innren die Goldberge liegen, herrſchte ein Kazike, Coanabo, der Abſtammung nach ein Caraibe, als Krieger von allen Stämmen der Inſulaner geſcheut und gefürchtet. Er hatte bisher in ganz Hayti die höchſte Macht geübt, noch höher jedoch ſchien die Macht jener Fremdlinge ſteigen zu wollen, von deren Ankunft auf der Inſel er viel vernommen hatte, er mußte alles thun, was in ſeinen Kräften ſtund, um dieſen neuen Gewalthabern das Gegengewicht zu halten. Von ſelber überlieferten ſich jetzt die beiden Lieutenants mit ihren neun Begleitern ſeinen Händen; er benutzte dieſe Gelegenheit, um den Verſuch zu machen, ob ſolche Söhne des Himmels überwindlich ſeyen, oder nicht; es zeigte ſich bald, daß ſie eben ſo ſterblich ſeyen wie andre Menſchen, ſie wurden mit Leichtigkeit von ihm und den Seinigen erſchlagen. Hierdurch ermuthigt beſchloß der kriegeriſche Kazike der Uebermacht dieſer Fremden auf der Inſel alsbald ein Ende zu machen; im Verein mit noch einem andren Kaziken der Nachbarſchaft, ſo wie mit deſſen und ſeinem eignen Volk zog er unvermerkt durch das waldige Land, überfiel bei Nacht das Fort, in welchem mit Arana nur noch zehn Mann, ſorglos, ohne Wache zu halten, ſchliefen, ſetzte das hölzerne Gebäude in Flammen und ließ zugleich auch alle die Häuſer der nachbarlichen Kazikenſtadt, darinnen Spanier wohnten, umzingeln, und in Brand ſetzen. Der Kazike Guacanagari mit den Seinigen konnte nur ſchwachen Widerſtand leiſten; er ſelber wurde verwundet, ſeine Leute getödtet oder verjagt, der kleine Reſt der Beſatzung des Forts war zur Meeresküſte entflohen, wo noch alle Lebende in den Wogen oder unter den Waffen der Feinde den Tod fanden.

Dies war der Anfang und der Ausgang der erſten chriſtlich-europäiſchen Niederlaſſung in der neuen Welt geweſen und als eine der lehrreichſten zugleich aber ſchmerzlichſten Folgen des unglücklichen Ausganges mußte dem edlen Columbus jene Gleichgültigkeit, ja jene Abneigung erſcheinen, welche ſeitdem die Indianer gegen alle chriſtlichen Gebrauche äußerten, die ſie vorher ſo gern, in kindlicher Ehrerbietung nachgeahmt hatten. War doch auch der junge Indianer aus der Bucht von Semana, der in Spanien die Taufe empfangen und, wie man meinte, gute Erwartungen für den geiſtigen Einfluß auf ſeine Landsleute gegeben hatte, ſobald man ihn, als vermittelnden Boten unter ſein Volk geſendet, niemals wieder zurückgekehrt zu den Fremden, welche neben der Grauſamkeit der Karaiben, wie ſich dies nur zu bald kund gab, noch andre Züge von furchtbarerer Art in ihrem Weſen trugen.

Doch zu ſolchen gehörte nicht unſer an Geiſt wie an Gemüth großer Columbus, deſſen Thaten wir hier zu betrachten haben. Namentlich hielt dieſer den Glauben auch an die Redlichkeit des allerdings kindlich ſchwachen Freundes Guacanagari feſt und ließ ſich durch den Pater Boyle, welcher in dem Kaziken nicht den verbrüderten Menſchen, ſondern nur den Heiden ſahe und dieſen haßte, nicht bewegen, an dem allerdings Schwankenden und dennoch Schuldloſen ein ſchreckendes Beiſpiel der Blutrache für alle Indianer zu nehmen, auf deren Inſel, durch eigne Schuld, die ſpaniſche Beſatzung des Forts Navidad ihren Untergang gefunden.

Dieſe Stätte der Graber, welche ohnehin eine ungeſunde Lage und nicht einmal Bauſteine in ihrer Nähe hatte, beſchloß der Admiral jetzt ganz zu verlaſſen und für die Anlegung eines neuen Forts eine andre Stelle der Küſte zu ſuchen. Es fand ſich dieſe öſtlich von La Navidad an einer nördlichen Ausbeugung des Ufers, welches hier nicht als niedre Ebene, ſondern in bergigen Anhöhen ans Meer verläuft. Nach der geiſtreichen Königin, der erhabnen Beförderin des Werkes der Entdeckung einer neuen Welt erhielt die Niederlaſſung den Namen Fort Iſabella, den ſie bis zu unſren Tagen behalten hat. Die Lage des Ortes für den Verkehr mit Europa und mit dem Innern des Landes, konnte kaum vortheilhafter gewählt werden. Ein geräumiger, auf der einen Seite von Urwäldern, auf der andren von einer Reihe von Felſenwänden geſchützter Hafen, eine herrlich grünende Landſchaft von zwei Bächen durchfloſſen, dem Anbau von Mühlen günſtig, die größere Nachbarſchaft der goldreichen Cibaoberge, alles dieſes waren Gründe, welche den Admiral zu ſeiner Wahl beſtimmt hatten. Die Spanier hatten bis dahin Hayti nur in ſeiner ſchönſten Jahreszeit, gegen Ende der Regenmonate geſehen, in welcher der Frühling mit ſeinen duftenden Blüthen zugleich neben dem Sommer und der Fülle ſeiner Früchte der Landſchaft einen faſt paradieſiſchen Reiz verleihet; ſie wußten es noch nicht, daß dieſe Inſel auch eine Zeit des häufigeren Regens habe, welche auf der nördlichen Seite von Auguſt bis in die Mitte des Novembers am läſtigſten iſt, und auf welche vom April bis Auguſt eine ſengend heiße Hitze und Trockenheit folget, während jenſeits der Wetterſcheide der Gebirge auf der ſüdlichen Seite umgekehrt, die Regenzeit im April, die Zeit der großen Hitze und Trockenheit im November eintritt. Am wohleſten fühlten ſich jene zahmen Hausthiere, welche man aus Spanien mitgebracht hatte, um ihre Arten in die neue Welt zu verpflanzen, vor allem die Pferde und die Rinder, als ſie aus dem engen Raum der Schiffe herauskamen auf den futterreichen Grund der Wieſen und zu dem friſchen Waſſer der Bäche. Nicht eben ſo wohl als dieſen Thieren bekam jedoch den Menſchen die Ueberſiedelung auf den noch obdachloſen Boden. Dieſe, bei der ſchweren Arbeit, welche der Bau der Feſtung nöthig machte, wurden von Fieber und andren Krankheiten befallen und was noch ſchlimmer war, es zeigten ſich ſchon jetzt unter ihnen die erſten Regungen jener Widerſpenſtigkeit und jener Meutereien, welche bald hernach für Columbus ein Quell langer, anhaltender Leiden wurden. Der größeſte Theil des Volkes, das ſich an ihn bei dieſer zweiten Reiſe angeſchloſſen, hatte in dem ſo paradieſiſch geſchilderten, goldreichen Lande ein müßiges Leben des ſinnlichen Genuſſes und eine Gegend erwartet, wo man das Gold mit eigner Hand vom Boden aufleſen könne, hier aber ſollten ſie, denn die Noth erfoderte es, eben ſo mühſam und ſelbſt noch mühſamer arbeiten als im Vaterlande und von den verheißenen Schätzen zeigte ſich nirgends eine Spur. Der Admiral ſelber war an Leib wie am Gemüth leidend. Die Schiffe hatten jetzt den größeſten Theil ihrer Ladungen abgeſetzt, man hatte Alles, was zur Begründung der neuen Colonie ſo wie zum Schutz derſelben und zu militäriſchen Unternehmungen nöthig war, auf dem Lande untergebracht: die kleine, neue Stadt war von Mauern umringt, die nothwendigſten Gebäude in derſelben unter Dach geſetzt, es ſollte jetzt der größere Theil der Schiffe, als entbehrlich, nach Spanien zurückſegeln. Columbus hatte ſeine diesmalige Fahrt mit übertriebenen Erwartungen angetreten und dieſe Erwartungen auch bei ſeinen Monarchen erregt. In Navidad hoffte er aufgehäufte Schätze an Gold zu finden, dieſe, ſo hatte er verſprochen, ſollten die zurückkehrenden Schiffe mit ſich bringen und zugleich ausführlichere, günſtige Berichte über die herrliche Inſel Cipango, für welche er ſein Hiſpaniola noch immer hielt. Jetzt konnte er den Fahrzeugen nichts Andres mitgeben, als Trauerbotſchaften, von dem Mißlingen des ganzen, bisher verſuchten Unternehmens.

In die reichen Städte des wundervollen Cipango, zu ihren mit Gold prunkenden Palläſten war keiner der Gefährten noch gekommen, keine ſichre Kunde von dort zu den Schiffen. Er ſelbſt, der Admiral, lag noch krank darnieder, aber der kühne, junge Ritter Oviedo zeigte ſich zu dem Abentheuer geneigt, den kriegeriſchen König des goldnen Hauſes, den gefürchteten Caonabo in ſeinem Lande aufzuſuchen und die Lage der Goldberge zu erforſchen. In den erſten Tagen des Januar 1494 machte ſich der Ritter, mit einer kleinen, aber auserleſnen Schaar tapfrer Männer zu dem Zuge nach Cibao auf. Unter ſeinen Begleitern waren mehrere jener jungen Helden aus altadeligem, ſpaniſchen Geſchlecht, welche in den Kriegen mit den Mauren ſich hervorgethan und welche, wie ihr Anführer, den Ruhm der Thaten ſuchten; ſie alle waren wohl bewaffnet. In gerader Richtung drangen ſie gegen Süden vor, durch eine Landſchaft, welche aus Furcht von ihren Bewohnern verlaſſen war; am zweiten Abend kamen ſie an ein hohes Gebirg, auf deſſen Gipfel ſie übernachteten. Am Morgen des dritten Tages beleuchtete ihnen die aufgehende Sonne eine herrliche Landſchaft, bewaſſert von einem Strome (dem Yagui), allenthalben ſahe man Ortſchaften der Indianer. Die ſchwer gerüſteten Männer ſtiegen hinab in die Ebene, ſie traten kühn hinein in die Dörfer, deren Bewohner, ebenſo weit entfernt von feindlicher Abwehr als von Furcht, ſich zutraulich um ſie herum drängten und mit Beweiſen der Gaſtfreundſchaft wie der Freigebigkeit ſie überhäuften. Caonabo, der ſtreitbare Kazike mußte ſich gerade an einem entfernteren Punkte ſeines Reiches befinden, denn nirgends ward dem Vorrücken der Fremden ein Hinderniß entgegengeſetzt, dieſe konnten die Landſchaft Cibao nach allen Richtungen hin durchwandern und durchforſchen. Eine ihrer Erwartungen allerdings, ſahen ſie im vollen Maße befriedigt, es war zugleich für ſie die wichtigſte von Allen: es gab hier des Goldes die Fülle. Ueberall, im Sand des Gebirges, ſahe man die glänzenden Stäubchen und Körnchen des edlen Metalles, welche das gutmüthige Volk der Eingebornen mit Leichtigkeit durch Auswaſchen gewann und, ohne dafür einen Lohn zu erwarten, den Fremdlingen überreichte. Vor allem im Bette der Gießbäche fand man auch größere Klumpen des gediegnen Goldes; der Ritter Ojeda hub mit eigner Hand einen ſolchen auf, deſſen Gewicht, nach Peter Martyrs Zeugniß, neun Unzen betrug. Was jedoch die andren Erwartungen betraf, die man von Cibao, dem vermeintlichen Cipango des Marco Polo gehegt hatte, ſo blieben dieſe freilich unerfüllt, denn nirgends zeigte ſich eine Spur von Städten; die nackten Einwohner ſtunden auf derſelben Stufe der Bildung wie die andren Indianer der Inſel.

Oviedo mit ſeiner Schaar, belaſtet mit goldner Beute, kehrte nach Iſabella zurück. Die Hoffnungen des Admirals lebten von neuem auf. Dieſer konnte jetzt mit den 12 Schiffen, die er unter dem Oberbefehl des Antonio de Torres nach Spanien zurückgehen ließ, nicht nur eine werthvolle Lieferung an Gold, ſondern auch Nachrichten zu Hofe ſenden, welche die freudigſten Ausſichten für die Zukunft gewährten. Unter den andren Merkwürdigkeiten aus der neuen Welt befanden ſich auch die gefangenen Caraiben, Männer wie Frauen. Columbus bat in ſeinem Schreiben an den königlichen Hof vor allem um neuen Proviant, weil der Anbau des Landes, bei aller Fruchtbarkeit des Bodens, dennoch erſt nach einem Jahre den Unterhalt für eine Colonie gewähren könne, die, ſelbſt nach Abgang der nach Spanien zurückkehrenden Mannſchaft, noch immer aus tauſend Mann beſtund. Er bat ferner, daß man ihm Bergleute, zum Bearbeiten der Goldminen, ſo wie Handwerker verſchiedner Art, eine Anzahl Pferde zur Arbeit und zum Kriege, und noch ſonſt für ſeine weiteren Unternehmungen allerhand Nöthiges zuſenden möge. Zugleich empfahl der Admiral in ſeinem Schreiben der königlichen Gunſt und Gnade zwei Männer: einen gewiſſen Juan Aguado und den Ritter Pedro Margarita, hob die Verdienſte beider ſehr anpreiſend hervor und bat um höhere Beförderung derſelben. Der edle Columbus ahnete nicht, daß dieſe undankbaren Männer bald hernach ſeine bitterſten Feinde, die Mörder all ſeines äußren Glückes werden ſollten, wie ſie jetzt ſchon ſeine heimlichen, giftigſten Neider waren. Aber nicht nur ſpäter, ſondern ſchon jetzt mußte er erfahren, welche feindſelige Geſinnung und Tücke eines Theiles ſeiner Leute im Stillen an ſeinem künftigen Fall und an dem Untergang ſeiner Unternehmungen arbeitete. Eine Meuterei, deren Anſtifter der Controlleur Bernal Diaz de Piſa war, wurde noch vor ihrem Ausbruch entdeckt und unterdrückt.

Columbus erhub ſich wieder von ſeinem langen Krankenlager, auf welchem er ohne Aufhören für ſein großes Werk thätig geblieben war, er unternahm jetzt ſelber einen Zug in die Gebirgsgegend von Cibao. Vierhundert Mann wohlgerüſtete Krieger, mit blinkendem Helm, Feuergewehren und allen andren Waffen, ein Theil davon zu Pferde ſitzend, zugleich mit dieſem Heer eine Anzahl von Bergleuten, Maurern und Zimmerleuten begleiteten ihn. Bei dieſer Gelegenheit wurde über das ſteile, nur für Fußgänger erſteigbare Felſengebirge, die erſte Straße in der neuen Welt angelegt und da hierbei vorzüglich der junge Adel thätig war, erhielt dieſelbe den Namen der Ritterſtraße. Auf dieſem Wege zog das kleine Heer mit ſeinem Waffengeräthe hinab in die fruchtbare Ebene. In Schlachtordnung, unter dem Klang der Trompeten und Trommeln, mit fliegenden Fahnen, drang der Admiral, wie ein Eroberer, mit ſeiner Kriegsmacht im Lande vor; es ließ kein Kazike Coanabo ſich ſehen; die erſchrocknen Einwohner der Dörfer flohen ſcheu in ihre Hütten. Dieſe verſchüchterten Tauben indeß, weil ihr Gefühl gegen die Fremden nur Ehrfurcht und Achtung, nicht Mißtrauen, und noch weniger Haß war, kamen bald wieder aus ihren Schlupfwinkeln hervor, theilten den in Erz geſchloſſenen Männern alles mit, was ſie von Speiſen und Zierrathen beſaßen und als ſie bemerkten, daß dieſe fremden Leute ein beſondres Vergnügen an Gold fanden, da liefen viele von ihnen hinaus an die Stellen, welche die reicheſten Goldwäſchen enthielten und brachten in kurzer Zeit Kürbisſchalen, gefüllt mit reinem, ſtaubförmigen oder körnigen Gold. Ein alter Mann brachte zwei kleine Klumpen von Gold, davon jeder eine Unze wog, beide gab er mit Vergnügen um ein kleines, meſſingenes Glöckchen hin und als der Admiral über die Größe der Goldſtücken verwundert ſchien, gab der Alte durch Zeichen zu verſtehen, daß dieſes neuer unbedeutende Fündlinge ſeyen, denn eine Tagreiſe von da gabe es dergleichen von der Größe einer Fauſt. Ja einige andere Indianer, welche Goldklumpen von zehn bis zwölf Drachmen Gewicht herzubrachten, verſicherten, daß in der Gegend, aus der ſie jene gebracht, Maſſen gediegenen Goldes von der Größe eines Kindeshauptes gefunden würden.

Man darf nicht überſehen, das, was an all dieſen Berichten Wahres und was Uebertriebenes geweſen ſeyn möge. Das gediegene Gold, urſprünglich in kleineren oder größeren Theilen in das Felſengeſtein, das ſeine Heimathſtätte war, eingewachſen, wurde nach der Zerſtörung dieſer Heimathſtätte und nach dem Hinwegſchwemmen ihrer leichteren Beſtandtheile durch das Gewäſſer, in Folge ſeiner großen Schwere gehalten, nahe bei ſeinem urſprünglichen Standorte im Sandboden abgeſetzt; das was der Menſch durch einen Aufwand von vielen Millionen an Geld und in einem Zeitraum von vielen Jahrhunderten nur zum Theil bewirken konnte, das hatte die natürliche Arbeit der Gewäſſer in Jahrtauſenden ſo vollkommen geleiſtet, daß jene Erdbewohner der Vorzeit, welche zuerſt in die Nähe eines goldhaltigen Gebirges kamen, das was die Natur vor ihre Füße hingelegt hatte, nur aufzuleſen brauchten, während die Bergleute, welche mit Meiſſel und Hammer, mit ſprengendem Pulver oder andren dergleichen Mitteln im tauben Geſteine herumwühlen, das Stäubchen des eingeſprengten Goldes in dieſem kaum bemerken und nach einem Jahre lang dauernden Suchen kaum eine mehr denn unzenſchwere Ablagerung des Goldes finden.

Freudig erhoben zu neuen Hoffnungen, kehrte der Admiral nach Iſabellaſtadt zurück. Er hatte am Fuße der Goldberge eine neue, verhältnißmäßig wohlbefeſtigte Niederlaſſung begründet. In Iſabellenſtadt war indeß ſein gleichgeſinnter, edler Bruder, Diego Columbus, als Ordner und als Stellvertreter des Vizeköniges zurückgeblieben; dieſer, der große, immer weiter ſtrebende Columbus durfte unbedenklich dem Triebe, Neues zu entdecken ſich hingeben; er unternahm am 24. April 1494 eine abermalige Unterſuchung des vermeintlichen Feſtlandes von Indien: eine Fahrt nach der, für ihn räthſelhaft gebliebenen Inſel Cuba. Auf dieſem Wege der neuen Entdeckungen fand er die Inſel Jamaica (am 5. Mai), kam hierauf zu dem Vorgebirge von Cuba, das den Namen Cabo de la Cruz, den Columbus ihm gab, noch jetzt führt, und lernte den ſüdlichen Küſtenſaum jener großen Inſel in einem Zuſtand kennen, welcher mit dem jetzigen in einem Contraſt ſtehet, wie das Befinden eines an Hunger ſterbenden Greiſes, mit dem eines in der Fülle der Lebensgenüſſe ſich bekraftigenden Jünglinges. Damals, längs dem Ufer hin, ein Indianerdorf am andren, ein kindlich-fröhliches harmloſes Volk, das jedem Fremdling, jedem Darbenden, bereitwillig dahingab was es hatte; Fürſten, welche liebende Väter und Brüder ihren Stammesgenoſſen waren, ein Land, das wie ein Garten Gottes, mit allen Segnungen der Natur prangte und was iſt dieſe nämliche Küſtengegend von Cuba, nach v. Humboldts Beſchreibung in unſren Tagen geworden? Ich blieb, ſagt dieſer berühmte Beſchreiber der Reiſen, während eines großen Theiles der Nacht auf dem Verdeck. Welche Oede herrſcht an dieſer Küſte! Da ſieht man auch nicht ein einziges Licht, das etwa das Naheſeyn eines Fiſcherkahnes andeutete. Von Batabano bis nach Trinidad, in einer Ausdehnung von 50 Meilen, kein einziges Indianerdorf mehr. Und doch war zu Columbus Zeiten dieſes Land bis zum Saum des Ufers bewohnt. Oefters wenn man jetzt im Boden gräbt oder wenn Regenſtröme ihn aufwühlen, erblickt man da ſteinerne Beile oder Gefäße von Kupfer, das Einzige, was noch von den ſeit länger als zwei Jahrhunderten ganz ausgerotteten Ureinwohnern zurückgeblieben iſt.

Die vorgefaßte Meinung, daß Cuba nicht eine Inſel, ſondern das äußerſte Ende des aſiatiſchen Feſtlandes oder Indiens ſey, wurde in dem Admiral durch verſchiedene, ihm von dem ehrwürdigen Kaziken von Ornofay und andren Indianern mitgetheilte, großentheils mißverſtandene Berichte von neuem geweckt und beſtarkt. Jener Kazike, welcher die Ausdehnung von Cuba ſo groß ſchätzte, daß man in 40 Monaten ſein Ende nicht erreichen könne, ja daß es überhaupt kein Ende habe, ſprach zugleich von einer weſtwarts von ſeinem Lande gelegenen Gegend, welche er Mangon nannte. Was konnte dieſes, ſo dachte Columbus, anders ſeyn als Mangi, nach Marco Polos Bericht die reichſte Provinz in der Monarchie des großen Khan, welche an das Meer angränze. Er zweifelte keinen Augenblick, daß man, nach Weſt und Süden an der Küſte hinſteuernd, zuerſt die Inſelgruppe, von den Alten **aurea Chersonesus** genannt, dann den Golf der Gangesmündung erreichen und von da entweder in das rothe Meer hineinfahren, den Landweg über Jeruſalem nach Joppe nehmen, dort nach Europa ſich einſchiffen, oder auch um Südafrika herum nach der Heimath ſegeln könne. Dem kühnen Geiſt des großen Seefahrers lag jetzt der Gedanke mächtig an, ein ſolches von Menſchen unerhörtes Unternehmen zu wagen und das Erdenrund, deſſen Umfang er ſich viel kleiner dachte, als er wirklich iſt, zu umſchiffen. Aber nicht ſo wie er dachten die Seeleute, welche auf dieſer Fahrt ihn begleiteten und ſie hatten zu ihrer entgegengeſetzten Meinung einen vollkommen guten Grund, denn die Fahrzeuge hatten durch das Herumkreuzen zwiſchen den Klippen und Sandbänken, welche die Südküſte von Cuba umgürten, ſo viel gelitten, der mitgenommene Proviant war theils verzehrt, theils durch das eindringende Seewaſſer ſo verderben, daß man eine ſehr lange Seefahrt nicht wagen durfte. Jenſeit der Bucht von Batabano, da wo ſich, ganz mit Marco Polos Beſchreibung des Verlaufes des äußerſten aſiatiſchen Feſtlandes übereinſtimmend, die Küſte von Cuba gegen Filipinos hin nach Südweſten umbeugt, ließ der Admiral von vier Zeugen und dem Notar

Fernand Perez de Luna die geſammte Mannſchaft ſeiner Schiffe befragen, ob einer derſelben noch einen Zweifel hege, daß dieſes Land, an deſſen Küſte ſie jetzt mehrere hundert Seemeilen weit hingeſteuert waren, Feſtland ſey? Nach gründlicher Ueberlegung ſtimmten ſelbſt die erfahrenſten Seeleute mit der Anſicht des Admirals überein, nach welcher Cuba als ein Theil des aſiatiſchen Continents erſchien und die Urkunde, welche dies beſtätigte, wurde von Allen unterzeichnet. Nur noch 2 Tagreiſen weiter und jene Anſicht wäre eine ganz andre geworden!

Nachdem Columbus auf der Heimfahrt nach Hiſpaniola die Inſel Pinos entdeckt hatte, landete er noch einmal an der Küſte von Cuba an, um ſeinem ermüdeten Schiffsvolk einige Tage zum Ausruhen und zu ihrer Erquickung zu gewähren. Am 7. Juli waren die Fahrzeuge in einen Fluß eingelaufen, welchem Columbus den Namen Rio de la Miſa gab. Der Kazike des Landes empfieng die Fremden freundlich, er und ſein Volk verſorgten ſie reichlich mit allem, was ſie zu ihrem Unterhalt bedurften. Ein achtzigjähriger, ehrwürdig ausſehender Indianer, welcher bei dem Kaziken die Stelle eines Rathes oder Miniſters zu begleiten ſchien, nahm an Allem, was die Spanier thaten, ganz beſondren Antheil. Der Indianerdolmetſcher aus St. Salvator, Diego Colon, welcher ſeit der erſten Reiſe beſtändig im Gefolge des Admirals geblieben und in Spanien Chriſt geworden war, konnte ſich in ſeiner Sprache ſehr gut mit den Eingebornen dieſer Gegend verſtändigen, und erzählte deshalb dem Greiſe ſo wie dem Kaziken ſehr viel von dieſen Fremdlingen und ihrem Lande. Als an einem Sonntag Morgen der Admiral auf einem der nahen Hügel ein Kreuz errichten und vor dieſem hatte Meſſe leſen laſſen, welcher die Mannſchaft der Schiffe mit großer Andacht beigewohnt hatte, da wendete ſich der Alte, nach vollendetem Gottesdienſt an den Admiral. „Das was du ſo eben gethan haſt“, ſagte er, „iſt eine gute Sache, denn wie mir ſcheint, iſt dieſes die Weiſe, in welcher du Gott deinen Dank darbringſt. Ich habe vernommen, daß du neulich in dieſe Länder mit einer großen Macht gekommen und viele derſelben dir unterworfen, Furcht und Schrecken unter ihre Eingebornen verbreitet haſt. Sey darüber nicht ſtolz, denn wiſſe, daß nach unſrer Lehre die Seelen, wenn ſie aus dieſem Leibe ſcheiden, zwei Wege vor ſich haben. Den einen, der an einen traurigen, finſtern Ort führt, werden die gehen müſſen, welche ungerecht und grauſam gegen ihre Mitmenſchen waren, der andre, der nach einem Ort der Freuden hingehet, iſt für ſolche, welche Frieden geſtiftet haben auf Erden. Wenn du denn ſterblich biſt und auch dich der Tod erwartet, wenn du es glaubſt, daß nach ſeinem Ende Jeder die Vergeltung ſeiner Thaten erwartet, dann hüte dich andren Menſchen wehe zu thun und denen ein Leid zuzufügen, welche dir nichts zu Leide gethan haben.“

Hätten doch, ſtatt des edlen Columbus dieſe einfache, treumeinende Rede, lieber jene Spanier gehört und zu Herzen genommen, welche während der Abweſenheit des Admirals das unglückliche Hayti mit Gräuelthaten erfüllten. Ihr Anführer zu allen Unmenſchlichkeiten war Don Pedro de Margarita, ein Mann, ſtolz auf ſeine hohe adelige Abſtammung und auf die perſönliche Gunſt des Königes. Der Admiral hatte dieſem für edlere Gefühle erſtorbenen Manne bei jeder Gelegenheit ſeine Achtung und Vertrauen bewieſen, vor ſeiner Reiſe nach Cuba hatte er ihn zum Obergeneral der Truppen ernannt und ihm den Auftrag ertheilt einen Zug nach den Gebirgsgegenden, zur Unterſuchung und Beſitznahme von dieſen zu unternehmen.

wodurch zugleich den kriegeriſch geſinnten Bewohnern derſelben Achtung vor der europäiſchen Macht eingeflößt werden ſollte. Statt dieſer Weiſung zu folgen war Margarita mit ſeinem Kriegsvolk auf ganz bequemen Wegen in die fruchtbaren Ebenen und in die Mitte ihrer friedlichen Bewohner gezogen. Das gutmüthige Volk des Landes gab den Fremden Alles, was es hatte, da jedoch, wie die Indianer ſich darüber ausdrückten, ein Spanier in einem einzigen Tage ſo viel aufzehrte als für einen der Ihren, bei der großen Mäßigkeit dieſes Volkes, zum Unterhalt auf einen ganzen Monat hingereicht hatte, trat in den Gegenden, dahin jene ungebetnen Gäſte eingedrungen waren, gar bald Mangel ein. Die ſpaniſchen Soldaten fragten hiernach nicht; ſie nahmen gewaltſam aus den Hütten der Indianer, was ihnen anſtund, durchſuchten bei dieſer Gelegenheit jeden Winkel nach goldnen Zierrathen, nahmen Beſitz von dem Obdach, deſſen Erbauer und Beſitzer ſie verjagt hatten, ließen niemals auch nur durch eine Miene, noch weniger durch eine Gegengabe ihre Dankbarkeit merken. Doch dieſes Alles griff noch nicht ſo zerreiſſend und tief in jene Rechte ein, welche der menſchlichen Natur, nach einem ihr tief eingepflanzten Gefühl als unverletzliche und heilige erſcheinen. Die Spanier thaten mehr als dies, ſie raubten, zum Opfer ihrer Lüſte dem Indianer ſein treues Weib, den Kindern ihre Mutter, entriſſen den Eltern ihre Töchter, und wie überall zur Wolluſt die Grauſamkeit ſich geſellt, übten ſie bei jeder Gelegenheit, wo irgend ein Widerſtand ſich zu äußern wagte, blutige Gräuel. Der Stellvertreter des Admirals in Iſabella, ſein Bruder Diego Columbus, ein Mann von rechtlicher und dabei milder Geſinnung, hörte von den Unmenſchlichkeiten des Margarita, er verwies ihm dieſelben, Margarita jedoch fühlte ſich durch den Verweis, den ein fremder Herkömmling aus niederm Stande, ihm dem ſpaniſchen Grande und königlichen Günſtling zu geben wagte, ſo ſtark beleidigt, daß er einiger der Schiffe ſich bemächtigte, mit welchen ein zweiter Bruder des Admirals vor Kurzem aus Spanien gekommen war, und begleitet von einer Schaar der ihm Gleichgeſinnten, nach Spanien abfuhr, um dort, bei Hofe, als Feind und Verkläger des Columbus, als Verkleinerer ſeiner Verdienſte aufzutreten.

Ehrenwerther als Margarita und ſeiner kriegeriſchen Aufgabe treu, hatte indeß der jugendliche Ritter Alonzo de Ojeda ſich benommen. Dieſem war von dem Admiral der Oberbefehl und die Vertheidigung des neu, an dem Fuß des Cibaogebirges angelegten Forts St Thomas anvertraut worden. Mit einer Handvoll Leute hatte er den Poſten gegen den kriegeriſchen Häuptling Coanabo, der mit 10,000 Mann die kleine Feſtung einen Monat lang belagerte, vertheidigt, und durch kühne Ausfälle den Muth der Feinde gebrochen. Während Margarita mit ſeinen Leuten, denen er hierin mit ſeinem Beiſpiel vorgieng, in der Fülle ſeines Raubes ſchwelgte, hatte der edle Ritter Ojeda mit ſeinen Kriegern, denen er als Vorbild muthiger Entſagung und freudiger Selbſtverleugnung zur Seite ſtund, Noth und Mangel gelitten. Das Paar Tauben, welche einſt, während der Belagerung ein Indianer ihm brachte, ließ er, ſo hungrig er war, zum Fenſter hinausfliegen, weil das Fleiſch deſſelben doch keine Mahlzeit für Viele, noch weniger für Alle gegeben hatte, er aber vor ſeinen Leuten auch keinen Biſſen voraus haben wollte.

Am 4. Sept. 1494 kehrte Columbus von ſeiner mehr denn viermonatlichen Erforſchungsreiſe nach Iſabella zurück. Von der Schaar der ihm treu Gebliebenen wurde er mit lautem Jubel empfangen; dieſe hatten gefürchtet, ihm könne, da ſie ſo lange nichts von ihm hörten, ein Unfall zugeſtoßen ſeyn. Ihn ſelber aber neben Manchem, das ſeinen Muth niederſchlagen konnte, erwartete bei ſeinem Eintritt in das Fort eine Freude, die alle Bitterkeiten ſeiner Lage ihm verſüßte, unter allen Sorgen ihm zur Stärkung und zum Troſt diente. Sein Bruder, der ſpäter oft zu erwähnende Bartholomäus Columbus, ein ausgezeichneter Seemann, welcher im J. 1486 den großen portugieſiſchen Kapitan Diaz auf jener Entdeckungsreiſe begleitet hatte, auf welcher die Südſpitze von Afrika: das Vorgebirge der Stürme und der guten Hoffnung erreicht und umſchifft worden war, trat dem Admiral entgegen, der ihn ſeit vielen Jahren nicht geſehen und nicht gewußt hatte, daß bald nach ſeiner Abfahrt aus Spanien dieſer Bartholomaus an den dortigen Hof gekommen und den ehrenvollen Auftrag erhalten hatte mit einem nachgeſendeten Schiffe nach der neuen Welt abzugehen, um dort als Gehülfe am Werk ſeinem Bruder Chriſtoph zur Seite zu treten.

Es war dies eine Hülfe, welche gerade zu ſolcher Zeit kam, wo ſie am meiſten Noth that. Der Admiral bedurfte mehr denn jemals ſolcher kräftig wirkender, entſchloſſener Männer, dergleichen dieſer Bartholomaus war, denn ſeiner Niederlaſſung auf Hayti drohete eine große Gefahr. Wenn auch jene Angabe einiger damaliger Zeitgenoſſen, nach welcher die Zahl der Bewohner der Inſel auf eine Million geſchätzt wird, eine übertriebene ſeyn mag, ſo iſt doch gewiß, daß ſie mehrere Hunderttauſende betrug, welche jetzt, durch Margaritas unmenſchliches Benehmen im höchſten Grade aufgereizt und erbittert, im Begriff ſtunden ſich, mit Ausnahme des treuen Bundesgenoſſen der Spanier, des Kaziken Guacanagari und ſeines Volkes, zu einem großen Bund zu vereinen, der ſich die Vertreibung der übermüthigen Fremdlinge zur Aufgabe geſetzt hatte. Dieſer, wenigſtens durch ihre große Ueberzahl bedeutenden Macht der Inſulaner gegenüber ſtund eine nur noch kleine Schaar der Europäer, höchſt geſchwächt und verringert durch Margaritas und ſeines Anhanges verrätheriſche Entfernung, noch mehr aber durch Krankheiten, davon die eine abſcheulichſte, vorher in Europa unbekannte, eine Folge niedriger Ausſchweifungen war, andre aber zu jenen Fiebern gehörten, von denen auch in unſren Tagen die Europäer in dem Klima der Antillen häufig befallen werden. Ein heftiges Fieber, verbunden mit Gicht, daran derſelbe ſchon früher gelitten hatte, nöthigte auch jetzt, bald nach ſeiner Rückkehr nach Iſabella, den Admiral das Bett zu hüten. Einigen Troſt in dieſem Zuſtand mochte ihm das Waffenglück des tapfren Ojeda gewähren, dem es ſogar gelungen war durch eine überaus kühne doch nicht ganz edle Kriegsliſt den ſtreitbaren Kaziken Caonabo gefangen zu nehmen. Ein andres erfreuliches Ereigniß war es, daß der Colonie, welche, weil ſie in ihrer Begier nur Gold zu ſammeln und aus Arbeitsſcheu den Anbau des Bodens verſäumt hatte, an allen Nöthigem Mangel litt, einige Schiffe mit Proviant durch den gegen Columbus wohlgeſinnten Antonio de Torres aus Spanien zugeführt wurden.

Das Unheil indeß, welches der Colonie durch den Aufſtand der Inſulaner drohete, rückte immer näher; ein Heer derſelben, angeblich aus 100,000 Mann beſtehend, angeführt von dem Bruder des gefangenen Kaziken Caonabo, hatte ſich, wenige Tagreiſen ſüdwärts von Iſabella verſammelt, um verheerend in das Gebiet der ſpaniſchen Niederlaſſung einzufallen. Der Admiral fühlte ſich wieder kräftig genug, um in eigner Perſon den Feldzug gegen die feindliche Macht zu leiten. Er hatte in allem gegen 200 Mann Soldaten zu Fuß, gegen 20 Reiter und eine Koppel jener großen furchtbaren Hunde, die in der ſpäteren Geſchichte der Gräuelthaten, welche die Europäer an den Eingebornen von Amerika verübt haben, unter dem Namen von Bluthunden oft erwähnt werden. Das arme, in den Künſten des Krieges durchaus unerfahrene Volk hatte nicht daran gedacht, die Engpäſſe über das Gebirge zu beſetzen, wo daſſelbe durch herabrollende Steine und Felſenſtücke ſeinen Feinden mehr als durch Waffen zu ſchaden vermocht hätte; ohne alles Hinderniß zog der Admiral mit ſeiner kleinen Schaar über die Straße, welche bei ſeinem vorigen Zug in die Gegend des Cibaogebirges großentheils von dem jungen Adel, der ihn begleitete, angelegt und eingerichtet worden war. Das vorher ſo friedliche, blühende, von einem glücklichen Volk bewohnte Land, in welches er jetzt von den Bergen herabblickte, wie hatte es ſeitdem ſich verändert! Verlaßne und zerſtörte Hütten, die Baumpflanzungen zum Theil von barbariſchen Händen zerſtört, das aufgeſcheuchte Volk in einem kläglichen Verſuch zur Abwehr der fremden Gewalt begriffen.

Der unglückliche Tag, an welchem die Blüthe des Volksſtammes von Hayti den Waffen der Fremdlinge unterlag, — es war einer der letzten Tage des März, im J. 1495 — kann eigentlich nicht als der Tag einer Schlacht, im gewöhnlichen Sinne dieſes Wortes, ſondern einer Schlachterei betrachtet werden; denn wie eine Schaar von Metzgern mit ſcharfen Beilen und Meſſern unter eine Herde wehrloſer Schafe, fielen die von eiſerner Rüſtung und Schilden geſchützten, mit ſcharfen Schwert, Morgenſternen und Lanzen bewaffneten, mit Bogen und Pfeil verſehenen Spanier in die Haufen der nackten, nur mit Schattenbildern von Waffen bewehrten Indianer ein. Furchtbarer noch als alle die eben genannten ſcharfen Waffen der Europäer erſchienen den Inſulanern die Büchſen, welche mit der Macht des Blitzes und Donners in ihre Reihen einbrachen, und die Pferde, welche ſie für fleiſchfreſſende Thiere hielten; noch mehr aber als Feuergewehre und Pferde verbreiteten die Bluthunde Furcht und Entſetzen unter dem wehrloſen, nackten Haufen, als man dieſelben von ihren Ketten losgelaſſen und auf die Indianer gehetzt hatte. Jene grimmigen Thiere faßten ihre unglücklichen Schlachtopfer bei der Kehle, warfen ſie auf den Boden und riſſen ihnen die Eingeweide heraus. Einer ſolchen ihnen übermenſchlich erſcheinenden, eigentlich aber nur unmenſchlichen Macht konnten die verbündeten Inſulaner nicht widerſtehen, ſie ſahen ſich durch das ſpaniſche Fußvolk, das ſich in mehrere kleine Haufen getheilt hatte, von mehreren Seiten, in der Mitte ihres Heeres durch die Reiter, welche der tapfere Ojeda führte, angegriffen; an einen Widerſtand dachten ſie nicht; gleich bei dem erſten Anfall entflohen ſie laut ſchreiend und heulend nach allen Seiten. In beſtändiger Angſt, als wären die nach Menſchenblut gierigen Ungeheuer: die großen Hunde und Pferde ihnen unmittelbar auf der Ferſe, kletterten ſie auf die Felſen hinauf, von dort fleheten ſie durch jammervoll demüthige Geberden ihre Unterdrücker um Erbarmen, um Verſchonung ihres Lebens an und gaben zu erkennen, daß ſie von nun an willig unter den Tritt ihrer Füße ſich beugen wollten.

Das Verhältniß der Beſiegten zu den Siegern ergab ſich von nun an von ſelber. Die Indianer, ſo ſehr auch der große Columbus bemüht war ihre Menſchenrechte aus menſchlichem Mitgefühl zu ſchützen und zu wahren, wurden in noch viel allgemeinerer Weiſe das, wozu ſie ſchon vorher, im Einzelnen, die Gewaltthätigkeiten eines Margarita und anderer Seinesgleichen erniedrigt hatten: ein ſclaviſch unterwürfiges

Eigenthum der Spanier und ihrer Launen, welche alles ſittlichen Gefühles ſpottend, ungleich ſchonungsloſer mit dieſen beklagenswerthen Leuten umgiengen, als mit ihren Hunden; mißhandelnd und ihren Lüſten aufopfernd, welche ſie wollten. Auch der Admiral, ohne dieſes zu wiſſen und zu wollen, trug durch die Weiſe, in welcher er die beſiegten, der ſpaniſchen Herrſchaft unterworfenen Indianer beſteuerte, zur Vermehrung ihres Elendes nicht wenig bei. Er hegte ganz offenbar ſehr übertriebene Anſichten von dem unerſchöpflichen Reichthum der Inſel an Gold. Er wußte nicht, daß dieſe Goldwäſchen, an denen die Kräfte der Natur Jahrtauſende lang gearbeitet haben, ihre beſten Schätze meiſt nur nahe an der Oberfläche des Bodens zu Tage legen, und daß die größeren, ſchwereren Goldklumpen, wenn die Fluthen des Regens all das leichtere Geſtein, das um ſie her lag, hinweg geführt hatten, Jedem, der in dieſe Gegenden kam, am erſten ins Auge fallen mußten, ſo daß ſie, wenn eine Neigung für das glänzende Metall da war, auch am früheſten hinweggenommen werden konnten, während das, was die ſpäteren Nachforſchungen aufſchließen, von Tag zu Tage immer ſpärlicher wird. Ueberdies mußte dem Admiral noch aus anderen Gründen ganz beſonders viel daran gelegen ſeyn ſo bald und ſo viel als möglich eine bedeutende goldne Beute der neuentdeckten Inſel nach Spanien zu ſenden. Er kannte die Macht ſo wie die boshaften Ränke ſeiner Feinde am dortigen Königshofe. Er wußte es, daß nicht nur der feindſelig geſinnte Margarita und die weniger des Urtheils fähige größere Maſſe der Begleiter deſſelben, ſondern ſogar der ſogenannte Metallurg und Scheidekünſtler, den man ihm auf ſeine zweite Fahrt mitgegeben, ein ſeltſames Mißtrauen in die Wirklichkeit eines Vorkommens von Gold auf der Inſel ſetzten, oder zu ſetzen vorgaben. Der Metallurg, ein eben ſo unwiſſender als aufgeblaſener Burſche, hielt die Goldklumpen, welche die Indianer brachten und dergleichen ſelbſt der ritterliche Ojeda einen gefunden, für Kunſtproducte, durch Zuſammenſchmelzung von alt vorräthigem Metall, welches, wer weiß woher, auf die Inſel gekommen, entſtanden. Während auf der einen Seite dergleichen kindiſche Einflüſterungen das Vertrauen der Regierung auf alle günſtig lautende Berichte des Admirals untergraben mußten, fehlte es nicht an andren, in den Augen des Königes Ferdinand noch gewichtigeren Gründen, um den großen Entdecker der neuen Welt und das Werk ſeines Lebens in ein nachtheiliges Licht zu ſtellen. Es war nicht zu läugnen, daß die Ausrüſtung der Schiffe, die mehrmalen dringend nöthig geweſenen Zufuhren von Proviant und Kriegsgeräthe einen Koſtenaufwand verurſacht hatten, welcher durch die Ausbeute an Gold ſowie durch die Naturproducte und Curioſitäten, welche Columbus mit ſich gebracht und geſendet hatte, nur zum geringen Theil waren aufgewogen worden. Der Admiral kannte das ungeduldige Verlangen ſeines, immer geldbedürfenden Königes nach Gold und immer nur nach Gold. Dieſem zunächſt zu genügen ſuchte er deshalb bei jener Anordnung der Auflagen und Steuern auf das arme, beſiegte Volk der Inſulaner, nach welcher er jedem der Bewohner der Umgegenden des Cibaegebirges und ſeiner Goldminen, welcher über 14 Jahre alt war, es auferlegte, vierteljährig ein gewiſſes Maaß, das mehrere Loth an Gewicht betrug, in Goldſtaub abzuliefern, während ein Kazike, namentlich der Bruder des Caonabo: Maniocatex, in je drei Monaten einen Betrag von mehr als 9 Pfunden dieſes edlen Metalles abliefern ſollte. In jenen Diſtricten der Inſel, wo kein Gold gefunden wurde, vertrat die Baumwolle die Stelle deſſelben, 25 Pfund von dieſer galten dann als die Quartalſteuer eines mannbaren Inſulaners oder einer Inſulanerin. Jedem der Steuerpflichtigen, der ſeine geſetzmäßige Abgabe brachte, wurde ſtatt der Quittung eine Kupfermünze zugeſtellt, die er an ſeinen Nacken hieng; welcher, von dem Beginn der Unterjochung der Inſel an gerechnet, eines ſolchen Quartalzeichens entbehrte, der verfiel einer harten Beſtrafung.

Das vorhin bei ſeinen leicht befriedigten Bedürfniſſen ſo glückliche und überreiche Volk, deſſen Leben ein beſtändiger vergnüglicher Feſttagsgenuß geweſen, hatte durch nichts Andres ſo hart gedrückt und gepeinigt werden können als durch eine ſolche Einrichtung, wodurch es zu einer mühſeligen Arbeit, vom Morgen bis zum Abend gezwungen wurde, die bei aller Anſtrengung nur ſelten der ſchweren Aufgabe der Unterdrücker zu genügen vermochte. Denn das Einſammeln von 25 Pfund Baumwolle, die nicht durch einträglichen Anbau ſondern faſt nur von den wildwachſenden Bäumen und Sträuchern gewonnen wurde, war nicht minder leicht, als das Ausſcheiden der von jedem mannbaren Glied einer Indianerfamilie geforderten Gewichtsſumme des reinen Goldes.

Der Kazike des goldreichen Cibaodiſtriktes, der ſchon erwähnte Guarioner, war nicht nur der tapferſte und ſtreitbarſte, ſondern auch der einſichtsvollſte unter allen Häuptlingen des beſiegten Volkes. Er erkannte die ganz außerordentliche Schwierigkeit wo nicht Unmöglichkeit der auferlegten Leiſtungen. Deshalb erbot er ſich, ſtatt der verlangten Abgaben, für ſich und die mit ihm verbündeten Inſulaner die Laſt auf ſich zu nehmen einen breiten Strich Landes, der quer durch die Inſel, von einem Ufer derſelben zum andren reichte, mit Getreide (zunächſt wohl mit Mais) anzubauen; ein Unternehmen das, nach Las Caſas Aeußerung, hinreichend geweſen wäre, um durch die Ernte eines einzigen Jahres ganz Kaſtilien auf zehn Jahre mit Brod zu verſorgen. Und daß der ehrwürdige Las Caſas den möglichen Ertrag des fruchtbaren Bodens von Hayti nicht zu hoch ſchätzte, hat die Erfahrung jener ſpäteren Zeiten gezeigt, nach welchen nur allein der weſtliche Theil von Hayti, oder wie die Inſel in der Zwiſchenzeit hieß, von Domingo, während Frankreich denſelben beſaß und in zweckmäßiger Weiſe anbaute, alljährlich durch die Ausfuhr ſeiner Naturerzeugniſſe einen Gewinn von 45 Millionen Thalern einbrachte.

Dieſen größeren, immer aber ſcheinbar in weitrer Ferne liegenden Vortheil wies der Admiral aus jenen ſcheinbar dringenderen Gründen, deren wir vorhin erwähnten, von ſich; er beſtund auf ſeinen Forderungen und trieb hierdurch die Einwohner der Inſel zu einem Grad der Verzweiflung, auf welchem ſie ihrer natürlichen Schwäche gegen die furchtbaren Ueberwinder von neuem vergaßen; ſie entliefen der Arbeit, zogen ſich in die Wälder und Berge zurück, wo ſie von Wurzeln und andren ſparſamen Erzeugniſſen der Natur ſich nährten, nachdem ſie vorher die fruchtbaren Thäler und Ebenen in eine Wüſte verwandelt hatten, um die fremden Barbaren durch Noth und Mangel aus dem Lande zu vertreiben. Sie dachten nicht daran, daß die rohen Truppenführer der Provinzen, welche vieles thaten, von dem der Admiral ſelbſt, ſo lange er noch auf der Inſel war, nur unvollkommene und ſpäte Kunde erhielt, ſelber von der Natur menſchlicher Spürhunde auch von Thieren der gleichen Eigenſchaft und Grauſamkeit begleitet ſeyen, welche die Unglücklichen in ihren verborgenſten Schlupfwinkeln auffanden und aus denſelben wieder hervortrieben zu dem, alle Kräfte überſteigenden Tagwerk.

Antonio de Torres, welcher, wie vorhin erwähnt, in vier Schiffen der ſpaniſchen Niederlaſſung auf Hispaniola Zufuhr an allem Nöthigen gebracht hatte, verließ, bald nach dem Sieg des Columbus über die verbündeten Inſulaner, und nach der Unterwerfung von dieſen die Inſel. Er, ein Mann von redlicher Geſinnung, der Wahrheit treu, berichtete bei ſeiner Ankunft in Spanien, was Columbus indeß, auf ſeiner Entdeckungsreiſe nach Cuba und was er als Beſieger der Bewohner von Hayti geleiſtet habe. Er brachte mit ſich die erſten Früchte jener Forſchungsreiſe und der Unterwerfung der Landſchaft von Cibao: Gold und allerhand Seltenheiten. Dieſe für Columbus günſtige Botſchaft aus der neuen Welt kam gerade zur paſſendſten Zeit am ſpaniſchen Hofe an. Margarita und mit ihm die ganze Rotte der feindſelig Geſinnten und Verläumder des Admirals hatten den, zum Argwohn und Mißtrauen geneigten König ſo für ihre Partheiſtimmung gewonnen, daß dieſer ſchon damals an die Stelle des, bei Margaritas Abreiſe noch auf ſeiner Fahrt nach Cuba begriffenen Columbus einen andren Oberbefehlshaber für die neue Welt ernennen wollte.

9) Verdienſtloſe Feinde und Neider des Verdienſtes.

Der Auftrag einen zu dieſer Stelle paſſenden Mann zu ernennen, wurde dem Biſchoff Juan Rodriguez de Fonſeca übergeben, in deſſen Hände damals die Leitung der indiſchen Angelegenheiten bei Hofe gerathen war. Dieſer Fonſeca war ein Mann, deſſen Name (wie Irwing ſagt) nur dadurch, freilich als Gegenſtand der tiefſten Verachtung auf die Nachwelt gekommen iſt, daß er durch ſeine Niederträchtigkeit, ſeinen Haß, ſeinen Neid ein Werkzeug jener beſtändigen Hemmungen und Qualen geworden iſt, denen der große, edle Entdecker der neuen Welt in den letzten

Jahren ſeines Lebens unterlag. Die Quelle des unverſöhnlichen Haſſes gegen Columbus lag in dem unbändigen Hochmuth des Fonſeca; denn dieſer Mann hatte und ehrte im Grunde ſeines Herzens keinen andren Gott als ſein eignes armſeliges Selbſt; vor dieſem allein ſollte Alles ſich beugen, jede öffentliche Achtung, die einem fremden Verdienſt widerfuhr, reizte ſeinen Grimm auf, und welches fremde Verdienſt war damals in Spanien allgemeiner anerkannt, als das des Columbus? Schon war Fonſeca mit dem Plane beſchäftigt einen ihm paſſend erſcheinenden Mann, mit voller Gewalt, zum Verderben ſeines großen Feindes nach Amerika zu ſenden, als, wie ſchon erwähnt, die Ankunft von Torres der ganzen Angelegenheit eine andre Wendung gab. Keineswegs jedoch in ihren Folgen eine für Columbus ſo vortheilhafte und günſtige als dieſes in der guten Meinung des Hofes, vornämlich der wohlwollenden Königin Iſabella lag. Der Admiral ſelber, ſo erwähnten wir eben, hatte in einem Schreiben an den Hof einen gewiſſen Aguado als einen Mann von ausgezeichnetem Verdienſt empfohlen und für ihn um Beförderung zu einem höheren Poſten gebeten. Wer konnte demnach, ſo hätte man meinen ſollen, geeigneter ſeyn, in der Sache des Mannes, dem er ſein ganzes Glück verdankte, ein möglichſt günſtiges, das Verdienſt deſſelben würdigenderes Urtheil zu fällen, als eben dieſer Aguado? Aber ſo war es nicht. Der Mann gehörte zu jenen Naturen, welche, ſo lange ſie äußerlich niedriger ſtehen, vor einem höheren Verdienſt oder vielmehr vor dem Anſehen, den daſſelbe genießt, kriechend ſich beugen, alsbald aber, wenn das Glück ſie erhöht, daſſelbe mit Füßen treten. Gleich bei ſeiner Ankunft in Iſabella nahm Aguado gegen den Admiral und ſeinen Bruder eine ſehr hohe Miene und kaltes, abgemeſſenes Benehmen an. Anfangs mehr im Geheim, bald aber öffentlich nahm er die Parthei aller, mit der gerechten Strenge des Admirals Unzufriedenen, aller gegen dieſen feindſelig Geſinnten. Er gab ſich das Anſehen ein Schützer ſelbſt der Indianer gegen das Unrecht zu werden, das ihnen widerfahren ſey, und dieſes wurde ſeinem ganzen Gewicht nach dem unſchuldigſten und edelgeſinnteſten von Allen, dem Columbus allein zur Laſt gelegt. Sein Betragen gegen dieſen wurde immer hochfahrender und beleidigender; er verhehlte es nicht, daß er, nachdem ſo gerechte und ſchwere Beſchuldigungen ihm zu Ohren gekommen, jetzt im Begriffe ſey nach Spanien zu gehen, um dort als Zeuge und Kläger gegen den Admiral aufzutreten, welcher die Regierung mit lügenhaften Berichten hintergehe, die edlen Spanier, die unter ſeinem Befehle ſtünden, mit einer ihrer unwürdigen Strenge zu niedren Dienſten antreibe, den gerechten Haß aller Eingebornen auf ſich geladen habe. Es erſchien jetzt unumgänglich nöthig, daß Columbus ſelber, der Verklagte mit ſeinem Verkläger zugleich, ſich vor Gericht ſtellte, er ernannte ſeinen Bruder Bartholomäus an ſeine Stelle zum Oberbefehlshaber der Colonien und rüſtete ſich zur Mitfahrt nach Spanien.

Es war für ihn ein bedenklicher Augenblick. Er hatte ſeinem immer nur nach Gold verlangenden König Ferdinand, außer der Schaar der Gefangenen, die er im Kriege gemacht hatte, und welche die menſchenfreundliche Königin, wie ſich ſpäter ergab, nicht als Sclaven wollte verkaufen,* ſondern in ihr Vaterland zurückſenden laſſen, nur wenig Andres zu bringen als eine Wiederholung der alten Hoffnungen auf eine nahe, größere Ausbeute, denn der Ertrag des Tributes der Inſulaner war bisher nur ſpärlich ausgefallen; da trat in unerwarteter Weiſe ein Ereigniß ein, welches anfangs als ein Unglück erſchien, durch ſeine Folgen jedoch ein Glück für Columbus wurde. Einer jener furchtbaren Orkane, welche von Zeit zu Zeit die Antillen verheeren, brach auf einmal an der Nordküſte von Hiſpaniola aus, er zertrümmerte die im Hafen von Iſabella zur Abfahrt bereit liegenden Schiffe; man mußte neue Fahrzeuge erbauen. Während dieſer unangenehme Verzug eintrat, kam eines Tages ein junger Aragonier, Miguel Diaz, der als Officier unter Bartholomäus Columbus gedient hatte, nach dem Fort Iſabella, aus welchem er ſeit längerer Zeit verſchwunden war. Dieſer Diaz hatte im Duell einen andren Spanier, wie es ſchien tödtlich verwundet, war aus Furcht vor der Strafe entflohen und begleitet von fünf ſeiner Waffengefährten nach längerem Herumirren in eine an der Südſeite der Inſel gelegene, von den Spaniern noch nicht unterjochte Landſchaft am Ozamafluſſe gekommen, dahin, wo ſpäter die Stadt San Domingo erbaut worden iſt. Damals herrſchte über dieſen kleinen Landſtrich eine Fürſtin, welche den Fremden nicht nur gaſtfreundliche Aufnahme gewährte, ſondern eine ſo warme Zuneigung zu Diaz faßte, daß ſie denſelben zum Gemahl nahm. Aus treuer Anhänglichkeit gegen ihren Geliebten, der nach der Ausſöhnung mit ſeinen Landsleuten Verlangen trug, zeigte ſie dieſem die in ihrem Gebiet liegenden, reichſten Goldgruben der Inſel: die Minen von Hanna. Freudig über die neue große Entdeckung, deren Kunde er zu bringen hatte, machte ſich Diaz mit ſeinen Gefährten auf den Weg, fand, um ſo mehr da ſein Gegner im Duell nicht an ſeiner Wunde geſtorben, ſondern wiedergeneſen war, bei dem ſonſt ſtrengen Gouverneur Bartholomäus Vergebung und erregte durch ſeine Berichte ſo große Theilnahme, daß der Admiral ſogleich ſeinem Bruder den Auftrag ertheilte, die Sache näher zu unterſuchen. Bartholomäus Columbus kam denn, begleitet von mehreren ſachverſtändigen Männern und einer Schaar von Bewaffneten in das fruchtbare Gebiet der Inſel, das von dem Fluſſe Hayna ſeinen Namen führte. Namentlich an dem weſtlichen Ufer dieſes Fluſſes, gegen 4 Meilen oberhalb ſeiner Mündung fanden ſie den Boden ſo überaus reich an Golde, daß nach ihrem Urtheil ein Arbeiter, bei nur mäßiger Anſtrengung, während eines Tages drei Drachmen dieſes edlen Metalles gewinnen konnte. Sie unterſuchten einen Flächenraum von drei Quadratmeilen und fanden den Boden überall gleich ergiebig.

Während dieſer Nachforſchungen hatten ſie an verſchiedenen Punkten tiefe Gruben entdeckt, welche ihnen offenbar als ein Werk der Menſchenhände erſchienen, und zwar nicht jenes Volkes, das jetzt die Inſel bewohnt, ſondern eines vormaligen in alter Zeit. Columbus, als er die Kunde von dem über alle Erwartung günſtigen Erfolg der Forſchungen empfieng, knüpfte alsbald an das Vorhandenſeyn der eben erwähnten alten Gruben einen Faden jener kühnen Vermuthungen an, mit denen ſein Geiſt ohne Aufhören beſchäftigt war. Was konnte dieſe über alle Maſſen goldreiche Gegend anders ſeyn, als das Ophir der heiligen Schrift aus welchem der preiswürdige König Salomon ſeine Schätze nahm! Sein Herz wurde wieder freudig, er konnte jetzt mit Zuverſicht vor ſeinen König, konnte muthig den Feinden, die ſein Unternehmen verkleinerten und verläſterten, unter die Augen treten, denn er hatte eine faſt unerſchöpfliche Quelle des Reichthums, er hatte das Goldland Ophir entdeckt.

Das von dem Orkan am wenigſten beſchädigte Fahrzeug: die Ninna, war ausgebeſſert, dazu ein neues erbaut, das den Namen Santa Cruz erhielt; am 10. März 1496 giengen beide unter Segel. Ein Haufe von etlichen hundert Spaniern, großentheils der Auswurf der Bevölkerung der Colonie, beſtehend aus den Unzufriedenen, Arbeitſcheuen, jeder Zucht und Ordnung Widerſtrebenden, darunter viele Kranke, war in den beiden kleinen Schiffen zuſammengedrängt; dazu kamen noch dreißig im Kriege gefangene Indianer, deren Vornehmſte der ehemals ſo gefürchtete Kazike Caonabo, welcher während der Seereiſe ſtarb, ſo wie ein Bruder und ein Neffe von ihm waren.

Man war um jene Zeit noch ſo wenig vertraut mit der Weiſe, in welcher die Seefahrten über das atlantiſche Meer aus der neuen Welt zurück nach Europa ihre Richtung nehmen müſſen, um günſtigen Wind zu finden, daß Columbus, anſtatt nach Norden zu ſteuern, wo er in den Strich der Weſtwinde gekommen wäre, durch die Region des herrſchenden Oſtwindes ſeinen Lauf nahm, wo ſeine Fahrt nach der Heimath durch dieſen beſtändigen Gegenwind ganz überaus erſchwert wurde. Er hatte ſich zuerſt nach den Caraibiſchen Inſeln gewendet, auf Guadeloupe mit einem neuen Vorrath von Lebensmitteln ſich verſorgt und war von dort am 20. April in möglichſt öſtlicher Richtung weiter geſegelt. Aber nicht, wie man erwartet hatte, auf eine Reihe von Wochen, ſondern von Monaten dehnte ſich die mühſame Fahrt über das offene Meer aus, ohne daß ein Ausruhepunkt ſich zeigte. Die Lebensmittel alle waren verzehrt, da machte der unmenſchlich rohe Haufe des Schiffsvolks den Vorſchlag, daß man die gefangenen Indianer ſchlachten und ihr Fleiſch als Speiſe vertheilen oder wenigſtens ſich derſelben, da auch ihre Unterhaltung den letzten Reſt des Proviantes vermindre, entledigen ſolle, indem man ſie lebend ins Meer würfe. Dieſem böſen Rathe widerſetzte ſich Columbus mit voller Kraft, er verwies das aufgeregte Volk noch für eine kurze Zeit zur Geduld, indem er ihnen die Verſicherung gab, daß das Land, und zwar die vaterländiſche Küſte ganz nahe ſey. Seiner ſpotteten bei dieſer Gelegenheit die andren Seeleute, welche übrigens in ihren Angaben ſo weit von einander abwichen, daß einige von ihnen im engliſchen Kanal, andre weit davon in Süden zu ſeyn wähnten. Der Admiral, ohne mit ihnen zu ſtreiten, gebot ruhig, man ſolle die Segel einziehen, damit die Schiffe nicht bei Nacht ans Land ſtießen, denn gerade vor ihnen müſſe das Cap Vinzent ſeyn. Obwohl zweifelnd, gehorchte man dennoch dem Rathe; der Morgen kam und genau ſo, wie Columbus es angekündigt hatte, ſahe man ſich an der vaterländiſchen Küſte; die Schiffe giengen am 11. Juni 1496 in der Bay von Cadix vor Anker.

10) Die dritte Entdeckungsreiſe des Columbus.

Wenn wir die natürliche Geſtalt und die Entwicklungsgeſchichte eines Baumes beſchreiben, dann beſchäftigt uns zunächſt die Betrachtung ſeines Stammes, ſeiner Blätter, ſeiner Blüthen und Früchte, ſowie die Angabe der Zeit, die er zu ſeinem Wachsthum gebrauchte, die Angabe der Monate in denen er blühet und ſeinen Saamen reifet. Die Naturgeſchichte jener Stürme, welche den Baum in der Zeit ſeiner Entwicklung, bis zu ſeinem Abſterben trafen, und welche manchen ſeiner Zweige zerbrachen, viele ſeiner Blüthen und Früchte zerſtörten, liegt außerhalb dem Kreiſe einer ſolchen weſentlicheren Betrachtung: woher der Sturm kam und wie weit ſeine Verheerungen ſich verbreiteten, das mag bei andrer Gelegenheit geſagt werden als bei der eines unmittelbaren Berichtes über den Baum. So möge es uns auch erlaubt ſeyn aus der Geſchichte der letzten Tage des Columbus die genauere Schilderung jener Harpyen hinwegzulaſſen, welche ſich gierig auf das von ihm bereitete Mahl warfen und daſſelbe beſudelten. Wir möchten gerne die kurze Schilderung des großen Entdeckers der neuen Welt, ſowie der Geſchichte ſeiner Thaten mit einigen freundlich anſprechenden Zügen vollenden, ohne uns dieſes Bild durch jene Gräuelſcenen zu trüben, deren Schauplatz von jetzt an, ohne ſeine Schuld, die neue Welt wurde, zu welcher er den Europäern den Zugang eröffnete. Das damals, ſowie in ſpäterer Zeit von Spaniern vergoſſene unſchuldige Blut eines harmloſen Volkes hat, nicht ohne Wirkung, um Rache zu Dem geſchrieen, welcher die Menſchen zum brüderlichen Verkehr der gegenſeitigen Duldung und Liebe ſchuf; mit jener Stimme des Blutes der Gemordeten hat ſich jedoch auch das Schreien des Gebetes um Erbarmung und Vergebung vereint, das aus Tauſenden ſolcher frommer, treuer Seelen aufgeſtiegen, dergleichen eine jener gottgeweihte Las Caſas war, der die Gräuel, von ſeinen Landsleuten verübt, mit Abſcheu ſchildert. Wie Las Caſas ſo dachte und fühlte ſchon damals eine Schaar der gleichgeſinnten Chriſten, an denen das wahrhaft edle, geiſtig hochſtrebende, wenn auch öfters unglückliche Volk der Spanier niemals arm geweſen.

Unter dieſen Seelen müſſen wir aber vor Allen hier nochmals an eine erinnern, welche in des Columbus Geſchichte mehr denn einmal als ſchützender, hülfreicher Engel auftritt: dies iſt die herrliche Königin Iſabella. Was dieſe einmal als gut und als der Theilnahme werth erkannt, das hielt ſie auch in ſolcher Geſinnung feſt; ſie bewies dies namentlich in ihrem Benehmen gegen den vielverkannten und verläſterten Entdecker der neuen Welt. Der hochfahrend neidiſche Fonſeca war nicht der einzige, obwohl vielleicht der einflußreichſte Feind des Columbus; es hatte ſich, namentlich unter dem Adel des Landes eine mächtige Parthei gebildet, welcher die hohe Stellung und die faſt königliche Gewalt des Fremdlinges von geringem Herkommen unerträglich war.

Viele von dieſen, die ſich zur Theilnahme an der zweiten Reiſe wie zu einer Luſtparthie gedrängt hatten, mochten ſich durch jenen Ernſt, mit welchem der Vizekönig in ſeinem Reiche Zucht und Ordnung zu erhalten ſuchte, beleidigt gefühlt, Andre, denen das Reichwerden angelegen, in ihren Erwartungen getäuſcht gefunden haben. Die Verſtimmung gegen den Mann, der für Spaniens Ruhm und Macht ſo Großes gethan, verbreitete ſich durch die Reihen der Mißvergnügten der niederen und höheren Stände bis hinauf zu dem Throne, denn ſelbſt König Ferdinand nahm nur aus Gefälligkeit gegen ſeine Gemahlin, aus Scheu vor jener allgemeinen Stimme der Achtung, welche in allen Ländern von Europa für Columbus ſprach, den Schein eines Gönners und Beförderers der Unternehmungen deſſelben an. Die Königin mithin allein war es, welche den Fortgang des großen Werkes noch aufrecht erhielt. Nach einem faſt zwei Jahre langen Harren und Schweben zwiſchen immer neu auftauchenden und wieder vergehenden Hoffnungen ſahe Columbus endlich, im Jahr 1498 zwei Schiffe unter der Leitung des Capitän Caronel nach Amerika auslaufen, welche ſeinen Niederlaſſungen in Hiſpaniola Proviant und andre Unterſtützungsmittel zuführten, ſechs andre Fahrzeuge aber, faſt zum Auslaufen fertig im Hafen bereit liegen, mit welchen er eine neue Entdeckungsreiſe unternehmen ſollte. Die hochſinnige Königin hatte zuletzt den größeſten Theil der Summe, die zur Ausrüſtung der Expedition nöthig war, weil Fonſeca die Unterſtützung aus andren öffentlichen Kaſſen verweigerte, vorläufig aus jenen Erſparniſſen ihrer Einkünfte genommen, welche zur Ausſtattung ihrer Tochter, der Prinzeſſin Iſabella beſtimmt waren. Aber auch jetzt wußte Fonſeca, deſſen Haß gegen Columbus von kaltblütiger Ueberlegung begleitet war, als oberſter Verwalter der indiſchen Angelegenheiten der endlichen Ausführung des Unternehmens noch Hemmungen in den Weg zu legen. Er wie ſein Zahlmeiſter und Rechnungsführer Breviesca, ein geweſener Iſraelit, welcher von ungemäßigter Zunge war, erlaubten ſich täglich die unwürdigſten Kränkungen gegen den Admiral, ſo daß dieſen ſonſt ſo beſonnenen, ſich ſelbſt beherrſchenden Mann zuletzt noch am Tage der Abreiſe ein edler Zorn gegen Breviesca, Fonſecas elende Creatur ſo in Flammen ſetzte, daß er denſelben die Kraft ſeiner Arme und den Tritt ſeiner Füße fühlen ließ. Es war dies, ſo viel man weiß, das einzige Mal, daß des Columbus edler Geiſt einem ſolchen Ausbruch blinder Leidenſchaft unterlag; auch ſein Zorn hatte ſonſt eine würdigere Geſtalt und wirkte kräftiger als in dieſem Falle, in welchem durch Fonſecas gehäſſige Entſtellung des Ereigniſſes ſelbſt die Meinung der hochſinnigen Königin in Gefahr gerieth, an dem ſonſt ſo würdevoll gehaltenen, fleckenloſen Mann irre zu werden.

Es war am 30. Mai 1498, mithin faſt um dieſelbe Zeit, in welcher Vasco de Gama das große Ziel der portugieſiſchen Unternehmungen, die eigentlichen Küſten von Oſtindien erreicht hatte*), als Columbus mit ſeinen ſechs Fahrzeugen aus dem Hafen von San Lucar de Barrameda auslief. Die größere Maſſe des Volkes, das ihn begleitete, war nicht geeignet, ihn zu freudigen Hoffnungen für ſein Unternehmen zu ſtimmen. Dieſe Maſſe beſtand aus Verbrechern, welche man den Ketten entlaſſen oder denen man Vergebung ihrer Schuld zugeſichert hatte, wenn ſie den Gefahren der neuen Seereiſe und der Anſiedelung in dem fernen Lande ſich unterwerfen wollten; Gefahren von denen die böswillige Parthei der Feinde des Admirals unter dem ſpaniſchen Volke die übertriebenſten Gerüchte verbreitet hatte.

---

*) De Gama war am 19. Mai 1498 nach Calicut, an der malabariſchen Küſte gekommen.

An den canariſchen Inſeln theilte Columbus ſein kleines Geſchwader, indem er die Hälfte der Fahrzeuge unter der Leitung wackrer, ihm treuergebener Capitäne geraden Weges nach Hiſpaniola ſegeln ließ, damit ſie den dortigen Niederlaſſungen die Vorräthe des Proviants und der andren Hülfsmittel brachten, mit denen ſie befrachtet waren, mit den drei übrigen Schiffen ſteuerte der Admiral nach Südweſt, um jenes große, reiche Land zu entdecken, von deſſen Daſeyn er aus mancherlei Gründen überzeugt war. Hätte er auf ſeiner Fahrt die Richtung nur noch etwas mehr nach Süden genommen, dann würde er, faſt zwei Jahre früher als Pinzon, der am 26. Januar 1500 und der Portugieſe Cabral, welcher am 25. April des nämlichen Jahres dorthin kam, Braſilien entdeckt haben. Jener Siegespreis jedoch war dem großen Entdecker der neuen Welt nicht beſchieden; er ſollte auf dieſer Fahrt Hemmungen erfahren, zwar von nicht ſo kränkender, dennoch von eben ſo wirkſamer Art, als jene waren, die Fonſeca und andre Leute dieſes Gelichters ihm in den Weg gelegt hatten. Bald nach der Ankunft der Schiffe unter dem nördlichen Wendekreiſe ſahe er ſich von einem ſo heftigen Anfall ſeines gewöhnlichen Leidens — der Gicht heimgeſucht, daß er das Krankenlager nicht verlaſſen konnte, aber mit immer ſich gleichbleibender Beſonnenheit und freudigem Muthe leitete er, mitten in ſeinen heftigſten Schmerzen, alle Bewegungen der Schiffe, ſetzte unabläſſig die ſeemänniſchen Beobachtungen zur Beſtimmung der Längen und Breiten fort. Seine Abſicht war es ſüdwärts unter den Aequator hinab zu ſteuern. Aber er war jetzt in jene Region der Windſtillen gerathen, welche auf jeder Seite der Linie bis zu einer Breite von 8 oder 10 Graden ſich ausdehnt, weil hier die Paſſatwinde von Südoſt und Nordoſt ſich durchkreuzend gegenſeitig ſich hemmen und in ihrer Wirkſamkeit ſchwächen. In dieſer, den Seeleuten furchtbaren Region, erſcheint das Meer meiſt ſo glatt als ein Spiegel, kein Lufthauch ſchwellt die Segel, die Schiffe ſtehen faſt bewegungslos den glühend heißen, ſenkrechten Strahlen der Sonne ausgeſetzt. Oefters gehen Wochen darüber hin, bis ein von Zeit zu Zeit eintretendes, kaum merkliches Bewegen der Luft die Seeleute aus dieſer Qual befreit.

Auch Columbus und ſein Schiffsvolk mußten dieſe Beſchwerden im hohen Maaß erfahren. Acht Tage lang regte ſich, da wo ihre Fahrzeuge ſich befanden, kein Wind, die Luft wehte heiß wie aus einem Gluthofen, der Schiffstheer zerſchmolz, die Fugen der Fahrzeuge öffneten ſich, ſelbſt das Salzfleiſch fieng an zu faulen, die Fäſſer, darinnen ſich Wein oder Waſſer befand, wurden leck oder zerſprangen von der Hitze, es war nicht möglich, ohne Gefahr zu erſticken, in den verdeckten Räumen länger als einige Augenblicke auszuhalten. Das körperliche Leiden des Admirals war heftiger als jemals, dennoch wirkte ſein Geiſt in ungebrochener Kraft fort; in ſeine Augen kam kein Schlaf; er befand ſich in einer noch ganz unbekannten Gegend des Meeres, wo in jedem Augenblick günſtige oder ungünſtige Einflüſſe auf ſeine Fahrt wirken konnten, hier mußte er für das Leben Aller wachen, denn nur noch wenig Tage und der Tod des Verdurſtens war ihnen Allen gewiß.

Nach ſeiner Anſicht, welche auf jene Erfahrungen gegründet ſchien, die er bei den früheren Fahrten über das atlantiſche Meer gemacht hatte, mußte die Temperatur der Luft erträglicher und gemäßigter werden, je weiter er nach Weſten kam und ſie wird dieſes wirklich in der Nähe des amerikaniſchen Feſtlandes und ſeiner zum Theil in die Region des ewigen Schnees hinanragenden Gebirge, ſo wie ſeiner Ströme und Urwälder. Bei der großen Noth, in welcher ſich die Schiffe befanden, hatte der Admiral die ſüdlichere Richtung aufgegeben, er ſteuerte nach den Caraibiſchen Inſeln zu; die Fahrt gieng endlich wieder raſcher nach Weſten vorwärts, der vorher dunſtige Himmel wurde klar, die Luft gemäßigter, endlich am 31. Juli ſahe man Land. Es war eine herrliche Inſel, von üppig grünenden Wäldern bedeckt; der Admiral hatte es ſich gelobt das erſte Land, das er entdecken würde, zur Ehre der heiligen Dreieinigkeit (Trinidad) zu benennen und wie ein Zeichen himmliſchen Beifalles erſchien es ihm, daß das erſte, was man von der Inſel ſahe, ein Gebirge war, das nach oben in drei Gipfel auslief. Man fand auf der Inſel eine Fülle des langerſehnten, friſchen Waſſers; ein wohlthuendes Ausruhen im dichten Schatten der Bäume und mancherlei erquickende Früchte. Die Eingebornen, ein kräftig ſchöner Schlag von Menſchen, wollten jedoch mit dieſem fremden Volke nichts zu thun haben, nur eine Schaar von muthigen jungen Männern, bewaffnet mit Pfeilen und Bogen, nahte ſich in einem Canoe den Schiffen, betrachtete dieſe lange aufmerkſam, ließ aber durch keine Freundſchaftszeichen und hingehaltene Gaben ſich näher locken; der Verſuch des Admirals ſie durch Muſik, bei deren Tönen ſeine Schiffsjungen auf dem Verdecke tanzten, heranzuziehen, wurde von ihnen ſo mißgedeutet, daß ſie alsbald einen Regen von gefiederten Pfeilen in die Schiffe ſchoſſen. Sie hatten den Tanz für einen Kriegstanz, für eine Herausforderung zur Schlacht gehalten. Die ſpaniſchen Bogenſchützen erwiederten dieſen Gruß durch das Abſchießen ihrer ſchweren Bolzen und die Indianer bemerkten bald, daß ſolche Waffen den ihrigen überlegen ſeyen; ſie entflohen mit Hülfe ihrer ſchnellen Ruder eilig zum Lande.

Schon am 1. Auguſt erblickte man bei dem Herumſteuern um die ſüdliche Küſte der Inſel Trinidad in weniger Entfernung nach Süden ein Land, welches Columbus für eine Inſel hielt, welcher er den Namen **Isla santa** gab. Er wußte nicht, wie nahe er jetzt dem wirklichen, von ihm bis dahin noch vergeblich geſuchten Feſtland der neuen Welt ſey, denn die vermeintliche Inſel war nichts andres als jener niedrere Theil der Küſte von Maturin, an welcher der Orinoco mit ſeinen zahlreichen Mündungen den Auslauf ins Meer nimmt. Das Gewäſſer dieſes mächtigen Stromes erzeugt namentlich in den Zeiten ſeines Anſchwellens durch die Tropenregen eine ſo heftige Strömung des Meeres, daß hierdurch die Fahrt an der Südſeite der Inſel Trinidad und zwiſchen ihr und dem Feſtland zu einer gefährlichen wird. Das Anbranden jener Strömung iſt dem Auge am merklichſten in jener Meerenge und Meeresſtraße, welche zwiſchen der verlängerten Südweſtſpitze jener Inſel und dem gegenüberliegenden Feſtland hineinführt in die geräumige Bucht von Paria. Wegen des gefahrdrohenden Anſcheines, den die lautaufbrauſende Brandung dem Waſſer jener Meerenge giebt, ertheilte Columbus derſelben den Namen des Schlangenrachens (**Boca del Sierpe**), den ſie, in verſchiedne Sprachen überſetzt, noch jetzt führt. Aber ſo grauſenhaft auch die Meeresſtraße des Schlangenrachens ausſahe, wagte der Admiral es dennoch, nachdem er ihre Tiefen vorher durch die Boote genau hatte unterſuchen laſſen, durch ſie hindurch zu ſteuern, weil der Landungsplatz Arenal, an welchem die Schiffe im Süden der Inſel vor Anker lagen, durch die erwähnte, aus dem damals gerade überfluthenden Orinocofluß kommende Strömung eine unmittelbare Gefahr des Unterganges drohete. Indem er auf dieſe Weiſe, kühn auf dem Wege ſeiner Unterſuchungen verharrend, vorwärts ſtatt rückwärts fuhr, trat er in den merkwürdigen Meerbuſen Paria ein, deſſen Waſſer er, zu ſeinem Erſtaunen nicht ſalzig, wie Seewaſſer, ſondern ſüß und trinkbar fand, weil einige Arme des Orinocos und noch mehrere Küſtenflüſſe vom Feſtland in dieſen Buſen ſich ausmünden. Die Ueberzeugung, daß das gegenüberliegende Land keine Inſel, ſondern ein großes, weit ausgedehntes Continent ſey, lag hier überaus nahe und dennoch konnte der große Columbus ſie nicht mit voller Klarheit erfaſſen, er hielt ſelbſt das Vorgebirge Paria, womit das Feſtland an dieſer Stelle ſich endet, für eine Inſel, welcher er den Namen Isla de Gracia gab.

Vielleicht hatte an dieſer Selbſttäuſchung ſeines ſonſt ſo ſichren, ſeemänniſchen Blickes, außer der vorgefaßten Meinung, daß hier, im Süden der vermeintlichen Oſtküſte von Aſien eine Welt der Inſeln läge, auch jenes Uebel einen bedeutenden Antheil, das ſich um dieſe Zeit auf ſeine Augen geworfen hatte, ſo daß er, zugleich ein halber Krüppel an der Gicht, auch ein Halbblinder war. Der ſeltne Mann hatte eine ſolche Gewalt über ſeine Natur, daß er ſich da, wo in unbekannten Meeren eine Gefahr zu fürchten war, öfters Wochen lang faſt ganz des Schlafes enthielt, ohne Aufhören den Compaß, wie das Senkblei um die Richtung und Sicherheit des Weges befragend. Als er im Mai 1494 die Südküſte von Cuba, gefahrvoll durch die Reihen ihrer Klippen umfuhr, hatte er faſt einen Monat lang die Nächte ſchlaflos zugebracht und auch nur am Tage eines kurzen, oft unterbrochnen Schlummers genoſſen und dennoch hatten ſeine Augen bei weitem nicht ſo gelitten als auf der diesmaligen, allerdings auch an ſchlafloſen Nächten reichen Fahrt. Dem vielgeplagten Manne ward jedoch, während ſeines Verweilens in der Pariabay eine Aufmunterung zu Theil, welche ihm, weniger um ſeinetwillen als im

Intereſſe ſeiner Monarchen, vornämlich der edlen Königin Iſabella, welche für die Ausrüſtung dieſer Fahrt ſo große Opfer gebracht hatte, ganz überaus erwünſcht kam. An der Küſte des vermeintlichen Eilandes Isla de Gracia, eigentlich, wie bereits erwähnt das Vorgebirge Paria des Feſtlandes, fanden die Schiffe mehr als eine günſtige Stelle zum Ankern. Hier gelang es ihnen auch mit den Einwohnern, harmlos, friedlich und gaſtfrei, wie die von Hayti anfangs es geweſen, in freundſchaftlichen Verkehr zu treten. Das gutmüthige, ſchön geſtaltete Volk brachte den bewunderten Fremdlingen Brod, Mais, ſo wie verſchiedene gegorene, theils dem Biere, theils dem Weine gleichende Getränke. Unter den Gegengeſchenken, die man ihnen machte, achteten ſie die kleinen, metallenen Glöckchen am höchſten, ungleich weniger aber die Glasperlen und die davon gefertigten Schnüre, denn, wie ſich bald zeigte, ſie ſelber beſaßen einen viel köſtlicheren Schmuck dieſer Art; namentlich die Frauen trugen ächte, köſtliche Perlen in Schnüren um ihren Hals und um die Arme. Die Indianer gaben dieſen in Europa ſo hoch geachteten Schmuck ſehr gern um kleine Spiegel ſowie um Glöckchen und Schellen hin; man konnte deutlich wahrnehmen, daß Perlen zu den nicht ſeltnen Naturerzeugniſſen der benachbarten Küſtengegenden gehörten. Der Admiral gab deshalb dem Golf von Paria den Namen Golf der Perlen, obgleich in demſelben keine Perlen gefunden werden, ſondern erſt außerhalb des gefahrvollen Durchganges, welcher an ſeiner Nordſeite ſich in das Meer der Antillen öffnet. So wie aus dem ſüdlichen Engpaſſe ergießt ſich auch aus dem nördlichen das Waſſer, welches die Ströme vom Feſtland herführen, mit großer Heftigkeit in das Meer, am meiſten in den Monaten Juli und Auguſt, welche dort die Jahreszeit der Regengüſſe ſind. Des Columbus Ankunft in der Bucht von Paria traf gerade in dieſe Zeit; es gehörte die ganze Wachſamkeit und Geſchicklichkeit eines ſolchen Seemannes dazu, um die Schiffe unbeſchadigt durch das brauſende Gewäſſer der nördlichen Meersſtraße hindurch zu ſteuern, welcher der Admiral, wegen ihres drohenden Ausſehens den Namen der Drachenmundſtraße (**Boca del Drago**) gab. Er war jetzt wieder im offnen Meer und nahm zuerſt an der Nordſeite der breiten Landzunge von Paria ſeine Richtung nach Weſten. Obgleich jedoch der überwiegende Süßwaſſergehalt in der ſo eben von ihm verlaſſenen Bucht und die außerordentliche Stärke der Ausſtrömung in ihm die Ueberzeugung begründeten, daß hier in der Nähe ein Feſtland ſein müſſe, weil nur von einem ſolchen, nicht aus einer Inſel, Flüſſe kommen könnten, welche ſo überreich an Waſſer wären, hielt er dennoch Paria nicht für einen Theil dieſes Continents, ſondern für eine vor demſelben liegende Inſel, an deren weſtlicher Küſte die Perlenfiſcherei ſey. Wirklich kam er auch, indem er nach Weſten ſteuerte, an die wirklichen Fundorte der Perlen, vornämlich an die Inſel, welche von dieſem natürlichen Reichthum ihrer Ufer den Namen Margarita empfangen hat. Hier tauſchte man um allerhand werthloſe Kleinigkeiten von den Eingebornen gegen drei Pfund Perlen ein, darunter einige von ausgezeichneter Schönheit und Größe waren.

Der Nothſtand, in welchem ſich die Schiffe ſo wie ihre Mannſchaft befanden, erlaubte kein längeres Beharren auf dieſem Wege der Forſchungen; der Admiral mußte eilen, ſich und die Seinen aus der täglich größer werdenden Gefahr zu retten und die Vorräthe an Proviant, welche dem Verderben nahe waren, ans Land zu bringen; er ſteuerte nach Norden und betrat am 30. Auguſt 1498 den ihm ſo werthen Boden der Inſel Hayti, bei der Stadt San Domingo, welche während ſeiner Abweſenheit an der Mündung des Ozemafluſſes, in der Nähe der Goldminen des Haynadiſtriktes angelegt worden war. Der edle Bartholomäus Columbus konnte ſeinen Bruder bei dieſem Wiederſehen nicht ohne tiefe Rührung betrachten. Er war nur noch ein Schattenbild von dem, was er mit ſeiner überkräftigen Natur in früherer Zeit geweſen. Gelähmt durch die Gicht, abgezehrt durch den Schmerz der Krankheit und durch die anhaltenden Nachtwachen, faſt ganz erblindet; ſo kehrte der treffliche Mann zu den Seinen zurück. Gleich wie jedoch die abgeſchoſſene Kugel eines großen Geſchützes, wenn ſie ſcheinbar ganz ermattet nur noch am Boden dahinrollt, alsbald wieder zu einer bedeutenden Kraftäußerung fähig wird, wenn ſie an einen Gegenſtand ſtößt, der ihrem Lauf entgegenſteht, ſo geſchahe es auch der inwohnenden Kraft des Columbus, als dieſer in dem kleinen, von ihm begründeten Staat Gebrechen vorfand, welche alsbald ſein kräftigſtes Entgegentreten und Einſchreiten nöthig machten.

Ein gewiſſer Roldan, von Geburt ein Kaſtilianer, ein Menſch von vieler Fähigkeit, zugleich aber von der boshafteſten Geſinnung, den Columbus aus dem Staube hervorgezogen, indem er ihn aus dem Bedientenſtand allmählig zu immer höheren Stellen, zuletzt zu der eines Oberrichters erhoben hatte, war in der Zeit der Abweſenheit ſeines großen Wohlthäters gegen dieſen als Feind und Empörer aufgetreten. Er hatte zunächſt jene Unzufriedenen, denen die ſtrenge Mannszucht läſtig war, welche der Oberbefehlshaber Bartholomäus Columbus hielt, auf ſeine Seite gebracht, indem er ihnen vorſtellte, wie herabwürdigend für edle Spanier es ſey unter der tyranniſchen Gewalt von Fremdlingen eines geringen Herkommens zu ſtehen und zugleich des großen Einfluſſes ſich rühmte, den er durch verſönliche Verbindungen wie durch ſein Amt als Oberrichter bei Hofe habe, indem dieſes Amt ein unmittelbar königliches, die Stelle aber des Oberbefehlshabers eine nur mittelbar und in vorübergehender Weiſe von dem Admiral an ſeinen Bruder übertragene ſey. Allen, die zu ſeiner Parthei ſich halten würden, ſicherte er nicht nur Erleichterung der harten Dienſte zu, mit denen der Befehlshaber ſie ohne Aufhören drücke, ſondern er verſprach ihnen durch Auswanderung in die noch unabhängige überaus fruchtbare Provinz Faragua, noch in unſren Tagen der herrlichſte Landſtrich von Hayti, ein Leben ohne Mühe und Arbeit, ein Schwelgen in allen den Genüſſen, welche ein ſinnlich lüſternes Volk anlocken können. Und nicht nur unter ſeinen Landsleuten, ſondern auch unter den Eingebornen wußte ſich Roldan einen mächtigen Anhang zu verſchaffen. Das arme Volk der bereits tributpflichtigen, im Kriege beſiegten Stämme, ſeufzte, wie bereits erwähnt, unter der unerträglichen Laſt der Abgaben und Arbeiten, welche man ihm, im Intereſſe der Regierung und zum Unterhalt der Niederlaſſungen hatte auferlegen müſſen. Ein Zerwürfniß zwiſchen ihren Tyrannen ſelber erſchien den Inſulanern als ein Ereigniß, das ihnen, wo nicht völlige Befreiung von dieſen überläſtigen Gäſten, doch eine große Schwächung der übermächtigen Gewalt derſelben zur Folge haben konnte. Da wo Roldan und ſeine Rotte hausten, gab es zwar auch Plagen genug und ſolcher Auftritte in Menge, welche jedes Gefühl für Recht und Sittlichkeit empörten, aber das unabänderliche, regelmäßige Eintreiben der Abgaben ſo wie die Frohnarbeiten beim Bau der Felder und Feſtungen hatte doch da ein Ende. Es war dieſes Grund genug, um einen großen Theil der beſiegten Stämme zu heimlichen oder offnen Bundesgenoſſen der Rebellen zu machen und den unter der Aſche glimmenden

Geiſt des Aufſtandes namentlich in dem kriegeriſchen Kaziken Guarioner, dem Bruder des Caraiben Caonabo von neuem zu wecken. Die feindliche Macht, welche auf dieſe Weiſe der Oberbefehlshaber gegen ſich hatte, ward auch dadurch gefahrdrohender, daß ſelbſt auf die Treue der äußerlich noch mit ihm zuſammenhaltenden Spanier nur wenig zu bauen war; Roldans Verführungskünſte fanden bei dieſen nur zu leichten Eingang, zuerſt einzelne, dann immer mehrere fielen von dem Befehlshaber ab, kam es zur offnen Schlacht, dann war zu fürchten, daß vielleicht ganze Schaaren ſich zum Feinde ſchlügen. Der eben ſo kühne als beſonnene Bartholomäus Columbus konnte deshalb in dieſem Augenblick nichts andres thun als ſeine Streitkräfte zunächſt auf die Wiederunterwerfung der im Aufſtand begriffnen Indianer richten. Der Kazike Guarioner, in ſeinem Lande bald beſiegt, flüchtete ſich zu dem Fürſten der Ciguaygebirge, dem Herrſcher des Volkes der Bucht von Semana, welches die Spanier ſchon bei ihrer erſten Ankunft auf der Inſel als ein ſehr tapfres, ſtreitbares hatten kennen lernen. Von dieſem ſeinen Gaſtfreund wurde er mit einer rührenden Treue geſchützt und vertheidigt; beide mußten zuletzt, nachdem die Landſchaft von den Spaniern eingenommen worden, in die Schlupfwinkel des Waldgebirges ſich verbergen, bis endlich beide auch hier von den Soldaten des Oberbefehlshabers erſpäht und gefangen genommen wurden.

So ſtunden die Sachen in Hayti oder Hiſpaniola, als Columbus und ſchon vor ihm die treuergebenen Commandanten jener drei Schiffe dort ankamen, welche der Admiral auf geradem Wege von den kanariſchen Inſeln nach der Colonie hatte abgehen laſſen. Die Rebellen unter Roldan, nachdem ſie, während des Kriegszuges des Oberbefehlshabers gegen die Indianer, in Iſabella einen räuberiſchen

Ueberfall gemacht, hatten das außer der Feſtung liegende Zeughaus erſtürmt, ſich mit Waffen und Munition verſehen und hierauf in der Landſchaft Xaragua ſich feſtſetzend, verſtarkt durch die Ueberläufer aus der Schaar der Mißvergnügten, eine Macht gebildet, welche durch die Tollkühnheit ihres Führers wie durch ihre Streitkrafte eine ſo drohende Stellung einnahm, daß der Admiral ſich genöthigt ſahe, auf Bedingungen hin einen Vertrag mit Roldan einzugehen, welche für ihn höchſt niederſchlagend waren. Columbus ſendete indeß einen genauen, wahrhaften Bericht über Alles, was vorgefallen, nach Hofe, und bat um Abhülfe dieſer Noth durch königlich-richterlichen Ausſpruch und kraftiges Einſchreiten. Die Rebellen jedoch ihrerſeits hatten auch, wie der Vertrag mit dem Admiral es ihnen zugeſtanden, etliche der Schiffe dazu benutzt, um eine Schaar der Ihrigen nach Spanien abgehen zu laſſen, welche dort die Sache des Aufruhrs als eine gerechte, das Benehmen des Columbus und ſeines Bruders als ein durchaus ungerechtes und ſtrafbares darſtellen ſollten. Indeß war Roldan, nach abgeſchloſſenem Vertrag ſcheinbar wieder in Einverſtandniß mit Columbus getreten; der Friede auf der Inſel war äußerlich wieder hergeſtellt, die Indianer fiengen hin und wieder an das Land zu bauen, lernten europäiſche Sitten, nahmen die Taufe und Gebrauche des Chriſtenthumes an. Schon dachte der Admiral an eine neue Fahrt, zur Fortſetzung ſeiner Entdeckungen in der Nähe des Aequators, da überraſchte ihn unverſehens der Ausbruch einer Cabale ſeiner Feinde in Spanien, welche die Wirkſamkeit ſeines Lebens bei ihrer Wurzel angriff.

10) Ein Triumph der Bosheit, welcher dennoch zu Schanden wird.

Roldan hatte mit Schlangenklugheit zu Vertretern ſeiner ſchlechten Sache am Hofe des Königes Ferdinand ſolche Leute gewählt, die durch Stand, durch ihre Verbindungen und durch Beredtſamkeit hierzu die geeignetſten waren. Zu ihnen geſellten ſich, bei ihrer Ankunft in Spanien, die ſchon früher dahin zurückgekehrten Mißvergnügten und Feinde des großen Columbus ſowie ſeines Bruders. In ganzen Schaaren drangen dieſe in die Vorhöfe des Königspallaſtes ein; ſie beſchimpften ſelbſt die beiden Söhne des Admirals, welche die hochſinnige Königin als Beweis der Achtung gegen ihren Vater, nach dem Tode des Thronerben Johann, als Pagen in ihre Dienſte genommen, nannten ſie die Brut des unſinnigen Verführers, welcher die Blüthe des ſpaniſchen Adels nach Hayti in das Grab der Fremden gelockt und durch falſche Berichte das Vaterland hintergangen habe. Fonſeca und ſeine Genoſſen wußten bald den vornehmſten und beredteſten dieſer Schaaren den Zutritt zum Thron des Königes zu eröffnen. Dieſer war leicht für die Beſchwerden ſolcher Leute einzunehmen, welche klagend gegen den Mann auftraten, deſſen Unternehmen bis dahin nur Ausgaben auf Ausgaben veranlaßt, kaum die Zinſen von dieſen bezahlt gemacht hatte. Aber Eines hatte bisher nur noch den Feinden des Columbus, zur Ausführung ihrer Vernichtungspläne gegen denſelben gefehlt, und dieſes Eine fand ſich jetzt auch ein: es war dies die Ungunſt der Königin Iſabella. Den Abgeſandten der Rebellen, großentheils jungen Adeligen, welche in der neuen Welt nur Luſt und Vergnügung der Sinnen geſucht hatten, war es in dem bedauernswürdigen Vertrag mit dem Admiral geſtattet worden, auf ihrer Fahrt nach Spanien einige ihrer Sclaven mit ſich zu nehmen. Dieſe zucht- und ſittenloſe Männer hatten, während ihres Aufenthaltes auf der Inſel Jungfrauen, zum Theil Töchter der Kaziken ſich beigeſellt, welche dem natürlichen Rechte der ehelichen Liebe vertrauend, meiſt freiwillig ihren Gatten auf die Schiffe gefolgt waren. Aber ſolchen Menſchen iſt nichts heilig; ſie kennen kein Recht; als dieſe jungen Frauen, einige mit neugebornen Kindern, andre in Hoffnung Mütter zu werden, mit ihren unmenſchlichen Verführern nach Spanien kamen, boten dieſe ſie als Sclaven zum Verkaufe feil. Der frommen, menſchenfreundlichen Königin Iſabella wurde die Kunde davon überbracht. Ihr weibliches Zartgefühl und ihre Gerechtigkeitsliebe wurden tief davon verletzt. Sie hatte ſchon bei mehreren Gelegenheiten ſich entſchieden dagegen erklärt, daß man Eingeborene der neuentdeckten Länder, die ſie als ihre Unterthanen und beſondre Schutzbefohlene betrachtete, zu Sclaven machen ſolle; jetzt geſchahe dieſes dennoch auf ſolch empörende Weiſe! Die Männer, auf denen die Schuld lag, wußten dies geſchickt zu verbergen; die Sclaven wurden als eine ihnen von Columbus geſchenkte Waare betrachtet. „Wer giebt“, ſo rief ſie im höchſten Unwillen aus, „dem Admiral das Recht meine Unterthanen zu verſchenken!“

Es war dies der günſtige Augenblick, den die Feinde des großen Genueſen ſchon längſt herbeigewünſcht hatten. Der Vorſchlag, daß ein Mann, verſehen mit allen königlichen Vollmachten, nach Hayti oder, wie bald nachher die ganze Inſel hieß, nach San Domingo geſendet werden ſolle, um die Wahrheit der beſtändig ſich erneuernden Beſchwerden und Klagen über Columbus und ſeinen Bruder zu unterſuchen, fand jetzt bei der Königin keinen Widerſpruch mehr. Ohnehin hatten dieſe unaufhörlichen Anklagereien in ihr eine Art von Mißtrauen, wenn auch nicht gegen die tadelloſe Rechtlichkeit, doch gegen die politiſche Befähigung des Admirals zum Geſchäft eines Vizeköniges und oberſten Richners der Angelegenheiten eines Landes erregt. So hatte denn Fonſeca jenen vollkommenen Sieg ſeiner gehäſſigen Abſichten erlangt, auf den er ſchon ſeit länger als einem Jahre ſo ſicher gerechnet hatte, daß es ihm gelungen war den ritterlichen dabei aber raſtlos unternehmungsluſtigen, ehrgeizigen Ojeda von Columbus, deſſen Einfluß ohnehin ganz zu Ende ſey, abwendig zu machen. Ein gewiſſer Francisco de Bovadilla, ein Mann der am Hofe des Königes in hohen Würden und Anſehen ſtund, wurde mit dem Geſchäft der richterlichen Unterſuchung beauftragt. Die, welche ihn genauer kannten, bezeichnen ihn als einen leidenſchaftlichen, ehrſüchtigen, zum Geiz geneigten Menſchen; äußerlich nahm er die Miene eines Ehrbaren und ſogar Frommen an. Dieſes war der rechte Mann für Fonſeca, den „Oberaufſeher der indiſchen Angelegenheiten“. Bovadilla ward mit mehreren königlichen Vollmachten verſehen, welche, die eine, in Erwiederung der Anklagen, welche Columbus gegen die Rebellen bei Hofe angebracht hatte, zur Unterſuchung dieſer Sache, zur Beſtrafung der Aufrührer durch Arreſt, Einziehung ihrer Güter ſo wie andre, wo es nöthig ſchiene noch härtere Verfügungen ihn beauftragte, wobei überall die Mitwirkung des Columbus vorausgeſetzt war. Dem Inhalt einiger andren Vollmachten von ſpäterem Datum merkt man deutlich das immer zunehmende Mißtrauen gegen den Admiral an, ſie ertheilen dem Bovadilla, freilich nur in dem Falle, daß die Beſchuldigungen gegen Columbus bei ſtrenger Unterſuchung ſich als wahr erweiſen ſollten, die volle richterliche und Herrſchergewalt über Land und Leute, oder mit andren Worten, ſie erlauben die Abſetzung des bisherigen Vizeköniges von ſeiner Stelle, ertheilen dem Admiral den Befehl alle Feſtungen, Schiffe, Kriegsgeräthe und was ſonſt als königliches Eigenthum und Recht betrachtet werden könne, an ſeinen Nachfolger abzutreten und ſich alle dem zu unterwerfen, was dieſer verfügen werde.

Mit zwei wohl ausgerüſteten Fahrzeugen trat Bovadilla im Sommer d. J. 1500 ſeine Fahrt nach San Domingo an. Auf der ganzen Inſel war jetzt der Aufruhr unterdrückt, Bartholomaus Columbus, unterſtützt von Roldan, der vorher ſelber an der Spitze der Rebellen, nun zu den loyal Geſinnten ſich hielt, hatte die Häupter und Theilnehmer der Empörung, die Urheber ungeheurer Gräuelthaten faſt alle gefangen genommen und kurzen Prozeß mit ihnen gemacht, indem er ſie, wenn ſie der Schuld überwieſen worden, ſogleich aufhängen ließ. In der dritten Woche des Auguſt hatten auf dieſe Weiſe ſieben jener ſtrafbaren Männer ihre Schuld am Galgen gebüßt, fünf, welche das gleiche Urtheil erwartete, unter ihnen ein junger Adliger, Fernando de Guevara, der zu dem letzten Aufſtand die Hauptveranlaſſung gegeben, ſaßen noch im Fort gefangen. In der Stadt Domingo war Diego Columbus als Befehlshaber zurückgeblieben, ſein Bruder, der Oberbefehlshaber Bartholomäus ſtund noch mit ſeinem kleinen Heer an einer andren Stelle der Inſel, der Admiral war ebenfalls auswärts mit der Verwaltung der Angelegenheiten des Landes und mit der nahen Ausführung ſeines großen Planes, zur Erforſchung des Feſtlandes beſchäftigt. Ein Unternehmen, das gerade jetzt, wo es am fruchtbringendſten zu werden verſprach, in ſo gewaltthätiger Weiſe geſtört wurde.

Der neue Oberrichter traf am 23. Auguſt auf der Rhede von San Domingo ein. Er ließ nicht lange darüber in Zweifel, was ſeine Abſicht ſey; ſchon im voraus, noch ehe er die mindeſten Erkundigungen eingezogen, ganz gegen Columbus eingenommen und ſeine Schuld für überwieſen haltend, benahm er ſich gegen die bisherigen Inhaber der

Macht als einer der nicht um Urtheil und Recht zu ſprechen, ſondern nur um zu ſtrafen gekommen ſey. In lächerlicher Weiſe ließ er das kleine Fort, in dem gar keine Beſatzung lag, gewaltſam erſtürmen und die nach Fug und Recht Gefangenen auf freien Fuß ſetzen. Aus dem Munde von dieſen ſo wie von andren der Regierung verdächtigen Perſonen vernahm er jetzt, ohne auf Andre zu hören, die ſchwarzeſten Berichte von der Grauſamkeit, welche die Gebrüder Columbus vor allem gegen edle Spanier verübt haben ſollten, von den Hinrichtungen vieler Unſchuldigen, ſelbſt aus hochadeligem Geſchlecht. Der Eifer des Bovadilla gegen die bisherigen Inhaber der königlichen Gewalt ſchien jetzt ein gerechter. Er nahm alsbald das Haus wie die Güter des Admirals in Beſitz, bemächtigte ſich aller königlichen Proviant- und Kriegsvorräthe, machte ſich durch Auszahlung der Beſoldungen, welche Columbus mehreren der Verdächtigen vorenthalten hatte, und durch andre Gewährungen auf Koſten der königlichen Kaſſe einen bedeutenden Anhang, forderte hierauf den Columbus und ſeine Brüder vor ſein Gericht. Hier wurde keiner von ihnen gehört, ſondern faſt nur das Urtheil ihnen kund gemacht, daß ſie als Schuldige behandelt, in Ketten gelegt werden ſollten. Jeder von ihnen ward auf einem beſondren Schiffe nach Spanien geſendet und die Fahrt dahin gieng ſchnell und glücklich von ſtatten.

Obgleich der große Genueſe, ſo wie ſein ganzes Geſchlecht dem Nationalſtolz der Spanier öfters zum Anſtoß geweſen war, erregte dennoch die Kunde von einer ſolchen Behandlung des Entdeckers der neuen Welt im ganzen Lande einen tiefen Unwillen. Der Kapitän des Schiffes, auf welchem Columbus gefangen ſaß, nahete ſich dieſem, ehe man vor Cadix ankerte, ehrerbietig und wollte ihm die Feſſeln abnehmen, Columbus erlaubte ihm dieſes nicht. Aber von Cadix aus ſchrieb derſelbe durch einen Eilboten zunächſt an eine edle Hofdame der Königin; gab in ſeinem Briefe einen treuen, ausführlichen Bericht über alles das, was man ihm gethan hatte. Die hochſinnige, mitleidige Königin, als ſie dieſen Bericht vernahm, ward von tiefer Theilnahme und von heftigem Unwillen über ſolche Gewaltthätigkeit ergriffen und ſelbſt der König Ferdinand ſchämte ſich der Ungerechtigkeit, die man in ſeinem Namen begangen hatte. Noch ehe die Actenſtücke über den Prozeß des Columbus, welche Bovadilla mitgeſendet, bei Hofe ankamen, ergieng ein königlicher Befehl nach Cadix, daß man unverzüglich die Gefangenen frei laſſen, ſie mit gebührender Ehre und Auszeichnung behandeln ſolle. Zugleich wurde dem Columbus eine Summe von 2000 Ducaten, zur Beſtreitung ſeiner Ausgaben eingehändigt.

Der Admiral begab ſich ſogleich zu Hofe. Als die Königin die hohe Geſtalt des ehrwürdigen Greiſes, gebeugt, mehr von Gram als von der Laſt der Jahre erblickte, konnte ſie der Thränen ſich nicht enthalten. Columbus ſahe dies, auch er ward tief erſchüttert, warf ſich vor den Stufen des Thrones nieder und konnte lange ſtatt der Worte nur durch Seufzer und Thränen ſprechen. Dann aber erhub er ſich zu einer kräftigen, tief eindringenden Rede, darin er auf die überzeugendſte Weiſe ſeine Unſchuld wie ſeine unverbrüchliche Treue gegen ſeinen König erwies. Das königliche Paar erkannte alsbald ſeine Unſchuld an; eine Erſtattung alles deſſen, das er verloren, wurde ihm zugeſichert, die Abſetzung des Bovadilla von ſeinem ſo ſehr gemißbrauchten Amte ward beſchloſſen. Nach wie vor ſollte auch Columbus ſeine Einkünfte von der Inſel, namentlich den ihm gebührenden Antheil an dem Gewinn des Goldes erhalten, aber nicht er ſollte vor der Hand als Vizekönig nach Domingo zurückkehren, ſondern dieſe Stelle ſollte, zur Beruhigung der Nation ein Spanier von Geburt, ein Mann von hohem Range erhalten. Man erwählte hierzu den Don Nicolas de Ovando, welcher mit einer Flotte von dreißig Schiffen am 13. Februar 1502 unter Segel gieng. Die Zahl ſeiner Begleiter ward auf mehr als 2500 geſchätzt, es waren darunter mehrere Hausväter mit ihrer Familie, eine Menge der Handwerker, Künſtler, Landbebauer, ſo weit man dies wiſſen konnte, Leute von unbeſcholtenem Rufe, welche an die Stelle jenes müſſigen, übelberüchtigten Geſindels eintreten ſollten, das auf der dritten Fahrt des Columbus (nach S. 290) ſowie bei andrer Gelegenheit auf die Inſel gekommen war; jene aber, welche ſeither der Regierung ſo manchen Verdruß gemacht hatten, unter ihnen auch Roldan, ſollten zurück nach Spanien geſendet werden. Columbus hatte an dieſem verſtändigen Beſchluß einen bedeutenden Antheil; ihm lag das Gedeihen der von ihm begründeten Niederlaſſungen noch eben ſo warm am Herzen, als damals wo er ſelbſt an der Spitze der Geſchäfte ſtund.

In dieſem Augenblick jedoch wendete ſich die volle Kraft ſeines Geiſtes, das ganze Verlangen ſeines frommen Gemüthes nach der Verwirklichung eines Gedankens hin, der, wie ein öfter wiederkehrendes liebliches Traumbild ſchon die Freude ſeiner Jugend, ſo wie ſpäter ihm eine Erquickung auf dem Wege ſeiner Mühen geweſen war. Die Wiedereroberung des heiligen Grabes, die Befreiung Jeruſalems aus den Händen der Unglaubigen, wozu er das, was er durch ſeine Entdeckungsreiſen gewonnen, freudig aufopfern wollte, war es, was ſein längſt ergrautes, faſt ſiebenzigjähriges Haupt mit ſolcher Wärme erfaßte, daß er den Plan zur Ausführung des großen Unternehmens dem Papſte, ſowie mehreren der weltlichen Herrſcher ausführlich vorlegte. Der alte Seefahrer, mit ſeiner lebendigen Beredtſamkeit, mit jener Macht, die ihm ſo oft über andre Seelen zu Gebote geſtanden, wäre noch der Anſtifter eines neuen Kreuzzuges geworden, wenn nicht von andrer Seite her ſein für neue Unternehmungen immer empfänglicher Geiſt nach der alten Bahn der Entdeckungsreiſen wäre hingeführt worden.

Schon im Frühjahr 1499, nachdem die ſpaniſche Regierung die Erlaubniß zu Entdeckungsreiſen in der neuen Welt auch für Privatunternehmungen ertheilt hatte, war ein gewiſſer Pedro Alonzo Ninna, ein Begleiter des Columbus auf ſeiner zweiten und dritten Fahrt, und in dieſer Schule der Erfahrungen zum tüchtigen Seemann gebildet, auf ein Unternehmen ausgegangen, welches, wie die höchſten Behörden der königlichen Finanzen mit Neid bemerken mußten, im Verhältniß zu den darauf gewendeten Koſten ungleich reichere Früchte trug, als die Fahrten und Coloniſationen des Admirals. Ein reicher Kaufmann in Sevilla hatte mit größrer Bereitwilligkeit als dies Fonſeca jemals dem Columbus gethan, die nöthigen Summen zur Ausrüſtung eines kleinen Schiffes dargereicht unter der Bedingung, daß ſein Bruder der Commandant deſſelben ſeyn ſolle. Ninna verfolgte zuerſt den Weg, den der Admiral auf ſeiner dritten Fahrt genommen, doch hielt er, durch die damalige Erfahrung belehrt, eine nördlichere, außerhalb der Gränzen der Windſtillen gelegene Richtung ein, auf welcher der beſtändige Oſtwind ſeine Fahrt begünſtigte. Er fuhr an der Küſte des Feſtlandes, im Süden des Golfs von Paria, an der jetzt ſogenannten Republik Columbia gegen 150 Seemeilen weit hinab, tauſchte gegen allerhand werthloſe, europäiſche Kleinigkeiten einen ſolchen Schatz des Goldes und der Perlen ein, daß hierdurch die gemachten Auslagen in einer mehrhundertfältigen Weiſe erſtattet wurden.

Kühner noch als Ninna hatte ein andrer ſpaniſcher

Seemann aus des Columbus Schule eine Fahrt in das Meer des Südens nur wenige Monate nachher unternommen und glücklich ausgeführt. Dies war Vinzent Pinzon, ein Bruder des bei der Beſchreibung der erſten Fahrt öfter erwähnten, in ſeinen Fehltritten bedauernswürdigen Alonzo Pinzon aus Palos. Auch Vinzent hatte auf jener erſten Fahrt den Admiral begleitet und jetzt geſellten ſich zu ihm mehrere wackre Seeleute, welche die dritte Reiſe des Columbus nach der Küſte von Paria mitgemacht hatten. Vier Fahrzeuge, durch Privatleute, frei und unabhängig von allen Vorſchriften der Regierung ausgerüſtet, ſtunden dem Alonzo Pinzon zu Gebote; er beſchloß gleich anfangs nicht auf dem bisher betretnen Wege der bekannten Entdeckungen zu bleiben, ſondern eine neue Bahn, in das Gebiet des Unbekannten ſich zu brechen. Im December 1499 war er, von den Capverdiſchen Inſeln noch immer weiter nach Südweſten ſteuernd, in eine Gegend gekommen, wo der Polarſtern nicht mehr ſichtbar iſt. Ein furchtbarer Sturm hatte ihn noch weiter nach Süden verſchlagen. Als die Nächte wieder heiter wurden, ſahe man ſich um nach einem Stern, den man gerade in Süden, dem Nordpolarſtern entgegenſtehend vorausgeſetzt hatte; es erſchien nirgends ein ſolcher am Himmel, man dachte (wie ſelbſt Columbus dieſem wunderlichen Gedanken ſich hingab) an eine höher anſteigende Krümmung, im Umfang der Erdkugel, wodurch der Südpol der Himmelskugel dem Auge entzogen werde. Dennoch, eines ſolchen Leitſternes beraubt, ſetzte Pinzon den Lauf noch weiter nach Südweſten fort, erreichte gegen Ende des Jahres 1500 die Küſte von Braſilien und die Mündungen des Amazonenſtromes und nahm, im Namen ſeines Königes von Spanien, das Land in Beſitz, welches dennoch nach dem Vertrag, welcher nach S. 218 zwiſchen den Beherrſchern des ſpaniſchen und portugieſiſchen Thrones abgeſchloſſen war, weil die Küſte von Braſilien innerhalb der Gränze von 370 Seemeilen, weſtwärts Ferro ſich befand, ſpäter der portugieſiſchen Krone zugeſprochen wurde. Nach Pinzon gieng auch, aus dem kleinen Palos, durch Columbus erſte Fahrt ſo berühmt geworden, ein gewiſſer Diego Lepe auf Entdeckungen aus und kam auf ſeiner Seereiſe noch weiter nach Süden als Vinzent Pinzon, während Rodrigo Baſtides aus Sevilla in demſelben Jahre an der Küſte der Landenge, welche den Norden und Süden des amerikaniſchen Feſtlandes vereint, wenigſtens für die Erdkunde gewinnreiche Entdeckungen gemacht hatte. So waren aus der Schule des einen großen, kühnen Seemannes: des Columbus andre Männer hervorgegangen, welche mit ihm zugleich die erſten Grundſteine gelegt hatten zu jenem großen und dennoch menſchlich ohnmächtigen Weltreiche der ſpaniſchen Herrſcher, in deſſen Gränzen die Sonne niemals untergieng.

Aber auch andre Nationen, außer der ſpaniſchen, hatten ſeit der Verbreitung der Kunde von Columbus Entdeckungen, an dem großen Wettlaufe der Fahrten über das atlantiſche Meer Theil genommen. Sebaſtian Cabot, von Geburt ein Venezianer, hatte im Dienſt Heinrich VII von England, im Jahr 1497 den Verſuch gewagt eine nordweſtliche Durchfahrt nach dem reichen Wunderland Indien zu finden. Er entdeckte auf dieſem Wege Neufoundland, fuhr zuerſt nordwärts bis an die Küſten von Labrador, unter dem 56. Grad der Breite, dann ſüdwärts bis an Florida, ohne die geſuchte Durchfahrt, die dort nicht vorhanden iſt, zu finden. Dennoch war dieſe Entdeckungsreiſe nach dem nördlichen Amerika, obgleich auf ihr keine Schätze an Gold, an Perlen und Edelſteinen erbeutet wurden, ein vorbildliches Anzeichen jenes bedeutenden Einfluſſes, welchen England in nachfolgender Zeit auf den nördlichen Theil der neuen Welt gewinnen ſollte.

Cabots Entdeckungen waren nicht geeignet die Eiferſucht des Königes Ferdinand von Spanien zu reizen, wohl aber vermochten dies jene glücklichen, gewinnreichen Seefahrten, durch welche es endlich dennoch, nach vieljährigem Bemühen den Portugieſen gelungen war, den Weg um Südafrika herum, nach Oſtindien aufzufinden. Vasco de Gama, der erſte der dieſe Bahn gebrochen, war zwar am 29. Aug. 1499 ohne ſonderliche Ausbeute aus Oſtindien nach Portugal zurückgekehrt, aber ſchon Pedro Alvarez Cabral, der am 8. März 1500 mit dreizehn Schiffen abgeſegelt war, auf dieſer Fahrt Braſilien für Portugal in Beſitz genommen, am 13. Sept. Calicut erreicht hatte, brachte aus Indien eine ſo reiche Ladung an Gewürzen, ſo große Ausbeute an Gold, Perlen und Edelſteinen mit ſich, daß kein Gewinn, den die ſpaniſchen Seefahrer auf ihren Reiſen nach der neuen Welt bis dahin gemacht hatten, dem gleich kam, welchen Indien ſchon nach dem Ergebniß dieſer erſten, glücklich gelungenen Handelsreiſe darzubieten ſchien. Cabral war am 23. Juni 1501 nach Portugal zurückgekehrt; ſeine und des ihn begleitenden Schiffsvolkes Berichte über die unermeßlichen Reichthümer und Herrlichkeiten Indiens giengen von Mund zu Mund, ſie waren ein Gegenſtand der Tagesgeſpräche ſelbſt am Hofe des Königes Ferdinand und der geiſtreichen Königin Iſabella. Da erwachte in Columbus das edle Verlangen nach dem Siegespreis all ſeiner bisherigen Arbeiten und Mühen. Andre waren, ſo dachte er, auf ſolchem Umwege nach Indien vorgedrungen und er, welcher auf dem geraderen Wege dieſem Ziel ſchon ſo nahe gekommen, ſollte von dem Laufe nach demſelben abſtehen?

Aus den Erfahrungen, die er auf ſeiner dritten Fahrt gemacht hatte, glaubte er mit Sicherheit auf das Vorhandenſeyn einer Durchfahrt nach Weſten in der Gegend der Landenge von Darien ſchließen zu dürfen, auf welcher man in kürzeſter Linie nach Indien gelangen könne. Wie weit ward damals, der große Entdecker der neuen Welt, durch die Schlüſſe ſeiner Vernunft irre geführt. Balboa, faſt 10 Jahre ſpäter, war der erſte, der die Bahn der Reiſen aus dem atlantiſchen in das große Südmeer betrat, nicht aber zu Schiffe, ſondern auf einer mühſeligen Fußreiſe zu Lande, durch den Iſthmus von Darien; erſt im J. 1520 unter König Karl fand Magelhan (von Geburt ein Portugieſe) den geraden Durchgang aus dem einen Meer ins andre, fern in Süden; der um die Nordküſte des amerikaniſchen Feſtlandes herum iſt mehr denn 300 Jahre ſpater von kühnen Seefahrern, unter unendlichen Mühſeligkeiten zwar abgeſteckt, noch aber nicht gebahnt worden. Doch, wer konnte zur damaligen Zeit es ahnen, daß die Feſtländer der neuen Welt ein ſolches ungeheuer weit ausgedehntes, zuſammenhängendes Ganze bildeten. Columbus theilte ſeinen Plan, den für ungleich leichter gehaltnen Durchgang der Meere nach Oſtindien zu finden, dem ſpaniſchen Hofe mit und fand hier Eingang, man rüſtete für ihn vier Schiffe, freilich von ſehr übler Beſchaffenheit aus, mit ihnen fuhr er am 9. Mai 1502 aus dem Hafen von Cadix ab.

12) Des Columbus letzte Fahrt und ſein Lebensende.

Das eine jener vier Schiffe, welche man dem Admiral zu ſeiner Verfügung geſtellt hatte, war ein ſo ſchlechter Segler, daß derſelbe beſchloß es in Domingo (Hayti), wo deren viele, der Regierung gehörige im Hafen lagen, gegen ein beſſeres umzutauſchen. Er kam an die Inſel, deren Entdeckung und Beſitznahme für Spanien ſein Werk war, aber der nunmehrige Vizekönig Ovando verweigerte ihm ſogar die Einfahrt in den Hafen, und noch mehr den Austauſch des Schiffes; Columbus mußte mit ſeinem kleinen Geſchwader außen auf der Rhede liegen bleiben. Es war ein merkwürdiges Zuſammentreffen, daß gerade um jene Zeit, in welcher der Admiral in die Nähe von San Domingo kam, eine Flotte von dort im Auslaufen begriffen war, mit welcher der gewaltthätige Bovadilla nach Spanien zurückkehren ſollte. Dieſer hatte nicht mit leerer Hand vor ſeinem Könige erſcheinen wollen und in der That das Glück hatte ihn in ſeiner Abſicht auf merkwürdige Weiſe unterſtützt; es war während der Zeit ſeiner Verwaltung eine große Menge Goldes erbeutet worden. Namentlich hatte ein Indianerweib in einem Gießbach einen Klumpen dieſes edlen Metalles gefunden, deſſen Gewicht dreitauſend ſechshundert Caſtellanas (720 Mark) betrug und durch die Erpreſſungen von den Bewohnern der neu eroberten Diſtricte war viel gewonnen worden. Auf dem größeſten und beſten der Schiffe befanden ſich, außer dem abgeſetzten Gouverneur die vornehmſten jener Männer, welche bei dem ungerechten Verfahren gegen Columbus betheiligt geweſen waren oder die bei den früheren Aufſtänden ſich verdächtig gemacht hatten, und dieſem Schiffe hatte man auch die für den königlichen Schatz beſtimmten Goldmaſſen ſo wie das anſehnliche, gerade nicht auf beſtem Wege erworbene Privatvermögen der vornehmen Paſſagiere anvertraut. Dagegen war das Eigenthum des Columbus, welches nach königlichem Ausſpruch dieſem wiedererſtattet werden mußte, beſtehend in viertauſend Goldſtücken, auf dem ſchlechteſten und kleinſten Fahrzeuge der ganzen anſehnlichen Flotte eingeſchifft worden.

Während der Admiral noch in der Nähe des Hafens ſich befand, aus welchem man ihn in ſo harter Weiſe hinauswies, bemerkte er, der vielerfahrene, mit der Natur des dortigen Himmelsſtriches vertraute Seemann, daß der Ausbruch eines jener furchtbaren Orkane nahe ſey, welche zuweilen das Meer der Antillen in Aufruhr ſetzen. Er hielt es für ſeine Pflicht den Gouverneur ſo wie die Capitäne der Flotte, welche bereits die Anker zur Abfahrt lichtete, auf die große Gefahr aufmerkſam zu machen, der ſie ſich ausſetzten, wenn ſie gerade jetzt den ſichren Hafen verließen. Die aber, von deren Befehl das Auslaufen der Flotte abhieng, achteten nicht auf den wohlgemeinten Rath, ſie ſpotteten des Admirals wie eines alten Träumers, denn ein günſtiger Wind vom Lande her ſchwellte die Segel und führte die Flotte in geflügelter Eile in das Meer hinaus. Er aber, Columbus kannte die Bedeutung dieſes Winkes, bei einem, mit zerriſſenem Gewölk bedeckten Himmel; ſtatt demſelben ſeine Fahrzeuge zu vertrauen, ſteuerte er ihm vielmehr entgegen, hielt ſich auf ſeiner Weiterfahrt ſo nahe als möglich an die Küſte, weil er wußte, daß die Richtung des Orkanes von Norden her über das Land kommen, die Nähe von dieſem mithin einen Schutz gegen denſelben gewähren werde. In der zweiten Nacht gieng die Vorausſage des Admirals in Erfüllung. Ein Sturm, deſſen wirbelnde Bewegung die Bäume entwurzelte, das Meer, bis tief unter ſeine Oberfläche hinab aufwühlte, kam über das Land her; des Columbus Schiff, das ſich am nächſten zur Küſte gehalten, litt verhältnißmäßig am wenigſten, mehr aber die andren drei, die ſich aus Furcht im Dunkel der Nacht zu ſcheitern, etwas weiter vom Land entfernt hatten, doch entgiengen alle vier der drohenden Gefahr. Ein andres Loos dagegen traf die ſpaniſche Flotte, die ſich ſo zur Unzeit aufs Meer gewagt hatte. Jenes vornehmſte Schiff, welches die reichſten Schätze und den geweſenen Gouverneur an Bord führte, ward von den Wogen verſchlungen, Bovadilla, Roldan und eine große Zahl der erbittertſten Feinde und vormaligen Bedränger des Columbus, fanden ihren Tod in den Wellen. Sie waren dem richterlichen Verhör, das ihrer in Spanien wartete, mit getroſtem Muth entgegen gegangen, denn ſie wußten, daß Jeder, der des Admirals Feind war, dem allvermögenden Fonſeca als Freund gelte, hier aber hatte ſie ein andres Gericht ereilt, aus welchem keine Gunſt und Verwendung eines Fonſeca ſie retten konnte. Außer dem Admiralſchiff der Flotte waren in dem Sturme noch mehrere Fahrzeuge zu Grunde gegangen; andre kehrten in höchſt beſchädigtem Zuſtande zu dem Hafen von Domingo zurück und nur eines, das ſchwächſte und geringſte von allen, daſſelbe dem man das Eigenthum des Columbus anvertraut hatte, war ſo unbeſchädigt geblieben, daß es ſeine Fahrt ungehemmt nach Spanien fortſetzen konnte. Ein Ereigniß, in welchem der fromme, edle Las Caſas das Walten jener höheren Hand erkennt, welche nicht ſelten ſchon auf Erden der gekränkten Unſchuld ihr Recht ſpricht.

Der Admiral, nachdem ſeine Schiffe wieder in beſtmöglichen Stand geſetzt worden, ſteuerte, zuletzt mit günſtigem Wind, nach Südweſten und landete am 30ten Juli an der kleinen, verhältnißmäßig reich bevölkerten Inſel Bonacca (Guanacha), welche an der Nordküſte von Honduras liegt. Die Bewohner dieſer Inſel zeichneten ſich vor allen Indianern, die er bisher in der neuen Welt geſehen, durch einen höheren Grad der geſelligen Bildung und äußren Geſittung aus. Die Frauen trugen Mäntel, auch die Männer waren mit einem Gewand um die Hüften bekleidet, man ſahe bei ihnen Beile und andre Geräthſchaften von Kupfer, zierliche irdene Geſchirre, Waffen von höhrer Vollkommenheit, Boote, zwar auch von ausgehöhlten Baumſtämmen, dabei aber von ungemeiner Größe und gleich den venezianiſchen Gondeln mit einem Dach (von geflochtnen Palmenblättern) überdeckt. Dieſe Indianer zeigten den Spaniern und ihren Fahrzeugen gegenüber weder Furcht noch ſonderliche Verwunderung. So weit man ſich mit ihnen verſtändigen konnte, erfuhr man von denſelben, daß gegen Weſten hin ein Land ſich finde, bewohnt von einem mächtigen, reichen, kunſtverſtändigen Volke; der Kazike der Inſel rieth dem Admiral dorthin zu ſegeln. Hätte doch der treffliche Seemann dieſen guten Rath befolgt, dann wäre er, begünſtigt von beſtändigem Oſtwind in einem oder zwei Tagen nach Yucatan gekommen; der Entdeckung dieſes reichen Landſtriches hätte ſich ohnfehlbar die von Mexico und der andern reichen Landſtriche von Neuſpanien angeſchloſſen; auf die letzten Lebenstage des großen Entdeckers der neuen Welt wäre noch ein Glanz des Ruhmes und der Freude gefallen, welche für viele jener Leiden, die ihn vorher betroffen, ihn entſchädigt hätten. Er aber hielt ſich durch das Verſprechen, das er ſeinem Hof gegeben, den kürzeſten Weg nach Indien, mittelſt einer von ihm vorausgeſetzten Durchfahrt aus dem atlantiſchen Meer in das vermeintlich indiſche zu finden, für gebunden; er verließ die Bahn der folgenreichſten Entdeckungen und ſteuerte gegen Oſten längs der Küſte von Honduras hin. Der Oſtwind, welcher der Fahrt gerade entgegen war, machte dieſe im höchſten Grade beſchwerlich und langwierig; man hatte 40 Tage gebraucht, um einen Weg von nur etwa 70 Seemeilen zurückzulegen, dabei hatte den Admiral ſein altes Leiden, die Gicht aufs Krankenlager geworfen und ihn mit ſolcher Heftigkeit ergriffen, daß er ſein nahes Ende erwartete. Endlich hatte man am 14. September jenes öſtliche Ende des Landes erreicht, bei welchem die Küſte auf einmal nach Süden ſich umbeugt; der Admiral, welcher nun von einem friſchen Seitenwind für die Weiterfahrt begünſtigt, von neuem auflebte, gab dem dortigen Vorgebirge den Namen „Gott ſey Dank“ (Gracias a Dios), den daſſelbe noch jetzt führt. Die Mosquitoküſte bot den Reiſenden nur wenig Beachtenswerthes dar; in den erſten Tagen des Octobers liefen die Schiffe in eine Bucht der kleinen, fruchtbaren Inſel Cariari ein, wo man ſich Zeit ließ zur Ausbeſſerung der Fahrzeuge und zur Erquickung des meeresmüden Schiffsvolkes. Ein höheres Intereſſe gewann für die Spanier die Fahrt, als ſie an der Coſta ricca hin bei den dortigen Eingebornen eine ſolche Menge und ſo große goldne Zierrathen fanden, als ſie bis dahin noch bei keinem andren Stamm der Indianer geſehen. Goldplatten im Gewicht von mehr denn 10, andre roh gearbeitete Geſchmeide von mehr denn 20 Ducaten Gewicht, waren bei dieſem Volk etwas ziemlich Gewöhnliches. Die Gefährten des Columbus hatten hier gern einen Tauſchhandel angeknüpft, welcher wohl nirgends vortheilhafter hätte ausfallen können, ihm aber, dem trefflichen Manne lag nur der eine Gedanke an, das Ziel ſeiner diesmaligen Fahrt: den Durchgang zu finden, der auf kürzeſtem Wege ihn nach Indien führen ſollte. Es war als wollten alle Elemente ihn von dieſem vergeblichen Verſuch zurückſchrecken, denn noch auf keiner andren Fahrt hatte er ſo viel mit Stürmen, widrigen Winden und Windſtillen, mit dem Wechſel zwiſchen niederſtrömenden Regengüſſen und den glühend heißen Sonnenſtrahlen zu kämpfen gehabt als auf dieſer, dabei hatten die Schiffsbohrwürmer ſeine Fahrzeuge durchlöchert, der mitgenommene Proviant war entweder ganz verdorben, oder, wie namentlich der Schiffszwieback ſo von Würmern durchdrungen, daß man ihn, um den natürlichen Abſcheu vor ſolcher Koſt zu überwinden, nur im Dunkeln, ungeſehen genießen konnte. Endlich, noch etwas öſtlich jenſeits Porto bello, an der Landenge von Darien mußte Columbus die Erreichung jenes gehofften Zieles aufgeben, womit er dem Werk ſeines Lebens hatte die Krone aufſetzen wollen. Aber ein andres, wenn auch nicht für ſeinen perſönlichen Ruhm, dennoch für das königliche Haus, dem ſeine Dienſte gewidmet waren, ſehr vielverſprechendes Ziel lag ihm naher, dies war die genauere Erforſchung und die Beſitznahme der goldreichen Coſta ricca, namentlich der Gegend von Veragua, welche er auf ſeiner Herfahrt nur im Vorübergehen geſehen hatte. Abermals nur nach unerhörter, furchtbarer Anſtrengung, denn auf der Herfahrt an der Küſte hatte der Oſtwind ſie gehemmt, auf der Rückkehr hatten ſie mit ſtürmiſchen Weſtwinden zu kämpfen, konnten die ſo vielfach ſchadhaft gewordenen Fahrzeuge in die Mündung eines Flußes einlaufen, welche ganz nahe bei der Veragua-Mündung lag. Es geſchahe dies am h. Dreikönigstage 1503; zur Erinnerung des Beſuches der Weiſen an der Krippe, nannte Columbus den Fluß, an deſſen Ufern er gelandet hatte, Belen oder Bethlehem. Das Volk der Umgegend war kein ſo zahmes, friedliebendes, als die Bewohner von Hayti; ein inſtinctartiges Vorgefühl regte ſie zum kriegeriſchen Widerſtand gegen die Fremden von niegeſehener Art auf, doch ließen ſie, nachdem ſie die Ueberlegenheit der Weißen erkannt, auf einige Zeit ſich begütigen und zu einer Art von friedlichem Verkehr bewegen. Es wurden jetzt außer den Lebensmitteln, daran die Mannſchaft ſo lange Mangel gelitten, das reinſte Gold, theils zu Platten verarbeitet, theils im rohen Zuſtand in ſo bedeutender Menge zu den Schiffen gebracht, daß Columbus in ſeinem Reiſebericht behauptet, er habe während der ganzen vier Jahre ſeines Aufenthaltes in Hispaniola oder Hayti nicht ſo viel Gold zu ſehen bekommen als ihm bereits während den erſten Tagen ſeines Aufenthaltes im Diſtrict von Veragua zu Geſicht gekommen ſey. Dazu kam der günſtige Bericht, welchen Bartholomäus Columbus von mehreren ſeiner kühnen Streifzüge in das Land über den ganz außerordentlich reichen Goldgehalt des Bodens erſtattete; ein Bericht, welcher unmittelbar durch den Augenſchein beſtätigt wurde, indem jeder der Begleiter eine bedeutende Menge Waſchgold mit ſich brachte, welches er ſogar von den Wurzeln der in der Nähe des Waſſers ſtehenden Bäume geſammelt hatte. Die Ausſage von einem mächtigen, hochgebildeten Staate in der Nachbarſchaft (vielleicht war es Peru, von welchem das Gerücht bis hierher gedrungen) wiederholte ſich, ſo weit man mit dem Volk des Landes ſich verſtändigen konnte, auch hier.

Noch einmal erwachte bei dieſer Gelegenheit in dem großen Columbus das Sehnen, ſich auf Erden eine Hütte zu bauen. Sein Plan knüpfte ſich abermals durch den goldnen Faden ſeiner noch immer jugendlichen Phantaſie an den ihn beſtändig beherrſchenden Gedanken von Jeruſalems vormaliger und künftig vielleicht wiederkehrender Herrlichkeit an. Er erinnerte ſich in des Joſephus jüdiſchen Alterthümern die Behauptung geleſen zu haben, daß König Salomo jene Maſſen des Goldes, die er zum Tempelbau verwendete, aus den Bergwerken der aurea Chersonesus erhalten habe. Welche Gegend der Erde, ſo ſchloß er aus ſeinen noch unvollkommenen geographiſchen Anſichten, konnte anders von dem jüdiſchen Alterthumsforſcher gemeint ſeyn als hier die von Veragua! Aus ſeinem Paradies in Hayti hatte man ihn vertrieben, was konnte ihn hindern ſich hier, in der aurea Cherſoneſus ein neues zu begründen! Der Plan war kaum in ihm entſtanden, da ſchritt er auch ſchon zur Ausführung deſſelben. Er ließ eine kleine Niederlaſſung von mehreren hölzernen Häuſern anlegen; achtzig Mann unter dem Befehl ſeines Bruders Bartholomäus ſollten hier zurückbleiben, er ſelber wollte nach Spanien ſegeln, um von da eine Verſtärkung an Mannſchaft und andre nöthige Hülfsmittel zu holen.

Eine ſolche Colonie, unter der Aufſicht des einſichtsvollen, ſtrengen Bartholomäus hätte allerdings in Hayti, wie dieſes anfangs war, ſich halten können, nicht aber unter dem kriegeriſchen Volk von Veragua. Der mächtige und tapfere Kazike Quibian ſahe mit Unmuth, wie dieſe Fremdlinge in ſeinem Gebiet ſich feſtſetzen wollten. Einem Gewaltſtreich, den er, an der Spitze ſeines Volkes zur Vernichtung der Spanier ausführen wollte, kam zwar Bartholomäus durch einen ähnlichen, von ſeiner Seite entgegen, indem er dieſen gefährlichen Feind durch ſchnellen Ueberfall mit einem großen Theil ſeiner Familie gefangen nahm, aber der Kazike entkam aus dieſer Haft und während Columbus ſchon die Anker gelichtet und den Hafen verlaſſen hatte, brach über ſeine zurückgebliebenen Coloniſten eine ſo furchtbare Streitmacht der Indianer herein, daß mehrere von dieſen dem unerwarteten Anfall erlagen, die andren aber den Admiral flehentlich baten ſie aus der ſichren Todesgefahr zu retten und auf ſeinen gebrechlichen Fahrzeugen ſie mitzunehmen.

Als Columbus gegen Ende des April 1503 die Ufergegend von Veragua, an welcher ſeine letzte Hoffnung ihm zu Grabe gegangen, verlaſſen hatte, konnte er ſich dennoch nicht entſchließen, von dem Verſuch abzuſtehen, das an die Coſta ricca angränzende Küſtenland und ſeine Lage genauer zu erforſchen. Er ſteuerte deshalb noch weiter nach Südoſt an der Landenge bis in die Nähe des Golfs von Darien hin und hielt dieſe Richtung bis zum erſten Mai ein, wo ihn endlich das gewaltthätige Widerſtreben ſeines Schiffsvolkes und der ungemeine Nothſtand ſeiner Fahrzeuge zwangen, der Heimfahrt ernſtlich zu gedenken. Ohnehin war von dieſen Fahrzeugen nur noch die Hälfte vorhanden, denn das eine war bei der beabſichtigten Niederlaſſung im Belemfluſſe als Wrack zurückgeblieben, ein andres hatte man auf der weitren Fahrt, weil es ganz von Bohrwürmern zerriſſen war, verlaſſen müſſen. Aber auch die zwei noch übrigen konnte man nur noch durch unabläſſiges Auspumpen, bei Tage wie bei Nacht über dem Waſſer halten und als endlich am St. Johannisfeſt 1503 dieſer Lauf durch beſtändige Gefahren an der Küſte von Jamaica ſein Ende erreichte, da ließ der Admiral beide Schiffe, die nichts mehr waren als ein unbrauchbares Wrack auf den Grund auflaufen, wobei ſogleich die ganzen Räume ſich mit Waſſer bis zum Verdeck anfüllten, auf deſſen Vorder- und Hintertheil man Kajüten errichtete, zum Wohnort und als Vertheidigungspoſten gegen die Schaaren der Indianer, mit denen damals die Inſel bevölkert war. So waren Columbus und ſeine Gefährten als Schiffbrüchige, in troſtloſem Zuſtand auf eine Inſel verſchlagen worden, auf der ſich kein Mittel zur Weiterfahrt ihnen darbot. Der Vorrath an Lebensmitteln, der aus der nächſten Umgegend kam, reichte nicht für die täglichen Bedürfniſſe der Mannſchaft aus; da wagte es der kühne Diego Mendez zuerſt mit drei Begleitern, dann allein die Inſel nach allen Seiten zu durchſtreifen und mit den Kaziken der verſchiedenen Diſtricte ſo wie mit ihren Bewohnern einen Verkehr anzuknüpfen, in deſſen Folge jetzt eine ausreichende Menge von Eßwaaren zu den Schiffen gebracht wurde. Mendez hatte auf dieſer Wanderung auch ein verhältnißmaßig anſehnliches Indianerboot von einem der Kaziken erkauft, in dieſem ausgehöhlten Baumſtamm unternahm der treugeſinnte, unerſchrockene Mann die Fahrt nach Hispaniola, um dem Ovando die Gefahr ſeiner Landsleute ans Herz zu legen und ihn um Hülfe zu bitten. Mit ihm giengen ein Italiener Fieschi und 6 Indianer als Ruderer. Zehn Tage brachte die kleine Geſellſchaft auf dem Meere zu, einige der Indianer waren ſchon der Anſtrengung und dem Durſt erlegen, da landeten ſie endlich an der erſehnten Inſel. Aber es vergiengen Monate nach Monaten und die erwartete Hülfe kam dem Columbus nicht. Da empörte ſich ein großer Theil des Schiffsvolkes gegen den krank darniederliegenden Mann, und es war abermals ein Menſch, den Columbus mit ſeinen Wohlthaten groß gezogen hatte, ein Kaſtilianer aus adeligem Geſchlecht, Francisco de Porras, der gegen ſeinen Wohlthäter als erbittertſter Feind auftrat. Der Admiral hatte dieſem Undankbaren die Capitansſtelle eines der Fahrzeuge anvertraut; in ſolcher Stellung ſo wie durch ſeinen Stand hatte ſich derſelbe einen großen Anhang unter ſeinen Landsleuten erworben. Dieſer Porras ſtund an der Spitze der Meuterei, an welcher 48 Mann, zum großen Theil noch die geſündeſten und ſtärkſten des Volkes Theil nahmen. Die Aufrührer bemächtigten ſich der zehn Indianerböte, welche der Admiral von den Inſulanern erkauft hatte, fuhren zuerſt längs der Küſte bis zum öſtlichen Ende der Inſel hin, landeten oft auf dieſer Fahrt und betrugen ſich überall gegen die Eingebornen als grauſame Raubmörder. Sie verſuchten es dann auf ihren Canoes die Heimreiſe anzutreten, ſtunden aber bald furchtſam von dieſem Unternehmen ab, kehrten abermals auf die Inſel zurück, die ſie nach allen Richtungen wie eine Bande von Dieben und Mördern durchſtreiften und an den harmloſen Bewohnern alle blutige Gräuel der wüthenden Thierheit verübten. Zuletzt wollte dieſe Rotte den krank darniederliegenden Admiral überfallen, was ſich im Wrack der Schiffe noch Brauchbares fände, rauben, und hierbei ſeines Lebens ſchonen, da lieferte der tapfere Bartholomäus Columbus ihnen eine Schlacht, dabei mehrere der Rebellen den Tod fanden, Porras gefangen genommen wurde, die übrigen zum Gehorſam zurückkehrten. Aber die Bewohner der Inſel waren durch die Barbareien der Bande des Porras aus Freunden der Spanier zu ihren Feinden geworden. Sie zogen ſich aus der Nähe der Fremdlinge zurück, brachten ihnen keine Lebensmittel mehr. Aus dieſer Noth rettete Columbus ſich und die Seinen durch die Macht der Wiſſenſchaft, die ſeine Europäiſche Bildung ihm darbot. Er wußte es, daß in einer der nächſten Nächte eine totale Mondsfinſterniß eintreten werde. Den Tag vorher verkündete er den Indianern, daß ſein Gott, erzürnt über ihre Weigerung, ihn und die Seinen mit Lebensmitteln zu verſorgen, in der nächſten Nacht am Mond ein Zeichen der Rache offenbaren werde. Die Indianer ſahen mit Schrecken die helle Mondſcheibe ſich verdunkeln, baten den mächtigen Mann um Gnade, und von nun an verſorgten ſie ihn wieder reichlich.

Endlich, nach einem Jahr des vergeblichen Harrens erſchienen, geführt von dem treuen Mendez, zwei Schiffe zum Abholen der Schiffbrüchigen, dieſe traten am 28. Juni 1504 die Fahrt, zuerſt nach Hispaniola an, von wo Columbus mit erſter Gelegenheit nach Spanien zurückkehrte. Dem menſchenfreundlichen Entdecker dieſer neuen Welt mußte das Herz bluten, bei alle dem was er von dem Schickſal des einſt ſo glücklichen Volkes ſeiner Inſulaner erfuhr. Die ganze Inſel war jetzt von gewinnſüchtigen Abentheurern und von Coloniſten überſchwemmt, welche faſt nur ihren Gewinn berechneten. Bevollmächtigte der Regierung mißbrauchten ihre Gewalt, die ihnen über die Indianer anvertraut war, welche die vermeintlichen Goldminen bearbeiten oder das Land bauen ſollten. Das unglückliche Volk erlag den Qualen der ungewohnten Arbeit ſo wie der Hungersnoth, der ſie, ſeitdem die Weißen ihnen ihr Land genommen, dahin gegeben waren; Mütter ſelbſt tödteten ihre Kinder, um ſie vor dem Elend und den Martern eines ſolchen Lebens zu bewahren; ſchon nach 10 Jahren waren mehrere Hunderttauſende der Eingebornen umgekommen, nach kaum zwei Jahrzehenden ſpäter war das ganze Volk der Eingebornen von der Erde vertilgt.

Am 7. November 1504 kehrte Columbus von dieſer letzten, mühſeligſten Fahrt ſeines Lebens nach Spanien zurück, um das Krankenlager des Schiffes mit einem Krankenlager in Sevilla zu vertauſchen. Wenig Wochen nachher ſtarb ſeine treueſte Schützerin, die Königin Iſabella. Von nun an ſahe er ſich von aller Hülfe des Hofes verlaſſen; alle die Forderungen, die er nach den frühern Verträgen und als Gehalt für die letzten Jahre zu machen hatte, blieben unerfüllt. Sein hochſtrebender Geiſt hatte während des Lebens der Leiblichkeit ſich mancher Hoffnung hingegeben, welche nur unvollkommen erfüllt und ſelbſt ganz getäuſcht wurde; eine Hoffnung jedoch blieb ihm treu und iſt nicht zu Schanden geworden, das war die, mit welcher er am 20. Mai 1506 freudig, als gläubiger Chriſt hinübertrat in die Ewigkeit. Die letzten Worte des ſiebenzigjährigen mühebeladenen Erdenpilgrims waren: „In deine Hände, Herr, befehle ich meinen Geiſt.“ Jenen Frieden eines Paradieſes, jenen ſicheren Hafen der Ruhe, nach denen ſein forſchender Geiſt jenſeits der Meere vergeblich ſuchte, hat er dort gefunden, doch war es als ſey dem erkalteten Leibe, ja zuletzt ſelbſt noch dem Gebein des großen Verſtorbenen auf länger fortwährende Zeiten das Loos jenes Wanderlebens über Land und Meere zurückgeblieben, das ihm, ſo lange die raſtlos ſtrebende Seele ihn bewegte, beſchieden war. Denn nachdem man die irdiſchen Reſte des großen Columbus zu Valladolid, wo er geſtorben war, in der Franziskanerkirche beſtattet und in der Domkirche Maria de la Antigua die Leichenfeier mit gebührenden Ehren begangen hatte, brachte man im J. 1513 den Sarg in die Kapelle von Las Cuevas zu Sevilla. Von da hat man die Gebeine des großen Entdeckers der neuen Welt im J. 1536 hinübergeführt nach jener Inſel, die während der letzten Jahre ſeines Lebens öfters ein Ziel ſeines Sehnens geweſen, nach Hiſpaniola, wo man ſie im Dom von San Domingo beſtattete. Aber auch hier war den Reſten des großen Seemannes noch keine ungeſtörte Ruhe beſchieden; ſie wurden im J. 1796 nach Havanna auf der Inſel Cuba gebracht. Mit denen des Vaters zugleich haben auch die irdiſchen Reſte ſeines Sohnes, des Diego Columbus, der im J. 1526 ſtarb und neben dem Vater ſeine Ruheſtätte zu Sevilla fand, daſſelbe Loos der Wanderungen getheilt. Dieſer Diego Columbus war darin glücklicher als ſein Vater, daß ihm nach mehreren Jahren vergeblichen Bemühens zuletzt dennoch jene Würde der Statthalterſchaft von Weſtindien wiedergegeben ward, welche man in einem feierlichen Vertrag vom J. 1492 dem Chriſtoph Columbus und ſeinen Erben verſprochen, ſpäter aber, gegen alles Recht, wieder entzogen hatte.

IV.

Kleine Erzählungen.

1.

Der Incognitotitel.

Jener Bettelvogt und Gerichtsdiener zu Hohenbichel, welcher mit ſeinem Zunamen Graf hieß, nannte ſich, wenn er auswärts war, niemals Bettelvogt, ſondern immer als Graf von Hohenbichel. Der gute Mann wollte wahrſcheinlich, ſo wie manche große regierende Herren, incognito durch die Welt wandern, was ihm jedoch eben ſo wenig gelang, als ſolch hohen Herrſchaften, denn in dem kleinen Kreiſe, über welchen ſeine Wanderungen ſich erſtreckten, kannte man ihn in jedem Wirthshauſe als den geſtrengen Bettelvogt, deſſen Stock und ſtarker Arm die Gaudiebe und Landſtreicher der ganzen Umgegend fürchteten. Uebrigens iſt es zuweilen eine eigene Sache mit dem unverholenen Namen des Standes und Ranges, und es kann ſchon Fälle geben, wo es beſſer wäre, man verſchwiege denſelben, wie z. B. wenn Jemand ein Spion iſt, und der Feind ergreift und fragt ihn, wer er ſey. Obwohl in jenem Kriege, welchen die Reichsſtadt Aalen gegen Reutlingen führte, der Spion von Aalen, als er unter das Heer des Feindes gerieth, das wohl nahe an dreißig Mann ſtark ſeyn möchte, es ehrlich ausſagte, was für ein Gewerbe ihn hieher geführt habe, und dabei dennoch mit dem Feinde ganz gut auskam, weil er dieſem die Gefälligkeit erzeigte, ihn noch an demſelben Abend mit nach Aalen zu nehmen. Dem Manne, von welchem ich hier erzählen will, wäre es beinahe ſchlimmer ergangen, da er ſeinen Titel und Rang nannte, als dem Spion von Aalen; dennoch kam auch er mit heiler Haut davon.

In das Bad Ems kam einmal, gerade in dem Augenblick, da der Kellner das Glöcklein zog, durch deſſen Ton die im Hauſe wohnenden Herrſchaften zur Wirthstafel gerufen werden, ein Fremder herein, den weder der Wirth noch der Kellner kannten. Es war ein kleiner, wohlbeleibter Herr, in ſchwarzem Frack, ſeidenen Strümpfen und Schuhen, ſtattlich daherſchreitend, als käme er von einer Audienz beim durchlauchtigſten Herzog, der gerade damals auch in Ems ſich aufhielt. Der kleine Mann ſetzte ſich ungenöthigt mitten unter die vornehmſten Herrſchaften hinein, mit deren etlichen er ſchon bekannt ſchien, ließ ſich das gute Eſſen und mehrere Sorten des Weines ſehr wohl ſchmecken, unterhielt aber daneben die Gäſte durch die mancherlei Neuigkeiten und Geſchichtchen, welche er erzählte, ſo vortrefflich, daß zuletzt Alle nur horchten und hinſahen auf das Männlein, das ſo munter und lebhaft erzählte.

Die Tafel wurde jetzt aufgehoben, die Gäſte hatten ſich meiſtens entfernt, der Wirth ſtand im Billardzimmer bei einem Fenſter. Da trat der Fremde zu ihm hin, lobte ganz höflich die ſchöne Lage des Hauſes, die gut beſtellte Tafel und den Wein, und fragte dann nach ſeiner Zeche. Der Wirth, welcher ſich darauf verſtand ſeine (meiſt) hohen Gäſte durch hohe Rechnungen zu überraſchen, benannte ihm eine beliebige Summe. Der kleine Mann ſahe den großen

Rechner verwundert an, zog den Beutel, ſagte aber dabei ganz freundlich: „Ich bin der Schinder von Wiesbaden, und da“ — — Der Wirth ließ ihn nicht ausreden. Er faßte ihn gar unſanft bei dem Arme an, und von Zorn wie von Schrecken blaß ſagte er halblaut, damit nur keiner der Billardſpieler den Skandal merken ſollte: „Er verwünſchter Kerl, kommt mir da herein unter die Herrſchaften; jetzt mache er gleich, daß er fortkommt, — fort, fort, fort!“ — Was ſollte der Fremde thun? Der Wirth ließ ihm keine Zeit zum Bezahlen; er mußte, um nichts Schlimmeres von dem zornigen Manne zu erfahren, ſich eilig aus dem Staube machen; dem Gaſtgeber im Bad Ems grollte und grimmte der Streich noch lange nachher, ſo oft er daran dachte.

So unrecht hatte derſelbe gerade nicht damit. Er war noch nicht lange von Frankfurt am Main daher gezogen, mußte Alles thun, um ſeine Kundſchaft, mit der es doch zunächſt auf hohe Herrſchaften abgeſehen war, zu Ehren zu bringen, und jetzt kommt ihm ein Solcher mitten unter die Gäſte herein, deſſen Handthierung damals noch allgemein für ſo unehrlich galt, daß ſich auch im geringſten Dorfwirthshauſe, wenn man gewußt hätte, wer er wäre, kein Tagelöhner, geſchweige ein Bauer würde neben ihn geſetzt haben, und daß ihm die Hausmagd ſein Bier in einem Krug ohne Deckel gebracht hätte. Der unverſchämte Menſch! Hätte er ſich doch wenigſtens noch, wie höflichere Leute ſeines Standes, als „Waſenmeiſter“ oder als „herrſchaftlicher Roßabſtreifer“ benannt; ſo aber gerade mit dem gemeinſten Namen als Schinder. Wäre die Sache ruchtbar geworden, das ſchöne Gaſthaus im Bade Ems hatte für lange Zeit ſeinen guten Ruf verloren. Indeß mußte zum Glück keiner der Gäſte es gemerkt haben, in welch unſaubrer Geſellſchaft er geſpeiſt hatte; die Herrſchaften blieben, kamen und giengen, bewunderten und zahlten die Rechnungen nach wie vor.

Der Wirth im Bad Ems dachte ſchon ſeltner an den widerwärtigen Handel; da führte ihn einſtmals ein nothwendiges Geſchäft nach Wiesbaden. Er ſtieg vom Poſtwagen ab, und beſorgte alsbald ſeine Angelegenheiten. Indeß war es Eſſenszeit geworden; der Mann war hungrig und liebte eine gute Tafel, er ließ ſich nach dem beſten Gaſthauſe der Stadt hinweiſen. Hier verſammelten ſich ſo eben die Gäſte zur Wirthstafel. Es war eine große, anſehnliche Geſellſchaft; dennoch wurde dem Emſer ein Ehrenplatz, nicht weit vom Hausherrn, angewieſen. Die Unterhaltung bei Tiſche war überaus lebhaft. Der Wirth, ein kleiner, wohlbeleibter Mann, in ſchwarzem Frack, ſeidenen Strümpfen und in Schuhen, erzählte ſo viel Neuigkeiten und hübſche Geſchichtchen, daß Alle hinhorchten und hinſahen auf das Männlein, das ſo munter und lebhaft erzählte.

Auch der Wirth aus Bad Ems horchte und ſahe hin und der Erzähler kam ihm einigermaßen bekannt vor; nur wußte er, wie man zu ſagen pflegt, nicht recht, wohin er ihn thun ſollte. Seinerſeits ſchien aber auch der Hausherr ſein beſondres Augenmerk auf dieſen Collegen aus Ems gerichtet zu haben; ſo oft ein vorzüglich leckeres oder ſeltenes Gericht kam, nöthigte er ihn zum Zulangen und ließ ihm durch den Marqueur von den beſten Weinen, die er im Keller hatte, eine Probe nach der andren vorſetzen. Dem Gaſt aus Ems gefiel und ſchmeckte zwar Alles ſehr gut, doch graute ihm ſchon im Voraus vor der Rechnung. Als er aber, bald nach aufgehobener Tafel, — denn der Poſtwagen war nahe am Abfahren — zu dem kleinen, dicken Wirthe hintrat und nach ſeiner Schuldigkeit fragte, da klopfte ihm dieſer freundlich auf die Schulter und ſagte halblaut:

„Der Schinder von Wiesbaden nimmt von ſeinem Collegen, dem Schinder aus Ems, keine Bezahlung an; ſchenken Sie mir ferner die Ehre."

Jetzt giengen erſt dem Wirth aus Bad Ems die Augen und das Verſtändniß auf; er begriff nun, was ſein College bei dem Nennen ſeines Incognitotitels gemeint hatte; denn das Handwerk, das dieſer Titel andeutet, wird gar auf ſehr verſchiedene Weiſe nicht nur an Todten, ſondern auch an Lebenden betrieben, und während jenes nur äußerlich, mag dieſes innerlich unehrbar ſeyn.

Was an fremder Haut nur Flecken,
Kann bei dir im Fleiſche ſtecken.

2.

Unverhofft kommt oft.

Unſere Alten haben uns mancherlei Mährlein erzählt, in denen oftmals eine gute Lehre: ein ernſthafter Kern in ſcherzhafter Schale verborgen liegt. So zum Beiſpiel von jenem Schuhmacher, der nicht gerne arbeiten, ſondern lieber reich werden wollte ohne Arbeit und deßhalb einmal ins Lotto ſetzte. Es hatte ihm gar lebhaft von 3 Zahlen geträumt, und da war ihm gar kein Zweifel, die müßten alle drei bei der nächſten Ziehung heraus kommen, deßhalb hatte er alles Geld, das im Haushalt aufzutreiben war, darauf geſetzt und lieber mehrere Tage dafür gedarbt.

Weib, — ſagte er zu ſeiner Frau, als er am Tage der Ziehung, in ſeinen Sonntagsrock gekleidet, fort gieng, — als ein armer Mann verlaſſe ich dich, als ein reicher werde ich zurückkehren. Denn ich habe es berechnet, wie viel der Gewinn von meinen 3 Zahlen beträgt; und ſollte auch die Lottokaſſe darüber geſprengt werden, was mir gebührt, das muß man mir geben. — Da will ich nur noch Eines erinnern. — Dieſer alte grüne Kachelofen da hat mich zu oft geärgert, denn er ſieht keineswegs ſchön aus, dazu läßt er den Rauch allzu ſehr durchgehen. Wenn man meine drei Zahlen wird verleſen haben, dann will ich mich entfernen und zu dir heimkehren. Nicht aber zu Fuße, wie du mich jetzt ſiehſt von dir gehen, ſondern wie ſich's meinem Vermögensſtand geziemt, getragen in einer Portchaiſe. Siehſt du nun die Portchaiſe vor deine Hausthür kommen, ſo thue mir den Gefallen, nimm hier dieſen Hammer und ſchlag den Kachelofen ein — Wir ſpeiſen heute Mittag in der goldenen Ente; morgen ſetzt man uns ſtatt des alten Kachelgehäuſes einen eiſernen Ofen.

Er gieng; ſeine gute Frau ſtund voller Erwartung, mit dem Hammer in der Hand, am Fenſter. Indeß war der Mann im Rathhausſaale, wo die Ziehung geſchah. Die Nummern wurden verleſen, aber — o weh! keine einzige von denen, die der Schuhmacher ſetzte, war darunter. Der Mann hatte ſeit zwei Tagen kein Bier getrunken, nichts genoſſen, als Brod und Waſſer, er war deßhalb empfindſamer als gewöhnlich; er fiel in Ohnmacht. „Ei“, ſo rief ſein Nachbar, der Schmied, „laßt doch geſchwind eine Portchaiſe kommen für den kranken Jobſt“ Man legt dieſen hinein, die Träger eilen, ſie halten vor der Hausthür. Da erfaßt die Frau voll Freude ihren Hammer und ſchlägt den grünen Kachelofen in Stücken. Als ſie aber nun die Stubenthür eröffnet, da bringt man ihren ohnmächtigen Jobſt getragen und vom Gewinn nichts dabei. Mit dem Mittagseſſen in der goldenen Ente war es aus; der Nachbar Schmied mußte ſogar auf Vorſchuß die Portchaiſenträger bezahlen, denn es war kein Kreuzer mehr im Hauſe.

Armer Tropf! wäre ich an Ort und Stelle geweſen, ich hatte dir gerne etwas zu deiner Herzſtärkung gegeben, dabei aber auch zugleich eine kleine Ermahnung: dem feſt verhofften Glücke nicht gar ſo viel zu trauen und den Sperling der täglichen Arbeit in der Hand höher zu halten, als die fremde Taube auf dem Dache.

Lade, eh' den Hirſch du haſt,
Auf den Braten keinen Gaſt.

Ein anderes Geſchichtlein, welches wohl auch nur ein Mährlein ſein mag, dabei aber keinen unebnen Sinn hat, laßt ſich füglich an das vorhergehende anſchließen. Es handelt von einem Leineweber, der ein Meiſter Luſtighans war, und dabei, wann er ſeine Sprünge durchs Leben machte, weder nach oben noch nach unten ſchaute. Der Mann hatte ſeit etlichen Wochen ziemlich fleißig an einem Stück Waare gearbeitet und hatte nur noch wenig Schüſſe mit ſeinem Weberſchifflein zu thun, dann war er fertig. Es war Sonnabend Nachmittags, er konnte heute noch abſchneiden, ſeine Löhnung holen und dann morgen ſich einen luſtigen Sonntagsnachmittag machen. „Frau", ſo rief er, „jetzt werde ich gleich fertig ſein." — „So Gott will", ſprach die Frau, welche ein frommes Weib war. — „Ei", ſo ſprach der Weber, „wenn er auch nicht will, ſo werd ich doch gleich fertig." Er ſchoß das Schifflein gar eifrig durch die Fäden, aber der Wurf war zu kraftig, es fiel hinab unter den Weberſtuhl. Der Mann, im Zorne über ſein Ungeſchick, ſprang vom Sitz herunter, gerieth aber dabei zwiſchen die Fußlatten und brach ein Bein. Es dauerte jetzt über 6 Wochen, bis er ſein Waarenſtück vollenden konnte.

Wenns auch im Juni noch ſo heiter,
Spiel', Knabe, nicht am Blitzableiter.

Biographieen
und
Erzählungen.

Von

Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert,
Hofrath u. Professor der Naturgeschichte an der Königl. Ludwigs-Maximilians-Universität zu München.

Dritter Band.

Erlangen,
Verlag von Carl Heyder.
1848.

Beiſpiele

von merkwürdigen

Errettungen aus äußeren Gefahren.

Von

Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert,
Hofrath und Profeſſor der Naturgeſchichte an der Königl. Ludwigs-Maximilians-Univerſität zu München.

Erlangen,
Verlag von Carl Heyder.
1848.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Ihrer Kaiſerlich-Königlichen Hoheit

der

Frau Erzherzogin

Adelgunde von Oeſterreich-Eſte,

Herzogin von Modena, Königlichen Prinzeſſin von Bayern,

Ihrer Kaiſerlich-Königlichen Hoheit

der

Frau Prinzeſſin

Luitpold von Bayern,

gebornen Kaiſerlichen Prinzeſſin und Erzherzogin von Oeſterreich, Königlichen Prinzeſſin von Ungarn und Böhmen, Großherzoglichen Prinzeſſin von Toscana,

Ihrer Kaiſerlich-Königlichen Hoheit

der

Frau Erzherzogin

Hildegarde von Oeſterreich,

Königlichen Prinzeſſin von Bayern,

Ihrer Königlichen Hoheit

der

Prinzeſſin

Alexandra von Bayern

widmet dieſes Buch zur Erinnerung an die Abendunterhaltungen eines bedeutungsvollen, ernſten Winters und Frühlinges

in tiefſter Ehrfurcht

der Verfaſſer.

Vorrede.

Der kleine Faſcikel von Rettungsgeſchichten, den ich hiermit der Oeffentlichkeit übergebe, mag wohl in Form und Inhalt ein etwas andres Gepräge an ſich tragen, als die beiden Bände der Biographieen und Erzählungen, an welche derſelbe als Zugabe ſich anſchließt. Wie der Strauß von Feldblumen, den ein Wandrer in ſeiner Hand trägt, den Weg verräth, den derſelbe ſo eben an der einſamen Seeküſte hin oder über das verödete Gebirge genommen, ſo gibt ſich an den Werken unſrer Hand der herrſchende Charakter der Zeit kund, in der ſie entſtanden ſind. Auch dem Erzähler dieſer Rettungsgeſchichten haben die Ereigniſſe der letztvergangenen Tage einen Stoff und eine Stimmung aufgedrungen, welche wohl nicht die ſeinige allein, ſondern zugleich die eines beachtenswerthen Theiles ſeiner Zeitgenoſſen war.

Nicht aber die Zeit allein, in welcher dieſe Erzählungen niedergeſchrieben wurden, ſondern auch die anfängliche Beſtimmung, welche ſie in der Form eines mündlichen Vortrages hatten, mag an ihnen bemerklich ſeyn. Es wird dieſes keiner Entſchuldigung bedürfen. Wir Alle, ſowohl jene, welche im äußren Leben den hochgeſtellten Edeltannen des Waldes, als die, welche dem Heidekraut des Thales gleichen, wenden uns in dieſer ſturmbewegten Zeit gerne dem tröſtenden Strahle zu, der durch die dichten Wolken bricht, und der mit ſeinem ſiebenfarbigen Bogen von einer Rettung aus Gefahren zeuget, welche der Menſchenſeele, in der die Hoffnung lebt, wenigſtens fur das innre Leben verheißen iſt.

Die Quellen, aus denen der Stoff zu den hier nachſtehenden Erzählungen kam, ſind bei jeder derſelben genannt. Obgleich der Verfaſſer Gelegenheit hatte über die Schickſale der liebenswürdigen Miſtreß Spencer Smith auch von andren Seiten als durch die Memoiren der Herzogin von Abrantes Aufſchlüſſe zu erhalten, möchte er dennoch nicht ſicher dafür einſtehen, ob etwa die urſprüngliche Erzählerin, die genannte Herzogin, eine und die andre kleine Ausſchmuckung ihres Berichtes eben ſo leicht ſich erlaubt habe, als einzelne, in möglichſter Weiſe von mir ergänzte und verbeſſerte Lücken, die jener Bericht, namentlich über den Reiſeweg durch Tyrol und Salzburg offen läſſet. Man pflegt überhaupt, auch den gebildeteren Franzoſen allerhand Vernachläſſigungen der Geographie von deutſch-redenden Ländern gern zu gute zu halten und ſolche Verſtöße zum Beſten zu kehren. Mag man auch dem Verfaſſer dieſer

Rettungsgeſchichten die Mängel ſeiner Gabe ſo weit als billig nicht zum Schlimmſten, ſondern, wie es in der Auslegung zum achten Gebote heißt, zum Beſten kehren.

München, 20. Aug. 1848.

Der Verfaſſer.

Inhaltsanzeige.

Seite

I. Die Rettung des Bertrand de Moleville . 1
   1) Die damalige Zeit 1
   2) Der Ausbruch der dringendſten Gefahren . . . 5
   3) Sorgen für die eigne Sicherheit und für das Leben der Freunde 7
   4) Die gefährliche Hausſuchung 16
   5) Vorkehrung gegen weitre Gefahr 23
   6) Die Pariſer Septembergräuel 27
   7) Die Sprache des guten Gewiſſens an das menſchliche Gefühl eines Mörders 32
   8) Die falſche Todesnachricht 39
   9) Die wohlgelungene Flucht aus der Hauptſtadt . . 42
   10) Verlegenheiten in Boulogne und ihre Löſung . . 45
   11) Die Ueberfahrt nach Dover 50
   12) Das friedliche Wohnen unter dem Schutze des Geſetzes und der Ordnung 50

II. Die Rettung des Stuartiſchen Prinzen Carl Eduard durch die Treue der ſchottiſchen Hochländer 64

III. Die Rettungsgeſchichte der Miſtreß Spencer Smith 94

IV. Die beiden Irländer 143

V. Capitän Franklins Nothſtand auf ſeiner Landreiſe in der nördlichen Polarzone . . 152
   1) Die Aufgabe, welche zu löſen war 152
   2) Franklins Vorgänger 157
   3) John Franklins Entdeckungsreiſe an den Küſten des Polarmeeres 166

Seite
4) Ein Kampf mit Noth und Tod 172
5) Franklins und ſeiner Gefährten ſpätre Unternehmungen 184
VI. Die Rettung des du Pleſſis-Mornay und ſeiner nachmaligen Gemahlin aus den Todesgefahren der Pariſer Bartholomäus-Nacht 191
1) Mornays eigne Rettung 191
2) Die Rettung der Frau Mornay du Pleſſis . . 207
VII. Rettungsgeſchichten aus dem Leben des John Smith, eines der erſten Begründer der engliſch-amerikaniſchen Staatenſyſteme 226
1) Ein ſeltner Mann 226
2) Rettung durch einen Compaß 236
3) Smiths fernere Schickſale bis zu ſeiner zweiten Rettung aus Todesgefahren 241
4) Zweite Rettung des John Smith aus drohender Lebensgefahr 253
5) Die Pflanz-Staaten von Virginien und Neuengland in der Verſchiedenheit ihrer Grundlage und innern Verfaſſung 258
6) Ein Mann der Republik 262
VIII. Rettungen aus verſchiedenen Gefahren und Verlegenheiten 268
1) Die rettende Heilkraft der kindlichen Liebe . . . 268
2) Die rettende Heilkraft eines friſchen Muthes . . 269
3) Die Rettung eines lebendig Begrabenen aus ſeiner tiefen Gruft 279
4) Eine Rettung aus den Händen der Raubmörder . 283
5) Kühne Liſt gegen tückiſche Hinterliſt 288
6) Die aufgedrungene, böſe Bewirthung 293
7) Rettung aus den Gefahren eines Schiffbruches . . 301

I.

Die Rettung
des
Bertrand de Moleville.

1) Die damalige Zeit.

Der anbrechende Morgen des 14. Juli 1788 ſchien, von Flandern bis gen Poitou, ein ganz andres Frankreich zu beleuchten, als der Morgen des vorhergehenden Tages. Das Ungewitter, welches durch ſeine Schreckniſſe an jenes erinnerte, das einſt am Nilus den unbeugſamen Herrſcher mit Furcht erfüllte, war vorüber, das Grün aber der Wälder, der Gärten und Weinberge, die Felder mit ihren der nahen Ernte entgegenreifenden Saaten lagen darnieder geſchmettert; nur hin und wieder hatte das verheerende Spiel der Naturgewalten einen Baum, oder etliche der vollwichtigen Aehren verſchont gelaſſen, war über die Rebe, die hinter dem Felſen verſteckt lag, oder über den niedren Dornbuſch hinweg gezogen, ohne ſie zu vernichten.

Jenes Ungewitter, das ein Jahr nachher, am 14. Juli 1789, am Tage der Erſtürmung der Baſtille nicht in der Natur, ſondern in einem empörten, dem Gerichte reif gewordnen Volkshaufen ausbrach, hat nicht nur fünf Stunden, ſondern fünf volle Jahre lang ſeine Blutſchauer über das unglückliche Land ergoſſen; es hat Hunderttauſende der Unſchuldigen wie der Schuldigen in ſchnellerem oder langſamerem Tode dahingerafft; ganze, vormals reich bewohnte Landſtriche für längere Zeit entvölkert; die Luſtſchlöſſer und Landſitze der Vornehmen und Reichen in verödete Gemäuer verwandelt; die Grundveſte aller göttlichen ſo wie menſchlichen Ordnung erſchüttert. In derſelben Weiſe jedoch, in welcher die Schauer des Hagels und der Orcan im Juli 1788 einzelne Bäume und Reben, die mitten im Zuge der Wetter lagen, unverſehrt gelaſſen, hat auch das blutige Gericht, welches die zahlloſe Menge zur Rechten wie zur Linken traf, ſeinen Weg an einzelnen, ſchuldigen wie unſchuldigen Häuptern vorübergenommen, ohne ſie zu fällen. Es hat damals Rettungen von wahrhaft wunderbarer Art, aus der ſcheinbar unvermeidlichen Gefahr des Todes gegeben, bei denen das Thun einer höheren Hand, welche hülfreich dem gläubigen Vertrauen entgegen kommt, unſrem Geiſt begreiflicher vorkommt, andre dagegen, dabei die Wege Gottes in ein unbegreifliches Dunkel gehüllt ſind.

Der Ruheſtand, in den ſich der Wütherich Drouet, nachdem er ſo manchen Gefahren entgangen, unter verändertem Namen nach Maçon zurückgezogen, wird durch den Eingriff keiner äußren Gewalt geſtört, er endigt dort, im gewöhnlichen Laufe der Natur (im J. 1824) ſein gräuelvolles Leben, während der edle Malesherbes noch wenig Monate vor Robeſpierres Fall aus ſeinem für ihn und Andre ſo reich geſegnetem Ruheſtande, darin er, erſt ſpät, den vollen, innren Frieden gefunden, gewaltthätig hervorgezogen und in Geſellſchaft ſeiner Tochter ſo wie ſeiner Enkelin und ihres Gemahles zum Blutgerüſt geführt wird. Billaud und Carrere, über welche das Blut von Tauſenden der unſchuldig Gemordeten um Rache ſchreit, entgehen der wohlverdienten Todesſtrafe und jener ſchreibt noch Jahre lang in St. Domingo ſeine Bücher voll frechen Unſinnes, dieſer aber, nachdem er in Paris ſelbſt unter Napoleon noch mehrere kleine Aemter bekleidet, ſtirbt in äußerlich friedlichem Alter, während der ehrenwerthe Verfaſſer der Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain: Condorcet als Bettler zwiſchen den verlaſſenen Luſtſchlöſſern der Umgegend von Paris umherſchleicht, zuletzt in einem armſeligen Gaſthof, dahin der Hunger ihn trieb, ergriffen und ins Gefängniß geſchleppt wird, wo er, wie es ſcheint, an Gift endigt (28. März 1794).

Der Mann, von deſſen merkwürdiger Rettungsgeſchichte wir in den nachſtehenden Blättern erzählen wollen, war zwar an geiſtiger Kraft weder ein Malesherbes noch ein Condorcet, in ſeinem Leben und Weſen geben ſich nur wenige deutliche Spuren von jener klaren, ſtillen Tiefe kund, darinnen das Licht der Geſtirne von oben am helleſten ſich ſpiegelt, aber Bertrand de Moleville verdient ſchon als Freund der Ordnung, als treuer Diener ſeines Königes, als redlicher Zeuge für Unſchuld und Recht jene achtungsvolle Theilnahme, welche die Leſer ſeiner Schriften, namentlich aber ſeiner Rettungsgeſchichte *) ihm gerne ſchenken werden.

Vergeblich hatten die Männer, welche zuletzt noch dem unglücklichen Könige Ludwig XVI. als Miniſter zur Seite ſtunden: Bertrand, Montmorin und Malouet, dem Monarchen mehrere, wohlüberdachte Pläne zu ſeiner Rettung vorgelegt, deren Ausführung an der Unentſchloſ-

---

*) Sie ſteht in den Noten zum 9. und 10. Bande ſeiner Histoire de la Revolution de France.

ſenheit des Königes wie an den vorgefaßten Meinungen ſeiner Gemahlin ein Hinderniß fand; umſonſt war es geweſen, daß Bertrand durch mancherlei Opfer einzelne, wie es ſchien, auf das Volk einflußreiche Stimmen zu Gunſten des königlichen Anſehens zu gewinnen geſucht hatte; die Rotte der Empörer hatte indeß ungehemmt ihren Weg verfolgt, um das Maaß ihrer Bosheit voll zu machen. Es war in der Nacht vom 9. zum 10. Auguſt 1792, da bemachtigte ſich das jacobiniſche Mordgeſindel mit beiſpielloſer Frechheit der Herrſchaft über die Hauptſtadt; der Bürgerrath, den daſſelbe aus der Mitte ſeiner ehrloſen Schaar ernannt, benutzt ſogleich ſeine neugeſchaffene Macht zur Vernichtung und Verhöhnung des letzten Schattens des königlichen Anſehens und jeder göttlich menſchlichen Ordnung; der Befehlshaber der Truppen, welche zur Vertheidigung des Monarchen und ſeiner Familie die Tuilerien beſetzt hielt: der ritterlich tapfere Mandat, wird unter dem Vorwand einer Beſprechung hervorgelockt und meuchlings ermordet; ein raſender Haufe dringt am Morgen des 10. Auguſt in den Palaſt ein, reißt den König mit ſeiner Familie daraus hinweg und ſperrt ihn im Saale der ſogenannten Rathsverſammlung in das kleine, vergitterte Gemach eines Zeitungsſchreibers ein. Indeß wüthen die Mordbrenner nach ihrer Weiſe im Königspalaſt; ein Theil der Treuen, welche dort um ihren Herrn ſich verſammelt, wird unbedenklich von ihnen geſchlachtet und als die Schweizergarde, ihrer Pflicht eingedenk, den Poſten, der ihr anvertraut worden, vertheidigt, da wird der wohlverſchuldete Tod des galgenwürdigen Geſindels dem Könige, der an der tapfren Gegenwehr ſeiner Garde keinen Theil hatte, als ein Mord ſeiner beſten, ſchuldloſen Unterthanen angerechnet, ja noch zuletzt, als die Rotte der Feinde über ihren Herrſcher das Todesurtheil ausſpricht, wiederholt ihm dieſelbe jenen unerhört frechen Vorwurf.

2) Der Ausbruch der dringendſten Gefahren.

Bertrand de Moleville, mit deſſen perſönlichen Schickſalen wir hier zunächſt uns beſchäftigen wollen, hatte die Nacht vom 9. zum 10. Auguſt in ſeiner Wohnung, in Arbeiten des Amtes und in peinlichen Sorgen um ſeinen König ſchlaflos zugebracht. Vergeblich hatte er auf Nachrichten von den Vorgängen bei den Tuilerien gewartet, welche ihm verabredetermaßen durch einen Vertrauten am Königshofe hatten zukommen ſollen. Der halbe Vormittag des 10. Auguſt war bereits vergangen, in dem Stadtviertel, das der Miniſter bewohnte, herrſchte eine vollkommene Ruhe, ſchon gab ſich derſelbe der Hoffnung hin, daß die gedrohte Gefahr für ſein Königshaus vorüber ſey, da vernahm er den Donner der Kanonen. Noch ehe die Bedienten, die er auf Erkundigung ausgeſendet, zurückkehren, erfährt er durch einen treuen Nationalgardiſten, welcher mit Mühe den Mörderhänden entſchlüpft war, Alles was geſchehen ſey und gleich darauf kommt ein andrer Bote, durch welchen ein vertrauter Freund ihn ermahnen läßt, daß er ſo eilig als möglich ſeine Wohnung verlaſſen und anderswo ſich verbergen ſolle, weil Manuel, eines der Häupter der jetzt herrſchenden Parthei der Perſonen, welche das nächſte Vertrauen des Königs genoſſen, ſich bemächtigten wolle, vor allen jener der Miniſter. Bertrands Selbſtgefühl ſträubte ſich gegen dieſen Rath; er war ſich keiner Schuld bewußt und ſollte jetzt wie ein Verbrecher ſich verſtecken! Hätten nicht die dringendſten Bitten ſeiner ganzen Familie ihn dazu bewogen, er würde ſchwerlich aus ſeinem Hauſe gewichen ſeyn. Sein Bruder, der Malteſerritter Bertrand, reichte ihm den Arm, denn der Miniſter fühlte ſich durch die Heftigkeit der innren Bewegung ſo angegriffen, daß er kaum gehen und ſtehen konnte; nur wenig Menſchen waren auf den Gaſſen des Stadtviertels zu ſehen, weil alles Volk ſich nach den Tuilerien und der Verſammlungsſäle hingedrängt hatte; unbemerkt kamen beide zu dem nur etwa 600 Schritt von des Miniſters Wohnung entlegenen Hotel des Commandanten Eſtourmel, damaligen General-Procurators des Malteſerordens. Sie begegneten dieſem Herrn vor ſeiner Thüre, denn er kam ſo eben aus dem königlichen Schloſſe, wo er ſeit heute Morgen geweſen und nur wie durch ein Wunder den Händen der raſenden Mörder entgangen war, welche den größeſten Theil des Adels, der zur Hülfe und zum Troſt der königlichen Familie um dieſe ſich verſammelt fand, hingeſchlachtet hatten. Sein Angeſicht war bleich und entſtellt, in jeder Miene deſſelben ſprach ſich ein troſtloſer Jammer aus, er drückte dem Freunde die Hand und ſprach mit gebrochenem Laute: „Es iſt alles verloren; ſie haben ſich des Königes bemächtigt, wir werden ihn nie wiederſehen.“

Schon in den erſten Tagen des Auguſt, als die Freunde des Königes noch immer hofften, dieſer werde durch raſchen Entſchluß aus der Hauptſtadt ſich retten, hatte der Miniſter alle die Papiere und Actenſtücke verbrannt, deren Inhalt nur im Mindeſten geeignet ſeyn konnte, den König oder ſeine Freunde in den Augen der Volksparthei zu verdächtigen; durch ſeinen Bruder, den Malteſer, ließ er jetzt auch noch andre Papiere vernichten, welche auf die Bemühungen des treugeſinnten Friedensrichter Buol zu Gunſten des Königes ſich bezogen. Doch war dieſe Vorſorge umſonſt geweſen; Buol wurde noch an demſelben Tage von den aus ihren Gefängniſſen befreiten Verbrechern, welche er, ſeiner Amtspflicht getreu, hatte verhaften laſſen, ergriffen, in die Abtei geſchleppt und endete dort drei Wochen ſpäter, am 2. September, mit der Menge der andern Schlachtopfer unter Mörderhänden.

3) Sorgen für die eigne Sicherheit und für das Leben der Freunde.

Auch dem Miniſter Bertrand drohte ſchon ganz nahe daſſelbe Schickſal, das damals viele ſeiner Freunde traf. Nur zwei ſeiner Bedienten wußten ſeinen jetzigen Aufenthalt; der Hausmeiſter wies alle Nachfragen nach ſeinem Herrn mit der Antwort ab, daß derſelbe aufs Land verreiſt ſei, man ſahe jedoch ohne Aufhören unbekannte Perſonen um die Wohnung herumſchleichen, dieſe beobachteten alle Ein- und Ausgehenden, folgten den Schritten der Letzteren; allgemein war das Gerücht verbreitet, der Miniſter müſſe in einem Hauſe des Stadtviertels verſteckt ſeyn. Die eigne Sicherheit ſo wie die des Freundes der ihn verbarg foderte es deshalb einen andern Rettungsort zu ſuchen; Bertrand flüchtete ſich ſchon nach vier Tagen in eine abgelegene Gaſſe der Stadt zu einem Wundarzt, der ein vieljähriger, treuergebener Bekannter im Hauſe ſeiner Eltern geweſen war, und noch fortwährend eine große Anhänglichkeit, namentlich gegen den einen Bruder des Miniſters bezeugte. Zu dieſem Bruder, der eine geiſtliche Würde begleitete, kam jener ehrliche Bürgersmann faſt täglich und ſprach gegen denſelben in unbefangener Offenheit ſeine Anhänglichkeit an die Conſtitution von 1791, ſeine Achtung vor Petion, ſeine Verachtung gegen Robespierre aus; in der Beſchränktheit ſeiner Anſichten und Kenntniſſe der Welt meinte er nicht anders, als daß jeder Gutdenkende, und für einen ſolchen hielt er den Miniſter von ganzem Herzen, ſo wie er, ein Anhänger der Conſtitution ſeyn müſſe; mit Freuden übernahm er es, dem unſchuldig, „durch die in ihrem Eifer etwas zu weit gehenden Jacobiner“ Verfolgten, einen Bergungsort in ſeinem Hauſe zu gewähren.

Man durfte auf dieſen guten Mann ſich verlaſſen. Denn ohngeachtet ſeiner revolutionären Verblendung, ohngeachtet der dürftigen äußern Lage, in welche er, ſo wie viele ſeiner Mitbürger durch eben dieſe Revolution gerathen war, hätte kein Preis in der Welt ihn vermögen können, den Mann, der ſeinem Schutze ſich vertraut hatte, auszuliefern. Und gerade die dürftige Lage, die jener Wundarzt ſich zugezogen, als er, ein vormals wohlhabender Mann, über dem eifrigen Beſuch der Volksverſammlungen jenen der Patienten aufgegeben und alle Luſt am Arbeiten verloren hatte, war für die beſſere Sicherheit des Miniſters ein günſtiger Umſtand, denn der Doctor war nicht einmal mehr im Stande ſich einen Dienſtboten zu halten, ſein ganzes kleines Hausweſen wurde von ſeiner Frau und ſeiner Tochter beſorgt und von dieſer Seite war kein Verrath des Geheimniſſes zu befürchten. Dennoch war auch ſelbſt in dem Hauſe jenes nach der Anſicht ſeiner Mitbürger guten und eifrigen Patrioten eine große Vorſicht des Benehmens nöthig, da in demſelben gegen 30, meiſt ledige Leute zur Miethe wohnten, aus deren Zins faſt noch das einzige Einkommen des Mannes beſtund. Bertrand machte es deshalb gleich von vorn herein ſeinen Wirthsleuten zur ausdrücklichen Bedingung, daß ſie, während ſeiner Anweſenheit an ihrer Lebensweiſe durchaus nichts ändern, weder beim Metzger noch beim Bäcker etwas mehr als gewöhnlich einkaufen ſollten, damit Niemand erriethe, daß ein Gaſt bei ihnen wohne; das was für ihn gebraucht werde, ſolle auf dem Nachtmarkt, bald an dieſem, bald an jenem Kaufladen geholt werden.

Während der bedauernswürdige, geweſene Staatsminiſter in dem kleinen, nach einem engen Hof hingelegenen Zimmer, deſſen Fenſter mit Vorhängen verhüllt war, das Daſeyn eines für das öffentliche Leben Abgeſtorbenen, lebendig Begrabenen führte, hatten auch alle die, welche er liebte, ein eben ſo hartes, wo nicht härteres Schickſal und eben ſo große, ja für die Zukunft größere Gefahren zu beſtehen gehabt. Der König mit ſeiner Familie war am 13. Auguſt als Gefangener in jenen Thurm geführt worden, der von den Tempelherren ſeinen Namen trug, welche einer ſeiner Vorfahren, Philipp der Schöne, der an Gräuelthaten den Wütherichen der Revolution vollkommen gleich kam, vor 478 Jahren als ſchuldloſe Opfer ſeiner Habgier und Herrſchſucht hier eingekerkert gehalten und aus ihm zum Scheiterhaufen hatte ſchleppen laſſen. Bertrand's Gemahlin war zu ihrem Vater, dem Herrn Bernier in der rue du Chaume geflüchtet; man durchſuchte das ganze Haus, durchſtach mit den Bajonetten ſelbſt die Tapeten der Wände, führte dann, nach vielen andern Handlungen der äußerſten Brutalität den alten, kränklichen Bernier ſammt dem Bruder des Miniſters und ſeinem Kammerdiener ins Gefängniß, aus welchem man dennoch alle drei am andern Tage wieder entließ. Kaum war jener Bruder des Miniſters, der ſchon erwähnte Malteſerritter, aus ſeiner Haft frei geworden, da gerieth er von neuem in eine für ihn noch ungleich mehr gefahrdrohende. Er eilte, um dieſen die Nachricht von ſeiner Befreiung in eigner Perſon zu bringen, zu ſeinem andern Bruder, dem Abbé, welcher in der rue des Prouvaires wohnte. Als er in das Zimmer deſſelben eintritt, findet er in demſelben einen Commiſſär und mehrere

Mann von der Munizipalgarde, welche ſo eben damit beſchäftigt ſind, die Papiere ſeines Bruders zu durchſuchen und dieſen ins Gefängniß abzuführen. Der Abbé war ſeit einigen Tagen mit dem Plane beſchäftigt geweſen, ſeine geiſtliche Tracht gegen Civilkleider zu vertauſchen und ſeine bisherige Wohnung zu verlaſſen, ein patriotiſcher Nachbar hatte davon Kunde erhalten, dem Munizipalrath es angezeigt und hiedurch die Veranlaſſung zum Verhaftsbefehl des verdächtigen Prieſters gegeben. Aber nun kommt zu dem ſchwerbeſchuldigten, ſchon durch ſeinen Stand höchſt zweideutigen Manne auch noch ſein Bruder, ein geiſtlicher Ordensritter her, was konnte natürlicher ſein als dieſen ebenfalls wie einen Mitſchuldigen zu behandeln und ihn ſogleich mit ins Gefängniß zu nehmen. Unglücklicher Weiſe für ihn tritt aber auch noch zu den beiden bereits feſt Genommenen der Hauswirth des Miniſters, der ehrliche Wundarzt herein und erregt dadurch in den Augen der Alles weislich überlegenden Conſtitutionsmänner ein ſo gerechtes Mißtrauen gegen ſeine patriotiſche Geſinnung, daß ſie, aller Proteſtationen ungeachtet auch ſeiner Perſon ſich bemächtigen. In einem Fiacre führt man die drei Hochverräther zum Verſammlungsſaal des Bürgerrathes, auf dem Wege dahin läßt der Haufe des wüthenden Pöbels ſeine Wuth durch Schmähungen gegen ſie aus und begehrt mit wildem Geſchrei, daß man ſie zum Blutgerüſt bringe.

Der Bürgerrath nimmt die Verhafteten in Empfang; das Zuſammentreffen von drei Männern in einem und demſelben Zimmer, gerade in dem Augenblick, in dem der eine von ihnen im Begriff ſtand, ſeine Kleider zu wechſeln, erſcheint dem weiſen, meiſt aus der Hefe des niederſten Pöbels beſtehenden Rathe als ein ſo außerordentlich bedenklicher Umſtand, daß derſelbe ſogar den Wundarzt, der doch anerkannter Patriot und Commiſſär in einem der Ausſchüſſe des Sicherheitstribunales war, zwei volle Stunden lang in ſtrengem Verhör hält, ehe er ihn entläßt; die beiden andern werden, der eine in den Kerker de la Force, der andre in die Abtei zu den Haufen der vielen Gefangenen abgeführt, welche dort der nahen Vollziehung des Todesurtheiles warteten.

Der Doctor kommt ſpäter als gewöhnlich zum Mittagseſſen zurück. Sein niedergeſchlagenes Weſen, der tiefe Ernſt in ſeinen Mienen, ſein Schweigen oder einſilbiges Antworten bei allen Fragen verräth, daß etwas Ungewöhnliches, ihn tief Bekümmerndes geſchehen ſey. Der Miniſter geräth in die heftigſte Aufregung und endlich kann der Wirth dem dringenden Verlangen ſeines vornehmen Gaſtes nicht mehr widerſtehen, er berichtet dieſem was ſo eben mit ſeinen Brüdern ſich zugetragen. Man kann ſich die ſorgenvolle Stimmung denken, in welcher der Miniſter den übrigen Theil des Tages zubrachte. Aber zu dieſer Sorgenlaſt des Tages brachte der Abend noch eine neue. Der Wundarzt kam gegen neun Uhr in einer ſichtbar noch viel größeren Aufregung nach Hauſe, als die am Mittag geweſen war; er erzählte, daß ſo eben eines der Mitglieder ſeines Ausſchuſſes das Wort begehrt und hierauf der Verſammlung die Anzeige gemacht habe, daß man dem flüchtigen Miniſter Bertrand auf der Spur ſey, ja daß man bereits von ſeinem Bergungsorte Kunde habe.

Welches ſein Loos geweſen wäre, wenn der geweſene Staatsminiſter nicht nur als Staatsgefangener, ſondern als Staatsverbrecher in die Hände der ſinnlos raſenden Feinde gerathen wäre, das ließ ſchon die Weiſe errathen, in welcher man, wie bereits erwähnt, mit Bajonettſtichen in die Tapeten die Nachforſchung nach ſeiner Perſon in fremder

Wohnung betrieben, und in welcher man in ſeiner eignen, früheren Wohnung gehauſt hatte. Selbſt die als unnütz von ihm hinweg, in eine ſteingutene Vaſe geworfenen Papiere würde man zu den ſchwerſten Beſchuldigungen gegen ihn benutzt haben und auch ohne dies wäre ſchon ſeine vorhergehende Stellung zur Perſon des Königes in den Augen der Volksherrſcher ein todeswürdiges Verbrechen geweſen.

Aber auch der Doctor befand ſich bei dieſer Sache in keiner geringen Verlegenheit. Der gute Mann ſahe ſchon im Geiſt ſein Haus von den Commiſſaren der Nationalgarde beſetzt, welche den Miniſter ſo wie ihn, der den Schuldigen verborgen gehalten hatte, ins Gefängniß abführten, ſeine Frau und ſeine Tochter mißhandelten, ſeine kleine Bibliothek, ein Erwerb aus den Jahren des Wohlſtandes beraubten. Und faſt mehr noch als alle dieſe Befürchtungen drückte ihn die Sorge, daß jetzt auf einmal ſein ſo wohlverdienter Ruf als guter Patriot befleckt, ja vernichtet werden könne. Vergeblich war es, daß der Miniſter ihn auf die Ungereimtheit der Annahme aufmerkſam machte, daß die Feinde ſeinen Aufenthalt wirklich wiſſen ſollten, ohne ihn, ſtatt öffentlich davon zu ſchwatzen, ſogleich feſt zu nehmen, das Einzige was er durch ſeine freundlichen Vorſtellungen gewinnen konnte, war die Zuſicherung ſeines Wirthes, daß er ſelber ſich nach einem guten Vergungsort für ihn umſehen, daß er ihn bei einem ſeiner Collegen, in einer andern Gegend der Stadt, angeblich als einen Kranken unterbringen wolle, bei welchem ſo leicht Niemand ihn ſuchen und finden werde, und welcher ebenfalls, ſo wie er keinen Dienſtboten habe.

Der ehrliche Patriot machte ſich ſogleich auf den Weg, begleitet von Bertrands heimlichen Wünſchen, daß ſeine

Bemühungen vergeblich ſein möchten, denn wo anders konnte der Verfolgte beſſer und ſicherer verwahrt ſeyn als bei ſolch einem redlichen Wirthe. Und wirklich erging es ſo, wie der Miniſter es gewünſcht hatte; der Wundarzt kam gegen 11 Uhr heim, berichtete, daß er keine paſſende Wohnung für ſeinen Gaſt gefunden habe, und fügte hinzu, daß er jetzt ſelber über ſeine vorherigen Bedenklichkeiten beruhigt ſey, denn auch er ſehe nun ein, daß wenn der Bürgerrath den Aufenthaltsort des Herrn Bertrand wirklich wiſſe, er ohnfehlbar dieſen würde arretirt haben, ohne ihm ſo viele Stunden Zeit zu laſſen ſich wo anders hin zu retten. Mit Recht konnte der Miniſter mit dieſen günſtigen Ausgang der heutigen Wirren ſehr zufrieden ſeyn.

Aber dieſer Zuſtand der Beruhigung war nur ein ſehr ſchnell vorübergehender. Schon an einem der nächſten Abende trat der Wundarzt abermals mit ganz verſtörter Miene herein, ſeine Hand zitterte, in welcher er ein Zeitungsblatt hielt, das er dem Herrn Bertrand mit den Worten überreichte: „Die Sache wird jetzt ſehr, ſehr ernſt. Leſen Sie hier das, was bereits durch die öffentlichen Ausrufer in allen Gaſſen der Hauptſtadt bekannt gemacht iſt: alle die Miniſter, welche ſeit dem November 1791 im Amte ſtunden, Sie an deren Spitze, ſind in Anklageſtand erklärt.“ — „Und was könnte mir erwünſchter ſeyn,“ ſagte, ohne ſich einen Augenblick zu bedenken, der Miniſter, als gerade dieſes?“ — „Wie?“ fragte ganz erſtaunt der Wundarzt, was können Sie gegen ſolche Anklage noch thun?“ — „Was ich thun kann? nicht ſelbſt für mich ſprechen, ſondern Punkt für Punkt die Conſtitution für mich ſprechen laſſen, mit deren Beiſtand ich jede Anklage widerlegen und mich als einen vollkommnen Patrioten rechtfertigen werde.“ — „Das freut mich ſehr,“ erwiederte der Wundarzt, „denn Sie begreifen ſelbſt, welche Folgen ein ſolches Decret der Anklage und für Sie und für mich haben könnte.“

Die Ruhe und Sicherheit, mit welcher der Miniſter über einen Gegenſtand ſprach, deſſen furchtbares Gewicht ihn, wie ſein Wirth gemeint hatte, zu Boden ſchmettern mußte, wirkte auch auf dieſen in durchaus beruhigender Weiſe. Ohnehin hatte der gute Mann eine hohe Achtung vor den überlegnen Einſichten ſeines Gaſtes, und die alte, dankbare Anhänglichkeit an dieſen ſo wie an ſein ganzes Haus, fühlte ſich in einem wahrhaft ſchmerzlichen Widerſtreit mit der patriotiſchen Vorſtellung: daß die Verbergung eines Menſchen, der als Feind der Conſtitution angeklagt ward, ein Verbrechen der beleidigten Volksmajeſtät von erſtem Grade ſey; ein Verbrechen, deſſen er um keinen Preis der Erde ſich hätte mögen ſchuldig machen. Die Aeußerung des Miniſters ſchien ihm darauf hinzudeuten, daß dieſer entſchloſſen ſey, ſich ſelber muthig vor das Angeſicht ſeiner Richter zu ſtellen; mit einer Art von Bedauern, daß ſein Gaſt jetzt ſo bald von ihm ſcheiden wolle, wünſchte er dieſem, der morgen früh das Weitere mit ihm zu verabreden verſprach, eine gute Nacht.

Früher als gewöhnlich fand ſich am andern Morgen der Wundarzt auf dem Zimmer des Herrn Bertrand ein, um den eigentlichen Entſchluß von dieſem zu vernehmen. Der Miniſter ließ ſich ganz zu dem beſchränkten Kreiſe der Einſichten ſeines Wirthes und zu dem was die geſunde Vernunft ſo wie das rechtliche Gefühl von dieſem begriff, herab. Er ging mit ihm gemeinſam, und aufs genaueſte prüfend, alle die Punkte und Beweggründe durch, worauf die gegen ihn vorgebrachte Anklage ſich gründete; er machte es ihm begreiflich, daß der Bürgerrath dabei der Form nach gegen die Conſtitution gefehlt habe, indem derſelbe ohne eine Vertheidigung der beſchuldigten Parthei zu vernehmen, kein andres Zeugniß für ſein Verdammungsurtheil beibringe, als ein Papier von unbekannter Hand geſchrieben, an dem nicht einmal ein Name unterzeichnet ſtund, und welches man bei dem König gefunden, ſo wie eine Angabe die ſich ſchon bei dem Verbalprozeß als falſch erwieſen, und die übrigens auch, wenn ſie wahr geweſen, von höchſt unbedeutendem Belang erſcheine. Nachdem der wackre Bürgersmann von der Wahrheit dieſer Gegengründe gegen die ungerechte Anklage vollkommen überzeugt worden, las ihm der Miniſter einen Brief an die Volksverſammlung vor, darin er unter andrem ſagte, daß, wenn dieſe Verſammlung die (eben angeführten) Gründe ſeiner Vertheidigung unzureichend finde und wiederholt das Anklagedecret gegen ihn beſtätigen wolle, er bereit ſey aus ſeinem jetzigen, erzwungenen Zufluchtsort hervorzutreten und ſich in Orleans vor Gericht zu ſtellen, ſobald ihm der jetzige, ſehr geſchwächte Zuſtand ſeiner Geſundheit eine ſolche Reiſe erlaube und die Verſammlung ihm durch ein, ſtatt des Paſſes dienendes Decret die nöthige Sicherheit dazu gewähre.

Der Wundarzt hörte mit Entzücken den Inhalt dieſer ſeinem Verſtand ſo muſterhaft, ſeinem rechtlichen Gefühl ſo wahr und gut dünkende Vertheidigungsſchrift an. „Ich wollte,“ ſo ſagte er, „meine Hand dafür ins Feuer ſtecken, daß man Ihr Anklagedecret, ſobald man hier dieſen Brief vor der Verſammlung verleſen hat, zurücknehmen werde.“ — „Sie verlangen,“ antwortete der Miniſter, „zu viel, wenn Sie einer höchſten Macht des Landes die Zumuthung machen, daß ſie öffentlich es eingeſtehen ſolle, daß ſie ein Decret erlaſſen habe, das gegen die Conſtitution ſey.“ — „Nun,“ ſo ſprach der Wundarzt, mit ſeiner gasgogniſchen Lebendigkeit und in ſeinem Dialect von Languedok, „was kann und ſoll denn die Volksverſammlung anders thun als entweder das Verdammungsurtheil widerrufen oder daſſelbe beſtätigen?“ — „Allerdings,“ ſprach der Miniſter, „wenn jene Verſammlung aus lauter Leuten von Ihrer Denkungsart beſtünde; da aber dieſes nicht der Fall iſt, ſage ich Ihnen ganz beſtimmt voraus, daß wenn der Bürgerrath meine Vertheidigung unzureichend findet, dann wird er ſein Anklagedecret wiederholt beſtätigen und mir einen Sicherheitspaß zur Reiſe nach Orleans ausſtellen; fühlt ſich dagegen derſelbe durch meine Vertheidigungsgründe getroffen, dann wird er Stillſchweigen für das Beſte halten, er wird nach Verleſung meines Briefes den Antrag machen, daß man zum verordneten Geſchäft des Tages übergehe.“

Der gute Patriot war jetzt ganz zufrieden geſtellt, und wurde dieſes noch mehr, als der Miniſter ihm nicht nur eine Abſchrift ſeines Briefes an den Bürgerrath, ſondern auch eine ſchriftliche Erklärung übergab, des Inhaltes, daß er, der Miniſter Betrand de Moleville ſeit den Bewegungen des 10. Auguſt ſich zu ihm, dem Wundarzt * * begeben habe, um ſich ſeiner ärztlichen Hülfe und Pflege gegen einen Abſceß an ſeiner linken Hüfte zu bedienen, und daß dieſer Wundarzt * * nur unter der Bedingung ihm den Aufenthalt in ſeinem Hauſe verſtattet habe, daß der in Anklageſtand verſetzte der Conſtitution gemäß ſich rechtfertige, wie dieſes in der Beilage denn wirklich geſchehen ſey.

4) Die gefährliche Hausſuchung.

Die Vertheidigunsſchrift des Miniſters, vom 20. Auguſt datirt, wurde am 22. zur Poſt gegeben und am 23. vor der vollen Verſammlung verleſen. Wie Herr Bertrand dies vorausgeſagt hatte, ſo geſchahe es, kaum war das Leſen geſchehen, da riefen viele Glieder des Bürgerrathes ungeduldig über den Verzug, man ſolle zur Ordnung des Tages übergehen. Der gute Bürger-Patriot nahm dieſes für eine ſtillſchweigende Erklärung, daß der Bürgerrath die Vertheidigung ſeines Gaſtes als gültig erkenne und wünſchte dem Miniſter, als er am Abend ihn ſahe, zu dieſem günſtigen Ausgange ſeines Rechtshandels von Herzen Glück. Aber ſchon nach wenig Tagen mußte er ſich von ſeiner Selbſttäuſchung überzeugen, welche ihn verleitet hatte, alle andre Leute für eben ſo billig denkend zu halten, als er dies ſelber war. Ohne in den öffentlichen Sitzungen davon zu reden, hatte eine Unterſuchungs-Commiſſion, beſtehend aus Mitgliedern des Bürgerrathes, alle möglichen Mittel angewendet, um den Bergungsort des geweſenen Staatsminiſters ausfindig zu machen. So viel gieng allerdings aus allen den angeſtellten Forſchungen hervor: daß der Geſuchte nicht außer der Stadt, ſondern in Paris ſelber verſteckt ſey und Manuel, damals Procurator des Bürgerrathes, hatte ſein Wort darauf gegeben, daß er, wenn Bertrand wirklich in der Hauptſtadt ſich befinde, binnen vier Tagen ſeiner habhaft werden wolle. Von dieſer Aeußerung des Procurators war auch in jenem Bürgerausſchuß die Rede geweſen, von welchem Bertrands patriotiſcher Wirth einer der Vorſteher war und der wackre Mann war dadurch abermals in eine nicht geringe Angſt verſetzt worden. Der Miniſter ſuchte ihn zwar auch dießmal ſeine Sorge auszureden, aber mit Manuels Drohung ſchien es wirklich Ernſt zu werden, als zwei Tage nachher des Abends um 8 Uhr an alle Ausſchüſſe der Bürgerverſammlungen der Befehl kam, daß ſie in dieſer Nacht durch Commiſſare, welche nicht ſelber Hausbeſitzer und Bewohner des Stadttheiles ſeyen, alle Wohnungen ihres Diſtricts aufs Genaueſte ſollten durchſuchen laſſen, angeblich um ſich nach Waffen, welche für die Armee brauchbar ſeyn könnten, umzuſehen, eigentlich aber um alle die Perſonen aufzufinden, welche ſeit dem 10. Auguſt den Nachſtellungen der Pöbelherrſchaft ſich entzogen hatten. Leider hatte auch dieſe Maaßregel den erwarteten Erfolg, ſo daß durch jene nächtliche Hausſuchung die meiſten der noch in der Hauptſtadt verborgenen Schlachtopfer der Volkswuth aufgegriffen und den Mordgerichten des 2. und 3. Septembers preisgegeben wurden.

Ganz außer ſich und für jede andre Vorſtellung taub, kam der Wundarzt nach Hauſe. „Verſtecken Sie ſich; verſtecken Sie ſich!" rief er in wilder Haſt; „die Unterſuchungs-Commiſſäre ſind ſchon in unſerer Straße, ſie werden ſogleich kommen und alle Winkel des Hauſes vom Oberboden bis zum Keller durchſpüren, angeblich um nach Waffen, in der That aber um nach Ihnen und allen andren, dem Gemeinderath verdächtigen Perſonen zu ſuchen." — „Aber," ſo entgegnete ganz ruhig der Miniſter, „bedenken Sie doch, wie ſchwer und faſt unmöglich es ſey, mich hier in Ihrem Zimmer ſo zu verbergen, daß man mich nicht aufſinde. Keiner von der Commiſſion kennt wahrſcheinlich mich von Perſon, ſollte es nicht viel ſicherer und beſſer für mich und für Sie ſeyn, wenn ich mich ganz ruhig, wie ein Schlafender in mein Bett legte und Sie mich, was ja auch der Wahrheit gemaß iſt, als einen Kranken der Commiſſion vorſtellten, der in Ihrem Hauſe der wundärztlichen Pflege genießt?" — Der Wundarzt hörte weder auf dieſe noch auf andre ähnliche Vorſtellungen. „Es hilft alles Disputiren nichts," rief er mit Heftigkeit; „Sie müſſen ſich verſtecken und ich habe mir dazu einen Ort ausgeſonnen, wo kein Luchsauge und keine Spürhundnaſe Sie aufſinden könnte."

Wahrend der Miniſter noch immer mancherlei Einſprachen machte, griff ſein ſorgſamer Wirth das Werk, darauf er es abgeſehen hatte, ohne ein Wort zu erwiedern, mit kräftiger und geſchickter Hand an. Der Bergungsort, welchen er für ſeinen Gaſt auswählte, war allerdings verſteckt genug, und wäre für einen todten Leichnam gut geeignet geweſen, für einen lebenden und athmenden Menſchen aber war er fürchterlich. Der Doctor hatte das breite Himmelbett, das ihm zur Lagerſtätte diente, und welches ſeiner ganzen Länge nach an die Wand anſtieß, ſo weit von dieſer abgerückt, daß ſo eben für einen auf der Seite liegenden Menſchenkörper der nöthige Raum blieb. Unten auf dem Boden dieſes Zwiſchenraumes hatte er eine Menge Betten und Kiſſen aufgethürmt, darauf er den Miniſter ſich hinzulegen nöthigte. In dem Bette ſelbſt fand ſich zu unterſt eine mächtige Schicht ſchmälerer Matratzen, welche nicht bis an die Wand reichte, ſondern zwiſchen ihr und dem Bett den künſtlichen Ruheplatz für den Miniſter frei ließ. Zu oberſt aber legte dann der Doctor eine breitere Matratze, die er aus dem Bette ſeiner Frau genommen hatte, und welche nebſt den Betttüchern und der Zudecke einen Sargdeckel über den hartbedrängten Staatsmann bildete, der nur eben noch ſo viel Luft von dem einen Ende her zuließ, daß derſelbe zur Noth athmen konnte. Der Doctor brachte noch den Bettvorhang in Ordnung und indem er ſein Werk wohlgefallig betrachtete, ſagte er: „Sehen Sie, nun werde ich mich ſelber auf das Bett legen. Ich bin Commiſſar ſo gut als die andren, welche Hausſuchung thun werden, ich will den ſehen, der ſich unterſteht mich in meinem Bette zu beunruhigen.“ Mit dieſen Worten ſtreckte er ſich auf das Lager hin und vermehrte noch durch das Gewicht ſeines Körpers den Druck der oberen Matratze, der ohnehin ſchon auf dem Miniſter laſtete. „Liegen Sie gut?“ fragte er dieſen. — „O über alle Maaßen ſchlecht.“ jammerte der Andre, „ſo muß ich erſticken.“ „Nur Geduld,“ ſagte der Doctor, indem er der Luft einen beſſeren Zugang zu Mund und Naſe ſeines Gaſtes eröffnete, „in etwa einer Viertelſtunde wird ja Alles vorbei ſeyn, und Sie können dann in der nächſten Nacht deſto ruhiger ſchlafen. Rühren Sie ſich nur nicht, damit Sie mir meine künſtliche Einrichtung nicht in Unordnung bringen.“

Die letztere Warnung wäre unnöthig geweſen, denn der Miniſter lag ſo, daß er kaum ein Glied rühren konnte, und das faſt Unerträgliche ſeines Zuſtandes ward durch die Wärme der Zimmerluft noch vermehrt, welche jetzt im Auguſt ſo groß war, daß ſelbſt die leichteſte Zudecke dem Körper läſtig fiel. Es mochte um 2 Uhr des Nachts ſeyn, als die beiden Männer, der eine in, der andre neben dem Bett ſich untergebracht hatten. Der ermüdete Doctor war in tiefen Schlaf verſunken und eine Stunde lang zwang ſich auch Bertrand zum geduldigen Ausharren in ſeiner martervollen Lage, dann aber konnte er dieſe nicht mehr länger ertragen, mit heftiger Anſtrengung aller ſeiner Kräfte raffte er ſich in die Höhe, weckte ſeinen Wirth auf und rief in Verzweiflung: „Stehen Sie auf und laſſen Sie mich heraus, ich will lieber unter dem Beil der Guillotine ſterben, als ſo jämmerlich erſticken.“ — „Um Gottes willen,“ ſprach der Doctor, „halten Sie noch ein wenig aus. Hören Sie denn nicht den lauten Lärmen unten auf der Straße; die Commiſſäre ſind wahrſcheinlich ſchon vor der Hausthür und können in jedem Augenblick hier im Zimmer ſeyn.“ — „Ei,“ ſo rief der Miniſter ungeduldig, „wenn Sie dies meinen, dann legen Sie doch ſchnell Ihren Schlafrock an, und ſchauen Sie hinunter; ſind dann wirklich die Commiſſäre ſchon in der Nähe, dann ſagen Sie mir es, damit ich mich ſchnell wieder in mein Verſteck zurückziehen kann."

Der Doctor gehorchte ſeinem vornehmen Gaſt, er ging hinab zur Hausthür; kaum aber hatte er das Zimmer verlaſſen, da kroch der Miniſter aus ſeinem heißen Gefängniß hervor, und trat auf ſeine Füße, um die gemißhandelten Glieder auszuſtrecken und friſchen Athem zu ſchöpfen. Er war kaum aus dem Bett heraus, da hörte er unten auf der Treppe ein helles Gelachter und Männerſtimmen, darunter die ſeines Wirthes, welche ein lebhaftes Geſprach mit einander führten. Noch immer lachend und laut vor ſich hinredend kam der Wirth zur Treppe herauf, und erſtaunte nicht wenig, als er beim Hereintreten ins Zimmer den Miniſter frei herumgehend fand. „Wie?" ſo fragte er, „Sie haben ſich aus Ihrem Verſteck heraus gemacht? Alſo wiſſen Sie ſchon was ſich ſo eben zugetragen hat?" — „Ich weiß Nichts," ſagte der Miniſter, „als daß man da unten in und vor Ihrem Hauſe ſo fröhlich gelacht, daß ich mir nichts Andres denken könne, als daß die Gefahr für uns beide vollkommen beſeitigt ſey." — „Da haben Sie Recht," antwortete der Wundarzt, „von dieſen Lumpenkerls, die ſich heute als Unterſuchungscommiſſare in der Gaſſe eingefunden hatten, haben wir niemals wieder etwas zu fürchten." Er erzahlte hierauf dem Miniſter, daß zwei der ſchlechteſten Subjecte von ſeiner Section hier für dieſe Gegend der Stadt die Hausſuchung auf ſich genommen hatten. Alle Häuſer bis auf zwei hatten ſie bereits von oben bis unten durchſchnüffelt und befanden ſich bereits im Hauſe des nächſten Nachbars, eines Bäckers, deſſen junge, hübſche Frau, im Bette liegend geblieben war, da durchwühlten ſie dieſes Bett, unter dem Vorwand nach Waffen zu ſuchen, in ſo unverſchämter Weiſe, daß die arme Frau ein lautes Geſchrei erhob. Ihr Mann öffnet das Fenſter, ruft um Hülfe und eine Schaar der Nachbarn, wohl hundert Mann, die auch ihrerſeits durch die Grobheit der ſogenannten Commiſſare im höchſten Grad erbittert und ſchon durch die Störung ihrer Nachtruhe aufgebracht waren, dringen ins Haus herein, hören oder hören kaum was geſchehen, da ſchlagen ſie mit Stöcken auf die beiden Schandbuben los und jagen ſie mit Prügeln und Steinwürfen aus der Gaſſe hinaus. „Es iſt," ſo fügte der ehrliche Gaſcogner, bei welchem der Muth immer am größeſten war, wenn es keine Gefahr mehr gab, „ein Glück für dieſe nichtsnutzigen Schelmen, daß ſie nicht in mein Haus hereingekommen ſind, wahrhaftig ſie wären nicht mit ganzen Gebeinen wieder hinausgekommen."

Der Wirth, von ſeiner Sorgenlaſt befreit, fand ſich in der beſten Laune von der Welt. Er wäre gewiß gern noch bei einem guten Glaſe Wein aufgeſeſſen und würde noch von mancher Heldenthat geſprochen haben, deren er in dem und jenem möglichen Falle fähig geweſen wäre, aber an ſeinem Gaſte konnte man deutlich die Anzeigen einer großen Ermüdung bemerken. Er rieth deßhalb demſelben, daß er ſich noch ein wenig zur Ruhe begeben ſolle.

Der Miniſter folgte dieſem Rathe gern. Es war ihm Bedürfniß, noch einige Zeit allein und ungeſtört zu ſeyn, und ſeinem Gott zu danken für die wahrhaft wunderbare Weiſe, in welcher er ihn aus den Gefahren dieſer furchtbaren Nacht errettet hatte. Denn in allen andern Gaſſen der Hauptſtadt war die Hausſuchung ungehemmt und mit größeſter Pünktlichkeit von ſtatten gegangen, nur in der, darinnen Bertrand verborgen lag, hatte es einen Anſtoß gegeben, und auch in ihr waren alle Häuſer bis auf zwei, darunter das ſeines Wirthes genau durchſucht worden. Hier hatte eine höhere Hand gewirkt, deren Thun wir nur dankbar preiſen, nicht begreifen können.

5) Vorkehrung gegen weitre Gefahr.

Die muthige Stimmung, in welcher ſich der Doctor geſtern nach vorübergegangener Gefahr befunden hatte, war ihm auch am darauf folgenden Morgen noch geblieben; ſein gascogniſch leichter Sinn dachte an keine mögliche Gefahr mehr, er konnte nicht ſatt werden von der leichten Beſiegung und von der ſchmählichen Flucht der geſtrigen Unterſuchungscommiſſäre zu ſprechen. Mit Vergnügen erfüllte er den Wunſch des Miniſters, ſich nach der Gemahlin deſſelben und nach dem Schickſal der andern nächſten Verwandten zu erkundigen. Er kam ſpäter als gewöhnlich, und nicht mehr lachend, wie bei ſeinem Fortgehen, ſondern mit bedenklicher Miene zurück. In der Familie des Herrn Bertrand war zwar, ſeit der Gefangennehmung der beiden Brüder, nichts vorgefallen, das Unruhe erregen konnte, aber auf ſeinem Hin- und Herwege hatte er eine zahlloſe Menge von Wägen geſehen, welche gedrängt voll von ſolchen verdächtigen Perſonen waren, die man in der vorhergehenden Nacht aufgegriffen hatte, und welche zuerſt von den Verſammlungen des Bürgerrathes verhört, dann nach den Gefängniſſen de la Force und der Abtei abgeführt wurden. Zugleich hatte er in ſeinem Ausſchuß vernommen, daß unter den zahlreichen Gefangenen noch immer mehrere der am ſchwerſten Beſchuldigten vermißt würden, von denen man überzeugt ſey, daß ſie noch irgendwo in der Hauptſtadt ſich verſteckt fänden. Man gehe deshalb damit um, noch einmal eine Hausſuchung und zwar eine viel ſtrengere vorzunehmen als die in der vergangenen Nacht geweſen. Der gutmüthige Doctor ſuchte übrigens dieſen ernſten Ausgang ſeines Berichtes noch dadurch zu mildern, daß er dem Miniſter verſicherte, für ihn ſey bei einer ſolchen neuen Hausſuchung nichts zu fürchten, wenn dieſelbe von Mitgliedern ſeines eignen Ausſchuſſes unternommen würde, denn dieſe alle ſeyen ſeine guten Bekannte und Freunde, ſie würden es mit ihrem Auftrage nicht ſehr ſtreng nehmen. Anders aber könne freilich die Sache ausfallen, wenn, wie geſtern, Leute aus dem Kreiſe der allgemeinen Verſammlung zu jenem Geſchäft gewählt würden, denn dort kenne man ihn nicht, weil ihm ſo wohl das Talent der Rede als die Fertigkeit der Feder abgehe, und er deßhalb niemals vor einer ſolchen Verſammlung öffentlich aufgetreten ſey. Vielleicht, ſo fügte er halb bittend hinzu, könne ſein hochgebildeter Gaſt ihm in dieſer Sache aushelfen, indem er ihm einen Aufſatz mache, mit welchem er ſich auch einmal vor der Verſammlung könne hören laſſen.

Der Miniſter ließ ſich ſogleich zur Erfüllung dieſer Bitte bereit finden, obwohl das für ihn eine wunderliche Aufgabe war, für die Patrioten in einem ihnen wohlgefälligen Sinne etwas zu ſchreiben, nur um ihrer Wuth zu entgehen. Er half ſich übrigens auf eine Weiſe, bei welcher ſein Gewiſſen ganz unverletzt blieb, indem er für ſeinen redeluſtigen und dennoch dabei der Rede unfähigen Wirth einen Antrag entwarf, darinnen dieſer als warmer Freund ſeiner Mitbürger ſich erbot, die Familien aller der Freiwilligen ſeines Diſtrictes, welche gegen den auswärtigen Feind zu Feld gezogen wären oder ziehen würden, unentgeldlich mit ſeiner ärztlichen Hülfe zu bedienen. Der Aufſatz war in jenem prunkend patriotiſchem Tone geſchrieben, in welchem damals die allgemeine Stimmung des Pariſer Volkes ſich auszuſprechen pflegte. Er brachte deßhalb, als der Doktor ihn in einer öffentlichen Verſammlung vorlas, eine Wirkung hervor, welche gar nicht erwünſchter hätte ſeyn können. Man nahm den patriotiſchen Antrag mit rauſchendem Beifall auf, die einflußreicheſten Mitglieder überhäuften den Redner mit Lobeserhebungen; ſchon am nächſten Tage wurde der patriotiſche Sinn des Doctors in allen öffentlichen Blättern geprieſen und ſein großmüthiger Entſchluß andern guten Bürgern zur Nachahmung empfohlen.

Ein ſolcher glänzender Erfolg ſeines öffentlichen Auftretens verſetzte den Wundarzt in die fröhlichſte Stimmung und erfüllte ihn, gegen den Miniſter, mit herzlicher Dankbarkeit. Dieſer machte ſogleich von jener guten Stimmung ſeines Wirthes den vortheilhafteſten Gebrauch, indem er ihn dringend erſuchte, daß er einige ſeiner beſten Freunde in der Bürgercommiſſion auffordern möchte, bei ihm und bei ſeinem Nachbar die Hausſuchung vorzunehmen, deren Fortgang neulich gerade an dieſen beiden Häuſern abgebrochen worden ſey. Auf ſolche Weiſe wurde die Einmiſchung des Bürgerrathes in das gefahrdrohende Geſchäft vermieden, welche ohnfehlbar erfolgt ſeyn würde, wenn es dort zur Anzeige gekommen wäre, daß in der Gaſſe Aubry-le-Boucher noch zwei Häuſer undurchforſcht ſeyen.

Der Wundarzt fand dieſen Rath ſehr vortrefflich, und zeigte ſich ſogleich bereit zu ſeiner Ausführung. Es koſtete ihm Mühe ſeine Collegen zu überreden, daß ſie gegen ihn eine ſolche Handlung des Mißtrauens ſich erlauben ſollten. Einem Manne von ſo patriotiſcher Geſinnung als wir an euch kennen, ſagten ſie, kann man auf ſeine bloße Verſicherung trauen, da bedarf es keiner weitren Hausſuchung. Als jedoch der Doctor auf ſeiner Bitte beſtand, da er ja nicht allein in ſeinem Hauſe wohne, ſondern gegen dreißig Miethsleute unter ſeinem Dache habe, entſchloſſen ſie ſich ſeinem Wunſche zu willfahren und noch an demſelben Tage die Unterſuchung vorzunehmen.

Die beiden Commiſſäre erſchienen am Nachmittag um vier Uhr. Der Wundarzt empfing dieſelben in dem größern Vorzimmer, an welches das kleine Cabinet anſtieß, darin der Miniſter ſich aufhielt. Die Thür, welche aus dem Vorzimmer in das Kämmerchen des Herrn Bertrand führte, ſchloß ſo ſchlecht, daß dieſer jedes Wort der Unterredung vernehmen konnte, welche außen gehalten wurde. Mit Vergnügen bemerkte er, wie gut ſein Wirth die Rolle ſpiele, welche er mit ihm verabredet hatte. „Sehen Sie hier,“ ſprach derſelbe zu den beiden Commiſſaren, indem er auf die Thür des kleinen Kabinettes deutete, „mein Arbeitszimmer. Es ſteht ein kleines Bett darin, welches in dieſem Augenblick von einem kranken Advocaten aus der Provinz eingenommen wird, den ich in ärztliche Behandlung und Koſt genommen habe. Ich kann Ihnen die Verſicherung geben, daß mein Kranker weder einen Säbel noch Flinte bei ſich führt, wenn es Ihnen aber genehm iſt, will ich es ihm ankündigen, daß man ſein Zimmer und ſeine Effecten durchſuchen werde.“ — „Das iſt nicht nöthig,“ ſagten die Commiſſäre, „indem Sie ja das genau wiſſen können, daß er keine Waffen bei ſich führt. Laſſen wir den armen Menſchen in Ruhe und gehen in die Zimmer Ihrer andern Hausgenoſſen.“

Die Commiſſion entfernte ſich aus dem Vorzimmer und durchſuchte unter Leitung des Wirthes alle Raume ſeines Hauſes von den oberſten bis zu den unterſten, ohne etwas Verdächtiges zu finden. Nach einigen Stunden trat der Doctor ganz vergnügt zu ſeinem Gaſte herein, und wünſchte dieſem ſo wie ſich ſelber dazu Glück, daß ſie nun beide jeder Gefahr einer läſtigen Hausſuchung überhoben ſeyen.

6) Die Pariſer Septembergräuel.

Der Tag, an welchem das eben erwähnte, für Bertrands Rettung ſo günſtige Ereigniß ſich zutrug, war der erſte September, der Vorabend jenes furchtbaren zweiten Septembertages, da in der Geſchichte des franzöſiſchen Volkes jenes früheren Tages in ernſter Weiſe gedacht wurde, an welchem 220 Jahre vorher (in der Nacht vom 23. zum 24. Auguſt, oder der Bartholomäusnacht 1572) das unſchuldige Blut vieler Gerechter durch die Hände einer boshaften oder verblendeten Menge vergoſſen worden war. Freier von Sorgen als ſeit langer Zeit athmete heute der Miniſter auf; er hörte mit Ruhe jene Kanonenſchüſſe, welche zwiſchen 12 und 1 Uhr am Mittag den nahen Anfang der blutigen Gräuel verkündeten, denn nach ſeiner Vermuthung ſollten dieſelben vielleicht nur das Zeichen irgend eines neuen, kleinen Sieges ſeyn, den die franzöſiſche Armee an der Gränze über die Deutſchen erfochten. Um fünf Uhr gegen Abend kam der Wundarzt nach Hauſe. Noch niemals hatte Bertrand den Mann ſo tief erſchüttert, ſo bleich vor Entſetzen geſehen. — „Was iſt Ihnen, Doctor,“ fragte der Miniſter, „um Gottes willen ſagen Sie mir, was iſt geſchehen? was haben die Kanonenſchüſſe heute am Mittag bedeutet?“ — „Schlimmes genug,“ ſagte der Wundarzt. „Die Einnahme des miſerablen kleinen Longwys durch die Preußen hat das Volk der ganzen Stadt in Raſerei verſetzt, alle Prieſter, deren man habhaft werden konnte, ſind geſchlachtet, eine Mörderſchaar iſt in die Gefängniſſe eingedrungen und iſt im Begriff die Gefangenen zu ermorden; ſo eben trug man den Kopf der Prinzeſſin von Lamballe auf eine Stange geſpießt nach dem Tempelthurm, um denſelben ihrer Freundin, der Königin, zu zeigen; alle Biſchoſſe und Prieſter, die bei den Karmelitern waren, ſind erſtochen und erſchlagen.“

Bertrand fühlte ſich in dieſem fürchterlichen Augenblick außer und neben dem allgemeinen Jammer noch von einem beſondern, von dem Schmerz um ſeine beiden Brüder getroffen, welche höchſt wahrſcheinlich unter der Zahl der Ermordeten ſich befanden. Am nächſten war dem Bruder vom geiſtlichen Stande, dem Abbé die Gefahr des Todes geſtanden, nach dieſem, für deſſen Schickſal auch ſein Wirth bisher immer eine ganz beſondere Theilnahme bezeugt hatte, fragte er zuerſt. Der Doctor ſuchte ihn zu beruhigen. „Ihre beiden Brüder,“ ſo ſagte er, „gehören doch gewiß nicht unter jene Gefangene, deren Namen auf der Liſte, welche die Mörder in ihrer Hand führen, vor Allen voran, als die Schuldigſten genannt ſind, und ehe die Reihe an ſie kommt, hoffe ich mit Sicherheit, haben die beſſer geſinnten Bürger dem Blutvergießen Einhalt gethan. Für den geiſtlichen Herrn freilich, für den Abbé läßt ſchon ſein Stand etwas mehr als für den Malteſeroffizier befürchten, aber auch da iſt ſchon vorgeſorgt. Ein Unteroffizier von der Nationalgarde, der dem Abbé mit großer Anhänglichkeit zugethan iſt, hat ſich ſogleich, bei dem Anfang der Mordgeſchichte nach dem Gefängniſſe de la Force begeben, und wird wie ein treuer Pudel auf Ihren Herrn Bruder Acht haben; er wird Alles anwenden, um denſelben zu retten, und der Mann iſt klug und tapfer genug, ich zweifle nicht, daß ihm ſeine gute Abſicht gelingen wird.“

Der Miniſter that wenigſtens Alles was er konnte, um die Rettung ſeiner Brüder möglich zu machen. Er ſendete noch an demſelben Abend ſeinen Wirth zu dem eben erwähnten Unteroffiziere, deſſen Name, Thomas, der Familie Bertrand, ſo lange ſie beſteht, in immerwährend dankbarem

Andenken bleiben wird, und ließ denſelben aufs Dringendſte ermahnen, alle Mittel und Kräfte zur Rettung der beiden Gefangenen aufzuwenden, zugleich auch denſelben bitten, daß er ſobald als möglich zu dem Miniſter kommen und dieſem Bericht erſtatten möge über den Erfolg ſeiner Bemühungen.

Die Nacht gieng ſchlaflos dahin, erſt gegen Mittag am 3. September kam Herr Thomas. Der Miniſter hörte, daß ſein Wirth halblaut, außen im Vorzimmer mit ihm ſprach, die zögernde Weiſe, in der man ſich ſeiner Thüre nahete, verſprach ſchon im Voraus nichts Gutes; endlich öffnete der Doctor die Thüre und der Unteroffizier trat ſchweigend, mit Thränen in den Augen, in die Kammer. — „Sie wollen mir den Tod meines Bruders, des Abbés, ankündigen,“ fragte der Miniſter in heftiger Aufregung. — „Das nicht,“ antwortete der Unteroffizier, „ich komme in dieſem Augenblick von ihm her und habe Ihnen die herzlichſten Grüße von demſelben zu bringen, auch hoffe ich mit Sicherheit, daß wir ihn bald ganz in Freiheit ſehen werden, denn der Offizier der Munizipalgarde, der dort an der Spitze der bewaffneten Aufſeher ſteht, iſt ein naher Bekannter und Freund Ihres Herrn Bruders.“ — „Aber,“ ſo fragte ängſtlich der Miniſter, „mir ſcheint es, Sie haben mir noch etwas Andres zu ſagen; wiſſen Sie, ich bitte, verhehlen Sie mir nichts, etwas von dem Schickſal meines andern Bruders, des Malteſerritters?“ — „Ich ſelbſt,“ ſagte Herr Thomas, „konnte nicht in die Nähe des Herrn Malteſerritters kommen, aber ich ſprach ſo eben einen Bedienten deſſelben und dieſer verſicherte mich, daß er den Leichnam ſeines Herrn unter den Körpern der andern Ermordeten erkannt habe, welche im Hofe der Abtei herumlagen.“

Der Miniſter war unfähig etwas Weitres zu hören und zu fragen. Der Gedanke, daß dieſer theure, edle Ermordete nur darum, weil er ſein Bruder war, ein Schlachtopfer der Volkswuth geworden ſey, erfüllte ihn mit tiefem Schmerz. Und auch noch darüber klagte er ſich bitter an, daß er es geweſen war, der, bei ſeiner Ernennung zum Miniſter, dieſen Bruder, der ſich damals außer dem Lande befand, nach Frankreich zurückgezogen und hierdurch dem blutigen Tode ausgeliefert hatte. Die Nacht gieng dem Tiefbetrübten abermals ſchlaflos dahin und dennoch war die Erfüllung jenes Spruches ihm ſo nahe: den Abend lang währet das Weinen, aber des Morgens die Freude.

Um neun Uhr des Morgens trat auf einmal ſein treuer Kammerdiener zu Herrn Bertrand herein, den dieſer ſeit 14 Tagen nicht mehr geſehen hatte. Der Menſch war in der freudigſten Bewegung; ehe er noch ein Wort ſprach, konnte man es in ſeinen Mienen leſen, daß er eine gute Botſchaft zu bringen habe. Er küßte tief gerührt die Hand ſeines Herrn und ſagte: „Eben ſo wie Ihnen habe ich vor wenig Minuten Ihrem Herrn Bruder dem Malteſer die Hand geküßt, er iſt ſeit heute Morgen um 2 Uhr im Hauſe Ihres Herrn Schwiegervaters, befreit aus den Händen der Mörder, wohlbehalten und geſund.“ Der Miniſter war außer ſich vor Freude. Er drückte den treuen Burſchen ſo zärtlich an ſeine Bruſt, als ob es der als todt betrauerte und nun lebende Bruder ſelber wäre. „Du haſt mir,“ ſprach er, „eine größere Freude mit Deiner Botſchaft gebracht, als ich Dir jemals vergelten kann; ohne dieſen Troſt wäre ich in meinem Leid vergangen, denn es kommt zu viel über mich.“ Der treue Diener weinte Thränen der Freude; aus ſeinem Munde, noch mehr aber und ausführlicher aus dem Munde des Bruders ſelber, erfuhr Bertrand ſpäter die merkwürdige Weiſe, in welcher der Malteſerritter dem blutigen Tod entgangen war, der vor und nach ihm viele Tauſende traf.

Dantons, des jacobiniſchen Juſtizminiſters Verfahren, ſowie die Thaten des von ihm beſtellten Blutgerichtes während der furchtbaren erſten Tage des Septembers 1792 ſind bekannt. In jenen 60,000 Bürgern, welche unter Androhung der Todesſtrafe auf dem Marsfelde unter die Waffen gerufen und zum Auszug gegen den „Feind" am 2. September beordert wurden, hatte man den einzelnen Familien, hatte man der ganzen Stadt ihre natürlichen Schützer gegen die freche Gewalt eines empörten Pöbels entzogen. Das Abfeuern der Larmkanonen, das Lauten der Sturmglocken, das Schlagen des Generalmarſches ſollten nur dazu dienen, jenen Pöbel zuſammenzurufen, um ſeine wüthenden Schaaren dahin zu leiten, wo die Anordner des allgemeinen Mordplanes ſich ihrer bedienen wollten; das zuſammenlaufende Volk ſieht, wie man alle Wägen und Reiter auf den Straßen anhält und ſie entweder nach den Gefängniſſen hinführt oder die Pferde hinwegnimmt, um dieſe für den Abzug des Militärs zu benützen; es vernimmt das Gerücht, daß der Feind, im Bunde mit dem gefangenen König im Vordringen ſey, da könne die Freiheit der Nation durch nichts Andres, als dadurch gerettet werden, daß man die innern Feinde in der Stadt, alle Anhänger des Königthumes und Gegner der Revolution, von denen die Gefängniſſe voll ſeyen, alsbald aus dem Wege ſchaffe. Mit laut tobendem Zuruf ſeiner Beiſtimmung empfängt der Pöbel, der jetzt die Nation iſt, den Mordbefehl des Bürgerrathes. Einige hundert Prieſter, welche man im Augenblick ihrer Abreiſe ergriffen oder aus ihrem Gewahrſam hervorgezogen hatte, waren das erſte Opfer der Wuth. Die Rotte der Mörder, deren Zahl in jedem Augenblick durch neu hinzukommende Haufen der Pikenmänner anwächſt, begiebt ſich hierauf, geführt von einzelnen Mitgliedern des ſogenannten Bürgerrathes, nach den offentlichen Gefängniſſen. Ein Tiſch wird aufgeſtellt, auf welchem neben Brantweinflaſchen, Glaſern und Tabakspfeifen, Papiere, enthaltend die Liſten der Gefangenen ſammt kurzer Andeutung des „ſchuldig zum Tode“, zerſtreut liegen; um den Tiſch ſitzen als Richter einige Pikenmanner und Leute aus dem Bürgerrathe, davon wenigſtens einer oder der andre ſich aufs Leſen verſteht. Zehn bis zwolf andre, gleich den Schlächtern mit aufgeſtreiften Hemdarmeln, mit weißen Schürzen, deren Farbe gar bald ſo wie die ihres Gewandes durch das Blut der Geſchlachteten unkenntlich wird, ſtehen umher, Namen werden verleſen, die genannten Perſonen herbeigebracht, nach ihren Namen gefragt und dann unter dem ſpöttiſchen Zuruf der Richter: „laſſet ihn los“, oder: „zum Hotel de la Force“ werden ſie von dreien der Männer gepackt, wahrend die andren mit dem Schwert auf ſie einhauen. Einige endigen ſchnell, andre langſamer unter den Todesſtreichen der Morder; Bertrands naher Amtsgenoſſe, der Miniſter Montmorin, wird noch halb lebend an einen Pfahl geſpießt und ſo vor die Nationalverſammlung getragen. Wenn die Arme der Menſchenſchlächter ermüdet ſind, ſetzen ſie ſich abwechſelnd, um auszuruhen, zu dem Gerichtstiſch und ſeinen Brantweinflaſchen ſo wie Tabakspfeifen hin, andre ſtehen ſtatt ihrer auf und ſchlachten die Gefangenen.

7) Die Sprache des guten Gewiſſens an das menſchliche Gefühl eines Mörders.

Es war ſchon Mitternacht, da kam die Reihe des Hervorgerufenwerdens vor das Blutgericht an Bertrands Bruder, den Malteſer. Zwei Männer, vom Haupt bis zu den Sohlen mit Menſchenblut beſpritzt, unter ihnen einer von mächtigem Körperbau, führen ihn aus dem Gefängniß zum Gerichtstiſche hin. Der Starke faßt den Ritter aufmerkſam ins Auge. „Ich kenne Euch nicht," ſpricht er, „aber Ihr habt das Angeſicht eines biedren Mannes, ein Menſch, der ſich einer Schuld bewußt, kann nicht mit ſo gefaßter Miene vor Gericht gehen." — „Und ich bin mir," ſagt der Malteſer, ernſt und ruhig, „auch keiner Schuld bewußt." — „Aber warum ſeyd Ihr dann in der Haft?" — „Das weiß ich nicht, und Niemand konnte mir es ſagen, wahrſcheinlich bin ich durch ein Mißverſtandniß hieher gekommen." — „Iſt das auch gewiß?" fragte der Starke. „Ganz gewiß," antwortete der Ritter. — „Nun dann," ſagte Jener, „iſt Eure Sache gut, und wir können Euch retten. Habt nur keine Furcht, ſprecht getroſt und verlaßt Euch auf den Michel, denn ich helfe Euch." — „Ich habe keine Furcht," ſprach der Malteſer, „und Eure Freundſchaft ſoll Euch reich belohnt werden." — „O pfui, pfui," ſagte der Starke, „ſprecht mir ſo ein Wort nicht."

Er wird vor den Tiſch der Richter hingeſtellt, ſie fragen ihn nach Namen und Stand. „Ich bin," antwortet er, „Bertrand der Malteſer." — „Malteſer, was heißt das?" fragen Mehrere. „Das heißt," ſo erwiedert mit donnernder Baßſtimme der Starke, „er kommt von Malta. Malta iſt eine Inſel und die dorther ſind heißen Malteſer." — „Ach ſo," rief einer der Richter, „eine Inſel! ſo iſt der Angeklagte ein Fremder?" — „Allerdings ein Fremder, du dummes Vieh," donnerte der Starke. — „Gut, gut," riefen Andre, „ſeyd nicht ſo hitzig Bürger; — zur Ordnung, zur Ordnung Präſident," ſchrieen Alle. Der Präſident fragte darauf den Malteſer, aus welcher Urſache er verhaftet ſey? — „Ich weiß keine," antwortete dieſer, „als daß ich zufällig in demſelben Augenblick zu Jemand, den ich beſuchen wollte, ins Zimmer trat, als dieſer ſo eben durch die Municipalgarde arretirt wurde. Ich wurde hieher geführt, Niemand weiß warum." — „Er lügt, er lügt," ſchrieen viele Stimmen, welche alle durch die gewaltig laute des ſtarken Michel niedergedonnert wurden, welcher ihnen Schweigen und conſtitutionsgemäßes Anhören des Beklagten gebot. — Man ſchwieg ſogleich, und der Präſident fragte weiter: „Seyd ihr ſicher, daß keine weitre Urſache der Anklage gegen Euch in den Regiſtern verzeichnet ſteht?" — „Ich glaube das mit Sicherheit ſagen zu können, und ſollte es anders ſeyn, dann werde ich mich verantworten." — „Man bringe das Regiſter," ſagte der Präſident, der Gefängnißwärter reichte es ihm, es war unter vielen Hunderten ja Tauſenden von Fallen, der einzige wo man ſich, vielleicht geſchreckt durch die Stimme und mächtige Geſtalt des Starken, in eine ſolche genauere Unterſuchung einließ; der Präſident ſuchte beim Kerzenlicht Bertrands Namen auf, fand aber bei demſelben weder eine Andeutung von der Urſache ſeiner Verhaftung noch von einer Beſchuldigung deſſelben; er gab das Regiſter den andern Beiſitzern des Blutgerichtes in die Hand und ſprach dann: „Es iſt keine Anklage gegen ihn vorhanden." — „Alſo muß ihn," rief Michel triumphirend, „die Nation als unſchuldig erklaren." — Ein allgemeines „Ja" ſtimmte dem Starken bei und dieſer, mit ſeiner Poſaunenſtimme ſchrie ſein: „es lebe die Nation!" was Alle wiederholten. Er und einer ſeiner Kammeraden, der ſich auch an dem Schickſal des Malteſers ſehr theilnehmend bewies, ergriffen hie auf dieſen bei den Armen und führten ihn hinaus vor die äußre Pforte des Gefängnißhofes, wo in der Regel die mörderiſchen

Executionen ſtatt fanden. Die Menſchenſchlächter, welche da ſtanden, zückten ſchon die Schwerter und Beile als ſie wieder ein neues, vermeintliches Schlachtopfer heraus führen ſahen, kaum aber hatte Michel die Worte geſagt: dieſer iſt ein unſchuldiger Bürger, da wachte in allen das natürlichere Gefühl der Menſchlichkeit auf; ſie bückten ſich nieder, nahmen ihn auf die Arme und reichten ihn einer dem andern dar. Jeder drückte ihn an ſich, alle küßten ihn brüderlich, bald waren ſeine Kleider und ſein Geſicht von dem Blute beſudelt, von welchem nicht nur die Hände und die Arme, ſondern das Angeſicht, das Haar und der Bart dieſer Leute trieften. Dieſe Liebkoſungen einer im Tollrauſche des Fanatiſmus und zum Theil wohl auch des Brantweins herumtobenden Mörderſchaar hatte für den fein fühlenden Malteſer etwas ungemein Peinliches, und er war inniglich froh, als der ſtarke Michel dieſer Qual ein Ende machte, indem er den Ritter bei dem Arm faßte und ihn den Pikenmännern mit den Worten entriß: „Laßt den guten Bürger jetzt gehen, der wird der Ruhe noch mehr benöthigt ſeyn, als wir Andern.„

Wer mag die Gefühle beſchreiben, mit welchen der Malteſer ſich jetzt auf der freien Straße und in Sicherheit vor den Mörderhänden ſahe. Michel und ſein Kammerad hatten ihn herausbegleitet auf die Gaſſe, jener fragte ihn, ob er Verwandte oder Freunde in der Stadt habe, zu denen ſie ihn hinführen ſollten? Der Ritter ſagte, daß er eine Schwägerin habe, zu welcher er jetzt hinzugehen gedächte, ſie möchten ſich aber nicht bemühen ihn weiter zu geleiten, denn er fühle ſich kräftig genug, um den Weg allein zu machen. Bei dieſen Worten zog er eine Handvoll Aſſignaten, jede im (damaligen) Werth von 50 Franken aus ſeiner Taſche hervor, und wollte ihnen dieſelben als einen ſchwachen Beweis ſeiner Erkenntlichkeit darreichen, ſie aber mochten von keiner Belohnung etwas wiſſen. „Behaltet Euer Geld,“ ſagten ſie, „wir mögen und bedürfen deſſelben nicht, es hat uns Vergnügen gemacht, Euch zu retten, und macht uns auch Vergnügen mit Euch zu gehen, bis wir Euch in voller Sicherheit wiſſen. Sagt an, wo wohnt Eure Schwägerin?“ — „In der **rue du Chaume**,“ antwortete der Ritter. — „Die gute Dame wird doch auch rechte Freude darüber haben, wenn ſie Euch auf einmal lebend und unverletzt wieder ſieht. Und wißt ihr wohl, fügte der gute Michel hinzu, nachdem er einige Worte leiſe mit ſeinem Kammeraden geſprochen hatte, was wir beide gern möchten?“ — „Nun,“ fragte der Malteſer, „was iſt Euer Wunſch?“ — „Ich und dieſer da, wir möchten das gern mit anſehen, wie ſehr Ihr beide, Eure Schwägerin und Ihr Euch freuen werdet, wenn Ihr Euch auf einmal ſo wieder ſehet.“ — „Ihr guten Leute,“ ſagte der Ritter, „ſeht es iſt ſchon ſo ſpät, Euch wäre jetzt das Ausruhen nöthiger.“ — „Bei ſo etwas,“ antwortete Michel, „ruht man beſſer aus, als wenn man ſich zu Bette legt.“ — „Aber,“ ſo fuhr der Ritter fort, „ſeht, meine Schwägerin iſt ein Frauenzimmer von ſehr zarter Geſundheit, wenn jetzt auf einmal, ſo ſpät in der Nacht ein Beſuch von fremden Männern, die, erlaubt mir Euch daran zu erinnern, vom Kopf bis zu den Füßen mit Blut beſpritzt ſind, zu ihr hineintraten, da könnte es leicht geſchehen, daß ſie vor Schreck in Ohnmacht fiele, und das würde Euch doch gewiß leid thun.“ — „O,“ ſagte Michel, nach einem kurzen Bedenken und mit halblauter Stimme, „ich meine denn doch, die Furcht und die Angſt vor uns wird wegfallen, wenn Ihr Eurer Frau Schwägerin ſagt, daß wir gute Leute ſind, die Euch das Leben gerettet haben. Geht nur zu Herr, und thut uns dieſen Gefallen, Ihr macht uns damit eine größere Freude, als mit dem größeſten Haufen Geldes, den Ihr uns geben könntet.“

Es blieb nichts andres übrig, als dem Wunſche der beiden Pikenmänner ſich zu fügen, man pochte die Leute, im Hauſe des Schwiegervaters des Miniſters aus ihrer Nachtruhe, wenn anders ihr vielleicht ſchlafloſes Liegen im Bette dieſen Namen verdiente, heraus; der alte Herr Vernier zitterte vor Freude, als er den ſicher todt Geglaubten lebend vor ſich ſahe und an ſeine Bruſt drückte; ſeine Tochter, die Madame Bertrand, der man den ſeltſamen Beſuch angekündigt hatte, vergaß in der Freude des Wiederſehens des theuren Bruders alles was dieſen Eindruck ſtören konnte, bald war das ganze Haus um den Geretteten verſammlet; mitten unter den Ausbrüchen des Entzückens verſäumte man auch nicht Worte des herzlichen Dankes an die beiden Retter zu richten. Dieſe, als ſie den alten Vernier, als ſie ſeine Tochter als ſie den alten treuen Diener des Malteſers vor Freude weinen und dieſen ſelber vor tiefer Rührung ſprachlos ſahen, konnten ſich des Eindrucks nicht erwehren, ſie wiſchten ſich einmal über das andre mit ihren blutigen Händen die herunterrinnenden Thränen ab, und als ſie, auch hierin ein menſchlich zärtliches Mitgefühl bezeugend, ſchon nach einer halben Viertelſtunde, „um nicht länger zu ſtören,“ ſich entfernten, da dankten ſie wiederholt für das große Vergnügen, das man ihnen gewährt habe.

Eine Macht, welche die Menſchenherzen leitet und bewegt wie die Waſſerbäche und ſie neu zu ſchaffen vermag nach ihrem Wohlgefallen, hatte das Herz der beiden in politiſchem Fanatismus trunkenen Menſchenſchlächter angerührt und ergriffen. Es war der Eindruck, den der Anblick eines Mannes auf ſie machte, welcher ein gutes Gewiſſen vor Gott und den Menſchen hatte, was vielleicht zum erſten Mal in ihnen die Ahnung eines innren Friedens weckte, deſſen Genuß höher iſt, denn Alles, das die Welt zu geben vermag. Wir vernehmen nichts mehr von Michel und ſeinem Kameraden, möchten aber hoffen, daß jene nächtlichen Stunden nicht nur für den Malteſer, ſondern auch für ſie beide Stunden einer Rettung nicht des äußern, ſondern des innern Lebens geweſen ſeyen.

Dem Miniſter, als er erfahren, daß dieſer theure Bruder nicht gemordet ſey, ſondern lebe, blieb nun nur noch die Sorge um den andern gefangenen Bruder, den Abbé. Auch dieſe Sorge wurde gehoben, als noch am Abend deſſelben Tages, an deſſen Vormittag Bertrand die freudige Botſchaft von der Rettung des Malteſers vernommen hatte, der ſchon erwähnte Unterofficier Thomas hereintrat, und mit ganz andren Mienen, als ſeine geſtrigen geweſen waren, es ankündigte, daß der Abbé vom Tribunal als ſchuldlos erkannt, und in Freiheit geſetzt ſey. Man hatte es, von Seiten einiger Freunde, die in den Gefängniſſen des Hotel de la Force eine Art von Aufſicht führten, ſo einzurichten gewußt, daß der Abbé in einem Augenblick vor das Blutgericht gebracht wurde, als keiner unter den Beiſitzern zugegen war, der es wußte, daß der vor Gericht Stehende ein Bruder des Miniſters ſey. Auch bei ſeinem Namen im Regiſter fand ſich keine Erwahnung irgend einer Schuld, keine Angabe des Grundes, aus welchem er verhaftet worden war, und zu dem Allem, was zu ſeinem Gunſten gereichen konnte, kam auch der Zuſtand der Abſpannung und Ueberſattigung von den Graueln des Bürgermordes, in welchem ſich viele der ſogenannten Richter ſchon um jene Zeit befanden. Die am ſchwerſten beſchuldigten Gefangenen, ſo pflegte man im Allgemeinen anzunehmen, waren zuerſt vor Gericht geſchleppt und abgethan worden, unter den Uebrigen fanden ſich manche, gegen die man weniger aufzubringen wußte, und nur im Hoſpital von Bicetre trafen die Mordgeſellen, welche dort zu Gericht ſaßen, als ſie des Urtheilſprechens und Schlachtens müde waren, die furchtbare Einrichtung, daß ſie zuletzt mehrere Tauſende der noch nicht abgeurtheilten Gefangenen, ohne Unterſchied und ohne nach Namen ſo wie nach der Urſache der Verhaftung zu fragen, maſſenweiſe in den Hof herausſchleppen, und dann mit Kanonen zuſammenſchießen ließen.

8) Die falſche Todesnachricht.

Als nach einigen Tagen die Kanonen ſo wie die Henkerſchwerte, mit Ausnahme weniger Geretteten, Alles hinweggeräumt hatten, was in den Gefängniſſen, nach der Meinung der Mörder, für das Königthum, überhaupt aber, ſo wollten ſie eigentlich ſagen, für göttliche und menſchliche Ordnung athmete, als man, ſo genau als möglich über Namen und Stand der mehr denn ſechstauſend Geſchlachteten Nachforſchung gehalten, da konnten die Häupter des grauſenhaften Mordanſchlages bei all ihrer angewendeten Mühe den Namen des Staatsminiſters: des Bertrand von Moleville nicht unter denen der Hingerichteten finden. Er war noch in Paris, das konnte man, und man irrte hierinnen nicht, mit Sicherheit behaupten, man mußte jetzt alle Mittel und Wege verſuchen ſeinen Verſteck aufzufinden, und ihn, den unverbeſſerlichen Freund des Königthumes zur verdienten Strafe zuziehen. Herr Andreſel, der Schatzmeiſter der Marine-Invaliden, ein guter Bekannter des H. Bertrand, wurde von Lecointre, einem der wüthendſten Mitglieder des Unterſuchungsrathes, durch Anerbietungen und Drohungen aller Art beſtürmt, den Aufenthaltsort des

Miniſters, den er übrigens nicht wußte, zu verrathen: mittelbar erfuhr dieſer Einiges von der Unterredung zwiſchen jenen beiden, das ihm zur Warnung gegen die Anſchläge der Liſt dienen konnte, mit welcher die Feinde gegen ihn zu Werke gingen.

Unter dieſen Feinden war einer der thätigſten der berüchtigte Hebert, ein Mann, der vom Theater der Volksbeluſtigung, zu einer wichtigen Stelle auf der Bühne der Volksvernichtung ſich erhoben, denn ſeine Laufbahn war von der Stelle eines Billeteurs an einem kleinen Theater, von welcher man ihn wegen ſeiner Veruntreuungen entlaſſen, zuerſt zu der eines Bedienten, aus der man wegen ſchlechter Aufführung ihn fortgejagt hatte, dann zu dem Wirkungskreis eines Literaten übergegangen; eines Literaten von jener Art, welche auch in unſern Tagen durch ihre frechen Ausfälle gegen Alles, das feſten Grund hat, ſich beliebt macht. Dieſer Mann, der nachmals, bis wenig Stunden vor ſeinem ſcheußlich furchtbaren Ende, ſich des Mordes von vielen Tauſenden der beſſeren Bewohner des Landes ſchuldig gemacht, trat ſchon damals in ſeiner lügenhaft tückiſchen Weiſe als Chorführer des Gelichters, welches Spreu war wie er, hervor. Man hielt es für das Gerathenſte, den Miniſter Bertrand, um ihn aus ſeinem ſo ſchwer zu errathenden Schlupfwinkel hervor zu locken, nur erſt recht ſicher zu machen, damit er furchtlos ſeinen Kopf in die Schlinge ſtecke. Was konnte zu dieſem Zwecke beſſer geeignet ſeyn, als wenn man den Staatsminiſter öffentlich, vor allem Volk, als einen Todten, unter den Liſten der Gemordeten aufführte; ein Todter hat kein Blutgericht des Bürgerrathes mehr zu fürchten, wer als ein ſolcher gilt, der kann ungeſcheut unter das Volk hervortreten.

Dies war die Liſt, welche Hebert, um des Bertrand habhaft zu werden, anwendete, und welche ſich aus dem eben erwähnten Geſpräch des Jacobiners Lecointre, mit dem Herrn Andreſel, ſehr gut errathen ließ. In einem Bericht, welcher nicht nur gedruckt verbreitet, ſondern auch von den dazu beſtellten Männern auf allen Straßen laut ausgerufen wurde, hieß es, daß der Miniſter Bertrand unter den andern drei und fünfzig Männern geweſen ſey, welche vor dem Nationalgerichtshofe zu Orleans waren angeklagt, dann durch eine Bande Marſeiller nach Verſailles gebracht und hier hingerichtet worden. Die Stelle jenes Berichtes, die ſich auf ihn bezog lautete ſo:

„Es kam nun die Reihe an den Exminiſter Bertrand, dieſen unverſchämten Lügner, frechen Empörer. Er nahm Abſchied von den ausgewanderten Marine-Offizieren — — ſuchte dann, obwohl vergebens, das aufgebrachte Volk durch ſeine Bitten und demüthig reuige Mienen zu ſeinen Gunſten zu erweichen. Ihr edlen Bürger, ſo ſprach er, es iſt wahr, wir ſind ſchuldig, wir haben, getrieben von Ehrgeiz uns zu feindſeligen Schritten gegen das Volk verleiten laſſen, aber bedenkt, daß ihr unſre Sieger ſeyd, und daß wir eure Gefangenen ſind, laßt unſre Reue euch zum Mitleid bewegen. — — Seine Bitten halfen ihm Nichts, er wurde getödtet und in Stücken gehauen."

So unverſchämt erlogen auch dieſe einzelne Stelle des Berichtes war, ſo richtig und genau war leider der übrige Inhalt deſſelben, der die Hinrichtung der Miniſter de Leſſart und Abancourt, des Herzogs von Briſſacs, Befehlshaber der conſtitutionellen Garde des Königes, des Biſchoffs von Mende und andrer dem Königshofe treu ergebener Männer beſchrieb.

Die Jacobiner, welche wohl wußten, wie die Sache ſich eigentlich verhielt, ſuchten, da ſie dies nicht an ſeiner Perſon vermochten, wenigſtens an dem Eigenthum des Miniſter Bertrand ihre Wuth auszulaſſen. Sein ſchönes, in Languedoc gelegnes Schloß Montesquieu de Volvestre, in welchem die Familie des Miniſters einen Theil des Jahres zuzubringen pflegte, wurde gegen Ende des Septembers von einer Bande des Raubgeſindels niedergebrannt, die ganze Beſitzung, von welcher die Bertrands ihre Haupteinkünfte bezogen, wurde verheert. Der hochbejahrte Vater des Miniſters hielt ſich damals in Toulouſe auf, und war durch den Kummer um ſeine Söhne, die er alle drei entweder todt oder doch in größeſter Lebensgefahr glaubte, tief gebeugt; an dem Tage als er die Nachricht erhielt, daß ſein Schloß in Flammen aufgegangen ſey, verfiel er in ein hitziges Fieber, daran er nach wenig Tagen ſtarb.

9) Die wohlgelungene Flucht aus der Hauptſtadt.

Der Miniſter empfing die Trauerbotſchaft von dem Tod ſeines Vaters in den erſten Tagen des Octobers. Seine eigne Lage war um dieſe Zeit ſorgenvoller als jemals; die Gefahr entdeckt zu werden, mehrte ſich mit jeder Stunde und nirgends zeigte ſich eine Möglichkeit zum Entfliehen aus der Hauptſtadt. Aber dieſelbe höhere Hand, welche bisher über dem Schickſal Bertrands ſo wie ſeiner Brüder und ſeiner Gemahlin gewaltet hatte, ſchützte ſie alle auch ferner und ſie eröffnete zuerſt für den Miniſter, deſſen Leben ſich in der nächſten, ſchwerſten Gefahr befand, einen Ausweg, an welchen er niemals gedacht hätte, waren ihm die Mittel dazu nicht ungeſucht in die Hände gelegt worden.

Eine gewiſſe Madame F., welche mit Bertrands Bruder bekannt war, und auch ihm ſelber, in ſeiner früheren Stellung manche wichtige Dienſte geleiſtet hatte, erbot ſich, dem Miniſter, von welchem ſie wohl wußte, daß er noch in Paris ſey, einen Paß zur Reiſe nach England zu verſchaffen. Ueberdieß war dieſe Dame auch im Stande für die Sicherheit der Reiſe von Paris bis Boulogne in ſehr erwünſchter Weiſe zu ſorgen, indem durch ihre Verwendung ein alter Diener ihres Hauſes die Stelle eines Couriers bei der Felleiſenpoſt für den Verkehr der Hauptſtadt mit Boulogne erhalten hatte. Der Paß, den Betraud durch Vermittlung ſeines Bruders des Malteſers von Madame F. erhielt, war eigentlich auch nur durch einen beſondern glücklichen Zufall in ihre Hande gerathen. Er war vom Miniſterium des Aeußern für einen ihrer Freunde, der dafür 100 Louisdor bezahlt hatte, ausgeſtellt worden und dieſer Freund hatte mit ihm die Reiſe nach Boulogne gemacht. Dort hätte derſelbe eigentlich viſirt werden ſollen, da ihn aber Niemand nach dem Paß gefragt hatte, war das Viſo unterblieben und daſſelbe Papier konnte jetzt wieder von einem Andern zu derſelben Reiſe benutzt werden. Zu dieſem Zweck hatte es der Freund, ſobald er in England ſich in Sicherheit ſahe, wieder an die Dame zurückgeſendet und dieſe dadurch in den Stand geſetzt den Miniſter aus einer Gefahr zu retten, die bei den immer ſtrenger werdenden Nachforſchungen nach ſeinem Verbergungsort wahrſcheinlich ſchon nach wenig Tagen ihn erreicht haben würde.

Es war am Freitag den 12 October, Vormittags 10 Uhr, als Bertrand von ſeinem treuen Schützer und bisherigem Hauswirth: dem Wundarzt, Abſchied nahm und ſich in einen gewohnlichen Fiacre ſetzte, der ihn vorerſt nur aus der gefahrvollen Hauptſtadt hinausbringen ſollte. Seine Verwandten hatten ihm, aus Furcht vor einer möglichen Erkennung ſeiner Perſon durch die wachthabenden

Soldaten am Schlagbaume allerhand abentheuerliche Verkleidungen angerathen, er aber hatte ſich zu keiner von dieſen allen bequemen mögen, denn mit Recht befürchtete er, daß eine ſolche Vermummung viel mehr noch die Aufmerkſamkeit der Späher auf ihn lenken möchte als eine einfache, durchaus nicht auffallende Kleidung. Er trug deshalb an dieſem Morgen ſein Haar nachläſſig herabgekämmt, nicht wie er bisher als Hofmann es gethan, künſtlich friſirt, dazu einen runden Hut und einen braunen Ueberrock. Mit ihm ſaßen noch vier Begleiter im Wagen, davon zwei die Uniform von Unteroffizieren der Nationalgarde trugen. Man hatte kein Reiſegepäck, ſondern nur, wie zu einer Jagd oder Landparthie etwas kalte Küche mitgenommen; die Fenſter des Wagens waren geſchloſſen. Ohne allen Anſtand, und ohne daß man ſich die Mühe gab den unverdächtigen Wagen zu durchſuchen kam dieſer zwiſchen den vielen andren Wagen über den Schlagbaum hinaus bis zu dem nahe jenſeits St. Denis gelegenen, kleinen Marktflecken Pierrefitte, wo der Miniſter nur wenige Minuten auf die Ankunft des Felleiſen-Couriers zu warten hatte, zu welchem er ſich in den Karren hineinſetzte, und in der That als ein Menſch von ſehr unverdächtigem, anſpruchsloſen Ausſehen mit ihm davon fuhr.

Der Felleiſenbote war überall an den Stationen ein alter Bekannter, die Poſtknechte die ſein Pferd aus und ein andres anſpannten, achteten wenig auf den Mann, den er, um ſich ein Trinkgeld zu verdienen, zu ſich in ſeinen Poſtkarren genommen hatte; ganz glücklich kam Bertrand in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag in Boulogne an, wo er im Gaſthof der Poſt ein kleines Zimmer ſich geben ließ.

10) Verlegenheiten in Boulogne und ihre Löſung.

Der Miniſter, gemäß jenem Paſſe den er bei ſich führte, reiſte unter dem Namen eines Herrn von Vandsberg, Kaufmannes aus Lüttich. Madame F. hatte ihn unter dieſem Namen an Herrn M . . . in Boulogne empfohlen, von deſſen Gefälligkeit und Dienſtfertigkeit gegen jeden von ihr Empfohlenen ſie überzeugt ſeyn konnte. Gleich am nächſten Morgen ſendete Bertrand dieſen Empfehlungsbrief an Herrn M . . . ab und bat dieſen, in einigen beigefügten Zeilen, ſehr dringend, für ihn einen Platz auf dem nächſten nach England abgehenden Paquetboot zu beſtellen, und ſobald es ſein könne ihn zu beſuchen, weil er, der angebliche Herr Vandsberg noch Einiges über die Anordnungen zu ſeiner Reiſe mit ihm zu ſprechen habe. Der Brief war noch kaum ſeit einer Viertelſtunde fortgeſendet, da führte die Wirthstochter einen Mann in Bertrands Zimmer herein, ohne den Namen des Eingeführten zu nennen. Der Mann war von auffallend langer Statur und trug die Uniform eines Offiziers der Nationalgarde von höherem Range. Der Miniſter wußte nicht, wie er den Beſuch eines ſolchen Offizieres in ſo früher Morgenſtunde und bei dem ſtarken Regen, der ſo eben niederſtrömte, zu nehmen und was er davon zu erwarten habe; es kam ihm der Gedanke, ob es hier in Boulogne nicht auf eine ähnliche, ſtrenge Hausdurchſuchung abgeſehen ſey, als die geweſen war, deren Gefahren er in Paris nur durch eine glückliche Schickung entgangen war. Dennoch faßte er ſich bald; er trat ruhig dem langen Manne entgegen und fragte, was ihm zu Dienſten ſtehe?

„Habe ich,“ fragte der Offizier, „hier die Ehre mit Herrn Vandsberg zu ſprechen?“ — „Ja, dieſen Namen führe ich." — „Ei," ſo fuhr der Offizier fort, nachdem er den Miniſter einige Augenblicke lang aufmerkſam betrachtet, und ſich dann tief gegen ihn verbeugt hatte, „erſt jetzt habe ich die Ehre Sie zu erkennen." — „Das wird wohl eine Verwechslung der Perſonen aus zufälliger Aehnlichkeit ſeyn," ſagte der Miniſter, „denn ich kann mich nicht erinnern Sie jemals geſehen zu haben." — „Ich aber," ſagte der Andre, „erinnere mich deſto beſſer, daß ich Sie, obgleich nur einmal in meinem Leben und auch damals kaum eine halbe Stunde lang geſehen habe." — „Und wo," fragte Bertrand weiter, „meinen Sie, daß dies geſchehen ſey? etwa in Lüttich, in Amſterdam oder" — — „Nicht ſo fern von hier," unterbrach ihn der Offizier, „ſondern in Paris ſelber, im Januarmonat dieſes Jahres, im Büreau des Marineminiſteriums." — „Sie haben," ſagte Bertrand etwas verlegen, „ein beſſres Gedächtniß als ich." — „O, mein Herr," fuhr der Andre fort, „es iſt nicht Ihre Geſtalt, ſondern vor allem Ihre Freundlichkeit und Güte, welche mir ſo feſt im Gedächtniß geblieben iſt; ich kam in einer Angelegenheit nach Paris, die, wie ich fürchtete, erſt nach etlichen Wochen entſchieden werden konnte, und Sie vermittelten den günſtigen Ausgang derſelben ſchon am dritten Tage. Darum ſeyen Sie unbeſorgt, ich werde mich bemühen, Ihnen meine Dankbarkeit zu bezeigen durch alle in meinen Kräften ſtehende Dienſte, welche ich Ihnen hier leiſten kann." — „Aber wie wußten Sie es, daß ich hier in Boulogne ſey, und welches iſt Ihr Name." — „Ich erhielt ein Billet von Ihrer Hand, das mich hierher forderte, und ich heiße M..." — „Ach," ſprach der Miniſter, welcher jetzt alle ſeine Sorgen gehoben fühlte, „hätte ich das doch eher gewußt, aber dieſe Ihre Uniform ließ mich nicht errathen, daß Sie Herr M . . . ſeyen." — „Ich muß," antwortete M . . .,

„dieſe Uniform tragen, weil ich Befehlshaber der hieſigen National- und zugleich Offizier der Bürgergarde bin. Aber in all dieſen beiden Eigenſchaften ſtehe ich ganz zum Dienſt des Herrn Bertrand.“

Der Miniſter nahm den wackren Mann ſogleich beim Wort, indem er ihn bat, daß er ihm ſeinen Paß möge viſiren laſſen, ohne daß er genöthigt ſey, ſich ſelber in Perſon auf dem Paßbureau zu ſtellen, was leicht, durch einen der Beamten, zu ſeiner Erkennung führen könne. „Was Sie da wünſchen,“ ſagte Herr M . . . , „das iſt bisher noch keiner einzigen Perſon zugeſtanden worden und gerade in dieſem Augenblick wird es ſchwerer halten, als jemals, eine ſolche Vergünſtigung zu erhalten, weil wir erſt vor wenig Tagen eine neue Verordnung von der Regierung in Paris erhalten haben, darin es uns aufs dringendſte eingeſchärft wird, keinen Paß zu viſiren, ohne das auf ihm ſtehende Signalement mit der Perſon des Inhabers verglichen und dieſen ſelber genau betrachtet zu haben, um ſich zu überzeugen, ob er nicht einer von jenen verdächtigen Flüchtlingen ſey, deren Beſchreibung, vom Kopf bis zum Fuß, uns ebenfalls zugeſtellt worden iſt.“ „Eben dieſes,“ ſagte Bertrand, „fürchte ich am Meiſten, und darum vertraue ich ganz auf Ihren redlichen guten Willen und auf jenen Einfluß, den Ihre Stellung als hoher Municipal-Offizier auf die ſtädtiſchen Behörden Ihnen gewährt. Sagen Sie nur, daß der Ihrer Freundſchaft empfohlene Vandsberg an einem ſo heftigen Rheumatismus leide, daß es, bei der jetzigen ſchlimmen Witterung, ihm unmöglich ſey, auszugehen.“

Bertrand führte zwei Päſſe bei ſich. Der eine von dieſen war der, den ihm Madame F. verſchafft hatte. Da jedoch dieſer in ſeinem Signalement nicht ſonderlich auf die

Perſon des Miniſters paßte und überdieß auf einem Papier ausgeſtellt war, an deſſen Stelle die Pariſer Polizeibehörde ſeitdem ein andres für die Ausfertigung der Päſſe in Gebrauch geſetzt hatte, war der kluge Staatsmann auf den Einfall gekommen, ſich ſelbſt noch ein zweites Exemplar von Paſſe mit eigner Hand zu fertigen, welches den äußren Anforderungen an ein ſolches Reiſedocument entſprach. Er reichte beide dem Herrn M... hin; dieſer ſchüttelte bedenklich den Kopf und ſagte: „Nun wohl, mein Herr, Sie dürfen verſichert ſeyn, daß ich Alles thun werde, was in meinen Kräften ſteht, um Ihre Angelegenheit nach Wunſche zu beendigen. Nur Eines fürchte ich, daß man hier in dieſem der Ordnung gemäß und nach neuerer Vorſchrift ausgefertigten Paß in dem beigefügten Signalement die Perſon des geweſenen Herrn Miniſter Bertrand erkennen werde.“

„Wie?“ fragte der Miniſter, „weiß man denn hier nicht, daß Bertrand ſchon vor einem Monat mit den andren von dem großen Gerichtshofe zu Orleans Angeklagten in Verſailles hingerichtet worden iſt?“ Er zeigte hierauf dem Herrn M... lächelnd ein gedrucktes Exemplar von dem Bericht, den Hebert über die Ermordung jener Angeklagten und namentlich des Miniſter Bertrand veröffentlicht und in ganz Paris verbreitet hatte. Herr M... las den Bericht und ſagte lachend: „Nun in der That, das Blatt kommt mir gut zu ſtatten, ich werde die Herrn der Municipalität mit der hier nur im unſichrem Gerücht herumgehenden, gedruckten Neuigkeit aus der Hauptſtadt unterhalten und bei der Gelegenheit hoffentlich ſie zur gefälligen Mitwirkung für meinen Zweck beſtimmen. Ich gehe jetzt ſogleich ins Stadthaus und werde noch vor der Mittagstafel zu Ihnen zurückkehren, um Ihnen von dem Erfolg meiner Sendung Rechenſchaft zu geben.“

Schon nach zwei Stunden kehrte der gefällige Mann mit triumphirender Miene zurück. Die Herrn von der Municipalität hatten merkwürdiger Weiſe den nachgemachten Paß, weil er auf dem vorſchriftsmäßigem Papier ſtund, für den richtigeren befunden und ohne Bedenken denſelben viſirt.

Gerne wäre nun Bertrand ſchon in der nächſten Stunde mit einem Paquetboot nach England abgereiſt, aber ein contrarer Wind hinderte das Auslaufen aller Fahrzeuge. Fünf Tage lang hielt dieſe ungünſtige Witterung an und während dieſer ganzen Zeit hielt ſich der Miniſter in ſeinem Zimmer verborgen, um ſich nicht der Gefahr auszuſetzen, von irgend Jemand, der ihn früher geſehen, erkannt zu werden. Seine Freunde in Paris hatten wenigſtens durch den zurückkehrenden Courier ſeine glückliche Ankunft in Boulogne erfahren, er ſelbſt durfte es nicht wagen einen Brief der Poſt anzuvertrauen, noch einen von dort zu erhalten, weil ſelbſt die in der Hauptſtadt wohlbekannten Züge ſeiner Handſchrift, ſo wie die Adreſſen der Briefe Verdacht erregen konnten.

Die peinlichen Stunden des erzwungenen Zimmerarreſtes wurden dem ſorgenvollen Manne durch die öfteren Beſuche eines alten Freundes, des Herrn de Flahaut, wo nicht erheitert, ſo doch erträglicher gemacht, der ſich, ſeitdem er den Mörderhänden der jacobiniſchen Rotte, bei dem Eindringen derſelben in die Tuilerien, am 10. Auguſt, glücklich entgangen war, nach Boulogne zurückgezogen hatte. Durch dieſen machte Bertrand auch die Bekanntſchaft eines andren alten Herrn von Adel, Namens Gaſté, welcher ebenfalls im Begriff ſtund, mit dem nächſten Paquetboot nach England abzugehen und ſich deshalb als nah künftiger Reiſegefährte des Miniſters bei dieſem einführen ließ.

11. Die Ueberfahrt nach Dover.

Endlich, am 19. October, nahm das Regenwetter, das ſeit Bertrands Ankunft in Boulogne unausgeſetzt geherrſcht hatte, ein Ende, der conträre Wind hatte ſich gelegt, es war ein heitrer, ſchöner Herbſttag. Um neun Uhr des Morgens ließ Herr M . . . dem Miniſter es ſagen, daß das Paquetboot, auf welchem er für ihn einen Platz genommen hatte, zwiſchen zehn und elf Uhr abfahren werde. Er verfügte ſich alsbald dorthin; auf ſeinem Wege zum Schiffe begegnete ihm kein Menſch, der irgend eine polizeiliche Frage an ihn richtete, er hatte ſich alle die Mühe und Sorge, welche ihm das Fabriciren des mit eigner Hand geſchriebenen Paſſes und das Viſirenlaſſen deſſelben gemacht hatte, erſparen können. Auch Herr Gaſſo fand ſich bei guter Zeit auf dem Paquetboote ein, aber ſie beide zogen aus der Pünktlichkeit, mit welcher ſie die Zeit der Abfahrt inne hielten, keinen Vortheil, denn ſtatt des noch geſtern wehenden Gegenwindes war eine völlige Windſtille eingetreten; das Fahrzeug lag in der Nähe der Küſte unbeweglich ſtill, man konnte nur gegenſeitig ſich zur Geduld ermahnen. Endlich um 12 Uhr des Mittags erhob ſich ein ſchwacher Wind vom Lande her, welcher in Kurzem ſich verſtärkte, dieſer ſchwellte die Segel an und das Schiff gewann das freie Meer.

Zum erſten Mal ſeit langer, langer Zeit athmete Bertrand wieder frei und freudig auf. Zwar ſeine Augen füllten ſich mit Thränen als jetzt die Küſten ſeines unglücklichen Vaterlandes mehr und mehr aus ſeinen Blicken entſchwanden; er war ſich keiner Schuld an dieſem Vaterlande bewußt und dennoch hatte es ihn als einen todeswürdigen Verbrecher geächtet und von ſich geſtoßen; alle die, welche ſeinem Herzen die Nächſten und Theuerſten waren, hatte er, mitten in den Gefahren die ſie umringten zurücklaſſen müſſen, dennoch durfte er ſich mitten unter dieſen betrübenden Gedanken den Gefühlen einer andren Art hingeben, welche über das Meer der Sorgen ihn erhoben. Wie wunderbar war ſeine bisherige Rettung aus den Gefahren des Todes geweſen, welche ſeit dem 10. Auguſt täglich und ſtündlich ihm gedroht hatten. Die Hand Gottes, welche dieſes gethan, konnte, das hoffte er mit feſtem Muthe, auch ferner ihn, ſo wie die Seinigen, behüten und bewahren und ſie Alle noch auf Erden, in Sicherheit und gutem Frieden wieder zuſammenführen.

Während der Gerettete ſchweigend und in die Gedanken an die trübe Vergangenheit ſo wie an die noch dunkle Zukunft vertieft nach der Küſte hinblickte, wußte er nicht was dort in Boulogne, deſſen Thürme noch immer ſichtbar waren, ſich zutrug; er erfuhr dieß erſt drei Tage nach ſeiner Ankunft in London, durch einen Brief des Herrn de Flahaut. Das Paquetboot hatte, wie erwähnt am Mittage, vom Winde begünſtigt, die Rhede von Boulogne verlaſſen, und das freie Meer erreicht. Kaum eine halbe Stunde ſpäter waren zwei Commiſſare aus Paris in der Stadt angekommen und in demſelben Gaſthof abgeſtiegen, in welchem Bertrand gewohnt hatte. Sie ließen ſogleich einige Soldaten von der Nationalgarde herbeirufen und erklärten, daß ſie von der Regierung den Befehl hätten den hier in dieſem Gaſthof verweilenden Chr Vandoberg zu verhaften und ihn, unter ſichrer Bedeckung nach der Hauptſtadt zu bringen. Man hatte dort wahrſcheinlich durch einen jener Spione, welche der Gemeinderath von Paris in allen Gränzſtädten, namentlich auch in Boulogne unterhielt, die Kunde empfangen, daß ein Reiſender aus Paris angekommen ſey, der ſich ängſtlich auf ſein Zimmer zurückgezogen habe, und hier öftere Beſuche von Ariſtokraten empfange, und der nach Allem was man über ſeine Perſon in Erfahrung gebracht, kein anderer ſein könne als der Exminiſter Bertrand, der unter dem falſchen Namen Vandsberg ſich bei der Polizei melden laſſen. Hätte der günſtige Wind nur um eine halbe Stunde ſpäter ſich eingeſtellt, dann wäre Bertrands Loos, nach wenig Tagen unter Mörderhänden zu ſterben, entſchieden geweſen und von wo kam anders jener hülfreiche Wechſel des Luftzuges, als aus der Hand deſſen der den Wolken wie dem Winde ihren Lauf beſtimmt und dieſelben ſo wie die Flammen des Feuers zu Werkzeugen Seines Willens macht.

Drei Stunden lang hatte der günſtige Wind angehalten, er war jedoch nur in der erſten Stunde der Fahrt in augenfälligerer Weiſe förderlich geweſen, dann allmälig immer ſchwächer geworden und hatte ſich zuletzt ganz gelegt. Die Segel hiengen wieder ſchlaff an ihren Stangen herunter, das Schiff, ſo oft man es auch wendete, kam nicht von der Stelle, der Himmel überzog ſich mit Wolken, der Horizont war dicht getrübt. Wäre jetzt abermals ein Sturm von Weſten her ausgebrochen, dann hätte das Paquetboot zurückkehren und eine Zufluchtsſtätte an der franzöſiſchen Küſte ſuchen müſſen, von welcher man in den drei Stunden, ſeitdem man ſie verlaſſen, nur erſt wenige Lieuen weit hinweggekommen war. Bertrand hatte von der Möglichkeit dieſer Gefahr keine Ahnung; er war kurze Zeit nachdem die Windſtille eingetreten in eine Unterhaltung hineingezogen worden, welche für ihn von ganz beſondrem, perſönlichen Intereſſe ſeyn mußte. Unter den Paſſagieren, die ſich mit ihm zugleich auf dem Paquetboot befanden, waren zwei junge Männer, welche er für Engländer gehalten hatte, weil ſie nur engliſch mit einander ſprachen. Während er, in ſeine Gedanken vertieft, ſchweigend da ſaß, hatte der eine jener jungen Männer ein lebhaftes Geſpräch in franzöſiſcher Sprache mit Herrn Gaste angeknüpft, das ihn als einen geborenen Franzoſen kund gab. Er erzählte von den Mordgräueln in den Gefängniſſen der Hauptſtadt während des 2. und 3. Septembers und obgleich ſeine Berichte nicht frei von Uebertreibungen ſchienen, ließ ſich doch gegen dieſelben nichts einwenden, weil er behauptete, das Alles, was er erzählte, mit eigenen Augen geſehen zu haben. Von der Schilderung der blutigen Auftritte in Paris gieng er zu der Erwähnung der öffentlichen Hinrichtung der Staatsgefangenen von Orleans in Verſailles über. Er habe, ſo ſprach er, dieſe zwar nicht ſelber mit angeſehen, wohl aber ſey einer ſeiner Freunde Augenzeuge davon geweſen, auf deſſen treue Mittheilungen er ſich verlaſſen konne. Der lebhaft geſprächige Erzahler hob aus all den traurigen Vorgängen in Verſailles keinen andren mit ſolcher Theilnahme hervor, als den Tod des Miniſter Bertrand. Man konnte deutlich bemerken, daß die angeblichen Thatſachen, welche er mit einigen Ausſchmückungen ſeinen Zuhörern zum Beſten gab, aus Heberts erdichtetem Bericht entlehnt waren. Dem guten jungen Menſchen ergieng es hierbei wie dem Schauſpieler im Hamlet, als er vor dem Prinzen die traurige Mähr von des Pyrrhus Grauſamkeit und der Königin Hekuba Jammer declamirte, er wurde von ſeiner eigenen Erzählung aufs Tiefſte gerührt. Hierbei ergoß er ſich in die freigebigſten und prunkvollſten Lobeserhebungen des Helden ſeiner Geſchichte, dieſes trefflichen Miniſters Bertrand de Moleville, deſſen Tod von allen Gutgeſinnten, vornämlich aber von ihm, von ſeiner Familie und ſeinen näheren Bekannten aufs Schmerzlichſte beklagt werde.

Bertrand, welcher den Anfang des Geſpräches weniger beachtet und zum Theil nur wie halb im Traum gehört hatte, war, als er ſeinen Namen ſo oft nennen hörte, aufmerkſam geworden und hatte Wort für Wort die „unzweifelhafte Geſchichte ſeiner Hinrichtung“ ſo wie das Urtheil ſeines jungen Landsmannes über ihn und ſein Wirken vernommen. Er konnte ſich dabei des Lächelns nicht enthalten; ſein Lobredner bemerkte dies und fragte ihn ganz empfindlich: „Wie, mein Herr, Sie lachen? habe ich nach Ihrer Meinung etwa zu viel geſagt?“ — „Allerdings, mein Herr, ich geſtehe Ihnen offen, daß ich Ihre Lobeserhebungen des Miniſter Bertrand für übertrieben halte. Ich kenne denſelben genauer als vielleicht Sie ihn kennen.“ — „Seine Geſichtszüge, ſeine Geſtalt,“ erwiederte der Erzähler mit einiger Heftigkeit, „mögen Sie vielleicht beſſer kennen als ich, der ich ihn niemals im Leben ſahe, nicht aber ſeinen Geiſt und ſein Wirken, ſonſt würde Ihnen das gerechte Lob, das ich dem Manne ertheilte, nicht lächerlich vorkommen.“ — „Sie nehmen dies zu genau, mein Herr,“ ſagte der Miniſter, „ich gebe Ihnen gern zu, daß wenn alle unſre Landsleute von ſolcher Geſinnung geweſen wären, und ſich ſo benommen hätten wie Bertrand, es zu keiner Revolution gekommen wäre. Aber dieſe hatte eigentlich ſchon begonnen als Bertrand Miniſter wurde.“ — „Und hat der Mann nicht auch da noch, als er unter ſo mißlichen Umſtänden das Staatsruder ergriff, Alles zur Unterdrückung des furchtbaren Aufruhrs gethan, was in ſeinen Kräften ſtund? Müſſen wir ihn in ſeinem Kampfe mit den mächtigen Partheien, vor allem mit der Rotte der Jacobiner, wo er ganz ohne Hülfe, allein daſtund, nicht im höchſten Grade bewundernswürdig finden?“ — „Vielleicht,“ ſo ſagte Bertrand ganz kalt, „wäre es beſſer geweſen, er hätte weniger gethan als er wirklich gethan hat.“ — „Das iſt,“ ſo antwortete der Andre, „leicht geſagt, aber ich bin andrer Meinung als Sie, und ich wollte meinen Kopf wetten, unter hundert Franzoſen würden Sie nicht zwei finden, die Ihrer Anſicht beiſtimmten, es müßten denn Leute von der Jacobinerparthei ſeyn.“ — „Meinen Sie etwa gar, ich ſey einer von dieſer Parthei?“ — „Aufrichtig geſagt, ich finde das nicht unwahrſcheinlich.“ — „Sie würden dies,“ erwiederte der Miniſter, „anders finden, wenn Sie wüßten wer ich bin. Ich will Ihnen nur das Eine ſagen, daß Herr Bertrand keinen näheren Freund als mich auf Erden haben kann, keinen dem ſeine Ehre mehr am Herzen liegt als mir, keinen der an allen ſeinen bisherigen Schickſalen innigeren Antheil nahm als ich dies that.“ „Das ſollte mich,“ ſprach der junge Erzähler, „doch ſehr wundern. Wenigſtens müßte Ihnen der Tod ihres nächſten Freundes ſehr wenig zu Herzen gegangen ſeyn, da Sie vorhin über meinen Bericht von demſelben ſogar, als über etwas höchſt Komiſches lachen konnten, — — und wie? ſogar jetzt ſeh ich Sie wieder lächeln?“ „Nun aus dieſem meinem Benehmen,“ ſagte Bertrand, „ſollten Sie doch wohl haben ſchließen können, daß ich an den Tod des Miniſters nicht glaube?“ „Nicht daran glauben?“ ſprach der Andere, „ſind Sie denn nicht in Paris geweſen?“ „Ich war dort bis zum 12. dieſes Monats.“ — „Und Sie ſollten den allverbreiteten, genauen Bericht über die Ermordung aller von dem oberſten Gerichtshof von Orleans Angeklagten zu Verſailles, namentlich über die des Miniſter Bertrand nicht geſehen und geleſen haben?“ — „Ich habe dieſen Bericht nicht bloß geleſen, ſondern auf den Straßen ausrufen hören, ja noch mehr, ich führe ein gedrucktes Exemplar deſſelben hier in meiner Taſche bei mir, und dennoch zweifle ich an der

Wahrheit der Nachricht von Bertrands Tod.“ — „Ich aber,“ rief der Erzähler mit Heftigkeit, „meine nicht bloß, ſondern weiß es gewiß, daß dieſe Nachricht wahr iſt. Einer meiner Freunde hat mit eignen Augen zu Verſailles die Hinrichtung des Staatsminiſters mit angeſehen.“ — „Ich muß,“ ſprach Bertrand, „dann doch die Bemerkung machen, daß wenn Ihr Freund dies geſehen zu haben glaubte, ſeine Augen etwas kurzſichtig oder ſonſt mangelhaft ſeyn müſſen.“ — „In der That,“ ſo ſprach der Erzähler, „jetzt wird mir die Sache zu arg. Wenn Ihre Behauptung, mein Herr, ein Scherz ſeyn ſoll, dann geſtehe ich, daß mir derſelbe höchſt unpaſſend und unziemlich erſcheint.“ Mit dieſen Worten wendete ſich der junge Mann ganz entrüſtet von dem Miniſter hinweg. „Es thut mir leid,“ ſagte dieſer, „wenn Sie durch meine Worte ſich verletzt fühlten. Meine Abſicht war keine andre als Sie, weil Sie ein ſo wohlmeinendes Intereſſe an Bertrands Schickſal nehmen, von der Ihnen gewiß höchſt angenehmen Wahrheit zu überzeugen, daß derſelbe nicht todt iſt, ſondern lebt.“ — „Und meinen Sie denn,“ ſprach der Andre, etwas beruhigter, „daß Ihre Worte da mich von dem was Sie behaupten, überzeugen können? Wie gern möchte ich einer ſolchen guten Botſchaft glauben, wenn ich einen haltbaren Grund dafür ſähe. Ich verſichre Ihnen, obgleich ich keinesweges ſehr reich bin, würde ich doch auf der Stelle 500 Louisdor um die Gewißheit geben, daß Miniſter Bertrand noch am Leben ſey.“ — „Sie verdienen es,“ ſagte der Miniſter, „daß man Ihnen dieſe Gewißheit um einen geringern Preis, oder vielmehr ganz umſonſt verſchaffe. Indem ich Ihnen deshalb im Namen des von Ihnen ſo wohlmeinend gerühmten Bertrand für die warme Theilnahme an ſeinem Wirken und ſeinen Schickſalen den herzlichſten Dank ſage, verſichre ich

Ihnen zugleich, daß derſelbe bei vollkommnem Wohlſeyn auf einer Reiſe nach England und zwar hier in dieſem Paquetboot ſich befinde, ja, daß es derſelbe iſt, der ſo eben die Ehre hat mit Ihnen zu ſprechen.“

Herr Gaſté bezeugte daſſelbe, was der Miniſter ſagte. Der junge Mann, nachdem er dieſen aufs Herzlichſte um Vergebung wegen ſeines auffahrenden Benehmens gebeten, überließ ſich ungehemmt den Aeußerungen ſeiner Freude über dieſes unerwartete, hoch erfreuliche Zuſammentreffen. Nach ſeiner großen Lebhaftigkeit mußte er, ſo wie er mit Bertrand ſprach, bald lachen, bald weinen, und fragte nur immer von neuem, wie doch das möglich geweſen ſey, daß der ſo wüthend Verfolgte allen Nachforſchungen ſeiner Feinde habe entgehen und unbemerkt aus der Hauptſtadt entkommen können? Herr Bertrand befriedigte gern die Neugier ſeines jungen Freundes; er erzählte dieſem mit großer Ausführlichkeit die Geſchichte ſeiner Verbergung und Errettung vom 10. Auguſt an bis auf die gegenwärtige Stunde. Der wackre Mann hörte dieſes mit der höchſten Theilnahme und Verwunderung an, und trug dann dem Miniſter aufs Wärmſte ſeine Dienſte in dem fremden Lande an, dahin er jetzt gehe, indem er mit allen Verhältniſſen in London und der Sprache ſo mächtig ſey als ein geborner Engländer, weil er ſchon ſeit ſeiner Kindheit in England gewohnt und gelebt habe. Bertrand nahm dieſes Anerbieten ſehr gern an, und fand ſpäter alle Urſache das Zuſammentreffen mit dieſem jungen Freunde auf dem Paquetboot als ein ſehr glückliches Ereigniß zu betrachten, durch welches ihm ſein Eintritt in die neuen Lebensverhältniſſe ganz ungemein erleichtert wurde.

Während der geweſene Staatsminiſter von Frankreich mit einem jungen Kaufmann, den ein wohlthätiges Geſchick ihm zugeführt hatte, dort auf dem Paquetboot ein Freundſchaftsbündniß ſchloß, welches für beide ein inniges und ausdauerndes war, hatte zwar der Himmel ſich noch ſtärker umwölkt als vorher, zugleich aber ſtatt des zu fürchtenden Sturmes ein friſcher Wind aus Nordoſt ſich erhoben, welcher die Weiterfahrt nach der engliſchen Küſte hin in hohem Maaße begünſtigte. Als die untergehende Sonne noch einmal durch die Wolken brach, da beleuchtete ſie ganze Geſchwader von größeren und kleineren Schiffen, welche unter engliſcher Flagge ſegelten; es waren die Fittiche von Britannias ſtolzer Macht, unter denen jeder aus Frankreich Flüchtende vollkommenen Schutz und Sicherheit fand. Hätte doch, ſo mochte Bertrand denken, in dieſem Augenblick die Familie ſeines Königes, hätten ſeine eigne Gemahlin ſammt ihrem alten Vater und ſeine beiden Brüder mit ihm zugleich hier in dieſem Paquetboot ſitzen und die Luft von Englands freiem Himmel athmen können, ſie würden da zwiſchen den bretternen Wänden der Kajüte und auf dem nach Schiffstheer duftenden Verdeck einen Frieden empfunden haben, den kein Palaſt der franzöſiſchen Hauptſtadt, keines ſeiner von Wohlgeruch erfüllten Zimmer in jenem Augenblick ihnen gewähren konnte.

Erſt am Abend gegen neun Uhr landete das Fahrzeug in Dover. Zum erſten Mal ſeit mehreren Monaten ſchlief Bertrand hier einen vollkommen ruhigen Schlaf. Am andern Tag ſetzte er ſeine Reiſe nach London fort. In allen jenen geſelligen Kreiſen, welche mit den Tagesgeſchichten des bedauernswürdigen Frankreichs näher bekannt und vertraut waren, erregte ſeine Ankunft ein Staunen, wie das Erſcheinen eines vom Tode Erſtandenen. Engliſche Blätter hatten aus Heberts Bericht über die Executionen in Verſailles die Nachricht von Bertrands Ende unter Mörderhänden als eine wahre aufgenommen, und im ganzen Lande verbreitet. In wenig Stunden hatte ſich die Kunde von der glücklichen Ankunft des geweſenen Staatsminiſters unter allen damals in London verweilenden franzöſiſchen Flüchtlingen des hohen Adels verbreitet; er ſahe ſich bald von einer Schaar der von Herzen ihm Glück wünſchenden Freunde umringt. Am darauf folgenden Tage waren mehrere dieſer vornehmen Emigranten bei Hofe erſchienen; als der Konig (Georg III.) von dieſen Bertrands glückliche Rettung aus Frankreich und ſeine Ankunft in London erfuhr, außerte er ſeine Freude darüber, und ſprach unter manchen Worten einer wohlwollenden Anerkennung von Bertrands Verdienſten um Frankreichs Königshaus und leider durch keine Menſchenkraft mehr zu haltende innre Ordnung, den Wunſch aus, den Mann bei ſich zu ſehen. Bertrand konnte dieſer königlichen Einladung nicht folgen, denn er war faſt wie er ging und ſtund aus Frankreich entflohen; an Kleidungen und Wäſche ſo wie an andern zur Nothdurft des guten Anſtandes gehorigen Dingen litt er einen ſehr fühlbaren Mangel, bis mit einer ſpätern Schiffsgelegenheit die Sendung ſeiner Effecten ihm nachkam.

12) Das friedliche Wohnen unter dem Schutze des Geſetzes und der Ordnung.

Er war gerade in jener Zeit nach London gekommen, in welcher das Parlament eröffnet wurde. An dem Tage da dieſes geſchah, ſtund er mit mehreren Freunden an den Fenſtern eines Hauſes, deſſen Fronte nach der Hauptſtraße herausging, durch welche der König auf ſeinem Wege nach der Weſtminſterkirche in Begleitung ſeines glänzenden Hofſtaates hindurchfahren mußte. Kaum ließ der Wagen des Königes ſich von ferne ſehen, da hörte man auch zugleich das laute Hurrahrufen, welches ohne Aufhören aus Tauſenden von Kehlen ertönte, und aus allen Gegenden wo der Wagen erſchien ſich vernehmen ließ. Bertrand, der Sprache und Sitte des Landes unkundig, fragte einen Engländer, der neben ihm am Fenſter ſtund, nach der Bedeutung des Rufes und dieſer antwortete: „Er iſt gleichbedeutend mit dem vive le roi, mit jenem Lebehoch, das man vormals auch in Frankreich dem Könige zugerufen hat.“ Es lag in dieſer Antwort, durchaus ohne Schuld deſſen der ſie gab, für Bertrand etwas tief Ergreifendes. In ſchmerzlicher Weiſe überwaltigte ihn die Erinnerung an den vormaligen und jetzigen Zuſtand ſeines Vaterlandes, der Gedanke an ſeinen unglücklichen König, den ſein eignes, ſchuldbelaſtetes Volk wie einen Feind und Verbrecher gefangen hielt, während hier in England ein treues Volk nicht ſatt werden konnte ſeinem glücklichen Könige die ehrfurchtsvolle Liebe zu bezeugen, die es zu ihm im Herzen trug. Er konnte ſich nicht mehr halten; er mußte vom Fenſter hinweggehen, um ſeinen Thränen freien Lauf zu laſſen. „Mein armer, theurer König,“ ſo dachte er, „deſſen unſchuldiges Herz für das, was deine Väter und Vorfahren verſchuldet haben, zu Gerichte gezogen wird, deſſen weiches, kindlich frommes Herz alle Bitterkeiten, alle Kränkungen erdulden muß, welche die Bosheit und der blinde Undank der Menſchen erſinden konnten, und du mein unglückliches Volk, das als Werkzeug der Zorngerichte Gottes einem eigenen Verderben entgegengeht, wie ſtehet ihr alle neben dieſem geiſtig noch geſünderen, in dem Boden des Geſetzes und der Ordnung feſt wurzelnden Nachbarvolke da!“

Der laute Jubel, der um ihn her ertönte, der Anblick eines Volkes, deſſen täglich wachſende Macht damals noch in ſeinem Feſthalten an dem lag, das wahr und ſicher, gut und vernünftig iſt, hatte in Bertrands Seele nicht Gefühle einer freudigen Theilnahme, ſondern nur ſchmerzliche Sorgen um die nahe Zukunft ſeines eignen Volkes geweckt, das auf ganz entgegengeſetztem Wege, durch Ströme des unſchuldig vergoßnen Blutes, einem lang anhaltenden Elend entgegengieng. Er zog ſich in ſein Zimmer zurück, und überließ ſich da ungeſtört jenen trüben Ahnungen, welche nur zu bald in Erfüllung giengen. Denn nur noch drei Monate, und das Blut von Frankreichs Könige, nur zwölf Monate und das Blut ſeiner Königin floß nahe bei jenen Tuilerien am Boden, in denen, wenig Menſchenalter vorher, Europa's prunkendſter Thron geſtanden, welcher durch alle Reize der Augenluſt und der Freuden der Welt ein verführeriſch anlockendes Vorbild der Mächtigen und Großen vieler Völker geweſen. Bald hatte Frankreich keine Kirchen, keinen Gottesdienſt mehr, bald wurde alles geiſtig Höhere und Edlere in den Staub getreten, und ſo weit als möglich ausgerottet, und wäre nicht Einhalt geſchehen, ein durch ſeine Anlagen und Kräfte ſo bedeutungsvolles Volk wäre zum dumpfen Zuſtand der mordluſtigen, ſich ſelber aufreibenden Fetiſchanbeter und Kannibalen herabgeſunken. Denn welcher weſentliche Unterſchied fand ſich noch, zwiſchen der Henkerherrſchaft eines Robespierre, Marat, Hebert und der andren Helden einer Republik des neueren Tages, die nichts andres war, als ein verweſender Rumpf ohne Haupt und ohne Seele, und zwiſchen dem Schalten und Walten eines Negerköniges, welcher, weil er ein freier Mann, durch kein Geſetz gehalten und gebunden iſt, je nachdem ihm der Einfall kommt, dieſem und jenem ſeiner Unterthanen oder Sklaven den Kopf abſchlagen läßt, um mit den an Pfähle geſteckten Schädeln die Zinnen ſeiner Herrſcherburg zu zieren? Allenfalls darin mag der Unterſchied liegen, daß in einem ſolchen Negerreich nur einer, in einer Republik, die nach Robespierreſchem Styl ohne Gott, und ohne gerechtes Geſetz ſich auferbaut hat, Viele, ja Alle zu fürchten ſind, weil, wenn ihm die Gelegenheit dazu kommt, jeder der von Gott und vom Geſetz losgebundenen Freiheitsſchwindler das an ſeinen Brüdern thun wird, was der Tſchaka an den ſeinen that.

Aber noch war, in den Zeiten von denen wir hier zunächſt ſprachen, der Damm, auf ewig feſtem Grunde ruhend, nicht ſo weit hinweggeriſſen, daß die Fluth der Alles verderbenden Grauel in ungemeſſener Weite ſich verbreiten konnte. Die Geſchichte hat nur wenige der beiläufig zur Kunde gekommenen Rettungen aus den Todesgefahren der franzöſiſchen Revolution für die nachlebenden Geſchlechter aufbehalten; der Verderber iſt aber damals an Hunderttauſenden der Hauſer und Hütten der Bewohner Frankreichs vorübergegangen, ohne ſich an ihnen zu vergreifen; in außerlich verjüngter Kraft ging ein neues Geſchlecht aus dem blutgetrankten Boden hervor. Eine neue Friſt, zur beſſeren Beſinnung, zur kräftigeren Rüſtung auf beiden Seiten ward von jener Zeit an nicht nur einem, ſondern allen chriſtlichen Völkern von Europa gegeben; das unbeachtete Unkraut mit dem Weizen zugleich iſt der Sichel der Schnitter entgegengereift. Frankreich, wie ein in Flammen aufgehendes Haus ſtund und ſtehet vor Aller Augen als warnendes Feuerzeichen am Horizont. Im Gebiet der pſychiſchen Heilkunde iſt öfters von einer Form des Wahnſinnes, der Pyromanie die Rede; von einem unbandig wildem Drange das Auge durch ein Anzünden von Scheuren und Häuſern zu beluſtigen, wahrend ein andres Geſindel der Mordbrenner mitten in den Schreckniſſen der Feuersbrunſt ungehemmt ſeine Luſt ſtillt. In welchem Gilead wächſet das Heilmittel, das jene Tollwuth zu heben vermag!

Doch mit dem üppig wuchernden Unkraut des Ackers, das während die Leute ſchliefen ausgeſäet worden, ſind, wenn auch verſteckt unter dem Unkraut, die vollwichtigen Aehren gereift; es iſt eine Hand da, welche dieſe retten und ſammlen und ihre Körner zur reichgeſegneten Ausſaat in das von der Aſche des großen Brandes gedüngte Feld benutzen wird!

II.

Die Rettung
des
Stuartſchen Prinzen Carl Eduard
durch die Treue der ſchottiſchen Hochländer.

Die in den vorhergehenden Blattern beſchriebene Rettungsgeſchichte des Bertrand de Moleville führte uns in die Mitte einer meineidigen, vatermorderiſchen Rotte, welche alle beſſern, menſchlichen Gefühle verlaugnend an den Qualen und an dem Jammer ſeines edlen liebevollen Königes und der Familie deſſelben ſich weidete, Schmach nach Schmach auf dieſe haufte, bis ſie zuletzt den rechtmäßigen, einheimiſchen Herrſcher und ſeine Gemahlin auf dem Blutgerüſt hinſchlachtete. In dieſer Rotte war weder Treu noch Glauben; Hunderttauſende eines äußerlich hoch und fein gebildeten Volkes hatten ſich vom Glauben an einen Gott, von allen Geboten des Geſetzes, der Zucht und Wohlanſtandigkeit losgeſagt, ſie wütheten gegen Alles, was durch irgend eine edlere geiſtige Kraft und Weihe über den Kreis der niederſten menſchlichen Thorheit ſich erhob. Die hier nachſtehende Rettungsgeſchichte führt uns dagegen in die Mitte eines Volkes, das zwar an Glanz der außren Bildung weit hinter den franzöſiſchen Republikanern zurückſtund, welche als Sklaven der Sünde und all ihrer Gräuel der unbeſchränkten Freiheit ſich rühmten, das aber mit der ganzen Kraft eines freien Willens an dem alten Königshauſe ſeines Landes feſthielt und für den letzten Sprößling dieſes Hauſes mit einer Treue kämpfte, welche Gut und Blut freudig dahin gab. Was wir hier mittheilen, iſt aus James Boswells Reiſejournal entnommen und gründet ſich auf die mündliche Erzählung einer heldenmüthigen Frau, in deren gaſtfreiem Hauſe Boswell und ſein berühmter Freund, der alte, hochgelehrte Meiſter in der Kunſt des lateiniſchen Versbaues, Samuel Johnſon, auf ihrer Reiſe durch die Hebriden einige Tage verweilten*).

Es war gegen die Mitte Septembers 1773 als die beiden Freunde, auf der Inſel Skye, unter das Obdach des ehrenhaften Ritters von Kingsburgh, des Herrn Macdonald eintraten. Des Dr. Johnſon berühmter Name, ſo wie ſeine Schriften ſtunden unter den gebildeteren Bewohnern der Hebriden in eben ſo hohem Anſehen als in allen damaligen gebildeteren Kreiſen von England und Schottland. Der Beſuch eines ſolchen Mannes auf ihrer kleinen Inſel, in ihrem einſamen Schloſſe, in dem man ſo ſelten Fremde ſahe, war dem edlen Ritter und ſeiner Gemahlin ein ſo außerordentliches, erfreuliches Ereigniß, als ob der größeſte König der Chriſtenheit zu ihnen gekommen wäre. Die beiden Gäſte befanden ſich hier in demſelben Hauſe, das 27 Jahre vorher dem Prinzen Carl Eduard, dem Enkel Jacobs II. als Zufluchtsſtätte gedient hatte, nachdem derſelbe am 16. April 1746, mit der entſcheidenden Schlacht bei Culloden auch die letzte Ausſicht auf den Thron von Schottland und

---

*) The Journal of a tour to the Hebrides, with Samuel Johnson LL. D. by James Boswell Esqu. London 1785.

England verloren hatte. Die Frau des Hauſes, Miſtreß Macdonald, eine muntre, liebenswürdige Dame von mittleren Jahren, und vieler Geiſtesbildung, erwies den beiden Gäſten eine Ehre, welche wohl kaum noch einem andren beſuchenden Fremden widerfahren war; ſie ließ ſie beide in demſelben Zimmer, und den alten Dr. Johnſon ſogar in demſelben Bette ſchlafen, in welchem der von den ſchottiſchen Hochländern ſo treulich geſchützte und vertheidigte Prinz übernachtet hatte.

Der Doctor, etwas angegriffen von den Reiſebeſchwerden der letzten Tage, bei großentheils üblem Wetter, gieng zeitig zur Ruhe, er wachte am andren Morgen in der heiterſten Stimmung auf und ſagte, er möchte um keinen Preis das Vergnügen hingeben, welches ihm das Ausruhen in demſelben Bette gewährt habe, darin ein von tauſend Spähern verfolgter, in beſtändiger Todesgefahr ſchwebender Stuart der lang entbehrten Ruhe genoſſen hatte. Man dachte mit Lebhaftigkeit an die für Englands neuere Geſchichte ſo merkwürdige Zeit, da das Schickſal ſeines jetzigen Regentenhauſes nur wie an einem Faden hieng. Denn welche Folgen hatte das haben können, wenn damals, wo der Kampf der Partheien im Parlamente in ſo drohender Weiſe ſich entflammt hatte und wo Frankreichs und Spaniens Mächte gegen Großbritannien in kriegeriſchem Bunde waren, Prinz Carl Eduard mit jener großen Landmacht, welche unter dem Marſchall von Sachſen ſtund, an Englands Küſte gelandet, wenn nicht ein gewaltiger Sturm und das Herbeikommen einer engliſchen Flotte das Unternehmen verhindert hatte. Welche moraliſche Macht noch immer in dem Namen und altköniglichen Anſehen der Stuarts liege, das zeigte ſich bald nachher, als am 27. Juni 1745 der Prinz bei Moydart, an der Weſtküſte von Schottland das vormalige Reich ſeiner Väter betrat. Er war diesmal nicht mit einem Kriegsgeſchwader, ſondern nur mit einem einzelnem nicht ſehr bedeutendem Schiffe gekommen, hatte keine Landmacht, ſondern nur etliche treue Freunde bei ſich, und dennoch ſahe er ſich ſchon wenig Tage nachher an der Spitze einer tapfren Schaar, welche mit jeder Stunde anwuchs, und nach etlichen Wochen zu einem Heere ward, mit welchem er Perth und kurz darauf Edinburg einnahm. Den Kern dieſes Heeres bildeten die Häupter der ſchottiſchen Hochländer mit ihren Stämmen, welche, obgleich ſie ohne Reiterei und Geſchütz waren, bloß mit der Kraft ihrer tapfren Arme und mit ihren guten ſchottiſchen Schwertern den engliſchen Heerhaufen ſchlugen, der am 20. Sept. 1745 bei Preſton Pans ſich ihnen entgegenſetzte. Dieſer erſte Sieg ſchien dem Fortgang des Stuartſchen Unternehmens den glänzendſten Erfolg zu verſprechen. Die Parthei der Unzufriedenen mit dem Regentenſtamm aus dem Hanöverſchen Hauſe, war nicht gering, der König Georg II. ſelber befand ſich gerade damals, wo der Prinz nach Schottland kam, in Deutſchland, der größeſte Theil des engliſchen Heeres unter dem Herzog von Cumberland in den Niederlanden. Kaum erſcholl die Kunde von dem Siege des Stuartſchen Heeres bei Preſton Pans im Lande, da kamen dem Prinzen von allen Seiten Unterſtützungen an Geld und Kriegsgeräthe ſo wie Verbündete zu, er konnte ungehemmt in England bis Derby, nicht fern mehr von London vordringen, und von dort die Hauptſtadt in Schrecken ſetzen. Aber bald wurde, durch mehrere unzeitige und unpaſſende Aeußerungen und Handlungen des Prinzen das nationale Mißtrauen der Engländer, gegen das Haus Stuart aufgeregt; ſein Anhang, und mit ihm zugleich alle bisherige Unterſtützungen ſeines Unternehmens, ſo weit ſie von Englandern ausgegangen, verloren ſich: der Herzog von Cumberland mit engliſchen und heſſiſchen Völkern war wieder ins Land gekommen, Carl Eduard mußte mit ſeinen treuen Hochländern, in deren Kleidung, als einer der Ihrigen er ſelber zu Fuße einherzog, nach Schottland entweichen. Hier hatte er noch einmal, durch die unerhörte Tapferkeit der Seinen bei Falkirk einen Sieg errungen, aber gegen die an Zahl und Geſchütz unverhältnißmäßig weit überlegene Macht der engliſchen Armee konnten weder die tapfren Arme noch die guten Streitſchwerter der Bergſchotten jene blutige Niederlage verhüten, welche die Auflöſung des Reſtes der Stuartſchen Streiter und die Flucht des Prinzen zur Folge hatte, auf deſſen Kopf die Sieger einen Preis von 30,000 Pf. St. (360,000 fl.) geſetzt hatten.

Wenn auch Dr. Johnſon und ſein Reiſegefährte Boswell über die Bedeutung des damaligen Ausganges des Kampfes für die Geſchichte von England und Schottland andrer Meinung waren, als die Gaſtfreunde, in deren Hauſe ſie ſich jetzt befanden, ſo konnten ſie doch nicht anders, als die treue Geſinnung und aufopfernde Liebe der edlen Hochländer gegen ihr altes Königshaus mit herzlicher Achtung anerkennen. Es war für beide ein ganz beſondrer Genuß, unter Menſchen von ſolch hochſinniger Art, unter den alten Mitkämpfern und Schützern des letzten Stuart ſich zu befinden.

Man begab ſich zum Frühſtück, und der Doctor brachte das Geſpräch auf die Zeiten, deren Erinnerungen durch das Haus, darin er ſich befand, und durch das Nachtlager, das man ihm darin angewieſen hatte, ſo lebhaft in ihm erwacht waren. „Prinz Carl Eduard,“ ſo fragte er die Dame des Hauſes, „war einſt hier, und man erzählt ſich in England, daß eine heldenmüthige Hochländerin, Miß Flora Macdonald als ſeine Retterin und Schützerin ihn auf der Flucht nach den Hebriden begleitet habe; war vielleicht jene junge Dame, wie der Name vermuthen läſſet, mit ihrem Hauſe verwandt?“ Die Miſtreß lächelte, und ohne allen Anſtand gab ſie ſich ſelber als jene Miß Flora, als Begleiterin des fliehenden Prinzen auf dem Wege ſeiner größeſten Gefahren zu erkennen. Der Doctor fragte weiter, und die Dame ließ ſich gern bereit finden, ihm die näheren Umſtände jener Rettungsgeſchichte zu erzählen, welche dann der oben genannte Verfaſſer des hier vor uns liegenden Reiſejournales: Boswell, durch weitre Erkundigungen von andren Seiten her noch ergänzte.

Prinz Carl Eduard, ſo erzählte die Heldin der Rettungsgeſchichte, die geweſene Miß Flora, wurde nach der für ihn unglücklichen Schlacht bei Culloden von ſeinen Treuen nach dem ſogenannten Long-Island geleitet, wo er ſich einige Zeit verborgen hielt. Bald aber erhielten die Feinde Kunde von ſeinem Aufenthalt, ganze Schaaren von Soldaten rückten in die Gegend ein, durchſpäheten jeden Winkel, ſuchten jeden Ausgang zu verſperren, es war durchaus nöthig, daß der Prinz ſich eilig davon machte. Da erbot ſich die Tochter eines der hochſchottiſchen Häuptlinge, welche im Kampf für die Stuarts ſich beſonders hervorgethan, ſie wollte, was kein Mann wagen konnte, den Prinzen des Königshauſes, für welches auch ſie von patriotiſchem Eifer entflammt war, in einem Boote nach der Inſel Skye hinüberführen, und auf dieſe Weiſe ihn retten. Die heldenmüthige Jungfrau, welche dieſes Wagſtück unternahm, war keine andre, als Miß Flora Macdonald. Der Prinz zog die Kleider einer Bauerndirne an, denn er mußte jetzt die Rolle der Magd des Frauleins ſpielen, die Rolle der Betty Bourke, einer Irlanderin. Die beiden ſetzten ſich in ein offnes Boot und ſtießen damit vom Lande, und obgleich die Englander von der Küſte aus mehrere Kanonenkugeln ihnen nachſendeten, um ſie durch Furcht und Schreck zur Umkehr zu zwingen, ruderte dennoch das Fraulein ſo kraftig und muthig vorwarts, daß ſie ihren hohen Schützling wohlbehalten zu dem felſigen Ufer der nahe an der Küſte des Feſtlandes gelegnen Inſel Skye brachte. Sie landete bei Mugſtot, dem Wohnſitz des Sir Alexander Macdonald. Dieſer Herr war ſchon vor dem Beginn all der letzten Ereigniſſe bei dem Heer des Herzogs von Cumberland geweſen, und hatte ſeinem Eid und ſeiner Verpflichtung als Offizier getreu ſich von der Sache ſeines Feldherrn nicht trennen können, er befand ſich in jenem Augenblick mit dieſem im Fort Auguſtus und nur ſeine Gemahlin war zu Hauſe. Als die beiden das Boot verließen, da verbarg ſich Prinz Carl auf einem Hügel in der Nahe des Schloſſes, während Miß Flora zur Lady Margaret hineingieng, um dieſer zu ſagen, welchen Gaſt ſie ihr zuführen wolle. Die Lady ſahe wohl ein, daß Mugſtot, der allgemeine, gewohnliche Landungsplatz an Skye und in dieſem Augenblick von einer engliſchen Wache beſetzt, kein paſſender und ſichrer Bergungsort für den hohen Flüchtling ſeyn könne, ſie entwarf deshalb einen neuen Plan, nach welchem der Prinz zu einigen andern bereits auf der Inſel verſteckten Flüchtlingen aus der Schaar der hochſchottiſchen Hauptlinge gebracht werden ſollte, unter denen ſich auch der alte, tapfre Raſay befand. Eine Botſchaft gieng ſchnell an den alten Herrn von Kingsburgh, dieſer wurde beauftragt dem Prinzen auf dem Hügel, wo derſelbe verborgen war, Nachricht und zugleich einige Erfriſchungen zu bringen. Als der Prinz den ihm unbekannten Mann ſich nahen ſahe, erhob er ſich von ſeinem Sitz und ſchwang ſeinen knotigen Stock in der Hand, wie es ſchien, bereit den Fremden niederzuſchmettern. Dieſer aber blieb in einiger Entfernung ſtehen, und rief: „Ich bin der Macdonald von Kingsburgh und gekommen, um Eurer Hoheit zu dienen.“ Der Flüchtling antwortete: „Nun das iſt gut,“ und war ſogleich mit dem Plane ſeiner Freunde einverſtanden.

Während dieſes geſchahe, ſaß Miß Flora mit der Lady Margaret bei Tafel, und mit beiden zugleich ſpeiſte ein Offizier von der Armee, der mit einer Kompagnie Soldaten hier in Mugſtot einquartirt lag, um für den Fall, daß etwa der Prinz ſich auf die Inſel Skye flüchten wolle, dieſen Landungsplatz an derſelben aufs Schärfſte zu überwachen. In ſpäteren Jahren pflegte die Miß oder nachmalige Miſtreß Macdonald öfters mit dem Gentleman, der damals als geſtrenger Offizier die Wache hatte, darüber zu ſcherzen, daß ſie ſeine Wachſamkeit ſo glücklich getäuſcht habe. Denn kaum war das Eſſen vorbei, da ſetzte ſie ſich vor den Augen der Soldaten und ihres Offiziers zu Pferde, während ihre angebliche, irländiſche Magd ſammt dem Herrn von Kingsburgh und einem Diener, der das Gepäck trug, zu Fuß neben ihr her giengen. Auf dem Wege nach Kingsburgh mußten die Fußgänger durch mehrere kleine Bäche waden. Bei dem erſten derſelben nahm der Prinz, indem er vergaß, von welchem Geſchlecht er den Schein angenommen, ſeine Frauenkleider, um ſie nicht naß werden zu laſſen, etwas höher als gewöhnlich hinauf, ſo daß Kingsburgh ihn, um den Argwohn der Späher nicht aufzuregen, zur Vorſicht ermahnte; bei dem nächſten Bache wollte der Flüchtling ſein Verſehen wieder gut machen, und ließ ſeine Kleider, ohne ſie zuſammen zu halten, ſo ins Waſſer ſchleppen, daß ſie ganz naß wurden. Ueberhaupt konnte keiner ungeſchickter dazu ſeyn, ein Frauenzimmer, ſey es auch nur eine plumpe iriſche Magd, vorzuſtellen, als dieſer Stuart mit ſeiner großen, ſtarken Figur und den langen Schritten, welche er machte. In der That hatten auch etliche Frauen, die der kleinen Geſellſchaft begegnet waren, daheim ausgeſagt: „ſie hätten unterwegs ein mächtig großes Weibsbild geſehen, das ihnen vorgekommen wäre wie ein verkleideter Mann, am Ende ſey das der Prinz geweſen, um deſſen Auffinden man ſich jetzt ſo große Mühe mache!“ Aber dieſe Frauen gehörten zu dem treuen Volk der ſchottiſchen Hochländer, das einen Prinzen ſeines Königsſtammes um keinen Preis würde verrathen haben.

Zu Kingsburgh fand der Flüchtling eine überaus herzliche Aufnahme, er war beim Abendeſſen in heitrer Stimmung und trank dann noch mit ſeinem alten Wirth ein gutes Glas Wein. Da er ſeit langer Zeit gar nicht aus den Kleidern gekommen war, und ſo manche Nacht ſchlaflos hingebracht hatte, war ihm das Ausruhen in einem guten Bette zur ganz beſondren Erquickung und er ſchlief ohne aufzuwachen bis an den andern Nachmittag ein Uhr. Die Tochter des Hauſes, die nachmalige Miſtreß Corrichatachin, erzählte der Miß Flora, daß ſie am Vormittag in das Zimmer ihres Vaters gegangen ſey, welcher heute auch, vielleicht in Folge des geſtrigen guten Glaſes Wein ungewöhnlich lang zu Bette lag. Sie weckte dieſen auf und bat ihn, er möge doch machen, daß er ſobald als möglich mit ſeinem Gaſt aus dem Hauſe und weiter käme, denn ſie fürchte in jedem Augenblick die Ankunft einer herumſtreifenden Patrouille von Soldaten, welche den Prinzen und ihn, als ſeinen Hehler aufgreifen würden.

Der alte Herr aber, (der nachmalige Schwiegervater der Miß Flora,) antwortete ganz ruhig ſeiner Tochter: „Laßt mir den armen Mann nach ſeinen langen, großen Anſtrengungen in Frieden ſchlafen, und was mich betrifft, ſo kommt mir wenig darauf an, ob man mir mein altes graues Haupt um zehn oder elf Jahre früher nimmt, als es nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur ins Grab kommen müßte.“ Darauf wendete er ſich um, hüllte ſich wieder in ſeine Bettdecke und fiel ſogleich wieder in feſten Schlaf.

Endlich ließ denn auch am Nachmittag der Prinz in ſeinen iriſchen Mägdekleidern, an denen noch mancherlei zurecht zu rücken war, ſich wieder ſehen. Man erquickte ihn mit einem kräftigen Frühſtück, und da ſeine Schuhe in ſehr ſchlechtem Zuſtande waren, brachte ihm der alte Kingsburgh ein Paar neue, bat ſich aber die alten zum Andenken aus, und verſicherte dabei, daß er dieſelben treulich aufheben wolle, bis Seine Hoheit einmal im ſichren Sitz von St. James ſäßen, dann wolle er vor ihn hintreten, ihm die Schuhe zeigen und dabei ihn an den guten Abend und die Nacht zu Kingsburgh erinnern. Der Stuart lächelte und ſagte: „ſeyd ſo gut als euer Wort.“

Der alte Kingsburgh bewahrte die Schuhe treulich bis an ſein Ende; nach ſeinem Tode kaufte dieſelben ein Edelmann, der ein eifriger Anhänger der Stuarts war, den Erben um 20 Guineen ab. Seine Gemahlin, die alte Miſtreß Macdonald ließ, als der Prinz fort war, die Betttücher, auf und in denen derſelbe geſchlafen hatte, ſorgfältig zuſammenlegen, und befahl ihrer Tochter, daß ſie dieſelben nicht zur Wäſche geben, ſondern ſo wie ſie waren, ſie aufbehalten ſolle, damit man einſt, wenn ſie ſtürbe, ihren Leichnam darein wickeln und ſie mit ihr begraben könne.

Der Wunſch der alten guten Dame wurde von den Kindern gewiſſenhaft erfüllt.

Der Prinz, in Begleitung der heldenmüthigen Miß Flora und eines Dieners, machte ſich noch an dieſem Nachmittag auf den Weg nach Portree. Unterweges legte er ſeine Magdekleider ab, und zog wieder die ihm bequemeren Männerkleider nach dem Zuſchnitt der dortigen Volkstracht an. Nach dem Plane, den die Freunde entworfen hatten, ſollte Stuart zu dem alten, treuen Raſay, einem der vornehmſten Häuptlinge der Hochländer gebracht werden, von welchem man meinte, er ſey auf der Inſel Skye an irgend einem ſichern Ort verborgen. Der Sohn von ihm, der junge Lord Raſay hielt ſich damals gerade drei engliſche Meilen von Portree bei ſeiner Schweſter auf, um dort, mit liebender Sorgfalt ſeines Bruders des Doctor Macleod zu pflegen, welcher in der Schlacht von Culloden verwundet worden, jetzt aber wieder am Geneſen war. Zu ihm, dem jungen Herrn von Raſay war einer der Getreuen, Herr Donald Roy ſchon am Vormittag vorausgegangen, um ihn nach dem Bergungsort des alten Raſay zu fragen und ihm die Abſicht, die man zur Sicherung des Prinzen habe, mitzutheilen. Da erfuhr er, daß der alte Herr gar nicht auf Skye, ſondern zu Knoidart im Glengarwdiſtrict verſteckt ſey. Die treuen Männer ſannen hin und her und zuletzt ſchien es ihnen für die Sicherheit des Prinzen das Beſte, daß dieſer ſich auf die Inſel Raſay flüchte und dort abwarte, bis man dem Herrn von Raſay Nachricht ertheilt, und von ihm die Weiſung erhalten habe, was weiter zu thun ſey. Aber wie ſollte man den Flüchtling von Skye hinüberbringen nach Raſay? Den Leuten in Portree war nicht ganz zu trauen, und alle Fahrzeuge, die nach Raſay gehörten oder an dieſer Inſel ſich fanden, waren von dem Militär hinweggenommen oder zerſtört, mit Ausnahme von zweien, die ein Eigenthum des Kapitän Malcolm waren, und welche dieſer an einem guten Ort verſteckt hatte. Als der dem Tod in der Schlacht kaum entronnene Doctor Macleod von dieſen Verlegenheiten hörte, erklärte er, daß er gern bereit ſey, ſein Leben für Stuart noch einmal zu wagen, und alsbald machte er ſich mit Hülfe ſeines Bruders und einiger Frauen ans Werk; man ſchob und trug einen kleinen Kahn, der in einem Teiche lag, mit ganz unſäglicher Mühe eine engliſche Meile weit über den Sumpf ſowie über eine ſteile Felſenhöhe nach der Meeresküſte hin, und ruderte in dem leichten, für eine Seefahrt ſchlecht geeignetem Fahrzeuge hinüber nach der Inſel Raſay. Zu ihrer großen Freude fanden die beiden Brüder dort den alten Kapitän Malcolm, ihren Vetter in ſeinem Hauſe und dieſer brachte ſogleich ſein Boot und zwei handfeſte Männer, den John M'Kenzie und Donald M'Friar als Ruderer herbei. Malcolm als der älteſte und vorſichtigſte unter der Geſellſchaft nahm den jungen Herrn von Raſay bei Seite und bat ihn, da er bisher noch in keiner Weiſe an dem Aufſtand zu Gunſten der Stuarts Theil genommen habe, er möge auch jetzt ſich nicht in die Gefahr begeben, ſondern die Ausführung des Unternehmens ſeinem Bruder dem Doctor und ihm überlaſſen, da ſie beide ohnehin ſchon ſchwarz genug von der engliſchen Regierung bezeichnet waren und ſich nichts daraus machten, ob ſie etwas mehr oder weniger Schuld für den Galgen auf ſich lüden. Der junge Raſay aber betheuerte mit einem Schwur, daß Nichts ihn abhalten ſolle mit Gefahr ſeines Gutes und Blutes dem Prinzen beizuſtehen. — „Nun dann in Gottes Namen,“ ſagte der Kapitän, „laßt uns vorwärts machen.“ — Jetzt aber gab es mit den beiden Ruderern einen neuen

Anſtand, dieſe wollten durchaus wiſſen, wohin die Fahrt gehen ſolle und M'Kenzie erklärte trotzig, er werde kein Ruder anrühren bis man ihm ſage, wohin man wolle. Darauf nahm der Kapitän den beiden die eidliche Verſicherung ab, daß ſie das, was er ihnen ſagen werde, geheim halten wollten, man eröffnete ihnen, welchen Zweck die heutige Fahrt habe und die braven Leute, da ſie hörten, es gälte die Rettung ihres geliebten Stuart, ruderten friſch ins Meer hinein und führten das Boot an eine Stelle der Felſenküſte von Skye hinan, welche etwa eine halbe Meile vom Wirthshaus in Portree ablag.

Dieſes Alles, das mühſame Hinſchleppen des kleinen Kahnes aus dem Teich an die Seeküſte, die Fahrt in demſelben nach Raſay, dann in dem Boot des alten Kapitäns wieder nach Skye herüber war ins Werk geſetzt worden, noch ehe der Prinz mit ſeinen beiden Begleitern in die Nähe von Portree kam. Malcolm und M'Friar waren abgeſendet, um auf den Weg zu ſchauen, von wo der Flüchtling herkommen mußte. In Kurzem ſahen ſie ihn nahen und mit ſeinen Begleitern in das Wirthshaus hineintreten. Hier empfing ihn Donald Roy, den er ſchon in Mugſtot geſehen hatte und berichtete ihm was der Erfolg ſeiner Sendung zu dem jungen Raſay geweſen ſey. Der Prinz wollte bei dem Inhaber der Schenkwirthſchaft eine Guinee wechslen laſſen und da der Wirth in allem nur 13 Schillinge hatte, war er ſchon im Begriff ihm das Goldſtück (deſſen Werth 21 Schillinge beträgt) dafür zu laſſen, als Donald Roy ihn auf die Gefahr aufmerkſam machte, in welche er durch ſeine Freigebigkeit, die gar leicht auf hohen Stand ſchließen ließe, gerathen könne. Nachdem er von ſeiner ſchönen, heldenmüthigen Retterin, der Miß Flora, welche er ſpäter niemals wieder ſahe, dankbaren Abſchied genommen hatte, eilte der Prinz in Begleitung des treuen Donald Roy hinaus an die abgelegene Bucht der Felſenküſte, wo das Boot ſeiner wartete. Hier ſtellte ihm ſein Begleiter den alten Malcolm als einen Kapitän in dem Stuartſchen Heere der Hochländer perſönlich vor und nach dieſem auch den jungen Herrn von Raſay und deſſen Bruder, den Doctor, welche beide mit ängſtlicher Erwartung im Boote geblieben waren. Stuart verbat ſich alle die Ceremonien, welche man ſeinem Stande erweiſen wollte, er bäte, ſagte er, um die Freundſchaft, daß ſie ihn Alle nur wie einen Ihresgleichen betrachteten und behandelten.

Donald Roy ſtellte ſich auf einer Anhöhe der Inſel auf den Wachtpoſten, wo er über Land und Meer eine weite Ausſicht hatte, um in jedem Augenblick ſeinen Freunden ein Zeichen geben zu können, wenn eine Gefahr oder ein mögliches Hinderniß der Ueberfahrt ſich nahe; man wartete das Dunkel der Nacht ab: dann brachte der alte Malcolm mit Hülfe ſeiner beiden kräftigen Ruderer, die mit jeder Klippe im Meere bekannt waren, ſeinen hohen Schützling wohlbehalten nach Raſay. Der Prinz hatte während der Ueberfahrt ein wenig geſchlafen, man kam bei Tages Anbruch (nach 3 Uhr des Morgens) bei Raſay an, der Kapitän verſteckte ſein Boot und nun übernahm der junge Herr von Raſay hier in ſeinem Eigenthum und Beſitzthum ſeiner Väter die Pflichten der Vorſorge und Gaſtfreundſchaft gegen den königlichen Gaſt.

Aber wie ſchwer war ihm jetzt die Erfüllung dieſer Pflichten gemacht! Das engliſche Militär hatte hier, wo der Sitz eines der vornehmſten Häupter der Stuartſchen Parthei, des alten Raſay war, wie in Feindes Landen gehaust, nicht nur das herrſchaftliche Wohngebäude, ſondern faſt alle Häuſer auf der Inſel waren niedergebrannt, mit

Mühe fand man eine jetzt leer ſtehende bretterne Hütte auf, die ſich die herumziehenden Schäfer zu einer nächtlichen Station errichtet hatten. Hier trugen die Freunde einen Haufen von Haidekraut zuſammen und bereiteten daraus für den verehrten Gaſt Lager und Ruheſitz, zündeten in einem Winkel der Hütte ein Feuer an, und brachten die Vorräthe von Lebensmitteln hervor, die man aus Kingsburgh mitgenommen hatte. Es verdient bemerkt zu werden, daß der Prinz niemals Waizenbrod aß, oder irgend ein koſtbareres geiſtiges Getränk zu ſich nahm, wenn er auf ſeinen Wanderungen Haferbrod und ſchottiſchen Whisky (Wachholderſchnaps) haben konnte, denn, ſo ſagte er, dies iſt die Speiſe und das Getränk meines Vaterlandes, ein Zug, welcher ſammt mehreren andren von ähnlicher Art die Anhänglichkeit der Hochländer an ſeine Perſon nicht wenig verſtärkte.

Da der junge Herr von Raſay der Einzige in der Geſellſchaft war, welcher, weil er an dem Aufſtand der Hochländer keinen perſönlichen Antheil genommen, ſich öffentlich zeigen konnte, machte er ſich auf den Weg durch ſeine kleine, väterliche Inſel, um einige friſche Proviſionen für ſeinen Gaſt aufzutreiben. Obgleich er jedoch hier unter den Heerden ſeiner eignen Kühe, Schafe und Ziegen ſich befand, durfte er es dennoch nicht wagen, ein Stück von dieſen nach der Hütte ſeines Gaſtes hintreiben zu laſſen, aus Furcht Verdacht zu erregen. Wie ein Dieb ſtahl er von einer der Heerden ein Zicklein hinweg, das er unter ſeinen buntgeſtreiften, ſchottiſchen Mantel verſteckte und ſo nach der Hütte trug, wo man es ſchlachtete, und zu einem Mahle bereitete, das Allen ſehr ſchmackhaft dünkte. Der Prinz, deſſen Gemüth in den letzten Zeiten durch die Uebermacht der wechſelnden Ereigniſſe, deſſen Leib durch anhaltende

Anſtrengungen, Nachtwachen und Entbehrungen überwältigt war, überließ ſich auf ſeinem Lager von Haidekraut einem lang anhaltendem Schlafe, welcher jedoch nach Malcolms Ausſage durch lebhafte Träume, in denen er bald engliſch, bald franzöſiſch oder italieniſch ſprach*), ſehr beunruhigt war. Einmal rief er ſehr vernehmlich auf engliſch: „O Gott, das arme Schottland!"

Während die kleine Geſellſchaft in der bretternen Schäferhütte verweilte, hatte man die beiden Bootsmänner, den John M'Kenzie und den M'Friar als Schildwachen auf einige der benachbarten Hügel beordert, damit ſie Alles, was ihnen verdächtig vorkäme, alsbald zur Anzeige brachten. Eines Tages geſchahe es, daß ein Mann, der einen Handel mit Rauchtabak trieb, in der Nähe der Hütte vorübergieng. Keiner aus der Geſellſchaft kannte ihn und es konnte wohl ſeyn, daß er ein Spion war. M'Kenzie kam gelaufen und kündigte den Herren in der Hütte an, daß eine verdächtige Perſon ſich ihnen nahe. Die drei Gentlemen: der junge Herr von Raſay, Doctor Macleod und der alte Malcolm hielten alsbald einen Kriegsrath und waren einſtimmig der Meinung, daß man den verdächtigen Menſchen nicht am Leben laſſen dürfe. Dieſem widerſetzte ſich Prinz Carl mit großem Ernſt und ſagte: „Gott verhüte es, daß wir einem vielleicht unſchuldigen Menſchen das Leben nehmen, um auf bloßen Verdacht hin unſer eignes damit zu ſchützen." Die die drei Gentlemen beſtunden dennoch auf ihrem Vorſatz, während Stuart ſeinerſeits auf Schonung des fremden Ledens drang. Da rief der Bootsmann M'Kenzie, welcher, als Wache an der Hüttenthür ſtehend, die Verhandlung mit angehört hatte, auf erſiſch hinein: „Wohl, wohl, der Kerl muß erſchoſſen werden. Ihr Herr ſeyd der König, wir aber ſind das Parlament und wir werden thun was wir wollen.“ Prinz Carl, der die erſiſche Sprache nicht verſtand, ließ ſich das, was der Mann geſagt hatte, auf engliſch überſetzen und mußte, mitten in der gefahrvollen Lage, in welcher er ſo eben ſich befand, herzlich laut über die treuherzige Aeußerung des ehrlichen Seemannes lachen. Zum Glück hatte der unbekannte Mann es nicht bemerkt, daß Leute in der kleinen Schäferhütte waren, er gieng ohne die Gefahr zu ahnen, die ihm gedroht hatte, ziemlich weit von derſelben vorüber. Später erfuhr man, daß der gute Burſch unter der Armee der Hochländer gedient hatte, und daß er ſelber zu der Parthei der Verdachtigen gehörte. „Wäre er“, ſo ſagte der alte Malcolm, „uns zu nahe gekommen, dann hätte ers mit dem Leben büßen müſſen. Denn mitnehmen konnten wir ihn nicht und fortlaſſen auch nicht. In ſolcher Lage, fügte der Kapitan hinzu, hätte ich meinen eignen Bruder niedergeſchoſſen, wenn ich ſeiner unverbrüchlichen Treue nicht vollkommen verſichert geweſen wäre.„

---

*) Miß Flora äußerte übrigens bei dieſer Erzählung, daß jener Ausſage ihres alten Vetters nicht unbedingt zu trauen ſey, da ſich ſeine Sprachkunde wohl kaum über die Gränzen des erſiſchen und engliſchen hinaus erſtreckt habe.

Der nämliche M'Kenzie, der damals Bootsmann war und bei der Hütte die Wache hielt, ſo ſpricht bei dieſer Gelegenheit in ſeinem Reiſejournal Boswell, der Begleiter des Doctor Johnſon, lebt noch jetzt (um 1785) und ich habe ihn vor nicht langer Zeit in Raſays Hauſe geſehen. Vor etwa 18 Jahren hat er beim Tanz ſeinen Schenkelknochen gebrochen, man hat ihm denſelben abnehmen müſſen, und er knappt nun mit einem hölzernen Bein herum. Ich gab ihm einen Schilling, damit er auf Raſays Geſundheit tränke, und fragte ihn, nachdem ich ihn auf die Geſchichte mit dem

Parlament in der Schäferhütte gebracht hatte, womit man noch immer unter den Bekannten ihn neckt: „Sag mir doch John, wie kamſt du auf den Gedanken, daß das Parlament ohne den König thun dürfe was es wolle?“ — „Ich meinte,“ ſagte John, „da ſind viele Stimmen gegen nur eine.“

Mehrere Tage lebte der Prinz ohne weitere Anfechtung mit der kleinen Geſellſchaft ſeiner Getreuen in der Bretterhütte; gern, ſo äußerte er, wolle er zehn Jahre lang bei all ſolchen Entbehrungen und Mühſeligkeiten und dennoch ein Freier unter ſolchen Freunden ausharren, als, wenn ſie auch wirklich ſeines Lebens verſchonten unter Feinden als Gefangener leben. Er hoffte um dieſe Zeit ſchon ſehr beſtimmt auf die Ankunft eines franzöſiſchen Schiffes, das ihn nach Frankreich retten ſollte. Dieſes Schiff war nach Lochbroom beſtellt und der Kapitän deſſelben hatte den Auftrag ſich dort an das treuergebene Haus der Mackenzies zu wenden. Malcolm und ſeine Gefährten erklärten ſogleich ihre Bereitwilligkeit den hohen Schützling in ihrem Boot nach Lochbroom zu bringen, obgleich die Fahrt, 15 Meilen an der Küſte hin eine ſehr gefährliche war, Stuart jedoch wollte ſich und die Seinen nicht aufs Unſichre hin dieſer Gefahr ausſetzen, er bat den jungen Raſay vorher Erkundigungen einzuziehen. Dieſer ſchrieb ſogleich an ſeinen Freund den Herrn Mackenzie von Applecroß zu Lochbroom und bald kam die Nachricht zurück, daß noch kein franzöſiſches Schiff ſich gezeigt habe.

Jedes längere Verweilen an einem und demſelben Orte war um dieſe Zeit höchſt bedenklich, man beſchloß deshalb wieder hinüber nach der Inſel Skye zu fahren. Die Nacht war ſtürmiſch, das Meer ging hoch, das Boot füllte ſich zum Theil mit Waſſer, da fragte der Prinz, der noch nie in ſo kleinem Fahrzeug auf ſtürmiſchem Meere geweſen war, ſeine Begleiter, ob Gefahr ſey, und als dieſe kühnen Seeleute es verneinten, ſang er mit großer Munterkeit ein kleines, erſiſches Volkslied, das er bei ſeinem Bemühen um das Bekanntwerden mit der erſiſchen Sprache ſeit Kurzem gelernt hatte. Man landete endlich bei Strath, wo ſich die kleine Geſellſchaft in einem Kuhſtall verbarg, der dem Herrn Nicholſon van Scorbreck gehörte. Von hier ſendete Stuart zuerſt den jungen Raſay hinweg mit dem Auftrag, daß er den Donald Roy aufſuchen und mit ihm gemeinſam auf Erkundigungen über die Stellung und etwaige Abſichten der Feinde ausgehen möchte. Darauf ertheilte er dem Dr. Macleod den Befehl, für ein Boot zu ſorgen, das etwa 7 Meilen von da an der Küſte bereit liegen ſolle, denn er habe Dinge von großer Wichtigkeit vor, und zugleich gab er dem Doctor ein kleines Beſteck mit ſilbernem Löffel, Meſſer und Gabel zum Aufheben, bis er, wie ſeine Aeußerungen ſchließen ließen, nach zwei Tagen ihn wiederſähe. Eigentlich aber gieng der Prinz im Geheim mit einem ganz andern Plane um, in welchen er nur ſo wenig als möglich Perſonen verwickeln wollte, denn bald nachdem er dieſe nicht ernſtlich gemeinten Anordnungen getroffen, nahm er den alten Kapitan Malcolm bei Seite, gieng mit ihm, bei nachtlicher Weile hinaus ins Freie und ſprach zu ihm: „Ich lege jetzt mein Leben und mein Schickſal ganz in eure Hände, mit der Bitte, daß ihr mich zu dem Laird von Mackinnon geleiten möchtet." — Malcolm machte ihn auf die ungemeinen Gefahren dieſes Wagſtückes aufmerkſam, da ſo viele feindliche Truppen die Gegend, durch welche der Weg führte, beſetzten und durchzögen. „Man kann," erwiderte Stuart, „jetzt keinen Schritt thun, bei dem nicht Gefahr wäre." Hierauf theilte er dem Kapitän den Plan mit, nach welchem dieſer den Herrn und er ſelber ſeinen

Knecht vorſtellen ſollte, tauſchte mit ihm jene Kleidungsſtücke, die einen vornehmeren Schein hatten, obgleich ſie alle zur ſchottiſchen Landestracht gehörten, gegen die um, die der alte Seemann an ſeinem Leibe trug, nahm einen Reiſeſack, in welchem Wäſche enthalten war, auf ſeine Schultern und machte ſich ſogleich mit ſeinem Begleiter auf den Weg.

Malcolm, der doch ſelber ein vortrefflicher Fußgänger war, erzählte ſpäter, daß er kaum habe mit dem Prinzen fortkommen können, denn dieſer hatte ſich während ſeines Aufenthaltes in Italien durch die häufigen Jagdparthien, welche er mit machte, zu einem tüchtigen Läufer gebildet und war dabei ſelbſt noch jetzt in all ſeiner Noth ein ſo eifriger Jäger, daß ihn der Kapitan kaum von dem Verſuch abhalten konnte, auf eine Kette von Rebhünern zu ſchießen, was in ſolcher Lage, wo man gern, um kein Geräuſch zu machen, in Strümpfen hätte einhergehen mögen, gerade nicht rathſam geweſen wäre.

Die beiden Wandrer zogen ſo vorſichtig als möglich durch Dick und Dünn über das Gebirge hin. Malcolm, der hier auf der Inſel mit jedem Flecken Landes ſo bekannt war, wie mit den Beeten ſeines Krautgartens, wußte durch manchen Umweg bald zur Rechten bald zur Linken jedes Haus ſo wie jeden Punkt zu umgehen, auf dem ſich ein Wachtpoſten oder Späher finden konnten. Unterwegs fragte er einmal den Stuart, was er wohl zu thun gedächte, wenn ſie in die Hände der herumſtreifenden Soldaten fielen? — „Kämpfen für meine Freiheit,“ ſagte der Prinz. Ein andres Mal fragte dieſer den Kapitän, ob man ihn wohl in ſeiner gegenwärtigen Kleidung erkennen werde? — „Ohne allen Zweifel,“ antwortete Malcolm. „Dann will ich,“ ſprach der Prinz, „mein Geſicht mit Pulver ſchwärzen.“ „Nur um ſo leichter,“ ſprach der Kapitän, „wird man euch erkennen.“ Hierauf warf der Stuart, wie in Verzweiflung ſeine franzöſiſche Perücke, die er bisher noch immer unter der ſchottiſchen Mütze wie unter der iriſchen Mägdehaube getragen, von ſich, band ein Taſchentuch um ſeinen Kopf, zog eine weiße Nachtmütze darüber, riß die Manſchetten von ſeinen Hemdärmeln ab, nahm die Schnallen aus den Schuhen heraus, und ließ ſich dieſelben mit Bindfaden zuſammenſchnüren; Malcolm ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Auch ſo wird man euch noch erkennen.“ „Ei,“ ſagte der Stuart, „warum habe ich doch ein ſo abſcheuliches Geſicht, daß Jeder, der mich nur einmal geſehen, mich wiedererkennen muß?“

Als ſie noch zwei Meilen von Mackinnons Schloß entfernt waren, fragte ihn Malcolm, ob er wünſche den Laird zu ſehen? — „Nein,“ antwortete Stuart, „das möchte ich um keinen Preis. Ich weiß wohl, daß der Herr von Mackinnon einer der edelſten, beſten Männer iſt, aber zu meinem gegenwärtigen Zwecke kann ich ihn nicht brauchen. Führt mich in irgend ein andres Haus, doch wünſche ich, daß es das Haus eines Mannes von gutem Stand und einiger Bildung ſeyn möge.“

Der Kapitän kannte in dieſer Art kein beſſeres, für ihn ſelber gelegneres Haus als das ſeines eignen Schwagers, des John Mackenzie, eines nahen Verwandten des Laird. Indem ſie beide nicht mehr fern von dieſem Ziele waren, begegnete ihnen ein Mann, mit Namen Roß, der als gemeiner Soldat im Heere der Hochländer gedient hatte. Dieſer faßte den Stuart lange und feſt ins Auge, erkannte denſelben und ſchlug die Hände zuſammen mit dem Ausrufe: „O wehe, dahin iſts alſo gekommen!“ Malcolm fragte den Prinzen, was da zu thun ſey, und dieſer befahl ihm, daß er den Menſchen ſolle ſchwören laſſen, ſeine Entdeckung geheim zu halten. Hierauf zog der Kapitän ſein großes Waidmeſſer und ließ den Mann auf die nackte Klinge deſſelben einen feierlichen Eid ſchwören, daß er Niemand etwas davon ſagen wolle, daß er den Prinzen geſehen habe, bis dahin, wo man aus öffentlichen Nachrichten wiſſe, daß derſelbe in vollkommner Sicherheit ſey.

Es war noch ganz früh am Morgen als Malcolm mit ſeinem Begleiter in das Haus ſeiner Schweſter eintrat. Dieſe fragte ihn, wer der Mann ſey, den er da mit ſich brächte. Der Kapitän ſagte, es ſey ein gewiſſer Louis Caw aus Crieff, der ſo wie er ſelber wegen ſeiner Theilnahme an der Sache des Stuart habe flüchtig werden müſſen. Er habe ihn als Knecht angenommen, aber er ſey ihm unterwegs krank geworden. — „Der arme Mann,“ ſagte ſie, „ich habe Mitleid mit ihm; ſein Ausſehen flößt mir herzliche Theilnahme ein.“

Malcolms Schwager, der Hausherr, war über Land gegangen, man erwartete ihn aber bald zurück. Die Schweſter trug indeß für ihren Bruder ein reichliches hochſchottiſches Frühſtück auf. Der Kapitän rief ſeinem Begleiter zu: „Meiſter Caw, Ihr bedürft eines kräftigen Biſſens eben ſo ſehr als ich, es iſt da genug für uns beide, rückt näher heran und langt zu.“ Stuart, der bisher die Rolle eines Knechtes ſehr gut geſpielt und mit abgezogner Mütze ſich ehrfurchtsvoll in einiger Entfernung von ſeinem Herrn geſetzt hatte, ſtund auf, machte einen tiefen Bückling und ſetzte ſich dann neben ſeinen vorgeblichen Herrn zum Frühſtück, das er ſich trefflich wohlſchmecken ließ. Nach dem Frühſtück trat ein altes Weib herein, welche nach altem Gebrauch der Gaſtfreundſchaft warmes Waſſer mit ſich brachte, darin ſie dem Malcolm die Füße wuſch. Der Kapitän begehrte von ihr, daß ſie auch dem armen Manne, den er da bei ſich habe, die Füße waſchen ſolle. Da regte ſich in der Alten der Stolz; ihr ſchien es unter ihrer Würde, daß ſie einem Bettelmann ſolche Ehre erweiſen ſolle, nach der umſchreibenden Redeart der Hochländer ſagte ſie: „Ich will wohl deines Vaters Sohne die Füße waſchen, wie kannſt du aber verlangen, daß ich auch ſeines Vaters Sohne die Füße waſche?“ Nach einigen begütigenden Worten des Kapitäns that ſie indeß dennoch das, was er begehrte.

Die beiden Wanderer nach der letzten, ganz ſchlaflos und in ſtarker Anſtrengung zugebrachten Nacht legten ſich jetzt zu Bette und ſchliefen einige Stunden. Als Malcolm erwacht war, ſagte man ihm, daß ſo eben ſein Schwager, Herr John Mackinnon, den Hügel herunter auf ſein Haus zugienge, und er eilte ſogleich hinaus ihm entgegen, um ihn zu ſprechen, noch ehe er den Prinzen Carl zu Geſicht bekäme. Nach der gegenſeitigen Begrüßung fragte Malcolm ſeinen Schwager, indem er mit der Hand hinaus aufs Meer deutete: „Was würdeſt du ſagen, John, wenn auf einem der Segelboote dort der Prinz als Gefangener ſäße?“ — „Das wolle Gott verhüten,“ ſagte John. — „Wie aber, wenn wir ihn hier hätten?“ — „Ich wollte wir hätten ihn hier, wir würden aufs Beſte für ihn ſorgen.“ — „John,“ ſprach Malcolm, „der Prinz iſt in deinem Hauſe.“ — Mackinnon, vor Freude außer ſich, wollte ſogleich in ſein Haus laufen, um dem werthen, hohen Gaſte ſeine Ehrerbietung zu bezeugen, ſein Schwager aber hielt ihn zurück, und ſagte: „Jetzt mußt du vor allem dich klug und vernünftig betragen, damit du nichts machſt, wodurch der Prinz könnte verrathen werden.“ John nahm ſich zuſammen, und nachdem er alle ſeine Knechte und Mägde mit vielerlei Aufträgen, die er in der Schnelle ſich ausgeſonnen, außer Haus geſendet hatte, trat er hinein zu ſeinem Gaſt und ließ ſeiner Freude über das Glück eines ſolchen Beſuches freien Lauf.

Schon vor der Ankunft in Mackkinnonshaus hatte Malcolm ſeinem hohen Schützling den Rath gegeben, ſo ſchnell als möglich die Inſel Skye zu verlaſſen, und hinüber zu fahren an das nahe, ſchottiſche Feſtland. Die Feinde hatten die Spuren des Flüchtlinges, auf deſſen Entdeckung ein ſo hoher Preis ſtund, verfolgt, von Long Island nach Skye, dann quer durch dieſe Inſel hindurch nach Portree, dort aber hatten ſie dieſelbe verloren. Offenbar war es, daß die Verfolger noch immer der Meinung waren, der ſo viel Geſuchte ſey auf Skye verborgen, darum wimmelte es auf dieſer Inſel von Spähern, und der geringe Raum war doch zuletzt leicht, bis ins Kleinſte zu durchforſchen. Darum ſchien es dem Kapitän, und durch das, was dieſer ſagte zuletzt auch dem Stuart das Gerathenſte, daß dieſer ſich hinüber flüchte nach Schottland, und ſich dort in den Schutz des mächtigen Macdonald von Scothouſe begebe. Dieſem, zwiſchen den beiden beſprochnen Plane gemäß, äußerten ſie ſich auch gegen den Herrn John, und erſuchten denſelben bald möglichſt ein Boot, das in der Nähe ſeines Hauſes lag, obgleich es ſehr klein und dazu auch ſchadhaft war, in Bereitſchaft zu ſetzen, damit ſie unverzüglich darin nach der nahen Küſte überfahren konnten. John Mackkinnon jedoch, in ſeiner guten, ſorglichen Meinung dachte darüber anders, denn als er nach einiger Zeit zurückkam, kündigte er dem Prinzen an, daß ſo eben der Laird von Mackkinnon und ſeine Gemahlin im Begriff wären, Seine Hoheit in dem ſchönſten Boote des Lairds abzuholen. Dem Prinzen Carl war dieſe Höflichkeitsbezeugung keineswegs erwünſcht, und er ſprach ſich auch darüber unverholen gegen ſeinen treuen Malcolm aus, meinte indeß, man müſſe ſich aufs Beſte in dieſe unerbetene und unerwartete Gefälligkeit des edlen Paares fügen. Indeß kam der Laird von der Küſte herauf nach dem Hauſe des John, vor deſſen Thüre der Prinz mit Malcolm ſtund, er bezeugte dem hohen Reiſenden ſeine Ehrerbietung und lud denſelben ein, ihn zu ſeiner Gemahlin zu begleiten, welche unten in einer Grotte, die zum Luſthaus eingerichtet war, der Gäſte wartete. Hier wurde die Geſellſchaft mit Wein und kalter Küche aufs Beſte bewirthet und zugleich erklärte der Laird, daß er von jetzt an für die Sicherheit und das Weiterkommen ſeines erlauchten Schützlinges Sorge tragen wolle. Hierdurch ward des Kapitän Malcolms weitre Begleitung überflüſſig und faſt unmöglich, er erklärte ſeinen Wunſch, ſich bei dem Prinzen beurlauben zu dürfen. Dieſer ſchrieb noch in aller Eil einige Zeilen, darin er all ſeinen Freunden auf der Inſel ſeinen herzlichen Dank ausſprach für die Beweiſe von Anhänglichkeit und Liebe, die ſie ihm, während ſeines Aufenthaltes unter ihnen, gegeben hatten. Zugleich theilte er ihnen ſeinen Entſchluß mit, die Inſel Skye jetzt zu verlaſſen, und bat den jungen Herrn Raſay ſo wie den Doctor Mackleod nun nicht länger auf ſeine Wiederkunft zu warten. Er unterzeichnete ſich in dieſem Billet als James Thomſon und händigte daſſelbe dem treuen Malcolm ein, von welchem er einen recht herzlichen Abſchied nahm, und ihm noch eine ſilberne Hoſenſchnalle zum Andenken ſo wie 10 Guineen aus ſeinem Beutel für die Bootsleute (?) aufnöthigte. Der Kapitan hätte gern wenigſtens die Geldſpende von ſich gewieſen, um ſo mehr da es ihm ſchien, als ſey der Beutel des Prinzen eben nicht ſehr reich gefüllt, er erklärte deshalb dem hohen Geber, daß er ſelber etwas Gold in der Taſche habe, welches er Seiner Hoheit zu Ihrer Verfügung anbiete, Stuart aber beſtund mit Lebhaftigkeit auf der Annahme des Geſchenkes. „Ihr könnt das Geld,“ ſprach er, „in der jetzigen Zeit wohl brauchen, und ich, wenn ich hinüber ans Feſtland komme, finde deſſelben genug.“

Der alte Malcolm, um zuerſt noch von dieſem Einiges zu ſagen, kehrte auf geradem Wege zunächſt zu den beiden ſeiner wartenden Freunden und dann, nachdem er allen Gaſtfreunden des Prinzen auf Skye die Abſchiedsnote deſſelben mitgetheilt hatte, nach ſeiner Wohnung zurück. Hier wurde er, ohngefähr zehn Tage nachher von engliſchen Soldaten aufgegriffen, an Bord eines Schiffes gebracht, und als Gefangener nach London abgeführt. Wie er erzählte, wurden zwar die Gefangenen, welche der thätigen Theilnahme an dem Kriege für die Stuarts beſchuldigt waren, im Ganzen ziemlich hart behandelt, in dem Schiffe jedoch, auf welchem er transportirt wurde, gab es gutgelaunte und gaſtfreie Soldaten, welche ihn öfters zu ihren Mahlzeiten einluden und ihn an Nichts Mangel leiden ließen. Auch in London wurde er nicht, wie Andre in Ketten und in einen Kerker gelegt, ſondern als Gefangener in das Haus eines Gerichtsdieners Namens Dick gebracht, wo es ihm ganz erträglich gieng. Zu ſeinem Erſtaunen fand ſich, da er doch ſo offen an dem Kriege ſeiner Landsleute Theil genommen, nur ein einziges Zeugniß, das für ſeine Anſchuldigung ſprach, und er wurde deshalb, aus Mangel an hinlänglichen Beweiſen frei geſprochen. Er fügte, indem er dieſes erzählte, hinzu, daß er ſich mit allem Recht und Wahrſcheinlichkeit im gelindeſten Falle auf ein Verbannungsurtheil, wo nicht, wie dies den meiſten ſeiner Mitſchuldigen zuerkannt wurde, auf das Todesurtheil gefaßt gemacht hatte, „aber,“ ſo ſagte er, „ich bin niemals in meinem Leben ſo bereit zum Sterben geweſen als damals.“ Hierbei bemerkt Boswell, daß in dieſer Aeußerung eine große pſychologiſche Wahrheit liege, denn ein Menſch ſey zu einer Zeit mehr und beſſer auf den Tod gefaßt, als zu einer andren und namentlich ſey die Begeiſterung für irgend eine, ſey es mit Recht oder mit Unrecht, dem Gemüth edel und herrlich erſcheinende Sache ein kräftiges Mittel die Furcht vor dem Tode zu beſiegen, welche bei ruhiger Stimmung und kälterer Ueberlegung, ſo leicht uns anwandelt.

Es traf ſich, daß gerade damals auch Miß Flora Macdonald in London verweilte. Der hohen Freundin, bei welcher ſie zu Beſuche war, lag ſehr viel daran, daß die Miß auf ihrer Reiſe zur Poſt, nach Schottland, in guter Geſellſchaft ſeyn möchte, und ſie erſuchte deßhalb dieſelbe, ſich nach einem ihr anſtändigen Begleiter umzuſehen. Wen hätte ſich die junge Dame lieber zu dieſem Zweck erwählen ſollen, als den alten Landsmann und Freund ihres Vaterhauſes: den Kapitän Malcolm. „Und ſo geſchahe es,“ ſprach dieſer mit triumphirender Miene, „daß ich den Hinweg nach London auf engliſche Koſten, umſonſt machte, um dort mit des Seilers Tochter, der Schnur am Galgen zuſammengepaart zu werden, und daß ich die Heimreiſe abermals umſonſt, auf Koſten der Lady Primroſe und noch dazu in Geſellſchaft der ſchönen Miß Flora machen durfte.“

Der Laird von Mackinnon hatte den Prinzen Carl Eduard glücklich an die entgegengeſetzte Küſte des Feſtlandes, an die von Knoidart hinübergebracht. In derſelben Stunde, darin dies geſchahe, befand ſich der alte Raſay, dem die Botſchaft von Stuarts Anweſenheit auf Skye zugekommen war, ebenfalls auf einer Seefahrt und zwar in entgegengeſetzter Richtung, von der ſchottiſchen Küſte hinüber nach Skye, um dort dem königlichen Flüchtling ſeine Dienſte anzubieten. Die beiden Fahrzeuge kreuzten ſich auf ihrem Wege, da aber jede der beiden Partheien der andren, die ja eine feindliche ſeyn konnte, mißtraute, wichen ſie einander ſo weit als möglich aus dem Wege.

Hier enden jene ausführlicheren und genauen Berichte, welche wir den eingezognen Erkundigungen und Mittheilungen des gelehrten Boswell verdanken. Aus andren gleichzeitigen wie ſpäteren Berichten wiſſen wir, daß der Prinz Carl Eduard nach ſeiner Rückkehr von den hebridiſchen Inſeln in das Hochland und die Küſtengegenden von Schottland noch mehrere Monate in beſtändiger Lebensgefahr, unter vielen Entbehrungen, Noth und Mangel ſich herumtrieb. Nur der unverbrüchlichen Treue und der Alles aufopfernden Ergebenheit ſeiner ſchottiſchen Hochländer verdankte er ſeine Rettung. Dieſe brachten ihn von Höhle zu Höhle, von Kluft zu Kluft, verſteckten und pflegten den öfters von Froſt und Regen halberſtarrten Mann, mit eigner Lebensgefahr in ihren Häuſern und Hütten, bis er endlich von Lochnarach aus in eine jener drei franzöſiſchen Fregatten entkam, welche ſchon ſeit einiger Zeit, um ihn zu retten, in der Nähe der ſchottiſchen Küſtengegenden herum ſteuerten. Am 29. Sept. 1746 verließ er das Land, in welchem er ein Jahr vorher, dem anfänglich ſo günſtigen Glück ſeiner kühnen Waffenthaten vertrauend ſich ſelber zum Regenten, ſeinen Vater Jacob III. zum Könige der drei großbritanniſchen Reiche ausrufen laſſen, und zu Edinburg alle Ehren und Freuden eines glänzenden Hofſtaates genoſſen hatte. Dieſe kurzen Ehren waren übrigens theuer erkauft geweſen, dies bezeugten die Wittwen und Waiſen, die niedergebrannten Häuſer und Hütten, die verarmten, zu Bettlern gewordnen Familien jener Tauſende von treuen, tapferen Männern, die es für eine in der alten Ordnung ihres Vaterlandes geheiligte Pflicht gehalten, für den Erben des einheimiſchen Königsthrones Alles was ſie hatten und ſelbſt das eigne Leben dahin zu geben, um demſelben zu ſeinem vermeintlichen Rechte zu helfen. Wen ſollte die kindliche und zugleich mannhaft kräftige Treue eines einfältig frommen, edlen Volkes nicht mit Achtung erfüllen, obgleich dieſe treue Anhänglichkeit einem Königsgeſchlechte galt, über deſſen Geſchichte, mehr faſt als über der eines andren bekannten Fürſtenhauſes der neueren Zeit ein öfters ſelbſt verſchuldetes, blutiges Verhängniß gewaltet hat. Denn der erſte königliche Ahnherr dieſer ſchottiſchen Herrſcher Jacob I. ſtarb, nachdem er 18 Jahre in England gefangen geweſen, in ſeinem eignen Lande unter der Hand der Mörder, ſein Sohn, Jacob II. fiel, erſt 19 Jahre alt, in einem Treffen gegen die Engländer. Jacob III. war zuerſt ein Gefangener, und wurde dann ein blutiges Opfer der Aufwiegler, im offnen Kampfe gegen dieſe. Jacob IV. endigte in einer unglücklichen Schlacht; ſeine Enkelin, Maria Stuart auf dem Blutgerüſte und daſſelbe Schickſal theilte mit derſelben ihr Enkel Carl I. König von Schottland und England. Sein Sohn König Jacob, für England der zweite, für Schottland der ſiebente dieſes Namens, wurde aus ſeinen drei Reichen vertrieben, und zugleich machte man ſeinem Sohn die Aechtheit der Abſtammung ſtreitig; dieſem Sohne, der durch das vergebliche Ringen nach der Schattengewalt einer Königskrone ſchon ſo manchen ſeiner treuſten Anhänger auf das Blutgerüſt gebracht hatte. Auch Carl Eduard, deſſen Rettungsgeſchichte wir ſo eben beſchrieben, ward im Verlauf der Ereigniſſe ſeines Lebens gewogen und zu leicht befunden. Denn ſeine, faſt bis zum Wahnſinn gehende Erbitterung über das Gebot ſeiner Entfernung aus Frankreich, welches dieſem der Aachner Frieden auferlegte, ſein kindiſch eitles, anſpruchsvolles Benehmen in Rom, wo er ſeit dem Tode ſeines Vaters im

J. 1766 bis zu ſeinem eignen Tode im J. 1788 von einem Gnadengehalt des päpſtlichen Stuhles lebte, läßt ſelbſt in den Zügen ſeines erſten jugendlichen Auftretens und ſeines heldenmüthigen Benehmens, an der Spitze ſeiner ſchottiſchen Hochländer eine Blüthe errathen, welche entweder damals ſchon von einem innren Wurme geſtochen oder wenigſtens empfänglich für das Gift eines ſolchen Stachels war, deſſen Einfluß Englands eigenthümliche Kraft und Wirkſamkeit in einer Zeit gelahmt hätte, wo dieſelbe für die Jahre, welche kommen ſollten, ſo nothwendig war.

Aber abgeſehen hiervon, abgeſehen ſelbſt von dem ſo ſchwer gebüßten Verſchulden des hochſchottiſchen Volkes an der nun einmal feſtgeſetzten Gewalt der ordnungsgemäßen, auf das Anhalten am Geſetz gegründeten Obrigkeit, bleibt uns dennoch die treue Anhänglichkeit jenes Bergvolkes an ein in mehr als einem Sinne unglückliches Königshaus in jenem Werthe ſtehen, den die Anhänglichkeit der Kinder an ihre Eltern hat, auch wenn dieſe ſolcher Liebe in den Augen der Fremden, nicht ganz würdig waren.

III.

Die Rettungsgeſchichte
der
Miſtreß Spencer Smith.

Wir entlehnen die nachſtehende Erzählung großentheils aus den Memoiren der Herzogin von Abrantes, welche den Retter der Spencer Smith aus den Gefahren einer ſchweren Gefangenſchaft, den heldenmüthigen Marcheſe Salvo perſönlich kannte und aus ſeinem, ſonſt über dieſen Gegenſtand ſehr verſchwiegenem Munde, die Beſtätigung der Wahrheit des ganzen Berichtes, bis in ſeine einzelnen Umſtände vernahm*).

Mit dem Ausſpruche: „ſeine Hand wider jedermann und jedermanns Hand wider ihn,“ wurde in alter Zeit das Thun und Weſen eines Mannes bezeichnet, welcher der Stammvater eines Volkes war, das viele Throne der Völker mit mächtigem Arme erſchüttert hat. In unſrer neueren Zeit haben jene bezeichnenden Worte auf keinen andren einzelnen Mann eine paſſendere Anwendung gefunden, als auf

---

*) Memoires de Madame la Duchesse d'Abrantes Tome XV Cap. 1, 2.

Napoleon Bonaparte, den gewaltthätigen Bedränger der Völker, den Erſchütterer vieler Reiche.

Was, etliche Jahrzehende vorher in ihrem Kreiſe die Erfinder der Aëronautik gethan, als ſie über die bis dahin für allein gangbar gehaltene Bahn des Landes und des Gewäſſers in die Luft ſich erhoben, das that Bonaparte in ſeinem Kreiſe, als er über den ſcheinbar feſten Boden, auf den das Recht der Herrſcher in der uralt anerkannten Ordnung der Thronfolge geſtützt war, ebenſo wie über das tobende Gewäſſer der franzöſiſchen Volksherrſchaft ſich erhob und ſich ſelber, als Kaiſer, zu einem Herrſcher der Herrſcher erklärte. Nicht minder flüchtig als der Rauchdampf, nicht minder leicht entzündlich als das Gas, welches den Ballon der Aëronauten emportrug, war freilich die Begeiſterung der großen Nation, die ihn und ſein Glück hoch über den Wolken dahin führte und abgeſehen hiervon gab es dort, in der freien Region der Wolken Gefahren vor Stürmen, wie auf keiner andren Bahn; jedes rauſchende Blatt konnte die Stimme eines Boten ſeyn, der ſolch einen Sturm verkündete. Am meiſten war für den kühnen Gewalthaber der Wind aus Weſten, von England her zu fürchten; Britten, wie der Seeheld Sydney Smith, waren ihm mehrere Male auf der Laufbahn ſeines Ruhmes feindlich entgegengetreten; England vor allem und faſt noch allein wagte es in das Rad ſeines Glückes hemmend einzugreifen; Napoleons bitterſte Feinde hatten dort Zuflucht und Schutz gefunden. Und als nach Pichegru und Georges mißlungenem Mordanſchlag der engliſche Kriegsminiſter Hawkesbury in einer von ihm, am 30. April 1804 erlaſſnen Note zwar verſicherte, daß England an dieſen Plänen der Mörder niemals Theil genommen habe, wohl aber es für ſeine Pflicht halte die Bewegungen zu unterſtützen, welche Frankreich von dem erniedrigenden Joche der Knechtſchaft unter einem fremden Gewalthaber befreien könnten, da ſchien der Verdacht gerechtfertigt, daß Großbritannien nicht nur die Partheien der Unzufriednen in Frankreich, ſondern durch den Einfluß ſeiner Geſandten ſelbſt auswartige neutrale Höfe zu Feindſeligkeiten aufzuregen ſuche. Die Correſpondenz, zu welcher der engliſche Geſandte in München, Drake durch das hinterliſtige Entgegenkommen des Jacobiners Mechée de la Touche hatte ſich verleiten laſſen, kam in Napoleons Hande; ſie war voller Ausdrücke der unbeſonnenſten Heftigkeit gegen dieſen und Drake, ſo wie der Bevollmächtigte von Großbritannien am Hofe zu Stuttgart, Sir Spencer Smith, ein Bruder des großen Seekapitäns Sydney Smith, mußten eilig entfliehen, um der franzöſiſchen Gefangennehmung und dem gewaltſamen Hinwegſchleppen nach Paris zu entgehen. Wahrſcheinlich hatte dort beide ein ähnliches Loos betroffen, wie den Capitan Wright, auf deſſen Schiffe Pichegru und Georges von England nach Frankreich übergeſetzt waren, und den man als Gefangenen nach Paris gefuhrt dort aber eines Morgens mit abgeſchnittener Kehle todt auf ſeinem Lager gefunden hatte.

Zwei Jahre waren vergangen, ſeitdem der vorhin erwähnte Geſandte am Hofe zu Würtemberg, Sir Spencer Smith, der ihm drohenden Gefahr zu Fuße, durch unwegſame Gegenden hatte entfliehen müſſen; die Unſchuld dieſes Mannes an Drakes vermeintlichen Conſpirationsplanen war von jedem Unpartheiiſchen anerkannt, da zeigte es ſich, daß man im Kabinet zu Paris dennoch weder den ungerechten Verdacht noch die Gedanken der Rache gegen den Bruder von Napoleons machtigem Gegner vor Jean d'Acre aufgegeben habe. Eine Gräfin Attems, Tochter des öſterreichiſchen Internuntius in Conſtantinopel, des Baron Herbert war im Winter von 1805 auf 1806 mit ihrem Gemahl aus Deutſchland nach Venedig gekommen, um hier, in der milderen Luft von den Folgen einer Krankheit ſich zu erholen; zu ihr kam, in den erſten Monaten des Jahres 1806 ihre jüngere Schweſter, die Gemahlin des Sir Spencer Smith mit ihren beiden Kindern. Venedig war um jene Zeit voller Fremden aus allen Ländern von Europa, und in dem Hauſe der Gräfin Attems verſammelte ſich faſt täglich ein Kreis der durch Bildung oder auch durch Stand ausgezeichnet war. Madame Smith hielt ſich langere Zeit im Hauſe ihrer Schweſter ſo zurückgezogen und verborgen, daß nur wenige, der vertrauteren Freunde des Hauſes, ſie zu ſehen bekamen; ſie bedurfte der aufmerkſamſten Pflege der Geſundheit noch mehr als ihre Schweſter, denn es galt von ihr in hohem Maaße das was die Herzogin Abrantes von ihr ausſagt: ein ſtarker, kräftiger Geiſt wohnte in einer zarten, leicht zerbrechlichen leiblichen Hülle. Dieſer Geiſt zunachſt war es auch der die Bewunderung und Beachtung eines der vertrauteren Freunde der Gräfin Attems, des damals noch jugendlichen Marcheſe Salvo*), eines geborenen Siziliauers an ſich zog. Madame Smith war, wie man ſagt, mit den Sprachen wie mit der Literatur von ſieben der gebildetſten Nationen von Europa in vertrauter Bekanntſchaft; ſie war eine Meiſterin der Tonkunſt, war vor Allem in der Schule mannigfacher Leiden an Gemüth erſtarkt und geläutert; wann und wo ſie in dem engeren oder weiteren Kreiſe der Freunde und Bekannten ihrer Schweſter erſchien, da erhielt die geſellſchaftliche Unterhaltung eine hohere Weihe. Den größeſten Theil des Tages brachte die würdige Frau mit ihren beiden Kindern, dem damals ſiebenjährigen Eduard und dem fünfjährigen Sydney zu; der Ernſt ſo wie die Milde einer Mutter, welche nur die Freude und das Wohl andrer Seelen will, verließ ſie auch dann nicht, wenn ſie aus dem Zimmer ihrer Kinder in den glanzenden Salon trat, bei deſſen flackernden Lichtern und lautem Geräuſch ihr innres Auge nie geblendet, ihr Ohr niemals betaubt wurde.

---

*) Wie er ſpäter in Zeiten der Gefahr darauf anſpielte, war die Deviſe ſeines Wappens, in Deo salus (in Gott meine Hülfe) zugleich der Urſprung ſeines Familiennamens und der Grund jenes freudigen Muthes, den er immer, ſelbſt im Angeſicht des drohenden Todes bewies.

In dem Hauſe der Gräfin Attems herrichte ein Geiſt des hoheren Friedens, der jedem wohlthat, welcher in den Kreis deſſelben, mit einer Empfanglichkeit fur ſolchen Frieden eintrat; am meiſten vielleicht unter allen Fremden, dem damals erſt zwanzigjahrigen, edlen Marcheſe Salvo. Da kam, gegen Ende des Winters General Lauriſton, der geweſene General Adjutant des franzöſiſchen Kaiſers nach Venedig, mit dem Rang und Titel eines General-Gouverneurs der Republik. Als wenig Tage nachher der Marcheſe, zur gewohnlichen Stunde die Gräfin beſuchen wollte, da fand er zu ſeinem Erſtaunen den Salon von Gäſten leer, und als Urſache dieſer ungewohnten Erſcheinung erfuhr er, daß Madame Spencer Smith von dem General-Director der Polizei de la Garde*) die Aufforderung erhalten habe, ſich am andren Morgen früh in ſeinem Bureau einzufinden. Dieſe Zumuthung gegen eine Dame, wie Spencer Smith es war, erſchien um ſo auffallender, da Herr de la Garde allgemein als ein hochſt wohlwollender, feinfühlender Mann bekannt, und ein öfterer, von Allen gern geſehener Gaſt in dem Hauſe der Gräfin war. Alle die andren, welche heute etwa zu Beſuche kommen wollten, hatten durch dieſe gar bald, in der ganzen Stadt bekannt gewordene polizeiliche Maaßregel ſich feige abſchrecken laſſen; den jugendlichen Marcheſe empörte ein ſolches Benehmen der falſchen Freunde, ſein edles, dankbares Gemüth drang ihn ſich bei dieſer Gelegenheit als wahren, treuen Freund der edlen Familie zu erweiſen, er ließ bei derſelben ſich melden und erbot ſich, da Graf Attems gerade aus der Stadt abweſend war, die Madame Spencer Smith in eigner Perſon zu dem Generaldirector de la Garde zu begleiten. Die beſtürzten Frauen nahmen das Anerbieten des Jünglinges, deſſen ernſter Sinn dem Lebensalter weit voraus war, mit Dankbarkeit an.

---

*) Derſelbe, der bald nachher Polizeiminiſter von Portugal und ſpäter kaiſerlicher Staatsrath war.

Man konnte, als die beiden am andren Morgen zu dem Polizeidirector kamen, dieſem gutmeinenden Manne die Verlegenheit anmerken, in welche der Gehorſam gegen den Befehl ſeiner Regierung und die Pflicht ſeines Amtes ihn, gegenüber einer Dame, die er von Herzen hochachten mußte, verſetzt hatte. Er empfing die beiden Eintretenden mit allen Zeichen einer ungeheuchelten Ehrerbietung und warmen Theilnahme.

„Nehmen Sie ſich,“ ſo ſprach er zu Madame Smith, „dieſe Sache nicht gar ſehr zu Herzen; ich bin überzeugt, daß Alles auf einem Mißverſtändniß beruht. Eine gewiſſe Vorſicht wird allerdings nöthig ſeyn; man weiß, daß in dem Hauſe der Frau Gräfin, Ihrer Schweſter, ein großer geſelliger Kreis ſich verſammlet; ich muß die Bedenklichkeiten, welche vielleicht Ihr Name in Paris erregt hat, durch die Verſicherung zu beſeitigen ſuchen, daß Sie in größerer Zurückgezogenheit leben. Für das Rathſamſte und Beſte würde ich freilich es halten, wenn Sie Venedig verließen; es iſt eine Seeſtadt, in welcher beſtandig ein großer Zudrang von Fremden ſtatt findet; ich würde rathen, eine Wohnung auf dem Feſtland, etwa in der Nähe von Padua zu miethen; die Frau Gräfin, Ihre Schweſter, könnte dann viel bei Ihnen ſeyn, und jeder Anlaß zu Verdächtigungen wäre dadurch gehoben.“

Die edle Spencer Smith, ſehr erfreut über dieſen milden, leichten Ausgang der polizeilichen Verhandlung, dankte dem Herrn de la Garde für ſeinen wohlmeinenden Rath, dem ſie binnen drei Tagen aufs pünktlichſte nachzukommen verſprach; ſie kehrte mit ihrem Begleiter zurück zur Schweſter. Mit dieſer traf ſie ſogleich die vorbereitenden Anſtalten zu ihrem Umzuge nach dem Feſtland; man entſchlug ſich aller weitren Sorgen. Am Abend des darauffolgenden Tages war der Marcheſe wieder bei der Gräfin zu Beſuch, er fand die Familie ganz allein. Während man in dieſem kleinen Kreiſe mit Geſang und Geſpräch ſich unterhielt, vernahm man plötzlich außen auf der Treppe und dem Vorſaal ein lautes Geräuſch; vier Gensdarmes mit einem Korporal ſind gekommen, um der Spencer Smith es anzukündigen, daß ſie eine Gefangene auf ihrem Zimmer ſey. Alle Andre ſind tief bewegt und erſchrocken, nur ſie allein, die Gefangene zeigt eine Faſſung und Ruhe, wie ſie in ſolchen Fallen nur das Vertrauen zu Gott und ein gutes Gewiſſen vor Ihm und vor den Menſchen, dem Herzen verleihen kann. Nur der Blick auf ihre beiden Kinder, dann auf die tiefgebeugte Schweſter und den Schwager ſcheint dieſe Ruhe auf einige Augenblicke zu ſtören, bald kehrt der innre Frieden wieder zurück. Schweigend entfernt ſich der Marcheſe; ſein Entſchluß, ſelbſt mit Gefahr des eignen Lebens die unſchuldige Frau zu retten iſt gefaßt.

Ganz früh, am andern Morgen eilt er zu dem Polizeidirector hin; er findet dieſen noch allein auf ſeinem Zimmer. Der Mann iſt in ſichtbarer Unruhe; man merkt ihm an, wie ſchwer es ihm fallt, daß er die dringenden Fragen des Marcheſe nach der Veranlaſſung zu der geſtrigen ſtrengen, polizeilichen Verfügung der bittren Wahrheit gemaß, beantworten muß. „Leider,“ ſo ſagt er zögernd, „hat ſich die Angelegenheit der Madame Spencer Smith ſeit geſtern ſehr verſchlimmert. Ein Courier brachte ihretwegen neue Befehle, die nicht vom Vicekönige, nicht vom Miniſterium, ſondern unmittelbar vom Cabinet des Kaiſers ausgiengen, und welche mit mir zugleich auch der General Lauriſton empfangen hat. Es ſind Befehle, die mich für die bedauernswürdige Dame viel, ſehr viel Schlimmes fürchten laſſen.“ — „Und welche ſind das?“ fragte Salvo mit Ungeduld. De la Garde ſchwieg, nachdenkend einige Augenblicke. „Nun wohl,“ ſprach er dann mit halblauter Stimme: „Ihnen als dem edlen Freunde der edlen Familie will ich das traurige Geheimniß vertrauen, ſorgen Sie, daß der harte Schlag die zarte, kränkliche Dame nicht zu unverſehens treffe. In ſechs bis ſieben Tagen wird Madame Spencer Smith mit einer ſtarken, militäriſchen Eſcorte nach Mailand gebracht, dort von dem Vicekönige verhort und ſodann weiter nach Frankreich abgeführt werden; ich fürchte ſehr, daß man ſie als Gefangene in die Citadelle von Valenciennes einkerkern werde.“

„Und was könnte der Grund zu einem ſo harten Verfahren gegen eine arme, kränkliche Frau ſeyn?“ fragte der Marcheſe in heftigem Unmuth. „Wie kann ich das wiſſen,“ erwiederte, etwas beleidigt, der Polizeidirector. „Ich weiß nur,“ ſetzte er nach einiger Zeit hinzu, „daß der berühmte Commodore Sydney Smith ein Schwager, Herr Spencer

Smith, der vormalige Geſandte in Stuttgart und Freund des berüchtigten Drake, der Gemahl der guten Dame iſt, und das viele Gutdenkende mit mir das Loos derſelben beklagen werden.“

Der Marcheſe entfernte ſich. Der Gedanke, daß eine unſchuldige Frau als Staatsverbrecherin behandelt, vielleicht auf zeitlebens eingekerkert werden ſolle, brachte ihn außer ſich, erſt nach langer Zeit fand er ſeine ruhige Ueberlegung wieder. Er allein, der weniger auffallende, dem franzöſiſchen Cabinet unverdächtige Fremde, konnte, dies war ihm klar, einen Verſuch wagen, die Spencer Smith aus der drohenden Gefahr zu retten und er wollte dies thun, ſelbſt mit Gefahr des Lebens. Der ritterlich wackre Jüngling eilte nach dem Palaſt der Grafin Attems; er fand Gelegenheit ihre Schweſter zu ſprechen, dieſe empfing ſeine Nachrichten mit einer Ergebung, welche ſeine Achtung gegen dieſe außerordentliche Frau noch vermehrte. Er bot ihr ſeinen rettenden Beiſtand an, und ſo ſchwer ihr anfangs der Gedanke fiel, mit einem fremden, jungen Manne einen Fluchtverſuch zu machen, überwog zuletzt dennoch das Vertrauen auf den Charakter jenes ſeltnen Jünglinges alle Bedenklichkeit; es war, das konnte man dem ganzen Weſen und Benehmen des edlen Marcheſe anmerken, kein Blick auf die äußere Perſonlichkeit der Verfolgten, der ſeinen kühnen Entſchluß beſtimmte; einer ſiebenzigjährigen Matrone, oder der Häßlichſten ihres Geſchlechtes würde er, wenn ihr Gemüth von ſolchem Adel geweſen wäre, dieſelben Opfer gebracht haben, wie dieſer, allerdings auch äußerlich ſehr liebenswürdigen Frau.

Salvos erſte Sorge war es jetzt die beiden Kinder der Spencer Smith, den ſiebenjahrigen Eduard und den fünfjährigen Sydney in Sicherheit zu bringen. Dieſe durfte man nicht zurücklaſſen ohne ſie der Gefahr auszuſetzen, daß man ſie als Geißeln für ihre Eltern, wer weiß wohin ſchleppe; die Flucht aber der Mutter hätten die beiden Kleinen ſehr erſchwert. Der beſte Ausweg war hier zugleich der nächſte. Zu Grätz in Steyermark lebte eine dritte Schweſter der Spencer Smith; dorthin konnte man die Kinder, unter der Aufſicht ihres Hofmeiſters ohne große Schwierigkeit bringen. Es war ein ſchöner, heitrer Frühlingstag; der Marcheſe veranſtaltete eine Luſtfahrt über die Lagunen hinüber nach Fuſina, unter andren Bekannten war auch der Hofmeiſter der beiden Knaben, ein wackrer, junger Würtemberger, mit ſeinen kleinen Zöglingen dazu eingeladen. Drüben angelangt, nahm Salvo den Hofmeiſter auf die Seite. Er gab ihm hundert Louisdor und zugleich im Namen der Mutter den Auftrag, unverzüglich und auf geradeſter Straße mit ſeinen Zöglingen zur Gräfin Straſſolda, ihrer Tante zu reiſen. Ein Paß, auf den Namen des Hofmeiſters und zweier Kinder war ſchon bereit, die Extrapoſt durch den Bedienten des Marcheſe ſchon beſtellt; der wackre, junge Deutſche richtete, ohne auf ſeinem Wege einem Hinderniß zu begegnen, den empfangenen Auftrag zur vollkommnen Zufriedenheit ſeiner Herrin aus.

Ein zweiter Schritt, zur Förderung des Rettungsplanes mußte jetzt geſchehen; der Marcheſe bewog die Frau Spencer Smith einen Brief an den Generalgouverneur Lauriſton zu ſchreiben, worin ſie dieſen um Erlaubniß bat, auf ihre Reiſe nicht nur eine Kammerfrau, ſondern, wenigſtens bis nach Mailand, auch einen männlichen Begleiter, einen Freund ihrer Familie mit ſich nehmen zu dürfen, und als einen ſolchen nannte ſie den Marcheſe Salvo. Lauriſton, mit jener Artigkeit, welche die Gebildeten ſeiner Nation dem zärteren Geſchlecht ſo gern erweiſen, antwortete ſogleich, daß es ihm zur höchſten Freude gereiche, daß ihn die empfangenen Befehle ſeines Souverans keineswegs hinderten einen ſolchen billigen Wunſch der Madame Spencer Smith zu gewähren; der Marcheſe Salvo* wurde ihr zum Begleiter auf ihrer Reiſe gegeben, mit der vollen Verſicherung, daß man ihn auf dem ganzen Wege nicht als einen Mitgefangenen, ſondern als einen in Beziehung auf alle ſeine Handlungen vollkommen freien Cavalier betrachten werde.

Am 25. April 1806 verließ Miſtreß Spencer Smith Venedig, begleitet von vier Gendarmes und einem Corporal mit Namen Amedée. Ihr eigentliches Gefolge beſtund aus einer Kammerjungfer, Namens Louiſe, und aus dem jungen Freunde Salvo, der im Nothfall die Dienſte eines Kammerdieners zu vertreten bereit war. Außer dieſen beiden ſaß der ehrliche Amedée mit in der Gondel, und ſpäter in dem Wagen der Dame. Der Marcheſe hatte noch erſt in den letzten Tagen vor der Abreiſe aus Venedig Gelegenheit gehabt, ſich über den ganzen Umfang der Gefahr zu unterrichten, welche ſeiner Freundin drohte. Im Kabinet des Kaiſers hielt man dieſelbe für eine Agentin jener meiſt in England lebenden gefährlichen und verhaßten Parthei, zu welcher Drake ſo wie ihr eigener Gemahl, Spencer Smith, namentlich gezählt wurden. Sie erſchien dem Kaiſer gefährlicher noch als ein Mann, denn, das wußte man, ſie war durch ihre äußern Vorzüge ſo wie durch ihren Charakter, durch ihre außerordentlichen Gaben des Geiſtes geeignet mehr auf die Seelen der Männer zu wirken als mancher große Diplomat, und warum ſollte ſie England und ihren Gemahl verlaſſen haben, warum war ſie gerade jetzt nach Venedig gekommen, wo ein ſo ungewöhnlicher Zudrang der Fremden ſchon für ſich allein allerhand

Bedenklichkeiten erregte? So lag auf der bedauernswürdigen Frau ein ſchweres Gewicht des gehäſſigſten Verdachtes, ihre Gefangenſchaft würde eine ſehr harte, für eine ſolche zarte Natur unerträgliche geworden ſeyn.

Der Gouverneur Lauriſton, ſo wie der General-Director de la Garde hatten in Rückſicht auf den wahrhaft beſorglichen Geſundheitszuſtand der Dame den begleitenden Gensdarmes die Weiſung ertheilt, daß ſie, ſo oft Frau Spencer einer ſolchen Ausruhezeit bedürfe, mit ihr nicht nur über Nacht, ſondern nöthigen Falles ſelbſt etliche Tage an einem Ort verweilen ſollten, nur dürfe dieſer Ort kein Dorf oder offner Marktflecken, ſondern müſſe eine militäriſch beſetzte, befeſtigte Stadt ſeyn. Auf Salvos Rath hatte Frau Spencer vor ihrer Abreiſe dieſe Vergünſtigung ſich erbeten, denn der Marcheſe hoffte ſchon in Verona, durch einen kühnen Streich zur Ausführung ſeines Rettungsplanes gelangen zu können. Dort nämlich wohnte ein Freund ſeiner früheſten Jugend, den er wie einen eignen Bruder liebte, der Graf Leonardo Grimani. Auf engliſch ſprach der Marcheſe der Dame ſeinen Wunſch aus, daß ſie die Gensdarmes beſtimmen möge, einen Tag mit ihr in der Stadt zu verweilen, indem ſie der Ruhe bedürfe, und die Leute waren ſogleich dazu bereit.

Kaum waren die Reiſenden aus dem Wagen geſtiegen, da eilte Salvo zu ſeinem Freunde. Er fand den Vorſaal des Hotels verſchloſſen, der Hausmeiſter ſagte ihm, daß der Graf auf ſeinem etliche Meilen weit abgelegnen Landſitze ſey. Durch einen reitenden Boten von der Poſt ſendet er dem Freunde einen Brief, darin er ihn bittet, daß er in der nächſten Nacht um 1 Uhr ſich in der Arena einfinden möge. Der Marcheſe wolle da, unter der ſiebenten Arkade vom Eingang zur Linken ſeiner warten; ein leiſes

Klatſchen der Hände ſolle das Zeichen ſeyn, auf welches der Verborgene ſogleich aus ſeinem Verſteck hervortreten werde. Er vertraue feſtiglich auf die Hülfe des treuen Freundes ſeiner Jugend in einer Angelegenheit, bei welcher ſeine Ehre, ſeine Freiheit, ja ſein Leben in der höchſten Gefahr ſeyen, und welche zugleich zur größeſten Vorſicht und Verſchwiegenheit auffordere.

Der Poſtillon kam nicht mit der erwarteten Antwort zurück; der edle Marcheſe beurtheilte ſeinen Freund nach ſich ſelber und ſo wie er einer ſolchen Aufforderung augenblicklich würde gefolgt ſeyn, hoffte er daſſelbe auch von dem Grafen Grimani. Er hatte ſich im Gaſthaus ein Schlafzimmer zur ebenen Erde gewählt, das nach der Straße heraus gelegen war, ſobald er bemerkte, daß im ganzen Hauſe ſo wie auf der Straße eine vollkommne Stille herrſche, offnete er das Fenſter und ſtieg, in ſeinen Mantel gehüllt hinaus. Ein Blick nach den Fenſtern der Frau Spencer überzeugte ihn, daß dieſe wach und in großer Bewegung ſey, denn obgleich die Vorhange zugezogen waren, konnte er doch bei dem Scheine des Lichtes, das im Zimmer brannte, es bemerken, daß Jemand den Fenſtern, horchend und ſpähend bald ſich nahe, bald wieder davon entferne.

Die Nacht war trube und regnigt; der Mond im erſten Viertel und ſchon dem Untergehen nahe, brach nur auf einzelne Augenblicke aus dem Gewolk hervor, doch der Marcheſe war mit allen Gaſſen und Platzen der Stadt wohl bekannt, er fand ſich ohne Schwierigkeit zur Arena, und nach dem verabredeten Bergungsorte unter dem ſiebenten Bogen zur Linken des Einganges hin. Es ſchlagt eins, es vergeht eine Stunde der ſtürmiſch regnigten Nacht nach der andern, der Tag beginnt zu grauen, und der erwartete Freund kommt nicht. Endlich ſcheint es dem Marcheſe, um keinen Verdacht zu erregen, nöthig, ſich wieder auf ſein Zimmer zu begeben. Er geht an der Poſt vorüber; ſein reitender Bote iſt ſo eben zurückgekehrt, mit einem Briefe des Grafen, der nichts als flache Entſchuldigungen enthält und deutlich zu verſtehen gibt, daß er nicht geſonnen ſey, ſich in Dinge zu miſchen, die vielleicht für ihn von bedenklichen Folgen ſeyn könnten. — „Das iſt mir ein Freund, ein Freund nach der Welt,“ ſpricht der Marcheſe, als er den Brief außen auf der Straße geleſen; zähneknirſchend vor Zorn zerreißt er ihn und wirft die Fetzen umher.

Am Morgen, beim Frühſtück, erzählt er mit wenig Worten der Freundin, was ihm geſchehen und wie ſeine Erwartung auf die Hülfe eines vermeintlichen Freundes getäuſcht worden ſey; Frau Spencer in ihrer ernſten, ſanften Weiſe ſucht ihn zu beruhigen. In der Stunde, die man geſtern den Gensdarmes beſtimmt hatte, verließ man Verona; am erſten Mai gegen Abend kam die kleine Karawane in Breſcia an, wo der weitren Verabredung nach ein Raſttag ſollte gehalten werden.

Auf dem Wege dahin hatte der Marcheſe ſich mit nichts Andrem beſchäftigt, als mit Plänen zur Rettung ſeiner Freundin. Zwar die Hoffnung, daß Frau Spencer im Schloſſe ſeines vermeintlichen Freundes, des Grafen Grimani einen ſichern Bergungsort finden werde, war jetzt zu nichte geworden, aber ein andrer Gedanke war ihm, nach langem Hin- und Herſinnen gekommen. Er hatte ſich im Jahr vorher einige Zeit zu ſeinem Vergnügen am Ufer des Gardaſees aufgehalten und war damals öfters auf einem kleinen Fiſcherboot von Salons nach Riva gefahren; könnte er mit der Gefangenen nur Salons erreichen, dann, ſo hoffte er, ſollte die weitre Flucht durch

Tirol nach Steyermark nicht mehr ſo ſchwer ſeyn. Er theilte der Gefangenen ſeine Hoffnungen, ſo wie die Ausſichten auf ihre Erfüllung mit; der brave Amedée, den die Bewegung des Wagens öfters in ſüßen Schlummer wiegte, achtete nicht auf die Geſpräche in einer Sprache, die er nicht verſtand.

In Brescia angelangt, ſahe ſich der Marcheſe zuvörderſt nach einem Gaſthauſe um, das zur Ausführung ſeines Planes günſtig gelegen ſey. Seine Wahl fiel auf den Gaſthof delle due Torre. Kaum hatte man hier die Dame auf ihr Zimmer gebracht, da ſuchte Salvo den Corporal der Gensdarmes, den ehrlichen Amedée, auf, einen Menſchen von durchaus harmloſem Naturell und bei beſtändig guter Laune; mit dienſtfertigem Eifer dem freigebigen Marcheſe zugethan. „Mein lieber Amedée,“ ſo redete er dieſen an, „ich befinde mich in einer peinlichen Verlegenheit. Ich habe mich da in eine Sache eingelaſſen, die mir viele Sorgen macht. Wir gehen jetzt nach Mailand, ich kenne den Vicekönig, den Prinzen Eugen, perſönlich und bin demſelben viele, hohe Verbindlichkeiten ſchuldig. Was wird dieſer verehrte Prinz von mir denken, wenn er mich als den Begleiter und Schützer einer Staatsgefangenen, einer Dame, auf welcher ein politiſcher Verdacht haftet, wiederſieht. Ich kann mich wahrhaftig dieſer Schande nicht ausſetzen. Es wird deshalb wohl das Beſte ſeyn, wenn ich mich gleich hier von der Dame trenne, und erſt jenſeits Mailand wieder zu euch komme.“

„Hab ich mirs doch,“ ſo ſagte Amedée mit wichtiger Miene und jedem Worte des Marcheſe Beifall nickend, „ſchon längſt gedacht, daß für einen Herrn, wie Sie ſind, eine ſolche Sache ſich nicht recht ſchicken will. Und wozu überhaupt bedarf die arme Dame einer ſo vornehmen Begleitung. Wir werden alle mögliche Sorge für ſie tragen, und ſie gewiß ſicher und wohlbehalten an Ort und Stelle bringen."

„Ganz recht," ſagte der Marcheſe, „aber, mein lieber Amedée, Ihr werdet es begreiflich finden, wie ſchwer ich mich entſchließen kann, der guten Dame meine Abſicht ſelber mitzutheilen. Uebernehmt Ihr, mein lieber Freund, dieſes Geſchäft; kündigt ihr, ſobald ihr ſie morgen ſehet, meine nahe Trennung von ihr an, und wenn Ihr wollt, laßt ihr auch die Hoffnung auf meine Zurückkehr. Ich werde ſogleich morgen früh die nothigen Vorbereitungen zu meiner Abreiſe treffen; wenn ich damit zu Stande bin, will ich die Dame noch ſprechen, aber, verſteht mich wohl, ohne Zeugen."

„Ich verſtehe wohl," ſagte der gefallige Corporal, indem er eine liſtige Miene annahm, und dabei mit den Augen blinzelte; „beſorgen Sie nur ruhig Ihre Geſchäfte; es ſoll Sie kein Menſch bei Ihrer letzten Unterhaltung mit der Dame ſtören."

Der Marcheſe beſtieg am andren Morgen ein Poſtpferd und ritt nach Salo am Gardaſee. Dort bei ſeinen ihm wohlbekannten Schiffern beſtellte er für den nächſten Tag, von früh 3 Uhr an zwei Fahrzeuge, ein kleineres für ſich und ſeine Begleiterin, ein großeres für einen Extra-Poſtwagen und die dazu gehörigen Pferde. Er bezahlte die Taxe des Fuhr- und Fahrlohnes voraus, und überdieß ſtund der freigebige Herr bei den Bewohnern von Salo in gutem Andenken. Er eilte zurück nach der Stadt, Amedée, wie er verſprochen, ließ ihn ohne Zeuge des Geſpräches zu ſeyn, zu Frau Spencer hinein. Ihr kündigte er jetzt die Nothwendigkeit an, daß ſie in der nächſten Nacht als Mann verkleidet auf einer Strickleiter aus ihrem

Zimmer herabſteigen, und mit ihm allein entfliehen müſſe. Wie er erwartet hatte, ſo geſchahe es, die gute Frau, welche ſonſt in Allem, was auf dem Wege der Ordnung gieng, ihre ruhige Faſſung zu bewahren wußte, gerieth bei der Zumuthung ſo ungewöhnlicher Dinge in heftige Bewegung; ſie zitterte und weinte; er konnte ihr nur wiederholen, daß dieß der einzige Ausweg zu ihrer Rettung ſey, und ihr noch ſagen, daß ſie um 9 Uhr des Abends ein Seil von ihrem Fenſter herablaſſen ſolle, um daran ein Paquet und eine Strickleiter hinauf zu ziehen. Weitere Anweiſungen ſollte ein Brief enthalten, den er zu dieſem Zweck ſchreiben und mit dem Paquet ihr zuſtellen wollte.

Der Marcheſe hatte ſich unvermerkt das Material zu einer Strickleiter verſchafft, er brachte dieſe während des übrigen Theils des Tages mit eigner Hand zu Stande; die Höhe des Fenſters, aus welchem Madame Smith herabſteigen mußte, betrug zum Glück nicht mehr als 10 bis 12 Fuß. Punkt neun Uhr fand er ſich in dem kleinen Gäßchen ein, nach welchem das Zimmer der Gefangenen hingelegen war. Im Zimmer der Frau Spencer ſo wie in dem daran ſtoßenden, welches die Gensdarmes inne hatten, ſahe man Licht. Mit dem Schlag neun Uhr hatte ſich das Fenſter im Zimmer der Dame leiſe aufgethan, ein Seil wurde herabgelaſſen, vorſichtig nahete ſich der Marcheſe und knüpfte ein großes Bündel an das Seil, welches augenblicklich hinaufgezogen wurde. Der trübe, mit Regen drohende Himmel, die Abgelegenheit des Gäßchens vom Verkehr der Stadt und die Sorgloſigkeit der Gensdarmes, welche laut ſchwatzend und Tabak rauchend bei ihren Weinflaſchen ſaßen, begünſtigten das Geſchäft, welches in wenig Minuten vollendet war. Der Marcheſe, ſobald er den Bündel in Sicherheit wußte, zog ſich nach ſeinem Bergungsort zurück: nach einer ſo eben leer ſtehenden Scheune, welche ganz nahe bei dem Thor ſich befand, durch welches der Weg nach Salo hinausführte. Dort ſtund ein leichter Wagen mit guten Pferden beſpannt, den er, um ziemlich hohen Preis, mit Erlegung einer Unterpfandsſumme auf 48 Stunden gemiethet hatte. Er warf ſich auf das Stroh hin, um wo möglich einige Minuten zu ſchlafen, denn es war voraus zu ſehen, daß, wenn man nicht etwa am andern Tag ihn durch ein Kriegsgericht zur ewigen Ruhe ſendete, er für mehrere Nächte nicht zum Schlafen kommen werde. Doch das innre Bangen vor dem ungewiſſen Ausgang des kühnen Wagſtückes ließ ihn zu keinem eigentlichen Schlafe kommen.

In dem Bündel, der jetzt in den Händen der Miſtreß war, fand ſich außer einem vollſtändigen männlichen Anzug und der Strickleiter ein Fläſchchen mit 25 Tropfen Laudanum. Der dazu gefügte Brief gab der Dame die Anweiſung, daß dieſe, in jedem Falle unſchädliche Doſis Opium benutzt werden ſolle, um das Kammermädchen einzuſchläfern, wenn etwa daſſelbe der Flucht ihrer Herrſchaft hinderlich werden könne. Mit Schlag 11 Uhr, ſo beſtimmte der Brief weiter, ſolle Frau Spencer die Strickleiter herablaſſen und an ihr herunterſteigen.

Es war jetzt zehn und ein halb Uhr, der Marcheſe machte ſich auf den Weg zum Gaſthaus. Er war in einen großen Soldatenmantel gehüllt, hatte einen dreieckigen, militariſchen Hut auf ſeinem Haupte, und ſchritt, als ein zur Beſatzung der Stadt Gehöriger, mit Sicherheit einher. Er kam zu dem kleinen Gäßchen unter die Fenſter der Gefangenen. Aber wie groß war hier ſein Schrecken; Alles ſchien entdeckt; denn das Fenſter am Zimmer der Gensdarmen war geöffnet; nirgends ſahe man ein Licht, dort im dunklen Zimmer mochten vielleicht die Wächter den

Augenblick abwarten, wo ſie ihn und die Miſtreß auf friſcher That der Flucht ergreifen konnten. Er nahte ſich, vorſichtig nach allen Seiten umherblickend; da hörte er zu ſeinem Troſte das laute Schnarchen der Waffenmänner; ein Conzert, bei welchem die tiefe Baßſtimme des ehrlichen Amedée am meiſten ſich hervorthat.

Die Uhren der Stadt ſchlugen jetzt 11. Als die Glocke der nächſtſtehenden Kirche ausgeſchlagen hatte, zeigte ſich ein ſchwacher Lichtſchimmer am Fenſter der Gefangenen. Dieſe erſchien, als Jüngling gekleidet; das treue Kammermädchen Louiſe warf zuerſt ein Paquet hinunter, das der Marcheſe auffing, dann ließ ſie ein Käſtchen mit dem Brillantenſchmuck ihrer Dame an dem Seile hinab. Die Frau Spencer, nachdem ſie in einem kurzen, inbrünſtigen Gebet ſich Gott befohlen hatte, ſetzte jetzt ihre Füße hinaus auf die ſchwankende Strickleiter; ſie fieng an hinabzuſteigen. Sie iſt noch nicht weit gekommen, da überfällt ſie ein Schwindel; krampfhaft klammert ſie ſich an den Seilen der Leiter an, ſie kann weder vorwärts noch rückwärts. „Faſſen Sie Muth," ruft ihr mit halblauter Stimme der Marcheſe zu, „nur noch einige Stufen weiter dann laſſen Sie ſich fallen; meine Arme werden Sie auffangen." In dieſem Augenblick hört man Fußtritte von nahenden Männern. „Wir ſind beide verloren," ſpricht der Marcheſe, „wenn Sie meinem Rathe nicht folgen." Die geängſtete Frau, der Ohnmacht nahe, ihrer Beſinnung beraubt, läßt die Stricke aus den Händen los; ſie ſtürzt hinab auf ihren Befreier, auch dieſer fällt unter der Laſt zu Boden, und nur der Bündel, auf den er zum Glück hinfällt, ſchützt ihn dabei vor Beſchädigung. Indeß gehen die beiden Männer, deren Fußtritte man gehört hatte, laut ſingend in der Nähe vorüber, ohne in dem Dunkel der Nacht und wie es ſchien ihres

Rauſches von dem was unter den Fenſtern des Gaſthofes vorgieng, etwas zu bemerken. Auch die ſchlafenden Gensdarme ſchnarchten in gleichmäßigem Takte fort, und der, welcher vor der Thüre der Miſtreß die Wache hielt, hatte auch, von dem was im Innern deſſelben geſchahe, ſich nichts traumen laſſen.

Die beiden Flüchtlinge ſchritten jetzt ſo raſch als möglich der Scheuer zu. Dort ſank die Dame erſchöpft nieder. „Mein Gott,“ ſo rief ſie, „welch ſchreckliche Nacht iſt dies. Ach, wenn ſie wüßten was geſchehen iſt.“ Der Marcheſe bat ſie, ſich zu beruhigen. „Iſt ja,“ ſo ſprach er, „das Schwerſte nun glücklich vorübergegangen, bald, dies hoffe ich zu Gott, ſind Sie außer Gefahr, ſind für Ihren Gemahl, Ihre Kinder und Ihre Schweſtern gerettet.“ — „Ach,“ ſo antwortete die Miſtreß, innig weinend, „wie könnte ich ruhig ſeyn? — Denken Sie, meine arme Louiſe, das treue Mädchen, hat, damit ſie außer Stand ſeyn möchte, die Fragen über meine Flucht zu beantworten, die ganze Portion des Opiums, die Sie uns ſendeten, ohne daß ich es hindern konnte, verſchluckt.“ Ein Schreck, nicht über die vermeintliche Lebensgefahr des Mädchens, denn er wußte, daß dieſe Furcht ungegründet ſey, ſondern von andrer Art durchſchauerte in dieſem Augenblicke die Seele des Marcheſe. Als er mit der Miſtreß entfloh, hatte er vergeſſen die Strickleiter vom Fenſter abzureißen; Louiſe, ſo hatte er, als das Verſäumniß ihm einfiel, gehofft, würde dieſelbe hinaufziehen. Jetzt aber, ſo durfte man vermuthen, lag das arme Mädchen längſt in tiefem Schlafe; beim erſten Grauen des Tages konnte ein Vorübergehender die Strickleiter entdecken und Lärm machen. Er läuft ſo ſchnell er kann, nach dem Gaſthaus zurück; die Strickleiter iſt nicht mehr da, Louiſe hatte, ehe ſie ſich ſchlafen legte, ſie abgeſchnitten, ſie lag unten am Boden. Der Marcheſe rafft dieſelbe zuſammen, er wirft ſie in einen Schmutzwinkel des Seitengäßchens und kehrt beruhigt zu der geängſteten Frau zurück. Aber auch dieſe hatte ihre gewöhnliche Faſſung und Ruhe wieder gefunden, denn ſie trug den Quell dieſer Ruhe in ihrem frommen Herzen.

Die Beiden ſetzen ſich in den Wagen; der Marcheſe kutſchirt. Wie aber jetzt, in der Mitternachtsſtunde aus dem verſchloſſnen Thore der Feſtung hinauskommen? Auch für dieſen Fall hatte Salvo ſchon Vorſorge getroffen. Er zieht eine blaue Offiziersmütze mit breiter goldner Treſſe und großer goldner Quaſte aus dem Cabriolet hervor, ſetzt ſie auf ſeinen Kopf und fährt in ſchnellem Trabe nach dem Thore hin. „Wo iſt," ſo ruft er hier mit donnernder Stimme, „der Thorhüter? Herbei, du Pflichtvergeſſener, ich werde dich caſſiren laſſen." Der Thorwärter, aus ſeinem Schlafe aufgeſchreckt, tritt mit den Schlüſſeln in der Hand, hervor. „Wer iſt da," ruft er, „und was begehrt man von mir?" — „Der Oberſt des dritten Regimentes. Ich habe dir geſtern anſagen laſſen, daß ich heute, kurz nach Mitternacht in wichtigem Geſchäft zum Thor hinausfahren müſſe, man wird dich wegen deiner Nachläßigkeit zur Verantwortung ziehen; ich hatte dich an deinem Poſten erwartet." „Mein Herr Oberſt," ſpricht der Thorwärter ganz demüthig, „ich kann Ihnen verſichern, daß mir nichts gemeldet worden iſt." „Nur keine lange Entſchuldigung," donnert ihm der Marcheſe zu, „augenblicklich öffne mir die Thore." Der Thorhüter, indem er ehrerbietig ſeine ſeidne Mütze in der Hand hält, ſchließt die drei Flügelthüren des Thores auf, läßt den Wagen hinaus, und legt ſich, nachdem er hinter demſelben wieder zugeſchloſſen, von neuem zur Ruhe nieder.

Der Morgen des 3. Mai fängt an zu dämmern, als die beiden Flüchtlinge in Salo ankommen. Dort ſtehen die beiden Fahrzeuge, das eine mit dem Wagen, der ſie zu Lande weiter führen ſoll, bereit; der Marcheſe gibt das Fuhrwerk, das er in Brescia gemiethet hatte, in ſichre Hand zurück, die Ruderer greifen rüſtig ihr Werk an; bald ſieht man das Ufer von Salo weit hinter ſich. Zum erſten Male ſeit vielen Tagen und Nächten athmete die bedauernswürdige Frau wieder frei auf; der Strahl, den die aufgehende Sonne über die grünenden Ufer und den Spiegel des Sees ergießt, zerſtreut ihre Sorgen, weckt ſie zum freudigen Hoffen; der milde Lufthauch, gemiſcht mit dem Duft der blühenden Orangen, geht wie ein lindernder Balſam in ihre Bruſt ein, ſie verſinkt in einen ſanften Schlaf. Neu belebt und erfriſcht kommt ſie in Riva an, wo ſie, während des kurzen Verweilens im Gaſthaus, die ihrem Geſchlecht fremdartigen Kleider, mit den eignen, die der Bündel enthielt, vertauſcht, dann, ohne Verzug, ſetzt man die Reiſe nach Trient fort.

Es war Abend als die beiden Reiſenden hier ankamen. Trient war damals in Beſitz von Bayern, ſtand jedoch, wie dieſes Land ſelber, ganz unter franzöſiſchem Einfluß. Der Marcheſe wollte, damit die Weiterreiſe am andren Morgen nicht gehindert ſey, noch heute ſeinen Paß viſirt und den nöthigen Auslaßſchein haben. Jener Paß war freilich keineswegs in vollkommner Ordnung, unter andren hatte auch, weil jetzt Frau Spencer wieder als Dame gekleidet war, der Marcheſe das Wort Cameriere (Kammerdiener), in Cameriera (Kammerjungfer) umgewandelt. Der Polizeikommiſſar, ſchon verdrießlich darüber, daß man ſo ſpät ihn beunruhige, verweigerte das Viſe und die Erlaubniß zur Abreiſe; er beſtellte die Paßinhaber auf den andern Morgen um 8 Uhr zu einem weitern Verhör und Beſcheid; es ſchien nichts Andres übrig zu bleiben als zu Fuße auszubrechen, um ſo der neuen Gefahr zu entgehen. Die bedauernswürdige Miſtreß, ſo ſchwach und ſo erſchöpft ſie ſich auch durch die Unruhen der letzten Tage fühlte, erklärte dennoch ſich bereit zu dem ſchweren Unternehmen, das ſie für durchaus unvermeidlich hielt.

Der Marcheſe hatte, ſeit ſeinem Eintritt in das Gaſthaus, die Phyſiognomie des Wirthes ganz beſonders aufmerkſam ins Auge gefaßt. Er bedurfte hier eines Menſchen von zuverläſſigem Charakter, auf deſſen freundliche Theilnahme und guten Rath er vertrauen konnte. Als ein ſolcher erſchien ihm ſeinem Ausſehen, wie ſeinem ganzen Benehmen nach dieſer Mann. Er nahm denſelben bei Seite, und fragte ihn nach dem ſicherſten, beſten Wege den er zu nehmen habe. Der Wirth betrachtete ihn mitleidig. „Es iſt,“ ſo ſagte er, „eine zu harte Zumuthung an Ihre zarte Dame jetzt um Mitternacht eine Fußreiſe durch unſre Gebirgsgegenden anzutreten. Sie wird kaum eine Stunde weit kommen, ohne der Anſtrengung zu erliegen. Darum biete ich Ihnen ein andres Auskunftsmittel an. Sie ſtehen hier noch unter keiner polizeilichen Aufſicht und ich vertraue Ihrem mir gegebenen Ehrenwort, daß Sie frei ſind von allen gefährlichen, feindlichen Abſichten gegen mein Vaterland und meine Regierung. Ich bin bereit Ihnen ein leichtes, einſpänniges Fuhrwerk, deſſen ich mich zu kleinen Landparthieen zu bedienen pflegte, und dazu ein gutes, kräftiges Pferd abzulaſſen. Der Preis, den ich dafür beſtimmen will, wird Sie überzeugen, daß ich nicht geſonnen bin aus der augenblicklichen Noth eines meiner Nebenmenſchen einen Vortheil zu ziehen. Wenn Sie dieſes Mittels ſich bedienen wollen, wird es Ihnen leicht ſeyn ſchon im Verlauf dieſer Nacht aus unſrem Stadtgebiet in eine Gegend zu entkommen, wo kein übertrieben ängſtlicher und mürriſcher Polizeibeamter Sie wegen ſolcher Kleinigkeit, wie der Anſtand iſt, den der hieſige an Ihrem Paß genommen, beläſtigen wird.“

Wir haben kaum nöthig es zu erwähnen, daß unſre beiden Reiſenden mit herzlicher Dankbarkeit das Anerbieten des wackren Gaſtwirthes annahmen. Der gute Mann ſchirrte ſelbſt das Fuhrwerk an, half der Miſtreß und ihrem Begleiter beim Einſteigen in daſſelbe und ſetzte ſich ſelber mit auf, um den beiden Fremden durch Angabe ſeines Namens bei dem Thorwärter aus der Stadt hinauszuhelfen.

Es war zwei Uhr des Morgens als der Einſpänner außer den Mauern von Trient das Freie erreichte. Der Wirth begleitete ſeine Gäſte noch ein gut Stück Weges, dann nachdem er ihnen treuherzig die Hand geſchüttelt und Gottes Geleit gewünſcht hatte, kehrte er nach der Stadt zurück.

Durch das, was ihnen in Trient begegnet war, eingeſchüchtert, hatten unſere beiden Reiſenden es für nöthig gefunden ihren anfänglichen Reiſeplan in etwas abzuändern. Es ſchien ihnen, nach ſolchen Erfahrungen nicht rathſam den Weg durch die größeren, militäriſch ſtark beſetzten, polizeilich ſtreng überwachten Städte zu nehmen, obgleich derſelbe zum ſchnellerer Fortkommen der vortheilhafteſte geweſen wäre. Statt nach Botzen, Brixen und Inſpruck hatte der Marcheſe beſchloſſen durch das Valſuganthal über Peraine, Borgo und Primolano zu gehen, dann über Feltre, Belluno, Longarone den Weg in das nördliche Tirol und in das Drauthal bis nach Linz einzuſchlagen, von wo aus er die weitre Richtung durch das Iſelthal und Tauernthal dann über die Beller Tauern nach dem Salzachthale und zuletzt über Radſtadt nach dem erſehnten Ziele der Reiſe, nach Steyermark zu nehmen gedachte. Die Reiſecharte, welche der gute Marcheſe bei ſich trug, legte freilich der Entwerfung dieſes Planes keine beſondren Schwierigkeiten in den Weg; die Mühſeligkeiten aber und die Gefahren die ſich bei ſeiner Ausführung einſtellten ließ dieſe Charte nicht errathen.

Ein kleines, leichtes Vorſpiel der künftigen Beſchwerden, fand ſich ſchon heute, am erſten Tage ein. Ein kräftiger Tiroler würde freilich die Stöße des Fuhrwerkes, das keineswegs in Federn hieng, ſondern von der handfeſten Bauart unſrer Bauernwägen war, nicht geachtet und kaum bemerkt haben, der zarten Miſtreß ſahe man es aber bei jedem ſolchen Stoße an, wie empfindlich ihre Nerven für eine ſo ungewohnte Erſchütterung ſeyen. Sie bog ſich, in ihren Mantel gehüllt, bald auf dieſe bald auf jene Seite des Wagenſitzes, während der Marcheſe vorn auf dem Bocke ſaß, und als Kutſcher das Fuhrwerk lenkte. Gegen Morgen, als der Weg von den Hügeln, jenſeits Civezzano ſich hinabzog ins Thal, fühlte ſich die bedauernswürdige Frau ſo angegriffen, daß ſie den Begleiter bat etwas langſamer zu fahren, dieſer aber, der die Gefahren jedes kleinen Verzuges wohl erkannte, durfte, zu ſeinem Bedauern den Wünſchen der guten Miſtreß nur wenig nachgeben. Die Sonne war jetzt aufgegangen und beleuchtete die Gebirgsgegend, da vernahm der Marcheſe aus einiger Entfernung hinter ſich das Rollen eines Wagens, das Klatſchen einer Peitſche. Das Fuhrwerk kam aus Trient. Es näherte ſich immer mehr und man konnte beim Strahl der Morgenſonne deutlich ſehen, daß es eine Kaleſche war, in welcher Militärperſonen ſaßen. Die Miſtreß ward bleich und zitterte, auch der Marcheſe ahnete nichts Gutes; er ſahe in dieſen Leuten, mit großer Wahrſcheinlichkeit, nachſetzende Verfolger. Ein Entſchluß mußte ſchnell gefaßt werden. Den vermuthlichen Verfolgern ſchien die Sonne ins Geſicht, ſie hatten, das durfte man vorausſehen, das kleine Fuhrwerk der beiden Flüchtlinge noch gar nicht oder nur undeutlich bemerkt; eine Wendung von der Straße hinweg, nach der Seite konnte dieſe retten.

Aber ein ſolcher Ausweg war hier ſchwierig genug, denn an der einen Seite der Straße erhob ſich ein jäher, dicht mit Gehölz bewachſener Abhang, auf der andren war ein tiefes Thal, auf deſſen Grund ein Wildbach floß. Es blieb dem Marcheſe nichts übrig als da hinab ins Gebüſch ſich einen Weg zu bahnen. Er ſtieg ab, nahm das Pferd beim Zügel und ließ es mit dem Wagen über Stock und Stein hinabſauſen in das Thal, dann über den Bach hinüber in ein Dickicht von Buſchwerk und jungen Bäumen, das die Flüchtlinge ſammt ihrem Fuhrwerk vollkommen verbarg.

Erſt hier konnte er ſich Zeit nehmen nach ſeiner armen Begleiterin ſich umzuſehen. Dieſe war außer ſich über das halsbrechende Wagſtück; ſie ſaß händeringend im Wagen, und mit einer an ihr niemals ſonſt bemerkbaren Aufregung rief ſie dem Marcheſe zu: „Mein Gott, ſchon zu lang hat dieſer vergebliche Kampf um die Erhaltung meines armſeligen Lebens gedauert. Warum haben wir die Verfolger nicht erwartet; was haben wir für Hoffnung dieſer Art der Gefahren zu entkommen? Iſt nicht ganz Europa jenem gewaltigen Manne unterthänig? Ich bitte Sie Herr Salvo überlaſſen Sie mich meinem Schickſal. Führen Sie mich nach Mailand, dort vor der Stadt verlaſſen Sie mich und entfernen ſich dann ſchnell, ehe man Sie ergreift.“ Die gute Frau weinte dabei und ſchien ſich gar nicht mehr faſſen zu können. Der Marcheſe indeß auf der andren Seite verwies ihr freundlich ihren Kleinmuth; er bewies ihr, daß der Vorſchlag, den ſie ſo eben machte, ohne die größeſten Gefahren für ſie beide nicht auszuführen ſey. Das gute Gelingen des Anfanges der Flucht ſey eine Bürgſchaft für Gottes ferneren Schutz. Er erinnerte ſie an ihre Pflichten als Mutter, als Gemahlin und Tochter.

In dieſem Augenblick hörte man den Wagen, der all dieſen Schrecken erregt hatte, oben auf der Straße vorbeirollen; die vermutheten Verfolger hielten keinen Augenblick in ihrem Laufe ſtill, bald war ihr Fuhrwerk ſo weit entfernt, daß man nichts mehr davon hörte, noch ſahe. Der Marcheſe verließ jetzt die Miſtreß, um nach einem Ausweg aus dem natürlichen Verhau des Thales zu forſchen, denn wenn er auf den Abhang hinaufblickte, an welchem er vorhin herabgekommen war, da mußte er es für ein Wunder halten, daß nicht Roß und Menſchen und Wagen durch plötzlichen Sturz zerſchmettert worden waren. Nach einigen Minuten kam er zurück, und berichtete ſeiner Begleiterin, daß er einen Steig aufgefunden habe, der allenfalls auch für den Einſpänner befahrbar ſey, derſelbe führe auf der andren Seite des Thales nach einer Anhöhe hinauf, wo ſich ohnfehlbar Wohnungen der Menſchen und von ihnen aus ein Weg wieder hinaus auf die Straße finden werde.

Madame Spencer hatte ihre gewöhnliche Faſſung und Ruhe wieder gefunden. Während Salvo das leichte Fuhrwerk häufig mit ſeinem Arme ſtützen mußte, war ſie ausgeſtiegen und ging großentheils zu Fuß den Berg hinan. Die Sonne ſchien ihr heiß ins Geſicht, ihre Füße trugen nur noch mit Mühe den zarten Körper, von Zeit zu Zeit mußte ſie ſtehen bleiben, um im Schatten einer Felſenwand oder eines Baumes wieder friſchen Odem zu ſchöpfen. Endlich, gegen Mittag war die Anhöhe erſtiegen, und hier bemerkten die beiden Flüchtlinge zu ihrer unausſprechlichen Freude ein vereinzelt daſtehendes Haus, das hinter einem Wald von Kaſtanien und Obſtbäumen ſo verſteckt lag, daß eine genaue Ortskenntniß oder ein ganz beſonders glücklicher Zufall dazu gehörte, um es zu entdecken. Denn der betretenere Steig nahm dem Anſcheine nach eine Richtung, etwas entfernt von dem Hauſe vorbei, und mit allerhand Krümmungen führte ein wenig bemerkbarer Waldweg, von mehreren andern ſeiner Art durchkreuzt, zu dem Bauernhof hin. Endlich hielt der Wagen vor der Thüre des Hauſes; dieſe aber war feſt verſchloſſen, von innen heraus hörte man nur das Gebell mehrerer großer Hunde. Der Marcheſe klopfte an, nach einiger Zeit zeigte ſich an einem Fenſter, oberhalb der Hausthür ein junges Weib, welches unwillig fragte, was die Fremden hier wollten? — „Nur ein wenig ausruhen wollen wir bei euch,“ antwortete Salvo, „und für Geld und gute Worte ein wenig Milch und Brod haben.“ — „Dies Haus iſt keine Schenke,“ rief das junge Weib, „und was führt euch gerade hieher zu uns? Es geht hier kein ordentlicher Weg her, den Weg, auf welchem Ihr kommt, kenne bloß ich und mein Mann und etliche wenige Leute im andren Thale.“ — „Ich bin,“ antwortete Salvo, „Profeſſor der Botanik in Pavia und meine Frau begleitet mich auf allen meinen Wanderungen. Wir ſind wahrhaftig nicht willig und gern zu euch daher gerathen, ſondern weil wir uns hieher verirrt haben. Darum beſinnt euch nicht lange, thut eure Thüre auf, und gebt uns etwas zu eſſen, euer guter Wille ſoll euch nicht gereuen.“

Nach einiger Zögerung entſchloß ſich die Frau ihre Thür zu öffnen. Sie führte die Miſtreß in ein großes, reinliches, ländlich wohl ausgeſtattetes Zimmer des unteren Stockes ein, deſſen Kühle der erſchöpften Dame ſehr wohl that, und während dieſelbe Angeſicht und Arme durch Waſchen in friſchem Waſſer erquickte, beſorgte der Marcheſe die Pflege des Pferdes. Nach einiger Zeit brachte die Bäuerin ein gut bereitetes, nahrhaftes Mittagseſſen, welchem der Hunger der beiden Gäſte noch eine ganz beſondre Würze gab. Dieſe hatten ſo eben ihre Mahlzeit beendet, da trat der Herr des Hauſes herein. Es war ein Mann von gewaltigem Wuchs und Gliederbau, bewaffnet mit dem Stutzen (der kurzen Muskete) der Gebirgsſchützen und mit einem Säbel; zwei Piſtolen und ein langer Dolch in ſeinem Gürtel. Der ſchwarze Bart und das gebräunte Angeſicht gaben dem mißtrauiſch finſtrem Blicke, womit er die beiden unerwarteten Gäſte betrachtete, noch einen größeren Nachdruck. Seine Frau ſagte ihm, wer die Fremden ſeyen, und durch welchen Zufall ſie hieher kamen, der Mann, den Gruß derſelben kaum erwiedernd, legte ſeine Waffen, bis auf den Dolch, den er im Gürtel behielt, von ſich, und gieng mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Auf einmal bemerkte er das Schmuckkäſtchen der Frau Spencer, das neben ſeiner Beſitzerin ſtund, griff mit roher Hand nach demſelben, und öffnete es raſch mit dem kleinen, goldnen Schlüſſel, der, weil die Dame kurz vorher nachgeſehen hatte, ob die Stöße des Wagens keine Unordnung angerichtet haben, zufällig noch im Schloſſe ſtack. Die koſtbaren Brillanten und andren Juwelen blitzen ihm in die Augen. „Ahah,“ rief er, „ſo hatte ich mich doch nicht getäuſcht; euer Fuhrwerk, euer verdächtiges Ausſehen, der Umſtand, daß ihr euch hieher in dieſe unwegſame Gegend geſchlichen habt, ließ michs gleich errathen, daß ihr Leute ſeyet, die kein gutes Gewiſſen haben; nun ſehe ich, wer ihr ſeyd, Diebe ſeyd ihr und vielleicht gar Mörder.

Madame Spencer, mit einem Schrei der tiefſten Angſt, ſank auf einen Stuhl zurück; das Bauernweib, von Mitleid ergriffen, nahm ſich der Ohnmächtigen an, brachte ihr ein Glas Waſſer. — „Ihr ſeyd keine gewöhnlichen Reiſenden,“ fuhr der Gebirgsſchütze fort, „und es iſt meine Pflicht, euch, ihr junger Mann zu arretiren, und euch an die nächſte Ortsobrigkeit abzuliefern, die euch ins Gefängniß nach Trient bringen wird.“ Mit dieſen Worten gieng er auf den Marcheſe zu, deſſen Piſtolen draußen im Wagen ſich befanden, und welcher keinem Kampf der unbewaffneten Arme mit dieſem Rieſen gewachſen war. „Hört mich nur an,“ rief ihm Salvo zu. Er nahm hierauf den Mann bei Seite, erzählte ihm, im Allgemeinen mit der Wahrheit übereinſtimmend, daß ſie allerdings unſchuldig verfolgte Flüchtlinge ſeyen, er bot ihm eine anſehnliche Summe für ſeine und ſeiner Begleiterin Freiheit an. „Ihr könnt mir bieten was ihr wollt,“ rief der Mann, „ich laſſe euch doch nicht fort. Je mehr Ihr euch ſträubt, deſto mehr überzeuge ich mich, daß Ihr ein Verbrecher ſeyd, der die Obrigkeit zu fürchten hat. Jetzt, marſch fort, Ihr geht vor mir her ohne euch zu rühren, oder ich ſchieße euch nieder.“ Der Gebirgsmann ergriff eine ſeiner Piſtolen, ſpannte den Hahn, und wollte den Marcheſe vor ſich her zum Zimmer hinaus ſtoßen, da trat ſein Weib, gerührt durch die heißen Thränen der Miſtreß vor ihn hin und bat ihn flehentlich die Fremden in Frieden ziehen zu laſſen. Sie ſelber, die hart ausſehende Frau des harten Mannes, hatte Thränen in den Augen, und ihre Worte wurden zuletzt zu einem lauten Weinen. Verwundert blickte der Gebirgsſchütz ſein Weib an, das er noch niemals in ſolcher Bewegung geſehen hatte. Er ſelbſt wurde von Mitleid ergriffen, legte die Piſtole wieder aus der Hand und ließ den Fremden noch einige Zeit, damit die Miſtreß von ihrem Schrecken ſich erholen könne. Dann aber gieng er, ſpannte mit eigner Hand das Pferd an, und obgleich ihn Frau Spencer unterſtützt durch das Zureden ſeiner Frau bat, ſie nur eine Nacht unter ſeinem Dache ausruhen zu laſſen, blieb er dennoch gegen dieſe Bitten taub. „Alles,“ ſo ſprach er, „was ich für euch thun kann iſt, daß ich euch ungehindert ziehen laſſe. Gott vergebe mir es, wenn ich vielleicht Verbrecher der gerechten Strafe der Obrigkeit entziehe. Unter meinem Dache will ich ſolche nicht haben.“

Der Abend war ſchon nahe, als die beiden Flüchtlinge ſich wieder auf den Weg machten. So ohne Führer, in einer faſt unwegſamen, ganz unbekannten Gegend herumzuirren, welche Aufgabe war das für Leute, denen von Jugend auf eine ganze Dienerſchaft und alle Bequemlichkeiten des Lebens zu Gebote geſtanden hatten! Zum Glück war es eine mondſcheinhelle Nacht. Der Marcheſe ließ zuletzt, indem er neben dem Wagen hergieng, ſeinem Pferde den Zügel und dieſes, durch ſeinen Inſtinkt ſicherer geleitet als durch die Hand ſeines Führers fand zuletzt einen Weg auf, der für Fuhrwerke hinlänglich gut gebahnt war. Gegen Morgen kamen die Flüchtlinge an einen Meierhof, der, wie dieß in der damaligen Kriegszeit hin und wieder ſtatt fand, wie eine kleine Feſtung mit Palliſaden umgeben war. Kein andrer Ausweg, wenn man nicht wieder dahin umkehren wollte, woher man kam, zeigte ſich, als gerade durch dieſen Hof hindurch; es mußte gewagt werden, denn das arme Roß ſtolperte vor Müdigkeit über ſeine eignen Füße, und die Kräfte der beiden Reiſenden waren nicht minder erſchöpft, als die des Thieres. Man öffnete den Thorweg, und ließ die Fremden ein. Das Zimmer hieng voller Waffen; abgeſondert von den Bauern, ſaß an einem beſondern Tiſch ein alter Ordensgeiſtlicher, den ein Krankenbeſuch hieher geführt und der in dem Meierhof übernachtet hatte. Das freundlich ernſte Angeſicht des Greiſes weckte Zutrauen, die Miſtreß ſetzte ſich in ſeine Nähe, bald kam ſie mit dem kindlich redſeligen Alten in ein Geſpräch, das die ganze Theilnahme deſſelben an der armen, hier im Waldgebirge verirrten Frau erweckte. Daß dieſe Frau von hohem Stand und hoher Bildung ſey, dies ſprach ihr ganzes Weſen wie jedes ihrer Worte aus; der Ordensgeiſtliche ſprach, obgleich ſie hier mitten unter Welſchen waren, deutſch mit ihr und dieſe Sprache ſchien, der Geläufigkeit nach, mit welcher er ſie redete, ſeine eigentliche Mutterſprache zu ſeyn*). Auch der Marcheſe, nachdem er für ſein Pferd geſorgt hatte, ſetzte ſich zu den Beiden hin und nahm, ſo weit ſeine Bekanntſchaft mit dem Deutſchen dies erlaubte, an dem Geſpräche Theil. Man wurde ſo vertraut mit dem guten Alten, als dieſes, bei der Lage, in welcher die Flüchtlinge ſich befanden, nur möglich war. Die Religiöſen in Tirol waren ſchon damals keineswegs Freunde der franzöſiſchen Gewaltherrſchaft. Der kluge, ſcharfblickende Greis mochte aus einzelnen Andeutungen und hingeworfnen Aeußerungen der beiden Fremden es wohl geahndet haben, daß ſie von dem gefürchteten Manne, der die Ruhe von Europa, der die Ruhe auch ſeines Vaterlandes ſtörte, verfolgt ſeyen. Die mildblickende Miſtreß und der ernſte, ſchöne Inhalt ihrer Geſpräche, eben ſo wie das edle, offne Angeſicht des Marcheſe gewährten ihm die Ueberzeugung, daß dieſe beiden Menſchen nicht durch eigne Schuld in die Lage gerathen ſeyen, darin ſie jetzt, als ängſtlich Fliehende ſich fanden, er drückte dem

---

*) In und neben dem Verlaufe des Valſugan Thales gibt es ubrigens aus alter Zeit fortbeſtehend mehrere deutſche Gemeinden.

Marcheſe die Hand und bot ihm, wie ſeiner Begleiterin jeden Dienſt, jede Hülfe an, die er zu leiſten im Stande ſey.

Und dieſe Dienſte waren keine geringen. Schon jetzt in der erſten Stunde ihres Zuſammenſeyns mit dem Ordensgeiſtlichen hatten die Beiden Gelegenheit den für ſie höchſt vortheilhaften Einfluß zu bemerken, den das Anſehen des geiſtlichen Standes auf das noch unverdorbene Landvolk von Tirol ausübt. Den guten Pater Martin, ſo hieß der Ordensgeiſtliche, brauchte man freilich nur kurze Zeit zu ſehen und zu ſprechen, um die ehrfurchtsvolle Liebe, mit welcher Jung und Alt in der ganzen Gegend umher ihm zugethan war, recht-natürlich zu finden. Er hatte das Ausſehen eines guten, frommen Kindes und auch ſein demüthiges, liebevolles Gemüth war das eines Kindes, welches in beſtändigem Umgange mit dem ewig liebenden, unſichtbaren Vater lebt. Er hatte in dem Geſpräch der Miſtreß es vernommen, welchen Weg, fürs erſte, die beiden Reiſenden zu nehmen gedachten. Er errieth mehr als die einfachen Worte ihm zu ſagen ſchienen, vor Allem aber errieth er, daß dieſe beiden Reiſenden einer Hülfe, wie er ſie gewähren konnte, eben ſo bedürftig als werth ſeyen.

„Von der Straße nach Pergine und Primolano,“ ſo ſagte er, „ſind Sie hier freilich, durch Ihr Verirren, ſehr weit abgekommen und ohne Führer möchte es Ihnen ſchwer ſeyn, ſich aus unſern Wäldern hinaus zu finden. Ich ſelber biete mich Ihnen zu dieſem Dienſte an, denn ich gehe noch heute in mein Kloſter bei Pergine zurück, und dort ſind Sie wieder an der Landſtraße. Nur habe ich noch vorher dort in der Kapelle auf der Höhe Meſſe zu leſen und in ihrer Nähe eine Amtsverrichtung. Wenn Ihnen ein Aufſchub Ihrer Reiſe von anderthalb oder zwei

Stunden nicht zu lang iſt, will ich dann gern Ihr Begleiter durch den Wald und die Ebene hinaus nach Levico ſeyn."

Den beiden Reiſenden konnte nichts erwünſchter ſeyn, als dieſes Anerbieten. Nach drei, faſt ganz ſchlaflos zugebrachten Nachten und zwei anſtrengenden Tagreiſen bedurften ſie einer ſolchen, wenn auch nur kurzen Zeit des Ausruhens, ſo wie einer leiblichen Starkung durch Speiſe und Trank. Der Pater, ehe er an ſein Geſchaft gieng, ſprach noch einige Worte mit der Frau des Hauſes, einer alten; freundlich blickenden Mutter. Die Fremden wurden als Freunde des Pater Martin und mithin auch des Hauſes, in der zuvorkommendſten Weiſe behandelt und verpflegt. Den Bauern, welche aus und eingiengen, konnte man die Achtung anmerken, welche ihnen dieſe Unbekannten einflößten, denen der alte, von Allen geliebte und geachtete Freund eine ſolche Theilnahme bezeigt hatte.

Der Pater war wieder gekommen; die Bäuerin hatte ihren Gäſten ein landliches Mittagseſſen bereitet, nachdem ſie dieſes genoſſen, machten ſie ſich auf zur Weiterreiſe. Der Greis hatte ſich nur mit Mühe dazu bewegen laſſen, den Sitz neben der Miſtreß einzunehmen, während der Marcheſe als Kutſcher auf dem Bocke ſaß. „Noch niemals," ſagte der Pater, „habe ich dieſen Wald- und Gebirgsweg anders als zu Fuße gemacht, auch Sie werden Mühe haben mit Ihrem Fuhrwerk ohne manchen Anſtoß da hindurchzukommen." Die arme Frau Spencer ertrug die kleinen Martern, welche die Fahrt dieſes heißen Nachmittags ihr verurſachte, ſo ſtill und unvermerkt als moglich und endlich gieng denn, ſchon ziemlich zeitig am Nachmittag auch die Laſt und Mühe des dritten Tages der Flucht vorüber.

„Ich hoffe," ſo ſagte der Pater, als ſie in der herrlichen, fruchtbaren Ebene, Pergine, mit ſeinem kleinen See vor ſich liegen ſahen, „Sie werden es nicht verſchmähen, heute die Gäſte meines Kloſters zu ſeyn, das Sie dort, etwas außerhalb der Stadt bemerken können. Die Dame wird in der Wohnung unſers Pächters, Sie, mein Herr, können im Kloſter ſelber ein für Ermüdete immerhin willkommenes und reinliches, wenn auch gerade nicht prächtiges Nachtlager finden, und was Ihnen vielleicht für die Weiterreiſe manchen Nutzen bringen mag, der Dechant und Abt des Kloſters, für deſſen wohlwollende und freundliche Geſinnung ich mich verbunden darf, wird Ihnen Empfehlungen an manche unſrer Standesgenoſſen mitgeben, welche durch Rath und That Ihnen nützlich ſeyn können.“

Es bedarf keiner Verſicherung, daß die beiden Flüchtlinge auch auf dieſes Anerbieten mit dankbarer Freude eingiengen. Wie wohl that den ſchwer Ermüdeten das Ausruhen der Glieder auf einem guten Lager, wofür an beiden Orten, im Kloſter wie für die Miſtreß in der Pächter-Wohnung aufs Beſte geſorgt war.

Der Marcheſe hatte mit den Mönchen zu Abend gegeſſen, es war ihm der Ehrenplatz neben dem Prior geworden. Dieſer betrachtete aufmerkſam ſeinen Gaſt und Tiſchnachbar, und Salvo ward nicht wenig überraſcht, ja in Schrecken geſetzt, als ihn der Prior auf einmal bei ſeinem Namen nannte. „Ich wundre mich gar nicht darüber,“ ſagte derſelbe, „daß Sie meiner vergeſſen haben, denn die Leute meines Standes in der Tracht ihres Ordens gleichen einander ſo ſehr, daß dem Ungeübten die Unterſcheidung der Einzelnen ſchwer ſeyn mag, ich aber habe mir die Erinnerung an Ihre Perſon und an die vortreffliche Unterhaltung, die Sie mir und den andren Gäſten an der Wirthstafel zu Salo im vorigen Jahre gewährten, ſehr treu bewahrt, habe mich auch öſters bei Freunden, die aus Venedig kamen, nach Ihnen erkundigt. Auch in Verona ſahen wir uns im vergangenen Herbſt wieder, und ich werde es nie vergeſſen, mit welcher Freigebigkeit Sie damals den wohlthätigen Zweck unterſtützt haben, für den ich, im Namen meines Ordens, Beiträge ſammlete.“

Auch der Marcheſe erinnerte ſich jetzt wieder deutlich des wackren Mannes und freute ſich des Zuſammentreffens mit ihm nicht wenig. Für dieſen Abend indeß bedurfte er mehr der Ruhe als der Unterhaltung. Dennoch erwachte er am nächſten Morgen nicht viel ſpäter, als ſeine freundlichen Wirthe, denn der Gedanke an die weitre Ausführung ſeines Rettungsplanes beſchäftigte ihn zu lebhaft. Er hatte ſich nur wenig Zeit zum Frühſtücken gelaſſen, und war im Begriff den wackren Prior aufzuſuchen, da kam dieſer ihm mit ſeinem Beſuch zuvor. „Ich kann mir wohl denken,“ ſagte derſelbe, „daß Sie dieſe Reiſe nicht zu Ihrem Vergnügen machen, und ich geſtehe Ihnen offen, daß ich, durch eine Nachricht, die mir aus Brescia zukam, Einiges von der Veranlaſſung zu Ihrer Reiſe weiß. Ich brauche es Ihnen nicht zu verſichern, daß ich Ihr Geheimniß achte und ehre. Aber der Weg nach Steyermark, den Sie einzuſchlagen gedenken, iſt weit, und damit Sie glücklich ihn zurücklegen können, bedarf es der größeſten Eile und Vorſicht. Ich bringe Ihnen hier eine gute Anzahl Empfehlungsbriefe; dieſelben werden Ihnen nicht nur eine gaſtfreie Aufnahme in den verſchiednen Klöſtern, welche an Ihrem Wege liegen, ſondern auch jede Art der Begünſtigung Ihrer Reiſe verſchaffen, welche meine Standesgenoſſen Ihnen gewähren können. Vor der Hand habe ich die Anordnung getroffen, daß Sie hier ſtatt Ihres unbequemen einen beſſer eingerichteten, leichten Wagen bekommen. Auch

Ihr Pferd wird Ihnen unſer Pächter gegen eine verhältnißmaßige Summe ablöſen, denn zur Beſchleunigung Ihres Fortkommens iſt es nöthig, daß Sie öfters die Pferde wechſeln, wozu theils die Poſten, theils auch die Klöſter Ihnen Gelegenheit geben werden. Hin und wieder habe ich in meinen Empfehlungsbriefen auch dafür geſorgt, daß ein Kloſtergeiſtlicher als Begleiter ſich Ihnen zugeſellt, um durch ſolche Orte Sie zu geleiten, durch welche hier, in unſrem guten Lande, Leute dieſes Standes ungefragt und unverdächtigt hindurchkommen, was bei Ihnen beiden nicht überall der Fall ſeyn möchte.“

„Das iſt die Hand Gottes, der das Gebet einer unſchuldig verfolgten Mutter und ihrer armen Kinder erhört hat, und der unſre Reiſe ſchützen will,“ ſagte die Miſtreß, mit Thranen der dankbaren Rührung im Auge, als der Begleiter zu ihr kam, und Alles was ihm ſeit geſtern Abend geſchehen, ihr erzählte. Der ehrwürdige Prior entließ die Gaſte mit herzlichen Segenswünſchen; dieſe ſchieden von ihm mit tiefgerührtem Herzen. Der gute Pater Martin begleitete ſie bis nach Borgo, und machte ſie unterweges noch genauer mit den verſchiednen Ruhepunkten und Sicherheitsplätzen bekannt, die ſie aufſuchen ſollten. So gieng, unter Gottes Schutz und Segen, die Reiſe über Belluno und Longarone, dann über Pieve di Cadore und Ampezzo in verhältnißmäßig großer Schnelle und ohne alle Schwierigkeit von ſtatten. Die Straße zwar durch das öde Waldgebirge über Höllenſtein nach Innichen war damals noch nicht ſo kunſtreich angebahnt, als ſie dies in unſern Tagen iſt, doch war ſie fahrbar und durch das Nieder-Puſterthal, von Innichen nach Lienz war die Fahrt, vom ſchönſten Frühlingswetter begünſtigt eine eben ſo anmuthige als leichte. Allmälig aber ſtellten ſich nun Beſchwerden ein, welche das Maaß der Kräfte einer ſolchen zarten Frau als die Miſtreß Spencer war, weit zu überſteigen ſchienen. Auf der Vizinalſtraße von Lienz nach Windiſch=Matrey durch das wildromantiſche Iſelthal, hatte der Wagen, den der Marcheſe aus dem Kloſter=Pachthof von Pergine mit ſich genommen, zum letzten Mal ſeine guten Dienſte geleiſtet, weiter hinan durch das Tauernthal nach dem Paß der Felber=Tauern konnte der Weg nicht anders als zu Fuß oder auf dem Rücken von Saumroſſen gemacht werden. Die beiden Reiſenden waren früh am Morgen in Lienz aufgebrochen, hatten die 5 Stunden lange Strecke nach Windiſch=Matrey in möglichſt kurzer Zeit zurückgelegt und die Miſtreß war auch noch auf ihrem Saumroß einige Stunden lang kräftig und bei gutem Muthe geblieben. Als ſie aber jetzt den noch mit Schnee bedeckten Gebirgspaß und ſeine ſteilen Höhen vor ſich ſahe, da ſchien dieſer gute Muth ſie zu verlaſſen; mit matter Stimme erklärte ſie ihrem Begleiter, daß ſie nicht weiter könne. Dennoch zeigte ſich auch dieſes Mal, welche Macht und Gewalt der inwohnende Geiſt über dieſen zarten Körper habe. Bei einem Bauernhauſe in Grub hatte der Marcheſe die Führer der Saumroſſe Halt machen laſſen, dort ruhete die Miſtreß eine kurze Zeit aus, dann aber, als eine kleine Karawane von Frauen und Männern kam, welche mit ſchwerer Bürde beladen, heute noch bis zum erſten Tauernhauſe vorwärts zu ſchreiten gedachten, entſchloß ſie ſich freiwillig mit dieſem Zuge weiter zu gehen. Es war keine geringe Aufgabe, welche ſie ſich ſelber geſtellt hatte, aber ohne einen Laut der Klage oder der Ungeduld trug ſie die Beſchwerden des letzten Theiles dieſes Tagmarſches.

Wer jemals in einem dieſer Tauernhäuſer übernachtet hat, der weiß es, was da zu dulden und zu entbehren iſt.

Ein kalter Wind, von Norden her, von Schneegeſtöber begleitet, hatte die Glieder der beiden Reiſenden durchſchauert, das Feuer, welches auf dem Herd des Hauſes brannte und eine Taſſe Glühwein, erwärmten ſie zwar von neuem, aber die arme Miſtreß, die ſich zu dem weiblichen Theil der Karawane geſellt hatte, ſahe und hörte die ganze Nacht hindurch nur ihre Nachbarinnen am Boden ſchlafen, während ſie ſelber, in ihren Mantel gehüllt, blos auf einzelne Augenblicke eines leiſen Schlummers genoß.

Die Sonne gieng am darauf folgenden Morgen ungetrübt auf; die großen Eiszapfen am Dache des Hauſes und der tiefe Schnee ließen es nicht errathen, daß heute der achte Mai ſey. Ein ſaurer Weg von ſechs Stunden, von einem Tauernhauſe zum andern, zum Theil durch friſch gefallenen Schnee hindurch, ſtund jetzt den Wandrern bevor. „Faſſen Sie Muth,“ ſprach der Marcheſe zu ſeiner Begleiterin; „bedenken Sie, daß nun bald mit jedem Schritte im Freundesland die Gefahr weiter hinter uns zurücktritt.“ Endlich war auch die letzte Strecke des hohen Gebirgspaſſes zurückgelegt und nur noch zwei Stunden weiter, in Mitterſil war das Salzachthal und mit ihm zugleich die Poſtſtraße erreicht, welche mit der bequemeren Fahrt zugleich viele, mit dem Nöthigſten verſehene Ausruheorte darbot.

Etwa ſieben Stunden jenſeit Mitterſil im Pinzgau findet ſich der kleine Zellerſee Früh am andren Morgen, nach der beſchwerlichen Tagreiſe über die Tauern kamen die Reiſenden nach Zell am See, wo der Marcheſe ſeiner Begleiterin, weil er hier im öſterreichiſchen Gebiet und an dieſem Ort ſich und die Miſtreß vollkommen ſicher glaubte, einen Raſttag zugedacht hatte. Dort im Wirthshaus, auf dem Tiſche, lagen verſchiedene Zeitungen, unter ihnen auch die von Trient. Während die Miſtreß an einem Fenſter des Zimmers ſaß und hier in der milder gelegnen Gegend, wo der Frühling ſchon mit aller Pracht ſeiner Blüthen eingekehrt war, an der Ausſicht über die Gärten hin, nach dem kleinen, herrlichen See ſich ergötzte, las ihr Begleiter das Zeitungsblatt aus Trient und fand in ihm, zu ſeinem nicht geringen Schrecken unter einem Artikel aus Mailand die Aufforderung an alle Polizeibehörden und Bewohner des Königreichs Italien, „der Perſonen einer Staatsgefangenen, Namens Spencer Smith und ihres Begleiters, des Marcheſe Salvo ſich zu bemächtigen“, welche von der Polizeibehörde zu Trient ziemlich genau beſchrieben waren. „Man ſolle dieſelben unter ſichrer, militäriſcher Begleitung unverzüglich nach Mailand abliefern, wo der Marcheſe von dem Vizekönige einem Kriegsgericht ſolle überwieſen werden, weil er die Flucht einer Staatsgefangenen des franzöſiſchen Reiches begünſtigt habe“.

Der Marcheſe verbarg, ſo gut als möglich die Bewegung, welche das Leſen dieſes Todesurtheiles, welches nur in verſchiedner Form über ſie beide ausgeſprochen war, in ihm aufgeregt hatte. Freilich ſtund das Land, auf deſſen Boden ſie jetzt waren, unter Oeſterreichs mächtigem Schutz, denn Salzburg war ſeit 1805 dem deutſchen Kaiſerſtaat unterworfen, aber welche Bürgſchaft konnte ſeit der Schlacht von Auſterlitz, jener Schutz gegen die gewaltthätigen Befehle des franzöſiſchen Machthabers gewähren? Er nahte ſich der Begleiterin und kündigte ihr an, daß es nothig ſey ſo ſchnell als möglich weiter zu reiſen. „Wie?“ fragte die Miſtreß, „darf ich nach der geſtrigen und vorgeſtrigen Winterreiſe hier nicht wenigſtens einige Stunden ruhen?“ „Es kann nicht ſeyn,“ antwortete mit ernſter Miene der Marcheſe, „wir haben alle Urſache ſelbſt hier im Oeſterreichiſchen uns vor Polizei- und Militärbehörden verborgen zu halten.“ Und in dieſem Augenblick zeigte ſich wirklich eine unerwartete Gefahr für die beiden Flüchtlinge, welche der Frau Spencer, ohne daß dieſelbe den Inhalt des Zeitungsblattes kannte, die Nothwendigkeit eines plötzlichen Aufbruches ſehr einleuchtend machte. Man hörte ganz in der Nähe den Ton der kriegeriſchen Trommeten, welcher durch den Wiederhall von den benachbarten Gebirgen ſo verſtärkt war, daß eine ganze Armee im Anmarſch zu ſeyn ſchien. Der Marcheſe trat ans Fenſter und ſahe, daß mehrere Escadrons Cavallerie auf einer benachbarten Wieſe manövrirten. Der Wirth ſagte ihm, daß dieſe Truppen zu einem Armeecorps gehörten, welches ſeit einer Woche in den benachbarten Ortſchaften lag. Nach etwa einer Stunde würden ſeine Gäſte das Vergnügen haben hier in ſeinem Gaſthauſe eine ganze Menge der Herrn Offiziere zu ſehen. Was war da zu thun, wie ſollte es möglich ſeyn, unbemerkt und unerkannt durch dieſes Militär hindurchzukommen, da der Marcheſe Salvo ſehr vielen Offizieren der deutſchen wie der franzöſiſchen Armee perſönlich bekannt war, und das fatale Zeitungsblatt gewiß von Allen geleſen, der pikante Artikel aus Mailand von Allen beſprochen worden war.

„Mein Gott,“ ſprach die Miſtreß weinend, als ſie mit dem Marcheſe wieder allein war, „was bleibt uns hier für ein Ausweg? Ich werde mich jetzt ſelbſt der Gewalt der Regierung überliefern, und Sie müſſen durch Tirol entfliehen; ein einzelner Mann kommt leichter durch, als wenn er in Geſellſchaft eines armen, ſchwachen Weibes reiſen muß.“ — „Woher,“ ſprach der Marcheſe mit einer Aufwallung von Unwillen, „kommt Ihnen doch wieder dieſer Kleinmuth. Wo bleibt Ihr Vertrauen auf Gottes Beiſtand und Hülfe, davon Sie doch, meine ich, auf unſrem bisherigen Wege ſo kräftige, überzeugende Beweiſe erhalten haben?“

Die gute Frau Spencer wußte, wie ſchon erwähnt, nichts von dem Inhalt des Zeitungsblattes; der Marcheſe hatte daſſelbe in kleine Stücken zerriſſen und ins Kaminfeuer geworfen.

„Wir müſſen über den See hinüberfahren und vor der Hand einen Bergungsort im Gebirge ſuchen; Gott wird uns weiter helfen.“

Während das Militär noch mit ſeinem Manöver beſchäftigt war, entkamen die beiden Flüchtlinge glücklich über den See hinüber, zu der kleinen in einem Fichtenwald gelegenen Kapelle, bei welcher die Wohnung eines Eremiten ſtand. Dieſer Alte ließ ſich gern bereitwillig finden, der Dame in ſeiner Hütte einen Bergungsort anzuweiſen, während der Marcheſe am Tage im Dickig des Waldes ſich verſteckte, bei Nacht aber mit dem Eremiten in der kleinen Kapelle ſchlief. Zwei Tage verweilten die Beiden hier, ohne jemals durch einen Beſuch aus der Nachbarſchaft beunruhigt zu werden. Der Alte verſorgte ſie, aus einem benachbarten Dorfe mit Brod, mit Milch und Eiern; für die Miſtreß und ihren Begleiter waren dieſe Tage eine Zeit des längſt erſehnten Ausruhens und der leiblichen Stärkung.

Der Eremit hatte am zweiten Tage ihres Aufenthaltes bei ihm die Nachricht mitgebracht, daß das Militär ſich zuſammenzöge und heute noch aus dieſer Gegend abgehen werde. Am Nachmittag hörte man die Töne der kriegeriſchen Muſik über den See herüber; der Marcheſe, auf einem kleinen Hügel ſtehend, konnte durch ſein Perſpectiv die Bewegung der abziehenden Truppen bemerken. Noch an demſelben Abend fuhr er über den See hinüber und überzeugte ſich davon, daß kein Militär mehr in der Gegend ſey; es hatte ſeine Richtung nach Weſten genommen; die Straße nach Oſten, gerade die, welche die Reiſenden nach Steyermark einſchlagen wollten, war völlig frei. Noch in derſelben Nacht verſchaffte ſich der Marcheſe durch Hülfe des alten Eremiten ein Fuhrwerk, das ihn und ſeine Begleiterin bis zur nächſten Poſtſtation brachte, wo man der Dame, die man für eine Offiziersfrau hielt, und ihrem vermeintlichen Kammerdiener ſogleich eine leichte Kaleſche gab. So von Station zu Station aufs Beſte bedient, erreichten ſie ſchon am nächſten Tage Radſtadt, wo ſie in guter Ruhe zu Mittag ſpeisten. Der Marcheſe war auf der ganzen Reiſe noch niemals ſo heiter geweſen, als an dieſem Mittag. „Gott Lob,“ ſagte er, „nun ſind wir gerettet; ſchon nach wenig Stunden werden wir über die Granze von Steyermark gehen.“ Auch die Miſtreß überließ ſich der freudigen Stimmung, ſie zweifelte nicht an der nahen Befreiung aus den langen, drohenden Gefahren, und doch war dieſe Befreiung noch ſo fern!

Gleich nach Tiſche ſetzten beide ſich wieder in den Wagen, ſie kamen bei Mandling-Paß an die Gränze und zeigten da unbeſorgt ihren Paß hin. Der Officiant las den Paß, lachte laut auf, gieng in ſein Bureau hinein, holte von da ein Papier heraus, las jetzt auch dieſes, indem er das darin gegeben: Signalement mit dem Ausſehen der beiden Reiſenden verglich und lachte dann von neuem. Die Miſtreß fragte den gutmuthig ausſehenden Mann, was die Urſache ſeines Lachens ſey, er reichte ihr unbedenklich das Papier in ihre Hand und auch ſie, nachdem ſie es geleſen, konnte ſich des Lachens nicht enthalten. Es war eine Art von Steckbrief auf ein aus Wien entflohenes Liebespaar. Die junge Prinzeſſin von K...a hatte ſich durch einen gleich ihr jungen und äußerlich liebenswürdigen Buchhändler, gegen den ſie eine lebhafte Zuneigung fühlte, entführen laſſen; ihre hohen Verwandten hatten die Sache bei dem kaiſerlichen Cabinet angezeigt und dieſes vermocht, alle polizeilichen Mittel anzuwenden, um den Flüchtlingen auf die Spur zu kommen und ſie auf ihrem Wege aufzufangen. Namentlich an alle Gränzen des öſterreichiſchen Staates ſowie der benachbarten Länder war der Steckbrief geſendet worden, deſſen Signalement übrigens nur inſoweit auf den Marcheſe und ſeine Begleiterin paßte, daß dieſe eben ſo wie die faſt nur halb ſo alte Prinzeß blond, er aber, wie der junge Buchhandler, brünett war. Die Miſtreß, von neuem eine ernſte Miene annehmend, machte den Gränzbeamten auf die Geringfügigkeit der Uebereinſtimmung des Signalements mit ihrer und ihres Begleiters Perſönlichkeit, ſo wie auf das Datum ihres Paſſes aus Venedig aufmerkſam, der gute Mann ſah das ein, ſetzte aber kopfſchüttelnd hinzu: „Sehen Sie Madame, gerade an dieſem Ihren Paſſe aus Venedig iſt doch der Umſtand ſehr bedenklich, daß er nirgends viſirt iſt, da Sie doch von Venedig hieher nach unſerm Mandling-Paß weder zu Waſſer noch durch die Luft, ſondern nur durch manche Polizeiſtation können gekommen ſeyn. Ich will zwar meinerſeits gern davon Umgang nehmen, aber nach meiner Amtspflicht kann ich Sie nicht über die Gränze laſſen, ſondern muß Sie bitten, nach dem von hier nicht ſehr weit entfernten Salzburg zurückzukehren, damit dort ihr Paß in gehörige Ordnung gebracht werden könne.“

Alles Zureden, alle Verſprechungen waren vergeblich; die beiden Reiſenden mußten ſich entſchließen, von der Gränze wieder umzukehren. Soeben, da dieſes geſchahe, bemerkte der Marcheſe, daß mehrere Bauern und Bauerinnen, in der dortigen Gebirgstracht, am Gränzhauſe voruberzogen, ohne daß der Officiant ſie ſonderlich beachtete. Einige von ihnen trieben das Vieh vor ſich her, das ſie jetzt im Mai wieder auf die Weide der Alpen führten, andere ſchienen dieſen Sennern und Sennerinnen nur das Geleite zu geben. „Ich weiß jetzt," ſagte er, als ſie wieder nach dem nachſten Dorfe zurückfuhren, auf engliſch zu der Begleiterin, „was für uns das beſte Rettungsmittel ſeyn konnte. Hier an dem nahen Orte entlaſſen wir unſern Poſtillon, bleiben über Nacht im Wirthshaus, verſorgen uns mit Bauernkleidern und finden ſo, vielleicht noch beim nachtlichen Dunkel irgend einen Seitenweg über die Granze, auf dem uns keine Polizeiwache beſchwerlich fallen wird, oder geſellen uns auch zu den Sennern und Sennerinnen, die jetzt auf die Alpen ziehen. Haben Sie doch bei dem Uebergang über die Vellertauern eine Probe davon abgelegt, daß Sie das Bergſteigen gut verſtehen. An einem treuen Führer, um Geld und gute Worte, wird es uns auf dieſer Gebirgsreiſe nicht fehlen."

Wir durfen es der Miſtreß nicht zu hoch anrechnen, wenn ſie, von den Gewohnheiten ihres bisherigen Lebens, und von den fruheſten Eindrucken ihrer Kindheit befangen, in dieſem Augenblick den allem Anſcheine nach glucklichen Vorſchlag ihres großmuthigen Retters dadurch vereitelte, daß ſie einem Verlangen nach äußrer Sauberkeit und Reinlichkeit allzuviel Raum gab, welches, wenigſtens in ihrer damaligen Lage am unrechten Orte war. „Wie?" ſo rief ſie, „ich ſollte da drinnen in dieſem Dorfe vielleicht die ſchon lang getragnen, unreinlichen Kleider einer Bauerin anlegen, deren Perſon und Geſundheitszuſtand ich nicht kenne? Ueberheben Sie mich dieſer Zumuthung; laſſen Sie uns lieber noch einmal nach Radſtadt zurückkehren, die Wirthin in dem Gaſthauſe, darin wir heute Mittag machten, iſt eine freundliche, gefallige Frau, durch dieſe wird es mir leicht ſeyn, neue, noch von Niemand getragene Kleidungsſtücke einzuhandeln.“

Der Marcheſe gab dem Wunſche ſeiner Begleiterin nach, ſie kehrten um nach Radſtadt und die Wirthin ließ ſogleich ſich bereitwillig finden, bei einem Kleiderhändler des Ortes ein paſſendes Gewand für die Dame und Kleider für den Herrn einzukaufen. Man hatte der guten Frau geſagt, daß man durch dieſe Verkleidung der Schweſter der Dame in Steyermark eine Ueberraſchung zu bereiten gedenke und die Goldſtücke, welche der Marcheſe ihr in die Hand gab, hatten jeden Reſt der Bedenklichkeiten gehoben.

Aber der Kleiderhändler, bei dem die Wirthin ihren Handel machte, gehörte zur Polizei des Ortes, die ſelbſt hier um jene Zeit ſtrenger war als gewöhnlich. Er fragte die Frau über Alles aus, was ſie von den beiden Reiſenden ſeit heute Mittag wußte und nicht wußte. Die Sache kam ihm bedenklich vor. Er händigte der Käuferin die bezahlten Kleidungsſtücke aus, er ſelbſt aber machte ſogleich eine Anzeige nach einem benachbarten kleinen Orte, an dem ſich ein Militär-Depot befand. Die beiden Reiſenden, in dem Augenblick wo ſie, ſchon in die Bauernkleidung verhüllt, noch bei Nacht den Wagen beſteigen wollten, der ſie wieder zur Gränze führen ſollte, wurden verhaftet und von einer Art von Polizeibeamten verhört. Die Dame, als die ältere und ihrem Ausſehen nach vornehmere, zuerſt. Sie faßte ſich den Muth, auf die Frage, wer ſie ſey? die volle Wahrheit zu ſagen: „Ich bin Madame Spencer Smith, Tochter des Baron Herbert, kaiſerlich öſterreichiſchen Internuntius in Conſtantinopel und Gemahlin des engliſchen Geſandten zu Stuttgart.“ Der Polizeimann ſtutzte und ſchüttelte ungläubig den Kopf. „Und wer iſt ihr Begleiter?“ fragte er weiter. „Mein Kammerdiener,“ ſagte die Dame, hierin von der Bahn der ſtrengen Wahrheit, aus Sorge für die Perſon ihres Begleiters, abweichend.

Es giebt eine Majeſtät des, ſeiner ſelber mächtigen Geiſtes, welche ſelbſt für rohe Seelen etwas Ueberwältigendes hat. Die Dame wurde, obgleich man ihren Angaben keinen rechten Glauben ſchenkte, mit Achtung behandelt, doch mußte ſie es ſich gefallen laſſen, am andern Morgen in einem Wagen nach der benachbarten kleinen Militärſtation geführt zu werden, während Salvo von zwei Soldaten geleitet, den Weg zu Fuß machen mußte.

Der Offizier, welcher dort die Gefangenen verhörte, ſchien anfangs, als er die beiden vermeintlichen Abentheurer in Bauerntracht vor ſich ſahe, nur wenig zu ihren Gunſten geneigt zu ſeyn. Und dennoch, welch glückliche Fügung war es, daß gerade dieſer ihr Richter war. Frau Spencer Smith war in einem der vorhergehenden Winter mit ihrem Gemahl in Innsbruck geweſen, hatte dort eine glänzende Abendgeſellſchaft gegeben, in welche der nämliche Herr, der ſie jetzt verhörte, durch eine ſeiner Verwandtinnen eingeführt worden war. Man erkannte ſich gegenſeitig, der Offizier zeigte den beſten Willen, die Beiden über die Gränze nach Steyermark zu geleiten, aber ſiehe da, der nämliche fatale Artikel aus Mailand, den der Marcheſe in der Trientiner Zeitung ſchon zu Zell geleſen hatte, war auch hieher gekommen. Man fürchtete den weit ausreichenden Arm der franzöſiſch-kaiſerlichen Macht, der wohlgeſinnte Mann hatte hier nicht allein zu entſcheiden, das Einzige was er thun konnte war, daß er ſelber die Gefangene als eine Ehrenwache nach Salzburg geleitete, dort im vornehmſten Gaſthauſe ſie unterbrachte und ſie der Polizeibehörde auf's Dringendſte empfahl.

Aber ſelbſt hier war der geängſteten Frau eine Einderung ihrer Lage zugedacht, an welche ſie nie gedacht hatte. Die Wirthin in dem Gaſthaus, darin man ſie freilich nur wie eine Gefangene, wenn auch mit allen Ehren hielt, war als junges Mädchen im Hauſe der Mutter der Frau Spencer Smith, der damaligen Oberhofmeiſterin bei dem Großherzog von Würzburg geweſen und dort mehr als Pflegetochter denn als Dienerin behandelt worden. Sie erkannte ſogleich die Miſtreß und dieſe in ihr die liebe Geſpielin ihrer Kindheit. Von dieſer treuergebenen Frau wurde die bedauernswürdige Dame nicht nur, wie ſie durch Stand und Geſinnung es verdiente, mit ehrfurchtsvoller Liebe bedient und behandelt, ſondern auch von Allem unterrichtet, was für ihre damalige Lage von Nutzen ſeyn konnte. Unter Anderm erfuhr ſie auf dieſem Wege, daß ſo eben der Graf O'Donnes und der Prinz Parr in Salzburg anweſend ſeyen. Sie kannte dieſe beiden Herren perſönlich und durch die Verwendung derſelben gelang es ihr zuerſt der läſtigen Polizei-Aufſicht enthoben zu werden. Man rieth ihr nach Linz zu gehen und dort die Antwort auf ihr Schreiben an den Grafen Stadion abzuwarten. Indeß wurde Salvo noch immer in ſtrengem Gewahrſam, ja zuletzt durch den aus Unverſtand hierin zu weit gehenden Polizei-Director wie ein todeswürdiger Verbrecher in einem Kerker gehalten, bis auch ihn eine mächtige Fürſprache vom kaiſerlichen Hofe aus befreite. Er folgte der Madame Spencer nach Linz, geleitete ſie noch von dort zu ihren Kindern und zu ihrer Schweſter nach Grätz und gab dann der Bitte der Familie nach, um ſeiner eigenen Sicherheit willen mit der Miſtreß auf einige Zeit nach England zu gehen. Denn ihm, wäre er in die Hände der damals faſt über ganz Europa reichenden franzöſiſchen Macht gefallen, wäre der Tod eines Verbrechers gewiß geweſen. In einem nordiſchen Hafen ſchiffte die Miſtreß mit ihren Kindern und ihrer Dienerſchaft und mit ihr auch der edle, ritterlich muthige Marcheſe Salvo nach England ein. Dort empfing der Retter einer unſchuldig Verfolgten nicht nur von der Familie derſelben, ſondern von allen Edelgeſinnten die wohlverdiente, dankbare Anerkennung, deren ſeine wohlgelungene That werth war, und aus der Hand der Königin, der Gemahlin Georgs III., auch das äußere Zeichen der Achtung einer ganzen großen Nation und ihres Königshofes.

IV.

Die beiden Irländer.

In der Rettungsgeſchichte des Prinzen Carl Eduard, des letzten Sprößlinges aus dem ſchottiſchen Königshauſe der Stuarts lernten wir eine entſchloſſene Heldin, die Miß Flora Macdonald kennen, welche ihren Schützling unter den Kugeln der Geſchütze, und mitten durch die bewaffneten Schaaren ſeiner Verfolger glücklich hindurch geleitete. Die beiden Irländer, deren Rettung aus naher, dringender Lebensgefahr wir auf den nachſtehenden Seiten beſchreiben wollen, verdankten dieſe ebenfalls der außerordentlichen Geiſtesgegenwart, und dem Muthe einer Frau, in einem Augenblick, wo ein Mann, ja wo eine ganze Schaar der muthigſten Männer keinen Ausweg zu eröffnen vermocht hätte. Wir verdanken die Mittheilung der merkwürdigen Begebenheit einem wackeren Officier im engliſchen Artilleriedienſte: dem Herrn Benſon Earle Hill, der den Stoff dazu aus der mündlichen Erzählung der Dame ſelber empfieng, welche die That der Rettung vollführte*).

---

*) Recollections of an Artillery Officer, including Scenes and Adventures in Ireland, America, Flanders and France. By Bens. Earle Hill. Lond. 1836.

Herr Hill war, während ſeines Aufenthaltes in Irland in dem Hauſe des edlen Lord Glentworth's ſo heimiſch geworden, als ob er ſelber ein Glied der Familie geweſen wäre. Eines Abends, bei einer traulichen Unterhaltung am Kamine, kam das Geſpräch auf die blutigen Ereigniſſe, welche der Aufſtand des iriſchen Volkes in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts herbeigeführt hatte. Bei dieſer Gelegenheit erzählte die Mutter der Lady Glentworth, eine Miſtreß Beaumont die nachſtehende Begebenheit aus ihrem eignen Leben.

Der erſte Gemahl dieſer Dame, Herr Edwards war ein Mann von höchſt achtbarem Character und von anerkannt geſetzlicher Geſinnung, ein treuer Anhänger der engliſchen Verfaſſung und Regierung. Eines Tages, bald nach dem Ausbruch der Empörung der Irländer, im Jahr 1798 hatte derſelbe eine bedeutende Anzahl von Gäſten zu ſich, zum Mittagseſſen eingeladen. Während man bereits in jedem Augenblick dieſe gebetenen Gäſte erwartete, ward Herr Edwards durch die Ankunft zweier ungebetnen und unerwarteten Gäſte unter ſeinem gaſtfreien Dache nicht nur im höchſten Grade überraſcht, ſondern in die peinlichſte Sorge und Verlegenheit gebracht. Es waren zwei Brüder, die Herren John und Henry Shear, Irländer aus einer angeſehenen Familie des Landes, welche früher oft in Edwards Haus gekommen und von dieſem gute, alte Bekannte geweſen waren. Die unglücklichen Männer hatten ſich auch zur thätigen Theilnahme an dem Volksaufſtand hinreißen laſſen, waren dabei ganz vorzüglich thätig geweſen, und man wußte, daß ein bedeutender Preis auf ihre Köpfe geſetzt ſey. Was war da zu thun? Sie der Regierung ausliefern? Dazu konnte ſich Herr Edwards nicht entſchließen. Die beiden Flüchtlinge waren als Gäſte in ſein Haus gekommen, an deſſen Tiſche, wie das Sprichwort ſagt, ſie ſo oft mit ihm Brod und Salz gegeſſen hatten, ſie hatten ihr Leben ſeiner Obhut anvertraut. Aber ſie verbergen? Wie ſollte dies vor den Luchsaugen der im Auffinden auch der verſteckteſten Verbrecher in einem außerordentlichen Maaße geübten Polizeiſoldaten möglich ſeyn? Und fand man ſie auf, dann war es nach dem Ernſt, mit welchem die engliſchen Geſetze gegen Aufwiegler des Volkes, gleich als gegen Mordbrenner verfahren, alſogleich um ihr Leben geſchehen, und auch der gute Ruf ſeines Hauſes hätte dadurch, abgeſehen von andren Beſtrafungen, der Regierung gegenüber einen Flecken bekommen, welcher durch kein Opfer an Geld wäre auszutilgen geweſen.

Der einzige im Hauſe, der außer dem Herrn deſſelben etwas von der Ankunft der beiden Irländer wußte, war der Hausmeiſter, ein Diener auf deſſen Verſchwiegenheit und Treue man ſich verlaſſen konnte, aber dieſer wußte in ſolch verzweifeltem Falle eben ſo wenig zu rathen, als ſein Herr. Wo jedoch Männer keinen Ausweg zu finden wiſſen, da gelingt dieſes öfters einer klugen, verſtändigen Frau. Dieſes bedachte Herr Edwards und theilte ſeiner Gemahlin die Urſache ſeiner unverkennbaren Unruhe mit. Miſtreß Edwards kannte die beiden unglücklichen Brüder ſehr gut, dieſe waren in früheren Jahren ſehr oft zu Beſuch im Hauſe ihres Gemahles geweſen, und in ihrer wie in allen ihnen näher bekannten engliſchen Familien mit Liebe und Achtung behandelt worden. Sie ſelber hatte ſich um die politiſchen Verhältniſſe des Landes nur wenig bekümmert, und weder ihr Gemahl noch ſie hatten etwas davon gewußt, daß jene beiden Freunde ſo tief in die Wirren der damaligen Zeit verwickelt ſeyen, bis auf einmal ihre Namen in öffentlichen

Blättern und Bekanntmachungen in ſehr verſchiedner Abſicht, von der einen Parthei in gehäßiger, von der andern in lobender Weiſe genannt wurden. Denn bei den Engländern galten die beiden Shears für todeswürdige Verbrecher, bei ihren Landsleuten als edle Patrioten, die für Irlands Wohl ihr Leben aufs Spiel ſetzten.

In jenen aufgeregten Zeiten durfte man ſelbſt den eignen Hausleuten und Bedienten nicht trauen; kein Augenblick war zu verlieren. Die Miſtreß ließ deshalb ihren Gemahl hinabgehen, um die Bedienten unten zu beſchäftigen und zurückzuhalten, ſie ſelbſt aber führte die beiden Flüchtlinge eilig in ihre Schlafkammer und verſteckte dieſelben zwiſchen dem Bett und den Matratzen.

In demſelben Augenblick hörte man die Chaiſen anfahren, die Gäſte kamen, wurden von dem Hausherrn empfangen, in den Saal eingeführt, die Dame des Hauſes erſchien bei der Geſellſchaft, man ſetzte ſich zur Tafel und das Diner begann. Der Gegenſtand der Tiſchgeſpräche war die traurige Geſchichte des Tages, die Empörung des Volkes in allen Theilen der Inſel, das ernſte Einſchreiten der engliſchen, bewaffneten Macht. Plötzlich wandelte die Dame des Hauſes ein Zufall an, der alle Gäſte in Schrecken ſetzte. Sie ſank in ihrem Stuhl zurück und ſchien wie in tiefer Ohnmacht dahin zu ſterben; ihr Gemahl ſprang von ſeinem Sitze auf, eilte zu der Kranken hin und indem er die anweſenden Freunde um Verzeihung bat, faßte er die Leidende in ſeine Arme und brachte ſie in ihr Schlafzimmer. Nach wenig Minuten kehrte er zurück, bat ſeine Gäſte ſich ja nicht zu beunruhigen und ſtören zu laſſen, der plötzliche Zufall, welcher ſo eben ſeine Gemahlin betroffen habe, ſey nur ein heftiger Schwindel, an welchem ſie manchmal leide, und welcher ſie zu jeder Bewegung unfähig mache; es gäbe dagegen kein andres Mittel als die ungeſtörteſte Ruhe und Stille, weshalb er ſie auch jetzt in ihr gegen alles Geräuſch wohlgeſchütztes Schlafzimmer und Bett gebracht habe.

Alle Anweſenden bedauerten höchlich das Leiden der edlen Hauswirthin, doch beruhigte man ſich darüber; das Gaſtmahl nahm ſeinen Fortgang. Aber kaum war man noch zur dritten oder vierten Schüſſel gekommen, da vernahm man außen vor der Thür das Trampeln von Pferden und das Klirren von Waffen; ein lauter Schlag durch den Anklopfer an die Thür verkündete die Ankunft irgend einer Perſon von hoher Bedeutung, man öffnete die Thür und einen Augenblick ſpäter trat Major Sirr in Begleitung mehrerer Offiziere in den Speiſeſaal herein. Herr Edwards ſtand auf, um die neuen, unerwarteten Gäſte zu empfangen.

„Ich bedaure unendlich,“ ſagte der Major, „daß ich gezwungen bin, Sie, mein Herr und Ihre Freunde zu beunruhigen, aber es iſt nicht die Zeit, da man den nöthigen, geſelligen Anſtand berückſichtigen darf; ich bitte Sie hier dieſes Schreiben zu leſen.“

Mit dieſen Worten überreichte der Major dem Herrn Edwards eine ſchriftliche Ordonanz, worin geboten war, den Perſonen der beiden erklärten Rebellen: des John und des Henry Shear allenthalben nachzuſpüren, und ſich ihrer todt oder lebendig zu bemächtigen. Der bedrängte Hausherr hatte alle Mühe ſich den äußren Anſchein von Ruhe und Faſſung zu erhalten.

„Ich kann nichts gegen die genaue Vollführung Ihres Auftrages einwenden, Herr Major. Nur eines erbitte ich mir von Ihnen als eine ganz beſondere Gunſt, daß Sie Ihr Unterſuchungsgeſchäft in ſo großer Stille als nur möglich iſt, vollziehen möchten. Hier meine Freunde können es bezeugen, daß meine Frau ſo eben, bei der Tafel von einem heftigen Uebelbefinden befallen worden iſt, bei welchem ſie der äußerſten Schonung bedarf. Ohnehin wird Ihnen ſchon hier dieſe ehrenwerthe Geſellſchaft, welche mir die Ehre vergönnt hat ſie an meinem Tiſche zu bewirthen und davon jedes einzelne Mitglied ſeine loyale Geſinnung hinlänglich bethätigt hat, eine Bürgſchaft im Allgemeinen für die treue Ergebenheit gegen Geſetz und König ſeyn können, welche in meinem Hauſe herrſcht. Ich bin bereit Sie in allen Theilen meines Hauſes herumzuführen, aber noch einmal ſpreche ich die Bitte aus, daß Sie auf den Stiegen wie auf dem Oberboden und in den Zimmern recht leiſe auftreten und auch ſonſt jedes laute Geräuſch vermeiden möchten, ſo wie die Rückſicht gegen eine leidende Frau dies erfordert.“

Major Sirr ließ hierauf alle ſeine Begleiter unten in dem Vorhausplatz zurückbleiben, mit Ausnahme des Offiziers der die militäriſche Eskorte commandirte, und dieſe beiden folgten dem Herrn Edwards, der ſie treppauf treppab durch alle Räume und Zimmer ſeines Hauſes führte. Jeder Winkel, jeder Schrank, jede Kiſte, jeder Verwahrungsort für Holz wie für Steinkohlen und Geräthſchaften, jedes Kamin wie jeder Schornſtein wurden von den beiden Spähern aufs Genaueſte durchforſcht, es war jetzt nur noch ein Zimmer zu durchſuchen übrig: das Schlafgemach der Dame des Hauſes. „Hier ruht meine arme, hartgeängſtete Frau,“ ſagte der Hausherr mit leiſer Stimme, indem er ſich bereit machte die Thür zu öffnen. — „Sie bleiben indeß hier außen im Vorſaal ſtehen, ſagte der Major, halblaut, zu dem Offizier der ihn begleitete, „ich werde, zu unſrer beiderſeitigen Genugthuung einen Blick hineinwerfen ins Zimmer und ſogleich wieder bei Ihnen ſeyn.“

Herr Edwards öffnete ganz ſanft die Thür. Die Rollos an den Fenſtern waren herabgelaſſen, das Zimmer war, wie der Zuſtand reizbarer Kranken es erfordert, nur von einem dämmernden Lichte beleuchtet; die beiden Männer traten ſo leiſe ein, daß man ihre Fußtritte nicht hörte, wohl aber das laute Stöhnen der Dame, welche in dem Bette, mit faſt ganz verſchloßnen Vorhängen lag. „Gott weiß,“ ſagte Madame Beaumont, „dieſes Stöhnen war kein erkünſteltes, es kam aus einer, von wahrhafter Todesangſt gepeinigten Bruſt.“ „Aengſtige dich nicht, meine Liebe,“ ſagte der Hausherr, indem er näher ans Bette hintrat, „wir werden dich nicht lange in deiner Ruhe ſtören.“ Der Major indeß blickte ſchnell, dabei aber gründlich genau im ganzen Zimmer herum, ſagte zu Herrn Edwards, er ſey jetzt vollkommen befriedigt und beide giengen wieder hinab in das untere Geſchoß des Hauſes.

Der Major trat noch einmal ein zu den Gäſten des Hauſes in den Speiſeſaal, deren größeſter Theil ihm nahe bekannt war. Es war vergeblich, daß der Hausherr ihn zur Theilnahme an den Freuden des Mahles einlud, er wollte nicht einmal ſich ſetzen, ſondern eröffnete nur den verſammelten Gäſten, daß noch heute, an dieſem Abend ſehr gewaltthätige Auftritte von Seiten des nach den Rebellen herumſtreifenden Militärs, wie des Landvolkes zu erwarten ſtünden; er müſſe ſich deshalb die Bemerkung erlauben, daß er es für wohlgethan halte, wenn die anweſenden Herrn und Damen ſich bemüheten, ſobald als möglich in ihre Häuſer und Landſitze zu kommen. Der Major mit ſeiner polizeilichen und militäriſchen Begleitung trat ab, und die Gäſte alle, auf kein gaſtfreundliches Nöthigen des Hausherrn mehr achtend, ließen anſpannen, und fuhren hinweg.

Die beiden Irländer, welche dieſen ganzen Tag, weil die Verfolger ohne Aufhören ihnen heiß auf der Spur waren, noch keinen Biſſen genoſſen hatten, wurden jetzt, nachdem man ſie heimlich in das Zimmer des Hausherrn hineingeſchmuggelt hatte, mit den Speiſen und den guten Weinen erquickt, welche für andre Gäſte, als für dieſe ungebetenen, beſtimmt geweſen waren. Von Augenblick zu Augenblick lauſchten die armen Männer vergebens auf jenes laute Freudengeſchrei ihrer Freunde, welches das Signal von der Einnahme der Hauptſtadt ſeyn ſollte, mit deren Hoffnung ſie ſich ſchmeichelten, es ließ ſich kein Zeichen dieſer Art vernehmen; um ein Uhr des Nachts ſchlichen ſie ſich leiſe aus dem gaſtfreien Hauſe fort, in welchem ſie zum letzten Mal in ihrem Leben Liebe der Freunde und Erquickung des Leibes genoſſen. Bald darauf wurden die Flüchtlinge, die ſich in einer Höhle in den wüſten Felſengebirgen von Wicklow verborgen hatten, dort aufgefunden, vor Gericht geführt, ſchuldig des Aufruhres befunden und an den Galgen gehenkt.

Man kann gewiß das Loos dieſer beiden Bruder nicht anders als des Beklagens werth finden. Allerdings war Irland durch fremde Aufwiegler in ſeine damalige, der geſetzlichen Ordnung widerſtrebende Anregung gebracht worden, aber dem Wahne, für welchen die Iren kämpften, lag ein, wenn auch irre gehendes Feſthalten an einem tief in der Menſchenbruſt Beſtehendes Wahres und Göttliches: die Liebe zur Religion und der Sitte der Väter zu Grunde. Hätten die beiden Irländer in den Zeiten der modernen Revolutionen von Frankreich oder unſerer Tage gelebt, man würde ſie zwar nicht wie ihnen nach Recht und Geſetz geſchahe, an den Galgen gehenkt, wohl aber mit Unrecht und ungeſetzlich guillotinirt oder erſchoſſen haben. Denn man hat anjetzt die Kunſt gelernt, nur alles das herrlich und groß zu preiſen was Nichts iſt: die Meineidigen an Gott und Geſetz, gleich wie in jenem fliegenden Briefe, den ein alter Seher ſchauete, fromm zu ſprechen. Die Mordbrenner und Verderber ganzer Völker, die Läſterer alles Heiligen und Wahren, ſcheinen, ſie mögen thun und wandeln wie ſie wollen, einen Freipaß durch das Land, die Gerechtigkeit für ſie keinen Arm mehr zu haben, ſondern nur furchtſame Augen, deren Blick uns in Ungewißheit darüber läſſet, ob er der ausbrechenden Bosheit Beifall oder Mißbilligung zuwinke. Bald könnte in ſolcher Weiſe das Spiel der Zeit eine andere Wendung nehmen, die, welche hätten das Unrecht hemmen und ſtrafen ſollen, durch kräftige That und Wort, könnten die Beſtraften, die Sträflinge aber, den Ketten der Gefängniſſe entkommen, mit ihren ebenbürtigen, von andren Ketten gebundenen Genoſſen, könnten die Richter und Henker werden. Die beiden Irländer, in ihrem, wenn auch geſetzlos irre gehenden Wahne, wollten Etwas, das, wenn auch nicht genau da wo ſie es ſuchten, über und in dem Menſchen beſteht; die Vernichtungsmänner der modernen Zeit wollen nichts als jenes Wüſte und Leere, von welchem ihr eignes armſeliges Selbſt durch und durch verwüſtet und verheert iſt. Es iſt zuletzt ein bewußtloſer Drang, der wie die Seuche eines Peſtkranken auf jeden der annahenden Pfleger, ſo von dieſen Geiſteskranken ganzen Völkern ſich mittheilt; die polizeiliche Geſundheitspflege ſcheint entſchlafen, welche mit Ernſt das Eindringen des Anſteckungsſtoffes verhüten ſollte.

V.

Capitän Franklins Nothſtand

auf ſeiner

Landreiſe in der nördlichen Polarzone

---

1) Die Aufgabe, welche zu löſen war.

Wir halten mit Recht jene Helden, welche in den Schlachten der Völker, der Gefahr des eignen Lebens nicht achtend, auf der blutigen Bahn des Sieges vorandrangen, darauf ſie dem Vaterland Rettung und Frieden erkämpften, unſrer hohen Bewundrung werth. Freilich gibt es neben dieſen, im Liede der Völker beſungenen Siegen auch noch andre, geiſtig höhere, welche durch Kämpfe errungen werden, von denen die Welt nur wenig weiß und erfährt; das ſind die Siege eines göttlich gläubigen Erkennens über den thieriſchen Unverſtand der verwilderten Menſchennatur: die Siege der Zeugen für die Wahrheit des Chriſtenthumes mitten in der lange laſtenden Nacht des Heidenthums. Aber auch jenen Heldenſeelen, welche, wie Franklin, wie Richardſon und Back im Verein mit Parry, mit James Clarke Roß, Thomas Simpſon und einer andren Zahl, namentlich der britiſchen Seemänner mit tapferem Muthe durch die Eismaſſen und winterlichen Wüſten der Polarzone drangen, um für das Reich des Erkennens unſrer irdiſchen Sichtbarkeit ein neues Feld zu erobern, gebührt unſre hohe Anerkennung. Die Scholle Landes, welche er bewohnt und bebaut, iſt für den Leib, die ganze Erde aber, mit all ihren Ländern, Meeren und Inſeln, für den Geiſt des Menſchen da; er ſoll, dies iſt die Beſtimmung ſeiner Natur, das Licht ſeines Erkennens über Gebirge und Ebenen, über die Meere und all ihre Küſten ſtrahlen laſſen, damit alle Lande der Ehre ſeines Gottes voll werden. Am meiſten aber verdienen die Heroen ſolcher Art dann unſre liebende Theilnahme, wenn das, was zum Beſtehen der Mühen und Gefahren ihnen die Kraft gab, auf jenem Grunde eines chriſtgläubigen Muthes ruhet, der uns an Franklin, wie an Richardſon und Hood, ſo unverkennbar deutlich in die Augen fällt.

Die Aufgabe, welche dem Capitän Sir Franklin und ſeinen Reiſegefährten von dem Miniſterium der britiſchen Marine, noch mehr aber durch den eignen Drang des Forſchens gegeben war, iſt als eine der ſchwierigſten ihrer Art zu betrachten. Es ſollten die Fragen beantwortet und entſchieden werden: über die Möglichkeit einer Durchfahrt von dem atlantiſchen in das ſtille Meer, durch jenen Theil des nördlichen Eismeeres, der die nördlichſte Küſte von Amerika und ihre angränzenden Inſeln umſäumt. Um hierüber ins Klare zu kommen, war es zunächſt nöthig den Verlauf der Nordküſte des weſtlichen Continents genauer kennen zu lernen, und hierzu ſollte Franklins Landreiſe den Weg bahnen, die durch eine Wüſte ihre Richtung nahm, welcher an Furchtbarkeit kaum eine andre Wüſte der Erde zu vergleichen iſt. Wir beſchreiben die Beſchaffenheit derſelben in einigen wenigen Zügen.

Eine Wüſte findet ſich auf unſrer ſchönen Erde überall da, wo dem Boden zwei Elemente der Belebung abgehen, welche zunächſt von oben kommen: der wärmende und erhellende Strahl der Sonne, und das nährende Waſſer. Nicht eines allein genügt, beide müſſen zuſammen wirken, wenn ſich die Einöde mit grünenden Auen und Wald bedecken, wenn ſie für vollkommene Landthiere und Menſchen bewohnbar werden ſoll. Denn dort im höchſten Norden oder tiefſten Süden laſtet der feuchte Nebel das ganze Jahr hindurch auf dem ſchwarzen vulcaniſchen Boden, und dennoch ſaugt ſein niederträufelndes Waſſer kaum einen Grashalm groß; über den dürren, ſandigen Ebenen des mittleren Afrikas brütet der glühend heiße Strahl der Sonne, ohne einen Keim des Lebens daraus hervor zu locken.

Die Ausdehnung des nördlichſten Küſtenſaumes des amerikaniſchen Feſtlandes längs dem Eismeere hin, erreicht nahe die Hälfte der Ausdehnung des nördlichſten Küſtenſaumes der öſtlichen Halbkugel. Namentlich verläuft der weſtliche Theil der amerikaniſchen Nordküſte faſt durchgängig in eine niedere Ebene, welche ſo allmälig unter den Waſſerſpiegel ſich hinabſenkt, daß das angränzende Meer dort nur eine ſehr geringe Tiefe hat. Der öſtliche Theil derſelben vom Kupferminenfluße bis zu den nördlichſten Buchten des atlantiſchen Meeres iſt zwar ein vorherrſchend höher anſteigendes, dabei aber faſt ganz kahles Land, ähnlich jenen Felſengraten, welche in unſern Alpen über die Region des beſtändigen Froſtes hinanragen und von denen der Sturmwind den fallenden Schnee hinwegpeitſcht. Dort ſieht man weder Wald noch hohes Strauchwerk; tief am Boden krümmt ſich die Zwergweide; nur an wenig Stellen bedeckt ſich, während des kurzen Sommers, der Boden mit einem graulichen Flaum des niedren Graſes, vermiſcht mit jener Flechtenart, welche die Heerden der

Rennthiere von Süden her auf dieſe fernabgelegne, kühle Weide lockt.

Im Ganzen genießen die Länderſtriche, welche auf der Weſtſeite des nördlichſten Amerikas, gegen die Küſte des ſtillen Meeres hin, in ruſſiſchem Beſitze ſind, eines viel milderen Klimas, als die unter gleicher Breite auf der Oſtſeite gelegnen Ufergegenden des atlantiſchen Meeres, der Saum der Küſte aber, der ſich am Weſtende der Polarſeite bis in den 72° N. Br. erſtreckt, bleibt auch während des Sommers eine winterliche Einöde, deren meiſt ſumpfigen Boden die flach auftreffende Sonne, wenn ſie auf einzelne Tage durch den lang anhaltenden Nebel bricht, nur wenige Zoll tief aufzuthauen vermag.

Es wehet über jene Einöden faſt ohne Aufhören ein ſchneidend kalter Oſtwind; nur dann, wenn der Weſtwind dieſen ablöſt, wird die Luft milder und zu den Niederſchlägen des Schnees oder des Regens geneigt, auch ſcheinen ſich dann vorzugsweiſe jene Traumgeſtalten des Luftkreiſes, die Augentäuſchungen der Luftſpiegelung zu erzeugen, welche die Wüſte jener Polarländer mit der Wüſte der heißen Zone gemein hat. So erzählt Thomas Simpſon, ein achtungswerther Reiſender in der nordamerikaniſchen Polarzone, daß er eines Tages, als er nach ſeiner Gewohnheit den Schlitten, darauf die Reiſegeräthſchaften und Vorräthe zum Lebensunterhalt über den Schnee gezogen wurden, voranging, ſo oft er hinter ſich blickte, ſeine Indianer, auf ihren Ferſen ſitzend, der Ruhe pflegen ſahe. Dennoch, bemerkte er, daß, ſo raſch er auch vorwärts ſchritt, der träge Troß, immer in gleicher Nähe bei ihm blieb. Als man Halt machte, erzählten, auf ſein Befragen, die Leute, daß ſie nirgends, auch nur einen Augenblick geraſtet hatten, ſondern immer in Bewegung geblieben ſeyen; ihn aber, den

Voraneilenden, hatten ſie ſo geſehen, als ob er auf dem Rücken liegend, auf unſichtbarem Ruhebett und von unſichtbaren Händen raſch dahin getragen würde.

So iſt das Land der winterlichen Nebel und des beſtändigen Froſtes beſchaffen, durch deſſen, nur an wenig Stellen von wandernden Esquimaux beſuchten Einöden, in der Nachbarſchaft der Eisküſte hin wir unſren Reiſenden begleiten wollen. Zwar dort ſind weder Tiger, noch Löwen, noch giftige Schlangen zu fürchten, dort wird der ewige Frieden der Natur durch keine Mörderſchaaren, durch keine Männer der modernen Revolutionen geſtört, denn gegen dieſen Auswurf einer abgefallenen Chriſtenheit erſcheinen die heidniſchen Esquimaux wie unſchuldige Kinder neben dem wüthendſten Verbrechergeſindel der Kerker, aber jener Frieden gleichet nur zu ſehr dem Frieden und der ungeſtörten Ruhe eines Todtenackers, auf dem kein Leichenſtein uns meldet, wer die hier Begrabenen im Leben waren. Denn die Geſchichte der Vergangenheit wirft auf dieſen armen Theil der Erde keinen erhellenden Strahl; nirgends zeigt ſich da ein altes Gemäuer oder ein mit Runen beſchriebener Stein. Nur aus der Geſchichte der neueſten Zeit brach von Oſten wie von Weſten her durch die Forſchungen muthvoller Reiſender aus den gebildeteren Völkern von Europa und Amerika ein Licht in dieſe uralte Dämmerung herein, um deſſen helleres Aufſtrahlen Franklin und ſeine Gefährten ein ganz beſondres Verdienſt hatten. Ehe wir jedoch hiervon weiter reden, gedenken wir zuerſt mit gebührender Anerkennung der Männer, welche vor jenen den mühſeligen Weg dieſer Forſchungen betraten.

2) Franklins Vorgänger.

Bereits unter der, für die eingebornen Indianer ſehr freundlich beſorgten, milden franzöſiſchen Herrſchaft in Canada, waren einzelne kühne Handelsleute hunderte von Meilen weit nach Norden und Weſten in das Land der Indianer eingedrungen, denen ſie leider zum großen Theil mit dem Gifte des Branntweins zugleich, ſtatt nützlichern Geräthſchaften, nur Gegenſtände einer kindiſch eitlen Putzſucht gebracht hatten. Doch gleichzeitig mit ihnen hatten die Sendboten des Chriſtenglaubens, namentlich die frommen Väter aus dem Orden des heiligen Sulpicius, ſich mit muthiger Verachtung aller Gefahren und im täglichen Kampfe mit allen Entbehrungen, tief in das Innere des Landes gewagt, und Berichte über die Naturbeſchaffenheit, ſowie über die Bewohner deſſelben erſtattet. So intereſſant aber auch, in vielfacher Hinſicht, dieſe Berichte waren, blieben ſie dennoch, für die Erweiterung der genaueren geographiſchen Kenntniſſe, namentlich der nördlichſten Gebiete von Amerika, ohne allen bedeutenden Werth. Da geſchah es, daß der natürliche Zug des Menſchen zu den Metallen eine Anregung von außen bekam, die mächtig genug war, ihn, wie früher bei der Entdeckung von Amerika der Durſt nach Gold, zu einem neuen, kühnen Unternehmen zu bewegen. Gold war es zwar nicht, wohl aber ein andres werthvolles nützliches Metall: das Kupfer, welches die Indianer der nördlichen Diſtricte alljährlich mit den thieriſchen Fellen und andren Tauſchartikeln zugleich nach Churchill an der Hudſonsbay brachten und hiedurch die Aufmerkſamkeit ſowie die Gewinnſucht der dortigen Handels-Compagnie in hohem Grad erregten. Nach der Ausſage der Indianer ſollte dieſes Metall in reinem, gediegenem

Inland und in ſo großer Menge an einem Fluſſe fern im Norden gefunden werden, daß ganze Hügelmaſſen aus ſeinen aufgehauften Klumpen beſtünden. Bis dahin hatte die Hudſonscompagnie nur noch ſehr wenige Verſuche gemacht, durch tieferes Eindringen in die angranzenden Indianerländer den Erwerb des Pelzwerkes, das die Eingebornen aus weiter Ferne her, ohne dabei die Weite des Weges in Anſchlag zu bringen, ihr zuführten, unmittelbarer in ihre Hand zu bekommen, denn der Koſtenaufwand für weit ausgebreitete Etabliſſements erſchien bei der Menge und Wohlfeilheit der herbeikommenden Waaren als unnöthig. Anders aber ſtellte ſich jetzt die anlockende Ausſicht, als es galt eine Quelle der Einkünfte zu eröffnen, welche nur durch die Hand der bergbauverſtändigen Europäer zugänglich gemacht werden konnte. Es wurde deßhalb im Jahre 1769 ein rüſtiger Offizier der Compagnie, Thomas Hearne, zu dem Unternehmen beſtimmt, den nach der Ausſage der Indianer in nicht gar großer Ferne abgelegnen, anſehnlichen und deßhalb ſelbſt für Schiffe befahrbaren Fluß aufzuſuchen, an deſſen Ufern ſich die Hügel, aus Klumpen des gediegnen Kupfers beſtehend, und dabei eine Fülle von Nahrungsmitteln, an Wildpret aller Art finden ſollte und der, wie ſie ſagten, ſeinen Lauf in eine Gegend des Nordens nehme, in welcher die Sonne in der Mitte des Sommers nicht untergehe.

Man reiſt in dieſen Gegenden am leichteſten im Winter, weil dann, bei einer Kälte, die nicht ſelten der Temperatur des gefrierenden Queckſilbers gleichkommt, ja noch unter dieſen metalliſchen Gefrierpunkt herunterſinkt, die weit ausgedehnten Sümpfe ſtark gefroren ſind und zugleich der Schnee jene Feſtigkeit hat, wobei er Menſchen, ſowie größere Laſten trägt. Daher trat auch Hearne ſeine Reiſe am 6. November an. In ſeiner Begleitung waren zwei Orkney-Inſulaner und zwei Indianer aus dem Dienſtperſonale der Compagnie. Da aber dieſe alle des Landes, ſowie der Richtung des Weges nach dem Kupferminenfluſſe unkundig waren, gab man die ganze kleine Expedition in den Schutz und die Leitung eines Häuptlinges der nördlichen Indianer, mit Namen Tſchaudſchintſchau, der mit einer abgetragnen Soldatenmontur zugleich den Titel eines Capitäns von der Compagnie erhielt, und dafür mit noch 9 Indianern des nördlichen Diſtriktes, davon einer zum Lieutenant creirt wurde, das ſichere Geleite der Reiſenden, bis zur Gränze der Athapulco-Indianer übernahm, wo im Frühling 1770 ein andrer, dort einheimiſcher Indianer-Capitän die Weiterleitung überkommen ſollte. Aber der Capitan Tſchaudſchintſchau erwies ſich des in ihm geſetzten Vertrauens ſehr unwürdig; er hatte überhaupt keine beſondere Freude an dem ihm übertragenen Geſchäft, deßhalb ſuchte er den ihm laſtigen Fremdling zuerſt durch das Verweigern aller ihm verſprochnen Dienſtleiſtungen, dann auch dadurch zum Rückzug zu bewegen, daß er ihm durch ſeine Leute einen Theil der Ammunition und des nöthigſten Reiſebedarfs entwenden ließ. Die Diebe mit ihrem Raube waren entflohen; ihr Häuptling, der ſogenannte Capitan, war mit etlichen Männern ſeines Volkes noch bei Hearne geblieben, hatte dieſen mitten in das Dickicht einer großen Waldung geleitet, hier aber ihn plötzlich verlaſſen. Die Gegend zwar des Waldes, wo dieſes geſchahe, war nur 30 Meilen von Prinz Wales Fort entfernt, die Reiſegeſellſchaft aber, ohne einen landeskundigen Führer, würde ſich ſchwerlich aus der von winterlichem Nebel bedeckten, beſchneiten Waldregion herausgefunden haben, wenn nicht mitleidigere Indianer der Noth der Fremden ſich angenommen hätten. Schon am 12. December kam Hearne unverrichteter Sache wieder in Churchill an.

Ein Indianer aus dem ferneren Norden befand ſich gerade damals, in Handelsgeſchäften bei der Factorei anweſend. Als dieſer Hearne's Reiſebericht vernahm, verſicherte er demſelben, daß er nicht mehr weit von dem Ziele ſeiner Reiſe, dem kupferreichen Fluſſe geweſen ſey. Da erwachte in dem muntren Reiſenden die Luſt ſein Glück noch einmal durch eine neue Wanderung nach jener Richtung hin zu verſuchen, und die Compagnie zeigte ſich gerne bereit, das Unternehmen, das nur einen ſehr geringen Koſtenaufwand erforderte, zu unterſtützen. Diesmal trat Hearne ganz allein, ohne nur einen einzigen europaiſchen Geſellſchafter, ſeine Reiſe, im Geleite der Indianer an; er verließ das Fort Churchill am 23. Februar 1770.

Die Expedition bewegte ſich langſam am Sealfluſſe hinauf, denn es gab dort einen Ueberfluß an jagdbaren Wildpret und die Indianer ſind ſo leidenſchaftliche Freunde der Jagd, daß ſie nur ſchwer ſich entſchließen konnen einen Ort zu verlaſſen, der ihnen eine beſondere Befriedigung ihrer Luſt verſpricht. Aber auch unſer Reiſender gewann allmälig dem Leben, wie dem unterhaltenden Geſchäft dieſer Jäger einen Geſchmack ab, der ihn die Langſamkeit des Vorrückens ſowie alle Mühſeligkeiten vergeſſen ließ. Die Indianer des höheren Nordens, mit Ausnahme jener Einzelnen, welche in Handelsgeſchaften die Factoreien beſuchten, waren damals in gar keine Berührung mit den Europaern gekommen; der Anblick eines weißen Mannes in ſeiner Tracht und ganzen Art war ihnen noch etwas ganz Neues. In einigen Gegenden, dahin Hearne ſpäter auf ſeinen Reiſen kam, ſah er ſich von Schaaren der harmlos Neugierigen umgeben, die auf all ſeinen Schritten ihn begleiteten, ſelbſt dann, wenn er ſeine Toilette machte ihn beobachteten, das (blonde) Haar, das ihm am Kamm hängen blieb, ſich ausbaten und unter ſich gleich als eine Naturmerkwürdigkeit vertheilten. Den Leuten ihres Stammes, als ſie zu dieſen zurückkehrten, berichteten dieſe Glücklichen, daß ſie Einen aus fernen Landen geſehen hätten, der zwar in allen andern Stücken einem Menſchen ähnlich geweſen ſey, aber er habe ſtatt des Haares den Schwanz eines Thieres (dafür hielten ſie den Haarzopf) an ſeinem Haupte getragen und die (blauen) Augen eines Seevogels gehabt.

Endlich, am 23. Mai ließen ſich die Indianer bewegen die Reiſe nordwärts, in das wildpretärmere Land anzutreten. Der hochliegende, dabei allmälig weich werdende Schnee, der das Fortkommen ſehr erſchwerte; die jetzt häufig fallenden Regengüſſe, denen Hearne bei Tag wie bei Nacht ausgeſetzt blieb, weil der Indianercapitän, ſo dienſtwillig er in andern Dingen war, ihm nicht erlaubte, auch nur den mit dem ſeltſamen Haarzopf verſehenen Kopf unter ſein armſeliges, kleines Indianerzelt zu ſtecken; die Unmöglichkeit Feuer anzuzünden oder brennend zu erhalten, wodurch es nothwendig wurde, das Fleiſch der erbeuteten Fiſche und des Wildprets meiſt roh zu genießen, alle dieſe und noch andre Mühſeligkeiten hätten den kräftigen Reiſenden nicht von ſeinem Unternehmen abſchrecken können. Sogar die Erklärung ſeiner Indianergefährten, als dieſelben ſich wieder in einem für die Jagd überaus reichem Gebiet befanden, daß ſie hier für dieſes Jahr Halt machen und erſt im nächſten weiter ziehen wollten, würde den ſelber von der Jagdluſt beherrſchten Mann nicht entmuthigt haben, wäre ihm nicht durch einen Windſtoß ſein Hadley'ſcher Quadrant zu Boden geworfen und zerbrochen worden; das einzige Werkzeug, deſſen er ſich zu ſeinen allerdings nicht ſehr genauen Meſſungen der Sonnenhöhen bedient hatte. Da er wußte, welchen Werth gerade ſolche geographiſche Beſtimmungen für eine Reiſe, wie die ſeinige war, haben müßten, hielt er es für unumgänglich nothwendig, noch einmal unverrichteter Sache nach Churchill zurückzukehren, um ſich da mit einem neuen Inſtrument zu verſorgen. Es war aber daſelbſt kein andres zu haben, als ein alter Quadrant, der ſeit 30 Jahren im Compagniegebäude hieng und welcher noch viel unzureichender zur genauen Erfüllung ſeines Zweckes war, als das, im Vergleich mit unſern jetzigen Apparaten freilich auch nicht ſehr vollkommene, verunglückte Werkzeug. Acht Monate lang hatte Hearne auf ſeiner Reiſe, oder eigentlich großen Jagdparthie ſich verweilt, als er am 25. November in Churchill ankam. Hier traf er wieder andre Indianer an, deren Abſicht es war, geraden Weges nach dem Kupferminenfluß zu gehen, weil ſie, wie ſich ſpäter ergab, einen Streifzug in das Gebiet der Esquimaux vorhatten. In ihrer Geſellſchaft verließ er nach kurzem Ausruhen unter ſeinen Landsleuten Churchill ſchon wieder am 27. December, mußte ſich's freilich, was ihm nicht ſchwer ankam, auch diesmal gefallen laſſen, daß ſeine Begleiter viele Zeit aufwendeten und manchen Umweg machten um ihre Jagdluſt zu ſtillen, kam aber doch endlich, am 13. Juli 1771 zu dem erſehnten Ziel ſeiner Reiſe: zum Kupferminenfluſſe. Die Stelle, bei welcher Hearne an dieſen Fluß kam, liegt noch ohngefähr 9 geographiſche Meilen von der Mündung deſſelben in das Eismeer ab. Es war gegen die Erwartung unſers Reiſenden, welcher hierin zu viel auf die Ausſage der Indianer vertraut hatte, als er, ſtatt eines angeblich für Schiffe befahrbaren Stromes einen Fluß vor ſich ſahe, der kaum für die kleinſten Fahrzeuge der Indianer hinreichendes Waſſer hat. Auch in Beziehung auf die aus reinem Kupfer aufgethürmten Hügel ſahe er ſeine Hoffnung getäuſcht, doch fand er am Ufer des Fluſſes ein Stück gediegenes Kupfer, das an Gewicht 4 Pfund betrug und ſein Bericht enthält Vieles, das zu einer genauen bergmänniſchen Unterſuchung jener Gegend aufmuntern kann. Vergeblich bemühte ſich der wohlmeinende Mann ſeine Indianer von dem raubmörderiſchen Ueberfall abzuhalten, den ſie, am Kupferminenfluß gegen die harmloſen Esquimaux ſich erlaubten, an einer Stelle, die noch jetzt auf unſern Karten von jenem blutigen Ueberfall ihren Namen führt. Außer dieſem bedauernswürdigen Vorfall hatten ihm übrigens ſeine Begleiter keinen Anlaß zur Klage oder zum Unmuth gegeben; er kam unter ihrem Geleite zu der Küſte und von dort wohlbehalten nach Churchill zurück. Obgleich Hearne's Angaben über die geographiſche Lage der von ihm beſuchten Gegenden ſchon wegen der Unvollkommenheit ſeiner Inſtrumente bedeutende Unrichtigkeiten enthalten, bleibt dieſem Reiſenden dennoch der Ruhm, daß er der erſte Europäer geweſen ſey, welcher von Amerikas Feſtlande aus das große nordiſche Polarmeer vor ſich ſahe. Auch hatten ſeine Erfahrungen es gezeigt, daß das Vordringen in die ſumpfigen, theils von faſt undurchdringlichen Waldungen bedeckten, theils völlig kahlen Gegenden des nördlichſten Amerikas weder ſo außerordentlich ſchwer, noch auch mit ſolchem Aufwand verbunden ſey, als man bis dahin gemeint hatte.

Ein ſolcher glücklicher Vorgang regte ſogleich auch Andre zu ähnlichen Unternehmungen auf. Sieben Jahre ſpäter, im Jahre 1778, drang Pond, mit einer genaueren Erforſchung des Landes bis zum Athabaska-See (58° N. Br.) am Sklavenfluſſe vor. Seine Berichte gaben die erſte

Veranlaſſung zum Begründen einer Niederlaſſung der Compagnie an jener für das Erbeuten des Pelzwerkes höchſt ergiebigen, an Fiſchen und Wildpret überaus reichen Stelle. Dieſes Unternehmen kam im Jahr 1781 durch das Anlegen des Fort Chipevyan zu Stande, welches von nun an der Ausgangspunkt wurde, für alle weiter nach Norden gehende Landreiſen.

Von hier trat auch Alexander Mackenzie am 3. Juni 1789 ſeine für die Länderkunde ſo wichtige Reiſe an, welche zur Kenntniß jenes Fluſſes führte, der noch jetzt von dem Entdecker ſeinen Namen trägt und der ſeitdem, gleich einem gebahnten Wege, öfters zum Eingang in das Eismeer benutzt worden iſt. Mackenzie fuhr zuerſt auf dem Sklavenfluſſe hinab nach dem Sklavenſee. Berichte der Indianer, welche des Handels wegen nach dem Fort Chipevyan kamen, von einem großen Strome, der aus dem zuletzt genannten See ſeinen Abfluß nehmen ſollte, hatten in ihm die Hoffnung erregt, einen Verbindungsweg aus dem nordweſtlichen Amerika nach dem ſtillen Meere zu entdecken; denn nach dieſem Meere, ſo hoffte er, nicht nach dem nördlichen Eismeere, ſollte der Strom ſeinen Ausfluß nehmen. Als der Reiſende am 9. Juni den Sklavenſee (63° N. Br.) erreicht hatte, fand er denſelben noch zum Theil mit Eis bedeckt. Wo der Abfluß deſſelben aus dem See ſeine Lage habe, das war damals noch unbekannt; es mußte mit Mühe erforſcht werden, und erſt am 29. Juni gelangte man zu dieſem geſuchten Punkte. Ein waſſerreicher großer Strom nahm von hier aus ſeinen Lauf zunächſt nach Weſten und Mackenzie nahm keinen Anſtand ſich auf demſelben einzuſchiffen, obgleich die Anwohner der Ufer, nach jener Gabe einer mährchenhaften Uebertreibung, an welcher die Amerikaner vor Andern reich zu ſeyn ſcheinen, ihm von gefahrdrohenden Strudeln und Waſſerfällen, ſowie von rieſenhaften Ungeheuern erzählten, die ihm im Verlauf ſeiner Fahrt den unvermeidlichen Tod bringen würden. Er fand von all dieſen Gefahren und Abentheuern keine Spur; der Strom, ohne ſich von Bergen herabzuſtürzen, geht ruhig ſeinen Weg; kein Ungeheuer ſperrt gegen das Fahrzeug und ſeine Mannſchaft den häuſergroßen Rachen auf, nur Fiſche, von wohlſchmeckendem Fleiſch finden ſich im Waſſer. Schon am 10. Juni entdeckte man verlaſſene Lagerſtätten der Esquimaux, dieſer Bewohner der eiſigen Seeküſte; am 12. genoß Mackenzie zu ſeiner großen Befriedigung den Anblick des Meeres, in welches der Mackenziefluß ſeinen Ausgang nimmt, freilich nicht, wie er anfangs erwartet hatte, das ſtille Meer, ſondern das nordiſche Eismeer, von welchem jetzt abermals eine Strecke ſeiner Küſtengegenden erforſcht und für den Erkenntnißkreis der Länderkunde in Beſitz genommen wurde. Nach einem kurzen Verweilen in der Nähe der Ausmündung des Stromes nahm der Reiſende ſeinen Rückweg wiederum in dem Fluſſe aufwärts und kam, nach einer glücklichen Fahrt, ſchon am 12. Sept. wieder nach Fort Chipevyan zurück. Vergleichen wir den Weg, welchen Hearne, freilich als halbwilder Jäger und Indianerſchützling, in einer dreimal längeren Zeit zurückgelegt hatte, mit dem mehrfach weiterem, den Mackenzie machte und zugleich den Ertrag der wiſſenſchaftlichen Ausbeute, den beide Reiſen brachten, dann neigt ſich freilich die Waagſchale ſehr bedeutend zu Gunſten von Mackenzie's Reiſe herab. Und dennoch dürfen wir nicht vergeſſen, daß Hearne es war, der mit überaus geringen Mitteln und einem bewundernswürdigen Muth eine Bahn brach, durch die zum Theil wirklichen, zum Theil aber nur in der Sage beſtehenden, oder durch ſie übertriebenen Gefahren, welche bis zu ſeiner Zeit jeden Europäer von einem Vordringen durch die Sümpfe und Waldungen von Nordamerika, nach dem Polarmeer abgeſchreckt hatten. Weiter jedoch noch als dieſe beiden Vorgänger, dabei unter unvergleichbar größern Mühſeligkeiten und Gefahren drang der heldenmüthige Mann in die unbekannten Regionen des amerikaniſchen Hochnordens vor, mit deſſen Reiſe- und Rettungsgeſchichte wir hier zunächſt uns beſchäftigen wollen.

3) John Franklin's Entdeckungsreiſen an die Küſten des Polarmeeres.

Obgleich Mackenzie's Erwartung, daß der anſehnliche, ſchiffbare Strom, welcher den Abfluß aus dem großen Sklavenſee bildet, ſeinen Lauf nach dem ſtillen Meer nehme, ſich als grundlos erwieſen hatte, indem ſeine Richtung, welche anfangs allerdings vorherrſchend eine weſtliche iſt, ſich beim weitren Verlauf in die vorherrſchend nördliche umſetzt; obgleich daher die Hoffnung, daß ſich der Hudſonscompagnie am Athabaskaſee ein Mittelpunkt des Verkehres zwiſchen dem atlantiſchen und dem ſtillen Meere darbieten werde, nicht in Erfüllung gegangen war, und Mackenzie auch auf einer ſpäteren Landreiſe, auf welcher er die Küſten des ſtillen Meeres unter dem 52° N. Br. erreichte, keinen ſchicklichen Verbindungsweg dieſer Art auffinden konnte, war dennoch der Gedanke an eine Möglichkeit ſolcher Verbindung nicht aufgegeben. Mehrere Seefahrer an den öſtlichen Küſten des nördlichſten Amerikas hatten dieſen Zweck vor Augen; der Wunſch, eine nördliche Durchfahrt aus dem atlantiſchen Meere durch das Eismeer, nach dem großen, weſtlichen Ozean zu finden, durch welche der Verkehr mit dem öſtlichen Aſien im höchſten Grade erleichtert werden konnte, war allmalig zu einem

Anliegen aller Schiffahrt treibenden Nationen, von Europa und Nordamerika geworden. England hatte unter ihnen allen den nächſten Beruf, ſo wie die reichſten Mittel auf dem Wege der Beſtrebungen nach jenem wichtigen Ziele voranzugehen. Die Natur ſelbſt ſchien den erſten, durchgreifenderen Verſuchen zum Eindringen in die Nähe des Poles kräftig entgegen zu kommen. Schon im Jahre 1815 war, aus unbekannten Urſachen, vielleicht in Folge vulkaniſcher Ausbrüche und Erderſchütterungen im höchſten Norden, ein Theil jener Eisfelder der Polarzone, welche namentlich das grönländiſche Meer für die Schiffahrt verſchloſſen, gebrochen und von ſeiner urſprünglichen Stätte losgeriſſen worden. Man ſahe im Sommer 1816, demſelben der dem weſtlichen Europa durch naßkalte Witterung und Mißwachs ſo nachtheilig geworden iſt, ſchwimmende Eisinſeln von ungeheurem Umfange, in Gegenden des Meeres ſich herumtreiben, dahin ſonſt niemals ein ſolches Eis kommt, und noch im Jahr 1817 dauerte dieſes Herumtreiben der Eisblöcke in einigen unter ſehr gemäßigten Himmelsſtrichen gelegnen Meeren fort. Aber zu derſelben Zeit hatten die Wallfiſchfänger und andre Seefahrer das Meer zwiſchen Spitzbergen und dem öſtlichen Grönland ſo frei von Eis gefunden, daß ſie in Regionen vordrangen, dahin, ſoweit die genaueren Berichte aus den vorhergehenden Jahrhunderten reichen, noch nie ein Schiff gekommen war. Unter ſolchen Umſtänden ließ ſich von einem erneuten Unternehmen zur Entdeckung der nordweſtlichen Durchfahrt viel erwarten, und man ſäumte in England nicht den Verſuch zu machen. John Roß (nicht zu verwechſeln mit dem berühmten Erforſcher der Süd-Polarzone Sir James Clarke Roß) befuhr im Sommer 1818 ohne große Schwierigkeit die Meeresgegenden der Baffinsbay. Der kuhne Kapitän Parry war im Sommer 1819 bis zu der furchtbar winterlichen Melvilles Inſel (75° N. Br.) und bis über jene Gränze der Länge (110° W. L. von Greenwich) vorgedrungen, welche den engliſchen Schiffern unter Verheißung einer Prämie von 5000 Pf. St. als Zielpunkt vorgezeichnet war. Er hatte dort, wo die Sonne 84 Tage lang nicht ſichtbar wird und die Kälte bis nahe an 40° unter dem Nullpunkt des Reaumurſchen Thermometers kommt, mit ſeinen beiden Schiffen überwintert, und war im November 1820 mit ſeiner Mannſchaft geſund und wohlbehalten nach England zurückgekehrt.

Hierin hat allerdings eine Fahrt zur See, auch in die armſten, eiſig kälteſten Gegenden der Polarzone vor einer Landreiſe in dieſelben einen ungemeinen Vorzug. Das Schiff iſt ein ſchwimmendes Haus, das nicht nur einen Vorrath von Lebensmitteln auf mehrere Jahre mit ſich führen kann, ſondern auch durch ſeinen Bau, wie durch ſeine innre Einrichtung zum bequemen Wohnort auch in den Wintermonaten unter den höchſten Graden der nördlichen oder ſüdlichen Breite geeignet iſt; die Mannſchaft in Parrys Schiffen, deren Raumen durch die Luftheizung nach allen Richtungen hin eine maßige Wärme mitgetheilt war, hatte alltäglich ihre gute, ausreichende Koſt, vergnügte ſich während des Winters an den Vorſtellungen eines Privattheaters und an allerhand geſelligen Unterhaltungen der Heimath; ſie ſchlief ſanft in ihren Betten, verlebte die Zeit des Tages, welche ſtatt von der Sonne vom Licht der Lampen erhellt war, in ungeſtörtem Frieden und Munterkeit. Wie ganz anders dagegen ergieng es dem trefflichen Franklin und ſeinen heldenmüthigen Reiſenden auf ihrem Landwege nach den Nordküſten von Amerika.

Der Reiſeplan, der dieſer Expedition vorgezeichnet war, gieng darauf hinaus, daß Franklin von der Mündung des Kupferminenfluſſes aus eine Fahrt oſtwärts an der Küſte hin, bis zu ihrer nordöſtlichen Umbeugung verſuchen und hierbei dieſe noch unbekannte Gränze des amerikaniſchen Feſtlandes gegen das Polarmeer geographiſch genau beſtimmen ſollte. Man hegte in England die Hoffnung, daß bei dieſer Gelegenheit die zu Lande Reiſenden mit Parrys Schiffen ſich begegnen, und ſo die Forſchungen der einen Parthie jene der andren ergänzen könnten.

Nach einer ziemlich beſchwerlichen Ueberfahrt landete Franklin am 30. Aug. 1819 bei der York Factorei in der Hudſonsbay, und ſetzte bald nachher die Reiſe nach der Cumberlands-Station fort. Von ſeinen vier Begleitern ſollten nach ſeiner Anordnung Dr. Richardſon der Arzt und der Seecadet Hood hier bis zum Frühling zurückbleiben, während er ſelber in Geſellſchaft des Seecadetten Back und eines wackren Dieners, des Matroſen Hepburn noch im Winter bis zu dem vorhin erwähnten Fort Chipevyan reiſte. Erſt am 26. März 1820 hatte er dieſes Ziel erreicht, und im Juli trafen auch Richardſon und Hood bei ihm ein. Auf drei Booten, welche außer der ſchon genannten Reiſegeſellſchaft mit 16 canadenſiſchen Fährleuten (ſogenannten Voyageurs), zwei Dolmetſchern vom großen Sklavenſee, und einer Chipevyan Indianerin beſetzt waren, begann die Expedition zuerſt ihre Waſſerfahrt nach dem Sklavenſee, und trat von dort an den mühſamen Weg bald zu Lande bald über Seen und kleine Flüſſe an, wobei die Boote mühſam fortgeſchleppt werden mußten. Ein wackrer Indianerhäuptling Akaitſcho, mit ſeinen Leuten, verſorgte, ſo gut und ſo lang als möglich die Reiſegeſellſchaft mit Proviſionen, beſtehend in dem Fleiſche des erlegten Wildprets und in Fiſchen. Hoch in Norden, in der Nähe eines kleinen Sees, dem man den Namen des Winterſees gab, in einer Entfernung von nahe 20 geographiſchen Meilen vom Kupferminenfluß, wurde ein Gebäude für den Winteraufenthalt: das Fort Entrepriſe errichtet. Hier brachte die Reiſegeſellſchaft den Winter unter ſolchen Entbehrungen, und in ſolchem Mangel an Lebensmitteln zu, daß dieſelbe ohngeachtet der Zufuhr von einigen Proviſionen aus den nächſten, und dennoch Hunderte von Meilen entfernten ſüdlichen Factoreien, kaum würden am Leben erhalten worden ſeyn, wenn nicht die Indianer mit wahrhaft großmüthiger Selbſtverleugnung den größeſten Theil des Ertrages ihrer Jagden und ihres Fiſchfangs ihnen überlaſſen hatten. Zu den bisherigen Begleitern waren noch, vom Fort Chipewyan aus 2 Eskimos, die man als Junius und Auguſtus benannt hatte, gekommen, welche der Expedition als Dolmetſcher ſehr weſentliche Dienſte leiſteten.

Schon im Mai kehrten die Waſſervögel und die Rennthiere wieder in die verödete Landſchaft zurück; erſt am 14. Juni 1821 konnte man aber an die Weiterreiſe denken. Die Boote wurden von Menſchenhänden und Hunden gezogen, das Gepäck getragen, die mitgenommenen Vorräthe an Lebensmitteln betrugen nur 80 Pfund. Doch kam zu dieſen ſchmalen Proviſionen bald ein Zuwachs, als man endlich am 30. Juni die Barken in den Kupferminenfluß einſchiffen konnte, denn die Jäger ſchoſſen hier an einem Tage 8 Kühe aus den am Ufer weidenden Heerden der Moſchusſtiere, und obgleich dieſe erbeuteten Thiere zunächſt den Indianern gehörten, die ſie erlegt hatten, theilten dieſe dennoch ſehr reichlich den Fremden davon mit. Aber die Fahrt bis zur Mündung des Kupferminenfluſſes hatte ſich, bei den gelegentlichen Forſchungen nach den eigentlichen Lagerſtätten des Kupfers, bis zum 21. Juli verzogen, und die Proviſionen waren während der Zeit ſo zuſammengeſchmolzen, daß ſie nur etwa für eine Reiſe von 15 Tagen ausgereicht hätten, wenn nicht hin und wieder, wenigſtens eine kleine Nebenhülfe dazu gekommen wäre. So fand man am 23. Juli einige wenige Muſcheln (die einzigen an dieſer armen Küſte), ſchoß am 24. eine Rennthierkuh, fieng am 25. drei Lachsforellen. Dagegen zeigte ſich am 28., daß 2 Lederbeutel mit Pemmikan verdorben, und das getrocknete Ochſenfleiſch kaum noch eßbar ſey. Dieſer Abgang wurde zwar dadurch einigermaſſen erſetzt, daß ein Theil der Mannſchaft, der eine Jagdparthie an der Küſte gemacht hatte, am 1. Auguſt 2 Schmalthiere und einen braunen Bären mit ſich brachte, aber die Ausſicht zum Erwerben ſolcher Aushülfsmittel wurde immer trüber; der noch übrige Vorrath konnte kaum für 8 Tage hinreichen, der Polarwinter kündete ſich durch ſeine ſtarken Fröſte an. Mit bewundernswürdiger Genauigkeit hatten Franklin und Back alle Biegungen, alle Buchten und Einfuhren der Küſte aufgenommen, ſie waren bis zu dem 108° W. L. von Greenwich vorgedrungen, jetzt aber, da ein Boot für die Fahrt auf offnem Meere völlig, das andre faſt unbrauchbar geworden war, mußte man mit Ernſt an die Rückkehr denken. Der Punkt der Küſte, wo man dieſe antrat, und welcher von Franklin und Back nur noch durch eine Fußreiſe erreicht wurde, liegt an der Oſtſeite des Polarſundes (arctic sound), und dieſe Stelle erhielt hiervon den Namen „Kehrum" (Return again). Man durfte es, unter den Verhältniſſen, in denen ſich die Expedition befand, und in der für jene Gegend weit vorgerückten Jahreszeit nicht wagen, den Seeweg längs der Küſte hin einzuſchlagen. Die einzige Barke, die noch in gutem Zuſtande war, hätte ſchwerlich den Kampf mit den Stürmen beſtehen können, die ſich täglich in größrer Heftigkeit einſtellten, vor Allem aber würde man jetzt, wo ſich die ganze größere Thierwelt von der Küſte nach Süden hinwegwendet, auf dem ganzen Seeweg kein Mittel gefunden haben, der nahenden Hungersnoth abzuhelfen. Freilich war dieſes Loos, wie die ſpätere Erfahrung zeigte, auch auf dem andren Wege, den man meiſt zu Lande einſchlug, ein unvermeidliches, es wurde jedoch dieſes nur in Folge von Umſtänden, welche außer dem Kreiſe aller menſchlicher Vorausſicht lagen. Franklin ließ deßhalb die Barken, was bei zweien derſelben nur noch mit großer Mühe geſchehen konnte, in den Polarſund, ſo wie von hier in einen von ihm bei der Herreiſe entdeckten Fluß, (den Hoodfluß) einlaufen, um vorerſt einen bequemen Ort zu finden, wo man aus dem Baumaterial der größern Barken kleine, nur etwa für drei Mann hinreichende Boote fertigen, und mit ihnen, bald zu Lande ſie fortſchleppend, bald über die kleinen Seen und Flüſſe den Weg nach Fort Entrepriſe antreten könnte. An dieſer Station hoffte man, nach einer mit den Indianern getroffnen Verabredung einen Vorrath von Lebensmitteln zu finden, der zum Unterhalt der Geſellſchaft für den ganzen Winter hinreichen ſollte.

4) Ein Kampf mit Noth und Tod.

Schon der Anfang dieſer Landreiſe war nicht geeignet um zu ihrer Fortſetzung guten Muth zu geben. Am 20. Auguſt, während die Fahrt noch an der Küſte des Polarſundes hingieng, ſahe man am Morgen die ganze Landſchaft mit Schnee bedeckt, die ſtehenden Waſſer waren zugefroren, ſelbſt am Mittag blieb das Thermometer unter dem Gefrierpunkt. Die Jäger giengen aus nach Beute, ſie kamen mit leerer Hand zurück; man theilte jedem Mann ſein ſpärliches Mahl aus dem kleinen Reſt der Proviſionen mit, nachdem dieſes geſchehen war, blieb nur noch ein halber Beutel von Pemmikan übrig. Einige Geſträuche dieſer Polarregion, welche eßbare Beeren tragen, waren voll reifer Früchte; dieſe, mit einem Thee aus den Blättern des Sumpfporſtes (Ledum palustre) gaben hier noch immer einige Erquickung und als ſich auf einer kleinen Inſel jenſeit des öſtlichen Ufers von Bathhurſts Einfahrt noch jagdbares Hirſchwildpret fand, von welchem zwei Stücke erlegt wurden und, vom Fleiſch dieſer Speiſe noch einmal geſättigt, die Mannſchaft endlich aus dem furchtbaren Polarmeer in den Hoodsfluß hineinfuhr, da gab ſich dieſelbe, namentlich die canadiſchen Voyageurs, mit ihrem leichteren franzöſiſchen Blute einer Anregung der Freude hin, welche freilich in hartem Widerſpruch mit jener Stimmung des tiefen Jammers ſtund, welche kurze Zeit nachher die herrſchende in der kleinen Geſellſchaft wurde.

Der Bau der neuen, kleinen Boote hatte bis zum erſten September gedauert, erſt jetzt konnte man die Landreiſe, zunächſt nach dem etliche zwanzig geographiſche Meilen entfernten Point Lake und von da nach dem nachbarlich angränzenden Fort Entrepriſe antreten. Man war kaum 6 Stunden Weges in dieſer Richtung vorgerückt, da machte ein furchtbarer Schneeſturm der Wanderung ein Ende. Am 3. September wurde das letzte Stück Pemmikan mit ein wenig Arrowrutmehl unter die Mannſchaft vertheilt. Der Orkan dauerte bis zum 7., die Reiſenden hatten weder einen Biſſen zu eſſen noch konnten ſie ein Feuer, um ſich zu wärmen, anmachen, man lag in die Bettdecken eingehüllt, bei einer Kälte von — 5° R. unbeweglich am Boden.

Bei dem erſten Verſuch zum Aufſtehen und Weitergehen wandelte den edlen Franklin, matt vom Faſten und von der Kälte eine Ohnmacht an, aus welcher er nur durch den Genuß einer kleinen Portion von eingeſottner Fleiſchſuppe, wie man dergleichen in England und Frankreich, zum Gebrauch für weite Reiſen in Blech- oder Porzellanbüchſen einmacht, wieder zu ſich kam. Der treffliche Mann machte ſich über den Alleingenuß dieſer erquickenden Speiſe ſolche Vorwürfe, daß er aus dem kleinen Vorrath derſelben am Abend, an dem Feuer das man vom Holz eines heute zerbrochenen Schlittens zum Fortſchleppen der Boote anmachte, mit Arrowrutmehl vermiſcht ein nahrhaftes Mahl für Alle bereiten ließ, was, nach einem dreitägigen harten Faſten den Ausgehungerten neue Kräfte gab.

Als in den nächſten zwei Tagen der Weg ſich über einen uneben ſteinigen Grund hinzog, da zeigte es ſich, wie die Wiſſenſchaft zu ihrer Zeit eine große Hülfe in der Noth gewähren könne. Nirgends war ein lebendes Thier, nirgends an einem Strauch eine zuſammengedorrte Beere oder eine eßbare Wurzel zu finden, Dr. Richardſon bemerkte aber an den Geſteinen des Bodens einen grauen, ſchorfartigen Ueberzug. Es war eine Art der Darmflechte (Gyrophora) die durch rundlichen Umriß und bogiggewundne Eintiefungen auf der Oberfläche von andren Flechten oder Schorfmooſen ſich unterſcheidet. Dieſes, dem Anſcheine nach armſelig dürre Gewächs enthält, wie das isländiſche Moos, nahrhafte Beſtandtheile, welche mit einem widerlich bittrem Stoffe verbunden ſind. Der Doctor entdeckte in jenen Gegenden vier Arten ſolcher Darmflechten, welche ſämmtlich von der Geſellſchaft, um den Hungertod abzuwehren, als Nahrungsmittel benutzt wurden, obwohl man keine Mittel hatte den bittren Stoff davon abzuſondern, welcher den

Genuß nicht nur höchſt eckelhaft, ſondern auch nachtheilig für etliche aus der Geſellſchaft machte, welche heftiges Leibweh darnach empfanden. Am 8. Sept. mußte man über einen Fluß hinüber ſetzen. Zu dieſem Zweck ſchien ein Punkt, in der Nähe eines Waſſerfalles am geeignetſten, weil daſelbſt viele große Steine und Felſenſtücke über das Waſſer hervorragten, über welche man, von einem zum andren, ziemlich trocknes Fußes hinüberſchreiten konnte. Aber alle die, welche Gepäck trugen, mußten dennoch ins Waſſer treten, ſo daß ſie vom Kopf bis zum Fuß, die andren aber auch wenigſtens theilweiſe ſtark durchnäßt wurden, ein Begegniß das bei einer Kälte von — 7° R., wobei die naſſen Kleider bald von Eiſe ſtarrten, den Reiſenden ziemlich ſchwer fiel. Noch einmal war den Hungernden am 12. September eine Erquickung gewahrt. Es zeigte ſich eine Heerde von Moſchusochſen und die Jäger erlegten eines der größeſten Thiere. Nach einem 6 tägigen Faſten, (denn die Darmflechte diente mehr nur um den Hunger zu täuſchen als um zu ſattigen), ward freilich dieſer Vorrath bald verzehrt und vielleicht hatte die Ueberfülle, in der man das Fleiſch zu ſich nahm, nur noch dazu beigetragen, daß ſich, einige Tage nachher die Wandrer durch die winterliche Felſenwüſte kraftloſer und ermatteter fühlten als jemals. Bald mußte man bemerken, daß die Träger des Gepäckes die Fiſchernetze weggeworfen und die leichten Floße, die zunächſt zur Erleichterung des Fiſchfangs an den Landſeen beſtimmt waren, verbrannt hatten, eine That der Verzweiflung, welche in den ſpateren Zeiten der höchſten Noth oft bereut wurde.

Wahrend am 14. September am Morgen die Offiziere an einem kleinen Feuer ſich warmten, brachte Perrault, einer der canadiſchen Voyageurs einen kleinen Vorrath von Lebensmitteln, den er ſich von ſeinem früheren, täglichen

Antheil abgeſpart hatte und theilte denſelben unter die Offiziere aus, deren Augen ſich aus Rührung über dieſe großmüthige Selbſtverläugnung des edlen Fährmannes mit Thranen füllten. An demſelben Tage brachte der Verſuch, in einem kleinen Boot über einen reißenden Fluß zu ſetzen den Kapitän ſo wie zwei ſeiner Gefährten, davon der eine ſtarr und beſinnungslos aus dem Waſſer gezogen wurde, in Lebensgefahr. Am 17. und 18. hatte man den Hunger durch den Genuß einiger Stücken von thieriſchen Fellen, die man über dem Feuer ſengte und mit einem Zuſatz von Darmflechten geſtillt; am 18. mußte man nach einer anſtrengenden Wandrung über den von Klüften und Engthälern durchſchnittnen, kahlen Felſenboden ganz ohne Nahrung zu Bette gehen, weil ſich nicht einmal eine Flechte auf dem nackten Grunde zeigte. In den darauf folgenden Tagen ſuchte man den Hunger durch klein geſchnittnes Leder, von alten Schuhen zu ſtillen, wozu hin und wieder etwas islandiſches Moos und Darmflechte kam. Die Reiſenden befanden ſich, jetzt in einem Zuſtand der geiſtigen wie leiblichen Abſpannung, in welchem jene Handlungen einer ſinnloſen Muthloſigkeit, durch welche ſie ihr eignes Unglück bis zu einem hohen Grad vermehrten, begreiflich und verzeihlich erſcheinen. Einer der Träger war auf dem bald auf bald abwärts ſteigenden und ſich ſenkenden Felſenboden gefallen und mit ihm zugleich eines der kleinen Boote, das bei dieſer Gelegenheit in Stücke brach. Bald nachher warfen die Träger auch das letzte noch brauchbare Fahrzeug von ſich, gaben vor, es ſey ohne ihre Abſicht ihnen entfallen und ganz zertrümmert, ließen ſich auch durchaus nicht bewegen die angeblichen Trümmer herbeizuholen. Mußte doch ſelbſt Dr. Richardſon ſeine Sammlung von Pflanzen und Mineralien, die er an der Polarküſte gemacht hatte, zurücklaſſen, weil er zu matt war ſie zu tragen. Endlich am 24. September nach achttägigem harten Mangel wurden von den Jägern 5 Schmalthiere erlegt und man beſchloß hier einen Raſttag zu machen, um die faſt zum Erlöſchen herabgeſunknen Kräfte durch Speiſe und Ruhe wieder ein wenig zu ſtärken. Als man hierauf am 26. an einen Arm des Kupferminenfluſſes kam, da erkannte die Mannſchaft zu ſpät ihr Unrecht, das ſie durch das Zurücklaſſen der Boote begangen hatte. Back, der noch unter Allen der rüſtigſte war, wurde hier mit etlichen Jägern auf dem längeren Weg um den See herum voraus nach dem Fort Entrepriſe geſendet, in welchem man der Verabredung nach Leute und Lebensmittel zu finden hoffte, um dort Hülfe einzuholen. Zwei andre Jäger hatten die Vorausgeſendeten ein Stück Weges begleitet und von jenen zweien kehrte nur einer zurück, der andre, ein Eskimo mit Namen Junius blieb verloren, ohne daß man jemals etwas Weitres von ſeinem Schickſal erfuhr.

Alle Verſuche auf einem Floß von Weiden über den Fluß zu ſetzen waren mißlungen; Dr. Richardſon, in aufopfernder Liebe für ſeine Gefährten, wollte, nachdem er ſich ein Seil um den Leib gebunden, ſchwimmend über den Strom ſetzen, die große Kälte des Waſſers benahm ihm die Kraft der Beſinnung und der Bewegung, in ohnmächtigem Zuſtand wurde er an ſeinem Seil aus dem Fluß gezogen, in trockne Decken eingehüllt und an ein Feuer gebracht, das man aus Weidengeſträuchen entzündet hatte. Dieſe ſchnelle Erwärmung hatte die Folge, daß der Doctor mehrere Monate lang an der linken Seite ſeines Körpers alles Gefühl verlor. Die Noth ward jetzt immer größer. Back mit dem Eskimojäger Auguſtus kehrte unverrichteter Sache zurück; ſie hatten es verſucht den See zu umgehen, halt aber ſich zu ſchwach gefühlt, um dieſen großen Umweg nach Fort Entrepriſe zurückzulegen. Ein Jäger brachte die Wirbelknochen eines von Raubthieren gefreßnen Rennthieres; das Rückmark, das ſich noch in den Wirbeln fand, war durch faulige Zerſetzung ſo ätzend ſcharf geworden, daß es die Haut der Lippen angriff, dennoch wurde dieſe eckelhafte Speiſe als eine Delikateſſe unter die Mannſchaft getheilt, und von ihr mit Begierde verſchlungen. Ein Verſuch auf einem beſſer ſcheinenden, aus Bündeln von dürren Weidenruthen gefertigten Floße über den Strom zu ſetzen, war abermals mißlungen, man mußte ſich entſchließen, ein kleines Boot zu fertigen. Zu dieſer Arbeit hatten nur noch die Eingebornen aus Canada und aus den nördlichſten Gegenden die nöthigen Kräfte; Franklin fühlte ſich ſo matt, daß er zu einem Wege, den ein geſunder Mann in etwa ¼ Stunde zurücklegt, drei Stunden brauchte, und beim Gehen mehrmalen hinſtürzte, Hood konnte kaum noch aufrecht ſtehen, der ſonſt ſo muntre Back ſchlich an einem Stocke einher, der Doctor fühlte ſich ſeit ſeinem Unfall halb gelähmt. Endlich, am 4. October ſetzte die ganze Mannſchaft über den Fluß. Hierbei konnte jedesmal nur einer im Boote ſitzen, welches ſobald dem erſten die Fahrt gelungen war, am Seil gezogen wurde. Allerdings war dies ein Schritt zur Rettung vor dem Tode des Verhungerns und Erfrierens, aber noch immer ein ſehr unzureichender. Ein Theil der Mannſchaft, unter ihnen der treffliche Hood, erklärte ſich unfähig weiter zu gehen, der Doctor und Hepburn der Matroſe, beide von dem Geiſt einer höheren Liebe beſeelt, welche ſtärker iſt, als die Furcht des Todes, blieben zur Pflege der Verlaſſenen zurück. Back mit einem der Jäger hatte ſich abermals voraus begeben um die Hülfe, von Fort Entrepriſe aus zu beſchleunigen;

in langſam ſchleichendem Gange folgte Franklin, begleitet von 7 Mann der amerikaniſchen Eingebornen. Die vorangehenden Freunde hatten ſich zum Abſchied von den zurückbleibenden Freunden durch gemeinſames Gebet geſtärkt, und hierdurch, wenn auch nicht Kräfte des Leibes, doch freudigen Muth gewonnen. Schon am erſten Tage der Wandrung erklärten zwei von den aus Canada mitgenommenen Begleitern, unter ihnen ein Indianer aus dem Stamme der Irokeſen, mit Namen Michel, daß ſie nicht weiter gehen könnten, und deßhalb zu Dr. Richardſon umkehren wollten. Zwei andre, von Schwindel und Anwandlungen von Ohnmacht ergriffen, folgten am andern Tage dieſem Beiſpiel, aber von all dieſen vieren kam nur der Irokeſe, und zwar in einem verhältnißmäßig ſo kräftigem Zuſtand bei Richardſons Geſellſchaft an, daß man wohl bemerken konnte, ſeine Ausſage, er könne vor Ermattung nicht weiter, ſey bloß eine Erdichtung geweſen. Keiner von den Unglücksgefährten ahnete die Gräuelthaten, durch welche der Irokeſe ſich bei ſolchen Kräften erhalten hatte, und als derſelbe eines Tages einen Haſen und ein Rebhuhn, ein andres Mal ein Stück Fleiſch, angeblich von einem Wolfe, den er todt im Walde gefunden habe, mit ſich brachte, da fühlten Richardſon und der arme kranke Hood ſich kaum vermögend ihre Dankbarkeit genugſam zu erkennen zu geben. Außer dem Voyageur Belanger war auch, einige Tage nachher der edelmüthig freigebige Canadier Perrault verloren gegangen; derſelbe der, wie wir vorhin erwähnten, einſt einen Theil ſeiner Ration an Lebensmitteln ſich vom Munde abgeſpart hatte, um die Offiziere damit zu erquicken. Weder von ihrem noch von dem Schickſal der andren Verlorengegangenen konnte man etwas erfahren. Das Benehmen des Irokeſen wurde indeß immer ſeltſamer und zweideutiger. In ſeinen Mienen, wie in den Worten, die er halbverſtändlich vor ſich hinmurmelte, verrieth ſich eine Wildheit, deren Grund man nicht begreifen konnte. Er gieng immer mit einer Flinte, zwei Piſtolen und einem Dolch bewaffnet einher; vergeblich foderte man ihn, als den Kräftigſten unter der Geſellſchaft, zu einzelnen kleinen Dienſten auf; er ließ ſich nicht bewegen, etwas Holz zur Feuerung zu holen oder eßbare Flechten zu ſammlen, auf Bitten wie auf Befehle antwortete er in trotzigen, ja in drohenden Worten. Hepburn allein, der treue, verſtändige Diener ahnete in ihrem ganzen Umfange die Gefahr, die ihm und ſeinen Leidensgefährten durch Hunger oder durch Mörderhand nahe ſtund. Sie aber alle drei trugen ihr Leben in ihrer Hand, und genoſſen mitten in dem äußren Gefühl ihres Elendes den innren Frieden eines kindlich gläubigen Herzens. Eine edle Dame in England hatte den Reiſenden auf ihre gefahrvollen Wege Bücher von kräftig erbauendem Inhalt, geſchöpft aus der Quelle aller Offenbarungen ſelber, mitgegeben, aus dieſen laſen die drei am Morgen und am Abend ſich vor; Hood, der beſtändig zu Bett liegen mußte, weil das heftige Leibweh, welches der Genuß des noch einzigen übrigen Nahrungsmittels, der Flechten ihm erregte, ihn täglich mehr entkräftete, brachte faſt die ganze Zeit des Wachens mit dem Leſen in Bickerſteths „Tröſtungen der Schrift" zu. Die Freunde alle hatten in dieſer Zeit es lebendiger denn je erfahren, welche Kraft, welcher Troſt, auch in den Zeiten des tiefſten Jammers und des größeſten Elendes in dem kindlichen Glauben des Chriſten liege.

Der Irokeſe, wie ſchon erwähnt, ließ ſich zu keiner Dienſtleiſtung mehr beſtimmen; Hepburn, der treue Diener allein beſorgte die Herbeiſchaffung des Feuerungsmaterials aus dem nahen Walde, und ſuchte mit Dr. Richardſon, wenn anders dieſem ſeine Ermattung es erlaubte, das armſelige Nahrungsmittel der Flechten auf. Auch bei Nacht vermied es der Irokeſe in der Nahe der drei Engländer, (der einzigen noch Lebenden aus der Parthie der Zurückgebliebenen) zu ſchlafen. Eines Tages aber, als Hood auf ſeinem Lager allein war, hörten die beiden Andren einen Schuß fallen; Hepburn ſahe es noch, wie der Irokeſe in dieſem Augenblick in ſehr Verdacht erregender Weiſe in Hoods Nähe war; Richardſon lief hinzu, er fand den Freund in ſeinem Blute, der Schuß war von hinten in den Schädel gegangen, und die Kugel nach vornen ausgedrungen, die Mündung des Gewehres mußte offenbar dem Gemordeten ganz nahe geweſen ſeyn, denn ſeine Nachtmütze war vom Pulver verſengt. Wer konnte die That anders verübt haben, als der Irokeſe, der zwar eine ſonderbare Lüge von einem von ſelber, oder aus unbekannter Urſache losgegangenem Gewehr mit frecher Stirn erzählte, von nun an aber eine immer wilder drohende Stellung annahm, und namentlich es ausſprach, daß er gegen alle Weiße einen tödtlichen Haß trage, weil dieſelben mehrere ſeiner Verwandten getödtet hätten. Richardſon ſahe jetzt nicht mehr zunächſt nur die Gefahr des eignen, er ſahe die des Lebens ſeines treuen Gefährten Hepburn, er hielt ſich zum kräftigen Widerſtand bereit, und in einem Augenblicke, da der Irokeſe, wie aus allen Anzeichen hervorgieng, ſeinen Mordanſchlag, zunächſt an dem verhältnißmäßig noch immer rüſtigeren Hepburn ausführen wollte, ſchoß er ihn nieder. Später erkannte man es nur zu deutlich, daß jener furchtbare Menſch wo nicht alle, doch die meiſten der verloren gegangenen Gefährten gemordet, und von ihrem Fleiſch ſich genährt habe, ſelbſt jenes Fleiſch, das er angeblich von einem todten Wolſe, eines Tages den Offizieren gebracht hatte, war entweder von Verangers oder Perraults Leichnam entnommen geweſen.

Zunächſt war es doch nur die Sorge um den Freund und Landsmann Hood geweſen, welche den liebevoll theilnehmenden Doctor, ſo wie den treuen Hepburn an dieſer Stätte des Jammers zurückgehalten hatte. Hood, bei deſſen Händen man, als der Schuß des Mörders ihn getödet hatte, noch ſein Lieblingsbuch, die oben erwähnten „Tröſtungen der Schrift“ aufgeſchlagen fand, war jetzt dem Leid der Erde und aller Noth entgangen; die beiden Ueberlebenden bedeckten, ſo gut ſie es vermochten, ſeinen Leichnam mit Moos und Steinen, und traten dann, Richardſon von Hepburn geführt und geſtützt, den Weg nach dem Fort Entrepriſe an, den ein Geſunder in acht bis zehn Stunden zurückgelegt hätte, der aber für die beiden kraftloſen Männer deren einzige Nahrung das Leder von den Schuhen des ſeligen Hood war, eine Strecke von ſechs Tagreiſen wurde. An dieſen bereits im vorigen Jahre zum Winteraufenthalt erwählten Ort war Franklin mit ſeinen, ihm noch übrig gebliebenen fünf Gefährten bereits vor 18 Tagen gekommen. Er erwartete dort mit Sicherheit Leute zu ihrem Empfang bereit, und Lebensmittel zu finden. Aber zu ſeinem Schrecken fand er in dem ganz leeren Gebäude nichts als einige Zeilen von Back, der zwei Tage früher als er hieher gekommen war, und welcher dem Capitan meldete, daß er ſich auf den Weg gemacht habe, um Indianer und ihre Hülfe aufzuſuchen. Die Gebeine der im vorigen Jahre verzehrten Thiere, wurden aus der Aſche und vom Dunghaufen aufgeleſen, zerſtampft und gekocht; mit den eßbaren Flechten zuſammen dienten ſolche eckelhafte Gerichte zur nothdürftigſten Hinfriſtung des Lebens. Es kamen jetzt zu den 6, an Hunger langſam dahinſterbenden Männern, noch zwei dem Verhungern nahe, man erkannte in dieſen bleichen Skeleten, und an der dumpf, wie aus Gräbern lautenden Stimme, kaum noch die vormals ſo wohl bekannten Gefährten und Freunde. Sie hatten jetzt wenigſtens den Troſt, einer in Geſellſchaft des andern zu ſterben, und obgleich den zu Skeleten abgemagerten Körpern ſelbſt das Liegen auf dem harten Lager heftige Schmerzen machte, das bloße Umwenden des Körpers aber, noch mehr das Aufſtehen den Meiſten überaus ſchwer, ja faſt unmöglich war, obgleich die Kälte zu etlichen 20° unter dem Gefrierpunkt des Reaumurſchen Thermometers anwuchs, genoſſen dennoch Alle noch eines mehrſtündigen Schlafes, darin ſie all ihrer Noth vergaßen, und von den Erquickungen des Heimathlandes träumten. Endlich da die Noth am höchſten geſtiegen, der gemeinſame Hungertod am nachſten war, 10 Tage nach Richardſon und Hepburns Ankunſt im Fort, am 7. November kam die längſt erſehnte Hülfe. Drei Indianer, mit Lebensmitteln von Back abgeſendet, kamen zu den Sterbenden, welche ſie fütterten und pflegten gleich kleinen Kindern, dann allmälig, von einer Indianerniederlaſſung zur andern, bis zum Fort Chipewyan geleiteten, von wo ſie erſt am 5. Juni, neu bekraftigt die Weiterreiſe zur Küſte und von da zur Heimath antraten. Engliſche Seeleute hatten bei dieſer Gelegenheit gezeigt, nicht bloß wie groß und wie ſtark ihr tapfrer Muth ſei, ſondern worin die ſicherſte Quelle, die feſteſte Grundlage eines ſolchen Muthes liege. Der wackre Hepburn erhielt zum Lohn ſeiner Treue eine gute Anſtellung bei der königlichen Schiffswerfte, Franklin aber, Richardſon und Back, nicht entmuthigt durch ihre ausgeſtandnen Leiden ließen bald nachher ſich bereit finden, den Faden ihrer Entdeckungsreiſen von neuem aufzunehmen, davon wir hier nur noch einige wenige Thatſachen erwähnen wollen.

5) Franklin's und ſeiner Gefährten ſpätre Unternehmungen.

Der Auslauf zu dem neuen Unternehmen geſchah im Jahr 1825 und während, gemäß der Inſtructionen, welche die Admiralität der kleinen Expedition mitgab, Franklin die noch ganz unbekannte Küſtengegend von der Mündung des Mackenzieflußes an, bis zum Eiscap der Behringsſtraße ſeemänniſch durchforſchen ſollte, hatte ein andres Schiff, „der Bloſſom“ unter Capitän Becheys-Leitung die Aufgabe empfangen, um die Südſpitze von Amerika, dann an der Weſtſeite dieſes Continents gegen Norden zu ſteuern, durch die Behringsſtraße und am Eiscap vorüber, ſo weit als möglich in öſtlicher Richtung an der Nordküſte von Amerika vorzudringen, ſo daß vielleicht ein Zuſammentreffen mit Franklin's von Weſten her ſeglenden Fahrzeugen möglich würde. Während auf dieſe Weiſe von zwei Seiten her jener Küſtenſaum des nördlichſten Amerikas, der zwiſchen dem Mackenzieſtrom und dem Eiscap ſich ausdehnt, erforſcht werden ſollte, war Dr. Richardſon beauftragt, die Küſtengegenden ſo wie das Land zwiſchen dem Kupferminen- und dem Mackenziefluß zu unterſuchen.

Die Reiſegeſellſchaft, an deren Spitze die drei Leidensgefährten Franklin, Richardſon und Back ſtunden, hatte zu dem See- und Landweg von England bis zum Fort Chipevyan nur gegen 6 Monate (vom 16. Februar bis 13. Juli 1825) gebraucht, was im Vergleich mit der Dauer der früheren Reiſen dieſer Art als eine ſehr kurze Zeit erſchien. Die Jahreszeit war der Weiterreiſe günſtig; man ſäumte nicht ſie zu benutzen, in der erſten Woche des Auguſt fand ſich die Expeditibn bereits auf dem großen Barenſee. Während Richardſon den letzten Reſt des Sommers dazu benutzte, um an dem Ufer dieſes Sees jene Stelle aufzuſuchen, welche dem Kupferminenfluß am nächſten und zum Ausgangs- wie zum Endpunkt ſeines Unternehmens im nächſten Jahr als der günſtigſte erſchien, während Back den Auftrag hatte ein andres für den nächſten Winter wohlgelegnes Obdach zu errichten und daſſelbe durch die ihm beigegebenen Jäger mit den nöthigen Lebensmitteln, ſo wie mit Feuerungsmaterial zu verſehen, unternahm Franklin, auf dem größeſten Boote eine Probefahrt auf dem Mackenziefluß hinabwärts nach dem Eismeere, um ſich mit dem Felde ſeines künftigen Unternehmens vorläufig bekannt zu machen. Noch vor Ende des Auguſt ward ihm die Genugthuung zu Theil, aus der mächtig breiten Mündung des Stromes und zwiſchen den vielen kleinen dort gelegnen Inſeln hinaus, in das offne Meer zu kommen, was an dieſer Stelle noch keinem Seefahrer, ſelbſt dem trefflichen Mackenzie nicht gelungen war.

Als Franklin aus der Heimath abreiste, da lag ſein geliebtes Weib am Sterben. Sie ſelber, die Sterbende, bat ihn, mit heldenmüthiger Selbſtverläugnung, daß er, wenn anders die Ruhe ihres Gemüthes ihm theuer ſey, ihretwegen auch nicht eine Stunde über den feſtgeſetzten Termin verziehen, ſondern gehen möge, wann und wohin Pflicht und Ehre es ihm geböten. Er riß ſich von dem Sterbebette der theuren Kranken los und bald kam die Botſchaft ihm nach, daß ſie am darauf folgenden Tage verſchieden ſey. Mit eigner Hand hatte ſie eine ſeidene Flagge, mit dem Wappen der Union geſtickt, beim Abſchied gab ſie ihm dieſe mit und ſprach zugleich den Wunſch aus, daß dieſes letzte Erinnerungszeichen an ſie erſt [illegible] aus ſeiner Hülle hervorgenommen und entfaltet werden ſolle, wenn der geliebte Gemahl das Ziel ſeines Unternehmens, das freie Polarmeer erreicht habe. Dieſer Augenblick war jetzt gekommen. Von einem Hügel der Garry Inſel, die ſchon ganz am Saum des Meeres liegt, hatte man eine unbegränzt weite Ausſicht über das hier vom Eiſe freie Polarmeer; weiter aber noch als jene Fernſicht, welche hier dem leiblichen Auge ſich aufthat, war die, in welcher der Geiſt bei den Erinnerungen die das Entfalten der Flagge weckte, ſeinen Flug des Sehnens nahm.

Stürme und das Annahen der Winterfröſte verhinderten für dieſes Jahr das weitre Vordringen nach Weſten; nach einer glücklichen, ſchnell von ſtatten gehenden Rückfahrt lief das Fahrzeug wieder in den großen Bärenſee ein und kam ſchon am 5. September bei der indeß aufs möglichſt Bequeme eingerichteten und mit Vorräthen wohl verſorgten Winterwohnung an, welcher die Begleiter den Namen Fort Franklin gegeben hatten, die er ſelber jedoch als Fort Reliance benannte. Die Jagd der Rennthiere ſo wie des andren größeren Wildprets nahm zwar, mit dem Beginn des Herbſtes an Ertrag bedeutend ab, weil ihre Herden ſich jetzt nach Süden zogen, dagegen war der Fiſchfang noch während des Herbſtes ſo ergiebig, daß man an jedem Tage 300 bis 800 Stück ſogenannter Heringslachſe (Salmo Eperlanus), dazwiſchen auch große Lachsforellen und Karpfen aus dem Netze zog. Namentlich iſt der kleine zarte Heringslachs in jenen nordiſchen Seen ſo häufig, daß man ihn im getrockneten oder geräucherten Zuſtand gleich dem Brod zu einem alltäglichen Nahrungsmittel benutzen kann. Die Kälte erreichte am 1 Januar — 36° R. (— 45° der hunderttheiligen Scale), war aber nicht lange anhaltend; der kürzeſte Tag war hier 2 Stunden

39 Min. lang. Am 6. Mai kündeten die erſten wieder aus Süden zurückkehrenden Züge von Schwanen die Annäherung des Frühlinges an, am 7. kamen die Schneegänſe, am 8. die Enten, am 9. die Möven, am 11. fiel der erſte Regen und am 17. ſtellten ſich ſchon mehrere Arten von Singvögeln ein, am 31. ſahe man den nordamerikaniſchen Ziegenmelker.

Noch war der See zum großen Theil mit dickem Eiſe bedeckt; dieſes brach jedoch, als im Juni die Wärme ſo ſtark zunahm, daß am 23. das Thermometer im Schatten bis über 18° R. ſtieg. Mit dem letzten, ſtromabwärts gehenden Treibeis zugleich traten Franklin und Back die Fahrt nach dem Eismeere an. Sie kamen am 7. Juli zur Mündung des Mackenzieſtromes, wo ſie auf einer Inſel ein großes Lager von Eskimos antrafen. Dieſes, ſonſt harmloſe Volk, gereizt durch den Anblick der vielen, in ihren Augen unſchätzbaren Koſtbarkeiten, die ſie in den Fahrzeugen geſehen hatten, unternahm einen Plünderungsangriff auf die Fremden, gab jedoch, nachdem der Eskimodolmetſcher Auguſtus, der ſich bei Franklins Geſellſchaft befand, ſeine Landsleute über die friedlichen Abſichten dieſer Weißen belehrt und ihr Unrecht ihnen verwieſen hatte, freiwillig die geſtohlenen Gegenſtände zurück. Uebrigens ſind die Eskimos dieſer Gegend, wegen der blutigen Streitigkeiten, in die ſie öfters mit dem Stamme der hundsrippigen Indianer verwickelt werden, kriegeriſcher und waffengeübter als ihre übrigen Landsleute. Franklin bemerkte zugleich, daß je weiter er nach Weſten kam, die Geſichtsbildung der hier wohnenden Eskimos immer mehr der mongoliſchen ſich näherte. Zuweilen glaubte er ſich mitten unter Chineſen oder Tataren verſetzt, die nur durch gedrungneren, kürzeren Körperbau und durch andre Bekleidung von ihren, unter günſtigeren Himmelsſtrichen wohnenden Landsleuten ſich unterſchieden.

Franklin ſetzte die Seereiſe nach Weſten bis zum 149° W. L. von Greenwich fort. Er hatte von der Mündung des Mackenzieſtromes bis zu dieſem Punkte eine Strecke der öden Meeresküſte des nördlichſten Amerikas genau erforſcht und ſeemänniſch aufgenommen, deren Ausdehnung, in gerader Linie 374 engliſche Meilen beträgt; jetzt aber machten die täglich dichter werdenden Nebel und die ſteigende Kälte die Weiterfahrt ſchwierig und zugleich fehlten nur noch wenige Tage bis zum 20. Auguſt, welcher dem Capitän in der von ihm empfangenen Inſtruction aus wohlmeinender Vorſorge als längſter Termin für ſeine diesmalige Seefahrt geſetzt war. Eine felſige Landſpitze zog ſich, man konnte nicht wiſſen wie weit gegen Norden hinaus ins Meer, man mußte ſich entſchließen am 18. Auguſt die Rückfahrt anzutreten. Freilich war dieſes Abbrechen des Unternehmens, gerade an einem Punkte, wo damals das Meer vom Eiſe frei war und der Weiterfahrt nichts Weſentliches im Wege ſtund, um ſo mehr zu bedauern, da wenig Tage nachher, am 22. Auguſt, eine Barke des Bloſſom aus der Behringsſtraße her bis zum Point Barrow vorgedrungen war, eine Stelle die nur 34 geographiſche Meilen von Return Reef ablag, ſo daß Barrows Boote ſie bei ununterbrochener Fortſetzung ihres Laufes gerade noch zur rechten Zeit zu erreichen vermocht hätten. Indeß war doch jetzt, bis auf die geringe Strecke von 34 g. M. der ganze Verlauf der nordamerikaniſchen Küſte, zwiſchen der Mündung des Mackenzie und der Behringsſtraße mit Genauigkeit erforſcht worden, während zu gleicher Zeit auch Dr. Richardſon ſeine Aufgabe: die Unterſuchung der Küſtengegend zwiſchen der Mündung des Mackenzie und des Kupferminenfluſſes glücklich gelöſt hatte. Zu dieſen beiden wichtigen Schritten in der Aufklärung des Dunkels, das bis dahin über dieſen Theil der Länderkunde geherrſcht hatte, kam dann ſpäter noch ein dritter: die Reiſe, welche der treue Begleiter der beiden diesmaligen Hauptführer der Expedition, Lieutenant **Back** im Jahr 1833 auf dem großen Fiſchfluß hinab nach einem weſtlicheren Theil der Nordküſte gemacht hatte, welcher der Inſel Boothia gegenüber liegt. Daß dieſes Boothia nicht, wie Parry es meinte, mit dem Feſtland, als Halbinſel verbunden, ſondern auch an ſeiner Südſeite vom Meere umfloſſen, mithin Inſel ſey, dieß gieng ſchon aus Backs damaligen Beobachtungen in augenſcheinlicher Weiſe hervor und auf dieſe Entdeckung, in Verbindung mit dem was einige andre, nachherige Unterſuchungen geleiſtet haben, gründet ſich vornämlich die Hoffnung, daß noch eine leichter zu erreichende nördliche Durchfahrt aus dem atlantiſchen in das ſtille Meer ſich werde auffinden laſſen als die um den höchſten Norden der amerikaniſchen Inſelwelt, namentlich an Melvilles Eiland vorüber *).

Wir enden dieſen Bericht über Franklins und ſeiner geweſenen Leidensgefährten Forſchungen und Thaten mit der ſchmerzlichen Erinnerung an die Sorgen, in welchen ſich noch, bis zu dieſem Augenblick alle näheren und ferneren Freunde jenes heldenmüthigen Seemannes, ja mit ihnen alle Freunde der Erdkunde und der Wiſſenſchaft überhaupt um den trefflichen John Franklin befinden. Noch einmal, in ſeinem weitvorgerückten Alter hat derſelbe die

---

*) Als eine weitre Ergänzung dieſer Erforſchungen des Verlaufes der nördlichſten Küſte des amerikaniſchen Feſtlandes kamen bald nachher die Entdeckungen des Thomas Simpſon.

Bahn der Forſchungen durch die Region des Eiſes und beſtändigen Winters im Norden der weſtlichen Halbkugel betreten. Es iſt jetzt der dritte Sommer ſeitdem er mit ſeinen wohlausgerüſteten, für zwei Jahre mit Lebensmitteln verſehenen Schiffen die Küſten ſeines Vaterlandes verließ und noch harrt man vergeblich ſeiner Rückkehr entgegen. Doch ſtehet zu hoffen, daß die gute Hand, die ihn und die Seinen ſchon einmal vom Hungertod errettete, auch auf dieſer letzten Fahrt ſeines Lebens über ihn walten und ihn in Frieden zur Heimath geleiten werde.

V.

Die Rettung des Du Pleſſis-Mornay und ſeiner nachmaligen Gemahlin aus den Todesgefahren der Pariſer Bartholomäus-Nacht.

1) Mornays eigne Rettung.

Die nachſtehende Geſchichte iſt aus den ſehr leſenswerthen Denkwürdigkeiten der Frau von Dupleſſis*) entnommen, darin dieſelbe unter andrem in edler Einfalt das beſchreibt, was in den Schreckenstagen der ſogenannten Bluthochzeit ihrem Gemahl und was in derſelben Zeit ihr ſelber widerfahren war, und wie ſie beide, durch eine Wunderhand von oben, gleich ſo manchen ihrer Glaubensgenoſſen, unverſehrt durch die Schreckniſſe des Todes hindurchgeführt und gerettet wurden.

---

*) **Memoires de Madame de Mornay sur la vie de son mari, ecrits par elle même pour l'instruction de son fils.** In dem erſten Bande der **Memoires et Correspondance de Duplessis Mornay, pour servir a l'histoire de la reformation et des guerres civiles et religieuses en France, depuis l'an 1571 jusqu'en 1623. Paris 1824.**

Es iſt dieß ein Moment aus der Geſchichte eines für alle edleren Gefühle empfänglichen und dennoch in der Reizbarkeit dieſer Gefühle ſo oft irre gehenden, mit blutigen Thaten befleckten Volkes, an welchem der Chriſt jeder Confeſſion mit Schauder vorübergeht. Namentlich in unſren Tagen wird keiner, welcher weiß was unſrer Zeit Noth thut und was, dem andringenden Verderben gegenüber, die gemeinſame Aufgabe aller wahren Chriſten der verſchiedenſten äußeren Bekenntniſſe iſt, mit einer andern Stimmung als mit der eines innigen Bedauerns von Blutſchulden reden, denen ſich, in der Blindheit eines religiöſen Fanatismus Chriſten gegen Chriſtus, nicht wie zu Neros und Diocletians Zeiten, Heiden gegen Chriſten zu Schulden kommen ließen. Daß bei dem damaligen Partheienkampf auch politiſche Beweggründe wirkſam waren, wird Keiner, der die Geſchichte kennt, läugnen wollen; die Flamme jedoch, welche das gräuelvolle Feuer der Thaten entzündete, deren Andenken keine falſchberühmte Kunſt der gleißneriſchen Verdrehung des Geſchehenen auslöſchen kann, fällt nur zu ſehr in jedes der Wahrheit empfängliche Auge. Wer waren die Vorbilder des Chriſtenglaubens, die Päpſte von Avignon, in der Hingebung an die eigenwilligen Launen der herrſchſüchtigen Könige von Frankreich? Welche Stirn wäre frech genug den Brudermord des Cain an Abel: die Metzeleien der fanatiſchen Henker an den harmloſen Waldenſern und Albigenſern der früheren Jahrhunderte oder die mehr denn tigerhaften Grauſamkeiten zu entſchuldigen, welche der Parlamentsrath de Oppeda im Jahre 1545 an einem Volke verübte, das Gott den Herrn von Herzen liebte, und der Mehrzahl ſeiner Glaubensgenoſſen nach in den Geboten Gottes wandelte untadelig?

Allerdings hat ſich auch an den Chriſten jenes Bekenntniſſes, zu denen Mornay gehörte, der Spruch als wahr gezeigt: wer das Schwert nimmt, der ſoll durch das Schwert umkommen, wer aber möchte dieſen im Staube zertretnen Würmern die letzte kräftige Regung der natürlichen Menſchlichkeit gegen den gewaltthätigen Fuß verargen, der an ihrer Vernichtung ſeine Luſt fand!

Der Mann, deſſen Rettung aus großen Lebensgefahren wir hier zunächſt beſchreiben wollen, iſt jener nämliche Philippe de Mornay, Seigneur du Pleſſis Marlay, welcher nachmals dem hochbegabten König Heinrich IV. von Frankreich nicht nur als Staatsrath, ſondern noch vielmehr, als ein redlich und wahr zum Beſten rathender Freund zur Seite ſtand. Aus ſeinem früheren wie ſpäteren Leben ließen ſich manche Züge erzählen, die uns in dieſem Mornay einen Zeugen der Wahrheit, welche ewig bleibt, durch That und Wort erkennen und verehren laſſen, wir haben es jedoch hier zunächſt nur mit einem allerdings ſehr bedeutungsvollen, der Dauer in der Zeit nach jedoch kleinem Abſchnitt ſeiner Lebensgeſchichte zu thun.

Welche Ungewitter von Gefahren im Auguſt 1572 ihm und den andren Mitgenoſſen ſeines Glaubens, den nahen Ausbruch drohete, das hatte ihm in vorbereitender Weiſe bereits manche jener Erfahrungen lehren können, die er auf ſeiner Reiſe durch Italien gemacht hatte. In Venedig war er dem Kerker entgangen, weil jene adeligen Herren, welche im Namen der Inquiſition (im J. 1569) ihn verhörten, ſeine Aeußerung, daß ſeine Religion ihm verbiete, gewiſſe ihm vorgelegte Sätze zu unterſchreiben, das Wort „Religion“ ſo deuteten, als bekenne er ſich zu irgend einem geiſtlichen Orden; in Mailand und Cremona, welche damals unter ſpaniſcher Herrſchaft ſtunden, rettete ihn nur die entſchloſſene, ſinnreiche Antwort, die er den Abgeſandten der Inquiſition gab, und dann eine rechtzeitige Flucht vor dem Ketzergericht.

Nach ſeiner Zurückkehr von der Reiſe (1569, in ſeinem 27. Jahre) lebte er zu Paris in friedlich ſtiller Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften und mit ſeiner eignen geiſtigen Ausbildung, und hier befand er ſich noch im Sommer 1572. Seine fromme, zärtliche Mutter hatte ihn vergebens gebeten, ſich aus der Hauptſtadt zu entfernen, und zu ihr aufs Land zu kommen, denn obgleich ſein eignes Herz von bangen Ahnungen erfüllt war, hielt er es dennoch, ſeitdem am 22. Auguſt der hochgeſinnte Admiral von Coligny durch einen Meuchelmörder verwundet worden war, gegen ſeine Ehre ſtreitend, wenn er in ſolchem entſcheidenden Augenblick den Kampfplatz, auf dem es ſich um mehr noch als das Leben handelte, verlaſſen wollte. Der edle Held Coligny war in der furchtbaren Nacht vom 23. zum 24. Auguſt bereits (von der Hand eines Deutſchen: Böhme) ermordet, Tauſende von Proteſtanten waren faſt in derſelben Stunde hingeſchlachtet worden, und Mornay ruhete noch unbeſorgt in ſeinem Bette. Auch ihn hatte das gleiche Loos mit dieſen ſeinen Glaubensgenoſſen getroffen, wenn es ihm ſelber in den letztvorhergegangenen Tagen nach ſeinem Menſchenrath und nicht nach Gottes Rath ergangen; wenn es ihm gelungen wäre eine gleich zum Einziehen bereitſtehende Wohnung in der Nähe des Admirals zu finden, dahin ſich, durch böswilligen Rath der Feinde verleitet, ein großer Theil der vornehmſten, damals in Paris verweilenden Proteſtanten gezogen hatte. Denn dieſe alle waren mit Coligny zugleich, als erſte Opfer der fanatiſchen Mordluſt gefallen, während in die abgelegnere Gaſſe St. Jacques, in welcher Mornay im Gaſthaus zum goldnen Compaß wohnte, noch keine Dolche der Mörder, noch kein Angſt- und Jammergeſchrei der Verwundeten und Sterbenden gedrungen war.

Der Ritter hatte ſchon am Abend ſeinem Bedienten den Befehl ertheilt, gleich in aller Frühe zur Wohnung des Admirals hinzugehen, und dort ſich zu erkundigen, wie der Verwundete geſchlafen habe, und wie es ihm ergehe? Es war am Sonntag früh um 5 Uhr, da kam der Bediente von ſeiner Sendung nach Colignys Wohnung zurück, trat hinein ins Schlafzimmer zu ſeinem Herrn, und berichtete dieſem was in der Nacht vorgegangen ſey, und daß ſtatt der lebenden Bewohner in den ſeinem Herrn bekannteren Häuſern nur ihre Leichname zu finden ſeyen. Mornay erhob ſich ſogleich von ſeinem Lager, warf ſich ſchnell in die Kleider, um, ſo weit dies noch möglich, ſeinen Freunden zu Hülfe zu eilen, da wird ſein Ausgang durch einen Zufall, oder vielmehr durch Schickung Gottes verzögert. Aber ſchon kommen die Mörder in die Nähe ſeiner Wohnung um ihn und mehrere andre ſeiner Glaubensgenoſſen zu ſuchen. Sein Wirth, Herr Poret, bekannte ſich zwar zur römiſchen Kirche, war jedoch ein gewiſſenhafter Mann, der auch an andren chriſtlichen Glaubensgenoſſen nicht zum Verräther werden mochte. Der Ritter gewann ſo eben noch Zeit, ſeine Papiere zu verbrennen, und ſich in einem Schlupfwinkel zu verbergen, wo er ſo lange blieb bis die Späher ſich aus dem Haus entfernt hatten. Die übrigen Stunden des Tages brachte er in ziemlich ruhiger Ergebung in ſeinem Zimmer zu, und während derſelben ſendete er zu einem treu ergebenen Freunde: dem Herrn de Foix, um ſich den Beiſtand deſſelben zum Entkommen aus der Gefahr zu erbitten. Aber dieſer Freund, deſſen Leben in gleicher Gefahr ſtund, hatte ſich nach dem Louvre geflüchtet, wo er ſicherer zu ſeyn hoffte, als in dem eignen Hauſe. Als am

Montag Morgen die Mordgräuel von neuem begannen, kam der Wirth zu Mornay, und bat dieſen, ſich ſchnell aus dem Hauſe zu flüchten, welches er, wenn man ihn darin auffande, nur vergeblich ins Verderben bringen würde, weil man ihm doch hier keinen langeren Schutz gewähren konne. Die Morder waren ſchon ganz in der Nachbarſchaft des goldnen Compaſſes, im Hauſe des Buchhändlers Oder-Petit, den ſie niederſtießen, und ſeinen Leichnam zum Fenſter heraus warfen auf die Straße. Der Ritter legte in Eil ein einfaches, ſchwarzes Gewand an, nahm ſeinen Degen, und wahrend die Mörder noch im Innern des Nachbarhauſes mit ihrem blutigen Werk beſchäftigt waren, entkam er unvermerkt bis in die St. Martingaſſe, und aus dieſer in ein kleines Nebengaßchen, in welchem ein Gerichtsoffiziant Namens Girard wohnte, welcher für das Mornayſche Haus öfters Geſchäfte beſorgt hatte. Der Weg dorthin war ein ſehr weiter, und mehrmalen begegneten dem Ritter auf demſelben Schaaren ſo wie vereinzelte Genoſſen der Morder, ohne daß einer von ihnen den ruhig vorbeiſchreitenden Flüchtling erkannte und anhielt.

Herr Girard ſtand, als ſei er gerufen, gerade vor ſeiner offnen Hausthur, als Mornay dahinkam, empfieng denſelben freundlich, und ließ ihn ſogleich in ſein Haus hinein, was in der That ein ganz beſondres Glück für den Ritter war, denn in demſelben Augenblick gieng der Hauptmann der Schaarwache vorüber der zu Girard hintrat, und ihm einen Auftrag für den nachſten Tag ertheilte.

Mornay ſetzte ſich ſogleich unter die Schreiber ſeines Schützers hin, und arbeitete mit dieſen gleich wie einer ihres Gleichen. Er würde auch hier, in dem Hauſe eines Mannes, der im Dienſte eines öffentlichen Gerichtes ſtund, für längere Zeit eine ſichre Bergungsſtatte gefunden haben, wenn nicht unglücklicher Weiſe ſeine um ihn beſorgten Bedienten, welche von dem ſchnellgefaßten Entſchluß und Rettungsplan ihres Herrn keine Kunde, und überdieß in der Stadt ſich zerſtreut hatten, einer nach dem andern zu Girard gekommen wären, um bei ihm Erkundigung über ihren Herrn einzuziehen, und dieſen mit eignen Augen zu ſehen. Dieſes machte Aufſehen im Hauſe, der Hauptmann des Stadtviertels erhielt davon Kunde, und ließ noch in der Nacht Herrn Girard zu ſich rufen, dem er den Befehl ertheilte, den verdächtigen Mann, welchen er unter ſeinem Dach verbergen halte, in die Hande der Gerichte abzuliefern. Der erſchrockene Wirth eilte nach Hauſe, um ſeinem Schützling und Gaſt gleich am früheſten Morgen es anzurathen, daß er ſich eilig flüchten moge.

Mit Mornay zugleich hatte ſein alter Lehrer, Herr Raminy in Girards Hauſe einen Zufluchtsort gefunden; dieſer, damit nicht einer den andren, wenn ſie beiſammen blieben, nur in größere Gefahr ſetze, entſchloß ſich allein zurück zu bleiben. Vergeblich hatte der Ritter ſeinen Wirth, den Gerichtsoffizianten gebeten, ihm bis vors Thor hinaus das Geleite zu geben; ſchon wollte ſich jener, ohne alle Begleitung auf den Weg machen, da kam einer der Schreiber des Hauſes, und erbot ſich aus freiem, guten Willen ihn aus der Stadt hinaus zu bringen. Dieſer Schreiber war eine Zeitlang Thorwächter an dem St. Martinsthor geweſen, mit den Leuten, die den Wachtpoſten bekleideten, gut bekannt, und hoffte deshalb leicht für ſich und ſeinen Begleiter den Auslaß zu erlangen.

Als ſie ſchon unten auf der Straße waren bemerkte Mornay, daß der Schreiber ſtatt der Schuhe nur ſeine Haus-Pantoffeln anhabe, er bat dieſen deshalb, daß er doch zurückgehen, und Schuhe anlegen moge, da die Pantoffeln das Vorgeben als ob ſie eine Reiſe mit einander vorhatten, gleich von vorn herein ſehr unwahrſcheinlich machen würden, der Andre aber meinte, dies habe nichts zu bedeuten, und der Ritter drang nicht weiter deswegen in ihn.

Zum Unglück für beide, wurde an dieſem Morgen das St. Martinsthor gar nicht geöffnet, ſie mußten deshalb weiter gehen bis zum Thore St. Denis, wo der Schreiber keinen Bekannten hatte. Man fragte ſie aus, über Namen, Stand und über den Ort wohin ſie wollten, und der Schreiber ſagte, daß er Copiſt bei einem Procurator der Stadt, jetzt aber geſonnen ſey eine Ferienreiſe zu ſeinen Verwandten nach Rouen anzutreten. Auch über die Perſon ſeines Begleiters machte er Angaben, mit denen die Thorwache ſich zu befriedigen ſchien, denn man entließ beide ohne ſie weiter aufzuhalten. Einer aber von den Thorhütern hatte die Pantoffeln an den Füßen des Schreibers bemerkt, und hieraus geſchloſſen, daß es mit dem Vorgeben deſſelben, daß er eine weite Reiſe vorhabe, nicht ganz richtig ſtehen möge; er ſprach gegen ſeine Kameraden die Vermuthung aus, daß der Menſch in Hauspantoffeln ein Katholik ſey, der einem Hugenotten zur Stadt hinaus helfen wolle. Dieſe Vermuthung leuchtete alsbald auch den Andern ein, und man ſendete den beiden Flüchtlingen vier Musketiere nach, die ſie ſchon bei La Villette, zwiſchen Paris und St. Denis einholten und gefangen nahmen. Augenblicklich entſtand jetzt ein Zuſammenlauf der Kärner, der Steinhauer in den Gypsbrüchen und der Straßenarbeiter aus der Vorſtadt und ihrer Nachbarſchaft; man wollte den Hugenotten, denn dafür erkannte man den Ritter, ohne allen Verzug umbringen. Gott ſchützte dieſen, daß keiner der gefährlichen Steinwürfe ihn traf; er verſuchte es die wilde Menge mit einigen Worten, die er ſprach, zu beſanftigen, ſie aber ergriff ihn, und ſchleppte ihn nach dem Fluße hin. Jetzt wollte der Schreiber in begütigender Weiſe ſich ins Mittel ſchlagen; dieſer ſchwur einmal über das andre, daß ſein Begleiter kein Hugenott ſey, war aber dabei ſo außer Faſſung gerathen, daß er den Ritter bald Herrn de Buhy, bald Dupleſſis nannte, und ganz vergaß, in welchem Widerſpruch ſeine verſchiednen Angaben unter einander ſelber ſtanden, indem er kurz vorher, als man ſie beide arretirte, ausgeſagt hatte, ſie ſeyen Schreiber bei einem Advocaten, und ihre Wohnung, dahin ſie wollten, lage ganz nahe vor der Hauptſtadt. Gott hatte die Ohren der wüthenden Schaaren verſchloſſen; ſie bemerkten die allerdings verdächtig lautenden Widerſprüche nicht, ſchienen den allgemein bekannten Namen des Ritters, der ſeinem Begleiter aus Unbedachtſamkeit entſchlüpft war, gar nicht zu kennen. Mornay kam jetzt auch wieder zum Wort, er rief ſeinen Feinden zu, daß er ſie für viel zu ehrenwerth halte, als daß ſie einen Menſchen, den ſie vielleicht für eine ganz andre Perſon hielten, umbringen würden, er habe gute Bekannte in Paris, man ſolle ihn nur in ein Haus der Vorſtadt hinführen, ihn daſelbſt bewachen, und während deſſen, um Erkundigung einzuziehen, etliche Leute hineinſenden in die Stadt, an die Orte und Perſonen, welche er ihnen nennen würde. Einige unter dem Haufen, welche vernünftiger dachten, als die Andren, giengen auf dieſen Vorſchlag ein, und brachten ihn in ein Wirthshaus der Vorſtadt, wo er ſogleich für ſich und ſeinen Begleiter ein Frühſtück bringen ließ. Wahrend er dieſes in ziemlich ruhiger Gemüthsſtimmung genoß, hörte er von dem Volk, das ſich neben ihm eingedrängt hatte, allerhand drohende Aeußerungen und Anſchlage auf ſein Leben. Der gelindeſt lautende unter dieſen war der, daß man ihn zwar nicht niedermetzeln, wohl aber im Fluß erſäufen wolle. Einige Male kam ihm der Gedanke ein aus dem Fenſter hinabzuſpringen, doch bald fiel ihm ein beßres Mittel ein, ſich aus den Händen dieſer Mörder zu retten. Er foderte ſie auf, ſeinetwegen bei den Häuptern ihrer Parthei, den Herrn von Rambouillet, und ſelbſt bei dem Bruder deſſelben, dem Cardinal, Erkundigungen einzuziehen, denn er wußte wohl, daß keiner von dieſen Leuten bei jenen hochgeſtellten Männern Zutritt finden würde. Sie wieſen dieſen Antrag zwar von ſich, doch betrieben ſie das Geſchäft ihn auszuforſchen und zu befragen, mit etwas mehr Mäßigung und Schonung. So eben fuhr der Poſtwagen von Rouen vorbei, das Volk hielt dieſen auf, und da Mornay, oder eigentlich ſein Begleiter, der Schreiber geſagt hatte, ſie ſeyen aus Rouen, fragten ſie die im Wagen ſitzenden zum Theil aus dieſer Stadt gebürtigen Leute darüber aus, ob jemand unter ihnen hier dieſen von ihnen gefangenen Mann kenne? Keiner von Allen kannte denſelben, und da er hierdurch als Lügner erſchien, ſprachen ſie abermals und ernſtlicher als vorher den Vorſatz aus, ihn zu erſaufen. Er hatte ihnen geſagt, daß er das Geſchaft eines Schreibers (Clerc) betrieben habe, und da unter dieſem Namen von dem Volk überhaupt ein Studirter, halb Geiſtlicher (Clericus) verſtanden wird, brachten ſie ein lateiniſches Breviarium herbei, um an dieſem ſeine Gelehrſamkeit zu erproben. Da ſie aber ſahen, daß er der lateiniſchen Sprache ſehr machtig und nach ihrem Urtheil wirklich ſehr gelehrt ſey, gereichte ihm dieſes keineswegs zu einem Vortheil, ſondern ſie ſagten, dieſer Menſch iſt fahig genug, die ganze Stadt Rouen mit dem Gift ſeiner Ketzereien anzuſtecken, man muß ihn deshalb in jedem Fall aus dem Wege raumen. Da gieng dem Ritter ſeine Geduld aus, und ſein ritterliches Selbſtgefühl empörte ſich gegen die unſinnige Handlungsweiſe dieſes mordluſtigen Geſindels. Er erklärte ihnen rund heraus, daß er jetzt auf alle ihre Fragen und Beſchuldigungen auch nicht ein Wort mehr erwiedern werde, denn wenn ſie gefunden hätten, daß er kein Latein verſtünde, dann würden ſie ihm übel mitgeſpielt haben, und da ſich im Gegentheil gezeigt habe, daß er etwas wiſſe, deuteten ſie es ihm noch ſchlimmer aus. Er ſähe aus dieſem Benehmen, daß ſie Leute ohne Vernunft ſeyen, welche, ohne auf Gründe zu achten, alles thäten, was ihnen gut dünkte.

Während dieſer Stunden einer allerdings ſchweren Prüfung hatten ſich zwei aus der Mitte des Volkshaufens mit einem Billet an den vorhin erwähnten Herrn Gerichtsoffizianten Girard nach der Stadt hinein auf den Weg gemacht. Herr Dupleſſis hatte ihnen dieſes Billet mit der genauen Addreſſe des Mannes gegeben, und es ſtunden darin nur die Worte: „Mein Herr! die Leute am Thore und in der Vorſtadt St. Denis haben mich angehalten und wollen mich nicht weiter laſſen, weil ſie mir nicht glauben wollen, daß ich Philipp Mornay ſey, der bei Ihnen Schreiberdienſte verſehen, und von Ihnen Erlaubniß erhalten hat, während der Ferien eine Reiſe zu ſeinen Verwandten nach Rouen zu machen. Ich bitte Sie mir ein Zeugniß hierüber auszuſtellen, damit man mich meines Weges gehen laſſe.“

Die beiden Boten fanden den Herrn Girard ſo eben im Begriff nach dem königlichen Palais zu gehen. Der Mann hatte einen vornehmen Anſtand, war ſehr gut gekleidet, er ſahe ihnen aus wie einer deſſen Zeugniß wohl eine Bedeutung haben könne. Als er das Billet geleſen hatte, ſchalt er ſie hart wegen ihres rohen Benehmens und ſchrieb dann auf die Außenſeite des Briefes, daß Herr

Philipp Mornay weder ein Rebelle noch ein Uebertreter der Geſetze ſey (das Wort Hugenot vermied er weislich) und bekraftigte dieſes Zeugniß durch eigenhändige Unterſchrift ſeines Namens.

Beinahe hätte ein kleiner Knabe, der mit in demſelben Hauſe wohnte, alle gute Wirkung dieſes Zeugniſſes zu nichte gemacht, indem er zu den Leuten aus der Vorſtadt ſagte, daß Mornay nur einen einzigen Tag: den Montag hier bei ihnen geweſen ſey. Aber es war die erbarmende Vorſehung Gottes, welche über alles Hoffen und Verſtehen alle weitre drohende Gefahren in Gnaden abwendete und dem hart Geängſteten einen Ausweg eröffnete, da wo vor menſchlichen Augen keiner zu ſehen war. Das Ausſchelten und der Tadel eines ſo wichtigen Mannes als in ihren Augen Herr Girard war, hatte auf die beiden Abgeſandten des wüthenden Volkshaufens eine kraftigere Wirkung gehabt als alle vernünftigen und begütigenden Worte des Mornay. Sie kamen zu ihren Leuten zurück und der Reſpect, mit welchem ſie von dem Herrn ſprachen der da die Worte des Zeugniſſes für den Gefangnen auf die Außenſeite des Briefes geſchrieben habe theilte ſich auch den Andren mit, ſie nahmen auf einmal ein ganz andres Betragen gegen ihren Gefangenen an, erklarten ihn außer Schuld; der Haufe der ſeit etlichen Stunden auf das unterhaltende Schauſpiel einer Execution gewartet hatte, zerſtreute ſich, die welche ſich zu Richtern und Vollſtreckern des Volksurtheiles über Mornay aufgeworfen hatten, führten ihn wieder zu demſelben Ort hin an dem ſie ihn gefangen genommen, und ließen ihn von da aus ungehindert ſeines Weges gehen.

Es war des Vormittags 9 Uhr als Dupleſſis den Händen der Barbaren entkam. Mit freudigem Gemüthe, mit Gedanken des Lobes und Dankes gegen Gott in ſeinem Herzen und auf ſeiner Zunge eilte er zu Fuß über St. Denys und l'Isle Adam nach Chantilly, wo er den Herrn de Montmorency traf, welcher ſich zwar durch Menſchenfurcht ſeit den letzten blutigen Ereigniſſen ſehr von ſeinem früheren Sinn hatte herabſtimmen laſſen, dennoch aber dem edlen Flüchtling ein kleines Pferd zu ſeiner Weiterreiſe gab. Dieſer verweilte ſich nicht länger als nothig war bei dem Manne, der früher ſeinen wortlichen Verſicherungen nach ſo überaus kühn und muthig, ſowie warm gegen ſeine Freunde geweſen, jetzt ſo entmuthigt und kalt war; er machte ſich auf den Weg nach Buhy, ſeinem elternlichen Wohnſitz. Sehr ermudet und ganz bis auf die Haut durchnäßt, kam er am Donnerstag Abend in Jury de Temple an. Ihn hatte daſſelbe Gewitter mit Sturm und ſtrömenden Platzregen getroffen, während deſſen viele ſeiner Glaubensgenoſſen aus der Hauptſtadt und hierdurch aus der ſichren Todesgefahr ſich retteten. Es waren mehrere Gäſte in dem Wirthshaus, welche beim Abendeſſen ſcheinbar im Scherz, dabei aber in der ſchlimmen Abſicht den ihnen verdachtigen Fremden in die Gefahr zu ſetzen ſich zu verrathen, die Vermuthung ausſprachen, daß ein Hugenot bei ihnen ſey, der allerdings gute Urſache habe ſich zu fürchten. Mornay blieb bei dieſem Geſprach ganz ruhig; weder in ſeinen Mienen noch Geberden noch Worten verrieth ſich eine Spur von Furcht, denn er hatte keine in ſeinem Herzen; die feindſeligen Spotter, ohne einen Verdacht zu ſchöpfen, nahmen gute Nacht und begaben ſich auf ihre Zimmer.

Die Todesgefahren für die Proteſtanten beſchränkten ſich übrigens damals, als Mornay auf dieſem Wege war, nicht mehr auf die Hauptſtadt allein, ſondern ſie hatten ſich über alle Theile des Landes verbreitet; die Chriſten der römiſchen Confeſſion waren zum großen Theil von der fanatiſchen Wuth der Pariſer angeſteckt und ſelbſt durch die unmittelbaren, königlichen Befehle dazu ermächtigt, alle Chriſten der andern Confeſſion, ohne Unterſchied des Alters und Geſchlechtes zu ermorden. So fielen in den nächſten Tagen nach der Bartholomäusnacht zu Orleans 3000, in Lyon 900, in Rouen 500, in Bordeaux, Toulouſe und Meaux gegen 700, überhaupt in allen Gegenden des Reiches, in den Stadten und auf dem Lande über 30000. Und dieſe Zahl würde noch viel größer geweſen ſeyn, wenn nicht viele der frömmern und einſichtsvolleren römiſch-katholiſchen Chriſten ſelber zu der Rettung ihrer mörderiſch verfolgten Mitchriſten die Hand geboten, oder, wenn ſie die Macht dazu beſaßen, der Ausführung des königlichen Blutbefehles ſich ſtandhaft wiederſetzt hätten. Dieſes thaten namentlich der Graf von Tende, ein Stadthauptmann in der Provence, der das Schreiben, welches den furchtbaren Auftrag enthielt, nachdem er es geleſen, in Stücken zerriß, und der Vicomte d'Orthe, Gouverneur von Bayonne, der auf das königliche Schreiben die Antwort ertheilte, daß er unter den Einwohnern der Stadt, als er den Befehl ihnen mitgetheilt, zwar durchgangig gute Bürger und muthige Soldaten, keinen aber gefunden habe, welche zum Geſchäft eines Henkers und Morders ſich hergeben wolle. Uebrigens ſtarben dieſe beiden edlen Männer bald nachher eines ſo ſchnellen Todes, daß der Verdacht ſehr nahe lag, daß ſie an beigebrachtem Gift geendet haben.

Auch Mornay entgieng den Todesgefahren, welche ihm faſt überall auf ſeinem Wege begegneten, nur durch ein Wunder der göttlichen Erbarmung. Er war ſchon ganz nahe an Buhy, ſeinem väterlichen Erbgut, da begegnete ihm eine alte, treue, vormalige Dienerin ſeiner Mutter, in Begleitung eines Bauern. Dieſe warnten ihn gerade noch im rechten Augenblick vor einer bewaffneten Bande von Mördern, welche unter der Anführung eines gewiſſen de Montaſie die Gegend durchſtreifte und bereits mehrere Edelleute der Nachbarſchaft gefangen genommen hatte. Auch die alte Dame und ihr Begleiter waren von der Bande angehalten, bald aber wieder entlaſſen worden. Mornay machte von dieſer Warnung den beſtmöglichen Gebrauch und entkam, einen Seitenweg einſchlagend, ſeinen Verfolgern glücklich.

Das Schloß ſeiner Väter zu Buhy fand er verlaſſen; ſeine Familie hatte ſich zerſtreut und die Mutter in das Haus eines wenig bemittelten Edelmannes in der Nachbarſchaft ſich zurückgezogen. Ein alter Diener ſeiner Eltern, der in einem Weiler bei Buhy wohnte, theilte ihm dieſe Nachricht mit und der zärtliche Sohn eilte ſogleich zu der frommen Mutter hin, deren Erziehung und geiſtigen Pflege er ſein ganzes innres, beſſeres Leben verdankte. Beide tröſteten und ſtärkten ſich gegenſeitig im Gottvertrauen und Glauben und Philipp theilte der Mutter ſeinen Entſchluß mit, das Königreich ganz zu verlaſſen. Er brachte dieſelbe vor allen an einen bequemeren und ſicheren Bergungsort, zu dem Herrn von Villerceaux, einem treuergebenen Freunde. Nach einigen Tagen kam der Schwiegerſohn dieſes Herrn zu ihnen hin und erbot ſich, dem Mornay einen Paß von dem Herzog von Guiſe zu verſchaffen, mit welchem er gehen könne, wohin er wolle. Mornay jedoch wies dieſes Anerbieten von ſich, weil es gegen ſein Gewiſſen ſey, von der Hand eines ſolchen Mannes das Mittel zur Rettung ſeines Lebens ſich zu verſchaffen, welches er ganz in ſeines Gottes Hand geſtellt habe, der ihm wohl noch einen

Ausweg aus Frankreich eröffnen werde, wie er ja ſchon bisher ſeiner ſich erbarmt und aus den Händen der Mörder ihn wunderbar errettet habe. Drei Tage nachher gelang es ihm auch wirklich bei Dieppe auf ein Fahrzeug zu entkommen, das nach England ſteuerte. Auch jetzt noch ſollte ſein Glaubensmuth geprüft und zugleich geſtärkt werden, denn während der Seefahrt brach ein furchtbarer Sturm aus, welcher das Schiff in den Wellen zu verſenken, oder daſſelbe wieder zurück an die gefahrvolle, allenthalben von Feinden beſetzte Küſte, nach Calais zu ſchleudern drohete. Während dieſes Sturmes hörte er zu ſeinem Troſt, wie mehrere Frauen und Kinder, welche mit ihm in demſelben Fahrzeug und aus demſelben Grunde ſich nach England flüchteten, zu Gott um Hülfe und Rettung ſchrieen. Und dieſes Geſchrei wurde erhört; der Sturm legte ſich; ſie kamen alle wohlbehalten an die engliſche Küſte, wo man die verfolgten Glaubensgenoſſen mit brüderlicher Liebe aufnahm und behandelte. Es war dies am neunten Tage nach dem Blutbade der Bartholomäusnacht.

Bemerkenswerth erſcheint noch am Schluſſe dieſer Rettungsgeſchichte, das was die Erzählerin derſelben, Madame Mornay-Dupleſſis über die vorherrſchende Stimmung ihres Gemahles bei all dieſen Ereigniſſen berichtet. Derſelbe erzählte ihr ſpäter oft, daß er von dem Augenblick an, wo er von dem Beginn des Gemetzels hörte, in ſeinem Gebet zu Gott die beſtimmte Verſicherung erhalten habe, daß er dieſen Todesgefahren unverſehrt entgehen werde. Dagegen fühlte ſich ſein Hofmeiſter, Herr von Raminy, welcher auch, ſo wie er zu Girard ſich geflüchtet hatte, gleich beim Anfang der blutigen Verfolgungen überzeugt, daß er als Opfer derſelben fallen werde und wirklich wurde dieſer auch, als er am 27. Auguſt durch die Pforte St. Honoré aus der Stadt ſich flüchten und ſeinem Freunde nacheilen wollte, von den Feinden ergriffen und niedergehauen.

2) Die Rettung der Frau von Mornay du Pleſſis.

Die treffliche Verfaſſerin des vor uns liegenden, obengenannten Werkes, welchem wir die vorhergehende ſo wie die nachſtehende Erzählung entnehmen: die nachmalige Gemahlin des hochſinnigen Mornay befand ſich während der Zeit der Bartholomäusnacht und der auf ſie folgenden furchtbaren Tage ebenfalls in der blutbefleckten Hauptſtadt von Frankreich. Die Weiſe, in welcher ſie den Mörderhänden entkam, iſt nicht minder merkwürdig, als jene, in welcher Dupleſſis gerettet wurde, und auffallender ſogar als bei dieſem hat ſich an ihr, dem ſchwachen hülfloſen Gefäß Seiner Gnade die Hand Deſſen erwieſen, welcher den Unmündigen und Schutzloſen, den Wittwen und Waiſen am kräftigſten zur Seite ſtehet.

Frau von Mornay war die älteſte Tochter des geweſenen Präſidenten des oberſten Rechnungshofes zu Paris: des Herrn de la Borde, eines Mannes, welcher zu ſeiner Zeit um des Glaubens willen viel erlitten und Treue bis an ſein Ende erwieſen hatte. In einem noch ſehr jugendlichen Alter von 17½ Jahren hatte ſie ſich mit de Retz, dem Herrn von Feuqueres, vermählt. An Alter war allerdings dieſer Gemahl ihr ungleich, deſto gleicher aber an Gemüth und Geſinnung ihr und ihrem verehrungswerthen Vater, dem Präſidenten de la Borde, denn er war ein Bekenner des Glaubens, der in dieſen beiden lebte, durch Wort und That. Die eheliche Verbindung mit dieſem trefflichen Manne war nur von ſehr kurzer Dauer, denn zwei Jahre nach ſeiner Vermählung wurde er durch den Hufſchlag eines

Pferdes ſo ſchwer verletzt, daß er kurze Zeit hernach ſtarb. Seine junge Gemahlin war hierdurch Wittwe geworden, und bald hernach ward ſie auch vaterloſe Waiſe, denn der edle Präſident de la Borde ſtarb nur wenig Monate nach ſeinem Schwiegerſohne. Sie ſelber aber, die jugendliche Wittwe, war die Mutter eines verwaisten Kindes, einer kleinen Tochter, welche die Bedeutung der mütterlichen Thränen um zwei theure Verſtorbene noch nicht begriff.

Nach dem Tod ihres Vaters und Gemahles, im J. 1569, war ſie zu ihrer Mutter nach Paris gekommen, um mit dieſer die Familienangelegenheiten zu ordnen und im Umgang mit ihren nächſten Verwandten einen äußeren Troſt zu ſuchen. Uebrigens hatte ſie um jene Zeit, wo die blutigen Verfolgungen ihrer Glaubensgenoſſen dem Ausbruch nahe waren, ſchon alle Vorbereitungen zu einer nahen Abreiſe aus der Hauptſtadt getroffen, da ſie die Abſicht hatte, den nächſten Winter bei ihrer Schweſter, der Frau von Vauculas zuzubringen. Dieſe Abreiſe war auf den Montag nach dem Bartholomäustage feſtgeſetzt.

Am Sonntag vorher, am Morgen nach der grauſenvollen Bartholomäusnacht, lag ſie noch zu Bett, als ein Dienſtmädchen, das im Innern der Stadt geweſen war, zu ihr kam und ihr ſagte, daß Alles in Aufruhr ſey. Sie warf ſich ſchnell in ihre Kleider, trat ans Fenſter und bemerkte nun ſelber, daß in der St. Antoniſtraße, darin ihre Wohnung lag, Menſchenhaufen ſich ſammleten und durch einander rannten. Sie ſendete eilig in die Wohnung ihrer Mutter; dieſe konnte nicht kommen, ſie war zu ſehr mit der Verbergung und Rettung ihrer Söhne beſchäftigt, welche, ſo wie die Schweſter und der Vater, zu den Glaubensgenoſſen der blutig Verfolgten gehörten, während die Mutter ſelber in der römiſch-katholiſchen Kirche geblieben war.

Da ließ ihr mütterlicher Oheim, der Biſchof von Senlis, ihr ſagen, ſie ſolle eiligſt ihre Koſtbarkeiten zuſammenraffen oder verbergen, er werde bald zu ihr ſenden und ſie abholen laſſen. Während jedoch der Biſchof noch mit den Vorbereitungen zur Ausführung des Rettungsplanes beſchäftigt war, kam ihm die Nachricht, daß ſein eigner Bruder, welcher ebenfalls, wie de la Borde und de Retz ein treuer Bekenner des verfolgten Glaubens war, auf der Straße niedergehauen worden ſey. Hierüber vergaß er die Rettung ſeiner Nichte und dieſe mußte ſelbſt für ihre Sicherheit ſorgen. Sie gab dann das, was ihr das Theuerſte war unter allen ihren Gütern, ihr kleines, dreijähriges Töchterchen einer Dienſtmagd auf ihre Arme, damit ſie das Kind, in das Haus eines treu ergebenen Freundes und Verwandten, des H. de Perreuze, bringen möge. Dieſer Herr ließ die Magd zu einer Hinterthür in ſein Haus herein, nahm ihr das Kind ab, und ſendete ſie ſogleich wieder an ihre Frau zurück, um dieſer zu ſagen, daß wenn ſie zu ihm kommen möge, ſie ihm ſehr willkommen ſeyn werde. Die junge Dame nahm das freundliche Anerbieten ſehr gerne an, und eilt[illegible]ahin wohin ihr Mutterherz ſie zog.

Herr de Perreuze hatte in jenem Augenblick nur noch ſehr wenig von dem erfahren, was in der vorhergehenden Nacht geſchehen war. Er ſendete jetzt einen ſeiner Leute nach dem Louvre hin, und dieſer berichtete bei ſeiner Zurückkehr, daß der Admiral und eine große Zahl aus dem hohen Adel ermordert ſeyen; die ganze Stadt ſey in Aufruhr. Es war dies des Morgens um 8 Uhr. Gleich hernach kam ein Bote an Madame de Retz von ihrer Mutter. Dieſe ließ ihr ſagen, daß als ſie kaum fortgeweſen, die Leute des Herzog von Guiſe in ihre Wohnung gekommen ſeyen, und alle Winkel nach ihr durchſucht hatten. Da ihr Suchen vergeblich war, ſendeten ſie zu Frau de la Borde, ihrer Mutter und trugen dieſer auf der Tochter ſagen zu laſſen, daß, wenn ſie ihnen hundert Kronenthaler brächte, ſie nicht nur ihr Leben, ſondern auch die Geräthſchaften ihrer Wohnung verſchonen wollten. Frau de Retz bedachte ſich ein wenig, vermuthete aber ſogleich, daß dieſes Anerbieten nur ein Fallſtrick ſeyn mochte um ſie zu fangen. Sie ließ deshalb ihrer Mutter zurückſagen, ſie ſolle nur ſprechen, der Aufenthalt ihrer Tochter ſey ihr ganz unbekannt, ſie ſelber aber wolle die verlangte Summe für ſie entrichten. Als die Mörder ſahen, daß ihre Liſt ihnen nicht gelingen wolle, begaben ſie ſich ſogleich an das Geſchäft des Plünderns und raubten die ganze Wohnung der Madame de Retz aus.

Herr de Perreuze und ſeine Gemahlin waren als ſo gute Leute bekannt und hatten, obgleich ſie ſelber nicht dieſes Glaubens waren, ſo zahlreiche Freunde unter der Parthei der Verfolgten, daß ſich viele von dieſen, mit ihrer ganzen Familie zu ihnen flüchteten. Zuletzt ſtieg die Zahl der in ihrem Haus Verſteckten auf vierzig. Herr Perreuze ſahe ſich deshalb, bei immer zunehmender Gefahr genöthigt, einen Theil dieſer Flüchtlinge in andren Gegenden der Stadt, in verſchiednen Miethswohnungen unterzubringen und er mit ſeiner Gemahlin ſtanden den ganzen Tag an ihrer Hausthür, damit ſie, wenn die Herzoge von Guiſe, von Nevers und andre hohe Herrſchaften derſelben Parthei vorbeigiengen einige höfliche Worte mit dieſen ſprechen und durch ihr perſönliches Anſehen auch das Eindringen jener Führer der Volkshaufen in ihr Haus verhindern konnten, welche überall in der Nachbarſchaft in den Wohnungen der verfolgten Glaubensgenoſſen mordeten und raubten. Aber bei aller guter Miene, welche Herr de Perreuze machte, konnte er dennoch den Verdacht von ſeinem Hauſe nicht ganz ablenken, es wurde ihm geſagt, daß man daſſelbe am Dienſtag Nachmittag genau durchſuchen werde. Zum Glück waren ſchon die meiſten jener Freunde, welche der Schlag getroffen haben würde, außer dem Haus an andren Orten untergebracht, nur Frau von Retz mit ihrem Kind und einigen Dienſtboten, ſo wie eine gewiſſe Frau von Chanfreu mit einigen ihrer Leute waren noch in demſelben zurückgeblieben. Der treubeſorgte Hausherr ſuchte dieſe ſeine Schützlinge ſo gut als möglich zu verbergen; Frau von Retz mit einer ihrer Dienerinnen verkroch ſich in einem Nebengebäude des Hauſes oben auf dem Oberboden hinter einem Kreuzgewölbe des Dachgiebels, und auch die andern wurden in verſchiedener Weiſe verſteckt oder verkleidet. Als die Frau von Retz oben unter dem Dachgiebel lag, hörte ſie von unten herauf das furchtbare Jammergeſchrei der Männer, Frauen und Kinder, welche man auf den Straſſen ermordete; ſie hatte ihr Kind müſſen unten im Hauſe laſſen, der Gedanke an dieſes erfüllte ſie mit ſolchen Sorgen und Schmerzen, daß, wenn die Furcht vor Gott ſie nicht zurückgehalten hatte, ſie ſich hinabgeſtürzt haben würde auf das Steinpflaſter, nur um nicht lebend in die Hand der grauſamen Mörder zu fallen, oder ihr Kind unter ihren Händen ſterben zu ſehen, was ihr ſchrecklicher dünkte als der eigne Tod. Aber eines der Dienſtmadchen unten im Hauſe hatte es gewagt, hatte das Kind auf ſeine Arme genommen, und daſſelbe mitten durch die wüthenden Schaaren zu der alten Frau Guillard d'Eſprunes, der mütterlichen Großmutter der Frau von Retz hingetragen, wo es unter der zärtlichen Pflege dieſer ſeiner Urgroßmutter in guter Sicherheit blieb.

An eben jenem Dienſtag Nachmittag, während deſſen

Frau von Retz in ihrem Winkel verſteckt lag, wurde ganz nahe bei dem Hauſe des Herrn de Perreuze in der alten Tempelſtraße der edle Präſident de la Place niedergehauen. Der Anblick dieſer Ermordung ſeines Freundes ſo wie die Gefahren, die ſeinem eignen Hauſe gedroht hatten und für diesmal noch glücklich vorübergegangen waren, bewogen den Herrn de Perreuze ſeiner Schützlingin den Rath zu ertheilen, ſich an einen ſichreren Bergungsort zu flüchten. In das Haus ihrer Mutter durfte ſie ſich nicht wagen, denn die Feinde hatten eine Wache dort hineingelegt, welche auf Alle, welche aus- und eingiengen, ſo wie auf das, was im Hauſe geſchahe, genau achten mußte. Da ließ ihr die Mutter ſagen, ſie ſolle ſich zu einem Hauptmann der Bürgerwehr flüchten, der eine geweſene Kammerfrau von ihr zur Ehe hatte, und welchem ſie, ſammt ſeiner Frau ſehr viel Gutes erwieſen. Aber in jener Zeit der fanatiſchen Erbitterung galt keine Pflicht der Dankbarkeit etwas, Frau von Retz durfte, um ſich nicht der Gefahr auszuſetzen verrathen zu werden, länger nicht als eine Nacht in dieſem Hauſe bleiben, hatte aber das Glück ihre Mutter daſelbſt zu ſehen und zu ſprechen, welche vor Angſt und Sorgen mehr todt als lebendig war, und von ihrer ungleich muthigeren und freudigeren Tochter des Troſtes bedurfte.

Am Mittwoch Mittag machte ſich Frau von Retz aus dem zweideutigen Hauſe fort, worin man ſie wegen ihres Glaubens ſehr ſchel angeſehen hatte. Auf den abermaligen Rath ihrer Mutter flüchtete ſie ſich zu der befreundeten Familie des Präſidenten Tambonneau, in deſſen Studirzimmer ſie bis zu Donnerstag Nacht verborgen blieb. Sie hatte den ihr unbekannten Weg zur Wohnung des Präſidenten ganz allein, unter der Leitung eines kleinen Knaben, den ſie auf der Gaſſe traf, gemacht, ohne von einem der Feinde erkannt und angehalten zu werden. Aber auch an dieſem Zufluchtsort durfte ſie nicht lange bleiben; man hielt um dieſe Zeit ſtrenge Nachforſchung nach zwei Perſonen, von denen man vermuthete, daß ſie in der Wohnung des Herrn von Tambonneau verſteckt ſeyen und dieſer erhielt noch zur guten Zeit Kunde von der nahe bevorſtehenden Hausſuchung, um die Frau von Retz in Sicherheit zu bringen. Auf Empfehlung des Präſidenten und ſeiner Gemahlin wurde dieſelbe von einem Kornhandler, der ihrer Familie ſehr treu und dankbar verbunden war, in ſeine Wohnung aufgenommen, wo ſie ſich fünf Tage lang in einem kleinen Oberſtübchen verborgen hielt, dahin ihr die edlen Tambonneau's in ganz verſtohlener Weiſe Speiſe und Trank zuführten, ſo wie andre Dienſte ihr leiſteten. So ſehr ihr Herz auf der einen Seite durch die Beweiſe von Großmuth und Güte, welche dieſe weitlaufigeren Verwandten ihr täglich gaben, erfreut wurde, ſo ſehr hatte daſſelbe um dieſe Zeit von einer andren Seite zu leiden, von welcher ſie ſonſt nichts Anders als Gutes zu genießen gewohnt war. Ihre eigne Mutter, von der wir bereits erwähnt haben, daß ſie eben ſo wie der Oheim (der Biſchof) und die Großmutter zur römiſch-katholiſchen Kirche ſich bekannte, hatte ihre Söhne dazu bewegen, daß ſie aus Furcht vor der Gefahr des Todes wenigſtens zum Schein ihrem Glauben entſagten, und ſie drang jetzt durch einen Mittelsmann ſehr eifrig in ihre Tochter, daß ſie dem Beiſpiel der Brüder folgen ſolle. Dieſe jedoch konnte ſich nicht dazu entſchließen etwas zu thun, das gegen ihr Gewiſſen war, weil es nicht aus dem Glauben kam, ſie ließ ihre Mutter nur in kindlicher Demuth erſuchen, daß ſie ihr Gelegenheit verſchaffen möge aus Paris zu entkommen. Die Mutter ſendete hierauf die Antwort, daß, wenn ſie nicht nachgeben möge, man ſich genöthigt ſahe ihr auch ihr Kind, damit ſie ſelber für daſſelbe ſorge zurückzuſenden. „Wohl,“ ſo erwiederte die junge Mutter, „ich will mein Kind in meine Arme nehmen und mit ihm zugleich mich niederhauen laſſen.“

Frau von Retz mochte wohl von der natürlichen Zärtlichkeit ihrer Mutter und Großmutter gegen ſie und ihr Kind eine zu gute Vorſtellung haben, als daß ſie jene mütterlichen Drohung als eine im Ernſt gemeinte hätte fürchten ſollen. Demſelben Menſchen, der ihr dieſe Aeußerung ihrer Mutter überbrachte, gab ſie den Auftrag für ſie einen Platz auf dem Marktſchiffe, das auf der Seine von Paris nach Corbeil fährt, oder auf irgend einem andren Fahrzeug zu beſorgen. Der Mann hatte es für klüger befunden nicht auf dem Marktſchiff wo die Gefahr der Entdeckung wegen der vielen Mitreiſenden zu groß geweſen wäre, ſondern auf einem andren Schiffe, das nach Sens fuhr, den Platz zu miethen; Frau von Retz fand ſich um 11 Uhr des Vormittags bei demſelben ein, und traf in ihm, als Reiſegeſellſchaft zwei Mönche nebſt einem Presbyter und zwei Handelsleute mit ihren Frauen an. Sie ſelber verrieth in ihrer einfach bürgerlichen Kleidung den Stand nicht, in welchem ſie geboren war, und bisher gelebt hatte; die Fahrt gieng, bis nach Tournelles, ohne alle Hemmung vorwärts. An dieſem Orte aber mußte das Fahrzeug anhalten, und es ſtund da eine Wache, welche die Päſſe der Reiſenden unterſuchte. Die andern alle hatten einen Paß nur die Frau von Retz reiſte ohne einen ſolchen. Da hieß man ſie das Fahrzeug verlaſſen; es erhub ſich unter den außen am Ufer Stehenden, wie unter den im Fahrzeug Sitzenden ein Murmeln, daß ſie wohl eine Hugenottin ſeyn möge, welche man erſäufen müſſe. Zum Glück für Frau von Retz wohnte an dieſem Ort ein Geſchäftsführer ihrer Großmutter, der

Frau von Esprunes, ein gewiſſer Boiſſnon, zu dieſem, den ſie ſehr gut kannte, verlangte ſie geführt zu werden. Zwei Soldaten von der Wache brachten ſie an das Haus des Mannes, und Gott fügte es ſo, daß dieſelben unten an der Thüre ſtehen blieben, und ſie allein zu Herrn Boiſſnon hinaufgehen konnte. Dieſer erkannte die Dame ſogleich in ihrer Verkleidung wieder und war über ihre Ankunft nicht wenig erſchrocken; ſie ſagte ihm nur mit wenig Worten, daß es vielleicht in ſeiner Macht ſtehen werde, ſie, wenn er wolle, vom Tode zu retten. Boiſſnon, der als ein ſehr guter Katholik bekannt war, gieng hinab zu den Soldaten, und ſagte, daß er die von ihnen arretirte Frau bei Madame d'Esprunes ſeiner Gebieterin, deren Sohn Biſchof von Senlis ſey, geſehen habe, und daß an der katholiſchen Rechtgläubigkeit dieſer beiden wohl Niemand einen Zweifel habe. Die Soldaten erwiederten hierauf ganz richtig, daß ſie ihn nicht nach jenen beiden, ihnen unbekannten Perſonen, ſondern nur hier nach ihrer Gefangenen gefragt hätten, und jener bezeugte darauf, daß er dieſe Gefangene in früherer Zeit als eine gute Katholikin gekannt habe, ob ſie dieſes aber noch jetzt ſey, das getraue er ſich nicht mit Gewißheit zu ſagen.

In dieſem Augenblick trat eine gut gekleidete Frau in das Haus herein. Dieſe fragte die Soldaten, was ſie da vorhatten? — „Was anders“ ſagten dieſe, „als da dieſes Weib zu erſäufen, denn wir merken deutlich an der Furcht und Beſtürzung, die ſie ergriffen hat, daß ſie eine Hugenottin iſt.“ — „Ei,“ ſagte die Andre, „ihr kennt mich alle, und wißt, daß ich keine Hugenottin bin; ich gehe jeden Tag in die Meſſe, und dennoch bin ich jetzt immer in ſolcher Furcht und Beſtürzung, daß ich ſeit acht Tagen das Fieber habe.“ Der eine von den Soldaten antwortete darauf: „ſoll mich Gott, mir brennt auch mein Geſicht wie ein Feuerofen.“ Sie brachten hierauf die geängſtete Frau wieder nach dem Schiffe zurück; ſagten ihr aber: Wenn ihr ein Mann wäret, da wäret Ihr nicht ſo leichten Kaufes davon gekommen.

Gerade im rechten Augenblick war die Verfolgte nach ihrem Fahrzeug entkommen. Denn dieſes war noch keinen Büchſenſchuß weit von Tournelles hinweggefahren, da kamen Spaher dorthin, welche auch Voiſinons Haus durchſuchten, in welchem ſich mehrere verborgen hatten. Frau von Retz wäre hierbei ohnfehlbar in die Hände jener Späher gerathen. Man fuhr bis nach Petit la Borde, wo des Fahrzeug zur Bequemlichkeit der Reiſenden anhielt. Nach dem Eſſen ſprachen die Mönche wie die Kaufleute mit einem unverkennbaren Wohlgefallen von dem, was ſo eben in Paris, vor ihren Augen geſchehen war. Wenn Frau von Retz dazu ein Wort ſprach, ſagten jene ſogleich, ſie rede als eine Hugenottin; ſie that, um dem Geſpräch ganz auszuweichen, als ob ſie ſchliefe.

Als ſie bei der Abfahrt wieder in das Schiff einſteigen wollte, da ſahe ſie zu ihrer großen Freude einen treuen Diener ihrer Freundin, der Präſidentin Tambonneau, einen gewiſſen Jacques Minier am Ufer ſtehen. Dieſer brave Menſch hatte ihr, im Auftrag ſeiner Herrſchaft während des Aufenthaltes bei dieſer und bei dem Kornhändler manchen weſentlichen Dienſt erwieſen; er erſchien ihr, gerade hier, in ihrer großen Verlaſſenheit als eine ſehr erwünſchte Hülfe. Minier gab ihr einen Wink, daß ſie es nicht möge merken laſſen, daß er und ſie Bekannte ſeyen. Er ſtieg mit in das Fahrzeug ein und fand da Gelegenheit der Dame zu ſagen, daß er von ſeiner Herrſchaft, der Frau Präſidentin Tambonneau ihr nachgeſendet ſey, um zu ſehen, wie es ihr ergehe und ihr überall, wo es ſeyn könne, die nöthige Hülfe zu leiſten.

Am Abend beim Abendeſſen ſetzte ſich der wackere Bediente mit an die Tafel. Er that jetzt auf einmal, als ob er ſich der mitreiſenden jungen Frau als einer Bekannten, aus den Leuten ſeines Standes erinnre, nannte ſie bei ihrem Taufnamen Charlotte und verlangte von ihr, daß ſie ihm zu trinken gäbe, wodurch der aufſpahende Verdacht, mit welchem die Andren bisher ihre Mitreiſende beobachtet hatten, in ziemlich hohem Grade zerſtreut wurde. In dem Wirthshaus, darin man übernachtete gab es nur eine einzige Kammer mit drei Betten. In dem einen von dieſen ſchliefen die beiden Mönche mit dem Presbyter, im andren die beiden Kaufleute, das dritte war für die beiden Frauen von dieſen und für Frau von Retz beſtimmt. Dieſe war hierbei in einiger Verlegenheit, denn ſie mußte fürchten, daß ihr Hemd von feiner holländiſcher Leinwand, mit feinen Spitzen beſetzt, wenn ſie da zwiſchen den beiden Frauen läge, ihren wahren Stand dieſen verrathen möchte. Ihre Furcht erwies ſich jedoch ungegründet, jene Frauen ſchienen nichts bemerkt zu haben, das ihren Verdacht erregen konnte.

Als die Reiſegeſellſchaft am Donnerstag Morgen wieder in das Schiff einſteigen wollte, blieb der vorhin erwähnte treue Diener Minier am Ufer ſtehen. Ihm bekäme, ſo ſagte er laut zu den Andern, das Fahren auf dem Waſſer ſo übel, daß er lieber zu Fuße gehen wolle, zur Frau von Retz aber ſagte er leiſe: er müſſe ſie davor warnen, daß ſie weder nach Corbeil noch nach Melun, wo ihre Familie begütert war, mitführe, weil man ſie an beiden Orten leicht erkennen werde, ſondern ſie ſolle ſchon vorher, an einem kleinen Orte Namens d'Yuri, eine Stunde vor

Corbeil ans Land gehen. Frau von Retz begriff ſehr wohl die Bedeutſamkeit dieſer wohlgemeinten Warnung und als man auf der Weiterfahrt den genannten Ort von weitem ſahe, kündigte ſie dem Schiffer an, daß ſie dort ausſteigen wolle und deshalb wünſche, daß er daſelbſt anhielte. Der Schiffer wollte nichts von Anhalten wiſſen; man wäre, ohne auf die Vorſtellungen der unbedeutend erſcheinenden Frau zu achten weiter gefahren, wenn es nicht Gott ſo gefügt hätte, daß gerade bei jenem Orte das Schiff auf den Grund gefahren wäre, ſo daß zu ſeiner Erleichterung die ganze Geſellſchaft mit dem Gepäck ans Land geſetzt werden mußte. Das Fahrgeld war bereits bezahlt, Minier' wartete am Ufer und führte ſogleich die ihm von ſeiner Herrſchaft anempfohlene Dame zuerſt in das Dorf und dann nach kurzer Berathung mit derſelben weiter nach einem kleinen Landhaus ſeines Herrn, des Präſidenten von Tambonneau. Bis dorthin war ein Weg von faſt 6 Stunden, welchen die Dame, ſo ungewohnt ihr eine ſolche Anſtrengung war, zu Fuße machen mußte. Als die beiden an dem Landhaus angekommen waren, führte Minier ſeine Schutzbefohlene in die Wohnung des Weingärtners und gieng dann ſogleich noch eine Stunde weiter zu dem Landſitz, in welchem damals der Kanzler des Hoſpitals, ein Befreundeter Tambonneaus, mit ſeiner Gemahlin ſich aufhielt. Nach der wohlbekannten Geſinnung dieſes Herrn durfte er mit Recht erwarten, daß er und ſeine Gemahlin keinen Augenblick anſtehen würden der verfolgten Freundin ihres Hauſes Aufnahme und Schutz zu gewähren. Aber er fand Alles anders als er es erwartet hatte. Das Haus des Kanzlers war mit einer Abtheilung von Truppen beſetzt, welche der König, wie man ſagte, zum Schutz der Familie des Kanzlers dorthin beordert hatte.

Bei dieſer Gelegenheit erwähnen wir eines Zuges, der uns den freudigen Muth und das Gottvertrauen jenes edlen Kanzlers kennen lehrt. Als die Nachricht von den blutigen Auftritten der Bartholomäusnacht in Paris nach Eſtampes kamen, in deſſen Nähe ſein Landgut (Vignay) lag, rotteten ſich ſogleich einige Haufen der Aufwiegler zuſammen, um das Schloß und ſeine Bewohner zu überfallen. Da ſendete der König Karl IX. eine Schaar von Reitern, um den Auflauf zu hemmen. Als man dieſe gegen das Schloß anrücken ſahe und noch nicht wiſſen konnte, was eigentlich die Abſicht ihrer Sendung ſey, indem es nicht unwahrſcheinlich erſchien, daß ſie der Perſon des Kanzlers ſich bemächtigen ſollten, rieth man dieſem die Hausthüren zuſchließen zu laſſen. „Keinesweges,“ ſo rief derſelbe, „ſoll dies geſchehen, ſondern vielmehr ſoll man den großen Thorweg öffnen, damit ſie alle bequemer herein können.“

Frau von Retz war jetzt gezwungen in der kleinen Hütte des Weingärtners eilf Tage lang, ohne allen weitren menſchlichen Schutz und Beiſtand zu verweilen, denn der treugeſinnte Minier hatte wieder nach Paris zurückkehren müſſen. Auch dieſe Zeit gieng nicht ohne mannigfache äußre Beunruhigungen und Sorgen vorüber. Die Schweizergarde der Königin Eliſabeth (Iſabelle) der Gemahlin Karls IX. war in die Gegend gekommen und ſpürte allenthalben den Hugenotten nach, wobei von den Soldaten ſo wie von dem Geſindel das ſich zu ihnen geſellt hatte große Gewaltthätigkeiten und Greuel verübt wurden. Nur das Haus, darin die Frau von Retz ſich befand, blieb ganz hiervon verſchont, weil es als Beſitzthum des Präſidenten Tambonneau unter königlichen Schutz geſtellt war, und die gute Dame zog von der Anweſenheit der Schweizer noch den beſondern Vortheil, daß ſie, ohne deshalb Verdacht zu erregen, ſich in der kleinen Wohnung und im Garten zurückgezogen halten durfte. Auch benahm ſich der Weingartner, in deſſen Familie ſie jetzt verweilte, ſehr freundlich und dienſtfertig gegen ſie. Er hatte keine Ahnung weder von ihrem Stande noch von ihrem, von dem ſeinigen abweichenden Religionsbekenntniß, ſondern hielt ſie, wie Minier ſie ihm genannt hatte, für eine Dienſtmagd der Frau Präſidentin und für eine Katholikin. Deſto treugemeinter waren die Klagen, die er öfters gegen ſie darüber ausſprach, daß man die hugenottiſchen Edelleute und andre ihrer Glaubensgenoſſen in ſeiner Nachbarſchaft ſo ungerecht grauſam behandelt, ſie ermordet und ihre Häuſer beraubt und zerſtört habe, da dieſelben doch ſehr gute Leute und gegen die Armen des Landes die allerfreigebigſten und wohlthätigſten geweſen ſeyen. Er ließ es gern geſchehen, daß ſie die Gebete bei Tiſche ſo wie am Morgen und Abend in franzöſiſcher Sprache ſprach und ſchien an all ihrem frommen Thun großes Wohlgefallen zu haben.

Endlich wurde der Verfolgten dennoch bei dieſem einförmigen Stillſitzen die Zeit zu lang. Sie miethete einen Eſel von dem Weingartner und nahm dieſen ſelber als Führer und Begleiter mit, um ſich nach dem Landſitz ihrer Großmutter, nach Esprunes zu begeben. Zwiſchen Melun und Corbeil, bei Saint Port ſetzte ſie in einer Fähre über die Seine über, ohne durch die vielen allenthalben herumſtreifenden Spaher angehalten zu werden. Als ſie in Esprunes ankam, bewillkommten ſie die Dienerinnen ihrer Großmutter mit ſo großer Freude und Zärtlichkeit wie eine vom Tod erſtandene, und benannten ſie dabei ehrfurchtsvoll mit der Titulatur, welche ihrem Stande gebührte. Als der arme Weingärtner dies hörte, war er nicht wenig darüber erſchrocken, daß er eine ſo vornehme Dame faſt nur wie eine ſeines Standes behandelt habe; er entſchuldigte ſich ſehr darüber, daß er ſie nicht in dem großen Gaſtbette habe ſchlafen laſſen und bot ihr ſein ganzes Häuschen, mit allem was daſſelbe vermöchte, zu ihrer Verfügung und Sicherung an. Sie beruhigte ihn freundlich über alle ſeine Bedenklichkeiten und entließ ihn dankbar wieder zu den Seinigen.

Während ihres zweiwöchentlichen Aufenthaltes in Esprunes erhielt ſie eines Tages einen Beſuch von dem Kapellan des Presbyters von Melun. Er außerte unter andrem, daß da jetzt die Gerichte Gottes ſelbſt an ſeinem eignen Hauſe einen ſo ſchweren Anfang genommen hatten, das Volk der Ungerechten und Gottloſen alle Urſache habe vor Furcht zu zittern.

Nach vierzehn Tagen miethete ſich Frau von Retz abermals einen Eſel und machte ſich auf den Weg zu dem Landſitz ihres älteren Bruders, des Herrn de la Borde, der nur 4 Stunden weit von Esprunes entfernt war. Sie fand dieſen in großer Unruhe und noch immer in einem heftigen Kampfe ſeiner innren Ueberzeugung mit der Furcht vor der Gewalt der Menſchen und den Todesgefahren. Als jene Verwandten in Paris, welche dieſen Zuſtand herbeigeführt hatten, die Kunde erhielten, daß ſeine Schweſter bei ihm angekommen ſey, von welcher ſie fürchteten, daß ſie ihn von den weitren Schritten, die man ihm zumuthete, abhalten möchte, ſchrieben ſie ihm, daß es ſeinen ſichren Untergang nach ſich ziehen werde, wenn er nicht alles aufböte die Schweſter entweder auf denſelben Weg zubringen, welchen er eingeſchlagen habe oder ſie von ſich entließe. Vergeblich verſuchte jedoch Herr de la Borde eine Liſt, um ſeine Schweſter, an deren Schickſalen er den zärtlichſten Antheil nahm, wenigſtens dem äußeren Scheine nach, in einer Sache „die ja keine ſo große Bedeutung habe", zu einer Nachgiebigkeit zu bewegen, welche gegen ihre Ueberzeugung war. Er bereute zwar den Verſuch, womit er ſich ſelber und der geliebten Schweſter nur wehe gethan hatte, doch wollte ihn dieſe nicht länger durch ihre Anweſenheit in Verlegenheit und Gefahr ſetzen, ſie beſchloß, ſo ſehr auch der Bruder ihr von dem gefährlichen Unternehmen abrathen wollte, nach Sedan zu gehen.

Als Frau von Retz Paris verließ, hatte ſie nicht mehr als 15 Teſtons (Kopfſtücke von 18kr. an Werth) in ihrem Beutel; ſie führte auch keine andren Kleider bei ſich als die gering bürgerlichen, in welche ſie ſich, um ihren Stand zu verbergen, geworfen hatte. Sie bemühete ſich jetzt eine Forderung an Zinſen und Renten, welche ſie in der Umgegend zu erheben hatte und die ſich auf eine Summe von 1500 Franken belief zu erheben, erhielt aber als Ablöſung dafür nur 40 (franzöſiſche) Thaler. Während ihres Aufenthaltes in la Borde war auch eine ihrer Kammerfrauen und einer der Bedienten zu ihr gekommen, ſie miethete einen Wagen, deſſen Beſitzer von Herrn de la Borde ſehr eindringlich zur ſorgfältigſten Führung und Behandlung ſeiner Schweſter ermahnt wurde. Der Bruder nahm einen zärtlichen Abſchied von ihr und die Segenswünſche, welche er ihr für ihre Reiſe ſo wie für ihr ferneres Leben ertheilte, kamen ihm wahrhaft aus dem Herzen und blieben nicht unerfüllt.

Frau von Retz kam am Allerheiligentage, am 1. November zu Sedan an, wo ſie eine Menge treuergebener Freunde fand, welche ihr mit allen Anerbietungen ihrer Unterſtützung und Hülfe freigebig entgegen kamen. Sedan gewahrte damals, unter dem Schutze ſeines eigenthümlichen Fürſtenhauſes ſtehend, vielen um des Glaubens willen Verfolgten und aus dem Königreich Geflüchteten einen ſichren Aufenthaltsort. Hier brauchte denn auch Frau von Retz ſich nicht mehr unter der Maſke einer fremdartigen Kleidung zu verſtecken, ſie trat ſelbſt hierin, gleich von der erſten Stunde an wieder in die Rechte ihres Standes und in das offne Bekenntniß ihres Namens wie ihres Glaubens zurück.

Jenen zuletzt erwähnten höchſten Genuß der menſchlich-geiſtigen Freiheit verdankte um dieſe Zeit Sedan in vorzüglichem Maaße der entſchiedenen Feſtigkeit des Herzogs von Bouillon und ſeiner Gemahlin, und daß dieſe hohe Gabe den einheimiſchen Bewohnern ſowohl als den häufig hinter den Mauern der wohlbefeſtigten Stadt in Sicherheit lebenden franzöſiſchen Flüchtlingen auch für ſpätere Zeit erhalten wurde, das war ein Verdienſt des nachmaligen Gemahles der Frau von Retz, des vorhin ſchon erwähnten hochſinnigen Mornay Dupleſſis. Wir wollen der Geſchichte, wie ein ſelber aus den Gefahren der ſchwerſten Verfolgungen Geretteter, der Retter einer ganzen anſehnlichen Gemeinde ſeiner Glaubensgenoſſen aus ähnlichen Gefahren wurde, hier nur noch mit einigen Worten erwähnen.

Dupleſſis Mornay hatte während ſeines Aufenthaltes in England, am Hofe der Königin Eliſabeth ſo ehrenvolle Anerkennung gefunden, war zu ſo vielen wichtigen Aufträgen verwendet worden, daß eine ſo treue Liebe für das Vaterland dazu gehörte als die ſeine war, um den glänzenden Ausſichten zu entſagen, die das Ausland ihm eröffnete. Er hatte, nach ſeiner Rückkehr in ehrenwerther Weiſe an den Kämpfen ſeiner Glaubensgenoſſen für die Rettung ihrer alten Rechte Theil genommen, dann unter Ludwig von Naſſau, dem Bruder des Prinzen von Oranien die Waffen geführt, war am Niederrhein, unweit Aachen, umzingelt von den feindlichen ſpaniſchen Truppen nur durch ſeine Fertigkeit im Lateiniſchſprechen der nahen Todesgefahr entgangen, indem dieſe Fertigkeit ihm, als einem vermeintlichen Studenten, den Zutritt in das Kloſter von Renneberg eröffnete und hatte dann mit ſeinen älteren Bruder in Sedan ſich niedergelaſſen. Er war mit dem Herzog Heinrich Robert von Bouillon ſchon früher bekannt, ſeit dem gemeinſamen Feldzug aber gegen Maſtricht näher befreundet worden. Jener treffliche Fürſt hatte ſeit dieſem Feldzug angefangen zu kränkeln und man ſchrieb ſein allmähliges Hinwelken, deſſen raſchem Fortgang keine ärztliche Kunſt Einhalt zu thun vermochte, einem ihm bei der Belagerung von Rochelle beigebrachten Gifte zu. Die Mutter des Herzogs, welche eine heftige Gegnerin des religiöſen Bekenntniſſes ihres Sohnes und ihrer Schwiegertochter war, fand ſich während der gefährlichen Krankheit ihres Sohnes in Sedan ein, und es erregte bei vielen Bewohnern der Stadt großes Bedenken, daß dieſe Dame auf den Gouverneur der Feſtung von Sedan, einen Herrn von Avelles ſchon jetzt einen ſo bedeutenden Einfluß geltend machte, da dieſer Mann, ſo wie ſie, ein fanatiſcher Feind jenes verfolgten chriſtlichen Glaubensbekenntniſſes war, das in Sedan eine Freiſtätte gefunden hatte. Es war voraus zu ſehn, daß, ſobald der Herzog ſeine Augen ſchlöſſe, ſeine Mutter, mit Hülfe des Gouverneurs Meiſterin der Feſtung werden und hiermit zugleich die Glaubensfreiheit der Bewohner der Stadt zu Ende gehen werde. Niemand wußte einen Rath; der ſterbende Herzog allein konnte durch eine kräftige Aeußerung ſeines letzten Willens das Uebel verhüten, wer aber mag einen kranken Fürſten die Wahrheit laut ins Ohr ſagen: „du wirſt in wenig Tagen ſterben.„ Mornay Dupleſſis wagte den Schritt; er drang in den Leibarzt des Herzogs, der ein redlicher frommer Bekenner deſſelben Glaubens war, daß er ihm ſagen ſolle, welche Hoffnung für die Wiedergeneſung des Fürſten da ſey. Dieſer ſagte: „Als ehrlicher Mann muß ich ſagen: keine, der Herzog hat nur noch wenige Tage zu leben.“ „Dann müßt ihr,“ ſagte Mornay-Dupleſſis, „ein großes Uebel als ehrlicher Mann verhüten.“ Der redliche Arzt, er war der Hauswirth und Freund der Frau von Retz, erkannte wohl, was ſeine Pflicht ſey, und obgleich die Gemahlin des Herzogs damals in den Wochen lag, ſagte er ihr dennoch, welche nahe Gefahr dem Leben ihres Gemahles und hiermit zugleich, wenn durch ihre Schwiegermutter und Herrn von Avelles die Stadt unter königlichen Einfluß geriethe, den Bewohnern von Sedan und ihrer eignen Familie drohe*). Die Herzogin ward von der Wahrheit dieſer Mittheilung tief ergriffen, ſchrieb an ihren Gemahl ein Billet und, als dieſer ſie zu ſprechen begehrte, ließ ſie ſich in ſein Zimmer tragen. Die Folge dieſes vertrauten Geſpräches war, daß Herr v. Avelles ſchon am andern Tage ſeines Amtes als Commandant der Feſtung und Gouverneur entſetzt und ein friedlich geſinnter, tapferer Offizier für ſeine Stelle ernannt wurde. Sedans innre Freiheit war hierdurch gerettet.

Bald nach dieſer Begebenheit lernten die beiden, durch Aehnlichkeit der Schickſale wie der Geſinnung ſich ſo nahe verwandten und befreundeten Seelen, deren Rettungsgeſchichten wir hier erzahlten, ſich naher kennen und ſchloſſen mit einander das Bündniß für ein jetziges Leben, welches auch noch für ein jenſeitiges ſeine beſten und edelſten Früchte getragen hat.

---

*) Der alteſte Prinz des Herzogs, Wilhelm von Bouillon, war, als ſein Vater am 2. Dec. 1574 ſtarb, erſt 12 Jahr alt.

VII.

Rettungsgeſchichten
aus dem
Leben des John Smith,
eines der erſten Begründer der engliſch-amerikaniſchen Staatenſyſteme.

---

1) Ein ſeltner Mann.

Die regelmäßige Geſtaltung der kryſtalliniſchen Stoffe, welche in einer Flüſſigkeit aufgelöst ſind, wird dadurch in hohem Grade beſchleunigt und befördert, daß man in die flüßige Maſſe einen feſten Kern, etwa einen ſchon ausgebildeten Kryſtall derſelben Form und Art hineinſteckt; um dieſen ordnen ſich dann in ruhiger, geſetzmäßiger Zuſammenfügung die neuentſtehenden Kryſtalle. Die Geſchichte der Begründung geſellſchaftlicher Vereine der Völker zu einer wohlgeordneten, geſetzmäßigen Verfaſſung der Staaten zeigt uns nach vielen Seiten hin etwas dieſem Aehnliches. Es iſt da irgend ein hervorragender, zum vollkommenen Manne gereifter, ſeiner ſelber mächtiger Charakter, an den ſich die einzelnen Glieder, wie an ein gemeinſames Haupt anfügen, und mit ihm zuſammen ein lebendes Ganze bilden, das unter dem Wechſel der Zeiten fortbeſtehet, wächſet und zur Reife gelangt.

Ein ſolcher feſter Kernpunkt, an den ſich der erſte Beſtand, zunächſt des Staates von Virginien angelegt hat, der aber auch zugleich auf die Begründung der engliſch-amerikaniſchen Niederlaſſungen in Maſſachuſets von entſchiedenem Einfluß geweſen, iſt der John Smith, deſſen Namen uns die hier vorſtehende Ueberſchrift des Capitels nannte. Derſelbe ſtammte aus einer ſehr achtbaren Familie in Lincolnſhire, und war durch ſein älterliches Vermögen in eine von außen unabhängige Lage geſetzt. Aber ſchon in früher Jugend hatte ihn der ritterliche nach dem Ruhme neuer, großer Unternehmungen ſtrebende Geiſt ergriffen, welcher, während der Regierung der Königin Eliſabeth unter den Engländern ein herrſchender war. Er nahm Kriegsdienſte und bekleidete mehrere militäriſche Stellen, bei denen der Sold an Geld überall ſehr gering, deſto größer aber der Gewinn an allgemeiner Achtung und Erfahrungen des Lebens war, welche erſt dadurch ihren rechten Werth erhielten, daß ſie ſeinen Eifer für das Gute nicht geſchwächt, ſondern nur geſtärkt, ſeinen ſittlichen Charakter unbefleckt gelaſſen hatten. Eine ernſte, religiöſe Geſinnung waltete über alle die reichen Anlagen und Kräfte dieſes ſeltnen Mannes, ſie war es, die in den verſchiedenſten Lagen des Lebens ſein freudiges Vertrauen aufrecht erhielt und ſtärkte, ſeinem Geiſte den Scharfblick und die Sicherheit des Erkennens, ſeinem ganzen Weſen und Benehmen Würde und feſte Haltung gab*). Aus dieſem weſentlichſten Zuge ſeines Charakters, aus der ungetrübten Heiterkeit eines gottgläubigen Gemüthes ſind jene Thaten hervorgegangen, durch welche ſich John Smith vor allen Andren, in der Geſchichte des Entſtehens der nordamerikaniſchen Staatenvereine einen bleibenden Ruhm erworben hat.

---

*) M. ſ. die Schilderung von John Smith in James Graham's History of the United States of North-America Vol. I p. 41 u. f.

Jene erſten Ausläufe, welche Englands Schiffer nach den nordweſtlichen Küſten von Amerika, ſeit Cabots Unternehmen 1497 bis auf Frobiſher 1578 gemacht hatten, ſind mehr für die Geſchichte geographiſcher Entdeckungen, ſelbſt Franz Drakes kühne Meeresfahrten mehr für die Entwicklungsgeſchichte der engliſchen Seemacht von Bedeutung und Intereſſe geweſen, als für die der Begründung einer bleibenden Beſitznahme jener Küſtenländer durch europäiſch-chriſtliche Geſittung und Völkermacht. Die ſchwachen Grundſteine, welche Sir Walther Raleigh und ſeine Mitgenoſſen am Unternehmen, in den Jahren 1584 und 1585 zu einer engliſchen Anſiedlung in Virginien gelegt hatten, waren gar bald durch den feindſeligen Widerſtand der eingebornen Indianerſtämme wieder hinweggeriſſen und zerſtört worden; von der Colonie am Roanak fanden die Schiffer, die ihr neue Zufuhr bringen wollten, nur zertrümmerte Gemäuer und einzelne Menſchengebeine und auch die neue Niederlaſſung vom J. 1587 war nach wenig Jahren ſpurlos wieder verſchwunden. Englands Flagge hatte ſich in unangefochtenem Beſitz eines reichen, fernen Landſtriches geſetzt, ohne irgend eine Frucht dieſes Beſitzes zu genießen; bei Jacobs I. Thronbeſteigung (1603) lebte in Amerika kein einziger engliſcher Coloniſt mehr.

Da wurde die Aufmerkſamkeit der britiſchen Seefahrer und Geſchäftsleute von neuem auf das von allen früheren Reiſenden ſo hoch geprieſene Virginien gelenkt. Schon im letzten Jahre vor dem Tode der Königin Eliſabeth hatte ein erfahrener Seemann: Bartholomäus Gosnold, den Verſuch gewagt, nicht wie bisher auf dem ungeheuren Umweg an den canariſchen Inſeln vorbei und gegen den

Golf von Florida hin, ſondern in gerader Linie weſtwarts über das atlantiſche Meer nach dem nördlichen Amerika hinüber zu ſteuern. Er kam mit ſeinem unanſehnlichen Fahrzeug, das nur mit 30 Mann beſetzt war, ſchnell und glücklich über das Meer und landete in Maſſachuſets, an den Küſten von Neuengland, die vor ihm noch kein Engländer außer Drake beſucht hatte. Er machte hier ein überaus vortheilhaftes Handelsgeſchäft mit den Indianern, belud ſein Schiff mit koſtbarem Pelzwerk, legte ſeine ganze Hin- und Herreiſe, mit Einſchluß des Aufenthaltes an der amerikaniſchen Küſte in weniger als vier Monaten zurück, eine Zeit, welche ſonſt, auf dem um tauſend Seemeilen weiteren Wege, öfters kaum für die Hinreiſe hinreichend geweſen war. Gosnold beſchrieb die Küſtengegenden, die er geſehen, im hohen Grade reizend, das Klima derſelben geſund und angenehm, für den Seeverkehr durch eine Menge der beſten Häfen trefflich geeignet. Er hatte in den dortigen Wäldern mehrere Arten der Früchte in Menge geſehen, die in Europa hoch geachtet waren; die Saamenkörner einiger europäiſchen Getreidearten, welche er dem überaus fruchtbaren Boden anvertraute, waren in kürzeſter Zeit kräftig aufgekeimt. Zudem war der kürzere Seeweg, den er aufgefunden hatte, abgeſehen von den Vortheilen, die derſelbe durch Erſparung an Zeit und Proviantirung brachte, ungleich weniger den Unannehmlichkeiten ausgeſetzt, welche auf dem ſüdlicheren, längeren Curſe das Begegnen feindlicher, namentlich ſpaniſcher Schiffe, öfters mit ſich geführt hatte.

Die Aufforderung zu dem neuen Verſuch eine Niederlaſſung in Amerika zu begründen, welche Gosnold ſeinen Landsleuten machte, fand bei vielen von ihnen den erwünſchten Eingang, doch wollte man, ehe man die erſten

Schritte wagte, genauere Forſchungen vorausgehen laſſen, damit nicht abermals, wie bei Raleighs mißlungenen Unternehmungen das Leben vieler Menſchen und die Opfer großer Summen vergeblich aufs Spiel geſetzt werden möchten. Richard Hakluyt, Präbendarius von Weſtminſter, ein Mann deſſen Rath und Urtheil bei den engliſchen Seefahrern der damaligen Zeit, mit Recht von außerordentlichem Gewicht war, bewog (1603) den reichen Handelsmann von Briſtol zur Ausrüſtung und Abſendung zweier Schiffe, nach den von Gosnold beſuchten Küſtengegenden. Dieſe kehrten zurück und beſtätigten alles was ihr Vorgänger von ſeinen Entdeckungen ausgeſagt hatte, und noch einladender zur Begründung einer Colonie in jenen Gegenden lauteten die ausführlicheren, bis ins Kleinſte gehenden Berichte, welche die Mannſchaft der Schiffe bei ihrer Rückkehr gab, die der Graf von Southampton und Lord Arundel in einem der darauf folgenden Jahre (1605) zu demſelben Zweck der Erforſchung ausgeſendet hatten. Durch ein königliches Patent wurden hierauf alle Vortheile der Coloniſation und des Handelsverkehrs, mit Vorbehalt der gewöhnlichen Rechte der Krone, zwei verſchiednen engliſchen Handelsgeſellſchaften zugeſichert, nämlich für den nördlichen Theil der zwiſchen dem 34° und 45° N. Br. gelegnen Küſtenländer, der Compagnie von Plymouth und Briſtol, für den ſüdlicheren Theil der von London.

Die Expedition der Londoner Geſellſchaft kam am erſten zu Stande. Aber obgleich die Actionäre, welche den Verein bildeten, zum Theil Männer von ſehr anſehnlichem Einfluß und Vermögen waren, fielen dennoch die Beiträge, zu denen ſich dieſelben verſtanden hatten, ſo gering aus, und die Mittel zur Ausrüſtung der Expedition waren ſo ſchwach, daß man die künftige Colonie und ihr Glück drei unanſehnlichen Fahrzeugen anvertrauen mußte, davon das größeſte kaum hundert Tonnen Tragkraft hatte. Capitän Newport leitete die Fahrt; nur 105 Coloniſten ſammt dem nöthigſten Bedarf an Geräthen, Waffen und Proviant führte er in ſeinen Schiffen, unter dieſen Auswandrern mehrere Männer von hohem Stand, namentlich den Bruder des Grafen von Northumberland, Georg Percy, vor allem aber mehrere von hoher Einſicht und Geiſteskraft, namentlich den großen Seefahrer Bartholomäus Gosnold und den noch größeren, für alle Heldenthaten zu Waſſer wie zu Lande geeignetſten John Smith. Dieſes waren die erſten lebendigen Saamenkörner, welche von Englands Boden herübergeführt wurden auf den fruchtbaren Grund der neuen Welt und welche hier Wurzel faſſend zu dem rieſenhaften Baume der nordamerikaniſchen Staatenſyſteme erwuchſen, in deſſen Schatten jetzt Völker des Weſtens in Frieden und Wohlſtand ruhen.

Man weiß nicht, aus welchen Gründen Capitän Newport, nicht den geraderen Weg nach Weſten, ſondern den Umweg der früheren Seefahrer einſchlug; er verlängerte hierdurch die Zeit der Reiſe auf vier Monate, doch ward zuletzt der Ausgang der Fahrt vom Glück begünſtigt, denn ein Sturm trieb die Schiffe gegen den Plan und Willen des Capitäns und ſeiner Mitreiſenden in die Bay von Cheſabeak. Es war die Abſicht der Unternehmer geweſen die Colonie abermals da, wo ſchon zwei Verſuche der Art verunglückt waren, an Roanak anzulegen, man hatte vergeſſen was ſchon Sir Walther Raleigh über die Vorzüge der Bay von Cheſabeak geſagt hatte, jetzt lehrte es der unmittelbare Augenſchein, welche ungemeinen Vortheile dieſe Küſtengegend, mit ihrem umfangsreichen Hafen, und mit den nachbarlich ſich vereinenden Mündungen der Flüſſe für die Anlage einer

Colonie und ihren Verkehr mit dem Binnenlande ſo wie den jenſeits des Meeres gelegnen Ländern gewähren müſſe. Newport war zuerſt an einem Vorgebirge, in Südweſten des Einganges zur Bay vor Anker gegangen, welchem er zu Ehren des damaligen Prinzen von Wales den Namen Cap Henry gab, den daſſelbe noch jetzt auf unſern Karten führt. Als er hierauf weiter über das ſüdliche Ende der Bucht gegen Weſten hin kreuzte, kam er an die Mündung eines Fluſſes, in welchem er gegen 40 Meilen weit hinanfuhr, und welchem er ſtatt des Namens, damit die Eingebornen ihn nannten (Powhatan), den Namen ſeines Königes James gab. Hier begründeten die Coloniſten die erſte engliſche Pflanzſtadt in Amerika, das anjetzt zur faſt namenloſen Unbedeutenheit herabgeſunkene Jamestown.

Noch ehe jedoch der Entſchluß, hier eine Niederlaſſung zu begründen, zur That werden konnte, drohete dem Unternehmen eine Gefahr ſeiner Auflöſung, die aus ſeinem eignen Innern kam, und deshalb viel größer war, als alle Macht der Feinde von außen ſeyn konnte. König Jacob I. liebte bei ſeinen Regierungsgeſchäften eine ſeltſame Geheimthuerei, die er für Staatsklugheit hielt. Von ihm war die Ernennung der Mitglieder eines berathenden Ausſchuſſes abhängig, der bei der neuen Colonie die Stelle einer oberſten, alles anordnenden Regierungsbehörde vertreten ſollte. Das Cabinet hatte dem Capitän ein verſiegeltes Paquet mitgegeben, welches nach ausdrücklichem königlichen Befehl erſt 24 Stunden nach der Ankunft an dem Orte der Niederlaſſung geöffnet werden ſollte, darin werde man die Namen der Mitglieder, welche den berathenden Ausſchuß bilden ſollten, verzeichnet finden und zugleich die Berechtigung dieſer Mitglieder, ſich aus den Ihrigen einen Präſidenten zu erwählen. Die Gefährten der langen Seereiſe hätten allerdings während derſelben Gelegenheit genug gehabt ſich kennen und nach Werth oder Unwerth ſchätzen zu lernen. Leider aber hatte ſich in der Mehrzahl derſelben, bei dem Gefühl des eigenen Unwerthes, gegen den ihnen allen geiſtig hoch überlegnen charakterfeſten, einſichtsvollen John Smith jener gehäſſige Neid entzündet, welcher, wie wir es ſchon mehrmalen ausſprachen, allen Meutereien und Empörungen des Niedren gegen ein Höheres zu Grunde liegt. Als das königliche Patent geöffnet wurde, und man Smiths Namen unter den bezeichneten Räthen fand, erhoben die einflußreichſten Schreier der Geſellſchaft einen lauten Widerſpruch dagegen, und brachten gegen den Mann, der bald nachher ihr Retter und höchſter Wohlthäter ſeyn ſollte, Beſchuldigungen vor, durch welche ſie ihn verratheriſcher Abſichten verdächtig machen wollten. Smith blieb vor der Hand von der ihm in London zugedachten Stellung ausgeſchloſſen.

Ein Mann von großen äußren Anſprüchen, dabei aber von kleinlicher Geſinnung wurde von den mit ihm der Mehrzahl nach gleichgeſinnten Mitgliedern des Rathes zum Präſidenten gewählt. Er mochte ſich jenen andren Coloniſten gegenüber, die nicht mit im Rathsverein waren, in ſeiner Stellung nicht recht ſicher fühlen, deshalb verbot er das Tragen und den Gebrauch der Waffen, hinderte das Anlegen von Befeſtigungswerken. Die Folgen hiervon wurden ſehr bald fühlbar, als die Eingebornen der Nachbarſchaft, die ſich durch ein Mißverſtändniß für beleidigt hielten, unverſehens einen jener plötzlichen Ueberfälle auf die unbewaffneten, ſorgloſen Coloniſten machten, durch welche die Wilden ſo oft den europäiſchen Ankömmlingen furchtbar geworden ſind. Die Flucht in die nahen Schiffe verhütete damals allein den gänzlichen Untergang der noch nicht einmal zur Anlage gekommenen Colonie.

Capitan Newport hatte bei ſeinem Abgang aus England den gemeſſenen Befehl empfangen, bald möglichſt mit den Schiffen wieder heimzukehren. Als ſeine Abreiſe ſich nahete, verſuchten es die Feinde und Ankläger des ihnen allen überlegnen John Smith ſeiner los zu werden, indem ſie ihm ſcheinbar gutmeinend riethen, er ſolle doch lieber mit Newport nach England gehen, ſtatt ſich hier in Virginien langeren Anfeindungen auszuſetzen. Zum Glück für die Colonie wies Smith dieſen hinterliſtigen Rath mit Verachtung zurück; er verlangte, daß ihm ſein Recht geſchähe, daß man die gegen ihn erhobenen Anklagen genau unterſuchen möge und als man dies that, da drang die Wahrheit in ſo einleuchtender Weiſe durch das Lügengeweb hindurch, daß man genöthigt war ihm eine Ehrenerklärung zu thun und ihn in den berathenden Ausſchuß aufzunehmen.

Die kleine Flotte war ungleich beſſer mit Proviant verſehen geweſen als die Magazine der Colonie und ſo lange dieſelbe da vor Anker lag, hatten die Coloniſten mit den Seeleuten gegeſſen und getrunken. Als aber Newport abgeſegelt war, da fanden ſie ſich auf eine ſehr ſchmale und der Geſundheit nur wenig zuträgliche Koſt beſchrankt und als zu dieſer unpaſſenden Diat der ungünſtige Einfluß des feuchtheißen Klimas, in einem damals noch meiſt mit Wald und Sümpfen bedeckten Lande kam, da brachen alsbald unter der ſich ſelbſt überlaſſnen Schaar bösartige Fieber und Ruhr aus. Noch vor Anfang des Septembers war die Hälfte der Auswandrer hinweggerafft; unter den Opfern, die der Krankheit fielen, war das beklagenswertheſte jener Bartholomäus Gosnold, der zu dem Unternehmen der Anſiedlung die erſte Veranlaſſung gegeben hatte. Zu dieſem außren Ungemach kam noch ein innres. Der Präſident des Rathsausſchuſſes wurde der Veruntreuung der gemeinſamen Vorräthe beſchuldigt und zuletzt der verrätheriſchen Abſicht überwieſen ſich eines Fahrzeuges zu bemächtigen, um ſich auf ihm, in Geſellſchaft Weniger aus der Stätte der Gefahren davon zu machen. So war die Ruhe der Colonie von außen durch die beſtändigen Ueberfälle der Wilden, von innen durch gegenſeitiges Mißtrauen geſtört; das Leben der Mitglieder durch Hunger und Krankheit. Als aber die Noth am höchſten geſtiegen und jede Menſchenhülfe aus war, da half, wie der fromme Smith ſich ausdrückt, Gott, der die Herzen der Menſchen lenkt, in unerwarteter Weiſe: das Benehmen der Wilden wurde plötzlich ganz umgewandelt, ſie unterließen nicht nur alle Feindſeligkeiten, ſondern ſie brachten, aus eignem Antriebe den bedauernswürdigen Fremdlingen einen Ueberfluß an Nahrungsmitteln.

Der Muth der Coloniſten lebte hierdurch von neuem auf, ſie faßten nicht nur für die Erhaltung des eignen Lebens, ſondern für den Fortbeſtand des gemeinſamen Unternehmens friſche Hoffnung. Wenn aber dieſe Hoffnung in Erfüllung gehen ſollte, dann mußte vor Allem ein Mann die Leitung der ſo jammervoll zerrütteten Angelegenheiten übernehmen, welcher dieſer Aufgabe gewachſen war. Und wer konnte dieſes beſſer ſeyn als der bewundernswerthe Capitän Smith, der durch ſeine gute körperliche Conſtitution und die gleichmäßige Ruhe ſeines Gemüthes ſich mitten unter den vielen Erkrankten, die ihn umgaben, allein geſund, ſo wie bei freudigem Muth und ungeſchwächter Geiſteskraft erhalten hatte. Ihn baten Alle, daß er mit Rath und That des gemeinſamen Wohles ſich annehmen möge und er that was man begehrte. Seine erſte Sorge war es den noch lebenden Mitgliedern eine geſunde und ſichre Wohnung zu verſchaffen. Er befeſtigte deshalb Jamestown in einer Weiſe, welche zur Abwehr gegen die Ueberfälle der Indianer hinreichend war und erbauete Wohnhäuſer für die Coloniſten, darin dieſelben gegen Hitze und Näſſe den nöthigen Schutz fanden. Bei dieſen Arbeiten war er nicht nur Anordner und Zuſchauer, ſondern er ſelber legte mit Hand an; war bei dem ſchwerſten Geſchäft überall voran. Als die Indianer im Zutragen der Lebensmittel etwas nachläſſiger wurden und oft ganz damit ausſetzten, machte ſich Smith mit einer kleinen Abtheilung ſeiner Schaar ſelber zu ihnen auf den Weg, drang ins Innre des Landes ein, gewann die friedlicher geſinnten Stämme der Eingebornen durch freundliches Benehmen und Freigebigkeit, ſetzte ſich bei den kriegeriſch geſinnten in Achtung und auf dieſe Weiſe gelang es ihm ſeine Colonie beſtändig mit hinreichenden Vorräthen an Lebensmitteln zu verſorgen. Aber in eben dieſer Zeit bald nach dem Antritt ſeiner Präſidentenwürde (im Jahr 1607) trug ſich die eine der merkwürdigen Rettungen des trefflichen Mannes, aus drohender Lebensgefahr zu, welche wir hier erzählen wollen.

2) Rettung durch einen Compaß.

Auf einem der eben erwähnten Züge, die er in das Innre des Landes that, gerieth Smith in ein Gefecht mit den Wilden und nach tapfrer, faſt ſiegreicher Gegenwehr in ihre Gewalt. Sie ſchickten ſich an ihn zu tödten, er begehrte mit dem Oberhaupte zu ſprechen, ſtand im Kreiſe, bat nicht um ſein Leben, ſondern zeigte den Compaß den er mit ſich trug und erklärte in fließender Rede (denn er war der Sprache dieſes Volkes ſchon im hohen Grade mächtig geworden) den Gebrauch und was damit entdeckt worden ſey. Staunend hatten ihm die Wilden zugehört und eine Zeit lang waren ſie unſchlüſſig über ihn, doch ſiegte zuletzt die Rachgier ob; an einem Baume feſtgebunden ſahe er ſchon die Pfeile, die auf ihn gerichtet waren, als das Oberhaupt vortrapt, und, den Compaß in die Höhe haltend, befahl, von ihm abzulaſſen. Er ward in eine Wohnung geführt und gut gehalten und gepflegt, erlangte aber die Freiheit nicht, weil er die Forderung der Wilden, daß er die engliſche Pflanzſtadt ihnen übergäbe, ſtandhaft ablehnte. Nun zogen ſie mit ihm zu Powhatan, dem Könige des Landes. Der nahm ihn mit großer Feierlichkeit an, ließ ihm ein reichliches Mahl vorſetzen, und gebot dann, es ſollte ihm der Kopf auf einen Stein gelegt, mit Keulen zerſchmettert werden. Umſonſt hatte für ihn des Königs wunderſchöne Tochter, Pocahontas gebeten. Nun ſtand ſie auf, umſchlang den Fremden feſt mit ihren Armen und rief, ſein Tod werde auch der ihrige ſeyn*). Dieſer Anblick rührte den König; er gab den Gefangenen alsbald frei und ließ ihn zu der Pflanzſtadt zurückgeleiten.

Ehe wir weiter berichten was Smith hier erfahren und gethan, erwähnen wir ſogleich das, was man von den ſpäteren Schickſalen ſeiner ſchönen Retterin weiß.

---

*) Aus der Geſchichte der Chriſtenverfolgungen der erſten Jahrhunderte kennt man viele Beiſpiele, an denen die überwältigende Kraft des Eindruckes erkannt wird, den der Anblick eines freudig und gläubig dem Tode entgegengehenden Chriſten auf die Heiden macht. Pocahontas mochte ſchon manchen Kriegsgefangenen mit trotziger Verachtung der Schmerzen und mit höhnendem Haß gegen die Feinde auf ſeinen Lippen und in ſeinen Mienen haben ſterben ſehen, das aber, was die Mienen des chriſtgläubigen John Smith ausſprachen, als man ihn zum Tode führte, war ihr noch nie vor Augen gekommen.

Die Prinzeſſin Pocahontas hatte in der Perſon des großen Begründers der erſten engliſch-amerikaniſchen Colonie nicht blos dieſem, ſondern der ohne ihn einer nahen Auflöſung entgegengehenden neuen Anſiedelung das Leben gerettet und ſie ſollte noch einmal ein wohlthätiges Werkzeug für das Fortbeſtehen der Colonie werden. Es ſcheint, daß dieſe junge Indianerin an Vorzügen des Geiſtes und Gemüthes eben ſo begabt geweſen ſey, als an Reizen der körperlichen Schönheit. John Smith, der erſte Europäer und Chriſt den ſie ſahe, erweckte in ihr die Ahnung von einem ihr bis dahin unbekannt gebliebenen Aufſchwung der menſchlichen Natur zu einer Höhe des Erkennens und Wiſſens und einer geiſtigen Herrſchermacht, dahin ſie, von dem Augenblick an, wo ſie die Retterin des ſeltnen Mannes wurde, einen beſtändigen Zug in ihrem Innern fühlte. Sie hatte ſeit jener Zeit bei verſchiedenen Gelegenheiten ſich als eine Freundin der Engländer, als eine Vertreterin ihrer Angelegenheiten bei ihrem vielvermögenden Vater, dem König Powhatan gezeigt. Als aber John Smith, durch den Undank der Seinen vertrieben, nach England zurück gekehrt war und die rohen Maſſen der Coloniſten, ſelbſt durch einige der gutgeſinnten Oberhäupter nicht mehr gehalten, durch Treuloſigkeit und ſchnöde Gewinnſucht des Vertrauens der ihnen befreundeten Indianer ſich ſelbſt beraubt hatten, da wurde das Fortbeſtehen der Colonie öfters dadurch gefährdet, daß die Eingebornen des Landes keine Lebensmittel mehr zum Kauf und Vertauſch brachten. Während einer ſolchen Zeit der Noth, im Jahre 1612, hatte der damals in Virginien anweſende Capitän Argas den Auftrag erhalten, an den Ufern des Potamak Lebensmittel aufzutreiben. Dort erfuhr er, daß die Prinzeſſin Pocahontas, nicht fern von dem Orte, da ſein Schiff vor Anker lag, einen Landſitz bezogen habe und weil er hoffte, daß, wenn er ihrer Perſon ſich bemächtigt habe, ihr königlicher Vater Powhatan ſich geneigter werde finden laſſen, den Coloniſten, durch reichlichere Zuführung von Lebensmitteln aus ihrer Noth zu helfen, lockte er die Jungfrau, welche zu der Geſinnung der Chriſten ein kindliches Vertrauen hatte, durch eine hinterliſtig freundliche Einladung an den Bord ſeines Schiffes, ließ dann alsbald die Segel aufſpannen und entführte ſie nach Jamestown. Hier wurde ſie mit allem Anſtand, dennoch aber als eine Gefangene behandelt; der Zweck jedoch, den Argas bei dieſer unwürdigen That vor Augen gehabt hatte, wurde keinesweges erreicht, denn der Vater der Prinzeſſin, empört durch die Verrätherei der Fremden, erklärte, daß er weder das was dieſe begehrten für die Freilaſſung ſeiner Tochter bewilligen, noch auch überhaupt von nun an einen Verkehr mit ſolchen Leuten unterhalten wolle, dennoch aber, wenn die Menſchenräuber ihr Unrecht gut machen und ſein Kind ihm zurückbringen möchten, ſey er bereit ihnen ihre That zu vergeben und alle ihre Wünſche zu erfüllen. Die Mehrzahl der Mitglieder der damaligen Colonie beurtheilten den edlen Indianer-König nach dem Maßſtabe ihres eigenen, engherzigen Weſens. Sie hätten ſchwerlich ein ſolches gegebenes Verſprechen, gegen Menſchen, von denen ſie ſo tief gekränkt worden, erfüllt, darum trauten ſie auch dem alten Powhatan eine ſolche Großmuth nicht zu und die Königstochter wurde als Gefangene in Jamestown zurückbehalten.

Es war dies nicht ohne bedeutende Folgen für die ferneren Lebensſchickſale der edlen Indianer-Jungfrau und der engliſchen Niederlaſſung, welche zu Ehren einer andren königlichen Jungfrau den Namen Virginia bekommen. Ein junger Mann von hohem Range und liebenswürdigen Eigenſchaften, hochgeachtet bei allen ſeinen Landsleuten, Namens Rolf, gewann die ſchöne, geiſtvolle Pocahontas lieb wie ſein eignes Leben, er bot ihr ſeine Hand zum ehelichen Bündniß an, fand geneigtes Gehör für ſeine Bitte, und der damalige wohlgeſinnte Gouverneur Sir Thomas Dale, nahm einen ſo warmen Antheil an einer ſolchen, für die Einbürgerung der Engländer auf dem fremden Boden viel verſprechende Verbindung, daß er förmlich, durch eine Geſandtſchaft, bei König Powhatan um ſeine Einwilligung zu dieſer Verbindung ſeiner Tochter nachſuchen ließ. Der König gewährte dieſe, und ſendete mehrere ſeiner nächſten Verwandten, damit ſie als Zeugen der Feierlichkeit der Vermählung beiwohnen ſollten, die in einer ſehr glänzenden Weiſe begangen wurde. Dieſe Ehe der edlen Pocahontas mit Rolf dem Engländer, wie der Name ſagt, aus uralt normanniſchen Stamme, iſt für den Wohlſtand der virginiſchen Colonie von unberechenbaren Folgen geweſen, deren erſte die Unterwerfung des mächtigen Stammes der Chichominies-Indianer unter engliſche Botmäßigkeit war, und die Verſchmelzung deſſelben mit den Intereſſen der Colonie. Aus den Nachkommen der ſchönen Pocahontas und des wackeren Rolf ſind noch jetzt Familien in Virginien vorhanden, welche durch außren Wohlſtand und innre Tüchtigkeit, dieſer Abſtammung Ehre machen. Pocahontas war ſchon vor ihrer Vermahlung durch die Taufe in den Bund der Chriſten für Zeit und Ewigkeit eingegangen. Sie blieb dieſem Bunde in ihrem ganzen Wandel, bis zum Tode treu. Bei einem Beſuche, den ſie mit ihrem Gemahl in England machte, erregte ihr würdevolles Benehmen und ihr anmuthiges Weſen eine hohe Theilnahme.

3) Smith fernere Schickſale bis zu ſeiner zweiten Rettung aus Todesgefahren.

Nur im Vorübergehen können wir hier einen Blick auf die Entwicklungsgeſchichte der erſten engliſch-amerikaniſchen Colonie ſelber richten: mitten in dieſer Geſchichte faſſen wir doch zunächſt nur die Schickſale des Mannes ins Auge, deſſen Wirken für die Geſtaltung des Staates von Virginien den erſten feſten Anhaltspunkt gab.

Nach einer ſiebenwöchentlichen Abweſenheit kam Smith wieder zurück nach Jamestown, gerade noch im rechten Augenblick, um die völlige Auflöſung der Colonie zu verhindern. Die Zahl ſeiner Gefährten war auf 38 herabgeſunken, und dieſer kleine Reſt der Einwandrer in ein Land, wo ihnen ein ähnliches Schickſal bevorzuſtehen ſchien als den elend umgekommenen Coloniſten in Roanak, war ſo entmuthigt, daß er im Begriff ſtand, auf jede Gefahr hin ſich aus dieſem Lande der Gefahren zu flüchten. Nur mit großer Mühe gelang es dem von Allen hochgeachteten Mann dieſes feige Vorhaben zu verhindern, und zu gleicher Zeit kam Hülfe von der edlen Königstochter Pocahantas, deren Freundſchaftsbund, im Angeſicht des Todes geſchloſſen, für Smith und ſeine Leute von nun an ſich feſt und treu bewährte. Dieſe ſendete der Colonie Lebensmittel, welche dem damaligen Mangel abhalfen, man bezeugte ſich ihr und dem königlichen Vater nach Kräften dankbar und ein freundſchaftlicher Verkehr zwiſchen den Eingebornen und ihren damals nur bemitleidenswerthen, durchaus noch nicht furchtbaren Gäſten wurde eingeleitet, welcher zunächſt auf jene hohe Achtung gegründet war, in die ſich Smith durch ſeine heldenkräftige, geiſtig vorragende Perſönlichkeit bei den Indianern geſetzt hatte. Er, der Beſiegte war zu einem

Sieger dieſer guten Leute geworden, denn ſie betrachteten ja vergötterten ihn wie ein Weſen höherer Art, für welches ſie zu jedem Opfer bereit geweſen waren; er dagegen in ſeiner demüthig chriſtlichen Geſinnung ſuchte aus allen Kräften es ihnen einleuchtend zu machen, daß er nur ein Menſch ſey, wie ſie, welchem jedoch der Glaube an den wahren Gott und das Gebet zu dieſem die Kräfte gebe, welche ſie an ihm bewunderten. Nur Smith war es übrigens, welcher den Wilden dieſes Gefühl von Achtung einflößte; ſeine Gefährten erregten gar bald durch ihr unwürdiges Benehmen eine ganz entgegengeſetzte Meinung von der Würde und Vollkommenheit der Fremden, ſo daß die Wilden den Gott, von welchem man ihnen ſprach, als des Smith beſondren Gott betrachteten, deſſen Macht der Stärke ihrer Götter ohngefähr eben ſo hoch überlegen ſey, als die Leiſtungen der Feuergewehre, deren die Fremden ſich bedienten, den Leiſtungen der Wurfſpieße und Bogen.

Während die Niederlaſſung in Virginien unter der weiſen, kräftigen Leitung des John Smith ſich in einer täglich erfreulicheren Weiſe ordnete und begründete, erhielt ſie einen Zuwachs, welcher freilich zunächſt nur ihren äußren Umfang vermehrte, während er für das innre Leben derſelben mehr Nachtheil denn Gewinn brachte. Es kamen im Jahr 1608 zwei Schiffe aus England an, welche 120 neue Coloniſten, einen großen Vorrath von Lebensmitteln, Sämereien von Getreide und Acker- wie Hausgeräthe mit ſich brachten. Aber wer waren dieſe neuen Coloniſten? Nicht etwa tüchtige, an Arbeit gewohnte Handwerker und Landbauer, denn Leute dieſes Standes, der damals in England noch keinesweges in Ueberzahl vorhanden war, befanden ſich in ihrem Vaterlande ſo wohl, daß ſie ſich nicht zum Auswandern in ein fernes unbekanntes Land entſchließen konnten; deshalb waren nur wenig Leute dieſer Klaſſe, und nicht die beſten und genügſamſten aus derſelben unter den neuen Ankömmlingen, während der größeſte Theil von ihnen der Arbeit ungewohnte Gentlemen waren, an die ſich mancherlei Speculanten, ſogar Juwelire und Goldausſchmelzer angeſchloſſen hatten.

Wenn in einer Heilquelle, deren ſchwacher, dabei aber gehaltreicher Zudrang für ſich allein voll guter Kräfte war, von außenher, etwa durch einen ſtarken Regenguß, wildes Gewäſſer in überwiegender Menge ſich hineinmiſcht, dann verliert die Quelle ihre früheren Krafte, und wird einem gemeinen, dabei trüben Brunnenwaſſer gleich. So verlor auch alsbald durch das Hinzukommen der Gentlemen und Speculanten der Geiſt, der durch John Smith's wohlthatigen Einfluß in der kleinen Colonie erwacht ſchien, ſeine Kraft und Güte. Dieſen Leuten, welche doch jenem einen Manne die Erhaltung ihres Lebens zu danken hatten, mochte ſchon öfters die Zucht und Ordnung läſtig gefallen ſeyn, welche er mit Kraft und Ernſt, namentlich in dem Benehmen ſeiner Leute gegen die Indianer, aufrecht zu halten wußte; ihr kleinliches Weſen konnte nicht ohne Neid es ertragen, daß Smith allein von den Eingebornen ſo hoch verehrt und geliebt, und von ſolch allvermögendem Einfluß auf dieſelben war, ſie aber ſo wenig geachtet, von ſo geringem Einfluß. Noch weniger aber mochten ſich die neu hinzugekommenen Gentlemen in die ſtrenge, gute Ordnung fügen; ſie ließen ſich nicht abhalten in allerhand Weiſe mit den Indianern einen Verkehr anzuknüpfen, wobei dieſe überall ſich beeinträchtigt und in ihrem ſittlich menſchlichen Gefühl verletzt fanden.

Seitdem der Baum, deſſen Frucht die Schlange dem Weibe reichte und durch ihn ein Gift des Todes in unſer

Geſchlecht brachte, dem Menſchen unzugänglich geworden, iſt an die Stelle des verführeriſchen Apfels eine andere Lockſpeiſe getreten, welche in gleich ſchädlicher Weiſe auf Evas Nachkommen gewirkt hat: das iſt der Reiz des Goldes. Es iſt eine dämoniſche Gewalt, die in dem Zuge nach jenem Metalle liegt, an deſſen Beſitz die Phantaſie und die hierin ſich ſelbſt überbietende Lüſternheit der Menſchenſeele Bilder und Gedanken des durch jenen Beſitz möglichen künſtlichen Genuſſes und einer Macht nach außen anknüpft, welche von faſt unwiderſtehlicher Art ſind. Die Geſchichte der Entdeckung und Beſitznahme der goldreichen Länder des ſüdlichen Amerikas, durch die Spanier und Portugieſen und tauſend andre, mit Blut in das Buch der Völkergeſchichte eingeſchriebene Züge derſelben Art, bezeugen es, was aus dem Menſchen werde, wenn er der Macht jenes dämoniſchen Reizes ſich hingiebt. Auch die neuentſtandene Niederlaſſung in Virginien ſollte davon einen Beweis geben. Das müſſige Geſindel der Speculanten hatte in einem der nachbarlichen Küſtenflüſſe etwas entdeckt, das gelb ausſahe und glänzte; die angeblichen Metallkenner unter ihnen, eben ſo unwiſſend als die andern alle, gaben den werthloſen Fund für Gold aus und von dieſem Augenblick an dachten faſt alle, außer Smith, deſſen verſtändige Warnungen nur bei einigen Wenigen Eingang fanden, nur ans Reichwerden, Niemand wollte den Acker bauen oder arbeiten, die Gentlemen wie die gemeinen Leute wetteiferten mit einander in der Gierde, womit ſie den gelben Staub zuſammenrafften und aufhäuften*). Als die beiden Schiffe nach England zurückſegelten, hatte man das eine von ihnen ganz mit ſolchem Flitterſand belaſtet, und das andre nahm eine Ladung amerikaniſches Cedernholz (Juniperus virginiana) mit ſich fort, ſowie etliche der unnützeſten Gentlemens, die in der Abſicht Admiräle, Friedensrichter, Regiſtratoren und ſonſt allerhand Beſondres zu werden, herübergekommen waren.

---

*) Man erinnert ſich hierbei einer Anecdote aus den Zeiten der franzöſiſchen Revolution. Das ſouveräne Volk hatte einen Mann ſeines Gleichen als Präfecten nach dem See-

Smith war von tiefem Schmerz ergriffen, ſein Einfluß auf die Coloniſten, war durch die leidenſchaftliche Aufregung, welche dieſe beherrſchte, gelähmt, er fühlte ſich für dieſen Augenblick in Jamestown überflüſſig und nutzlos. Da beſchloß er, von der Wichtigkeit des Unternehmens, deſſen Leitung ihm anvertraut war, überzeugt, der Beſitznahme von Virginien und des angränzenden Landſtriches durch ſeine Nation auf andre Weiſe vorzuarbeiten. Vor allem, ſo ſchien es ihm, müſſe dem künftigen Anbau des Bodens und der zweckmäßigen Benützung ſeiner Naturgaben eine genaue Kenntniß deſſelben, ſowie ſeiner Buchten und Häfen vorausgehen. Deshalb unternahm er, in Geſellſchaft ſeines Freundes Ruſſel und einiger wenigen ihm treu ergebener Männer der Colonie eine Unterſuchungsreiſe, auf welcher er die Küſtengegenden der Cheſapeak-Bay und jene ganze Strecke des Landes, welche nach ſpäterer Abgränzung die

---

alpen-Departement geſendet. Dieſer ſahe dort Katzenſilber (Glimmer) in Menge herumliegen, ſendete ſeinen vermeintlich koſtbaren Fund nach Paris mit einem Bericht, darin er die frühere königliche Regierung darüber anklagte, daß ſie die Schätze des Landes ſo mit Fußen habe treten laſſen, ohne ſie zu benutzen. Was die Herrn der Akademie fur Augen machten als ſie die Schachtel mit dem Schatze offneten, läßt ſich leicht denken. Das ſouveräne Volk bedarf aber keiner Wiſſenſchaft.

Provinzen von Virginien und Maryland umfaßte, ſo geographiſch genau aufnahm, daß ſeine damals entworfene Landkarte für alle ſpäter entworfene Karten dieſes Himmelſtriches zu einer Grundlage dienen konnte, deren treue Umriſſe nur dadurch eine Erweiterung erhielten, daß die nachmaligen Fortſchritte der Coloniſation darin verzeichnet wurden. Aber er kam in dieſe noch ganz unbekannten Gegenden nicht nur um ſie und alle Gaben ihrer Natur zu ſehen, ſondern auch um von denſelben ſchon jetzt, im Namen ſeiner Nation Beſitz zu nehmen, und mit ſeiner die Indianer überall, wo er erſchien, gewinnenden und beherrſchenden Perſönlichkeit, gewann er die Achtung derſelben in ſo hohem Grade, daß ſie zu einem Verkehr mit den Fremden die Hand boten, welcher ſchon in nächſter Zeit für die hülfsbedürftige Colonie von höchſter Wichtigkeit wurde. Smith pflegte in ſeinem Handelsverkehr mit den Wilden, dieſen armen Leuten, die er als Brüder und Miterlöſte achtete, niemals unwürdigen Tand, oder gar das Gift des Branntweins als Tauſch gegen ihre Gaben anzubieten, ſondern, ſo viel es ihm möglich war, ſolche Dinge, die von wahrhaftem Werth und Nutzen für Haushalt und Erwerb des Lebensunterhaltes, ſowie zum Bau der Wohnungen ſeyn konnten, namentlich Beile, Sägen, Meſſer und andre Geräthſchaften von Eiſen. Er kehrte wie ein Eroberer, der Volk und Land dem Dienſt der Seinen unterworfen hat, nach Jamestown zurück und ihm folgten alsbald die Zufuhren von Lebensmitteln für den Haushalt der Colonie, die ein redlicher Erwerb ſeiner Reiſe waren.

Während ſeiner Abweſenheit war ein Funke von Verſtand in die kindiſch unverſtändige Schaar der Coloniſten gefahren, dieſe waren aus ihrem Traum von Schätzen des Goldes, die ſie gefunden zu haben meinten, zu einer Wirklichkeit der außren Noth, der Krankheit und Entmuthigung erwacht, ſo daß abermals es nahe daran war, daß die engliſche Niederlaſſung von Virginien bis auf einzelne Reſte von Todtengebeinen und zerriſſenem Gemauer von der Erde verſchwunden wäre. Smith, mit all dem Guten was er brachte, wurde als Retter und Erhalter des Lebens begrußt und ſogleich von dem Ausſchuß des Rathes zum wirklichen Präſidenten gewählt. Das Erſte, was er that, war, daß er das gute Verhältniß mit den Eingebornen wieder herzuſtellen und zu befeſtigen ſuchte, daß er die Coloniſten zur ordnungsgemaßen Thatigkeit anhielt, ſie an Mannszucht gewöhnte, und Alles that, was in ſeinen Kräften ſtand, um ſie zu einer hoheren, ſittlich-religiöſen Geſinnung zu erwecken. Seine Stellung als Präſident, nach ihrer damaligen äußren Ermachtigung, gab ihm nur wenig eigne Gewalt; die Macht, durch welche er die widerſtrebenden, zu ofteren Aufſtänden geneigten Schaaren ſeiner Coloniſten im Zaum hielt, lag allein in dem Beiſpiel ſeines lauteren, untadeligen Wandels und den unverkennbaren Aeußerungen jenes ernſten, guten Willens, der niemals den eignen Vortheil, ſondern nur das allgemeine Beſte ſuchte.

Ein Jahr lang blieb Smith Praſident der Colonie. Er hatte in dieſer Zeit ſein und ſeines Volkes Anſehen bei den Eingebornen, da wo es moglich war durch Freundlichkeit und Milde, wenn die Noth es erforderte mit Ernſt und Kraft, immer jedoch mit Mäßigung vertreten, ſich als Sieger großmüthig und zum Vergeben geneigt, den Unterwürfigen als hülfreicher, väterlicher Freund, im Verkehr redlich und zuverlaſſig erwieſen. Auch in ſeiner Colonie war abermals ein beſſerer Geiſt, wenigſtens was die außere Ordnung betraf, herrſchend geworden, denn er hatte die Mitglieder ſeiner kleinen Republik vor Allen an Arbeit gewöhnt und Arbeitſamkeit iſt die erſte Grundlage des Wohlbefindens jedes Gemeinweſens. Da gefiel es der Geſellſchaft der Unternehmer in London für ihren neuen Staat in Virginien einen andren Grund zu legen, um den Beſitz des Landes, in welchen ſie ſich nach eignem Belieben, ohne den Willen der Eingebornen darum zu befragen, geſetzt hatten, in einer mehr Gewinn verſprechenden Weiſe auszubeuten. Sie verſchafften ſich von der königlichen Regierung ein neues Patent, durch deſſen Inhalt die Vorrechte, welche die erſten Theilnehmer an der Begründung der Colonie in Anſpruch nehmen konnten, bei Seite geſetzt, der berathende Ausſchuß und die Stelle ſeines Präſidenten aufgehoben, neue, ungleich weitere Rechte dagegen an allerhand Leute von hohem Stand und Vermögen vergeben wurden, welche das erweiterte, koſtſpieligere Unternehmen zu unterſtützen bereit waren. Die Beſetzungen der wichtigſten Aemter und Würden in der neuen Colonie war jetzt von einem Collegium abhängig gemacht, das in London ſeinen Sitz hatte und dieſes, in ſeinen weit ausgehenden Plänen, wählte einen Mann von hohem Rang und achtbaren Charakter, den Lord Delaware zum Gouverneur der neuen Provinzen. Schon der Name dieſes Mannes gab dem Unternehmen einen größeren Aufſchwung; die Zahl der Actionäre vermehrte ſich, der Fond wuchs zu einer ſolchen Vermögenheit an, daß man neun Schiffe ausrüſten konnte, in denen fünfhundert Auswandrer, die mit allem Nothigen in Ueberfluß verſehen waren, nach Virginien hinüber geführt wurden. Unglücklicher Weiſe ſegelten dieſe Schiffe faſt ein ganzes Jahr vorher ab, ehe Lord Delaware mit ihnen gehen konnte, der Oberbefehl über dieſelben, ſo wie vorläufig, bis zur Ankunft des Gouverneurs die adminiſtrative Gewalt in der Colonie war an drei Männer zugleich: den Capitan

Newpart, Sir Thomas Gate und Sir George Somers übergeben, und das Schiff, an deſſen Bord ſich dieſe drei befanden, wurde durch einen Sturm von der Flotte hinweg an die Bermudas-Inſeln geführt, wo es Schiffbruch erlitt. Die übrigen Schiffe, mit einer Volksmaſſe, die nun ohne eigentliches Haupt war, kamen wohlbehalten an der Küſte von Virginien an, ſo wenig von Smith und ſeinen Leuten erwartet, daß man ſie für Feinde hielt und ſich auf Abwehr eines ſolchen Ueberfalles gefaßt machte. Bei dieſer Gelegenheit erprobte ſich jene freundſchaftliche Anhänglichkeit und Achtung, welche die Eingebornen, nicht ſowohl gegen die Coloniſten als gegen das ehrwürdige Haupt derſelben: gegen John Smith hegten. Unaufgefordert eilten ſie mit ihren Waffen herbei, um dem Freunde im Kampf mit den angreifenden Feinden beizuſtehen.

Der Irrthum wurde erkannt als die Schiffe näher zur Küſte kamen; die aus ihnen ans Land ſteigende Mannſchaft beſtund zwar nicht aus Feinden der engliſchen Nation, wohl aber, was noch viel ſchlimmer war, aus Feinden der menſchlichen Wohlfahrt überhaupt und zunächſt der Colonie, zu deren Verderben ſie herbeikamen. Einen ſolchen Auswurf aus der Hefe ſeiner ſchlechteſten Bewohner hatte England noch niemals auf einen Haufen zuſammengebracht, um denſelben, nicht wie er verdient hätte an den Galgen oder in das Zuchthaus, ſondern aus aller Zucht und Aufſicht in ein Land zu führen, das er nach ſeinem Belieben verpeſten konnte. Man darf allerdings vermuthen, daß eine kleine Zahl gerade der beſſeren und brauchbareren Auswandrer ſich am Bord des Commandantenſchiffes befand, welches zur Weiterfahrt unbrauchbar geworden, mit ſeiner meiſt geretteten Mannſchaft an den Bermudas-Inſeln lag. Auch in den andren acht Schiffen mag es einzelne Beſſere gegeben haben, der bei weitem großeſte Theil der Schaaren jedoch, welche jetzt kamen, beſtund aus jungen Leuten, deren ſich die anſehnlichſten Verwandten und Freunde entledigen wollten, weil ſie ein Schandfleck ihrer Familien waren; aus Leuten, die durch ihre zucht- und ſittenloſe Aufführung in allgemeiner Verachtung und polizeilicher Ueberwachung ſtunden; verarmten Edelleuten, welche nicht arbeiten wollten und doch ſich ſchamten zu betteln; banquerotten Kaufleuten von niederer Geſinnung; ſchlechten Bedienten, die man aus dem Hauſe haben wollte und allerhand andren, in der Heimath überläſtigen Menſchen. Das erſte was dieſe Geſellen, deren viele voll der hochmüthigiſten Anſprüche waren, thaten, war daß ſie, ohne eine Vollmacht dazu vorweiſen zu können, die neue, in England ausgeborene Anordnung geltend machten, nach welcher der bisherige berathende Ausſchuß und die Stelle des Präſidenten aufgehoben wurden. Gleich Hunden, davon einer dem andren den aufgefundenen Knochen zu entreißen ſucht, maßte ſich bald der eine bald der andre eine befehlendem Macht an, zu welcher keiner Verſtand, noch Kraft noch einen Funken jener innern Würde beſaß, die in einer edlen Geſinnung wurzelt; die ganze Colonie befand ſich in der Auflöſung einer gräuelvollen Empörung des einen gegen den andern, dabei erlaubte ſich die freche Rotte Rohheiten und Unmenſchlichkeiten gegen die Eingebornen, wodurch dieſe im hohen Grade erbittert wurden.

Noch einmal gab jetzt John Smith den Bitten einiger Beſſeren, zunachſt aus der kleinen Schaar der fruheren Coloniſten nach; er erklarte, daß er ſeine bisherige Wurde behaupten wolle, bis man ihn derſelben in geſetzlicher Weiſe enthobe und bis er dieſelbe in die Hände der von England aus beſtimmten neuen Haupter der Colonie niederlegen könne. Er, der einzige Mann von Kraft und feſten Willen, wußte ſich alsbald bei der zuchtloſen Schaar ſo in Anſehen zu ſetzen, daß man es ruhig geſchehen ließ, als er die Häupter der Empörung ins Gefängniß warf und einen Theil des böſen Haufens aus Jamestown wegſchickte, damit er in der Nähe davon eine eigne Niederlaſſung begründen ſolle. Dieſer letztere Schritt des ſonſt in der Wahl der Mittel für das allgemeine Wohl ſo glücklichen Mannes war ein Mißgriff, denn das verworfene Geſindel gerieth alsbald durch eigne Schuld in offnen Krieg mit den von ihnen gleich unvernünftigen Thieren behandelten Indianern. Sie und ihre gleichgeſinnten Genoſſen ſollten das Maaß der Ruchloſigkeit voll machen und hierdurch das wohlverdiente Strafgericht über ſich herbeiführen, denn gerade um dieſe Zeit hatte John Smith durch eine Pulvermaſſe die ſich in ſeiner Nähe entzündete eine Verletzung erhalten, die ihn nöthigte mit einem der zurückkehrenden Schiffe nach England zu gehen, um daſelbſt chirurgiſche Hülfe zu ſuchen.

Man darf nicht fragen, was aus der Colonie, nach dem Abgang des einzigen Mannes wurde, der das Herrſchen verſtand; die Revolution war jetzt erklärt, ſie nahm ihren natürlichen Verlauf. Die Colonie beſtund, als Smith unter Segel gieng, mit den älteren Coloniſten zuſammengenommen, noch immer aus 500 Mann; die Magazine waren mit allem Ueberfluß verſehen, der bei weiſer Verwaltung und fortgeſetzt friedlichem Verkehr mit den Indianern auf lange hin ausreichend geweſen wäre. Sechs Monate nachher waren von jenen 500 noch 60 Mann vorhanden, die andren hatten unter einander ſich ſelbſt aufgerieben oder waren von den Indianern, die ſie zu ihren heftigſten Feinden gemacht hatten, erſchlagen worden und dieſer noch überlebende

Reſt, nachdem man die Vorräthe der Magazine durch unſinnige Schwelgerei erſchöpft hatte, befand ſich in ſo furchtbarem Mangel und großer Hungersnoth, daß er auf das Futter der Kannibalen herabgeſetzt war, denn die vormals ſo leckren Schlemmer fraßen das Fleiſch der von ihnen erſchoſſenen Indianer und ihrer eigenen gewaltſam erlegten oder an Krankheit und Noth dahin gerafften Gefährten *). Dies war das ſelbſt verſchuldete Loos einer Rotte von Empörern, in der keine Furcht vor Gott, keine Achtung noch Unterwürfigkeit gegen das Geſetz gefunden ward, welche das Gebet nicht kannte, die Arbeit im Schweiß des Angeſichtes ſcheute.

Zu dem im Hinſterben begriffnen kleinen Haufen der Coloniſten kamen endlich die drei Capitane, die, wie erwahnt, an den Bermudas Schiffbruch gelitten und lange Zeit gebraucht hatten, um ſich neue Fahrzeuge zu verſchaffen. Sie kamen zwar mit leerer Hand, denn ſie hatten auf die Vorräthe gerechnet, welche, wie ſie wußten an die Magazine waren abgegeben worden, dennoch war ihr Erſcheinen den Coloniſten höchſt erwünſcht, weil dieſe an nichts Andres mehr dachten als nur an ein Hinwegfliehen aus der Stätte, da ihre Schuld ſo hart geſtraft worden war. Sie bewogen die Capitäne alsbald mit ihnen Allen, vor der Hand um Proviant einzunehmen nach Neufoundland hinwegzuſegeln; etliche wollten ſogar, in einer ihrer würdigen Weiſe, die Wohnhäuſer von Jamestown noch niederbrennen, dies jedoch hinderte Sir Thomas Gate (einer der drei neu angekommenen Capitäne) und das Entfliehen der Schiffe wurde durch das Eintreffen der engliſchen Flotte gehemmt,

---

*) M. ſ. den treuen Bericht hierüber, mit Angabe der Quellen in J. Grahams oben angeführtem Werke I. p. 58.

welche von Delaware geführt, gerade zu der Stunde in die Mündung des Jamesfluſſes einlief, als die feigen Flüchtlinge daraus auslaufen wollten.

Der edle Lord Delaware war ein würdiger Nachfolger des John Smith, er waltete und wirkte im Geiſt von dieſem, zum Beſten der Colonie, ſtiftete von neuem Frieden zwiſchen den Engländern und Indianern, weckte und beſtärkte durch ſein Beiſpiel religiöſe Geſinnung und Arbeitſamkeit. Die Schaar, die mit ihm kam, war entweder vorwaltend von beſſrer Art oder wurde durch die Kraft des Mannes, der ſie beherrſchte, in Ordnung gehalten. Auch Sir Thomas Dale, der, als Delaware durch ſeine leidende Geſundheit bewogen, nach England heimkehren mußte, die Obergewalt übernahm, betrug ſich dabei in würdiger Weiſe. Dennoch, ſo werden wir noch weiter unten es berichten, blieb die Colonie Virginien ſeit und durch die Weiſe ihrer erſten Begründung an innrer Kraft weit hinter den Colonien von Neuengland zurück, zu deren Anlegung John Smith ebenfalls eine Handreichung that, welche wir hier kurz erwähnen wollen.

4) Zweite Rettung des John Smith aus drohender Lebensgefahr.

Wie wir im Vorhergehenden ſahen, hatte König Jacob I. jene ſchon unter der Regierung der Königin Eliſabeth von der engliſchen Krone in Anſpruch genommenen, nordamerikaniſchen Küſtenländer, welche unter dem Namen Virginia begriffen waren, an zwei verſchiedene Geſellſchaften von Unternehmern zur Coloniſation und Benutzung verliehen, an die von London und an jene von Plymouth. Der erſteren war der ſüdliche Theil, der anderen der nördliche dieſer Landſtriche zugeſichert worden. Von den Unternehmungen der Londoner Compagnie und von dem entſchiednen Einfluß, den Smith auf das Gelingen derſelben hatte, war bereits die Rede. Virginien hatte ſchon ſeine, wenn auch mehrmalen der Auflöſung nahe entgegengehende Colonie, während Meſſachuſets und die angränzenden Küſtenländer, ſo anlockend auch die Beſchreibung derſelben war, welche Gosnold und die ihm nachfolgenden Reiſenden davon gegeben hatten, von der Plymouth Compagnie noch zu keinem Anbau hatte benutzt werden können. Einige Verſuche hierzu waren gemacht worden; unter den Coloniſten jedoch, obgleich ſie von beſſerer Art ſeyn mochten als das Geſindel, das die Hauptſtadt mehrmalen nach Virginien geſendet hatte, war kein Mann geweſen wie Smith, ſie kehrten, geſchreckt durch die Noth und Harte des Winters, von 1607 auf 1608, den ſie an der neuen Niederlaſſung verlebt hatten, unverrichteter Sache nach der Heimath zurück. Da wendete ſich die Compagnie an den kraftigen Begründer und mehrmaligen Retter der ſüdlichen Colonie; zwei Schiffe wurden von ihr ausgerüſtet, das eine unter dem Befehl des trefflichen John Smith, das andre unter Capitän Hunt. Nicht zwar mit Gewalt der Waffen oder mit den rüſtigen Armen der Anbauer des Landes, wohl aber mit den Kräften des forſchenden, klar überblickenden Geiſtes hat damals, für alle künftige Zeiten, Smith, im Namen ſeines Vaterlandes von den werthvollſten nördlichen Provinzen der vereinigten Staaten Beſitz genommen. Er ſelbſt, mit nur 8 muthigen Begleitern, durchreiſte das Land und ſeine Küſtengegenden, nahm davon eine Karte und einen Abriß ſeiner natürlichen Beſchaffenheit auf, wodurch er, bei ſeiner Heimkehr für das Unternehmen der Anpflanzung in jenem fruchtbaren Landſtrich eine hohe Theilnahme gewann. Prinz Karl, dem er ſeine Entdeckungen mittheilte, war von den natürlichen Vorzügen dieſer nordlichen Provinzen ſo hingenommen, daß er ihnen den Namen Neuengland beilegte, den ſie in ſpäterer Zeit behielten. Smith dachte an nichts Anders als an die möglichſt baldige Begründung einer Colonie in Neuengland, nicht ſo jedoch wie er, dachte ſein Begleiter auf der Expedition: Capitän Hunt. Dieſer kleinlich eigennützige gewiſſenloſe Menſch hatte bis dahin mit einigen Andren in die Vortheile des Pelzhandels an den Küſten von Neuengland ſich getheilt; ihm ſchien es unerträglich, daß jetzt eine ganze Compagnie an dem Gewinn Theil nehmen ſollte; mit unerhörter Bosheit ſuchte er dieſes dadurch zu vereiteln, daß er die Eingebornen des Landes zu einer bittren Feindſchaft gegen ſeine Landsleute aufregte. Dieſes gelang ihm vollkommen, indem er eine Schaar der Indianer zu ſich an Bord lockte, dann die Segel ſpannen ließ und ſeine Gefangenen mit ſich nach Malaga führte, dahin er in Auftrag ſeiner Regierung auf der Heimfahrt ſteuern ſollte; dort verkaufte er die harmloſen Leute als Sclaven an die Spanier.

Die Indianer, durch dieſen tückiſchen Verrath zur heftigſten Wuth entflammt, warteten nur auf Gelegenheit, den erſten Engländern, die an ihre Küſte kamen, ihre blutige Rache fühlen zu laſſen; in England ahnete man nichts von Hunts Verrätherei, Smith mit einer gutgewählten Schaar der Landbauer war ſchon nach Neuengland unterweges. Wäre diesmal die Fahrt ſo gut von ſtatten gegangen, wie andre Male, dann hätte das Blut des Menſchenfreundes, der auch die Indianer als Mitbrüder ehrte und liebte, ſammt dem ſeiner Begleiter den Boden befleckt, den er für ſein Vaterland gewinnen wollte, aber die ſcheinbare Ungunſt der Elemente, ein furchtbarer Sturm, zuletzt die Gefangenſchaft, in welche er, den man wiſſentlich oder unwiſſentlich mit Capitän Argas verwechſelte, angeblich wegen verübter

Seeräubereien, unter den Franzoſen gerieth, hemmten ſeine Fahrt, retteten ihm ſein Leben und ſeiner Nation alle jene Erfahrungen, die er während der Reiſen und des Aufenthalts in America gemacht hatte. Ein Indianer, Namens Squanto, welcher der ſpaniſchen Gefangenſchaft entronnen, nach England gekommen war, enthüllte das Geheimniß der Bosheit, deren Hunt ſich zu ſchulden kommen laſſen, diente aber auch zugleich zu einem vermittelnden Verſöhner ſeiner Landsleute mit den Engländern.

Für die nördlicheren Provinzen der vereinigten Staaten war eine andere beſſere Bevölkerung beſtimmt als für die ſüdlichen, und von welchem Einfluß die Beſchaffenheit der erſten Begründer beider Colonien auf den innren Wohlſtand und die Entwicklung derſelben war, das wollen wir hier nur in wenigen Zügen andeuten. Wir entnehmen dieſelben, eben ſo wie John Smith erſte Rettungsgeſchichte, aus der gehaltreichen Anzeige von Grahams erwähntem Werk, die ein tiefblickender Kenner der Geſchichte (Fr. v. Roth) in den Münchner gel. Anzeigen B. V Nr. 246 gegeben hat.

5) Die Pflanz-Staaten von Virginien und Neuengland, in der Verſchiedenheit ihrer Grundlage und innren Verfaſſung.

Von einem ſo ſchnellen und kräftigen Wachsthum, wie das der Staaten von Nordamerika, nachdem dieſelben nur einmal über die großen Schwierigkeiten ihrer erſten Anfänge hinüber waren, hat weder die alte Geſchichte ein Beiſpiel noch die neuere ein andres aufzuweiſen. Aehnlich mag wohl das raſche Aufblühen der griechiſchen Städte in Unter-Italien geweſen ſeyn. Allein dieſe gewannen einen großen Theil ihrer Kräfte durch Verbindung und Vermiſchung mit den Ureinwohnern, die auch wahrſcheinlich eine Haupturſache ihrer Ausartung und Auflöſung wurde. Die Pflanz-Staaten in Nordamerika haben alles aus ſich ſelbſt, oder aus Zuflüſſen von dem Mutterlande und von andern chriſtlichen, meiſt von germaniſchen Ländern; ſie haben davon eine Reinheit in der Anlage, die Neuſpanien zu ſeinem großen Schaden entbehrt. Auch waren die Anfange dieſer Pflanz-Staaten ſo klein und kümmerlich, wie etwa, nach des Dichters Schilderung die Anſiedlung Evanders zwiſchen den ſieben Hügeln (Aen. VIII, 100) und bei ihrer großen Entlegenheit, und der Schwierigkeit einer zu Anfang wenig lohnenden Schifffahrt, kam ihnen Unterſtützung aus den Mutterlanden in den erſten und bedürftigſten Zeiten nur ſparlich zu.

Mehr noch als der ſchnelle Anwachs an Menſchenzahl und an Wohlſtand jener Colonien verdient die Geſchichte ihrer Verfaſſung eine aufmerkſame Beachtung.

Es iſt eine der gangbaren Vorſtellungen — und nicht die letzte unter den irre leitenden und verführenden der gegenwärtigen Zeit — die republikaniſche Verfaſſung der vereinigten Staaten ſey eine neue Schöpfung, ein Werk der durch Krieg errungenen Unabhängigkeit von England. Verwegene Folgerungen daraus haben ohne Zweifel zu den revolutionären Irrſalen in Frankreich und anderwärts ungleich mehr mitgewirkt, als alles Mißverſtehen griechiſcher und römiſcher Staatsverhältniſſe. Die Verfaſſungsgeſchichte, namentlich des Pflanz-Staates Maſſachuſets, welcher den übrigen beſtändig vorgeleuchtet und vorgearbeitet hat, beweiſt, daß jene ſpätere republikaniſche Verfaſſung nicht neu, ſondern alt, nicht hinzugekommen, ſondern urſprünglich, und durch die Trennung von dem Mutterlande nicht in der Grundlage, auch nicht in der Breite, nur in der Spitze verändert worden iſt.

Von der erſten Anſiedelung der Engländer in Virginien war bereits die Rede. Nachdem die Nachforſchungen nach Gold ſich als vergeblich gezeigt hatten, legte ſich der allmählig tüchtiger werdende Kern der Anſiedler auf den Anbau des Landes, welches ſie ohne Uebereinkunft mit den herumſtreifenden Ureinwohnern in Beſitz nahmen. Das Obereigenthum blieb der Krone vorenthalten; jedoch hatten die Inhaber der Ländereien nur zwei Schillinge jährlich, für je hundert Tagwerke, als Grundzins zu entrichten. Zur Unterſtützung wurden ihnen Sträflinge aus England nachgeſandt, die ihnen auf beſtimmte Zeit als Leibeigene dienen mußten. Bald wurde ihnen die Arbeit noch mehr, durch angekaufte Negerſclaven erleichtert. Sie bauten faſt ausſchließend Tabak. Ihre Geiſtlichen, die alle nur der engliſchen Hochkirche angehörten, wurden mit Tabak beſoldet; mit Tabak in England Weiber für die erſten Anſiedler erkauft, die man abſichtlich ohne weibliche Begleitung hatte ziehen laſſen. Ortſchaften wurden nur wenige angelegt; die meiſten Wohnungen ſtanden längs der Flüſſe einzeln, und inmitten der dazu gehörigen Fluren. Der reiche Ertrag des Bodens that den Anſiedlern volles Genüge, auch da ihre Zahl durch neue Ankömmlinge beträchtlich vermehrt wurde. Für ihren Tabak brachten ihnen engliſche Schiffe alles, was ihnen aus Europa wünſchenswerth war, ſo daß ſie eignen Seehandel zu verſuchen keinen Anlaß hatten. Sie waren bald in Müſſiggang und Weichlichkeit verſunken, hätte ſie nicht die beſtändige Gefahr von der Nähe feindſeliger Ureinwohner beſtändig wach erhalten, und die ergiebige Jagd im Gebrauch der Waffen und in vielerlei Anſtrengung geübt. Alle Freileute vom 16. bis 60. Jahre mußten in der Landwehr dienen, welche um 1680 ſchon 8500 Mann ſtark war. Manches Geſchlecht erwarb großen Reichthum, und wußte ihn durch Anwendung des engliſchen Erbrechtes zuſammen zu halten. Von dem Ueberfluſſe, in welchem die Pflanzer lebten, wurde beinahe allein zu ſinnlichen Genüſſen Gebrauch gemacht Langſam und nur mit Unterſtützung vom Mutterlande aus hob ſich der öffentliche Unterricht. Erſt 1729 bekam Virginien eine Buchdruckerei; längſt vorher hatte es ein Schauſpielhaus.

Wie ganz anders geſtalteten ſich die innern Verhältniſſe in dem Pflanz-Staat von Maſſachuſets Dieſer wurde etwas ſpäter als Virginien (im J. 1620), ohne alle Theilnahme und Unterſtützung der Krone, durch engliſche Puritaner geſtiftet, welche nicht Gewinn, ſondern mit Weib und Kind eine Freiſtatte für ihren Gottesdienſt ſuchten. Geiſtliche waren ihre Führer, die in England waren entſetzt worden, unter andrem deshalb, weil ſie ſich geweigert hatten von der Kanzel eine Verordnung zu verleſen, welche Spiel und Tanz am Sonntage für erlaubt und löblich erklärte. Die Fortdauer und Zunahme dieſer Bedrückung mehrte die Auswanderung nach der Maſſachuſets-Bay, bis ſie endlich unterſagt wurde, da eben Oliver Cromwell daran Theil nehmen wollte. Dieſe Anſiedler kauften alles Land, das ſie ſich zueignen wollten, von den Ureinwohnern. Um ihren Gotteshäuſern nahe zu ſeyn, bauten ſie ihre Wohnſitze nicht zerſtreut, ſondern thaten ſich in Dörfern und Stadten zuſammen, Mit dem gottergebenen Muthe, in welchem ſie aus der Heimath ausgezogen waren, und worin ſie durch die begeiſterten Vorträge ihrer Prediger immer beſtärkt wurden, beſtanden ſie unſägliche Mühſeligkeiten, und bezwangen mit geringen Mitteln den rauhen Boden, der, bei großer Seltenheit von Pflug nnd Anſpann, meiſt mit Spaten und Hacke bearbeitet werden mußte, wobei ſie von Sclaven nur wenig Hülfe hatten; denn davor ſcheuten ſich die meiſten Anſiedler, und dieſer

Pflanzſtaat erſchwerte die Einfuhr von Sclaven ſo, daß ihre Zahl nie höher als auf $\frac{1}{20}$ ſeiner Bevölkerung ſtieg, während ſie in Virginien nach 100 Jahren ſeit der Begründung der Colonie der Zahl der Freileute gleich war. Der Boden gab faſt nur Getreide und Hanf, die See aber Fiſche in Ueberfluß; daher neben dem Landbaue ſehr bald die Fiſcherei und durch dieſe der Seehandel aufkam; hiernächſt mannigfacher Gewerbfleiß, dem beſonders ergiebige Eiſenbergwerke förderlich wurden. Reichthum häufte ſich nicht an, weil die meiſt zahlreichen Kinder zu gleichen Theilen erbten; aber ein durchgängiger Wohlſtand vervielfältigte in faſt beiſpielloſem Maße die Bevölkerung, obgleich ein Abfluß von derſelben in andre Pflanzſtaaten bald anfieng und dann fortdauerte. Geld war ſelten, wurde aber durch Papiere erſetzt, denen das, durch die reinen Sitten geſicherte Vertrauen Geldwerth beilegte. Denn es war unter dem Einfluß der Geiſtlichen eine Sittenzucht begründet, die alles fern hielt, was Häuslichkeit und Ehrbarkeit, was Sparſamkeit und Mäßigkeit gefährden konnte. Es wurden z. B. die Wirthshäuſer ſcharf beaufſichtigt, und nur die achtbarſten Leute durften Gaſtwirthe ſeyn; daher das Anſehen, in welchem dort noch jetzt dieſes Gewerbe ſteht. Die Kirchenälteſten beſtimmten in jedem Hauſe, wie viel geſponnen werden ſollte, und beſtraften die Verſaumniß; den Eltern, die ihre Kinder nicht gut erzogen, nahmen ſie dieſe ab und vertrauten ſie beſſeren Händen an. Bei ſolcher Strenge, die ſelbſt auf die Kleiderpracht ausgedehnt war, keinerlei zweideutige Luſtbarkeit geſtattete und jede Uebertretung der Sitte alsbald rügte, ſoll gleichwohl das Leben keineswegs finſter und trübſelig geweſen, ſondern jede menſchliche und bürgerliche Tugend mit frohem Muthe geübt worden ſeyn. Viermal im Jahre wurde die Landwehr, zu welcher alle

Mannsperſonen vom 16. Jahre an pflichtig waren, zu Waffenübungen aufgeboten, deren Zweck ſehr nahe lag; denn obgleich der Pflanzſtaat den Krieg nicht ſuchte noch erregte, waren viele und furchtbare Angriffe der Ureinwohner auszuhalten, die auf das tapferſte zurückgeſchlagen wurden. Nächſt der Rüſtigkeit, welche die Schifffahrt und der Krieg erforderten und gaben, ließ der vom Anbeginn auf das ſorgfältigſte gepflegte Unterricht ein Verſauern nicht zu, das ſonſt vielleicht eingetreten wäre. In Gemäßheit eines Geſetzes hatte jedes Dorf ſeine niedere und jede Stadt ihre lateiniſche Schule*). Schon im zehnten Jahre ſeit der Stiftung des Pflanzſtaates, unter den Schreckniſſen eines Krieges mit den Wilden, beſchloß der Landrath zu Boſton die Errichtung einer hohen Schule; ſie ward 1638 eröffnet, und gelangte bald zu ſolchem Rufe, daß ſie nicht nur aus andren Pflanzſtaaten, ſelbſt aus Alt-England Zöglinge bekam. In Folge dieſer Einrichtungen pflanzte ſich im Lande ein achtbarer Lehrſtand fort, und verbreitete ſich unter dem Nährſtand ein Geſchmack und Antheil an guten Kenntniſſen, dem fruchtbare Schriftſteller (von einem, Cotten Matther, geſt. 1787, zählt man nicht weniger als 382 einzelne Schriften) und zahlreiche Buchdruckereien Nahrung gaben.

---

*) Welche Geſinnungs-Tüchtigkeit und Haltung die häusliche ſo wie öffentliche Bildung den jungen Männern in Maſſachuſets gab, das bezeugt uns die merkwürdige Jugendgeſchichte des Philipp Aſhton, welche ich, nach einer handſchriftlichen Mittheilung, die mir aus den würdigen Händen des Vorſtandes des Calwer Verlages von Jugendſchriften wurde, in eben dieſem Verlag unter dem Titel: „der neue Robinſon, oder die Schickſale des Philipp Aſhton“ veröffentlicht habe. Eine Geſchichte, welche nicht durch die Hand ihres Bearbeiters, ſondern durch ihren anziehenden lehrreichen Inhalt der deutſchen Jugend eine nicht unwillkommene Erſcheinung ſeyn wird.

Auf einer gleichen ſittlich feſten Unterlage wurde einige Menſchenalter ſpäter als die von Maſſachuſets (1682) die Verfaſſung des nachbarlichen Staates Pennſylvanien errichtet, die ſich während des Jahrhunderts ihrer Wirkſamkeit als ſo zweckmäßig und trefflich erwieſen hatte, daß man ſie im J. 1776 der Conſtitution der vereinigten Staaten zu Grunde legte.

6) Ein Mann der Republik.

Wir haben in den älteren Bewohnern von Neuengland; welche der geſunde Kern der nordamerikaniſchen Staatenſyſteme waren, ein Volk kennen gelernt, welches zwar nicht unter dem Schatten eines einheimiſchen Thrones, wohl aber unter dem ſeiner guten, weiſen Geſetze in Frieden wohnte; ein ſtilles und geruhiges Leben führte. Das was den Menſchen allein wahrhaft frei und glücklich macht, ſittlicher Ernſt, Kraft der Selbſtbeherrſchung, Furcht vor Gott und dem Geſetz, Luſt am Gebet und an Arbeit, das war die gute Ausſaat der älteren Zeit, welche der große amerikaniſche Bund der Freiſtaaten bei ſeinem Entſtehen vorfand, und deſſen Früchte er ſogleich genießen durfte. Der Begründung der Republik gieng keine Revolution, d. h. keine ſolche Umkehrung der beſtehenden Ordnung voraus, wodurch das Unterſte und Niedrigſte zum Oberſten wird; die Souveränität des Geſetzes blieb in jener unangetaſteten Herrlichkeit beſtehen, in der ſie ſchon vorher beſtanden, Ruhe und Sicherheit der Einzelnen wie des Ganzen wurden nirgends in ihrer Tiefe erſchüttert. Aber die ſchon vorhandnen guten Elemente der feſtſtehenden Ordnung würden für ſich allein eben ſo wenig ausreichend geweſen ſeyn, das bewundernswerthe Werk des nordamerikaniſchen Freiſtaaten-Vereines zu erſchaffen, als die Elemente, daraus ein Thier oder ein Gewächs beſteht, für ſich allein ein ſolches lebendes Weſen erzeugen können. Dazu waren die Männer nöthig, welche unter der Zucht und Achtung der in ihrem Vaterlande beſtehenden göttlichen und menſchlichen Ordnung auferwachſen und erzogen jener bereit liegenden Elemente ſich bemächtigten und gleichwie zu einem organiſch-beſeelten Leibe ſie geſtalteten. Wir erinnern hier nur an einen dieſer Heroën aus der Geſchichte der nordamerikaniſchen Freiſtaaten, an Georg Waſhington, deſſen treues Bild uns Friedrich von Raumer in ſeiner deutſchen Bearbeitungvon Jared Sparks „Leben und Briefwechſel G. Waſhingtons“*) in ſo anziehender Weiſe vor Augen geſtellt hat. Man darf wohl fragen, welcher Held, welcher Staatsmann der alten wie der neuen Zeit war freier von der Sucht nach glanzenden Thaten, die der Mund des großen Haufens preiſt, freier von Herrſchſucht, freier von Eigennutz als dieſer Waſhington, der von früher Jugend an vor allem ſich ſelber — das Fleiſch durch den Geiſt — zu beherrſchen geſucht hatte und hierdurch allmälig in den Beſitz jener wahren Freiheit gekommen war, welche das Gemeingut des wahren, ächten Freiſtaates auf Erden ſein ſoll**). Ein weſentlicher Zug jenes innren Zuſtandes, darin der Menſch aus den engen Schranken der Selbſtſucht und Eigenheit entlaſſen: ein geiſtig Freier geworden iſt, bezeugt ſich darin, daß ein ſolcher Glücklicher überall da wo es gilt zunächſt nur Das beachtet, was zum allgemeinen, göttlich menſchlichen Beſten ſeines Volkes und

---

*) In zwei Banden, Leipzig bei Brockhaus 1839

**) M. v. das eben angeführte Werk von Raumer B. I S. 7

Landes, zum Wohl des Gemeinweſens — der Republik im ächten Sinne des Wortes — dient. Waſhington, als das allgemeine Beſte dies erforderte, hat das bequeme, ſorgenloſe Leben ſeines häuslichen Wohlſtandes willig dahin gegeben, hat unter Noth und Mühſeligkeit, Froſt und Hitze, Nachtwachen und Gefahren wie jeder gemeine Krieger ſeines Volkes die Kämpfe mit dem gemeinſamen Feind beſtanden und iſt, ſobald es möglich war, ohne nach ehrender Anerkennung und Lohn zu fragen, in die geräuſchloſe Stille ſeines häuslichen Friedens zurückgekehrt, um da wieder die Würde des Generals zu vergeſſen, und als Landbauer zu arbeiten. Die Ehre ſuchte ihn, nicht er ſie, ja die außren Würden, die er mit ſolchem Ruhm bekleidete, mußten ihm aufgedrungen werden, er hätte keinen Finger nach ihnen ausgeſtreckt; das Geld, das man für die vielen Opfer, die er als Kämpfer für das Gemeinwohl gebracht hatte, ihm anbot, wies er ſtandhaft zurück. Jedes fremde Verdienſt, wenn es um das Gemeinwohl ein ächtes war, achtete er höher als ſein eignes; der geringſte Bürger des Staates fand bei ihm brüderlich liebende Anerkennung, denn er wußte was die wahre Freiheit und Gleichheit der äußren Stände war. Doch wie könnten wir dieſen vollkommnen Republikaner beſſer ſchildern, als mit den Worten, in denen Fr. v. Raumer daſſelbe in ſeiner Bearbeitung von Sparks oben genanntem Werke gethan hat. Wir nehmen die Stelle unverändert hier auf*).

„In Glauben und Werken ein wahrer Chriſt, war Waſhington eifrig in den gottesdienſtlichen Uebungen. Welche Verehrung er für die Religion hatte, das bewies er durch ſein Leben, ſeine öffentlichen Mittheilungen und die Aufſätze, welche er für ſich machte. Wenn ihm etwas gelang, ſchrieb er dies ſtets dem hülfreichen Beiſtande Gottes zu. Er war menſchenfreundlich und demüthig, mildthätig gegen Arme, hülfreich gegen Unglückliche. Als Gatte, Sohn und Bruder war er zärtlich und liebevoll. Frei von Eitelkeit, Ruhmſucht und Stolz, ſprach er nie von ſich und ſeinen Thaten, wenn die Verhältniſſe und das allgemeine Beſte ihn nicht dazu nöthigten. Wie er den Neid nicht kannte, ſo hatte er auch das Glück von dem Neide der Andren nicht getroffen zu werden, da er auf einer Höhe ſtand die keiner hoffen konnte zu erreichen. Wenn er eine vorherrſchende Leidenſchaft hatte, ſo war es die der Vaterlandsliebe. Die Reinheit und das Feuer ſeines Patriotismus waren des wichtigen Gegenſtandes würdig. Die Liebe zu dem Vaterlande wurde durch das Gefühl der heiligſten Pflicht erhöht; und nie wich er einen Augenblick von der gewiſſenhaften Erfüllung ſeiner Pflicht ab, wahrend ſeiner langen öffentlichen Laufbahn.“

---

*) A. a. O. S. 558 u. 559.

„Dies ſind die Hauptzüge von Waſhingtons Charakter, welche ihm die Liebe und die Verehrung der Menſchheit erworben haben. — Eine glückliche Vereinigung der ſeltenſten Gaben und Eigenſchaften, ein harmoniſcher Einklang aller geiſtigen und moraliſchen Kräfte, nicht aber der blendende Schimmer eines hervorſtehenden Zuges iſt es, worin die Größe dieſes Charakters beſteht. Wenn der, welcher ſein ganzes Leben aufopferte die Ehre und Glückſeligkeit ſeines Vaterlandes zu begründen, dem Alles gelang, was er unternahm, und der das Glück nie dadurch erkaufte, daß er Ehre, Gerechtigkeit und Redlichkeit preis gab, oder je von ſeinen Grundſätzen abwich, es verdient ein großer Mann genannt zu werden, ſo wird man Waſhington dieſen Namen nicht verſagen können.“

So weit Spark und nach ihm Fr. v. Raumer, der ſeinen deutſchen Landsleuten in dankenswerther Weiſe das Lebensbild eines ächten Republikaners und mit ihm das einer ächten Republik entworfen hat. Wie lehrreich wird uns dieſes Bild, wenn wir es mit jenem vergleichen, das uns in der Geſchichte der franzöſiſchen, ſo wie mancher andren in unſern Tagen aufkeimenden Revolution zur vergeblichen Begründung einer Republik begegnet. Der Geiſt, der in dieſen Revolutionen herrſcht, iſt der des Haſſes und Neides eines Niederen gegen das Höhere; es iſt derſelbe, der die Verfolgung der Chriſten: eines geiſtig höher ſtehenden Geſchlechtes, durch die Heiden, in der Zeit des römiſchen Gewaltreiches aufgeregt, und der das Geſindel der Galeerenſclaven und Zuchthäuſer ſammt dem mit ihnen verbundnen Pöbel in den Tagen der franzöſiſchen Revolution zu ſeinen Gräuelthaten gegen alles äußerlich wie innerlich Höherſtehende entflammt hat. Was das Fleiſch, was die thieriſche Natur des Menſchen ſey, was ſie vermöge und erſtrebe, wenn ſie der Herrſchaft des vernünftigen Geiſtes, den Gott ihr gab, ſich entriſſen hat, das zeigt uns jedes Tollhaus, das zeigt uns Paris in den Septembertagen 1792 und in einer langen, hierauf folgenden Schreckenszeit. Das Fleiſch für ſich allein, weiß, wie das unvernünftige Thier, weder von einem Gott noch von einem Gebot, es will nicht arbeiten, ſondern nur genießen, es erkennt kein Gebot an, als das der ſinnlichen Luſt und Leidenſchaft, die in ſeinen Gliedern herrſcht. Da iſt nie ein Frieden, ſondern ein beſtändiger Neid und Haß und Krieg des Einen gegen den Andren; Furcht, nicht vor Gott und Geſetz, ſondern vor dem Stock und Schwert des Zuchtmeiſters allein, kann das Thier auf einige Zeit bändigen.

John Smith, in der männlichen Kraft eines Windiſchgraz wußte allerdings der Rotte ſeiner Empörer eine heilſame Furcht vor der äußren Gewalt einzuflößen, aber er und Delaware, wie die Väter der Pflanzſtaaten von Neuengland und der amerikaniſchen Republik ſuchten die Schaaren, deren Wohl ihnen treu am Herzen lag, vorerſt nur zur Arbeit zu gewöhnen, denn mit der Arbeit zugleich kommt Zucht und Sitte, mit dieſen ein gutes Gewiſſen und Gehorſam ſo wie Furcht vor Gott und dem Geſetz. Im Gegentheil ſuchen die Männer der modernen Republiken das leicht verirrte Volk zu entbinden von Arbeit, von Gehorſam, von Furcht vor Gott und Geſetz. Was wird das Ende ihres Werkes ſeyn?

VIII.

Rettungen
aus verſchiedenen
Gefahren und Verlegenheiten.

---

1) Die rettende Heilkraft der kindlichen Liebe.

Die nachſtehende kleine Geſchichte iſt entnommen aus den Erinnerungen der Felicie L. von Madame Genlis.

Jene furchtbare Krankheit, an welcher Ludwig **XV.**, der 64jährige Wüſtling ſtarb, eine bösartige Blatternſeuche, durch welche der Leib, noch lebend in aashafte Verweſung übergieng und ſtückweis ſich auflöste, war von ſolch außerordentlich anſteckender Art, daß der giftige Aushauch des noch athmenden Leichnams auf manche, die ſich ihm nahten, als ein tödtliches Gift wirkte. So ſtarb ein Herr Letoriere an den Folgen ſeiner höflichen Theilnahme, als er nur die Thüre des königlichen Zimmers geöffnet und den Kranken zwei Minuten lang betrachtet hatte. Selbſt die Aerzte mußten alle Vorſichtsmaßregeln, welche ihre Kunſt ihnen an die Hand gab, anwenden, um ſich vor der Anſteckung zu bewahren. Und dennoch blieben die Töchter dieſes Königes, drei Prinzeſſinnen von zartem Körperbau und nicht mehr jugendlichem Alter, aus kindlich treuer Liebe bei Tag und bei Nacht an dem Bette und in der verpeſteten Kammer ihres ſterbenden Vaters, um ſeiner zu pflegen, ohne ſich durch Zureden der Aerzte wie der wohlmeinenden Freunde von der Ausübung dieſer frommen Pflicht abwenden zu laſſen. Alle Aerzte erklärten es deshalb für ein wahres Wunder, daß ſie alle drei, nachdem ſie bis zum letzten Augenblick faſt allein den Kranken bedient und gepflegt hatten und jetzt von dem tiefſten Schmerz über ſeinen Hintritt erſchüttert wurden, dennoch mit einem leichten Unwohlſeyn davon kamen.

Der verſtorbene König befand ſich ſchon vor und bei ſeinem Tode in einem ſolchen Zuſtand der Fäulniß, daß die Aerzte erklärten, die Oeffnung des Leichnames ſey unmöglich. Der Herzog von N. ein Mann ſchon bei Jahren rief ihnen, als ihr Concilium dieſen Ausſpruch that, zu: es ſey unerhört, daß ein König nicht einbalſamirt werden ſolle. „Wohl gut, Herr Herzog,“ antwortete ihm Martiniere, als erſter Chirurg des Königes, „die Oeffnung des Leichnams iſt meine Sache. Sie aber, als erſter Kammerherr, müſſen bei dieſer Operation anweſend ſeyn, und in einer goldnen Büchſe das Herz des Königes, welches ich Ihnen übergeben werde, aufnehmen, zugleich aber habe ich die Ehre Ihnen anzuzeigen, daß weder Sie, noch ich, noch irgend Einer von denen, welche dieſer Ceremonie beiwohnen müſſen, nach acht Tagen noch am Leben ſein werden.“ Der Herzog ſtund von ſeiner Forderung ab.

2) Die rettende Heilkraft eines friſchen Muthes.

Die Türken, welche wir oft wegen ihrer Unwiſſenheit verächtlich anzuſehen pflegen, ſind darin beſſere Pſychologen als wir, daß ſie, ſelbſt in Zeiten der Peſt dem freudigen Muthe, dem Vertrauen auf das Walten einer höheren, Alles lenkenden Macht Kräfte zuſchreiben, welche der anſteckenden Einwirkung ſelbſt jener Seuche widerſteht, während aus angſtlicher Furcht vor ihr der Kranke dieſer Einwirkung in den meiſten Fällen ſehr bald unterliegt. Es giebt eine noch hohere Art der innren Bekräftigung gegen den vergiftenden Einfluß tödtlicher Seuchen als ſelbſt die war, welche die kindliche Liebe den würdigen Töchtern des unwürdigen Vaters, in dem ſo eben erwähnten Beiſpiel verlieh. Von dieſer höheren Art der Bekraftigung geben uns Männer einer ſeltneren geiſtigen Weihe, wie Borromäus einer war, den augenſcheinlichen Beweis und wir werden bei andrer Gelegenheit ſolcher Siege des geiſtigen Lebens über alle Gewalten des leiblichen Todes erwähnen. Abgeſehen jedoch von dieſen Beweiſen von höherem und höchſtem Range für die angeborene Herrſchermacht der Menſchenſeele über ihren Leib, giebt es auch andre von untergeordnetem Range, welche uns, namentlich in Beziehung auf die anſteckende Gewalt der Peſt, ſo wie ahnlicher Seuchen es lehren, daß irgend eine kraftigere, lebendigere Aufregung des innren Menſchen, ſey dieſelbe in den Gefühlen der Freundſchaft und brautlichen Liebe oder auch nur des jugendlich ritterlichen Muthes, ein beſſeres Gegenmittel gegen die Anſteckung der Peſt ſeyn könne als alle Arten des aromatiſchen Eſſiges oder andrer gewürzhaften Säuren, mit denen ſich die quatre voleurs ſo wie die alten und modernen Schüler des Aesculap gegen den Einfluß der Seuchen zu verwahren pflegten.

Der anonyme Verfaſſer eines engliſchen Werkes, das den einfachen Titel „Eothen“, (aus dem Oſten) führt, ein ſeinen Landsleuten wohlbekannter, geiſtreicher Mann, deſſen Reiſeberichte jedem Leſer, der dieſe Art von belehrender und hierbei anmuthiger Unterhaltung liebt, ſehr zu empfehlen ſind, mag uns hier vorzugsweiſe als Beiſpiel jener wohlthätig abwehrenden Macht gegen den anſteckenden Einfluß ſelbſt der Peſtſeuche dienen, die in einem jugendlich ritterlichen Muthe liegt. Er ſelber gehörte ſeinen Anſichten nach zu den ſogenannten „Non-Contagioniſten“, das heißt er glaubte nicht an die Nothwendigkeit, nach welcher ein Geſunder, der mit einem Peſtkranken in Berührung kam, von derſelben Krankheit ergriffen werden müſſe, ſondern im Vertrauen auf ſeinen kräftigen Körper und ſeinen guten Muth hatte er ſich ſchon in Konſtantinopel, wo während ſeiner Anweſenheit die Peſt in hohem Grade herrſchte, ohne alles Bedenken dem Begegnen und der Berührung mit den vielleicht peſtkranken Bewohnern der türkiſchen Hauptſtadt ausgeſetzt. Nach einer, in andrer Hinſicht durch ihre Begegniſſe höchſt intereſſanten Reiſe durch Syrien und Paläſtina nahm derſelbe ſeinen Weg nach Aegypten und zwar jenen kürzeren und minder beſchwerlichen über Gaza, durch die militäriſche Heeresſtraße, am Saume der Wüſte hin, wo ſeit Ibrahim Paſchas Vorſorge von einer Station zur andren immer, für Roſſe und Menſchen, ein Vorrath trinkbaren Waſſers und von andren Lebensmitteln zu finden iſt. Es war gerade zu der Zeit der großen, furchtbaren Peſtſeuche (im J. 1835) als er aus dem gelben Sande der Wüſte in die grünen Auen und Palmenwälder des Nilthales eintrat. Nahe an den Thoren von Kairo kam ein Reiter in orientaliſcher Tracht und mit einem angen Bart auf ihn zugeritten, deſſen Geſicht und Haltung die abendländiſche Abkunft verriethen. „Halten Sie an, mein Herr,“ rief er dem Reiſenden auf franzöſiſch zu, „ich bitte Sie, reiten Sie nicht in die Stadt hinein, denn da herrſcht die Peſt an allen Enden.“ — „Ich weiß dieſes wohl, aber“ — — „Mein Herr, ich wiederhole Ihnen nochmals, die Peſt, die Peſt, von der Peſt iſt die Rede, ch beſchwöre Sie die verpeſtete Stadt zu meiden.“

Je eifriger der wohlmeinende Mann in ſeinen Warnungen wurde, deſto kaltblütiger ſetzte der Andre ihm ſein „aber“, „aber“ entgegen, endlich mußte der Franzoſe, denn dieſes war der Entgegenkommende ſeiner Abkunft nach, es einſehen, daß es unmöglich ſey, einen Engländer von ſeinem einmal feſtgefaßten Vorhaben abzubringen; der Reiſende dankte für den ſo wohlgemeinten Rath und der Franzoſe ſetzte ſeine Flucht aus dem Bezirk der verpeſteten Stadt hinaus auf das Land in Eile fort.

Es wäre damals nicht nöthig geweſen, daß ein vornehmer europäiſcher Reiſender ſich an einen Unterhändler gewendet hätte, um ſich durch ihn eine anſtändige Wohnung zu verſchaffen; alle Fremden hatten die Stadt verlaſſen, man konnte nach Belieben, und ſogleich, in die wohleingerichtetſten Räume der leer ſtehenden, kahiriniſchen Paläſte einziehen. Dennoch war die Empfehlung an Osman Effendi, einen eingebornen Schottländer, der in früher Jugend als Kriegsgefangener, wo nur die Wahl zwiſchen dem Tod und dem Koran ihm geblieben ſchien, aus fleiſchlicher Schwäche zwar den Glauben, nicht aber die Anhänglichkeit an Vaterland und Landsleute aufgegeben hatte, bei dem Eintritt in die große, fremde Stadt von ſehr hohem Werth. Der arme Osman, tiefgebeugt durch die Furcht vor der Peſt, deren Opfer er auch wirklich nach einiger Zeit wurde, nahm den Landsmann als einmiethenden Gaſt in eines ſeiner Häuſer auf, hatte ihn hier gern vor jeder Gefahr der Anſteckung abgeſchloſſen, erſchrack aber nicht wenig, als er wahrnahm, daß derſelbe ſchon etliche Stunden nach ſeiner Ankunft, gleich einem fataliſtiſchen Moslem, ohne alle Scheu ein öffentliches Bad beſucht habe.

Eigentlich war es die Abſicht unſres Reiſenden geweſen, nur einen oder etliche Tage in der ägyptiſchen Hauptſtadt zu verweilen, dann die Merkwürdigkeiten der Umgegend, vor allem die Pyramiden bei Ghizeh zu ſehen, hierauf nach einem kurzen Abſtecher in die Gegenden des obern Nillaufes bei Theben und bei Luxor, den Rückweg nach Syrien anzutreten. Es gab jedoch einen andren Grund, denſelben der ihn überhaupt zur Einkehr in Kairo getrieben hatte, der ihn jetzt auch zum längeren Verweilen bewegte, dieſes war die menſchenfreundlichſte Rückſicht, welche der wohlwollende Mann auf das Befinden eines ſeiner treueſten Diener nahm, deſſen Geſundheit durch die Beſchwerden der Reiſe ſehr gelitten hatte. Ueberdieß machte auch das damalige Ausbleiben von Kameelführern, die ſonſt immer zum Weiterſchaffen der Reiſenden bei der Hauptſtadt ſich einfinden, einen Aufenthalt in Kairo nöthig, der ſich, ganz gegen Erwarten unſres reiſeluſtigen Engländers, bis zu neunzehn Tagen ausdehnte. Als er hier ankam, mochte die Zahl der an der Peſt Sterbenden täglich 400 bis 500 betragen, ſie ſtieg aber ſchon in der zweiten Woche auf 700 bis 800, in der dritten bis 1200 und bei Tage wie bei Nacht hörte man auf den verödeten Gaſſen keinen andren Laut, als das jämmerliche Geſchrei der Klageweiber und Leidtragenden.

Zweimal während ſeines Aufenthaltes in der verpeſteten Stadt wurde der ſonſt ſo furchtloſe Mann von einem Grauen vor der Seuche überfallen. Einmal, als er einen Arzt, einen politiſchen Flüchtling aus Bologna, beſuchte, um ihn wegen eines Halswehes, das ihn ergriffen hatte, um Rath zu fragen. Das Haus des jungen Doctors ſchien wie ausgeſtorben; kein Thürhüter oder andrer Diener führte ihn in das Wohnzimmer hinauf, welches nach mehrmaligem Anklopfen, der Arzt ſelber aufthat. Dieſer bat den Fremden ſich niederzuſetzen. Der Engländer, zuerſt ein gewöhnliches Tagesgeſpräch beginnend, fragte auf Italieniſch: „wie ſteht es mit der Peſt?“ — „Siebenhundert Todte in einem Tage,“ antwortete der Doctor mit einem tiefen Seufzer, indem dabei ſein bleiches, kummervolles Geſicht von einem Schweiße der Angſt oder der krankhaften Aufregung überſtrömte, ſo daß der dicke Shawl, in welchen er ſich gehüllt hatte, ganz feucht war. Der Engländer berichtete jetzt, was ihn hierher geführt habe, der Doctor ſchaute ihm, indem er mit einem ſilbernem Löffel ſeine Zunge niederdrückte, in den Hals, verſchrieb ihm ein Recept und begleitete ihn bis an die Thüre. Nicht ohne mitleidiges Erſchrecken bemerkte unſer Reiſender bei dieſer Gelegenheit jene unheimlich rollende Bewegung der Augen, jenen fieberhaft wilden Blick des jungen Mannes, davon er gehört und geleſen hatte, daß ſie ein Symptom der ſchon ausbrechenden Peſt ſeyen.

Zwei Tage nachher ſendete der Engländer ſeinen Diener Dimitri zu dem Doctor hin, um ſich bei ihm über den Weitergebrauch der verordneten Arzneien zu erkundigen, und dieſer Bote brachte die Nachricht, daß er am Eingang des Hauſes der Bahre begegnet ſey, auf der man die Leiche des jungen Arztes, der in der vorigen Nacht an der Peſt geſtorben war, heraustrug. Ohnläugbar erſchien es, daß, als der Doctor mit ſeiner Hand das Kinn des Reiſenden erfaßte und als er die Zunge ihm niederdrückte, er ſchon peſtkrank war. Sein heißer, krankhafter Odem war bei dem Hineinſchauen in die weitgeöffnete Mundhöhle des, im Vergleich mit ihm, leichten Patienten und in die Lunge von dieſem eingedrungen; der Engländer bei dieſem Gedanken, ſchüttelte ſich ein wenig, ritt ſpazieren, und jene gefahrvolle Berührung mit einem Peſtkranken gieng für den furchtloſen, geſunden Mann ohne Nachtheil vorüber.

Etwas bedenklicher war der zweite Fall, bei welchem derſelbe ſich der Gefahr des ſchweren Erkrankens ausgeſetzt hatte. Eines Morgens, beim Ausgehen fühlte er, daß der Gluthwind der Khamſim wehete und von dieſer noch ungewohnten Erſcheinung körperlich ergriffen kehrte er in ſeine Wohnung zurück. Als er aber hier bedachte, daß derſelbe Wind ihn auch auf ſeiner weitren Reiſe überfallen könne, wo keine Möglichkeit ſey ihm auszuweichen, beſchloß er den Verſuch zu machen, ob und wie weit ſeine Natur ein ſolches Begegniß werde aushalten können. Er ließ, alle Gegenvorſtellungen ſeiner Reitknechte nicht achtend, ſein Pferd ſattlen, ritt hinaus nach dem eine Stunde weit von der Hauptſtadt abgelegnen Foſtat (Alt-Kairo) und hatte auf dieſem Wege den erſtickend heißen Wind ſo gerade und ſo ſteif ſich entgegen, daß ſein Gewand wie angegoſſen auf der glühend heißen Haut lag. Auf den Gaſſen wie auf dem ſonſt ſo lebhaft beſuchten Wege nach Foſtat hin war kaum ein Menſch zu ſehen, Alle hatten ſich in ihre Häuſer und Hütten zurückgezogen und auch er empfand jetzt, daß es wohl beſſer für ihn geweſen wäre zu Hauſe zu bleiben, denn ſo fieberhaft angegriffen, ſo ſchmerzhaft unwohl an Haupt, Bruſt und Gliedern hatte er noch niemals in ſeinem Leben ſich gefühlt.

Es iſt eine anerkannte Sache, daß wenn die Peſt an einem Orte in ſolcher Heftigkeit herrſcht wie damals in Kairo, neben ihr keine andre Krankheitsform aufkommen und ſich ausbilden kann, jede von dieſen, ſey ſie auch nur ein Katharrh oder ein andre Male nicht ſehr beachtbares Unterleibsleiden, geht dann alsbald in die Peſt über. Zudem hatte er ſich dem Winde in ſo ſtarkem Maaße ausgeſetzt, den man ſchon für ſich allein als eine erregende oder in hohem Grade verſtärkende Urſache jener furchtbaren

Seuche betrachtet. Was war mithin für ihn wahrſcheinlicher, als daß dieß Vorboten der ausbrechenden Peſt ſeyen, da es ihm jetzt vor den Augen bald gelb bald ſchwarz wurde, da es in ſeinen Ohren ſo heftig ſauſte, daß ihm faſt das Bewußtſeyn vergieng, und als ihn Schwindel und Ueblichkeit ſo mächtig anwandelten, daß er kaum noch ſich im Sattel zu halten vermochte.

In dieſem Zuſtande kam er wieder bei ſeiner Wohnung an. Man half ihm vom Pferde; er nahm alle ſeine Kräfte zuſammen, gieng hinauf in ſein Zimmer, ſetzte ſich da an ſeinen gewöhnlichen Ort. Den Bedienten, obgleich er bei den meiſten derſelben von ihrem treuen Ausharren bei ihm, auch im ſchlimmſten Falle verſichert zu ſeyn glaubte, wollte er dennoch, um ſie nicht vor der Zeit in Sorge und Furcht zu ſetzen, von ſeinem Erkranktſeyn nichts merken laſſen, er ließ ſich deshalb, ſo wie ſonſt, ſein Mittagseſſen auftragen, entfernte jedoch den dabei aufwartenden Diener durch einen Auftrag aus dem Zimmer und ſobald dieſer hinaus war, brachte er von den Speiſen, vor deren Genuß ihm lebhaft eckelte, ſo viel auf die Seite, als er etwa ſonſt, bei ſeinem gewöhnlichen, guten Appetit verzehrt haben würde.

Die Bedienten kamen wieder; ſie räumten den Tiſch ab, der Herr, wie er dieß immer während der heißen Stunden des Nachmittags zu thun pflegte, ſtreckte ſich hin auf den Divan, nahm zum Schein ſeine lange Pfeife in den Mund, hielt, gleich wie leſend ein Buch in der Hand, obgleich ſeine Augen, wie von einem ſchwarzen Flor umhüllt, zum Erkennen der Buchſtaben untauglich waren.

Mitten in dieſem peinlichen Zuſtand wandelt den Kranken eine heilſame Regung des Inſtinctes an, welche mit jedem Augenblick ſtärker und dringender wird. Es erwacht in ihm ein unbeſchreibliches Verlangen nach einer

Taſſe Thee. Aber die Stunde zum Theetrinken war noch nicht gekommen; den Bedienten würde die Aenderung der gewohnten, ſtrengen Ordnung auffallend und vielleicht verdächtig geweſen ſeyn; mit einer geduldig erſcheinenden Ungeduld, gar oft nach dem ſo langſam fortſchleichenden Zeiger der Uhr blickend, wartet er die gewöhnliche Theezeit ab. Endlich bringt man den Keſſel, er nimmt eine tüchtige, handfeſte Portion der Theeblätter zum Aufguß und trinkt von dieſem einige Taſſen, ſo heiß als möglich. Kaum iſt der ſtarke Thee in ſeinem Magen da fühlt er ſich wunderbar erleichtert, die Haut, vorhin von trockner Fieberhitze glühend, wird wieder thätig, ein wohlthuender Schweiß bricht aus; das Wehethun im Unterleib verſchwindet, das Athmen wird wieder leicht, der Kopf frei von Schmerz und Benommenheit, die Glieder wieder kräftig und zu jeder Bewegung geſchickt. Mit der fieberhaften Spannung zugleich ſind ihm alle ſeine Sorgen und Beängſtigungen vergangen, er geräth in die heiterſte Stimmung, legt ſich gut zugedeckt ins Bette, genießt einen ruhigen Schlaf und erwacht am andern Morgen als ein vollkommen Geſunder.

Allerdings mögen dieſe beiden Fälle als ein Beweis für die Lehre der Nichtcontagioniſten gelten, nach welcher die Peſt nur bei ſchon vorhandner Stimmung des Körpers zu ihrer Aufnahme, nicht aber unbedingt anſteckend wirken ſoll. Dennoch wären ſolche Bewahrungen der Geſundheit unter den möglichſt ungünſtigen und verderblichen Einflüſſen nur bei wenig andren Naturen ſo wie bei der lebensfriſchen und lebensmuthigen unſres „Rindfleiſch eſſenden Engländers“ möglich geweſen. Namentlich dieß bei einer ſo furchtbaren Peſtepidemie als die damalige in Aegypten war, an welcher in Alexandria aus einer Bevölkerung von 25,000 Menſchen 12,000 hinwegſtarben, und auch die Einwohnerzahl von

Kairo, die vor der Peſt auf 200,000 geſchätzt war, faſt zur Hälfte zuſammenſchmolz. Von den Leuten in dieſer Stadt, mit denen unſer Reiſender während ſeines dortigen Aufenthaltes in Geſchäftsverbindung getreten oder bekannt geworden war, wurden die Meiſten, trotz ihres furchtſamen ſich Abſchließens von dem Verkehr mit den andern Bewohnern der Stadt von der Peſt ergriffen und jeder, den dieß betraf, unterlag der Krankheit.

Uebrigens dürfen wir bei dieſer Gelegenheit es auch nicht verſäumen den edlen Eigenſchaften des Thees, zu deſſen Benutzung als Getränk, wie Liebig ſo treffend ſagt, den Menſchen ein heilkräftiger Inſtinct hingeführt hat, ein ihm gebührendes Lob zu ſprechen. In China, wo die Sitte des Theetrinkens ſeit Jahrtauſenden beſteht, hält man den Thee für ein Heilmittel faſt gegen alle mögliche Arten des Uebelbefindens und der Arzt hat nur das wie viel, wie ſtark und das wie oft bei der Anwendung zu beſtimmen. Reiſende, durch Länderſtriche, in denen alle andre Mittel der leiblichen Anregung und ſelbſt die gewohnten, zuträglichen Arten der Nahrungsmittel fehlten, haben in dem Thee eine unübertreffliche Kraft erprobt die ermüdeten Glieder, das verdüſterte Gehirn neu zu erfriſchen und zu beleben, oder für die bevorſtehenden Anſtrengungen ſie zu ſtärken. Auch den Freunden und Beförderern der Mäßigkeitsvereine ſind jene Eigenſchaften des Thees in ganz außerordentlicher Weiſe zu ſtatten gekommen, indem ſich gezeigt hat, daß dieſes Getränk ſelbſt jenen Unglücklichen, welche ſo ganz in die Sklaverei des Branntweingenuſſes verſunken waren, daß ſie ohne denſelben nicht mehr leben konnten, einen Erſatz zu geben vermag, welcher ohne allen Nachtheil für das Leben und die Geſundheit das plötzliche Ablaſſen von der heillos böſen Gewohnheit möglich macht.

3) Die Rettung eines lebendig Begrabenen aus ſeiner tiefen Gruft.

Der Menſch, deſſen merkwürdige Rettungsgeſchichte wir hier erzählen, war nicht etwa als ein ſcheinbar Todter, von Menſchenhänden hinabgeſenkt worden in ſein engummauertes, feſt verſchloßnes Grab, ſondern mitten im fröhlichen Genuß und im Spiel des jugendlichen Lebens hatte jene Hand, deren Macht die Elemente bewegt, ihn unter den zuſammenſtürzenden Trümmern der Häuſer, neben Todte und Sterbende begraben. Und dieſe Hand allein, welche Wunder thut ohne Aufhören, im Himmel wie auf Erden, hatte ihn auch nach ihrer unbegreiflichen Macht vor dem unvermeidlich ſcheinenden Tode bewahrt und ihn gegen alles menſchliche Vermuthen und Erwarten, in ſeinem langandauernden, ohnmachtähnlichen Schlafe am Leben erhalten. Wir legen den urkundlich ausgefertigten Bericht des Geretteten unſrer Erzählung, großentheils wörtlich treu zu Grunde, und erwähnen nur noch, daß Ciaborri damals, wo ihn das furchtbare Ereigniß betraf, ein Knabe von dreizehn Jahren, als er es aus eignem Antrieb und auf Anſuchen Andrer niederſchrieb, ein Jüngling von ſiebenzehn Jahren war.

Ich Unterzeichneter, Guiſeppe Ciaborri aus Cerretto*) bezeuge hiermit unter eidlicher Betheurung, die reine und lautere Wahrheit alles Deſſen, was ich jetzt erzählen werde, damit es Alle, welche Gott lieben und fürchten, zum Preiſe Gottes und zur Erkenntniß Seiner unendlichen Güte führen möge, durch welche es Ihm, nach Seiner Barmherzigkeit gefallen hat, mich armen Sünder am 5. Junius 1688 und die folgenden zwölf Tage auf eine wunderbare Weiſe zu erhalten.

---

*) Dieſer kleine Ort liegt am Veſuv und wurde, ſammt ſeiner Umgegend, namentlich im 17. Jahrhundert mehrmalen vom Erdbeben ſchwer heimgeſucht.

Im Jahr 1688 den 5. Junius nach vier Uhr Nachmittags am heiligen Pfingſtabend befand ich mich auf einer Gaſſe der Stadt, nahe bei meinem väterlichen Hauſe, in Geſellſchaft von mehreren meiner Mitſchüler. Da entſtand plötzlich ein ſtarkes Erdbeben und ein furchtbares Getöſe, ſo daß wir alle, vor Schrecken außer uns, davon liefen. Während wir aber ſo aus allen Kräften liefen um uns (hinaus ins Freie) zu retten, ſtürzten die Häuſer auf beiden Seiten der Gaſſe zuſammen, und auf dieſe ſo wie über uns herunter, ſo daß wir von den einfallenden Mauern ganz überſchüttet und vergraben wurden. Es war Gottes wunderbarer, gnädiger Rathſchluß, daß ich mitten in dieſer Todesgefahr ſollte am Leben erhalten werden; ich wurde dadurch, daß die niederſtürzenden Mauerſtücke ſich ſo neben und über einander fügten, daß ich in einen leeren Zwiſchenraum zu liegen kam, vor dem Tode, ja ſogar vor jeder Verwundung und Verletzung bewahrt. Alle meine Mitſchüler waren augenblicklich todt geblieben, einen Einzigen ausgenommen, welcher neben mir war, und noch eine Zeitlang, ſo viel ich urtheilen konnte etwa zwei Tage an meiner Seite, in unſrem tiefen Grabe lebendig blieb. Wir tröſteten uns gegenſeitig und beteten mit einander bis ihm die Sprache und die Sinnen vergiengen, und er durch den Tod von ſeinen Leiden erlöst ward. Ich lag, weil ich mich in meinem engen Raume nicht zur Seite bewegen konnte, feſt an ſeinen Kopf angedrückt und litt von dem Geruch ſeines verweſenden Körpers ganz unſäglich viel. Doch erhielt mir Gott meinen Verſtand und meine volle

Beſinnungskraft. Ich ließ daher nicht ab, Ihn um Seine Gnade anzuflehen, und mich Seinem heiligen Willen kindlich zu ergeben. Uebrigens war meine Stellung in dem Mauerngrabe nicht gar zu unbequem, denn obgleich ich es nicht vermeiden konnte, mich an den Kopf meines todten Leidensgefährten eng anzulehnen, war doch für den Leib ſo viel Raum da, daß ich kleine Wendungen machen, und ſelbſt die eine Hand ein wenig bewegen konnte. Der Durſt war meine größeſte Qual, ich ſuchte ihn durch Lecken an dem feuchten Geſteine, und da ſein heftiger Drang jeden Eckel überwand, ſelbſt dadurch zu ſtillen, oder wenigſtens zu täuſchen, daß ich von der ausgeſonderten Flüſſigkeit meines eignen Leibes mit der Hand einzelne Tropfen zu meinem Munde brachte. Von Hunger empfand ich kaum eine Anwandlung.

So ſehr ich auch meinte auf Alles was Gott über mich verfügen wolle, gefaßt zu ſeyn, kamen mir doch gar oft Augenblicke, ja Stunden, in denen ich mit furchtbarer Todesangſt zu ringen hatte. An Leib und an Seele geſund, ſahe ich nichts als den langſam nahenden, jämmerlichen Tod vor mir, meine Unruhe war zuweilen ſo heftig, daß ſie mir den Athem rauben und das Herz abdrücken wollte. Aber der allmächtige, gütige Gott, welcher wollte, daß ich Seine Ehre unter den Lebenden ausbreiten ſollte, half mir und ſtarkte mich, daß ich in den Wogen der Verzweiflung nicht untergieng; Er ließ mich in einen ſanften, tiefen Schlaf verfallen, aus dem ich zuletzt nur auf einzelne Augenblicke zu mir kam, ſo daß mir die zwölf Tage der Gefangenſchaft, welche ich in meinem finſtren Grabe zubringen mußte, meiſt unvermerkt vergiengen.

Als ich jedoch zuletzt wieder einmal — wie ich nachher erfuhr, war es der dreizehnte Tag ſeit meinem lebendigen

Begrabenwerden — aus meinem Schlummer erwachte, da ſtieg die Angſt und die Betrübniß meines Herzens aufs höchſte; ich raffte meine wenigen, ſchon im Kampfe mit dem nahen Tode ringenden Kräfte zuſammen, flehete die Barmherzigkeit Gottes inbrünſtig an, und nannte auch im Drange meines geängſteten Herzens die ſüßen Namen meiner lieben Eltern. Ich rief ſie um Hülfe an, obgleich ich ja nicht die entfernteſte Wahrſcheinlichkeit vor mir hatte, daß ſie oder andre mir helfen könnten.

In dieſem Augenblick hörte ich ein Geräuſch und bemerkte, ich weiß nicht zu ſagen auf welche Weiſe, eine Bewegung oben über mir. Da muß in mir plötzlich, ſo wenig ich mir, in der Erinnerung deſſelben bewußt bin, eine neue Hoffnung des Lebens erwacht ſeyn, ich ſchrie, ſo laut und ſo ſtark ichs noch vermochte, um Hülfe, und man hörte mich. Zehn Perſonen fiengen an zu arbeiten, um durch Hinwegräumen der Mauerſtücke meine Gruft zu öffnen, und nach zwei Stunden war ihnen dies gelungen, der mehrere Ellen hoch über den Steinen, darunter ich lag, aufgehäufte Schutt war, ohne durch ſein Hinabrieſſeln mich zu erſticken, hinweggeräumt, die großen Steine waren gehoben, ich ſahe wieder das Tageslicht, athmete wieder friſche Luft. Man hob mich heraus und brachte mich, am Leibe matt und kraftlos wie einen Sterbenden, an Verſtand aber ungeſchwächt in die Arme meiner lieben Eltern, welche bereits auf die Nachricht, daß man unter dem Schutt eine Stimme gehört habe, herbeigeeilt waren und in der Nahe ſtanden.

Der geſchickte Arzt, Dominicus d'Adoni nährte mich zuerſt drei Tage lang nur mit ſehr gut gewählten Brühen, ich kam allmälig wieder zu Kräften, und bald ganz zu meinem früheren Wohlbefinden.

Jetzt, da ich dieſes ſchreibe, ſind bereits vier und ein halbes Jahr ſeit meiner Befreiung und gleichſam Auferſtehung aus dem Grabe verfloſſen. Ich habe alles dieſes erzählt, um die Wohlthaten, die mir der Höchſte erwieſen hat, auch gegen Andre zu preiſen. Ewigen Dank ſage ich dieſem Gott der Gnade, daß er mich aus den Banden des Todes errettet hat. Ganz beſonders aber und am meiſten dafür, daß Er mich durch dieſes Ereigniß zur Beſſerung meines Sinnes und Herzens gebracht hat. Ich übergebe und opfre mich Ihm ganz, und bitte Ihn aus Herzensgrunde mich mehr und mehr mit den Gaben ſeines Geiſtes zu ſegnen, damit ich nie unterlaſſe Ihn zu verherrlichen, bis er mich nach Seiner unermeßlichen Liebe ſelbſt verherrlichen wird in Seinem Paradieſe. —

Urkundlich bezeugt und niedergeſchrieben zu Cerretto am 19. Nov. 1692.

4) Eine Rettung aus den Händen der Raubmörder.

Die Weiſe, in welcher dieſe Rettung geſchahe, war allerdings höchſt ſeltſam, und die Erfindung derſelben konnte nur aus dem Kopfe eines armen Judenweibes kommen, auf deren religiöſe Sitten ſie ſich bezog, die Folgen aber, welche jene Rettung eines Einzelnen für die äußre Ruhe und polizeiliche Sicherſtellung eines ganzen Landſtriches hatte, waren ſo bedeutend, daß ſchon deßhalb die Geſchichte davon einer Erwähnung verdient.

Stephan Schulz, der gelehrte, durch ſeine zwanzigjährigen Miſſionsreiſen unter den Juden in Europa, Aſien und Afrika berühmte, nachmalige Profeſſor der Theologie in Halle erzählt ſie, in dem zweiten Bande ſeiner zwar faſt vergeſſenen, noch immer aber ſehr intereſſanten und lehrreichen Reiſebeſchreibung. Er erfuhr dieſelbe aus dem

Munde der dortigen Bewohner, als er im Jahr 1747 ſich auf dem Wege von Breslau durch Polen an die Jablunka befand und hatte Gelegenheit durch die eignen Erfahrungen, die er auf dieſer Reiſe machte, von der Wahrheit der Erzählung ſich zu überzeugen.

Er befand ſich mit ſeinem Reiſegefährten zu Slonien, in der jetzigen ruſſiſch-polniſchen Statthalterſchaft Gradno. Hier traf er mit einem reiſenden Juden aus Volhinien zuſammen, gebürtig aus Harche, bei Brodde, der ſich ihnen zum Begleiter anbot. Der Iſraelit war mit dem Zuſtand des Landes, namentlich in Beziehung auf Sicherheit oder Unſicherheit der Wege ſehr genau bekannt. Schulz wußte, daß bei der damaligen ſchlechten polizeilichen Beaufſichtigung und innre Unordnung, welche dort herrſchte, viele Gegenden von ganzen Banden der Räuber und Raubmörder durchſtreift würden; von Banden, welche hauptſächlich aus abgedankten, brodlos herumirrenden Soldaten beſtunden. Er befragte den Juden darum und dieſer verſicherte, daß man ſeit einiger Zeit in ſeiner heimathlichen Gegend mit einer goldnen Krone auf dem Haupte würde herumgehen können, ohne einen Anfall von Dieben oder Räubern befürchten zu müſſen; der Fürſt von Ochroniev habe das Land weit umher von allem Raub- und Diebsgeſindel geſäubert und ſeinen Unterthanen und Nachbarn vollkommne Sicherheit davor verſchafft, ſeitdem er einmal ſelber, in einer jüdiſchen Branntweinſchenke mit den Räubern aus einem Glaſe getrunken.

„Ei wie geſchahe das?“ fragte der deutſche Reiſende.

„Der Fürſt von Ochroniev,“ ſo erzählte der Iſraelit, „war mit einer Schaar ſeiner Leute auf die Jagd gegangen; mitten im Walde verfolgte er die Spur eines Wildes, verirrte ſich von ſeinen Jägern und kam endlich, nach langem

Herumirren bei einer einſam gelegnen Schenke an, die etwa zwei Meilen von ſeiner Reſidenz entfernt iſt. Hier war er auf einmal wieder auf bekanntem Wege, und da es ziemlich kalt und ſeine Kleidung durchnäßt war, ſtieg er von ſeinem Pferde ab und gieng hinein in das Haus, um ſich ein wenig zu wärmen. Drinnen im Zimmer findet er acht abgedankte Soldaten, welche beim Branntweinglaſe ſaßen. Sobald dieſe den fremden, ihnen unbekannten Gaſt ſahen, begehrten ſie Tabak von ihm, er aber konnte ihre Forderung nicht befriedigen, denn er trug ſo eben keinen Tabak bei ſich. Die rohen Geſellen trinken ihm von ihrem Branntwein zu, und er ſieht ſich gezwungen ihnen Beſcheid zu thun, und muß ihnen in Folge davon, eine Flaſche ſolchen Geſöffes bringen laſſen. Er bemerkt jetzt wohl, in welcher Gefahr er ſich hier unter dieſen Leuten befinde. Außer ihm war nur noch die Wirthin allein im Hauſe; der Mann derſelben war ausgegangen. Als die Kerle nach ihrem Begehr von dem fremden Gaſte die Flaſche Branntwein erhalten haben, fodern ſie ihm, in gut communiſtiſcher Weiſe all ſein Geld ab. Obgleich er ſie mit dem Beſcheid abzuweiſen ſucht, daß er kein Geld habe, achten ſie dennoch darauf nicht, ſie halten ihn feſt, durchſuchen ſeine Taſchen, und finden darin eine Börſe, die der Fürſt zufällig bei ſich trug, gefüllt mit 70 Ducaten. Obgleich ſie zu ſeinem Glück den unter dem Ueberrock verborgnen Stern an ſeinem Kleide nicht bemerkt hatten, vermuthen ſie dennoch aus dem reichen Funde, den ſie ſo eben gemacht, daß der Fremde ein Mann von einiger Bedeutung ſeyn müſſe und theils aus Furcht entdeckt zu werden, theils aus Raubgier, um ſeiner Kleider ſich zu bemächtigen, beſchließen ſie ihn umzubringen. Die Wirthin aber mit dem eigenthümlichen Scharfblick ihres Volksſtammes und ihres Geſchlechts, hatte den Stern hervorſchimmern ſehen, und aus dieſem Abzeichen geſchloſſen, daß der Fremde wohl gar der Landesherr ſey. Sie tritt näher zu dem Tiſche hin, an welchem die Raubmörder ſaßen, „ich bemerke und verſtehe,“ ſagt ſie leiſe zu dieſen, „was ihr im Sinne habt, ihr wollt den Mann, der dort am Ofen ſteht, umbringen, und ich werde euch nicht verrathen, wenn ihr thut was ich von euch begehre. Der Mann hat ein ſehr feines Hemd an, aus dem ich mir ein Schabbashemde kann machen laſſen, das ſollt ihr mir geben.“ Die Communiſten verſprechen es, ihr das Hemde zu geben. — „Ja,“ ſagt die Jüdin, „ich glaube wohl, daß ihr mir das Hemde geben wollet, wenn ihr den Fremden erſchlagen habt, aber ich kann es dann nicht brauchen, weil es blutig ſeyn wird, und ein Schabbashemde darf von keinem Tropfen Blutes befleckt worden ſeyn, ſonſt iſt es auf immer unrein. Wißt ihr was, der Mann hat naſſe Kleider, ich will ihn überreden, daß er in eine Kammer gehe, und ein altes Hemd von meinem Manne anziehe, darin könnt ihr ihn nachher todtſchlagen.“ Die Raubmörder waren dies zufrieden, denn die Stiege zu der Thür der Kammer führte aus dem Zimmer zu dieſer hinauf, darin ſie ſaßen, ſie meinten, der Gaſt könne ihnen nicht entkommen. Die Wirthin gibt ihnen noch eine Flaſche Branntwein zum Beſten, ſagt einige Worte zu dem Herrn und dieſer folgt ihr hinauf zur Kammer.

Der Fürſt war ein feinerer Beobachter als die halbtrunkenen, rohen Geſellen, die ſo zu ihrem Vortheil, das was er bei und an ſich trug, mit ihm getheilt hatten, und ihm jetzt außer ſeinem Geld auch noch die Kleider und das Leben nehmen wollten. Er hatte aus einzelnen Worten, die er aus ihrem leiſen Geſpräch, auf das er, mit abgewendetem Geſicht gar nicht zu merken ſchien, noch mehr aber wenn er zuweilen einen verſtohlenen Blick auf ſie warf, aus ihren Mienen und Geberden, den Mordplan errathen, mit welchem ſie umgiengen, eben ſo hatte er aus dem ehrerbietigen Benehmen und aus den Mienen der Wirthin verſtanden, was ſie zu ſeinem Beſten im Sinne habe. Es bedurfte da, zwiſchen den beiden keiner langen Verſtändigung. Eine Thüre, von welcher die Raubmörder nichts wußten, führte aus der Kammer über einen Gang in den Hof hinab, dieſe öffnet die Jüdin ſo leiſe als möglich, ſetzt ſich mit dem Herrn in einen leichten Jagdſchlitten und ſie, welche mit allen Oertlichkeiten und Wegen des Waldes wohl bekannt iſt, bringt ihn ſehr bald zu der Gegend hin, wo ſeine Jäger und Bedienten waren.

Das erſte, was hier der Fürſt that, war, daß er ſeinen Leuten Befehl gab, das Schenkhaus zu umringen. Dieſe Ordre wurde ſchnell vollzogen, und man bemächtigte ſich der meiſten jener Mordgeſellen, nur etliche entkamen. Die gefangenen Communiſten erhielten ſogleich ihren wohlverdienten Lohn am Galgen, die Jüdin aber bekam für ihre treue Hülfe nicht nur das gewünſchte, feine Schabbashemde, ſondern außer dieſem die 70 Ducaten, die man den Räubern wieder abgenommen hatte und auf ſechs Jahre Befreiung von allen Pachtabgaben für ihr Haus und ihre Schenkwirthſchaft.

Der Fürſt, ſeitdem ihm ſelber die Gefahren eines ſolchen Communismus ſo nahe an das Leben getreten, brauchte von nun an einen beſſeren Ernſt zur Sicherung ſeiner friedlichen Unterthanen und ihres Eigenthumes. Alles verdächtige Geſindel jenes Gewerbes wurde aufgegriffen, in Verwahrung gebracht, und je nach Befund an den Galgen gehenkt, ſo daß bald die ganze Gegend von Räubern geſäubert war.

5) Kühne Liſt gegen tückiſche Hinterliſt.

Derſelbe Stephan Schulz, aus deſſen Reiſeberichten wir die vorherſtehende kleine Rettungsgeſchichte entlehnten, erzählt eine andre, die ſich ebenfalls zu ſeiner Zeit in Polen zugetragen hat. Sie erinnert zwar einigermaßen an jene, wo ein Bedienter in einer großen europäiſchen Hauptſtadt, welcher Geld für ſeinen Herrn trug, von einem Räuber, der ihn in einem abgelegnen engen Gäßchen angefallen und ihm ſein Geld genommen hatte, ſich die Gunſt erbat, daß er ihn mit ſeiner geladnen Piſtole durch den Rock ſchießen möchte, damit ſein Herr ſähe, daß ihm wirklich das Geld mit Gewalt genommen ſey, ſie iſt aber, in der Weiſe, wie der Beraubte ſeinen Räuber überliſtete, von ungleich handfeſterer, kühnerer Art als die That des franzöſiſchen Bedienten.

Was wir hier erzählen, das hat ſich vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts in einer damals durch Räuber und Mörder ſehr unſicher gemachten, waldigen Gegend des jetzigen Großherzogthums Poſen zugetragen; Stephan Schulz erfuhr die Geſchichte, als er im Jahr 1743 in jener Gegend reiſte.

Er war damals, am 7. März, ganz allein durch den Wald zwiſchen Birnbaum, Wierſchebaum und Schwerin an der Warthe gegangen und an dem zuletzt genannten Orte, wo er bei ſeinem Freunde, dem Pfarrer Willich eingekehrt war, wunderte man ſich ſehr über dieſe Kühnheit. Schulz fragte, warum man aus der Fußreiſe durch einen ſolchen Wald, dergleichen er ſchon ſo manchen durchwandert habe, etwas ſo Beſondres mache? denn außer den vielen ſich durchkreuzenden Fußſteigen, auf deren einem er auf ſeiner Hinreiſe nach Birnbaum irre gegangen ſey, habe er nichts bemerkt, das ihm auffallend geweſen ſey. Die Leute in Schwerin antworteten ihm, daß er dann wohl vom Glück zu ſagen habe, wenn ihm nichts Andres zugeſtoßen ſey, als ein Verirren auf den vielerlei Fußſteigen, was auch Solchen begegne, die in dieſer Gegend zu Hauſe und aufs beſte bekannt wären. Aber eben dieſe Fußſteige könnten gar leicht zu ganz andren Unglücksfällen führen als zu einem bloßen Irregehen, denn ſie ſeyen abſichtlich von den Räubern angelegt, welche in dem Walde hausten und daſelbſt viele Mordthaten verübten. Zwar habe man ſich ſchon viele Mühe gegeben, um dieſe Diebesbanden zu vertilgen, auch habe man hin und wieder einzelne Mitglieder derſelben ergriffen und hingerichtet, ja vor etlichen Jahren ſey, durch einen ſonderbaren Anlaß eine ganze Bande ſolchen Geſindels in ihrem Schlupfwinkel entdeckt worden, und großentheils in die Hände der Gerechtigkeit gerathen, aber dennoch fehle noch ungemein viel daran, daß der Wald davon geſäubert ſey, denn noch immer würden häufige Räubereien und Mordthaten darinnen verübt.

Stephan Schulz erkundigte ſich weiter nach dem ſonderbaren Anlaß, der zur Entdeckung und zum Einfangen der Communiſtenbande geführt habe, und man berichtete ihm darüber Folgendes:

Vor einigen Jahren gieng ein Metzgersgeſell durch den Wald, welcher eine lederne Geldkatze um den Leib trug, darinnen einige hundert Thaler Geld waren, für welche er, in Auftrag ſeines Herrn Vieh einhandeln ſollte. Nahe bei Wierſchebaum kehrt er in ein Wirthshaus ein, um etwas zu trinken. Der Wirth betrachtet ſeinen Gaſt, und indem er ihm den Trunk hinſetzt, äußert er ſeine Verwundrung und ſein Bedenken darüber, daß er ſein vieles Geld ſo offenbar, daß Jeder es ſehen könne, an ſich trüge, und dabei noch ganz allein durch den Wald gehen wolle. „Wiſt Ihr denn nicht,“ ſo fragt er, „daß der Wald voll Räuber und Mörder iſt, die einen Menſchen wohl um etlicher Groſchen, geſchweige um mehrerer hundert Thaler willen todtſchlagen?“

„Ei,“ ſagt der Metzger, „wohin ſoll ich den ſchweren Pack Geldes thun als in meine lederne Katze, wo ich ihn auf den Hüften trage ohne die Laſt zu ſpüren. Und was die Räuber betrifft, ſo habe ich gegen dieſe fünferlei Hülfe bei mir. Die erſte und beſte iſt die Hülfe Gottes, die andre iſt mein guter, ſtarker Metzgerhund, die dritte mein Hirſchfänger, die vierte und fünfte mein friſcher Muth und kräftiger Arm.“ Der Wirth weiß hierauf nichts mehr zu ſagen, er läßt ihn gehen.

Der Metzger war bereits faſt bis gegen die Mitte des Waldes gekommen, ohne etwas Verdächtiges zu bemerken, da tritt aus dem Gebüſch ein Kapuzinermönch zu ihm hervor. Dieſer ſcheint von ganz zaghafter Natur zu ſeyn, er ſpricht mit ängſtlicher Stimme: „Ach wie iſt mir es doch ſo lieb, daß ich Jemand in dieſem böſen, dicken Walde antreffe, wo es ſo unſicher ſeyn ſoll. Möchte er mich wohl mit ſich und in ſeinen Schutz nehmen, bis wir zum Wald hinaus ſind?“ Der Metzger bewilligt die Bitte gern, und die beiden gehen mit einander fort.

Den Mönch ſcheint bei jedem Geräuſch in dem Wald eine große Furcht anzuwandeln, er drängt ſich ängſtlich an ſeinen Begleiter und fragt: „Ach wie wird es uns ergehen, wenn jetzt plötzlich Räuber hervorbrechen und uns überfallen.“

„Da ſey er nur ruhig, Herr Pater,“ ſagt der Metzger. „Sieht er da meinen großen Hund? der iſt ſo brav, daß er allein mehr denn drei Räuber zerreißt, wenn ſie die Hand an mich legen wollen und mein Hirſchfänger iſt auch nicht ſtumpf.“ „Iſt das Gewehr wirklich ſcharf?“ fragt der Kapuziner. — „Das kann er ſehen,“ ſagt der Andre, „ich „habe es erſt friſch ſchleifen laſſen.“

Der Metzger zieht den Hirſchfänger ein wenig aus der Scheide, der Mönch, um Erlaubniß bittend, zieht ihn vollends ganz heraus. „Ich darf wohl,“ ſagt er, indem er die Klinge betrachtet, „eigentlich mit keinem Gewehr umgehen, indeß, da wir hier allein ſind und keiner meiner Ordensbrüder und Bekannten es ſieht, kann ich wohl auch ein ſolches Ding einmal genauer betrachten.“ Hierauf faßt er den Hirſchfänger, den er anfangs ganz ungeſchickt in der Hand gehalten, bei ſeinem Griffe an und macht damit ſo komiſche Luftſprünge und Fechterſchwänke, daß ſein ehrlicher Begleiter herzlich darüber lachen muß. Mitten jedoch in dieſem gewandten Spiele führt er einen ſo geſchickten Streich nach dem Kopfe des Hundes, daß er dieſem vorn bei der Stirn die Schnauze durchhaut; das treue, ſchöne Thier thut einen lauten Schrei und ſtürzt todt zuſammen. Jetzt wendet ſich der verkappte Raubmörder, denn dieſes war er, ſchnell zu dem Metzger, packt dieſen bei der Bruſt und ruft ihm mit geſchwungenem Hirſchfänger zu, er ſolle ſein Geld hergeben, dann wolle er ſeines Lebens verſchonen. Der Metzger, ohne ſich lange zu beſinnen, ſagt: „Herr, ich bin in eurer Gewalt, ich muß euch ſchon mein Geld geben. Wenn ich aber ohne daſſelbe wieder zu meinem Meiſter komme, wird mirs dieſer nicht glauben, daß mirs mit Gewalt abgenommen iſt, darum macht mir ein Zeichen, daran Jedermann erkennen kann, daß ich unter Mörderhände gefallen ſey.“ Der in die Mönchskutte vermummte Communiſt fragt ihn, was er unter dieſem Zeichen meine und der Metzger ſagt: „Das Beſte wird wohl ſeyn, wenn ihr mir meine rechte Hand abhauet. Der Raubmörder iſt dies zufrieden und der Andre bittet ihn nur noch, daß er den Hieb ſo einrichten ſolle, daß die Sache gleich mit einem Male abgethan ſey und der Schmerz nicht zu lange daure. Er wolle die Hand hieher auf einen glatt abgeſägten Baumſtamm legen, der Herr möge dann nur gut nach dem Gelenke zielen und recht ſtark zuhauen, daß die Hand gleich ganz heruntergehe.

Der Metzger ſtreift ſich den Rockärmel und das Hemde hinauf und legt die bloße Hand mitten auf den Baumſtamm hin. Der Rauber mit dem Auge zielend holt zu einem mächtigen Hiebe aus und führt dieſen mit aller Kraft auf die Hand zu. Aber in demſelben Augenblick zieht der Andre mit Blitzesſchnelle ſie zurück, die ſcharfe Klinge des Hirſchfängers fährt in den Baum hinein und bleibt feſt in dem Stamme ſtecken. Der Metzger läßt dem Mörder keine Zeit das Gewehr wieder heraus zu ziehen, ſondern er packt ihn mit ſeiner ſtarken Fauſt bei der Gurgel, wirft ihn zu Boden, giebt ihm noch ſo manchen tüchtigen Stoß und Schlag, daß der Kerl ſich kaum noch rühren kann, dann bindet er ihm mit einem guten Stricke, den er zum Geſchäft ſeines Viehhandels bei ſich führte, Hände und Füße, verwehrt ihm das laute Hülfeſchreien durch einen Knebel, den er ihm in den Mund ſteckt und läuft nun eilig nach Schwerin zurück, wo er das, was ihm geſchehen, vor Gerichte anzeigt. Ein Trupp Bewaffneter wird hinausgeſchickt in den Wald, dieſe bringen den wacker durchbläueten Communiſten herein in die Stadt, wo man ohne ihn weiter zu ſchlagen oder zu peinigen bloß durch ein von Zeit zu Zeit ihm verordnetes ſtrenges Faſten ihn bald ſo zahm machte, daß er den verborgnen Aufenthaltsort und die Orte der Zuſammenkünfte ſeiner Mordgeſellen offenbarte, von denen eine gute Zahl ertappt und hingerichtet wurde.

Der Einfall, durch den der Metzger ſich rettete, war allerdings originell und kühn genug. Hätte der ehrliche Burſch ſeine Hand nur um eine Secunde zu früh oder zu ſpät zurückgezogen, dann wäre es nicht um ſein Geld allein, ſondern um ſein Leben geſchehen geweſen. Von den fünferlei Hülfen jedoch, deren Begleitung er ſich rühmte, ſind ihm vor allem die erſte und nach dieſer die beiden letzten ſo gut zu ſtatten gekommen, daß er unverletzt der großen Gefahr entgieng.

6) Die aufgedrungene, böſe Bewirthung.

Die beiden, vorherſtehend erwähnten Gefahren unter Raubmördern erlebte Stephan Schultz nicht in eigner Perſon, ſondern theilte ſie nur aus fremden Berichten mit; die dritte aber, von welcher wir hier reden wollen, ſtieß ihm ſelber zu und zwar in demſelben Lande, wo die beiden erſteren ſich ereignet hatten.

Es war auf ſeiner erſten Reiſe durch Polen nach Ungarn, die er in Geſellſchaft eines jungen Theologen, Namens Bennewitz, machte, welcher der polniſchen Sprache vollkommen mächtig war, als Schultz, am 17. Sept. 1747 nach Lublin, nahe vor Krakau kam. Ein junger Menſch hatte ſich den beiden Reiſenden, die wie er zu Fuße giengen, beigeſellt, welcher in Lublin eine Bedientenſtelle ſuchte. Es war noch am Vormittag und die Witterung ziemlich heiß, die beiden Reiſenden freuten ſich, da ſie ſchon nahe vor ſich eine hohe Mauer ſahen, die ſie für die Stadtmauer hielten, weil ſie jetzt bald dem Staub der Straße zu entkommen hofften. Da trat ein Mann zu ihnen in einem grünen Kleide, das zwar ziemlich abgetragen ausſahe, dabei aber von ziemlich feinem Tuche war und [illegible]durchwirkte Knöpfe hatte. An ſeiner Seite trug er einen alten Soldatendegen und auch ſein übriges Ausſehen war ſo, daß ihn unſre beiden Deutſchen für einen alten, am Thore Wache ſtehenden Stadtſoldaten hielten. Dieſe Meinung wurde noch dadurch verſtärkt, daß er die Reiſenden darüber ausfragte, woher ſie kämen, wohin ſie wollten? Sie beantworteten ihm dieſe Frage und nachdem er den aus der Gegend ſelber gebürtigen Bedienten hatte gehen laſſen, hieß er die beiden Fremden ihm folgen. Dieſe, noch immer in dem Wahne, daß ſie ſchon nahe am Thore wären, und daß der Mann ein Viſitator ſey, der ihr Gepäck durchſuchen wolle, giengen unbedenklich hinter ihm drein.

Der Mann führte ſie gegen die hohe Mauer hin, die ſie für die Stadtmauer gehalten hatten; ſie ſahen jetzt freilich, daß es die Mauer eines Kloſtergebäudes mit ſeinen Höfen und Gärten ſey, folgten aber dennoch, ohne ſich etwas Arges dabei zu denken, ihrem Führer hinein in ſein Haus, das hinter dem Kloſtergebäude verſteckt zum Theil in den Felſen hinein gebaut war. Sie ſtunden hier, die gewöhnliche Zollviſitation erwartend, der Mann befahl ihnen ihre Reiſetaſchen und ihre Hirſchfänger (dergleichen damals jeder Reiſende, namentlich in dieſen Ländern, an ſich trug), abzulegen und ſich niederzuſetzen. Die beiden Reiſenden baten, das Geſchäft, das man mit ihnen habe, zu beſchleunigen, denn ſie ſollten noch vor Tiſche in der Stadt ſeyn; der Hauswirth, der in haſtiger Weiſe um ſie herumgieng und dabei ſie bald Brüder, bald Jäger nannte, ſagte: ſie müßten erſt bei ihm eſſen. Schultz erklärte ihm, daß dies nicht möglich ſey, denn ſie würden bis Mittag bei dem Kaufmann Pelz erwartet, dem ihre Ankunft ſchon durch Briefe angezeigt ſey. Der Mann ſagte: „Dahin könnt ihr nicht gehen, denn Herr Kaufmann Pelz iſt auf ſein Landgut gefahren und überdieß ſtehen am Thore der Stadt viele Soldaten, die euch große Noth machen würden, weil jetzt ſtark geworben wird und ihr große Leute, dazu im Lande ganz fremde ſeyd. Ihr müßt bei mir bleiben bis gegen Abend, dann will ich mit euch gehen und euch, an der Stadt vorbei auf die rechte Straße nach Krakau bringen.

Ein ſolcher gewaltthätig zudringlicher Wirth, wie dieſer, war den beiden Reiſenden noch niemals und nirgends vorgekommen. Sie ſahen ſich bedenklich an und jeder von beiden hatte die Ahnung, daß hier unter dieſem Dache es nicht ſicher zu wohnen ſey. Dennoch blieben ſie noch ruhig, den weitren Verlauf dieſer ſeltſamen Nöthigung abwartend.

Ein Weib war da, welches ganz die Farbe und das übrige Ausſehen einer Zigeunerin hatte, und welches in widerwärtiger Weiſe auf die Fremden hinblickte; es war die Frau des Hauſes, ihr Mann fragte ſie haſtig, ob ſie das Eſſen noch nicht fertig habe. Die Frau bejahte dies und brachte alsbald eine Waſſerſuppe und einen Mehlbrei auf den Tiſch. Aber zu dieſen beiden Gerichten fehlte noch das Brod und der Wirth im grünen Rock mit den golddurchwirkten Knöpfen forderte von ſeinen Gäſten einen Schoſtack (ohngefähr ſechs Kreuzer) um Brod zu holen. Die beiden gaben ihm gern das Begehrte, weil ſie dabei ſeiner los zu werden und die Freiheit zu erlangen hofften, ſobald er aus dem Hauſe ſey auch ſich fort zu machen aus dieſem verdächtigen Obdach. Aber der Grünrock ſchloß, als er hinausgieng, die Hausthür hinter ſich zu und nirgends zeigte ſich ein Ausweg aus dem Gefängniß, denn nach hinten war es in den Felſen hineingebaut, die Fenſter, die nach vorn hinaus giengen, waren feſt, mit eiſernen Gitterſtäben verwahrt. Alle Räume, in die man blickte, glichen denen eines dumpfigen Kerkers.

Der Kerkermeiſter kam nach einiger Zeit wieder, in einem Schnupftuch brachte er allerhand Brocken von Brod, Semmeln und Pretzeln, wie man dergleichen den Bettlern einzuhändigen pflegt, zugleich aber zeigte er einen Ducaten hin, beklagte, daß er ihn habe nicht wechslen können und fragte ſeine Gäſte, ob ſie nicht denſelben ihm wechslen wollten? Die beiden Reiſenden erwiederten, daß wenn ſie Leute wären, welche ſich Ducaten einwechslen könnten, ſie nicht ſo ärmlich zu Fuße gehen würden. Uebrigens ließen ſie keine Muthloſigkeit noch Furcht an ſich bemerken, ſondern zwangen ſich etwas von den in der That nicht eben anlockenden Gerichten zu eſſen, welche die verdächtige Wirthin ihnen aufgetragen hatte. Als der Wirth ſie eſſen ſahe, forderte er abermals einen Schoſtak von ihnen, um Bier zu holen. Schultz äußerte, daß es die Frage ſey, ob er noch ſo viel bei ſich habe? Er zog hierauf ſeine Börſe, den abgeſchnittnen Socken von einem Zwirnſtrumpf aus der Taſche heraus, darin war etwa ein halber Gulden an ganz kleiner polniſcher Münze (Schilgern und Pulloracken) enthalten, aus dieſen legte er die geforderten ſechs Kreuzer zuſammen. Der Wirth ſahe ihn verwundert an und fragte, ob denn er und ſein Reiſegefährte kein andres Geld bei ſich führten als ſolche Bettelmünze. Schultz antwortete, daß ſie allerdings, wenn auch nicht Bettler, doch ſolche Leute ſeyen, welche von milden Gaben und Almoſen lebten und reiſten, daß ſie deshalb niemals viel Geld bei trügen. Er konnte dieſes, wie er in einer Anmerkung bezeugt, mit voller Wahrheit ſagen, denn die Kaſſe des Calembergiſchen Inſtitutes für Miſſionen unter den Juden, aus welcher die beiden Reiſenden ihren nothdürftigen Unterhalt empfingen, beſtund nur durch freiwillige, milde Beiträge und bei den Ausgaben, welche die Reiſen erforderten, war ſehr auf die Gaſtfreundſchaft gerechnet, die ihnen an ſehr vielen Orten, dahin ſie kamen, von chriſtlichen Freunden erwieſen wurde, auch pflegten die Reiſenden, wo dies nur möglich war, nicht ſowohl baares Geld als Anweiſungen von einem Orte zum andern bei ſich zu führen, welcher mittelbar oder unmittelbar mit dem Halliſchen Inſtitut und ſeinen auswärtigen Geſchäftsführern in Verbindung ſtand.

Als der Wirth im grünen Rocke das Geld zum Bier empfangen hatte, gieng er fort, und ſchloß dabei abermals alle Thüren hinter ſich zu. Den beiden Reiſenden wurde ihre Lage immer bedenklicher. Das Haus, darin ſie ſich gefangen ſahen, glich einer wahren Räuberhöhle; ſie hatten allen Grund zu vermuthen, daß noch andre Diebsgeſellen in den Zimmern verborgen ſeyen, welche in den Berg hineingebaut waren und zu denen eine Thür aus ihrem Zimmer führte, die das alte Weib, wenn ſie hineingieng, eben ſo ſorgfältig hinter ſich zuſchloß als ihr Mann die nach außen führenden Thüren. Die gefangenen Männer ſtellten ſich an die Fenſter und blickten ſo weit ſie vermochten auf den vorbeiführenden Weg hinaus, in der Hoffnung, daß irgend ein Menſch in der Nähe vorbeikommen werde, den ſie um Hülfe anſchreien könnten. Aber dort zwiſchen die hohe Mauer des ſtillen Kloſters und den Bergfelſen mochte wohl nur ſelten ein Wandrer hingerathen. In dieſer angſtvollen Lage blieb nur ein Rettungsmittel: das war inniges Gebet zu Gott um ſeine Hülfe, nur eine Hoffnung, das war die, welche der feſtvertrauende Glaube gab.

Der Mann, der ſich den Titel eines Lieutenants beilegte, war indeß wiedergekommen mit ſeinem Bier. Er gieng, bald in unruhiger Haſt im Zimmer herum, bald in die kellerartige Kammer hinein, oder betrachtete mit unheimlichem

Blicke, als ob er ihre Kleider und Reiſetaſchen mit den Augen abſchätzen wolle, ſeine Gäſte und das was ſie an und bei ſich trugen. Auf ihre Fragen antwortete er nur kurz und abgebrochen, auf ihre Wünſche gleich jetzt, nicht erſt am Abend ſich auf den Weg zu machen, gar nicht. So vergiengen einige Stunden in ſtummer Erwartung und dennoch durch die Kraft, welche das Gebet gab in getroſter Hoffnung auf eine nahe Hülfe. Da ſchaute der ſogenannte Herr Lieutenant durchs Fenſter und bemerkte, daß ein vornehm gekleideter Herr: es war ein Adeliger, dem ein Diener in deutſcher Livre nachfolgte, des Weges an ſeinem Hauſe vorbeikam. Er mochte mit dieſem etwas für ihn ſelber ſehr Dringendes zu ſprechen haben, denn er lief ſo eilig und haſtig nach der Hausthür hinaus, daß er es vergaß die Stubenthür hinter ſich zuzuſchließen, doch trat er ſorgfältig den Ausweg bewachend nicht hinaus auf die Straße, ſondern blieb, indem er mit dem Herrn ſprach, unter ſeiner Hausthür ſtehen.

Den beiden Gefangenen war dieſer ihnen unbekannte Herr wie ein guter Engel, zu ihrer Rettung gekommen, ſie griffen, während der Wirth in eifrigem Geſpräch war, das der Andre bald abzubrechen und weiter zu gehen geſonnen ſchien, eilig nach ihren Reiſetaſchen und Hirſchfängern und lieſen zur Zimmerthür hinaus nach der Hausthür. Der Wirth wollte ſie gewaltſam und ziemlich unſanft zurückſtoßen, wagte jedoch in der Gegenwart des Herrn es nicht ihnen gebieteriſch zu befehlen, ſondern bat ſie nur, daß ſie noch bleiben möchten, ſie aber drangen ſich kräftig zur Thür hinaus und ſprachen: „Es iſt endlich Zeit, daß wir weiter gehen.“ Der Grünrock mußte, aus Furcht vor dem vornehmen Herrn ſie ziehen laſſen, dieſer aber, indem ſie ehrerbietig grüßend an ihm vorbeigehen wollten, fragte ſie freundlich, wer ſie ſeyen? Canditaten der Theologie, antworteten ſie. — Und wo kommen Sie her? — Zunächſt aus Warſchau. — Wohin wollen Sie gehen? — Nach Krakau. — Der Herr ſagte darauf: „Gott laſſe Seinen Engel vor Ihnen hergehen“ und die beiden, für ſeinen Segenswunſch von Herzen ihm dankend, giengen fröhlich ihres Weges.

Sie waren, wie bereits erwähnt, in der Meinung geſtanden, daß ſie ſchon bei den Mauern der Stadt und ganz nahe an ihren Thoren ſich befanden, beim Weitergehen bemerkten ſie aber bald ihren Irrthum, denn ſie hatten, jenſeits der langen Kloſtergartenmauern noch eine Viertelſtunde weit zu gehen, bis ſie zur krakauer Vorſtadt des alten, ziemlich weitläufig gebauten Lublin kamen. Hier traten ſie in ein Judenhaus ein, das eine Schenkwirthſchaft betrieb, um ſich näher über die angeblichen Unannehmlichkeiten zu erkundigen, die ihnen nach der Ausſage des verdächtigen Wirthes am Stadtthor drohen ſollten. Man ſetzte ihnen Bier vor, ſie tranken etwas, aber gleich bei dem erſten Schluck erhielten ihre Mägen die Kraft jene widerwärtige und ungeſunde Speiſe von ſich zu geben, die man ihnen in der gefährlichen Zigeunerwirthſchaft aufgenöthigt hatte. Als die anweſenden Juden dieſe Art des Erbrechens, gleich wie nach einem genoſſenen Gifte ſahen, fragten ſie die beiden Gäſte ganz erſchrocken, was ihnen denn zugeſtoßen ſey? Die beiden Reiſenden beſchrieben ihnen, in welches Haus man ſie verlockt habe, welche Behandlung ſie dort erfahren, und auf welche Weiſe ſie entkommen ſeyen. Da ſprachen die Juden mit lauter Stimme ein hebräiſches Dankgebet und als ſie dieſes geendet hatten, riefen ſie: „Ja, Gott hat in Wahrheit ſeinen Engel geſandt und euch errettet. In jenes Haus hat man ſchon mehr Fremde hinein aber nicht wieder herauskommen ſehen.“

Etwa nach einer halben Stunde hatten ſich das Uebelbefinden und die Neigung zum Erbrechen gegeben, die beiden Reiſenden konnten jetzt ohne weitre Beſchwerde trinken. Sie ließen da bei den wahrhaft freundlich theilnehmenden Leuten ihre Sachen und giengen in die Stadt. Dort an ihrem Thore überzeugten ſie ſich bald ſelber, daß, wie die Juden ihnen ſchon geſagt hatten, kein Wort von dem wahr ſey, was der angebliche Lieutenant von den Gefahren ihnen einreden wollte, welche die Werber ihnen bringen würden, denn die wachthabenden Soldaten fragten ſie zwar, wo ſie herkamen und wohin ſie wollten, aber der Offizier behandelte ſie durchaus ſehr freundlich und höflich und als er hörte, daß ſie nach dem Poſthauſe fragten, gab er ihnen einen von ſeinen Leuten mit, der ſie an die Poſt hinführte. Die Reiſenden waren nicht deshalb dorthin gegangen, weil ſie etwa mit dem Poſtwagen weiter zu fahren gedachten, ſondern um den Poſtmeiſter, einen gebornen Deutſchen, Namens Gebhardt, zu beſuchen, einen Mann von ernſter, guter Geſinnung, der an der Wirkſamkeit des Calembergiſchen Inſtitutes und dieſer ſeinen beiden Sendboten den wärmſten, innigſten Antheil nahm. Auch der andre Freund, an welchen die Reiſenden namentlich empfohlen waren, Herr Kaufmann Pelz, war keineswegs auf ſein Landgut verreiſt, wie der lügenhafte Grünrock ſeinen gezwungenen Gäſten verſichert hatte, ſondern mußte als Kranker das Zimmer hüten. Unter und mit dieſen gleichgeſinnten, liebevollen vorher noch nie geſehenen Freunden brachten die beiden deutſchen Candidaten Stunden zu, welche ſie bald alle die Augenblicke der Angſt vergeſſen ließen, die ſie in der böſen Herberge, draußen vor der Stadt erduldet hatten, und welche ihnen für ihr ganzes noch übriges Leben eine theure Erinnrung blieben.

7) Rettung aus den Gefahren eines Schiffsbruches.

(Aus Galignanis Observer April 1848.)

Gegen das Ende des letzten engliſch-amerikaniſchen Krieges marſchirte das kgl. Infanterie-Regiment Neu-Schottland unter dem Kommando des Oberſten Darling nach Quebek; dort erhielt es Befehl ſich zur Einſchiffung nach Halifax bereit zu halten. Ein ſchönes, nach Art einer Fregatte gebautes Schiff von 550 Tonnen, Erzherzog Carl genannt, wurde zur Ueberfahrt gemiethet und der rechte Flügel des Regimentes begab ſich an Bord deſſelben, beſtehend aus 11 Offizieren und 200 Gemeinen, zu denen noch 48 Weiber und Kinder kamen, ſo daß die ganze Zahl der an Bord befindlichen Perſonen mit der Schiffsmannſchaft gegen 300 betrug. Ein königlicher Lootſe war dem Schiff als Führer beigegeben, mit welchem es, bei friſchem N.O. Wind am 29. Mai 1816 unter Segel gieng. Am Abend des zehnten Tages kam man aus dem Golf des Lorenzſtromes heraus, und nachdem man ſich, wie man meinte, weit genug ſeewärts gehalten hatte, ließ der Lootſe den Curs nach Weſten nehmen, in der Erwartung ſchon am andern Tag in Halifax einzulaufen. Gegen ſieben Uhr des Abends zeigte ſich, bei übrigens reinem Himmel, auf der Windſeite am Horizonte ein ſchwarzer Kreis, der ſich von N.O. nach S.W. zog, der wohlbekannte Vorläufer einer Nebelbank und bald hernach war das Schiff in einen jener dicken Nebel eingehüllt, die an jener Küſte ſo häufig ſind. Da man wußte, daß man in den Strich gekommen ſey, den die nach England ſegelnden Weſtindienfahrer einhalten, und da der Nebel unter ſtarkem Regen und unaufhörlichen Windſtößen ſich zu einer tiefen Schwärze verdichtete, wurde eine Berathung unter den Marineoffizieren gehalten, und dieſe hielten mit dem Lootſen es für das Beſte den Curs, mit wenig Segeln, beizubehalten. Man ſtellte jetzt auf dem Vordertheil des Schiffes eine Wache auf, ließ von Zeit zu Zeit die Trommeln rühren, und wendete alle andre nöthige Vorſichtsmaßregeln an, um den Zuſammenſtoß mit einem andern Schiff zu vermeiden.

Nachdem dieſe Anſtalten getroffen waren, wollten ſich die, welche die Reihe der Wache nicht traf, in ihre Schlafſtätten begeben, um hier der Ruhe zu pflegen. Mehr als vielleicht die andern Alle bedurfte dieſer heute der Lieutenant Charles Stewart, der Held unſerer Rettungsgeſchichte, Anführer der Grenadiercompagnie, die ſich auf dem Schiffe befand. Ihm, dem rüſtigen, an beſtändige Thätigkeit gewöhnten jungen Manne hatte man, weil er brauchbar vor Andren war, mehr aufgebürdet als Andren; er hatte während der ganzen Fahrt kaum eine einzige Nacht ſich niedergelegt zum Schlafen, jetzt, das fühlte er, war ſeine Kraft der Erſchöpfung nahe. Er war ſo eben hinabgeſtiegen zu ſeiner Kajüte, da ließ der Oberſt ihn rufen und ſagte ihm, daß es ſein beſondrer Wunſch ſey, daß er, der Herr Lieutenant heute Nacht, bei der drohenden Gefahr, in welcher das Schiff ſich fände, auf dem Verdeck bliebe. Charles Stewart war ein zu guter Soldat, als daß er gegen den Befehl eine Einwendung verſucht hätte, er raffte ſeine letzten Kräfte zuſammen, beſiegte die Neigung zum Schlaf, und nach wenig Minuten bezog er mit zehn Mann ſeiner Leute die Wache auf dem Vorderdeck, während Capitän Glennie mit andren zehn Mann auf das Hinterdeck poſtirt war. Der Regen ſtrömte unausgeſetzt herab; plötzliche Windſtöße und hochgehende See machten das Schiff ſtark rollen, die Nacht war ſo dunkel, der Nebel ſo dick, daß man kaum das halbe Schiff überblicken konnte, da jedoch der königliche Lootſe ſelber am Steuerruder ſaß, war man ohne Sorgen.

Gegen 10 Uhr des Nachts rief der Späher auf dem Bugſpriet die Vorderwache an, und wies auf etwas, das er für ein Licht hielt. Lieutenant Stewart, der dasſelbe zu ſehen glaubte, begab ſich ſogleich auf das Hinterdeck um den Lootſen aufmerkſam zu machen, zu ſeinem Erſtaunen fand er hier den Oberſt Darling, der ſo eben dem Piloten ein Glas heißen Grogg (Rum mit Zuckerwaſſer) reichte. Auf ſeine Anzeige bekam Stewart eine unhöfliche Antwort vom Lootſen und vom Oberſten den Befehl ſich auf ſeinen Poſten zurück zu begeben. Nicht lange darauf ſchrie der Späher abermals „Licht“ und Stewart ſahe deutlich etwas, das er für ein durch den Nebel blinkendes Licht (Schifferſignal zur Warnung vor Klippen) hielt; ſeiner Schuldigkeit gemäß meldete er zum zweiten Male ſeine Beobachtung. Die Antwort war: „Herr ich bin ſeit 25 Jahren königlicher Lootſe an dieſer Küſte; ich muß wiſſen wo ich bin“ und der Oberſt, mit einiger Heftigkeit wies den Lieutenant auf ſeinen Poſten zurück. Nach dieſer zweimaligen Abweiſung enthielt ſich Stewart der weitren Berichte, er hielt, gebeugt von ſchwerer Ahnung ſtill auf ſeinem Poſten aus.

So gewiß der Lootſe ſeiner Sache zu ſeyn, und weit von der Küſte entfernt im freien Meer zu ſegeln wähnte, ergab ſich dennoch bald, daß das Schiff, auf eine freilich nicht zu enträthſelnde, vielleicht für den Piloten auch nicht zu entſchuldigende Weiſe zwiſchen die Jeddore-Felſen gerathen ſey, welche nur anderthalb Seemeilen von der Küſte und ſechzig Meilen von Halifax liegen.

Während Stewart mit ſeinen Leuten unter dem herabſtrömenden Regen auf ſeinem Poſten ſtund, trug ſich etwas zu, das zu jenen ſeltſamen Aeußerungen des Ahnungsvermögens und eines ſogenannten zweiten Geſichtes gehörte, von denen die Seeleute in alter und neuer Zeit ſo manche Fälle zu erzählen wiſſen. Es war gegen halb zwölf Uhr des Nachts, als ein Matroſe den Lieutenant auf einen dunklen Gegenſtand aufmerkſam machte, welcher mit Blitzesſchnelle quer unter dem Bug vorbeifuhr, während man zugleich deutlich die Worte hörte: „Hütet euch vor den Klippen.“ Stewart ließ ſogleich die Trommel ſchweigen, aber obgleich alle die auf dem Vorderdeck waren die tiefſte Stille beobachteten, hörte man doch nichts weiter; man hielt das Ereigniß für eine Selbſttäuſchung.

Gegen Mitternacht fühlte ſich Stewart vom langen Wachen, von Nüchternheit und der Schwere ſeiner vom Regen triefenden Kleider ſo angegriffen, daß er das Verdeck auf einige Minuten verlaſſen mußte. Er war kaum in ſeine Kajüte hinabgekommen, hatte ſeinen Rock abgeworfen, und wollte etwas von den Erfriſchungen genießen, die ſein Oberſt für ihn zurückgeſtellt hatte, da fühlte er, wie das Schiff mit furchtbarer Gewalt aufſtieß. Er eilte aufs Verdeck; eine Sturzwelle hatte den hintern Theil des Schiffes getroffen, die Planken und das ganze Wachthaus fortgeführt und zwei Weiber, die darin ſchliefen über Bord, geſpült. Unter dem Raſen einer tobenden See, im furchtbaren Dunkel der Nacht hörte man das Schreien der Weiber und Kinder, alle Gewalt über die Mannſchaft war dahin, jede natürliche Ordnung aufgelöſt; Männer verließen ihre Frauen, um nur ſich ſelber zu retten, und Frauen flehten Andre um Hülfe an. Ein Offizier, ſonſt von unbeſcholtenem Muthe und als zärtlicher Gatte bekannt, kletterte, ohne auf die innigen, angſtvollen Bitten ſeiner Gemahlin zu achten, am Takelwerk des Mittelmaſtes hinan, und überließ ſie ihrem Schickſale. Die Gemahlin des Oberſt Darling, da ſie Stewarts Stimme erkannte, ſtürzte auf ihn zu, und bat, ſeine Kniee umfangend flehentlich, daß er ſie retten möge; nur mit der größeſten Mühe konnte er ſich losmachen, und nach dem Punkt der allgemeinen Gefahr eilen, wo ſeine Hülfe noth that.

Es zeigte ſich, daß das Schiff auf einen verborgnen Felſen geſtoßen ſei; die See brach ſich daruber und füllte alle ſeine Räume ſchnell mit Waſſer. Nur einige wenige von den am Bord befindlichen Menſchen wurden vom Waſſer in dem Augenblicke weggeſpült, als ſie ihre Lagerſtätte verließen, bei weitem die größere Zahl derſelben erreichte den Vordertheil des Schiffes, wo ſie dicht zuſammengedrängt den Morgen erwarteten. Dieſer kam endlich, und zur unbeſchreiblichen Freude für Alle ſahe man, in einer Entfernung von etwa 50 Ellen vom Schiffsuberreſt einen Felſen über das Meer hervorragen, an dem ſich die Wellen mit furchtbarer Gewalt brachen. Als eine einzige Hoffnung zur Rettung erſchien es, wenn es gelänge das Wrack des Schiffes durch ein Tau mit dieſem Felſen in Verbindung zu ſetzen. Aber wie und durch wen ſollte dies bei ſolchem Ungeſtüm des Meeres gelingen? Ein Seemann war auf dem Schiffe, der geprüfteſte in Gefahren von Allen, denn er hatte die Schlacht von Trafalgar mitgemacht und glucklich beſtanden, der konnte vielleicht rathen. Man ſuchte den hochgeachteten Trafalgarmann, aber — man fand ihn betrunken von Rum oder Arrak, am Boden der Branntweinkammer, die er, mitten in den Augenblicken der drohenden Gefahr mit einigen andern trinkluſtigen Geſellen erbrochen hatte, um ſich „die Bitterkeit des Todes zu vertreiben“. Andre hatten noch thörichter als jene, die Schiffskaſſe erbrochen, und ſich mit Goldſtücken beladen, deren Gewicht ihnen bald nachher den Tod im Meere brachte. Die Gefahr wuchs in jedem Augenblick, da richteten ſich, wie durch einen gemeinſamen Inſtinkt geleitet, die Augen Aller auf Stewart, der mit gekreuzten Armen daſtand und ſinnend den Weg abmaß, der zwiſchen dem Schiff und dem Felſen zu durchſchwimmen war. Vergeblich hatte man die Matroſen aufgefordert hinüber zu ſchwimmen, ſie ſagten, dies ſey wegen der furchtbaren Brandung am Felſen unmöglich, die Soldaten aber kannten an jenem ſeltnen Offizier nicht nur eine außerordentliche Fertigkeit im Schwimmen, ſondern einen eben ſo außerordentlichen Heldenmuth. Seine Grenadiere fielen vor ihm auf die Kniee, die andren Soldaten folgten ihrem Beiſpiel, alle baten, er ſolle ihr Leben retten. Stewart warf alle Kleider, bis auf Hemd und Beinkleider von ſich, ſchnallte ſeine Militärkappe feſt an, befeſtigte ein Tau um ſeinen Körper, ſtürzte ſich vom Fockſtag in die ſiedende Brandung, verſchwand aber ſogleich aus den Augen der Andren, denn er war unter das Schiff gerathen. Doch ſein Muth blieb Sieger; er arbeitete ſich aus dem Waſſer herauf und ſchwamm gegen den Felſen hin, auf den ihn eine ungeheure Woge ſo heftig hinſchleuderte, daß er geſtoßen und verwundet und dennoch ohne ein Glied zerbrochen zu haben, am Boden da lag. Er raffte ſich auf; aber der Fels war allerwärts mit ſchlüpfrig glattem Seegras bedeckt; an ſeinem Fuß wie an den Seiten zwar voller Unebenheiten, nirgends aber der Befeſtigung eines Taues günſtig. Endlich hatte er den Gipfel deſſelben erklommen, und hier gelang es ihm das Seil zu befeſtigen. Das viele Salzwaſſer, das er auf ſeinem Wege vom Schiff herüber geſchluckt hatte, wirkte in gewöhnlicher Weiſe; es regte in ihm einen überaus heftigen Durſt auf. In einer Höhlung des Felſens ſahe er klares Waſſer ſtehen, das er für Regenwaſſer hielt, er ſchöpfte davon ſeine Kappe voll und trank begierig, bemerkte aber bald, daß es eben ſo ſalzig ſey als die Wogen, aus denen er ſo eben aufgetaucht war. Indeß wußten die Leute an Bord noch nicht einmal ob er noch lebe, noch weniger aber, daß er den Felſen glücklich erreicht habe. Auch Stewart bemerkte es, daß der dichte Nebel den Leuten auf dem Schiffe die Ausſicht zum Gipfel des Felſen eben ſo verſchließen müſſe, als ihm die Ausſicht nach ihnen hin, er verſuchte es deshalb herabzuſteigen, um durch ſeinen Anblick und ſein tröſtliches Zuwinken die Schaar der Reiſegefahrten aus ihrer bangen Sorge und Todesangſt zu befreien. Am Fuß des Felſen konnten ihn ſeine Leute ſehen, aber an die Seite, die gegen das Schiff hin lag, ſchlugen die Wogen ſo furchtbar an, daß es unmöglich war hier herabzuſteigen, er verſuchte es auf der andern Seite, glitt jedoch, von der hier faſt ſenkrechten, mit Seegras überdeckten Felſenwand hinab ins Meer. Die Glieder, von den Stößen an den Felſen gelähmt, vom Froſt erſtarrt, verſagten anfangs ihre Dienſte, der Geiſt aber zeigte ſich auch hier machtiger als das Fleiſch: der Gedanke, daß von dem Gelingen ſeiner That das Leben der Dreihunderte auf dem Schiffswrack abhänge, gab ihm neue Kräfte, er rang ſich durch die Brandung hindurch nach der andern Seite des Felſen hin, auf deſſen harten, unebenen Grund ihn, nach einer halbſtündigen Anſtrengung eine Woge ſo gewaltſam hinſchleuderte, daß er blutend und wie zerſchlagen auf dem Rücken liegen blieb. Jetzt ſahen ihn ſeine ſchiffbrüchigen Gefährten, er erhob ſich, gab das verabredete Signal, daß ihm die Befeſtigung des Taues gelungen ſey, und alsbald erhoben Alle an Bord ein lautes Freudengeſchrei. Sie zogen das Tau an, und fanden daß es feſthielt.

Ein einziges Boot war dem Schiff noch übrig geblieben: die Jolle, in welche alsbald ein Matroſe ſich hinabließ und am Seile hingleitend ſie nach dem Felſen führte, an welchem er ein ſtärkeres Tau, das er mit ſich brachte, befeſtigte. Die Frauen und Kinder, ſo beſchloß man, ſollten jetzt zuerſt das Wrack verlaſſen, es wurden immer zwei und zwei Erwachſene, oder eine Mutter mit etlichen Kindern zuſammengebunden, weil das kleine Boot, in welchem zwei Matroſen das Ruder führten, eine größere Zahl nicht faſſen konnte.

Stewart hatte ſich überzeugt, daß die unebene und ſchlüpfrige Oberfläche des Felſens, auf welchem er, zum Heil Aller Fuß gefaßt hatte, für die große Zahl der Schiffbrüchigen nicht einmal einen hinreichenden Raum zum Stehen gewähren könne. Da zertheilte ſich, in dem Augenblick, wo er die Jolle mit der Gemahlin des Oberſten, ihren zwei Kindern und dem Regimentsarzt vom Schiffe abſtoßen ſahe, der Nebel gegen die Küſte hin, und ein andrer Felſen ward ſichtbar von bedeutenderer Höhe und etwas beträchtlicherem Umfange. Als das Boot ſich nahete, gab er den Matroſen ein Zeichen, das dieſe alsbald verſtanden; ſie ruderten nach jenem zweiten Felſen hin, an dem ſie die Brandung viel geringer fanden als an dem erſten, und deshalb ohne Schwierigkeit ihre Paſſagiere auf ihm abſetzten. Allmälig wurden auf dieſe Weiſe alle Frauen und Kinder in Sicherheit gebracht, und während dieſes geſchahe, hatte man auch eine laufende Schlinge an dem Tau befeſtigt, das von dem Felſen, darauf Stewart ſich befand, hinüberreichte nach dem jetzt näher herangerückten Wrack des Schiffes, mittelſt welcher Vorrichtung alle Offiziere und viele Soldaten auf den feſten Boden kamen, noch ehe ihre Frauen aus der Todesgefahr errettet waren.

Bei dieſer Gelegenheit erwähnt der Berichterſtatter, dem wir dieſe Rettungsgeſchichte verdanken, eines Vorfalles, welcher deutlich es zeigen kann, daß nicht alles das, was die Welt Liebe nennt, jene ächte Liebe ſey, die bis zum Tode treu, Alles erduldet, Alles erträgt. Als Hauptmann W. im Begriffe war an dem Tau hinüberzugleiten nach dem Schiffe, und dies ſeine Frau, welche, um nicht vom Waſſer hinweggeſpült zu werden, am Maſtbaum angebunden war, bemerkte, hob ſie ihr kleines Kind in die Höhe und bat ihn mit lautem Weinen ſie nicht zu verlaſſen. Er war taub gegen all dieſe Bitten, blind gegen die Thränen der Frau; ohne nach ihr und dem Kind ſich umzuſehen, glitt er hinüber nach dem Felſen. Als er hier ankam, konnte ſich Stewart nicht enthalten, ihm mit Nachdrucke zu ſagen: „Sie werden wohl das Loos in eine Salzſäule verwandelt zu werden nicht zu gewarten haben, weil Sie ſich nicht umſchauen.“ Die arme Frau übrigens mit ihrem Kinde wurde auch glücklich gerettet.

Von den 300 an Bord befindlichen Menſchen kamen nur zehn im Waſſer um, und die Mehrzahl von dieſen waren ſolche, die ſich mit dem Gelde der Regimentskaſſe beladen hatten. Es erſcheint bemerkenswerth, wie das Wrack ſich gerade ſo lang über dem Waſſer hielt, bis auch der letzte Menſch von ihm gerettet war, denn wenige Minuten nachher wurde daſſelbe von einer überwältigenden Sturzwoge getroffen, es legte ſich auf die Seite und verſank.

Als jetzt die Frauen und Kinder alle auf dem weiter gegen die Küſte hin gelegenen, etwas höheren, die Männer auf dem näheren, niedreren Felſen untergebracht waren, bemerkte man, daß der letztere mit Menſchen zu ſehr überſetzt ſey, die ſich bei dem ſtarken Heranſchlagen der Wellen unmöglich lange halten konnten. Auch der andre, höhere

Felſen, auf dem die Frauen waren, hätte nicht für Alle, wohl aber noch für einen Theil der Schiffbrüchigen Raum gewahrt. Da machte Oberſt Darling den Vorſchlag, daß die Offiziere in dem Boote auf denſelben hinübergeführt werden ſollten. Als die Soldaten dieſes hörten, erhoben ſie ſich einſtimmig dagegen; in einer ſolchen Zeit der Todesnoth, ſo ſagten ſie, könne nicht mehr Rang und Geburt ſondern nur das Loos entſcheiden, wer gerettet werden ſolle; den Oberſt Darling und einen andren Offizier trieben ſie zurück, als dieſelben hinab zum Boote gehen wollten, und wenn das kleine Fahrzeug nahe genug herangekommen wäre, würden wenigſtens zwanzig Menſchen in daſſelbe hineingeſprungen, und mit ihm untergegangen ſeyn. Es war ein Augenblick der höchſten Aufregung und Verwirrung, jeder Verſuch die aufgebrachten Soldaten zu überreden oder ihnen zu befehlen war vergebens, jeder Einzelne ſchien nur an ſeine eigne Erhaltung zu denken.

Unter der enggedrängten Schaar der Stehenden lag Stewart, uberſtrömt von dem Blute das aus ſeinen vielen Stoßwunden floß; man hielt ihn für einen Sterbenden oder bereits Todten. Seine herrliche Natur hatte jedoch in der tiefen Ohnmacht, darin er ſich befand, nur neue Kräfte geſammlet, das heftige Schreien und Toben der zankenden Männer erweckte ihn; er erhob ſich, ſtand auf ſeinen Füßen, und redete zunachſt die Soldaten an, deren Liebe und Vertrauen er in mancher gemeinſamen Noth und Gefahr ſich verdient hatte. „Der Tod,“ ſo ſprach er, „iſt für uns alle unvermeidlich, wenn wir lange ohne Hülfe hier auf dieſer Klippe, über welche die Meereswogen zuſammenſchlagen, verweilen müſſen, das einzige Mittel unſrer Rettung und Verbindung mit dem Lande iſt das Boot, geht uns dieſes verloren, dann iſt es unmoglich die Hülfe, deren wir bedürfen, vom Lande herbeizurufen. Ihr ſeid britiſche Soldaten, ich bin es auch. Gleich einer der Eurigen will ich hier mit euch leben oder ſterben, und wenn ſich Gelegenheit zeigt, will ich der letzte von allen ſeyn, der den Felſen verläßt. Die Offiziere aber und die Matroſen laßt ruhig dahin fahren, wir bleiben hier brüderlich bei einander.“

Es liegt in dem wahren, freudigen Heldenmuth auch für andre Seelen eine begeiſternde, Muth erregende Kraft; die Soldaten ordneten ſich, ſo gut es gehen wollte in ein Viereck um den Lieutenant her, und ließen die Offiziere ungehindert zum andren Felſen abfahren. Da das Boot immer nur zwei von dieſen auf einmal aufnehmen konnte, traf es ſich, daß bei der letzten Ueberfahrt nur einer darinnen ſaß. Dieſer rief Stewart zu, er ſolle zu ihm einſteigen, es ſey jetzt für ihn der letzte günſtige Augenblick das Leben zu retten, denn bald werde der Felſen unter Waſſer ſeyn. Der Lieutenant wies entſchieden den Antrag zurück; er werde, ſo rief er, wie ers verſprochen, mit ſeinen Soldaten leben oder ſterben. So waren nun die Offiziere ſammt dem Lootſen und den Matroſen alle in Sicherheit gebracht; Stewart mit 208 braven Soldaten ſtand ſchweigend, in ſtiller Erwartung der Hülfe Gottes oder des nahen Endes auf ſeinem Felſen da.

Nicht ohne Grund hatte der zuletzt hinwegfahrende Offizier den Lieutenant auf die große Gefahr der nahe eintretenden Fluth aufmerkſam gemacht. Jener Jeddore Fels, darauf in dieſem Augenblick 209 Menſchen zuſammengedrängt waren, heißt bei den Schiffern der verſunkene Fels, weil er nur in der Zeit der Ebbe und auch da nicht bei jedem Winde aus dem Meere hervorragt, während der Fluth aber, wenn nicht gerade ein kräftiger Nordoſtwind weht, immer wenigſtens 15 Fuß hoch vom Meer überdeckt wird. Der königliche Lootſe, der überhaupt in dieſer Schiffsbruch-Geſchichte keine ſonderlich ehrenhafte Rolle ſpielt, wußte dieſes wohl und hatte es dem Oberſt Darling mitgetheilt, was dieſen zu ſeinem rückſichtsloſen Benehmen gegen die Soldaten bewogen haben mochte. Doch ſtatt der Menſchenhülfe, die ſich der armen Schaar entzog, waltete über dieſer eine andre, höhere Hülfe, denn gerade an jenem Tage wehete der einzige Wind der auch in der Fluthzeit den Felſen außer Waſſer hält: der Nordoſt.

Bald nachdem das Schiff untergegangen war, mußte die eingeſchloßne Luft die Verdecke geſprengt haben, denn das Meer wurde bedeckt von leichteren Gegenſtänden aus den Vorrathskammern, und von Soldatenbaggage; auch einige Leichname der Ertrunkenen ſchwammen heran. Das Meer hatte jetzt ſchon ſo viel von dem Felſen eingenommen, daß die Soldaten immer enger an einander rückend, zuletzt kaum mehr Raum genug fanden um zu ſtehen. Stewart, um die Schnelligkeit und Stärke des Anſteigens der Fluth zu bemeſſen, wies einen Sergeanten an, zwei Steine auf einen Felſenvorſprung zu legen, deſſen Oberfläche das Waſſer ſo eben beſpülte. Mit abgewendetem Geſicht wartete man kurze Zeit, als man aber herum ſahe, da waren die Steine verſchwunden. Vielleicht, ſo tröſtete man ſich, hatte ſie das Waſſer weggeſpült, man legte andre an einen etwas höheren Punkt, wurden dieſe vom Waſſer bedeckt, dann war Allen ein ſchnell heranrückendes Ende gewiß. Man wartete abermals ſchweigend eine kurze Zeit, als man ſich aber wieder umwendete, da ſahe man, zur unausſprechlichen Freude nicht nur die beiden zuletzt, ſondern auch die zuerſt gelegten Steine außer Waſſer.

In Folge des vielen Seewaſſers, das ſie durch Mund und Haut, aus den über ihnen zuſammenſchlagenden Wellen eingezogen hatten, litten Alle an einem peinlichen Durſte. Da zeigte ſich etwas das Hülfe verſprach. Ein Sergeant bemerkte unter den vielen Gegenſtänden die aus dem Wrack aufſtiegen ein Faß, das gerade gegen den Felſen hintrieb. Er meldete dies dem Lieutenant und fügte hinzu, daß er es für ein Rumfaß halte. Stewart, der mit Recht von dem Genuß eines ſolchen ſtarken geiſtigen Getränkes in ihrem jetzigen Zuſtand für ſeine Leute die größeſte Gefahr fürchtete, gab dem Sergeanten den heimlichen Befehl, er ſolle einen großen Stein ſuchen und ſobald er das Faß erreichen könne, dieſem damit den Boden einſchlagen. Das Faß kam näher, aber der Sergeant ſtand vergeblich gegen ſein Anlanden auf der Wache, denn eine mächtige Woge erfaßte daſſelbe und warf es ſo kräftig in die Mitte der Leute hinein, daß es mehrere von ihnen zu Boden ſchlug. Doch dieſem kleinen Schrecken einiger Weniger folgte alsbald eine große Freude Aller nach, denn das Faß enthielt nicht, wie der Sergeant gemeint hatte, Rum, ſondern reines Trinkwaſſer; es wurde geöffnet und Jeder genoß der Labung in vollem Maaße aus ſeiner Mütze. Mit der Stillung des unerträglichen Durſtes kehrten den armen Schiffbrüchigen neue Kraft und Lebensmuth zurück, man beſchloß ſich ein wenig Schlaf zu gönnen. Vor Allem waren die Soldaten darauf bedacht für ihren ermüdeten und verwundeten Führer ein bequemes Lager zu bereiten. Sie räumten von einer ebenen Stelle des Felſens, groß genug für ihn zum Liegen, das Seegras hinweg, an jede ſeiner Seiten legte ſich ein Mann um ihn zu erwärmen, andre legten ſich über dieſe beiden Kameraden hin, um ihn zu bedecken, ſo daß ſich über den Lieutenant eine Pyramide von Leibern bildete. Bald waren faſt alle ſo feſt eingeſchlafen, als wenn ſie in der bequemſten Lagerſtätte ruheten, doch hatte man vorher eine abwechslende Wache beſtellt, zum Ausſpähen nach Rettungsbooten.

Das Meer ſpülte noch andre Gegenſtände aus dem Wrack herbei, der einzige von dieſen aber, der außer der Waſſertonne an den Felſen kam, war, als ſey er geſendet, ein Sprachrohr, welches wenige Stunden nachher den Schiffbrüchigen ſich ſehr nützlich erwies.

Der Tag gieng jetzt zu Ende, der Nebel hielt an, der Regen ſtrömte noch immer herab auf die arme Schaar der halbnackten Menſchen, während der Nordoſtwind ſchneidend kalt auf ihre durchnäßten Glieder wehete. Der Schlaf war von allen Augen gewichen, ſie ſtarrten in das tiefe Dunkel der Nacht hinaus, und die Stille wurde nur zuweilen auf wenige Augenblicke von dem Rufe: „ein Schiff, ein Schiff“ unterbrochen, denn es zeigte ſich gleich darauf, daß eine heranſtürzende, mit weißem Schaum bedeckte Woge die Täuſchung erzeugt hatte. Dazu kam jetzt auch wieder das Eintreten der Fluth, welche hoher anſtieg als das vorhergehende Mal, weil ſich der Wind etwas nach Weſt umgeſetzt hatte. So eng aneinandergepreßt, daß die in der Mitte ſtehenden kaum zu athmen vermochten, dachten wohl Alle nur an das nahe Ende; wer dies konnte, der betete mit Mund und Herzen. Schon lange war den Erſchöpften mit der Hoffnung zugleich ſelbſt die Kraft der Selbſttäuſchung vergangen, man hörte von keinem mehr den Ausruf: „ein Schiff, ein Schiff.“

Da, als Keiner mehr an Hülfe dachte, erſchien plötzlich ein Licht ſo roth als Blut und gleich nachher wurde mitten in dem dichten Nebel ein Schiff bemerkbar. Das laute Freudengeſchrei, das die Schiffbrüchigen erhoben, bezeugte es den zu ihrer Rettung Ausgeſendeten, daß der Felſen noch nicht überfluthet ſey, daß, was ſie nicht gehofft hatten, die geſtrandete Mannſchaft noch lebe. Wie man ſpäter erfuhr, hatten die Matroſen in der Jolle nach langem Bemühen drei große, zum Fiſchfang ausgerüſtete Fahrzeuge aufgefunden, eines von dieſen hatte die Offiziere und Frauen von ihrem Felſen an die Küſte geführt, zwei hatten auch noch in der ſpäten Nacht die See gehalten, um ſich nach den Soldaten umzuſehen, obgleich ſie ihren Rettungsverſuch für vergeblich hielten, weil ſie der Meinung waren, der „verſunkene Felſen“ ſey ſchon längſt hoch vom Meer überfluthet worden. An der Spitze ihrer Maſtbäume hatten ſie in Glasglocken Lichter angebracht, davon eines zuerſt von den Soldaten bemerkt worden war.

Die größern Fahrzeuge mußten ſich, um nicht zu ſcheitern, in vorſichtiger Entfernung vom Felſen halten, man ſendete jedoch einen kleinen Nachen zu dieſem hin. Stewart rief die Matroſen, die im Nachen waren, durch das Sprachrohr an und fragte, wie viel Mann ſie auf einmal aufnehmen könnten? Jene antworteten; eilf und fügten zugleich die Ermahnung bei, daß die Einſteigenden auf die Deining achten und gerade in dem Augenblick wenn dieſe ihn emporhübe in den Nachen hineinſpringen ſollten. Der Lieutenant ließ hierauf alle ſeine Leute, je eilf und eilf ſich in Reihe und Glied ſtellen, was in ſolcher Ordnung wie auf einer Parade, von ihnen vollzogen wurde, warnte ſie dann vor ungeſtümem Hinzudrängen und belehrte ſie genau über die Weiſe, wie ſie ins Boot einſteigen ſollten. Neunzehnmal fuhr der Nachen mitten im Dunkel der Nacht glücklich von den Schiffen her und mit ſeiner Menſchenladung wohlbehalten zurück, erſt beim neunzehnten Male, mit den letzten Soldaten ſchiffte der edle, heldenmüthige Lieutenant Stewart ſich ein. Gottes gute, rettende Hand, denn dieſe hatte hierbei in einer offenkundigen Weiſe mitgewirkt, hatte die

That ſeines freudigen Heldenmuthes und Glaubens geſegnet, er war der Retter von 208, ja mit den andern von 300 Menſchen geworden. Die Freude an dem Gelingen ſeiner That mag wohl der vorzüglichſte Lohn derſelben geweſen ſeyn; weder ſein Oberſt Darling noch der Hauptmann W. noch der königliche Lootſe ſcheinen ſeiner Empfehlung und der Würdigung ſeines Verdienſtes bei der oberen Behörde ſich angenommen zu haben, denn wir leſen zu unſerm Erſtaunen, daß Charles Stewart erſt 16 Jahre nachher (1832) eine Beförderung, zur Stelle eines Hauptmannes außer Dienſt erfahren habe.

Wir fügen der Erzählung dieſes Schiffbruches und der Rettung aus ſeinen Gefahren nach Galignanis Obſerver nur noch, die dort mehrmalen ausgeſprochne Verſicherung bei, daß die Geſchichte, bis auf ihre kleinſten Züge eine wahrhafte, durch keine Ausſchmückung entſtellte ſey.

Bei dem Verleger dieſes Buches ſind von demſelben Herrn Verfaſſer erſchienen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Altes und Neues aus dem Gebiete der innern Seelenkunde. 3r Bd. 4ten Bdes 1. u. 2. Abth. u. 5r Bd. Zweite Auflage 8. Preis aller 4 Bände 2 Thlr. 6 ggr.

Biographieen und Erzählungen, zwei Bände. gr. 8. Velinpapier Broſchirt. Preis eines jeden Bandes 1 Thlr.

Lehrbuch der Naturgeſchichte für Schulen und zum Selbſtunterrichte. 15te verm. u. verb. Aufl. 8. Preis 10 ggr.

Daſſelbe Werk in einer Ausgabe in groß Octav=Format auf Schweizer=Velinpapier gedruckt, mit 12 gemalten Kupfertafeln und gebunden. Preis 1 Thlr. 20 ggr. Mit ſchwarzen Kupfertafeln und gebunden 1 Thlr. Die Kupfertafeln gemalt allein 1 Thlr. 4 ggr. Dieſelben ſchwarz 12 ggr.

Lehrbuch der Menſchen= und Seelenkunde, zum Gebrauch für Schulen und zum Selbſtſtudium. 2te verb. u. verm. Aufl. 8. Preis 10 ggr.

Lehrbuch der Sternkunde für Schulen und zum Selbſtunterrichte. Dritte, großentheils ganz umgearbeitete Auflage. gr. 8. broſch. Preis 16 ggr.

Erinnerungen an Bernard Overberg, geweſenen Director am geiſtlichen Seminar und Lehrer der Normalſchule zu Münſter, und Georg Michael Wittmann, geweſenen Director am geiſtlichen Seminar und ernannten Biſchof zu Regensburg. 8. broſch. Preis 4 ggr.

Lehrbuch

der

Sternkunde

für

Schulen und zum Selbſtunterrichte.

Von

Dr. Gottbilf Heinrich von Schubert,

Geh. Rath und Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften zu München

[illegible]

Dritte, großentheils ganz umgearbeitete Auflage.

Zweite verbeſſerte Ausgabe.

Frankfurt a. M. und **Erlangen.**
Verlag von Heyder & Zimmer
1857.

Dem Andenken

des theuren Freundes ſeiner Jugend

des Herrn

Dr. Gottl. Chriſt. Fr. Mohnike,

geweſenen Conſiſtorial- und Schulrathes ſowie Paſtors zu St. Jacobi in Stralſund
u. ſ. w.

widmet auch in ſeiner neuen Bearbeitung dieſes Büchlein,

welches

bei Betrachtung des Laufes der Geſtirne zugleich an den eilenden
Verlauf unſrer Lebenszeit erinnert

der Verfaſſer.

Vorrede
zur erſten Auflage.

Zur Ausarbeitung des hier vorliegenden kleinen Lehrbuches hat mich zunächſt der Wunſch getrieben: meinen Zuhörern uber Aſtrognoſie ein leicht zu habendes Hülfsmittel an die Hand zu geben, um das, was die mündliche Anleitung zur Kenntniß der Sterne vorerſt begrundete, vollſtändiger und in ſeinem ganzen Zuſammenhange zu uberblicken, und beſſer im Gedächtniſſe zu befeſtigen. Ich habe jedoch, außer dieſem Hauptzwecke, auch noch jenen andren vor Augen gehabt: durch eine leicht faßliche Beſchreibung und Darſtellung ſelbſt Solchen, welche einer mündlichen Anleitung entbehren, das Erkennen und Auffinden der wichtigſten Geſtirne möglich zu machen und ihnen einen deutlichen Begriff von dem erhabenen Inhalt der Sternkunde zu geben. Was das erſtere, das Auffinden und Erkennen der Sternbilder betrifft, ſo wird die nachſtehende unter **I, A** begriffene Beſchreibung dieſem Zwecke dann am leichteſten entſprechen, wenn man ſie zu einer ſolchen Zeit des Jahres mit dem Sternenhimmel vergleicht, da die Plejaden ſammt den Hyaden noch tief am öſtlichen Himmel ſtehen; mithin im Herbſte oder angehenden Winter in den früheren Stunden der Nacht; im Sommer aber nach Mitternacht oder in den Morgenſtunden. Doch wird wohl auch in andren Jahreszeiten der Hauptzweck der Darſtellung ohne große Schwierigkeit zu erreichen ſeyn.

Bei jenen hiſtoriſchen Stellen dieſes kleinen Lehrbuches, welche die Grundſätze darlegen, nach denen man ſchon ſeit alter Zeit den Abſtand der Weltkörper von der Erde und von einander ſelber zu beſtimmen geſucht hat und bei vielen Stellen von verwandtem Inhalt, hat es ſich der Verfaſſer zum Geſetz gemacht, ohne Beihülfe von Figuren und Zeichnungen, ſeinen Gegenſtand durch Worte, mittelſt leicht verſtändlicher Vergleichungen klar zu machen. Denn es ſollten ſich in dieſem Buche nur jene mündlichen Vorträge wiederholen, welche in den Abendſtunden, beim Anblicke des Sternenhimmels ſelber gehalten worden, wobei ſich der Lehrer von den Hülfsmitteln der Kreide, des Lineals und des Zirkels verlaſſen ſiehet. Uebrigens wollte es auch dem Verfaſſer ſcheinen, daß man allerdings beim Unterrichte der Jugend der Kraft der Phantaſie und des darſtellenden Wortes mehr vertrauen dürfe und ſolle, als dieß gewöhnlich geſchieht. Denn es wird in vielen Fällen zwar ſchwieriger ſeyn, der Seele unmittelbar, durch das beſchreibende Wort, ein Bild einzuprägen, als etwa dem Pergament unſre Kreiſe und Linien, aber die auf jene erſtere Weiſe gewonnene Erkenntniß erſcheinet dann bleibender und ſichrer.

So möge denn auch dieſe kleine Schrift das Ihrige dazu wirken, daß jene Freuden und Erquickungen, welche die Sternkunde ſeit der älteſten Zeit dem Menſchengeiſte gewährte, recht Vielen zu Theil werden, in denen ein Sinn für dieſe Art von Freuden wohnet.

München am 1. März 1831.

Aus der Vorrede

zur zweiten Auflage

Ich erwähne nur noch, was bei der neuen Bearbeitung dieſes Lehrbuches mein Augenmerk war. Vorerſt ſuchte ich daſſelbe an Form und Inhalt dem eigentlichen Weſen aller höheren Schulbildung: dem Studium der Sprachen und Werke des hehren Alterthumes beſſer unterzuordnen und anzueignen. Zu dieſem Ende deutete ich, neben den Beſchreibungen, auf jene Stellen und Ausdrücke, in den Schriften der ſternkundigen Alten hin, welche, eben durch jene Beſchreibungen erläutert werden ſollten. Ueberdieß ſuchte ich in einem eignen Abſchnitt über Chronologie die Anwendung zu zeigen, welche das Alterthum von der von ihm ſo hoch geachteten Sternkunde, auf die Anordnung und Berechnung der Zeiten machte. Bei dieſen Arbeiten konnte ich, obgleich ich das eigne Nachleſen und Forſchen nicht verſäumte, nur wenig finden, was nicht bereits vor mir Ideler in ſeinen gründlichen und trefflichen Werken verwandten Inhaltes im größten Umfange zuſammengeſtellt hätte. Außerdem brachte ich noch ſonſt hin und wieder manche mir nöthig ſcheinende Zuſätze und Verbeſſerungen an, damit dieſes Lehrbuch ſeinem Maaße nach das Gebiet der Sternkunde ſo ausreichend als möglich umfaſſen möge. Und ſo hoffe ich dieſes Büchlein ſowohl für den Schulgebrauch, als zum Selbſtunterricht reicher und beſſer ausgeſtattet zu haben, als es dieſes in der Form ſeines erſten Erſcheinens war.

München, im Mai 1832.

Der Verfaſſer.

Vorrede

zur zweiten Ausgabe der dritten Auflage.

Durch den Tod des Verlegers der beiden erſten Auflagen dieſes Lehrbuches und dem Uebergehen ſeines Geſchäftes zunächſt in ſolche Hände, mit denen ich unbekannt und außer allem Verkehr war, ſchien daſſelbe viele Jahre ganz außer Kurs gekommen zu ſein, bis die Verlagshandlung meines Lehrbuches der Naturgeſchichte (Herder & Zimmer) das kleine vergeſſene Werkchen in ihre Pflege nahm. Die dritte, nach jener Zeit erſcheinende Auflage fand zu ihrer Benutzung bereits jene reichen Entdeckungen und Erweiterungen des Gebietes der Sternkunde vor, welche namentlich Mädler in ſeiner populären Aſtronomie ſo vollſtändig zuſammengeſtellt hat. Die hier vorliegende zweite Ausgabe der dritten Auflage hat vor allem das hinzugefügt, was die raſche Aufeinanderfolge der großen Entdeckungen am Fixſternhimmel und in unſrem Planetenſyſtem ſelber Neues darbot. Dies mögen die Zuſätze und Umarbeitungen von S. 57 bis 74, die Tabelle auf S. 126, ſowie die Umarbeitungen von S. 138 bis 142 und S. 170 bis 172 bezeugen. Druckfehler, die ſich leider von der erſten Ausgabe dieſer Auflage noch erhalten haben, wie S. 124 Z. 1 v. u. den 20ſten Theil ſtatt den 10ten Theil möge die freundliche Nachſicht der Leſer entſchuldigen.

München, 25. Mai 1857.

Dr. G. H. v. Schubert.

Inhalt.

Einleitung. S. 1—8.

Die Entfernung der Geſtirne überhaupt S. 1 u. 2. — Eintheilung derſelben in Veſtenſterne oder Firſterne S. 3; Planeten S. 3—5; Monden S. 5—6.; Kometen S. 6.; Meteore S. 7; Chronologie 7—8.

I. Betrachtung des Firſternenhimmels. S. 9—61.

A. Benennung und Beſchreibung der augenfälligſten Sternbilder. S. 9 bis 49.

a) Sternbilder der nördlichen Halbkugel, welche ſchon von den Völkern des Alterthumes unterſchieden und benannt wurden.

Das Sternbild des Stieres, ſammt den Plejaden und Hyaden S. 9. 10; Fuhrmann, Milchſtraße S. 11; Caſſiopeia, Schwan S. 12; Cepheus, Leyer, Krone S. 13; Hercules, Ophiuchus S. 14; Schlange des Ophiuchus, Bootes S. 15; der große Bär S. 16—17; kleiner Bär S. 18; Drache, Perſeus S. 19; Andromeda S. 20; Pegaſus, Dreieck, Widder S. 21; Wallfiſch S. 22; der große Fiſch, Waſſermann, S. 23; das Fiſchpaar S. 24; der Adler, Antinous, Pfeil S. 25; Delphin, Steinbock S. 26; Füllen, Schütze, S. 27; Zwillinge, Orion S. 28; Eridanusſtrom, S. 29; Krebs, großer Hund S. 30; der kleine Hund, Haupthaar der Berenice, Löwe, S. 31; Hydra.

S. 32; Jungfrau S. 33; Rabe, Becher, Schiff S. 34; Haſe, Waage, Scorpion S. 35; Wolf, Centaurus, Altar, ſüdliche Krone S. 36.

b) Sternbilder der nördlichen Halbkugel, welche man den älteren erſt ſpäter hinzugefügt hat.

Die neu erfundenen, ſehr wenig ins Auge fallenden Sternbilder S. 36 – 39.

c) Sternbilder der ſüdlichen Halbkugel.

Die ſüdlichen Sternbilder S. 39 – 40.

d) Scheinbare Größen der Fixſterne.

Eintheilung der Fixſterne nach ihren Größen S. 40 – 41.

e) Der Jahreslauf des Fixſternenhimmels.

Unterſchied zwiſchen der Sternenzeit und der Sonnenzeit, oder dem Sternentag und dem Sonnentag u. ſ. w. S. 41 – 44. Beſtimmung der Zeiten des Jahres u. ſ. aus der Stellung der Sterne S. 44 – 47; Verrücken der Nachtgleichen S. 47–50.

B. Phyſicaliſche Beſchreibung des Fixſternenhimmels. S. 50 – 61.

a) Die veränderlichen Sterne.

Veränderliche Sterne S. 50 – 51.

b) Die neuerſcheinenden Sterne.

Neu erſcheinende Sterne S. 51 – 52.

c) Lichtveränderung der Fixſterne, im Verlauf längerer Zeiten.

Lichtveränderung der Fixſterne S. 52.

d) Eigenthümliche Bewegungen der Fixſterne.

Eigne Bewegung der Fixſterne, Centralſonne S. 52–54;

e) Die Nebelflecken.

Nebelflecken S. 54 – 57;

f) Die Doppelſterne.

Doppelſterne S. 57 — 59.

g) Eine Aſtronomie des Unſichtbaren. S. 59.

h) Die körperliche Größe der Fixſterne.

Größe der Fixſterne S. 62.

i) Die Entfernungen der Fixſterne.

Entfernung und Naturbeſchaffenheit der Fixſterne S. 63 — 65.

II. Die Weltkörper unſres eignen Sonnengebietes.

S. 66 — 189.

A. Betrachtung der Planeten mit bloßen Augen. S. 66 — 96.

a) Wie ſich für unſer Auge die Planeten von den Fixſternen unterſcheiden.

Planeten und Fixſternenlicht; wie das Auge die größten Planeten untereinander ſelber unterſcheidet S. 66 — 67.

b) Verſchiedenes Ausſehen der 5 augenfälligeren Planeten.

Mercur, Venus S. 68 — 69, Mars S. 69, Jupiter, Saturn S. 70 — Die teleskopiſchen Planeten S. 71 — 75.

c) Andeutung des Planetenlaufes für die nächſten Jahrzehende.

Zahl der Umläufe und Conjunctionen der Planeten in dieſen 30 Jahren S. 75 — 90. Der Grund der ſcheinbar rückgängigen Bewegung der Planeten, von Weſt nach Oſt, welcher bei verſchiedenen Stellungen derſelben bemerkt wird S. 90 — 91.

d) Die Erſcheinungen des ſynodiſchen Umlaufes der Planeten.

Der ſynodiſche Umlauf der Planeten, S. 91 — 96.

B. Das Syſtem der Sonne. S. 97 bis 115.

a) Die Abmeſſungen der Himmelsräume.

Verhältniß der Ausdehnung des Planetengebietes zu den Abſtänden der Fixſterne von uns, S. 97 — 98. Die Weiſe, auf welche ſchon von den Aſtronomen des Alterthumes die Größe der Erde gemeſſen worden, Abmeſſen der Entfernung des Mondes, die Parallaxe und Anwendung derſelben auf ſolche Meſſungen, S. 98 — 105; Abmeſſung der verhältnißmäßigen Abſtände der Planeten von der Sonne, S. 105 — 108.

Berechnung der eigentlichen Entfernung der Sonne von der Erde, als Einheit, nach welcher alle jene Abmeſſungen erſt genau beſtimmt werden konnten S. 108 — 109; aus den Vorübergängen der Venus an der Sonnenſcheibe S. 109 — 110.

b) Nähere Betrachtung der Sonne.

Die Sonne: ihre Größe, Naturbeſchaffenheit, Rotation u. ſ. f. S. 111 — 115; das Zodiakallicht S. 116.

c) Die Beſchreibung der bisher bekannten Planeten unſres Sonnenſyſtemes.

Mercur: ſeine Größe, Umlaufszeit, Rotation, Beſchaffenheit S. 118 — 119; Venus: ihre Naturverhältniſſe u. ſ. f. S. 119 — 122; Erde, S. 122 — 123; Mars und ſeine Eigenthümlichkeiten S. 123 — 125; die Aſteroiden: S. 125 — 130; Jupiter: ſeine Größe und übrigen bisher unbekannten Naturverhältniſſe S. 130 — 132; Saturn: ſeine ganz eigenthümliche Geſtaltung, Entfernung, Größe, Ringgewölbe u. ſ. f. S. 132 — 138; Uranus S. 138 — 140; Neptun S. 141 — 142. Verſinnlichung des Verhältniſſes der Abſtände der Weltkörper von uns und von einander ſelber durch ein kleines Modell S. 143 — 145.

C. Die Monde der Planeten. S. 145 — 172.

Der gemeſſene Abſtand des Erdenmondes, Aehnlichkeit ſeiner ſcheinbaren Größe und einiger ſeiner andern Naturverhältniſſe mit jenen der Sonne S. 145 — 146; Umfang der Bahn, Umlaufszeit um die Erde, Geſchwindigkeit, wirkliche Größenverhältniſſe S. 146 — 149; Betrachtung der Mondoberfläche und ihrer Flecken S. 149 und 150; Schwankungen des Mondes S. 150 — 152; Erſcheinen der Erde, auf dem Monde S. 152 — 154, Auf- und Niedergang der andern Geſtirne daſelbſt S. 154 — 155; Abmeſſen der Gebirge und Keſſeltiefen der Mondoberfläche S. 156 — 158; Waſſermangel derſelben S. 159 — 160; leuchtende Meteore daſelbſt S. 161 — 162. Die vier Jupitermonde S. 162 — 170; die acht Saturnusmonde S. 170 — 171; die Monde des Uranus und des Neptun S. 171 — 172.

D. Die Kometen. S. 172 — 184.

Die weite Erſtreckung und Geſtaltung des Kometenſchweifes S. 172 — 176; die Dunſthülle S. 176 — 177; der Kometenkern S. 178; ſeine geringe Größe und Maſſe S. 179; Veränderungen an der Geſtalt der Kometen S. 180; Geſtalt der Bahnen und Richtung des Laufes S. 181; Kometen, welche ſchon mehrmalen von der Erde aus beobachtet wurden S. 182 — 184.

E. Die Meteore des Zwiſchenraumes, zwiſchen den Weltkörpern unſres Sonnengebietes. 184—189.

Der lichtloſe Aether S. 184—185; Feuerkugeln S. 185—187; Steinregen. Feuermeteore 187—189.

III. Das Abmeſſen der Zeiten nach dem Lauf der Ge- Geſtirne: die Zeitrechnung oder Chronologie. S. 190—238.

A. Der Tag. S. 190—204.

Breguets ſympathetiſche Uhren; Einwirkung des Zeitenwechſels auf das Leben und Wirken des Menſchen, S. 190; Beſtändigkeit der Rotationsbewegung, mitten unter den Veränderungen an andren Verhältniſſen des Planetenlaufes S. 191; Bedeutung und Abſtammung des Wortes „Tag“, S. 192—193; Tagesanfang bei verſchiedenen Völkern, S. 194—195; Theilung des Tages in 24 gleiche Stunden, S. 196; in 12 des Tages und 12 der Nacht von veränderlicher Länge, z. B. bei den Römern, S. 197; älteſte Theilung in Tageszeiten S. 198—99; Abmeſſen der Tagestheile durch den Schatten des Gnomon oder die Stellung der Sonne, S. 199—200; durch Waſſeruhren, S. 201; Theilung der Stunden in 60 und 1080 Theile, S. 202; periodiſche Ungleichheiten im Gang der Uhren, S. 203—204

B. Die Woche und der Monat. S. 204—210.

Alter der 7tägigen Woche, S. 204—205; der Grund der Benennung der einzelnen Wochentage, S. 206; Bedeutung des 7ten Monatstages, Jahres u. ſ. S. 207—208; die Woche eine natürliche Theilung des Monates 208; der Lauf und das Erſcheinen des Mondes als Zeitenmeſſer, S. 208—209; Zählung der Monatstage bei den Griechen und Römern, Namen der Monate bei den Hebräern, Aegyptern, Griechen, Römern, S. 210.

C. Die Jahreszeiten und das Jahr. 211—218.

Die älteſten Unterſcheidungsweiſen und Benennungen der Jahreszei- S. 211—213; Name, Dauer des Jahres, S. 213—214; Ausgleichungen des Sonnen- und Mondenlaufes durch Schaltmonate, S. 214—215; die einfachſte und am nächſten liegende Ausgleichungsperiode des Sonnen- und Mondenlaufes iſt die Zeit von 10 periodiſchen und 9 Sonnenmonaten, oder die Zeit von 273 Tagen, S. 215—216; Bedeutung dieſer Naturperiode für die Entwicklungszeiten des Menſchen, S. 217—218.

D. Die Zeitrechnung der Völker. S. 218 — 233.

Die von den Völkern als Jahr benannten Zeiträume, ſind von ſehr ungleicher Länge, S. 218 — 219. — Genauigkeit und innre Uebereinſtimmung der verſchiedenen Zeitrechnungen der alten Welt. 220—221; Jüdiſche Chronologie S. 222 — 223; Berechnen der Zeiträume nach zehnmonatlichen Jahren, bei den Römern. S. 224 — 225; bei den Verfaſſern der Septuaginta. S. 226 — 229. — Bei andren Zeitberechnern des Alterthums. S. 229 — 233.

E. Einige beiläufige Bemerkungen über die chriſtliche Zeit- und Feſtrechnung. S. 233 — 238.

Anknüpfung der Epochenjahre der chriſtlichen Zeitrechnung an gleichzeitige aſtronomiſche Weltbegegniſſe: ſo der Schöpfung. S. 233—234; ſo der Geburt Chriſti S. 234 — 235. — Der Anfang des Jahres S. 235 — 236. Die Feier des Oſterfeſtes S. 236 — 238.

IV. Die Geſetze der Bewegung der Weltkörper, die Finſterniſſe, Conjunctionen und andere periodiſche Erſcheinungen der planetariſchen Bewegung. S. 239 — 254.

Allgemeine Bemerkungen über den Grund jener Bewegungen, S. 239 — 240; Centripetal- und Centrifugalkraft S. 240; die 3 Kepleriſchen Geſetze. S. 241; das Geſetz der Schwere und gegenſeitigen Anziehung, ſo wie die Gründe zur Berechnung der ſpecifiſchen Schwere und Dichtigkeit der Weltkörper. S. 242; Bewegung der Bahnen, z. B. d. Mondbahn. S. 243. Das Entſtehen der Finſterniſſe. Die Mondfinſterniſſe, S. 244; die Sonnenfinſterniſſe. S. 245. — Seltenheit der totalen und ringförmigen Sonnenfinſterniſſe für eine und dieſelbe Gegend der Erde, S. 246; Berechnung der ohngefähren Zeit des Eintretens der Finſterniſſe. S. 247; das Wiederkehren der Finſterniſſe in derſelben ohngefähren Ordnung, nach Verlauf des chaldäiſchen Saros von 18 Jahren, S. 248 — 250; Vorübergänge des Mercur und der Venus vor der Sonne. S. 251; das Zurückweichen der Aequinoctialpunkte und andre periodiſche Veränderungen an den Stellungen der Erdbahn S. 252; periodiſche Wiederkehr derſelben Planeten-Stellungen am Himmel. S. 252. Schluß 253 — 254.

Einleitung.

Die herrlichen Geſtirne, welche bei Nacht an unſrem Himmelsgewölbe leuchten und ſammt Sonne und Mond den Erdbewohnern zum Abmeſſen ihrer Jahre und Zeiten dienen, ſind Welten von ſehr verſchiedener Art und Ordnung. Einige von ihnen ſcheinen der Erde zu gleichen, welche wir bewohnen, andere der ſelber leuchtenden Sonne, noch andere einem leichten Nebelgebilde der Lüfte; die meiſten jedoch von ihnen ſtehen unſrer irdiſchen Natur dem Raume wie dem Weſen nach ſo ferne, daß wir es nicht wagen dürfen, ſie mit irgend einem Dinge zu vergleichen, das wir kennen.

Wie ein Schiff auf weitem Meere ziehet unſere Erde beſtändig, im Raum des Aethers, ihre Bahn um die Sonne, und ihr Lauf iſt ſo ſchnell, daß unter allem Sichtbaren, was auf Erden ſich bewegt, nur das Licht ihn überflügelt. Sehr weit wohl erſcheinet dem Menſchen der Weg von Nürnberg nach Peking im öſtlichſten Aſien, welchen der ſegelnde Schiffer, auf dem Umweg der Meere, kaum nach 6 Monaten zurücklegt, ein Fußgänger aber, und könnte er auch in geradeſter Richtung, ungehemmt durch Waſſer, Gebirg und Wüſten, täglich 6 Meilen weit gehen, erſt nach 266 Tagen beendigen würde. Aber dieſen Raum von 1600 Meilen durchläuft die Erde auf ihrer Bahn in weniger als ſieben Minuten Zeit, und könnte dieſelbe jene Bahn verlaſſen und ſich in gerader Linie nach dem Monde bewegen, ſo würde ſie ſchon nach drei und einer halben Stunde Zeit ihn erreichen, obgleich der Abſtand des Mondes von uns 51811 Meilen beträgt; denn der Weg der Bahn, welchen die Erde um die Sonne geht, iſt nahe an 130 Millionen Meilen lang, und ihn beendigt unſer Planet in der kurzen Zeit eines Jahres. Dennoch aber, wenn dieſes große, ſchöne Schiff des Aethers, auf welchem der Menſch und die Millionen der Lebendigen wohnen, ein halbes Jahr lang, ohne Ruh und Raſt durch den Himmelsraum gezogen und nun an das ganz entgegengeſetzte Ende der Bahn gekommen iſt, welches von dem Orte, an welchem es ſich vor einem halben Jahr befunden, über 41 Millionen Meilen ablieget, iſt dieſe ganze große Weite, zu jener, welche die meiſten Sterne des Himmels von uns trennet, wie nichts zu achten. Denn ein Mann, welcher des Nachts aus ſeinem Garten hinaufſtieg nach ſeiner am Dache des Hauſes gelegenen Kammer, der iſt auf dieſem kurzen Wege dem Monde, der doch ſo hoch über dem Hauſe, im fernen Himmelsraume ſteht, vielmal näher gekommen, als die Erde und der beobachtende Menſch, der auf ihr wohnet, den meiſten Sternen, gegen welche ſich jetzt der Planet mit ſeiner Blitzesſchnelle ein ganzes Halbjahr lang hinbewegt hat[1]. Jene ſo ſehr fern von uns ſtehenden Sterne, an denen das Auge, eben dieſer ungeheuren Entfernung wegen, keine auffallende Bewegung des einen gegen den andern, keine leicht bemerkbare Veränderung der gegenſeitigen Stellungen gewahr wird, heißen Fixſterne oder Veſtenſterne (**Astra fixa**: ἀπλανεῖς ἀστέρες); denn ſie erſcheinen uns wie unwandelbare Theile der ewigen Himmelsveſte ſelber. Wir erfahren von ihnen, auch durch die fortgeſetzte Betrachtung mit den beſten Fernröhren, nur wenig Sichres; aber ſelbſt dieſes Wenige iſt wichtig genug, denn es lehrt dem Menſchen, daß auch noch eine andere Ordnung der Dinge da ſey, als die gewöhnliche, irdiſche Ordnung des Geborenwerdens, Lebens und Sterbens: des irdiſchen Wachſens und Verweſens.

---

[1] M. ſ. unten, I, B, den Abſchnitt b, über die Entfernung und Naturbeſchaffenheit der Fixſterne.

Unter und neben den Veſtenſternen ſehen wir bei Nacht auch andere Sterne am Firmament leuchten, welche wie der Mond und der ſchöne Abendſtern, ſcheinbar, beſtändig am Himmel von einem Veſtenſtern zum andern wandeln, und welche deßhalb Wandelſterne, Planeten (**Stellae errantes, vagae, Planetae**; **Πλάνητες, Μετανάσται**) heißen. Die Fortbewegung der Planeten unter den Fixſternen iſt von doppelter Art, einmal eine wirkliche und ſelbſtſtändige Bahnbewegung um die Sonne, dann aber auch eine ſcheinbare, welche aus der Fortbewegung unſerer Erde hervorgeht, gleich der ſcheinbaren Bewegung der ſtillſtehenden Bäume und Felſen, an denen der Menſch auf ſchnellem Fahrzeuge vorüberzieht. Die wirkliche und ſelbſtſtändige Bewegung der Planeten denn, wird durch die mächtige Anziehung der Sonne gewirkt, welche inmitten der Bahnen aller Wandelſterne daſtehet, ihnen allen an körperlicher Größe und Maſſe, noch mehr aber an inwohnender Kraft unvergleichbar viel überlegen. Denn wenn alle die Planeten und Monde der Planeten, welche mit der Erde gemeinſam um die Sonne laufen, gegen achthundertmal größer an Zahl oder an leiblicher Maſſe wären, als ſie wirklich ſind, und alles dieſes achthundertfach vergrößerte Heer der Planeten und Monde würde zu einer gemeinſchaftlichen Kugel zuſammengeballt, ſo würde dieſe Weltkugel an leiblicher Maſſe zwar der Sonne gleichen, ihr Glanz aber, wenn ſie eben ſo fern als die Sonne von uns ſtünde, würde von dem Sonnenlicht ſo weit übertroffen, daß kaum 3malhunderttauſend ſolche rieſenhafte Planetenkugeln dem Himmel eine ſolche Helle zu geben vermöchten, wie derſelbe hat, wenn in unſern Morgenſtunden der Tag zwar ſchon da iſt, die Sonne aber, welche den Tag ſchaffet, noch nicht aufging. Denn bei allen Planeten und Monden wird der Schein, welchen ſie von ſich ſtrahlen, erſt durch das Sonnenlicht erregt; geht eben ſo wenig ſelbſtſtändig aus ihnen hervor, als das Licht aus der Kerze, wenn nicht ſchon vorher eine Flamme glühte, welche dieſes Licht entzündete, wenn nicht eine Luft da wäre, die Flamme zu nähren.

Die Sonne, wie die Planeten, ſtehen unvergleichbar viel näher an uns und unſerer Erde, als die Veſtenſterne; denn die Sonne iſt nur vierhundertmal weiter von uns abgelegen, als der nachbarliche Mond. Mercur, der nächſte Planet an der Sonne, iſt uns etwas um zwei Fünftheile, zuweilen um mehr als die Hälfte näher als die Sonne, und noch viel näher kommen uns bei jedem Umlaufe die beiden Nachbarn unter den Wandelſternen: Venus und Mars. Jupiter, der Herrſcher unter ihnen allen an Größe und Maſſe, aber nicht an Glanz, ſtehet, in ſeiner mittleren Entfernung, über zwei tauſendmal weiter von uns ab, als der Mond, Saturn gegen viertauſend, Uranus ſiebentauſend und ſiebenhundertmal, und in einer noch faſt doppelt ſo großen Entfernung bewegt ſich der neuentdeckte Planet Janus (Neptun) um die Sonne. Doch was iſt dieſe Entfernung gegen die Weite der oberen Himmelskreiſe mit ihren Sternen: jene verhält ſich zu dieſer wie das Zeitmaaß weniger Stunden zu der Dauer vieler Jahrtauſende*).

Wegen dieſer unvergleichbar viel größeren Nähe der Wandelſterne an uns, als jene der Feſtſterne iſt, hat uns die Anwendung der Fernrohre freilich viel Mehreres und Sichreres über die Beſchaffenheit der Planeten gelehrt, als über die der Fixſterne. Die Aſtronomen haben da Berge gemeſſen und Tiefen, haben atmoſphäriſche (wolkenartige) Bildungen von veränderlicher Geſtalt auf fernen Weltkörpern bemerkt; haben, wenigſtens bei einem unſerer Nachbarplaneten den Schnee der Pole erkannt, der im jedesmaligen Winter des Poles ſich anhäuft und im Sommer wieder ſchmilzt.

Unſere Erde begleitet auf ihrem Laufe um die Sonne ein Mond, und auch die drei am meiſten von der Sonne entlegenen Planeten: Jupiter, Saturn und Uranus haben Monde zu ihren Gefährten; Saturn iſt überdies noch von einem mehrfachen Ringgewölbe umſchwebt. Die Monde kehren dem Planeten, um welchen ſie ſich bewegen, beſtändig nur die eine und ſelbe Seite zu; die andere bleibt hierbei ſtets abgewendet. So aber, indem der Mond um den Planeten, jetzt nach der Sonne hin, jetzt abgekehrt von ihr ſich bewegt, dreht er ſich zugleich um ſeine Axe; es wird im Laufe eines jeden Monates auf der uns zugekehrten Mondenſeite einmal Tag und einmal Nacht, und wir bemerken, von der Erde aus, das allmählige Aufgehen der Sonne über alle Theile der Mondenhälfte bei zunehmendem, das allmählige Untergehen der Sonne bei abnehmendem Monde. Indem denn ſo jener Begleiter der Erde nur um dieſe ſich zu bewegen ſcheint, wird er zugleich mit uns auf der gemeinſamen Bahn um die Sonne weiter geführt. Denn für dieſe, faſt gedankenartig leicht beweglichen Welten, iſt es nur die Wechſelbeziehung der einen auf die andre, welche die Bewegung begründet, und derſelben ihr rechtes Maas giebt; in anderer Beziehung iſt der Raum, in welchem ſie bald hier, dann dort ſchweben, für ſie wie gar nicht vorhanden.

---

*) Der Lichtſtrahl, wie wir dies weiter unten, II. B ſehen werden, durchläuft einen Raum, welcher dem Abſtand des äußerſten Planeten Janus (Neptun) gleich iſt, in Zeit von 5 Stunden; die Entfernung, ſelbſt ſchon der Sterne von 12ter Größe, welche verhältnißmäßig noch immer zu den nachbarlichen gehören, iſt nach Struve's Schätzung ſo weit, daß der Lichtſtrahl, um von dort bis zu uns zu gelangen vier Jahrtauſende gebrauchen würde.

Bei der großen Nähe, in welcher der Mond an unſrer Erde ſtehet, kennen wir die uns zugewandte Mondhälfte, was die Meſſung und die Hauptumriſſe der Höhen und Tiefen betrifft, genauer faſt, als den uns benachbarten Erdtheil Aſien.

Alle Monde bewegen ſich, ſo viel wir wiſſen, um den Aequator ihres Planeten; alle Planeten, mit weniger Abweichung, um den Aequator der Sonne, und dieſe Bewegungen alle geſchehen von Weſt gegen Oſt. Nicht ſelten tauchen aber auch andre Weltkörper, von einer faſt nebelartigen Beſchaffenheit und in bleichem Lichte aus der unermeßlichen Tiefe des Weltgebäudes auf, nähern ſich der Sonne und verſenken ſich dann bald wieder in jene Tiefe. Dieſes ſind die Cometen (Cometae; Κομῆται), welche ſich nach allen Richtungen, einige von Weſt nach Oſt, andre von Oſt nach Weſt um die Sonne bewegen, und deren ganze Natur uns daran erinnert, daß ſelbſt in unſrem nachbarlichen Weltgebiete das langdauernde Beſtehen nicht allein an die Feſtigkeit der leiblichen Maſſe geknüpft ſey.

Endlich ſo erzeugen ſich auch, inmitten der großen Weitung in welcher die Weltkörper unſres Planetenſyſtemes ſtehen und ſich bewegen, zuweilen ſelberleuchtende Meteore (**Meteora**: ***Μετέωρα***) bald mit, bald ohne einen feſten Kern in ihrer Mitte, wie dieſes an ſolchen erkannt werden, welche durch die anziehende Kraft unſres Planeten bewegen, auf ſeine Oberfläche ſich niederſenkten.

Bei dieſen Meteoren des Weltraumes und des planetariſchen Luftkreiſes iſt im Einzelnen weder eine gewiſſe Zeit der Wiederkehr, noch irgend ein Anzeichen der nahenden Erſcheinung bemerkt worden. Dagegen ſind ſchon die Cometen an eine beſtimmte Zeit der Wiederkehr zur Sonne und der Entfernung von derſelben gebunden und bei mehreren derſelben iſt die Zeit der Erſcheinung in der Nachbarſchaft der Erde voraus berechnet worden. Ungleich ſicherer geſtellt und unabänderlicher erſcheint jedoch die Zeit des Umlaufes der Planeten und der Monde; die Zeit ihrer ſcheinbaren Wiederkehr zu demſelben Stern des Himmels, zu einem wechſelſeitigen Begegnen auf dem Wege der Bahnen, oder der wirklichen Wiederkehr zur Sonnennähe und Sonnenferne. An der Betrachtung dieſer unabänderlichen Bewegungen der Himmelskörper hat der Menſch erkannt, daß mitten unter dem beſtändigen Wandeln und Bewegen der leiblichen Dinge etwas Ewiges ſey: der Geiſt, der dieſe Bewegungen ordnet, und der Geiſt in uns, der dieſe Ordnung bedenkt und verſteht.

Auf die Beobachtung des feſtbeſtimmten Laufes der Geſtirne gründet ſich die Zeitrechnung der Völker und Alter unſres Geſchlechts: die **Chronologie** (***Χρονολογία***), und auch dieſer Hauptanwendung der Sternkunde ſoll in den nachſtehenden Blättern Erwähnung geſchehen.

Ehe wir jedoch die Natur und Weiſe und die Bewegungen aller der verſchiedenen Weltkörper und die Geſchichte der Zeitrechnung der Völker näher betrachten, erſcheint es zuvörderſt nöthig, uns an dem unveränderlichen Gewölbe des Fixſternenhimmels zu orientiren, was uns am leichteſten durch die genauere Beachtung und Kenntniß der ſchon von dem früheren Alterthume erfundenen Sternbilder möglich wird.

* * *

I.

Betrachtung des Fixſternenhimmels.

A. Benennung und Beſchreibung der augenfälligſten Sternbilder.

a) Sternbilder der nördlichen Halbkugel, welche ſchon von den Völkern des Alterthumes unterſchieden und benannt wurden.

In den Herbſtmonaten, beſonders im October und November, 1 bis 2 Stunden nach Sonnenuntergang, und in den Sommermonaten (July und Auguſt) früh vor Sonnenaufgang werden in angezeigter Stellung folgende Sternbilder bemerkt:

1) Der Stier (**Taurus**[1]); *Ταῦρος*; **Ehoòu Aeg.**[2]) An der Oſtſeite des Himmels zeigt ſich gleich auf den erſten Blick, wie eine helle Lichtwolke, ein Häuflein kleiner Sterne, welche das Siebengeſtirn (**Pleiades** oder **Vergiliae** und **Sidus auctumnale**; *Πλειάδες*[3]) bilden und am Rücken des

---

[1] Virg. Georg. I. 218.

[2] M. v. Hug. Unterſ. über d. Myth. d. ber. Völk. d. alt. Welt.

[3] Hesiod. Op. et dies 383—87; 615—19. Virg. Georg. IV. 232. Horat. Carmin. IV. 14, 21. Propert. III. 8. 51. IV. 4. 86. Als ἑπτάποροι Eurip. Iphig. in Aul. V. 6. Als כִּימָה (Cumulus) Job 9. v. 9. 38. v. 31.

Stieres ſtehen. Das Siebengeſtirn heißt auch die Gluckhenne (gallina); der hellſte Stern darinnen: Alcyone[1]).

Mit vollem Rechte macht man bei der Beſchreibung ſowie bei der Betrachtung des Sternenhimmels den Anfang mit dieſem kleinen Sternenhaufen. Nicht bloß deshalb, weil derſelbe als einer der ausgezeichnetſten Gegenſtände des nächtlichen Himmels ſo leicht aufzufinden iſt und deshalb ſchon den früheſten Völkern des Alterthumes wohl bekannt war, ſondern weil er auch noch eine andre hohe, ja man kann ſagen im ganzen für uns ſichtbaren Weltgebäude die höchſte Bedeutung hat. Denn nach den Forſchungen und ſcharfſinnigen Berechnungen der neueſten Zeit findet ſich in dem Siebengeſtirn der Mittelpunkt jener anziehenden Kraft, auf welchen als auf die Sonne der Sonnen, die Bahnbewegungen aller der Millionen der Fixſterne, ſowie auch unſerer Sonne ſich beziehen. Wir werden hiervon weiter unten (I. B. b) ausführlicher handeln, hier fahren wir einſtweilen weiter in unſrer Beſchreibung der Sternbilder fort.

Von dem Siebengeſtirn faſt gerade herunterwärts nach dem öſtlichen Horizont zu, erblickt man einen hellen, röthlich funkelnden Stern von erſter Größe, welcher mit noch vier andren Sternen von dritter Größe die Figur eines horizontal liegenden > oder ein faſt gleichſchenkliches Dreieck bildet, deſſen Spitze rechts nach Süden hin gekehrt iſt. Der helle Stern, der an der oberen Ecke des Dreieckes ſteht, heißt Aldebaran (ein Folgender) oder das Auge des Stiers: Thyene; Λαμπαδίας; das ganze Dreieck führt aber bei den Alten den Namen der Hyaden (Hyades, Sidus Parilicium oder Palilicium[2]), Suculae[3]).

Links von den Hyaden, mehr am Rande der Milchſtraße, bemerkt man zwei ziemlich weit auseinander ſtehende Sterne, an den Hörnerſpitzen des Stiers.

---

[1] Ovid. Her. XIX. 133.

[2] Plin. H. N. T. II. p. 181. ed. Hardouin.

[3] Gell. XIII. 9.

2) Der Fuhrmann (**Auriga**[1], **Erichthonius**, **Myrtilus**; *Ἡνίοχος*). Geht man in ziemlich gerader horizontaler Linie von dem Siebengeſtirn zur Linken, oder nordwärts, ſo findet man hier einen ſehr hellen Stern der erſten Größe, Capella (bei den Alten **Capella**[2], **Capra**[3]; *Αἲξ ἐπὶ τῆς ὠλένης τοῦ Ἡνιόχου*, daher bei **Aratus** *Ὠλενίη*). Man erkennt dieſen Stern leicht an den drei kleinen Sternlein, welche rechts neben ihm (gerade gegen die Plejaden hin) ein ſehr ſpitzes, längliches Dreieck darſtellen, deſſen Spitze oben, nahe bei Capella gelegen iſt. Dieſe kleinen Sterne ſtehen an den Zicklein (**Haedi**[4], *Ἔριφοι*), Capella aber am Kopf der Ziege, welche der Fuhrmann trägt, zu deſſen Bild hauptſächlich das große Dreieck gehört, welches Capella mit noch zwei andren, in der jetzigen Jahreszeit unter ihr ſtehenden, augenfälligen Sternen bildet und deſſen ſtumpfe Spitze zur Linken oder nach Norden gekehrt iſt.

3) Die Milchſtraße (**Orbis lacteus**, **via lactea**[5]; *κύκλος γαλακτίος*[6], *γαλαξίας*[7]). Rechts von Capella hinüber, nach den Plejaden hin, bemerkt man einen breiten Gürtel von milchicht-weißem Lichtnebel, welcher ſich von Oſtnordoſten bis gen Weſtſüdweſten hoch über das ganze Gewölbe des Himmels hinüberzieht. Dieſer Lichtnebelgürtel, der aus lauter kleinen,

---

[1] Cic. Nat. D. II, 43. III, 20. Hyg. Astr. II. 12.

[2] Ovid. Fast. V. 113. Heroid. XVIII. 188.

[3] Horat. Od. III. 7. 6.

[4] Pluviales haedi, Virg. Aen. IX. 668. Ovid. Trist. I. 11. 13.

[5] Ovid. Metam. I. 169. Cic. Somn. Scip. 3.

[6] Ptolem. *Μαθηματικῆς Συντάξεως βιβλίον Η*.

[7] Hipparch. Bithyn. ad Arat. et Eudox. Phaen. L. I. Petav. Uranolog. p. 200; auch *γάλα*, ib. 113.

durch das bloße Auge nicht mehr unterſcheidbaren Sternlein beſteht, heißt die Milchſtraße. Er theilt ſich nach Weſten hin in zwei Arme oder Ströme.

4) Die Caſſiopeia (**Cassiope**[1]) oder **Cassiopea**[2]); Κασσιέπεια). Wenn man das Geſicht gegen Süden und den Scheitel gegen Norden kehrt und nun gerade emporwärts, zum Scheitelpunkt des Himmels blickt, ſo erkennt man in der höchſten, glänzendſten Gegend der Milchſtraße vorzüglich 5 Sterne, welche in ihr die etwas ſchrägſtehende Figur eines **W** bilden. Das Sternbild, zu welchem dieſes Zickzack oder **W** von Sternen gehört, heißt die Caſſiopea.

5) Der Schwan (**Cygnus**[3]) und **Olor**; Ὄρνις, Κύκνος). Gegen Weſten von der Caſſiopeia, in der Milchſtraße hinabwärts, nahe an der Stelle, wo die Milchſtraße ſich in ihre zwei langen Ströme theilt, findet ſich ein heller Stern, Deneb genannt, welcher an der Spitze eines großen Kreuzes ſteht, das mit ihm noch fünf andere Sterne, der Milchſtraße entlang, bilden. Denn nahe unter dem Deneb (eigentlich **Dseneb el-dedschádsche** oder Schwan; der Henne), gegen Weſten hin, zeigen ſich drei Sterne in einer Linie, welche die Milchſtraße quer durchſchneidet und den Querbalken des Kreuzes darſtellt, deſſen Stamm längs der Linie liegt, welche von Deneb durch den mittleren Stern des Querbalkens gezogen, weiter hinab in der Milchſtraße, noch auf zwei andre kleine Sterne trifft, die faſt eben ſo weit von einander abſtehen, als der oberſte und kleinſte von ihnen vom Mittelſtern des Querbalkens, und dieſer wieder von Deneb. Der unterſte oder weſtlichſte Stern des Stammes wird als die Schnabelſpitze des fliegenden Schwanes

---

[1] Ovid. Metam. IV, 737. Propert. El. I. 17. 3.

[2] Manil. I. 355. Cic. Nat. Deor. II, 43, extr. ex Arat.

[3] Ovid. Metam. II, 367. Hygin. fab. 154. — Caes. Germanicus in Arat. v. 277.

vorgeſtellt, und heißt Albireo, die drei Sterne des Querbalkens bilden die Flügel und die Mitte der Bruſt ab; Deneb ſtehet am Schwanze.

6) Cepheus (Cepheus[1]), Andromedae pater[2]); *Κηφεύς*). Mitten zwiſchen der Caſſiopea und Deneb, in der Gegend, wo ſich in der hellen Milchſtraße eine kleine, längliche, dunkle Inſel zeigt, finden ſich in triangulärer Anordnung einige kleine Sterne, die am Kopfe des Cepheus ſtehen, deſſen Bild ſich von hier aus nördlich, bis an den durch ſeine größere Helligkeit ausgezeichneten Polarſtern erſtreckt.

7) Die Leyer (Fides[3]), Fidicula, Lyra[4]), *Λύρα* auch *Χέλυς* und *Λύρα ἑρμαίη* oder *κυλληναίη*). Von dem Hals des Schwanes nordwärts oder rechts neben der Milchſtraße, zeigt ſich ein ſchöner, heller Stern erſter Größe, Lyra oder Wega genannt. Er bildet mit zwei kleinen, links neben ihm ſtehenden Sternlein ein Dreieck, und ſüdweſtwärts unter ihm zeigen ſich noch zwei kleine Sterne ganz nahe an einander. Auf unſern Sternkarten gehört Wega zu dem Bild einer Leyer, welche von einem Geyer getragen wird. Bei den Arabern heißt das ganze Sternbild **El-nesr el wâki** der fallende Adler. Aus **Wâki** iſt dann Wega geworden.

8) Die Krone (Ariadnaeum sidus[5]), Corona Ariadnes[6]) auch Gnossia und Cressa Corona[7]), ſo wie Cor. septentrionalis; *Στέφανος*[8]). Von der Wega rechts, nach

---

[1] Hyg. Poet. Astr. II. 9. Fabul. 64.

[2] Horat. Od. III., 29, 17.

[3] Cic. Arat. 42. u. 381.

[4] Ovid. Fast. I., 315.

[5] Ovid. Fast. V., 346.

[6] Ovid. Fast. III., 513

[7] Virg. Georg. I., 222; Ovid. Art. I., 558.

[8] Bei Ptolemäus l. c. L. VII. *στέφανος βόρειος* im Gegenſatz

dem nordweſtlichen Horizont hin zeichnet ſich ein großer, ſchöner Ring von Sternen aus, der zwar nur nach unten durch vollkommen augenfällige Sterne geſchloſſen, nach oben minder deutlich ausgebildet iſt, dennoch aber ſogleich von dem Auge als ein faſt kreisrundes Bild von Sternen, an unſerer ganzen Himmels-Halbkugel einzig in ſeiner Art, erkannt wird. Dieſes Sternbild ſtellt die Krone, oder den Kranz der Ariadne dar und der hellſte Stern in ihm heißt Gemma.

9) Hercules oder der Knieende; **Ingeniculatus**[1]), **Ingenicla imago**[2]), **Nixus genu**[3]); *Ἐγγόνασι*[4]), *Εἴδωλον ἀπευθές*[5]), *Ἡρακλῆς*[6]). Wenn man ſich von der Gemma aus eine Linie gerade links nach dem unterm Ende der Milchſtraße gezogen denkt, ſo findet man nicht ſehr fern von der Milchſtraße auf dieſer Linie zwei Sterne, davon der rechtsgelegene, kleinere Ras Algethi oder eigentlich Râs-el dſchûti, Kopf des Knieenden (bei Ptolem. *ὁ ἐπὶ τῆς κεφαλῆς*) genannt, am Kopfe des Knieenden oder des Hercules ſteht, deſſen Füße hinaufwärts zwiſchen Leyer und Krone gerichtet ſind und bei dem Kopfe des nördlichen Drachen endigen.

10) Der Schlangenträger, Ophiuchus; (**Anguifer**[7]), **Anguitenens**, **Serpentarius**, **Aesculapius** und **Ophiu-**

---

zu der ebenfalls in ſeinem Sternverzeichniß erwähnten ſüdlichen Krone: *στέφανος νότιος* genannt.

[1] Vitruv. IX., 6; auch **Ingeniculus** (Firmic. VIII., 17).

[2] Manil., V. 646.

[3] Ovid. Met. VIII., 182; auch **Engonasi** (Cic. Nat. Deor. II., 42. ex Arateis).

[4] *Ὁ ἐν γόνασιν.*

[5] Arat. v. 270; heißt auch *εἴδωλον κάμνον* (ibid. 616).

[6] Nach Avienus (Arat. v. 175) ward dieſes Sternbild erſt von dem Epiker Panyaſis als Hercules benannt.

[7] Colum. XI., 2. med. §. 49.

chus[1]); Ὀφιοῦχος). Der hellere, mehr links und an der Milchſtraße gelegene von den beiden eben erwähnten Sternen, ſteht am Kopfe des Schlangenhalters (El-hhauwâ) und heißt ſeit den Zeiten der arabiſchen Aſtronomie Ras Alhague oder eigentlich Râs elhhauwâ (ὁ ἐπὶ τῆς κεφαλῆς). Von dieſem Sterne ſchräg und zugleich rechts hinabwärts nach dem Horizont, zeigen ſich zwei kleine, ganz nahe an einander ſtehende Sterne, an der Schulter des Schlangenträgers, deſſen Füße bis in die Nähe des zu anderen Jahreszeiten ſichtbaren Sternbildes des Scorpiones reichen, während man die Stellen, wo ſeine Hände die Schlange erfaſſen, jede an zwei kleinen, nahe an einander ſtehenden Sternen erkennt. Ras Alhague, Wega in der Leyer und Atair bilden zuſammen ein ziemlich gleichſeitiges Dreieck.

Die Schlange des Ophiuchus (Anguis Ophiuchi; *Ὄφις Ὀφιούχου*). Unter der Krone, zwiſchen Arctur und dem Kopf des Hercules, iſt der Kopf der Schlange des Ophiuchus durch mehrere kleine Sterne angedeutet. Der weitere Verlauf dieſes nicht ſehr ausgezeichneten Sternbildes iſt erſt in einigen ſpäteren Monaten ſichtbar und wird dann auch unter andrem an den kleinen Sternen erkannt, welche je zwei und zwei, an den Händen und bei den Knieen des Ophiuchus ſtehen.

11) Der Bärenhüter, Bootes (Arctophylax, Custos Ursae[2]), Bootes[3]); *Ἀρκτοφύλαξ*, *Βοώτης*, auch *Τρυγητής*). Tief am nordweſtlichen Horizonte funkelt in dieſer Jahreszeit, rechts unter der Krone, ein Stern der erſten Größe, ſo hell, daß man ihn am Ende Oktobers und Anfang Novembers ſchon während der Abenddämmerung am nordlichen Abendhimmel bemerkt. Dieſer Stern heißt Arctur (Arcturus[4]); ὁ *Ἀρκτοῦ-*

---

[1] Ovid. Fast. VI., 735 seqq.

[2] Ovid. Trist. I., 11, 15. Heißt auch blos Custos.

[3] Virg. Georg. I., 229.

[4] Virg. Aen. I., 744. Steht dort für das ganze Sternbild.

ρος) und ſteht auf unſern Sternchaarten am Gewand des Bärenhüters, deſſen Geſtalt, weit nach Norden hinan, bis über die Krone ſich erſtreckt und an der Hand des ausgeſtreckten linken Armes, nahe beim hintern Schwanzſtern des großen Bären, in einem Dreieck von kleinen Sternlein endet. Die Sterne am Kopf und Hals des Bootes kann man finden, wenn man eine Linie vom äußerſten Sterne, am Schwanze des großen Bären, nach der Krone zieht.

12) Der große Bär, große Wagen (**Arctos**[1]), **Lycaonis Arctos**[2]), auch **Ursa Erymanthis**[3]), **Maenalis**[4]), und **Ursa Parrhasis**[5]); Ἄρκτος[6]) hebr. עָשׁ. Dieſes ſchöne, große Sternbild wird auch in einigen Gegenden von Deutſchland fälſchlich Siebengeſtirn genannt (m. v. Nr. 1.), weil in ihm hauptſächlich ſieben, ziemlich helle Sterne, ins Auge fallen (die **Septemtriones** oder **boves Icarii**[8]), welche den ſogenannten großen Wagen bilden. Links ſtehen zuerſt drei Sterne in einer bogigen Linie oder in einem ſehr ſtumpfwinklichen, ungleichſeitigen Dreieck, deſſen (ſtumpfe) Spitze nach oben (nordweſtlich) gekehrt iſt. Dieſe drei Sterne ſind die Deichſel des Wagens oder der Schwanz des großen Bären; ſchräge über dem mittlern erkennt ein ſcharfes Auge noch einen ſehr kleinen Stern fünfter

---

[1] Manil. Astr. V, 693.

[2] Virg. Georg. I., 138.

[3] Ovid. Trist. I., 4, 1.

[4] Ibid. III., 11, 8.

[5] Ib. III., 3, 47. L. IV., 3, 1 werden beide Bären unter dem Namen Ferae begriffen.

[6] Homer Od. V, 275. Il. XVIII., 487. Andere griechiſche Namen ſind: μεγάλη ἄρκτος, Ἄμαξα, Ἄγαννα (unſer deutſches Wort Wagen) Ἑλίκη, Φοινίκη.

[7] Job. 9, 9. Heißt noch jetzt bei den Arabern am perſiſchen Meerbuſen „Aſch."

[8] Propert. Eleg. II. 33. 24 (III, 32, 24.)

Größe, das Reuterlein oder Alcor (ἀλώπηξ) genannt[1]). Der mittlere Stern heißt Mizar, der von ihm zur Rechten heißt Alioth, der zur Linken Benetnaſch[2]). Weiter kommen dann rechts, neben den drei Deichſelſternen, vier Sterne, welche, je zwei und zwei in einer Linie ſtehend, ein länglichtes, etwas ungleichſeitiges Viereck bilden. Unter dieſen denkt man ſich die vier Räder des Wagens, der übrigens nur den hinteren Theil des Rückens am großen Bären ausmacht, denn eben ſo weit vom Vorderpaar der Sterne des Vierecks, rechts hinabwärts, als dieſes von der Deichſel abſteht, ſieht man einen ziemlich weitläufigen Haufen kleiner Sterne am Kopf und weiter nach dem Horizont hinunter werden die Klauen oder Enden der Füße durch je zwei und zwei nahe beiſammen ſtehende, kleine Sterne bezeichnet.

---

1) Alcor heißt eigentlich **El-suhâ**, der Vergeſſene oder auch **Saidak** (von **saddak**, **verificavit**), weil an ihm die Leute die Schärfe ihrer Augen prüfen. „Wer ihn anſieht und ſagt, der Herr des suhâ behüte mich vor allen Scorpionen und Schlangen, der iſt dafür geſichert.“ Aus welchem Wort, durch Entſtellung, das Wort Alcor entſtanden ſey? iſt noch ungewiß. — Der allgemeine Name des Sternbildes iſt **El-dub el akbber**, der große Bär. Die 4 am Wagen heißen **Nasch**, Bahn, die 3 am Schwanze **Benât**, Töchter, alle 7 **Benât nasch-el khubra**, die größeren Benât-nasch. — Dieſer Geſammtname iſt fälſchlich nur dem äußerſten Schwanzſtern beigelegt worden, welcher bei den Arabern eigentlich **El-kâid**, der Statthalter heißt; der mittlere heißt **El-anâk**, die Ziege, nicht Mizar oder richtiger **Mirak**, was die Lende bedeutet; der innerſte heißt **Alja**- oder **Aljath**, was den Fettſchwanz des arabiſchen Schafes bezeichnet. Die 4 Sterne des Viereckes oder der Bahn heißen nach ihrer Stellung: α) **Dhahr**, Rücken, (fälſchlich **Dubhe**, denn **Dub** hieß das ganze Bild), β) **Merâk**, Lende, γ) **Fachda**, Schenkel, δ) **Megrez**, Steiß.

2) Die drei Deichſelſterne heißen im Buch Hiob עיש.

13) Der kleine Bär (**Arcton**[1]), **Ursa minor** oder **U. Cynosuris**[2]); *μικρὰ ἄρκτος*, *Κυνόσουρις* und *Κυνόσουρα*), auf Arabiſch El-dub el asger[3]). Wenn man durch die beiden vorderſten (am meiſten nach rechts gelegenen) Sterne des großen Wagens oder des großen Bären eine Linie hinanwärts nach der Milchſtraße ziehet, ſo trifft man, ungefähr in der Mitte zwiſchen der Milchſtraße und dem oberen Räderſterne, auf einen einſam ſtehenden, ziemlich hellen Stern von zweiter Größe. Dieſer iſt zu unſren Zeiten[4]) der Polarſtern (bei Ptol. *ὁ ἐπ' ἄκρας τῆς οὐρᾶς* genannt), welcher zu allen Zeiten der Nacht und des Jahres immer ganz nahe an derſelben Stelle des Himmels geſehen wird. Er iſt (um ihn noch auf andere Weiſe zu bezeichnen) der hellſte Stern, der mitten zwiſchen Caſſiopea und dem Schwanze des großen Bären ſteht. Vom Polarſtern links, ein wenig hinabwärts, faſt in einer Linie mit ihm, finden ſich zwei wenig helle Sterne, und dieſe drei ſtellen die Deichſel des kleinen Wagens oder den Schwanz des kleinen Bären vor, dann folgen links und nach unten, nach dem großen Bären zu, die vier Räder des kleinen Wagens, davon aber nur die beiden vordern oder unteren etwas deutlicher ins Auge fallen. Man kann dieſe 4 Räder im kleinen Wagen

---

[1]) Ovid. Fast. III., 107.

[2]) Trist. V., 3, 7.

[3]) Auch bei ihm heißen die 4 **Naasch**, Bahn, die 3 am Schwanz **Benât** (vielleicht die 3 Klageweiber). — Die beiden helleren an der Bruſt heißen **El-ferkadaim**, die beiden Kälber, der Polarſtern **El-dschedi**, der Bock, heut zu Tage **Dschüddé**. — Heißt auch **Kaukhab schemâli**, Nordſtern und der Name **Kaukhab** hat ſich dann als **Kochab** auf β verirrt.

[4]) Zu Hipparchs Zeiten war der Schwanz des kleinen Bären gen Süden gekehrt und gegen 12 Grad vom Pole entfernt. Damals ſtund ein kleiner, unter den Vorderſternen des kleinen Bären gelegener Stern dem Pole am nächſten.

auch dadurch auffinden, daß man von den beiden innerſten (rechts gelegenen) Deichſel- oder Schwanzſternen des großen Bären zwei parallele Linien, gerade hinan und hinüberwärts nach der Milchſtraße zu ziehet, welche dann in ihrem Wege auf jene treffen.

14) Der Drache, die Nordſchlange (**Draco, Anguis**[1]; *Δράκων*). Wenn man die beiden eben erwähnten Parallel-Linien von den innern Deichſelſternen des großen Bären nach den vordern Räderſternen des kleinen Bären zieht, trifft man in der Mitte zwiſchen dem linken oder mittlern Deichſelſtern und dem linken Vorderſtern des kleinen Bären auf einen ziemlich augenfälligen Stern von dritter Größe. Dieſer bildet mit mehreren andern eben ſo augenfälligen Sternen, zwiſchen den Bildern des großen und des kleinen Bären eine wenig gekrümmte Linie, welche den Schwanz der großen Nordſchlange darſtellt. Der eigentliche Körper dieſer Schlange zieht ſich, durch viele Sterne bezeichnet, in mehreren Krümmungen, links neben dem kleinen Bären, gegen die Milchſtraße hinüber (in der Linie zwiſchen dem Polarſtern und der Leyer), beugt ſich dann neben dem Flügel des Schwans vorbei, gegen die Leyer herunter, wo nicht ſehr fern von Wega, der Schlangenkopf an fünf Sternen erkannt wird, davon man ſich die drei vorderſten, welche ein ſpitzwinkliches Dreieck bilden, als die Spitze der Schnautze und als die Augen; die beiden hintern als den Anfang des Halſes denken kann.

15) Das Sternbild des Perſeus (**Perseus**[2]; *Περσεύς*). Wenn man von dem ſchiefſtehenden **W** in der Milchſtraße (von der Caſſiopea) weiter nach Oſten, gegen Capella und die Hörnerſpitzen des Stieres fortgeht, oder auch wenn man vom Siebengeſtirn eine Linie nach der Caſſiopea zieht, bemerkt man bald, mitten in der Milchſtraße, da wo dieſe in einem ganz vorzüglich hellen Lichte ſtrahlt, drei ſehr augenfällige Sterne,

---

[1] Virg. Georg. I., 244. Cic. Nat. D. II., 42.

[2] Ovid. Met. IV., 610 seqq. V., 1 seqq.

welche in einer wenig gebogenen Linie ſtehen. Der mittlere iſt der größte von ihnen, er heißt **Algenib**[1]) und befindet ſich an der rechten Seite des Perſeus. Von Algenib und dem unterſten Stern der Linie rechts hinüber, außerhalb der Milchſtraße, wird ein Stern von zweiter Größe gefunden, der mit jenen beiden Sternen ein ſehr ſpitzes, längliches Dreieck bildet, an deſſen Spitze er ſelber ſteht. Er heißt **Algol**[2]) (bei Ptol. als *ὁ ἐν τῷ γοργονίῳ ὁ λαμπρός* benannt) und bezeichnet mit noch drei andern, kleineren Sternen, in Figur eines ungleichſeitigen Viereckes, das Haupt der Meduſa (**Gorgonis os**). Algol iſt ein veränderlicher Stern, deſſen Licht jedesmal nach 2 Tagen, 20 Stunden, 49 Minuten auffallend ſich verdunkelt. Die Zeit der größten Verdunklung dauert 18 Minuten.

16) **Andromeda** (**Andromeda**[3]); *Ἀνδρομέδα*). Wenn man von Capella aus eine Linie unter Algenib im Perſeus (zwiſchen ihm und Algol) ſchräge durch die Milchſtraße zieht, trifft man auf drei ziemlich in einer Linie ſtehende Sterne. Der erſte, der von Algenib im Perſeus faſt eben ſo weit abliegt, als dieſer von Capella, heißt **Alamak**[4]) und ſteht am Fuße der Andromeda, der andere, wieder eben ſo weit entfernte, am Gürtel und heißt **Mirach**, der dritte ſteht am Kopfe. Alamak bildet mit Algenib im Perſeus und mit Algol ein rechtwinkliches Dreieck. Bei einem kleinen Sterne über Mirach erkennt ein ſcharfes Auge einen Nebelflecken.

---

[1]) Eigentlich **Dschenib Berschaus**, Seite des Perſeus.

[2]) **Râs el-gûl**, daraus **Algol**. — Gol oder Gul iſt die Lilith der Juden, ein böſer, unheilſtiftender Geiſt, ſo wird **Ras Algol** ein Teufelskopf.

[3]) Manil. V., 530 seqq.

[4]) Alamak iſt aus dem Worte **Anâk el-ard**, Erdziege, entſtanden, eigentlich heißt der Stern **Ridschl el-musalsela**, Fuß der Angeketteten und **Mirak** iſt entweder aus **Merâk**, Puſtle, oder **Mizâr**, Gürtel entſtanden.

17) Pegaſus (Pegasus[1]), Equus[2]); ὁ ἵππος). Mit dem letzten, äußerſten Sterne der Andromeda, welcher den Kopf derſelben bezeichnet, bilden noch drei andere Sterne ein großes Viereck am ſüdöſtlichen Himmel. Dieſe drei Sterne gehören zum Pegaſus. Der unter dem Kopf der Andromeda heißt (wie der helle Stern im Perſeus) Algenib und ſteht an der Seite des Pegaſus, an der Spitze der Schwungfedern; der von der Andromeda rechts, in einer Linie mit ihr gelegene heißt Scheat und ſteht am Schenkel des linken Fußes, unter dieſem ſüdwärts hinab findet ſich Markab, an den Schultern oder dem oberen Flugelſaum des Muſenpferdes, deſſen Naſengegend durch einen Stern bezeichnet iſt, welcher mit den beiden unterſten des Viereckes: mit Algenib und Markab in einer Linie, weit gen Süden ſtehet, und Enif heißt[3]).

18) Das Dreieck (Sidus triangulum[4]), Τρίγωνον Δελτωτόν[5]). Eine Linie von Capella durch Algol gezogen, trifft, unterhalb Alamak und Mirach in der Andromeda auf drei kleine Sterne, welche ein längliches Dreieck darſtellen, deſſen Spitze nach der rechten Seite hin gekehrt iſt. Dieſes heißt der nördliche Triangel.

19) Der Widder (Aries[6]): Corniger und Laniger[7]);

---

[1] Hygin. Astr. II., 18.

[2] Ovid. Met. VI., 120.

[3] Dschenib, die Seite oder El-dschenâh, der Flügel. Scheat oder Seat iſt von Sâid, lacertus (der Oberarm) entſtanden, und paßte, ſtatt auf den Stern β, beſſer auf die Sternpaare η und ο, λ und μ. — Markab bedeutet hier wie das Hebr. Merkhab den Sattel — Enif = Naſe.

[4] Cic. Div. I, 42.

[5] Ein Δ, als Anfangsbuchſtabe des Wortes Διός, oder nach Anderen als Bezeichnung des ägyptiſchen Nil-Deltas.

[6] Manil. II., 246.

[7] Ovid. Fast. III., 862. IV., 903.

Κριός, **Hamon**, **Phtha**, **Phanes Aeg.**[1]). Wenn man von dem Sterne in der Linie der Andromeda, der zunächſt an der Milchſtraße ſtehet (von **Alamak am Fuße**) eine Linie durch den Triangel zieht, trifft dieſe, nach unten verlängert, auf einen ziemlich hellen Stern, zweiter Größe, der rechts neben ſich noch zwei kleine Sterne hat, die ganz nahe an einander ſtehen und mit jenen eine ſehr ungleichſeitige, trianguläre Figur bilden. Der helle Stern findet ſich an der Stirn des Widders; die beiden kleineren am linken Horne und Nacken. In die Gegend des kleinſten, welcher **Meſarthim** heißt, fällt der ehemalige erſte Grad des Zeichens des Widders[2]).

20) Der Wallfiſch (**Cetus**[3]); **Κῆτος** auch **Ὄρφος**) bei den Arabern nach dem Wort **κῆτος**: **Kaitos** genannt. Unterhalb des Widders, in einer Linie mit dem hellen Stern deſſelben und mit Mirach, am Gürtel der Andromeda, oder auch in einer Linie, welche von Capella durch das Siebengeſtirn gehet, findet ſich **Menkar**[4]) an der Schnauze des Wallfiſches, welcher mit zwei rechts neben ihm gelegenen ſchräge unter einander ſtehenden Sternen wieder eine ähnliche, nur größere Figur eines ungleichſeitigen Dreieckes darſtellt, als die 3 Sterne im Widder. Eine Linie von Menkar durch den unterſten jener beiden Sterne, trifft auf den Stern **Mira**, am Halſe des Wallfiſches, an welchem eine 334tägige Periode der Lichtwandlung bemerkt wird. Ein Rhomboid von vier Sternen, ziemlich gerade unter Menkar, ſtehet an der Bruſt; ein andres, von dieſem rechts und noch

---

1) M. v. Hug. a. a. O.

2) Die beiden Sternlein an den Hörnern heißen **El-scheramain**, die beiden Hörner. Der helle Stern α heißt **El-nath**, der Stoß. — (Das Wort Meſarthim hatte Bayer durch Mißverſtehen, nach dem Hebr. **mescharthim** (ministri) gebildet.

3) **Manil. I., 612. Vitruv. IX., 7.**

4) **Menkar** iſt wahrſcheinlicher aus **Minchir**, die Naſe, als aus **minkar**, der Schnabel entſtanden.

mehr abwärts gelegenes, am Bauche, endlich ein Stern der zweiten Größe und über ihm einer von dritter, tief gegen den ſüdöſtlichen Horizont, am Schwanze des Wallfiſches. Dieſer letztere heißt **Deneb-Kaitos**[1]) und man findet ihn auch, wenn man eine Linie von den Hyaden durch Menkar nach Weſten hinzieht

21) **Der große Fiſch des Waſſermanns** (**Piscis major**, **piscis aquosus**[2]); ὁ νότιος ἰχθὺς, ἰχθὺς μέγας νότιος). Ein Stern der erſten Größe, welcher in dieſer Jahreszeit in den Abendſtunden gerade gegen Süden hin, nicht ſehr hoch über dem Horizont geſehen wird, hat in unſern Sternverzeichniſſen den Namen **Fomahand**[3]). Dieſer ſüdöſtlichſte unter allen bei uns ſichtbaren Sternen der erſten Größe, ſtehet am Maule jenes Fiſches, der am Fuße des Waſſermanns ſeine Stellung hat, und heißt im Vergleich ſeines Glanzes mit dem unanſehnlichen Geſtirne der Fiſche des Thierkreiſes: **der große Fiſch** (**piscis major**). Man findet Fomahand leicht, wenn man in Gedanken eine Linie durch die beiden rechts gelegenen Sterne im großen Viereck des Pegaſus: durch Scheat und Markab, hinabwärts nach dem Horizont zieht. Dieſe Linie trifft auf vier augenfällige Sterne, deren vierter oder unterſter Fomahand iſt.

22) **Der Waſſermann** (**Aquarius**[4]), **Deucalion**[5]), auch **Juvenis**[6]) und **Ganymedes**[7]); Ὑδροχόος; **Pharmuth. Aeg.**[8]). Der Stern, welcher in der eben erwähnten Linie der

---

[1]) **Dseneb kaitos**, heißt eigentlich der ſüdliche Schwanz: **Dseneb el-dschenûbi.**

[2]) **Virg. Georg. IV., 234.**

[3]) **Fom-el-hhût**, Maul des Fiſches.

[4]) **Horat. Satyr. I., 1, 36.**

[5]) **Germanic. v. 568**

[6]) **Manil. IV., 709 auch Ovid. Fast. I., 652.**

[7]) **Manil. V. 487**

[8]) Hug. a. a. O.

dritte iſt, und oberhalb Fomahand, zwiſchen dieſem und dem Pegaſus ſtehet, wird auf unſern Sternchaarten unter dem rechten Kniee des Waſſermanns vorgeſtellt und heißt, ſo wie der oberſte im Pegaſus: Scheat. Er iſt von dritter Größe und bildet mit Fomahand und mit dem Stern am Schwanze des Wallfiſches (Deneb Kaitos) ein rechtwinkliches Dreieck. Zieht man von dem Sterne Markab, an den Schultern des Pegaſus, zur Rechten und hinabwarts eine Linie durch den unfern von ihm ſtehenden Stern der dritten Größe, am Halſe des Pegaſus, ſo trifft dieſe, verlangert, auf zwei ſchrage unter einander ſtehende Sterne, welche die Schultern des Waſſermanns darſtellen. Links von dem oberen dieſer beiden Schulterſterne bilden drei kleine, in einer Art von Dreieck beiſammenſtehende Sterne die Schaale (Κάλπη oder Κάλπις) des Waſſermanns.

23) Das Fiſchpaar, oder die Fiſche des Thierkreiſes (Pisces gemelli [1]); Ἰχθύες [2]). Dieſes Sternbild zeichnet ſich dem Auge ſehr wenig aus, denn es beſteht nur aus vereinzelten, ganz kleinen Sternen, welche zwiſchen der Andromeda, dem Widder, dem Pegaſus und dem Wallfiſche ihre Lage haben. Es ſoll zwei Fiſche, welche durch ein Band verbunden

---

[1] Ovid. Faſt. II., 471. Hygin. Poetic. Astromic. II, 36. u. 41. Auch Pisces gemini: Ovid. Faſt. III, 400. Die Gründung dieſes Sternbildes war durch die Verehrung der alten ſyriſchen Gottheit Atargatis (auch Derceto, Derce) veranlaßt werden. Dieſe Derceto (דגון, Dagon) wurde in Fiſchgeſtalt, mit dem Angeſicht eines Weibes dargeſtellt (Lucian de Syria Dea, c. 14). Avienus v. 542 nennt die Fiſche Bambycii, weil die Atargatis hauptſächlich in Bambyce oder Hierapolis (unfern dem Euphrat) verehrt wurde. (M. v. Ideler Unterſ. üb. den Urſpr. u. d. Bedeut. d. Sternnam. S. 202.)

[2] Auch als Dual. Ἰχθύε und, nach ihrer Stellung geſchieden, in den öſtlichen und weſtlichen: Ἰχθὺς ἑπόμενος und ἡγούμενος oder auch bei Ptolemäus βοῤῥότερος und ἀριστερός.

ſind, darzuſtellen. Der nördliche (**piscis aquilonius**) ſteht unter Mirach in der Andromeda, das Band hinter dem Kopfe und ober dem Rücken des Wallfiſches, der ſüdliche (**p. austrinus**) unter Markab im Pegaſus.

24) Der Adler (**Aquila**[1]), **Praepes adunca Jovis**[2]); *Ἀετός*). Wir wenden uns nun wieder zu dem weſt-ſüdweſtlichen Verlaufe der Milchſtraße. Tief unter dem Schwane (m. v. Nr. 5.) am äußeren Saume des linken Stromes der Milchſtraße, ſtehen drei Sterne, nahe an einander, in einer ſchräg nach unten gerichteten Linie. Der mittlere iſt der hellſte, iſt von erſter Größe, und heißt Atair[3]). Mit Wega in der Leyer und Deneb im Schwan bildet Atair ein gleichſchenkliches, ſpitzes Dreieck, deſſen ſcharfe Spitze auf Atair fallt.

Antinous: *Ἀντίνοος*[4]). Unmittelbar unter dem Adler, nahe am Saume der Milchſtraße, wird das Sternbild des Antinous durch einige Sterne angedeutet. Es gehört ſchon zu den etwas ſpäteren Erfindungen der Sternkunde.

25) Der Pfeil (**Sagitta**[5]); *Ὀιστός*). Rechts bei dem Adler, zwiſchen ihm und dem Kopfe des Schwans, bilden, im linken Strome der Milchſtraße, rechts zwei ganz nahe beiſammenſtehende und links und nach oben ein einzelner kleiner Stern die Geſtalt des Pfeiles.

---

[1] Manil. I. 350. V, 486. Cic. in Arat. 87. 372.

[2] Ovid. Fast. VI, 196. — Auch Jovis ales bei Manil. I., v. 343. und bei Avienus: Armiger Jovis (m. v. Ovid. Met. XV, 365) *Ζηνὸς μέγας ἄγγελος* nennt ihn Aratus.

[3] Der Adler heißt bei den Arabern eigentlich Okâb — der Name El-tâïr (der Vogel) gebührt zunächſt dem Schwan.

[4] Dieſes Sternbildes erwähnt nur im Vorübergehen und im Anhang zur Beſchreibung des Adlers: Ptolemäus im 7. Buche ſeiner *μαθηματικῆς συντάξεως* (in der Basler Ausgabe von 1538, S. 182).

[5] Manil. I. 342

26) Der Delphin (**Delphinus Arionius**[1]); *Δελφίς*). Links oder oſtwärts ober dem Adler, gegen den Pegaſus hinauf, findet man vier kleine Sterne, welche ſehr augenfällig in Geſtalt eines verſchobenen Viereckes (Rhomboids) beiſammen ſtehen. Man findet auch die rhomboidiſche Figur des Delphins, wenn man eine Linie von der Leyer durch Albireo, am Schnabel des Schwanes, verlängert.

27) Der Steinbock (**Capricornus**[2]); *Αἰγοκερεὺς* auch *Πάν*). Wenn man eine Linie durch die drei Sterne im Adler, zur Linken hinabwärts, gegen den Horizont zieht, trifft man zuerſt nahe auf einen Stern, an der rechten Hand des Antinous, und wenn man dann die Linie ohngefähr noch einmal ſo weit verlängert, kommt ſie in die Nähe von zwei Sternen, welche faſt in einer gleichen Richtung mit den Sternen im Adler ſchräg unter einander ſtehen. Jene beiden bezeichnen die Hörner des Steinbockes, und waren vor Alters der Punkt, von wo die Sonne nach dem Winterſolſtitio wieder emporwärts ſteigt nach unſerer Halbkugel (die **porta solis**). Wenn man von den Sternen an den Hörnern eine Linie, links oder oſtwärts, nach Scheet im Waſſermann hinabzieht, trifft man auf zwei in faſt horizontaler Richtung nahe beiſammen ſtehende Sterne von gleicher (dritter) Größe, am Schwanze des Steinbockes. (Zwei ebenfalls horizontal, aber höher und näher bei den Hörnern ſtehende Sterne gehören noch an die linke Hand des Waſſermanns).

---

[1] Ovid. Fast. I, 457; II, 79 u. 118; V, 421 u. 720. Bei dem Scholiaſten zum Germanicus hat dieſes Sternbild den ſchönen Beinamen: **Signum musicum.** Statt *Δελφίς* ſteht auch *Δελφίν*.

[2] Horat. Od. II., 17, 20. Ovid. Fast. I, 651. (Der Steinbock wurde ſchon nach Hygin [**Poeticon Astronomicum**] mit einem Fiſchſchwanz dargeſtellt.)

28) **Das Füllen** (Ἵππου προτομή[1]). Dieſes wenig augenfällige Sternbild wird aus vier kleinen Sternlein zwiſchen dem Delphin und dem Sterne am Maul des Pegaſus (Enif) gebildet.

29) **Der Schütze** (Crotos[2], Sagittarius[3]); *Τοξότης*[4]). Tief gegen den Horizont hinab, am öſtlichen oder linken Saume der Milchſtraße und zum Theil im öſtlichen Strome derſelben, ſieht man noch das Sternbild des Schützen. Daſſelbe liegt mit Deneb und Atair in einer Richtung. In der Milchſtraße erkennt man die Sterne am Bogen in einer ſchrägen, von oben nach unten gehenden, die Sterne an der linken Hand und dem Pfeil, in einer faſt horizontal die Milchſtraße durchſchneidenden Linie. Die rechte Hand, welche die Senne des Bogens ſpannt, iſt durch einen augenfälligen Stern außer der Milchſtraße bezeichnet und über ihm deuten mehrere, nahe beiſammenſtehende, kleine Sterne die Gegend des Kopfes an

In den Abendſtunden der ſpäteren Monate des Jahres und bis gegen den Frühling hin.

Man kann ſchon in einer einzigen heitern Herbſtnacht, z. B. im November oder Oktober, die meiſten Sternbilder des Himmels kennen lernen. Denn gegen Mitternacht ſieht man die Sterne, welche im Januar, in den Morgenſtunden aber jene, welche in den Frühlingsmonaten Abends am Himmel ſtehen. Die nachſtehenden Beſchreibungen gelten daher zugleich für die ſpätern Stunden der Nacht, wie für die bis zum Frühling folgenden Monate.

---

[1] So benannt: als Bruſtbild des Pferdes bei Ptolemäus loc. cit. S. 182 *ἱππείη κεφαλὴ καὶ ὑπαύχενον* bei Aratus.

[2] Columell. X., 57. Iſt als Chiron bezeichnet bei Senec. Thyest. v. 761.

[3] Cic. Arat. 181 und 279. Hat die Beinamen Arcitenens und Haemonii arcus (ſo in Ovid. Met.)

[4] Auch *Τοξευτὴρ* und *Ῥύτωρ τόξου*

Noch in den Abendſtunden der letzten Hälfte des Novembers, beſſer jedoch im December, ſieht man:

30) Das Sternbild der Zwillinge (**Gemini**[1], **Astrum Ledaeum**[2]); *Δίδυμοι*; **Mesori Aeg.**[3]). Unter dem Fuhrmann (Nro. 2.), links neben der Milchſtraße, zeigen ſich zwei ſehr augenfällige Sterne gerade unter einander. Der obere heißt Caſtor und ſteht am Kopfe des weſtlicheren, der untere, Pollux, am Kopfe des öſtlicheren Zwillings. Die Sterne der Füße ſtehen am Saume der Milchſtraße.

31) Orion (**Orion**; *Ὠρίων*[4]; כְּסִיל[5]), bei den Arabern

---

[1] Castor et Pollux: Homer. Hymn. 33; Horat. Carmin. I, 3, 2. 12, 25; IV, 8, 31. — Geminum astrum. Columell. X, 312. Bei Ovid. (Art. I, 746.) geminus Castor; bei Horat. (Carm. III. 29, 64) geminus Pollux. Nach Andern ſollten die Zwillinge Apollo und Herkules heißen (Hygin. Astron. II, 22; Varro. R. R. II, 1, 7.), oder Triptolemus und Jaſion (Hygin. l. c.)

[2] Martial VIII, 21, 5. — Sidera Ledaea. Lucan. IV, 526.

[3] Hug. a. a. O.

[4] *Σθένος Ὠρίωνος* (Hom. Il. XVIII. 485 – 489. — Hesiod. *Ἔργ.* 598, 615, 619; — Virg. Aen. III, 517. IV, 52. VII, 719; — Horat. Carmin. III, 27, 17; — Epod. X, 10; — Ovid. Fast. VI, 787. — Heißt auch Ensis bei Valer. Flacc. II, 67. Proles Hyriea. Ovid. Fast. VI., 719, vergl. m. V., 495. Auch Oarion, *Ὠαρίων* (bei Pindar) ſo wie Arion und Argion (Firmic. VIII, 9.). Nach dem Pseudepigraphus zu Hipparch (ad Arat. Phaen. in Petav. Uranolog. I, p. 256) war auch unter dem gemeinen Volke der Name *Ἀετροπόδιον* für das Sternbild des Orion gebräuchlich.

[5] Job. 9, 9. — Jesaj. 13, 10. — Am. 5, 8. — Iſt hier Nimrod, der gewaltige „Jäger“.

El-dschebbàn oder **El-dschauzà** (der Rieſe). Gerade unter den Hyaden (Nro. 1), in einer Linie mit ihnen und den Plejaden, erhebt ſich nun bald das prachtvollſte Geſtirn an unſrem ganzen Himmelsgewölbe: Orion. Drei Sterne von zweiter Größe, welche nahe aneinander in einer ſchräg abwärts gehenden Linie ſtehen, zeigen ſich in der Mitte des Sternbildes, und ſtellen den Gürtel des Orion dar (den ſogenannten Jakobsſtab), unter welchem mehrere kleine Sterne das Schwert andeuten[1]).

Hoch über dem Gürtel zur Linken glanzet der helle, röthliche Stern Betegeuze[2]) an der öſtlichen Schulter und ſchräge aufwarts von dieſem, zur Rechten, ſtehet Bellatrix, ein Stern zweiter Größe an der weſtlichen Schulter, in einer Linie mit Aldebaran und dem Siebengeſtirn. Zwiſchen den beiden Schulterſternen empor, ſo daß ſie ein ſtumpfwinkliches Dreieck mit ihnen bilden, zeigen ſich drei kleine, nahe zuſammengedrangte Sternlein am Kopfe des Orion; gerade unter Aldebaran ſind die Sterne am Schilde; in der Milchſtraße, gegen die Füße der Zwillinge hin, die Sternlein an der Keule und rechten Hand. Dieſes iſt aber nur die Hälfte des rieſenhaften Sternbildes. Unter dem Gürtel wird die Gränze der anderen untern Hälfte, vornämlich an zwei Sternen erkannt, davon der zur Rechten, von erſter Größe, an dem weſtlichen Fuße ſteht und Rigel[3]) heißt. Dieſem faſt gegenüber, zur Linken, zeigt ſich ein Stern dritter Größe am öſtlichen Fuße. Dieſe beiden Sterne der Füße bilden mit denen an den Schultern ein langliches Viereck, an welchem die Linie zur Linken langer iſt, als die zur Rechten.

32) Der Eridanusſtrom (**Eridanus**[4]); *Ποταμὸς*,

---

1) Bei dem mittlern der drei kleinen Schwertſterne iſt ein merkwürdiger Nebelfleck durch Fernröhre zu bemerken.

2) Ibt-el-dschauzâ, Achſel des Orion, daraus Betegeuze.

3) Ridschl (Fuß).

4) Cic. Arat. 165.

Ἠριδανός[1]). Dieſes nicht ſehr augenfällige Sternbild wird durch mehrere kleine Sterne vorgeſtellt, welche rechts von Rigel und gegen das verſchobene Viereck am Bauche des Wallfiſches hin, in einer zuletzt nur wenig bogigen Linie ſtehen.

33) Der Krebs (Cancer[2]); Καρκίνος). So wie ſich das Geſtirn der Zwillinge etwas höher emporhebt, zeigt ſich links unter ihm auch das Sternbild des Krebſes, mit wenig ausgezeichneten Sternen. Doch fällt in ihm, bei heitern Nächten, dem Auge eine Lichtwolke (ἀχλύς) auf, welche zwiſchen zwei kleinen Sternlein ſtehet. Dieſe Sternlein ſtellen nach den Alten die beiden Eſelchen (Aselli; Ὄνοι), die Lichtwolke zwiſchen ihnen die Krippchen (Phatnae oder Praesepia; φάτνη) der Eſelchen dar. Die Krippen liegen nahe an einer Linie, die man ſich durch Caſtor und Pollux, oder von Capella durch Caſtor nach dem Krebs verlängert denken kann.

34) Der große Hund oder Icarius (Canis[3]); Canis Icarius[4]); ὁ Κύων). Bald ſteigt nun auch der hellſte und größte Fixſtern unſerer Halbkugel: Sirius (Canicula[5]); Σείριος[6]) über den Horizont empor, der Stern des großen Hundes. Er ſtehet links unter dem Orion und man findet ihn leicht, wenn man eine Linie durch die drei Sterne im Gürtel des Orion links hinabwärts zieht. Sirius wird am Munde des

---

[1] Eratosthen. ad Ar. Ph. l. l. c.

[2] Lucan. X. 250.

[3] Virgil. Georg. I. 218.

[4] Ovid. Am. II. 16. 4.; Fast. IV. 941.

[5] Ovid. Art. II. 231.; Horat. Carm. III. 13. 9.

[6] Homer. Il. XXII. 26. Hesiod. Ἔργ. 586. — Wird bei Homer Ὀπωρινός genannt. Statt σείριος ſteht auch σειρός und σείρ. Uebrigens ward unter dem Namen σείριος auch die Sonne verſtanden. M. v. Ideler, Sternnamen der Alten. S. 239.

großen Hundes dargeſtellt; andere Sterne, von zweiter Größe, ſtehen noch an dem einen Vorderfuß, am Bauch und Hinterfuß.

35) Der kleine Hund (**Procyon, Canis Erigoneius**[1]; *Προκύων*). Links vom Orion, im kleinen Hund, zeigt ſich nun auch (z. B. in den Abendſtunden des Januars) ein Stern der erſten Größe, **Procyon** genannt, über welchem, ziemlich nahe, ein Stern der dritten Größe ſtehet. Procyon bildet mit Sirius und dem linken Schulterſtern des Orion, oder Beteigeuze, ein faſt vollkommen gleichſeitiges Dreieck.

36) Das Haupthaar der Berenice (**Coma Berenices**[2]) *Πλόκαμος*[3]). Tief unter dem Schwanze des großen Bären, in Nordoſten, bemerkt man einen großen Haufen kleiner Sterne, in faſt neblichtem Lichte. Dieſer ſtellt das Haupthaar der Berenice dar.

Zwiſchen dieſem und dem Schwanz des großen Bären zeigt ſich ein Stern zweiter Größe in den Jagdhunden, von den Aſtronomen der ſpätern Zeit das Herz Karls des Zweiten genannt.

37) Der Löwe (**Leo**[4]), **Herculeum astrum**[5]) *Λέων*; **Moui Aeg.**). Dann wenn das Sternbild des Widders gegen Südweſten vorgerückt iſt und die Hyaden, in welchen Aldebaran ſteht, nicht mehr in Geſtalt einer liegenden, ſondern einer aufrecht ſtehenden V erſcheinen; im Anfange Novembers um halb

---

[1] Ovid. Fast. V. 723. Bei Cicero Arat. 466, Ante-Canis.

[2] Catull. 66. 27 — 30, deſſen Vorbild Callimachus war; Hyg. Astr. II. 24.

[3] So bei Ptolemäus l. c. L. VII. c. 1. (p. 164 und anderwärts). Schon Hipparch hatte, nach Geminus Zeugniß, das Sternbild unter dieſem Namen aufgeführt. Bei Ptolemäus findet ſich auch noch der Name *Συστροφή*; bei dem Schol. zum Aratus auch *Ἠλακάτη*.

[4] Horat. Carm. III. 29. 19. Epist. I. 10. 16.

[5] Martial. VIII. 55. 15.

vier Uhr nach Mitternacht und zu Ende deſſelben Monats ſchon vor zwei Uhr; im December bald nach und zuletzt vor Mitternacht, im Februar aber bereits wenige Stunden nach Sonnenuntergang; dann zeigt ſich links herabwärts oder öſtlich vom Krebs unter dem großen Bären das augenfällige Sternbild des Löwen. Dieſer wird, in derſelben Richtung ſtehend, als der große Bär dargeſtellt. Etwas links unterhalb der Krippe im Krebs zeigt ſich ein Stern der erſten Größe: das Herz des Löwen oder Regulus (**Stella regia**[1]; ***Καρδία λέοντος*** und ***Βασιλίσκος***). Von dieſem aufwärts, zur Linken, ſind in einem länglichen, ungleichſeitigen Viereck vorzüglich vier Sterne am Halſe und Kopfe; tief nach unten, in einem Dreieck, die Sterne am Rücken und Schwanze des Löwen zu ſehen. Der unterſte und hellſte von ihnen ſtehet am Schwanze und heißt Denebola[2]). Eine Linie von Procyon nach Regulus und dem Herzen des Löwen gezogen, trifft weiter verlängert auf Denebola, eben ſo trifft dieſen Stern eine Linie, welche von dem äußerſten Stern im Schwanze des großen Bären durch den Stern der zweiten Größe in den Jagdhunden gezogen wird.

38) Die Hydra oder Waſſerſchlange (**Hydra**[3]); ὕδρος). Wenn man durch die beiden zunächſt an der Deichſel ſtehenden Sterne im Viereck des großen Bären, oder bei der jetzigen ſchräg aufrechten Stellung dieſes Sternbildes durch die beiden unterſten und dann weiter durch Regulus im Löwen eine Linie zieht, trifft dieſe, weiter gegen Oſt-Südoſt, tief gegen den Horizont einen Stern von faſt erſter Größe: Alphard[4]), das Herz der Hydra genannt. Dieſer Stern liegt auch nahe an einer Linie, die von Aldebaran durch Procyon geht. Der

---

1) **Plin. H. N. XVIII. 26. ant. med. sect. 65.**

2) **Dzeneb-el-ased**, Schwanz des Löwen.

3) **Cic. in Arat. 292. Hygin. Astr. II. 40. III. 39.**

4) **El-ferd**, der einzeln ſtehende oder iſolirte.

Kopf der Hydra iſt gerade unterm Krebſe, zwiſchen Regulus und Procyon, durch mehrere Sterne von mittlerer Größe angedeutet. Der weitere Verlauf dieſes Sternbildes, welches erſt ſpäter ganz aufgeht, iſt nach Oſten unter dem Löwen und der Jungfrau, bis unter die Waage hin und wird durch kleine Sterne angedeutet. Alphard bildet übrigens auch mit Sirius und Procyon ein faſt rechtwinkliches Dreieck, davon der rechte Winkel bei Procyon liegt.

39) **Die Jungfrau** (**Virgo**, **Erigone**[1]), **Astraea**; *Παρθένος*, *Δίκη*; **Athor Aeg.**). Wenn in den Morgenſtunden des Spätherbſtes und angehenden Winters, oder in den Abendſtunden des März und April Capella gegen Weſten hin, hoch am Himmel bei der Milchſtraße ſteht, wenn der Widder ſchon dem weſtlichen Horizont ſich nähert, der Krebs in Süden, der Bär hoch am Himmel in Südeſt ſeine Stellung hat, dann zeigt ſich auch das große Frühlingsgeſtirn der Jungfrau am öſtlichen Himmel.

In dieſem Sternbild fällt vorzüglich ein heller Stern der erſten Größe in die Augen, der die Kornähre an der Hand der Jungfrau andeutet und **Spica**[2]) (Στάχυς) heißt. Er ſteht jetzt noch tief in Oſt-Südoſten. Spica bildet mit Arctur und Denebola im Löwen ein augenfälliges Dreieck; von Spica hinaufwärts, nach Oſten hin zeigt ſich Vindemiatrix (**Vindemitor** oder **Vindemiator**[3]); *Προτρυγητής* bei den Alten). Wenn man eine Linie von Regulus durch Denebola im Löwen nach Oſten verlängert, geht dieſelbe ein wenig nördlich von Vindemiatrix vorbei. Ueberdies zeigen ſich noch zwiſchen Vindemiatrix, Spica und dem Löwen fünf Sterne dritter Größe in der Jungfrau, wovon 3, gerade unter Denebola, in einer zur Linken abwärts gehenden Richtung ſtehen. Eine Linie von Spica nach Denebola geht durch viele Sterne der Jungfrau, deren Kopf nach den Füßen des Löwen, die Füße bis zur Waage ſich erſtrecken. Noch iſt zu erwähnen, daß Vindemiatrix, Arctur und Gemma in der Krone, in einer Linie und ziemlich gleichweit von einander ſtehen. Eben ſo ſtehen Spica und Vindemiatrix mit dem Haupthaar der Berenice auf einer Linie.

---

[1] **Virg. Georg. I, 33. Manil. II, 543. Hygin. Fab. 130, 224, 251.**

[2] **Auch Spicum. Cic. Nat. D. II, 42. ex Arat.** und **Spica: Manil. V, 269.**

[3] **Ovid. Fast. III, 407.**

10) Der Rabe (**Corvus**[1]; **Κόραξ**). Dieſes Sternbild ſteht unter der Jungfrau, zur Rechten von Spica, auf der Hydra, und ſeine Sterne bilden ein verſchobenes Viereck. Eine Linie vom Polarſterne durch den erſten Stern am Schwanz des großen Bären, dann durch den der zweiten Größe in den Jagdhunden (m. ſ. Nro. 37), dann durch das Haupthaar der Berenice und durch Vindemiatrix in der Jungfrau trifft, noch weiter verlängert, auf den Raben.

11) Der Becher (**Crater**[2]; **Κρατήρ**). Rechts vom Raben wird der Becher, auch auf der Hydra ſtehend, durch eine faſt ringförmige Figur von kleinen Sternen angedeutet.

12) Das Schiff (**Navis Argolica, Argo**[3]; *Ἀργώ*). Unter der Waſſerſchlange, öſtlich vom großen Hunde, erſcheinen in der Milchſtraße drei Sterne dritter und einige von vierter Größe, im Schiffe, deſſen größter und ſchönſter Theil nur in den ſüdlicheren Gegenden der Erde geſehen werden kann. Ptolemäus erwähnt des Schnabels und des Maſtbaumes des Schiffes (*Ἀργοῦς ἡ πρύμνα, ὁ ἱστός* etc.) und des hellen Sterns **Canopus**[4]; **Κάνωβος**, den man ſchon auf der Inſel Rhodus (nach Eratoſthenes) tief am ſüdlichen Horizont erblickt, der ſich aber in Alexandrien über 7 Grad hoch erhebt.

---

[1] Vitruv. IX, 7.

[2] Ovid. Fast. II, 244.

[3] Ovid. Trist. II, 439. Cic. in Arat. 126. u. 277.

[4] Lucan. VIII, 181.

43) **Der Haaſe** (**Lepus**[1]; *Λαγωός*). Gleich links unter den Füßen des Orion ſteht das Sternbild des Haaſen, deſſen Ohren links unter Rigel durch ein geſchobenes Viereck von kleinen Sternen, die Bruſt durch zwei, nahe am Horizonte unter einander ſtehende der dritten, die Hinterfüße durch zwei in ähnlicher Stellung ſtehende von vierter Größe angedeutet werden.

In den Sommermonaten. Wenn Arctur hoch am Himmel und dagegen Capella tief gen Norden ſtehet, wenn ſich in Südweſten (unter Arctur) die helle Spica, im Oſten Wega und Atair zeigen, dann werden in größerer Deutlichkeit noch folgende Sternbilder geſehen:

44) **Die Waage** (**Libra**[2]), **Jugum**[3]), auch **Chelae**[4]); *Ζυγός* und *Χηλαί*. Dieſes Sternbild wird an zwei oſtwärts von Spica und ſchräg unter einander ſtehenden Sternen der zweiten Größe erkannt. Der links nach oben ſtehende bezeichnet die öſtliche Schaale und heißt ſeit den Zeiten der arabiſchen Aſtronomen **Zubeneſchemali**, der untere heißt **Zubenelgenubi**[5]).

45) **Der Scorpion**, (**Scorpio**[6]), auch **Nepa**; *Σκορπίος*, auch *μέγα θηρίον*). Oſtwärts oder zur Linken von der Waage deutet ein heller Stern der erſten Größe, von röthlichem Lichte, das Herz des Scorpions an und heißt **Antares** (*Ἀντάρης*). Ein ſcharfes Auge erkennt nahe bei Antares zwei Sterne vierter Größe, auf jeder Seite einen. Außerdem bilden noch zwei Sterne der dritten und einer der zweiten Größe, bei Antares einen

---

[1] Cic. Arat. 121—256. Nat. Deor. II. 21.

[2] Virg. Georg. I. 208.

[3] Cic. de divinat. II. 47.

[4] Virg. Georg. I. 33.

[5] Scheere des Scorpions heißt El-zubên. — Im Dual. El-zubânâ: Zubên-el-schemâli, die nördliche Scheere; Zubên-el-dschenûbi die ſüdliche.

[6] Virg. Georg. I. 35. Ovid Met. II. 196. Fast. III. 712. IV. 164. V. 417.

Bogen, der zum Scorpion gehört. Antares, die beiden Sterne in der Waage und Vindemiatrix in der Jungfrau, liegen in einer Linie; eine Linie von Wega nach Antares geht öſtlich nahe an den Kopfſternen des Hercules und Ophiuchus vorbei.

46) Von dem zur ſüdlichen Halbkugel gehörigen Sternbild des Wolfes (**Bestia**[1]; Θηρίον) wird nur der Kopf durch einige kaum erkennbare Sterne, rechts unter Antares, angedeutet.

47) Der Centaurus (**Centaurus**[2]; Κένταυρος). Von dieſem ſchönen Sternbild, das den Himmel der ſüdlichen Erde mit vielen augenfälligen Sternen ziert, werden in unſeren Gegenden nur die kleinen Sterne am Kopf, tief unten am Horizont, links unter dem Raben und der Waſſerſchlange, rechts unter der Waage geſehen, ſo daß ſie mit der Waage und dem Raben faſt ein Dreieck darſtellen.

48) Der Altar (**Ara**[3]; Θυτήριον und Θυμιατήριον) findet ſich unter dem Schwanz des Scorpions und erhebt ſich nur in ſüdlicheren Gegenden ganz über den Horizont. Eben ſo:

49) Die ſüdliche Krone (Στέφανος νότιος), welche unter dem Bogen des Schützen ſteht.

b) Sternbilder der nördlichen Halbkugel, welche man den älteren erſt ſpäter hinzugefügt hat.

Um die in den neueren Zeiten erfundenen, meiſt ſehr unſcheinbaren ſogenannten Sternbilder, welche auch auf unſern Sternkarten verzeichnet ſind, mit einem Blicke überſchauen zu können, fügen wir hier die Namen derſelben mit Angabe der Stelle des Himmels, welche ſie einnehmen, hinzu, vorzüglich deßhalb, weil nicht ſelten, bei Erſcheinung der Cometen und der Meteore des nächtlichen Himmels, auch ſolche neuerfundene Sternbilder von den Berichterſtattern erwähnt werden.

---

[1] Vitruv. IX. 5. Heißt auch **Quadrupes** (Cic. Arat. 456). **Fera** bei Germanic. 673; **Hostia** bei Hygin. P. A. II. 38. Statt des Wolfes dachte man ſich auch in der Hand des Centauren einen Weinſchlauch: ἀσκὸν οἴνου.

[2] Manil. I. 408. Cic. Arat. 207.

[3] Cic. Divin. II. 44. Hygin. Astron. II. 39. III. 38.

Zwiſchen Sirius und Procyon, oder zwiſchen dem großen und kleinen Hund, hat man das Sternbild des Einhorns geſetzt. Es nimmt den Raum ein, der von dem linken Schulterſterne des Orion (Beteigeuze) bis zur Waſſerſchlange, neben den Füßen der Zwillinge hinweg, theils in, theils außerhalb der Milchſtraße von lauter kleinen Sternlein erfüllt iſt, als ob ſich der leuchtende Himmelsäther an jenen mächtig glänzenden Sternen erſchöpft habe und hier nur noch für einzelne Funken, neben den gewaltigen Flammen, eine Möglichkeit des Erſcheinens geweſen wäre. Dennoch iſt das Einhorn eines der ausgezeichnetſten und beſterfundenſten Sternbilder der ſpäteren Zeit. — Zwiſchen dem Sternbild des großen Hundes und den Sternen am Obertheile des Schiffs, unterhalb dem Einhorn hat man die Buchdruckerwerkſtatt aus kaum erkennbaren Sternen gebildet; unter Alphard in der Waſſerſchlange ſteht das neue Sternbild der Katze des Herrn de la Lande, welches, außer den Sternkarten, eben ſo wenig als den darunter geſtellten Compaß oder die unterhalb Becher und Waſſerſchlange gelegene Luftpumpe, ein Menſchenauge am Himmel aufzufinden vermag. Zwiſchen den Füßen des großen Löwen und unterhalb dieſem Sternbild, nach der Waſſerſchlange hin, hat der uraniſche Sextant, ſeit Hevel ihn erfand, ſeine Stellung; unter dem Haſen, der zu den Füßen des Orion ſteht, zeichnet ſich durch kenntlichere Sterne die Taube mit dem Oelzweig aus; zwiſchen dem Haſen und der großen Krümmung des Eridanusſtromes iſt der brandenburgiſche Scepter; im Dreieck mit ihm und der Taube ſteht der Grabſtichel; neben dem Eridanusſtrome und unter ihm, wie unter dem Wallfiſch hinweg, zuerſt der chemiſche Apparat, dann die Elektriſirmaſchine, dann gegen Fomahand im Waſſerguß des Waſſermanns hin: die Bildhauerwerkſtatt; zwiſchen dem Vordertheile des Stieres und dem Eridanusſtrom die Georgsharfe, unter dem Steinbock, zwiſchen dem ſüdlichen Fiſche und dem Pferd des Schützen der Luftballon und tiefer nach dem Horizont hin das Microſkop. Oberhalb dem Bogen des Schützen, in der Milchſtraße, hat man das Sobieskyſche Schild aus mehreren kleinen Sternen gebildet; unterhalb jenes Bogens, von dem einen Strome der Milchſtraße nach dem andern, gegen Antares im Scorpion hin das Fernrohr erfunden, hinabwärts von der Waage, zwiſchen ihr und dem Schwanze der Waſſerſchlange, ſollen einige noch ziemlich augenfällige Sterne den Einſiedler-Vogel vorſtellen. Weiter über dem Horizont emporwärts erheben ſich folgende Sternbilder: im Dreieck mit dem augenfälligen Stern am Haupt des Widders und mit dem nördlichen Triangel das kleine Sternbild der Fliege, und ober ihr, nach dem nördlichen Triangel hin, der kleine Triangel; zwiſchen Caſtor und Pollux, nach dem Sternbild des Fuhrmanns hinüber ſteht Herſchels Teleſkop, über ihm, in der Linie vom großen Bären nach Capella hinüber, der Luchs, noch weiter gegen den Polarſtern hin, zwiſchen ihm und dem Perſeus, ſo wie in der Linie zwiſchen Caſſiopea und dem großen Bären ſteht die Giraffe, zu den Füßen des großen Bären, zwiſchen ihm und dem Lowen, iſt der kleine Löwe; unterhalb den Schwanzſternen des großen Bären, zwiſchen ihnen und dem Haupthaar der Berenice, ſind die Jagdhunde, mit dem kennbaren Stern, welcher das Herz Carls des Zweiten genannt wird. In der Linie, zwiſchen dem Haupt des nördlichen Drachen und den Schwanzſternen des großen Bären, hat man, mitten im ſternleeren Himmelsraume, Raum für den Mauerquadranten gefunden; von Caſſiopea nach dem Polarſtern hin ſtehet das Sternbild des Rennthiers und des Erntehüters; von eben demſelben, gegen Scheat, am Vorderfuße des Pegaſus hin, die in den Büchern der Geſchichte ſtrahlender, als in unſern Sterncharten aufgezeichnete Friedrichsehre. Neben dem Haupt des Cepheus, zwiſchen der Friedrichsehre und dem Schwan, hat man das Sternbildlein der Eidechſe, zwiſchen Schwan und Adler in der Milchſtraße den Fuchs mit der Gans, zwiſchen dem Bogen und dem Ophiuchus den dreiköpfigen Cerberus, unterhalb demſelben, neben dem Haupte des Ophiuchus, in dem benachbarten Strom der Milchſtraße, den Poniatowskyſchen Stier erfunden.

e) Sternbilder der ſüdlichen Halbkugel.

Jene Sternbilder der ſüdlichen Halbkugel, welche in unſern Gegenden gar nicht geſehen werden, ſondern welche erſt in's Auge fallen, wenn man gen Afrika oder Südamerika, Neuholland und überhaupt in die Länder jenſeits des nördlichen Wendekreiſes gelangt, wollen wir hier nur mit ihren Namen nennen: die Eiche Carls des Zweiten ſteht beim Schiff; weiter ſtehen noch gen Süden: der Indianer; der Kranich; der Phönix; die Biene; der ſüdliche Triangel; der Paradiesvogel; der Pfau; die amerikaniſche Gans; die Südſchlange; der Schwertfiſch; der fliegende Fiſch; das Chamäleon; das ſüdliche Kreuz und in der Nähe des Südpols zwei lichtneblichte Stellen: die große und kleine Wolke. De la Caille errichtete hierzu noch: die Pendeluhr, das rhomboidiſche Netz, die Mahlerſtaffelei, den Seeoctanten, den Zirkel, das Lineal und Winkelmaaß u. ſ. w.

Der ſüdlichſte Theil der Himmelshalbkugel, in welchem die eben angeführten Sternbilder größtentheils ſtehen, iſt zwar überaus reich an merkwürdigen, teleſkopiſchen Gegenſtänden, hat aber wenige ſo ausgezeichnete Gruppirungen augenfälliger Sterne als die nördliche Halbkugel. Dagegen ſehen die Bewohner der ſüdlichen Erdhälfte nicht nur, ſo wie wir alle Sternbilder des Thierkreiſes, ſondern noch in weiter Ausdehnung alle die Geſterne, welche ſüdlich an den Thierkreis angränzend, die ſchönſte Zierde unſrer Winternächte ſind, wie z. B. den Orion, das Schiff u. ſ. w.

d) Scheinbare Größen der Fixſterne.

Man theilt die Beſtenſterne oder Fixſterne dem Grade ihres Lichtes oder Glanzes nach in Sterne der erſten Größe: z. B. Sirius, Capella, Antares, Arctur, Aldebaran, Wega, Procyon, Deneb u. ſ., in Allem, an beiden Halbkugeln 18, von denen alle, bis auf zwei: den Canopus und den Achernar[1]) (bei Ptol. ὁ ἔσχατος τοῦ ποταμοῦ) bei uns ſichtbar werden. Ferner in Sterne der zweiten Größe, wie z. B. die 7 Sterne des großen Bären, wie der Polarſtern, wie Gemma in der Krone. Dann Sterne der dritten Größe: die Sterne des Delphins, die vier Sterne, die mit Deneb im Schwan die Form eines Kreuzes bilden, und ſehr viele andere. Sterne der vierten Größe ſind die des nördlichen Triangels; als Beiſpiel für die fünfte Größe dient Alcor, das Reuterlein über dem mittleren Schwanzſtern des großen Bären; als Beiſpiel für Sterne der ſechſten Größe dienen die zwei kleineren Sternlein, welche ein gutes Auge, außer den vier etwas größeren, in dem nur aus 6 mit bloßem Auge erkennbaren Sternen beſtehenden und dennoch nach Sieben benannten Siebengeſtirn (πλειὰς ἑπτάστερος[2]) unterſcheidet.

---

1) Achir el-nahr, Ende des Fluſſes.

2) Darum ſagt ſchon Aratus:

> Ἑπτὰ γὰρ κεῖναι ἐπιῤῥήδην καλέονται,
> Ἓξ οἶαι περ ἐοῦσαι ἐπόψιαι.

Auch Proclus (Sphaera c. 17.) nennt die Plejaden als 6 an der Zahl und Ovid (Fast. V, 169.) bemerkt von ihnen in Uebereinſtimmung mit Aratus: Quae septem dici, sex tamen esse solent. Nach der Andeutung einer alten Sage ſollte der ſiebente Stern (Electra) zur Zeit des trojaniſchen Krieges aus dem Chor der Plejaden, (wie Properz ſie nennt) verſchwunden

Wenn dann, außer dieſen ſechs Sternen, im Siebengeſtirn ein jugendliches Auge noch mehrere deutlich erkennt, das darf ſich einer außerordentlichen Sehkraft rühmen, denn dieſe „mehreren“ ſind kaum noch von ſiebenter Größe.

c) Der Jahreslauf des Fixſternenhimmels.

Die Veſtenſterne verändern allerdings nicht ihren wechſelſeitigen Abſtand von einander auf eine augenfällige Weiſe; beachten wir indeß nur ihre Geſammtſtellung, z. B. die Lage eines einzelnen Sternbildes gegen den Horizont oder gegen irgend einen feſtſtehenden Punkt unſerer Erdoberfläche, ſo bemerken wir freilich ein Geſammtbewegen oder Fortrücken: ein Auf- und Niedergehen derſelben. Wenn wir, an einem Herbſtabend eben noch das Haupt des Stiers, mit dem hellleuchtenden Aldebaran (**Palilicium**) tief am öſtlichen Horizont im Aufgehen fanden und wir blicken nun, etwa nach einer Stunde Zeit, uns wieder nach ihm um, ſo ſehen wir dieſes Geſtirn ſchon in einer Höhe über dem Horizont emporwärts ſtehen, welche etwa 30mal ſo viel mißt, als der Durchmeſſer des Vollmondes, und nach 6 Stunden ſteht daſſelbe hoch im Süden, an dem Orte, welchen die Sonne in der Mittagsſtunde erreichet; nach abermals 6 Stunden ſenkt es ſich in Weſten, zum Untergang, unter den Horizont. Andere Sternbilder, wie z. B. die nie bei uns untergehenden des großen und kleinen Bären verändern indeß, im Fortgang der Nachtſtunden, ihre Richtung ſo, als wäre ein Theil von ihnen, der gegen den Nordpol hinaufſtehet, auf kleinerem Kreiſe feſtgeheftet und nur die abwärts vom Pol gekehrte Seite theile die von Oſt nach Weſt gehende Bewegung der andern Sternbilder, auf deutlichere Weiſe. Wir erblicken in den verſchiedenen Stunden einer und derſelben Nacht, oder in den Abend-

---

ten. M. v. die Scholien zu Homers Ilias XVIII. 486 und Servius ad Virg. Aen. X. 272.

ſtunden der verſchiedenen Jahreszeiten, das Bild des großen Bären jetzt horizontal, dann ſenkrecht, mit dem Kopf z. B. nach oben gekehrt, und ſo dieſes und andere Sternbilder des Nordens, in den verſchiedenartigſten Stellungen zum Pole und zu uns.

Dieſe, in dem Verlauf der Stunden einer einzelnen Nacht ſehr merkliche Fortbewegung der Sterngruppen, von Oſt nach Weſt, iſt eine ſcheinbare und wird durch die Bewegung der Erde um ihre eigene Axe, von einem Mittag zum andern (wovon nachher noch weiter) begründet. Außer dieſen täglichen kommt indeß den Sternen noch eine andere, ſcheinbare Bewegung im Fortgang des Jahres zu.

Bemerken wir nämlich, von einem Abend zum andern, in der gleichen Stunde und Minute der Tageszeit, die Stellung der Sternbilder gegen unſer Auge, ſo erkennen wir zwar, daß dieſe Stellung ſich ſehr ähnlich geblieben; eine ſchärfere Beachtung zeigt uns jedoch bald, daß, um dieſelbe Minute und Secunde, derſelbe Beſtenſtern, z. B. Aldebaran, heute um zwei ganze Durchmeſſer der vollen Mondſcheibe höher über dem Horizont ſtehe, als geſtern. Hierüber möge Folgendes zur Erläuterung dienen. Man theilt, ſeit uralter Zeit, den ganzen Kreis des Himmels, gegen deſſen Sterne die Erde ſich täglich von Weſt nach Oſt um ihre Axe dreht, in 360 Grade; jeder Grad, zweimal ſo groß im Durchmeſſer, als der Vollmond, enthält 60 Minuten des Raumes, jede Raumminute iſt in 60 Secunden getheilt [1]. Die Oberfläche der Erde bewegt ſich vermöge der Umdrehung um ihre Axe in Beziehung auf die Sonne, von einem Mittag zum andern, gegen den ganzen Himmelskreis von 360 Graden. Im Mittel geſchieht dies in 24 Stunden, mithin beträgt die ſcheinbare Bewegung der Sonne in jeder Stunde 15 Grade; in vier Minuten einen Grad, oder zwei Durchmeſſer des Vollmondes. Nun kommt aber der gleiche Punkt der Oberfläche der Erde, vermöge der Fortbewegung derſelben in ihrer Bahn um die Sonne, jeden Tag um etwa 4 Minuten ſpäter in die Stellung zur Mittagshöhe der Sonne, als in die gleiche Stellung zu den Firſternen. Unſre Uhren ſind nach dem mittleren Verlauf des einen Mittags zum andern, auf eine Eintheilung des Tages in 24 gleiche Theile oder Stunden gerichtet. Wenn deßhalb an meiner Uhr der Zeiger genau heute auf die ſiebente Abendſtunde weiſet, dann ſtehet Aldebaran um einen ganzen Grad, oder um zwei Durchmeſſer der Mondſcheibe höher über dem Horizont, als er geſtern in derſelben Stunde ſtand; morgen in derſelben Zeit wird er um vier Vollmondsbreiten (2 Grade) höher ſtehen, als geſtern, übermorgen um 6, nach einem Monat aber um ſechzig, oder um ganze dreißig Grad. Da der Thierkreis, oder die Bahn, welche die Sonne ſcheinbar, im Verlauf des Jahres unter den Geſtirnen durchläuft, in 12 gleiche Zeichen, jedes von 30° getheilt iſt, wird, wenn heute das Sternbild des Stieres um eine gewiſſe Stunde im Aufgang war, einen Monat ſpäter das darauf folgende Sternbild des Thierkreiſes: jenes der Zwillinge, im Aufgehen geſehen werden, einen Monat ſpäter, um die nämliche Zeit, der Krebs, dann die Jungfrau u. ſ. f. Denn im Verlaufe eines Monats wird derſelbe Stern des Thierkreiſes um 2 Stunden, in Zeit von 6 Monaten um 12 Stunden früher aufgehen und zum Meridian gelangen, als heute, ſo daß die Stellung des ganzen Firſternenhimmels in einem halben Jahre ſich von einer entgegengeſetzten Tageszeit in die andere hinüberträgt. Denn gerade dieſelben Sternbilder und dieſelbe Stellung derſelben gegen den Horizont, die wir in den Abendſtunden des Herbſtes beobachten, die finden wir in den Frühſtunden des Frühlings wieder, und umgekehrt, der ganze Sternenhimmel der Frühlingsabendſtunden, zeigt ſich uns im Herbſte früh Morgens vor Sonnenaufgang. So ſind denn auch die Geſtirne, welche wir in den Winternächten am Himmel ſehen, im Sommer eben daſelbſt am Tage, denn die Sonne ſteht dann, auf ihrem ſcheinbaren Lauf durch die 12 himmliſchen Zeichen, in eben jenen Sternbildern des Thierkreiſes ſelber, welche in den Winternächten gleich nach Sonnenuntergang aufgehen und in den Morgenſtunden vor Sonnenaufgang wieder unter; ſo daß ſie in dieſer Jahreszeit die ganze Nacht am Himmel ſtehen.

---

[1] Die Alten bedienten ſich ſtatt des erſt ſpäter dem arabiſchen Worte Dergeh (Stufe) nachgebildeten Wortes gradus (Grad) zur Bezeichnung des 360ſten Theiles des Kreiſes des Wortes μοῖρα, pars, und bezeichnen dann ferner die Minuten und Sekunden als Sechzigtheile der erſten, zweiten u. ſ. Ordnung; ἑξηκοστὰ πρῶτα, δεύτερα u. ſ. w. oder theilen den einzelnen Grad in Fünftheile (πεμπτημόρια) u. ſ. f.

Man kann das allmählige ſcheinbare Fortrücken der Sonne, von Weſt nach Oſten, aus einem Sternbilde des Thierkreiſes in das andere, in den Abend- und Morgenſtunden, ſchon nach wenig Tagen gewahr werden. Wenn die Sonne 18° tief unter dem Horizont iſt (im Frühlings- und Herbſtäquinoctio, wo ſie in geraderer Linie hinab- oder heraufgeht, nach etwa 1 Stunde und 12 Minuten), dann endigt die Dämmerung, und das tiefe nächtliche Dunkel beginnt, bei welchem, wenn der Mond ſie nicht eben überglänzt, auch die Sterne der geringſten Größe ſichtbar werden. Da ſieht man denn, bei ganz heiteren Nächten tief am Horizont, da wo die Sonne unterging, deutlich die Sterne, bei denen die Sonne, welche täglich um faſt einen Grad von Weſt nach Oſten im Thierkreiſe weiterrückt, nach einigen Wochen ſtehen wird; oder am Morgen, vor Anbruch der Dämmerung, am öſtlichen Horizont jene, bei denen ſie noch vor etlichen Wochen ſich befand. Fixſterne der erſten Größe werden ſchon in der Dämmerung bemerkbar, wenn die Sonne erſt 12 Grad unter den Horizont hinunter gerückt oder nur noch 12 Grad von ihm entfernt iſt [1]. Nach wenigen Tagen ſieht man des Abends die Sterne, die man noch vor Kurzem am weſtlichen Horizont erblickte, nicht mehr, ſie ſind nun um dieſe Zeit ſchon untergegangen, wohl aber kann man dann eben dieſelben Sterne nach wenig Wochen vor Anbruch des Morgens wieder am öſtlichen Horizont erblicken, wo ſie nun vor der Sonne hergehen. Denn wenn wir den Sternenhimmel eine ganze Nacht hindurch, vom Abend an bis an den Morgen, beachten, ſo können wir, wie ſchon eben erwähnt, alle Sternbilder, mit Ausnahme eines kleinen Theiles derſelben, welcher zu bald nach der Sonne unter- oder zu ſpät vor ihr aufgeht, kennen lernen. Ohnehin gehen in unſern Gegenden niemals unter und ſind mithin das ganze Jahr hindurch jede Nacht, obwohl in ſehr verſchiedener Stellung, am Himmel zu ſehen: die Bilder des großen und kleinen Bären, der nördliche Drache, Cepheus und Caſſiopea. Nur zum Theil gehen unter: der Fuhrmann (Capella, die im Spätjahr hoch am Scheitelpunkt oder Zenith des Himmels ſtand, zeigt ſich dann tief nach dem Horizont hin), Perſeus, Andromeda, Schwan, Leyer, Herkules, der kleine Löwe, die Jagdhunde.

---

[1] Nach einer Vorausſetzung, welche ſchon den Berechnungen des Ptolemäus über den heliakiſchen Auf- und Untergang der Sterne zu Grunde liegt, ſollte die zum Sichtbarwerden der Erde nöthige Tiefe der Sonne für ſolche der erſten Größe 12°, der zweiten

Die Aſtronomen haben das Erſcheinen und die Stellung der Sternbilder und einzelnen Sterne derſelben ſo genau berechnet, daß wenn einer von ihnen viele Jahre lang an einem

---

13°, der dritten 14°, der vierten 15°, der fünften 16°, der ſechſten 17°, für die kleinſten, mithin für das Ende der Dämmerung 18° betragen. Es kommt hierbei übrigens ſehr auf die Höhe des Sterns über dem Horizont und auf ſeine Helligkeit an. So kann Sirius ſelbſt in der Nähe des Horizonts bei einer Tiefe der Sonne von 10°, wenn er aber 15 bis 20° über dem Horizont erhebt iſt, ſelbſt dann ſchon ſichtbar werden, wenn die Sonne nur 4, ja nur 2° tief ſteht. Nach Ptolemäus (Almagest. L. XIII. c. 7) wird Venus bei 5° 40', Mercur bei 11½°, Jupiter bei 12° 15', Saturn bei 11°, Mars bei 14½° Tiefe der Sonne wahrnehmbar.

dunklen Orte geweilt hätte, wo ihm kein Mittel geblieben wäre, die Zeiten von Tag und Nacht oder die einzelnen Stunden des Tages zu unterſcheiden und ihren Verlauf zu zählen, und er träte nun auf einmal heraus unter den Sternenhimmel, er nicht bloß die Stunde der Nacht, ſondern auch den Tag des Monats beſtimmen könnte, welcher eben jetzt anbrechen wollte oder vergangen wäre. Ja der Fixſternenhimmel iſt eine ſo vollkommen eingerichtete Uhr des Weltalls, daß man an ihm ſelbſt den Verlauf der Jahrhunderte und der Jahrtauſende zu erkennen vermag. Denn während der kleinſte Zeiger dieſer Uhr, der die Tages- und Nachtſtunden andeutet, jede 4 Minuten um einen Grad weiter rückt, bewegt ſich der Monatszeiger in jedem Tage etwa um einen Grad; der Menſchenalterzeiger, von welchem wir hernach reden wollen, rückt in 70 Jahren (als während der gewöhnlich angenommenen Dauer eines Menſchenlebens) einen Grad weiter und kommt in 25600 Jahren am ganzen Himmel herum. So, um nur einige Beiſpiele zu geben, wird erkannt, daß heute der erſte October ſei, wenn Schedir im Pegaſus, um 12 Uhr des Nachts in der Linie, die man ſich von Nord nach Süden gezogen denken kann: im Meridian ſtehet; am 2ten erreicht der helle Stern am Schwanze des Wallfiſches (Deneb Kaitos) um Mitternacht den Meridian, am 8ten Mirach in der Andromeda u. ſ. f. Zugleich würde dann ein Aſtronom es am Abend oder am Morgen am heitern Sternenhimmel bemerken können, daß jetzt October ſey, denn am 8ten October verſchwindet Antares im Scorpion, in den Strahlen der Abenddämmerung, und um dieſelbe Monatszeit (ſchon am 7.) wird Arctur wieder vor Sonnenaufgang am Morgenhimmel ſichtbar[1].

---

[1] Abgeſehen von dem Unterſchiede, welchen die Verſchiedenheit der Parallelen begründet, ſo fiel nach **Aetius Amidenus** (*περὶ ἐπισημασιῶν ἀστέρων*) zu ſeiner Zeit der heliakiſche Aufgang des Arctur auf den 17. September, der der Spica auf den 19. Plinius ſetzt den hel. Aufgang des Arctur auf den 12., den der

am 14. auch Gemma in der Krone, am 29. Spica in der Jungfrau. Den Novembermonat deuten folgende, dann um Mitternacht im Meridian ſtehende Sterne an: Menkar im Wallfiſch (um den 6.), Algenib im Perſeus (den 12.), Alcyone im Siebengeſtirn (den 18.), Aldebaran im Stier (den 30.). Zugleich treten nun der untere Stern der Waage und Ras-Alhague im Ophiuchus (am 22. und 23.) wieder vor Sonnenaufgang ſichtbar über den Horizont herauf. Der Decembermonat wird durch die größten, ſchönſten Fixſterne des Himmels angezeigt, welche dann um Mitternacht im Meridian ſtehen: Capella (am 8.), Rigel im Orion (am 9.), Beteigeuze (am 18.), Sirius (am 30.). Am Morgenhimmel, vor Sonnenaufgang, erſcheinen jetzt Antares (am 20.[1]) Wega, das Geſtirn der Leyer, am 23.[2]); am Abendhimmel verſchwindet, nach Sonnenuntergang, Arcturus. — Im Januar (am 8.) erreicht Caſtor, dann Procyon (am 9.) um Mitternacht den Meridian; frühe, am Morgenhimmel, erſcheint Scheat im Pegaſus (den 12.), Mirach am 27.; in der Abenddämmerung ganz tief am Horizont ſind im Verſchwinden Gemma (am 4.), Fomahand (den 15.), Atair (am 26.[3]). Die Mitternachtsſtunden des Februars zeigen Alphard und Regulus an, welche dann (am 6. u. 15.) im Meridian ſind; Deneb Kaitos, der Stern am Schwanze des Wallfiſches, verſchwindet in der Abenddämmerung. — Am 1. März erreicht Dubhe, der vorderſte und oberſte im Viereck des großen Bären um Mitternacht den Meridian; Algenib im Pegaſus erſcheint (am 28.) wieder vor Sonnenaufgang. Der Aprilmonat

---

Spica auf den 18. Septembers Columella XII. 11 jenen auf den 17., dieſen auf den 18. September.

1) Columella (L. XI. c. II.) ſetzt den heliakiſchen Aufgang des Antares (Stella clara Scorpionis) ſchon auf den 8. November.

2) Nach Columella am 3., Arctur verſchwindet nach Plinius ſchon am 2. November in der Abenddämmerung.

3) Nach Columella ſchon am 29. December.

wird durch Spica und Arcturus, welche (am 9. u. 25.) den Meridian um Mitternacht erreichen, ſo wie durch den hellen Stern im Widder, dann durch Rigel im Orion, durch Mirach und Alcyone angedeutet, welche vier letztern am 15., 17., 25. und 29.[1]) am Abendhimmel verſchwinden. In den Mitternachtsſtunden des Mais kommen der weſtliche (untere) Stern in der Waage, Zubenelgenubi genannt (am 3.), dann Gemma, (am 15.) Antares (am 27.) in den Meridian; früh am Morgenhimmel erſcheint (am 16.) zuerſt wieder der helle Stern im Widder; am weſtlichen Horizont verſchwindet in der Abenddämmerung Aldebaran (am 3.[2]), Beteigeuze im Orion (am 8.), Procyon im kleinen Hunde (am 24.). Den Junymonat zeigen Ras-Alhague und Wega an, welche am 13. und 27. um Mitternacht den Meridian erreichen und Alcyone im Siebengeſtirn, die (am 24.) zuerſt wieder vor Sonnenaufgang ſichtbar wird[3]), während Caſtor und Regulus am 28. u. 29. in der hellen Abenddämmerung verſchwinden. Um die Mitternachtsſtunde des 16. Juli erreicht Atair, den 28. Deneb den Meridian; am 2. wird Fomahand, am 7. Aldebaran, am 13. Menkar im Wallfiſch, am 18. Caſtor, am 30. Beteigeuze[4]) vor Sonnenaufgang ſichtbar. Im Auguſt am (6.) zeigen ſich der helle Stern Rigel, dann Procyon (am 17.[5]),

---

1) Nach Columella fällt der Untergang der Plejaden auf den 2. April.

2) Nach Columella am 12. (18.) April.

3) Columella und Plinius ſetzen den heliak. Aufgang des Siebengeſtirns auf den 10., Ovid auf den 13. Mai.

4) Nach Act. Amst. l. c. fängt Orion ſchon am 25. Juni an wieder aufzugehen; am 3. Juli zeigt er ſich vor Sonnenaufgang ſchon ganz am Himmel.

5) Nach Columella Procyon am 15. Juli, Sirius am 26.; nach Act. Amst. Procyon ſchon am 14. Juli, Sirius am 19. Schon aus dieſen wenigen angeführten Fällen läßt ſich (ſo ungenau auch im Einzelnen manche dieſer Tagesangaben ſind), das Verrücken der Nachtgleichen im Ganzen erkennen.

und am 28. Sirius wieder früh in der Morgendämmerung, Spica verſchwindet am 8. in der Abendhelle. — Im September zeigen Fomahand, dann Scheat und Algenib im Pegaſus, wenn ſie ſich um Mitternacht im Meridian finden, den 3., 4. und 24. Monatstag an; Regulus und Alphard, wenn ſie in der Morgendämmerung ſichtbar werden, den 5. und 17., der Stern der Waage, Zubenelgenubi genannt, verſchwindet Abends (am 26.).

Die vorſtehenden Beiſpiele ſollten nur im Allgemeinen die Anwendbarkeit der beobachteten Stellung der Sterne, zu einer großen Monats- oder Jahresuhr des Weltalls andeuten und zugleich die vorſtehende Beſchreibung der gegenſeitigen Lage der Sternbilder noch brauchbarer machen. Die berechneten Tafeln der Aſtronomen gehen noch viel weiter. Sie laſſen nicht bloß für jede einzelne Nacht, ſondern für jede Stunde der Nacht die Stellung der Sterne des Himmels ſo genau voraus beſtimmen, daß ein geübtes Auge, z. B. aus der Richtung der bei uns niemals untergehenden, nördlichen Sternbilder, genau, bis auf die Minute, die Zeit der Nacht erkennen kann. Von mehreren hieher gehörigen Erkennungszeichen der Zeit an den Bewegungen der Geſtirne wird noch weiter nachher die Rede ſein. Dann ſprechen wir auch noch etwas mehr von der oben erwähnten Bewegung des dritten, höchſten Zeigers unſrer Weltenuhr, welcher in 72 Jahren nur um einen Grad des Thierkreiſes vorwärts geht: von dem Vorrücken der Nachtgleichen, von welchem es hergekommen, daß ſeit Erfindung unſrer jetzigen Kalenderzeichen, welche mehrere Tauſende von Jahren alt iſt, die Stellung der Sonne, z. B. in der Frühlings-Nachtgleiche, nicht mehr in den erſten Grad des Sternbildes des Widders, ſondern der Fiſche fällt, daher die Geſtirne, wenn ſie der altherkömmliche Ausdruck zu gewiſſer Zeit in irgend ein Zeichen des Thierkreiſes, z. B. in die Zwillinge ſetzt, nicht in dem Sternbild der Zwillinge, ſondern in dem nächſt vorhergehenden des Stiers aufzuſuchen ſind.

B. Phyſicaliſche Beſchreibung des Fixſternenhimmels.

Im Vorhergehenden wurden zuvörderſt jene Gegenſtände des Fixſternenhimmels genannt, welche auch ohne Anwendung der Fernrohre leicht ins Auge fallen, und es wurden ſolche Bewegungen und Veränderungen der Sternbilder beſchrieben, welche nicht ſelbſtſtändig von den Fixſternen ſelber ausgehen, ſondern welche von der täglichen Umdrehung unſrer Erde um die eigene Axe, und von dem jährlichen Umlaufe um die Sonne, oder von einer noch ſpäter zu erwähnenden, an die Zeit von faſt ſechsundzwanzig Jahrtauſenden gebundenen Veränderung in der Stellung der Erdaxe herrühren. Hier wollen wir nun auch ſolche Gegenſtände kennen lernen, welche nur durch Fernröhre bemerkt werden, und ſolche Erſcheinungen und Bewegungen betrachten, welche ſelbſtſtändig den Fixſternen zukommen: von dieſen ſelber ausgehen.

Wir führen die hieher gehörigen Erſcheinungen zunächſt in der Ordnung auf, in welcher ſie etwa, eine nach der andern, einer länger fortgeſetzten Beobachtung auffallend werden konnten und noch können.

a) Die veränderlichen Sterne.

Dieſe ſind ſolche, welche in gewiſſen, zum Theil genau beſtimmbaren Perioden, ihren Schein vermindern, oder dieſen ſo ganz zu verlieren ſcheinen, daß ſie, wenigſtens mit bloßen Augen, nicht mehr zu erkennen ſind. Hierauf nimmt aber der Glanz bei den meiſten ungleich ſchneller wieder zu, als er abnahm, ſo daß die Zeit der Verdunkelung gegen die der gewöhnlichen Lichtgeſtalt nur ſehr kurz iſt. Ein ſolcher veränderlicher Stern — der größte von allen — iſt Algol, deſſen Lichtwechſel ſchon oben, unter Nro. 16 der Sternbilder, angegeben worden. Auch der kleine Stern, welcher am Kopf des **Cepheus** (m. v. Nr. 6) am nächſten nach Caſſiopea hinüber ſtehet, vermindert ſein Licht jedesmal nach einer Periode von 5 Tagen, 8 Stunden und 38 Minuten; der Stern η am Antinous (m. v. 25), der unter den drei Sternen des Adlers, und faſt in gerader Linie mit ihnen ſteht, wird jedesmal nach 7 Tagen 4 Stunden 14 Minuten auffallend ſchwächer an Licht; der obere von den beiden (nach Nr. 7) ſüdwärts unter Wega ſtehenden, kleinen Sternen, in 12 Tagen 21 Stunden; der Stern am Haupt des Herkules in 60¼ Tagen. Einige kleine Sterne, davon einer im Sternbild der Jungfrau, einer im Löwen und einer in der Krone gelegen iſt, und davon der erſtere in 145, der andere in 311, der dritte in 335 Tagen ſein Licht wechſelt, verſchwinden dann ganz aus dem Auge; aber auch Mira am Halſe des Wallfiſches (nach Nr. 21) verliſcht meiſt nach ohngefähr 332 Tagen und iſt zuweilen Jahre lang ganz unſichtbar geblieben; der kleinere Stern η in der Waſſerſchlange, der mit der Krippe im Krebs und mit Procyon im kleinen Hund ohngefähr ein Dreieck bildet, erliſcht nach 494 Tagen. Bemerkenswerth ſind außer den ſo eben angeführten auch noch zwei veränderliche Sterne im Sternbild der Schlange, davon der eine in 366, der andre in je 359 Tagen ſein Licht wechſelt, beide mithin in einer Zeit, welche mit der Dauer des Erdenjahres nahe zuſammenſtimmt. Man leitet den Lichtwechſel der veränderlichen Sterne gewöhnlich von einer Umdrehung derſelben um ihre Axe her, wobei abwechſelnd jetzt die heller glänzende, dann die andere (etwa mit Flecken bedeckte) Seite uns zugekehrt wird.

Mira im Wallfiſch iſt zugleich ein Doppelſtern. Der größere, an welchem ſich die eben bemerkten Veränderungen zeigen, iſt ſtark roth, und hat auch noch einen wahrſcheinlich in näherer Beziehung auf ihn ſtehenden Nebelfleck bei ſich; der kleinere iſt nur durch gute Fernröhre bemerkbar.

b) Die neu erſcheinenden Sterne.

So nennt man jene, welche zuweilen plötzlich, an Stellen des Himmels, wo vorher gar kein augenfälliger Stern bemerkt worden, aufflammten, und es ſcheint, als wenn dieſelben auch, wenigſtens zum Theil, zur Klaſſe der veränderlichen Sterne gehörten. So der von Tycho de Brahe beſchriebene, der im Jahre 1572 am Stuhl der Caſſiopea erſchien; denn in derſelben Gegend hatte ſich auch in den Jahren 1264 und 945 ein neuer Stern gezeigt. Andere neuerſchienene Sterne ſind der von 125 vor Chriſto, den Hipparch beobachtete; der von 389 nach Chr. Geb., der heller als der Abendſtern glänzte. Einer am Fuße des Ophiuchus, von Kepler beſchrieben, erſchien im Jahre 1604. Auch im Jahr 1670 ſahe Caſſini in dem Sternbild der Caſſiopea 5 neue Sterne, von minder augenfälligem Lichte.

c) Lichtveränderung der Fixſterne, im Verlauf längerer Zeiten.

Der Stern zur Linken des Atair war ſonſt heller, als der zur Rechten gelegene; der zunächſt an der Deichſel ſtehende Stern δ, im Viereck des großen Bären, war ſonſt heller, als jetzt, eben ſo der zwiſchen dem mittleren Deichſelſtern des großen und den Vorderſternen des kleinen Bären gelegene Stern α im nördlichen Drachen. Alphard in der Waſſerſchlange ſtehet in den alten, ſonſt ſehr genauen Sternchartenals Stern der erſten Größe verzeichnet, während er jetzt kaum von zweiter Größe iſt. Dagegen war Enif, am Maul des Pegaſus, ſonſt nicht ſo hell, als er jetzt iſt.

d) Eigenthümliche Bewegungen der Fixſterne.

Auch die Fixſterne haben zum Theil eine, freilich erſt nach längeren Zeiträumen bemerkbare Fortbewegung, nach ſehr verſchiedenen Richtungen hin; eine Fortbewegung, welche ſich, wie man dieß in neuerer Zeit anerkannt hat, nicht bloß aus einer Fortbewegung unſerer Sonne, und mit ihr unſeres ganzen Planetenſyſtemes erklären läßt, ſondern auf andere, in den Fixſternen ſelber gelegene, bewegende Kräfte begründet ſein muß. An Arctur bemerkten ſchon frühere Aſtronomen, daß er [illegible] Ptolemäus Zeiten (der um das J. 125 nach Chriſto die Stellungen der Sterne beſchrieb) ſich fortbewegt haben müſſe, und zwar, wie man weiter nachher berechnete, bewege er ſich gegen Süden hin, in etwa 132 Jahren um 5 Minuten des Raumes (nahe um ein Sechſtel des Durchmeſſers der Vollmondsſcheibe) mithin in faſt 1600 Jahren um einen ganzen Grad (zwei Mondſcheiben Durchmeſſer). In neueren Zeiten hat man gefunden, daß einige kleine Sterne: wie Nr. 61 im Schwan unter allen Fixſternen die ſtärkſte eigenthümliche Fortbewegung haben, welche jährlich über 5 Sekunden, mithin in 12 Jahren eine Minute, in 720 Jahren einen ganzen Grad austrägt. An einem andern kleinen Stern der an der Grenze der Sternbilder des großen Bären und der Jagdhunde ſteht, zeigt ſich eine jährliche Fortbewegung von 7 Secunden. Auch Nr. 40 im Eridanus und μ in der Kaſiopea rücken jährlich um 3 bis 4 Secunden fort, überhaupt zeigen etwa 22 Sterne eine Fortbewegung von mehr als einer Secunde, und gegen 300 ſind bei denen ſie über $^1/_{10}$ und ohngefähr eben ſo viele bei denen ſie über $^1/_{20}$ Secunden beträgt, mithin erſt in 36,000 ja in 72,000 Jahren um einen Grad anwächſt. Und wenn ſich auch die Summe aller, an denen man ſchon bisher eine Spur der eigenen Bewegung bemerken konnte auf nahe an 1,000 belaufen mag, ſo iſt dennoch für die meiſten Fixſterne noch eine viel längere Benutzung unſerer jetzigen genaueſten Sternkarten und eine länger fortgeſetzte Beobachtung nöthig, um mit Sicherheit etwas über ihre eigene Bewegung auszuſprechen. Aber ſelbſt aus dieſen bereits ſicher ſtehenden Grundzügen eines umfaſſenden Erkennens der Bewegungen der Fixſterne hat der tiefer forſchende Geiſt eines **Mädler** mit großer Wahrſcheinlichkeit es dargethan, daß der bewegende Mittelpunkt jener Lichtwelten in die Gegend der Plejaden oder des Siebengeſtirnes falle. Um dieſen Mittelpunkt iſt das Fixſternenſyſtem in einzelnen, linſenförmig ausgebreiteten, concentriſchen Ringen angeordnet. Einige dieſer äußerſten Ringe erſcheinen uns als Milchſtraße.

Im Ganzen laſſen ſich freilich die Linien und mathematiſchen Figuren, womit ſchon Hipparch (nach Ptolem. μαθ. συντ L. VII. c. 1.) die Sterne und Sterngruppen umſchreibt, noch immer am Himmel als dieſelben erkennen und geben hierdurch ein Zeugniß von der Unveränderlichkeit des Fixſternenhimmels. So geht z. B. noch jetzt eine Linie von Denebola am Löwen nach dem äußerſten Schwanzſtern des großen Bären gezogen, durch die vorderſten Sternlein am Haupthaar der Berenice; eine Linie durch das zweite (mehr nach dem Halſe zu) ſtehende Paar der kleinen Sterne, am Kopf des Löwen, trifft noch jetzt auf den Stern am Halſe der Waſſerſchlange; noch jetzt trifft eine durch die beiden Sterne der Waage gezogene Linie jenen Stern (α) des Schlangenhalters, in deſſen nächſter Nähe zwei andere kleine Sternlein ſtehen, oder es liegen noch immer, wie zu Ptolemäus Zeit, die beiden nördlichen Sterne am Kopf des Widders, der am Knie des Perſeus und Capella, ebenſo wie Capella mit dem Stern bei der nördlichen Hörnerſpitze des Stiers und mit dem hellen Schulterſterne des Orion (Beteigeuze) und Caſtor und Pollux mit dem Stern am Halſe der Waſſerſchlange in einer geraden Linie u. ſ. w. Dagegen ſteht Arctur nicht mehr in den von Hipparch und Ptolemäus angegebenen Linien und ſein Fortrücken wird noch deutlicher erkannt, wenn man die Stellung deſſelben zur Zeit jener Alten, nach ihren genauen Angaben der Längengrade mit der jetzigen vergleicht.

e) Die Nebelflecken.

Unſre Milchſtraße, ſo ſahen wir oben bei Nro. 3, erſcheint, wenn man ſie mit einem guten Fernrohr betrachtet, großentheils aus kleinen, enggedrängten Sternen zuſammengeſetzt, deren Zahl von Herſchel auf 18 Millionen geſchätzt wird. Man erklärt ſich die Erſcheinung jenes großen, um das ganze Himmelsgewölbe herumgebenden Lichtgürtels dadurch, daß man annimmt dieſe Millionen der Fixſterne ſeien in eine mehrfach getheilte, große, weite Ebene oder in linſenförmiger Geſtalt zuſammengeordnet; unſere Sonne aber verhältnißmäßig nicht gar ferne von der Mitte dieſer Sternenebene gelegen, weßhalb ſich für unſer Auge, wenn wir durch die Breite der Ebene nach ihrem Umkreis hinblicken, die Sterne, welche hier in langen Reihen hinter einander ſtehen, ſo zuſammendrängen, daß ihr ſchwaches Licht zuletzt nur noch zu einem nebelartigen Schimmer zuſammenfließt, während außerhalb der Milchſtraße, nach der Dicke der großen Sternenſcheibe hin, weniger Sterne gelegen ſcheinen. Denn die Ausdehnung der großen Ebene, ihrer Länge nach, wird auf 1500, die Höhe oder Dicke nur auf etliche hundert ſolcher Räume geſchätzt, wie der zwiſchen unſerer Sonne und dem nächſten Fixſterne iſt. Uebrigens darf man die Zahl der innerhalb des Gürtels der Milchſtraße und in der Wölbung ihrer Ebene gelegenen Sterne doch auch auf 12 Millionen, die Geſammtzahl derſelben in dem Fixſternenſyſtem, zu dem unſere Sonne gehört, nahebei auf 30 Millionen ſchätzen.

Außer der neblichten Zuſammendrängung der Sterne in der Milchſtraße, werden denn auch in andern Gegenden des Sternenhimmels ähnliche Lichtnebelflecken oder Punkte bemerkt, welche ſich, durch ſtarke Fernröhre betrachtet, zum Theil in kleine Sterne auflöſen laſſen, zum Theil aber wirklich, wie der Name ſagt, nur aus einem zarten, formlos über den Himmelsraum ergoſſenen, veränderlichen, leuchtenden Nebel zu beſtehen ſcheinen. Die Nebelflecken der erſteren Art werden von vielen Aſtronomen für ferne Milchſtraßen gehalten, welche, ſo wie die unſrige, aus vielen Millionen Sternen zuſammengeſetzt ſind. „Denn in einem Abſtand von 10 ihrer Durchmeſſer, würde unſere ganze Milchſtraße nur ſo groß, als das Siebengeſtirn, im Abſtand von 100 Durchmeſſern noch etwa ſo groß, als der oben bei Nro. 17 erwähnte, kaum erkennbare Nebelfleck im Sternbild der Andromeda erſcheinen.“ Eben dieſer Nebel der Andromeda, der noch vor allen anderen durch ein ſcharfes Auge bemerkbar iſt, gehört unter die zum Theil in Sterne auflösbaren, während ein andrer, der um den mittleren Stern am Schwerte des Orion ſteht, aus einer unregelmäßig ausgebreiteten (gleichſam zackigen) Lichtmaſſe beſtehet, in der ſich nur einzelne Sterne unterſcheiden laſſen. Man findet übrigens ſchon durch mittelmäßig gute Fernröhre mehrere merkwürdige Lichtnebel: in der Gegend des Mundes vom Pegaſus, am Kopf des Waſſermanns und unterhalb dem Steinbock, ſo wie am Fuße des Antinous und bei dem Bogen des Schützen. Nach einer andern Richtung hin findet man gleichfalls ſehr ausgezeichnete Nebelflecken: beim nördlichen Triangel und bei Algol, dann beim Haupte des großen Bären, im Haupthaar der Berenice und bei Vindemiatrix in der Jungfrau, ſowie im Krebs. Eben ſo im Schwan, im Hercules und Ophiuchus; dann bei Antares im Scorpion, bei der Keule des Orion und am ſüdlichen Horn des Stieres. Merkwürdig iſt es, daß die meiſten und ausgezeichnetſten Nebelflecken in einer zweiſtrahligen Zone liegen, welche die Milchſtraße in der Gegend der Caſſiopea und des Perſeus durchſchneidet und wovon der eine Strahl von dem Sternbild der Jungfrau (bei Vindemiatrix) durch das Haupthaar der Berenice, nach Algol und dem nördlichen Triangel, der andere aber vom Krebs durch das Haupt des großen Bären nach dem Kopf des Pegaſus und des Waſſermannes, dann weiter unter den Steinbock hinuntergeht. Man unterſcheidet mehrere Tauſende von Nebelflecken, an denen man die ſonderbarſten Geſtalten (ringförmige, hackenartig gebogene, büſchelförmige u. ſ. w.) bemerkt. Unter die räthſelhafteſten gehören die ſogenannten planetariſchen, welche, durch ein gutes Teleſcop betrachtet, als wirkliche runde Scheiben mit deutlichem Durchmeſſer erſcheinen, nicht, wie die Fixſterne, als unmeßbare Pünktlein. An Rauminhalt übertreffen dieſe merkwürdigen Weltkörper unſre Sonne vielleicht tauſend Millionen Male, und dennoch leuchten ſie mit einem ſo ſchwachen Lichte, daß ſie ſelbſt von unſren kleinſten Fixſternen unvergleichbar weit an Glanz übertroffen werden. Denn auch das ſchärfſte Auge vermag ſie nicht zu erkennen, wenn es nicht ſehr ſtarke Fernröhren zu Hülfe nimmt. Vermuthlich ſind dieſe ſogenanten planetariſchen Nebel entweder engzuſammengedrängte Sternenhaufen, oder Sterne, welche von einer leuchtenden, weit ausgedehnten Dunſthülle, ähnlich der leuchtenden Atmoſphäre unſerer Sonne, umfloſſen ſind.

Die Zahl der Sterne der Milchſtraße wurde von Herſchel auf ähnliche Weiſe geſchätzt, oder aufs Ohngefähre hin berechnet, auf welche, nach einem altbekannten Verfahren, die Zahl der Sandkörner eines großen Sandhaufens geſchätzt werden kann. Herſchel zählte, wiederholte Male, die Sterne, welche auf einmal in dem Geſichtsfeld ſeines Fernrohres erſchienen, wenn er mit ihm die Milchſtraße betrachtete, und berechnete dann, wie viel ſolcher Geſichtsfelder die ganze Milchſtraße umfaſſe.

f) Die Doppelſterne.

Viele Sterne, welche mit bloßem Auge, und ſelbſt noch durch ziemlich gute Fernröhre betrachtet, nur als **ein** Stern geſehen werden, beſtehen eigentlich aus zwei, ja aus drei und noch mehreren ganz ungemein nahe beiſammenſtehenden Sternen. So iſt **Caſtor**, der oberſte Stern in den Zwillingen, aus zweien zuſammengeſetzt. Wenn man, wie dieß in neuerer Zeit Herſchel, Struve, Beſſel, Mädler und mehrere treffliche Aſtronomen gethan haben, genau auf die wechſelſeitige Stellung ſolcher Sternen-Paare oder Drillinge u. ſ. Rückſicht nimmt, ſo bemerkt man an vielen von ihnen, daß dieſe Stellung ſich verändere und daß ſolche nahe zuſammengeſellte Sterne ſich eben ſo einer um den andern, oder vielmehr um einen gemeinſamen Schwerpunkt bewegen, als ſich in unſrem Planetenſyſtem die Erde um die Sonne oder der Mond um die Erde herumbewegt. Bei einer freilich verhältnißmäßig geringen Zahl jener Doppelſterne, welchen man eine Bahnbewegung zuſchreiben kann, gehet die Dauer der Umlaufzeit nicht über die Zeiten eines Menſchenlebens, ja nicht einmal über die Zeit der neueren, genaueſten Beobachtung der Doppelſterne hinaus. So namentlich bei dem unterſten Stern am linken Fuße des großen Bären, welcher auf unſeren Karten mit ξ bezeichnet iſt. Seit 66 Jahren hat man dieſen Doppelſtern beobachtet und ihn in dieſer Zeit etwas mehr als einen ganzen Umlauf vollenden ſehen. Denn ein ſolcher dauert bei ihm 61 Jahre und 3¼ Monate. Ja, ein anderer Doppelſtern, γ der Krone, hat, ſeitdem man genauere Kunde von ihm nahm, ſchon mehr denn $1\frac{1}{3}$mal den Weg ſeiner Bahn zurückgelegt, was bei ihm in $42\frac{1}{3}$ Jahren geſchieht. Größere Schwierigkeiten fand man freilich bei der Berechnung der Bahnbewegung von ζ im Hercules, doch hat die Angabe ſeines kurzen Umlaufs zu 30 Jahren die Wahrſcheinlichkeit für ſich. Der augenfälligſte Doppelſtern: α am Fuß des Centaurus, der ſich nicht über die ſüdliche Himmelshalbkugel erhebt, zeigt eine 79jährige, λ und τ im Ophiuchus jener eine 95, dieſer eine 101jährige Umlaufszeit. Nicht nur ein zweifaches ſondern ein dreifaches Syſtem, vereint für das Auge zu einem Stern, finden ſich bei ζ im Krebs, ſo wie bei ξ zwiſchen den beiden Schalen der Wage. Bei dem erſteren hat der größere Hauptſtern einen andern näheren Stern zum Begleiter, der ſeinen Umlauf in 58 Jahren vollendet, während ein dritter, weiter entfernt ſtehender erſt in 5 bis 6 Jahrhunderten ſeine Bahn zurücklegt. Auch bei ξ in der Wage dauert der Umlauf des inneren näheren nur 105, der des äußern wahrſcheinlich über 1000 Jahre. Für ω im Löwen hat man die Umlaufszeit auf 117, für γ im Sternbild der Jungfrau zu 169, für σ in der Krone zu 478, für den Doppelſtern Caſtor zu 519, für 61 im Schwan auf 514 Jahre berechnet, obgleich man nur erſt einen Theil ihres Laufes beobachten konnte.

Wenn man zu dieſen ſchon genauer beſtimmbaren Bahnbewegungen der Doppelſterne auch die andern, minder genau erkennbaren hinſtellt, dann mag die Zahl jener, deren Umlauf weniger als 100 Jahre dauert auf 8 zu ſetzen ſeyn, die, welche in weniger als 200 Jahren den Weg ihrer Bahn vollenden, auf etwa 14; vor 300 Jahren kommen 5, vor 400 J. 13, vor 500 J. 11 einmal um ihren Mittelpunkt herum. Nimmt man die Summe aller Doppelſterne an denen eine Bahnbewegung wahrſcheinlich iſt zu 490 bis 500 an, dann darf man ſagen daß $\frac{1}{10}$ derſelben einen Umlauf von weniger als 500, $\frac{5}{10}$ oder etwa die Hälfte in weniger als 1500 Jahren zurücklegen, die andere Hälfte aber in Zeiten, welche nicht nur aus dem zweiten in das dritte, ſondern über dieſes hinaus bis in die Zeiten von mehr als zehn Jahrtauſenden fallen. Als eine einſtweilige Mittelzahl für die Umlaufszeiten der Doppelſterne nimmt Mädler die Zeit von 1400 Jahre an (m. v. die populäre Aſtronomie deſſelben, 4. Aufl. S. 513, 514).

Beachtenswerth erſcheint auch die ſo weit von dem Kreiſe abweichende elliptiſche Form der Bahnen bei den meiſten der uns bekannteren Doppelſterne. Hierin gleichen dieſelben weit mehr den Kometen als den Planeten unſeres Sonnenſyſtems. Auch die ſehr augenfällige bunte Färbung, welche viele Doppelſterne zeigen: roth und grün, gelb und blau, violet u. ſ. w. ſcheint einen tiefer in der Natur ihres Lichtes liegenden Grund zu haben. Außer den wirklichen, ein gemeinſames Syſtem bildenden (phyſiſchen) Doppelſternen gibt es auch optiſche, welche nur ſcheinbar für unſer Auge ſo nahe beiſammen, eigentlich aber durch weite Räume getrennt, hintereinander ſtehen, wie etwa eine nur 10 Schritte vor uns aufgeſtellte Stange in gleicher Linie mit einem über 10,000 Schritte entfernten Thurme.

g) Eine Aſtronomie des Unſichtbaren.

Mit der hier gebrauchten Bezeichnung eines Unſichtbaren meinen wir keinesweges jene überſinnliche Welt des Jenſeits von deren Weſen unſere Seele ſelber und für welche wir mit Seele und Geiſt geſchaffen ſind. In ihr allerdings leben, weben und ſind wir; ihr eigentliches Anſchauen aber bleibt uns verſchloſſen ſo lange wir im Leibe wallen. Das, was wir hier meinen das gehört zwar noch ganz, wie ſeine Wirkungen es bezeugen, zur Welt der Sinnlichkeit, iſt dem Geſetz der Schwere unterworfen wie unſer Fleiſch und Blut, ja wie der Stein der zu unſren Füßen liegt, bleibt jedoch dabei unſern Augen unſichtbar, läßt nur durch die Wechſelwirkung ſeiner Maſſen mit andern Körpermaſſen auf ſein Vorhandenſein uns ſchließen. Würde doch ein Weltkörper der nicht in eigenem Lichte ſtrahlte wie unſre Sonne, ſondern nur wie der Mond und die Planeten von Sonnenlicht beleuchtet wäre, auch dann, wenn er eben ſo groß wäre wie unſre Sonne ſchon in einer Ferne für unſer Auge unſichtbar bleiben, welche wenig mehr als 200 Mal den Abſtand unſerer Erde oder 60 Mal den Abſtand des Neptun von der Sonne betrüge (etwa die Weite von 2000 Millionen Meilen). Der Firſtern aber, welcher der Berechnung nach wahrſcheinlich der nächſte an uns iſt, α im Centauren ſtehet noch 1000 Mal, Wega im Sirius gegen 4000, der Polarſtern 12000, die Capella 20000 Mal weiter von uns ab, und ſie alle leuchten uns als helle Sterne.

Daß es aber nun, mitten unter den hellglänzenden Sternen des Himmels auch ſolche geben müſſe von denen keine Spur eines Lichtſtrahles in unſer Auge fällt, das nimmt unſer berechnender Verſtand, mit eben ſolcher Sicherheit wahr, als das Auge den Mond und ſeinen Lauf am Himmel ſiehet. Die Beobachtung hat nämlich gelehrt, daß eben ſo, wie die anziehende Kraft der Erde den Mond, die der Sonne aber nicht nur die Erde und ihren Mond, ſondern alle Planeten in ihren Bahnen erhält und bewegt, auch die Maſſen zweier Planeten, wenn ſie auf ihren Bahnen ſich nahe kommen ſo auf einander wirken, daß ſie gegenſeitig ſich anziehen, näher gegen einander hinrücken. So hatte man unter andern auch bemerkt, daß der äußerſte bis dahin bekannte Planet Uranus, wenn er an die Stelle ſeiner Bahn kam auf welcher er ſich ſeinem uns bekannten Nachbar, dem Saturn am meiſten nähert etwas hereinwärts nach dieſem und abwärts nach der Sonne zu gerückt wurde. Das Entgegengeſetzte aber widerfuhr ihm an einer andern Stelle ſeiner Bahn, wo er von dieſer hinauswärts nach dem ſonnenferneren Weltenraum gezogen und abgelenkt ward. Da that der kühne, ſcharfblickende Geiſt des J. Leverrier zu Paris den großen Schritt in das Gebiet der Aſtronomie des Unſichtbaren, gab die Stelle des Sternenhimmels an, wo ein noch unbekannter Planet in faſt doppelt ſo großer Entfernung des Uranus von der Sonne ſtehen müſſe und ein deutſcher Beobachter von lichtvollem Scharfblick des Geiſtes wie des äußeren Sinnes, Gall in Berlin fand dieſen

Unbekannten in dem Planeten Neptun in der von Leverrier bezeichneten Gegend wirklich auf. Aber die Aſtronomie des Unſichtbaren hat für ihre Endeckungen ein noch viel weiteres Feld gewonnen. Ein deutſcher Aſtronom von welchem man vor Andern ſagen kann, daß auf allen Werken ſeines Berufes ein beſonderes Glück und Wohlergehen ruhete: Beſſel in Königsberg, wagte, als ein zweiter geiſtiger Columbus, eine Fahrt ſeines berechnenden Verſtandes aus dem ſichtbaren Gebiet des Sternenhimmels in eine noch unbekannte Welt des unſichtbaren hinaus. Mit derſelben Sicherheit in welcher Leverrier das Daſein des noch ungeſehenen Neptun, erwies er das Vorhandenſein eines für uns unſichtbaren dunklen Weltkörpers, um welchen Sirius in 50 Jahren und etwa 35 Tagen einen Umlauf macht; ein Weltkörper, deſſen Maſſe ⅔ unſrer Sonnenmaſſe gleichkommen, und in einem Abſtand von 2⅔ Secunden von Sirius ſtehen muß. Um einen ähnlichen für uns unſichtbaren Centralkörper, der auch ohngefähr 2⅔ Sec. von ihm abſteht bewegt ſich Procyon in etwa 55 Jahren, der Stern Spica in der Jungfrau vollendet in etwa 44 Jahren den Umlauf um einen unſerem Auge verborgenen Körper, der nur $\frac{6}{10}$ Secunden von ihm entfernt iſt. Noch einen Schritt weiter hat uns in das unerwartet Neue der Himmelskunde Capitän Jacob zu Madras eingeführt, ein Mann welcher auf ſeiner Sternwarte die Räume des Sternenhimmels eben ſo glücklich zu durchſteuern verſteht, als auf ſeinem Schiff die Räume des Meeres. Daß der ſchon oben erwähnte ſchöne Stern α im Centauren aus einem Paare von Sternen beſtehe, von welchem der kleinere in nahe 80 Jahren um den größern eine Bahn beſchreibe, wußte man. Beide ſtellen ſich dem Auge durch das Fernrohr, als ſelber leuchtende Sonnen dar und dennoch iſt der kleinere, wie Capitän Jacob bewieſen hat, nur ein Mond, welcher einen uns unſichtbaren planetariſchen Körper zugeſellt, mit dieſem zugleich den Bahnlauf um die Centralſonne macht. Die unſichtbare (dunkele) Erde dort hat alſo eine kleinere Sonne bei ſich, welche in etwa 10 unſrer Jahre die kleinere Bahn um ihren Planeten und in 79 Jahren die weitere Bahn um die größere Sonne zurücklegt. Da macht ja wohl der an Umfang kleinere, dafür aber deſto nähere mondartig untergeordnete Begleiter die Nächte nicht viel weniger hell, als die größere Sonne die Tage. Auch Mädler fand aus ſeinen Beobachtungen eines ſchönen Doppelſterns in den Zwillingen (Nr. 1037 d. Str. Cat.), daß nur durch die Annahme eines dritten uns unſichtbaren Sternes die ſonſt räthſelhaften Bewegungen des Sternenpaares zu erklären ſeien. Beſſel hat noch in ſeiner letzten Krankheit, als er dem Eingang in eine höhere (geiſtige) Welt des Unſichtbaren ſchon ganz nahe war mit der großartigen Aufgabe des Erforſchens einer unſichtbaren, wirklichen, leiblichen Welt mitten in der ſichtbaren ſich beſchäftigt, und auf dieſer Bahn iſt ſein würdiger Nachfolger Peters ihm gefolgt, haben Mädler und andere Meiſter der Sternkunde ihn begleitet. Das Leben der Leiblichkeit iſt eine Schule, durch welche der Geiſt in uns für ein Leben der Ewigkeit erzogen werden ſoll; die Welt der Sinne iſt ein Lehrbuch für den Gebrauch dieſer Schule. Sein Inhalt gleicht dem hellen Waſſerſpiegel eines klaren See's, in welchem der Himmel ſo wie die Gipfel der Hochgebirge ihre Bilder hineinſtrahlen. Wer dieſe Bilder mit Wohlgefallen betrachtet, wird gern über den Spiegel hinausſchauen nach der Höhe, in der die Urbilder der Abbilder ſtehen. Die Aſtronomie des Unſichtbaren iſt das Abbild eines Verkehrs unſerer Seele mit einer Welt, deren beſtändiges Naheſein und Wirken wir empfinden ohne daſſelbe mit der herrſchenden Vernunft zu begreifen.

h) Die körperliche Größe der Fixſterne.

Selbſt durch die beſten Fernröhre erſcheinen uns die Fixſterne nur als unmeßbar kleine Lichtpünktchen, und ſchon aus ihrem nach ſo überaus großen Abſtand läßt ſich ſchließen, daß von der Erde aus geſehen keine Meſſung ihrer Durchmeſſer möglich ſein könne. Dennoch machen es die Forſchungen der neueſten Zeiten wahrſcheinlich, daß ein Theil der Fixſterne von ungleich bedeutenderem Raumumfang und gewaltigere Maſſen ſind als unſere mächtige Sonne.

i) Die Entfernungen der Fixſterne.

Ein geſunder Mann gehet zwar ſchnell ſeinen Weg über Gebirg und Thal, aber zehnmal ſchneller als der Menſch iſt der Vogel, zweimal ſchneller als der Vogel iſt der Sturmwind, zwanzigmal ſchneller als der Sturmwind iſt der Schall, neunzigmal ſchneller als der Schall iſt der Gang der Erde um die Sonne, zehntauſendmal (10313) geſchwinder aber, als der Lauf der Erde auf ihrem Wege der Jahre, iſt die Bewegung des Lichtes. Denn von der Erde zum Monde, welchen ein gewöhnlicher, nächtlich raſtender Menſch zu Fuße erſt nach 29 Jahren erreichen würde, geht das Licht in 1¼ Secunde Zeit; von der Sonne zur Erde, wohin die mittlere Schnellkraft einer Kanonenkugel, die doch nur um die Hälfte langſamer iſt als der Schall, nach 25 Jahren führen würde, braucht der Lichtſtrahl nur 8 Minuten und 7 Secunden Zeit. Dennoch iſt der Abſtand der Fixſterne von uns ſo ungeheuer groß, daß der ſchnelle Lichtſtrahl, wenn er von unſrer Sonne ausgegangen, erſt in 3½, ja in 9 und in 12 Jahren den Raum, ſelbſt bis zu den nächſten Fixſternen durchmeſſen würde. Denn der Stern α im Bild des Centauren iſt 222000 mal, 61 im Schwan 592200, Wega in der Leyer 789100 mal weiter von uns entfernt als die Sonne, der erſtere mithin 4½, der andere 12, der dritte nahe 16 Billionen Meilen, und dennoch kennt man bisher noch keine Fixſterne, welche näher an uns ſtünden als dieſe drei. Der Abſtand des Polarſternes von uns beträgt ſchon vierfach ſo viel als der von Wega, nämlich 3 Millionen Sonnenweiten, einen Raum mithin, den der Lichtſtrahl erſt in 18 Jahren durchlaufen könnte. Im Mittel darf man (nach Struves und Mädlers Angaben) die Entfernung der nachbarlichſten Fixſterne in runder Summe auf höchſtens 412000 Sonnenweiten oder 8½ Billionen

Meilen ſchätzen. Alcyone in der Gruppe der Plejaden iſt nach Mädlers Berechnung mehr denn 40 mal weiter von uns abgelegen, der Lichtſtrahl würde den Weg dorthin erſt nach einigen Jahrhunderten durchlaufen. Wie das Weſen des Schöpfers ſelber, ſo ſind auch ſeine Werke, ſo iſt ſeine Schöpfung für den endlichen Geiſt des Menſchen unermeßbar und unendlich. Und wie in dem kleinen Kreiſe unſerer irdiſchen Natur ſowie des Planetenſyſtemes, deſſen zugehöriges Glied unſere Erde iſt, ſo waltet auch im Großen und in der Geſammtheit der Fixſternenwelt dieſelbe Ordnung, daſſelbe allzuſammenhaltende, allumfaſſende Band der Schwere, welches die unzählbar Vielen zur harmoniſch ſchönen Einheit geſtaltet. Für alle Sterne des Himmels iſt eine gemeinſame, tragende Mitte da: ein Thron der bewegenden Kräfte, der ſeine leibliche Stätte (nach Mädlers Vermuthen) vielleicht in den Plejaden hat. Dieſe beſtehen aus einer Zuſammenhäufung von Sonnen und jenſeits dieſer Mitte folgen mehrere, verhältnißmäßig ſternenleerere Regionen, um welche abwechſelnd Zonen ſich anfügen, in denen die Sterne enger und näher zuſammengedrängt ſtehen. Unſere Sonne befindet ſich in einer ſolchen, verhältnißmäßig ſternenleerern Region; als Ringmauern umgürten die große, ſichtbare Stadt Gottes die Sternenzonen der Milchſtraße. Dort, wie anderwärts mögen die Lichtwelten öfters, nach einem ungleich größren Maaßſtabe als die Doppelſterne zu gemeinſamen, enger vereinten Syſtemen angeordnet ſeyn, deren Geſellſchaft aus Tauſenden von Sonnen beſteht.

Die Weiſe, in der man überhaupt im Stande war die Entfernungen der Geſtirne von der Erde zu berechnen, wird in einem ſpäteren Abſchnitt dieſes Buches erläutert werden. Hier erwähnen wir nur vorläufig, daß ſich dieſe Berechnungen lediglich auf die Beobachtung der Parallaxe gründen, d. h. jener Verſchiebung des Geſichtswinkels, vermöge welcher wir an einem andren entgegengeſetzten, um 41 Millionen Meilen von dem erſten entfernten Punkt der Erdbahn irgend einen Stern an einem andren Punkt des Himmels erblicken, als der iſt, den er an dem erſteren einnahm. Wenn dieſe Verſchiebung des Geſichtswinkels 1 Raumſecunde (den 3600 Theil eines

Himmelsgrades) betrüge, d. h. wenn in dem Abſtande, in dem ſich ein Firſtern von uns befindet, der Durchmeſſer der Erdbahn eine Secunde groß geſehen werden könnte, dann würde dieſer Stern 206261 mal ſo weit von uns abſtehen als die Sonne. Und dieſem Betrage kommt wirklich die Entfernung von α im Bilde des Centauren nahe, denn ſeine Parallare beträgt nach mehrern neuen von Maclair, Henderſon u. A. veranſtalteten Beobachtungen und Meſſungen 0″,9187, d. h. 222370 Sonnenweiten oder Erdbahnhalbmeſſer; bei dem ſchnellfortrückenden Stern im Schwan fand Beſſel aus 402 Beobachtungen eine Parallare von 0″,3483, bei Wega fand Struve im Mittel aus 93 Beobachtungen die Parallare zu 0″,2613; für den Polarſtern beſtimmte Peters die Parallare zu 0″,067.

II.

Die Weltkörper unſres eignen Sonnengebietes.

A. Betrachtung der Planeten mit bloßen Augen.

a) Wie ſich für unſer Auge die Planeten von den Fixſternen unterſcheiden.

Wenn ein Freund der Betrachtung der Geſtirne, etwa nach der unter I, A. gegebenen Anleitung, die Sternbilder der Alten und die augenfälligſten Sterne in ihnen kennen lernen wollte, ſo würde, nicht ſelten, ſein Bemühen dadurch erſchwert werden, daß an Stellen des Himmels, wo die vorſtehenden Beſchreibungen der Sterngruppen und Zeichen ihm keinen ſehr augenfälligen Stern erwarten ließen, ſein Blick auf einen auffallend großen Stern fiele, ja zuweilen auf mehrere, an ſolchem Ort zuſammentreffende. Dieſe Sterne dann, die nur als Gäſte und Fremdlinge durch die unveränderlich feſt ſtehenden Gruppen des Fixſternenhimmels hindurchgehen, ſind die Planeten. Ein geübtes Auge unterſcheidet ſie wohl von den Fixſternen. Denn die Planeten leuchten, obgleich ſie wegen ihrer zum Theil millionenfältig größeren Nähe, von der Erde aus geſehen, einen unvergleichbar viel größeren Durchmeſſer haben, als die Fixſterne, dennoch nicht mit jenem funkelnden, ſonnenartigen Glanze wie dieſe, ſondern ſcheinen mit einem mondenartigen Lichte, wie etwa die Kryſtalle des Kalkſpathes oder des Kieſels neben dem hellglanzenden Demant, beim Licht der Kerzen. An den Fixſternen bemerkt man insgemein ein blitzendes und zitterndes Bewegen des Lichtes, gleich dem Widerſcheine der Sonnenſtrahlen im rinnenden Waſſer; das der Planeten ſtehet meiſt unbeweglicher und ruhiger vor dem Auge da, wie der Glanz der Sonne am ſtarren Schneefelde. — Die Fixſterne, wie ſchon oben erwähnt, verändern ihre wechſelſeitigen Stellungen auf keine dem Auge, in der kurzen Spanne der Zeit eines Menſchenlebens, merkliche Weiſe. Die Planeten dagegen bewegen ſich in einem, meiſt ſchon nach wenig Tagen oder Wochen merklichen Maaße am Himmel fort. Der Weg dieſes Fortbewegens geht bei allen augenfälligen Planeten nur durch die zwölf Zeichen des Thierkreiſes, jener Bahn entlang, welche der Mond und die Sonne, von der Erde aus geſehen, am Himmel durchlaufen; weder Mercur noch Venus, weder Mars noch Jupiter und Saturn, werden jemals in jenen Sternbildern des Nordens geſehen, welche bei uns niemals auf- oder untergehen, ſondern in jeder Nacht nur einen weitern oder engern Kreis um den Pol beſchreiben; niemals ganz tief am Horizont des Südens. Dieſes erleichtert das Unterſcheiden der mit bloßem Auge ſichtbaren Planeten von den Fixſternen. Denn in den 12 Bildern des Thierkreiſes, wo jene nur aufgeſucht werden dürfen, ſind blos vier beſtändig bleibende Sterne von ſolcher Größe, wie die der oben erwähnten 5 Planeten iſt: Aldebaran am Stier, Regulus im Löwen, Spica in der Jungfrau und Antares des Scorpions. Wo ſich zwiſchen dieſen, oder neben ihnen, ein anderer großer Stern zeigt, da iſt es eine der wandelnden Welten, welche gleich der Erde um die Sonne gehen. Denn das Vorkommen jener Meteore der höheren Ordnung, deren wir oben erwähnten (der neu erſcheinenden Sterne), ſcheint, gerade in den Zeichen des Thierkreiſes, wo nicht unerhört, doch ungemein ſelten. Wenn auf dieſe Weiſe ſchon das bloße Auge gewahr wird, welcher Stern ein Planet ſei, ſo wird es dieſes noch ſichrer durch die Anwendung der Fernröhre erfahren, denn durch dieſe geſehen erſcheint an den Planeten deutlich die Geſtalt der Scheibe, welche größer wird, je größer die Kraft der Gläſer.

b) Verſchiedenes Ausſehen der 5 augenfälligeren Planeten.

Wir wollen auch das Erkennen der einzelnen durch ihre Nähe oder Größe ausgezeichneteren Planeten, noch dadurch zu erleichtern ſuchen, daß wir ſie in ihrer Eigenthümlichkeit, in welcher ſie ſich dem bloßen Auge darſtellen, beſchreiben, und dann die Stellung derſelben unter den Sternen auf einige Jahre hinaus angeben.

1) Mercur (Mercurius [1]); *Ἑρμῆς* mit dem Beinamen *στίλβων*, bei den Rabbinen כֹּכָב; bei den Arabern Otârad) wird nur zuweilen, in der Stunde der ſpäteren Abenddämmerung, oder in den Frühſtunden vor Sonnenaufgang, als ein zwar kleiner, aber in ſehr hellem, weißlichtem Lichte glänzender Stern geſehen; meiſt ſteht er ſo nahe bei der Sonne, daß er im Tageslicht verſchwindet. In Ländern, welche eines heiteren, ſelbſt an ſeinem Horizont nur ſelten getrübten Himmels genießen, wie z. B. Aegypten, Chaldäa, konnten ihn freilich ſchon die Sternkundigen des Alterthums öfter mit unbewaffneten Augen beobachten, als wir in unſeren dünſtereichen Heimathländern, wo das Hervorglänzen des Mercur aus der Halbdämmerung nur ſelten, von ſcharfen Augen und unter günſtigen Umſtänden wahrgenommen wird.

2) Venus (Stella Veneris, Lucifer [2]), Hesperus [3]); *Ἀφροδίτη*, *Ἡρία*, *Ἑωσφόρος* [4]) und *Ἕσπερος* [5]); הֵילֵל [6]) und bei den Rabbinen נֹגַהּ [7]); bei den Arabern Zuhara), die auch Abendſtern oder Morgenſtern heißt, ſtrahlt öfters mit ſo hellem Lichte, daß ſie alle Sterne des Himmels überglänzt, und daß die von ihr beſchienenen Gegenſtände einen deutlichen Schatten werfen,

---

1) Cic. Nat. D. II, 20.

2) Virg. Aen. VIII, 589.

3) Virg. Eclog. VIII, 30.

4) Hesiod. Theologon. v. 381.

5) Hom. Il. XXII, 317.

6) Jes. 14. v. 12.

7) M. v. auch Jeſ. 62. v. 1. und Prov. 4. v. 18.

wie beim Lichte einer fern ſtehenden Kerze, obgleich ſie ſich nie, wie Mars oder Jupiter und Saturn, um Mitternacht im Meridian (hoch im Süden) zeigen kann, ſondern immer nur wenige Stunden nach der Sonne (als Abendſtern) unter- oder vor ihr (als Morgenſtern) aufgeht. Denn die beiden Planeten: Mercur und Venus, ſtehen näher an der Sonne, als unſre Erde und heißen deßhalb die beiden unteren Planeten. Sie können nie dann aufgehen, wenn die Sonne untergeht, niemals dann untergehen, wenn die Sonne aufgeht, können nie (wie etwa Jupiter) die ganze Nacht am Himmel leuchten; ſondern Mercur, als der nächſte an der Sonne, kann kaum zwei, Venus kaum vier Stunden nach oder vor der Sonne, alſo immer nur in dem weſtlich oder öſtlich ſtehenden Zeichen des Thierkreiſes geſehen werden.

3) **Mars** (Sidus Martis und Fulgor Martius [1]); *Ἄρης* mit dem Beinamen *Πυρόεις*; bei den Rabbinen מאדים; bei den Arabern Mirrich) unterſcheidet ſich durch ſein röthliches Licht. Da er ferner von der Sonne ſteht, als die Erde (ſchon zu den oberen Planeten gehört), kann er zu allen Stunden der Nacht in den verſchiedenſten Zeichen des Thierkreiſes geſehen werden. Sein Licht iſt ſchwächer, als das Tageslicht des Mercur und der Venus, und ſeine erſcheinende Größe, in den verſchiedenen Abſtänden von der Erde, ſehr verſchieden, daher er auch dann, wenn er am Abend gegen den weſtlichen, oder am Morgen am öſtlichen Horizont geſehen wird, als ein auffallend viel kleinerer (lichtſchwächerer) Stern erſcheint, als in jenen Zeiten, wo er am Abend, nach Sonnenuntergang, im Oſten und ſpäter in der Nacht hoch am Himmel ſteht; weil er im erſteren Falle ſeiner Erdferne (gleichſam hinter der Sonne) nahe iſt, im andern aber ſich in ſeiner Erdnähe befindet. Am auffallendſten iſt dieſer Unterſchied, wenn er zugleich während ſeiner Erdnähe im oder bei dem Sternbild des Waſſermanns, mithin in oder bei ſeiner Sonnennähe iſt, wie dies z. B. in den Jahren

---

[1] Cic. somn. Scip. 4.

1845, ſo wie 1877 (weniger 1860 und 62) der Fall war und ſein wird. Dann wird Mars als eine Scheibe von 27½ Secunden Durchmeſſer geſehen.

4) Jupiter (Jupiter [1]); *Ζεύς*, auch *Φαέθων* und bei den Aegyptern *Ὀσίριδος ἀστήρ*; bei den Rabbinen צדק; bei den Arabern Muschtari), der größte unter allen Planeten, iſt, nächſt Venus, der ſchönſte Wandelſtern an unſerm nächtlichen Himmel, der mit einem ſtillen, gelblichweißen Lichte, gleich einem kleinen Monde, leuchtet. Im Mittel erſcheint er uns 40, zuweilen 49½ Secunden groß.

5) Saturn (Saturnus [2]); *Κρόνος*, mit dem Beinamen *φαίνων*, auch *Νεμέσεως ἀστήρ*; bei den Rabbinen שבתאי; bei den Arabern Zuhhel) hat ein viel matteres Licht als Jupiter und erſcheint von bleichröthlicher Färbung. Er iſt aber auch, wie wir hernach ſehen wollen, unter den fünf augenfälligeren Planeten der von der Sonne und Erde am weiteſten abgelegene. Von den übrigen Merkwurdigkeiten des Saturn, ſo wie von den Naturverhältniſſen all dieſer ſchon von dem früheſten Alterthum gekannten und benannten deutlich ins Auge fallenden 5 Planeten werden wir nachher (unter B) ebenſo wie von der vermuthlichen Naturbeſchaffenheit der Sonne ausführlicher reden. Denn das ſind Dinge, welche nicht mit dem bloßen Auge, ſondern nur durch gute Fernröhre geſchaut, durch genaue Werkzeuge abgemeſſen, durch fortgeſetzte ſcharfe Berechnungen ausgemittelt und erkannt werden können. Wüßten wir doch ohne den Gebrauch der Fernröhre kaum etwas von den wechſelnden Geſtalten, von der Sichelform an bis zur vollen Scheibe, welche ſich an den beiden zwiſchen uns und der Sonne ſtehenden Planeten Mercur und Venus zeigen; kaum etwas von dem Daſein der 4 Monde bei Jupiter, von dem wunderbaren Ringgewölke des Saturn und ſeinen 8 Monden, nichts von den

---

1) Horat. Carmin. II, 17, 22.

2) Virg. Georg. I. 336.

körperlichen Größen und den wirklichen Entfernungen der Planeten, nichts von ihren Umdrehungen um die eigene Axe.

Es muß wie der Anbruch eines neuen, ſchönen Tages geweſen ſeyn, als ſich durch die Anwendung der Fernröhre dem forſchenden und erkennenden Menſchengeiſt auf einmal die noch unbekannte Tiefe des Sternenhimmels aufthat und eine große Entdeckung der andern folgte (m. v. meine Schrift: Spiegel der Natur, 2. Aufl. im 22. Cap. S. 111). — In unſerer Zeit hat die Sternkunde einen Aufſchwung zu ſo großartigen neuen Entdeckungen gemacht, daß es den Anſchein hat als wolle ſich ihr vor der Hand wenigſtens äußerlich und abbildlich der Himmel noch viel weiter aufthun als den Zeiten eines Kepler und Galilei. Von einigen dieſer großen Entdeckungen habe ich ſchon im vorhergehenden Hauptabſchnitt, I. B. namentlich von S. 57 bis 65 geſprochen. Die im Planetenſyſtem gemachten will ich hier, in kurzer, allgemeiner Ueberſicht andeuten, ſie ſind faſt alle von Leuten meines Alters mit erlebt worden. So die Entdeckung des Uranus, durch Herſchel den ältern am 13. März 1781, bald hernach die ſeiner Monde und mehrerer noch unbekannten Monden des Saturn. Der erſte Tag unſeres Jahrhunderts iſt aber ausgezeichnet geweſen durch den Anfang einer ganzen Reihenfolge von neuen Entdeckungen im Planetenſyſtem deren Verlauf und Ende noch lange nicht abzuſehen iſt. Es war der Tag an welchem Piazzi in Palermo die Ceres, den zuerſt uns bekannt gewordenen Aſteroiden oder Planetoiden auffand, deren Chor, von unbekannt großer Zahl in dem großen Weltenſchauſpiel des Planetenſyſtems eine ähnliche hohe Bedeutung und Wichtigkeit hat, als der Chor in den Volksſchauſpielen der alten Griechen. Die Mitglieder dieſes Chorus waren von unbeſtimmter Zahl. Gehörten zwar nicht zu den eigentlichen handelnden Hauptperſonen des Schauſpieles, ſondern waren nur Zeugen der Handlungen, aber ſie gaben durch ihr ſinnvolles, tiefes Eingehen in den Verlauf der Handlungen des Dramas der Geſchichte von dieſen ein Licht, das nicht nur ſo wie die nächtliche Lampe im Zimmer und die in ihm Verſammelten, den engen Kreis die Schickſale vergänglicher Menſchen, ſondern wie die Helle des Tages den ganzen weiten Kreis des ewigen Rathſchluſſes beleuchtet, der über die Geſchichte unſeres Geſchlechtes waltet. Die uns bekannte Zahl der Theilnehmer an dem Chorus des Planetenſyſtems oder der Aſteroiden (Planetoiden), welche ihre wunderlich verſchlungene Tänze zwiſchen den Planeten Mars und Jupiter aufführen, iſt ſchon jetzt auf mehr denn 30 angewachſen und wird fortwährend ſich noch ſteigern. Hier aber, an dem Uebergang unſerer Beſchreibungen des Fixſternenhimmels zu dem Syſtem der Planeten ſcheint mir der ſchicklichſte Ort einige Worte zu ſagen von den bedeutungsvollen Aufſchlüſſen oder Winken, welche uns die Gruppe der Aſteroiden über den Bau des ſichtbaren Weltganzen geben kann.

Die neueren und neueſten Forſchungen über die Entfernungen der Fixſterne haben uns gelehrt, daß mehrere (und vielleicht viele) jener kleinſten Sterne, deren Stellung faſt in die Regionen der Milchſtraße zu fallen ſchien, näher an uns ſtehen als die meiſten der großen, augenfälligſten Sterne (Einiges hierüber ſ. w. oben S. 64). Hätte ein Wunder von Saundersons Geiſt nur von den ſonnennäheren Planeten: Mercur, Venus Erde, Mars und von dem Gehäufe der Planetoiden Kunde gehabt, nichts aber von dem Daſein der vier äußerſten Planeten: Jupiter, Saturn, Uranus, Neptun erfahren, der würde vielleicht im Sinne der älteſten Erdkunde, den flüſſigen Ocean, die gleich den Meereswellen nebeneinanderlaufenden Aſteroidenbahnen, für die äußerſte Gränze des ganzen Reiches der Sonne gehalten haben. Und doch tritt jenſeits dieſer ſcheinbaren, alles um- und abſchließenden Ringmauer erſt das adelig freie Rieſengeſchlecht der Planeten auf, das ſich nicht in die engen Ringmauern hat einſchließen laſſen, ſondern, jeder für ſich im weiten Weltraum ſein eignes Volk und Fürſtenthum hat. Aber die eine Sonne waltet auch dort noch über das Geſchlecht der Freiherren und ſtellt ſie unter die Obhut ihrer Geſetze. Was für die Milchſtraße des Planetenſyſtemes, den Gürtel der Planetoidenbahnen, das könnte auch für die Milchſtraße oder Milchſtraßen des Fixſternenhimmels im Großen ſeine Geltung haben. Auch jenſeits dieſer Ringmauer der unzählbaren Lichtwelten haben die Freiherren der Nebelflecken und Ihresgleichen ihre Grundbeſitze und beſondere Herrſchaften, wohl aber mag es ſeyn, daß innerhalb der Mauern der großen ſichtbaren Gottesſtadt der (ſinnlich leibliche) Herrſcherthron ſtehet, welcher der Träger und Vollſtrecker der allgültigen Geſetze alles ſichtbaren Seins und Bewegens iſt.

Nur mit einigen Zeilen will ich hier die vorhin ausgeſprochene Hoffnung noch rechtfertigen, daß die mehr denn 40 bis jetzt geſehenen Aſteroiden oder Planetoiden noch bei weitem nicht die ganze Zahl derſelben ſeyn mögen. Dieſe Rechtfertigung kann ſchon in der Geſchichte der Aufeinanderfolge ihrer Entdeckungen liegen. Die vier am längſten bekannten wurden alle in den ſieben erſten Jahren dieſes Jahrhunderts entdeckt: Ceres von Piazzi, 1. Jan. 1801, Pallas von Harding, 28. März 1802, Juno von Harding, 1. Sept. 1804, Veſta von Olbers, 28. März 1807. Darauf vergingen faſt 40 Jahre ohne eine Erweiterung unſerer Bekanntſchaft mit den Aſteroiden. Die Sternkunde war indeß dieſer näheren Bekanntſchaft mit ihren, namentlich nach Beſſels Anregung ſich vervollkommnenden Sternkarten entgegengegangen. Denn wenn ſich auch unter den nur durch Teleſcope ſichtbaren Sternen einer bemerken ließ, der nicht auf den Karten verzeichnet ſtand, da war es ſehr wahrſcheinlich, daß er ein durchziehender Wanderer aus dem Planetenſyſtem ſey. Nachdem deshalb C. Henke am 8. Dec. 1845 die Aſträa aufgefunden hatte, entdeckte derſelbe auch am 1. Juli 1847 die Hebe; Hind in London am 13. Aug. und 18. Oct. 1847 die Iris und Flora; Graham am 26. April 1848 die Metis, der glückliche Aſtronom Gaſparis zu Neapel am 12. April 1849 die Hygea, am 11. April 1850 die Parthenope und in demſelben Jahr am 13. Sept. fand Hind in London die Victoria, am 21. Nov. Gaſparis die Egeria auf. Die Beobachter in England wechſelten abermals im J. 1851 mit denen in Neapel, denn am 19. Mai entdeckte Hind in London die Irene, Gaparis am 28. Juli die Eunomia und im März 1852 die Pſyche. Im April 1852 fand Luther in Bilk die Thetis, und im Auguſt Hind in London, bald hinter einander die Melpomene und die Fortuna auf. Und hiermit ſollte die aſtronomiſche Ausbeute dieſes Jahres, aus den Streifzügen in das Aſteroidengebiet noch kein Ende haben, denn im September entdeckte Gaſparis die Maſſalia, im November Goldſchmidt in Paris die Lutetia, im November und December Hind in London die Calliope und Thalia. Das Jahr 1853 brachte am 5. April durch Gaſparis die Bekanntſchaft der Themis, am 9. April durch Chacarnac die Entdeckung der Phocäa, am 5. M. die der Proſerpina, im November jene der Euterpe durch Luther und Hind. Im März 1854 fanden Luther zu Bilk und Marſh in London jener die Bellona, dieſer die Amphitrite auf. Dabei jedoch blieben die Entdeckungen dieſes Jahres nicht ſtehen, denn in ſeiner zweiten Hälfte im Juli, Auguſt und October hat Hind die Urania, Ferguſon die Euphraſine, Goldſchmidt die Pomona, Chacarnac die Polyhymnia beobachtet; im Jahr 1855 wurden im April Leukothea und Circe, im October Fides, im November Atalanta von Chacarnac, Luther und Goldſchmidt entdeckt. Und ſo nahm und nimmt noch immerfort die Zahl der neu zur Kunde kommenden Planetoiden ſo ſchnell zu, daß die Mühe der Bezeichnung durch einen Namen und noch weniger der Beſtimmung ihrer Elemente ihnen nicht gleichen Schritt halten konnten, ſondern daß die Neuankömmlinge nun einſtweilen durch Zahlen bezeichnet einhergehen müſſen.

Ich kehre noch einmal zu einem Vergleich der kleinen Milchſtraße des Planetenſyſtems, welche die vier ſonnennäheren von den vier ſonnenferneren Planeten abgränzt, mit der großen Milchſtraße des Fixſternhimmels zurück. So wie die nahe zuſammengehäuften Sterne der letzteren keineswegs in gleicher Ebene des Abſtandes von dem Mittelpunkt ihres Ganzen einen breiten Ring oder Gürtel bilden, ſondern in weit in die Tiefe des Himmelsraumes ausgedehnten Reifen hinter einander ſtehen, ſo ſtellt auch die Zone der Planetoidenbahnen, wie man dies auf der auf S. 126 eingefügten Tabelle ſehen kann, eine weit in die Tiefe (Dicke) ausgedehnte Umzäunung dar. Denn die mittleren Abſtände der Flora und der Euphroſyne von der Sonne ſtehen nahe ſo weit von einander ab, als die Sonne von der Erde (faſt 20 Mill. Meilen) und wenn man die Stellungen bemerkt, welche die verſchiedenen Planetoiden vermöge ihrer Excentricität in der Sonnennähe und Sonnenferne einnehmen, dann erhält die Planetoidenzone zwiſchen der Sonnenferne der Polyhymnia und der Sonnennähe der Phocäa mehr als 1½ mal die Ausdehnung eines Halbmeſſers der Erdbahn.

Wie die große Milchſtraße des Fixſternenhimmels aus mehren an gewiſſen Stellen zuſammenfließenden Aſtralringen beſtehet, von denen zwei deutlicher unterſcheidbar ſind (m. v. meine Schrift: das Weltgebäude S. 24 u. ff.) ſo laſſen ſich auch in der kleinen Milchſtraße des Aſtralſyſtemes mehrere Gruppirungen der Bahnen, vornämlich aber zwei unterſcheiden, welche wieder durch Iris und Phocäa ſo verbunden ſind, daß alle die vielen Bahnen an gewiſſen Punkten ihres Verlaufes in gleichem Abſtand von der Sonne ſich begegnen, ohne, bei der großen Verſchiedenheit der Lage ihrer Ebenen (ihrer Neigung) und ihrer Durchkreuzung (Knoten) jemals ſich zu ſtören. Ein wunderbares Probeſtück der Meiſterſchaft ihres Begründers und Erhalters.

Im Uebrigen verweiſen wir auf die zu S. 126 beigefügte tabellariſche Ueberſicht über die Entfernungen, Umlaufszeiten und andre Naturverhältniſſe jener Aſteroiden, deren Bahnen jetzt mit einiger Sicherheit berechnet worden ſind.

c) Andeutung des Planetenlaufes für die nächſten Jahrzehende.

Wenn man die auf Seite 90 und 91 gegebene Anleitung benutzen will, kann man auf viele Jahre (auf 50, ja auf 100 hin) durch Berechnung die Stelle des Sternenhimmels (das Sternbild des Thierkreiſes) auffinden, darin ſo eben einer der 5 augenfälligeren Planeten ſich finden wird. Wir haben dieſes für einige Jahrzehende auf den nachfolgenden Seiten 75 bis 90 für jedes einzelne Jahr beiſpielsweiſe angegeben.

1857. Im Januar Abends Venus, gegen Mitte des Monats auch Mercur im Steinbock. Jupiter ſteht in der Gegend ſeiner Sonnennähe in den Fiſchen, Saturn in den Zwillingen. — Februar Abends Venus und Jupiter, beiſammen in den Fiſchen, Mars im Waſſermann und Fiſchen, Saturn in den Zwillingen. — Im März Abends: Venus, Mars, Jupiter, Saturn. — Im April Abends Mercur, Venus, Mars, Saturn. — Im Mai Abends Mercur und Venus (niedrig) im Stier, Mars tief in Weſten; Saturn in S. W., früh Jupiter. — Im Juni Abends tief in Weſten Saturn, der nun bei der Sonne verſchwindet, früh Jupiter im Widder und zuletzt Venus und Mercur im Stier. — Im Juli gegen Mitternacht Jupiter; früh Venus und Mercur. — Im Auguſt, in den ſpäteren Abendſtunden Jupiter im Widder, früh Venus im Stier und Zwillingen, Saturn ebenfalls in den Zwillingen. — Im September Abends Jupiter rückgängig im Widder, um Mitternacht Saturn, früh Mars im Löwen, und Venus im Krebs rückgängig. — Oktober Abends Jupiter, ſpäter Saturn, früh Mars, Venus, Mercur (ſämmtlich in Löwen und Jungfrau). — November Abends Jupiter und Saturn, früh Mars und Venus. — December, Jupiter, Saturn und gegen Ende des Monats Mercur, früh Mars und noch kurz vor Sonnenaufgang Venus, Uranus iſt im Stier.

1858. Im Januar hoch in Süden, im Widder Jupiter, in S. O. Saturn, im Krebs rückgängig; nach Mitternacht Mars, in der Waage. — Februar, Abends Jupiter und Saturn, um Mitternacht Mars. — Im März Abends Jupiter und Saturn, vor Mitternacht Mars. — April Abends in Weſten Jupiter, in der letzten Hälfte des Monats Mercur, zuletzt auch Venus. Mars geht gegen 10 Uhr auf. — Im Mai Abends in Weſten Venus, im Stier, in S. W. Saturn, in Oſten Mars. — Im Juni Abends Venus, Saturn, Mars, früh Mercur. — Im Juli Abends Venus und Mars, in der zweiten Hälfte des Monates auch Mercur im Krebs ein wenig, früh Jupiter im Stier. — Im Auguſt Abends Venus und Mars, früh Jupiter und Saturn. — Im September Abends Venus, in Jungfrau und Waage, Mars im Scorpion, ſpäter Jupiter im Stier, früh Saturn im Krebs. — Im October, kurz nach Sonnenuntergang Venus, im Scorpion, in S. W. Mars, im Schützen, Jupiter rückgängig im Stier, um Mitternacht Saturn, früh vor Sonnenaufgang Mercur. — Im

November Abends Venus, im Schützen, Mars, im Steinbock; Jupiter und Saturn. — Im December Abends Mars, Jupiter, Saturn. — Uranus ſteht im Stier.

1859. Im Januar und Februar Abends, in den Fiſchen Mars, im Stier Jupiter, im Krebs Saturn, früh Venus. — Im März eben ſo, doch kann gegen Ende des Monats Abends nach Sonnenuntergang Mercur ſichtbar werden. — Im April und Mai Abends Mars, Jupiter, Saturn, früh Venus (in Waſſermann und Fiſchen). — Im Juni Abends Saturn, früh Venus. — Im Juli früh Venus in Stier und Zwillingen. — Im Auguſt, früh Venus im Krebs, Jupiter in den Zwillingen. — Im September ſtehen in den Frühſtunden Mercur, Venus, Mars, und auch Saturn im Sternbild des Löwen; Jupiter in den Zwillingen, geht um Mitternacht auf. — Im Oktober geht Jupiter ſchon wieder vor, Saturn um Mitternacht auf, Mars früh. — Im November Abends Jupiter, ſpäter auch Saturn, früh Mars, in der Jungfrau. — Im December Abends Jupiter und Saturn, früh Mars. — Uranus ſteht im Stier und iſt Ende Novembers und Anfang Decembers die ganze Nacht am Himmel zu finden.

1860. Dieſes Jahr iſt vorzugsweiſe für die Beobachtung des Mars ſehr günſtig, der ſich im Verlaufe derſelben der Erde ſo ſehr nähert, daß er als eine ſehr anſehnliche, hellglänzende Scheibe erſcheint (wie im Jahr 1845). Im Januar Abends Jupiter, rückgängig in den Zwillingen; Saturn rückgängig im Löwen, zuletzt auch Venus etwas deutlicher, im Waſſermann. Des Morgens, vor Sonnenaufgang Mars in der Waage, Mercur im Scorpion. — Im Februar Abends Venus, Jupiter, Saturn, früh Mars. — Im März am Abend Venus in den Fiſchen und Widder, Mercur gegen Mitte des Monats in den Fiſchen, Jupiter wird wieder rechtgängig in den Zwillingen, Saturn iſt noch rückgängig beim Kopf des Löwen. Früh erſcheint Mars im Schützen. — Im April Abends Venus, Jupiter, Saturn, früh Mars. — Im Mai Abends Venus in den Zwillingen; Jupiter und Saturn um Mitternacht, Mars im Schützen. — Im Juni Abends Mercur und Venus, in den Zwillingen, Jupiter im Krebs, Saturn beim Löwen, ſpäter Mars rückgängig im Schützen. — Im Juli Abends kurz nach Sonnenuntergang noch Venus, welche dann bei der Sonne verſchwindet, Mars und Saturn. — Im Auguſt Abends in ſeinem ſtärkſten Glanze und größeſten Durchmeſſer Mars, im Schützen, früh

Mercur im Krebs, zuletzt auch Venus wieder als Morgenſtern. — Im September Abends Mars, früh Jupiter und Venus im Krebs. — Im October Abends Mars im Steinbock; früh Jupiter, Venus, auch Saturn im Löwen. — Im November Abends Mars, früh Venus (in der Jungfrau); Jupiter und Saturn. — Im December Abends Mars, dann auch Jupiter (im Löwen) und Saturn. — Uranus iſt im Stier.

1861. Im Januar, in den Abendſtunden, zeigt ſich in Weſten Mars im Sternbild der Fiſche, in Oſten Jupiter, der im Löwen rückgängig iſt, etwas ſpäter auch Saturn im Löwen; am Morgen vor Sonnenaufgang: Venus im Scorpion. — Im Februar, Abends Mars, Jupiter, Saturn, gegen Ende des Monats auch Mercur im Waſſermann, früh in der erſten Hälfte des Monats Venus im Schützen und Steinbock. — Im März, April, Mai Abends in Weſten, in Widder, Stier und Zwillingen Mars, beim Haupt des Löwen anfangs rückgängig, dann wieder rechtgängig; Jupiter findet ſich im Löwen, ebenfalls rückgängig, Saturn. — Im Juni am Abend erſcheint außer den eben erwähnten 3 Planeten unter Caſtor und Pollux, in N. W. Mercur. — Im Juli Abends, zuletzt Venus, in W. Mars, in S. W. Jupiter und Saturn. — Im Auguſt Abends Saturn. — Im September nur Venus, kurz nach Sonnenuntergang. — Im October ſind des Morgens vor Sonnenaufgang Jupiter und Saturn beiſammen im Löwen zu ſehen. — Im November (wo Mercur am 11ten des Vormittags vor der Sonne vorübergeht) kommt Venus als Abendſtern beſſer, im Scorpion und Schützen zu Geſicht; vor Sonnenaufgang zeigen ſich Mars in der Jungfrau und Waage, Mercur in der Waage; Jupiter und Saturn im Löwen. — Im December Abends Venus, früh Jupiter, Saturn (ſcheinbar ohne Ring) und Mars. — Uranus ſteht noch im Stier.

1862. Im Januar, am Abend, glänzt in Weſten Venus als Abendſtern, im Waſſermann, in Oſten zeigen ſich in den ſpäteren Abendſtunden Jupiter und Saturn im Löwen, am Morgen Mars in Waage und Scorpion. — Im Februar Abends Mercur im Waſſermann, Venus in den Fiſchen, etwas ſpäter in Oſten Jupiter und Saturn, am Morgen Mars. — Im März Abends Jupiter und Saturn, früh Mars. — Im April Abends Jupiter und Saturn, im Löwen, Mars am Morgen im Steinbock. — Im Mai Abends Saturn und Jupiter, und gegen Ende des Monats Mercur unter

Caſtor und Pollux, am Morgen Venus in den Fiſchen, Mars im Steinbock und Waſſermann. — Im Juni Abends Mercur in N. W.; Jupiter und Saturn (der jetzt in gewöhnlichen Fernröhren ohne Ring erſcheint) hoch in Süden; am Morgen Venus im Widder, Mars im Waſſermann. — Im Juli Abends in S. W. und W. Jupiter und Saturn, ſpäter in Oſten Mars, am Morgen Venus im Stier, gegen Ende des Monats Mercur in den Zwillingen. — Im Auguſt Abends in Oſten Mars in den Fiſchen, tief in Weſten Anfangs noch Jupiter, am Morgen Venus und Mercur. — Im September Abends Mars, früh Venus (im Löwen). — Im October Abends Mars, früh, in der Jungfrau, Venus und Jupiter und am Anfang deſſelben Sternbildes Saturn. — Im November, Abends Mars, in den Fiſchen, hoch in S. O. und S., am Morgen Saturn, Jupiter, Venus, ſo wie Mercur in der Waage. — Im December Abends Mars, früh Jupiter und Saturn. — Uranus ſteht im Stier. —

1863. Im Januar, am Abend erſcheint Mars im Widder, zuletzt Mercur ein wenig im Steinbock, um Mitternacht Jupiter und Saturn in der Jungfrau. — Im Februar Abends in Weſten Mars, dann in Oſten Saturn, noch in den Vormitternachtsſtunden Jupiter. — Im März Abends Venus in den Fiſchen, Mars im Stier, Jupiter und Saturn in Jungfrau. — Im April Abends Venus im Stier, Mars in Stier und Zwillingen, Jupiter in der Nähe von Spica (rückgängig), Saturn (rückgängig). — Im Mai Abends Mercur im Stier, Venus und Mars (in den Zwillingen), Jupiter und Saturn in Jungfrau. — Im Juni Abends Venus und Mars (genähert in den Zwillingen), Jupiter und Saturn, früh Mercur. — Im Juli Abends Venus im Löwen, Mars im Krebs, Jupiter bei Spica wieder rechtgängig; Saturn, früh Mercur. — Im Auguſt Abends Jupiter und Venus, genähert in der Jungfrau, tief in Weſten. — Im September, Jupiter bald nach Sonnenuntergang. — Im October Saturn vor Sonnenaufgang. — November, früh vor Sonnenaufgang Venus, Mercur und Saturn in der Jungfrau. — Im December früh Venus, Saturn, Jupiter, Mars. — Uranus, gegen Mitte Decembers in Oppoſition mit der Sonne, ſteht in der Milchſtraße, oder der Keule des Orion.

1864. Im Januar, Abends Mercur im Schützen, am Morgen Jupiter in der Waage, Venus und Mars im

Scorpion; Saturn in der Jungfrau. — Im Februar vor Mitternacht Saturn, früh Venus, Mars, Jupiter. — Im März Abends Saturn und in den ſpäteren Stunden Jupiter, am Mars und Venus. — April Abends Saturn, ſpäter Jupiter, in der zweiten Hälfte des Monats Mercur, früh Venus und Mars. — Im Mai Abends Mercur im Stier; Jupiter rückgängig in der Waage; Saturn rückgängig in der Jungfrau; früh Mars und Venus. — Im Juni Abends Jupiter und Saturn; früh Mars und Mercur. — Im Juli und Auguſt Abends Jupiter und Saturn; in den ſpäteren Stunden Mars. — Im September Abends im Weſten Jupiter, in Oſten Mars. — Im October Abends Mars im Stier, früh Mercur in der Jungfrau. — Im November Abends, zeigt ſich Venus wieder als Abendſtern im Schützen, Mars ſteht im Stier; früh Saturn. — Im December Abends nach Sonnenuntergang Venus, in der zweiten Hälfte des Monats Mercur im Schützen ein wenig; Mars iſt rückgängig im Stier, Saturn ſcheint vor Sonnenaufgang in der Jungfrau. — Uranus, der in der zweiten Hälfte des Decembers in Oppoſition mit der Sonne kommt, ſteht nun wieder nahe an dem Punkte der Milchſtraße zwiſchen den Hörnern des Stieres und den Füßen der Zwillinge, wo ihn Herſchel am 13ten März 1781 entdeckte.

1865. Im Januar, erſcheint Venus, nach Sonnenuntergang als Abendſtern im Waſſermann; Mars hoch in Südoſt im Stier; nach Mitternacht Saturn in der Jungfrau, früh vor Sonnenaufgang Jupiter im Scorpion und in der zweiten Hälfte des Monats Mercur im Schützen. Im Februar und März Abends Venus und Mars, ſpäter Saturn, früh Jupiter. — Im April Abends Mercur (im Widder), Venus, Mars und Saturn; um Mitternacht Jupiter. — Im Mai Abends, Venus verſchwindend bei der Sonne, Mars ſteht in den Zwillingen, Saturn rückgängig in der Jungfrau, etwas ſpäter Jupiter im Scorpion. — Im Juni Abends Mars, Jupiter, Saturn. Am Morgen zeigt ſich zuletzt Venus wieder als Morgenſtern. — Im Juli Abends Mars im Löwen, Saturn in der Waage, Jupiter im Scorpion; früh Venus in den Zwillingen. — Im Auguſt Abends Jupiter und Saturn, früh Venus. — Im September Abends Jupiter hoch am Himmel; am Morgen Venus und Mercur. — Im October und November Abends Jupiter, früh Venus. — December am Morgen Venus und Saturn in der Waage. — Uranus, der in der zweiten Hälfte des Decembers in Oppoſition mit der Sonne kommt, ſteht bei den Füßen der Zwillinge.

1866. In den Abendſtunden des Januars iſt keiner der augenfälligeren Planeten am Himmel; früh in den Morgenſtunden zeigt ſich Saturn in der Waage, dann Mercur im Schützen; nur noch Anfangs auch Venus auf einige Minuten. — Im Februar am Morgen Saturn in der Waage, Jupiter im Schützen, Mars im Schützen und Steinbock. — Im März Abends Mercur in den Fiſchen, in den ſpäteren Nachtſtunden Saturn, früh Mars und Jupiter. — Im April erſcheint Abends Saturn in der Waage, Venus im Widder; früh Jupiter und Mars. — Im Mai Abends Venus und Saturn; früh Mars in den Fiſchen, Jupiter im Schützen. — Im Juni, Abends Venus in Zwillingen und Krebs, Saturn in der Waage; früh Mars, im Widder. — Im Juli rückt Venus durch den Krebs in den Löwen und geht früher nach der Sonne unter; Mercur kann am Abend, im Krebs augenfällig werden; Saturn ſteht hoch am Himmel, in der Waage; Jupiter, im Schützen geht ſchon in einer früheren Abendſtunde, Mars vor Mitternacht auf. — Im Auguſt am Abend, erſcheint Venus im Löwen und Jungfrau, Mars (gegen 11 Uhr) im Stier, Jupiter geht ſchon vor Sonnenuntergang auf, Saturn zuletzt ſchon um 9 Uhr unter. — Im September am Abend Venus und Jupiter, ſpäter Mars, früh kann Mercur im Krebs augenfällig werden. — Im October, Abends, nur kurz nach Sonnenuntergang Venus; Jupiter ſteht im Steinbock, Mars in den Zwillingen. — Im November, Abends Venus, Mars, Jupiter. — Im December tritt Venus als Neuvenus in die untere Conjunction mit der Sonne, Jupiter geht bald nach der Sonne unter, Mars dagegen geht auf. In der zweiten Hälfte des Monats kann Mercur im Scorpion augenfällig werden; am Morgen zeigt ſich Saturn in der Waage. — Uranus gegen Ende des Jahres in Oppoſition mit der Sonne, ſteht in der Gegend der Kniee der Zwillinge.

1867. Im Januar in den Abendſtunden zeigt ſich Mars in den Zwillingen, in den Morgenſtunden Saturn in der Waage; Venus wird zuletzt wieder als Morgenſtern ſichtbar. — Im Februar Abends Mars, am Morgen Venus niedrig, Saturn hoch am Himmel. — Im März Abends Mercur in den Fiſchen, Mars in den Zwillingen, am Morgen Saturn, ſo wie Venus und Jupiter im Steinbock. — Im April und Mai Abends Mars, ſpäter Saturn, früh Venus und Jupiter (dieſe beiden im April im Steinbock noch genähert). — Im Juni, am Abend, in der zweiten Hälfte Mercur, in N. W. unter Caſtor und Pollux; Mars im Löwen, in der Gegend des

Regulus, Saturn in der Waage, früh Venus im Stier, Jupiter im Waſſermann. — Im Juli Abends Mars und Saturn, etwas ſpäter Jupiter, früh Venus. — Im Auguſt Abends Jupiter und Saturn, früh, im Krebs, Venus und Mercur. — Im September Abends im Weſten Saturn, im Oſten Jupiter; Venus tritt als volle Scheibe zur Sonne. — Im October und November, in den Abendſtunden Jupiter. — Im December Jupiter und zuletzt wieder Venus als Abendſtern, im Schützen. Am Morgen Mercur. — Uranus ſteht in den Zwillingen und findet ſich ſchon gegen Ende Decembers die ganze Nacht am Himmel.

1868. Im Januar am Abend zeigt ſich Jupiter im Waſſermann und auf einige Minuten auch Venus im Steinbock; am Morgen Saturn. — Im Februar, Abends, wird Mercur im Waſſermann augenfällig, Venus in den Fiſchen, Jupiter verſchwindet in der Abenddämmerung, Saturn zeigt ſich früh im Scorpion. — Im März Abends Venus im Widder, vor Mitternacht Saturn. — Im April und Mai Abends Venus und Saturn, früh Mars in den Fiſchen. — Im Juni am Abend zeigt ſich Mercur in den Zwillingen, Venus, die aus den Zwillingen in den Krebs rückt, Saturn rückgängig zwiſchen Scorpion und Waage. Früh Jupiter in den Fiſchen, Mars, im Stier. — Im Juli Abends Venus (nur noch kurze Zeit) und Saturn, um und nach Mitternacht Jupiter und Mars. — Im Auguſt Abends Saturn, Jupiter, ſpäter Mars, früh Mercur, zuletzt auch wieder Venus. Im September Abends Saturn, Jupiter, ſpäter Mars in den Zwillingen, früh Venus. — Im October Abends, tiefer im Weſten Saturn, im Oſten Jupiter (der jetzt bei ſeiner Sonnennähe in den Fiſchen iſt und daher vorzüglich hell leuchtet), vor Mitternacht Mars, früh Venus im Löwen. Im November Abends Jupiter, dann Mars, früh Venus, auch Mercur, der am 4ten d. M. vor der Sonnenſcheibe vorübergeht. — Im December Abends Jupiter und Mars, früh Venus. — Uranus kommt zwar ſchon zu Anfang des Jahres in Oppoſition mit der Sonne, wird aber auch im December wieder die ganze Nacht am Himmel ſtehend gefunden und muß in den Zwillingen aufgeſucht werden.

1869. Im Januar, des Abends zeigt ſich im S. W. Jupiter; Mars, im Löwen rückgängig, geht ſchon in den früheren Abendſtunden auf; am Morgen erſcheint Venus im Scorpion und Schützen; Saturn im Scorpion. — Im Februar Abends, im Waſſermann Mercur, Jupiter in den

Fiſchen, Mars im Löwen; früh Saturn. — Im März Abends Jupiter und Mars, früh Saturn. — Im April Abends Mars, um Mitternacht Saturn. — Im Mai wird am Abend Mercur, im Stier leicht augenfällig, Mars ſteht im Löwen; Saturn, im Scorpion rückgängig, geht ſchon wieder gegen 10 auf. — Im Juni Abends Mars und Saturn, früh Jupiter im Widder. — Im Juli Abends Mars, Saturn, dann auch Venus wieder als Abendſtern; Jupiter um Mitternacht; früh Mercur. — Im Auguſt Abends tief in Weſten Mars und Venus, in S. W. Saturn, ſpäter in Oſten Jupiter. — Im September und October Abends in Weſten Saturn, in Oſten Jupiter. Venus iſt nur kurz nach Sonnenuntergang ein wenig zu ſehen. — Im November Abends Jupiter und Venus, die nun wieder hellerer Abendſtern wird, früh Mercur. — Im December Abends Jupiter und Venus. — Uranus kommt im Januar in Oppoſition mit der Sonne und ſteht in den Zwillingen.

1870. Im Januar am Abend erſcheint Venus, als heller Abendſtern im Waſſermann und in der Mitte des Monates wird im Steinbock auch Mercur ein wenig augenfällig; Jupiter, im Widder, glänzt hoch am Himmel. — Im Februar Abends Venus und Jupiter, früh Saturn im Schützen. — Im März tritt Venus in die untere Conjunction mit der Sonne; Jupiter ſteht Abends in S. W., am Morgen erſcheint Saturn. — Im April Abends Jupiter, gegen Mitternacht Saturn. — Im Mai, Abends Mercur im Stier, vor Mitternacht Saturn. Am Morgen glänzt Venus als heller Morgenſtern in den Fiſchen. Mars erſcheint im Widder. — Im Juni Abends in Oſten Saturn im Scorpion; früh Venus und Mars. — Im Juli wird Abends Saturn, deſſen Ringgewölbe in dieſem Jahre in ſeiner ſchönſten Breite ſichtbar iſt, geſehen; früh Venus, Mars und Jupiter im Sternbild des Stiers einander genähert. — Im Auguſt Abends Saturn, um und nach Mitternacht Jupiter, Mars, Venus. — Im September Abends Saturn, hoch am Himmel im Scorpion; in den ſpätern Abendſtunden zeigt ſich Jupiter im Stier, nach Mitternacht Mars im Krebs, früh Venus im Löwen. — Im October Abends in Weſten Saturn, in Oſten Jupiter, um Mitternacht Mars, früh, tief am Himmel noch Venus, auch Mercur in der Jungfrau. — Im November Abends Jupiter, um Mitternacht Mars, vor Sonnenaufgang nur kurze Zeit Venus. — Im December Abends Jupiter, vor Mitternacht Mars; Venus als volle Scheibe verſchwindet im Glanze der

Sonne. — Uranus tritt gegen die Mitte des Januars in Oppoſition mit der Sonne und findet ſich nahe bei der Keule des Pollux. — Die Sonnenfinſterniß vom 22ten December dieſes Jahres wird in Sicilien, Morea und im ſüdlichen Spanien total ſein, auch hat dieſes Jahr (am 17ten Januar und 12ten Juli) zwei totale Mondfinſterniſſe.

1871. Im Januar in den Abendſtunden kann Mercur im Schützen augenfällig werden; Jupiter im Stier glänzt hoch am Himmel; Mars in der Jungfrau geht in den Vormitternachtsſtunden auf. — Im Februar Abends Jupiter, dann Mars, früh erſcheinet Saturn noch nahe bei ſeiner Sonnenferne im Schützen. — Im März am Abend, zeigt ſich Venus wieder als Abendſtern in den Fiſchen, Jupiter glänzt im Stier, Mars iſt rückgängig in der Jungfrau; am Morgen findet ſich Saturn im Schützen. — Im April Abends Venus, Mars, Jupiter und gegen Ende des Monats Mercur im Widder; früh Saturn. — Im Mai, Abends, ſtehen Venus und Jupiter genähert am weſtlichen Himmel, Mars hoch im S. O.; vor Mitternacht geht Saturn auf. — Im Juni nähert ſich Jupiter der Sonne, Venus rückt aus den Zwillingen in den Krebs, Mars ſteht hoch am Himmel, Saturn geht bald nach Sonnenuntergang auf. — Im Juli Abends Mars, Saturn, Venus. — Im Auguſt Abends, tiefer am Himmel noch Mars und Venus in der Jungfrau, im Süden Saturn. Am Morgen zeigt ſich Jupiter in den Zwillingen. — Im September Abends tief in Weſten Mars, im S. W. Saturn, um Mitternacht Jupiter. — Im October Abends Mars, Saturn, ſpäter Jupiter, am Morgen Mercur. — Im November Abends in Weſten Saturn, im Oſten Jupiter, am Morgen ſcheint Venus als Morgenſtern in der Jungfrau. — Im December Abends tief im Weſten Mars; Jupiter iſt im Krebs rückgängig; gegen Ende des Monats Mercur im Schützen; früh Venus als Morgenſtern. — Uranus ſteht im Januar in Oppoſition mit der Sonne und iſt dann die ganze Nacht am Himmel, gegen die Gränze des Sternbildes des Krebſes hin zu finden.

1872. Im Januar, am Abend, zeigt ſich noch tief im Weſten Mars, im Steinbock, und Jupiter, der im Krebs rückgängig iſt; in den Morgenſtunden Venus im Scorpion. — Im Februar Abends tief in Weſten Mars und in den erſten Tagen des Monats Mercur, hoch am Himmel Jupiter, früh Venus und Saturn im Schützen. — Im März Abends tief im Weſten Mars, hoch in Süden Jupiter, früh Saturn und Venus. — Im April Abends Jupiter, auch Mercur im Widder, früh Saturn und Venus. — Im Mai, Abends Jupiter, um Mitternacht Saturn im Schützen; früh Venus tief am Horizont, im Widder. — Im Juni, Abends in Weſten Jupiter, in Oſten Saturn; am Morgen ſind Mars und Venus, genähert im Stier, nur wenige Minuten vor der hellen Dämmerung zu bemerken. — Im Juli und Auguſt Abends Saturn im Schützen, früh Mars, in Zwillingen und Krebs. — Im September und October Abends Saturn, früh Jupiter und Mars, zuletzt im Löwen einander genähert. In den Morgenſtunden des Septembers kann auch Mercur augenfällig werden. — Im November und December Abends Venus im Scorpion und Schützen; Saturn im Schützen, ſpäter Jupiter, im Löwen, früh Mars in Jungfrau. — Uranus, der in der zweiten Hälfte des Januars in Oppoſition mit der Sonne tritt, zeigt ſich beim Sternbild des Krebſes.

1873. Im Januar am Abend erſcheint Venus als Abendſtern im Steinbock und Waſſermann; Jupiter rückgängig im Löwen; nach Mitternacht Mars im Bild der Jungfrau; am Morgen auf einige Minuten Mercur. — Im Februar Abends Venus und Jupiter; um Mitternacht Mars in der Waage. — Im März Abends Venus im Widder und gegen Ende des Monats auch Mercur; Jupiter iſt noch rückgängig im Löwen; Mars geht in den Vormitternachtsſtunden auf; Saturn erſt in den Morgenſtunden. — Im April Abends in Weſten Venus, in Oſten Mars, in Süden Jupiter; früh am Morgen Saturn im Steinbock. — Im Mai verſchwindet Venus bei der Sonne, Mars ſteht am Abend in S. O., Jupiter in Süd und S. W., Saturn geht nach Mitternacht auf. — Im Juni Abends Mars, Jupiter, ſpäter Saturn, am Ende des Monats wird auch Mercur in den Zwillingen augenfällig. Am Morgen zeigt ſich Venus wieder. — Im Juli Abends Mercur im Krebs, Mars in der Waage; Jupiter im Löwen; Saturn im Schützen, am Morgen Venus im Stier. — Im Auguſt Abends Mars und Saturn, früh Venus. — Im September Abends Mars im Scorpion, Saturn im Schützen; früh Venus und auch Mercur im Löwen. — Im October und November Abends Mars und Saturn, früh Venus und Jupiter (im October beiſammen im Löwen). — Im December Abends in Weſten Mars und Saturn, nach Mitternacht Jupiter, am Morgen Venus und Mercur in der Waage. — Uranus ſteht im Krebs in der zweiten Hälfte des Januars die ganze Nacht am Himmel.

1874. Im Januar, in den Abendſtunden zeigt ſich tief in Weſten noch Mars, im Waſſermann; Jupiter im Bild der Jungfrau geht zuletzt ſchon wieder zwiſchen 9 und 10 Uhr auf; Venus tritt in die obere Conjunction mit der Sonne. Im Februar Abends im Weſten Mars, im Oſten Jupiter, und Ende des Monats Mercur im Waſſermann. — Im März Abends, zu Anfang des Monats Mercur im Waſſermann, Mars zeigt ſich in den Fiſchen und Widder, Jupiter ſteht im Oſten; am Morgen erſcheint Saturn im Steinbock. — Im April, am Abend erſcheint tief nach Weſten Mars im Widder, Jupiter ſteht gegen S.O.; in den Morgenſtunden ſteht Saturn am Himmel. — Im Mai kommt zu den ebengenannten noch Venus, als Abendſtern. — Im Juni Abends Venus in den Zwillingen, in der Mitte des Monats erſcheint auch Mercur unter Caſtor und Pollux im N. W., Jupiter ſteht hoch am Himmel, Saturn geht vor Mitternacht auf. — Im Juli Abends zeigt ſich Venus im Krebs und Löwen, Saturn, rückgängig im Steinbock, geht zeitig am Abend auf, Jupiter unter. — Im Auguſt am Abend Venus im Löwen und Jungfrau, Saturn im Steinbock, am Morgen Mars im Krebs, Mercur in den Zwillingen. — Im September und October iſt Venus als Abendſtern nur noch wenig ſichtbar und rückt durch die Waage in den Scorpion; Saturn iſt Abends, Mars früh am Himmel — Im November erſcheint Venus im Schützen etwas heller; Saturn geht ſchon wieder vor 10 Uhr unter; Jupiter und Mars glänzen am Morgen im Sternbild der Jungfrau. — Im December: am 8ten d. M. des Morgens geht Venus vor der Sonnenſcheibe vorüber. — Saturn geht Abends ſchon vor 8 Uhr unter; in den Morgenſtunden erſcheinen Jupiter und Mars. — Uranus im Krebs wird Ende Januars und Anfang Februars die ganze Nacht am Himmel gefunden.

1875. Im Januar zeigen ſich des Morgens: Mars, welcher in dieſem Jahre in ſeiner größeſten Erdnähe (wie im Jahre 1860) in ganz vorzüglichem Glanze geſehen wird, in der Waage, Jupiter in der Jungfrau und in der zweiten Hälfte des Monats Venus im Scorpion. — Im Februar erſcheint, in der Mitte des Monats Mercur auf kurze Zeit nach Sonnenuntergang am Himmel, Jupiter geht vor Mitternacht auf, Mars und Venus erſcheinen am Morgen. — Im März geht Jupiter ſchon in den Stunden von 10 bis 8 Uhr auf; am Morgen zeigt ſich Mars im Scorpion; Venus und zuletzt Saturn im Steinbock. — Im April Abends Jupiter, früh Mars, Venus, Saturn. —

Im Mai, Abends Jupiter hoch im Südoſt und Süden, vor Mitternacht Mars, der im Scorpion rückgängig wird, am Morgen Venus in den Fiſchen, Saturn im Steinbocke. — Im Juni wird am Abend Mercur, in N. W. unter Caſtor und Pollux geſehen; Jupiter iſt noch hoch am Himmel, rückgängig bei Spica, Mars ſteht im Oſten, Saturn geht um Mitternacht auf. Am Morgen Venus im Widder und Stier. — Im Juli Abends Jupiter, Mars, dann Saturn, früh Venus. — Im Auguſt Abends Jupiter, Mars, Saturn, früh Mercur und Venus in Zwillingen und Krebs. — Im September tritt Venus als volle Scheibe zur oberen Conjunction mit der Sonne; am Abend leuchten noch Mars und Saturn; Jupiter fängt an in der hellen Dämmerung zu verſchwinden. — Im October und November Abends noch Mars und Saturn, früh im November auch Mercur ein wenig. — Im December zeigt ſich Venus wieder ein wenig als Abendſtern, zugleich noch Saturn und Mars. Am Morgen Jupiter in der Waage. — Uranus wird zwiſchen Krebs und Löwen gefunden und iſt gegen Anfang Februars die ganze Nacht am Himmel.

1876. Im Januar, des Abends: Venus im Waſſermann und am Ende des Monats Mercur im Steinbock; Mars ſteht in den Fiſchen im S. W., Saturn im Steinbock. Jupiter erſcheint des Morgens in der Waage. — Im Februar und März, Abends Mars und Venus in Fiſchen und Widder; früh Jupiter. — Im April Abends Venus und Mars, im Stier genähert, vor Mitternacht Jupiter, früh Saturn im Waſſermann. — Im Mai Abends Mercur, im Stier deutlich ſichtbar; Venus und Mars in den Zwillingen; Jupiter ſteht oſtwärts, und iſt noch rückgängig in der Waage; Saturn zeigt ſich in den Morgenſtunden.

Im Juni Abends Venus, Mars, Jupiter, gegen Mitternacht Saturn. — Im Juli Abends Venus und Jupiter, ſpäter Saturn, am Morgen Mercur. Venus tritt noch in dieſem Monat zur untern Conjunction mit der Sonne.

— Im Auguſt Abends Jupiter wieder rechtgängig in der Waage, Saturn rückgängig im Waſſermann. Zuletzt am Morgen wieder Venus, als Morgenſtern. — Im September und October Abends Jupiter und Saturn, früh Venus im Krebs und Löwen, und Mars im Löwen und Jungfrau. — Im November verſchwindet Jupiter bei der Sonne, Saturn ſteht noch am Abend hoch am Himmel, früh zeigen ſich Venus, Mars und Mercur in der Jungfrau. — Im

December Abends Saturn, früh Venus und Mars. — Uranus iſt bei den Füßen des Löwen zu finden.

1877. Im Januar Abends. Mercur im Schützen, Saturn, deſſen Ring in dieſem Jahre unſichtbar wird, im Waſſermann; am Morgen Jupiter und Venus im Scorpion einander genähert; Mars in der Waage und Scorpion. — Im Februar, März und April früh: Jupiter, Mars. — Im Mai Abends Mercur, der am 6ten des Monats vor der Sonnenſcheibe vorübergeht, im Stier, vor Mitternacht Jupiter im Schützen, am Morgen Mars im Steinbock, Saturn im Waſſermann. — Im Juni und Juli Abends Jupiter und zuletzt auch Venus als Abendſtern; gegen Mitternacht Mars. — Im Auguſt, September, October, zeigt ſich Venus nur kurze Zeit in der Abenddämmerung; Mars und Saturn, ſcheinbar ohne Ring, erſcheinen im Waſſermann, Jupiter iſt noch rückgängig, dann aber rechtgängig im Scorpion. — Im November, am Abend zeigt ſich am weſtlichen Horizont Jupiter und Venus im Schützen; Mars und Saturn im Waſſermann ſtehen (einander genähert) hoch am Himmel. — Im December Abends, ganz am Ende des Jahres Mercur im Schützen. Venus glänzt ebenfalls im Schützen, Saturn und Mars im Waſſermann und Fiſchen. — Uranus wird gegen Regulus hin gefunden und ſteht im Februar die ganze Nacht am Himmel; die Mondsfinſterniſſe am 27ten Februar und 23ten Auguſt ſind total.

1878. Im Januar Abends Venus als Abendſtern im Waſſermann, Mars in den Fiſchen, Saturn (ſcheinbar ohne Ring) im Waſſermann, iſt in der zweiten Hälfte des Monats nahe bei Venus. — Im Februar Abends Venus, Mars, Saturn; früh Jupiter. — Im März Abends Mars, früh Jupiter im Steinbock. — Im April, Anfangs am Abend Mercur im Widder. Mars ſteht im Stier. Am Morgen Jupiter und Venus im Steinbock und Waſſermann. — Im Mai Abends Mars, um Mitternacht Jupiter; früh Venus und Saturn im Waſſermann genähert. — Im Juli Abends Mars, ſpäter Jupiter, früh Saturn, Venus und Mercur. — Im Auguſt, September, October und November zeigen ſich am Abend Jupiter, rückgängig vom Steinbock gegen den Schützen, Saturn rückgängig in den Fiſchen; am Morgen Venus in Zwillingen, Krebs, Löwen und Jungfrau (zuletzt nur noch tief am Himmel). — Der Vorübergang des Mercur vor der Sonne am 7. November des Nachts, kann nur auf der andern Halbkugel der Erde beobachtet werden. — Im December tritt Venus als volle Scheibe zur Sonne, Jupiter geht ſchon vor 8, zuletzt um 7 Uhr unter, Saturn ſteht im Waſſermann noch hoch am Himmel. — Uranus tritt im Februar in Oppoſition mit der Sonne und iſt im Löwen zu finden.

1879. Im Januar, am Abend iſt Jupiter im Steinbock noch ein wenig am weſtlichen Horizont zu ſehen, Saturn ſteht im S. W. im Waſſermann, Mars zeigt ſich vor Sonnenaufgang im Scorpion. — Im Februar am Abend zeigt ſich zuletzt wieder Venus auf kurze Zeit, als Abendſtern. Saturn geht zuletzt ſchon gegen 7 Uhr unter, Mars erſcheint am Morgen. — Im März, am Abend, gegen Ende des Monats kann Mercur bei den Fiſchen augenfällig werden; auch Venus erſcheint in den Fiſchen, Mars am Morgen im Schützen und Steinbock. — Im April Abends Venus im Widder und Stier; früh Mars und Jupiter. — Im Mai am Abend Venus, in den Morgenſtunden Mars und Jupiter, im Waſſermann einander genähert, Saturn in den Fiſchen. — Im Juni Abends Venus in Zwillingen und Krebs, früh Jupiter, dann Saturn und Mars, beide in den Fiſchen einander genähert. — Im Juli, Abends, wird Mercur links unter Caſtor und Pollux augenfällig; Venus glänzt im Löwen, Jupiter, im Waſſermann rückgängig, geht wieder um 11, zuletzt um 9 Uhr auf, um Mitternacht Saturn und Mars in den Fiſchen. — Im Auguſt Abends Venus am weſtlichen, Jupiter und etwas ſpäter auch Saturn und Mars am öſtlichen Horizont. — Im September Abends Jupiter im Waſſermann, Saturn in den Fiſchen, Mars im Widder; am Morgen Mercur im Löwen. — Im October Abends Jupiter, Saturn, Mars. — Im November Abends Jupiter, Saturn, Mars; früh Venus, als Morgenſtern in der Jungfrau, bei Spica. — Im December glänzen am Abend Jupiter, Saturn, Mars noch hoch am ſüdlichen und ſüdöſtlichen Himmel; am Morgen erſcheinen Venus und Mercur. — Uranus ſteht, im Löwen, während des Monats Februar die ganze Nacht am Himmel.

1880. Im Januar am Abend zeigt ſich in S. W. im Waſſermann: Jupiter; in Süden in den Fiſchen Saturn, in S. O. im Widder Mars, am Morgen leuchtet Venus als Morgenſtern im Scorpion. — Im Februar Abends Jupiter, Saturn, Mars, früh Venus. — Im März Abends Mercur bei den Fiſchen, Mars im Stier, Saturn noch tief im Weſten, in den Fiſchen. — Im April und

Mai Abends Mars, früh Venus und zuletzt Jupiter. — Im Juni, am Abend Mars und in der letzten Hälfte des Monats Mercur in N. W. unter Caſtor und Pollux, am Morgen Jupiter und Saturn in den Fiſchen. — Im Juli Abends, Anfangs Mercur; Mars im Löwen; früh Jupiter und Saturn. — Im Auguſt, September, October und November Abends Jupiter und Saturn in den Fiſchen. Jupiter, der gegen Anfang des Herbſtes zugleich in ſeiner Sonnen- und Erdnähe iſt, leuchtet in vorzüglich hellem Glanze. Im Auguſt kann auch Mercur in der Morgendämmerung ſichtbar werden. — Im December Abends zeigt ſich Venus wieder als Abendſtern im Steinbock; Jupiter und Saturn in den Fiſchen ſtehen hoch am Himmel. Am Morgen vor Sonnenaufgang erſcheint Mercur in der Waage. — Uranus im Löwen ſteht im Februar und März die ganze Nacht am Himmel; am 16ten December ereignet ſich eine totale Mondsfinſterniß.

1881. Dieſes Jahr iſt durch eine Conjunktion des Saturn und des Jupiters (der noch nahe bei ſeiner Sonnennähe iſt) bei dem Sternbild der Fiſche, ſo wie durch den Vorübergang des Mercur vor der Sonnenſcheibe aſtronomiſch ausgezeichnet. Im Januar am Abend zeigt ſich Venus als Abendſtern im Steinbock und Waſſermann, Jupiter und Saturn ſtehen in den Fiſchen. Am Morgen erſcheint Mars im Scorpion. — Im Februar kommt zuletzt, am Abend, zu den ebengenannten Mercur, im Waſſermann. — Im März Abends Venus, Jupiter, Saturn in den Fiſchen, die beiden letzten ſind gegen Ende des Monats einander genähert, früh Mars. — Im April und Mai, Abends Venus, die zuletzt bei der Sonne verſchwindet, früh Mars. — Im Juni Abends Mercur in den Zwillingen; am Morgen Mars in den Fiſchen; Jupiter, Saturn und zuletzt Venus im Widder. — Im Juli, in den Morgenſtunden erſcheinen Saturn, Jupiter, Mars im Widder, Venus im Stier. — Im Auguſt, nach Mitternacht Saturn im Widder, Jupiter und Mars im Stier, Venus (und auch Mercur) in den Zwillingen. — Im September und October gehen Saturn, Jupiter und Mars ſchon wieder in den Abendſtunden auf, Venus glänzt in den Nachmitternachtsſtunden am Himmel. — Im November Abends Saturn, Jupiter, Mars, früh Venus und zuletzt Mercur (deſſen Vorübergang vor der Sonnenſcheibe in der Nacht vom 7. zum 8. November auf der anderen Halbkugel der Erde beobachtet werden kann). — Im December Abends Saturn, Jupiter, Mars, am Morgen Venus nur noch kurze Zeit. — Uranus, der nun ſeiner Sonnennähe entgegenrückt, findet ſich gegen Anfang März im Löwen in Oppoſition mit der Sonne.

1882. Im Januar in den Abendſtunden zeigen ſich Saturn und Jupiter im Widder, Mars iſt rückgängig von den Zwillingen nach dem Stier. — Im Februar am Abend kann Mercur im Steinbock ſichtbar werden; Saturn und Jupiter ſtehen noch im Widder, Mars iſt wieder in das Sternbild der Zwillinge rechtgängig. — Im März und April am Abend: Saturn, Jupiter, Mars. — Im Mai am Abend Mercur und Venus im Stier, Mars im Krebs. — Im Juni Mercur noch im Stier ſichtbar, Venus in Zwillingen und Krebs, Mars im Krebs und Löwen. — Im Juli Abends Venus und Mars im Löwen, am Morgen Saturn, Jupiter und Mercur im Stier. — Im Auguſt Abends Venus und Mars im Löwen einander genähert, nach Mitternacht Saturn und Jupiter. — Im September, October, November Abends Venus, dann in immer früheren Abendſtunden Saturn und etwas ſpäter Jupiter. — Im December, am 6ten dieſes Monats in Europa am Abend, findet der Vorübergang der Venus vor der Sonnenſcheibe ſtatt. In den Abendſtunden zeigt ſich Saturn an der Südoſtſeite des Himmels im Widder; Jupiter zwiſchen Stier und Zwillingen. — Uranus wird bei dem Punkte ſeiner Sonnennähe im Löwen gefunden und kommt im März in Oppoſition mit der Sonne; die Mondsfinſterniß am 4ten October iſt eine totale.

Abſichtlich haben wir auf den vorſtehenden Seiten den Lauf und die Stellungen der Planeten, wie ſie von der Erde aus ſich zeigen, für eine Reihe von Jahren in allgemeinen Umriſſen und zwar bis zu den Jahren 1874 und 1882 angedeutet, wo der nächſte nur durch Benutzung mehrerer Orte in der Nähe des Südpoles für die weiteren Berechnungen brauchbare Vorübergang der Venus vor der Sonnenſcheibe eintreten wird. Es ſollte dieſes dazu dienen, daß hieraus jene periodiſche Wiederkehr einer und derſelben Stellungen erkannt werden könne, von welcher auf einer der letzten Seiten dieſes Buches die Rede ſeyn wird. Denn ſo wird ſich Venus nach 8 Jahren weniger 2 Tagen (im Jahre 1855) wieder in der Nähe deſſelben Sternes zeigen, in welcher wir dieſelbe im Jahre 1847 ſtehen ſahen; und wer dieſelbe im Januar 1848 als Morgenſtern im Scorpion, oder im Marz 1849 als Abendſtern in den Fiſchen und im Widder erblickte, der wird ſie in den Jahren 1856 und 1857 an der gleichen Stelle auffinden können. Jupiter kehret je nach 12 Jahren und 15 Tagen zu derſelben Gegend des Himmels wieder und da 2 ſolche Perioden beiläufig 3 des Planeten Venus in ſich ſchließen, ſo wird ſich im Jahre 1871 ohngefahr in derſelben Jahreszeit wie im Jahre 1847, eine, übrigens öfter vorkommende Annäherung dieſer beiden Planeten bemerkbar machen. Zweimal (in den Jahren 1861 und 1881) tritt Jupiter mit Saturn, in dem vorſtehend betrachteten Zeitraum in Conjunction, während Saturn jedesmal nach dem Verlaufe von 1 Jahre 12 Tagen 20 Stunden, Jupiter je nach 1 Jahre 33 Tagen 13 Stunden in Conjunction mit der Sonne, in den Strahlen von dieſer uns für einige Zeit verſchwinden. Bei Mars wird dieſes erſt nach 2 Jahren 49 Tagen und 22 Stunden geſchehen, während die beiden ſonnennaheren Planeten: Venus und Mercur, jene nach 1 Jahre 218 Tagen 16 Stunden, dieſer ſchon nach 115 Tagen 21 Stunden zweimal mit der Sonne zuſammenkommen, ſo daß z. B. Mercur in 115 Tagen einmal vor der Sonne (zwiſchen ihr und der Erde) und einmal hinter der Sonne, wobei dieſe zwiſchen ihm und der Erde gelegen iſt, ſeine Stellung hat. Dieſe Zeiten werden die ſynodiſchen Umlaufe der Planeten genannt, und wir wollen dieſe hier nachſtehend etwas genauer betrachten.

d) Die Erſcheinungen des ſynodiſchen Umlaufes der Planeten.

Bei den vorhergehenden Beſchreibungen der Stellung der Planeten, im Zeitraume der nächſten 50 Jahre, wurde mehrere Male erwähnt, daß der eine oder der andre, in einem gewiſſen Sternbild rückgängig erſcheine. Wenn ſich nämlich die obern

Planeten, (Saturn, Jupiter, Mars) ihrer Oppoſition (ἀκρόνυκτος scil. στάσις, διάστασις κατὰ διάμετρον) mit der Sonne nahern, d. h. jenem Punkt des Thierkreiſes, der dann gerade aufgeht, wenn die Sonne untergeht, bemerkt man an ihnen zuerſt ein ſcheinbares Stillſtehen (στηριγμὸς), dann ein Zurückgehen derſelben gegen die Ordnung der Zeichen von Oſt nach Weſt (προήγησις[1]). Bei den beiden der Sonne naheren oder unteren Planeten: **Venus** und **Mercur** tritt dieſe rückgängige Bewegung ein, wenn ſie ſich, von der Erde aus geſehen, in ihrem weiteſten Abſtand, in ihrer weiteſten Ausweichung von der Sonne (μεγίστη ἀπόστασις, μεγίστη πρὸς τὸν ἥλιον διάστασις) befinden. Die Zeit des Rückganges dauert um ſo langer, je langſamer der Planet, den ſie betrifft, ſich bewegt, ſie betragt aber dem Raume nach deſto mehr, je naher der Planet an der Erde ſteht. So dauert der Rückgang bei **Mars** 81 oder auch nur 61 Tage und geht durch einen Bogen von 10 bis 20 Graden (jenes, wenn **Mars** in der Zeit ſeiner Erdnahe oder Oppoſition mit der Sonne zugleich in der Sonnenferne[2]), dieſes, wenn er alsdann in der Sonnennahe[3]) iſt). Die Zeit der rückgängigen Bewegung dauert im Mittel bei **Jupiter** 121, bei **Saturn** 139 Tage, ſie beginnt bei jenem, wenn er noch 115 Grade, bei dieſem, wenn er noch 109 Grade von dem Punkt der Oppoſition mit der Sonne entfernt iſt und dauert, bis er nach der andern Seite hin zu einer ahnlichen Stellung gekommen iſt (bei **Mars** beginnt und endet ſie in einem Abſtand des Planeten von dem Punkt der Oppoſition, welcher im Mittel 137 Grade betragt). **Jupiter** geht hiebei durch einen Bogen von 10 Graden, Saturn durch einen von faſt 6 Graden rückwärts. Für Venus beträgt der Bogen des Rückganges (welcher dann beginnt, wenn der Planet etwa 29 Grad von der Sonne entfernt ſteht) im Mittel 6 Grade, die Dauer deſſelben 42 Tage; für Mercur der Bogen 13 Grade, die Dauer 23 Tage. Umgekehrt nun wird die Bewegung aller Planeten, wenn ſie ſich ihrer Conjunction (σύνοδος) mit der Sonne nähern, eine ſcheinbar beſchleunigte; ſie erſcheinet von der Erde aus geſehen ſchneller als ſie eigentlich iſt. Zur Erläuterung dieſes ungleichen Ganges der Planeten durch ihre Bahn am Sternenhimmel kann vielleicht der nachſtehende Vergleich dienen:

---

[1] So genannt, weil dieſe Bewegung mit dem täglichen, ſcheinbaren Lauf der Sonne übereinſtimmt.

[2] Wie in den Jahren 1854, 1869 (weniger 1839, 1871 u. ſ. w.)

[3] Wie z. B. in dem Jahre 1877.

Einem auf unſrer Erde wohnenden Beobachter der Planeten ergeht es, bei dieſer Beobachtung, wie einem Manne, der ſelber auf einem ſchnell bewegten Wagen in weitem Kreiſe um ein in der Mitte ſtehendes Ziel herumfährt und der zugleich den Lauf anderer Wagen betrachtet, welche, einige in noch weiter vom Ziele entfernten, andre in näheren Kreiſen, mit ihm um den gemeinſchaftlichen Mittelpunkt herumfahren. Stünde ein anderer Menſch in der Mitte der Rennbahn, der würde den Wettlauf des einen wie des andern Wagens in ununterbrochnem und gleichmäßigem Fortgang beobachten; würde jedes der einzelnen Fuhrwerke in einer gewiſſen Zeit vom weſtlichen Ende der Rennbahn zum ſüdlichen, dann zum öſtlichen u. ſ. w. fortrücken ſehen. Nicht ſo aber jener andre Beobachter, der ſelber mit in dem Wettlaufe begriffen, auf einem der im Kreiſe gehenden Wagen verweilt. Dieſer wird zwar dann, wenn ſein Fuhrwerk mit einem in weiterem Kreiſe herumfahrenden, in gleicher Linie gegen den Mittelpunkt ſteht, den entfernteren Wagen an demſelben Orte und nach derſelben Himmelsgegend hin erblicken, wo ihn der in der Mitte ſtehende Beobachter ſieht, wird jenen z. B. rechts neben ſich, genau in Süden bemerken, die Zielſtange (in der Mitte der Bahn) zugleich links in Norden, wenn jetzt beide Wagen, der nähere wie der entferntere, von der Mitte aus geſehen, nach Süden hin ſtehen. Eben ſo wird der im engeren Kreiſe umlaufende Beobachter das entferntere Fuhrwerk genau am Nordende der Bahn erblicken, wo es jetzt auch von der Mitte aus geſehen ſtehet, wenn er ſelber ſich an der Südſeite befindet, während der andere Wettrenner, jenſeits der Zielſtange des Mittelpunktes, im Norden iſt. Wenn aber nun im weitern Fortgange der beiderſeitigen Bahnbewegungen, der im Fuhrwerk ſtehende Beobachter, auf ſeiner kürzeren ſchneller zurückgelegten Bahn an die öſtliche Seite gekommen iſt, während das entferntere Fuhrwerk, von der Mitte aus geſehen, im Süden oder Norden ſteht, ſo wird er dieſes nicht auch in Süden oder Norden, ſondern mehr gegen Südweſten oder Nordweſten hin erblicken; oder wenn er ſelber im weſtlichen Theile der Bahn iſt, in Südoſt oder Nordoſt. Zugleich muß es dann geſchehen, daß, von einem ſolchen beweglichen Standpunkte aus beobachtet, der fernere Wagen, der doch immer in gleichmäßiger Schnelligkeit und in der gleichen Richtung auf ſeiner Bahn weiter rückt, einmal ſich viel ſchneller vorwärts zu bewegen, ein andres Mal ſtille zu ſtehen, noch andre Male gar in ganz entgegengeſetzter Richtung oder rückwärts zu gehen ſcheinen wird. Denn, während z. B. der Wagen des Beobachters nach der Südſeite der Rennbahn, von Weſten her ſich bewegt, kann ſich das andre, an dem entgegengeſetzten Ende befindliche Fuhrwerk von Oſten her der Nordſeite nähern, beide Bewegungen kommen ſich entgegen und die des ferneren Wagens erſcheint viel ſchneller, als ſie wirklich iſt. Andere Male, wenn z. B. beide Wagen an der Südſeite ſind und beide nach einer Richtung hinfahren, wird der Beobachter, welcher dem Mittelpunkt näher und ſchneller ſich bewegt, den andern, langſamer umlaufenden, zuerſt, wenn er noch hinter ihm iſt, auch in der gemeinſchaftlichen Richtung vorwärts gehen ſehen; ſo wie er die gleiche Linie mit ihm erreichte, wird er denſelben ſcheinbar ſtill ſtehen ſehen, ja, ſo wie er über dieſe Linie hinaus iſt, und nun den andern hinter ſich gelaſſen hat, wird es ihm ſcheinen, als liefe dieſer auf einmal wieder rückwärts ſtatt vorwärts, denn er wird ihn wieder an den Stellen des Horizontes erblicken, an denen er ihn ſchon lange hatte vorübergehen ſehen.

Aus demſelben Grunde ſcheinen uns denn auch die Planeten, obgleich ſie alle, ohne Aufhören, in ihrer Bahn von Weſt nach Oſten ſich bewegen, von unſerer Erde aus geſehen, einmal langſamer vorzurücken, dann ſtill zu ſtehen, hierauf ſogar nach Weſten zurückzuweichen, dann abermals ſtill zu ſtehen und nun erſt ihren Lauf nach Oſten wieder fortzuſetzen. Denn wenn die oberen (ferner als unſer Planet von der Sonne abgelegenen Planeten) jenſeits der Sonne ſtehen, dann ſind ſie in ihrem weiteſten Abſtande von uns; ihr Lauf geht jetzt gegen die linke oder öſtliche Seite hin, die Bewegung der Erde dagegen gehet zur Rechten, wir ſehen daher dann jene Planeten mit ſehr beſchleunigter Geſchwindigkeit nach Oſten rücken. Wenn dagegen ein ſolcher oberer Planet dieſſeits der Sonne, und ihr gerade gegenüber (in Oppoſition mit derſelben) ſteht, ſo daß er, wie der Vollmond, aufgeht, wenn die Sonne untergeht und um Mitternacht den Meridian erreicht, dann iſt er am wenigſten von der Erde entfernt, iſt derſelben um den ganzen Durchmeſſer ihrer Bahn, mithin um faſt 42 Millionen Meilen naher, als am jenſeitigen Ende der Bahn. Die Erde rückt jetzt mit ihm nach einer und derſelben öſtlichen Richtung vor, läuft aber hiebei faſt zweimal ſo geſchwind, als z. B. Mars, gegen zwölfmal ſchneller als Jupiter, dreißigmal ſchneller als Saturn. Daher erſcheint es uns, als würde der Lauf eines ſolchen, dieſſeits bei der Erde ſtehenden Planeten aufgehalten, ſtünde dann beinahe ſtill und wendete ſich hierauf ſogar rückwärts, nach Weſten zu. Bei den beiden unteren (ſonnennaheren) Planeten findet, wenn ſie jenſeits der Sonne ſtehen, dieſelbe ſcheinbare Beſchleunigung der Bahnbewegung, gegen Oſten hin, ſtatt und wenn ſich dieſelben auf dem dieſſeitigen, der Erde am nächſten liegenden Theil ihrer Bahn mit der Erde zugleich (von der Sonne aus geſehen) nach Oſten bewegen, was bei ihnen viel ſchneller geſchieht, als bei unſrem Planeten, ſo ſcheinen ſie auch einige Tage lang nach Weſten zurückzuweichen.

Jedesmal dann, wenn ein Planet und die zugleich mit ihm auf der Bahn um die Sonne fortrückende Erde wieder in die gleiche Stellung und Linie zur Sonne, oder von dieſer aus geſehen kommen, dann hat jener Planet einen obenerwähnten ſynodiſchen Umlauf vollendet; darum dauert es immer drei Wochen langer, ehe die Erde mit dem Jupiter auf dem Wege ihrer Bahn wieder in die gleiche Stellung zur Sonne kommt, als bis dahin, wo ſie von einem Jahre zum andern den Saturn wieder einholt. Denn Jupiter hat ſich in Zeit von Jahresfriſt um mehr als ein ganzes Zeichen in der Sonnenbahn weiter bewegt, Saturn noch kein halbes, daher gelangt unſer Planet ſchon nach einem Jahre und 12 Tagen wieder in die vorjährige Stellung mit Saturn und erſt nach ein Jahr und 33 Tagen in die mit Jupiter. Bei den Nachbarplaneten: Venus und Mars, iſt die eigenthümliche Bewegung ſo bedeutend, daß die Erde erſt nach mehrmaliger Vollendung des eignen oder fremden Umlaufes wieder an derſelben Seite der Bahn ſie einzuholen vermag. Darum dauern ihre ſynodiſchen Umläufe verhaltnißmaßig langer, als bei den oberen Planeten.

Doch alle dieſe Verhältniſſe der Zeiten werden uns deutlicher werden durch eine Betrachtung unſres Sonnengebietes mit allen zu demſelben gehörigen Welten, in Beziehung auf die Entfernungen der einzelnen von der alles bewegenden Welt in ihrer Mitte und von einander ſelber, ſo wie auch auf die verhaltnißmaßigen Größen und Maſſen.

B. Das Syſtem der Sonne.

a) Die Abmeſſungen der Himmelsräume.

In der faſt unermeßbaren Weitung, welche der Fixſternenhimmel mit ſeinem vielleicht nachbarlich bei uns ſtehenden Arctur und Sirius begränzt, ſtehet unſre Sonne, umgeben von dreizehn bisher bekannt gewordenen Planeten, deren äußerſte Bahn gegen achthundert Millionen Meilen von der Sonne abliegt und von einem Heer von Cometen umkreiſet, welche, in ihrem weiteſten Abſtande, zum Theil wohl auf Tauſende von Millionen Meilen über die Bahn der Erde hinausreichen. Dennoch lieget dieſes ganze ungeheuer große Gebiet unſrer Sonne und der ſie begleitenden Welten in der großen Weitung zwiſchen Fixſterne zu Fixſterne noch kaum in einem ähnlichen Verhältniſſe da, als wenn ein einzelner Apfelbaum mit lieblich ſchimmernden Früchten auf einer Inſel, mitten im großen Ocean (des ſtillen Meeres) ſtünde. Zu ſeinen Füßen einiges Grün, ein leichtes Geſlügel der Schmetterlinge umſchweift etwa mit cometenartiger Bahn die ſchattigen Zweige. Ginge aber der Wanderer, in einer Ebene, welche dem Ocean an weiter Erſtreckung gleich käme, weiter von dem Baume, hinauswärts nach der Gränze zu, wie bald würde da, auch für das ſcharfſichtigſte Auge, der Baum mit ſeinen Zweigen und Früchten, verſchwinden.

Könnte ein ſehendes Auge, gleich jenem des Menſchen, den Flug der Cometen hinauswärts machen, fern über die Bahngränzen des Saturn und des Uranus, es würde, noch ehe es den tauſendſten Theil des Weges, bis zum nächſten Fixſterne beendigt, bald alle die mondartig glänzenden Planeten ſeinen Blicken entſchwinden ſehen; es würde ſelbſt den hellſchimmernden Jupiter vergebens am Himmel ſuchen: die Sonne allein noch leuchtete dort heller als die geſammten Millionen der Sterne, denn ſie bliebe auch in dieſem Abſtande die Herrſcherin des nächtlichen Himmels.

So groß, ſo unermeßbar erſcheint da Alles dem ſchweren, langſam beweglichen Leibe des Menſchen, welcher mühſelig nur aus der Ebene den Berg hinanklimmt, von deſſen Klüften der Quell kommt, der den Wanderer täglich tränket. Der Geiſt, mit wundervolleren Faden als die Herbſtſpinne hinauswebet in die leichte, zarte Luft, wenn ſie jetzt, ſelber ſo leicht wie der Wind, von dieſem getragen, über Berg und Thal ſchwebet, ſpinnet das Gewebe ſeiner Gedanken von einem Firſterne zum andern, von einer Gränze der Milchſtraße zur andern hinüber und miſſet in wenigen berechnenden Augenblicken die Räume, welche die Meßſchnur, und würde ſie ſelbſt vom Lichtſtrahl getragen, kaum nach Jahrtauſenden abzureichen vermöchte.

Der Anfang des wundervollen Gewebes ward mit dem Ausmeſſen der ſchönen, großen Erdkugel gemacht, deren Oberfläche wir bewohnen. Einfach, und doch ſo nahe treffend zur Wahrheit, ſind gleich die erſten Verſuche des klaſſiſchen Alterthumes zur Beſtimmung des Umfanges der Erde geweſen: die erſten Verſuche, von denen die genauere Kunde bis zu uns ſich erhalten. Ein Weiſer des dritten Jahrhundertes vor Chriſto: Eratoſthenes, ſtellt ein metallenes Becken [1]), ausgehöhlt in der Form der Halbkugel, innen getheilt in Grade und Minuten, in ſeiner Mitte ein metallener Stift oder Schattenzeiger, zu Alexandria auf. Am Mittage des längſten Tages im Jahre, da die Sonne am höchſten ſtehet und die von ihr beſchienenen Gegenſtände ihren kürzeſten Schatten werfen, wird der Schatten des Stiftes in der Mitte des Metallbeckens gemeſſen: ſeine Länge beträgt zu Alexandria den 50ſten Theil des ganzen Kugelumfanges (7 Grad und 12 Minuten). Weiter ſüdwärts aber, gen Aethiopien hin, wird der Schatten in der Mittagszeit der längſten Tage immer kürzer und zu Syene wirft am Mittag des Sommerſolſtitiums z. B. ein aufwärts ſtehender Menſch gar keinen Schatten hinter ſich, ſondern die Sonne ſteht dann ſenkrecht über dem Scheitel; es würde der Stift in der Mitte des metallenen Beckens, zu Syene, durch ſeinen Schatten auf 0 deuten, während er in demſelben Augenblick[1] in Alexandria 7° 12′ zeigt. Der Abſtand der beiden Städte von einander iſt ſomit ein Maßſtab, welcher 50fach verlängert um den ganzen Umfang der Erde herumreichen wird. Da nun, nach den Angaben der Reiſenden, der Weg von Alexandria gen Syene 5000 Stadien betragen ſollte, ſo wurde hiernach der ganze Erdumfang von Eratoſthenes zu 250000 Stadien geſchätzt[2]. Ein Jahrhundert ſpäter berechnete Poſidonius aus der Stellung des hellen Fixſterns Canopus im Schiffe, der auf der Inſel Rhodus nur tief am Horizont geſehen wird, während er ſich in dem 5000 griechiſche Stadien von Rhodus abgelegenen Alexandria 7¼ Grad über denſelben erhebt, den Umfang der Erde der Wahrheit näher kommend zu 240000 olympiſchen Stadien.

---

[1]) Σκάφη. Die Entwicklung des ganzen einfachen Verfahrens des Eratoſthenes wie des Poſidonius, zur Ausmeſſung der Größe der Erde, findet man bei Cleomedes: Κυκλικῆς θεωρίας μετεώρων βιβλ. α. (Basler Ausg. v. 1561 S. 395 u. f.) Ueber die Sonnenuhren von Beckenform vergl. man auch den alten Lexicographen Pollux. VI, 19, 110.

---

[1] Syene und Alexandria liegen nach des Eratoſthenes Vorausſetzung in einer und derſelben von einem Pol der Erde zum andern gezogenen Mittagslinie (μεσημβρινὸς κύκλος).

[2] Es iſt ungewiß, welche Art von Stadien Eratoſthenes hier als Maßſtab annahm: ob das ſpäter in ausſchließendem Sinne ſo genannte römiſche, das olympiſche oder das pythiſche Stadium oder vielleicht eine vierte unbekannte, damals in Alexandria gewöhnliche Art von Feldweges-Strecken. Das erſtere maß 125 geometriſche Schritte oder 625 römiſche Fuß, welche gleich ſind 575 Pariſer Fuß. Der Erdumfang beträgt nur 222201 dergleichen Stadien. Das olympiſche Stadium miſſet 600 römiſche, 552 Pariſer Fuß, dergleichen gehen 231463 auf den Erdumfang. Das pythiſche miſſet 500 römiſche, 460 Pariſer Fuß: der Erdumfang hält 277760 dergleichen. In jedem Falle kam jene Angabe der Wahrheit ſchon ſehr nahe.

Wie ſo viel angemeſſener, ſichrer und einfacher iſt dieſe Weiſe des Meſſens geweſen, als jene des Franzoſen Fernel, in der Mitte des 16ten Jahrhunderts, welcher die Länge eines Grades aus der Zahl der Umläufe der Räder eines Wagens berechnen wollte, mit welchem er, von Paris aus, gerade nach Norden hin ſo weit gefahren, bis er, nach ſeiner Meinung, einen ganzen Grad weiter vom Aequator hinweggekommen.

So war denn der erſte Anfang des geiſtvollen Gewebes: die Kenntniß der Größe des Erdumfanges und ſomit des Durchmeſſers unſres Planeten, ſchon frühe gefunden, und ſelbſt die alten Chaldäer, deren Forſchungen um mehr als ein Jahrtauſend älter geweſen, als die des Poſidonius, wußten es ſchon und ſprachen es auch auf ihre Weiſe aus: daß die Größe und Geſchwindigkeit unſrer Erde in einem ſo merkwürdig abgewogenen Verhältniſſe zur mittleren Größe und Geſchwindigkeit des Menſchen ſtehe, daß ein Mann, könnte er immer fortgehen, gerade in derſelben Zeit einmal um den Umfang der Erde (von 5400 Meilen) herumzuwandern vermöchte, in welcher die Erde einmal um die Sonne kommt (in 365¼ Tagen) [1].

Der zweite Schritt: zum Abmeſſen der Entfernung, in welcher der Mond von der Erde ſtehet, war nun ſchon leichter. Wenn nach dem oben (S. 93 — 95) gebrauchten Vergleich ein Menſch an der Südſeite ſeines, über das ebene Feld hinweggezogenen Kreiſes ſtünde, und ein Wagen führe, in etwas weiterem Kreiſe um das gemeinſame Ziel in der Mitte, von Norden nach Oſten und ſo weiter, bis zum Süden, ſo würde zwar, von der Mitte beider Kreiſe aus geſehen, der Wagen, wenn er gen Oſten käme, auch wirklich genau gegen Oſten hin erſcheinen, der Beobachter aber, welcher, wie oben erwähnt, am ſüdlichen Ende ſeines Kreiſes ſtehend, nach dem Wagen hinblickte, würde dieſen nicht in Oſten, ſondern von ſeinem Standpunkte aus mehr zur Linken hinan, gegen Nordoſt hin ſtehen ſehen, und erſt wenn jener Wagen auf ſeinem Kreiſe auch den ſüdlichen Punkt erreicht hatte, dann würden ihn ſowohl der in der gemeinſamen Mitte der Bahnen, als der an dem Südende der einen kleineren Bahn ſtehende Beobachter, beide zugleich, nach derſelben Richtung hin erblicken. Käme dagegen jenes Fuhrwerk, auf ſeinem weiteren Umlaufe der Bahn, wieder gegen Weſten, ſo würde der noch im Süden ſeiner Bahn verweilende Menſch abermals daſſelbe nicht nach dem nämlichen Punkt des Himmels hin ſehen, wo es dem in der Mitte ſtehenden erſcheint; ſondern weiter zur Rechten (nordweſtlich).

---

[1] Der Weg eines Mannes, der weder läuft noch langſam ſchreitet, weder ein Greis iſt noch ein Kind, ſey derſelbe, den in der gleichen Zeit die Sonne mache: in jeder Stunde der mittleren Tageslänge 300 Feldwege. M. v. Achill. Tat. Isagog. ad Arat. Phaenom. in Petav. Uranol. p. 137, D.

Der kleinere Kreis, an deſſen Südende der Beobachter ſteht, iſt der Umfang der Erde, der Wagen, der in etwas weiterem Kreiſe herumfährt, iſt der Mond, der gemeinſame Mittelpunkt der beiden Kreiſe, iſt der Mittelpunkt der Erde. Wenn der Mond, hoch im Süden, in der Mittagslinie ſtehet, dann erſcheint er dem auf der Erdoberfläche weilenden Beobachter genau an demſelben Orte des Himmels und nach derſelben Richtung hin, wo ihn ein im Mittelpunkt der Erde ſtehendes Auge bemerken würde; ſtehet derſelbe dagegen, eben im Aufgehen begriffen, am öſtlichen Horizont, ſo erſcheint er, gegen das unveränderlich Gewölbe der Fixſterne, nicht genau nach derſelben Linie hin, in welcher er wirklich zum Erdmittelpunkte ſtehet, ſondern vermöge der Verſchiebung des Geſichtswinkels, oder der Parallaxe; *Παράλλαξις*[1]): unterhalb oder nordoſtwärts von jener Linie. So wie dann der Mond höher nach dem Meridian emporſteigt, wird die Parallare, oder die Verſchiebung des Geſichtswinkels, immer unmerklicher und kleiner; ſie verſchwindet ganz in der Mittagslinie, nimmt aber wieder zu und wird immer größer, ſo wie der Mond zum Untergang am weſtlichen Horizont hinabkommt.

---

[1] Die Theorie der Parallaxe findet ſich gründlich abgehandelt bei

Der Aſtronom beobachtet die Stellung des Mondes zu den Sternen in jenem Moment, wo die Täuſchung des Geſichtes verſchwindet: wo der Mond an dem wahren Orte ſeiner Bahn um die Erde geſehen wird, das heißt in dem Augenblick, wo derſelbe die Mittagslinie erreichte. Es haben tauſendfaltige Beobachtungen gelehrt, um wie viel der Mond an jedem Tage, in ſeinen verſchiedenen Abſtänden von der Erde, wirklich unter den Sternen weiter rücke; dieſe Beobachtungen ſagen dem Aſtronomen genau den Punkt oder einzelnen Stern des Thierkreiſes, bei welchem jenes Geſtirn der Nacht, wenn es ſich jetzt am öſtlichen Horizonte zeigt, eigentlich ſtehen müſſe. Daſſelbe zeigt ſich aber um faſt zwei Vollmondsbreiten, um 57′ 4″ 1), weiter nach Oſten hin, und am weſtlichen Horizont ſcheint er um eben ſo viel wieder nach Weſten hin von dem Punkt zurückgewichen, an welchem er jetzt, konnte er vom Mittelpunkt der Erde aus geſehen werden, ſich zeigen müßte.

Dieſe Parallare des Mondes wird, bei Beobachtung der Sonnenfinſterniſſe, von verſchiedenen Punkten der Erdoberflache aus, noch deutlicher werden, und wenn im Helleſpont eine ſolche Verfinſterung total erſchien, ſo zeigte ſich, zur gleichen Stunde,

---

Ptolemäus a. a. O. im 5ten Buch S. 121 u. f. Die Abſtände des Mondes von der Erde ſind daraus berechnet P. 123 sequ. der Basler Ausg. v. 1538.

1) Schon ganz nahe an dieſe Angabe der neueren Aſtronomie, ſetzt Ptolemäus bei ſeinen Berechnungen des mittleren Abſtandes des Mondes von der Erde eine Parallare deſſelben von 58′ 16″ voraus (ibid.)

ſchon auf der um 5000 Stadien ſüdwärts, unter demſelben Meridian gelegenen Inſel Rhodos etwa ein Zehntheil der Sonnenſcheibe, in dem noch um einmal ſo weit ſüdwärts gelegenen Alexandria aber gegen ein Fünftheil der Sonnenſcheibe (über 2 Zoll[1]) nicht mehr verdunkelt, ſondern frei über die Gränze der Schattens hervortretend.

So erkannte man denn aus den erwähnten Beobachtungen der Verſchiedenheit des ſcheinbaren Ortes des Mondes am Himmel, wenn derſelbe zu gleicher Zeit an verſchiedenen Punkten der Erdoberfläche, oder jetzt am Horizont, dann in der Mittagslinie betrachtet wurde, daß die Verſchiebung des Geſichtswinkels für einen Abſtand der beiden Punkte des Beobachters, welcher einen Halbmeſſer der Erde beträgt, ſich faſt auf einen Grad, für einen Abſtand, der dem ganzen Durchmeſſer der Erde gleich iſt, auf 2 Grade belaufe. Aber wie wurde nun hieraus die Entfernung des Mondes von der Erde berechnet? Das Verfahren iſt einfach und leicht, wie das Spiel eines ſinnenden Kindes und dennoch ſicher, wie der lang erwogene Gedanke eines Mannes.

Ein Halbkreis wird mit dem Zirkel beſchrieben und dann in 180 gleiche Theile oder Grade getheilt[2]). Von dem Mittelpunkte aus, in welchem die eine ruhende Spitze des Zirkels feſtgeſtellt war, zieht man dann zwei Linien nach zwei Punkten des äußern Umfanges des Halbkreiſes hin, welche zwei Grade von einander entfernt ſind (z. B. nach dem 89ten und 91ten Grade hin). Da wo die beiden Linien außen am Umfang des Halbkreiſes enden, werden ſie durch eine kleinere Linie verbunden, welche den ganzen Durchmeſſer der Erde vorſtellt und zwei Grade miſſet; denn um etwa zwei Grade verſchieden zeigt ſich, vermöge der Parallaxe, die Stellung des Mondes am Himmel, wenn zwei Beobachter, gleichzeitig, an zwei einander entgegengeſetzten Punkten der Erdoberflache ihn betrachten. Da, wo am Mittelpunkt des Halbkreiſes beide Linien (unter dem Winkel von 2 Graden) zuſammentreffen: an der Spitze des langen, keilförmigen Dreiecks iſt die Stellung des Mondes. Mißt man nun weiter mit dem Zirkel die Entfernung der kleinen Linie von der Spitze des Dreiecks, oder die Länge einer der beiden größeren Linien, ſo findet man, daß dieſe 30mal größer iſt als die Länge der kleineren Linie. Mit Worten ausgedrückt heißt dann das, was uns die einfache Zeichnung ſagt, nichts andres, als dasſelbe, was die fortgeſetzte Beobachtung der Aſtronomen zur unbeſtreitbaren Wahrheit gemacht hat: die Entfernung des Mondes von der Erde beträgt 30 Durchmeſſer, oder 60 (genau 60,295) Halbmeſſer unſrer Erde. Von der Spitze des Dreieckes, oder, mit andren Worten, von dem Monde aus geſehen, würde, dieß iſt einer der bekannten Sätze der Perſpective, unſre Erde gerade ſo groß im Durchmeſſer erſcheinen, als auf ihr die Parallaxe des Mondes iſt, nämlich gegen 2 Grad (genau 1 Grad 54 Minuten), der Mond aber erſcheint nur $31\frac{1}{2}$ Minuten groß. Er muß mithin im Durchmeſſer $3\frac{7}{10}$mal, im Oberflächeninhalt (als Kugel) $13\frac{3}{4}$mal, an Rauminhalt 50mal kleiner ſeyn als die Erde [1]).

---

[1]) Cleomedes l. c. L. II. p. 182, 183. Schon die Alten theilten die ſcheinbare Größe der Sonnenſcheibe in 12 Zoll (δώδεκα δακτύλων). Das Fünftheil beſtimmt jedoch Cleomedes nur annähernd als 2 Zoll und ein wenig darüber (δακτύλους δύο καὶ βραχύ) betragend.

[2]) Oder man bedient ſich zum Entwerfen der kleinen Zeichnung eines ſogenannten Transporteurs, mittelſt welchem man an die beiden Enden der kleinen Linie zwei größere anfügt, deren jede mit der kleinen Linie einen Winkel von 90 Grad bildet.

---

[1]) Man kann übrigens die eigentliche Größe des Mondes auf eine der vorhin erwähnten ähnliche Weiſe auch ſo finden: Der erſcheinende Durchmeſſer des Mondes, von der Erde aus beobachtet, beträgt 31 Minuten. Zieht man vom Mittelpunkt des Halbkreiſes aus zwei Linien nach zwei Punkten des äußern Umfanges, welche 31 Minuten von einander entfernt ſind und verbindet dann die äußeren Enden der beiden längern Linien durch

So hatte denn das ſinnig berechnende Alterthum auf dieſelbe einfache und ſichre Weiſe, nach welcher ein Feldmeſſer etwa den Abſtand eines jenſeits des Fluſſes gelegenen Baumes auffindet und berechnet, die Entfernung des Mondes von der Erde und hiemit ſeine Größe aufgefunden und der erſte Schritt hinaus in die „wegloſe“ Ferne des Aethers war glücklich gemacht.

Auch der *verhältnißmäßige* Abſtand der Planeten von uns oder von dem gemeinſamen Mittelpunkte der Bahnen: von der Sonne, konnte, nach denſelben Regeln wie die Entfernung des Mondes, gefunden werden, wenn man, wegen des ungleich weiteren Abſtandes jener Wandelſterne, ſtatt der Parallaxe, welche die verſchiedene Stellung am Horizont oder am Zenith der Erdoberfläche hervorbringt: wenn man ſtatt des Halbmeſſers unſres Planeten den Halbmeſſer und die Parallaxe der Erdbahn zum Maßſtab nahm. Denn nach S. 102 erſcheinen die Planeten, von verſchiedenen Punkten der Erdbahn aus geſehen, in den verſchiedenen Orten ihrer eigenen Bahn, eben, ſo wie der Mond in ſeinen geringeren oder größeren Höhen über dem Horizont, bald mehr oſt-, bald mehr weſtwärts unter den Sternen des Thierkreiſes, als ſie, von der Sonne aus geſehen, wirklich ſtehen. Nur dann, wenn ſie in gleicher Linie mit der Sonne und Erde ſind, verſchwindet die Täuſchung, eben ſo wie beim Monde, wenn er den Meridian erreichte und wir ſehen dann die Planeten genau an dem Orte der Bahn, den ſie, auch von der Sonne aus geſehen, einnehmen. Wenn dagegen der Planet 90 Grad von dem ſcheinbaren Ort der Sonne entfernt ſteht, wenn er dann, wenn die Sonne auf- oder untergehet, im Meridian gefunden wird und um Mittag oder Mitternacht aufgehet, dann iſt ſeine Stellung zum Auge eines auf der Erde ſte-

---

eine kleinere Linie (die nur 31 Minuten mißet), ſo wird dieſe kleinere Linie der 108te Theil jeder der beiden größeren ſeyn. Die Entfernung des Mondes von der Erde beträgt mithin gegen 108 Durchmeſſer oder 216 Halbmeſſer des Mondes.

benden Beobachters verhaltnißmäßig dieſelbe, wie die erſcheinende Stellung des Mondes, wenn er im Aufgehen begriffen am öſtlichen, oder wenn er untergehend am weſtlichen Horizont ſtehet. Wir erblicken dann den Planeten, wie nach S. 101 den Mond entweder oſtwarts oder weſtwärts von der Stelle des Thierkreiſes hinweggerückt, bei welcher er, nach den Berechnungen, die ſich aus ſeinen beobachteten Stellungen, z. B. in der Oppoſition mit der Sonne, ergeben, ſtehen ſollte. Da aber in dieſem Falle der Punkt, von welchem aus der Beobachter den Planeten ſiehet, von jenem, wo er denſelben in gerader Linie mit der Sonne erblickte, nicht um einen Halbmeſſer des Erdkörpers, ſondern der Erdbahn verſchieden iſt, mithin der als Einheit zu Grunde liegende Maßſtab ſtatt 859½ Meilen faſt 21 Millionen Meilen mißt, betragt auch die Parallaxe (der Erdbahn) ſelbſt bei dem tauſendfaltig größeren Abſtand der Planeten von der Erde als die des Mondes iſt, noch immer mehrere Grade. So erſcheint ſie in der Zeit einer ſolchen Stellung zur Sonne ſelbſt bei Uranus im Mittel 3°, bei Saturn 6° 2′, bei Jupiter 11° 7′, bei Ceres 21, bei Mars 41½ Grade groß. Daraus findet man auf die ſchon oben, S. 103 erwähnte Weiſe, nach den einfachſten Regeln der Feldmeßkunſt, daß Mars 1½, Ceres 2¾, Jupiter 5, Saturn 9, Uranus 19 Halbmeſſer der Erdbahn im Mittel von uns, und, was dann daſſelbe iſt, von der Sonne entfernt ſey. Bei den beiden untern Planeten wird ſtatt der Oppoſition die untere Conjunktion der Sonne (beſonders bei Vorübergangen an dieſer), ſtatt des Quadratſcheines die Momente der weiteſten Ausweichung von der Sonne zu der Berechnung der Abſtande benutzt.

Bei dieſer Gelegenheit erwähnen wir denn auch jenes Verfahrens, welches man, und zwar in neueſter Zeit mit gutem Erfolg zur Beſtimmung der Parallaxe einiger Firſterne angewendet hat. Es war hierzu ein zweifacher Weg offen, entweder die genaue Beachtung jenes Einfluſſes, den die Verſchiebung des Geſichtswinkels an zwei einander entgegengeſetzten Punkten der Erdbahn auf die ſcheinbare Stellung der Firſterne gegen einen feſten Punkt des Himmels, z. B. gegen das Zenith hat, oder die Beachtung des Einfluſſes auf die ſcheinbare Stellung eines naheren Firſternes gegen einen entfernteren. Zur Beſtimmung der abſoluten Oerter der Firſterne, welche auf dem erſteren Wege geſucht wurde, bediente man ſich, nach Ponds Weiſe mehrerer Fernröhre, welche mauerfeſt gegen einzelne, in der Nahe des Zeniths durch den Meridian gehende Firſterne gerichtet waren. Man maß dann mikrometriſch ihren Abſtand von dem Mittelpunkt des Fadenkreuzes des Fernrohres, in dem Augenblick, wo der Berechnung nach der Stern, wenn ſeine verſchiedene Entfernung von uns gar keinen bemerkbaren Einfluß auf ſeine ſcheinbare Stellung hatte, den Meridian paſſiren mußte. Auf dem andern Wege dagegen ſuchte man die Parallaxe dadurch zu beſtimmen, daß man zu verſchiedenen Zeiten des Jahres jene relative Stellung in genaue Meſſung nahm, welche ein großerer, und darum vermuthlich viel naherer Firſtern im Vergleich mit einem viel kleineren, in weiter Ferne hinter ihm ſtehenden Sterne zeigte, wenn dieſer kleinere Stern nicht wie bei den Doppelſternen phyſiſch mit dem größern verbunden war, ſondern nur ſcheinbar oder optiſch, wie eine etliche hundert Schritt entfernte Stange mit einem mehrere Stunden abgelegenen, ſcheinbar nahe hinter der Stange gelegenen Thurme. Durch die Beobachtung dieſer relativen Oerter, hat man die Parallaxe der Wega und Nr. 61 im Schwan, durch die ſchwierige Abmeſſung der abſoluten Oerter, in der Weiſe des zuerſt beſchriebenen Verfahrens die Parallaxe von α im Centauren gefunden.

Doch wir kehren zuvörderſt wieder zu den uns naher liegenden Meſſungen, zu denen der planetariſchen Abſtände zurück.

Obgleich die Alten durch die zuſammengeſetzte, künſtliche Theorie, welche ſie ſich uber die Bewegungen der Planeten erfunden hatten, gehindert waren, von der Parallaxe der Erdbahn zur Berechnung der Planetenabſtände die ganz genaue, folgerechte Anwendung zu machen, ſo hatte doch wenigſtens die neuere Aſtronomie ſeit der Wiederentdeckung des wahren Umlaufes der Planeten durch den großen Copernicus, noch mehr aber ſeit Kepler das Verhaltniß der Entfernungen der Planeten von der Sonne aufs ſchärfſte berechnet und gefunden, daß wenn Mercurs Entfernung von der Sonne gleich 100 geſetzt würde, die der Venus 187, die der Erde 258, des Mars 395, des Jupiter 1343, des Saturn 2464 ſey. Wie viel aber nun dieſe Entfernungen eigentlich, nach dem Menſchenmaßſtabe der Erdhalbmeſſer oder der Meilen betrügen, das war auf keine Weiſe bekannt; denn die Einheit, welche hier erſt gefunden werden mußte: der Abſtand der Sonne von unſrem oder irgend einem andern Planeten, war noch durch alle Beobachtungen und Berechnungen im Dunkel gelaſſen worden, da bei dem zu großen Abſtande jener leuchtenden Welt die Horizontal-Parallaxe, beim Auf- oder Untergang faſt unmeßbar klein; die Parallaxe der Erdbahn, bei der, unbeweglich in der Mitte derſelben bleibenden Sonne, nicht anwendbar erſchienen.

Es hatte einer der größten Aſtronomen des Alterthumes (Ariſtarch) die Entfernung der Sonne von uns zwanzigmal größer geſchätzt, als die des Mondes und hatte hiermit der leuchtenden Centralwelt der Planeten eine Größe zugeſtanden, welche in Beziehung auf den Durchmeſſer, faſt 5½, an Oberflächeninhalt 30¼, an körperlichem Inhalt 166 mal die Erde überträfe[1]). So kühn auch ſchon dieſe Angabe für jene Zeit erſcheinen mochte, ſo war ſie doch von der Wahrheit ſo weit entfernt geblieben, wie 1 von 20; denn der eigentliche Abſtand der Sonne von der Erde iſt nicht nur 20, ſondern 20mal 20mal größer, als jener des Mondes, und der Durchmeſſer der Sonne übertrifft den der Erde nicht nur 5¼, ſondern mehr denn 112 mal.

---

[1]) Archimedes in Arenario. — Ptolemäus im 5. Buch ſeiner Μεγάλ. Συντάξ. (S. 127 der Baſl. Ausg) beſtimmt die Größenverhältniſſe auf dieſelbe Weiſe: der Mond ſey im Durchmeſſer gegen 3⅖ mal kleiner als die Erde, die Sonne 18⅘ mal größer als der Mond, mithin im körperlichen Inhalt (στερεὸν μέγεθος) 6644½ mal; 5½ mal aber größer als die Erde am Durchmeſſer, faſt 170 mal an Rauminhalt.

Zu dieſer Erkenntniß kam die berechnende Aſtronomie erſt durch vielfache, ſehr zuſammengeſetzte Beobachtungen, zu welchen die Augen eines einzelnen Aſtronomen nicht allein hinreichten, ſondern wozu die von mehreren, zugleich, an ſehr verſchiedenen Punkten der Erdoberfläche ſtehenden, nöthig waren. Solche gleichzeitige Beobachtungen: wie die des ſcheinbaren Abſtandes des Planeten Mars von dem Stern λ im Waſſermann, angeſtellt am 6ten October 1751 am Vorgebirge der guten Hoffnung von De la Caille, und in Stockholm von Wargentin, lehrten zwar mit etwas größerer Sicherheit, als die der früheren Jahrhunderte geweſen war, den Abſtand des Planeten von unſrer Erde und ließen hieraus den der Sonne berechnen (nach S. 96); doch fehlte dieſen Berechnungen noch ſehr viel zur Wahrheit: ſie ſetzten noch immer die Parallaxe der Sonne zu groß (10¼ Secunden ſtatt 8½), mithin ihren Abſtand von der Erde zu gering an[1]).

Endlich wurde, um zur Gewißheit über dieſen Gegenſtand zu gelangen, eine Erſcheinung benutzt, welche nur ſelten ſich der Aſtronomiſchen Beobachtung darbeut (m. v. III.), der Vorübergang der Venus an der Sonnenſcheibe, am 6. Juni 1761 und am 3. Juni 1769. Wurde bei dieſer Gelegenheit, von den Aſtronomen, welche an ſehr verſchiedenen Punkten der Erdoberfläche und in mehreren Welttheilen zugleich den Eintritt des Venusſchattens am öſtlichen und den Austritt deſſelben am weſtlichen Sonnenrande genau beobachteten, nur die Zeit dieſes Aus- und Eintrittes, oder die Dauer des ganzen Vorüberganges für die verſchiedenen Erdgegenden, welche 5 Stunden und 10 bis 33½ Minuten betrug, verglichen, ſo ließ ſich hieraus die verſchiedene Länge der Linien, welche der Schatten über die Sonnenſcheibe hinweg durchlaufen hatte, und mithin der Abſtand dieſer Linien von der längſten, durch die Mitte der Sonne gehenden, ſo wie der einen derſelben von der andern mit großer Sicherheit finden, und hieraus dann, beſſer als durch alle früheren Beobachtungen, die Parallaxe, zunächſt für Venus, hernach mit dieſer, auch für die Sonne berechnen. Dieſe letztere, ſo erfuhr man nun, beträgt wirklich nur 8⁴⁄₇ Secunden (genau 8'', 57116) oder mit andern Worten: die Sonne ſtehet von uns ſo fern, daß, von ihr aus geſehen, unſre große, ſchöne Erde nur als ein Sternenpünktlein erſcheint, deſſen Durchmeſſer 17 Secunden groß iſt. Dieſe Entfernung miſſet, nach Halbmeſſern der Erde 24043; nach dem kleinen Maas unſrer geographiſchen Meilen, davon 15 auf einen Grad der Breite gehen: 20662440 oder über 20⅔ Millionen.

---

[1]) In den Bänden der Connoissance des temps aus dem 6ten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts wird in runder Zahl der Durchmeſſer der Sonne 100, ihrer Oberfläche 1000, ihr körperlicher Inhalt 1 Million mal größer geſetzt als die der Erde.

So iſt es denn, ſeitdem die langgeſuchte Einheit, für alle weiteren aſtronomiſchen Berechnungen über die Raumverhältniſſe des Planetenſyſtems gefunden worden, erſt möglich geworden, auch über die eigentliche, körperliche Größe unſrer Sonne und aller Planeten und ferner ſtehenden Monde zu urtheilen. Wir betrachten die hieraus gewonnene Erkenntniß unſers Sonnengebietes zunächſt in jener Aufeinanderfolge, welche uns der Abſtand von dem Mittelpunkt an die Hand giebt, und beginnen deßhalb mit dem mächtigen, alle bewegenden und erleuchtenden Centralkörper ſelber.

b) Nähere Betrachtung der Sonne.

Die Sonne (**Phoebus**, **Sol**; *Ἥλιος*, **Φοῖβος**; חֶרֶס, שֶׁמֶשׁ) erſcheint uns, wenn ſie zu Anfang des Januars in ihrer Erdnähe iſt, **32** Minuten 33'',7 Secunden groß, in der Erdferne zu Anfang des Juli **31' 29''**; das Mittel aus beiden iſt **32' 0'',88**. Hieraus berechnet ſich der Halbmeſſer der Sonne zu **96304**, ihr Umfang zu **603099** Meilen, welches **112**$\frac{1}{20}$ **mal mehr** iſt **als** der Halbmeſſer **und Umfang** der Erde (jener zu **859½**, dieſer zu **5400** Meilen angeſchlagen). Der Oberflächeninhalt iſt **dann 12557**, der körperliche Inhalt **1409725 mal** größer **als der der Erde**, **deren** Größenverhältniß zu **dem der** Sonne **mithin kaum jenes** iſt, in **welchem** Minervas Vogel: das Käuzlein, zu dem hohen Kirchengebäude ſtehet, in deſſen Gemäuer **es** niſtet. Denn es würden in dem Inneren der Sonnenkugel, **wenn** dieſe **hohl** wäre, nicht blos $1\frac{2}{5}$ Millionen Erdkugeln Raum finden, ſondern, wenn die Erde ſammt der weiten Bahn **des Mondes** in ihrer Mitte ſtände, da bliebe jenſeits der **Mondbahn im Inneren** der Sonne **noch Raum** für eine zweite, faſt noch einmal ſo weit als die erſte vom Mittelpunkt abgelegene **Mondbahn**. Ja es **könnten** in einer ſolchen Weitung, welche **dem Inneren des** Sonnenkörpers gliche, alle Planeten und Monde unſres Syſtemes, auf die Weiſe der eng zuſammengeſellten **Sternenſyſteme** ihre Umläufe um einen gemeinſamen Schwerpunkt **halten**, denn ſie alle zuſammengenommen würden kaum **den 770ten** Theil der Hohlung ausfüllen.

So iſt die Sonne ſchon ſo hehr und mächtig, vor allen andren **uns** naher bekannten Welten, an Größe und an anziehender Kraft; ſie iſt es aber noch ungleich mehr an wohlthätigem **Walten**. Denn nicht bloß für unſre Erde, ſondern für alle Welten ihres großen Reiches begleiten ſie auf ihrem ſcheinbaren, täglichen **Wege** durch den Himmel, die Fülle der ſegnenden **Kräfte**; der **Lauf durch** die **Bahn** der **Jahre gehet** ohne Aufhören hier durch liebliche Blüthen, dort durch nährende Früchte. — Worinnen, ſo fragt der vergleichende Verſtand, hat Helios dieſe große, allbelebende Kraft? Iſt er, wie Einige meinen, ein beſtändig flammendes Feuer und verbreitet ſo, wie das erſtorbene Holz, wenn es von der zerſtörenden Gluth ergriffen iſt, Wärme und Licht um ſich her, oder kommt, gleichſam wie an dem electromagnetiſchen Apparate, wie an den Polardrahten einer Volta'ſchen Säule, Wärme und Licht aus einem andren Grunde? — Was die bisherigen Beobachtungen auf dieſe Fragen zur Antwort gegeben, das wollen wir hier zuſammenſtellen.

Auf der Oberfläche der Sonne werden ſehr oft dunkle Flecken bemerkt, welche nicht ſtill an einem Orte ſtehen bleiben, ſondern ſich von Weſt nach Oſt über die Sonnenſcheibe hinwegbewegen. Es geſchieht dieſe Bewegung beſtändig in einer feſtbeſtimmten, voraus berechnenbaren Zeit, ſo daß ein Flecken, der ſich jetzt am weſtlichen Rande gezeigt, in etwa 13 oder 14 Tagen bis zum öſtlichen fortgerückt erſcheint, wo er verſchwindet, bis er (denn nicht ſelten dauern ſolche Flecken mehrere Wochen aus) nach abermals 13 bis 14 Tagen von neuem am weſtlichen Rande hervortritt und wiederum den Lauf gegen den öſtlichen hin beginnt. Aus dieſer Beobachtung hat man fürs Erſte geſchloſſen, daß auch die Sonne nicht unverrückbar ſtill ſtehe, ſondern daß ſie ſich, gleich allen näher bekannten planetariſchen Welten und Monden unſers Sonnengebietes, wenigſtens um ihre eigne Axe bewege, und zwar wie dieſe alle, von Weſt gegen Oſt in 25 Tagen 12 Stunden 12 Minuten; von der Erde aus geſehen (ſynodiſch) in 27 Tagen 12 Stunden.

Eine ſolche Aehnlichkeit giebt uns aber ſchon im voraus den Muth, bei der Sonne auch noch andre, tiefer gründende Uebereinſtimmungen mit der Natur des Planetariſchen zu vermuthen, in deſſen Mitte ſie verſenkt iſt. Und dieſe Vermuthung wird faſt zur Gewißheit, wenn wir das, was uns eine weitere

Beobachtung der eben erwähnten dunklen Sonnenflecken[1]) lehrt, genauer erwägen.

Dieſe dunklen Flecken erſcheinen als Vertiefungen, als Oeffnungen in einer luftartig flüſſigen, leuchtenden Dunſthülle, welche den eigentlichen Sonnenkörper in einer Höhe von mehrern hundert Meilen umgiebt. Die Aſtronomen haben nicht ſelten durch jene Zerreißungen der leuchtenden Atmoſphäre hinuntergeblickt auf die Oberfläche der Sonne, welche dann planetariſch dunkel erſchien, ſo daß ſie offenbar ihr Licht ſelber nur von oben, aus der umhüllenden Lichtſphäre empfangen kann. Zuweilen glaubte man auf dieſer Oberfläche ſogar Berge zu bemerken, von einer Höhe, welche auf mehr als hundert Meilen geſchätzt wurde. Nach Herſchels Beobachtungen ſcheint die leuchtende Dunſthülle bis zu etwa 500 Meilen über den Sonnenkörper hinaufzureichen; dieſe leuchtende, obere Hülle ſetzt ſich aber hinabwärts nicht bis zur Sonne ſelber fort, ſondern zwiſchen dieſer und jener wird noch, aus vielfältigen Beobachtungen, eine andere Art von Atmoſphäre vermuthet, welche, wahrſcheinlich ungleich ähnlicher der unſrigen, ſogar, gleich dieſer, der Erzeugung und Geſtaltung dunkler Umwölkungen ausgeſetzt ſein ſoll. In der leuchtenden Dunſthülle ſelber werden oft dichtere Zuſammenhäufungen des Lichtes, die ſogenannten Sonnenfackeln bemerkt.

Die unſerm Auge wie dunkle Flecken vorkommenden Oeffnungen, oder gleichſam Aufheiterungen der leuchtenden Sonnenatmoſphäre, erſcheinen nicht ſelten 1 Minute groß, ſie haben dann 6400 Meilen im Durchmeſſer, mithin ſo viel als 4 Erdkugeln. Und Sonnenflecken von 1 Minute im Durchmeſſer waren noch nicht die größten, welche man beobachtet hat, ſondern nicht ſelten maß man den Durchmeſſer derſelben zu 1½ und 2 Minuten. — Wenn ſich, auf ſolche bedeutende Erſtreckung, das Licht gebende Gewölk zurückzieht, dann kann es auf der unmittelbar darunter liegenden Region der Sonnenoberfläche ſo dämmernd dunkel werden, daß ein in der Mitte ſtehender Beobachter, mit Augen, welche den unſrigen glichen, ſelbſt Sterne des nächtlichen Himmels zu erkennen vermöchte.

---

[1]) Die eigentliche allgemeine Beobachtung der Sonnenflecken begann durch **Scheiner** in Ingolſtadt, im März 1611 und Galilei im April 1612. Einige Monate vor Scheiner (im December 1610) hatte auch der Engländer Harriot Sonnenflecken bemerkt, von ſeiner Wahrnehmung aber keinen Gebrauch weder für ſich noch Andre gemacht.

Die Sonne ſelber kann demnach auf ihrer Oberfläche Berge und Thäler, feſtes Land und Seen enthalten, gleich unſrem Planeten; das Licht, das ſie von oben empfängt, kann ſchon an ſich ſelber gemäſſigter auf ſie hinabſtrahlen, denn auf unſre Erde, für welche es ſich in einen Brennpunkt von einem Quadratfuß zuſammendrängt, während es ſich dort auf eine Fläche von vielen tauſend Millionen Quadratmeilen ausbreitet; es wird aber auch überdieß noch durch die Zwiſchenlage des Wolkenerzeugenden Luftkreiſes gemildert. So unterſcheidet ſich jenes hehre Geſtirn blos dadurch von den Planeten, daß es das belebende, Licht und Wärme gebende Element, welches auf die Planeten von anderswo her, als etwas Aeußeres einwirkt, ſelbſtſtändig an und bei ſich ſelber hat: ein Vorzug, der in bildlicher Weiſe jenem des Menſchen gleicht, welcher den Geiſt ſelbſt inwohnend beſitzt, der das Thier und ſein Bewegen als eine über und außer ihm ſtehende Macht beherrſchet. Auch an den Planeten wird eine, unter gewiſſen Umſtänden des Selberleuchtens fähige Dunſthülle bemerkt, deren Phosphorescenz z. B. jenes eigenthümliche Licht zugeſchrieben wird, das zuweilen auf unſre Erde, hoch von oben, aus der über den Wolken gelegenen Region der Atmoſphäre, in ſolchen Nächten herunterglänzt, in denen weder der Mond, noch irgend einer der lichthelleren Planeten am Himmel iſt. Aber dieſe Fähigkeit zum Selberleuchten, die in den Atmoſphären der Planeten liegt, muß doch erſt durch die Einwirkung der Sonne zur Tageshelle geweckt werden.

Die Linie, in welcher die dunklen Sonnenflecken, vermöge der Axendrehung der Sonne von Weſt nach Oſten, über ihre Scheibe hinweglaufen, erſcheint nur zweimal im Jahre horizontal, in der übrigen Zeit aber gegen den Horizont geneigt. Es iſt nämlich die Richtung der Fortbewegung am 8ten Juni geradlinigt, hierauf aber beſchreibt ſie einen nach Süden offnen Bogen (eine halbe Ellipſe), welche Beugung im September am merklichſten iſt, von da an jedoch wieder abnimmt, bis am 9ten December die Linie abermals horizontal erſcheint, dann wieder zu einer nordwärts gebogenen, halben Ellipſe wird, welche gegen Anfang des März am augenfälligſten iſt. Aus dieſen Beobachtungen hat man geſchloſſen, daß die Richtung des Sonnenäquators nicht in gleicher Linie mit der Ebene der Erdbahn liege, ſondern daß ſie gegen dieſe unter einem Winkel von 7½ Graden geneigt ſei. Die Punkte, wo beide Ebenen ſich durchſchneiden, fallen, von der Sonne aus geſehen, in den 18ten Grad des Zeichens der Zwillinge[1] und den 18ten Grad des Schützen, der Nordpol der Sonne iſt gegen den 18ten Grad der Fiſche, nach dem 82½ Grad der nördlichen Breite hin gerichtet, der Südpol iſt in der Richtung des 18ten Grades der Jungfrau, dem 82½ Grad der ſüdlichen Breite zugekehrt.

Die Sonne iſt, nach der Richtung ihres Aequators hin, von einem linſen- oder ſcheibenartig-geſtalteten Lichtgürtel oder, nach neueren Anſichten mit einem um ſie rotirenden aus ätheriſcher Subſtanz beſtehenden Ringe von großer Breite und geringer Dicke umgeben, der freilich unvergleichbar viel ſchwächer, als das eigentliche Sonnenlicht leuchtet, dennoch aber heller iſt als das Licht der Sterne. Die Gränzen dieſes Lichtringes fallen zwiſchen die Bahnen der Venus und des Mars, und ſeine Ebene, gleich der des Sonnenäquators weicht nur um 7½ Grade von jener der Erdbahn (ſcheinbaren Sonnenbahn) ab. Man ſieht ihn daher deutlich in jenen Jahreszeiten, wenn ſich der Thierkreis unter dem größten Winkel über den Horizont erhebt. Wenn deßhalb im Februar und März die hellere Abenddämmerung geendet hat, dann zeigt ſich, am weſtlichen Horizont, von der Gegend, wo nun die Sonne ſtehet, herauf, zur Linken, eine ſchräge liegende Lichtpyramide, deren unterer, breiterer Theil, durch den Kopf des Wallfiſches geht, die dann nach dem Widder und Triangel herauf ſchon ſchmäler wird, und im Stier in einer Spitze endigt. In den Morgenſtunden des Octobers wird dieſelbe Erſcheinung vor Anbruch der Morgendämmerung am öſtlichen Himmel, in dem Krebs und Löwen bemerkt und auch im December zeigt ſie ſich zuweilen, bei ſehr heitern Nachten, ſowohl des Morgens als des Abends. Die Länge der Lichtpyramide, wie ſie von unſrer Erde aus geſehen wird, beträgt zuweilen, von der Sonne aus, gegen 100 Grade (andere Male kaum 50), die Breite gegen 30 (andre Male nur 8 Grad). Die Dauer der Sichtbarkeit währet öfters mehrere Stunden. Die Veränderungen, welche an der Geſtalt und Größe des Zodiacallichtes bemerkt werden, ſcheinen weniger in der Beſchaffenheit unſrer Atmoſphäre ihre Urſache zu haben, als vielmehr in der Sonne ſelber begründet zu ſein. Man nennt dieſe ſchöne, merkwürdige Himmelserſcheinung: das Zodiacallicht; Trabes [1]), Traba; Δοκὸς, Ῥυμὸς, Ῥάξ.

---

[1] Das Zeichen der Zwillinge entſpricht, wegen des Verrückens der Nachtgleichen ſeit Feſtſetzung dieſer Calenderangabe dem Sternbild des Stieres; der 18te Grad des Schützen fällt in den Scorpion; 18 der Fiſche fällt gegen den Anfang des Sternbildes der Fiſche, 18° der Jungfrau gegen Ende des Löwen.

---

[1] Unter dem Namen eines feurigen Balkens oder Feuerſtromes ſcheinen die Alten bereits das Zodiacallicht bezeichnet zu haben. (M. v. Seneca Quaest. Nat. I, 1. u. 15. VII, 4. — Plin. II. N. 26. extr. Sect. 26.) Auch ſcheinen die Zuſammenſtellung und Vergleichung des Thierkreiſes mit der Milchſtraße (m. v. Achill. Tatii Isagoge in Arat. Phaen. in Petav. Uranolog. p. 117 und Manil. Astron. I. v. 665 seqq. mit Scaligers

Näher noch als dieſer Lichtgürtel, der den Körper der Sonne in der Richtung ſeines Aequators umgiebt, ſcheint mit dem Körper derſelben eine zartere atmoſphäriſche Hülle zu ſtehen, welche ebenfalls ein Licht (wie durch Spiegelung?) ausſtrömt, das uns jedoch durch das ſtärkere Licht der eigentlichen Sonnenatmoſphäre gewöhnlich überſtrahlt, und deshalb für unſer Auge unbemerkbar wird. Wenn aber bei totalen Sonnenfinſterniſſen auch der Rand der Sonnenſcheibe rings umher bedeckt iſt, dann ſieht man um die Mondſcheibe her einen ſtarkglänzenden, breiten Ring, von welchem ein Licht ausſtrahlt, welches auch die vollkommenſte Verfinſterung der Sonne nicht zum nächtlichen Dunkel, ſondern nur zur Dämmerung werden läßet. Dieſer, zuweilen dreifarbige, öfters aber nur weißliche Ring kann nichts anders ſein als eine höhere, feinere Region der Sonnenatmoſphäre, welche übrigens von der gröberen, tieferen ſcharf abgegränzt iſt.

Außer der bereits erwähnten umdrehenden Bewegung um ihre Axe kommt der Sonne auch eine fortrückende Bewegung durch den Weltraum zu, bei welcher ſie von allen ihren Planeten und Cometen eben ſo begleitet wird als die Erde bei ihrem jährlichen Umlauf um die Sonne von ihrem Monde. Jene fortrückende Bewegung durch den Weltraum beträgt in jeder Secunde 8 Meilen und nimmt ihren Verlauf in einer Bahn, deren Mittelpunkt, wie bereits erwähnt, in die Plejaden fällt. Der Berechnung nach würde die Sonne mit dem Syſteme ihrer Planeten zum Durchmeſſen jener ganzen Bahn Millionen (18) von Erdenjahren bedürfen.

Aus Gründen, die wir in einem ſpäteren Abſchnitt dieſes Lehrbuches entwickeln werden, hat man geſchloſſen, daß die

---

Reiſen) auf eine Beachtung des Zodiacallichtes ſchon in der alten Zeit hinzudeuten. Gegenſtand einer wiſſenſchaftlichen Erkenntniß wurde übrigens daſſelbe erſt, ſeitdem es Caſſini vom 18ten bis zum 26. März 1683 beobachtete und richtige Schlüſſe auf den Grund ſeines Entſtehens machte

Dichtigkeit oder das mittlere ſpecifiſche Gewicht der Sonne verhältnißmäßig nur ein Viertel (0,2519) von dem ſpecifiſchen Gewicht der Erde, mithin nur gegen 1⅓ mal größer ſey als die des Waſſers. Wäre die Sonne bei ihrer ungeheueren Größe eben ſo dicht als die Erde, ſo würden alle Weltkörper ihres Syſtemes in viel kürzerer Zeit ſich um ſie bewegen.

c) Die Beſchreibung der bisher bekannten Planeten unſres Sonnenſyſtemes.

1) Mercur.

Mercur iſt der nächſte an der Sonne. Er bewegt ſich, wie alle Planeten, um dieſe nicht in einem Kreiſe, ſondern in einer Ellipſe, ſo daß er an dem einen Punkt ſeiner Bahn ferner, am andern naher an ihr ſteht. In der mittlern Entfernung beträgt ſein Abſtand 83 Sonnenhalbmeſſer oder nahe 8 Millionen Meilen; der Unterſchied zwiſchen der Sonnenferne und Sonnennähe dieſes Planeten iſt aber ſo bedeutend, daß derſelbe dort gegen 10, hier nur 6¼ Millionen Meilen von der Sonne abſteht, die ſich ihm an dem Punkte ihrer größeſten Nähe als eine 10⅔, im Mittel aber als eine 6⅔ mal größere Scheibe darſtellt als unſrer Erde. Den Weg der Bahn um die Sonne, welcher 50 Millionen Meilen mißet, legt Mercur in 87 Tagen 23 Stunden 15 Minuten zurück, mithin in ſolcher Schnelle, daß er in jeder Secunde faſt 6⅔ Meilen durchläuft; eine Geſchwindigkeit, welche faſt 140 mal die des Schalles übertrifft. In jedem Tage mißet er dann von dem Kreiſe ſeiner Bahn 4 Grad, 5 Min. 32 Sec. ab. Von der Sonne aus geſehen fällt der Ort ſeiner Sonnenferne gegen den 16ten Grad des Zeichens des Schützen. Die Bahn des Mercur liegt nicht in derſelben Ebene, wie die Bahn der Erde um die Sonne, ſondern hat gegen die Erdbahn eine Neigung (ἔγκλισις) von 7 Graden. Bei dem 16ten Grad des Zeichens des Stiers und des Scorpions zeigt ſich Mercur ganz in der Ebene der Sonnenbahn, denn er hat dort ſeinen auf-, hier ſeinen niederſteigenden Knoten, dagegen ſteht er im Löwen und Waſſermann 14 Vollmonds-Durchmeſſer nördlich und ſüdlich vom Thierkreis entfernt.

Mercur iſt der kleinſte unter allen den Alten bekannten Planeten. Sein Durchmeſſer erſcheint in der mittleren Entfernung von der Erde 6'', 69. Nach Meilen beträgt mithin ſein Halbmeſſer nur 335¼ und iſt 287 mal kleiner als der der Sonne. Mercur bewegt ſich, wie die Erde und alle genauer bekannte Planeten von Weſt nach Oſt um ſeine Axe, und zwar ohngefähr ſo wie unſre Erde in 24 Stunden ein Mal. Es umgiebt ihn eine ſehr zarte, nur ſelten ſchnell entſtehenden und vergehenden Umwölkungen ausgeſetzte Atmoſphäre. Die Neigung ſeiner Axe auf der Ebene ſeiner Bahn ſoll, eben ſo wie bei unſrer Erde und bei Mars, etliche und zwanzig Grade betragen. Auf eine Weiſe, die wir bei der Geſchichte des Mondes genauer kennen lernen, will man auf der Oberfläche des Mercur hohe Gebirge bemerkt haben. Die mittlere Dichtigkeit der Mercursmaſſe darf man aus Gründen, deren wir weiter unten erwähnen wollen, mit der Dichtigkeit oder dem ſpecifiſchen Gewicht des gegoſſenen Eiſens vergleichen. Denn nach jenem Einfluß, den die anziehende Kraft des Mercur auf den Enkeſchen Cometen äußerte, der ihm im Jahr 1835 ſehr nahe kam, läßt ſich berechnen, daß die mittlere Dichtigkeit des Mercur gegen 1⅓ mal größer als die der Erde, mithin nahe 7⅓ mal größer als die des Waſſers ſey.

2) Venus.

Der zweite Planet von der Sonne aus iſt Venus. Sie iſt im Mittel 155 Sonnenhalbmeſſer oder gegen 15 Millionen Meilen; in ihrer Sonnenferne, welche von der Sonne aus geſehen gegen den 9ten Grad des Sternbildes des Steinbockes (in das Zeichen des Waſſermannes) fällt, 15¼ Millionen Meilen von ihrem Centralkörper entfernt, ſo daß bei ihr der Unterſchied zwiſchen Sonnenferne und Sonnennähe nur ſehr wenig (200000

Meilen) beträgt. Den Weg der Bahn, welcher gegen 94 Millionen Meilen mißt, legt ſie in 224 Tagen 16 St. 41 Min., mithin in jeder Secunde $4\frac{2}{3}$ Meilen zurück. Die Ebene der Venusbahn iſt gegen die der Erdbahn nur um $3\frac{1}{3}$ Grade geneigt, der aufſteigende Knoten fällt an den 8ten Grad des Zeichens der Zwillinge. Sie erſcheint von der Erde aus geſehen in ihrem mittleren Abſtand $17\frac{1}{10}$ Secunden groß, ihr wahrer Halbmeſſer beträgt mithin nach Mädlers Berechnungen faſt genau ſo viel als der der Erde, nämlich $858\frac{1}{2}$ Meilen. Sie rotirt in 23 Stunden und 20 Min. einmal um ihre Axe. Ihre Atmoſphäre iſt ſo rein und heiter, daß man kaum in 60 Jahren einmal eine ſo allgemeine und dichte Umwölkung an ihr wahrgenommen hat, als ſie auf der Erde in jedem Jahre, ja in jedem Monate mehrere Male ſtatt findet. Die mittlere Dichtigkeit oder das ſpecifiſche Gewicht dieſes Planeten übertrifft jene der Erde, welche nach den neueſten Beſtimmungen 5,68 mal größer iſt als die des Waſſers, nur äußerſt wenig (kaum um den 400ten Theil).

Da Venus und Mercur der Sonne näher ſtehen als der Erde, können ſie, aus denſelben Gründen wie der Mond, zuweilen ſichelförmig, dann halbvoll, im erſten Viertel, dann ganz voll, dann wieder halbvoll als letztes Viertel (durch Fernröhre betrachtet) erſcheinen; können ſogar wie der Neumond, uns ihre ganz unerleuchtete Seite zukehren. Wenn z. B. Venus zwiſchen uns und der Sonne ſteht, dann iſt ſie Neuvenus. Wenn ſie wieder anfängt zuzunehmen, zeigt ſie ſich als Morgenſtern. Wenn ſie als ſolcher die weiteſte Ausweichung, (den weiteſten ſcheinbaren Abſtand) weſtwärts von der Sonne erreicht hat, und vor Sonnenaufgang hoch am Himmel glänzt, dann iſt ſie wieder halbvoll, oder im erſten Viertel. Sie betritt nun die von uns abgekehrte, hinter der Sonne gelegene Hälfte ihrer Bahn und wendet uns zugleich einen immer größeren Theil ihrer beleuchteten Halbkugel zu. Je mehr ſie aber voll wird und je mehr ſie wirklich von der Erde ſich entfernt, deſto mehr nähert ſie ſich ſcheinbar wieder der Sonne, bis ſie zuletzt in den Strahlen derſelben und hinter ihr dem Auge entſchwindet. Nach etlichen Wochen zeigt ſie ſich wieder oſtwärts von der Sonne, als Abendſtern. Anfangs erſcheint ſie als ſolcher, durch Fernröhre betrachtet, als eine faſt noch ganz volle, aber ſehr kleine Scheibe, denn ſie iſt dann noch nahe an ihrer weiteſten Entfernung von der Erde, jenſeits der Sonne. Ihr ſcheinbarer (öſtlicher) Abſtand von der Sonne nimmt jetzt wieder zu; ſie ſtehet nach Sonnenuntergang immer länger und höher am Himmel, zugleich verliert aber, durch Fernröhre betrachtet, ihre Scheibe immer mehr ihre Rundung und wird dem Halbmond im letzten Viertel immer ähnlicher. Weil ſie aber jetzt auch wieder der diesſeitigen Hälfte ihrer Bahn, mithin der Erde näher kommt, wird auch dabei ihr ſcheinbarer Durchmeſſer immer größer, und während ihre volle Scheibe im abwärts (hinter) der Sonne gelegenen Theile der Bahn, nur etwa 9 Secunden maß, zeigt ſich die halbvolle, in der weiteſten Ausweichung von der Sonne (zu 48°) ſtehende Scheibe ſchon 24 Secunden groß. Auch jetzt jedoch hat der Abendſtern noch nicht ſeinen ſtärkſten Glanz, ſondern dieſer zeigt ſich erſt an ihm, wenn er nur noch 40 Grade von der Sonne abſteht, 69 Tage vor ſeiner unteren Conjunction mit der Sonne. Dann iſt zwar kaum noch der vierte Theil der Scheibe erleuchtet, zugleich aber hat dieſe 38 Secunden oder nahe den vierten Theil eines Zolles im Durchmeſſer, und dieſer Durchmeſſer wächſt noch immer, je ſchmäler die Sichel wird, je näher Venus der Stellung zwiſchen der Erde und Sonne, als Neuvenus rückt. Denn der Abſtand der Venus von der Erde beträgt, wenn jene in ihrer unteren Conjunction mit der Sonne, auf dem nach uns hingekehrten Theile der Bahn ſtehet, noch nicht 6, am andern Theile der Bahn über 36 Millionen Meilen; es iſt mithin auch der Durchmeſſer der Neuvenus, wenn dieſe z. B. als Schatten an der leuchtenden Sonnenſcheibe vorüberwandelt, gegen 7 mal größer als der Durchmeſſer der ganz erleuchteten.

Der ſynodiſche Umlauf der Venus (m. v. oben S. 91), das heißt die Zeit von einer oberen oder unteren Zuſammenkunft, von einer Neu- oder Voll-Phaſe zur andren, dauert von der Erde aus geſehen über 19 Monate (genau 583 Tage 22 St. 6 Min. 56 Sec.). Venus wird als Abendſtern glänzen und als abnehmende Scheibe erſcheinen in den erſten Monaten der Jahre 1849, 57, 65, 73, 81; als Abendſtern, jedoch niedrig über dem Horizont und nur auf kurze Zeit, im Mai, Juni u. ſ. 1850, 58, 66, 74, 82; als Abendſtern am Ende des Jahres 1851, 59, 67, 75. Sie iſt heller Abendſtern, im Frühling 1852, 60, 68, 76, ſo wie in den letzten Monaten der Jahre 1853, 61, 69, 77, und in den erſten der Jahre 1854, 62, 70, 78, und eben ſo im Mai und Juni 1847, 55, 63, 71, 79. Als Morgenſtern mit zunehmender Scheibe glänzt Venus im Sommer 1849, 57, 65, 73, 81, niedrig und nur kurze Zeit ſichtbar in den erſten Monaten, beſſer im Juli 1851, 59, 67, 75; als heller Morgenſtern in den letzten Monaten des Jahres 1852, 60, 68, 76, ſo wie im Mai u. ſ. w. 1854, 62, 70, 78 und zu Ende des Jahres 1847, 55, 63, 71, 79 und am Anfang des Jahres 1848, 56, 64, 72, 80.

3) Die Erde.

Unſere Erde iſt in ihrem mittleren Abſtande faſt 215 (214,762) Halbmeſſer der Sonne von dieſer entfernt; in der Sonnenferne, welche, von der Sonne aus geſehen, nach dem 10ten Grad des Sternbildes des Schützen (Zeichen des Steinbockes) hinfällt, beträgt der Abſtand von der Sonne faſt 218 Sonnenhalbmeſſer. Es weichet mithin die Geſtalt der Bahn, deren Umfang gegen 130 Millionen Meilen miſſet, nur wenig von der Kreisform ab. Die Sonne erſcheint, von der Erde aus geſehen, faſt 1921; die Erde, von der Sonne aus geſehen, $17\frac{1}{5}$ Secunden im Durchmeſſer groß. Der wahre Halbmeſſer beträgt $859\frac{1}{2}$ Meilen. Die Ebene des Erdäquators iſt gegen die der jährlichen Bahn um die Sonne um $23\frac{1}{2}$ Grade geneigt; daher entſteht die Abwechslung der Jahreszeiten und in unſern Breitengraden die faſt um das Doppelte verſchiedene Länge der Tage im Winter und im Sommer. Unſre Erde durchläuft, wie ſchon erwähnt, in jeder Secunde auf ihrer Bahn 4⅛ Meilen, ihr eigentlicher Jahresumlauf um die Sonne in Bezug auf die Fixſterne, beträgt 365 Tage 6 St. 9 Min. 11 Secunden, das tropiſche Jahr, von einer Frühlings-Nachtgleiche zur andern 365 Tage 5 St. 48 Min. 47 Sec. Die mittlere Dichtigkeit oder das ſpecifiſche Gewicht unſrer Erde iſt, wie bereits erwähnt, aus Gründen, die wir ſpäter auseinanderſetzen werden, auf mehr denn 5 mal (5,68) größer denn die des Waſſers berechnet worden, übertrifft mithin die des Magneteiſenſteines.

4) Der Planet Mars.

Mars, der andre Nachbarplanet der Erde, iſt in ſeinem mittleren Abſtande 327 Halbmeſſer der Sonne von dieſer entfernt, oder faſt 32 Millionen Meilen. In ſeiner Sonnenferne aber, welche von der Sonne aus geſehen gegen den 3ten Grad des Zeichens der Jungfrau, (in das Sternbild des Löwen) hinfällt, beträgt der Abſtand über 357, in der Sonnennähe nur 296 Sonnenhalbmeſſer oder nach Meilen 34 und 28 Millionen Meilen; die Geſtalt der Bahn iſt mithin vielmehr elliptiſch, als jene der Erde und der Venus. Die Neigung derſelben auf der Ebene der Erdbahn oder ſcheinbaren Sonnenbahn, beläuft ſich jedoch nur auf 1⅞ Grad. Die Sonne erſcheint, vom Mars aus geſehen, 8 Zoll oder 1281 Secunden; Mars, von der Sonne aus 5½ Secunden groß. Der wahre Halbmeſſer beträgt demnach 446 Meilen oder den 216ten Theil des Halbmeſſers der Sonne. Unſrer Erde kann ſich Mars bis auf 7¾ Millionen Meilen nähern, wobei er uns als eine Scheibe von 23 Secunden im Durchmeſſer erſcheint, er kann ſich aber auch bis auf 55 Millionen Meilen von uns entfernen und ſeine ſcheinbare Größe auf 3¼ Secunden herab ſinken. Jenes dann, wenn er auf dem dieſſeitigen Theile ſeiner Bahn und zugleich in der Sonnennähe, dieſes wenn er auf dem jenſeitigen Theil und zugleich in der Sonnenferne ſteht. Der Umfang ſeiner Bahn miſſet gegen 200 Millionen Meilen, und da er dieſelbe in 686 Tagen 23½ Stunden zurücklegt, läßt ſich ſeine Fortbewegung in jeder Secunde auf 3⅔ Meilen, berechnen.

Mars rotirt um ſeine Axe in 24 Stunden und 37⅓ Minuten; ihn umgiebt eine dichte Atmoſphäre. Die Axe des Mars iſt unter einem faſt ähnlichen Winkel gegen die Ebene ſeiner Bahn geneigt (um 28 Grade) als die der Erde und des Mercur, es findet daher ein ähnliches abwechſelndes Verhältniß der Jahreszeiten ſtatt als bei uns. Wirklich erkennt man auch durch Fernröhre deutlich die weißen Schneezonen an den Polen des Mars und man bemerkt, daß immer die Schneezone, welche an dem Pole liegt, der jetzt gerade Winter hat, zunimmt, die andere, welche an dem Pole liegt, der eben Sommer hat, abnimmt. Auch auf Mars findet darinnen ein ähnliches Verhältniß mit der Erde ſtatt, daß die ſüdliche Halbkugel einen längeren Winter und einen kürzeren Sommer hat, weil der Winter der ſüdlichen ſo wie der Sommer der nördlichen Halbkugel in die Sonnenferne, die entgegengeſetzten Zeiten in die Sonnennähe fallen. Nach Sonnentagen des Mars (welche um 2 Minuten 12 Secunden länger ſind als die Zeit der Rotation) hat ſein Jahr 668⅓ (in jedem 3ten ſein Schaltjahr 669) Tage, davon kommen, bei der großen Eccentricität ſeiner Bahn 372 auf das Sommerhalbjahr, 296⅓ auf das Winterhalbjahr ſeiner nördlichen ſowie umgekehrt 372 auf den Winter, 296⅓ auf den Sommer ſeiner ſüdlichen Halbkugel. Außer den eben erwähnten Schneezonen bemerkt man unter günſtigen Umſtänden und durch das Fernrohr auf der Scheibe dieſes Planeten auch dunkle und hellere Flecken, die ſich in ihrer Stellung gleich bleiben und welche auf eine Abwechſelung von Feſtland und Meer ſich zu gründen ſcheinen, ſo wie andre Erſcheinungen von veränderlichem Umriß, die man als atmoſphäriſche Bildungen betrachten kann.

Die mittlere Dichtigkeit des Mars iſt nach den Berechnungen der Aſtronomen nur etwa um den 10ten Theil geringer als die der

Erde, ſie verhält ſich zu dieſer 0,972 zu 1, während ihre Maſſe zu jener der Erde im Verhältniß ſteht, wie 1 zu 7½. Hieraus folgt, daß der Zug der Schwere auf der Oberfläche des Mars nahezu halb ſo groß ſeyn müſſe, als auf unſerm Planeten, ſo daß der Fall der Körper, der bei uns 15 Fuß in einer Secunde beträgt, bei Mars nur auf 7½ Fuß ſich beläuft. Auch darinnen ſteht (nach Mädler) Mars in einem merkwürdigen Verhältniß zu der Erde und ihrem Monde, daß er in ſeinen Größenverhältniſſen nahe das geometriſche Mittel hält zwiſchen beiden. Denn ſein körperlicher Inhalt iſt gegen 7 mal größer als der des Mondes, 7 mal kleiner als der der Erde.

5) Die Aſteroiden oder Planetoiden.

In dem verhältnißmäßig weiten Raume zwiſchen Mars und Jupiter hatte ſchon der große Kepler einen noch unbekannten Planeten vermuthet; in einer Reihenfolge der Abſtände von der Sonne, die ſich vom Mercur bis Uranus ziemlich zutreffend nachweiſen ließ, wurde hier ein Glied vermißt. Denn wenn man für die Sonnenweite des Mercur die Zahl 4 ſetzt, dann wird die der Venus 4 + 3, die der Erde 4 + 2 mal 3, die des Mars 4 + 4 mal 3, die des Jupiter 4 + 16 mal 3, des Saturn und des Uranus 4 + 32 und 64 mal 3 gefunden. Es fehlte dann zwiſchen Mars und Jupiter das Glied, dem die Zahl 4 + 8 mal 3 zukäme, deſſen Abſtand von der Sonne mithin 2,8 Erdbahnhalbmeſſer betragen müßte. Und nahezu in dieſem Abſtand traf man allerdings die Bahnen der Ceres und Pallas.

Aber ſtatt eines einzelnen Planeten entdeckte man, wie dies oben S. 71 u. f. berichtet wurde bis zu unſrer Zeit über 40 kleine Weltkörper zwiſchen Mars und Jupiter. Wir geben in der nachſtehenden Tabelle eine Ueberſicht über die bisher berechneten Bahnen von 37 derſelben und bemerken nur, daß die kleineren Zahlen hinter dem Komma überall Decimaltheile bedeuten. Z. B. in Columne I. bei Flora 2,205 zwei ganze und 201 Tauſendtheile eines Erdbahnhalbmeſſers, Col. III. 15 Millionen und 5 mal hundert 29 Tauſende von Meilen bei Veſta 48 Millionen und 829000 Meilen.

Berechnete Elemente der Aſteroidenbahnen.

Namen.	Entfernungen von der Sonne nach Millionen Meilen.			Umlaufszeit nach Erdentagen.	Neigung.	Aufſteigende Knoten	Ort des Perihels
	Mittlere	Kleinſte	Größeſte.				
Flora	45^{m},529..	38^{m},39 .	52^{m},66..	1190^{d}	5°53′	110°18′	32°54′
Melpomene .	47^{m},477..	37^{m},17..	57^{m},78 .	1270	10° 9′	150° 1′	15°11′
Victoria . .	48^{m},286..	37^{m},74..	58^{m},82..	1303	8°23′	235°29′	301°53′
Euterpe . .	48^{m},530..	40^{m},09..	56^{m},96	1311	1°35′	93°42′	87°48′
Veſta	48^{m},829..	44^{m},12..	53° 23′	1325	7° 8′	103°20′	249°12′
Urania	48^{m},926.	42^{m},61 .	55^{m},24..	1329	2° 6′	308°12′	30°50′
Metis	49^{m},346..	43^{m},22..	55^{m},45..	1346	5°36′	68°31′	71°29′
Iris	49^{m},363.	37^{m},97..	60^{m},75..	1346	5°28′	259°44′	41°23′
Phokäa . .	49^{m},657.	37^{m},09..	62^{m},20 .	1358	21°36′	214° 4′	302°37′
Maſſalia .	49^{m},825..	42^{m},66...	56^{m},98.	1365	0°41′	206°36′	98°16′
Hebe	50^{m},160.	40^{m},01..	60^{m},28 .	1380	14°47′	138°31′	14°58′
Lutetia . .	50^{m},312.	42^{m},33	58^{m},51.	1388	3° 5′	80°28′	326°44′
Fortuna . .	50^{m},411..	42^{m},42	58^{m},39	1394	10°32′	211°27′	30°48′
Parthenope	50^{m},593	45^{m},56	55^{m},63	1402	4°37′	125° 3′	316°16′
Thetis . . .	51^{m},153.	44^{m},61	57^{m},69.	1404	5°36′	125°26′	259°25′
Fides	52^{m},010	48^{m},99	55^{m},03.	1490	3°32′	7°58′	66°52′
Amphitrite	53^{m},02	48^{m},79..	57^{m},26	1499	6° 6′	356°20′	61°56′
Aſträa . . .	53^{m},288..	43^{m},16	63^{m},41	1510	5°20′	141°25′	134°36′
Egeria . .	53^{m},295	48^{m},65..	57^{m},94	1510	16°32′	43°17′	119°45′
Pomona . . .	53^{m},42...	45^{m},51..	58^{m},53..	1516	4°42′	220°48′	196° 9′
Irene	53^{m},469	44^{m} 41′	62^{m},49.	1518	9° 7′	86°49′	178°51′
Thalia . .	54^{m},310.	41^{m},52..	67^{m},09	1554	10°14′	67°55′	123°12′
Eunomia .	54^{m},680.	44^{m},40..	64^{m},95	1570	11°44′	293°55′	27°52′
Proſerpina	54^{m},905	50^{m},09..	59^{m},71..	1580	3°36′	45°53′	235°41′
Circe	55^{m},171.	49^{m},57..	60^{m},77	1591	5°14′	184°12′	161°45′
Juno	55^{m},194	41^{m},05...	69^{m},33..	1594	13° 2′	170°52′	54°17′
Ceres . . .	57^{m},229	52^{m},66 .	61^{m},79..	1679	10°36′	80°54′	147°41′
Pallas . . .	57^{m},298..	43^{m},58..	71^{m},02..	1684	34°35′	172°38′	121° 5′
Atalanta . .	57^{m},309..	40^{m},47..	74^{m},14..	1684	19° 7′	359°—	40°42′
Bellona . .	57^{m},395.	48^{m},52	66^{m},27..	1688	9°22′	144°33′	122°18′
Polyhymnia	59^{m},265..	39^{m},29 .	79^{m},24..	1771	1°57′	9°16′	340°54′
Kalliope . .	59^{m},620.	53^{m},39..	65^{m},85..	1812	13°45′	66°37′	58°11′
Leukothea .	59^{m},903..	48^{m},02..	71^{m},79..	1799	8°21′	356°44′	183°39′
Pſyche . . .	60^{m},451.	52^{m},31..	68^{m},58..	1825	3° 4′	150°31′	12°39′
Themis . . .	61^{m},961.	57^{m},02..	72^{m},90..	2035	0°59	35°47′	131°16′
Hygiea . . .	65^{m},136.	58^{m},58	71^{m},69..	2041	3°47′	287°38′	227°48,
Euphroſyne .	65^{m},276..	51^{m},17..	79^{m},67..	2048	26°25′	31°25′	93°51′

Wie die nebenſtehende Tabelle aufweiſt, fällt die Stellung der Bahnen der beiden zuerſt entdeckten Aſteroiden Ceres und Pallas wirklich nahe in jenem Abſtand von der Sonne, in welchem man nach Seite 125 den noch fehlenden Planeten vermuthet hatte. Keineswegs kann aber der Abſtand von 2,8 Erdweiten als eine Mittelzahl für die bisher bekannten Bahnen der Aſteroiden gelten, deren bei weitem größere Zahl viel näher an der Marsbahn, manche auch ferner von dieſer gelegen ſind.

In ſolcher Weiſe wie bei Uranus und auch bei Neptun würde die Auffindung des jenſeits der Marsbahn ſtehenden vermuthlichen Planeten nicht möglich geweſen ſeyn. Leverrier erkannte, wie ſchon oben erwähnt, den zwölfmal ſo weit als die Aſteroiden entfernten Planeten Neptun und zeigte ſogar die Himmelsgegend an, in welcher er ſtand, blos aus der Berechnung der Störungen, welche Uranus durch die Anziehung ſeiner Maſſe erleidet und dieſes war möglich, weil die Maſſe des Neptun gegen zwanzigmal größer iſt, als die der Erde. Wie aber ſollte dies für einen der Aſteroiden, ja für ſie alle zuſammengenommen, möglich geweſen ſeyn, da derſelbe ſcharfſinnige Rechner gefunden hat, daß, wenn die Geſammtmaſſe aller bekannnten und noch unbekannten Aſteroiden auch nur dem vierten Theile der Erdmaſſe gleich käme, ihr ſtörender Einfluß auf die Bahnbewegung des Mars ſich verrathen müſſe. Erſcheinen ſie doch mit wenig Ausnahmen alle, ſelbſt durch unſere beſte Fernröhre gleich den Fixſternen nicht als kleine Scheiben (wie etwa die Monde des Saturn), ſondern als unmeßbar kleine Pünktchen, welche zum Theil, wie namentlich bei Ceres, von einer bald größer, bald kleiner ſich darſtellenden Dunſthülle umgeben ſind, bei wenigen aber, wie bei Veſta in einem für ihre geringe Größe auffallend hellen Lichte leuchten. Hierin, ſo wie durch manche andere Züge zeigen ſie ſich den Kometen näher verwandt, als alle uns bekannten Planeten. Unter Andern geſchieht dies durch die große Excentricität ihrer Bahnen, welche bei vier Fünftheilen derſelben die Excentricität der Marsbahn, bei einem Viertheil derſelben ſogar die der Mercurbahn überſteigt. Wie deßhalb unſere Erde von der Annäherung der Kometen wegen der unbedeutenden Maſſe derſelben niemals eine erweisbar bedeutende Einwirkung erfahren hat (m. v. unten das Cap. D.), ſo wird auch die Annäherung des einen Planetoiden an den andern, wie dies bei Hygiea und Aſträa wirklich in einem wenigſtens ebenſo hohen Maße ſtattfinden kann, als zwiſchen dem Biela'ſchen Kometen und der Erde ohne Anſtoß, und noch mehr ohne Zertrümm-des Einen und des Andern vorübergehen. Denn der Uhrmacher, der die Werke und Getriebe der Aſteroidenbahnen zuſammengefügt hat, iſt ein guter Meiſter von ſicherer Hand, und die Bahnen jener Miniaturweltkörper ſind alle, wie wir dies zunächſt nur an dem Beiſpiel von Ceres und Pallas zeigen wollen, ſo weislich durcheinander und doch auch wieder auseinander gelegt, daß keiner den Andern in ſeinem Laufe zu berühren, zu beſchädigen und zu hindern vermag, weil dieſe Bahnen zwar zum Theil ſehr nahe, wie bei Veſta und Urania, bei Hebe, Lutetia und Fortuna, Aſträa und Egeria, Circe und Juno, Ceres, Pallas und Atalanta in der gleichen Entfernung von der Sonne, nicht aber in derſelben Ebene liegen, ſo daß der eine in der nämlichen Gegend, wo der andere Planetoid ſich ſüdwärts von der Ebene des Sonnenäquators hinablenkt, nordwärts ſich über dieſelbe erhebt. Auch fällt die Sonnennähe (der Ort des Perihels) der einen Bahn in dieſe, die der andern in eine ganz andere Gegend des Thierkreiſes. Es können deßhalb von der Sonne oder Erde aus geſehen zwei Aſteroiden zu gleicher Zeit an einer gleichen Stelle des Thierkreiſes ſtehen und dennoch Millionen Meilen von einander entfernt ſeyn.

Wir wollen hier nun die 2 nach S. 77 am früheſten entdeckten und am längſten bekannten Aſteroiden etwas näher betrachten.

Ceres und Pallas, jene am 1 Januar 1801 von Piazzi, dieſe am 28. März 1802 von Olbers entdeckt, befinden ſich faſt in einem und demſelben mittleren Abſtande von der Sonne. Denn die mittlere Entfernung beider beträgt wie auch bei Atalanta und

Bellona 57 Millionen Meilen oder 595 Sonnenhalbmeſſer, Pallas iſt nur 69200 Meilen weiter entfernt als Ceres, weshalb auch die Umlaufszeiten beider, bis auf wenig Tage ſich gleich ſind, denn ein ſideriſcher Umlauf der Ceres dauert 4 Jahre 218 Tage 17 Stunden 38 Minuten; einer der Pallas 4 Jahre 223 Tage 22 Stunden 10 Minuten. Die Länge der Bahn, von 364 Millionen Meilen, läßt mithin die mittlere Geſchwindigkeit beider Planeten in 1 Secunde auf 2½ Meilen berechnen. Obgleich aber hiernach es ſcheinen möchte, daß die Bahnen dieſer beiden kleinen, in ſo nahe übereinſtimmendem Abſtande von der Sonne gelegenen Aſteroiden faſt zuſammenfallen müßten, und daß einer den andern bei ſeinem Umlaufe ſtören könnte; ſo iſt dieſes doch ganz anders. Furs erſte weicht nämlich die Bahn der Ceres nicht gar viel vom der Form des Kreiſes ab, während die Bahn der Pallas eine faſt cometenartig verlängerte Ellipſe bildet. Denn in ihrer Sonnenferne, welche gegen den 27ten Grad des Zeichens des Waſſermanns hinfällt, ſtehet Ceres 61½ Millionen, in ihrer Sonnennähe 52½ Millionen Meilen von der Sonne ab, ſie kann der Erde ſich bis auf 32 Millionen Meilen nähern; dagegen liegt die Sonnenferne der Pallas 71, die Sonnennähe nur 43 Millionen Meilen von der Sonne entfernt und der Erde kann ſich Pallas bis auf 24 Millionen Meilen nähern. Ueberdies iſt auch die Lage der beiden Bahnen überaus verſchieden. Denn bei Ceres beträgt die Neigung gegen die Ekliptik 10½, bei Pallas 34½ Grad und überdies fällt der aufſteigende Knoten der Pallas gerade dahin, wo die Ceres ihre größte nördliche Breite hat (gegen den 23ten Grad des Zeichens der Jungfrau), der der Ceresbahn dahin, wo Pallas ihre größte ſüdliche Breite hat. Ceres iſt eben ſo wie Veſta, Aſträa und Juno ein ſo kleiner Weltkörper, daß ſich über ihre körperliche Größe noch nichts Sicheres ſagen läſſet. Dagegen ergeben Lamonts Meſſungen der Pallas, fur dieſen unter ſeiner Gruppe größeſtem Weltkörper einen Halbmeſſer von 72 Meilen, wornach dieſer kleine Planet im Durchmeſſer 12, im Flächeninhalt 140, an Rauminhalt

1670 mal kleiner wäre als unſre Erde. Wollte man, was höchſt wahrſcheinlich zu viel wäre, die Dichtigkeit dieſes mächtigſten der Aſteroiden auch eben ſo groß ſetzen als die der Erde, dann iſt dennoch ihre Wirkung (nach dem Verhältniß des Rauminhaltes) 12 mal ſchwächer als auf unſrem Planeten; eine Centnerlaſt wäre dort durch eine Kraft zu erheben und zu bewegen, wodurch man auf Erden ein Gewicht von 8¼ Pfund erhebt und bewegt; die Fallhöhe betrüge nur 1¼ Fuß in 1 Secunde.

6) Jupiter.

In einem Abſtande von der Sonne, welcher im Mittel 1117¼ Halbmeſſer dieſes Centralkörpers oder 107¼ Millionen Meilen beträgt, ſteht Jupiter, der größeſte unter allen Planeten.

Der Erde kann dieſer Planet bis auf 82 Millionen Meilen nahe kommen, kann ſich aber auch von ihr bis auf 133 Millionen Meilen entfernen, und der erſterwähnte kleinſte Abſtand kann nur dann ſtattfinden, wenn Jupiter am 4ten Oktober in Oppoſition mit der Sonne (um Mitternacht im Meridian) ſtehet. Stünde unſre Erde in der Weite des Jupiter, dann würde uns die Sonnenſcheibe nur 2¼ Zoll oder 369¼ Secunden groß erſcheinen, Jupiter ſelber aber in dem Abſtand der Sonne 37 Secunden groß. Doch gilt dieſes Maaß nur als ein mittleres, denn der Körper dieſes Planeten iſt an ſeinen Polen ſo abgeplattet, daß von einem Pol zum andern der Durchmeſſer nur 35″, 6, unter dem Aequator aber 38″, 4 Secunden groß erſcheint, welches erſtere 18524, das andere 20018 Meilen entſpricht, und wodurch ſich mithin der mittlere Halbmeſſer zu 9635 Meilen ergiebt. Der Halbmeſſer des Jupiter iſt demnach 11¼, ſein Rauminhalt 1414 mal größer als bei der Erde, dabei erſcheint aber, aus ſpäter zu erläuternden Gründen, ſeine Dichtigkeit ſo gering, daß man dieſelbe, ohngefähr ſo wie bei der Sonne, kaum auf den vierten Theil der Dichtigkeit des Erdkörpers ſetzen kann. Seine Maſſe kommt dem 1048ten Theil der Sonnenmaſſe gleich. Die kleinſte Entfernung des Jupiter von der Sonne beträgt 102½, die größeſte 112½, die mittlere 107½ Millionen Meilen, den jährlichen Weg ſeiner faſt 680 Millionen Meilen langen Bahn durchmiſſet jener mächtige Planet nach irdiſchem Zeitmaß in 11 Jahren 314 Tagen 20 Stunden 2 Minuten oder in 4332 Tagen 14 St. Da jedoch ſein eigner Tag ungleich kürzer iſt als ein Tag der Erde, indem er ſchon in 9 Stunden 56 Minuten (nach genaueren Angaben in 9 Stunden 55 Min. 26½ Sec.) ſich um ſeine Axe dreht, kommen auf einen Jahreslauf des Jupiter 10478 Rotationen deſſelben. Die Rechnung ergiebt, daß jeder Punkt des Aequators dieſes Planeten, deſſen Umfang 62856 Meilen beträgt, während einer Rotation deſſelben eine ganz nahe gleiche fortrückende Bewegung habe als der Planet ſelber auf ſeiner Bahn um die Sonne, ſo daß es erſcheint als ob Jupiter den Weg der Bahn, rotirend und fortbewegend zugleich, ſo zurücklegte, wie ein Rad, das auf dem Saum ſeines Umfanges fortrollend, ſeinen Weg abmiſſet.

Die Ebene der Jupitersbahn iſt auf die der Erdbahn um nur 1⅓ Grad geneigt und der aufſteigende Knoten derſelben findet ſich in dem Sternbild der Zwillinge (im 9ten Grad des Zeichen des Krebſes) nahe da, wo die Sonnennähe der Venus hinfällt. Auf die Ebene ſeiner Bahn iſt dann wiederum die des Aequators jenes Planeten um etwa 3 Grad geneigt, ſo daß dort der Wechſel der Jahreszeiten nur ein wenig merklicher ſein kann. Die Dunſthülle des Jupiter iſt dicht und erſcheint ſehr häufig einer ganz beſondern ſtreifenartigen Wolkenbildung ausgeſetzt. Dieſe Wolkenſtreifen laufen, parallel dem Aequator, wie hohe Gürtel oder Ringe, zum Theil um die ganze Planetenkugel herum. Einige von ihnen erſcheinen ganz beſonders lange andauernd und namentlich heitert der mittlere ſich faſt niemals ganz auf. Obgleich der Bewegung nach die Beleuchtung des Jupiter durch die Sonne im Mittel 27 mal ſchwächer ſein müßte als die der Erde, und 15 mal ſchwächer als die des Mars in ſeiner Sonnen- und Erdnähe, ſo daß uns die alsdann bloß 4 mal kleinere Marsſcheibe heller leuchten müßte als Jupiter, findet dennoch das Gegentheil ſtatt, woraus folgt, daß in der Naturbeſchaffenheit des Planeten ſelber ein Grund liegen müſſe, durch welchen die Wirkung des Sonnenlichtes auf ſeine Oberfläche ſehr geſteigert wird. Denn daß weder dieſe Oberfläche noch die ſie umhüllende Atmoſphare ein von dem Lichtſtrahl der Sonne unabhängiges Vermögen zu leuchten habe, das zeigt uns der pechſchwarze Schatten, den die Monde bei den Sonnenfinſterniſſen, die ſie erregen, auf den Jupiter, und dieſer, wenn ſie von ihm verfinſtert wird, auf ſie wirft. — Jupiter hat 4 Monde bei ſich, die ihn auf ſeinem Lauf um die Sonne begleiten und aus dem Verhältniß der Bewegungen dieſer Weltkörper zu ihrem Abſtand vom Jupitersmittelpunkt hat man die Maſſe dieſes Planeten (ſeine Dichtigkeit, ſeine Schwere) berechnet.

7) Saturn und ſein Ringgewölbe.

Saturn erſcheint in ſeiner merkwürdigen Geſtaltung wie ein Adlerſtein oder Aëtit des Weltgebäudes. Denn wie der Adlerſtein oder die Eiſenniere aus einem dichteren, hohlen Gewölbe beſteht, das in ſeiner Hölung den minder feſten, lockreren Kern einſchließt; ſo iſt der weniger dichte Hauptkörper des Saturn von einem, wie es ſcheint, compakteren, dichteren Ringgewölbe umſchwebt, welches frei, als eine in ihrer Geſtalt unwandelbare, rotirende Veſte daſtehet. An dem Adlerſtein hat ſich, beim Austrocknen der vorhin flüſſigen Maſſe, das feſte, eiſenartigere Gewölbe, durch die Anziehung der verwandten, dichteren Theile des Gemiſches gebildet, und dann erſt iſt, beim weiteren Trocknen, auch der lockrere, innere Kern entſtanden. Vielleicht, daß auch bei der Geſtaltung des Saturn das Ringgewölbe früher da und vollendet war, ehe der, noch jetzt faſt wie in halbflüſſigem Zuſtande erſcheinende Körper der Planetenkugel ſich zuſammenfügte.

Die mittlere Entfernung des Saturn von der Sonne miſſet 2048 Halbmeſſer der letzteren oder 197¼ Millionen Meilen. In der Sonnenferne, welche nach dem 30ten Grad des Zeichens und gegen den Anfang des Sternbildes des Schützen hinfällt, beträgt der Abſtand 208¼, in der Sonnennähe 186¼ Millionen Meilen. Den Weg der um 2 Grad 29½ Min. gegen die Ebene der Ekliptik geneigten Bahn, welche über 1240 Millionen Meilen miſſet, durchläuft Saturn in 29 Jahren, 166 Tagen 23 Stunden 16 Minuten 32 Secunden oder in 10759 Tagen 5 Stunden 16 Minuten 23 Secunden. Die tropiſche Umlaufszeit iſt um 12 Tage 6 Stunden 46 Minuten kürzer. Außer der Bahnbewegung um die Sonne hat Saturn auch eine Bewegung um ſeine Axe, deren Dauer nahe 10 Stunden 30 Minuten beträgt, ſo daß auf ein Jahr dieſes Planeten gegen 24600 Rotationsperioden (Sternentage) kommen. Auch bei dieſem Planeten weicht mithin die Geſchwindigkeit der rotirenden Bewegung am Aequator nur wenig von der der fortrückenden Bewegung auf der Bahn ab, denn bei dieſem ſehr ſtark an ſeinen Polen abgeplatteten Weltkörper hat der Aequator einen Durchmeſſer von 16305 Meilen, der Polardurchmeſſer beträgt nur 14696 Meilen. Wäre Saturn von vollkommener Kugelform, dann würde ſein Halbmeſſer 7884½ Meilen betragen und der Rauminhalt einer ſolchen Kugel wäre 772 mal größer als der unſrer Erde; nicht ſehr viel mehr denn halb ſo groß als der Rauminhalt der Jupiterkugel.

Bei dieſem bedeutenden Rauminhalt der Saturnuskugel hat die geringe Schwere derſelben, die ſich nach der anziehenden Kraft ermeſſen läßt, welche Saturn auf ſeine Monden ausübt, etwas höchſt Auffallendes. Obgleich ſein Rauminhalt 772 mal den der Erde übertrifft, iſt dennoch ſeine Schwere nur um 100⅔ mal größer, ſeine Dichtigkeit beträgt faſt nur ⅛ der Dichtigkeit unſeres Planeten, oder mit andren Worten: ſein mittleres ſpezifiſches Gewicht iſt noch geringer als das unſres Waſſers. Und da ſich bei Saturn wie bei Jupiter eben ſo wie bei unſerer Erde aus ſichern phyſikaliſchen Gründen annehmen läßt, daß ſeine Dichtigkeit von der Oberflache hinein nach dem Innern ſich bedeutend ſteigern müſſe, ſo wird es wahrſcheinlich, daß die äußere Rinde deſſelben kaum die Dichtigkeit oder ſpezifiſche Schwere des Korkholzes haben möge, ohne deshalb den Begriff der Feſtigkeit auszuſchließen. Wenn man mit der Anziehungskraft ſeiner Maſſe zugleich die Schwungkraft in Rechnung nimmt, dann findet man, daß ein Körper, der bei uns auf Erden 100 Pfund wöge, unter dem Aequator des Saturn mit 93, an ſeinen Polen mit 130 Pfund laſten würde.

Das Licht der Sonne muß auf Saturn der Berechnung nach im Mittel 91 mal ſchwächer wirken als auf unſere Erde. Deshalb erſcheint uns Mars, wenn er in oben erwähnter Weiſe in ſeiner günſtigſten Stellung für die Beobachtung von der Erde aus ſtehet, allerdings viel heller als Saturn, nicht aber, wie die Berechnung vorausſetzen ließe, 60 mal heller, ſondern nur etwa 15 mal. Dieſe Abweichung der wirklich beobachteten von der berechneten Lichtſtärke läßt ſich weniger wahrſcheinlich aus einer eigenthümlichen Lichtentwicklung aus dem Planeten Saturn als dadurch erklären, daß die Oberflache des Mars, etwa in ähnlicher Weiſe wie bei uns ein dunkelfarbiger Körper im Vergleich mit einem hellfarbigen, mehr Lichtſtrahlen zu ſeiner Erleuchtung verwende (abſorbire) als Saturn. Denn wenn ſich aus der Oberflache des Saturn ein eigenes Licht, in ſolchem Maaße entwickelte, dann würde uns der Schatten ſeines Ringes ſchwerlich ſo dunkel erſcheinen als wir ihn durch Fernröhre wahrnehmen.

Auch auf der Saturnusſcheibe läßt ſich, in ähnlicher Weiſe als auf der des Jupiter, durch das bewaffnete Auge, ein dunkler Streifen bemerken, der ihn in der Gegend ſeines Aequators umgürtet. In dieſem Wolkengürtel zeigen ſich einzelne dunklere Stellen, aus deren Fortbewegung von Oſt nach Weſt man die vorhin erwähnte Rotationsperiode berechnet hat. Außer dem ſich faſt unveränderlich gleichbleibenden Aequatorealſtreifen zeigen ſich noch mehrere, in derſelben Richtung verlaufende, an verſchiedenen Stellen der Scheibe, die jedoch ungleich weniger augenfällig ſind als jene.

Außer dem Wolkengürtel findet ſich rings um den Aequator des Saturn, in vollkommener Abſonderung von ſeinem Planetenkörper noch ein Anhang zu dieſem, welcher in ſeiner Art einzig in dem bisher uns bekannten Planetenſyſteme daſtehet. Dieſes iſt ein breites, freiſchwebendes Ringgewölbe von feſterm Stoffe, welches eben ſo wie der Planet und allem Anſchein nach in derſelben Zeit als dieſer (in beiläufig 10½ Stunden) ſich um ſeinen eigenen Mittelpunkt ſchwingt (rotirt), welcher nicht ganz genau mit dem Mittelpunkt des Planeten zuſammenfällt. Dieſe ringartige Veſte umſchwebt den Aequator des Saturn in einem Abſtand von 4594 Meilen und hat eine Breite von 6047 Meilen, ſo daß der ganze Durchmeſſer deſſelben von einem Saum deſſelben zu dem entgegengeſetzten anderen 37587 Meilen beträgt. Bei ſeiner verhältnißmäßig großen Breite, iſt die Dicke des Ringgewölbes höchſt unbedeutend, und mag im Mittel oder wenigſtens an den ſchmaleſten Stellen nicht viel über 30 Meilen betragen. Doch bleibt ſich dieſes Maaß nicht gleich, ſondern es finden ſich häufig Unebenheiten und buckelartige (gebirgige) Erhebungen auf ſeiner Fläche, die ſich bei gewiſſen Stellungen des Saturn gegen die Erde, als hellere Lichtpunkte zeigen. Die ſchmale Kante (Dicke) des Gewölbes iſt dem Planeten zugewendet, die Breite dehnt ſich wie der Saum einer in ihrer Mitte ausgeſchnittenen Scheibe hinwegwärts von demſelben aus.

Obgleich die Freunde der Sternkunde den Saturnusring ſeit der Anwendung der Fernröhre bemerkt hatten, erhielt man dennoch erſt gegen die Mitte des 17ten Jahrhunderts durch Huygens eine deutlichere Vorſtellung von ſeiner Geſtalt und Stellung gegen den Körper des Planeten. Der Scheibenring galt übrigens als einfach, bis Herſchel durch ſeine ſtärkeren Fernröhre eine Theilung deſſelben bemerkte. Ein Zwiſchenraum von 387 Meilen, durch den man den dunklen Himmelsgrund hindurchblicken ſiehet, trennt den inneren Ring, deſſen Breite zu 3733 Meilen geſchätzt wird, von einem äußeren, welcher nur 1927 Meilen, mithin nicht vielmehr denn halb ſo breit iſt als der innere. Aber außer jenem größeren Zwiſchenraum, der die beiden Ringbreiten theilt, hat man ſpäter in dem äußeren Ringe noch mehrere ſolche Theilungen wahrgenommen, durch Zwiſchenräume, davon der eine über 100 Meilen groß geſchätzt wurde, die andren aber, deren man ſchon drei zu zählen glaubte, kleiner und nur durch ſehr ſtarke Fernröhre ſo wie bei ſehr heitrem Himmel bemerkbar ſind. Namentlich glänzt das innere, breitere Ringgewölbe in einem helleren Lichte als der Planet ſelber, jener Rand deſſelben, der nach Saturn zugekehrt iſt, erſcheint faſt immer, wie durch atmoſphäriſche Bildungen, etwas getrübt und verwaſchen, der andre Rand dagegen, der ſich dem äußeren Ringe zuwendet, iſt ſcharf begränzt und klar. Da die Trübung der erſteren Kante mit dem gerade unter ihr liegenden Aequatorealſtreifen des Planeten in genauer Beziehung zu ſtehen ſcheint, mag ſie wohl einen ähnlichen Grund haben als die Entſtehung der Fluth unſrer Meere durch die Anziehung des Mondes.

Wenn die Ebene des Ringgewölbes und des Aequators des Saturn in gleicher Richtung lägen mit der Ebene der Erdbahn, dann würden wir von unſrer Erde aus kaum etwas Sicheres von dem Daſeyn des merkwürdigen Saturnusringes wiſſen. Denn dieſer wäre uns dann nicht mit ſeiner Breite, ſondern mit ſeiner ſehr feinen, zarten Schneide zugewendet, auf welcher ſelbſt die ſtärkſten Fernröhre nur die vorhin erwähnten, gebirgigen Ungleichheiten, wenn auch dieſelben gegen 100 Meilen hervorragten, als kleine Lichtpünktchen bemerkbar machen würden. So aber iſt die Ebene des Ringgewölbes um 28 Grad 10

Minuten 31 Secunden auf der Ebene der Erdbahn geneigt und wir erhalten dadurch Gelegenheit, jenes Gewölbe, an 2 Stellen der Saturnusbahn, an denen der Planet jetzt mehr mit dem einen, dann mit dem andern Pol nach uns hingewendet iſt, ſeiner Breite nach zu erblicken und ſeinem freien (rotirenden) Umſchwung um den Saturn wahrzunehmen, während an 2 andern Stellen jener Bahn, an denen uns der Ring ſeine ſchmale Kante zuwendet, ſelbſt durch mittelmäßig gute Fernröhre keine Spur deſſelben zu bemerken iſt. Die beiden Stellen, wo der Ring am deutlichſten und ſchönſten geſehen wird, fallen in die Sternbilder des Stiers und des Scorpions (gegen den 17ten Grad der Zeichen der Zwillinge und des Schützen); wenn dagegen Saturn im Sternbild des Löwen und gegen die Gränze des Waſſermanns hin geſehen wird (beim 17ten Grad des Zeichens der Jungfrau und der Fiſche), dann iſt der Ring ſchwer oder gar nicht zu bemerken. Uns Erdbewohnern iſt das Ringgewölbe des Saturnus eine ſehr intereſſante, ſehenswerthe Erſcheinung; den Saturnusbewohnern, wenn es dort eine ähnliche belebte Natur gäbe wie bei uns, würde der Ring aber kein Freude bringender Begleiter ſeyn. Denn er wird dort niemals in den Polargegenden, denen z. B. der Mond der Erde auf ſo wohlthätige Art die Winternächte erhellet, ſichtbar, ſondern nur in den mittleren und Aequatorealgegenden. Er ſcheint aber auch da nicht bei Nacht, ſondern nur am Tage, oder kurz nach Sonnenunter- und vor Sonnenaufgang, und zwar auch dieſes meiſt nur im Sommer, nicht im Winter. Denn bei Nacht iſt auch er von ſeiner Planetenkugel beſchattet, und im Winter, ſtatt ſie zu beleuchten, wirft er vielmehr auf jene Hälfte des Saturn, welche nun von der Sonne abgewendet iſt, einen Schatten, der eine Fläche von etlichen Millionen Quadratmeilen, zum Theil viele Erdenjahre lang bedeckt, und hier ein ungleich tieferes Dunkel, ſo wie (wenn anders dort die Sonne, wie bei uns, der eigentliche Quell der Wärme iſt) eine ungleich ſtrengere Kälte bewirken muß, als die ſo viel kürzere Polarnacht unſerer Erde.

Einen tieferen Blick in die Naturverhältniſſe des Saturn und ſeines Ringgewölbes läßt uns die neuere Entdeckung thun, nach welcher zwiſchen dem innern, hell in die Augen fallenden Ring und der Oberfläche des Planeten noch ein ringartiges Gebilde ſich findet, welches dem innern Rande des breiten (innern) Ringes feſt anhängt, von der Saturnuskugel aber noch gegen 2000 Meilen abſteht. Dieſes ringartige Gebilde kann weder nebelartig, noch feſt ſeyn, wohl aber, entweder ganz oder doch an ſeiner Oberfläche von flüſſiger Beſchaffenheit. Denn nach Laſſels auf Malta gemachten Beobachtungen wirft es keinen ſchwarzen Schatten auf die Oberfläche des Saturn, iſt durchſcheinend, ſo daß man durch daſſelbe die beiden Ränder des Planeten wie durch einen dunkelfarbigen Flor (Krepp) ſehen kann.

8) Uranus

Der äußerſte und abgelegenſte Planet unſres Sonnenſyſtemes, den die Alten kannten und deſſen Bahn man, bis gegen die letzten Jahrzehende des vorigen Jahrhunderts, als die Gränze unſres Planetengebietes betrachtete, war Saturn. Da kam zu jenen altbekannten noch ein neuer, ſehr bedeutender Planet, Uranus, von Herſchel am 13. März 1781 entdeckt. Dem bloßen Auge erſcheint dieſer weit abgelegene Weltkörper als ein ſo kleiner, lichtſchwacher Stern, daß daſſelbe, wenn ihm die Stellung des Planeten nicht ſehr genau bekannt iſt, ihn ſchwerlich beachten wird. Hiebei iſt auch die Fortbewegung in der Bahn ſo langſam, daß ſelbſt dieſes Kennzeichen der Planetennatur bei Uranus faſt unmerklich wird: denn das jährliche Fortrücken beträgt nur 4° 17′ 55″.

Die mittlere Entfernung des Uranus von ſeinem Centralkörper miſſet faſt 4120 Sonnenhalbmeſſer oder gegen 396½ Millionen Meilen; der weiteſte Abſtand, der nach dem 18° des Zeichens der Fiſche hin gelegen iſt beträgt 415, der kleinſte 378 Millionen Meilen. In die erſtere Gegend des Thierkreiſes fällt auch die weiteſte ſüdliche, in die andre die weiteſte nördliche Abweichung der von der Erde aus geſehenen Stellung des Uranus von der Ebene des Thierkreiſes. Doch iſt dieſe Abweichung ſehr gering, denn die Neigung der Uranusbahn beträgt nur wenig über ¾ Grad (46¼ Minuten); der aufſteigende Knoten liegt im 14ten Grad des Zeichens der Zwillinge. Der Weg der Bahn, der gegen 2514 Millionen Meilen lang iſt, wird von Uranus in 84 Jahren 5 Tagen 19 Stunden, oder in 30688 Erdentagen zurückgelegt; die Geſchwindigkeit berechnet ſich hieraus in jeder Secunde auf nahe ⁹⁄₁₀ Meilen. Von Uranus aus zeigt ſich der Durchmeſſer der Sonne nur noch 100 Secunden groß, der Planet ſelber aber, in ſeiner mittleren Entfernung, als ein Scheibchen von noch nicht ganz 4 Secunden Durchmeſſer, was nach der Berechnung für den Halbmeſſer dieſes Planeten 3733 Meilen ergiebt. Hiernach iſt ſein körperlicher Inhalt 82 mal größer als der der Erde, dabei aber ſeine anziehende Kraft, die ſich an der Bewegung ſeiner Monde erkennen läſſet, nur jener gleich, welche 14¼ Erdmaſſen ausüben würden. Seine Dichtigkeit muß deshalb nicht viel über den 6ten Theil der Dichtigkeit der Erde (0,1756) betragen; ſie iſt kleiner als die des Jupiter, größer als die des Saturn und ohngeachtet ſeines 82 mal bedeutenderen Rauminhaltes übt Uranus auf die Körper, die ſich an ſeiner Oberfläche befinden, eine nur ¾ ſo große anziehende Kraft aus, als der Erde zukommt. Ein Körper, der bei uns 100 Pfund wiegt, würde auf Uranus nur mit einem Gewicht von 76¼ Pfund laſten; die Fallhöhe beträgt auf ihm in der erſten Secunde nur 11¼ Pariſer Fuß. Zur Sonnenmaſſe verhält ſich die Maſſe des Uranus wie 1 zu 24860.

Aus der Stellung der Mondenbahnen des Uranus, von der man doch vorausſetzen darf, daß ſie wie bei den Mondenbahnen der andern Planeten der Ebene des Aequators parallel ſeyn werde, hat man geſchloſſen, daß dieſer äußerſte unter den Planeten ſo ſtark gegen die Ebene ſeiner Bahn geneigt ſey, daß er gleichſam auf dieſer in faſt horizontaler Richtung liege, ſo daß einmal in ſeinem Jahre und zwar lange andauernd ſogar über den Polen die Sonne ſenkrecht ſtehe, wie über unſerm Aequator und den Wendekreiſen. Wenn aber auf dieſe Art jetzt die eine Halbkugel (z. B. die nördliche) mehrere Erdenjahre hindurch die kräftigſte Einwirkung der Sonnenſtrahlen, überhaupt 12 Jahre lang Tag und zugleich Sommer gehabt hat, dann folgt eine eben ſo langjährige Winternacht und nur die Gegenden am Aequator verlieren die Sonne nie ganz aus den Augen, wenn ſie ſich auch, zweimal im langen Jahre, ganz tief zum Horizont herunterſenken. — Den Uranus umgiebt eine ganz beſonders dichte Atmoſphäre, welche vielleicht, bis zu einem gewiſſen Grade, einer ſelbſtſtändigen Erzeugung des Lichtes und der Wärme fähig iſt. Denn da auf Uranus die Sonne 361 mal ſchwächer ſcheint als auf der Erde, ſo müßte ſein Licht, wenn dieſes nur von der Sonne gewirkt würde, nur noch ein ſo ſchwach dämmerndes ſeyn, wie jenes der Erdoberfläche in der ſpäteren Abenddämmerung der Sommernächte. Er erſcheint aber noch immerhin in einem ſo augenfälligen Lichte, daß ſein Glanz wenigſtens viermal ſo groß iſt, als er nach der Berechnung der Aſtronomen ſeyn ſollte. Von einer Rotation des Uranus hat man noch nichts Sicheres wahrzunehmen vermocht. Dieſen äußerſten Planeten begleiten nach Herſchels Angabe 6 Monde.

Obgleich der Abſtand des Uranus von uns 7762 mal größer iſt, als der des Mondes (im Mittel faſt 100 Millionen Meilen beträgt), hat doch die Stellung der Erde, an verſchiedenen Punkten ihrer Bahn, auf ſeine ſcheinbare Stellung noch einen ſehr merkbaren, augenfälligen Einfluß. Denn nach S. 105 ſcheint Uranus, wenn man ihn von der Erde aus betrachtet, dann, wenn dieſe an dem einen Ende ihrer Bahn und dann, wenn ſie am andern Ende derſelben mit ihm den größtmöglichſten Winkel (von der Sonne aus geſehen, bildet, um mehrere Grade von irgend einem Stern nach Oſten oder Weſten hinweggerückt, bei welchem er an dem entgegengeſetzten Punkte bemerkt wird: die Parallaxe der Erdbahn beträgt bei Uranus noch immer mehrere Grade.

9) Der neuentdeckte Planet Neptun.

Schon der Abſtand, in welchem Uranus von der Sonne und von unſrer Erde ſtehet, erſchien als ein für die ältere Gränzbeſtimmung unſres Planetenſyſtemes unerwartet großer. Er verhält ſich zu dem Abſtand des Mondes von uns eben ſo, wie die Entfernung zwiſchen Nürnberg und Pecking in China zu einem Spazierweg von 1700 Schritten. Freilich aber, was iſt der Abſtand des Mondes von der Erde zu dem Abſtand der Planeten von der Sonne! Den Raum von dem Monde bis zu uns würde der Lichtſtrahl in 1¼ Secunde durchlaufen, von der Sonne aber bis zum Mercur gebraucht derſelbe zu ſeinem Laufe ſchon 3 Minuten 8 Secunden; bis zur Venus 5 Min. 52 Sec.; zur Erde 8 Min. 7 Sec.; zu Mars 12 Min. 22 Sec.; zu den Aſteroiden gegen 22 Min.; zu Jupiter 42 Min. 13 Sec.; Saturn 1 Stunde 17 Min. 25 Sec.; Uranus 2 Stunden 35 Min. 42 Sec.

So weit abſtehend aber auch, ſelbſt nach dieſem Maaßſtab, Uranus uns erſcheint, ſind dennoch zuerſt die Berechnungen und hierauf dieſen folgend die Beobachtungen der Aſtronomen noch um einen großen Schritt weiter hinausgedrungen in das vorhin unbekannte Gränzgebiet unſeres Planetenſyſtemes und haben dort noch einen Angehörigen dieſes Syſtemes aufgefunden, der in einem mehr denn 1½ fachen Abſtande ſeine Bahn um die Sonne beſchreibt. Wie wir ſchon Oben, auf S. 59 bemerkten, läßt ſich von dieſem bis jetzt äußerſten der uns bekannten Planeten mit Recht ſagen, daß er mit den Augen des Geiſtes früher geſehen war, als mit denen des Leibes. Leverrier erkannte durch die ſcharfſinnigen Berechnungen der Störungen, welche Uranus auf dem Wege ſeiner Bahn von der Anziehung des noch ungeſehenen Neptun erlitt, nicht nur das Daſein dieſes Planeten, ſondern beſtimmte daraus auch die Stelle des Sternenhimmels, an welcher er ſtehen müſſe, ſo nahe genau, daß Galle in Berlin alsbald, nachdem er die Mittheilung aus Paris empfangen hatte (in der Nacht vom

23. Sept. 1846), ihn ſahe. Freilich kann dieſes nur durch das Teleſcop geſchehen, denn er iſt nur ein Stern der 8ten Größe, mithin für das bloße Auge nicht wahrnehmbar. Neptun iſt der Berechnung nach 30,03627 mal weiter, als unſere Erde von der Sonne entfernt, ein Abſtand der nach geographiſchen Meilen 621[illegible] Mill. Meilen beträgt. Doch kann er vermöge ſeiner Eccentricität um nahe 5½ Mill. Meilen näher an die Sonne (und Erde) heranrucken oder von ihr um ſo viel weiter ſich entfernen. Seine Umlaufszeit um die Sonne dauert gegen 164 Jahre und 220 Tage, ſein Halbmeſſer wird nur wenig größer als der des Uranus: zu 3910 Meilen berechnet. Doch muß, nach der Bewegung ſeines Mondes zu ſchließen, ſeine Maſſe (und Dichtigkeit) viel bedeutender ſeyn, als die des Uranus; ſie ſteht nach Otto Struve zu der der Sonnenmaſſe in dem Verhältniß wie 1 zu 14491. Von ſeinen Monden reden wir ſpäter.

Wenn wir in den vorherſtehenden Beſchreibungen der Planeten, ſelbſt unſers Sonnenſyſtemes, welche doch der Naturbeſchaffenheit unſerer Erde ſo nahe ſtehen und ſämmtlich von dem Licht derſelben Sonne erleuchtet, von ihrer Kraft bewegt ſind, ſchon ſo vielen Räthſeln begegnen, die ſich nicht löſen laſſen; wenn wir bei dem ſtehen bleiben was uns nach Allem, das wir auf der Erde als Solches erkennen, zweckmäßig und gut erſcheint, dann mag uns wohl eine Ahnung aufgehen von einem Verſtand und einem Urtheil, deſſen Gedanken ganz andre ſind als die unſrigen. Von einem allbedenkenden und ordnenden Geiſt der überall Rath weiß, wo wir keinen wüßten, Hilfe ſchafft, wo unſer Verſtand nicht zu helfen wüßte. Doch behält man dabei immer das Gefühl, daß man, ſo wie man eben als Menſch iſt, am heimathlichſten und behaglichſten auf der Erde ſich befinden könne. Dieſe iſt allein ſo recht für den Menſchen und er für ſie gemacht.

10) Abſpiegelung der Raumverhältniſſe des Sternenhimmels nach einem zwergartig kleinen Maaßſtab.

Damit die Raumverhältniſſe des Weltgebäudes unſren Sinnen etwas leichter erfaßlich und verſtändlicher werden, entwerfen wir ſie uns in einem Modell nach folgender Anordnung: Wir bilden uns eine Scheibe, etwa von Papier, ohngefähr ſo groß als die **Sonne** von dem ihr zunächſt ſtehenden Planeten Mercur aus geſehen wird. Die Scheibe ſoll dann im Durchmeſſer 2½ Pariſer Fuß (einen Fuß zu 12 Pariſer Zollen, jeden Zoll zu 12 Pariſer Linien, mithin 360 Linien) enthalten, oder einen reichlichen gemeinen Schritt groß ſeyn. Wir ſtellen dieſe Scheibe, außen im Freien, auf einer großen, weiten Ebene auf. Jetzt kommt **Mercur** als ein Scheibchen von 1¼ Linien, dieſer wird gegen 42 Schritte oder 105 Pariſer Fuß von der großen Sonnenſcheibe aufgeſtellt, denn auf ſo viel berechnet ſich nach obigem Maaßſtabe ſein Abſtand von der Sonne. Dann folgt **Venus**, als ein 3⅛ Linien großes Scheibchen, im Abſtande von 78 Schritten oder 195 Fuß; die **Erde**, 3⅓ Linien groß, im Abſtande von 108 Schritten oder 270 Pariſer Fuß; **Mars**, 1¾ Linien groß, im Abſtande von 165 Schritten oder 412 Pariſer Fuß. — **Veſta, Aſträa, Juno, Ceres, Pallas** im Durchſchnitt ⅛ Linie groß, in der Entfernung von 255 bis 300 reichlichen, gemeinen Schritten, oder 638 bis 750 Pariſer Fuß, von der die Sonne darſtellenden Scheibe. Dann folgt in einem Abſtande von 562 reichlichen Schritten oder 1405 Pariſer Fuß: **Jupiter** als eine ſchon anſehnlichere kleine Scheibe, von faſt 3 Zoll im Durchmeſſer. Auch die Planetenkugel des **Saturn** müßte in unſrem Modell 2 Zoll und 8 Linien groß vorgeſtellt werden (der Durchmeſſer des Ringgewölbes gegen 6 Zoll 2 Linien), ſie käme aber ſchon in den weiten Abſtand von 1030 Schritten oder 2575 Pariſer Fuß von der Sonnenſcheibe zu ſtehen. Endlich müßte Uranus 14 Linien groß abgebildet, und in der großen Entfernung von 5182 Pariſer Fuß oder 2073, Neptun in der von 4000 Schritten aufgeſtellt werden. Der große Comet von 1680, von welchem wir hernach ſprechen wollen, geht in ſeiner Sonnenferne mehr denn 20 mal weiter von der Sonne hinweg als der Abſtand des Neptun iſt. Dieſes läßt uns die Gränze unſers Modells wenigſtens 20 bis 22 mal weiter, bis auf einen Abſtand von mehr denn 200.000 Pariſer Fuß hinausſetzen. Dieſes gabe dann dem Feld, in welchem wir unſer Modell des Sonnengebietes nach einer Richtung hin aufſtellten, allerdings eine Ausdehnung von 10 Meilen (eine zu 22870 Fuß). Wo würde aber nun, wenn nach den Maaßſtaben unſers Modells auch die Weite der nächſten Fixſterne berückſichtigt werden ſollte, der nächſte Fixſtern, etwa wieder als eine Scheibe von 2½ Fuß im Durchmeſſer, hinzuſetzen ſeyn? Etwa nach Griechenland? oder nach Conſtantinopel, oder in die Mitte von Aſien? — Alle dieſe großen Räume, welche die Erde uns darbieten kann, langten nicht hin, um nur den kleinen Theil des Weltgebietes, der von den vielen Millionen der Fixſterne nur einen einzigen mit aufnehmen ſollte, darauf aufzuſtellen. Denn die Scheibe, welche die nächſte Gränze des Fixſternenhimmels etwa, nach S. 59 die Stellung des Sternes α im Bilde des Centauren andeuten ſollte, käme in einem Abſtand von 2630 Meilen zu ſtehen, 223000 mal weiter abgelegen als das Scheibchen das die Stelle der Erde bezeichnete, mehr denn 5000 mal weiter als die Bahn des Neptun um die Sonne. Und wenn wir als den mittleren, wahrſcheinlichen Abſtand der Sterne der erſten Größe, ſo wie oben geſchah, 800000 Sonnenweiten annehmen, dann fiele die Gränze des Fixſternenhimmels jenſeit des Planetenſyſtemes in eine Ferne von mehr denn 9000 (faſt 10000) Meilen. Wäre es dann weiter erweisbar, daß die einzelnen Fixſterne durchgängig oder doch zum Theil wieder eben ſo weit von einander abſtünden, als von unſrer Sonne, wie viele Millionen Meilen würde dann ein Modell, nach dem Maaßſtabe des unſrigen entworfen, nur um die Ausdehnung des Gebietes der Milchſtraße darzuſtellen, über die Bahn des Neptun hinausrücken müſſen?

So iſt allerdings dieſe Himmelsveſte unermeßbar hoch und fern über den Leib des Menſchen erhaben. Der Geiſt des Menſchen kennt aber ein Andres, das unendlich höher iſt, als die Veſte des Himmels, zugleich aber ſo nahe und näher noch als das eigne, ſchlagende Herz, welches die warme, belebende Welle des Bluts durch alle Glieder führt.

C. Die Monde der Planeten.

Wollten wir in unſer eben beſchriebenes Modell auch die Abbildung unſres Mondes mit aufnehmen; ſo würde dieſe freilich ein auffallend viel andres Verhältniß des Abſtandes von ihrem Centralkörper darſtellen, als das Verhältniß der Entfernungen der Planeten und Cometen von der Sonne iſt. Denn das Scheibchen, welches den Mond bedeuten ſollte, würde noch nicht eine Linie groß im Halbmeſſer, nur in den Abſtand von 7 Zollen von dem Scheibchen, das die Erde abbildet, hingeſtellt werden müſſen.

1) Der Erdenmond.

Der Mond[1]) ſteht ſo nahe an uns, daß er uns ohngeachtet ſeiner Kleinheit, gerade ſo groß erſcheint, als der ungeheuere Körper der Sonne, ſo daß er dieſes königliche Ge-

---

1) Die Namen des Mondes in den alten Sprachen preiſen denſelben meiſtens als den Lichtgebenden, Glänzenden. So bezeichnet Luna (durch Zuſammenziehung aus dem Wort Lucina entſtanden) die Lichtbringerin; eben ſo Σελήνη (von σέλας, Glanz). Doch ſcheint das hebräiſche Wort יָרֵחַ auf eine fruchtmachende (thaubringende) Eigenſchaft des Mondes hindeuten zu wollen.

ſtirn des Tages, wenn er bei Nacht mit voller Scheibe ans Himmelsgewölbe heraufſteigt, ſo getreulich nachbildet und abmalet, wie ein Bild unſres nächtlichen Traumes uns die Geſtalt eines am Tage geſehenen Menſchen vorſtellt. Dieſes getreulich nachgebildete Verhältniß iſt ſo merkwürdig, daß wir es hier zuerſt erwähnen wollen.

Die Sonne erſcheint im Mittel 32 Min. $\frac{3}{4}$ Sec.; in ihrer Erdnähe, am 1. Januar, 32 Min. 33$\frac{1}{4}$ Sec., der Mond im Mittel 31 Min. 3$\frac{7}{8}$ Sec., in ſeiner Erdnähe 33 Min. 26 Sec. im Durchmeſſer groß. Die Sonne braucht gegen vier Wochen, um ſich einmal um ihre Axe zu wälzen und der Erde alle Punkte ihrer Oberfläche zuzukehren; der Mond braucht ebenfalls gegen vier Wochen, um einmal um ſeine Axe zu rotiren und der Sonne alle Punkte ſeiner Oberfläche zuzuwenden. Die Entfernung der Sonne von der Erde mißet faſt 215 Sonnen-, die Entfernung des Mondes von der Erde 221 Mondhalbmeſſer.

Der Mond bewegt ſich, im Mittel, in einem Abſtande von faſt 60$\frac{1}{4}$ Erdhalbmeſſern, oder von 51803 Meilen um die Erde; doch beträgt der Unterſchied ſeines weiteſten und ſeines nächſten Abſtandes von der Erde 5682 Meilen; er ſteht in ſeiner Erdferne 54644, in der Erdnähe nur 48961 Meilen von dem Mittelpunkte ſeiner Bahn ab. Den Weg dieſer Bahn, welcher freilich 400 mal kürzer iſt als der Weg, den die Erde alljährlich um die Sonne beſchreibt, legt der Mond in 27 Tagen 7 Stunden 43 Min. 11$\frac{1}{2}$ Sec. zurück, während er, um wieder mit Erde und Sonne in dieſelbe Stellung zu kommen (von einem Neu- oder Vollmond zum andern) 29 Tage 12 St. 44 Min. 2$\frac{9}{10}$ Sec. braucht. Die erſtere Umlaufszeit heißt die periodiſche, die andere die ſynodiſche[1]. Die ſcheinbare Fortbewegung des

---

[1] Der periodiſche oder tropiſche Umlauf (ἀποκαταστάσεως περιοδικὴ oder περιδρομὴ μήκους) iſt die Zeit, welche der Mond braucht, um von der Erde aus geſehen wieder einmal an irgend

Mondes am Himmel beträgt im Mittel täglich 13 Grad 10 Min. 35 Sec., mithin in jeder Minute Zeit mehr als eine halbe Minute (32¾ Sec.) des Raumes; in einer Stunde ſchon mehr, als einen Durchmeſſer der vollen Mondenſcheibe. Was jedoch die wahre Bewegung auf dem Weg der Bahn betrifft, ſo durchläuft der Mond nach unſern gewöhnlichen Raummaaßen in jeder Minute nur eine Strecke von 8 Meilen. In derſelben Zeit rückt aber auch die Erde und mit ihr der Mond um 241 Meilen in ihrer Bahn um die Sonne fort, und dieſe Fortbewegung der Erde in ihrer Bahn beträgt ſchon in einem einzigen Tage mehr als die Ausdehnung der ganzen Mondbahn, d. h. über 350000 Meilen.

---

einen Punkt des Thierkreiſes (z. B. an den Frühlingsäquinoctialpunkt) zu kommen. Da aber die Aequinoctialpunkte (nach S. 49) jährlich um 50¼ Secunden, mithin in jedem Monat um 3¾ Sec. von Oſt nach Weſt zurückweichen und ſo der Bewegung des Mondes gleichſam entgegenkommen, hat der Mond dann, wenn er den Aequinoctialpunkt erreichte, noch nicht den ganzen Kreis ſeiner Bahn von 360 vollen Graden zurückgelegt; er gebraucht zu den 3¾ Sec. des Raumes, um welche die Aequinoctialpunkte ihm entgegenrückten, noch fernere 6⅚ Sec. Zeit; der eigentliche ſideriſche Monat beträgt mithin 27 T. 7 St. 43 M. 4,7 Sec. Nach einem weiter unten zu erwähnenden Verhältniß rückt die Erdnähe des Mondes in jedem Jahr um 40° 41′ von Weſt nach Oſt vor, die Knoten der Mondbahn dagegen um 19° 20′ von Oſt nach Weſt rückwärts. Um mithin von einem Male zum andern wieder an die Punkte der Apſiden (der Erdnähe oder der Erdferne) zu kommen, braucht der Mond etwas mehr, um an die Knoten zu kommen, etwas weniger Zeit, als die eines tropiſchen Umlaufes. Die Umlaufszeit in Beziehung auf die Apſiden heißt der anomaliſtiſche Monat (ἀποκαταστάσεως ἀνωμαλίας) und beträgt 27 T. 13 St. 18′ 37″,4, die in Beziehung auf die Knoten heißt der Knoten- oder Drachenmonat (ἀποκαταστάσεως πλάτους) und beträgt 27 T. 5 St. 5′ 36″

Vom Monde aus geſehen, würde der Durchmeſſer der Erde 1 Grad 54 Minuten, oder eben ſo groß erſcheinen, als nach S. 104 die Monds-Parallaxe iſt. Dagegen wird der Diameter des Mondes, von der Erde aus, nur 31 Min. 3⅔ Secunden groß gefunden. Hieraus ergiebt ſich, daß der Mond im Durchmeſſer über 3⅔, an Oberflächeninhalt $13\frac{3}{10}$, an körperlichem Inhalt 49⅓ mal kleiner ſey, als die Erde. Da hiebei zugleich auch ſeine Dichtigkeit nur $\frac{6}{10}$ von der der Erde beträgt, läßt ſich hiernach die Maſſe als der 81ſte Theil der Erdmaſſe berechnen. (Die Dichtigkeit des Mondes gleicht der 3fachen unſres Waſſers.)

Nach dem Maaß unſerer Meilen iſt der Halbmeſſer des Mondes nur wenig über 234 Meilen groß. An den Polen des Mondes läßt ſich keine Abplattung wahrnehmen und derſelbe darf mithin als eine nahe vollkommene Kugel betrachtet werden. Der Oberflächeninhalt dieſer Kugel miſſet 688635 Quadratmeilen, mithin nur ſo viel, als Amerika in ſich faſſet; die uns ſichtbare Mondhalbkugel hat noch nicht die Hälfte des Flächeninhaltes von Aſien. Jeder Quadratzoll der Mondenſcheibe entſpricht einem Flächeninhalt von 40 geographiſchen Quadratmeilen. Was uns deshalb das bloße Auge, ohne Hülfe des Fernrohres, über die Naturbeſchaffenheit des nachbarlichen Weltkörpers lehren kann, das iſt nur äußerſt wenig und mangelhaft. Aber ſelbſt unſre Fernröhre der ſtärkſten und beſten Art können uns nur bis zu einer gewiſſen Gränze Aufſchlüſſe geben über die Geſtalt der Mondoberfläche. Der Mond iſt, wie oben erwähnt, ſelbſt in ſeiner Erdnähe gegen 49000 Meilen von uns entfernt. Wenn wir dann auch unter den günſtigſten Umſtänden eine tauſendfältige Vergrößerung unſrer Fernröhre anwenden, dann erſcheint uns irgend eine Stelle der Mondfläche noch immer nur ſo, wie ſie dem bloßen Auge aus einer Entfernung von 49 Meilen ſich darſtellen würde. Schon in dem Abſtand von einer Meile vermag unſer Auge nicht mehr einen Menſchen oder ein Pferd, ſo wie irgend einen andren Gegenſtand, der die Größe derſelben hat, zu unterſcheiden; aus einer Ferne von 49 bis 50 Meilen ſind uns, unter günſtiger Beleuchtung nur ſolche Gegenſtände wahrnehmbar, welche eine Länge und Breite von 4 bis 5000 Fuß haben und wenn ihre Höhe für uns meßbar werden ſoll, dann darf auch dieſe nicht unter etliche hundert Fuß betragen.

Indeß iſt die Nähe des Mondes an unſrer Erde verhältnißmäßig noch immer ſo groß, daß ſchon das bloße Auge auf ſeiner Scheibe eine Menge größere und kleinere, helle wie dunklere Flecken unterſcheiden kann. Da man dieſe ſonſt immer für Meere und Seen hielt, nannte man den links nach oben gelegenen, großen dunklen Flecken, das Meer der Regenſchauer (**Mare imbrium**), den rechts nach oben befindlichen nannte man **Mare serenitatis**, den darunter **Mare tranquillitatis**, und da, wo dieſe beiden auf der rechten Seite gelegenen großen Mondflecken ſich an einander fügen, findet ſich, nahe am rechten Mondrande das **Mare crisium**. Auch unter dem oberen großen Flecken der linken Seite, oder dem **Mare imbrium**, zeigt ſich noch ein andrer dunkler Flecken, welcher den Namen **Oceanus procellarum** führt und an dieſen gränzt nach innen, faſt in der Mitte der Mondenſcheibe gelegen, ein kleiner, aber durch die Beobachtungen der neueſten Zeit ſehr merkwürdig gewordner Flecken: der **Sinus aestuum** (auch **Mare Adriaticum** genannt) an.

Schon die Betrachtung mit bloßen Augen belehrt uns bald, daß die Mondflecken immer dieſelben und in der gleichen Stellung zu einander, in ähnlicher Entfernung vom Rande bleiben. Sie können mithin kein wolkenartiges Gebilde ſeyn, welches entſteht und vergeht, ſondern müſſen für beſtändiger bleibende Theile der Mondoberfläche ſelber gehalten werden. Es kann auch der Mond nicht jetzt die eine, dann die andre Seite ſeiner Oberfläche uns zukehren, ſonſt würden die einzelnen Flecken, wenn er z. B. wie unſere Erde in 24 Stunden einmal von Weſt nach Oſt um ſeine Axe ſich bewegte, jetzt von dem weſtlichen Rande nach der Mitte oder von der Mitte nach dem öſtlichen Rande hinausrücken und hier aus dem Blicke entſchwinden; während dagegen allmählig ganz andere Flecken, von der abgekehrten Seite, in unſern Geſichtskreis träten.

Dennoch, dieß hat beſonders erſt die Beobachtung mit Fernröhren deutlich gelehrt, bekommen wir auch von der andern Halbkugel des Mondes, bei gewiſſen Stellungen deſſelben zur Erde, Einiges zu Geſichte. Denn 1) iſt die Ebene des Mondäquators gegen jene der Mondbahn um 1 Grad 29 Minuten, hinwiederum die Mondbahn gegen die Ebene der Erdbahn oder Ekliptik um 5 Grad 17 Minuten geneigt. Beides zuſammen beträgt 6° 46′. Wenn nun der Mond, von der Erde aus betrachtet, an dem Punkte ſeiner größten nördlichen Ausweichung von der Ebene ſteht, auf welcher unſer Planet ſich bewegt, ſo liegt für unſer Auge der Aequator des Mondes nicht mehr in der Mitte ſeiner Scheibe, ſondern nordwärts davon; die nördlich gelegenen Flecken rücken weiter nach dem Rand hinauf und diejenigen unter ihnen, deren gewöhnliche Lage ohnehin am Nordende iſt, entziehen ſich unſern Blicken ganz; dagegen rücken die auf der ſüdlichen Hälfte gelegenen Flecken weiter vom Rande herauf nach der Mitte zu und es kommen uns, am ſüdlichen Saume, ſelber Gegenſtände der Mondoberfläche zu Geſichte, welche, bei der gewöhnlichen Stellung derſelben, zur andern Halbkugel gehören. Ein umgekehrtes Verhältniß findet Statt, wenn wir 14 Tage hernach den Mond auf dem Punkte ſeiner größten ſüdlichen Ausweichung von der Ebene der Erdbahn betrachten; denn dann erſcheinen die ſüdlichen Flecken dem Rande näher oder ganz aus unſrem Geſichtskreis hinausgerückt, während ſich uns am nördlichen Saume Gegenſtände zeigen, welche eigentlich auf der andern, von uns abgekehrten Seite liegen. So überſchauen wir, vermöge der Neigung der Mondbahn und des Mondäquators, von der andern Hälfte, zuſammengenommen, noch einen Raum von mehr als 13° der Breite. 2) Aber auch auf eine andere Weiſe bekommen wir, nach Oſten und Weſten hin, unter gewiſſen Umſtänden noch einen kleinen Theil der abgekehrten Mondhälfte zu Geſichte. Der Mond, indem er ſich in ſeiner Bahn um die Erde herumbewegt, rotirt zugleich einmal, in Beziehung auf die Sonne, um ſeine Axe. Dieſe rotirende Bewegung iſt eine ſo durchaus gleichmäßige, daß ein Grad der Mondoberfläche nach dem andern, in beſtändig ſich gleichbleibender Aufeinanderfolge der Zeit, die Sonne über ſich aufgehen und zum Meridian ſteigen, dann wieder unterſinken ſiehet; daß kein Punkt ſchneller als der andere vorrückt. Dagegen iſt die Bewegung des Mondes in ſeiner Bahn um die Erde ſehr ungleich; denn derſelbe bewegt ſich in ſeiner Erdnähe ſchneller, in der Erdferne aber langſamer, denn in den mittleren Abſtänden. Während daher die Bahnbewegung ſchneller iſt, als das Fortrücken irgend eines Punktes der Mondfläche bei der Rotation von Weſt nach Oſt, kommen uns nach Oſten hinüber Gegenſtände der von uns abgekehrten Hälfte zu Geſichte; im umgekehrten Falle nach Weſten hin. Der Raum, welcher auf dieſe Weiſe von der andern Seite erblickt wird, beträgt nahe gegen 8 Grade der Länge. 3) Ueber dieſes wird auch eine dritte Art der Schwankungen der Mondkugel, freilich mehr aus theoretiſchen Gründen als aus vollkommen deutlichen Beobachtungen für wahrſcheinlich gehalten, vermöge welcher dem Auge eines genau am Mondrande ſtehenden Beobachters z. B. die ihm am gegenübergelegenen Rande gelegne Erde bald über den Rand herauf ſich erheben, bald tiefer unter denſelben hinabtauchen würde. Eine ſolche von dem Monde ſelber herrührende Ungleichheit des Bewegens könnte nur von einer Ungleichheit ſeines Umriſſes und der Vertheilung ſeiner Maſſe um ſeinen Mittelpunkt herrühren, in welcher allerdings auch der Grund liegen mag, aus welchem ſich uns immer nur die eine Seite des Mondes zuwendet. Allerdings läßt ſich aus einer nicht auf unmittelbare Anſchauung, ſondern auf die Theorie begründeten Rechnung erweiſen, daß jene Ungleichheit nur darin beſtehen könne, daß der uns zugekehrte Halbmeſſer um etwa 1000 Fuß größer iſt, als der von uns abgekehrte, daß mithin an der erſteren Stelle ein Ueberſchuß der Maſſe bis zu der unbedeutenden Höhe von 1000 Fuß aufgelagert iſt, der an der andren fehlt.

Verſetzen wir uns in Gedanken mit dieſem unſerem die Geſtirne betrachtenden Auge auf die Oberfläche des Mondes; ſo geht aus den eben erwähnten Bewegungen dieſes Weltkörpers folgende Abänderung des bei uns gewöhnlichen Verlaufes der himmliſchen Erſcheinungen hervor. Während für einen auf der Erde weilenden Beobachter der Mond aufgeht in Oſten, dann zum Meridian emporſteigt, hernach in Weſten ſich wieder unter den Horizont ſenkt; während dieſes Geſtirn der Nacht jetzt die eine, dann die andere Halbkugel beleuchtet, erſcheint dagegen die Erde, als eine an Oberflächeninhalt 13 mal größere Scheibe, den Bewohnern unſrer Mondhälfte, mit weniger Abänderung, während ihres mehr denn vier Wochen langen Tages ſtets in derſelben Gegend des Himmels. Die, welche etwa in der Mitte der uns zugekehrten Halbkugel wohnen, ſehen das mächtig ſchöne Geſtirn der Erde hoch am Zenith ſchweben, wo daſſelbe bald wieder ſichtbar wird, wenn die Sonne nach Mittag aus ſeiner Nähe gewichen und wo es (noch hoch am Tage) zuerſt ſichelförmig, dann, wenn die Sonne nach $7\frac{3}{8}$ Erdentagen dort untergeht, halbvoll geſehen wird. Um Mitternacht d. h. nach $14\frac{3}{4}$ Erdentagen erſcheint die Erde voll; wenn die Sonne ſieben Tage nach Mitternacht wieder aufgeht, im letzten Viertel, und nun, wo ein mächtigeres Licht die Stelle des minder mächtigen vertritt, nimmt die Erde allmälig wieder an Größe der Beleuchtung ab, bis ſie gerade dann, wenn die Sonne in der Mittagsſtunde am höchſten ſteht, als Neuerde unſichtbar wird. So iſt dort, in der Mitte der uns zugewendeten Mondfläche, das Licht der Erde in einem herrlich abwechſelnden Verhältniß mit dem Licht der Sonne; es iſt gerade dann am mächtigſten und ſtärkſten, wenn die Sonne am weiteſten vom Horizont entfernt iſt, am ſchwächſten dann, wenn die höher ſtehende Sonne ohnehin es am entbehrlichſten machte. Die Bewohner des Parallelkreiſes, welchen man ſich von Norden nach Süden, durch die Mitte unſrer Mondhälfte gezogen denken kann, ſehen die Erde in denſelben, ſo eben bezeichneten Tageszeiten ſich füllen und wieder abnehmen; ſie ſcheint aber denen, welche am nördlichen Mondrande wohnen, ſtets tief am ſüdlichen Horizont zu ſchweben; denen, welche gegen Süden wohnen, erſcheint ſie tief gegen Norden hin. Dagegen wird dieſes nachbarliche Geſtirn von ſolchen Augen, die am öſtlichen Rande weilen, tief gegen Weſten am Horizont geſehen, und dieſen erſcheint daſſelbe erſt am Morgen, gegen Sonnenaufgang voll; ſolche, welche vom weſtlichen Rande her emporblicken, ſehen die Erde nur tief am öſtlichen Saume des Himmels ſchweben, und ihnen iſt dieſelbe ſchon am Abend bei Sonnenuntergang gefüllt, um Mitternacht bereits im letzten Viertel. Durch die auf S. 101 erwähnten Verhältniſſe der gegenſeitigen Bewegungen und Stellungen des Mondes und der Erde ſowie durch die ſogenannten Schwankungen des Mondes geſchieht es allerdings, daß auch das Licht der Erde einige Grade der jenſeitigen, von uns abgekehrten Hälfte beſcheint; es iſt jedoch dieſer Anblick nur den zunächſt angränzenden Nachbarn unſrer Seite gegönnt; denn auf dem bei weitem größeſten Theil der andern Mondhälfte würde ein dort wohnender Beobachter, wenigſtens aus eignem Anblicke, es nie erfahren, daß eine Erde am Himmel iſt, ſo groß und ſchön und milde leuchtend: dort geht dieſelbe niemals auf und niemals unter. Anders dagegen iſt das Verhältniß des Mondes zur Sonne und zu den andern Geſtirnen des Himmels. Die Sonne geht über jedem Punkt der Mondoberfläche auf und unter, da aber der Tag dort, von einem Mittag zum andern, von einem Sonnenaufgang zum andern 29½ mal länger dauert, als bei uns (denn in jedem ſynodiſchen Monat, in jedem Umlauf um die Erde, hat der Mondbewohner einmal Mittag und einmal

Mitternacht) ſteigen die Geſtirne ungleich langſamer empor als bei uns und bleiben ungleich länger über dem Horizont; auch iſt ihr Weg am Himmel an jedem Tage, in jeder Nacht, ohne ſehr merklichen Unterſchied der Jahreszeiten, faſt derſelbe, denn die Neigung der Ebene des Mondäquators, auf der Ebene der Bahn, beträgt nur wenige Grade.

Das 29mal, in Vergleich mit der Erde, langſamere Auf- und Niedergehen der Sonne, auf der Oberfläche des Mondes, hat die Beobachtung und Erkenntniß der Hauptumriſſe dieſer Oberfläche, von der Erde aus, ſehr erleichtert. Hier handelt es ſich zuerſt um die Beachtung der Erhöhungen und Vertiefungen. Bereits die alten Chaldäer wußten es, daß die Oberfläche des Mondes ſehr viele und hohe Berge habe. Dieſes konnte ihnen vielleicht ſchon der Anblick mit einem natürlich ſcharfen Auge lehren. Der innere, nach der Mitte hin gelegene Rand des im Zu- oder Abnehmen begriffenen Mondes erſcheint, wenn man nun beſonders Fernröhre zu ſeiner Betrachtung anwendet, niemals glatt und eben, ſondern ſtets uneben und zackig. Die hellen Stellen, welche wie einzelne, inſelartig abgeſonderte Lichtpunkte oder wie kleine Enden und Spitzen, über den inneren beleuchteten Mondrand hervortreten und ſich hinein in den dunklen Theil der Mondſcheibe fortſetzen, können nichts anders ſein als einzelne Berggipfel oder ganze Gebirgszüge, deren Höhen bereits von der Morgenſonne beleuchtet ſind, oder auf denen die Abendſonne noch ſcheint, wenn die Ebenen und Thäler umher das nächtliche Dunkel noch nicht verließ oder bereits wieder überzog. Die dunklen Einbuchtungen dagegen, welche in den hellen Mondrand hineintreten, ſind tiefe, beſchattete Thäler und trichterförmige Einſenkungen, deren der Mond ganz beſonders viele hat. Wenn nun bei uns, auf der Erde, der Gipfel eines hohen Berges nur um 6¼ Minuten früher am Morgen, oder ſpäter nach Sonnenuntergang als die angränzende Ebene vom Sonnenlicht beſchienen wird, da muß, für dieſelbe Höhe, auf dem Monde der Unterſchied der Zeit der Beleuchtung ſchon uber 3 Stunden betragen; denn ſtatt daß die Sonne bei uns in 4 Minuten einen ganzen Grad, oder beilaufig zweimal ſo viel als ihr Durchmeſſer betragt, uber den Horizont emporſteigt, braucht ſie auf dem Monde um ſich eben ſo hoch zu erheben, 1 Stunde und 52 Minuten, (ſelbſt der Aufgang oder Untergang, von dem einen Rand ihrer Scheibe bis zum andern, welcher bei uns 2¼ Minuten dauert, wahret auf dem Monde 68 Minuten).

So hat denn die Beobachtung des Aufganges oder des Unterganges der Sonne auf der Mondflache: der Anblick des allmaligen Fortſchreitens des Tagesglanzes von einer Bergſpitze zu der andern, und zuletzt auch, bei einem höheren Stande der Sonne, herunter in die Ebene oder in die Tiefen, ein ſehr ſichres Mittel zu dem Abmeſſen und dem Beſtimmen des Umriſſes der Mondoberflache an die Hand gegeben. Durch die Beobachtung der Länge des Schattens, den die Gegenſtände dort in den verſchiedenen Tageszeiten werfen, und welcher aus ſpater zu erwahnenden Grunden viel dunkler und ſchwärzer iſt als der Schatten auf der Erde, ſo wie durch das Aufmerken auf die Unebenheiten, auch des außeren Randes, konnte man dann ebenfalls das, was die erſtere Art des Meſſens gelehrt hatte, noch mehr beſtatigen und berichtigen. So weiß man denn nun mit großer Gewißheit, daß der Mond Gebirge habe, welche nicht nur eben ſo hoch, ſondern noch hoher ſind als die höchſten Gebirge der Erde. Dergleichen hohe Gebirge finden ſich unter andern nahe gegen die Mitte des öſtlichen Mondrandes hin, bei der Granze des **Oceanus procellarum**, wo ein gutes Auge eine ganz beſondere helle Stelle bemerken wird; andere dergleichen ſind unterhalb dem **Mare humorum**, gegen den ſüdöſtlichen Mondrand hin. Die Gebirge bilden oftmals Ketten oder Züge, deren Länge ſich weiter als 90 Meilen erſtreckt, während ſie dabei nicht ſelten kaum 1 Meile breit ſind. Außer ſolchen Gebirgen ſieht man auf dem Monde noch eine andre Form der Geſtaltung ſeiner Oberfläche, wodurch er auf ganz eigenthümliche Art von den Naturverhältniſſen unſres Planeten abweicht. Dies ſind jene kreisförmigen Erhebungen, jene ſogenannten Ringgebirge, welche meiſt eine becherartige, zuweilen faſt cylindriſche Eintiefung in die Oberfläche des Mondes umgeben. Wenn ſich, wie dies häufig der Fall iſt, in der Mitte ſolcher rund herumlaufenden Gebirgswalle ein Centralberg erhebt, dann erinnert dieſe Bildung an die des Saturnusringes, in deſſen Gewölbmitte der eigentliche Körper des Planeten ſtehet. Uebrigens ſtehet die Höhe, welche die Centralberge erreichen, großentheils ſehr tief unter der Höhe der Ringgebirge, von denen ſie umgürtet ſind, denn die höchſten von jenen, die ſich in den Punkten finden, welche auf unſren Mondkarten mit den Namen Moretus, Tycho, Petavius und Theophilus bezeichnet ſind, ſteigen über den tiefſten Grund der becherartigen Eintiefung nur 4 bis 5000 Fuß herauf, während ſich das Wallgebirge 12 bis 16000 Fuß über dieſe Tiefe erhebt und ſelbſt das ebene Land, das an den äußeren Saum des Gebirgsringes angränzt, höher liegt als der Gipfel eines ſolchen Centralberges.

Nicht immer umgeben die mehr oder minder ſich der Kreisform nähernden Bergwalle eine keſſelartige Eintiefung, öfters umſchließen ſie auch eine ziemlich ebene, nur von kleineren hügelichen Erhebungen und regelmäßigen Einſenkungen durchzogene Fläche, und man nennt in dieſem Falle den Berggürtel nicht ein Ring- ſondern ein Wallgebirge. Auch iſt der Centralberg oder der innere Kern, den man in den Keſſeltiefen der Ringgebirge erblickt, nicht immer ein einzelner, ſondern er beſteht zuweilen aus mehreren berg- oder hügelartigen Erhebungen. In manchen Fällen iſt überhaupt gar kein, oder kaum ein ſolcher Kern zu bemerken. Oefters glänzt der Kern, wenn die Sonnenſtrahlen auf ihn fallen, in eben ſo hellem Lichte als ſein Höhengürtel, andre Male erſcheint er auch von dunklerer Farbe. Nicht ſelten wird das Sonnenlicht, das in einzelne ſolcher Keſſeltiefen hineinfällt, ſo kräftig von dieſen zurückgeſtrahlt wie von einem Hohlſpiegel, ſo daß dieſelben als vorzüglich helle Lichtpunkte, gleich kleinen Sternen, dem Auge, das ſie durchs Fernrohr betrachtet, auffallen.

Die Keſſeltiefen, welche die Ringgebirge umgürten, haben eben an ihrer Mündung öfters einen Durchmeſſer von mehreren, der ganze Gebirgsring in einzelnen Fällen von 10 Meilen. Die Wände der Eintiefungen laufen meiſt allmälig ab und ſcheinen ebene (glatte) Flächen zu haben. Ueberhaupt kommen die ausgezeichneteren Geſtaltungen dieſer Art zwar am häufigſten in den helleren, öfters aber auch in den dunkler erſcheinenden Gegenden der **Mondfläche** vor. Dergleichen Keſſeltiefen mit ringförmigem Gürtel, deſſen Durchmeſſer von **2** bis **10** Meilen groß iſt, kennt man auf der uns zugekehrten Mondhalbkugel ſchon mehr denn **1000**, kleinere und ſehr kleine, nur unter günſtigen Umſtänden durch ſtarke Fernrohre unterſcheidbare gegen **15** bis **20,000**. Manche der erſteren (größern) Einſenkungen haben allerdings eine ſolche Tiefe und Weite, daß ſie ein Hohlmaaß darſtellen, in welchem irgend einer unſrer hohen Erdenberge: ein Orteler, ein Montblanc, wenn er in umgekehrter Richtung hineingeſenkt werden könnte, Raum fände.

Man hat dieſe eigenthümlichen Geſtaltungen der **Mondfläche** mit vulkaniſchen Kratern (wie ſie auf Erden vorkommen) verglichen und ſie wohl auch als Krater benannt. Abgeſehen davon, daß auch die mächtigſten vulkaniſchen Krater, die wir auf unſerm Planeten kennen, vom Monde aus geſehen als kaum meßbare Pünktchen, und daß auch die Anhäufungen ihrer Auswürflinge um den Rand her, mit der Eintiefung in ihrer flach eingetieften Mitte kaum erkennbar ſeyn würden, abgeſehen überhaupt von alle den Zügen der Geſtaltung, durch die ſich ein ſolcher weit eintiefender Keſſel mit meiſt ebenen Wänden von einem ſelbſt bis zu ſeiner verborgenſten Tiefe aufgedeckten vulkaniſchen Krater der Erde unterſcheiden würde, kann man auch, aus weiter nachher anzuführenden Gründen, auf dem Monde kein vulkaniſches Feuer, überhaupt keinen Verbrennungsprozeß von irdiſcher Art für möglich halten. Ein andrer Vergleich mit den in der irdiſchen Körperwelt beobachteten Vorgängen iſt jedoch denkbar. Wenn ein Stoff, wie z. B. der kohlenſaure Kalk aus dem geſtaltloſen (amorphen) Zuſtand in den kryſtalliniſch geſtalteten übergeht, dann zieht er plötzlich, mit regelmäßigem Umriß, in einen engern Raum ſich zuſammen. Die Maſſen des irdiſchen Stoffes, aus denen der Granit ſich bildet, haben bei dem Uebergang aus dem geſtaltloſen in den geſtalteten Zuſtand öfters kugliche Formen, auch keſſelartige Eintiefungen gebildet. Der amorphe Zuſtand braucht nicht ein in wäßriger Flüſſigkeit aufgelöſter, er kann auch ein feſter, wie der des Opals und ſelbſt mancher feuerſteinartiger Kieſel ſeyn. Gäbe es auf unſrer Erde kein Waſſer und mithin auch keine aus dieſem abgeſenkten Niederſchläge der Gebirge, dann würden wir das aus der Geſtaltloſigkeit zur Geſtaltung gekommene Grundgebirge vielleicht öfters in ſolchen Formen erblicken, dergleichen der Mond uns aufweiſt. Ihm mangelt, wie wir gleich nachher ſehen werden, das Element der irdiſchen Auflöſungen: das Waſſer und mit ihm zugleich alle jene Gebirgsniederſchläge, welche das tiefeſte Grundgebirge der Erde verdecken. Die Geſtaltung, welche eine ſchöpferiſche Anregung an ſeiner Oberfläche hervorrief, konnte nicht durch den Uebergang eines halbflüſſig aufgelöſten, ſondern nur aus dem minder feſten (lockeren) Zuſtand des Stoffes, in den feſteren (kryſtalliniſchen?) geſchehen. Doch all dergleichen Anſichten ſind nichts anders als ein ohngefährer, vermuthlicher Vergleich des ſinnlich nahe Liegenden und Wahrnehmbaren, mit dem, was weit über die Gränze unſrer ſichreren, ſinnlichen Wahrnehmung und Erfahrung hinausliegt.

Außer den eben beſchriebenen keſſelartigen Eintiefungen zeigen ſich auf der Mondfläche an vielen Stellen Rinnenthaler oder ſchroff eingeſchnittene Klüfte, welche meiſt in ziemlich gerader Linie, viele Meilen weit, mitten durch die Berge und Thäler fortlaufen, ſo daß ſie dieſe durchſchneiden, wie etwa die Riſſe und Zerklüftungen, welche einen feſten Körper durchziehen, der aus einem lockeren plötzlich in den feſten, compakten Zuſtand übergieng. Eine ſolche Kluft endigt unter andrem in einer Keſſeltiefe am **Mare tranquillitatis**, und ihre Länge beträgt 70 Meilen. Hätte der Mond Waſſer wie unſere Erde, ſo würde dieſes alle die obenerwähnten Eintiefungen ausfüllen: die Keſſel würden Seen, die Rinnenthäler Flußbetten ſeyn. So aber ſieht man auf der ganzen Mondſcheibe, man mag hinblicken wo man will, nichts als Unebenheiten, nichts als Anhöhen und noch häufiger Vertiefungen, bis auf deren tiefſten Grund man öfters, wenn die Sonne gerade ſenkrecht über ihnen ſteht, hinunterblicken und auch hier noch einzelne kleine Unebenheiten bemerken kann. Auch die großen dunklen Flecken, welche man in älterer Zeit für Meere hielt und als ſolche benannte, zeigen durch Fernröhre betrachtet nichts als kleine Berge und Thäler, hin und wieder auch ſchmale ſtrahlenartige Lichtadern von nur wenig merklicher Erhebung, die aus einem feſteren Stoffe zu beſtehen ſcheinen, der ohngefähr ſo wie unſre Metalle das Licht ſtärker zurückſtrahlt, nirgends iſt auch nur eine gleichförmig bedeutend große Ebene zu ſehen, immer erſcheinen da Hügel und Vertiefungen; auf der ganzen uns zugewendeten Mondhälfte, und, ſo viel uns die S. 150 erwähnten Gelegenheiten auf die andre, entgegengeſetzte Seite hinüberzublicken gelehrt haben, auch auf dieſer giebt es keinen See, nur ſo groß als der Bodenſee oder Genferſee; keinen einzigen Fluß ſo groß als die Donau oder der Rhein. Denn gäbe es dort eine Waſſermaſſe, nur ſo groß als die eben erwähnten; ſo hätten ſie die Aſtronomen längſt an ihrer vollkommen glatten Oberfläche erkannt.

So wie dem Mond das Waſſer der Seen und Flüſſe abgeht, ſo ſcheint ihm auch jenes Waſſer der Gewölke zu fehlen, an welchem der Luftkreis unſerer Erde ſo überflüſſig reich iſt.

Während ein Auge, wie das unſrige, wenn es vom Monde aus unſern Planeten betrachtete, beſtändig, bald über Aſien, bald über Europa oder Amerika große Bewölkungen erblicken würde, welche jetzt dieſe, dann wieder andre ſonſt heller oder dunkler erſcheinende Stellen überzögen, ſehen wir die Mondfläche und ihre einzelnen Flecken einmal ſo deutlich als das andre Mal und bis auf den unterſten Grund der oben erwähnten Keſſeltiefen können wir, bei günſtigem Stand der Sonne hinabblicken. Die genaueſten Beobachtungen der neueſten Zeit laſſen keine Spur von einer Morgen- und Abenddämmerung bemerken; wenn das letzte Randſtück der Sonnenſcheibe untergegangen iſt, dann tritt, wie die Schatten zeigen, auf dem Monde ſogleich das tiefeſte Dunkel der Nacht ein, das nur auf ſeiner uns zugewendeten Halbkugel durch den Schein der Erde in wohlthätig ergänzender Weiſe gemildert wird, indem gerade in der Mitte jeder langen Mondennacht die Erde als volle Scheibe glänzt, ſo hell, daß wir das Erdenlicht auf der Mondfläche kurz nach oder vor dem Neumond deutlich ſehen können, denn gerade um ſo viel als uns der Mond abnimmt, nimmt die Erde vom Monde aus geſehen zu; dieſe hat Vollerde wenn wir Neumond haben, und umgekehrt.

Nach dem, was wir oben von der Maſſe und Dichtigkeit des Mondes ſagten, läßt ſich berechnen, daß auf der Oberfläche deſſelben ein Körper, der bei uns 100 Pfund wöge, nur wie ein Gewicht von 18 Pfund laſten würde. Dieſelbe Kraft, welche bei uns eine Laſt von einem Centner in Bewegung ſetzte, würde dort mehr denn 6 Centner fortbewegen.

Faſſen wir noch einmal alles das zuſammen, was uns die Beobachtungen des Mondes lehren, wie ſehr verſchieden von den unſrigen müſſen uns dann die dortigen Naturverhältniſſe erſcheinen! Wir kennen, wenn wir das hinzu nehmen, was uns die vorhin, auf S. 150 erwähnten Schwankungen ergeben, allerdings 4 Siebentheile der Mondoberfläche. 3 Siebentheile ſind für beſtändig ſo von uns abgewendet, daß ſie niemals das

Licht der Erde beſcheint, niemals auch einen Strahl des Lichtes auf unſre Erde fallen laſſen. Doch geht auch dort die Sonne in 14 Tagen auf und unter und in der 14tägigen Nacht ſtrahlen die Sterne auf dunkelſchwarzem (nicht wie bei uns, die wir eine Atmoſphäre haben, blauem) Himmelsgrunde in ſo klarem Lichte, als nie bei uns. Bei uns haben die Pole der Erde abwechſelnd mit dem Winter zugleich eine vielwöchentliche Nacht; auf dem Monde bewirkt, vermöge der geringen Neigung ſeiner Axe auf der Ebene ſeiner Bahn, jene Stellung zur Sonne, die man mit dem Winter vergleichen könnte, nur eine Verkürzung, die Sommerzeit der Pole nur eine Verlängerung des Tages, welche [illegible] der mittleren Tageslänge beträgt. Ja, es giebt auf dem Monde, und zwar gerade in der Nähe der Pole, namentlich des Südpoles, Stellen, welche einen beſtändigen auch bei Nacht fortwährenden Sonnenſchein genießen: dies ſind alle die Berge, die ſich mehr denn 4630 Fuß über das mittlere Niveau der Oberfläche erheben; die Gegend des Nordpoles hat aber 9000, die des Südpoles 20000 Fuß hohe Berge, auf deren Höhen es niemals Nacht wird.

Man glaubte vormals noch andre Lichtpunkte zu bemerken, deren Glanz einem vulkaniſchen Feuer zugeſchrieben wurde, weil man ſie ſogar auf der nächtlichen, nur vom Erdenlicht beſchienenen Mondfläche noch leuchten ſah. Es ſind jedoch offenbar nur Parthieen der Oberfläche, von deren glattem, feſtem Stoffe das Licht der Sonne ſo wie der Erde, gleich als von einem Plan- oder Hohlſpiegel in vorzüglicher Stärke zurückgeſtrahlt wird. Denn nur dieſer verſchiedne Grad der Zurückſtrahlung, der ſich auf die lockere oder feſte, überhaupt auf die andersartige Zuſammenfügung des Stoffes gründet, läßt uns manche Stellen der Mondfläche blendend weiß, andre ſtahlgrün, andre grünlichgrau erſcheinen.

Ein Weltkörper, ſonſt ſo nachbarlich dem unſren vereint, ohne Waſſer, ohne Luft, mithin nach irdiſchem Verhältniß zu urtheilen, ohne ein Pflanzen- und Thierreich, ohne eine Flamme des Herdes (denn das Flammen kann bei uns nicht ohne die Luſt beſtehen), wie ſeltſam und unbegreiflich muß uns der erſcheinen. Und dennoch iſt auch er wohl für Weſen da, die ſich an ihm der Wunder der Schöpferkraft freuen. Sollte aber auch das Verhaltniß des Mondes zu unſrer Erde kein andres ſeyn, als jenes, das vermuthlich zwiſchen dem Saturnusringe und der Saturnuskugel ſtattfindet: das Verhältniß eines zuerſt ausgeſchiedenen, unbeweglich Starren und Feſten, zu einem noch Bildſameren, zum Theil Flüßigem, ſo dürfte uns dies nicht zu ſehr befremden. Wenn der bildende Geiſt, der den wunderbaren Bau des Menſchenleibes vollführt, mitten in dem beweglichen und empfindenden Fleiſche, den ſtarren, ſcheinbar todten Knochen ausſcheidet und geſtaltet, oder den feinfühlenden Leib mit der gefühlloſen, feſteren Haut überkleidet; fragt ihn auch dann unſer Verſtand: was thuſt du da? Iſt es nicht vielmehr ſo, daß, eben weil hier ein Todtes und Starres entſteht, dort, im Gegenſatz zu ihm, in deſto größerer Kraft und Vollkommenheit ein Lebendiges und Empfindendes ſich erheben kann? Betrachten wir nur unſren eignen Planeten, wie ungeheuer überwiegend iſt an ihm die Summe jener Theile, welche keinen andren Zweck des Daſeyns uns verrathen, als den: die Maſſe ihres Planeten zu bilden, wie klein die Summe jener, die einem vegetabiliſchen oder thieriſchen Leben dienen!

2) Die Jupitermonde.

Jupiter hat vier Monden zu ſeinen Begleitern, welche verhaltnißmäßig von ſolcher Größe und Lichtſtärke ſind, daß wir ſie als Sterne der 6ten Größe mit bloßen Augen ſehen würden, wenn ſie nicht ſo nahe an ihrem Planeten ſtünden, daß ſie von dem ungleich ſtärkeren Glanz deſſelben überſtrahlt werden. Dennoch giebt und gab es Menſchen von ſolcher Geſichtsſchärfe, daß ſie einige jener Monde mit bloßen Augen ſahen, daher es kommen mochte, daß Turner auf ſeiner Reiſe nach Tibet am Hofe eines Radſchah Brahminen fand, welche aus alten einheimiſchen Ueberlieferungen die Kunde von dem Vorhandenſeyn der Jupitermonde beſaßen. Wenn die Wahrnehmung von dieſen ſchon faſt in den Geſichtskreis des bloßen Auges fällt, muß ſie deſto leichter werden durch die Anwendung eines, auch nur mittelmäßigen Fernrohres. Deshalb war die Bekanntſchaft der 4 Jupitermonde eine der erſten, welche man nach der Erfindung der Fernröhre machte, und man ſchreibt die Entdeckung derſelben gewöhnlich dem Simon Marius (im December 1610) zu.

Die Monde des Jupiter, vornämlich die 3 erſten oder innerſten, erſcheinen von der Erde aus geſehen in einer Linie ſtehend, welche faſt genau mit der Linie des Aequators ihres Planeten übereinſtimmt, denn die Bahnen der erſten 3 ſind gegen die Aequator-Ebene ihres Planeten nur äußerſt wenig geneigt, auch ſind die Bahnen der beiden erſten von faſt vollkommener Kreisform.

Die Jupitermonde wenden uns vermöge ihrer Stellung zur Erde und zur Sonne beſtändig nur ihre beleuchtete Seite zu, jedoch ſo, daß wir nicht nur die eine, ſondern beide Halbkugeln derſelben abwechſelnd zu Geſicht bekommen. Bei dieſer Gelegenheit konnte man aus den verſchiedenen Graden der Helligkeit, die man, je nachdem die eine oder die andre Halbkugel uns zugekehrt iſt, an einigen jener Monde bemerkt hat, den ſichren Schluß ziehen, daß auch ſie, eben ſo wie unſer Mond, ihrem Planeten beſtändig nur die eine Seite zuwenden, während auf der andren zwar auch die andern Geſtirne des Himmels, bei jedem Umlaufe auf- und untergehen, nicht aber die leuchtende Scheibe ihres Planeten. Auch bei den Jupitermonden fällt deshalb die Umdrehung um die eigne Axe, oder in Beziehung auf die Sonne die Dauer des Tages, mit der des Umlaufes um ihren Planeten zuſammen.

Die genauere Beobachtung der Jupitermonde und ihrer Umlaufe um den Planeten hat zu anderweitigen, höchſt wichtigen, Entdeckungen geführt. Bei der bedeutenden Größe dieſes Planeten und bei der verhaltnißmaßig geringen Entfernung, in welcher ſeine Monde von ihm ſtehen, ſo wie vermöge der Lage ihrer Bahnen in der Ebene des Jupiteräquators geſchieht es, daß die 3 innren Monde auf jedem ihrer Umläufe ſowohl auf ihrem Planeten eine Sonnenfinſterniß erregen, als auch ihrerſeits durch den Schatten deſſelben eine Mondsfinſterniß erleiden. In jedem ſeiner Jahre ereignen ſich deshalb auf Jupiter 4400 Sonnen- und Mondsfinſterniſſe, von denen 2600 (ſo viel als Umläufe) dem 1ten, 1280 dem zweiten, 640 dem 3ten, die übrigen dem 4ten oder außerſten Monde zukommen, der wegen der größeren Neigung ſeiner Bahn nur auf einem Theil ſeiner Umlaufe Finſterniſſe an ſeinem Planeten erregt, ſo wie durch dieſen verfinſtert wird. Wegen der großen Leichtigkeit, mit welcher man die Jupitermonde unter günſtigen Verhältniſſen in allen Gegenden der Erde beobachten kann, hat man ſich denn des Aus- und Eintrittes derſelben am Rand der Scheibe ihres Planeten zu Signalen bedient, aus deren genauer Wahrnehmung ſich die Länge des Ortes berechnen laſſet, an welchem zu einer gewiſſen Zeit die Beobachtung gemacht war. Aber die Beobachtungen dieſer Art führten noch zu einer andren, für die Phyſik des Sternenhimmels höchſt wichtigen Entdeckung, welche Olaus Römer zu Paris im Jahr 1675 machte. Wenn man nämlich aufs Genaueſte die Zeit beachtet, in welcher nach der bekannten Dauer der Umlaufe irgend einer der Monde hinter dem Rande der Jupiterſcheibe verſchwinden oder vor dieſer eintreten ſollte, dann bemerkt man an einigen Punkten der Stellung der Erde auf ihrer Bahn, daß der Moment jenes Ereigniſſes von einem Mal zum andren um etwas ſpater, an andren aber um etwas früher eintrete. Das erſtere findet dann ſtatt, wenn die Erde auf ihrem Weg der Bahn weiter von Jupiter hinweggerückt, das andre dann, wenn ſie ihm näher gekommen iſt. Es hat beides ſeinen Grund darinnen, daß der Lichtſtrahl eine gewiſſe Zeit braucht, um den Raum von Jupiter bis zu uns zu durchlaufen: eine längere, wenn der Planet weiter von uns, eine kürzere, wenn er näher an uns ſteht. Seine Geſchwindigkeit, dies ergaben dann die Berechnungen, iſt ſo groß, daß er einen Raum, ſo groß als den, welcher die Sonne von der Erde trennt, in 8 Min. 18½ Sec. durchlaufen kann.

Ueber die Stellungen der vier Monden zu Jupiter und die Zeit ihrer Umläufe ergeben die Berechnungen und Beobachtungen Folgendes:

Der erſte Mond beſchreibt ſeine kreisrunde Bahn in einem Abſtand von $6\frac{1}{20}$ Jupiterhalbmeſſern oder 58294 Meilen von dem Mittelpunkt ſeines Planeten in 1 Tag 18 St. 27 Min. 33½ Sec. Vom Jupiter aus geſehen erſcheint ſeine Scheibe noch etwas größer als von der Erde aus die Scheibe unſres Mondes, nämlich im Mittel 31 Min. 11 Sec., ſie kann aber am Zenith ihres Planeten die ſcheinbare Größe von 37 Min. 20 Sec erreichen. Der wirkliche Halbmeſſer iſt zu 264½ Meilen berechnet, die Dichtigkeit des erſten Mondes, die aus den Störungen erkannt wird, welche ſeine anziehende Kraft an den andern Monden bewirkt, iſt ⅕ der Dichtigkeit unſers Erdkörpers, mithin nahe die des Waſſers: ſeine Oberfläche ſtrahlt das Sonnenlicht in einem ſich gleich bleibenden Grade, ſehr hell zurück.

Der zweite Mond beſchreibt ſeine faſt vollkommen kreisrunde Bahn, welche im Mittel nur um 1 Min. 6 Sec. von der Ebene des Jupiteräquators abweicht, in einem Abſtand von 9,623 Halbmeſſern ſeines Planeten oder von 92827 Meilen vom Mittelpunkt des Jupiter, in einer Zeit von 3 Tagen 13 St. 13 Min. 42 Sec; ſein ſynodiſcher Umlauf iſt um beiläufig 4 Min. länger. Vom Jupiter aus geſehen erſcheint der Durchmeſſer ſeiner Scheibe 17 Min. 35 Sec. groß, ſein wirklicher Halbmeſſer beträgt 237½ Meilen, kommt mithin dem unſres Mondes ſehr nahe. Seine Dichtigkeit iſt größer als die des Jupiter und ſeiner andren Monde, ſie beträgt nahe $\frac{2}{3}$ von der Dichtigkeit des Erdkörpers.

Der dritte Mond iſt der größeſte von allen und erſcheint bei gewiſſen Stellungen ſeiner Oberfläche zu unſrem Auge ſo hell, daß man ihn, wenn er gerade über den breiten Aequatorealſtreifen des Jupiter ſeinen ſcheinbaren Lauf nimmt, ganz deutlich auf dieſem unterſcheiden kann. Sein Abſtand vom Mittelpunkt des Planeten beträgt $15\frac{3}{10}$ Halbmeſſer des letzteren oder 148078 Meilen, ſein wahrer Umlauf dauert 7 Tage 3 St. 42 Min. $33\frac{1}{3}$ Sec., der ſynodiſche um 17 Min. länger. Der Durchmeſſer ſeiner Scheibe erſcheint von Jupiter aus geſehen 18 Min. groß, ſein wirklicher Halbmeſſer iſt zu 388 Meilen berechnet, ſein Rauminhalt iſt mithin $4\frac{1}{2}$ mal größer als der unſres Mondes, nur 11 mal kleiner als der der Erde, dagegen 11350 mal kleiner als der des Jupiter. Seine Dichtigkeit kommt nahe der des Jupiter gleich, iſt 0,3244 von der unſrer Erde.

Der vierte Mond beſchreibt ſeine ſchon deutlicher eccentriſche Bahn in einem mittleren Abſtand von nahe 27 Halbmeſſern ſeines Planeten oder 260450 Meilen. Sein ſideriſcher Umlauf dauert 16 Tage 16 St. 32 Min. $11\frac{3}{11}$ Sec., der ſynodiſche um $1\frac{1}{2}$ Stunden länger. Vom Jupiter aus geſehen erſcheint er 8 Min. 46 Sec. im Durchmeſſer, ſein wirklicher Halbmeſſer beträgt mithin 332 Meilen, ſeine Dichtigkeit iſt viermal geringer als die unſres Erdkörpers.

Wenn man die Geſchwindigkeiten und die Zeit der Umläufe, ſo wie das Zuſammentreffen und die Reihenfolge der Finſterniſſe an Jupiter und ſeinen Monden beachtet, dann erkennt man in dieſem Syſteme der Weltkörper eine Harmonie der Zeitenläufe, an welcher der denkende Geiſt in ähnlicher Weiſe ſich ergötzen kann, als an der Betrachtung einer regelmäßigen Kryſtallgeſtalt, deren Flächen, Kanten und Ecken in einem geſetzmäßig ſicheren Verhältniß zu einander ſtehen. Der vierte Mond erleidet und erregt, wie bereits erwähnt, wegen der ſchon bedeutenderen Neigung ſeiner Bahn nicht bei jedem ſeiner Umläufe Finſterniſſe. Dennoch giebt es für ihn eine Periode von 3¼ Erdenjahren, während welcher er auf jedem ſeiner Umläufe verfinſtert wird und ſeinerſeits auf Jupiter eine Finſterniß erregt. Dann aber folgt eine Zeit von 2⅔ Erdenjahren, darin auch nicht eine Finſterniß an und von dieſem Monde ſich ereignet und beide Perioden zuſammen, jene der ununterbrochenen Reihenfolge der Verfinſterungen und die ihres völligen Aufhörens nehmen nahe die Hälfte eines Jupiterjahres ein, theilen mithin dieſes in 2 faſt gleiche Abſchnitte von reichlich 5 Erdenjahren und 11 Monaten.

Noch merkwürdiger erſcheint das Verhaltniß, welches zwiſchen den Bahnbewegungen der 3 erſten Jupitermonde ſtatt findet. Hier zeigt ſich, daß die mittlere Winkelbewegung des erſten, vermehrt um die doppelte des dritten ganz genau gleich ſey der dreifachen des zweiten. Eben ſo iſt die Ordnung, in welcher die Finſterniſſe dieſer 3 erſten Monde ſo wie ihre Vorübergänge an der Jupiterſcheibe wiederkehren, an eine ſehr nahe gleichmäßige Periode gebunden, denn 247 Umläufe des erſten ſind bis auf wenige Minuten Unterſchied gleich 123 Umläufen des zweiten und 61 des dritten. Die Periode, in der ſich zu gleicher Zeit jene verſchiedene Zahlen der Umläufe vollenden, beträgt für alle 3 nahe die Zeit von 437 Erdentagen 3 Stunden und 40 Min. Ohne unſer Erinnern fällt hierbei auch das vorhin erwähnte Verhältniß der Geſchwindigkeiten und Bewegungen in die Augen, denn die einfache Zahl der Umläufe des erſten, 247, mit der doppelten der Umläufe des 3ten (122) giebt die dreifache Summe der Umläufe des 2ten (369). Aus dieſer Einrichtung geht hervor, daß dieſe 3 Monde niemals zugleich, vom Jupiter aus geſehen, verfinſtert werden, oder auf dieſem eine Finſterniß erregen können, ſondern immer nur 2 zugleich, während der 3te mit ihnen in Oppoſition oder in Quadratſchein ſtehet, ſo daß er in derſelben Zeit, wo jene eine Sonnenfinſterniß erregen, eine Mondenfinſterniß erleidet oder als halbvolle Scheibe erſcheint. Und wenn jetzt der erſte und zweite gleichzeitig verfinſtert werden, dann geſchieht dies 2 Tage nachher beim erſten und dritten, 14 Stunden darauf folgt wieder eine Finſterniß des zweiten u. ſ. w. Eine Aufeinanderfolge, die ſich je nach 437 Tagen wiederholt, ſowie dieſe Periode durch eine genau in ihrer Mitte eintretende gleichzeitige Verfinſterung der beiden erſten Monde in 2 gleiche Hälften von 218 Tagen 13 St. 50 Min. getheilt iſt. Selbſt der 4te Mond ſchließt ſich, obwohl minder genau an jene Mondenperiode an, denn er vollendet in 435 Tagen 14 St. 13 Min. 2½ Sec. 26 ganze Umläufe. Wie für uns Erdenbewohner die Umläufe des Mondes von einem Voll- oder Neumond zum andern eine beiläufige Theilung des Jahreslaufes abgeben, deren die älteſten Völker bei ihrer Zeitberechnung ſich bedienten, ſo ſtellt das Zuſammentreffen der Finſterniſſe der beiden innerſten Monde für Jupiter eine Weltenuhr von großem Maaßſtabe dar, denn jedes ſeiner Jahre wird in 10, dann weiter in 20 ſolche Perioden der gleichzeitigen Verfinſterungen getheilt, deren jede einzelne 218½ Erdentage, 13 Umläufe des vierten Mondes und 40½ Jupitertage umfaſſet. Der eigentliche Jahreslauf dieſes Planeten iſt freilich kürzer, ſo wie umgekehrt der Jahreslauf der Erde länger iſt als die im Allgemeinen ihm nahe kommende Zahl der Mondperioden; namentlich aber durch die Dauer der Umläufe der 4 Trabanten liegt auch eine natürliche Ausgleichung der Sonnen- und Mondenjahre des Jupiter ganz nahe, welche in umgekehrter Weiſe als auf der Erde im Verlauf einiger Jahre ein Hinweglaſſen nöthig machet.

So erſcheint uns das verhältnißmäßig kleine Weltkörperſyſtem des Jupiter und ſeiner Monde als ein wundervoll ſymmetriſch in ſich vollendetes Ganze, in ſeiner Art angethan mit Reizen der Schönheit, wie die regelmäßig kryſtalliniſche Geſtalt des Demantes oder des Smaragds. Denken wir uns aber mit unſerem menſchlichen Bedürfniß, gleichſam als Bewohner hin auf den Jupiter, in welch ganz andrem, räthſelhafterem Verhältniß ſtellt ſich uns dann der Einfluß der Monde auf Jupiter dar, als jenes iſt, in dem unſer eigner Mond zu ſeiner Erde ſteht. Dieſer mildert durch ſeinen Schein das Dunkel unſrer Winter-, namentlich der langen Polarnächte, dagegen werden die Polargegenden des Jupiter, in ihrer faſt 6 Erdenjahre andauernden Nacht von keinem der Monde beſchienen, überhaupt ſind von dem Planeten aus geſehen, die 3 innren Monde niemals als volle Scheibe zu ſehen, weil ſie während ihrer Vollmondszeiten vom Schatten des Jupiter verfinſtert ſind; ſie leuchten eines Theiles nur am Tage, andren Theiles gegen Anfang und Ende der Nächte, niemals um Mitternacht. Wenn aber ein beobachtendes Menſchenauge der Herrlichkeiten jenes kleinen Weltgebäudes ſich erfreuen könnte, dann würde ihm hierzu der Standort auf einem der Monde die reichſte Gelegenheit gewähren. Auf dieſen entzieht zwar auch die an den 3 innren, bei jedem Umlauf eintretende Verfinſterung dem Tage auf einige Zeit ſein Licht, da jedoch die längſtmögliche Dauer einer ſolchen Verfinſterung für den erſten nur 2¼, für den zweiten noch nicht 3, für den dritten nur 3½ Stunden beträgt, bleibt dem größeſten Theil des Tages ſein Sonnenlicht und die Nächte jener Monde ſind durch die mächtig große Scheibe des Jupiter beleuchtet, welche auf dem erſten Mond als eine Scheibe von faſt 40, auf dem zweiten von 21, auf dem dritten von mehr denn 15 mal größerem Durchmeſſer erſcheint, als unſer Mond von der Erde aus.

Die Bewegung der Jupitermonde iſt 18 mal ſchneller als die eines Mondes der Erde bei gleicher Entfernung von dem Erdmittelpunkt, 32 mal langſamer als die eines Planeten bei gleichem Abſtand (z. B. von 260450 Meilen) von dem Sonnencentro ſeyn würde.

Dieſer zuletzt erwähnte Abſtand des 1ten Jupitermondes kommt dem 100ten Theil der Entfernung des Jupiter von der Sonne gleich, eben ſo wie der Abſtand unſres Mondes dem 100ten

Theil der Entfernung der Erde von der Sonne. Das Syſtem der Jupitermonde müßte deshalb, von der Sonne aus geſehen, eben ſo groß im Durchmeſſer erſcheinen, als unſre Mondbahn.

3) Die Saturnusmonde.

Man kennt nun acht Monde des Saturn, welche jedoch großentheils nur mit Hülfe der ſtärkſten Fernröhre zu erkennen ſind. Namentlich gilt dieſes von den beiden innerſten (dem erſten und zweiten) ſo wie von dem vorletzten (ſiebenten), weßhalb die beiden erſten den früheren Beobachtern ſo lange unbekannt blieben, bis Herſchel in den Jahren 1787 und 88 durch ſein Rieſenteleſcop ſie entdeckte, der vorletzte aber, oder ſiebente im Jahr 1848 durch Laſſel aufgefunden ward. Nicht ſo viele Schwierigkeit machte die Bekanntſchaft mit den übrigen fünfen, am wenigſten die des 6ten, welcher an Größe dem Planeten Mars gleichkommt und deshalb unter allen zuerſt (ſchon im Jahr 1655) von Huygens geſehen wurde. Auch der 3te, 4te, 5te und der äußerſte vom Saturn oder 8te (vormals ſiebente) wurden von Caſſini zwiſchen 1671 bis 1684 entdeckt. Man hat ſich, um Verwechslungen der früher gegebenen, mit den ſpäter gefundenen Zahlen zu vermeiden genöthigt geſehen, die 8 Saturnmonde durch eigene Namen zu bezeichnen, welche wir hier zugleich mit den übrigen Elementen derſelben beifügen:

	Namen.	Periodiſche Umlaufszeiten.			Abſtand im Saturnhalbmeſſer.	Nach geogr. Meilen.	Eigene Durchmeſſer nach Meilen
		Tage	St.	Min.			
I	Mimas . .		22	36	3,1408	25000	unbekannt.
II	Enceladus	1	8	53	4,0319	32966	—
III	Tethys . .	1	21	18	4,8926	40700	140
IV	Dione . .	2	17	41	6,399	52164	140
V	Rhea . . .	4	12	25	8,932	71410	360
VI	Titan . .	15	22	41	20,760	165800	1080
VII	Hyperion . .	21	4	—	26,200	205000	unbekannt
VIII	Japetus . .	79	7	54	64,359	524656	810

Die ſynodiſchen Umlaufszeiten ſind bei den erſten 3 Monden noch keine, erſt bei dem 4ten eine ganze Minute, bei dem 5ten um 2½, bei dem 6ten um 31 Minuten und erſt bei dem 7ten und 8ten um mehrere Stunden länger als die angegebenen periodiſchen; die Ebenen der Bahnen weichen bei den 6 erſten nur ſehr wenig von der Ebene des Ringes ſo wie des Aequators des Saturn ab, nur bei dem 7ten beträgt jene Neigung im Mittel über 20 Grade. Der Abſtand des äußerſten Mondes von ſeinem Planetenmittelpunkt iſt der 376te Theil der Entfernung des Saturn von der Sonne. Von dieſer aus geſehen, würde mithin der Durchmeſſer des ganzen Saturnusſyſtemes nahe (bis auf ⅙) eben ſo groß erſcheinen als das des Jupiter und als der Erde mit ihren Monden. — Da die Ebene des Aequators und der Ringe und mithin auch die der Bahnen der Monde des Saturn gegen die Ebene der Bahn dieſes Planeten eine ſehr bedeutende Neigung hat (nach S. 133), müſſen ſich die Finſterniſſe der Saturnusmonde viel ſeltner ereignen als die der Jupitermonde. Jene treten vorzugsweiſe in den beiden Zeiten des Saturnusjahres ein, wo für uns der Ring verſchwindet. Nur der innerſte Mond bewirkt und erleidet zweimal während eines Saturnusjahres 10½ Erdenjahre lang bei jedem ſeiner Umläufe eine Sonnen- und Mondsfinſterniß, während er dazwiſchen 2 vierjährige Perioden hat, in denen ſich keine Finſterniß an ihm ereignet. Für den 5ten dauert jede der beiden Perioden ſeiner Finſterniſſe 2, für den 6ten noch nicht ein volles Erdenjahr, in der übrigen Zeit des Saturnusjahres findet bei ihnen keine Verfinſterung ſtatt.

4) Die Monde des Uranus und des Neptun.

Dieſe fernen höchſt lichtſchwachen Weltkörper gehören großentheils, wie die beiden innerſten Monde des Saturn, zu jenen Gegenſtänden des Sternenhimmels, zu deren Wahrnehmung ein Fernrohr nöthig iſt, deſſen raumdurchdringende Kraft der des Herſchel'ſchen Rieſenteleſcopes gleich kommt. Herſchel I. nahm 6 Uranusmonde an, nur bei zweien von dieſen, dem 2ten und 4ten, weiß man aus ihres Entdeckers ſo wie aus andrer Aſtronomen Beobachtung etwas Sicheres, für die vier übrigen können die Abſtände ſo wie die Umlaufszeiten nur aufs Ohngefähre hin angegeben werden.

Der Abſtand des 1ten wird auf 13 Uranushalbmeſſer oder 49000 Meilen, ſeine Umlaufszeit auf 6 Tage geſchätzt. Für den 2ten ergab die Beobachtung den Abſtand zu 17,022 Uranushalbmeſſern oder 63543 Meilen, den Umlauf zu 8 Tagen 17 St. 1 Min. 19 Sec. Für den 3ten ſchätzt man den Abſtand zu 20 Uranushalbmeſſern oder 74000 Meilen, die Umlaufszeit zu 11 Tagen. Bei dem 4ten ergiebt ſich aus Beobachtung und Berechnung der Abſtand zu 22,752 Uranushalbmeſſern, d. h. 84933 Meilen, der Umlauf dauert 13 Tage 11 St. 5 Min. 1½ Sec. Die Entfernungen des 5ten und 6ten werden auf 45 und 91 Halbmeſſer ihres Planeten oder auf 170000 und 340000 Meilen, die Umlaufszeiten auf 38 und 108 Tage geſchätzt. Von der merkwürdigen Stellung der Bahnen dieſer Monde zu der Ebene ihrer Planetenbahn und der vermuthlichen Ebene des Uranusäquators war oben (S. 139) die Rede.

Zu den oben erwähnten 6 Monden hat Beſſel im Oct. 1851 noch 2 neue entdeckt, welche innerhalb der 2 erſten Herſchel'ſchen ſtehen und eine Umlaufszeit von 2½ und 4 Tagen haben ſollen.

Auch ein Mond des Neptun wurde von Caſſel ſchon im J. 1847 entdeckt, welcher 12,6 Halbmeſſer des Neptun von dieſem entfernt ſtehen und eine faſt 6tägige Umlaufszeit haben ſoll. Nach Hind hat dieſer Neptunustrabant ganz entſchieden eine rückläufige Bewegung und zwar bei der geringen Neigung ſeiner Bahn von 29 Graden. Andere Beobachter wollten Spuren noch eines 2ten Mondes und auch eines Ringgewölbes um Neptun geſehen haben.

D. Die Kometen.

Die Planeten, auch die größten unter ihnen, erſcheinen als zwar hellleuchtende, aber für das unbewaffnete Auge nicht als ſolche erkennbare Scheibchen und ſelbſt an den nächſten der ſonnenartig glänzenden Veſtenſterne unterſcheiden wir auch durch Fernröhre keinen eigentlichen Durchmeſſer mehr. Dagegen zeigen ſich zuweilen, mitten unter den hellen Sternpünktlein, andre leuchtende Weſen von ſolcher Ausdehnung, daß ihr ſcheibenartiger Körper nicht ſelten den ſcheinbaren Umfang des Mondes und der Sonne bei weitem übertrifft und überdies gehet gewöhnlich von jenem Körper oder Kopf, den ein leuchtender Dunſt umhüllet, ein breiter Lichtſtrahl aus, welchen ſchon die Alten mit einem lang hinwallenden Haar verglichen, und der ſich über weite Räume des Sternenhimmels ergießt. Aber bei all dieſer Ausdehnung ſtrahlt ein ſolches Geſtirn nur ein ſchwaches, dämmerndes Licht aus, welches ſich zu dem Licht der meiſten andern Geſtirne verhält, wie das Leuchten des verweſenden, feuchten Holzes zu dem Leuchten deſſelben Holzes, wenn es im getrockneten Zuſtande von der Flamme des Heerdes verzehrt wird. Dieſe ſonderbaren Geſtirne, ſo mächtig groß an Umfang und doch ſo bleich an Licht ſind: die Kometen.

Was die Ausdehnung dieſer Weltkörper betrifft, ſo iſt dieſe nicht bloß ſcheinbar, ſondern wirklich ungleich größer als die aller andern um die Sonne wandelnden Sterne; ja ſie nähert ſich der Ausdehnung des Sonnenkörpers ſelber, auch wenn man zu dieſem die ſcheibenförmige Lichtſphäre des Zodiacallichtes noch rechnen wollte. Denn der Strahlenſchweif des Kometen von 1799 erſtreckte ſich über einen Raum von 600000 Meilen, der des Kometen von 1807 über 1½ Millionen, der des Kometen von 1811 über 15 Millionen Meilen. Ja der mächtige Lichtſtreifen deſſen, welcher 1769 erſchien, dehnte ſich der Berechnung nach doppelt ſo weit, bis zu einer Länge von 40 Millionen Meilen aus und dieſer Kometenſchweif erſchien ſelbſt dem unbewaffneten Auge, in der dunſtreichen Luft zu London über 43, zu Paris 55, auf der Inſel Bourbon 60, auf Teneriffa über 75 ja bis 90 Grade des Himmelsgewölbes ergoſſen. Auch der Strahl des Kometen von 1456 (des nachmaligen Halley'ſchen) war, in unſern Gegenden, dem bloßen Auge bis zu einer Ausdehnung von 60 Graden, der dritte vom Jahre 1618 war 70 Grad weit ſichtbar. In einer außerordentlichen Ausdehnung, dabei ſcharf begränzt und hellleuchtend, zeigte ſich namentlich der Strahlenſchweif des großen Kometen von 1680. Seine ſcheinbare Länge betrug ſelbſt nach ſolchen Beobachtungen, die in den dunſtreichen Länderſtrichen des mittlern Europas gemacht wurden, über 80 Grad, die wirkliche Erſtreckung deſſelben wird hieraus mit Berückſichtigung des damaligen Abſtandes von der Erde auf mindeſtens 10 Millionen Meilen berechnet. Kometen mit ſtrahlenden Schweifen, welche über einen großen Theil des Himmelsgewölbes ſich ausdehnten, erſchienen nach dem Bericht älterer Schriftſteller in den Jahren 371, 172, 136, 48 vor Chriſti Geburt, ſo wie in den Jahren 252, 389, 400, 582, 615, 837, 891, 905, 975, 1097, 1106, 1264, 1402, 1456, 1618, (der dritte), 1664, 1668, 1680, 1843.

In der Regel findet ſich der Schweif an der von der Sonne abgekehrten Seite des Kometen und dehnt ſich nach dieſer Richtung zuweilen gleich einer geradlinigen Feuerſäule, andre Male fächerförmig aus. Nicht ſelten zeigt er nach ſeinem Ende hin eine mehr oder minder ſtarke Krümmung und Zurückbeugung. Eine ſolche Zurückbeugung bemerkte man namentlich an dem Schweif der Kometen von 1472, an dem 9 Mill. Meilen langen des Kometen von 1580, an denen von 1582, 1607, 1618 (Nr. 3), 1652, 1680, 1769 u. a. Der Schweif zeigte ſich in 2 Strahlen geſondert bei denen von 837, 1097, 1807 und 1811, hierbei war an dem letzteren der eine Strahl zurückgebogen. An dem kleinen Kometen von 1823 zeigte ſich außer dem von der Sonne abgekehrten Strahl ein andrer, der mit jenem einen Winkel von 160 Grad bildete und gegen die Sonne hingerichtet war; bei dem großen Kometen von 1472 erſchien der Schweif nicht in gerader Richtung von der Sonne abgekehrt, ſondern ſtand ſeitwärts von dieſer Richtung. An einigen, wie an dem von 1744 und an dem Halley'ſchen bei ſeiner letzten Wiedererſcheinung im Jahre 1835, ſahe man eine deutliche, flammenartige Ausſtrömung aus dem vorderen Theil des Kernes hervorgehen, die ſich nach beiden Seiten herumbog und in den Schweif übergieng. Bei dem zuletzt erwähnten von 1835 ließ ſich an jener Strömung eine pendelartige Schwingung wahrnehmen, welche eine Periode von 4 Tagen 16 Stunden innenhielt. Der Schweif des anſehnlichen Kometen von 1811 war deutlich von dem ſcheinbaren Kerne und ſeiner Nebelhülle, durch einen dunklen Zwiſchenraum geſchieden.

Obgleich der Schweif ein ſonſt weſentlicher Beſtandtheil der Kometengeſtalt ſcheint, wird er dennoch bei einigen jener Geſtirne ganz vermißt. So bei denen von 117, 1665, 1682, 1763 u. ſ. w. Auch bei dem, von den alten Schriftſtellern als **horribilis Cometa** beſchriebenen von 1066, der ſo groß als der Mond erſchien, zeigte ſich Anfangs kein Schweif, wohl aber ſpäter. Bei dem von 1585 war nur der Rand haarartig zertheilt und zerfaſert[1]. Es bleibt jedoch auch bei ſolchen Irrſternen noch ein andrer, weſentlicher Beſtandtheil der Kometengeſtalt übrig: die leuchtende Dunſtkugel. Die wahre Ausdehnung dieſer Dunſtkugel iſt in neuerer Zeit bei mehreren genauer berechnet worden. Sie ſchien denn bei dem Kometen von 1665 nahe 24000, bei dem von 1811 gegen 27000, bei dem von 1799 beiläufig 42600, an jenem von 1807 über 60000 Meilen zu betragen.

---

[1] Schon die Alten theilten nach der An- oder Abweſenheit des Schweifes und nach ſeinem wie nach der leuchtenden Dunſthülle Anſehen und Beſchaffenheit die Kometen in mehrere Unterarten. Der Name [illegible] ſchien einen Kometen zu bezeichnen, der mit einer bloßen Dunſthülle umgeben, als eine am Rande zerfaſerte Nebelkugel erſchien; αἴξ und πωγωνίας bedeuteten die Bart- und Haarſterne, bei denen die Dunſthülle und der kurze Schweif ſtruppig und haarartig um den Kern ſich zerſtreuen; λαμπάς hieß ein Komet, wenn der kurze Schweif wie die Lichtflamme einer Fackel nach oben gekehrt war, δοκίς, wenn der Schweif lang, wie ein Balken oder eine Deichſel an den Stern ſich anſchloß. M. v. Achill. Tat. Isagog. in Petav. Uranol. p. 133. u. 134. und Scalig. zu Manil. Astr. p. 102

Dieſe Dunſthülle der Kometen, mächtig groß wie ſie auch erſcheinen möge, iſt dennoch, wie ſchon erwähnt, in den meiſten Fällen von keiner ſolchen Beſchaffenheit, daß ſie ein ſonderlich augenfälliges Licht von ſich werfen könnte. Doch zeichneten ſich durch einen beſonders hellen Glanz ihrer gegen die Mitte hin kernartig verdichteten, anſehnlichen Dunſthülle, ſo wie auch ihrer Schweife aus: die Kometen der Jahre 146 und 48 vor Chr. Geb., dann der von 336 nach Chr., der ſelbſt am Tage ſichtbare vom J. 361, die von 582, 676, 942, 1006, dann der von 1106, der noch am Tage, ſo wie der von 1402, der ſelbſt in den hellſten Stunden der Mittagszeit geſehen werden konnte, wie man dies in neueſter Zeit auch bei dem von 1843 (am 28. Februar) beobachtet hat und früher, wenn auch in minderem Grade an denen von 1577 und 1744. An mehreren Kometen beobachtete man eine auffallende Färbung. So die rothe, der Beſchreibung nach gleich glühenden Kohlen, an denen von 876, 906, 1103 und ſelbſt von 1471, während die von 1468 und 1478 bläulich gefärbt waren. Bei den meiſten jedoch iſt die Farbe weißlich bleich.

Oefters gleicht die ganze Dunſthülle oder der ſogenannte Körper der Kometen einem gleichförmigen, nur nach der Mitte etwas helleren und verdichteten zartem Lichtnebel. So waren die Kometen von 1744 und 1795 auch in der Mitte des ſogenannten Kopfes, oder in ihrem Kern, noch für Sterne durchſichtig und durch den vermeintlichen Kern des Kometen von 1796 ſah Olbers ſogar ein Sternchen der ſechſten Größe hindurchſchimmern. Auch der von 1804 war bloß eine Dunſtkugel von 5000 Meilen im Durchmeſſer und als bloße runde Lichtnebelbildung ohne Kern wie ohne Schweif ſtellte ſich ſelbſt für das bloße Auge der Komet von 418, für Fernröhre der von 1825 dar. Dieſelbe Beobachtung von der vollkommnen Durchſichtigkeit, ſelbſt des Kernes der Dunſthülle, machten in neueſter Zeit die berühmten Aſtronomen Beſſel und Struve, jener an dem 1835 zulezt erſchienenen Halley'ſchen, dieſer an dem ſpäter zu erwähnenden Biela'ſchen Kometen. Ueberhaupt hat man ſich in neuerer Zeit davon überzeugt, daß die früheren Angaben und Anſichten von dem Daſeyn eines feſteren Kernes oder eines Körpers von planetariſcher Natur in den Kometen ohne allen haltbaren Grund ſeyen. Oefters geſchahe es, daß wenn ein und derſelbe Komet zu gleicher Zeit von 2 Beobachtern durch Fernröhre von verſchiedenen Graden der Vollkommenheit betrachtet wurde, der eine jener Beobachter einen ſehr anſehnlichen, der andre nur einen ganz kleinen, ja vielleicht gar keinen Kern in der Dunſthülle bemerkte. So ſchätzte Schröter den Durchmeſſer des Kernes in dem Kometen von 1807 gegen 1000 Meilen groß, Herſchel, der ihn durch ein ungleich ſtärkeres Fernrohr betrachtete, fand dieſen Durchmeſſer gegen 10 mal kleiner. Auch an dem 2ten Kometen von 1798 glaubte Schröter einen zwar kleinen Kern zu bemerken, Olbers konnte durch ſein Fernrohr gar keinen wirklichen Kern auffinden. Das was dem ſchwächer bewaffneten oder mit geringerer Sehkraft begabten Auge noch als abgegränzter Kern erſcheint, löſt ſich für den Blick des andern in einen nur etwas heller leuchtenden, dichteren Lichtnebel, von der Art der übrigen Dunſthülle auf, wie denn umgekehrt auch die Dunſthülle ſo wie der Schweif unter begünſtigenden Umſtänden in viel weiterer Ausdehnung geſehen werden als unter minder günſtigen. Ueberhaupt ſind die Uebergänge des gewöhnlich nicht genau in der Mitte gelegenen Kernes in die Dunſthülle und die Abgränzung des Schweifes nach den Seitenwänden ſo wie nach ſeinem Ende hin ſo undeutlich, daß ſich nichts Sicheres über ihre wirkliche Ausdehnung und Größe ſagen läſſet. Obgleich deshalb zuweilen in den Kometen für das bloße Auge eine heller leuchtende Scheibe faſt ſo groß oder halb ſo groß als die des Mondes erſchien, hat ſich dennoch niemals an einem von ihnen eine Wirkſamkeit verrathen, die auf eine dichte körperliche Beſchaffenheit hindeuten konnte. Man erweiſt dieſes auch auf folgende Weiſe:

Wäre die Maſſe der Kometenkerne nur einigermaſſen der unſrer Planeten und Monde ähnlich, ſo hätte ſich dieſes öfters durch die Anziehung verrathen müſſen, welche einem ſolchen Kern gegen andere Weltkörper unſres Syſtemes, in deren Nachbarſchaft er vorüberging, unvermeidlich zukommen würde. Hätte der von 1770 auch nur den 5000ſten Theil der Maſſe unſrer Erde gehabt, ſo hätte er das Jahr derſelben, als er ſo nahe an ihr vorüberkam, von nun an um 2½ Secunden länger machen; er hätte noch mehr die Bewegungen der Jupitermonde abändern müſſen, durch deren Bahnen er auf ſeiner Rückkehr zur Sonnenferne mitten hindurchzog. So aber blieb er, als wäre eine Wolke am Felſen vorübergegangen, ohne allen ſtörenden Einfluß, und daſſelbe hat man auch von dem von 1744, der dem Mercur überaus nahe kam, beobachtet, ſo wie bei vielen, die ſich der Erde oder andren Weltkörpern unſres Sonnenſyſtemes ungewöhnlich näherten. Allerdings müſſen auch die Kometen der wechſelſeitigen Anziehung der Maſſen unterliegen, denn ſie werden, gleich den andern Weltkörpern unſers Planetenſyſtemes von der Sonne angezogen und beſchreiben um dieſe einen Theil ihrer Bahn. Sie werden, ſo oft ſie auf dem Wege dieſer Bahn einem planetariſchen Weltkörper ſich nahen, auch von dieſem angezogen und hierdurch nicht ſelten in ſehr bedeutendem Maaße von der Richtung ihrer Bahn hinweggelenkt. Sie ſelber aber, ihrerſeits, verrathen keine Spur von der Kraft jener Rückwirkung, jener gegenſeitigen Anziehung, welche eine körperliche, ſchwere Maſſe auf eine andre hat.

Forſchen wir weiter darüber nach, von welcher Natur und Beſchaffenheit eigentlich die Kometen ſeyn möchten, dann begegnen wir nur einem Räthſel nach dem andren, denn in der geſammten uns näher bekannten Sichtbarkeit kennen wir keine Erſcheinung, kein ſelbſtſtändig körperliches Weſen, womit ſich jene Meteore des Weltraumes ihren Eigenſchaften nach vergleichen laſſen. Beſtünden dieſelben aus einer Flüſſigkeit, deren kleinſte Theile ſo wie die unſres Waſſers, oder wie die des Dampfes und unſrer Luftarten in einigem Zuſammenhang mit einander ſtünden und wären ſie hierbei auch im möglichſt vollkommenen Grade durchſichtig, dann würden ſie dennoch eine Brechung der Lichtſtrahlen bewirken, vermöge welcher ein Stern, den wir durch den dichteſten Theil ihrer Dunſthülle hindurchblicken ſahen, von der Erde aus betrachtet, eine andre ſcheinbare Stellung erhalten müßte. Man könnte ſich faſt geneigt fühlen die ganze Maſſe eines ſolchen Kometen als ein Gehäufe von kleinen, unter einander in keinem unmittelbaren Zuſammenhang ſtehenden (disparaten) Körpern zu betrachten, dergleichen etwa die Meteorſteine ſind, zuſammengehalten ſo wie geſondert und durch einander bewegt durch eine Kraft ſolcher Anziehungen und Abſtoßungen, wie wir ſie bei elektriſchen Erſcheinungen bemerken.

Obgleich manche angebliche, plötzlich eintretende Veränderungen, die man an dem Umriß der Kometen bemerkt haben wollte, nur in plötzlichen Aufheiterungen unſrer Atmoſphäre ihren Grund haben, mithin blos optiſche ſeyn mögen, giebt es dennoch auch wahrhafte phyſiſche an ihnen. So die größere Ausdehnung des Schweifes bei der Annäherung an die Sonne, während zugleich die Dunſthülle in kleineren Raum ſich zuſammenzieht, nach ihrer Mitte hin ſtärker ſich verdichtet.

Das Licht, welches die Kometen ausſtrahlen, kommt ihnen zunächſt eben ſo wie den Planeten und Monden durch die Sonne, es nimmt mit der Annäherung an dieſe zu oder ab. Bei dem merkwürdigen Kometen von 1843, deſſen wir nachher ausführlicher erwähnen werden, hatte ſich durch ſeine außerordentliche Annäherung an die Sonne der eigenthümliche Glanz in ſo hohem Maaße geſteigert, daß man ihn am Tag nachher (am 28. Febr.) an mehreren Orten ſelbſt in den Mittagsſtunden ganz nahe bei der Sonne wahrnehmen konnte; ſein Licht kam an Helle jenem der Sonne näher als das irgend eines andren Geſtirnes, erhielt ſich jedoch nur einen einzigen Tag in ſolcher Stärke. Ueberhaupt erleiden die Kometen bei ihrem Hinwegrücken aus der Sonnennähe eine ſo ſtarke und ſchnelle Verminderung des Glanzes, daß die meiſten von ihnen ſelbſt durch die beſten Fernröhre nicht mehr aufgefunden werden können, noch ehe ſie den Abſtand der Marsbahn erreichen, keiner aber bis in die Gegend der Jupitersbahn. Nur der von 1811 konnte in einem heitern Himmelsſtriche noch als ſchwaches Lichtpünktchen bemerkt werden, als er ſchon 80 Millionen Meilen von der Sonne ſo wie 60 Millionen Meilen von der Erde entfernt war, und der von 1729, welcher ſelbſt in ſeiner Sonnennähe noch 84 Millionen Meilen entfernt blieb, wurde ſelbſt noch in einem Abſtand von 90 Millionen Meilen durch Fernröhre geſehen, was auf eine außerordentliche Lichtſtärke deſſelben ſchließen läſſet. — Obgleich man nur gegen 500 genauer beobachten konnte, mag dennoch die Zahl der Kometen unſres Sonnenſyſtemes ſich auf Tauſende belaufen; denn nur ein kleiner Theil von ihnen nähert ſich der Erdbahn unter ſo günſtigen Verhältniſſen, daß er, wenn auch nur durch Fernröhre, von unſrem Planeten aus, bemerkbar wird. Viele Kometen ſtehen, wenn ſie in unſre Nähe kommen, bei Tage am Himmel (den von 418 bemerkte man zuerſt während einer Sonnenfinſterniß), oder ihr kurzes Erſcheinen fällt in Zeiten einer anhaltend trüben Witterung. Nach allen Richtungen liegen die Bahnen jener ſonderbaren Weltkörper um die Sonne her, in allen Gegenden des Sternenhimmels können ſie erſcheinen; ihr Lauf iſt bald von Weſt nach Oſt, bald von Oſt nach Weſt gerichtet und durchſchneidet die Ebene der Sonnenbahn öfters unter einem ſo bedeutenden Winkel, daß die Bewegung von Nord nach Süd, oder von Süden nach Norden zu gehen ſcheint. Dennoch iſt auch in dieſem Reich überall Ordnung und Stetigkeit; ohngefähr eben ſo viele laufen von Oſt nach Weſt als von Weſt nach Oſten; es giebt Gegenden des Weltenraumes, durch welche mehrere Kometenbahnen ihre Richtung nehmen, ohne daß die eine mit der andren vollkommen zuſammentrifft.

Die Geſtalt der Kometenbahnen, wenigſtens jenes Theiles derſelben, welcher in den Kreis unſrer Wahrnehmungen fällt, erſcheint in den meiſten Fällen der Parabel oder ſelbſt der Hyperbel ähnlicher als der Ellipſe. Dennoch wird es für wahrſcheinlicher gehalten, daß jene Weltkörper einen wirklichen, wenn auch überaus langen Umlauf um die Sonne in einer ſehr lang gezogenen elliptiſchen Bahn machen, als daß ſie in paraboliſcher Bahn jetzt der Sonne ſich nähern, dann in der geraden Richtung, in der ſie zu dieſer kamen, ſich von ihr wieder entfernen, hinaus in eine Weite des Weltraumes, aus der ſie niemals wieder, eben ſo wenig als auf einer hyperboliſchen Bahn in unſer Sonnengebiet zurückkehren. Unter jenen etwa 500 Kometen, welche man ſeit den älteſten Zeiten von der Erde aus beobachtet hat, gab es freilich nur gegen 150, bei denen man aus den Angaben der Beobachter und Berichterſtatter mit einiger Sicherheit die Bahnen berechnen konnte. Gegen zwanzig dieſer Bahnen ſind ohnläugbar von elliptiſcher Geſtalt, ſo daß man mit ihnen zugleich die Umlaufszeit beſtimmen, die Wiederkehr irgend eines Kometen, nach Ablauf einer gewiſſen Periode vorausſagen konnte. Daß dieſe Vorausſage bisher nur noch bei einer kleinen Zahl ſich bewähren konnte, davon liegt der Grund eines Theiles in der ungemein langen, zum Theil weit über die Zeitalter der aſtronomiſchen Beobachtungen hinausreichenden Dauer der Umlaufszeiten, theils aber in den Störungen, welche die Kometen durch die Anziehung der andren Weltenmaſſen des Planetenſyſtemes, in deren Nähe ſie auf dem Wege ihrer Bahn kommen, zu erleiden haben. Zu Folge dieſer Anziehungen kann der Umlauf eines Kometen von einem Male zum andern ſehr verſpätet oder beſchleunigt, ja die Geſtalt ſeiner Bahn ſo ganz verändert werden, daß der Umlauf, daß die Stellung der Sonnennähe und Sonnenferne für ihn eine ganz andre wird. Beiſpiele dieſer Art ſind der Komet von 1770 und wohl auch ſchon der von 1762, welche beide, obgleich ihre Umlaufs zeit auf 5½ und 5 Jahre ziemlich wohl zuſammenſtimmend berechnet war, dennoch niemals wieder in einer hiermit übereinſtimmenden Zeit und in der vorausbeſtimmten Bahn von der Erde aus geſehen werden konnten.

Wie in allen ihren Eigenſchaften und Naturverhältniſſen ſo ſind namentlich auch darinnen die Kometen von den Planeten in unvergleichbarer Weiſe verſchieden, daß ſie der Sonne ſo nahe kommen und ſo weit von ihr ſich entfernen können, als keiner von jenen, weshalb ihre Umlaufszeit auf viele Jahrtauſende ſich ausdehnen kann. Abgeſehen von dem kleinen Kometen von 1780, für welchen ſich, obgleich er in einer Nähe, welche nur dem Abſtand der Erde von der Sonne glich, einen Theil ſeines Umlaufes um dieſe beſchrieb, entweder nach Meſſier und Méchain eine paraboliſche Bahn oder nach Clüver eine ſolche ergeben würde, daß er erſt nach 78192 Jahren wieder in ſeine Sonnen- und Erdnähe zurückkehren könnte, ſo haben auch für den großen Kometen von 1680 die neueren genauen Rechnungen eine, von allen andren Naturverhältniſſen des großen Planetenſyſtemes überaus weit abweichende Bahn ergeben. Dieſer Komet kam am 17ten December 1680 der Sonne ſo nahe, daß er nur 128000 Meilen von ihrem Mittelpunkte, nur 32000 Meilen von ihrer Oberfläche abſtand. In ſolcher Nähe mußte die Sonne unter einem Winkel von 96 Graden im Durchmeſſer, mithin 32400 mal größer an Oberflächeninhalt erſcheinen als bei uns und in demſelben Grade mußte auch die Wirkung ihres Lichtes und (nach unſrem Maaßſtabe) ihrer erwärmenden Kraft geſteigert ſeyn. In dieſer Nähe durchlief er in jeder Secunde auf ſeiner Bahn einen Weg von 53 Meilen, dann entfernte er ſich (noch immer als Komet, in unveränderter Geſtalt) in einer Richtung, die ihn bis zu einem Abſtand von 17700 Millionen Meilen von der Sonne hinwegführen muß; dort kann ſeine Geſchwindigkeit in jeder Secunde, der Berechnung nach nur 10 Fuß betragen, die Dauer ſeiner ganzen Umlaufszeit 8814 Jahre.

Noch näher als der von 1680 kam der Bewunderung erregende Komet von 1843 der Sonne, ſo daß er nach einigen Berechnungen mit dem Sonnenkörper faſt in Contact (wie ein minus electriſcher Körper mit einem poſitiv electriſchen) getreten ſeyn mußte. Dennoch hat man für ihn eine Bahn berechnet, die er ſchon in 7 Jahren 9 Monaten durchlaufen könnte. Für den Kometen von 1769 hat man eine Umlaufszeit von 2089, für den von 1807 von 1713, für die von 1811, 1822 und 1827 von 3065, 1553 und 2611 Jahren berechnet, der 2te (nur durch Fernröhre bemerkbare) Komet von 1811 ſoll eine 763jährige, die von 1825 und 1826 eine 148 und 263, der von 1840 eine 344jährige Umlaufszeit haben. Das Zuſammenſtimmen der Vorausberechnungen mit der wirklichen, wenn auch durch die Störungen der Planeten in etwas veränderten Zeit der Wiederkehr hat ſich bisher am erfreulichſten bewährt bei jenem Kometen, den der berühmte Halley im Jahr 1682 beobachtete. Er war derſelbe, der ſich in den Jahren 1456, 1531, 1607 gezeigt hatte, wurde vom December 1758 bis Anfang des Juni 1759, ſo wie zuletzt im Jahr 1835 abermals beobachtet, und wird der Berechnung nach im nächſten Jahrhundert zweimal wiederkehren. Gleich ihm haben auch der von Biela ſo wie der von Encke berechnete Komet ihre kurzen Umlaufszeiten, davon die des erſteren 6 Jahre 219 Tage, die des letzteren 3 Jahre und 116 Tage betrug, ſchon mehrere Male vor den Augen unſrer Aſtronomen vollendet und man darf für die Zukunft daſſelbe erwarten von dem Kometen des Jahres 1812, der eine nahe 71, ſo wie für den von 1815, der eine 74jährige Umlaufszeit hat. Eine verhältnißmäßig nicht unbedeutende Zahl jener Kometen, deren Bahn wie Umlaufszeit genau berechnet iſt, hat eine mittlere Entfernung, welche mit der der Aſteroiden ziemlich nahe zuſammenſtimmt. So (abgeſehen von dem des Jahres 1729,) der von 1783, ſo wie der 2te von 1819, beide mit faſt 6jähriger, der 2te von 1844 mit einer mehr als 5jährigen Umlaufszeit.

An der fortrückenden Bewegung des Halley'ſchen Kometen in ſeiner Bahn hat man bei ſeinem letzten Erſcheinen im Jahr 1835 gewiſſe Ungleichheiten bemerkt, die ſich kaum allein aus dem Zuſammenwirken der Schwere und Schwungkraft erklären zu laſſen ſcheinen, ſondern die uns an die Erſcheinungen erinnern, welche aus dem gegenſeitigen Anziehen und Abſtoßen elektriſcher Körper hervorgehen. Auch ein wirbelndes (gleichſam rotirendes) Bewegen an der Subſtanz der Kometenſchweife nahm Beſſel wahr.

E. Die Meteore des Zwiſchenraumes, zwiſchen den Weltkörpern unſres Sonnengebietes.

Die Planeten ſammt ihren Monden, und die Kometen, bewegen ſich in einem Raume, welcher allerdings dem Auge leer erſcheint, in welchem jedoch Verbindungen und Geſtaltungen geſchehen, von ſehr verſchiedenartiger leiblicher Natur und in welchem mithin ein Element walten muß, fähig einer ſinnlich wahrnehmbaren Verkörperung. Seit alten Zeiten wird dieſes Element der Aether genannt.

Hätte dieſer Aether die Fähigkeit, für ſich ſelber durch das Sonnenlicht erleuchtet zu werden; wäre er ein Etwas, das vom Auge geſehen werden könnte, ſo würde für unſre Erde die Dämmerung nie ganz aufhören; es würde aus der Region des Aethers ohne Aufhören ein ſchwacher Widerſchein vom Sonnenlicht herabfallen. So aber wirkt das Licht der Sonne durch den Aether, wie die Kraft eines ſtarken Magnetes durch eine Tafel von Holz oder Stein: das Holz ſelber wird von der magnetiſchen Kraft weder bewegt noch verändert; es iſt als ſey es für dieſe gar nicht vorhanden. Auch das Element des planetariſchen Zwiſchenraumes, welches dennoch ein leibliches, wenn auch nicht in dem Sinne iſt, den wir gewöhnlich mit dieſem

Wort verbinden, kann beſtehen, ohne für das Licht in einer uns bemerkbaren Weiſe afficirbar zu ſeyn.

Daß der Weltraum, in welchem die Erde und die andren zu unſrem Sonnenſyſtem gehörigen Weltkörper ſich bewegen, nicht vollkommen leer, ſondern mit einer Subſtanz erfüllt ſey, welche, je näher nach der Sonne hin, deſto mehr an Dichtigkeit zunehme, hat man auch aus den Veränderungen geſchloſſen, welche einer genauen Beobachtung zu Folge die Bahnbewegung des oben (S. 183) erwähnten Encke'ſchen Kometen von einem Umlaufe zum andern erleidet. Es ſprechen indeß hiefür noch andre Thatſachen, die wir im Nachſtehenden kurz erwähnen wollen.

In dem Zwiſchenraume des Planetenſyſtemes bilden ſich öfters feurige Meteore, welche plötzlich aufflammen und wieder verlöſchen und von denen gewöhnlich nur die ganz nahe an der Erde vorübergehenden zu unſrer Kunde gelangen, weil dieſe Geſtaltungen im Aether meiſt zu klein ſind, um aus ſehr weiter Ferne bemerkt werden zu können. Dennoch iſt es auch ſchon geſchehen, daß, wenn etwa ein Aſtronom durch ein lichtſtarkes Fernrohr die dunkle, nächtliche Mondfläche betrachtete, unverſehens in dem Geſichtsfeld ſeines Teleſcopes Feuermeteore des Zwiſchenraumes, zwiſchen Erde und Mond, ſichtbar wurden, welche nach Schröters Berechnungen Tauſende von Meilen von der Oberfläche unſres Planeten entfernt ſeyn mußten. Allgemeiner bekannt ſind übrigens ſolche Meteore, wie das, welches am 21. März 1676 erſchien, welches etwa ½ Meile im Durchmeſſer hatte und mit einer Geſchwindigkeit von 2⅔ Meilen in 1 Secunde über Dalmatien, das adriatiſche Meer und einen Theil von Italien zog, bis es ſüdlich von Livorno zerſprang, und zertrümmert ins Meer fiel. Im Jahre 1719 erſchien, in einer Höhe von 64 Meilen über der Erdoberfläche von England, ein feuriges Meteor von etwa 3560 Fuß im Durchmeſſer. Seine Geſchwindigkeit betrug 5 Meilen in einer Secunde. Ein im Jahre 1758 erſchienenes Meteor lief ſo nahe an unſrer Planetenoberfläche vorüber, daß ſeine Höhe über derſelben Anfangs 20, zuletzt, unmittelbar vor ſeinem Verſchwinden, nur 5 bis 7 Meilen maß. Seine Geſchwindigkeit kam jener der Bahnbewegung der ſonnennächſten Planeten gleich: ſie wurde in jeder Secunde zu 6 Meilen berechnet; ſein Durchmeſſer war 4340 Fuß groß. Das Meteor von 1783 verlief in einer Höhe von 12 bis 13 Meilen; das von 1811 war 18 Meilen, das von 1822 nach zwei verſchiedenen Berechnungen 100 oder doch 64 Lieuen hoch.

Nicht ſelten ſcheint in dieſen Feuerkugeln des Aethers ein feſter Kern zu ſeyn: wenn dieſelben, durch die Schwere unſres Planeten gezogen, auf die Erde niederfielen, ergoß ſich aus ihnen ein Steinregen, wie ſchon die Schriftſteller des Alterthums ſolcher erwähnen[1], und wie unter andern auch der bei Enſisheim im Jahre 1492; der zu Miſchkoz in Ungarn 1560; der bei Buttelſtadt 1581[2], in der Provence 1617, der von Chalmer 1748, der bei Paris 1771 beobachtet waren. Eben ſo wie der bei Creon 1790; bei Siena 1794; bei Aigle im Orne-Departement im J. 1803, der von 1807 bei Weſton, 1808 bei Stannern in Mähren, 1810 bei Orleans bemerkte. Im Juli 1819 fielen bei Jonzak Meteorſteine. Ein auf der Poſtſtraße zwiſchen Dünaburg und Riga gefallener wog 40 Pf.; am 15. Juli 1821 fiel einer bei Juvenas aus ganz heitrem Himmel herab, am 13. Sept. 1822 bei la Baſſe in den Vogeſen einer mit Gewitterſturm; am 7. Auguſt 1823 einer zu Nobleborough in America. — Zuweilen werden uns die, bei ſolcher Gelegenheit aus der Luft heruntergefallenen feſten Maſſen als ſehr bedeutend groß beſchrieben. So jene, die in Grönland im Winter von 1740 auf 1741 herabſtürzten und die in Thüringen im Jahre 1135 gefallenen. Von einem bei Aegos Potamos gefallenen Meteorſteine wird die Größe wie die eines Fuders angegeben und die bei Enſisheim gefallenen Steine wogen zuſammen mehrere hundert Pfund. Die größeſten, die man in neuerer Zeit kennt, meſſen in ihrer längſten Ausdehnung gegen 7 Fuß. Nicht ſelten beſtehen die Meteorſteine ganz, oder großentheils, aus gediegenem Eiſen, dem etwas Nickelmetall beigemiſcht iſt. So unter andrem die am 3. Juli 1753 bei Plann in Bechiner Kreiſe in Böhmen, unter lautem Donner aus der Luft gefallene Maſſe; ſo auch die am 26. Mai 1751, bei Hraſchina, in der Agramer Geſpannſchaft in Slavonien, aus einer, unter lautem Getöſe zerplatzten Feuerkugel, herabgeſtürzte. Bei der letzteren wog das eine Stück 71, das andre 16 Pfund. Das erſtere ſchlug etliche Klaftern tief in einen vor Kurzem gepflügten Acker ein[1].

---

[1] Z. P. Livius L. XXII, 1.

[2] M. v. Binhards thüringische Chronik. Leipzig 1613.

Erſt in neuerer Zeit hat man auf die Beziehung aufmerkſam gemacht, die ſich offenbar zwiſchen den Meteorſteinen und den Sternſchnuppen findet[2], gleich jenem oben (S. 115)

---

1) Auch jene gediegenen Eiſenmaſſen, die man zwar nicht ſelber aus der Luft herabfallen ſah, welche jedoch durch ihre Geſtalt und Lage auf der Erdoberfläche ganz als Meteorſteine erſchienen, müſſen hieher gerechnet werden. Sie ſind zum Theil ungemein groß. So das landeinwärts von der Inſel Weygatt gelegene, aus welchem die Esquimaux ihre Meſſer machen. Die von Bougainville am la Plata entdeckte Maſſe wird auf 1000 Centner geſchätzt; die von Humboldt bei Durango geſehene auf 400, die bei Otumpo auf 300, die braſilianiſche (Gilbert Annal. LIII, 386) auf 140, die von Neu-Orleans auf 80, die von Sonnenſchmidt in Mexico entdeckte auf 18, die von Pallas in Sibirien aufgefundene 16 Centner. Eine auf der Collina di Brianza gefundene Meteor-Eiſen-Maſſe wog 800, die vom Cap 171 Pfund. (M. ſ. über alle dieſe Angaben die fleißige Zuſammenſtellung in Munke's Handbuch der Naturlehre II S. 527 b. 532.)

2) Daß die ſogenannten Sternſchnuppen (ἀστέρες διάττοντες) wenigſtens zum großen Theil, eben ſo wie die Feuerkugeln, weit außerhalb den Gränzen unſrer Atmoſphäre, in der Region des

erwähnten leuchtenden Ringe, der ſich als Zodiacallicht rotirend um die Sonne bewegt, ſcheinen mehrere Ströme von ätheriſcher Art, zu deren Beſtandtheilen die Sternſchnuppen gehören, einen Umlauf um die Sonne zu machen. Wenn die Erde auf dem Weg ihrer Bahn in die Nähe einer ſolchen Strömung kommt, dann ſieht man die Sternſchnuppen in ganzen Zügen, eng zuſammengedrängt wie Heuſchreckenſchwärme nach einem Vergleich der arabiſchen, oder wie Schneeflocken nach einem Vergleich der nordiſchen Schriftſteller, in einer gemeinſamen Richtung durch das Blau des Himmels ziehen. Einer ſolchen Strömung ſcheint die Erde gegen die Mitte des Novembers (am 12. oder 13.) nahe zu kommen, andren, nicht ganz ſo mächtigen Strömungen in den Tagen vom 9ten bis 12ten Auguſt, vom 22ten bis 25ten April, vom 17ten bis 26ten Juli, vom 6ten bis 12ten November. Während man zwar auch zu andern Zeiten in heitern Nächten ohne Aufhören einzelne (in jeder Stunde im Mittel gegen 8) Sternſchnuppen zählt, die nach ſehr verſchiedenen Richtungen über den Himmel ziehen, erſcheinen in den erwähnten Perioden öfters unzählige, die alle nach einer und derſelben, der Bewegung der Erde entgegengeſetzten Richtung ihren Verlauf nehmen. Wenigſtens in ſehr vielen dieſer Feuerkugeln mag ſich ein feſter, einfacher oder trümmerartig getheilter Kern finden, der, wenn die Anziehung der Erde ſtärker iſt als die

---

Aethers entſtehen und verlaufen, beweiſen vorzüglich Brandes Beobachtungen. Ihre Bahn iſt meiſt der Bewegung der Erde entgegengerichtet; ihre Geſchwindigkeit ſcheint öfters 5 — 6 Meilen in einer Secunde zu betragen, ihre Höhe über der Erdfläche wird nicht ſelten 12 bis 30, ja 40 bis 60, ſogar 100 Meilen geſchätzt. Brandes berechnete einſt in einer einzigen Nacht die ganze Zahl der damals am Horizont erſchienenen auf mehr als 2000. M. v. Benzenberg und Brandes Verſuch über d. Sternſchn. Hamb. 1800 und des letzteren Unterhaltungen für Freunde der Phyſ. u. Aſtron. Leipz 1825, Heft 1.

Schwungkraft der um die Sonne kreiſenden Strömungen, als Meteorſtein oder als ſogenannter Steinregen zu uns herabfällt.

Die eigentliche Region der Sternſchnuppen ſcheint, wie ſchon oben erwähnt, weit über die Gränzen unſerer Atmoſphäre hinaus zu reichen.

Dagegen ſtunden die Feuermeteore, welche zuweilen unmittelbar vor großen Erdbeben erſchienen, wie das am **20.** Febr. **1818** bei **Meſſina,** am **29.** Nov. **1820** bei Zante, ganz niedrig, in unſrer Atmoſphäre.

Zu den Meteoren des ferneren Zwiſchengebietes ſcheint übrigens unter anderm jener vermeintliche Komet gerechnet werden zu müſſen, der im Jahr **1664** zu Grätz in Steyermark eine einzige Nacht hindurch beobachtet wurde.

Schon die Alten unterſchieden *Μετέωρα* u. *Μετάρσια*. Nur die erſteren: die Meteore ſind Erſcheinungen, welche außer- und oberhalb der irdiſchen Dunſthülle, im Aether ihre Stellung und ihren Lauf haben, wohin namentlich **Achilles Tatius** ſelbſt die Planeten rechnet. Die *Μετάρσια* ſind Bildungen und Erſcheinungen der irdiſchen Dunſthülle: wie Wind, Wolken, Regen. Unter die *μετάρσια* wurden übrigens ſelbſt die Kometen und das Zodiacallicht gezählt, denn das letztere ſcheint bei Achilles Tatius unter dem Namen *ὄγμος* und *ῥώξ* angedeutet zu ſeyn. Zieht man die Gränzen etwas ſchärfer, ſo umfaßt die Meteorologie im engeren Sinne nur die Bildungen des Zwiſchenraumes, von denen im Vorhergehenden die Rede war. Die Metarſiologie dagegen umfaſſet die Betrachtung der Luft- und Wolkenveränderungen und die Geſchichte der irdiſchen Atmoſphärilien, welche an einen anderen Ort gehören.

III.

Das Abmeſſen der Zeiten nach dem Lauf der Geſtirne: die Zeitrechnung oder Chronologie.

A. Der Tag.

Nach *Breguets* wohlbekanntem Verſuche wirkt ſchon die Bewegung zweier, in demſelben Gehauſe nahe an einander gefugten Uhren ſo magiſch anſteckend die eine auf die andre ein, daß beide zu einem ſolchen Zwillingsſyſteme verbundnen Werke, als waren ſie von einer gemeinſamen Seele belebt, in vollkommenſter und fortwahrender Gleichmaßigkeit ſich bewegen; eine Uebereinſtimmung, welche bei getrennten Uhren, auch die berühmteſten Meiſter der Kunſt kaum zu bewirken, noch weniger fortbeſtehend zu erhalten vermogen[1]). War etwa die eine der beiden Uhren, vor der Vereinigung zu einem ſolchen Zwillingswerke zu dieſer, die andre zu jener Art von kleinen Unordnungen geneigt; es iſt, als habe der Bund von Zweien zu Einem auf einmal dem Irren ein Ende gemacht; die eine wirkt ordnend und forttreibend zum geregelten Gange auf die andre ein.

Der Menſch, mit ſeinem Leben und Wirken iſt wie eine Breguetſche Zwillingsuhr, in dem Gehauſe deſſelben Weltenſyſtemes zunachſt mit ſeiner Erde, dann mit dem Monde, endlich mit den andren Sternen, die um die Sonne kreiſen, zuſammengefugt; es wirkt, mit anſteckender und ordnender Gewalt die

---

[1]) Man denke an des großen Kaiſers, Carls V. vergebliches Bemühen zwei Uhren vollkommen übereinſtimmend gehen zu machen.

Bewegung der Erde und des Mondes, vielleicht auch die der andren Wandelſterne auf ſeine Lebensbewegungen ein.

Zwar, ſeit der Zeit der Schöpfung iſt kein einziger Tag, von einem Sonnenaufgang oder ſelbſt von einem Mittag zum andren, irgend einem andren Tage, kein Jahr dem andren an Dauer vollkommen gleich geweſen; doch an ſolcher Ungleichheit hat die Bewegung des Planeten um ſeine Axe, welche zunächſt den Wechſel von Tag zur Nacht begründet, keine Schuld. Dieſe iſt, ſo viel man weiß, ſeit den Jahrtauſenden des Zeitenlaufes immer und unveränderlich dieſelbe geblieben: derſelbe Punkt der Erdoberfläche bewegt ſich noch heute eben ſo ſchnell vom Oſten des Weltenmittelpunktes zum Weſten, als vor Zeiten; aber der Weg und ſelbſt die Länge der Bahn iſt zu Zeiten, als hätte ein Sturmwind mit flüchtigem Sande ſein Spiel getrieben, ein andrer geworden. Wenn ſonſt an dieſem Ort der Ecliptik, als ginge es bergunter, das Fuhrwerk des Planeten — denn damals war hier die Sonnennähe — ſchneller eilte; ſo erſcheint der Lauf nun an derſelben Stelle ſo gemäßigt, als ginge er durch die Ebene, und auch der Berg der alten Sonnenferne wird nicht mehr an demſelben Punkt der Bahn gefunden. Dagegen hat der Sturmwind der Zeit den Sand an andrem Orte zuſammengehäuft; es erſcheint jetzt hier, wo ſonſt ebener Weg war, das Bergauf der Sonnenferne, dort das Bergunter der Sonnennähe; auch iſt die Neigung der Erdaxe (als ſey das Geleiſe, darinnen die Räder des Fuhrwerkes des Planeten gehen, ein andres geworden, nicht mehr daſſelbe) eine andre, als ſie vor Jahrtauſenden war: an demſelben Tage des Jahres ſtehet, an dem gleichem Orte der Erde, die Sonne am Mittag nicht mehr ſo hoch oder ſo tief, geht nicht mehr zu der nämlichen Zeit und an demſelben Punkte des Horizontes auf oder unter denn vormals. Endlich ſo ſtehet auch zur Zeit ihrer Sonnenferne die Erde nicht mehr ſo weit von der Sonne ab, zur Zeit der Sonnennähe nicht mehr ſo nahe an derſelben, wie vor Jahrhunderten[1]). Aber, wie ſchon erwähnt, gleichwie das Rad des Wagens, der Weg laufe hie oder da, an Umfang immer daſſelbe bleibt; ſo iſt das Maß des Bewegens um die Axe das gleiche geblieben und wird nach Zeiten noch daſſelbe ſeyn.

Vielleicht daß gerade in dieſer Beziehung die Getriebe des Weltenlaufes ſo ſchweſterlich und einflußreich an einander gefugt ſind wie an Breguets Zwillingsuhren, ſo daß die Macht der einen der andren das Abweichen und Abandern unmöglich macht.

So viel iſt denn gewiß, daß bei allem Geſchaft und Wirken des Menſchen der Tag der am meiſten ordnende und jetzt zur Thatigkeit treibende, dann zur Ruhe hinweiſende Herrſcher ſey; daß er vor allem dem Getriebe des Lebens ſeinen regelmaßigen, beſtandigen Gang anweiſe und erhalte.

Nicht ohne Grund hat daher die Sprache das Wort Tag mit einer darauf hindeutenden Vielſinnigkeit ausgeſtattet. Denn in unſrer Mutterſprache iſt jenes Wort, das ſich vor Alters, wie noch jetzt im Niederdeutſchen auch „Dag“ geſchrieben, aus einer Wurzel entſtanden, welcher nach der einen Richtung hin die gleichſtammigen Worte entſproßen ſind: Dage, Dacke oder Tagge, Dacke, das heißt oberſtes Ende oder Spitze (Zacke), dann Degen, (ſo hieß aber nicht blos die bekannte Waffe, die noch jetzt dieſen Namen führt, ſondern vor allem jeder Held, der ſie trug[1]). In dieſer letzteren Stammverwandtſchaft mit Degen oder Kriegsmann darf der deutſche Name des Zeitenherrſchers und Zeitenordners: Tag, wohl an ſeine alte, edle Abkunft aus einem Wort der Altſprache erinnern, von welchem auch das griechiſche Wort **Ταγὸς**, (der Anordner, Führer, vom veralteten Verbo **τάγω** ſtatt **τάσσω**) erzeugt war. Doch hat der deutſche Name zugleich noch eine andre Doppelſinnigkeit des griechiſchen **Ἡμέρα** in ſich bewahrt. Was nämlich unter dem Einfluß dieſes milden ordnenden Welten- und Zeitenherrſchers ſteht, das wird geregelt und nach allen Richtungen des wilden Abirrens hin gezähmt (ἥμερος, ἡμερίς) oder theg (d. h. tauglich[2]); es wird teig (mollis) oder „tichy," welches Wort ſelbſt im Böhmiſchen ſo viel als zahm und mild (mitis, mansuetus, tranquillus) bedeutet. Die Sprache des alten Roms indeß, preiſet den Zeitenordner als Gott entſtammten Herrſcher[3]) und das hebräiſche Wort יום rühmt, ſo wie fürchtet ihn als den Wärmebringer[4]).

---

[1] Wahrend jetzt der Punkt der Sonnennähe unſres Planeten auf den 280ſten Grad der Ekliptik fallt, trat er vor 581 Jahren im 270ſten Grad mit dem Punkt der Winterſonnenwende, vor faſt 6000 Jahren im 180ſten Grad mit dem der Herbſtnachtgleiche zuſammen. Denn die Apſiden- und Aequinoctial-Punkte rücken ſich in jedem Jahrhundert um 1° 42′ 1″ naher. Der Unterſchied zwiſchen dem größeſten und kleinſten Abſtand der Erde von der Sonne betragt jetzt nur 815, vor etwa 6000 Jahren betrug er 861 Erdhalbmeſſer. Eben ſo war damals auch die Neigung der Erdaxe auf der Ebene der Bahn größer, das Erdenjahr ein wenig langer als jetzt. M. v. mein Handbuch der Cosmologie (Nürnberg 1822) §. 82, S. 431 u. f.

Wie das Jahr erſcheint auch der Tag gleich einem beſtändig umkreiſenden Rade, von deſſen Umfang hier der eine Theil ſich hinabſenkt, während der andre ſteiget. Das Auge mag nun den einen oder den andren Punkt des Umkreiſes feſthalten und ſeiner Bewegung folgen, immerhin wird es erkennen, daß nach einigen Stunden das Licht mit dem Dunkel und dann bald wieder das Dunkel mit dem Lichte wechsle.

---

[1] Script. Brunsw. T. III. p. 164 König Heinrich „erhub ick als eyn Degen." — Deynas, Teg, Tei (Graf, Ritter, Kriegsmann) im Latin. barb. Theini, Theigni, Daganus. M. v. Friſch teutſch. lat. Wörterbuch I, p. 189.

[2] Von „theg" kommt noch unſer Wort „taugen." Dekti heißt Tugend, Dogheit, Tüchtigkeit.

[3] Dies von Διός. Jupiter iſt Diespiter. — Bei den Cretenſern hieß der Tag Δία. Menag. in Amoen. jur. civ. c. 39 p. 305 nennt das alte Stammwort für Dies: Διάς.

[4] Die verwandte Wurzel in den jetzigen ſemitiſchen Sprachen bedeutet heiß werden, glühen.

Der Punkt, auf welchem der Anfang oder das Ende des einzelnen Tages feſtgeſetzt wurde, iſt bei verſchiedenen Völkern ein verſchiedener geweſen. Es iſt die Nacht, welche den einen Tag von dem andren ſcheidet, wie der Winter das eine Jahr vom andern.

Darum zählten nicht bloß die libyſchen Nomaden[1]) und die alten Gallier und Germanen[2]) ihre Tage nach Nächten, ſondern dieſer Sitte folgen noch jetzt die Engländer ſo wie die Araber. Hiermit verwandt erſcheint jene Zählung der Jahre nach Wintern, welche wir ebenfalls bei den altgermaniſchen Stämmen der Gothen und Angelſachſen finden[3]). Es begannen denn die Athenienſer und vielleicht alle Griechen ihren bürgerlichen Tag (*νυχθήμερον*) mit Sonnenuntergang und ſchon die älteſte Urkunde unſers Geſchlechts rechnet den Lauf der Tage vom Abend zum Morgen[4]), ſo wie die jetzigen Juden den Anfang des Tages in ihrer Feſtrechnung auf Abends 6 Uhr, die Mohammedaner auf die Zeit des Sonnenunterganges ſetzen. Nach einigen Zeugniſſen der Alten ſollten auch die Aegypter den Tag mit Sonnenuntergang begonnen haben[5]), wiewohl Andre wollen, daß jenes der Bewegungen des Himmels kundige Volk ſchon vor Hipparch, von welchem dieſes Verfahren gewiß iſt, ſeine Tage von Mitternacht an gezählt habe[1]). Mit Sonnenuntergang enden und beginnen ihren, in zweimal zwölf Stunden getheilten Tag die Türken; nach einer, vor nicht langer Zeit faſt durch ganz Italien gebräuchlichen Einrichtung, deren Vortheile la Lande rühmet[2]), endete und begann der Tag mit Einbruch der Nacht, ſo daß die Uhr etwa eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang 24 ſchlug.

---

[1]) Stob. Serm. XLII.

[2]) Caesar d. b. G. VI, 18. Tacit. d. m. G. c. 2.

[3]) So in den alten Ueberſetzungen von Luc. 2, 42, wo das Alter des Knaben Jeſus zu 12 Wintern angegeben wird.

[4]) Genes. 1. 1, 5. u. ſ. w.

[5]) Isidor. Etym. V, 30. — Lydus, de mensibus p. 18. — Serv. ad Virg. Aen. V. 738.

Mit Sonnenaufgang fingen ihren Tag die Babylonier an, und zählten die bereits bei ihnen gebräuchlichen 24 Theile deſſelben fort bis wieder zum Sonnenaufgang. Von einem Mittag zum andren rechneten den Tageslauf die alten Umbrier[3]), hierinnen übereinſtimmend mit dem Verfahren der meiſten Aſtronomen von Ptolemäus an bis auf unſre Zeiten. Doch war dieſe Art der Tagesrechnung nicht allen Aſtronomen beliebig und, wie ſchon erwähnt, es hat Hipparch und nach ihm Copernicus und ein Theil der neueren Aſtronomen unſrer jetzigen bürgerlichen Einrichtung den Vorzug gegeben, welche den Tag mit der Mitternacht endet. Dieſer Anſicht waren auch die Römer in der älteren Zeit, während das ſpätere klaſſiſche Rom, welches in dieſer Beziehung Horaz und Virgil[4]) uns kennen lehren, ſeine 12 Tagesſtunden dem Lauf der Sonne folgend, von ihrem Aufgang an bis Sonnenuntergang, dann wieder 12 Stunden bis Sonnenaufgang zählte.

An jenen Tageslängen, welche von einem Sonnenaufgang zum andren, oder von einem Sonnenuntergang zum andren ab-

---

1) Plin. H. N. II, 79.

2) Voyage d'un François en Italie.

3) Censorin. de die natal. 23; Gell. N. A. III, 2. — Macrob. I, 3. — Isid. Et. V, 30.

4) Horat. Epist. I, 17, 6. — Virg. Georg. III, 327. — Pers. Sat. III, 3. — Martial. Epigr. IV, 8. — Somnus in horam war der Schlaf bis zum hellen Tag; quarta, quinta, sext. hora, in der Aequinoctialzeit Vormittags 10, 11 — 12.

gemeſſen werden, iſt die beſtändige Verſchiedenheit im Laufe des Jahres ſehr auffallend. Schon Cenſorin[1]) unterſcheidet deßhalb den natürlichen Tag von dem bürgerlichen. Wenn nämlich das klaſſiſche Rom zu Virgils Zeiten die 12 Stunden des Tages von Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang zählte, ſo fiel die vierte Stunde des Tages, welche, nach Virgil, dem arbeitenden Manne ſtatt der äußern Uhr das innere Gefühl des Durſtes verkündete, auf ſehr verſchiedene Zeiten unſers jetzigen bürgerlichen Tages. Denn im Sommer, wenn über Rom die Sonne um 4½ Uhr aufging, war jede Tagesſtunde 1¼ unſrer jetzigen Stunden lang; in der Zeit der Winterſonnenwende dagegen, da ſich dort die Sonne erſt nach 7½ Uhr über den Horizont erhebt, maß die Tagesſtunde kaum 45 unſrer Minuten. Im erſteren Falle wird mithin die vierte Stunde des Tages um 8¼ Uhr nach unſrer Rechnung beginnen und gegen 9½ Uhr endigen; im andren von 9¾ bis 10½ dauern. In demſelben Verhältniß aber, in welchem die 12 Stunden des bürgerlichen Tages zu verſchiedenen Zeiten des Jahres an Länge zu- oder abnahmen, wuchs oder verringerte ſich die Dauer der 11 Stunden der Nacht. Eine Abmeſſung der Zeit, welche nur der Schatten des Gnomons, ſo lange die Sonne am Himmel ſtund, begünſtigen konnte, die jedoch durch keine unſrer jetzigen künſtlichen Uhren, ohne beſtändiges Eingreifen in den Gang der Maſchine ausgedrückt zu werden vermochte.

Es hatten ſich deßhalb die Bürger der alten Welt, im gemeinen Verlauf des Lebens, welcher nach der aſtronomiſchen Genauigkeit nicht fragte, damit begnügt, die Abſchnitte des Tages nach dem ohngefähren Stand der Sonne oder nach den abwechſelnden Naturerſcheinungen und den Verrichtungen des Lebens zu beſtimmen. Bei Homer und Heſiod wird daher der Abend noch als die Zeit des Ochſenabſpannens bezeichnet (βουλυτός und

---

[1]) l. c. C. 23.

βουλύσιος ὥρα) und das hebräiſche עֶרֶב nennet in ſeiner Doppelſinnigkeit[1]) den Abend jene Zeit, da ſich die Haufen der Pilgrime und Fremdlinge unter dem Thore oder bei der Ruheſtatte verſammlen; jene Zeit, wo ſelbſt der weit herumirrende Vogel wieder die heimathliche Stätte des Niſtens aufſuchet. Unſer deutſches Wort Abend entſtammt dem veralteten Zeitworte „aben“ oder abwärts gehen und der Abend begann ſchon am Nachmittag, wenn die Sonne ſichtlich von der Mittagshöhe ſich zu ſenken anfing. Dagegen umfaßte die Bedeutung des lateiniſchen Wortes **suprema (scil. tempestas)** nur die ſpätere Zeit des Tages ſammt Sonnenuntergang und **vespera**, **ἑσπέρα**, die Zeit der Abenddämmerung bis zum Erſcheinen des **ἕσπερος** oder **vesperus**. Die Zeit der Nachtwachen war es, durch welche die Nacht, vom Einbruch des Dunkels an bis zum Morgen in 3 oder 4 gleiche Theile getheilt wurde[2]); der Name der Nacht (**νύξ, nox**) ſcheint in den Sprachen des Alterthums, mit Ausnahme des räthſelhaften Hebräiſchen Wortes לַיִל, von einem Stamme entſproſſen, welcher, wie unſer deutſches Wort nähern und neigen, ein herabſenken, herzudrängen bedeutete (m. v. die Worte νύω, νύγω, νύσσω). Er bezeichnet mithin die Zeit, da das Dunkel wie ein Tuch über und um die Erde und ihre Bewohner gebreitet wird (Virg. Aen. II, 251; III, 198) wie ein nahes Gewölk ſich über ſie legt und der weite Kreis des Sehens in einen ganz engen, nahen zuſammengezogen wird. Das deutſche Wort Morgen, mit Mark oder Gränze ſtammverwandt, ſcheinet den Moment der Tageszeit bezeichnen zu ſollen, der, wie eine Gränze, das Dunkel vom Licht, den neuen, heutigen Tag vom geſtrigen ſcheidet[1]), während andre Sprachen durch den Namen des Morgens an den friſchen Lufthauch oder den thauenden Nebel erinnern, der dem Sonnenaufgang vorhergeht (ſo das Griechiſche ἔαρ oder ἦρ in ſeiner Verwandtſchaft mit αὔηρ, ἀήρ, αὔρα und das Lateiniſche matutinus ſo wie Matuta oder Aurora in ſeiner Verwandtſchaft mit mattus oder madidus). Die Zeit des Vormittages (tempus antemeridianum) war bei den Griechen die der öffentlichen Verſammlungen (ἀγορᾶς πληθούσης). Das Wort Mittag, meridies, aus medidies, wie μεσημβρία aus μεσημερία, wird in allen Sprachen die Mitte des Tages oder eines andern Zeitenlaufes bedeuten[2]); denn ſelbſt das hebräiſche צָהֳרַיִם (Doppel-Licht) ſcheint das Scheiden der beiden Richtungen des täglichen, ſcheinbaren Sonnenlaufes (der an- und abwärts gehenden) in der Mitte des Tages anzudeuten.

---

[1]) Als **Turba gentium peregrinarum** u. ſ.

[2]) Eine Nachtwache (אַשְׁמוּרָה) der Hebräer umfaßte den dritten Theil der Nacht und die erſte dauerte etwa bis gegen 10 Abends, die zweite bis 2 Uhr nach Mitternacht, die dritte bis zum Morgen. Dagegen waren bei den Griechen und Römern vier Nachtwachen (*φυλακαί*, **vigiliae**). Uebrigens bezeichneten die Alten die verſchiedenen Theile der Nacht noch durch folgende Ausdrücke: **crepusculum**; **luminibus accensis** oder **prima face**; **nox intempesta** (*νὺξ ἀμολγός*, die dunkle Nacht); **media nox** (*μεσονύκτιον* und חֲצִי הַלַּיְלָה) und die Zeit vor- und nachher: **ad mediam noctem** und **de media nocte**; **gallicinium**, die Zeit des erſten Hahnenſchreies; **conticinium**," die Zeit vor dem Morgengrauen, wo die Hähne wieder ſchweigen, dann **ante lucem**, **diluculum**, **mane**. (**Censorin. de die natal. c. 24. — Isid. Etym. V, 30 u. 31 — Varro de lingua lat. V. coll. 31.**)

Der Tag ſollte aber, wie ſchon die oben angeführte, vielſinnige Bedeutung ſeines Namens in den Sprachen andeutet, nicht bloß im Allgemeinen, ſondern bis ins Kleinſte und Einzelnſte ein Ordner des menſchlichen Lebens und ſeiner Geſchäftigkeit ſeyn. Wie ſich die Geſtirne in beſtändig gleichmäßiger Geſchwindigkeit von Oſt nach Weſt bewegen; ſo mußte der Gang des Tagwerkes ein gleichmäßiger und beſtändiger werden. Iſt doch ſchon die Zahl unſrer Athemzüge in einem Tage, ja die Zahl der Pulsſchläge eine ſolche, welche (wie wir dieß nachher noch ſehen wollen) mit den natürlichen Momenten des Tageslaufes in genaueſter Beziehung ſtehet. Aber das, was äußerlich iſt und beſtehet, ſoll auch für den Geiſt des Menſchen ein Innerliches, ein Erkanntes werden.

---

[1]) Das deutſche Wort Morgen iſt demnach zugleich ſtammverwandt mit merken, bemerken; eine Verwandtſchaft, welche ſehr auffallend der des hebräiſchen Wortes בֹּקֶר (Morgen) von בָּקַר, beachten, bemerken, gleicht.

[2]) Bei Varro ap. Non. 6. n. 16 meridies noctis und aetatis. — Doch leitet Perizon. ad Sanct. Min. IV, 12, 11 das Wort meridies vom merus dies her (als dies meri solis).

Das erſte Mittel, den gleichmäßigen Gang des Tageslaufes und ſeine einzelnen Zeitabſchnitte (ὥρας) zu erkennen, war bei Nacht die Beachtung des Standes der Geſtirne 1) und am Tage die Beachtung der Länge und Richtung des Sonnenſchattens. Das ſternkundige Alterthum, beſonders in Griechenland, verſtund ſich auf jenes nicht minder denn auf dieſes. Der Gang der Sonne von Stunde zu Stunde, oder, ehe die ſpäter gewöhnliche Theilung des Tages angenommen war, von irgend einem Abſchnitt zum andren, ward durch den Schatten des Gnomons (γνώμων) gefunden. Es konnte ſchon die Länge des Schattens, den man (nach Heſychius) mit den eigenen

---

1) Xenoph. Memorab. IV, 3. Für unſre Zeit läßt unter andrem die Stellung des Polarſternes, genau über oder unter dem Nordpol, oder oſt- und weſtwärts von demſelben die Stunden der Nacht erkennen. Derſelbe ſteht z. B. genau über dem Pol: im September um 2¼ Uhr Morgens, im October Nachts 12 Uhr 26 Min., im November 10 Uhr 27 Min., im December 8 Uhr 24 Min., im Januar 6 Uhr 5 Min. Er ſteht genau unter dem Pol gen Mitternacht: im Januar früh 6 Uhr 7 Min., im Februar 8 Uhr 56 Min., März 2 Uhr 7 Min., April Nacht 12 Uhr 14 Min., Mai 10 Uhr 19 Min. u. ſ. w.

Fuſſen abmaß, für eine gewiſſe Jahreszeit im Allgemeinen die eigentliche Zeit des Tages kennen lehren und es wurde z. B. bei den Einladungen zum Gaſtmahl die Länge des Schattens angegeben, bei welcher der Gaſt ſich einfinden ſollte[1]). Doch war die Weiſe, nach welcher das alte Rom die Richtung des Schattens und die Stellung der Sonne zur Beſtimmung der Tageszeit benutzte, noch einfacher. Es wurde hier von dem Diener der Conſuln der Mittag mit lautem Geſchrei angezeigt, wenn derſelbe von der Curia aus die Sonne zwiſchen den Roſtris und der Graeceſtaſis erſcheinen ſahe[2]) und nach einem ähnlichen Verfahren verkündete ein laut rufender Mann die dritte und neunte Stunde des Tages[3]). Rom erhielt erſt in der letzten Hälfte des 5ten Jahrhunderts nach Erbauung der Stadt eine Sonnenuhr, welche freilich für die geographiſche Breite von Sicilien gefertigt und deßhalb für die Polhöhe von Rom ziemlich unzureichend war[4]). Deſto häufiger wurde jedoch die Aufſtellung und Benutzung genauer gefertigter Sonnenuhren[5]) gegen das Ende der Republik und während den Zeiten der Cäſaren. Die Sitte brachte es jetzt mit ſich, daß der Begüterte den Ablauf der einzelnen Stunden ſich durch einen laut rufenden Sclaven anſagen ließ[6]) und der 116 Fuß hohe Obelisk des Marsfeldes, welchen Auguſtus zum Gnomon geweiht hatte, ließ in rieſenhafterem Maße die alte ägyptiſche Weiſe der Beobachtung des täglichen Sonnenlaufes nachahmen. Bei den alten Hebräern finden wir als eines Zeitenmeſſers, verwandt mit dem Gnomen des Sonnenzeigers (מַעֲלוֹת) des Achas erwähnt.

---

1) Menander in fabula, cui titulus ὀργή; Aristophan. Eccl. 648.
2) Plin. H. N. VII, 60.
3) Varro de lingu. lat. (ed. Gothofr. col. 44.)
4) Plin. H. N. VII, 60; Censorin. c. 23.
5) Vitruv. de Archit. IX, 8.
6) Juvenal Sat. X, 215.

Bei Nacht und an bewölkten Tagen mußte jedoch der Verlauf der Zeit durch andre Mittel beſtimmt werden, als durch die Bewegung des Sonnenſchattens. Hierzu dienten am gewöhnlichſten die Waſſeruhren (κλεψύδραι): bronzene Gefäße, an deren Boden kleine Oeffnungen angebracht waren, aus denen ein gewiſſes, in das Gefäß hineingeſchüttetes Maß von Waſſer, in einer beſtimmten Zeit auslief[1]). Dergleichen Gefäße, mit Waſſer gefüllt, gebrauchte man, um durch ſie die Zeit der Nachtwachen abzumeſſen und, einfach genug, ward die Verſchiedenheit der Länge der Nacht in verſchiedenen Jahreszeiten und mithin die kürzere oder längere Dauer der einzelnen Nachtwachen dadurch anzuzeigen geſucht, daß man im Sommer, wenn die Nacht kürzer wurde, einen Theil der Oeffnungen mit Wachs verſtopfte[2]). Die alten Chaldäer pflegten, um irgend einen Moment der nächtlichen Stern-Beobachtungen genauer zu beſtimmen, das Waſſer abzuwägen, das aus einem mit verſchließbarem Hahn verſehenen Gefäße ſeit Sonnenuntergang ausgefloſſen war[3]). Wie ſich das Gewicht dieſes Waſſers zu dem des geſammten Waſſers verhielt, welches das Gefäß im Verlauf der ganzen Nacht von Sonnenunter- bis Aufgang von ſich gab, ſo verhielt ſich dann der Theil der 12ſtündigen Nacht, der bis zum Moment der Beobachtung vergangen war, zur ganzen Dauer der Nacht.

Die alte Eintheilung des Tages und der Nacht in 12 und 12 Stunden mag vielleicht anfänglich dem Alterthum eine Abbildung der Dauer des Mondenjahres nach Tagen geweſen ſeyn. Denn die Zahl der Stunden, in welcher die Sonne, und jene, in welcher der Mond während eines ſynodiſchen Monats am Himmel ſteht, beträgt beiläufig 354. Doch war der Tag bei einigen Alten ſtatt in 24, in 25 Stunden getheilt, wie dieß Scaliger an einem alten, römiſchen Kalendario erkannt und erwieſen hat[1]).

---

[1]) Von dieſer Art ſcheint auch die Nachtuhr (ὡρολόγιον νυκτερινόν) geweſen zu ſeyn, welche Plato ſich ſelber zum Abmeſſen der nächtlichen Ruheſtunden gefertigt hatte. M. v. Athen. Deipn. IV.

[2]) Aen. Tactic. c. 22. — Macrob. in Somn. Sc. I, 21.

[3]) Theon in Almag. L. II. p. 62. Cleomed. Cyclom. II.

Wegen der Verſchiedenheit der Tages- und Nachtlänge in den einzelnen Jahreszeiten mußten die 12 Stunden, vom Sonnenaufgang zum Sonnenuntergang gerechnet, von veränderlicher Länge ſeyn: horae temporales (ὧραι καιρικαί). Neben ihnen erkannte jedoch das Alterthum die unveränderlichen und gleichen Stunden des Tages an (horae aequinoctiales; ὧραι ἰσημεριναί[2]), nach denen Ptolemäus fortwährend, von einem Mittag zum andren den Tag in 24 Theile theilte. Jede Stunde zerfiel dann wieder in 60 Theile der erſten Ordnung, oder Minuten, dann in 60 Theile der zweiten (m. v. oben S. 42). Doch findet ſich auf eine noch ſinnreichere Weiſe in der Zeitrechnung der Juden die Stunde (שָׁעָה) in 1080 Theile (חֲלָקִים) mithin der ganze Tag in 25920 getheilt. Dieſes iſt die mittlere Zahl der Athemzüge eines geſunden Menſchen, während der Zeit eines Tages[3]), ſo wie die Zahl der einzelnen Tage in der ganzen etwa 70jährigen Lebensdauer des Menſchen.

Obgleich nun das Maß des Tages von einem Mittag zum andren ein ungleich genaueres und ſich gleich bleibenderes iſt, als das von einem Sonnenaufgang zum andren, ſo iſt es dennoch im Verlauf des Jahres einer kleinen Abänderung unterworfen, auf welche unſre genauer gefertigen Pendel- und Taſchenuhren uns aufmerkſam machen. Die Sonne bewegt ſich ſcheinbar vermöge der Umdrehung der Erde um ihre Axe, von Oſt nach Weſt, vermöge der jährlichen Bewegung der Erde in ihrer Bahn rückt jedoch die Sonne täglich ein wenig von Weſt nach Oſten, in der Ekliptik vorwärts. Die Bewegung um die Axe iſt eine beſtändig gleichmäßige, die Bewegung in der Bahn dagegen bleibt ſich nicht gleich, ſondern ſie iſt zur Zeit der Sonnennähe, gegen Anfang des Jahres ſchneller, als zur Zeit der Sonnenferne, im Anfang Julis (m. v. den vierten Abſchn.). Es wird deßhalb in der einen Zeit die Sonne früher, in der anderen etwas ſpäter in den Meridian rücken, weil ſie das eine Mal der durch die Rotation bewirkten, ſcheinbaren Bewegung entgegenkam, das andre Mal gleichſam von ihr zurückwich. Schon dieſer Umſtand allein würde den Tagen der Erde von einem Mittag zum andern eine, wenn auch nur wenig merkliche Verſchiedenheit der Länge geben; es kommt aber hierzu auch noch der Umſtand, daß die Sonne ſich nicht in der Ebene des Aequators, ſondern vermöge der Neigung der Erdaxe in der Ekliptik, mithin in ungleichen Bogen bewegt. Hierdurch geſchieht es, daß gerade unſre genaueſten Uhren zu gewiſſen Zeiten des Jahres, im Vergleich mit den Sonnenuhren, ein wenig voreilen, zu andren aber zurückbleiben. Doch beträgt der größeſte tägliche Unterſchied nur gegen eine halbe Minute und wenn man auch die Uhr, ohne ſie vorwärts oder rückwärts zu drehen, ihren Gang gehen läßt, ſo wird ſich jener Unterſchied dennoch nur bis zu der Dauer einer Viertelſtunde anhäufen. — So geht z. B. eine ſolche ſich ſelbſt überlaſſen geweſene Uhr, wenn ſie guter Art iſt, allerdings am 21. October um eine Viertelſtunde der Sonne nach; zeigt auf 11¾, wenn der Sonnenzeiger 12 Uhr angiebt. Dagegen nimmt von hier an der Unterſchied täglich ab; die Uhr eilt jetzt im Vergleich zum Sonnenlauf wieder vor und am 21. Dec. hat ſie jene eingeholt: beide Uhren, die Taſchen- (und Pendel-) ſo wie die Sonnenuhr, zeigen dann in gleichem Augenblicke 12 Uhr an. Aber die Pendeluhr eilt von hier an noch weiter vor. Am 1. Januar hat ſie ſchon 12 Uhr 1 Min., am 12. Februar gegen 12 Uhr 15 Min., wenn die Sonnenuhr erſt 12 anzeigt. Doch nun fängt die künſtliche Uhr an auch wieder ihrerſeits im Vergleich mit dem ſcheinbaren Sonnenlauf zurückzubleiben und am 15 April ſtehen beide Uhren wieder vollkommen gleich. Von hier an bis gegen Anfang des Auguſt beträgt das Auf- und Niederſchwanken der Verſchiedenheit beider Uhren nur wenige Minuten, denn bis gegen den 25ten Mai wird die Taſchenuhr etwa um 4 Minuten zurückbleiben, dann bis Ende Juli um 6 wieder voreilen. Vom Anfang des Septembers jedoch gehet dann das Zurückbleiben der künſtlichen Uhr ohne Unterbrechung fort, bis, wie vorhin erwähnt, im lezten Drittel des Oktobers das tägliche Zurückbleiben wieder zu einer Viertelſtunde anwächſt.

---

[1]) Castig. et Not. in Sphaer. M. Manil. p. 255. Im Januar wurde nach jenem alten Calendario die Nacht 14¼, der Tag 10¾, im März jene wie dieſe 12½ Stunden lang angeſetzt. — Die Araber theilten den Tag in 60 Theile.

[2]) Galen. de septimestr. partu T. V. p. 348. — Plin. H. N. II, 99. VI, 39.

[3]) Man zählt im Mittel bei einem erwachſenen geſunden Menſchen ſchlafend in 1 Minute; auf etwa 4 Pulsſchläge einen Athemzug

B. Die Woche und der Monat.

Wir ſind Goguets Meinung, welcher dafür hält, daß nächſt dem Tage die ſiebentägige Woche das älteſte, urſprünglichſte Zeitmaß ſey, das den Völkern gegeben worden[1]). Es hatte, nach der älteſten Urkunde unſres Geſchlechtes, Gott den ſiebenten Tag geſegnet[2]) und ihn zum Tag einer heiligen Ruhe geweiht. Auf dieſes hehre Verhältniß, des einen Sabbath-Tages zu den 6 Tagen der Arbeit, deutete das Bild der Lilie, deſſen ſich die älteſte Kunſt des Bauens und Verzierens der Tempel ſo oft bediente, denn in dem Innern ihrer Blüthenkrone ſtehet in der Mitte der ſechs bald verwelkenden Träger des Staubes, als gekrönter Herrſcher das Piſtill, welches den Saamen der Zukunft in ſich faſſet. Iſt doch ſelbſt an der aufrechten Geſtalt des Menſchen das oberſte Siebentheil, von der Mitte des Halſes an bis zum Scheitel, der Ruhe des Sabbaths geweiht, denn es hat vor allem bei dem Menſchen, das Haupt die geiſtige Beſtimmung des Erkennens und des Ausſprechens oder der Mittheilung der Gedanken, während die andern Glieder dem mühſamen Tagwerk am Staube dienen.

---

[1]) Goguet, sur l'origine des Lois. T. I, p. 217.

[2]) Genes. 2. v. 3.

Die ſiebentägige Woche (שָׁבוּעַ) war nicht bloß ſeit den älteſten Zeiten den Hebräern, ſondern ſie war allen ſemitiſchen Völkern, ja ſie war den Menſchengeſchlechtern der verſchiedenſten Welttheile: den Scandinaviern, wie den Chineſen[1], den Aegyptiern, wie den alten Peruanern[2] bekannt. Bei den Angelſachſen, wie im Altgothiſchen war für dieſe alte Zeitordnung der ſieben Tage das Wort „Wik“ im Gebrauch, welches Ordnung, regelmäßigen Wechſel (vicis) bedeutet[3], und aus welchem nachmals unſer jetziges deutſches Wort Woche geworden. Es waren die einzelnen Tage dieſer altdeutſchen Woche, wie ſich dieß noch zum Theil erkennen läßt, nach denſelben Gottheiten oder Geſtirnen benannt, nach denen ſie die alten Aegyptier benannt hatten[4]. Auf einem bei Mainz gefundenen alten Altar waren die 7 Tage der Woche durch die Bilder der 7 ihnen entſprechenden Götter angedeutet und zwiſchen dem Tagesbild der alt-ſcandinaviſchen Venus oder Freya und dem Bild des Saturns oder Sonnabend-Gottes (mithin zwiſchen dem 6ten Wochentage und dem Sabbath) zeigte ſich ein Genius mit dem Füllhorn[5]. Die ſiebentägige Woche, (bei ihnen Usbu genannt) war lange vor Mohammed bei den Arabern in Gebrauch, und wenn Herodot (II, 82) ſagt: daß die Aegypter es erfunden haben, unter welchem Gott jeder Monat und Tag ſtehe, ſo erkennt ſchon er bei den Aegyptern die Bekanntſchaft mit der uralten ſiebentägigen Woche an, obgleich Ptolemäus davon ſchweigt, und erſt der im 3. Jahrhundert nach Chriſto lebende Dio Caſſius (XXXVII, c. 17) ausdrücklich dieſer ägyptiſchen Zeitenabtheilung erwähnt. Denn obgleich die Wochen-Geſtirne nach der Ordnung ihres wirklichen oder vermeintlichen Abſtandes gezählt wurden: 1) Saturn, 2) Jupiter, 3) Mars, 4) Sonne, 5) Venus, 6) Mercur, 7) Mond, ſo wurde doch der Tag nach dem Geſtirn, als dem Herrſcher (κύριος) benannt, deſſen Name auf die erſte Stunde des 24ſtündigen Tages fiel. Wenn man nämlich die erſte Stunde des Sonnabends nach Saturn, die zweite nach Jupiter, die ſiebente nach dem Mond nennt, ſo wird die 24ſte dem Mars, mithin die erſte Stunde des darauf folgenden Tages der Sonne zufallen, die 49te, oder die erſte des dritten Tages dem Monde u. ſ. w.[1]). Wenn deßhalb Joſephus[2]) ſagt, daß keine griechiſche oder auch nicht griechiſche Stadt gefunden werde, dahin ſich nicht die Feier des uralten Sabbathes verbreitet habe, ſo irrt er nur darinnen, daß er glaubt, es ſey dieſe den Völkern aus gemeinſamer Quelle gewordene, uralte Zeitenordnung eine erſt ſpäter, aus der Fremde zu ihnen gekommene. Denn ſelbſt nach der 24ſtündigen Theilung des Tages fiel die ſiebente Stunde des mit Sonnenaufgang beginnenden Tages auf die Feierſtunde des Mittags, die ſiebente der mit Sonnenuntergang beginnenden Nachtſtunden auf Mitternacht. Es war ſchon nach Heſiod[3]) der ſiebente Tag des Mo-

---

[1] Du Halde, Descript. de la Chine T. III. pag. 345. seq.

[2] Garcilaso de la Vega, Commentarios reales de los Incas, T. I. L. 2. c. 23.

[3] Quia hebdomas est septem dierum ordo, continuo recurrens, nach Wachters Gloſſario. M. v. Friſch teutſch-lat. Wörterb.

[4] Wachter Glossar. — Dissertat. historico-philologica de hebdomade gentil. et dier. a planet. denomin. Berol. 1747. — Selbſt die Chriſten der erſten Jahrhunderte nannten den Sonnabend (Dies Saturni) bloß ἡμέρα κρονική, obgleich ſchon die alten Römer keine andere (ältere) Bedeutung als Sabbath kannten. (Tibull. El. I. 3, 3, 17.) Dafür ward aber bei ihnen der Sonntag (Dies solis) ſchon frühe als Tag des Herrn ἡμέρα κυριακή benannt.

[5] Fuchs Abhandl. v. den Wochentagen. Mainz 1778.

---

1) M. v. Dio Cass. a. a. O. u. S. 18, ſo wie des Paulus Alexandrinus Einleitung in die Aſtrologie, bei Ideler, in ſ. Handb. der math. und techn. Chronologie I, 165.

2) Contra Apion. II, 39.

3) Op. et Dies 768 oder Dies v. 6.

nats ein heiliger (ἱερὸν ἦμαρ) an ihm war der Gott des Lichtes (Phöbus) geboren. Darum verſammelte ſich an dieſen ſiebenten Tagen die griechiſche Jugend zu feſtlichen Spielen[1]), und es erkannten die Alten nicht bloß dem ſiebenten Tag der Monate[2]), ſondern dem ſiebenten Jahre[3]) eine beſondere Bedeutung zu, ja ſie zählten die Zahlen der Tage, einfach, gleich uns, nach ſiebentägigen Wochen[4]). Wiewohl nicht unwahrſcheinlich iſt, daß eine nähere Kenntniß der Bedeutung des Sabbathes der ſiebentägigen Woche erſt neuerdings wieder aus dem Orient in den Occident herübergedrungen ſeyn könne, als der hiezu beſtimmte eiſerne Arm der Römermacht den Felſendamm, welcher die heilige Quelle einſchloß, durchbrochen, und hiedurch dem befruchtenden Thau den Ausgang nach allen Richtungen hin — in das vom Eiſen durchpflügte Erdreich — geöffnet hatte[5]).

Schon Bailly hat gezeigt, daß die ſiebentägige Woche als Viertel des periodiſchen (und faſt auch noch des ſynodiſchen) Monates der Zeitrechnung frühzeitig brauchbar und hülfreich erſcheinen mußte. Die Zeit von ſieben Tagen iſt aber auch als Periode der Witterungsveränderungen bekannt und wir werden ſpäter bei den alten Babyloniern den Gebrauch einer vierzehntägigen anerkennen, ſo wie bei den Aegyptern ein zweimonatliches Jahr (annus bimestris[6]) eingeführt war. Uebrigens hatte das ältere Griechenland eine Theilung des Monats durch drei zehntägige Abſchnitte im Gebrauch und Rom hatte achttägige Wochen.

---

[1]) Gell. Noct. Attic. XV, 2.

[2]) Lucian. Pseudologist. c. 16.

[3]) Gell. N. A. III, 10.

[4]) Cic. Ep. ad famil. XVI. 9; Varro, bei Gellius a. a. O.

[5]) Bereits vor der eigentlichen Zerſtörung des Dammes war dieſer Ausgang erleichtert worden. M. v. Sueton. Aug. c. 76. — Senec. Epist. 96; Ovid. rem. am. 219, Horat. Serm. I. 9, 69.

[6]) Censor. c. 19.

Der Lauf des Mondes unter den Sternen, vor allem aber das Erſcheinen ſeiner einzelnen Geſtalten, als Vollmond, Sichel u. ſ. war den Völkern ſeit der älteſten Zeit ein Maas, nach welchem der weitere Verlauf der Tage, deren beſtimmte Zahl den Kreis des Jahres erfüllet, abgemeſſen werden konnte. Wenn der ſichelförmige Mond am Abend nach Sonnenuntergang wieder ſo lang über dem Horizont ſteht, daß er Schatten wirft, dann iſt der vierte Tag nach dem Neumond; wenn ſeine Scheibe halb gefüllt erſcheint, iſt der achte Tag. Von hier an braucht ſie ſieben Tage, um ſich ganz zu füllen und wieder nach ſieben erſcheint ſie 90 Grade weſtwärts von der Sonne als letztes Viertel, nach 29½ Tagen iſt abermals Neumond, und die Zeit von einem Voll-, von einem Neumond zum andern bleibt durch Jahrtauſende ohne merkliche Aenderung dieſelbe[1]).

So war der Monat zunächſt ein Maas, wie dieß ſein Name in den verſchiedenen Sprachen ausdrückt. Denn unſer deutſches Wort Monat, Monend, kommt mit dem griechiſchen Wort μὴν und μεὶς aus einer gemeinſamen Wurzel[2]), welche, wie die Worte μάω, μέω, μέδος andeuten, ein Ausdehnen, Abmeſſen ausdrückte[3]). Hierin gleichen Urſprunges und gleicher Nebenbedeutung mit dem Wort mensis[4]), welches ebenfalls den Monat als einen Abmeſſer (der Zeiten) bezeichnen wollte. Darum waren die Monate nicht bloß Mondläufe, ſondern ſie bedeuteten zuweilen auch feſtbeſtimmte Theile des bürgerlichen

---

[1]) Die Bewegung des Mondes um die Erde iſt zugleich eine Rotation deſſelben um die eigne Axe. Sie erſcheint daher nach S. 191 noch beſtändiger in ihrer Dauer, als das Erdenjahr.

[2]) Friſch t. lat. Wörterb.

[3]) M. v. Schneiders griech. d. W.

[4]) Nach Cicer. Nat. Deor. II, 27 heißen die Monate Menses, quia mensa spatia conficiunt und nach Servius ad Virgil. Georg. I, 335 ſollten menses die Himmelszeichen (z. B. der Ekliptik) bedeuten.

Jahres von ſehr ungleicher Dauer, denn in dem zehnmonatlichen Jahre des alten Roms war ein Monat kaum 20 Tage, der andre 35 Tage lang[1].

Bei den Griechen wurden die Tage des beginnenden und laufenden Monats (*ἱστάμενος* und *ἀρχόμενος μήν*) von Anfang bis zur Mitte oder bis zum Ende der zweiten Decade fortlaufend gezählt, von da aber rückwärts, vom Ende herauf. So z. B. als der dritte vor dem Ende des Monates (*τρίτη τοῦ φθίνοντος μηνός*). — Auf ähnliche Weiſe zählte man auch in Rom von dem erſten Tage des folgenden Monates rückwärts die Tage des vorhergehenden und es ward z. B. der 24. Juni als dies octavus ante Calendas Quintiles bezeichnet. Eine Art der Zählung der Monatstage, welche auch bei uns im Mittelalter häufig im Gebrauch war, wo die Monum. Boica XI. A. 1290 ſagen: „Viertzehn Tag vor dem Menn, der da heizzet Abrill“ (m. v. Pilgram. Calendar. chronog. p. 187). Die Nonae, welche am erſten Tag des Monates der Pontifex an der Curia Calabra dem zuſammengerufenen[2]) Volke verkündete, fielen, wie der Name ſagt, 9 Tage vor den Idibus, mithin im März, Mai, Juli und Oktober, wo die Idus auf den 15. Tag des Monates trafen, an den 7., die übrigen Monate, an denen der 13. Tag die Idus waren, auf den 5. Tag des Monates. Ideler[3]) macht es ſehr wahrſcheinlich, daß die Calendae urſprünglich die Zeit des Wiedererſcheinens der Mondſichel in der Abenddämmerung, die Nonae das erſte Viertel, die Idus (*εἰδοί*) der Vollmond waren, obwohl Plutarch (Quaest. Rom. XXIV) die Nonae für die *νουμηνία*, d. h. die Zeit des erſten wieder Sichtbarwerdens der Mondſichel hält. — Die 12 Monate des Jahres, nach der unter C. weiter zu erwähnenden, natürlichen Abtheilung deſſelben werden in den älteſten Büchern der heiligen Schrift nur ihrer Aufeinanderfolge nach (als 7ter, 10ter u. ſ.) beſtimmt und faſt nur der Aehrenmonat oder Abib (אָבִיב) iſt namentlich aufgeführt. Die ſpätern Benennungen, die ſich ſchon in den Schriften des alten Teſtaments nach der babyloniſchen Gefangenſchaft haben, ſtellen wir hier neben die Namen unſerer jetzigen Monate hin, und laſſen auf die hebräiſchen, die ſpäteren ägyptiſchen, griechiſchen, dann die ſpäteren römiſchen folgen. Es entſprechen beiläufig unſern Monaten, die der alten Völker auf folgende Weiſe:

---

[1] Auch bei den Bewohnern von Alba und Lavinium gab es 16 und 39tägige Monate. Censor. c. 20. 22.

[2] Daher der Name Kalendae, *καλεῖν*.

[3] Handb. der mathem. und techn. Chronol. II. 39.

Namen der Monate bei den

		Hebräern		Aegyptern		Griechen		Römern
April iſt beil. der		Niſan	—	Pharmuthi	—	Munychion	—	Aprilis
Mai	—	Ijar	—	Pachon	—	Thargelion	—	Majus
Juni	—	Sivan	—	Payni	—	Skirophorion	—	Junius
Juli	—	Thamus	—	Epiphi	—	Hekatombäon	—	Quintilis
Auguſt	—	Ab	—	Meſori	—	Metageitnion	—	Sextilis
September	—	Elul	—	Thoth	—	Boëdromion	—	September
October	—	Thiſchri	—	Paophi	—	Pyanepſion	—	October
November	—	Marcheſchwan	—	Athyr	—	Mämakterion	—	November
December	—	Kiſlev	—	Choeak	—	Poſeideon	—	December
Januar	—	Tebeth	—	Tybi	—	Gamelion	—	Januarius
Februar	—	Schebat	—	Mechir	—	Antheſterion	—	Februarius
März	—	Adar	—	Phamenoth	—	Elaphebolion	—	Martius.

Wie dieſe Zeitabſchnitte (menses) weiter dem Verlauf des Jahres und ſeiner Horen angepaßt und untergeordnet wurden, das wollen wir nun näher betrachten.

C. Die Jahreszeiten und das Jahr.

Der Schatten des Gnomons, deſſen Beobachtung der alten Welt von einem Mittag zum andern die eigentliche Dauer des Tages lehrte, erſchien in den verſchiedenen Zeiten des Jahres nicht von gleicher Länge, ſondern derſelbe erſtreckte ſich ſelbſt zu Syene in Oberägypten, wo der Gnomon zur Zeit der Sommernachtgleiche keinen Schatten warf, in andern Zeiten des Jahres über mehrere zwanzig Grade und der Bewohner des höheren Nordens ſahe in der Zeit der Winternachtgleiche die Sonne ſelbſt in der Mittagszeit ſo tief am Himmel ſtehen und ſo lange Schatten werfen, wie zur Zeit des Sommers in den Früh- oder Abendſtunden. So wie aber die Sonne wieder höher emporſtieg, brachte ſie zuerſt den Frühling, dann den heißen Sommer mit ſich; ihrem Hinabſinken von der Nähe des Scheitelpunktes folgte der Herbſt, dann der Winter.

Bei der älteſten Unterſcheidung der Jahreszeiten wurde zunächſt auf die näher liegenden Erſcheinungen Rückſicht genommen, welche das mittägliche Steigen oder Sinken der Sonne begleiten. Es beginnt der Frühling (*ἔαρ*, *εἶαρ*) wenn die Schwalbe wieder fliegt [1]) und wenn bald hernach die Nachtigall ſingt [2]). Den anhebenden Sommer (*θέρος*) verkündet das erſte Reifen des Getreides, oder der Anfang der Erndte (*ἄμητος* [3]) und zugleich erſcheinen dann die Plejaden wieder vor Sonnenaufgang am Himmel [4]). Die glühende Hitze des Spätſommers

---

[1]) Nach Alex. Amidenus für ſein Vaterland am 26. Februar. Oder es beginnt nach Heſiod. Op. et dies 561 der Frühling beim Spätaufgang des Arctur (Verſchwinden deſſelben in der Abenddämmerung) mithin für ſeine Zeit und ſein Land am 21. Februar

[2]) Homer Od. XIX, 518.

[3]) Hesiod. Op. et d. 383.

[4]) Plin. H. N. XVIII, 69. Beides, der Frühaufgang der Plejaden und das erſte Reifen des Getreides fiel für das Clima von Griechenland auf den Mai und der erſtere erfolgte zu Heſiods Zeit am 11 Mai.

(ὀπώρα) führt das Reifen des Obſtes herbei und wird durch den Frühaufgang des Sirius, ja ſelbſt ſchon des Orion angekündigt[1]). Das Anheben des Winters (χειμών) und die Zeit des Pflügens (ἄροτος[2]) ſagt dem Landmanne das laute Geſchrei der Kraniche an, welche dann hinwegziehend dem unermeßlichen Regen entfliehen[3]) und zugleich den Untergang der Plejaden bei der Morgendämmerung[4]), welcher zu Heſiods Zeiten gegen den Anfang des Novembers eintrat.

Es theilten die älteren Griechen, wie dieß Ideler mit der gewohnten Gründlichkeit erwieſen, es theilte überhaupt die älteſte Welt das Jahr nur in drei Jahreszeiten oder Horen: in Winter, Frühling und Sommer[5]). Erſt ſpäter kam hierzu der Herbſt als μετόπωρον und φθινόπωρον[6]). So wurde auch das Jahr der Aegypter und wird noch jetzt durch das Austreten des

---

[1]) Daher der Name ὀπώρα für Obſt, ἀστὴρ ὀπωρινός für Sirius, deſſen Frühaufgang zu Homers (der ihn Od. V, 3 ſo nennt) Zeit und Vaterland am Ende des Juli erfolgte. Der Frühaufgang des Orion, den Theophraſt das Beginnen der ὀπώρα verkünden läſſet, fällt auf die Mitte des Juli.

[2]) Hesiod. Op. et d. 383.

[3]) Hom. Il. III, 3.

[4]) Plin. l. c. — Theophr. de signis pluviae p. 417.

[5]) χειμών, ἔαρ, θέρος, ſo bei Homer l. c. und Aeſchylus Prometh. v. 453; oder χειμών, ἔαρ und ὀπώρα. — θέρος und ὀπώρα war gleichbedeutend, doch bezeichnete das letzte Wort zuweilen näher die Mitte (Olympiodor. Comment. in Arist. Met. L. I p. 30) zuweilen das Ende des Sommers (Hesiod. Op. et d. 674.)

[6]) Hippocrat. de Diaet. L. III, ſo wie de aëre, locis et aquis. Derſelbe Vater der Arzneikunde ſoll aber auch das Jahr in 7 Zeiten getheilt haben, indem er bei dem Winter noch 3 Unterabtheilungen (σπορητός, χειμών, φυταλία) beim Sommer 2 (θέρος u. ὀπώρα) anbrachte. Galen. Commentar. in libr. I Epid. T. IX, p. 7.

Nils und das Zurücktreten deſſelben in drei natürlich abgegrenzte Jahreszeiten getheilt: in die der Ueberſchwemmung, welche bald nach der Sommerſonnenwende und in der älteren Zeit mit dem Frühaufgang des Sirius beginnt, dann in die Zeit des Blühens und Grünens, endlich in die der Dürre.

Bei den Hebräern erſcheint nach Gatterer[1] das Jahr in zweimal drei Horen getheilt, in die Zeit der Erndte (קציר), welche mit dem Reifen der erſten Gerſtenähren gegen Anfang des Aprils beginnt und ſieben Wochen nachher mit dem Wochenfeſt endet; in die des angehenden Sommers (קיץ), die der Hitze (חם), der Saatzeit (זרע), der regnigten Winterszeit (חרף) und der Kälte (קר). Auch bei den alten Deutſchen mag eine Theilung des Jahres in drei Jahreszeiten beſtanden haben, da dieſelben nach Tacitus[2] Verſicherung den Herbſt und ſeine Gaben nicht kannten.

Das Wort Jahr bedeutet nicht bloß in unſerer deutſchen Sprache, wo es dem alten, noch jetzt im Schwediſchen gebräuchlichen Worte „ara," d. h. kreiſen, entſtammt iſt, einen in ſich ſelber zurückkehrenden Kreis der Zeit, ſondern ſein hebräiſcher Name שנה, wie das griechiſche ἐνιαυτός und das lateiniſche **annus** ſagen daſſelbe[3]. Es heißt auch πλείων, als Fülle und Vollendung der Zeiten[4].

---

[1] Abriß der Chronologie S. 162.

[2] De mor. Germ. c. 26.

[3] Der hebräiſche Name deutet ein ſich beſtändiges Wiederholen und zugleich Verändern an. Das Griechiſche ἐνιαυτός leitet ſchon Plato im Cratylus von ἐν ἑαυτῷ ab, auf die Etymologie des Wortes annus deutet Virgil. Georg. II, 401 hin. (Orbis, Tibull. IV, 1, 160), m. vergl. Eurip. Orest. 1661. — Virg. Aen. I, 273.

[4] So bei Heſychius und in Theon. Comment. ad Arat. Eine andere alte Benennung des Jahres iſt λυκάβας, Wandel des Lichtes.

Seiner eigentlichen, irdiſchen Dauer wurde bereits oben (S. 123) erwähnt. Sie konnte auch der Beobachtung der Völker nicht lange unbekannt bleiben. Wenn der Brodfruchtbaum von neuem reife Früchte trägt, wenn die Dattelpalme wieder blüht, dann iſt für den Bewohner der Südſee-Inſeln und Arabiens; wenn die Schaar der heimathlich hier niſtenden Gänſe und Enten zurückkehrt oder der Wallfiſch wieder ſeinen Zug von Oſt nach Weſt beginnt, iſt für den Bewohner der nördlichſten Eilande ein Jahr vorüber. Die Beobachtung des Mondes lehrte hiebei leicht, daß nach ohngefähr 12 Neu- oder Vollmonden der Lauf des Jahres ſich vollende; ein genaues Aufmerken auf die Stellung, beſonders aber auf den Frühaufgang der Fixſterne zeigte, auf eine noch ſichrere Weiſe, daß z. B. das alljährliche Anwachſen des Nils mit dem wieder Sichtbarwerden des Sirius vor Sonnenaufgang zuſammentreffe.

Der Jahreslauf der zwölf ſynodiſchen Monate oder das Mondenjahr iſt nur 354 Tage 8 St. 48 Min. 33¾ Sec. lang, es iſt mithin um 10 Tage 21 St. 0 Min. 11 Sec. kürzer, als das eigentliche Sonnenjahr. Dieſer Unterſchied wurde und wird noch jetzt bei den Völkern, deren Jahresordnung und Feſte nach der Aufeinanderfolge von 12 Mondläufen beſtimmt werden, durch das Einſchalten von einem oder etlichen Monaten, zu gewiſſen Zeiten ausgeglichen. So ſchalteten die alten Römer, wie die Mexicaner abwechſelnd einen Monat von etlich und zwanzig Tagen ein, und die älteren Griechen, welche abwechſelnd den Monaten des Jahres die Dauer von 29 und 30 Tagen gaben, fügten entweder nach 8 Jahren 3, oder in 19 Jahren, (wie die neueren Juden) ſieben Monate zu. Eine andere Art der Ausgleichung des Sonnenjahres mit dem Mondenjahre, haben Gatterer und Frank in dem jüdiſchen Jobel-Cyklus nachgewieſen [1]).

---

[1]) Frankii novum Systema Chronologiae fundamentalis, ſo wie deſſelben aſtronomiſche Grundrechnung (1783). — Gatterer Abriß der Chronologie; Maſer hiſtoriſch-diplomat. Jahrbuch.

Es mochte aber dem Alterthum noch eine andere Ausgleichungsperiode des Sonnenlaufes mit dem Mondenlaufe ſehr nahe liegen. Die Zeit, in welcher der Mond wieder in der Nähe deſſelben hellen Sterns des Thierkreiſes, z. B. des Regulus erſcheint, bei welchem er heute geſehen wird, iſt ſein periodiſcher Umlauf, und dieſer dauert 27 Tage 7 St. 43 Min. 11½ Sec. — Wenn der Mond zum zehnten Male dieſen Lauf der Bahn vollendet hat, dann ſind neun Zwölftheile des eigentlichen Sonnenjahres oder neun eigentliche Sonnenmonate vergangen; denn zehn periodiſche Monate geben 273 Tage 5 St. 12 Min. oder nahe 273¼ Tage und neun Zwölftheile des gemeinen Jahres von 365 ſind nur um einen halben Tag länger, ſie betragen ganz nahe 273¾ Tage. Von dem periodiſchen Umlaufe nur wenig verſchieden iſt, wie wir oben (S. 146) ſahen, der Umlauf des Mondes zwiſchen den Knotenpunkten der Bahn. Die älteſte Aſtronomie des uns bekannten Orients: die babyloniſche, hatte beide ſcharf beachtet und wußte, daß die (im nächſten Hauptabſchnitt genauer zu erwähnende) achtzehnjährige Periode der Finſterniſſe genau 223 ſynodiſche und 242 Knotenmonate, die 19jährige aber 254 periodiſche Monate in ſich faſſe.

Jene nahe liegende Ausgleichungsperiode des Mondenlaufes mit dem Sonnenlaufe: die Zeit von zehn periodiſchen (oder Knoten-) und von neun eigentlichen Sonnenmonaten oder Zwölftheilen des Jahres, mußte aber, nach dem oben S. 190 erwähnten Wechſelverhältniß, für den Menſchen noch von einer ganz andren Wichtigkeit ſeyn. Der Menſch, deſſen mittlere Größe und Geſchwindigkeit auf eine ſchon den alten Chaldäern bekannte Weiſe in einem merkwürdig übereinſtimmenden Verhältniß mit der Größe und Geſchwindigkeit ſeines die Sonne umkreiſenden Planeten ſteht; der Menſch, deſſen gewöhnliches Lebensziel[1]) von 70 Jahren gerade der 365ſte Theil oder ein Tag des großen Weltenjahres von 25920 Erdenjahren iſt, und welcher nach einer abbildlichen Wiederholung im Kleinen, an jedem Tage im Mittel eben ſo viele Athemzüge als während der ganzen Lebensdauer Auf- oder Untergänge der Sonne erlebt, erſcheint in allen ſeinen leiblichen Entwicklungsperioden, gleich einer Breguetſchen Zwillingsuhr, übereinſtimmend mit jenen Zeiten der Verſchmelzung des Sonnen- und Mondlaufes. Denn in dem Menſchen gleichen ſich, wie in einer letzten Löſung des Räthſels der ganzen Sichtbarkeit, alle Verſchiedenheiten und Abweichungen der Bewegungen, wie der Geſtaltungen der Dinge aus. Darum beträgt die Zeit, welche der ungeborne Menſch unter dem Herzen der Mutter verſchläft, 273 Tage und es erfolgt, im gewöhnlichen Verlaufe, die Ausgeburt zum Lichte, vom Tage des Entſtehens an, nach 39 Wochen. Der neugeborne Menſch hat im geſunden Verlaufe ſchon den vierten Theil der nachmaligen Größe des Leibes. In viermal 273 Tagen oder drei Jahren hat das Kind abermals ein Viertel der geſammten Körpergröße (die Hälfte derſelben) dann von hier in achtmal 273 Tagen oder 9 Jahren das dritte Viertel erlangt, während hierauf nach ſechszehnmal 273 Tagen, oder gegen das 21ſte Jahr hin, der ganze Wuchs vollendet iſt.

---

[1]) Herodot. I, 32. Pſalm 90.

Unſerer jetzigen Gelehrſamkeit mag freilich öfters eine ſolche Uebereinſtimmung als zufällig erſcheinen, ja die bloße Erwähnung derſelben lächerlich, aber ſchon Breguets Verſuch im Kleinen lehrte, die Alten dachten anders darüber. Daſſelbe Volk, welches die Uebereinſtimmung der Größe und Geſchwindigkeit des Menſchen mit den gleichen Naturverhältniſſen des Planeten anerkannte: das der Chaldäer, hatte auch zuerſt die Zeiten nach dem zehnmonatlichen Jahre abgemeſſen, welches, wie uns dies Cenſorin[1]) andeutet, nicht aus zehn dreißigtägigen, ſondern nur aus zehn periodiſchen oder Knotenmonaten beſtund.

---

[1]) De die natali C. VIII und XXI.

Denn es war dies zugleich die Zeit der unſichtbaren Entwicklung des Menſchen von ſeinem Entſtehen an bis zur ſichtbaren Ausgeburt[1]), und darum ſchon, wenn auch der aſtronomiſche Grund ſeiner Einführung in die Rechnung der Zeiten ihnen unbekannt war, erwähnen auch die Schriftſteller des hierinnen bloß nachſprechenden Alterthumes, des zehnmonatlichen Jahres der Vorwelt[2]), und Empedocles hat von dieſer Naturperiode aus alter Ueberlieferung eine ſo hohe Vorſtellung, daß er meint, es ſey die Dauer von 273 Tagen in älteſter Zeit das allgemeine Maaß alles Zeitenwechſels, ſelbſt jenes des Lichts und der Finſterniß oder des Tages geweſen[3]). Die alten Aegypter hatten noch eine andere Naturerſcheinung vor Augen, welche ſie, noch außer den Zeiten des Menſchenlebens an die Lehre erinnerte, die unſern Tagen Breguets Zwillingsuhren geben. Von da an, wo der Nil nach ſeiner jährlichen Ueberſchwemmung wieder in ſein Bette zurückkehrt, und nun das ganze Land neubefruchtet den alle Keime belebenden Sonnenſtrahlen überläßt, bis dahin, wo er von neuem über ſein Bette tritt, um das dürre, lechzende Land zu erquicken, vergehen gerade 10 periodiſche Monate oder 273 Tage[4]). Es ſcheint deßhalb ſchon das Alterthum in dem Zahlenwerth der Buchſtaben des Namens ***ΝΕΙΛΟΣ*** oder des Nils eine Zuſammenſetzung aus 270 und 95, welches dann die Summe der Tage eines ganzen Jahres gab, erkannt zu haben[5]).

---

[1] Ovid. Fast. III, 121, 124. A. Gellius N. A. III, 16.

[2] Solin. Polyh. c. 1. p. 4. — Macrob. Saturn. L. I, c. 12. — Servius ad Virg. Georg. L. I, v. 43. M. v. auch Jacksons Chronologie, deutsch. Ueberſ. S. 284 — 285.

[3] Plutarch de placit. Philos. L. V, c. 18 (Tom. IX, edit. Reisk. p. 565.)

[4] Zoëga de Obelisc. Sect. III, c. 6. p. 167.

[5] Nil-os, nämlich ν=50, ε=5, ι=10, λ=30, ο=70, ς=200. M. v. Heliodor. Aethiop. L. IX. — Diod. Sic. L. I; Schol. ad Theocrit. Idyll. 7. — Höschel annotat. ad Horapoll. p. 181.

Wie deßhalb die Thatſache, daß die Inder, daß die Babylonier und andre alte Völker öfters andern aſtronomiſchen Perioden, von geringerer Ausdehnung, den Namen Jahr gegeben und darnach gerechnet haben, ohne Widerſpruch in den Anſichten der Gelehrten Eingang gefunden hat[1]), ſo möge man auch, in der nachſtehenden Auseinanderſetzung der immerhin viel beſcheidneren Anſicht einiges Gehör verſtatten: daß im Alterthum, neben dem der früheſten Zeit wohl bekannten Sonnenjahr auch das zehnmonatliche Jahr zum Zeitenmeſſer gedient habe.

D. Die Zeitrechnung der Völker.

Daß die älteſten Aegypter, neben dem jährlichen Sonnenlaufe fortwährend auch nach Mondumläufen ihre Zeit berechnet und hierbei den Monat als Zeitkreis, d. h. als Jahr benannt haben, bezeugen alle jene Schriftſteller des Alterthumes, welche dem älteſten ägyptiſchen Jahre die Länge von einem[2]) oder auch zwei[3]) Monaten beilegen. Hierauf ſey (nach Plutarch) an die Stelle des zwei- ein viermonatliches Jahr aufgekommen, deſſen Solinus als des eigentlichen ägyptiſchen Jahres erwähnt[4]), während er zugleich eines dreimonatlichen Jahres gedenkt, das bei den Arcadern im Gebrauch geweſen[5]). Es beliebte dem aſtronomiſch rechnenden **Alterthum** öfters, ein und dieſelbe wohlbekannte Periode in verſchiedene kleinere Zeittheile zu zerfallen und alsdann ihre Dauer jetzt nach der Zahl der einen, dann nach jener der andren anzugeben. So hatte Beroſus die Dauer der Zeit von der Schöpfung bis zur großen Fluth übereinſtimmend mit der Angabe von Suidas auf 120 Saros berechnet[1]. Ein ſolcher Saros ſollte aber nach Beroſus 3600 Jahre betragen, die ganze Zeit mithin, von der Schöpfung bis zur großen Fluth, 432000 Jahre, während nach Suidas 120 Saren gleich ſind 2222 Jahren[2]. Scheinbar weit hievon abweichend, und dennoch, wie wir hernach ſehen wollen, genau mit beiden übereinſtimmend, ſetzte der hebräiſche Grundtext der Geneſis die Zeit von der Schöpfung bis zur Fluth auf 1656 Jahre feſt. Denn 1656 Sonnenjahre ſind gleich 2222 zehnmonatlichen Jahren, deren jedes zehn *ἀποκαταστάσεις πλάνους* oder Knotenmonate in ſich faßte. 1656 Sonnenjahre glichen ferner 43200 vierzehntägigen Perioden oder beiläufig 432000 Zehntheilen des halben Mondlaufes, vom Neumond bis zum Vollmond. So wurde auch die Dauer des Phönixjahres der alten Aegypter von Chäremon über 7000 Jahre lang geſetzt, da ſie nach anderweitigen Berechnungen 540 betrug. 540 Mondenjahre ſind aber gleich 7003 periodiſchen Mondlaufen. Nicht minder giebt die indiſche Zeitrechnung, wenn ſie von ein und demſelben Zeitraum handelt, die Dauer deſſelben öfters um 5, ja um 10, 100, 1000mal größer an als andre Male[3] und es ſcheint überhaupt die Theilung durch zehn und durch ſechszig eine dem Alterthum ſehr wohlgefällige geweſen zu ſeyn. Aus dieſem verſchiedenen Zahlenwerth, in welchem man öfters die einzelnen Perioden der Geſchichte ausſprach, iſt dann hin und wieder ein Schein der Unſicherheit und der Willkührlichkeit auf die Zeitrechnungen des früheſten Alterthumes gefallen, welcher zu einem ziemlich allgemeinen Mißtrauen gegen dieſelben Veranlaſſung gab. Laſſen wir uns jedoch durch dieſen Schein nicht zu leicht irre machen. Wenn bei irgend etwas, iſt es dem Alterthum bei ſeinen Berechnungen der Zeiten um die pünktlichſte Genauigkeit zu thun geweſen, denn es hieng die Kunde des Verlaufes der Zeiten innig nahe mit dem geiſtigen Tempelgebäu der Religion der Völker zuſammen: ſo daß die öffentliche Verkündigung des Anfanges oder Ablaufes eines neuen Zeitabſchnittes in China ein Geſchäft des Regenten, in Rom des Pontifex war; das Führen der Zeitrechnung ſelber ein heiliges Obliegen der Prieſter. Ueberdieß knüpften ſich ja an die Angaben des allgemeinen Zeitenverlaufes bei ſolchen Völkern, denen wir hier am meiſten Glauben beimeſſen, Wahrnehmungen des Laufes und des wechſelſeitigen Begegnens der Geſtirne, bei deren Angabe nicht bloß ein Bemerken des Tages, ſondern der Stunde, ja der Secunde von Wichtigkeit war.

---

[1]) B. G. Niebuhrs, kleine hiſtor. und philol. Schriften I, 191. — Bailly's Geſchichte der Aſtronomie an vielen Stellen, beſonders in Bezug auf die Indiſche Chronologie.

[2]) Plutarch. vit. Numae. c. 18. Diodor. L. I. c. 26. — Plin. H. N. VII, 48. — Proclus in Plat. Timaeum L. I. p. 31.

[3]) Censorin d. d. n. c. 19.

[4]) Polyhist. c. 1, edit. Bipont. p. 14.

[5]) Nach Cenſorin ward die Erfindung des 3monatlichen Jahres dem Horus zugeſchrieben.

---

[1] Nach Syncellus.

[2] Suidas sub voc. *Σάρος*.

[3] Die eben vorhin erwähnte, nach Herodot 500jährige Phönixperiode, wird von den Indiern zu 5000 Jahren angenommen. M. v. **Bentley on the Hindu Syst. of Astron.** in den **Asiat. Research. VIII.** Bei den Chineſen wird der Tag durch Hundert, jedes dieſer Hunderttheile dann wieder durch 100 abgetheilt und auch bei den Hindus war und iſt eine fortgeſetzte Theilung

Bemerkenswerth iſt, um nur ein Beiſpiel anzuführen, die Uebereinſtimmung, in welcher eines der ſorgfältigſt rechnenden bibliſch-chronologiſchen Syſteme der neueren Zeit: jenes von Frank, Gatterer (und Waſer) mit den Zeitrechnungen des älteren und neueren Orients ſteht, wenn dieſe nach Jahresläufen zählen. Frank und Gatterer berechnen die Zeit von der Schöpfung des Menſchen bis zu Chriſti Geburt zu 4181 Jahren. Nach Cenſorins Zeugniß war aber in dem Jahre, welches das 139te

---

der Zeit durch 10 und 100 im Gebrauch (Sonnerats Reiſe, S. 251 der deutſch. Ueberſ.), ſo daß derſelbe Zeitraum einmal als 4320.000 dann als 4320.000.000, 4320.000.000.000 gezählt wird.

nach Chriſti Geburt iſt, das Jahr Gottes oder große ägyptiſche Sonnenjahr von 1461 Jahren abgelaufen[1]). Eine in der Anſicht der alten chronologiſchen Rechnungen doppelt begründete Behauptung. Denn das 139te Jahr nach Chriſto war nach Frank das 4320te der Welt, mithin das Ende der dritten altperſiſchen Weltperiode oder des Sal Chodai (Jahr Gottes) von 1440 eigentlichen Sonnenjahren und zugleich das Ende des dritten aus 1461 Jahren von 360 Tagen beſtehenden Zeitkreiſes. Ein alter, jenen Völkern heiliger, ägyptiſch-etruskiſcher Jahrescyclus, welcher aus 4180 Jahren beſtund, endigte, nahe übereinſtimmend mit der Frankiſchen Zeitrechnung, etwa 60 Jahre vor Chriſti Geburt[2]). Eben ſo war die den Indern heilige Periode von 4320 (Monden-) Jahren um die Zeit von Chriſti Geburt abgelaufen[3]). Aber 4320 Mondenjahre, welche den Feſt- und Kirchenjahres-Rechnungen der alten Welt großentheils und denen des neueren Orients noch jetzt häufig zu Grunde liegen, betragen 4192 eigentliche Sonnenjahre, mithin weicht auch dieſe Angabe nur wenig von dem Syſtem der Frankiſchen Zeitrechnung ab. Es zerfällt jene alte indiſche Naturperiode von 4320 (Monden-) Jahren in vier gleiche Zeitabſchnitte von 1080 Jahren, deren jeder mithin zwei Phönixperioden von 540 Jahren in ſich faßt. Aber nach Juvenal, welcher gegen oder nach dem Ende des erſten Jahrhunderts nach Chriſto ſchrieb, herrſchte zu ſeiner Zeit das 9te Weltenalter, ſchlimmer noch als das eiſerne und nach keinem Metalle mehr benannt[4]). Die hetruskiſchen Prieſter hatten ſchon zu den Zeiten des Marius das nahe Ende des 8ten großen Weltencyklus und den nahen Anfang eines neuen verkündet[1]).

---

[1]) de die natal. c. 21.

[2]) Plutarch l. c. — Sueton. Octav. 94. — Dio Cass. 45. 1. — Joh. Freinshemii Supplem. Liv. LXVII. in loc. L. CII. c. 89 et 90. — Niebuhr a. a. O. und m. Ahnd. e. allg. G. d. L. II, 2. S. 79.

[3]) Die Periode Salivahanah. M. v. m. Ahnd. einer allg. Geſch. d. Leb. II, 2 im 5ten, 8ten und 9ten Abſchn.

[4]) Juvenal. Satyr. XIII, 28.

Von beſonderer Bedeutung, weil ſie die noch jetzt in Indien herrſchende und zugleich die am allgemeinſten durch das ältere und neuere Aſien verbreitete iſt, erſcheint uns hier die Zeitrechnung der Inder. Die Grundzahl dieſer Zeitrechnung iſt immer 4320, welche Zahl nach dem Belieben der verſchiedenen aſtronomiſchen Syſteme mehr oder minder in Decimaltheile zerfallt wird. Wir müſſen die Zahl 432 oder 4320 ſowohl in den Raum- als in den Zeitenverhältniſſen unſres Planeten als eine ſehr bedeutungsvolle anerkennen. Denn es beträgt unter andern der Durchmeſſer der Erdbahn um die Sonne, nach Sonnenhalbmeſſern, eben ſo wie der Durchmeſſer der Mondbahn nach Mondenhalbmeſſern ziemlich nahe an 432, und die Zeit von 432 Jahren ſollte nach Burckhard auch von Bedeutung ſeyn als Periode der Abweichungen der Magnetnadel gegen Oſt und gegen Weſt. Es erſcheint deshalb als ein freilich aus andern Grund hervorgehendes glückliches Zuſammentreffen mit der Natur, daß ſchon die älteſten Völker der Zahl 432 und 4320 einen ganz beſondren Vorrang bei dem Abmeſſen der Zeit- und Raumverhältniſſe einräumten[2]). So ſollte denn auch nach der Zeitrechnung der Inder die erſte Weltperiode 4mal 432 oder 1728..., die 2te 3, die 3te 2, die 4te 1mal 432... Jahre betragen haben, alle 4 zuſammen mithin 10mal 432.... bis zur Zeit der Vollendung der Periode Salivahanah oder bis zum Beginn des Reiches des **Maha Samette** der Chalias[1]). Aber nach einem andren, übrigens jenem erſteren nahe verwandten Syſteme der Zeitrechnung, wurde (nach S. 221) die Periode von 4320 (Monden-) Jahren in vier gleiche Theile von 1080 Jahren getheilt. — Die erſte Weltperiode[2]) ſollte mit einer großen allverheerenden Fluth geendigt haben. Nun fallt es bald in die Augen, daß 1656 eigentliche (Sonnen-) Jahre ziemlich nahe gleich ſind 1728 Mondenjahren[3]). Nach dem vorhin erwahnten Syſtem der Zeitrechnung von Gatterer und Frank waren von der großen Fluth bis zur Zeit der Geburt Chriſti, oder was nach dem Ausdrucke der indiſchen Zeitrechnung gleich bedeutend iſt, bis zur Erfüllung der Periode Salivahanah 2525 Jahre vergangen und ganz ſo wird auch in einer Stelle des Varaha Sanhita[4]), eines alten indiſchen Werkes, die Epoche des Salivahanah auf das 2526te Jahr nach der Aera des Yudhiſthira oder des Noah (d. h. nach der Sündfluth) geſetzt. Hiermit in Uebereinſtimmung zu ſetzen wäre vielleicht jene noch bis zu unſerer Zeit in Indien bekannte Zeitenangabe, welche den Anfang des Kali-Yug, oder das Jahr der Sündfluth auf das

---

[1]) Plutarch in Syllam. (edit. Francof. p. 456. — Edit. Reisk. III, p. 87.)

[2]) Sowohl das Cor (zum Abmeſſen z. B. des Getreides) als der Homer, zum Abmeſſen der Flüſſigkeiten waren bei den alten Hebräern in 4320 kleinſte Theile oder in die Hälfte eines שָׁלִישׁ abgetheilt. M. v. Schmidts bibl. Mathemat. S. 124. Die Zahlen 360 mal 12 oder 60 mal 60 mal, die Zahlen 72 mal 12 und 720 mal 10, ſo wie andre bei den Eintheilungen der Zeit- und Raumverhältniſſe gewöhnliche, führten ſämmtlich Summen herbei, denen die Zahl 482, mehr oder minder in Decimale abgetheilt, zu Grunde lag.

---

[1]) M. v. Joinville, on the Religion and Manners of the people of Ceylon. Asiat. Res. Vol. VII. p. 438.

[2]) M. v. Maiers mythol. Wörterbuch. Später wurde das Eintreten einer großen Fluth und einer merkwürdigen Conjunction der Geſtirne am Ende jeder der drei erſten Weltperioden von 1728, 1296 und 864 Jahren angenommen. M. v. m. Ahnd e. allg. Geſch. d. L. II, 2, S. 126 u. f.

[3]) Genau ſind 1728 Mondenjahre = 1676 Sonnenjahre. 1656 der letzteren geben nur gegen 1707 der erſteren.

[4]) Asiat. Res. Vol. IX.

Jahr 2625 vor Chriſto hinaufſetzt, denn 2626 Mondenjahre ſind 2546 Sonnenjahre; noch näher aber trifft mit der Zeitrechnung Franks jene aus den Geſchichten der Chineſen entnommene Angabe überein, welche die Zeit des Fohi (Noah) auf das Jahr 2538 vor Chriſto hinaufſtellt[1]). Aber wenn demnach auch noch ein Theil des jetzigen öſtlichen Aſiens in Uebereinſtimmung mit uns die Zeit der großen Fluth berechnet, ſo hat dagegen ein anderer Theil, den eigentlichen Grund (vielleicht als bekannt) verſchweigend, bei ſeinen Zeitberechnungen die Theilung der Weltperiode von 4320 in vier Viertheile zu Grunde gelegt. Darum ſetzen die meiſten jetzigen Inder die Zeit des Yudhiſtira oder die große Fluth auf das 3101te Jahr, andre (nach Baldaus) auf das 3200te Jahr vor Chriſto hinauf. Es erinnert dieſe letztere Berechnungsweiſe, nach welcher der Zeitraum zwiſchen der Schöpfung und der Fluth gegen 980 Jahre betragen hatte, an des Panodorus Zeitangabe, nach welcher das Reich der ſieben älteſten Götter zuſammen 969 Jahre gedauert haben ſollte: eine Zeitenſumme, in welcher des Vignoles[2]) eine gefliſſentliche Annäherung an den alten, von ihm aufs Scharfſinnigſte in dem chronologiſch-mythologiſchen Syſteme der alten Aegypter nachgewieſenen Cyclus von 2mal 487 Jahren zu erblicken glaubt. Aber der Ausgang durch dieſen Wald der chronologiſchen Syſteme, durch welchen viele ſich durchkreuzende Wege nach einem gemeinſamen Ende hinlaufen, wird uns am leichteſten zu finden ſeyn, wenn wir das Zuſammentreffen der verſchiedenen Wege an einem einzigen Beiſpiele: an der Uebereinſtimmung der künſtlichen Rechnung nach zehnmonatlichen Jahren und nach gewöhnlichen Sonnenjahren ſcharf ins Auge faſſen.

Hatten wir von jenem Manne, welcher am Ende der zwölften Jahreswoche ſeines Lebens, an ſiebenzig ſieben aus ſeiner

---

1) Jackſons chronologiſche Alterthüm., deutſche Ueberſ. S. 657.

2) Chronolog. Sainte II, 654 — 656.

Hand hervorgegangener Schriften ſich erfreuen durfte [1]), nur noch jene Werke, welche von dieſem Gegenſtand handelten, ſo würde die an ſich wahre, aber häufig überſehene Thatſache, von welcher es ſich hier handelt, ſchon längſt ein günſtigeres und allgemeineres Gehör gefunden haben. Aber auch ohne jenen alten, ehrenwerthen Führer, bleiben uns in den Schriften der Alten Wegweiſer genug und ſelbſt durch eine minder wegſame Oede würde ein ſolcher Vorgänger, wie Niebuhr war, den Muth erwecken ihm zu folgen.

Niebuhr, in ſeiner römiſchen Geſchichte (I. S. 191 u. f. der 1. Ausg.) hat gezeigt, daß das alte Rom, wie die Alten ſelber uns ſagen [2]), neben der Jahresrechnung nach Monaten auch die nach zehnmonatlichen Zeitläufen von 304 Tagen im Gebrauch hatte. Vorzugsweiſe erſcheint ſogar bei den alten Etruskern und Römern das zehnmonatliche Jahr als ein religiöſes, ein Prieſterjahr, nach welchem gerade da gerechnet und die Zeit abgemeſſen wurde, wo die Beſtimmung der Zeit die heiligſte und wichtigſte Angelegenheit ſeyn mußte: bei Verträgen und Bündniſſen der Völker, vor dem Altar der Götter [3]).

---

[1]) Varro bei Gellius III, 10.

[2]) Cenſorin rechnet uns die Dauer deſſelben ganz genau mit Angabe der Tageszahl der einzelnen Monate vor. Das zehnmonatliche bei den ältern Völkern im Gebrauch geweſene Jahr wurde übrigens von jedem von ihnen auf eigenthümliche Weiſe mit dem Sonnenjahr in Uebereinſtimmung geſetzt und ausgeglichen.

[3]) Niebuhr Geſch. d. Römer I, 202, 203. Auch die Mexicaner berechneten die Zeit nach einem doppelten Maße, das eine war das gewöhnliche Sonnenjahr von 365 Tagen, getheilt in 18 Monate von 20 Tagen ſammt 5 Ergänzungstagen, das andere war das heilige oder Ritualjahr, nach welchem die Prieſter rechneten, beſtehend aus 260 Tagen oder 20 13tägigen, 52 fünftägigen Zeitläufen. Dieſes letztere Jahr wurde nach 4 mal 13

Daher erſcheint Veji ſchon im Jahr 316 wieder im Kriegsſtand gegen Rom, da doch der geheiligte Vertrag des Waffenſtillſtandes im Jahr 280 u. c. auf 40 Jahre geſchloſſen war und Livius, das heilige Jahr der Verträge-Rechnungen im Auge habend, ſagt ſchon bei dem Jahr 347 u. c. ein zwanzig-jähriger Waffenſtillſtand (mit den Vejern), der im Jahr 329 abgeſchloſſen war, ſey verlaufen geweſen, da doch vom Jahr 329 bis 347 erſt 18 volle Jahre vergingen. Eben ſo hatte der im J. 323 auf 8 Jahre ($6\frac{2}{3}$ Sonnenjahre) beſchworne Frieden mit den Volskern im Jahr 330 geendigt. Aber nicht bloß die Prieſter, ſelbſt die Schriftſteller des alten Roms rechneten zuweilen nach zehnmonatlichen Ritual-Jahren, wie etwa unſre Dichter ein jugendliches Alter des Menſchen als ein Alter von 1000 Wochen beſtimmen. So rechnete Ennius, welchem es gewiß nicht unbekannt war, wie viel dieſe Zeit nach eigentlichen Sonnenjahren betrage, dennoch, als er im Jahr 582 u. c. ſeine Annalen ſchrieb, von der Erbauung der Stadt bis dahin 700 Jahre; aber 700 Ritual-Jahre betragen wirklich $582\frac{3}{5}$ Sonnenjahre.

Das römiſche Ritual-Jahr, aus zehn Sonnenmonaten von $30\frac{2}{5}$ Tagen beſtehend, war übrigens nur eine Abart des oben erwähnten, bedeutungsvolleren Zeitkreiſes von 273 Tagen und es ſind Spuren vorhanden, daß ſelbſt die Aufſeher der alten ſybilliniſchen Bücher jenes Vorbild ihres Ritualjahres kannten und nach ihm rechneten [1]. Doch bedürfen wir dieſes zweideutigeren Zeugniſſes des fernen Auslandes nicht zum Beweis der Wahrheit: daß die alte Welt wirklich häufig neben dem eigentlichen Sonnenjahre nach zehnmonatlichen gerechnet

---

oder 52 Sonnenjahren mit dem bürgerlichen ausgeglichen, denn 52 der letzteren gaben 73 Ritualjahre (1461 der letzteren ſind genauer 1010 volle Sonnenjahre.)

[1] M. v. meine Ahnd. einer allg. Geſch. d. Leb. II, 2, S. 218, 219 u. f.

habe; dieſer Beweis wird uns leichter zu führen ſeyn, wenn wir die Zeitrechnungen der Völker vergleichen, welche die Erfinder des zehnmonatlichen Jahres waren: die der ſternkundigen Babylonier und Aegypter. Seit alter Zeit war dieſen, wie uns Ptolemäus erzählt[1], jene im nächſten Hauptabſchnitt genauer zu erwähnende Periode bekannt, nach deren Verlauf die Mondknoten wieder ganz dieſelbe Stellung gegen die Ekliptik erreichen, welche ſie am Anfang derſelben hatten: die zur Berechnung der Finſterniſſe überaus wichtige[2] Periode von 6585 Tagen 8 Stunden. Weder durch Sonnenjahre noch durch Tage iſt dieſer Zeitlauf vollkommen theilbar, denn nach den erſteren gerechnet beträgt er 18 Jahre 11 Tage und 8 Stunden und auch nach Tagen bleibt, abgeſehen von den kleineren Zeittheilen, ein Drittel Ueberſchuß. Dagegen iſt jene Periode aufs Vollkommenſte theilbar durch die Zeit des Umlaufes des Mondes zwiſchen den Knotenpunkten ſelber, ſo wie auch durch die Zeiten des ſynodiſchen und anomaliſtiſchen Monates (m. v. S. 146). Denn ſie enthält mit großer Genauigkeit 242 Knoten-, 239 anomaliſtiſche, 223 ſynodiſche Mondläufe. Es lag am nächſten und erſchien am naturgemäßeſten, eine Periode des Bewegens der Mondknoten durch die Zeiten der einzelnen Umläufe zwiſchen den Knoten zu theilen und zur Erleichterung des Berechnens der Finſterniſſe die verlaufene Zeit auch nach Knotenmonaten zu zählen. Hier war denn durch die Zuſammenfaſſung in Decaden und durch das Anfügen der Zehentheile, das zehnmonatliche Jahr von beiläufig 273 Tagen als das bequemſte Zeitmaß gefunden. Wurde es nach ſeiner Zuſammenſetzung aus 10 Knotenmonaten betrachtet, ſo betrug, genau genommen, ſeine

---

[1] Almag. L. IV. c. 2.

[2] Noch in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bedienten ſich ihrer die größten europäiſchen Aſtronomen zur Berichtigung der Rechnungen über den Mondlauf.

Dauer $272,_{1227}$ Tage. Und die alten Chaldäer und Aegypter rechneten genau. Darum ſetzt Suidas, dieſe Rechnungen vor Augen habend, die Zeit von der Schöpfung bis zur Fluth zu 2222 Jahren an. Denn das 1656te Sonnenjahr war zugleich, wenn man die Zeit nach jenen zehnmonatlichen Jahren berechnete, das 2222te zehnmonatliche. Und eben ſo waren in $1655,_{8872}$ Jahren oder 604800 Tagen 43200 halbe (14tägige) Mondlaufe (m. v. hierüber S. 219) oder 432000 Fünftheile der 7tägigen Woche verlaufen. Wenn Beroſus nach dieſen Zeittheilen die erſte Weltperiode berechnet[1]), ſo bezeugt er hiedurch eine uralte Verwandtſchaft und Bekanntſchaft des alten chaldaiſchen Syſtemes der Zeitrechnung mit dem alten indiſchen. Dieß hatte die erſte Weltzeit zu 1728 Mondjahren angeſetzt, aber 1728 Monden ſind $1676\frac{1}{2}$ Sonnen- und gegen 2250 zehnmonatliche Jahre. Und dieſer Rechnung folgten die Verfaſſer der Septuaginta, wenn ſie auf eine ſehr gekünſtelte Weiſe die Lebensjahre der Altväter, wie ſie dieſelben im hebräiſchen Grundtext angegeben fanden, ſo veränderten, daß ſtatt 1656 Jahre 2242 oder ſogar 2262 herauskamen[2]).

Nicht allein die Verfaſſer der Septuaginta, ſondern eine Menge andrer Zeitrechner des Alterthumes hatten beide neben einander fortlaufende Berechnungsarten: die nach Sonnen- und die nach zehnmonatlichen Jahren vor Augen, wenn die Einen, was ſich auffallend oft wiederholt, eine gerade um ein Viertel größere Jahresſumme zählten, als die Andern. So hatte nach einigen Angaben die erſte Königsperiode der 37 Thebaiter 1050, nach andern 1400 Jahre gedauert [1]); ein und derſelbe Schriftſteller, Vellejus Paterculus, berechnet an der einen Stelle ſeines Werkes die Dauer des Reiches der Aſſyrer nahe übereinſtimmend mit der Aera des Calliſthenes und mit Leo Africanus auf 1423, an einer andern Stelle zu 1070 Jahren [2]); die Zeit, in welcher Homer lebte, wird von Philochorus auf das 180te, von Appollodorus dem Athenienſer auf das 240te Jahr nach der Zerſtörung Troja's geſetzt [3]). Aber 1050 volle Jahre ſind wirklich 1400, 1070 ſind nahe 1423 (bei Leo African. ſteht ſtatt 1423, 1429), 180 ſind 240 Dreivierteljahres-Cyklen. Euſebius ſetzt der Wahrheit gemäß die Zeit der Semiramis 800 Jahre vor der Zerſtörung von Troja, die Zeit des Moſes 1530 Jahre vor Chriſto hinauf; nach einer Angabe der Chaldäer wurde jedoch die Zeit zwiſchen Semiramis und Troja's Fall zu 1067, die Zeit zwiſchen Moſes und Chriſtus von den jüdiſchen Geſchichtsſchreibern Joſephus und Juſtus, ſo wie von den chriſtlichen Geſchichtsforſchern Clemens, Julian und Africanus auf 2034 Jahre berechnet [4]). Aber 2034 zehnmonatliche Cyklen betragen wirklich nahe 1530 (1526), 1067 ſehr genau 800 volle Jahre. Die Dauer des argiviſchen Reiches, von Inachus bis zu Agamemnons Tode wird nach Euſebius Tafeln zu 675, nach Africanus faſt 900 [5]), die Zeit zwiſchen Inachus und Chriſtus nach einigen Angaben zu 1500, nach andern zu 2000 Jahren [6]) angegeben, aber 675 und 1500 volle Jahre ſind 900 und 2000 zehnmonatliche. Zuweilen hat jedoch auch Euſebius Zeitbeſtimmungen aufgenommen, welche er nach Dreivierteljahres-Cyklen berechnet vor ſich fand. So ſetzt er die Erbauung von Naxos auf das 446te Jahr nach dem trojaniſchen

---

[1]) Syncell. Chronograph. p. 17. — Ein Fünftheil der ſiebentägigen Woche beträgt 1 Tag 9 St. 36'. Und ſchon Annianus und Panodorus ſcheinen die wahre Bedeutung der Zeitangabe des Beroſus gekannt zu haben, wenn ſie ſagen, daß unter dem Wort Jahre Tage zu verſtehen ſeyen. ibid. und Goars Anmerkungen dazu.

[2]) 1000 Jahre von $272,_{122}$ Tagen ſind nahe gleich 745 Sonnenjahren; 100 = $74\frac{1}{2}$; 10 = $7\frac{2}{5}$.

---

[1] Syncell Chron. 147. — Creuzers Symbolik, 2te Aufl. S. 432. — Görres Mythengeſchichte II, 413. — Becks allgem. Weltgeſch. I, 281. — Des Vignoles a. a. O. 666, 727 u. 732.

[2] Vellej. Paterc. Hist. Rom. L. 1, 6, init. — J. Scaliger Anim. in Euseb. Chron. Can. Libr. poster. p. 64, ad MCXCVII.

[3] Herveti Comment. in Clem. Alexandr. Stromat. L. 1. p. 111, edit. Potter.

[4] Scalig. Animadv. l. c. p. 11.

[5] Scal. l. c. p. 18 u. 63. — Franks aſtron. Grundr. S. 291. — Petav. rationar. temp. 1, 13. u. 85.

[6] Heyne zu Guthrie II, 551.

Kriege, die von Byzanz auf 656 vor Chriſto, während Strabo die erſte Jahreszahl auf 330, Georg Cokinus die zweite auf 492 feſtſtellt[1]). Aber 330 volle Jahre geben 440, 492 volle Jahre geben 656 zehnmonatliche Jahre. Eben ſo beſtimmt Euſebius die Dauer des mediſchen Reiches, welche doch nach des Vellejus Paterculus Zeitangabe nur gegen 190 Jahre betrug, auf 259; die Zeit der 3ten und 4ten Dynaſtie der Thebaiter, ſtatt mit Africanus zu 488, zu 646 Jahren[2]). Aber 259 und 646 Dreivierteljahres-Cyklen ſind, jene 193, dieſe faſt 485 volle Jahre. Die Zeit der 20ten Dynaſtie der Thebaiter wäre nach Syncellus bei Africanus 135, nach Euſebius 178, die Dauer der Regierung dreier Nachfolger des Dardanus (Erichthonius, Tros und Laomedon) zuſammen nach der einen Angabe 179, nach andern nur 131, die der Argiviſchen Könige Phorbas und Triopas, nach der einen 80, nach der andern 112, die der Mediſch-Aſſyriſchen Könige von Arbaces bis Asvandas 312 oder 240 geweſen[3]). Zwiſchen allen dieſen verſchiedenen Angaben beſtehet das Verhältniß von 3 zu 4. Eben ſo zwiſchen den verſchiedenen Angaben der Regierungszeit des Hauſes Feridun, zu 180 und 240 Jahren[4]), zwiſchen der gewöhnlichen Angabe der natürlichen Dauer des Menſchenlebens zu 70 oder 72 und der zu 96 Jahren[5]). Deutlicher aber als in allen den hier aufgeführten Differenzen zwiſchen zwei einander parallel laufenden Syſtemen der Zeitberechnung, Differenzen, von denen ſich leicht eine doppelte, ja vierfach größere Menge der Fälle aufführen ließe, erkennen wir die Rechnungsweiſe nach zehnmonatlichen Jahren bei jenen Schriftſtellern, welche, mit Beibehaltung der Zeitangaben der Alexandriner, über die Perioden der Geſchichte des alten Teſtamentes geſchrieben haben. Was zuerſt die ſicher geſtellte Zeitangabe nach Sonnenjahren betrifft, welche den hebräiſchen Grundtext der heiligen Schrift für ſich hat, ſo beträgt nach ihr:

Die Zeit von der Schöpfung bis zur großen
Fluth . . . . 1656 Jahre
Die Zeit von der Sündfluth bis zum 75ten

---

[1] Scal. l. c. p. 75. u. 81.

[2] ib. p. 93 Beck. a. a. O. S. 284.

[3] Beck. a. a. O. 307, 352, 358, 589, 612.

[4] Joh. v. Müller, Verſ. über die Zeitrechn. d. Vorwelt, im 8ten B. ſ. Werke.

[5] Pſ. 90; Herodot. edit. Borhek. p. 18; Censorin. c. 14; Lindenbrog annotat. ad Censor. p. 87.

Jahre Abrahams[1])	427	—
Vom 75ten Jahre Abrahams bis zum Auszug aus Aegypten[2])	615	—
Vom Auszug bis zum 3ten Jahre der Regier. Salomons[3])	480	—
Von hier bis zum 2ten Regierungsjahr des Cyrus[4])	477	—
Von da bis auf Chriſti Geburt[5]) . .	537	—
	Summe 4192	Jahre.

Nun wird aber die Zeit von Chriſti Geburt von dem Schriftſteller, welcher die Alexandriniſche Weiſe der Zeitenberechnung am weiteſten durchgeführt hat: von Clemens Alexandrinus auf das 5626te Jahr der Welt geſetzt[6]). Nun trifft das 5626te zehnmonatliche Jahr wirklich mit dem **4192**ten Sonnenjahr zuſammen. Und nicht bloß bei dieſer allgemeinen Summirung der Jahre hat Clemens die Alexandriniſche Zeitberechnung nach Dreivierteljahres-Cyklen vor Augen gehabt, ſondern auch da, wo er die Zeit der einzelnen Perioden beſtimmt. So rechnet er von Joſua auf Saul ſtatt 351 Jahre **463**; vom Ausgang aus Aegypten bis zu Salomons Tempelbau rechnet Clemens und mit ihm Joſephus und Syncellus **639**, **643**, ja **659** Jahre[7]); der hebräiſche Grundtext (wie Frank und Andre zeigten) nur **480** Jahre. Aber **351** Sonnen- ſind genau **463** zehnmonatliche Jahre; **480** der erſteren geben **644** der letzteren. Eben ſo verräth ſich auch in den Schriften des Joſephus, an verſchiedenen Stellen der alten, unveränderten Ausgaben und der Handſchriften, eine doppelte Zeitrechnung, deren eine von der Schöpfung bis zur Zerſtörung des erſten Tempels 1710 bis 4713, die andre 3513¾ Jahre zählt. Denn 4713 zehnmonatliche Jahre verliefen wirklich im 3514ten Sonnenjahre 1). Derſelbe Forſcher der jüdiſchen Geſchichten ſagt in der Vorrede zu ſeinen jüdiſchen Alterthümern und gleich am Anfang ſeines Buches gegen Apion: es ſeyen von der Schöpfung bis zur Vollendung der 22 canoniſchen Schriften des alten Teſtamentes (gegen Anfang der Regierung des Artaxerxes, der auf Xerxes folgte) 5000 Jahre verfloſſen. Aber Joſephus ſelber rechnet an andren Stellen ſeiner Bücher bis auf dieſen Artaxerxes und die Zeit der neuen Begründung des jüdiſchen Staates durch ihn nur 3727 Jahre und nahe übereinſtimmend hiermit ſetzt Frank das Jahr des Ausgebens von Artaxerxes Mandat auf das 3725te Jahr der Welt. Und 5000 zehnmonatliche Jahre der oben erwähnten 272tägigen Art, ſind wirklich 3726 Sonnenjahre 2). So ſcheint denn auch die Dauer des zehnmonatlichen Jahres zum Abmeſſen der Zeiten ſelbſt bei den Indern, wenigſtens bis zu Alexanders des Macedoniers Zug nach Indien gewöhnlich geweſen zu ſeyn 3) und es war namentlich die Zeiteintheilung Irans, wie Joh. v. Müller in den Zuſätzen zu dem oben angeführten Aufſatz gezeigt hat, eine dem Syſtem der Septuaginta nahe verwandte. Denn wenn man in derſelben den vorletzten Zeitraum der Wahrheit gemäß, ſtatt zu 592 zu 480 Jahren berechnet, ſo zählt dieſe Zeitrechnung, faſt wie Clemens Alexandrinus bis auf Chriſtum 5620 Jahre.

---

[1]) Nach Uſſer, Frank u. A.

[2]) Nämlich 185 bis zu Joſephs Hinabkunft nach Aegypten, 430 von da zum Auszug. So nach der Rechnung vieler alter und neuer Chronologen; m. v. Scaliger animadv. p. 17; Frank, Gatterer, Maier, Silberſchlag, J. v. Michaelis, J. v. Müller a. a. O.

[3]) So nach Uſſer, Scaliger, Bengel, Frank u. A.

[4]) Nach Frank.

[5]) Nach der Mehrzahl der Chronologen. Nach Bengel und Uſſer nur 531.

[6]) Stromat. L. I, edit. Fr. Sylburg (Col. 1688) p. 337. Dieſe Stelle ſcheint Pilgram (Calend IX.) vor Augen gehabt zu haben.

[7]) Des Vignoles, l. c. T. I. p. 187.

So hat der Menſch ſeit den älteſten Zeiten den Lauf der Geſchichte ſeines Geſchlechts, wie den der eignen Lebensdauer durch einen Maßſtab abgemeſſen, welchen ihm die ſichere Hoffnung des in der Mutter verborgenen Keimes zur ſichtbaren Ausgeburt an die Hand gab und er hat dieſen Maßſtab mitten durch die Zeiten des gewöhnlichen Sonnen- und Sternenlaufes hindurch beibehalten, andeutend hiermit, daß in ihm ein Stern der Hoffnung ſey, zu einer ſelbſtſtändigen Ausgeburt und Entwicklung

---

1) Die weitere Auseinanderſetzung dieſer beiden verſchiedenen Rechnungsweiſen findet ſich in meiner Urwelt und die Fixſterne S. 383 u. f., ſo wie in m. Abhd. II, 2. S. 182.

2) M. Urw. und die Fixſt. S. 386.

3) Wilford in den Asiat. Research. Vol. V, 4te Ausg. p. 291 macht es wahrſcheinlich, daß ſtatt der 6042 Jahre und 3 Monate, welche nach Arrian und Plinius Megaſthenes „ſeit der Schöpfung" (ſeit Dionyſos) bis auf Alexanders Einfall in Indien, nach der dortigen Zeitrechnung als vergangen annimmt, die richtigere Leſart 5042 gezählt habe.

des in ſeinem Geſchlecht liegenden ewigen Keimes, unabhängig von dem Einfluß der irdiſchen Sonne und des Wandels der Erdenzeiten.

Bemerkenswerth erſcheint noch, daß die älteren Rechner nach dem alexandriniſchen Syſtem, wenn ſie dieſem gemäß, den Zeitraum bis auf Chriſtus angeben wollten, gewöhnlich ihre Einſchaltungen nur bei den früheſten Perioden anzubringen wagten, bei den ſpäteren aber ungleich übereinſtimmender mit der wahren Zeitangabe (nach Sonnenjahren) rechneten. So zählt das gewöhnliche Syſtem der Septuaginta, wenn es den Zeitraum von der Schöpfung bis zu Abrahams Geburt zu 3334, überhaupt aber nach der ſogenannten Conſtantinopolitaniſchen Aera die Zeit von Adam bis auf Chriſtus zu 5508 Jahren berechnet, gerade ſo wie Frank und Gatterer von Abrahams bis auf Chriſti Geburt 2174 Jahre.

Wir fügen dieſem Abſchnitt als Anhang noch bei:

F. Einige beiläufige Bemerkungen über die chriſtliche Zeit- und Feſtrechnung.

Die nachſtehenden Bemerkungen ſollen nur im Vorübergehen auf eine Uebereinſtimmung aufmerkſam machen, welche zwiſchen unſerer chriſtlichen Zeitrechnung und zwiſchen einigen in das Gebiet der Sternkunde fallenden Naturperioden ſtatt findet.

Schon Friedrich Theodor Schubert (in ſ. popul. Aſtron. III, 335) findet es mehr als wahrſcheinlich, daß der jetzige Zuſtand der Dinge auf unſerer Erde in einem jener aſtronomiſch bedeutungsvollen Momente begonnen haben müſſe, da die Sonnennähe und Sonnenferne unſeres Planeten auf Cardinalpunkte des Thierkreiſes trafen. In unſern Tagen fällt der Punkt der Erdnähe der Sonne an den 281ten Grad der Ekliptik (am 21ten Januar 1810 auf 279° 39′ 22″) und iſt mithin um 10 Grad von dem Ort der Winterſonnenwende hinweggerückt. Aber die Bewegung der Sonnenwenden und Nachtgleichenpunkte von Weſt nach Oſt beträgt jährlich gegen 50″, dagegen weicht umgekehrt der Ort der Sonnennähe jährlich um $11\frac{8}{10}$ Secunden zurück, ſo daß die Gegen- oder Auseinanderbewegung der Nachtgleichen und der Sonnennähe oder Sonnenferne jährlich ſich auf 1 Minute und $1\frac{8}{10}$ Secunde, mithin in hundert Jahren auf 1° 43′ 1″ beläuft. Rechnet man zurück, ſo findet man, daß etwa viertauſend Jahre vor Chriſto die Erdnähe der Sonne (die jetzt in den Anfang des Januars fällt) im 180ten Grad der Ekliptik mit der Herbſtnachtgleiche, demnach mit jener Stellung der Erde zuſammentraf, da alle Punkte der Planetenoberfläche in gleichem Maaß von dem

Licht der Sonne getroffen wurden. Es erſcheint deshalb doppelt merkwürdig, daß die Völker der alten Welt faſt einſtimmig die Schöpfung des Menſchen, der nach allen ſeinen Kräften und Anlagen, wie die Sonne in der Zeit der Nachtgleichen, nicht blos einen einzelnen Theil, ſondern der geſammten Oberfläche der Erde angehören ſollte, in den Herbſt (die Zeit des alten Jahranfanges) und viertauſend Jahre vor Chriſto hinanſetzen.

Auch den zweiten, allgemeineren Anfangspunkt der chriſtlichen Zeitrechnung, das Jahr von Chriſti Geburt, haben Kepler und neuerdings Fr. Th. Schubert, ſo wie Ideler an eine merkwürdige aſtronomiſche Erſcheinung angeknüpft. Schon Kepler, als er gegen Ende des Jahres 1603 Jupiter und Saturn in Conjunction, im März 1604 bei ihnen den Mars und noch in demſelben Jahre den neuerſcheinenden, hellen Stern am Fuß des Schlangenträgers (m. ſ. S. 52) aufflammen und nach einigen Monaten wieder verſchwinden ſahe, gerieth auf den Gedanken, daß der Stern der Weiſen eine Conjunction des Saturn und Jupiter, zuſammt dem Erſcheinen eines neuen Sternes bedeutet habe (m. v. ſein Buch: De stella nova in pede Serpentarii, Prag. 1606. De Jesu Christi servatoris nostri vero anno natalitio, Francof. 1606, ſo wie die ſpätere Abhandlung deſſelben Inhalts 1614.) Vor einigen Jahren ward die Frage über den Stern der Weiſen durch Biſchof Münter, der ſie zur Preisfrage machte, von neuem zur Sprache gebracht. Er fand in des rabbiniſchen Schriftſtellers Abarbanel Commentar über den Daniel, die Zeit des Erſcheinens des Meſſias im Fleiſche in Verbindung geſetzt mit der Zeit einer Conjunction des Jupiters und des Saturn in den Fiſchen, in jenem Zeichen, unter deſſen Einfluß nach den Lehren der alten Aſtrologie Palaſtina ſtund. Eine ſolche Conjunktion ſollte (nach Abarbanel) ſtatt gefunden haben, drei Jahre vor Moſis Geburt und eine gleiche Conjunktion in demſelben Sternbild, im Jahre 1463 ſollte nach der Meinung jenes gelehrten Rabbinen, der damals eben ſein Werk ſchrieb, die nahe Zeit des Erſcheinens des Meſſias bedeutet haben. Und nicht bloß der ſpäter lebende Abarbanel, ſondern auch die Verfaſſer des Talmud, welche bald nach Chriſto lebten, erwähnen „des Sterns“ des (für ſie künftigen) Meſſias.

Darum ſchloß Münter mit Recht, daß die ſchon von Kepler berechnete Conjunktion zur Zeit der Geburt Chriſti wohl Aufſchlüſſe über den Stern der Weiſen und hiermit zugleich über das wahre Geburtsjahr Chriſti geben könne. Fr. Th. Schubert (nach ſ. vermiſchten Schriften Th. I, S. 71) hatte, durch Münter aufmerkſam gemacht, eben ſo wie Ideler (Hdb. d. mathem. und techn. Chron. II. S. 406) die Stellung des Jupiter und Saturn zur Zeit von Chriſti Geburt von neuem nach den Delambre'ſchen Tafeln berechnet. Der Letztere fand, daß jene beiden Planeten wirklich zuerſt am 22ten Mai 747 nach der Erbauung Roms im 20ten Grad der Fiſche am Morgenhimmel ſtehend, dann am 27ten October und endlich am 12ten November deſſelben Jahres, wo ſie in den Abendſtunden hoch am Himmel erſchienen, im 16ten und 15ten Grad der Fiſche in ſo nahe Conjunktion kamen, daß die Entfernung beider nur etwa 1 Grad betrug. Ideler glaubt deßhalb in dieſes Jahr die Geburt Chriſti ſtellen zu können. Die indiſche Periode Salivahanah oder das Alt-Etruskiſche Weltenjahr, an deren Ende die Zeit der Geburt Chriſti fällt, war indeß, wie ich dieß anderwärts, namentlich auch in meiner Symbolik des Traumes ausführlich dargelegt habe, noch in andrer Hinſicht eine aſtronomiſch ſo ausgezeichnete und merkwürdige, daß man ſie, wie ſchon das Alterthum gethan, als eine eben ſo wichtige Naturperiode betrachten muß, denn das große Weltenjahr des Vorrückers der Nachtgleichen. Sie war unter andern im Großen das, was die neunzehnjährige Mondperiode im Kleinen iſt und durch die Zahl der in ihr enthaltenen Umläufe des Jupiter ein Abbild des Monden- oder Kirchenjahres der alten Welt im weiteſten Umfange.

Der nun bei den chriſtlichen europäiſchen Völkern gebräuchliche Anfang des Jahres, vom 1ten Januar, war aus der alten Einrichtung des Julianiſchen Calenders hergekommen. Er war jedoch früher keineswegs der allgemein angenommene, und es ſcheint, daß die Chriſten der erſten Jahrhunderte, ſo wie die Einrichtung der ſiebentägigen Woche und die Feier des ſiebenten Tages, auch den alten Jahresanfang im Monat Niſan aus der Einrichtung des jüdiſchen Feſtjahres beibehalten hatten. Das Jahr der Chriſten begann dann mit der Auferſtehung des Herrn, und zwar im Orient mit dem April, im Occident am 1. März. Dieſer letztere Jahresanfang hatte in Frankreich (unter den Merovingern) in die Zeitenordnung des bürgerlichen Lebens Eingang gefunden, und er beſtund auch in Venedig bis zur Auflöſung der Republik, obwohl man in Italien, ſo wie anderwärts, häufig das gemeine Jahr noch immer nach dem Julianiſchen Calender regelte, und nur bei dem Kirchenjahr die Monate vom März an zählte. Statt auf den erſten März, wurde der Anfang des chriſtlichen Jahres auf den 25ten März, den Tag der Empfängniß und zugleich der Kreuzigung (oder wie Andre wollten, der Auferſtehung) Chriſti feſtgeſetzt und dieſe Einrichtung beſtund in Florenz und Piſa bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Es war bei dieſem Jahresanfang mitten im Verlaufe eines Monats dieſelbe Unbequemlichkeit zum Behufe der Zeitrechnung, wie bei dem vom Tag der Geburt Chriſti am 25. December, welcher Tag ſchon früher in Rom, vorherrſchend aber unter den Carolingern in Frankreich, und nachmals auch unter den römiſchen Kaiſern in Deutſchland für den erſten Tag des Jahres angenommen wurde. Auch ward ſelbſt an demſelben Orte und zu einer Zeit die Einheit ſo wenig beachtet, daß noch im 15ten Jahrhundert zu Cölln die Univerſität das Jahr mit dem 25ten März begann, obgleich ein Kirchenbeſchluß von 1310 das neue Jahr auf das Weihnachtsfeſt geſetzt hatte. Darum erſchien die Verordnung Innocenz XII (der 1691 Papſt wurde) daß der Anfang des Jahres mit dem Julianiſchen Calender einſtimmig auf den erſten Januar geſetzt werden ſollte, zur Aufhebung vieler Unordnungen wohlthätig.

Es war, wie ſchon erwähnt, das Anordnen der Tage in ſiebentägige Wochen vom Anfang an in die chriſtliche Jahresrechnung aufgenommen worden. Die Siebenzahl der Wochentage wird ſchon ſeit ziemlich alter Zeit durch die Buchſtaben A, B, C, D, E, F, G bezeichnet. Der erſte Tag des Jahres beginnt mit A, fällt er nun an einem Mittwoch oder Donnerſtag, ſo tritt der Sonntag am 5ten oder 4ten Tage nach dem erſten ein, er wird mithin durch den Buchſtaben E oder D angezeigt, und dieſer Buchſtabe, der auf den erſten Sonntag des Jahres trifft, heißt der Sonntagsbuchſtabe, und gilt dann für dieſes ganze Jahr, wenn daſſelbe kein Schaltjahr iſt. Nach 28 Jahren fällt der Sonntag nicht nur wieder auf denſelben Tag des Monates, ſondern auch die Ordnung der Sonntagsbuchſtaben wird von einem Jahr zum andern wieder dieſelbe. Darum zeichnet unſere Calenderrechnung jene Periode von 28 Jahren unter dem Namen des Sonnencirkels (Cyclus solis) aus. — Die chriſtlichen Feſte außer dem Sonntage ſind theils, wie das Weihnachtsfeſt, an beſtimmte Tage des Jahres geknüpft, theils, wie das Oſterfeſt, einem gewiſſen Wandel unterworfen, der jedoch von engen Gränzen umſchloſſen iſt. Denn nach einer Anordnung ſchon der erſten chriſtlichen Jahrhunderte ſollte das Oſterfeſt ſtets an einem Sonntag gefeiert werden, und zwar an jenem, der zunächſt auf den Frühlingsvollmond folgt, wenn aber dieſer Vollmond ſelber auf einen Sonntag trifft, an dem nächſtfolgenden. — Frühlingsvollmond wurde der genannt, welcher der nächſte nach dem 21ten März iſt, oder der an dieſem Tage ſelber eintritt. Dieſer Frühlingsvollmond führt den Namen: Oſtergränze (Terminus paschalis). Nach einer alten Annahme der Kirche traf der Tag der Kreuzigung Chriſti auf den 25ſten, der der Auferſtehung auf den 27ſten März, die Himmelfahrt auf den 5ten, Pfingſten am 15ten May. Da jedoch das Mondenjahr nicht von gleicher Länge mit dem Sonnenjahre iſt, mußte, wenn die oben angegebene Regel feſt beſtehen ſollte, die Oſterfeier bald in den März und andere Male in den April fallen. Der früheſte Tag, auf welchen Oſtern treffen kann, iſt der 22ſte März. So fiel es im vorigen Jahrhundert im Jahr 1761, im jetzigen 1818, wird aber nun weder im Verlauf des neunzehnten noch in jenem des zwanzigſten Jahrhunderts noch einmal ſo früh eintreten. Der möglichſt ſpäteſte Termin des Oſterfeſtes iſt der 25ſte April, wohin daſſelbe 1734 traf und 1886 fallen wird. — Bei der Vorausberechnung der Oſtergränze bedient man ſich des ſchon oben erwähnten und noch im nächſten Abſchnitt zu erwähnenden neunzehnjährigen Cyklus, nach deſſen Verlauf die Neu- und Vollmonde wieder ziemlich genau auf denſelben Tag des Sonnenjahres fallen. Die Begründung eines ſogenannten immerwährenden Calenders, auf den neunzehnjährigen Cyklus, ging von der Vorausſetzung aus, daß ein Jahr vor Chriſti Geburt der Neumond am 23ſten Januar, 21ſten Februar, 23ſten März, 21ſten April gefallen ſey. Dieſes Jahr war das erſte der neunzehnjährigen Periode. Im Jahr II. fielen der Neumond des März und des April auf den 12ten und 8ten, im Jahr III. auf den 1ſten, ſo wie den 31ſten März und auf den 29ſten April; im Jahre IV. auf den 20ſten März und 18ten April; im Jahr V. auf den 9ten März und den 7ten April; im Jahr VI. auf den 28ſten März und 26ſten April; im VII. auf 17ten März und 15ten April; VIII. auf 6ten März und 5ten April; im Jahr IX auf den 25ſten März und 23ſten April; X auf 14ten März und 12ten April; XI auf 3ten März und 2ten April; XII auf 22ſten März und 20ſten April; XIII auf 11ten März und 9ten April; XIV auf 30ſten März und 28ſten April; XV auf 19ten März und 17ten April; XVI auf 8ten März und 6ten April; XVII auf 27ſten März und 25ſten April; XVIII auf 16ten März und 14ten April; XIX auf 5ten März und 4ten April. Die Nummer des mit römiſcher Zahl bezeichneten Jahrs der neunzehnjährigen Periode heißt die güldne Zahl. Man berechnet hieraus die Oſtergränze ſo, daß man, wenn man ſie für ein beſtimmtes Jahr nach Chriſti Geburt finden will, zu der Summe der Jahre eins addirt und alsdann mit 19 hineindividirt. Geht 19 darinnen auf, ſo fallen in dieſem Jahre die Neumonde wieder ſo, wie im erſten Jahr, bleibt ein Reſt, ſo iſt die Zahl deſſelben zugleich die Zahl des Jahres im neunzehnjährigen Cyclus. Z. B. das Jahr 113 nach Chriſto durch 1 vermehrt, giebt 114, hierinnen geht 19 vollkommen auf. Die Neumonde fielen mithin im Jahr 113 wieder auf dieſelben Tage, wie 1 Jahr vor Chriſti Geburt. In den Jahren 371 und 432 dagegen, fielen in jenem die Neumonde an den Tagen des Jahres XI, in dieſen an den Tagen von XV. Denn 371 durch 1 vermehrt, giebt 19 mal 19 und 11 Reſt; 432 und 1 giebt 22 mal 19 und 15. Am 14ten Tage dann nach dem Neumond fiel der Vollmond ein. Die Oſtergränze des Jahres

113 traf demnach auf den 6ten April, die der Jahre 371 und 433 auf den 15ten und 1ſten April. Obgleich nun der neunzehnjährige Mondencyklus nicht vollkommen mit der Dauer von neunzehn Sonnenjahren übereinſtimmt und daher die Neumonde in unſerer Zeit einige Tage ſpäter eintreten, als ſie der oben aufgeſtellte, ſogenannte immerwährende Calender giebt, ſo folgt man dem letztern noch immer bei Beſtimmung der Oſtergränze und berechnet dann weiter, mit Berückſichtigung des dem Jahre zukommenden Sonntagsbuchſtabens, den Tag, auf welchen Oſtern in dieſem Jahre fallen wird. Als Beiſpiel mögen einige der nächſten Jahre dienen. 1848 als Schaltjahr, hat zu Sonntagsbuchſtaben AB, ſeine güldne Zahl iſt VI, der Oſterſonntag trifft auf einen nur äußerſt ſelten vorkommenden ſpäten Termin, nämlich auf den 23. April. — 1849 hat zum Sonntagsbuchſtaben G, als güldne Zahl VII, Oſtern fällt am 8ten April; — 1850, F, VIII, 31. März; — 1851, E, IX, 20. April; — 1852, als Schaltjahr DC, X, 11 April; — 1853, B, XI, 27. März; — 1854, A, XII, 16. April; — 1855, G, XIII, 8. April; — 1856, FE, XIV, 23. März; — 1857, D, XV, 12. April; — 1858, C, XVI, 4. April; — 1859, B, XVII, 24. April; — 1860, AG, XVIII, 8 April; — 1861, F, XIX, 31. März; — 1862, E, I, 20. April; — 1863, D, II, 5. April; — 1864, CB, III, 27. März; — 1865, A, IV, 16. April; — 1866, G, V, 1. April; — 1867, F, VI, 21. April; — 1868, ED, VII, 12. April; — 1869, C, VIII, 28. März; — 1870, B, IX, 17. April; — 1871, A, X, 9. April; — 1872, — GF, XI, 31. März; — 1873, E, XII, 13. April; — 1874, D, XIII, 5. April; — 1875, C, XIV, 28. März; — 1876, BA, XV, 16 April; — 1877, G, XVI, 1. April; — 1878, F, XVII, 21. April; — 1879, E, XVIII, 13. April; — 1880, DC, XIX, 28. März; 1881, B, I, 17. April; — 1882, A, II, 9. April.

IV.

Die Geſetze der Bewegung der Weltkörper; die Finſterniſſe, Conjunctionen und andre periodiſche Erſcheinungen der planetariſchen Bewegung.

Die Planeten und ihre Monde, und neben und unter ihnen die Kometen, ſtehen keinen Augenblick ſtill; der Punkt der Bahn, welchen der eine von ihnen jetzt nach Umwälzung auf Umwälzung geſucht und geſunden hat, wird von ihm alsbald, nachdem er ihn erreichte, wieder verlaſſen; mit immer zunehmender Eile drangt ſich der Komet nach der Nähe der Sonne, nur um hier die Kraft zu empfangen, von Neuem aus dieſer Nahe hinweg, in die Einſamkeit der licht- und wärmeloſen Sonnenferne zu entweichen, und hat er dieſe endlich, mühſam, als ginge der Weg ſteil bergaufwärts, erſtiegen, dann ſtrebt er ſogleich wieder von ihr hinweg, nach der Nahe der Sonne.

Das Gehen eines Menſchen, Schritt nach Schritt, beſteht eigentlich in einem beſtandigen Fallen nach dem Boden und einem Wiederaufſtehen. Ware in dem lebendigen, durch eigne, inwohnende Kraft bewegten Weſen kein Wille da, welcher, kräftiger als der Zug der Schwere, den zur Erde geſenkten Fuß immer wieder emporhübe und weiter führte, ſo würde er ſtill ſtehen und ruhen. Der Grund, welcher den Mond in ſeiner Bahn um die Erde fortbewegt, ſcheint aus dem höheren Wechſelverhaltniß, in welchem der Mond auch zugleich mit der Sonne ſtehet, begreiflicher. Der Mond ſuchet gleichſam in ſeinem Bewegen um und gegen die Erde ein Etwas, das unſre Erde ihm nur ſtellvertretend, nicht wirklich ſeyn kann; dieſes Geſuchte iſt die Einwirkung des höheren, belebenden Princips, das aus der Sonne hervorwirkt. Darum bleibt er nicht in irgend einer Stellung gegen die Erde beruhen, ſondern bewegt beſtändig ſeine Oberfläche den Sonnenſtrahlen entgegen. Und dieſes iſt wohl der Grund, weshalb kein Weltkörper in ſeinem Wechſelverhältniſſe und ſeiner Stellung zu irgend einem andren beſtehen bleibt, weil ſie eigentlich alle, einer in dem andern, etwas ſuchen, das nur ſtellvertretend durch die Maſſe des Körperlichen dargeſtellt werden kann. Dieſes Dritte, Höhere wird deßhalb immer von neuem in dem Stellvertretenden geſucht und nicht gefunden; darum geht das Bewegen ohne Aufhören weiter; denn das Streben, das dieſe Bewegung ſchaffet, iſt ſo unvergänglich als Dasjenige, das geſucht und erſtrebt wird.

Das Bewegen der Weltkörper in ihren Bahnen gleicht auch wie das Fortſchreiten eines gehenden Menſchen, einem beſtändigen Fallen und Wiederaufheben. Es wirken da zwei Kräfte, die eine zieht die Welten beſtändig nach ihrem Centro hin, z. B. die Planeten nach der Sonne, den Mond nach der Erde, dieſe heißt Centripetalkraft; die andre, gleich dem lebendigen Willen, der einen Menſchen in ſeinem Laufe fortbewegt, führt die Weltkörper beſtändig in gerader Linie von dem Kreis der Bahn hinweg und dieſe heißt Centrifugalkraft. Aus dem Zuſammenwirken von beiden entſteht dann die Bewegung im Kreiſe.

Es iſt jedoch, wie wir ſchon oben ſahen, die Geſtalt keiner einzigen Bahn eines Weltkörpers ein vollkommener Kreis, ſondern eine Ellipſe; ſo daß z. B. die Kometen und Planeten zu der einen Zeit ihres Umlaufs der Sonne näher ſind, als zu der andern. In der Sonnennähe bewegen ſie ſich viel ſchneller als in der Sonnenferne, und zwar beſchreiben ſie, vermöge dieſer Bewegung, in der Sonnennähe einen Winkel ihrer Bahn, der ſich zu dem in der Sonnenferne, in derſelben Zeit beſchriebenen, ſo verhält, wie der Unterſchied zwiſchen den beiden verſchiedenen Abſtänden, zu ſeinem Quadrat. Wenn z. B. ein Komet (wie faſt jener von 1759) in ſeiner Sonnenferne täglich 3 Secunden von dem Umfang ſeiner Bahn zurücklegte und er kam nun in der Sonnennähe 60 mal näher an die Sonne, ſo rückte er hier täglich um 60 mal 60 mal 3 Secunden, oder um drei ganze Grade weiter. Man kann dieſes, mit den Worten des zweiten, von dem großen Kepler entdeckten Geſetzes auch ſo ausdrucken: eine von dem Orte des Planeten nach der Sonne gezogene Linie (der Radius vector genannt) ſchneidet in gleicher Zeit immer den gleichen Flächenraum von der Ebene der Bahn ab. Und ſo ſpricht auch das dritte Geſetz, das Kepler erfand, im Grunde genommen nur daſſelbe aus. Dieſes dritte Geſetz heißt: die Quadratzahlen der ſideriſchen Umlaufszeiten zweier Planeten (oder Monde u. ſ. w.) verhalten ſich gegeneinander, wie die Cubikzahlen ihrer mittleren Entfernungen von der Sonne, oder die Umlaufszeiten ſelber verhalten ſich, wie die Quadratwurzeln aus den Cubikzahlen ihrer mittleren Entfernungen. So iſt z. B. die mittlere Entfernung des Jupiter von der Sonne 5,20116 mal größer, ſeine Umlaufszeit 11,8618 mal länger als die der Erde. 5,20116 mal 5,20116 mal 5,20116 iſt aber, eben ſo wie 11,8618 mal 11,8618, gleich $140\frac{7}{10}$.

Der bewegende Zug, welchen der Centralkörper gegen einen andern um ihn kreiſenden Weltkörper ausübt, nimmt demnach in quadratiſchem Verhältniß mit dem Abſtande ab oder zu und wirkt z. B. auf einen, der dreimal ſo weit abſtehet, 9mal, auf einen 8mal ſo abgelegenen 64mal ſchwächer ein.

Ein Centralkörper übt überdieß eine deſto größere anziehende und bewegende Kraft auf die ihn begleitenden Weltkörper aus, je größer ſeine (Dichtigkeit) Maſſe iſt. Und zwar ſteht die Kraft auch in einem quadratiſchen Verhältniß mit der Dichtigkeit, und wenn z. B. ein Weltkörper, bei gleichem Umfange, eine

9mal geringere ſpecifiſche Schwere hat, ſo wird ein Mond, in gleichem Abſtand, 3mal langſamer um ihn ſeinen Lauf vollenden, als um den andren, dichteren. Der äußerſte Mond des Saturnus iſt 64, der Mond unſrer Erde gegen 61 Halbmeſſer ſeines Planeten von dieſem entfernt, und jener braucht eine faſt 3mal längere Zeit zu ſeinem Umlauf um den Planeten, als dieſer. Wenn ein Mond bei unſrem Planeten ſtünde, der 26 Halbmeſſer der Erde von dieſer entfernt wäre; ſo würde er ſeinen Umlauf (nach dem dritten Kepleriſchen Geſetze) ſchon in 7¾ Tagen zurücklegen. Jupiter hat einen Mond (den vierten), der gerade 26 Jupiterhalbmeſſer von ihm abſteht; aber ſein Umlauf dauert mehr als doppelt ſo lang, nämlich 16¾ Tage. So ſtehet auch die Erde von der Sonne nur gegen 215 Sonnenhalbmeſſer ab und braucht doch 365¼ Tage zu ihrem Umlauf, während unſer Mond, wenn er eben ſo viele Erdhalbmeſſer von ſeinem Planeten entfernt wäre, ſchon in der halben Zeit ſeine Bahn zurücklegen würde. Hieraus hat man denn berechnet, daß die Dichtigkeit oder die ſpecifiſche Schwere der Saturnuskugel faſt 9, die des Jupiter und der Sonne gegen 4 mal geringer ſeyn müſſe, als die unſrer Erde. Bei andern Planeten, die keine Monde haben, hat man die Dichtigkeit aus der Stärke der Anziehung berechnet, welche ſie, bei ihrer Annäherung an andre Weltkörper, auf dieſe ausüben. Und hiernach hat man denn die oben, S. 119 — 139 erwähnten Verhältniſſe der Dichtigkeit bei allen Planeten und Monden aufgefunden, denn die Einheit: die mittlere Dichtigkeit der Erde, hatte man dadurch kennen gelernt, daß man beachtete, um wie viel ein Pendel oder ein ſchwebendes Bleiloth durch eine Felſenwand, deren Maſſe genau zu berechnen war, von ihrem Zug gegen den Erdmittelpunkt abgelenkt würde, daraus erfand man dann, weiter rechnend, das Verhältniß der mittleren Dichtigkeit der ganzen Erdkugel, zu der des Felſens, und hiermit auch zu der des Waſſers (m. v. S. 123).

Bisher haben wir nur die Bewegungen der Weltkörper ſelber, um ihre Axe, oder auf dem Wege ihrer Bahn betrachtet. Die Bahn aber, ihrerſeits, iſt auch gewiſſen Bewegungen unterworfen, vermöge welcher die Orte der Sonnennahen und Sonnenfernen ſich verändern und die Knotenpunkte, an denen die Richtung der einen Bahn die der andern durchſchneidet, immer fortrücken, bis ſie, nach einer gewiſſen, feſt beſtimmten Periode, wieder an denſelben Ort des Himmels kommen. Als Beiſpiel mögen zunächſt die Bewegungen dienen, welche an den Knoten und Apſidenpunkten unſrer Mondbahn bemerkt werden.

Wenn jetzt, von der Erde aus geſehen, die Erdnahe und die Erdferne des Mondes (ſeine Apſidenpunkte) nach dem 15ten Grad des Widders und der Wage hinfielen, wenn uns demnach jetzt der Mond immer um 4 Min. 9 Sec. größer erſchien im Durchmeſſer, ſo oft er im Zeichen des Widders ſtund, als an dem entgegengeſetzten Punkte der Bahn (im Zeichen der Wage), ſo wird dieſes nicht immer ſo bleiben. Bereits nach einem Jahre wird die Erdnähe des Mondes um 40 Grade weiter gegen Oſten im 26ten Grad des Stieres gefunden; nach 4 Jahren und 156 Tagen fallt ſie dahin, wo im jetzigen Augenblicke die Erdnahe gelegen iſt und nach 8 Jahren 312 Tagen 11 Stunden 11 Min. 39 Sec. hat ſie ſich, von Weſt nach Oſt, durch den ganzen Kreis der Bahn herumbewegt und ſteht dann wieder an demſelben Punkte, an welchem ſie jetzt geſehen wird. — Auf eine ähnliche Weiſe verändern dann auch jene Punkte der Mondbahn, an denen dieſe die Ebene der Bahn der Erde um die Sonne durchſchneidet (die Knotenpunkte) ihre Stellung am Himmel. Die Mondbahn iſt gegen die Erdbahn um 5 Grad 17 Minuten geneigt, d. h. der Mond ſtehet bei ſeinem Laufe unter den Sternen einmal an dem einen Punkte ſeiner Bahn, um 5 Grad 17 Minuten nördlicher, oder über der Linie, in welcher ſich ſcheinbar die Sonne um die Erde bewegt, das andre Mal um eben ſo viel ſüdlicher, oder unter jener Linie. Läge die

Bahn des Mondes genau in einer Ebene mit der Bahn der Erde, um die Sonne, ſo müßte jedesmal dann, wenn der Mond mit der Sonne und der Erde in einer Linie ſtehet, eine Finſterniß eintreten; nämlich an jedem Vollmond müßte eine Mond=, bei jedem Neumond eine Sonnenfinſterniß Statt finden. So aber kann bloß dann die eine oder die andre ſich ereignen, wenn der Vollmond oder Neumond an, oder doch in die Nähe der beiden Stellen der Mondbahn hinfallen, in welchen dieſe die Erdbahn durchſchneidet, mithin an die Punkte, in denen wirklich Erde und Mond mit der Sonne in eine Linie treten, ſo daß das eine jener Geſtirne das andre ſcheinbar verdeckt oder beſchattet. Denn 90 Grade von den Knotenpunkten hinwegwärts ſteht der Mond gegen 10 Durchmeſſer ſeiner vollen Scheibe, oder um mehr als 5 Grade über oder unter der Sonne, wenn er, als Neumond, zwiſchen der Sonne und Erde ſeine Stellung hat, und kann mithin keinen Schatten auf die Erde werfen, oder er ſteht, wenn er als Vollmond hinter der Erde umläuft, von der Sonne aus geſehen, ebenfalls über oder unter der Linie der Erde, ſo daß er auch von dieſer nicht verfinſtert werden kann. Der Halbmeſſer des Schattens, den die Erde bei Verfinſterungen auf den Mond wirft, kann ſich in der Erdnähe des letzteren bis auf 47 Minuten erſtrecken; der Halbmeſſer des Mondes iſt 17 Minuten. So lange demnach der Mond von der Ebene der Sonnenbahn nicht weiter als 30 Minuten abſteht, kann derſelbe durch den Erdſchatten noch total verfinſtert werden, denn 17′ von 47′ abgezogen bleibt noch 30. Dieſe Möglichkeit einer totalen Mondfinſterniß findet nur an jenen Stellen der Bahn Statt, welche nicht über 6 Grade oſt= oder weſtwärts von einem der beiden Knoten entfernt ſind. Steht der Mond gegen 47 Minuten von der Erdbahn ab; ſo kann er bloß noch zur Hälfte, bei einem, mehr als 64 (47 + 17) Minuten betragenden Abſtande gar nicht mehr verfinſtert werden. So weit aber: bis zu einem Abſtand von 64 Minuten von der Ekliptik, iſt der Mond gelangt, wenn er noch 12 bis 13 Grad von dem Knoten entfernt, oder eben ſo weit ſchon über dieſen hinausgekommen iſt. Die Möglichkeit zu einer partialen Mondfinſterniß iſt mithin in die Gränzen der Entfernung von 12 bis 13 Grad von den Knoten eingeſchloſſen und erſtreckt ſich, wenn der Mond zur Zeit ſeines Vollichtes nicht in der Erdnähe, ſondern in der Erdferne iſt, nicht einmal ganz zu dieſer Gränze. Anders iſt es bei den Beſchattungen der Erde durch den Mond, oder bei den Sonnenfinſterniſſen. Hier iſt die Fläche, auf welche der Schatten fallen kann, viel größer als bei den Mondfinſterniſſen; der Abſtand des Mondes von der Ekliptik, bei welchem noch, wenigſtens eine partielle Sonnenfinſterniß möglich iſt, beträgt die Summe der Parallaxe des Mondes, weniger jener der Sonne (61′ 32″ — 8″) + dem erſcheinenden Halbmeſſer des Mondes und der Sonne + 16′ 47″ + 16′ 18″, mithin zuſammen 1° 34′ 29″. In dieſem Abſtande von der Sonnenbahn befindet ſich der Mond 18 bis 19° vor oder nach dem Eintritte in die Knotenlinie. Wenn jedoch der Mond gerade zur Zeit des Neumondes in ſeiner Erdferne ſtehet, dann beträgt die Summe des Halbmeſſers der Erde, des Mondes und der Sonne, um etwa 10′ weniger (nur 1° 24), welcher Abſtand von der Ekliptik ſchon auf 16 bis 17° vom Knotenpunkt hinfällt. Schon hieraus geht hervor, daß viel öfter eine Verfinſterung der Sonne auf der Erde vorfallen könne, als eine Mondfinſterniß. Dagegen kann aber nun freilich ſelbſt der ganze Schatten des kleinen Mondes niemals die ganze der Sonne zugewendete Halbkugel der Erde, ſondern ſtets nur einen geringen Theil derſelben bedecken; ſo daß nur einzelne Länderſtriche etwas von der Verfinſterung erfahren. Auch kann nur dann, ſelbſt für dieſe einzelnen Länder, eine vollkommene oder totale Sonnenfinſterniß eintreten, wenn der Mond dabei gerade in ſeiner Erdnähe, die Sonne in ihrer Erdferne ſtehet, denn dann iſt der ſcheinbare Durchmeſſer des Mondes um 2 Minuten 7 Secunden größer als jener der Sonne.

Eine ſolche totale Finſterniß wird für die Erdgegend, die ſie gerade trifft, aufs Aeußerſte 4 Minuten lang dauern, während eine totale Mondverfinſterung 1¾ Stunden anhalten kann. Iſt dagegen der Mond nicht in ſeiner Erdnähe, die Sonne nicht gerade in ihrer Erdferne, iſt z. B. das Verhältniß der erſcheinenden Größen nur eben wie 1 zu 1, dann kann die Verfinſterung nur einen Augenblick dauern. Endlich, wenn der erſcheinende Durchmeſſer des Mondes, wie in den meiſten Fällen, kleiner als jener der Sonne iſt, wird eine ringförmige Sonnenfinſterniß entſtehen, bei welcher der Mondſchatten zwar gerade die Mitte der Sonne verdecken kann, nach dem Rande derſelben aber noch einen ringförmigen Saum unverhüllt hervorſcheinen läßt. — Die Mondfinſterniſſe ſind, wie eben erwähnt, in allen Ländern der Erde, in denen der Mond während ſeiner Verdunkelung über dem Horizont ſteht, in gleicher Größe und in dem gleichen Augenblicke ſichtbar, nur daß dabei, vermöge der Axendrehung der Erde, der Mond an dem einen Orte z. B. total verfinſtert aufgehen, an dem andern eben ſo untergehen kann. Würde dagegen vom Monde aus unſre Erde, ſelbſt zur Zeit einer totalen Sonnenfinſterniß beobachtet, ſo könnte ſich dieſes Ereigniß nicht anders als ein kleiner Schattenflecken darſtellen, welcher ſchnell, von Weſt nach Oſt, über die Erdſcheibe hinwegrückt. Der wahre (die Sonne ganz verdunkelnde) Schatten des Mondes kommt bei den wenigſten Sonnenfinſterniſſen ganz bis zur Erde herab, und ſelbſt wenn dies erfolgt, dann beträgt ſeine Breite ſenkrecht unter dem Monde höchſtens einige dreißig Meilen[1]).

---

[1]) Daher ſind totale Sonnenfinſterniſſe für irgend eine einzelne Gegend ſelten. So war z. B. die Sonnenfinſterniß 1833 am 17. Juli Morgens (d. h. Vormittags) zwar in ganz Europa ſichtbar, aber bei uns nur partial; die von 1836 am 15. Mai Abends (d. h. Nachmittags) im nördlichen Deutſchland ring-

Der Mond vollendet allerdings in 27 Tagen und 8 Stunden einmal ſeinen ganzen Lauf unter den Sternen und kommt in dieſer Zeit einmal an den auf-, einmal an den niederſteigenden Knoten ſeiner Bahn. Aber die Zeit, bis zu welcher er wieder einmal als Vollmond mit der Sonne in Oppoſition, oder als Neumond mit ihr in Conjunction kommt, dauert 29 Tage 12 Stunden 44 Minuten. In dieſer Zeit hat der Mond nicht bloß den ganzen Umfang ſeiner Bahn, ſondern faſt noch 30 Grade darüber, nämlich über 389 Grad und 6¼ Minuten zurückgelegt. Wenn er demnach jetzt, als Vollmond, bei dem einen Knoten ſeiner Bahn ſich befand und hier vollkommen verfinſtert ward, ſo wird er, beim nächſten Vollmond, ſchon über 29° vom Knoten hinweg gegen Oſten, in eine Gegend der Bahn gerückt ſeyn, in welcher keine Verfinſterung mehr möglich iſt; dagegen wird er, nach 6 Mondenumläufen in die Nähe des andern, entgegengeſetzten Knotens kommen, wo abermals eine Verfinſterung möglich iſt. Von der Zeit des Vollmondes bis zu jener des Neumondes durchläuft der Mond faſt 180 + 15

---

förmig, die von 1841. 18. Juli Abends nur ſehr klein, dagegen die von 1842. 8. Juli Morgens in einigen Gegenden von Süddeutſchland total; die von 1845 6. Mai Morgens, klein. Die von 1847. 9. Oct. Morgens, iſt in Paris u. ſ. ringförmig; 1851. 28. Juli Abends total im ſüdlichen Schweden, nördlichen Preußen u. ſ.; 1858. 15. März Abends ringförmig im ſüdlichen England; 1860. 18. Juli Abends total in Spanien; 1861. 31. Dec. Abends bei uns partiell; 1863. 17. Mai Abends partiell; 1867. 6 März Morgens ringförmig im ſüdlichen Italien; 1868. 23. Febr. Abends, ſehr klein; 1870. 22. Dec. Abends, total im ſüdlichen Spanien, Sicilien, Morea; 1873. 26. Mai Morgens partial; 1874. 10. Oct. Mittags partial; eben ſo die von 1880 31. Dec. Abends; 1882. 17. Mai Morgens. Total dagegen wird im nördlichen Deutſchland die von 1887. 19. Auguſt Morgens ſeyn.

oder über 194½ Grade. Daher finden bei jenen Neumonden, welche vor und nach einem Vollmond fallen, bei dem eine totale Mondfinſterniß eingetreten war, insgemein Sonnenfinſterniſſe ſtatt, nicht aber vor oder nach einem Neumonde, bei welchem eine totale Sonnenfinſterniß entſtund, Mondfinſterniſſe. Jährlich müſſen wenigſtens zwei Sonnenfinſterniſſe auf der Erde eintreten, weil die Sonne immer, nach 6 Monaten, in die Nähe des auf- oder niederſteigenden Knotens der Mondbahn kommt. Je größer in einem Jahre die Sonnenfinſterniſſe ſind, deſto kleiner ſind die Mondfinſterniſſe. Es kann zuweilen (aufs Höchſte freilich) die Zahl der Finſterniſſe, von beiderlei Art, in einem Jahre auf 8 ſich belaufen, die dann im Januar, Juli und December eintreten.

Dieſe Berechnungen wären allerdings ſehr einfach, wenn die Stellung der Mondknoten auf der Ebene der Erdbahn immer dieſelbe bliebe. Wenn man jedoch den Lauf des Mondes unter den Sternen des Thierkreiſes eine Zeitlang genau beachtet und z. B. darauf merkt, in welchem Abſtande derſelbe, wenn er jetzt das Sternbild des Löwen durchlief, vom Regulus war, welcher faſt genau in der Ebene der Ekliptik liegt, ſo wird man nach wenig Mondenlaufen ſehr bedeutende Veränderungen bemerken. Denn wenn z. B. heute Abend der Mond mit ſeinem Rande ganz nahe an Regulus oder irgend einem andren Stern des Thierkreiſes vorbeiſtreifte oder dieſen bedeckte, und mithin hier in der Nähe ſeines Knotens war, ſo werden wir ſchon nach wenig Umlaufen deſſelben bemerken, daß der Mond, wenn er wieder in dieſe Gegend der Bahn kommt, in einiger Entfernung entweder über oder unter jenen Sternen vorübergeht, bis zuletzt, nach 4 bis 5 Jahren, der Abſtand des Sternes von dem Mondmittelpunkt 5 Grade beträgt. Hierauf wird ſich aber der Mond bei jedem ſeiner Umläufe dem Sterne immer mehr und mehr wieder nähern, bis er ihn nach 9 Jahren (am entgegengeſetzten Knoten) abermals berührt oder bedeckt, dann nach der entgegengeſetzten Richtung wieder von ihm entfernt, und zuletzt nach beiläufig 18⅔ Jahren wieder an demſelben Knoten mit ihm zuſammentrifft. Eben wegen der vorhin erwähnten Neigung der Mondbahn auf der Erdbahn, kommt denn auch der Mond zuweilen Sternen in ſeinem ſcheinbaren Laufe ganz nahe, und bedeckt ſie, welche mehrere Grade außer der Ekliptik liegen. So nicht ſelten den Aldebaran, obgleich derſelbe 5½ Grad ſüdwärts von der Ekliptik abliegt. Es iſt dieſes ein Zeichen, daß der Mond jetzt gerade in der Gegend jenes Sterns ſeine weiteſte ſüdliche Breite erreicht, oder doch in der Nähe derſelben iſt. Bald aber wird dann, nach wenig Umläufen, der Mond in immer weiterer Entfernung von Aldebaran vorübergehen, bis nach etwas mehr denn 9 Jahren in dieſelbe Gegend der Mondbahn die weiteſte nördliche Abweichung von der Ekliptik hinfällt und nun hier Aldebaran und der Mond faſt 11 Grad von einander entfernt geſehen werden. Hieraus hat denn ſchon die älteſte Beobachtung der Geſtirne und des Mondlaufes erkannt, daß die Mondknoten ſich in jedem ſideriſchen Monat um 1 Grad 26 Minuten 50 Secunden, in jedem Jahre um 19 Grad 19 Minuten 43 Secunden und zwar von Oſt nach Weſt bewegen, und daß mithin nach 18 Jahren 223 Tagen 7 Stunden 13 Minuten 18 Secunden derſelbe Knoten der Mondbahn wieder genau an denſelben Punkt des Himmels hinfallen wird. Von welcher Wichtigkeit die Beachtung dieſes Zurückweichens der Mondknoten für die Berechnung der Finſterniſſe ſeyn müſſe, wird leicht erkannt. Wir ſahen nämlich oben, daß der Mond von einem Voll- oder Neumond zum andren 29 Grad 6⅔ Minuten über 360 Grade durchläuft. Nach 12 ſynodiſchen Monaten würde er demnach faſt noch 11 Grad weſtwärts von dem Knoten abſtehen, wenn dieſer nicht indeß auch ſich um 19° weiter bewegt hätte und zwar in entgegengeſetzter Richtung: gen Weſten. Wenn daher in dem einen Jahre bedeutende Finſterniſſe Statt fanden, werden im nächſten (genau eigentlich nach einem Jahre weniger 11 Tagen) abermals welche eintreten, jetzt aber ſchon um 8° öſtlich vom Knoten, mithin in ſehr verminderter Größe. Darum hatten, wie ſchon oben erwähnt, bereits die Chaldäer und andre Völker des Alterthumes auf die 18⅔jährige Periode des Zurückweichens der Mondknoten andre Perioden begründet, welche das Vorausberechnen der Finſterniſſe erleichterten. So enthält z. B. die Zeit von 18 Jahren und 11 Tagen, 223 ſynodiſche, 241 periodiſche, 242 Knoten-Monate, und da in dieſer Zeit auch die Mondknoten ihren Umlauf faſt vollendet haben, ſo kehren dann die nämlichen Finſterniſſe in derſelben Ordnung wieder. Wird zu dieſem Zeitraume noch ein Mondenjahr von 354 Tagen hinzugefügt, ſo entſteht daraus der 19jährige Cyklus von 235 ſynodiſchen Monaten, nach deſſen Verlauf die Neumonde und Vollmonde, ſammt denen bei ihnen vorkommenden Finſterniſſen wieder an denſelben Monatstagen, mithin in der gleichen Gegend des Thierkreiſes (mit Unterſchied von wenig Stunden) eintreffen. Freilich iſt hier immer nur von dem Eintreten einer Finſterniß überhaupt (gleichſam vom Mittelpunkt der Erde aus geſehen) die Rede; die Gegenden der Erdoberfläche, auf die ſie fallen werden, ſind dazu noch beſonders zu berechnen.

Was im größeren Maßſtabe die Sonnenfinſterniſſe ſind, das ſind, im kleineren, die Vorübergänge des Mercur und der Venus vor der Sonnenſcheibe. Sie treten ein, wenn einer dieſer Planeten gerade in der Gegend des Knotens ſeiner Bahn in die untere Conjunction mit der Sonne kommt, d. h. zwiſchen ihr und der Erde ſeine Stellung hat. Mercur kann einen Vorübergang machen, wenn er dann nicht über 3° 28′; Venus, wenn ſie nicht über 1° 49′ von dem Knoten (von der Sonne aus geſehen) entfernt iſt. Bei Mercur können öfters dergleichen Durchgänge ſich ereignen und es wird einer dergleichen wieder 1861 und 1868 am 12. und 5. November Vormittags in Europa wahrnehmbar ſeyn. Ueberhaupt beläuft ſich die Zahl der möglichen Durchgänge bei Mercur in einem Jahrhundert bis auf 13. Der Planet erſcheint freilich dabei als ein ſehr kleines Scheibchen, das kaum den 150ſten Theil der Sonnenſcheibe bedeckt. Anſehnlicher dagegen Venus, die dann den 30ſten Theil der Sonnenoberfläche beſchattet. Aber die Vorübergänge dieſes letzteren Planeten ſind dafür auch deſto ſeltner. Denn wenn jetzt, in dem einen Jahrhundert (wie im vorigen im Jahre 1761) ein Vorübergang der Venus vor der Sonne Statt gefunden; ſo kann freilich 8 Jahre darauf oder nach 5 ſynodiſchen Umläufen des Planeten ſich wieder einer zutragen (wie im Jahre 1769); dann aber dauert es wenigſtens 105½ (auch 121½ und 235) Jahre, bis abermals einer Statt findet. Es wird deßhalb erſt am 9. Dec. 1874 des Morgens und darauf 1882 am 6. Dec. des Abends wieder Gelegenheit ſeyn, jene merkwürdige Erſcheinung von der Erde aus zu beobachten.

Wir erwähnten vorhin, daß bei der Berechnung der Sonnen- und Mondfinſterniſſe die Bewegung der Knoten der Mondbahn auf der Ebene der Ekliptik ſehr berückſichtigt werden müſſe. Auch die Veränderung der Stellung der Erdnähe oder Erdferne des Mondes hat auf jene Berechnung großen Einfluß, da von dieſer Stellung die Größe z. B. der Sonnenfinſterniſſe (nach S. 244) abhängt. Dieſe Veränderungen nun, welche an den Hauptelementen der Mondbahn ſchon von den Alten bemerkt worden, ſind eine Wirkung derſelben anziehenden Kräfte, die den Planeten und Monden ihren Umlauf und die Umdrehung um die Axe geben. Die Bewegung der Mondknoten z. B. entſtehet durch die Anziehung der Sonne, welche die Annäherung des Mondes an die Ebene der Ekliptik beſtändig beſchleunigt, und auch die (rechtgängige) der Apſidenpunkte wird durch die Anziehung der Sonne gewirkt.

Unſre Erde (ſo wie alle Planeten) erleidet in ihrem Umlauf um die Sonne, durch die Einwirkung der andern Weltkörper unſres Planetenſyſtemes ebenfalls Abänderungen und

Störungen. Die Knoten der Ebene des Aequators der Erde mit der Ebene der Ekliptik, oder die Aequinoctialpunkte, werden durch die vereinte Wirkung der Planeten jährlich um $\frac{3}{10}$ Secunden vorwärts, durch die Anziehung aber, beſonders des Mondes, in Zuſammenwirkung mit jener der Sonne um $50\frac{4}{10}$ Secunden rückwärts bewegt oder verzögert. Ihre Bewegung iſt demnach im Ganzen rückgängig und gehet gegen die Ordnung der Zeichen, von Oſt nach Weſt, jährlich um $50\frac{1}{10}$ Secunde ($50\frac{4}{10}$ minus $\frac{3}{10}$ Secunde). Auch der Unterſchied zwiſchen Sonnennähe und Sonnenferne, oder die Eccentricität der Erdbahn, nimmt ſeit einigen Jahrtauſenden ab und wird nach einem Zeitraum von vielen Jahrtauſenden wieder zunehmen; zugleich bewegen ſich die Punkte der Sonnennähe jährlich um $11\frac{8}{10}$ Secunden von Morgen nach Abend den Punkten der Nachtgleichen entgegen. Die Neigung der Ebene des Aequators auf jener der Ekliptik iſt ſelber, ihrer Größe nach, veränderlich und dieſe Veränderung iſt an einen Zeitraum von etwa 65000 Jahren gebunden.

Zu den im Vorhergehenden erwähnten aſtronomiſchen Perioden, an deren Verlauf das Wiederkehren der Finſterniſſe, in derſelben Ordnung und relativen Bedeutung, ſo wie der Vorübergänge vor der Sonnenſcheibe geknüpft iſt, wollen wir hier nur noch jene ohngefähren hinzufügen, nach deren jedesmaligem Ablauf die Planeten wieder, von der Erde aus geſehen, in derſelben Zeit des Jahres dieſelbe Stellung am Himmel, dieſelbe Zeit des Auf- und Niederganges haben. Für **Venus** beträgt dieſe Zeit 8 Jahre weniger 2 Tage, und iſt faſt genau; bei **Mercur** 13 Jahre und 2 bis 3 Tage, ziemlich genau; bei **Mars** 15 Jahre weniger 18 bis 19 Tage, genauer aber 79 Jahre und 3 Tage, für **Jupiter** 12 Jahre und 15 Tage, ſehr genau aber 83 Jahre weniger 1 Tag; für **Saturn** 59 Jahre und 2 bis 3 Tage; für **Uranus** etwa 83 Jahre[1]).

---

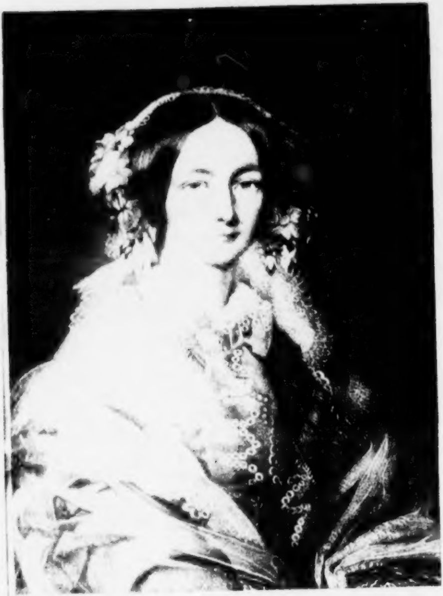
[1]) 11 Veſtajahre ſind faſt genau 40. 11 Junojahre ziemlich genau

So geben mit den oben, S. 45 u. f. erwähnten Erſcheinungen, dieſe periodiſchen Zurückkünfte der Monden- und Planeten-Stellungen zur Sonne und Erde, auch für den Menſchen eine Art von Uhr des Weltgebäudes ab, welche ihn an den Verlauf der Perioden des eigenen Lebens erinnert. Es wird für ihn, ſo oft ſich Venus in gleicher Jahreszeit und Stellung am Abendhimmel zeigt, ein neunter Theil der vermuthlichen Lebensdauer verfloſſen ſeyn; Jupiter, und in einem reichlicheren Maße auch noch Mercur, deuten den Ablauf eines Sechstheiles des gewöhnlichen Menſchenlebens an, Mars das Vergehen eines Fünftheiles. Der Ablauf des chaldäiſchen 18jährigen Saros oder des goldnen 19jährigen Cyklus des Meton, ſagt uns, daß ſchon wieder ein Viertheil der Lebenszeit dahin ſey. Wenn aber derſelbe Menſch den Planeten Saturn in denſelben Stunden irgend eines für ſein Leben bedeutungsvollen Monates, wieder in der Nähe deſſelben Sternes mit bleicherem Lichte ſchimmern ſiehet; dann wird auch das Haar des Scheitels erbleicht und das Leben ſchon ferne von der Sonnennähe der Jugend entwichen ſeyn. Wenn dann endlich auch Uranus, den der Jüngling, als er ihn zum erſten Male mit bloßen Augen auffand, noch am Anfange des Sternbildes des Löwen erblickte, allmählig von dem Greiſe, der ihn durch Fernrohre aufſucht, wieder in einem der Frühlingszeichen gefunden wird; wenn der Zeiger an der großen Uhr des Sternenhimmels (nach S. 46) um einen ganzen Grad zurückgewichen iſt und nun Wega in der Sommermitternacht um 4 Minuten ſpäter den Meridian erreicht als vormals, dann fällt auch bald in der Sanduhr des Menſchenlebens der letzte Staub zu dem andern Staube hinab, und das Grab iſt nahe. In der Jugendzeit unſres Geſchlechtes: bei dem

---

48 Erdenjahre, ſo wie 5 Ceres- und Pallasjahre 23 Erdenjahre. Veſta kommt daher nach 40, Juno nach 48, Ceres nach 23 Jahren wieder zu derſelben Jahreszeit an dieſelbe Stelle des Himmels.

Beginn ſeiner Geſchichte (vor 6000 Jahren) traf der Punkt der Herbſtnachtgleiche in dem Sternbild des Steinbockes mit der Sonnennahe der Erde zuſammen und Wega ſtund in der Nähe des Nordpoles der Himmelskugel. Jetzt fällt jene Nachtgleiche in das Sternbild der Jungfrau; die Zeit der Sonnennähe unſres Planeten, ſtatt am 21. September, iſt am 1. Januar, Wega ſteht weit entfernt vom Pole; denn es iſt ſeitdem der vierte Theil einer Stunde des Weltalls verlaufen. Wenn aber die Stunde der Geſchichte der einen Welt ihrem Ende nahet, da hat indeß eine andre ihre Stunde von neuem begonnen. Sie alle ſuchen auf dem Umlaufe ihrer Millionen Jahre: ſie ſuchen auf der Bahn des Aethers jetzt das Ende, dann den Anfang und finden da beide nicht. Denn Er, der Anfang und das Ende aller Creatur; Er ſelber ohne Ende und ohne Anfang wird nicht auf dem Wege der Bahnen, ſondern nur in der Tiefe des Geiſtes gefunden. Und wenn auch die Sterne des Himmels alle zuletzt ein Endziel ihres Wandels erreichten; ſo wird doch Er, unwandelbar, noch Derſelbe ſeyn, der Er ewig war.



Erinnerungen

aus dem Leben

Ihrer königlichen Hoheit Helene Louiſe,

Herzogin von Orleans,

gebornen Prinzeſſin von Mecklenburg-Schwerin.

Nach ihren eigenen Briefen zuſammengeſtellt

von

Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert.

Mit einem Porträt.

München 1859.

Literariſch-artiſtiſche Anſtalt
der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Ein Schiffer, deſſen altes, gebrechliches Boot mitten im ſtürmiſchen Meere ſeinem unvermeidlichen Untergang an den Felſenklippen ſich nahet, will noch, ehe er verſinkt, eine koſtbare Urkunde retten, die ſeiner Hand anvertraut war. Er legt die Rolle der beſchriebenen Blätter in ein verſiegeltes Gefäß, welches er aus dem unterſinkenden Fahrzeug in die Woge wirft, die ihn begräbt. Das leichte Gefäß, ſo hofft er, wird ſchwimmend aus dem Wellengrab hervorgehen und, wenn der Aufruhr der Elemente geſtillt iſt, in die Hände Derer geführt werden, denen die Gabe des Sterbenden zugedacht war.

So läßt auch der Verfaſſer des hier vorliegenden Buches die beſchriebenen Blätter deſſelben in die Sturmfluthen einer Zeit hineinfallen, darin das Geſchrei eines entfeſſelten Wahnſinnes die Ohren des jetzt lebenden Geſchlechtes, wir wiſſen nicht auf wie lange hin, betäubt.

Warum ſollte er das nicht thun? Iſt doch das, was jene Blätter berichten, nicht ſeine eigene Sache, ſondern die Sache des Herrn, in deſſen Dienſt und Aufſehen er auf ſeiner langen Fahrt geſtanden; des Herrn, deſſen wunderbarer Rath und Wille ſeines Angeſichtes Leitſtern, ſeine Zuverſicht und Kraft war im Ungewitter und Sturm.

Was ich hier gebe, das ſind Erinnerungen, welche zu den werthvollſten und beſten meines ganzen, faſt achtzigjährigen Lebens gehören. Erinnerungen an eine Erſcheinung, die mir einſt, gleich einem Weſen aus der Welt der Mahanaim, begegnet, und vorübereilend, aus den Augen verſchwunden iſt. Aber die Züge ihres Bildes ſind mir geblieben, und die Stimme der nicht mehr Geſehenen, aber dennoch nahe Gebliebenen, habe ich fortwährend vernommen, bis ſie auch mir im Grabe verſtummt iſt.

Es iſt das Lebensbild einer ſeltenen Fürſtin, das ich hier darzuſtellen verſuchte; einer Fürſtin, welche den hohen Beruf ihres Standes: vielen Seelen auf dem Weg des Heiles mit ihrem Wort und Wandel voran zu leuchten, klar erkannt und treulich erfüllt hat. Denn vor allem auf das Vorbild der Hochgeſtellten und Mächtigen im Volke pflegt das Auge der Menge zu ſchauen und nach ſolchem Vorbild ſein Thun und Weſen zu richten. Iſt es der Glanz der äußeren Herrlichkeit, der dieſe Wirkung hat? Wohl gut, wenn es der Glanz eines Gipfels der Hochalpen iſt, den die Strahlen der aufgehenden Sonne wecken, während unten auf dem Tiefland noch die Dämmerung ruhet. Denn das Morgenlicht auf der Höhe kündet der lebenden Welt weit umher den nahen Tag an, und ſie erhebt ſich freudig zum gemeinſamen Werk des Tages. Nicht ſo, wenn ein glühender Fels, den ein Vulkan auf das Eisgefilde der Polarnacht herauswirft, ein erwachendes Morgenlicht zu verkünden ſcheint. Denn ſeine Verkündigung iſt nicht Wahrheit, ſondern Lüge. Es iſt nicht der Widerglanz der am Himmel ſtehenden Sonne, in welchem er leuchtet, ſondern ein Feuer der Tiefe, das ſeine eigene Maſſe durchglüht; wer durch ſolchen Schein gelockt ſich dem Krater nahet, der findet in ſeinen Flammen den Untergang.

Das Licht, in welchem die Fürſtin leuchtete, von welcher ich hier rede, kam von oben, aus einer Sonne, deren Strahlen in allen für das Licht geſchaffenen Seelen Leben erwecken und Freude. Sie war an ihren hohen Ort geſtellt, um die Blicke Vieler dahin zu richten, woher ihr ſelber ohne Aufhören, auch mitten im tiefſten Schmerz, im ſchwerſten Kampfe, des Lebens Tröſtungen und Kräfte, Friede und Freude kamen.

Ich habe im Verlaufe der nachſtehenden Berichte es geſagt, und ihre eigenen Briefe bezeugen es, daß ich der hohen Frau zwar nur in den Jahren ihrer früheſten Kindheit perſönlich nahe ſtand, daß ich jedoch auch nach meiner perſönlichen Trennung, fortwährend mit ihr, von ihrem neunten Jahre an, bis wenig Wochen vor ihrem Tode in einem geiſtigen Verkehr geblieben bin. Meine eigenen, armſeligen Briefe konnten es nicht ſeyn, welche dieſen Verkehr herbeiführten und erhielten, ſondern ein Zug der kindlich dankbaren Treue, welcher im Weſen der Fürſtin ſelber lag. Denn Treue, Wahrheit und Liebe zu Gott von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüthe, waren die Grundzüge ihres Weſens, welches auch im höchſten Stand des Glückes demüthig und einfach, auch im äüßerſten Unglück freudig und getroſt blieb.

Nur der eigene, inwohnende Geiſt ſelber weiß es und kann es ausſagen, was im Menſchen iſt. Wenn ſein Licht keine Selbſtverblendung trübt, wenn bei ſeinem klaren Erkennen zugleich ein aufrichtiges Gemüth iſt, dann wird der Geiſt des Menſchen das, was in ihm kämpft und fleht, ohne Aufhören Dem bekennen, der in das Verborgene ſieht. Aber auch andern Menſchenſeelen, die aus der Wahrheit ſind, und denen ſein Herz in Liebe zugethan iſt, wird er aufrichtig und gern einen Blick in ſein Inneres eröffnen.

Einen ſolchen Blick, in das innerſte Geheimniß eines Herzens, welches in ſeltener Treue Gott geweiht war, eröffnen uns die in meinem Buche mitgetheilten Briefe der kindlich liebenden, dankbaren Tochter an ihre Mutter. Das Geheimniß, worin die Kraft lag, aus welcher der Herzogin die geiſtige Hoheit und Würde, zugleich mit der innigen Demuth; der Troſt und die Freudigkeit auch im tiefſten Leid; der tapfere Muth in allen Gefahren kamen, war nur der des einfältigen, lauteren Chriſtenglaubens. Die Tochter hat dieſen Glauben in den Briefen an die Mutter innig wahr bezeugt: dieſe aber, ſo ſehr ſie es liebt »zu wohnen im Dunkeln« hat den hier gemachten beſcheidenen Gebrauch von dem verſtattet, das ſie ſonſt nur als ein verborgenes Kleinod bewahrte. Denn es iſt nicht ein Werk, das die Menſchenſeele aus eigener Kraft, ſondern das Gott an ihr gethan, was uns die Briefe der Tochter kund geben, und ſolche Thaten Gottes ſollen nicht verſchwiegen bleiben, ſondern zum Preiſe ſeiner herrlichen Macht auch der Welt verkündet werden.

Während die Briefe an die Mutter, um nach einem ſchon vorhin gebrauchten Bild zu reden, uns nicht bloß den Widerglanz der Morgenſonne am Alpengipfel zeigen, ſondern uns auf die freie Höhe hinſtellen, von welcher wir das aufgehende Geſtirn des Tages mit eigenen Augen erblicken, ſind die Briefe an mich von anderer, untergeordneter Art. Dieſe laſſen uns nur von fern den beleuchteten Berggipfel ſehen, deſſen Licht uns zum freudigen Beginnen des Tagewerkes erweckt. Aber auch dieſer Blick aus dem dämmernden Tiefland gewährt dem aufmerkenden Auge ein beſonderes Vergnügen, wenn man, ſo wie dieſe Briefe es uns möglich machen, in jenen, welche die Herzogin ſchon als Kind und als heranreiſende Jungfrau ſchrieb, die ſtufenweiſe Zunahme des höher ſteigenden und allmälig tiefer herabfallenden Tageslichtes an dem Berge beachtet. Wie kann man ſchon an jenen früheren Briefen, und noch mehr an den ſpäteren es erkennen, was das läuternde Feuer der Trübſale und Schmerzen an dieſer Seele gethan hat.

So möge denn der Inhalt meines Buches bei allen Mängeln, daran ſich die Schwäche der Greiſenhand verräth*), den Blick vieler Seelen dahin erheben, woher der Verklärten das Licht und die Kräfte ihres innern, der freudige Muth ihres äußern Lebens kamen. Er möge Viele auch in unſeren Tagen hineinführen in jene ſelige Stille, welche die Herzogin Helene nach S. 164 in der Fürſtengruft zu Dreux, am Sarge ihres Gemahles fand. Was kann an ſolchem Ort, da man das Wehen »einer Lebensluft der Ewigkeit« fühlt, den innern Frieden der Seele ſtören? Der Lärm auf den Gaſſen, ſey es das Getön der Pauken und der Hall der Trommeln, mit denen ein bewaffnetes Heer zu Felde zieht, oder ſey es das Geſchrei der Schlagenden und der Geſchlagenen, wird bald vorüberziehen: wir ruhen in der feſten Burg unſeres Königes, deren Mauern Heil ſind, in deren Innern ohne Unterlaß der Frieden thronet, und wir empfangen da neue Kräfte zum ſiegreichen Kampf mit dem Unfrieden des innern, wie des äußern Lebens.

München, 21. Februar 1859.

Der Verfaſſer.

---

*) Mängel ſolcher Art ſind unter andern die Druckfehler S. 21. Z. 9. und S. 41. Z. 6., wo Baſſenheim ſtatt Baſſewitz ſteht, ſo wie S. 28. Z. 10. v. u. fünften, ſtatt dritten Lebensjahre u. ſ. w.

Inhaltsanzeige.

Cap. 1. **Das unverhoffte Glück.**
Standpunkt des Verfaſſers der nachſtehenden Schrift zu ſeiner Aufgabe. S. 1 – 3.

Cap. 2. **Der Weg zum Leben.**
Die Führungen der früheſten Kindheit der am 24. Januar 1814 gebornen Prinzeſſin. — Tod ihrer Mutter am 20. Februar 1816. Eintritt des Verfaſſers in den Kreis der fürſtlichen Kinder. S. 4 – 10.

Cap. 3. **Der Weinſtock im Garten.**
Die neue Mutter. — Die anderen Hüter und Pfleger der Kindheit. — Ein Brief der neunjährigen Prinzeſſin. S. 11 – 17.

Cap. 4. **Das Greifen nach der rechten Hand.**
Entſchiedene Richtungen und Gaben in der Natur des Kindes. — Die erſte Freundſchaft. S. 18 – 21.

Cap. 5. **Der Auszug in eine Friedensburg.**
Der einſame Wittwenſitz am Fürſtenſchloß. — Renneckes Eintritt als Helenens Lehrer. — Tagesordnung und Tagesgeſchäft. — Umfang und Betrieb des Unterrichts. — Die mütterliche Nähe. — Das ſegensreiche Wirken einer Erzieherin. — Die friedlich vereinte Gemeinde in der Friedensburg. — Eine Union im Geiſte

und in der Wahrheit. — Briefe aus der geiſtig erwachenden Kindheit. — Prinz Albrechts Reiſe und Aufenthalt in der Schweiz. — Ein Gedicht. S. 22 — 40.

Cap. 6. **Tiefes Leid und hohe Freuden.**
Tod der Freundin Ida von Baßewitz. — Die Feier der Confirmation. — Gedichte aus früher Zeit. S. 41 — 48.

Cap. 7. **Eine neue Schule des Lebens.**
Ein Brief aus der Friedensburg. — Reiſe in die Schweiz und Rückkehr zur Heimath. — Reiſebilder. — Berichte aus der Nähe. — Theilnahme an Griechenlands Zukunft. S. 49 — 64.

Cap. 8. **Wechſel von Dunkel und Licht.**
Das letzte Hoffen am Krankenbett der Mutter. — Der Aufenthalt im Bade zu Teplitz. — Die erſte Bekanntſchaft mit König Friedrich Wilhelm III. von Preußen. — Kunſtgenuß in Dresden. — Freuden an der Welt des Wiſſens während des Aufenthaltes in Jena. — Die Vorboten eines nahen Wechſels des Glückes. — Die erwachenden Sorgen um das Leben des geliebten Bruders Albrecht. — Der letzte Brief deſſelben an mich aus Gaſtein (1833). — Sein Krankenlager in Ludwigsluſt. — Sein Tod (18. Oct. 1834). — Brief der tiefbetrübten Schweſter. S. 65—80.

Cap. 9. **Das Leben ein Traum.**
Die eröffnete Ausſicht auf des Lebens Zukunft und Glück. — Beſuch des Herzogs von Orleans in Berlin. — Erkrankung der Prinzeſſin Helene. — Die Trübungen in der nächſten Umgebung. — Der ſtille Fortzug aus Mecklenburg. — Eintritt und freudiger Empfang im neuen Heimathland. S. 81 — 92.

Cap. 10. **Die Ankunft am Ziel.**
Das erſte Begegnen des Bräutigams und der Braut. — Die Vermählung mit ihren Feierlichkeiten. — Der erſte Eindruck der neuen Erſcheinung. S. 92 — 100.

Cap. 11. **Louis Philipp im Kreiſe der Seinen.**

Züge aus der Jugendgeſchichte des Königes. — Die Julirevolution (im Juli 1830). — Die Glieder ſeiner Familie: die Königin Amelie, der Herzog Ferdinand Philipp von Orleans und deſſen Geſchwiſter. S. 101 – 110.

Cap. 12. **Das neue Familienleben.**

Das Zuſammenwohnen in Neuilly. — Die feſtlichen Vergnügungen. — Helenens hohes Glück und ihre Demuth. S. 111 – 114.

Cap. 13. **Der Brief aus einem Luſtgarten.**

Freundliches Andenken an den alten Freund der Kindheit. S. 115 – 118.

Cap. 14. **Die Stimme des dankbaren Kindes.**

Zurückkehr der Frau Erbgroßherzogin von Mecklenburg aus Paris nach der Heimath. — Die erſten Briefe der Herzogin Helene an dieſe theure Mutter, aus dem Jahre 1837. — Mittheilungen aus dem Kreiſe des Familienlebens am Königshofe. S. 119 – 130.

Cap. 15. **Wachsthum des Glückes im Haus und Herzen.**

Geburt des Grafen von Paris (24. Auguſt 1838). — Briefe der Herzogin an ihre Mutter und den alten Freund ihrer Kindheit. — Freude der königlichen Eltern an dem ihnen geſchenkten Enkel. — Der Abgang des Herzogs von Orleans zu dem Heer nach Algier (Spätſommer 1839); die Herzogin begleitet ihn auf der Reiſe nach Bordeaux und nach den Pyrenäen bis zu ſeiner Abfahrt. — Die Sympathieen der Proteſtanten. — Louis Philipps religiöſe Duldſamkeit. — Rückkehr des Herzogs von Orleans. — Briefe der Herzogin aus dem Jahre 1840. S. 131 – 148.

Cap. 16. **Ein dunkles ungelöstes Räthſel des Erdenlebens.**

Das Schmerzensjahr 1842. — Tod des Bruders der Herzogin in Mecklenburg am 7. März. — Der Herzog von Orleans begleitet ſeine kränkliche Gemahlin zu den Heilquellen von Plombieres; er ſelbſt in der Blüthe der männlichen Jahre und in der friſcheſten Geſundheit, wird durch einen unglücklichen Sturz aus dem Wagen ſeinem Volke wie ſeinem Hauſe entriſſen (am 13. Juli 1842). Noch ein heiterer Brief an die Mutter aus Plombieres, geſchrieben in den Tagen des Unglücks ohne Spur einer Ahnung deſſelben. — Bericht von dem Tage des Jammers. — Der erſchütternde Schmerz der Herzogin Helene. — Der Brief an ihre Mutter. — Theilnahme des ganzen Landes. — Brief aus Eu an den alten Freund ihrer Kindheit. S. 149 — 161.

Cap. 17. **Es wird wieder Licht.**

Brief aus der Stätte der Familiengruft zu Dreux an die Mutter (vom Jahre 1843). — Die erſte Weihnachtsfeier der Wittwe (1843). — Die Gedenktage des Todes ihres Gemahles 1844. — Das Neujahr 1845. — Andere Stellen aus Briefen an die Mutter. S. 162 — 169.

Cap. 18. **Der Fortgang des äußeren Lebens.**

Liebe des Volkes zu der Wittwe. — Troſt derſelben an ihren Kindern. — Bekanntſchaften mit Seelen, welche die Wahrheit treu und ernſtlich lieben. — Theilnahme am Werke. — Beſuch der Jugendfreundin von Rantzau. — Briefe aus den Jahren 1846 — 1848. — Geſchäftigkeit der treuen Liebe und Sorge der Herzogin bei der Erziehung ihrer Kinder. S. 170 — 191.

Cap. 19. **Die Februarrevolution und ihre Folgen.**

Die Schreckenstage. — Die Flucht aus Paris. — Kurzes Verweilen im Bade Ems. — Die Bergungsſtätte im Heimathlande ihrer mütterlichen Verwandten. S. 192 — 203.

Cap. 20. **Die Zeugniſſe aus ſicherſter Hand.**

Briefe aus dem Burgfrieden von Eiſenach. — Die Stunden geiſtiger Stille. — Ein Lied von Feneberg. S. 204 — 211.

Cap. 21. **Tröſtungen und neue Schmerzen.**

Beweiſe von Achtung gegen die Verbannte, im Volke von Paris. — Beſuche aus der Ferne, die Mutterfreuden in der Nähe. — Eine kleine Rundreiſe im mittlern Deutſchland. — Reiſe nach England und Confirmation des Grafen von Paris (im Sommer 1850). — Die letzten Tage und der Tod des Königs Louis Philippe. — Tod der Königin von Belgien. — Im Jahre 1851 innerer Frieden in äußerer Zurückgezogenheit und Stille. — Lob der Dankbarkeit. S. 212 — 219.

Cap. 22. **Ein Vorgeſchmack von den Schrecken des Todes.**

Die Trübungen aller Ausſichten in die Zukunft in den Jahren 1852 und 1853. — Reiſe in die Schweiz und der Landaufenthalt daſelbſt. — Rettung aus einer großen Todesgefahr. — Ein Brief der Geretteten. S. 220 — 224.

Cap. 23. **Der weitere Verlauf der Pilgerſchaft.**

Sehnſucht nach Ruhe und Abkehr von aller Politik. — Die Freude am Leben der eigenen Kinder. — Trauer um Todte in der Nähe und Ferne. — Theilnahme an den Ereigniſſen des Feldzuges in der Krimm. — Ein Brief aus Eiſenach vom Januar 1855. — Beſuch des Königes Johann von Sachſen in Thüringen ſowie der Herzogin in Dresden (Frühling 1855). — Erkrankung und Geſundheitspflege: letzte Ausruhezeit und leibliche Stärkung derſelben während des Aufenthaltes in Italien (1856/57). — Freundliche Erinnerungen an Innsbruck und Hohenſchwangau. — Der Abſchied von Eiſenach. S. 225 — 237.

Cap. 24. **Das Ende.**

Die Stimme eines Ungewitters auf dem Meere. — Tod der Herzogin von Nemours (am 10. Nov. 1857). — Das letzte Weihnachtsfeſt. — Die Schmerzen eines Heimwehs nach dem Frieden der Ewigkeit. — Der letzte Brief an mich (1. April 1858).

— Die letzten Dienſte der mütterlichen Sorge und Liebe. — Das eigene Erkranken der Herzogin. — Ihr Ende am 18. Mai 1858. — Ihr Anblick im Sarge. — Gedanken über das Vernehmen von Stimmen und das Schauen mit dem Auge. — Der Zuſtand der freudigen Erwartung. — Das Begräbniß in Weybridge. — Ein Nachruf über dem Grabe. S. 238 — 254.

1. Das unverhoffte Glück.

Noch heute halte ich mein Verirren von dem Richtweg aus dem Urſerer Thal nach Graubründten für ein glückliches Ereigniß, denn es hat mir für den Kreis meines ſinnlichen Erkennens einen Gewinn gebracht, welcher durch keinen Aufwand von Zeit und Mühe zu theuer erkauft werden konnte. Ich ward damals durch mein vermeintliches Fehlgehen zu der Stätte einer jener Quellen geführt, aus denen der Vorderrhein ſeinen Urſprung nimmt. Wenig Wochen zuvor, ehe ich (im Sommer 1826) dahin kam, hatte dieſe Quelle des herrlichſten der deutſchen Ströme ein edler deutſcher König: **Friedrich Wilhelm III.** von Preußen beſucht und an der erhabenen Schönheit ihrer Umgebung ſich erfreut. Unten im Thale bei **Chiamut** hat ſich das Waſſer der Quellen ſchon zu einem ſchmalen vollgehenden Fluß geſammelt, welcher kräftig ſeinen Lauf durch die Mitte der Hochalpen beginnt, aus denen er alle Quellen und Bäche von beiden Seiten her mit ſich dahin nimmt nach der Tiefe. Ich durfte den königlichen Fluß von dort oben an durch das Heimathland ſeiner Kindheit und früheſten Jugend begleiten zu ſeiner erſten Ruheſtätte im See; durfte bald nachher ſein kühneres Hindurchbrechen durch die Felſen bei Laufen bewundern und auf verſchiedenen meiner Wanderungen ſeinen mächtigen Stromgang durch die ebenen Länder betrachten, in denen er überall ein reges Leben weckt und die Fülle ſeiner Segnungen ergießt. Ja ich habe den Rhein bis dahin begleitet, wo er ſein meiſtes Gewäſſer der mächtigern Zuſtrömung aus dem Nachbarlande dahin gibt und mit dieſer vereint unter einem fremden Namen in's Meer ſendet, in welches zuletzt auch er, in ſelbſtgenügſamer Beſchränktheit, nur mit dem Reſt ſeiner vormaligen Größe und doch durch den alten Ruhm ſeines Namens noch hoch geehrt, in geräuſchloſer Ruhe ſich verſenkt.

So darf ich mich rühmen, daß ich den herrlichen Strom, der durch ſeine örtliche Stellung zwiſchen den Herrſcherreichen des chriſtlichen Europas der großen Pulsader des Herzens gleicht, welche den Gliedern Kräfte des Lebens zuführt, von ſeinem Urſprung an bis zu ſeinem Ende kennen gelernt habe, obgleich ich einzelne Strecken ſeines Laufes nicht mit eigenen Augen ſahe.

Ein armes Schattenbild nur iſt jenes Ereigniß, das mir den Gewinn eines ſinnlichen Erkennens brachte, von einer Führung meines Lebens geweſen, durch welche ich in geiſtigen Verkehr mit einer Menſchenſeele trat, deren ſtiller, großer Thatendrang durch ihre Zeit in dem Grabe des Fremdlingslandes nicht ſpurlos verſiegt iſt, ſondern im Boden der neueren Völkergeſchichte ein tief eingegrabenes, bleibendes Strombett zurückgelaſſen hat. Mir iſt das Glück geworden, die Herzogin Helene von Orleans ſchon in ihrer früheſten Kindheit kennen zu lernen und dann, ohne ſie von ihrem ſechsten Jahre an noch einmal mit Augen zu ſehen, fortwährend ihren Zuſpruch durch Briefe zu vernehmen, in deren Inhalt ſich der Verlauf einer geiſtigen Entwicklung abſpiegelt, welcher durch ſeine ſich immer gleichbleibende, ernſte Richtung als ein ſeltenes Vorbild der ausdauernden Treue auf dem Wege des innern, hohen Berufes daſteht. Schon dieſe Briefe, von der Zeit ihrer Kindheit an bis zu ihren letzten Lebenstagen, gleichen den in Erz geprägten Zügen eines kleinen Lebensbildes, das nach ſeinem Maaße einer bleibenden Beachtung werth erſcheint. Ueber die Einfaßung, welche dieſes Bild in den nachſtehenden Blättern durch meine Hand erhielt, habe ich nur Weniges zu bemerken:

Ich habe, wie ich vorhin ſagte, den Rhein in der Heimath ſeiner Quellen geſehen, bin ihm öfters auf ſeinem Wege durch ſein reiches Herrſchergebiet begegnet, bin von ſeinem letzten Eingang in das Meer ein Zeuge geweſen. Dennoch könnte es mir niemals in den Sinn kommen, eine vollſtändige Beſchreibung ſeines Laufes und ſeiner ſtatiſtiſchen Bedeutung zu geben. Denn jener Lauf ſtehet vor den Augen der an ſeinen Ufern wohnenden Völker als ein Allbekanntes da und wird von anderen Händen beſchrieben als die meinigen ſind; auch die Darlegung der ſtatiſtiſchen Verhältniſſe des Rheingebietes kann nicht meine Aufgabe ſein. Alles was ich vermöchte das wäre ein treues Wiedergeben der Eindrücke und eignen Erfahrungen, welche mir auf meinen Wanderungen an dem herrlichen Strome zukamen, deſſen Weg mir nur in ſeinen Hauptumriſſen vor Augen lag. Eben ſo kann und will ich auch auf den nachſtehenden Blättern nur die Hauptumriſſe eines Lebensbildes geben, das in ſeiner wirklichen Geſtalt und Kraft noch jetzt als ein Gegenwärtiges vor den Augen Aller ſteht, welche in der Kunde ihrer Zeitgeſchichte nicht gänzliche Fremdlinge ſind. Der politiſche Schatten wird meinen Umriſſen abgehen; Eines aber hoffe ich, wird ihnen bleiben, das iſt jenes Zeugniß, aus welchem erkannt wird, daß dem Leben der ſeltenen Frau, von welcher ich reden will, ſeine hohe Bekräftigung und Weihe ſo von oben her kam, wie dem Rhein ſein quellendes und fortſtrömendes Gewäſſer.

2. Der Weg zum Leben.

Wir ſtehen da, wo der Quell an das Licht des Tages hervortritt. Wohin wird ſein Lauf gehen, wenn er als Bach, als Fluß, als Strom durch das Thal ſeiner Alpen und durch das ebenere, flache Land hinabeilt? Wird es der Weg zu einem guten rühmlichen Ende ſeyn?

Mit klaren Worten weiſet uns die Schrift auf einen ſolchen hin. Die Zucht, ſo ſpricht ſie, iſt der Weg zum Leben. (Sprüchw. 6, 23; 10, 17.)

Die Zucht, welche das Herz des Menſchen auf den Weg zum Leben führt und ſeinen Wandel auf dieſem Weg erhält, iſt von zweifacher Art: ſie iſt eine innerliche und eine äußere. Mit dem erwachten Gefühl der natürlichen Stellung des Menſchen zu ſeinem Gott und Schöpfer, aus deſſen Macht ihm Odem, Leben und Bewegung kommt, beginnt die innere Zucht: eine Zucht der Demuth und Gottesfurcht, welche der Anfang der Weisheit und alles Guten in uns iſt. Die äußere Zucht giebt uns Gottes Hand durch die Schickſale und Führungen unſers Erdenlebens.

Ich kehre noch einmal zu dem vorhin betrachteten Bild eines mächtigen Fluſſes zurück, der ſeinen Lauf, zum Segen vieler Länder, durch ihre Mitte nimmt. Sein Urſprung war auf den Höhen des Landes, ſein Bewegen geht nach den Niederungen hin, ſein Gang iſt um ſo kräftiger, je höher die Heimath ſeines Herkommens war. Aber auf den Höhen der Gebirge wie in den Ebenen quillt an vielen Orten das Waſſer ſo reichlich hervor, daß ſeine Fülle zu Bächen, die Bäche zum Fluße werden könnten, es geſchieht jedoch keines von beiden, weil das Waſſer zum ſtehenden Teiche oder Sumpfe wird, weil es den Ausweg von ſeiner eigenen nahen Höhe zu der fernen Tiefe nicht gefunden. So muß zu dem Zug der Schwere, welcher thalabwärts geht und ein Abbild der innern Zucht des Menſchenherzens iſt, noch eine andere Macht kommen, welche als ein ſinnliches Gleichniß der äußeren Zucht des Menſchenlebens, dem Waſſer der Quellen und Bäche, ſo wie dem des Flußes, der aus ihnen entſtanden, den Weg bahnet, welchen es nehmen ſoll. Der Weg des Flußes nach ſeinem Ziele hin, durch das Bett der zerriſſenen Felſen und Engthäler, iſt öfters ein Weg, welchen die Schrecken der zerſtörenden Naturkräfte nahmen: Erdbeben und Feuer oder die eigne Unhaltbarkeit der Maſſen hat dieſe von ihrer anfänglichen Höhe in die Tiefe geſtürzt und hiedurch dem Fluß den Weg ſeines Bettes bereitet. Die feſten Wände von dieſem halten den Strom in ſeinen Schranken und wenn derſelbe in der Ueberfülle ſeines Anſchwellens zuweilen über das ihm angewieſene Ufer hinaustritt, da führt ihn die innere Zucht des Geſetzes, des Zuges der Schwere, immer wieder in ſeine Schranken zurück.

In dem Lebensgang der ſeltenen Frau, den wir hier in einigen ſeiner Züge beſchreiben wollen, giebt ſich von früher Kindheit an bis zu ſeinem Ende das Walten der innern Zucht gemeinſam mit jenem der äußern kund. Die innere Zucht der Furcht vor Gott und der Liebe zu ihm lag als Keim ſchon in der hingebend kindlichen Liebe zu der Mutter und der liebenden Pflegerin, die äußere Zucht ging von Anfang an durch einen Weg der ſchmerzlichen Trennungen und Zerreißungen der theuerſten, innigſten Bande des Erdenlebens. Und durch beides: durch die innere, bleibende, wie durch die äußere Zucht iſt der Gang der Entwicklung und des Lebens ein ſo gleichmäßig treuer, feſt entſchiedener und als Vorbild für Viele ſo reich geſegneter geworden.

Welches andere Kind konnte mit inniglicherer, hingebenderer Liebe an den Armen ſeiner Mutter hängen, konnte dieſe Liebe ausdrucksvoller durch den Blick ſeiner Augen, wie durch ſeine ſtammelnden Worte bezeugen, als das Kind, deſſen Lebensbild hier vor uns ſteht: die Prinzeß Helene von Mecklenburg, nachmalige Herzogin von Orleans. Es fehlten noch vier Tage bis zur Vollendung des zweiten Lebensjahres, da ſtarb ihr (am 20. Januar 1816) dieſe Mutter; die Zeit des Geburtstages des verwaisten Kindes ward zu einer Trauerzeit, nicht für ein einzelnes Haus, nicht nur für ein naheſtehendes Land, ſondern für eine theilnehmende Menge der Geiſtesverwandten auch in weiter Ferne. Denn jene Mutter, Caroline Louiſe, die Tochter des hochbegabten Großherzogs Carl Auguſt von Sachſen-Weimar, war ihrem ganzen Weſen nach ſchon früher unter dem anregenden, bildenden Einfluß der Wiſſenſchaften und Künſte ſelber zu einem geiſtigen Kunſtwerk geworden, in welchem Herder durch ſeinen Religionsunterricht ein Leben weckte, das über dem Wiſſen und der Kunſt des Menſchen ſtehet. Es war ein Zug dieſes höheren Lebens, der ſie aus dem geiſtig ſo regſamen, lauten Kreiſe, darin ſie in Weimar ſich bewegt hatte, hinwegführte in das ſtille, abgeſchiedene Ludwigsluſt. Sie war dahin mit Friedrich Ludwig, dem Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin, gezogen, welchem ſie, als einem vereinſamten Wittwer ihre Hand gereicht, ihr liebend theilnehmendes Herz ergeben hatte. Am 11. Febr. 1812 ward ihr in dieſer Ehe die Freude der Mutter an dem wunderbar begabten Kinde, dem Prinzen Albrecht zu Theil; faſt zwei Jahre hernach noch einmal durch die Geburt der lieblichen Tochter Helene. Schon damals regte zuweilen der kräftige Geiſt der Mutter ſeine Schwingen zum Hinwegzug aus der zarten Hülle des Leibes. Aber nur die Aerzte erkannten die Gefahr, die dem Leben der geliebten Fürſtin nahete, ſie ſelber täuſchte ihr eigenes Gefühl, ſowie den Blick ihrer Umgebung durch die fortwährend ungebrochene Kraft und Munterkeit ihres Geiſtes. Nach der Geburt ihres dritten Kindes, eines Prinzen, den man aus der Wiege bald in den Sarg bettete, brach die Hülle: die Aufgabe eines edlen Lebens war gelöſt.

Der Geiſt der Mutter war nicht geſchieden; er lebte in verborgener Tiefe der Seelen in und mit den Kindern fort. Einige Monate nach dem Tode der Herzogin, deren letzter Wunſch und Wille mich dahin rief, kam ich nach Ludwigsluſt und ſah die verwaiſten Kinder. Ich habe mein Eintreten in den neuen Kreis des Wirkens und die erſten Eindrücke, welche ich von dieſem Kreis empfangen, an einem anderen Orte beſchrieben*). Namentlich habe ich dort auch von den beiden jüngſten Kindern des Fürſtenhauſes, dem Prinzen Albrecht und ſeiner Schweſter Helene geſprochen. Dieſe, ſchon in ihrem dritten Jahre, war mir eine Erſcheinung aus der Kinderwelt von wahrhaft neuer, beſonderer Art. Ich ſpreche dieſes nicht allein aus meiner vereinzelt ſtehenden Erinnerung aus, ſondern Alle, welche mit tiefer aufmerkenden Blick das noch nicht dreijährige Kind betrachteten, ſagen mit mir daſſelbe. Mitten in den Aufwallungen des muntern Selbſtgefühles und der kindlichen Freudigkeit ſtrahlte ein Ernſt aus ſeinen Augen, der jeder Stellung, jeder Bewegung der Glieder den Ausdruck einer Hoheit gab, welche nicht etwas von außen Angelerntes, ſondern ein Siegel war, das der innwohnende Geiſt von dem erſten Erwachen an ſeiner Leiblichkeit aufprägte. Ich möchte dieſen Geiſt, ſo wie er in dem ganzen nachmaligen Leben der ſeltenen Fürſtin ſich erwieſen hat, einen königlichen und zugleich einen freudigen Geiſt nennen.

---

*) Im dritten Bande meiner Selbſtbiographie.

Eine mir, ſowie Allen, welche ſie kennen, hochtheure Freundin, die Generalin von Both, geborne von der Tann, welche die Herzogin Caroline Louiſe als Jugendfreundin von Weimar nach Ludwigsluſt begleitete, und bis zu ihrem Tode bei ihr, dann mit zärtlicher Muttertreue in der Nähe der Kinder blieb, ſchreibt mir noch jetzt, in ihrem 73. Jahre von der Prinzeſſin Helene:

> »In dieſer war von ihrer früheſten Kindheit an ein ganz eigenthümliches Weſen. Man fühlte und merkte ihr immer etwas Höheres an, es war, als könnte ſie Niemand für etwas anderes anſehen, als für das, was ſie durch ihre Geburt und ihre Beſtimmung ſein ſollte. Sie war ſehr wißbegierig, hörte aufmerkſam und ernſt, was Andre ſagten, und dabei zeigte ſich frühe bei ihr ein gewiſſer poetiſcher Sinn. Mit einem Worte es war nichts Gewöhnliches in ihr, und ich fand ſo oft bei ihr Aehnlichkeiten mit ihrer Mutter, nur war dieſe ängſtlich ſtiller, mehr in ſich gekehrt, — Helene war geiſtig viel lebendiger und wie von höherem Muthe.«

Von dieſer ihrer Mutter hörte ſie die, welche immer um dieſelbe geweſen, am liebſten erzählen; ſie konnte nicht ſatt werden auch die ſcheinbar kleinſten Dinge zu vernehmen, welche die Mutter angingen, das was dieſe als Kind gethan und geliebt hatte, was ſie noch vor ihrem Ende über Helene und Albrecht geſprochen habe, wo ſie im Garten und drinnen im Schloß am liebſten geweſen ſei. Sie beſuchte gern und oft die Halle, darin der Sarg der Mutter und daneben der des kleinen, früher geſtorbenen Bruders, des Prinzen Magnus ſtand, — es ſchienen dann Keime von Gedanken in ihr zu erwachen, deren tiefen Ernſt und höhere Anregung ſie mehr nur fühlte als verſtand. Denn es iſt die Welt eines ewigen Jenſeits, für welche der Geiſt des Menſchen geſchaffen iſt, welche den Traum ſeiner Kindheit in unmittelbarer Nähe umſchweben, ehe er zu der Erkenntniß der Sinnenwelt erwacht iſt. Und wo konnte dieſes kräftiger geſchehen als in der Seele des Kindes, deſſen Erdenleben an den Sterbebetten und Särgen ihrer hinübergegangenen Geliebten begonnen hatte. — Dies war die Zucht, durch welche der Geiſt der jungen Fürſtin von ſo frühe an durch die Hand der mütterlichen Weisheit auf den Weg zum Leben geführt wurde. Ein beſtändiges Naheſein des Ernſtes der Ewigkeit war der Strahl des Morgenrothes aus einer höhern Welt, der ihrem ganzen Weſen jene Weihe und Würde gab, welche fremde Augen ſchon früher an ihr bewunderten.

Ich war mit dem Prinzen Albrecht in täglichem Verkehr, mit ihm zugleich ſah ich auch ſehr oft ſeine Schweſter Helene. Obgleich ich nicht im gewöhnlichen engeren Sinne des Wortes Lehrer war, verſäumte ich doch nicht die Gelegenheit, zunächſt im Gemüth des jungen Prinzen und, wenn dieſe im Garten ſich zu uns geſellte, auch in der Schweſter Keime der Erkenntniſſe zu wecken, welche in ihrer bekräftigenden, ſchnelleingehenden Wirkſamkeit auf den Geiſt von gleicher Bedeutung ſind, als die Nahrung der Muttermilch für den kindlichen Leib. Prinz Albrecht las und beſprach mit mir am liebſten die bibliſchen Geſchichten, unter denen die von Daniel ihn beſonders anzog. Helene war dabei gern eine aufmerkende Zuhörerin. Oefter jedoch ſpielte dieſe mit uns unter den Blumen, lauſchte auf meine Erzählungen von Mährchen und romantiſchen Abentheuern. Auch von den natürlichen Dingen, von Bäumen, Pflanzen, Steinen und ſchönen Bergen hörten die Kinder meine Berichte gern, und noch jetzt in meinem ſpäten Alter gedenke ich gern mancher innern Anſchauung über das Weſen der Dinge, zu welcher ich durch die ſeelenvollen Fragen dieſer Kinder geführt wurde. Es ward mir nicht ſchwer, in einer für ihr Alter verſtändlichen Weiſe mit ihnen zu reden, denn meine Seele war mit ihren Seelen.

3. Der Weinſtock im Garten.

Vor andern Früchten der Gewächſe iſt es der Wein der edlen Reben, welchem eine ſtärkende, herzerfreuende Kraft innewohnt. Darum wird auch der Weinſtock unter den Naturgaben des gelobten Landes vorzugsweiſe geprieſen, und die Schrift gedenkt öfters und ausführlich jener Sorgfalt und Mühe, mit welcher ein Weinberg angebaut und bepflanzt, mit ſchützenden Mauern umgeben wird, ſowie der Aufſicht, in welcher der Weingärtner die einzelnen Reben hält. Ja der Weinberg wie der einzelne Weinſtock ſind in der Sprache des Geiſtes nicht ſelten ein Bild des Volkes der Erwählten ſowie ſeiner einzelnen Glieder.

Namentlich unter dieſen Gliedern finden ſich ſolche, deren Kraft und Wirkſamkeit im Reiche des Lebens in geiſtiger Weiſe mit jener leiblichen vergleichbar ſind, welche den Früchten des Feldes inwohnen, aus denen das tägliche Brod gewonnen wird. Dieſe Wirkſamkeit iſt eine wohlthätige, doch weil ſie alltäglich, minder augenfällig, als die heilende oder mächtig anregende der Apothekergewächſe und des Weinſtockes. Gleich dieſem bedürfen auch ſolche Seelen, deren Wirkſamkeit für ihre Zeit und ihr Volk eine tief und mächtig eingreifende, heilkräftige werden ſoll, eine abſonderliche Zucht und Pflege. Nicht aus dem Boden der Tulpen-Gewächſe, nicht im üppigen Grün der Wieſen, ſondern auf dem felſigen Grund eines einſamen Gebirges keimen und wachſen ſie auf, oder der Gärtner verpflanzt ſie in eine jener Bergungsſtätten, von welchen das Lied des Propheten ſingt: wir haben eine feſte Stadt, Mauern und Wehre ſind Heil. Ja er ſelber, der Herr, bildet eine feurige Mauer um ſie her.

Helene, das Fürſten-Kind von hoher künftiger Beſtimmung und ſeltenen Gaben, bedurfte einer ſolchen Obhut, wenn ſie das werden ſollte, was ſie für ihre Zeit war. Sie hatte den Schutz und Schirm der Mutter verloren, der Vater allein, deſſen Luſt der Augen und des Herzens das liebliche Kind war, konnte in jener vielſeitigen fürſtlichen Geſchäftigkeit der großen Aufgabe der geiſtigen Pflege der Prinzeſſin nicht genügen. Allerdings ſtand wie ein guter Engel die geweſene Hofdame oder vielmehr die Herzensfreundin der verſtorbenen Mutter, die Fräulein von der Tann, bald nachherige Generalin von Both, bei dem verwaiſten Kinde. Ihre treue Anhänglichkeit an dieſes hatte keine Grenzen, ſie wäre jeder Aufopferung für die kleine Helene fähig geweſen. Auch ſpäter, wo das Bedürfniß nach ſolcher liebender Obhut ein minder dringendes war, verging kein Tag, an welchem ſich dieſe treue Hüterin nicht zu überzeugen ſuchte, wie es um die Prinzeſſin ſtehe. Die Mutter in dieſer wieder auferſtehen zu ſehen, darauf war ihr Auge unabläßig gerichtet, und wenn ſie einen Zug gewahr wurde, welcher an die Mutter erinnerte, dann jauchzte ihre Seele in der Stille.

Aber nicht nur in den vereinzelten Zügen, ſondern im ganzen Weſen des Kindes lag ein kräftiger Keim zu einem ſelbſtſtändigen geiſtigen Aufwuchs, welcher über das Maaß des gewöhnlich Erwarteten weit hinausgieng. So kindlich anſchmiegend, ſo innig auch ihr Gemüth gegen die Freunde und treuen Pfleger war, lag dennoch in ihr ein Etwas, das in dem Feuer einer ſolchen Liebe nicht zerſchmelzen oder aufgelöſt werden konnte, ſondern feſt blieb. Es war nicht der gewöhnliche Eigenwille eines kindiſchen Selbſtgefühles, ſondern es war ein Geiſt in ihr, welcher ſchon frühe als ein Selbſtherrſcher über ihre natürlichen Neigungen und Anregungen zur lauteſten Munterkeit und Fröhlichkeit, ſowie zum ſtillen Nachſinnen waltete und wachte. Ein tiefer blickender Beobachter und Kenner der Kinderwelt würde von ihr geſagt haben: in dem Weſen dieſes Kindes iſt die Grundlage zu einem Charakter, der ſich in ſeiner Entfaltung durch keine äußere Noth noch Gewalt wird beugen laſſen, und wenn er ſeine Richtung zur rechten Hand nimmt, feſten Schrittes auf ſein hohes Ziel zugehen wird. Für Helene war dabei auch eine ſolche Erziehungsweiſe nothwendig, wie jene, welche Käſtner aus eigner Erfahrung als die heilſamſte erkennt, in den Worten:

»Als ich ein Knabe war, da trat ein Mann heran:
Da ſah' ich ihn und ſtreckte mich, und ward ein Mann«.

Gott hatte es dem Erbgroßherzog Friedrich Ludwig ins Herz gegeben, daß er einer vertraulichen Mahnung ſeiner verſtorbenen Gemahlin folgte, welche ſie ihm wenig Tage vor ihrem Hinſcheiden gegeben. Er ſolle, ſo rieth ſie ihm in herzlicher Fürſorge für ſein eigenes Wohl und für das ſeiner Kinder um die Hand ihrer Freundin: der Prinzeſſin Auguſte von Heſſen-Homburg ſich bewerben. Dieſe vor allen Andern, ja allein ſey fähig, der Aufgabe zu genügen, den verwaiſten Kindern eine Mutter zu ſein, welche ihr ganzes Herz, alle Kräfte ihres Lebens dem Werke hingäbe, von welchem ſie ſelber, nachdem ſie es kaum begonnen, abgerufen werde. An ihr werde auch er eine Begleiterin durch ſeine noch übrigen Lebensjahre finden, die ihn ganz verſtehen, und welche die geiſtige Zucht und Würde ſeines Fürſtenhauſes mit Einſicht und entſchiedener Feſtigkeit in ihre Hand nehmen werde.

Der Gedanke an eine nochmalige Verehelichung mochte dem tiefbetrübten Fürſten anfangs nur ſchwer eingehen, auch die Braut, um welche er werben ſollte, war ſchwer zu bewegen, ihre ſelbſtſtändig freie Stellung, darin ſie ſich glücklich fühlte, gegen das Leben an einem ihr fremden Fürſtenhofe aufzugeben. Aber ihr eigener Geiſt, ſo kräftig er auch war, hatte dennoch ſchon frühe unter manchem inneren Kampfe es gelernt, vor Allem unter dem Willen eines höheren Geiſtes ſich zu beugen, deſſen Rath und Führung zu unſerm Heil eine andere iſt, als der Rath eines Menſchenherzens. Ihr eigener Sinn hätte, als die öfter wiederholte Werbung um ihre Hand aus Mecklenburg zu ihr kam, gern ein Nein dazu geſagt, aber die mächtigere Stimme in ihrem Innern, auf welche ſie zu achten gewohnt war, ſprach ihr Ja dazu, und der eigne Wille ergab ſich dem höhern Rufe.

So war der verwaiſten Prinzeſſin Helene von Neuem eine Mutter zugeführt worden, welche für die äußere wie innere Geſtaltung und Richtung ihres nachmaligen Lebens von entſchiedenſter Bedeutung war. Ein Freund, der als nahe ſtehender Zeuge das Werk geſehen hat, das mit dem Eintritt der Erbgroßherzogin Auguſte in das Fürſtenhaus namentlich an den Kindern begann, ſchreibt darüber:

> »Wenn man in menſchlicher Weiſe etwas nennen will, was die junge Herzogin Helene erzogen hat, ſo iſt es in der That dieſe Mutter geweſen, und ich preiſe Gott, daß die Welt eine Frucht des Gebetes und des Wirkens derſelben an der Frau Herzogin von Orleans geſehen und

erkannt hat. Sie war die Stiefmutter, das heißt eine von Gott ſelbſt für die junge Seele dieſer Tochter geſtiftete und geweihte Mutter, nachdem die natürliche, leibliche Mutter ſo frühe ins Grab geſunken war.«

Im Frühling 1819 verließ ich Mecklenburg und kehrte zu meinem wiſſenſchaftlichen Berufe zurück. Der Unterricht der älteren Prinzeſſin des Fürſtenhauſes, der nachmaligen allgeliebten hochgeſegneten Landesmutter Maria von Altenburg, war vollendet und hiemit meine nächſte Aufgabe gelöst. Für die jüngeren Kinder des Herrn Erbgroßherzogs: Albrecht und Helena hatte eine ewige Aufſicht beſſer geſorgt als Menſchenrath und gutmeinender Wille dies vermocht hätten, denn zu Prinz Albrecht war außer dem trefflichen Gouverneur von Brandenſtein ein Lehrer gekommen, in welchem neben einer göttlichen Liebe auch ein göttlicher Ernſt wohnte. Ich kann an dieſen mir theuren, frühe zu ſeiner ewigen Ruhe eingegangenen Menſchen nicht ohne Thränen einer Liebe denken, die mit den Jahren nicht ſchwach werden noch veralten wird. Es war der Candidat der Theologie Koch, der Sohn des ehrwürdigen alten Pfarrers zu Bellahn, der wie jener Prieſter und König zu Salem einſam und hehr unter dem damaligen Geſchlecht des Landes daſtand, die ſegnenden Hände ausbreitend im Gebet über ein weites Feld, auf welchem ſein hoffender Geiſt ein Rauſchen und Bewegen der Todtengebeine von ferne her vernahm. (Heſek. 37.) Der Sohn war dieſem Vater in Geſinnung und treuem Feſthalten am Glauben gleich; ich weiß nicht ob ich noch einen andern Menſchen auf Erden geſehen habe, in welchem, ſo wie in ihm, der Johanneiſch-ſanfte mit dem Petriniſch feurigen Geiſt »zur Liebe von ganzem Herzen, von ganzer Seele« ſo vereint waren, als in dieſem Jünglinge. Vor allem war es ſein bibliſcher Religionsunterricht bei dem Prinzen Albrecht, an welchem auch die Prinzeſſin Helene einen reichgeſegneten Antheil nahm.

Außer der Mutter Auguſte, welche Gott für dieſen noch zarten Baum des Lebens zu einer ſchützenden Mauer umher geſetzt hatte, war noch ein anderer ſtarker, hütender Engel zu dem ſeltenen Kinde gekommen: Nancy Salomon aus Genf, von welcher ich in einem der nächſten Capitel einige Worte aus dem Munde eines guten, treuen Zeugen mittheilen werde.

Was dieſe Vorſorge einer ewigen Weisheit mit dem ſchützenden Anbau um ihren Weinberg her gewollt hatte, das zeigte ſich jetzt bald bei dem Ausbruch eines Sturmes, welcher die junge Pflanzung bis tief zur Wurzel hinab ergriff und erſchütterte. Der edle, liebende Vater ſeines Hauſes, der Erbgroßherzog Friedrich Ludwig ſtarb in der Mitte ſeines Mannesalters, am 29. November 1819. An ſeinem Sterbebette iſt ein heißer Kampf des Gebetes der Seinigen gekämpft worden. Dieſer Kampf iſt ſelbſt an den Seelen der Kinder nicht ohne bleibende Früchte ſeiner Siege geblieben. Ich wurde durch die lebendigen Mittheilungen in Freundesbriefen im Geiſt zu ſeiner Stätte hingeführt.

Ueberhaupt war ich, auch ſeit meinem Abgang nach Erlangen in beſtändig ſchriftlicher Verbindung mit den mir theuren Seelen in Ludwigsluſt geblieben, auch die Kinder hatten mir geſchrieben; Prinz Albrecht ſchon bald nach meinem Abgang aus Mecklenburg im Jahre 1819, und Prinzeß Helene hatte unter einen Brief ihres Bruders im Jahre 1822 mit einer ſo ſichern, ſchönen Handſchrift, wie ſie bei einem 8jährigen Kinde nur ſelten gefunden wird, die Worte geſetzt: »Lieber Herr Profeſſor. Da mein Bruder Ihnen ſchreibt, will ich Ihnen nur ſagen wie gern ich an Sie denke« u. ſ.

Auch aus dem erſten eigentlichen Briefe des theuern 9jährigen Kindes theile ich hier einige Worte mit. Er iſt aus Ludwigsluſt vom 18. April 1823 datirt:

»Lieber Profeſſor! Wie beneide ich Frau von Bechtolzheim, die ſo glücklich ſeyn wird, Sie und Ihre liebe Familie zu ſehen. Ich hoffe, daß ſie Ihnen ſagen wird, wie oft wir von Ihnen ſprechen und von den ſchönen Geſchichten, die Sie uns erzählt haben. — — — Unſer lieber Herr Koch weiß auch recht hübſche Geſchichten; ich nehme Stunden bei ihm, welche mir viele Freude machen. Bitte, bedenken Sie liebes Prochen*), daß ich keine Silbe von Ihrer Hand habe und daß ein kleines Brieſchen mir große Freude machen würde. — — — Leben Sie wohl lieber Profeſſor, vergeſſen Sie nicht ganz Ihre Helene. — — Meine Nancy läßt Sie herzlich grüßen«.

Ich folgte dieſer kindlichen Herausforderung gerne; ſie iſt für mich im Verlaufe meines ſpäteren Lebens ein Quell vieler hoher geiſtiger Genüſſe und Freuden geworden.

---

*) Prinz Albrecht in ſeiner vertraulich liebkoſender Weiſe pflegte mich, abkürzend, Pro ſtatt Profeſſor zu nennen; ſeine Schweſter ahmte dies nach.

4. Das Greifen nach der rechten Hand.

Von dem großen heilbringenden Herrſcher des deutſchen Reiches Heinrich dem erſten, dem Sachſen, ſagt ein alter Beſchreiber ſeiner Thaten und ſeines Lebens: »er griff immer nach der rechten Hand«. In der That, dieſe einfachen Worte ſprechen das Höchſte und Beſte aus, was man von dem Wollen und Thun eines Menſchen ſagen kann. Es iſt eine Gabe, die von oben, von Gott kommt und welche ſolchen Seelen der Menſchen verliehen wird, denen der aufmerkende ſcharfe Sinn für jene Eingebung geöffnet iſt. Auf ihrer niederen Stufe hat die Seele des Thieres einen geöffneten Sinn für die Anregungen einer in der irdiſchen Schöpfung waltenden göttlichen Ordnung, welche nicht nur die Bewahrung und Erhaltung der einzelnen Geſchöpfe, ſondern mit gebietender Macht den Fortbeſtand ihrer Geſchlechter und Arten will. Denn an den Müttern der Inſecten, deren Beſtimmung es iſt, für die Erhaltung und das Gedeihen ihres noch ungeborenen, künftigen Geſchlechtes zu ſorgen, kann man Handlungen wahrnehmen, welche nach ihrem Maaße einer prophetiſchen Eingebung vergleichbar ſind. Auch unter den Menſchen ſind [illegible] vor Allen jene Seelen, die zu einem Werk des Lebens beſtimmt ſind, das für den herrſchenden Geiſt eines ganzen Volkes, einer ganzen Zeit von hoher Bedeutung iſt, an denen wir jene Mitgabe für das Leben bewundern müſſen, welche der alte Lebensbeſchreiber Heinrichs I. an dieſem großen deutſchen Könige rühmt. Auch von jener Menſchenſeele, aus deren Entwicklungsgeſchichte für das Leben der Zeit und Ewigkeit wir hier einige Grundzüge beſchreiben, konnte man ſchon frühe es erkennen, daß ihr die Gabe verliehen ſei, bei all ihrem Thun und Wollen nach der rechten Hand zu greifen. Ich laſſe hiervon einen Zeugen von klarem Blicke und treuem Herzen reden, welcher in der Zeit des Aufblühens der Prinzeſſin Helene zum jungfräulichen Alter ſie täglich ſah.

Die Erziehung, welche die fürſtliche Mutter ihrer Tochter gab, glich großentheils mehr einem liebevoll ernſtem Mitgehen und Nachgehen, als einem Vorausgehen, welches ſtrenge Nachfolge verlangt und gebietet. «Die Frau Erbgroßherzogin wußte zu gut an ſich ſelber, was ein Charakter war, denn ſie ſtellte dieſen bei aller Zartheit des feinſten Gefühles für die Umgebung, in ſich ſelber vollkommen dar. Deſto leichter erkannte ſie aber auch in ihrer jungen Tochter den kräftigſten Keim zu einem ſelbſtſtändigen Weſen und Leben. Helene war für ſie eine Erſcheinung, welche neu und oftmals räthſelhaft, ihre höchſte Beachtung an ſich zog. Beſonders waren es die Leichtigkeit, der Muth, und die Sicherheit mit welchen die junge Herzogin Alles trieb, urtheilte, beſchloß, als hätte ſie nicht nöthig ſich zu beſinnen, was die Mutter oft in ein Staunen verſetzte, ja zuweilen ihr etwas bedenklich werden wollte. Aber dieſe Unmittelbarkeit hatte etwas Reizendes; es kam Alles wie aus Inſpiration mit der ganzen Fülle und Friſche eines jugendlichen Herzens zum Vorſchein, und ein rührendes Wohlwollen war in Allem ſpürbar, was ſie redete, urtheilte und that.»

«Man hätte denken können, daß bei dieſer Freiheit des Gemüthes, bei dieſer Entſchiedenheit ihres ganzen Weſens eine gewiſſe

Selbſtzufriedenheit zum Grunde liege, aber dies war durchaus nicht der Fall. Es war ein Geiſt in ihr, der über ſie wachte und deſſen Stimme im zartfühlenden Gewiſſen ſie verſtand. In dieſem Geiſt erhob ſie ſich ſo über den Boden ihrer Perſönlichkeit daß ſie über ſich ſelber ſpotten, lachen und weinen konnte. Sie hatte das Geheimniß der Selbſterziehung ſchon frühe gefunden: es beſtand bei ihr in dem treuen Aufmerken nicht auf das was Menſchen ihr einreden wollten, ſondern auf das, was die Stimme in ihrem Gewiſſen ſagte von dem was wohlgefällig ſey vor Gott, und vor Menſchen recht. Sie zeigte auch ſchon frühe ein Verlangen allein zu ſeyn mit den Gedanken welche ſie mehr und faſt einzig nur durch die That des Lebens nicht durch Worte ausſprach. Denn alle Tändelei mit den Gefühlen war ihr verhaßt. Sie zog ſich, je mehr ſie zu dem Bedürfniß des innern Lebens heranreifte, deſto öfter in ihr verſchloſſenes Kabinet zurück; und wenn ſie aus dieſem hervortrat konnte man in den lieblich ernſten Zügen ihres Angeſichtes es leſen daß ſie da mit dem Freund und Herrſcher ihres Herzens, mit Gott geredet hatte und Er mit ihr.«

So wurde in ihr der freudige Geiſt in ſteter Kraft und Friſche erhalten, der ihres Herzens Troſt und ihr Glück war.

Man hat zunächſt nur achtend auf die Schickſale ihres äußeren Lebens, die Herzogin Helene von Orleans eine unglückliche Fürſtin genannt. Ihre Mutter, welche dieſe Tochter ſo nahe kannte als ſich ſelber, urtheilte jedoch anders. »Helene, ſo ſagte ſie, iſt nie unglücklich geweſen. Sie fühlte ſich immer an der rechten Stelle; ich begreife es ſelbſt nicht. Freilich war ſie ſchmerzlich tief gebeugt; Glück wie innerer Troſt ſchienen von ihr gewichen nach dem Tode des ſeligen Herzogs, ihres Gemahles. Denn dieſer war das Ideal von einem Manne für Helene wie ſelbſt für mich. Der

Anblick ihrer Kinder war ihr da eine zeitlang faſt ſchrecklich, denn ſie ſchien nur zu fühlen was die Kinder an dieſem Vater verloren hatten, aber auch darüber hat ſie Troſt gefunden. — Ja ſie war, in Kraft ihres Herzens, immer an der rechten Stelle.“

In der Blüthezeit und Friſche der Jugend gab ſich der freudige Geiſt in ihr öfters auch durch ein äußeres, überaus munteres fröhliches Bezeugen kund. Am meiſten dann wenn die Geſpielin und Herzensfreundin ihrer Kindheit die junge Gräfin Ida von **Baſſenheim** bei ihr war, ein Kind von ſeltner Anmuth und Lieblichkeit des äußern wie innern Weſens. In Geſellſchaft mit dieſer ſpielte Helene noch gern und ſtundenlang mit den Puppen und den Geräthſchaften derſelben; ſprang mit ihr noch als heranreifende Jungfrau fröhlich wie ein Kind im Garten und im Zimmer umher. Bald aber mußte die Freude an den Puppen einer höheren Luſt an dem künſtleriſch Schönen weichen. Auserleſene Gypsfiguren wurden die Zierde ihres Gemaches. Auf ihrem Schreibtiſch zur Rechten und zur Linken ſtanden unter andern auch die Figuren eines leſenden und eines ſchreibenden Kindes. Sie wollte ſich durch dieſe an den Fleiß erinnern laſſen, zu welchem ſie durch innere Neigung ſich gedrungen fühlte. „Wie glücklich“, ſo ſprach ſie, ſind dieſe Kinder, daß ſie ſo gar nicht zerſtreut ſind, daß ſie gar nicht aufſtehen und ſich gar nicht umſehen bei ihrer Arbeit: könnte ich doch auch erſt mit ſolchem anhaltenden Eifer leſen und ſchreiben.

5. Der Auszug in eine Friedensburg.

Das Verlangen der Prinzeſſin nach einer anhaltenden ungeſtörten Beſchäftigung ihres regen Geiſtes mit den Elementen des Wiſſens und Erkennens zu deren gründlichem Erfaſſen er gemacht war, ſollte, als die rechte Zeit und Stunde dazu kam in einer vollgenügenden Weiſe geſtillt werden. Der Aufbau der ſchützenden Mauer, von welcher wir im 3. Kapitel ſprachen, bedurfte jetzt einer ſtärkeren Befeſtigung und ſorgfältigeren Vollendung und der kräftige Geiſt der Mutter, welcher als Baumeiſter zu dieſem Werk berufen war, griff daſſelbe mit feſter Hand an.

Die geliebte älteſte Tochter des Hauſes, die Herzogin Marie hatte das Glück ihres liebenden, Gott vertrauenden Herzens in der Verbindung mit einem Gemahl gefunden auf welchem die Gnade und das Wohlgefallen ſeines Gottes ruhte. Sie war mit dieſem: dem Herzog Georg von Sachſen-Altenburg in ihre neue Heimath gezogen. Ihr älterer Bruder Paul Friedrich der Herzog von Meklenburg hatte eine edle Pflanze aus königlich preuſſiſchem Stamm als Gemahlin in ſein Fürſtenhaus und an ſein Herz gezogen. Prinz Albrecht aber war mit dem Kammerherrn von Brandenſtein und mit dem treuen Lehrer Koch zu ſeiner weiteren Ausbildung nach Zürich gezogen, in welchem damals noch der ehrwürdige Heſſ, der Antiſtes Geßner und andere ihnen an Geſinnung und Erkenntniß gleiche Männer in reichem Segen wirkten. Es wäre deßhalb Raum genug in dem großherzoglichen Schloſſe geblieben für die Erbgroßherzogin Mutter und die Prinzeſſin Helene, auf welche jetzt die ungetheilte mütterliche Sorgfalt gewendet war. Auch der für die weitere geiſtige Ausbildung der 11 jährigen Tochter berufene Lehrer Rennecke hätte, wenn man ſo gewollt hätte, leicht ein räumliches Unterkommen gefunden, er, der Mann welcher zu ſeinem Werk durch Gottes Rath ſelber vorherbeſtimmt und an Geiſt und Gemüth zu demſelben geweiht war. Aber die Erbgroßherzogin Mutter gedachte anders. Sie verlangte nach einer Stätte des ſtillen, ungeſtörten Wirkens für ſich, und des geiſtigen Gedeihens für ihre Tochter. Sie ließ deßhalb durch keine Rückſicht nach außen ſich halten; noch im Spätherbſt 1825 zog ſie aus ihrer glänzenden Umgebung im ſchönſten Flügel des großherzoglichen Schloſſes hinweg, in das vom Geräuſch der Reſidenz abgeſchiedene Palais, das ſeitdem ihr erwählter, einſamer Wittwenſitz geblieben iſt.

Hier begann für ſie und für die näher zu ihr Gehörigen ein Leben deſſen eigenthümliche Reize mir ein Brief aus theurer, lieber Hand beſchreibt.

»Die hervorragende Perſönlichkeit der Frau Erbgroßherzogin«, (ſo äußert ſich der Brief) ihr ganzes fürſtlich edles Weſen hatte uns ſo ganz in ihren Dienſt gewonnen, daß wir von nichts anderm wußten als von einer herzlichen Neigung ihren Sinn zu treffen. Wenn wir uns aber beſtrebten ihr dieſen Sinn an den Augen abzuleſen dann erkannten wir bald daß jener Sinn, jene Augen zunächſt darauf gerichtet waren nur das zu thun was Gott wohlgefällig ſey und was zur möglichſt vollkommnen, treuen Erfüllung ihrer Mutterpflicht an Helenen dienen könnte. Und ſo arbeiteten wir alle, jedes nach ſeiner Stellung und nach dem Maaß ſeiner Kräfte, an einem und demſelben gemeinſamen Werke. Die Hausordnung in der Friedensburg des Palais ward bald einer altchriſtlich bürgerlichen gleich bei welcher die Looſung vom Morgen bis zum Abend, beim Eſſen und Trinken, Aufſtehen und Niederlegen galt: Alles was ihr thut das thut in dem Namen des Herrn Jeſu und im Aufblick auf Ihn. Unter den näher zugehörigen Genoſſen des friedlichen Haushaltes hatte dann jedes ein Geſchäft das in mehr oder minder unmittelbarer Beziehung auf das Werk der Erziehung der jungen Herzogin Helene ſtand. Der Lehrer Rennecke begann ſein Tagwerk mit Anleitung zur Erkenntniß des göttlichen Wortes und führte dann in angemeſſener Weiſe ſeine geiſtig empfängliche Schülerin in andere menſchlich ehrenwerthe Gebiete des Wiſſens ein. Sein Unterricht nahm täglich die Zeit von 4 bis 5 Stunden in Anſpruch; eine andere Zahl der Stunden war dem Unterricht der übrigen Lehrer und Lehrerinnen eingeräumt. Am Mittag aß man, wie an einem Familientiſch beiſammen, nahm in den freien Stunden und auf Spaziergängen an der kindlichen Fröhlichkeit der jungen Herzogin Theil, verſammelte ſich des Abends um 8 Uhr am Theetiſche, entweder unter dem Dache der beſcheidenen Birkenhütte im Garten, bei der mächtigen Silberpappel oder im Theezimmer des Palais. Da verbrachte man zwei Stunden, theils beim Vorleſen, theils in gemüthlicher Unterhaltung und ſuchte dann im eigenen Zimmer den Frieden des Gewiſſens und die Ruhe des Leibes. Zuweilen jedoch, an ſternenhellen Abenden nöthigte die wißbegierige Prinzeſſin ihren Lehrer und einen Theil ihrer Umgebung zu einer andern Unterhaltung als der gewöhnlichen des Vorleſenhörens und der Geſpräche. Sie wollte nicht nur die Länder und Reiche der Völker und der irdiſchen Sichtbarkeit kennen lernen, wozu der Lehrer in ſeinen Unterrichtsſtunden am Tage ihr half, ſondern auch die ausgezeichnetſten Sterne und Sternbilder des Himmels ſo wie die Bewegungen und Anordnungen der Weltkörper des Sonnenſyſtems. Dieſer Unterricht zog ſie mächtig an und ſie gab ihrem Lehrer einen Erweis der Dankbarkeit dafür indem ſie mit eigener Hand auf blauen Papier eine Sternkarte zeichnete, die ſie ihm an ſeinem Geburtstag mit dem Bemerken überreichte daß er ſie dieſe Himmelslichter kennen gelehrt habe. »Und noch mehr wollte ſie ſagen, aber es verſagte ihr die Stimme«.

Es lag nicht im Plane der Mutter die ausgezeichneten Fähigkeiten der Prinzeſſin durch hervorragende Erfolge glänzen zu laſſen, ſondern Ausdauer und Arbeitsfähigkeit in ihr zu erwecken, damit ſie ſich ſelber beſchäftigen lerne und bleibenden Geſchmack an wahrer Bildung erlange. Das war auch dem Charakter der Prinzeſſin ganz angemeſſen, denn Neigung zum Glänzen hatte ſie nie. Die angemeſſenſte Methode des Unterrichts ſchien uns deßhalb zu ſeyn die Lehrſtunden zu Arbeitsſtunden zu machen. Rennecke der Lehrer ging mit Einſicht und Geſchick auf dieſen Plan ein. So namentlich beſtand der Religionsunterricht, den er ertheilte in Bibelſtunden, worin ein bibliſches Buch geleſen wurde. Er fügte die nöthigen Erklärungen hinzu und überließ es dann der Prinzeſſin ſich diejenigen Sprüche aus dem Geleſenen anzumerken und ſie auswendig zu lernen, welche ihr beſonders gefielen. Dieſes waren dann natürlich lauter ſolche, die während des Unterrichts ihr wichtig geworden waren weil ſie irgend ein Verſtändniß bei ihr zurückgelaſſen hatten. Man konnte dabei ſehen wo und wie weit ihr Verſtändniß in den heiligen Schriftwahrheiten zu Hauſe war, und ihr Herz ging immer gleichen Schritt mit der Erkenntniß der Wahrheit zur Gottſeligkeit. Ihr Zunehmen war in aller Hinſicht bemerkbar; die Stunden des Religionsunterrichtes waren vor andern ihr die theuerſten und liebſten, ſie führten ſie in ein Reich des ewig Wahren darin ihrem Geiſt heimathlich wohl zu Muthe war. Denn dieſe Stunden ſollten kein nur dogmatiſches Wiſſen, ſondern ein Hineinleben in den Charakter des Reiches Gottes auf Erden bewirken. Der Glaube kann zwar niemals etwas Natürliches werden, oder eine Sache die ſich von ſelbſt verſteht, aber dennoch wird er etwas dem Aehnliches, wenn man das Reich Gottes empfängt als ein Kind, und dann haftet es auch. Es iſt der Prinzeß niemals geſagt, dieß oder das muß man glauben; wohl aber man dürfte das mit Sicherheit glauben und es ſey ſelig ſich immer mehr von dem Geiſte des Glaubens beherrſchen zu laſſen.

In ähnlicher Weiſe als die Bibelſtunden wurden auch die Lehrſtunden in den andern Gegenſtänden des Unterrichts zu Arbeitsſtunden gemacht. In der Geſchichte wurde die Staatengeſchichte zu Grunde gelegt und zu dieſem Zweck ein paſſendes Werk geleſen. Daneben wurde eine Geſchichtskarte des jedesmaligen Landes gezeichnet, welche ſich nach und nach füllte und eine Hinweiſung auf die Hauptfakta der Geſchichte des Landes und ſeiner Bewohner enthielt. Rennecke, der Lehrer, zeichnete ebenſo ſeine Karte mit als dies ſeine Schülerin that, und am Ende wurden nicht ſelten die Karten ausgetauſcht. In der Geographie wurden ebenfalls Karten gezeichnet und das Beachtenswertheſte zur leichtern Repetition an Ort und Stelle mit Zeichen oder an die Ränder bemerkt. Nach den vortrefflichen Fähigkeiten der Prinzeß, welche unterſtützt waren von Lernbegierde und ſeltner Pflichttreue, war ihr Alles ein leichtes Spiel. — Die durchlauchtigſte Mutter wohnte jeder Stunde bei; Vormittags und Nachmittags unausgeſetzt und begleitete den Unterricht mit ihrem Beiſtand. Ihre neuen, geiſtvollen Bemerkungen ließen nichts trivial werden und was die Theilnahme der Prinzeß nicht recht anſprechen wollte, dem gab ſie oft ein unerwartetes Intereſſe. Hier zeigte ſich in ungeſchminkter Einfalt ein Geiſt, welcher Alles gerne umfaßt, was zum Bereich ſeines Verſtandes gehört, mit einer bewunderungswürdigen Schärfe und Feinheit des Urtheils.

Aber nicht nur die Lehrzimmer ſondern auch die Wälder und Felder waren eine Bildungsſtätte dahin die ſeltne Mutter ihre Tochter gern und oft führte. Sie wollte mit dieſer den freudig machenden Genuß an den Schönheiten der Natur theilen in deſſen ahnungsreiche Tiefe ſie ſelber gerne ſich verſenkte. Denn die Naturwiſſenſchaften waren ein Lieblingsgegenſtand der ſinnlichen Anſchauung ſo wie des geiſtigen (ſabbathlichen) Ausruhens der Frau Erbgroßherzogin. Ein alter Lehrer in dem edlen Fürſtenhauſe Dr. G. H. Schubert in ſeinen zahlreichen Schriften wurde hier in freundlich (partheiiſcher) Berückſichtigung als Führer (und Zeichendeuter) benützt. Zahlreiche naturhiſtoriſche Sammlungen und die ſchönſten Bilder zum Studium der Botanik waren als Hülfsmittel vorhanden.

Aber vom freien Felde und aus den Wäldern, wo man an ſo manchen ſchönen Nachmittag ſich erging, kehren wir noch einmal zu den Abendſtunden zurück, deren Unterhaltungen und Vorleſungen gewöhnlich einen Aufſchwung nahmen der zu einer Heimath führte, darin man ewig wünſcht zu ſeyn. Ehe ich dieſen näher beſchreibe gebe ich im flüchtigen Umriß ein Bild jener Perſönlichkeiten welche die Abendgeſellſchaft um die fürſtliche Mutter und ihre Tochter bildeten.

Wenn man den Lebensgang der nachmaligen Herzogin von Orleans betrachtet, dann erſcheint es unverkennbar wahr, daß gerade über ihre chriſtliche Bildung eine beſondere leitende Vorſehung gewacht hat. Denn es würde keine menſchliche Vorſorge die begünſtigenden Elemente einer ſolchen Bildung ſo zuſammen ſetzen können, als ſie in der »Friedensburg« bei einander waren. Möchte es auch für fernere Zeiten eine Vorbedeutung für Frankreich geweſen ſeyn zu deſſen Wohlfahrt die Prinzeß doch heranreifen ſollte; möchten die alten Elemente ſo einträchtig zuſammenſtehen unter Ihm von welchem der Friede kommt, welchen die Welt nicht geben kann, wie es hier vorbildlich vor Augen ſtand.

In der allernächſten Nähe der jungen Prinzeß begegneten ſich, merkwürdiger Weiſe alle drei Confeſſionen. Ihre vortreffliche Gouvernante, Nancy Salomon aus Genf, jetzige Frau Oberſtin Madame von Bontems, war von reformirter Confeſſion. Wer einen erkennenden Sinn hatte für tiefen das ganze Weſen des Menſchen durchwirkenden chriſtlichen Ernſt, der konnte dieſe Reformirte im alten geiſtigkräftigen, nicht abgeſchwächten Sinne nicht ohne Ehrfurcht betrachten. Ihre dunklen Augen, welche Geiſt und Leben verkündigten, waren nur gemildert durch einen eigenthümlichen ſympathetiſchen Zug ihres Mundes, welcher eine beſondere Energie bekam, wenn ſie mit Wohlgefallen auf die Prinzeß blickte. Von dem fünften Lebensjahre an hatte ſie die Prinzeß unter ihrer beſondern Pflege gehabt, die franzöſiſche Sprache war dieſer durch ſie zu einer zweiten Mutterſprache geworden und blieb dieſes auch bei dem allgemeinen mündlichen Verkehr in der Friedensburg. Niemand war weiter als Nancy Salomon davon entfernt ſich ſelber etwas zuzuſchreiben; was die Ehre Gottes hätte verkürzen können das war ihr ein Gräul. Sie verehrte auch an dem geiſtigen Gedeihen der Prinzeß allein die Gnade Gottes und war einer Gärtnerin gleich, die ihre Blumen vor Unkraut möglichſt ſchützt, der es aber allemal leid iſt, wenn ſie das harte, kalte Waſſer aus dem Brunnen ſchöpfen muß, um die zarte Blume damit zu bedienen, weil man nicht weiß ob es dieſer auch zuträglich iſt. Durch ihre Weisheit (die Frau Erbgroßherzogin pflegte wohl in Anſpielung auf ihren Familiennamen zu ſagen: Nancy iſt eine ächte Tochter der Weisheit Salomons) hat ſie das ſeltene Glück einer Gouvernante gehabt, daß ihre Schülerin neben ihr hinauf und über ſie hinaus wuchs in allen Stücken, und das rührendſte innigſte Verhältniß des Vertrauens und der Verehrung damit gleichen Schritt hielt, was bei der gegenſeitigen Tapferkeit mehr ſagen will, als man vielleicht ahnen möchte. Denn die junge Herzogin hatte entſchieden das Bedürfniß eine Perſon für ſich zu werden und einen beſtimmten Charakter darzuſtellen. Dabei kann eine Gouvernante in ihrem Amt in nicht geringe Verlegenheit kommen. Hier aber machte ſich Alles von ſelbſt, denn die Herzen waren beide richtig geſtellt.

Neben dieſer reformirten Gouvernante war es Fräulein Gouſtavie von Sinclair, eine geborne Pariſerin und treue Katholikin, welche als Hofdame der Frau Erbgroßherzogin und innige Freundin der Nancy Salomon die Prinzeß umgab. Ihre vorzüglichen Eigenſchaften und ihr heiterer Sinn machten ſie in hohem Maaße liebenswürdig, ſo daß die Prinzeß ſich beſonders von ihr angezogen fühlte. Ueberhaupt trug Fräulein von Sinclair vieles zur Belebung des Kreiſes bei, wurde durch ihre Herzlichkeit und ihre naiven Aeußerungen die beliebte Geſellſchafterin der Prinzeß. Hiezu kam noch eine zweite, kindlichfromme, innige Katholikin: die Frau Generalin von Both, geborne von der Tann, von deren mütterlich zärtlichem Verhältniß zu der Prinzeß Helene ſchon oben (S. 12) die Rede war.

Als Stimmführer der lutheriſchen Confeſſion ſtand neben jenen beiden einflußreichen Elementen der Lehrer der Prinzeſſin Dr. Rennecke da, ein Mann, welcher, wie kaum ein Anderer es vermocht hätte, die ganze Höhe ſeiner Aufgabe, ein Lehrer dieſes außerordentlichen Kindes zu ſeyn, erkannte, denn es regte ſich in ihm ſelber ein gleichartiger Flug des Geiſtes nach der Höhe, wo eine niemals untergehende Sonne ſcheint. Er konnte von dem, was er lehrte ſagen: »was wir ſelber geſehen und ergriffen haben.« — Wir wollen ihn hier noch weiter an der Stätte kennen lernen, dahin der Herr des Hauſes ihn zum Segen Vieler geſtellt hatte.

Rennecke war durch ſeine mannichfaltige Berührung mit den Schleſiſchen Lutheranern, namentlich mit Scheibel und Heinrich Steffens ein entſchiedener Lutheraner geworden. Als Inſtructor einer Mecklenburgiſchen Prinzeß fühlte er ſich bei all ſeiner Beſcheidenheit und natürlichen Abneigung vor jedem confeſſionellen Uebermuth doch in ſeinem Recht die lutheriſche Fahne aufzuſtecken. Aber ſein Eifer durfte nie über jene wohlthätigen Schranken gehen, welche ſeine Stellung in dem Kreiſe ihm ſetzte, in welchen er hier, nach Gottes Rath geführt worden war. Man erwartete von ihm, daß er das Material zu den für alle Theilnehmer gemeinſamen abendlichen Erbauungen bringen und das Vorleſen beſorgen möchte. Denn es verging kein Abend, an welchem die theure Frau Erbgroßherzogin nicht eine Erbauung innerhalb des kleinen Kreiſes ihres Haushaltes verlangt hätte, um ein Leben des Glaubens an den Sohn Gottes, das gemeinſame Haupt ſeiner Kirche auf Erden, zu wecken und zu ſtärken. Daß unter den Theilnehmern Allen eine Gemeinſchaft des Geiſtes durch das Band des Friedens beſtand, das hatte er bald erkannt und gefühlt. Dieſes Band durfte nie verletzt und nur das ins Auge gefaßt werden, was den Frieden noch inniger, tiefer begründen konnte.

Es war Allen ein treuer Ernſt, zu leben und nicht zu ſterben: zu erwachen und bereitet zu werden für das Leben der Ewigkeit. Die Kraft dieſes Lebens iſt uns zunächſt in dem Vorbild und in der Lehre gegeben, welche Chriſtus uns gelaſſen hat. Neben dieſem Hauptquell unſeres Glaubens-Lebens ſind wir aber auch auf das ermunternde Vorbild jenes Heeres (jener Wolke) von Zeugen hingewieſen, in deren Geiſt das Leben aus Chriſto Geſtalt gewonnen und ſich verherrlicht hat. Solche treue Zeugen und Bekenner in belehrenden Worten und Thaten aufzuſuchen und ſie zu hören, das muß ein ſeliges Geſchäft ſeyn für Alle, die den Herrn lieben und gerne mit ihm in dem ſind, was ſeines Vaters iſt. Unter den Genoſſen der Abendgeſellſchaft bei der Fürſtin Mutter und ihrer Tochter war Keines, das nicht gern ſich dahin führen ließ, wo Chriſtus und ſein Naheſeyn zu finden war, ſie gingen alle einmüthig Hand in Hand von einem jener Berge zum andern, auf denen die Füße der Boten wandelten, welche Frieden verkündigen. (Eſaj. 52, 7).

Was man ſuchte das fand man bei den ächten, vornehmſten Confeſſions-Männern aus der katholiſchen, lutheriſchen und reformirten Kirchengemeinſchaft, welche als unverdächtige Zeugen daſtehen. Die Bekenntniße von Auguſtinus und andere ſeiner für den Kreis ſeiner Zuhörer zugänglichen Schriften konnten das Eingangsthor, in die drei innern, durch Schranken geſchiedenen Räume des Kirchenſchiffes bilden. Als kindlich treue Zeugen für das Leben aus Chriſto in der katholiſchen Kirche, traten dann, abwechſelnd mit Friedensboten der andern Regionen: Fenelon, Fr. Leop. Stolberg, Joh. Mich. Sailer, Fenneberg und M. Boos in den Kreis herein. Unter den lutheriſchen Bekennern hörte man vor Allem das was Dr. Martin Luther ſelber ſagt. Man bediente ſich hierbei des damals vielgebrauchten und geſegneten Buches von Ultſch, das als ein Denkmal der Kirchenverbeſſerung zur Jubiläumsfeier im Jahre 1817 (zu Neudietendorf bei Petſch) erſchienen war. Es enthält auserleſene Stellen aus Luthers ſämmtlichen Schriften welche auf alle Tage und Feſttage des Jahres geordnet ſind. Man erfährt darin ganz gründlich was es heiße ein Chriſt zu werden und zu ſeyn. Das Buch war überdieß ſehr bequem, weil das Datum die Lektion ſogleich in die Hand gab.

Aus der reformirten Kirche vernahm man die Zeugniße welche in dem köſtlichen Büchlein zuſammengeſtellt ſind: »Die heilſame Lehre« (in Auszügen aus den älteren Schriften reformirter, großentheils franzöſiſcher Gottesgelehrten. Leipzig 1792 bei Kummer). Man lernt da außer den Hauptartikeln der Walloniſchen Kirche in den Niederlanden und der reformirten Kirche in Frankreich im Allgemeinen »auch jene Männer näher kennen, welche als Säulen in ihrer Kirchengemeinſchaft daſtehen, wie Calvin, Daniel Superville, welcher durch die Widerrufung des Edicts von Nantes nach Holland vertrieben war, wo er als Prediger ſtarb; Jean Despagne um welchen ſich die franzöſiſchen Flüchtlinge in London zu einer Gemeinde ſammelten; Daillé (Dallaeus) den Erzieher der Söhne des berühmten Mornay; Montrezat, welchen Cardinal Richelieu als den kühnſten Pfarrer in Frankreich bezeichnete; Benedikt Picket, den Sänger lieblicher geiſtlicher Lieder. Nächſt den Bekanntſchaften zu denen die Auszüge, welche jenes Buch enthält hinführen, machte man dann auch die des Ezechiel Spanheim, der zuerſt Profeſſor in Genf, dann Geſandter des Königs Friedrich I. von Preußen am engliſchen Hofe war. In ſeinen berühmt gewordenen akademiſchen Reden berief er ſich viel auf Thomas, von welchem er kräftige Zeugniße von der Gottheit Chriſti und von ſeinem Verſöhnungstode hervorhebt, was er immer mit großer Freudigkeit that. — Aus der Engliſchen Kirche wurden mehrere treue Zeugen durch ihre Schriften in den Kreis der Abendunterhaltungen eingeführt, namentlich die erbaulichen Briefe von John Newton ſowie Marſhals »Geheimniß der Heiligung«. Auch die Lebensbilder und tief zum Herzen redenden Zeugniße aus den Brüdergemeinen ſchloſſen ſich den Elementen an, welche wir hier nur kurz und nicht nach ihrem ganzen Umfang erwähnten. Denn es ſollte damit nur gezeigt werden, daß Gott Etwas zuſammenfügen kann was der Menſch und die Menſchen ſcheidet. Der welcher Einen Himmel bereitet hat für Alle die ihr Hoffen auf den Tod ſeines Sohnes gründen, der allein kann auch auf Erden eine Union herbeiführen welche eine himmliſche Gemeinſchaft: eine Gemeinſchaft der himmliſchen Güter iſt.

Die ſchriftlichen Mittheilungen aus dem Inhalt der Abend-Unterhaltungen in der Friedensburg, welche mir hier vorliegen, ſtellen zuletzt noch eine kleine Abendlection an ihre Spitze, die der Prinzeſſin Helene ganz beſonders nach ihrem Sinne war. Denn die Richtpunkte ihres innerſten Strebens und Lebens waren darin deutlich und gründlich in kurzen Fragen und Antworten zuſammengeſtellt, ſie heißen:

»Woher ſtammen alle Uebel und alles Böſe in der Welt? — Aus dem Dichten und Trachten des menſchlichen Herzens. — Worauf ſieht Gott bei dem Menſchen? — Auf das Herz. — Was prüft Gott auf allen unſern Wegen? — Das Herz. — Was iſt für dieſes das köſtlichſte Gut? — Die Gnade, welche das Herz feſt macht. — Was ſollen wir am ſorgfältigſten behüten? — Das Herz. — Wie will uns Gott ſeine Wege wiſſen laſſen? — Er will ſein Geſetz in unſer Herz geben. — Was iſt das ſchwerſte Strafgericht Gottes? — Wenn das unverſtändige Herz verfinſtert und das ungehorſame Herz verſtockt wird. — Wo offenbart Gott ſeine Liebe? — In unſerem Herzen durch den Glauben. — Was bringt der Glaube? — Den Frieden Gottes in unſer Herz, welcher höher iſt als alle Vernunft und bewahret Herz und Sinne in Chriſto Jeſu. — Was für Herzen hat Gott lieb? — Die Demüthigen und Zerſchlagenen wird er nicht verachten. — Was ſoll und muß gereinigt werden? — Das Herz. — Was werden die haben, die reines Herzens ſind? — Sie werden Gott ſchauen.

Während wir hier mit größerer Vollſtändigkeit den Stamm und die kräftigen Aeſte des Inhaltes der Abendſtunden beſchrieben, dürfen wir nun auch noch einen Blick auf die immergrünen Blätter und duftenden Blüthen deſſelben wenden. Selbſt in den Liedern des Tempels wurden einſt neben den Stimmen des tiefen Ernſtes und der Klage die fröhlichen Geſänge und Töne der Pauken, lieblichen Harfen mit Pſalmen vernommen. In der ſichtbaren Welt, die uns umgiebt, vernimmt man neben der Stimme der alten Klage der Creaturen auch das Jauchzen der Luſt am Leben. So ließ die alles anordnende fürſtliche Mutter auch in die Unterhaltungen der Abende gern ſolche Elemente eingehen, welche zwar nicht wie die Strahlen des Sonnenlichtes unmittelbar aus einer oberen Welt kamen, in denen aber dieſe Strahlen wie in einem munter dahin rauſchenden Bächlein ſich abſpiegelten. Man las deshalb auch manche unſchuldig humoriſtiſche Schriften, welche in der Tonart des redlichen Wandsbecker Boten ſich ausſprachen. Wiſſenſchaftliche Werke und Reiſebeſchreibungen wurden, wenn ſie der Beachtung werth ſchienen und eine gute, angenehme Unterhaltung verſprachen, gern angehört. Davon mögen die beiden nachſtehenden Briefe der Prinzeſſin Helene, die ſie mir in ihrem 12. und 14. Jahre ſchrieb, ein beiläufiges Zeugniß geben:

Sommer, 1825.

Lieber Profeſſor!

Recht herzlich danke ich Ihnen für Ihr liebes Buch ſowie für den Brief, welchen Sie ſo ſehr gütig waren mir zu ſchreiben; beide haben mir eine gar große Freude gemacht.

Wie habe ich den armen Martelle*) bedauert, welcher in die Hände der Türken gefallen war und ſchrecklich von ihnen mißhandelt wurde, aber wie ſehr gefällt mir von ihm ſeine große Geduld und ſein ſtarker Glaube, welcher ihm ſeine Lage gewiß ſehr erleichterte.

Wie gerne hätte ich den lieben Pro**) mit Albrecht beſucht, welcher uns ſo ſchöne Geſchichten zu erzählen wußte und mit ihm die ſchöne Umgebung Erlangens beſehen, allein dieſe Freude iſt mir hoffentlich auf ein anderes Mal erſpart.

Ihre liebe Frau, ſo wie Selma und Adeline bitte grüßen Sie recht herzlich von mir. Leben Sie recht wohl lieber Profeſſor, ich bitte ein wenig lieb zu behalten

Ihre Helene.

Lieber guter Pro!

Sie ſind wirklich viel zu gütig, noch ſo an mich zu denken und mir ein ſo liebes Büchlein zu ſchicken. Ich kann Ihnen nicht genug für die große Freude danken, welche Sie uns Allen dadurch machen. Wir leſen alle Abende darin, und nun haben wir Sie bis nach Lyon begleitet. Die Beſchreibung der Diligence hat uns Allen ſehr viel Spaß gemacht; aber es war doch recht ſchade, daß Sie in Ihrem ſtillen Vorzimmer, durch einen ſo unangenehmen Reiſegefährten geſtört wurden. Auch hat mir die ſchöne Geſchichte von den beiden guten Kinderchen gar wohlgefallen, die im Schwarzwald auf eine ſo merkwürdige Weiſe gerettet worden ſind.

---

*) Bezieht ſich auf eine kleine Schrift, welche ich um jene Zeit in Erlangen bei Heyder herausgegeben hatte.

**) S. oben Seite 17.

Unſer Albrecht hat ja vorigen Sommer eine recht große Freude gehabt, Sie, lieber Pro zu ſehen. Er hat mir ſehr viel davon geſchrieben, ſo daß ich auch gern mit zur Reiſegeſellſchaft gehört hätte, doch weiß ich nicht ob ich ſo viel Muth wie Ihre liebe Frau gehabt hätte.

Dieſen Sommer werden wir wohl, wenn der liebe Gott es will, eine Reiſe nach der Schweiz antreten um unſern lieben Albrecht zu ſehen. Ich hatte mich ſehr gefreut indem ich dachte, daß wir Sie noch in Erlangen ſehen würden, nun ſoll es aber einmal nicht ſo ſeyn. Gott gebe daß uns dieſe Freude für ein anderes Mal verſpart iſt.

Mama wird Ihnen vielleicht ſchon von meinem jetzigen Lehrer Herrn Rennecke geſchrieben haben, welcher gar zu gut iſt, ich habe ihn recht lieb und ſeine Stunden machen mir ſehr viel Freude. Er kennt Sie ſchon, denn wir haben ihm viel von Ihnen erzählt und er wünſcht auch ſehr Ihre Bekanntſchaft zu machen.

Dürfte ich Sie bitten, mein lieber guter Pro mich Ihrer lieben Frau ſo wie Ihren Töchtern recht herzlich zu empfehlen und noch zuweilen mit Liebe zu gedenken Ihrer Sie herzlich liebenden Helene.

Ludwigsluſt, den 26. März 1827.

Nicht nur zur Erläuterung einiger Stellen der vorſtehenden, kindlich redenden Briefe, ſondern weil Alles was den Bruder betraf in enger Beziehung mit dem Kreiſe ſtand, in dem ſich das Leben der Prinzeſſin Helene bewegte, erwähne ich hier kurz einige Züge aus der damaligen Geſchichte des Prinzen Albrecht. Dieſer beſuchte mich im Sommer 1825 auf ſeiner Durchreiſe mit ſeinem Gouverneur v. Brandenſtein in Erlangen. Ich führte meine heitern, lieben Gäſte in die herrliche Gegend von Muggendorf und in die dortigen Höhlen, begleitete dieſelben auch nach Nürnberg zu meinem Freunde C. v. Raumer bei dem ſie auch die Bekanntſchaft meines nachmaligen Schwiegerſohnes Ranke machten. Von Nürnberg aus eilten die beiden Reiſenden weiter nach dem Lande, dahin der innere wie äußere Zug ſie diesmal führte: nach der herrlichen Schweiz. Zürch ſollte dort für einige Zeit der Wohnſitz ſo wie eine Schule der höhern Anſchauungen und Erfahrungen der innern wie der äußern Sinne ſeyn. Sie hatten von Erlangen aus Begrüßungen von mir mitgenommen an meinen theuern brüderlichen Freund David Spleiß in Schaffhauſen, damals Profeſſor daſelbſt und zugleich Pfarrer in Buch. Die Bekanntſchaft mit dieſem war der erſte geiſtige Segen, den mein lieber Prinz Albrecht bei ſeinem Eintritt in das Land der großen Wunderwerke des Schöpfers empfing. Bald kam er näher in die Mitte der Herrlichkeit des Landes, nach Zürich. Hier fand er bald freund väterliche Aufnahme im Hauſe des theuern Antiſtes Geſſner, Lavaters Schwiegerſohne. Auch der ehrwürdige, hochbetagte Heß empfing ihn mit väterlicher Liebe und beſchenkte ihn mit einer ſeiner geiſtvollen Schriften: »Reiſe nach der Hoffnungsinſel«. An Dr. Hirzel dem Schwiegerſohn des gleichnamigen Chorherrn, an Herrn Johannes Schlatter hatten die Ankömmlinge im Lande treumeinende Freunde; in den Häuſern des Kaufmann Wichelhauſen und Lochner ein gemüthliches Zuſammenleben mit Familien gefunden, darin es ihnen, wie in Geßners Hauſe heimathlich zu Muthe ward. Einen unvermutheten Beſuch erhielten ſie auch aus Nürnberg an Raumer und Ranke.

Im Jahre 1826, auf meiner Rückreiſe aus Italien, traf ich nach längſt genommener Verabredung in Mailand mit Prinz Albrecht, Herrn v. Brandenſtein und dem Inſtrukter des Prinzen dem Candidaten Koch zuſammen. Ich habe unſere gemeinſame Reiſe über den Lago maggiore, den Simplon bis nach Brieg im unteren Rheinthal von Wallis im letzten Band meiner Reiſe nach Südfrankreich und Italien ausführlicher erwähnt. Prinz Albrecht beſchrieb mir auch in einem Brief vom 17. Okt. 1826 die weitere Rückreiſe von ihm und ſeinen Begleitern nach Zürch. In einem ſpäteren Briefe vom 31. Okt. 1827 ſpricht er mit inniger Freude von dem Genuß und Segen welchen ihm der Beſuch ſeiner theuern Mutter und der Schweſter Helene gebracht hatte. Für die beiden Geſchwiſter war das Zuſammenſeyn in der Schweiz und zunächſt in Zürch ein ſolcher Hochgenuß von Freuden geweſen als ſie noch niemals vorher einen ſolchen hatten. Der alte ehrwürdige Antiſtes Heß legte noch zum Abſchied ſegnend ſeine zitternden Hände auf das Haupt der Prinzeſſin Helene und ihres Bruders und betete über ſie und ich weiß die Worte welche der treue Prieſter ſprach ſind von nachwirkender Kraft geweſen und geblieben.

Es ſcheint mir beachtenswerth wie beide Geſchwiſter bald nach ihrem glücklich fröhlichen Zuſammenſeyn in Zürch an Gräber und zu den ernſten Bedenken des eigenen Endes hingeführt wurden. Prinz Albrecht zuerſt, und ich laſſe ihn das was er dabei in ſeinem Herzen erfuhr ſelber ausſprechen in einer Stelle des letzten Briefes, den ich aus Zürch von ihm erhielt (vom 13 April 1828).

> Um Einen hat ſich unſere Reiſegeſellſchaft vermindert indem der liebe Puls*) nach einem 14 tägigen Krankenlager (wahrſcheinlich) an einem Lungengeſchwür geſtorben iſt. Daß mir dieſer Verluſt ſehr leid gethan habe, brauche ich Ihnen kaum zu ſagen. — Der Anblick des Leidens und dann der Leiche läßt einen unverwiſchlichen Eindruck zurück. Als ich ihn zuletzt ſah, ſaß er aufrecht, das Auge unausſprechlich matt, das Geſicht todtenbleich und eingefallen; das Leiden hatte ſeinen höchſten Punkt erreicht. Als ich die Leiche ſah, da war es mir anders. Das Leiden war aus, die Hülle lag vor meinen Augen da, aber der Mund war für immer geſchloßen, – die Seele war entflohen. «Aus» tönte es in meinem Herzen. Da ich ihn zuletzt im öffnen Sarge, mit einem Strauß Blumen auf der Bruſt ſah, ſchien er mir zu feiern, denn ein Lächeln lag im Munde und es ahnte mir, ihm ſey wohl. — Ach ja, Gott wolle uns einſt Alle an ſeinem Throne zuſammenführen, wo kein Leid und kein Geſchrei mehr ſeyn wird«.

Am Ende dieſes Capitels möge auch ein kleines Gedicht noch Raum finden, welches die damals in ihrem 14. Jahre ſtehende Prinzeß Helene (im J. 1827) nach ihrer vorhin erwähnten Beſuchsreiſe in die Schweiz, niedergeſchrieben hat. Wie ſein Inhalt es ausſpricht iſt es nach der Rückkehr ins Vaterland, wahrſcheinlich bei dem Wiederſehen des Meeres, am heimiſchen Strand zu Dobberan entſtanden. Es iſt das erſte Gedicht, das aus der Hand der theuern Fürſtin hervorging:

---

*) So hieß der treue Diener des Prinzen, der mit uns im vorigem Jahre die Reiſe von Mailand bis nach Brieg gemacht hatte.

Seyd mir gegrüßt ihr lachenden Hügel
Herrlich gekrönt mit grünendem Laub;
Mild umweht von Zephyrs Flügel
Werdet ihr keines Sturmes Raub.

Sey mir gegrüßt, o ruhiges Meer,
Brandende Wogen am einſamen Strand,
Spiegel dem nächtlichen Sternenheer,
Sey mir gegrüßt mein Jugendland!

Theure Bilder verfloſſener Freuden,
Verſchwunden ſind ſie nach kurzem Spiel;
Möge der Schmerz vom irdiſchen Scheiden
Wenden das Auge zum ſeligen Ziel.

6. Tiefes Leid und hohe Freuden.

Die Trauer an einem Grabe, der Schmerz einer Trennung für das ganze Erdenleben, traf bald nachher das Herz der Prinzeſſin Helene noch ungleich tiefer und gewaltiger als ihren Bruder Albrecht. Ich habe die junge lieblich blühende Gräfin Ida von Baſſenheim ſchon eben (S. 21.) genannt. Dieſe war ſchon von ihrem dritten Jahre an in ſchweſterlicher Gemeinſchaft mit Helenen erzogen und nicht nur mit ihr aufgewachſen, ſondern man kann ſagen an Herz und Gemüth zuſammengewachſen. Ida war etwas älter als die Prinzeſſin, dieſe, ſo feſt ſonſt ihr Wille auf eigner Bahn zu gehen pflegte, hatte ſich dennoch in ein, durch hingebend zärtliche Liebe untergeordnetes Verhältniß zu der Pflegeſchweſter geſtellt. Jeder Wunſch, jede Regung des Willens welche ſie am Blick der Augen in Idas Seele leſen konnte ward für Helene ein Gebot des eigenen liebenden Herzens, dem ſie alsbald gehorchte. In der That das Band der Liebe das zwiſchen den beiden Kindern beſtand glich dem einer vollkommen glücklichen Ehe; Helenens Stellung zu Ida jener einer Gemahlin deren Wille nur in den Wünſchen und Wollen des Gemahles lebt. Das nahe perſönliche Zuſammenleben der beiden wurde zwar nach dem Willen des Grafen von Baſſenheim getrennt, der ſeine Tochter zurücknahm um ſie ihrer Mutter zu geben, dennoch genoſſen beide durch öfteres gegenſeitiges Beſuchen und durch einen kindlich vertraulichen Briefwechſel die Freuden der Freundſchaft. Da ſtarb die geliebte Ida plötzlich, wenige Wochen nach ihrer Confirmation am 6. Sept, 1829. Der Schmerz der jungen Prinzeſſin war ein für dieſes Alter und bei ſolcher fröhlichen Stimmung des Gemüthes ungewöhnlicher; er war ein Vorgeſchmack jenes allzerreißenden Schmerzes welcher ihr Leben 13 Jahre hernach, bei dem Tode des Gemahles traf. Sie ließ ſich nicht abhalten eine Reiſe zu dem Grabe ihrer ſchweſterlichen Freundin zu machen, und durch die mächtige Erſchütterung ihres Gemüthes brachte ſie den Keim zu einem Nervenfieber mit ſich nach Hauſe der alsbald zum Ausbruch kam und ihr Leben in große Gefahr brachte. Die jugendliche Lebenskraft ſiegte, ſie genas; aber in ihrer Stimmung war neben die bald wiederkehrende Heiterkeit ein Zug von wehmüthigem Ernſte getreten, welcher jedes tiefer beobachtende Auge an die Wahrheit jenes franzöſiſchen Sprichwortes erinnern konnte: la tristesse est dans le coeur, la gaité est dans l'esprit. Es war dies ein Zug, welcher in einer ſpätern Zeit ihres Lebens als der erſchütterndſte Schlag dieſes getroffen hatte, in ihr noch mehr zu einem bleibenden wurde, über welchem jedoch immer die Freudigkeit des Geiſtes als Herrſcherin gewaltet hat.

Gerade für das damalige Lebensjahr der Prinzeſſin iſt dieſe ſchmerzlich freudige Einkehr in ihr Inneres und die Beſchäftigung mit den Gedanken an die Ewigkeit von beſonderer Bedeutung geweſen. Denn ſie ſtand damals in der Vorbereitung zu der höheren Weihe ihres chriſtlichen Berufes für das Erdenleben durch die Confirmation. Zwar das »liebliche Bild« der geſchiedenen Freundin ſtand immer vor ihrer Seele, doch zog ſie dieſes nicht mehr ſo wie ſonſt zur Erde, ſondern ihr war es als ob

»eine Liebe die nie vergeht von der Verklärten reiner auf ſie herabſtrahlte, ſie ſegnend von dem ſeligen Orte ihrer Freude«. — Es war ihr ein rechter, inniger Ernſt mit dem Glaubensbekenntniß das ſie am 30. Mai 1830 in der Stadtkirche zu Ludwigsluſt vor der Gemeinde ablegte und welches ſie in den nachſtehenden Worten eigenhändig niedergeſchrieben hatte.

»Nachdem mich Gott in ſeiner Gnade und Barmherzigkeit durch die Taufe in den Verſöhnungsbund Jeſu Chriſti aufgenommen, nachdem er mich mit ſeinem Worte bekannt gemacht und durch dasſelbige zur Erkenntniß meiner Sündhaftigkeit und Verderbtheit gebracht und meine Seele durch beſtändiges Mahnen und Rufen zu ſich gezogen hat, bekenne ich hier öffentlich den Glauben, der mir durch das Wirken des heiligen Geiſtes zur unerſchütterlichen Grundlage meines zeitlichen und ewigen Lebens und aller meiner Hoffnungen geworden iſt.«

»Ich glaube an Gott den Vater, allmächtigen Schöpfer des Himmels und der Erde, der die Welt alſo geliebt, daß er ſeinen eingebornen Sohn gegeben hat auf daß Alle die an ihn glauben nicht verloren gehen, ſondern das ewige Leben ererben. — Auch meiner hat er ſich erbarmt mich in ſeiner Liebe und Langmuth angenommen und mir als ſeinem verſöhnten Kinde, um des Verdienſtes ſeines Sohnes willen meine Sünden vergeben. In dem Glauben an dieſen ſeinen einigen Sohn finde ich einzig die Rettung meiner Seele und die Gerechtigkeit, mit welcher ich vor Gott beſtehen kann, denn Jeſus Chriſtus hat durch ſeine Menſchwerdung, durch ſein bitteres Leiden und Sterben auch für mich genug gethan, die ich durch mich nichts vermag, und durch den Glauben an dieſe ſeine überſchwengliche Liebe und Gnade macht er mich ſeiner Erlöſung theilhaftig. Nachdem er mir nun durch ſeine Auferſtehung und

Himmelfahrt die Pforte des Himmels geöffnet hat, vertritt er mich mit Fürbitte bei ſeinem himmliſchen Vater, auf daß ich nun der Sünde abgeſtorben, der Gerechtigkeit lebe.

»Ihm, den ich im Glauben als meinen Erretter und Seligmacher erfaßt habe, ergebe ich mich ganz. Jede Fügung des Lebens als eine gnädige Schickung ſeiner liebenden Hand anſehend, bitte ich ihn, den Anfänger und Vollender meines Glaubens, mich durch ſeinen heiligen Geiſt vor allem Böſen zu bewahren und in der innigſten Gemeinſchaft mit Ihm zu erhalten, auf daß ich mein Leben im ſteten Aufblick auf Ihn führe und einſt in Ihm erfunden werde. Amen.« —

Die Prinzeſſin hatte ſich zu der Feier dieſer für ſie ſo heiligen Handlung den Geſang des alten, gotteskräftigen Liedes von Martin Schalling erbeten, welches Gellert eines der ihm theuer wertheſten Kirchenlieder preiſt. Da jedoch die erhaben ſchöne Melodie deſſelben in den Kreis unſerer neueren kirchlichen Geſangweiſen nicht mehr ſo leicht den Zugang finden konnte, als in den Zeiten der Meiſterſchaft der ächtkirchlichen Tonkunſt*), mußte man auch damals das alte herrliche Lied nur von dem Sängerchor abſingen laſſen. Dieſes jedoch ſchwächte den Eindruck nicht, den ſein Inhalt auf alle damaligen Anhörer des vorſtehenden Glaubensbekenntniſſes machte, denn man kann wohl ſagen, daß in dieſem Inhalt nicht nur die damalige Stellung des Gemüthes der Prinzeſſin, ſondern die treubewährte Geſinnung derſelben für ihr ganzes Leben, bis zu ſeinem ſanften Ende prophetiſch ſich ausſprach. Es mag deshalb hier wörtlich nachſtehen:

---

*) Wie ſehr das alte gute Lied in früherer Zeit ein Gemeingut der Kirchen und ihrer Gemeindeglieder geweſen, das mag die nachſtehende kleine Geſchichte bezeugen, die ich in meinem „Alten und Neuen" unter den Mittheilungen aus dem Reiche (1828) dem Simon Pauli nacherzählt habe. Ein ehrenwerther frommer Bürgersmann in Lübeck lag am Sterben. Er hatte ſein Herz durch den Genuß des heiligen Abendmahles geſtärkt und freudig erhoben, da ſagt er zu ſeiner Frau, ſie ſolle ihm die Stadtmuſikanten kommen laſſen, er wolle ſich noch Eines von denſelben aufſpielen laſſen. Die fromme Frau erſchrickt über dieſen, wie ſie meint weltluſtigen Einfall ihres Mannes; der Beichtvater aber ſagt, ſie

Herzlich lieb hab ich Dich, o Herr!
Ich bitt wollſt ſeyn von mir nicht fern
Mit deiner Hülf und Gnaden.
Die ganze Welt erfreut mich nicht,
Nach Himmel und Erden frag ich nicht
Wenn ich Dich nur kann haben.
Und ob mir gleich das Herz zerbricht,
So bleibſt Du doch meine Zuverſicht,
Mein Heil und meines Herzens Troſt,
Der mich durch ſein Blut hat erlöſt.

ſolle dem Sterbenden ſeinen Wunſch gewähren. Die Stadtmuſikanten kommen und der Mann ſagt, ſie ſollten ihm ſein Lieblingslied: „Herzlich lieb hab' ich dich o Herr“ aufſpielen und ſingen. Dieſes geſchieht, und als man zum dritten Vers kam: „Ach Herr laß deine lieben Engelein, am letzten Ende die Seele mein in Abrahams Schooß tragen“ wendet ſich der Mann zur Seite nach der Wand und iſt ſanft verſchieden.

Der Oheim der Prinzeß Helene, Herzog Adolf, fand an dieſem Liede, das ich ihm auf einer gemeinſamen Reiſe nach Dobberan verſprach, ſo großes Gefallen, daß er mich zur Erinnerung an unſere Reiſe um eine Abſchrift deſſelben bat.

Herr Jeſu Chriſt mein Gott und Herr,
Mein Gott und Herr!
In Schanden laß mich nimmermehr.

Es iſt ja, Herr! Dein Geſchenk und Gab
Mein Leib, Seel und Alles, was ich hab
In dieſem armen Leben,
Auf daß ich's brauche zum Lobe Dein
Zum Nutz und Dienſte der Nächſten mein
Wollſt mir Deine Gnade geben.
Behüt mich Herr vor falſcher Lehr,
Des Satans Mord und Lügen wehr,
In allem Kreuz erhalte mich
Auf daß ich's trag geduldiglich!
Herr Jeſu Chriſt, mein Herr und Gott,
Mein Herr und Gott!
Tröſt mir meine Seel' in der letzten Noth.

Ach, Herr! laß deine lieben Engelein
Am letzten Ende die Seele mein
In Abrahams Schooß tragen.
Den Leib in ſeinem Schlafkämmerlein
Gar ſanft ohn' alle Noth und Pein
Ruh'n bis am jüngſten Tage.
Alsdann vom Tod erwecke mich,
Daß meine Augen ſehen dich
In aller Freud, o Gottes Sohn,
Mein Heiland und mein Gnadenthron.
Herr Jeſu Chriſt erhöre mich
Erhöre mich!
Ich will Dich preiſen ewiglich.

Den Worten des hier voranſtehenden Liedes wohnt allerdings eine Kraft innen, welche nur die Weihe des Tempels dem redenden Geiſte giebt. Nicht von gleichem geiſtigen Range iſt das Lied, welches der Waldvogel ſingt, wenn der Lebenshauch der Frühlingsluft ſeine Bruſt anregt. Dennoch wecken ſeine Töne in dem Menſchenherzen, das die Macht der höhern Weihe kennt, ein Gefühl, das mit dem Sehnen der auf Hoffnung gebundenen Creatur ſeine Schwingen regt zum Aufflug nach der Freiheit des erlöſten Geiſtes, und wer das Wort kennt, das von jener Freiheit redet, der hört den Geſang des Waldvogels mit Luſt und Liebe. Ich laſſe deßhalb hier zwei Lieder der damals 16 jährigen jungen Fürſtin folgen, welche von jener Stimmung des Herzens zeugen, die in dem Lebensjahr, deſſen Geſchichte wir hier beſchrieben, in ihrem Gemüth die herrſchende war.

Dobberan, 1830.

Das Schwäne-Lied.

Könnte meines Herzens Sehnen
Könnte meine ſüße Luſt
Durch der Sprache leiſes Tönen
Dringen aus der vollen Bruſt!

Mächtig treibt in mir ein Wehen
Das die Seele mir belebt,
Unaufhaltſam im Entſtehen
Iſt die Macht die mich durchbebt.

Mit des Stromes Silberwogen
Sehn' ich mich — wer weiß wohin? —

Wie von mag'ſcher Kraft gezogen
Schwäne in die Ferne ziehn.

Doch es tönen Zauberklänge
Tief im Innerſten mir zu,
Eines Engelchens Geſänge
Wiegen mich in ſüße Ruh:

„Glücklich biſt Du, Kind der Träume
„Dem das Leben froh erſcheint
„Schwingſt den Geiſt in freie Räume
„Wo das Auge nie geweint.

„Wie mit goldnen Adlersſchwingen
„Schwebſt Du durch der Lüfte Plan,
„Läßt dein Lied ſchon früh erklingen
„Mit dem hellen Morgenthau.

„Horch' des Weltalls goldne Leier
„Tönet ſüße Harmonie
„Und ſie ſtimmt zu ſtiller Feier
„Deine ſel'ge Phantaſie.

„Und die ew'gen Luftgeſtalten
„Deren Reize nie verblüh'n
„Deinem Auge ſich entfalten,
„Möchteſt gern mit ihnen zieh'n!

Doberan, 1830.

Zuruf.

Zieh' dahin wie Silberſchwäne
Nach dem unbekannten Ort,
Selbſt die ſtill vergeß'ne Thräne
Schwellt die Fluth und hilft Dir fort.

Fürchte nie wenn Wogen ſchäumen
An des Felſenthales Rand,
Schwäne ziehen ohne Säumen
Nach dem herzbekannten Land.

Wagen kühn ſich auf die Wogen
Wo ſie hoch und ſicher ſind.
Wer das Flache ſucht — betrogen
Iſt ein ſolches armes Kind!

Es iſt keineswegs die Kunſt der jungen Dichterin, welche wir hier zur Schau tragen wollen, denn die Prinzeſſin kannte um jene Zeit die Vorbilder nur wenig, bei denen die Dichtkunſt der Neuzeit in die Schule gieng. Nur der Geiſt, welcher die ſchaffenden Gedanken weckte, iſt es, der dieſen vergänglichen Blüthen eine Bedeutung geben konnte für unſere Augen. Mag man der Form nach dieſe poetiſchen Aufwallungen eines jugendlichen Herzens mit dem Flattern eines jungen Vogels im mütterlichen Neſte vergleichen; es war ein junger Adler, der bald nachher ſeinen ſichern Flug über die Wolken nahm. Die Stärke ſeiner Schwingen lag nicht in den kunſtreichen Worten, ſondern in der innern Wahrheit ſeiner Gefühle und Gedanken.

7. Eine neue Schule des Lebens.

Der treue Lehrer und geiſtige Führer der 17jährigen Prinzeſſin: Rennecke hatte jetzt (im Sommer 1831) ſein Tagwerk in dem theuern Fürſtenhauſe vollendet; er war im Begriff in ein Amt zu treten, zu welchem er durch unerwartete Führung und ein ihm entgegenkommendes Verlangen vieler Seelen ſich berufen fand. Vorher zog es ihn noch zu einer Reiſe nach Süden und zunächſt nach München; der theure Mann kam zu uns mit ſeiner geliebten an Geiſt und Gemüth ihm verwandten Neuvermählten. Er wurde mir durch einen Brief der uns beiden gleich theuren Prinzeſſin Helene angekündigt, den ich hier mittheilen will.

> Lieber, innig verehrter Profeſſor!
>
> Schon längſt hatte ich den Wunſch, mich Ihnen ſchriftlich zu nahen, um dem Bedürfniß des Dankes Folge zu leiſten, das Ihre intereſſanten Bücher in meiner Seele weckten. Doch immer hielt mich der Gedanke, ich könnte mich unbeſcheiden aufdrängen und Ihnen eine koſtbare Zeit rauben, von dieſem lieben Geſchäft zurück und ich ſandte im Stillen, bei dem Leſen ihrer Schriften, einen herzlichen Dank in die Ferne. Da ſich mir aber jetzt eine günſtige Gelegenheit darbietet, ſo benutze ich ſie mit Freuden, um mich in Ihr Andenken zurückzurufen und Sie zu bitten,

eine kleine Arbeit, welche ſich unter dem Schutz meiner Mutter zu Ihnen wagt, und die Sie an unſere Oſtſee erinnern möchte, freundlich aufzunehmen*).

Unſer guter Herr Rennecke wird nun wohl München erreicht haben und ſeinen lange gehegten Wunſch, Ihre nähere Bekanntſchaft zu machen, erfüllt ſehen. Ihre Werke, deren ich einige unter ſeiner Leitung geleſen habe, und unſer öfteres Erzählen von Ihnen waren der Anfang einer Bekanntſchaft, die er jetzt das Glück hat zu verwirklichen und deren Theilnehmerin ich unbeſchreiblich gerne wäre. Ich muß mich aber ſeiner Rückkunft getröſten und freue mich ſehr auf Alles, was er uns vom Pro erzählen wird.

Die Urwelt und die Fixſterne las ich im vorigen Jahre und freute mich über den Himmel und ſeine Lichter, wunderte mich über die unbegreiflichen Berechnungen der Gelehrten und ſchaute Ihnen nach in die alte Erde. Dieſes Jahr aber öffnete ſich meinem Blick eine ganz neue, eine lebende Welt in Ihrer Geſchichte der Seele, welche einen gar großen Reiz für mich hat. Leider konnte ich das ſchöne Buch nicht mit Herrn Rennecke bis zum Schluß bringen, da ſeine Abreiſe dazwiſchen trat; ich beendigte es aber mit meiner lieben Mama, welche meine Verſtandes-Augen den zu hohen Stellen öffnete und ſie zu meiner Tiefe herabzog, wenn meine Einfalt ſie nicht erreichen konnte.

Nun aber wäre es unbeſcheiden, lieber Profeſſor, wenn ich Sie länger von wichtigen Geſchäften abhielte, ich eile daher zum Schluß mit der Erneuerung meiner Bitte um ein gütiges Andenken für

---

*) Es war die vortreffliche Zeichnung einer Küſtengegend bei Dobberan.

Ihre

Helene.

Die Schule in der Friedensburg blieb zwar in ihrem Beſtehen und Fortgang auch nach der Entfernung des werthen vielthätigen Lehrers, denn man wußte ſich, wo das Bedürfniß darnach ſich regte, Belehrung aus Büchern zu verſchaffen. Auch die innere Schule des Herzens in Freud und Leid blieb was ſie geweſen war; der unſichtbare Lehrer unter deſſen Aufſehen und Zucht ſie ſtand war ihr geblieben. Zu dieſen Bildungsmitteln des innern und äußern Menſchen geſellte ſich aber jetzt noch ein drittes: eine Uebungsſchule in der Welt, durch den Verkehr mit Menſchen, durch Anſchauungen, Erfahrungen, Heimſuchungen und Prüfungen der innern Kraft.

Von hier an wird öfters eine theuere Freundin meine Führerin und Begleiterin durch die mannichfachen Ereigniſſe ſeyn, in welchen das Leben der Prinzeſſin Helene ſeiner großen Beſtimmung entgegengeführt wurde. Eine Freundin an deren Herzen voll Liebe zu Gott und ſeinen Menſchen das Herz Helenens oft ein Ausruhen, in deren Geiſt ſie einen Spiegel fand, daraus ihr die Züge ihres eigenen geiſtigen Strebens und Bewegens klar und ſchweſterlich gleichgeſtellt entgegenblickten. Die Freundin, von welcher ich hier rede iſt dieſelbe, welche in einem vielbekannten Trauerhauſe als geiſtige treue Pflegerin der gebrochenen Herzen ſich bewährte und die ein gutes Zeugniß von der tröſtenden Kraft des Evangeliums bezeugt hat am Sterbebette eines Fürſten von treuem aufrichtigen Herzen, welchen die Herzogin Helene als einen brüderlichen Freund liebte und ehrte. Mehrere im ſpäteren Verlauf dieſer Berichte beſonders angezeichnete Stellen ſind aus Briefen an jene treue Freundin genommen.

Nach der oben erwähnten größeren Reiſe in die Schweiz, welche durch einen großen Theil des ſüdlichen Deutſchlands ihre Richtung nahm, folgte die Herzogin Helene an der Hand ihrer treuen Mutter, der wiederholten Einladung in das neue Heimathland ihrer Schweſter Marie und nach dem ſchönen Thüringen. Eine dieſer Reiſen fällt in das Jahr 1831. Man machte den Weg über Berlin wo damals der Bruder Herzog Albrecht ſich befand. In ſeiner Geſellſchaft ſah ſie die Kunſtwerke des königlichen Muſeums und mit jugendlichem Feuer nahm ſie den mächtigen Eindruck in ſich auf, den die Herrlichkeit der Kunſtſchöpfungen auf ſie machte. In Weimar erfuhr ſie in vollſtem Maaße die Beweiſe jener treuen, innigen Anhänglichkeit, welche ſich in der großherzoglichen Familie wie in dem ganzen Volke von der verſtorbenen Herzogin Caroline auf ihre Kinder, namentlich auf Helene, vererbt hatte. Mit Entzücken ſchildert ſie den Familienverein bei ihrer geliebten Schweſter Marie, in deren ſtillen, anmuthig gelegenen Wohnſitz zu Eiſenberg. An ihrem Schwager dem Herzog Georg von Altenburg, welchen ſie »den Hebel aller guten und edlen Beſtrebungen« nennt, fand ſie einen bis an ſein Ende treu bewährten Bruder und ein Segen der glücklichen Ehe ihrer Geſchwiſter waren die drei lieblichen kleinen Prinzen, an deren Anblick und kindlich zutraulichem Weſen die Prinzeſſin ihrer Augen und ihres Herzens Luſt fand. In Rudolſtadt empfingen zwei treue Schweſtern der ehrwürdigen Frau Erbgroßherzogin die Reiſenden mit offnen Armen und liebenden Herzen.

Hier aber wurde der Genuß der Freude und des Friedens durch die erſchreckenden Nachrichten erſchüttert, welche aus der Heimath von den fortſchreitenden Gefahren der Cholera kamen. Die Rückkehr nach Mecklenburg durfte jetzt nicht länger verſchoben werden, wenn man ſich nicht der bedenklichen Abſperrung oder Gefangenſchaft eines Contumazhauſes ausſetzen wollte. Die Herzogin Maria ſo wie die Fürſtinnen von Rudolſtadt drangen ernſtlich darauf, die Frau Erbgroßherzogin ſolle bei ihnen, in dem noch geſund gebliebenen Sachſen, den ärgſten Sturm der Seuche vorüber gehen laſſen. Aber die Prinzeſſin hielt muthig ſtark an dem Ausſpruch ihres Herzens, welchem dann auch die Erbgroßherzogin Mutter freudig beiſtimmte, daß in ſolchen Zeiten der allgemeinen Noth und Sorgen der treue Bürger der Erde an den ihm von Gott angewieſenen Platz, in ſein Vaterland gehöre, wo er unter dem höchſten, ſicherſten Schutz ſeines Gottes ſtehe. So begrüßte ſie denn gegen Ende Septembers (1831) »mit unausſprechlicher Freude« — wie ſie ſchrieb — die geliebte Heimath bei Boitzenburg an der Elbe.

Zwar waren die Befürchtungen wegen der Cholera noch nicht ſo bald beſeitigt, dennoch ward der Prinzeß Helene die Freude zu Theil auch im Sommer 1832 in Doberan, welches ſie »das Eden ihrer Kindheit« nannte mit all den theuren Ihrigen ſich vereint zu ſehen. Denn nicht nur die Herzogin Marie mit Gemahl und Kindern, ſondern auch Prinz Albrecht hatte ſich dort eingefunden. Auch die Bekanntſchaft mit mehreren andern an Geiſt nicht minder als durch den Rang der Throne hochſtehenden Curgäſten des damaligen Sommers gewährte der 18jährigen Prinzeſſin einen ſeltenen Genuß.

Aus der Zeit ihrer Entwicklungsgeſchichte welche ich hier beſchrieb liegen vier Briefe an mich, aus ihrer theuern Hand, vor mir, deren Inhalt die Züge meiner Beſchreibung ergänzen können. Ich theile ſie deßhalb großentheils nach ihrem ganzen Umfang mit.

Lieber verehrter Profeſſor!

Vielleicht erſcheine ich Ihnen läſtig, da ich erſt kürzlich ſchriftlich zu Ihnen kam, doch iſt es mir unmöglich einen Brief meiner Mutter an Sie abgehen zu ſehen, ohne dem Wunſche meines Herzens Folge zu leiſten, und Ihnen meine innigſte Dankbarkeit für ihre Güte auszudrücken. Das Päckchen erhielt ich vor einigen Tagen, mit unendlicher Freude öffnete ich es, da ich darauf Ihre liebe, immer ſegnende und wohlthuende Hand erkannte, und dieſe Freude ward durch den ſchönen Inhalt Ihres freundlichen Briefes und der lehrreichen Bücher nur noch erhöht. Mein Dank kommt freilich etwas lange nach dem Abgang ihrer Gaben, doch litten dieſe einige Verzögerung, da wir den Herrn von Oettl nicht in Dobberan treffen konnten, wegen einer Reiſe in das ſchöne Sachſen zu meinen theuern Geſchwiſtern und ihn nur einige Augenblicke in Altenburg ſahen, wo er ſie meiner Mutter nicht einhändigen konnte und verſprach ſie aus Mecklenburg nachzuſenden. Während des kurzen Aufenthaltes der Königin von Bayern in Altenburg hatte ich die Freude Ihren Namen mit Verehrung und Liebe im Munde des Prinzen Otto zu hören, deſſen Bekanntſchaft mir doppelt intereſſant war, da Sie lieber Pro ein ſo ſehr günſtiges Urtheil meiner Mutter über ihn mittheilten. — Wie herrlich wenn das Gemüth »dem See der Hochgebirge« verglichen werden kann über denen der Geiſt ſchwebt. Aber auch beneidenswerth iſt das Glück des Prinzen an Ihrer Seite ſtehen zu können und von Ihnen Lehren zu empfangen, die nur ein ſolcher Profeſſor geben kann. Zu unbeſcheiden würde es ſeyn wenn ich durch meine langweiligen Worte noch länger Ihre Geduld in Anſpruch nähme, nur bitte ich Sie von Herzen in Ihrem Gebet zuweilen zu gedenken Ihrer Ihnen innig ergebenen und Sie verehrenden Helene.

Eiſenberg, am 18. Aug. 1831.

Der zweite Brief ſpricht die Stimmung der theuern Prinzeſſin in den erſten Monaten des Jahres 1832 aus.

Innig verehrter Profeſſor!

Ich würde es mir nicht erlauben Sie mit dieſen Zeilen in Ihren Geſchäften zu ſtören, wenn Ihre bisherige Güte mir nicht eine Bürgſchaft für Ihre Nachſicht wäre. Ihnen meine aufrichtigſte Dankbarkeit auszudrücken, iſt mir ein Herzensbedürfniß, denn die Freude die Sie mir mit Ihrem ſchönen Briefe und dem intereſſanten Büchlein bereiteten, war unausſprechlich groß. Die freundliche Art, mit welcher Sie meine unbedeutende kleine Arbeit aufgenommen haben, hätte dieſe lange nicht verdient; ſie freut ſich nur wenn ſie zuweilen von Ihnen gebraucht wird, und freut ſich, die Urſache eines ſo herrlichen Briefes geweſen zu ſeyn, in welchem das Bild des Schwanes, als Symbol des Lebensgeiſtes, zum Gegenſtand Ihrer Betrachtungen ward, welche auch hier den Geiſt in eine Region verſetzt, aus der ihm innere Stärkung und Segen zufließen muß.

Daß Sie in Ihrem Schreiben des großen Dreieckes der Sterne am Himmel erwähnen*), welches als Bild der Dreiheit in der Einheit Ihrem forſchenden Blicke entgegenſtrahlte, freute mich überaus, denn dieſer Gedanke hatte mich ſchon ganz durchdrungen als ich ihn als Beginn der Entſtehung der Mannigfaltigkeit in Ihrer Geſchichte der Seele fand, und gerne ſuche ich nun in ſternenhellen Nächten jenes große Symbol unter den andern leuchtenden Welten hervor.

---

*) Atair, Wega, Deneb, nach Hug's älteſten Mythus u. ſ.

Die Biographie des ehrwürdigen Oberlin hat mich lebhaft intereſſirt, ich las ſie mit großer Freude, und damit Sie ſehen, lieber Profeſſor, daß wir immer mit Ihren Schriften beſchäftigt ſind, muß ich Ihnen noch ſagen, daß wir Ihnen jetzt, um uns ein unſchuldiges Vergnügen zu machen, auf Ihrer ſchönen Reiſe durch Italien folgen, uns mit Ihnen über die herrlichen Gegenden freuen und die Heldenthaten Ihrer lieben Frau bewundern. Wir ſind jetzt in Genua; da höre ich denn mit großem Intereſſe von den Erzeugniſſen der alten Kunſt erzählen, und freue mich auf die Folge, welche nach Ihrer Angabe noch mehr von der Kunſt enthält.

Durch meinen lieben Herrn Rennecke, welcher mir viel von ſeinem Aufenthalt bei Ihnen erzählen mußte, erfuhr ich daß die Prinzeſſin Mathilde von Ihnen Unterricht erhielt. Aufrichtig muß ich geſtehen, daß ſich der Neid bei mir regte als ich es vernahm, denn nun bin ich ſeit der Anſtellung des Herrn Rennecke in Dargun, ganz auf die Mittel beſchränkt, die er mir zurück ließ, um meine Beſchäftigungen fortzuſetzen; aber der Geiſt, der da lehrte mangelt recht augenſcheinlich, und da möchte ich gar gerne das Glück eines Jeden theilen, der Gelegenheit findet in dem Gebiet der Wiſſenſchaft ſich auszubilden. Dürfte ich nur zuweilen Ihrem Unterrichte beiwohnen!

Aber mein Brief möchte doch zu lang werden und Ihre Geduld länger in Anſpruch zu nehmen wäre Unbeſcheidenheit; ich eile daher zum Schluß; die angelegentlichſten Empfehlungen meiner Nancy Ihnen ausrichtend, — deren Sie gewiß ſich noch erinnern — bitte ich Sie, lieber Profeſſor, zuweilen zu gedenken Ihrer Sie verehrenden

Helene.

Ludwigsluſt, 13. Februar 1832.

Ich laſſe hier ſogleich auch den dritten Brief, aus dem gleichen Jahre mit dem vorigen folgen, da er als ein weſentliches Glied in die kleine Reihe der Briefe gehört aus denen die damalige Stufe des Wachsthumes eines unter hoher Zucht ſtehenden Menſchengeiſtes erkannt werden mag.

Dobberan, am 12. Auguſt 1832.

Lieber verehrter Profeſſor!

Einige Worte des innigſten Dankes müſſen Sie wieder von einer bekannten Hand leſen und ich rechne wieder ganz auf Ihre Nachſicht und Geduld. Ihre lieben, freundlichen Zeilen und die Blätter, deren Inhalt ſo intereſſant iſt, überreichte mir Ihr Freund, der geiſtliche Rath von Oettl*), ein Mann, der ſo ganz das Zutrauen des Herzens und die innigſte Achtung erweckt; deſſen beſte Empfehlung ſchon bei der erſten Bekanntſchaft in ſeiner Liebe zu Ihnen beſtand. Nehmen Sie meinen wärmſten Dank für Ihr Andenken auf, deſſen mich Ihr Brief verſicherte; es iſt ein ſo unbeſchreiblich wohlthuender Gedanke, überzeugt zu ſeyn, in Ihrem Gedächtniß, in Ihrem Gebet nicht ganz verwiſcht zu ſeyn; ich möchte ſagen er ſtärkt wahrhaft Geiſt und Herz und muß einen günſtigen Einfluß auf das Leben haben.

---

*) Jetzt Biſchoff in Eichſtädt.

Durch den Prinzen Otto vernahm ich auch oft Manches von Ihnen, was mich lebhaft intereſſirte: von dem Unterricht den Sie ihm ertheilten u. ſ. w. Es ſcheint ein lieber Jüngling, wenigſtens finde ich, muß er das Intereſſe erwecken; ſchon durch ſein Schickſal und durch die kindliche Art, die in ihm ſo anſprechend iſt. Es gelang mir leider nicht, ſo oft wie ich es gewünſcht, über ernſtere Gegenſtände mit ihm zu reden und doch habe ich die Ueberzeugung, daß ſie auch fur ihn mehr Reiz hatten, als die flüchtigen Erſcheinungen dieſes Lebens; aber wie oft treten nicht Störungen in unſere Wünſche, ſo auch unnützes Geplauder der Welt in ernſtere Geſpräche.

Unſer hieſiges heiteres Beiſammenleben im Verein mit meinen Geſchwiſtern beſchützte Gott bisher gnädig; — aber jetzt müſſen wir alle ſcheiden von dem freundlichen Doberan, von unſerm lieben Meer; denn auch dieſe Ufer ſind von dem Peſthauch der Cholera vergiftet. Die Trennung ſteht uns Allen nahe, denn Jeder flieht an den Ort ſeiner Beſtimmung, dem Beiſpiel der edlen, huldvollen Königin*) folgend. Sie zieht fort mit ihrem ganzen Gefolge, aber ſie hinterläßt im Herzen Aller Derer, die ſie gekannt ein bleibendes Andenken zurück. So alle lieben Bayern, die ſie begleiten. Sie haben Alle durch ihr liebevolles treuherziges Benehmen mein Herz gewonnen. O wenn ganz

---

*) Königin Thereſe von Bayern, Schweſter des Herzogs von Altenburg.

Bayern von ſolchen Menſchen bewohnt wird da muß es ein herrliches, ein köſtliches Land ſeyn.

Lieber Profeſſor ich bitte Sie vergeben Sie mir mein langes Geplauder; aber mir iſt das Herz ſo ſchwer von der Trennung; ich möchte mitziehen und wieder einmal aus Ihrem eigenen Munde die ſchönen Worte vernehmen, die von Zeit zu Zeit ein liebes Schriftzeichen mir verrieth. Verzeihen Sie, wenn ich Sie um die freundliche Aufnahme eines kleinen Andenkens bitte, welches gerne von Ihnen gebraucht werden möchte.

Die letzte meiner vielen Bitten ſoll die um ein freundliches Andenken ſeyn, für Ihre Ihnen von Herzen ergebene

Helene.

Der vierte Brief vom 23. April 1833 iſt kurz vor einem höchſt bedeutungsvollen Wendepunkt des Lebens der Prinzeſſin geſchrieben. Sein Inhalt geht zum Theil noch in die Berichte von den Erfahrungen und Begebenheiten des vorhergehenden Sommers in Dobberan hinüber und läßt noch nichts von den Ereigniſſen ahnen, welche ſchon wie ſchwere Gewitterwolken im Sommer, ſchreckend und doch von geſegneten Folgen über Helenens Herzen aufſtiegen.

Ludwigsluſt, 26. April 1833.

Verehrter Profeſſor!

Am heutigen Tage iſt es mir unmöglich, nicht meinem längſt gehegten Wunſche zu folgen, und voll Freude und Dank zu Ihnen zu kommen. Er wird mich in Ihren Augen entſchuldigen, wenn ich Ihnen ein Moment der Zeit raube, die Ihnen wichtig iſt. — Iſt er doch ein Tag der Herzensfreude für Alle, denen Sie durch Wort und Schrift ſo unendlich wohl gethan, in deren Seele Sie eine Stimme erweckt haben, die nicht von der Erde, ſondern ein Echo des Himmels iſt; und ein ſolcher Tag berechtigt auch mich uns Alle, die wir Sie kennen und verehren, glücklich zu preiſen, und Ihnen meine innigſten Glückwünſche zu einem neu beginnenden Jahr auszudrücken.

Der Dank für eine jener unbeſchreiblichen Freuden, die nur Sie durch Ihre Schriften zu machen fähig ſind, ſchließt ſich an dieſelben, und möchte ſo gerne eine andere Sprache finden, als die der todten Buchſtaben, denn er fühlt nur zu gut die Schwäche derſelben, ſobald ſich meine Blicke auf das liebe, kleine, blaue Büchlein richten*), das ſo mächtig zur Seele ſpricht, weil es Ihr innerſtes Leben ſchildert und ein Geiſt in ihm weht, der Sie allein zu beſeeligen vermag. Dieſer Geiſt iſt es auch, der als Vereinigungspunkt unſern Kreis am Abend um Ihr ſchönes Werk ſammelt und einen Frieden über denſelben verbreitet, der ihm das Andenken an Sie noch theurer macht. Es iſt immer ein wahrer Jubel, wenn ein Buch aus dieſer reichen Quelle zu uns gelangt, und ein Jeder von uns ſchöpft darin mit Sehnſucht Erkenntniß der Wahrheit, und fühlt ſich geſtärkt an Geiſt und Herz. Es iſt dies aber auch der einzige Erſatz für eine ſo lange Trennung, die mir eine Ewigkeit erſcheint, da ja für mich, ſeit Ihrem Scheiden aus Mecklenburg, ein ganzes Leben liegt, in welchem ich aus den Träumen der Kinderwelt erwacht bin und erſt das Leben in ſeiner Bedeutung zu erfaſſen begonnen habe. Jene Fabeln der Kindheit, in denen der Keim des Daſeyns unentwickelt ruht, blitzen von Zeit zu Zeit wieder hell in meiner Seele auf. Mehr als je, wie ich vor einigen Jahren im alten Nürnberg war und nun die geheimnißvollen Hallen von St. Lorenz betrat, in deſſen bunten Scheiben das Abendlicht ſich brach, — da in St. Stephan*) die vollen Orgeltöne in den Bogengängen verhallten und in ihnen Vergangenheit und Gegenwart ſich verſchmelz, — da alle Erzeugniſſe der Kunſt des Mittelalters mir entgegentraten, — die vier Apoſtel auf der alten Burg mich ernſt anblickten und die ganze Stadt, ein Wahrzeichen alter Biederkeit mit ihrem Glockengetöne ſich vor mir ausbreitete, und der Abendduft von Feldern und Wieſen ſich erhob — da war es mir als ſprächen zauberiſche Stimmen mir aus Allem entgegen; ich war in einem Land der Erinnerung der Kinderträume. Und Sie, der dieſe ſchönen Träume in meiner Phantaſie geweckt und durch Ihre Erzählungen geſchmückt hatten, mußten gerade damals ſo ferne ſeyn; ein ſolches Verfehlen war uns Allen unbeſchreiblich leid, ich hätte Sie gerne aus Chemnitz hergezaubert. Das Andenken Ihrer lieben Töchter war mir recht nahe. Ich wußte, daß ſie in derſelben Gegend wohnten, kannte aber leider nicht den Ort ihres Aufenthaltes. Wenn Sie Ihnen einmal meine freundlichen Grüße ſagen wollten, würde es mich ſehr freuen. Es war mir ſo lieb, ihre Namen im blauen Büchlein zu finden.

---

*) Es ſind hier meine Mittheilungen aus dem Reiche gemeint, welche in meinem „Alten und Neuen" dritten Band oder der neuen Folge erſten Band ſtehen (Frankfurt bei Heyder und Zimmer).

---

*) Gewiß eine Namensverwechslung mit St. Sebald.

Die lange Zeit welche ſeit Ihrem letzten Schreiben verfloß, war reichhaltig in jeder Beziehung, hinſichtlich auf die politiſchen Begebenheiten ſo wie auf die Fortſchritte der Ausbildung des Geiſtes dieſer Zeit. Bayerns Geſchichte hat ſich gewiſſermaſſen mit der griechiſchen verflochten, und einen Moment erlebt, der in allen Herzen Begeiſterung und warme Theilnahme erwecken mußte. Ein lebhaftes Intereſſe folgt der heldenmüthigen Expedition in das ſchöne Hellas, deſſen Boden zu betreten eine Wonne ſeyn muß; deſſen unglückliches Volk gewiß unter dem Schutz einer weiſen Regierung aufblühen, und im Gehorſam gegen das Geſetz die wahre Freiheit finden wird, die es vergeblich in der Anarchie geſucht. Der rührende feierliche Empfang, den es ſeinem Könige bereitet hatte, kann zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigen. Beglückend finde ich für denſelben die Ueberzeugung, von ſo vielen Gebeten umringt zu ſeyn, die für ihn, für ſein Wohl und das ſeines Landes zu Gott ſteigen. Gewiß ſahen auch Sie, lieber Profeſſor, Ihren Zögling nicht ohne Rührung ſcheiden und ſo bedeutende Verpflichtungen übernehmen; auch dem trefflichen Erzieher deſſelben, Herr von Oettl, muß der Abſchied unendlich ſchmerzlich geweſen ſeyn. Dürfte ich Sie bitten, mich in ſein mir ſo werthes Andenken zu rufen, — ſeine Geſpräche des vergangenen Sommers ſind mir immer gegenwärtig. Auf Ihre Güte, die mich ſo oft beglückte, vertraue ich wenn ich noch die eine Bitte an Sie richte: mir, wenn Sie einſt Ihre Gedanken ſchriftlich hieher wenden ſollten, einen Rath über Lektüren zu ertheilen, die Ihrem Sinne gemäß, belehrend in jeder Hinſicht wären. Der jetzige Augenblick ſollte ſo vieles Intereſſantes darbieten, und doch verirren ſich gar ſelten dergleichen Schriften in unſer nordiſches Land. Es ſchlagen aber in demſelben viele Herzen für die Erzeugniſſe des belebenden Geiſtes und ſehnen ſich nach ihm wie nach einem Labetrunck.

Endlich muß ich Sie aber mit meinem Geplauder verlaſſen, ich thue es, mich Ihrem Andenken und Gebet herzlich empfehlend.

Mit der innigſten Hochachtung verbleibe ich, lieber Profeſſor Ihre erkenntliche

Helene.

N. S. Meine Nancy und alle hieſigen Freunde laſſen ſich Ihnen angelegentlich empfehlen. Meinen Bruder, der dieſen Sommer die Cur in Gaſtein benutzen ſoll und gewiß nicht jene Gegend bereiſen wird ohne Sie zu ſehen, würde ich beneiden wenn er mir nicht ſo lieb wäre.

8. Wechſel von Dunkel und Licht.

Wer von allen den nahe ſtehenden Freunden und Bekannten in der Friedensburg wagte noch zu hoffen auf eine Rettung des theuern Lebens der Frau Erbgroßherzogin, welche für Helene die Stelle der Mutter und des Vaters zugleich erſetzte, als dieſelbe an einer Krankheit darnieder lag deren gewaltſamer Verlauf unaufhaltſam zum Grabe zu eilen ſchien. Die Kunſt der Aerzte wußte nichts mehr, als mit vermeintlicher Sicherheit die Stunden zu beſtimmen in denen das Wehe der Krankheit für immer ein Ende nehmen werde; die Freundinnen und Freunde, wenn ſie dem ſcheinbaren Sterbebette ſich naheten, durften den Thränen der Augen und dem Schluchzen der Bruſt ihre Ausbrüche nicht mehr wehren, denn die theure Kranke ſah dieſe Thränen, hörte dieſe Seufzer nicht mehr. Nur in Einer Seele der nahe Stehenden war die Hoffnung nicht erloſchen; der Glaube an Gottes Erbarmen und rettende Hand verließ ſie nicht. Dieſe Eine war die neunzehnjährige Tochter Helene, welcher mit dieſer Mutter die tragende Säule ins Grab verſunken wäre, auf der ihr inneres wie äußeres Lebensglück beruhete. Nicht eine Miene des verzagenden, alles aufgebenden Schmerzens ſondern nur die einer freudig betenden Erhebung war auf ihrem Angeſicht zu bemerken. Ihr war es eine feſte Gewißheit: Gott werde ihr dieſe Mutter [illegible]gt nehmen ſondern ſie ihr laſſen. In ruhiger Faſſung und Geiſtesgegenwart gab ſie ſich ſo weit ihre Kräfte reichten, bei Tag wie bei Nacht der Pflege der theuern Kranken hin. Und ihre Hoffnung ward nicht zu Schanden; die Mutter erhob ſich vom Krankenlager und war den Ihrigen von neuem geſchenkt.

Erſt jetzt, nachdem die drohende Gefahr am Leben der Mutter vorüber war, erkannte die glaubensſtarke Tochter, wie nahe ihr das Härteſte geſtanden ſey, das ſie in dieſer Zeit hätte betreffen können. Sie ſprach dies in dem Briefe an ihre vertraute Freundin, den ſie aus dem Bade Töplitz ſchrieb, in den Worten aus:

> »Der, welcher ſich meiner gnädig annahm, ſchenkte mir einen kindlichen Muth, dem die Blindheit eigen iſt und lüftet jetzt erſt den Schleier den Er ſelbſt meinen Blicken verliehen. Jetzt lebt Alles, in und außer mir auf; meine Berge, meine lieben ſchönen Berge ſingen mit mir ein Freudenlied. Sie freuen auch ſo unendlich meine liebe Mama, die heute ſchon zum zweiten Mal ausfuhr. Das Gefühl des Wiederauflebens, der Reiz jedes neuen Gegenſtandes beglückt ſie; kaum erinnert ſie ſich der Krankheit und aller ihrer Leiden; jetzt tritt ihr Alles heiter entgegen.«

Der Aufenthalt in Töplitz und der Gebrauch ſeiner heilenden Quellen war aber nicht nur zunächſt durch die Wiedergeneſung der allgeliebten Mutter für Prinzeß Helenen ein hochgeſegneter, ſondern wurde auch noch in anderer Weiſe ein höchſt bedeutungsvoller für ihr ganzes Leben. König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, deſſen ganzes Thun und Leben ein Zeugniß für die Wahrheit des Spruches iſt: »Er läßt den Aufrichtigen es gelingen und beſchirmt die Frommen« (Sprüchw. 2. V. 7.), verweilte auch in dieſem Sommer (1833), nach ſeiner Gewohnheit, mehrere Wochen in Töplitz. Prinzeß Helene, eine ſeltene Erſcheinung fürſtlicher Weiblichkeit durch ihre Herzensgüte und liebenswürdige Einfachheit, wie durch ihre geläuterte Geiſtesbildung und ihren würdevoll beſcheidenen Ernſt, hatte für ihn noch ein beſonderes Intereſſe als die Schwägerin ſeiner Tochter, der Gemahlin des jungen Erbgroßherzoges **Paul Friedrich** von Mecklenburg-Schwerin. Er beſuchte ſie ſelbſt und empfing bei dieſer Gelegenheit einen tiefen Eindruck von dem ſeltenen Tact, womit die junge Prinzeß ihn empfieng und unterhielt, ſtets geleitet von ihrem richtigen Verſtand und ihrem rein geſtimmten Gemüth. Dieſer Eindruck war aber kein flüchtig vorübergehender, ſondern er war in dem väterlich treumeinenden Herzen des edlen Königs geblieben, als dieſer nachmals durch ſein Wort und ſeinen Rath die Wahl des jungen Herzoges von Orleans zu einer Gemahlin auf die hochbegabte Prinzeſſin Helene von Mecklenburg lenkte.

Von Töplitz aus nahmen die beiden Fürſtinnen ihren Weg zuerſt nach Dresden, wo ſie mehrere Tage verweilten. Kunſt und Natur wirkten in dieſer ſchönen Stadt in gleicher Mächtigkeit auf den Sinn der Prinzeſſin ein. Namentlich regten die Meiſterwerke der Kunſt, welche ſie dort ſah, ihre freudige Bewunderung auf. Und ihr Urtheil wie ihr Geſchmack waren von ſo ſcharfem, feinem Gefühl, daß ſie immer ſehr bald das erkannte, was der Bewunderung wahrhaft würdig ſey und es von dem unterſchied, an welchem nur die Schaar der Gaffer ihre Luſt und Befriedigung findet. »In der Kunſt«, ſo ſchrieb ſie der jungen Freundin und Landsmännin, »wie im Leben liegt eine ewige Wahrheit unter vergänglicher Form. Die Wahrheit iſt das, was das Herz beim Anblick von Kunſtwerken bewegt, die Form iſt nur das Gewand welches nach äußeren Gründen wechſelt. — Der falſche Enthuſiaſt ergreift aber die wechſelnde Form und hält ſie für die Wahrheit.« —

Nach ihrer ſchweren Krankheit ſollte die Frau Erbgroßherzogin Auguſte den Winter in Jena, in der unmittelbaren Nähe des großen, berühmten Arztes, Geheimrath Dr. Starke, zubringen und dann im nächſten Sommer noch einmal den Gebrauch eines böhmiſchen Bades wiederholen. Mit den immer mehr zunehmenden Kräften des Leibes erwachten in der Wiedergeneſenen zugleich die Lebensregungen des Geiſtes, welcher ſein rechtes Element im Erkennen deſſen fand, was des Erkennens werth iſt. Die hochſinnige Fürſtin wußte bald einen auserleſenen Kreis von Gelehrten und Lehrern der Jenaiſchen Hochſchule um ſich zu verſammeln, ließ ſich von ihnen einführen in alle Tiefen ihrer Wiſſenſchaft und regte auch den leicht beweglichen Geiſt der Prinzeſſin Helene zu dieſem Geſchäft des Einſammlens von Erkenntniſſen an, welches einem Tagwerk der Bienen glich, die mit unabläßigem Fleiß den Nectar, aus welchem ſie in ihrem Innern den Honig bereiten, aus den Blumen zuſammentragen. Die Prinzeſſin fühlte ſich in dieſer geiſtigen Geſchäftigkeit ganz unbeſchreiblich glücklich. »Unſer hieſiges Leben«, ſo ſchrieb ſie der Freundin, »iſt ſtill und bewegt; von außen einförmig, innerlich reich an ſchönen Freuden«. — »Die Profeſſoren ſind höchſt mittheilend — — unendlich anregend iſt dieſe ſchöne, goldne Zeit.«

Die Nähe von Eiſenberg machte das öftere Sehen ihrer Schweſter, die noch größere Nähe von Weimar den Beſuch bei ihren mütterlichen Verwandten ſo leicht, daß dies den eigenthümlichen Reiz des Aufenthaltes in der Muſenſtadt an der Saale ſehr erhöhte.

»Himmliſch ſchöne Tage«, ſo ſchrieb ſie, »verlebte ich

> im Kreiſe meiner Verwandten, von Anklängen aus dem Leben meiner Mutter umgeben und lernte viel des Guten und Intereſſanten dort in dem ehemaligen deutſchen Athen kennen. Mit Mühe riß ich mich aus der lieben Ilmſtadt los.«

So endete für die junge Fürſtentochter das Jahr 1833 als ein Jahr der Freude und das Jahr 1834 begann für ſie in dankbaren Erinnerungen.

> »Ich wundre mich immer«, ſo ſchrieb ſie beim Anfang deſſelben an die Freundin, »aller Freuden, die mir Gott beſchert, gleichſam als wolle Er mich für die Vergangenheit und Zukunft entſchädigen. Er zieht mit ſeiner Vaterliebe mich mächtig an ſich; vermöchte ich nur in meinem Leben ein Dankopfer zu bringen. Dieſes Jahr ſeit der Herſtellung meiner Mama war wahrhaft freudevoll und genußreich in aller Weiſe« — — — »Möchte nur die Freude nicht gehaltlos und nichtig verfliegen wie das Abendgewölk, ſonſt müßte ich mir Thränen wünſchen, um Herz und Geiſt reifen zu ſehen. Denn was iſt der Glanz der Freude und Wonne, wenn er die Seele nicht zum Himmel zöge, zum Urquell der Wonne und Seligkeit.«

Und dieſes Verlangen nach einem Zug des Herzens, der nach oben gieng, käme er auch unter Thränen, wurde im Jahr 1834 nur zu reichlich geſtillt Prinz Albrecht, an deſſen Leben auch das Leben der Schweſter wie der Mutter mit ſeinen liebſten Hoffnungen für die irdiſche Zukunft hieng, war ſeit einem Sturz mit dem Pferde, bei Gelegenheit einer großen, militäriſchen Parade von einem Kopfleiden heimgeſucht, das durch einen ſpätern Fall von dem alten Gemäuer der Lobedaburg bei Jena, wie er mir erzählte, noch geſteigert worden war. Als ich ihn bei ſeinem zweiten Beſuch bei mir in München, im Jahre 1833, auf ſeiner Rückreiſe aus dem Gaſteiner Wildbad wieder ſah, da fand ich ihn, im Vergleich mit ſeiner Erſcheinung bei dem erſten Beſuch im Jahr 1828 merklich verändert. Zwar im Geſpräch mit Freunden zeigte ſich ſein Geiſt noch eben ſo lebendig und regſam als damals, aber die jugendlich friſche Heiterkeit war einer ernſteren Stimmung gewichen, die ſich öfters mitten im fröhlichen Geſpräch auf den Mienen ſeines Angeſichts abſpiegelte. »Wüßten Sie«, ſo ſagte er zu meiner Frau, »welche Schmerzen in meinem Kopfe ich ohne Aufhören zu dulden habe, Sie würden mein öfteres, ernſtes Schweigen mitten im Geſpräch der Freunde wohl begreiflich finden.«

Dieſe Stimmung nahm übrigens nicht bloß aus einem leiblichen Leiden ihren Ausgang, ſondern ſie kam aus einer tiefen Anregung ſeines Herzens, welche er gegen mich in einem Briefe aus Gaſtein ausſprach, darin er mir ſeinen Beſuch in meinem Hauſe ankündigte. Ich theile dieſen Brief hier nachſtehend mit:

Im Wildbad Gaſtein 28. Juni 1833.

Mein innig geliebter Lehrer!

Bei meiner Abreiſe von Berlin erhielt ich durch meine Mutter die frohe Nachricht, daß Sie mir gerne erlauben würden auf dem Heimwege bei Ihnen einzuſprechen, einmal nach alter Art mit Ihnen leben zu dürfen. Meine Worte vermögen die tiefe Freude nicht auszudrücken, die mich bei dem Gedanken erfüllt, Sie wieder zu ſehen, Ihnen zu ſagen daß, nach Jahren und mannigfaltigen Begebenheiten, ich Sie eben ſo kindlich und herzlich liebe wie ſonſt. Mich verlangt ſehnlich Sie zu ſehen, recht herzlich mit Ihnen zu reden, Ihren Rath, Ihren Segen zu holen. Seit wir uns nicht ſahen, ſind recht ſchlimme Zeiten über mich hingeſtrichen, wo ich in großer Gefahr war an der Seele Schiffbruch zu leiden, weil die ſchlimmen Keime des angebornen Zuges nach unten ſich zu entwickeln anfingen. Da war aber, mitten unter ſolchen Stürmen eine Stimme, die mir unabläſſig zurief oder mich, wie ein lieber bekannter Ton aus der Kindheit anſprach; da kam jenes mächtige Unbehagen, welches mich daran erinnerte in mir ſey ein edler Sklave, dem ich die Freiheit ſchuldig ſey. Durch das ſchale Treiben der Welt, wie durch die Bedenkzeit auf dem Krankenlager redete der Herr zu meinem Herzen, bis ich einen gründlichen Eckel vor all dem Nichtigen bekam. Jetzt hat mich mein Gott Herr werden laſſen über meine Leidenſchaften und mit dem guten Gewiſſen kehrte die Lebensfreude zurück, die ich ſchon verloren hatte. Ihnen, theurer Profeſſor das Alles mündlich zu ſagen, von Ihnen wieder, die alte, liebe Sprache des Herzens zu hören, iſt eine wahre Wohlthat für mich und ich danke Ihnen von Herzen für die Erlaubniß dazu.

Ich verlaſſe an Gaſtein einen Ort, wo ich nach langer Zeit einmal wieder recht glücklich geweſen bin. In Berlin wird es mir immer ſo weh ums Herz — — —

Es war mithin ein ſeliges Gefühl, welches in mich einzog als ich hinausfuhr, meinem lieben Süden entgegen. Es war als käme ein anderer Geiſt über mich, ich ward ruhig, ernſt und froh. Jenes aufmerkſame Anſchauen wurde mir wieder möglich, womit wir Eindrücke in uns aufnehmen und ſie fruchtbarlich verarbeiten. — Die Reiſe war aber auch herrlich. Erſt nach Dresden, wo ich lange genug blieb um die Gallerie mehr als blos flüchtig zu ſehen und die ſächſiſche Schweiz zu beſuchen. Dann über Töplitz nach Prag, der alten Königswittwe mit ihrem in den Gräbern der Heiligen und Fürſten verſchloſſenen Archiv der alten böhmiſchen und deutſchen Geſchichte, die lauter zu dem Beſchauer redet, als alle Papier-Protokolle unſrer kritzelnden Zeit. Von Prag nach Linz, wo meine lang entwöhnten Augen zuerſt wieder den Schnee der Alpen erblickten. Ferner über den Traunſee nach Iſchl, am St. Wolfgangsſee vorüber nach Salzburg, der herrlichen Stadt. Dort dachte ich recht viel an Sie und meinen lieben Oettl. Nachdem ich den Königſee beſucht und auf die Schneefelder vom Watzmann geklettert, kam ich durch die Päſſe Lueg und Klamm hieher. Hier lebe ich nun ſtill faſt einen Monat, gegen 3000 Fuß über dem Meer mitten im Schooße des Hochgebirges. Und wenn ich ſo hingehe durch die Felſen an den Abgründen, wenn ich hoch auf dem Schnee das ſpielende Licht der Sonne, um mich das ſinnig ſtille Leben der Pflanzenwelt ſehe, und durch das Alles der ernſte, immer gleiche Ton des Waſſerfalls, wie der Pulsſchlag dieſes Naturlebens zu meinem Ohr ſteigt, — dann wird es in mir ſtille und heilig, alle lieben und guten Gedanken der Kindheit ziehen wie ein leiſer Schmerz durch meine Seele, meine Freude wird ein ſtummes Gebet und ich gelobe mir treues Halten an den Gott meiner Kindheit und meines Alters. — Zudem lebe ich hier mit lauter lieben Menſchen, in deren Geſellſchaft es mir gar wohl und heimiſch iſt. Hier iſt auch der Erzherzog Johann mit ſeiner Frau, ein edler

Herr! das Bild eines kernhaften deutſchen Mannes. Man frage ihn was man will, er weiß von Allem Beſcheid; in Tirol und Steyermark kennt er jedes Thal, jedes Dorf, die meiſten Familien in Häuſern und Hütten. Sein edles, habsburgiſches Geſicht trägt den Stempel der reinſten Güte. Dabei geht er in einem einfachen, ſchlichten Bauernrock und iſt in ſeinem ganzen Betragen eben ſo ſchlicht und ernſthaft als liebreich.

Anfangs Auguſt, den Tag kann ich nicht beſtimmen, verlaſſe ich Gaſtein, und ich reiſe dann vermuthlich über Innsbruck gerade nach München. Da will ich ohne Umſtände, weil ich weiß daß es Sie erfreut, gleich Ihr liebes Haus aufſuchen und als Wanderer um Aufnahme bitten. Ich frohlocke jetzt ſchon bei dem Gedanken, wenn ich mich wieder mit alter Liebe und Herzlichkeit zu Ihnen wenden werde und ich freue mich Ihnen nicht einen entfremdeten Menſchen ſondern den treuen Sohn vorzuſtellen, dem es mit dem Guten ernſt iſt und der ſich nach Ihnen ſehnt.

Wie freue ich mich auf alle meine Münchner Lieben. Grüßen Sie einſtweilen recht herzlich, Ihre liebe Frau, meinen guten Oettl und Dr. Ringſeis.

Noch einmal danke ich Ihnen, lieber Profeſſor recht von Herzensgrund für Ihre liebe Erlaubniß und erwarte froh den Augenblick, wo ich es Ihnen ſelbſt ſagen darf.

Ich bin mit alter Liebe Ihr treuer, ehrerbietiger Schüler
Albrecht Herzog v. Mecklenburg.

Nach der Rückkehr des Prinzen in ſein nördliches Vaterland ſteigerte ſich ſein Kopfleiden in ſehr bedenklicher Weiſe. Wie die Aerzte es vermutheten und wie ſpäter es vor ihren Augen ſich ergab, hatte ſich eine Anſchwellung in einer der Gehirnhöhlen ausgebildet. Der Druck dieſes krankhaften Gebildes auf die innerſte Mitte des Gehirns führte öfters krampfhafte Zufälle herbei, welche mit heftigen Schmerzen wechſelten. Der Aufenthalt im Franzensbad, im Frühling 1834 war ohne günſtigen Erfolg geblieben, man brachte den Kranken wie einen Sterbenden nach Ludwigsluſt. Die Leiden deſſelben nahmen eine Form an, durch welche ſie für alle theilnehmende Zeugen ein Anblick des herzzerreißenden Schmerzens wurden. Dennoch blieb der ſelbſtbewußte Geiſt mitten in dem zuſammenſtürzenden Gebäu des Leibes noch wach und äußerte ſich oft in tiefrührender Weiſe in Worten der Liebe und ernſten Ergebung. Endlich am 18. October 1834 war der harte Kampf geendet, man trug den Leichnam des 22 jährigen, mit den ſchönſten Gaben des Leibes und der Seele ſo reichgeſchmückten Jünglinges, wie einen, nach der Mühe eines heißen Tages ſanft Schlafenden, in die Fürſtengruft, zu den Särgen ſeiner beiden Eltern.

Wer die Prinzeß Helene in der Zeit geſehen, wo das Leben des Bruders auf dem Kampfplatz der Todesſchmerzen Schritt vor Schritt ſeinem Ende entgegengieng, der konnte wohl kaum noch eine Spur des freudigen Geiſtes gewahr werden, der ſonſt ein beſtändiges Eigenthum ihres Weſens war. Dennoch war dieſer nicht von ihr gewichen, ſondern nur in einen dichten Trauerflor verhüllt.

> »In dem Ernſt des Lebens«, ſo ſchrieb ſie nach dem Tode des Bruders ihrer Freundin, »liegt der Keim zu meinem Glück in der Ewigkeit«

Sie gab ſich jetzt nur eifriger dem Streben hin: »die Bande mit Denen, die ihr auf Erden geblieben, noch feſter anzuziehen und ſie zu heiligen«. Ihr ganzes Weſen ſprach ſich nur in

Werken und Thaten der Liebe aus, zunächſt gegen die Ihrigen, in weiterem Kreiſe aber gegen Alle, welche für dieſe Anſprache empfänglich und ihrer bedürftig waren. Sie verſtand es wohl einen tiefen Schmerz im chriſtlichen Sinne zu tragen. Schon damals, ſowie ſpäter in noch ausgezeichneterem Maaße wurde ihr in dem Gefühl des eigenen inneren Schmerzens und Leidens ein überaus zartes Mitgefühl für jedes fremde Leid gegeben und eine ſeltene Kraft und Fähigkeit Betrübte zu tröſten. So vergieng der Anfang des Winters von 1834 meiſt in dem ſeligen Geſchäft des Wohlthuns an Armen und der Tröſtung der Betrübten.

Mir ſchrieb ſie am 14. Januar 1835 aus Ludwigsluſt den nachſtehenden Brief, aus deſſen Inhalt die damalige Stimmung ihres Gemüthes wohl erkennbar iſt.

Innig verehrter Profeſſor!

Sie haben Ihn mit uns geliebt, Sie haben Ihn mit uns beweint und freuen ſich nun auch mit Ihm über die ewige Freude, die ſeiner Seele nach kurzen aber heißen Tagen gereicht wird, zum Troſt für alle Leiden und Schmerzen; über den himmliſchen Frieden, den das brennende Sehnen auf Erden geſucht hatte und deſſen ſelige Ahnung der Glaube ihm gebracht. Ein Gemüth wie das ſeinige konnte in ſo namenloſen Leiden nur durch die Kraft Gottes zur Geduld und Sanftmuth geführt werden; in dieſen rührenden Erſcheinungen ſeiner letzten Lebenszeiten bewährte ſich recht tröſtlich die ſtärkende Hülfe Gottes, die einen ſtillen, ſeligen Ernſt über ihn verbreitet hatte und die ihn vorbereitete durch kindlichen Gehorſam und Ergebung in den heiligſten Willen zum Anſchauen des ewigen Lichtes. Dieſe beſeligende Ueberzeugung von einem unverwelklichen Erbtheil, welches er nun errungen hat, iſt das Gnadengeſchenk, das unſerm gebeugten Herzen in der Stunde ſeines Todes verliehen wurde und das ſchönſte Eigenthum, welches der Stachel des Zweifels und der Schmerz eines nun vereinzelten Lebens nicht zu rauben vermögen; — es war dieſer feſte Glaube an ſein ſeliges Fortleben, an ein ſeliges Wiederfinden das Siegel der Wahrheit, und wird uns, einem mahnenden Engel gleich, deſſen Blick zum Himmel weiſt, auf der noch zu durchlaufenden Lebensbahn begleiten, als ein ſicheres Pfand und heiliges Band zwiſchen dem ewigen Jenſeits und dem trüben Dieſſeits.

Es fühlt die Seele recht tief in den Stunden des bängſten Schmerzes, wie dieſelben die Läuterungsmomente des Lebens ſind, und ſie lernt die mächtige Hand küſſen, die ſie ſo tief gebeugt hat und deren mächtige Hülfe ſie allein vor der Verzweiflung bewahren kann. — Sie erwähnen ſo ſchön und rührend dieſes himmliſchen Troſtes in Ihrem Briefe, theurer Profeſſor, laſſen Sie mich den innigſten Dank dafür ausdrücken wie für Alles, was Sie an uns gethan. Ach darf die Schweſter Ihnen den letzten Dank des Seligen noch zurufen für alle Liebe, die Sie ihm in ſeinem Leben bewieſen, für den reichen Segen, den Ihr Gebet, den die Verehrung gegen Sie ſeinem Herzen gebracht hat? Aber nein, der ſchönſte, ewige Dank liegt in dem Bewußtſeyn der Liebe und der Fürbitte, und Sie finden ihn reicher, als Worte ihn ſchildern können, in dem Vertrauen auf Erhörung Ihrer Gebete.

Von mir darf ich Ihnen nichts ſagen, denn ich würde erröthen zu klagen, während ich meinen geliebten Bruder in dem ſeligen Land der Ewigkeit weiß, und dennoch bin ich zu ſchwach, um nicht meine Blicke auf mein vereinzeltes Leben zu richten und die Trauer zu beſiegen. Wie ſollte ich auch das frohe, kindliche Lebensglück noch erwarten, da der Glanz, die Freude, der Stolz meines Lebens entſchlafen iſt und nun einſam, wie die Ranke ohne Stütze meine Hoffnungen hin und her ſich wiegen. Doch nein, nicht hin und her, himmelan, wo ich Alles, Alles wiederfinde, zieht das Band der Liebe mich fortan, in das Land, wo das namenloſe Sehnen geſtillt und die ſtille Thräne getrocknet wird. — Ja, der Schmerz iſt gut!

Haben ſie noch den wärmſten Dank, lieber Profeſſor, für den freundlichen Wunſch mir eine Freude zu bereiten, die meinem Albrecht beſtimmt geweſen war, und ſeyen Sie verſichert, daß mir jede Kleinigkeit aus Ihrer Hand von großem Werthe ſeyn würde, und dieſes ſchöne, ſinnreiche Geſchenk, welches von einem Namen redet, der mir ſo theuer iſt[*]), nun einen doppelten für mich haben wird. Ihre Blicke ruhten gerne auf jenen Zügen, die den hohen Geiſt des Dichters verrathen. Ihre Güte hatte meinem Bruder dieſes Bild der Gotteskraft zugedacht und jetzt ſoll mein kleines Gemach damit ausgeſchmückt werden — wie könnte mir etwas lieber ſeyn, als dieſes Andenken ſo ſchöner Erinnerungen. — —

Ich bringe Ihnen noch ſchließlich die Grüße der Unſerigen: meiner Mutter, die Ihnen ſelbſt nächſtens zu ſchreiben gedenkt, meiner Schweſter und des Prinzen; auch die Generalin von Both, meine Nancy und der gute Lenthe bitten um ihr Andenken; unſere treue Freundin Boſe grüßt Sie jetzt aus einem beſſeren Lande als dem mecklenburgiſchen. Noch die eine Bitte kann ich mir nicht verſagen, ehe ich von Ihnen ſcheide, auszuſprechen; die Erhörung liegt in Ihrer Güte und Liebe für meinen ſeligen Bruder. Ein Andenken aus ſeiner Verlaſſenſchaft in Ihren Händen zu wiſſen, wäre mir ein ſo lieber, freundlicher Gedanke, denn ich dürfte hoffen, daß Ihnen daſſelbe zuweilen ſein Bild vor Augen führen würde. Darf ich es mit der nächſt abgehenden Fahrpoſt abſenden? Ich glaube ein freundſchaftliches Ja zu hören und wage vertrauensvoll die Ausführung meines Wunſches, eine Ermunterung bleibt mir Ihre Theilnahme — möge ſie der armen, unwürdigen Schweſter ein Vermächtniß des Vorangegangenen ſeyn und ſegensreich für mein Leben wirken«.

---

*) Von Dante's Namen

Mit der allerinnigſten Verehrung bleibe ich, lieber Profeſſor

Ihre treu ergebene Helene.

Einen freundlichen Gruß Ihrer lieben Frau; wenn Sie den Herrn Oettl ſehen ſollten ſo rufen Sie uns in ſein Andenken. Er war meinem Bruder unendlich theuer, und verdient unſere große Verehrung. Ihren Freund Schorn kennen gelernt zu haben, intereſſirt mich ſehr lebhaft; er iſt eine Stütze für Weimar,

Auf dieſen Brief folgte noch ein anderer vom 20. Februar 1835.

Verehrteſter Profeſſor!

Ohne eine Bejahung für meine Bitte zu erwarten, habe ich den Muth ſie zu erfüllen, auf das Andenken rechnend, das Sie gewiß einem theuern Vorangegangenen zollen, auf die Liebe, die Sie ihm von jeher bewieſen haben.

Ich habe gedacht das Fernrohr, welches immer auf ſeinen Reiſen in der Schweiz und den Thälern Schleſiens den Herrlichkeiten der Lombardey und den Sandſteppen der Mark ſeinem Auge entgegengetreten, könnte vielleicht auch Ihnen nützlich werden auf den Bergen Hiobs und vielleicht ſonſt noch auf der großen Reiſe, (deren Plan meinen Bruder ſo entzückt hatte und zur Theilnahme gereizt), welcher die claſſiſchen Fluren des ſchönen Hellas und die Quellen eines Nils umfaßte. Und wenn Sie es nützlich finden, blicken Sie doch zuweilen aus demſelben und denken Sie mit Liebe an einen ſeligen Geiſt, der Ihnen verwandt zu werden wünſchte.

Nehmen Sie noch die Verſicherung meiner innigſten, kindlichen Verehrung auf und erfüllen Sie mir die Bitte, die auf Ihr Andenken hofft.

Helene.

Meine Antwort auf den erſten der vorſtehenden Briefe ſo wie mein Dank für die Gabe des ſchönen Dollond'ſchen Fernrohres, das von dem zweiten Briefe vom 20. Febr. 1835 begleitet war, hatten ihr Ziel glücklicher erreicht, als der Gypsabguß der Büſte von Dante, welcher nach langer Zeit, wie ich erſt ſpäter erfuhr, in zerbrochenem Zuſtande in die Hände der huldvollen Empfängerin kam. Dennoch ließ dieſe in Ihrem Briefe, der die Ankunft der Kiſte mir meldete, nur das Gefühl der Dankbarkeit ſprechen, das meinem guten Willen gelten konnte und redete nur von Dantes Geiſt und dem Eindruck den ſein »Lied der Ewigkeit« ſeine Divina Comedia auf ihr Gemüth gemacht habe und fortwährend mache, ohne dabei der Büſte zu erwähnen. Leider muß ich den Verluſt oder das Verſchwinden dieſes Briefes unter meinen Papieren beklagen. Doch iſt mir der Inhalt deſſelben nicht ganz aus der Erinnerung geſchwunden. Ich war in der Zeit, da ich ihn erhielt ſchon unabläſſig mit Arbeiten beſchäftigt, welche vor meiner Reiſe nach dem Morgenlande beendigt werden und dieſe möglich machen ſollten. Dazu traf mich vom Herbſt 1835 bis zum Herbſt 1836, wo ich meine Reiſe begann, die Reihe für ein Fakultätsgeſchäft meines Lehramtes an der Univerſität, das einen Theil meiner Zeit und meiner Kräfte dahin nahm. Hiedurch mag das Verſchwinden des letzten Briefes, den mir die theure junge Fürſtin aus Ludwigsluſt ſchrieb, unter Papieren, zu deren ſorgfältigern Beachtung ich keine Zeit fand, begreiflich werden.

Ich wende mich aber von dieſer Zeit der unruhigen Erwartungen und ſtillen Hoffnungen hinweg zu dem geſchichtlichen Bilde eines Lebens, welches damals an der Pforte jener Jugendträume ſtand die von prophetiſcher Bedeutung ſind.

9. Das Leben ein Traum.

Für ſolche Menſchenſeelen, denen die Gabe einer höheren Hoffnung verliehen ward, iſt das leibliche Leben der Erde in allen ſeinen Wechſeln ein fortwährender prophetiſcher Traum, welcher zu ſeiner Erfüllung kommt, wenn aus dem Tode des irdiſchen Leibes ein neues Leben des Geiſtes hervorbricht. Der Anfang dieſer Erfüllungen wird uns in dem Spruch jenes Apoſtels beſchrieben, welcher durch Worte und Thaten es bezeugt hat, wie ſo ganz er die Bedeutung und Beſtimmung des Erdenlebens erkannt habe, als eines vorbildlichen Traumes für die Erfüllung im Leben der Ewigkeit. »Wir wiſſen aber« ſo ſpricht er, »daß wenn unſer irdiſches Haus dieſer Hütte zerbrochen wird, wir einen Bau haben von Gott erbaut; ein Haus, nicht mit Händen gemacht, das ewig iſt im Himmel«.

Dieſe hohe Verheißung geht zwar für den Menſchen, welcher an jener Hoffnung feſthält, die nie zu ſchanden wird, erſt dann in ihre ſchließliche Erfüllung, wenn ſein Geiſt die ſterbliche Hütte verläßt, vorbildlich aber erfährt er dieſelbe öfters in ſeinem Leben, wenn ihm ein Bau zerbrochen wird, den er in ſeinem Traume ſich ſelbſt begründet und aufgerichtet hat, um unter ſeinem Dache ſicher zu wohnen. Das arme Menſchenwerk, dem er, wie einem Schiffe das Glück ſeiner irdiſchen Gegenwart und ihrer Zukunft anvertraut hatte, bricht im Sturm zuſammen; er ſieht ſich verlaſſen, mitten in Nacht und Nebel auf einem ſchwankenden Brett. Aber die unſichtbare Hand eines ewigen Erbarmens hat die Wogen und das Treiben des Windes geleitet; es wird Morgen und der ſcheinbar Hülfloſe, da wo für ihn Alles aus zu ſeyn ſchien, ſieht ſich gerettet an einer glücklichen Inſel, auf welcher er Arme findet, welche liebend ihn aufnehmen, und bei ihnen Friede und Freude.

Der Aufbau der Träume von der Zukunft und dem Glück des Erdenlebens, den ſich das der Liebe-bedürftige Herz der Prinzeſſin gemacht hatte, war zum großen Theil auf ein Zuſammenleben und gemeinſames Wirken mit ihrem Bruder Albrecht begründet. Dieſer war ihr genommen und ihrer Seele erging es wie einem Vogel wenn ihm der Baum, in deſſen Zweigen er ſeine Ruhe nahm, durch den Blitz zerſchmettert ward. Der Vogel, wenn er vom Flug ermüdet iſt, ſucht ſein gewohntes Obdach, und dieſes zwar liegt zu Aſche verbrannt am Boden, er ſelber aber blieb ungeſchwächt und geſund an Kraft, und die aufgehende Sonne weckt ihn nach wie vorher, an jedem Morgen zu ſeinem Geſange auf.

Der freudige Geiſt der Prinzeſſin regte zuerſt wieder ſeine Schwingen bei der Theilnahme an der Freude ihres Volkes und ihres Vaterlandes, als im April des Jahres 1835 der Großvater Friedrich Franz ſein 50jähriges Regierungsjubiläum feierte. Sie ſchrieb hierüber ihrer Jugendfreundin, daß die freudige Bewegung der Welt um ſie her ſie nicht nur nicht beläſtigt, ſondern ihr ſogar einige Heiterkeit wieder gegeben habe. Ueberhaupt dachte ſie nicht an eine Trennung von ihrem Vaterland und heimathlichem Land, als ſie ſich im Winter von 1836 mit der Erweiterung und vollkommneren Einrichtung der von ihrer verſtorbenen Mutter begründeten und nach ihr benannten Carolinen-Stiftung ſo eifrig beſchäftigte, deren Zweck die Erziehung tüchtiger Dienſtmädchen war. Ihr ganzer Sinn hielt ſich gern zu den Kleinen und Niedrigen im Lande und dort in dem uralten Fürſten-Schloſſe von Schwerin, das auf einer Inſel im See liegt, ruhten ihre Blicke gern auf dem Eis und Schnee welche im Winter das Schloß und ſeine Inſel wie mit einem Zwinger umgeben. Welcher Abſtand war zwiſchen dieſem bewegten, ſtillen Geſichtskreis, an dem ihr Herz zufrieden ſich vergnügte, und jenem weiten, hohen, in welchen ihr eben um jene Zeit im Verborgenen durch den Rathſchluß Gottes der Eintritt vorbereitet wurde.

Im Mai 1836 kamen die beiden älteſten Prinzen des franzöſiſchen Königshauſes der Herzog von Orleans und der Herzog von Nemours auf ihrer Reiſe durch Deutſchland auch nach Berlin. Sie fanden am Hofe König Friedrich Wilhelm III. ſo freundliche Aufnahme, daß ſie gern einige Wochen in ſeinem hohen Kreiſe verweilten. Das ritterlich edle Weſen, die vielſeitig tüchtige Bildung für die bedeutendſten Werke des Krieges und Friedens, fanden nicht nur Achtung und Bewunderung, ſondern ein Vertrauen von ſeltner Art. Namentlich fühlte ſich der König mit einer wahrhaft väterlichen Zuneigung zu den beiden Prinzen gezogen, denn ſie waren nach ſeinem Sinne und an gleichmüthiger Thatkraft von ſeiner Art. Auch die Schwägerin des Königs, die Prinzeſſin Wilhelm, eine Prinzeſſin von Homburg und Schweſter der Frau Erbgroßherzogin von Mecklenburg, ſtimmte ganz in die günſtige Meinung ihres königlichen Schwagers von den beiden Prinzen ein, und das Urtheil dieſer an Gemüth und Geiſt hochgeadelten und erleuchteten Frau war nicht nur in dem engeren Kreiſe des Königshofes, ſondern in den weiteſten Kreiſen um dieſen her von höchſter Geltung. So kam es denn daß die beiden Brüder ſich in Berlin wie in einer zweiten Heimath, an dem dortigen Königshofe wie Kinder fanden. In ein Verhältniß ſolcher Art war namentlich der Herzog von Orleans zu ſeinem väterlichen Freunde, dem biederen König Friedrich Wilhelm III. getreten und dieſer hatte den Prinzen noch das Wort eines väterlichen Rathes zum Abſchied mitgegeben, welches bald zu einer That des Lebens heranreifte.

Wenige Wochen nach der Abreiſe der Prinzen aus Berlin hatte die Erbgroßherzogin Auguſte nach dem Rath der Aerzte ihren Beſuch in den böhmiſchen Bädern, in Geſellſchaft ihrer Tochter erneuert. Man traf da wieder mit dem König von Preußen zuſammen und es konnte als ein zufälliges, abſichtsloſes Begegnen erſcheinen, daß der franzöſiſche Geſandte am preußiſchen Hofe: Graf Breſſon auch dahin kam und bei dieſer Gelegenheit den beiden mecklenburgiſchen Fürſtinnen ſich vorſtellen ließ.

Dieſe, wie ſie ſchon in früheren Jahren gethan, beſuchten auf ihrer Rückreiſe nach Mecklenburg die Verwandten in Sachſen. Nur dort, in Eiſenberg ſchien es als ſollte der erſte Theil des eben erwähnten Spruches, der von einem Zerbrochenwerden des irdiſchen Hauſes, von einem Zuſammenfallen der leiblichen Hülle redet, an dem Leben der Prinzeſſin Helene in wörtliche Erfüllung gehen. Dieſe erkrankte in Eiſenberg an einer Leberentzündung ſo bedenklich, daß ſie ſelber ihrem Ende entgegen ſah. Wehethuend wie der grelle Strahl der Mittagsſonne, den man durch die gewaltſam aufgezogenen Gardinen in ein ſchmerzhaft entzündetes Auge fallen läßt, war ihr das durch fremde Indiscretion verbreitete Gerücht, daß der künftige Thronerbe von Frankreich Abſichten auf ihre Hand habe. Ihre Gedanken waren damals wohl mehr der Hoffnung zugewendet, welche der zweite Theil des obenerwähnten Spruches dem Geiſt des Menſchen zuſichert.

Die jugendlichen Kräfte ſiegten, dem vorbildlichen Abbruch der Hülle des Leibes folgte der vorbildliche Aufbau eines Erdenglückes, das nicht die Klugheit und das Bemühen der Menſchen, ſondern Gottes wunderbarer Rath herbeigeführt hatte. Bald nach der Wiedergeneſung der Prinzeſſin, ward in dem näheren Kreiſe der mecklenburgiſchen Verwandten das, was vorher nur ein Gerücht geweſen, zu einer Wahrſcheinlichkeit, und ſchon zu Anfang des Jahres 1837 zu einer erwünſchten Gewißheit, die alsbald in Mecklenburg, in ganz Deutſchland und weit umher in Europa bekannt wurde.

Wie hätte das vertrauende Herz der theuren Fürſtin ſich nicht hier hingeben ſollen der freudigſten Hoffnung, und der Gewißheit daß dieſer Weg ihr von Gott gewieſen ſey, als der »von ganz Deutſchland verehrte, beſonnene König Friedrich Wilhelm III. von Preußen« als Brautwerber für König Louis Philipps Sohn auftrat, und als nicht nur die Erbgroßherzogin Auguſte als Mutter, ſondern auch das damalige Haupt des Mecklenburgiſchen Fürſtenhauſes, der Großvater Friedrich Franz ihre Einwilligung zu der Verbindung gaben. Die Empfehlung des Königes von Preußen ſchon für ſich allein hätte alle Bedenklichkeiten zum Schweigen bringen ſollen, welche ſich hin und wieder gegen die Rechtmäßigkeit der Thronfolge von Louis Philipp vernehmen ließen. Bedenklichkeiten welche dem Geiſt und Herzen der Prinzeſſin fremd blieben. So ſchien keine Hemmung möglich, den Weg zu gehen, den das Herz ſie führte.

Und dennoch trat eine ſolche ein, als kurz nach dem Anfang des Jahres 1837 der Großherzog Friedrich Franz ſtarb und ſein Enkel, der Halbbruder der Prinzeſſin Helene Paul Friedrich zur Regierung kam. Dieſer ſuchte ſich aus allen Kräften der Verbindung ſeiner Schweſter mit dem Erben des damaligen franzöſiſchen Thrones zu wiederſetzen, eines Thrones welcher ihm durch die Geſinnung des unmuthigen Volkes wie durch die Art ſeines Beſitzes höchſt unſicher zu ſeyn ſchien. Alle möglichen Befürchtungen von einem unglücklichen Ausgang wurden der Prinzeſſin vor Augen geſtellt. Sie aber, nach ihrer gewohnten Weiſe, griff »nach der rechten Hand« und hielt ſich feſt an dieſe, denn es war die Hand ihres Gottes, die ſie führte.

Was die Befürchtungen betraf ſo ſtand ſie gegen dieſelben noch immer in jener tapferen Geſinnung des Gemüthes, welche ſie ſchon vier Jahre vorher, wo noch kein Gedanke an ihre jetzige Führung möglich war, in einem Brief an ihre Jugendfreundin Julie ausſprach: »Leicht reißt mich« ſo lauten die hieher gehörigen Worte des Briefes, »die Einbildungskraft hin und kann mich oft »ganz mit ihrem goldenen Zauberſtabe feſſeln; kommt es aber ein»mal zum Handeln, dann verſchwindet wohl die Exaltation und die »ſüßen Träume und ich folge dem kalten Schickſal mit eiſerner »Ruthe und will mich beugen, ſo hart es mir auch wird, im Laufe »der Begegniſſe den Finger des Vaters ſuchend deſſen Wege nicht »immer die des Herzens und der jugendlichen Sehnſucht, ewig aber »die des wahren Heiles ſind.«

Nun, der Weg den ſie jetzt geführt wurde kam ihrem Herzen keineswegs hart an, denn Alles das was ſie von ihrem künftigen Gemahl vernommen hatte, war von ſolch gewinnender Art, daß ſie ſchon ehe ſie ihn noch mit Augen geſehen mit herzlichen Vertrauen ſich die Seine nannte. Er war ganz der Mann, den ſie ſich zum Lebensgefährten erwünſcht hatte. Aber ihre aufkeimende ſtille Zuneigung zu dem erwählten Manne war und blieb immer durch das Feuer einer höheren göttlichen Liebe geweiht und geheiligt. Die nachſtehende Stelle aus einem Briefe an die Freundin Julie läßt uns einen Blick thun auf den Altar des innern Tempels, wo das Feuer der Läuterung flammte.

Die Oſterzeit traf (im Jahre 1837) gerade in jene Kämpfe, welche der Heirathsplan herbeigeführt hatte. Als die Prinzeß am grünen Donnerſtag zum Abendmahl gegangen war, da fühlte ſie ſich nach ihren Worten »neubelebt durch die Gnadengabe, deren Kraft und Heiligkeit alles Denken überſteigt« —

> »In der heiligen Stunde« ſo ſchrieb ſie, »fühlte ich recht tief wie doch Alles nichtig iſt, im Vergleich mit dieſer Gnade und wie jedes Gefühl unrein und vergänglich iſt, was nicht Seiner Liebe entſtrömt und durch Seinen Geiſt geheiligt wird. Ach daß wir doch immer auf Ihn baueten, im Glück wie im Unglück, in Allem was unſer Leben mit ſich führt und durch nichts uns von dem feſten Glauben entfernen ließen daß Er uns liebt und ſeine Liebe uns zu reichen Früchten führt.«

Der Großherzog hatte ſeine Rechte als Haupt der Familie ſeiner Stiefmutter übertragen, weil er die Unterhandlung mit dem franzöſiſchen Hofe nicht führen wollte. So trat denn der Miniſter von Pleſſen mit dem franzöſiſchen Geſandten Breſton zu Berlin in Unterhandlung. Dieſer erſchien am 5. April in Ludwigsluſt mit Briefen von der königlichen Familie, welche die Prinzeß als Braut des Kronprinzen begrüßten. Der liebſte und beſte unter dieſen Briefen war der von der Hand des Bräutigams ſelber. Mit ihm begann ein lebhafter Verkehr der ſeelenvollen Briefe zwiſchen beiden, durch welchen die Prinzeß bereits ſo hineingeführt wurde in das innerſte Weſen ihres Erwählten, daß es ihr war als hätte ſie ihn ſchon jahrelang gekannt.

Der Tag der Abreiſe aus dem Orte, aus dem Lande der

Geburt war gekommen. Eine Prinzeß aus dem herzoglichen Hauſe eines kleinen deutſchen Landes zieht fort als beſtimmte Braut für den Erben eines der höchſten Throne von Europa. Wo ſind die fürſtlichen Ehrenbezeugungen, die Schaaren der Theilnehmenden an dieſem wenn auch durch Trennung der Räume ſchmerzlichen, dennoch für das Fürſtenhaus ehrenden und erfreulichen Ereigniß?

Schaaren der ſchmerzlich Abſchiednehmenden waren ſchon geſtern am Abend und bis zum Einbruch der Nacht vor und in dem Hauſe geweſen. Es waren die Armen, die Wittwen und Waiſen, von denen jetzt die mütterliche Wohlthäterin, die Tröſterin der Trauernden auf immer ſcheiden ſollte. Thränen hatten da mehr geſagt als Worte. Heute, vom früheſten Morgen an, ſah man jene Schaaren ſo wie viele Andere vom Volk ſchweigend dem hohen Hauſe gegenüber ſtehen, um noch einmal die theure Fürſtentochter anzuſchauen und zu ſegnen.

Noch einmal ging die Prinzeſſin in ihr Kabinet, darin ſie ſo manche Stunde einſam, mit Gott und ſich allein, gebetet, geweint und geträumt hatte von des Lebens Freude und Leid. Mit ihrem Diamantring ſchrieb ſie noch in das Fenſter das ihr am meiſten ſein Licht gegeben die Worte ein:

So lebe wohl du ſtilles Haus!
Ich zieh betrübt aus dir hinaus.
Winkt mir auch fern ein ſchönes Glück,
Doch denk' ich gern an dich zurück.

Die Wagen, zur Abfahrt bereit, ſtanden vor dem Thor des Palais, das wir eben unter dem Namen der Friedensburg kennen lernten. Die treue Mutter war an der Seite der ſcheidenden Tochter. Als Cavalier begleitete die Mutter der treue, edle, ritterliche von Ranzau. Aus eigenem Antrieb, nicht auf Befehl des

Hofes gab General von Both in ſeiner Generals-Uniform mit ihren wohlerworbenen Ehrenzeichen der allgeliebten Prinzeß das Geleite, im Namen und nach dem Sinn des ganzen geiſtig hohen Adels des Landes*). Seine Gemahlin die geborne von der Tann hing noch zuletzt an den Armen der Scheidenden. So ging der Zug ſtill über die nahe Gränze des kleinen Landes, hinaus in das große deutſche Vaterland. Da wehete ein Athem des Friedens die Hinwegziehenden an; hier kämpfte kein menſchlicher Rath und Wille den ungleichen Kampf mit dem göttlichen Rath und Willen.

Ueberall wohin ſie jetzt in Deutſchland kam ward ſie nicht als eine Mecklenburgiſche, ſondern als eine deutſche Prinzeſſin begrüßt; das Vaterland im weitern Sinne bezeugte ihr den ehrenden Antheil welchen es an der Führung dieſer Fürſtentochter nahm, der ein anerkennendes Lob weithin in das deutſche Volk vorausgegangen war. Wo ſie erſchien, da umringte eine unzählbare Menge den Wagen und jauchzte ihr zu.

Am 25. Mai, Vormittags 11 Uhr betrat die hohe Auswanderin den Boden ihres neuen, franzöſiſchen Vaterlandes, begleitet von zwei Schwadronen preuſſiſcher Cavallerie. An der Chauſſee zwiſchen Saarbrück und Forbach fand ſie eine Ehrenpforte und Zelte zu ihrem Empfang errichtet; ein Frühſtück bereit, Tribünen für Zuſchauer erbaut, franzöſiſches Militär von verſchiedenen Waffengattungen aufgeſtellt, die Nationalgarden der Umgegend verſammelt, weiß gekleidete Mädchen, und endlich, außer einigen Mecklenburgern die ihr hier noch ein Lebewohl zuriefen auch ihren Onkel, den Herzog Bernhard von Weimar. Kanonendonner verkündeten ihre Ankunft; der Herzog von Choiſeul überbrachte

---

*) Nach ſeiner Zurückkehr legte er ſeinen Degen und ſeine militäriſche Würde zu den Füßen des jungen Großherzogs nieder.

Briefe und Grüße von der königlichen Familie. Nach dem Frühſtück, zu welchem alle anweſenden Notabilitäten gezogen waren, wurden die Officiere der Linientruppen ſo wie der Nationalgarden, die Präfekten und Maires der nahen Ortſchaften der Prinzeſſin vorgeſtellt: die Truppen, welche beſtimmt waren die künftige Herzogin von Orleans zu escortiren, defilirten unter Anführung des Generals Jacquement.

Die ungeduldige Erwartung, mit welcher die Menge der Ankunft der jungen Fürſtin entgegengeſehen hatte, war in einer unerwartet hohen Weiſe befriedigt worden, als dieſe mit der ganzen Anmuth ihrer Perſönlichkeit das Volk des neuen Vaterlandes begrüßte. Dieſe wohlwollende Freundlichkeit, das fühlte jeder, kam aus dem Herzen, das in ſeiner natürlichen Demuth und Wahrheit nichts anderes geben wollte, als ſich ſelber, und deſſen Rührung ſich zwar einem ſcharfblickenden Auge verrieth, zugleich aber durch eine tactvolle Zucht des Geiſtes gehalten war.

Keine Worte können den Jubel der verſammelten Menge beſchreiben, die ſich an beiden Seiten des Weges zuſammendrängte oder von Bäumen herab die künftige Mutter des Landes beſchaute, welcher ein gutes Gerücht der hohen Tugenden vom Rhein herüber vorausgegangen war und die gleich bei ihrem Eintritt ins Land ihre mütterlich wohlthätige Geſinnung durch eine reiche Gabe bezeugt hatte, welche ſie zur Vertheilung an die Bedürftigen in die Hände des Maires von Forbach legte. Eine gleiche Summe ließ ſie den barmherzigen Schweſtern zuſtellen; mit eigner Hand gab ſie den beiden Mädchen aus Saarbrücken und Forbach, welche ſie angeredet hatten, koſtbare Geſchenke; ein ähnliches erhielt der Ingenieur-Officier, welcher das Aufſchlagen der Zelte angeordnet hatte, unter ſeine Sapeurs wurde die Summe von 1000 Francs vertheilt und der Präfect empfieng 1000 Franken zur Anlegung von Sparkaſſenbüchern für ſolche Töchter aus dem Handwerkerſtande, welche in den Schulen durch Fleiß und Sittlichkeit am meiſten ſich ausgezeichnet hatten.

Um halb 6 am Nachmittag kamen die Fürſtinnen vor Metz an, wo ſie abermals mit allen nur erdenklichen Ehrenpforten empfangen wurden. Der Zug konnte ſich nur Schritt vor Schritt zwiſchen den Spalier bildenden Militärs vorwärts bewegen wegen der die Equipagen umwogenden Menge. Schien es doch als habe ſich die Bevölkerung von Metz um das Dreifache vermehrt, und als ſey ſie von einer Begeiſterung ergriffen, deren Kraft das Volk des Landes bei ſolcher Gelegenheit ſchon ſeit mehreren Menſchenaltern nicht mehr empfunden hatte: Freudenrufe, Händeklatſchen ringsumher, ein Ausdruck der Hoffnung und Segenswünſche in allen Blicken.

Ein Diner von 80 Couverten war im vornehmſten Local der Stadt angeordnet, nach demſelben hatten ſich die vornehmſten Damen der Stadt im Salon der Prinzeſſin verſammelt und dieſe fand für jede derſelben ein ungekünſteltes, zu Geiſt und Herzen ſprechendes Wort. Am Abend ſtieg ein Feuerwerk auf zur Beluſtigung der Augen und ein höheres Vergnügen wurde den Ohren durch eine Serenade bereitet, welche von der Moſel herauf tönte. Die beſten Künſtler hatten die Kräfte ihrer Stimmen und ihrer Inſtrumente zu dieſem wohlgelungenen Werk vereint. — Als der Präfect der Prinzeſſin anzeigte, daß er dem Könige habe telegraphiren laſſen, daß Ihre königliche Hoheit glücklich in Metz angekommen ſeyen und mit Ihrem Empfang ſich zufrieden bezeigt haben, antwortete ſie raſch: er hätte ſagen ſollen »dankbar« ſtatt zufrieden, dann würde er ihre Geſinnungen gegen die Bewohner von Metz richtiger ausgedrückt haben.

Am andern Tage um 12 Uhr Mittags ſetzten die Fürſtinnen ihren Weg über Verdun in mäßigen Tagereiſen fort. An allen Orten, dahin ſie kamen, wiederholten ſich dieſelben Aeußerungen des Jubels und des Entzückens, ſowie die prachtvollen Anſtalten von Civil- und Militärbehörden zum feierlichen Empfang. Ein Geiſt der freudigſten Erwartungen und einer entgegenkommenden Liebe ſchien über das ganze Volk und das ganze Land gekommen zu ſeyn, und während man den ſtillen, von außenher theilnahmlos erſcheinenden Abgang der Prinzeß aus Mecklenburg mit einem Trauerzug verglichen, konnte man den Einzug derſelben in Frankreich einen Triumphzug nennen. Durch dieſen merkwürdigen Wechſel wird man wohl an jene Worte eines alten Liedes erinnert, in denen ſich die Gemüthsſtellung der hohen Auswanderin und ihre zuletzt gemachten Erfahrungen recht lebendig ausdrücken. Sie heißen:

Ich traue Deinen Wunderwegen
Sie enden ſich in Lieb und Segen;
Genug, wenn ich Dich bei mir hab.
Ich weiß, wen Du willſt herrlich zieren,
Und über Mond und Sterne führen,
Den führeſt Du zuvor hinab.

10. Die Ankunft am Ziel.

Eine höhere Freude als alle dieſe äußeren Ehren, ja die höchſte Freude und Luſt ihres Lebens erwartete die junge bräutliche Fürſtin in Chalons sur Marne. Noch kannte ſie ihren künftigen Gemahl nicht von Angeſicht, er kam jetzt den beiden Fürſtinnen hieher entgegen. Er ſelber war in höchſter Spannung Die zu ſehen, mit welcher ſein treues Herz durch unauflösliche Gelübde verbunden werden ſollte. Der Ruf von ihrer großen Liebenswürdigkeit und ihren hohen Geiſtesgaben war ihr in reichem Maaße nach Frankreich vorausgegangen, neben dieſem hatten ſich aber auch vollkommen irrthümliche, wenig günſtige Schilderungen ihrer äußeren Erſcheinung eingeſchlichen. Eine franzöſiſche Dame, welche die Prinzeſſin in Deutſchland geſehen, hatte zwar jene falſchen Darſtellungen berichtigen wollen, aber die Königin Mutter nahm ihr, wie man erzählt, das Verſprechen ab ihrem Sohne nichts zu ſagen, damit es ihm eine freudige Ueberraſchung bliebe (ménageons lui cette surprise) mit den innern hohen Vorzügen ſeiner Braut auch die äußere Lieblichkeit gepaart zu ſehen. So ward denn jetzt der Prinz, weil ein ſolches Portrait wie er geſehen gerade jene lebendigen Züge der Anmuth, durch welche die bräutliche Jungfrau ſich auszeichnete, nicht wieder zu geben vermochte, bei dem Anblick derſelben wahrhaft überraſcht. Faſt ſchüchtern war er eingetreten, hatte mit geſenktem Blicke ſich genaht, bald aber wurden ſeine Augen ſtrahlend von Freude und liebender Bewunderung, als in der lebendigen Unterhaltung die feinen Züge des Angeſichtes ſeiner Erwählten zur höchſten Schönheit ſich verklärten, während ihre fürſtliche Haltung und die geiſtvolle Hoheit ihres ganzen Weſens ein Gefühl der Ehrfurcht erweckte gleichwie vor der Majeſtät einer höheren Ordnung als die der menſchlichen Fürſtenthrone iſt. Nicht minder ergreifend war der Eindruck, welchen die perſönliche Bekanntſchaft mit ihrem künftigen Gemahl auf die Prinzeſſin machte. Denn der jugendlich ſchöne Herzog von Orleans war, wie ein Mund es ausſprach deſſen Urtheile von langer Erfahrung und tiefer Erkenntniß der Menſchennatur geläutert worden, der vollkommnſt und reichbegabteſte Mann, zugleich an Geiſt, Gemüth und leiblicher Geſtalt, den man unter den Tauſenden ſeiner Umgebung und ſeiner Zeit zu finden vermochte.

Unverweilt eilte der Prinz der Braut, deren Bild er nun nicht mehr an der äußeren Bruſt ſondern tief im Herzen trug, nach Fontainebleau voraus, wo die königliche Familie die Ankommende mit ſolcher Herzlichkeit empfing, daß ſie bald in ihr kein fremdes Königshaus, ſondern liebende Eltern, Brüder und Schweſtern fand. Der 30. Mai war zum Tag der Vermählung beſtimmt, welcher nach der Sitte des Landes zuerſt, die Civiltrauung in der Galerie Heinrichs II. voranging. Um halb neun Uhr erſchien der König mit der Prinzeſſin Helene am Arme, gefolgt von der ganzen Familie, ſo wie von ihrer zahlreichen Umgebung. Die Miniſter, Marſchälle, Pairs und Deputirten, die Municipalität, die Generäle und viele Eingeladene waren verſammelt; das Brautpaar hatte ſeine beſtimmten Zeugen, namentlich die Prinzeß den Herrn von Rantzau, Hofmarſchall ihrer Frau Mutter der Erbgroßherzogin, Herrn von Breſton, den franzöſiſchen Geſandten in Berlin, welcher die Heirathsunterhandlungen gepflogen und den Herzog von Choiſeul, der ſie auf deutſchem Boden abgeholt hatte. Der Kanzler, Herzog des Cases las, während einer erwartungsvollen Stille, mit feierlichem Tone den Civilact vor, worauf er den Herzog von Orleans fragte: ob er geſonnen ſey Helene Louiſe Eliſabeth von Mecklenburg zur Gemahlin zu nehmen. Der Prinz wandte ſich ehrerbietig zu ſeinem Vater und auf deſſen zuſtimmende Bewegung erwiederte er dem Kanzler mit feſter Stimme: »Ja mein Herr« — Auf die ähnliche Frage an die Braut wandte auch dieſe ſich zu ihrer Frau Mutter und ſprach nach erhaltener Einwilligung von dieſer ihr »Ja mein Herr« mit bewegter Stimme. Hierauf wurden die Aktenſtücke in gebräuchlicher Form unterſchrieben und hiemit war der Civilact der bürgerlichen Eheverbindung geſchloßen.

Nicht ohne Urſache haben wir ſeinen ganzen Verlauf beſchrieben, hier wo er durch eine warme Theilnahme der höchſt geſtellten Perſönlichkeiten einen beſonderen Glanz erhielt, um von den Gefühlen einer Seele zu reden, welche gleich wie hinter den Couliſſen ein theilnehmender Zeuge der ganzen Feierlichkeit dieſes Tages war. »Ich bin nie ein Freund jener Theaterſtücke geweſen in denen ein bibliſcher Gegenſtand, ein Heiliges auf die Bühne gebracht wird, vielleicht vor die Augen der Bewohner einer Stadt, welche durch Carnevalsbeluſtigungen noch umnebelt ſind. — Von den Arien ſolcher Theaterſtücke kenne ich weder den Text noch die Melodie, mein Inneres kann deßhalb nicht in den Geſang einſtimmen, ſo gern und ſo leicht ich in jeder Dorfkirche in den Ton der Geſänge und lauten Gebete einſtimme.« —

Das Gefühl von der Heiligkeit, Unauflöslichkeit des rechten

Gott geweihten Ehebundes kann in der Seele keiner anderen Braut lebendiger und mächtiger geweſen ſeyn als in der jungen Fürſtin, welche hier auf eine Führung ihres Lebens zurückblickte, die nicht von Menſchenmacht und Willen, ſondern von Gottes Gnade und wunderbarem Rath geleitet war. Ihre Ehe war im Himmel geſchloſſen und daß ſie dieſes ſey, das ſollte Mund und Herz laut und öffentlich vor Gott und Menſchen bezeugen.

Als Napoleon I. im Jahre 1804 den frommen Papſt Pius VII. zu ſeiner Krönung nach Paris gezogen hatte, da wollte man die Feier des Feſtes durch eine außerordentliche Kirchenmuſik erhöhen. Das Orcheſter in der Kirche ward mit achtzig Harfen beſetzt; die Wirkung der harmoniſchen Laute eines ſolchen achtzigfachen Davidiſchen Saitenſpieles auf die Sinne der Zuhörer, mußte, ſo erwartete man, eine ganz gewaltige ſeyn. Die Feierlichkeit begann, die achtzig Harfen tönten, mit Winken und zuflüſternden Worten drückte ſich die Menge der anweſenden Gebildeten aus der großen Stadt ihr Entzücken aus. Jetzt nahte ſich der Papſt dem Altar. Statt der Töne der Harfenſpieler hörte man die Sänger ſeiner Kapelle aus Rom, welche das alte Lied der Kirche Tu es Petrus anſtimmten. Da war das Geliſpel, das Entzücken der Menge in dem Gefühl eines Staunens verſtummt, das in vielen Seelen eine Erhebung der Andacht weckte.

Aus der Galerie Heinrichs II., darin der Civilact der Trauung vollzogen worden, begab ſich die hohe Verſammlung in die große Kapelle Heinrich IV. Der Biſchof von Maux in prieſterlicher Würde hielt eine ſehr ergreifende Rede und verrichtete die heilige Handlung der Weihe des Ehebundes in chriſtlichem Geiſte. Die Namen des hohen Paares wurden in das Kirchenregiſter eingetragen.

Etwas Neues in den Gebräuchen des franzöſiſchen Königshauſes geſchah jetzt noch. Die hohe Verſammlung wurde in einen Saal geführt, der als Louis Philipps-Saal benannt war. Hier fand ſich ein Altar, mit rothen Sammetdecken behangen, ein Kruzifix ſtand zwiſchen den vier brennenden Kerzen und vor ihm lag die aufgeſchlagene Bibel; der Vielen von uns theure lutheriſche Paſtor **Cuvier** ſtand in ſeinem einfarbig ſchwarzen Prieſterrock vor dem Altar, bereit im Namen, auch ſeiner lutheriſchen Kirche, den Ehebund zu weihen. Mit milder, aber feſter Stimme ſprach er ſeine ermahnenden Worte, welche als Worte von Gott voll himmliſch tröſtender Kraft waren. Dieſe Kraft und der Blick auf das ſeltene Paar, das hier vor ihm ſtand und deſſen innere wie äußere Führung er kannte, gab ſeinem Munde die Weihe zu einer ſeltenen Beredſamkeit des Herzens. Nachdem er die nämlichen Fragen wie zuvor der Kanzler an die beiden Liebenden gethan und in bejahenden Antworten vernommen hatte, legte er die Hände ſegnend auf ihre Häupter und beſchloß die Feier mit den Worten: »Was **Gott** zuſammen gefügt hat, ſoll der Menſch nicht trennen.« Hierauf folgte noch das eigenhändige Eintragen der Namen der Neuvermählten und ihrer Zeugen in das Kirchenbuch.

Ueberhaupt hielt ſich die junge Herzogin von Orleans ſo lange ſie in Paris war immer zu ihrer lutheriſchen Kirche, welche ſie ſonntäglich treu beſuchte. Der Eindruck, welchen ihr erſtes perſönliches Auftreten in jener Kirche machte, blieb ſich bei allen ähnlichen öffentlichen Handlungen ihres Lebens gleich, ich erlaube mir deßhalb ihn aus dem Mund einer Augenzeugin zu ſchildern.

»Als ich,« ſo ſchreibt mir ein theurer Freund, »1848 in Paris war, kam dort bei dem Paſtor **Verny**, (der vor einigen Jahren zu Straßburg auf der Kanzel plötzlich ſtarb) das Geſpräch

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

auf den Einzug der Herzogin von Orleans und auf ihr erſtes Erſcheinen in der proteſtantiſchen Kirche. Da ſagte die lebhafte und ſehr ungezwungen ſich ausdrückende Pfarrerin Berny, »Ich hatte ſchon ſo Vieles gehört von dem Eindruck, den die Erſcheinung der Herzogin von Orleans allerwärts gemacht hatte. Aber wir Franzoſen machen uns eigentlich nicht viel aus Prinzen und Prinzeſſinnen und ich dachte die Leute ſind nicht klug ſo ein Weſen davon zu machen; ich ging auch in die Kirche, ausdrücklich um ſie nur zu ſehen ohne mir imponiren zu laſſen. Als ſie aber hereintrat, im Gange daher kam, und rechts und links grüßte in ihrer hohen Geſtalt und hinreißenden Grazie, und dabei mit einem Ernſt, der an die Heiligkeit des Ortes erinnerte, da wurde ich doch hingeriſſen und ich mußte mir ſo gut die Augen trocknen wie Alle, die in der Verſammlung waren. Mein Vorſatz war gebrochen ſie für eine gewöhnliche Dame anzuſehen und etwa ihren Anzug geſchmackvoll zu finden oder nicht.« — — Nun lief es in der Stadt um, daß einer den andern fragte: »Haben Sie den Gruß geſehen zur Linken, haben Sie den Gruß geſehen zur Rechten, haben Sie geſehen wie ſie während des Geſanges kein Auge von dem Geſangbuch verwendete?« u. ſ. w. — »Nun verſtand ich es, was die Leute beſchäftigte, die ſie geſehen hatten.« —

Nur einen vorübergehenden Blick werfen wir noch auf einige andere Feſtlichkeiten mit denen man die Ankunft der Herzogin in Paris zu ehren ſuchte. In jeder erdenklichen Weiſe nahm ganz Paris ſelbſt in den Vorſtädten an dieſen Feſtlichkeiten einen ſelbſtthätigen Antheil und in ſinnreicher Weiſe ſuchte man die Augen der jungen Herzogin zu überraſchen und zu vergnügen als dieſe der Einladung zu einem Ball im Stadthaus gefolgt war und bei dem Eintritt in den Saal ſich von treuen Bildern aus der Heimath umgeben ſah, womit man die Wände geziert hatte. Es waren Werke aus der Hand eines geübten Malers, welche Anſichten von Ludwigsluſt, Schwerin und Dobberan darſtellten. Andere Bezeugungen einer entgegenkommenden Freude brauchen wir nicht mit Namen zu nennen, da ſie von ſelbſt ſich errathen laſſen. Wir können nur das Eine noch ſagen, daß weder das Aufregende aller dieſer Feſte, noch die innere Bewegung, weder die überraſchende Pracht noch der Verkehr mit den bedeutendſten Perſönlichkeiten ſie aus ihrer ruhigen natürlichen Haltung entrücken konnten; einfach nahm ſie die unvermeidlichen Ehrenbezeugungen hin, eben ſo wenig davon überwältigt als beläſtigt; man ſah, daß ſie gerührt und glücklich war, man freute ſich bewundernd der Art wie ſie grüßte, »wie ſie Alles bemerkt, alles begreift wie ſie zu hören und zu reden verſtand, wie ſanft ihre Stimme wie wohllautend und rein ihr Franzöſiſch iſt«. *)

Ein hochgeſtellter franzöſiſcher Herr ſchrieb um dieſe Zeit an einen Bekannten in Deutſchland: »Die Journale werden Sie längſt unterrichtet haben von allen Einzelheiten der Reiſe und Ankunft

---

*) Einen Zug von der ſich immer gleichbleibenden Ruhe und würdevollen Haltung der Prinzeſſin erzählt uns eine hohe, mütterlich theilnehmende Augenzeugin. Man führte die fürſtliche Braut, wie im Triumph, in einige für ſie beſtimmte Zimmer, welche mit allen Herrlichkeiten der Augenluſt, welche Paris an Juwelen, Perlen, Schmuck- und Kleiderpracht beſaß, erfüllt waren. Man erwartete bei ihr Aeußerungen eines mächtigen Erſtaunens, Aeußerungen einer überwallenden Freude. Mit höchſtem Gleichmuth, ohne Verachtung, ohne Bewunderung, ganz natürlich und doch voller ſchicklicher Dankbarkeit gieng ſie daran vorüber. — „O das war herrlich anzuſehen!“ fügt die treue Mutter hinzu.

der Herzogin von Orleans, wie von der Vermählung und allen nachfolgenden Zeiten. Das aber was keine Zeitung berichtet und auch ich vergeblich verſuchen würde zu beſchreiben, das iſt die Anmuth dieſer jungen Prinzeß, welche wir jetzt ſo glücklich ſind die unſrige zu nennen. Man war längſt im Voraus einig über ihre Erziehung, ihren Geiſt, ihren Verſtand, aber was Niemand von uns erwartete, eben ſo wenig als der Kronprinz ſelbſt: das war der unbeſchreibliche Liebreiz, der über ihre ganze Perſon, über ihr feines Geſicht ausgegoſſen iſt. Von allen Eroberungen, die wir in Frankreich gemacht, iſt dieſes die koſtbarſte und Gott ſey Dank! ſie wird uns bleiben! Sie beſitzt alle die Eigenſchaften welche bei uns für eine Prinzeß unerläßlich, und mehr werth ſind, als die größte Schönheit. Es iſt unmöglich, mehr ungezwungenen Anſtand, mehr Geiſtesgegenwart, mehr Verſtand, mehr Grazie, mehr jungfräuliche Beſcheidenheit mit höherer fürſtlicher Würde gepaart zu ſehen. Bedenken Sie dabei, daß ich täglich das bewundernswürdigſte Beiſpiel dieſer vereinten Eigenſchaften vor Augen habe in der Perſon unſrer verehrten Königin (Amalie) und daß ich dennoch ſagen muß. ihr Auftreten iſt das würdevollſte und zugleich gewinnendſte was ich mir vorſtellen kann.«

So hatte die hohe Fürſtin nach allen Seiten hin das Glück einer Liebe gefunden, welchem das Menſchenherz eine ewige Dauer wünſchen möchte. Dennoch ſollte ſie ſchon damals die räumliche Trennung von einer ihr theuren Menſchenſeele an das Loos alles Erdenglückes erinnern. Ihre treue Erzieherin Nancy Salomon, nachdem ſie ihr hochgeſegnetes Werk in treu ausdauernder Liebe ſo ſchön vollendet geſehen, nahm einen freudigen und dennoch zugleich innig ſchmerzlichen Abſchied von der geliebten Fürſtin und zog in ihre Vaterſtadt Genf.

11. Louis Philipp im Kreiſe der Seinen.

Von dem Charakter und Wirken des Königs Ludwig Philipp von Frankreich haben ſich die Zeitgenoſſen ein Lebensbild entworfen, das nach der Verſchiedenheit ſeiner Auffaſſung ſein Original in einem bald mehr bald minder günſtigem Lichte darſtellt. Es iſt ihnen dabei ergangen wie Malern, welche ſich bemühten das Portrait irgend eines in der Welt berühmten Mannes zu entwerfen, der ihnen zu ihrer Zeichnung niemals einen Augenblick ſtill ſaß, ſondern den ſie immer nur bei ſeinem Vorübereilen durch die Gaſſen der Stadt ins Auge faſſen konnten. Wenn ein rauher Wind dem Vorübergehenden Regentropfen oder ſelbſt Hagelkörner ins Geſicht warf, dann werden die Züge dieſes Geſichtes ganz andere, bei einem ſtarken entgegenkommenden Sturm auch die Stellungen des Leibes andre geweſen ſeyn, als die natürlichen und gewöhnlichen. Ein Freund des Hauſes, der den Mann täglich ſo geſehen wie er in ruhiger natürlicher Haltung in ſeinem Zimmer ſaß, der würde die auf öffentlicher Straſſe gemachten Portraits von ſeinem Freunde nicht als wohlgetroffen gerühmt, ſondern nur bedauert haben, daß der Mann, den ſie darſtellen ſollten den Malern niemals zu ihrer Zeichnung geſeſſen habe.

Wer den König Louis Philipp am Abend, nach des Tages Laſt und Mühen im Kreiſe der Seinen ſah, der mußte, wenn er deſſelben nur im Mindeſten fähig war, von einem wohlthuenden Mitgefühl an der vertraulichen Liebe ergriffen werden, welche alle Glieder des Kreiſes zu dem guten Vater hinzog und gegenſeitig unter einander ſie verband. Man konnte dann mit Augen ſehen, wie wohl es dem vielgeplagten König war und wie er ſich da in ſeinem eigentlichen natürlichen Element befand, wo die aufrichtige herzliche Liebe jene rechte Mitte (juste milieu) bildete, die er draußen in der Welt, unter den kämpfenden Partheien ſeines Reiches mit vergeblichem Bemühen zu begründen ſuchte. Draußen in der Welt, ſo ſehr man ihn als einen Mann von unbeſcholtenem makelloſem Wandel und wohlmeinender Gemüthsart achten mußte, konnte er es doch bald Dieſen bald Jenen, ja zuweilen Allen nicht recht machen; hier in ſeiner Familie war er ſo, wie ihn Alle gern haben wollten, ein treuer Vater, der es mit ihnen Allen gut meinte und nur ihr Beſtes wollte.

Ich meine wohl dieſes Vergnügen, dieſes Wohlbefinden des Herzens an dem Bezeugen einer treuherzigen Liebe müſſe ein Grundzug in dem Weſen des Mannes geweſen ſeyn. Ein Grundzug, an welchem jener treue Hausfreund, der ſeine Menſchen nicht nur im Innerſten ihres Hauſes, ſondern ihrer Herzen ohne Aufhören beſucht, ſein Wohlgefallen hatte und deßhalb dafür ſorgte, daß dieſer Zug unter allen ihm Vernichtung drohenden Gefahren nicht nur bewahrt und erhalten blieb, ſondern auch wuchs und erſtarkte. Denn ſchon die Zeit in welcher Ludwig Philipp ins Leben trat (1773) war, namentlich in der näheren Umgebung deſſelben eine für das Gedeihen ſolcher guten Keime ſehr bedenkliche. Der geſündere Einfluß welchen vielleicht der Lehrer ſeiner früheſten Kindheit, der Artillerieoffizier Bonard haben konnte, wurde durch Madame de Genlis, die den Knaben von ſeinem neunten Jahre an in ihre Belehrung und geiſtige Leitung nahm, gewiß nicht begünſtigt und veredelt; in der dumpfigen Luft eines heißen Treibhauſes kann man wohl Blätter und ſelbſt farbige Blüthen der Palmenzone hervorrufen, nicht aber ihre Früchte und gewürzhaften Vanillenſchoten reifen. Wohl mag in dem Jakobinerclub, in welchen nach dem Beiſpiel ſeines Vaters der ſiebzehnjährige Jüngling (1790) trat, ſeine Klugheit und Tapferkeit während der Kämpfe des damaligen Heeres der Revolution Bewunderung erregt haben. Aber der Quell dieſer Bewunderung war ein vergifteter, und erſt bei ſeiner Verbannung aus dem Vaterland als er vier Monate lang in den Bergen herumirrte, fand er an der Treue des Dieners, der in begleitete, eine Nahrung für den beſſeren Keim ſeines Herzens. Auch die Stelle eines Lehrers der Geographie und Mathematik, an der Schule zu Reichenau bei Chur, die er unter dem angenommenen Namen Chabaud Latour nach wohl beſtandener Lehrcandidaten Prüfung erhielt, war ihm ein wohlthätig geiſtiges Ausruhen im Wirken zu gutem Zweck. Er hat ſich dabei die Liebe und Achtung ſeiner Schüler wie der Bürger erworben. Die Nachricht von der Hinrichtung ſeines Vaters ſchreckte ihn von dieſem Ruheſitz hinweg. Zur Ausführung ſeines erſten Planes, von Hamburg aus nach Amerika zu gehen, reichten die äußern Mittel nicht aus, doch benutzte er das, was er hatte, zu einer Reiſe durch Dänemark, Schweden, Norwegen bis zum Nordcap hinauf und fand hier eine gute Schule zur Entwicklung der Erkenntniße und Sympathien ſeines Weltbürgerſinnes. Noch mehr auf ſeiner Reiſe durch die vereinigten Staaten, die er nach ſeiner abermaligen Verbannung aus dem nur für kurze Zeit verſöhnlicher erſchienenen Vaterland, in den Jahren 1797 bis 99 gemacht hatte. Wohlthuender noch für Geiſt und Gemüth war dem künftigen

Herrſcher die ſtille Zurückgezogenheit in dem Dorfe Twickenham bei London, wo er vom Jahre 1800 an mit ſeinen beiden jüngeren Brüdern nur durch die Unterſtützungen erhalten wurde, welche ſeine treue Mutter von den Erſparniſſen der Rente, die man ihr gelaſſen, den Söhnen zuſendete. Dieß war eine Schule, in welcher die edelſten Keime der Menſchennatur am beſten gedeihen. Welches Herz ſollte nicht in Liebe warm, weich und lebendig werden durch die Thaten der alles Eigene aufopfernden Liebe eines ſolchen Mutterherzens.

Aber in das natürliche Element der hausväterlichen Gemüthlichkeit ergoß ſich bald noch ein anderer Strom aus reiner, reichen Quelle, als Ludwig Philipp im Jahre 1808 nach Palermo kam. Seine beiden Brüder waren geſtorben, der eine ſchon in Twickenham, der andere in Malta, wohin Ludwig ihn als Kranken nach dem Rath der Aerzte gebracht hatte; er ſelber, jetzt faſt in der Mitte ſeines Lebens, ſtand nun vereinſamt da. Hier aber in Palermo ward ihm eine Seele zugeſellt, die ihn auf der zweiten größeren und mühesamern Hälfte ſeines Lebensweges treu, bis zum Grabe, begleitet hat. An dem Hofe König Ferdinand I., welcher damals durch die franzöſiſche Gewaltherrſchaft eines großen Theiles ſeiner Länder beraubt, die uralte Herrſcherburg von Palermo bewohnte, fand er nicht nur freundliche Aufnahme, ſondern auch in der zweiten Tochter des Königes, der Prinzeſſin Maria Amelie den beſten Schatz ſeines Lebens. Dieſe in treu ergebener Liebe theilte mit ihm zuerſt ſechs Jahre lang manche Sorgen und Unruhen ſeines Lebens, bis er ſie, im Juni 1814, nach der Thronbeſteigung Ludwigs XVIII. nach ſeinem langen heimathloſen Verweilen im Ausland, in die Wohnung ſeiner Väter: in das Palais Royal einführen konnte. Doch nur von kurzer Dauer war dieſe ſonnige

Zeit der glücklichen Ehe, bald mußte nach Napoleons Rückkehr und ſpäter bei den heftigeren Ausbrüchen der gehäſſigen Eiferſucht der Bourboniſchen Königslinie das fürſtliche Paar ſich wieder nach dem Dorfe Twickenham bei London zurückziehen. Als ſich jedoch das Verhältniß des regierenden Hauſes ſchon unter Ludwig XVIII. und noch mehr unter Carl X. freundlicher zu dem Hauſe Orleans geſtaltete, kamen Jahre in denen Ludwig Philipp mit ſeiner Familie in Frieden, nicht nur des äußern Wohlſtandes ſeiner Väter, ſondern auch einer Achtung des beſſeren und gebildetern Theiles ſeiner Nation genoß, darin er ſich zufrieden und beglückt fand. Er war immer den politiſchen Intriguen gegen die älteren Bourbonen fern geblieben, hatte an den Bewegungen der Partheien, welche der Revolution von 1830 vorangingen, weder auf Seite des Hofes noch des Volkes Theil genommen und ſein Name war während der blutigen Kämpfe im Juli 1830 in Paris nicht genannt worden. Da machte der einflußreiche Lafitte in der proviſoriſchen Kammer, die ſich nach der Abſetzung Karls X. gebildet hatte, den Vorſchlag, dem Herzog von Orleans die Regentſchaft als General-Lieutenant des Reiches zu übertragen. Alle des Kampfes Müde und die Ordnung und Ruhe Begehrende freuten ſich als der von beiden Partheien geachtete Orleans die Wahl annahm. Dieſer ergriff als König die Zügel, in der freilich unerfüllbar gebliebenen Hoffnung, daß es ihm gelingen werde, die Partheien ſeines Volkes in einer gerechten Mitte (juste milieu) ihre beiderſeitigen Anſprüche zu vereinigen.

Es iſt umſonſt, bei Leuten, deren Ohren von dem wilden Getös ihrer Leidenſchaften, wie von dem Kanonendonner betäubt ſind, einem ruhigen Wort des Friedens Gehör zu ſchaffen; wer ſich in den Kampf der Zornwüthigen als Vermittler einmiſchen will, wird leicht die Ausbrüche ihrer Wuth auf ſich hinlenken. Der Haß der revolutionären Parthei zeigte ſich ſchon am 28. Juli 1835, bei jenem mörderiſchen Anſchlag auf das Leben Ludwig Philipps, welchen Fieschi bei Gelegenheit einer Heerſchau die der König hielt zur Ausführung brachte. 21 Perſonen in ſeiner Nähe wurden zerſchmettert, er ſelber kehrte unverletzt in die Arme ſeiner frommen Amelie zurück, deren Gebet ihn als guter Engel auf all ſeinen Wegen begleitete. Auch im darauf folgenden Jahre am 25. Juni 1836, hatte das ſcheinbar ſicher auf den König zielende Geſchoß des irrſinnigen Kaufmannsdieners Alibaud, ſeines Zieles verfehlt und noch im December deſſelben Jahres erfuhr Ludwig Philipp eine gleiche Rettung von dem Piſtolenſchuß eines Arbeiters. Die ſo eben erwähnten Mordverſuche auf Louis Philipps Leben waren noch in friſchem Andenken, da Prinzeß Helene als erwählte Braut und jugendliche Gemahlin in Paris auftrat. Sie konnten als ernſte Mahnungen erſcheinen an die Unſicherheit des Thrones, der auf ſchwankenden Grund erbaut war, ſo wie ſelbſt des Lebens ſeines Beſitzers, und ein minder ſtarkes Gemüth leicht zu Sorgen und Furcht ſtimmen.

Während jedoch draußen in der niemals zufriedenen politiſchen Welt die Kämpfe auf Leben und Tod faſt ohne Unterlaß fort dauerten, herrſchte in Louis Philipps Familienkreiſe immer der gleiche Frieden. Und dieſen hielt an der Seite und im Herzen des Hausvaters vor allem die Hausmutter, die fromme, gute Königin Amelie feſt. Denn dieſe hatte nicht nur wie ihr viel bemühter Gemahl am Abend in ſeinem Hauſe einen Friedensort, darin ſie ſich in Liebe freuen konnte, ſondern fand einen ſolchen fortwährend in ihrem Innern. Sie kannte den Quell, aus welchem dem Menſchenherzen der rechte Muth, feſtes Hoffen, Freudigkeit und

Liebe kommen und durch ihr ganzes Weſen ſtrömte ſie die Fülle dieſes Quelles in den Kreis der Ihrigen aus. Aber auch ſelbſtſtändig in dem Gemüth des Königs war ein Gefühl, daß eine höhere Hand ihn ſchütze und erhalte bis die Aufgabe ſeines ſo oft mit dem Boden zugleich, auf dem es ſtand, ſchwankenden Regimentes erfüllt ſey. Nur das plötzliche Verlaſſenſeyn von dieſem Gefühl macht uns ſein Benehmen in den Februarſtürmen von 1848 begreiflich.

So war das Elternpaar, zu deſſen freundlichen Herd die Prinzeſſin Helene als künftige Tochter ſich genaht hatte. Aber zu dem Familienkreis, der ſich täglich am Mittag wie am Abend am runden Tiſche des Königs um dieſen verſammelte, gehörten noch andere weſentliche Glieder, deren wir hier namentlich gedenken wollen.

Der königlichen Mutter war die Schweſter Ludwig Philipps, Adelaide, durch ihre Würde als Tante, und durch die gleiche Stimmung des Geiſtes und Herzens ſchweſterlich zugeſellt. Wie die Königin Mutter die junge Gemahlin ihres Sohnes als ein eignes Kind ihres Herzens an ſich ſchloß, ſo erkannte Adelaide in Helenen eine Erſcheinung an, die wie eine Trägerin guter Botſchaft „als ein Engel durch höhere Hand dem Königshauſe zugeſendet werden ſey.“

Es war nicht bloß das Wohlgefallen an einer männlich ſchönen, in friſcher Jugend blühenden Geſtalt, was den Blick jedes Eintretenden in den Familienkreis Ludwig Philipps ſo mächtig zu dem neben der Mutter ſitzenden älteſten Sohn des Hauſes, den Herzog Ferdinand Philipp von Orleans hinzog. Schon in ſeinem edlen Angeſichte, in ſeinem Auge, das wie das Auge eines Helden aufſchaute, lag, auch wenn der Mund ſchwieg, eine ſiegreiche Kraft, welche das Aufmerken des Eintretenden nicht nur an ſich zog, ſondern feſthielt. Eine freudige Kraft, welche in andern Menſchenſeelen vertrauende Liebe weckte, und, wenn ſie mit Wort und That ſich verband, in unwiderſtehlicher Weiſe für ſich gewann. So mußte der jugendliche Held ausſehen, ſo konnte der um ſich ſchauen, der ſchon in ſeinem 21. Jahre (im Spätherbſt 1831) in Begleitung zwar von Soults militäriſcher Macht, nicht aber durch die Drohung und Gewaltthätigkeiten der Waffen, ſondern er ſelbſt in Perſon und allein den furchtbar entflammten revolutionären Aufſtand in Lyon zur Ruhe brachte. Denn er trat als Vermittler mit Vertrauen zu dem zahlreichen unglücklichen Arbeitervolke hin, gab ihnen aus eigenen Mitteln, was er nur konnte, zur Linderung ihres Elendes, das in dem Aufſtand noch größer geworden war und ſorgte für ſie in weiteren Kreiſen als Freund und wohlthätiger Helfer. Sein Vertrauen gewann ihm ihr ganzes Zutrauen und ihre Liebe, denn es war ſelber aus Liebe gekommen. Und wie die Armen in Lyon, ſo lernten auch die in Paris den jungen Herzog von Orleans als einen treuen Tröſter und Helfer in der Noth kennen und lieben, als er im darauf folgenden Jahre 1832, bei dem Ausbruch der Cholera in der Hauptſtadt, mit eigener Lebensgefahr und freudigem Muth der Noth der Kranken im Hotel Dieu und außer demſelben ſich lindernd annahm. Wenn ich den Ausdruck ſo brauchen darf: in Louis Philipps Weſen lag eine Kraft der Liebe zu ſeinem Volke, die ſich öfters ſehr lebendig regte. Aber dieſe Kraft war durch die eigene menſchliche Selbſtheit und kluge Zurückhaltung vielfach geſchwächt und gebunden, während ſie in ſeinem Sohne in einer Freiheit des Geiſtes hervortrat, welche das eigene Selbſt in freudigem Vertrauen an das Wohl ſeines Volkes dahin gab und deßhalb das Vertrauen desſelben gewann.

Der Herzog von Orleans ſtand damals, wo er Helenen als ſeine ihm von Gott vertraute Gemahlin zum Altar führte, in ſeinem 27. Jahre. Er war am 3. September 1810 in dem majeſtätiſch wie lieblich ſchönen Palermo, dem uralten, hohen Fürſtenſitz von Sicilien geboren und in ſeinem vierten Jahre mit ſeiner Mutter zuerſt nach Paris, in den heimathlichen väterlichen Wohnſitz gekommen, bald aber wieder mit ſeinen Eltern in das Dorf Twickenham bei London geflüchtet. Doch dauerte dieſes Exil nicht ſehr lange und ſobald ſein Vater ſich in ungekränktem Beſitze ſeiner Macht fand, gab er dieſen ſeinen älteſten Sohn, zum großen Verdruß des Bourbon'ſchen Königshauſes, aber im beifälligſten Sinne des Volkes in die öffentlichen bürgerlichen Bildungsanſtalten. In ſeinem neunten Jahre trat Ferdinand in das Collegium Heinrichs IV. Mit munterem Geiſte unterzog ſich hier der kräftige Knabe allen Arbeiten ſeiner Mitſchüler und je nachdem dieſer muntere Geiſt es fügte, theilte er mit ihnen alle Strafen und Belohnungen. Später, nach vollendetem Curſus in der polytechniſchen Schule beſtand er mit Ehren die Prüfungen dieſer berühmten Anſtalt, gab ſich hierauf dem Studium der neueren Sprachen und der Kriegskunde hin, in deren praktiſche Erlernung er ſeit ſeiner Ernennung zum Oberſt des erſten Huſarenregimentes tiefer eingeführt wurde. Was er hierin gelernt, das bewies er durch Geſchicklichkeit und Muth als Befehlshaber einer Diviſion des Heeres, welches Antwerpen im Winter 1832 belagerte und noch mehr im Jahr 1835, als er mit dem franzöſiſchen Heer alle Gefahren und Beſchwerden eines Feldzugs in Algier ſowie der Einnahme von Makara freudig theilte. Hätte man auch das Alles nicht gewußt, was der jugendlich freudige Held ſchon gethan, man hätte ihm bei aufmerkſamerer Beachtung ſeines Weſens die Kraft und den ernſtlichen Willen dazu angemerkt.

In ritterlich edler Geſtalt, als eines ſolchen Bruders würdiger Genoſſe, ſaß an dem väterlichen, runden Tiſche der Herzog Ludwig von Nemours. Er war um vier Jahre jünger als ſein Bruder, war aber mit ihm in gleicher Schule der Belehrungen und Thaten herangereift. In weiteren Abſtufungen des Alters folgten dann der 19 jährige Herzog Franz von Joinville, der 15 jährige Herzog Heinrich von Aumale, der 13 jährige Herzog Anton von Montpenſier. Näher noch, ſchweſterlich inniger ſchloßen ſich gleich beim erſten Sehen die Prinzeſſinnen Louiſe Marie und Clementine der neuen Schweſter an. Louiſe, die älteſte derſelben folgte bald hernach als glückliche Gemahlin dem edlen Könige Leopold nach Belgien, beide blieben aber, gleich treuen geliebten Nachbarn, mit dem Elternhauſe und mit dem Orleans'ſchen Ehepaar in fortwährendem inneren wie äußeren Verkehr; die Prinzeſſin Marie, vermählt mit Herzog Alexander von Württemberg hat in Deutſchland den Sitz eines ſtillen, ehelichen Glückes und ihre letzte Ruheſtätte gefunden; Clementine, die jüngſte der königlichen Töchter ward dem Herzog Auguſt Ludwig von Sachſen-Coburg ein reicher Segen für ſein Herz und ſein Haus.

Das waren die freundlichen Sterne, welche an Ludwig Philipps öfters dunkel umnachteten Himmel troſtreich leuchteten und die mit ihrem ſtillen Schein ihm bezeugten, daß über der Region der trübenden Wolken noch eine Welt des Lichtes, wie über dem Kampfe der fleiſchlichen Leidenſchaften und der politiſchen Partheien ein Himmelsgewölbe des Friedens und der unwandelbaren Liebe ſey.

12. Das neue Familienleben.

Wir geben hier eine Beſchreibung der Tage, welche die Herzogin Helene von Orleans mit Recht die glücklichſten ihres Erdenlebens nannte, nach den Mittheilungen einer Freundin, welche von Allem, was ſie ſagte, die beſte, genaueſte Kunde hatte.

Im Sommer, ſo erzählt die Freundin, zog die ganze königliche Familie gewöhnlich nach dem lieblichen Landſitz Neuilly, wo Louis Philipp ſchon als Herzog von Orleans die Naturfreuden der ſchönſten Zeit des Jahres, in Abgeſchiedenheit von dem Gedräng der Hauptſtadt genoſſen hatte. »Hier in Neuilly hätte Frankreich ein Muſterbild einfacher, häuslicher Tugenden ſehen können, wenn ihm das Vorurtheil der großen Welt die Würdigung einer ſolchen patriarchaliſchen Sitte möglich gemacht hätte. Und doch waren es dieſe häuslichen Tugenden, welche den Glanz des Thrones überdauerten; denn als Louis Philipp das zu ſchnell ergriffene Scepter auch zu ſchnell und leicht ſeinen Händen wieder hatte entſinken laſſen, da blieb ihm noch das häusliche Glück, im Verband der Liebe mit den treuen, edlen Gliedern ſeiner Familie«.

Hier in Neuilly, wohin das junge Ehepaar bald nach ſeiner Verbindung zog, bewohnten die königlichen Eltern mit ihren noch unverheiratheten Söhnen und Töchtern und mit der Prinzeſſin Adelaide das größere Hauptgebäude. Eine Viertelſtunde davon, mitten im Park, lag das Schlößchen Sillier, in welchem der Herzog von Orleans mit ſeiner Helene wohnte; nur zwanzig Schritte von dieſem entfernt ſtand das kleine zierliche Gebäude, das der Frau Erbgroßherzogin Auguſte und ihrer nächſten Umgebung zum Wohnſitz angewieſen war. Man hatte nämlich dieſe geiſtige Mutter der jungen Herzogin, welche bald im ganzen Kreiſe der Familie als eine würdevoll hochtheure Schweſter und Mutter verehrt und geliebt ward, nicht aus Frankreich hinwegſcheiden laſſen wollen, bis ſie ganz mit ihrer Tochter in der neuen Heimath derſelben ſich eingelebt und von den reichen Schätzen des Sehens- und Wiſſenswürdigen in der großen Hauptſtadt einen Antheil des Genuſſes dahingenommen hätte. Konnte man doch ſelbſt die große Welt von Paris mit ihren höchſten Notabilitäten beiläufig kennen lernen, wenn man am Mittag mit der königlichen Familie an der runden Tafel ſaß, denn in dieſer Zeit ließen ſich dieſe wenigſtens als vorübergehende Erſcheinungen öfters ſehen.

Sonntags beſuchte die Frau Herzogin von Orleans mit ihrer Mutter, der Frau Erbgroßherzogin, die lutheriſche Kirche in Paris, in welcher vortreffliche Geiſtliche abwechslend in franzöſiſcher und deutſcher Sprache das Heil in Chriſto verkündeten. Die ſchönen Abende wurden zu Waſſerfahrten benutzt, oft bis nach St. Cloud, während die Ufer der Seine mit Schauluſtigen beſetzt waren. Oder, wenn es dunkelte, dann brannten die munteren und geſchickten jüngeren Prinzen Feuerwerke ab, und wenn dann ihr königlicher Vater bemerkte, daß ſie ſeine ſchönen Anlagen und Raſenplätze dabei eben nicht ſehr geſchont hatten, und ſie ihm ſagten, daß es ja zu Ehren ihrer Schweſter Helene geſchehen ſey, da ließ der König dieſe Entſchuldigung gerne gelten, denn er hieng an dieſer Schwiegertochter mit ganz beſonderer Liebe.

Dieſe hatte ja auch, ſich hingebend mit Allem, was ſie war, ſeinem Sohne nicht nur das höchſte Erdenglück gebracht, ſondern ſie war, wie man ſagen könnte und wie er ſelber in anderen Worten es ausſprach, ſeiner Seele beßre Seele: eine neue Mitte ſeines Herzens geworden. So wie ſie auf ihrer Seite ſich in Allem ſeinen Anſichten unterordnete, in ihm ihre Stütze und ihr Vorbild fand und nur Gott in Demuth bat, er möge ſie zur Lebensgenoſſin und Gehülfin eines ſolchen Gemahles würdiger und tüchtiger machen, ſo gab er ſich ganz der Sorge für ſie hin. Er that dies im Großen wie im Kleinen, ſo daß er, um ihrer Geſundheit willen ihre Diät überwachte und ſtolz auf ihre liebliche Geſtalt ſelbſt ihre Toilette controlirte, ja mit eigener Hand im Garten zu Silier die Blumen ſchnitt, mit denen er ſie geſchmückt zu ſehen wünſchte. Wenn ſie dann an ſeinem Arm mit ihm ausging und die Menge ſie umwogte um die Prinzeſſin zu ſehen, da ſagte er mit hohem freudigen Selbſtgefühl: »Ja meine Freunde, das iſt meine Frau.«

Noch von anderer Art mag dieſes Gefühl ſeines Glückes geweſen ſeyn, wenn ſie den wiſſenſchaftlich gebildetſten Männern gegenüber bei dieſen Belehrung ſuchte und wenn ſie dieſelben durch ihre geiſtvollen Fragen unbewußt zum tiefern Nachdenken drängte über Gegenſtände, welche nicht auf dem gewöhnlichen Heerwege der Wiſſenſchaft liegen. Sie war von frühe an gewöhnt ſich mit ernſten Gedanken, aufmerkſamen Hören und Beachten der Dinge und gründlichem Leſen guter Bücher zu beſchäftigen; begabt mit einem glücklichen Gedächtniß und immer munterem Geiſte wußte ſie von dem Erlernten eine oft überraſchende, aber ſtets richtige Anwendung zu machen. Dabei blieb ſie an Demuth und Beſcheidenheit ſich immer gleich. Wenn man ihre Fortſchritte im

Wiſſen rühmte, ſagte ſie: ja ich komme immer beſſer dahinter, daß ich nichts oder wenigſtens nichts Rechtes weiß. Als man bei einem ihrer Beſuche auf der Pariſer Bibliothek Worte der Bewunderung ſprach über ihre Gelehrſamkeit, wies ſie dieſe lächelnd mit der Bemerkung ab: ja eine Gelehrte bin ich, die nicht einmal die erſten Anfänge der Gelehrſamkeit, Griechiſch und Lateiniſch verſteht.

Am ſchönſten und beſtändigſten zeigte ſich dieſe Herzensdemuth in dem Verhältniß zu ihrem Gemahl. Sie wünſchte und glaubte nur von ihm die Gaben des Geiſtes und Gemüthes zu empfangen und doch war mehr noch er der Empfänger; er fühlte ſich durch ſie gehoben. Alle ausgezeichneten Gaben des Herzogs von Orleans ſchienen ſeit ſeiner Verbindung mit ihr noch eine edlere Richtung gewonnen zu haben. Ließ er doch auch bis ins Kleinſte ſeine Gemahlin ſeine rechte Hand, namentlich in der Mildthätigkeit gegen die Armen ſeine Schatzmeiſterin ſeyn, welche freilich vor allem nur die Noth, den Mangel, nicht die Größe der Mittel beachtete, welche zur Abhülfe des Mangels nöthig waren. Denn in ihrer eigenen Kaſſe ließ ſie der Mildthätigkeit ſo unbeſchränkten Lauf, daß ſie dadurch in manche Verlegenheit geführt wurde.

13. Der Brief aus einem Luſtgarten.

Wie ich bereits oben, S. 80, erwähnte, war ich, gerade in jener Zeit, darin die Lebensgeſchichte der Prinzeſſin Helene die eben beſchriebene unerwartete Wendung, dieſen Aufſchwung zu dem vorbeſtimmten Ziele nahm, auf meiner Reiſe in das Morgenland. Ich hatte ſchon vor Antritt der Reiſe vielleicht manches mir unſicher ſcheinende Gerücht über eine nahe Vermählung der theuren jungen Fürſtin vernommen, hatte jedoch daſſelbe nur wenig beachtet. Erſt im Januar 1837, während meines Aufenthaltes in Aegypten, las ich in der Allgemeinen Zeitung die hocherfreuliche Beſtätigung des Gerüchtes, und von da an trug ich denn ſo zu ſagen, auf meiner ganzen Reiſe durch die Wüſte, ſowie durch das liebe heilige Land einen Gruß des Segens für die liebe, ſeltene Fürſtentochter in meinem Herzen. Ich konnte lange nicht dazu kommen zu ſchreiben und wußte ja lange ſelber nicht wohin ich den Brief richten ſolle. In Athen jedoch erfuhr ich, wo jetzt die Prinzeß Helene von Mecklenburg zu ſuchen ſey. Und in der Gefangenſchaft der Quarantäne von St. Leopold bei Livorno fand ſich für mich eine ganz beſondere Gelegenheit einen geflügelten Boten zu ihr zu ſenden und gleich nach dieſem mit einem Brief aus unſerm Gefängniß ſie zu begrüßen.

Ich habe das Ereigniß, welches ich hier meine, im [illegible]

Theil meiner »Reiſe in das Morgenland« S. 552 ausführlich erzählt. Ein ſehr unfreundlicher Lieutenant, welcher damals die Stelle des Commandanten des Quarantänehauſes einnahm, wollte die beiden lieblichen Bull Bull, die unter dem Namen der orientaliſchen Nachtigall bekannt ſind, aus Furcht ſie könnten die Cholera verbreiten, erwürgen und ins Waſſer werfen laſſen. Da machte ich dem jungen, franzöſiſchen Officier, der uns vom Dampfboot bis an den Eingang in die Quarantäne im Boot begleitet hatte, ein ihm ſehr erwünſchtes Geſchenk damit, unter der Bedingung, daß er den einen davon meinem Freunde, dem Schiffsarzt Dr. Feſſe zur Ueberbringung an die Frau Herzogin von Orleans übergeben möge. Mein Wunſch wurde treulich erfüllt und kurz nach meiner Rückkehr von der Reiſe, nach München, erhielt ich den nachſtehenden Brief von der hohen Empfängerin, deſſen Inhalt mir zu meiner innigen Freude bezeugte, daß ſie das Andenken an ihren alten Profeſſor in Mecklenburg, ohne ſich deſſen zu ſchämen, noch immer in ihrem treuen, dankbaren Herzen trage.

7. October 1837.

Sie haben mich innigſt erfreut, verehrter Profeſſor, durch Ihr Andenken, welches Sie mir durch das Geſchenk des artigen, freundlichen Bull-Bulls, durch Ihren erfreulichen Brief bereiteten. Empfangen Sie meinen tief gefühlteſten Dank für daſſelbe und laſſen Sie mich hinzufügen, daß jedes Wort von Ihnen mir ein ſegensreiches ſcheint, und jedes Zeugniß der Erinnerung, welches Sie mir zukommen laſſen, von großem Werthe für mich iſt. So waren mir die Aeußerungen, über das mir damals bevorſtehende Verhältniß, welches Sie ſchon in einem Briefe aus Kahiro an meine Mutter ſchrieben, unbeſchreiblich theuer. — Sie finden ſich in den Zeilen, welche von der Quarantäne geſtempelt, hier im duftenden Herbſtgarten neben mir liegen, weiter ausgeführt und rühren mich tief, indem ſie mir ſagen, daß Ihnen der Weg, den ich eingeſchlagen, lieb iſt, daß Sie auch einen beſonderen Segen Gottes in demſelben erkennen, und indem Sie die tiefe Verehrung, welche die ſo edle Familie, der ich nun angehöre, Ihnen einflößt, beurkunden, verdoppeln Sie meine Freude.

Während Sie als Hadſchi den goldenen Orient durchwanderten und den Träumen dieſer entſchlafenen Welten noch einzelne Laute der Sprache ihrer vergangenen Tage ablauſchten, habe auch ich meinerſeits meinen Wanderſtab ergriffen und habe mich losgeriſſen von der Heimath — von den Gräbern der Theuren — von den Erinnerungen der ſüßen Kindertage, und habe meine Schritte nach Weſten gerichtet, wohin die Stimme des Herzens mich zog; wo ich die Beſtimmung meines Lebens ahnete; wohin der Segen und Schutz meiner Mutter mich leitete und wo ich jetzt die Träume meiner Kindheit verwirklicht finde; wo die Kräfte meines innern Lebens ſich entwickeln, und Nahrung finden im Kampfe um das Seyn; wo ich einen hohen Beruf ſehe, der mich zum ernſten Streben und gläubigen Beten anſpornt. Wenn ich Sie einmal hier, in meiner neuen, meiner ſchönen, ſo lebendigen Heimath empfangen könnte, würde ich mich recht von Herzen freuen; ich würde Ihnen beweiſen, daß Ihr Andenken von meiner früheſten Kindheit an mich treulich begleitet hat, und der freundliche Vogel würde den alten Meiſter mit wohlbekanntem Laut begrüßen, mit welchem er mir oft zu meiner Freude von ſeiner fernen Palmenwiege erzählt.

Mehrere Auszüge Ihrer Briefe, in der Allgemeinen Zeitung erſchienen, haben mich neuerdings wieder ſehr intereſſirt und die Hoffnung noch reger gemacht: der morgenländiſche Reiſende — ehemals unter dem Namen eines reiſenden Gelehrten oder »Riſt«[*]) bekannt, werde eheſtens die Früchte ſeiner Wanderung den Freunden austheilen, die ihm ſchon ſo viel verdanken.

Einen freundlichen Gruß der treuen Hausfrau und die Verſicherung meiner tiefgefühlteſten Hochachtung.

Helene, Herzogin von Orleans,
geb. H. von Mecklenburg.

---

[*]) M. v. die erſte Auflage meiner Reiſe nach Südfrankreich und Italien 1. Th. Meine Schweſtern hatten mich als kleinen Knaben als ich immer ſagte, ich möchte und wollte einſt auch ſo herrliche Lieder machen wie Riſt, einen, kleinen Riſt und großen Träumer, genannt.

14. Die Stimme des dankbaren Kindes.

Unter den manichfachen Gaben und Beweiſen der Liebe, welche der jungen Herzogin ſeit ihrem Eintritt in das franzöſiſche Königshaus und ſeit ihrer Einführung in die hohen, geſelligen Kreiſe von Paris geworden waren, gewährte ihr die allgemeine Verehrung, mit der man ihrer theuren Mutter entgegen kam, eine ganz beſondere Freude und Ergötzung. Bei allem Guten was ihrer Mutter widerfuhr, hatte ſie das Gefühl als ſey es ihr ſelber geſchehen, öfters nicht nur in einfachen, ſondern in verdoppeltem Maaß. Denn ſie fühlte es wohl in die Seele dieſer Mutter hinein, welche Aufgabe für dieſelbe es geweſen ſey, mit ihr aus der ernſten Stille ihrer äußern wie innern Friedensburg, die ſie ja nicht in Ludwigsluſt allein, ſondern noch lieblicher auf dem Schloße in Rudelſtadt, bei den theuren Schweſtern fand, herauszutreten in die große, aufregende Pariſer Welt. Man hatte aber dort, vor allem am königlichen Hofe die geiſtig wohlthuende mütterliche Zucht und Pflege der Mutter in der Tochter erkannt und es war ein allgemeiner Schmerz, als im Spätjahr 1837 die Frau Erbgroßherzogin nach Deutſchland zurückkehrte. Doch ſie ſelber ſchied beruhigt und mit großer Freude im Herzen, den ſie hatte das Glück ihrer Tochter geſehen.

«Wenn ich» ſo ſchrieb ſie am 15. Januar 1838 «in der ganzen europäiſchen Welt für Helene einen Familienkreis geſucht hätte, in welchem ich ſie wohl verwahrt und glücklich ihm anzugehören geſchätzt haben würde, ſo wäre — ſo wie ich ihn nun habe kennen lernen dieſer es allein geweſen! Und ich ſollte »meinem Gott nicht ſingen, ſollte Ihm nicht dankbar ſeyn? denn ich ſehe in allen Dingen, wie ſo gut Ers mit mir mein'.« —

Neben dieſen glaubenskräftigen, freudigen Worten der Mutter wollen wir jedoch auch in einigen der nachſtehenden Briefe der Herzogin Helene die Stimme des Kindes vernehmen, das zum erſten Mal, von ſeinem ſiebenten Jahre an von dieſer Mutter ſich getrennt ſieht, die ihm zur Pflege und Bekräftigung an Geiſt, Seele und Leib Alles geweſen war, was ein Menſch dem andern ſeyn kann. Ich gebe die Briefe, welche hier eigenhändig vor mir liegen in wörtlich treuen Auszügen.

St. Cloud, 3. Okt. 1837, Abends.

Der erſte traurige Tag unſrer Trennung iſt nun überſtanden, meine theure, innig geliebte Mama. Ich freue mich darüber nicht allein für mich ſondern auch für dich, denn ich weiß daß du heute gelitten haſt, und daß dir der Abſchied nicht weniger ſchwer geworden als meinem Herzen, und ich fürchte es gar ſehr, daß du recht leidend und angegriffen biſt.

Noch einmal laß mich dir aus voller, tiefſter Seele ſagen, wie dankbar ich dir bin für Alles Alles, was du, ſeitdem du mein Leben behüteteſt und lenkteſt für mich gethan; für alle deine Liebe, die dir Nachſicht und Geduld und Ernſt ſchenkte, die mir in jedem Augenblick meines Lebens zur Seite geſtanden. — Alles mit mir theilte und über mich wachte im Gebet und in der That. Ach liebe Mama! ich habe es dir nicht mehr ausſprechen können und alle die Gefühle der Liebe und des gerührteſten Dankes mußte ich verſchließen um meine Kraft nicht zu brechen, und mir im letzten Augenblick nicht den Muth zu lähmen, den ich deiner und des Herzogs halber bewahren wollte. — Aber nun laß michs dir recht aus vollem Herzen ſagen, wie unbeſchreiblich ich's fühle, was du von jeher für mich gethan und wie das Andenken an die Zeit wo ich noch unter deinen Flügeln ſtand, mich immer begleiten und mir ein Schutzgeiſt bleiben wird, für die kommenden Tage. — Ich bin im Grunde recht thöricht, ſo zu dir zu reden, denn wie kann ein Kind der Mutter je danken, was die Mutterliebe gethan. — Deine Liebe hat dich in Allem geleitet, und die meinige verſtand, oder wenn ſie blind war und deine Wege nicht begriff, fühlte doch dieſe Liebe. Sie wird ewig, ewig tief in meiner Seele leben und mein heiliger Schutz bleiben. O liebe Mama, ich küſſe dir in Gedanken die lieben Hände und bitte dich mir den Abendſegen zu geben, indem du mich in Gedanken auf die Stirne küſſeſt. — —

Quoique je ne sois pas très fort sur l'ecriture je ne veux cependant pas laisser partir cette lettre de notre chère Hélène, sans vous dire encore que votre place reste vide ici auprès de vos enfants devoués

F. O.

Den 4. October, Morgens vor dem Frühſtücke.

Hier ward ich geſtern Abend durch meinen Herzog unterbrochen, der mich bat mich zu legen, weil ich elend war. Er ſchrieb die vorſtehenden Worte und ich ließ die Fortſetzung meines Briefes für heute. — — Die liebe Königin, welche kam um zu ſehen was das verwaiſte Kind macht, ſagt mir ich ſollte dir ſchreiben wie viel ſie an dich dächte, wie ſie dich vermißte und wie feſt ſie auf dein Verſprechen baute. Sie ſagte mir ſie würde dich nie bei mir erſetzen können, aber ſie würde mich immer mit mütterlicher Liebe umgeben und thun für mich was ſie könnte. Das iſt wahr, daß Du mir nie zu erſetzen ſeyn wirſt, meine Engelsmama, aber ein Segen iſt es doch für mich in der Mutter des Herzogs ein ſolches Herz gefunden zu haben, in welches ich ſo feſtes Vertrauen faßen kann und zu welchem ich mich ſo innig hingezogen fühle.

Ich muß leider ſchließen, herzenstheure Mama, weil wir zum Frühſtück des Königs müſſen. — Morgen geht es in die Stille nach Trianon. Mit innigſter Liebe küſſe ich deine theure Hand und bitte dich mir in Gedanken deinen Kuß zu geben. Ach liebe, liebe Mama, wie iſt das Schreiben ſo armſelig im Vergleich des Zuſammenſeyns. Gott gebe daß ich bald gute Nachricht von dir erhalte. Lebe wohl theuere Mama, ewig dein Kind

Helene.

P. S. Nach dem Frühſtück.

Der König und die Tante waren gar zu gut für mich; der König ſo herzlich und theilnehmend. —

Trianon, 6. Okt. 1837.

Meine liebe, theure Mama!

Vor einer Stunde von einem langen Umherſchwärmen im Freien zurückgekehrt, wo ich mit dem Herzog oft von dir ſprach und welches mit einer kleinen Jagd von ſeiner Seite beſchloßen ward, finde ich zwei Worte der Königin die in Paris die telegraphiſche Depeſche von dir erhielt und ſie mir mit dem Hinzufügen ſandte: ich ſolle noch vor Einbruch der Nacht einige Worte ſenden, die dich erreichen würden. Wie ſehr mich dein Gruß, den du geſtern Abend für mich ſchriebſt rührte, und wie gern ich dir aus vollem Herzen und recht lang geantwortet hätte, brauche ich dir nicht zu ſagen. Du warſt mir durch dieſe Vermittlung ſo nahe gerückt und doch konnte ich dir ſo wenig ſagen! Nach meiner Berechnung haſt du heute Mittag den franzöſiſchen Boden verlaſſen, liebe theuere Mama. — Es wird dir ſchwer geworden ſeyn, ich bin es überzeugt, denn ich fühle ſo tief was dieſes Wort Schmerzliches für mich enthält. Ich mag es dir gar nicht in ſeinem ganzen Umfang ſagen, wie du mir fehlſt, weil du meinen könnteſt ich wäre undankbar für meinen guten Herzog, der Alles thut, um mir das ſchmerzliche Vermiſſen zu verſüßen. Du warſt für uns beide eine Art Beruhigung; was wir thaten ſchien uns recht, wenn du zugegen warſt. Nun kommen wir uns beide vor, als müßten wir viel behutſamer ſeyn, weil kein Auge bei allen unſern Schritten uns begleitet und bewacht wie das Deinige. Ach liebe Mama, ich könnte ganze Bücher ſchreiben über Alles was dein Weggehen in mir weckte und über die Trauer, die dieſe Leere bei mir hervorbringt; aber ich mag dich nicht weich ſtimmen und will mich ſelber nicht melancholiſcher machen als ich es ſchon bin, um meinen Herzog nicht zu betrüben und den Abend noch heiter für ihn zu geſtalten. Wir ſind nämlich jetzt in unſerer kleinen Einſiedelei Trianon und leben ganz für uns. Daher nehme ich mir vor, ſo viel in meinen Kräften ſteht für ihn zu thun und ihm den Aufenthalt, wo er ganz auf mich beſchränkt iſt, ſo angenehm wie möglich zu machen.

Die königliche Familie, die uns von St. Cloud hieher begleitet hatte, und die Dir viel Liebes ſagt, gieng noch mit uns in dem kleinen Fleuriett ſpazieren, wo wir mit Dir geweſen, um die ſeltenen Bäume zu beſehen und ſetzte dann ihren Weg nach Verſailles fort. Heute fuhren wir früh nach St. Cloud, um dem König zu ſeinem Geburtstag zu gratuliren. Es war mir rührend, den guten, herrlichen König von ſeinen Kindern umarmt zu ſehen und ſeine Freude an ihren Glückwünſchen zu bemerken. — — Alle Tage eſſe ich jetzt Erdbeeren en votre souvenir. Ach liebe Mama wie fehlſt Du uns. Adieu mein Schutzengel, bete für deine Kinder und denke oft an ihre Liebe zu Dir.

Helene.

Mit Uebergehung eines Briefes vom 11. Okt., welcher dasſelbe liebevolle Heimweh nach der theuern Mutter und den Dank für den Empfang eines Briefes von ihr ausſpricht und Tagesneuigkeiten von der damaligen afrikaniſchen Expedition enthält, laſſen wir hier ſogleich einige Stellen aus dem Briefe vom 20. Oktober folgen.

— — Jetzt aber vor allen Dingen laß Dir die lieben Hände küſſen für Deinen prächtigen Brief mit dem Tagebuch ähnlicher Mittheilungen. Aus jedem Wort glaubte ich Deine liebe Stimme zu vernehmen; ich ſehe Dich ſo lebendig vor mir und war ſo glücklich in Deiner Nähe. Daß mein Herzog, der ſich eben ſo wie ich nach Nachrichten von Dir ſehnt, nicht hier iſt und meine Freude über Deinen Brief erſt den Abend bei der Heimkehr von der Jagd theilen wird, ſtört dieſelbe ein wenig. Denn ohne ihn kann ich keine ganz rein genießen: er theilt jedes Gefühl, was mich bewegt, ſo liebevoll — jeden Schmerz ſo treu! Dies bewies er mir noch recht am 18. October, den Tag der unſere Gedanken bei dem Seligen gewiß vereinte*). Er verſtand ſo ganz meine Trauer und lernte durch dieſelbe und durch Alles, was ich ihm von dem lieben Albrecht mittheilte, den Theuren lieben. Das war mir ein Troſt. — Der Tag verſtrich für mich recht ſtill, nachdem wir an dem vorangegangenen Mariens Hochzeit**) gefeiert hatten, und dem Herzog und mir der 30. Mai und Fontainebleau dadurch wieder gar ſo lebendig vor die Seele geführt worden war. — — —

Von dem Inhalt mehrerer ſpäteren Briefe des liebevollen Kindes an die theure, vielerſehnte Mutter mache ich hier keinen Gebrauch. Die Nachrichten von dem Verlauf des afrikaniſchen Feldzuges, bis zur Einnahme von Conſtantine bilden einen Haupttheil jenes Inhaltes, und die Herzogin Helene nimmt an Allem einen ſo lebendigen Antheil, als ob in ihrem Herzen ſelber das heißeſte, franzöſiſche Blut ſich bewegt. Mit ihr zugleich die ganze königliche Familie, vor Allen und am feurigſten der Herzog ihr Gemahl. Einer der Briefe (vom 23. October) iſt im Zimmer der Königin Mutter geſchrieben, dahin der König ſelber zuerſt die Siegesnachricht gebracht hatte. Die Kinder alle, Söhne wie

---

*) Sterbetag des Prinzen Albrecht.

**) M. v. oben S. 110.

Töchter, ſaßen um die Mutter, um an die entfernten Freunde die Freudenbotſchaft zu ſchreiben, wie dies Helene für ihre Mutter in Deutſchland that. Die Beſchreibung der glänzenden Freudenfeſte, welche damals in Paris gefeiert wurden, der Theilnahme des ganzen Volkes an den Siegen ſeines Heeres, an der Einnahme von Feſtungen, deren Mauern von Stein, deren Wälle von Erdenſchutt ſind, von ſolcher Hand wie die der Herzogin Helene war iſt ſchön zu leſen. Auch erhält dieſelbe, in jedem ihrer damaligen Briefe noch einen beſondern Reiz, durch die feurig liebende Theilnahme der Fürſtin an dem Ruhm des Volkes und der Freude des Landes, welches durch den hochherzigen Gemahl ihr eignes Volk, ihr eignes Land geworden war. Aber es gibt andere Freudenfeſte als jene waren, deren Nachhall ſo bald verſtummt, andere Chorgeſänge als die geweſen, die man damals in den Kirchen der Hauptſtadt vernahm, wo die ernſten Töne der Orgel ſtellenweiſe mit Nachklängen aus Opernarien wechſelten. Was ich hier meine, das ſind jene ſtillen Freuden in den Hütten der Gerechten, mit denen man beſingt jene Siege, welche die Rechte des Herrn behält (Pſ. 118. V. 13). Töne dieſer ſtillen Freuden, an den Siegen, deren Ruhm und Ehre in Ewigkeit beſteht, ließ auch die einſame Taube in dem Gemäuer des franzöſiſchen Königshofes vernehmen, und wir hören das gerne, was uns die nachſtehenden Stellen ſagen, die aus einem Briefe des liebenden Kindes an ſeine Mutter genommen ſind. Der Brief war in den Tagen des Chriſtfeſtes von 1837 geſchrieben.

Liebe, liebe theuere Mama!

Heute iſt ein Tag, an welchem unſere Gedanken ſich vielleicht noch mehr begegnen als gewöhnlich. Du bezeichneteſt ihn immer mit ſo großer Liebe; er iſt von jeher ein

Feſttag für Deine Kinder geweſen, ſo daß mir das Herz beſonders groß an demſelben wird, wenn ich bedenke wie zerſplittert die Friedensburger alle daſtehen, die noch vor einem Jahr ſo froh um den glänzenden Baum umhergingen und dankbar und erfreut alle die ſchönen Gaben betrachteten, die die Liebe erſonnen. Dankbar bin ich auch heute, aber in anderer Beziehung dankbar wie ich es vor einem Jahr, als ich unter dem Tannenbaum von Frankreich träumte, und mir vorſtellen wollte, wie mein Geſchick ſich wohl geſtalten möchte, nicht hoffen durfte, denn ich dachte damals nicht daß Gott mir ein ſo reiches, ſo ſchönes Glück zu Theil werden ließe. — — O wärſt du nur heute und morgen hier liebe Engelsmama, denn ich gehe morgen am ſchönen Weihnachtsfeſt zum Abendmahl um den Tag zu heiligen, weil ich das innige Bedürfniß fühle, mich an der Quelle des Lichtes und der Wahrheit zu wärmen und zu ſtärken gegen die Angriffe meiner lauen Natur, die das Fünkchen Glauben zu tödten droht, wenn ſie von dem Tand der Leerheit und der Verführungen der Welt unterſtützt wird. Ohne dich meine liebe Mama, ohne einen Menſchen mit dem ich gleich fühle, der mich verſteht und den ich innig liebe zu communiciren, iſt mir aber ein Schweres. Ich bin bisher ſo verwöhnt geweſen; darum mag es gut ſeyn, daß ich in dieſer Beziehung allein ſtehe, damit ich ganz auf den Herrn ſehe und von ſeinem Einfluß auf mein Herz Alles erwarte und übrigens — wer iſt allein der Ihn zum Freunde hat und in Ihm Alles ſuchen darf. Es iſt mir auch lieb, daß im ganzen hieſigen Land der Feſttag ſo gefeiert wird.

Die Königin und Clementine ſind heute, zur Vorbereitung desſelben zum Abendmahle gegangen.

Ach liebe Mama, wie fühle ich heute ſo tief wie ferne ich noch von dem Vorbild bin, das uns unſer Heiland gegeben; ich fühlte mich vielleicht nie ſo ſtrafbar wie gerade jetzt, weil ich es ſo unrecht finde im Glück lau zu werden, wie ich es geworden, weil ich ſo tauſendfältige Mahnungen des Herrn in meiner Stellung, in allem was mich umgiebt, in der Liebe und in den Pflichten, die mir geworden, erkenne, und mich ſo wenig tauglich finde, ihnen zu entſprechen. — Kurz ich ſtehe recht beſchämt über meine Trägheit und meinen Glaubensmangel und fühle demohngeachtet, daß ich es *nicht genug* bin, lange nicht bin im Maaße meiner Schuld. Wenn ich mich ſo fühle, habe ich eine unbeſchreibliche Sehnſucht nach einem jener lieben Geſpräche mit Dir, denn in Deiner Nähe würde ich beſſer, gläubiger, kindlicher und feſter. Ach liebe Mama! wie groß iſt doch der Segen einer frommen, gläubigen Mutter. Ich kann es dem Herrn nie genug danken, daß Er Dich mir ſchenkte und deine Flügel mich bargen. — —

Zweiter Weihnachtstag. Geſtern, meine liebe Mama, konnte ich nach der Kirche nicht mehr zum Schreiben gelangen, was mir leid genug that, da es ein Tag war, mir ſo werth durch die Abendmahlsfeier! Ich fühlte ſo tief und lebendig die Nähe des Herrn bei der Communion. Ich hatte Kempis Imitationes mitgenommen und konnte daher ganz ſtill leſen. Cuvier hielt von der Kanzel auf deutſch eine kleine Beichtrede und ich konnte dem Sündenbekenntniß, beſonders dem Bekenntniß der Trägheit und Lauigkeit mit Zerknirſchung folgen. — — Ich kam zum Altar und fühlte mich befeſtigt im Glauben und in der Liebe zum Herrn, die allein hilft, treu zu thun, was recht iſt. — — —

Am Weihnachtsabend hatte die gute Königin mir die Freude gemacht, heimlich einen ſchönen Baum aufzuputzen und ihn in meinen weißen Salon ſtellen zu laſſen, um mich an Deutſchland zu erinnern. Sie erinnert mich oft durch ihre Güte, ihr Erſinnen Freude zu machen, an Dich.

Ein anderer Brief des dankbaren Kindes an ſeine treue Mutter, am Jahresſchluß geſchrieben, iſt von der Tonart derſelben Geſinnung, wie ſo viele andere aus den erſten Monaten des Jahres 1838.

15. Wachsthum des Glückes im Haus und Herzen.

Das ſehnliche Verlangen nach dem Wiederſehen der treuen Mutter fand im Jahr 1838 ſeine Erfüllung, als eine erwachende Hoffnung der jungen Herzogin, Mutter zu werden, ſich zur Gewißheit erhob. Ein zwar nicht ſchweres, aber anhaltendes Unwohlſeyn, während des Zuſtandes der frohen und ernſten Erwartungen nöthigte ſie zu einer Zurückgezogenheit in die Stille, darin ſie nur mit Gott, mit ihrem Gemahl und mit ſich allein war. Auch kam ihr in jener Zeit noch ein anderer Genuß aus der Ferne her. Die treue Theilnehmerin aller Freuden und Leiden, die Pflegerin der Jahre ihrer Kindheit, Nancy Salomon aus Genf war im Februar und März einige Wochen bei ihr und theilte ſich mit dem Gemahl der Herzogin in die ſorgfältige Obhut und Pflege der theuren Fürſtin. Aus der Zeit der freudigen Erwartungen iſt auch noch der Brief an mich, welchen ich hier nachſtehend mittheile.

Verehrter Profeſſor!

Empfangen Sie meinen aufrichtigſten Dank für den intereſſanten Brief und die orientaliſche Sendung, welche Sie mir im Anfang des Frühlings durch den jungen Schmidt zukommen ließen und welche mir eine beſondere Freude gemacht. Ich war damals leidend und lebte in einer gänzlichen Zurückgezogenheit. Ihre Werke, die Roſe von Jericho in ihrem wunderbaren Auferſtehungs- und Entfaltungsprozeß und das Manna der Wüſte, welches Ihnen, wie ich dies in den Blättern geleſen, die die kleinen Schätze umhüllten, von den Mönchen des Katharinenkloſters auf dem Sinai gegeben wurde — ergötzten mich wahrhaft und erweckten den lebhafteſten Dank in mir, den ich Ihnen zwar ſpät, jedoch nicht weniger aufrichtig heute ausſpreche.

Laſſen Sie Ihre Segenswünſche nicht aufhören, unſern König und ſeine Kinder und ſeine Landeskinder zu begleiten; denn Sie werden uns wahren Segen vom Himmel herabziehen: dieſen Segen, den wir in jeder Stunde und jeder Lage des Lebens bedürfen und welcher in der Stellung des Königs ſo beſonders nöthig iſt. Wenn die Mühe und Laſt und die Verantwortung jeder That ſo groß ſind, kann ja nur die Rechte unſers Gottes uns ſtärken; ſie allein kann uns auf richtigem Wege leiten. Auch ich in meinem kleineren Bereich flehe dieſelbe um Beiſtand an, und Sie werden es begreifen, wenn ich von derſelben beſonders jetzt reichen Segen erbitte und für die Zukunft, die ſich nun ſo ſchön eröffnet, wünſche.

Sie werden gewiß mit Theilnahme erfahren, daß ich in dieſen Tagen meine theure Mutter erwarte, welche Sommer und Herbſt bei uns zubringen wird. Nirgends wird ſie geliebt wie in meiner hieſigen Familie und ſie hätte keinen treueren Sohn wieder finden können nach dem Verluſt deſſen, der ihr ſo kindlich ergeben war, als den Herzog.

Die Verheirathung unſrer guten Nancy Salomon mit einem Herrn von Bontems, Oberſt in Genf, der durch ſeine intereſſante Reiſe bekannt geworden und ein vortrefflicher Mann zu ſeyn ſcheint, wird Sie gewiß erfreuen, denn Sie wußten ihren ausgezeichneten Charakter immer hoch zu ſtellen. Nach einem durchſchmerzten Leben ſcheint ihr ein ſtilles, ſchönes Glück beſchieden.

Sagen Sie der treuen Hausfrau, ihre Grüße hätten mich ſehr gefreut und ihr verſprochener Beſuch würde es nicht weniger thun. Ja kommen Sie und ſehen Sie ſelbſt wie reich wir ſind an Gutem, Großem und Edlen.

Mit der aufrichtigſten Hochachtung nenne ich mich Ihre alte Schülerin

Neuilly, 17. Juni 1838.

Helene.

Nahe um jene Zeit, in welcher der vorſtehende Brief geſchrieben war, hatte die Herzogin das längſt erſehnte Glück, ihre Mutter wieder zu ſehen. Schon bei dem Eintritt von dieſer in die franzöſiſche Gränze hatte die zärtliche Tochter dieſelbe mit einem Briefe des freudigen Willkommens begrüßt, und ſelbſt dann als die Mutter in der zweiten Hälfte des Juni angekommen war, genügten zuweilen die Geſpräche des täglichen Beiſammenſeyns dem liebevollen Verlangen der Herzogin, der Mutter ſich mitzutheilen, noch nicht, ſondern ſie unterhielt den Verkehr der Herzen ſelbſt noch ſchriftlich, wenn das Sehen und Sprechen durch ein zufälliges Ereigniß verhindert war. Dies beweiſt namentlich ein hier vor mir liegendes Billet der Herzogin Helene an die Mutter, aus einem der erſten Abende nach der Ankunft des lieben Beſuches:

Noch einen herzlichen Gute Nacht Wunſch, meine theure liebe Mama. Leider ſchriftlich, da Du nicht mehr kommen konnteſt. Da wir nun auch unſere Abend-Lektüre nicht mehr machen können, ſchreibe ich Dir einen Vers her (aus Paul Gerhards Abendlied):

Auch Euch Ihr meine Lieben
Soll heute nicht betrüben
Ein Unfall noch Gefahr.
Gott laß Euch ruhig ſchlafen,
Stell Euch die goldnen Waffen
Ums Bett und ſeine Helden-Schaar.

Und wünſche, daß Du morgen früh und recht wohl erwacheſt.

Dein Kind.

Das freudige Ereigniß der Geburt des Grafen von Paris war am 24. Auguſt gekommen. Die treue Mutter verweilte noch bis in den Spätherbſt und nun begann von Neuem der Verkehr der liebenden Tochter mit ihr durch Briefe. Nur aus einem, vom 17. November (1838) hebe ich hier eine Stelle aus:

> Den folgenden Abend lernte ich unſern großen deutſchen Maler Cornelius kennen, welcher uns die Zeichnungen ſeines jüngſten Gerichtes, das er in der Ludwigskirche als Hintergrund des Altares malt, erklärte. Er ſagte mir er habe 20 Jahre dieſe Schöpfung in ſeinem Herzen getragen und mehr als alle andern Bilder deſſelben Gegenſtandes den Dante ſtudirt, deſſen ſieben Abſtufungen der Hölle er auch auf der Seite der Verdammten benutzt hat. Ich finde dieſe Darſtellung ungleich ſchöner, als die des Rubens, welche ich in Dresden geſehen habe und den Gedanken ſchön, welcher das perſonificirte Gewiſſen in die Mitte des Bildes verſetzt: mit aufgeſchlagenem Buch auf der Bruſt und den Blick hinauf zu dem Richter gewendet,

welcher mit einer Hand die Böſen abwendet und mit der andern die Guten einladet. — — —

Wenig Tage nachher ſchrieb die Herzogin auch mir in dem nachſtehenden Briefe von ihrer Bekanntſchaft mit unſerm großen Meiſter Cornelius:

Paris, 19. November 1838.

Schon längſt war es meine Abſicht, Ihnen, verehrter Profeſſor, meinen Dank für den letzten Brief auszudrücken, welchen Sie mir durch Frau von Zech ſandten; es verhinderten mich aber bisher freudige Ereigniſſe daran, welche in Ihren Augen gewiß als eine Entſchuldigung gelten und, ich bin es überzeugt, in Ihrem Herzen Theilnahme gefunden haben. Die Geburt meines theuren Kindes und die Zeit der Pflege und ſpäter die des letzten Genußes des Beiſammenſeyns mit meiner lieben Mama hat alle und jede Correſpondenz bei mir aufgehoben, und jetzt erſt beginne ich wieder die Fäden anzuſpinnen, die mich an das theure Vaterland knüpfen. Ihres Freundes*) Hand wird Ihnen dieſe Zeilen überbringen, und dadurch hoffe ich eine gute Aufnahme für dieſelben zu finden. Ein kurzes Geſpräch mit demſelben hat mich bedauern laſſen, daß er keinen längeren Aufenthalt in Paris macht, und uns die Möglichkeit geraubt wurde, von dieſem als Künſtler und als Menſch ſo vortrefflichem Manne mehr lernen zu können. Die einfachen Worte, welche er über die Kunſt ausſprach, fanden durch ihre Wahrheit Anklang in meinem Gemüth, und ich hätte gewollt, unſere Künſtler folgten der ernſten Richtung ſeiner Beſtrebungen. Auch in dieſer Beziehung iſt mir jedes Band zwiſchen Frankreich und Deutſchland werth, denn mir iſt es klar, daß beide Nationen dadurch gewinnen würden.

---

*) Cornelius

Ich erinnere mich mit beſonderer Freude der frühen Kindertage, in denen Sie mein junges Gemüth durch Ihre friſchen, bunten Erzählungen beglückten, und dann wird der Wunſch recht lebhaft in mir, es möchte auch meinem Söhnchen in ſeiner frühen Kindheit ein ſo liebevoller „Pro“*) erſcheinen, der auf ſein Herz ſo belebend wirkte. Sein Glück, ſeine Zukunft, ſeine Entwicklung liegt mir mehr am Herzen, als ich es ſagen kann, — das begreifen Sie wohl. Und daß mir ſchon die erſten Eindrücke wichtig erſcheinen, welche der ſpätern Richtung ſtets eingeprägt bleiben, das ſoll das Benehmen der Mutter ſchon in den früheſten Tagen lenken; aber Weisheit von oben, Kraft und Muth gehört dazu, und das möge mir der Himmel verleihen. Beten Sie für mich, daß des Herrn Wille an mir und Ihnen geſchehe.

Daß meine Mama mich wieder verlaſſen und den traurigen Winter in dem ſtillen, recht öde gewordenen Ludwigsluſt zubringen will, wiſſen Sie vielleicht ſchon. Es war eine ſchöne Zeit herzlichen Umganges, in welcher ihr liebevolles Herz ſich recht innig an das Enkelchen anſchloß.

Mit der Bitte meine Grüße der Hausfrau zu beſtellen, ſchließe ich dieſe Zeilen und wiederhole Ihnen den Ausdruck meiner innigſten und wahrſten Hochachtung

Helene.

---

*) M. v. S. 17.

N. S. Zu meinem großen Leidweſen iſt der hübſche kleine Bull Bull dieſen Sommer verſchieden und ich habe mir den melancholiſchen Troſt gegeben, ihn ausgeſtopft zu bewahren, um ihn meinem Söhnchen zum artigen Spiel zu geben. Denn Kinder müſſen die Thiere lieb gewinnen und dieſes verdient beſonders ſo geliebt zu werden.

»Ich habe«, ſo ſchreibt die Frau Erbgroßherzogin Mutter aus Ludwigsluſt nach ihrer Zurückkunft aus Frankreich, »wieder einen Aufenthalt in Paris gemacht, wo ich viel mehr Zeit mit Helene allein verlebte, da ſie viel zu Hauſe blieb. Der gefürchtete Augenblick gieng ſo glücklich vorüber, daß ich auch da wieder (in meiner Furcht) recht beſchämt war. So ein liebliches Kindchen wie dieſes, habe ich ſelten geſehen.« —

Uebrigens dachte die liebevoll beſorgte Tochter in Paris dennoch anders von der Wirkung des Winters in dem ſtillen, recht öde gewordenen Ludwigsluſt auf das Gemüth der theuren Mutter als dieſe ſelber es fand. Denn dieſe ſchreibt im Hinblick auf ihr Verweilen in Paris und auf ihren Winteraufenthalt in der Friedensburg zu Ludwigsluſt: »Ich hatte mich (in Paris) ſo gut eingelebt als mir möglich war, ſehe aber doch recht ein, daß es ſchwer bleibt, obgleich Gottes Gnade auch dies Schwere leichter macht, in der großen Welt zu leben. Und ſo finde ich meine Einſamkeit hier, die ich mir oft gern noch einſamer wünſchen möchte, ſehr behaglich.«

Das Familienglück der theuren Herzogin Helene hatte jetzt ſeinen ſonnigſten Höhenpunkt erreicht. Ludwig Philipp, der König mit ſeinem Gemüth voll Liebe, war durch die Geburt ſeines erſten Enkels noch in höherem Grad als vorher ein zärtlicher Hausvater geworden. Er ſtand oft mit Mienen des höchſten Wohlgefallens ſelbſt vor dem Bette des ſchlafenden Kindes, und als dieſes ſpäter, bei der frühen Entwicklung ſeiner geiſtigen Anlagen dieſe Liebe des Großvaters verſtand und mit gleicher Zuneigung ſeine Händchen nach ihm ausſtreckte, da war ihm das eine Freude, welche ihm über alle Freuden ſeiner damaligen Tage gieng.

Aber der Herzogin Helene ſtand im Jahr 1839 neben all ihren Mutterfreuden auch ein Leid bevor: das war eine, wenn auch nur wenig Monate andauernde Trennung von ihrem Gemahl. Der ritterliche Geiſt des Herzogs von Orleans konnte der innern wie äußern Anforderung zu einem zweiten Feldzug mit der Armee nach Algerien nicht länger widerſtehen; er machte ſich zu dieſem auf und ſeine Gemahlin begleitete ihn auf ſeiner Reiſe durch das ſüdliche Frankreich und die Pyrenäen. Zwar liegt ein Brief ihrer theuren Hand aus dieſem nicht nur für ſie ſelber, ſondern für Viele höchſt bedeutungsvollen und folgenreichen Jahre vor mir, da jedoch der Inhalt dieſes Briefes ſich mehr nur mit Dingen, welche mich angiengen, beſchäftigt, ſo gebe ich ſtatt ſeiner einen Brief der Herzogin an ihre Mutter, der eine kurze Ueberſicht über den Plan und die Richtung der Reiſe gewährt.

Paris, 2. Aug. 1839.

Meine theuere, liebe Mama!

> Ich ſchreibe heute in einer großen Spannung, in welcher ich nun wohl einige Tage bleiben werde und welche ſtets einer Reiſe vorangeht. Die Trennung von dem Kleinen laſtet mir auf der Seele, obgleich ich ihn der Königin wohl anvertrauen kann ohne Sorgen. Die Geſchäfte, die ich vor der Reiſe, die wir heute in 8 Tagen, am 9. antreten werden; die Studien, die ich noch als Vorbereitung derſelben mache, dann der Wunſch noch zu dem Tiſch des

Herren zu gehen, um mir in ſeiner Nähe Segen und Kraft zu erbitten, das Alles nimmt mich gefangen und verhindert mich Alles mit Ruhe zu thun. Du kennſt das Gefühl und bedauerſt mich gewiß ein klein wenig. Deine Gedanken begleiten uns gewiß auf unſerer Wallfahrt, liebe Mama! und dein Segen wird uns nicht mangeln. Am 17. werden wir in Bordeaux eintreffen und dort 6 bis 8 Tage bleiben, dann unſere Reiſe durch die ſüdlichen Departements fortſetzen, die ſchönen Pyrenäen beſuchen, nach Toulouſe und Perpignan gehen. Am 9. Sept. ſchifft ſich der Herzog in Port Vendre nach Algier ein; dann eile ich zurück, treffe wohl am 14. in Randen ein, wo ich die Tante treffe, bleibe einige Tage bei ihr und komme dann zurück, um den Kleinen wieder unter meine Flügel zu nehmen.

Während unſerer Abweſenheit geht die Familie nach Eu und wird wohl den Kleinen mitnehmen. — — Das ſind weitläufige Pläne, liebe Mama, die mir zuweilen noch problematiſch erſcheinen, weil hier die geringſte Sache die Zukunft oft ganz umgeſtaltet. — Wie viel ich auf der Reiſe Dein gedenken werde, liebe Mama, das weißt du wohl — — Wenn nur dem Kleinen nichts geſchieht, das hält mein armes Herz immer in Aufregung und ich kann es nur ſtillen durch das Gebet:

Breit aus die Flügel beide
Und nimm dein Küchlein ein!
Will Satan es verſchlingen
So laß die Englein ſingen
Dies Kind ſoll unverletzet ſeyn*).

---

*) Ein Vers aus Paul Gerhards bekanntem Abendlied.

Und das beteſt du mit mir für ihn, nicht wahr meine theuere Mama — — —

Zu Port Vendre im Departement der Oſtpyrenäen nahm der Herzog Abſchied von ſeiner Gemahlin. Ihm ſelber wurde das Scheiden nicht minder ſchwer als ihr, und wie er in ſeinen Notizen ſchrieb, er konnte ſein Auge vom Schiffe aus nicht abwenden von dem Fenſter, an dem ſeine Gemahlin ſtand und mit ihrem Tuche ihm noch Grüße zuwinkte, bis die weitere Entfernung dieſen rührenden Anblick ihm entzog. Bei ihrer Zurückkehr nach Paris lebte ſie ganz nur ihrem Söhnchen. Der König hatte ihr erlaubt, ſo lange ihr Gemahl entfernt ſey, die große Welt zu meiden. Und wenn auch der Mittelpunkt ihres häuslichen Lebens nicht in perſönlicher Nähe bei ihr war, ſo gewöhnte ſie ſich doch deſto mehr im Geiſte mit und bei ihm zu leben. Der Herzog ſelber verſäumte keine Gelegenheit ihr aus Algier zu ſchreiben, und auch das was die öffentlichen Blätter von ihm rühmten, that ihrem Herzen innig wohl. Die königliche Familie beſuchte ſie viel, wenn der kleine Herzog von Paris ſchlief, denn nur dann trennte ſich die zärtliche Mutter von ihm. Wenn die jüngern Geſchwiſter kamen ſang man franzöſiſche Romanzen oder las etwas. Wenn ſie ſelber am Bett ihres Kindes ſaß, arbeitete ſie öfters mit ihren eigenen Händen an einem Werk der kindlichen Liebe: an einem Tagebuch ihrer Reiſe nach den ſchönen Südoſt-Gegenden Frankreichs, mit Zeichnungen, zur Unterhaltung für die theure Mutter in Ludwigsluſt beſtimmt.

Aber ich habe hier noch von einer anderen geiſtigen Ausbeute und von einem anderen Gewinn zu reden, den die Reiſe, die ſie mit ihrem Gemahl in den Süden von Frankreich und in die Pyrenäen gemacht hatte, nicht nur für ſie ſelber und ihren engeren

Kreis ſondern für Viele, man darf ſagen Tauſende mit ſich brachte. Den Proteſtanten der ſüdlichen Departements war ſchon ſeit der Ankunft der Herzogin von Orleans in Frankreich, noch mehr aber bei ihrem Erſcheinen in Gegenden, darin ſie in einer verhältnißmäßig großen Zahl lebten, eine Zeit froher Hoffnungen gekommen. Ich weiß es aus dem Munde meines Freundes Heimpel Boiſſier, der mich in jener Zeit beſuchte, ſo wie von anderen Freunden, welch eine freudige Bewegung die, wenn auch ſchnell vorübergehende perſönliche Annäherung der Herzogin an der Seite ihres hochgeſinnten Gemahles damals in allen Herzen ihrer Glaubensgenoſſen hervorrief.

Bei dieſer Gelegenheit muß ich aber etwas ausführlicher über den mehr oder minder, auch öffentlich anerkannten Einfluß reden, den die Stellung der Herzogin als einer erklärten, ihrem Glauben immer treu bleibenden Proteſtantin zu dem Volk in Frankreich auf dieſes hatte. Obgleich dieſelbe bei all ihrem Thun und Wirken für das was ſie für gut hielt, ſich gern in das Verborgene geſtellt ſah, drang dennoch ganz unmerklich das Bewußtſeyn in das Volk, daß es ein Segen ſey, wenn von einer ſolchen Mutter ſein künftiger König erzogen werde und von ihr die feſten Grundſätze, die hohe, gute Geſinnung, die Liebe zu den Unterthanen eingepflanzt erhielte. Obgleich die Proteſtanten im Allgemeinen in den oberen Regionen der Geſellſchaft als eine verachtete Secte betrachtet, nur geduldet geweſen waren, ſah man ſich doch jetzt genöthigt, einen Glauben mit Ehrfurcht zu betrachten, zu dem eine ſo ausgezeichnete hohe Frau durch Wort und That ſich bekannte. Ohne die mindeſten Vorzüge für ihre Confeſſion zu verlangen, gewann dieſelbe doch ſchon durch ihr Feſthalten an derſelben, und durch die Früchte des Glaubens in ihrem Leben eine öffentliche Achtung.

Zunächſt zeigte ſich dieſe Achtung gegen den Glauben ſeiner Schwiegertochter an Louis Philipp ſelber. Derſelbe ſprach ſich bei einer eintretenden Gelegenheit hierüber ſo aus: »Ich will, daß unſere Enkel katholiſch ſeyen; aber ich werde nie zugeben, daß die Religion meiner Schwiegertochter ein Gegenſtand diplomatiſcher Verhandlungen werde. Dies iſt eine Sache, die nur zwiſchen ihr und Gott zu verhandeln iſt, und nie wird ſie darüber ein Wort hören, daß ſie nicht ſelber hervorgerufen.« — Das Vertrauen ihrer Schwiegereltern war in dieſer Beziehung ſo groß, daß ſie ſpäter die erſten kleinen Gebete ihrer Kinder ſelbſt verfaſſen durfte, und wenn ſie in ihre unſcheinbare, kleine lutheriſche Kirche ging, von uraltem Anſehen in der Straße von Billetes, während ihr kleiner Sohn an der Hand ſeiner Großmutter die Meſſe beſuchte, dann las er die mit großen Buchſtaben von ihr für ihn niedergeſchriebenen franzöſiſchen kindlichen Gebete.

Aber nicht nur in ganz Paris, ſondern in ganz Frankreich, im Rheinthal wie in den Pyrenäen, an den Küſten des Mittelmeers wie der Oſtſee, erkannten die Glaubensgenoſſen in der Herzogin von Orleans eine Freundin Gottes an, die auch ihre warme, theilnehmende Freundin, und wo dies nöthig, Vertreterin und Beſchützerin war.

Im Jahre 1840 führte auch der Herzog von Nemours eine deutſche Prinzeſſin in das franzöſiſche Königshaus ein: an welcher die Herzogin von Orleans eine liebe Schweſter gewann, mit der ſie Alles theilte, was ihr aus dem gemeinſamen Vaterland zukam, ſo daß beide zuſammen in der Mitte von Frankreich und an ſeinem Königshofe in gemeinſamer Liebe eine kleine ſelbſtſtändige deutſche Macht bildeten.

Der Herzog von Orleans war jetzt wieder bei den Seinen und was konnte ihm über die ungetrübten Freuden gehen, welche er bei ſeiner Helene und bei ſeinem kleinen Söhnchen fand. Von dem geliebten Gemahl war ſie freilich, auch wenn man am Abend am runden Theetiſch bei der Königin Mutter ſaß, unzertrennlich, wenn ihn aber zuweilen ſeine militäriſchen Geſchäfte von ihrer Seite riefen, »da machte ſie von der Erlaubniß Gebrauch auf ihrem Zimmer zu bleiben; brachte dann ſelbſt ihren kleinen Grafen von Paris zu Bette, und ergötzte ſich an ſeinem ſüßen Geplauder, bis er die Aeugelein bei ihrem Geſange ſchloß. Dann vertiefte ſie ſich ſelber in die Muſik des unvergleichlichen Bethoven, welche ſie »die edelſte und reinſte Sprache« nannte, oder wendete dieſe ſtille Stunde ihrer viel beſetzten Tage an, um ſich ſchriftlich zu ihren Lieben in der Heimath zu verſetzen, welche ſie oft an ihre Seite wünſchte. In Bezug auf dieſe Beſchäftigung ſchrieb ſie einmal an ihre Freundin:

> Wenn ein ſo vollkommenes Geſpräch in unſerer Geiſterwelt ſich laut macht, wie es durch einen vertraulichen Brief geſchieht, dann iſt's Einem als fühle man noch tiefer das Glück der Liebe, den Schmerz des Vermiſſens und die Sehnſucht nach einem ewigen Wiederſehen. Ich ſage ewig, weil es ununterbrochen ſeyn wird, während die Erdenwiederſehen die ich allerdings auch liebe, ſehr liebe doch immer nur als Stückwerk erſcheinen.

Kleine Reiſen in Gemeinſchaft der ganzen Königsfamilie nach St. Cloud, Eu am Meer, nahe bei dem intereſſanten Hafen Tréport brachten, wenn auch nicht mehr ſo oft, wie in den erſten Jahren, eine kurze Abwechslung in das häusliche Stillleben hinein.

Einen Blick in dieſes liebliche Stillleben der Herzogin hinein eröffnet der Inhalt des nachſtehenden Briefes an mich, welchen ich mir deßhalb ganz mitzutheilen erlaube.

Neuilly, 7. Juli 1840.

Einen Gruß aus dem Frankenlande, verehrter Profeſſor Ihnen und der theuern Hausfrau durch die Vermittlung der lieblichen kleinen Frau von Zech, welche die deutſche Heimath wieder betreten und bewohnen will. Jedem Gruß möchte ich beſondere Innigkeit zulegen, denn mir iſt es, als erhöhte jedes Jahr, ſtatt die Erinnerung der 6jährigen Kindheit zu verwiſchen, die Anhänglichkeit und die Verehrung für Sie; als würde ſtets das Bild, welches mir von Ihnen bleibt friſcher und belebter. Dennoch wünſche ich innig, es durch die Wirklichkeit belebt zu ſehen und hoffe auch getroſt von einem Jahr zum andern auf den verheißenen, theuern Beſuch.

Ihr Gypsabguß ziert die Stube meines Söhnchens, und er nennt dieſes Bild grand Papa, auch das ſeinige möchte ihr Cabinet zieren, — damit ſie es zuweilen mit väterlicher Liebe anblickten und ihm Segen zuſprächen. Ich vertraue es mit dieſer Bitte der Ueberbringerin an, und füge dem Bild ein anderes kleines Andenken für die gute Hausfrau bei, welches in ſeiner vierfachen Nützlichkeit vielleicht doch durch *eine* ihr angenehm ſeyn könnte. Bitten Sie ſie in meinem Namen es zu benützen und in dem Siegel das Bild jener höchſten Vollkommenheit: Weisheit und Gnade — Leben, Licht und Liebe zu errathen, in welcher wir die Vollkommenheit ſuchen.

Mit der alten, ich darf nicht mehr ſagen kindlichen, denn dieſes Alter iſt längſt hinter mir, aber treuen Anhänglichkeit.

Helene.

Es liegt hier noch ein anderer Brief aus derſelben theuern Hand vor mir, welcher zwar dem Datum nach ein früherer älterer iſt, aber in welchem die gleichartige geiſtige Stimmung, ſich wie zu einer Sangweiſe in höherem Chor erhebt und der ganze Inhalt aus dem Kreiſe der zärtlichen Fürſorge und Mutterliebe zu einem eigenen Kind in den weiteren Kreis der feurigen Liebe und Sorge für das ganze Volk und Vaterland ſich erweitert.

Tuillerien den 4. März 1840.

Mein innigſter Dank iſt ſchon längſt zu Ihnen geeilt, theuerſter Profeſſor, durch die Vermittlung der Gräfin Giech, welche mir die Freude machte, mir viel von Ihnen zu ſprechen. Dennoch kann ich nicht länger ſäumen, Ihnen denſelben auf das wärmſte auszuſprechen und Ihnen zu ſagen, mit welcher Freude ich in dieſem Augenblick das intereſſante Werk leſe, welches als ſchöne Frucht Ihrer langen Mühe, Beharrlichkeit und Beſchwerden für die Nachwelt geſchrieben iſt. Noch bin ich nicht mit Ihnen in das heilige Land gelangt; Aegypten beſchäftigt mich jetzt ausſchließlich; dies Land, welches ſo große Fragen in der neuen Welt angeregt hat, nachdem es in der alten die größten, die der Unſterblichkeit, in ſeinem Schooß bewahrte. Es muß höchſt merkwürdig ſeyn, die Impfung einer ganz modernen Civiliſation auf den alten Stamm der Koranbekenner zu bemerken. —

Wäre nur in dieſem andern Element der Geiſt des Chriſtenthums ein belebenderer, ein friſcherer, wehete mächtig in ihm dieſer Hauch, welcher die Seelen anfacht und den Un- und Aberglauben umſtößt. Doch dem iſt nicht ſo. — Dem ohngeachtet müſſen wir nicht zweifeln, daß auch gute Körnchen ausgeſtreut werden, welche den Boden einſt befruchten können.

Ihre Segenswünſche, Ihre Gebete für unſer Land, für unſer Haus, welches Sie ſo richtig als an den Wachtfeuern von **Europa** geſtellt bezeichnen, ſind mir ſtets von großem Troſte, denn ich glaube an deren Erhörung und ich fühle, daß wir ſie bedürfen. — Ach daß die treuen Seelen nicht ablaſſen mit uns und für uns zu beten, daß der Herr unter der vielen Spreu den Waitzen zunehmen laſſe; daß in dem Kampf das Gute überhand nehme, daß in dem Taumel des Leichtſinnes ſein Wort nicht vergeſſen werde, daß in dem Kampf der kleinlichen Leidenſchaften das Wohl der Gemeinde, das Heil der Mitmenſchen den Sieg davon trage. Wir leben in einer bunten Welt, wo die häßlichſten und die edelſten Bilder auftauchen, wo die Gottvergeſſenheit und die Gottesliebe ſich nahe und fern bewähren. — Beten, beten iſt hier die Loſung; beten daß Sein Reich komme, daß Sein Wille geſchehe.

Mein Söhnchen, von welchem Sie mir ſchreiben, iſt ein liebes frohes, glückliches Kind. Es hat meine Züge und die Augen des Vaters; es iſt ſanft und hat doch ſeinen Willen; es iſt ſehr herzig und doch ziemlich unabhängig; Gott wolle es leiten. — Er allein vermag es, drum will ich auch auf Ihn allein vertrauen.

Grüßen Sie den guten Oettl und Ihre Töchter, Selma und Adeline, welche mir wie Traumgeſtalten aus der Kindheit vorſchweben. Auch Ihre liebe Hausfrau, deren Beharrlichkeit in dieſer fernen Reiſe ich oft bewundere.

Und nun leben Sie wohl, denken Sie an mich und beten Sie treu, wie ein Vater für mich.

Mit den alten bekannten Gefühlen der herzlichſten Verehrung

Helene.

Ich möchte wohl, wenn ich das Lebensglück der zu einer hohen Aufgabe für die Zeit und Ewigkeit berufenen Herzogin von Orleans in jenen Jahren betrachte, deren Geſchichte ich hier kurz beſchreibe, noch einmal an die Ueberſchrift des 9. Capitels: »Das Leben ein Traum« erinnern. In dieſem Traum deſſen volle, ſelige Erfüllung nicht in die Zeit der Erdentage fallen ſollte, ging im Verlauf des Jahres 1840 (am 9. November) noch ein neuer freudebringender Stern auf. Der glücklichen Mutter ward ein zweiter Sohn geſchenkt: Robert, Herzog von Chartres. Kurz vorher war die Herzogin, zugleich mit dem Grafen von Paris an den Maſern erkrankt und man war nicht ohne Sorgen um das theuere Leben geweſen. Aber die Gefahr war vorüber gegangen und außer dem Gemahl durften an den neuen Mutterfreuden auch noch zwei andere treue, liebende Herzen einen lebendigen Antheil nehmen: die Frau Erbgroßherzogin Auguſte aus Mecklenburg und die Frau von Bontems (oft erwähnt als Nancy Salomon) aus Genf, welche beide dieſen Winter in Paris zubrachten. Die Herzogin mußte zur Pflege ihrer Geſundheit meiſt in ſtrenger Abgeſchloßenheit von den größeren Kreiſen der Geſellſchaft leben, deſto öfter und ungeſtörter konnte ſie die Freuden genießen, welche der kleinere Kreis des Gemahles, ihrer beiden Kinder und der Mutter wie der Freundin, ihr in ſo reichem Maaße gewährten. Wie ſie dieſes Glück in ſo freudigem, dankbarem Gemüth auffaßte, und ihre innere Freudigkeit weit umher auch auf andere ſtrahlen ließ, das mag ein Brief aus jenem glücklichen Winter bezeugen, den ſie mir als Gruß zum neuen Jahr zuſendete

Tuilerien, 3. Januar 1840.

Eine rechte Seelenfreude hat mir die Sendung gemacht, welche ich Ihrer Güte verdanke, verehrter Profeſſor. — Die Worte des Segens, welche ſich, Sie ſagen es mir ja ſelbſt, zuweilen auch in ein ſtilles Gebet verwandeln, dieſe Worte hätte mein hoffendes Herz gern als Worte der Prophezeiung angenommen, denn ſie redeten von der Erfüllung meiner heißeſten Wünſche. — Kann ein Mutterherz wohl einen innigeren Wunſch hegen, als den — ihr Kind — ihre Kinder zur Ehre Gottes heranwachſen zu ſehen — ein treues Werkzeug in Seiner Hand zu ſehn, ihre jungen Herzen zu Ihm zu leiten und ſie einſt auf der Bahn des Heiles zu erblicken. Dieſem Gebet meiner Seele ſchließen Sie ſich an, — laſſen Sie mich Ihnen dafür danken, theurer Profeſſor, Ihr Gebet iſt dem meinigen eine Stütze, ein Flügel, welcher ihm die Hoffnung der Erhörung erleichtert.

Für die ſchönen Erzählungen, welche Ihrer Feder neben den ernſten Arbeiten der Wiſſenſchaft, wie ein leichtes Kinderſpiel entfließen, möchten Sie ebenfalls den beſten Dank hier finden. Meiner Mutter und mir ſind ſie in dieſer letzten ſtillen Zeit, nach der Geburt meines Robertchens, welche wir recht ſelig mit einander verlebten, oft zur Erheiterung geworden — auch meinen Kindern, wovon eines ſchon oft um Geſchichtchen bittet, werden ſie einſt zur Belehrung und Freude gereichen. — Hätte ich doch jene Gabe des Erzählens, welche die Kinderſchaar ſo mächtig zu Ihnen hinzog, in einem ſolchen Maaße, wie ſie Ihnen verliehen. —

Ich erinnere mich noch aus meinem vierten Jahr, welche Seligkeit ich empfand, wenn der Erzähler uns um ſich verſammelte und nun die herrlichſten Bilder an meiner kleinen Phantaſie vorüberzogen. — Die Geſchichten ſind mir entſchwunden, aber die Liebe zum Aufmerken, die Anhänglichkeit an den theuern Erzähler iſt mir geblieben, und aus meiner erſten Erinnerung ziehe ich daher noch jetzt Honigſeim, wie die Biene aus dem Blumenkelch.

Das alte Jahr iſt vergangen, es hat mir der Segnungen viele gebracht — aber die eine iſt ausgeblieben — wird ſie in dem begonnenen erſcheinen? — wird Ihr lieber Beſuch, der längſt verſprochene, in Erfüllung gehen? — Ich werde ihn erwarten wie ein Kind, welches auf eine verheißene Freude harrt, und hoffen bis Sie erſcheinen. Empfangen Sie noch ſchließlich meine theuerſten Wünſche für dieſen neuen Zeitabſchnitt, und meine freundlichſten Grüße an die treue Hausfrau.

Helene.

Das Vergnügen, welches, wie der vorſtehende Brief ſagt, die nachſichtsvolle Frau Herzogin an dem Leſen des erſten Theiles meiner Erzählungen gefunden, machte mir den Muth ihr den zweiten Theil mit einer Zuſchrift zu widmen. Sie ſchrieb mir hierauf einen Brief deſſen Inhalt man aus den bisher gegebenen Zeugniſſen ihres demuthvollen, den Eindrücken ihrer früheſten Kindheit dankbar treu zugewendeten Geſinnung von ſelbſt errathen kann. Ich wende mich deshalb zu einer ernſten Schattenſeite des Bildes, das ich hier in einem armen Umriß zu geben verſuche.

16. Ein dunkles, ungelöſtes Räthſel des Erdenlebens.

In jenen Zonen der Erde, in denen der Strahl der Sonne ſenkrechter und kräftiger als anderwärts auf die Tropennatur der Berghöhen herabſcheint, pflegt die Nacht unerwartet ſchneller als anderwärts den Wanderer aus dem Norden zu überraſchen. Er darf hier nicht rechnen auf den mildernden Uebergang der Tageshelle durch eine längere Dämmerung in das Dunkel der Nacht. Die Sonne ſinkt, und die Sterne, aus ihrem unermeſſenen Abſtand, gleich wie aus einer jenſeitigen Welt, blicken auf den Einſamen herab.

Der Wechſel der lichteſten Helle mit dem erſchreckendſten Dunkel, welcher im Jahre 1842 in das Leben der Herzogin von Orleans eingreift, läßt in keinem ſolchen Bilde der irdiſchen Natur ſich abſpiegeln; er brach aus einem Grunde hervor, in deſſen Tiefe das Menſchenauge keinen meſſenden Blick zu werfen, das erdgeborne Herz keinen Anhaltpunkt zu finden vermag. Und dennoch als dieſem liebenden Herzen ſeine Sonne geſunken war leuchteten ihm aus dem nächtlichen Himmel die Sterne.

Gedanken des Todes hatten ſich der Seele der Herzogin ſchon bald nach dem Anfang des Jahres 1842 genaht als ſie mir im März von einer Sendung an ſie ſchrieb:

„Sie hat ihr Ziel, hat ihren Zweck erreicht. Die ſtille Einſamkeit einer Trauernden war das Ziel, einen guten

> Augenblick ihr zu bringen ſein Zweck, — ich danke Ihnen vom Herzen für beides; die Worte ſo tief, ſo ernſt, ſo voll Glauben thaten mir unbeſchreiblich wohl, heiße Thränen benetzten dieſe Zeilen u. ſ. w. —

Der Schmerz, welcher damals ihr Herz traf war ein tief gehender und doch war er noch nicht jener tiefſte, welcher am 13. Juli mit einer faſt zerſchmetternden Macht über das ſchon wunde Herz einbrach.

Mitten in dem hohen Glück, das ſie in Frankreich genoß, gedachte die Herzogin nach der Weiſe ihres treuen Gemüthes an Mecklenburg zurück. Sie ſprach bei jeder Gelegenheit von ihren Verwandten in einer Weiſe zu dem Gemahl, welche ſie dieſem lieb machen mußte und als ſie, ſchon in einem der erſten Jahre nach ihrer Vermählung Aeußerungen von jenen erfuhr, welche von ganz anderer, beſſerer Stimmung zeugten als die war, in welcher man ſich getrennt hatte, da wurde ſie hoch erfreut. Auch war noch auf andere Weiſe, ſchon durch die perſönliche Erſcheinung der ehrwürdigen Frau Erbgroßherzogin Mutter, ein zutraulicheres Verhältniß zwiſchen der neuen Familie der jungen Fürſtin und ihrem eigenen Hauſe angebahnt und ſeitdem gepflegt worden. Da ſtarb am 7. März 1842 der Halbbruder der Herzogin von Mecklenburg, der Großherzog Friedrich Paul. Dieſer Tod erſchütterte das Gemüth der Schweſter ſehr und mochte nicht ohne Einfluß geweſen ſeyn auf das leibliche Befinden derſelben, das die Aerzte einer ernſteren Betrachtung für benöthigt hielten. Man hatte der Leidenden den Gebrauch der Bäder von Plombieres angerathen; der Gemahl ſelbſt brachte ſie in den erſten Tagen des Juli dorthin, denn nur aus Liebe und Gehorſam gegen ihn hatte ſie ſich in die längere Trennung von ihm und ihren Kindern ergeben.

Der Abſchied von ihrem theuern Begleiter ward ihr ungleich ſchwerer, als der im Hafen von Port Vendre, vor ſeiner Reiſe nach Algier, obgleich demſelben ſo manche Gefahren zu Waſſer und zu Land begegnen konnten, deren keine auf dem Weg von Plombieres nach Paris zu befürchten war. Der Brief aus Plombieres an ihre geliebte Mutter, welchen wir hier nachſtehend mittheilen, läßt uns übrigens nichts von der Stimmung eines ängſtlichen, ſondern nur eines hoffenden Herzens bemerken, auch zeigt ſich in ihm keine Spur von einer Ahnung des furchtbaren Ereigniſſes, welches, wenn anders ſein Datum richtig iſt, ſchon eingetreten war, als er (am 14. des Morgens) geſchrieben wurde. Doch bin ich geneigt, aus mehreren ähnlichen Fällen dieſer Art, das Datum um mehrere Tage vorausgeſtellt anzunehmen.

Plombieres, 14. Juli 1842.

Meine liebe, theure Mama!

Aus einem ſtillen Thal der Vogeſen ſchreibe ich Dir heute; aus einer Einſamkeit, in welcher ich recht oft Dein gedenke. Seitdem ich Dir geſchrieben, haben wir unſere Reiſe ſehr glücklich gemacht; in kleinen Tagreiſen, denn mein guter Herzog pflegt mich wie ein neugebornes Kind. Wir reiſten durch die Champagne über Vitry nach Toul, dort iſt eine ſehr ſchöne, alte Kirche. Von da giengen wir nach Nancy, wo das Andenken des guten Stanislaus noch friſch iſt; dann über Epinal nach Plombieres. Die Vogeſen, in welchen ich hier lebe, erinnern mich ſehr an den Thüringer Wald, an die friſchen grünen Thäler von Eiſenach, auch einige an das Schwarzburger Thal. Die Bevölkerung iſt ſehr gut, ruhig, ſtill, brav, treu; noch ſehr monarchiſch. Es iſt hier im Departement der Vogeſen die

Gemeinde von Oberlin, Waldbach; ich werde ſie beſuchen und Dein viel dort gedenken; wenn ich kann, ſo gehe ich auf ſein Grab. Am vorigen Sonntag beſuchte mich ein Paſtor Jaudt, welcher in Rothau, der Filialgemeinde des guten Oberlin angeſtellt iſt. Er hielt uns Proteſtanten aus dem Haus eine kleine Betſtunde, welche recht rührend und ſchön war. Er ſcheint ein treuer, ſchlichter, gläubiger Menſch zu ſeyn.

Seit acht Tagen bin ich allein hier. Es iſt mir oft recht wehe um's Herz, ſo von Mann und Kindern und allen Lieben geſchieden zu ſeyn; doch finde ich auch hinwieder eine ſonderbare Wohlthat in der Abgeſchiedenheit, in dem ruhigen, einſamen Nachdenken. Ich bitte Gott, daß er mir dieſe Zeit ſegnen wolle.

Die Bäder werden mir, glaube ich, gut thun, für meinen dummen Magen. Weißt Du, was ich ſeit dem Monate Mai eſſe? Drei Milchſuppen des Tages — jede andere Speiſe thut mir Schaden; mit dieſer befinde ich mich wohl; doch da ich nicht mein ganzes Leben dabei bleiben kann und endlich ſchwach würde, ſo hat man mich hergeſchickt, um mich allmählich an ein anderes Regime zu gewöhnen. Die Bäder ſind ſehr angenehm, aber oft angreifend. Am 25. denke an mich, liebe Mama, ich werde den Tag in Straßburg ankommen und acht Tage mit dem Herzog dort bleiben*). Es unterbricht zwar meine Cur, aber es iſt mir dieſer Beſuch dennoch ſehr lieb. Elſaß iſt mir immer lieb geweſen, ohne es zu kennen, weil die

---

*) Leider eine Hoffnung, welche nicht in Erfüllung gieng.

Bevölkerung den deutſchen und franzöſiſchen Charakter vereinigt; es ſind ſo herrliche Menſchen dort, daß es mich ſehr freut, dieſen Theil des Landes kennen zu lernen. Ich werde dem guten Deutſchland recht nahe ſeyn — ein eigenes Gefühl! — — —

Dennoch war in dem ſchmerzlich angſtvollen Gefühl, welches ſie bei dem Abſchied von dem geliebten Gemahl durchdrang, eine furchtbare Wahrheit geweſen. Sie ſollte wirklich nicht nur für wenig Wochen, ſondern für die ganze Lebenszeit ſein Angeſicht nicht mehr ſehen. Ich erzähle hier ein Ereigniß, welches, als es eintrat, in allen öffentlichen Blättern von Europa zur Kunde gebracht wurde, und welches noch jetzt bei vielen Seelen in lebendiger Erinnerung geblieben iſt.

Am 13. Juli, als bei einer Fahrt nach Neuilly das ſcheu gewordene Pferd in raſender Eile dahinrannte, empfieng ſein theures Haupt bei dem Hinſtürzen aus dem Wagen die Todeswunde. Man trug ihn in einen an der Straße gelegenen Krämerladen, wo er zwar noch einige Stunden lebte, doch in ſolchem Zuſtand, darin er ſich ſeines gefahrvollen Zuſtandes nicht mehr bewußt ward. Denn er hinterließ kein Wort des Abſchiedes an ſeine Gemahlin, an ſeine Kinder und empfieng die letzten Umarmungen ſeiner herbeigerufenen, ihn troſtlos umgebenden Familie ohne Erwiederung. Zu ſeinem deutſchen Kammerdiener ſprach er zuletzt noch einige deutſche Worte, welche jedoch ohne tieferen Sinn und Bedeutung waren. Der König, ſein Vater, ſtützte mit ſeinem Arme das Haupt des Sterbenden auf deſſen Stirn ſeine Lippen ruhten. Um halb 5 Uhr war der Kampf der jugendlich kräftigen Lebenskraft mit dem Zuſammenſturz ihrer zerbrochenen Hülle beendigt; es war Alles ſtill, denn die heißen Thränen der Königin

Mutter waren ſtumm und auch der Schmerz der Geſchwiſter ſprach nicht durch Worte, ſondern nur durch ein leiſes Schluchzen. Da legte der König den entſeelten Leichnam des Sohnes nieder auf den Boden und ſprach ſeufzend: »Wäre ich es doch«! nahm die Königin bei der Hand und gieng mit ihr und den anweſenden Kindern in ein Nebenzimmer. Hier wurde der Schmerz unverhaltener und lauter, am meiſten bei dem Prinzen Aumale. Alle gedachten jetzt zunächſt nur der bejammernswürdigen Gemahlin des Herzogs. Die Königin rief in tiefem Schmerz: »wie ſoll man der armen Helene es verkünden, welch' großes Unglück ſie betreffen« — Und welch ein Unglück iſt das für Frankreich, ſprach der König zu dem General Gerard, indem er ihm mit ſchmerzlich ernſtem Blicke die Hand reichte.

Um 5 Uhr ſetzte ſich der Trauerzug in Bewegung. Vor dem kleinen Laden, der ſeitdem in die Ferdinandskapelle umgewandelt worden iſt, nahmen Unterofficiere die Leiche auf der Tragbahre in Empfang, welcher die ganze königliche Familie zu Fuße folgte, umgeben von einer troſtloſen Menge.

Dieſer Schmerz, von welchem man in Wahrheit ſagen kann, daß er durch das ganze Volk gieng, war gerecht, Frankreich hatte den geiſtigen Hüter ſeiner nächſten Zukunft, den von der größern Geſammtheit des Volkes beglaubigten, feſtſtehenden Bürgen für den innern Frieden und das Wohl des Vaterlandes verloren*).

---

*) Eine Freundin von mir hielt ſich damals bei der Familie des Präfecten des Loire-Departements auf. Dieſer hatte die Kunde von dem furchtbaren Unglück am Nachmittag erfahren. Er ſchloß ſich in ſein Zimmer ein und in der ganzen darauffolgenden Nacht hörte man im Nebenzimmer die Worte und Seufzer ſeiner Klage über Frankreichs Unglück.

Ohne eine Ahnung von dem, was geſchehen, wandelte die Herzogin noch unter den Bewohnern von Plombieres umher. Ihr Gemahl hatte bei ſeinem Abſchied zu dieſen geſagt: »ich vertraue euch das Liebſte an, das ich auf Erden habe« und bald war auch dem ganzen dortigen Volke, ſowie den beſuchenden Badegäſten dieſe ſeltene Frau das liebſte, theuerſte Kleinod in ihrer Mitte geworden. Da kam zuerſt die vorbereitende Nachricht: der Gemahl ſey erkrankt, und ſogleich, ſchon am Abend des 14. Juli um 8 Uhr war die Herzogin zur Abreiſe bereit. Sie fühlte ſich von tiefer Angſt ergriffen, ſie weinte viel, doch fand ſie im Gebet zu Gott um Seine Kraft Erhebung des Gemüthes und Troſt. Sie ſprach noch mit Allen, die ihren Wagen umringten, theilte reichliche Almoſen aus und bat, man möge auch in Plombieres für den kranken Prinzen beten. Ein lautes Schluchzen aller Umſtehenden war die Antwort auf ihren Wunſch, welche das Herz der Scheidenden wohl verſtand; der Segen der ganzen Bevölkerung begleitete die hohe Dulderin.

Wohin die angſtvoll betrübte Frau kam, bezeugte ihr das Volk in ehrerbietig trauernder Haltung die allgemeine Theilnahme an ihrem Unglück, von welchem ſchon Viele die Kunde hatten, das jedoch ſie ſelber erſt auf ihrer Reiſe, durch die Begleiter, in ſeinem ganzen Umfange erfuhr. Ihre Schwäger waren ihr entgegen gekommen; was da geſchah, das berichten Zeugen, welche, ſo weit ihre Augen unter den Thränen es vermochten, dieſe Begegnung der Geſchwiſter ſahen. Die Herzogin war in dem Wagen auf ihre Kniee geſunken, Diener und Poſtillone umringten denſelben ſchluchzend. Von dem Eintreten der jungen Wittwe zu der königlichen Familie in Paris konnte keiner der Augenzeugen einen Bericht in Worten geben. Es giebt einen Schmerz, der aus der tiefſten Tiefe unſeres Weſens kommend ſeine Ausdrücke, ſeine Töne, nicht aber Worte hat, welche die Zunge nachſprechen kann.

Gleichzeitig mit dem nach Plombieres abgeſendeten Courier, hatte der König den Herzog von Praslin an die Frau Erbgroßherzogin Auguſte abgeſendet. Dieſe befand ſich zwar ſo eben zum Gebrauch einer Cur in Marienbad, eilte aber alsbald zu der trauernden Tochter nach Paris. In merkwürdiger Weiſe war die Seele dieſer ſeltenen Mutter zu dem Werke, welches ihr hier oblag, noch ganz in den letzten Tagen vorbereitet und geweckt worden. Sie hatte vor ihrer Abreiſe aus Mecklenburg noch dem innern Drange nachgegeben, den theuern, frommen Pfarrer Koch, den Lehrer des Prinzen Albrecht zu ſehen. Ich habe von dieſem mir unvergeßlich werthen Manne, den ich erſt auf der gemeinſamen Reiſe mit dem Prinzen Albrecht von Mailand bis in's Rhonethal perſönlich kennen lernte, ſchon oben geſprochen. Er war ſeit dem November 1841 bedenklich erkrankt, jetzt aber, wie man meinte, auf dem Wege der Beßerung. «Ich durfte», ſo ſchreibt ſie, «in dieſer Erwartung es wagen, mir noch einen Segen von ihm zu meiner Reiſe zu holen, und er hatte mir erlaubt zu kommen. Ich fand ihn wohl noch ſchwach aber freundlich, liebevoll und erfreut uns Drei: Fräulein Sinclair, L. Lützow und mich zu ſehen. Fünf glückliche Stunden brachte ich in dem mir ſo lieben Pfarrhauſe zu. — — Seine alte Mutter ſchien mir ſterbend. Ich fand ſie, ſchon ſeit einiger Zeit bettlägerig, die Hände gefaltet, ihrer Befreiungsſtunde harrend Von ihr glaubte ich einen letzten Abſchied zu nehmen, nicht aber, ſo ſehr mir auch bei ſeinem letzten Anblick das Herz brach, von ihrem Sohne, den ich wieder zu finden hoffte. Aber nur zwei Tage ſpäter und er war eingegangen zu ſeines Herrn Freude. O welch' neue, ſchmerzliche Lücke in unſerem Kreiſe.«

Nun, mit den Kräften des letzten Segens eines treuen Zeugen, der nun ganz daheim war, da, wohin ſein Herz in ſeliger Hoffnung ſchon längſt vorangieng, kam die Mutter zu ihrer Tochter. Sie ſtaunte nicht über die für Andere unbegreifliche Ergebung der Trauernden nach ſolcher ſchweren Prüfung, denn ſie wußte, woher ſolche Ergebung kam. Sprachen dieſes doch ſelbſt die Zeilen aus, welche ſie am 16. Juli der Mutter entgegengeſendet hatte.

> Theure, liebe Mutter!
>
> Der entſetzlichſte Schlag hat mich getroffen. Du weißt ihn ſchon durch den Brief der Königin. — O Gott, Du biſt ſtreng und geheimnißvoll in Deinen Wegen, aber dennoch glaube ich an Deine Barmherzigkeit!
>
> Liebe Mama! ich bin zerriſſen im tiefſten Herzen. Du fühlſt es mit mir, denn Du liebteſt ihn ja ſo, ach, und er liebte Dich ſo innig. Ich kann Dir nichts ſchreiben als mein Unglück, denn mein Kopf iſt ganz ſchwach, meine Augen brennen, meine Hand zittert und mein Herz iſt zum Zerſpringen — — — Ach theuerſte Mutter! welche Reiſe für Dich — in Deinem Alter noch ſo bittern Kummer, noch dieſen zu erleben! O komm, komm, daß wir mit einander weinen und beten.
>
> Dein Kind.
>
> N. S. Ich bin heute von Plombieres gekommen und bin wohl, auch meine Kinder ſind Gott Lob wohl — auch der König — aber in welchem Zuſtand! ſchildert kein Wort.

Die Herzogin war gewöhnlich ſtill und ſchweigend, ſie entzog ſich aber keinem Anſpruch, deſſen Gewährung ſie für ihre Pflicht hielt. Als man zögerte, einige in ihrem Hauſe angeſtellte Perſonen, welche ihr Beileid auszudrücken wünſchten, bei ihr einzuführen, ſagte ſie: laßt ſie eintreten! ich will ſobald als möglich alle Bezeugungen von fremden Schmerz hinnehmen, damit ich um ſo eher mich dem meinigen ganz überlaſſen kann.

Die Kinder, wie natürlich, verſtanden nichts von ihrem unerſetzlichen Verluſt, nichts von der Urſache der Thränen ihrer Mutter, welche ſich jetzt mit verdoppelter Zärtlichkeit ihnen ganz hingab. Der Graf von Paris verlangte in den erſten Tagen oft nach ſeinem »kleinen Papa« und ſah dann mit Verwunderung wie bei dieſen Worten ſeine arme Mutter heftiger weinte.

Die Liebe ihrer theuren Mutter gewährte der Herzogin eine große Aufrichtung aus ihrem ſie niederbeugenden Leid. Inbrünſtiger vielleicht denn jemals dankte ſie Gott, daß er ihr dieſe Mutter noch erhalten hatte. Sie überließ ſich ganz Ihm, erwartete Alles von Ihm, der ſie auf dieſen Kreuzesweg geſtellt hatte. Er hatte ihr das Stilleſeyn in ihrem Schmerz geſchenkt, hatte ihr den Weg der Pflicht gewieſen durch das nun für ſie verödete, farbloſe Leben. Der Glaube blieb ihr feſt, daß Er ſie nicht verlaſſen, daß Er ſie wieder an das Leben knüpfen werde, wenn es ſo ſeyn ſollte, denn für jetzt hatte daſſelbe keinen Werth für ſie.

Auch die Königin, in ihrem tiefen Schmerz, ſtand ihr groß zur Seite; ſie blickte mit Rührung und Bewunderung auf die Tochter, die ſo unermeßlich viel verloren hatte, und die Tochter wendete ſich mit verdoppelter Liebe und Ehrfurcht der Mutter ihres Gemahles zu, denn ſie wußte, was ihr dieſer geweſen.

Mitten in ihrem heißeſten Schmerz bekannte und erkannte es die ſobald zur vereinſamten Wittwe gewordene Herzogin an, daß es dennoch ein unſchätzbarer Gewinn ſey, ein ſolches Erdenglück beſeſſen zu haben wie das ihrige geweſen und ſo geliebt zu haben wie ſie. »Meine fünf Jahre des höchſten Glückes«, ſo ſagte ſie oft zu ihrer mütterlichen Freundin der Generalin von Both, »hätte ich nicht hingeben mögen, wenn ich auch dadurch all den Leiden, die mich ſpäter trafen, hätte entgehen können«, ja wie ſie zu einer andern Freundin ſagte: jede Minute ihres damaligen Glückes ſey ihr zu koſtbar geweſen, um damit Jahre des Schmerzens abzukaufen. Ihr Glück ſey zu vollkommen geweſen, darum habe es nicht dauernd ſeyn können. Darum könne ſie nur noch danken für das Vergangene und in ſolchen ſeltenen Augenblicken überwöge bei ihr das Gefühl des Dankes über das des Leides. Und wenn die ſchweren, die bittern Stunden häufiger wurden als die guten, dann flehte ſie Gott an, er möge jene Frucht bringen laſſen für die Ewigkeit. Freilich ward zuweilen ihr Sehnen, da zu ſeyn, wo ihr Herz war, ſo heftig, daß ſie den Drang fühlte, Gott zu bitten, er möge ſie erlöſen aus dieſem Leben der Trennung; doch der Geiſt des Friedens und des ſtillen Ausharrens bei ihrer Pflicht, im Aufſehen auf Gott, kehrte immer bald wieder zurück und brachte jeden Drang der Ungeduld zum Schweigen.

Von den innern Kämpfen jener ſchweren Stunden, in denen kein Menſchentroſt ſondern nur die Gnade von oben kräftige und nachhaltige Hülfe bringen kann, giebt ſelbſt noch der Inhalt eines Briefes Kunde, welchen die theure Herzogin zwei Monate nach dem Tode ihres Gemahles an mich ſchrieb. Ich theile hier einige Stellen deſſelben mit.

Schloß Eu, 12. Sept. 1842.

»Einen Blick in das Reich der Wahrheit und der Ewigkeit hat mich in meiner tiefen, thränenvollen Nacht Ihr Brief thun laſſen, verehrter Profeſſor; einen Blick, der erhebend, augenblicklich ſtärkend auf meine geknickte Seele gewirkt hat. Das war gewiß Ihr Wunſch; dieſer Wunſch iſt erfüllt. Jetzt komme ich zu Ihnen und ſage Ihnen den Wunſch meines Herzens: ſchreiben Sie mir, ich bitte Sie, wenn Sie an mich, an mein unermeßliches Unglück, an die ernſten, ſchweren Führungen des Herrn mit mir denken, ſolche Worte des Troſtes nicht, wohl aber ſolche der Wahrheit, welche mir mit der Zeit zum Himmelstroſt werden ſollen. — — Schreiben Sie mir immer, was der Geiſt (das Wort) Gottes Ihnen über das Seyn der Ewigkeit enthüllt. Dem Auge des Glaubens ſind gewiß ſchon einige Blicke hinüber in das ewige Vaterland vergönnt; das meinige aber iſt noch zu thränenſchwer, daß es nicht klaren, feſten Blickes hinüberſchauen kann. Das Leid des gebrochenen Herzens, des gebrochenen Lebens, das Leid um meine Kinder, um mein Vaterland, um die Zukunft iſt noch zu heftig, ſeine Stimme iſt noch zu laut, als daß ich die Stimme des Herrn vernehmen könnte. Und doch auf Augenblicke wohl glaube ich ein Wort aus jenem Reiche der Todten oder vielmehr der wahrhaft Lebendigen zu vernehmen: ein Wort, das vom Kreuz herabſinkt auf mein wundes Herz; doch iſt es bald durch die Stimme des jammervollen Lebens übertäubt. Nur Eines bleibt meiner Seele in dieſem Kampfe klar, nur Eines habe ich bisher nicht verläugnet: es iſt der feſte Glaube, daß in Gottes dunkelſten und ſchrecklichſten Prüfungen dennoch ein Liebesgrund liegt; nur Eins habe ich gelernt, als ich auch nicht mehr beten konnte: Ihm das namenloſe Opfer täglich und ſtündlich von Neuem zu bringen, zu ſagen: Dir

Herr! übergebe ich ihn. Du haſt es gewollt, ſo geſchehe es denn. — — Beten Sie mit uns für mich, beten Sie für meine armen Kinder, bitten Sie den Vater der Waiſen, daß Er ſich über ſie erbarme. Stets mit alter Verehrung

Helene.*)

---

*) Aus einem Liede: „Die Echoſtimme am Meeresſtrand bei Eu" ſind mir von wohlmeinender Hand einige Strophen zugekommen. Ich theile ſie dankbar mit, ſpreche jedoch meinen wohlbegründeten Zweifel aus, an der Meinung, daß jenes Lied von der Herzogin von Orleans gedichtet ſey.

In Thränen will mein Lebensmuth zerrinnen,
Wo kann ich Kraft und Halt für ihn gewinnen? —
— Innen.

Wie Staub im Wind iſt meine Luſt zerſtoben
Wo find' ich Troſt bei ſolcher Stürme Toben? —
— Oben.

Wer hat ein Glück wie meines war beſchrieben
Und was iſt nun von Allem mir geblieben? —
— Lieben.

17. Es wird wieder Licht.

Die vorſtehende Ueberſchrift ſollte an den wohlbekannten Vers eines uralten Lobliedes aus Jeruſalems Tempel erinnern: Dem Gerechten muß das Licht immer wieder aufgehen und Freude den frommen Herzen (Pſ. 97. V. 11.). Die Erfüllung dieſer Verheißung ſehen wir vor uns, an dem Beiſpiel der tiefgebeugten fürſtlichen Wittwe.

Allmählich, wie ſie es ſtill erwartet hatte, fand ſie ſich ſelber wieder in der Liebe zu ihren Kindern, die ihr Gott als Engel des Friedens gelaſſen hatte, als Er Den zu ſich nahm, der ihres Herzens höchſte Luſt war. Sie erwachte wieder in ihrer ganzen Kraft; mit immer höherer Freudigkeit lebte ſie ihrem hohen Beruf: der Pflege ihrer Kinder und der Erziehung derſelben zu Gottes Wohlgefallen und dem Dienſt und Nutzen der Nächſten. Während man in dieſer Zeit der Trübſale ſehr für ihre Geſundheit gefürchtet hatte, zeigte ſich dieſe gegen alles Vermuthen mehr denn ſonſt bekräftigt. Auch erſchien ſie im Umgang mit den Ihrigen wieder heiterer. Denn es war in ihr eine ſolche Liebe und ein ſolches Bedürfniß Andere glücklich zu ſehen, daß ſie es bald lernte ihr Leid allein zu tragen; daß ſie verſuchte zu lächeln um die wieder erwachende Heiterkeit der Ihrigen nicht zu ſtören. Wer aber dafür ein Auge hatte, der konnte bei dem Anblick eines ſolchen gottergebenen Schmerzens und ſolcher Sanftmuth nicht ungerührt bleiben. Auch konnte es jedem mit fühlendem Herzen nicht verborgen bleiben, daß die Sonnenſtrahlen des freudigen Geiſtes durch das dunkle Gewölk eines tieſen innern Schmerzens hervorbrachen, welcher uns in den nachſtehenden Brieſen an die theuere Mutter, namentlich an gewiſſen Gedenktagen mehrerer der darauf folgenden Jahre vor Augen tritt.

Aus einen Brieſe vom 2. Juni 1843:

> Am 29. (Mai) am Tage, wo wir vor 6 Jahren in Fontainebleau ankamen, waren gewiß deine Gedanken bei mir und am 30. laſeſt du gewiß mit Rührung den ſchönen Spruch im Textbüchlein: »Was ich thue das weiſt du jetzt nicht, du wirſt es aber hernach erfahren«. Es durchdrang mich dieſes Wort mit ſeinem geheimnißvollen und hoffnungsvollen Troſt. — —

> Dreux,*) 14. Juli 1843.
>
> Meine theuere Mutter!
>
> Hier, aus der Wohnung des Friedens und der ſeligen Ruhe, wo wir zwei Tage verweilt haben, will ich dir noch vor unſerer Abreiſe ſchreiben, meine treue, liebe Mutter. — Hier wo ich mitten im Schmerz des Todes am Grabe des Theuern den Frieden, die beſeligende Hoffnung habe in meine Seele einziehen fühlen, will ich die Bitte an dich richten deine Beſorgniß um mich zu ſtillen, wenn du mich in Dreux weißt und die Ermahnung nicht mehr an mich

---

*) In Dreux finden ſich die Grüfte der Orleans'ſchen Familie ſeit alter Zeit. Auch der Leichnam des Gemahls der Herzogin Helene: Ferdinand, Philipp von Orleans war hier beigeſetzt worden.

zu richten: »gehe nicht wieder hin«. Es hat mir der Herr ſo unendlich viel Gnade, Friede und Troſt aus dem Gebete an dieſer heiligen Ruheſtätte erſprießen laſſen; ich habe in der Betrachtung des Geheimniſſes der ewigen Wiedervereinigung, in dem Verſenken meines Geiſtes in die allerbarmende Gnade und Liebe meines Gottes einen ſo überſchwänglichen Troſt gefunden, daß ich, die ich geknickt, geſchlagen, erſtorben hergekommen, geſtärkt und aufgerichtet fortziehe. — Mir iſt es, als habe ich die Lebensluft der Ewigkeit geathmet; als habe ich am Thor des Himmelsſaales gekniet, aus welchem ein Strahl mein Herz getroffen, aus welchem ein Klang jener ewigen Harmonie mich berührte. Ja, ja, der Herr geht mit uns an das Grab unſerer Geliebten, wenn wir Ihn nur mit Zuverſicht und Innigkeit darum anflehen. Er, der Freund und Arzt unſerer Seelen iſt und bleibt uns treu, und zeigt uns das Land wo alle Thränen getrocknet, wo alles Leid und Geſchrei ein Ende haben werden. Liebe Mama! auch für dich habe ich innig, in tiefſter Seele gebetet. Geſtern, an dem 13., dem Tage wo ich deine Gebete fühlte, wo ich es wußte, daß du bei mir wareſt. Wir waren Tags zuvor am Abend gekommen um den 13. ſtill hier zu verleben. Ein großes, feierliches Todtenamt war in der neuerbauten Kirche gefeiert. Es war viel ſchönes in dem Geſang der Pſalmen, des dies irae dies illa — doch keine Feier, keine Predigt, kein menſchliches Wort kommt dem gleich, was der Herr der liebenden Seele in der Stille des Grabes ſagt; kein Wort vermag das Gefühl auszudrücken, was Er mich hat empfinden laſſen. Erſtorben und kalt und matt war ich kürzlich dem heiligen Abendmahl ausgewichen; ich hatte es nicht genommen, wie ich es gekonnt mit der Gemeinde; heute fahre ich mit dem innigen Wunſche nach Neuilly zurück es übermorgen zu genießen, und hoffe Befeſtigung meines Glaubens, meiner Hoffnungen, Anfeuerung meiner Liebe zu dem Herrn daraus zu ſchöpfen.

Ich umarme dich in Gedanken, theuere liebe Mama; nun da ich dir ſo offen geſagt, wie es mir hier ergangen, wirſt du für mich nichts mehr befürchten, wenn ich zu meinem theuern Grabe wallfahrte.

Ich küſſe deine lieben Hände in Gedanken als deine treue Tochter

Helene

Aus dem Briefe vom Weihnachtstag 1843 hebe ich nur eine Stelle hervor:

Geſtern habe ich in der Kirche der Erlöſung communicirt, nachdem am Vorabend Verny uns eine ſchöne Vorbereitung gehalten. Am geſtrigen Abend hielt er wieder eine eindringliche ſchöne Rede »über das Treuſeyn« und lange redeten wir noch zuſammen darüber. »Ach daß das Herz feſt würde und ſich nicht ſtets ſo vieler kleinen Untreuen ſchuldig machte.« Er drang ganz beſonders auf Beharrlichkeit und ſtetes Erhalten der Seele in der Gegenwart des Herrn. Wenn eine Zerſtreuung naht, müſſen wir ihr entgegen gehen mit dem Gebet: »Herr bleibe bei mir«. Wenn ſie verzogen iſt, uns wieder ſammeln in Seiner Nähe. — Kurz ſtets in der Gegenwart des Herrn leben, unter Seinem Auge, wie Kinder unter dem Auge der Mutter. Das wird mir ſo ſchwer — mein Fehler iſt: mich im Allgemeinen zu verlieren und darüber das tägliche Leben, mit ſeinen ſtündlichen Gefahren zu vergeſſen. Gott wolle mir beiſtehen und meine Augen öffnen über meinen Zuſtand, mir die Kraft geben, an mir zu arbeiten. — —

Auch aus dem darauf folgenden Jahr 1844 beſchreibt uns die Herzogin ihre innern Erfahrungen während der Gedenktage der Hinnahme ihres Gemahls, in einigen Briefen an ihre theuere Mutter. Wir theilen hier einige Stellen aus dieſen Briefen mit:

Aus einem Briefe vom 2. July 1844, an ihre Mutter.

— — Wie mir zu Muthe iſt, ſeit wir in den ſchweren Monat getreten, ſage ich dir nicht, liebe Mama. Heute iſt der Tag, wo wir vor zwei Jahren die Reiſe nach Plombieres antraten, wo er ſo ſorgſam, ſo väterlich freundlich für mich war. — Ach jede Stunde hat eine liebe Erinnerung und jede Stunde führt mich dem furchtbaren Tage näher, an dem ich Alles verloren.

Wie falſch urtheilen die Menſchen, wenn ſie meinen, die Zeit heile die Wunden; der Schmerz iſt wohl nicht mehr ſo wild, aber darum nicht weniger tief, und je mehr die Wunde geheilt ſcheint, je tiefer ſchmerzt ſie, weil die Oberfläche ſie verbirgt. Gott wolle nur meinen Schmerz heiligen, und verhindern daß meine Seele nicht darin erlöſche; dies Gefühl habe ich jetzt ſo oft und ſo peinigend — es iſt ſchrecklich, ſich geiſtig und ſeeliſch ſterben zu fühlen. — Gott bewahre mich davor. — —

Aus einem Brief vom 14. Juli 1844.

— — — Gott hat mein Gebet in Dreux (obgleich mich die moderne Umgeſtaltung des Grabgewölbes anfangs etwas zerſtreute,) wieder erhört, und mir recht geſegnete Stunden geſchenkt, in denen ich die troſtvolle Vereinigung empfand. Auch ward mir der Troſtſpruch: „Ich habe dich je und je geliebet, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Gnade“, ganz beſonders beſeligend. Ich zog ihn aus meinem Schatzkäſtchen in der Nacht, nachdem ich am Grabe gebetet. Der ſchreckliche 13. Juli verſtrich im Gebet und Leſen und lieben Geſprächen mit der theuern Louiſe*), welche mir immer lieber wird, und mich ſo erbaut durch ihre großartigen religiöſen Anſichten. Erſt um 7 Uhr Abends konnten wir fort, und kamen um 2 Uhr Nachts an. Heute Morgens begrüßte mich mein lieber kleiner Paris, wie ein Sonnenſtrahl. Er war ſo froh mich wieder zu ſehen und ließ es recht fühlen. Er hatte mir einen ſchönen Spruch abgeſchrieben, den er mir geſchickt hatte.

Auch vom Jahr 1845 will ich hier noch Stellen aus etlichen Briefen mittheilen, deren Inhalt in gleicher Weiſe, als der der vorſtehenden, das Feſtbleiben bei dem Quell alles Troſtes bezeugt.

An ihrem Geburtstage, am 24. Januar 1845, ſchrieb die Herzogin an ihre Mutter.

— — An ſolchen Tagen, welche keine höhere Bedeutung haben, als die, uns einen Rückblick in die Vergangenheit thun zu laſſen, und unſere Herzen zu Gott zu erheben, fühlt man ganz beſonders, wie die Zeit flieht, und wie mit ihr ſo Vieles durch unſer Herz gezogen iſt. Möchte doch der Segen des Herrn jedes Jahr zu einer innern Lebensſtufe machen, und uns dem ewigen Ziel näher geführt haben. O welche Geduld muß der Herr mit uns haben, wenn er unſer langſames Fortſchreiten und oft unſern völligen Stillſtand ſieht; wie tief fühlen wir die Göttlichkeit in dieſer Geduld, deren wir nicht fähig wären. — —

---

*) Die Königin von Belgien.

— — Seit ich dir nicht ſchrieb, liebe Mama, hat das rege, brillante Pariſer Leben ſeinen Anfang gemacht, und auch in den Tuilerien lebt man pflichtmäßig. Bälle, Concerte, Theater folgen auf einander — ich bin dann recht ſtill in meiner Clauſe, und wenn ich die Muſik über mir, bei Nemours höre, da fühle ich, daß mir in meinem Schmerz und in meiner Abgeſchiedenheit Gott doch den guten Theil verliehen hat, und trotz der Trennung von dem bitterlich Beweinten ich mit ihm mehr vereint bin in der Gemeinſchaft des Gebetes, in der Gemeinſchaft des Geiſtes, als ich es in dem Strudel der Welt wäre. Das ſind ſelige Augenblicke, in denen ich den Frieden von oben empfinde. Doch ſie dauern nicht fort und der Schmerz und die Bitterkeit des Lebens greifen mich dazwiſchen immer wieder an.

Am Oſtertag 1845 ſchreibt ſie:

Heute iſt der ſchöne Oſtertag; ich komme Dir ein recht geſegnetes Feſt zu wünſchen, theuere, liebe Mama und mich im Geiſte mit Dir an der Bedeutung des Tages zu erfreuen. Wie wäre doch unſer Daſeyn ſo elend, ohne die Hoffnung, ohne die Ueberzeugung, welche uns das Feſt der Auferſtehung giebt; ohne die Beſiegelung des großen Erlöſungswerkes; wie wären unſere Thränen ſo bitter, über unſere dahingeſchiedene Lieben, wenn wir ſie nicht im Auferſtehungsglanze erblickten.

Und dennoch, wenn ſie all ihre ſpäteren Schmerzen der Trennung gegen die Freuden abwog, welche ſie in dem Verein mit ihrem Gemahl genoſſen hatte, blieb ihr Urtheil immer daſſelbe, wie ſie es in der nachſtehenden Stelle eines Briefes an die Mutter ausſpricht:

> — Du überſchreiteſt heute*) unſere Gränzen; das iſt ein Schritt mehr in die Ferne, welcher mich ſchmerzt. Wie oft wirſt Du auf dieſem Wege an unſere Hieherreiſe im Jahre 1837 gedacht haben! Wie anders, wie ſchön war es damals! Doch die Hoffnungen haben mich nicht betrogen; ſie ſind weit überſtiegen worden durch die Wirklichkeit. Und wenn ſie auch jetzt ins Grab geſunken ſind, ſo tauſchte ich doch mit keinem andern Loos.

---

*) Bei der Zurückreiſe nach Ludwigsluſt, am 10. Mai 1843.

18. Der Fortgang des äußeren Lebens.

Eine faſt ſchwärmeriſche Liebe zeigte ſich im Volk zu ihr, welches lange keinen ſolchen Gegenſtand ſeiner allgemeinen Zuneigung und Bewunderung gehabt hatte. »Wir haben« ſo ließ ſich in jener Zeit eine Stimme vernehmen, »in ihr einen großen Schutz »für unſer Land, denn durch die Liebe zu ihr wird das arme »Volk veredelt. Dies wird einſt ſchöne Früchte tragen für ihre »Kinder, und dann wird auch ſie wieder glücklich werden«.

Tag um Tag, Woche um Woche, ja Monate gingen in gleicher Weiſe über ſie hin. Sie ſchrieb in dieſer Zeit zwar noch ſo oft als ſonſt an die Mutter, ſeltner aber an die andern alten Bekannten und Freunde. Sie ſcheue ſich, ſagte ſie, vor ſolchen Veranlaſſungen durch welche ſie zu ſehr in die Tiefe ihres Seelenleidens gerathen könne, ohne daß, wie dies in einem Geſpräch mit Gleichgeſinnten möglich ſey, der Entfernte an den ſie ſchrieb, für ihre eben gegenwärtige Stimmung, ein entſprechendes Wort zu ihrer Ermuthigung und Bekräftigung ſagen könne. Sie wolle aber nicht die Stimme ihres eigenen, innern Leides, ſondern die Zuſprache des freudigen Geiſtes vernehmen, der in andern guten Menſchen wohne.

Schon im Jahre 1843 gelang es ihr einen Erzieher für ihren älteſten Sohn, den Grafen von Paris zu finden, welcher allen

Wünſchen und Anforderungen ihres beſorgten Mutterherzens entſprach.

> »Unter Tauſenden« ſo ſchreibt ſie, »hätte ich Keinen gefunden, welcher meinen kleinen »Paris« liebevoller und weiſer zu leiten verſtände. Es geht auch übrigens dem Kleinen ſehr gut, ſein Herz, ſein Geiſt, ſeine Geſundheit entwickeln ſich in erfreulicher Weiſe«.

Der treffliche junge Mann, deſſen Auffinden die Herzogin ſo beglückte und welcher auch die erſten ſchweren Jahre des Exils mit ihr theilte, iſt Regnier deſſen perſönliche, wenn auch nur im eiligen Vorübergehen gemachte Bekanntſchaft, eine Freude meines Alters iſt.

Von dem Herzog von Chartres ſchreibt in demſelben Briefe ſeine Mutter:

> Robertchen iſt nicht mehr krank, obwohl blaß und mager, dabei aber voll Lebensmunterkeit und kleiner Schelmſtücke.

Die Frau Herzogin hatte für dieſen jüngſten Sohn eine deutſche Bonne in Dienſt genommen, denn er ſollte zuerſt die Sprache ſeiner Mutter erlernen, auch ließ dieſe oft deutſche Kinderbücher von Pocci und Andern für ihn kommen.

Im Sommer 1843 ward ihr auch der Troſt, wieder eine längere Zeit mit ihrer theuern Erzieherin, der Madame Bontems zuſammen zu leben, an deren Liebe, Weisheit und Erfahrung ſie ſich jederzeit von neuem erquickte. Sie lebte abwechſelnd mit der königlichen Familie in Neuilly und Eu am Meeresufer, was ihr wohlthat, bis ſpät im Herbſt, und weilte noch im November in St. Cloud.

Nicht nur die nächſt um ſie und mit ihr Lebenden, auch die in der Ferne wohnenden Freunde konnten nun bald bemerken, wie die Theilnahme an Allem, was die ihr werthen Bekannten betraf, wieder ſo lebendig und warm, ja noch lebendiger ſey als ſonſt. Namentlich hatte ſie in der Schule ihrer eigenen Leiden es gelernt, Leidenden den rechten Troſt zuzuſprechen, für welchen die in fortwährendem Glücke lebenden nur ſelten die rechten Worte haben. Sie machte die mehr oder minder ſchwer geprüften Freunde darauf aufmerkſam, wie der Herr in jede Trübſal, jedes Leiden das Element des Guten lege.

> »Doch unſer Auge iſt oft zu blind, um es zu erkennen, unſer Herz zu kalt, um es dankbar zu fühlen. Ja, in uns liegt ſtets die größeſte Schuld unſers Leidens. Wären wir wie wir ſollten im rechten Verhältniß zu unſerm Gott, ſo würde Alles eine andere Geſtalt gewinnen, und Süßigkeit ſtrömte uns aus den bitterſten Quellen. Darum müſſen wir auch am meiſten beten, daß der Herr unſer Herz zu ſich ziehe, uns erleuchte und uns den Werth ſeiner Gnade recht lebend fühlen laſſe, denn dann gewinnt das Leben einen neuen Werth und jedes Ding erſcheint uns in ſeinem wahren Lichte.«

Mit welcher Dankbarkeit ſie jeden kleinen Erweis von Ehrfurcht und Liebe, auch wenn er von dem Geringſten ihrer alten Freunde und Bekannten kam, aufnahm, das mag der nachſtehende kurze Brief an mich bezeugen, den ſie im März des darauffolgenden Jahres ſchrieb:

Tuilerien, 16. März 1843.

> Wenn ich Ihnen ſagen wollte, in welchem Grade mich Ihre letzte Sendung erfreut hat, verehrter Profeſſor (dieſen Namen, der mir ſeit 30 Jahren lieb iſt, kann ich nicht für einen fremden umtauſchen) ſo möchte ich Sie in

das Auge meines Kindes blicken laſſen, welches voll Erwartung und Freude den Erzählungen lauſcht, die ich ihm über Moffat machte*). In Ihrem Werkchen ſchöpfte ich täglich Nahrung und die Abende verſtrichen zwiſchen mir und den beiden Kleinen, indem wir dem treuen Manne auf ſeiner heldenmüthigen Wanderung folgten. Empfangen Sie den wärmſten Dank für dieſe Mittheilung, ſo wie für die übrigen, welche dieſes Büchlein enthält, und nehmen Sie ihn ebenfalls für Ihren ſo lieben Brief auf, der mich tief gerührt hat.

Recht viel habe ich von Ihnen mit Herrn von B . . . . geredet, welcher Ihnen dieſen Brief bringt. Jede Gelegenheit, welche ſich mir darbietet, dieſes Andenken auch bei Andern zu erfriſchen, iſt mir lieb; in mir braucht es der äußern Bemühungen nicht; denn recht, recht oft denke ich des treuen geliebten Lehrers unſerer Kindheit und wünſche einmal noch auf dieſer Erde ſeine Stimme zu vernehmen. — Wie Gott will.

Leben Sie wohl, mit der treuen Hausfrau und den geliebten Kindern und Kindeskindern und gedenken Sie der fernen Ihnen ſtets anhänglichen

Helene.

Nahe um jene Zeit, in welcher der vorſtehende Brief geſchrieben iſt, hatte die Herzogin die Freude, einen Mann aus dem Steinthal perſönlich kennen zu lernen, der ihr ſchon ſeit einer

---

*) Die Geſchichte des ſüdafrikaniſchen Miſſionär Moffat, (Livingston's Schwiegervater), welche die Frau Herzogin meint, ſteht in meinem „Alten und Neuen“ (neue Folge, erſter Band, S 324).

Reihe von Jahren ſehr lieb und werth war, den theuern Daniel Legrand*). Dieſer hatte ſie ſchon in der ſchmerzlichſten Zeit ihres Lebens durch einen herzlich theilnehmenden Troſtbrief über den Tod ihres Gemahles tief gerührt und ſie an den Weihnachtsfeſten mit guten Büchern beſchenkt. Sie erkannte (nach Aeußerungen ihrer Briefe) in ihm einen kindlich gläubigen Mann, rührend durch ſeine Frömmigkeit; einen rechten geiſtigen Iſraeliten an, in welchem kein Falſch iſt; nennt ihn einen treuen Jünger des Herrn aus Oberlin's guter Schule.

Menſchen dieſer Art, bekräftigt und durchdrungen von dem Geiſte Chriſti, welcher Alles in uns neu machet und uns in alle Wahrheit leitet, waren auch in dieſer Zeit ihr liebſter Umgang. Ein ſolcher Genuß wurde ihr in der Bekanntſchaft mit Frau von Avil zu Theil, welche mit dem jüngſten Sohne des Herzogs von Broglie während des Winters 1844 in Paris ſich aufhielt.

> Sie kommt, ſo ſchreibt die Herzogin, zuweilen zu mir und thut mir immer durch ihre Nähe wohl. Sie hat etwas ſo Imponirendes durch ihre heilige Würde, oder vielmehr durch den Abglanz der Gegenwart Gottes, welchen man aus ihrer Seele auf ihr Weſen ſo zurückſtrahlen ſieht, daß man in ihrer Nähe nur Gutes thun und denken kann. Niemand hat mir je den Eindruck ſo gründlicher Wahrheit gemacht; Alles was ſie ſagt, was ſie fühlt kommt mir durchläutert vor durch die Wahrheit. Sie iſt nun ſeit 17 Jahren Wittwe; eine lange, lange Prüfungszeit in welcher ſie geläutert und beſtanden iſt. Ihr iſt nicht

---

*) M. v. meine kleine Schrift: „Züge aus Oberlins Leben.“ 8. Auflage. S. 109.

> allein ihr Glück geraubt, ſondern auch der klare Lebensberuf, welcher mir in meinen Kindern geblieben; ihr einziges Söhnlein iſt geſtorben. — Seit jenem Tage kann ſie keine Thräne mehr vergießen. — Manches Jahr ſtand ſie nun vereinzelt im Leben, und ihr ward es klar, daß ſie ſich von Allem losreißen ſollte, um Ihm allein zu leben. Da glaubte ſie den Lebenszweck erreicht zu haben. — Nun ſtarb aber ihre Schwägerin, die Herzogin von Broglie und ihr Schwager übergab ihr das fünfjährige Kind, es zu erziehen. — Warum dieß? — fragte ſie den Herrn; ſoll ich mich den wieder anſchließen? — und noch bleibt es ihr verborgen, doch hat ſie ſich mit unendlicher Mutterliebe an den Kleinen geknüpft und kam nun nach Paris, um ihn dem Vater wieder zu übergeben. Alſo ein neues Losreißen. Doch der Herzog von Broglio wünſcht, daß er unter ihrer Leitung bleibe. Sie wohnen in verſchiedenen Häuſern und das Kind wird theils durch den Vater theils durch die Tante geleitet. — —

Einen ähnlichen Genuß als der perſönliche Umgang mit Frau von Avil gewährte dem Geiſt der vereinſamten Herzogin, welcher ſtets nach einer entſprechenden Nahrung verlangte, die perſönliche Bekanntſchaft mit der Frau von Staël. Sie ſchreibt auch darüber am 15. Februar 1844 an ihre Mutter:

> Wie viel dachte ich geſtern an Dich, als ich in ein Herz und Geiſt belebendes Geſpräch mit der herrlichen Frau von Staël vertieſt war und ſie mir ſo gläubig, ſo warm, ſo gottvertrauend zu Herzen ſprach. Sie iſt wahrhaft eine ſeltene Natur, welche durch das Leiden und beſonders durch die Gnade auf eine merkwürdige Weiſe ge-

fördert werden iſt. Man fühlt wie viel ſie hat durchkämpfen müſſen, wie viel ihr Herz geliebt und gelitten hat; man fühlt den Frieden, den ſie davon getragen hat, und was mich beſonders in ihr anzieht iſt der Eindruck von Wahrheit, von durch und durch gediegener Wahrheit, der aus ihrem Weſen hervorleuchtet. Nichts Einfacheres, Stilleres, Anſpruchloſeres kann ſo vereint ſeyn, mit einer Fülle des inneren Lebens. Wie ſehr würde ſie Dich anziehen.

Wo die Herzogin ſolche Seelen fand, in denen der Geiſt der Wahrheit lebte, da fragte ſie nach keinem Unterſchied der chriſtlichen Bekenntniſſe, ſondern nur nach einem in der Liebe zu dem Herrn und ſeinen erlöſten Menſchen lebendigen Glauben. Deshalb that ihr die Schärfe und Härte innig wehe, mit welcher ein von ihr ſonſt hochgeehrter und geliebter Prediger bei der Einweihung der neuen lutheriſchen Kirche, im Juni 1843 von den abſcheidenden Elementen der römiſch-katholiſchen und der lutheriſchen Kirche ſprach, und nur der verſöhnliche, milde Geiſt der Liebe, der aus des edlen Valette (des zweiten Pfarrers) Gebete am Schluße des Gottesdienſtes zu allen Herzen ſprach, konnte den Eindruck, der ihrem Herzen leid gethan, wieder verwiſchen.

Auch in den weiteren Kreiſen ihrer Gegenwart umher, in den Bewegungen der Völker und Länder waren es nicht die Angelegenheiten und Begebenheiten im Reiche der Welt, welche ihre Theilnahme anzogen. Viel lieber beſchäftigte ſie ſich mit den Angelegenheiten eines höhern Reiches, das nicht von der Welt iſt.

Daher kam ihr der lebendige Antheil, den ſie an der Berufung ihrer Jugendfreundin, der Fräulein von Rantzau, nahm, zu der Stelle einer Oberin des neu zu begründenden Diaconiſſenhauſes in Berlin. Dieſe Freundin beſuchte vor dem Antritt ihres Amtes die berühmteſten Krankenhäuſer in Deutſchland, England und Frankreich und hatte bei dieſer Gelegenheit das Glück, die Herzogin wieder zu ſehen, welche über ſie ſchrieb,

> „Ihr Beſuch hat mich außerordentlich erfreut, und ihr ernſter, heiliger Entſchluß mich ebenſo gerührt als erbaut. Gott ſegne dieſen Entſchluß und erleichtere ihr die ſchwere Bürde jener großen Verwaltung. Mit wie vielen Schwierigkeiten wird ſie zu kämpfen haben; es iſt mir oft Angſt um ſo Manches, was ſie recht wohl ſelbſt ahnet; doch der Herr, der ſie ſo weit geführt, und ihr die feſte Ueberzeugung gegeben: in dieſem Wege ſeinen Willen zu ſehen, wird ihr auch ferner unter die Arme greifen, ihr helfen tragen und erlernen.

Wie nach einer faſt 6 jährigen Trennung der ſo ſehr ausgezeichneten Marianne von Rantzau die hohe Freundin erſchien, das ſprach ſie in den folgenden Zeilen aus: „Sie ſteht ſo groß und frei da, innerlich und äußerlich ſo über den gehäßigen Vorurtheilen der Parteien, den kirchlichen wie politiſchen; von allen geliebt! es iſt eine Klarheit, Feſtigkeit und ruhige Selbſtbeherrſchung in ihrem ganzen Weſen, ſo daß man in unbeſchreiblich wohlthuender Weiſe es fühlt, daß doch das Herz voll warmer, inniger Liebe geblieben iſt und mit derſelben Treue die frühern Verhältniſſe feſthält“.

Nur wenige Jahre wurde dieſe Freundin in ihrem ſegensreichen Beruf gelaſſen. Auch ſie war eine von jenen vielen, der Herzogin theuern Freundinnen, welche ihr in die Ewigkeit vorangiengen.

Ein Brief der Frau Herzogin Helene vom 29. Juni 1846, führte auch mir und meinem Hauſe die perſönliche Bekanntſchaft dieſer treuen Dienerin am Werk der Liebe zu. Ich theile aus dieſem Briefe einige Stellen mit, während ich von den Briefen, welche ſie mir im vorhergehenden Jahre ſchrieb, nur im Vorübergehen erwähne, daß ihr Hauptinhalt der Wunſch war, durch mich und eine damals in München lebende, der Frau Herzogin wohlbekannte und vertraute Dame, einen jungen Deutſchen, von einiger Bildung und reiner Sittlichkeit aufzufinden, den ſie für ihren jüngern Sohn, den Herzog von Chartres in Dienſt nehmen wollte. Der eben erwähnte Brief vom 29. Juni 1846 zeigt mir die Ankunft unſeres Empfohlenen an:

> »Geſtern, am Freitag Morgen«, ſo ſchreibt die Herzogin, »kam er glücklich bei mir an und hat heute ſogleich ſeinen Dienſt angefangen. Er ſcheint mir ein gutmüthiger Menſch zu ſeyn, mit dem beſten Willen gewiſſenhaft zu handeln, nur müſſen wir ihn bei der Arbeit ſehen, um ihn beurtheilen zu können. — — Empfangen Sie nun noch den Ausdruck des reinſten Dankes für ſo viele Theilnahme an dieſer Angelegenheit, welche Ihnen wohl unbedeutend hätte erſcheinen können, wenn Sie nicht, gleich mir, die Ueberzeugung hätten, daß nichts unbedeutend iſt in der Umgebung eines Kindes, daß jedes Verhältniß auf daſſelbe wirken ſoll und wirken muß. — — Wir werden in Kurzem die Freude haben Ihren Kronprinzen hier zu begrüßen. Es freut mich ihn nach ſo langer Zeit, nach 12 Jahren! wieder zu ſehen und ich höre ſo viel Erfreuliches, ſo viel Liebes von ihm, daß mir ſein Kommen doppelt lieb iſt. Wohl hätte ich es gewünſcht, ſeine zarte liebliche Gemahlin meine Marie wieder zu begrüßen, doch in dem tiefen Schmerz der ſie erfüllt, ſtand eine ſolche Reiſe nicht

zu erwarten*). Welcher Verluſt war der Tod meiner verehrten Tante! Ganz Preußen hat ihn ſchmerzlich empfunden«. — —

Ich habe einer meiner Jugendfreundinnen verſprochen, Ihnen von ihr zu ſchreiben und ſie Ihrem freundlichen Wohlwollen, Ihrem väterlichen Rath, Ihren Anweiſungen zu empfehlen. Es iſt ein Fräulein von Rantzau, Nichte des guten Herrn von Rantzau, deſſen Sie ſich aus Mecklenburg erinnern. Es iſt ein ſehr ernſtes, frommes Weſen, welche den Herrn lieb hat und ſich ihm ganz geweiht hat. Ihre unabhängige und unbeſchäftigte Stellung gab ihr den Gedanken ſich in dem Diaconiſſenhaus am Rhein bei dem Paſtor Fliedner der Kinderpflege und Kinderleitung zu widmen. — Sie hat dort mehrere Monat das ernſte und ſchwere Amt durchgeführt, — da gelangte der Ruf an ſie, die Stelle der Vorſteherin der neuen Diaconiſſen-Anſtalt in Berlin anzunehmen, welche der König von Preußen gründen will. Sie hat ihn nicht ohne große Beſorgniß angenommen, doch glaubt ſie darin den Ruf des Herrn ſehen zu müſſen und hat ſich zu dieſer Entſcheidung bereit erklärt. Im Intereſſe dieſes Berufes hat der König von Preußen gewünſcht, ſie möchte die wichtigſten Anſtalten barmherziger Schweſtern in verſchiedenen Ländern, namentlich auch die in München kennen lernen. Dort wünſcht ſie nun unter Ihrem Schutz zu ſtehen. Ich weiß, ich bitte Sie um eine Sache, welche Ihnen lieb ſein wird denn keinem Menſchen, viel weniger einem Kinde Gottes verſagen Sie Ihren Beiſtand und Ihren Rath. Ich füge hier einige Zeilen für Fräulein Rantzau bei, mit der Bitte ihr dieſelben einzuhändigen und empfehle Ihnen nochmals meine Freundin an, und hoffe Sie werden ihr mit Rath und Liebe beiſtehen.

---

*) Bezieht ſich auf den Tod der Prinzeſſin Wilhelm von Preuſſen, der Schweſter der Frau Erbgroßherzogin Auguſte von Mecklenburg.

Empfangen Sie, theurer Profeſſor nochmals meinen herzlichſten Dank und den Ausdruck meiner aufrichtigſten und wärmſten Verehrung

Helene.

So war und blieb die ſeltene Frau nach allen Richtungen, dahin ihr Gott liebendes Herz, dahin die höchſte Aufgabe ihres inneren und äußeren Lebens ſie führte, ohne Unterlaß thätig und nur hierin fühlte ſie ſich friedlich und glücklich. Welche Richtung konnte ihr aber näher liegen, welche Pflicht und Aufgabe ihres Lebens theurer ſeyn, als die Ueberwachung, Bildung und Erziehung ihrer Kinder zur Ehre Gottes und zum Dienſt wie Nutzen ihrer Mitmenſchen, vor allem ihres Volkes und Vaterlandes. In der Treue und Liebe, in der Gewiſſenhaftigkeit und Weisheit, damit ſie ihre Mutterpflichten erfüllte, kann die Herzogin von Orleans allen Müttern ein Vorbild ſeyn*). Wir geben hier nachſtehend einige Stellen aus Briefen an ihre Mutter, welche die Treue bezeugen, mit welcher ſie ſchon die Anfänge des mütterlichen Erziehungsgeſchäftes in ihre Hände nahm. Es ſind Züge aus der Geſchichte der früheſten Kinderjahre ihrer beiden Söhne. Ich beginne bei jenem Zeitraum, in welchem der Graf von Paris der Vollendung ſeines fünften Jahres nahe, der Herzog von Chartres im dritten Lebensjahre ſtand.

---

*) Man kann ſagen, dieſe ſeltene Frau hatte den Beruf und Drang zum Lehren und Erziehen als eine eingeborne Naturgabe empfangen, die ſich ſchon in früher Kindheit in ihr regte. Denn während ihre Kammerfrau ſie auskleidete, theilte ſie dieſer das mit, was ſie heute Neues, für ſie beſonders Intereſſantes gelernt hatte. Am nächſten Morgen beim Ankleiden befragte ſie dann die Dienerin um das, was ſie ihr geſtern gelehrt hatte, gab ſich dabei viele Mühe, ihr

Am 1. Juni 1843 trat der oben (S. 171) erwähnte Herr **Regnier** ſein Erzieheramt an. Die Herzogin ſchreibt darüber am 10. Juni an ihre Mutter:

> Das Verhältniß zwiſchen Herrn R. und dem Kleinen iſt vortrefflich. Du würdeſt Dich freuen zu beobachten wie der gute Mann ſo ſanft und doch ſo feſt iſt und wie er den Kleinen zu nehmen weiß. Paris hat ihn außerordentlich lieb und darf ihm gegenüber nicht ſo ungehorſam wie mir und Madame H. gegenüber handeln. Ich hoffe wirklich recht gute Folgen von dieſem Verhältniß erwarten zu können. Robertchen iſt aber recht unglücklich durch dieſe Trennung von dem Bruder. Er verlangt immer nach ihm, denn er ſieht ihn nur wenig und liebt ihn ſehr. Er hat viel mehr als Paris das Bedürfniß mit andern Kindern zu ſeyn; er langweilt ſich, wenn er allein ſpielt. Paris genügt ſich ſelbſt, doch freut er ſich auch, wenn er die zwei Stunden im Tag mit Robertchen ſpielen kann.

18. Juni.

Paris lieſt alle Morgen mit Herrn R. im Robinſon,

Namen und Geſchichten recht einzuprägen, machte ihr es zur Pflicht Alles zu behalten, und eher ließ ſie nicht ab darnach zu fragen. Da gab es freilich keine Zeit von den Neuigkeiten der Gaſſen zu reden.

welcher zu vielen lehrreichen Geſprächen Anlaß giebt. Vor dieſer Stunde habe ich mit ihm die kleine bibliſche Stunde, welche immer mit einem Gebet beginnt. Den Grad der Aufmerkſamkeit kann ich nicht ſtets loben, doch liebt er immer ſehr dieſe Erzählungen.

15. October 1843.

Ich gehe jetzt auch bisweilen mit Paris nach Verſailles, um ihm die geſchichtlichen Gemälde zu zeigen, und ſo die vaterländiſche Geſchichte frühe in ſein Gedächtniß zu prägen. Es unterhält ihn ſehr. Er hat viel Freude an dem Allem und ſieht Nichts oberflächlich.

Zweiter Weihnachtstag 1843.

Morgen habe ich einen ſchlimmen Tag; es iſt die Eröffnung der Kammern. Ich habe den König gebeten zu erlauben, Paris in die Tribune der Königin zu führen. Ich wußte wohl, als ich es that, daß ich mir Schweres auferlegte, doch iſt es, glaube ich, gut, daß man den Kleinen ſehe und ihn auf eine Weiſe ſehe, auf welcher ſeine Blödigkeit nicht in Anſpruch genommen wird und er keine frais zu machen hat, welche mit fünf Jahren noch kaum zu verlangen ſind. Ich werde alſo mit ihm hingehen und dem Throne gegenüber ſitzen, der mir ſtets leer erſcheinen wird.

1. Januar 1844.

Wir haben das Jahr beſchloſſen, wie ehemals, bei dem König unter dem erleuchteten Tannenbaum. Die Kinder hatten eine große Freude bei der Beſcherung, Paris beſonders an einem Phyſikkaſten und anderen Herrlichkeiten. Ich ſchickte ihn bald fort, weil es ſpät war; als er in ſein Zimmer kam, nahm er ruhig ein Buch, ſetzte ſich hin und las eine Geſchichte, als ſey er nicht im Geringſten zerſtreut oder aufgeregt. Seine Spielſachen kamen; er ſah ſie nicht an und ſagte: ich will erſt die Geſchichte auslesen. — Das hat mich gefreut; das iſt eine ſchöne Anlage.

6. März 1844.

Meine Kinder ſind wohl und entwickeln ſich recht erfreulich. Paris*) iſt immer ſehr fleißig. Da er aber ſehr erregbar iſt und am Kopf leidet, ſind die Studien noch nicht ſehr ernſt. Robert**) lernt jetzt nicht, denn ſeitdem er in St. Cloud krank war, haben wir alles Lernen unterbrochen und ich erlaube noch keinen neuen Anfang. Er liebt mich ſehr und auf eine Weiſe, die mir wahrhaft rührend iſt; ich glaube trotz ſeiner Liebe zu ſeiner Amme zieht er mich doch Allen vor; immer will er mit mir allein ſeyn. Paris hat jetzt eine große Luſt am Zeichnen, auch ſchreibt er viele Rebus, das unterhält ihn ſo, daß er jedes Wort zergliedern will, um es als Rebus darzuſtellen. Zur Geographie, zum Rechnen, zur Geſchichte, zu fabelhaften Erzählungen bezeugt er eine gleiche Aufmerkſamkeit.

Aus einem Brief von etwas ſpäterem Datum:

Bei Tiſche erzählt mir Paris immer ſeine Geſchichten mit ſolchem Eifer, ſolcher Freude. Cyrus, Alexander u. A. ſpielen eine große Rolle in ſeinen Erzählungen, und Robertchen wird immer munterer, komiſcher und origineller. Die Paſſion des Zeichnens bei Paris iſt etwas erkaltet, ſeitdem wir ein kleines Theater gefunden haben, welches ihm ſein Vater gegeben hatte und auf welchem wir manche Stücke aufführen: engliſche, deutſche, franzöſiſche. Robert lernt jetzt auch engliſch, denn er klagte ſehr als das engliſche Stück anfieng und er nichts verſtand. Mit ſeinem Deutſch geht es gut.

---

*) Damals faſt ſechs Jahre alt.

**) Drei und ein Vierteljahr alt.

14. April 1844.

Mit den Kindern geht es Gott Lob! gut. Robertchen will nur leider gar nicht recht zunehmen, iſt blaß und zart, dabei aber immer munter. Mit Herrn Regnier und Paris geht es immer beſſer. Sie lieben ſich beide ſehr und R. hat wirklich einen ſehr guten Einfluß auf den Kleinen.

24. Juni 1844.

An den Kindern, an ihrer Entwicklung meſſe ich meine Zeitpunkte; ſie wachſen ſchön heran, Paris beſonders. Er iſt wirklich recht lieb, groß, roſig, gelenkig und beſonders recht lernluſtig und brav — hat ein gutes Herz, einen offenen Sinn und vor allem einen recht feſten, beſtändigen Eifer. Er war zweimal mit mir in der Ausſtellung; wie mir das erſchien, kannſt Du denken. Ich hätte es nie gethan, hätte man nicht ſo viel über die renfermerie geſprochen, in welcher der Kleine erhalten werde. Er hat enormen succès gehabt; die Leute erdrückten ihn faſt vor Freude, und er war auch nicht blöde und dumm — recht natürlich und bei der Sache; voll Intereſſe für ſeine lieben Maſchinen, für welche er ſeine Paſſion bewahrt. Zum Glück ſtimmt ihn all das Loben und Bewundern gar nicht zur Eitelkeit; er giebt gar nicht darauf Acht. Dem Robertchen aber, der mehr auf die Leute, als auf die Maſchinen ſah, war es ſchon recht, daß die Leute auch gern auf ihn ſahen. Er iſt voll Witz und Laune und Lebhaftigkeit, und zuweilen weiß ich nicht, wie ich ſeinen kleinen Impertinenzen begegnen ſoll; er iſt zu poſſirlich; aber man muß doch ſtrenge mit ihm ſeyn, ſo ſehr ſein wirklich gutes Herz für ihn gewinnt.

5. Juli 1844.

Paris und Robertchen haben ihre kleinen Geſpräche mit einander, in denen ihre Charakter ſich recht an den Tag legen. Der Eine voll Vernunft und Tiefe, der andere voll Verſtand und Lebhaftigkeit. — —

Auch noch von dem darauffolgendem Jahre entnehmen wir den Briefen der Herzogin an ihre Mutter einige hieher gehörige Stellen.

2. Januar 1845.

Was wirſt Du ſagen, wenn Du hörſt, liebe Mama, daß ich wieder bei einem Theil der geſtrigen Receptionen geweſen bin. — — Der König wünſchte, ich möchte Paris daran Theil nehmen laſſen. — — Der Kleine hatte eine gute Contenance, war ſtill, artig und natürlich und erregte Theilnahme. Im Ganzen hat er mich ſehr erfreut an jenem Tage; er brachte mir früh einen Brief, den er allein zuſammengeſetzt und geſchrieben hatte, war ſo herzlich und ſo glücklich dabei und ließ mich recht fühlen, daß er mich lieb hat. Viele Briefe hat das arme Kind ſchreiben müſſen zum neuen Jahr; doch den Deinen und den meinen ohne fremde Hülfe. Er hat ſie en amour geſchrieben. —

13. Januar 1845.

Die Verſchiedenheit der beiden Charaktere, welche für ihr gegenſeitiges Verhältniß ſehr glücklich iſt, macht die Erziehung in ſo fern ſchwer, daß man ſie ſehr verſchieden auffaſſen und leiten, und doch nicht ungerecht ſcheinen muß. Denn wenn ich den einen ſtrafe und den andern ſcherzend belehre, ſo ſcheint dies den Kindern unbillig, und oft kann man doch nur auf verſchiedenen Wegen denſelben Zweck erreichen. Nun, Gott wird helfen!

Tuillerien, 24. Januar 1845.

— — Meine Kinder ſind lieb und wohl und gedeihen recht erfreulich. Paris wird viel herzlicher gegen mich; was er früher im Grund der Seele beſaß, aber nicht bezeugen konnte, das blitzt jetzt aus ſeinem ganzen Weſen hervor. — Als er neulich von der Eröffnung der Kammern zurückkehrte, wollte er Herrn R. die Rede des Königs dictiren, die er mit großer Aufmerkſamkeit angehört hatte. Er gewinnt jetzt eine große Leichtigkeit im Analyſiren, was für ihn wohl wichtig iſt.

— — — Du hätteſt heute die Freude meiner Kinder ſehen ſollen, wie ſie ſo glücklich im Geben waren. Lange hatten ſie an ihren Ueberraſchungen gearbeitet. Paris hat mir eine Geographie von Mecklenburg gedruckt*) und eine Karte dazu gemacht; ein Exemplar dieſes Werkchens wird nächſtens für Dich abgehen. Robert hat deutſch leſen gelernt, engliſch etwas auswendig gelernt und eine ſchöne Arbeit zu Stande gebracht. Es war eine Freude ihre

---

*) Mittelſt einer kleinen Druckerwerkſtatt, die ſein Großvater ihm geſchenkt hatte.

Wonne zu ſehen, ſie hat den ganzen Tag gewährt. Wir waren mit einander in Neuilly. —

8. März 1845.

Morgen werde ich meinen kleinen Paris in ein Concert führen, das von 1000 kleinen Sängern aus allen Schulen der Stadt beſteht, welche im Chor, ohne Inſtrumente, ſehr ſchön und richtig ſingen. Es iſt eine Sonntagsſchule, welche in dem Cirque des champs elysées Verſammlungen hält. Man hat mich gebeten Paris hinzuführen, um ſeine Theilnahme an den Beſtrebungen ſeiner kleinen Zeitgenoſſen aus den ärmeren Claſſen zu beweiſen.

Oſtertag 1845.

Heute iſt Robert zum Erſtenmale in die Meſſe gegangen. Er war allein mit ſeinem Bruder und dem König. Dieſer war ſehr zufrieden mit ſeiner Artigkeit und der Kleine ſehr zufrieden mit ſich ſelber. Ein heiliges Gefühl in der Kirche wird ja allmälig erwachen. Gott wird, ſo denke ich, die Seelen der Kleinen auch mit dieſem Gefühl mehr und mehr erfüllen; wir müſſen nur recht treu für ſie beten.

Die hier mitgetheilten Züge mögen genügen, um uns einen Blick in das Thun und Sorgen einer erziehenden Mutter thun zu laſſen, welche ſelber ihr ganzes Leben hindurch unter der treuen Zucht jener mütterlichen Weisheit geſtanden und herangereift war, welche ihre Menſchenſeelen im Kampf des Erdenlebens für den Frieden der Ewigkeit erzieht. Ich füge dem Schluß dieſes Kapitels noch einen Brief an mich, vom Jahre 1846, an.

Tuillerien, 3. Januar 1846.

Verehrter Profeſſor!

Wenn eine Stimme aus der Heimath, aus der Freiheit ertönt wird das Herz innig gerührt. — Wenn nun dieſe Stimme die eines alten Freundes und Lehrers iſt, welche nie wie eine klingende Schale, ſondern ſtets wie ein voller harmoniſcher Geſang getönt, ſo wird die Seele mit freudiger Rührung erfüllt und die Erwartung des ſuchenden, ſtrebenden Geiſtes wird nicht unbefriedigt bleiben.

Könnten Sie es doch wiſſen, in welchem Grade mir jedes Wort von Ihnen lieb und werth iſt. Sie würden meinem Dank den tieferen Sinn anfühlen.

Doppelt innig iſt er heute, denn ein Mutterherz iſt durch die Güte für die Kinder viel wärmer geſtimmt, als durch ſelbſt empfundene, — und heute bringe ich Ihnen den Ausdruck der Freude meines Sohnes, deſſen Geſicht ſtrahlte als ich ihm Ihr ſchönes Geſchenk überreichte, und er in demſelben mit Geläufigkeit intereſſante, belehrende Sachen leſen konnte. Er liebt, ſo ſehr ein Kind von ſieben Jahren ſie lieben kann, die Wiſſenſchaft und alles Ernſte und Gründliche. Es iſt ihm eine Freude einen Gelehrten zu ſehen — und ſchon um dieſer Urſache willen, doch auch um der Erzählungen ſeiner Mutter, welche ihm oft von dem treuen Lehrer ihrer Kindheit ſpricht, ſteht Ihr Name in großer Verehrung bei ihm. Das Buch welches Sie ihm geſandt*), wird ihm täglich lieber werden, je mehr ſein junger Sinn ſeine Tiefen erkennen wird, und den ernſten Grund aller Ihrer Lehren, — nämlich das ſtete Hinweiſen auf den Schöpfer, auf den Urquell alles des Schönen und Wunderbaren, welches wir erkennen, wird ſeinem Gemüth die Friſche und Kindlichkeit laſſen, welche die todte, trockene Wiſſenſchaft oft raubt.

---

*) Der Titel des Buches heißt „Spiegel der Natur“.

Sein Lehrer und Führer iſt mir ein treuer Helfer in der Leitung dieſes Dienſtes. — Geiſt, Gemüth, Charakter ſind gleich vollkommen in ihm.

Die Bewegungen in Deutſchland, von denen Sie reden, ſind allerdings ernſter Natur, und beſchäftigen auch mich recht ſehr. Gott wolle den deutſchen Sinn in ſeiner Reinheit aus allen dieſen Wirren wieder hervorgehen laſſen, und dem deutſchen Volk den Genuß derjenigen Freiheiten ſchenken, welche zum Fortſchritt des Geiſtes und der Wahrheit in unſerer Zeit förderlich ſind. Er wolle allen dieſen Mißbehagen ein friedliches Ende geben.

Meine herzlichſten Grüße der treuen Hausfrau und der lieben Selma. Bei Ihnen den erneuerten Ausdruck meiner herzlichſten Verehrung

Helene.

Im Jahre 1847 ſchreibt die Frau Erbgroßherzogin Auguſte, nach der Rückkehr von Ihrem Beſuch in Paris:

»Gott hält Helene und ihre Kinder bei Seiner rechten Hand; wie ſollte mir grauen! Voller Bewunderung ihres mir immer deutlicher werdenden Geſchickes zu ſo ſchweren Beruf, habe ich die Gnadenfriſt, welche mir bei ihr ward, verlebt und mich immer kleiner daneben erkannt«.

Wie ſehr der freudige Geiſt, welcher aus der Mutter ſprach, zu dem unerſchütterlichen Vertrauen auf die Führung des Geſchickes ihrer Tochter nach einem ſiegreichen Ausgang berechtigt war, das hat das Benehmen dieſer Tochter im darauffolgendem Jahre 1848 erwieſen. Unter dem Schutze der guten Hand ihres Gottes iſt ſie durch alle die Gefahren jenes Jahres mit ungebeugtem Muthe und reinem Gewiſſen hindurchgegangen, nachdem ſie noch einmal ihre Pflicht als Schützerin und Vertreterin der Rechte ihrer Kinder und als Kämpferin für das Wohl und die geſicherte Ordnung ihres theuern Adoptiv-Vaterlandes aufgetreten war. Allerdings aber hatte ſie auch ſchon in den vorhergehenden Jahren das Gefühl für die ſchwankende Stellung eines Thrones (nach S. 182) nie verlaſſen, deſſen Sicherheit der Beſitzer vergeblich zu wahren ſuchte, durch das Erkaufen einer Zufriedenſtellung der Partheien, welche ihrer Natur nach eben ſo wenig ſich friedlich vertragen können, als die ruhig leuchtende Flamme der Kerze mit dem hineinſprudelnden Waſſer.

Hier am Ende eines Zeitraumes mit welchem ſich das Wirken der Herzogin von Orleans in Frankreich beſchloß, möge noch ein Urtheil ſtehen, das eines der beſten Blätter Deutſchlands damals über ſie ausſprach:

»Wie auch die Vorſehung entſcheiden möge, ob ſie den König früher oder ſpäter von der Aufgabe ſeines Lebens abrufen wird, ſo geſchieht doch jedenfalls Alles, um den Grafen von Paris für ſeine künftige, wichtige Stellung vollkommen tüchtig zu machen und heran zu bilden. Unter den Auſpicien des Königes ſelbſt und denen ſeiner erlauchten Mutter erhält der Prinz eine in allen Beziehungen ausgezeichnete Erziehung Wahrhaft rührend iſt es, zu ſehen mit welcher unermüdlichen Sorgfalt und unvergleichlicher Mutterliebe die Herzogin von Orleans ihrer beiden Kinder Wohl überwacht, und wie ſie darin als ein wahres Muſter für alle Frauen und Mütter daſteht, ſo hat ſie ſich dadurch auch die aufrichtigſte Verehrung Aller gewonnen. Schwerlich hat je eine Prinzeſſin in Frankreich eine ſo allgemeine Popularität bei allen Volksklaſſen und ohne Unterſchied der Parteien genoſſen, als die Herzogin von Orleans, und wo ſie immer erſcheinen mag, erhält ſie die Beweiſe davon. Auch ihre Wohlthätigkeit, die kein Unglücklicher vergebens in Anſpruch nimmt, hat natürlich nicht minder als ihre Frömmigkeit dazu beigetragen, die allgemeine Zuneigung zu ihr zu erhöhen. Jede Woche ſieht man zweimal von den Tuillerien einen ganz einfachen Wagen ohne Escorte irgend einer Art, den Weg nach der proteſtantiſchen Kirche machen. Es iſt die Herzogin von Orleans, welche regelmäßig dem Gottesdienſte beiwohnt. — —

19. Die Februar-Revolution und ihre Folgen.

Das Jahr 1848 war gekommen. Zum erſten Male ſprach die Herzogin es aus, daß »ihr Geburtstag ihr wieder lieb, ein Tag der Freude und der zärtlichſten Liebesbeweiſe ihrer ſüßen Kinder ſey«. Noch am 5. Februar, alſo kaum drei Wochen vor dem Ereigniß, welches die Welt als ein großes Unglück für ſie und ihre Kinder bezeichnete, ſchrieb ſie ihrer Freundin einen Brief voll Freudigkeit und heimathlichem, innigem Wohlgefallen an dem ſchönen Frankreich, wo ſie die Freundin in dem bald beginnenden Frühling mit Sicherheit erwartete.

Ein ſolches Aufflammen und Lautwerden der innern Freudigkeit vor einem nahen äußern Unglück gehört zu jenen prophetiſchen Aeußerungen des von oben her ſtammenden Geiſtes in uns, welche hoch über dem vergänglichen Leid der Erde von den Freuden der Ewigkeit zeugen, die aus dem vergänglichen Leid hervorkeimen ſollen. Wie jenes verſiegelte Buch uns bezeugt, ſo feiert eine Welt der Himmliſchen ſchon ihre Triumphe, wenn über die Mächte und Kräfte der Erde ein Ungewitter der vielfachen Noth und der Vernichtung ſich zuſammenziehet und entladet.

Die Gefahr eines nahen Umſturzes der beſtehenden äußern Ordnung in Frankreich war allen tiefer Blickenden nicht verborgen geblieben, namentlich hatte auch die Herzogin von Orleans ſie erkannt. Mit Recht zwar hatte ſie in ihren Briefen an einige ihrer einflußreichſten Freunde und an ihre Verwandten in Deutſchland dem in einigen öffentlichen Blättern auftauchenden Gerücht widerſprochen, als habe ſich ihr Verhältniß zu der königlichen Familie ſeit dem Tode ihres Gemahles ungünſtiger geſtaltet, als ſey ſie in dieſer minder geliebt als bei ſeinem Leben. Denn ſie wurde von Allen nach wie vor »wie auf Händen der Liebe getragen«. Dennoch hatte Ludwig Philipp, ſeinem Volke gegenüber, mit dieſem ſeinem Sohne einen Bürgen für das allgemeine Wohl der Zukunft verloren und in entſcheidenden Augenblicken an ihm, in ſeiner Gemeinſchaft mit der geiſtvollen Gemahlin, einen Rathgeber und Warner, welcher manche Schritte, zu denen ſich der königliche Vater durch ſeine eigene, wie fremde menſchliche Klugheit verleiten ließ, einen mäßigenden Einhalt that, und ihm die Augen über die Folgen mancher unzeitigen Hartnäckigkeit öffnete. Doch die ausführliche Beſchreibung der verhängnißvollen Ereigniſſe der Februar Revolution in Frankreich, kann hier nicht unſere Aufgabe ſeyn, ſondern ſie gehört ganz der allbekannten politiſchen Geſchichte an. Selbſt aus den öffentlichen Berichten über die äußeren Vorgänge der Schreckenstage läßt ſich ſchwerlich das Richtige feſtſtellen, weil kein einzelner Augenzeuge das Ganze wahrnehmen konnte, weil auch Jeder etwas Anders als das ihm Wichtigſte auffaßt und wiedergiebt. Nur über Einen Punkt konnte auch bei den verſchiedenſten Zeugen niemals eine verſchiedene Auffaſſung ſtattfinden: das war die Anerkennung der Geiſtesgegenwart und des Muthes, den die Herzogin von Orleans in dieſer Zeit der ernſten Entſcheidung erwies. Das ſind Züge, welche weſentlich das Lebensbild ergänzen, mit dem wir in dieſen Blättern uns beſchäftigen.

Am Morgen des 24. Februar fand die ganze königliche Familie ſich in dem gewohnten Zimmer der Tuillerien verſammelt; kein einziges ihrer Mitglieder hatte die Nachtruhe geſucht. Der König aufrecht, unbeweglich, ſchweigend, empfieng die Miniſter und begab ſich mit ihnen in das anſtoßende Zimmer, wo er die verhängnißvolle Abdankungsacte unterzeichnete und dann ſogleich mit der ganzen Familie, außer der Herzogin von Orleans ſammt ihren Kindern, und dem Herzog von Nemours die Tuillerien verließ. Der Graf von Paris, den er zu ſeinem Nachfolger erklärte, rief mit Heftigkeit aus: »ich will es nicht, ich will es nicht« und klammerte ſich an ſeinen treuen Lehrer Regnier. In der Regentſchaft der Herzogin von Orleans ſchien jetzt noch die einzige Rettung des Thrones zu liegen, aber dieſes Beſänftigungsmittel kam zu ſpät; was man nur für einen Aufſtand hielt, das war bereits eine vollſtändige Revolution.

Die Herzogin von Orleans begab ſich in den Thronſaal, mit ihrem älteſten Sohne, in der Erwartung, daß hier die Anerkennung deſſelben erfolgen werde. Sie wartete hierauf vergeblich und entſchloß ſich in die Deputirtenkammer zu eilen, in Begleitung des Herrn Dupin, des nachmaligen Vertheidigers der Eigenthumsrechte der Familie Orleans gegen Louis Napoleon. Dies war ein Glück, denn bereits drangen die Meuterer in Menge in den Pavillon, genannt de l'horloge, um den Palaſt zu plündern. Die treue Kammerfrau der Herzogin, eine Deutſche, die mit derſelben nach Frankreich gegangen war, erwartete mit ein oder zwei andern Frauen und dem lutheriſchen Pfarrer Bernd, welcher zur Hülfe herbeigeeilt war, den Befehl der Herzogin ihr zu folgen, als die Plünderer auch bereits bei ihr eindrangen. Sie öffnete einen Auszug, um noch etwas Wäſche heraus zu nehmen, als mit ihr zugleich ſchon ein Menſch mit aufgeſtreiften Aermeln, die Piſtole zwiſchen den Zähnen haltend, in die Komode griff und ein Paket Battiſttücher in ſeine Blouſe ſteckte. Mit Gefahr ihres Lebens gelangten dieſe wenigen Perſonen des Gefolges durch die aufgeregte Menge bis zum Hauſe des Paſtor Berny, wo ſie warteten bis ſie wußten, wohin ſie der Herzogin zu folgen hatten. Dieſe aber war von dem Volke, deſſen Gedräng ſie, mit ihren Kindern an der Hand, zu Fuß durchſchritt, mit lauten Freuderufen begrüßt worden, was ihr als ein gutes Zeichen für das Gelingen ihres Unternehmens erſchien. Der Ausdruck des Schmerzens beim Abſchied von dem fliehenden König war wieder, wie Berny bezeugte, den Zügen der ſtillen Ergebung und eines feſten, unerſchütterlichen Muthes gewichen; es war ein Anblick von erhebender Art, deſſen Eindruck der theilnehmende Mann niemals aus der Erinnerung verlor.

Die Herzogin trat in die laut und heftig bewegte Verſammlung der Deputirtenkammer. Mehrere Reden zu Gunſten der Anſprüche des Grafen von Paris wurden gehalten. Da drängte ſich eine rohe Horde der Blouſenmänner, mit Waffen aller Art, in den Saal herein, und einer oder mehrere von ihnen zugleich feuerten ihr Gewehr nach dem Präſidenten Sauzes ab. Dieſer mußte jetzt dem Advocaten Cremieux weichen, der eine Rede im Sinne der rothen Republik hielt, während die Gewehrfeuer von allen Seiten ſich kreuzten. Cremieux hatte Etwas auf einen Zettel*) geſchrieben und auf dem Bajonetſpieße eines National-

---

*) Der Zettel enthielt Winke über das, was die Herzogin zum Volke ſprechen ſollte, ſie aber wollte nicht den Eingebungen eines Cremieux, ſondern den eigenen folgen.

Gardiſten der Herzogin gereicht, die jedoch das Papier zerknitterte und auf den Boden warf. Einige Male verſuchte ſie zu reden, es war bei dem furchtbaren Lärm unmöglich. Da ließ ſie ſich von mehreren Deputirten der Linken, denn andere konnten ihr jetzt keine Hülfe gewähren, hinausführen, was nicht ohne Gefahr war. Der Herzog von Nemours war ſeiner Schwägerin zur Seite geblieben, während ſeine Familie mit dem Könige floh; er mußte die Kleidung mit einem Nationalgardiſten wechſeln, um zu entkommen und den Seinigen folgen zu können. Ein anderer, treuergebener Nationalgardiſt nahm den Grafen von Paris in ſeine Arme, ein dritter den kleinen Prinzen Robert; ſo durchſchritt man, gepreßt von allen Seiten, die tobende Menge. Während eines Augenblickes ſah die Herzogin ſich von ihren Kindern getrennt, welche ſie angſtvoll riefen, bald aber erblickte ſie dieſelben wieder auf den Armen ihrer Beſchützer. War auch dies nur ein kurzer Augenblick, ſo war er doch furchtbar, eben ſo wie jener, in welchem ſie eine blutige Hand dem Grafen von Paris in das Geſicht greifen ſah. Gedungene Mörder, ſo ſagt man, ſtanden an dem einen Ausgang der Kammer, an welchem man die Herzogin erwartete, ſie aber hatte, geleitet von einer unſichtbaren Hand, einen andern Ausgang gewählt. Der Nationalgardiſt reichte den Grafen von Paris dem unten in dem Volkshaufen angſtvoll harrenden Kammerdiener.

Man führte jetzt Mutter und Kinder nach dem Hotel des Invalides, wo ſie mehrere Stunden verweilten und wo der kleine, kranke Herzog von Chartres auch noch mit ſeinem Erzieher in einem Bodenkämmerchen des Portiers verborgen blieb, bis er zur Frau von Mornay gebracht werden konnte, der Tochter des Marſchall Soult und Gemahlin des treuergebenen Freundes des verſtorbenen Herzogs. Mornay war es auch, welcher immer in der Deputirtenkammer anweſend, damals die Schritte der Herzogin mit ſeinem Rathe leitete. Bei einer dieſer Berathungen ſoll der Graf von Paris ausgerufen haben: »Mama, Mama, laß uns Paris nicht verlaſſen.« — — Die Herzogin habe einen Augenblick geſchwankt, glaubend eine höhere Eingebung aus dem Munde des Kindes zu vernehmen, aber ihre treumeinenden Freunde zwangen ſie faſt ſich zu retten.

Von dem Hotel des Invalides hatte ſie ſich bald zur Frau von Monteſquieu, ihrer erſten Dame, begeben, in deren Kutſche und mit deren ſicherm Kutſcher ſie bei Nachtzeit, unter Herrn von Mornay's Schutz, mit dem Grafen von Paris nach einer kleinen Beſitzung der Familie Monteſquieu ſich flüchtete, wo ſie zwei Tage verweilte, bis der Herzog von Chartres ihr folgen konnte und Mornay die nöthigen Päſſe beſorgt hatte auf ſeinen und der Seinigen Namen. Der treue Regnier, der als Kammerdiener angegeben war, ſaß auf dem Bock.

In der Nacht vom 26. auf den 27. Februar (Sonnabend zum Sonntag) traten die hohen Flüchtlinge ihre ſchwere, traurige Reiſe an. Ein ſtrömender Regen hinderte ihr Erkennen in Verſailles; in Amiens ruhte man in der nächſten Nacht, gieng dann am 28. mit der Eiſenbahn über Lille weiter. In dem Waggen, welcher an jenen anſtieß, den die Herzogin mit ihren Kindern und drei Perſonen ihres Gefolges einnahm, ſaßen die Abgeſandten der Republik, welche dieſe in den nördlichen Departements ausrufen ſollten. Ob dieſe die Fliehenden wirklich nicht erkannten oder nur nicht erkennen wollten, das bleibt ungewiß. Jenſeits Lille ſah man ſich bald innerhalb der belgiſchen Grenze, im Lande des treu befreundeten Königes Leopold in Sicherheit. Wie wohl that die Ruhe der Nacht in Verviers. Von hier ſchrieb die Herzogin an ihre theure Mutter Auguſte; bat dieſe zu ihrem Troſt zu ihr in das Exil zu kommen. In dieſem Briefe hatte ſie nach dem Namen der Orlean'ſchen Familiengruft als Gräfin von Dreux ſich unterzeichnet. Sie hatte Ems zu ihrem vorläufigen Zufluchtsorte beſtimmt, dahin kam ſie am 1. März, und dahin eilte in möglichſter Schnelle die Mutter aus Ludwigsluſt, in Begleitung ihres Hofmarſchals von Rantzau, demſelben, der vor 9 Jahren Augenzeuge des glänzenden Einzuges der geliebten Prinzeß in Frankreich geweſen war. Der edle Mann, welcher die theure Fürſtin ſeit ihrer früheſten Kindheit gekannt und geliebt hatte, wurde von dem jetzigen Wechſel ihres Schickſals ſo ſchmerzlich tief ergriffen, daß er ſchwer erkrankte, zur großen Sorge für die Herzogin, welche über der Gefahr des treuen Hausfreundes ihres eigenen Kummers vergaß.

Die Begleiterin der Frau Erbgroßherzogin: Fräulein Clara von Sinclair, beſchreibt in einem Briefe das Zuſammentreffen der Mutter und Tochter in Ems. Der Zug, welchen ich hier aus jenem Briefe mittheile, führt uns in lebendiger Weiſe in die damalige äußere wie innere Lage der hohen Verbannten ein.

„Ich ſehe ſie noch vor mir, blaß aber voller Kraft und Gottesvertrauen oben ſtehen an der Thür, als wir am 8. März in Ems ankamen. — Ich ſah ſie, wie ſie die Mutter, die ſie ſo ſehnſüchtig erwartete, umſchlang. — Wie ſtand ſie da ſo hehr, ſo rührend. — Es iſt mir immer, als blickte ich in ein Heiligthum, wenn ich mir dieſe ſtillen Wochen in Ems wieder vor die Seele rufe. — Es fehlte an allem, faſt Nothwendigen; aber wie erhaben über alle dieſe Dinge und ihre Entbehrungen war die geliebte Prinzeß. Wie wollte ſie alles noch mehr vereinfachen und auf

Alles, was nicht unumgänglich nöthig war, verzichten. So bleibt mir unvergeßlich, wie ſie eines Abends ganz heiter zu mir ſagte: »Clara wir wollen uns heute etwas zu Gute thun, wir wollen Thee trinken.« (Der Thee war nämlich aus der Hausordnung geſtrichen.) Ich eilte Thee zu beſtellen und die geliebte Herzogin in ihrer kindlichen liebevollen Weiſe freute ſich förmlich darauf und wollte, daß Herr Regnier und ſein College mit trinken ſollten. Sie ſchickte mich dieſe zu holen; aber mit ihrem Zartgefühl und Takt wollten ſie nicht von der Güte der theuern Herrin Gebrauch machen. Da kam dieſe ſelbſt und ſie mußten ihr folgen. O das waren Stunden, die ſich nicht mit Worten wiedergeben laſſen, die man nur in tiefſter Seele empfinden und bewahren kann.« —

Auch damals war ſie »nicht unglücklich«, dieſe Aeußerung ihrer hohen Mutter hat gewiß eine große Wahrheit. —

Auch nach andern Seiten hin bezeugte ſich an ihr das liebevolle Gemüth, welches die fremde Noth und Sorgen nur deſto lebendiger mitfühlt, wenn es von eigenen Kümmerniſſen gebeugt iſt. So ſpricht ſich in einem Briefe an mich aus Ems ihre Sorge aus für den jungen Deutſchen aus München, den ich ihr nach S. 147 zu dem Dienſt bei dem Prinzen Robert, dem Herzog von Chartres empfehlen hatte. Zugleich ſpiegelt ſich in dem Inhalt des ganzen Briefes die damalige Stimmung ihres Gemüthes ſo deutlich ab, daß ich ſchon deßhalb ihn hier mittheile.

Ems, April 1848.

Theurer, verehrter Profeſſor!

Ich habe ſeit den Tagen des Sturmes, den Gott über mein theures Frankreich geſchickt, wohl gefühlt, daß Ihre Gedanken und Gebete mich begleiteten, auch dachte ich, es werde zu mir wohl einmal ein Wort Ihres treuen Angedenkens gelangen. Ich hoffe dies auch jetzt noch, denn an Ihrer Theilnahme werde ich nie zweifeln. Iſt doch die meinige ſtets recht innig und treu — und habe ich mit mancher Beſorgniß an die Bekümmerniſſe gedacht, die Sie in den letzten Zeiten gewiß empfunden haben werden*). — Dieſe Beſorgniſſe möge Gott ſtillen — wohl kann ich es hoffen, denn es ſcheint Ihrem König Max recht ernſt am Herzen zu liegen die große Aufgabe zu löſen, welche in ſo verhängnißvoller Zeit ihm anheimgefallen iſt. Meine Gebete und Wünſche ſind für ihn und ſeine treue Gemahlin.

Ich ſchreibe Ihnen heute, theurer Profeſſor! in dem Anliegen des vortrefflichen Mannes, den Sie mir in glücklicheren Zeiten als Kammerdiener meines jüngſten Sohnes empfohlen hatten und der in dem Augenblicke der Revolution, als ich mein geliebtes Paris verlaſſen mußte, von mir getrennt wurde und einige Tage darauf in ſeine Heimath zurückgekehrt iſt, da es mir leider unmöglich war ihn in der jetzigen Lage in dem Dienſt zu erhalten, den er mit ſo großer Treue und ſo einſichtsvollem Eifer erfüllt hatte. Ich habe ihm verſprechen laſſen, ich würde Ihre Güte in Anſpruch nehmen und Ihre Aufmerkſamkeit auf ihn lenken, um ihm wo möglich eine andere Stelle aufzufinden. Wenn Sie in meinem Namen der theuren Gräfin Gravenreuth und vielleicht, wenn es Ihnen möglich, der Königin Marie ein Wort darüber ſagen, ſo iſt vielleicht für den guten, vortrefflichen Preſtele etwas zu hoffen. Während der zwei Jahre, die er meinem Kind gewidmet, hat er ſich mit außerordentlicher Treue, Einſicht und Tüchtigkeit benommen, und es iſt mir ein wahrer Verluſt, ihn nicht fernerhin bei demſelben zu ſehen. Es iſt mir auch eine wahre Bekümmerniß, nicht fernerhin für ſein Loos ſorgen zu können. In dem unermeßlichen Unglück, welches unſere Familie betroffen, iſt das eine der bitterſten Empfindungen, ſo vielen treuen Dienern nicht mehr die alten Dienſte lohnen zu können. — Es iſt das Herbſte nächſt dem Gedanken an die Zukunft unſerer Kinder! — Doch Gott, der ſo großes Leid über uns verhängt, wird auch helfen und weiter führen!

---

*) Die Herzogin deutet auf die damaligen Unruhen in München hin und auf die Thronbeſteigung des Königes Maximilian II.

— — Wenn Sie mir eine Antwort geben können, ſo bitte ich Sie, dieſelbe unter die Adreſſe meiner Mutter zu legen, welche in dieſem Augenblick mit mir in Ems iſt, wo wir in großer Stille leben, bis uns die Badegäſte vertreiben werden. Wir wohnen im Hotel d'Angletere. Leben Sie wohl, theurer Profeſſor. — Ihrem Andenken, Ihrem treuen Gebet empfehle ich Alles, was mir theuer —

Helene.

Die Republik ſchien ſich zu befeſtigen, und vor der Hand keine Ausſicht zur Rückkehr nach Frankreich zu ſeyn. Auch Ems hörte auf ein verborgenes Aſyl zu ſeyn; es füllte ſich mit Badegäſten und zugleich mit läſtigen Beobachtern. Da wählte ſich die Herzogin von den verſchiedenen Zufluchtsſtätten, die ihr angeboten waren, wie Ludwigsluſt vom Großherzog von Mecklenburg, Würzburg vom König von Bayern, Eiſenach aus, wo ihr der Großherzog, ihr Oheim, einen Theil des Schloſſes einräumte. Dahin zog ſie mit ihrer nächſten Umgebung, zu welcher ſchon in Ems Herr Courgeon, der Lehrer des Prinzen Robert, und einige Diener gekommen waren. Nach Eiſenach kamen jetzt auch jene Herren und Damen ihres früheren Hofes, um hier abwechſelnd Wochen ja Monate lang ihre Dienſte, ſo wie vorher in den Tuillerien, in Neuilly und Eu zu thun. Namentlich die Marquiſe de Vins, Vorleſerin der Frau Herzogin und Herr Boismilon, der Erzieher des Herzogs von Orleans und nun Rathgeber bei der Erziehung der Söhne deſſelben, verließen die Herzogin nie mehr bis zu ihrem Tode. So entſtand eine förmliche franzöſiſche Colonie in Eiſenach, man behielt da ganz die franzöſiſche Lebensweiſe bei; denn die Prinzen ſollten durch Umgebung und Gewohnheiten immer Franzoſen bleiben, weil die Herzogin ſelber ihren damaligen Zuſtand für einen bald vorübergehenden hielt. Während ſie jedoch bei der Erziehung des Grafen von Paris den künftigen hohen Beruf deſſelben für Frankreich im Auge behielt, verkannte ſie nicht die Vortheile, welche beiden Kindern das Exil in Eiſenach gewährte. Dieſes brachte ſie dem gewöhnlichen Leben viel näher als ihre frühere Stellung an den Stufen des Thrones; ſie traten in geſelligen Verkehr mit Menſchen der verſchiedenſten Klaſſen, lernten die Geſchäfte, das Thun und Treiben der bürgerlichen Berufsarten kennen und nahmen Intereſſe daran. Die Herzogin hatte Herrn Regniers Frau und beide Söhne nach Eiſenach kommen laſſen, die letztern waren durch gleiches Alter und gleiche geiſtige Bildung eine ſehr erwünſchte Geſellſchaft für die beiden Prinzen, deren Mutter auch hier, wie in verjüngter Kraft auflebte. Denn die geſunde, herrliche Gegend, das künſtleriſche Intereſſe, das die Erneuerung und innere maleriſche Verzierung der Wartburg erregte, die Nähe von Weimar, dem Wohnſitz ihrer Verwandten, die Geſelligkeit, welche hinreichte, um ſich nicht einſam zu fühlen und doch nicht ſo groß war, um angreifend zu werden, gaben Eiſenach einen eigenthümlichen Reiz. Auch fand ſich, was der Herzogin von ganz beſonderem Werth für ihre beiden Söhne war, eine katholiſche Kirche in der Stadt, an welcher ein ſehr würdiger, wahrhaft gläubiger Prieſter ſtand.

Wer noch unlängſt vorher, in Paris, die ſeltene Fürſtin im Glanz ihres Königshauſes, wie in ihrem Thun und Wirken geſehen, der mußte wohl mit der Menge, deren Augen auf ſie gerichtet waren, die Bewunderung theilen, die ihrem hohen Geiſt gebührte. Nicht minder hoch, ja noch höher ward aber dieſes Gefühl der Bewunderung, wenn er dieſen Geiſt, entkleidet von jener äußern Herrlichkeit, hier in Eiſenach, in der Friſche ſeiner natürlichen Lebendigkeit ſich bewegen ſah. Der Edelfalke des Schach Beheram Gour, des großen Jägers, war wohl prächtig anzuſchauen, wenn er im Schmuck der goldenen Ringe auf der ſilbergepanzerten Fauſt des Schach, dieſer aber auf ſeinem edlen Roſſe ſaß; mehr jedoch bewunderte das Auge der Jäger den herrlichen Vogel, wenn derſelbe ohne ſeine goldene Krone, ohne ſeine Ringe und Schellen, frei, mit der Leichtigkeit des Windes in die Wolken ſtieg, oder in ruhiger ſchwebendem Fluge die Zinnen der Felſenwarte umkreiste.

20. Die Zeugniſſe aus ſicherſter Quelle.

Dieſe ſind wohl vor allen in den eigenhändigen Briefen der Herzogin zu finden, welche ich von ihr aus den verſchiedenen Stationen ihrer Verbannung erhielt. Ich theile hier nachſtehend vorläufig den erſten mit, den ſie mir aus Eiſenach ſchrieb.

Eiſenach, 10. Juni 1848.

Aus dem durch die deutſche Synode recht ſtürmiſch gewordenen Eiſenach ſchreibe ich Ihnen, verehrter Profeſſor; aus dem Aſyl der heiligen Eliſabeth und des treuen Luther, wo Ihr Brief mit dem freundlichen Winke mich erreicht hat. Wenn ich nicht früher dankte, ſo war es, weil meine Zeit mit unendlich vielem Schreiben beſetzt iſt, und ich im Grunde nicht gern das wunde Herz und den erregten Geiſt in der leichten Briefart gebe, und von der andern Seite es mir ſchwer wird, Ihnen gegenüber, von Nebenſachen zu reden, während die großen Gedanken der Zeit uns beide ſo ausſchließlich in Anſpruch nehmen. Doch ſoll mich dieſer Grund nicht länger in den Schein der Undankbarkeit ſtellen. Laſſen Sie mich Ihnen ſagen, wie ſehr mich Ihr Wort rührt und wie lieb und wohlbekannt mir darin der freundliche Rath erſchien, in den angegebenen Städten Bayerns ein Aſyl zu ſuchen. Es war auch dies mein erſter Gedanke; ich hatte an Würzburg, an Bamberg, an Nürnberg gedacht — doch erhielt ich, als ich noch ſchwankte, eine väterlich liebevolle Einladung meines Oncles hieher und nahm ſie mit gerührtem Herzen an. Fürs Erſte habe ich mein Zelt unter dieſem Familienſchutze aufgeſchlagen und fühle mich hier ſo heimlich, als ſich Verbannte fühlen können — auch finde ich das Land ſo ſchön, als es weinenden Augen erſcheinen kann und finde die Liebe ſo wohlthuend als es einem zerſchlagenen, ſich nach dem Vaterland ſehnenden Herzen wohlthun kann. Die Nähe meiner theuern Mutter iſt mir ein Troſt, ein Vorbild finde ich in ihrem frommen, edlen Sinn; in der frohen, friſchen Lebensfreude meiner Kinder finde ich eine Bürgſchaft der Zukunft; alſo ſollte ich das Weh im Herzen ſtillen; doch das kann nur Gott — und von Ihm erwarte ich es auch und will mich in blindem Glauben Ihm übergeben. Wiſſen wir denn was uns der nächſte Tag bringt? warum ſollen wir uns denn quälen?

Sagen Sie meiner Couſine Marie wie mich die glückliche Geburt ihres Kindleins erfreut und empfehlen Sie ihr immer angelegentlich meinen treuen Preſtele an. — Sein Unterkommen wäre für mich ein großer Stein vom Herzen: er verdient es. Zwar fühle ich wohl, daß es ſchwer iſt, darum will ich auch nicht zudringlich ſeyn.

Grüßen Sie den braven Bourgaing, wenn Sie ihn ſehen ſollten und ſeine Frau. Ich erinnere mich noch mit Wehmuth ihres Beſuches in Eu! Gott, welche Kluft liegt zwiſchen damals und jetzt.

Gott ſchütze Sie und gebe Ihnen und Ihrer theuern

Hausfrau noch ſchönere, ſüßere Tage als die jetzigen! Ihrer treuen Fürbitte empfehle ich meine Kinder und mich. Mit alter Anhänglichkeit

Helene.

Zu gleicher Zeit mit dem vorſtehenden erhielt ich einen Brief von einer hohen Augenzeugin des Familienlebens in Eiſenach. Dieſe beſchreibt in lebendigen Zügen die beiden Prinzen: den 10jährigen Grafen von Paris, hoch und ſchlank von Wuchs, in ſeinen Bewegungen graziös, in ſeiner Haltung geſetzt, in ſeinen Aeußerungen ſinnig, von beſonnenem Urtheil, leichter Faſſungskraft. »Sein Lehrer (Regnier), dem er mit voller, kindlicher Liebe zugethan iſt, beſitzt alle die Gaben, welche die günſtigſte Entwicklung des Prinzen befördern können; er klettert mit ſeinem Zögling auf den Bergen herum, läßt dieſen Blumen pflücken und trocknen, welche dann nach Paris geſendet und dort von Herrn Germain, welcher dem Prinzen Botanik lehrte, mit Namen verſehen werden. Ein Menſchenkenner, welcher dem Grafen von Paris in ſeine dunkelblauen Augen und das wohlgebildete Angeſicht blickte, in welchem die Züge von Gutmüthigkeit mit denen des Ernſtes und Verſtandes gepaart ſind, würde in dieſem Kinde eine mehr denn gewöhnliche Erſcheinung anerkennen.«

»Der 8jährige Robert, der ſich gern noch Robertchen nennen läßt, iſt auch für ſein Alter ziemlich groß, allzeit in ſo munterer Bewegung, daß mir eine ſolche Lebendigkeit noch gar nicht vorgekommen iſt. Am Willen wie an Verſtand entwickelt er ſich in erfreulicher Weiſe. Seine Stimme iſt von durchdringender Kraft, die klugen, blauen Augen beherrſchen die feinen Züge, welche in verjüngtem, zartem Maaßſtabe an die Züge der Großmutter Königin erinnern.«

Die Liebe beider Kinder zu ihrer Mutter iſt rührend und wohlthuend. Was könnte ihr ſonſt das Leben erträglich machen. —

— An die beiden vorſtehenden Briefe der Herzogin von Orleans aus Ems und Eiſenach ſchließt ſich ſeinem Inhalte nach der hier nachſtehende Brief an, aus dem ich mehrere Stellen mittheilen will.

Eiſenach, 6. März 1849.

Schon lange wollte ich Ihnen danken, verehrter Profeſſor, für den ſo theuer werthen Brief, welchen ich im November v. J. von Ihnen erhalten, und der eine Einlage für meinen älteſten Sohn enthielt, die ihn ſehr gerührt und erfreut hat — welche auch ein Büchlein begleitete, welches wir gerade jetzt, in den deutſchen Stunden, die ich ihm gebe, mit großem Eifer ſtudiren. Es liegt aber auf meinen Schultern eine ſolche Correſpondenzlaſt, daß es mir unmöglich iſt, ſtets jeder Pflicht der Art nachzukommen, und ſo kam es, daß ich einen zweiten Brief von Ihnen erhielt, welchen ich ebenfalls ſpäter beantwortete, als ich es gewollt. — — —

(Hierauf ſpricht ſich abermals die Sorge für das Unterkommen des oben erwähnten treuen Dieners ihres jüngſten Sohnes aus und zugleich die dankbare Anerkennung deſſen, was bereits durch die huldvolle Verwendung der Königin Marie für denſelben geſchehen ſey).

Der Brief, welchen Sie ſo gütig waren meinem kleinen Paris zu ſchreiben, hat ihn ſehr intereſſirt und erfreut. Seit ſeiner zarteſten Kindheit kennt er Sie wie man eine goldene Kinderſage kennt — das Stäbchen vom feurigen Buſch, die Roſe von Saron, der Bull Bull, der leider bald verſchieden, endlich Ihre Naturgeſchichte und ſo manche Erzählungen, welche ich ihm von Ihnen mitgetheilt, haben Sie mit ſeiner Kinderſeele in Verwandtſchaft gebracht. — Ein Brief nun von dem unſichtbaren Freund war ihm wie ein Wunder aus der Feenwelt, — die vielen herrlichen Schriften, die Sie ihm empfehlen, werden allmählig ſeine Freude ausmachen. Schon liebt er ſeinen Plutarch ſehr und kennt ihn faſt wie ſeinen Katechismus; am Beiſpiel der großen Männer kann er allein ſich jetzt emporrichten! In dieſer Zeit, wo die Menſchheit ſo tief geſunken, muß man wohl in die Vergangenheit blicken, um nicht den Glauben an die Menſchen zu verlieren. Möge er beßere Tage erleben, wenn die Stürme ausgetobt haben, die uns jetzt umgeben. Meine Mutter, neben welcher ich in dieſem Augenblick ſchreibe, grüßt Sie aufs Herzlichſte. Wie oft reden wir von Ihnen mit einander und wünſchten wohl einmal einen Beſuch des Pilgers in der thüringiſchen Einſiedelei.

Viele Grüße der lieben Hausfrau. Wenn Sie noch mit der Familie B**** in Berührung ſtehen, ſo laſſen Sie ihr meine beſten Grüße zukommen. Gott befohlen. Auf Ihre alten Geſinnungen rechnend unveränderlich die alte bekannte

Helene.

Allerdings laſſen uns ſchon die vorſtehenden Briefe einen erfreulichen Blick in das äußere wie innere Leben der Herzogin zu Eiſenach thun. Doch gab und giebt es Zeugen, welche dem Haushalt in der friedlichen Zufluchtsſtätte der hohen Verbannten noch ungleich näher ſtanden. So weit es ihr möglich war, ſuchte die Herzogin in ihre neue Wohnung den Geiſt und die Hausordnung der Friedensburg in Ludwigsluſt einzuführen. Wenn ſie mit ſich oder mit den Nächſt-Ihrigen allein war, da konnte man öfters die Geſpräche und wohl auch die Lieder hören, an denen ſich der geſellige Kreis in der Friedensburg erfreut hatte. Ein Lied beſonders iſt in dieſer einheimiſch geweſen, zu dem man den Text in einem lieben, köſtlichen Buche: in J. M. Sailers Fenebergs Leben fand. Das Lied hatte nicht allein einen tiefen Eindruck hinterlaſſen, ſondern das Verlangen geweckt es laut zu ſingen. Man erfand ſich deßhalb eine Melodie dazu, nach welcher es auf dem Clavier geſpielt und von dem Chor in der Friedensburg gern und oft geſungen wurde. Man kann wohl ſagen, daß kaum einer andern Sängerin in dieſem kleinen Chor die Worte des Liedes ſo zu Herzen giengen und beim Geſang ſo tief, ſo wahr aus dem Herzen kamen, als der Prinzeß Helene. Schon daheim, als Jungfrau, wie in mancher ernſten Stunde in Paris, noch mehr in der Filial-Friedensburg zu Eiſenach ſang ſie es gern, denn ſie hatte jetzt die volle treue Wahrheit des guten Feneberg-Liedes in kräftig beruhigender Weiſe an ihrem Herzen erfahren. Andere Seelen aber, welche die rechte, wahre Liebe und den Zuchtmeiſter der Liebe, den Schmerz kennen, werden mit gleichem Wohlgefallen die treue Wahrheit des Liedes aus dem bayeriſchen Hochland erkennen. Es iſt weniger bekannt, als es zu ſeyn verdient; ich ſetze es deßhalb hieher:

Kreuz und Liebe.

Liebe und ein Kreuz dazu,
Schafft dem Chriſtenherzen Ruh.
Ohne Schmerz täuſcht Liebe ſehr;
Kreuz iſt ohne Liebe ſchwer.

Kreuz bei Liebe zeigt, wohin
Gehen ſoll des Chriſten Sinn:
Dringt dahin, daß er nichts mein'
In der Lieb', als Gott allein.

Iſt die Liebe nur allein,
Ohne Kreuz und ohne Pein,
Dann verrückt ſie den Verſtand,
Und wird Wahnſinn oder Tand.

Liebe ohne Kreuz wird blind
Und verführt wohl gar zur Sünd,
Aber Kreuz treibt ſtets zu ſeh'n
Ob wir auch noch ſicher ſteh'n.

Iſt das Kreuz ſo ganz allein,
Fühlt der Leidende nur Pein;
Kommt nicht Liebe in ſein Herz,
O, ſo brennt zu ſehr der Schmerz.

Jede Laſt iſt ihm zu ſchwer,
Jedes Joch drückt ihn zu ſehr;
Er fühlt keine Kraft in ſich,
Und verſinket jämmerlich.

Aber Liebe giebt ihm Kraft,
Frohen Sinn wie Muth, und ſchafft,
Daß er leidend Wunder thut,
Und am Kreuze liebend ruht.

O, ſo gieb mir, lieber Herr!
Ich verlange ſonſt nichts mehr —
Liebe und ein Kreuz dazu,
Und ſo meinem Herzen Ruh.

Nun, die Bitte, welche der letzte Vers des ſchönen Liedes ausſpricht, iſt, ſo meine ich, an der Herzogin Helene von Orleans ſo reichlich und vollſtändig in Erfüllung gegangen, als wohl an wenig andern Menſchen. Darum iſt ihr jenes Lied wie zu einer Art von Looſungswort in ihrem Leben geworden, eben ſo wie ein anderes vom ſeligen Biſchof Spangenberg, das ſie wie ein Schild oder Amulet an ihrem Herzen trug, wenn der oftmals ſehr ſchlüpfrige Weg der Weltklugheit ihr mit Gefahren drohte, auf den ſie durch ihre politiſche und kirchliche Stellung geführt wurde. Das Lied heißt: »Heil'ge Einfalt, Gnadenwunder« und iſt, eben ſo wie das vorhergehende von Feneberg in Knapps reichem Liederſchatz aufgenommen. Es wurde in der alten (wie in der neuen) Friedensburg oft zum Abendſegen wenigſtens noch geleſen.

So ſchloß man dann auch in Eiſenach nach vollendetem Werk des Tages ſeine Augen in Fried und Ruh und that ſie beim Erwachen am andern Tage in derſelben friedlichen Stimmung dem Morgenlichte wieder auf.

21. Tröſtungen und neue Schmerzen.

Ehrend und erfreuend zugleich mußte der Herzogin von Orleans ein Beweis der allgemeinen Achtung ſeyn, den ihr das Volk von Paris ſelbſt in den Tagen des Tollrauſches der Februar-Revolution gegeben hatte. In die meiſten Abtheilungen der Tuilerien, ſogar in einige der Räume, darin die Dienerſchaft der Herzogin ſich aufhielt, waren (nach Seite 194) die Plünderer eingedrungen; die eigentliche Wohnung aber der Herzogin: die Gemächer im Pavillon Marſan hatte man nicht nur verſchont, ſondern als Zeichen der Hochachtung Kränze an die Thüren gehangen. Ihre Kammerfrau konnte ſpäter dahin ziehen und mit Hülfe treuer Freunde den ganzen unverletzt gebliebenen Inhalt der Zimmer und ihrer verſchließbaren Behältniſſe ausräumen. Was hiezu geeignet war, das ſendete man nach Eiſenach, für andere, ſchwerer fortzuſchaffende Gegenſtände wurde ein Zimmer in der Stadt gemiethet, darin man ſie unterbrachte. So verlor die hohe Eigenthümerin nichts von ihren Sachen, und bald ſah ſie ſich in Eiſenach wieder von all den Portraiten, Bildern und andern Gegenſtänden umgeben, welche ihr als Erinnerungen an ihre glücklicheren Tage von höchſtem Werthe waren. Auch ihr Witthum, was man ihr freilich nach wohlverbürgtem franzöſiſchem Rechte nicht nehmen konnte, erhielt ſie ſpäter auf einmal richtig ausgezahlt.

Am Jahrestag der Revolution, den 24. Februar 1849, beſuchte ſie der Marquis von Mornay, und dergleichen liebe Beſuche erhielt ſie damals fortwährend aus Frankreich. Solche für ihr in Hoffnung lebendes Gemüth erfreuliche Scenen des Wiederſehens regten jedoch zugleich den zarten, von ſo vielen Stürmen erſchütterten Körper der Fürſtin ſo mächtig an, daß derſelbe in einem beſtändigen fieberhaften Zuſtand ſich verzehrte. Dennoch, ſo ſehr ein Einfluß der Winterkälte zu fürchten war, konnte ſie ohne Nachtheil den Vergnügungen des Schlittſchuhlaufens als Zuſchauerin beiwohnen, dem ſich ihre Söhne auf dem Eiſe eines Teiches am Fuße der Wartburg hingaben.

Wie ſie ihr theilnehmendes Mutterherz ſelbſt bei ſolchen Uebungen der Glieder zu den beiden Kindern hinzog, ſo noch vielmehr zu jenen höheren Beſchäftigungen und Uebungen derſelben, durch welche das geiſtige Leben geweckt und bekräftigt wird. So ſehr ihr leidender Körper einer längeren Ruhe am Morgen bedürftig war, verſäumte ſie es dennoch nie, die Söhne zu einer Andachtsſtunde zu ſich zu rufen. Aus der Gemeinſchaft des Gebetes giengen Geſpräche hervor, in deren Worte der glaubensfreudige Geiſt der Mutter eine ſolche eindringende Kraft legte daß ihr Segen an den jungen Herzen der Kinder ein unvergänglicher bleiben wird. Die Verſchiedenheit der Confeſſionen der Mutter und ihrer Kinder trat hierbei niemals in ſtörender Weiſe hervor; ſie ſelber war bei dem Religionsunterricht, den der würdige katholiſche Geiſtliche den Kindern gab, eine theilnehmende Zuhörerin und ward hiebei dem Lehrer in ihrer lutheriſchen Feſtigkeit, durchdrungen und erleuchtet von chriſtlicher Milde, ſo verehrungswürdig, daß unter den zahlreichen Nachrufen, zu denen ihr plötzliches Ende den Männern vom geiſtlichen Stande Veranlaſſung gab, kaum einer gefunden wird, welcher tiefer eingehend und anerkennender war, als der jenes katholiſchen Prieſters.

Schon im Sommer 1849 hatte ſie alle ihre Mecklenburgiſchen Verwandten in Leipzig geſehen; im März 1850 kam ſie nach Schwerin und Ludwigsluſt, um dort alle ihr nahe ſtehenden Lieben zu begrüßen. Es war als wären es Gedanken des Abſchiedes von ihren Verwandten, ſowie von dem deutſchen Vaterlande, welche die heimathloſe, ihrem Vaterland ſchon zweimal entfremdete Fürſtin begleiteten auf ihrer damaligen Rundreiſe durch einige ihrer Lieblingsgegenden von Deutſchland. Denn nachdem ſie über Meiningen, mit freundlichen Erinnerungen an die dort bei der herzoglichen Familie verlebten Stunden, in Coburg die theure Schweſter Clementine beſucht und im Kreiſe ihrer Familie Freuden des Wiederſehens genoſſen hatte, folgte ſie gern der Einladung der hohen, geſchwiſterlichen Gaſtfreunde, mit ihnen einen Beſuch in ihrem alten lieben Nürnberg zu machen. Im April 1850 ſah ſie dann mit ihren Kindern die Stadt, welche ihr ſelber ſchon in den Jahren ihrer Kindheit ſo lieb geworden war, führte ſie in die Kirchen, zu den ſchönen Brunnen, zu Albrecht Dürers Haus und ſelbſt in die Fabriken der bleiernen Soldaten, reiſte dann über Würzburg, wo ſie erfreut ward durch die perſönliche Bekanntſchaft des Neffen ihrer mütterlichen Freundin, der Generalin von Both, des Hauptmann von der Tann; ſah mit beſonderem Intereſſe das Muſeum in Frankfurt am Main und fuhr auf dem Dampfſchiff den ſchönen Rhein hinab zur Einſchiffung nach England.

Dorthin zog ſie eine hohe, geheiligte Mutterpflicht, weil damals eben ihr Sohn, der Graf von Paris, im Kreiſe ſeiner ganzen Familie die Weihe des erſten Abendmahles empfangen ſollte. Eine Kapelle in Kingſtreet Portmansſquare gelegen, war zu der Feier beſtimmt. In dieſer Kapelle hatte Ludwig Philipp einſt als verbannter Prinz ſeine Andacht gehalten, damals in jugendlicher Kraft und voller Hoffnungen des Erdenlebens, jetzt wankte er gebeugt von der Laſt der Jahre und ihrer Mühen, geſtützt von dem General Dumas, herein. Ihm folgte die Königin mit feſtem Schritt und klarem Blick. Denn dieſen hatte der Verluſt des äußern Glanzes, an welchen er nie gehangen, nicht trüben können: ein Gott geheiligtes Gemüth ſchaut nicht zurück auf die rauchenden Trümmer des Erdenglückes, ſondern nur vorwärts nach der ſichern Bergungsſtätte der Seele. Hierauf folgte die Herzogin von Orleans mit ihren Kindern und der übrigen Familie. Die ganze Kapelle war gefüllt von Freunden derſelben; 28 Altersgenoſſen des Grafen von Paris nahmen die erſte Bank bei dem Altar ein; man überreichte dem Prinzen ein koſtbares Gebetbuch, das auf dem Altar lag.

Der Abbé Guel war ſchon vor zwei Monaten von Paris gekommen, um dem Prinzen den letzten Religionsunterricht zu ertheilen. Er hielt ſich dieſem auch zunächſt, während der Biſchof, Cardinal Wiſemann aus London die heilige Handlung verrichtete. Welches Auge konnte, ſo berichtet ein Augenzeuge, trocken bleiben, wenn es die Mutter betrachtete, deren thränenſchwerer Blick auf dem Sohne ruhte, als wolle ſie ihn einhüllen in dieſen Blick der Liebe, während er ſo unſchuldig, demüthig und andächtig dakniete. Auch unter den Tönen der Orgel konnte man die Laute des Schluchzens der Anweſenden vernehmen. Selbſt ſeine Amme war zu dieſem Ehrentag des Prinzen aus Frankreich gekommen.

Mehrere Perſonen, welche die königliche Familie ſeit den Tagen des Glückes noch niemals wieder vereinigt geſehen hatten, fanden, daß die Herzogin von Orleans von allen Mitgliedern am wenigſten verändert und gebeugt erſchien. Sie hatte zu dieſem Ehrentag ihres Sohnes ſelbſt in der Kleidung ſich ſo geſchmückt, wie in den Tagen ihres Glückes; der Ausdruck ihres Angeſichtes war ſanft, gütig und geiſtvoll zugleich. Dennoch ſchrieb ſie, im Gefühl ihres damaligen Wohlbefindens, an eine Freundin:

> Man fühlt ſich oft noch ſo jung, ſo theilnehmend, ſo friſch, daß man es gar nicht glaubt, daß die Zehner ſchon ſo weit hinter uns liegen. Doch arbeitet Gott und die Zeit recht tüchtig an uns, und wir könnten wohl mürbe ſeyn. Ach wie iſt doch das Leben ein ſo eigenes Ding und wie iſt das Herz ein noch viel eigneres Ding! Es muß der liebe Gott recht, recht viel Geduld mit uns haben.

Ich nannte vorhin das Gefühl, mit welchem die Herzogin im Jahre 1850 ihre Verwandten und Freunde in Deutſchland noch einmal begrüßte, einige ihrer Lieblingsorte beſuchte, und den Rhein hinabfuhr, ein Gefühl des Abſchiednehmens. So ſpricht ſich daſſelbe in einigen Stellen ihrer Briefe aus, und der Ausgang ihrer diesmaligen Reiſe nach England ſollte wirklich ein Abſchiedsbeſuch der ernſteſten Art ſeyn.

Die zunehmende leibliche Schwäche des Königs Louis Philipp konnte zwar keinem Auge verborgen bleiben, das ihn, namentlich ſeit ſeinem letzten Aufenthalt in England nur etwa monatlich einmal ſahe. Die Seinen jedoch, welche ihn täglich ſahen, bemerkten dieſes nicht ſo. Das Entweichen einer andern Kraft, als die leibliche war: die Kraft jenes Selbſtvertrauens, das ihn 18 Jahre lang unter allen Gefahren und Wechſeln ſeiner Regierung nie verlaſſen, war nicht ſo allmählig, ſondern plötzlich über ihn gekommen, als er am 24. Februar 1848 ſo ſchnell von dem Feld der

Kämpfe entfloh, das für ihn noch keineswegs als ein unwiederbringlich verlorenes erſchien. Nachdem er die langentbehrte erſte Nachtruhe, am Tage ſeiner Flucht, bei den Grabſtätten ſeiner Väter: in Dreux gefunden und noch einige Tage in der Normandie ſich verborgen gehalten, fuhr er am 3. März ruhig in das Land, das ihm ſchon mehrmale Schutz und gaſtfreundliche Aufnahme gewährt hatte: nach England hinüber. Hier wohnte er zuerſt zu Claremont, einer Beſitzung ſeines Schwiegerſohnes, des edlen Königes der Belgier, dann in Richmond. Wer ihn hier ſah, mußte die Ruhe und Würde mit Achtung erkennen, mit welcher dieſer Mann den Wechſel ſeiner Schickſale ertrug. Den Freunden allen, am meiſten ſeiner Familie erwies er ſich fortwährend als theilnehmend liebender Vater. Er ſchied in ſtiller muthiger Ergebung aus dem vielbewegten Leben; nicht mit königlichem Prunk, aber mit theilnehmender Ehrfurcht einer zahlreichen, in der Welt hochſtehenden Menge ward ſein Leichnam in der kleinen Kapelle zu Weybridge beſtattet.

Nicht minder ſchmerzlich, und vielleicht noch unerwarteter ward in demſelben Jahr 1850 die Herzogin von Orleans von dem Tod ihrer theueren ſchweſterlichen Freundin, der Königin Louiſe von Belgien ergriffen.

> »Dieſes Jahr« ſo ſchrieb ſie, »hat mich in einer Weiſe verarmt, daß ich mich oft mit Gewalt aus den drückenden, herzzerreißenden Gedanken erheben muß, um mir noch einige Geiſtesfriſche zu erhalten. Doch genug von mir und meinem Leid. Giebt mir nicht die Königin ein ſo muſterhaftes Beiſpiel der Seelenſtärke und himmliſcher Ergebung? und ſollte ich nicht muthiger mein Kreuz auf mich nehmen?«

Die Herzogin blieb während des Winters bei der trauernden

Familie in England. Die mütterliche Frau Erbgroßherzogin Auguſte ſchrieb von ihr im Januar 1851: »Helene hat Freude an der deutſchen lutheriſchen Kirche in London, wo ein ſie anſprechender Prediger abwechſelnd mit dem 84 jährigen Steinkopf den Gottesdienſt hält«. — Und im Februar deſſelben Jahres theilt ſie mir mit: »Von Helene ſind gute (Geſundheits-) Nachrichten eingelaufen. Ich glaube faſt der Herr hält ſie verborgen und geborgen an ihrem jetzigen ſtillen Ort, wo die Kinder gedeihen. Wie wohlthuend über Alles iſt das Gefühl des Geborgenſeyns. Wer auf dem Krater jenes Vulkanes ſteht, der iſt nicht zu beneiden. Doch giebt es ein noch wünſchenswertheres Verborgenſeyn im Herrn allein.«

Bald aber häuften ſich die neuen Ereigniſſe des Jahres 1851 in Frankreich zu ſo mächtigen Wolken an, daß ſie den heitern Himmel der Herzogin öfters trübten.

> »Die Ruhe« ſo ſchrieb ſie, »die' ich ſo gern in einer ſtillen Zurückgezogenheit, in vollkommener Vergeſſenheit der Außenwelt — der häßlichen Politik finden möchte, ich kann ſie nicht erringen, weil die Wirren unſers armen Landes, die Hoffnungen der Einen, die Thorheiten der Andern, die Lauheit der Mehrzahl mich nach innen zu ſehr in Anſpruch nehmen und das Getreibe jenes thörichten Kampfplatzes meinen Gedanken gar keinen Frieden bringt. Ich beſchäftige mich ſehr viel, mache Muſik, laufe viel im Freien herum, bin viel mit den Meinen, aber mein Herz will nicht ruhig werden. — — Gott allein kann den Frieden wieder ſchenken, und ich habe die Zuverſicht Er wird es thun«.

Wie gut ſie den Quell dieſes innern, bleibenden Friedens kannte und ihn zu finden wußte das bezeugen die nachſtehenden Stellen eines andern Briefes:

»Ich liebe kein Gefühl ſo ſehr als das des Dankes gegen Gott. Zieht uns nicht dieſes Ausſtrömen unſers Innern ſo mächtig zu Ihm, iſt es nicht oft ein ſtärkerer Rapport noch als der Schmerz? und giebt es einen größern Schmerz als den der Unfähigkeit mitten in der Fülle des Glückes recht danken zu können? giebt es eine größere Dürre des Herzens, als die des Undankbaren? Nein, ich ſtröme gern mein Herz in Dank aus, gegen Ihn, dem ich Alles ſchuldig bin, gegen die Lieben, die mir ſo viele Freude bereiten; ja ich ſollte es wohl auch gegen meine Feinde, weil ſie mir die wahre Kehrſeite des Lebens zeigen, und mein Herz treiben, ſich mehr und mehr auf Gott zu ſtützen. Darum begreife ich jetzt den doppelten Sinn des Wortes: »ſegnet die Euch fluchen«. Doch ich würde heucheln, wenn ich ſagte ich habe es ſchon ſo weit gebracht ihnen dankbar zu ſeyn. Ich erkenne es nur, daß auch ſie einen Dank verdienen und daß ich durch die Bitte: vergieb ihnen Vater, denn ſie wiſſen nicht was ſie thun, feurige Kohlen auf ihr Haupt ſammeln müßte. So bin ich von meinen beſten Freunden zu meinen bitterſten Verfolgern gerathen.«

22. Ein Vorſchmack von dem Schrecken des Todes.

Eine Geſinnung, eine Stimmung des Herzens wie die iſt, welche ſich in den vorſtehenden Worten eines Briefes der Herzogin ausſprach, kann auch vor den Schrecken und dem Gericht des Todes in getroſtem Muthe daſtehen. Ihr war es beſtimmt ſchon vor dem Abſterben des Leibes mit Seele und Geiſt in ein Gericht vor Gottes Angeſicht zu treten, das uns nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur im Tode erwartet. Man darf wohl ſagen ſie hat in der Stunde, von welcher wir hier reden wollen alle Furcht vor dem dunklen Thal beſtanden, durch welches der Sterbende in die jenſeitige Welt tritt, und iſt an der Hand ihres Führers hindurchgedrungen an das troſtreiche Licht der Ewigkeit. Darum durfte ihr letztes Abſcheiden von der Welt ein ſo leichtes und ſchnelles ſeyn, daß ſie in der That den nahenden Tod nicht ſah, noch ſeine Bitterkeit ſchmeckte, denn ſie hatte dieſes ſchon gethan und in einem Kampfe des Glaubens mit Ihm, den ſie mitten im Dunkel der Nacht feſt hielt, die Erfüllung des Gebetes erfahren »ich laſſe dich nicht, du ſegneſt mich denn«.

Am Ende des Jahres 1852 und am Anfang des darauffolgenden Jahres hatten ſich zu dem Leide der trauernden Familie viele Ereigniſſe geſellt, welche das Gemüth der Herzogin in Bewegung ſetzten. Louis Napoleon hatte am 2. Dezember 1852 durch einen Staatsſtreich ſeine Herrſchaft in Frankreich zum Kaiſerreich erhoben, dann am 22. Januar 1853 die Güter der Orleaniſchen Familie confiscirt und hiedurch das Urtheil der Verbannung derſelben noch verſchärft. Nicht der äußere Verluſt an Gut und Geld, denn dieſer berührte ſie wenig oder nicht, ſondern ein anderes Leid beugte ſie, welches wie ein gewaltiger Riß zwiſchen ſie und die Zukunft ihres Lebens trat. »Man darf ſich,« ſo ſchrieb darüber eine theuere mütterliche Hand »nicht wundern Sie iſt an das Land, das ſie von ſich ſtieß wie durch einen Zauber gefeſſelt. Aber der Herr wird ſie von dieſem Zauber löſen. Er fängt ſchon damit an«.

Schon vorher war auch die leibliche Kraft der Herzogin auf's Tiefſte erſchüttert worden. — Die Aerzte hatten ihr eine Reiſe in die Schweiz verordnet. Dieſelbe theuere Hand, aus welcher die vorſtehenden Worte kamen, ſchrieb mir am 8. Auguſt 1852:

> »Helene iſt nun in St. Gervais auf einer der Höhen am Fuße des Montblanc, um im Genuß der dortigen heilſamen Luft ihre Nerven neu zu beleben. Im Ganzen iſt man über ihren Geſundheitszuſtand nicht beſorgt. Die Kinder, welche ſehr herangewachſen ſeyn ſollen, klettern fröhlich neben den Ziegenheerden auf den Bergen umher, haben Freude an der Natur und ihren Studien. Gott gebe zu Allem ſeinen Segen«.

Selbſt dieſer unſchuldige Genuß wurde, ſo oft man von den einſamen Spaziergängen auf das Gebirge an den Aufenthaltsort zurückkehrte durch die zudringliche Nähe jener Perſonen getrübt, welche gleich Spionen die Herzogin und ihre ganze Umgebung beobachteten. Aber der Muth der ſeltenen Frau ſollte noch durch andere Gefahren des Lebens geprüft werden als jene ſind, welche die Menſchenhand uns herbeiführen kann; ſie ſollte dem nahen Tod ins Angeſicht ſchauen und dennoch durch Gottes ſtarke Hand gerettet werden. Ich meine hiemit jenen damals in den öffentlichen Blättern beſprochenen Unfall, der ihr auf dem Wege zwiſchen Genf und Lauſanne widerfuhr, als der verſchloſſene Wagen, darin ſie mit ihren Kindern ſaß, durch einen gewaltigen Umſturz ins Waſſer geworfen ward und ſie nicht den Schmerz von ihrem zerbrochenen Schlüſſelbein, nicht mehr die Furcht vor dem eigenen ſicher ſcheinenden Tode, ſondern nur die entſetzliche Angſt um die Rettung ihrer Kinder fühlte. Ich laſſe ſie ſelber von dieſem Ereigniß reden, in einem Briefe den ſie mir nach ihrer Rückkehr aus England ſchrieb. Ich theile nachſtehend ſeinen ganzen Inhalt mit, weil auch ſein Anfang ein Zeugniß von der ruhigen innern Stimmung der Seele gibt.

Kittley Devonſhire, 15. Januar 1853.

Mit wahrer Rührung habe ich die Schriftzüge Ihrer Hand erkannt und das Buch geöffnet, welches Sie mir im Andenken der vergangenen Jahre geſandt haben. Glauben Sie nicht, daß ich nach Empfang deſſelben gezögert hätte, Ihnen meinen Dank zu ſagen — doch die Reiſe dieſes lieben Büchleins nach England war etwas ſchwierig und langſam, ſo daß ich erſt ſeit wenig Tagen im Beſitz deſſelben bin. Schon habe ich mehrere der ſchönen Erzählungen meinen Kindern vorgeleſen, und ſie haben ihre Freude daran gehabt, daß der Ueberſender des Bull Bull und des Moſesſtabes aus der Wüſte ſie nicht vergeſſen. So bringe ich Ihnen denn den vereinten Dank der Mutter und der Kinder.

Sie haben die Gabe alle edelſten Saiten meiner Seele auf eine wunderbare Weiſe zu bewegen, und ſo war mir auch Ihr theurer Brief nicht allein eine Stimme aus der Vorzeit, wo die Träume noch golden waren und die Hoffnungen voll Kraft, ſondern auch aus der ewigen Zukunft, wo die Träume zur Wahrheit werden und die Hoffnungen, welche hier abgeſtorben, von Neuem erblühen. Daher nochmals Dank, den innigſten Dank für die Worte Ihres Brieſes und für die liebevolle, ſo warme Theilnahme, die er mir beweiſt.

Schmerzlich iſt es mir, daß ich während meiner öftern Reiſezüge durch Deutſchland nie die Freude genoſſen habe Ihre Hand wieder zu drücken und die Stimme zu hören, welche meiner Kindheit ſo ſchöne Sagen und Mährchen zu erzählen wußte, und welche ſpäter die ernſteſten Wahrheiten meinem Geiſte lieblich zu machen wußte, wenn auch nur durch Vermittlung der Schrift. Doch daß wir der ſichtbaren Vereinigung nicht bedürfen, um in Verbindung des Gemüthes zu bleiben, iſt ja gewiß, und ſo konnte es auch geſchehen, daß ich Sie, theurer Profeſſor (verzeihen Sie mir noch den alten Namen) ſeit meinem vierten Jahre nicht geſehen und doch ſtets mit inniger Verehrung an Ihnen hänge.

Wohl haben Sie recht, es ſind ſtürmiſche Zeiten über uns eingebrochen und ich habe in den letzten zehn Jahren die Bitterkeit des Lebens gründlich erfahren. — Es war wohl die kurze Zeit meines Glückes zu ſchön, zu unvergleichlich, und ich mußte ſie büßen. Doch auch, und beſonders in dieſen ſchweren Prüfungen habe ich Gottes Gnade und Langmuth recht fühlbar empfunden, und als neuerdings ſein ſchützender Arm meine Kinder in der Gefahr behütete und mich vom Tode rettete, dem ich mit klarem Bewußtſeyn in's Angeſicht ſchaute, ohne mehr an Hülfe glauben zu können, da habe ich die Macht ſeines Armes und ſeiner Güte recht augenſcheinlich erfahren und es gelernt, das Leben, welches ich ſo oft bitter und ſchwer gefunden, als ein Geſchenk ſeiner Liebe zu erkennen und ſeinen ganzen Werth zu empfinden. Möge es Ihm zur Ehre und meinen theuern Kindern zum Heile dienen.

Wenn Sie mir von Zeit zu Zeit Kunde von Ihnen geben wollten, ſo würden Sie mich ſehr beglücken. — Grüßen Sie die theuere Königin Marie herzlich und glauben Sie an die treue Anhänglichkeit Ihrer alten Schülerin

Helene.

Bei der treuen Hausfrau wünſche ich ſehr, nicht in Vergeſſenheit zu gerathen.

Ich hatte meinem Freunde Schelling in Berlin die Geſchichte dieſer Lebensrettung der Herzogin von Orleans mitgetheilt. Ich wußte es, wie innig er dieſe ſeltene Frau, deren perſönliche Bekanntſchaft er in Eiſenach gemacht hatte, verehrte und liebte, und welchen warmen Antheil er an ihren Schickſalen nahm. Er ſchrieb mir hierauf am 8. März 1853 (es war der vorletzte Brief, den ich aus ſeiner theuern Hand erhielt) ein prophetiſches Wort, das mit ſeiner ſegnenden Kraft an den Kindern »der ſchwergeprüfteſten Frau unſerer Zeit« (ſo nennt er die Herzogin) in reiche Erfüllung gehen möge.

23. Der weitere Verlauf der Pilgerſchaft.

Erſt nach einigen Wochen, welche die Herzogin in Lauſanne während der Heilung ihrer ſchweren Verletzung zubrachte, konnte ſie ihre Rückreiſe nach England antreten. Sie fühlte ſich zwar durch manches äußere wie innere Leid gebeugt, doch ſchrieb ſie der Freundin:

> Möge nur Gottes Wille an mir in Erfüllung gehen: zu ſeiner Verherrlichung und meinem Heile; der Herr möge dies ausführen und durch die dunkeln Wege, welche Er mich führt, meine Seele läutern und tüchtig machen, meine Mutterpflichten treu zu erfüllen.
>
> »Meine Kinder«, ſo ſchrieb ſie ein anderes Mal, »blühen indeſſen auf, leben glücklich ihren Jugendtraum und werden ſtark an Herz und Körper. Ich hoffe ſie bald nach Deutſchland bringen zu können, wohin ich mich unendlich ſehne. Ruhe, Ruhe, Abgeſondertheit von aller Politik iſt mir ſo nöthig wie die freie Luft«.

Sie floh vor dieſer ſie aufregenden Politik, von welcher ſie in dem Kreiſe, darin ſie lebte, nicht loskommen konnte, auf einige Wochen in die ſchottiſchen Hochlande, und ihr für Naturſchönheit ſo geöffneter Sinn fand eine große Erfriſchung in der großartigen Umgebung. Sie griff ſogar wieder zum Pinſel und zur Pallete, die ſie ſo lange hatte ruhen laſſen, und führte, wetteifernd mit ihrer talentvollen Lectrice Frau de Vins, manche hübſche Landſchaften nach der Natur aus.

Sie kam endlich nach ihrem erſehnten Deutſchland. Aber auch hier fand ſie Trauer. Ihre theure Schweſter, die Herzogin von Altenburg, war wie ſie, Wittwe geworden, und der Tod dieſes Schwagers beugte die ſo vielfach der Trennung durch Gräber gewohnte Herzogin Helene ungewöhnlich tief. Denn der Herzog Georg war ihr, wie Allen, die ihn näher kannten, durch ſein treues Gemüth und ſein ernſtes Trachten nach Dem, das allein von unvergänglichem Werthe iſt, ſehr theuer geweſen. Sie war den Winter hindurch leiblich ſehr leidend, deſto mächtiger aber an Geiſt gab ſie alle ihre Kräfte dem Werke der Erziehung ihrer Söhne hin. Der Graf von Paris hatte jetzt einen militäriſchen Gouverneur an dem General Trezelle erhalten.

> »Paris«, ſo ſchrieb ſie nach einiger Zeit, »hat ein brillantes Examen gemacht; Robert hatte es zu Oſtern und beſtand auch brav.«

Sie führte ihre Söhne umher im Kreiſe der theuern Verwandten, in Rudolſtadt, Jena, Eiſenberg, wo ſie im Auguſt 1854 bei der Enkelin ihrer Frau Schweſter Gevatter ſtand. Unmittelbar jedoch auf dieſe Freudentage folgten wieder Tage der Trauer, in denen ihre verehrte Mutter zum dritten Male innerhalb weniger Monate an einem geöffneten Grabe ſtand, als ſie in Rudolſtadt die letzte ihrer Schweſtern verlor, mit denen ſie an Herz und Geiſt ſo innig verbunden und verwachſen war. Die Herzogin eilte zu ihr und bald kam die vereinſamt Trauernde zu ihr nach Eiſenach. Die tief fühlende Tochter empfand den Segen, eine ſolche Mutter noch zu beſitzen, jetzt ganz beſonders lebhaft, wo

Todesfälle aller Art (namentlich das plötzliche Hinſcheiden des Paſtor Berny, der Tod ihrer Freundin von Rantzau) den Kreis ihrer Freunde lichteten.

> »Halten wir nun«, ſo ſchrieb ſie ihrer Freundin, »doppelt eng an einander, nach dem franzöſiſchen militäriſchen Commandowort, das an einem Schlachttage, wenn viele Opfer fallen, gegeben wird: serrons les rangs. Thun wir dies auch, damit die Lücken geſchloſſen werden und die Lebenden immer enger zuſammenſtehen«

Mir ſelber ſchrieb ſie im Gefühl des Glückes, das ihr der Beſitz ihrer Mutter gewährte:

> »Der liebſte unter allen Beſuchen iſt der, welchen meine geliebte Mutter mir jetzt macht und durch welchen ſie mein Herz ſtets zu erneutem Danke ſtimmt. Ihre klare Geiſtesfriſche, ihre fortwährend reichen Fähigkeiten begeiſtern Alle, die ihr nahe treten, und die Tiefe ihres Gemüthes iſt ſo jugendlich, ſo liebend, daß der Gleichgültigſte dadurch belebt wird.« —

Der Krieg in der Krimm bekümmerte die theilnehmende Seele der Herzogin ſehr, weil unter der Menge der Schlachtopfer, welche die öffentlich angegebene Zahl um das Dreifache überſtiegen haben ſoll, viele der Söhne ihrer franzöſiſchen Freunde ſich befanden. An dem Theetiſche in Eiſenach zupften Herren und Damen Charpie für die Verwundeten. Es machte einen rührenden Eindruck, wenn man dieſe Exilirten ſagen hörte: »unſere Armee, unſere braven Truppen«. Sie hingen ſo ſehr an dem Lande, von dem ſie doch ausgeſtoßen waren, daß ſie in ihren Gedanken ſich nicht von demſelben zu trennen vermochten, und der Graf von Paris namentlich verfolgte jeden Sieg, jede Niederlage mit einem ſo theilnehmenden Eifer, als ob das nicht Napoleons, ſondern noch ſeines Großvaters Truppen geweſen wären. Er kannte jeden Thurm, jedes Fort um Sebaſtapol und jede Stellung der Heere, als hätte er den Kampfplatz mit eigenen Augen geſehen. —

> »Wir ſehnen uns nach Frieden, Gott möge ihn geben, ſonſt kommt keiner«, ſchrieb die Herzogin.

Ihre Theilnahme an dem Jammer, den jener Krieg im Ganzen und für Einzelne brachte, bezeugte ſich bis in's Kleinſte nach allen Seiten hin. Der Sohn ihres Kammerdieners war in einer Schlacht vor Sebaſtopol gefallen; man hatte in ſeiner Weſtentaſche einen Napoleonsdor gefunden, welchen man mit den andern Effecten den Eltern zuſendete; die Herzogin ließ das Goldſtück mit einem Ringelchen verſehen, damit die Mutter zum Andenken an den Sohn es tragen könne. Sie beſuchte mehrmals die gebeugte Frau.

Im Winter 1854 auf 55 litt die Herzogin Helene ſehr an den Augen, doch genoß ſie manche Freude durch angenehme Beſuche aus Frankreich. »Helene«, ſo ſchrieb die theure Hand aus der Friedensburg in Ludwigsluſt, »iſt durch Gottes Gnade ſtill und ruhig, obgleich es ihr kein Kleines ſeyn mag, ihre Kinder bei ſo reich ſich entwickelnden Fähigkeiten in der ausſichtsloſen Abgeſchloſſenheit der Verbannung heranwachſen zu ſehen«. Mir ſchrieb die Herzogin in dieſer Zeit nachſtehende Zeilen, welche durch Ton und Inhalt die Wahrheit der eben ausgeſprochenen Worte bezeugen.

Eiſenach, 9. Januar 1855.

> Lange ſchon war es mein Wunſch, verehrter Freund und Lehrer, Ihnen mein dankbares Andenken auszuſprechen und Ihnen zu ſagen, wie rührend und theuer mir jeder Brief und jeder Beweis Ihres Andenkens iſt. Laſſen Sie

mich die erſten Tage dieſes Jahres mit einem ſolchen dankbaren Gruß feiern und Ihnen meine Freude an dem Geſchenk, welches Sie mir gemacht, an den Tag legen. Mit erheiterter Stimmung lege ich ſtets das Buch*) aus der Hand, und finde in Ihren Erzählungen aus der Kindheit ſtets lehrreichen Stoff zum Nachdenken. Auch meiner theuern Mutter iſt dieſes Buch ſehr lieb, und oft finde ich ſie mit demſelben beſchäftigt. Es hat für ſie den eigenen Reiz, den das höhere Alter beſonders zu ſchätzen weiß: die Eindrücke der Kindheit zu erfriſchen — doch wie Sie die theure Mutter ſtets gekannt, ſo iſt ſie auch jetzt noch fähig, die tiefſten Stellen zu ergründen, und dem ſchärfſten Gedankengang zu folgen! Eine herrliche Erſcheinung — Sie würden Ihre Freude und Ihre Bewunderung haben, wenn Sie dieſelbe ſo friſch und kräftig über die wichtigſten Punkte reden hörten. Sie hat ſich eine ſeltene Klarheit erhalten, welche auch die Geſundheit und den Körper friſch erhält, und trotz allem Leid, welches ſie im letzten Jahre befallen, hat ihr Herz noch eine unendliche Springkraft. Ein Segen wie der ihrer Nähe iſt ein großer und ich erkenne es wohl, daß Gott ſie nicht allein uns erhält, ſondern ſie mir gerade ſchenkt. Auch für meine theuern Söhne iſt eine ſolche Nähe eine heilbringende.

Empfangen Sie, mein lieber verehrter Profeſſor, ſo muß ich Sie doch noch einmal bei dem alten Namen nennen, meine innigſten Wünſche für das Jahr 1855 und erhalten

---

*) Die Herzogin meint den erſten Band meiner Selbſtbiographie.

Sie mir in demſelben ein Andenken, auf welches ich ſtets ſo vielen Werth lege.

Helene.

Im Frühling dieſes Jahres (1855) kam König Johann von Sachſen auf ſeiner Beſuchsreiſe bei den herzoglich ſächſiſchen Herrſchaften in Thüringen, auch nach Eiſenach. Es war der Zug einer doppelten geiſtigen Verwandtſchaft, welcher ihn zu der Herzogin von Orleans hinführte, begründet in der Erfahrung eines gleichen tiefergreifenden Schmerzens, der wie eine vernichtende Flamme aus der Tiefe der Todesſchrecken, plötzlich hervorbrach, ſowie der Tröſtungen, die von oben kamen. Denn welches jammervolle Ereigniß konnte dem, welches dem Leben des Herzogs von Orleans ein Ende machte ähnlicher ſeyn, als jenes, das am 9. Auguſt 1854 den theuern König Friedrich Auguſt von Sachſen ſeinem Königshauſe und ſeinem durch ihn geſegneten Volke entriß? Und welches Gemüth konnte mit dem Gedanken der Ewigkeit, in denen die Herzogin von Orleans ihren Troſt und ihre Freude gefunden, vertrauter ſeyn, als das Gemüth des Mannes, deſſen inneres Ohr unter Dantes Lied der Ewigkeit zum Aufmerken erwacht war? Am Abend, an der Tafel des Großherzogs ihres Vetters, der ſeinen hohen Gaſt nach Eiſenach begleitet hatte, gewährte das Geſpräch der Herzogin mit dem König, an deſſen Seite ſie ſaß, das wohlthuende Gefühl eines gegenſeitigen Vernehmens der gleichen Mutterſprache der Geiſter. An dem Manne von ſchlichtem und anſpruchloſem Weſen, waren es nicht nur der feine Ausdruck, die hohe Bildung und die vielſeitigen Kenntniſſe, welche Bewunderung erregten, ſondern eine Tiefe des Gemüthes, welche ein unbefangenes Vertrauen erweckte.

Der König kam am andern Morgen (am 23. Mai) vor ſeiner Abreiſe nach Meiningen noch einmal zu der Herzogin und lud dieſe ein, ihn und die Seinigen mit ihren Kindern in Dresden zu beſuchen. Die Herzogin folgte dieſer Einladung gern und begab ſich ſchon in einer der nächſtfolgenden Wochen nach Dresden, wo ſie von der königlichen Familie durch Beweiſe einer herzlich liebevollen Geſinnung erfreut ward. Ein Beſuch in der ſächſiſchen Schweiz, in der ſchönſten Zeit des Jahres, gewährte einen ſtärkenden Naturgenuß. Vor allem aber ſah die Herzogin mit wahrhafter Luſt in ihren beiden Söhnen dieſelbe lebendige Theilnahme und Freude an den Werken der Kunſt aufleben, welche ſie einſt, in ihrer Jugend, in Dresden empfunden hatte. Gerne wäre ſie länger geblieben, aber ihr plötzliches Erkranken kürzte für ſie und ihr Söhne den Genuß dieſer ſeltnen Freude ab. Sie eilte nach Eiſenach zurück und alsbald kam auch die treue Mutter an das Krankenbett der Tochter, welche ſich übrigens bald wieder ſo weit erholte, daß ſie noch im Sommer an den Gebrauch eines Heilbades denken konnte, welches die Aerzte ihr empfahlen. Ein Brief der treuen Mutter vom 13. Juli 1855, ſpricht hierüber:

> Helene iſt uns Gott Lob! erhalten, doch oft noch leidend. Deßhalb ſoll ſie nach Ragatz gehen dahin die Curanſtalt von Pfeffers verlegt iſt. Der Herr wolle das für ſie ſegnen! Wir reiſen (Montags den 17.) zuſammen bis Gießen, ſie geht dann nach der Schweiz ich nach Homburg. Heute ſind wir am Gedächtnißtage unſrer gemeinſamen Trauer, am 13. Juli alle Viere zum heiligen Abendmahl gegangen; die Kinder in ihre, wir in unſere Kirche, wir alle aber gemeinſam im Geiſte an Seinem Tiſche der Ewigkeit. Die beiden Kinder waren tief ergriffen, beſonders der Aelteſte. Auch entwickeln ſie ſich ſo vortheilhaft, daß Alle, die mit

ihnen umgehen, davon erfreut ſind. Selbſt körperlich iſt das Wachsthum bedeutend. Der älteſte iſt ſchon zu anſehnlicher Mannslänge gelangt, zwar ſehr ſchlank, doch männlich, gelenkig und geſchickt in ſeinen Bewegungen; ruhig und beſcheiden in ſeinem ganzen Weſen. Auch der jüngere wächſt gehörig heran, lernt auch gut und iſt von einer Lebendigkeit, wie ſie als eigenthümlichſt hohe Gabe ſeiner Nation ſich kund zu geben pflegt. Beide lieben ihre Mutter ſo inniglich, daß man es nur mit Rührung und Wohlgefallen anſehen kann. In dem Genuß der reinſten, unſchuldigſten Freuden ihrer Jugend fühlen ſie ſich Gott Lob und Dank ſo glücklich, daß in ihnen kein Heimweh aufkommen kann. — — — Helene findet hier große Liebe — —

Der darauf folgende Winter verging der Herzogin in leidlichen Befinden, das man zwar kein eigentliches Wohlſeyn, doch auch keine Krankheit nennen konnte. Sie ſchrieb mir in dieſer Zeit einen Brief, der den Inhalt jenes Theiles meiner Selbſtbiographie betraf, welcher eine Beſchreibung meines Aufenthalts in Mecklenburg enthält. (Band III. Abth. 1.)

Ein heiterer aber dennoch tiefer Ernſt voll feiner Andeutungen auf den damaligen Zuſtand des Landes und ſeines Hofes; Andeutungen, welche nur für Den von Bedeutung ſeyn können, der das, was ſie ſagen wollen, erlebte. Ueber meine Erinnerungen an ihren Bruder Albrecht und an die mit ihm durchlebten Jahre auch ihrer Kindheit, freut ſie ſich mit dankbarer Theilnahme.

Im Sommer 1856 entſchloß ſich die Herzogin abermals zu dem Gebrauch eines heilſamen Bades. Sie wählte dießmal Soden unweit Frankfurt, weil ſie dort mit ihrer Mutter, die in dem nachbarlichen Homburg verweilte, in fortwährendem perſönlichen Verkehr bleiben konnte. Die Aerzte jedoch riethen es in dringender Weiſe, daß die Herzogin für den nächſten Winter, mit den Zugvögeln zugleich, einen wärmeren Bergungsort, in Italien ſuchen ſollte. Dies allein könne ihre Geſundheit auf bleibendere ausdauerndere Weiſe ſtärken. Es war ein guter Rath, den die Aerzte gaben. Bald ſollte die vielgeprüfte, vom Leid der Erde tief gebeugte Wittwe ihre letzten, ſchwerſten Kämpfe mit dieſem Leid beſtehen, dazu bedurfte ſie der Kräfte einer Freudigkeit des Glaubens, und ſelbſt einer Feſtigkeit des Lebensmuthes der leiblichen Natur, welche ihr nur der Aufenthalt in einem Ruheort gewähren konnte, wie Italien ihr war. »In dieſem köſtlichen Lande«, ſo ſchrieb ſie der Freundin, »fühlte ſie ſich wie neubelebt, leiblich ſo ſtark, ſo heiter und wohl, wie ſie es ſeit den Jahren ihres Leides nie geweſen.«

Sollte dieſe kleine Schrift nur zu einer angenehmen Unterhaltung dienen, dann wüßte ich keine ſchönere Zugabe für dieſelbe als die Briefe, welche die Herzogin während ihres Aufenthaltes im Spätherbſt und Winter 1856, ſo wie im Frühling 1857 an ihre Mutter ſchrieb. Aber unſer Zweck iſt ein anderer, als die gewöhnliche Unterhaltung, ich gebe deßhalb hier nur vereinzelte Mittheilungen der Tochter, aus den Tagen eines letzten, ſchönen Spätſommers ihrer Erdenfreuden.

Ich ſuche hier nur durch die Namen der Landſchaften und Städte, welche der Reiſeweg berührte, in Leſern, die denſelben Weg machten, Erinnerungen zu wecken, die wie gleichſtimmige Saiten den Ton des freudigen Geiſtes nachhallen, mit welchem die Herzogin das ſchöne Italien begrüßte.

Wer nach lang anhaltender Kränklichkeit auf einmal wieder durchdrungen war von dem Gefühl der Geſundheit und des heitern Wohlbefindens, der wird die Aeußerungen des fröhlichen Muthes begreifen, von denen ſchon der erſte Brief aus Genua (vom 5. Okt. 1856) belebt iſt. Die Herzogin hatte gegen das Ende Septembers Deutſchland verlaſſen, war am 2. Oktober nach Verona gekommen, von wo ſie auf der Eiſenbahn die Ebene des Po durcheilt dann über die Appenninen gezogen war. Der erſte Eindruck welchen Genua, dieſe alte Fürſtin unter den Küſtenſtädten, mit ihren Kirchen, Paläſten und herrlichen Kunſtwerken auf ſie machten, war ein ſo reitzender und gewinnender, daß ihn der Schmutz der Gaſſen nicht beeinträchtigen konnte. Auch das Volk, wie das theilnehmende Mitgefühl eines Theiles der höheren Stände, für Das was ihrem eigenen Geiſte zuſagte, gefiel ihr wohl. Sie ſah ſich in der Umgegend nach einem Landſitz um, der ihren Bedürfnißen und Wünſchen entſprechen könne. Erſt nach einigen Wochen war ein ſolcher für ſie zu haben Sie benutzte die Zeit des Aufſchubs zu einem Beſuch des Lago maggiore ſowie der Seen von Lugano und Como. Mit wahrhaft jugendlichem Feuer der Empfindungen gibt ſie ſich in ihren Briefen der Beſchreibung der Naturherrlichkeiten hin, die ſie auf dieſer Reiſe zu den Seen genoſſen. Namentlich der Beſchreibung einer ſchönen Mondſcheinnacht bei dem Anblick der Kathedrale von Lugano und der Boromäiſchen Inſeln. Ueber Mailand, wo die herrlichen Werke der Kunſt ihr eine ſeltene Befriedigung gewährten, und Pavia kehrte ſie am 27. Oktober zurück nach Genua und bezog wenige Tage nachher, die für ſie bereit ſtehende Villa bei Seſtri. Hier auf der Terraſſe des Landhauſes das ſie bewohnte, ſah ſie ſich mitten im Winter umgeben von blühenden ſüdlichen Gewächſen, vor ſich das blaue Meer, in einer milden wohlthuenden Luft. Ein Kreis von Gleichgeſinnten, der durch Stand und geiſtige Bildung ihr äußerlich nahe Stehenden, hatte ſich bald um ſie gebildet. Beſuche von dieſen kamen jedoch bei der Eiſenbahn-Verbindung von Genua und Seſtri nur mit dem erſten Bahnzuge und kehrten mit dem am Nachmittag abgehenden zurück, ſo daß die ſpätern Stunden des Tages der kleinen herzoglichen Familie zur Benutzung frei blieben. Der Graf von Paris hatte für einige Wochen auf Sardinien an den Vergnügungen der Jagd Theil genommen und in ſolcher, ſo wie manigfach anderer Weiſe ward von der Mutter und ihren Söhnen der Aufenthalt in Italien zur Stärkung und Uebung der leiblichen Kräfte, und zur Erweiterung der geiſtigen Erkenntniß und Anſchauung benutzt.

Mit dem Ende des März 1857 nahte ſich der ſchöne, für Leib und Geiſt ſo bekräftigende Aufenthalt an dem herrlichen Golf von Genua ſeinem Ende; die Herzogin beſchreibt in einem Briefe vom 31. März die Wohlthätigkeits- und Erziehungsanſtalten von Genua und freut ſich der noch immer lebendigen Geſinnung einer thatkräftigen Nächſtenliebe. In einem andern Brief an ihre Mutter ſchreibt dieſelbe:

> Wie viel habe ich deiner in der guten, ſtillen Woche gedacht, liebe Mama. Ich bin am Oſtertag zum Abendmahl gegangen. — — Unſer Genueſer Prediger Dr. Pelly iſt vortrefflich, ſpricht recht eindringlich und fromm zum Herzen.

Am 8. Mai verließ die Herzogin ihr ſchönes Seſtri. Einer vorhergehenden Einladung folgend, fand ſie in Turin eine äußerſt freundliche Aufnahme bei der königlichen Familie. In Mailand erwartete ſie eine neue Freude, außer jenem Genuß den die Kunſt dort noch einmal ihr darbot. Sie erhielt einen Beſuch von dem hohen Bräutigam ihrer Nichte, der Prinzeſſin Charlotte von Belgien: dem Erzherzog Maximilian. Aus ihm ſprach ſie ein wahrhaft treues, liebevolles deutſches Herz an; und in der Mitte ſolcher Herzen fühlte ſie ſich auch in Insbruck bei der Familie des Erzherzog Carl Ludwig überaus glücklich. Sie nahm heimwärts ihren Weg nach Augsburg über Hohenſchwangau, wo ſie mit inniger, liebender Theilnahme in den Zimmern ihrer theuern Verwandtin, der Königin Marie verweilte. Gegen Ende Mai war ſie wieder in Eiſenach, wo ſie für jetzt (zum letztenmal!) nur einige Wochen verweilen wollte. Von hier begrüßte ſie auch mich mit einem Brief in alter geiſtreich freundlicher Weiſe.

Eiſenach war ihr durch ihren mehrjährigen Aufenthalt auch äußerlich ein behaglich lieber geworden; ſie hatte ſich in ihrem Wohnſitz, im Schloß am Fuße der Wartburg mit ihrem Eigenthum, mit den lieben Erinnerungszeichen an ihr glückliches Familienleben ſo ganz nach ihrem Geſchmack eingerichtet. Aber nicht nur in dieſem äußeren Sinne hatte ſie mit ihrer Perſönlichkeit die Räume ihrer Wohnung in Beſitz genommen, ſondern ſie hatte mit ihrem Gemüth und Geiſt die ganze Stadt und ihre Umgegend, ja das ganze liebe Thüringerland durchdrungen und in bleibenderer Weiſe ſich darinnen feſtgeſetzt, als in dem Obdach für wenig Jahre des Pilgerlebens. Das Wohnhaus, in deſſen Räume ſie ſich ſelber mit dem, was ſie liebte und das Ihrige nannte, hineingebaut hatte, war von todtem Geſtein und Holz; dauernder aber und von höherem Werthe war das Denkmal, das ſie in weiterem Kreis umher in den Menſchenſeelen ſich begründet hatte. Sie that dieſes durch die Werke der Liebe und den Tröſtungen an Armen, an Betrübten, durch eine wohlthuend geiſtige Anregung der Jugend und mit dem reinen Vorbild aller chriſtlichen Tugenden, das ſie Allen gab, die in ihre Nähe kamen oder auch nur von ihrem

Thun und Wirken Kunde erhielten. Noch bis zu unſerer Zeit hatte ſich in dem Volke des Landes das Andenken an die heilige Eliſabeth, die mütterliche Wohlthäterin der Armen und Bekümmerten in Sage und Lied erhalten. Dieſe wohnte in alter Zeit hier auf der Wartburg, und jetzt war eine andere gekommen, die ihr an Tugenden glich.

Die Herzogin hatte, als ſie ſich am heimathlichſten in Eiſenach fühlte, die Ahnung ausgeſprochen, daß ſie gerade in dieſem Wohlbehagen an der jetzigen Pilgerſtation ein Anzeichen erkenne, daß ſie dieſelbe bald verlaſſen und ihren Lauf nach einer andern werde lenken müſſen. Was ſie geahndet, das wurde zur Wahrheit: die Pflicht, bei dem vorgerückten Alter der Königin Mutter öfter noch und länger als bisher in England zu ſeyn, zog ſie aus Deutſchland hinweg. Mir ſchenkte ſie noch vor ihrem Abſchied aus Deutſchland ihr, wie man verſichert, treues Bild, welches in Abdruck dieſer kleinen Schrift vorſteht, mit einem Brief, der die Sprache aller ſeiner Vorgänger redet. Am 6. Juli 1857 kam ſie wieder zu der Familie nach England.

Sie hatte in dem Flecken Richmond ein Landhaus bezogen, welches Eigenthum des Marquis von Landsdowne war. In einer Stunde konnte ſie von da nach Claremont kommen, wo die Königin Mutter lebte; in einer halben Stunde nach Twickenham, dem Beſitzthum des Herzogs von Aumale. Als ihr Aufenthalt in Richmond ſich über die Miethzeit von Landsdownehouſe verlängerte, ſah ſie ſich zum Umzug in eine andere Wohnung genöthigt, deren Façade mit einem düſteren, ſchweren, zwiſchen zwei Säulen ſteckenden Portal den Eindruck eines Grabmales machte, ſo daß ſie, bevor ſie einzog, wenigſtens die Säulen freundlicher anſtreichen ließ.

24. Das Ende.

Der Gedanke an des Erdenlebens Ende und ſeinen Ausgang in die Ewigkeit wurde um dieſe Zeit nicht nur durch einen Anlaß von außen, wie etwa der Anblick der Façade ihres Wohnhauſes, geweckt, ſondern er war mehr denn jemals ſelbſtſtändig in ihrem Innern zum Wachen gekommen. Vieles von dem, was früher ihr ſehr anlag, fieng an ihr gleichgültig zu werden und ihr in die Ferne zu treten. War es doch als käme die Herzogin allmählig dahin, mit ihrer Mutter das Gefühl zu theilen, welchem die »kalte, eiskalte Politik« ſo ein Gräuel war, daß dieſelbe nicht leicht einem Wort über die damaligen politiſchen Zeitereigniſſe und ihren geheimnißvollen Schlangenweg den Ausgang aus ihrem Munde und den Eingang in ihr Ohr verſtattete. Ermüdend zur äußerſten Abſpannung der Nerven mußten ihr die politiſchen Geſpräche geworden ſeyn, mit welchen die Schaar ſowohl der Freunde des Orleans'ſchen Hauſes, als die zweideutigen Lauſcher ſie auf ihrer Reiſe durch Belgien, ſieben Stunden lang, beſtürmten. — Denn auf jeder Station warteten ihrer neue Beunruhigungen dieſer Art, erſt auf dem Meer ward es anders. Freilich begleitete ſie ein mächtiges Gewitter auf der Ueberfahrt von Calais nach Dover, und dieſes ſprach in einem ernſteren Ton ſeine Donner, als die politiſchen Redner ihre Worte. Aber man durfte da doch nicht mitreden, ſondern nur ſchweigend zuhören und zuſehen. Denn ſchon Das, was man ſchaute, war bedeutungsvoll. Während nämlich von allen Seiten die Blitze auf's Meer ſchoßen und die Donner in den ſchnellbewegten Wolken rollten, blieb das Meer ſo unbewegt und ruhig, wie man nur ſelten bei einer andern Ueberfahrt über den Canal es gefunden. Es kam der hohen Reiſenden dabei der Gedanke: ſo wie dieſes ruhende Meer ſollte immer mehr meine Seele werden, mitten in dem Toben aller Ungewitter der zeitlichen Ereigniſſe. — Und ſo ward es ihr auch.

Während ſie früher von der Hoffnung nicht laſſen konnte einſt wieder nach Frankreich, zu dem Volk zu kommen, das ihr wie ein eigenes theuer war, beunruhigten ſie jetzt ſolche Erwartungen nicht mehr. Sie hatte ihre Kinder zu treuen, tüchtigen Söhnen ihres Vaterlandes (Frankreich) erzogen, ob und wie Gott dieſelben als ſolche brauchen wolle, das ſtellte ſie in Seine Hand.

Wie die Donner des Ungewitters bei der Ueberfahrt nach England, zeugten bald nach ihrer Ankunft Ereigniſſe, welche ihre Familie und ihr eigenes Herz trafen, von des Erdenlebens Unbeſtand und ſeinem Ende. Wie unvermuthet und plötzlich auch dem äußerlich kräftig blühenden, nach allen Seiten hin wohlverwahrten und geſchützten Menſchenleben das Ende kommen könne, das bezeugte der Tod der Herzogin Victoria von Nemours, der am 10. November 1857 wie ein Wetterſtrahl aus heiterem Himmel und ſtiller Luft, den äußeren Frieden des vielgeprüften Orleans'ſchen Königshauſes darnieder ſchmetterte. Ich laſſe über dieſen Jammer die Herzogin von Orleans als Augenzeugin reden.

Claremont, 11. Nov. 1857.

Liebe, liebe, theuere Mama!

Du wirſt unſern Kummer theilen. Wir ſind wie betäubt von dem Entſetzlichen. Nie hat der Tod ſo raſch ein Opfer gefordert! Gottes Wege ſind geheimnißvoll; aber das Leben iſt ſchwer und öd und der Thränen gibt es zu viele! Die arme Königin! in ihrem Alter noch einen ſolchen Schlag zu erleben; das ganze Glück ihres geliebten Sohnes vernichtet zu ſehen! — es iſt zu hart. — Der arme Nemours iſt ſo rührend in ſeinem Schmerz, ſo tief, tief bewegt und doch ſo fromm, ſo ergeben, ſo gottesergeben! Die armen Kinder beweiſen viel Herz, ach ſie liebten die Mutter ſo ſehr!

Wir ſind überzeugt, daß Du dieſes Unglück recht nachempfinden wirſt, Du, die Du ſo tief fühlſt und unſere Familie ſo liebſt, theuere Mama!

Wir können eigentlich das Unglück noch gar nicht faſſen. Noch in der Minute zuvor war die arme, liebe Victoria ſo wohl, ſo heiter und ſprach von dem Vorhaben, das Bette heute zu verlaſſen um ihre Tante zu empfangen; — Nemours war unten bei der Königin und die Wartfrau war allein mit Victoria; mit einemmal lehnt ſich dieſe ſanft auf der Wärterin Schulter und ſagt leiſe: Oh je me trouve mal — ſie war entſeelt! Nemours, die Königin, Alle ſtürzen zuſammen herbei; es war keine Hülfe möglich; aber zwiſchen dem Augenblick, da man es für eine Ohnmacht hielt und dem, wo man die ſchreckliche Gewißheit bekam es ſey der Tod, lag der Abgrund der Verzweiflung. Der arme Nemours war außer ſich; er verläßt nicht das Zimmer wo die theuere Victoria ruht; ach ſie liegt ſo fromm, ſo ruhig da, wie eine gebrochene Lilie, ſo weiß, ſo ſchön; es iſt ſo viel Friede in ihren theuern Zügen; man glaubt ſie müſſe athmen, ſie müſſe ſprechen! Die arme Königin iſt voll Kraft und Muth, aber oft ſagt ſie: pourquoi n'etais pas ce moi — — Ich habe mich hier etablirt, um ſo viel wie möglich bei der Königin zu ſeyn. Meine guten Kinder benehmen ſich recht lieb und beweiſen viel Gefühl. — Aumale iſt dem guten Nemours eine große Stütze. — Ach welcher Winter ſteht uns bevor; wir hatten ſo viel Hoffnung auf einige frohe Tage. — —

Welche Wirkung der unerwartete Schlag in dem Gemüth der Herzogin zurückließ, in welcher Weiſe dieſe das neue Element ihres innern Lebens verarbeitete, das mögen noch einige andere ihrer Briefe an die treue Mutter bezeugen, aus denen wir hier einen großen Theil des Inhaltes mittheilen wollen.

Richmond, am 24. Dezember 1857.

Liebe, theuere Mama!

Es iſt der heilige Abend, der Abend an welchem Du ſtets ſo viel Liebe und Güte für Dein Kind hatteſt und es mit Beweiſen Deiner Fürſorge überhäufteſt. Es iſt ein ſtiller, ernſter und doch beſeeligender Abend; denn heute iſt uns ja der Heiland geboren, der die arme Menſchheit erlöst hat, und der die gebeugten Herzen erquicken und tröſten will. Die äußere, kindliche, glänzende Feier, welche die Kindheit entzückt, hat der ernſteren Bedeutung Platz gemacht; es brennt kein Baum in unſern Häuſern und unſere Kinder haben keine lärmende Freude wie früher. Der Tod hat das Feſt der Geburt und des Lebens in dieſem Jahr in einen Trauerflor gehüllt und die Herzen ſuchen an anderen Stätten Erquickung und Troſt.

Wir ſuchen uns Alle auf das heilige Abendmahl vorzubereiten. Dieſe Nacht, um Mitternacht geht die Königin zum Abendmahl, mit mehreren ihrer Kinder; morgen in aller Frühe gehen meine Söhne, dann auch ich, in meiner Kirche in London. Es iſt mir ein ſo ernſter Gedanke. Stets zaudre ich, und doch faſſe ich wieder Muth. Es iſt ja die Gnade und Barmherzigkeit des Herrn ſo unerſchöpflich. — Mir iſt's als müßte ich zu Dir eintreten, liebe, gute Mama, und mit Dir noch ein gutes Lied leſen; noch Kraft und Licht bei Dir finden; noch ein Wort des Segens von Dir hören. Mein Herz iſt bei Dir, in dieſer ſtillen Abendſtunde, wo Jedes zurückgezogen bleibt und Du recht gemüthlich Deine Ruhe genießeſt; Dich dem Gebet hingiebſt. Ach ich bin gewiß, Du denkſt auch an mich und meine lieben Kinder und beteſt auch für uns, daß der Herr ſeine Hand nicht von uns ziehe und die Prüfungen ſegne, welche in jüngſter Zeit ſo ſchmerzlich auf uns laſteten. Es giebt ein Ahnungsvermögen, von welchem der liebe Schubert immer ſpricht, das Einen nicht täuſcht und das die Herzen ſich begegnen läßt. So fühle ich auch jetzt, daß wir einander nahe ſind, liebe, theure Mama!

Nun ſchließe ich und ſchreibe morgen noch ein Wort nach der Rückkehr aus London nach dem Abendmahl.

Weihnachtstag Nachmittag.

Ich habe einen ſchönen Morgen gehabt, liebe theure Mama, und viel Deiner gedacht. So eben komme ich vom Gottesdienſte aus London zurück, wo ich in der kleinen lutheriſchen Kirche erſt die Abendmahlsvorbereitung, dann die Predigt gehört und dann das heilige Abendmahl empfangen habe. Gott wolle es meinem armen Herzen ſegnen und mir Freudigkeit ſchenken, die meinem ſchwachen Glauben ſo ſehr fehlt. Wenn Du wüßteſt, wie zaghaft es oft in meiner Seele ausſieht, es thäte Dir leid. Es iſt eigentlich unrecht und ein Mangel an Glauben, aber die Selbſterkenntniß bringt auch dieſe Zaghaftigkeit hervor.

Der gute alte Steinkopf mit ſeinen 86 Jahren war recht krank und lag zu Bette; er ließ mich bitten zu ihm zu kommen und ſprach recht herzlich und rührend. Er hat ſtets ein eindringliches Wort auf den Lippen. So ſagte er mir heute ein Wort, das ich nicht genug bedenke: Sey'n Sie dankbar. — Wenn gleich Gott Sie hart geprüft hat, ſo ſind Sie doch ſtets gnädig von Ihm geleitet und beſchützt worden und Er hat Ihnen viel Liebes und Gutes gelaſſen. Hoffen Sie auf Den, der nicht wechſelt, wie Alles wechſelt. — Sie kennen die Nichtigkeit der weltlichen Größe, der Pracht und des Glanzes; Sie kennen aber auch Den, der keinem Wandel unterworfen iſt, und auf Ihn hoffen Sie und bauen Sie. — Die gute, herzliche Frau von *** war mit mir beim Abendmahl. Wir fuhren bei einem wahren Frühlingswetter nach Richmond zurück; fanden meine lieben Söhne, die auch communicirt hatten. — — Während die Jugend in den Abend-Gottesdienſt gegangen, da man Veſper und Segen vereint, ſchreibe ich Dir und gucke von Zeit zu Zeit hin in das glühende Abendroth, welches den halben Horizont färbt. — Es iſt prachtvoll und erinnert mich an die ſchönen Abende in Genua und meine ängſtlichen Verſuche, dieſe ſeltſame Färbung herauszubringen mit meinen ſchwachen Farben. Ein ſchöner, ſtiller, herrlicher Weihnachts-

Abend, recht wie ich ſie liebe; nur Du fehlſt dabei liebe Mama. — —

Auch der Brief vom Ende des Jahres 1857, der zugleich einen Blick hinüber richtet in das noch ungelöſte Dunkel des nächſten Jahres, ſpricht die gleiche Stimmung des Vertrauens zu Gott und des Wartens der Seele auf Sein Heil aus. Zugleich empfängt dieſer Brief noch ein beſonderes, dem theilnehmenden Herzen wohlthuendes Intereſſe durch den Bericht, den er von der überaus huldvollen Aufnahme giebt, welche die Herzogin und ihre beiden Söhne bei der Königin von England und ihrem Gemahl in Windſor fanden. — Ein tiefes Heimweh jedoch, hinweg von hinnen, zunächſt an die Bruſt der theuren, liebenden Mutter bleibt der Grundton des Briefes.

Aber dieſes Heimweh, dieſes ſehnliche Verlangen war noch ein ungleich tieferes und höheres zugleich, als jenes des Schweizers, der weit geſchieden von ſeinen Bergen und ſeinem Volke in der wilden Fremde ſein Leben vertrauert; ſein Zug gieng nicht nach den Bergen und Menſchen hin, welche das Auge ſieht, ſondern nach einer Welt des unſichtbaren Jenſeits, dahin das Herz ſo gern vorauseilen, der Blick hinüberdringen möchte, wenn die Seele, in der Nähe der Stunden ihres Scheidens, rufende Töne aus jener Welt, tief in ihrem Innern vernimmt. Von einer Stimmung dieſer Art, welche in den letzten Lebenstagen der Herzogin die vorherrſchende ihres Gemüthes war, kann uns der nachſtehende Brief derſelben an mich ein Zeugniß geben. Es iſt der letzte, den ich aus ihrer theuren Hand empfieng, überhaupt wohl einer der letzten, den ſie nach Deutſchland ſchrieb, denn der letzte an ihre Mutter iſt um drei Tage früher geſchrieben. Das Dunkel der Fragen, das er berührt, in welch ſeliges Licht wird ſich das in der Stunde des Scheidens, wenig Wochen nachher aufgelöſt haben!

Richmond, am Oſtertag (4. April) 1858.

Theurer, verehrter Profeſſor.

Ich vertraue Ihrem lieben Enkel dieſe Zeilen an, in der Hoffnung denſelben durch die Freude des Wiederſehens mit dem Ueberbringer einigen Werth zu verleihen. Schon längſt war es meine Abſicht Ihnen zu ſchreiben und Ihnen meinen wärmſten Dank zu ſagen für Ihre letzte Sendung, welche ſehr verſpätet in meine Hände kam, mir aber nichts deſto weniger eine große und *nachhaltige* Freude bereitete. Ich habe das letzte Büchlein, welches aus Ihrer Feder erſtand*), mit großem Intereſſe geleſen und mit einer beſonderen Aufmerkſamkeit diejenigen Kapitel betrachtet, welche über das Sterben und das Seyn nach dem Tode reden. In keiner paſſenderen Stimmung konnten dieſe Blätter mich treffen, als gerade in *jener*, die dem plötzlichen Tode meiner geliebten Schweſter, der Herzogin von Nemours folgte, — eine Stimmung, welche hoffentlich durch mein ganzes übriges Leben durchdringen wird, da ſie die Frucht einer ernſten Mahnung iſt, die uns Angehörigen Allen durch dieſen unerwarteten Verluſt ans Herz gedrungen. Die Vergänglichkeit dieſes zeitlichen Lebens und die *Eitelkeit* der weltlichen Intereſſen iſt mir wohl nie ſo ernſt vor die Seele getreten, als gerade in dieſen letzten Monaten, obgleich ſchon oft Gottes Stimme laut und ſchmerzlich zu mir geſprochen hat, und durch plötzliche Schläge ſeiner

---

*) Sie meint den erſten Band meiner vermiſchten Schriften.

Hand mir die Unhaltbarkeit der menſchlichen Größe, ſowie die Flüchtigkeit des reinſten Erdenglückes gezeigt hat. Meine Seele ſchmachtete wahrhaft in dieſer Stimmung nach einer paſſenden Nahrung: da kam Ihr Büchlein, wie ein Quell in der Wüſte, und tröſtete mich durch lehrreiche Erfahrungen aus den Leidens- und Sterbensgeſchichten frommer Menſchen. Die Frage: wie mag es der Seele im Augenblick des Todes ſeyn? hat ſie das Gefühl der Nähe Gottes — oder fällt ſie gleichwie in einen Schlummer bis zur Stunde der Auferſtehung? — leidet ſie durch die Trennung vom Körper, durch dieſen Riß, der mit der Außenwelt vorgeht — vermißt ſie die Lieben, welche ſie beweinen? — weiß ſie wie es um dieſelben ſteht in dieſer Welt? oder iſt jegliches Band zerrißen zwiſchen hier und dort, und lieben wir dort nur den Herrn, und ſind wir in der Ewigkeit ganz von dem einem Gefühl der Anbetung erfüllt, welches jedes andere ausſchließt und jede Theilnahme an der zurückgelaſſenen Vergänglichkeit erlöſcht? Dieſe Fragen Alle drängen ſich unaufhaltſam in meinem Innern, und die lieben Entſchlafenen möchte ich befragen. Ihr Bild iſt mir ſo nahe, die Klage um ſie wird immer wieder wach, aber eine Antwort erhalte ich nicht! Ich weiß es wohl, hätte der treue Gott es für uns gut gefunden, jene ſo natürliche Sehnſucht des menſchlichen Herzens zu ſtillen, Er hätte uns offenbart, wie es mit einer Seele nach dem Tode ſteht und hätte uns einen Blick thun laſſen in das künftige Leben. — Doch dieſe Ueberzeugung beruhigt mich nicht, und obgleich ich wohl glaube, daß die Kenntniß jener Zukunft uns verſchloſſen bleiben ſoll, ſo ſehne ich mich doch unbeſchreiblich nach einer Ahnung des dortigen Lebens. Finden Sie dieſe Sehnſucht und dieſe Klage ſtrafbar, dann ſagen Sie mir es offen — iſt ſie ein Mangel am Glauben, ſo wolle Gott mir den Glauben ſtärken, damit er mir zum Frieden gereiche über das Land der Dahingeſchiedenen.

Ich erfahre durch meine Schweſter, daß Sie unaufhaltſam arbeiten, theuerſter Profeſſor, und uns bald wieder eine Schrift ſenden werden. Möchten Ihre Kräfte durch dieſes raſtloſe Arbeiten ſich nicht erſchöpfen und Sie noch lange, zum Segen ſo Vieler auf unſerer armen Erde bleiben. Dieſen Wunſch ſoll Ihnen Ihr lieber Enkel, der Arzt, noch ganz beſonders in meinem Namen ausdrücken. Ich bedaure, daß er England verläßt, da ich ſtets große Freude an ſeinem Umgang gehabt habe und eine geiſtige Erfriſchung in ſeinem Geſpräch gefunden. Er ſcheint mir ein ſehr begabter, tüchtiger junger Mann, voll Energie, Herzensgüte und frommen Sinnes — ſo muß der Sohn Ihrer Selma ſeyn. Wie ſehr ich mich gefreut habe, durch Ihn manche Kunde über Selma, über Adeline, über die Ihren Alle, über die treue Hausfrau zu erhalten, kann ich Ihnen gar nicht ſagen. Eine größere Freude wäre es mir allerdings Sie ſelbſt noch hier auf Erden zu begrüßen und Ihnen noch einmal nach vierzig Jahren mündlich meine kindliche Verehrung auszuſprechen.

Nun, Gott wolle mir dieſe Freude ſchenken!

Helene.

Schien es doch als habe die theure Schreiberin dieſes letzten Briefes an den alten Freund ſich nicht damit begnügen können, die Gedanken des Ernſtes an des Erdenlebens Flüchtigkeit und an die ihr nahende Ewigkeit nur in dem geſchriebenen Worte auszuſprechen; als fühle ſie ſich gedrungen, den Eindruck ihrer Worte eines nahen Abſchiedes auf immer, auch durch andere ſichtbare Erinnerungszeichen zu verſtärken. Ein ſolches Erinnerungszeichen für meine Frau hatte ſie dem Ueberbringer des vorſtehenden Briefes mitgegeben.

> »Ich wende mich«, ſo ſchrieb ſie mir dabei, »an Ihre Vermittlung, um die treue Hausfrau zu bitten, ein kleines Andenken von mir freundlich anzunehmen. Es iſt eine Tuchnadel, welche die Zwillingsſchweſter der meinigen iſt. Ich trage die meinige ſehr oft, und da ſie ſehr beſcheiden und von ernſter Farbe iſt, ſo hoffe ich, die Hausfrau, welche Putz und Tand verſchmäht, verſchmäht doch dieſen dunklen Onyx nicht und trägt ihn zuweilen aus Liebe zu mir.«

Wenig Tage vor dem Datum des Briefes hatte der Ueberbringer deſſelben die Herzogin noch in der kleinen lutheriſchen Kirche (der Savoy) geſehen, wo dieſelbe mitten unter den eingebürgerten Frauen der Gemeinde an der Feier des Abendmahles Theil nahm. Auch hierin bezeugte ſie jene Treue bis an's Ende, welche ein feſtſtehender Hauptzug ihres Weſens und Lebens war.

Noch auf andere Weiſe, als liebende Mutter, fand ſie Gelegenheit, dieſes Treuſeyn bis an's Ende zu erweiſen. Ihr jüngerer Sohn, der Herzog von Chartres, war von einer nervöſen Grippe befallen. Die Aerzte zwar verſicherten, daß die Krankheit ohne Gefahr ſey, das Herz der Mutter ward jedoch hievon nicht beruhigt; ſie weilte bis zur Erſchöpfung den ganzen Tag am Lager des Sohnes und ſtand ſelbſt in der Nacht öfters auf, um ſelbſt zu ſehen, ob der Kranke ſchliefe? Der Prinz genas, ſie ſelber aber, an demſelben Tage, da er vom Krankenlager aufſtand, ward (am 10. Mai) durch einen Anfall von Huſten genöthigt, ſich zu legen. Der wiedergeneſene Sohn ward jetzt einer ihrer Wärter und zugleich ihr Secretär, durch deſſen Hand ſie der theuren Mutter in Ludwigsluſt Nachricht geben ließ von ihrer beiden Befinden mit der beigefügten Verſicherung, daß ſie ſelber gar nicht ſehr krank ſey. Sogar die Aerzte ſtimmten Anfangs dieſer Meinung bei. Die Grippe nahm ihren gewöhnlichen Verlauf und das einzig Beängſtigende waren die Nervenzufälle, die am 15. eintraten, mit einem Gefühl von Erſtickung, welches große Schwäche hinterließ. Montags den 17. Mai gegen Mittag hatte ſich ein Anfall dieſer Art in beſonders großer Heftigkeit gezeigt. Doch erkannten die Aerzte noch keine drohende Gefahr, denn der Anfall kam am Nachmittag nicht wieder; der Huſten war ganz verſchwunden. — Gegen Abend aber, als der Puls ſehr ſchwach geworden und die kleinen, ſtärkenden Gaben von Wein und Fleiſch-Gelee, obgleich die Kranke mit dankbarem Wohlbehagen ſie genommen, die tief geſunkenen Kräfte nicht mehr heben wollten, wurde der Arzt ernſtlich beſorgt. Im Nebenzimmer wachten Andere, im Zimmer der Kranken eine Kammerfrau, der Arzt und die Krankenwärterin. So ſehr man jede hörbare Regung vermieden, bemerkte die hohe Kranke dennoch am Morgen gegen fünf Uhr den Arzt, fragte dieſen verwundert, warum er noch immer da ſey und weshalb er ſo oft ihren Puls fühle? ob er ſie denn ſo krank finde? Er, ſtatt der Antwort, fragte ſie, wie ſie ſich fühle? — Viel beſſer, ſagte ſie, und wenn mir jetzt der Morgenſchlaf käme, der würde mich ganz wieder herſtellen.

Sie hatte während ihrer ganzen diesmaligen Krankheit ſich oft vergeblich nach der Erquickung eines geſunden, ruhigen Schlafes geſehnt; jetzt ſchien ihr ein ſolcher zu nahen; ſie ſchlummerte ein. Der Arzt hatte ſich entfernt, um im Nebenzimmer einen kurzen Bericht an die Prinzen in Twickenham und Claremont über das Befinden der Kranken zu ſchreiben. Er erwartete den entſcheidenden Ausgang zum Tod oder zur Wiedergeneſung im ſpäteren Verlauf des Tages oder in der nächſtfolgenden Nacht. Als er aber nach etwa 10 Minuten wieder zum Lager der Kranken trat, da war weder Athem noch Pulsſchlag ſpürbar; das Herz hatte aufgehört zu ſchlagen!

Die Wächterinnen am Bett hatten kein Auge von dem Angeſicht der Kranken verwendet; dieſe, ſo ſchien es ihnen, ſchlief ſo ſanft, ſo ſüß. — Ja ihr war der Tod zu einem ſanften, tiefen Schlaf geworden, aus dem ſie für das Erdenleben nicht mehr erwachte. —

Die ſcheidende Seele ſtrahlt öfters noch über das Angeſicht ihres entſchlafenen Leibes einen Widerſchein aus, von jenem Morgenlicht der Ewigkeit, das ihr bei dem Hinübertritt in die Heimath aufgieng. Wer die Herzogin von Orleans geſehen, als ſie zu Chalons sur Marne zum erſten Male den künftigen Gemahl mit ihren Augen ſah und ihn begrüßte, der erkannte noch in dem Angeſicht der Todten im Sarge die Züge jener demuthvollen Liebe, jener innerſten Beugung und freudigen Erhebung, mit denen ſie dem hohen Bräutigam entgegentrat. Die damalige Freude war der Augenblick eines ſüßen Erdentraumes; der Traum war jetzt zur Wonne der Erfüllung geworden; der Glaube zum Schauen.

Es iſt ein armer Vergleich, den uns hier die Geſchichte jenes Blindgebornen gewährt, welchem Cheſeldens Kunſt durch ſeine glückliche Operation des Staares den Sinn des Sehens gab. Der Blinde war von ſeiner Geburt an in beſtändigem Verkehr mit der Welt der andern Lebendigen geweſen, er hatte aus dieſer

Welt Nahrung und alle Nothdurft des leiblichen Lebens empfangen, hatte die Stimme der liebenden Seinigen vernommen; die pflegende, ſorgſame Mutter war oft an ſeinem Lager geſtanden oder nahte ſich ihm leiſe, ohne daß er es wußte. Jetzt ward die Binde von ſeinen geheilten Augen hinweg gethan und er ſah, er erkannte bei dem Hören ihrer oft vernommenen Stimmen die, welche er liebte, von Angeſicht zu Angeſicht, mitten in einer ihm neuen, vom Himmelslicht hell gemachten Welt.

Das Gefühl des Glückes mag bei dem plötzlich ſehend Gewordenen jenes höchſte Maaß erreicht haben, welches ein ſterbliches Menſchenherz faſſen kann. Wir aber werden bei dem Anblick jener Entſchlafenen an ein Etwas erinnert, das kein Auge geſehen, kein Ohr gehört hat und das in keines Menſchen Herz gekommen iſt, an jenes ſelige Schauen im Lichte Seines Angeſichtes, das Gott bereitet hat Denen, die Ihn lieben. Schon das Erdenleben kann einen Vorſchmack gewähren von einem Wachen des Herzens (des Geiſtes) zu Gott, während der Leib ſchläft. Der Schlaf des Leibes im Grabe iſt allerdings ein ungleich tieferer als unſer alltäglicher; das Wachen aber des freien Geiſtes zu Gott, den er liebt, wird ein unausſprechlich höheres ſeyn. Wäre es auch nur vergleichbar dem Erwachen eines Kindes bei dem Morgenlicht und dem Morgengeläute eines hohen Feſttages. Das Kind in ſeinem Nachtgewand iſt nicht vermögend, ſich in eigner Kraft das neue Kleid anzulegen, darin es das Feſt mit den Seinen feiern ſoll. Aber es freut ſich ſchon jetzt des Anblicks und Naheſeyns der herrlich Bekleideten und des liebenden Vaters, und dieſer, wenn die Stunde zum Auferſtehen kommt, wird es, bekleidet mit dem neuen Gewand, hinführen zu der Feier, die niemals endet.

Wir beſchreiben den lauten Jammer nicht, der alsbald, nachdem ſie geſchieden, am Lager der Entſchlafenen erwachte. Wann war ein Schmerz gerechter, menſchlich tiefer dringender, als der der Söhne um eine ſolche Mutter, der der Geſchwiſter um eine ſolche Schweſter, der königlichen Mutter um eine ſolche Tochter. Aber der Geiſt und die Braut haben für den Schmerz der Erde ein anderes Wort; in der Thräne des menſchlichen Leides ſpiegelt ſich ein Licht von oben, das ſie verklärt.

Eine Leuchte war erloſchen, welche an hohen Ort geſtellt nicht nur in ihrer Nähe, ſondern weit umher ihr Licht über Raum und Erdenzeit verbreitet hatte. Der Telegraph brachte ſchnell die Trauerkunde nach Frankreich, und ſchon nach 12 Stunden waren tiefgebeugte Freunde aus Paris herbeigeeilt und ſtanden vor ihrer Leiche, welche nicht wie der Leib einer Todten, ſondern wie der einer ſanft Schlafenden erſchien. Es kam den Freunden ſo ſchwer an, ſich von der Gewißheit des Todes zu überzeugen, daß der Anſchein von wiedererwachendem Leben, den ein zum Fenſter hereinbrechender Sonnenſtrahl den Zügen des theuren Angeſichtes gab, eine freudige Aufregung bewirkte.

Bald fanden ſich auch Viele bei dem Orte der Trauer ein, welche im Leben meinten, ſich von der Fürſtin fern halten zu müſſen, und welche dennoch der großen Frau im Tode ihre Anerkennung zeigen wollten, denn dieſe hatte keinen Feind, nur die Fürſtin hatte politiſche Gegner. Am 22. Mai, den Tag vor Pfingſten, ward der entſchlafene Leib hingeführt zu ſeiner Ruheſtätte in der kleineren Kapelle zu Weybridge, welche die Theilnahme einer irländiſchen Familie der vertriebenen Königsfamilie zur Verfügung geſtellt hatte. Dort ſtanden ſchon die Särge des Schwiegervaters und der Schweſter: Louis Philipps und der Herzogin von Nemours. Der Trauerzug nahm ſeinen Weg von Richmond durch Twickenham und mehrere andere Ortſchaften; überall herrſchte die ehrerbietigſte Stille, die Läden waren geſchloſſen, Glockengeläute begrüßte den Zug. Sechs ſchwarz behangene Pferde zogen den Leichenwagen, auf dem der dreifache Sarg ſtand, mit ſchwarzem Sammet beſchlagen, eine ſilberne Platte mit der Namensinſchrift auf ſeinem Deckel. Der lutheriſche Prediger Valette war aus Paris gekommen, um die Grabrede zu ſprechen; es mußte dieſes im Garten vor der Kapelle geſchehen, denn in dieſer war kein Raum für die Schaaren der Verſammelten.

Und nicht im Garten bei der kleinen Kapelle zu Weybridge allein wurde dieſes gethan, ſondern aus allen Ländern von Europa ließen ſich Stimmen vernehmen, welche in würdiger Weiſe es erkannten, daß die Herzogin von Orleans den Kampf ihres Lebens und ſeine Leiden wohl beſtanden und als Siegerin ihren Lauf vollendet habe. Eine dieſer vielen, damals laut gewordenen Stimmen und zugleich die, welche am treffendſten und beſten ſich über die Lebensführung der Vollendeten ausſpricht, war die von Sarah Auſtin (im Londoner Athenäum). Sie ſchreibt von ihr unter Anderm: — — — Ohne im Mindeſten blind zu ſeyn gegen die Gefahren ihrer Stellung, hatte ſie mit heldenmüthiger Ergebung dieſe Gefahren, mit einem ſolchen Gemahl und um eines ſolchen Landes willen getheilt. Es war der Traum ihres Lebens; ein Traum, von dem ſie nie erwachte, ſich jenem Lande zu widmen. Wer von der angeſtrengten Sorgfalt Zeuge war, mit der ſie die Erziehung und den Character ihrer jungen Prinzen überwachte, konnte nicht umhin zu fühlen, daß dies nicht die gewöhnliche Fürſorge einer Mutter war. So entſchieden ſie die Idee von ſich wies, den Grafen von Paris als Prätendenten auftreten zu laſſen, war es doch unmöglich zu verkennen, daß es ihr Ziel ſey, welches ſie nie aus den Augen verlor, ihn zu einem Manne heranzubilden, der, wenn Frankreich in einer Stunde der Noth, in einer jener krampfhaften Zuckungen, die es ſo oft erſchütterten, ihn rufen ſollte, bereit ſeyn würde, dem Rufe zu folgen und die Geſchicke des Landes mit weiſer, feſter, makelloſer Hand zu leiten. Dieſes Verlangen iſt nicht mit gewöhnlichem Ehrgeiz und mit thörichter Sehnſucht eines mütterlichen Herzens zu verwechſeln. Sie wußte, daß die Krone von Frankreich kein Ding ſey, das eine Mutter für ihren Sohn wünſchen könne. Aber ſie war der Meinung, daß an gewiße Stellungen auch gewiße Pflichten geknüpft ſind; daß eine Nation Anſprüche hat, von denen die, an welche ſie gerichtet ſind, ſich nicht entbinden können, und daß dieſe Anſprüche um ſo mächtiger und gebieteriſcher ſind, je höher die Stellung iſt. — — Man war ſtets geneigt, ſich vor dieſer Frau zu beugen, als vor einer Solchen, welche geprüft, aber auch geſtärkt worden war über das gewöhnliche Maaß unſerer ſchwachen Natur.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Druck von Dr. C. Wolf & Sohn in München.

In derſelben Verlagshandlung iſt erſchienen:

Parabeln

aus dem

Buche der ſichtbaren Werke

von

Dr. G. H. von Schubert.

Gebunden Rthlr. 1. 14 Ngr. oder fl. 2. 24 kr.

Die

Geſchichte der Seele.

Von

Dr. G. H. Schubert,

Profeſſor in München.

Erſter Band.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
1830.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Den hochverehrten Männern:

Dr. Carl Friedrich von Roth

königl. bayeriſchem Reichsrathe und Oberconſiſtorialpräſidenten, ordentlichem Mitgliede der Akademie der Wiſſenſchaften;

Dr. Johann Michael Sailer

Biſchofe zu Regensburg, Commandeur des königl. bayeriſchen Civilverdienſtordens;

Dr. Eſaias Tegnér

Biſchofe zu Weriö, Einem der Achtzehn der ſchwediſchen Akademie, Ritter des Nordſternordens.

widmet

mit innigſter Ehrfurcht und Liebe

dieſe Schrift

der Verfaſſer.

Vorrede.

Indem ich dieſe Unterſuchungen über die Geſchichte der Seele der Oeffentlichkeit übergebe, ergreift mich mehr, als bei jedem früheren ſchriftſtelleriſchen Verſuch, ein ſehr gemiſchtes Gefühl. Seit fünf und zwanzig Jahren habe ich die Grundgedanken zu dieſer Arbeit in mir getragen und ſie zu geſtalten geſucht; für ſie habe ich, mitten unter den übrigen Beſchäftigungen, zuſammengetragen, was ich vermochte; zu ihr kehrte ich immer, wie zu einem Punkt des Ausruhens zurück; ihre endliche Ausführung war einer der angelegentlichſten Wünſche meines Lebens. Wenn daher Anſtrengung der Kräfte, wenn der gute Wille allein hinreichten, um ein Werk gelingen zu machen; ſo müßten wohl einzelne Partieen dieſes Buches unter dem zum Theil vielmaligen Bearbeiten und wieder Umgeſtalten gelungen ſeyn, und die mannichfachen Opfer, welche ich dieſer ſehnlich erwünſchten, lieben Arbeit gebracht, wären vielleicht nicht ganz verloren geweſen. — Dennoch, wo ich nur in dem Buche hinblicke, finde ich ſo viel des Bedeutungsloſeren, ſo viel des Ungenügenden, daß ich nicht umhin kann, dieſes Gefühl ſelbſt der Nachſicht der Freunde, auf welche mein Werk dennoch getroſt hofft, zu bekennen.

Ein Grundgedanke dieſer Unterſuchungen: zunächſt, um die Geſchichte der Seele, die Urkunden der Leiblichkeit zu befragen, wird ſich wohl durch den Erfolg ſelber rechtfertigen. Seele und Leib ſind ſich näher noch verwandt, als die Gebornen einer und derſelben Mutter es ſind, bei denen uns die Betrachtung des einen, näher Stehenden, die Art des Entfernten, noch nicht Geſehenen kennen lehrt. Mit Abſicht iſt daher die vorbildliche Abſpieglung des Weſens der Seele, in der Natur des Leibes, ausführlicher hier behandelt worden, als dieß wohl ſonſt in den Werken über Seelenlehre zu geſchehen pflegte. Eben bei dieſem Abſchnitt war mir von Baer in ſeinen Vorleſungen über Anthropologie, Th. I. Königsberg 1824, ein ſehr werthgeachteter Vorgänger.

Bei ſehr vielen Stellen dieſer Unterſuchungen bezog ich mich auf meine Geſchichte der Natur („Allgemeine Naturgeſchichte, oder Andeutungen zur Geſchichte und Phyſiognomik der Natur. Erlangen 1826“), an welches Buch ſich überhaupt das hier vorliegende über die Geſchichte der Seele wie ein zweiter, wo möglich tiefer eingehender Theil, anſchließen ſollte.

Wohlthätig aufregend und belebend wirkte auf mich bei dieſer ganzen Arbeit der Umgang und die Belehrung der theuren Männer, mit denen mich eine erfreuliche Führung in dieſer Stadt der Künſte und der Wiſſenſchaften zuſammengeſellte, vor allen v. Schellings und v. Roths. Meinem Freunde Ringseis verdanke ich die Mittheilung vieler, mir ſehr brauchbar gewordner Thatſachen und Fingerzeige und wünſche ſeinem bedeutungsvollen, tiefer gehenden Werke über die Krankheiten des Menſchen ein recht baldiges, öffentliches Erſcheinen.

Möchte denn dieſes mein Buch, als kein ganz untüchtiger Zeitgenoſſe, an Eſchenmayers, Heinroths und andrer würdigen Männer Werke über die Geſchichte der Seele ſich anſchließen und möge unter der Spreu, welche der Wind verweht, hie und da ein fruchtbares Korn für die Ausſaat der künftigen Tage gefunden werden!

München, am 3ten Sept. 1830.

Der Verfaſſer.

Inhaltsanzeige.

Seite
§. 1. Aufgabe und Endzweck der Seelenlehre 1

I. Die äußere Natur.

§. 2. Leben und Tod, in dem leiblichen Abbild des Lichtes und der Schwere 4
§. 3. Scheidung der oberen und niederen Elemente aus dem Chaos 6
§. 4. Die unorganiſche Natur 11
§. 5. Die Entſtehung der Mannichfaltigkeit 19
§. 6. Aufgang des organiſchen Lebens im Pflanzenreich . 22
§. 7. Das Thierreich 30
§. 8. Der Sabbath 39

II. Vorbildliche Abſpieglung des Weſens der Seele in der Natur des Leibes.

§. 9. Der Leib des Menſchen 43
§. 10. Die chemiſchen Elemente des Menſchenleibes . . 47
§. 11. Die Elementarformen des thieriſch = menſchlichen Körpers 59

Seite
§. 12. Das Athmen und der Blutumlauf 60
§. 13. Von der Verdauung und Ernährung 83
§. 14. Die Knochen 115
§. 15. Die Muſkeln und ihre Bewegung 127
§. 16. Die Stimme und Stimmorgane 138
§. 17. Das Gehirn und die Nerven 147
§. 18. Das Geſchäft der Sinnen 174
§. 19. Der Bau der Sinnorgane und die Verrichtung ihrer einzelnen Theile 198
§. 20. Schlaf und Wachen 225
§. 21. Von der Liebe der Geſchlechter und von der Zeugung 237
§. 22. Von dem innren Grund des Todes, von Geſundheit und Krankheit des leiblichen Menſchen . . . 257
§. 23. Vom ſcheinbaren und wirklichen Sterben und von der Verweſung 281
§. 24. Der äußere Unterſchied des leiblichen Menſchen von den Thieren 315

III. Die Seele des Menſchen.

§. 25. Die Frage nach der Seele und ihrem Seyn . . . 341
§. 26. Die Seele, in ihrer Geſchiedenheit und Beſonderheit vom Leibe 364
§. 27. Vom pſychiſchen Irreſeyn und dem Wahnſinne . . 387
§. 28. Die elementare Verwandtſchaft des Weſens der Seele zu den Erſcheinungen der ſichtbaren Natur . . . 406
§. 29. Die drei Elementarrichtungen der Wirkſamkeit der Seele, abgebildet in den drei Reichen der planetariſchen Natur 414
§. 30. Von einem Vorgang in der Geſchichte der Seele, welcher jenem des Athmens und des Kreislaufes der Säfte im Leibe ähnlich iſt und entſpricht . . 432
§. 31. Der Ernährungsprozeß der Seele 455
§. 32. Temperament und Charakter 476

Seite
§. 53. Das Weſen und die Aeußerungen des Begehrungsvermögens der Seele, entſprechend den Muskeln und ihren Bewegungen am Leibe des Menſchen . . . 490
§. 54. Von dem Stimmorgan der Seele: dem Gemeingefühl und Gewiſſen 509
§. 55. Selbſtbewußtſeyn, Vernunft und Verſtand . . . 532
§. 56. Von den innren Sinnen, namentlich von der Einbildungskraft und dem Gedächtniß 549
§. 57. Das Wechſelverhältniß der innren Sinnen und der höheren Seelenkräfte zu einander und ihr ſelbſtſtändiges Verhältniß zu den Eindrücken der Außenwelt an einem Beiſpiel erläutert 571
§. 58. Von jenen Zuſtänden der Seele, welche dem Schlafen und Wachen des Leibes entſprechen 589
§. 59. Der Anfang der Seele 616
§. 40. Der Tod, in ſeiner pſychiſchen Bedeutung betrachtet 628
§. 41. Das Schickſal der Seele im Tode 639
§. 42. Unterſchied der Seele des Menſchen von der Seele des Thieres 655

IV. Die Lehre vom Geiſt.

§. 43. Die Urſtätte des Geiſtes 669
§. 44. Scheidung des innren Menſchen nach Geiſt und Seele 673
§. 45. Der Geiſt, als mütterlich bildende Kraft 681
§. 46. Der Geiſt als ſelbſtthätig bewegende Kraft . . . 683
§. 47. Der Geiſt als inwohnend im Menſchen 688
§. 48. Von einem geiſtig Guten und geiſtig Böſen . . . 693
§. 49. Die Ueberkleidung der Seele mit dem Geiſte . . 719

V. Die Herrſchaft des Leibes.

§. 50. Die ordentliche und außerordentliche Macht des Leibes an der Seele 730

§. 51. Die Macht des Klima's an der Seele 733
§. 52. Der Einfluß der irdiſchen Elemente 735
§. 53. Einfluß der mitlebenden, organiſchen Natur . . . 771
§. 54. Einfluß der leiblichen Bewegung und der Lebensweiſe 777
§. 55. Der Einfluß der leiblichen Organiſation 786
§. 56. Einfluß des kranken, leiblichen Zuſtandes auf die Seele 792

VI. Die Herrſchaft der Seele.

§. 57. Die Macht der Seele über den Leib 800
§. 58. Die Macht der Seele an den Seelen 836
§. 59. Die Kunſt 840
§. 60. Die Wiſſenſchaft 888

VII. Die Herrſchaft des Geiſtes.

§. 61. Die Gränze 893
§. 62. Die Macht des Geiſtes über das Leibliche . . . 895
§. 63. Die Macht des Geiſtes über die Seele 897

Aufgabe und Endzweck der Seelenlehre.

§. 1. Mitten in dem Reiche des Seyns ſtehet eine Sonne, welche Alles trägt und hält, Alles belebt und bewegt, und es iſt ein Auge, ſelber von Sonnennatur, für jene Sonne gemacht. Die Sonne iſt Gott, das Auge iſt die Seele.

Nicht der Schrecken, nicht die Furcht, wenn ſie auf dem Fittiche des Ungewitters, oder im Donner der ſtürzenden und flammenden Berge vorübergezogen, haben es dem Menſchen geſagt, daß ein Gott ſey; er hat dieß nicht erſt in der Sternenſchrift der Werke geleſen. — Innig tief, wie das Sehnen, das aus dem neugebornen Kinde nach der noch ungekannten Mutter ſchreit; laut wie das Rufen der jungen Raben nach dem noch nie genoſſenen Futter; mächtig und ſtill, wie der Drang, womit das eben aus dem Dunkel geborene Auge oder die aus der Samenhülle gebrochene Pflanze das noch niemals empfundene Licht ſuchen, wird in meinem Weſen ein Sehnen vernommen nach der lebendigen Quelle alles Seyns, aus welcher ich bin.

Nähme ich Flügel der Morgenröthe und flöge dahin, wo die letzten Wogen der Sichtbarkeit verhallen; führe ich hinab ins Dunkle, da kein Stern iſt, da das Geſchrei der Angſt, das Jauchzen der Luſt, da ſelbſt der leiſeſte Hauch eines Lebens nicht mehr gehört wird, und bliebe ich da allein und einſam mit mir ſelber, ſiehe ſo fühlte ich dennoch, daß Er mich hält; ich vernähme Seine Nähe, wie das Rauſchen eines Adlersflügels in ſtiller Nacht, und ein Etwas in mir, das nach Gott rufet. Wie der ausgeworfene Anker, durch die Meereswogen hindurch, gerade hinabeilt zum Felſengrund, da er ruhet; ſo iſt in mir ein Verlangen, welches ſeinen Lauf mitten durch die Creaturen hindurch, zu Gott nimmt.

Dieß iſt das Fragen im Geiſt des Menſchen, nach den Anfängen der Dinge, das Fragen, welches raſtlos und unſtillbar, dem Strom entgegen, welcher mit den andern Creaturen ſpielet, ſich hinanringt zur Quelle. Denn Er iſt es, welcher der Dinge Anfänge in ſeiner Hand hält; darum wer dieſe gefunden, der hat Gott gefunden.

Und das iſt die rechte Weisheit, durch welche der innere Menſch — der Menſch der Ewigkeit — wächſet und erſtarket; das iſt das Erkennen, welches das Herz beſſert. Nahrung nehmend und Pflege, erkennt der Säugling die liebende Mutter, und ſo Nahrung nehmend und erkennend, wächſet er und erſtarkt. So lernet, Leben nehmend aus des Lebens Urſprung, die Seele wer Gott ſey? und erſtarket hierbei zum Leben der Ewigkeit.

Dieſes Ausgehen der Seele, zuerſt in den buntfarbigen Schein der leiblichen Geſtaltung, welche das Leben nur ſinnbildlich erfaſſet, dann in das Weſen des Menſchen; wie endlich in dieſem die Seele zu ſich ſelber und zu Gott komme, dieß zu beſchreiben, iſt die Aufgabe und der Endzweck der Pſychologie.

Bemerkungen. Das Wort Seele iſt hier in ſeinem gewöhnlichen, zuſammenfaſſenden Sinn gebraucht, in welchem es Geiſt und Seele zugleich bedeutet. Der Unterſchied beider wird uns ſpäter beſchäftigen.

Vielleicht iſt das innere Band, das den Menſchen mit Gott vereint, wie das Band eines natürlichen Bedürfniſſes das Kind mit der Mutter. Die eben erſt aus der Puppenhülle hervorgebrochene Biene wird durch einen inneren Zug des Bedürfniſſes von Wieſe zu Wieſe, von Hügel zu Hügel ſtundenweit hinübergeführt nach den blühenden Linden, bei denen ſie die erſehnte Nahrung findet. Im Säuglinge, wenn er mit ſeinem zarten Munde nach der Mutterbruſt ſuchet, iſt der Ausdruck des Sehnens nach der mütterlichen Milch ein Schreien. So iſt in der Seele des Menſchen das Schreien des Sehnens nach Gott der innere Grund und Anfang der Sprache, und jener Flug, auf welchem der Inſtinkt die Biene über Berg und Thal führt, iſt in der Menſchenſeele ein innerer, geiſtiger, von Gedanken zu Gedanken, die ſich einer den andern fragen und antworten, einer den andern hervorrufen und verdrängen. Die erſte und urſprüngliche Sprachübung des Menſchen war und iſt das Gebet.

Die Geſchichte unſres Geſchlechts in alter und neuer Zeit läßt uns freilich ſehr häufig jenes innere Sehnen im Menſchen in einem Zuſtand des Getäuſchtſeyns und der Verirrung erblicken, wie das Sehnen nach der erſten Nahrung im Säugling, wenn dieſer mutterlos erzogen wird und ſtatt der Milch andre, etwa unnatürlich aufreizende oder ſonſt unangemeſſene Nahrungsmittel empfängt. Aber ſelbſt dieſer Mißbrauch, dieſe Täuſchung des innerſten Bedürfniſſes der Menſchenſeele geben nicht bloß einen Beweis für das Daſeyn des Bedürfniſſes ſelber, ſondern auch Aufſchluß über ſeine eigentliche Natur und Richtung. Eben ſo wenig als ſich nämlich der Drang des Hungers oder Durſtes durch bloße Phantaſien und Vernünfteleien befriedigen oder beſchwichtigen läßt, ſondern nur durch leibliche, wenn auch noch ſo ungewohnte und ungeſunde Nahrung; eben ſo wenig hat ſich auch jener geiſtige Trieb im Menſchen jemals durch etwas Andres als durch ein geiſtiges, ihm verwandtes Element ſtillen laſſen. Daher eben, aus dieſer Verwandtſchaft mit der geiſtigen Natur des Menſchen kam die furchtbare Macht und Gewalt des eigentlichen Hauptelementes, das im Heidenthum lag und wirkte. M. v. Schuberts Anſichten von der Nachtſeite der Naturwiſſenſchaft die 2te Auflage von S. 7 bis 11 und den Inhalt der 1ten Vorleſung in der 2ten und 3ten Auflage.

I.

Die äußere Natur.

Leben und Tod in dem leiblichen Abbilde des Lichtes und der Schwere.

§. 2. Das Leben hienieden, wo es auch erſcheine, iſt von dem Tod umfangen und den Samen des Lichtes, nachdem er kaum aufgekeimt, verſchlinget ein aus der Tiefe kommendes Dunkel. Ein Zug nach unten, welcher in der gröberen Leiblichkeit als Schwere waltet, ſtellt ſich überall hemmend den Bewegungen des Lebens entgegen und das anfänglich nur Hemmende wird zuletzt, in andrer Form, zum Zerſtörenden — zum Urſprung des Todes. Dieß iſt der Zug nach unten, welcher von dem beſondren Leben der Dinge nichts weiß und daſſelbe nicht will und welcher ſchon als Schwere, nach gleichem Geſetz des Falles, den Stein wie das fallende Blatt oder den Leib des Menſchen hinabreißt nach dem Abgrund. Denn er mag nichts außer ſich, er begehrt nicht das Lebendige und Bewegte, ſondern das Todte und Ruhende, — er will den Tod der Dinge, weil er ſelber der Tod iſt.

Jenem Zug nach unten gegenüber, waltet in der Natur ein Drang nach oben, von oben geweckt und geboren: ein Drang, welcher in der Sichtbarkeit als Licht erſcheint. Die Schwere hat nichts an ihm und der Tod bewältigt ihn nicht; denn der von Anfang ſprach, der ſchied das Licht von der Finſterniß.

Das iſt das alte Räthſel: wie doch immer von neuem aus Abend und Morgen, aus Morgen und Abend der einzelne Tag werde; wie doch immer das Leben, das doch ewig iſt, ſo bald wieder in den Tod ſinke, gleich wie in einen Mutterſchooß, aus welchem es kaum erſt geweckt und geboren worden. Iſt es etwa ein Zug des Schlafes, unwiderſtehlich und ſüß wie der Schlaf des Ungebornen im Mutterleibe oder des Säuglinges an der Mutterbruſt, welcher die Weſen ſo trunken machet, daß ſie zum Leben ſagen: warum weckeſt du uns und daß ſie, kaum erwachet, ſo bald wieder hinabſinken in ſeine Tiefe? Oder war und iſt es eine alte Schuld, durch welche die Einzelnen ſich losriſſen von dem gemeinſamen Grund des Lebens, der ſie trägt und zeuget, und hinausſtrebten nach der Vernichtung; und war und iſt es Strafe und Liebe zugleich, daß die Hinausirrenden ein nach dem gemeinſamen Mittelpunkt führender Zug zurückrufet, welcher im ſcheinbaren Tode nur die hemmende Laſt der Schuld hinwegnimmt, damit das Leben wieder es ſelber werde und ſey?

Bemerk. Jene beiden Richtungen der auf- und niederſteigenden Kräfte in der Natur, welche hier im §. vorläufig unter dem Bilde des Lichtes und der Schwere angedeutet werden, ſtehen in einem ſolchen, wechſelsweiſe ſich ſteigernden und verringernden Verhältniß, daß, um eben ſo viel als die eine mächtiger wird, die andre zugleich an Kraft verliert, ſo daß, während die eine um das Doppelte ſich verſtärkt, die andre zu gleicher Zeit um das Doppelte (bis zur Hälfte) ſich verringert, oder wenn die eine um das Dreifache zunimmt, wird die andre zugleich dreifach (bis auf ein Drittheil) vermindert. Der Zug der Schwere wächst daher im quadratiſchen Verhältniß, ſo wie die Richtung niederwärts, nach dem anziehenden Schwerpunkt geht, vermindert ſich aber eben ſo im quadratiſchen Verhältniß, ſobald die nach oben führende Richtung ihrerſeits in Wirkſamkeit tritt. (M. v. G. J. Schuberts Ahndungen einer allgemeinen Geſchichte des Lebens, IIten Theiles 1ſter Band. S. 231.) Es wird im Leiblichen wie im Geiſtigen dem gegeben, der da hat und zwar in dem Maas in welchem er hat.

Statt des milden, belebenden oberen Lichtes ſchläft in den ſchweren Maſſen der gröberen Körperlichkeit ein verzehrendes Feuer. Froſt und Hitze, ſie ſind in dem Reich des Dunkels zu Hauſe. Selbſt das Sonnenlicht, das in der dünneren Luft der obern Gebirgshöhen nur milde wärmt und leuchtet, wird erſt in den niederen, dicken Luftſchichten und an der feſten Erdoberfläche selber Erhitzung. So wie die Schwere nur die Körper mit zerſchmetternder Gewalt hinabreißt in die Tiefe, welche von ihrem Ruh- und Stützpunkt hinweggerückt, in Bewegung ſind; ſo wird das Licht, deſſen Weſen Freiheit, lebendige Beweglichkeit iſt, nur da zur zerſtörenden Hitze, wo die Weſen aus dem Zuſtand der Belebungsfähigkeit und Beweglichkeit hinweggewichen — in Starrheit verſunken ſind. Die Schwere wirkt hemmend und zerſtörend gegen alle freie Bewegung, das Licht wirkt hemmend und zerſtörend auf Gebundenheit und Starrheit. Uebrigens wird noch ſpäter von der Verwandtſchaft der Schwere mit einem gewiſſen Bildungstrieb in der Natur die Rede ſeyn.

Die Tage der Schöpfung.

Scheidung der oberen und niederen Elemente aus dem Chaos.

§. 3. Ein Gott iſt, von Ewigkeit zu Ewigkeit; Er war, ehe denn die Erde und der Himmel geſchaffen wurden. Ein Geiſt iſt von Anfang und dieſer ſchwebete frei und bewegend über dem Chaos; über einer Erde, wüſte und leer. Und Gott ſprach: da ward die Seele, da ward das Licht. Das Licht iſt die Seele der Leiblichkeit, ein ſichtbares Abbild des Göttlichen. Denn Gott ſelber iſt ein Licht und iſt in Ihm keine Finſterniß.

Wie der Blick erſt den Zugang findet zu der Welt der Körper durch das Licht und jene erſt erfaßbar wird für das Auge durch die Helle; ſo wird für den belebenden und bewegenden Geiſt das Todte und Starre erſt durch die Seele zugänglich und beweglich. Denn das Auge kann das Verfinſterte nicht ſehen, ſondern nur das was durchs Licht ihm ſichtbar gemacht und verähnlicht worden; ſo hat der Geiſt, ſo hat das Leben keine Gemeinſchaft mit dem Todten, bis dieſem erſt die Seele: ein lebendiger Odem gegeben werden von Gott.

„Und Gott ſchied das Licht von der Finſterniß.“ — Denn nur das Gereinigte kann das Reine, nur das Vergeiſtigte kann den Geiſt aufnehmen und nur auf ſolches vermag der Geiſt zu wirken.

Die leuchtende Flamme, wo ſie auch entſteht, fähret dem niederwärts gehenden Zug der Schwere entgegen, aufwärts, nach oben. Wie Tag und Nacht, ſo ſind auch Seele und Leib verſchieden, und dennoch, wie aus jenen beiden zuſammen Ein Erdentag; ſo wird aus dieſen beiden Ein gemeinſames Erdenleben.

Wie zwei Weltkörper, die ſich gegenſeitig durch gemeinſame Anziehung bewegen, nur in einem, beiden gemeinſamen Schwerpunkt zuſammentreffen und dieſer Schwerpunkt eigentlich es iſt, um welchen beide ſich bewegen; ſo müſſen Oberes und Niederes, ſo müſſen alle an Art und Weſen wahrhaft verſchiedenen Dinge, wenn ſie ſich miſchen und zuſammenwirken ſollen, in einer für beide ähnlichen Form und Weiſe ſich begegnen. Die gemeinſame Form und Weiſe, in welcher Seele und Leib ſich einander nähern und zuſammentreffen, iſt für beide ein Flüſſiges, ein Waſſer. Das Flüſſige, worinnen die Seele ſich dem Leiblichen nahet, iſt das Feuerwaſſer des oberen Elementes; ſelber leuchtend ohne zu brennen, helle flammend, ohne ſich zu verzehren: das Feuerwaſſer der Fixſternenwelt. Es iſt dieß, mitten im äußerlichen Gewand des belebten Leibes, das eigentliche innere Gewand der Seele, im lebenden Nerven das eigentlich Lebende, im Wachſenden das eigentlich die Form Gebende. Das Flüſſige, worinnen die niedere Leiblichkeit dem oberen, belebenden Element ſich nähert und dieſem zugänglich wird, iſt die Geſtalt des elementariſchen, irdiſchen Waſſers.

„Und Gott ſchied die oberen Waſſer von den unteren und machte eine Veſte zwiſchen ihnen beiden und nannte die Veſte Himmel.“

Eine Welt iſt da, welche aus der Tiefe des alten, nächtlichen Dunkels hervorleuchtet, wenn die ſpäter geborne Sonne mit ihren Strahlen hinuntergeſunken; eine Welt des oberen, urſprünglicheren Lichtwaſſers: die Welt der Fixſterne und ihrer Lichtnebelgebilde. Dieß iſt der alte, anfängliche Himmel, welcher mit der Erde zugleich geſchaffen, derſelbe ſchon war, der er nun iſt, als die Erde ein dunkles Chaos, wüſte und leer war. Eine weite Kluft und Leere, vielleicht einzig in ihrer Art, im ganzen Gebiet der Sichtbarkeit, ſcheidet die Fixſternenwelt von dem Syſtem unſrer Erde — von der Sonne und ihren Planeten. Da jenſeits beginnt ein andres Reich der Dinge, von dem dießſeitigen verſchieden, wie die von himmliſchen Kräften durchwebte, von Gewölk durchzogene Luft, von dem feſten, ſchweren Boden der Erdfläche. Ein Meer und Ströme des flüſſigen, Geſtalten wandelnden Lichtäthers, welcher noch jetzt, vor unſren Augen, hie und da zum Lichtgewölk ſich verdichtet oder zum Stern ſich entzündet. Lichtwolken, welche planetariſchen Scheiben gleichen und an Umfange unſer Weltgebäude, bis zur Bahngränze des Uranus übertreffen, ſtehen da ruhend, neben und zwiſchen ruhenden Sternen: es iſt in ihnen nicht die grobleibliche Kraft des Anziehens und Abſtoßens, welche hienieden das unruhige Treiben und Drängen, das Fallen und Zerſtäuben der Körper begründet. Sonnenartig leuchtender Stern, mit ſonnenartig leuchtendem Sterne, wandelt, durch keine weite Kluft von dem Bahngefährten geſchieden, um ein unſichtbares, unkörperliches Centrum. So iſt das, was die zarten Gebilde jener oberen Lichtwaſſer bewegt, ein zwiſchen ihnen webendes Unſichtbares; ſie aber ſind durch daſſelbe Licht erhellt und ſichtbar gemacht, welches unſre Dießſeitswelten beleuchtet: denn da jenſeits beſteht ja noch, in alter Herrlichkeit, die anfängliche Heimath des Lichtes.

Bemerk. Der Unterſchied zwiſchen Geiſt und Seele wird ſich, wie ſchon erwähnt, im weiteren Verlauf dieſer Unterſuchungen mehr entwickeln laſſen.

Das Licht iſt die älteſte Offenbarung, das erſte (Wieder-) Sichtbarwerden des Göttlichen, in der Region der gröberen Leiblichkeit. Es iſt der (oft latent und unſichtbar gewordne) ernährende, tragende Faden, der die niedere Welt mit der oberen des Urſprunges, das Seyn der Mannichfaltigen (Einzelnen) mit der Urſache alles Seyns verknüpft. M. v. hierüber die ſpätern Abſchnitte, beſonders den §. 18.

Der Mond bewegt ſich eigentlich nicht um die Erde; ſondern beide, Erde und Mond bewegen ſich um den gemeinſamen Schwerpunkt ihrer gegenſeitigen Anziehungen, welcher Schwerpunkt jedoch, bei dem großen Uebergewicht der Erd- über die Mondmaſſe, noch in die Erde ſelber hineinfällt. Stünde da wo unſer Mond ſteht und in gleicher Beziehung zur Erde ein Weltkörper von der Maſſe der Venus, ſo würde, da beide Maſſen, die der Erde und jene der Venus, ſich faſt gleich ſind, (wie 19 zu 20 ſich verhalten) der Schwerpunkt faſt in die Mitte des gegenſeitigen Abſtandes fallen und beide, die Erde und ihr großer Mond, würden ſich ſchon in beiläufig zehn Tagen, in entgegengeſetzter Richtung, wie die Arme eines Hebels, um den gemeinſamen, unſichtbaren Centralpunkt bewegen. M. v. mein Handbuch der Kosmologie. S. 163.

Ueber das Herkommen der Lehre von den oberen Feuerwaſſern, welche durch die Veſte des Himmels von den unteren geſchieden worden bei mehreren Völkern des früheſten Alterthums, vergl. m. Creuzers Symbolik und Mythologie B. II. S. 11 der erſten Ausgabe.

Die ältere Anſicht, beſonders des vorigen Jahrhunderts, nach welcher die Fixſterne ſämmtlich Sonnen, gleich der unſrigen ſeyn ſollten; gleichmäßig im Raume vertheilt, jede von Planeten und Kometen umkreiſt, alle wieder um gemeinſamen, mächtigeren Schwerpunkt ſich bewegend: dieſe ältere Anſicht ſcheint ſeit Herſchels letzteren Entdeckungen einer noch älteren, ja älteſten wieder weichen zu müſſen. Die augenſcheinliche und unläugbare Zuſammendrängung jener fernen Sonnen, nicht bloß in den kuglichen Sternhaufen, (Tauſende, ja Millionen ſtehen da in einem Raum, nicht größer als der zwiſchen Sonne und Sirius), ſondern auch in unſrer Milchſtraße; die Geſchichte der Doppelſterne, der planetariſchen Nebelflecken, der Sternbildungen und viele andere Beobachtungen dieſer Art laſſen in dem Fixſternenhimmel ganz andere Wechſelverhältniſſe und Elemente der Bewegungen und körperlichen Geſtaltung vermuthen als die unſers Planetenſyſtems ſind. Nach Erwägung aller der hier am meiſten zu beachtenden Thatſachen ſagt der geiſtvolle Ueberſetzer und Bearbeiter von Herſchels Werken J. W. Pfaff in ſeinen „Herſchels Entdeckungen" S. 19: „Die einfachſte und wahrſcheinlichſte Folgerung, die wir aus dieſer Betrachtung ziehen können, iſt wohl dieſe, daß das Syſtem, in welchem unſre Sonne herrſcht, das Einzige ſeiner Art, vielleicht das Einzige überhaupt, in den uns nächſten Räumen ſey; es mögen in jenſeitigen und unergründlichen Gegenden noch andre Glieder und Syſteme des Alls ſich ausbreiten, für uns ſind ſie nicht vorhanden." — So auch S. 56 bei der Geſchichte der Doppelſterne: — „Wollen wir aber unſeren gewöhnlichen Maaßſtab beibehalten; — — ſo beträgt die Bahn Caſtors keine Jupiter-Diſtanz und die vereinte Attractiv-Kraft dieſes Paars iſt 2500mal kleiner als die der Sonne. Wenn dann in jenen Gegenden attractive Kräfte, von Materie ähnlich der unſeren getragen werden, ſo erhalten wir Sonnen, die 2500mal weniger Körperlichkeit beſitzen als die unſrige. — Aber iſt denn attractive Kraft nothwendig der Exponent der Materialität?" M. vergl. meine Urwelt und die Fixſterne. Dresden 1822.

Die unorganiſche Natur.

§. 4. Jener Dreiheit im Menſchen, von Geiſt und Seele und Leib, entſpricht als Schattenbild in der unorganiſchen Natur die Dreiheit von Luft und Waſſer und feſter Erde. Die Luft iſt hier der Geiſt, das Waſſer die Seele, die feſte Erde der Leib.

Unſichtbar, kaum noch von der Schwere gehalten, durchwirkt von den Kräften einer oberen Welt des Aethers, bewegt ſich die Luft nicht nach dem Geſetz der Schwere oder der Anziehung der Weltkörper, ſondern durch einen ſelbſtſtändig in ihr wohnenden Grund, welcher an die freie Willkühr des thieriſchen Wirkens erinnert. Die Richtungen und Veränderungen des Windes, die Wechſel der Witterung ſind nicht unabänderlich und nothwendig an die Zeiten des Tages und Jahres oder an die Stellung des Mondes und der Planeten zur Erde gebunden; ſondern erfolgen aus anderen, in der Atmoſphäre ſelber verborgenen Anfängen.

In allen Vorgängen der unorganiſchen Natur wird zunächſt das Oxygen der Luft als waltender und wirkender Grund erkannt. Es iſt das Verhältniß der einzelnen Stoffe zum Oxygen, welches bei den chemiſchen Miſchungen das gegenſeitige Maaß und Gewicht der zuſammentretenden Elemente und zuletzt dennoch auch die Ordnung des Zuſammentretens (den Grad der Verwandtſchaften) beſtimmt. So iſt es denn auch das Oxygen, welches die Geſtalt und Härte, welches jede unterſcheidende Eigenſchaft der einzelnen Bildungen begründet, indem es hierbei öfters in die Mindeſttheile (minima) der Miſchungen das entſcheidende Moment legt.

In die geiſtartig bewegte und bewegende Region der Atmoſphäre erhebt ſich, in Dunſtform und als ſichtbares Gewölk, das mütterlich bildende Waſſer und ſenkt ſich dann, wie das Blut im lebendigen Thierleib, wenn es beim

Athmen den Einfluß der Luft empfangen, geſtaltet in fließenden Quell oder Regen, wieder zum Leib der Erde hinab. Das Waſſer iſt auch hier ein Schattenriß der Seele im Menſchen. Selber geſtaltlos und flüſſig, weder das Eine noch Andere, wird es erſt durch das hindurchgehende, obere Element der Luft hier zu dieſer dort zu andrer Richtung geweckt. Es iſt die Empfänglichkeit für die Geſtaltung, nicht die Geſtaltung ſelber; das Sehnen, welches nach oben emporſteigt und von oben empfängt was es begehrt; es iſt die Kraft und Weiſe des ſtill aufnehmenden und beſchauenden Auges, nicht jene des ſelber bewegenden Willens. Alles Werden muß in dieſem Flüſſigen beginnen, und wie aus dem Blute des thieriſchen Leibes die einzelnen Glieder, wie, da jenſeits der Veſte, in den oberen Räumen, die ſternenartigen Weſen aus einem ätheriſch leuchtenden Waſſer; ſo werden an der feſten Erde alle Geſtaltungen aus und in dem irdiſchen Waſſer erzeugt und gebildet.

Bei allen Miſchungen und Geſtaltungen, Bildungen und Wiederauflöſungen der unorganiſchen Natur wird alsbald ein Verhältniß des hier bildenden und bewegenden Prinzips zu dem Lebensprinzip der organiſchen Weſen bemerkt, welches an jenes des Tones zum Lichte erinnert. Der Ton bringt in den mittönenden Körpern, nach dem Maaß der Spannung und des Zuſammenhaltes der Theile, ein Mittönen hervor, ohne etwas an dem Gefüge oder der Miſchung der Elemente zu verändern, ja wo er auch (wie in den Klangfiguren) den Staub zu regelmäßigen Geſtalten zuſammenführt, wandelt er doch an den Beſtandtheilen dieſes Staubes ſelber nichts um, ſondern ſie bleiben, nur anders zuſammengeordnet, dieſelben. In dem Lichte dagegen, wie ſchon die mit ihm nahe verwandte, galvaniſche Wirkſamkeit beweist, iſt ein Vermögen, die Dinge wirklich zu verwandeln. Eben ſo bleiben denn auch in den Geſtaltungen und Auflöſungen der unorganiſchen Natur die

Stoffe dieſelben, nur daß ſie das Geſetz einer mit ihnen ſpielenden Harmonie, jetzt ſo dann anders, zuſammenführt, jetzt das Eiſen mit Schwefel zum Schwefelkies, andere Male daſſelbe Eiſen mit Oxygen zum Eiſenglanz verbindet. Wo dagegen das organiſche Leben in den Bereich der Leiblichkeit eintritt, da zeigt ſich daſſelbe ſogleich als eine Kraft, die Stoffe der gröberen Leiblichkeit wieder in jenen Zuſtand der alten Lebensempfänglichkeit zurückzuführen, welche der Anfang der Dinge war und iſt; als eine Kraft, welche aus dem von ihr ergriffenen Element ein ganz Anderes, Neues ſchaffet.

Die Luft iſt denn in mehrfacher Beziehung die Erzeugerin und Vermittlerin der Töne und ihrer Harmonien. Nicht allein jener, welche das Ohr vernimmt, ſondern mehr und urſprünglicher noch erzeugendes Prinzip der ſichtbar gewordnen Töne: der regelmäßigen Geſtalten in der unorganiſchen Natur. Hier ſind, deutlicher faſt als irgendwo anders, jene Harmonien und Ordnungen der Zahlen zu finden, davon ſchon Pythagoras den rechten Sinn verſtanden. Die bereits erwähnten Miſchungsverhältniſſe der Elemente, welche die Neueren unter dem Namen der ſtöchiometriſchen begriffen, ſind eine ſichtbar gewordene Tonleiter. Sobald daher im flüſſigen Gemiſch als Grundton die innere Thätigkeit (anziehende Kraft) des einen Stoffes wach geworden, wird als Mitlauter, nach feſt beſtimmtem Geſetz der Harmonie, in den anderen verwandten Stoffen der Dreiklang oder Vierklang, oder der Sechs- und Achtklang erweckt und es verbinden ſich die leiblichen Anfänge der Dinge, wie der Grundton es verlangt, jetzt wie Eins zu Eins, dann dieſelben wie Eins zu Zwei oder Vier und Acht; andere Male aber wie Eins zu Anderthalb oder Drei und Sechs. Wie nahe das Verhältniß der regelmäßigen Geſtalten der Kryſtalle mit dem der Töne am Monochord übereinſtimme, hat ſchon das

Alterthum geahndet; der tiefſinnige Kepler erkannt und bewieſen.

Es erſcheint die unorganiſche Welt allerdings als die Region des Geſetzes, wenn dagegen in jener der organiſchen die Region der Freiheit erkannt wird. Das Reich der Steine nimmt unter den drei Reichen der Natur den niederſten Rang ein. Denn es iſt, im Vergleich mit den andern beiden, der Leib, während ſie ſelber Abbilder der Seele und des Geiſtes ſind; Ein ſchlafender Todtenleib, ſchon ſeit der Vorwelt des über dem Chaos ſchwebenden Geiſtes. Und dennoch wirkt weder der Farbenſchmuck noch der Geruch der Blume, noch die lieblich gaukelnde oder kräftige Bewegung des Thieres ſo tief und mächtig auf den ſinnenden Geiſt oder die fühlende Seele, als die Betrachtung der regelmäßigen Kryſtallgeſtalten oder der tiefharmoniſche Klang des feſten Metalles aus den geſchwungenen Glocken. Der Menſch hat einen geheimnißvollen, wunderbaren Zug zu dieſem Reich der Steine und der ſchweren, glänzenden Metalle; einen Zug, der mächtiger iſt als jener, der ihn an die ſchönblühende, duftende Pflanze oder an das liebend ſich an ihn ſchmiegende Thier knüpfet. Iſt das etwa der von neuem wach gewordene, urſprüngliche Zug, welcher nach jener lieblichen Dichtung der alten Seelenkunde die Seele anfänglich ſo unwiderſtehlich und mächtig in das Leibliche hinabführte? In der That bei dieſem Zug nach den Glanzmächten der Tiefe wandelt meine Seele oft jenes Gefühl an, das den Wanderer im Alpengebirge ergreift, wenn er auf dem jäh herabſtürzenden Gipfel einer Felſenwand ſtehend es ahndet, wie groß da die Gewalt und Beſchleunigung des Falles nach dem fernen Boden ſeyn und werden müſſe. — Was iſt es denn, daß auch jene Maſſen der Hochgebirge ſo mächtig auf meine fühlende Bruſt wirken? Mag es ſeyn, daß ſie den ſchweren Pendel aus ſeiner Richtung ziehen, daß ſie das hängende Bleiloth gegen ſich hinbewegen; was aber gibt ihnen die geheime Macht, welche meine aus der Schwere entnommene, frei geborne Seele bei ihrem Anblicke, in ihrer Nähe, ſo ſehr bewegt und an ſich zieht? Iſt es der Leib eines Gottes, der da entſeelt vor mir lieget, mächtig noch im Anblick und anziehender als der Rieſenleib eines Helden der Vorzeit? — Ein Gott ſtirbt nicht, ohne bald wieder zu erwachen! — Rieſengebeine ſind es allerdings, einer entſchlafenen Vorwelt, aber ein ordnendes Geſetz der Weisheit, ein nur das ewig Wahre erfaſſender Gedanke eines göttlichen Verſtandes hat ſie ſo zuſammengeordnet, daß in dieſer Hieroglyphenſchrift der Geſteine das tiefſte Geheimniß des Weſens jener Weisheit und ihr magiſch-gewaltiger Name verzeichnet ſtehet. Die Gedanken eines Gottes ſind es, die in der Betrachtung der Kryſtallgeſtalten meinen Geiſt; die ewigen Harmonieen der anfänglich gebietenden Stimme des Geiſtes ſind es, welche in dem Tönen der Glocken meine Seele mit ſo wunderbarer Gewalt ergreifen. So wird für den anerkennenden Verſtand das Letzte zum Erſten, das Unvollkommenſcheinende zum Vollendetſten; denn dieſe Schriften der Kryſtallgewölbe der Tiefe hat eine ordnende Weisheit nicht mittelbar, durch die ſelbſtſtändig ſcheinenden Bewegungen des organiſchen Lebens ſchreiben laſſen; ſondern ſie hat ſie ſelber mit den Nachhall weckenden Tönen ihrer allgewaltigen Stimme hineingebildet in die Felſen.

Bemerk. Keine andre Arbeit, welche in neueſter Zeit im Gebiet der Naturkunde bekannt geworden, kann wohl ein höheres Intereſſe erregen und bedeutendere Materialien zum weitern Aufbau einer wahren Philoſophie der Natur gewähren, als die einfache, klare Entwicklung der chemiſchen Proportionslehre, welche Berzelius in ſeinem Lehrbuch der Chemie gegeben (überſetzt von Wöhler 1ter bis 3ter Band 1825 bis 1828). Herſchels Entdeckungen am Fixſternenhimmel und jene der ſtöchiometriſchen Miſchungsverhältniſſe der irdiſchen, grobkörperlichen Elemente (durch Richter), haben unſern Blick über das Gebiet der Naturkunde nach der Höhe und nach der Tiefe mit einem Male ſo mächtig erweitert, wie eine aufgehende Sonne die Ausſicht über Land und Meer, über Höhen und Tiefen.

Gay Lüſſacs Entdeckung, daß die beſtändigen Luftarten: Sauerſtoffgas, Stickgas, Waſſerſtoffgas, bei ihren chemiſchen Verbindungen ſtets in gleichen oder doppelten Maaßtheilen ſich vereinen, z. B. ein Cubiczoll Sauerſtoffgas mit einem Cubiczoll Stickgas zum Stickſtoffoxyd, oder ein Cubiczoll Sauerſtoffgas mit zwei Cubiczollen Stickgas zum Stickſtoffoxydul, ſo wie ein Cubiczoll Sauerſtoffgas mit zwei Cubiczollen Hydrogengas zum Waſſer, giebt von einer andren Seite her ſehr bedeutungsvolle Aufſchlüſſe über den Grund der Beſtändigkeit in den ſtöchyometriſchen Miſchungsverhältniſſen. Denn mit Recht vermuthet Berzelius, daß, auch wo dieß noch nicht durch unmittelbare Meſſung ausgemittelt werden konnte, bei allen brennbaren Körpern ein ähnliches Verhalten ſtatt finde. Sie alle verbinden ſich, ſowohl mit dem Oxygen als auch unter einander ſelber in ſolchen Portionen, daß dieſe, in Gasgeſtalt verwandelt, das einfache oder doppelte oder dreifache Volumen des zu ihrer Sättigung nöthigen chemiſchen Gegenſatzes einnehmen würden. Man erinnert ſich hierbei an jene Uebereinſtimmung der erſcheinenden Größen, welche zwiſchen unſrem Mond und der Sonne, ſo wie zwiſchen den äußerſten Monden bei Jupiter und Saturn und der Sonne, wie ſie auf jenen Planeten erſcheint, gefunden wird. Nicht unintereſſant, wiewohl vielleicht bloß ſcheinbar, iſt auch jenes Verhältniß, nach welchem die vermuthete Menge des Gewäſſers, die ſich auf unſrer Erde findet, wenn ſie ſich auf einmal in Waſſergas verwandelte, ein Volumen einnehmen würde, das gerade ſo groß wäre als das der Erde. Denn man nimmt gewöhnlich an, daß die geſammte Waſſermenge unſrer Meere und Seen gleich ſey dem 1700ſten Theil der Cubicmaſſe der Erde (ſo nach der Angabe in Bode's „Erdkugel"). Bei der Verwandlung in Gasgeſtalt dehnt ſich aber das Waſſer auch plötzlich auf einen 1700 (genau $1696\frac{4}{5}$) mal größern Raum aus.

Selbſt nach geſchehener chemiſcher Verbindung ſteht das Volumen, welches die neuentſtandene Miſchung einnimmt, noch in in einer augenfälligen Proportion mit dem Volumen, welches der eigentlich die Geſtalt gebende Gegenſatz vor der Verbindung einnahm. Die Verbindung des Sauerſtoffgas mit der Kohle (Kohlenoxydgas), ſo wie die des Sauerſtoffgaſes mit dem Stickſtoff (das Stickſtoffoxydulgas) iſt gerade von doppelt ſo großem Umfange als das Sauerſtoffgas vor der Verbindung war. Es haben ſich mithin die Kohle, ſo wie das Stickgas im Moment des Vereines zu demſelben Umfange ausgedehnt, den das zu ihrer Sättigung nöthige Oxygen hatte, und behalten dieſe Größe nach der Verbindung bei. Kommt dagegen noch ein Volumen Sauerſtoffgas hinzu, ſo entſteht ein kohlenſaures oder Stickſtoffoxydgas, aber die neuentſtandene Miſchung nimmt genau nur zwei Volumina, mithin auch nicht mehr Raum ein als das Kohlenoxyd oder Stickſtoffoxydgas für ſich allein einnahm. — In dem Kohlenwaſſerſtoffgas iſt ein Volumen Kohle mit vier gleichen Voluminen Waſſerſtoffgas verbunden. Die letztern ziehen ſich aber im Moment der Verbindung ſo zuſammen, daß ſie nur noch den Raum von zwei Maaßtheilen einnehmen, das ganze Gemiſch mithin nur den Umfang von drei Maaßtheilen. — Auch in dem oben erwähnten Waſſergas ſind zwei Maaßtheile Waſſerſtoffgas mit einem Maaßtheil Sauerſtoffgas ſo verbunden, daß ſie nur den Raum von zwei Maaßtheilen ausfüllen; die zwei Volumina des Hydrogens ſind mithin in den Raum von einem zuſammengedrängt.

Es war nicht ohne beſondre Abſicht, daß wir uns hier etwas ausführlicher bei der ſogenannten Volumentheorie verweilten. Sie wird uns im Verlaufe dieſer Unterſuchungen ein mehrmalen wiederkehrendes Bild gewähren, in welchem das Höhere und Geiſtige ſich ſichtbar machet und abſpiegelt. Wie die vermuthliche tropfbarflüſſige Waſſermenge der Erde, wenn ſie Gasgeſtalt gewönne, an Volumen (Geſtalt) der Erde gleich würde, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß das Oxygen der Erde: das freie der Atmoſphäre, zuſammt dem gebundenen in den feſten Körpern — wenn es für ſich allein Gasgeſtalt annähme — an Volumen der leuchtenden, herrſchend waltenden Sonne gleichen würde.

Doch laſſen wir hier das Gebiet einiger nahe liegenden, wenn auch noch ſo ſinnreichen Vermuthungen unberührt. Der

Sinn, die eigentliche Bedeutung des Gleichwerdens der Voluminen bei den chemiſchen Verbindungen bleibt feſtſtehend und ſicher, ſchon durch das oben Erwähnte, was durch Erfahrung beſtätigt, mehr als Vermuthung iſt. Es iſt überall der (elektriſch-chemiſche) Gegenſatz, welcher zwiſchen Sonne und Wandelſternen, auf dieſelbe Weiſe wie bei dem Verein der chemiſchen Potenzen, das Maaß- und Gewichtsverhältniß beſtimmt. Eine Baſis erſcheint zuweilen da, welche, wie der ſonnennaheſte Komet, der von der Erde aus beobachtet werden könnte, dem Centro bis auf ein Sechszehntheil ſeines Halbmeſſers nahe kommt, andre, zum größten Theil wohl noch unbekannte, welche mehrmals hundertfältig weiter abſtehend, ihren Sättigungspunkt finden.

Das Verhältniß, nach welchem ſich, immer unveränderlich, die Stoffe jetzt in dieſem, andre Male im doppelten, im vier-, im achtfachen, oder auch im drei-, im ſechsfachen, im drei- und fünffachen Gewichtstheil verbinden, iſt zwar wohl den meiſten Leſern dieſer Unterſuchungen bekannt, doch erwähnen wir als Beiſpiel: daß ſich das Sauerſtoffgas mit dem Kupfer zum Kupferoxydul im Verhältniß wie 12½ zu 100, im Oxyd wie 25, im Superoxyd wie 50 zu 100 verbinde, mithin auf dieſen verſchiedenen Oxydationsſtufen wie 1, 2, 4. Eben ſo verhält ſich das Sauerſtoffgas in den beiden Oxydationen des Queckſilbers einmal (beiläufig) wie 4, das andre Mal wie 8 zu 100 Theilen des Metalls, ſeine Menge ſteigt mithin von 1 zu 2. Beim Eiſen aber giebt es drei Verbindungen mit dem Sauerſtoff, in denen dieſer von 1 auf 1½ und 3 anſteigt, ſo wie in den Verbindungen der Kieſelſäure am öfterſten die Verhältnißzahlen 3 und 6 vorkommen. Oftmals ſind die Steigerungsſtufen ſehr vielfältig, wie bei den Verbindungen des Schwefels und Eiſens, wo ſich die verſchiedenen Portionen, in denen der Schwefel zum Eiſen tritt, wie 1, 4, 8, 12, 16 verhalten. Bei den Säuren und ihren Verbindungen geht die Tonleiter der Verhältnißzahlen öfters auch von 3 auf 5 u. ſ. f.

Das Sauerſtoffgas iſt dennoch, auch wenn man Alles, was nach Berzelius III. 67 ſcheinbar dagegen ſpricht, in Anſchlag bringt, der Ausgangs- und Endpunkt aller Vorgänge in der unorganiſchen Natur; eben ſo wie die Sonne, ungeachtet des ſtörenden Einfluſſes, welchen ein Planet auf den andern hat, dennoch für alle der gemeinſame, anziehende und bewegende Mittelpunkt iſt.

Der Oxydationsgrad der ganz kleinen Portionen, in denen ſich bei den Foſſilien das (färbende) Metalloxyd mit den Erden verbindet, ſcheint oft ſchon für ſich allein eine Verſchiedenheit der Eigenſchaften begründen zu können, wie beim Hiazinth und Zirkon (m. v. m. Handbuch der Mineralogie S. 10). Die geringe, kaum bemerkbare Menge, in welcher die Strontianerde in der Miſchung enthalten iſt, giebt dem Arragon ſeine Verſchiedenheit von den übrigen, der Hauptmaſſe nach ihm ſo nahe ſtehenden, kohlenſauren Kalkarten.

Die Beweglichkeit der kleinſten Theilchen gepulverter, unorganiſcher Körper, neuerdings von Rob. Brown entdeckt, ſcheint ſich ebenfalls auf das ſpäter zu erwähnende Geſetz einer fuga vacui zu gründen, nach welchem alsbald eine Lebensbewegung aus der obern, unſichtbaren Region des ſichtbaren und wägbaren Elementes ſich bemächtigt, ſobald dieſes aus dem Verband der Starrheit und Schwere losgemacht worden.

Die Entſtehung der Mannichfaltigkeit.

§. 5. Jener Adler mit ausgebreitetem Fittich, deſſen Bild das Alterthum mit unvergänglicher Schrift unter die Sterne des Himmels gezeichnet, bedeutet hier den Einſamen, den König der Abgeſchiedenheit. Denn Er, über Alles erhaben, kennet nicht, noch hat Er Seinesgleichen; einzig Derſelbe, iſt Er ein Eremit in der Fülle der Welten. Er allein iſt Alles und iſt Nichts außer Ihm; Er, geraden Aufſchwunges, will und kennet nur ſich ſelber, nicht das Seyn des Mannichfachen und Vielen. In Ihm ruhet verſchloſſen die Fülle alles Seyns. Gleich dem Gebirge, welches Aeonen lang, wie mit ehernen Mauern die Wunder der Tiefe — die Gewölbe der Kryſtalle und Erze — umſchloſſen, ehe ein Auge da war ſie zu ſehen. Ein Dom voll heiliger Schriften und tiefbedeutender Geſtalten; in ihm jedoch ein ſtarres Schweigen; kein Knie, das da ſich beuget, kein Auge, das anbetend ſich erhebt, kein Mund, welcher lobet.

Da ertönet neben dem Adler liebend die Leyer. Es öffnet ſich der geſchloßne Kreis. Aus dem geoffneten Dom gehet das Leben der Welt hervor, und jenes dritte Sternbild des ſinnvollen Dreiecks, welches das Alterthum mitten unter den Sternen ſich geſtaltet: der im Geſange dahinſchwebende Vogel, bezeichnet den belebenden Hauch, den Geiſt, der über den Waſſern gewebet. — Wie das Eis des Hochgebirges, vorhin ein kryſtallener Geſammtleib, wenn die Wärme des Sommers darüber hauchet, in einzelne Tropfen ſich theilet, welche, jeder das Bild der Sonne an ſich ſpiegelnd, dahin rinnen und dorthin; ſo gehet aus der erſchloſſenen Einheit die Vielheit und Mannichfaltigkeit des Seyns hervor.

In der That, das Entſtehen des Mannichfachen und Vielen läßt ſich in gewiſſer Hinſicht dem Flüſſigwerden des Starren, dem Zertheiltwerden des Geeinten vergleichen, überall nothwendig und zuerſt bedingt, wo in der Natur Geſtaltung und lebendige Wechſelwirkung beginnen ſoll.

Es iſt die Wärme, welche die Starrheit löſet, in der irdiſchen Natur ein Sinnbild der oberen Liebe. Liebe iſt es, welche den geſchloßnen Dom des Seyns öffnet und die Tauſende von Augen geſtaltet und wecket, daß ſie aufblicken zur ewigen Sonne und des Anblickes, jauchzend in der Luſt des einigen Seyns, ſich freuen.

Ein Räthſel der höheren Phyſik iſt da in einem Räthſel der niederen Phyſik abgebildet. Die Wärme entſteht zumeiſt aus einer reibenden Bewegung, aus einer Wechſelwirkung der gröberen, dichteren Körper gegen einander.

In dieſe vorbereitende Bewegung der Wärme, welche, die Starrheit löſend — freimachend — wirket, giebt eine Bewegung der höheren Ordnung, jene der leuchtenden Flamme, ihren verklärenden Einfluß. So entſteht auch im Triebe der Zuſammengeſellung des Mannichfachen mit dem gleichartig Mannichfachen, jene Liebe der niederen Ordnung, welche zuerſt vorbereitend die Starrheit der Selbſtliebe, des Strebens nur ſelber und für ſich allein zu ſeyn, auflöſet, und in welche dann, von oben her, eine höhere Liebe ihre verklärenden Strahlen giebt. Das Sichtbare und Niedere kann das Unſichtbare und Obere nur in dem gleichartigen, ſichtbaren Abbild erkennen und lieben; es iſt ein unendlicher Grund, welchen alles Leben inmitten des Endlichen ſuchet und erſehnet, wie es eigentlich der Mittelpunkt der Erde iſt, welchen der fallende Körper ſucht und erſtrebt, obgleich er hierbei bald am ſtellvertretenden Medio haften bleibet. Alle endlichen Ausgänge des Lebens leitet und hält ein unendliches Centrum; über den Tauſenden von Stimmen, welche wetteifernd Anbetung ſingen und Lob, ſchwebet, Alle einend, eine ewige Harmonie.

Nach einem alten, bedeutungsvollen Worte mußte der ſterben, welcher einen Gott geſehen. Die Seele, ſobald ſie am Boden der irdiſchen Starrheit zum beſondern Seyn erwachet, ringet zu ſehen, zu erfaſſen den Geiſt des Lebens. Sie erfaſſet ihn bei den erſten Strahlen ihres aufdämmernden Morgens, wird ergriffen von ſeinen Kräften, ſelber lebend und ſchaffend wie er, entſchlummert aber zum Tode, nachdem ſie geſehen. Das Bild, das ſie geſehen, bleibet dennoch ewig — wird in der Zeugung als gleichartiges Weſen wieder neu und beſtehet ſo fort —; das ſcheinbare Sterben von Moment zu Moment wird zum Entſtehen von Art und Art der Weſen in immer aufwärts ſteigender Ordnung. Die Seele ſtrebet weiter, zu lieben und zu ſehen. Sie ſiehet das Bild vollkommner an ihrem immer heller dämmernden Morgen, bei immer höher ſteigender Sonne. Sie entſchläft, ſterbend an dem immer deutlicheren Anblick, das geſehene Bild aber lebet fort, als bleibende Art, und auch die Schläferin erwachet immer von neuem und höher nach Seinem Bilde, bis zuletzt am Mittage ein Weſen hervorgehet, welches ſelber von Adlernatur, den Anblick der Sonne erträgt, ohne zu ſterben. Es ſelber als Daſſelbe lebet fort, wenn auch das leibliche Element, der Nebel, durch welchen der junge Adler ſchaute, ſich auflöſt und zu Boden fällt.

Bemerk. Ueber die ſinnvolle Bedeutung der das große Dreieck am Sternenhimmel bildenden drei Sternenbilder des Adlers, der Leyer und des Schwanes bei dem früheren Alterthum, beſonders den Aegyptern, vergl. m. Hug Unterſuchungen über den Mythos der berühmten Völker der alten Welt.

Von dem Entſtehen der Gattungen und Arten in der organiſchen Welt wird weiter unten bei andrer Gelegenheit noch mehr die Rede ſeyn.

Aufgang des organiſchen Lebens im Pflanzenreich.

§. 6. Wie die Handlungen eines überlegenden Mannes plötzlich aus der unſichtbaren und unerkennbaren Region der Gedanken und innern Vorſätze hervortreten, und nun erſt dem Auge ſichtbar werden, ſo tritt mit einem Male die Welt des Lebens, die Welt des Organiſchen, in das Gebiet der Zeit herein, aus einem Anfange, welcher für ſich ſelber unſichtbar und unerfaßbar, erſt durch ſein Hereintreten in die Elemente der unorganiſchen Natur erkenntlich und verſtändlich wird. Er ſelber iſt überall und immer da; wie das Sonnenlicht im Raume der Planetenbahnen. Wie aber jenes erſt zum ſichtbaren und wärmenden Lichte wird, wo es in den Regionen des lichtloſen Aethers der feſten, undurchſichtigen Oberfläche eines Planeten begegnet, ſo werden die Bilder und Rathſchläge eines ewigen Denkens für unſre Seele erſt wahrnehmbar und wirkſam, wann und wo ſie ſich der Behauſung der Leiblichkeit nahen.

Es iſt hier kein Uebergang. Die Nacht, welche die Oberfläche der Erde umſchattet, würde für ſich ſelber nie aufhören Nacht zu ſeyn, würde für ſich ſelber nie zum Tage werden, wenn nicht eine Sonne von oben her aufginge und in den nordiſchen Winter, in das Dunkel der Nacht den Tag brächte. Ein trefflicher, tiefblickender Naturforſcher: Berzelius, hat mit überwiegender Kraft der Erfahrung gezeigt: daß „dieſes Etwas, welches wir Lebenskraft nennen, gänzlich außerhalb den unorganiſchen Elementen liege.“ — In der That, wer aus einer Steigerung des Dunkels das Licht, wer aus einer Steigerung der Kälte die Wärme, oder, was Daſſelbe iſt, wer aus einem Geſchäft der unorganiſchen Elemente die Welt des Lebens herleiten und ſchaffen will, der gleichet jenem Landmanne bei Hans Sachs, welcher aus den Käſen einer Kuh Kälber ausbrüten wollte.

In der unorganiſchen Natur geſtaltet ſich immer nur das, was der Grundlage nach und in ſeinen Elementartheilen bereits ſchon ſinnlich wahrnehmbar vorhanden war; der in die ſalzige Auflöſung eingetauchte, bereits gebildete Kryſtall, dränget freilich durch ſeinen polariſirenden Einfluß der Flüſſigkeit alsbald einen gleichartigen Kryſtall nach dem andern ab; wenn aber in ihr der Vorrath des ſchon vorhandnen, nur noch nicht zur feſten Geſtalt gewordnen Salzes erſchöpft iſt, hört dieſes wetteifernde Nachahmen der Bildungen auf. So können überall die in der unorganiſchen Welt ſelber wirkenden Kräfte nichts Andres, als die ſchon in dieſem beſtimmten Maaß, in dieſer beſtimmten wechſelſeitigen Beziehung vorhandnen Stoffe vereinen oder wieder trennen.

Dagegen erzeuget das organiſche Leben Etwas, das dem niederen Elemente unmöglich war: es ſchaffet aus einem Anfange, der für viele verſchiedenartige Weſen derſelbe und gleiche iſt, ein in den herbeigezognen, ernährenden Elementen weder begründetes, noch aus ihnen nach dem Geſetz der niederen Anziehungen herzuleitendes Syſtem der Geſtaltungen und Wechſelwirkungen, welches entſteht, ſeine Zeit hindurch wächset, ſeines Gleichen erzeugt und wieder vergeht. In dieſem Act eines ſelbſtſtändigen Schaffens, in dieſer Kraft ſeines Gleichen zu erzeugen, lieget ein Hauptunterſchied der organiſchen von der unorganiſchen Natur. Dieß wird ſchon in dem alten, heiligen Schöpferworte angedeutet: Es laſſe die Erde aufgehen Gras und Kraut, das ſich beſaame, und fruchtbare Bäume, da ein jeglicher nach ſeiner Art Frucht trage und habe ſeinen Saamen bei ſich auf Erden."

Jener Phanes der Aegypter, darſtellend als Widder des Thierkreiſes die allgebärende Frühlingszeit des Jahres, träget ſchon das alle Lebenskeime der Dinge enthaltende Ei im Munde, und nach ihm folget dann als Stier die Gebärerin der beiden Zwillingsgeſtirne des Tages und der Nacht: der Sonne und des Mondes. So gehet das ſtill wachſende Pflanzenreich dem Thierreich voran, gleich wie der Zuſtand des noch unbefruchteten Eies dem vom oberen ſelbſtſtändigen Leben bewegten Zuſtande des befruchteten.

In dieſem einfachen Bilde erſcheint das eigentliche innre Verhältniß des Pflanzen- zum Thierreich klar und deutlich:

Die weiblich gebärende Kraft der Thiere, namentlich der Vögel, bringt für ſich ſelber das Ei hervor, ein Gebilde, in welchem die Maſſe, die nachmals vom zeugenden männlichen Prinzip überkleidet und durch dieſes von neuem geboren, zum ſelbſtſtändig bewegten, lebenden Thier wird, ſchon ganz als dieſelbe vorhanden iſt. So iſt und wirket in der Pflanze dieſelbe Kraft, welche im Ei wächſet, welche die Häute mit ihrem zarten Gewebe, welche Dotter und Eiweiß ſammt ihren Banden aus dem wäſſrig Flüſſigen geſtaltet und zuſammenfüget; das entſtandne Gebilde weiß aber noch nichts vom Ein- und Ausathmen der Luft, noch nichts vom Bewegen und Empfinden. Ein Augenblick der neuen, höheren Geburt und Belebung — die Befruchtung — kommt hinzu: die Maſſe des Eies wird von einem oberen, nie wägbaren, dem Auge nie ſichtbaren Einfluſſe überkleidet, und wie wird nun das Alles ſo anders! Ein Herz pulſirt zwiſchen Eiweis und Dotter, Muskeln bewegen ſich; mitten unter den Häuten und Flüſſigkeiten entſtehen Nerven und Knochen, Gehirn und Augen und Glieder.

So iſt das ganze Pflanzenreich, im Vergleich mit dem Thierreiche, das Werk einer blos mütterlich geſtaltenden, den lebensfähigen Stoff bereitenden Kraft. Die Wurzel iſt für beide dieſelbe und dennoch von einem zum andren kein Uebergang. Es iſt ein Moment, ein unſichtbar Hinzutretendes, und was vorhin gefühllos wachſende, unbewegliche Pflanze war, das iſt durch jenen Moment mit einem Male zum beweglichen, empfindenden Thier geworden.

Das Pflanzenreich gleichet mithin dem Ungebornen im Mutterleibe; das Thierreich dem Ausgebornen, ſelbſtſtändig Athmenden und Bewegten. Das Ungeborne im Mutterſchooße, es geſtaltet ſich nicht durch eigne, inwohnende Kraft, ſondern es wird geſtaltet durch die Lebenskraft der Mutter. Man ſagt, daß die Gedanken, das Sehnen, die Gefühle der Letzteren auf das Ungeborne (geſtaltend) einwirken, in ihm ſich ſpiegeln. So ſpiegeln ſich im Pflanzenreiche die Gedanken und Empfindungen einer unſichtbaren, die Sichtbarkeit im Schooße tragenden und gebärenden Mutter. Denn die Lebendigen Alle, ſie ſind die zur ſichtbaren That gewordnen, vorhin unſichtbaren Gedanken und Willensmeinungen einer ewigen Weisheit, die ſie trägt und kennet.

Sie, dieſe Weisheit, welche am Anfange der Wege Gottes, welche der Werkmeiſter bei Ihm war und ſchaffend auf Seinem Erdboden vor Ihm ſpielete, iſt höher als alle Creatur. Iſt doch im unvollkommenen Abbilde die leibliche Mutter höher als das in ihr verſchloſſen lebende Ungeborne, höher als das ſchon ſelbſtſtändig geſonderte, ausgeborene Leben des ſchwachen, der Pflege bedürftigen Kindes. Aber je zarter und ſchwächer dieſes noch iſt, deſto anhaltender und ſorgfältiger wird es gepflegt und das Ungeborne ſtehet der Mutter noch näher, iſt noch **ein** Leben mit ihr. So hat auch das Pflanzenreich das noch vor dem Thierreich voraus: daß jenes ſo ruhend, ſo treu, ſo unmittelbar den waltenden, belebenden Einfluß der jungfräulichen Werkmeiſterin — der bildenden Weisheit — empfängt, wie die noch wachſende Blüthe und Frucht den Saft des tragenden Stammes.

Und das iſt der eigenthümliche Reiz, das mächtig Anziehende, welches das Pflanzenreich, voraus vor dem Thierreich, auf die Seele des Menſchen hat: es iſt ein Gefühl von der noch unmittelbareren, weſentlicheren, gleichſam leiblicheren Nähe und Einwirkung der bildenden Mutterkraft. Es ſind die Gedanken, die Gefühle der jungfräulichen Bildnerin ſelber, welche da, ſtrahlend in den Farben des Regenbogens, und in ſinnvollen Geſtalten: dunkel, in ihrer Bedeutung aber tief ergreifend, wie die Bilderſprache des Traumes, dem denkenden Geiſt begegnen. Da ſind die Kräfte, — nährend und heilend — welche noch unmittelbar aus dem Quell des Lebens und der Geſundheit der Weſen kommen; es ſind die Pulsſchläge des mütterlichen Herzens ſelber, welche gefühlt und bemerkt werden; wenn auch in dieſer ſtummen, ſchlafenden Welt nirgends noch eine Stimme oder ſelbſtſtändig entgegenkommende Bewegung der fragenden Mutterliebe antwortet; wenn auch das Bild, das da erſcheint, dem Ebenbild der Urform, welchem zuletzt das Thierreich ſich nahet, eben ſo unähnlich und unvergleichbar iſt, als der Bildungsſaft, aus welchem das Auge ſich geſtaltet, jener Sichtbarkeit, welche einſt in der kleinen Welt des Auges ſich abſpiegeln ſoll. Denn wer ſollte in der Geſtalt des innern und äußern Ohres die Welt der Harmonien erkennen und errathen, welche da nachmals aus und eingehen und walten wird; wer ſollte in der Geſtalt der Netzhaut und Kryſtallfeuchtigkeit, in der der Linſe und der künſtlich gewebten Iris des Auges jene ganze ſichtbare Schöpfung, vom leuchtenden Stern bis zum ſchweren, feſten Stein errathen und ahnden, welche bald hernach hier aufgehen und innerlich ſich geſtalten ſoll; wer in der Geſtalt des Gehirnes die Gedankenwelt des Geiſtes.

So äußerlich unähnlich denn als die empfindenden Organe dem Kreis ihrer künftigen Empfindung, ſo unähnlich als die dunkle Zeichen- und Geſtaltenſprache des Traumes der wachen Wortſprache; ſo anſcheinend unvergleichbar als das Geſchäft der Seele der Thätigkeit des Geiſtes, iſt das Pflanzenreich dem Thierreich. Und dennoch ſtehen alle dieſe äußerlich und anſcheinend ſo unvergleichbaren und unreimbaren Gegenſätze, innerlich und weſentlich in einer nahen und unmittelbaren Beziehung zu einander, ſo weſentlich als die Geſtalt und Ernährung der Raupe zur Geſtaltung des künftigen Schmetterlinges, oder der phyſiſche Act der Entzündung und des Verbrennens, zu dem Act der Bildung und Entwicklung des brennbaren Weſens.

Es iſt nur ein Moment, und eine Thätigkeit des Geiſtes überkleidet, wie das Leuchten der Flamme die Bewegung der Wärme, ſo das ihr entſprechende Streben der

Seele; nur ein Moment, und die niederwärts gehende, blos bildende und geſtaltende Richtung des Schlafes und Traumes wird in die aufwärts gehende, geiſtig erkennende und ſprechende des Wachens hinaufgerückt.

Bemerk. Ueber den „Unterſchied zwiſchen der todten und lebenden Natur" vergl. man J. J. Berzelius Lehrbuch der Chemie, überſezt von Wöhler, im dritten Band S. 37. Die innere Verſchiedenheit der unorganiſchen Natur, ſo wie der Thiere und Pflanzen wird noch etwas näher auseinander geſezt werden im §. 29.

Das organiſche Leben hat die Fähigkeit, die Elemente und Grundſtoffe nicht bloß in anderem Verhältniß zu verbinden, ſondern ſie ganz zu verwandeln. „Zwar iſt nicht zu läugnen, daß bei den Pflanzen die Miſchung des Erdbodens und des Waſſers, wovon die Pflanzen ſich nähren, einen bedeutenden Einfluß auf ihre Beſtandtheile habe, und daß ſie, vorzüglich die niederen Ordnungen derſelben, allerdings mehr Theil an der Miſchung der Subſtanzen nehmen, von denen ſie umgeben ſind, als die Thiere. Indeſſen bleibt doch im Ganzen das Naturgeſetz ſtandhaft, daß jeder Organismus aus den Urſtoffen, die ihn umgeben, ſeine eigenthümlichen Beſtandtheile bildet und daß der Kalkgehalt der Pflanzen, die im klaren Sande gewachſen ſind, oder die auf Granit ſtehen, um nichts geringer iſt, als der Gehalt an dieſem Beſtandtheil in ſolchen Pflanzen, die auf Kalkboden wachſen." A. P. de Candolle's und K. Sprengels Grundzüge der wiſſenſchaftlichen Pflanzenkunde, Leipz. 1820. S. 278. In Beziehung auf die Erzeugung der Kalkerde, waren auch die Verſuche mit Pflanzen, die man in porzellanenen Geſchirren gezogen und bloß durch kohlenſaures Waſſer ernährt hatte, ſehr überzeugend. — Eben ſo ſcheinen auch die Kieſelerde, ja nach Döbereiner die Metalle, welche man in vielen Pflanzen findet (Kieſel beſonders in Rohrgewächſen, Kupfer in den Knollen der Scitaminen, Eiſen und Mangan faſt in allen Familien) durch den Vegetationsprozeß aus Kohlen- und Waſſerſtoff wirklich neu erzeugt, geſchaffen zu ſeyn. Ebendaſ. S. 296 und 297. — M. v. auch Nees von Eſenbeck Handbuch der Botanik I. S. 669.

Im thieriſchen Leben liegt die verwandelnde, umſchaffende

Kraft noch viel deutlicher vor Augen. Kalkerde und Phosphor und eine Menge für ganz unzerlegbar gehaltene Grundſtoffe werden da offenbar, wie zum Theil Verſuche bewieſen, z. B. mit Hühnern, nicht durch die Nahrung als ſolche in den Körper gebracht, ſondern hier aus den ganz andersartigen Elementen, woraus die Nahrungsmittel beſtehen, erzeugt.

Die Kalien und Erden ſcheinen (beſonders die letzteren nach Berzelius) mit den Pflanzenſäften und Theilen im baſiſchen, unverbrannten (metalliſchen) Zuſtand vermiſcht und verbunden zu ſeyn, daher auch ſie ihrerſeits den Verbrennungsprozeß lebhafter machen.

Nicht alle, ſondern nur einige wenige Grundſtoffe der unorganiſchen Natur können (ernährende) Elemente für die organiſche Bildung werden. Zunächſt und faſt ausſchließend nur die 4 der Gasform fähigen Stoffe: Kohlenſtoff, Waſſerſtoff, Sauerſtoff und Stickſtoff. Dieſe Gaſe kehren im organiſchen Leben und ſeinen Bildungen wieder in 2ter, höherer Potenz, zu der gröberen, feſteren Verkörperung zurück, aus der ſie ſich im atmoſphäriſchen Zuſtand emporgerungen hatten.

Nach Berzelius a. a. O. S. 130 ſind jene 3 oder 4 Hauptelemente der organiſchen Natur auf viel zuſammengeſetztere Weiſe miteinander verbunden. In der unorganiſchen Natur beſteht z. B. die Schwefelſäure aus 1 Atom Schwefel und 3 Atomen Sauerſtoff, in der organiſchen aber, z. B. die Weinſäure aus 4 Atomen Kohlenſtoff, 5 Atomen Waſſerſtoff und 5 Atomen Sauerſtoff. Berzelius ſchließt hieraus: „daß die zuſammengeſetzten Atome der erſteren Ordnung in der organiſchen Natur dem Volumen nach größer ſeyn müſſen, als in der unorganiſchen, und deßhalb in ihren Verbindungen mit andern oxydirten Körpern eine bedeutend geringere Sättigungscapacität haben, d. h. zu einem größeren Gewicht eingehen müſſen.“

Bei den Bewegungen der Planeten und anderer Weltkörper um ihren Centralpunkt beſteht und erhält ſich weder die eine, beſtändig zum Centro hinziehende, noch die andere, beſtändig in gerader Linie von der Bahn hinwegtreibende Kraft, (eine wie die andere wird beſtändig durch ihren Gegenſatz aufgehoben und vernichtet); ſondern es beſteht und erhält ſich bloß die aus dem gegenſeitigen immerwährenden Aufheben der einen durch die andere hervorgehende dritte: die Bahnbewegung. So erhält ſich im organiſchen Leben weder die eine noch die andere der zwei einander entgegengeſetzten, zuletzt als Unterſchied der Geſchlechter erſcheinenden Richtungen, aus der ſich wechſelſeitig aufhebenden Gegenwirkung beider wird aber das Fortbeſtehen der Art erhalten, ſo wie das Fortbeſtehen des Lebens- und Bildungsproceſſes des einzelnen Organismus. Ueber dieſen Gegenſtand wird weiter unten deutlicher die Rede ſeyn.

Ein ſehr alter, vielverbreiteter Volksglaube nahm die Verbindung von einer geiſterhaften lebenden Natur mit dem Pflanzenreich an: eine Welt der Dryaden und Hamadryaden, deren Daſeyn und Leben, z. B. mit jenen des Baumes in einer ſehr innigen nahen Beziehung ſtünde. Das Kind wie der im Einklang und beſtändigem Umgange mit der Natur lebende Menſch fühlt den Schauder oder die Luſt der Nähe einer unſichtbaren Geiſterwelt an der ſtummen, ſchlafenden Pflanzenwelt noch mehr als an dem wachen, immer bewegten Thiere. Selbſt gewiſſe Züge aus der Geſchichte des Lebensmagnetismus laſſen in den lebenden Pflanzen beſſere Leiter — Verbindungsglieder — für die oberen, ſideriſchen Lebenseinflüſſe erkennen und errathen als in den Thieren. Je unvollkommener das erſcheinende, ſichtbare Weſen eines organiſch Lebenden, deſto höher und vollkommner iſt das dazu gehörige unſichtbare Complement dieſes Lebens. M. v. Schuberts allgem. Naturgeſchichte, Erlangen 1826 auf S. 657.

Das Thierreich.

§. 7. Die untere, der Schwere und der gröberen Leiblichkeit unterworfene Welt der Planeten, eine Schöpfung des jüngſten Aeons, iſt ſie nicht ein Abbild einer oberen, urſprünglicheren Welt der Geſtirne, in den Verhältniſſen der Bewegungen und Zeiten? — Sie wäre dieſes Abbild nicht, ſtünde nicht leuchtend, wie die obere Lichtwelt ſelber, die Sonne da: den um ſie kreiſenden Welten Zeiten gebend und Bewegung. Die Erde zwar, ſie erglänzet während der langen Polarnacht in dem phosphoriſchen Schimmer des Nordlichtes; an den ſonnenferneren Planeten dämmert, je ferner ſie ſtehen, deſto deutlicher, ein eigenthümliches, in ihnen ſelber wohnendes Leuchten und es iſt ein ſelbſtſtändiges Prinzip der Helle in den Atmoſphären und feſten Oberflächen der Planeten; ein Prinzip, welches nur durch das gleichnamige aber übermächtige, das von der Sonne ausgehet, gebunden und unwirkſam gemacht wird. Dennoch iſt dieſes planetariſche Schimmern gegen das Licht der Sonne nur wie ein Traum gegen das Wachen; denn das Ebenbild des oberen Urbildes erwacht erſt mit und in der Sonne. Das leuchtende Gewölbe zertheilt ſich in einzelne Welten; ein Lichtträger ſteht ruhend in ihrer Mitte, und zugleich nun beginnen die eigenthümlichen Bewegungen des Suchens und ſich Fliehens, Gebens und Nehmens (Wirkung und Rückwirkung), wodurch die unaufhaltſam nach dem Geſetz eines inwohnenden Lebens bewegten Weltkörper, wie dieß ſchon das Alterthum erkannte, mitten unter den ruhenden, gleichſam nur vegetirenden Lichtnebelgebilden der oberen Räume, den von inneren, ſelbſtſtändigen Kräften bewegten Thieren gleichen. —

Wir erkannten im vorigen §. im Pflanzenreich eine noch ruhende, ſchlafende Welt des Lebens. Ein einziger Augenblick des Erwachens iſt es, und mit ihm wird das vorhin in ſich ſelber verſchloſſene, ſchlafende Weſen ein ganz Neues, Anderes. Und doch war es, an Geſtalt und Beſchaffenheit der Glieder, in den inneren Bewegungen der Säfte und ihren Ausſcheidungen derſelbe Menſch, der eben noch da lag und ſchlief und der nun wacht und aufſtehet. Die Kraft des erwachten Geſichtsſinnes, des erwachten Gehörſinnes, vorhin bloß ein Vermögen, welches das für's Licht empfängliche Auge, das für den Schall empfindliche Ohr bildete und ernährte, dehnt jetzt auf einmal den Kreis ihrer Wirkſamkeit auf Welträume aus: das Auge ſiehet die Millionen von Meilen entfernte Sonne und Sterne, das Ohr vernimmt Töne, welche aus Weiten, tauſend Male größer als die Ausdehnung des Leibes, herüberkommen.

Es wird ſchwer, für einen ſolchen Sprung, für ein ſolches mächtiges Hinausflammen eines vorhin nur auf den engen Kreis ſeines leiblichen Umfanges beſchränkten Weſens, in unſerer Sichtbarkeit ein entſprechendes Bild zu finden. —

Unter den unorganiſchen Körpern erinnert am öfterſten das Waſſer an eine ſolche plötzliche Entfaltung des ſchlafenden Zuſtandes zum wachenden. Vorhin tropfbar flüſſig, nur ein Samenkorn gegen den ausgewachſenen Baum, dann als Dampf auf einmal zum ſiebenzehn-hundertfältigen Raume ausgedehnt. In dieſer Geſtalt des Dampfes wird das Waſſer der Erde an Umfang (und Geſtalt) gleich, wird ein Abbild der tragenden und bergenden Erde ſelber (nach S. 16).

So pflegen auch die brennbaren Stoffe im Moment des Verbrennens das Volumen — die Geſtalt — des Sauerſtoffes anzunehmen. Es iſt ein Augenblick, und die vorhin in einen mehr hundertfach kleineren Raum zuſammengedrängte Kohle wird an Geſtalt (Volumen) dem höheren Gegenſatze gleich, der jetzt um ihre Verbindung wirbet. Und weil nur das Gleichartige das Gleichartige erkennet; ſo wird der Moment des Gleichwerdens zugleich der des Erkennens: verkündend ſich dem betrachtenden Sinne durch das, mitten aus dem Rauche erwachende, helle Licht der Flamme.

So iſt auch das Wachwerden, das zum Thiere Werden des Lebens der Sichtbarkeit ein Entfalten dieſes Lebens zur Gleichartigkeit, zum Ebenbild eines oberen Urbilbildet. Das tropfbar flüſſige Waſſer wurde gehalten durch den Zug der Schwere, ſo lange es nur ein Theil des Ganzen. — der Geſammtmaſſe war. Als es aber (nach S. 16) in Gasform ſich zur Ebenbürtigkeit, zur Gleichgeſtaltung dieſes Ganzen ſelber erhob, löste ſich das Band der Schwere und das Gas ſtieg über die Erdoberfläche empor, welcher es ſich jezt mit gleicher Kraft der Ausdehnung (Selbſtſtändigkeit) entgegenſtellt.

So war auch das Pflanzenleben — gleich wie der Stein von dem unteren Zug der Schwere und des Zuſammenhaltes mit der Geſammtmaſſe — ganz von den Kräften und dem belebenden Zug einer oberen Licht- und Lebenswelt durchwirkt und umſchloſſen, ohne dieſe zu erkennen und zu ſchauen. Das Thierreich iſt jener Befangenheit, jenem Umſchloſſenſeyn entwachſen; ein Ebenbild des höheren Lebens, hat ſich ſein unſichtbarer Wirkungskreis, ſchon in der Thätigkeit der Sinnen, nach der Höhe und Tiefe auf Weltenräume erweitert, es erhebt ſich außer und neben ſeinem bisherigen Lebensträger, dieſen als Gleichartiges erkennend und empfindend. Zugleich aber auch ihm als ein Aeußerliches, bald ihn ſuchend, bald fliehend, bald ihm gehorchend, bald ſich ihm widerſetzend.

Es erſcheint hier zwiſchen Pflanzen- und Thierleben ein Verhältniß, welches an die alte Dichtung von Eros und Pſyche erinnert. — Im Dunkel der Nacht, ungeſucht und noch ungeliebt, naht ſich der Gott. Pſyche beſizt ihn, iſt von ſeinem Arm umſchloſſen, ohne ihn zu ſehen und zu erkennen. Sie genießt ungeſtört ſeine Liebe, bis es ſie gelüſtet, den Schlafenden beim Licht der Kerze zu ſehen. Da entflieht der nun gekannte, geſchaute Gott. Aber erſt jezt, im Augenblick des Erkennens und der Trennung zugleich, erwacht in Pſyche die Liebe und mit ihr das Sehnen, das Suchen, das Hinaufbewegen nach dem Geliebten.

Das Thierreich, in ſeinem beſtändigen unruhigen Bewegen, in ſeinem mannichfachen, öfterem Wechſel der Geſtalten und Arten, ſcheinet ein Etwas zu ſuchen, das in der Sättigung des Hungers und des Durſtes, in der Luſt des Geſchlechts oder der Bewegung und des Ausruhens noch nicht allein gefunden wird. Wie in der Seele des Kindes und aller noch nicht verbildeter Völker das Ahnden eines höheren, unſichtbaren Geiſterreiches, das neugierige Forſchen darnach, verbunden mit den Unruhen der Furcht oder des hoffenden Sehnens; ſo wird im Thierreich ein neugieriges Hindrängen nach einer, ſcheinbar ihm ſelber völlig nutzloſen und unverſtändlichen Region des geiſtigen Bewegens bemerkt, deren Herrſcher und Eigenthümer der Menſch iſt. Neugierig horchend ſtrecket die zarte, eßbare Leguaneidechſe den Hals der Schlinge entgegen, wenn der Klang der indianiſchen Zitter ertönt; das Sehnen nach dem Tone der ſingenden Menſchenſtimme und der Saiten wirket mächtiger als die Todesfurcht, wenn am Abend, mühſam ans Land kriechend, der harmloſe Manati oder der Seehund, ſich der Geſellſchaft ihrer Jäger nahen und es läßt ſich durch den Klang des geſchlagenen Cymbels ſelbſt der mit lautem Getös hinwegziehende Schwarm der Bienen in ſeinem Laufe zurückhalten und lenken. So nahen ſich auch, unfähig dem Reiz einer dunklen Wißbegier zu widerſtehen, der Seehund wie die Schaaren der Fiſche, dem vom Nordländer angezündeten Feuer; neugierig nach dem Anblick des vorüberziehenden Menſchen ſtrecken die Bewohner der Tiefe ihre Häupter aus dem Meer hervor; Seefahrer, welche an nie beſuchte Inſeln oder Küſten kamen, ſahen ſich hier von einem ſie anſtaunenden Gedränge der Vögel umgeben, die ſich, das Spiel in den Zweigen verlaſſend, dem Menſchen, wie dem Wunder einer höheren Welt genaht. Der Blick, ſelbſt des ſterbenden Thieres, ſagt es öfters ſeinem „mit Vernunft begabten" Pfleger oder Mörder: daß es die geiſterhafte Tiefe des menſchlichen Weſens, wo nicht verſtehe, doch ahnde.

Jenes Sehnen, nach einem unbekannten Etwas, drückt der — wie um ein Verlornes — klagende Geſang des Vogels aus; es verräth uns ſein Geheimniß, da wo es das Thier zu mancher, außer dem Kreis des gewöhnlichen Bedürfniſſes liegenden Aeußerung des Inſtinktes und Kunſtfleißes antreibt: unerklärlich wie jene Luſt, mit welcher eine Ameiſe des wärmeren Americas in ihrem Baue die glänzenden, für ſie ungenießbaren Steine (Hyalithe) aufhäufet. Jenes Sehnen, da überkleidet mit wildem Zorn und vergiftender Zerſtörungsluſt (beide wären mit dem räthſelhaften Sehnen zugleich auf immer befriedigt und geſtillt), dort mit einer beſtändigen Unruhe des Bewegens, brüllet uns aus dem Löwen und Tiger, ziſcht uns aus der Schlange, plärrt uns aus dem Affen entgegen, oder ſcheinet anderwärts, ſtille bildend und duldend, auf einen endlichen Ausgang der Räthſel zu ſinnen.

Was iſt denn dieſes Etwas, nach welchem das Leben, das im Thiere lebt, bald deutlicher, bald verhüllter, zugleich aber ſo unaufhaltſam ſich hindringet, wie die Pflanze nach dem Licht, der fallende Stein nach dem Boden?

Der Stein ſuchet die Erde von welcher er genommen, deren Theil er iſt; das Leben, das im Thiere lebt, ſuchet den Quell des Lebens aus welchem es gekommen, deſſen Ausfluß es iſt. Denn es iſt ein Funke jenes erkennenden Geiſtes, jener ordnenden Weisheit, durch welche die Welt geſchaffen worden ſelber und dieſer Funke iſt es, der in der Biene, der im bauenden Termiten Bildungen eines berechnenden, weislich ordnenden Verſtandes vollbringet; es iſt jene Harmonie, nach deren Lauten der Gang der Welten geordnet werden, welche mit ſelbſtſtändiger Kraft aus der Bruſt des ſingenden Vogels ertönet. Der Albatroß ſchwimmet und tauchet im Meer nach Fiſchen und achtet nicht des Standes der Sonne und der Geſtirne. Wenn aber ſeine Zeit gekommen, erhebt er ſich von ſeinem Orte, in derſelben Kraft, welche den Gang der Sonne vom Südpol hinauf nach dem Nordpol lenkt. Die ſchlafende Diſtel erwacht nicht durch eigene Kraft, ſondern wird am Morgen durch die Sonne geweckt; im Thiere aber wohnet jene obere Lichtwelt, deren ſammlender Brennpunkt für uns die Sonne iſt, ſelbſtſtändig und eigenthümlich und wecket aus der tönenden Bienenkönigin noch lange vor dem dämmernden Morgen die ſchlafende Schaar der Arbeiter, oder aus der ſingenden Nachtigall, mitten in finſterer Nacht, das Sehnen der ſie hörenden Weſen. Endlich aber, wenigſtens im höheren Thierreich (wir wiſſen jedoch nicht, wie weit die traumartig bildende Kraft der Phantaſie in der Reihe der Lebendigen hinabreiche) kann ein ſelbſtſtändig geiſtiges Vermögen der Erinnerung das Licht der untergegangenen Sonne und alle Farbenpracht des vergangenen Tages ſelbſtſtändig ſich zurückrufen; kann die längſt verklungenen Harmonieen noch einmal ſich ertönen laſſen und mitten in die Oede des Winters einen lieblichen Frühling hineinbauen. Denn es waltet und wohnet da dieſelbe Schöpferkraft, welche im Frühling das Erdreich mit den mannichfachen Blüthen bekleidet und Wald und Flur mit lebendigem Gewimmel erfüllet.

Wie die raſtlos bewegten Planeten durch die in ihrer Mitte ruhende Sonne die Kraft und Gemeinſchaft der oberen Lichtwelt empfangen; ſo iſt es in der Mitte der Thierwelt der Menſch, welcher den anderen Lebendigen das Licht einer Welt des Göttlichen zurückſtrahlet. Denn das Thier erkennet Gott nicht; es fraget nicht nach einem ewigen

Jenſeits. Wohl aber ahndet es im Menſchen, dem Ebenbilde Gottes, eine wärmende, belebende Flamme, welche aufwärts nach Gott ſtrebet, und wie die thieriſche Form nachbildend immer mehr dem Mittelpunkte, der Menſchenähnlichkeit ſich nahet; ſo drängt ſich ein dunkles Sehnen im Thierreich immer mehr und näher nach der Geſellſchaft, nach dem Umgang des Menſchen hin, um an ſeiner belebenden Flamme ſich zu ſonnen. Dieſe Sonne, in der Mitte der Lebendigen, flammte einſt hell, nun aber iſt ſie verdunkelt und es dringet kein Strahl durch das Gewölk, die ſchlafenden Blüthen des Feldes zu wecken. Dennoch iſt auch die verdüſterte Sonne noch die Urſache, der, wenn auch ſchwachen Tageshelle, in Wald und Flur.

So iſt denn das Thierreich in allem ſeinen Suchen und Bewegen ein äußeres Abbild der Thätigkeit des Geiſtes im Menſchen, wie im Leben der Pflanze ſich das Geſchäft der Seele abſpiegelt. Jene Richtung der innren Kräfte, welche, wie das zum Gas gewordene Waſſer oder die leichte Flamme nach oben ſteiget; jenes Sehnen, welches ausgehet nach dem Anfange des Lebens zu forſchen und die Vereinigung mit ihm zu ſuchen, mithin die eigentliche, mit freiem Willen ſich bewegende Kraft des innren Menſchen, iſt der Geiſt. Nur der Geiſt auch, ſelber göttlicher Natur, empfindet, bemerkt, erkennt die Welt des Göttlichen. Die Seele aber, gleich jener niederwärts ſteigenden Richtung in der Körperwelt, wodurch ein vorhin leichtes, flüchtig bewegliches Gas, in der Verbindung mit ſeinem baſiſchen Gegenſatz, zu einem — jetzt ſelber feſten — die feſte Maſſe bildenden Elemente wird, folget willenlos dem Zuge zu dem Leiblichen; iſt für ſich allein der freien Bewegung (der freien Wahl zwiſchen geiſtig gut und böſe) und der Erkenntniß der oberen Welt des Lichtes beraubt. Zwar auch in dem Geſchäft der Seele ſpiegeln ſich nachmals die leuchtenden und wärmenden Strahlen des Geiſtes;

ſie ſelber aber würde ohne ſeinen Einfluß nicht Licht ſeyn.

Das Thierreich iſt denn auf dieſe Weiſe ein Buch, welches die Entwicklungsgeſchichte des Geiſtes im Menſchen vorbildlich erzählt. Seine Hieroglyphenſprache erſcheint jedoch dem jetzigen Menſchen ſo dunkel, daß er ſie erſt dann verſtehen lernet, wenn ihm der Inhalt des Buches ſelber bereits vertrauter geworden.

Es iſt das von oben gegebene Wort der Menſchenſprache, voll tiefen, hehren Sinnes, welches den Geiſt im Menſchen zum Leben weckt, geſtaltet und aufwärts bewegt. Dieſes Wort waltet und ſpielet mit dem noch ſprachloſen, „unmündigen“ Kinde, leitet und gängelt das innere Verſtändniß in mütterlicher Kraft, bis der Geiſt mündig — des Wortes mächtig — zum ſelbſtſtändigen, freiwilligen Auffluge fähig geworden. So leitet und gängelt eine bildende, ſchaffende Weisheit die Bewegungen des ſtummen, niederen Thierreiches als kunſtvoller Inſtinkt, der das Inſekt zu bewußtloſem und doch das Ferne und Künftige erfaſſenden Wirken antreibt. Das Thierreich, je unmündiger es iſt, deſto weniger begreifet es dieſes mit ihm waltende Wort, dieſe das Verlaſſene und Geringe am ſorgfältigſten bedenkende Weisheit. Der Menſch aber erkennet und verſtehet dieſe und in ſeinem Verhältniß zum Thiere wiederholet ſich von neuem, auf einer höheren Stufe, jene Entfaltung, durch welche das Leben, aus dem ſtille aufnehmenden Weſen der Pflanze zu dem ſelbſtſtändig bewegten des Thieres ſich erhebt.

Bemerk. Auch für das weitere Verſtändniß dieſes §. vergleiche man den §. 29. Jener höhere Impuls des Lebens, der bei der Pflanze als etwas Aeußeres wirkt, iſt beim Thier ein Inneres geworden.

Ueber das Abſpiegeln der Verhältniſſe der Umlaufszeiten, namentlich der Doppelſterne in den Bewegungen unſres Planetenſyſtems, vergl. m. meine Urwelt und die Fixſterne S. 108 u. ſ. f.

An den drei ſonnenferneren Planeten, z. B. Uranus, welcher wenigſtens 1mal ſo helle ſtrahlet, als eine nur von Sonnenlicht erhellte, gleichgroße Erde oder Venus an ſeiner Stelle im Weltraume leuchten würde, an Saturn, welcher ein wenigſtens 3mal ſo helles Licht zeigt, als er nach der gewöhnlichen Anſicht haben ſollte, verräth ſich auch der unvollkommenſten Beobachtung ein eigenthümliches, nicht mehr bloß von der Sonne abhängiges Prinzip der Erleuchtung und wahrſcheinlich auch der Erwärmung.

Von einem vor- oder abbildlichem Verhältniß des Planetenſyſtems zum Thierreich, namentlich zum Leib des Menſchen, wird noch im nächſten Abſchnitt (§. 24) die Rede ſeyn.

Was hier oben, in Beziehung auf das Thierreich Lebensträger genannt worden, das wird in dem Abſchnitt über die Seele (III.) deutlicher werden; Anderes in dieſem §. nur vorläufig Angedeutete im IVten Abſchnitt, welcher die Geſchichte des Geiſtes entwickelt.

Der Inhalt des §. 29 wird eine umgekehrte Ordnung des Vergleiches, in einem andern Plane eröffnen, als die oben gewählte des Thierlebens mit dem Gaszuſtand der unorganiſchen Körper iſt.

Der Sabbath.

§. 8. Es iſt in der Natur ein beſtändiges Bewegen, welches keine Ruhe hat Tag und Nacht. Denn ſchneller als ein Weberſpul, fleucht es von der Geburt zum Tode und eilet vom Tode wieder zur neuen Geburt; nach kaum genommenen Anfange ſuchet es ſchon das Ende und kann dieß nirgends finden, denn das ſcheinbare Ende iſt nur der verhüllte Anfang eines neuen Ausgehens und Suchens nach dem Ende.

Die Waſſer alle laufen ins Meer und dennoch wird dieſes von ihnen nicht voller, denn ſie kehren bald wieder um an den Ort daher ſie gekommen. Ein Geſchlecht der Lebendigen vergehet und ein andres iſt wieder da an ſeiner Statt; der einſchlummernde Schwan, er ſinget im Augenblick des Scheidens: es iſt alles eitel und voll Mühe, und dennoch, ſo oft er zum neuen Leben erwachet, eilet er wieder der eitlen Welle nach, bis er, des Spieles müde, von neuem einſchlummert.

Jenes Bewegen, jenes Streben und Suchen in der Natur könnte nicht beſtehen, wäre nicht, wie inner den Bahnen der Planeten die Sonne, ſo, mitten unter den Bewegten ein Ruhendes da, gienge nicht, mitten durch das Jauchzen der Luſt, durch das Geſchrei der Angſt und der Mühe, eine tiefe, heilige Stille des Sabbathes.

Was iſt denn das Ruhende, das die Bewegten trägt und das dieſe ſuchen, und wo iſt der Tempel zur Feier jenes Sabbathes beſtimmt?

Die Waſſer, ſo ſagt ein alter perſiſcher Spruch, ſie rauſchen vom Gebirge herab und eilen hinaus in alle Lande, ſuchend ob ſie den Herrn der Erde fänden; die Flamme des Feuers, ſobald ſie erwachet, ſchaut den Boden nicht mehr an, ſondern geraden Zuges richtet ſie ſich empor zum Himmel, ob ſie den Herrn des Himmels erblicken möchte; die Erde, ſie hat hier, ſie hat dort die hohen Warten der Gebirge aufgeſtellt; dieſe ragen weit empor und ſchauen ſehnend hinauf und umher, ob der Richter der Welt noch nicht komme?

So iſt in der ganzen Welt des Sichtbaren, ohne den Menſchen, das Warten und Hoffen auf ein Etwas, das geweſen und das künftig iſt: ein Etwas, deſſen nur der Geiſt des Menſchen als eines Gegenwärtigen genießt. Jene Welt des Sichtbaren gleichet der Arbeit und Mühe der Woche, welche nach einer Feier des Sabbathes hinringet, deren geweihter Tempel der Menſch iſt.

Ein Ahnden, ein Vorgefühl dieſer Feier iſt ſchon in der Natur. Wenn da oben — wo das Gebirge ſich aufmachet und ſein Haupt über das Gedräng der Ebene hebt, daß es mit den Wolken des Himmels und ihren Stürmen allein ſey, — der einſame Adler hinausblicket nach dem Grauen des Morgens, ob der Tag noch nicht komme? wenn der Rabe am Felſenbach horchet, ob die Gemſe noch nicht wiederkehre von der nächtlichen Weide im Thale, und wenn dann bald die aufgehende Sonne den Duft der Gewürzgärten der Höhe wecket: die Alpenblumen mit dem tiefen Blau des Himmels und mit der Gluth der Abendröthe; da erwachet auch in der Natur, dieß bemerket der ſie verſtehende Geiſt des Menſchen, das Ahnden einer zukünftigen Offenbarung der Herrlichkeit Gottes. Dieſes Ahnden erwachet, wenn in der Trunkenheit der Lebensfülle, Feld und Wald am Mittage ruhen und durch die Stille nur noch das Summen der von Blume zu Blume fliegenden Bienen und der Geſang der Cicade aus den Zweigen der Mannaeſche ertönet; es erwachet, wenn am Abend die ſingende Lerche zwiſchen den duftenden Weingärten emporſteiget, oder wenn, in der ſpäteren Stunde der Nacht, Orion zum Aufgange ſich rüſtet.

Aber das Ahnden wird zur Gewißheit, das Harren der Creatur zur Erfüllung, im Geiſt des Menſchen. Siehe da, eine Hütte Gottes, im Lande der Sichtbarkeit, eine Arche der Ruhe und der Errettung, auf den ſturmesbewegten Wellen des Sehnens und Suchens der Leiblichkeit.

Das Licht der Sonne und der Sterne gehet durch den Aether und wird da nirgends ſichtbar und bemerkt; die Planeten eilen mit mehr als Sturmesſchnelle durch den Weltraum und ihr Gang wird nicht gehört; wo aber das Sonnenlicht der feſten Fläche des Planeten, wo der Sturmwind der Wand der Felſengebirge begegnet, da wird jenes geſehen, dieſer gehört. So wird die Herrlichkeit Gottes ſichtbar und wird geſchauet, wo ſie einem gleich ihr Unwandelbaren, Feſtſtehenden, im Geiſt des Menſchen begegnet.

Die belebende und ernährende Kraft der Mutter gieng vorhin durch das Ungeborne und dann wärmend und ernährend durch das Neugeborne und das geſchloſſene Auge von jenem oder das bewußtlos dem Lichte geöffnete Auge von dieſem bemerkte die Mutter nicht. So ergieng ſich die ſchaffende, belebende, bildende Herrlichkeit Gottes durch das ganze Reich der Sichtbarkeit und kein Auge war da, ſie zu erkennen. Bis der Menſch geſchaffen worden, ein Tempel und Ebenbild jener Herrlichkeit.

Dieſer iſt ein Gebirge, an der Gränze zweier Welten; ſein Fuß ſtehet in der einen, der Gipfel raget hinauf in die andere. Es werden von da die ganze Mannichfaltigkeit und die Erquickungen der zurückgelegten Bahn des Vergangenen und Vergänglichen überblicket und zugleich wird im Aufgang der Morgenglanz der Ewigkeit bemerkt. In dieſem Tempel der Höhe beginnet die Feier eines Sabbathes, der nie aufhört; es iſt hier ein Bleiben, eine Ruhe der Herrlichkeit Gottes, noch dießſeits des Grabes.

Dahin kommen nie die Stürme oder die verheerenden Gewäſſer des niederen Grundes. Das Gedräng der leiblichen Mühe und der Angſt und der Schmerzen gehet in dieſes geweihete Innre nicht hinein: mitten in den Flammen, welche die äußere Hütte verzehren und den Vorhof des Tempels reinigen, werden die erſten Töne eines Liedes vernommen, welches nie verſtummet, denn es ſinget das Lob Deſſen, welcher ohne Aufhören Derſelbe iſt.

So werden ſich uns denn in der Natur des Menſchen beide Welten: die des Endlichen und jene des Ewigen abſpiegeln.

II.

Vorbildliche
Abſpieglung des Weſens der Seele
in der Natur des Leibes.

Der Leib des Menſchen.

§. 9. Der Menſch, ſeinem Leibe nach, theilet mit dem blöckenden Thiere, deſſen Milch ihn ernährt, deſſen Wolle ihn bekleidet, das Loos des vergänglichen Lebens. Denn er wird, gleich einem ſolchen Thiere, unter Luſt und Schmerzen gezeugt und geboren, nimmt athmend die Luft des Himmels, wird von einer Mutter an Brüſten geſäugt, gewärmt und gepflegt. Gleich dem Thiere bewegt er ſich auf künſtlich gegliedertem Gebein, mit dem Thiere zugleich ſuchet er nach dem nährenden Kraut und der ſüßen Frucht der Gewächſe oder nach dem Waſſer des Quelles. Denn auch ihn, den Dränger der andren Lebendigen, treibet der Stachel des Hungers und des Durſtes; auch ihn ängſtet die auflöſende Hitze der Sonne und der beengende Froſt, auch ihn geſellet und entzweiet das Bedürfniß des Geſchlechts, in Liebe und eiferſüchtigem Haß. Zwar es ſind die Glieder vor den Gliedern der andren Thiere zu künſtlichen Verrichtungen geſchickt; doch mit den Werken der Hände wetteifern ungeſtraft die webende Spinne und der bauende Termit; ſpottend über die geringere Schärfe der Sinnen, fraget das Auge des Falken den Menſchen: wohlauf, ſieheſt du dort die Lerche, im fernen Thale? es fraget ihn das Ohr des Auerhahns: höreſt du auch das Säuſeln da unten am Grashalm, das ich vernehme? und es wird der Menſch von vielen Thieren an Schärfe der einzelnen Sinnen wie an Stärke der Muskeln übertreffen.

Erfreuet ihn etwa, blickend in den Bach, das Bild der eignen, vergänglichen Geſtalt; ſiehe da ein Bild und Gleichniß dieſer Geſtalt, welches ein Mahler mit Grauſen erregendem Ernſt auf die Tafel der Natur gezeichnet: der ſpät geborne Affe. Es grinzet aus dieſem den Menſchen ſein eignes, verzerrtes Ebenbild an, ein Schein iſt da, welcher trügeriſch das Höhere vorſpiegelt, aber unter dem äffenden Schein verbirgt ſich die giftige Bosheit und die gräuliche Wolluſt der Schlange. Der Mahler, er ſcheint im Weſen des Menſchen jenen Zug, von welchem Furcht und Schrecken ausgehet über alle Lebendige, für den weſentlichſten und bezeichnendſten gehalten zu haben, denn er hat die Menſchenähnlichkeit am öfterſten in der Geſtalt von ſolchen Thieren ausgedrückt, welche, im Bunde mit der Furcht und dem Schrecken, auf Blut lauern.

Rühmte ſich etwa der ſichtbare „Beherrſcher" der Erde jener innern Beugſamkeit und Lenkſamkeit des Leibes, welche dieſen zum Ertragen aller Klimate, zum gedeihlichen Genuſſe der verſchiedenſten Nahrungsmittel geſchickt machet und ihm ein längeres Leben als den meiſten ihm näher ſtehenden Thierarten ſichert: ſiehe es ereilt und zerſchmettert ihn der fallende Stein mitten im Laufe des Lebens, eben ſo leicht als den weidenden Stier; die Seuche, welche das Thier ergreifet, legt ihre tödtende Hand auch an ihn, und die Gierde des Tigers ſo wie des Wurmes, wenn ſie ſeinen noch im Blute rauchenden oder verweſenden Leichnam verzehren, ſaget zum Menſchen: du biſt Fleiſch wie andres Fleiſch.

Mit dieſer Hand voll Staubes — dem Leibe des Menſchen — ſpielet, ſo lange ſie lebend ſich bewegt, ein Strahl des Geiſtes, der von Oben kommt und nach Oben wieder entfleucht. Gleich der Lampe, welche in einſamer Kammer neben dem ſtarren Angeſichte eines Todten glimmet, beleuchtet jener Strahl an dem Menſchen des Fleiſches und des Todtes nur den Zug des Grauſens und des Elendes. Denn in jenem Lichte ſiehet der Menſch den nahenden Tod, welcher den andern Lebendigen ungeſehen, im Dunkel begegnet; in jenem Lichte, ſchwebend zwiſchen Hoffen und Furcht, ſiehet und empfindet er ſchon die fernſtehende Noth, die künftigen Schmerzen, welche an dem Thier unbemerkt vorübergehen oder daſſelbe unverſehens im Laufe ereilen. — Doch ſiehe! ein Lebenshauch von Oben wehet in die Kammer herein und an dem glimmenden Dochte der Todtenlampe entzündet ſich die Flamme, welche aus dem unanſehnlichen Staube das lautere Gold ſcheidet, mitten im Menſchen des Fleiſches den Menſchen des Geiſtes wecket und geſtaltet, welchem der Tod ferner kein Leid thut.

Bemerk. Der Menſch iſt Säugethier, gehört zu der Klaſſe von Thieren, bei welcher das vorhin außerhalb des ſichtbaren leiblichen Weſens fallende unſichtbare Complement des thieriſchen Daſeyns und Weſens leiblich und ſichtbar geworden iſt: jenes Complement, das als waltende, für alle ſorgende Mutterliebe (wie der Geiſt über den Waſſern) in und über allen lebenden Weſen der Natur webt und ſchwebt. Die Biene wie der Vogel müſſen zur Aufnahme des noch ungebornen Eies kunſtreich eine Zelle, ein Neſt bereiten, müſſen über Berg und Thal das für das Junge zuträgliche Futter ſuchen. Das Säugethier trägt den Bergungsort, worin das Ei ſich entwickelt, als Uterus in ſeinem Leibe, braucht kein Neſt zu bauen, nicht zu brüten. Es hat die Nahrung für die Jungen als Milch an ſeinem Leibe. Das Complement, das, ſo lange es noch nicht leiblich geworden, als wundervoll prophetiſcher Inſtinkt erſchien, iſt hier zur Erfüllung, zu Fleiſch geworden.

Merkwürdig bleibt es immer, daß man unter den Ueberreſten der vor der großen Kataſtrophe auf unſerer Erdoberfläche heimiſch geweſenen Thiere noch niemals Spuren von einem wahrhaft affenartigen Thiere gefunden. Der Affe ſcheint wenigſtens nach der großen Kataſtrophe ungleich häufiger geworden zu ſeyn, ſich mehr ausgebreitet zu haben als vor derſelben.

Bei den Indern erſcheint in der alten Ueberlieferung vom Sündenfall ſtatt der trügeriſchen, verführenden Schlange auch der lüſterne gewandte Affe als Verführer. M. v. Kanne's indiſchen Mythos.

So ekelhaft und gräulich erſcheint die Wolluſt des Geſchlechtes bei keinen andern Thierarten als beim Affen und bei den Schlangen, namentlich den giftigen Arten der letzteren.

Sonderbar iſt die Angränzung, ja der Uebergang des unruhig bewegten Affen in das Faulthier. Die trägen, langarmigen Arten, wie Ateles hypoxanthus (der Miriki) und in andrer Beziehung der mühſam ſich bewegende, in verſchiedenen Zügen des innern Baues mit dem Faulthier übereinſtimmende Lori (Stenops tardigradus) bilden den Uebergang. M. v. Schuberts allgem. Naturgeſchichte, oder Andeut. z. Geſch. und Phyſiogn. d. Nat. S. 1166. — Die faulthierartigen Formen waren vor der großen Kataſtrophe in mehreren Arten und auf verſchiedenen Punkten der Erdoberfläche verbreitet. (Ebendaſ. S. 506.)

Nächſt den Affen haben die fleiſchfreſſenden Säugthiere, beſonders die vom Katzengeſchlecht am meiſten Menſchenähnliches in ihrem Körperumriß. Wenigſtens haben ſie dieſes alle viel mehr als die von Pflanzen lebenden Arten.

Dieſe Angränzungen des Thierreiches an den Menſchen zeigen ſämmtlich — ſo wie der Wahnſinn — was die Menſchennatur mit ihren Leidenſchaften und Begierden ohne eine leitende, herrſchende Vernunft wäre. Jene (platoniſchen) Roſſe, welche im menſchenähnlichen Thier noch vor und ohne den Wagenlenker vorhanden und zubereitet ſind, werden freilich brauchbar und nützlich zur Reiſe durch das Leben, ſobald der des Weges und ſeines Zieles kundige Menſchengeiſt die Zügel in die Hand nimmt.

Die Annäherungen, welche ihrerſeits die menſchenähnlichſten Thierformen an das Faulthier und manche im Waſſer lebende Säugthiere machen, erinnern an die, auch durch ihren phyſiſchen Sinn höchſt bedeutungsvollen, in der Naturgeſchichte oft vorkommenden, puppenähnlichen Zuſtände, welche, wie der ſcheintodtähnliche, tiefe Schlaf die Munterkeit und Thätigkeit des Wachens, ihrerſeits eine höhere Entfaltung des Lebens begründen.

Krankheiten des Menſchen gehen mit anſteckender Gewalt auf (Säuge-) Thiere (in furchtbar ekelhafter Art, namentlich auf den Affen) über und umgekehrt, manche Arten der Krankheiten der Säugethiere auf den Menſchen, der ſich ja in den Vaccinationen dieſer anſteckenden Kraft zu ſeinem Vortheile bedient. Auch hierin, wie in der Möglichkeit des Pfropfens der einen Baumart auf die andere, zeigt ſich die nahe leibliche Verwandtſchaft des Menſchen mit dem menſchenähnlichen Säugethiere.

Die chemiſchen Elemente des Menſchenleibes.

§. 10. In mächtigen Maſſen, welche vom Grunde des Meeres bis zum Hochrücken der Alpen hinanſteigen, iſt auf der Oberfläche unſers Planeten ein Stoff verbreitet, der in allen ſeinen Eigenſchaften an die Gierde des Hungers und der unerſättlichen Eßluſt erinnert: die Kalkerde. Es iſt in ihr, wie in andren Erden, eine metalliſche Grundlage, ſilberweiß von Färbung und von geringem ſpezifiſchen Gewicht, welche, wenn ſie ihrer Verhüllung gewaltſam entriſſen, unbekleidet dargeſtellt wird, das ihr entgegene Sauerſtoffgas der Luft mit auflodernder Begierde wieder an ſich ziehet und mit ihm von neuem ſich zum Zuſtand der Erde überkleidet. Es iſt dieß der Zuſtand, in welchem die Kieſelerde, keiner weiteren Verbindung begehrend, bereits die Ruhe und

Feſtigkeit des Beſtehens findet, denn wir ſehen den reinen Kieſel in faſt eben ſo großer Menge als den Kalk über die Oberfläche des Planeten verbreitet und auch die Thonerde, wenn die metalliſche Grundlage durch die Vereinigung mit dem Oxygen den Beſtand der erdigen Natur gefunden, enthält ſich in faſt demantfeſter Abgeſchloſſenheit aller weiteren Vermiſchung. Die Kalkerde aber iſt durch die Verbindung mit dem Oxygen noch lange nicht geſättiget, ſondern ſie verſchlinget in ihrem fortwährenden Hunger auch noch das Waſſer und die geſäuerte Kohle, oder den geſäuerten Schwefel, und ſelbſt hierdurch noch nicht befriedigt, nimmt ſie, mehr und leichter als irgend ein andrer erdiger Stoff, die färbenden Oxyde der Metalle, die andren Erden und den Leimen oder das Bitumen der aufgelösten organiſchen Körper in ſich auf. Ja ſelbſt in dem mit Säuren und Metalloxyden geſättigten Zuſtand des Kalkes fühlet der berührende Finger noch die zerſtörende (ätzende) Kraft hindurch, welche, immer mehr begehrend, über die ſchon empfangene Sättigung die künftige ſuchet.

Es wird daher dieſe ſeltſam hungernde Erde niemals im nüchternen, reinen Zuſtande, ſondern immer, gleichſam mit der Nahrung im Munde, halbgeſättiget und überſättiget gefunden, und wenn durch heftiges Feuer der ihr zugeſellete flüchtige Stoff verſcheucht iſt und nun die reine Kalkerde — der ätzende, ungelöſchte Kalk — einſam zurückbleibt, enthält ſich derſelbe nur wenige Augenblicke der gewohnten Geſellung, denn er ziehet alsbald, entweder aus der Luft auf mühſamerem Wege, die von ihm entflohene Kohlenſäure und das Waſſer wieder an ſich, oder, wenn ihm das letztere in tropfbar flüſſiger Geſtalt genaht wird, verſchlinget er daſſelbe mit einer Begierde, deren Heftigkeit ſich durch die aufwallende Hitze verräth.

Dieſer faſt unerſättlich hungernde Stoff wird in den älteren Gebirgen noch durch die Kieſel- und Thonerde gebunden und gefeſſelt. In der jüngeren Zeit jedoch, nachdem die Kraft der alten Bildungen der Tiefe allmälig ohnmächtiger geworden und erloſchen, tritt der Hunger nach dem Neuen und Oberen ungebändigter hervor, und die kalkigen Gebirge werden jetzt zur vorherrſchenden Maſſe unter den Gebirgsbildungen, von ſich ſtoßend den vorhin hemmenden Kieſel, welcher unter und neben ihnen zum Sandſteingebirge wird.

Mit der Herrſchaft des Kalkgebirges, dieß zeigen die allenthalben in ihm verbreiteten organiſchen Reſte, hat dann zugleich die Zeit des Thierreiches auf Erden begonnen, und wie im Einzelnen, bei jedem Vorgange des thieriſchen Lebens Kalkerde erzeugt wird; ſo ſcheint jenes mächtige Gebirge im Großen durch einen Vorgang der allgemeinen Belebung des gebährenden und mütterlich nährenden Gewäſſers entſtanden.

So allgemein, ſo faſt unfehlbar wird kein andrer feſter Stoff im Geleite des thieriſchen Lebens gefunden, als die Kalkerde. Ein Tröpflein flüſſigen Kalkes, mit beweglicher Gallert gemiſcht, iſt der Anfang aller thieriſchen Geſtaltungen im Korallengebild. Hierauf wird der organiſche Leib, wo er im Schaalenthier die freiere Bewegung verſucht, unter der Decke, gleichſam noch unter dem mütterlichen Schutz jener Erde in das wogende Element des Gewäſſers hinausgeführt, und auch noch bei den vollkommenſten Thieren iſt der Kalk der feſte Boden, auf welchem die andren Gebilde des Leibes ruhen und ſich bewegen. Dieſer feſte Boden iſt dann auch zuletzt das Einzige, was von der ganzen, wundervoll gegliederten thieriſchen Form zurückbleibt. In den Katakomben wie in den Höhlen voller Reſte der vorweltlichen Weſen iſt es ein Stücklein morſchen Kalkes, welches noch allein das Dageweſenſeyn eines ehehin vom Lebensgeiſt bewegten Fleiſches verräth; eine Hand voll Kalkſtaubes, in welche die noch anſcheinend vorhandne Menſchenform bei der Berührung zerfällt, iſt es, welche den Herrſcher der Völker, Auguſtus, am Sarge des Treibers der Völker, Alexander, an die Vergänglichkeit der irdiſchen Dinge erinnert.

Um jenen Freſſer unter den feſten Stoffen, um den Kalk, ſammlet ſich dann, ſobald die bildenden Bewegungen des Lebens beginnen, jene Vierheit der oberirdiſchen (atmoſphäriſchen) Elemente, welche durch ihre zur Luftform geneigte Natur an den geflügelten Zuſtand im Thierreich erinnert: das Stickgas, der Sauerſtoff der Luft, das Waſſerſtoffgas und die geſäuerte Kohle.

Unter dieſen vier Stoffen iſt das Stickgas — der Hauptbeſtandtheil unſrer atmoſphäriſchen Luft — für die Leiblichkeit des Thieres am bezeichnendſten. Denn bei den meiſten Pflanzen wird der Stickſtoff faſt nur am Ende des jährlich ſich erneuernden Lebensgeſchäftes, in der Blüthen- und Fruchtbildung und auch hier wie ein ſelten erſcheinender Fremdling bemerkt. Nur ſcheinbar machen hierin die ſtickſtoffhaltigen Pflanzen der [illegible] Klaſſe (unſre Kohlgewächſe) und die Gebilde der Verweſung — die Pilze — eine Ausnahme. Das beſtändige, häufige Zugegenſeyn des Stickſtoffes mithin, wenn man will, unterſcheidet am meiſten die Miſchung des thieriſchen Leibes von jener des Pflanzenleibes.

In ſeiner Verbindung mit dem Waſſerſtoff nimmt das Stickgas jene brennende, alkaliſche Eigenſchaft an, welche wir vorhin von der reinen Kalkerde erwähnten, und vielleicht iſt es nicht ganz ohne Bedeutung, daß ſchon die metalliſche Grundlage der Kalkerde, obwohl nur in einem annähernden Verhältniß, das Sauerſtoffgas der Luft, noch mehr aber die Kalkerde ſelber in ihrem Hydrat das Waſſer in demſelben Gewichtsmaaße mit ſich vereint, in welchem in der Atmoſphäre das Sauerſtoffgas zum Stickgas ſich geſellt: in jenem von faſt eins zu drei. Es iſt ſelbſt noch in der Entwicklungsgeſchichte der thieriſchen Formen die eine Bildungsſtufe, wie etwa die der Larve, von der andren — etwa von der des geflügelten Inſektes — äußerlich ſo ganz verſchieden, eine der andren ſo ganz unähnlich, daß wir wohl ſchwerlich, aus dem bloßen Anſehen, eine aus der andren zu errathen vermöchten; vielleicht denn daß auch in der Geſchichte der irdiſchen Stoffe Entwicklungen vorgegangen, durch welche ein und daſſelbe Element ſcheinbar zu einem ganz andren, neuen geworden iſt.

Wie ſich denn in der Atmoſphäre zum Stickgas das Sauerſtoffgas geſellet und eines vielleicht erſt im Gegenſatz zum andren, in Wechſelbeziehung auf das andre das geworden, was es iſt, ſo wird auch im thieriſch-menſchlichen Leibe mit dem Stickgas das Sauerſtoffgas in ſteter Geſellſchaft gefunden. Die lebende Pflanze ſtößet, ſo lange ſie geſund iſt, das Sauerſtoffgas bei ihrem Athmen beſtändig von ſich, während das lebende Thier daſſelbe beſtändig aufnimmt und hierdurch in ſich das Daſeyn jenes andersartigen, höheren Prinzips des Lebens verräth, welches nicht bloß mit dem gröberen, feſteren Stoffe und mit Kohle und Waſſer, ſondern auch mit dem ungleich höher gearteten Weſen der atmoſphäriſchen Luft herrſchend und bildend ſchaltet und waltet.

Endlich ſo werden das Waſſerſtoffgas und das athmende Element der Tiefe — die Kohle — beſtändig unter den Anfängen des thieriſchen Leibes, bis hinan zum menſchlichen gefunden, immer bereit, nach dem Wink und Befehl des Lebens dem von ihnen herbeigelockten Oxygengas zur Speiſe zu werden, damit die Flamme des innern Heerdes nie erlöſche.

Die kleine Welt des Menſchenleibes umfaſſet jedoch, außer jenen fünf Anfängen, welche faſt in allen thieriſchen Weſen gefunden werden, noch mehrere andere Stoffe der feſten Erde. In dem wogenden Blute wird das für den ätheriſchen Strom des Magnetismus empfindliche Eiſen gefunden, in der feineren Flüſſigkeit des Nerven bewegen ſich der brennbare Schwefel und Phosphor, und der letztere, mit Oxygen zur Säure verbunden, ſcheint von dem belebenden Nerven an die Kalkerde des Knochens überzutreten und hier den Dienſt des Empfindens und Bewegens mit dem des ſtillen Geſtaltens und Bildens zu vertauſchen.

Außer dieſen allen bewaffnet ſich auch die Kalkerde an einigen Punkten des Menſchenleibes, beſonders im Schmelz der Zähne, mit der zu feſteren Bildungen geneigten Kieſelerde, und mit dieſer wird auch die dem Kieſel geneigte Flußſpathſäure gefunden, ſo wie mit dem Kali und Natron die Salzſäure, mit der Kalkerde die Talkerde.

Dieſe Anfänge der leiblichen Geſtaltungen werden jedoch faſt nie geſchieden und rein, ſondern meiſt zu Elementen einer zweiten, höheren Ordnung vereint gefunden, in welche die künſtliche Zerſetzung den thieriſch-menſchlichen Leib eben ſo leicht zerleget als die chemiſche Scheidung den zuſammengeſetzten Stein in die ihrerſeits auch wieder aus Metall und Oxygengas gebildeten Erden. Nur der Stickſtoff bildet hierin eine Ausnahme, daß er öfters, untheilnehmend an den Verbindungen der andern Stoffe und unvermiſcht dem noch lebenswarmen Blute entweicht; die Kohle aber, wenn ſie in jedem Augenblicke der ausathmende und ausdünſtende Leib von ſich ſtößt, verläſſet die Gemeinſchaft des lebenden Leibes nicht allein, ſondern in Verbindung mit dem Oxygen, als Kohlenſäure; das Hydrogen wird mit dem Sauerſtoffgas zum Waſſer, welches in flüſſiger und dampfartiger Form alle Theile des Leibes durchdringet, ſo daß dieſe in ihm gleichſam ſchwimmend leben. Denn mehr als drei Viertheile des Menſchenleibes, dem Gewicht nach, ſind Waſſer.

Außer dieſem vereint ſich die Kohle in vorherrſchendem Antheil mit Sauerſtoff, Stickſtoff und Waſſerſtoff zur eiweißartigen Flüſſigkeit, dann, in minder vorherrſchendem Antheil, mit denſelben Stoffen zur Gallert, welche durch eine Steigerung des Stickſtoffgehaltes zum Faſerſtoff wird, während dagegen im Fette, hierin dem Oel der Pflanze verwandt, der für das thieriſche Gebilde bezeichnendere Stickſtoff faſt oder gänzlich vermißt wird. Hierneben erſcheint dann der Schleim, ſeinen Beſtandtheilen nach, faſt nur wie ein durch thieriſches Waſſer verdünnter Eiweißſtoff, das Osmazom aber, ſonſt dem Faſerſtoffe ziemlich nahe ſtehend, iſt in andrer Hinſicht der zeugenden und empfangenden Flüſſigkeit verwandt. Denn es findet ſich immer nur in dem Fleiſche der reifen, begattungsfähigen Säugethiere. Endlich ſo ſind auch die oben erwähnten Säuren meiſt mit ihren Kalien und Erden zu ſalzartigen Miſchungen vereint, und nicht ſelten geben auch durch die Einwirkung des bildenden und ernährenden Lebens oder durch das ſelbſtſtändige Zerſcheiden der ausgeſonderten thieriſchen Säfte neue, eigenthümliche Säuren und Baſen von zuſammengeſetzterer Art hervor, wie z. B. die Milchſäure, der Zucker und mehrere Erzeugniſſe einer krankhaft irre geleiteten, ſcheidenden und verbindenden Lebenskraft.

Dieſes ſind die Gemengtheile der Bauſteine, aus denen der Tempel des Menſchenleibes zuſammengefügt iſt. Zwar die bloße Kenntniß der Art, zu welcher der abgelöste Geſteintrümmer gehörte, würde uns nicht einmal über die Geſtalt einer einzelnen Säule, noch weniger über die ſymmetriſche Anordnung des Ganzen belehren, würde uns die eigentliche Beſtimmung und innre Bedeutung des Gebäues ganz im Dunklen laſſen. Denn die Beſchaffenheit des todten, rohen Materials war es nicht, welches die Geſtalt und Bedeutung des aus ihm gefertigten Werkes beſtimmte. Dieſes aber, ein Tempel wundervoll und hehr, ſtehet in ſeiner Vollendung und ganzen Bedeutung vor uns, und für die Geſchichte eines ſolchen, in allen ſeinen Beziehungen ſinnvollen Tempels, wie der des Menſchenleibes, wird, dieß mag ſich in dem weiteren Verlauf dieſer Unterſuchungen zeigen, ſelbſt die Beſchaffenheit des Baumaterials nicht ohne tiefere Bedeutung ſeyn.

Bemerk. Die Kalkerde ward, wie andre Erden, im herrſchenden Syſtem der Chemie als ein einfacher, nicht weiter zerlegbarer Stoff betrachtet, bis es durch den Galvanismus gelang, ihre eigentliche metalliſche Grundlage, entkleidet von dem Oxygen, das dieſelbe erſt zur Erde macht, darzuſtellen. Kalkerdehydrat, mit Waſſer zu dünnem Brei angerührt, wird auf Queckſilber als negativer Leiter gelegt und dann ein Platinadrath vom poſitiven Pole einer ſtarken elektriſchen Batterie in das Erdgemiſch geführt. Das entſtandene Kalkmetall (Calcium) verbindet ſich mit dem Queckſilber zu Amalgam, bleibt aber, wenn man das Queckſilber in einem mit Waſſerſtoffgas gefülltem Gefäß durch die Hitze verflüchtigt hat, in reinem Zuſtand zurück. In ſolchem verräth es ſeine metalliſche Natur zwar nicht durch das Gewicht, welches nur [illegible] iſt, wohl aber durch Glanz und Farbe. In Berührung mit der Luft entzündet es ſich leicht und verbrennt zur Kalkerde, wobei [illegible] Theile Kalkmetall 28,[illegible] Theile Sauerſtoff aufnehmen. Die anziehende Kraft des erſteren gegen das Oxygen iſt ſo ſtark, daß ſie ſich im Amalgam ſelbſt dem Queckſilber mittheilt, welches zum Oxydul wird, während die Erde zugleich ſich bildet. Während die Kieſelerde (ſchon als Quarzſand) im [illegible] ganze Länderſtriche bedeckt, während die Thonerde im Saphir und Rubin, Korund und Demantſpath faſt ohne alle Beimiſchung gefunden wird, kommt die Kalkerde nirgends rein, ſondern immer mit Säuren und Waſſer verbunden vor. Der künſtlich durch Hitze dargeſtellte, reine ätzende Kalk zieht das [illegible] Waſſer mit ſolcher Heftigkeit an ſich, daß er ſich ſelbſt [illegible] erhitzt. Durch das ſogenannte Ablöſchen des ätzenden Kalkes bildet ſich das Kalkerdehydrat, in welchem gerade 3 Theile Erde mit 1 Theil Waſſer verbunden ſind. Das in Waſſer aufgelöste Kalkerdehydrat, ſo wie der an der freien Luft liegende, allmälig die verlorne Feuchtigkeit aufnehmende, gebrannte Kalk, ziehen dann auch die Kohlenſäure aus der Atmoſphäre an ſich und werden bald wieder zum kohlenſauren Kalk.

In der Geſchichte des feſten Erdkörpers mag einſt dieſe anziehende Kraft der Kalkerde gegen die Kohlenſäure von großem Einfluß geweſen ſeyn. Auf einer unmittelbar vorhergehenden oder gleichzeitigen Entwicklungsſtufe hatte ſich der Kohlenſtoff in ungeheurer Menge entwickelt; das Uebermaaß der Kohlenſäure nahm jetzt der Kalk auf.

Der ätzende Kalk, ſo wie das Kalkhydrat, ziehen ebenfalls begierig die Kieſelerde, die ſich als Säure verhält, an ſich und das Hydrat verbindet ſich mit dem Quarzſand zum ſteinartigen Mörtel. Mit dem Schwefel bildet der ätzende Kalk Cantons Phosphor, das Kalkhydrat Herſchels zweites Schwefelcalcium, welches in ſeiner Miſchung 45,43 Prozent Waſſer enthält; endlich entſteht durch Kochen des Schwefelcalciums vom erſten Grad mit Schwefel und Waſſer eine Verbindung des Kalkes mit Schwefel, welche noch viermal ſo viel Schwefel über und zu dem ſchon in der erſten Stufe enthaltenen Antheil aufgenommen hat. Mit der Schwefelſäure zu Gyps verbunden, bildet die Kalkerde ganze Gebirgsmaſſen, ſie erfüllt, die Flußſäure an ſich reißend, als Flußſpath, einen Theil der Gänge des älteren Gebirges und zeigt ſich in dieſen auch hin und wieder, wo ſie die ſeltnere Phosphorſäure erbeutet, als Apatit. Das Verhältniß der Säure zur Kalkerde iſt in den gewöhnlichen Verbindungen folgendes: 100 Theile Kalkerde nehmen 53 Theile Flußſäure oder 77 Theile Kohlenſäure, 82 Theile Phosphor- 136 Theile Schwefelſäure auf und dazu finden ſich noch im gewöhnlichen Gyps 21 Prozent Waſſer. Aber alle dieſe Verbindungen der Kalkerde mit Säure finden ſich in der Natur höchſt ſelten rein und dem kohlenſauren Kalk der Gebirge ſind gewöhnlich noch Thonerde, Kieſel und Kalkerde, Eiſen und Manganoxyd, auch andere metalliſche Theile, überdieß zuweilen Kohle und thieriſches Bitumen (im Anthrakolith, Duttenſtein, Stinkſtein, bituminöſen Mergelſchiefer) beigemiſcht.

Mit den Flöz-, Porphyr- und Sandſteinbildungen zugleich tritt der Kohlenſtoff hervor, aus dem ſich, wie das Küchlein im Ei aus dem Eiweiß, das Pflanzenreich geſtaltet; mit dem Kalkgebirge zugleich erſcheint das Thierreich.

Das Stickſtoffgas, welches in vorherrſchender Menge im Muskelfleiſch, ungleich weniger in der Gehirn- und Nervenmaſſe enthalten iſt, wird mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit als ein zuſammengeſetzter Körper betrachtet, welcher aus einem brennbaren Radical (Nitricum) und Sauerſtoffgas beſteht. Beide Beſtandtheile ſind in gleichen Voluminen, dem Gewichte nach aber 56,464 Sauerſtoff mit 43,536 Nitricum verbunden. In der gewöhnlichen atmoſphäriſchen Luft ſind dem Volumen nach 79 Theile Stickſtoffgas mit 21 Theilen Sauerſtoffgas vermiſcht, wozu ſich noch etwa ein Tauſendtheil kohlenſaures Gas geſellt. Als vierter Gemengtheil kommt dann zu jenen dreien noch das Waſſergas, deſſen Menge freilich großem Wechſel unterworfen iſt. Dem Gewicht nach verhalten ſich die Gemengtheile der atmoſphäriſchen Luft ſo:

75,55 Stickſtoffgas.
23,32 Sauerſtoffgas.
1,03 Waſſergas, (nach einer mittleren Zahl).
0,10 Kohlenſauergas.
100,00

Setzt man das ſpezifiſche Gewicht der atmoſphäriſchen Luft, welches 770mal geringer iſt als das des Waſſers als 100, ſo wiegt das kohlenſaure Gas 153, das Sauerſtoffgas 110, das Stickſtoffgas 97, das Waſſergas 62.

Von den eigentlich chemiſchen Verbindungen des Stickſtoffs und Sauerſtoffs war ſchon oben beim §. 4 die Rede.

Im Ammoniakgas ſind dem Gewichte nach 82,7 Theile Stickſtoff mit 17,3 Theilen Waſſerſtoff verbunden. Vor der Verbindung nehmen dieſe beiden Gemengtheile gerade doppelt ſo viel Raum ein als nach der Verbindung, der Waſſerſtoff machte davon $^{3}/_{4}$ aus, betrug 3 Volumina gegen das eine des Stickſtoffs. Bei den Zerlegungsverſuchen durch den Galvanismus hat ſich ein wirklich metalliſches Prinzip im Ammoniak kund gethan, welches mit dem Queckſilber, das hierbei zu einem 5 bis 6mal größeren Volumen anſchwillt, ein faſt ſilberweißes Amalgam von butterartiger Conſiſtenz bildet, welches in der Kälte kubiſche Kryſtalle darſtellt. Wenn jenes Amalgam noch mehr Ammoniak aufnimmt, wird es bleigrau und leichter als Waſſer. Sobald dieß mühſam dargeſtellte Metall aus der Kette der Säure genommen worden, wird es wieder zum Ammoniak. Dieſes, wegen ſeiner vorherrſchenden Neigung zur Luftform, ſogenannte flüchtige Laugenſalz entſteht im Thier- und Pflanzenreich beſonders durch den Verweſungsprozeß, durch welchen die in heißen, pflanzenreichen Ländern oft ſehr mächtigen Maſſen des Salmiaks gebildet werden.

Das Waſſerſtoffgas, faſt 15mal leichter als die atmoſphäriſche Luft (ſein Gewicht iſt gegen das letztere wie 0,0688 zu 1,0000) mit einer lichtbrechenden Kraft, welche $6^{1}/_{2}$mal größer iſt als die der gemeinen Luft, verbrennt unter lautem Explodiren mit dem Sauerſtoffgas und bildet mit dieſem Waſſer. Dem Volumen nach ſind im gemeinen Waſſer 2 Volumtheile Waſſerſtoffgas mit einem von Sauerſtoff verbunden, der letztere aber beträgt dem Gewicht nach $88,_{91}$, das erſtere $11,_{09}$ Prozente. Eine künſtliche Verbindung von 1 Volumen Waſſerſtoffgas mit 1 Volumen Sauerſtoffgas (dem Gewicht nach $5,_{87}$ zu $94,_{13}$ Prozent) bildet eine Art von Superoxyd des Waſſers, eine Flüſſigkeit von Syrupconſiſtenz, die ſich bei Berührung eines gepulverten feſten Körpers, beſonders eines Metalls mit explodirender Gewalt in Waſſer und Sauerſtoffgas zerlegt. Jenes Superoxyd, auch ſehr verdünnt noch von ekelhaftem Geſchmack, zerſtört alle Pflanzenfarben, bildet, unter ſtechenden Schmerzen, auf der Haut einen ausſatzartigen, weißen Fleck. Das Waſſerſtoffgas findet ſich mehr in den flüſſigen als feſten Beſtandtheilen des Leibes, vorzüglich im venöſen Blut und in der Galle. — Faſt ganz reines Waſſer enthält die wäſſrige Feuchtigkeit des Auges.

Reiner Kohlenſtoff im Demant wiegt $3,_{515}$mal ſchwerer als Waſſer. Beim Verbrennen mit Sauerſtoff bildet ſich die Kohlenſäure, welche dem Gewicht nach aus $72,_{62}$ Prozent Sauerſtoffgas und $27,_{38}$ Prozent Kohlenſtoff, dem Volumen nach aus einem Maaßtheil gasförmiger Kohle mit einem Maaß Sauerſtoffgas beſteht, welche aber beide nach der Verbindung nur ein Vo lumen ausmachen. Der Kohlenſtoff hat ſich mithin bei der Verbindung mit dem Oxygen um das 6561fache ſeines Volumens ausgedehnt. Das Kohlenwaſſerſtoffgas beſteht aus 75,[illegible] Theilen Kohlenſtoff und 21,[illegible] Waſſerſtoff, oder aus 1 Volumen luftartiger Kohle mit 4 Voluminen Waſſerſtoffgas. Es hat faſt das Gewicht des Waſſergaſes 60, wenn das der atmoſphäriſchen Luft 100 iſt, riecht unangenehm, brennt mit ſchwacher, blauer Flamme.

Der Phosphor erſcheint unter den unorganiſchen Körpern in ziemlicher Seltenheit. Großentheils tritt er auch da erſt mit den Metallen (beſonders dem Blei) und den Kalkmaſſen auf. In der organiſchen Natur iſt er deſto häufiger, findet ſich bei den meiſten Pflanzen und allen Thieren. Beſonders beſtehen vier Fünftheile der gallertfreien Knochenerde, mithin zwei Fünftheile des geſammten Gerippes der vollkommenen Thierkörper aus phosphorſaurem Kalk, und auch der Urin des Menſchen enthält einen bedeutenden Antheil von Phosphorſäure. In dieſer letztern ſind 44 Theile Phosphor mit 56 Theilen Oxygen vereint (11 mit 14).

Der Schwefel zeigt ſich in geringer Menge im Eiweiß, in den Nägeln, im Haar (beſonders im röthlichen) auch im Muskelfleiſch und den Nerven. Er geht öfters Verbindungen mit dem Waſſerſtoffgas ein.

Das Eiſen findet ſich im Blute, in den ſchwarzen (u. a.) Pigmenten, im Thierreich unter andern in der Schaale der Flußkrebſe. — Kieſelerde findet ſich im Haar ſo wie im Urin.

Welche Verſchiedenheit nun des ſpezifiſchen Gewichtes iſt zwiſchen den oben erwähnten Elementen des thieriſch-menſchlichen Leibes! Zwiſchen Eiſen und Waſſergas iſt das Verhältniß wie 1 zu beiläufig 8000; zwiſchen Eiſen und Waſſerſtoffgas wie 1 zu mehr als 80,000.

Eiweißſtoff, Gallert und Faſerſtoff enthalten nach Gay Luſſac und Thenard folgende entferntere Beſtandtheile:

	Eiweiß.	Gallert.	Faſerſt.	Fett.
Sauerſtoff	23,872	27,207	19,685	9,584
Waſſerſtoff	7,540	7,914	7,021	11,416
Stickſtoff	15,705	16,998	19,934	— —
Kohlenſtoff	52,883	47,881	53,360	79,000

Sowohl Eiweiß als Faſerſtoff finden ſich ſchon in der Miſchung des Blutes, nicht aber die Gallert.

Das Fett enthält demnach (Chevreuls eben angeführter Analyſe zu Folge) wenig oder keinen Stickſtoff, dagegen mehr Kohle als alle die andern Stoffe.

Die Elementarformen des thieriſch-menſchlichen Körpers.

§. 11. Jene thraziſchen Frauen, da ſie den Sänger und mit ihm zugleich die Leyer, welche noch eben zum Lobe der Gottheit ertönt, zerriſſen, haben in dieſer Leyer nur ein Holz, faſrig und ſplittrig wie andres Holz gefunden. Da war an den zerſtreuten Trümmern nichts mehr von der Lieblichkeit der noch im Ohre nachhallenden Töne zu merken, die Saiten, auf deren Schwingungen noch vor wenig Augenblicken eine alle Lebendige bezaubernde Kraft geſchwebt, löſten ſich in Faſern, wie andre todte, trockne Gedärme der Thiere.

So erkennt auch das mit Meſſer und vergrößerndem Glas zergliedernde Auge in den Gebilden des Menſchenleibes wie des thieriſchen Körpers drei Grundformen, aus denen zuletzt alle einzelnen Organe zuſammengeſetzt erſcheinen: jene der Kugel, die der Faſer und die der häutigen Blättchen.

An dieſe Grundformen der thieriſchen Bildung ſcheinen, in gröberem, vorbildlichen Umriſſe in der unorganiſchen Natur, die kugliche (und kornige) Abſonderung, der faſrige Bruch und die oft gewebeartige (geſtrickte) Zuſammenfügung der Theile zu erinnern. Da, wo das Streben eines einzelnen Theiles nach regelmäßiger, kryſtalliniſcher Geſtaltung von dem gleichmächtigen der andern Theile durchkreuzt und gehemmt wird, erzeugen ſich die vielfältigen Geſtalten der Abſonderung und des körnigen oder ſtrahlichen Bruches. So ſcheint auch in der organiſchen Welt jene Dreiheit der Elementarformen durch die oben S. 29 erwähnte Art der Zuſammenhäufung der ſogenannten (chemiſchen) Atome begründet, wodurch eine geſtaltende Richtung die andre beſchränkt und aufhebt und ſomit ein Zuſtand der Indifferenz (ein Flüſſigſeyn der höheren Ordnung) herbeigeführt wird, aus welchem die neue, organiſche Geſtaltung ihren Anfang nimmt. Uebrigens iſt es nicht ohne anderweitige Bedeutung, daß jene drei Elementarformen: Faſer, Blättchen und Kugel, dem Durchmeſſer, der Fläche und dem cubiſchen Inhalt der planetariſchen Kugel entſprechen. Der erſtere, als magnetiſche oder polariſche Axe, begründet die Bewegung der Planeten um die Sonne und die Geſtalt der Bahn, die andre die Bewegung um die eigene Axe, endlich die dritte das gegenſeitige ſich Anziehen der Planeten und Monde unter einander ſelber, wodurch dieſe einzelnen Theile des Geſammtſyſtemes erſt zu einem organiſch verbundnen Ganzen werden.

Bemerk. Die Form der Kügelchen findet ſich am meiſten (vorherrſchendſten) in der halbgeronnenen Eiweißmaſſe, aus welcher Gehirn und Nervenmark beſtehen, mithin in dem vorherrſchend ſtets im Ausgebären und im Werden begriffenen Element des thieriſch-menſchlichen Leibes, die Form der Faſer mehr in dem zur Bewegung beſtimmten Muskel.

Das Athmen und der Blutumlauf.

§. 12. Wir wenden zuerſt, ehe wir das Werk des leiblichen Lebens ſelber und die äußern Theile betrachten, einen Blick auf das ſichtbare innre Getriebe, auf den bewegenden Hebel jenes Kunſtwerkes.

Einathmen das noch unbelebte, ausathmen das eben noch lebende Element, vereinen und wieder trennen, bilden und wieder zerſtören; das ſind die erſten und letzten Aeußerungen des leiblichen Lebens, die ſicherſten Zeichen, an denen ſein Fortbeſtehen erkannt wird. Denn das Leben gleichet dem Tönen einer Glocke, welches nur ſo lange fortwährt, als eine Kraft da iſt, die den Hammer, ſo oft er auf das klingende Metall geſunken, von dieſem wieder aufhebet; es gleichet dem Lied einer Harfe, das nur ſo lange dauert als ein Finger da iſt, welcher die zur Ruhe ſtrebenden Saiten immer wieder zu neuen Schwingungen aufſcheuchet.

Der Hammer der Glocke fällt durch die eigene, inwohnende Schwere auf das tönende Metall herunter, und nur das Wiederemporheben deſſelben, zum neuen Schlage, wird durch eine andre Kraft (durch die höhere des Getriebes) bewirkt; ſo möchte auch in gewiſſer Hinſicht eher noch das bloße chemiſche Vermiſchen der leiblichen Elemente aus den gegenſeitigen anziehenden Kräften, welche jenen Elementen innewohnen, zu erklären ſeyn, als das beſtändig hierauf folgende Wiederauflöſen und Abſcheiden. Wenn die chemiſche Grundlage von ihrem Gegenſatze ſo viel aufgenommen, als ſie zu ihrer Sättigung bedurfte, ruhet ſie in der neuentſtandenen Miſchung für immer, wenn nicht etwa eine mächtigere Anziehung die ſchwächere aufhebt und löſet. Dieß iſt Sättigung im eigentlichen Sinne des Wortes, mit welcher der Hunger auf einmal ſtirbt. Dagegen wird im organiſchen Leibe jede Verbindung der Elemente der Grund zu einer neuen Scheidung, und es kann umgekehrt keine Vereinigung ſeyn, ohne die vorangegangene Trennung.

Schon dieſes eine Vermögen des Lebens: das eben erſt herbeigezogene Element ſtets wieder zu entfernen, zeigt, daß die Kraft, die in unſrem Leibe lebt, nicht von gleichem Geſchlecht, von gleicher Abkunft mit den Stoffen ſey, woraus der ſichtbare Körper zuſammengeſetzt iſt. Jene Kraft begehrt die Stoffe nicht um ihrer ſelber willen, nicht um ſich mit ihnen zu ſättigen; ſie will nicht die Säure, welche ſie der Baſis nähert, noch die Baſis, welche ſie der Säure entgegenführt; ſondern wie der Flötenſpieler, welcher das tönende Holz nicht zu ſeiner Nahrung begehret, ſondern nur als Werkzeug des Aushauchens der innren Gefühle, rufet die Lebenskraft, die Stoffe, mit denen ſie ſpielet, zuſammen und ſcheidet ſie wieder, damit ſie (die Seele) an dem Zuſammenklang der leiblichen Bewegungen die Töne einer oberen, geiſtigeren Harmonie vernehmen und ſie nachbilden lerne und damit ſo das Künftige, Höhere, am niederen Vorſpiele eingeübt werde.

Ein Abſtoßen des Gleichartiggewordenen finden wir zwar auch, als unvollkommene Andeutung des organiſchen Abſtoßens, in der unorganiſchen Körperwelt. Immerhin jedoch nur da, wo die Mächte (Agentien) einer oberen, höheren Leiblichkeit, wie etwa die „unwägbare" Elektrizität mit den Körpern der niederen ſpielen. Auch hier iſt es dann nicht die Art und Beſchaffenheit des wägbaren Körpers, welche dieſen zum Gegenſtand der Anziehung oder Abſtoßung machet, ſondern die ihm auf Augenblicke verliehene, ihn überkleidende, obere Leiblichkeit. Doch die Verwandtſchaft ſo wie Verſchiedenheit dieſer Vorgänge, mit denen des Lebens, wird uns ſpäter, bei der Betrachtung des Weſens und der Thätigkeit der Seele beſchäftigen. Wir werden dann ſehen, daß ſich Elektrizität und die ihr ähnlichen Agentien zur Seele nicht anders verhalten, als das innere Leben der Infuſionsthierchen, in welche ein organiſcher Leib bei ſeinem Auflöſen zerfällt, zu dem vorübergegangenen Leben jenes vollkommenen Leibes ſelber und daß ſich das Entſtehen der inneren Lebensbewegung eben ſo wenig aus ſolchen unwäg- und unſichtbaren Agentien, wie die Elektrizität, herleiten laſſe, als das Entſtehen des Menſchenleibes aus einem (ſichtbaren) Saamenthierchen.

Im menſchlichen Leibe vereinen ſich, ſo ſahen wir eben, die beiden Hauptregionen der planetariſchen Natur: die luftartigen Elemente der Atmoſphäre und die Stoffe des feſten Erdkörpers. Es iſt da ein beſtändiges Niederſteigen des Flüſſigen, das ſich zum Feſten geſtaltet und ein Aufſteigen des Feſten, das zum Flüſſigen wird, und wenn ſo die Elemente beider Regionen ihre Naturen gegen einander ausgewechſelt und vertauſcht haben, verlaſſen ſie den Leib, in deſſen Dienſt ſie einige Augenblicke geweſen. Dieſes Vereinen und Umgeſtalten des luftartigen Elementes zum Feſten und die Umwandlung des Feſten zum Flüſſigen, wird zunächſt durch das Athmen und den Kreislauf des Blutes bewirkt.

Einige rothgefärbte Blutkügelchen, die ſich durch die ruhende Flüſſigkeit bewegen, ſind das erſte Erzeugniß des beginnenden Lebens, im bebrüteten Eie. Ehe noch ein Leib vorhanden iſt, der ernährt und zu ſeinen Lebensbewegungen geweckt werden ſoll, iſt ſchon das flüſſige Element da, welches zum Vereinigungspunkt der Atmoſphäre und der ſchweren Erdenſtoffe beſtimmt iſt. Die Blutkügelchen ſind gleich von ihrem erſten Sichtbarwerden an das, was ſie nachmals im vollendeten Leibe bis zu ſeinem Tode bleiben: cryſtallhelle Körnlein, von einer Atmoſphäre umgeben, welche aus einem eigenthümlich färbenden (und brennbaren) Stoffe und dem meteoriſchen Eiſen gebildet iſt. Als ſollte ſich ſchon hierin jene Zweiheit der Regionen andeuten, welche im Blute zuſammengeſellt iſt.

Mit jenen, für das Blut der vollkommneren Thiere, bis hinan zum Menſchen, ganz charakteriſtiſchen Körperchen im Gegenſatz, entwickelt ſich dann jener indifferente, flüſſige Beſtandtheil des Blutes, welchen wir hier mit dem Namen Blutwaſſer, Serum, bezeichnen wollen, obgleich derſelbe in der noch lebenden, bewegten Flüſſigkeit des Leibes etwas ganz Anderes iſt, als in der gerinnenden, todten. Es gleichet dieſes Serum dem Blute der niederen

Thierarten. Wie um den Embryo und Fruchtkeim das ernährende Waſſer; ſo erzeugt ſich um die entſtehenden Blutkügelchen das Blutwaſſer, es begleitet dieſelben überall hin und ſie ſchwimmen in ihm, wie in ihrem natürlichen Elemente. Im Blutwaſſer zeigt ſich beſtändig die Neigung zur Dampfform, in welcher daſſelbe auch als Bluthauch (halitus animalis) alle Höhlen und Zellen des lebenden Körpers durchdringt.

Es zeigt ſich gleich bei ihrem Entſtehen an den Blutkügelchen jene auf- und niederſteigende Bewegung, jetzt nach der äußeren Luft, dann nach den inneren Gebilden des Leibes, welche ſpäter den Kreislauf des Blutes bildet. Ehe noch ein die Blutwellen fortſtoßendes Herz, ehe noch Gefäßwände da ſind, in denen die belebende Flüſſigkeit ſich bewegen könnte, finden jene ſphäroidiſchen Körperlein ſchon durch ſelbſtſtändig inwohnende Bewegungskraft ihren Weg durch das bahnloſe Flüſſige, jetzt an die mittelbar oder unmittelbar ſie berührende Atmoſphäre, dann zu den Punkten hin, wo die Keime der künftigen Organe ſind, welche das Blut zur ſichtbaren Geſtaltung führen und ernähren ſoll. Oefters ſieht man, wie jene Küglein ſich wieder von ihrem Hauptſtrom aus eine neue Bahn nach einer Stelle des flüſſigen Eiweißes brechen, an welcher bald hernach ein neues organiſches Gebilde des Leibes entſteht. So bereiten dieſe immer bewegten Anfänge des leiblichen Lebens dem noch ungebornen, noch nicht ſichtbar gewordnen Organismus die Stätte und ſie, als die Speiſe, ſind früher vorhanden und zum Genuſſe zugeſchickt, als dasjenige, das ſie zu genießen beſtimmt iſt.

Ein Beſtandtheil des Blutes, welcher das Hauptmaterial zur Bildung der bewegenden Muskeln darreichet, der Faſerſtoff, wird da erzeugt, wo die Elemente der beiden Regionen, — der oberen atmoſphäriſchen und der unteren, irdiſchen — beim Athmen ſich vereinen. Er, der Anfang

es

des thieriſchen Bewegens, entſtehet nach demſelben Geſetz, nach welchem die Vereinigung der beiden Gegenſätze (eines oberen und eines unteren) überall in der Natur Bewegung wecket und Bewegungsfähigkeit. Wir werden dieſes Geſetz weiter hernach, im §. 15 noch etwas näher betrachten. Es erinnert an die alte Lehre von einer Fuga vacui in der Natur. Denn eben ſo wie die atmoſphäriſche Luft in die Zwiſchenräume eines Körpers eindringet, aus denen die vorhin da enthaltene Flüſſigkeit gewichen iſt; ſo dringen überall in unſre Sichtbarkeit belebende Kräfte einer oberen, unſichtbaren Region ein, ſobald die jenen Kräften entgegengeſetzten Bande der Schwere (m. v. §. 2) irgendwo gelöst oder auch nur erſchüttert werden. Es bedarf nur eines leiſen Hinwegbewegens der Körper vom Boden, dem Zuge der Schwere entgegen, oder eines reibenden Gegeneinanderbewegens derſelben, und ſogleich iſt die Elektrizität da oder die Wärme. Und wo endlich aus dem Verband der allgemeinen Schwere ſelbſtſtändig jene eigenthümliche Anziehung der Gegenſätze ſich erhebt, welche wir die chemiſche nennen, da zeigt ſich das lebendige Bewegen der leuchtenden Flamme.

Nach demſelben Geſetz bildet ſich dann auch da, wo die beiden Hauptgegenſätze, aus deren Verbindung der thieriſch menſchliche Leib beſtebt, zur Vereinigung ſtreben und gelangen, das raſtlos bewegte Herz. Dieſes gleicher einem zur leiblichen Geſtaltung gewordnen Funken, welcher aus den elektriſchen Körpern hervorbricht, wenn dieſe einander ſich nähern; es iſt das erſte Werk des ſichtbar werdenden, leiblichen Lebens und in ihm ſpiegelt ſich das Hauptgeſchäft dieſes Lebens: nehmen und geben, empfangen und zeugen, ſammlen und zerſtreuen, wie in einem vereinenden Brennpunkte ab.

Die Beſtimmung des Herzens und ſeiner beſtändigen

Bewegung iſt übrigens noch eine andre, welche hier nur noch vorläufig angedeutet werden kann. Es vereinen und durchdringen ſich die Gegenſätze in der Natur vollkommner, inniger und leichter, wenn die Heftigkeit der wechſelſeitigen (gleichſam elektriſchen) Spannung vermindert, nach einem älteren von Winterl gebrauchten Ausdrucke: abgeſtumpft iſt. Der zu ſeiner größten Reinheit im Demant geſteigerte Kohlenſtoff verbindet ſich nur äußerſt ſchwer und bei ſehr großer Hitze mit dem Sauerſtoffgas der Luft; der minder reine, in der gemeinen Kohle, ungleich leichter. Den Vorgängen der ſtillen aber innigeren chemiſch-organiſchen Verbindung der Elemente gehet als niedrere Entwicklungsſtufe, bei den ſchroffer geſchiednen Gegenſätzen der laute Schall, der elektriſche Blitz und die zerſtörende Flamme voraus. Schon bei der Annäherung zweier Körper mit entgegengeſetzter elektriſcher Spannung, wenn dieſe eine etwas heftige iſt, bricht der Funke hervor und ihm folget erſt die eigentliche, unmittelbare Berührung der ſich anziehenden Flächen. So erſcheint denn auch das Herz, da wo das niedere Element dem oberen und umgekehrt dieſes jenem ſich nähert, als ein vermittlendes Zwiſchenglied, welches durch ſeine raſtloſe Bewegung die erſte Heftigkeit des Anſtrebens zur Vermiſchung der beiden Regionen auf ſich und hinwegnimmt, und nun das zur Luftform ſtrebende Blut ſchon luftverwandter in die Lungen, das zur feſten Geſtaltung hinabſinkende, ſchon befreundeter mit dem Weſen des Fleiſches, weiter ſendet. Daher dient auch nicht das beim Kreislauf die Lunge und das Herz durchſtrömende Blut zur Ernährung der Lunge und des Herzens; ſondern dieſe Ernährung geſchiehet durch anderweitige, eigenthümliche Gefäße, welche neuerdings erſt wieder (mittelbar) aus dem Herzen hervorgehen und die Lebensflüſſigkeit ſchon in jenem entſpannteren, angeeigneterem Zuſtande in ſich führen, welchen dieſelbe im Herzen empfängt.

Es beſtehet denn ſchon die erſte und gleichſam elementare Aeußerung des Lebens in einer auf- und niederſteigenden Bewegung, in einem Vorgang der beſtändigen Ueberkleidung und Entkleidung. Dieſer Vorgang, immer höher und weiter geſteigert, wird ſich uns ſpäter auch in der Region des Seelen-, ja des Geiſteslebens im Menſchen zeigen, denn er iſt es, worauf alles Leben der Creatur ſich gründet.

Zwei Arten von Gefäßſyſtemen ſind es eigentlich, durch welche im lebenden thieriſchen Leibe der beſtändige Kreislauf der Elemente gehet. Das erſte iſt die Luftröhre, welche mit ihren tauſendfältigen Veräſtel- und Verzweigungen die zelligen Lungen bildet und in welche die Luft eingehet, um hier leiblich (zu Blute) zu werden, ſo wie durch eben dieſes Gefäßſyſtem der Luft das Blut beim Ausathmen entkleidet, — zur Luft — wird. Das andre Gefäßſyſtem iſt das eigentlich ſogenannte, der Arterien und Venen. Durch die erſteren wird das in der Lunge, aus dem Nahrungsſtoffe und der Luft erneute, umgewandelte Blut hinabgeführt, zu dem feſten Gebilde des Leibes, deſſen Form und Weſen es übernimmt. Einer ſolchen neuen Geſtaltung und Bildung ſtehet aber ein Abſcheiden und Auflöſen der Körpermaſſe gegenüber, wodurch dieſe wieder zu dem wird, woraus ſie genommen war: zu einem Blute, jedoch andrer Art und Richtung als das Blut der Arterien: zum Venenblute. Die Entſtehung dieſes letzteren gleichet der Verwandlung der feſten oder flüſſigen Körper in die Form der aufwärtsſteigenden Dämpfe: ſie iſt ein Zurückkehren der Elemente des Leibes zur Luftform. Das (leichtere) Venenblut führet in ſeiner ſchleimig wäſſrigen, an Faſerſtoff ärmeren Maſſe eine Menge von Kohlenſäure und Stickſtoff, welche beide ſo leicht gebunden ſind, daß ſie von ſelber, wenigſtens zum Theil, aus dem der Ader entfloſſenen, mithin vom lebenden Leibe getrennten Blute entweichen. Wir hauchen beim Ausathmen eben ſo viel

Sauerſtoff, der ſich mit Kohle zur Kohlenſäure geſtaltet. und eben ſo viel Stickgas aus, als wir beim Einathmen ins Blut aufnehmen.

Bei der Kohlenſäure des Odems iſt es bereits anerkannt, daß ſie nicht erſt in der Lunge, beim Athmen, aus der Kohle die im Blute war und aus dem eben eingezogenen Oxygen der Luft ſich gebildet habe, ſondern daß ſie ſchon, durch jenen Vorgang gebildet und entſtanden, wodurch das Arterienblut zum venöſen wird, in dieſem letzteren vorhanden war. Auch der Stickſtoff, den wir ausathmen, ſcheint nicht ganz derſelbe, den wir einathmeten, ſondern dieſer letztere, mit zum Faſerſtoff geſtaltet, gehet hinabwärts zum Leibe. Statt ſeiner aber kehret aus der Auflöſung der feſteren Maſſe des Leibes eben ſo viel Stickſtoff wieder zur Luftform zurück, als gewöhnlich, neugebunden, im Blute bleibt. Dieſes beweiſet ſchon jene Beobachtung, nach welcher Kaninchen, die man ein Luftgemiſch aus Waſſerſtoff- und Sauerſtoffgas einathmen laſſen, Stickgas in bedeutender Menge und „ſehr lange Zeit hindurch“ von ſich athmeten.

Nicht ohne weitere Bedeutung iſt gerade hierbei jenes Gleichgewicht, in welchem die atmoſphäriſchen Elemente des Leibes mit jenen der gewöhnlichen äußeren Luft beim Athmen ſich erhalten. An eine umgebende Luft welche gar kein Stickgas enthält, wird, ſo ſahen wir eben, Stickgas abgegeben und dieſelbe hierdurch dem gewöhnlichen Miſchungsverhältniß genähert. Dagegen wird von dem Stickgas, das in größerer als der gewöhnlichen Menge in der umgebenden Luft iſt, ein Theil im Leibe zurückbehalten und alsdann weniger davon aus- als eingeathmet. Auch die Menge der ausgeathmeten Kohlenſäure ſtehet in einiger Beziehung auf Tageszeit und den Zuſtand der umgebenden Luft, mehr aber noch auf den innern des athmenden Weſens. Denn wir hauchen im Allgemeinen am meiſten Kohlenſäure aus in den Mittagsſtunden von 11 bis 1; am wenigſten um Mitternacht. Wir athmen aber auch ungleich mehr Kohlenſäure aus, wenn Leib und Seele fröhlich bewegt ſind, als in trauriger Stimmung oder träger Ruhe. Es iſt aber überhaupt, ſelbſt bei einem und demſelben Menſchen, die Menge jener Luftart im Odem zu verſchiedenen Zeiten ſo verſchieden, daß weder das eine im Allgemeinen angenommene Maaß von 8 Pfunden, welche täglich ausgehaucht werden ſollen, noch jene andre Schätzung, nach welcher die ausgeathmete Luft im Mittel 6⅓ Prozent Kohlenſäure enthalten ſoll, als etwas Sicheres und Beſtändiges gelten können. Denn die letztere Menge wechſelt nach verſchiedenen Beobachtungen von 3⅓ bis 13 Prozenten.

Erfüllt von allen kosmiſchen Kräften, durch welche ſich ein allgemeines Leben in der Natur offenbar machet, gehet denn jene innre, zum Leibe gewordne Atmoſphäre, als belebender und auflöſender Strom zu den Theilen. Sie alle, nur die Oberhaut, Nägel und der Schmelz der Zähne ausgenommen, empfangen das Arterienblut in ſeiner eigentlichen Form, denn nur dieſes, nicht das Venenblut, macht das Fortdauern der willkürlichen Bewegung des Muskels, ja ſelbſt die Lebensthätigkeit des Gehirns möglich, und dieſe beide erſterben, wenn ſie ſtatt des Arterienblutes nur das venöſe, dunkle empfangen.

Uebrigens iſt es nicht allein das Eindringen des Oxygens in die Blutmaſſe und das Zugegenſeyn von jenem, was dem Arterienblut ſeine eigenthümliche Kraft giebt; es iſt nicht bloß das Entziehen des Faſerſtoffes und des Oxygens bei der Bildung und Ernährung der Theile, wodurch das Arterienblut zum Venenblute wird; ſondern vor allem der herrſchende, allbewirkende Einfluß der Nerven. Das Verletzen des Lungennerven machet dem Athmen, das Durchſchneiden der Nerven die zu einem Gliede gehen, machet der Blutumwandlung und hiermit dem Blutumlauf in dieſem Organ bald ein Ende; bei vielen Thieren gehet nur ein geringer Theil der Blutmaſſe durch die Athmungsorgane, und ſchon dieſe theilweiſe, unvollkommene Berührung erreichet den gewohnten Zweck; in der Milz wird das Arterienblut, ohne eine verhältnißmäßige Entziehung ſeines charakteriſtiſchen Antheiles, in Venenblut umgewandelt. In den meiſten Fällen hört jedoch das Blut, da wo es unter dem allbewirkenden Einfluß des Nerven zu den Theilen tritt, auf, als Blut zu ſeyn, denn es wird zum Theil hier zur Lymphe, zum Theil zur Subſtanz des Theiles, in welchen es kam. Die Subſtanz aber, welche eben noch die neu überkleidete Region der Leiblichkeit bildete, löſt ſich ihrerſeits zu einem Flüſſigen auf, welches, vereint mit dem Ueberreſt des eingeſtrömten Blutes, von einer Mittelgattung der Adern: den Lymphgefäßen und Saugadern, öfters jedoch auch von den Venen unmittelbar aufgenommen wird.

Das Venenblut empfängt, außer der flüſſig gewordenen, umgeſtalteten Maſſe der Theile auch noch die aus der Nahrung im Darmcanal bereitete und durch die äußere Haut eingeſogene Flüſſigkeit, und führt ſeine Blutmaſſe ohne bedeutenden Verluſt aus allen ſeinen Gefäßverzweigungen nach dem Herzen zurück. Es iſt daher mehr Venen- denn Arterienblut im Körper, und die der Dampfform nähere, ausgedehntere Beſchaffenheit des erſteren iſt der Grund, weshalb die Stämme und Zweige des Venenſyſtems im Ganzen an Weite (Umfang) ſich zu den Arterien wie etwa neun zu vier verhalten. Es wird übrigens auch in den dünnhäutigen, inwendig mit einer Art von Klappen verſehenen Venen, obgleich undeutlicher, jene Triplizität der übereinander gefügten Lagen bemerkt, welche die Arterienhäute auszeichnet: eine äußerſte, aus verdichtetem Zellgewebe, eine mittlere, aus kreis- und zum Theil ſpiralförmigen elaſtiſchen Faſern gebildete, endlich eine dritte dünne, von derſelben Beſchaffenheit wie jene, welche das Innere des Herzens auskleidet.

Die Blutmenge des ausgewachſenen Menſchenleibes wird auf den fünften bis ſechsten Theil ſeines geſammten Gewichtes geſchätzt. Dieſer ſo anſehnliche, leichtbewegliche Theil der Leibesmaſſe wird in der mittleren, kräftigſten Zeit des Lebens in jeder Minute durch etwa 70 Bewegungen des Herzens (Pulsſchläge) und 18 Athemzüge in Bewegung erhalten; doch iſt jene Zahl der Bewegungen in dem neugebornen Kinde gerade die doppelte. So ſind es Tauſende von Millionen Malen, daß das Herz im kurzen Menſchenleben ſich bewegt und der Athem aus- und eingehet. Unwichtig und bedeutungslos zwar, wie die Zahl der Haare auf dem Haupte, erſcheint die Summe dieſer Wellen des lebendigen Bächleins in unſrem Innern. Aber es regt dieſe Wogen ein allgemeiner, durch alles Lebendige wehender Odem auf, und das Geſetz ſeiner Zeiten und Stunden iſt es, welches ſelbſt in dieſem leiſen Spiel der Schwingungen eines vom Leben überkleideten Waſſertröpfleins erkannt wird.

Bemerk. Der lebendige Wechſelverkehr in der Natur ſcheint auch durch jenes Hinüber- und Herüberſchweben der Lebensbewegungen über den mathematiſchen Mittel- und Indifferenzpunkt erhalten zu werden, welcher überall Stillſtand des Lebens und Tod iſt. Die Sonne ſteht bei keiner Planetenbahn im mathematiſchen Mittelpunkte, ſondern etwas außerhalb demſelben; in keinem Jahr eines Planeten geht die Länge der eigenthümlichen Tage ohne Bruch auf; ein dem Ohre wohlgefälliges Zuſammenſtimmen der Töne wird nicht durch ein mathematiſch genaues Abwägen und Abgränzen derſelben nach den Regeln des Monochords erlangt, ſondern jene Harmonie, welche das Ohr vergnügt, läſſet die Töne immer etwas dieſſeits oder jenſeits des mathematiſchen Indifferenzpunktes ſchweben. So könnte auch das dem Leben eigenthümliche Vermögen: den ergriffenen Stoff, den eben noch begierig angezogenen wieder abzuſtoßen darauf beruhen, daß die übermächtig anziehende Kraft welche Zuſammenſetzungen bildete, wie das Superoxyd des Waſſers, welches auch bei Berührung eines feſten Körpers überaus leicht ſich zerſetzt und das aufgenommene Uebermaaß von ſich ſtößt.

Die Blutkügelchen haben im Menſchen ohngefähr die Größe von $^1/_{3000}$ Zoll (Haller Element. Phys. L. V. S. II. §. 12), und dieſe Größe ſcheint bei Säugthieren und Vögeln, wenn ſie auch rückſichtlich der Leibesſtatur noch ſo verſchieden ſind, ſich gleich zu bleiben, beim Ochſen und indianiſchen Huhn wie bei der Maus und dem Sperling, während dieſelben nach Cowper und Baker in kaltblütigen Wirbelthieren (Amphibien und Fiſchen) etwas größer ſind. Die Blutkügelchen löſen ſich im Waſſer auf, und zwar die rothe Hülle (Atmoſphäre) noch leichter als der innre, kryſtallhelle Kern. Im Chylus ſollten ſich nach Leeuwenhoek Kügelchen finden, die 6mal kleiner wären als die Blutkügelchen, welche letztere dann aus der Zuſammenfügung der erſtern entſtünden (Exper. et contempl. Epist. 56.), und Hales wollte dieſe Zuſammenſchmelzung ſelbſt beobachtet haben.

Das Blutwaſſer (Serum) iſt in ſtärkeren und älteren Thieren, ſo wie in Fiebern und nach ſtarken Bewegungen, im Verhältniß zum Blutkuchen in größerer Menge vorhanden als bei ſchwächern und jüngern oder bei ſehr ausgehungerten. An Thieren und Menſchen, welche verhungert waren, fand man das Blut ſehr bleich, mit einer ſehr vorherrſchenden Menge von Blutwaſſer; auch im Blut von ſtarken, älteren Männern beträgt die Menge des Serums im Verhältniß zum Blutkuchen faſt nur $^2/_3$ ſo viel als im Blute von Kindern. Das Blutwaſſer enthält Eiweißſtoff (0,08) durch vieles Waſſer (0,90) verdünnt, in welchem noch etwas Kochſalz, Salz und Kali, milch- und phosphorſaures Natrum und Osmazom aufgelöſt ſind.

Der Blutkuchen, der auch am aus der Ader gelaſſenen Blute wie beim Athmen in den Lungen, oben, wo er mit der Luft in Berührung kommt, hellroth, unten dunkel wird, beſteht aus Faſerſtoff und dem ſogenannten Blutroth oder Cruor. In dieſem letzteren ließ die chemiſche Zergliederung als färbenden

Prinzip phosphorſauren Kalk und Eiſen vermuthen, obgleich ſich dieſe Beſtandtheile, zuſammt dem phosphorſauren Talk und der Kohlenſäure erſt nach dem Verbrennen des Cruors in der Aſche deſſelben finden, vor dem Verbrennen durch keine chemiſchen Reagentien darſtellen laſſen.

Bei ſonſt geſunden Körpern hat die Beſchaffenheit der Nahrungsmittel kaum einen merklichen Einfluß auf die Beſtandtheile des Blutes.

Das Herz iſt beim Menſchen mit der Spitze nach links und unten zu der ſechsten Rippe hin gekehrt, mit der Baſis nach der Mitte, zu der Wirbelſäule hin. Seine obere Hälfte iſt mehr gewölbt, die untere flacher. Jene zarte Haut, welche das Herz umkleidet, ſchlägt ſich von den Gefäßvorſprüngen aus noch einmal zurück und bildet den Herzbeutel, in welchem ſich das Herz frei bewegt. Eine Scheidewand theilt die Höhlung des Herzens in eine rechte und zugleich mehr äußere, vordere, und in eine linke Hälfte, davon jede wieder eine Vorkammer (atrium) und eigentliche Herzkammer oder Ventrikel (ventriculus) enthält. Die Vorkammern mit der zarteren, weicheren Muskulatur ihrer Wände ſind eigentlich nur ſackförmige Erweiterungen der am Herzen endenden Venen, und an dieſen Venenſäcken finden ſich als blinde Anhänge die ſogenannten Herzohren. Eine dünne Stelle an der Scheidewand, welche die Vorkammern trennt (die eiförmige Grube) bezeichnet den Punkt, an welchem im ungebornen Kinde das aus dem Körper zum Herzen zurückkehrende Blut großentheils ſogleich aus der rechten Vorkammer in die linke übergehen und von hier durch die linke Herzkammer und die Aorta von neuem in dem Körper zirkuliren konnte, ohne erſt den Weg durch die Lungen zu machen. Die Wände der eigentlichen, zum Fortſtoßen des Blutes in die Arterien beſtimmten Herzkammern, beſonders jene der linken, ſind ſtark muskulös; die Scheidewand zwiſchen beiden iſt nach der rechten Kammer hin etwas convex; im Innern des Herzens zeigen ſich (als ſogenannte fleiſchige Balken, trabes carneae) die mannichfach an einander gefügten, meiſt in ſehnige Endchen ausgehenden Muskeln.

Nachdem das Blut beim Kreislaufe das Geſchäft der Ernährung und Belebung der Theile vollendet hat, und zuletzt an den Endungen der Arterien, auf Bahnen, die wie beim bebrüteten Eie die Bahnen der Blutkügelchen durch das Eiweiß, nicht mehr durch eigentliche Gefäßwände umſchloſſen und beſtimmt ſind, in die Maſſe der Körpertheile ſich verlaufen, wird es von da, zugleich mit der von neuem in Blut aufgelöſten Körpermaſſe, von den Enden der Venen aufgenommen, welche es in zwei großen Stämmen, einer obern und untern Hohlvene, nach der rechten Vorkammer des Herzens führen. Die obere Hohlvene nimmt das Blut aus den innern Theilen des Kopfes durch die innern Droſſeladern, aus den äußeren durch die äußern, bei ihrem Anſchwellen leicht durch die Haut ſichtbar werdenden auf; das Blut aus den Händen und Armen kehrt durch die beiden Schlüſſelbeinvenen zurück, die ſich, jede an ihrer Seite, mit den bereits oberhalb zu einem Stamm vereinten Droſſeladern verbinden. Zuletzt geht die ſo entſtandne gemeinſame Vene der linken Seite, vermiſcht mit dem neuen Nahrungsſtoffe, welchen der Bruſtgang der Milchgefäße aus den Eingeweiden in die linke Schlüſſelbeinvene ergoſſen, in die der rechten Seite über und bildet mit ihr den Endſtamm der oberen Hohlvene. Die untere Hohlvene führt dem Herzen unmittelbar das aus den untern Extremitäten und den Muskeln des Rumpfes, ſo wie aus den Organen der Harnbereitung und des Geſchlechts zurückkehrende Blut: mittelbar (durch die Lebervenen) auch das Venenblut der Verdauungsorgane, welches erſt noch durch die Pfortader in die Leber gegangen, zu. Außer den beiden Hohlvenen endet in die rechte Vorkammer des Herzens auch der Stamm jener Venen, welche das Blut aus dem kleinen, mitten in den größeren eingeſchloſſenen Organismus des Herzens zurückführen. Alles Blut der Venen, welches auf dieſen Wegen in die rechte Hälfte des Herzens einſtrömt, iſt kohlenſtoffhaltiger, dunkler, ärmer an Faſerſtoff, zur Dampfform mehr geneigt als das Blut der Arterien. Es ſtrömt durch eine weite Oeffnung, an welcher die ſogenannte dreizipfliche Klappe den Rücktritt nach oben (nach den Venen hin) verhindert, in die rechte Herzkammer. Aus dieſer wird es durch die Lungenſchlagader, welche unter dem Bogen der Aorta ſich in einen rechten und linken Aſt zertheilt, in die Lungen geführt, wo es beim Athmen mit der atmoſphäriſchen Luft in Wechſelwirkung tritt, und nun zum hellrothen, an Faſerſtoff reicheren, mehr zum Gerinnen und Feſtwerden geneigten Arterienblut geworden, durch vier oder fünf Venenſtämme in die linke und hintere Vorkammer einſtrömt. Aus der Vorkammer geht der Weg des Blutes weiter in den linken Ventrikel, von wo eine Klappe mit zwei Zipfeln (die ſogenannte Mützenklappe) den Rücktritt verhindert. Die linke Herzkammer treibt bei ihrer Zuſammenziehung das Blut in die Arterien und mittelſt dieſer in alle Theile des Leibes. Der gemeinſame Stamm, aus welchem das ganze Syſtem der Schlagadern mit ſeinen vielfältigen Aeſten und Zweigen entſpringt, heißt die Aorta. An ihrem Urſprung aus dem Herzen finden ſich, wie an jenem der Lungenſchlagadern, drei halbmondförmige, den Rücktritt des Blutes verhindernde Klappen, und gleich jenſeits dieſer Klappen gehen zwei Arterienzweige (die Kranzſchlagadern) aus dem Stamm ab, welche das Herz mit Blut verſorgen und nach kurzem Verlauf durch die nachbarlichen Kranzvenen ſchon in die rechte Vorkammer des Herzens zurückkehren. Hierauf beugt ſich der gemeinſame Stamm der Arterien über und hinter die Lungenarterie nach der Wirbelſäule hin, und aus ihrem Bogen entſpringen zuerſt mit zwei getrennten Stämmen die Kopfſchlagader und die Schlüſſelbeinarterie der linken, dann aus nur einem gemeinſamen Stamme die der rechten Seite, welche letztere jedoch, bald nach beiden Richtungen ſich verzweigend, die ſymmetriſche Gleichheit des Verlaufes nach beiden Seiten in Kurzem wieder herſtellt. Die beiden Kopfſchlagadern (Carotiden) ſteigen nach hinten an der Seite der Luftröhre empor und theilen ſich hier in die äußere, welche allen äußeren Theilen des Hauptes ſammt dem Kehlkopf und der Zunge das nöthige Blut giebt, und in die innre, welche nach dem Gehirn geht und mit einem Aſte aus der Hirnhöhle in das Auge. Die Schlüſſelbeinſchlagader auf jeder Seite ſtrömet auch einen Theil ihres Blutes durch einen ſtarken, in den Löchern der Querfortſätze der Halswirbel emporſteigenden, und von hier in das Hinterhauptloch dringenden Aſt nach dem Gehirn, und es bilden mit dieſen Wirbelarterien die innern Carotiden zunächſt jenen ovalen Ring, aus welchem nun erſt das Blut ins Gehirn übergehet. Der übrige Stamm der Schlüſſelbeinarterie, mit

Ausnahme einiger an die äußre und innre Bruſt abgehenden Zweige, wird an jeder Seite zur Verſorgung des Armes und der ihn bewegenden Muskeln verwendet, und es iſt beſonders die nahe auf dem Knochen liegende Speichenſchlagader, an welcher jenes Pulſiren der Blutwellen gefühlt wird, welches den Arterien den Namen der Puls- oder Schlagadern gegeben hat.

Der Hauptſtamm der Aorta ſteiget dann, nachdem er auf dieſe Weiſe den Kreislauf der oberen Theile begründet, an der Wirbelſäule abwärts, giebt Zweige zwiſchen die Rippen und weiter hinabwärts ans Zwerchfell; jenſeits dieſem den ſtarken Aſt, deſſen drei zum Theil netzartig zuſammenfließenden Zweige den Magen, die Leber und Milz verſorgen, hernach jenen, aus welchem die dünnen und ein Theil der dicken Gedärme ihr Blut empfangen. Es folgen hierauf die Schlagadern der Nieren und die bei ſolcher Feinheit bewundernswürdig langen Arterien der Hoden oder Eierſtöcke, dann ein Aſt, welcher den untern Theil des Dickdarms mit Blut verſieht. Zuletzt behält nur ein ſehr dünner Zweig die gerade nach unten gehende Richtung der Aorta bei, dieſe aber, nach beiden Seiten, theilt ſich in die Hüftbeinſchlagadern, deren innrer Zweig den Organen der Beckenhöhle, der andre aber den Schenkeln und Füßen das ernährende Blut zuführt.

Im Tode verliert zuerſt die linke, dann die rechte Herzkammer, die ſonſt das ganze Leben hindurch ſo unermüdet dauernde Kraft der Bewegung. Es beſtehet dieſe Bewegung des Herzens aus zwei Momenten: aus jenem einer ſelbſtſtändig durch Muskelkräfte gewirkten *) Ausdehnung (Diastole) und aus dem der noch anerkannter muskelkräftigen Zuſammenziehung (Systole). Hierbei zeigen ſich die Bewegungen der Kammern und Vorkammern in einem merkwürdig abwechſelnden Verhältniß. Wenn die Vorkammern ſich ausdehnen und das Blut der beiden Venenſyſteme (der Lungen und das des übrigen Leibes) einlaſſen, dann ziehen ſich die Kammern des Herzens zuſammen und treiben gleichzeitig das Blut aus dem Herzen nach den Lungen und nach den Theilen des Leibes. Bei dieſer Zuſammenziehung (Systole) des eigentlichen Herzens und der Ausdehnung der Vorkammern, wird die Spitze des Herzens nach der Gegend der fünften Rippe erhoben und hier der Herzſchlag von Außen gefühlt, zugleich aber treibt die Zuſammenziehung des Herzens zu dem in den gefüllten Arterien ſchon enthaltenen Blut eine neue Welle, und wie durch eine eng an einander liegende Reihe von Kugeln pflanzt ſich der Stoß mit ſolcher Gewalt fort, daß man daſſelbe an Enthaupteten ſieben Fuß hoch, oder doch wenigſtens eben ſo hoch als der Körper lang geweſen, emporſpringen geſehen. Die Zahl der Zuſammenziehungen der Herzkammern oder der Pulsſchläge iſt überhaupt bei kaltblütigen Thieren ſeltner als bei warmblütigen, ſie beträgt aber auch beim Pferde nur 34, beim Hunde dagegen 78 Schläge auf eine Minute. Der Puls iſt ſeltner bei Männern als bei Frauen, bei phlegmatiſchen als bei lebhaften Menſchen, ſeltner im Winter und bei Engbrüſtigkeit oder viertägigen Fiebern, als im Sommer und im geſunden Zuſtande. Die Zahl der Zuſammenziehungen nimmt ab, je älter der Menſch wird, und es ſchlägt der Puls im neugebornen Kinde 140, im einjährigen 124, im zweijährigen 110, im dreijährigen 96, im ſiebenjährigen 86, im Jüngling 80, im Manne 75, im Greiſe 60mal in einer Minute, wiewohl auch krankhafte Fälle bekannt ſind, wo derſelbe ſelbſt im männlichen Alter bis zu 24, endlich zu 9 Schlägen ſich verminderte (Duncan in den Medical Commentaries for the Year 1792. Art. 1.; bei Sömmering, vom Bau des menſchlichen Körpers IV, S. 123.)

---

*) Dies haben unmittelbare Beobachtungen an Menſchen, deren Bruſtbein zerſtört war, gelehrt. M. v. von Baers Anthropologie I, S. 94.

Die Fortbewegung des Blutes, durch alle Theile des Leibes, ſcheinet zwar zumeiſt von der Zuſammenziehung des Herzens abzuhängen, denn ſie dauert ſelbſt noch fort, wenn die Arterienhäute ſich verknöcherten und hierdurch zu jeder Zuſammenziehung unfähig wurden; doch hat auch offenbar das Lebensprinzip des Nerven einen entſchiedenen Einfluß auf die Thätigkeit der Arterien, denn die Bewegung von dieſen wird nach dem Durchſchneiden der zugehörigen Nerven in den einzelnen Theilen ſehr vermindert, ja faſt ganz aufgehoben. Es ſiehet mithin unter dem Einfluß der Nerven auch das Ernährungsgeſchäft, das die Arterien betreiben, indem, wie ſelbſt die Beobachtung an zarten, jungen Fiſchen unmittelbar zu lehren ſchien, ein Blutkügelchen nach dem andern an den Theilen, an welchen die Gefäße enden, hängen bleibt und auch die ausſondernden Organe den Stoff, den ſie zu ihrem Zweck verarbeiten und verwandeln, aus den Arterien empfangen. Bleibt nur jene Einwirkung eines oberen Lebensprinzips unzerſtört, ſo weiß die bildende Kraft auch nach Verwundungen oder Unterbindungen der Hauptarterien alsbald den bedürftigen Theil wieder mit der nöthigen Nahrung zu verſorgen, indem ſie die rechten, minder bedeutenden Seitenzweige der Schlagadern ſo erweitert, daß ſie bald zu Hauptäſten, ja Stämmen werden.

Die Arterien unterſcheiden ſich von den Venen durch die dickeren, feſteren Häute, beſonders durch den deutlichen fibröſen Bau der mittlern Schicht dieſer Häute. Ueberdies zeichnet, zwar nicht die Hauptſtämme der Hohlvenen, wohl aber die Aeſte und Zweige des venöſen Syſtems das Daſeyn der innern, taſchenartigen Klappen aus, deren hohle Seite nach dem Herzen hingekehrt iſt und durch dieſe Richtung ſchon die Beſtimmung der Blutadern: das Blut aus den Theilen zurückzuführen, andeutet. Dieſe Beſtimmung der Venen und die Lehre des Harväus vom Kreislauf, wurde auch durch die Transfuſion erwieſen, bei welcher übrigens auch noch deutlich geworden, daß nicht jedes fremde Blut jedem Thiere anpaſſend ſey. Die Venen liegen überdies immer mehr äußerlich und näher unter der Haut als die Schlagadern, die Zahl ihrer Aeſte und Zweige, welche viel öfter als die der Arterien netzartig in einander fließen (anaſtomoſiren), iſt doppelt ſo groß als jene der entſprechenden Arterienäſte; der Geſammtdurchmeſſer des Venenſyſtems, welcher ſich nach dem Herzen zu vermindert, weshalb der Lauf des Blutes nach den Hohlvenen hin ſich beſchleunigt, verhält ſich zum Geſammtdurchmeſſer des Arterienſyſtems wie 1½ zu 1, mithin die Weite (der Rauminhalt) wie 9 zu 4. Ein Theil der Venen ſcheint unmittelbar dem Aufſaugen des nahe an ihre Endungen ſich ergießenden Arterienblutes oder auch der von Außen in den Leib (z. B. den Darmkanal) gebrachten Flüſſigkeiten beſtimmt, andere ſcheinen ihren Anfang aus und an den Haargefäßen zu nehmen, welche nur im Zuſtand der Entzündung eigentliches Blut, gewöhnlich aber nur Serum führen. Es zeigen übrigens die Venen auch an Theilen, welche nicht zur Aufnahme des Nahrungsſtoffes beſtimmt ſind, ein Vermögen, die äußerlich an die Haut gebrachten Stoffe, z. B. das Upasgift, unmittelbar und ohne Hülfe der Lymphgefäße aufzuſaugen, wie dies der Verſuch bei einem Hunde, an deſſen Schenkel alle Gefäße, außer der Hauptarterie und Hauptvene hinweggenommen worden, zu beweiſen ſchienen, (m. v. v. Baer a. a. O. S. 109). Es beſteht daher der Kreislauf der Säfte und die Ernährung auch bei ganzen Thierklaſſen ohne ein Syſtem der lymphatiſchen Gefäße.

Die ſehr zahlreichen Zweige und Aeſte der lymphatiſchen und Milchgefäße, welche durch ihren, gleich einem gegliederten Bandwurm aus Klappenſtücken zuſammengeſetzten Bau dem Auge ſich unterſcheiden, folgen im Ganzen dem Lauf der Venen, in welche ſie zuletzt ſich ergießen. Es iſt bei ihnen das netzartige Verzweigen und Ineinanderlaufen noch viel häufiger als an den Venen und öfters wird der gerade Verlauf durch ein unentſchiedenes Stagniren unterbrochen, bei welchem die Zweige ſich vielfach beugen und knäuelartig unter einander wirren. Solche Punkte des Stagnirens ſind die lymphatiſchen Drüſen. Auch der im Darmkanal zum Erſatz der abgegangenen Blutmaſſe bereitete Nahrungsſaft, wird, eben ſo wie das durch die Haut oder aus den innern Theilen von neuem ernährend gewordne Flüſſige, durch lymphatiſche Gefäße nach dem Blute geführt und der Hauptſtrom dieſer Milchgefäße, der Bruſtgang, endigt zuletzt mit dem Durchmeſſer eines Rabenfederkieles in die linke Schlüſſelbeinvene, in welche er den milchähnlichen Saft tröpflend ergießt. Das Unterbinden oder Zerſtören jenes Hauptſtammes der ernährenden Lymphgefäße, tödtet langſam, durch Abmagerung. Uebrigens kann eben ſo, wie jeder feſte Theil durch die umwandelnde Kraft des Lebens aus der gemeinſamen Flüſſigkeit ſich zu bilden vermag, aus jedem Organe durch dieſelbe umwandelnde Kraft, wenigſtens zum Theil das allgemein ernährende Flüſſige bereitet und von den lymphatiſchen Gefäßen aufgenommen werden.

Der Vorgang und Einfluß des Athmens iſt größtentheils im §. beſchrieben. Der Kehlkopf und die Luftröhre liegen vor und etwas rechts neben dem Schlundkopf und der Speiſeröhre. Bei jedem Einathmen entfernen ſich die Stimmbänder und erweitern die Stimmriße bis zum Durchmeſſer von 10—11 Linien, während ſie ſich nach dem Ausathmen wulſtartig zuſammengerollt ſich nähern; zugleich erhebt ſich beim Einathmen der Kehldeckel und legt ſich beim Ausathmen zurück, ſo daß nun auch die Speiſe und das Getränk, ohne in die Luftröhre zu kommen, hinüber nach dem Schlund gehen kann. Eine unmittelbare Beobachtung dieſes Vorganges an einem Verwundeten erwähnt v. Baer a. a. O. S. 426. Der Kehlkopf, wie die ganze innere Wand der Luftröhre, iſt von einer ſehr empfindlichen, nervenreichen Schleimhaut ausgekleidet. In der Nähe des Schildknorpels erſcheint, vielleicht mehr als polariſcher Gegenſatz zum Stimm- und Athmungs-Apparat, denn als ausſonderndes Organ wichtig, die Schilddrüſe, deren Anſchwellen öfters den Kropf bildet. Die Organe des Athmens und der Stimme belebt das ſpäter zu erwähnende zehnte Nervenpaar des Gehirns, welches als herumſchweifender Nerv bekannt iſt.

Die beiden Lungen, deren etwas concave Baſis nach dem Zwerchfell hingerichtet iſt, gleichen ſich nicht vollkommen ſymmetriſch. Denn es iſt die linke Lunge, weil an dieſer Seite das Herz einen Theil des Raumes hinwegnimmt, etwas ſchmäler, zugleich aber reicht ſie, an dem nach der Milz hin tiefer hinabgehenden Zwerchfell, weiter hinab. Sie theilt ſich nur in zwei Hauptlappen. Dagegen iſt die rechte, in drei Lappen zertheilte Lunge, breiter und umfangsreicher. Es beſtehet aber jeder Theil der Lungen aus zahlreichen, wie durch Moſaikarbeit zuſammengefügten Stücken, und eine weiter fortgeſetzte Zergliederung läſſet in der Subſtanz der Lunge zuletzt nur (als Lungenbläschen) die Tauſende der Enden der Luftröhrenäſte, zugleich und neben den Enden der ſie begleitenden Lungenarterien und der das verwandelte Blut aufnehmenden Vene, durchwebt von einſaugenden Gefäßen, erkennen. Zur Ernährung und Belebung der

der Lungen ſind übrigens die Verzweigungen der freilich vielfach mit den Lungengefäßen verbundenen Bronchialarterien und Venen beſtimmt.

Es bildet die überkleidende Haut der Lungen, bei ihrem Zurückſchlagen in das Innere der Bruſthöhle, das Bruſtfell, welches, das Herz enthaltend, zur Scheidewand zwiſchen den beiden Lungen wird. Die Kraft der beim Einathmen auf die Lunge wirkenden Luft wird nach dem Maaßſtabe der gewöhnlichen, mechaniſchen Berechnungen auf 100 Pfund geſchätzt. Eine Lunge, welche einmal geathmet, entleert ſich nie ganz wieder der aufgenommenen Luft und von der, in einem ausgewachſenen Menſchenkörper beim Einathmen enthaltenen Luftmenge von 118 bis 120 Cubiczollen geben beim Ausathmen, nach Davy's Bemerkung, nur 10 bis 13 Cubiczoll wieder hinweg; ſo daß die Lungen auch noch nach einem gewöhnlichen Ausathmen 108 Cubiczoll Luft zurück behalten. Doch ſoll, bei ſehr angeſtrengtem Ausathmen, nach demſelben Beobachter, die gewöhnlich in den gefüllten Lungen enthaltene Luftmenge bis auf 40, ja 33 Cubiczoll vermindert werden können, während bei ſehr ſtarkem Einathmen die Lunge bis gerade zum doppelten Volumen ausgedehnt werden kann, wo ſie dann bis 240 Cubiczoll Luft in ſich faſſet. Die Luftmenge, welche wir beim Ausathmen von uns geben, iſt faſt dieſelbe, welche wir gleich vorher einathmeten, oder ſie iſt doch kaum um den hundertſten Theil vermindert. Dagegen iſt die Miſchung der ausgeathmeten Luft eine ganz andere als die der eingeathmeten und die erſtere ſcheint nach einem Mittel aus 15 der neueſten chemiſchen Analyſen des menſchlichen Athems in den verſchiedenen Zuſtänden des Leibes gegen $8\,{}^{4}/_{100}$ Kohlenſäure zu enthalten, während die eingeathmete Luft noch kaum ${}^{1}/_{100}$ enthält. Kohlenſäure wird auch ausgeathmet, wenn kein Sauerſtoff in der eben eingeathmeten Luft war; Lungenſüchtige athmen weniger Kohlenſäure aus, als das eingeathmete Oxygen zu erzeugen vermocht hätte, im geſunden Zuſtand iſt aber in der ausgeathmeten Luft eben ſo viel Oxygen mit Kohle verbunden als zu atmoſphäriſchem Stickgas geſellt eingeathmet wird. (v. Baer a. a. O. S. 111.) Wie bereits im §. erwähnt worden, haben Gemüthsbewegungen, ſo wie die Zo ſtände der Geſundheit oder Krankheit auf die Umwandlung der Luft einen entſchiedenen Einfluß, ſo wie umgekehrt die Beſchaffenheit der eingeathmeten Luft aufregend und begeiſternd ſelbſt auf die Stimmung des Gemüthes wirken kann, wie dies namentlich die berauſchenden Eigenſchaften des eingeathmeten Salpetergaſes bezeugen. (M. v. Berzelius a. a. O. und v. Baer a. a. O. S. 111.) Auch Waſſerſtoffgas, in geringer Menge mit eingeathmet, macht Anfangs heiter, dann ſchläfrig, in größerer Quantität macht es ſogleich ſchläfrig.

Die Menge des beim Athmen und im Kreislauf zirkulirenden Blutes ſcheint beim Menſchen, wenn ſie nach den gewöhnlichen Angaben zu 26 bis 28 Pfund groß angenommen wird, mithin als der 5te oder 6te Theil des geſammten Körpergewichtes, verhältnißmäßig größer als bei den meiſten andern Thieren, denn es fanden ſich in einem Hunde, der 48 Pfund wog, nur 5 Pfund Blut, welches faſt der 10te Theil des Geſammtgewichtes war; in einem Rinde, das 500 Pfund wog, betrug das Blut 46½ Pfund, mithin faſt den 11ten Theil der Körperſchwere, und es wollte Meuldin in einem 118 Pfund ſchweren Schaafe nur 5¼ Pfund Blut finden, ein andrer Beobachter in einem 30½ Pfund ſchweren Lamm 1½ Pfund, was dem 23ſten und 20ſten Theil des Geſammtgewichtes nahe kommt. Eine faſt 3pfündige Ente enthielt nur eine Unze, vier Drachmen und 53 Gran Blut, welches etwa der 30ſte Theil des Geſammtgewichtes war, und daſſelbe Verhältniß der Blutmenge zum Körpergewicht zeigte ſich bei einem Kaninchen. In den Amphibien und Fiſchen iſt die verhältnißmäßige Blutmenge noch viel geringer. Dagegen will man an einer hingerichteten Miſſethäterin die Menge des ausgeſtrömten Blutes 24 Pfund ſchwer gefunden haben.

Durch Hämorrhoiden, noch mehr aber durch Aderlaſſen haben freilich einzelne Menſchen eine unglaubliche Menge Blutes in kurzer Friſt verloren und eben ſo durch Wunden; doch erſetzt ſich auch die Maſſe des Blutes durch Einſaugung im Darmcanal und an der Haut ſehr ſchnell. So verlor der ſehr mäßige B. Karli bei ſeinem Aufenthalt in Angola faſt täglich 3 – 4 Pfund Blut durch Naſenbluten und ließ ſich dabei in 2 Jahren 97mal zur Ader (Hist. general. des voyag. L. XII.), die Diana Eſſenüs (nach Cardan in den Aphor. Hipp. p. 255) verlor 22 Pfund Blut durch Naſenbluten und genaß dennoch; durch Hämorrhoiden vergoß ein Kranker täglich gegen 3 Pfund Blut und erſetzte dies immer von neuem, ſ. Baer a. a. O. S. 57).

Das gewöhnliche Lebensalter des Menſchen von etwa 70 Jahren iſt gerade der 365¼ſte Theil des großen (ſogenannt) platoniſchen Jahres unſers Planeten oder der großen Periode des Vorrückens der Nachtgleichen. Die Zeit von beiläufig 70 Jahren umfaſſet gerade 25920 Tage. Wenn man nach einer mittleren Zahl 18 Athemzüge auf eine Minute rechnet (im Mittel kommt bei geſunden, erwachſenen Menſchen ein Athemzug auf 4 Pulſe), ſo beträgt die Zahl der Athmungen in einem Tage 25920, mithin, weil das geſchwindere Athmen des Kindes ſich gegen das langſamere des Greiſenalters ausgleicht, während einer ganzen Lebensdauer gegen 25920 mal 25920.

Von der Verdauung und Ernährung.

§. 13. Das Gefäßſyſtem des Blutumlaufes mit ſeinen Aeſten und Verzweigungen gleichet nicht nur der Geſtalt, ſondern auch dem innern Weſen nach einem Baume mit Wurzeln und athmenden Blättern. Wir haben an dieſem Baume bisher nur zwei Theile: den Stamm mit ſeinem Gezweige, und die, gleich den Blattknospen, in ſelbſtſtändiger Abgeſchloſſenheit auf ihm ruhenden und wurzelnden Luftröhren und Lungen betrachtet, die Wurzel aber: die Organe und die Weiſe des Nahrungnehmens und der Verdauung, ſind uns noch zu betrachten übrig.

Ein augenfälliger, wenn auch nicht tief gehender Unterſchied, zwiſchen jener Art, in welcher das Thier ſeine Nahrung in ſich aufnimmt, und zwiſchen der, in welcher ſie die Pflanze empfängt, iſt dieſer: daß beim Thiere die ergriffene und zu eigen gemachte Speiſe ins Innre des Leides, in eine Höhlung aufgenommen wird, welche, beſonders bei den niederen Thieren, einen großen Theil des Leibes ausfüllt und hernach als Darmcanal ſich geſtaltet. Es erinnert dieſes Umfaſſen und in ſich Aufnehmen des zur Speiſe gewählten Materials an das Verhältniß der Atmoſphäre zum feſten Erdkörper. Auch die Atmoſphäre umhüllt, umfaſſet dieſe Geſammtheit der ſchweren Stoffe, welche, ſobald die belebende Wärme die Luft durchdringt, dieſer, bald hier bald da, bald in der einen bald in der andern Form zur Speiſe wird.

Wenn dann das luftförmige Oxygen den Kohlenſtoff der Erde zur Nahrung in ſich aufnimmt, da wird nach S. 16 jener Stoff zur Gleichheit der Geſtalt (des Volumens) mit der ihn verzehrenden Luftart erhoben und erſt ſo bildet er mit dieſer die neue, aus beiden entſtehende, luftartige Säure.

Die verwandelnde Kraft des lebenden Organismus, in Beziehung auf den zur Speiſe gewordnen Stoff, gehet noch ungleich weiter. Da wird zumal die aufgenommene Nahrung zum Gehirn, zum Muskel und zum Knochen; ſie wird aber nicht bloß der Geſtalt und Ausdehnung nach zum geſammten Leibe, ſondern auch dem Elemente nach, welches kein Vorgang der unorganiſchen Natur umzuwandeln vermöchte, hier zu dieſem, dort zu jenem.

Das magnetiſch gewordene Eiſen begehret zu ſeiner anſcheinenden Nahrung nur einer Art von Speiſe: des für den lebendigen Strom des Magnetismus empfänglichen Eiſens oder Nickelmetalles. So ſind auch die unvollkommenen Thiere mehr und ausſchließender nur auf eine Art von Nahrung angewieſen, welche ſie mit derſelben ausſcheidenden Sicherheit aus den äußerlich ähnlichen und verwandten Stoffen herauswählen, als der Magnet die Stäublein und Körner des Eiſens, aus einer Menge andersartiger Metalltrümmer und Körner.

Das eben gebrauchte Bild führt uns weiter in das Weſen jenes Inſtinktes, welcher das Thier zu ſeiner Nahrung treibt. Ein lebendiger Strom der bewegenden Kraft (es iſt dieſelbe, welche den Umlauf des Planeten um die Sonne begründet) gehet beſtändig, — als Magnetismus, — von einem Pole der Erde zum andern und hat in ſeinem täglichen, ſo wie jährlichem Verlaufe ſeine beſtimmten, dem Wechſel der Zeit unterworfnen Fluktuationen, ſeine Momente des Anziehens und Abſtoßens. Da, wo unter begünſtigenden Umſtänden jener Strom dem für ihn empfänglichen Eiſen begegnet, macht er dieſes alsbald zu ſeinem Träger. Er dann, der allgemeine Lebensſtrom, iſt es, welcher in dem Magnet den Zug zu dem Eiſen begründet, durch welches ſich alsbald ſeine Bewegungen fortſetzen.

So iſt auch jener, in ſeinen Aeußerungen und Bewegungen ſehr wundervolle Inſtinkt, der die Biene über Berg und Thal zu ihrer Speiſe, in der blühenden Linde führt, und dann wieder zurück zu den Wachszellen, in die ſie den Honig ausſcheidet und abſetzt, das Bewegen eines allgemeinen, durch Alles ihm Verwandte hindurchwirkenden Lebens. Auch der Ernährungsprozeß iſt, wie das Athmen, ein Kreislauf, deſſen Mitte nur in den ſichtbaren Organismus fällt; die Ausgänge und Enden aber, mit unſichtbarem Verlauf, verfließen in einen Lebensſtrom, der Alles ſcheinbar geſchiedene und getrennte Leben zu einem großen, allgemeinen Organismus vereint. Das Nahrungsnehmen des Thierreiches gleichet, in ſeiner Beziehung auf das Ganze, dem Einſaugen und Ausſcheiden der Säfte, in einem lebenden thieriſchen Leibe, durch die hierzu beſtimmten Gefäße; jede Thierart ſtellet hierbei im Großen ein anderes, gerade zum Einſaugen in dieſem Theile und Gebilde gemachtes Gewebe von Saugadern dar. Das Aufnehmen dann der Nahrung und das wieder Ausſcheiden, Anziehen und wieder Abſtoßen in gewiſſen Zeiten; ſie erinnern an jene täglichen Bewegungen der Magnetnadel, welche ihrerſeits auch auf ein leiſes Anziehen und Abſtoßen der vom Pole her einſtrömenden, magnetiſchen Kraft gegründet ſind.

Während der Magnet nur auf eine Art von Speiſe: auf das für ſeinen Lebensſtrom empfängliche Eiſen angewieſen iſt; ſo hat dagegen das Oxygen der Luft einen Nahrungstrieb, welcher die mannichfaltigſte Speiſe, Metalle der verſchiedenſten Arten und alles Brennbare erfaſſet und aufnimmt. So iſt auch der menſchliche Leib, vor jenem aller anderen Thiere, zu dem Aufnehmen und Aneignen der verſchiedenſten Nahrungsmittel geſchickt. Von den niederſten Stufen der Entwicklung der thieriſchen Form, bis hinan zu dieſer höchſten, ſind indeß der Hunger ſo wie das Wohlbehagen beim Aufnehmen der Nahrung ein Gefühl, welches das Hindurchgehen und Hindurchwirken des allgemeinen, allvereinenden Lebensſtromes in dem Einzelnen und Abgeſonderten wecket. Der Zug jenes Stromes iſt es, welcher auch dieſe Bewegungen aufreget und welcher, wenn er das Hungernde zu dem begehrten Futter führt, auch hier, wie überall wohin er trifft, das Leben mit Freude erfüllet und Wohlgefallen.

Der Menſch demnach nimmt Speiſe und Getränke aus allen Reichen ſeiner Sichtbarkeit. Aus der unorganiſchen Natur das erquickende Waſſer und das Salz, ja in einigen ſeltneren Fällen zeigt ſein beugſamer Organismus ſelbſt verdauende und verwandelnde Kräfte gegen einige Erdarten und Steine. In dem Pflanzenreiche ſind es Gewächſe aus ſehr verſchiedenen Familien, deren Saft oder Mark, deren zuckerhaltige Blätter oder Früchte, deren Mehl und Eiweißſtoff ihm Speiſe und Trank reichen. Doch wird auch hier, und zwar noch mehr als bei der Wahl der Nahrungsmittel aus dem Thierreiche, am geſunden Menſchen ein vorherrſchender und faſt ausſchließender Zug zu gewiſſen beſtimmten Arten der Weſen bemerkt. Dieſer Zug iſt es, welcher, namentlich beim Genuß von thieriſcher Speiſe, unter allen Völkern die Wahl zumeiſt auf das Fleiſch und die Milch einer durch alle Klaſſen ſich fortſetzenden Reihe von thieriſchen Formen lenkt, an deren Spitze die wiederkäuenden Säugthiere ſtehen. Obgleich dann der Mangel und eine durch ihn dem Menſchen frühe aufgedrungene Gewohnheit, dieſem auch den Genuß andrer thieriſcher Nahrung leichter möglich und annehmlich machet, als den Genuß der meiſten, außer der angewieſenen, feſten Bahn des Nahrungstriebes liegenden Pflanzenarten.

Es iſt nicht ohne anderweitige tiefe Bedeutung, daß der Menſch, bewogen von einem ſeiner Natur tief eingepflanzten Hange, ſeine meiſten Speiſen ſich durchs Feuer, die Getränke aber, wenigſtens zum Theil, durch die dem Verbrennungsprozeß nahe verwandte Gährung zum Genuſſe zubereitet. Er nimmt auf dieſe Weiſe die Elemente einer höheren Region der Leiblichkeit: die unwägbaren Agentien des Lichtes, der Wärme, der Elektrizität, zur beſſeren Aneignung ſeiner Nahrungsmittel zu Hülfe und fügt ſo gleichſam den gröberen Speiſen und Getränken Potenzen von einer feineren, oberen Natur hinzu. Als ſollte es ſich auch hierdurch (wenn auch nur vorbildlich) andeuten: daß der Leib des Menſchen, ſeinem innren Weſen nach, bereits an der Gränze einer Region ſtehe, innerhalb welcher das Leben zu ſeiner Erhaltung nicht mehr des gröber körperlichen, der ſchnellen Veränderung unterworfenen Stoffes; ſondern einer Leiblichkeit von höherer, unveränderlicherer Art bedürfe.

Um das Organ, welches zum Eingang der Speiſen in den Leib beſtimmt iſt, und welches ſich am Menſchen zum Munde veredelt, dränget ſich im niederen Thierreich das anſehnlichſte Geflechte der fühlenden, die Nahrung unterſcheidenden Nerven. Vermöge eines noch ſpäter mehr zu beachtenden Gegenſatzes zwiſchen Nerv und Knochen, nach welchem dieſe beiden immer, ſo nothwendig wie der Ton mit der tönenden, feſten Saite, zuſammengeſellt gefunden werden, finden wir im Munde des vollkommenen Thieres, ſo wie des Menſchen, zwei verſchiedene Hauptarten von Nervenpapillen. Die einen ſind, mit der Knochenſubſtanz und dem ſteinartigen Schmelz bekleidet, zum zermalmenden oder zerreißenden Zahn gebildet, die andern — vermöge des erwähnten Gegenſatzes — deſto mehr bloß und frei hervortretend, je mehr jene verhüllt und verſchloſſen worden, ſind die ſchmeckenden Nervenwärzchen der Zunge und des Gaumens.

Am Zahn unterſcheiden wir drei Theile: den Kern, welcher zunächſt durch die Nervenpapille mit ihrem Gefäßzweiglein gebildet wird, die Knochenſubſtanz und den dieſe von Außen bedeckenden Schmelz. Den drei Arten von Zähnen im Munde des Menſchen und der vollkommneren Thiere ſcheinen die drei Arten von Nervenpapillen der Zunge zu entſprechen, welche nicht bloß nach ihrer äußeren Geſtalt, ſondern auch nach ihrer Stellung und innren Nervenkraft verſchieden erſcheinen; obgleich von den drei Nervenpaaren, welche an die Zunge gehen, nur das eine ſich ausſchließender zu der einen Art der Papillen wendet, die anderen beiden aber, mit ihren vielfach veräſtelten Enden, ohne Unterſchied und zugleich, die eine wie die andere Art der Nervenwärzchen verſorgen.

Jene drei Hauptarten von Bewegungen der Kinladen gegen einander, wodurch ſich die Ordnung der Raubthiere, der Nagethiere und der Wiederkäuer unterſcheiden: die ſenkrecht auf- und niederwärts, die der Länge des Hauptes nach, vor- und rückwärts, endlich die der Breite nach ſeitwärts, nach Außen und Innen gehende, finden ſich beim Menſchen vereint, und dieſer iſt ihrer aller, faſt auf gleiche Weiſe fähig.

Die von den Zähnen zermalmte, durch die ſchmeckenden Nerven in Wechſelwirkung mit dem lebenden Organismus getretene Speiſe wird ſchon im Munde mit dem eigenthümlich Flüſſigen vermiſcht, welches drei Arten von Drüſen ausſondern. Denn es gehet ſchon hier, beim erſten Anfang des Verdauungsprozeſſes, beſtändig ein Geben und Ausſcheiden dem Nehmen und Aneignen voraus und zur Seite. Jenes Flüſſige, das in die genommene Speiſe eindringet und hiermit den Vorgang des Aneignens und der Umwandlung in die Natur des Leibes zuerſt begründet, iſt nicht bloß bei den Spinnen und Schlangen, ſondern ſelbſt noch bei den vollkommneren Thieren in einigen Zuſtänden einer ſtärkeren Aufregung, von giftiger Natur. Es zerſtöret alsdann mit überwiegender Gewalt das eigenthümliche Leben der zur Nahrung genommenen oder gebiſſenen Körper, indem es dieſen dagegen das ſeinige, fremde aufdringet.

Die zur Verdauung beſtimmte Höhlung des Leibes: der Darmcanal, beſteht ihrem Verlaufe nach, bei den vollkommneren Thieren aus drei, durch ihre Beſtimmung und Geſtalt deutlich verſchiedenen Theilen, deren Aus- und Eingänge ſelbſt durch eigenthümliche Einſchnürungen oder Klappen von einander geſondert ſind. Der erſte Theil: das Syſtem des Magens und des zu ihm gehörigen Schlundes bewirket die gleichmäßige Vermiſchung und Verähnlichung der Speiſen mit der, ihrem Weſen nach ziemlich unentſchiedenen auflöſenden Flüſſigkeit des Magens. Ueberhaupt verhält ſich dieſer erſte Theil des Darmcanals im geſunden Zuſtande, und bei dem gewöhnlichen Maaß der Speiſen mehr paſſiv zu dieſen. Arzneien, flüchtige Stoffe und geiſtige Getränke werden mit wenig verändert: mit ihrer ganzen eigenthümlich aufregenden oder lähmenden Kraft von den Venen des Magens und ſeinen Saugadern aufgenommen und von jenen ſchnell und unmittelbar ins Blut geführt. Der übrige Theil der Speiſen bildet ſich im Magen, mit der eigenthümlichen Flüſſigkeit deſſelben zuletzt zum Speiſeſaft (Chymus): einem chaotiſch unentſchiedenen Gemiſch, welches zwar nicht mehr die Natur des fremdartigen, von Außen aufgenommenen Stoffes, eben ſo wenig aber auch jene der lebendig bewegten Säfte und Theile des Leibes an ſich trägt, in welchem es noch neu und unentwickelt ruhet.

Durch den ſogenannten Pförtner (Pylorus) tritt denn der chaotiſche Nahrungsſtoff in den zweiten Abſchnitt des Verdauungsganges: in den Dünndarm. In dieſen ergießen ſich die durch Milz und Leber bereitete Galle und die Säfte der Pancreas, und hiermit beginnt ein ſelbſtthätigerer, dem Fremdartigen ſich widerſetzender Vorgang der Verdauung. Die erſte Regung der Thätigkeit des Darmcanales iſt der Alles aufnehmende Hunger, die zweite iſt ein dem Neuen, dem Fremdartigen ſich widerſetzender Zorn. Die Abſonderung der Galle, welche auch pſychiſch durch den Zorn im eigentlichen Sinne und die ihm verwandten Bewegungen der Seele vermehrt wird, iſt beim gewöhnlichen Verlaufe der Verdauung um ſo ſtärker, je fremdartiger der in den Magen aufgenommene Stoff der Nahrung war, je mehr derſelbe der Aneignung durch den Organismus widerſtrebte.

Sobald denn die Galle die noch unentſchiedene Nahrungsflüſſigkeit im Dünndarm berührt, erfolget hier eine Scheidung nach zwei ganz verſchiedenen Richtungen. Eine Scheidung in Freundliches und Feindliches, ja in Lebendes und Todtes. Aus der gleichfarbig graulichen

Maſſe des Chymus ſondert ſich der milchartig weißliche Blutſaft (Chylus), welcher durch ein eigenthümliches Gefäßſyſtem in die Venen und durch dieſe zum Herzen geführt wird, und welchen alsdann das Athmen in wahrhaftes, lebendes Blut verwandelt. Zugleich aber ſcheidet dann auch aus dem Chylus der fremdartige, abſterbende Stoff aus, welchem die Galle ſich beimiſchet und ihm hierdurch die abſtoßende, nach Außen gehende Richtung giebt, die ihn hernach weiter, aus dem Dünndarm hinaus, in die bloß ausſtoßende Region des Verdauungsganges: in den Dickdarm führt. Denn wie der Magen zunächſt bloß zum ruhigen Aufnehmen, der Dünndarm zum Scheiden des Befremdeten und Widerſtrebenden, ſo iſt der Dickdarm zunächſt nur zum Ausſondern des Letzteren beſtimmt. Die Abſonderung des abſterbenden, feſteren und gröberen Stoffes durch den Darmcanal gehet auch, wie dies die Geſchichte vieler Krankheiten lehrt, noch einige Zeit hindurch fort, wenn keine Nahrung von Außen in den Magen gebracht worden; denn es drängen ſich zu der Höhlung des Verdauungsganges eben ſo viel hinwegſcheidende als neuankommende Elemente, und es iſt in einigen Fällen die Ausſcheidung, welche der Darmcanal vollbringt, für die Fortdauer des Lebens faſt nothwendiger, als die ebenfalls in ihm geſchehende Einſaugung.

Die Leber, aus welcher ſich die Galle ſcheidet, iſt unter allen Eingeweiden des Leibes, ja unter allen einzelnen Organen deſſelben, an Maſſe das bedeutendſte. Sie wird zwar aus dem Blute der ihr eigenthümlichen Arterie gebildet und ernährt, doch iſt es dieſes Blut nicht, von welchem die Galle geſondert wird, ſondern daſſelbe iſt ein Blut jener Venen, welche aus dem Magen und den ihm benachbarten Theilen des Darmcanals den flüchtigeren, ſchneller eindringenden Beſtandtheil der Nahrungsſtoffe aufnehmen. Jener Fremdling im Leibe iſt es dann, welcher in der Leber den abſtoßenden Widerſtand wecket, der ſich, zur Galle verkörpert, dem mittlern Verlaufe des Darmes mittheilet.

Es wiederholt ſich übrigens in Beziehung auf die Bewegung des Blutes in der Region des Magens, wo ſtatt der äußern Luft die äußere Speiſe in Wechſelwirkung mit dem lebenden Leibe tritt, ein ähnliches Verhältniß, wie das oben erwähnte, zwiſchen Herz und Lunge. Das Venenſyſtem der gaſtriſchen Gegend des Innenleibes vereinigt ſich in der Pfortader, und dieſe, die Stelle des Herzens vertretend, ſtrömet das empfangene Blut, nach Art der Arterien, von neuem, ſelbſtſtändig ſich veräſtelnd, in die innre Maſſe der Leber, von wo es erſt, nachdem es die Galle erzeugte, dem Laufe des andern Venenblutes, aufwärts, nach dem Herzen folget.

Das Geſchäft des Abſtoßens und Ausſonderns, welches der Dickdarm übt, theilen mit dieſem, nur unter andrer Form, auch noch die Harn bereitenden und ausſcheidenden Nieren. Es drängen ſich zu dieſen eben ſo die wäßrig ſalzigen, als zu dem Darmcanal die wäßrig erdigen und metalliſchen (ſchweflichten) Theile des wieder zu Blut gewordenen, abgeſtorbenen Leibes.

Der Darm, in ſeinem ganzen Verlaufe, wird aus drei Lagen oder Schichten: einer äußerſten, muskulöſen, durch welche die wurmförmige (periſtaltiſche) Bewegung geſchieht, einer mittlern, zellgewebigen und einer innren, Schleim ausſondernden Haut zuſammengeſetzt gefunden. Derſelbe wird in allen ſeinen Beugungen und Windungen und nach den verſchiedenſten Richtungen von einem häutigen Gebilde begleitet und umhüllet, welches den Darm mit dem Gefäß- und Nervenſyſtem des Leibes vereint und jenen hierdurch in den Verband des lebenden Organismus aufnimmt. Es wird dieſes häutige Gebilde in drei Theile: das Bauchfell, das große und das kleine Netz unterſchieden.

Die innre Zertheilung der Saugadern, durch Klappen in kugelartig abgeſonderte Theile, welche ſich dem Auge äußerlich durch Einſchnürungen verrathen, erinnert (gleichſam vorbildlich) an die elementare Form jener Kügelchen, welche ein Haupttheil des Blutes ſind. Die Zweiglein und Strahlen jener Gefäße vereinen ſich auch häufig in das kugliche Gebilde der Saugaderdrüſen.

Dieſes ſind die Organe und dies iſt der Vorgang der grobkörperlichen Ernährung des Leibes und der Wiedererſtattung ſeiner Maſſe. Es beginnt der Vorgang des Nahrungsnehmens mit dem allaufnehmenden Hunger. Auf dieſen folgt ein das Ungleichartige erkennender und ausſcheidender Trieb: ein Abbild des Zornes, dann zuletzt ein Ausſtoßen: ein Abbild des tödenden Haſſes. An dieſen zerſtörenden Haß des thieriſchen Organismus gränzet aber in andrer Hinſicht ſo nahe ein ſinnliches Abbild der belebenden, geſtaltend hegenden Liebe.

Bemerk. Der Magen (eine die Nahrung umfaſſende Höhle) fehlt keinem einzigen Thier, wird daher von Sömmering (a. a. O. S. 214) als weſentliches Unterſcheidungszeichen des Thiers von der Pflanze betrachtet.

Das Bewegen eines allgemeinen Lebensſtromes, welches die zuſammengehörigen Gegenſätze, die Speiſe zum Freſſer und dieſen zu jener hinführt, wird in der Natur öfters ſehr deutlich bemerkt, und wie in dem naturhiſtoriſchen Mährchen von der Klapperſchlange, nach deren Rachen das zur Beute erſehene Thier ſich ſelber hinunſtürzen ſoll, drängt ſich dem wandernden Wallfiſch die Maſſe der arctiſchen Clionen (Clio borealis), den zurückkehrenden Schaaren der Inſekten freſſenden Vögel das Gewimmel der zu gleicher Zeit aus dem Winterlager oder der Puppenhülle hervorbrechenden Inſekten: jedem Bedürfniß der Gegenſtand ſeiner Befriedigung entgegen. Der Hunger und die Speiſe treten faſt immer zu gleicher Zeit hervor, und ſelbſt der in der kalten Jahreszeit in die von den andern Vögeln verlaßnen Wälder einziehende Kreuzſchnabel findet hier die nöthige Speiſe bereitet.

Die alten Alchymiſten ſtellten den Satz auf: „jedes Ding nährt ſich, ſo lange es lebt, von ſeiner Mutter, von dem Element, woraus es gezeugt und geboren worden.“

Den Vergleich der zerſtörenden und verzehrenden Thiere mit einſaugenden Gefäßen, im Vorgange eines allgemeinen großen Kreislaufes, ſehe man weiter durchgeführt in Schuberts allgem. Naturgeſchichte 1826. §. 70. S. 745, beſonders aber 747. Einem Weſen, das keinen Sinn für Licht und Wärme hätte, ſondern nur für Auflöſung (Zertrennung) und Vereinigung der grobkörperlichen Theile, würde im Verkauf des Verbrennens — des Verzehrtwerdens des Holzes oder der Kohle auf unſern Feuerherden — etwa nur ein, rückſichtlich ſeines Zweckes räthſelhafter oder unbegreiflicher Vorgang des Zerſtörens und Vernichtens bemerkbar werden, während ſich andre, höhere Weſen an dem Licht und der Wärme erfreuen, welche aus jenem Zerſtörungsprozeß hervorgehen.

Der Inſtinkt, deſſen Aeußerungen und Erſcheinungen immer wundervoller werden, je weiter wir vom Menſchen aus im Thierreich hinabwärts gehen, erinnert an das, was oben §. 9 von jenem Ergänzenden (dem Complement) geſagt worden, das überall, je unvollkommner ein Einzelweſen in ſeinem eignen Innern iſt, als etwas außer ihm, in einem höhern Ganzen Gelegenes, den Kreis, von welchem nur ein kleines Segment ſichtbar geworden, Vervollſtändigendes, zu dieſem hinzugedacht werden muß.

Unter allen genauer bekannten metalliſchen Stoffen erſcheint nur das Eiſen dem menſchlichen Organismus unſchädlich, ja ſogar befreundet, obgleich eine unzeitige und übertriebene Anwendung auch dieſes Metalles Beſchwerden erregt. Die andern Metalle, faſt alle, ſind, beſonders im Zuſtande der Oxyde, an ſich ſelber Gifte für den Menſchen, wie für alle lebende Organismen. Doch zeigt auch hierinnen die menſchliche Natur eine

Beugſamkeit wie kein andrer thieriſcher Organismus, und jener Student, von welchem Krüger in ſeiner Diätetik S. 22 erzählt, ſo wie ein türkiſcher Opiophag, lernten ſogar allmälig den Arſenik in kleinen Gaben vertragen. — Unter den Erden wird am öfterſten die Kalkerde als Beimiſchung des Waſſers und der andern mit ihm bereiteten Getränke genoſſen. Sie ſchadet in ſolchen kleinen Antheilen der Geſundheit nicht, ſondern vielmehr wird ſie für ein treffliches und kräftiges Gegenmittel gegen die Schleimverderbung gehalten. (Sömmering Eingeweidelehre. 1796. S. 272.) Es fühlen ſich daher in manchen krankhaften Zuſtänden die Leidenden getrieben, den Kalk der getünchten Wände, oder Kreide, oder die Schaalen der Seeigel (nach Tozzl) zu verſchlingen, und dieſer unnatürliche Appetit, ſo wie der nach friſcher Dammerde, wandelt auch zuweilen Schwangere an. Uebrigens bleibt der Genuß der rohen Kalkerde in größerer Menge immer nachtheilig und wird ſogar tödlich, wie dies nicht bloß an Hunden (Schinz de calce N. 43. in Haller. Element. L. XIX. §. 10), ſondern auch an Menſchen erkannt worden, die, vom Hunger getrieben, erdigen Mergel oder Gypserde (während der Theurung von 1770 in Thüringen Himmelsmehl genannt) zu ſich genommen. Jener der Gährung oder Verweſung verwandte Prozeß, welcher an der Porzellanerde bemerkt wird, und welcher die feſten Geſteine öfters in einen talkartigen Zuſtand überführt, ſcheint freilich dieſelben, zum Genuß für Inſektenlarven und Mollusken, ja ſelbſt für Menſchen geeigneter zu machen, doch wird den Ottomaken in Südamerika nach Gumilla und von Humboldt, ſo wie den Neucaledoniern nach La Billardiere dieſe wenig angemeſſene Speiſe nur durch den Mangel und Hunger, und immer nur auf einige Wochen oder Monate aufgedrungen. Es müßten denn jene Erdarten ſo reichlich von den näheren Beſtandtheilen und aufgelöſten Reſten organiſcher Körper durchſetzt und durchdrungen ſeyn, wie die Lettenart, aus welcher Widmer durch chemiſche Behandlung eine wahrhafte, wohlſchmeckende Gallert herauszog. Aus der Klaſſe der brennbaren Foſſilien dient den Thieren und Menſchen kein einziger Stoff für ſich allein zum Genuſſe; dagegen wird aus der Klaſſe der ſalzigen Steinarten das gemeine Kochſalz, ſo wie der Salpeter, von den Thieren der höhren Klaſſen begierig aufgeſucht und genoſſen. Das Salz, als Zuſatz zu den Speiſen des Menſchen, ſtellt nur eine andre, kräftigere Form des auflöſenden Getränkes (Waſſers) dar und vermehrt den Zug nach dem verwandten Waſſer.

Es ſind, was die letzteren, entfernteren Stoffe der Zuſammenſetzung betrifft, dem Menſchen großentheils nur jene Elemente zu ſeiner Nahrung angewieſen, aus denen die Atmoſphäre ſo wie das Waſſer der Erde beſteht: Kohlenſtoff und Waſſerſtoff, Sauerſtoff und Stickſtoff. Doch nicht in ihrer freien, urſprünglichen noch nicht dem organiſchen Leben unterworfenen und von ihm durchwirkten Geſtalt, in welcher wir ſie in der Luft und im Waſſer finden, ſondern in jener Umgeſtaltung und Verſchmelzung, welche ſie auf dem Heerd des organiſchen Lebens erleiden. Dieſer höheren Potenz der atmoſphäriſchen oder waſſerartigen Form iſt es unter andern eigenthümlich, daß zum Waſſerſtoff und Sauerſtoff ohngefähr in gleichem Maaß der Atome als der Sauerſtoff auch der gröber irdiſche Kohlenſtoff hinzugeſellt wird, welcher in der Miſchung der Atmoſphäre nur als wenig bedeutende Spur vorhanden iſt. Jenes Element der Tiefe konnte nur durch einen Vorgang, welcher höher iſt als der, durch welchen ſich die Atmoſphäre und das Waſſer bildeten: durch den Vorgang des organiſchen Lebens für die Verbindung mit den drei andern Elementen gewonnen und herbeigezogen werden, wie nach §. 11 der Knochen nur durch den Lebensprozeß des höheren Thierreichs zum eigentlichen innern Geripp werden konnte.

Der Menſch, wie das ihm näher ſtehende Thier, nehmen denn ihre eigentliche Nahrung aus der organiſchen Natur: aus dem Pflanzen- und Thierreich. Schon der Bau der Zähne und der verdauenden Organe ſtellt den Menſchen in die Mitte zwiſchen die pflanzen- und fleiſcheſſenden Säugthiere, deutet an, daß ſeine Natur für beide Hauptarten der Speiſe geeignet ſey. Doch wird in vielen Fällen, von ganzen Völkern ſo wie von einzelnen Menſchen, ohne Nachtheil für die Geſundheit, die Nahrung faſt ausſchließend nur aus dem einen der beiden Reiche gewählt, mehr oder minder bloß Pflanzenkoſt oder bloß Fleiſchkoſt genoſſen. Jene näheren Beſtandtheile der Pflanzen, welche haupt-

ſächlich

ſächlich Nahrung geben: Stärke, Gummi, Pflanzenſchleim, Zucker, enthalten bloß Kohlenſtoff, Sauerſtoff und Waſſerſtoff, dagegen wird in dem, vielen Früchten und ſelbſt dem Safte mehrerer Pflanzenſtengel u. ſ. beigemiſchten Pflanzeneiweiß und Pflanzenleim auch Stickſtoff gefunden, wiewohl keinesweges in ſolcher Menge als im thieriſchen Faſerſtoff und Eiweiß. Das Gewichtverhältniß der Stoffe, in der Stärke, ſo wie in dem ihr ſehr nahe verwandten Zucker und Gummi iſt nach Berzelius folgendes:

	Stärke.	Zucker. (kryſtalliſirter)	Zucker. (waſſerfreier)	Gummi.
Waſſerſtoff	6,67	6,600	6,41	6,374
Kohlenſtoff	44,00	42,225	44,99	42,682
Sauerſtoff	49,33	51,175	48,60	51,944

Nach Ebendemſelben iſt das Verhältniß der Atome für Waſſerſtoff, Kohlenſtoff, Sauerſtoff, bei der Stärke: 13, 7, 6; beim Zucker: 23, 12, 11; Gummi: 24, 13, 12.

Der Pflanzenſchleim, eine organiſche Verbindung des Gummi's mit häufigerem Waſſer, ſcheint ſchon etwas Stickſtoff zu enthalten, welcher jedoch, wie bereits erwähnt, im Pflanzeneiweiß und Pflanzenleim (gluten) viel häufiger iſt. In den fetten Oelen ſo wie im Wachs iſt der Kohlenſtoff noch ungleich vorherrſchender und mit ihm zugleich der Waſſerſtoff. Dem Gewicht nach geben Gay Luſſac und Thenard das Miſchungsverhältniß der Stoffe ſo an:

	Baumöl.	Wachs.
Waſſerſtoff	13,36	12,67
Kohlenſtoff	77,21	81,79
Sauerſtoff	9,43	5,54

In den ätheriſchen Oelen, welche ebenfalls einem Theil unſrer Nahrungsmittel beigemiſcht ſind, findet ſich zum Theil gar kein Oxygen. So enthält das Terpenthinöl nach Billardiere nur 12,3 Waſſerſtoff, in Verbindung mit 87,6 Kohlenſtoff, das Pfeffermünzöl dagegen nach Göbel 13,4 Waſſerſtoff, 75,1 Kohlenſtoff, 11,5 Sauerſtoff.

Die Stärke, ein Hauptnahrungsſtoff aus der Pflanze, findet ſich bereits in der Form kleiner Körnchen in den Höhlungen des

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Zellgewebes der Saamen und anderer Theile der vollkommneren Pflanzen. Nicht aber in den ſtärkehaltigen Flechten, z. B. dem isländiſchen Moos, wo dieſelbe die ganze Maſſe fein durchſetzt.

Je nachdem die erwähnten nährenden Stoffe in mehr oder minder reichlicher Menge in den Pflanzen enthalten ſind, deſto geeigneter werden dieſe zum Genuß ſeyn; wenn nicht etwa ein der Verdauung minder nachgiebiger Stoff jene nahrhaften Theile ſo umhüllt und feſtgebunden hält, daß ſie hierdurch ganz unwirkſam und fruchtlos für den ſie aufnehmenden Magen werden. Wir führen hier nur einige der ausgezeichnetſten Pflanzenfamilien an, aus denen der Menſch ſeine Nahrung nimmt.

Die Schwämme enthalten meiſt etwas Eiweiß, ſo wie eine ſtickſtoffhaltige, in Alkohol auflösbare Subſtanz, welche in ihrer Zuſammenſetzung dem Osmazom (S. 53) nahe verwandt iſt und beim Verbrennen den Geruch der Bratenſauce hat. Außer dieſer einen eigenthümlichen Zucker (den Schwammzucker), eine fettige, zum Theil butterartige, zum Theil kryſtalliniſche Materie (Stearin), ja ſogar die (thieriſche) Phosphorſäure. Das Miſchungsverhältniß iſt nach Schrader in der Morchel folgendes: Die oben erwähnte osmazomähnliche Subſtanz mit etwas reiner Milch- und Schwammſäure 29,4 Prozent, Pflanzeneiweiß 1,4, Schwammzucker 2,0, ein braunes, fettes Oel 3,0, wallrathartige Subſtanz (Stearin) 1,0, Ammoniak und Kali mit Schwamm- und Phosphorſäure verbunden 8,0, gummiartige, ſtickſtoffhaltige Materie 5,4, Waſſer 10,4, Schwammſkelett (Fungin) 39.

Ungleich reicher an Stärke iſt das isländiſche Moos (Cetraria islandica). Es enthält davon 44,6 Prozent, außer dieſem einen eigenthümlichen ſehr bittern Stoff 3, Zucker 3,6, Gummi 3,. Prozent, ſtärkeartiges Skelett 36,2, Extraktabſatz 7,0. Außer dieſen noch Kali und Kalk mit Phosphorſäure und mit einer andern, der Schwammſäure ähnlichen, Säure verbunden. — Auch mehrere Tangarten, wie Ulva palmata, edulis, saccharina u. ſ. f., enthalten nahrhafte Beſtandtheile, (z. B. Zucker und Stärke.) Die Wurzeln und ſelbſt die Strünke einiger unſerer Farrenkräuterer, z. B. das Polypodium vulgare, enthalten einen Zucker, der dem Süßholzzucker ſehr ähnlich iſt, mehrere außereuropäiſche Arten (Pteris esculenta, Diplazium esculentum, Cyathea medullaris) ſind reich an Stärke und Pflanzenſchleim und dienen daher den Menſchen zur Nahrung.

In der Abtheilung der Monokotyledonen zeichnen ſich zuerſt die Gräſer durch den reichen Gehalt, beſonders ihrer Saamen, an nahrhaften Stoffen aus. Die Miſchungsverhältniſſe der letzteren in einigen unſerer Getraidearten oder ihres Mehls werden wir hier nachſtehend angeben.

	Stärke.	Zucker.	Gummi.	Pflanzenleim und Eiweiß.	Pflanzenfaſer.	Waſſer und Verluſt.	Fettes Oel.	Phosphorſaurer Kalk.	Extraktivſtoff.	Zein.
Im Reis. (nach Braconnel)	85,07	0,29	0,71	3,60	4,80	5,00	0,13	0,40	—	—
Mais. (n. Gorham)	77,00	1,15	1,75	2,00	3,00	9,00	—	1,50	0,80	5,00
Dinkelmehl. (n. Vogel)	74,00	5,50	—	22,00	—	—	—	—	—	—
Waizenmehl. (n. Vauquelin)	71,49	4,72	3,32	10,96	—	10,00	—	—	—	—
Roggen. (n. Einhof)	61,07	3,28	11,09	12,86	6,38	5,62	—	eine Spur	—	—
Hafermehl. (n. Vogel.)	59,00	8,25	2,5	4,30	—	23,95	2,00	—	—	—

Bei der reifen Gerſte fand es Einhof unmöglich, die Stärke vom Pflanzenleim zu trennen. — Die Gräſer enthalten außer dieſem auch in ihren friſchen Stengeln und Blättern Stärke und Pflanzenleim, Gummi und Extraktivſtoff, vor Allem aber Zucker. Das Zuckerrohr giebt beim Auspreſſen die Hälfte ſeines Gewichtes Saft, aus welchem 24 bis 26 Prozent Zucker gewonnen werden. Die friſchen Gerſtenſtengel enthalten etwa $82,_{81}$ Prozent Waſſer, $2,_{45}$ Satzmehl mit Eiweiß, $0,_{9}$ reinen Eiweißſtoff, $2,_{90}$ Extraktivſtoff u. ſ. w. Die Wurzelknolle von Cyperus esculentus (die Erdmandel) enthält gegen 33 Prozent Stärke, 16 Oel, außer dieſem Zucker, Eiweiß, Gummi. Selbſt die getrocknete Queckenwurzel enthält über 17 Prozent Syrup, (Mellago graminis).

Die Familie der Palmen reicht dem Menſchen in ihren Früchten, Saft, und jungen kohlartigen Sproſſen Nahrung und Getränk. Aus der Familie der Liliaceen enthält der Spargel außer einer nicht unanſehnlichen Menge Pflanzeneiweiß und dem eigenthümlichen, ſtickſtoffhaltigen Asparagin, phosphorſaures Kali und phosphorſauren Kalk, ſo wie Mannazucker. Die Zwiebel enthält auch in ihrem als Säure reagirenden Safte Pflanzeneiweiß, Zucker, Gummi und einen phosphorſauren Kalk. Die gleichen Beſtandtheile ſind in den Zwiebeln mancher Lilien, Asphodillen u. ſ. f. enthalten, in jenen der Herbſtzeitloſe (Colchicum autumnale) auch etwas Stärke und ein eigner, fetter Stoff, aus dem ſich Sabadillſäure bildet. In der Wurzel der Iris florentina finden ſich Stärke, Gummi und Extraktivſtoff mit einem leicht feſtwerdenden aromatiſchen Oel verbunden. Die Frucht der Musa paradisiaca enthält im unreifen Zuſtand ziemlich viel, leicht auszuſcheidendes Stärkmehl und Pflanzenleim, die reife Frucht iſt reich an Zuckerſaft. Auch in den Wurzeln der Amomum-Arten, z. B. des Ingwers, findet ſich gegen ein Fünftheil ($19,_{75}$) pflanzenſchleimartige Stärke, $12,_{5}$ Gummi, $8,_{3}$ Schleim, unter anderm aber auch ein ſäuerlich ſcharfer oder nach Morin dem Fleiſchextrakt ähnlicher Extrakt. Die Bulben der Orchisarten enthalten nach Pfaff hauptſächlich Pflanzenſchleim mit etwas Stärke, außer ihm einen flüchtigen, übelriechenden Stoff und ein bitteres Extrakt. In den Wurzeln der Arum-Arten ſcheint ebenfalls mehr oder minder häufig Pflanzenſchleim mit Stärke vorhanden. Die Früchte des Pandanus utilis ſind reich an Satzmehl; die Familie der Cycadeen enthält in Sagus Rumphii, Cycas revoluta und circinalis ein Mark, das überaus reich an Stärke iſt.

An den Zapfen tragenden Bäumen zeigt ſich, namentlich beim Lerchenbaum und manchen Fichtenarten, der Splint gallertreich wie die ſtärkeartige Faſer der Kartoffeln, und enthält zugleich Mannazucker, während ſich die Nuß bei einigen Arten an Geſchmack und Kraft des Ernährens der Mandel nähert. Unter den Kätzchen tragenden Bäumen und Geſträuchen ſind viele, deren Frucht dem Menſchen ein Nahrungsmittel gewährt, wie die Kaſtanie, die Haſel- und Wallnuß, die Buche, die eßbare Eichel u. ſ. Die Artocarpeen ſind in dieſer Reihe durch die eßbare Frucht der zuckerreichen Feige, des Maulbeerbaums und des Brodfruchtbaums bedeutend, während dagegen die Blätter der nahe verwandten Urticeen nur kohlartiges Gemüſe geben, und die Saamen des Hanfes ein auffallend reiches Maaß von Pflanzeneiweiß ($24,_7$ Prozent) verbunden mit Oel und einem dem Opium in etwas verwandten Extrakt auszeichnet. Selbſt die an Giften reiche Familie der Trikokken, wohin die Euphorbien gehören, erzeugt in der ebenfalls giftigen, bittern Wurzel der Jatropha Manihot ein nahrhaftes Stärkmehl, aus welchem ſich der Bewohner der Tropenländer das ſchmackhafte Manioc- oder Caſſavebrod bereitet.

Aus dem mehlhaltigen Saamen einiger Polygoneen gewinnt der Bewohner der gemäßigten und kältern Länder das nahrhafte Haidekorn; unter den Chenopodeen zeichnet ſich die Gattung Beta, z. B. Runkelrübe durch einen reichen, 5 bis 8 Prozent des Saftes betragenden Gehalt an Zucker aus. Aus dem Geſchlecht Solanum empfängt der Menſch den nahrhaften Kartoffel, in welchem 15 Prozent Stärke mit 7 Faſerſtoff, $1,_4$ Pflanzeneiweiß, $4,_1$ Gummi, $5,_1$ Säuren und Salze mit $75,_0$ Prozent Waſſer vereint ſind, welcher jedoch des Pflanzeneiweißes und Pflanzenleimes entbehrt, und daher, ohne nebenherigen Fleiſchgenuß, nicht ſo vollkommen ernährt, als die Saamen der Getraidearten. Auch die Früchte einiger Arten (z. B. des Solanum Lycopersicum) ſind eßbar. Die Knollen des Convolvulus Batatas und edulis ſind eben ſo reich an nahrhaftem Stärkmehl als der Kartoffel, und jener giebt den Bewohnern des wärmern America's, dieſer denen von Ceylon eine ſehr nahrhafte Speiſe.

Unter den Strychneen dient die bengaliſche Quitte durch ihre Frucht dem Bewohner von Madagascar zur Erquickung, während die Familie der Oleinen das wohlthätig lindernde und auch nährende Oel und den Mannazucker der Eſche darreicht. Der ſüdamericaniſche Kuhbaum (aus der Familie der Sapoteen) hat in ſeinem Safte dieſelbe nährende Kraft und Eigenſchaft wie die Milch der Säugthiere. Die Frucht der Heidelbeere (Vaccinium Myrtillus) enthält nur wenig Pflanzeneiweiß mit etwas Zucker, Gummi und Gallertſäure, ſo wie mit Aepfel- und Citronenſäure vermiſcht, in der Schaale (Haut) der Beere einen wohlthätig adſtringirenden Stoff; bei einigen Campanuleen ſind dagegen die Wurzeln eßbar und nahrhaft. Die weit verbreitete, an Arten und Individuen überaus reiche Familie der Syngeneſiſten giebt dem Menſchen als Nahrungsmittel die eßbare aber ſchwer verdauliche Knolle des Helianthus tuberosus (die Erdbirne), welche faſt 15 Prozent Zucker mit 77 Waſſer und einigem wenigen Pflanzeneiweiß verbunden enthält, während ſich in der fleiſchigen, leichter verdaulichen Wurzel der Skorzonere gegen 9 Prozent Stärke und nur 32 Waſſer finden. Bei einigen (z. B. dem Gartenſalat) wird das Blatt, bei den Artiſchoken der Fruchtknoten und gemeinſame Kelch zum Genuſſe benutzt.

Die gemeine Gurke enthält 97,$_{14}$ Prozent Waſſer, 1,$_{66}$ Zucker mit etwas Extraktivſtoff, 0,$_{13}$ Eiweißſtoff, außer dieſem Spuren von Ammoniak, Phosphorſäure u. ſ. w. Von einigen Paſſionsblumen genießt der Menſch die fleiſchige breiartige Frucht, aus der Familie der Caprifolien die Beeren des Hollunders ſo wie die Steinfrucht der Corneliuskirſche. In Ermangelung beſſer geeigneter Speiſen ſucht er ſelbſt in den Früchten einiger Rhizophoreen Sättigung.

Reich an nährenden Stoffen, beſonders an Zucker, verbunden mit etwas Stärke und Gallertſäure, ſind die Wurzeln einiger Doldengewächſe: die gelben Rüben (Möhren), die Zuckerwurzel (Sium sisarum) und Paſtinakswurzel, welche jene gegen 8, dieſe 12 Prozent Rohzucker enthalten.

Aus der Familie der Terebynthaceen beliebt dem Menſchen die nußartige ölichte Frucht der Piſtazie, aus jener der Rhamneen die altberühmte, für den Geſchmack mit unwiderſtehlichem Reiz begabte Frucht des Lotus (Zizyphus Lotus), während dagegen die Frucht der Berberis ſo wie einiger Malpighieen mehr den Durſt als den Hunger befriedigt. Die Ahorne bieten ihm den zuckerartigen Saft, die Roßkaſtanie das ohne große Schwierigkeit zu ſondernde Stärkmehl, Sapindus saponaria die erquickende Pulpe der Frucht. Eine der wichtigſten, Nahrung gebenden Familien iſt jedoch die der kreuzblüthigen Pflanzen, aus welchen unſre Kohlarten, die Rüben und Rettige herſtammen. Namentlich enthalten die zuletzt erwähnten einen nicht unbedeutenden Antheil an Stickſtoff führendem Eiweißſtoff und die Rübe, nach Drappier, gegen 9 Prozent ihres Gewichts an Zucker. Auch im Saft des Weißkohls fand Schrader etwas Pflanzeneiweiß und grünes Satzmehl. Die Saamen des Nelumbium speciosum und Lotus findet der Bewohner der wärmern Länder eben ſo wohlſchmeckend als Mandeln, und ſelbſt jene der gelben Teichroſe (Nymphaea lutea) wurden wegen ihres Antheils an Satzmehl mehrmalen in Schweden in Jahren der Theurung unter das Brod verbacken. Unter den Papavereen zeigen ſich die Corydalis bulbosa durch ihre 21 Prozent Stärke und 2 Eiweiß enthaltenden Knollen, der Mohn aber durch ſeinen ölicht milchichten Saamen zu unſerer Ernährung bereit, Kapper und Raute dienen mehr nur zum gewürzhaften Beiſatz der Speiſen. Dagegen iſt die Familie der Hülſenpflanzen nächſt den Gräſern zur Ernährung des Menſchen und ſeines thieriſchen Haushaltes eine der wichtigſten. Die Saamen der meiſten enthalten einen reichen Antheil von Stärke, verbunden mit Pflanzenleim und gummiartiger, ſtickſtoffhaltiger Subſtanz. In unſern Bohnen (Phaseolus communis) beträgt die Stärke über 42, der Pflanzenleim über 18 Prozent, und hierzu kommen noch als angeeigneter Beiſatz für den verdauenden Magen 5⅓ Prozent der gummiähnlichen, ſtickſtoffhaltigen Subſtanz, während die Saubohnen (Vicia faba) unter andern 31 Prozent Stärke und 11 Prozent Pflanzenleim in ſich führen. Die Erbſen enthalten über 11 Prozent Pflanzenleim, 32 Stärke, faſt 2 Prozent Eiweiß und etwas Zucker; die Linſen 37 Prozent Pflanzenleim und faſt 33 Prozent Stärke, und ſo ſcheinen die meiſten Saamen der Hülſenfrüchte der Miſchung des thieriſchen Fleiſches noch näher zu ſtehen als die Saamen der Gräſer. Die Erdnuß (Knolle vom (Lathyrus tuberosus) enthält gegen 17 Prozent Stärke, 6 Zucker, mit welchem 3 Prozent einer ſtickſtoffhaltigen Subſtanz verbunden ſind, faſt 3 Prozent Pflanzeneiweiß und vieles Waſſer. Unter die Sarmentaceen gehört der edle Weinſtock. Seine Beere, welche bei günſtiger Entwicklung in ihrem Safte 30 bis 40 Prozent des eigenthümlichen Traubenzuckers enthält, dient mehr zur Bereitung eines wohlthätigen Getränkes als zur Speiſe.

Die Früchte der Orangen und Citronen dienen durch ihren erquickenden Saft mehr zur Befriedigung des Durſtes als zur Stillung des Hungers, während dagegen unter den Malvaceen der eßbare Hibiscus und einige andere Arten durch ihren Ueberfluß an Pflanzenſchleim nahrhaft werden. Unter den Liliaceen giebt Corchorus olitorius ein geſundes Gemüſe, ſo wie unter den Portulaceen der Portulac und die Claytonia, unter den Meſembryantheen das Sesuvium portulacastrum zur Nahrung dienen. Eine beliebte und bekannte Speiſe ſind für die Bewohner der alten Welt die Früchte der Stachel- und Johannisbeerarten, ſo wie für jene der neuen die der hiemit verwandten Familie der Cactus. Weinartigen Trank mehr, als Sättigung, bietet der Apfel des Granatbaumes.

Die vollkommenſte Familie der Pflanzen, jene der roſenartigen, erfreut und erquickt den Menſchen durch ihre Früchte. Unter andern enthalten unter ihrem Waſſergehalt, der 71 bis 90 Prozent beträgt, die Birnen $11^{1}/_{2}$, die Aprikoſen 12, die Pfirſichen $16^{1}/_{2}$, die Kirſchen 18 Prozent eines leicht verdaulichen, geſunden, mit etwas Gummi und ein wenig (nur bei der Aprikoſe faſt 1 Prozent betragendem) Eiweiß verbundnen Zuckers; in den Reine Claudes iſt der Gehalt an Zucker durch künſtliche Umwandlung der Art gar auf 25 Prozent erhöht. Der Saft der reifen Weinbeere aus guten Jahrgängen enthält aber, wie bereits erwähnt, am meiſten (gegen 30 — 40 Prozent) Zucker, und hierbei noch einen riechenden Stoff, Gummi, Aepfelſäure, Weinſäure, Kalk und Kali, vor allem aber, in verhältnißmäßig nicht unbedeutender Menge das zum Ferment der künftigen Weingährung dienende Pflanzeneiweiß. Die Frucht der ſüßen

Mandel enthält 51 Prozent eines fetten, milden Oeles, verbunden mit 24 Prozent Eiweiß, 6 Zucker, 21 Pflanzenfaſer u. ſ. w. Doch dieſes ſind nur die einzelnen Linien, worinnen ſich neben der vielſeitigen Verwandtſchaft und Beziehung des menſchlichen Verdauungsvermögens auf das Pflanzenreich aller Zonen und aller Formen zugleich das angeborne Eigenthums- und Herrſcherrecht unſeres Geſchlechts über die ganze umgebende, organiſche Welt andeutet.

Aus dem Thierreich wird mit noch größerer Allgemeinheit das Fleiſch oder das Ei der meiſten Familien und Arten zur Ernährung tauglich gefunden, und der Menſch genießt aus der Abtheilung der Strahlenthiere die Eier des Seeigels, aus jener der Gliederthiere die Krebſe, die Heuſchrecken, ſo wie die Larve, Puppe und das Flügelthier mehrerer Inſekten (z. B. die Weidenraupe, die Puppe des Seidenwurms, der Termiten), ja ſelbſt einige Ringelwürmer (z. B. Sipunculus edulis). Aus der Klaſſe der Mollusken genießt der Herrſcher der Erde eine Menge der Schnecken und Muſcheln, aus jener der Wirbelthiere dienen ihm ein großer Theil der (freilich weniger als die vollkommneren Landthiere nährenden) Fiſche, viele Amphibien, Vögel und (wenigſtens im Nothfall) faſt alle Säugthiere, jene durch Eier und Fleiſch, dieſe wenigſtens durch ihr Fleiſch, einige auch durch ihre Milch zur Nahrung. Obwohl das Fleiſch einer ganzen, auch durch die vollkommneren Klaſſen hindurch gehenden Reihe von Thieren, welche zuletzt mit den Fleiſchfreſſenden endet, einen eigenthümlichen (urinöſen, vielleicht ſelbſt dem Gift verwandten) Stoff beigemiſcht enthält, der ſeinen Genuß widerlich macht und ihn der menſchlichen Natur verbietet. Unter allen Fleiſcharten erkannten Wilſon Philipp und Goſſe das Fleiſch des Hammels, der Tauben und auch der Hühner als das leichtverdaulichſte an, dann Kalbfleiſch und das meiſte Wildpret, beſonders Haſen und Rebhühner, ſo wie das ſtärkende Rindfleiſch. Schwer verdaulich iſt das Fleiſch der Schweine und welſchen Hühner, unter allem Geflügel aber am ſchwerſten der Faſan, die Enten und Gänſe. Alles thieriſche Fett iſt ſchwerer verdaulich als Pflanzenöl, am ſchwerſten aber die Butter, etwas leichter ſchon Rinds-, noch leichter Hammel-, noch leichter Wildpret-, am leichteſten Schildkrötenfett. Milchrahm mit Waſſer vermiſcht ſey leichter verdaulich als bloße Milch u. ſ. w. Die Hauptbeſtandtheile der thieriſchen Leiber gleichen übrigens im Allgemeinen jenen, welche §. 10 von den menſchlichen erwähnt wurden.

Zum eigentlichen Getränk (denn Milch iſt nur flüſſige Speiſe) iſt dem Menſchen zunächſt das Waſſer angewieſen. Doch gelüſtet ihm ſeit alter Zeit nach Getränken, in denen durch Gährung (wobei dem Zucker ein ſtickſtoffhaltiger Pflanzenleim zugeſetzt ſeyn muß) und Feuer, dem erheiternden, aufregenden Waſſerſtoffgas und dem Kohlenſtoff ein größeres Gegengewicht gegen das Sauerſtoffgas gegeben worden, als im gemeinen Waſſer. Unter andern entwickelt ſich aus dem Zucker und der Stärke des Pflanzenreichs durch Gährung ein Stoff, welcher ganz an der Gränze zwiſchen der Form des Dampfes und des tropfbar Flüſſigen ſtehend, jenem faſt näher verwandt iſt als dieſem: der Alkohol. Er enthält in ſeinem reinſten Zuſtande $12,_{896}$ Prozent Waſſerſtoffgas, $52,_{658}$ Kohlenſtoff, $34,_{454}$ Sauerſtoffgas. In der Natur kommt er nie ohne Beimiſchung von Waſſer und andern einhüllenden Stoffen vor; wird er aber durch Deſtillation und Behandlung mit feſten Stoffen, welche ihres Kryſtalliſationswaſſers beraubt worden, ganz waſſerfrei dargeſtellt, ſo zeigt er ſeine giftige Natur unverhohlen, denn ſelbſt nur ein Löffel voll davon tödtet, durch Entziehung des Waſſers, den Menſchen oder das Thier augenblicklich, das ihn verſchluckte. Im gewöhnlichen Branntwein ſind 49 Prozent Alkohol mit Waſſer und etwas fuſlichtem Oel verbunden; die verſchiednen Weinſorten enthalten in einer ungleich angeeignetern, geſündern Verbindung mit Waſſer, Zucker, etwas Gummi, Extraktivſtoff und einigen mehr oder minder freien oder an erdige und kaliſche Baſen gebundnen Säuren 8 bis faſt 25 Prozent Alkohol (der Portwein $21,_{93}$, Rheinwein 8 bis $13,_{31}$, Tokayer $10,_{46}$). Im (engliſchen) Bier finden ſich 3 bis 8 Prozent Alkohol, verbunden mit Zucker und mit noch unzerſetzter aufgelöſter Stärke und Pflanzenleim, ſo wie dem ſtickſtoffhaltigen, eigenthümlichen Stoff des Hopfens (Lupulin genannt). Dieſes Getränk ſteht mithin in der Mitte zwiſchen Nahrung und Trank. Ueberhaupt ſind nach **Wilſon** alle durch Gährung bereitete geiſtige Getränke weniger ſchädlich als die durch Deſtillation gewonnenen. Das in ſeiner Wirkung zweideutigere Getränk des Kaffees enthält ein nur zum Theil im Waſſer ſich löſendes Harz und ein talgartiges Oel, das an Geſchmack der Cacaobutter gleicht, außer dieſem jedoch einen bittern Stoff (Gmelins Kaffeebitter) mit dem ganz eigenthümlichen Caffein, einer Materie, welche nächſt dem thieriſchen Harnſtoff die ſtickſtoffreichſte unter allen bisher chemiſch unterſuchten iſt. Sie enthält $4,_{8}$ Waſſerſtoff, $46,_{51}$ Kohlenſtoff, $27,_{14}$ Sauerſtoff, $27,_{14}$ Stickſtoff, während dagegen das thieriſche Eiweiß nur 16, Leim 17, Faſerſtoff 20 und nur der Harnſtoff $13,_{3}$ (nach Prout $46,_{66}$) Prozent enthält. Doch unterſcheidet ſich jene merkwürdige Materie dadurch von dieſen thieriſchen Subſtanzen, daß ſie auch in der Wärme nicht fault. Der Thee enthält nach Davy und Frank $8^{1}/_{4}$ bis 10 Prozent adſtringirenden Gerbeſtoff, etwas Harz mit dem eigenthümlichen Duft des Thees, gegen 6 Prozent Gummi und eben ſo viel Pflanzeneiweiß. Seine beſonders munter machende Kraft ſcheint in demſelben (harmloſeren) vegetabiliſchen Prinzip zu liegen, welches dem edlen Roß und der Gemſe der Gebirge, wenn ſie den auch an jenem Prinzip reichen Grasſtengel und andre Kräuter genießen, ihre Wachſamkeit und das geringe Bedürfniß zum Schlafe geben.

Dieſes ſind denn die mannichfachen Materialien, aus denen die verdauende Kraft dem Menſchenleibe ſeine verlornen Theile beſtändig wiedererſetzt und ſo den kleinen Tempel im Bau erhält. Die chemiſche Zergliederung derſelben zeigt uns freilich zunächſt nur, daß es immer dieſelben Elemente ſind, mit denen eine unſichtbare und unwägbare Lebenskraft ihr Spiel treibt. Wie aber dieſer Saitenſpieler immer aus denſelben wenigen Saiten durch eine kaum merkliche Abänderung der Stellung des drückenden Fingers jetzt dieſe, dann andre Töne hervorrufe, wie dieſelben Stoffe, und zwar in einem faſt gleichen Miſchungsverhältniß, jetzt zur Stärke oder zum Zucker, jetzt zum Alkohol oder zum Oel werden, das kann uns die Chemie nicht lehren. Mehr als jedes andre lebendige Weſen, dies zeigt uns das vorſtehende Verzeichniß der Nahrungsmittel, vermag der Menſch, wie die Alles bildende Schöpferkraft ſelber, aus den verſchiedenſten Regionen und Dingen die Elemente zu ſeinem Dienſt herbeizurufen und dieſelben nach ſeinem Bedürfniß, jetzt ſo, dann anders zu miſchen und zu geſtalten.

Beſonders bei den Gemüſearten aus dem Pflanzenreich bedarf der Menſch, ſoll er ſie verdauen, der aneignenden Zubereitung durchs Feuer. Dann verwandeln ſich die roh faſt ganz unverdaulichen und ſchädlichen mehlichen Kartoffeln, Brokoli, brauner Kohl, Spinat, Sellerie in leichter, Weißkohl, Rettig, rothe Rüben in etwas ſchwerer verdauliche Speiſen, und auch obſt- und zuckerhaltige Rüben, obgleich ſie ſchon roh genießbar ſind, eignet ſich der Magen ungleich leichter an, wenn ſie gekocht ſind. Ja durchs Feuer macht ſich der Menſch ſelbſt die giftige Manihocwurzel zur nahrhaften, geſunden Speiſe.

Im niederen Thierreiche wird der Anfang des Darmcanals: Mund und Schlund von mächtigen Fäden und Geflechten der oberſten, wichtigſten, dem Gehirn entſprechenden Nervenknoten umſchlungen, ja der Schlund durchbohrt den Nervenknoten. Die erſten Anfänge eines thieriſchen Nervenſyſtems zeigen ſich als kreisförmiges Gewebe um Mund und After einiger Strahlenthiere. Im vollkommneren Thierreich empfängt der eigentliche Darmcanal ſeine Nerven aus dem Ganglienſyſtem (m. v. §. 17); nur Mund und After aus Gehirn und Rückmark.

Die Zähne ſitzen in den Zahnhöhlen eingekeilt und entwickeln ſich in den rinnenförmigen Aushöhlungen der Kiefer zuerſt in einem Säckchen, aus deſſen Boden pilzartig die Kernſubſtanz des Zahnes aufwächſt. Dieſe wird von oben her, von den Spitzen angehend, dem Geſetz des gewöhnlichen Wachsthums entgegen, mit Knochenſubſtanz überzogen, und der ausgebildete Zahn zerreißt das Säckchen, das ihn umkleidet, und zertrennt das Zahnfleiſch (ein feſtes, elaſtiſches, gefäßreiches, mit der Schleimhaut des Mundes überzogenes Zellgewebe, das im gewöhnlichen Zuſtande von geringer Empfindlichkeit iſt). Es treten bis gegen Ende des zweiten Lebensjahres die Schneide-, das erſte Paar der Back-, die Eck- und das zweite Paar der Backzähne, überhaupt alſo beim Kind ſtatt der 32 bleibenden Zähne des ſpäteren Wachsthums nur 20 Milchzähne hervor.

hierauf kommen nun im ſechsten und ſiebenten Jahre das dritte Paar der Backzähne und bald hernach die bleibenden Zähne, deren Keime ſchon an der Wurzel der Milchzähne in ihrem eigenthümlichen Säckchen lagen und von hier ſich entwickelten. Etwa im vierzehnten Jahre kommt das vierte, etwa im einundzwanzigſten das fünfte Paar der Backzähne. Die urſprüngliche Bedeutung jener nur mit Knochenſubſtanz umhüllten Nervenpapillen zeigt ſich deutlicher noch an den Milchzähnen, mit weit offenen Wurzeln, als an den bleibenden Zähnen, mit verlängerten, ganz ſich ſchließenden Wurzeln. Der Schmelz der Zähne, von ſtreifig-faſrigem Gewebe, beſtehet aus $85,_2$ phosphorſaurem, $3,_3$ flußſaurem, $8,_0$ kohlenſaurem Kalk, dann aus $1,_5$ phosphorſaurem Talk und $2,_0$ Waſſer.

Die eigentlichen, dem Geſchmack dienenden Nervenpapillen finden ſich auf und an der Zunge. Die größten (Pap. truncatae, vallatae), etwa 12 an der Zahl, einen Winkel bildend, deſſen Spitze nach hinten gekehrt iſt, ſind nach oben dicker und wie abgeſtutzt, an ihrer Baſis umgiebt ſie ein erhöhter Rand; eine zweite Art (P. clavatae oder capitatae) endigt oben in ein rundliches Köpfchen, während die dritte (P. conicae und filiformes) mehr ſpitzig zuläuft. Jene ſind über die ganze Oberfläche, dieſe mehr am Umfang der Zunge verbreitet.

Die Bewegung der Unterkinnlade, ſenkrecht von unten nach oben (die beißende), welche am Raubthier die vorherrſchende iſt, wird durch den vom Jochbogen kommenden Käumuskel (Masseter) bewirkt; die ebenfalls von unten nach oben, aber zugleich auch von vorn nach hinten gehende, welche beim Nagethier ſehr kräftig iſt, durch den Schläfemuskel, die ſeitwärts gehende Bewegung durch die abwechſelnd bald auf der rechten, bald an der linken Seite ſich zuſammenziehenden, von den flügelförmigen Fortſätzen des Keilbeins kommenden beiden Flügelmuskeln. Das Herabziehen des Unterkiefers wirkt der zweibäuchige Muskel deſſelben. Es dienen übrigens auch beim Käuen mehr oder minder jene neun Muskelpaare, welche zur Bewegung der Lippen und Backen beſtimmt ſind. Der Reiz der Nahrungsmittel, ja ſchon der aufgeregten Eßluſt, auf die Nervenpapillen der Zunge, ſo wie die Bewegungen der erwähnten Muskeln beim Käuen, erregen die

Abſonderung des Speichels in den eigentlich ſogenannten, aus kleinen, in einzelne Lappen verbundenen Körnchen beſtehenden Speicheldrüſen: der Ohrſpeicheldrüſe (Parotis), die ihre Flüſſigkeit in den Mund, durch den Stenoniſchen Gang, in der Gegend des zweiten und dritten Backenzahns ausführt, ſo wie die Unterkieferdrüſe (Glandula submaxillaris) durch den unter der Zunge neben dem Zungenbändchen endigenden Whartenſchen Gang und die Unterzungendrüſe (Gl. sublingualis) durch viele kleine, neben der Zunge ausmündenden Oeffnungen. Außer dieſen drei größern finden ſich in den Backen und Lippen noch viele kleine drüſen= und grubenartige Abſonderungsorgane. In dem großentheils (zu 99 Prozent) aus Waſſer beſtehenden Speichel iſt außer den ſalz= und milchſauren Salzen und Osmazom ein eigenthümlicher Stoff (Salivin) enthalten, welcher bei mehreren Thieren von giftiger Eigenſchaft, als Ferment beim Beginn des Verdauungsprozeſſes wirkt. Faſt immer miſcht ſich auch (vorzüglich aus den am weichen Gaumen gelegenen Mandeln) dem Speichel noch Schleim bei.

Nicht bloß Magen, dünner Darm und Dickdarm, ſondern auch Schlund und Magen ſind ſchon durch die Struktur ihrer Häute ſo ſehr von einander verſchieden, daß man noch an Stücklein von der Größe einer Quadratlinie erkennen kann, von welchem der vier Organe ſie herkamen. Das Verhältniß der Länge des Darmkanals zu der des ganzen Körpers wechſelt in Erwachſenen von 3 bis 8, iſt im Mittel 5. Die Speiſeröhre oder der Schlund beginnt mit dem Schlundkopf (Pharynx), der unter dem Luftröhrenkopf (Larynx) liegt. Es zeigen ſich an jenem die drei Schichten der Wand des eigentlichen Schlundes als drei deutlichere Muskellagen (Schlundkopfſchnürer). Die Speiſeröhre ſteht links hinter der Luftröhre und rechts neben der Aorta an der Rückenwirbelſäule, durch das die Bruſthöhle von der Bauchhöhle ſcheidende Zwerchfell (Diaphragma) hindurch und dann hinab nach dem Magen. Der Schlund iſt das fleiſchigſte, muskulöſeſte Stück des Darmkanals, die ſeine äußerſte Lage bildende Muskelſubſtanz beſteht aus Längs=, dann eine innere Schicht aus Quer= und Ringfaſern. Unter der Muskelſcheide liegt die weiße Gefäßhaut, dann die zarte, auskleidende, der

Oberhaut des Körpers entſprechende Innenhaut. Die Aeſte des Stimmnervenpaares umziehen den Schlund netzförmig und verenden ſich in ihm. Ihnen dankt die Speiſeröhre ihre Empfindlichkeit ſo wie den Muſkelſchichten jene wurmförmig bewegende Contractionskraft, wodurch es möglich wird, ſogar mit nach unten geſtelltem Kopfe, zu ſchlingen.

Der Magen, in welchem ſich die Speiſeröhre erweitert, erſtreckt ſich, etwas links nach hinten liegend, ſchräg, ein wenig rechts und nach vornen. Seine Höhlung vermag im erwachſenen Menſchen bei mäßiger Füllung 5 bis 11 Pfund Waſſer zu faſſen. In Kindern iſt der Magen runder und kürzer, in Erwachſenen (beſonders im weiblichen Geſchlecht) mehr länglich, ſo daß er ſich dann mehr rechts hinüber erſtreckt. Er iſt durch eine Einbucht (Einſchnürung) in zwei Theile getheilt, die Dicke ſeiner Wände beträgt $^{1}/_{2}$ Linie. Die eigentlichen drei Häute des Magens ſind bis auf zwei ſtreifenartige Stellen nach außen noch von einer vom Bauchfell herkommenden Haut umkleidet. Die innere Haut unterſcheidet ſich durch runzliche Fältchen, welche ihr eine ſammetartig ſchwammige Beſchaffenheit geben. Sie beſteht aus den zarteſten, letzten Enden der Blutgefäße, ohne wahrnehmbare Enden der einſaugenden Gefäße. Durch den Pförtner, welcher nach außen durch eine meiſt ringartige, drüſig- (fibröſe) Subſtanz gebildet wird, nach innen aber einen glatten, weichen, hervorragenden Wulſt darſtellt, endet der Magen in den Dünndarm, welcher das längſte (meiſt über vier Fünftheile des ganzen Verlaufes betragende) Stück des Darmkanals iſt. Der Anfang des Dünndarmes iſt der Zwölffingerdarm (Duodenum), unterſchieden vom übrigen Dünndarm durch ſeine größere Weite und Gefäßreichthum. Er nimmt den vereinigten Ausführungsgang der Galle und der pancreatiſchen Flüſſigkeit (davon ſpäter) auf. Der eigentliche Dünndarm mit ſeinen mannichfachen Windungen endet zuletzt mit einer, klappenartigen Fortſetzung ins Innere des Dickdarms in welchen er ſich, faſt einen rechten Winkel mit deſſen Richtung bildend, hineinſenkt. Die innerſte Haut des Dünndarmes bildet überaus häufige, meiſt querlaufende, runzliche Falten oder Flocken, beſtehend aus den letzten Enden der Blut-, ſo wie auch der hier ganz deutlichen einſaugenden Gefäße, von denen ſich öfters 6—10 Anfangsmündungen auf einem Fältchen erkennen laſſen. Die innere Hautfläche, womit der dünne Darm den Speiſebrei umfaßt, übertrifft an Ausdehnung etliche Mal die Ausdehnung der äußeren Hautbedeckung des Körpers. Der Dickdarm, der ohngefähr $^{1}/_{5}$ ſo lang iſt als der Dünndarm, beginnt in der Gegend des rechten Hüftbeines mit einem blinden, ſackförmigen Ende, welches noch mit dem wurmförmigen Fortſatz verſehen iſt, und endigt mit dem Maſtdarm. Die innere Haut des Dickdarmes bildet Falten oder Runzeln, die ſich aber, wie die am Magen, beim Aufblaſen des todten Darmes verziehen (nicht wie die ungleich größern, am Dünndarm, bleiben). Sie werden durch die ſchleimabſondernden Blutgefäßenden gebildet. Die Bewegung des geſammten Darmkanals iſt vorzüglich und vorherrſchend eine wurmförmig von oben nach unten, vom Mundende nach dem Maſtdarm gehende, welche jedoch zu Gunſten der Einſaugung und Verdauung öfters durch eine rückwärtsgehende, jedoch in der Regel ungleich ſchwächere durchkreuzt und aufgehalten wird. Leichter verdauliche, flüſſigere Speiſen weilen 2 bis 3, ſchwerer verdauliche, beſonders ſehr ölichte oder fette Speiſen bis 5 und 6 Stunden im Magen, doch verlängert ſich dieſe Zeit noch etwas im Schlafe. Der mit der Galle und dem Speichelſaft der Pancreas, ſo wie mit der aus der innern Darmhaut ſelber ſich ausſcheidenden Flüſſigkeit vermiſchte Speiſebrei weilt im Dünndarm abermals mehrere Stunden; am längſten jedoch dauert verhältnißmäßig der Durchgang des zum Unrath gewordenen Reſtes der aufgenommenen Nahrung und der hinzugekommenen, häufigen Ausſonderung ans dem Darmkanal ſelber, im Dickdarm. Dennoch wird dieſer ganze Verlauf bei geſunden, erwachſenen Menſchen wenigſtens in 24 Stunden beendigt.

Die Leber, das größeſte Eingeweide des Leibes, welches im ausgewachſenen Zuſtand faſt vier, ja fünf Pfund ſchwer iſt, nimmt die oberſte Region der rechten Seite der Bauchhöhle ein, ſie ragt aber mit ihrem dünneren Theil über die Mitte hinüber nach der linken Seite. Es findet ſich an ihrer concaven, unteren Seite, in der einen Furche oder Einbuchtung die Gallenblaſe, in der andern der Eintrittspunkt der Gefäße (die Pforte); während

rend an der hintern Seite der Leber, in einer Eintiefung derſelben, in welcher die untere Hohlvene emporſteigt, die das Blut zurückführenden Venen in dieſe ſich verlaufen. Es wird die Leber, welche im Kindheitszuſtande des Leibes verhältnißmäßig größer iſt, von ihrer eigenthümlichen Arterie ernährt, die Galle aber aus dem Venenblut der Pfortader abgeſondert, welche das Blut, vermiſcht mit dem noch fremdartigen Stoffe, den die Venen in dem Magen und zum Theil auch im übrigen Darmkanal eingeſogen, aus dieſen verdauenden Organen zurückführt. Schon im ungebornen Kinde hat dieſes Gefäßſyſtem, welches zunächſt das Blut des mütterlichen Leibes als äußerlichen Nahrungsſtoff aufnimmt, ihre, den heftigen Gegenſatz zwiſchen außen und innen (S. 66) vermittelnde Beſtimmung. Die Galle enthält nach Berzelius gegen 91 Prozent Waſſer, 8 (eigenthümlichen) Gallenſtoff, 1 Schleim und Salz.

Die Milz, an Umfang im Mittel faſt ſechsmal kleiner, dabei viel ſpezifiſch leichter als die Leber (dieſe iſt über $^{1}/_{2}$mal, jene nur $^{1}/_{17}$ ſpezifiſch ſchwerer als das Waſſer), hat ihre Lage an der linken Seite der Bauchhöhle, nach oben und hinten unter den kurzen oder falſchen Rippen. Sie iſt meiſt länglich dreiſeitig. Vermöge eines merkwürdigen Wechſelverhältniſſes mit dem Magen ſchwillt ſie durch das eindringende Blut zu größerem Umfang an, wenn der Magen leer iſt, und verkleinert ſich dagegen bei gefülltem Magen. Dieſes weichſte, zarteſte Eingeweide iſt in Kindern verhältnißmäßig kleiner als in Erwachſenen; der Genuß des Eiſens ſo wie adſtringirender Stoffe ſcheint die Milz zuſammenzuziehen (zu verkleinern). Das ſehr häufige Blut, welches der Milz zuſtrömt, ſcheint hier eine eigene Veränderung zu erleiden; es wird wäſſeriger, dunkler, bleibt länger flüſſig (gerinnt nicht ſo leicht) als das Blut andrer Organe. Es hat zugleich eine ſtärkere Anziehung gegen das Oxygen.

Die Bauchſpeicheldrüſe, von einer Maſſe, deren ſpezifiſches Gewicht doppelt ſo groß iſt als das des Waſſers, iſt die größte körnige Drüſe des Menſchenleibes. Sie wiegt faſt vier Unzen. Ihre verhältnißmäßige Größe nimmt von der Geburt an ab.

Ihre Lage iſt hinter dem Magen, vor den großen Gefäßen des Gekröſes; ſie ziehet ſich von und auf der Milz rechts nach dem Pförtner und Zwölffingerdarm hin, deſſen linke Beugung ſie bis zum Ausgang aus dem Gekröſe begleitet. Es ſondert ſich in dem körnigdrüſigen Weſen der Pancreas eine ſpeichelähnliche Flüſſigkeit aus, welche mit ihrem aus vielen einzelnen Würzelchen entſtehenden Ausführungsgange, dem ausführenden Kanal der Gallenblaſe und Leber ſich vereint und mit ihm in die Mitte des Zwölffingerdarms einmündet.

Die Nieren und die nur im Fötus verhältnißmäßig ſehr großen, ſpäter nicht mehr wachſen den Nebennieren (welche nachmals im erwachſenen Menſchen wie ein abgeſtorbener Theil erſcheinen) liegen in der hinteren und mittleren Region der Bauchhöhle. Die Subſtanz der Niere ſondert aus dem ihr reichlich zuſtrömenden Blute, mittelſt der Nierenwärzchen und Nierenbecher und von da in die Nierenbecken den Harn ab, welcher 93 Prozent Waſſer, 3 ſtickſtoffreichen Harnſtoff, faſt $1^{1}/_{2}$ phosphorſaure Salze und phosphorſauren Kalk, 1 Prozent Harnſäure, übrigens noch $^{1}/_{2}$ Prozent ſchwefelſaure Salze, dann aufgelöste thieriſche Stoffe enthält. In Kindern wird ſtatt der Phosphorſäure, wie bei pflanzenfreſſenden Säugthieren, zum Theil wenigſtens, Benzoësäure gefunden. Aus den Nieren wird der Harn durch die Harnleiter (Ureteres) in die Blaſe (vesica urinaria) und aus dieſer in die Harnröhre (Urethra) geführt.

Alle eigentlichen Verdauungsorgane, vor allen mithin Magen, Dünndarm und Dickdarm, weniger die bloß ausſondernden Theile der Unterleibshöhle, z. B. Pancreas, noch weniger der letzte Verlauf des Dickdarmes im Maſtdarmende, welches ſo wie die Nieren und der übrige innre Harnapparat, gan außerhalb dieſer Umhüllung liegt, ſind von dem die Bauchhöhle, vom Zwerchfell an bis zur Beckenhöhle auskleidende Bauchfell, wie von einer zugehörigen, äußern Haut umhüllt welche zur Leber, Milz und ſelbſt zu den Nieren, Uterus un Ovarien bänderartige Fortſätze bilden, den Magen, Grimmdarm und Leber unter dem Namen der Netze (Omenta), den übrigen Darmkanal unter dem Namen des Gekröſes (Mesente rium) umfaßt und verbindet. Zwiſchen den doppelten Lagen des Gekröſes, welche ſich um jene Eingeweide ſchlagen, verlaufen die Gefäße.

Von dem Apparat, der den Nahrungsſaft oder Blutſaft (Chylus) führenden Gefäße war ſchon oben (§. 12) die Rede.

Die Knochen.

§. 14. Von den elementaren Vorgängen und Bewegungen des thieriſchen Lebens: von jenen des Blutumlaufes und Athmens, ſo wie der Verdauung und Ernährung, wenden wir uns nun zu den Vorgängen einer höheren Art: zu der Geſchichte der Empfindung und thieriſchen Bewegung. Der Empfindung ſo wie dem Willen des Thieres dient das zarte Gebilde der Nerven; die Bewegung vollbringet der Muskel, beide aber, der Nerv und der Muskel, wären nicht dieſes Empfindende und Bewegende, ohne ein Drittes, gänzlich Unempfindliches und Unbewegliches in ihrer Mitte. Das iſt das Knochengeripp: ein Bild des Todes mitten unter den Bewegungen und Erzeugungen des Lebens; ein phosphorſaurer Kalk, mit Gallert gemiſcht, welchem das bildende Leben, ſtatt jener ſechsſeitigen Kryſtallgeſtalt, die das gefrierende Waſſer, der Bergkryſtall und Smaragd mit dem phosphorſauren Kalke gemein haben, den ſchönen Umriß der Menſchengeſtalt eindrücket. Denn der Knochen, für ſich allein ohne Reiz und Schöne, iſt es dennoch, welcher durch ſeine Formen, an dem edlen Antlitz und dem geſammten Körper des Menſchen, den Ausdruck von harmoniſchem Einklang und Wohlgeſtalt begründet.

Eine mehr äußerliche Betrachtung wird in dem Knochen zunächſt die Stütze der weichen, beweglichen Gebilde des Leibes, den feſten Grund erkennen, worauf jene, wie die Blätter und Blüthen auf dem Stamm eines Baumes, aufgetragen und eingefügt ſind. Oder eine ſchützende Decke, welche das Gehirn und Rückmark nach außen umſchließt und verwahrt; gleich jener ſchirmenden Schaale, welche im niederen Thierreich den ganzen weichen Leib umhüllt, und hier, an der Gränze, wo die Lebensbewegungen der Säfte erlöſchen, nach Art eines todten, unorganiſchen Gebildes entſteht.

Nachdenken erweckend erſcheinet dann immer die unverkennbare, ſtätige Wechſelbeziehung, in welcher die Entwicklung des Skeletes im Thierreiche mit der Entwicklung des Nervenſyſtemes und ſeiner Sinnen ſtehet. Die höhere Entfaltung des Nervenſyſtems und die wundervollen Lebenserſcheinungen an demſelben im vollkommneren Thierreich ſcheinen eben ſo nothwendig und weſentlich an das Daſeyn einer Wirbelſäule geknüpft, als die Funken und Actionen des Galvanismus an das Zugegenſeyn und an die Wechſelwirkung der metallenen Platten. Wirklich iſt dann auch von andren Seiten, das Weſen und die Beſtimmung des Knochens, mit jenen der metallenen Armaturen der Nerven und Muskeln bei den Vorgängen des Galvanismus verglichen worden. Nach ähnlichem Geſetz wie die Condenſatoren und Armaturen im elektriſchen Prozeſſe, ſollten die zwiſchen und neben Nervencentrum oder Nervenfäden und Sinnesorganen oder Muskeln eingefügten Knochen zur Verſtärkung und Bekräftigung der Empfindung der Nerven und der Reizbarkeit der Muskeln dienen.

Auch eine ſolche Anſicht faſſt jedoch das Räthſel noch nicht von allen Seiten und würdig genug auf. Das Räthſel: wie aus dieſem raſtloſen und kräftigem Bewegen und in ſeiner Mitte ein todt-Ruhendes und Starres entſtehen und ſich bilden konnte; wie das geſtaltende, äußerlich werdende Leben ſo unmittelbar von der ſcharfen und lebendigen Empfindung zur dumpfeſten Gefühlloſigkeit den Uebergang finde, ja beide in ſo nothwendigen Zuſammenhang zu ſtellen wiſſe, daß das eine hier an die Stelle des andern ſich zu drängen, dieſes zu vertreten ſcheint, dort aber das eine von dem andren erſt hervorgerufen und in Wirkſamkeit geſetzt wird.

Eine Phyſiologie der künftigen, tiefer gründenden Zeit wird vielleicht auch über dieſen Gegenſtand ihre Fragen eindringender zu ſtellen und zu beantworten wiſſen. Denn es iſt ein eigenthümliches und hohes Vorrecht des Menſchengeiſtes: zu fragen. Der Gang dieſer Unterſuchungen, welcher nichts, das auch nur auf das äußerſte und letzte Geſchäft der empfindenden und wirkenden Seele Bezug hat, mit Wiſſen übergehen darf, führet uns wenigſtens auf einige unmündige Fragen, wie ſie der jetzige Standpunkt des Erkennens in den Mund legt.

Es iſt, nur in einer niedreren, leiblichen Region, der Akt des Entſtehens des ſichtbar körperlichen Gebildes derſelbe, welcher uns in der geiſtigen Region als Akt des Selbſterkennens erſcheint. Das leibliche Element ſtellet ſich dort entſchieden und deutlich als das dar, was es iſt: Erde als ſtarre Erde, die vom oberen, kosmiſchen Lichtwaſſer durchdrungene Luft und das Waſſer, als lebendes Blut und Nerven-Flüſſiges. In der höheren, geiſtigeren Region des Selbſterkennens beginnt das Leben erſt dadurch, daß das Todte ſich ſelber als Todtes darſtellet, als ſolches erkennet: denn erſt hierdurch erwachet das anziehende Sehnen nach dem oberen, belebenden Einfluß, durch welchen das an ſich Todte zu einem Lebenden wird. Die ſtarre, dunkle Planetenfläche iſt es, an welcher das Einwirken der Sonne ſich erſt als Licht ſichtbar machet, und alles unſrem Auge erſcheinende Leben beſtehet in einem beſtändigen Herabſteigen der bewegenden Kräfte einer oberen Region des Lichtes in die untere des Todes und des Dunkels. Unentſchieden und unentfaltet, bewegen ſich noch die Elemente der verſchiedenſten Art und Abkunft, in der Pflanze und im unvollkommneren Thiere in und durch einander. Der Leib des vollkommneren Thieres und des Menſchen dagegen wird auch dadurch zu einem vollkommneren Ebenbild des Weltganzen, daß er in ſeinem eigenen, durch unſichtbare, obere Kräfte bewegten Innern das Grobkörperlichſte träget; daß er, neben der zu Fleiſch und Blut gewordenen Atmoſphäre, in ſich zugleich das ſtarre, todte Gebirge bildet und darſtellet (nach §. 10). Im Einzelnen wie im Ganzen wird da erſt das obere Leben zum Herniederſteigen, zum ſichtbaren Geſtalten und Bewegen gezwungen, wo ein Unteres und Todtes ſich darſtellt, welches des belebenden Strahles von oben bedarf und ihn eben hierdurch auf ſich herabzieht. Der Nerv wäre nicht ein Durchgangspunkt, ein Leiter der oberen Lebenskräfte, wäre mithin nicht empfindender und bewegender Nerve, ohne den Knochen: ohne ein deutlich und entſchieden gewordenes Todtes im Innern, ein Bedürfendes, auf welches, nach einem höheren Geſetz der Anziehung, das Leben hingelenkt wird.

Die Frage: über die Bedeutung und Beſtimmung des todtruhenden empfindungsloſen Knochen, mitten im lebendig bewegten, fühlenden Leibe, iſt, wie wir ſpäter ſehen werden, nahe verwandt mit der Frage über den Schlaf und das Wachen; mit der Frage: wie das Leben des Leibes erſt durch das Todtenbild des Schlummers zum hell wachenden werde, die Macht des Wirkens aus der Ohnmacht hervorgehe? Es ſind zwei Richtungen: eine der leiblich erzeugenden und geſtaltenden und die andre der empfindenden und denkenden Seele. Die letztere würde den Einfluß von oben und ſeine Lebensbewegungen nicht ſchmecken, fühlte ſie und erführe ſie nicht in dem Hinabſinken zum Sichtbarwerden zugleich die Kräfte des Todes; ſie würde vom Lichte nichts wiſſen, kennte ſie nicht das Dunkel. Es iſt hier nur von dem geſunden Zuſtande des innren und äußren Lebens die Rede In dieſem wird öfters, während des kurzen Verlaufes von der ſichtbaren Geburt zum Tode, das leiblich bildende Prinzip: das Ausſcheiden und Erkennen des Todes, auf kürzere, ja auf die ganze Zeit des Lebens, ohne vorangegangene Schuld vorherrſchend gefunden; vielleicht nur um zu vermitteln, daß das Erkennen und Aufnehmen des Lebens deſto kräftiger werden und kommen möge, wie die größere Empfindlichkeit für das Licht einem lange im Dunkel gehaltenen Auge. Doch über dieſen Stein des Aufmerkens im Gebiet der Seelenkunde werden wir ſpäter ausführlicher ſprechen.

Die gebärende Mutter, aus welcher der Knochen gebildet und ernährt wird, iſt eine feſte, zähe, unempfindliche Haut: die Beinhaut. In ihr ſind die Gefäße, welche das flüſſige, allgemeine Element der Geſtaltung des Menſchenleibes: das Blut, zum Knochen führen. Nimmt man jene Erzeugerin vom Knochen hinweg, ſo ſtirbt er an der entblößten Stelle der Gemeinſchaft und Wechſelbeziehung mit dem lebenden Leibe ab, wird von dieſem als etwas Fremdes abgeſchieden und ausgeſtoßen. Die Beinhaut umfaſſet, von einem Knochen zum andern gehend, Bänder und Kapſeln der Gelenke bildend, das ganze Geripp. In der Gegend der Gelenke, wo ſie vom Knochen frei wird, iſt ſie nach innen von einer glatten, feinen, die eiweißartige Flüſſigkeit der Gelenkhöhlen ausſondernden Haut umkleidet: in der Mitte der Gelenkhöhlen ſelber findet ſich in einigen Fällen noch ein andres, feſthäutiges Band, welches den einen Knochen mit dem andren verbindet.

Der Knochen, wie dies ſelbſt noch der Anblick der faſrig-ſtreifigen Außenfläche verräth, entſtehet durch einen Verſteinerungsprozeß des Faſerſtoffes. Ein feſter, faſriger Knorpel iſt überall der Anfang und die erſte Grundlage des Knochens: in der Mitte dieſes noch immer beweg- und verſchiebbaren Faſerſtoffes bildet ſich, ſobald der ſeinerſeits auch ruhende, unbewegte Nerve den Muskel zur Bewegung aufreizt, der Gegenſatz des ruhenden Nerven: der ſtarre Knochenkern, welcher während des Entwicklungsganges und durch die Wechſelwirkung der Nerven und Muskeln immer weiter ſich ausdehnt und wächſet.

Die Knochen des menſchlichen Leibes, ihrer Geſtalt und Subſtanz nach, ſind von zweifacher Art: ſolche, in denen die dichte, feſte Knochenmaſſe (die Rindenſubſtanz) die andre poröſe (die ſchwammige Knochenmaſſe) in ihrem Innern, zwiſchen ihren feſteren, einander parallellaufenden Ebenen eingeſchloſſen enthält: dies ſind die breiten, platten- oder ſcherbenartigen Knochen; und dann ſolche, in welchen die ſchwammige Maſſe an beide äußerſte Enden, ein oberes und unteres, hingedrängt iſt, der mittlere Verlauf aber großentheils aus concentriſch, von außen nach innen aufgelagerter, dichter Rindenſubſtanz gebildet iſt. Dies ſind die Röhrenknochen. So genannt, weil in ihrem Innren, unmittelbar an eine ſtarke, innre Lage von Rindermaſſe, eine Höhlung angränzt, welche das dem Fett nahe verwandte, ölige Mark, umkleidet von einer eigenen Haut: der Markhaut, ausfüllet. Zwiſchen beiden Arten der Knochen beſtehet derſelbe Gegenſatz wie zwiſchen poſitiv und negativ elektriſchen Körpern, wie zwiſchen Arterien und Venen, zwiſchen bewegenden und empfindenden Nerven, oder in einem noch umfaſſendern Verhältniß, zwiſchen dem Nervenſyſtem das Gehirns und Rückmarks und jenem der Ganglien.

Die Markſubſtanz der Röhrenknochen zeigt ſich dann in andrer Form und Lage noch einmal, am gerade entgegengeſetzten Ende, als Umkleidung des Leibes und einzelner ſeiner weichen, empfindlichſten Theile: als Fett des Zellgewebes.

Der eigentliche Kern und herrſchende Mittelpunkt des Gerippes ſind dann die das Gehirn und die oberen Sinnorgane umfaſſenden Knochen des Hauptes und die Wirbel, deren Höhlung das Rückmark ausfüllet. Merkwürdig erſcheint es, daß, wie in der ſiebentägigen Woche zu den ſechs Werkeltagen der Sabbath, wie in der Lilie und allen ihr ähnlichen Gewächſen, zu den ſechs Staubfäden das ruhende Piſtill in ihrer Mitte tritt; ſo auch bei den Knochen des eigentlichen Nervenſkeletes in ziemlicher Deutlichkeit ein Zuſammengeſelltſeyn von Sechſen mit Einem gefunden wird. Oefters erſcheint der Eine, der zu den Sechſen tritt, als ein unpaariger, vereinzelter; die andren als gepaarte Knochen. Auf ſolche Weiſe beſtehet die Schädelhöhle aus drei Paaren von Knochen und einem, oder aus ſieben; das Angeſicht aus zweimal ſieben Knochen. Auch der Halswirbel ſind, bei dem Menſchen wie bei allen ihm näher ſtehenden Thieren, ſieben, der übrigen Wirbel ſind zweimal zweimal ſechs, jedesmal mit einem, oder ſechs und zwanzig. Der einzelne Wirbel zeiget ſieben Fortſätze, drei paarige und einen einzelnen. Die zwölf, von den zwölf eigentlichen Rückenwirbeln ausgehenden Rippen ſchließen ſich meiſt nach vornen an, das Bruſtbein an und bilden mit ihm den äußern Umriß der Bruſthöhle, in welcher der gemeinſame Mittelpunkt der Syſteme des Athmens und Blutumlaufes ſeine Stellung einnimmt.

Bei den Knochen der Gliedmaßen erſcheint jenes Zahlenverhältniß, welches an das Kryſtalliſationsſyſtem des phosphorſauren Kalkes, aus dem der Knochen großentheils gebildet iſt, erinnert, ein andres: eins unzwei oder drei und eins, auch vier und eins. Doch findet ein aufmerkſames Auge ſelbſt durch dieſe ſcheinbaren Abweichungen von der anfänglichen Richtung und Grundzahl, den zurechtweiſenden Faden, wie dies zum Theil ſchon die nachſtehenden Bemerkungen beweiſen werden. Die geſammte Zahl der Knochen des Menſchenleibes, wenn man die der Zunge hinzurechnet, iſt nahe ſechsmal ſechsmal ſieben, oder zweihundert und zwei (meiſt drei) und funfzig.

Das geſammte Syſtem der Knochen des Menſchenleibes in allen ſeinen einzelnen Theilen iſt vollkommen ſymmetriſch nach beiden Seiten angeordnet und gebildet, und auch an den unpaarigen Knochen gleichen ſich die beiden Seiten: die rechte und die linke, vollkommen.

Bei zunehmendem Alter nimmt zugleich auch der Zuſtand der Verknöcherung und Verendung des Leibes zu. Der Knorpel, ja ein Theil der vorhin beweglichen Häute wird zum ſtarren, unbeweglichen Knochen. Es erinnert dieſes, nach dem oben Geſagten, an jene Wechſelmomente der Entwicklung des Pflanzenlebens, wobei jetzt auf die feſt zuſammengeſchnürte, verengte Knoſpe die Entfaltung der buntfarbigen Blüthe folget: Ausdehnung auf Zuſammenziehung. Das leibliche, aus Staub gemachte Auge, erkennet öfters an den Vorgängen des Lebens nur den Staub, welcher bei dieſen Bewegungen emporſteigt; das eigentlich bewegende Weſen wird aber unter der aufwirbelnden Wolke verhüllt und verborgen.

Bemerk. Das Gerippe eines erwachſenen Mannes von mittlerer Größe wiegt getrocknet zwiſchen $9\,{}^{3}/_{8}$ bis $12\,{}^{1}/_{2}$ Pfund (150 bis 200 Unzen), das eines weiblichen Körpers von $6\,{}^{1}/_{4}$ bis $9\,{}^{3}/_{8}$ Pfund (100 bis 150 Unzen). Die Beſtandtheile der Knochen in einem erwachſenen Menſchenkörper ſind nach Berzelius: phosphorſaure Kalkerde 51,01, kohlenſaurer Kalk 11,30, flußſaurer Kalk 2,00, phosphorſaurer Talk 1,16, ſalzſaures Natron 1,20, Knorpel (größtentheils Gallert und Waſſer) 32,17, Blutgefäße 1,13. Die Gallert, welche ſchon bei Erwachſenen gegen ein Drittheil der Knochenmaſſe beträgt, iſt bei Kindern mit noch vorherrſchenderem Verhältniß im Knochen vorhanden, ſie iſt es welche dieſem ſeine Geſtalt giebt und ſie noch für ſich allein behält, wenn die erdigen Theile durch Säuren (z. B. verdünnte Salpeterſäure, Phosphorſäure, ſelbſt durch ſauer gewordne Menſchenmilch) aufgelöst und dann hinweggewaſchen ſind. Ein ſolcher, blos aus Gallert beſtehender Knochen iſt biegſam, wie dies die Kunſt und in den Fällen der Knochenerweichung auch die krankhafte Natur darthun kann, während dagegen ein Knochen, der ſeinen Gallertgehalt durch Kunſt oder Natur verloren hat, ſehr ſpröd und leicht brüchig iſt.

Die Beinhaut geht von einem Knochen zum andern über und bildet dabei öfters an den Punkten des Ueberganges von einem Knochen zum andern (an den Gelenken) ſtrangartig verdickte Partieen: ſogenannte Bänder. Auf dieſe Weiſe ſind alle einzelnen Theile des eigentlichen Skeletes zu einem zuſammenhängenden Ganzen verbunden. Es fügen ſich außer dieſem die unbeweglichen Knochen, z. B. des Schädels durch zackige Nähte, die des Geſichts mit glattrandiger Angränzung, durch ſogenannte Harmonien zuſammen. Die beweglichen Knochen der Glieder ſind an ihren ſich berührenden Enden mit elaſtiſchem, meiſt aus Gallert gebildeten Knorpel bekleidet, aus deſſen Maſſe ſich öfters auch im Innern des Gelenkes ein Band bildet. Aeußerlich bildet die Beinhaut um die Knochenenden die geſchloſſene Gelenkkapſel; das Innre der Beinhaut iſt hier mit der Synovialhaut ausgekleidet, die Synovialflüſſigkeit, von eiweißartiger Natur, erfüllt die Gelenkhöhle. In krankhaften Zuſtänden, z. B. der Gicht, ſetzt ſich zuweilen auch an dieſen Stellen aus der ſchmerzhaft entzündeten Beinhaut Knochenerde ab, und die Gelenke verwachſen; andre Male läßt uns die heilende und ergänzende Naturkraft Fälle ſehen, wo aus der Beinhaut eine neue, geſunde Knochenmaſſe ſich erzeugt, welche nun die alte, erſtorbene, von außen umſchließt und ſie zuletzt hinausdrängt.

Mit den Jahren der Mannbarkeit, von wo an das Hinterhauptsbein mit dem Keilbein zu einem Ganzen verwächst, wird die Zahl der eigentlichen Schädelknochen ſieben (m. v. v. Baer a. a. O. S. 51), nämlich 1 Stirnbein, 2 Scheitel-, 2 Schläfenbeine, 1 Siebbein, 1 gemeinſames Grund- und Hinterhauptsbein. Vierzehn Geſichtsknochen, nämlich 2 Oberkieferbeine, welche einen ſehr bedeutenden Antheil an der Geſtaltung des Geſichts haben, 2 Jochbeine, 2 Gaumenbeine, 2 Naſenbeine, 2 Thränenkanalbeine, 2 Riechmuſchelbeine, 1 Pflugſcharbein, 1 Unterkieferknochen. Von den 32 Zähnen war ſchon oben die Rede, von den zweimal 3 Gehörknöchelchen ſo wie von den Zungenbeinen wird ſie es noch ſpäter ſeyn.

Die Wirbelbeine bilden zwiſchen ihrem vorderen, dickeren Theil (dem Wirbelkörper) und dem von ihnen auslaufenden geſchloſſenen Bogen jenen rundlichen Kanal, durch welchen das Rückmark verläuft. Zwiſchen den Wirbelkörpern liegt weicher Faſerknorpel, welcher in etwas zuſammendrückbar iſt und durch ſeine Nachgiebigkeit eine Art von Beweglichkeit der Wirbelſäule begründet. Nach hinten geht von dem Wirbel der Dornfortſatz aus, nach den Seiten die Querfortſätze, überdies nach oben 2 und nach unten 2 ſchiefe, oder Gelenkfortſätze, mittelſt welcher ſich ein Wirbel mit dem andern verbindet.

Der Halswirbel ſind ſieben. Von ihnen iſt der oberſte (der Atlas oder Träger) ſo mit dem Kopfe verbunden, daß dieſer mit den beiden Höckern am Hinterhauptloch auf ſeinen beiden Gelenkfortſätzen ruhet. Es erlaubt dieſe Art der Zuſammenlenkung die Beugung des Kopfes von vorn nach hinten, während die Zuſammengelenkung des erſten Halswirbels mit dem zweiten (dem Dreher oder Epistrophaeus) auch eine Bewegung des Schädels und des erſten Halswirbels um den zahnförmigen Fortſatz dieſes zweiten möglich macht. Mit einem von oben nach unten zunehmenden Verhältniß der Maſſe folgen auf die Halswirbel die 12 Rückenwirbel, an welche ſich die Rippen anlegen, herauf die 5 Lendenwirbel. An das letzte Lendenwirbelbein ſchließt ſich das Heiligenbein oder Kreuzbein an, welches durch Verwachſung von 5, zuweilen auch 6 unvollkommnen Wirbelbeinen zu einem Stück entſtanden erſcheint. Dieſe unvollkommnen Wirbel zeigen ſich, weiter nach unten, immer verkümmerter und in abnehmender Größe, doch verläuft in ihnen das letzte Ende des Rückmarkes, während dagegen die 3 oder 4 noch kaum an die Geſtalt der Wirbel erinnernden Kukuksbeine, mit denen nun unterhalb dem Kreuzbein die Wirbelſäule endet, keinen Kanal mehr für das Rückenmark enthalten.

Von den 12 Paaren der Rippen ſchließen ſich mit den vordern knorplichten Enden nur 7 an das in jüngeren Jahren aus 3 Stücken zuſammengeſetzte Bruſtbein an; ſie heißen deshalb wahre Rippen. Von den 5 übrigen (falſchen) Paaren endiget das unterſte, öfters auch das nächſt unterſte, ganz frei, während ſich die Knorpel der 3 oder 4 oberen Paare zuſammenlegen und ſo nach oben ziehen. Die Rippenknorpel verknöchern meiſt (doch nicht immer) im hohen Alter.

Der Oberarmknochen iſt durch das Schulterblatt und das Schlüſſelbein mit dem Rumpfe verbunden; an jenes durch ein ſogenanntes freies (allſeitige Bewegung verſtattendes) Gelenk. An den Oberarm ſchließen ſich die beiden Unter- oder Vorderarmknochen (Ellenbogenbein und Speiche) durch ein, nur Beugung und Streckung verſtattendes Charniergelenk an, während dagegen die Verbindung der Hand mit dem Vorderarm wieder durch ein freies Gelenk geſchieht. Die Handwurzel beſtehet aus 8, in 2 Reihen liegenden Knochen: dem Kahn-, Mond-, dreieckigen- und Erbſenbein, dann nach vorn dem großen und kleinen vielwinklichten, dem kopfförmigen und Hakenbein. Es liegen dieſe mit ihren breiten Flächen an einander, ſind deshalb nur ſehr wenig beweglich (am meiſten noch das Erbſenbein). Von den 5 Röhrenknochen der Mittelhand iſt nur jener, der den Daumen trägt, abgeſondert und frei beweglich; die andern 4 ſind enger unter ſich und mit der Handwurzel verbunden. Die eigentlichen Finger beſtehen: der Daumen aus 2, die andern aus 3, durch Charniergelenke verbundnen Gliedern, es finden ſich aber beim Daumen ſtatt des fehlenden dritten Gliedes, zwiſchen dem untern Glied und ſeinem Mittelhandknochen, die beiden erbſengroßen Seſambeine. Es beſteht mithin die ganze Hand aus 29 Knochen, von welchen 24 von der Handwurzel nach den 4 Handfingern in 4 Reihen angeordnet ſind, 5 den Daumen bilden. Zu dieſen eigentlichen Knochen geſellt ſich im niedern Thierreich noch die zerreißende, aus Hornſubſtanz gebildete Klaue.

Die untern Extremitäten fügen ſich an die Hüftbeine, welche die Beckenhöhle bilden, und deren 3 in der Kindheit durch Knorpel geſchiedene Theile: das Darm-, das Sitz-, das Schoosbein, ſpäter zu einem Ganzen verwachſen. Der kugliche Gelenkkopf des Oberſchenkels (Femur) lenkt ſich in die tiefe Pfanne des Hüftbeins ein, und bildet hier ein ſogenanntes Nußgelenk. An den Oberſchenkel fügt ſich durch ein Charniergelenk das Schienbein an und an dieſes das Vorderbein, ſo wie vorne, zwiſchen Oberſchenkel und Schienbein die Knieſcheibe. Die bedeutend große, zum aufrechten Gange gebildete Fußwurzel beſteht aus dem mit dem Schienbein und Wadenbein durch Charniergelenk verbundnen Sprungbein, an welches ſich nach hinten und unten das den Körper beim Stehen ſtützende Ferſenbein anfügt, dann an dieſes das Kahn- und Würfelbein, an jenes wieder die 3 Keilbeine. An den übrigen Knochen des Fußes findet ſich dieſelbe Anordnung wie an jenen der Hand, nur daß die große Zehe enger und näher an die übrigen Zehen gefügt ſteht, ſo daß ſie nicht wie an einer eigentlichen Hand dieſen ſich entgegenſtellen kann.

Die Geſammtzahl der Knochen des Skeletes wird von v. Baer (S. 47) auf 253, von Sömmering auf 261 bis 263 berechnet, weil jener bei ſeiner Angabe das Skelet im ſpätern, reifern Alter, dieſer das der frühern Jugend vor Augen hat.

Die Knochen iſt nach außen, wo er an die Beinhaut gränzt, am dichteſten und feſteſten, dann blättrig, dann locker zellig oder hohl; gegen die Enden zu innen netzförmig und in den Enden ſelber ſchwammig. Es enthält daher das dickere Kopfende eines Röhrenknochens auch nicht mehr Knochenmaſſe, als die feſtere oder dünnere Mitte. Das Mark beſteht aus kleinen (etwa 1/[illegible] eines Zolls betragenden) Kügelchen, über deren jedes ſich kleine Blutgefäßenden verbreiten, denn es hat Arterien (aus denen es ſich abſondert), Venen und einſaugende Gefäße, aber keine Nerven. Im Zuſtand des Ungebornen ſo wie in manchen Krankheiten iſt dieſer zur dicken ölartigen Conſiſtenz comprimirte Aushauch der Arterienenden nur gallertartig.

Die Vollendung der Knochenbildung erfolgt im männlichen Körper früher als im weiblichen, bei Solchen, die ihre Muskeln ſtark anſtrengen, früher als bei denen die viel ruhen. Dies ſetzt dann auch dem Wachsthum Gränzen, denn Thiere, die nur Knorpel haben, z. B. Knorpelfiſche, wachſen immer fort. (Sömmering a. a. O. I. 13.)

Unter allen Knochen vollenden ſich am früheſten die des innren Gehörorgans und dann jene, welche den ſtärkſten, willkührlich beweglichen Muskeln dienen. Zuweilen bildeten ſich anfänglich abnorm fehlende Knochen im Verlauf des Lebens noch nach, z. B. die Gaumenknochen (m. v. Sömmering a. a. O.).

Ueber die Wechſelbeziehung, in welcher die Entwicklung des Gehirns mit der Bildung und Geſtaltung der Schädelknochens ſtehet, ſ. m. die Bemerk. zum §. 17.

Die Muskeln und ihre Bewegung.

§. 15. Die Hauptmaſſe des thieriſch-menſchlichen Leibes, den vorwaltenden Beſtandtheil deſſelben, bilden die Muskeln. Die Sprache aller Völker hat dieſe, ſeit den älteſten Zeiten, mit dem Namen Fleiſch bezeichnet, und hierauf nach der vorherrſchenden Maſſe das ganze thieriſche Weſen Fleiſch genannt, deſſen Kraft und Herrlichkeit vergehen wie das Gras des Feldes und wie des Graſes Blume. Denn die Muskeln ſind es, durch deren Bildung und Bewegung das innre, unſichtbare Bewegen des Lebens erſt zu einem ſichtbaren; die innre, verborgene Kraft erſt zu einer äußerlich wahrnehmbaren, eben hierdurch aber auch zu einer ſterblichen, vergänglichen wird.

Durch die Muskeln empfängt das Thier erſt jenen eigenthümlichen Charakter, welcher es äußerlich von der Pflanze unterſcheidet: freie Bewegung des ganzen Leibes und der einzelnen Gliedmaßen; Ausdruck der Kraft und der Stimme.

An einem kräftigen Menſchenleibe beträgt die Maſſe des Muskelfleiſches reichlich die Hälfte des geſammten Gewichts. Rechnet man hiezu die den Muskelbewegungen zunächſt dienenden Knochen, ſo wie jenen Antheil der allgemeinen Blutmenge, welchen die Muskeln beſtändig, als nothwendigen Zubehör ihres Weſens, in ſich bewegen, endlich jenen Theil der Haut, welcher als äußerer Befeſtigungspunkt, ſo wie der Knochen als innrer ihnen zugehört; ſo erkennt man leicht: daß der thieriſchen Bewegung mehr als vier Fünftheile des geſammten Leibes dienen.

Das unbewaffnete Auge erkennet an dem Muskel ein Gewebe von Faſern, welche meiſt parallel, oder von dem Punkt der Anheftung büſchelförmig auseinander ſtrahlend verlaufen, öfters aber auch in ihren einzelnen Schichten ſich durchkreuzen oder in einen Kreis (ringförmig) ſich zuſammenfügen. Es ſind dieſe Faſern meiſt roth gefärbt, von häutigem Zellgewebe umkleidet und durchſetzt, ſie endigen ſich meiſt in eine feſte, zähfaſrige Senne oder Sennenhaut, von der weißlichen Farbe des Knochens. Im geſunden Zuſtand zeiget ſich an der Senne weder Reizbarkeit noch Empfindung; auch hierin iſt ſie dem Knorpel und Knochen verwandt, in deſſen feſte Beinhaut ſie ſich an dem Punkte ihres Anſetzens verwebt und verliert. Zuweilen (bei den ganz oder halb gefiederten Muskeln) gehet die Senne mitten durch die Subſtanz des Muskels oder unter gerader Richtung von einem Punkte des Anſatzes nach dem andern hin, alsdann verlaufen die Muskelfaſern nicht allmälig, indem ſie immer feſter und gedrängter werden, in die Sennenfaſern, ſondern ſetzen ſich unter einem ſchiefen Winkel an dieſe, wie an ein ſelbſtſtändiges Gebilde an.

Die rothe Färbung des Muskelfleiſches, ein noch in der Verwandlung zur Faſerform begriffenes Blut, verliert ſich durch ein länger fortgeſetztes Waſchen. Es bleibt zuletzt nur noch die ſchon vollkommen entwickelte und vollen-

dete

dete Faſernmaſſe, von weißlicher Farbe zurück. Ein weiter fortgeſetztes Zergliedern und die Betrachtung durchs Vergrößerungsglas läſſet alsdann in den größeren Faſerbündeln mehrere kleinere erkennen und auch dieſe wiederum aus noch kleineren, vereinzelten Faſern zuſammengeſetzt erſcheinen. Dieſe Verkleinerung der ſich immer gleichbleibenden Grundform der Längs-Fiber iſt von den Zergliederern bis zu einer Gränze geführt worden, an welcher ſie zuletzt die für einfach und weiter nun nicht mehr theilbare (Elementar-) Faſer des Muskels zu erblicken glaubten, „deren Durchmeſſer kaum den tauſendſten Theil einer Linie betrug, und bei welcher es ungewiß erſchien, ob ſie hohl oder ſolid ſey.“ Eine Zertheilung, welche übrigens an die Zertheilung des Bleiglanzes oder Kalkſpathes erinnert, wobei das zerlegende Auge nichts anders erfährt, als daß dieſe Körper, die Zertrümmerung gehe noch ſo ſehr ins Kleine, auch noch in ihren Stäublein daſſelbe Geſetz des Zuſammenhaltens, dieſelbe Grundform beibehalten.

Die chemiſche Zergliederung der Muskelfaſern verwandelt drei Viertheile ihres Gewichtes in Waſſer; im übrigen Viertheile wird als vorherrſchender Antheil der oben erwähnte Faſerſtoff erkannt. Die Sennen löſen ſich durch Kochen faſt ganz in Gallert auf.

Die letzten Enden der Blutgefäße, welche an den Muskel verlaufen, fügen ſich hier auf eine Weiſe ein und neben einander, wie ſonſt in keinem andern Organ des Leibes. Sie theilen ſich nämlich in linienartige mit den Muskelfaſern und mit einander ſelber parallel laufende Zweiglein. Auch hierdurch, in dem Annehmen der gleichen Form und Richtung, ſcheint ſich eine nähere, unmittelbarere Verwandtſchaft des Blutes zu den bewegenden als zu allen andern Organen anzudeuten, und das oben erwähnte, dem Muskel die rothe Farbe gebende, noch in der Verwandlung begriffne, zur Fiber werdende Blut ſcheint bei der Reizbarkeit und Bewegbarkeit des Muskels durch den Nerven ein weſentlicheres und nothwendigeres Medium, als die ausgebildete, vollkommen abgeſchiedene Faſer, welche der dem Abſterben und der Wiederauflöſung ſich nähernde Theil des Fleiſches iſt. — Die an den Muskel gehenden Nervenfäden veräſteln ſich mit unwahrnehmbarer Verendung, wie es ſcheint, am ſchleimigen Zellgewebe.

Wir unterſcheiden zwei unter ſich ſehr verſchiedene Arten und Ordnungen der Muskeln: jene der willkürlichen und die der unwillkürlich beweglichen. Die letzteren, welche ihre Nerven aus dem Ganglienſyſtem empfangen, von welchem wir im §. 17 ſprechen werden, ſind mit ihrem Bewegen auf ein von außen aufgenommenes Element gerichtet, welches ſich, obgleich ſchon vom Leibe umfangen, gegen dieſen noch immer als etwas Fremdartiges, Abgeſondertes verhält. Die willkürlichen Muskeln dagegen werden durch ihre Nerven zu einer Bewegung gegen den Knochen getrieben, welcher nach dem vorigen §. ebenfalls, ein mitten im lebenden Leibe Ausgeſchiedenes, Todtes, Beſonderes darſtellt. So gehet die Richtung des Bewegens in beiden Fällen von dem lebenden Centrum nach einem noch nicht zum lebenden Blute gewordenen oder durch ſelbſtſtändige Thätigkeit aus dieſem wieder abgeſonderten Lebloſen hin. Der Wille aber vermag ſich nur nach dem Letzteren, gleichſam durch einen Act des Selbſterkennens Abgeſchiedenen, *Starren und Ruhenden* hin zu bewegen. Die willkürlichen Muskeln ſind daher faſt ohne Ausnahme mit dem Knochen oder Knorpel verbunden, die unwillkürlichen, wie die des raſtlos ſich zuſammenziehenden und ausdehnenden Herzens, und die des wurmförmig ſich bewegenden Darmcanals, verlaufen an häutige Höhlen, welche, ſo wie die Beinhaut den Knochen oder Knorpel, das fremde, äußere Element umfaſſen. Unter den willkürlichen Muskeln bilden demnächſt auch die ausſtreckenden mit den Beugemuskeln einen, wenn auch minder augenfälligen Gegenſatz. Eben ſo wie nach §. 14. das Knochenſkelet in allen ſeinen einzelnen Theilen ſymmetriſch nach beiden Seiten ausgetheilt und angeordnet iſt, ſo ſind dies auch die willkürlichen Muskeln, während die Anordnung der unwillkürlichen ſo unſymmetriſch erſcheint, als die des Verdauungsganges und der Blutgefäße. Wir zählen am Menſchenleibe gegen zwölfmal ſiebenmal ſieben deutlich unterſcheidbare Muskeln.

Aeußerlich betrachtet ſcheinet ſich die Wirkſamkeit dieſer Bewegungsorgane auf eine Zuſammenziehung, Verkürzung ihrer Fibern zu gründen, wobei der äußere, an Maſſe untergeordnete Theil des Leibes oder eines einzelnen Gliedes, an welchem der Muskel mit ſeinem dünneren Ende (Schwanze) ſich anſetzt, nach dem Stamm des Leibes oder nach jenem Theil des Knochens hingezogen wird, welcher von überwiegender Maſſe iſt, und an welchem das ſtärkere Ende (der Kopf) des Muskels ſich anheftet. Zwiſchen beiden Anſätzen oder Enden findet ſich insgemein eine maſſigere, ſtärkere Zuſammendrängung des Fleiſches, der ſogenannte Bauch deſſelben. Beobachtungen haben gezeigt, daß der Muskel bei ſeiner Wirkſamkeit ſich wirklich nach allen Richtungen zuſammenziehe, alsdann einen kleineren Raum einnehme als im Zuſtand der Erſchlaffung. Die eigenthümliche Natur des Muskels, vermöge welcher derſelbe im lebenden und geſunden Zuſtande durch den Einfluß des Willens, im kranken Zuſtande ſo wie ſelbſt noch einige Zeit nach dem Abſcheiden vom Leben, durch andre, fremde Einflüſſe zum Zuſammenziehen getrieben wird, iſt ſchon ſeit älterer Zeit mit dem Namen der Reizbarkeit bezeichnet worden.

Die bewegende Kraft der Muskeln, wenn wir ſie nach dem Geſetz der Mechanik berechnen, erſcheint uns als ein unbegreifliches Wunder. Denn es geſchieht die Anfügung an den Theilen, jenem Geſetz ganz zuwider, in Stellungen und unter Winkeln, wobei der größte Theil der Kraft verloren gehen muß, und man hat berechnet, daß der Deltamuskel des Armes, wenn er am ausgeſtreckten Vorderarm ein Gewicht von fünf und fünfzig Pfunden emporhebt, hierzu einer Kraft von fünf und zwanzig Centnern bedürfe. Wirken doch ſelbſt, abgeſehen von der Weiſe der Anheftung, die Muskeln des Gebiſſes, wenn durch dieſes der feſte Kern einer Pfirſiche oder Morelle zerdrückt wird, mit einer Kraft, welche die des mechaniſchen Druckes, den die Laſt des geſammten Leibes ausüben könnte, zwei- ja dreimal übertrifft. Denn die Steine jener Früchte werden nur durch eine Laſt von mehreren Centnern zerdrückt. Nicht minder wunderbar als die ſtoßende oder hebende Kraft erſcheint dann auch, nach Formeln der Mechanik berechnet, die Schnelligkeit der wirkenden Muskeln. Es werden indeß, bei ſolchen Berechnungen, Vorgänge mit einander verglichen, deren wirkende Urſachen eben ſo verſchieden unter einander ſind, als die auflöſende Kraft der Wärme und die mechaniſch zertrümmernde einer herabſtürzenden Laſt. Den Demant, auf eiſernem Ambos liegend, vermag eine auf ihn gelegte Laſt von vielen Centnern nicht zu zertrümmern, während der Einfluß des ganz unwägbaren Sonnenſtrahles, im Focus des Brennſpiegels, in wenig Augenblicken ihn auflöſt und zerſtört. Daſſelbe Stück Metall, welches eine Kraft von mehreren Centnern noch nicht zerreißet, wird von einer Säure, deren Gewicht nur wenige Loth beträgt, gänzlich zertheilt und zernichtet.

Der innre Grund und Vorgang der Muskelbewegungen wird durch unſre mathematiſchen Formeln nicht erreicht. Der obere, unſichtbare Anfang des Lebens, wo er in die Sichtbarkeit und gröbere Leiblichkeit eingehet, wirket hier zuerſt auflöſend und zerſtörend auf die Bande des niederen Beſtandes: der Schwere und Starrheit. Daher wecket das Licht zuerſt in der unteren Region, auf welche es herabfällt, die auflöſende Wärme, und in der Geſchichte der Natur hat jede Entwicklungsperiode mit einer Zerſtörung und Zertrümmerung des alten, ſchon vorhandenen Grundes begonnen, ſo wie ſich die Annäherung des Frühlinges durch Sturm und Orkane verkündigt. Nach dem vorhin erwähnten Geſetz einer fuga vacui, welches durch die Reiche des Lebens und des Todes hindurchgehet, kann jenes nur da, wo dieſes ſich auflöſt, in ſeine Stätte hineindringen; wie die Strahlen der Sonne durch das zerſtreute, aufgelöſte Gewölk. Die Beſtimmung der Muskelthätigkeit: die freie Bewegung des geſammten Leibes und der einzelnen Gliedmaßen gehet auf ein beſtändiges Aufheben und Beherrſchen des Zuges der Schwere und der Starrheit hinaus. Die Muskelthätigkeit verhält ſich dann, zu der höheren Thätigkeit der Nerven, vorbereitend, Bahn machend, wie die Wärme zum Licht.

Wie ein zuckender Blitz, ſchnell und gewaltig, bricht das innre Leben, da wo es ſein waltendes Geſetz der untern Region mittheilt, durch die Muskeln hindurch. In der That, wäre nicht die ihrer Natur nach zerſtörende und furchtbare Macht des Begegnens der beiden Regionen auf vielfältige Weiſe im lebenden und geſunden Körper gehemmt, gebrochen und nach dem wohlthätig ſie aufhaltenden Knochen abgeleitet, wir würden ſie öfters in jener der niederen Leiblichkeit feindſeligen, ſchreckhaften Form erblicken, in welcher ſie uns die Geſchichte der Convulſionen und Krämpfe kennen lehrt. So aber iſt die Zerſtörung, der Tod, welchen die oberen, unſichtbaren Lebenskräfte durch ihre Annäherung der geſammten Region ihrer niedern Leiblichkeit bringen würden, dadurch von dem Ganzen abgewendet, daß ſich unaufhörlich, durch einen ſelbſtſtändigen (gleichſam freiwilligen) Act des Lebens, ein Theil des Ganzen als Todtes, Sterbendes aus dem lebendig bewegten Leibe abſcheidet und ſo den vernichtenden Impuls auf ſich hinleitet. Dieſes geſchiehet zunächſt durch den Vorgang der Knochenbildung, obgleich auch das Geſchäft der Ausdünſtung und Ausſonderung aus der Haut, ſo wie einige andere hiermit verwandte Vorgänge im Innern des Leibes, eine ähnliche Beſtimmung haben.

Bemerk. Die gewöhnliche Eintheilung der Muskeln iſt: in willkürlich und unwillkürlich bewegliche, oder in Muskeln des animaliſchen und plaſtiſchen Lebens. Die erſteren nehmen faſt den ganzen Raum zwiſchen den Knochen und der äußern Haut ein, die letztern finden ſich zumeiſt an den Organen der Bruſt- und Bauchhöhle: Herz, Darmkanal u. ſ. Die willkürlich beweglichen Muskeln empfangen ihre Nerven aus Gehirn und Rückmark, und zwar, mit Ausnahme der Augenmuskeln, ein größerer Muskel auch mehr und größere Nerven als ein kleiner; die unwillkürlich beweglichen aus dem Ganglienſyſtem. Auch die äußerſt wenigen Nervenfädchen, welche ans Herz gehen, kommen aus dieſem Syſtem. Der Geſtalt und Anfügung nach unterſcheidet man ſolche Muskeln, die in Sennen, und ſolche, die in Aponeuroſen (Sennenhäute) enden; gefiederte, halbgefiederte, Ringmuskeln oder Schließmuskeln; zweiköpfige (am feſteren, vorherrſchenden Anſatzpunkt mit doppeltem Anfang entſpringend) und zweibäuchige.

Außer dem Faſerſtoff zeigen ſich noch im Muskelfleiſch Osmazom, Färbeſtoff des Blutes, Eiweiß, Gallert, phosphorſaurer Kalk, phosphor-, ſalz- und milchſaures Natron.

Die feinſten noch durchs Vergrößerungsglas unterſcheidbaren Faſern der Muskeln erſcheinen am Herzen, Schlund, Magen und Harnblaſe äſtig und wie zu kleinen Scheibchen verwebt, andre durch die ſie verbindenden Querfaſern knotig. Sie ſind ſo fein, daß ſie, im Fall ſie hohl wären, noch nicht den 46ſten Theil eines Blutkügelchens durchlaſſen könnten, ſind 40 mal feiner als das feinſte Menſchenhaar. Sie erſcheinen unter 278malliger Vergrößerung in der Mitte hell, am Rande dunkel; Asbeſtfäden hingegen umgekehrt in der Mitte dunkel, am Rande hell.

Die Reizbarkeit des Muskels und ſeine eigenthümliche Kraft hängt ſehr mit dem Athmen der Lebensluft zuſammen und von ihm ab. Bei Unterdrückung des Athmens wird die Muskelkraft gelähmt, die Reizbarkeit erliſcht bei erſtickten Thieren und Menſchen ſehr ſchnell nach dem Tode, während am Leibe eines Guillotinirten ein Theil des Herzens noch neun Stunden nach dem Tode zu Contractionen gebracht werden konnte. So zuckten auch die Muskeln eines Lachſes, dem man gleich, nachdem er gefangen worden, den Kopf zerknirſchte, noch 12 Stunden nachher, und ein abgeſchnittener Viperkopf biß nach Redi noch am zwölften Tage. So nothwendig aber auch das Athmen für die Unterhaltung der Reizbarkeit erſcheint, wird dennoch ein Muskel, deſſen Arterie unterbunden worden nur ſehr langſam (durch Entziehung der Nahrung) gelähmt, gleichſam ausgehungert; das Athmen oder ſeine Unterbrechung belebt oder lähmt mithin den Muskel nur mittelbar durch den Nerven. Eben ſo vertilgt auch Opium die Reizbarkeit der Muskeln nur mittelbar, durch ſeine Einwirkung auf die Nerven. Seine Anwendung hat daher auf die Irritabilität des Herzens nur ſehr wenig Einfluß, weil das Herz faſt keine Nerven hat. Uebrigens wirkt auch (durch das Blut) das eingeathmete Oxygen unmittelbar auf die Muskeln, und das Fleiſch der mit Sauerſtoff (den man ihnen lange fort einzuathmen gab) überladenen Thiere iſt dunkelrother, zäher, härter, trockner als gewöhnlich. „Alles was im Körper den Sauerſtoff vermehrt, vermehrt auch zu gleicher Zeit die Reizbarkeit" (Sömmering a. a. O. III. S. 23). Im jüngeren, zartern Subjekt iſt der Muskel reizbarer, dagegen ſind ſeine Bewegungen im älteren kräftiger, ſtärker und anhaltender.

Von der Verwandtſchaft der aus dem Nerven auf den Muskel wirkenden Kraft der Elektricität (ſich verrathend bei elektriſchen Fiſchen) ſ. m. den §. 17.

Bemerkenswerth iſt der Antagonismus der Muskeln: z. B. der Strecker und Beuger und die Aufeinanderfolge ihrer Thätigkeiten.

Krampfhaft zuſammengezogene oder ſonſt in heftige Bewegung geſetzte Muskeln zeigen eine geſchlängelte Form ihrer Faſern, die ſelbſt nach dem Tod noch deutlich bleibt. Am Darmkanal, an der Urinblaſe, zeigen die Muskelfaſern auch beim heftigſten Reize nur eine Zuſammenziehung; an den eigentlichen und vollkommenen Muskeln, z. B. der Glieder und des Herzens gerathen ſie in eine zitternde (von einem mehrmaligen Abwechſeln von Zuſammenziehung und Ausdehnen herrührende) Bewegung.

Ein Muskel zieht ſich in weniger als einer Terze Zeit zuſammen. Haller, nach Boiſſier, ſchlägt die Bewegung des Herzohrs in einem Hühnchen auf 4 Terzien Zeit an, und es beträgt die Zeit der Muskelcontraction bei einem engliſchen Wettrennpferd, welches in einer Sekunde 82 Fuß durchrennt, gar nur $^1/_{70}$ Sekunde. Auch bei den perſiſchen Läufern geſchieht nach Haller die Zeit der Contraction des geraden Schienbeinmuskels in weniger als einer Terze Zeit, ja bei den berühmten Läufern des Alterthums Philippides und Philonis in noch nicht $^1/_2$, bei einem ſchnelllaufenden Hunde $^1/_6$, bei dem Griffelzungenmuskel eines ſprechenden Menſchen $^1/_8$, bei einer Brieftaube, welche in 9—10 Minuten 30 Meilen durchfliegt, in $^1/_{11}$ Terze. Haller. El. Phys. L. XI. Sect. II. §. 25. Der Wille vermag auch nur einzelne Partieen eines Muskels (durch Aufregung eines einzelnen Nervenzweiges) in Bewegung zu ſetzen, während die übrige Maſſe ruht.

Den Bewegungen der willkürlichen Muskeln folgt bald Ermüdung, während die unwillkürlichen ſich auf viel ſchwächere Reize und unermüdet bewegen. Die willkürlichen Muskeln ganz beſonders werden durch Uebung und Gebrauch ſtärker.

Die zerſtörten Muskelfibern erzeugen ſich bei vollkommneren Thieren nicht wieder, ſondern die Narbe wird durch Zellſtoff ausgefüllt.

Eine todte Muskelmaſſe wird von einem Gewicht zerriſſen, welches ſie während des Lebens ſehr leicht bewegte; eher brechen Knochen als daß Muskeln reißen, welches übrigens dennoch in Krämpfen geſchehen ſeyn ſoll (nach Haller. Elem. Phys. Tom. IV. p. 556).

Wenn die Muskeln des Fußes beim Hüpfen und Springen den ganzen Körper in die Höhe ſchnellen, oder wenn der ganze Leib von den beiden Fingerbeugern, dem geſpaltnen und Spalter von 1, ja nur von einem Finger getragen wird; ſo iſt ſchon dieſes eine ungemeine Kraftäußerung. Noch mehr, wenn in jenen Fällen, welche Haller a. a. O. L. XI. Sect. II. §. 26. anführt, Auguſt der Starke ſilberne Teller zuſammenrollte, Hufeiſen zerbrach; ein Andrer eine eiſerne, einen Zoll dicke Stange mit den Händen bog und ausſtreckte, Einer 2, ein Andrer (deſſen Pauſanias gedenkt) 6 Pferde zurück zog; oder wenn Raſende eiſerne Gitter zerbrachen, mehrere Stricke zerriſſen, Einer mit den Zähnen ein leeres Bierfaß aufhob und hinter ſich warf, ein Andrer ein Weinfäßchen, das 116 Unzen enthielt, in Einem Athem austrank und dann hinter ſich warf, welches noch ein Andrer mit einer mehrere Fuß langen Bank that, ja mit einer eiſernen Stange, welche 25 Pfund wog. Der berühmte Thomas Topham hob auf dieſe Weiſe einen 6 Fuß langen Tiſch, an deſſen Ende noch 50 Pfund Gewicht hing; Andre haben ein Gewicht von 300 Pfund mit den Zähnen erhoben. Beſonders die ausſtreckenden Muskeln der Hüfte tragen bei Laſtträgern, welche 300, ja 600 Pfund fortbewegen, dieſes Gewicht, nebſt dem des ganzen Körpers. Wie viel mehr bei jenem Engländer, der, gleich dem Milo von Kroton, einen Ochſen (von 700 bis 1000 Pfund) trug; oder bei jenem Athamas des Plinius, der ſich mit einer Laſt von 1000 Pfunden fortbewegte. In Krämpfen zerriſſen die Muskeln Stricke, welche kaum eine Laſt von 1680 Pfund zerriſſen hätte. Dieſe Gewalt der Muskeln iſt verhältnißmäßig noch größer im niedern Thierreich, indem ein Floh eine Laſt bewegt, die 70—80 mal ſchwerer iſt, als er ſelbſt, während ein Pferd nicht leicht eine über 3 mal ſo ſchwere als es wiegt, fortziehen kann.

Außerordentliche Beweglichkeit und Künſtlichkeit der Verrichtungen, bei vielen Muskeln der verſchiedenſten Organe zugleich, zeigten jene auch in Deutſchland herumreiſenden Indianer, welche an der Stirne ein Bäumlein balancirten und von dieſem mittelſt eines blos vom Munde gerichteten Blasrohrs die künſtlichen Vögel herunterſchoſſen, während ſie zugleich an den Spitzen der Finger und Zehen Ringe bewegten; oder welche mit der Zunge Perlen anfädelten, die ſie im Munde hielten.

Dieſer ungewöhnlichen Beweglichkeit gegenüber, ſteht die eben ſo bewundernswürdige Selbſtbeherrſchung der indiſchen Sanyaſſis, welche einzelne Glieder, ja den ganzen Leib viele Jahre lang unbeweglich in Einer Richtung hielten.

Die Berechnungen über die (vermöge der Anfügung u. ſ. der Muskeln) verloren gehende Kraft, findet man auch bei Haller, a. a. O. von §. 27 an. M. vergl. Sömmering a. a. O. III. S. 35 und v. Baer S. 61, vor allem aber den Erfinder aller dieſer Rechnungen: Borelli de mot. an. prop. 31—36 u. ſ.

Die Sennen oder Muskelenden ſind öfters von Schleimſäcken eingeſchloſſen.

Die Stimme und Stimmorgane.

§. 16. Das thieriſche Bewegen, welches, dem Auge noch unſichtbar, im Nerven ſeinen Anfang nimmt, hierauf im Muskel ſichtbar und fühlbar wird, endet zuletzt an einem feſten, ſtarren Gebilde, welches beim unvollkommneren Thiere die weichen Theile des Leibes als Schale umhüllt, beim vollkommneren als Knochenſkelet ins Innre tritt. Es nähern ſich dieſe harten, aus dem lebendig Flüſſigen ausgeſchiedenen Maſſen, durch ihre Zuſammenſetzung und äußeren Eigenſchaften den feſten Gebilden der unorganiſchen Natur: den Steinen. Die Knochen und Knochenſchalen ſind es auch, welche dem lebenden Thier die Kraft geben, bewegend und verändernd, bauend und zerſtörend ſelbſt auf die feſten, ſchweren Maſſen ſeiner Planetenoberfläche einzuwirken: ſie bilden einen vermittelnden Uebergang zu dieſen Maſſen.

Die Phyſik hat ſchon ſeit längerer Zeit eine innre Verwandtſchaft zwiſchen dem Vorgang der regelmäßigen Geſtaltung der unorganiſchen Körper (der Kryſtalliſation) und jenem des Tönens, Klingens derſelben nachgewieſen. Der Staub oder die Sandkörnlein, welche man auf eine Glasſcheibe ſtreut, bilden, wenn man die Scheibe mit einem Violinbogen ſtreicht und tönen machet, durch ihr Aneinanderfügen nach dieſer oder jener Richtung, eine regelmäßige Figur, welche für jeden Ton eine andre iſt. So ſcheint auch der Ton, den ein klingender Körper, wie etwa ein Glas, beim Anſtreichen von ſich giebt, in einem feſten, nothwendigen Zuſammenhange mit der Geſtalt und innren Zuſammenfügung. Denn ein ſolches tönendes Glas zerſpringt, wenn die Menſchenſtimme oder ein blaſendes Inſtrument in ſeiner Nähe plötzlich einen andren, mit dem Grundton unharmoniſchen (widerwärtigen) Klang angiebt.

Wie der Vorgang der Zuſammenfügung und regelmäßigen Geſtaltung der feſten Körper in der unorganiſchen Natur, ſo iſt auch der Vorgang der Knochenbildung nahe mit jenem des Tönens und Klingens verwandt. Das thieriſche Bewegen, vom Nerven ausgehend, ſetzet die Fibern des Muskels in Schwingungen, welche jedoch meiſt in der Entſtehung und Bildung des Knochens enden, gleichſam verhallen. Oefters wird jedoch, beſonders an einigen Punkten des thieriſchen und menſchlichen Leibes, der Knochen oder die harte Schale ein vermittelndes Zwiſchenglied, durch welches ſich das Vibriren der Muskelbewegung unverändert als das was es iſt: als ein Tönen in die äußere Natur fortſetzet und fortpflanzet, als Stimme vernommen wird. Im niederen Thierreiche gränzet die äußere, harte Schalenbedeckung unmittelbar an die leicht zum Mittönen aufzuregende Luft, und die ſingende Cicade, wie jedes tönende und ſummende Inſekt, bringet den Laut unmittelbar, durch ein Zuſammenbewegen der harten Schilder und äußeren Häute hervor. Am Leibe des vollkommneren

Thiers und des Menſchen iſt es ein eigenthümlicher, innrer Theil des Knochen- und Knorpelſkeletes, welcher die Beſtimmung des Tönens hat. Dieſer, zu einem ſelbſtſtändigen Ganzen ausgebildete Theil des Skeletes iſt nicht wie die andern Knorpel und Knochen ringsum von Muskeln und Nerven und dichtem Gehäute (Fell) überkleidet, oder in ſeinem Innern mit Mark erfüllt, ſondern gränzet faſt unmittelbar, nur durch eine Hautbekleidung abgeſchieden, an die in und durch ihn bewegte Luft an. Er umfaſſet das Syſtem der Stimmorgane. Durch dieſe wird, und zwar zunächſt mittelſt des geſpannten Knorpels, das Schwingen und Beben der bewegten Muskelfibern unmittelbar der Atmoſphäre mitgetheilt, in dieſe fortgepflanzt, und wird auf ſolche Weiſe zur Stimme. Es iſt eine und dieſelbe leibliche Kraft, wodurch ſich das Thier bewegt und wodurch es ſeine eigenthümliche Stimme hervorbringt. Die furchtbar zerſtörende Kraft der Muskeln wird im Löwen als lautes Brüllen vernommen, welches die ſchwächere Thierwelt, noch ehe ihr der zermalmende Zahn genaht, in Schrecken ſetzet; beim Vogel erinnert die ſingende Stimme an die vorherrſchendſte Bewegung ſeines Leibes: an ein genußreiches Schweben auf den Wellen der Lüfte; beim Menſchen iſt die Stimme eben ſo mannichfaltiger Töne fähig, als die Gliedmaßen des Leibes der mannichfaltigſten Bewegungen und Gebärden. Denn mit Recht hat man die Stimme als eine Art der (innern) Gebärdung betrachtet, und ihren Zuſammenhang mit den äußerlich ſichtbaren Bewegungen zeigen unter Andrem die mimiſch-tanzenden Bewegungen, womit einige Singvögel die Töne und Tonwandlungen ihres Geſanges begleiten, und ſelbſt das ermüdete Kamel der Wüſte, wenn ſeine Schritte bei der einfachen Muſik und dem Geſange ſeines Treibers von Neuem kräftiger werden und ſich beſchleunigen, deutet hierdurch auf die innre Beziehung der Muskelbewegung auf den äußeren Ton hin.

Die Organe, welche im höheren Thierreich die Stimme bilden, ſtellen, wie ſchon erwähnt, ein Skelet mit Kopftheilen und Wirbeln und Gliedmaßen im kleineren Abbild dar, ſind eine innre Wiederholung des größeren, ſie in ſich hegenden Knochenſkeletes. Es iſt da ein Kopf, an ihm eine gegliederte Wirbelſäule, aus knorplichten Ringen beſtehend, es iſt da ein Syſtem der Gliedmaßen: die nach allen Richtungen bewegliche, nach ganz eigenthümlichem Bildungsgeſetz aus drei Paaren von Muskeln zuſammengewebte Zunge, welcher ein beſondrer Apparat von Knochen, das Zungenbein mit ſeinen zwei Paaren von Extremitäten, zugeordnet iſt. Die Zunge dienet zugleich als empfindendes Hauptorgan für den Vorgang der Verdauung und als bewegendes Hauptorgan für das Hervorbringen der Sprache; die Luftröhre, mit einer für alle fremden Stoffe außer der Luft höchſt empfindlichen, nervenreichen Haut ausgekleidet, iſt zugleich Hauptorgan zur Aufnahme der Luft beim Athmen und Hauptorgan zur Bildung der Stimme. Zur Bildung der Stimme und Sprache wirken übrigens, außer der Luftröhre und Zunge, die Theile des Mundes: das Gaumenbein, Zähne und Lippen, eben ſo mit, als beim Hören die Theile des äußeren Ohres.

Das Zungenbein bildet einen knöchernen Bogen, auf welchem die Zunge ruhet. Es beſtehet aus einem mittleren Theil, dem ſogenannten Körper, und zwei Paaren von Seitentheilen, von ungleicher Größe, den ſogenannten Hörnern. Einzig unter allen andern Knochen des Leibes iſt daſſelbe frei von der unmittelbaren Verbindung mit dem eigentlichen Skelet, an welches vom Zungenbeine aus nur zwei ſchwache Bänder verlaufen. Dagegen kommen ſchon zu dieſem Theil des kleineren, innren Skeletes von allen Hauptſyſtemen des größeren bewegende Muskeln: vom Schädel jene der griffelförmigen Fortſätze der Schläfebeine, von der Bruſt jene des Bruſtbeins, von den oberen Gliedmaßen jene der Schulterblätter, von den Kauorganen jene der untern Kinnlade, und es wird noch durch andre, beide verbindende Muskeln der Wechſelverkehr der Bewegung zwiſchen Zungenbein und Kehlkopf begründet.

Der Luftröhren- oder Kehlkopf iſt vor dem oberen Ende der Speiſeröhre, vor dem Schlundkopf und, näher als dieſer an der Zunge gelegen. Es wird ſchon hierdurch eine nähere und vorzüglichere Beziehung der Zunge auf die Organe der Stimme, dann auf jene der Verdauung angedeutet. Der Weg der Speiſen und Getränke gehet mithin über den Eingang der Luftröhre hinüber, während der letztere durch den Kehldeckel und den hintern Theil (die Wurzel) der Zunge gegen das Eindringen jener fremden Stoffe geſchützt wird.

Der Kehlkopf wird aus ſieben Knorpeln gebildet, von denen der größte, der Schildknorpel, wiederum aus zwei faſt viereckigen Hälften beſtehet, welche nach vorn zu mit einem auch äußerlich am Halſe ſichtbaren Höcker oder Knotenpunkt verwachſen ſind. Es fügt ſich an dieſen der Ringknorpel, mit welchem nach oben und hinten die gebogenen Schnepfenknorpel verbunden ſind, an deren Spitze die kleinen Santoriniſchen Knorpel ſich anſetzen. Der ſiebente Knorpel iſt der ſchon erwähnte Kehldeckel. Es ſind dieſe einzelnen Knorpel durch Gelenke an einander beweglich und durch Bänder vereint. Zwei Paare dieſer Bänder von vorzüglich ſtraffem Gewebe, ſpannen ſich frei, im Innern des Kehlkopfes von den Schnepfenknorpeln nach dem innern Winkel des Schildknorpels hinüber, und bilden auf dieſe Weiſe die obern und untern Stimmritzen- oder Kehlbänder. Denn jene Spalte, welche ſie zwiſchen ſich laſſen, iſt die Stimmritze, welche durch das Geſchäft der Muskeln, die jetzt die Schnepfenknorpel zurück oder vorwärts beugen, von einander abwärts oder gegen einander ziehen, bald ſtärker angeſpannt, bald ſchlaffer gemacht, bald verengert, bald erweitert wird.

Unmittelbar an den Kehlkopf ſchließt ſich dann die Luftröhre an, deren Stamm aus 18 bis 21 Bögen beſtehet, welche nicht, wie an der Luftröhre der Vögel, zu vollkommenen Knorpelringen geſchloſſen, ſondern nach hinten, etwa zum dritten Theil ihres Umfanges, durch ein musculöſes Faſerngewebe ausgefüllt ſind, welches die Knorpelbögen zuſammenzuziehen und hierdurch die Luftröhre zu verengern vermag. Ein andres musculöſes Gewebe füget die einzelnen Ringe zuſammen, und dienet dieſe an einander zu ziehen: die Luftröhre zu verkürzen.

Die Stimme wird vorzüglich in der unteren Stimmritze gebildet, und es wirkt die innre Weitung des Kehlkopfes zur Verſtärkung derſelben bedeutend mit, wie dies der Bau des Kehlkopfes bei lautſtimmigen Thieren bezeugt. Uebrigens tönet auch beim Singen und Sprechen wenigſtens der Stamm der Luftröhre mit, deren Knorpelbögen hierbei durch die eben beſchriebene Vorrichtung zuſammengezogen und erweitert werden können. Bei den Vögeln findet ſich noch eine Stimmritze am untern Ende des Stammes der Luftröhre, nahe an dem Punkte, wo dieſer in ſeine beiden, nach den Lungen gehenden Aeſten ſich theilen will.

Es wird als äußeres Material und Mittelglied der Fortpflanzung der Stimme beim Tönen und Sprechen die aus den Lungen hervorgeſtoßene, ſeltner und mit größerer Schwierigkeit die eben erſt in dieſelben hineinſtrömende Luft benutzt.

Dieſes ſind die ſichtbaren Ausgangspunkte und Werkzeuge einer Bewegung, wodurch jedes Thier als das was es iſt ſich zu erkennen giebt, und durch welche auch der nicht blos tönende ſondern *ſprechende* Menſch erſt zu dem wird, was er vor allen Lebendigen unſrer Sichtbarkeit iſt: zu einem Meer voller Kräfte, über deſſen Tiefe ein Alles bedenkender, Alles bewegender Geiſt ſchwebt.

Bemerk. Ueber die Klangfiguren und ihr Verhältniß zu den einzelnen, durchs Anſtreichen an die Glasſcheiben hervorgebrachten Tönen vergl. m. Dr. E. F. F. Chladni's Akuſtik, nebſt deſſelben neuen Beiträgen.

Die tönenden Organe bei den Inſekten fallen an die Anſatz- (Ausgangs-) punkte der ſtärkſten Muskeln an die äußere, feſte Bedeckung oder Haut und zugleich in diejenige Region des Leibes, in welcher das Athmen am vollkommenſten iſt.

Mimiſche, tanzende Bewegungen, welche die Töne des Geſanges begleiten, das Steigen, Schweben, Fallen der Töne ausdrücken, zeigen ſich vorzüglich bei einigen Droſſel-Arten, namentlich bei der Spott- und Orpheus-Droſſel (T. polyglottus und T. Orpheus). Selbſt unſer gemeiner Staar bewegt im Tact des ſteigenden Geſanges die Flügel. Manche andere Vögel, z. B. die Numidiſche Jungfrau (Ardea pavonina L.), werden, wenn ſie Muſik vernehmen, durch dieſelbe zu tanzenden Bewegungen aufgeregt, womit ſie im Tact die Töne begleiten.

Zum Hervorbringen der Stimme und ihrer Töne wirkt allerdings auch vorbereitend der mächtige Muskelapparat der Bruſt, welchem das Geſchäft des Ein- und Ausathmens obliegt, indem er die Luft mit der zum jedesmaligen Tone nothwendigen Stärke und Geſchwindigkeit hervorſtößt. Vor allem aber der von allen Richtungen her ſich an die eigentlichen Stimmorgane anſetzende Muskelapparat, deſſen einzelne Muskeln, von den verſchiedenſten Regionen des Leibes, welche hier im Indifferenzpunkt — im Hals — ſich begegnen, ausgehend, Repräſentanten dieſer verſchiedenen Regionen ſind, wie denn überhaupt der Stimmapparat eine Wiederholung und Abbild im Kleinen von dem ganzen Menſchenleibe iſt. Daher auch, weil das entſprechende, kleine Abbild im größern Vor- und Urbild des Leibes die verwandten Bewegungen aufregt, die merkwürdige Theilnahme des ganzen Leibes an den Aeußerungen des Sprach- und Stimmorganes, die ſich nicht

blos

bloß durch ein zugleich Erſchüttertwerden (Mitſchwingen) deſſelben, ſondern durch die ſchon erwähnte Begleitung durch Gebärden, bei Menſchen und Thieren zeigt. Wird das Stimmnervenpaar zerſchnitten und hierdurch den Muskeln des Stimmapparats die Bewegungsfähigkeit benommen, ſo entſteht unvermeidlich ein gänzliches Erſtummen.

Die Stärke der Stimme hängt mithin von der Stärke der Athmungsorgane und der Feſtigkeit des Kehlkopfes; die Verſchiedenheit der Töne von den Modificationen der Stimmritze und des Kehlkopfes ab. Bei hohen Tönen wird die Stimmritze (welche, wenn überhaupt ein Ton entſtehen ſoll, bis auf $^1/_{10}$ oder $^1/_{12}$ Zoll verengert ſeyn muß) noch ungleich bedeutender zuſammengezogen, ihre Bänder ſtärker geſpannt, ſo daß die Schwingungen ſchneller werden. Bei der Erhöhung des Tones wird zugleich der Kehlkopf in die Höhe gezogen, welches Emporziehen für eine Octave faſt einen halben Zoll beträgt. Zum Hervorbringen der tiefen Töne geſchieht das Entgegengeſetzte.

Die Kinnmuskeln der Zunge (genioglossi) gehören der Zunge, dem Zungenbein und dem Schlundkopf gemeinſchaftlich an, er kann, bei geſchloſſnem Mund, das Zungenbein und den Luftröhrenkopf vorwärts und nach oben ziehen, kann mit ſeiner zweiten Portion den Schlund, endlich mit der dritten die Zunge vorwärts bewegen. Er wirkt auch mit bei Eröffnung des Mundes. Die Griffelzungenmuskeln ziehen die Zunge rückwärts und erheben ihre Spitze gegen den Kehldeckel, wirkt nur einer, ſo zieht er die Zunge zur Seite. Die im engern Sinne ſogenannten Zungenmuskeln, drücken die Zunge nieder und zurück, und krümmen ihre Spitze gegen das Band hin. Die fleiſchige Maſſe der Zunge unmittelbar, wird vorzüglich durch die Grundflächenmuskeln (m. basioglossi), breiten Seitenmuskeln (ceratoglossi) und ſchmalen Seitenmuskeln (chondroglossi) gebildet, durch welche alle eigenthümlichen feineren Bewegungen dieſes beweglichſten Organs geſchehen.

Die Vocale der Sprache werden vorzüglich durch die mehr oder minder weite Oeffnung des Mundes und durch Vermehrung und Verminderung des Raumes, den die Zunge durch ihr

Erheben oder Niederſinken zwiſchen ihrer Wurzel und dem Gaumen läßt, hervorgebracht. Dieſer Raum wird am meiſten verengt beim Ausſprechen des J; weniger dann beim E, A, O, U. Dagegen wird der Mund am weiteſten geöffnet beim A, weniger beim E, J, O, am wenigſten beim U. Unter den Conſonanten entſtehen B, P durch Schließen der Lippen, D und T durch das Anlegen des ſich hierbei breit machenden Vordertheils der Zunge an den Gaumen, F durch Hervortreiben der Luft zwiſchen der hineinwärtsgezogenen Unterlippe und der oberen Zahnreihe oder Kinnlade, G durch ein Erheben des mittlern Theils der Zunge gegen den Gaumen. Beim K iſt dieſe Zuſammenbewegung (mit ſtrafferer Zunge) ſtärker, H entſteht durch eine bloße Verſtärkung des durch die Stimmritze gehenden Lufthauches, L durch Verengern des Weges der Luft im innern Munde, mittelſt des feſten Anlegens der Spitze der zugleich verſchmälerten Zunge an den vordern Theil des Gaumens, M durch Schließen der Lippen bei zugleich herabgeſenktem Gaumenſegel, N ebenfalls durch Senken des Gaumenſegels, wobei aber nicht der äußre Mund durch die Lippen, ſondern der innre durch die Zunge geſperrt wird. Beide Buchſtaben werden mithin durch die Naſe geſprochen. Der Buchſtabe R wird durch ein Vibriren (Zittern) der mit ihrem Vordertheil flach an den Gaumen gelegten Zunge, S durch ein ſauſendes Hervordringen der Luft zwiſchen der nach hinten erhobenen, nach vorn geſenkten Zunge und der Oberkinnlade gebildet. Beim Sch iſt der Vordertheil der Zunge gegen den Gaumen erhoben, V iſt ein ſchwächeres F. In einigen Fällen (dem ſogenannten Bauchreden) ſcheinen ſelbſt die innerſten Organe des Mundes: Kehldeckel, Gaumenſegel und Zungenwurzel oder die an dieſe gehenden Muskeln eine ſolche ſelbſtſtändige Beweglichkeit zu beſitzen, daß ſie zu allen Verrichtungen der Zunge und der vorderen Mundtheile beim Sprechen fähig ſind.

Die Schilddrüſe ſtehet mit den Hauptorganen der Stimme in einem ähnlichen polariſchen Wechſelverhältniß und Beziehung als die Milz mit der Leber, die Nebennieren mit den Nieren. Wie ein Nordpol eines Magnets nicht ſeyn und wirken könnte, ohne einen ihm entſprechenden Südpol, einer ohne den andern ſich nicht zu entwickeln vermöchte, ſo ſetzt im lebenden Leibe das Daſeyn und Entſtehen des einen polariſchen Gegenſatzes jenes des andern voraus.

Das Gehirn und die Nerven.

§. 17. An allen bisher betrachteten Organen wird die Verrichtung, welcher ſie im lebenden Leibe dienen, ohne Mühe, ſchon aus dem Bau und der innren Einrichtung errathen. Es wird an der Geſtalt der Hand und der Finger die Beſtimmung derſelben zum Zugreifen, aus der Geſtalt des Fußes jene des Aufrechttragens des Leibes eben ſo deutlich erkannt, als an den Zähnen die des Zermalmens, an dem Darmcanal und Gefäßen die des Umfaſſens und in ſich Führens der Nahrung und des Blutes. Welches Auge ſollte aber aus dem Bau dieſer weißen, zweigartig ſich veräſtelnden Fädchen, welche vom Gehirn und Rückmark aus, meiſt in Geſellſchaft der Gefäße, nach dem Fleiſch und Zellgewebe der einzelnen Theile laufen, jene wundervoll doppelte Kraft vermuthen, welche mit Blitzesſchnelle den bewegenden Willen zu den Gliedern und die Eindrücke einer ganzen Außenwelt, als Empfindung, zum Gehirn leitet? Dieſe Halbkugel von geronnenem Eiweißſtoff, mit ihren labyrinthiſchen Windungen und mannichfach in einander laufenden Kammern, welche als Gehirn alle Theile des Leibes beherrſcht, woran läſſet ſie es uns errathen, daß in dem Geheimniß ihres Weſens der Anfang der Wege des Geiſtes an den vergänglichen Leib, daß in ihm der Punkt des Begegnens ſey, wo ſich ein oberes, ewiges Reich der Gedanken und Gefühle zum vergänglichen Fleiſch und Blut geſellt, ja in die Natur von dieſem verkleidet?

Warum das Sauerſtoffgas der Luft beim Athmen ins Blut gebe, wird aus der Miſchung des letzteren begreiflich, welche ſelbſt dem aus dem Leibe gefloſſenen Blute noch ein anziehendes Vermögen gegen die Lebensluft giebt. Wie das Licht durch die durchſichtigen Häute und Kammern des Auges, der Schall durch die Windungen und Knochengebilde des Ohres an den Nerven gehen, läſſet uns die Aehnlichkeit ihres Baues mit andren das Licht und den Schall leitenden Körpern der äußeren Natur erkennen; wie aber verhält ſich denn dieſe baumartige Markgeſtalt im kleinen Gehirn zu den Tauſenden von Worten und Vorſtellungen, welche an dem geiſtigen Baum des Gedächtniſſes wie Blätter und Blüthen haften; wie verhält ſich das wundervolle Weſen der Einbildungskraft zum markigen Balken und zum Sehehügelpaar, der Verſtand und ſein Geſchäft zu dem Doppelpaar der kleinen Markhügel und der ihnen benachbarten Zirbel? Wie legt denn unſre, das leibliche Gewebe mächtig belebende Seele ein ſolches Gewicht auf dieſe zarten Fädlein von Mark, daß ſie dem Magen die Kraft des Verdauens, der Lunge die des Athmens, jedem Gliede die eigenthümliche Bewegung und Empfindung, mithin die Beſeelung verſagt, ſobald die zu dieſen Theilen gehenden Nerven durchſchnitten worden?

Der Gegenſtand, den wir ſuchen, iſt allerdings nicht in oder hinter, ſondern vor und außer dem Spiegel, in welchem wir ihn erblicken: das Gehirn iſt ſelber nur vermittlender Leiter zu einem unſichtbaren Anfang des Lebens, der ober und außer dem Leibe iſt, wie der Nerve ein Leiter der Empfindung und Bewegung, nach und von dem Gehirn. Dem forſchenden Geiſt jedoch, wenn er nach einem ſolchen Ziele ausgehet, wie die Erkenntniß des Lebens iſt, erſcheinet jeder leiſeſte Fußſtapfen, einer vielleicht nur von ferne den Richtpunkt andeutenden Analogie, der aufmerkſamſten Beachtung werth. Wir verweilen daher zuerſt und hier zumeiſt bei der äußeren Betrachtung des Nerven.

Schon das chemiſche Element, aus welchem Gehirn und Nerven gebildet ſind, erregt Aufmerken. Es iſt ein mit vielem Waſſer vermiſchtes, halbgeronnenes Eiweiß, mithin jener Stoff, welcher in der lebenden Natur überall einen Zuſtand, nicht des Geworden- und Gebildetſeyns, ſondern des Werdens und der Bildungsfähigkeit bezeichnet; jener Stoff, aus welchem wir am Waizenkorn den Halm und die Aehre, am Ei des Vogels das Thier mit allen ſeinen Theilen werden ſehen. Mitten unter den ſchärfer begränzten, grobkörperlicheren Gebilden des Leibes, ſtehet demnach ein noch beſtändig im Werden Begriffenes, Bildungsfähiges; mitten unter den vielfachen, kräftig bewegten Theilen des Leibes ein beſtändig Ruhendes da: ein Ungeborenes oder noch Kindliches, mitten unter den Ausgeborenen und leiblich Gereiften. Und gerade dieſes iſt der Punkt, wo die thieriſche Leiblichkeit für den Einfluß des höheren Lebens zugänglich und durchdringbar (durchſichtig) iſt.

Mit dem geronnenen Eiweiß iſt im Gehirn noch ein kleiner Antheil von milchſaurem Natron, außer dieſem Schwefel und Phosphor vermiſcht, und der letztere, als Säure, zeigt ſich auch mit Kalk- und Talkerde, ſo wie mit Alkali verbunden.

Nächſt dem chemiſchen Element beachten wir denn auch den äußern und innern Bau des Nervenſyſtemes:

Eine weiße, ſennig feſte Haut umhüllet als Scheide die eigentliche, markige Nervenmaſſe. Dieſe letztere läßt ſich leicht in einzelne Faſernbündel zertheilen, welche ein zartes Zellgewebe nur loſe unter einander vereint. Ein weiter nachgehendes Auge meinet öfters in jenen Bündeln die einzelnen Zweige zu erkennen, welche vom Nerven aus nach den benachbarten Theilen, oder umgekehrt von dieſen nach dem Nervenſtamme gehen, und hier wie die Nebenflüſſe von verſchiedener Färbung, die in einen Hauptſtrom hineinfallen, eine Zeit lang noch unterſcheidbar neben der andern Maſſe des Hauptſtammes herlaufen. Die Theilung der Bündel läßt ſich dann noch weiter in einzelne Fäden und bei dieſen wieder in Fädchen fortſetzen, und die letzteren erſcheinen unter dem Vergrößerungsglaſe gleich wie aus kleinen Kügelchen zuſammengeſetzt, welche ein halbflüſſiges, durchſichtigeres Medium umgiebt.

Jene Nerven, welche zu den Sinnesorganen und willkürlich beweglichen Muskeln, ſo wie zu allen andern, noch ſpäter zu erwähnenden, ſymmetriſch angeordneten Organen gehen, endigen oder beginnen ihren ebenfalls ſymmetriſchen Verlauf im Gehirn oder Rückmark.

Das Gehirn, mit den zunächſt zu ihm gehörigen Theilen, ſcheinet, ſelbſt dem Gewicht und der Ausdehnung nach, in einem gleichen Verhältniß zu der übrigen Maſſe des Hauptes zu ſtehen, als die Muskeln nach §. 15. zu den übrigen Theilen des Rumpfes. Die ſieben Knochen der Schädelhöhle bilden ein geſchloſſenes, unzertheiltes Ganzes, während das in ihnen verwahrte Gehirn in eine Mannichfaltigkeit von mehr oder minder deutlich begränzten Theilen geſondert erſcheint; dagegen bleibt im ganzen Verlauf des Rückmarkes die hirnartige Maſſe ein faſt gleichartiges, kaum merklich in einzelne Stränge geſondertes Ganzes, während ſich hier der Knochen in eine Mehrzahl und Mannichfaltigkeit von Wirbeln theilt.

Bei jedem Pulsſchlag ſteiget wenigſtens der ſiebente Theil der geſammten Blutmaſſe des Leibes ins Gehirn und dehnet dieſes ſo aus, daß es die ganze, innre Höhle des Schädels erfüllt, während, beim Zurückſtrömen des Blutes, beide ein Zwiſchenraum ſcheidet. Bemerkenswerth erſcheint es, daß die Blutgefäße, welche ins Hirn gehen: die beiden innren Kopfſchlagadern und die Wirbelſchlagadern, ehe ſie eintreten, ihre gewöhnliche, gerade Richtung verlaſſen, vorher mehrere Windungen und zuletzt eine faſt ringartige Schlinge bilden. Es erinnert dieſes an das oſcillirende Abweichen der Magnetnadel von der gewöhnlichen Richtung, wenn ſich ihrem Kreiſe ein Meteor der höheren Ordnung, wie etwa ein Nordlicht oder Erdbeben, nahet, und es wird die Gewalt des Blutſtromes durch die Nähe des Organes, in welchem eine Lebenskraft der höheren Ordnung waltet, gebrochen. Das zurückſtrömende Blut dagegen ſammlet ſich alsbald aus den innren Venen in die Blutleiter der äußerſten, feſten Hirnhaut, welche daſſelbe in kürzerem Verlaufe wieder zur Schädelhöhle hinaus nach dem Herzen führen. Jene feſte (harte) Hirnhaut, welche, der Natur der Venen verwandt, das zurückkehrende Blut auffaſſet, bildet die äußerſte, eigenthümliche Umkleidung des Gehirns, zwiſchen deſſen äußere Hauptabtheilungen ſie ſich gleich einer ſcheidenden Wand hineinſenkt. Die innere, weiche Hirnhaut, umkleidet das Gehirn unmittelbar und tritt mit ihren nährenden, den Kreislauf des Lebens unterhaltenden Gefäßen in alle ſeine Windungen, alle ſeine innren Höhlungen hinein, umfaſſet alle ſeine Gebilde. Zwiſchen beiden Häuten, der feſten äußren und der innren, die Blutgefäße enthaltenden, weichen, zeigt ſich noch die zarte, ſogenannte ſpinnewebenartige Haut, und dieſe drei Häute umkleiden dann auch, in derſelben Ordnung, das Rückmark.

Nach dem Hinwegnehmen der harten Hirnhaut, ſo wie des ſpinnewebenartigen Häutleins, zeiget ſich die von mannichfach gewundnen Furchen durchzogne Oberfläche des Hirns. Von vorn nach hinten iſt dieſes ſelbſt durch die zeltartig hineintretende Zwiſchenwand der harten Hirnhaut in zwei deutlich geſchiedene Hauptheile: das vordere große und das hintere kleine Gehirn geſondert. Schon die verſchiedene Geſtalt und Richtung der Furchen, welche beim großen Gehirn mäandriſch gewunden, bei dem kleinen in parallelen, blätterartigen Schichten übereinander geordnet ſind, läſſet auf die Verſchiedenartigkeit des innren Baues und der Beſtimmung dieſer beiden Hirnganzen ſchließen. Das vordere, große Gehirn iſt wieder von oben, durch den ſichelförmigen Fortſatz der harten Hirnhaut, in zwei Seitentheile geſchieden, deren jeder nach unten und hinten durch deutliche Einbuchtungen in drei Abtheilungen (ſogenannte Hirnloben) abgeſondert iſt. Und an dieſe zweimal drei Abtheilungen des großen Gehirnes ſchließt ſich als Siebentheil das kleine Gehirn an, denn es erſcheint nicht ohne Bedeutung, daß dieſes ſeinem Gewicht nach ſo nahe den ſiebenten Theil der geſammten Hirnmaſſe bildet. Aber auch beim kleinen Gehirn zeigt ſich an jedem ſeiner Seitentheile eine Sonderung in drei Abtheilungen, und als Siebentheil tritt hier nach kleinerem Maßſtab der wurmförmige Fortſatz hinzu.

Die Maſſe des Gehirns beſtehet aus einer faſt gallertartig weichen, grauen Subſtanz, welche beim Trocknen der einzelnen Abſchnitte ſchnell verdunſtet, und aus einer feſteren, meiſt faſrigen, weißlichen Markſubſtanz; zwiſchen beiden zeigt ſich an einigen Punkten noch eine mittlere, gelbliche. Es bilden die Lagen des graulich Flüſſigeren bald die äußere Umhüllung des feſteren, weißlichen Markes, bald zeigt ſich dieſes nach innen von jenem durchwebt, und im kleinen Gehirn entſtehet aus den abwechſelnden Lagen von beiden die Form eines Baumes mit regelmäßig auslaufenden Aeſten und Zweigen: der ſogenannte Lebensbaum.

Ein Blick in das Innre des Menſchenhirns und auf ſeine Gebilde wird auch ein weniger achtſames Auge zur Aufmerkſamkeit wecken und den betrachtenden Verſtand mit Verwunderung und ernſterem Bedenken erfüllen. Es iſt da eine Symmetrie, ein Wechſelverhältniß der Größen und Entfernungen der Theile, woraus ein tiefſinniges geometriſches Geſetz hervorleuchtet. In der Mitte des Hirnes thronen jene Gebilde, welche dem Auge ſeinen ſehenden Nerven und mithin dem ganzen Leibe das irdiſche äußere Licht geben: jene Gebilde, welche man zugleich mit mehr Recht als alle andre Theile des Gehirnes für das leibliche Gefäß und vermittelnde Organ eines von oben einwirkenden, geiſtigen Lichtes halten kann. Ihrer ſind ſieben: zwei vordere, größere, die gewöhnlich ſogenannten Sehehügel, und vier hintere, kleinere, die ſogenannten Vierhügel; über und zwiſchen den Sechſen ſchwebet als höhere Einheit die faſt pyramidal, wie der Umriß der Flamme, gebildete Zirbeldrüſe, welche beim Menſchen mitten in ihrer lebenden Maſſe das Todte — den kalkartigen Hirnſand — entwickelt. Das weiter nach vornen gelegne Gehirn entfaltet ſich ebenfalls in drei Paare von Theilen, und zunächſt an die Sehehügel gränzen die geſtreiften Hügel, von welchen die Zergliederungskunde der neueren Zeit die mehr nach außen liegenden Linſenkerne als beſondre, ſelbſtſtändige Abtheilungen geſchieden hat; endlich folgen am weiteſten nach vornen und außen die kolbenartigen Hirnfortſätze, aus denen die Nervenfädchen des Geruchsorgans hervorgehen. Als ſiebenter Theil, entſprechend der an der hinteren Commiſſur des Hirnes gelegnen Zirbeldrüſe, zeiget ſich unter der vorderen Commiſſur der Trichter, der zum Hirnanhang führt, einem Theile der in Bau und Weſen ganz als eine Wiederholung der Zirbeldrüſe, nur in umgekehrter, nach unten gekehrter Stellung und Ordnung erſcheint. Von einem lebendigen Hauche erfüllt breiten die Seitenhöhlen ihre drei Paare von Kammern über die innren Theile des Gehirnes aus, und in der Mitte jener Seitenkammern zeigt ſich eine mit ihnen verbundene, die ſogenannte dritte Hirnhöhle, welche dann unter den Vierhügeln ſich weiter fortſetzend, zur vierten Hirnhöhle wird. Ueber jener, jedoch von ihr geſondert, iſt die Kluft der durchſichtigen Scheidewand. Es wird dieſe Scheidewand aus den ſich abwärts ſenkenden Marklamellen des oberen, großen Hirnbandes, des ſogenannten Balkens, gebildet, als deſſen untrer Theil der Markbogen (fornix) betrachtet werden kann. Von dieſem merkwürdigen Doppeltheil des Gehirnes, welcher wie ein Erzgang die Spaltungskluft zwiſchen den vorderen Hirn-Seitentheilen durchſetzt und ausfüllt, ſteigen drei Paare von Ausbreitungen in die Hirnhöhlungen hinab: vom Markbogen nämlich jene Säulchen, welche zwiſchen den Sehehügeln und geſtreiften Körpern hinunter bis an die Markkügelchen gehen; vom Balken jene Verlängerungen, welche in den hinabſteigenden Seitenhöhlen die Ammonshörner oder die größeren, in den hintern Kammern die kleineren Füße des Seepferdes bilden. Endlich ſo zeigen ſich noch an der Gränze des Gehirns und Rückmarks, in und bei der großen Markſchlinge (Brücke) des Gehirns die drei Schenkelpaare des großen, ſo wie des kleinen Gehirns und des Rückmarks, von denen die letzteren als Pyramidalkörper unterſchieden werden, und es treten dieſe ſechs Markſtröme in einer unmerklich verfließenden, verbindenden Mitte zuſammen. Abgeſehen von den Höhlen und ihren Kammern, welche hier nicht mitzählen, unterſcheiden wir auf dieſe Weiſe viermal ſieben, ziemlich augenfällig abgegränzte Theile im Innern des Gehirns, und zu dieſen acht und zwanzig kommen noch die beiden Olivenkörper am verlängerten Hirnmark hinzu, ſo daß, ſey es auch nur zur Erleichterung des Ueberblickes, das Innre des Gehirnes in eben ſo viele Partieen geſchieden werden kann, als die Wirbelſäule eigentliche, den Nervenpaaren des Rückmarkes entſprechende Wirbel hat. Es wird uns jene Zahl der innren Hirntheile wie der Nerven-Rückenwirbel um ſo weniger bedeutungslos erſcheinen, da auch eine ſorgfältige, neuere Zergliederung im Rückmark funfzehn Stränge nachgewieſen hat.

Mannichfach verſchlingen ſich die elliptiſch gebogenen Wege, auf welchen jene viermal ſieben Gebilde in ihrem faſrigen Markgewebe ſich begegnen und vermiſchen. In jedem einzelnen begegnen ſich, wenn auch nur mittelbar, alle; unmittelbarer aber geſchieht dies in der zuerſt erwähnten, in der Mitte des Hirns gelegenen Siebenzahl der innren Sehorgane. Es iſt hier eine Region, in welcher die obere Welt des Geiſtigen ſich näher, deutlicher abſpiegelt, als in irgend etwas anderem, irdiſch Sichtbaren. Hier iſt ein Ahnden jener ſieben Grundkräfte, durch welche aus einem gemeinſamen Quell alles Leben der oberen, unſichtbaren und der unteren, ſichtbaren Region ausgehet. Neben und unter den Sieben tönet die Harmonie der Viere.

Zwölf Paare von Nerven treten durch die Schädelhöhle aus der Gehirnmaſſe und ihrem verlängerten Mark hervor. Hiervon ſind das erſte, zweite, fünfte und achte Paar eigentliche Sinnesnerven, denn das erſte vermittelt die Empfindung des Geruchs, das zweite (der Sehenerve) das Sehen, das fünfte, welches noch innerhalb der Schädelhöhle ſich in drei Stämme theilt, den Geſchmack, das achte das Hören. Das dritte, vierte und ſechste Paar geben dem Auge, an deſſen Muskeln ſie gehen, das ſiebente den Lippen und allen Muskeln des Geſichts ihre ſprechende Bewegung, das neunte und zwölfte vermitteln die Bewegungen der redenden Zunge, das zehnte, an den Kehlkopf, ſo wie zuletzt an Lunge (und Magen) verlaufende, giebt zu der Rede die Stimme und wird in ſeinem Fortgange mannichfach mit dem eilften, zuletzt in die Schultern und Rückenmuskeln gehenden verbunden.

Aus der runden Oeffnung des Hinterhauptbeines gehet die Verlängerung der verbundnen Hirnmaſſe in den knochernen Canal der Wirbel über und wird hier zum Rückmark. Es iſt dieſes von drei Häuten, ähnlich jenen des Gehirns, umgeben, füllet jedoch auch mit dieſer Umkleidung den Canal der Wirbelſäule noch nicht aus. Nach vornen zeigt ſich auf dem ganzen Verlauf des Rückmarks eine etwas deutlichere und tiefere, nach hinten eine minder deutliche und flachere Rinnenſpalte, durch welche jener Rumpftheil des Gehirns in zwei gleiche Seitenhälften getheilt wird. Bei Thieren und am ungebornen Menſchen zeiget ſich im Innern des Rückmarkes eine röhrenförmig verlaufende, enge Hohlung. Am Leibe des Menſchen verengert ſich dieſer Canal bald nach der Geburt und ſchließt ſich zuletzt ganz. Dagegen finden wir in der Mitte eine graue Subſtanz, ähnlich jener des Gehirns, welche nach vornen ſo wie nach hinten, zur Seite der beiden Rinnenſpalten, zwei ſchenkelartige Fortſätze ausſendet, und hierdurch mitten in der weißen, in mehrere Bündel zertheilbaren Markmaſſe die ungefähre Form eines Kreuzes bildet. Da wo dieſe Fortſätze der grauen Subſtanz nach der Außenfläche des Rückmarks hintreten, entſpringen die Nerven. Denn jeder einzelne Wirbelnerve entſtehet aus zwei Wurzeln, davon die eine aus dem vordern, die andere aus dem hintern Theile des Rückmarks hervorkommt. Jene, wie wir nachher ſehen werden, vermittelt die willkürlich bewegende, dieſer die empfindende Kraft des Nerven.

Ueberhaupt entſpringen aus dem Rückmark dreißig Paare von Nerven: achte der Halswirbel, zwölf der Rückenwirbel, fünf der Lenden und fünf der Kreuzbeine. Hiervon geben die vier oberſten Paare dem Nacken und Hinterhaupt ihre Muskelbewegung und Empfindung, zugleich aber auch das dritte und vierte Paar dem Zwerchfell ſeine Nerven, während die vier unterſten Halsnerven ſammt dem oberſten Paare der Rückenwirbel das Armgeflechte bilden, durch welches die vielfache Beweglichkeit und Thätigkeit des Armes und die feine Empfindlichkeit der Fingerſpitzen vermittelt wird. Die eilf übrigen Nervenpaare der Rückenwirbel verlaufen ſich zwiſchen den Rippen, und das oberſte (zweite) Paar hat zugleich das wohlthätige Geſchäft der Belebung der Milchdrüſen, und mit den vier folgenden Paaren zuſammen, jenes der Bewegung der oberſten Bruſt- und Rückenmuskeln, während, beſonders die beiden letzten Paare, außer einem Theil des Zwerchfelles auch jenen Theil der Bauch- und Lendenmuskeln bewegen, welche, mit den Bruſtmuskeln zuſammen, beim Athmen geſchäftig ſind. Endlich ſo bilden die zehn Nervenpaare der Lenden- und Kreuzbeinwirbel eben ſo ein Geflecht, welches die Schenkel und Füße mit Nerven verſorgt, als die unterſten Halspaare das Geflecht für die Arme. Zugleich vermitteln auch die Nerven der Lenden- und Kreuzbeine den belebenden Einfluß des Rückmarkes für die Organe der unterſten Bauchgegend. Die letzten Nervenpaare des Rückmarkes, als mangelte ihnen die Kraft eben ſo wie die Gehirn-näheren, gerade und auf kürzeſtem Wege durch die harte Haut des Rückmarkes zu dringen, ſchleppen ſich erſt, ehe ſie hindurchgehen, innerhalb derſelben eine lange Strecke mit einander und bilden ſo am Ende des Rückens den ſogenannten Pferdeſchweif. Da wo die Nerven der Arme und der Schenkel aus dem Rückmark hervorgehen, ſcheint dieſes am dickſten und breiteſten.

Alle bisher beſchriebenen Nerven des Gehirns und Rückmarks zeigen in ihrem Verlaufe nach beiden Seiten eine ſymmetriſche Anordnung, und, wenigſtens an ihren Stämmen, in verſchiedenen menſchlichen Körpern eine große Beſtändigkeit und Uebereinſtimmung der Bildung. Wir finden aber im Innern der Bruſt und Bauchhöhle ein andres, von jenem verſchiedenes Nervenſyſtem, welches weder die ſymmetriſche Anordnung der Sinnen- und

Gliedernerven, noch auch irgend eine Beſtändigkeit der Bildung zeiget; denn es iſt nicht blos in ſeinen Verzweigungen, ſondern auch in ſeinen Hauptmaſſen und Anfängen in dem einen Menſchenleibe öfters ein ſo ganz andres als in dem andren, daß es ſcheinen könnte, als ſey es dieſe Region der undeutlichen und dunklen Anfänge unſerer Gefühle und Kräfte allein, worauf ſich die charakteriſtiſche Verſchiedenheit der Einzelweſen unſres Geſchlechts gründet.

Gleich dem einzelnen, gehirnartigen Nervenknoten des Inſecten- und Molluskenleibes, zeigen ſich in der Nähe des Magens, des Herzens und ſeiner Gefäßanfänge, ſo wie in der Nähe der andern, zunächſt der Verdauung und Ernährung dienenden innren Organe, und in der Nähe der Lungen, maſſige Zuſammendrängungen und Verwicklungen von Nervenfäden, welche zwar bis hinan zu dem fünften und ſechsten Paare der Schädel- und bis hinunter zu den äußerſten Paaren der Wirbelnerven, mit dem Syſtem des Gehirns und Rückmarks vielfach verbunden ſind, übrigens aber ſchon durch die Größe ihrer Knoten- oder Scheibengeflechte und der aus dieſen weiter gehenden Stämme und Fäden, welche öfters mit den angränzenden Verbindungsfäden des obern Nervenſyſtems in gar keinem Verhältniß ſtehet, es verrathen, daß ſie von andersartigem, ſelbſtſtändigem Herkommen ſind. Gleich das oberſte Halsgeflechte dieſes ſogenanntn ſympathetiſchen oder Gangliarnervenſyſtemes wechſelt in verſchiedenen Menſchenleibern, was die Größe betrifft, von der Länge zweier Linien bis zu jener von drei Zollen und zehn Linien; was aber die Vertheilung betrifft: ſo giebt es zuweilen nur einen oder zwei, andre Male ſogar fünf bis ſechs weiche, röthliche Gefäßnerven an die große Kopfſchlagader (Carotis) ab, welche dieſe bis hinan zur Gränze des Gehirns begleiten. Eben ſo iſt der untere Halsknoten, über welchem ſich zuweilen noch ein mittlerer findet, bald eiförmig, bald drei- oder viereckt geſtaltet, er liegt bald vor bald hinter; bald ober bald unter der unteren Schilddrüſenarterie, iſt bald ſo bald anders mit den übrigen Ganglien ſeines Syſtems verbunden. Und ſo gehet die Verſchiedenheit der Geſtalt, der Größe, der Lage und Verbreitung in andren Ganglien der Bruſt und des Unterleibes immer weiter fort, und es bleiben ſich an demſelben faſt nur jene Verbindungsfäden gleich, welche von allen Nerven des Rückmarks zu den ſympathetiſchen Nerven gehen.

Die Beſtimmung des Gangliarnervenſyſtemes iſt es offenbar: den Hauptorganen der Verdauung und Ernährung, des Athmens und des Blutumlaufes den belebenden Einfluß zu geben. Die Kraft hiezu ſcheint es aber nicht allein von dem wollenden und empfindenden Nervenſyſtem der oberen Ordnung: vom Gehirn und Rückmark, ſondern eben ſo unmittelbar als dieſes aus einem Quell der Bekräftigung und Belebung zu empfangen, welche nicht in der Macht des Einzelweſens liegt. Der freie Wille hat über das Geſchäft der Ernähruag und Bildung des Leibes keine Macht, die empfindende Seele weiß und bemerket im geſunden Zuſtande nichts von dem Fortgang jenes Geſchäftes, fühlet das Blut eben ſo wenig durch die Adern und die Nahrung durch die Verdauungsorgane gehen, als ihr Wille das Herz ſchlagen, den Magen verdauen machen kann. Der kranke Zuſtand, worinnen wir jedes Bewegen des Herzens, jede Regung der verdauenden Eingeweide mehr oder minder ſchmerzlich fühlen, zeigt uns, was die Verdauung und Ernährung ſeyn würden, wenn ihr Fortgang nur von der oberen Region des Wollens und Empfindens abhinge. So aber gehen der Kreislauf und das Bildungsgeſchäft des Leibes, im Schlafe wie bei Lähmungen, ja bei theilweiſen Zerſtörungen des oberen Nervenſyſtemes noch immer ihren ungeſtörten Gang fort, und es waltet in dem Gangliarnervenſyſtem des Menſchenleibes, wie dies ſchon die Geſchichte mancher Nervenkrankheiten und Epidemieen lehrt, der unmittelbare Einfluß jener kosmiſchen Mächte, die das niedere Thierreich, in welchem das Gangliarnervenſyſtem noch das vor- ja allein herrſchende iſt, zu den bewußtloſen Bewegungen und Handlungen des Inſtinctes treiben.

Das obere Nervenſyſtem denn, welches in unmittelbarem Verlaufe vom Gehirn und Rückmark ausgehet, iſt der Träger und Vermittler des höheren, leiblich-menſchlichen Lebens: der willkürlichen Bewegungen und deutlichen Empfindungen. Die willkürliche Bewegung erſcheinet augenfällig als Folge eines Hinabwärts-, die Empfindung als ein Hinaufwärtsſtrömen der Lebenskräfte im Nerven. Schon nach jenem oft wiederholten Verſuche, laut welchem bei einem in ſeinem Verlaufe unterbundenen Nerven eine äußere Reizung jenes Antheiles, der unterhalb des Verbandes liegt, zwar Zuckungen in den zugehörigen Muskeln, nicht aber Empfindung erregt, während dagegen die Reizung des oberhalb der Unterbindung gelegnen Antheiles empfunden wird, ohne daß ein Zucken in den unterhalb gelegnen Muskeln erfolgt.

Sehr bemerkenswerth iſt in dieſer Beziehung das ſchon erwähnte, verſchiedenartige Verhalten jener beiden Wurzeln, mit welchen die Nerven aus dem Rückmark entſpringen. Die zu dem hintern Theile des Rückmarks gehende Wurzel, welche vor ihrem Einſtrömen zu einem Knoten anſchwillt, erſcheint als Leiter der Empfindungen, die andre Wurzel, welche aus dem vordern Theile des Rückmarks in geradem Verlaufe ausgehet, ohne ſich erſt zum Knoten zu verſchlingen, erſcheint als Leiter der willkürlich bewegenden Kraft. Es haben dies ſchon jene Beobachtungen erwieſen, nach welchen das Zerſtören oder Verletzen der hintern Wurzel oder des hintern Theiles des

Rück-

Rückmarkes ein Aufhören der Empfindung in dem zugehörigen Gliede zur Folge hatte, ohne daß hierbei ſeine willkürliche Bewegung unterbrochen war. Dagegen folgte auf ein Zerſtören der vordern Wurzel, ein Aufhören der willkürlichen Bewegung, wobei die Empfindung noch fortbeſtund.

Das als Empfindung von unten nach oben ſteigende Leben vermag ſich mithin ſeinem leiblichen Mittelpunkt und Quell, dem (Gehirn und) Rückmark nur von hinten zu nähern und zeigt vor dem Zuſammenfließen mit ihm in der Bildung des Knotens eine ganz ähnliche Erſcheinung als nach S. 151 die Blutgefäße vor ihrem Eintreten in das Gehirn. Die Aeußerung des Willens dagegen gehet von vornen und ungehindert durch den Nerven nach den Theilen hinabwärts. Denn das Höhere, das zu dem Niederen herabſinkt, durchdringet dieſes mit vorherrſchender Gewalt; das Niedere dagegen, wo es in das Höhere übergehen, in dieſes verſetzt werden ſoll, bedarf jener vermittlenden Uebergänge, in denen es zuerſt ſeine untere Natur und Richtung verändert und aufgiebt (nach S. 66). Eben daher ſehen wir denn auch da, wo der rohe, noch nicht zum eignen Leibe gewordne Stoff in den Körper eintritt: bei den Organen der Verdauung und Ernährung, die Ganglien-Nervenbildung ſo durchaus vorherrſchend.

Die eigenthümliche Lebensäußerung des Muskels: die Bewegung, wo dieſelbe unmittelbar in die Außenwelt hinaustritt, erſcheinet als Ton, als Stimme; die eigenthümliche Lebensäußerung des Nerven, wo ſie unverhüllt und ungehemmt hervorkömmt, erſcheint in ihrer nach oben gehenden Richtung als Licht, in der nach außen und unten gehenden als Elektrizität. Daher wird an der unmittelbaren Ausbreitung des Sehenerven in der Netzhaut des Auges beim Menſchen, und deutlicher noch bei einigen Thieren ein phosphoriſches Schimmern, ja zuweilen ein blitzartiges Leuchten geſehen, und es erſcheint der Beachtung nicht unwerth, daß die ſogenannten Hellſeher die Nerven des lebenden Leibes als leuchtende Fäden beſchreiben, welche durch die dunklen Gebilde deſſelben hindurchgehen und dieſe beleuchten. Daß aber jene andre Kraftäußerung des Nerven, wodurch dieſer die Bewegung des Muskels wirkt, verwandt ſey mit der Elektrizität, lehrt ſchon die Geſchichte der elektriſchen Fiſche.

Beim Entſtehen der Planetenrinde, die wir bewohnen, hat ſich ein Theil jener Lebensluft, welche mit den metalliſchen Grundlagen die feſten Gebirgsmaſſen gebildet, frei erhoben, und iſt zur allumfaſſenden Atmoſphäre geworden. Dieſes noch in uranfänglicher Reinheit und Freiheit zurückgebliebene Element iſt dann das vermittlende Organ, durch welches die oberen, kosmiſchen Einflüſſe in die dunklen, ſtarren Maſſen hinabwirken. Hier gehen die allbeleuchtenden, wärmenden Strahlen der Sonne aus und ein, und die Atmoſphäre iſt ohne Aufhören von elektriſch-magnetiſchen Kräften erregt und bewegt, obgleich dieſes Bewegen der durchſichtigen, luftartigen Flüſſigkeit dem Auge nur ſichtbar, dem Ohre nur hörbar wird, wenn es an den undurchſichtigen und gröber körperlichen Maſſen ausgehet, an ihnen ſich ausläſſet.

So erſcheint auch die Nervenmaſſe des thieriſch-menſchlichen Körpers gegen die übrigen Theile deſſelben als ein noch uranfänglicheres, reineres, freieres Element, welches die oberen Lebenseinflüſſe der Seele ohne Aufhören bewegen, obgleich dieſes Bewegen erſt da ſinnlich wahrnehmbar wird, wo es an den untergeordneten Gliedern ſeinen Ausgang nimmt. Und wie das Sonnenlicht, das die Atmoſphäre durchſtrömt, die ganze Planetenfläche, ſo umfaſſet das Leben, das im Nerven ſtrömt, den ganzen Leib mit allen ſeinen Organen, und es iſt ſelbſt das Weſen des zerſtörten und hinweggenommenen Gliedes, mit ſeinen einzelnen Theilen, noch im Nerven gegenwärtig und bedacht; denn jenen innern, ſideriſchen Leib, der ſich da mit dem äußeren, irdiſchen begegnet und vereint, vermag keine leibliche Gewalt zu verſtümmeln noch zu verletzen.

Endlich ſo iſt uns das Nervenſyſtem in dem Geſchäft ſeines Bewegens und Empfindens das leibliche Abbild einer Wechſelwirkung, auf welcher zuletzt ſelbſt das Leben der geiſtigen Region beruht. Das Abbild einer von oben nach unten ſteigenden, das Leibliche erfaſſenden und bewegenden Liebe, und eines von unten nach oben ſteigenden Sehnens, deſſen Werk es iſt, die niedere Natur des Sehnenden allmälig in die höhere des Erſehnten zu verwandeln. Dieſer wundervolle Austauſch, bei welchem das Höhere beſtändig, ſeiner ſelbſt ſich entäußernd, von dem Niederen überkleidet, dieſes aber, von ſeiner eignen Natur entkleidet, der höheren theilhaftig wird, ſoll uns noch in einem ſpäteren Abſchnitt beſchäftigen.

Bemerk. Die oben erwähnte Vermuthung, daß die Entwicklung und Wirkſamkeit der einzelnen Seelenkräfte mit dem Daſeyn und der Entwicklung einzelner Hirntheile zuſammenhinge, iſt ſchon vor Gall von mehreren Phyſiologen geäußert worden, wenn auch die Vorſtellungen von jener Wechſelbeziehung bald mehr bald minder ſonderbar und grob waren. Das Gedächtniß wurde ſchon von Benivenius beſonders mit dem kleinen Gehirn in Beziehung geſetzt, bei deſſen Zerſtörung zugleich das Gedächtniß verſchwunden ſeyn ſollte. Wenigſtens zeige ſich immer bei mehreren Verſtandeskräften eine größere Zahl der Blätter im kleinen Gehirn. Schelhammer wollte das Wahrnehmungsvermögen mit den grauen Hirnhügeln, das Nachdenken mit dem größten Umkreis des Markes; Willis die Einbildungskraft mit dem Balken, den Inſtinct mit dem vorderen Paare der Vierhügel, die Leidenſchaften mit dem Hirnknoten; Lanciſi die Beurtheilungskraft mit der Zirbel in Beziehung ſetzen. Von Galls Anſichten wird in einem ſpätern Abſchnitt noch die Rede ſeyn.

Nach Vauquelin beſteht das Gehirn aus 7,00 Eiweißſtoff, 80,00 Waſſer, 5,23 Hirnfettmaſſe, 1,50 Phosphor, der mit jener Fettſubſtanz vereint iſt, 1,12 Osmazom, 5,15 phosphorſaurem Kalk, Talk und Kali, ſo wie Schwefel, der mit dem Eiweißſtoff verbunden iſt. Nach Saß enthält die Gehirn und Nervenſubſtanz mehr Kohlenſtoff und weniger Stickſtoff als die Muskelſubſtanz, in nachſtehendem Verhältniß:

	Hirnſubſtanz.	Muskelſubſtanz.
Stickſtoff	6,75	15,92
Kohlenſtoff	55,18	48,50
Waſſerſtoff	16,89	10,61
Sauerſtoff	18,19	17,61

Das Uebrige waren erdige u. a. Beſtandtheile. Gehirn und männlicher Samen gleichen ſich ſehr in ihrer Zuſammenſetzung.

An den Nervenbündeln und Fäden zeigen ſich, ſchon dem unbewaffneten Auge, faſt ſpiralförmige, hellere, gelblichweiße, undurchſichtigere Querſtreifen, in einer dunkleren, bräunlichen, etwas durchſichtigeren Maſſe, wodurch der Nerv jenes gebänderte oder ſpiralförmige, gewundene, geknickte, gefaltene und ſcheckige Anſehen erhält, das ihn gleich auf den erſten Blick von andern, im Umriß etwa ähnlichen Theilen (Gefäßchen oder Sehnenfaſern) unterſcheidet.

Die Nerven der Sinnorgane, vor allen jener des Geruchorgans, nächſt dieſem der des Gehörs, dann der des Geſichts, ſind von viel weicherer Subſtanz als die übrigen, beſonders die Rückenmarksnerven, was von der verſchiedenen Stärke der ſie umkleidenden Gefäßhaut abzuhängen ſcheint. — Die Nervenſcheide, welche die Nervenſtämme umkleidet, unterſcheidet ſich von den eigentlichen Markfäden ſchon durch ihre weißere Farbe und ihre membranartige Beſchaffenheit. Unmittelbar um die Nervenſubſtanz iſt ſie feſter und von mehr netzförmigem Gewebe, mehr nach außen wird ſie faſrig und geht in lockren Zellſtoff über, womit die Nerven, die in ihrem Verlaufe nie ganz frei liegen (wie etwa die Sennen in den Schleimſäcken) ſtets an die benachbarten Theile verwebt und angeheftet ſind.

Das Gehirn, vom Rückmark gleich unter dem Urſprung des Zungenfleiſchnervens abgeſchnitten, wiegt in einem wohlproportionirten Menſchenleibe gegen und über 3 Pfund (nach Sömmering von 2 Pfund 11 Loth bis 3 Pfund $3^{1}/_{4}$ Loth). Hiervon wiegt das große Gehirn allein von 2 Pfund 2 Loth bis 2 Pfund 20 Loth. Die Größe des Leibes und ſeine Stärke hat keinen oder wenig Einfluß auf die Größe des Gehirns. Was das Lebensalter betrifft, ſo iſt das Gehirn deſto größer im Verhältniß zum Körper, je jünger der Menſch iſt; bei Embryonen von der Länge einer Pariſer Linie iſt daſſelbe im Umfange ſo groß als der ganze übrige Körper; das Hirn eines viermonatlichen, 15 Loth und 14 Gran (3614 Gran) ſchweren Embryos wiegt allein $1^{3}/_{4}$ Loth und 43 Gran (463 Gran), mithin mehr als den achten Theil der Geſammtmaſſe, das eines ausgetragnen Kindes wiegt $26^{1}/_{2}$, eines zweijährigen $46^{1}/_{2}$, eines ſechsjährigen ſchon 2 Pfund 7 Loth. Das ſpezifiſche Gewicht des Gehirns, das ſich im Mittel zu dem des Waſſers wie 1031 zu 1000 verhält, iſt übrigens im frühern Lebensalter etwas größer, während es im hohen Alter ſich verringert. Zugleich mit der Verminderung des ſpezifiſchen Gewichts vermehrt ſich mit ſteigendem Alter die Feſtigkeit (und Trockenheit) des Gehirns. Das Gehirn der Cretinen unterſcheidet ſich nach van Geuns bei Sömmering a. a. O. V. S. 391 von andern Menſchenhirnen durch ganz auffallende Härte und Feſtigkeit, dagegen wird auch zuweilen (bei Wahnſinnigen) das Gehirn ganz ungewöhnlich weich gefunden.

Das Blut, das beim Menſchen in verhältnißmäßig ſehr großer Menge (v. Baer a. a. O. S. 117 ſetzt ſie auf wohl den ſechsten Theil der ganzen Blutmaſſe; Sömmering und Monro ſchätzen ſie viel geringer) zum Gehirn emporſteigt, und mit einer Gewalt, welche es bei Enthaupteten 6—7 Fuß in die Höhe treibt, bricht, wie ein Strom, deſſen Lauf Felſenmaſſen ſperren, ſeinen Drang zuerſt an der Knochenſubſtanz des Schädels. Der Kanal in der Pyramide des Schläfebeins, durch welchen die innre Carotis ihren Lauf nimmt, iſt mehrere Male ſtark gebogen. Hierauf bildet ſie in ihrem weiteren Verlauf, der ſie unter andrem auch mitten durch das Blut des zelligen Blutleiters führt, mehrere mächtige Windungen und Krümmungen, ſo daß der Lebensſtrom, den ſie dem Gehirn zuführt, mit aller der Friſche, welche ihm die Nähe des Quelles (der Lunge und des Herzens) giebt, zugleich aber auch mit der volleſten Ruhe und Stille an jenem Organ angelangt, welches der Ruhe beſtimmt iſt. Hierzu trägt auch die obenerwähnte ringförmige Vereinigung der Hirnarterien: der vorher ſchon zu einem gemeinſamen Stamm zuſammenfließenden Wirbelſchlagadern und der beiden innern Kopfſchlagadern (Carotiden) noch vieles bei.

Das kleine Gehirn iſt nach Sömmering a. a. O. S. 59 dem ſechsten oder ſiebenten Theil des großen Gehirnes an Schwere gleich, denn es wiegt im Mittel bei erwachſenen Menſchen 10 bis 12 Loth; an äußerem Umfange erſcheint das große Gehirn, wegen der bedeutenden Höhlen in ſeinem Innren verhältnißmäßig noch größer, nämlich ſieben- bis achtmal ſo groß als das unter ihm liegende kleine Hirn (S. 23). Bemerkenswerth iſt es auch, daß das kleine Gehirn im Verlauf der leiblichen Entwicklung in ein anſehnlicheres Verhältniß zum großen Gehirn tritt als es im früheſten Lebensalter hatte, denn es erſcheint verhältnißmäßig um ſo kleiner, je jünger der Menſch rückwärts vom ſechzehnten oder achtzehnten Jahr an iſt. (Ebendaſ. S. 60.)

Der Schädelantheil der harten Hirnhaut umkleidet die Hirnſchale ganz und feſt von innen und dient derſelben zur ernährenden Beinhaut, während ſie zugleich mit ihrer glatten innern Fläche das Gehirn bedeckt. Dagegen hat der Theil der feſten Hirnhaut, welcher das Rückmark von der Schädelhöhle aus durch den Canal der Wirbelſäule begleitet, dieſe doppelte Beſtimmung nicht, ſondern er umhüllt blos als eine weite, am Ende ſpitz zulaufende Scheide das Rückmark, während der Canal der Wirbelſäule, ſo wie des Kreuzbeins, noch ſeine eigne Beinhaut hat, mit welcher jene durch einen lockern Zellſtoff verwebt iſt, welcher vorn und hinten die Blutleiter des Rückmarks enthält. Die feſte Hirnhaut iſt die dickeſte und feſteſte unter allen Häuten des Körpers und zugleich ziemlich elaſtiſch. Sie enthält (beſonders in jüngern Jahren) Arterien, die ſie ernähren und ihrer innren Fläche Feuchtigkeit geben, aber keine Nerven (iſt im geſunden Zuſtand unempfindlich). Sie beſteht deutlich aus zwei Blättern, welche an mehreren Punkten ſich zur Bildung der Blutleiter auseinander begeben. Die ſpinnewebenartige oder Schleimhaut, welche zwiſchen der feſten Hirnhaut und der Gefäßhaut Hirn und Rückmark ganz umſpannt, ohne jedoch in die Windungen und Eintiefungen hineinzutreten, iſt mit keiner andern Haut des menſchlichen Körpers zu vergleichen, als mit dem innerſten Häutchen des menſchlichen Eies im Mutterleibe. Sie iſt nur mit Saugadern, nicht mit eigentlichen Blutgefäßen verſehen. In jüngern Jahren iſt ſie ganz, ſpäter weniger durchſichtig. Die Gefäß- oder Aderhaut des Gehirns und Rückmarks beſtehet faſt gänzlich aus einem dichten Netz von zertheilten Arterien und vereinten Venen. Sie iſt gefäßreicher, wo ſie die graue, als wo ſie unmittelbar die Markſubſtanz umkleidet; als Adernetz tritt ſie in die Höhlen des Hirns. Sie durchſetzt ganz beſonders das kleine Gehirn in ſeinen dicht auf einander liegenden, tiefen, dann wieder in Querfortſätze zertheilten Schichten. Alle ihre Gefäßendchen ſenken ſich nach innen in die Gehirnmaſſe, keine verlaufen nach außen in das ſo nahe angränzende Spinnwebenhäutchen.

Das Gehirn erſcheint in ſeinem Bau viel beſtändiger, iſt in verſchiedenen Menſchenkörpern ungleich wenigeren Abänderungen unterworfen, als alle innern und äußeren Theile des Leibes.

Die graue Subſtanz zeigt nirgends jene deutlicher faſrige Beſchaffenheit, welche die Markſubſtanz hat, ſie iſt die allerweichſte, dennoch aber noch einige Schnellkraft beſitzende Maſſe im menſchlichen Körper, Sömmering a. a. O. S. 29. Die graue Hirnſubſtanz beſteht großentheils aus Gefäßen, verwandelt ſich bei zunehmendem Alter zum Theil in Markſubſtanz. Im kleinen Gehirn und auch anderwärts erſcheint die graue Subſtanz, in den geſtreiften Hügeln die Markſubſtanz, durchſichtiger. Das Gehirnmark, das im großen Gehirn in überwiegenderem Verhältniß da iſt als im kleinen, empfängt unmittelbar weniger Blut als irgend ein andres Eingeweide des menſchlichen Körpers, wenigſtens iſt es in keinem Falle blutreich zu nennen. Sömm. S. 35. — Außer den drei obenerwähnten Subſtanzen der Hirnmaſſe, der markigen, grauen und gelben, zeigt ſich auch noch eine vierte, ſchwarze, in der Mitte der Markbündel des großen Gehirns, von denen, ſo wie vom Hirnknoten und verlängerten Rückenmark alle Hirnnerven ihren Anfang nehmen.

Von den Vierhügeln iſt zuweilen das vordere, andre Male das hintere Paar größer als das andere. Die, öfters ganz hohle Zirbel iſt verhältnißmäßig in weiblichen Körpern größer als in männlichen. Vor der Zirbel, auf oder im markigen Leiſtchen liegen in einem oder zwei bis drei Häufchen die citronengelben Hirnſteinchen (der Hirnſand): jene merkwürdige Auszeichnung des Menſchengehirns im Europäer wie im Neger, im Ungebornen wie im Erwachſenen. Die Größe der Zirbel fand Lanciſi bei einem Blödſinnigen nur wie die eines Hanfkorns. — Den Bau des Hirnanhanges vergleicht Sömmering wegen der Zuſammenſetzung aus zwei verſchiedenen Subſtanzen mit dem Bau der Nebennieren.

Die Zahl der Schichten oder Blätter des kleinen Gehirns beträgt zwiſchen 300 bis 800. Auf jeder Seite ſeiner Grundfläche laſſen ſich vorzüglich drei Partieen erkennen, welche ſich durch die Richtung ihrer Furchen unterſcheiden. Zu dieſen zweimal dreien Theilen kommt dann als ſiebenter der unpaarige Fortſatz, der ſich zwiſchen beiden Hälften genau in die Mitte gegen die vierte Hirnhöhle hinbeugt, und wie in ſich ſelber gewickelt hinaufzieht.

Um ſich das oben im §. über den Bau des Gehirns und Rückmarks Geſagte recht anſchaulich zu machen, reicht noch immer das Meiſterwerk von Vicq d'Azyr am beſten hin (Felix Vicq d'Azyr: Traité d'Anatomie et Physiologie, avec des Planches coloriées. Paris 1786). Fürs Rückmark Frotscher, Descriptio medullae spinalis, icone illustrata. Erlang. 1781. Die äußeren Anfänge der Gehirnnerven an der Baſis des Gehirns ſtellt meiſterhaft Sömmering (de basi Encephali) dar; den Verlauf der Nerven Monro, Walther u. A. Zu einer Ueberſicht über alle wichtigeren Hauptverhältniſſe des Baues, auch bei dieſem Syſtem des Menſchenleibes, genügen übrigens die angefügten Abbildungen.

Der Nerv lebt und geſtaltet ſich, wie dies beſonders Mißbildungen bewieſen, auch ohne Gehirn; umgekehrt will man das Vorhandenſeyn eines Gehirns bei völligem Ermangeln der Nerven beobachtet haben. Die anſehnlichſten Nerven unter allen Theilen empfängt das Auge und nächſt ihm das Ohr, dann die Naſe, Zunge, Lippen, Fingerſpitzen, die Enden der Generationsorgane, Bruſtwarzen, Haut des Geſichts und übrige Haut. Anſehnlich ſind die Nerven der Muskeln (außer jenen des Herzens), kleiner die der Arterien, noch kleiner die der Venen, der Eingeweide, der Bruſt und Unterleibshöhle; ohne Nerven ſind Knochen, Knorpel, Sennen, Bänder, Hirnhäute, Bruſtfell, Bauchfell, Herzbeutel, Hornhaut, Kryſtalllinſe, Oberhaut (Nägel und Haare), Fett und Mark, Nachgeburt, Nabelſtrang und Ei.

In unvollkommneren Thieren ſind die Nerven und das Rückmark im Vergleich zu der Größe des Gehirns am größten; der Menſch hat beim verhältnißmäßig größten Hirne die feinſten Nerven./ Alle Hirn- und Rückmarksnerven ſind paarig und, außer beim Stimmnervenpaar, es gleichen ſich der rechte und der linke in ihrem Verlaufe faſt vollkommen. Am genaueſten jedoch zeigt ſich dieſes Gleichen an den Centralenden (Urſprüngen) der Nerven und in ihrer Nähe. Unter den Hirnnerven hat im dreimonatlichen Fötus der Riechnerve, im ausgebornen Kinde der Sehenerve, im Erwachſenen das fünfte Nervenpaar die größte Dicke, erſt dann folgen der Seh-, Riech-, dritte, Hör-, Stimmen-, Zungenfleiſch-, Antlitz-, Bei-, ſechste, Zungenſchlundkopf, vierte Nerve. Bei manchen Menſchen, nach Sömmering, (vielleicht bei feurigeren) erſcheinen die Centralenden der Nerven im Verhältniß zum Hirn kleiner als bei andern. Die Centralenden aller Nervenpaare des Gehirns würden vereint kaum drei Linien dick ſeyn, die des Rückmarks dicker als das geſammte Rückmark; jene ſind mithin im Vergleich mit dem Gehirn viel kleiner als dieſe im Vergleich zum Rückmark. Die geſammte Nervenmaſſe des Leibes, an ihrer peripheriſchen Endung auf der ganzen Außenfläche des Leibes, iſt außer allem Vergleich viel größer, als die Centralenden zuſammengenommen ſind. Die Nerven werden daher im Großen, eben ſo wie der Riechnerve im Kleinen, in ihrem weiteren Verlauf immer größer und breiter:

enden koniſch. Die Nerven des Gehirns und Rückmarks, am auffallendſten und deutlichſten jedoch der Sehenerve, ſcheinen vermöge einer Durchkreuzung der Hirnmaſſe mit derjenigen ihrer entgegengeſetzten Seite mehr in Beziehung zu ſtehen, als mit der ihrer eigenen Seite. Daher leiden bei einer Verletzung der einen Hirnhälfte die Muskeln und andre Organe der andern Seite.

Die Hirnnerven zeigen jeder ſchon im Bau ſo viel Eigenthümliches, daß man ſie an einzelnen Stücklein erkennen kann, die Rückmarksnerven gleichen ſich ſehr. Was die Centralenden der letztern betrifft, ſo iſt die vordere Reihe ihrer Wurzeln ſchwächer, zugleich aber dichter zuſammengedrängt. Je tiefer ein Rückmarksnerve entſpringt, deſto länger iſt ſein Centralende. Die Fädchen der vordern Reihe ſind faſriger, die der hintern rundlicher; jede Reihe dringt durch ein beſondres Loch der feſten Hirnhaut.

Magendie, der die Nerven in ſenſible und in nicht oder wenig ſenſible theilt, rechnet zu jenen nicht blos die aus der hintern Reihe der Rückmarkswurzeln entſpringenden, ſondern die Zweige des Nervus vagus, des erſten Halsnervenpaares, den ramus superior des fünften Hirnpaares. Zu den nicht ſenſiblen nur die eigentlichen Sinnesnerven, ſo wie den facialis, hypoglossus u. ſ. w. Schneidet man dieſe durch, ſo behalten die Theile ihre Empfindlichkeit.

Der ſympathiſche Nerve wird aus Fäden des fünften und ſechsten Hirnnervens, aller 30 Rückmarksnerven und einigen Fädchen des Zungenſchlundkopf- und Stimmnerven gebildet. Im Hals bildet er 2 bis 3 (den obern und untern, zuweilen noch den mittlern) Knoten, deren Nerven meiſt ans Gefäßſyſtem jener Region, an Schilddrüſe, Schlund u. ſ. geben; in der Bruſt wird der Stamm des ſympathetiſchen Nerven etwas ſtärker und bildet hier die 12 Bruſtknoten, welche ihre Nervenenden in die Eingeweide und Gefäße der Bruſt geben, der Lenden- und Kreuzbeinknoten ſind zuſammen 9 bis 11 (der erſtern 5, der andern 4, 5, ja 6). Der Eingeweidenerve, der aus Fäden der Bruſtknoten gebildet wird (jedoch in verſchiedenen Individuen aus ſehr verſchiedenen) verſchlingt ſich mit den Fäden der Zwergmuskel- und Stimmnerven ſo wie mit den vom übrigen ſympathetiſchen Nerven kommenden Fäden zu dem cöliakiſchen oder oberen Bauchgeflecht, das aus mehreren Knoten: dem Ganglion solare, abdominale u. ſ. zuſammengeſetzt erſcheint; ferner zum obern Gekrösgeflecht, zu den Nierengeflechten, obern und untern Samengeflecht, untern Gekrös- und Beckengeflechte.

Bei Verletzungen der Hirnſchale und an dem noch weichen Obertheil des Schädels zarter Kinder (an der ſogenannten großen Fontanelle) wird erkannt: das das Hirn beim jedesmaligen Ausathmen anſchwelle und ſich erhebe, beim Einathmen ſich ſenke. Hierdurch entſteht im Kleinen, in kurzen Zwiſchenräumen, jener Wechſel, welcher im Großen und in längeren Zwiſchenzeiten zur Entſtehung des Schlafes mitwirkt. Jeder anhaltende Druck aufs Gehirn wirkt Schlaf. Wie die bildende Kraft im Schlafe bei unwirkſam gewordenem Gehirn noch fortwährend thätig bleibt; ſo wurden auch zuweilen Kinder mit übrigens vollſtändig ausgebildetem Leibe geboren, denen das Gehirn und Rückmark gänzlich fehlte, und welche bei dieſem Mangel der wichtigſten Centralorgane auch außer dem Mutterleibe noch fortlebten: das Gefühl des Hungers durch Schreien und Saugen kund thaten. Ja ein ſolches Kind ohne Hirn und Rückmark hatte bis zum achten Monat gelebt und war dabei wohl genährt. (Sömmering a. a. O. S. 368.) So war auch der Ochſe, in welchem Fodere das ganze Gehirn durch einen Knochenauswuchs verdrängt und vernichtet fand, ſehr groß und fett. Ueberhaupt ſcheint die Reproductionskraft, welche z. B. bei unvollkommnen Thieren verlorne oder verſtümmelte Glieder wieder erzeugt, im umgekehrten Verhältniß mit der Entwicklung des Gehirns zu ſtehen. Doch zeigte ſich in Mißgeburten ohne Hirn, außer jener des Hungers keine Empfindung, ſo wie auch das mannichfache Rück- und Gegenwirken der einzelnen Organe des Leibes, welches auf der ſogenannten Sympathie derſelben beruht, ohne Gehirn in den meiſten Fällen nicht denkbar und möglich wäre.

An verſchiednen Embryonen wird eine auffallende Verſchiedenheit in der Form des Schädels und mithin im äußern Umriß des Gehirns bemerkt, wodurch vielleicht die künftigen Anlagen der Seele voraus angedeutet werden (Sömm. a. a. O. S. 395). In merkwürdiger Wechſelbeziehung ſteht hernach im weiteren Gange der Entwicklung des Hauptes die Ausbildung des Gehirns und die Aeußerung ſeiner Kräfte mit der der Schädelknochen; jene litt, wenn dieſe zu überwiegend mächtig war. (Hempels Phyſiologie S. 331 und Fahners Beiträge zur praktiſchen und gerichtlichen Heilkunde I. Beob. 15.) Beſchädigungen der Hirnſchale ſchienen in einigen Fällen die Aeußerungen der Seelenkräfte zu erleichtern und dieſe ſelber zu erhöhen. Jener geiſtig aufgeregtere Zuſtand verlor ſich nach dem Wiederzuſchließen der Wunde im Schädel.

Faſt alle Theile des großen und kleinen Gehirns hat man in gewiſſen Fällen zerſtört und das verletzte Thier dabei fortleben ſehen. Eine Verletzung des Rückmarks hebt den lebendigen Zuſammenhang der Theile, deren Nerven unterhalb der verletzten Stelle entſpringen, auf, und hiermit die Empfindung und Bewegung derſelben, wird mithin um ſo ſchneller tödten, je näher am Hirn ſie erfolgte. Ein durchſchnittner Nerve bekommt zwar nach der Zuſammenheilung ſein Gefühl unterhalb der verletzten Stelle zuweilen wieder, niemals aber in ſeiner erſten Vollkommenheit. Opium, unmittelbar auf den entblößten Nerven gebracht, ſchwächt örtlich, eben ſo wie dann, wenn es innerlich genommen worden, allgemein, die Empfindung, oder lähmt ſie ganz.

Das Vermögen der willkürlichen Bewegungen, vom Hirn aus durch die Nerven nach den Muskeln, kehrt vollkommen wieder, wenn ein durchſchnittner Nerve wieder zuſammenheilt, auch wenn er unterhalb des Durchſchnittes ganz welk, verſchrumpft und ganz gefühllos bleibt. In Beziehung auf die bildende und ernährende Kraft des Leibes gilt von den einzelnen Nerven daſſelbe, was oben von dem Gehirn erwähnt worden: Arnemann durchſchnitt in Thieren beide Stimmnerven, einen ſympathetiſchen Nerven, mehrere große Nerven der Vorderfüße, beide Hüftnerven, ohne daß merkliche Abmagerung erfolgte. Dennoch wirken die Nerven entſchieden auf die Beſchleunigung oder Hemmung des Blutumlaufes und auf die meiſten Abſonderungen ein, wiewohl z. B. das Zerſchneiden der Nervenzweige, die zur Speicheldrüſe gingen, die Abſonderung des Speichels kaum merklich und vielleicht nur mittelſt der Verletzung der Drüſe ſelber verminderte.

Beſonders an den Augen der Katzen und der Hyänen (nach Brugnatelli) ſo wie der Wölfe (nach Valisneri) wurde jenes Leuchten im Dunklen deutlich bemerkt, wodurch die empfindende Kraft der Nerven ihre Verwandtſchaft mit dem Lichte verräth. Selbſt an Menſchenaugen wurde jenes Selberleuchten zuweilen deutlich beobachtet (nach a Castro: ign. lamb. p. 11. Plemp. L. IV. prop. 58). Einen phosphoriſchen Schein, der aus ſeinen eignen Augen im Dunklen hervorging, bemerkte unter andern Johann Tack (Teichmeyer anthrop. p. 254). Andre, einer feinen Empfindung fähige Theile, leuchteten an lebenden Menſchen im Dunklen, z. B. die Haut des Herzogs Gonzaga von Mantua, wenn man ſie gelind rieb, nach Bartholin. Das ganze Haupt leuchtete in andren Fällen, welche Cardan. var. rer. L. 8. c. 44 (p. 549); Libav. L. I. Hexaem. p. 110, Petro a Castro in collect. m. s. u. A. erzählen. An einigen der feinſten Empfindung fähigen Theilen des Unterleibes beobachteten Aehnliches Euseb. Nieremberger in hist. peregrin. ſo wie Sinnibald: Geneanthrop. L. 4. und Borell. Cent. II. obs. 69. 166.

Bei den elektriſchen Fiſchen geben einzelne Zweige jener Nerven, welche die Hauptorgane der Bewegung verſorgen, nicht an Muskeln, ſondern ſie endigen in Apparate, welche unmittelbar die aus dem Nerven ſtrömende, bewegende Kraft nach der Außenfläche des Leibes leiten. Eine Empfindung, gleich einem elektriſchen Schlage, erregt öfters der Biß heftig gereizter, giftiger Schlangen, und ſelbſt bei dem Zerſchneiden einer lebendigen Maus fühlte ein Beobachter eine Art von elektriſchem Schlag, der von dem Leib des gequälten Thieres ausging.

Von der bekannten Thatſache, daß Menſchen, denen ein Glied abgenommen war, in und mit dieſem Gliede noch Empfindungen zu haben wähnten, wird weiter unten noch die Rede ſeyn.

Das Geſchäft der Sinnen.

§. 18. Mit einem allgemeinen, großen Kreislaufe der auf- und niederſteigenden Lebenskräfte unſrer Sichtbarkeit tritt ſchon der lebende Leib durch das Athmen, die Seele aber zunächſt durch die Wahrnehmungen der Sinnen in Verbindung. Wir beſchreiben zuerſt jenen großen Kreislauf, ſo wie er ſich den Sinnorganen darſtellt, hernach die leibliche Geſtalt und Wirkſamkeit dieſer Organe ſelber.

In aller Creatur iſt ein Sehnen nach der Creaturen Urſprung und Ausgang. Ziehet doch der nahe Fels das ſchwebende Bleiloth, die weit entfernte Sonne aber die Schaar ihrer Welten nach ſich hin, und ſelbſt das ohnmächtige Gewölk, wenn es vom Gebirge aufſteigt, reißet die benachbarte Luft mit in ſeinen Strom hinein; wie ſollte Der, welcher mächtiger iſt als alle Macht der Sichtbarkeit, näher als alle Nähe des Leiblichen, die Dinge, welche er in ſeiner Hand trägt, nicht zu ſich hinneigen und bewegen?

Das Verlangen der lebenden Seele geſtaltet die Glieder, durch welche es wirket, nach der Art des Verlangten: die feſtere Hand zum Ergreifen des Feſten, die zartere Lunge zum Aufnehmen der Luft; der Gedanke, welcher des Geliebten gedenket, trägt das Bild dieſes Geliebten in ſich. So träget auch das Sehnen aller ſichtbaren Creatur, wenn es ausgehet nach der Sichtbarkeit Quell, ein Bild dieſes Quelles in ſich und dieſes Bild erſcheint uns als Licht. — Das Licht iſt ein Emporſteigen, ein Hinausgehen des leiblichen Seyns aus ſeinem eignen, engen Kreiſe, nach dem oberen Einen, das Alle umfaſſet, Alle hält und trägt. Das Sehnen ſteiget beſtändig auf, von der Welt des Wandelbaren, nach der Wandlungen ewigem Stillſtand und Grund: wie der Rauch vom Rauchfaß, wie der Schwung des Gebetes zu Gott.

Stätig und ohne Aufhören, wie das Sehnen der Creatur von unten nach oben gehet, ſo ſteigt eine ſchaffende, belebende Liebe von oben zu den Creaturen herunter: eine Liebe, ſtärker als die verzehrende Flamme, mächtiger als der Alle umfangende Tod. Es trägt dieſe Liebe das Bild der Creaturen, zu denen ſie hinabgehet und derſelben wechſelſeitiges Verhältniß in ſich: trägt in ſich jener Form und Maß und Gewicht. Alle bewegend, einet ſie die Bewegungen Aller zum harmoniſchen Einklange: die Bewegungen der Welten in ihren Bahnen, wie die der einzelnen Stäublein und Tropfen, die ſich wirbelnd um einander kreiſen. Dieſe von oben nach unten ſtrömende, das Körperliche bewegende und formende Kraft erſcheint in der äußern Natur eben ſo wie nach §. 15 im lebenden Leibe, in ihrem ungebundneren, reineren Zuſtande als Elektrizität; da wo ſich dieſelbe mit den Bewegungen der gröberen Körperlichkeit vermiſcht und umkleidet, erſcheint ſie als Ton.

Der einfache Vorgang des Tönens lehrt uns, daß nicht jede Bewegung der uns umgebenden Sichtbarkeit als Laut oder Klang vernommen werde, ſondern nur jene ſchwingende, vibrirende, deren Wellenſchlag ſich mehr als dreißig Male in einer Secunde wiederholt. Eine anderweitige Reihe von Vorgängen, in der lebenden und ſcheinbar todten Natur, lehrt uns bald, was dieſe vibrirende Bewegung ſey.

Da wo die Anfänge oder Enden des organiſchen Lebens entblößt vor unſern Augen liegen: an den Tremellen oder an den an den gallertartig thieriſchen Weſen der Spongien und einiger Infuſorien, offenbart ſich der Lebenseinfluß, welcher mit den zarten Gebilden ſpielt, in einem vibrirenden Zucken. Der zarteſte und beweglichſte Theil des Inſectenleibes: die Antenne, iſt bei manchen Inſectenarten in einer unaufhörlich zitternden Bewegung. Aber eben dieſer Theil vertritt bei dem Inſect nicht blos die Stelle eines gemeinſamen Geruchs und Gehörorgans, ſondern er iſt noch unverkennbar deutlicher das Organ, wodurch der bewegende, lenkende Lebenseinfluß ein- und ausſtrömt. Die Bienenkönigin rührt mit ihren Fühlhörnern die Fühlhörner der andren Bienen an, und augenblicklich, wie ein elektriſcher Funke, geht der waltende, übermächtige Wille des Weiſels in die Schaar der Arbeiter über, welche die Berührung auf gleiche Weiſe unter ſich fortſetzt, bis der ganze Schwarm in den Strom der Bewegung hineingezogen iſt, der vom herrſchenden Mittelpunkt ausging. Ein Weiſel, dem die Fühlhörner genommen worden, hat in dieſen das Mittel verloren, den andren Bienen ſeinen Willen kund zu thun; das Mittel, wodurch jener leitende, allgemeine Einfluß auf ihn einwirkte, welcher die wundervollen Bewegungen des Inſtinctes hervorruft: denn eine ſolche verſtümmelte Königin erſcheint von dieſem ganz verlaſſen. So ſind es auch die Fühlhörner, durch welche die Inſecten andrer Arten und Ordnungen: die Ameiſen wie die Pillenkäfer, wechſelſeitig den Antrieb des Willens in einander übertragen und fortpflanzen, und es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß bei allen Inſecten durch die Antennen nicht blos das Riechbare und der äußere Ton, ſondern auch das Anregen jener für Alle ſorgenden Liebe empfunden und vernommen werde, welche ſchon in der ſterbenden Mutter der noch künftigen Brut, welche ſchon im Verlauf des Sommers der Noth des noch weit entfernten Winters gedenkt.

Es

Es gleicht dieſes Weben einer gleichſam brütenden, höheren Mutterliebe jenem fächelnden Bewegen, das in der Wärme des Frühlingsmittages, ſelbſt dem Auge ſichtbar, durch Luft und Gewäſſer gebet. Ein brütender Lebenshauch, welcher mit der Elektrizität verwandt, die regelmäßigen Geſtalten der Kryſtalle, gleich den Chladniſchen Klangfiguren hervorgebracht, der Pflanze den eigenthümlichen Umriß der Geſtalt, dem Thiere die Form und willkürliche Bewegung gegeben. Nennen wir dieſes von oben nach unten gehende, bildende und bewegende Princip, ſo wie es in ſeiner Verleiblichung der Wahrnehmung der Sinnen am deutlichſten und öfterſten ſich darſtellt, einen Ton; ſo bebet jener Ton, welcher etwa die Geſtalten der Kryſtalle hervorgebracht, in dieſen fort, ſo lange ſie beſtehen, und iſt ja ſelber nur der Grund ihres Fortbeſtehens. Das erſtere zeigen jene merkwürdigen Beobachtungen, nach denen alle neuerdings ſich erzeugenden Kryſtalle, die ſich auf der Oberfläche eines vielleicht ſeit Jahrtauſenden entſtandenen, größeren Kryſtalles anſetzen, noch immerfort in jenen Richtungen an einander geordnet werden, welche bei der Aneinanderfügung der einzelnen Grundtheilchen zur Kryſtallgeſtalt die herrſchenden waren, oder welche dem gediegenen Metall ſein eigenthümliches Gefüge gaben. Es iſt nur der Zug der alle Einzelweſen umfangenden Schwere, welcher dieſes Tönen ſo in ſich verſchlingt, daß es nach außen hin unmerklich wird. Sobald aber, durch einen Anſtoß oder Bewegen von außen, die hemmenden Banden jenes Zuges gelöſt ſind, läßt ſich in jedem Weſen nach ſeiner Art der lebendige Hauch vernehmen, der ihm ſein Weſen gab und ſein Beſtehen erhält.

Nach einem öfter erwähnten Worte des Alterthums wird auch die Seele, die in der Pflanze webet und im Thiere lebt, mit einer Zahl, einem Ton verglichen. Auch dieſes Tönen währet, ſo lange das Leben beſteht, immer fort. Es iſt das Durchſtrömen des Lebensfunkens von oben, durch das leibliche Gebilde; jenes Funkens, welcher den Geſammtvorgang des Lebens erhält, wie das Durchſtrömen des galvaniſchen Princips, aus den Drähten der Voltäiſchen Säule, in das bildſame Flüſſige, den Vorgang der Verbindungen und Zerſetzungen fortbeſtehen macht. In gewiſſen Zuſtänden, welche allerdings außer den Gränzen des natürlichen, geſunden Verlaufes liegen, wird jenes Forttönen des bildenden und bewegenden Lebensprincips in den Dingen, von der Seele auf eine andre, unmittelbarere Weiſe vernommen, als durch die Sinnen. Wir betrachten indeß hier vorerſt nur den gewöhnlichen Verlauf, nach welchem das von unten nach oben ſteigende Leben durch das Auge, und, wie wir noch hernach ſehen werden, auf einer andern Stufe ſelbſt durch die ſchmeckende Zunge; das von oben niederwärts gehende durch den Geruch und das Gehör bemerkt werden.

Beim Sehen wird in dem Nervenmark der Netzhaut des Auges ein Selberflammen, Selberleuchten erregt: ein Emporſteigen des Lebensprincips im Nerven, nach ſeinem oberen Anfang und Ausgang.

Minder anerkannt in ſeiner eigentlichen Bedeutung und Wechſelbeziehung auf die äußere Natur, iſt das Organ und das Geſchäft des Riechens. Jenes Annähern und Herabſteigen einer bewegenden Urſache, welches der eigentlichen Verbindung und Vermiſchung mit der gröber körperlichen Natur vorhergeht, wie das Erhitzen der Flamme, wie der Rauch dem Feuer, iſt der Gegenſtand der Wahrnehmung des Geruchſinnes in der unorganiſchen Natur. Da wo in einem Stoffe das Streben nach Vereinigung mit der das Höhere vermittlenden Luft — das Brennbarwerden — beginnt, da bemerkt der Geruch die Annäherung des von oben nach unten wirkenden (electriſchen) Princips. Das ungleich ſchwächer und ſparſamer verdunſtende Oel wird deshalb ſtärker durch den Geruch empfunden, als das häufiger verdunſtende Waſſer.

Was der Gegenſtand des Riechens ſey, das wird noch deutlicher erkannt in dem Wechſelverkehr unſrer Sinnen mit der lebenden, organiſchen Natur. Leidenſchaftliche Bewegung im Innern, wie etwa die des Zornes oder einer heftig flammenden Begierde, verräth ſich im Thierreich öfters durch die Entwicklung eines riechbaren Princips. Wenn hierbei nach Delrios Angabe giftige Schlangen, welche durch das Anſchlagen einer Trommel, in welche man ſie eingeſperrt, zur höchſten Wuth gebracht worden, in jenes riechbare Princip eine ſolche Kraft legten, daß Menſchen von ſeiner Einwirkung ſtarben; ſo erinnert dies an jene freiere Erſcheinungsform der bewegenden Kraft im Nerven, wobei dieſe nicht, in den Muskel ſich verlierend, zur Bewegung der Glieder wird, ſondern als elektriſcher Schlag, wie beim Zitteraal ſich äußert. Dieſelbe von innen nach außen, vom Nerven nach den Theilen gehende, bewegende Kraft des Willens, welche andre Male als innres, dem Gefühl wenig auffallendes Zuſammenziehen des eignen Muskels, oder als elektriſcher, den fremden Muskel erſchütternder Antrieb erſcheint, bildet auch jenes flüchtige, in die äußere Umgebung einwirkende Weſen, welches ſich auf eine ſo ſtaunenswürdige Weiſe dem Geruchsorgan des ſpürenden Hundes bemerkbar macht.

Der Menſch, wie jedes lebende Weſen, wirkt bei jeder Bewegung, bei jeder Berührung, durch das aus den Nervenenden hervorgehende, bewegende Princip auf die berührten Gegenſtände ein, und die wollende, wirkende Seele trägt auf dieſe Weiſe, durch bloße Annäherung der Außenfläche des Leibes, ihr eignes, innres Bewegen auf eben ſo beſtimmte, eigenthümliche Art in die äußere Natur über, als durch das allerdings augenfälligere und grobkörperlichere Eingreifen mittelſt der Muskeln. Das was daher jener treue Hund, der ſeinem Herrn, zwölf Tage nach ſeiner Abreiſe, von dem Schloß Altenklingen bis nach dem hundert Meilen entfernten Paris folgte, eigentlich durch den Geruch bemerkte, ſtehet in der That in einem höheren, weſentlicheren Zuſammenhange mit den Eigenſchaften und Kräften jenes Herrn, als man gewöhnlich annimmt. Das Thier hatte die Spur des von ihm geliebten Menſchen unter jener von vielen Tauſenden von Menſchen, welche ſeitdem auf der Heerſtraße und auf den Gaſſen der volkreichen Hauptſtadt vorübergekommen waren, eben ſo ſicher aufgefunden und herausgekannt, als er etwa die befehlende oder lockende Stimme ſeines Herrn aus allen Stimmen würde erkannt haben, wenn ihm dieſer hierdurch ſeinen Willen hätte kund thun wollen.

Am Menſchen wirkt allerdings auch, durch das Organ des Geruches, nicht ſelten der Zug der Sympathieen und Antipathieen; jene fern und leiſe ſpürende Kraft jedoch, welche das Thier auszeichnet, beſitzt nur der Geruchsſinn einiger wilden Völker. Es iſt ein Vorrecht unſers mit der Sprache begabten Geſchlechts, daß ſich demſelben die von oben nach unten wirkende Kraft einer belebenden Liebe, zumeiſt nur in ihrer vollendeten Verleiblichung, als hörbarer Ton, als Wort kund giebt, weil ſie im Menſchen erſt ganz zum Leib geworden. Dem Menſchen ſtellt ſich daher auch, in der um ihn lebenden und bewegten Natur, das belebende und bewegende Princip, öfter in ſeiner vollkommnen Verleiblichung zum Ton, denn als Elektrizität dar, und der Sinn des Gehörs iſt bei ihm ungleich höher entwickelt als der des Geruches.

Schon an dem äußern Apparat, durch welchen wir hören, erſcheint es nicht ohne Bedeutung, daß gerade der Knochen, mit und in welchem der lebende Leib zunächſt der Schwere und Starrheit anheim fällt und an welchem die Lebensthätigkeit der Nerven zuletzt ausgehet, am meiſten und vorzüglichſten zur Fortpflanzung des Schalles dient. Wie das Bewegen des Sturmwindes erſt am ſtarren Felſen hörbar, das Sonnenlicht erſt am planetariſch Leiblichen ſichtbar wird; ſo das Sauſen des von obenher den Leib durchwehenden Lebensſtromes erſt am Ausgeſchiedenen, Starren. Bemerkenswerth erſcheint es hierbei auch, daß die Knochenbildung am Menſchenleibe mit und in den Gehörorganen beginnt. Denn unter allen Knochen zeigen ſich die Gehörknöchelchen, der Labyrinth und jener Theil der Pyramide, welcher die eigentliche Paukenhöhle darſtellt, zuerſt ausgebildet, und ſie ſind dieſes, einzig unter allen, ſchon im ungebornen Kinde.

Unter den vier Sinnen des Hauptes ſcheint, auf den erſten Blick, jener des Geſchmacks den niedrigſten Rang einzunehmen. Dennoch iſt es hierbei ſchon nicht ohne Bedeutung, daß am Menſchen vorzugsweiſe vor allen andern Thieren das Organ des Schmeckens entwickelt und ausgebildet iſt. Denn während unſer Geſchlecht an Schärfe des Geſichts und Geruches, ſo wie ſelbſt des Gehörs von vielen Geſchlechtern der Thiere übertroffen wird, ſteht es an Feinheit und Schärfe des Geſchmackes weit über allen Lebendigen ſeiner Sichtbarkeit. Es gilt hierbei als erklärender Grund daſſelbe, was wir vom Hören ſagten. Die Eiche, nach einem alten Sprichwort, je höher ſie iſt, treibt deſto tiefer ihre Wurzel gerade abwärts; ſo dringt die wahrnehmende Kraft der menſchlichen Sinnen, welche nach dem obenerwähnten Kreislaufe der auf- und niederſteigenden Lebenskräfte in der äußern Natur gerichtet iſt, in größere Tiefen der Verleiblichung und Körperlichkeit ein, als die der thieriſchen Sinnen. Der Geſchmack bemerkt, nur auf einer tieferen

Entwicklungsſtufe, daſſelbe aufwärts ſtrebende Sehnen der Dinge, das ſich dem Auge als Licht darſtellt. Denn eben dieſem Zuge, der als Licht unmittelbar nach einer höheren, Alle tragenden Einheit gerichtet iſt, entſpricht in einer niederen Region ein andrer, vorbereitender Zug, welcher ein vermittelndes Abbild jener Einheit in dem Gleichartigen, Körperlichen ſucht. Dieſe Richtung, welche den Ruhepunkt, ſtatt in der höheren Einheit, in einem vermittelnden Zwiſchengliede findet, wird in unſrer Körperwelt als chemiſcher Vorgang der Auflöſung und Wiedervereinigung erkannt und der dafür beſtimmte Sinn iſt eben der Geſchmack. In dem Geſchäft dieſes tiefſten Sinnes endigen und verleiblichen ſich, wie in einer gemeinſamen Wurzel, die Lebensbewegungen der andern Sinnen; ſie erhalten durch die Zunge die Form der Sprache.

Die vier Sinnen des Hauptes, ſo ſahen wir oben, ſetzen die wahrnehmende Seele in lebendige Beziehung und Wechſelwirkung mit einem Kreislauf der auf- und niederſteigenden Lebenskräfte unſerer Sichtbarkeit, welcher immer vorhanden und wirkſam, dennoch von dieſen Sinnen nicht immer bemerkt wird. Der ſehende Nerv wird allerdings nur dann durch ein äußeres Licht, der hörende nur dann durch einen äußeren Ton gerührt werden, wenn das Licht wie der Ton ſtärker ſind als das Selberleuchten des ſehenden Auges, das Selbertönen des hörenden Ohres.

Bei dem Geſchäft der oberen Sinnen, und bei der offenbaren Abhängigkeit der Entwicklung der Seelenkräfte und ihrer Erkenntniſſe von jenem Geſchäft, dringt ſich uns übrigens hier ſchon vorläufig noch eine andre Bemerkung auf. Die Seele, ſobald ſie ſich ins Leibliche verſenkte und zum Leiblichen ward, iſt hierdurch in jene Umtauſchung (Täuſchung) und Verſetzung des eignen

Selbſt in ein Fremdes gerathen, vermöge welcher ſie, gleich der Hellſehenden, die den Leib des Magnetiſeurs für den eignen hält und die Außenwelt faſt ausſchließend nur durch dieſen bemerkt und ſiehet, ihr eignes Bewegen nur in jenem der Leiblichkeit gewahr wird, in deren Region ſie ſich verſetzt hat. Daher wird auch, um hier nur einen Sinn als Beiſpiel zu wählen, das innerlich wahrnehmbare Leuchten (Sehen) des Auges erſt in Folge eines Leuchtens der ſichtbaren Körper erregt, und die Seele, ſo lange ſie in dieſer Fremde wallet, ſteigt in dem gewöhnlichern Zuſtand des wachen Lebens faſt niemals mit eignen, ſondern immer nur mit fremden Schwingen empor. Es hängt hiermit ſelbſt die ſpäter zu erwähnende Durchkreuzung der Sehenerven zuſammen: das Gehirn der einen Seite bemerkt nicht ſein eignes Sehen, ſondern jenes der andern Seite.

Der Kreis des Geſichtsſinnes iſt ſo unabmeßbar, als jenes Ende, nach welchem ſein Bewegen ausgehet, und das Auge gewahrt das Emporflammen von Mächten der Leiblichkeit, welche der nach Größen des heimathlichen Planeten rechnende Verſtand kaum abreichet. Beſchränkter iſt der Wahrnehmungskreis des Ohres. Von dem Strom der oberen Harmonieen vernehmen wir nur jenes letzte, unterſte Ende, das an unſrer nächſten Sichtbarkeit ausgehet. Die Fortpflanzung des Schalles von einem Punkt zum andren geſchiehet zwar gegen 300mal ſchneller als das Fortbewegen eines gehenden Menſchen, iſt aber hierbei mehr als 90mal langſamer als die Bewegung der Erde in ihrer Bahn um die Sonne, und faſt eine Million mal langſamer als die Bewegung des Lichts. Sie beträgt nur 1050 Fuß in einer Secunde, während welcher das Licht einen Raum von 41,000 Meilen durchläuft. Noch ungleich beſchränkter iſt dann der Wirkungskreis des Geſchmacks; während wir über den des Geruches nichts zu entſcheiden vermögen, da dieſer Sinn in einer ſeiner Functionen, von welcher wir oben ſprachen, im gewöhnlichen Zuſtand des Menſchen durch die Wahrnehmungen des Gehörs ganz verdunkelt und verdrängt iſt. Uebrigens iſt es nicht die räumliche Beſchränkung des Wirkungskreiſes der Sinnen, welche unter dieſen das gegenſeitige Verhältniß der höheren Vollkommenheit oder der Würde beſtimmt. Denn es gilt hier im Einzelnen wie im Ganzen in der Geſchichte der Seele, daß die äußere Beſchränkung in ſo enge, kleine Leiblichkeit eben ſo die innre Kraft des Hinausſtrebens in die Weite verſtärke, als ein Verweilen im dunklen Raume das Vermögen, auch das fernſte Licht der Geſtirne zu bemerken. Eben dieſes Ohr von Staub, deſſen Wirkungskreis gegen jenen des Auges ſo beſchränkt ſcheint, vermag mehr als das Auge ein Gefäß zu werden, durch welches ein geiſtig bewegendes Wort zum Geiſte ſpricht und in ihm ein Leben aus Gott weckt.

Die vier Sinnen des Hauptes: Geſicht, Gehör, Geruch, Geſchmack, deren Organe in ziemlicher Beſtändigkeit des Baues und der Lage durch alle höheren Thierklaſſen gefunden werden, ſind Sinnen in engerer Bedeutung des Wortes, beſtimmt zum bloßen paſſiven Aufnehmen; es zeigt ſich aber noch ein fünfter ſogenannter Sinn, jener des Fühlens, deſſen Geſchäft von gemiſchterer Art als das der andren, eben ſowohl in einem leidenden Aufnehmen, als ſelbſtthätigen Geben zu beſtehen ſcheint.

Der lebende Leib hat außer den Wahrnehmungen der vier oberen Sinnen, wodurch das Leuchten, Tönen, ſo wie das elektriſche und chemiſche Erregen der Körper bemerkt wird, auch noch unmittelbar durch ſeine ganze Außenfläche eine Empfindung von Wärme und Kälte, Weiche und Härte, Leichtigkeit und Schwere, ſo wie von der Geſtalt der Gegenſtände, welche in ſeine Nähe und Berührung kommen. Dieſe Empfindung könnte auf den erſten Blick blos als der noch unentſchiedene, chaotiſche Anfang oder Endpunkt erſcheinen, von welchem die vier eigentlichen Sinnenrichtungen ausgingen und in den ſie zuſammenflößen. Denn bei den unvollkommneren Thieren vertritt öfters die Außenfläche der Haut die Stelle des Geſichts, ſo wie der andern Sinnorgane, und die erſten Anfänge des Auges im Thierreich erſcheinen als eine verdünntere Stelle der Haut, an welcher der Nerve nur noch etwas deutlicher und näher nach außen tritt, als an der übrigen Außenfläche. Wenn wir, ſelbſt noch am Menſchen, an der innern Haut des Mundes und am Zahnfleiſch, nach Zerſtörung oder beim Mangel der Zunge, die Fähigkeit zum Schmecken bemerken; ſo ſcheint hier ein Uebergang aus dem Fühlen ins Schmecken angedeutet, und dieſer Uebergang hat ſich in einigen krankhaften Fällen, in denen eine Uebertragung des Wahrnehmungsvermögens der oberen Sinnen auf die Gegend der Herzgrube ſtatt zu finden ſchien, noch deutlicher gezeigt.

Auch auf eine gewiſſe ſpecifiſche Verſchiedenheit des Gefühles der äußeren Hautfläche, an verſchiednen Stellen derſelben, hat die Phyſiologie aufmerkſam gemacht. Ein andres, eigenthümliches Gefühl ſey es, das die Bruſtwarze der ſäugenden Mutter bei der Berührung des Säuglinges empfände, und dieſes Gefühl ſey von jenem, das die Fingerſpitzen beim Berühren eines harten oder weichen Körpers hätten, auf ſeiner Stufe eben ſo verſchieden, als das Hören vom Schmecken. Nicht minder ſey auch das Gefühl, welches die Fußfläche, im Gehen, von dem Boden habe auf welchen ſie tritt, ſpecifiſch verſchieden von jenem, welches das Augenlied oder der Gehörgang bei der Berührung eines fremden, äußeren Körpers haben, und es ſcheine namentlich die Gegend der Herzgrube ganz beſonders zum Fühlen der Wärme und Kälte geeignet.

Dieſer Anſicht folgend könnte man vielleicht (wollte man hierbei die undeutliche, minder augenfällige Abgränzung der einzelnen Richtungen durch den chaotiſch unentſchiedneren Zuſtand der unteren Region des Nervenſyſtems nach S. 170. entſchuldigen) entſprechend den vier Sinnen des Hauptes, acht verſchiedene Wahrnehmungsarten des Gefühls annehmen. Hiervon gehört eine der Function der Zeugung, eine jener der erſten Ernährung des Neugebornen, zwei den äußern Oeffnungen der beiden vollkommenſten Sinnenorgane (Auge und Ohr), zwei dem Anfang und Ausgang des Verdauungscanales, eine (das Fühlen mit Händen und Füßen) dem Wechſelverhältniß unſers Leibes zur feſten Erdoberfläche, auf welcher wir gehen und deren einzelne Theile wir berühren, endlich noch eine dem Anfang der Athmungsorgane in der äußeren Naſenöffnung, welcher im Thierreich öfters, beſonders wo er ſich zum greifenden Rüſſel geſtaltet, die Stelle der fühlenden Hand vertritt.

Bei dem Verſuch einer ſolchen Abſcheidung der Gefühlsſinnen, möchte uns jedoch ſchon jene Wahrnehmung ſchüchtern machen, daß dieſe Nervenenden der verſchiedenſten Punkte der Oberfläche, in der Art, in welcher ſie die Gegenſtände der äußern Natur fühlen, ſo nahe ſich verwandt ſind, daß der Schein der Verſchiedenheit, welchen ihnen die Nachbarſchaft der einzelnen Organe verleiht, unter andern Umſtänden eben ſo verſchwindet, als der ſcheinbare Unterſchied zwiſchen dem Fühlen der Naſenſpitze und jenem der Finger am Menſchen, beim Elephanten aufgehoben wird, an welchem die Naſenſpitze in einen greifenden Anſatz endet. Eine ſolche Uebertragung, der Function des einen Sinnes des Hauptes, auf das Organ des andern wird, wenigſtens im höheren Thierreich, nirgends gefunden.

In jedem Falle hat ſich „unter allen verſchiedenen Richtungen des Fühlens“ am Leibe des Menſchen die eine ſo vollkommen entwickelt, daß ſie ſchon ſeit alter Zeit, unter dem ausſchließenderen Namen des Gefühls, als ein fünfter Sinn betrachtet worden. Ihre Hauptorgane ſind, im gewöhnlichen Zuſtand, die Fingerſpitzen der Hand, an welchen allerdings das Vermögen, die äußeren Gegenſtände zu unterſcheiden, in ſo hohem Grade entwickelt iſt, daß der Menſch öfters durch das Taſten der Hand, wenn auch nur in unvollkommnerem Maße, ſich das Sehen erſetzt, beſtändig aber daſſelbe hierdurch berichtiget und deutlicher beſtimmt. Wollten wir indeß dieſe Steigerung des allgemeinen Gefühles der Außenfläche, zu einem eigenthümlichen, ergänzenden Hülfsorgan der oberen Sinnen, als einen ausſchließenden Vorzug des Menſchenleibes betrachten, ſo würde ſich dieſer Vorzug allerdings, im Vergleich mit den meiſten andern Säugethieren, gleich auf den erſten Blick bewähren. Denn der Fuß und die Fingerfläche iſt bei dieſen mit Haaren bedeckt, endet in Klauen, oder iſt gar von hornartigen Hufen umſchloſſen, ſo daß dieſe Thierordnungen des ſogenannten fünften Sinnorganes gänzlich beraubt erſcheinen, und dafür zur Berichtigung des Geſichts den vollkommner entwickelten Geruch empfingen. Dagegen könnte uns vielleicht auch hierin die Betrachtung der Fledermaus eines ganz andern, Entgegengeſetzten belehren, an deren ausgeſpannter Haut der Finger das Gefühl, auch für blos genäherte, nicht unmittelbar berührte Gegenſtände, noch viel ſchärfer erſcheint als am Menſchen. Doch iſt dieſes Fühlen der Fledermaus nur ſehr einſeitig mit jenem, das ſich am vollkommenſten in den Fingerſpitzen des Menſchen äußert, vergleichbar.

Das Fühlen im engern Sinne iſt zunächſt ein Wahrnehmen des Ausſtrömens jenes, oben S. 179 erwähnten, ſelbſtthätigen Princips, welches, als bewegende Kraft, von den Nervenenden des Muskelleibes ausgeht, und auf eigenthümliche Weiſe in die benachbarte Außenwelt einwirkt. Während wir daher, durch die Sinnen des Hauptes, zunächſt nur den Kreislauf der Lebensbewegungen in der äußern Natur bemerken und erkennen, bemerken wir durch das Gefühl dieſes Auf- und Niederſteigen, Aus- und Einwärtsgehen jener Kräfte an unſrem eigenen leiblichen Weſen. Der ſcheinbar niederſte Sinn, des Gefühls, ſteht daher mit der Geſchichte des Selbſtbewußtſeyns allerdings in ſehr naher Beziehung, obgleich uns übrigens nur die Sinnen des Hauptes die obere Welt der Kräfte, ihr Woher und Wohin? wahrhaft erkennen lehren, deren Quellen und Anfänge uns das bloße Getaſt nicht verrathen laſſen würde.

Dieſes ſind im geſunden, gewöhnlichen Zuſtande des Menſchenlebens die Sinne, durch welche die Seele die Außenwelt und ihren eigenen Leib wahrnimmt und erkennt. Es gibt nun allerdings auch Zuſtände, in welchen, wie in einem vorbildlichen Tode, nicht bloß die Subſtanz des einzelnen Nerven oder der Gefäßflüſſigkeit, ſondern gewiſſermaßen der ganze Leib aus dem gewöhnlichen Kreislaufe der Lebensbewegungen ausgeſchieden und entnommen, zugleich aber dann ein anderer Weg der innren Wahrnehmungen als jener durch die Sinnen eröffnet wird, auf dem unſer innrer Menſch in viel umfaſſenderer, allgemeinerer Weiſe, das geſammte verwandte Gebiet der Sichtbarkeit überſchaut und vernimmt. Dieſe außergewöhnlichen Zuſtände ſollen uns jedoch nicht hier, ſondern in einem nächſten Abſchnitte dieſer Unterſuchungen beſchäftigen. Denn ſie ſind Momente, in welchen die Seele jene Rolle, die ihr hienieden in ihrer Zuſammengeſellung mit dem Leibe aufgetragen iſt, vergißt; Momente, in denen der Schauſpieler, von einem, ſein eignes Weſen nahe angehenden Gefühle überwältigt, die Maske ſinken läſſet, die er bis dahin getragen, und nun auf einmal, nicht als Menſch der ſichtbaren und gewöhnlichen, ſondern einer unſichtbaren und ungewöhnlichen Region ſich kund gibt.

Bemerk. Dem Gedankengange des vorſtehenden §. folgend, ſo weit derſelbe einer weitern Erläuterung bedarf, reden wir zuerſt vom Tönen der Körper:

Die Wirkſamkeit der Elaſtizität in der unorganiſchen Natur iſt allerdings mit jener der Muskelfiber bei ihrer Contraction und hiermit nach §. 16. mit dem Tönen nahe verwandt; ſie kann unter günſtigen Umſtänden als Ton hörbar, ſo wie andere Male blos als ein Gegen- und Nebeneinanderbewegen der Theile ſichtbar werden. Da wo der Widerſtand gegen das Voneinanderbewegen und Trennen der Theile (durch einen Anſtoß von außen) am ſtärkſten iſt, wird, unter ſonſt angemeſſenen Verhältniſſen, der Ton am lauteſten ſeyn.

Eine unmittelbare Folge der Elaſtizität ſind die Schwingungen, in welche tönende Körper durch eine äußerliche, bewegende Urſache verſetzt werden. Die Schwingungen einer langen Saite ſind blos für das Auge ſichtbar, nicht als Ton für das Ohr hörbar, wenn ihrer weniger als zehn in einer Secunde erfolgen; ja es ſind alle ſolche Schwingungen unhörbar, welche das Auge noch zählen kann. Nach Sauveur kommen auf den tiefſten Ton, welcher an einer 40 Fuß langen Orgelpfeife noch vernehmlich iſt, 12½, auf den höchſten einer ganz feinen 6400 Schwingungen in einer Secunde, und das Verhältniß beider Zahlen wäre wie 1 zu 512. Setzt man, nach Euler, die Zahl der Schwingungen des tiefſten hörbaren Tones auf 30, des möglich höchſten, nach Chladni auf 16000 (genauer [illegible]), ſo iſt das Verhältniß beider Zahlen, nahe mit dem erſterwähnten übereinſtimmend, 1 zu 533.

Zur Fortpflanzung des Schalles ſind die Medien um ſo günſtiger, je mehr ſie ſelber ähnlicher Schwingungen fähig und dicht ſind. Der luftleere Raum pflanzt daher den Schall nicht fort. Nicht alle Theile eines ſchallenden Körpers finden ſich hierbei gleichzeitig in ſchwingender Bewegung, ſondern (mit Ausnahme des Grundtons) giebt es gewiſſe Punkte in der ſchwingenden Saite, welche ruhig bleiben, Schwingungsknoten genannt. Auf dieſen Schwingungsknoten bilden ſich bei tönenden Flächen die Klangfiguren. Die Schallſtrahlen gehen ſenkrecht auf die Richtung der Schallwellen, wie die Radien auf den Umfang eines Kreiſes.

Der Sinn des Gehörs bezieht ſich auf die arithmetiſchen Verhältniſſe der Bewegungen. Ein Ton erſcheinet dem Ohr um ſo höher, je ſchneller die Aufeinanderfolge der Schwingungen am tönenden Körper iſt. Eine halb ſo lange Saite von gleicher Beſchaffenheit macht in derſelben Zeit gerade doppelt ſo viele Schwingungen, und ihr Ton iſt die nächſt höhere Octave vom Ton der andern. Wird eine Saite 1/5, 1/4, 1/3 ihrer Länge verkürzt, ſo wird ihr Ton die Terze, Quarte, Quinte des Grundtones. Hätte, ſo lehrt die Berechnung, der Grundton C in 1 Secunde 96 Schwingungen, ſo betrügen dieſe in derſelben Zeit 108 für D, 120 für E, 128 für F, 144 für G, 160 für A, 180 für H, 192 für die Octave C. Die zur Hervorbringung dieſer Töne nöthige Verkürzung der Saite betrüge dann 1/9 für D, für E 1/5, F 1/4, G 1/3, A 2/5, H 7/15, für C in der Octave 1/2. Vollkommen conſonant ſind die Octave, Quinte, Quarte, unvollkommen die große und kleine Terze wie Sexte; unvollkommen diſſonant ſind die große Secunde und kleine Septime; vollkommen die kleine Secunde (15 : 16), große Septime (8 : 15) und die ſogenannte falſche Quinte (25 : 36). Es erinnert dies allerdings an die oben (§. 1) erwähnten ſtöchyometriſchen Miſchungsverhältniſſe der Stoffe und an den Grund jener Verhältniſſe.

Ueber die vibrirende Bewegung der Fühlhörner bei den Inſecten, und über die Bedeutung dieſer Bewegung als einer Sprache, wodurch das eine Thier derſelben Art dem andern ſeinen Willen mittheilt und kund machet, vergl. m. G. H. Schu derts allgem. Naturgeſchichte, oder Andeut. zur Geſch. und Phyſiogn. der Natur S. 759 und noch mehr S. 765. — Manches Hierhergehörige wird noch der 30ſte §. nachholen und hinzufügen.

Die Beobachtung von Wackernagel über den Wirkungskreis der Kryſtalle, auf welche ſich das oben S. 177. Geſagte bezieht, findet ſich in Kaſtners Archiv für die geſammte Naturkunde, 3ten Bandes 3. Heft, S. 302. u. f.

Sehr bemerkenswerth iſt es, daß wir unter allen andern Sinnen am ſtärkſten durch den Geruchsſinn afficirt werden können, wie ſich durch die entſchieden kräftige Einwirkung riechbarer Stoffe auf Ohnmächtige und Scheintodte zeigt. M. v. Bertholds Phyſiologie §. 670. Menſchen, welche ins Waſſer gefallen und ſcheinbar todt wieder aus demſelben hervorgezogen ſind, erweckt öfters der Geruch vom Salmiakgeiſte. Haller Elem. Ph. L. XIV. Sect. II. §. 4. Dagegen entſtanden öfters durch den Geruch des Ambras, des Moſchus, der Fledermäuſe, ja ſelbſt der Roſen, heftige Krämpfe und Ohnmachten. Andere heftige Wirkungen der Gerüche beſchreiben Boerhave, Praelect. T. IV. p. 77. und Delrius in ſeinen Disquisit. magic., bei Haller a. a. O. Sympathien und Antipathien wirken aufs Mächtigſte durch dieſen Sinn, mittelſt welchem, nach Kalms und Kirkpatrik älteren, ſo wie mehreren neueren Berichten, die Klapperſchlange ihre magiſch anziehende Kraft auf kleine Säugethiere und Vögel entwickeln ſoll. Dieſe Schlange giebt, wenn in ihr die Begierde nach der Beute oder der Zorn erwacht, (nach Kirkpatrik) einen überaus widerlichen, moſchusartigen Geruch von ſich; andere in Zorn geſetzte Amphibien einen Geruch nach Knoblauch (Arſenik) oder nach Schießpulver. Auch die Begierde des Geſchlechts verräth ſich, bei einigen Säugethieren aus der Familie der Ziegen, durch eigenthümlichen Geruch.

Eben ſo, wie dieſelben Töne jetzt zu Wohlklängen, dann zu Mißklängen ſich verbinden können, ſo wird auch durch dieſelben Elemente, z. B. Waſſerſtoff und Kohlenſtoff, wenn ſie in beſtimmtem harmoniſchen Verhältniß zum ätheriſchen Oele ſich vereinen, Wohlgeruch, andere Male Uebelgeruch hervorgebracht.

Das Waſſer, obgleich daſſelbe von manchen Thieren aus ſehr weiter Ferne gewittert wird, erſcheint für das menſchliche Geruchsorgan indifferent; Salz, obgleich es ſo leicht und ſtark vom Geſchmacksorgane empfunden wird, macht auf einen Geruch von gewöhnlicher Stärke keinen merklichen Eindruck.

Eine ungewöhnlich erhöhte Schärfe, namentlich des Geruchs bei magnetiſch Hellſehenden, z. B. in Beziehung auf nahe Todtenäcker, wurde von mehreren Magnetiſeurs beobachtet. Hierüber im nächſten Hauptabſchnitte.

Die Zunge iſt ſelbſt bei vielen vollkommneren Säugethieren mit einer ſehr dicken, faſt knorplichten Haut bedeckt, aus welcher auch jene kleinen, trichterartigen, hohlen Kegel gebildet ſind, in der die eigentlichen Nervenwärzchen wie in einer Scheide ſtecken. Bei noch unvollkommneren Thieren, wo die Zunge großentheils knorplicht iſt, kann ſie noch weniger ein eigentliches Schmecken begründen.

Bei vollkommneren Thieren vermag die Zunge zugleich zum Organ eines ſehr feinen Gefühles zu dienen; überhaupt erſcheint ſie öfters, ſelbſt noch in unvollkommneren Thierklaſſen, als Werkzeug des Fühlens. Sie iſt ſehr heftiger und anhaltender Schmerzen fähig.

Um ſchmecken zu können, muß die Zunge ſelber feucht, der ſchmeckbare Körper in flüſſigem (aufgelöstem) Zuſtande ſeyn.

In einem ſehr bemerkenswerthen, ergänzenden Verhältniß ſtehen in manchen Fällen Geſicht und Geſchmack. Tabaksraucher wiſſen meiſt im Finſtern nicht, ob ihre Pfeife noch brenne oder nicht; Weintrinker ſind im Dunkeln weniger als ſonſt fähig, die verſchiedenen Weinarten durch den Geſchmack zu unterſcheiden. M. v. Baer, a. a. O. In noch näherem Wechſelverhältniß ſtehet mit der Function des Geſchmackes die des Geruches. Gemeinſam für beide Sinnen erſcheinen dann die zum Theil ſehr abnormen Zu- und Abneigungen für manche genießbare Gegenſtände, und dem Bengalen wie dem Siameſen, welche beide am liebſten halbfaule, bebrütete Eier verzehren, erſcheint auch der Geruch des faulen Eies nicht widerlich [illegible] während dagegen bei Andern ſchon der Geruch einer Speiſe, welche den Magen zum Erbrechen reizte, dieſelbe Wirkung hat.

Bei den Angaben über den verhältnißmäßigen Abſtand, in welchem wir entfernte Gegenſtände noch bemerken und unterſcheiden können, kommt ſehr viel auf den Grad der Beleuchtung (mithin auch auf Farbe) oder auf den Grad des Selberleuchtens derſelben an. De la Hire unterſchied einen Windmühlenflügel, der 6 Fuß groß war, in einer Entfernung von 1000 Klaftern, oder beiläufig eben ſo viel eigenen Durchmeſſern. Von Andern wird die äußerſte Gränze des Sehens bei einem mäßig beleuchteten Gegenſtand auf 5156 Durchmeſſer deſſelben geſchätzt (ſo von Smith). Dieſe Gränze liegt aber für ein geſundes und ſcharfes Auge noch viel ferner, und v. Baer (Anthropologie (S. 234) führt die bereits oben erwähnte Beobachtung an, nach welcher ein Menſchenhaar, deſſen Durchmeſſer er auf $\frac{1}{50}$ Linie ſchätzte, auf einem weißen Papier liegend, von einem ſcharfſichtigen Auge noch bei 28 Fuß Entfernung erkannt wurde. Es wäre dieſer Abſtand 201600 mal größer als der Durchmeſſer des Gegenſtandes, und der Sehwinkel betrüge etwa eine Secunde.

Bei jenen genauen Verſuchen, welche Pollak, über den Diffuſionswinkel beim Sehen, an ſeinem eigenen Auge anſtellte, wurden Fäden, welche an einem vom Tageslicht mäßig erhellten Fenſter ausgeſpannt waren, in folgenden Abſtänden geſehen: Weiße, in einem Abſtande der 15000 mal größer war als die Dicke des Fadens, unter einem Diffuſionswinkel von 13,7 Secunden; gelbe, hellblaue, grüne, in einer 16, 17, 18 tauſendmal die Dicke des Fadens abmeſſenden Entfernung unter Diffuſionswinkeln von $12\frac{4}{5}$, $12\frac{1}{10}$ und $11\frac{1}{4}$ Secunden. Dagegen betrug bei rothen und ſchwarzen der Abſtand faſt 22 und 23 tauſend Dicken der Fäden, der Diffuſionswinkel nur 9,9 und 8,9 Secunden. M. v. Dr. G. Fr. Pollaks Inaugural-Abhandlung über den Einfluß der Geſichtsſchärfe und des Augenmaßes auf die Operationen eines Trigonometers im Freien. Dillingen 1829.

Von größtem Einfluß iſt beim Sehen die Stellung des Auges gegen das Licht. Derſelbe Gegenſtand, auf dieſelbe

Weiſe beleuchtet, wird in viel größerer Entfernung wahrgenommen, wenn das ihn betrachtende Auge dabei im Dunkeln ſteht. Nach **Adams** wird ein Körper, der am Tage nur in einem Abſtande von 3136 ſeiner Durchmeſſer ſichtbar war, bei Nacht, wenn er dieſelbe Beleuchtung behält, in einer hundertmal größeren Entfernung, mithin in einem Abſtande von 313600 ſeiner Durchmeſſer erkannt. In einem ſolchen, und ſelbſt noch in einem weiteren verhältnißmäßigen Abſtande, erkennt auch ein ſcharfes Auge bei Nacht die Aſteroiden, wobei Juno's Entfernung über 180000 ihrer Durchmeſſer, die erſcheinende Größe $1\frac{1}{7}$ Secunde; Veſta's Abſtand gar gegen 800000 Durchmeſſer, die erſcheinende Größe nur $\frac{1}{4}$ Secunde beträgt. Doch ſehen wir in ſolchen Fällen nur einen leuchtenden Punkt ohne deutliche Umgränzung, und zwei Sterne, welche etwa 30 Secunden von einander entfernt ſtehen, erſcheinen, nach **Hook**, auch dem ſchärfeſten Auge nur wie einer, wobei freilich die Strahlenbrechung der Atmoſphäre ſehr zu berückſichtigen iſt. Bei ſelber- und zwar mit Sonnenlichte leuchtenden Körpern rückt die Gränze der Erkennbarkeit ins Unermeßliche hinaus, und wir ſehen noch Fixſterne, deren Abſtand viele Millionen ihrer Durchmeſſer, deren ſcheinbare Größe noch lange nicht den tauſendſten Theil einer Secunde beträgt. Ungleich weniger augenfällig iſt das Nebellicht des Fixſternenhimmels.

Dies iſt die Gränze des weiteſten Sehens; die des deutlichſten Sehens dagegen iſt bei einem geſunden Auge 12 — 16 Zoll, bei einem kurzſichtigen (deſſen Brechungskraft durch ſtärkere Wölbung der äußern und innern Augentheile, oder durch die größere Dichtigkeit der Hornhaut verſtärkt worden) nur 8, ja nur 3 Zoll. Wird der zu betrachtende Gegenſtand dem Auge näher oder ferner gerückt, als die eigenthümliche Begränzung des deutlichſten Sehens es erlaubt, ſo wird, nach **v. Baers** Vermuthung, durch die Entleerung oder Erfüllung der Ciliarfortſätze des innern Auges vom Blute, die Kryſtalllinſe vor- oder zurückbewegt und hierdurch das deutliche Erkennen des Gegenſtandes in geringerer oder größerer Entfernung, als die mittlere iſt, möglich gemacht.

Während die Ferne, aus welcher das Licht zu uns hernieder wirkt, eine für menſchliches Beobachten und Rechnen unermeßliche iſt, gehet die äußerſte Gränze, von welcher noch ein Schall vernehmbar iſt, wenigſtens auf dem gewöhnlichen Wege der Fortpflanzung, durch die Luft, nicht leicht über etliche Breitengrade. Das unterirdiſche Brüllen bei den Ausbruchen des Hekla, wurde im Jahr 1766 nur neun Meilen, jenes des Kattlegiea im Jahr 1756 fünf und zwanzig Meilen weit gehört, und nur das Donnern des Vulcans auf Mindanao, der im Jahr 1640 ſeinen ganzen Gipfel abwarf, war 300 Meilen weit vernehmbar.

Der Gewürzgeruch der Zimmetwaldungen von Ceylon wird bei günſtigem Winde zwölf bis vierzehn Meilen weit von den Schiffenden bemerkt. Ovington gibt in ſolchen Fällen die Gränze der Riechbarkeit nur zu 3, Bartholin zu 10 Meilen an. Jenes Weib, von welchem Woodward (cases p. 341) erzählt, bemerkte vor Ausbruch eines Gewitters einen deutlichen Schwefelgeruch in der Luft.

So wie die Nerven des Rückenmarks ungleich weniger von einander verſchieden ſind als die des Gehirns, ſo ſind auch die Arten des Gefühles, das durch jene Nerven geſchieht, viel ähnlicher und verwandter unter ſich, als die Arten der Empfindung der Sinnen des Hauptes. Was das Auge unter dieſen Sinnen, das iſt die Hand unter den Theilen des Rumpfes; ſie ahmt deßhalb auch alles nach, was das Auge ſieht. Wo bei der Annäherung an die Menſchenform der Finger zuerſt, wie an den Fledermäuſen, bis zum Extrem ausgebildet und vorwaltend entwickelt wird, da iſt auch das Gefühl bis zu einem Maße geſtiegen, wo es, nach Spallanzani's Verſuchen, alle übrigen Sinne zu erſetzen vermag.

Das Gefühl für die Verſchiedenheit der Temperatur ſcheint überhaupt am entwickeltſten in der Gegend der Gangliarregion.

Das Gefühl ſteht beſonders deutlich in einem ſtellvertretenden Wechſelverhältniß mit dem Geſicht. Blinde lernten durch eine höher geſteigerte Entwicklung des Gefühls nicht blos Geſtalten bis in ihre feinſten Umriſſe unterſcheiden, ſondern nach der Behauptung Einiger ſogar Farben. Selbſt der erſt in ſeinem 20ſten Jahre blind gewordene Bazko unterſchied an einem Tuche die ſchwarze Farbe durch ihr rauheres Gefühl. Auf dieſe Weiſe lehrte man den Blinden in Hauy's Inſtitute zu Paris unter anderm auch Leſen und Mathematik. Bei dieſem Unterrichte blieben meiſt die zurück, die noch einen Schimmer vor dem Auge ſahen. Doch verfeinern ſich bei Blinden auch die andern Sinnen. Bazko erkannte die Mineralien durch den Geruch; andere Blinde finden ſich mittelſt des Gehörs und Gefühls in langen Gaſſen und Gängen ohne Anſtoß zurecht. So, vielfach durch die andern Sinne unterſtützt, konnte deshalb der blinde Saunderſon in Cambridge die Profeſſur der Mathematik, Bazko in Königsberg die der Geſchichte verſehen.

Das merkwürdigſte bekannte Beiſpiel jedoch von einer ungewöhnlichen Entwicklung der andern Sinnen und einer hohen Ausbildung der geiſtigen Anlagen, bei gänzlicher Blindheit der Augen, gibt uns die ſchon durch Mesmers mißlungene magnetiſche Cur den Aerzten bekannt gewordene Fräulein Maria Thereſia v. Paradies. Sie verlor die Sehkraft plötzlich, angeblich durch einen Nervenſchlag, als ſie ungefähr dritthalb Jahr alt war. Das ſeltene Mädchen verlor aber mit dem Geſicht nicht zugleich den Lebensmuth und das Streben, etwas Außerordentliches auch in der Geſellſchaft der Menſchen zu leiſten. Schon als fünfjähriges Kind zeichnete ſie ſich durch Verſtand und Witz vor andern Kindern aus, die ihr an Jahren gleich und auch überlegen waren. Beſonders zeigte ſie eine ſolche Neigung und Anlage zur Muſik, daß ſie gleich in der erſten Unterrichtsſtunde die Taſten eines Claviers kennen, in der dritten ein Stück ſpielen lernte, in einem Monat ſchon ein kleines Concert ſpielte. Bald vermochte ſie dies mit den ſchwereren Concerten von Bach und allen damaligen großen Meiſtern, und konnte ſich nicht blos auf Orgel und Fortepiano in Wien und den meiſten größeren Städten Europa's hören laſſen, ſondern ſie componirte ſelbſt Lieder, Balladen und Opern, welche allgemeinen Beifall fanden. Sie unterrichtete aus Mitleid Blinde im Clavierſpielen, wobei ſie öfters ſtrickte oder Briefe dictirte, ohne einen einzigen falſchen Griff der Schüler zu überhören. Sie klöppelte Spitzen, ſetzte und druckte ihre Briefe an einige blinde Freunde (z. B. Pfeffel) mit einer Handpreſſe, lernte nach Saundersons Anleitung trefflich rechnen, dann Geometrie und Stereometrie, auch Geographie (nach eigens dazu mit erhabenen Punkten verſehenen Landkarten) ſo genau, daß ſie über die gegenſeitige Lage der Hauptorte und Länder trefflich Beſcheid wußte. Eben ſo hatte ſie gründliche Kenntniß in Aſtronomie. Ihr heitrer Sinn trieb ſie zu den Vergnügungen des Tanzes, Kegelſpiels und Kartenſpiels, und ſie war Meiſterin in dieſen allen. In jüngeren Jahren ſpielte ſie ſelbſt Rollen auf einem Liebhabertheater mit bewundernswürdigem Ausdruck. Sie urtheilte über den Charakter der Menſchen auf eine ſehr treffende Weiſe, aus der Sprache. Den Schönheitsſinn hatte ſie durch Studium der Antiken (die ſie mit den Fingerſpitzen berührte) ſo ausgebildet, daß ihr Urtheil über betreffende Gegenſtände ſehr richtig war. Selbſt bei Kleidungen und ihren Farben zeigte ſich ihr Schönheitsſinn ſo geläutert, daß ihre Freundinnen den Geſchmack dieſer Blinden oft zu Rathe zogen. Ihr Gefühl war ſo ausgebildet, daß ſie wie ein Sehendes im Hauſe herumging, nie an Menſchen anſtieß, Bäume, z. B. einer Allee, mehrere Schritte weit fühlte. Gleich beim Eintritt in ein Zimmer erkannte ſie durchs Gefühl ſeine Größe und Geſtalt. Sie bemerkte ſogar die Eigenthümlichkeiten einer Gegend, in die man ſie führte, und zeigte in ihrem Urtheil über die Schönheiten einer Landſchaft ſolche Sicherheit und Richtigkeit, wie ein Sehender. Auch ihr Geſchmack an Büchern, die ſie ſich vorleſen ließ, war ſehr trefflich und fein. Oefters täuſchte ſie ſelbſt Freunde und nähere Bekannte durch ihre Lebendigkeit ſo ſehr, daß dieſe glaubten mit einem Sehenden zu thun zu haben. Am merkwürdigſten war es an dieſer Blinden, daß ſie ordentliche Phantaſieen des innern Sinnes hatte, Geſtalten und Geſichter im Traume und Wachen zu ſehen glaubte. — Andre geiſtvolle Blinde waren der Chemiker und Mathematiker Dr. Heinrich Moyes, die Tonkünſtler Stanley und Parry, der Baumeiſter John Matcalf. (Essays of philosophical and litterary society of Manchester Tom. I. und dieſes Citat ſowohl als die ausführlichere Geſchichte der Fräulein Paradies in Michael Wagners Beiträgen zur philoſophiſchen Anthropologie B. II. S. 229.)

Schwerer zwar läßt ſich, in Beziehung auf geiſtige Entwicklung, der Sinn des Gehörs durch die andern Sinnen erſetzen; dennoch hat ſelbſt die Geſchichte des blind und taub zugleich geborenen James Mitchel, die wir im §. 37. ausführlicher betrachten wollen, gezeigt, daß die Seele ſogar in ſolchem Falle noch ſtellvertretende Wege zur Erkenntniß der Außenwelt und zur Mittheilung der innern Gedanken an andere Menſchen finde.

Der Bau der Sinnorgane und die Verrichtung ihrer einzelnen Theile.

§. 19. Die Sinnorgane und ihre Verrichtung ſind nur ein ſichtbares Abbild der höchſten Kräfte und Verrichtungen unſers geiſtigen Menſchen, und eine tiefer eingehende Betrachtung könnte vielleicht die mehr abbildliche Uebereinſtimmung der einzelnen Aeußerungen und Thätigkeitsmomente unſres Verſtandes oder unſrer Vernunft, mit den einzelnen Theilen des Auges und Ohres und ihrer Beſtimmung, auf eine ſehr ins Einzelne gehende Art nachweiſen. Wir betrachten deshalb hier die Sinnorgane des Menſchenleibes mit etwas größerer Genauigkeit und Ausführlichkeit.

Die Wechſelbeziehung der einzelnen Sinne auf einander wird uns in dem höchſt bedeutungsvollen Verlaufen und Verzweigen ihrer Nerven deutlich.

Der Nerve, welcher zunächſt das Sehen vermittelt, der eigentliche Sehenerve, entſpringt aus den oben erwähnten, mittelſten Gebilden des großen Hirnes: den Vierhügeln und den gewöhnlich ſogenannten Sehehügeln. Seine innre Wurzel raget augenfällig deutlich in die Seitenhirnhöhlen hinein. Gleich am inneren Anfange dieſes Nervens erſcheint jene Durchkreuzung merkwürdig, vermöge welcher, deutlicher im niedern Thierreiche, z. B. bei den Fiſchen, als im höheren, die innre Sehenervenmaſſe der linken Hirnſeite ſich hinüberzieht nach dem rechten Auge und jene der rechten nach dem linken Auge. Denn bei den Fiſchen entſpringt der Sehenerve der einen Seite ſchon ganz deutlich geſondert aus der entgegenſetzten Hirnhälfte; bei den Säugthieren und im Menſchen ſtrömet die Nervenmaſſe am Punkte der ſogenannten Durchkreuzung nur zuſammen und gehet dann, mehr oder minder deutlich, mit einem großen Theil ihrer Faſerſtränge nach der entgegengeſetzten Seite hinüber. Es verläuft nun der Sehenerve eine kurze Strecke neben und mit dem Riechnerven, empfängt alsdann von der harten Hirnhaut ſeine feſte Scheide, welche er jedoch, von ihr ſich entkleidend, der harten Haut des Augapfels überläßt, und, was nicht ohne Beziehung auf das oben (§. 17) erwähnte Zahlenverhältniß der innren Gehirntheile erſcheint, in etwa dreißig Markbündel getheilt, ins innerſte Auge tritt, in welchem er ſich, zwiſchen der Aderhaut und der Glasfeuchtigkeit, zu einer zarten, markigen Haut — der Netzhaut — ausbreitet, aus der das innre Licht beſtändig, durch das äußere geweckt und geführt, emporſteigt. Der Sehenerve der höchſten Empfindung dienend, iſt der empfindlichſte von allen, wie dies die Heftigkeit der Schmerzen und ihre Folgen bei Verletzung der Markhaut beweiſen.

Wie die Sehenerven nach vornen aus der alle Marktheile des Hirnes in ſich verſammlenden Mitte des großen Gehirns entſpringen, ſo gehen die Hörnerven nach hinten aus einem ähnlichen Centralpunkt der Region des kleinen Gehirns: aus dem großen Markknoten und dem in die vierte Hirnhöhle hineinragenden Rückmark hervor. Die innerſten Anfänge erſcheinen öfters etwas unſymmetriſch; der erſte Verlauf des Hörnerven iſt neben dem Antlitznerven. Es iſt der Hörnerve vor allen andern Nerven des Menſchenleibes durch die Kürze und das Ende des Verlaufes ausgezeichnet. Denn, faſt unmittelbar aus dem Gehirn, verliert er ſich an das wundervolle Gebilde von Knochen und die in ihren Höhlungen eingeſchloſſenen Feuchtigkeiten, von denen wir hernach reden werden.

Die Nerven des Geruchsſinnes entſpringen weiter nach außen und vornen als die Sehenerven, aus den vorderen Rundungen und den geſtreiften Hügeln (Geruchshügeln) des Gehirns. Es erſcheinen dieſe Nerven in der Nähe ihres Urſprunges wie aus drei Markmaſſen gebildet und dreieckig, gleich dem Piſtill eines lilienartigen Gewächſes *). Sie endigen ſich zuletzt auf dem Siebbeine, welches die Gränze zwiſchen der Schädel- und Naſenhöhle bildet, als graue Kolben, aus denen Nervenfäden in zwei Reihen, einer innern und äußern, zu den zarten Muſchelgebilden der innern Naſe hinausdringen. Auch die Zahl dieſer Nervenfäden ſcheint in etwas an die Zahl der innern Hirntheile zu erinnern, denn ſie beträgt, wenigſtens bei der innern Reihe, zwölf bis vierzehn, und hiervon iſt die Fädenzahl der äußern Reihe nicht viel verſchieden.

Die Nerven der oben erwähnten drei Sinnorgane ſind dann durch einen, ſchon durch dieſe Beſtimmung höchſt bedeutungsvollen vierten Nerven: durch den des Geſchmackes, aufs mannichfaltigſte verwebt und verbunden. Es iſt dies der nach dem äußern Punkt ſeines Hervortretens aus dem Gehirn ſogenannte fünfte Hirnnerve, welcher, zwiſchen den innerſten Wurzeln des Seh- und Hörnervens, doch mehr nach außen, aus den Markbündeln des großen Gehirnes entſpringt. Sein innerſtes Ende ſcheint wenigſtens bis in die Nähe der vierten Hirnhöhle zu reichen. Es gehen, wie aus doppeltem Quell, zwei deutlich geſchiedene Anfänge, der eine in etwa ſechszig oder ſiebenzig, der andere in ſechs oder ſieben Markbündel ſich

---

*) Sömmering, Hirn- und Nervenlehre, 2te Auflage. S. 148.

theilend, aus dem Hirnknoten hervor, und der erſtere, größere und zugleich hintere, bildet vor und bei ſeinem Ausgang aus der harten Hirnhaut ein knotiges Nervengeflecht: erinnernd hierdurch an den ähnlichen Vorgang der Knotenbildung bei den hinteren, der Empfindung dienenden Urſprüngen der Rückmarksnerven. Denn auch hier gehet der vordere, mit keinem Knoten beginnende Anfang in die der willkürlichen Bewegung dienenden Muskeln der Wangen, der Schläfe und der Mundwinkel, ſo wie mit einem andern Aſte in die Muskeln der Käuorgane; der andere, hintere Anfang aber, welcher bald nach ſeinem Abſondern vom Gehirn zum Knotengeflecht anſchwillt, gibt zuerſt einen Aſt, der mit dem Nerven des oberen ſchiefen Augenmuskels nah verbunden iſt, an die Blendung (den Ciliarkranz) des innren Auges und an die innren Geruchsorgane ab, verzweiget ſich an die Thränendrüſe und an die Theile der Stirn. Ein zweiter Aſt des hintern (knotigen) Anfanges verzweigt ſich ebenfalls mit einigen ſeiner Enden in den innern Höhlungen des Geruchsorganes, verſchlingt und verſtrömt ſich mit anderen Enden in den Geſichtsnerven, und in die oben erwähnten aufſteigenden Enden des ſympathiſchen Nervens, verſorget den Gaumen und die zu ihm gehörigen Theile, das Zahnfleiſch der hintern Backzähne, ſo wie die Backzähne ſelbſt, und mit ſeinem untern Augenhöhlende auch die andern Zähne der Oberkinnlade, den äußern Theil der Naſe und die Oberlippe. Endlich ſo iſt vorzüglich der dritte und ſtärkſte Aſt jenes merkwürdigen Nerven das verbindende Mittelglied zwiſchen den Organen des Hörens und Schmeckens. Denn dieſer verliert ſich mit einem Theil ſeiner Endungen in der Oberfläche und den ſchmeckenden Nervenwärzchen der Zunge, in der innren Mundhaut und den Speicheldrüſen unter der Zunge, in den Zähnen und Zahnfleiſch der Unterkinnlade, ſo wie in den äußern Theilen des untern Mundes; andere Enden aber geben zu dem innern Gehörgange und einigen noch unmittelbarer beim Hören dienenden Theilen, ſo wie zum äußern Ohr und der Ohrenſpeicheldrüſe.

So ſind durch dieſes fünfte oder durch das eigentliche Geſchmacksnervenpaar zwar alle Organe der Sinnen, vorzüglich aber und unmittelbarer jene des Sehens und Riechens, ſo wie des Hörens und Schmeckens verbunden.

Wir betrachten nun den Bau der Sinnorgane und ihr bedeutungsvolles Geſchäft im lebenden Körper:

Eine bergende, undurchſichtige Decke von Muskeln, Gefäßen und Häuten, von Haar oder Federn und harten Schildern, verhüllet ſonſt überall die letzten Ausgänge der Nerven des thieriſchen Leibes, und dieſe Enden löſen ſich meiſt ſo unmerklich in die andren Theile auf, daß ſie gar nicht mehr als nervenartiges Gebilde erſcheinen. Nur die Nerven des Geſichtsſinnes und des Gehörſinnes gehen nicht in dieſe Auflöſung über, ſondern ſind noch an ihren letzten Endungen als markige, unvermiſchte Nervenmaſſe erkennbar; während ſelbſt die Nervenenden des Geruchs- und Geſchmacksſinnes zuletzt ſich faſt unmerklich in eine Schleimhaut verweben. Hierbei hat denn aber die letzte Ausbreitung des Sehenerven noch das Eigenthümliche und Ausgezeichnete, daß ſie nicht wie der Hörnerv in undurchſichtige Maſſen eingeſchloſſen iſt, ſondern in einem glasartig durchſichtigen Gebilde ſich offen zu Tage legt, ſo daß man, an dieſem einzigen Punkt des Leibes, unmittelbar auf das thieriſche Nervenmark hineinblicken kann.

Schon der Punkt des Eintretens des Sehenerven, in den Grund des innren Auges, erſcheint bemerkenswerth. Auch hier, wie überall in der lebend bewegten Natur, fällt die dynamiſche Mitte nicht mit der mathematiſchen zuſammen; jener Punkt des Eintretens des Nerven liegt etwas nach einwärts, von der eigentlichen Axe des Auges hinweggerückt, und an dieſer Axe ſelber zeigt ſich, von citrongelbem Rande umgeben, ein von Nervenmark nur ſehr ſparſam überkleideter und deshalb einer Oeffnung gleichender, rundlicher Fleck: das ſogenannte Centralloch des hinteren Augengrundes. Die Ausbreitung des Sehenerven gleichet einem milchigweißen, halbdurchſichtigen Netzgewebe, und hat deshalb von dieſer Bildung den Namen der Netzhaut empfangen. Nur an ihrem vordern Rande iſt ſie etwas deutlicher mit der glasartigen Feuchtigkeit und der innren Gefäßhaut des Auges verwebt, ſonſt hält ſie ſich von den angränzenden Theilen faſt ganz frei und geſchieden. Dieſes eigentlich Sehende, dieſes Licht des Menſchenleibes, ruhet auf einem eigenthümlichen Dunkel, einem ſchwarzen Farbeſtoff (Pigment), welches zwiſchen der Netzhaut und Gefäßhaut des Augengrundes ergoſſen iſt; ſo daß hier deutlicher und ſchärfer als irgendwo anders im Leibe, Licht und Dunkel an einander gränzen und ſich ſcheiden.

Hinter der Netzhaut und dem ſchwarzen Pigment breitet ſich, an die weiche Hirnhaut erinnernd, die Gefäßhaut (Choroidea) aus, und der harten Hirnhaut entſprechend, umfaſſet den ganzen Grund des Auges die ſennig feſte Harthaut (Sclerotica). Dieſes ſogenannte Weiße des Auges bezeichnet auch äußerlich den Gränzpunkt, wo im Innern die Markhaut des Sehenerven endet, und mithin die Gränze jenes Theiles des Auges, welcher eigentlich das Licht ſiehet. Da wo aber der aus jener Dreiheit von Hautgebilden beſtehende Grund des Auges aufhört, zeigt ſich nach vornen die durchſichtige, aus gleichartigen Lamellenſchichten gebildete Hornhaut. Dieſe, obwohl von einer höchſt empfindlichen Haut (der Bindehaut, Conjunctiva) von außen überkleidet, erſcheinet für ſich ſelber nur ſehr wenig empfindlich, und es ſtellet überhaupt der vordere Theil des Auges, in Beziehung auf den hinteren, jenes Verhältniß dar, in welchem der ruhende, aus dem eigentlichen Kreiſe der Lebensbewegungen ausgeſchiedene Knochen zum Nerven und Muskel ſtehet.

Das Innre des Augapfels erfüllet, von der Hornhaut bis zum hinteren Grund, auf welchen ſich der Sehenerve ausbreitet, eine durchſichtige Maſſe von dreifacher Art. Unmittelbar hinter der Hornhaut, in dem vorderſten Theil des Auges, findet ſich die „wäſſerige“ Feuchtigkeit. Mit Recht ſo genannt, denn ſie beſtehet faſt ganz aus reinem Waſſer, welchem ſich nur eine geringe Spur von Salzen und Eiweißſtoffe zumiſchet. An dieſe Feuchtigkeit gränzet weiter nach hinten die Kryſtalllinſe. Sie iſt, beſonders nach ihrem innern Kern hin, von feſterem Gewebe, und es miſcht ſich zu ihrem Waſſergehalt eine vorzüglich große Menge von Eiweißſtoff, denn dieſer wird hier im Mittel zu 36 Procenten berechnet. Die Kryſtalllinſe, welche an ihrer hinteren Seite ſtärker gewölbt iſt als an der vorderen, iſt von einer eigenen, durchſichtigen, ziemlich feſten Kapſelhaut umſchloſſen, von welcher ſie jedoch eine zarte Flüſſigkeit trennt. Endlich ſo wird der größere Theil des Auges (der hintere Grund deſſelben) von dem halbflüſſigen Glaskörper ausgefüllt, welchen eine zarte Haut nicht blos äußerlich umkleidet, ſondern auch nach innen hinein mit zellenartigen Fortſätzen durchwebt. Nach vornen iſt dieſer Glaskörper des Auges zur Aufnahme der Kryſtalllinſe eingetieft.

An die ſennig faſrige, weiße Harthaut (Sclerotica) des Auges fügt ſich nach vornen und außen, wie wir ſahen, die durchſichtige, lamellöſe Hornhaut an; ſo fügen ſich auch an die beiden andern Hautgebilde des innren Auges, da wo ſie nach vornen enden, Theile an, welche zu jenen einen ähnlichen Gegenſatz bilden, als die Hornhaut zur Harthaut. Die eigentlich aus zwei feſt verbundenen Blättern beſtehende Gefäßhaut, endet an einem weißlichen Ringe: dem ſogenannten Ciliarband, an deſſen innrer

Seite der Faltenkranz oder der Ciliarkörper (corpus ciliare) geſehen wird. Da aber, wo das eigentliche Gebilde der Geſäßhaut nach vornen endet, fügt ſich an ſie, wie die Hornhaut an die Harthaut, die Iris oder der Augenſtern an, welcher gleich der Geſäßhaut aus zwei Blättern: einem vorderen, vorzüglich gefäßreichen, und einem hinteren, der ſogenannten Traubenhaut zuſammengeſetzt iſt. Die letztere überkleidet eine Lage von ſchwarzem Pigment, deſſen größere oder geringere Dichtigkeit vorzüglich dem Augenſtern ſeine eigenthümliche, blaue oder ſchwarze oder grünliche Färbung gibt. Es breitet ſich die Iris oder Regenbogenhaut ſchwimmend in die wäſſerige Feuchtigkeit des vorderen Auges aus und theilt dieſelbe in zwei Kammern, eine vordere und hintere ab. Nach hinten gränzt zwar der Augenſtern an die Gefäßhaut, und empfängt von derſelben ſogar Gefäße, ohne jedoch eigentlich in dieſelbe überzugehen; nach vornen aber läßt er in ſeiner Mitte eine Oeffnung: die Pupille, deren Erweiterung und Verengerung bei den verſchiedenen Graden des auf die Netzhaut einfallenden Lichtes durch ein mäßigeres oder ſtärkeres Einſtrömen des Blutes bewirkt wird, wodurch ein Anſchwellen und Ausdehnen des Aderngewebes nach vornen erfolgt. Es wird indeß die Iris nicht unmittelbar durch das auf ſie treffende Licht, ſondern blos mittelbar durch die Einwirkung der Helle auf die Netzhaut in dieſe Bewegung geſetzt.

Was für die Harthaut die Hornhaut, für die Gefäßhaut des Auges die Iris, das iſt in Beziehung auf die Netzhaut das ſogenannte Strahlenblättchen; eine zarte, ſtark gefaltete Haut, welche vom vorderen Rande der Netzhaut nach der Mitte geht und zuletzt an der Vorderſeite der Linſenkapſel ſich verliert.

Der Ausdehnung und dem Rauminhalte nach ſind die erwähnten Haupttheile des Auges ſo angeordnet, daß

die Hornhaut, in einem Profildurchſchnitt des Augapfels,
etwa den ſiebenten Theil des ganzen Umfanges einnimmt,
die andern ſechs Siebentheile aber die Harthaut umkleidet.
Von der ganzen Tiefe des Auges, von der vorderen Fläche
der Kryſtalllinſe an bis zu der hinteren Außenfläche der
Harthaut, durch welche der Sehenerve eintritt, gehört
etwa ein reichliches Siebentheil den vorderen Kammern des
Auges, das zweite Siebentheil erfüllt die Kryſtalllinſe
ihrer Dicke nach, vier andere der Glaskörper, endlich das
ſiebente bildet der Zwiſchenraum zwiſchen dem Glaskörper
und dem äußerlichen Eintritt des Sehenerven.

Die wundervolle, kleine Welt des Auges ruhet in eine
eigenen, von ſieben Knochen gebildeten Höhle des Schä
dels, auf einer ſchützenden Lage von Fett. Sechs Mus
keln, vier gerade und zwei ſchiefe, geben dem Augapſel
eine Beweglichkeit nach allen Seiten, wie ſie, außer de
Zunge, kein anderer Theil des Leibes hat, und es wird di
Bedeutung, welche die bildende Seele auf dieſe ſprechen
den Bewegungen legt, ſchon darinnen erkannt, daß jenen
kleinen Muskeln zwei eigenthümliche Nerven beſtimm
ſind. Außer ihnen dient dem Auge jener Muskel, welche
die ſchützenden Augenlieder ſchließt, ſo wie ein andere
welcher das obere Augenlied aufhebt und hierdurch d
Auge öffnet. Die Augenbraunen ſo wie die Wimpern
dienen zugleich zum Schutz des Auges und zur Verſtä
kung ſeiner Sehkraft, während die Meibomiſchen Drü
des oberen Augenliedes ſeine Außenfläche beſtändig m
einer ölichten, die im Augenwinkel ausmündende Thrä
nendrüſe mit einer wäſſerigen Flüſſigkeit befeuchten.

Der Mechanismus des Sehens wird uns, je me
wir an ihn den Maßſtab des mathematiſch-phyſikaliſch
Calculs legen, deſto mehr zum Räthſel. Es iſt ein Pun
des Augengrundes, an welchem das Nervenmark d
Sehenerven ganz unfähig zum Sehen, ganz blind

ſcheint, ſo daß uns kleine, ferne Gegenſtände, wenn ihr Strahlenbild gerade auf jenen Punkt hinfällt, plötzlich verſchwinden. Eine weitere Unterſuchung hat gelehrt, daß dieſer Punkt der ſey, an welchem der Sehenerve ins Auge tritt, mithin der, in welchen das empfindende Nervenmark in größter Maſſe und Stärke zuſammengedrängt iſt, und, dem Anſcheine nach, die Empfindung des Sehens am ſtärkſten ſeyn ſollte. Dieſe Thatſache wird indeß nicht mehr befremden als jene, daß das Gefühl erſt am weiteſten von den Anfängen der Nerven, wie etwa an den Fingerſpitzen, am ſchärfſten und deutlichſten; im Gehirn ſelber, dem Sammelpunkt alles Fühlens, ſehr ſtumpf iſt. Der Sehenerve iſt bei ſeinem Eintreten noch nicht zur Netzhaut geworden, und nur dieſe ſieht, und ſie bemerkt auch noch, wenn der Wille ſich dahin lenkt, Gegenſtände, welche 60 Grad von der Linie, nach welcher das Auge hinſieht, zur Seite abliegen.

Wir ſehen das Bild, auf das unſere Augen gerichtet ſind, weder doppelt noch verkehrt, wie dies nach der phyſikaliſch-mathematiſchen Theorie doch ſeyn ſollte. Denn nach der Geſtalt und Zuſammenordnung der Theile des Auges, würde in dieſem ein Bild ſich ſo darſtellen, daß jener Theil deſſelben, welcher dem tragenden Mittelpunkt der Erde zugekehrt iſt, nach oben, nach dem Gehirn zugekehrt wäre. Mit Recht, denn jeder äußere Gegenſtand, der zur Wahrnehmung des Gefühls werden ſoll, muß jetzt auf einen anderen, oberen Centralpunkt, der ſtatt nach der Erde, nach dem Gehirn fällt, bezogen und geſtellt werden.

Linien, welche ſenkrecht neben einander laufen, unterſcheiden wir leichter als ſolche, welche horizontal über einander ſtehen; Gegenſtände, welche in der Höhe über uns ſchweben, erſcheinen uns kleiner, zugleich aber auch, wegen der größeren Helle, näher als andere, gleich große und gleich entfernte, welche mit uns auf gleicher

Ebene ſtehen. Die ſcheinbare Vergrößerung der Geſtirne und ihrer Abſtände, wenn ſie am Horizont, ihre Verkleinerung, wenn ſie am Zenith ſtehen, hat wohl übrigens mehr ihren Grund in der teleſcopiſcheren Beſchaffenheit der niederen, dichteren Luftſchichten, vor jenen der höheren Region des Dunſtkreiſes, als in der, allerdings auch bei weitſichtigen Augen auffallenden, größeren Schärfe der Sehkraft in dem oberen Theil der Netzhaut.

Bemerkenswerth iſt das Verhältniß unſerer Sehkraft zu den Farben. Einige Menſchenaugen unterſcheiden gar keine Farben, ſondern nur Helle und Dunkel. Ein ſelbſtſtändiges, eigenthümliches Reproductionsvermögen unſers Auges für Farben wird ſchon in der Geſchichte der Farbenſpectren erkannt, und das Auge, wenn es eine Zeit lang nach einem farbigen Punkte geſchaut, bildet ſich beim Hinwegwenden von ihm einen andern, von harmoniſch entgegegenſetzter Farbe, oder einen dunklen ſtatt des hellen.

Wie der empfindende Nerv des Auges an durchſichtigen Flüſſigkeiten, ſo endet der empfindende Nerv des Gehörs an feſten, undurchſichtigen Knochen; denn der Schall hat den Knochen eben ſo zum vermittlenden Leiter als das Licht die flüſſige Gallert. Es iſt auch am Ohr jene Dreitheilung deutlich, die ſich uns im Bau der meiſten bisher betrachteten Organe des Leibes zeigte. Das äußere Ohr dienet zur Aufnahme; das mittlere, die Trommelhöhle, zur Fortpflanzung; die dritte Abtheilung, der Ohrgrund oder das Labyrinth, eigentlich erſt zum Hören des Schalles. Dieſe letztere iſt für die Geſchichte des Gehörſinnes die wichtigſte, wir betrachten ſie daher zuerſt.

Man unterſcheidet im Ohrgrund oder Labyrinth drei Theile: den Vorhof, die Bogengänge und die Schnecke. Es ſind dieſe Theile bei ihrer anfänglichen Entwicklung im neugebornen Kinde in eine knöcherne Kapſel eingeſchloſſen.

welche

welche ſpäter mit dem Felſenbein des Schädels zu einem unſcheidbaren Ganzen verwächſt. An dieſen Theilen erinnert der Bau und die Anordnung der Nervenfäden allerdings, bei den einen an die Einrichtung der beſaiteten Inſtrumente, deren Saiten beim Lautwerden eines äußeren Tones mittönen, bei den andern an die Geſtaltung der durch den Lufthauch tönenden (blaſenden) oder durch Spannung einer ausgebreiteten Oberfläche ſchallenden, muſikaliſchen Werkzeuge. Zu denen der erſten Art gehört die Schnecke, an welcher man im menſchlichen Ohre zwei und eine halbe Windung zählt. In ihrem Innern zeigt ſich die knöcherne, nur bis in die zweite Windung reichende Spindel (modiolus); durch die Umgänge verläuft als innre Scheidewand ein aus zwei Knochenlamellen gebildetes Spiralblatt, welches die Umgänge in zwei Treppen, eine obere engere und eine untere weitere theilt. Die letztere beginnt an dem innren Paukenfell des rundlich dreieckigen Fenſters, die andere mündet in den Vorhof. Nach oben zeigt ſich da wo die Spindel endet, im Innren der Schnecke, eine trichterförmige Höhlung, deren Spitze nach der Spindel gekehrt iſt.

In dieſes Gebilde der Schnecke verläuft der größte und vorderſte Aſt des Gehörnerven. Seine Maſſe erſcheint weicher und zarter als die der andern Aeſte. Schon ehe der Nerv der ſpiralförmig gewundenen, ſiebartig durchlöcherten Baſis der Spindel ſich nähert, zeiget er eine eigenthümliche, bei keinem andern Nerven bemerkte, wirbelartige Drehung und Windung ſeiner Fäden um einander. Die einzelnen Fäden treten aus der Spindel durch feine, zarte Kanäle zwiſchen die beiden Knochenlamellen des Spiralblattes hinein und verzweigen ſich zuletzt, von dem Rande des Spiralblattes nach der äußeren Wand der Umgänge hin. Es ſind dieſe Umgänge, wie alle innren Theile des Ohres, mit einer zarten Haut ausgekleidet, und es erfüllt ſie ein flüſſiges Weſen, welches, wenigſtens nach dem Tode, als ein tropfbar wäßriges erſcheint. Die verſchiedene Länge der in der Schnecke verbreiteten Nervenfäden hat dieſe ſchon öfter mit den Saiten eines ſchneckenförmig gedrehten Reſonanzbodens vergleichen laſſen.

Nach der der Schnecke entgegengeſetzten Seite des innren Ohrgrundes oder Labyrinths hin, zeigen ſich die drei knöchernen Bogengänge, welche nach dem einen Ende bauchig erweitert, nach dem andern verengt ſind. Die engeren Enden (gleichſam Mundſtücke) zeigen ſich bei zweien: dem oberen und unteren Bogengang oder halbzirkelförmigen Kanal vereint, ſo daß die drei Bögen nur mit fünf Ausgängen in den mittlern Theil, oder den ſogenannten Vorhof münden.

Dieſer, der Vorhof, ſtehet durch eine längliche Oeffnung, das ſogenannte eirunde Fenſter, in Verbindung mit der Trommelhöhle des mittleren Ohres oder Gehörganges. Doch gilt dieſes nur von dem knöchernen Theile des Vorhofes, und die Verbindung iſt keineswegs eine unmittelbare, indem der bauchig weite, blaſenartig ausgeſpannte Sack, welcher das Innre des Vorhofes bildet, nur mit den Bogengängen und der oberen Treppe der Schnecke unmittelbar zuſammenmündet, nach dem eiförmigen Fenſter hin aber geſchloſſen iſt. In der häutigen Ausfüllung des Vorhofes und der Bogengänge verbreitet ſich der zweite (hintere) Aſt des Hörnerven, und zwar ſo, daß er zunächſt in den Sack des Vorhofes, von da in die bauchigere Ausmündung und den Hals der innren, häutigen Bogengänge verläuft, und in letzterem ſich verliert. Gleich als ſollte er an dieſen, der Schallmündung eines Waldhorns gleichenden Ausgängen, ein da hindurch gehauchtes Tönen vernehmen. — Jene häutigen Höhlungen erfüllt ein wäßrig flüſſiges Weſen.

Der mittlere Theil des Ohres, oder die Trommelhöhle, iſt nach außen von dem Gehörgange, in welchen die Luft unmittelbar eindringet, durch das nach innen etwas convexe, nach außen concave Trommelfell abgeſondert, welches im ungebornen Kinde zwiſchen einem Knochenring, der ſpäter mit den benachbarten Knochen verwächſt, ausgeſpannt iſt. Nach der äußeren Seite hin iſt es von einer zarten Fortſetzung der Oberhaut des Leibes, nach der inneren von einer zarten Schleimhaut umkleidet, das Trommelfell ſelber erſcheint als eine ſennig oder muskulös faſrige, verhältnißmäßig ziemlich dichte Haut. Im Innern der Trommelhöhle zeigt ſich jene ſonderbare Dreiheit von kleinen Knochen, welche man, ihrer ungefähren Geſtalt nach, den Hammer, den Ambos und den Steigbügel benannt hat. Der erſtere iſt mit ſeinem einen, ſpitzeren Ende (dem Griff) an das Trommelfell befeſtiget und berührt mit einem andern, dickeren den Ambos, welcher ſeinerſeits wieder an den Steigbügel ſtößt, der mit dem unteren, geraden Schenkel (dem Fußtritt) das eirunde Fenſter des Vorhofes berührt, ſo daß mittelſt dieſer drei Knochen die Fortpflanzung der äußeren Töne, vom Trommelfell bis zum Vorhof geſchieht. An den Griff, ſo wie an den dünnen, ſeitlichen Fortſatz des Hammers und an den Steigbügel, fügen ſich die zarten Muskeln der Trommelhöhle an: die kleinſten des ganzen Leibes, und darum die am leichteſten und unaufhörlichſt beweglichen. Die Trommelhöhle ſtehet durch einen eignen Gang: die Euſtachiſche Röhre, mit dem hintern Theil des innren Mundes (der ſogenannten Rachenhöhle) in Verbindung, und die Schwerhörigkeit, welche nach einer Verſtopfung oder Verſchließung jenes Ausganges entſtehet, bezeuget die Wichtigkeit deſſelben für das Geſchäft des Hörens. Die Nerven, welche den mittleren Theil des Ohres: die Trommelhöhle und das Trommelfell verſorgen, kommen eben ſo wie jene, welche im Auge zur Iris und zu den an ſie gränzenden Theilen gehen, vom fünften Nervenpaare. Ein zarter Aſt des ſiebenten Nervenpaares, des ſogenannten Geſichtsnerven, der ſich zuletzt mit dem zur Zunge gehenden Theil des fünften Nervenpaares verbindet, iſt, mehr ſeines annähernden Verlaufes, als ſeiner eigentlichen Verbreitung und Beſtimmung nach, die Paukenfellſaite (chorda Tympani) genannt worden, obwohl es zugleich nicht unwahrſcheinlich iſt, daß er der eigentlich bewegende Nerve des äußeren Hammermuskels ſey.

Das Blut, welches zu dem innern Gehörorgan, ſo wie jenes, das ins Auge gehet, kommt aus denſelben Arterien, welche das Gehirn ernähren.

Am äußeren Ohr unterſcheiden wir die Muſchel, die Leiſte und Gegenleiſte, Ecke und Gegenecke, die kahnförmige Grube und das Ohrläppchen. Es beſtehet aus einem von den äußeren Häuten überzogenen Knorpel, und wird, freilich beim Thier deutlicher als beim Menſchen, durch mehrere zarte Muskeln bewegt. Der Knorpel des äußern Ohrs ſetzt ſich, von der hier zarter werdenden, eine ölige Feuchtigkeit abſondernden äußeren Haut überkleidet, in dem etwas wellenförmig gekrümmten Gehörgang fort, deſſen Canal, weiter nach innen, knochenartig wird. Zu dem Hören ſind zwar das äußere Ohr, ſo wie das Trommelfell, förderlich und hülfreich, indeß hat man nicht ſelten Fälle beobachtet, in denen das Trommelfell, und ſelbſt der Hammer und Ambos zerſtört waren, ohne daß die Schwächung des Gehörſinnes größer und merklicher geweſen wäre, als die Schwächung des Geſichtsſinnes nach dem Herausnehmen oder dem Entfernen der Kryſtalllinſe des Auges.

Was den Mechanismus der Fortpflanzung des Schalles nach dem innerſten Grund des Ohres betrifft, wo der Nerv, hierin einzig unter allen andern Nerven des Leibes, unmittelbar am Knochen endet, ſo hat auch dieſer Mechanismus eben ſo vieles, unſerer gewöhnlichen mathematiſch-phyſikaliſchen Theorie Widerſprechendes oder aus ihr Unerklärliches, als der der Fortwirkung des Lichtes durchs äußere aufs innere Auge. Es zeigt ſich auch hier, daß es weniger das Gebilde ſelber, denn die daſſelbe begründende und erhaltende, bildende Kraft ſey, auf welcher das Aufnehmen und Weitergeben des von außen Empfundenen beruhe. Ein einzelnes, aus einem Stück beſtehendes Knöchlein, würde nach der Anſicht der Phyſiologen den Schall vom Trommelfell zum innern Ohre beſſer fortpflanzen, als dieſes kleine, dreigliedrige Syſtem von Knöchlein. Man hat daher vermuthet, die Wirkung von dieſem ſey mehr nur mechaniſch, gehe mehr auf das Spannen der innren Häute, als auf die unmittelbare Fortpflanzung des Schalles hinaus. So bleibt es auch bei der Euſtachiſchen Röhre, welche die Höhle des mittleren Ohres (die Trommelhöhle) mit der Mundhöhle verbindet, nach der Meinung der Phyſiologen, ungewiß: ob ſie mehr dazu diene, um den Ton der eigenen Stimme zum Ohr, oder überhaupt um die äußere Luft ins innere, durchs Paukenfell verſchloſſene Ohr zu leiten, oder ob ſie gar nur ein Ableitungscanal für die Flüſſigkeiten dieſer Höhlung ſey. Warum die Zerſtörung des Steigbügels faſt unvermeidlich dem Ohre die Fähigkeit zum Hören nehme, welche bei der Zerſtörung der beiden andern Gehörknöchlein nur wenig verändert wird, und ob hierbei immer ein Ausfließen des Waſſers aus dem Labyrinth erfolge, oder bloß eine dynamiſche Veränderung in dieſem vorgehe? ob die Funktion der Bogengänge und des Sackes im Labyrinth nur eine mechaniſche ſey, nämlich das Aufnehmen des vom äußeren Schall gepreßten Waſſers, damit die Preſſung nicht zu ſtark auf den Nerven gehe, oder nicht vielmehr auch eine eben ſo entſchieden beim Mittönen dienende, als die Erzitterung eines blaſenden Inſtruments beim Klingen deſſelben? dieß ſind noch immer ungelöſte Fragen unſerer Phyſiologie. Für die Empfindung der Höhe oder Tiefe der Töne darf allerdings, ſchon ihrer oben beſchriebenen Einrichtung nach, die Schnecke, welche ſich nur im Ohr der vollkommneren, einer Lungenſtimme fähigen Thiere findet, mit demſelben Rechte als das Hauptorgan angeſehen werden, denn die Iris als Organ, durch welches wir die Farben der Geſtalten unterſcheiden.

Wir unterſcheiden jene einzelnen, abgebrochenen Laute, welche etwa in dem zehnten Theil einer Secunde auf einander folgen, und vernehmen daher das Echo nur von jenen wiederhallenden Punkten, welche mehr als 50 Fuß von dem Ohre abliegen. Verſchiedene Töne, beſonders wenn dieſelben in harmoniſchem Verhältniß unter einander ſtehen, vernehmen wir aber zugleich und auf einmal; wie an einem Gemälde die harmoniſche Zuſammenordnung aller einzelnen Theile und Farben. Das harmoniſche Zuſammenſtimmen der Töne ſcheinet mehr in dem Verhältniß der Zahl der Klangſchwingungen, welche die tönenden Körper in gleicher Zeit machen, oder in dem Verhältniß der verſchiedenen Geſchwindigkeiten dieſer Schwingungen gegründet. Die höhere Octave macht, wie bereits erwähnt, in derſelben Zeit gerade doppelt ſo viele Schwingungen als der Grundton, und auch die andren vollkommen conſonanten Töne erſcheinen in ſtöchyometriſch angeordnetem Verhältniß. Es wird indeß auch hierbei nur eine Annäherung an die aus mathematiſchen Rechnungen gefolgerte Zahl gefunden, und die eigentliche, dem Ohr gefallende Harmonie, ſchwebt über dieſe berechnete Gränze hinüber und herüber.

Die Organe des Geruchs und Geſchmackes erſcheinen ſo nahe unter einander verbunden, daß wir beide, ſo weit nicht bereits oben S. 109 die Zunge beſchrieben worden, als ein gemeinſames Ganzes betrachten können. Das Eigenthümliche der Höhle der innern Naſe iſt von drei Knochen: dem Gaumen- und Siebbeine, ſo wie dem Oberkieferbeine umgränzt. Der Gaumen, die Gränze und zugleich der Punkt des Zuſammenfließens der beiden Sinnorgane und ihrer Wirkſamkeiten, wird aus drei Theilen gebildet: den Oberkieferbeinen und eigentlichen Gaumenbeinen, welche zuſammen die Knochenplatte des ſogenannten harten Gaumens ausmachen, und einem muskulöſen Anhang, dem ſogenannten Gaumenſegel. Von der hintern Gränze des harten Gaumens gehet eine Scheidewand nach der Naſe hinauf, welche dieſe in ihre zwei inneren Hälften theilt. Jene Scheidewand beſteht aus drei Theilen: aus dem Pflugſchaarbein, aus der ſenkrechten Platte des Siebbeines und aus einem hieran ſich anfügenden Knorpel. Im Innern der Naſe finden ſich drei dünne, bauchig gewundene und gebogene Knochenblätter: die ſogenannten Muſcheln, deren obere und mittlere durch Fortſätze des Siebbeines, die untere aber durch einen eigenen, ſelbſtſtändigen Knochen gebildet wird. Zwiſchen jenen Muſcheln finden ſich die drei Naſengänge. Es verlaufen die Höhlen der innern Naſe in die Steinbeinhöhlen, ſo wie in die beiden Höhlen der Oberkiefer. In den obern Naſengang münden die Keilbein-, in den mittlern die Stirnbein-, in den untern die Highmorshöhlen der Oberkieferbeine, und zugleich öffnet ſich auch in dieſe letzteren der Thränenkanal. Alle dieſe innern Theile der Naſe ſind mit einer Haut (der ſogenannten Schneiderſchen Haut) ausgekleidet, welche in den Haupthöhlen eine mehr ſchleimige, in den Nebenhöhlen eine wäßrigere Feuchtigkeit ausſondert. Der eigentliche Geruchsnerv verbreitet ſich, wie bereits oben erwähnt, nur in der Schleimhaut der oberen und mittleren Muſchel und der Naſenſcheidewand, während die untere Muſchel und der hintere Theil der innern Naſe, von dem zweiten Aſt des fünften Paares mit Nerven verſorgt werden. Die untere Muſchel und der ihr zugehörige Naſengang ſcheint ſich mithin zu den obern und mehr innern eben ſo zu verhalten, wie die Trommelhöhle des Ohres zum Labyrinth. Auf dieſen mittleren Theil des Geruchsorganes folgt dann, der Wichtigkeit der Funktion nach, die äußere Naſe, welche ebenfalls aus drei Theilen gebildet wird: den Naſenknochen und den Naſenknorpeln, deren zwei auf jeder Seite ſind.

Das Organ des Geſchmackes und zugleich der Bildung des hörbaren Wortes und der Rede: die Zunge, wurde bereits oben §. 13 und 16 beſchrieben. Die Verbindung und das öftere Ineinandergehen der Sinneseindrücke des Geruchs und Geſchmacks, wird beim Menſchen durch die ſogenannten hintern Naſenlöcher (Choanae), durch welche die Naſenhöhlen in den Grund der Mundhöhle übergehen, bei vielen Thieren aber auch noch durch eine andere Oeffnung vermittelt, welche aus der Naſe in den vordern Theil des Mundes führt. Das merkwürdige Verhalten des fünften Nervenpaares, nach welchem dieſes bei den höheren Sinnesorganen nur Hülfsnerve, bei der Zunge aber zum eigentlichen Sinnes-, zum Geſchmacksnerven wird, iſt bereits oben erwähnt. Auch in der Naſe wird ſeinerſeits jener Aſt des fünften Nerven, welcher zu der untern Muſchel geht, zugleich mit dem eigentlichen Geruchsnerven, wahrer Sinnesnerv ſeyn.

Die Ausbreitung des Geruchsnerven in die innere Schleimhaut der Naſe, durch welche die äußere Luft beſtändig aus- und eingeht, ſcheint ſelber ein Verdünſten und Emporſteigen dieſer Nervenmaſſe in die Luft vermitteln zu ſollen. Auch hierzu iſt dem Nerven, wie bei ſeinen Verrichtungen in den andern Sinnorganen, das Zugegenſeyn des Waſſers nöthig. Denn wenn der Schneiderſchen Schleimhaut ihre eigenthümliche Feuchtigkeit fehlt, iſt der Geruchsnerv eben ſo wenig zum Riechen fähig, als der Seh- und Hörnerve, ohne die Flüſſigkeiten des innern Auges und des Labyrinths im Ohr, zum Sehen und Hören.

So iſt denn das Riechen ein Emporſtreben der Nervenmaſſe, nach der Verbindung mit der äußeren, atmoſphäriſchen Luft, und dieſer Sinn iſt deßhalb der beſtändig nach Luft verlangenden Lunge zugeordnet. Der Nervenäther ſteiget dann ohne Aufhören aus den vorderſten Pforten der äußeren Gehirnmaſſe, die im Riechnerven ſich eröffnen, empor nach der Luft, die Seele aber bemerkt dieſes Emporſteigen erſt in und durch jenes der andern äußeren Körper.

Die Organe des Gefühles erſcheinen uns durch ihren Bau und ihre äußere Anordnung in einem ähnlichen Verhältniß zu den Sinnen des Hauptes als die zur Wurzel gewordene, in der Erde verborgene Endigung eines Gewächſes, zu ſeiner oberen, mit Blättern und Blüthen bekleideten Ausbreitung in Aeſte und Zweige. Die Nerven der verſchiedenſten Regionen des Gehirns und Rückenmarks verlaufen da, ohne merkliche Verſchiedenheit der Endpunkte, zu denen ſie gehen, in die zellengewebige Hautbedeckung, welche, als gemeinſamer Ausgang, alle Theile des Leibes: Muskeln und Nerven und Gefäße umſchließet.

Wir ſehen die Muskeln, die Gefäße, die Nerven, die Eingeweide, ſo wie alle andern Gebilde, aus denen der Leib zuſammengeſetzt iſt, im Ganzen ſo wie in ihren kleinſten Fibern und Strängen, von einer noch nicht vollkommen ausgebildeten, gleichſam halborganiſchen Subſtanz umgeben, welche Zellgewebe genannt worden. In ihrem noch halbflüſſigen Weſen zeigen ſich die erſten, unvollkommenen Anfänge der Geſtaltung, zur Faſer oder zum Blättchengewebe, oder die angehende Wiederauflöſung dieſer Gebilde. An vielen Punkten des Leibes ſetzt ſich an dieſes Gewebe ein Stoff ab, welcher die thieriſche Natur noch kaum angenommen hat, ſondern erſt im Uebergang zu dieſer begriffen iſt: das Fett. Es gleichet dieſes (wie wir S. 58 ſahen) den Pflanzenölen und Harzen in ſeiner Miſchung, iſt, gegen die ſonſtige Natur der thieriſchen Subſtanzen, frei von Stickſtoff. Dieſes Fett des Zellgewebes iſt wie der Nahrungsſaft, welchen die Pflanzenwurzel aus dem Boden ſaugt, der Vorrath an rohem Stoffe, welcher bei Mangel an äußerer Nahrung, oder bei ungewöhnlich großem, innrem Verbrauche, zur Bildung und Geſtaltung der entwickelten Organe verwendet wird.

Was für die einzelnen Muskeln oder Fibern der Muskeln das Zellgewebe, das iſt für den geſammten Leib die äußere Haut: ein Anfangs- oder Endpunkt aller einzelnen Gebilde, nach welchen ſich der rohe, noch unentwickelte, ſo wie der ausgeſchiedene Stoff hinſammelt und anſetzt.

Die Haut, zwiſchen welcher und den Muskeln das öfter von Fett erfüllte Zellgewebe ſich ausbreitet, beſtehet aus drei Lagen: der Lederhaut (Corium), dem Malpighiſchen Schleimgewebe (rete Malpighii) und der Oberhaut (Epidermis). Die erſtere, die Lederhaut, beim Thiere Fell genannt, iſt die innerſte und zugleich die dickſte. Denn ſie gibt, beſonders am Rücken des Menſchen, hinſichtlich ihrer Dicke, dem Felle der gleich großen Thiere wenig oder nichts nach. Nach innen hinein wurzelt dieſe Lederhaut mit vielen einzelnen Hervorragungen in der Fettlage des Zellgewebes, und in dieſe Wurzeln treten die Gefäß- und Nervenausgänge hinein, in denen hier die Syſteme des Umlaufes der Säfte und der Nerven ſich enden und auflöſen. Die letzten Enden, beſonders der Nerven, ſammeln hier, faſt wie auf der Zunge, die zarten Erhöhungen der Nervenwärzchen um ſich an — gleichſam zerſtreute, unverbundene Atome von Sinnorganen. Aus dem bereits mehr pflanzenartigen als thieriſchen Grunde der Lederhaut wachſen die Haare hervor: Vegetabilien, aus denſelben Elementen gebildet und von ähnlichem innern Weſen als das thieriſche Horn, welches ſeinerſeits nur durch eine Verdichtung der Borſten oder Haare entſtehet. Im Haare hat die chemiſche Zergliederung, außer dem erhärteten Eiweißſtoff: Kieſelerde und Eiſen, phosphorſauren Kalk und Schwefel, auch das Manganoxyd und thieriſches Oel nachgewieſen. Der Schwefel findet ſich in größerer Menge im lichter gefärbten, beſonders dem röthlichen Haar, das Eiſen mehr im ſchwärzlichen. An jedem Haare läßt ſich, unter dem Mikroſkop, die äußere, feſtere Rinde, und das innere, während des Wachſens vielleicht flüſſige, wenigſtens doch fortwuchernde Mark unterſcheiden. Dieſes iſt nach der Wurzel des Haares hin dicker und zugleich weicher, und bildet hier die ſogenannte Haarzwiebel. Ein allmähliches Verhärten (Abſterben) dieſes weicheren Wurzelendes ſoll, nach der Meinung der Phyſiologen, das Wachsthum des Haares bewirken, deſſen dichtwerdender Theil immerfort durch einen aus der Lederhaut hervortretenden, jenem ſich nachſchiebenden, weichen Endtheil erſetzt wird. Bei zunehmendem Alter ſcheinet allmählich das färbende Eiſen mehr und mehr aus dem Haare zu entſchwinden, während dagegen der phosphorſaure, die weißliche Farbe gebende Kalk immer vorherrſchender wird.

Zwiſchen der Lederhaut und der Oberhaut findet ſich, bei vielen Thieren deutlich durch ſeine ziemlich bedeutende Dicke und unvollkommnere organiſche Ausbildung, am Neger aber durch ſeine ſchwarze Färbung unterſcheidbar, das ſogenannte Malpighiſche Netz. Es bildet dieſes am Leibe des Menſchen jene durch die Oberhaut hindurchſchimmernde Grundlage, welche die Hautfarbe beſtimmt, und in ihr erfolget die letzte, äußerſte Ausſcheidung der Kohle. Wir finden, am Leibe des Negers und der andern dunkelfarbigen Völker, das Malpighiſche Netz ſtärker entwickelt, als am

Europäer; doch zeigt ſich dieſe ſtärkere Entwicklung auch am Leibe des Grönländers und Lappen, und beweiſet auch ihrerſeits jenes in einander Uebergehen und Aehnlichſeyn der äußerſten Enden, welches uns in der Natur ſo oft begegnet.

Die äußerſte Lage der Haut iſt die, vom Malpighiſchen Netze und der Lederhaut leicht ſich ablöſende, an ſich gefühlloſe Oberhaut. Ihrer Zuſammenſetzung nach iſt dieſe nichts anders, als ein ſehr zartes, leicht biegſames Horn, ſchwer auflöslich und ſchwer zerſtörbar, wie die verwandte Subſtanz des Haares und des aus ihm zuſammengewebten, eigentlichen Hornes. Die Schärfe der Cantharidenn im Blaſenpflaſter läßt uns, indem ſie in der Region des Malpighiſchen Netzes, zwiſchen Epidermis und Lederhaut, ein Ergießen der Lymphe bewirkt, die drei Lagen der äußern Haut leicht unterſcheiden, und eine mit Vorſicht in die Oberfläche der innern Hand oder der Fußplatte eingeſtochne Nadel zeigt uns die Gefühlloſigkeit der Oberhaut, welche beſtändig abgeſchuppt und wieder erneuert wird. Die Oberhaut ſenkt ſich nicht nur, daſſelbe umkleidend, mit dem Haare hineinwärts bis zu ſeinem innern Urſprung, ſondern bildet auch, beſonders an der Fläche des Geſichts, ſackartige Vertiefungen, welche eine ölige Feuchtigkeit erfüllt, die ſogenannten Talgdrüſen, deren Beſtimmung es iſt, auch dieſem ſchon ausgeſchiedenen, halb abgeſtorbenen Gebilde noch Nahrung zu geben, und die nothwendige Beugſamkeit zu erhalten. Andere, eigentliche Oeffnungen in der Oberhaut, als dieſe Oeldrüſen und die Haarausgänge: Löcher (ſogenannten Poren), durch welche die dampfförmige Ausdünſtung oder der tropfbar flüſſige Schweiß hervorträte, ſo ſehr der Anſchein dem unbewaffneten Auge dieſelben glauben machet, hat die ſchärfer beachtende Zergliederung niemals zu entdecken vermocht, und es zeigt ſich an der Epidermis dieſelbe, nach allen Richtungen mögliche Durchdringbarkeit für die noch belebteren Flüſſigkeiten, als an den Wänden der Gefäße der Pflanzen.

An den Fingern und Zehen des Menſchenleibes endet die Oberhaut zuletzt nach der oberen, vom Kreislaufe des beſtändigen Bewegens mehr ausgeſchloſſenen Seite hin, in den wahrhaft hornartig feſten Nagel, in deſſen untere Lage die Epidermis unmittelbar ſich fortſetzt. Es wächst der Nagel, eben ſo wie das Horn, durch Verhärtung des hintern, noch weichen Theiles der Wurzel, und ergänzt ſich eben ſo leicht wieder, als die Oberhaut ſelber. Unter dem Nagel finden ſich, ebenſo wie unter der Knochenſubſtanz des Zahnes, ſehr empfindliche Nervenpapillen; ja es ſcheinen ſich, nur im Gegenſatz zu dem an ſich gefühlloſen Nagel, die feinfühlenden Nervenwärzchen entwickeln zu können.

Die Haut des Menſchen, in welcher zuletzt Nerven und Gefäße des Leibes großentheils enden, iſt, wie wir ſchon oben ſahen, in hohem Grade einem beſtändigen Abſterben und Verflüchtigen des in ſie eingehenden Stoffes unterworfen. Und eben durch dieſes Ausſcheiden des leiblichen Elementes, iſt die Haut zum Aufnehmen von Elementen einer höheren Ordnung geſchickt: zum in ſich Empfangen von Gefühlen und von Eindrücken der Außenwelt und ihrer mannichfaltigen Wechſelwirkungen. Denn es iſt ein allgemein gültiges Geſetz, das uns in der eigentlichen Lehre von der Seele öfter beſchäftigen wird: daß ein höheres Leben nur da ſich äußern und beginnen kann, wo das Leben der niederen Form erſtirbt; es iſt in dem ganzen Bereich unſerer Sichtbarkeit nur ſo viel Leben als Tod, und nur dadurch, daß das Auge die Thräne bildet, wird es zur Aufnahme des Lichtes geſchickt. An den eigentlichen, oberen Sinnen, iſt der Vorgang des Abſterbens, der ſich hier mehr auf den Nerven beſchränkt, ſo augenfällig und deutlich nicht, als an der Haut, in welcher nicht bloß (wenigſtens in vorherrſchendem Maaß) die Subſtanz des Nerven, ſondern mehr noch das grobkörperlichere, wägbarere Flüſſige der Gefäße, und der in ihm und mit ihm bewegte, wenig veränderte, feſte Stoff, abgeſchieden werden und abſterben.

Die Menge des durch die Haut täglich abſcheidenden und abſterbenden Stoffes, ſcheint, bei der gewöhnlichen Thätigkeit und Bewegung der Glieder, wenigſtens den dreißigſten Theil des Gewichtes eines ausgewachſenen Menſchenleibes zu betragen, und im jugendlichen Alter, ſo wie bei viel und lebhaft empfindenden Menſchen, leicht noch mehr. An einem ruhenden, bis an die Naſenöffnungen von einem Sack aus Wachstaffent umſchloſſenen Körper, wurde die ausgedünſtete, dampfförmige Flüſſigkeit, im Mittel auf 53 Unzen während 24 Stunden geſchätzt, welches etwa den vierzigſten Theil des Geſammtgewichtes des Leibes betragen würde. Die dampfförmige, ſogenannt unmerkliche Ausdünſtung ſcheidet den abſterbenden Stoff großentheils in der Form der Kohle ab, zu welcher ſich Waſſerſtoffgas geſellet. Es wird daher, wenn wir, in abgeſchloſſenem Raume, ein ausdünſtendes Glied mit Sauerſtoffgas in Berührung bringen, Kohlenſäure gebildet.

Jene übereiltere, etwas gewaltſamere Form der Ausſcheidung des abſterbenden Stoffes der Haut, welche wir Schweiß nennen, enthält in ihrem häufigen Waſſer: Salz und milchſaures Natron, mit einem ſolchen Ueberſchuß der freien Milchſäure, daß davon das Lackmuspapier wie von jeder freien Säure geröthet wird. Hierbei findet ſich noch der oben (§. 10.) erwähnte Riechſtoff des Fleiſches, der in ſeinem vollkommenen Zuſtande Osmazom genannt wird. Die Haut iſt zugleich der Ort, an welchem ſich der lebende Organismus auch der fremdartigeren, ihm weniger aneigenbaren, von außen aufgenommenen Stoffe wieder entledigt, wie etwa des Schwefels und des in den Darmkanal aufgenommenen Queckſilbers.

Es nimmt aber die Oberhaut auch unter vielfachen Verhältniſſen das ſie umgebende, fremdartige Flüſſige auf, und in Zeiten des innern Mangels des Leibes ſaugt die alsdann die Stelle des Magens vertretende Haut ſo lebhaft das ſie umgebende Waſſer ein, daß Seefahrer dadurch, daß ſie mit dem an ſich untrinkbaren Seewaſſer ſich beſtändig befeuchteten und in ihm badeten, dem Tode des Verdurſtens entgingen. Ein äußeres Einreiben von Arzneien, und ſelbſt von unmerklicher wirkenden, ernährenden Flüſſigkeiten, bringt, wenn auch in geringerem Maaße, dieſelbe Wiederbelebung und Erneuerung des Stoffes hervor, als ein Aufnehmen durch Mund und Magen. Jene, anſteckende Krankheiten erregenden, und von einem Leibe auf den andern übertragenden Agentien, welche, der ſinnlichen Wahrnehmung ganz entzogen, von Zeit zu Zeit in der umgebenden Luft herrſchen, ſcheinen auch großentheils durch die Haut ihren Zugang in den Kreislauf des lebenden Leibes zu finden.

Wir haben uns lange bei den Sinnorganen des Leibes und ihren Verrichtungen verweilt. Sie ſind, ſo lange die Seele im Leibe wallet, die einzigen, ihr noch offen gebliebenen Zugänge zur oberen Heimath, die einzigen Oeffnungen, durch welche ſich die Wurzel ihres Weſens hinausſtrecken und hiermit die ihr angemeſſene Nahrung von höherer Natur empfangen kann.

Bemerk. Wir erinnern hier wieder an Magendi's Zuſammenſtellung der eigentlichen, höheren Sinnesnerven (des Geſichts, Geruchs, Gehörs und Geſchmacks) mit den von ihm ſogenannten inſenſiblen Nerven, bei denen man bald nach ihrem Urſprunge kein Ganglion antrifft. Die ſenſiblen, dadurch ausgezeichnet, daß die Theile, zu denen ſie gehen, ihre Empfindlichkeit verlieren, wenn man den Nerven nahe an ſeinem Urſprung durchſchneidet, vermittelten dann nur zum großen Theil das im engeren Sinn ſogenannte Fühlen der Oberhaut, und die Thätigkeit des Gefäßſyſtemes, die Sinnesorgane gehörten mit den willkürlich bewegenden, zu einer höheren, in ſich abermals polariſch geſchiednen Ordnung der Nerven.

Die Gegenſtände bilden ſich alle, wie dies der Hindurchblick und die Abſpieglung des Bildes nicht blos durch ein künſtlich nachgebildetes, ſondern auch durch ein natürliches, an ſeiner Axe von der harten Haut entblößtes, ausgeſchnittenes Auge beweiſt, auf der Netzhaut verkehrt ab, und würden auch ſo empfunden werden, wenn nicht beim Sehen des lebendigen Auges andere Geſetze wirkten als jene unſerer Optik. Blindgeborne, welche ſpäter ihr Geſicht wieder erhielten, ſahen die Gegenſtände ſogleich, ohne ihre Vorſtellungen durch das Gefühl zu berichtigen, in gerader, nicht in verkehrter Stellung. Dagegen lehrt erſt das Gefühl die Geſtalt einer Kugel oder eines Würfels, welche das Auge eines Blindgeweſenen ſieht, als das was ſie ſind, unterſcheiden; eben ſo wie daſſelbe auch über die Abſtände der Gegenſtände erſt ein ſicheres Urtheil gibt. Später unterſtützt und berichtigt dann hierbei ein Auge das andere, weshalb Menſchen, denen das eine Auge verbunden oder plötzlich zerſtört worden, die Abſtände der näheren Gegenſtände Anfangs ſehr unſicher beſtimmten.

Die Unfähigkeit der eigentlichen, mathematiſchen Augenaxe, zu ſehen, wird durch den Mariotte'ſchen Verſuch erkannt, nach welchem von zwei dunklen oder farbigen Flecken, auf deren links ſtehenden man das rechte Auge (während das andere zugehalten wird) richtet, der zur Rechten ſtehende in einiger Entfernung vom Auge verſchwindet, dann weiter hinweg wieder ſichtbar wird.

Ein umgeſchwungener Körper erſcheint uns als ein Kreiscontinuum, wenn der Umſchwung ſo ſchnell iſt, daß er nicht viel über 8 Terzien beträgt.

Nach einem längeren und genaueren Hinſehen auf ein grünes Bild erzeugt ſich das Auge beim Hinwegſehen ein rothes, auf ein gelbes ein blaues und umgekehrt. Die anderen Sinnen ſcheinen dieſe umwandelnde Kraft in einem viel geringeren Maaße zu beſitzen, denn die Töne, welche das Ohr vernahm,

nahm, hallen in dieſem oft lange und gegen unſern Willen nach; ein ſehr ſtarker und unangenehmer Geruch wirkt öfters ſo auf unſere Naſe ein, daß wir ganze Tage lang an allem Riechbaren ihn zu bemerken glauben.

Die letzte Gränze des Vorkommens eines Gehörorgans, jenem der vollkommneren Thiere analog, findet ſich bei den Krebſen: eine Aufgetriebenheit der feſten Schale an der Baſis der Antennen, mit einer Oeffnung, über die eine Haut (als Trommelfell) geſpannt iſt, nach innen eine Höhle, wo ſich der Hörnerv an ein bläschenartiges Gebilde verliert.

Die Dicke eines Menſchenhaares beträgt $^1/_{50}$ bis $^1/_{75}$ Linie, blonde Haare ſind feiner und zarter als dunkel gefärbte Haare. Am Bart ſteigt die Dicke der einzelnen Haare bis auf $^1/_{12}$ ja $^1/_{10}$ Linie.

Die Oberfläche eines ausgewachſenen Menſchenleibes wird auf 15 bis 17 Quadratfuß, mithin auf 2160 bis 2500 Quadratzoll geſchätzt. Der Luftdruck auf dieſe Fläche beträgt an der ebenen Meeresküſte, wo der mittlere Stand des Barometers 30 Zoll iſt, der gewöhnlichen Berechnung nach, 32,235 Pfund.

Schlaf und Wachen.

§. 20. Der alte Spruch, welcher allem lebendigen Fleiſch gilt: du wirſt wieder umkehren zu deinem Staub, zur Erde, von welcher du genommen biſt, gehet nicht blos im Tode ſelber, ſondern ſchon in ſeinem täglichen Vorbilde, im Schlaf, in Erfüllung. Der ſchnell fliegende Vogel, wenn er am Tage hoch über dem Boden, unter den Sturmwinden der Luft geſchwebt, kehret am Abend zu dem Wald oder zu dem Felſen zurück, in welchem das mütterliche Neſt geweſen; der ſchnelle Hirſch ſuchet, zum Schlaf ermüdet, das Dickicht, der Löwe die Höhle auf, da die Mutter ihn geboren und zuerſt geſäugt, und der Menſch, deſſen wacher Sinn noch eben Welträume durchmeſſen, und den

Flug der Gedanken durch vergangene Jahrtauſende gemacht, folge willig dem Zug der Ermüdung, der ihm für die ganze, reiche Welt ſeines Schauens und Genießens nur die enge Ruheſtätte am heimathlichen Herde darbeut. Der Schlaf iſt darum ſo ſüß, ſo erſehnt, weil er eine Einkehr bei der Alle tragenden, Alle nährenden Mutter iſt.

Und dieſe Einkehr, zu welcher ein unwiderſtehlicher Zug alle Lebendigen führet, bleibt nicht vergebens. Es wiederholet ſich bei jedem geſunden Erwachen die Begebenheit der anfänglichen Geburt aus dem Schoos der Mutter: der Leib in ſeiner Kraft iſt neugeboren, die Sinnen wie die bewegenden Glieder fühlen ſich verjüngt und geſtärkt.

Was aus der Seele werde, wenn der Leib am mütterlichen Boden ſeine Ruhe empfängt, das ſoll uns noch nicht hier, ſondern in einem ſpäteren Abſchnitt beſchäftigen. Wenn auch an unſerem Ort das Dunkel die Erde deckt, darum iſt doch die Sonne nicht von ihr gewichen, ſondern der Tag mit ſeiner Helle zog nur in ein andres Land hinüber, da — jenſeits des weiten Meeres — Palmen blühen. So ſcheint auch die Seele, wenn ihren Leib der Schlaf umſchattet, einer jenſeitigen Region näher, aus welcher ſie ihren Urſprung genommen, wie der Leib aus den Elementen der feſten Erde. Mit ihr walten und ſpielen, während der Nacht des Leibes, die Lichter und Kräfte eines oberen, fernen Sternenhimmels, und die Seele läßt jene mit ſich walten, wie das ſeines künftigen Leibes noch nicht mächtige Ungeborene, die Lebenskräfte der Mutter, in deren Schoos es ruht. Allmählich aber wächſet, unter der Arbeit des Tages und dem Spiele der Nacht, die Herrſchaft über den noch ungeborenen, künftigen Leib, und der Zug, der dieſen nach ſeinem heimathlichen Boden führt. Es kommt ein Tag, da die Seele noch einmal die ganze Macht und Bitterkeit der Ermüdung des Leibes, und ſein innerſtes Sehnen nach Ruhe fühlt, auf den Tag aber folget eine Nacht, da der Zug, welcher die Seele nach oben ruft, ſeinen Damm zerbricht. Die Seele genußt dann ferner nicht mehr über den Leib die Tageshelle und Kräfte des alten, vergangenen, ſondern die Schimmer eines neuen, künftigen Seyns, welches aus dem langen Schlummer ſich geſtaltet.

Bei den meiſten Lebendigen fällt die Zeit des Schlafes mit jener der Nacht zuſammen, und das Erwachen der Sinnen und der äußerlichen, willkürlichen Bewegungen, kehret mit dem Tageslicht zurück. Denn nur die empfindenden und willkürlich bewegenden Nerven ſammt ihren Muskeln ſind es, welche den Wechſel des Schlafes und Wachens erfahren: die verdauenden Eingeweide, die ernährenden Gefäße im Innren, treiben im Schlafe ihr Werk eben ſo unausgeſetzt und unverändert fort, als im Wachen. So iſt es auch nur die durchſichtige Atmoſphäre und die oberſte Fläche des Planeten, welche den Wechſel des Tages und der Nacht, der Wärme und der Kälte erfährt: die Tiefe kennet weder Tag noch Nacht, weder Winter noch Sommer. Denn nur wenige Fuße unter der Oberfläche herrſchet fortwährend dieſelbe mittlere Temperatur des Jahres, und das Licht der Sonne kommt weder noch ſcheidet es jemals in dieſer Region. Eine andere Kraft der Sonne, jene der allgemeineren Anziehung und Schwere aber iſt es, welche bei Tag wie bei Nacht auf dieſe feſteren Maſſen der Tiefe wirkt. Sie iſt das Widerſpiel von der auflöſenden, nach oben hebenden des Lichtes. Wenn dieſes am Abend weicht, da zieht ſich der emporſteigende Dampf von neuem zur tropfbar flüſſigen Geſtalt zuſammen, das Erweichte und Aufgelöste bekommt von neuem Zuſammenhalt und feſten Beſtand. Die Nacht iſt mithin für unſern Planeten jene Zeit, da ſich die zuſammenziehende, den feſten Beſtand der Körper bewirkende Kraft der Tiefe, an die obere Region der Planetenfläche und ihre Atmoſphäre mittheilt und fortpflanzt, und dieſe ſich ähnlich machet. Es wird dieſe verähnlichende Rückwirkung der unteren Region auf die obere um ſo merklicher und kräftiger ſeyn, je mehr das eigenthümliche Vermögen der erſteren verſtärkt werden; wie dies etwa durch die eben vorhergegangene Kälte des Winters geſchieht. Alsdann ſteigen beſtändig Dünſte aus der kälteren Erde in die ungleich erwärmtere Luft, und erzeugen hier Wolken und Gewitter.

So entſteht auch der Schlaf des lebendigen Leibes durch eine Rückwirkung der unteren, dem Willen nicht unterworfenen Region der Eingeweide und der nährenden Gefäße, auf die empfindende und wollende Region des Gehirns. Alles das, was entweder unmittelbar die Kraft der erſteren verſtärkt: wie der Genuß kräftiger Speiſen und Getränke, oder was dieſes mittelbar bewirkt, dadurch, daß es die herrſchende, wache Kraft des Nervenſyſtems hemmt oder lähmt — wie etwa Opium oder ein Druck aufs Gehirn — beſchleunigt jene Rückwirkung, durch welche die höheren Gebilde des Leibes der Natur und Eigenheit der niederen theilhaftig werden. Empfindungslos, der Herrſchaft des öfters wechſelnden Willens entnommen, wie dieſe, nur noch den geſtaltenden und bildenden Kräften zugänglich, gleich ihnen.

Aber eben dieſe Kräfte, welche dem Leibe ſeine Nahrung zuführen und ihn bilden, ſind, ſo ſahen wir oben (§. [illegible]), das Bewegen eines allgemeinen Lebensſtromes, welcher die Weſen, die ſich in ſeinen Lauf ſtellen, eben ſo ergreift und durchdringt, wie der Strom des Magnetismus das in ſeinen Lauf geſtellte Eiſen. Es würde dieſes niemals die Kraft der Anziehung zu andrem Eiſen haben, gäbe ſie ihm nicht der hindurchwirkende Magnetismus der Erde. So würden auch die lebendigen Weſen die wundervoll verwandelnde und geſtaltende Kraft der Verdauung und Ernährung nicht beſitzen, käme ſie ihnen nicht aus einem höheren, Alle durchwirkenden Lebenseinfluß. Es iſt daher der Schlaf die Zeit, in welcher ſelbſt die Region der Nerven und der willkürlich beweglichen Muskeln, ganz in den Strom der irdiſchen Geſtaltung und Ernährung verſenkt wird, aus welchem ſie ſich während des Wachens, in Kraft eines oberen Lichtes, frei erhebt. Selbſt das Gehirn, welches man nach lang anhaltendem Wachen wie aufgelöst und flüſſig gefunden, ſcheint durch den Schlaf wieder den natürlichen, feſteren Beſtand zu empfangen.

Der Menſch kennet allerdings einige künſtliche Mittel, welche, bis zu einer gewiſſen Gränze, die Wirkung des natürlichen Schlafes auf das Gehirn und Nervenſyſtem erſetzen. Es ſind dies ganz beſonders einige aus dem Pflanzenreich entnommene Getränke, welche über die obere Region des Leibes, bei offenen Augen und wachen Sinnen, die Kräfte des in der Pflanze einheimiſchen Schlummers ausgießen. Jedoch können alle dieſe Mittel jene Vermiſchung und Verähnlichung des oberen Syſtems des Leibes mit dem unteren, welche der eigentliche Schlaf herbeiführt, nicht bewirken, und den Einklang (Rapport) zwiſchen beiden nicht aufrecht erhalten. Ein auf längere Zeit erzwungenes, gewaltſames Wachen nimmt daher zuletzt den oberen, pſychiſchen Kräften des Leibes ihre natürliche Gewalt über die unteren, leiblichen; entrückt (als Wahnſinn) die Seele aus ihrem Verband mit dem Körper, in eine Region, aus welcher, wie im Traume, nur noch einzelne, mit der wahren Umgebung unreimbare, dieſer großentheils unverſtändliche Strahlen und Töne herunterfallen auf den lebenden Leib.

Die eigentliche, geſunde Zeit des Schlafes beträgt im Menſchen von mittlerem Alter zwei Siebentheile oder ein Dritttheil der ganzen Tageszeit; die Dauer des Wachens überwieget mithin in demſelben Verhältniß jene des Schlafens, in welchem (nach §. 15 u. 17) die Maſſe der willkürlich beweglichen Glieder, zuſammen mit dem Gehirn, die Maſſe der verdauenden, athmenden und blutführenden Organe überwiegt, welche dem wachen Willen nicht unterworfen ſind.

Das Leben des Ungebornen im Mutterſchooſe iſt ein ununterbrochner Schlaf, und auch das Kind verſchläft die erſte Zeit des Lebens noch großentheils. Endlich ſo nimmt der Schlaf auch im hohen Alter öfters wieder an Dauer und Tiefe zu, und das ablaufende Leben kommt zuletzt wieder bei demſelben, alle Weſen bewegenden Strome an, aus welchem es anfänglich zu ſeinem beſonderen, wachen Leben hervorgezogen worden.

Bemerk. Eine Hauptbeſtimmung des Schlafes iſt es: den Rapport zwiſchen dem Cerebral-Nervenſyſtem, ſammt ſeinen dem Willen unterworfenen Organen, mit dem Gangliarnervenſyſtem, ſammt den zu dieſem gehörigen plaſtiſchen (der Willkür und deutlichen Empfindung entrückten) Organen des Leibes aufrecht zu erhalten. Dies geſchieht durch die oben S. 228 erwähnte Verſenkung und Verwandlung der Natur des oberen Gegenſatzes in die des unteren.

Die meiſten Thiere der höheren Klaſſen ſchlafen ſo lange als es Nacht iſt, mithin ungefähr die Hälfte der Zeit. Bei den niederen Thierklaſſen gehört der Schlaf wenigſtens nicht zu den täglich und nothwendig wiederkehrenden Ereigniſſen des Lebens, denn man hat Fiſche ſieben ganze Tage lang ein ſchnelles Schiff verfolgen ſehen (nach Ovington Voyage to Surate I. p. 45), obwohl namentlich der Stör zuweilen, nach der Bemerkung der Fiſcher, in den Zuſtand eines tiefen Schlafes verſenkt ſcheint, aus welchem er dann plötzlich, erſchreckt über die Nähe der Gefahr, erwacht und auffährt. Raupen, wenn ſie auch vorher raſtlos Tag und Nacht fortfraßen, fallen in der Zeit des Häutens in eine Art von Schlafzuſtand, und ſind auch während der Verpuppung faſt unbeweglich, während der Schmetterling einen Theil des Tages in Bewegung, den andern in Ruhe verbringt. Die meiſten Thiere, am augenfälligſten die Schlangen, verſetzt die Sättigung durch reichlich genoſſenes Futter in einen länger oder kürzer dauernden Schlaf, oder macht ſie doch ſchläfrig. Daſſelbe aber vermag in andern Fällen, zum Theil bei denſelben Thierarten, der Hunger. Eben ſo treibt viele Lebendige die Hitze und das blendende Licht des Mittages zur Ruhe an einem dunklen Orte, andere aber das Dunkel und die Kühle der ſtillen Nacht. Jene, welche leichter durch einen höheren Grad der Wärme und der Helle eingeſchläfert werden, ruhen dann am Tage in ihren Schlupfwinkeln, und wachen dafür bei Nacht, während die Nachtſchläfer am Tage ihrer Nahrung nachgehen oder ihre Wohnungen bauen. Denn der Ameiſenlöwe erhaſcht und verzehrt zwar auch am Tage die in ſeinen Trichter fallenden Inſecten; dem Geſchäft des Bauens eines neuen Trichters geht er jedoch erſt nach Sonnenuntergang nach. Wie der Turmalin an ſeinen Kryſtallenden während der Erwärmung andere, ganz entgegengeſetzte Elektrizitäten zeigt, als die ſind, welche er im Moment des Erkaltens annimmt, und wie er dann die Körper der ganz entgegengeſetzten elektriſchen Reihe anzieht, ſo ſcheint auch der Zug, der die Lebendigen während des Schlafes bewältigt (nach S. 225), bei Tage ſeine Richtung nach einer anderen Ordnung der Lebendigen zu nehmen, als bei Nacht. Oder der abwärts (nach dem tragenden Ganzen) gerichtete Zug wird bei Einigen, wie beim aufthauenden Waſſer, welches ſchwerer iſt, als das Eis, mächtiger durch Ueberſättigung mit dem Lebensreiz, bei Anderen, wie beim Metall, das im geſchmolznen Zuſtand ſpecifiſch leichter — ausgedehnter — iſt als nach dem Gerinnen, verſtärkt ſich im Gegentheil jener Zug durch das Entziehen (Entfernen) der natürlichen Lebensreize.

Was im Kleinen der Tages- oder Nachtſchlaf, das iſt im Großen der Winter- und Sommerſchlaf. In einen Schlafzuſtand, der an Scheintod gränzt, verſetzt die Winterkälte viele Inſecten; am häufigſten ſolche, die in einem Entwicklungs- oder Keimungszuſtand begriffen ſind, z. B. die trächtig gewordenen Weibchen, die Puppen u. ſ. Ein Schlaf, durch Kälte herbeigeführt und erſt mit dieſer endigend, findet ſich in vorzüglicher Allgemeinheit bei der Klaſſe der Amphibien; unter den Vögeln ſind vielleicht nur einige Arten der Colibris und die

Schwalbe mit eßbarem Neſte (Hirundo esculenta) einer vorübergehenden Erſtarrung durch Kälte ausgeſetzt; unter den Säugethieren halten vorzüglich jene einen Winterſchlaf, welche zu den mittelgeſchlechtigen Ordnungen der Fledermäuſe, der Sohlengänger (wie Bär, Dachs) und ſogenannten Inſectenfreſſenden (wie der Igel) gehören, ſo wie einige Arten der Nagethiere. Während dieſes tiefen Schlafes, welchen die Thiere meiſt in verdeckten Schlupfwinkeln und Bauen zubringen, wird zwar das Athmen langſamer und minder tief als gewöhnlich, der Pulsſchlag ſeltner und leiſer, aber beide hören wohl nie (wie Harväus behauptete) ganz auf, obgleich die natürliche Wärme des Leibes bis auf wenige Grade über den Gefrierpunkt herabſinkt (nach Nollet und Büffon ſollte die innre Temperatur ganz bis zum Gefrierpunkt ſinken). Das Arterienblut iſt in dieſem Zuſtand nur wenig von dem der Venen unterſchieden, und jenes verliert auch zuletzt ſeine ernährende und belebende Kraft zum großen Theil, denn der Körper magert und zehrt im Ganzen ab, obgleich auf Koſten aller anderen Glieder die Leber und Thymusdrüſe ſich vergrößern (anſchwellen) und die eigenthümlichen Flüſſigkeiten der zeugenden Organe ſich anhäufen. Auch der Darmkoth ſammelt ſich, wie beim Ungebornen, in den letzten Enden des Dickdarmes an. Was die Empfindlichkeit betrifft, ſo iſt ſie bei einigen Arten ſo gebunden, daß ſie auch durch ſtarke äußere Verletzungen nicht zu erwecken ſind; bei anderen, wie bei den Bären, iſt der Winterſchlaf kaum tiefer als der gewöhnliche, tägliche, denn ſie ſind aus jenem eben ſo leicht zu wecken als aus dieſem. Auch die Zeit des Winterſchlafes iſt nach den einzelnen Arten und nach dem Aufenthaltsort verſchieden. Die Seebären verſchwinden in den von Europäern beſuchten Ländern des Polarkreiſes zugleich mit der Sonne (in Grönland am 3. November) und kommen bei ihrem Aufgang wieder hervor. Der gemeine Bär bleibt in den Pyrenäen nur 40 Tage, im nördlichen Schweden (nach Fiellſtroem) den ganzen Winter, von der Mitte Novembers bis Mitte Aprils, in ſeinem Winterlager; der Zobel, das Murmelthier, der Siebenſchläfer halten eine um ſo länger dauernde Winterruhe, je kälter die Lage ihres Aufenthaltsortes iſt. Eben ſo der Igel, welcher in den ebneren Gegenden von Deutſchland von Martini bis März ſchläft. Die zum Winterſchlaf geneigten Thiere ſcheinen auch durch Entziehung der Nahrung und der Luft in ihren Schlaf verſetzt werden zu können. Ein ſchlechtgenährtes Thier der erwähnten Arten ſchläft früher ein als ein gut genährtes; ein Igel, dem man bei ſeinem Erwachen aus dem Winterſchlaf (am 12. März) keine Nahrung gab, ſchlief wieder ein und wachte und ſchlief ſo abwechſelnd, bis er im Mai ſtarb (Bertholds Phyſiologie S. 819). Die Kröten, die man in Steinen und hohlen Bäumen fand, waren aus Mangel an Luft eingeſchlafen. Wärme weckt alle Winterſchläfer ſehr bald. Ein zu hoher Grad von Kälte weckt ſie auch, aber auf dieſes Erwachen folgt eine neue Erſtarrung, in welcher das Thier ſtirbt. (Berthold a. a. O.)

Eben ſo wie die Kälte, ſchläfern die Thiere auch Trockenheit und Hitze ein. Die Schlangen des heißen Erdgürtels, ſo wie die Crocodilarten, liegen während der Zeit der großen Dürre unbeweglich und ſtarr im ausgetrockneten, hart gewordenen Schlamme, aber bei dem erſten Regen zerſprengen ſie dieſe Erdendecke und gehen ausgehungert auf Raub aus. Nach Atkins (Navy surgeon p. 364) iſt in den heißen Ländern von Afrika, bei den Mauren, die Schlafſucht eine ſehr gewöhnliche Krankheit. Wie unſer europäiſcher Igel durch die Kälte, ſo wird der Igel von Madagascar (Centetes ecaudatus) durch die Hitze in einen dreimonatlichen Sommerſchlaf verſetzt.

Auch beim Menſchen finden ſich viele Beiſpiele von einer ungewöhnlich langen, krankhaften Dauer des Schlafes. Zu früh geborne Kinder, ſo wie Greiſe, deren Alter ſich über das gewöhnliche Ziel des Menſchenlebens hinausdehnt, ſchlafen faſt immer, wie das Letztere an Thomas Parre, der 152 Jahre alt wurde, und mehreren hundertjährigen Alten beobachtet wurde. Im gewöhnlichen Verlaufe nimmt jedoch der tägliche Schlaf mit zunehmendem Alter ab. — Ein krankhaft langer Schlaf wurde nach unmäßiger Anſtrengung (z. B. ein vier Tage dauernder auf dreitägiges Tanzen) und langem Wachen, als Folge des Kummers und großer Gemüthsbewegungen, beobachtet, ſo wie auch die Martern der Tortur und andere heftige Schmerzen einen (tödtlichen) Schlaf erzeugen. Langen oder doch tiefen

Schlaf erzeugt ein Druck aufs Gehirn, ſey er durch den Andrang des Blutes oder fremdartige Körper erzeugt. Ein unverhältnißmäßigeres Anwachſen dieſes Druckes kann den Tod herbeiführen. Aus ähnlichem Grunde macht auch ein ſtarkes Ueberhandnehmen des Fettes, wie dies nach Athenäus ſchon das Beiſpiel des Tyrannen von Heraclea — Dionyſius — gezeigt, zu langem, tiefem Schlaf geneigt; disponirt jedoch auch zugleich den Körper zu Schlagflüſſen. Starke Entleerungen, ſchon durch Purgirmittel und Aderläſſe, führen Schlaf und im größeren Uebermaß Ohnmachten und Tod herbei. So auch die narkotiſchen Gifte und Dämpfe, welche, in größerer Menge, ſtatt des gewöhnlichen einen tödtlichen Schlaf herbeiführen; hierinnen der Wirkung auch einiger thieriſcher Gifte entſprechend, wie dem der Aspisnatter (nach Haſſelquiſt) und dem einer perſiſchen Spinne, welche Olearius Enkurek nennt.

Die einſchläfernde Wirkung, welche mehrere, deshalb ſogenannte narkotiſche Pflanzen, auf den thieriſchen Organismus äußern, hat man neuerdings zwei eigenthümlichen Stoffen, dem Morphin (von Sertürner, der nächſt Desrosne zuerſt darauf aufmerkſam machte, Morphium genannt) und dem Narkotin zugeſchrieben, welche beide als Salzbaſen ſich verhalten und als ſolche Verbindungen mit Säuren eingehen. Das Morphin ſchießt leicht in glänzenden, farbloſen, nadelförmigen Kryſtallen an, welche in der Hitze ſchmelzen und dann bei Zutritt der Luft mit harzigem Geruch verbrennen. Auf der Zunge ſchmeckt es bitter, löst ſich in Aether und in kaltem Waſſer nicht auf, während der kalte Alkohol $^1/_{100}$, kochender $^1/_{30}$, ſiedend Wäſſer $^1/_{100}$ auflöſen. Die Beſtandtheile des Morphins ſind:

	Nach Buſſy.	Pelletier und Dumas.	Brande.
Kohlenſtoff	69,0	72,02	72,0
Waſſerſtoff	6,5	7,61	5,5
Stickſtoff	4,5	5,53	5,5
Sauerſtoff	20,0	14,84	17,0

Das Narkotin unterſcheidet ſich ſchon dadurch vom Morphin, daß es ſich ziemlich leicht im Aether auflöst (das Morphin nicht). Es ſchießt in größeren Kryſtallen als das Morphin, und in perlenmutterglanzenden Schuppen an, erregt auf der Zunge keinen Geſchmack (das Morphin einen bittern). In ſiedendem Waſſer löſt ſich kaum $^1/_{400}$, in kaltem Alkohol nur $^1/_{100}$, in kochendem $^1/_{24}$ auf. Die Beſtandtheile ſind nach Pelletier und Dumas:

Kohlenſtoff	68,88
Waſſerſtoff	5,91
Stickſtoff	7,21
Sauerſtoff	18,00

Sollten indeß, wie man (wie oben erwähnt) neuerdings annahm, jene beiden Stoffe Urſache der narkotiſchen Wirkung mancher Pflanzengifte ſeyn, ſo bliebe es unerklärlich, daß ſie in ihrer größten Reinheit ſo ſchwach auf den thieriſchen und menſchlichen Organismus wirkten. Denn das Narkotin, das man am beſten in Oel aufgelöſt zu Verſuchen anwendet, wirkt in doppelt und dreifach ſo großen Gaben, als die ſind, in welchen man das Opium als ſtarkes, ſchlafmachendes Mittel gibt, faſt gar nichts. Stärkere Gaben erregten jedoch nach Orfila bei Thieren einen Dummſchlaf (stupor) mit offnen Augen, und erſt eine halbe Drachme war hinreichend, einen Hund ſchnell zu tödten. Eſſigſäure ſcheint die Wirkung auf den Organismus ganz aufzuheben. Dagegen iſt das Morphin, das rein genommen gar keine Wirkung hat, mit Eſſigſäure zum Salz gebildet, am wirkſamſten. Dennoch war es auch in dieſer Form zu $^1/_2$ bis 1 Drachmen eingegeben oder in die Venen geſpritzt noch nicht tödtlich, während reines Opium in der Gabe von wenigen Gran tödten kann. Die Wirkſamkeit der narkotiſchen Pflanzengifte wird daher gewiß nicht durch Morphin und Narkotin für ſich allein hervorgebracht. Uebrigens enthält nach Johns Analyſe das Opium bis 12 Prozent Morphin.

Die narkotiſchen Pflanzenſtoffe kommen von Gewächſen aus ſehr verſchiedenen Familien: aus den Solaneen, die Belladonna, das Bilſenkraut, der Stechapfel, Tabak; aus den Urticeen, Hanf, Hopfen; aus den Irideen, der Safran; aus den Compoſiten eines der unſchädlichſten unter allen ſchlafmachenden Mitteln: der gemeine Gartenſalat, deſſen wilder Verwandter, der Waldlaktuk allerdings ſchon zu den narkotiſchen Giften gehört. Auch die oben zu §. 13 erwähnten geiſtigen Getränke befördern den Schlaf, aber zunächſt und am meiſten nur jenen tiefen, ſchweren, welcher dem Vormitternachtsſchlafe entſpricht, während ſie öfters jenen leichten, ſinnenſtärkenden, der dem Morgenſchlaf entſpricht, zerſtören. Dagegen vernichten einige der oben erwähnten warmen Getränke, wie Kaffee und beſonders Thee, den Vormitternachtsſchlaf; verhindern überhaupt das Einſchlafen. Daher erhielt ſich Alexander von Rhodes, deſſen Dufour (de Thea p. 229. 230.) erwähnt, durch den Gebrauch des Thees ſechs Tage und Nächte wachend.

Schlafloſigkeit, durch ſtarke Gemüthsbewegung hervorgebracht, dauert oft noch viel länger. So bei einem Mörder 11 ganze Nächte, obgleich er nach und nach 10 Gran Opium genommen hatte. Unter den Wahnſinnigen gibt es zuweilen ſolche, die gar nicht ſchlafen, bei den andern dauert wenigſtens der Schlaf nur ſehr kurze Zeit; eine Melancholiſche blieb 6 Wochen ſchlaflos. Auch Schwangerſchaft und die äußerlich noch nicht ſichtbare Wirkſamkeit eines in den Organismus gekommenen thieriſchen Giftes, z. B. des Giftes von tollen Hunden, ſo wie Hyſterie erregten zuweilen eine Schlafloſigkeit, welche anderthalb, drei, ja acht Monate anhielt. Gewaltſam, bei Geſunden erzwungenes Wachen, führt zuletzt, wie bei den Engländern, welche das Fort St. Philipp gegen die Tag und Nacht unaufhörlich ſich erneuenden Angriffe des Feindes vertheidigen ſollten, völlige Dumpfheit und Unempfindlichkeit der Sinnen, und Erlähmung der willkürlichen Bewegungen, oder in andern Fällen Wahnſinn herbei. Nach einem ſehr langen Wachen findet man, wenn zuletzt der Tod es endigt, das Gehirn zum Theil verzehrt, oder es iſt, wie oben erwähnt, ganz weich und voll Waſſer. (Haller. El. L. XVII. S. III. §. 10.)

Unter unſern Hausthieren bedarf das Pferd den wenigſten (nur einen drei- bis vierſtündigen) Schlaf; einige Roſſe legen ſich gar nicht nieder.

Vorherrſchend iſt allerdings im Schlaf jenes ſchon von Hippokrates erkannte Zurückweichen der Lebenswärme- und Lebenswirkſamkeit von den äußern nach den innerſten Theilen. Das Athmen und der Puls werden hierbei langſamer, zugleich aber jenes tiefer, dieſer voller, alle Ausſonderungen gehemmter und ſparſamer, ſelbſt das Blut dicker, zäher, das Fett häuft ſich an. Indeß geht öfters dieſe gewöhnlichere, einwärts gekehrte Richtung der Lebensthätigkeit, im Schlafe in eine ganz entgegengeſetzte über; der Puls wird dann ſchneller, die Ausdünſtung verſtärkt. Ein geſunder Schlaf ſtellt ganz beſonders immer wieder die regelmäßige, mittlere Temperatur des lebenden Leibes her; nach Schlafloſigkeiten ſchwitzt und friert man ungewöhnlich leicht. — Von den pſychiſchen Erſcheinungen, welche den leiblichen Schlaf begleiten: von Träumen, Nachtwandeln, ſogenannten magnetiſchen Hellſehen wird noch im §. 26 und 27 die Rede ſeyn.

Von der Liebe der Geſchlechter und von der Zeugung.

§. 21. Die Geſchichte der Zeugung: des Entſtehens eines neuen Lebens, aus dem untergehenden alten, wird aus der Betrachtung der blos leiblichen Elemente und Vorgänge nicht begriffen; es bedarf zu ihrer Beleuchtung einiger Strahlen aus der Geſchichte der Seele. Denn nur das Beſeelte träget mitten in ſeinem Weſen den fruchtbaren Samen eines neuen Daſeyns; nur das Beſeelte vermag zu zeugen.

Die Liebe der Geſchlechter und der fruchtbringende Wechſelverkehr derſelben beruhet auf einem Vorgange der Verzückung und Entrückung der lebenden Seele, aus dem eignen Leibe in das Weſen, in die Natur eines fremden. In des Lebens Frühling, wenn der Weinſtock erblühet und der Würzgarten ſeinen Duft gibt; wenn der Granatbaum am Rebenhügel erröthet: da reget, tief im Grunde der Seele, ein Verlangen ſeine Schwingen, von gleicher Natur mit jenem, welches den kaum dem Neſte entwachſenen Vogel emporhebt, wenn der Herbſt kommt und die Zeit des Auswanderns in ein fernes Land. Die Eiche ſpannet ihre grünen Zweige ſo hoch über das Thal; höher als der Eiche Gipfel gehet der Weg der Wolken, und über beide, hoch und hehr, breitet der tiefe, blaue Himmel ſein Zelt aus. Der Drang aber, der die liebende Bruſt bewegt, iſt kräftiger als der Wuchs der Eiche, ſchneller als der Flug der Wolken: ſein Sehnen ſpannet höher und weiter als der blaue Himmel. Denn was wir Liebe nennen, das iſt ein Vorſchmack jener Schmerzen, ein Vorſchmack jener Luſt, welche die heimkehrende Seele empfindet, wenn die beengenden Bande der Leiblichkeit und ihres Wahnes gelöst ſind; wenn das Entzücken, das ſich im jetzigen Leben nur wie im Traume geregt, zur klaren, wachen Seligkeit geworden.

Wenn der Abendſtern ſinket und der Duft der Lilie im Thal emporſteigt, da wird, während der warmen Frühlingsnacht, mitten in der Schaar der Bienen ein Ton gehört: lockend und voll bewegender Kraft, wie der Hauch, der durch den lebenden Leib gehet. Es iſt die Stimme der Königin, welche des Auszuges in die neue, geliebte Heimath, der Trennung von der alten, beengenden begehrt. Ein Bewegen, mächtig und unwiderſtehlich, gehet durch die Tauſende der Schaar. Kommt dann der Morgen, da drängen ſich alle, die jugendlichen Drohnen wie das Gewölk der Arbeiter, dem führenden Weiſel nach, welcher, des Weges kundig, den er nie geſehen, durch die grünenden Auen und blühenden Gewände vorangeht, und während des Zuges über die ganze Schaar ein Feuer ausgießet, deſſen Zorn verzehrt, was feindlich dem Drange widerſteht und welches der Gefahr nicht achtet. So wird auch, wenn die Stimme der waltenden Liebe in der Seele ertönet, nicht nur eine Kraft, es werden alle Kräfte des Leibes und der Seele wach und von einem Bewegen ergriffen, welches auflöſend auf die enge beſchränkende Selbſtheit wirket, und welches einem Fortziehen aus dieſer hinaus, in die Form eines neuen Seyns gleichet. Bei den meiſten Lebendigen führet daher der Augenblick der Zeugung unmittelbar den Tod und die Auflöſung des Leibes herbei. Denn es war nur ein neues, künftiges Leben, welches ſie, unbewußt, im Tod des alten geſucht, und wenn in dieſem Drange des Suchens das Thier der ſichern Todesgefahr entgegengeht, der Schmerzen, welche das verwundende und zerſchneidende Meſſer oder das Feuer machen, nicht achtet, da erſcheint es öfters, als werde der Tod des Leibes eben ſo dringend als die Luſt des Geſchlechts begehrt. Das was die Liebe begehrt, und was die Luſt der Geſchlechter nur im dürftigen, leiblichen Abbild empfängt, iſt höher als das eigne Leben, beſſer als des Lebens Luſt. Darum heißt es in jenem alten Buche: Liebe iſt ſtark wie der Tod, und Eifer iſt feſt wie die Hölle. Ihre Gluth iſt feurig und eine Flamme des Herrn. Daß auch viel Waſſer nicht mögen die Liebe auslöſchen, noch die Ströme ſie ertränken; ſie iſt köſtlicher, denn alles Gut des Hauſes.

Es iſt eine alte Dichtung, von der Liebe der Nachtigall und der Roſe. In der Frühe des Morgens, wenn der Thau in den Blättern zittert, ſinge die Nachtigall und verſtumme am Mittage. Denn es ſey nicht der Duft, nicht das von lieblichem Roth gefärbte Blatt der Blüthe, denen der Geſang gegolten, ſondern das Bild der aufgehenden Sonne, welches neben dem eigenen Bilde der Sängerin im Thautropfen ſich wiederſpiegle: das Bild, ſo vergänglich, ſo vorübereilend, und die Töne des Geſanges darum ſo tief, ſo klagend. Von dieſem eigenen Bilde, verklärt in dem Lichte einer unvergänglichen Sonne, ſinge die Turteltaube, am Gewäſſer des Bachs und am glänzenden Thautropfen der Mannaeſche; es ſinge von ihm die einſame Droſſel am See des Gebirges.

In einem leicht vergänglichen Thautropfen ſpiegelt ſich das Licht, welches den Geſang und die Liebe wecket, im Lichte ſelber aber ſpiegelt ſich ein Höheres ab, das zum Geſang den Odem, zur Liebe das Leben gibt. Denn wie der Gedanke, welcher des Geliebten gedenkt, das Bild dieſes Geliebten in ſich faſſet, ſo trägt jener Zug des Sehnens, der von den Weſen aufwärts nach dem Quell alles Seyns geht, ein Bild dieſes Quelles in ſich, und dieſes Bild iſt das Licht. (S. 174.)

Das iſt der Anfang alles Weſens der Sichtbarkeit. Ein belebender und bewegender Drang, der von oben kommt, begegnet dem Zug des Sehnens, das nach oben geht, ein Göttliches dem Funken aus Gott; es erwachet die Liebe am Anblick des eignen Bildes. Denn das, was in der Creatur emporſtrebt und ſeufzet nach der Freiheit, das iſt von gleicher Natur mit jener Freiheit ſelber, welche das Seufzen hört und ſtillet. Wo dann die beiden: die Lebensfähigkeit und die Belebung von oben in unſerer Sichtbarkeit ſich vereinen, da entſteht Geſtaltung und Leben; bis dahin, wo zuletzt im thieriſchen und menſchlichen Leibe der Zug, der nach oben und innen ſtrebt, zur Empfindung, der Drang, welcher nach unten und außen geht, zur willkürlich bewegenden Kraft des Nerven wird. (§. 15 u. 17.) Unter dem waltenden Einfluß des beſonderen Lebens geſtaltet ſich da, durch das Begegnen der beiden Bewegungen des Lebens, der ganze Leib, die Faſer wie der Knochen, der Blutstropfen wie der Nerv; der belebende Drang bekleidet ſich überall mit dem lebensfähigen Element; der Empfänglichkeit kommt gleich bei ihrem Erwachen die zeugend bildende Kraft entgegen. Bis dahin, wo das Walten des beſonderen Lebens ſeine Gränze erreicht, und wo der herrſchende Einfluß des Gehirns endet oder unmächtiger wird; bis dahin, wo der Leib beſtändig in ſein urſprüngliches Element ſich auflöſet und ſtirbt; da treten dann die beiden Säulen, auf denen das Gebäu des Lebens ruht, unverhüllt und unbekleidet hervor, und erſcheinen hier, vorherrſchend als männ-

männlich zeugende, dort vorherrſchend als weiblich empfangende Kraft.

So nimmt ein neues Leben von da ſeinen friſchen Anlauf, wo das alte ſtille ſtehet. Ein fliehendes Gewölk, das aus dem Spiel des leiblichen Lebens hinaus zum Grabe eilt, iſt es, in welches die Seele ihre ganze Macht legt; jene Macht, durch welche ſie den eignen Leib ſich geſtaltet und bewegt.

Nervenkranke, ſo wie Sterbende, haben zuweilen, ſo ſagt man, ihr eigenes Ich wie verkörpert außer ſich erblickt. Ein Dunſtgebilde, den Nervenenden der Haut entſtiegen, aus welchem die wanderluſtige Seele eine Reiſehütte ſich gebildet, ähnlich der Hütte des Leibes. Dieſes Nomadenzelt vergeht und verfleucht, ſobald die bauende Kraft der Seele ſich von ihm gewendet; das Wunder aber der Zeugung ruft ein ſelbſtſtändiges und bleibendes Leben hervor: eine Seele, des eignen Leibes mächtig und voll Zuverſicht der Fortdauer. Denn es wird da, bewußtlos und wie im Traume, von den ſichtbar Lebendigen die Gränze eines unſichtbaren Lebensreiches berührt, deſſen Kräfte immer bereit ſind, in unſere Sichtbarkeit einzuſtrömen, ſobald der feſt geſchloſſene Kreis ihnen ſich aufthut.

Das Losſagen von der Herrſchaft des beſonderen Lebens, das Freiwerden der Lebensprincipien, welches die Zeugung eines neuen Lebens begründet, zeigt ſich uns zuerſt in den niederſten Anfängen des Thier- und Pflanzenreiches nur von einer Seite: blos als ein äußerliches Hervortreten des weiblichen Princips — der Lebensfähigkeit. Es iſt ein Stäublein, das ſich von der alten Flechte abſterbend losmacht, aus welchem die neue Flechte von gleicher Art wird, eines oder etliche der äußerſten Glieder an der Naide unſerer ſüßen Waſſer reißen ab und werden zum neuen Thiere. Jene Richtung des Lebens, die von außen nach innen gehet, als Lebensfähigkeit und Empfindung, iſt ohnehin nach den äußerſten Enden des Leibes hin vorherrſchend mächtiger, als mehr nach innen, wie dies noch am Menſchen die Lage und die Eigenthümlichkeit der feinfühlenden Fingerſpitzen bezeugt; dagegen entwickelt die von innen nach außen gehende Richtung ihre ſtärkſten und bedeutendſten Kräfte mehr nach innen zu. Dieſe letztere dann: die ſelbſtthätig wirkende, bildende und bewegende Kraft des beſondern Lebens, erreichet etwa an den unvollkommneren Gebilden des Thier- und Pflanzenreiches früher ihre Gränze als die andere Richtung. Es iſt dann noch ein bildungs- und lebensfähiger Stoff da, und in dem Bereiche des beſondren Lebens keine hinreichende Kraft mehr, dieſem Bildungsfähigen die erſtrebte Geſtaltung zu geben. Da kommt, wie überall in der Natur, dem von unten emporſteigenden Zug des Sehnens, der bewegende Drang von oben entgegen: des noch lebensfähigen Theiles eines Einzelweſens bemächtigt ſich, ſobald derſelbe aus ſeinem bisherigen Verband entlaſſen worden, ein allgemeines Leben, und dieſes bildet und bewegt den ergriffenen Keim, nach der in dieſem liegenden Richtung und Art.

Es iſt dies indeß nicht der am öfterſten oder vorzugsweiſe vorkommende Weg der Erzeugung. Bei den vollkommneren Pflanzen und Thieren erhebt ſich auch das von innen nach außen wirkende, bewegende Princip zur Freiheit und Herrſchaft über das körperliche Gebilde, wird zur ſelbſtſtändig leiblichen Erſcheinung. Eine und dieſelbe Blüthe umſchließt dann öfters, im höheren Pflanzenreich, die ſichtbaren Träger der zeugenden Kraft und des empfangenden Vermögens. Oder es theilt auch der bewegende Drang, ſo wie der Zug des Aufnehmens und Empfindens, ſein eigenthümliches Gepräge dem ganzen

Organismus mit, und es entſteht ſo, dem Weiblichen gegenüber, das ſelbſtkräftigere Männliche.

Immerhin, der Weg der Erzeugung ſey welcher er wolle, iſt ſchon das Entſtehen des Geſchlechts ein ſicheres Zeichen, daß die Seele, welche den Leib bildet und belebt, mächtiger und von höherer Natur ſey als das körperliche Element, in welches ſie ſich verſenkte. Dieſes Element vermag das eigenthümliche Weiterſtreben der Seele weder zu befriedigen noch zu hemmen, und dieſelbe, von geflügelter Natur, erhebt ſich, hier als ſelbſtthätiger Drang, der in ſeinem Kreiſe von dem empfangenden Vermögen ſich verlaſſen ſieht, dort als empfangendes Vermögen, mächtiger als die bewegende Kraft des eigenen, beſonderen Lebens, über die Region des niederen Stoffes empor, in die höhere eines allgemeinen Naturlebens. Es wird dann das Geſchlecht und ſein Beſtreben ein verbindendes Mittel zwiſchen jenem beſonderen Leben, und dieſem allgemeinen, höheren Ausgang des Lebens; ein Fortbewegen aus den Gränzen des jetzigen, leiblichen Daſeyns hinaus, in die weiteren eines neuen Seyns. Jedoch wird dem ſterblichen Weſen das begehrte, neue Leben, bei der Zeugung nur in einem vergänglichen Abbild dargeboten; der Drang, welcher den nach oben gehenden Zug des Lebens ſucht, findet dieſen neben ſich in die gleichartige ſterbliche Form herabgelaſſen. Ein allgemeines Leben iſt es dann, welches ſich des lebenden Leibes in dem Augenblick bemächtigt, wo derſelbe von der eigenen, eines fremden begehrenden Seele aufgegeben worden. Die bildende Kraft des Lebens, in ein leibliches Medium verhüllt, erfaſſet den bildungsfähigen Keim des Gebärenden.

Es iſt das Hindurchgehen einer oberen, Alles geſtaltenden Kraft des Lebens durch den vergänglichen Thierleib, was dem Gefieder des männlichen Vogels ne

Farbenpracht und jenen Glanz verleiht, welche alsbald mit der Zeit der Vermählung verlöſchen, ſo wie anderen den lieblichen Geſang oder die zu Wettkämpfen reizende, ungewöhnliche Bewegungskraft der Muskeln. Dieſes Hindurchgehen, dieſes Nahen eines allgemeinen, höheren Lebens iſt es auch, welches dann auf das leibliche Weſen den Schein eines Entzückens wirft, deſſen eigentliche, bleibende Wohnſtätte niemals der ſterbliche Leib, ſondern nur der unvergängliche Geiſt zu werden vermag. Jenes Entzücken vergehet daher ſchneller als der Wiederſchein der Abendſonne am niederen Regengewölk, und es hat da nur ein ewiges Erbarmen die Schreckniſſe des Grabes mit ſchönfarbigen, duftenden Blüthen bedecken wollen; denn mit dem Entzücken zugleich vergeht öfters auch der ſterbliche Leib.

Es ſagt die träumende Seele, wenn ihre Luſt, gleich dem bunten Vogel, der ſich auf den Leib eines Schlafenden geſetzt, bei der erſten Regung des Erwachens entflogen, ſie ſagt zu dieſer Luſt: „ich wußte nicht, daß du nicht mein wareſt, ſondern ich nur dein. Wehen des lebendigen Odems, das über den Moder der Gruft ging, ein Paradies war unter dir erſchienen, und nun iſt das Grab da.“ — Der Vogel fleucht und antwortet der träumenden Seele nicht. Der wache Geiſt aber des Menſchen redet zu Dem, deſſen Nähe die Seele nur im Traum geahndet, und empfängt Antwort. Hier iſt es nicht mehr der Wiederglanz im Thautropfen, ſondern die ſtrahlende Sonne ſelber, in welche das Auge des Adlers ungeblendet hineinſchaut. Der Geiſt kennet eine andere Weiſe der neuen Verleiblichung, als die, welche im Verkehr der Geſchlechter iſt. Und der neugegebene Leib iſt dann unvergänglich, wie das Entzücken, welches ihn gegeben.

Der Geiſt auch nur, der im Menſchen iſt, wenn ihm aus dem leiblichen Vorbild die Ahndung des Urbildes geworden, verklärt die vergängliche Neigung der Geſchlechter zur dauernden, ewigen Liebe. Und dieſe Liebe wird der Weg, aus der Behauſung des Todes hinauf, nicht nur in die Region eines allgemeinen Naturlebens, ſondern zu Gott, dem Quell und Anfang alles Lebens der Sichtbarkeit wie des unſichtbaren Weſens.

Bemerk. Das oben erwähnte, pſychiſche Element, welches der Zuneigung der Geſchlechter und der Zeugung zu Grunde liegt: der Auswanderungszug der Seele in eine fremde Perſönlichkeit, wird zuweilen beim Menſchen Gegenſtand des Bewußtſeyns. Ein hieher gehöriger Fall findet ſich in Maucharts allgemeinem Repertorium für empiriſche Pſychologie, Band I. S. 156, von welchem wir einige Züge nach der wörtlichen Erzählung des Selbſtbeobachters, den dieſer Zuſtand betraf, hier beifügen wollen: „Ich beneidete ſie um ihr Daſeyn, um ihre Perſonalität, um alle ihre Verhältniſſe, um ihre unbedeutendſten Begebenheiten. Wahrhaftig — es iſt mir jetzt ſelbſt beinahe unglaublich — ich beneidete ſie einmal um den Vorzug, ein elendes Gemälde in der Kirche vor dem Geſichte zu haben, das ich an meinem Platze nicht ſehen konnte. Es iſt unmöglich, daß eine Dispoſition der Seele, ohne wirkliche Verrückung zu ſeyn, dem Wahnſinne näher komme, als meine damalige. Dieſe Leidenſchaft war indeſſen ſo lebhaft bei mir, daß die augenſcheinlichſten Beweiſe von ihrem nicht beneidenswerthen Zuſtande nichts dagegen vermochten. Wenn ſie noch ſo tief gebeugt einher ging, beneidete ich ſie um ihren Kummer. Aber da war ſie auch unwiderſprechlich reizend; kein Wunder, wenn ich ſie dann um ihre Glückſeligkeit am ſtärkſten beneidete. — Ich weiß nicht, ob je ein Liebender ſo weit ſich verirrt hat, daß er die Geliebte um ihre Individualität beneidete. Aber ich that's im höchſten Grade. Ich war mir jetzt durchaus des Wunſches nicht bewußt, von ihr geliebt zu werden, ſondern ſie ſelbſt zu ſeyn."

Die männliche, zeugende Flüſſigkeit kommt, wie bereits oben (S. 164) erwähnt, rückſichtlich der chemiſchen Zuſammenſetzung am meiſten mit der Nervenſubſtanz überein. M. v. Bertholds Lehrbuch der Phyſiologie S. 711. Nur ſind einige Hauptbeſtandtheile, wie der Phosphor und die Soda, viel weniger vom eiweißartigen Stoff verhüllt und gebunden, ſo daß jener frei auf den Geruch wirkt, dieſe aber durch ihre alkaliſche Reaction auf Pflanzenpigmente ſich verräth.

Von den eigentlichen Infuſionsthierchen und ihren Bewegungen, welche in Aufgüſſen entſtehen, in denen vegetabiliſche oder thieriſche Stoffe verweſen, ſind wohl jene zarten Stäublein und ihre Bewegungen zu unterſcheiden, welche nach R. Browns und J. Döllingers Verſuchen, deren Reſultat der letztere der Akademie der Wiſſenſchaften zu München mittheilte, auch aus unorganiſchen Körpern, welche man hinlänglich fein zertheilte, hervorgebracht werden. Stäublein dieſer Art, wenn ſie kleiner ſind als der viertauſendſte Theil eines Zolles und in Waſſer eingetaucht werden (nicht aber wenn ſie auf dieſem blos ſchwimmen), zeigen eine rotirende oder hin und her ſchwankende Bewegung, welche gewöhnlich nach der einen Richtung hin ſtärker und überwiegender iſt. Dieſe Bewegungen gründen ſich, wie es ſcheint, nicht auf ein bloßes, etwa elektriſches Anziehen und Abſtoßen zwiſchen den einzelnen Stäublein ſelber, ſondern auf das Walten eines allgemeineren, außer den Körpern unſerer Sichtbarkeit gelegenen Lebenseinfluſſes, von welchem im §. 30 noch weiter die Rede ſeyn wird. Dieſes allgemeine Leben äußert nach dem Geſetz einer fuga vacui überall da ſeine bewegende Kraft, wo die Bande der beſonderen, niedreren Leiblichkeit ſich löſen (m. v. S. 19). Die erwähnten Verſuche, aus denen ſich ergab, daß nur Stäublein, die unter einer gewiſſen Größe waren, Bewegungen zeigten, deuten auch darauf hin, daß hierbei die Kraft des oberen Einfluſſes ihre beſtimmte Gränze habe, jenſeits welcher ſie ſich — am ſtarren Körper — nicht mehr ſichtbar zu machen vermag. Ueber das Verhältniß der Infuſionsthiere im engeren Sinne und ihrer freiwilligen Entſtehung (generatio aequivoca) zum vollkommneren Thierreich und ſeiner Erzeugung vergl. m. G. H. Schuberts allgemeine Naturgeſchichte (1826) §. 63 u. f. Sehr beachtenswerth iſt jene Beobachtung von Treviranus, nach welcher in einem Aufguß von zerſchnittenen Pflanzenwurzeln mit Flußwaſſer keine Infuſorien entſtunden, wenn lebende Pflanzen in den Aufguß geſetzt wurden, welche hier noch fortwuchſen. Für das Entſtehen der Infuſorien in den Aufgüſſen ſchien es eben ſo günſtig, wenn man animaliſche Subſtanz mit Waſſerſtoffgas, vegetabiliſche mit Stickgas in ein Gefäß verſchloß, als wenn man ſtatt deſſen gewöhnliche, atmoſphäriſche Luft nahm.

Die Zeugung geſchieht im niederen Thierreich, welches zunächſt an die Infuſorien angränzt, auch noch wie bei dieſen, durch ein Spalten und Zerfallen des mütterlichen Körpers, oder dadurch, daß ſich die zartere Subſtanz des Körpers zu gewiſſen Zeiten (beſonders im Herbſt) in eierartige Bulben concentrirt — ſo bei den Polypen und anderen Zoophyten. Anderen Thierformen (von den rädernden Glockenpolypen an durch die Familie der ſtachelhäutigen Strahlenthiere, z. B. Seeſterne und zweiſchaligen Muſcheln bis zu einigen Arten von Knorpelfiſchen) wird blos ein weiblicher Eierſtock von ſelbſtſtändig gebärender Kraft zugeſchrieben. Dieſe Thiere gebären, ohne daß vorher eine Berührung oder Zuſammengeſellung mit Weſen ihrer Art nöthig war. Schon bei den einſchaligen Molluſken jedoch (den Gaſteropoden oder Schnecken) bedarf die Neues ſchaffende Seele eines vollkommen ausgebildeten Leibes, ähnlich dem ihrigen, um nach ihm hin das oben im §. erwähnte Geſchäft des Auswanderns oder der Selbſtentäußerung mit fruchtbarem Erfolg zu üben. Hier iſt jedes Einzelweſen zugleich gebärend und zugleich gegen das andere, von welchem es empfängt, auch zeugend. In den höheren Thierklaſſen dagegen und ſchon bei dem größten Theil der Gliederthiere (z. B. Inſecten) fällt das Geſchäft des Empfangens und Ausbildens der Frucht vorherrſchend dem einen (weiblichen), das des bloßen Zeugens dem andern (männlichen) Geſchlecht zu. Hier gibt es jedoch Thierarten (z. B. die Blattläuſe), welche einen großen Theil des Jahres hindurch blos von ſelber gebärende Weibchen hervorbringen, dann aber, am Ende dieſer bloß weiblichen Generationen: im Herbſte, Männchen und eierlegende Weibchen darſtellen. Auch unter den höheren

Thierformen, z. B. den Vögeln, ſind viele Arten, deren Weibchen, nach einmaliger Begattung, mehrmalen fruchtbar gebären, oder vielmehr Arten, deren Weibchen die bei der Zeugung empfangenen Früchte nicht auf einmal, ſondern erſt in mehreren Tagen nach einander zur Welt bringen, während die Weibchen der vollkommneren Säugthiere, die in ihnen zumal lebendig gewordenen Keime, öfters in einer und derſelben Stunde gebären.

Bei den vollkommneren Säugthieren und dem Menſchen entſprechen die Samenträger (Testes) den Staubträgern oder Antheren der vollkommneren Blüthen. Ihrer ſind zwei, welche im ungebornen Kinde wie in den wallfiſchartigen Säugthieren immer; bei einigen Nagethieren, z. B. vom Haſengeſchlecht, doch den größeren Theil des Jahres — außer der Begattungszeit — in der Unterleibshöhle verborgen, ſonſt aber in dem, durch eine Scheidewand getheilten eigenthümlichen Behältniß (Scrotum) enthalten ſind. Der Bau iſt drüſig: ein Gewebe von Gefäßen und Nerven, unter denen ſich die eigentlichen, den Samen bereitenden und enthaltenden Gefäßchen durch ihre außerordentliche Feinheit (ſie ſind feiner als die Gefäßchen aller anderen Organe) und die Art ihrer Verwebung auszeichnen. Monro gibt ihre Zahl auf 62,500 an; im Mittel iſt jedes von ihnen 1 Zoll lang und im innren Durchmeſſer $^{1}/_{200}$ Zoll weit. Die zeugende Flüſſigkeit, aus dem Blute der im Verhältniß zur Länge auch ungemein feinen Samenſchlagader bereitet, gehet von den eigentlichen Samenträgern in die Nebenträger, von hier durch die Ausführungsgänge in die Samenbehälter (receptacula), welche zwiſchen Blaſe und Maſtdarm gelegen ſind und nur aus den letzten, erweiterten Enden der Ausführungsgänge beſtehen. Beim Hindurchgehen vereint ſich die eigentliche, zeugende Flüſſigkeit mit den dünneren Ausſonderungen einer vor dem Ausgange in die Harnröhre ſtehenden Drüſe (Prostata). Endlich ſo nimmt die aus Blut und Nerven gewordene zeugende Flüſſigkeit, durch Hülfe des zuſtrömenden Blutes und der Nerven, bei den meiſten vollkommneren Thieren, denſelben Ausgang, welchen der Harn nimmt. Es ſind die von Hamme, im Jahr 1677 im Samen geſunder und zeugungsfähiger Thiere entdeckten Infuſorien (die ſogenannten Samenthierchen) keine anderen, als ſolche, welche man auch nicht ſelten im Schleim der Zähne, ja im Eiter der Wunden entdeckte: andeutend, daß jener Vorgang, welcher die zeugende Flüſſigkeit zu ihrer Reife bringt, verwandt ſey dem Vorgange der Verweſung und Auflöſung des Leibes.

In der Unterleibshöhle verborgen, von der S. 114 erwähnten, die Eingeweide umkleidenden Haut umgeben, liegen im weiblichen Körper die Keimträger oder Ovarien. Auch ſie ſind von drüſigem Bau, reich an Gefäßen und Nerven. Statt der haarartig feinen, Samen bereitenden Gefäßchen der männlichen Samenträger, zeigen ſich jedoch in dem Innren der weiblichen Keimträger zarte Bläschen, welche man, in Erinnerung an die Gebilde der Keimträger (Eierſtöcke) der Vögel, Eierchen genannt hat, und in deren Innerem v. Baer das eigentliche, in der Flüſſigkeit ſchwimmende, feſte Keimchen entdeckte. Ihrer ſind beim Menſchen, in jedem der Keimträger, 16 bis 20; die nach der Oberfläche liegenden ſind größer. Hier iſt der verborgene Anfang der lebenden Frucht: der durch die Geſellung der Geſchlechter wach gewordene Keim ergießt ſich, begleitet von der Flüſſigkeit des ſich eröffnenden Eichens, in die oberſten, zuletzt faſernartig ſich endenden Ausgänge (tubae Fallopii) des eigentlichen Fruchtbehältniſſes (Uterus). Es wird durch die erhöhte Lebensthätigkeit dieſes Organes gegen den vierzehnten Tag nach der Befruchtung ein zartes, häutiges Gebilde (membrana decidua) erzeugt, welches die innren Wandungen auskleidet und die Ausgänge des Fruchtbehältniſſes umſchließt, noch ehe der Keim mit der umgebenden Flüſſigkeit des Eichens in dieſes eingedrungen. Jene Haut gleichet den Gebilden der Entzündung (den ſogenannten Speckhäuten), iſt locker und ſchwammig und von Gefäßen durchwebt. Das etwa in der dritten Woche nach ſeiner Belebung durch die tuba ſeiner Seite in das Fruchtbehältniß gehende Eichen dränget die oben erwähnte Haut (membrana decidua) zurück, und legt ſich in die ſo entſtandene Umbeugung oder Faltung (membrana decidua reflexa) hinein. Dieſe Faltung, dicker und gefäßreicher als die anfängliche, verwächst zuletzt (bis zum vierten Monate) ganz mit dieſer. — Es liegt dann in jener Umbeugung oder Falte das Ei, welches ſeinerſeits auch zwei Häute, eine äußere, feſtere und gefäßreiche

(Chorion) und eine innre, zartere (Amnion) umkleiden. Der Fruchtkeim ſchwimmt, innerhalb der letzteren, in einer eigenthümlichen, eiweißartig ſalzigen Flüſſigkeit (dem liquor amnii). Es erſcheint jener Keim, etwa in der dritten Woche der Schwangerſchaft, als ein längliches, ziemlich gerades, etwa eine Linie langes Körperchen, aus homogener Gallertſubſtanz gebildet. Dennoch wird ſchon an dieſem Pünktlein der künftige Kopf als dickeres Ende, an dem zugeſpitzt auslaufenden, dünnen Ende, das den künftigen Rumpf darſtellt, erkannt, und in der vierten Woche zeigen ſich auch am Kopfende die künftigen Augen als dunkle Pünktlein. Am Rumpfe wird jetzt ſchon die geöffnete Unterleibshöhle erkannt, und von dieſer ſcheinbar geſchieden zwei Bläschen, davon das eine (das Nabelbläschen) mit dem künftigen Darmcanal, das andere, beim Menſchen ſehr bald wieder verſchwindende (das Harnbläschen) mit dem künftigen Harnſyſtem in Beziehung ſteht. Hierauf zeigt ſich in der fünften Woche deutlich das verhältnißmäßig ſehr große Herzchen, welches die ganze Bruſthöhle ausfüllt und rothes Blut in ſich führt. Es wächst bis zur achten Woche der Schwangerſchaft das Eichen zur Größe eines Taubeneies, der in ihm enthaltene Keim zur Größe von 8 bis 10 Linien an, und der ſchwere Kopf, nach der Bruſt zu gekrümmt, zeigt ſich nach unten geſenkt. Zuerſt werden dann an dieſem, vom Leben durchdrungenen Chaos die Gebilde der höchſten Art, durch welche die empfindende und bewegende Seele zunächſt wirket, ausgeſtaltet: Gehirn und Rückmark und Sinnorgane. Denn es wird am Hirn ſchon das große und kleine ſo wie beide Halbkugeln (§. 17); an den verhältnißmäßig ſehr großen Augen, die Augenlieder erkannt; Mund und Naſe, bis zur ſechsten Woche ein gemeinſames Bläschen, trennen ſich, der Mund anfänglich ein zartes Rißchen, die Naſe ein Grübchen darſtellend, welches jedoch bald zur zarten Hervorragung wird, die in der achten Woche ſich öffnet. Die äußeren Ohren erſcheinen noch als Eintiefungen, von Wülſten umgeben. Die Verknöcherung beginnt mit der ſiebenten Woche, zuerſt am Rückgrat; Hände und Füße, erſt in der ſechsten Woche wie kleine Knöſpchen an Bruſt und Bauch ſich zeigend, bringen dennoch bis zur achten ſchon die künftigen Finger und Zehen hervor. — Die weitere Zergliederung läßt ſchon die Muskeln, im Inneren die künftigen Lungen und Nieren erkennen. Es erreicht dann bis zur zwölften Woche das Ungeborene ſchon die Größe von dritthalb Zollen, die Nabelblaſe verſchwindet, es wird nun mittelſt der Nabelſchnur zwiſchen der Frucht und der Mutter ein vollkommnerer Verkehr des Kreislaufs dargeſtellt, welcher bis zur Geburt hin den Vorgang des Athmens und der gewöhnlichen Ernährung erſetzt. Das Zwiſchenorgan zwiſchen Mutter und Kind iſt bei dieſem Kreislaufe der ſogenannte Mutterkuchen (placenta), welcher in dieſer Zeit, gewöhnlich nach oben und rechts, dadurch aus der äußeren Eihaut und der oben erwähnten zurückgeſchlagenen Haut gebildet wird, daß die Gefäße, welche allenthalben aus dem Chorion in die Faltenhaut und aus dieſer in jenem ſich verzweigen, nach einer Stelle hin ſich verdichten und concentriren. Der Mutterkuchen iſt verwebt aus zwei verſchiedenen Theilen: der placenta uterina, welche durch die Gefäße der mütterlichen Eihaut (membrana decidua und d. reflexa) gebildet wird, und der placenta foetalis, gebildet durch die Gefäße des Chorions. Man unterſcheidet da, neben den Arterien und Venen, auch Nerven. Aus dem Mutterkuchen entſpringt dann die Nabelvene, welche durch den Nabelſtrang das durch den mütterlichen Einfluß neubelebte Blut zum Leibe des Kindes führt. Die Nabelvene tritt zuerſt durch den Nabelring zur Leber des Ungeborenen, theilt ſich aber hier in zwei Aeſte, davon der eine ſich in den linken Aſt der Pfortader ergießt, der andere (ductus venosus Arantii) in die untere Hohlader. Wie nach §. 17. die Blutgefäße, die zum Gehirn gehen, mannichfach ſich winden und brechen, ſo durchkreuzen und durchbrechen ſich gegenſeitig dieſe beiden Aeſte der Nabelvene, ehe ſie das fremde Blut dem ſelbſtſtändigen Lebenskreiſe der Frucht übergeben. Das neueingetretene Blut, zuſammt jenem, das die untere Hohlvene aus den Theilen des Leibes zurückbringt, ergießt ſich hierauf ſo in das Herz, daß der eine Theil in die linke, der andere in die rechte Kammer gelangt. Das Blut der linken Kammer nur mit jenem wenigen vermiſcht, das aus den noch ungebrauchten Lungen zurückkehrt, geht hierauf großentheils durch die drei, aus dem Bogen der Aorta entſpringenden Gefäße (m. v. S. 75) nach den Theilen des Kopfes und der Arme. Das Blut der rechten Kammer, vermiſcht mit jenem, das die obere Hohlader aus Kopf und Armen zurückbringt, wird aus dem vom ductus arteriosus Botalli und dem Anfange der Lungenarterien gemeinſam gebildeten Gefäßraum ganz in die abwärts ſteigende Aorta hinabgeleitet, ſo daß nie etwas von dem Blute, das eben aus dem Kopf kam, von Neuem in dieſen zurückkehrt, ſondern immer nur das aus dem Rumpf kommende, zuſammt dem neu belebteren, aus der Nabelvene. Obgleich überhaupt zwiſchen dem Blut der verſchiedenen Gefäße und inneren Theile beim Ungeborenen noch nicht der Unterſchied iſt, der ſich beim Erwachſenen zwiſchen Arterien- und Venenblut zeigt, ſo kann man dennoch ſagen, daß, vermöge jener Anordnung, in die oberen Theile des Leibes ein mehr arteriöſes Blut komme, als in den Rumpf. Die hier erwähnte Einrichtung ſcheint vom Anfange des Wechſelkreislaufes zwiſchen Mutter und Kind ſtatt zu finden, obgleich ſie erſt im ſpäteren Verlaufe der Entwicklung deutlich erkannt wird. Denn es beſtehet anfänglich das Herz nur aus einer Vorkammer und einer Kammer, an welcher jedoch bald, eine Einbuchtung an der Spitze, die beginnende Sonderung in zwei Kammern vorbedeutet. Die Vorkammer erſcheint anfänglich nur als eine Erweiterung der unteren Hohlader, ohne Scheidewand, welche ſich nachmals aus einer Wulſt am Boden dieſer Vorkammer entwickelt und hierdurch die vorhin erwähnten zwei Aeſte (Vorkammern) der unteren Hohlader bildet, davon anfänglich der linke, dann bis zur Geburt der rechte der größte iſt. Der rechte Aſt ſtellt zugleich die Euſtachiſche Klappe (valvula Eustachii) vor, welche macht, daß die Blutſtröme der oberen und unteren Hohlader an einander vorübergehen, ohne ſich zu ſtören; der linke Aſt wird zumeiſt durch die Klappe des eirunden Loches (valvula foraminis ovalis) gebildet, welches über der Scheidewand der Vorkammern gelegen, nichts Anderes iſt, als die Herzmündung des linken Aſtes der unteren Hohlader. Auf die oben angeführte Weiſe gehet dann das aus den oberſten Theilen des Leibes zurückgekommene Blut, zuſammt einem Antheile des Inhaltes der unteren Hohlvene, durch die abwärts ſteigende Stammſchlagader oder Aorta nach den Theilen des Rumpfes. Aus dieſem Hauptſtrome des arteriellen Blutumlaufes des Ungeborenen kommen dann auch die beiden Nabelarterien hervor, welche beſtändig das Blut der Frucht mittelſt des Nabelſtranges nach dem Mutterkuchen führen, in deſſen Zellen es mit dem arteriellen Blut des mütterlichen Leibes eben ſo in Berührung tritt, wie das Blut des durch Kiemen athmenden Fiſches, mit dem die Kiemenwände umſtrömenden Waſſer. — Wir haben hier den Blutumlauf im Fötus, und ſein Wechſelverhältniß zum mütterlichen, auf einmal, für die ganze Zeit der Schwangerſchaft beſchrieben, kehren aber nun zur oben abgebrochenen, weiteren Betrachtung der allmählichen Entwicklung des Ungeborenen zurück. Bis zur zwölften Woche der Schwangerſchaft hat, wie oben erwähnt, der Fötus die Größe von dritthalb Zollen erreicht, die Arme ſind gebogen und gegen die Bruſt gekehrt, die Füße legen ſich mit ihren Sohlen aneinander, im Innren bemerkt man einen Darmcanal von faſt gleicher Weitung, an welchem mithin weder Magen noch Dickdarm zu unterſcheiden ſind, und welcher einen weißlichen Schleim enthält. Es fangen überdies jetzt innerlich die Speicheldrüſen, Milz, Pancreas, Bruſtdrüſe (Thymus) und Nebennieren an, ſich deutlicher zu machen oder zu entwickeln; äußerlich die Organe des Geſchlechts. — Im vierten Monat wächſt die Frucht bis zur Größe von 4 Zollen, erſcheint ſchon weniger gekrümmt, menſchenähnlicher, läßt bereits ihre Abkunft von Negern oder Europäern erkennen. Die Finger und Zehen beugen und ballen ſich zuſammen, von den vier anderen ſind Daumen und große Zehen geſondert. Dünndarm und Dickdarm ſcheiden ſich jetzt ſchon durch ihren Inhalt, denn jener enthält eine mehr wäſſerig-lymphatiſche, dieſer eine mehr gelbliche, etwas minder flüſſige Subſtanz. Die Nabelſchnur mißt ſchon über 8 Zoll. — Im fünften Monate zeigen ſich an Fingern und Zehen die Nägel, den ganzen Körper bedeckt ein zartes Flaum, die Mutter bemerkt die erſten Bewegungen des Kindes, das jetzt bis zur Größe von 6 Zollen angewachſen iſt. — Im ſechsten Monat unterſcheiden ſich die Muskeln ſchon durch eine geſättigtere rothe Farbe, ein körniges, drüſiges Fett ſetzt ſich an, die Hoden verlaſſen die bisherige Lage bei den Nieren, und ſteigen allmählich, durch die Bewegung der Muskeln, in das für ſie beſtimmte Behältniß, außer dem Leibe. Eine Art von Zwiſchenkieferknochen, der, wie bei den meiſten Säugthieren, an der jüngeren Frucht zu bemerken war, fängt jetzt an, mit den anderen Theilen der Oberkinnlade, zum menſchlich ſchönen Mundgewölbe zu verwachſen; die das Auge (wie bei blindgeborenen Thieren) verhüllende Pupillenhaut, wie der Verſchluß des äußeren Gehörganges, verſchwinden. Während die Frucht in der ganz erſten Zeit blos durch Aufſaugung der eiweißartigen (unter anderm auch etwas phosphorſauren Kalk enthaltenden) Amnionsflüſſigkeit, mittelſt der Nabelblaſe und der äußeren Haut, ſpäter noch mehr durch das Blut des Mutterkuchens ernährt war, ſcheint von hier an ſchon, wenn auch nicht immer, ein Aufſaugen der umgebenden, jetzt verhältnißmäßig ſehr ſich vermindernden Flüſſigkeit durch den Mund ſtatt finden zu können. Galle und die ſchwärzlich zähe Subſtanz im Dickdarm (das Kindspech) werden jetzt deutlicher; in der Harnblaſe zeigt ſich, wenigſtens in der ſpäteren Entwicklungszeit, eine harnartige Flüſſigkeit. Noch immer, wie im ganzen Fötuszuſtand, erſcheinen die Nebennieren, die beim Verſchwinden der Allantois (Harnhaut) auftreten und anfänglich größer ſind als die eigentlichen Nieren, ſo wie die gefäßreiche Schilddrüſe (glandula Thyreoidea, m. v. §. 16.) und Bruſtdrüſe (glandula thymus) von verhältnißmäßig ausgezeichneterer Größe als bei Erwachſenen, bei denen ſich von der nur bis zum erſten Lebensjahre noch fortwachſenden, vom dritten Jahre aber abnehmenden Bruſtdrüſe kaum noch eine Spur findet, die anderen aber nur in ſehr verkleinertem Verhältniß angetroffen werden. — Der Fötus bildet ſich dann auf dieſe Weiſe bis zum zehnten Mondenmonate der Schwangerſchaft aus und erreicht bis dahin die Größe von 15 bis 20 Zollen, dabei ein Gewicht von 6 bis 9½ Pfunden, mithin etwa den vierten Theil der Länge, den neunzehnten Theil des Körpergewichts eines vollkommen ausgebildeten Menſchen. Der Kopf des Ungeborenen iſt jetzt nach dem Muttermund, Hinterkopf und Rücken in der Regel nach der Seite hin gerichtet, und zwar meiſt ſo, daß die Ferſen nach der rechten Seite des Fruchtbehältniſſes (uterus) gekehrt ſind.

Nach einer öfter wiederholten Behauptung ſoll, wenigſtens bei cultivirteren Nationen, unter 180 Früchten eine Mißbildung oder Mißgeburt gefunden werden. Doch werden dieſe Verunſtaltungen nur ſelten bis zur Reife ausgetragen, ſondern ſie werden unzeitige Geburten. Eben ſo wurden auch (nach Cuvier) unter 300 Geburten nur einmal Zwillinge gefunden, wiewohl es ſcheint, daß die Zwillingsgeburten in Deutſchland etwas häufiger vorkommen als in Frankreich.

Die Mutter, nachdem ſie das Kind zehn ſideriſche Monden unter dem Herzen getragen und mit den Kräften des eigenen Lebens ernährt hat, fühlt endlich, in der Regel am 275ſten Tage oder am Anfange der 40ſten Woche der Schwangerſchaft, die Schmerzen der Geburt. Das zum Athmen der Luft reife, vollkommen ausgebildete Kind wird durch das heftige Zuſammenziehen des Fruchtbehältniſſes und der Bruſt- und Unterleibsmuskeln der Mutter ausgeboren, und es dauert die Zeit der Schmerzen, beim geſunden Verlauf, nur ſelten länger als 5 bis 7 Stunden. Einige (etwa 8) Minuten nach der Geburt des Kindes wird durch erneute Zuſammenziehungen auch der Mutterkuchen entfernt, die membrana decidua jedoch, nebſt den häufiger zugeſtrömten Säften, erſt allmählich in der bis zur dritten Woche andauernden Reinigung der Kindbetterinnen. Es iſt der geſunde oder krankhaft geſtörte Verlauf dieſer Periode der Abſonderungen eben ſo wie der einer anderen, bei dem nicht ſchwangeren Weibe etwa vom 14ten bis zum 49ſten Lebensjahre ziemlich regelmäßig, jedesmal nach 3½ bis 4 Wochen wiederkehrenden Zeit der Ausſcheidung eines ſehr kohlenſtoffhaltigen, venöſen Blutes, auch auf die Stimmung der Seele und ihre Fähigkeit ſich zu äußern von ſehr bedeutendem Einfluſſe.

Dem Neugeborenen reichet die Mutter an ihrer Bruſt die erſte Nahrung. Die Milch des Menſchen iſt ſüßer, ſchwerer gerinnbar, dünner, ärmer an Rahm und Käſe, reicher dagegen an Molken, als die Milch der näher bekannten (namentlich der wiederkäuenden) Säuathiere. Sie wird in zahlreichen, lappigen Drüſen, zu welchen verhältnißmäßig nur wenige Blutgefäße, dagegen deſto mehr Lymphgefäße gehen, abgeſondert, und dringet zuletzt aus 8 bis 12 Ausgängen an der Warze der Bruſt hervor. Es hat die wäſſerige, leicht gerinnbare, an Molken reiche, etwas mehr phosphorſauren Kalk enthaltende Milch der erſten Tage nach der Niederkunft (Colostrum genannt) für das Neugeborene eine wohlthätig abführende Eigenſchaft, wodurch dieſelbe das Entfernen des Kindspeches bewirkt. Am zweiten oder dritten Tage nach der Niederkunft tritt jedoch das 24 Stunden andauernde Milchfieber ein, welches die Abſonderung der eigentlichen, gewöhnlichen Muttermilch zur Folge hat. In der Milch zeigen ſich eben jene Kügelchen, welche im Blute ſind, nur ſind jene von weißer Farbe. Auch etwas Eiſen, mit Milchſäure verbunden, enthält die Milch. — Die Abſonderung der Muttermilch, welche im gewöhnlichen Verlaufe nur 7 bis 9 Monate nach der Geburt fortdauert, kann, wie dies einzelne Fälle zeigten, auf abnorme Weiſe 9, ja 12 Jahre nach der Niederkunft unterhalten werden. Obgleich ein Einfluß der herrſchenden Geiſtesrichtung und Gemüthsbewegungen der ſchwangeren Mutter auf die künftige innre Seelenrichtung des Ungeborenen ganz unverkennbar iſt, ſcheint es dennoch nicht, als ob der Einfluß der verſchiedenartigen Ammenmilch auf das Temperament des zarten Säuglinges ſo groß ſey, als ſpäterhin die Wahl der Speiſen, vorherrſchend mehr aus dem Thier- oder dem Pflanzenreiche.

Die Zeit des Unvermögens, zu gehen und die erſten, deutlich unterſchiedenen Laute zu ſtammeln, dauert bei den Kindern der gebildeteren Völker länger als bei denen der verwilderten. Doch wirkt auf den ſchnelleren Entwicklungsgang der Negerkinder, welche öfters ſchon im ſechsten Monat gehen lernen, vielleicht auch das Klima ein.

Der Inhalt dieſer Noten zum §. 21, ſo weit er die natürliche Geſchichte der Zeugung und der Entwicklung des Fötus betrifft, hatte zum Leitfaden und Anhaltspunkt gewählt: Bertholds Phyſiologie von S. 828 bis 897. Ein reicher Vorrath von Thatſachen über dieſen Gegenſtand findet ſich in Burdachs Phyſiologie B. I. II. 1826 u. 1828.

Von dem innren Grund des Todes, von Geſundheit und Krankheit des leiblichen Menſchen.

§. 22. Die Wiederauflöſung des Leibes in ſeine Elemente und die letzte Verwandlung unſers Weſens im Tode, iſt mit der Erzeugung und erſten Bildung deſſelben ſo nahe verwandt, daß wir von der Betrachtung der einen unmittelbar auf jene der andren geführt werden. Denn nur dieſelbe Kraft, welche den wundervollen Kreis des Lebens geſchloſſen, vermag ihn auch wieder zu trennen.

Nicht ſelten knüpfet die gedankenvolle Natur im Thierreiche an das Geſchäft der Zeugung jenes einer Verwandlung an, durch welche die langſam kriechende Raupe zur ſcheintodten Puppe und aus dieſer zum geflügelten, erſt nun zur Zeugung fähigen Schmetterling wird. Als wollte dieſe Zuſammenſtellung andeuten: daß es eine und dieſelbe zeugende Kraft ſey, welche dem Leben ſeinen jetzigen ſichtbaren Leib gegeben, und welche demſelben durch eine innre Verwandlung — deren Sinnbild ſchon das Alterthum in der Verwandlung der Raupe zum Schmetterling erkannte — den neuen Leib des Jenſeits bereitet. Andeuten, daß es nur das Geſchäft einer neuen, mächtigeren Zeugung ſey, welche das Werk der vorhergehenden, ſichtbaren — den Leib — im Tode zerſtört, daß Leben nur vom Leben, der Starke nur vom Stärkeren bezwungen werden könne, wie es nur der neue Leib des Schmetterlings iſt, welcher mit ſeinen anwachſenden Flügeln den alten, engen Leib der Puppe zerſprengt und zerſtört.

Die alten Berge ragen noch mit derſelben Geſtalt in die Wolken, in welcher ſie die erſten Väter unſres

Geſchlechts geſehen, und in den Kammern des Gebirges ſteht ſeit dem Anfang ſeiner Aeonen mit unverändertem Glanz und Umriß der Bergkryſtall. Was iſt es, das zuweilen von dieſen Felſenhäuptern ein hängendes Gewänd losreißt und ins Thal hinabſtürzt? Iſt es der Fuß oder der ſchlagende Flügel des Adlers, deſſen Horſt am Gewänd war, oder der Tritt der weidenden Gemſe? — Thiere und Pflanze, ſie vermögen nichts an jenen Gewalten, Hannibals künſtlicher Weg verſchwand an ihnen wie die Fußſtapfen eines Käfers im Sande, und der zarte Finger des Menſchen würde dem harten Bergkryſtall ſo wenig anhaben, als der Zahn des Salamanders, der im Kryſtallgewölbe ſchläft, nähme nicht die künſtliche Hand gegen den harten Stein den noch härteren zu Hülfe. Denn das Harte wird nur vom Harten; die Gebirgsmaſſen, durch Schwere auf einander gethürmt und entſtanden, werden nur durch einen noch mächtigeren Zug der Schwere bezwungen, nur durch daſſelbe Gewäſſer aufgelöſt, aus welchem ſie ſich gebildet. Den Flug der Wolken, welche der Windhauch der Höhen treibt, vermag das am Boden rinnende Waſſer weder zu hemmen noch zu verändern, ſondern nur ein neuer, mächtigerer Sturmwind, welcher jenem Windhauch begegnet. So würde auch das Leben keiner körperlichen Gewalt weichen und den Leib räumen, käme der körperlichen Gewalt nicht die Macht eines anderen Lebens zu Hülfe, welche das alte Leben beſiegt und ihm den Leib nimmt.

Wer hat es gezählt, wie oft und wie lange Jahre das Räderthier unſerer Dachrinnen von der Sonnenhitze vertrocknet und getödtet und dann durchs Waſſer von Neuem aufgefriſcht und wieder belebt war? Nicht nur das aalartige Gewürm des Kleiſters, ſondern die ungleich vollkommnere Larve einer Fliegenart wird vom Druck der Buchbinderpreſſe oder der ſchweren Steinplatte breit gequetſch und dann getrocknet, ohne zu ſterben, denn ein Nachlaſſen des Druckes und ein wenig Befeuchtung gibt dem noch unbezwungenen Leben ſeine urſprüngliche Bewegung, und die Kraft zurück, in den dürren Häuten die kaum noch erkennbare Form des Leibes zu erneuen. So ſtarb der Salamander, den das Gletſchereis einſchließt, ſchon ſeit Jahrhunderten den Tod der Erſtarrung; die Kröte im Felsblock begann ihren Todesſchlaf vielleicht vor Jahrtauſenden, und dennoch, wenn die wärmende Sonne den Eisblock ſchmilzt, oder die Hand des Menſchen den Felſen öffnet, leben jene beiden in dem warmen Luftſtrom wieder auf, wie die Keimkraft des Pflanzenſamens noch am Lichte und an der feuchten Luft erwacht, wenn das Gemäuer, unter welchem jener begraben lag, Jahrhunderte hernach hinweggenommen wird. So trotzet auch im niederen Thierreiche das inwohnende Leben der Gewalt des zerſtörenden Meſſers, und der Polyp erzeugt ſich die ganze alte Form des Leibes aus einem einzelnen, abgeſchnittenen Stücke; bildet ſich das Aeußere zum Innren, den inwendigen Leib zur Außenfläche um, wenn ein gewaltſamer Verſuch ihn zu dieſer Umkehrung nöthigt. Zeigt denn ſchon im niederen Thierreich das Leben eine Kraft, welche weder von Hitze noch von Froſt zerſtört, von Dürre und Feuchtigkeit nicht bezwungen, durch die Zeit, ſey ſie ſo lang ſie wolle, nicht aufgehoben wird, wie viel weniger ſollten jene feindlichen Elemente es vermögen, das Leben da aus ſeiner Behauſung zu vertreiben, wo daſſelbe am vollkommenſten und mächtigſten iſt!

Fürwahr der Tod des Menſchenleibes kann weniger als irgend ein andres Ereigniß in der Geſchichte des Lebens aus dem gewöhnlichen Wechſelverhältniß dieſes Leibes zu den Dingen der ſichtbaren Natur erklärt werden, und weder das Ueberhandnehmen der feindlichen, noch die Entziehung der wohlthätigen, freundlichen Elemente kann ihn herbeiführen. Zieht doch der Wind, und ſtrömt doch das Waſſer ohne Aufhören durch die Kluft der Felſen, ſo lange die Kluft noch offen iſt; was hindert denn das Blut ſo plötzlich in ſeinem Laufe durch die noch immer offenen Gefäße, was nimmt ſo ſchnell den belebenden Odem aus der noch geſunden, kräftigen Bruſt hinweg?

Die meiſten Thiere und Pflanzen, ſo ſagt man, ſtürben zuletzt aus Mangel an Nahrung. Die alte Eiche, wenn ihr Stamm und ſeine Aeſte den weiteſten Umfang erreicht, vermöge für dieſe Maſſe der Nahrung begehrenden Theile nicht mehr genug Säfte herbeizuführen und zu bereiten. Daher ſtürbe der innre, am weiteſten von der einſaugenden Außenfläche abgelegene Kern des Stammes am früheſten ab, und nach ihm der übrige Baum. Der alte Löwe, wenn er am harten Knochen der zermalmten Beute das Gebiß abgenutzt, ja dieſes zuletzt verloren, könne die Beute nicht mehr ergreifen und zerreißen, ſelbſt das gras- oder körnerfreſſende Thier vermöge endlich mit den abgeriebenen Zähnen oder Schnabel das Futter nicht mehr zu nehmen oder zu zerbeißen.

Könnte auch im Thierreich ein bloßes Entziehen der Nahrung Urſache des Todes werden, wie möchte es dies beim Menſchen? Es bedarf dieſer weder der ergreifenden und fangenden Klauen, noch der zermalmenden Zähne zum Erwerben oder Zertheilen der Nahrung, denn dem Begüterten würde die Nahrung, begehrte er es, durch fremde Hand in den Mund gereicht und den Abgang der Zähne erſetzte in jeder Rückſicht die künſtliche Bereitung der Speiſen. Dennoch ſtirbt der Fürſt mitten in der Fülle aller nur erwünſchten Nahrung und Pflege, und ſelbſt dem greiſen Araber, welchem nach Riley's Erzählung der ſorgſame Enkel die Milch der Kamele noch reichlicher und unausgeſetzter darreicht, als ſie derſelbe vielleicht im Mannsalter genoſſen, nimmt das Alter, ſey es auch erſt im dritten

Jahrhundert der Lebenszeit, zuerſt die Haare und Zähne, dann den Gebrauch der Sinnen, zuletzt das Leben.

Das Aufhören der nöthigen Ernährung, ſo ſagt man ferner, hänge zunächſt nicht von der Außenwelt ab, oder von der Beſchaffenheit der augenfälligen Organe; ſondern mehr von innen, von der überhandnehmenden Unfähigkeit der einſaugenden und Nahrungsſaft oder Blut führenden Gefäße, zu ihrer gewöhnlichen Beſtimmung. Im höheren Alter nähme die Menge der erdigen Theile im thieriſchen Leibe überhand; der Knorpel und die Senne würden zum feſten Knochen, und ſelbſt der Strom des Blutes, gleich unſeren Flüſſen, welche das Geſtein der Höhen in ihr Bette hinabführen, ſetze zwiſchen den zarten Fibern der Gefäße zuletzt Knochenerde an. So werde die nöthige Beugſamkeit und Beweglichkeit der innern Theile allmählich aufgehoben und das künſtliche Werk des lebendigen Leibes endlich zum Stillſtehen gebracht.

Allein abgeſehen davon, daß dieſer Verlauf nicht ohne Ausnahme und beſtändig iſt, und daß bei manchen Alten das Leben ſcheinbar durch Hinwegführen und Entziehen der erdigen Theile des Leibes und durch Erweichung, ſelbſt der harten Knochen, endigt, ſo iſt auch nicht erklärt, wie derſelbe lebendige Leib, der im jugendlicheren Alter ſo kräftig die erdigen, feſten Stoffe ausgeſchieden und aufgelöſt, dieſes Vermögen auf einmal verloren?

In vielen Fällen, ſo ſagt man weiter, werde das Leben des Leibes durch das Aufnehmen von Stoffen, welche die Fäulniß und hiermit den Tod herbeiführen, allmählich oder plötzlich zerſtört. Thiere, welche ſich von Fleiſch nährten, ſtürben daher früher, als ſolche, welche Pflanzenkoſt genößen, und der von Vegetabilien lebende

Elephant erreichte ein zehnmal höheres Alter als die größten Thiere aus dem Geſchlechte der Hunde und Katzen, weil aus der Fleiſchſpeiſe der letzteren Nahrungsſäfte hervorgingen, welche der fauligen Gährung und Auflöſung früher unterlägen, als die aus der Pflanzenſpeiſe entſtandenen. Dieſe Fäulniß, welche der Genuß des Fleiſches nur unvermerkt befördere, werde durch einige Stoffe: die ſogenannten Gifte, plötzlicher herbeigeführt.

Allerdings iſt der Lebenslauf vieler, vom Fleiſch lebenden Thiere von kürzerer Dauer als das Leben der ihnen verwandten, pflanzenfreſſenden Arten, und die gewöhnliche Lebenszeit des Todtengräberkäfers, vom Auskriechen aus dem Ei an, währet kaum ſo viele Wochen als die Lebenszeit des Maikäfers Jahre. Allein es gilt auch dieſe Regel bei Weitem nicht allgemein, denn das Alter des fleiſchfreſſenden Raben überſteigt öfters das Alter des eben ſo großen, meiſt körnerfreſſenden Haushuhns um mehr als das Zehnfache. Eben ſo das Alter der aasfreſſenden Krähe jenes der reinlichen Taube, und der Hund wird wenigſtens eben ſo alt, denn der gleich große Widder; der Löwe in ſeiner Gefangenſchaft eben ſo alt, als das Roß.

Auch in dem Verhältniß der Gifte zu den Elementen des Menſchenleibes liegt eine tiefere Bedeutung, als die iſt, welche jene Anſicht hineinlegt. Der größere Theil der Gifte ſtehet in auffallender Verwandtſchaft und Uebereinſtimmung mit den Elementen, an welche im lebenden Leibe die empfindende und bewegende Kraft des Nerven gebunden iſt: mit den eigenthümlichſten Beſtandtheilen des Gehirns und der Nerven, ſo wie des männlich zeugenden Samens. (Nach S. 21.) So ſcheint vor allen andren der Phosphor ein wichtiges und weſentliches Element des lebenden Nerven. Dieſer aber, ſo wie der nahe mit ihm verwandte Arſenik ſind dem lebenden Leibe ſchnell tödtende Gifte, und jener eigenthümliche, an den verbrennenden Phosphor erinnernde Geruch, welchen der elektriſche Funke verbreitet, deutet auch die Verwandtſchaft jener Medien, durch welche das elektriſche Princip in der äußeren Natur wirkt, zum Phosphor an. Der Grund, aus welchem Arſenik und Phosphor, in den lebenden Leib gebracht, ſo ſchnell tödten, wird dann kein andrer ſeyn, als jener, der dem verſtärkten elektriſchen Schlage oder der dem Bliz ſeine augenblicklich lähmende und tödtende Kraft gibt. Es gleichen jene Gifte, mit den Säften des Leibes in Berührung gebracht, den metallenen Stangen und Spitzen, welche die Entladung eines am Himmel ſtehenden Gewitters auf Den herunterlenken, der ſie berührt. Denn gleich einem drohenden Gewitter ſtehet beſtändig über dem Haupte des beſonderen Lebens ein übermächtiges, allgemeines (das beſondere nach §. 2. ausſchließendes) Naturleben. Sein gewöhnlicher Weg zu dem lebenden Leibe gehet durch den leitenden Nerven, welcher mit eigenthümlicher, ſelbſtſtändiger Kraft den fremden Einfluß auffaßt und mäßigt. Wird aber ein anderer, freierer Zugang zu der bewegten Tiefe der leiblichen Elemente gefunden, ſo dringt das allgemein in der Natur wirkende, an ſich chaotiſche Princip übermächtig in das Gebiet des beſonderen Lebens herein, und bemeiſtert ſich mit umgeſtaltender Kraft des Leibes. Dieſen ſieht das leibliche Auge vergehen, während die lebende Seele im Verborgenen aus dem zur anfänglichen Lebensempfänglichkeit zurückgeführten Elemente den neuen Leib bildet.

Auf gleiche Weiſe wirkt das Gift des tollen Hundes und der Schlangen, oder das Gift einiger Inſecten in den lebenden thieriſchen Leib ein. Durch das Gift, welches die Hundswuth erzeugt, wird offenbar ein fremdes Leben, mit ſeiner ganzen Art und Eigenthümlichkeit, auf den Boden des bisher da beſtandenen Lebens hinübergetragen; die höhere Menſchennatur hat, ohne ſie durch den Willen bemeiſtern zu können, die Natur des beißenden Hundes angezogen. Das Gift der Schlangen wirkt durch ſeine eigenthümliche, aſſimilirende Kraft auf den lebenden Leib ein. Denn urſprünglich ſcheint es beſtimmt, eine Auflöſung und Zerſetzung in dem erbeuteten Thiere zu bewirken, welche der aneignenden Kraft der Verdauung zu Hülfe kommt. Es hätte jedoch dieſe furchtbar tödtende Gewalt nicht, dränge nicht überall in der Natur durch ſolche ſchwächliche, ungeſunde Mittelweſen, aus deren eben deshalb meiſt untergegangenen Arten unter andern auch noch unſere giftigen Amphibien überlebend geblieben ſind, jenes allgemeine, übermächtige Lebenschaos oder Naturleben in die Region des beſonderen, ſelbſtſtändig ausgeborenen Lebens herein, und wirkte, wie überall, auflöſend und zerſtörend in dieſes ein.

Augenfällig wird es an dem Gifte der Inſecten, daß jenes den Leib auflöſende und zerſtörende Princip daſſelbe ſey, das wir bei der Zeugung thätig ſehn. Denn dieſes Gift, welches meiſt mit den Eier gebärenden Organen in beſonderer Beziehung ſteht und bei vielen Arten aus dem Legeſtachel des Weibchens hervordringt, iſt hier beſtimmt, in den Säften der geſtochenen Pflanze oder des verwundeten Thieres jene Veränderung zu wirken, wodurch dieſelben zur erſten Nahrung der jungen Brut geeigneter und angemeſſener werden. Es iſt ein Medium, in welchem eine ähnliche zeugende Kraft ruhet, als in den anderen bei der Zeugung thätigen Medien.

Nicht ſelten nimmt das zerſtörende und bildende, bei der Zeugung wie bei dem Tode geſchäftige Princip noch einen anderen, ſelbſtſtändigeren und freieren Weg durch die Welt der Lebendigen, als jener durch die gewöhnlichen Gifte iſt. Es gehet, wie ein ziehendes Gewölk, von Land zu Land, und ergreift, als verheerende Seuche, Tauſende von Menſchen oder Thieren. Die meiſten allgemein zerſtörenden Seuchen kamen aus dem Geburtsland unſeres Geſchlechts und ſeiner gewöhnlichſten Hausthiere: aus dem Morgenland herüber, und ihr Zug ging von Oſt nach Weſten. Einige bedürfen, um ihre anſteckende Gewalt zu äußern, wie das Princip, das bei der Zeugung wirkt, einer unmittelbaren oder durch greifbare Zwiſchenmedien vermittelten Berührung, des von der Krankheit ergriffenen Leibes, mit dem noch geſunden; bei andren geſchieht die Mittheilung auf unmerkbarere Weiſe, durch die Luft. Einige Seuchen zeigten unmittelbarer, andere mittelbarer die innre Verwandtſchaft ihres wirkſamen Princips mit dem bei der Zeugung thätigen. Die Organe, welche dem letzteren dienen, und die mit ihnen in näherer Wechſelbeziehung ſtehenden Gebilde, wurden zunächſt und am meiſten ergriffen. Oder durch einen metaſtatiſchen Weg der Uebertragung, von den verwandten innren Organen auf die äußerlichen, wurde jene außerordentliche Fruchtbarkeit der Geſchlechter bewirkt, welche öfters eine unmittelbare Folge der am furchtbarſten verheerenden Peſtkrankheiten war.

So gibt uns bereits die Geſchichte der Gifte und die Weiſe ihrer Wirkſamkeit, einige Winke über den eigentlichen, innren Grund des Todes, und ſeine Verwandtſchaft mit dem bei der Zeugung waltenden Grund; Winke, welche uns zu einem andren Standpunkt der Betrachtung unſeres Gegenſtandes führen.

Nach einem, allgemein anerkannten Naturgeſetz, zeugen nur gleichartige Weſen mit und unter einander fruchtbare Junge. Je ungleichartiger die Lebendigen unter einander ſind, deſto vergeblicher bleibt das Bemühen derſelben, mit einander zu zeugen, oder deſto vergänglicher und unfruchtbarer iſt wenigſtens das neuentſtandene Leben. Jene beiden Richtungen des Lebens, durch deren Zuſammenwirken der lebende Leib mit allen ſeinen Theilen entſteht und beſtändig erhalten (erneut) wird; jene beiden

Richtungen, welche wir bei dem früheren Gang dieſer Betrachtungen in der Form von Empfindung und thieriſcher Bewegung, männlich zeugendem und weiblich empfangendem Vermögen kennen lernten, ſind bei ihrem Zuſammentreffen auch nur ſo lange wirkſam und fruchtbar, als ſie beide ſich gegenſeitig angemeſſen und gleichartig ſind. So lange ſie beide in harmoniſchem Ebenmaß und Gleichgewicht ſtehen, bleibet der Leib in allen ſeinen Theilen und Verrichtungen geſund; wird die eine der andren ungleich, ſo entſtehet Krankheit.

Wir dürfen bei dieſem ſich ungleich werden nicht an die Veränderung irgend eines blos quantitativen Verhältniſſes denken. Es beruhet dieſe innre Entfremdung des gegenſeitig ſich nothwendigen, wohlthätigen Paares auf einem Vorgange, welcher mit dem Treuebruch einer Ehe verglichen werden könnte. Ein anderer, ein fremder Gegenſatz iſt es, deſſen der aus dem bisherigen Verband ſich löſende begehrt, und deſſen er ſich zum Nachtheil oder zum Untergange des leiblichen Lebens bemächtigt.

Im Verlauf des leiblichen Lebens ſehen wir, von der Kindheit bis zum reiferen Alter hin, jenes eigenmächtigere, eigenwilligere Princip des innren Weſens immer kräftiger und vorherrſchender werden, welches anderwärts als willkürlich bewegende oder männlich zeugende Kraft erſcheint. Es deuten hierauf öfters ſelbſt die äußeren Züge hin, womit die geſtaltende Seele bei manchen Thieren das zunehmende Alter ankündigt; wie denn mehrere weibliche Vögel im Alter das Gefieder und die Stimme des Männchens annehmen und zugleich unfähig werden zu gebären. Das weibliche Princip des belebenden Nerven — die Empfindlichkeit — iſt im Alter der zarteren Kindheit am vollkommenſten und höchſten, und die Wahrnehmungen unſerer Sinnen ſind in dieſer Zeit am ſchärfſten und tiefſten. Es wächſet hierauf im zunehmenden Alter jenes empfangende und aufnehmende Princip zugleich und im harmoniſchen Gleichgewicht mit der ſelbſtthätig und willkürlich bewegenden Kraft, und ſo lange dieſes gemeinſame Wachſen ſich gleicheren Schritt hält, wächſet und entwickelt ſich der Leib zu immer größerer Vollendung. Hierauf, mit dem männlichen Alter, tritt jener Wendepunkt ein, jenſeits welchem die willkürlich von innen nach außen waltende Kraft vorherrſchend wird über die Richtung der Empfindung. Der Leib hört nun auf zu wachſen, nimmt zuletzt ab und ſtirbt.

Dieſes Abnehmen, dieſes Verlaſſenwerden des Leibes von der belebenden, bildenden Seele, gründet ſich auf einen Vorgang, welchen uns die Natur vielfältig, an ſichtbaren Beiſpielen, erläutert. Man könnte die letzte Wendung, welche das Leben in ſeinem regelmäßigen und geſunden Verlaufe nimmt, ein Innerlichwerden der ſchaffenden Thätigkeit der Seele nennen. Bei jenen Thieren aus der Klaſſe der Amphibien, die eine Verwandlung durchlaufen, vermöge welcher die Kiemen, die der Quappe zum Athmen dienten, ſo wie der fiſchartige Schwanz abgelegt, und an ihrer Statt die Lungen und Füße ausgebildet werden, ſehen wir dieſe Umgeſtaltung dadurch begründet, daß die Richtung des Blutumlaufes eine mehr innerliche wird. Jene Arterienſtämme, welche nach innen zu den Keimen der künftigen Lungen gehen, werden immer größer, während die nach außen zu den Kiemen verlaufenden immer kleiner werden, und daſſelbe zeigt ſich in dem Verhältniß der mehr innerlich gelegenen Füße zu dem Schwanz der Quappe. Zuletzt ſterben die Kiemen, wie der fiſchartige Schwanz, gänzlich ab, denn die bildende und erhaltende Thätigkeit der Seele hat ſie verlaſſen und ſich nach innen, auf die Geſtaltung der noch künftigen, vollkommneren Form des Thieres gewendet.

Bei den Larven einiger unſrer Zweiflügler, wie der Singmücken, wendet ſich die bildende Thätigkeit, wenn ſie der Larvenform den Untergang bereitet, damit aus dieſer die vollkommnere Geſtalt des geflügelten Inſects hervorgehe, von unten nach oben. Die athmenden Organe der im Waſſer lebenden Larve liegen am unterſten Ende des Leibes: am After, und dieſes unterſte Ende iſt beſtändig nach oben gekehrt. Wenn hierauf die Zeit der Vollendung naht, kehrt ſich auf einmal dieſe Richtung um. Bei der Puppe liegen die Athmungsorgane nach oben, in der Nähe des Kopfes, und der Obertheil des Leibes iſt nun auch, bei der gewöhnlichen Stellung des Leibes, nach oben, der Aftertheil nach unten gekehrt.

Jene Umkehrung der Ausſonderungen, vermöge welcher die Raupe, wenn ihrem Larvenleibe der Tod naht, den Ueberfluß der innren Säfte aus dem Munde von ſich gibt und aus ihnen das Geſpinnſt bereitet, iſt in mehrfacher Hinſicht beachtungswerth und ſehr bedeutungsvoll. Das Geſpinnſt, an ſich ohne ſichtlichen, unmittelbaren Zuſammenhang mit dem Leibe der Puppe, ſcheint ſo weſentlich zu dieſem zu gehören, daß ſeine Zerſtörung faſt jederzeit nachtheilig auf die äußere Entwicklung und Zeugungsfähigkeit des künftigen Schmetterlinges wirkt. Es ſpiegelt ſich in der Bildung jenes äußerlichen Leibes des Geſpinnſtes, wie durch einen Reflex, der Bildungsproceß des innren Leibes ab, durch welchen bald hernach auch der Tod der zweiten Verwandlungsſtufe: der Puppe, herbeigeführt wird. Denn jede dieſer Verwandlungen iſt ein wirklicher Tod des vorhergehenden niederen Lebens; ein Tod, welcher jedoch hier nicht in der Troſtloſigkeit erſcheint, in welcher er bei andren Lebendigen geſehen wird. Denn er trägt jenes künftige Leben, das ihn eigentlich herbeiführte, dem beobachtenden Auge ſchon ſichtbar, in ſich. Statt der das Geſpinnſt bauenden Organe bilden ſich, mehr nach innen, jene Organe, aus welchen ein ganzes künftiges Geſchlecht dieſer Lebendigen erbaut wird; die Spinnerin ſtirbt, damit die Begründerin und Regentin eines neuen Reiches der Zukunft lebe.

An dem Leibe der vollkommneren Thiere und des Menſchen wird jener Vorgang des Innerlichwerdens der bildenden, ſchaffenden Thätigkeit, öfters unter der mehr beſchränkten und einſeitigen Form der ſogenanten Metaſtaſen beobachtet. Es wird etwa am Leibe einer ſäugenden Mutter, durch irgend eine äußre oder innre Urſache, welche den gewöhnlichen Lauf der Natur ſtört, die Milch abſondernde Thätigkeit in den Brüſten unterbrochen. Da bildet ſich eben dieſe Thätigkeit an einem andren Ort des Leibes: in der Bruſt- oder Unterleibshöhle, ja ſelbſt in der Region des Gehirns, neue Organe, welche ein milchähnlich Flüſſiges abſondern. — Jene Thätigkeit ſtirbt in ihrer anfänglichen Form, weil ſie nach einer andren Richtung auflebt. — Etwas Aehnliches geſchieht dann auch bei andren Abſonderungen und Bildungen.

Bei einer etwas ſeltneren Begebenheit aus dem Leben der Seele, bei dem ſogenannten Hellſehen, erzeugt und bildet ſich die Seele in einer andren Region als die des Hauptes iſt, ein ganz neues Syſtem der wahrnehmenden Sinnen; ein ganz neues, die Stelle des Gehirns vertretendes Nervencentrum. Sie ſieht dann offenbar die Außenwelt nicht mit dem gewöhnlichen und ſichtbaren Auge, das in dieſem Zuſtand meiſtens feſt geſchloſſen iſt, und deſſen Vordertheil gefühllos nach oben ſtarrt, ſondern mit einem andren, unſichtbaren Auge, eines neuen und unſichtbaren Leibes. Es ſtehet auch das Sehen durch dieſes neue Auge keineswegs unter den Geſetzen des gewöhnlichen Sehens, ſondern daſſelbe gehet durch weite Räume, und durch eine ganze dazwiſchen liegende, undurchſichtige Körperwelt, ſo hindurch, als wäre dieſe für den neuen Leib der Seele gar nicht mehr vorhanden, ſondern es wäre nur noch jene eigenthümliche Welt der Dinge und Begebenheiten geblieben, in welche ein innrer Zug, der von Raum und Zeit nicht beſchränkt wird, die Seele führt.

In der Entwicklungsgeſchichte des Menſchenleibes, ſo wie der durch ihn waltenden, begehrenden Seele, bemerken wir ein, wie nach dem Geſetz des Falles ſich beſchleunigendes und verſtärkendes Hinabſinken der bildenden Thätigkeit, vom Haupte nach der unteren Region des Leibes. Es bildet ſich, noch am Leibe des Ungebornen, das Haupt mit ſeinen Sinnen in bedeutender Vollkommenheit aus, und es iſt, in der Zeit der Kindheit, die wirkende und begehrende Seele am vorherrſchendſten mit dem Haupte und den Sinnen thätig. Hierauf, im Jünglingsalter, vollendet ſich am Leibe das Syſtem der Bruſt und der bewegenden Organe, und im Leben der Seele wachen jene Gefühle und Beſtrebungen auf, welche innerlich dieſer äußeren Region entſprechen. Später noch als die Region der Bruſt, erreichet die der verdauenden Eingeweide, zuletzt aber die unterſte: die der Geſchlechtstheile ihre Vollendung. Auf jeder dieſer neuen Entwicklungsſtufen äußert ſich der begehrende Wille in immer zunehmender Kraft. Denn es ſind die Begierden, welche das Bedürfniß der Sinnen, Neues zu ſehen und zu hören, begleiten, ſchwächer als der Trieb nach Bewegung und nach dem Athmen der friſchen Luft; ſie ſind ungleich ſchwächer als die Begierde nach Speiſe und Trank, oder als die heftigſte und übermächtigſte, welche im Thierreich das Bedürfniß der niedrigſten Region des Leibes begleitet. Auf dieſer letzten Entwicklungsſtufe des Lebens zeigt ſich die willkürlich bewegende, begehrende Richtung der Seele, in wundervoller Kraft und Höhe. Hier erwachen mächtige Regungen der Streitluſt und der Herrſchſucht des Männchens, öfters über eine größere Zahl von Weibchen; Regungen, an welchen ſich das oben erwähnte Zunehmen des ſelbſtthätigen, egoiſtiſchen Princips, im Alter, am deutlichſten zeigt.

Es iſt mithin das immer vorherrſchender werdende Begehrungsvermögen der Seele, welches das wirkende und bildende Leben immer weiter von ſeinem anfänglichen Mittelpunkt: dem Gehirn, hinweggeführt, nach einer unteren Region hin, in welcher auch bei der Zeugung das neu aufkeimende Leben gebildet wird. Eine Region, aus der, während der eben erwähnten Zuſtände des Hellſehens, die Seele den neuen, innren Leib hervorruft, über welchen der Tod des ſichtbaren Leibes keine Gewalt hat. Wie das zerbrechliche Glas durch den ſtarken Ton einer ſingenden Menſchenſtimme zerſprengt wird, wenn dieſer Ton im Mißverhältniß mit dem eigenthümlichen, inwohnenden Tone iſt; ſo kann der zerbrechliche Menſchenleib augenblicklich durch eine ſtarke Aufregung der inwohnenden Seele zerſtört werden, ſey nun dieſe Aufregung von der widerlichen Natur des Schreckens, der Furcht und des Zornes, oder von der ſcheinbar verwandteren der heftigen Freude. Ein Zeichen, daß die Thätigkeit der Seele es ſey, welche ihren Verband zum Leibe eben ſo ſelbſtkräftig löst, als ſie ihn knüpfte.

Dennoch vermöchte die Seele das Wunder ihrer Befreiung vom Leibe und ihrer letzten Verwandlung nicht zu wirken, würde ihre eigenthümliche Kraft nicht durch eine äußere, allgemeinere Kraft, verſtärkt; ſtünde ihr bei ihrem Beginnen nicht ein Zug bei, welcher in der unſichtbaren Region des Lebens eben ſo mächtig wirkt, als in der ſichtbaren der Zug der Schwere. Denn die Anziehung der wägbar körperlichen Maſſen: die planetariſche Schwere, hat zwar an dem innren Menſchen, hat an dem neuen Leibe, den ſich die Seele während des Lebens bildet, keine Macht, wohl aber wirkt auf ihn die Anziehung einer andren, unſichtbaren Welt der Kräfte, welche ſeinem Weſen ſo nahe verwandt iſt, als die planetariſche Welt der Maſſen dem ſterblichen Leibe. Wir bezeichneten bereits oben dieſe Welt der pſychiſchen Kräfte, deren Betrachtung uns ſpäter noch öfter beſchäftigen wird, als die Region eines allgemeinen, zugleich aber ungeſonderten (chaotiſchen) Lebens. Aus ihr, oder vielmehr durch ſie (hindurchwirkend), kommt alle Bewegung des leiblichen Lebens in unſere Sichtbarkeit.

Wie denn der Leib, wäre er in einer Weite des Weltalls, zu welcher die Anziehung des heimathlichen Planeten keinen merklichen Zugang mehr hätte, als eine kleine, ſelbſtſtändige Welt ſchweben und ſich um die Sonne bewegen würde, nahte ſich ihm aber die alte, mütterliche Wohnſtätte, ſo würde ſie ihn mit unwiderſtehlicher Gewalt zu ſich hinabziehen; ſo hält ſich auch die Seele im künſtlichen Schifflein des Leibes über den Wogen ihrer eigentlichen, unſichtbaren Heimath. Wird aber das emporhaltende Fahrzeug zerſtört, oder dringen die Wellen des verwandten Elementes herein (nach §. 21 u. S. 263), da wirkt unbezwingbar der Zug nach der unermeßlichen Tiefe. Gleich einem Waſſerhuhn, welches, kaum dem Ei entſprungen, aus dem Neſte genommen und in einem eng ummauerten Hofe gehalten worden, wenn die Wellen durch das Gemäuer brechen. Denn es erwacht ſogleich die angeborene Neigung, und jauchzend vor Luſt ſtürzt ſich das ſchwimmende Thier in das Gewäſſer. Wohl ihm, daß es zum Schwimmen geſchickt iſt, denn auch der innre Menſch des Jenſeits darf ſich des Hereinbrechens der Wogen der Ewigkeit nur dann freuen, wenn er einen Leib hat, für dieſes neue, unermeßliche Element gemacht. Vielen wird das Zerbrechen des ſichtbaren Leibes nur das ſeyn, was dem auf künſtlichem, hohen Gerüſt Stehenden das Zerfallen dieſes Gerüſtes iſt: ein Anfang langer Schmerzen.

Was wir Krankheit nennen, das iſt ein Kampf der innren, bildenden und bewegenden Kräfte des lebenden Leibes mit dem übermächtigen Zug einer überall gegenwärtigen

wärtigen, unſichtbaren Welt des allgemeinen, chaotiſchen Lebens. Im Tode unterliegt das beſondere Leben jenem Zuge auf einige Augenblicke ganz, jedoch nur um nachher in deſto eigenthümlicherer, auf oder abwärts gehender Richtung ſich wieder zu erheben.

Es wird im beſchränkteren Kreiſe der Krankheit, eben ſo wie in dem allgemeineren, umfaſſenderen des geſammten Lebenslaufes, die Uebermacht jener äußeren, fremden Gewalt gewöhnlich durch eine und dieſelbe Urſache begründet: durch das Vorherrſchendwerden des von innen nach außen wirkenden, egoiſtiſchen Lebensprincips. Durch jede Leidenſchaft, durch jedes heftige Bewegen der Luſt und der Traurigkeit der Welt wird jenen Wogen, welche um das Schifflein brauſen, ein Zugang in dieſes geöffnet; ſie dringen ein und erfüllen daſſelbe, bis das Fahrzeug ſinkt. Und dieſes allmähliche Anwachſen des Zuges der unſichtbaren Welt, auf den allmählich ſich bildenden Leib des innern Menſchen, iſt der natürliche Verlauf der letzten Verwandlung.

Bei einem ähnlichen Grade der innern und äußren Entwicklung, wird ein Weſen, zu welchem Luſt und Schmerz weniger Zugang haben, der letzten Auflöſung länger widerſtehen als ein andres, deſſen Seelenleben ein bewegteres iſt. Der Haifiſch der Gewäſſer lebt deshalb länger als der kampfluſtige Adler, der ruhigere Elephant länger als der zornmüthige Tiger. Jener König, welcher des Lebens Freuden in vollem Maße genoſſen, welcher „Alles was ſeine Augen wünſchten, ihnen ließ, und ſeinem Herzen keine Freude wehrete, welcher bauete und ſammlete und ſchaffete ſich die Luſt der Menſchen“ *), reichte in ſeiner Lebensdauer kaum an die Jahre der Müllerin, welche mühſam für ihn und

---

*) Eccles. II. v. 10.

die fröhlichen Gäſte das Brod bereitete. Seine Jahre waren kaum die Hälfte von denen, welche jener Mann Gottes durchlebte, der vierzig Jahre nicht die Luſt, ſondern nur die Laſt eines Königshofes, hernach eben ſo lang das Heimweh der Verbannung von ſeinem Volke empfunden, endlich aber noch vierzig Jahre lang das Elend eines halsſtarrigen Volkes und die Verirrungen deſſelben auf ſeiner Seele getragen. Und dennoch heißt es von dieſem: ſeine Augen waren nicht dunkel worden, ſeine Kraft war nicht verfallen *).

Das Ende des Weges, welchen die Seele aus der Sichtbarkeit hinaus in ein unſichtbares Jenſeits nimmt, erſcheinet ſchon da ſehr ernſt, und Furcht, aber auch Hoffnung erweckend, wo es, noch diesſeits des Berggipfels, der das Jenſeits vom Diesſeits ſcheidet, dem leiblichen Auge bemerkbar iſt. Es kommen da die Tage, welche jener alte Prediger die böſen Tage nennt. „Wenn auf dem greiſen Scheitel der Mandelbaum erblühet, wenn die Heuſchrecke beladen wird und alle Luſt vergehet. Neue Wolken kommen immer wieder nach dem Regen, die Sonne und die Geſtirne ſcheinen finſter, denn es werden trübe die innren Lichter, welche durch die Fenſter ſchauen; die vernehmenden Thüren nach der Gaſſe werden geſchloſſen. Müßig ſtehen die zermalmenden Müllerinnen im Munde, weil ihrer ſo wenig worden iſt, die Stimme der Mühle wird leiſe, es bücken ſich alle Töchter des Geſanges. Das iſt die Zeit, da die Hüter des Hauſes zittern und ſich krümmen die Starken; die Zeit, da man erwachet, wenn der frühe Vogel ſingt: und ſiehe, es iſt eitel Schrecken auf dem Wege. Die Kläger, bereit zur Todtenklage, gehen umher auf der Gaſſe, der Menſch ſoll nun wandern in ſein ewiges

---

*) Deuteronom. 34. v. 7.

Haus. Denn nur noch um ein wenig und der ſilberne Strick (des lebendigen Odems) wird wegkommen, die goldene Quelle wird verlaufen, der Eimer und das Rad am Borne zerbrechen. Und der Staub kommt wieder zur Erde, wie er geweſen iſt, und der Geiſt wieder zu Gott, der ihn gegeben hat. O Eitelkeit der Eitelkeiten, ſprach der Prediger, es iſt Alles eitel.“ *)

Der Zuſtand des hohen Alters, in ſeiner Abgeſchloſſenheit und Abgeſtorbenheit nach außen, wird mit Recht mit jenen krankhaften Zuſtänden verglichen, da die Seele noch am hohen Tage des Lebens ſich in die Nähe des Schattenreiches verirrt. Erreichbarer jedoch und näher noch der rufenden Menſchenſtimme, als da, wo ſie am Abend des Lebens ihren einſamen Weg über das ferne Gebirge der Gränze geht.

In dieſen Zuſtänden des Schlafwachens und ſogenannten Hellſehens erſcheint der Menſch, bei der innerlich regeſten, kräftigſten Thätigkeit der Seele, für Jeden, der nicht mit ihm in pſychiſche Wechſelbeziehung geſetzt iſt, wie ein gefühl- und bewußtlos ſchlafender Leib. Er hört nicht und beantwortet nicht, was die fremden Stimmen ihn fragten. Spricht aber zu ihm der innerlich (magnetiſch) verbundene Arzt, oder findet ein Sachkundiger zu der Seele, welche mitten in dem ſcheintodten, ſtarren Leibe eines Kataleptiſchen helle wacht, den Zugang; dann zeigt ſich bald, daß die Denkkraft und Wirkſamkeit des Geiſtes in ſolchen Zuſtänden nicht entwichen ſey, ſondern nur in ein tieferes Inneres ſich zurückgezogen habe, zu dem die Außenwelt keinen Zutritt hat, von welchem aber auch, ohne Hülfe beſonderer Mittelglieder, die Thätigkeit der Seele nach außen ſich nicht kund geben kann. Hellſehende wußten in dieſem Zu-

---

*) Ecclesiast. 12.

ſtand öfters, was um ſie her und mit ihnen, währen der Dauer einer ſtarken, tiefen Ohnmacht geſchehen war.

So gründet ſich auch die geiſtige Verſchloſſenheit und Beengtheit des hohen Alters auf ein Zurückgezogenſeyn in dieſen innren Kreis, der ſich, noch während des Lebens des jetzigen Leibes, zum künftigen Leib der Ewigkeit bildet. Das innre Auge öffnet ſich, während das äußre dunkel wird. Darum iſt „Weisheit, die ins Verborgene ſiehet, bei einem frommen Alten und kluger Rath bei den Greiſen.“

Es trägt in jede genoſſene Freude, in jeden Schmerz der Erde unſere Seele etwas von ihrer ewigen Natur und Kraft hinein. Darum iſt das empfundene Entzücken in der Erinnerung ſo viel größer und ſüßer, der Schmerz ſo viel ernſter und geiſtiger, als beide in ihrem Erſcheinen geweſen; Hoffnung öfters viel ſüßer als die Erfüllung ſelber. Aus dieſem eigenthümlichen Anbau, welchen die Seele auf ihr irdiſches Leid und ihre Luſt, auf ihre Sorgen und Hoffnungen gründet, wird dann jener innre Kreis gewoben, welcher von leichterer, geiſtigerer Natur als die ſterbliche Hülle, gleich der Luftblaſe, die am Boden des Waſſers ſich bildet, emporſteigt und durch die Hülle hinausdringt in die Region des Gleichartigen. Es iſt der Zug eines Heimwehes nach der heimathlichen Luft; eines Heimwehes, welches zuletzt in der umgebenden Fremde nichts mehr ſiehet und bemerkt, und welches wie der Ungeborne, wenn der Drang nach dem Athmen der Luft erwachet, der Nahrung aus dem bisher ihn tragenden Mutterleibe nicht mehr begehrt. Denn wie das Auge, das hinaus in die helle Sonne geſehen, das Moos und Geſtein der tiefen, finſtern Kluft nicht mehr unterſcheidet; ſo hat zuletzt das innre Bedürfniß der Seele nach angemeſſener, ewiger Nahrung, wenn es unter Luſt und Schmerzen groß gewachſen, zu den Dingen der äußren Sinnenwelt keine anziehende Kraft mehr, und dieſe nicht zu ihm.

Sehr bemerkenswerth iſt es, daß bei gedächtnißſchwachen Greiſen öfters gerade ſolche Abſchnitte und Partieen des vergangenen Lebens gänzlich aus der Erinnerung entſchwunden und verloſchen waren, welche der tiefſte Schmerz, das bitterſte Leid getroffen hatte, oder welche überhaupt die innerlich bewegteſten geweſen waren. An ſolchen Stellen hatte ſich das Leben der Seele am früheſten von dem äußren, in jenen innren Kreis zurückgezogen, deſſen raſtloſes Bewegen und Wirken das leibliche Auge nicht mehr ſieht, und welchem es in ſich ſelber an Mitteln fehlt, ſich vernehmbar zu machen.

Bei einigen Greiſen, welche nach andren Seiten ganz für die Außenwelt verſchloſſen ſchienen, waren es gewiſſe Menſchen, welche den Schlüſſel zu dem verborgenen, innren Leben hatten, und jener faſt hundertjährige Schieferdecker, welcher aus ſeiner gewöhnlichen, ſpäter gebornen Umgebung kaum noch eine Stimme vernahm und verſtund, lebte ganz auf, und verſtund und beantwortete jedes Wort, wenn der Genoſſe ſeiner Jugend, der mehr als neunzigjährige Jäger zu ihm kam. Bei andren Greiſen iſt es nur der oberſte Alpengipfel des innren Seelenlebens, welcher noch von der Sonne beſchienen wird: der Felſengrund der Zuverſicht auf Gott. Es war für ſolche Greiſe Alles unverſtändlich und dunkel, was zu der tieferen Region des blos ſinnlichen Lebens und ſeiner Ergötzung gehörte. Bei jedem Worte aber, das von jener Zuverſicht ſprach, in welcher ſolche Menſchen noch allein lebten, wurde der Geiſt lebendig, der verſtummte Mund geöffnet.

In jedem Falle iſt das, was der Menſch auf ſeinem Wege durch die Sichtbarkeit erlebt, erfahren und innerlich erworben hat, unter der Schneerinde des Alters nicht verloren gegangen, ſondern nur verborgen, und ein Sturmwind zerſtreut öfters noch am Sterbebette dieſe verhüllende Decke. Dies hat die Beobachtung auch bei ſolchen Greiſen erwieſen, in denen die Zuverſicht von oben, der Stern in der Nacht, nicht lebte, bei ſolchen, mit deren krankem, nicht gereinigtem Vorhof, zuletzt, während der Zurückziehung des ſelbſtbewußten Geiſtes ins Innre, widerliche Mächte des Wahnſinnes und der Thierheit ſpielten. Die ſcheidende Seele blickte noch einmal mit voller Klarheit in ihre Vergangenheit hinein und ſprach ihre Hoffnung oder ihre Furcht aus. — Wir nehmen die Erinnerung ſo wie die Folgen jeder That, jedes Wortes, aus dem Leben unſres Leibes mit uns hinein in den unſichtbaren, ewigen Kreis des Lebens der Seele. Die Hülle fällt, und der neue Menſch ſteht da, mit Allem, was er durch das ſterbliche Leben geworden. Auch hierinnen läßt ſich die letzte Verwandlung unſres Weſens mit jener vorübergehenden Einkehr der Seele in ihren innerſten Kreis vergleichen, welche bei dem ſogenannten Schlafwachen und Hellſehen ſtatt findet.

Möge jedoch immer das, was der Seele im Tode begegnet, in vieler Hinſicht mit dem vergleichbar ſeyn, was ihr, nur auf unvollkommnere Weiſe, in jenen Zuſtänden wiederfährt, es wird zwiſchen beiden immer ein tief bedeutender Unterſchied gefunden. Die Hellſehenden, wenn ſie, noch am hellen Tage des Lebens, in dem innren Kreiſe ihres ewigen Seyns erwachen, haben über ſich die glänzende Sonne, die das Leben erleuchtet. Ihnen iſt es wie Jenen, welche am hellen Tage aus einer dunklen, nur von Lampenlicht erleuchteten Höhle heraustreten ins Freie. Den innren Menſchen durchdringt Wohlgefallen und Wonnegefühl, denn ſiehe der Adler iſt noch da, der während des Lebens über der verſchloſſenen

Hülle des Jenſeits erbarmend brütet: die Henne, welche die künftige Brut liebend unter dem Fittich trägt; und die Kälte der Nacht kann nicht hineindringen auf das nackte, hülfloſe Leben. Wie aber, wenn der hinausziehende Geiſt der Höhle erſt dann entſteigt, wenn die Sonne ſchon ſank; wird dann nicht die Mitternacht noch dunkler ſeyn, als der Schein der Kerzen? Wohl ihm, wenn er jene Leuchte bei ſich trägt, deren Licht keine Mitternacht verlöſchet, und wenn er beim Zerbrechen des Eies ſich feſthält am Fittiche des Adlers.

Der Weg zum Grabe gleichet zuletzt dem Steige über hohe, öde, wolkenbedeckte Gebirgsgipfel. Bei jedem neuen Abſatze, der des Weges Ende ſchien und doch nicht war, verhallt immer mehr das Getön der lebendigen Stimmen aus dem Thale, die freundliche Nähe der mitlebenden Welt verſchwindet, ſtatt der Bäume und Geſträuche nur noch niederes Moos und Flechten. Zuletzt iſt da der Menſch mit Dem, der ihn richtet, allein.

Ein Steig über dieſe Gebirge, ſo ſauer und mühſam er iſt, gehet nach einem ewigen Oſten hin. Es fallen da öfters, noch dieſſeits des Gipfels, Strahlen der ewigen Morgenſonne auf den nächtlichen Weg herüber und ein erquickender Duft ſteigt von den Lebensbäumen des jenſeitigen Thales der Ruhe auf.

Bemerk. Der Hauptinhalt dieſes §., beſonders aber das in ihm erwähnte Verhältniß des beſonderen Lebens zu einem, gleichſam chaotiſchen, Geſammtleben der Natur wird uns noch ſpäter, namentlich in den §§. 28, 30, 39, 40 beſchäftigen.

Das Räderthier (Rotifer), eben von dieſer Eigenſchaft R. redivivus genannt, kann bei — 19° und noch größerer Kälte eingefrieren, kann Jahre lang im Sand eingetrocknet liegen, ohne zu ſterben. Wärme und Feuchtigkeit beleben es immer von Neuem. (M. v. G. H. Schuberts allgem. Naturgeſchichte, S. 665.) Eben ſo ſtirbt das Eſſigälchen (Vibrio anguil-

[illegible] weder durch Gefrieren noch Jahre langes Vertrocknen des Kleiſters, worinnen es lebte (ebendaſ. S. 661), die in faulichtem Waſſer lebende Rattenſchwanzmade, die Larve der Schlammfliege: Helophilus tenax, kann zwiſchen Papier gehämmert, vom Buchbinder gepreßt werden, ohne dadurch umzukommen, (S. 897.)

Ueber die obenerwähnte, mehrhundertjährige Lebensdauer bei den Bewohnern der Sahara, von arabiſcher Abkunft, nach James Riley's Bericht, ſ. m. die Bemerk. zum §. 21. Die Anſicht, daß der Tod durch ein Verhärten und Verknöchern der innren Theile, überhaupt durch ein Ueberhandnehmen der Erde in ihnen herbeigeführt werde, ſ. m. ausführlicher in Hallers Elementen der Phyſiologie, im achten Bande, ſo wie in allen Phyſiologieen aus des trefflichen Hallers Schule.

Der größte Theil der ganz aus der Reihe der jetzt lebenden Thier- und Pflanzengeſchlechter verſchwundenen, ausgeſtorbenen Arten gehörte zu jenen unentſchiedenen Mittelweſen, an denen, unter den jetzt lebenden Ordnungen, beſonders die Klaſſe der Amphibien ſehr reich iſt. Sie ſtunden an der gemeinſamen Gränze zwiſchen Weichthieren und Fiſchen (waren Cephalopoden oder Sepienartige), zwiſchen Fiſchen und Säugthieren oder Vögeln (waren Lacerten- und Salamanderartige), ja, wie der Ornithocephalus, zwiſchen Säugthieren, Vögeln und Amphibien; oder es waren Säugthiere aus jenem Gränzgebiete zwiſchen den beiden Hauptreihen ihrer Klaſſe, aus jenem Gränzgebiete, zu welchem der Elephant und andre vielhufige Thiere gehören. (M. v. Schuberts allgem. Naturgeſch. S. 1122.) Alle dieſe Mittelweſen ſind noch in unſrer jetzigen Natur entweder ſelber von kränklichem, ſchwächlichem Weſen, — können nur in den heißeſten, üppigſten Ländern beſtehen, gerathen in tiefe Ohnmacht oder ſcheintodartige Erſtarrung, durch Einflüſſe, wodurch andre Thiere nur matt oder ſchläfrig gemacht werden (nach §. 20), oder ſie ſind ſogar, wie viele Schlangen, wie manche monſtröſe Gränzformen unter den Knorpelfiſchen, wie das zwiſchen Säugthieren und Vögeln mitten innen ſtehende Schnabelthier, von giftiger Beſchaffenheit. Der Grund, aus welchem dieſe Mittelweſen meiſt untergehen mußten (es war derſelbe, aus welchem nach S. 251 die meiſten Mißbildungen ſich vor dem Verlaufe der Schwangerſchaft oder todt geboren werden), wird uns noch im §. 39 beſchäftigen. Ueber das Schlangengift als Ferment, das die Verdaulichkeit fördert, ſ. m. a. a. S. 1051. Ebendaſelbſt §. 72 Klaſſe V. über das Gift, das ſich beſonders bei den ſogenannten Geſchlechtsloſen (verkümmerten Weibchen) der bienen- und weſpenartigen Thiere (der Piezaten) findet, welches aber dem gebärenden Weibchen ſpäter dazu dient, in den Gegenſtänden, in welche es die Eier legt, jene Gährung, oder, wenn es lebende Weſen ſind, jenen Zudrang der ernährenden Säfte zu erregen, welche der ausſchlüpfenden Brut zum Lebensunterhalt nöthig ſind. Die Entwicklung der Amphibienlarven zum vollkommen geſtalteten Thier ihrer Art ſ. m. ebendaſ. S. 1016 u. f.; die der Stechmückenlarven S. 890 und abgebildet in Swammerdams Bibel der Natur. Ueber die innren Veränderungen, welche bei der Verwandlung der Schmetterlinge im Leibe der Raupe und Puppe vorgehen, ſ. m. S. 876, noch beſſer aber unmittelbar in Herolds Entwicklungsgeſchichte der Schmetterlinge 1815. Ueber den Gang, welchen ſehr allgemeine, verheerende Seuchen durch die Länder und Völker nehmen vergl. m. Dr. Fr. Schnurrers geographiſche Noſologie 1813. Der Gang der Ausbildung und des innren Auflebens der einzelnen Organe und Syſteme des Menſchenleibes iſt in m. Ahndungen einer allgem. Geſch. des Lebens II, 2 ausführlicher beſchrieben. Ueber das Hellſehen und andre verwandte Zuſtände ſ. m. die ſpätern §§. 26 u. 27; über Gedächtnißſchwäche der Alten die Bemerk. zum §. 36; die Geſchichte des alten Schieferdeckers in meinem Wanderbüchlein eines reiſenden Gelehrten, S. 261.

Vom ſcheinbaren und wirklichen Sterben und von der Verweſung.

§. 23. Es fällt in nächtlicher Stille eine leuchtende Kugel, welche vom Gebirg her über unſer Thal zog, zu Boden. Wir wiſſen nicht woher das Meteor gekommen und aus welchem Quell es ſein Licht gezogen. Das aber, was zu Boden ſank, betrachten wir, ſehen es noch einige Augenblicke leuchten und berühren dann den nicht mehr leuchtenden Kern mit den prüfenden Händen.

Der Menſchenleib, den wir bisher nur in Beziehung auf die ihn belebende Seele und in der ehrenvollen Zuſammengeſellung mit dieſer betrachtet, ſcheint es auch werth, daß wir ihn noch weiter zu ſeiner letzten Verwandlung begleiten und bei ſeinen ſpäteren Schickſalen, die ihm nach der Trennung von der Seele begegnen, einige Augenblicke verweilen.

Dieſe Trennung ſelber iſt an keine augenfällige Erſcheinung gebunden. Der Leib kann bewegungslos und ſtarr ſeyn, der Odem iſt entwichen, die letzte, bemerkbare Zuſammenziehung des Herzens hat aufgehört, die goldene Quelle des Lebens ſcheint verſiegt, die Glieder ſind kalt und bleich, und dennoch iſt das Band, das die Seele an den geliebten Leib knüpft, noch nicht zerriſſen, ſie kehrt noch einmal, wie aus tiefem Schlaf erwachend, zurück.

Die Krankheit, an welcher der Leib ſcheinbar geſtorben, hat auf die Leichtigkeit oder Schwierigkeit dieſes Wiedererwachens keinen ganz entſcheidenden Einfluß. Man hat ſchwer Verwundete, man hat Peſtkranke aus ihrem Todtenſchlafe eben ſo leicht wieder erwachen geſehen, als Solche, welche ein anderes Uebel bleich und ſtarr gemacht. Auch das Lebensalter entſcheidet nicht über die Möglichkeit des Wiedererwachens. Bei Säuglingen ſchien zwar in einigen Fällen die Lebenskraft länger und inniger an den ſtarren Leib gebunden, als bei Erwachſenen, doch hat man, wenigſtens eben ſo oft und allem Anſchein nach öfter, Männer und Frauen von reiferem Alter und ſelbſt Greiſe auf dem Todtenlager oder im Sarge wieder aufleben geſehen, als zarte Kinder. Im Ganzen und nach der Zahl der genauer bekannten Fälle zu urtheilen, ſcheint jedoch das weibliche Geſchlecht leichter zu jener empfindungs- und bewegungsloſen Erſtarrung geeignet, welcher dem Tode gleicht, ohne wahrhafter Tod zu ſeyn, als das männliche.

Wir wiſſen nicht genau, wie lange Zeit der Zuſtand des ſcheinbaren Todes bei dem Menſchen dauern und an welchem Tage man den elenden Leib dem Grabe überlaſſen könne, ſicher überzeugt, daß er nun wirklich der bergenden und mütterlichen Erde und nicht mehr dem belebenden Element der Luft angehöre. Man hat Menſchen aus der Erſtarrung des Todes nach 5 oder 6, andere nach 16 und nach 18 Stunden wieder aufleben ſehen, während bei mehreren das Aufwachen aus dieſem tiefſten Schlafe am zweiten, am dritten, am ſiebenten und neunten Tage erfolgte. Einige ſeltene Fälle ſcheinen ſogar eine Möglichkeit des Wiedererwachens in der vierten, und ſelbſt in der ſiebenten Woche nach dem ſcheinbaren Ableben zu bezeugen. Bei jenem verwundeten Jüngling, deſſen Wunden (deren ärztliche Pflege man vielleicht doch zu frühe aufgegeben) bis zur ſiebenten Woche nach dem Tode noch bluteten; bei jenem ſeligen Greiſe, deſſen Leib noch lange nach der Beerdigung nur zu ſchlummern geſchienen, ſo wie bei Jenen, deren Wunden nach dem Tode noch verharſcht waren, ſcheint die bildende und erhaltende Seele noch lange Zeit um den ſcheinbar von ihr verlaſſenen Leib bemüht und bei ihm zugegen geweſen zu ſeyn. Etliche, wie der Abläder Brocke in Halle, hatten das Schickſal des Wiedererwachens vom ſcheinbaren Tode mehr als einmal im Leben.

Nicht ohne Bedeutung erſcheint die Unverletzbarkeit eines ſolchen ſcheintodten Leibes für den ſonſt zerſtörenden Einfluß der äußeren Elemente. Menſchenleibern, welche tief im Waſſer verſenkt geweſen, iſt auf einmal, ſelbſt noch mehrere Tage nach ihrem Hinabſinken, die natürliche Lebenswärme wiedergekehrt, und mit ihr jene Leichtigkeit, die ſie augenfälliger zur Oberfläche emporhob, ſammt der Beweglichkeit der Glieder. Die Kälte des Winters hatte in einem zarten, ſcheintodten Kinde die letzte, ſchwache Spur des Lebens eben ſo wenig vernichten können, als in den Puppen unſrer Schmetterlinge, welche die rauheſte Zeit des Jahres hindurch frei am Gemäuer hängen.

Aufmerkſamkeit und Nachdenken erweckend, iſt auch die ganz beſonders heilende, ſchmerzenſtillende Kraft, welche in jenem tiefen, todesähnlichen Schlafe liegt. Die aus ſchweren Krankheiten in Scheintod Verfallenen erwachten vollkommen geneſen und ſehr geſtärkt, und bei einer an den bösartigen Blattern Erblindeten hatten die Augen ihre Sehkraft, bei einer an der Peſt ſcheinbar Verſtorbenen, der Leib ſo viel Stärke wieder erhalten, daß die Neubelebte zu Fuß vom Kirchhof nach der Stadt gehen konnte. Auch ſolche, bei denen die Starrſucht mit andauerndem Bewußtſeyn verbunden geweſen, erzählten, daß mit dem Eintritt der Erſtarrung alle Schmerzen und Beängſtigungen der vorangegangenen Krankheit aufhörten. Es hat im kleineren Maße ſchon der gewöhnliche Schlaf, noch mehr die Ohnmacht, ähnliche ſchmerzſtillende und heilende Kräfte.

Etlichen jener Wiedererwachten erſchien der Scheintod, in welchem ſie eben noch geweſen, gleich dem bewußtloſen Zuſtand des tiefen Schlafes oder der Ohnmacht. Sie hatten keine Erinnrung an das, was während der Erſtarrung mit ihrer Seele geſchehen war. Bei Andren iſt in der einſamen Todtenkammer und im Sarge die entſetzliche Gabe des gewöhnlichen, wachen Bewußtſeyns geblieben; das Ohr hörte was die Umſtehenden ſprachen, die noch im Hirn wirkende Seele dachte ſich den Gedanken der Beerdigung eines lebenden Leibes, und konnte die Glieder dieſes Leibes nicht bewegen, ihr Inwohnen in ihm nicht kund thun. In den meiſten Fällen jedoch fand ſich die Seele während der Dauer des Scheintodes in einem Zuſtand der Entzückung und Verſetzung in eine heimathliche Region, für welche das Maß der Zeit und die Scheidewand des trennenden Raumes unſrer diesſeitigen Welt nicht mehr vorhanden iſt, denn es hatte der heimwärts gewendete Geiſt die Seligkeit, ſo wie die, Furcht und Zittern erweckenden Kräfte einer ganzen Ewigkeit gekoſtet. Viele behielten nach dieſer oberen Stätte eines kurzen Verweilens ein Heimweh, welches durch keine Luſt des ſpäteren leiblichen Lebens geſtillt, durch keinen Schmerz der Erde verlöſcht werden konnte.

Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß ſelbſt der an Altersſchwäche entſchlafende Leib, in einigen Fällen, durch künſtliche Mittel, am Einſchlafen gehindert, oder, bereits ſcheinbar entſchlafen, wieder zu einigen Lebensbewegungen genöthigt werden könne. Doch hat die Beobachtung gezeigt, daß ein ſolcher grauſamer Verſuch nur die Qualen des Sterbens verlängern, nicht das eigentliche, ſelbſtthätige Leben zurückführen konnte. Denn ein gewiſſer, aus der ſchon eingetretenen Erſtarrung gewaltſam wiedererweckter Greis, war, ſtatt zum eigentlichen Athmen, nur noch einmal zum letzten Röcheln des Todes und zu den jetzt nur heftigeren und furchtbareren Zuckungen des Sterbens gezwungen worden.

Allerdings verbreiten dieſe Erfahrungen, von glaubwürdigen Augenzeugen gemacht, über das ohnehin ſchon Furcht erregende Dunkel der Gruft noch einen neuen Schauder und Schrecken. Das ſelbſtbewußte Leben kann ſich nicht ohne Entſetzen unter den ſchlafenden Todten denken; die athmende Bruſt bei dem Geruch der modernden Leichen. Dennoch ſind die Fälle des Wiedererwachens, aus dem Anſchein des Todes ungleich ſeltner, als man früher geglaubt und es verrathen gewiſſe Anzeichen am Leibe, daß nun das Geſchäft der bildenden Seele an ihm vollbracht und daß derſelbe der Macht eines andren, gewaltigeren Einfluſſes übergeben ſey, aus deſſen Schoos ihn nur ein wiedergebärendes Wort der Allmacht zurückrufen kann.

Die erſten Anzeichen und äußeren Erſcheinungen des herannahenden und des bereits eintretenden Todes, ſind, nur in ſehr verſtärktem Maße, dieſelben, welche bei dem Einſchlafen nach tiefer Ermüdung gefunden werden. Die Kraft der willkürlichen Bewegung entſchwindet, das Vermögen der Empfindung erliſcht und die nervichten Arme des verwundeten Kriegers, eben ſo wie die Arme jener Soldaten, welche man mehrere Tage gewaltſam am Einſchlafen gehindert, vermögen nicht mehr die Waffen, die Füße nicht mehr den Leib zu tragen; das entſchlafende Ohr vernimmt nicht mehr den Donner der nahen Kanonen. Es wird zugleich das Athmen erſchwert, der Kreislauf des Blutes verläſſet ſein gewöhnliches Zeitmaß. Zuletzt verſinkt die Seele des Sterbenden, wie die des Einſchlummernden, in Phantaſieen und Bilder des Traumes, von mehr oder minder bedeutender Art.

Ein gänzliches Ermatten der willkürlich beweglichen Muskeln, tritt, bei lebensgefährlichen Krankheiten, oft mit augenblicklicher Schnelle ein. Der lähmende Einfluß hat hierbei, nicht ſelten, nur die Wirkſamkeit des Nerven, auf den an ſich noch kräftigen Muskel, gebunden und demſelben Kranken, welcher wenig Augenblicke vorher unfähig geſchienen, nur den Arm zu erheben, gibt die Raſerei des Fiebers wieder Kräfte von ungewöhnlicher Art, welche freilich bald einem nur noch tieferen Ermatten weichen. Auch ſolche, welche an tödtlichen Verwundungen ſtarben, erfüllte zuweilen, faſt ſchon im Augenblicke des Entſchlafens, ein heldenmüthiger Eifer mit außerordentlicher Kraft und ein ſcheinbar ſchon Verſcheidender, vom Schlachtfelde noch einmal ſich erhebend, beſtrafte den unmenſchlichen Hohn eines triumphirenden Feindes mit dem Tode.

Unter den Sinnen ſcheint der des Geſichts zuerſt zu erlöſchen. Das Auge ſieht unſicher flimmernde Lichter, die ferneren Gegenſtände verſchwinden gänzlich, die näheren ſcheinen wie mit Fäden und Flocken eines herbſtlichen Geſpinnſtes überzogen, welche der halberſtarrte Finger vergeblich zu entfernen ſucht. Endlich geſtalter ſich dem Auge der helle Schein eines Sommermittages zum trüben Schimmer eines ſpäten Herbſtabends, und das Licht der nahen Kerze erſcheint nur noch wie ein rothglühender Punkt auf dunkelſchwarzem Grunde, unfähig ſelbſt die bleiche Hand zu beleuchten, welche das Licht hält. Noch aber, wenn die Sehkraft des Auges bereits erloſchen, dauert im Ohr das Vermögen zu hören fort, und der Sterbende vernimmt die Stimme der Weinenden um ſein Bette her, deren Geſtalt das Auge nicht mehr ſieht; er verſteht die Worte, zu ihm geſprochen. Mit dem Sinne des Gehörs ſpielen auch zuletzt noch am längſten die Kräfte eines fliehenden oder vielleicht die eines herannahenden Lebens; Sterbende glaubten Muſik und den Triumphgeſang lieblicher Stimmen zu vernehmen, und wenn zuweilen ſelbſt die Umſtehenden die Töne zu vernehmen glaubten, dann mußte jenen lieblichen Phantaſieen wenigſtens eine magiſch-anſteckende Kraft, auch auf die Geſunden zugeſtanden werden.

Wenn das Geſicht, und auch dann, wenn ſelbſt das Gehör erloſchen, ſcheint zuweilen die Seele noch durch eine Art von Gemeingefühl mit der Außenwelt verbunden. Dieſes Gemeingefühl verrieth dem allmählich abſterbenden Mädchen, von welchem James Eccles erzählt, annoch die Nähe bekannter Perſonen, als dem Ohr auch der ſtärkſte Laut der Menſchenſtimme unvernehmbar geworden. Was die ältere Zeit von dem Bluten der Wunden bei der Annänäherung des Mörders erzählt und geglaubt, das hat ſich auf eine dunkle Kunde von jenem Gemeingefühl gegründet.

Die Zunge ſpricht zuletzt nur ſtammlende Worte und die Stimme eines ſterbenden Cid, einſt wie „von Eiſen" hat nur noch einige heiſere, kaum vernehmbare Laute. Zuweilen hat noch das ſchon dunkelnde und dem Erſtarren nahe Auge der Sterbenden, eine lieblich oder furchtbar ſprechende Kraft, wenn die Zunge nicht mehr zu reden vermag. Dieſe ſprechende Kraft des ſich noch einmal öffnenden Auges, wurde ſelbſt an dem Kopf eines Enthaupteten bemerkt, mit deſſen Reizbarkeit und Gefühl die Aerzte unziemliche Verſuche gemacht. Die Muskeln, welche das Auge und die Augenlieder bewegen, ſcheinen auch noch einer Wirkſamkeit fähig, wenn weder die Zunge noch der deutende Finger ſich ferner regen. Eine an Hektik Verſchiedene, welche ſeit länger als einer Viertelſtunde aufgehört hatte zu athmen und aus deren kalten Gliedern alles Leben entflohen ſchien, ſchloß noch aus eigener, inwohnender Kraft der Augenliedermuskeln die offen ſtarrenden Augen, als die Umſtehenden, aus übertriebener Empfindſamkeit, eines das andre vergeblich zu dieſem letzten Dienſt ermahnten.

Zu den Wirkungen, welche der eintretende Tod auf das Haupt des Menſchen hat, gehört auch das plötzliche Grauwerden der Haare, im letzten, mühevollſten Kampf des Lebens, und das Veralten und Verändern der Geſichtszüge. Jungfrauen und Jünglinge, wenn der Tod dem Angeſicht die jugendlichen Reize genommen, glichen im Sarge den veralteten Ahnen; während ein Greis der nach ſchmerz- und ſorgenvollem Alter ſanft verſchieden, im Tode wieder einem Gemälde ähnlich geworden war, das ihn in ſeinem fröhlichen Jugendalter darſtellte, einem Gemälde, in deſſen Zügen Niemand den Alten, wie er in ſeinen letzten Jahren ausgeſehen, erkannt hätte.

Aus einigen Beobachtungen ſchien hervorzugehen daß bei Sterbenden die empfindende und vernehmende

Seele

Seele ſelbſt dann noch in der Region der ſogenannten Gangliennerven wirkſam und zugegen ſey, wenn ſie die obere Region des Gehirns und ſeine Sinnen bereits verlaſſen. Dieſes länger verweilende Leben, vermag übrigens nichts mehr über die gewöhnlichen, geſunden Lebensbewegungen, der dem Gangliarſyſtem zugeordneten Organe, denn das Herz hört auf ſich zu bewegen, nachdem es von den beiden Eimern, welche es ſeit dem Beginn des Lebens ohne Aufhören bei Tag und Nacht abwechſelnd „am goldenen Born'' gefüllt und entleert, den einen noch einmal vollgeſchöpft. Die Muskelkraft des Schlundes verſagt den in den Mund geſchütteten Flüſſigkeiten das gewöhnliche Geleit nach dem Magen; jene fallen, mit hörbarem Laute, wie durch einen todten Schlauch hinab: das verdauende Gedärm, das jetzt bald ſelber zur Speiſe werden ſoll, verhält ſich ſo leidend zu den Speiſen und Arzneien, wie dieſe vorhin zu ihm, und wird, ſtatt jene aufzulöſen und zu zerſetzen, vielmehr von ihnen aufgelöſt. Die athmende Lunge vermag die ſonſt ſo heftig begehrte Luft nicht mehr aufzunehmen und zu behalten: das „Rad am Brunnen'' ſteht ſtill. Einige Zeit ſchon vorher, ehe das herrſchende Leben die Lungen und das Herz aus ihrem langen Dienſt entlaſſen, erliſcht die Bewegung der Gefäße, welche vornehmlich vom Gangliarſyſtem der Nerven ausgegangen. Der im Blute wohnende Aushauch des Lebens, welcher den Gliedern die natürliche Farbe und dem Zellgewebe der Haut die geſunde Völle gegeben, höret auf, oder erſcheint in veränderter Geſtalt. Mit der Kraft der Bewegung und Empfindung entſchwindet zugleich die Wärme aus den bleichen Gliedern, und das nach der Außenfläche hinausgetriebene Flüſſige, ſtatt noch einmal zum Blute werdend, nach innen zu kehren, tritt als kalter Schweiß aus der Hautfläche hervor. Hierbei glaubt dann das noch wache Bewußtſeyn ein Abſterben des Leibes von unten nach oben, von außen nach innen zu bemerken.

Wenn indeß auch eine Beachtung dieſer Thatſachen weniger geneigt machte, dem Gangliarnervenſyſtem eine längere Andauer des Lebens zuzugeſtehen, als dem Syſtem der Gehirn- und Rückmarksnerven, ſo ſcheinen doch andere Spuren auf dieſen letzten Verlauf des innren Entſchlafens hinzudeuten. Man hat ſelbſt am todten Leichnam die Wirkung der genoſſenen Arzneien noch fortwähren geſehen, und ſchweißtreibende Mittel, ſo wie heftige Purganzen, brachten in den entſprechenden Organen die gewohnte Bewegung hervor. Vornehmlich in dem niedrigſten Syſtem der thieriſchen Lebensthätigkeit, in jenem der Zeugung, werden noch öfters Nachklänge des vorübergegangenen Lebens bemerkt, bei welchen es jedoch ungewiß erſcheint, ob ſie nicht vielmehr ſchon zu dem ſpäter zu betrachtenden Werk der eigentlichen Verweſung gehörten.

Ein ſolches Hinüberflüchten des Lebens, aus dem ſelbſtthätigen, gleichſam angreifenden Kreis des Lebens in den blos negativen, abwehrenden: aus dem Cerebralſyſtem der Nerven in jenes der Ganglien, würde übrigens auch mit dem übereinſtimmen, was wir zu gleicher Zeit an den Gefäßen und Muskeln beobachten. Das Leben nährende Blut entweicht, beim letzten Kreislauf, aus dem poſitiv, von innen nach außen ſich bewegenden Kreiſe der Pulsadern, in den der negativ aufnehmenden Blutadern, und dieſe wechſeln zuweilen in den letzten Augenblicken mit jenen ihre Rolle: treiben das Blut auswärts, ſtatt es nach innen zu führen. Jenes Dehnen und Strecken, zu welchem die Glieder ſchon durch tiefe Schläfrigkeit getrieben werden, bemächtigt ſich in höherem Grade der Glieder des Sterbenden. Die ausſtreckenden Muskeln äußern noch zuletzt, wenn die beugenden nicht mehr wirken, die inwohnende Kraft, und geben den Gliedern jene Starrheit und Steifheit, welche, während der ganzen Zwiſchenzeit, zwiſchen dem letzten Pulsſchlag und dem Eintritt der Verweſung, fortdauert. Es muß dieſes letzte Ausſtrecken wirklich noch als eine Aeußerung der leiblichen Lebenskräfte, nicht als ein ſicheres Zeichen des eigentlichen Todes betrachtet werden. Denn auch Scheintodte, mit fortdauerndem Bewußtſeyn, wurden von dieſem Vorboten des Todes ergriffen; während dagegen der Blitz, ſo wie der Anfall der Peſt und einiger anderer ſchnell tödtender Krankheiten, jene letzte Spur der Lebensthätigkeit faſt augenblicklich vertilgen, weil ſie, unmittelbar nach dem letzten Hauche, die Auflöſung des Leibes — den eigentlichen Tod deſſelben — herbeiführen.

Einem ſolchen noch einmal Aufathmen und Lebendigwerden des innren Menſchen, in der Region des Gangliarſyſtems, hat man unter andrem einige Erſcheinungen an Sterbenden zugeſchrieben, welche mit jenen des Hellſehens verwandt ſchienen. Es ſahen Sterbende Dinge, wie einer andren Welt, für welche das gewöhnliche Auge nicht gemacht iſt; das Ohr vernahm Unausſprechliches, und der ſingenden Stimme, der ſprechenden Zunge wurden Töne und Worte gegeben, deren der noch geſunde Leib vorhin niemals mächtig geweſen. Dieſes Aufblitzen eines neubeginnenden, jenſeitigen Lebens war indeß an keine Gränzen jener ſogenannten „Syſteme“ gebunden, von denen unſere Bücher wiſſen, ſondern ein Leben, das dem Staube gehörte, durchdrang und ergriff den ſterbenden Leib, wo und in welcher Richtung es wollte. Es iſt auch ein ſolches Offenbarwerden der Kräfte einer künftigen Welt eines der gewiſſeſten Vorzeichen, nicht des ſcheinbaren, ſondern des wirklichen Todes, denn bei Scheintodten war immer das Leben in tiefſter Ohnmacht erloſchen.

Aus dem Bericht ſolcher ſcheintodt Geweſenen, welchen wir überhaupt groſzentheils die Kenntniß des eben erwähnten innren Verlaufs des Sterbens verdanken, gebt unter andrem auch eine merkwürdige Uebereinſtimmung jener Bilder hervor, welche der einſchlafenden Seele zuletzt noch verſchweben. Ein Brauſen großer Gewäſſer: das Bewegen von Strömen, „über welche der einſame Weg zur andren Heimath führet“, erſchreckte die Seele jener ſcheinbar ſterbenden heidniſchen Königstochter in Mexico, ſo wie jene des europäiſchen Chriſten. Es ſcheint auch die jenſeitige Welt zu dem Geiſt des Menſchen noch in jener großen Bilderſprache zu reden, deren Werk und Ausdruck die ganze ſichtbare Natur iſt.

Es ſind dies alles Züge aus der Geſchichte des letzten Schlafes, in welchem ſich der Leib, ſo wie vielleicht ſelbſt die Seele, zu dem neuen Geſchäft ſtärken und bereiten, durch welches der Leib zum fruchtbaren Samenkorn, die Seele aber zu einem Licht werden ſollte, deſſen Glanz ferner kein Schmerz trübt, kein Tod verlöſchet.

Die Gränze, jenſeits welcher die Geſchichte des Scheintodes ferner kein Wiedererwachen zum vergangenen Leben für möglich halten kann, wird durch das Eintreten der Verweſung des Leibes bezeichnet. Der ganze Körper erleidet im Verlauf der Verweſung jene Verändrung, welche bei der Zeugung nur einzelne Beſtandtheile deſſelben erfahren.

Es wird indeß auch dieſes ſicherſte Zeichen eines unweichbaren Todes ſcheinbar trügen, wenn eine flüchtige Beobachtung die Fäulniß, welche bei noch fortdauernden Leben der innren Theile einzelne, abgeſtorbene Glieder oder Stellen der Außenfläche getroffen, mit der wirklichen, allgemeinen Verweſung des Leibes verwechſelt. Denn man hat Menſchen vom todtenähnlichen Schlaf erwachen ſehen, bei denen das faulende Fleiſch der Füße von Würmern angefreſſen war; in einem andren Falle dauerte das elende Leben noch fort, als ſchon Würmer die Augen des im

Freien liegenden Leibes zerſtört und die Höhlen der Naſe und Ohren erfüllt hatten.

Zu den erſten Zeichen der beginnenden, letzten Auflöſung gehört ein Wiederflüſſigwerden des beim Sterben nach innen zurückgezogenen und gleichſam erſtarrten Blutes. Die geöffneten Adern, aus denen kein Tropfen mehr hervorgekommen, fließen von Neuem; denn die letzte, krampfartige Erſtarrung der Glieder, welche das Einſtrömen in die kleineren Gefäßzweige gehindert, hat nun aufgehört. Ein verſtändiger Arzt betrachtete daher das Hervorträufeln des Blutes aus der geöffneten Ader eines apoplektiſch Verſtorbenen als einen Beweis für den nun wirklich eingetretenen Tod. Denn daß jetzt die Flüſſigkeit der Gefäße eine andre geworden, als ſie im lebenden Leibe war; daß nicht das Beweglichwerden der Säfte eine Folge oder Vorbote des zurückkehrenden, lebendigen Kreislaufes ſey, lehret die Betrachtung eines ſolchen faulich zerſetzten Blutes gar bald.

Dieſes Flüſſigwerden, oder vielmehr dieſe Auflöſung des Blutes, gibt zuweilen, beſonders dem Leichnam zarter Kinder und Jungfrauen, eine Röthe auf die erblichenen Wangen zurück, welche wohl von Unerfahrenen für ein Anzeichen des wiederkehrenden Lebens gehalten worden.

Die vorhin verfallene Geſtalt des Todten wird alsdann von einem ſchauderhaften Anſchein von Lebensfülle aufgetrieben: unter allen Theilen des Leibes ſchwillt der Unterleib, von den Luftarten, welche die Fäulniß erzeugt, empor, und es verräth ſich hier, ſo wie an andren Theilen der Außenfläche, der innre Tod durch die dunkle, brandartige Färbung und das Losgehen der Oberhaut.

Dieſes iſt der äußerſte Zeitpunkt, bis zu welchem der todte Leib noch unbeerdigt bleiben durfte; die Natur gebeut nun mit unbeugſamem Ernſt die Werkſtätte ihrer geheimnißvollen Verwandlungen ins Verborgene zu ſtellen und das Samenkorn der mütterlichen Erde zu geben.

Dieſe erſte Periode der Verweſung tritt, bei einem mittleren Grad der Wärme und Feuchtigkeit, und bei ſonſt nicht ungünſtigen Umſtänden, am dritten Tage nach dem Tode ein. Doch zerſtören manche Krankheiten, ſo wie Gifte und der Blitz, die letzten Reſte der Lebenskräfte, welche ſonſt die Verweſung noch aufhalten, ſchneller, und dieſe tritt dann faſt augenblicklich ein. Auch die Wärme, Gewitter, welche am Himmel ſtehen, und, wie Einige glaubten, ſelbſt die Zeit des Vollmondes, wirken beſchleunigend auf den Vorgang der letzten Auflöſung ein. Dieſe, ſo wie die Gährung weinartiger Flüſſigkeiten, wird übrigens auch da in hohem Grade beſchleunigt und in ihren Wirkungen verſtärkt, wo mehrere todte Körper beiſammen liegen, denn es iſt in der Fäulniß eine ſelbſt auf das Lebende, noch mehr auf das Todte wirkende, anſteckende Gewalt.

In anderem, entgegengeſetzten Falle vermag auch die Kälte oder ein ſchnell austrocknender Luftzug die Fäulniß eines todten Körpers ungewöhnlich lange aufzuhalten, und dieſelbe, friſch erhaltende Kraft, haben auch die Salze, die metalliſchen Oxyde, ätheriſche Oele und eine Menge anderer Stoffe. Der Kälte des Landes allein iſt es zuzuſchreiben, daß in Sibirien, ſo wie unter den beſtändigen Eismaſſen des Nordpols jene Rhinozeroten und Elephanten ſich noch mit Fleiſch und Haar bedeckt erhalten konnten, von deren geſchlechtsverwandten Zeitgenoſſen wir in unſeren Klimaten nur noch Gerippe finden. Aus jenen vergangenen Jahrtauſenden der Urwelt, in denen die Mammuthe lebten, ſind auch jene thieriſchen Ueberreſte aus der Klaſſe der Weichthiere, welche Ramond auf dem Gipfel des Montperdu gefunden, und in denen die Kälte der Schneeregion den thieriſchen Leimen ſo unzerſtört erhalten, daß ihn der Geruch der Verweſung bei jedem Fußtritt verräth. Selbſt den zarten, leicht verweslichen Leib des Menſchen vermag die Kälte ungewöhnlich lang friſch zu erhalten. Dies zeigte der Leichnam jenes bärtigen Alten, deſſen ungewohnte, alterthümliche Tracht ein früheres Jahrhundert ankündigt, als ihn das Gewäſſer aus dem Eiſe eines Gletſchers der Schweiz noch friſch zu Tage führte. Weder die Chroniken, noch die im Munde des Volkes lebende Kunde, wußten die Zeit anzugeben, wann jener alte Gebirgsbewohner in eine Spalte des Eiſes hinabgeſunken und da verunglückt ſey. Für eine ähnliche, wenn auch nicht ſo lange wirkſam geweſene, aufbewahrende Kraft der Kälte zeugte auch der Leichnam jenes Bergmannes, welcher im Grubenwaſſer eines tiefen Schachtes zu Ehrenfriedersdorf verunglückt war und an deſſen Sarge ein Prediger die Leichenrede gehalten, welcher damals, als der Bergmann ſtarb, noch nicht geboren geweſen. Jener Bergmann, deſſen nachmals oft wiederholte Geſchichte ich an einem andern Orte erzählt, ſo wie der Leichnam, den man im Salzburgiſchen in einem Sohlenwaſſer gefunden, waren nicht allein durch Kälte, ſondern auch durch den Vitriol- und Salzgehalt des Waſſers, ſo lange unverweſt erhalten worden.

Feuchtigkeit erſcheint bei dem Vorgang der Verweſung eben ſo nothwendig, als Wärme; Leichname, welche einem beſtändigen, friſchen Luftzug oder einer ſehr austrocknenden Umgebung ausgeſetzt waren, ſind daher öfters zu natürlichen Mumien geworden. Solche todte Thiere und Menſchen, an denen Haut und Fleiſch in feſt zuſammengedorrtem Zuſtande ſich erhalten, hat man in den heißen Sandfeldern der africaniſchen Wüſte; durch Luftzug ausgetrocknete Leichname auch in unſren Begräbnißgewölben gefunden. Eine ſolche gewaltſame Hemmung des Fortgangs der Verweſung wird leichter, wenn dem todten Leibe die

Eingeweide genommen ſind, denn dieſe geben gewöhnlich zuerſt das Ferment, von welchem die Bewegungen der letzten Auflöſung beginnen.

Jene Stoffe, welche die Verweſung gewaltſam aufhalten, oder ſie gänzlich hindern, ſind meiſt ſolche, welche, wenigſtens in verſtärktem Maße, auch auf die Verdauung und Ernährung des lebenden Leibes hemmend wirken; ja ſogar ſolche, welche für den ganzen Leib zerſtörende Gifte ſind. So die metalliſchen Oxyde, und ſelbſt, nach S. 106, der Weingeiſt, von welchem es bekannt iſt, daß er, ſelbſt in minderer Stärke genoſſen, das Wachsthum des Leibes und ſeine Ernährung hindere. Selbſt die Salze, ſo oft ſie auch in unſren Speiſen als wohlthätiger Zuſatz wirken, ſind, in Uebermaß genommen, der Ernährung nachtheilig.

Das erſte Erzeugniß der Verweſung iſt, ähnlich jenem, das die Gährung wirkt, ein brennbares Weſen. Es iſt der Phosphor, welchem ſeine leichte Entzündlichkeit den Namen des Lichtträgers erworben. Der Phosphor, in der Verbindung mit dem Waſſerſtoffgas, wird zuerſt aus der ſich auflöſenden Körpermaſſe entbunden, und er iſt es, welcher der Fäulniß und der dunklen Gruft nicht ſelten jene Lichterſcheinungen mittheilt, welche daran erinnern wollen, daß auch bei der letzten Verwandlung des Leibes der alte Vorgang der anfänglichen Schöpfung ſich wiederhole, nach welchem zuerſt Licht ward. Denn es iſt auch die Verweſung in ihrem Kreiſe das Werk einer neuen Schöpfung.

Zu den Erſcheinungen, welche das Freiwerden des brennbaren Weſens bei der letzten Auflöſung der Körper hervorruft, darf auch das Farbenſpiel, und überhaupt das Hervorgehen eines iriſirenden Schimmers, beſonders an der Oberfläche der verweſenden Dinge, gezählt werden.

Der Kupferkies und viele andre Erze, deren metalliſche Grundlage mit dem brennbaren Schwefel verbunden iſt, laufen bei ihrer Verwitterung mit bunten Farben an, und ſo deutet das Farbenſpiel und der aus dem Innern kommende, farbige Schimmer, bei dem Opal und andren Steinen, auf eine angehende Zerſetzung (öfters Zerklüftung) hin. Es verwandelt ſich das einfache Grün der Blätter im Herbſte, bei ihrem Abſterben, in allerhand bunte Farben, und der Goldbrachſen des Mittelmeers zeigt im Tode eine Wandlung und Aufeinanderfolge der Farben, welche ſchon an den Tafeln des alten Roms ein Gegenſtand der Beachtung geweſen.

Augenfälliger noch, als das Spiel und die Veränderung der Farben, iſt an faulenden und verweſenden Körpern die Eigenſchaft des Selberleuchtens. Viele Steine zeigen ein phosphoriſches Licht, wenn ihre Zerſetzung, ſey es auch nur im ſchwächſten Grade, durch Brennen im Feuer, durch Einwirkung des Sonnenlichtes, ja durch bloßes mechaniſches Zerſtücken und Zerſtoßen herbeigeführt worden. Es leuchten das faulende Holz, ſo wie andere verweſende Stoffe aus dem Pflanzenreiche, mit phosphoriſchem Lichte, und an faulenden Fiſchen, ja ſelbſt an einzelnen Schuppen derſelben, gleichet jener Schimmer der angehenden Verweſung, an Stärke, dem Licht der Johanniswürmchen. Man hat den feuchten Beſchlag, der ſich, durchdrungen von faulenden Theilen, an den Wänden der Zergliederungsſäle angeſetzt, eben ſo in phosphoriſchem Lichte ſchimmern geſehen, als die Wände der Fleiſchbänke, bei ſchwülicht feuchtem Wetter. Einer ſolchen Lichtentwicklung aus faulenden thieriſchen Stoffen verdanket ſelbſt das Meer, wenigſtens in den meiſten Fällen, ſein nächtliches, phosphoriſches Scheinen.

Das brennbare Weſen, deſſen Erzeugung das erſte Werk der Verweſung iſt, entzündet ſich nicht ſelten zur wirklichen, zerſtörenden Flamme. . Ein ſolches Entflammen, durch Annäherung eines brennenden Lichtes, hat man nicht allein öfters in Steinkohlengruben, in der Nähe der ſich zerſetzenden Pflanzenſtoffe, oder in Kellern, welche an Todtengrüfte angränzten, beobachtet, ſondern ſolche Luftarten, die ſich mit Blitzesſchnelle entzündet, ſind auch aus verweſenden Leichen, ja aus dem Leibe tödtlich Kranker, deren Eingeweide bereits Brand und Fäulniß ergriffen, hervorgedrungen; ja in einigen ſehr ſeltnen Fällen der ſogenannten Selbſtverbrennung hat der ſcheinbar noch eben geſunde Menſch die Flammen der Verweſung aus ſeinem Leibe hervorbrechen ſehen, welche die Glieder in wenig Augenblicken zur Aſche verwandelt. Der unmäßige Genuß geiſtiger Getränke, hatte in den meiſten dieſer Fälle den innren Scheiterhaufen bereitet, auf welchem der noch lebende Leib verbrannt worden. Auch, wie es ſcheint, ohne Annäherung von brennenden Lichtern, iſt zuweilen aus Todtengrüften eine Flamme hervorgebrochen, als deren Urheber man beim Eröffnen der Decke einen ſelber brennenden Leichnam erkannte.

In ihrer erſten Periode gleichet demnach die Verweſung einem Verbrennungsproceß, und in Zeiten, ſo wie bei Völkern, welche dieſe gewaltſame Beſchleunigung der letzten Auflöſung, der natürlichen, ſtillen Verwandlung des Leibes, in der mütterlichen Erde vorgezogen, geſchah und geſchiehet die letzte Beſtattung der Verblichenen durch ein Verbrennen auf dem Scheiterhaufen. Wo der Verweſungsproceß, auch der Pflanzenwelt, durch ein Bedecken mit Erde in dieſer erſten Periode zurückgehalten worden, wie bei unſren Steinkohlenlagern, gleichen ſeine Wirkungen immer einem unvollkommnen Verbrennen.

Es wird das brennbare und leuchtende Weſen, welches zur letzten Auflöſung ein anfängliches Ferment gibt, vornehmlich in jenem Gebiet und in jenen Theilen des Lei des erzeugt, welche während des Lebens zur Region des Gangliarnervenſyſtems gehörten: in den Eingeweiden und Eingeweidehöhlen der Verdauung und Zeugung. Doch haben auch, wie es ſcheint, das Gehirn und das Rückmark an dem erſten Hervorbrechen des Funkens, aus welchem die den Leib zerſtörende Flamme entſteht, einen nicht unbedeutenden Antheil, und hierauf deutet ſchon das Vorkommen des Phosphors unter den Beſtandtheilen des Nerven hin. Mit Recht wird jenes dampfartige Ferment, das den Leichnamen und den Grüften der Todten entſteigt, unter die furchtbarſten Gifte gezählt, welche die uns bekannte Natur hervorgebracht. Lebende und geſunde Menſchen, die ſich Leichnamen von Menſchen oder Thieren in dem Augenblick genaht, wo die im Innern entſtandenen Luftarten ihre Höhle zerſprengten, ſanken, wie vom Blitze getroffen, leblos nieder, oder erkrankten gefährlich. Dieſes Geſchoß aus der Rüſtkammer des Todes hat auch bei verheerenden Peſtſeuchen jene Tauſende von Lebendigen gefällt, an denen ſein Zug vorübergegangen. Denn es ſcheint allerdings, in älterer Zeit, das Verſäumen oder die nachläſſigere Weiſe des Begrabens der todten Thiere und Menſchen, wie noch jetzt im Morgenlande, häufig die erſte Urſache der Seuchen geweſen zu ſeyn. Auch die faulichte Flüſſigkeit, welche aus dem verweſenden Körper und einzelnen Theilen deſſelben hervordringt, wirkt auf den lebenden Leib, den ſie berührt, öfters wie ein furchtbares Gift, welches ſelbſt dann, wenn es am ſchwächſten iſt, wenigſtens die Oberhaut zerſtört.

Die Beſtattung unter die Erde benimmt der eben beſchriebenen, erſten Periode der Verweſung ihre ganze, dem lebenden Auge furchtbare Geſtalt, und jede ſchädliche Wirkung auf die Welt der Lebendigen. Die verdauenden Eingeweide, deren Geſchäft den übrigen Leib ernährte und geſtaltete, ſind jetzt ſelber zur Speiſe geworden, deren innre

Kraft den ganzen Leib in ihren Verwandlungsproceß hineinzieht. Es wird nun im ruhigen Verlaufe der Verweſung jene zweite Periode der Auflöſung herbeigeführt, welche durch das Erſcheinen der Alkalien und der ätzenden Grundlagen von verwandter Natur bezeichnet iſt. Stoffe, welche die fortgeſetzte Zerlegung des Leibes eben ſo befördern, als dieſes, in gewaltſam beſchleunigtem Gange, der ungelöſchte Kalk thut, wenn man thieriſche Leiber mit ihm begräbt und beſchüttet.

Die letzten Erzeugniſſe der Verweſung ſind da, wo dieſe in ihrem Gange gehemmt und zurückgehalten werden, deutlich in die Sinnen fallende, talgartige oder öhlichte Stoffe. Es wird das Geſtein, ſelbſt von kieslichter Natur, durch eine innre Auflöſung, welche jenem Vorgang der Verweſung gleichet, in eine talk- oder ſpeckſteinartige Maſſe verwandelt, und hieraus wird unter andrem das Vorkommen der ſogenannten Afterkryſtalle im Speckſtein, die von der verſchiedenartigſten Abkunft ſind, erklärlich. Die Dammerde, aus verweſenden Pflanzentheilen entſtanden, iſt von fettigen und öhlichten Theilen durchdrungen. Das Uebergehen des faulenden Fleiſches, der Menſchen und Thiere, in einen wallrath- oder talgähnlichen Zuſtand, hat ſchon Gaber und nach ihm Fourcroy beobachtet. Dieſer Uebergang findet vornehmlich dann ſtatt, wenn die thieriſchen Stoffe bei ihrer Verweſung unter Waſſer, oder in feuchtem Gewölbe, übereinander gehäuft waren.

In der dritten Periode der Verweſung, welche durch die Entſtehung der Oele bezeichnet ſcheint, verlieren ſich dann auch die furchtbaren und ekelhaften Gerüche der Fäulniß, welche jedoch ſchon Gaber in einen moſchusartigen Duft verwandeln lehrte. Der Geruch wird nun erdartig, und in einigen Fällen, die an den Verſuch von Gaber erinnern, biſamartig und gleichſam aromatiſch.

Der eigentliche und ungehinderte Gang der Verweſung endet, nach der Meinung einiger älteren Chemiker, mit dem Entſtehen einer Subſtanz, welche die Alchymiſten prima materia genannt, und welche nach ihrer Anſicht der Anfang und das Ende aller ſichtbaren Leiblichkeit unſerer Natur, in der Zeugung und Verweſung ſeyn ſollte. Immerhin möge dieſes, der wiſſenſchaftlichen Beobachtung nicht ſtandhaltende Weſen, unter die mehr oder minder ſinnvollen Traumbilder der Vergangenheit gezählt werden: hierin hatten die „Träumer“ Recht, daß ſie zwiſchen dem ganzen Vorgang der Verweſung und jenem der Erzeugung eine große innre Uebereinſtimmung und Verwandtſchaft annahmen.

Bei der Zeugung, wie bei der Verweſung, verräth das Erſcheinen der Farben, und in manchen Fällen ſelbſt ein augenfälliges Leuchten, das Hervortreten des Phosphors. Der Geruch der bunten Blüthe, ſelbſt dann, wenn er der Naſe am lieblichſten däuchtet, der Geſundheit nachtheilig, ja in gewiſſen Fällen tödtlich, iſt durch die flüchtigen Stoffe, an denen er haftet, ſo wie durch ſeine Wirkung, dem Aushauch der Verweſung verwandt. Auch er wird öfters von Gasarten getragen, welche die Annäherung der Lichtflamme entzündet. Von dem Zuſammengeſelltſeyn von Giften, mit den Abſonderungen des Zeugungsproceſſes, ſprachen wir bereits oben. Es endet auch im Pflanzenreich jener Gang, welchen die Geſchichte der Zeugung, von der Entfaltung der Blüthe bis zur Bildung der Frucht nimmt, nicht ſelten mit dem Hervorbringen ölichter oder talgartiger Subſtanzen.

Es iſt der gleiche Zug der Wolken über das Gebirge nach dem Thal, aus welchem wir auf eine gleiche Richtung des Sturmwindes ſchließen, welcher das Gewölk bewegt. So iſt es auch die Uebereinſtimmung der einzelnen Erſcheinungen und ihrer Aufeinanderfolge, aus welcher wir in zwei verſchiedenen Fällen, die Gleichheit des innren Grundes vermuthen, der die Erſcheinungen hervorrief. Jene allgemeine, ſchaffende Naturkraft, welche bei der Zeugung geſchäftig iſt, und welche dort aus dem Abſterbenden das neue Leben bereitet, verräth ſich uns an ihrem Gange, auch da, wo ihr Schritt durch das Dunkel der Gruft gehet. Ihr Finger wird hier, wo er die Auflöſung des dem Staube vertrauten Samenkornes vollbringt, mit der gleichen Kraft wirken, als da, wo er im Schoos der Blüthe das Samenkorn aus Staub erbaute, und ſein Wirken wird überall zu dem gleichen Ziele gehen: das Leben zu ſchaffen und daſſelbe immer höher zu entfalten.

Ueber dieſem letzten, längſten Schlafe des Leibes ſchwebt allerdings ein tiefer Ernſt; Furcht und Schrecken ſteigen an beiden Seiten von ihm empor. Während des Schlafes ſtößet das Fahrzeug vom Lande; es verläſſet die befreundete, bekannte Küſte, und eilt nach einer andren. Jedoch getroſt! Hat ſich nur die Seele den rechten Führern vertraut, ſo gehet die Fahrt nicht nach einem Lande der Schrecken und neuen Todesgefahren, ſondern die vielgewanderte ſieht ſich bei ihrem Erwachen in der längſt erſehnten, beſeligenden Heimath, und um ſie her die bleibenden Güter, welche ſie im Lande der Fremdlingsſchaft errungen und empfangen.

Bemerk. Der Verfaſſer berührte faſt ungern den Gegenſtand der nächſt vorſtehenden Seiten, weil derſelbe ſo oft gemißbraucht worden iſt, um, beſonders in neuerer Zeit, die Kinder des eitlen Tages damit zu ängſtigen und zu erſchrecken. Dennoch dürfen uns weder der Mißbrauch, noch die lächerlichen Uebertreibungen, deren man ſich in dieſer Beziehung zu Schulden kommen laſſen, davon abhalten, die freilich ſehr abnormen und außerordentlich ſeltnen Fälle des Scheintodes zu beachten, weil dieſelben über das Wechſelverhältniß der Seele zum Leibe nicht unbedeutende Aufſchlüſſe geben. Ausführlicher findet man indeß den ganzen Inhalt des vorſtehenden §. behandelt in meinen Ahndungen einer allgemeinen Geſchichte des Lebens, zweiten Theiles erſtem Band von S. 1 bis 115.

Auffallender faſt als die Geſchichten, die wir bei älteren Schriftſtellern, z. B. Diemerbroeck, Camerarius, Welſch, Zwinger, Hildan u. A., von dem Wiedererwachen, ſelbſt einzelner Peſtkranker, aus dem Scheintod leſen, iſt die ſpätere, von Köppen (über den Scheintod) erzählte, von dem Bauer zu Rahnenwerder, der (im Jahr 1797) ſcheinbar durch den Bliz getödtet war, und am dritten Tage nachher, durch Klopfen an dem Sarg, erwachte. Das Wiederaufleben von Verwundeten erzählen van Swieten, Borellus C. II. obs. 20. p. 120 u. A. — Greiſe, eben ſo wohl als ganz zarte Kinder, hat man aus Scheintod wieder aufleben ſehen. Der durch Verblutung ſcheinbar verſtorbene Willis (im Hauſe des Conſuls Baldwin zu Alexandria) war ſchon 70 Jahre, die Spinnerin zu Greenwich, die Frau zu Mannbernheim, davon jene am ſiebenten, dieſe am vierten Tage aus ſcheintodartigem Zuſtand erwachte, waren beide ſchon in ſechszigjährigem Alter. Faſt ans Unglaubliche gränzt der Fall, welchen Köppen dem Olivier de Villeneuve nacherzählt, von einem neugebornen, für todt gehaltenen und begrabenen Kinde, bei welchem ſich der ſchwache Lebensfunken einige Wochen (gegen vier) erhalten haben ſollte. — Bei einem Vergleich der in neuerer Zeit bekannt gewordenen Fälle von Wiederbelebungen ſcheint ſich zu ergeben: daß der Zuſtand der tiefen, für Tod gehaltenen Ohnmacht, am längſten beim weiblichen Geſchlecht dauern könne, denn die erſt am vierten, ja am ſiebenten Tage nach dem vermeintlichen Sterben wieder Aufgewachten waren faſt immer Frauen. Bei dieſem Geſchlecht, welches die für den Zug einer jenſeitigen, geiſtigeren Region ſehr empfängliche Seele in einem zarten Gefäß trägt, bildet das Vorherrſchendwerden der Kräfte der Seele über die des Leibes: die leichtere Entbindbaarkeit der Seele aus der Abhängigkeit vom Leibe, öfters Erſcheinungen, wie ſie bei unſerem Geſchlecht, dem die äußerſten Enden einer geiſtigen und grobkörperlichen Entwicklung viel näher liegen, als die Entwicklung der Seele, niemals, oder nur unvollkommen bemerkt werden.

Denn die häufigſten Beiſpiele einer langen Entbehrung von Nahrung oder Schlaf, von tiefer Ohnmacht und Entrückung der Seele aus dem Leibe, werden bei dem vielduldenden, zärteren Geſchlecht des Menſchen gefunden.

Der an Kohlendämpfen Erſtickte, den William Toſſach (Edimb. med. Essays V. art. 55.) durch Einblaſen von Luft wieder belebte, hatte noch keine ganze Stunde in todähnlichem Zuſtand gelegen, während in einem andren, dieſem ganz ähnlichen Falle, welcher in den Abhandlungen der kaiſerlichen Akademie der Naturforſcher erzählt wird, die Erſtarrung mehrere (gegen acht) Stunden gedauert hatte. Nach mehreren Stunden ſind überhaupt öfters gewaltſam Erſtickte, ſo wie Solche wieder erwacht, welche an einer beſonders ſchmerzhaften, ſchweren Krankheit gelitten hatten, wie das von Johann Schmidt wieder belebte Kind und das Judenkind in Breslau. Bei dem Gärtner, der in Troitningholm unters Eis gerathen war (Abhandl. der röm. kaiſerl. Akad. der Naturf. T. VI.) hatte der Zuſtand der Erſtarrung 16, bei dem Proviſor Spalding zu Berlin (nach Köppen) 18, bei der erfrorenen Magd zu Leuſcha 19 Stunden gedauert. Nach 24 Stunden oder überhaupt am zweiten Tag, erwachten der ſcheinbar an den Folgen einer tiefen Verwundung verſtorbene Bauer, den van Swieten beobachtete, Capitän Roddings, der im Waſſer, obgleich man ihn ſogleich herausgezogen, erſtickt ſchien; der ſcheintodte Taglöhner zu Wiskau am Petersberge, die Schneidersfrau zu Roſtock und das junge Mädchen zu Halle (nachmalige G. R. Röder), welche Fälle Köppen berichtet. Einen Tag hatte die Jungfrau, von welcher J. G. Hoyer erzählt, in einer todtenähnlichen Starrſucht gelegen, wobei ſie innerlich ſehr wach und hellſehend geweſen, faſt zwei Tage lang die Künſtlersfrau bei Miſſonius, am zweiten Tage wachte eine todte Frau (nach Brinkmann) auf, als das Stroh, auf dem ſie lag, durch ein Licht entzündet war. Nach zwei Tagen lebte nach Brühiers Bericht (sur l'incertitude des signes de la mort) eine Kaufmannsfrau zu Lyon wieder auf, als der jetzt erſt von ſeiner Reiſe zurückgekehrte, geliebte Gemahl, den ſchon geſchloſſenen Sarg öffnen und mit anhaltendem Eifer, ſo vergeblich es auch an-

anfangs geſchienen, ärztliche Hülfe (warme Bäder und Schröpfköpfe) anwenden ließ. Auf ähnliche Weiſe wurde die treue Liebe jenes Knechtes belohnt, der nach Borellus (Hist. et observ. medic. physic. Cent. III. obs. 58) ſeinen Herrn, am dritten Tage nach dem Verſcheiden, durch anhaltendes Einhauchen von Luft in die Lunge wieder belebte, und die Freundſchaft eines Andren, der auch dem verlaſſenen Leichnam des langjährigen Genoſſen (eines italiäniſchen Kloſtergeiſtlichen) noch brüderliche Sorgfalt bewieſen. Von glücklichem Erfolg zeigten ſich die Verſuche an dem ſcheintodten, im Waſſer ertrunknen Edelmann (Cent. II. obs. 2), ſo wie an jenen Ertrunkenen, von denen Alexander Benedictus (de cur. morb. L. X. c. 9. p. 396) berichtet, und die beharrliche mütterliche Sorgfalt jener Frau in Ferrara, die ſich den ſtarren, kalten Leichnam der am Schlagfluß verſtorbenen Tochter ſchlechterdings nicht (vor wirklichem Anfang der Verweſung) nehmen laſſen wollte. Ueberhaupt hat in den meiſten bekannt gewordenen Fällen von Wiederbelebung der Zuſtand von Scheintod am dritten Tage, entweder von ſelber, oder durch eine äußere Aufregung geendet. So bei dem Schlagflüſſigen, deſſen eine zu Coburg (1790) erſchienene Abhandlung über den Scheintod erwähnt; bei dem Fabrikanten, welcher 1797, ſo wie bei einem Knaben, der 1791 in Wien ſcheinbar verſtorben war. Am dritten Tage erwachten der Schulmeiſter Wenzel zu Mohlſtädt bei Saarbrücken, die Wöchnerin (M. Zerenner) und der Schuhmacher Koch in Halle, die Gemahlin eines heſſiſchen Gelehrten, die Buchhändlersfrau zu Leipzig, der Schloßküſter Wuth zu Hannover, Madam Lacour, der mailändiſche Geiſtliche, der Tiſchlermeiſter zu Paris, ſo wie des Kochs Sohn zu Haag und der oben erwähnte, vom Bliz getroffene Bauer zu Rahnenwerder; wie man dieſe Fälle ſämmtlich in Köppens Schrift über den Scheintod zuſammengeſtellt finden kann. Am dritten Tage erwachte das Knäbchen des Wittenberger Glaſers, das durch Theod. Kirchmayers Diſſertation (de homin. appar. mort. c. 1. §. 6. De vitrario Witembergensi. Augusto Schwenke) bekannt geworden; am dritten Tage die Metzgerstochter, deren mit innerlichen, lieblichen Viſionen verbundenen Scheintod Joh. Ludw. Hannemann beſchrieben. Der dritte Tag war der des Wiederauflebens für den ſcheintodten

Fiſcher bei Zacutus Luſitanus, für die Gärtnersfrau in Paris, für den an der Peſt verſtorbenen und zufällig bis zu dieſer Zeit unbeerdigt gebliebenen Mann nach Diemenbröck, ſo wie für die ebenfalls peſtkrank geweſene Frau zu Cöln, ferner für die Bäuerin zu Görlitz (nach Hagedorn histor. med. phys. p. 267), welche nachher, wie die ſcheintodt geweſene Frau zu Auerbach im Voigtlande, ein beſtändiges, ſchwermüthiges Heimweh behalten. Bis zum dritten Tage hatte der todesähnliche Zuſtand der Starrſucht bei der ins Waſſer gefallenen Marg. Larsdotter (nach Tileſius in den Abh. d. röm. kaiſ. Acad. d. Nat. T. VI.) angehalten, eben ſo lange bei der Jungfrau zu Hermannſtadt, welche nach Fincelius (de prodig. p. 1), ſchon auf der Bahre ſtehend, mit Blutſchwitzen erwachte, ſo wie die Jungfrau in Böhmen und der Knabe, von denen Balbin und Valvaſor berichten. Wahrſcheinlich am dritten Tag (am Tage der Beerdigung) erwachte das an den Blattern ſcheinbar verſtorbene Mädchen, von welchem Brübler (a. a. O.) erzählt, als der Sarg zufällig von der Bahre fiel, ſo wie die ſchon begrabene Jungfrau zu Dole, deren Retter die eben am Begräbnißplatze weilenden Soldaten waren, und die zu Bar le Düc. Schon ganz nahe der Gefahr begraben zu werden, erwachte die noch jetzt lebende, ernſte Wohlthäterin und Pflegerin der Armen und Kranken, Fr. v. H...t in St. Zum zweiten Male in ſeinem Leben erwachte aus dem Scheintod (der ihn ſchon einmal in ſeiner Kindheit befallen) am dritten Tage der Hallor Petſch zu Halle; zweimal in ſeinem Leben, einmal als Kind, durch bösartige Blattern, das zweite Mal als Jüngling durch das Auftreffen eines Steines auf ſeinen Kopf, war ſcheintodt geweſen und beide Male am dritten Tag wieder aufgewacht der Ablader Brocke aus Quedlinburg (nach Köppen); dreimal ſogar war durch den todtenähnlichen Zuſtand an, ja in das Grab geführt und jedesmal daraus gerettet worden der normänniſche Edelmann, von welchem Ziegler in ſeinem Labyrinth der Zeit Nr. 401. S. 816. erzählt. Dieſes öftere Wiederkehren der Erſtarrung muß ſich in ſolchen Fällen auf eine ähnliche Dispoſition des Leibes gegründet haben, wie bei jenem Geiſtlichen, von welchem Caelius Rhodiginus: lection. antiqu. L. 20. c. 16. erzählt, daß er dieſen Zuſtand willkürlich hervorrufen können. — Die

Fälle von einem Wiedererwachen nach dem dritten Tage ſind ungleich ſeltner, ſey es nun, daß ſie, wie bei der Dame aus dem Hauſe Taſſo, die Gruft und die Verweſung dem Auge verbirgt, oder, was bei Weitem wahrſcheinlicher iſt, weil der dritte Tag der eigentlich kritiſche für dieſen Mittelzuſtand iſt, welcher ſich dann entweder zur Verweſung oder zum Wiederaufleben wendet. Denn auch die eigentliche Verweſung beginnt in der Regel am dritten Tag nach dem Tode, und bei Solchen, welche (ſcheintodt) aus dem Waſſer gezogen wurden, ſah man zuweilen, auch wenn ſie bald nachher wieder belebt wurden, die tiefſte Entkräftung erſt am dritten Tage weichen (ſo in einem Falle, den Moulin beobachtete). Am vierten Tage erwachte ein durch den Genuß der Belladonna in Erſtarrung Gerathener, ſo wie die oben erwähnte, ſechszigjährige Frau zu Mainbernheim; am ſiebenten, beim Geläute der Glocken, Milady Ruſſel, deren Leichnam der zärtliche Gemahl auch nicht eher beerdigen laſſen wollte, bis die gewiſſen Zeichen der Verweſung es geböten, ſo wie die Frau eines Tübingiſchen Gelehrten, nach Camerarius, und das achtjährige Hirtenmädchen, das den Mißhandlungen ſeiner Stiefmutter durch Entfliehen in den Wald entgehen wollte (nach Ludovici). Am ſiebenten oder neunten Tage erwachte die ſchon oben erwähnte Spinnerin zu Greenwich.

Bei mehreren dieſer Scheintodten waren zwar Puls und Odem unmerklich geweſen, aber die Glieder (wie bei dem oben erwähnten Hirtenmädchen) noch biegſam, zuweilen auch noch etwas warm, wie bei der von Hannemann beobachteten Metzgerstochter und bei vielen hier gar nicht angeführten Fällen von Scheintod, bei Hyſteriſchen, wie ſie Salmuth, Jonſton, Caspar a Rejes, Botton, Foreſt, Hildan, Cornaro (hist. admirab.), Pictor, Amat. Luſitanicus und Andere erzählen. — An dem Leibe des erſchoſſenen Jünglings, den Gregorius Horſt beobachtete, zeigten ſich ſieben Wochen lang keine Spuren von Verweſung, und die für tödtlich erkannten Wunden fingen in dieſer Zeit öfter von ſelber wieder an zu bluten. Eben ſo blieb der Leichnam des zu Dorneck an den Wunden, welche er bei Steenkerken empfangen, verſtorbenen Jünglings mehrere Wochen lang ſo friſch und von jugendlich blühendem Ausſehen, daß der Biſchof ihn in einem offenen Gewölbe beizuſetzen befahl. Dieſes friſche, blühende Ausſehen zeigte ſich auch (nach Heinr. Engelgrav. coel. empyr. 532. und Fernando disquis. 2. reliqu. c. 2. art. 2.) an dem Leichnam des ehrwürdigen, in ſeinem 106ten Jahre verſtorbenen Thaddäus a Tacto. Die Glieder waren biegſam, das Angeſicht wie bei einem fröhlich ſchlafenden Kinde. Papſt Urban VIII. ließ ihn ſechs Tage nach der Beerdigung wieder ausgraben und eine Ader öffnen, aus welcher das Blut wie bei einem Lebenden floß. Bei dem Theatiner Andr. Caſtaldius war nach Santorellus c. 9. p. 73. dieſem friſchen, biegſamen Zuſtand der Glieder und dem Anſchein des Schlafes (ſogar mit noch einiger ſpürbaren Wärme) eine Erſtarrung und Todtenkälte vorausgegangen, welche aber nur einige Stunden angehalten hatten. An dem Leichnam des ungariſchen Tyrannen Aba ſollen nach Zwinger (theatr. vit. human.) ſogar die Wunden nach dem Tode noch verharſcht ſeyn. Sehr merkwürdig iſt ohnehin die Schmerzen ſtillende und heilende Kraft des Scheintodzuſtandes, eine Kraft, welche ſchon der gewöhnliche Schlaf zeigt. Der oben erwähnte Abläder Brocke konnte, da er als Kind an bösartigen Blattern verſtorben ſchien, beim Erwachen aus dem Scheintod auf dem vorhin ſchon ganz erblindeten Auge wieder ſehen; das Wittenbergiſche Knäblein (Auguſt Schwenke), deſſen zarten Leichnam man mitten im Winter, blos mit dem Hemdlein bekleidet, an einen kalten Ort gelegt, verlangte, als es am Morgen der Beerdigung erwachte, ſogleich zu trinken. Das Geräuſch, welches der Hausgenoſſe beim Holen des Holzes neben der Leiche gemacht, ſchien das Kind wie aus einem geſunden Morgenſchlummer erweckt zu haben, und es ſchadete dem vorhin ſchon krank geweſenen und nun geneſenen nicht einmal die Unvorſichtigkeit der Freunde die den Knaben aus der Winterkälte herein ſogleich zum warmen Ofen brachten. Schlagflüſſig, ja ſogar an der Peſt, und andren, vorhin alle Kräfte lähmenden Uebeln Verſtorbene konnten, wenn ſie aus dem todähnlichen Schlummer erwachten die Glieder von Neuem brauchen; das oben erwähnte Weib zu Cöln ging unbeſchwert den Weg vom Begräbnißplatze zu ihrer Wohnung; der höchſt merkwürdige Hans Engelbrecht in Braunſchweig, der vor ſeinem Verſcheiden durch die lange Krankheit ſo abgemattet geweſen, daß er kein Glied rühren, kein vernehmliches Wort mehr reden können, fand ſich beim Wiedererwachen vom Scheintod ſo geſtärkt, daß er aufſtund wie ein Geneſener und nicht aufhören wollte, das, was er innerlich erfahren, laut zu erzählen. — In vielen der angeführten Fälle fehlte das Bewußtſeyn, wie bei tiefem Schlummer oder Ohnmacht, gänzlich. Der oben angeführte Gärtner zu Trottningholm, der 16 Stunden unter dem Eis geweſen, erinnerte ſich jedoch, nachdem er aus der Erſtarrung gerettet worden, wie im Traume, daß er unter dem Waſſer die Glocken der benachbarten Stadt gehört habe. Deutlicher noch, denn er war bei vollkommnem Selbſtbewußtſeyn, hörte der Holländer, von welchem Kunkel erzählt: daß er, vermeintlich ertrunken, acht Tage unter Waſſer geweſen, in ſeiner Starrſucht das Läuten der Glocken, fühlte (ſchmerzlich) das Aufſchlagen auf der über ihm gelegenen Waſſerfläche und die neben ihm niedergeſtoßenen Stangen, unfähig, dieſe zu ergreifen. In vielen Fällen, davon einige bereits oben erwähnt worden, war die äußere, todtähnliche Erſtarrung innerlich mit einem Zuſtand der lebendigſten Bewegung der Seele und mit ſo übermächtigen — lieblichen Gefühlen oder Schreckniſſen — zuſammengeſellt geweſen, daß die Wiedererwachten den Eindruck davon nie wieder aus der Seele verloren, und daß Mehrere ſchon die Erinnerung an dieſen Traumzuſtand der höheren, geiſtigen Art ſo beredt machte, wie jenen Pamphylier Eris oder wie den oben erwähnten Hans Engelbrecht. Schon mit tiefen Ohnmachten iſt, wie einige in den mediciniſchen Anecdoten erzählte Fälle bezeugen, öfters ein Gefühl von unbegreiflich ſüßer Ruhe verbunden.

Der hochbejahrte, ganz abgelebte Herr von Adel, an welchem man die oben S. 285 erwähnten Wiederbelebungsverſuche machte und ihm hierdurch die Qualen des Sterbens auf mehrere Tage hinaus verlängerte, hatte dieſe Verſuche ſchon einige Zeit vor ſeinem Tode ſelber anbefohlen und angeordnet. Das Faß mit der zu den warmen Bädern beſtimmten, aufregenden Flüſſigkeit, das er, ſo wie alle nöthigen Manipulationen, den Seinen bezeichnet hatte, ſtund ſchon längſt bereit. Der Verfaſſer kennt dieſen Fall, der in ſeiner ganzen, merkwürdigen Ausdehnung nicht hieher gehört, durch eine gemeinſame Freundin, aus der Erzählung der einzigen Tochter des Greiſes ſelber, welcher, wie dies vielleicht einige Leſer ſchon erriethen, ein Freund des berühmten Mesmer war und in Frankreich lebte. Wenn auch wirklich in mehreren Fällen nach dem letzten Odemzug und ſelbſt nach dem Erſtarren der Glieder noch ein Mittelzuſtand zwiſchen Ohnmacht und Tod ſtatt findet, in welchem die bisherige Einwirkung der Seele auf den Leib noch nicht unwiderruflich aufgelöst iſt, ſo gehet dennoch jener bewußtloſe oder tief träumende Mittelzuſtand bald in das eigentliche Reich des Todes hinüber. Die zum Theil auch oben erwähnten, immerhin außerordentlich ſeltenen Geſchichten eines Wiederauflebens, beſonders am dritten Tage nach dem ſcheinbaren Verſcheiden, ermahnen allerdings zu großer Vorſicht, in Beziehung auf die Zeit der Beerdigung ſolcher Leichen, an denen noch keine ſichren Zeichen der Verweſung ſichtbar ſind; wie ungegründet und übertrieben jedoch die gewöhnliche Furcht vor dem Scheintod ſey, das hat ſich ſeit der Einrichtung der Todtenhäuſer und der Anordnung aller nur erſinnlichen Vorſichtigkeitsmaßregeln in neuerer Zeit gezeigt. Die hierbei wieder zum Leben Gekommenen waren faſt immer ſolche, an deren wirklichem Tode die Aerzte gleich Anfangs gezweifelt hatten.

Das oben erwähnte, kranke Mädchen, das James Eccles beobachtete (Edimb. medic. Essays. T. V.), verlor, nachdem man ihm wegen krampfhafter Verſchließung des Schlundes und wegen des furchtbaren Tetanus, der bei jeder mit ihr vorgenommenen kleinen Bewegung eintrat, gegen vier Wochen lang gar nichts hatte beibringen können, zuerſt das Geſicht, wobei die Augapfel convulſiviſch nach oben gezogen waren, ſpäter das Gehör, erkannte aber dann noch ihre Freunde, ſobald ſie ihre Hand berührten und nannte ſie beim Namen. Nachdem dieſer Scheintod der oberen Sinnen und die Bewegungsloſigkeit aller Glieder, außer dem Sprachorgan, einen Monat gedauert hatte, erwachte ſie wieder und verlangte etwas flüſſige Nahrung. Hierbei aber war es bemerkenswerth, daß ſie, da ſie doch während ihres bewegungsloſen Zuſtandes gar nicht abgemagert hatte, eßt bei dem Genuß der Pflanzennahrung (Fleiſch konnte ſie nicht vertragen) zuſehends abzehrte und nach einigen Monaten plötzlich ſtarb. — Eine noch zurückgebliebene Fähigkeit, die Schließmuskeln der Augenlieder zu bewegen, als der ganze übrige Leib ſchon ſtarr und ſtumm war, zeigte ſich an Frau Günther in Dresden. — Die Erzählung bei Marcell. Donat. histor. mir. p. 138 von der am Schlagfluß geſtorbenen Nonne bedürfte wohl noch andere, bekräftigendere Zeugniſſe, als jenes der liebenden Freundin. — Davon, daß jung Sterbende auf einmal im Tode ihren Eltern und Ahnen ſehr gleich werden, erzählen Peter Pasqueur, Faſch und Borellus Fälle; das Grauwerden der Haare in der Stunde des letzten Kampfes bemerkten Ben. Gründel und viele Andere; dagegen wurde der ſelige Mollenbrok einige Stunden nach dem Tode in ſeinem jugendlich ſich erheiternden Angeſicht einem Porträt ähnlich, das ihn als 23jährigen Jüngling abbildete, obgleich ſchon ſeit Jahren kein Menſch mehr in dieſem Bilde ihn erkannt hätte (m. v. Th. Bierling in ſeinem thesaur. theoret. pract. p. 350). — Von dem Fortwirken mancher (etwa gewaltſam durch Arzneimittel aufgeregten) Thätigkeiten des Darmcanals, der Haut, ſelbſt der Thränendrüſen, vorzüglich aber des Syſtems der Generationsorgane, ſ. m. mehrere Fälle zuſammengeſtellt in meinen Ahndungen einer allgem. Geſch. des Leb. 2ten Theiles 1ſten Band, S. 39 bis 44, meiſt aus Garmann: de miraculis mortuorum. Am merkwürdigſten ſind hierunter die von einem Gebären nach dem Tode, welches nicht blos an gewaltſam getödteten Müttern (z. B. an der Hochſchwangeren, welche das ſpaniſche Inquiſitionsgericht hatte hängen laſſen, nach Camerarius) beobachtet worden, ſondern auch an ſolchen, welche natürlichen Todes geſtorben. Unter andern geben dieſe Fälle über das ſelbſtſtändig abgegränzte Verhältniß, in welchem das Leben des Kindes zu dem der Mutter ſteht, vielen Aufſchluß. Bei zuſammengewachſenen Zwillings- oder vielmehr Doppelmenſchen erfolgt der Tod des einen, eben noch geſunden und muntren, augenblicklich nach dem Tod des andern; dagegen verrieth nach Doläus (observ. p. 279) ein ungebornes Kind noch 12 Stunden nach dem Tod der Mutter ſein Leben durch lebhafte Bewegungen; und Gregor Nimmann (dissertat. de vita foet. in utero), Bartholin (cent. II. obs. 99. p. 350) haben Beiſpiele von einem noch längeren

Fortleben des ungebornen Kindes in der todten Mutter aufgeführt, denn ein ſolches im kalten Leichnam lebendes Kind wurde noch am zweiten Tage nach dem Verſcheiden der Mutter geſund ans Licht gebracht, wie das Kind, das, nach Levrets Bericht, aus der ſterbenden Herzogin geboren worden, obgleich die Eingeweide ſchon in Verderbniß übergegangen geweſen, und jenes, das ein Wundarzt, nach dem Journal des savans auf 1744, noch aus der todten Mutter rettete. So hat man mehrmalen „noch im Sarge, vor dem Begräbniß der Mutter, das Geſchrei der aus dem Tode geborenen Kinder gehört *). Ein zärtlicher Gatte, welcher den Leichnam der geliebten Beerdigten noch einmal zu ſehen verlangte, hat auf dieſe Weiſe den glücklichen Augenblick getroffen, und das lebendige und geſunde Kind aus dem Sarge der Todten empfangen" (m. Ahnd. ein. allg. Geſch. d. L. II. 1, S. 41, und die Geſchichte des Julius Civilis bei Fr. Franziscus und in den mediciniſchen Anecdoten). Insgemein waren jedoch ſolche nach dem Tode der unbeerdigten oder auch ſchon beerdigten Mütter ans Licht getretenen Kinder todt und ſogar ſchon in Fäulniß übergegangen, wie in den meiſten Fällen, welche angeführt werden bei Harvacus, de partu p. 345; Salmuth. obs. 36, p. 75; Wolf. obs. chirurg. med. 41, p. 131. Joh. Riolan. L. 6. Anthrop. p. 398; Watson, synops. Philos. Bartholin V, 2, Act. Hafn. obs. 35, p. 92; Heyer, obs. 44. p. 50; D. Cornaro hist. admirab. 15, p. 48. — Ueber die Umkehrung der natürlichen Bewegungen des Blutes in den Venen, ſo wie über die letztere Wirkſamkeit der Muskeln im Sterben, ſ. m. ebenfalls m. Ahnd. II, 1. Bemerkenswerth iſt der von Mitlacher (dissert. de part. difficil.) erzählte Fall von einem noch 1½ Stunden nach dem wirklich erfolgten Tode ſich zeigenden convulſiviſchen Bewegung an einigen Fingermuskeln der linken Hand. Ueber große Muskelkräfte, noch in den letzten Augenblicken des Lebens entfaltet, vergl. m. m. Ahnd. u. f. S. 35 u. 36.

Das oben S. 291 erwähnte, höhere Aufleben des innern Menſchen in der Todesſtunde des äußeren, zeigte ſich unter an-

---

*) So Franz Arevallos de Suaſſo.

dren auch bei dem trefflichen, alten Kirchenlehrer: Johann Arndt. Als dieſer, unmittelbar vor dem Beginnen des letzten Kampfes, aus einem kurzen Schlummer erwacht war, ſprach er mit nach oben gewendeten Augen, von einer Herrlichkeit, die er geſehen, von einer Herrlichkeit, „als des eingebornen Sohnes vom Vater.“ Und als die treue Hausfrau ihn fragte, wann er dieſe Herrlichkeit geſehen, antwortete der Greis: eben jetzt habe er ſie geſehen, ſie, die kein Auge bemerkt, kein Ohr gehöret, die in keines Menſchen Herz gekommen. — Fälle, wo bei Sterbenden, mehr noch, als bei ſogenannt magnetiſch Hellſehenden, Sprache und ſingende Stimme ſich veredelt und gleichſam verklärt hatte, ſind dem Verfaſſer ſelber, zum Theil aus eigner Beobachtung bekannt.

Die ſehr merkwürdige Uebereinſtimmung der Ausſagen ſcheintodt geweſener Menſchen, von den verſchiedenſten Völkern und Religionen, über die Geſichte und innren Gefühle, welche ihnen in jenem Zuſtand geworden, iſt weiter auseinander geſetzt in m. Ahnd. a. d. G. d. L. II, 1. S. 14. Die ſcheintodte (heidniſche) Mexicanerin, von welcher Clavigero in ſeiner Geſchichte von Mexico erzählt, hatte da daſſelbe erfahren, was der ſcheintodte Fleiſcher in Stuttgart, was Hans Engelbrecht u. A. erzählten.

Fäulniß an einzelnen Theilen kann noch zugleich mit den letzten Regungen des inwohnenden Lebens zuſammenbeſtehen; dies zeigte die bekannte Geſchichte des Sohnes der Madame Godin, ſo wie die des Bettlers in Paris (m. v. Frorieps Notizen a. d. Gebiete d. Nat. u. Heilk.). Ueber das neue Flüſſigwerden des Blutes, die wiederkehrende Röthe oder das Anſchwellen des Angeſichts, beſonders aber das Aufſchwellen des Unterleibes — eines der erſten Zeichen der eigentlichen, allgemeinen Verweſung, ſo wie über die Beförderungsmittel der Fäulniß, vergl. m. w. Ahnd. u. ſ. S. 50 bis 53, ſo wie 71 bis 73. Ueber die lange unverwest gebliebenen Leichname ebendaſelbſt S. 62 und meine Anſichten von der Nachtſeite der Natur in der achten Vorleſung. Ein ſeltſames Schickſal hatte unter andren die in der erſten Auflage jenes Buches (1808) und hieraus in einer damals zu Dresden erſchienenen Zeitſchrift, Phöbus genannt, von mir, dem alten ehrwürdigen Toberville Bergmann nacherzählte Geſchichte des Bergmannes zu Fahlun. Einige Zeitungen nahmen dieſe alte Geſchichte auf, als ſey ſie „erſt jetzt geſchehen", und ſo lief ſie, als Tagesneuigkeit, auch in andre als deutſche Blätter, hatte das Glück von dem trefflichen Hebel nacherzählt zu werden, wurde zuletzt ſogar „dramatiſch".

Ein Beiſpiel von einer außergewöhnlich ſchnell „verweſten," ohne alle Spur aus dem Sarge verſchwundenen Leiche, die des ehrwürdigen Erzbiſchofes Hever zu Hamburg (a. a. O. S. 68 und 69, nach Zwinger, a. a. O.). Ueber das Erſcheinen des Phosphors und der dieſes Erſcheinen begleitenden bunten Farben u. ſ. w. S. 81 u. f. Entwicklung des giftigen, oft plötzlich tödtenden Gaſes aus Leichnamen S. 65 u. f., wie Beiſpiele von Selbſtverbrennung S. 68, phosphoreſcirenden, ja brennenden Leichnamen, S. 69, Zerberſten des Schädels, beſonders bei Solchen, die an der Peſt geſtorben waren (wie bei der in Polen 1622 graſſirenden heftigen Peſt nach W. Rolfink), S. 70; größere Brennbarkeit der weiblichen Leichen vor den männlichen, ſchon den Alten bekannt, S. 71. Wohlriechende Stoffe aus verweſenden thieriſchen Theilen erhalten S. 90. Das Entſtehen der talgartigen Subſtanzen von S. 105 bis 129, die prima materia der Alten S. 130 bis 145. Uebereinſtimmung der begleitenden Erſcheinungen bei der Verweſung und Erzeugung S. 95 und an vielen andern Stellen des angeführten Buches.

Zu vielem in dieſem §. Geſagten gibt auch noch weitere erläuternde Belege die höchſt ſonderbare, gerichtliche Unterſuchung, welche am 7. Jan. 1732 im Dorfe Medwedia des Königreichs Servien mit einer Anzahl, zum Theil ſchon ſeit etlichen Monaten begrabenen Leichnamen vorgenommen worden, weil man dieſe Leichname für Vampyren gehalten. M. v. Mich. Wagners Beiträge zur philoſophiſchen Anthropologie. B. II. S. 20 u. f.

Der äußere Unterſchied des leiblichen Menſchen von den Thieren.

§. 24. Es iſt nicht das, was zum leiblichen Genuß lockt, es iſt nicht das ſinnlich Liebreizende, was der denkende Geiſt dieſes Reizes wegen ſchön findet und ſchön nennt, es rühret denſelben auch nicht das Rieſenhafte und Gewaltige, blos weil es rieſenhaft und maſſig iſt; ſondern das im Dunkel wohnende, aber für das Licht gemachte Auge, wird nur von dem Anblick ſolcher Gegenſtände gerührt, auf welche von oben ein Strahl des Lichts fällt.

Wäre nur das ſinnlich Liebreizende ſchön, ſo würde das arme Auge ſich nie über das Gleichartige und leiblich Verwandte erheben, der häßliche Tartar würde von dem Anblick der harmoniſchen Formen einer edleren Menſchengeſtalt nicht gerührt werden, das Menſchenauge würde nicht mit ſolchem Wohlgefallen vom grünenden Boden hinauf nach dem blauen Himmel und ſeinen Geſtirnen blicken.

Wäre es nur das Maſſige und Gewaltige, was den beachtenden Sinn ſo an ſich zöge und rührte, ſo würden die ſteilen, gähen Klippengebirge Californiens, von deren Höhen täglich die glühende Mittagshitze aus unbewölktem Himmel herabſteigt in das nackte Thal, nicht geringeren Eindruck machen, als die Alpengebirge der Schweiz oder der mächtige Aetna. Wäre es nur eine Erſchütterung unſrer Seh- und Hörnerven, welche das Bedürfniß nach Aufregung der innren Lebensthätigkeit befriedigte, ſo müßte ein flammend helles Roth oder Gelb, das ſich über eine ganze, weite Fläche ergoſſen, oder der laute Hall einer eintönigen Pfeife, die gleiche Wirkung auf unſre Sinnen machen, als der Anblick oder das Hören mehrerer zuſammengeſellter Farben und Töne; oder es müßte dem vernehmenden Sinne wenigſtens die Art und Weiſe dieſer Zuſammengeſellung gleichgültig ſeyn.

Der Sprache des Geiſtes liegt eine Mathematik der höheren Ordnung zu Grunde, von welcher unſre Mathematik ein ſchwaches, leiſes Schattenbild iſt. Die Schrift, in welcher jene Sprache zu uns redet, und deren Sinn der Geiſt ahndet, beſtehet in bedeutungsvollen, harmoniſchen Zahlen und ſymmetriſchen Zeichen. Alle ihre Worte ſind verſchiedene Ausdrücke nur für einen und denſelben Namen, und nur dieſer Name iſt es, von deſſen Zügen und inwohnender magiſcher Kraft das Auge des innren Menſchen, welches nach Dem verlangt, was ſchön iſt, gerührt wird und erfreut.

Es iſt ein allgemeiner Grund alles Seyns und Lebens: eine ewige, allwaltende Liebe. Ihr Weſen iſt Harmonie und unwandelbare Ordnung. Ueberall, wo ihr Odem wehet und wohin ihr Fuß tritt, verkündet ſich ihr Naheſeyn durch den Rhythmus der Farben wie der Geſtalten. Dieſe Harmonie des Sinnlichen, welche der Abglanz einer höheren Ordnung iſt, verſtehet, wenn ſie zum Ton wird, nicht allein das Ohr des Menſchen, ſondern die weidende Herde, wenn ſie nach dem lieblichen Liede der Hirtenflöte hinhorcht, bezeuget durch ihr freudiges Bewegen, daß der Lebenshauch, der im Thiere wohnet, daſſelbe Geſetz über und in ſich vernehme, welches die ganze Sichtbarkeit regiert und geſtaltet. Es iſt dieſe harmoniſche Stufenleiter, auf welcher der betrachtende Sinn vom grünenden Rebenhügel des Thales zu dem Mittelgebirge der Kaſtanien, und von dieſem zu der äußerſten, ernſten Felſenwand der Tannenwälder mit dem nackten Felſengipfel emporſteigt, wenn ihn der Anblick der wundervollen Welt zu dem Gefühl eines Oberen und Göttlichen erhebt.

Auf der Menſchengeſtalt ruhet der Abglanz einer Schönheit und Majeſtät, für deren ſtilles Walten ſelbſt das Thier nicht ohne Sinn ſcheinet, wenn der hungernde Löwe des langſameren Menſchen verſchonet und das Laſtthier im Sprunge fähet, oder wenn auf unbeſuchten Inſeln das niegeſehene Wunder dieſer Geſtalt die Geflügel der Wüſte neugierig umſchwärmen (nach §. 7).

Wir verweilen zuerſt bei einigen Maaßverhältniſſen des Menſchenleibes, welche nur demjenigen unwichtig und gering erſcheinen können, welcher es nicht weiß, wie bedeutend in der Sprache des Geiſtes Zahl und Form ſey. Der menſchliche Leib ſtellet, einzig unter allen Leibern der Lebendigen unſerer Sichtbarkeit, in ſeinen Dimenſionsverhältniſſen ein vollkommenes Abbild des Planetenſyſtemes dar, zu welchem ſeine Erde und ſeine Sonne gehören. Wie die Organe und Geſchäfte des Hauptes und Rumpfes, ſo ſind im Planetenſyſtem zwei Ordnungen oder Geſchlechter der Planeten von einander verſchieden: die kleineren, ſonnennäheren, und die größeren, in weiteren Intervallen angeordneten, ſonnenferneren. Am Haupt unterſcheiden wir vier Sinnen: Auge, Naſe, Zunge, Ohr. So ſind der nahe an einander gelegenen ſonnennäheren Planeten, jenen ganz entſprechend, vier: Mercur, Venus, Erde, Mars, deren Umdrehungszeit um die eigene Axe eben ſo wie das tägliche Wiedererwachen der Thätigkeit der Sinnen, übereinſtimmend an eine 24ſtündige Dauer gebunden iſt. Der Syſteme des Rumpfes ſind drei: jenes der Bruſt (des Athmens und der Bewegung), der Verdauung und der Zeugung. Dieſen entſprechend ſind der ſonnenferneren Planeten drei: Jupiter, Saturn, Uranus. Zwiſchen der Region des Hauptes und des Rumpfes iſt als vermittlender Indifferenzpunkt beider Gegenſätze der Hals gelegen, deſſen Stimmorgane, wie wir oben ſahen, eine abbildliche Wiederholung des Geſammtleibes im Kleinen ſind. So findet ſich zwiſchen dem Gebiet der vier ſonnennäheren und jenem der drei ſonnenferneren Planeten, ein abbildliches Planetenſyſtem im Kleinen: das Gebiet der Aſteroiden. Es enthält dieſes vier kleine, planetenartige Weltkörperchen, zu denen noch wahrſcheinlich drei jener kleinen Cometen von faſt vierjährigem Umlaufe gehören, auf welche man erſt in neuerer Zeit genauere Rückſicht genommen. Die Bahnen dieſer Mittelweſen ſind ſo durch einander verſchlungen, daß ſie alleſammt ein zuſammengehöriges Ganzes bilden. Das Abweichen der Ebenen einiger dieſer Bahnen, von der Ebene des Sonnenaequators und der Bahn der ſieben Hauptplaneten erinnert übrigens an das Abweichen des rücklaufenden Nerven, von der gewöhnlichen Richtung des Laufes der Nerven.

Das ganze Planetenſyſtem erſcheint in ſeinen Raum- und Zeitverhältniſſen nach der bedeutungsvollen Siebenzahl angeordnet. Es beträgt die geſammte Ausdehnung, von der Sonne bis zur Bahn des Uranus, ſiebenmal ſo viel, als der Abſtand des Aſteroidengebietes von der Sonne, und es iſt der Durchmeſſer der Uranusbahn ſiebenmal ſiebenmal größer, als jener der Bahn des Mercur. Setzen wir jedoch die Gränze des Gebietes der vier ſonnennäheren Planeten, welches das Haupt des großen Leibes darſtellt, in die Gegend, bis zu welcher das Zodiakallicht der Sonne reichet, jenſeits oder in die Nähe der Veſtabahn; ſo beträgt die geſammte Ausdehnung des Planetenſyſtemes, von der Sonne bis zum Uranus, gegen acht ſolche Weiten.

Eben ſo enthält die geſammte Länge der aufrechten Menſchengeſtalt gegen acht Kopflängen. Berückſichtigen wir jedoch bei dieſen Meſſungen die Ausdehnung des eigentlichen Syſtems des Hauptes, zu welchem das mit der Zunge verbundene Gebiet der Stimmorgane, bis an die Gegend des Kehlkopfes gehört; ſo iſt dieſe eigentliche Hauptlänge gerade ſiebenmal in der Geſammtlänge des

Menſchenleibes enthalten. Auf ein beſtändiges Wiederkehren der bedeutungsvollen Zahl Sieben auch in andren Bildungsverhältniſſen des Menſchenleibes haben wir bereits oben an verſchiedenen Stellen aufmerkſam gemacht.

Dieſen ſinnvollen Siebenklang wiederholt dann auch die bildende und lebendig bewegende Kraft in den Zeitverhältniſſen des Planetenſyſtemes beſtändig von Neuem, und wenn ſie auch zuweilen einen andren, harmoniſch verwandten Accord gegriffen, ſo kehrt ſie doch immer wieder zu jenem Grundton zurück. Denn es dauert ein Jahr des äußerſten der drei ſonnenferneren Planeten ſieben Jupiters, ein Jahr des äußerſten der vier ſonnennäheren Planeten zwiſchen ſieben und acht Mercurjahre, und wenn anderwärts ſtatt der Zahl Sieben die Neunzehn auftritt, ſo wird der Einklang beider Zahlen bald nach dem dritten Kepplerſchen Geſetz erkannt. Denn der Cubus von ſieben ſtehet nahe dem Quadrat von neunzehn.

Auf dieſelbe Weiſe wird denn auch in den Zeitverhältniſſen der Entwicklungsgeſchichte des Menſchenleibes und ſeiner innren Lebensbewegungen, im kranken wie im geſunden Zuſtande, eine Abtheilung durch Sieben in durchgehender Beſtändigkeit gefunden, und die Wichtigkeit der ſieben- und viermal ſiebentägigen, der ſiebenjährigen und anderer harmoniſch hiermit verbundener Perioden in der Naturgeſchichte des Menſchen iſt von mir ſchon an einem andern Orte (in den Ahndungen einer allgemeinen Geſchichte des Lebens II, 1 u. 2) ausführlich betrachtet worden. Selbſt an den oben (§. 12) erwähnten Zeitverhältniſſen der Blutumläufe und Athmungen, ſo wie der gewöhnlichen Dauer des Menſchenlebens, zeigt ſich eine Abſpiegelung allgemeinerer, umfaſſenderer Naturperioden in den Zeiten des Menſchen. Denn wenn das gewöhnliche Maaß der Lebenszeit unſres Geſchlechts, ſchon nach jenem alten Lied, ſiebenzig Jahre beträgt, ſo wiederholt ſich in dieſer Zeit nach verjüngtem Maaßſtabe die Zeit jenes bedeutungsvollen Aeons, welchen man öfters das platoniſche Jahr genannt. Es enthält dieſer 25920 Erdenjahre, wie das Menſchenleben, das von dieſem Jahre gerade ein einzelner Tag iſt, 25920 Erdentage.

Ein ſolches Hindurchgehen und beſtändiges ſich Wiederholen der hehren Siebenzahl durch das ganze Reich der Sichtbarkeit, bis zu der harmoniſchen Stufenleiter unſerer Töne, unſerer Farben, Geſtalten und Ordnungen der Lebensreiche, ja bis zu den Intervallen des Raumes und der Zeiten des Planetenſyſtemes und des Menſchenleibes, läßt uns vermuthen, daß jene Zahl gleichſam ein Namenszeichen, eine hieroglyphiſche Andeutung jenes Weſens ſey, durch deſſen Kräfte die ganze Sichtbarkeit geſchaffen und geſtaltet iſt, und noch jezt beſtändig erhalten und bewegt wird. Ein Schattenriß jener Grundform alles Seyns iſt das Planetenſyſtem; ein Gleichniß und Ebenbild derſelben, im Reiche der Sichtbarkeit, iſt die Geſtalt des Menſchen.

Wenn die bildende Natur in die aufrechte, gen Himmel gekehrte Stellung des Menſchenleibes, wie dies ſchon das Alterthum erkannte, ein Hauptvorrecht des leiblichen Menſchen vor dem Thier ſezte, und in dieſe Stellung eine ſolche Wichtigkeit legte, daß ſie bei der Anordnung und Bildung aller einzelnen Theile unſres Leibes, bis ins Kleinſte, auf dieſen Zweck hinarbeitete, ſo verräth ſie auch hierdurch, daß die Sprache des in ihr waltenden Geiſtes eine Mathematik der höheren Ordnung ſey. Die Arbeitsbienen eines Bienenſtockes bilden, wenn ihnen mit dem lebenden Weiſel zugleich alle Brut der künftigen Weiſel genommen worden, die kaum dem Ei entſchlüpfte Larve einer werden ſollenden Arbeitsbiene unter andern auch dadurch zum künftigen Weiſel um, daß ſie die Richtung der Brutzelle, worinnen die Larve liegt, aus der horizontalen (lie-

genden)

genden) in die ſenkrechte (ſtehende) umändern. Als ſey in dieſem Bildungs- und Umwandlungsgeſchäft nicht allein die Veränderung des Futters, ſondern auch die Stellung des wachſenden Thieres von weſentlich wichtigem Einfluß.

Der Menſch iſt nicht durch allmähliches Angewöhnen (wie Einige wollten) von dem vierfüßigen Gange zu dem aufrechten gelangt; ſondern er iſt ſo unausweichbar zu dieſem geboren, als der Fiſch zum Schwimmen, der Wurm zum Kriechen. Denn er ſähe ſich, würde er etwa zum Gehen auf allen Vieren gezwungen, in dieſer Bewegung ſchon durch die unverhältnißmäßige Länge ſeiner Hinterfüße zu den vordern, oder Armen, durch die vorwärts geneigten Kniee, durch den weiten Abſtand der Arme an beiden Seiten der breiten Bruſt, auf qualvolle Weiſe gehindert. Bei einer ſolchen, für ihn unnatürlichen Stellung würden die nach vorn ſtehenden Augen beſtändig zum Boden ſehen, denn ſolche ſtarke Nackenbänder, welche den Kopf des vierfüßigen Thieres emporwärts und nach vornen richten, ſind dem kurzen Halſe des Menſchen verſagt. Es würde hierbei ſelbſt die eigne, innre Lebensfülle des Blutes dieſem vollkommenſten unter allen Lebendigen zur drückenden Laſt werden, weil die Anordnung und Veräſtelung der Gefäße, welche das Blut vom Herzen zum Gehirn führen, bei ihm blos für die aufrechte Stellung berechnet iſt, und in den niedren und vorwärts gebognen Kopf würde das Arterienblut mit ſolcher Macht einſtrömen, daß ein beſtändiges Gefühl von Dumpfheit und Ueberfüllung die Thätigkeit des Gehirnes beengte. In der That, der Menſch als Vierfüßer, wäre, nach dem Ausdruck eines trefflichen Naturforſchers, das unglückſeligſte und lächerlichſte von allen Thieren.

So aber ſind zu dieſem aufrechten Gange die Geſtalt der breitſohligen, nicht wie bei dem Affen zum Zugreifen geſchickten Füße, das breite Becken, die nicht mehr lahn förmig zuſammengedrückte, ſondern nach beiden Seiten hin erweiterte Bruſt gemacht; jene Muskeln, welche beim Gehen und Stehen das Kniegelenk geradſtrecken und die Laſt des Leibes tragen und fortbewegen ſollen, ſind von ausgezeichneter Kraft und Stärke, und mit der richtig gewählten Stellung fügen ſich nun auch alle andren Theile zum ſchönſten Ebenmaß. Die Augen ſehen unter der breitgewölbten Stirn nach vornen, und können durch eine leichte Bewegung des Hauptes nach oben gewendet werden; die Hände treten in die ſchicklichſte Lage zu ihrem angewieſenen Geſchäft, und die Einrichtung der Blut führenden Gefäße erſcheint nun gerade als die günſtigſte von allen, für einen ſo gebauten und geſtellten Leib.

Jene ganze Geſtaltung des Leibes, welche unter andrem auch den aufrechten Gang möglich machet, gründet ſich übrigens auf die kräftiger hervortretende Ausbildung der beiden Hälften oder Seiten des Leibes. Bei der Bildung des Leibes aller Lebendigen ſehen wir zwei Richtungen der geſtaltenden Kraft thätig, woven wir die eine die magnetiſche, die andre die elektriſche nennen könnten. Jene entfaltet die Gliederung des Leibes, ſeiner Länge nach, und begründet den Gegenſatz zwiſchen Haupt und Rumpf; dieſe ruft die Theilung in zwei, ſich vollkommen ähnliche Hälften, eine rechte und linke hervor. Es wird in der Geſtaltung der äußren ſo wie der innren Theile — ſelbſt des Gehirns — beim Säugthier ungleich mehr, als beim Menſchen, die magnetiſche Richtung (der Länge) über die Entfaltung des Leibes nach beiden Seiten hin vorherrſchend gefunden. Hierauf gründet ſich unter andrem ſelbſt jene Verſchiedenheit des Profilumriſſes beim menſchlichen Haupte und Angeſicht von dem thieriſchen, deren phyſiognomiſche Bedeutung ſchon längſt anerkannt worden. Im Antlitz des Thieres zeigt ſich jener Umriß in die Länge, von vorn nach hinten gedehnt, es tritt das Gebiß als vorherrſchender Beſtandtheil vor den Vorderſchädel heraus; während ſich beim Menſchen der ganze untere Theil des Geſichts: die verhältnißmäßig zarten Kinnladen mit ihrem Munde zurückziehen und dem breit nach beiden Seiten gewölbten Vorderhaupt, ſo wie der Oberhälfte des Antlitzes mit ſeinen lebensvollen Augen ſich unterordnen.

Ueberhaupt haben die Kinnladen des Menſchenleibes eine edlere und leichtere Beſtimmung, als jene des Thiers, und das Haupt des Menſchenleibes, als Siebentheil ſeiner ganzen Länge, erinnert auch dadurch an die uralte Eintheilung der ſiebentägigen Woche, daß es, mehr als bei allen andren ſichtbaren Lebendigen, zur leiblichen Ruhe, zur ſtillen, innren, geiſtigen Betrachtung gemacht iſt. Dieſer feine Mund, mit ſeinen zarten Kinnbacken und ſymmetriſch geſtellten Zähnen, erſcheint nicht, wie beim Pflanzen-freſſenden Säugthier, zum Abrupfen und Abbrechen der Gräſer und Zweige, nicht wie beim Raubthier zum Erfaſſen und Tragen der Beute geeignet; ſondern die Hände, am arbeitenden Theil des Leibes, ſind auch hier dem Haupt zum Dienſt gegeben, für welches ſie die Speiſe gewinnen und bereiten, und welchem ſie zuletzt dieſelbe darreichen. Denn es iſt der Mund des Menſchen ſchon mehr zum Dienſt der denkenden Seele, als des Leibes geſchaffen, und wie dieſes Organ beim Thier dem übrigen Leibe ſeine Speiſe gibt, ſo gibt der ſprechende Mund unſrer Seele ihre Nahrung.

Bei dieſem Sprechen ſind nicht allein die Zunge, der Mund und die Werkzeuge der Stimme geſchäftig, ſondern es ſind alle Theile des leicht beweglichen Menſchenangeſichtes zum Mitſprechen gemacht. Hierauf arbeitet die bildende Natur, vorbereitend ſchon im Thierreich hin. Denn während nur bei einigen vollkommneren Vögeln die Kinnladen (der Schnabel), und auch dies nur nach der Wurzel hin, mit einem fleiſchartigen Weſen bekleidet, bei den andren aber nackt ſind, bedeckt ſich allerdings bei dem Säugthier das ganze Gebiß mit einer Lage von Muskeln und dem Fell. Es ſind aber jene Muskeln an den meiſten nur zu den Bewegungen des Mundes und der Naſe beim Freſſen und beim Riechen beſtimmt, und erſt an dem menſchenähnlichen Affen beginnen ſie die Vorübungen zu ihrem neuen Geſchäft. Wie jedoch jede neue, höhere Richtung in der Natur, ehe ſie das rechte, ruhige Ebenmaß findet, zuerſt mit dem augenfälligeren Extrem beginnt, ſo erſcheint das Spiel der Geſichtsmuskeln, ohne eine denkende, ordnende Seele, als widerliche Grimaſſe, ähnlich dem unwillkürlichen Zucken eines krankhaft angeregten Gliedes. Nur bei dem Menſchen geſtaltet ſich jene Decke der Kinnladen zu einem Organ der denkenden Seele, auf welchem ſich, wie die Bewegungen der Luft auf einem klaren See, alle Regungen und Leidenſchaften des innren Menſchen abſpiegeln. Die Sprache der Mienen am Angeſicht ſeines Herrn verſteht ſelbſt das Hausthier. Nicht ohne beſondre Bedeutung erſcheint es auch, daß nur der Menſch, durch einen eigenthümlich ihm hiezu gegebenen Muskel, zu lachen vermag, welche Bewegung kein andres Thier nachahmet; während jene des Weinens, wozu freilich in vollkommnerem Maße auch nur der Menſch befähigt iſt, noch eher von dem menſchenähnlichen Orangoutang nachgemacht werden kann.

Ein beſondres Gewicht ſcheint bei dem Menſchen auf die vielſeitigſte, vollkommenſte Entwicklung des ſcheinbar niedrigſten Sinnes — des Gefühls — gelegt. Seine Haut iſt großentheils frei von der thieriſchen Verhüllung, und es ſind die zarten Nervenenden ſeiner Außenfläche nicht durch Schuppen, oder Federn, oder durch Wolle in ihrer ſelbſtthätigen oder empfangenden Wechſelwirkung mit der umgebenden Natur gehindert. Auf dieſen Vorzug des Menſchenleibes, vor dem Leibe des übrigens nahe ſtehenden Säugthieres und Vogels, gründet ſich zunächſt unſre Befähigung zu den wundervollen Erſcheinungen, welche wir ſpäter in der Geſchichte des ſogenannten Lebensmagnetismus und des Hellſehens betrachten werden. Es iſt jene Eigenthümlichkeit unſrem Leibe angeboren, nicht etwa erſt künſtlich durch die Gewohnheit der Bekleidung erzwungen worden. Dies beweiſt uns das Beiſpiel jener halbthieriſchen Bewohner der Tropenländer, welche ſeit vielen Generationen die Haut unbekleidet gelaſſen und ihr hierdurch Zeit und Gelegenheit genug gegeben haben, ſich mit ihrer, vermeintlich urſprünglichen, thieriſchen Decke zu überziehen.

Selbſt ein ſolcher ſcheinbar minder wichtiger Zug in der Geſchichte des äußren Menſchen deutet auf einen Hauptzug in der Geſchichte des innren hin: auf die Beſtimmung unſres Weſens, das Ungenügende der Sinnlichkeit, in welche der ſtrebende Geiſt ſich verſenkte, zu erkennen, und noch in der Zeit des leiblichen Lebens ſich mit einem, den Mangel erſtattenden, geiſtigen Leibe zu überkleiden. Die Kräfte des innren und äußren Lebens gehen leichter und ungehinderter, als bei irgend einer andren leiblichen Form, durch die zarte Hülle aus und ein, und eben der ſcheinbar drückende Mangel gibt Veranlaſſung, daß die Seele, wenn auch nur abbildlich und an einem vergänglichen, äußren Material, jene innren Kräfte offenbare und übe, durch welche ihr ſpäter der neue, ſelbſtſtändigere Leib gebildet wird.

Dieſes wundervolle Kundwerden der Geheimniſſe, der verborgenſten Bedürfniſſe und Beſtrebungen des innren Menſchen, in den ſelbſt erwählten Geſchäften und Werken des äußren, wird uns ſpäter beſchäftigen, wenn wir von der Geſchichte der Kunſt reden. Hier beachten wir nur noch einige äußerſte Anfänge jener Fäden, welche ſich von unſrer leiblichen Natur hinein in das Weſen und Wirken der geiſtigen verweben und daſelbſt aus ſcheinbar kleinem, vergänglichem Anfange, große und unvergängliche Folgen anſpinnen.

Zu jenen Erſcheinungen, welche zunächſt durch dieſelbe Urſache herbeigeführt werden, aus welcher die angeborne Nacktheit der Menſchenhaut hervorgeht, gehört unter andrem auch das unläugbare, eigenthümliche Gefühl des Menſchen für Metalle und die ſonderbare, wechſelſeitige Anziehung, in welcher er mit der Welt der Erze ſteht. Einige Züge, welche ſich in der Geſchichte des thieriſchen Magnetismus öfters wiederholen, ſcheinen unter andrem für eine ganz beſondre Wirkung der edlen Metalle auf den Menſchenleib zu ſprechen. Dieſe erregen in jenen Zuſtänden ein ſehr auffallend angenehmes Gefühl. Der uralte Werth, welchen der ſinnliche Menſch auf den Beſitz des Goldes und Silbers gelegt, der Reiz, welchen der Glanz einer metallenen Fläche auch für den halbthieriſchen Wilden hat, ſcheinen ſich auf dieſen natürlichen Zug unſres Leibes zu gründen. Eine magiſche Aufregung der innren Kräfte, ähnlich dem Hellſehen, wurde öfters bei reizbaren Perſonen blos durch das anhaltende Hineinblicken in eine glänzende Metallmaſſe herbeigeführt, wie dies unter andrem der bekannte Jacob Böhm an ſich erfahren.

So ſcheint denn auch, von dieſem Fein- und Ferngefühl für die umgebende Körperwelt, bewußtlos, manche Zu- oder Abneigung herzukommen, welche ſich ſelbſt bei der Wahl und dem Entfernen der ſcheinbar gleichgültigſten Befriedigungsmittel unſrer ſinnlichen Bedürfniſſe zeigen, und welche uns ſpäterhin, in der eigentlichen Seelenkunde, als ein zu löſendes Räthſel beſchäftigen ſollen.

Wäre der Menſch, ſo wie der bunt befiederte Vogel gleich bei ſeinem Auftreten in dieſer jetzigen ſichtbaren Geſtalt mit der bekleidenden Decke verſehen geweſen, ſo würden mehrere Hauptrichtungen ſeines Weſens, deren

Aeußerungen eben ſo wunderlich und lächerlich, als in andren Fällen wunderbar und ernſt erſcheinen, niemals kund geworden ſeyn.

An den Mangel der natürlichen und angebornen Bedeckung der Haut knüpft ſich auch großentheils die Befähigung des Menſchen, in den verſchiedenſten Klimaten und Höhen auszudauren und zu gedeihen.

Unter den Sinnorganen des Hauptes iſt, wie wir bereits oben geſehen, abermals der ſcheinbar niedrigſte — der Sinn des Geſchmackes — im Vergleich mit allen Thieren, am augenfälligſten und vorherrſchendſten ausgebildet. Denn an dieſes Organ, welches vor allen andren Sinnen zu einem wahrhaften materiellen Aufnehmen und Aſſimiliren dient, iſt zugleich vorzugsweiſe die Möglichkeit der Verleiblichung und Kundmachung der Welt des innren Sinnes geknüpft.

Die andren Sinnorgane des Hauptes ſcheinen, wenn wir blos das Quantitative der Eindrücke beachten, an Empfindlichkeit und Feinheit weit hinter denen der angränzenden Thiere zurückzuſtehen, und bei dem Geruch dürfen wir auch ohne Widerrede zugeben, daß ſeine äußre Function am Menſchen, durch eine Verwandlung, welche uns ſpäter beſchäftigen ſoll, ins Innre zurücktrete: zu einer innren werde. Beachten wir jedoch am Auge und Ohr des Menſchen das Qualitative der Eindrücke, zu denen ſie gemacht ſind, ſo wird es ſehr zweifelhaft, ob ein einziges Thier, ſey es auch mit der höchſten Schärfe jener Sinnen begabt, hierin zu einem Vergleich mit dem Menſchen geeignet ſey. Denn das Ohr des Auerhahns unterſcheidet blos zunächſt das Geräuſch, würde es aber, oder würde das Ohr irgend eines andren Vogels jene feinſten Abſtufungen der Laute, beim Ausſprechen der Menſchenworte, und ſelbſt jene zarten Unterſchiede der Töne bemerken, welche der Menſch, auch wenn er ſie zum erſten Male hört, ſo leicht und ſchnell auffaßt und nachahmt? Eben ſo und noch viel mehr iſt es zu bezweifeln, daß irgend ein thieriſches Auge, ſey es auch ſchärfer als das des fern blickenden Falken, vermögend ſeyn könnte, von jenen zarten Unterſchieden der Farben oder des Lichts und der Schatten gerührt zu werden, welche, wie dies die nachahmende Hand zeigt, das Menſchenauge erkennt. Wiſſen wir doch kaum, wie ſich das Auge der Thiere zu dem Lichte des Firſternenhimmels verhält, bis zu deſſen fernſten Tiefen der Menſchenblick ſich erhebt.

Das Werkzeug der Stimme, dieſer kleinere Leib im größern, dieſer engere organiſche Kreis, eingeſchloſſen in den umfaſſenderen, weiteren, iſt wohl ohne Vergleich am Menſchen am vollkommenſten ausgebildet. Derſelbe wetteifert nicht allein an Mannichfaltigkeit und Lieblichkeit der Töne mit jedem ſingenden Vogel, ſondern es vermag ſeine Kehle die Töne auch der lebloſen Natur nachzuahmen. Eine ſolche wundervolle Entwicklung der Stimme, an einem Organismus, welcher ſonſt ganz dem der Säugthiere gleichet, befremdet um ſo mehr, da gerade die menſchenähnlichſten Formen dieſer Klaſſe nur einiger weniger plärrenden oder brummenden Töne fähig ſind. Das beobachtende Auge irgend eines geiſtigen Weſens, welches die Thierwelt unſrer Sichtbarkeit und ihr allmähliches Entfalten und Vervollkommnen von Form zu Form bemerkte, würde, ehe es den Menſchen kennen lernte, den Schluß machen: die Stimme, welche am Vogel ſo herrlich ertönte, gehe bei den Säugthieren allmählich ihrem Erlöſchen entgegen, und ein Weſen, das noch jenſeits dem Affen ſtünde, müſſe gänzlich lautlos ſeyn.

Dies iſt aber öfters und faſt immer die Weiſe der oberen ſchaffenden Kraft, daß ſie die Segnungen und Wunder eines neuen, höheren Lebens da ausſtreut und hervorkeimen läſſet, wo das alte Leben verloſchen und erſtorben ſchien, und daß ſie ihre neuen Schöpfungen aus dem Todten hervorruft.

Anders iſt es bei der Hand, in deren Beſitz ſchon das Alterthum mit Recht einen Hauptvorzug des Menſchen vor dem Thiere geſetzt. In der einen Abtheilung der Säugthiere, deren Gipfelform der Elephant iſt, werden die Enden der Füße großentheils durch Hufe umſchloſſen und hierdurch zum Fühlen wie zum Greifen unfähig. In der andren, welche die menſchenähnlichen Formen enthält, wird zuerſt (bei den Raubthieren) die Muskelkraft der Hand in gewaltigem Maß entfaltet, ohne daß dieſelbe vorzugsweiſe Organ des Gefühls iſt. Die Entwicklung der fühlenden Finger beginnt abermals mit einem ſehr augenfälligen Extrem, in der Klaſſe der Fledermäuſe, bei denen auch das Gefühl in höherem Maß ausgebildet ſcheint, als ſonſt irgendwo im geſunden Zuſtand des Leibes. Hierauf werden bei den menſchenähnlichen Affen vier Hände, ſtatt zweier, gefunden, und es vertritt bei einigen ſelbſt der Wickelſchwanz noch die Stelle einer Hand.

Das Zuſammenfallen zweier ſcheinbar ſo verſchiedner Befähigungen, wie das Fühlen und die hohe Beweglichkeit und Lenkſamkeit der willkürlich beweglichen Muskeln, wird uns durch das begreiflich ſeyn, was wir oben (S. 185) über das Gefühl bemerkten. Die Hand iſt vor Allem das Organ, durch welches die bei dem Menſchen leiſer und leichter, als bei irgend einem irdiſchen Weſen, an den Leib gebundne Seele gleichſam hinauszutreten und in der einen ihrer Eigenſchaften, als bildende Seele ſich zu offenbaren vermag. Es iſt die Hand, durch welche der Menſch in den Werken der bildenden Kunſt die Verwandtſchaft des in ihm wirkenden Geiſtes, mit jenem Geiſt kund machet, durch welchen die ganze Sichtbarkeit und alle Herrlichkeit des Himmels und der Erde geſchaffen iſt.

Durch die Hand bauet ſich der Menſch ein Paradies mitten in die erſtorbene Oede, und verleihet den Farben oder dem Erdklumpen wenigſtens die leibliche Geſtalt des Thieres, oder ſelbſt die hehre der Menſchen, denen er, wenn auch nicht den lebendigen, laut ſprechenden Odem, doch die ſtumme Sprache der Mienen und Geberden einhauchet. Wäre es auch nur noch ein Schatten der alten, urſprünglichen Herrſchergewalt: es erkennen die Macht der durch dieſe künſtliche Hand wirkenden Seele alle Lebendigen und alle Elemente der Erde.

Die Füße ſind, wie wir ſchon oben geſehen, aufs vollkommenſte für die aufrechte Stellung und den Gang gemacht. Hierbei dürfen wir jenes freilich ſehr bekannten Verhältniſſes, in welchem die gewöhnliche und mittlere Geſchwindigkeit der gehenden Menſchenfüße mit den Bewegungen unſres Planeten ſteht, nicht ganz unerwähnt laſſen. Es wußten nämlich ſchon die alten Chaldäer, daß die gewöhnliche mittlere Größe und die hiermit zuſammenhängende, mittlere Geſchwindigkeit des Menſchenleibes in einem ſo merkwürdig abgewognen Verhältniſſe zur Größe und Geſchwindigkeit der Erde ſtehe, daß, wenn ein Menſch immer fortgehen könnte, er gerade in ſo viel Zeit um den ganzen Umfang der Erde herumkommen würde, als die Erde nöthig hat, einmal um die Sonne zu laufen, nämlich in 365 Tagen. Es iſt dies abermals eines von jenen, bereits oben erwähnten Verhältniſſen, welche uns im Menſchenleibe ein genaues — nach Zahl und Maß abgewogenes — Ebenbild der uns umgebenden Welt der Geſtirne erkennen laſſen.

Im Ganzen ſind die Muskelkräfte der Arme und Füße, was das blos Quantitative betrifft, bei dem Menſchen nicht außerordentlich hervorragend, und im Vergleich mit den Säugthieren gehört derſelbe hierin weder zu den vorzugsweiſe begabten, noch zu den verſäumten. Denn obgleich in einzelnen Fällen der Menſch den Wettlauf mit dem ſchnellen Geſpann der Roſſe unternommen, und, wenn der Weg nicht zu kurz war, durch die Ausdauer ſeiner Muskeln das Lob einer gleichen Schnelle errungen hat, ſo iſt doch nicht zu läugnen, daß die gewöhnliche Geſchwindigkeit der Fortbewegung bei vielen Säugthieren größer ſey, als beim Menſchen. So will zwar der Herr der Natur den Vorzug der Muskelkräfte auch nach andren Richtungen hin den Thieren der Wildniß ſtreitig machen, denn er fordert, hinanklimmend auf die Zacken der Gebirge, ſelbſt die Gemſe und den Steinbock zum Kampfe auf, begibt ſich ſchwimmend und tauchend in die Wohnung des Seeotters, erreicht nicht ſelten, das gleich große Säugthier, in der Fähigkeit die aufgelegte Laſt zu tragen; er ſieht ſich jedoch, werden die Leiſtungen blos nach Gewicht und Zeitmaß verglichen, bald in dieſem, bald in einem andren Gebiet von ſeinen Mitkämpfern übertroffen. Denn es hat im Verhältniß der Größen ſelbſt der Affe eine ſtärkere Muskelkraft als der Menſch.

Abgeſehen jedoch davon, daß die Bewegungen der Seele — Leidenſchaften jeder Art, noch mehr aber der Moment einer hohen Begeiſterung — auch die Muskelkräfte des Menſchen weit über das gewöhnliche und natürliche Maß erheben; ſo iſt es eine Region der Muskeln an unſrem Leibe, auf deren Entwicklung und Bewegung vorzugsweiſe alle Kräfte der bildenden und bewegenden Seele hingewendet ſcheinen: das iſt abermals die Region der Stimm- und Sprachorgane. Hier ſammlen ſich, wie in einem Brennpunkte, alle jene Fähigkeiten, welche der Muskel bald hier, bald da im Thierreiche offenbaret; der Menſch übertrifft mit der Schnelligkeit der ſprechenden Muskeln die Schnelligkeit des gleich einem Pfeile fliegenden Vogels; an Ausdauer und Stärke (wenn hierbei die Größe der

Muskeln beachtet wird), die Muskeln des gehenden und tragenden Kamels und des kräftigen Löwen. Denn es trauet der nachforſchende Verſtand kaum ſeinen eignen Berechnungen, wenn er die Bewegungen der Muskeln unſrer Sprachorgane und ihren Wechſel beachtet, wie ſie nur die anhaltende Rede einer Stunde hervorgerufen und erfordert hat. Es ſind in dieſem kleinen Kreis der Menſchenſprache und Menſchenſtimme alle jene Gaben zuſammengehäuft, welche die ſchaffende Hand einer ewigen Liebe vereinzelt in die andren Lebendigen legte; denn in dieſem magiſchen Kreiſe liegen die bewegenden Fäden, welche von dem Herrſcher und Mittelpunkt der Erdbewohner ausgehen, in das ganze Gebiet der Sichtbarkeit.

In der Bildung der innren Theile finden wir den Menſchenleib nur wenig von dem des Thieres unterſchieden. Es zeichnet ſich das Gehirn des Menſchen in ſeinem äußren Umriß durch eine größere Entwicklung nach den Seiten — Rundung — von dem Gehirn einiger ſonſt ziemlich menſchenähnlicher Säugthiere aus. Uebrigens iſt es faſt nur der räthſelhafte und ſcheinbar unbedeutende Hirnſand, der beim Menſchen als etwas Neues, zu den übrigen ſchon beim Säugthier vorhandnen Theilen hinzukommt. In der Bildung des Auges zeichnet ſich der Herrſcher der Erde, wenigſtens vor den meiſten Säugthieren, durch den oben (S. 233) erwähnten citronengelben Fleck aus, in deſſen Mitte der dunkle Centralpunkt gelegen iſt. Denn nur im Auge der Affen zeigt ſich noch etwas Aehnliches.

Das Herz liegt im Menſchenleibe etwas mehr nach der linken Seite hin, während es im Säugthier ſeine Stellung genauer in der Mitte der Bruſt hat.

Der Magen und Darmcanal, von mittlerer Größe und Erſtreckung, deuten ſchon durch ihren Bau auf das oben erwähnte Vorrecht des Menſchen hin, ſeine Nahrung aus den verſchiedenſten Reichen und Ordnungen der belebten Dinge zu nehmen. Obgleich der thieriſche Menſch an unmäßiger Eßluſt mit dem gefräßigſten Thier zu wetteifern vermag, weil durch eine nur dem Menſchen mögliche Verſetzung (Metaſtaſe) des Innren aufs Aeußre, die Seele ihren eignen, durch das Leibliche nie zu ſtillenden Trieb nach Sättigung auf den Körper überträgt, ſo erſcheint doch in andren Fällen unſer leibliches Leben und ſeine Kraft ungleich weniger von der Maſſe der Speiſe abhängig, als das der Thiere. Denn während die Kuh zu ihrer vollkommnen Befriedigung an Nahrungsmitteln täglich den achten Theil ihres Geſammtgewichtes verlangt, begnügt ſich der Menſch von geſunder Eßluſt mit dem vierzigſten Theil ſeines Körpergewichtes, und es reicht in ſehr vielen Fällen der ſiebente, ja der zehnte Theil dieſer gewöhnlich vorausgeſetzten Normalportion zur Ernährung und leiblichen Bekräftigung hin. Von der Eigenthümlichkeit des Menſchen, ſeine Speiſen durch Feuer und andre verwandte Naturkräfte bereiten zu laſſen, ſprachen wir ſchon oben.

Es wird mit Recht als ein Vorzug unſrer Natur gerühmt, daß der Leib des Menſchen in den Aeußerungen und Bedürfniſſen des Geſchlechtstriebes nicht ſo wie das Thier an eine beſtimmte Zeit des Jahres gebunden iſt. Obgleich in andrer Hinſicht der Lauf der Geſtirne, vornehmlich des Mondes, von Einfluß auf die innre Thätigkeit des Generationsſyſtemes erſcheint, ſo iſt doch der Menſch jener unbeugſamen und ehernen Gewalt, mit welcher das Geſtirn dem Thiere der Wüſte das Werk der Zeugung anbefiehlt, nicht unterworfen. Auch dieſes iſt ein äußres Anzeichen jener höheren, innren Herrſcherkraft der wollenden und begehrenden Seele, welche ſelbſt nach dieſer Richtung den Leib und ſein Bedürfniß zu bemeiſtern vermag. Denn es wird, ohne Nachtheil der Geſundheit, jener im Thiere übermächtige Trieb ein ganzes, langes Leben hindurch völlig unbefriedigt gelaſſen, wenn nur der Menſch ſeinen Leib an andrem, leichter zu überwindenden Bedürfniß den Gehorſam gegen das Geſetz der höheren Ordnung: die Unterwürfigkeit unter die Zucht des Geiſtes gelehrt.

Die Herrſchermacht des Menſchen, auch über jenen mächtigſten Theil ſeiner Sinnlichkeit, iſt auf eine Eigenthümlichkeit ſeines innren Baues gegründet. Es wird nämlich die zeugende Flüſſigkeit zwar im kräftigeren Lebensalter beſtändig, jedoch in einer verhältnißmäßig ſo geringen Menge abgeſondert, daß die Thätigkeit der einſaugenden Gefäße ihn alsbald in den Kreislauf zurückzuführen, und zu höheren, geiſtigeren Bildungen zu verwenden vermag.

Der Menſch wird auch deshalb in einem hülfloſeren Zuſtand geboren, und verweilt länger in demſelben, als die Jungen andrer Säugthiere, damit ſich hierdurch das Band des gegenſeitigen Bedürfniſſes und der Liebe zwiſchen den Eltern inniger verknüpfe. Denn der erſte Laut des Neugebornen, womit dieſer die Liebe und Pflege der Eltern begehrt, ſcheint dieſelben zu einem wechſelſeitig treuen, durch kein fremdes Bündniß geſtörten Zuſammenhalten aufzufordern. Es verlangt ſchon die nothwendige leibliche Pflege und Erziehung des hülfloſen Kindes ein ungetheiltes Zuſammenwirken der Liebe beider Eltern. Dann aber, wenn dem erwachten Geiſte die Aufgabe dieſer Pflege nicht mehr eine blos leibliche iſt, ſondern zu einer geiſtigen wurde, geſchieht dieſes Gebot der ungetheilten Liebe mit dringenderem, unausweichbarerem Ernſte an den Menſchen, und ſchon der blos ſinnliche und leibliche ahndet, der geiſtige aber weiß es, daß eine göttliche Ordnung dem Manne nur eine Gehülfin zugeſellen wollte, wie der Erde, welche er bewohnt, nur Einen Mond.

Eine Neigung zur Zuſammengeſellung, welche das Entſtehen der Städte und Staaten begründet, ſcheint unſrer Natur allerdings näher zu liegen, als in ſeltnen Fällen eine Neigung zur Vereinzelung und Abſonderung. Es vereinigen ſich übrigens in dieſer Hinſicht in dem innerlich ſo wie äußerlich ſo vielgeſtaltigen und wandelbaren Menſchen die Eigenſchaften des einſam wohnenden Adlers und jene der geſelligen Gazelle.

Es iſt keine Gegend der Erde, welche der Menſch nicht als Heimath lieben lernen könnte, wenn ſie dem Leibe nur den ſpärlichen Bedarf der Nahrung, vor allem aber der Seele die Befriedigung des meiſt vorherrſchenden Bedürfniſſes nach Geſellung mit gleichartigen Weſen gewährt. Unſre beugſame Natur erträgt, vermöge der oben erwähnten Eigenthümlichkeit der nackten Haut, höhere Grade der Hitze und eine mächtigere Kälte, als die jedes andren Säugthieres; athmet und gedeiht eben ſo leicht in der dünnen, leichten Luft der Hochgebirge, als unter der ſchweren, drückenden der tief gelegenen Ebene: und ſelbſt die feuchte Wärme der afrikaniſchen Sümpfe wird von den Eingebornen ertragen. Das Auge hat ſich zuletzt eben ſo an das beſtändige, ſchwache Grubenlicht der unterirdiſchen Wohnungen von Wiliczka, als an den blendend hellen Reflex der weißen Kreidefelſen von England gewöhnt, und das Ohr des Anwohners bemerkt zuletzt kaum mehr den Donner des Niagara-Waſſerfalles oder das beſtändige unterirdiſche Geräuſch des Stromboli.

So ſtehet dem Herrſcher der Erde, ſchon durch die äußre Einrichtung ſeines Leibes, der Zugang zu allen Regionen des ihm angewieſenen Gebietes offen. Es begleiten ihn in die Tiefen des Bodens wie auf die Höhen des Gebirges; in die lieblichen Gefilde des oſtindiſchen Himmels, wie unter die Schnee und Eis gewohnten Felſenthäler von Grönland, jene Kräfte ſeiner Natur, welche ihn zum ſelbſtthätigen Herrſcher adeln: ein Geiſt der Ordnung und der Verſchönerung, welcher auch in ſeinem halbgelungnen Beſtreben die Erinnerung an ein Paradies ausſpricht, aus welchem der Menſch entſproſſen, und deſſen er, bei allen ſeinen Irren und Mühefahrten nich vergeſſen kann.

Der Leib des Menſchen ſelber erſcheinet als ein wundervoller Verein aller Grundgeſtalten und Kräfte des ſichtbaren Weltalls. Selbſt in dieſer ſeiner armen, vergänglichen Natur iſt er noch ein Abglanz und Ebenbild: ein in die Geſtalt des Fleiſches geſchriebener Name Deſſen, von welchem alles Seyn und Weſen ſeinen Anfang genommen. Er gleichet einem reich und vielbeſaiteten Inſtrument, in welchem alle Töne ſchlummern, welche in dem alten und ewig neuen Lied der Schöpfung gehört werden. Es gefällt dem Geiſt des Lebens zuweilen ſeine Stimme auf dieſen bewegten Waſſern zu vernehmen und ſein Angeſicht in ihnen zu ſpiegeln. Alsdann durchdringen ganze Völker und Zeiten, ſo wie einzelne, hochbegabte Naturen, die Kräfte einer Begeiſterung, welche überall, wohin ſie trifft, neues Leben wecket. Wenn jedoch die Saiten dieſer Aeolsharfe auch lauter ertönen, ſobald der Fittich des Sturmwindes ſie trifft, ſo wird doch ſelbſt ihr leiſeres Beben vernommen, ſo oft die Sonne zum Aufgang ſich erhebet, und vor ihr her ein Hauch des lebendigen Windes. Es war keine Menſchennatur ſo arm und verödet, welche nicht etwa einmal in ihrem Leben dieſes Mittönen ihres ganzen Weſens mit den Klängen einer oberen und ewigen Harmonie empfunden hätte; ſollte ſie auch den Geiſt des Ent-

zückens

zückens, der ſie dann durchdrungen, aufs Beſchränkteſte und Niederſte gedeutet und gemißbraucht haben. Keine iſt, welcher nicht dieſes Beſuchtwerden von einem Aufgang aus der Höhe, in der armen Hütte des Leibes, auch wenn ſie es noch nicht erfahren, noch zukünftig wäre, und in deren Kraft und Willen es nicht alsdann ſtünde dem Fremdling einer höheren Ordnung eine Stätte in ſich anzuweiſen, zu welcher er gern und öfters wiederkehrte.

Jedoch dieſes Bewegen zweier Welten und Ordnungen des Lebens im Weſen des Menſchen führt uns unmittelbar auf die Fragen von der Seele.

Bemerk. Das Uebereinſtimmen der Menſchengeſtalt in ihren Dimenſionsverhältniſſen und der wechſelſeitigen Beziehungen der einzelnen Hauptorgane und Syſteme auf einander, findet ſich weiter entwickelt in m. Ahnd. einer allgem. Geſch. des Leb. zweiten Theiles erſtem Band; die bedeutungsvollſten Zahlenverhältniſſe, der Räume und der Zeiten unſrer Sichtbarkeit überhaupt, berückſichtigt der zweite Band jenes Buches; das Uebrige, zunächſt die Naturgeſchichte des Planetenſyſtemes Angehende, findet ſich in m. Handbuch der Kosmologie. (Nürnberg 1823.)

Der Kopf des Menſchen, z. B. nach Gerard Audran's Meſſungen des Apolls von Belvedere, wird ſeiner Höhe nach in vier gleiche Theile getheilt: 1) vom Scheitel bis zum Anfang der Stirn, oder zur Wurzel der Haare; 2) vom Anfange der Stirn bis zur Naſenwurzel, in der Höhe des oberen Augenliedes; 3) von da bis unter die Naſe; 4) von hier bis unter das Kinn. — Jedes Auge mißt ſeiner Breite nach einen halben Theil dieſer Art, und eben ſo viel beträgt der Zwiſchenraum zwiſchen beiden Augen; die größte Breite des Kopfes mißt 5 Breiten des Auges (an den Schläfen nur $4^{1}/_{4}$). Die größte Tiefe, von der Stirn bis zum Hinterhaupt, beträgt $2^{1}/_{4}$ der erwähnten Höhentheile, oder $5^{1}/_{3}$ Breiten des Auges. Die Höhe der ganzen Bildſäule mißt $7^{1}/_{8}$ Höhen des Hauptes. Beachten wir die Meſſungen von Albrecht Dürer (vier Bücher von menſchlicher Proportion, durch Albrechten Dürer von Nürnberg erfunden und beſchrieben 1528), dann ſehen wir immer das erſte Siebentheil der ganzen Höhe, vom Scheitel bis zur Sohle, in der Gegend des Schildknorpels am Halſe, oder wie Dürer es zuweilen bezeichnet, in der Höhe des Schulterfleiſches (a. a. O. S.) ſich enden. Die Länge des Kopfes im engeren Sinn (vom Scheitel bis unter das Kinn), welche in den erſten Lebensjahren ein Viertheil der ganzen Länge iſt, wird bei wohlgebildeten Erwachſenen im Mittel $7^1/_2$ bis 8 gefunden. Sie verläſſet dieſſeits 7 und jenſeits $8^1/_2$ das Verhältniß, welches unſre Sinnen ſchön finden. Sehr bemerkenswerth iſt auch das Maß der ausgeſtreckten Menſchenarme, welches dem der ganzen Körperlänge entſpricht, das mittlere Verhältniß der Länge der Hand und der Fußfläche, welches $^1/_{10}$ und $^1/_7$ iſt, ſo wie an der aufrechten Geſtalt die Schenkel und Füße $^1/_2$ der ganzen Länge, die Breite zwiſchen den Hüftknochen $^1/_7$. Die Höhe vom Scheitel bis zu dem Halsgrübchen am oberen Ende des Bruſtbeines beträgt eben ſo wie die Breite in dieſer Gegend $^1/_6$, die Höhe der eigentlichen, das Gehirn enthaltenden Schädelhöhle miſſet beiläufig $^1/_{19}$ der Geſammthöhe, die Länge des eigentlichen Geſichts, von dem oberſten Theil der Stirn bis unter das Kinn, ſo wie die Länge der Hand ein Zehntheil. M. v. über die Proportion, aus Fiorillo's Nachlaß, das Kunſtblatt von Dr. L. Schorn 1828. S. 354 u. f.

Wie oben erwähnt, begegnen ſich, vermöge des dritten Keppleriſchen Geſetzes in den Zeit- und Raumverhältniſſen des Planetenſyſtemes häufig die Zahlen 7 und 19. Ein Jahr der Ceres und Pallas dauert 19 Mercurjahre; der Abſtand jener Aſteroiden iſt ſiebenmal der Abſtand des Mercur. Daſſelbe Verhältniß iſt dann zwiſchen Venus und Jupiter, zwiſchen Juno und Uranus, und es begegnen ſich auch in den größern Mondperioden die ſiebenmal ſieben und neunzehnjährigen Cyklen.

Was das gewöhnliche äußerſte Ziel des Menſchenlebens zu 70 Jahren betrifft, ſo wird es allerdings zuweilen ſelbſt unter Europäern um das Doppelte überſchritten. Denn der Engländer Effingham (geſtorben 1757) war zweimal 72, der Däne

Drakenberg, welcher im faſt hundertjährigen Alter noch das Elend der türkiſchen Gefangenſchaft erduldet, war zweimal 73; Thomas Parre (geſt. 1635) zweimal 76, endlich H. Jenkins (geſt. 1670) gar zweimal 84½ Jahre alt geworden. Dagegen fand James Riley (Schickſale und Reiſen an der Weſtküſte und im Innern von Africa, 1815, auch als Auszug im Ethnographiſchen Archiv I.) unter den Mauren der heißeſten Wüſte Greiſe, welche bei einem Alter von dreimal 70 Jahren (fünf Zillahs, eine zu 40 Jahren) noch ſo rüſtig und kräftig waren, wie der wackre Reitersmann Chriſtoph Ill in ſeinem 109ten (m. v. meine Einleitung zu „Martellis Schickſalen", Erlangen bei Heyder 1823), oder die eben erwähnten Langlebigen in ihrem faſt anderthalbhundertjährigen Alter. Die mumienartig zuſammengeſchrumpften Greiſe und Greiſinnen, ohne Haare und Zähne und mit ganz zuſammengefallenen Augen, welche jene Mauren ſo zärtlich pflegten und beachteten, daß ſie in Zeiten des Mangels zunächſt nur die Ahnen und die kleinen hülfloſen Kinder mit Kamelmilch verſorgten, waren gegen 8 Zillahs, mithin gegen oder über 300 Jahre alt, hatten demnach das gewöhnliche Endziel des Menſchenlebens von 70 oder 80 Jahren um das Vierfache überſchritten. Sie hatten in dieſem langen Leben nur ſelten etwas Andres genoſſen, als Kamelmilch.

Ueber die natürliche Befähigung und Einrichtung des Menſchenleibes zum aufrechten Gang ſ. m. meine allgem. Naturgeſchichte §. 86 u. f. Auch die in die Wildniß gerathenen Menſchen, mit Ausnahme einiger Blödſinnigen, und hierbei leiblich Verkümmerten, gingen aufrecht. —

Wenn nach Hallers Beobachtung und Berechnung ein Menſch in einer Minute 1500 Buchſtaben ausſpricht, ſo kommt hierbei auf die Zeit der Zuſammenziehung des den Buchſtaben bildenden Muskels der 3000ſte, auf die Schwingungen der Griffelzungenmuskeln beim Ausſprechen des Buchſtaben R der 3000ſte Theil einer Minute.

Oben S. 333 wurde das gewöhnliche Quantum der Nahrungsmittel, bei einem erwachſnen Menſchen auf etwa 4 Pfund angeſchlagen. Es genügten aber auch in vielen Fällen 9 ja 7 Unzen zur geſunden Erhaltung des Lebens und der Kräfte, bei Solchen, deren Lebensweiſe keine ſtarke Anſtrengung der Muskeln forderte.

Bei dem caucaſiſchen Hauptſtamm der Menſchen findet man in großer Allgemeinheit das Verhältniß der Zahl der neugebornen Mädchen zu den Knaben wie 21 zu 20. Dieſe geringe Ueberzahl des weiblichen Geſchlechts über das männliche, wird indeß im ſpätern Verlauf des Lebens, durch die größere Sterblichkeit des zarteren Geſchlechts wieder unmerklich gemacht und ganz aufgehoben. Wenn dagegen bei einigen Bewohnern der heißeren Länder gewöhnlich eine viermal größere Zahl der Mädchen geboren wird, als der Knaben; ſo iſt dieſes unnatürliche Verhältniß, wie dies aus Niebuhrs Beobachtungen hervorzugehen ſcheint, nur eine Folge der unnatürlichen und unmenſchlichen Sitte der Vielweiberei.

Den tiefſten Grad der Thierheit an menſchenähnlichen Weſen, in Beziehung auf Ehe und alle höheren, geſellſchaftlichen Verhältniſſe, ſchildert Sonnerat in ſ. Reiſ. 2r Bd. S. 85 u. 86, 87 an den Bewohnern des Innern von Manilla und Luzon.

Die

Geſchichte der Seele.

Von

Dr. G. H. Schubert,

Profeſſor in München.

Zweiter Band.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1830.

III.

Die Seele des Menſchen.

Die Frage nach der Seele und ihrem Seyn.

§. 25. Es fällt ein Sonnenſtrahl in die dunkle Kammer, und das Auge ſiehet alsbald im Strome des Lichtes Stäublein, aufgeſcheucht vom Odem und Fußtritt der Menſchen; Stäublein, welche emporſteigen und durcheinander wirbeln, als bewegte ſie ein ſelbſtſtändig inwohnendes Leben. Der Strahl entweicht, und der bewegte Wirbel iſt verſchwunden. War es vielleicht nur die hineinſcheinende Sonne, welche das Gebilde von Staub emporhob vom Boden, da es vorhin bei andrem Staube geruht, und gab nur ſie ihm die wirbelnde Bewegung, oder war das Gebilde vorhin ſchon da und in Bewegung, und der Sonnenſtrahl macht es nur ſichtbar, ſo oft und ſo lange er da hineindringt?

Das Leben des Leibes iſt ganz etwas Andres, Selbſtſtändigeres, als das Bewegen der Stäublein von fremdem Hauche; der Weg der Seele zum Leibe und der Verkehr mit dieſem iſt etwas Näheres, Innigeres, Lebendigeres, als alles Wirken des Lichtſtrahles auf die todte Maſſe. Und dennoch läſſet für die Fortdauer eines lebensähnlichen Bewegens der Anblick der Sonnenſtäublein in der Kammer noch mehr Hoffnung, als der Anblick des

Menſchenleibes im Tode. Denn gleich einem wandelnden Thurme von Sand, welchen der Wirbelwind in der Wüſte geſtaltet, ſinkt das wundervolle Gebilde zum Boden und bewegt ſich nie mehr; der Wind aber, jetzt die Diſtel, dann den Wipfel der Palme bewegend, ziehet weiter ſeines Weges, über Gebirg und Meer.

Der Menſch, eben noch ſo bewegt von Lebensmuth und Hoffnung, der Mund überfließend von Gedanken, das Auge voll Begeiſterung; da ergießen ſich einige Tröpflein Blutes ins Gehirn, der Mund verſtummt, die Gedanken weichen wie Spreu vor dem Winde, und das bleiche Angeſicht des Todten ſcheint mir ſagen zu wollen: es iſt aus, Alles aus.

Es trifft die Leber, oder die wichtigſten Eingeweide der Verdauung ein langſames Leiden, und ſiehe, derſelbe Menſch, in deſſen Seele der Zorn ein ſelten oder nie hindurchwandelnder Fremdling ſchien; derſelbe Menſch, der das Grämen und die Neigung zum Sorgen nicht kannte, wird jetzt von einem am Wege liegenden Stein, oder durch das Lachen, das er vorhin geliebt, zum Zorn gereizt: ein fliegendes Gewölk weckt die leiſe ſchlafenden Sorgen, ein fallend Blatt das Grämen auf. „Wir ſelber dann ein aus unbekannter Höhe zu Boden fallendes Blatt, mit welchem ein durch die Leiblichkeit gehender Wind ſpielet, welcher kommt, wir wiſſen nicht woher, und gehet, wir wiſſen nicht wohin.“

„Nimmt uns doch ſchon das Alter eine dieſer ſogenannten Kräfte der Seele, eine der mühſam errungenen Erfahrungen und Erkenntniſſe nach der andern hinweg; die erlernten Worte entfallen dem Gehirn, wie dem greiſen Scheitel die Haare; die, wie es ſchien, auf ewig feſtgeſtellten Bilder, die Gedanken, welche der Mund ausſprach, vergehen und entweichen von ihrer Stätte, wie die Zähne, welche vorhin den Mund geziert. Mit dem Augennerven und dem Sehehügel zugleich vertrocknen und verſiegen die letzten Erinnerungen, auch an die Farben und Geſtalten der Dinge, mit dem Hörnerven das Andenken der Stimme und Töne. So ſchwindet Alles, was der Menſch geliebt und gehofft und erkannt, denn es gehörte ſo wenig ſein, als die wandernden Vögel dem Lande, das ſie, ſich aufmachend vom Boden, im Herbſt verlaſſen. Was da noch zurückbleibt, nahe an dem Eingang zur Gruft, das träge Bewegen der Muskeln unter der zuſammengeſchrumpften Haut, welches aus alter Gewohnheit das blinde Auge eben ſo nach der Sonne als nach dem Dunkel hinſtarren macht; das leiſe Athmen, das noch immer an dieſem Gerippe aus- und eingeht, das iſt ferner nicht das, was die denkende Seele Leben nannte, es iſt nur das letzte Verrinnen der leiblichen Lebensſäfte am verdorrenden Gebein.“

„So entreißt auch ein heftiges Fieber der Seele, oder vielmehr dem Gehirn des Menſchen die ganze inwohnende Welt der vermeintlich ewigen Güter; der trefflich gelehrte Mann hat auf einmal die erſten Anfangsgründe der erlernten Sprachen, ja die Buchſtaben, und ſelbſt den eignen Namen vergeſſen. Wie die Gicht, wenn ſie zwiſchen den Knochen der Hand die krankhaften erdigen Anſätze erzeugt, dieſer Hand zugleich alle die erworbenen Künſte und Fertigkeiten der Finger nimmt, ſo entzieht ein Verdichten der Knochenplatten des Hirnſchädels dem Gehirn mit einmal alle ihm eigenthümlich geſchienenen Gaben, es kann nun dieſes ſeine Außenwelt eben ſo wenig faſſen und in ſich bewegen, als die kranke Hand; das Leben der Seele wird von den Träumen des Wahnſinnes zerriſſen, oder verſinkt in Blödſinn.“

„Wie? ſollte vielleicht Alles das, was wir Seele und Kräfte der Seele nennen, nichts Andres ſeyn, als ein feiner materielles Bewegen der leiblichen Elemente, ein Bewegen, das blos mit und durch den Leib entſteht, und mit ihm wieder aufhört; ein Tönen, das ſich von der angeſchlagenen Saite auf alle andren mittönenden fortpflanzt (weiter erzeuget), ohne ein Etwas für ſich zu ſeyn? Das Denken iſt dann etwa ein eben ſolches leibliches Bewegen, in den Säften und luftartigen Flüſſigkeiten des Gehirns, als das Geſchäft der Verdauung und Ernährung ein Bewegen der Speiſe und der Speiſeſäfte in den Gedärmen und Gefäßen: die Speiſe und die Säfte werden entzogen und das Verdauen und Ernähren hören auf immer auf; der Lebenshauch aus dem Gehirn entweicht, und was wir Seele nannten, das iſt nicht mehr. Die Hoffnung und die Furcht, das Sehnen und der Gram, Schmerzen und Luſt ſind dahin und kehren zu dem bleichen Staube nie zurück."

„Oder bin ich es etwa nicht ſelber, dieſer Todte, welcher ſtarr im Sarge liegt, und den man unter dem Geleite ernſter Worte und vielleicht auch der Thränen ins Grab ſenkt? bin ich nicht der Staub, welcher da bei den andren Todten verweſt? der Staub, mit welchem vor Kurzem noch ein warmer, belebender Lufthauch geſpielt; ein Hauch, der nun zurückgekehrt iſt in das große Meer der Luft, und von dem Spiele, das er eben noch getrieben, ſo wenig weiß, von den geäußerten Kräften ſo wenig zurückbehält, als der Wind, der durch die Flöte drang, von den Tönen, welche er erzeugt, ſobald er die Flöte verlaſſen?" — —

So ſprachen und ſtritten, in den tieferen Stunden der Nacht, denen kein Stern der höheren Zuverſicht geſchienen, denen noch kein Morgenlicht des Geiſtes getagt, Fleiſch und Blut.

„Blume des Feldes, ſchöner bekleidet als Salomon in aller ſeiner Herrlichkeit es geweſen, heute ſaugend den Thau des Himmels und morgen nicht mehr; ungeborne Frucht der Mutter, unter dem liebenden Herzen entſtanden und vergangen noch ehe du etwas Andres, als die wärmende Liebe erfahren, warum ward ich nicht wie du? Was will denn der närriſche, denkende Staub in mir, der zum Lachen ſagt: du biſt toll, und zur Freude: ich bin deiner ſatt? — Närriſcher Staub, willſt du lieber den Schmerz, warum drängſt du dich denn ſo unerſättlich zur Luſt, die deiner nicht begehrt? Eilſt du ſo wie der hinabfallende Stein zu ſeinem mütterlichen Boden, zu deinem alten Vater, dem Tod, aus dem du genommen worden, was ſträubſt du dich denn und ſchauderſt, wenn der Vater dich zieht, daß du wieder ſeyeſt, was er iſt und was du warſt? Ich ſahe den Reigen, welchen die Freude und des Lebens Luſt um einen Schlafenden tanzten. Der Schlafende in der Wiege war der Schädel eines Todten. Die Freude lachte und die Luſt erjauchzete laut; der Schlafende aber ſchwieg und lachte nicht. Da ward nach wenig Tagen die Freude zum Schmerz, die Luſt zum Aechzen des Jammers; der Schlafende aber ſchwieg und weinte noch ächzte nicht. Schlafender, hätte dein Angeſicht für den denkenden Staub nur nicht dieſen thörichten Schrecken, ich möchte mit dir ſeyn, da kein Leid noch Geſchrei iſt, da die Stimme des Drängers nicht mehr gehört wird."

„Dränger, warum ſtirbſt du nicht auch, wie mein denkender Staub, was willſt du hier bei der armen, bunten Waſſerblaſe, bei dem fallenden Laube? Wärmte ich mich am heimlichen Herde und wollte entſchlafen, da weckte mich deine Stimme: — ſchaue hinaus zur Sonne, die Sonne iſt höher und unvergänglicher, als das Feuer des Herdes, und du ſollſt hinaus zur Sonne, ſelber von Sonnennatur! — Erfaßte ich endlich mit beiden Armen die lang geſuchte, die erſehnte Luſt des Lebens und wollte an ihr ruhen, da ſchreckte mich dein Ruf: — ſiehe, das iſt nicht das, was du willſt, was dein Sehnen ſuchte. — Mein Dränger, was will ich denn und was will mein Sehnen, als die kurze Luſt des Hinabfallens aus der Wiege ins Grab, warum hält deine Hand meine Seele in dieſem Laufe auf? Ich bin ein Vogel, der am kalten Winterabend den Weg gefunden hinein zu der Königshalle, erleuchtet und erwärmt vom gewürzhaft duftenden Feuer; ich komme und eile zum andren Thore hinaus, und vergeſſe alsbald, wenn ich hinaus bin in das kalte Dunkel, deines Feuers und deiner glänzenden Halle, warum ſäumeſt und quäleſt du, alter Dränger, die Seele, auf ihrem kurzen Fluge durch die Halle? Siehe, das ſtarre Auge im Sarge, das nicht mehr weinen kann, der letzte Hauch des Sterbenden fragt dich: warum peinigſt du mich?"

Die Seele, ſo nackt, ſo unbewehrt ihren Schmerzen und den Qualen des innren Rufers hingegeben, ſaß am Morgen: ſie ſaß und ſpann ſich ein Kleid, das die Kälte von außen; ſie ſchmiedete ſich Waffen, welche den Ungeſtüm des alten Drängers abwehren ſollten:

„Der Lebenshauch aber in mir, der ſich in ſeinem kräftigſten, innerſten Bewegen Selbſtbewußtſeyn nennet, ſagt und weiß es gewiß: ich bin Derſelbe, den die Mutter geboren, Derſelbe, der als Kind geſpielt, als Jüngling geſtrebt, als Mann gewirkt. Der Leib, iñ allen ſeinen Elementen und Säften und Faſern, ſtarb in jedem Augenblick und erzeugte ſich wieder; er iſt, ſeitdem ich weiß, daß ich bin, mehr als ein- und mehr als zehnmal ein ganz neues Gebäu und Gefüge von leiblichen Stoffen geworden; ich aber bin noch, der ich war. Der Verſtümmelte, welchem äußre Verletzung oder die Krankheit ein Glied nach dem andren genommen und faſt keines mehr gelaſſen, als das Haupt und die den Lebensfunken nährende Bruſt, ſagt: dieſe Glieder waren mein und ſind es nun nicht mehr, ich aber bin auch ohne ſie noch der ich war. Ja — denn was ſind alle Glieder gegen das die Seele in ihrer Mitte hegende Gehirn — es ſagt die Beobachtung der glaubwürdigſten Forſcher, daß zuweilen noch eine ſelbſtbewußte Seele in Menſchen war und durch willkürliches Bewegen und Sprache ſich äußerte, wenn dieſer oder ein andrer Haupttheil des Gehirns, und ſelbſt wenn das ganze Gehirn aufgelöst und zerſtört war. Aeußerte ſich doch ſogar noch am unvernünftigen Vieh die thieriſche Seele in ihrer ganzen, gewöhnlichen Thätigkeit, wenn das ganze Gehirn, wie ſich nach dem Schlachten gezeigt, in eine todte, kalkige Maſſe verwandelt geweſen."

„Und was hat der Seele das lähmende Alter, was hat ihr das Gewölk des Fiebers und des Wahnſinnes, ja was hat ihr ſelber der Tod an? Bricht doch öfters mitten durch das nachtende Dunkel der Sterbebetten und des kranken Irrwahnes das klare, wache Leben des Geiſtes hindurch, wie die Sonne, die den ganzen Tag am Himmel ſteht, durch die Wetterwolken, welche die Stunden des Tages zur Nacht machten. Die Sonne, immer dieſelbe, gehet unter an ihrem Ort und gehet wieder auf; ſo wird dieſes wache Leben des Geiſtes, auch wenn es nicht mehr ſcheinet, dennoch daſſelbe ſeyn, was es war und ewig iſt."

„Wenn aber denn eine Seele iſt, ſelbſtſtändig und geſondert vom Leibe, mit welchem Weſen aus dem Kreiſe meines Erkennens darf ich ſie vergleichen? Wer iſt ſie und woher des Landes? Iſt ſie ein Feuer, wie Einige geſagt, warum verliſcht ſie ſo lange nicht; iſt ſie ein Ton, warum verhallt ſie nicht? Die Steine und Erze und andre Elemente der lebloſen Natur, wenn ſie ein Geſetz der wechſelſeitigen Anziehung der Theile zur regelmäßigen Geſtalt zuſammengefügt, wenn der Zug der Schwere ſie an ihrem Orte zur Ruhe gebracht, ſtehen da unveränderlich feſt und ſtill, bis ein mächtigerer Anſtoß oder Einfluß von außen den Beſtand zerſtöret, das Band der Schwere auflöſet. Die lebendigen Pflanzen und Thiere werden aber dadurch zu lebendig Beſeelten, daß in ihnen ein (unſichtbares) Etwas iſt und wirkt, welches eben ſo unaufhörlich und beſtändig von einem andren Reich des Seyns, von einer Welt der oberen, unſichtbaren Principien und Kräfte angezogen wird, als der lebloſe Stein oder das Erz von ſeiner planetariſch-ſchweren Körperwelt. Das immer ſich wiederholende Spiel einer wechſelſeitigen (ſideriſchen oder eigentlich pſychiſchen) Anziehung nach oben, und einer andren der Schwere, die nach unten geht, begründet dann die ſtäte Wiedererneuerung und die Fortdauer des Lebens. Denn die lebendigen Weſen unſrer Sichtbarkeit tragen die Natur beider Regionen; jene der ſichtbar leiblichen, der Schwere unterworfenen, und die der unſichtbaren, oberen in und an ſich, während in dem lebloſen Steine vorherrſchend nur der Zug des Elementes nach der Tiefe (die Schwere) wirkt und waltet. Gleich, oder faſt gleich getheilt iſt das Leben der Sichtbarkeit unter die Herrſchaft dieſer beiden, und erſt im Tode überwiegt und ſieget die Anziehung der unſichtbaren Region der Principien über die der ſchweren Elemente. Wie der Leib zu ſeinem Staube, ſo kehret die Seele zurück zu dem Urſprung, aus dem ſie gekommen.“

„Staub zu andrem Staube, bald kein Gebeinchen mehr, das die Menſchengeſtalt verräth — Seele zu Seele. — — Wie? fließt da vielleicht auch der glänzende Tropfen: mein geiſtiges Ich, hinein in das große Meer eines göttlichen Seyns, und — Gott Alles in Allem, Ich aber bin nicht mehr? Wie die Flamme, die verzehrt und reinigt, nimmt etwa ein Seyn alles Seyns mich und die Andren mit unſren Verirrungen und Befleckungen in ſich hinein? Das ſcheinbar Fremde vergeht, wie der Schmutz am Asbeſt, wenn die Flamme ihn läutert; da iſt ein Tropfen wie der andre Tropfen: der Glaube an ein Gutes, das gut iſt und bleibt, und an ein Böſes, war ein Wahn des Staub gebornen Auges; die Seele weiß bald auf ewig nicht mehr daß und was ſie wähnte oder wußte und that; der Gedanke eben noch Ihm gegenüber, iſt auf immer ausgedacht, der arme Augenblick vergangen und kehret als derſelbe nicht wieder.“ —

„Krümmt ſich doch der elende Wurm, wenn der vollkommnere, geſangreiche Vogel ihn angreift; ſchmerzvoll zappelt das Fiſchlein am Angelhaken, wenn der Herr der Natur es heraufzieht aus dem Bache, damit er das unvollkommne Fiſchfleiſch in ſein eignes, edleres Fleiſch verwandle, und ich ſollte nicht beben vor dem Gedanken an einen ſolchen Alles verzehrenden Gott?“

„Jener Kronos der alten Heiden fraß doch die eignen Kinder auf, noch ehe ſie ihn und ſich ſelber erkannt, ehe ſie erfahren, was Hoffnung und Furcht, was Liebe und Haß ſey; ein ſolcher zuletzt Alles verſchlingender Gott ſchlachtet aber und ißt die Kinder, die ihn ſchon bei dem ſüßen Vaternamen genannt, die Ihm vertraut, die ſich liebend an ſein Herz gelegt.“

„Der Menſch, getrieben von mannichfacher Noth, der Menſch voll Irrthum und Schwäche, ihm zittert die Hand, und Wehmuth ergreift ihn, wenn er das in ſeinem Hauſe groß gezogne Lamm ſchlachten ſoll, das ihn ſo oft zutraulich zum Garten begleitet und wiederkäuend ſich zu ſeinen Füßen gelegt. Und doch weiß dieſes Lamm nichts vom Tod, es verſtehet nichts von des Menſchen Schuld, durch welche ihm der Tod kommt. Es läßt ſich willig ergreifen wie ſonſt — ein einziger Stich des Meſſers, ein kurzes Zucken, und es fühlt nicht mehr. Der kaum halb geſättigte Bettler entzieht ſich ſelber den Biſſen, um den treuen Gefährten, ſeinen Hund, vom Hungertod zu retten; wie möchte er, mitten in ſeinem Mangel den Gedanken ertragen, ſich mit dem Fleiſche des liebenden Thieres zu ſättigen! — Jener aber, der Pantheiſten Gott, kennt dieſes Erbarmen nicht. Den Menſchen, der die Freude am Leben und den Schauder vor dem Vergehen fühlt, wie keine andre Creatur, der Ihn näher erkannte als der Hund den pflegenden Bettler, verſchlingt dieſer große Pan, den kein Mangel, keine Noth zu ſolcher That treibt; der — das zeugen die Werke — von den Schwächen und Irrungen des Menſchen nichts weiß. Und nicht ſchnell tödtet der Pan ſeine Opfer, wie der Schlächter das Lamm, ſondern öfters unter lange daurenden Martern; unter Schmerzen, welche die Elenden von der Wiege bis zum Grabe begleiten.“ —

„Doch dieſes Nachtgeſpenſt eines allverſchlingenden Gottes, ängſtet die weiter ſinnende Seele nicht lange. Es verſchwindet, ſobald die Seele es näher und ſchärfer betrachten will, wie ein wunderliches Traumbild; unſtatthafter und lächerlicher zuſammengedichtet, als jene phantaſtiſchen Geſtalten, welche zum Theil Fiſch und Froſch, zum Theil Vogel ſind und Jungfrau.“

„Wie? — ſollten jener oberen, unſichtbaren Welt, nach welcher ein mächtiger Zug die Seele führt, nicht wenigſtens dieſelben Rechte, derſelbe feſte Beſtand zukommen, wie die ſind, welche in der ſichtbaren Welt der wägbaren Stoffe herrſchen? Bei dieſer niedrern Region, welche doch die Menſchenſprache die vergängliche, die wandelbare nennt, iſt es anerkannt, daß in und aus ihr ſich kein Stoff, kein einzelnes Stäublein ganz verlieren, ganz vernichtet werden könne. Das Waſſer, wenn es auch als Dampf in die Luft ſich erhoben, wenn es durch den Nordwind zum Eis verwandelt worden, oder wenn es beim Feſtwerden des Steines als Beſtandtheil in das Gefüge des

Kryſtalls ſich gewebt, bleibt noch immer daſſelbe Waſſer: eben ſo viel und ſo wenig in der einen als in der andren Geſtalt. Das Eiſen, wenn es jetzt mit Schwefel verbunden den Kies, oder von jenem getrennt und mit dem Oxygen vereint den Rotheiſenſtein gebildet, bleibt immer ſo viel und daſſelbe Eiſen, das es geweſen. Die Chemie, auf ihrem jetzigen Standpunkte, verlachet den alten Wahn, daß aus reinem Waſſer Kieſelerde, aus Queckſilber oder Spiesglanz Silber werden könne, oder daß Kupfer durch die Kunſt ſich in Gold verwandlen laſſe. Und dennoch kennet unſre Chemie bei weitem nicht alle die verſchiednen Erſcheinungsformen, unter denen vielleicht ein und derſelbe Grundſtoff auftreten könnte. Wenn aber auch in dieſer Beziehung ein ſpäteres wiſſenſchaftliches Forſchen noch zwiſchen verſchiednen, für einfach gehaltnen Stoffen einen ähnlichen Zuſammenhang entdecken ſollte, als der zwiſchen der Larve und dem Flügelthier einer und derſelben Inſectenart es iſt; ſo bleibt doch ſchon auf dem jetzigen Standpunkt der Wiſſenſchaft ein Beweis für die Unvergänglichkeit und gleichſam Unſterblichkeit des wägbaren Stoffes jene allbekannte Erfahrung: daß die Elemente in allen ihren verſchiednen Verbindungen und Verwandlungen, immer dieſelbe Beziehung zu ihrem planetariſchen Ganzen, daſſelbe Gewicht behalten. Denn wenn jetzt die metalliſche Grundlage des Kalkes und Sauerſtoffgas, ſammt Kohlenſäure und Waſſer, oder wenn Sauerſtoffgas und Kupfer und Kohlenſäure in der chemiſchen Werkſtätte zuſammengeführt und vereint werden; ſo erkennt zwar das Auge weder in der Kalkerde mehr die alte Natur des Kalkmetalls oder der ſäurenden Elemente, noch im Malachit das Kupfermetall und die Kohlenſäure, aber auch in dieſer neuen Verbindung hat keines der Elemente auch nur ein Stäublein des anfänglichen Gewichtes verloren: ſie wiegen vereint noch eben ſo viel als vorhin das Geſammtgewicht der einzelnen betragen, und es kann unſre Kunſt die Stoffe alle wieder geſondert darſtellen, noch ganz in demſelben Maß und Gewicht, das ſie vorher gehabt.“

„Die Chemie denn, bedächtigen Sinnes, ſpottet des Wahns, als ob irgend ein wägbar leibliches Element ganz vernichtet, irgend ein für anfänglich und einfach erkannter Grundſtoff vollkommen aufgehoben oder in einen gänzlich andren verwandelt werden könnte, und eine ſogenannte Philoſophie wollte in der Geſchichte der Seele und ihres Hinübergehens das alte Mährchen erneuern und da eine Auflöſung und Verwandlung geltend machen: in ein großes „göttliches“ All oder Nichts!“

„Zeigt ſich doch ſelbſt da, wo ſich in anfänglicher, unverſtellter Offenheit die obere, unwägbare Welt der Principien, mit bewegender und geſtaltender Kraft zu den wägbaren Elementen geſellt, eine Unſterblichkeit jener Principien, welche noch ungleich geiſtigerer, wundervollerer Art iſt, als die eben erwähnte Unzerſtörbarkeit der gröber leiblichen Stoffe. Jener bekannte Verſuch von Davy, an der Voltaiſchen Säule gemacht, iſt in dieſer Beziehung ein ſinnvolleres Abbild von dem Uebergehen der Seele aus der ſichtbaren Region der Elemente in die unſichtbare der Geiſterwelt, als die Verwandlung der Raupe, durch den Scheintod der Puppe zum Schmetterling. Denn bei dieſer Verwandlung vermag der Beobachter das Thier vor ſeinen Augen zu behalten und den ganzen Verlauf ſichtlich und handgreiflich ſich darzuſtellen; wenn aber in Davy's Verſuch die Säure, welche durch den oxydirenden Pol der Voltaiſchen Säule in einem Becher mit ſalziger Auflöſung gebildet war, dadurch zerſtört und gleichſam getödtet wird, daß man jetzt den alkaliſirenden Pol in ſie eintaucht, und umgekehrt die alkaliſche Natur der Flüſſigkeit in dem Becher der entgegengeſetzten Seite durch den in ſie gebrachten oxydirenden Pol erſtirbt, da zeigt ſich ein Hinübergehen, eine Verſetzung jener beiden Geſtorbenen in eine andre Region bildlich vielleicht an das erinnernd, was mit der Seele im Tode geſchieht. Die Säure verſchwindet von ihrer bisherigen Stätte, und eben ſo verſchwindet das alkaliſch Flüſſige von der ſeinen. Aber der diesſeitig verſtorbene Stoff lebt dagegen alsbald, ganz als derſelbe welcher er diesſeits geweſen, an der jenſeitigen Stätte auf: es bildet ſich die Säure in dem Becher, den vorhin das Alkali bewohnte; dieſes aber tritt von Neuem auf im vorherigen Becher der Säure. An einen materiellen Uebergang der beiden Stoffe aus dem einen Becher in den andren iſt hierbei gar nicht zu denken, ſelbſt dann, wenn die Verbindung zwiſchen beiden mittelſt eines dritten, zwiſchenſtehenden, mit Lackmustinktur gefüllten Bechers geſchloſſen wird, in welchen von der einen wie von der andren Seite befeuchtete Amianthfäden hinüberhängen. Denn die auf gemeine, materielle Weiſe aus ihrem Becher mittelſt des feuchten Amianthes ſich hinüberſchleichende Säure würde eben ſo wie das herüberziehende Alkali, beim Hindurchgehen durch die Lackmustinktur die blaue Farbe dieſer Tinctur, jene in Roth, dieſe in Grün, verwandeln. Ueberdies iſt jener Verſuch auch noch auf andre Art wiederholt worden, wobei an eine Wanderung von leiblicher Art eben ſo wenig zu denken war, als an das Hinauskommen eines wägbaren Elementes aus einem hermetiſch verſchloſſenen Gefäß oder Sarg. Denn die Glasröhre, in welche der oxydirende Pol der Säule verſenkt war, fand ſich von dem Waſſer, in welchem der alkaliſirende Pol endete, durch einen feſten Verband geſchieden (m. v. die Bem. zum §. 28).

„Iſt denn ſchon in der untren, materiellen Welt den einfachen Grundſtoffen eine ſolche Unzerſtörbarkeit und Unveränderlichkeit ihrer Natur zuerkannt, wie ſollte nicht die Seele, welche „urſprünglicher und ſelbſtſtändiger, einfacher und unveränderlicher“ iſt, als jedes Element der Leiblichkeit, jedem Untergang, jeder Auflöſung trotzen?

Iſt ſchon den beiden wägbaren Elementen irgend eines Salzes: der Säure und dem Alkali, eine ſolche Verſetzung von der einen, ganz abgeſchiednen Stätte an die andre möglich, daß, wenn hier der ſäurende, dort der alkaliſirende Pol einer Voltaiſchen Säule in die Miſchung tritt, an der einen Seite das Alkali verſchwindet, an der andren die Säure, beide aber, ohne daß nur das Gewicht eines Stäubleins an der Miſchung fehlte, ſich die eine hier, das andre dort zuſammengehäuft finden; iſt hierauf, bei der obenerwähnten Umtauſchung der Pole ein ſolches, nicht auf materiellem Wege erklärliches Wandeln der geſammten Säure, wie des geſammten Alkalis nach der andren Stätte möglich: wie ſollte es uns in der höheren Region der Lebensprincipien unmöglich däuchten, daß die Seele, wenn ſie hier aufgehört zu wirken, auf einmal auf ganz andrer Stufe wieder da ſeyn und wirkſam werden könne?“

„Das weiterforſchende Auge findet in ſeiner Sichtbarkeit noch mehrere und andre Zeugniſſe für die jenſeitige Fortdauer der Seele. Wie ſich in der Zwiebel oder im Saamenkorn ſchon das künftige Gewächs mit ſeinen Saamenblättern, ja mit dem Keim der Blüthe findet, ſo zeigt ſich ſchon in der Larve und Puppe des Inſects die Anlage der künftigen Flügel, in der Larve des froſchartigen Thieres der Keim der Lungen, durch welche ſpäterhin das ausgebildete Thier athmen wird. Alle dieſe Keime, im jetzigen Zuſtand ſo nutzlos, ſo müßig daſtehend, werden ſich in einem künftigen, vollkommneren Zuſtand ſo gewiß entfalten, als das Thier lebt. Das verborgne Innre wird dann öfters zum ſichtbaren Aeußren. So erſcheinen auch an vielen Uebergangsformen des Pflanzen- und Thierreiches Organe und Anlagen, deren das Thier auf ſeiner jetzigen Stufe des Daſeyns nicht bedarf, welche aber in einer nachbarlich angränzenden, verwandten Thierform in ihrer eigentlichen Beſtimmung und Wechſelbeziehung hervortreten. Es kommt jeder in der Natur aufſtrebenden Anlage eben ſo gewiß die Zeit und die Stätte ihrer Entwicklung und Vollendung, als dem Bedürfniß nach dem Athmen und Nahrungsnehmen eine anderswo vorhandne Luft oder Speiſe entſpricht; ſelbſt die ſpät blühende Herbſtzeitloſe (Colchicum autumnale), welche, wenn der Winter naht, ſcheinbar ohne alle Frucht verwelkt, findet eine künftige Zeit des Frühlinges, da der im Verborgnen bereitete Stengel aus ſeinem Grabe hervorgeht und ſeine Früchte trägt. Und der Menſch, das Mittelweſen zwiſchen zwei Welten: halb ſchon hinüberragend in ein Reich des Geiſtes, halb noch dem Staube gehörig, ſollte all dieſes hienieden vergeblich nach Erfüllung fragende Sehnen, all dieſe tauſendfältigen Anlagen für ein Seyn der Ewigkeit umſonſt in ſich tragen? Allenthalben bliebe ſonſt die bildende, Künftiges und Fernes bedenkende Natur ihren Verſprechungen ſo treu, und hier, wo ſie endlich den höchſten Gipfel ihrer ſichtbaren Schöpfungen erſtiegen, ſollte die alte Treue und Wahrheit auf einmal aufhören, zur Lüge werden?"

„Die Seele weiß es, ſie weiß es ſchon aus den Werken: daß ein Gott ſey, voll Weisheit und erbarmender Liebe, der „des Verlaſſenen und Verſtoßenen", der aller ſeiner Creaturen gedenkt. Ein Gott, der alle Dinge abwäget in ſeiner Hand, gerecht und wahr und treu. So wahr denn dieſer gerechte Gott iſt, ſo wahr wird für meine Seele nach dem Tode ein Leben ſeyn, da ſich das hienieden zu Boden getretne Gute ans Licht erheben; das wuchernde Böſe aber verſinken wird: ein Gott, ein Vergelter!"

Dies und noch vieles Andre ſpann und webte die ſinnende Seele, um damit die Blöße und geheime Schande ihrer Zweifel zu bedecken: ihrer Zweifel an dem eignen Leben, durch das ſie doch ſpann und dachte, ihrer Zweifel an der alltäglichen Gewißheit, daß der Tag heller ſcheine als die Nacht, und daß auf Morgen der Mittag, auf den Mittag der Abend folge. Da erhub ſich die Sonne, und die Ungewißheit der Zweiflerin war vergangen. Denn es erwachte der Geiſt zu ſeinem Leben in Gott. So gewiß aber als der Leib im Verlauf des Lebens das Fortleben im Schlafe und das Wiedererwachen aus demſelben erfahren, hat es auch der wache Geiſt in und an ſich ſelber erfahren: daß in ihm ein Leben ſey, welches hervorging und erwachte, mitten aus dem Tode; ein Leben, welches die Wandelbarkeit und der Tod des Leibes nicht anrühren: denn es iſt ewig und ohne Wandel, wie Gott, in und aus welchem es iſt. Es iſt hier ein Stillſtehen auf dem felſenfeſten Lande der Heimath, ein Erfaſſen deſſelben mit den eignen Händen, ein Beſchauen deſſelben mit den eignen Augen, ein Vernehmen der heimathlichen Töne, welches keinen Zweifel mehr übrig läſſet. Der Hafen, nach langem Herumtreiben auf dem Meere, iſt gefunden: unſichres Glück und Hoffen des aus der Ferne das Land begrüßenden Schiffers, fahret hin!

Die Keime und Grundlagen einer ſichtbaren und unſichtbaren Welt, eines diesſeitigen und jenſeitigen Lebens, welche in der Seele liegen, wird uns nun die weitere Betrachtung der Geſchichte der Seele kennen lehren. Von dem Leben der Ewigkeit, das aus Gott iſt, und von den Kräften dieſes Lebens, welche mitten durch die Zeit des Leibes hindurch wirken, vermag die Wiſſenſchaft nur einige unvollkommne Andeutungen zu geben, mit denen ein ſpäterer Abſchnitt dieſes Buches ſich beſchäftigen wird.

Bemerk. Solche Krankheitsfälle, welche als Beweis für eine gänzliche Unterworfenheit der Seele unter die Veränderungen des Körpers betrachtet wurden, wie die, auf welche wir oben S. 343 hindeuteten, ſind ſehr allgemein bekannt, und mehrere davon ſollen auch noch in einem ſpätern Abſchnitt erwähnt werden. Minder bekannt ſind jene Fälle, welche zeizen, daß es der Seele in ihrem Verhältniß zum Leibe öfters eben ſo ergehe, wie dem Kriegsmann, von deſſen innrer Beharrlichkeit es gar ſehr abhängt, ob er einen vom Feinde angegriffenen Poſten ſchnell verlaſſen, oder oftmals das unmöglich Scheinende möglich machen, und auf den Trümmern der geweſenen Wohn- und Bergungsſtätte ſich noch vertheidigen und feſthalten will. Bei jenem 61jährigen Greiſe, von deſſen Tod und Leichenöffnung Thom. Schwenke (rari casus explicatio anatomico-medica. Hag. 1733. in Hallers collect. disp. pract. Vol. VII. Part. I. p. 469) erzählt, war die innre Verletzung des Gehirns, die er drei Jahre vor ſeinem Tode durch einen heftigen Fall mit dem Kopf gegen einen Baum erlitt, unfehlbar, dies zeigten die Folgen, ſo bedeutend, daß ſie in den meiſten ähnlichen Fällen ſchon für ſich allein einen plötzlichen Tod bewirkt hätte. Dennoch kam der Alte aus ſeinem ziemlich lange dauernden Zuſtand der Bewußtloſigkeit wieder zu ſich, und ſchien nicht unwohl; bis nach einiger Zeit ein öfteres, plötzliches Niederfallen zum Boden die noch fortwährenden Wirkungen der Hirnverletzung verrieth. Aber auch dieſe Zufälle und der höchſt ungünſtige Einfluß einer von jetzt an zwei Jahre lang fortgeführten, völlig ungewohnten, ſitzenden Lebensweiſe, bei reichlicher Nahrung und langem Schlaf, überwand ſeine kräftige Natur. Eben ſo eine ſehr gefährliche Krankheit im 63ſten Lebensjahre, die vorzüglich das Gehirn heftig afficirte. Wenn von nun an auch von Zeit zu Zeit Schwindel, Schwere im Kopfe, vorübergehende Schwäche des Geſichtes, Stumpfheit des Gefühles in dieſem oder jenem Theil auf ein Leiden des Gehirnes hindeuteten, ſo mußte dieſes dennoch den beobachtenden Aerzten nicht beſonders ſtark erſcheinen, denn der Mann erholte ſich gewöhnlich bald wieder, ſprach und benahm ſich wie ſonſt. Als er endlich, nachdem dieſer wechslende Zuſtand ein halbes Jahr gedauert hatte, bei einem heftigeren, mit Fieber verbundnen Anfall jener Art geſtorben war, fanden die Aerzte das Gehirn um faſt $1/3$ ſeines ſonſtigen Umfanges verkleinert, ganz in eine ſaftloſe, ſennige Maſſe verwandelt und mit 10 bis 12 Unzen Waſſer umgeben. Wie lange mochte hier der eigentlich hirn- und doch nicht ſeelen- oder geiſtloſe Zuſtand ſchon angedauert haben, ehe der Tod erfolgte. Einen ähnlichen Fall erzählt

Watſon (Medic. Communicat. Vol. I.) von einem alten Podagriſten, deſſen Hirn bei der Leichenöffnung feſt und zäh wie Wachs gefunden wurde. — Zuweilen fand ſich ſogar das Gehirn oder der größte Theil deſſelben ganz zerſtört, ohne daß man, bei ſchon lange andauernder Zerrüttung dieſes Organs, von welchem man die Kraftäußerungen der Seele ſo unmittelbar abhängig glaubt, eine Abnahme des geiſtigen Vermögens bemerkt hätte. Jener Soldat, dem eine Flintenkugel zwiſchen Schädel und feſte Hirnhaut gedrungen, und deſſen Gehirn, in Folge dieſer Verletzung, zur Hälfte vereitert war, hatte nach ſeiner Verwundung noch die Fußreiſe aus Italien nach Paris gemacht, wo er 9 Monate hernach ſtarb (Morands verm. Schriften S. 1). Ein Geſchwür, ſo groß als ein Hühnerei, in der rechten Halbkugel des Gehirns, das Portal (Samml. auserleſ. Abh. für prakt. Aerzte X. S. 418) bei der Leichenöffnung eines Mannes fand, hatte während des Lebens nur einen leichten Kopfſchmerz erregt. Eine Frau, welche doch hierbei 61 Jahre alt wurde, hatte ſeit dem Anfang ihrer vierziger Jahre eine Vereiterung im Gehirn gehabt, die ſich dreißigmal in zwanzig Jahren durch metaſtatiſche Eitererzeugungen in Ohren und Naſe kund gemacht hatte (Plenciz act. et obs. med. 51). Einen noch merkwürdigern Fall, wo eine heftige Kopfverletzung im dritten Jahre des Lebens die Vereiterung und Zerſtörung eines großen Theils des Gehirns herbeigeführt hatte, die jedoch 13 Jahre lang (bis der Fall eines Wagens auf den Kopf des Kranken den Tod herbeiführte), nichts als periodiſche Kopfſchmerzen bewirkte, erzählt Stoll. Bei einem Mann von 46 Jahren, der bis zu ſeinem plötzlichen Tode, nach einer ſtarken Mahlzeit, blos an Kopfweh und vorübergehenden Anfällen von Schwindel und Neigung zum Erbrechen gelitten, fand man bei der Leichenöffnung das kleine Gehirn ſo ganz zerſtört, daß in den zuſammengerunzelten, häutigen Bedeckungen deſſelben nur noch ein wenig (kaum eine halbe Unze) Waſſer und Eiter war. (De Lamare in den Samml. für prakt. Aerzte, B. 1, St. 3, S. 127.) Jener Jüngling, von dem Morgagni L. I. Ep. LI. 19 berichtet, daß er an den Folgen der Verletzung am Stirnbein zwei Monate nachher geſtorben, hatte bis zu ſeinem Ende auch keine Spur von Unordnung oder Verminderung der Geiſtesthätigkeit verrathen, obgleich die Zergliederung zeigte, daß unter der Pfeilnath und dem cariös zerfreſſenen Stirnbein ein Geſchwür im Gehirn war. Noch augenfälliger war jedoch ein andrer Fall, der ſich in den Samml. auserleſner Wahrnehmungen aus d. Arzneiw. B. II S. 102 aufbehalten findet, von einem jungen Manne, bei welchem ein durch geringe Quetſchung entſtandenes, bösartiges Geſchwür am Schädel zuletzt das Gehirn ergriff, von welchem täglich einige Stücke herauskamen, ohne daß ſich die mindeſte Veränderung der Verſtandeskräfte gezeigt hätte. Erſt 1 Tage vor dem Tode verlor er die Sprache. Bei der Section fand man das Gehirn ganz vernichtet und verzehrt, nur auf dem Grund der Hirnſchale entdeckte man noch ein wenig ſchwärzliche, fauliche Materie. Zuweilen ſcheint die Natur ſelber Geſchwüre, durch welche ein ſehr großer Theil des Gehirns zerſtört worden war, wieder geheilt zu haben. So unter vielen andren Fällen bei jenem Manne, der von einem Schlagfluß glücklich geneſen, ſpäter an einer andren, damit gar nicht zuſammenhängenden Krankheit geſtorben war, und bei welchem (nach Bianchi in Morgagni's Ep. II, 16) ein anſehnlicher Theil der rechten Halbkugel des Gehirns fehlte. Von Zerſtörungen, Verhärtungen und Verwandlungen eines großen Theils der Hirnmaſſe, ſo der grauen Subſtanz, nach Pachioni und Reil (Memorab. clin. fasc. III. p. 39), der geſtreiften Körper nach Morgagni Ep. L, 55), der Zirbeldrüſe (ebend. Ep. XXI, 24. Ep. LXI, 4), welche ſogar zuweilen ganz fehlte (nach Lieutaud. L. III. Sect. VIII. obs. 550. Tom. II. p. 466), und ſo faſt aller einzelnen Theile des Gehirns (nach Sömmerings Hirn- und Nervenlehre 1800, §. 330 und Arnemanns Verſuchen B. II.), ohne einen merklichen Nachtheil für das Leben und die Geiſtesthätigkeiten, erzählen uns die Beobachter eine Menge Fälle. Das Gehirn war bei dem Mädchen, von dem Borellus (Obs. med. phys. Cent. I. obs. 38) berichtet, daß es an langwierigem Kopfweh gelitten habe, großentheils, durch eine Waſſermaſſe von 2 Pfund, die ſich in ſeinem Innerſten (in dem hintern Paare der Vierhügel) gebildet hatte, verdrängt. Das Gehirn eines Ochſen war ganz in eine Steinmaſſe verwandelt (nach Buttners anat. Wahrnehm. S. 93 und Schenk in d. Miscellan. Nat. Cur. Dec. I. An. I. obs. 26). Einem Knaben von 12 Jahren wurde durch einen

Windmühlenflügel eine große Portion vom Gehirn herausgeſchlagen, und er genaß, ohne die mindeſten nachtheiligen Folgen für ſeine Geiſteskräfte (Eller. in den Mém. de l'acad. des Scienc. de Berl. 1752). Ein Andrer genaß, nachdem er einen ähnlichen Verluſt der Gehirnſubſtanz bei dem Zerſchmettern des Schädels von einem herabfallenden Ziegel erlitten (nach Hofmann in Hallers coll. diss. chir. Vol. I. m. 7), und einen ähnlichen Fall berichtet Grandchamp (in Hufelands neueſten Annalen der franz. Arzneiw. B. III. St. 1. S. 1). Dieſe und eine Menge hieher gehörige Fälle ſ. m. zuſammengeſtellt in Voigtels Handbuch der patholog. Anatomie mit Zuſätzen v. Meckel. B. I. S. 586 u. f.

Von einem plötzlichen Wiederaufflammen der innren, geiſtigen Thätigkeit, nach langanhaltender Lähmung oder Gebundenheit derſelben, gab unter andrem der Greis zu Bützow ein Beiſpiel, dem nach 28jähriger Lähmung die Sprache plötzlich wiederkehrte. Beiſpiele eines innren, geiſtigen Hellwerdens vor dem Tode waren: das Kind, von dem Michael Sachs erzählt; die Wöchnerin; die Euphroſine Elers; die Predigerstochter zu Schmöln, bei Seelmann, und mehrere Andre, von denen ſich in meiner Symbolik des Traumes u. m. Anſichten von der Nachtſ. d. N. W. eine weitere Erwähnung findet. Mehreren ähnlichen Fällen werden wir auch in den Bemerkungen zu den ſpätern §§. begegnen.

Der Glaube an eine Fortdauer der Seele findet ſich bei allen, auch den roheſten und verwildertſten Völkern; er iſt öfters faſt zuverſichtlicher ausgeſprochen, als der Glaube an das Daſeyn Gottes. Nicht nur das Buch der Natur (der Anblick eines, aus der ſcheinbaren Erſtorbenheit des Winters wieder auflebenden Baumes, eines aus der Puppe hervorgehenden Schmetterlings, die Aeußerungen der Seelenkräfte im Schlaf- und Traumzuſtand), ſondern eine feſte, in der Seele ſelber gegründete Zuverſicht von einem jenſeitigen Daſeyn; ſo feſt als die Zuverſicht des Hungers: daß es eine Speiſe geben müſſe, fähig ihn zu ſtillen, läßt wohl die Hoffnung auf ein neues künftiges Seyn nach dem Tode nirgends erlöſchen. Jene unwiſſenden und rohen Indianer, von denen Loskiel in ſ. Geſch.

d. Miſſion. S. 48 erzählt, behaupteten zuverſichtlich: „wir Indianer können nicht für immer ſterben. Geht ja doch das Welſchkorn, wenn es unter die Erde kommt, wieder auf und wird lebendig. Die Grönländer (nach Cranz Hiſtorie von Grönland und E. Simons Geſchichte des Glaubens an eine Fortd. d. Seele n. d. Tode, Heilbr. 1803) glauben an zwei Seelen im Menſchen: an den Athem, der das Leben in dem Schlafenden erhält, und den Schatten, der ſich ſchon im Traume, noch mehr nach dem Tode ganz vom Körper frei macht. Die Wilden in Canada erkennen zwei Seelen im Menſchen an, davon die eine, nach dem Tode, beim Leichnam bleibet, die andre in das Land der Seelen wandert, und dieſe Meinung von dem Daſeyn mehrerer Seelen findet ſich nach de la Borde bei mehreren nordamerikaniſchen Völkern. Die Chineſen nehmen eine empfindende Seele (Pe) und eine denkende (Hang-Hoen) an. Bei vielen verwilderten Völkern knüpfte ſich ſelbſt der grauſame Gebrauch der Menſchenopfer an den Glauben an eine Fortdauer der Seele (ganz als derſelben) nach dem Tode an; die, oft lächerlich ſich äußernde Furcht vor dem Wiedererſcheinen der Verſtorbenen und vor Geſpenſtern, findet ſich faſt bei allen, auch den roheſten Völkern. Am ſeltſamſten erſcheint daher wohl die Meinung einiger Gelehrten (auch ſo geiſtvoller wie Leſſing war) des vorigen Jahrhunderts, daß die alten Hebräer: daß die Verfaſſer der Schriften des alten Bundes nicht an eine Fortdauer der Seele nach dem Tode geglaubt hätten. Man könnte mit derſelben Sicherheit ſagen, daß die alten Hebräer nicht gewußt hätten, daß Gold ſchwerer ſey, als Spinnweb, oder auch nur als Waſſer, denn man findet dieſe Gewichtsverſchiedenheit nirgends in der heiligen Schrift alten Bundes erwähnt. Vielleicht hat auch bei dem damaligen Menſchengeſchlecht die Naſe hinter den Ohren geſtanden, und an jedem Fuß waren 4 oder 7 Zehen; denn wir finden wohl erwähnt, daß ein gewiſſer langer Mann (2 Sam. 21, V. 20) 6 Zehen hatte, nirgends aber die Behauptung, daß an den Füßen der Königstöchter und des übrigen Volkes nur 5 Zehen geſtanden. — Es erzählt wohl ſelten oder nie den Bürgern ſeiner Vaterſtadt ein andrer Bürger von den Merkwürdigkeiten dieſer Stadt, ſondern von denen der andren, fernen Städte, die nur er, vor mehrern Andren geſehen. Da erſt, wo der Unglaube ſich zu regen beginnt: nach der Babyloniſchen Gefangenſchaft, wird unter den Hebräern von einer Fortdauer der Seele nach dem Tode, wie von einem ſtreitigen und doch gewiſſen Satze geſprochen. — Wie könnte der Menſch, wäre er ein leicht verwehender Staub, nach dem Ebenbild eines ewigen Gottes erſchaffen ſeyn; der Sterbende zu den Vätern verſammlet werden; das Leben des Leibes mit einer Reiſe im Fremdlingslande — mit einer Wallfahrt — verglichen werden; wie könnte ſich der Seher Bileam (denn Tod iſt ja überall Tod) ſein Ende — ſeine Zukunft — wünſchen, wie die Zukunft des erwählten Volkes, wie könnte (5 B. Moſ. 13, V. 11) von einem Befragen der Todten, von einem Hinunterfahren mit Herzeleid zu dem geliebten Sohne, von einem Gedenken des ewigen Gottes an die im Scheol verborgne Seele (Hiob 11, V. 13), von einem Erlöſer, der ſiegreich und erweckend über dem Grabe lebt, von einer Hoffnung Iſraels auf die Wiederkehr des gen Himmel gefahrnen Elias (mit welchem Jeſaias ſpricht) die Rede ſeyn? Der Gerechten Seelen, ſagt das Buch der Weisheit (3, V. 1) ſind in Gottes Hand und keine Qual rührt ſie an. Von den Unverſtändigen werden ſie angeſehen als ſtürben ſie, aber ſie ſind in Frieden; ihre Hoffnung iſt der Unſterblichkeit voll. — Es iſt in jenen alten Schriften allerdings von des Todes und der Finſterniß Thoren, von Banden, welche die ſcheidende Seele umfangen, von den Bächen des Jenſeits, welche die hinabfahrende Seele umrauſchen, von einem traurig ſtillen Zuſtande (Predig. Salom. 9, V. 16) der abgeſchiedenen Seelen die Rede, nie aber (als nur dann, wenn dieſes Wort den Thoren in den Mund gelegt wird), von einem Aufhören des Seyns der Seele mit dem Leben des Leibes, vielmehr werden nach Jeſ. 26, V. 19 die Todten leben und auferſtehen, und es iſt die Zeit des Todes (nach Daniel 12, V. 1 — 3) die Ruhe eines Schlafenden in ſeiner Kammer. Fortlebende Seelen der Geſtorbenen ſind es, welche über Babels Fall frohlocken, Jeſ. 5, V. 14. C. 28 u. f. Ferner hieher gehörig ſind Ez. 32, V. 21 u. f.; Pſ. 16, V. 10 u. 11 u. f. Wie hätte die ganze Gotteslehre des alten Volkes der Hebräer einen eigentlichen Sinn, ſetzte ſie nicht die große

Wahrheit (ſo gewiß, als der Tag heller iſt, denn die Nacht) voraus: daß ein Leben nach dem Tode ſey. Glaubten doch auch die alten Magier nach Diog. Laërt. 1 (Proëm. §. 9) an eine Auferſtehung der Todten, und es wußten die Celten von keiner Todesfurcht δι' ἐλπίδα ἀναβιώσεως. Es unterſcheiden die ſpäteren Cabbaliſten im Menſchen 3 Seelen; das leiblich-anregend Flüſſige (Nephesch), welches bei dem Leibe verweilt, bis derſelbe verweſt iſt, Ruach, die Seele, welche im untren Paradies ihre Heimath hat, und Neschamah, der Geiſt, der zu Gott zurückkehrt. „Des Leibes Leben iſt im Blute.“

Die oben erwähnte Herbſtzeitloſe ſchien, wie ihr ſinniger, deutſcher Name ſagt, wirklich „außer der rechten Zeit“ gekommen; ihre Stätte wird, bei angehendem Winter, nicht mehr gefunden, wohl aber in dem Frühling eines andren, jenſeitigen Jahres die Früchte der Blüthe, welche während des Winters im Schoos der Erde verborgen geweſen. So iſt der Menſch mit aller ſeiner geiſtigen Anlage eine Saat, welche der Säemann am Ende des Sommers, als ſchon alle andre Gewächſe ihre Frucht getragen und gereift hatten, am Gipfel der Zeit des Jahres auf Hoffnung, auf Hoffnung eines nachkommenden Frühlinges und Sommers — der die Keime reifen wird — ausſtreute. Der elende Maikäfer, wenn er ſein Leben als Larve endet, kriecht (ſtatt höher hinauf zum Lichte), tiefer in den Boden hinab, um ſich da ſein Puppengrab zu graben. Er thut dies auf Hoffnung eines kommenden Frühlinges, der endlich aus dem ſichren, von der Kälte geſchützten Grabe ihn wecken wird. Der Zugvogel, ſelbſt die ſchwerfällige Wachtel, erhebt ſich, leicht geflügelt, wenn die Zeit zum Fortwandern gekommen. Da iſt ein weites Meer, jenſeits welchem das Menſchenauge kein gaſtliches Ufer, keine Ruheſtätte erblicket. Der Vogel aber, auf Hoffnung, ſchwingt ſich hinuber über das Meer, und findet ſo das Land, wo ein neuer Frühling, neue Lebensfülle ihn erwarten. Die emſig arbeitenden Ameiſen pflegen, wenn im Herbſte von den ſchöngeflügelten Männchen und Weibchen nichts mehr zurückgeblieben, als die Stäubchen ähnlichen Eier, dieſe, ſo wie die zarten Larven und nachmals die Puppen, auf Hoffnung. Sie tragen und wenden die todtſcheinende Hülle, bringen ſie zur Sonne und in den Schatten — und ihre Hoffnung wird nicht zu Schanden, denn aus den bewegungsloſen Puppen gehet das neue Geſchlecht hervor. Auf Hoffnung lehret die Schaar der arbeitenden, ihres Weiſels und der Weiſelbrut beraubten Bienen eine gewöhnliche Brutzelle mit der Oeffnung nach unten und verſorgt die Larve mit königlicher Speiſe. Und die Hoffnung wird erfüllt; denn aus der künſtlich veränderten und neu verſorgten Zelle gehet der neue Weiſel hervor. Und der Menſch, der ein Sehnen in ſich trägt, welches auf Erden nie erfüllt worden, ſondern welches, je mehr das Niedrige und Thieriſche ſchweigt, je näher die Zeit des Abſcheidens herankommt, deſto heißer und unſtillbarer wird, der ſollte ſich auf Hoffnung niederlegen ins Grab, und ſein Hoffen, hierin einzig vor dem Hoffen aller andren Creatur, ſollte zu Schanden werden? — Von mehrern Uebergangsformen in der Natur, welche, wie oben erwähnt, auf eine nächſt höhere Entwicklungsſtufe, noch in der ſichtbaren Natur, hindeuten, ſ. m. Mehreres in m. allgem. Naturgeſchichte §. 60, 61 u. ſ. und in m. Anſichten von der Nachtſ. d. Naturw. die 12te Vorleſung. Die Gewißheit des Geiſtes im Menſchen über ſein Fortleben nach dem Tode des Leibes, gründet ſich auf eine innre Erfahrung, ſo feſt und ſicher, als die äußere: daß die Glieder eines lebendigen Leibes in einem nothwendigen Zuſammenhang und innigen Verband mit ihrem Haupte ſtehen, und daß ſie da ſeyn müſſen, wo ihr Haupt iſt.

Die Seele in ihrer Geſchiedenheit und Beſonderheit vom Leibe.

§. 26. Von dem, was aus der Seele wird, wenn der Leib in Staub verſinkt, erfähret das ſterbliche Auge nichts; was wir daher von einem Seyn der Seele für ſich, abgeſchieden vom Leibe, bemerken können, das ſind nur einzelne Schlüſſe vom Kleinen aufs Große, vom Einzelnen aufs Ganze.

Wenn der belebende Nerv, der nach einem Gliede gehet, hinweggenommen oder unwirkſam gemacht worden, erkennen wir, was das Glied ohne den Nerven, oder vielmehr was es ohne die höhere Wirkſamkeit der Seele ſey, welche das Nervengebilde durchdringt: eine Fleiſchmaſſe ohne Gefühl und willkürliche Bewegung. So erkennen wir auch nach dem Hinwegnehmen der Fleiſch- und Hautdecke vom Nerven, was dieſer abgeſondert und allein für ſich gelaſſen wäre, bewegungslos und ohne abwehrende Kraft nach außen, ſo ſehr auch jede Berührung der Außenwelt aufs Schmerzhafteſte ihn aufregte. Beide Zuſtände der Abtrennung, wie ſie etwa ſonſt das künſtlich zerlegende Meſſer darſtellt, ſehen wir in einigen krankhaften Fällen ohne äußre Gewalt, von ſelber, an den Organen des lebenden Leibes hervortreten, und es erſcheint zuweilen an einem Gliede das Leben und die Thätigkeit des empfindenden und bewegenden Nerven ſo vorherrſchend, daß jener Theil des Leibes wie bloßer, nackter Nerv ſich verhält, oder auch umgekehrt, es iſt die niedre, bildende Thätigkeit in der Fleiſch- und Fettmaſſe ſo vorherrſchend geworden, daß ein ſolches Glied wie nervenlos erſcheint.

Wir können die Seele nie vom Leibe entblößt der Beobachtung darſtellen, auch den lebenden Leib keinen Augenblick dem Einfluß der eignen oder einer fremden Seele vollkommen entzogen und allein ſehen; wohl aber kennen wir Zuſtände, in denen die Seele, noch während ihres Lebens im Leibe, ſo ſelbſtmächtig und ungehemmt, in ſolcher vorherrſchenden Kraft wirkt, daß der Leib gleichſam ſelber zur Seele geworden, wie auf einer niedreren Stufe des Erſcheinens ſelbſt der ſonſt gefühlloſe Knochen durch eine Entzündungskrankheit ſo empfindlich wird, als ein bloßgelegter Nerve. Es ſind dies Zuſtände, in denen der Leib ſo durchwirkt von der Seele und gleichſam ſo durchſcheinend geworden iſt, daß die eigenthümlichen Kräfte der innren, unſichtbaren Natur allenthalben hindurchbrechen; wie die eigenthümliche Natur des tief verborgnen Nerven durch den Knochenkern und Schmelz des ſchmerzenden Zahnes.

Wenn an einem zu üppig ernährten Baume allenthalben nur Zweige und Blätter, nirgends die höheren Bildungen der Blüthe und Frucht hervorbrechen; dann wird das Emporkommen und Vorherrſchendwerden der höheren, vollkommneren Richtung der bildenden Kraft durch Beſchränkung und Mäßigung der andren, niedren erlangt. Dem Uebermaß der Ernährung wird durch Verſetzung in andren Boden, oder ſelbſt durch gewaltſames Erſchweren des zu häufigen Andranges der Säfte gewehrt, und ſtatt der Knoſpen der Blätter oder Zweigſproſſen, erſcheinen nun Blüthen und Früchte.

So beſteht auch die eine Weiſe, auf welche die Seele, ſey es nun durch äußre Führung, oder durch den eignen, beſſren Willen, vom Leibe freier, enthüllter zu werden vermag, in dem Mäßigen und Beſchränken der etwa vorherrſchenden, niedren Richtung aufs blos Leibliche und Sinnliche. Es wird die äußre Nüchternheit und Stille der Entfaltung und Entbindung der innren Kräfte immer günſtiger gefunden, als üppige Ueberfüllung, oder das laute Toben der leiblichen Luſt.

Krankheit und äußrer Mangel, Schmerz und Noth, haben auf dieſe Weiſe das innre Seelenleben öfters ſo hoch geſteigert, ſein Sichtbarwerden ſo begünſtigt, daß ſchon aus der leicht zu habenden Betrachtung dieſer Zuſtände Vieles für die Erkenntniß der Seele gewonnen wurde.

Es wirkt aber auch im gewöhnlichen, täglichen Verlauf des Lebens ſchon der Schlaf auf dieſe entbindende Weiſe; auch er lüftet in ſeinem Maße den Schleier der Leiblichkeit, und die Seele wird im Traume nicht ſelten in ihrer eigenthümlichern Wirkſamkeit geſehen. Dieſe natürliche Art und Weiſe unſres innren Menſchen läßt ſich von der des äußren leicht unterſcheiden. Sie gleichet abermals in etwas jener des bloß und nackt gelegten oder des krankhaft an einem Gliede vorherrſchend gewordnen Nerven. So lange der Nerv noch mit dem geſunden Fleiſch und ſeinen Decken umgeben iſt und die Richtung ſeiner bewegenden Kraft im gewöhnlichen Verlauf ungehemmt nach den Knochen geht (nach §. 17), empfindet und bemerkt er nur jene Gegenſtände der umgebenden Körperwelt, welche unmittelbar mit der Außenfläche ſeines Gliedes in Berührung kommen, oder etwa das Einwirken einer von der innren Leibeswärme ſehr verſchiednen, äußren Temperatur. Sobald er aber bloß gelegt oder krankhaft aufgeregt worden, tritt er in einen ſehr merkbaren Wechſelverkehr mit Potenzen der Natur, welche nicht für ſich allein, ſondern immer erſt durch ihre Wirkungen in unſre Sinnen fallen. Es ſind dies die Elemente einer oberen, der leiblichen Schwere nicht unterworfnen Natur; die Principien oder Anfänge der unteren, ſinnlichen. Die Anfänge: denn wie etwa die Handlungen und Bewegungen des Leibes vorher, ehe ſie geſchehen, erſt in der unſichtbaren Region der Gedanken überdacht und begonnen werden, und aus dieſer erſt nachher in die ſichtbare der Nerven und Muskeln herabſteigen, ſo beginnen alle Bewegungen und Veränderungen der äußren Natur zuerſt in der oberen, unſichtbaren Region der Principien, und ſind in dieſer Region eher vorhanden, als ſie in der untren hervorkommen. Wenn nun der Nerv in krankhaftem Zuſtand, ſtatt nur durch die herrſchende Kraft der Seele, durch jene, dem Weſen der Seele verwandten Principien berührt und angeregt wird, bemerkt er weniger, oder in ſeiner gewaltſamſten Abſonderung vom Fleiſch gar nicht mehr die ſecundären Bewegungen der untren Region, ſondern nur die anfänglichen und vorhergehenden der oberen: er hat z. B. ein Vorgefühl der künftigen Witterungswechſel.

So iſt es auch die eigenthümliche Art der Seele, welche überall offenbar wird, wo die Decke des hemmenden Leibes in etwas gehoben, oder die Kraft des Geiſtes durch innre Gründe aufs Höchſte geſteigert iſt, daß ſie alsdann nicht mehr mit dem leiblichen und gewöhnlichen Auge das Hervorbrechen und Abſtrahlen des Lichtes in der gröberen Körperwelt ſiehet, ſondern jene nach einem gemeinſamen, oberen Mittelpunct emporſteigende Richtung alles Seyns und Lebens, aus welcher das ſichtbare Licht (nach §. 18) hervorgeht. Sie bemerket dieſen immer und ohne Aufhören emporwärts gehenden Zug auch da, wo er dem leiblichen Auge ſich entzieht, mit dem innren, geiſtigen Auge; bemerket das von oben nach unten gehende Bewegen eines allgemeinen Lebens, in ſeinem Wechſelverkehr zu den leiblichen Dingen unmittelbar, mit dem innren Ohre, ehe es dem äußren, als eine körperliche Erſchütterung, zum hörbaren Ton geworden.

Im Traume, wenn die Seele, ſey es auch nur im geringen, vorbildlichen Maße, vom Leibe etwas frei geworden, geſchieht es uns öfters, daß wir uns auf einmal bemühen wollen, mit dem gewöhnlichen, leiblichen Auge zu ſehen. Es ſcheint jedoch über dieſem eine ſchwere Decke zu liegen, und tiefe Dämmerung der Blindheit umhüllt es. Oder es dünkt uns im Traume, wir wollten auf gewöhnliche Weiſe Schritt vor Schritt mit den Füßen des Leibes gehen, aber dieſe Füße verſagen den Dienſt, ſie ſind wie von Blei, wir bringen ſie nicht zu der ſo oft im Leben geübten Bewegung. Da entſchließt ſich plötzlich die Seele, jene äußren und fremden Wege, welche jetzt ungangbar geworden, zu verlaſſen, und die angemeſſneren Wege ihrer eignen Natur zu gehen: ſie betrachtet die Dinge mit dem ſelbſtſtändigen, innren Sinne.

Sinne, und augenblicklich wird die Welt wieder tageshell und Alles klar; ſtatt zu gehen Schritt vor Schritt, erhebt ſie ſich vom Boden, und ſchwebt ihrer leichten, geiſterhaften Natur gemäß, gleich einem durch eignen Willen bewegten Gewölk von Ort zu Ort, oder noch öfter verſetzt ſie ſich, mit der Schnelle des Gedankens, in eine ferne, fremde Gegend, zu fernen Menſchen, und ſie iſt mit unaufhaltſamem Bewegen alsbald da, wohin ſie will.

So fühlet ſich in allen ähnlichen Fällen, am meiſten in jenen krankhaften, bei welchen das Freiwerden der Seele vom Leibe noch vollkommner ſtatt findet, als im Traume, unſer innrer Menſch beengt und ſchmerzhaft gebunden, ſobald er den gewöhnlichen Weg ſeines Wirkens und Bewegens in der Sichtbarkeit gehen will. Ihm geſchieht dann wie Einem, deſſen Augen plötzlich geblendet oder verbunden worden ſind, und der überall in ſeiner ſonſtigen bekannteſten Umgebung anſtößt, weil er ſie nicht mehr ſieht. Denn die Anziehung der umgebenden, ſchweren Maſſen auf den Leib, ihr Vor- und Hinter- und Nebeneinanderſtehen, wodurch ſie eine die andre gegenſeitig ſich verdecken und unſichtbar machen, wird von dem wach und frei gewordnen innren Sinne nicht bemerkt, ſondern dieſer folgt nun einem andren, eigenthümlichen Zuge, der ihn auf einmal unaufgehalten durch das für ihn durchſichtig gewordne oder vielmehr gar nicht vorhandne Gemäuer und durch alle dazwiſchen gelegnen, trennenden Räume nur das ſehen und bemerken läßt, was ſeine Welt iſt. Es fällt unter andrem den Hellſehenden ſchon peinigend ſchwer, wenn ſie den Menſchen nicht zunächſt in ſeiner geiſtigen, ſelbſtſtändigen Erhabenheit über die Schranken der äußren Corporation und des Ranges betrachten und anreden ſollen.

Die Wirkſamkeit und Weiſe der Seele wird demnach, ſobald ſie in mehr oder minderem Grade unabhängig vom Leibe ſich zu äußern vermag, eine ſo ganz eigenthümliche und von der gewöhnlichen verſchiedne, daß wir daraus ſchließen können, was die Seele für ſich allein, in ihrer Beſonderheit vom Leibe ſeyn möge.

In einigen Fällen, ſo dürfte man ſogar hinzufügen, laſſen uns ſolche Zuſtände die Seele in ihrer Beſonderheit und Verſchiedenheit ſelbſt vom Geiſte erkennen, und es iſt unter andrem auffallend, wie die Sprache der Seele ſo ganz nur in Bildern und Anregungen dunkler Gefühle, ſtatt der Worte beſteht, während die Sprache des Geiſtes die eigentliche, gedankenvolle Menſchen- und Wortſprache iſt. Wenn dann beim Einſchlafen oder im Irreſeyn des Fiebers der Geiſt in ſeine innren Tiefen zurücktritt, und nun blos noch die Strahlen der Seelenthätigkeit in das leibliche Leben herabfallen, nur noch die Seele ſpricht; da verwandeln ſich ſogleich die Worte, in denen wir beim Wachen und im geſunden Zuſtand denken, in eine Reihe von Bildern. Wenn dagegen der Geiſt beim Erwachen die ihm gebührende Herrſchaft zurücknimmt, dann gibt er der Sprache wiederum das Gepräge ſeiner Natur: welche urſprünglich in Zeichen, Zahlen und Tönen nicht blos das Erſcheinen der Dinge für das äußre Auge, ſondern ihre innre Bedeutung für eine höhere Ordnung des Seyns und Lebens erkennt und darſtellt. Doch wir erinnren uns hier nur vorläufig an dieſe Gränzen der Seele nach einer andren, höheren Richtung hin, als die nach dem Leibe iſt, denn dieſe Unterſuchungen werden an ihrem Ort auch jenen ferneren Gränzen ſich zu nähern ſuchen. Einſtweilen begreifen wir noch das ganze inner und ober dem Kreis des Sinnlichen und Leiblichen gelegne Gebiet des Lebens unter dem beide Seele wie Geiſt zuſammenfaſſenden Namen der Seele.

Es wird, ſo ſahen wir bereits, die Seelenthätigkeit auf einem zweifachen Wege zu jenem vorherrſchenden Verhältniß gegen ihre Leiblichkeit gebracht, in welchem der Menſch gleichſam ganz Seele, der Leib wie nicht mehr vorhanden iſt. Einmal dadurch, daß die Bewegung des Lebens in der leiblichen Region ſehr gehemmt und geſchwächt, ja wie vernichtet wird, dann aber auch dadurch, daß die geiſtige Thätigkeit bis zu einer Höhe aufgeregt und geſteigert iſt, auf welcher ſie nicht mehr vom Gefäß des Leibes gehalten und erfaßt werden kann, ſondern frei aus dieſem hervortritt oder daſſelbe zerſprengt. Wie denn auch der oben erwähnte vorwaltende Charakter des Nervenlebens einem kranken Glied auf zweifache Weiſe gegeben werden konnte: einmal dadurch, daß eine äußre Verletzung die den Nerven umhüllende Maſſe zerſtörte oder hinwegnahm, dann aber auch, und noch öfter, dadurch, daß die Thätigkeit des Nerven zu krankhaftem Uebermaß geſteigert und aufgeregt wird.

Wir werden, dem gewöhnlichen Verlauf der Natur nach, erſt im Tode des Leibes in vollkommenem Maße erfahren, wohin das Seelenleben auf dem erſteren Wege, auf jenem des Hinwegnehmens der äußren Hemmung, geführt werde; Nüchternheit und äußre Stille, ſo wie eine durch lange Gewohnheit begründete Unterwürfigkeit des Leiblichen unter das Geiſtige laſſen uns ſchon im geſunden Zuſtand des Lebens erkennen, was die Seele für ſich ſeyn und vermögen werde. Die Höhen, zu denen der andre Weg emporführt, werden uns zuweilen, im geſunden Gange der inneren Entwicklung, wenn auch nur auf einige ſchnell vorübergehende Augenblicke, durch das Aufflammen einer Begeiſterung von rechter und göttlicher Art beleuchtet, durch welche der innre Menſch wieder in ſeine alten Rechte tritt und zum Beſitz ſeiner urſprünglichen Kräfte gelangt. Wir wählen jedoch in unſern Betrachtungen wiederum den Weg, den wir öfters im vorhergehenden ſomatiſchen Theil der Unterſuchungen genommen, und wie wir dort zuerſt den Bau und das innre Gefüge der Organe, ſo wie daſſelbe das zergliedernde Meſſer im Tode darlegt, betrachteten, und hernach von den eigenthümlichen Lebenserſcheinungen an dieſen Organen ſprachen, ſo beginnen wir hier mit etwas Niederem, deutlicher in die Sinne Fallendem mit Erſcheinungen, welche die zertrennende und den geſunden, innren Zuſammenhang auflöſende Krankheit aufdecket und hervor ans Licht zieht. Ohnehin bilden dieſe Erſcheinungen den ſchicklichſten Uebergang von der bloß äußren, ſinnlichen Betrachtung der menſchlichen Natur, zu einer andren, tiefer ins Innre gehenden.

Als im letztvergangnen Jahrhundert ein frecher Sinn der Empörung gegen jedes feſt, in einer höheren Ordnung Begründete, der Seele Alles genommen hatte, was ihr theuer und werth, ja was das eigentlich Ihrige iſt: den Glauben an einen Gott und an ſeine des Menſchen ſich erbarmende Vorſorge; den Glauben an eine Kraft des Gebetes, ja an das ſelbſtſtändige Daſeyn und Fortbeſtehen des Geiſtes im Menſchen, da trieb der Schmerz des großen Verluſtes die kranke Seele in ihr Innres zurück. Es wurde ihr hier, denn ungewöhnliche Krankheiten fordern ungewöhnliche Heilmittel, gegen den gewöhnlichen geſunden Gang ihrer Natur, das im Schlafe wieder gegeben, was man ihr im Wachen genommen, und wenn auch das theure Geſchenk häufig und bei Vielen ſo vergänglich und ohne tiefer gehende Nachwirkung geblieben, wie ein liebliches Traumbild; ſo hatte es doch zugleich in jener armen Zeit auch die tröſtende, aufrichtende Kraft eines ſchönen, reichen Traumes. Wenn jene Stimmen ſchweigen, denen es zukäme zu ſprechen, da werden die Steine ſchreien; wenn die Wachenden ſich zur Lüge verkehren, da muß wenigſtens der ungeſchminkte Traum die Wahrheit reden, ja die Todten müſſen gegen die Lebenden zeugen.

Welche Wirkung die Entdeckung des ſogenannten animaliſchen Magnetismus und aller mit ihm verbundenen Erſcheinungen in ihrer Zeit gehabt, das werden Die leicht begreifen, welche den verarmten, troſtloſen Zuſtand der Menſchenalter und der Völker kennen, für welche jene Entdeckung gemacht war. Der Materialismus wollte gern das ganze Gebiet dieſer Erſcheinungen wie einen Traum der Nacht verlachen und hinwegweiſen, aber in dem Traum und in der Nacht war eine furchtbar wirkende Kraft, welche ſich nicht hinwegweiſen, nicht verläugnen ließ. Die kranke Zeit, welche ſelbſt den eigentlichen Namen des Lebens vertilgen wollte und ſich hierbei auf das Zeugniß des ſtummen Schlafes und des Todes berief, mußte auf einmal den gefürchteten und gehaßten Namen zu ihrem Schrecken aus dem Munde eines Todtenſchlafes ſelber hören.

Wir betrachten zuerſt, ohne noch eigentlich zu erklären, die Erſcheinungen des magnetiſchen Schlafwachens und ihre Aehnlichkeit mit andren, bereits beſchriebenen Zuſtänden.

Man hatte jene Erſcheinungen, wie der gewählte Name zeigt, mit dem des Magnetismus in der unorganiſchen Welt verglichen, nicht blos deshalb, weil man ſich zum Hervorbringen derſelben zum Theil des gewöhnlichen Magnets bedienen wollte, ſondern weil ſich dieſe Erſcheinungen, wie ſich bald ergab, auf eine ähnliche Anziehung und Wechſelwirkung zweier lebendiger Weſen auf einander gründen, als die Wechſelwirkung zwiſchen Magnet und Eiſen iſt.

Denn es wird, bei dem gewöhnlichen Verfahren der Leib eines kranken oder von außen leichter aufregbaren

Menſchen, mit dem Leibe eines geſunden und lebenskräftigeren in eine ähnliche Verbindung geſetzt, als die zwiſchen Haupt und Gliedern, zwiſchen den Nerven und andren Organen iſt. Es bewegt der Geſunde die Spitzen ſeiner Finger in der Richtung des Laufes der Nerven, am wirkſamſten vom Haupte abwärts, gegen den kranken Leib, und jene von innen nach außen, von oben nach unten ausſtrömende Kraft des Lebens, welche wir im vorhergehenden Theil dieſer Unterſuchungen auf mehrfache Weiſe betrachtet, wirkt aus dem geſunden Körper ſo mächtig auf den kranken ein, daß ſie bald durch Kleidung, ja durch Bettdecken hindurch ſich merkbar machet. Sie reißt in den Strom ihres Bewegens die gehemmte und vorhin unwegſamere Kraft der Nerven des kranken Leibes, mit hinein. Wenn hierbei, wie ein hindurchziehender Wind, der Strom des Lebens durch den kranken Körper wieder abfließt, der Strom, welcher wie ein Bach der Gebirge von obenher vom Quelle immer neu gefüllt wird, ſo bald nur die vorhergehenden Wellen abfließen und hinweglaufen ins Meer; da erfüllt den ganzen Leib ein ähnliches, tiefes Wohlbehagen, als jenes iſt, das die athmende Bruſt fühlt, wenn auf einmal durch die erſtickende, zu lange unerneuert gebliebene Luft eines Zimmers ein friſcher Zugwind wehet. Die alte Luft von innen fährt hinaus, die belebende von außen dringt hinein: ſo ſind es auch die Kräfte eines höheren, allgemeinen Lebens, welche durch die Weſen ſtrömend, dieſe immer neu beleben und bekräftigen, ſobald die Lebendigen durch ſelbſtthätige Aeußerung des innren Lebens ſich in die Richtung, in den Zug jenes belebenden Stromes begeben.

In der Regel zeigt ſich bald nach dem vorhin erwähnten Verfahren an dem Kranken eine Neigung, wie zum gewöhnlichen Schlafe. Die Augenlieder ſchließen ſich zuletzt, und es verſinkt der Leib in ſeinen alltäglichen, ſcheinbar bewußtloſen und etwa nur dunkel träumenden Zuſtand der Ruhe.

Es hat dieſer künſtlich herbeigeführte Schlaf auf die Leidenden eine ähnliche (vielleicht nur noch erhöhtere), ſtärkende und erquickende Wirkung, als der tägliche Schlaf auf die Geſunden. Beide Arten des Schlafes werden auch auf die gleiche Weiſe herbeigeführt. Denn der gewöhnliche, geſunde, iſt eine natürliche Folge der ſelbſtthätigen Bewegung der von innen nach außen wirkenden Nervenkraft, oder der ſogenannten Anſtrengung derſelben. Das Hineinſtrömen der allgemeinen Lebenskräfte, bei einem ſolchen friſchen, kräftigen Abzug der beſondren, wird zuletzt ſo übermächtig, daß es die ſelbſtſtändig regierende Kraft in dieſem beſondren Lebenskreiſe beſiegt, und Seele wie Leib der Anziehung des gewaltigeren Elementes ſich hingeben, in ſeinen neubelebenden Strom ſich verſenken. Eben ſo wird auch der magnetiſche Schlaf dadurch herbeigeführt, daß die von innen nach außen gehende Bewegung der Lebenskraft erneut und in raſcheren Gang gebracht wird. Beide Arten des Schlafes gleichen dann zuletzt auch in der Weiſe ihres Entſtehens dem Tode. Denn auch dieſer wird, wie wir oben ſahen, durch das immer vermehrte Anwachſen und Uebergewicht der ſelbſtthätigen Lebensthätigkeit, über die empfangende, von außen nach innen gerichtete, bewirkt.

In der That, mehr als irgend ein andrer, iſt der Zuſtand des magnetiſchen Schlafes ein Bild des Todes, mit allen ſeinen Schreckniſſen und mit ſeinen Hindeutungen auf einen ſiegreichen Ausgang des Lebens aus dieſen Schreckniſſen. Mitten in dem Zuſtande, der einem tiefen Schlafe gleichet, bewegt das bleiche Geſicht, deſſen Augen feſt geſchloſſen ſind, ein innres Leben, welches die Züge des Schmerzens oder der gleichgültigen Ruhe in die des Entzückens und des wacheſten Bewußtſeyns umwandelt. In der That, es hat öfters ein ſolches Ausſehen jenen Schein, welchen die Augenblicke der höchſten Begeiſterung über das Menſchenangeſicht verbreiten, oder es gleichet der Verklärung, welche zuweilen in den letzten Augenblicken des Lebens über das Antlitz der Sterbenden heraufſteigt.

Der Leib iſt jetzt mehr noch als im tiefeſten Schlafe, ja zuweilen ſo ſehr als in der Starrſucht und dem Scheintod, nach jener Richtung, in welcher ſonſt das Gehirn auf die Sinnorgane und Glieder, und dieſe rückwärts auf das Gehirn wirken, gelähmt und gebunden. Es zeigt ſchon die Stellung und das Ausſehen, der wie bei einem Todten nach oben ſtarrenden Augapfel, einem Beobachter, welcher die Augenlieder des magnetiſch Schlafenden gewaltſam von einander zieht, daß die Verſicherung ſolcher Schlafenden gegründet ſey, nach welcher ſie, wie bereits oben erwähnt, nicht mit dieſem gewöhnlichen Auge zu ſehen vermögen. Die völlige Taubheit der Somnambulen gegen alle, auch noch ſo laute Stimmen, außer jenen des Magnetiſeurs und andrer mit ihnen magnetiſch verbundnen Weſen, beweiſt auch, daß der gewöhnliche Weg des Hörens bei ihnen nicht ſtatt finde, und ſo iſt es mit der Thätigkeit aller andren Sinne.

Einige Kranke, deren Zuſtand übrigens offenbar jenem des magnetiſchen Hellſehens glich, ſprachen nicht, und die Umſtehenden erfuhren bei dieſen eben ſo wenig was in ihrem Innern vorgegangen, als wir erfahren, was in der Seele eines Ohnmächtigen oder eines feſt Schlafenden geſchehe. Ueberhaupt muß den durch die gewöhnliche magnetiſche Behandlung ſchlafwachend gewordnen Kranken der Gebrauch ihres eignen Leibes öfters erſt durch den Willen und Befehl einer fremden

Seele gegeben werden. Dieſe unter andrem, vermag auch da die Sprache zu ertheilen, wo dieſelbe durch eigne Kraft nicht gefunden werden konnte. Wiewohl es in den meiſten Fällen als eine Auszeichnung dieſes Zuſtandes erſcheinet, daß, bei ſonſt verſchloſſnen, andren Aus- und Eingängen der Kraft des Wollens und Empfindens, der ganze Apparat des Sprechens, der Gebrauch des Wortes, in der Macht der wie durch einen vorbildlichen Tod abgeſchiednen Seele bleibt. Es ſprechen an ſolchen Hellſehenden die Züge des Geſichtes mit einem ſo lebendigen Ausdruck, daß man die Mitwirkung der feſtverſchloßnen Augen kaum vermiſſet; die Stimme iſt lieblicher und wohlklingender, als im Wachen, und in ihrem Wechſel der Töne eines viel geiſtigeren Ausdruckes fähig; Zunge und Lippen ſprechen ſo geläufig, der Ausdruck der Rede iſt ſo edel, ſo bezeichnend, und öfters ſo tief bedeutend, daß nach dieſem allen die Seele ganz zum Worte, zur Sprache geworden ſcheint.

Oder vielmehr, es iſt hier vorbildlich das eingetreten, was das jenſeitige Leben und den neuen Leib von dem jetzigen unterſcheiden wird, und was wir ſchon jetzt in der leiblichen Natur des Menſchen eben ſo klar angedeutet und vorbereitet ſehen, als die Geſtalt des künftigen Schmetterlings im Leibe der Raupe oder Puppe. Denn, wie wir oben ſahen, mitten im äußren, größeren Leib des Menſchen iſt es der kleinere Leib der Stimmorgane, welcher im vollſten Maße alle jene Kraft, Schnelligkeit und Ausdauer der bewegenden Nerven und Muskeln in ſich vereint, die wir in den angränzenden Formen des Thierreiches vereinzelt und vertheilt ſehen. Dieſe Kräfte, welche die Natur im Säugthiere entwickelt und dem Auge dargelegt hat, ſind da, wo nun der Gipfel der Geſtaltungen im Menſchen erreicht iſt, keinesweges verloren gegangen, ſondern ſie ſind nur ins Innre zurückgetreten, haben ſich hier einen andren, mit allen Vollkommenheiten der willkürlichen Bewegung ausgeſtatteten Leib gebildet. Das Wort, die Rede iſt dann das Einzige, was den Menſchen (den ſelbſt ſein deutſcher Name als den Denkenden bezeichnet) vor dem Thier unterſcheidet; es iſt ſchon in den Zuſtänden des magnetiſchen Scheintodes das Einzige, was der wollenden und bewegenden Seele als gehorchender Leib zurückbleibt. Darauf hindeutend, daß nur das recht und ſeinem Urſprung gemäß gebrauchte Wort es ſey, was den Menſchen des Geiſtes, was den innren Menſchen, vollenden, und für ein höheres Seyn geſtalten könne; ja daß dieſes ihm gegebne und von ihm angenommne Wort der neue Leib ſelber ſeyn werde, welcher allein für ein Leben der Ewigkeit gemacht iſt.

Wenn denn, in den Zuſtänden des magnetiſchen Scheintodes, die Seelenthätigkeit ſich ganz aus dem Kreis des äußren Leibes und Lebens zurückgezogen hat: in den innren der Stimme und Rede und in einen innerſten, aus welchem die gewöhnliche Menſchenſprache hervorgegangen, und in welchen dieſelbe auch wieder zurückführt, dann ſieht und erkennt die Seele, wie bereits erwähnt, nicht mehr zunächſt nur die äußre, ſinnliche Welt, aus deren Geſtaltungen und Bewegungen der Menſch, in ſeinem gewöhnlichen Zuſtand, nur unſichre Schlüſſe auf die innren, wirkenden Urſachen machet, ſondern ſie ſieht unmittelbar dieſe Region der innren Anfänge, und erkennt in ihr alles das deutlich vorgebildet, was hernach in der äußren Natur abbildlich zum Vorſchein kömmt. Wie ſich dem äußren, gewöhnlichen Auge das darſtellt, was die äußre, leibliche Hand thut und bildet, ſo ſiehet jetzt das innre Auge das dem äußren unſichtbare Geſchäft der bildenden, den Leib und alle ſeine Bewegungen ſchaffenden Seele; ſieht das geſunde Gelingen oder das krankhafte Mißlingen jenes Geſchäfts. Von dem Standpunkt aus, von welchem ſie jetzt die Dinge betrachtet, bemerkt ſie denn das ſonſt noch nie mit dem leiblichen Auge geſehene, wundervolle Gefüge der Nerven, der Gefäße und andrer innrer Theile; bemerkt den Sitz und gewöhnlichen Ausgangspunkt der leiblichen Schmerzen und krankhaften Bewegungen, überblicket die ganze Reihe der vergangenen, und nicht ſelten mit großer Sicherheit auch der künftigen Veränderungen.

Was hierbei öfters am meiſten überraſcht hat, iſt das Hineinblicken ſolcher innerlich wach gewordnen Menſchen in den Leib, ja in die Region der Gedanken der andren Menſchen, welche ſich dem pſychiſchen Lichte genähert haben, bei welchem der Schlafwache ſiehet. Denn es verhält ſich hier in dieſem Gebiet eben ſo, wie in dem des äußren Leibes. Wir ſehen da, mit dem leiblichen Auge, nur ſolche Gegenſtände, welche in der Richtung des Lichtſtromes ſtehen, der unſer Auge beleuchtet; ſo ſieht das innerliche Auge der magnetiſch Scheintodten nur ſolche Gegenſtände, welche ſich dem Lebensſtrom nähern, der ſich in ihnen, entweder von ſelber, oder durch die Einwirkung des Magnetiſeurs wieder eröffnet hat, dieſe Gegenſtände mögen nun nahe oder fern, dem äußren Auge erreichbar oder nicht erreichbar ſeyn. Beſonders wird deshalb der ganze Kreis der Sorgen und Bedenken, des Erkennens und Fühlens des Magnetiſeurs beleuchtet: zwei Weſen ſind in dieſen Zuſtänden, zwar nicht wie in andren Fällen ein Leib, aber eine Seele geworden.

Es wäre vergeblich, hier jene vielfach bekannten Thatſachen, welche aus dem magnetiſchen Hellſehen hervorgingen, ausführlicher aufzuführen. Bei ſolchen Zuſtänden zeigte ſich unter andrem, daß der Seele auch kein einziges Wort, kein Gedanke aus der Erinnrung verloren gehe. Sie ſiehet alles das, was ſie gethan, und was ihr, ſo lange ſie im Leibe war, geſchehen, in klarem Lichte um und neben ſich, ſobald ſie innerlich erwachet. Auch zeigt ſich da der innre Menſch in ſeiner eigentlichen freien, ungehemmten Kraft des Denkens, Fühlens, geiſtigen Auffaſſens und Darſtellens.

Aber dieſe ganz reiche, innre Welt iſt auf einmal erloſchen, und bis auf die letzte Spur aus der Erinnrung vertilgt, wenn die magnetiſch Scheintodten wieder aus ihrem todesähnlicheren Schlafe in den gewöhnlichen, alltäglichen, und dann aus dieſem in das gewöhnliche Wachen zurückkehren. Denn dieſes iſt insgemein der Ausgang jenes Zuſtandes: daß das innerliche, hellere Wachen in den Mittelzuſtand des Schlafes übergeht, der zwiſchen beiden Arten des Wachens, dem äußren und innren, die gemeinſame Gränze bildet. Alsdann, in einem Augenblick, der öfters vorher, im Zuſtand des Hellſehens genau vorhergeſagt und beſtimmt war, wacht der Menſch wieder zu ſeinem gewöhnlichen, alltäglichen Thun und Leben auf und weiß kein Wort mehr von allen den Tiefen des innren Anſchauens und Erkennens, welche er noch eben in ſeinen Geſprächen durchwandelt hat.

Es wird hieraus, wie wir dies bereits im Vorhergehenden andeuteten, klar, daß noch eine andre Welt der innren Wirkſamkeit für die Seele vorhanden ſey, in welche ſie ſich zurückzuziehen vermag, wenn an dem ſchlafenden Leib keine Spur jener Wirkſamkeit ſich zeigt. Was dann in uns geſchehen, das wiſſen wir beim Wiederaufwachen zum gewöhnlichen Leben nicht, öfters aber wird es in ſeinen in das wache Leben hinüberwirkenden Folgen errathen und geahndet.

Das Erinnern an das, was wir während des gewöhnlichen Wachens gethan und erfahren, entſteht, wie wir ſpäter ſehen werden, in ſeinem geiſtigeren Kreiſe auf eine ähnliche Weiſe, als im leiblichen das Riechen. Der Geruch bemerkt (nach §. 18) jenen, den andren Sinnen verborgnen Einfluß, welchen der lebende Nerv bei jeder durch ihn gewirkten Bewegung, bei jeder Annäherung und Berührung auf die umgebende Körperwelt hat; er bemerkt öfters nicht blos die äußren, durch den Muskel gehenden, ſondern auch die blos innerlichen Regungen des Nervenſyſtemes, bei dem Erwachen thieriſcher Leidenſchaften und Begierden. Auf dieſe Weiſe erkennen der nachſpürende Hund, wie auch der ſcharfriechende Indianer, noch viele Tage nachher die unſichtbare (elektriſche) Einwirkung eines vorübergehenden Menſchen auf den Boden oder auf andre Gegenſtände, welche ſein Fuß, ſeine Hand berührten.

In einer noch viel näheren, innigeren Beziehung, als das feinſpürende Thier mit dem Leib ſeines Herrn, ſtehet die Kraft der gewöhnlichen, wachen Erinnrung mit allen Bewegungen und Rührungen der empfindenden und wirkenden Seele, welche durch die Wahrnehmungen der Sinnen aufgeregt und durch die Thätigkeit der Glieder äußerlich offenbar geworden. Dieſe nachſpürende Kraft der Erinnrung iſt noch viel weniger, als die des Geruches, an eine Zeit gebunden, und wenn jene durch die Macht des Willens oder durch irgend eine äußerliche Veranlaſſung wieder auf irgend einen innren Weg der Reihenfolge der Eindrücke und Handlungen zurückgeführt wird, welchen die Seele vor länger als fünfzig Jahren durchwandelte, ſo findet ſie öfters die Spuren dieſes Vorüberwandelns noch ſo leicht und friſch, als wäre der Weg erſt geſtern gemacht; ſie bemerkt und erkennt die Gegenſtände am Wege wieder in derſelben Zuſammengeſellung und Abwechslung, in welcher ſich dieſelben damals gefunden. Wie bei einigen Menſchen der Geruch durch das Spiel der ſogenannten Sympathieen und Antipathieen mehr für dieſe oder jene Gegenſtände empfindlich iſt, ſo wird auch die Kraft der Erinnrung bei einigen Seelen mehr für die Eindrücke, welche durchs Ohr kommen, bei andren mehr für die Bilder des Auges und ihre Aufeinanderfolge geeignet und befähigt gefunden.

Im gewöhnlichen, wachen Zuſtand nimmt dann das dem Vorübergegangenen nachſpürende Gedächtniß denſelben Gang, an welchen die fühlende und wirkende Seele durch ihre Verbindung mit dem Leibe gebunden iſt; den Gang, in welchem der Zeit nach Handlung auf Handlung, Empfindung auf Empfindung ſich folgten, mit einigen leichten vorübereilenden Blicken auf das, was zugleich geſchehen, und was unmittelbar darneben empfunden worden. Es läßt ſich dieſer Gang mit jenem eines Thieres vergleichen, welches auf Füßen gehet, und welches auf ſeinem Wege langſam jetzt an dieſem, dann an jenem Gegenſtand vorüberkommt. Ein ſolches Thier wird die Gegenſtände, welche ſich zunächſt an ſeinem Steige finden, bemerken; während ihm andre, oft ziemlich nahe gelegne ein vorſtehender Fels oder ein dichtes Geſträuch verdecken Die Gränzen des Einwirkens auf die Außenwelt ſind dann ſo lange die Seele an den gewöhnlichen Verlauf des Bewegens und Fühlens, vom Gehirn aus durch die Nerven nach den Gliedern, von dieſen rückwärts nach dem Hirn gebunden iſt, eben ſo beſchränkt, als die des Erkennens und der Erinnerung.

Die Seele, ſobald ſie, mehr oder minder vom Leibe frei geworden, der eigenthümlicheren Weiſe folgt, hat ſo ſahen wir bereits oben, einen andren Weg des Wahrnehmens und Erkennens, als den durch die Sinnorgane einen andren des Wirkens nach außen, als den durch die Nerven und Muskeln. Wie uns im Traume die gewöhnliche Art des Gehens, bei welcher ein Fuß nach dem andren fortgeſetzt wird, äußerſt ſchwer, ja unmöglich fällt, leicht dagegen die des unmittelbaren, ſchnellen Verſetzens unſres Weſens an einen fernen Ort, oder das freie Schweben über dem Boden (S. 368); ſo gleicht auch das eigentliche geiſtige Bewegen der Seele in den Zuſtänden des Hellſehens mehr einem Fluge, als einem langſamen Gange, das Wahrnehmen und Erkennen der Außenwelt geſchieht wie von oben, aus einer höheren Region her, und die betrachtende Seele überblickt, gleich dem ſchwebenden Vogel, zugleich und mit einem Male die ganze Aufeinanderfolge der Empfindungen und Handlungen, welche ſie im gewöhnlichen, wachen Zuſtande langſam und allmählich erfährt. Daher wurde in einem von Moritz erzählten Falle, in einem Hellgeſicht, welches kurze Zeit vor dem Tode eingetreten, das ganze vergangne Leben, mit allen ſeinen reichen Erfahrungen und Führungen, mit ſeinen tauſendfältigen Handlungen, in geiſterhafter Nebeneinanderſtellung und Blitzesſchnelle überblickt, und in andren Fällen ſchien die Geſchichte einer ganzen Vergangenheit wie durch eine einzige bedeutungsvolle, nur der Seele verſtändliche Zahl, oder durch ein einziges Bild ausgedrückt. Wenn dann die Seele im Hellſehen dieſen eigenthümlichen Flug genommen, ſo vermag ſeinen Spuren der gewöhnliche Gang der Erinnrung eben ſo wenig zu folgen, als ein vierfüßiges Thier dem Flug des Vogels. Denn die Aufeinanderfolge und Verkettung des Geſehenen wie des Geſchehenen iſt hier eine ganz andre, als dort.

Die Seele kann bei dem gewöhnlichen Geſchäft der Erinnrung nur das in die leibliche Natur abſpiegeln, was ſie ſelber durch den Leib und ſeine Sinnen erhalten, nicht das, was ihr auf unmittelbarere Weiſe geworden.

Was wir hier vom Somnambulismus geſagt, gilt im Ganzen von allen den verwandten Zuſtänden des gegewöhnlichen Nachtwandelns, des Starrkrampfes mit innerem Hellſehen, des Veitstanzes und andren Fällen einer krankhaften Entblößung der Seele vom Leibe. Beim gewöhnlichen Nachtwandeln wie beim Veitstanz theilt die

Seele ſelbſt den Händen und Füßen etwas von ihrer eigenthümlichen Kraft und Weiſe mit. Der Leib wird in ſolchen Zuſtänden öfters zu faſt unbegreiflichen Bewegungen und Fertigkeiten geſchickt, vermag ſich ziemlich lange in Stellungen zu erhalten, welche im wachen Zuſtande augenblicklich zum Fall führen würden, an Wänden empor zu klettern, findet mit verſchloſſenen Augen den gefahrvollen Weg über Dachgiebel und hohe Mauergeſimſe, ſchmiegt ſich durch enge Oeffnungen und Klüfte, welche dem wachen Menſchen nie zugänglich ſchienen. In der That, es ſcheint hier ſelbſt auf den Leib die Anziehung einer oberen, unſichtbaren Natur zu wirken, welche der Anziehung der unteren, grobkörperlichen Welt: der gewöhnlichen Schwere, ſo das Gleichgewicht hält, daß dieſe ihre ſonſtige Uebermacht über den Körper verliert. Auch den Dingen der Außenwelt theilt die Seele in ſolchen Fällen öfters eigenthümliche Kräfte mit, läßt die genoſſenen Speiſen und Getränke anders auf ihren Leib wirken, nimmt der Winterkälte ihre lähmende Macht, verwandelt ſich, wie im Traume, das nächtliche Dunkel in hellen Tag. Sehr bedeutungsvoll iſt dabei die Kraft, welche das Rufen beim Namen auf viele Nachtwandler hat, wenn dieſe dadurch augenblicklich in das gewöhnliche Wechſelverhältniß des wachen Leibes zu ſeiner Körperwelt zurückgezogen werden.

Bei dem Starrkrampf mit innrem, geiſtigen Hellſeyn, wie in dem Falle, der in Hufelands Journal erzählt iſt, verräth ſich, wie im magnetiſchen Hellſehen, ein neues die Erkenntniß der Außenwelt vermittlendes Organ in der Gegend der Herzgrube: ein Organ, welches die Stelle der Sinnen des Hauptes vertritt. Von dieſer metaſtatiſchen Auswanderung der empfindenden Seele in eine ganz andre Region des Leibes iſt ſchon oben die Rede geweſen und wird es noch ſpäter ſeyn.

Viele der hier im §. erwähnten Erſcheinungen wiederholen ſich in den Zuſtänden des träumenden Irreſeyns der Seele und des Wahnſinnes, zu deren Betrachtung wir einen eignen §. beſtimmen.

Bem. Der Inhalt des vorſtehenden §., ſo wie der des nachfolgenden, wird noch im ſpätern Verlauf dieſer Unterſuchungen weiter begründet und ausgeführt werden, auch vergl. man die Bem. zum §. 27.

Anton Friedr. Mesmer, der wiſſenſchaftliche Begründer der ſogenannt magnetiſchen Heilart (geb. 1734, geſt. zu Mörsburg am Bodenſee 1815) weckte, beſonders in Frankreich, wo er mehrere Jahre lebte und wirkte, bis die Stürme der Revolution ſeine dortige Thätigkeit unterbrachen, in vielen Seelen, welche allen Glauben an etwas Geiſtiges verloren hatten, dieſen wieder auf. Ueber die oben angedeuteten Erſcheinungen des Hellſehens vergl. m. unter den älteren Schriften: Kluge's Verſuch einer Darſtellung des animal. Magnetismus, Berlin 1811; Gmelin, über den thier. Magnetism. 1788, und deſſelben Materialien für die Anthropologie; Wienholts Heilkraft des th. Magn. 1802, und ſein Beitrag zu den Erfahrungen des th. Magn. 1787; Heineckens Ideen und Betracht., den th. Magn. betreffend, 1800; Wolfarts Darſtell. einer lebensmagnetiſchen Cur, 1812; die Zeitſchriften, dieſen Gegenſtand betreffend, von Eſchenmayer, Kieſer und Naſſe. Höchſt bedeutungsvoll und wichtig ſind zwei Schriften unſrer Tage, auf deren Inhalt wir noch öfters zurückkommen werden: die Seherin von Prevorſt von Juſtinus Kerner 1829, und die Wahrnehmungen einer Seherin von F. v. Meier, Hamburg 1827 u. f.

Das Nachtwandeln oder der Zuſtand der Mondſucht iſt näher als der Traum mit dem eben erwähnten magnetiſchen Hellſehen verwandt. Es iſt ein Traum, mit der Befähigung zur willkürlichen, geregelten Bewegung, und zur ſinnlich wahrnehmbaren Mittheilung nach außen. Es ſind auch hierbei die Kräfte des Leibes in einem vergeiſtigten, ungewöhnlichen Zuſtand; jene der Seele auf ganz eigenthümliche Weiſe entbunden und erhöht.

So kletterte der adliche Jüngling, von welchem Horſt erzählt, als Nachtwandler an einem Seil empor, auf den Giebel des Daches, um da ein Neſt junger Vögel auszunehmen, das er im Wachen bemerkt hatte. Ein Andrer bewegte im Zuſtand des Nachtwandlens eine, ſonſt für ſeine Kräfte zu ſchwer ſcheinende Leiter, und kletterte dann noch, auf eine, den Wachenden unbegreiflich ſcheinende Weiſe, jenſeits dem Ende der Leiter gegen zwei Mannshöhen hoch, an der Wand eines Thurmes, bis zu einem Fenſter empor, an welchem er am Tage ein Neſt der Mauerſchwalben geſehen. Bei dem jungen Mädchen, von welchem Unzer in ſeinem Arzt, 74ſtes Stück S. 295, erzählt, fanden ſich, während des Nachtwandelns, die Geiſteskräfte in ſehr hohem Grade verſtärkt. Sie vermochte dann Melodieen, die ſie nur ein oder etliche Male gehört, vollkommen richtig nachzuſingen, und antwortete auf alle ihr vorgelegten Fragen ſehr angemeſſen und verſtändig. Eben ſo vermochte der Schlafwandler, von welchem Feder in Moriz Magazin II. B. 2tes St. S. 85 erzählt, ſo wie er es im Wachen nie konnte, Stücke auf dem Clavier, frei aus dem Kopfe zu ſpielen, und er war dann auch der fremden Sprachen, deren Erlernung ihn auch im Wachen beſchäftigte, in ungewöhnlichem Maße mächtig. Was jedoch la Mothe le Vayer von dem Bürger le Ferre zu Rouen verſichert, daß er im Zuſtand des Schlafwandelns auf Fragen, welche in den verſchiedenſten — auch außereuropäiſchen — Sprachen an ihn geſchahen, in denſelben Sprachen wieder geantwortet, ſo möchte dieſes wohl nur Wenigen glaubwürdig und begreiflich erſcheinen, während die Geſchichte der Madame de Pile in Gascogne, welche als Schlafrednerin das Spaniſche, das ſie im Wachen kaum verſtanden, fertig geſprochen, ſich eher noch an die anderwärts beobachteten Thatſachen von verwandter Art anſchließen läßt. Eben ſo jene Erzählungen von Schlafwandlern, welche in Rudow's Theorie des Schlafes, ſo wie in Muratori's Werk über die Einbildungskraft Th. 1. S. 313 (nach Reghellini's und Pigatti's Beobachtung in dem Journal encyclopaedique 1762 Jul.) mitgetheilt ſind. Beſonders auf die Geſchichte des Haushofmeiſters eines Grafen (bei Rudow) beziehen ſich mehrere der oben aufgeſtellten Bemerkungen über das Nachtwandeln. Das 20jährige Mädchen zu Montpellier, das S. de la Croix (Hist. de l'Académ. royale des sciences, an. 1742 p. 109) beobachtete, war zuerſt kataleptiſch, und auch der Zuſtand des Somnambulismus entwickelte ſich jederzeit aus dieſer todtenähnlichen, kataleptiſchen Starrheit, und endete dann wieder in derſelben. M. v. auch noch die Geſchichte eines merkwürdigen Nachwandlers in der Histoire et Mémoires de la Société des sciences physiques de Lausanne, Tom. III. Memoire p. 31 und p. 98 (1787), und jene des 17jährigen Mädchens, welche Unzer a. a. O. aus den Breslauer Sammlungen entlehnt hat.

Vom pſychiſchen Irreſeyn und dem Wahnſinne.

§. 27. In der Geſchichte des Leibes hat öfters der kranke Zuſtand über die inwohnenden Kräfte und Wechſelbeziehungen der einzelnen Organe tiefer gehende und beſſere Aufſchlüſſe gegeben, als die Beobachtung des geſunden Verlaufs des Lebens. Auch über die Geſchichte der Seele verbreitet die Betrachtung der krankhaften Abweichungen und Verirrungen ein dämmerndes Licht, welches dann von einem weiteren, wiſſenſchaftlichen Forſchen die nöthige Klarheit und Sicherheit empfängt. Wir verweilen hier vor der Hand blos bei der äußren Betrachtung der Erſcheinungen, deren innrer Grund uns erſt ſpäter durch die Lehre vom Selbſtbewußtſeyn deutlicher werden kann.

In einigen Krankheiten, von welchen zum Theil oben ſchon die Rede geweſen, ſpielet gleichſam ein fremdes Leben mit unſrem Leibe; erzeugt und bildet ſich mitten in dieſem ſeinen eignen, neuen Leib. Es dienet der Entwicklung dieſes krankhaften Afterorganismus ein Theil der bildenden Kräfte und Säfte des Leibes, ſelbſt die Thätigkeit der Nerven nimmt nach den neuen Gebilden der Beulen und wuchernden Auswüchſe eine verwaltende Richtung, und es iſt in jenen eine eigenthümliche Kraft der Fortpflanzung und Weiterzeugung der Art, wie in den Geſchlechtern der Pflanzen und Thiere.

Wie in dieſen Krankheiten der bildenden Seele eine andre, fremde Leiblichkeit, ſtatt der eignen, aufgedrängt wird, in der Tollwuth ſelbſt die Natur des Hundes; ſo geſchieht dies beim geiſtigen Irreſeyn und beim Wahnſinn ſelbſt der empfindenden und denkenden Kraft der Seele.

Wenn es uns zuweilen im Traume geſchieht, daß die Seele, vom eignen Leibe frei geworden, mit einer ganz fremden, äußren Perſönlichkeit ſich überkleidet; wenn jener Jüngling, von welchem ein Pſycholog erzählt, im Zuſtand der leiblichen Trunkenheit plötzlich ſo ganz in das Weſen eines gegenwärtigen Freundes ſich verſetzte, daß er den Verluſt, den dieſer erlitten, für ſeinen eignen hielt und als ſolchen beweinte, ſo ſind dieſes nur Verſuche der aus ihrem Leibe entrückten Seele, ſich mit einer neuen Leiblichkeit zu bekleiden: Verſuche, deren Einfluß auf die fremde, begehrte Perſönlichkeit wir freilich nicht ganz kennen, welche jedoch für den weiteren Verlauf des innren Lebens ohne augenfälligen Erfolg bleiben. So iſt es nicht im Wahnſinn. Die fremde und falſche Perſönlichkeit, mit welcher hier die Seele ſich überkleidet, iſt ſo bleibend und feſt ſtehend, als die eigentliche und eigne.

Fälle, wie jene, welche Darwin und Gmelin erzählen, wo die fremde Perſönlichkeit noch abwechslend mit der eignen angezogen und wieder abgelegt wurde, bilden den Uebergang aus dem gewöhnlichen wachen Leben in das Scheinleben des Wahnſinnes. Das Mädchen bei Gmelin war abwechslend an jedem andren Tage in ein Wahnleben entrückt, in welchem ſie ihre eigne Umgebung, ihr ganzes früheres Seyn und Leben nicht mehr kannte, oder ſich fremd dagegen fühlte. Sie war in dieſem Wahnleben eine unglückliche, ausgewanderte Franzöſin, auf deren Herzen die Erinnerung einer ganzen, langen Leidensgeſchichte laſtete, ſprach dann geläufiger, als jemals ſonſt im Wachen, Franzöſiſch, und gebrochen Deutſch. Ihre Eltern und Freunde waren wohlthätige, gute Menſchen, die ſich hier im fremden Lande ihrer angenommen hatten, ſonſt aber ihr völlig fremd. Bis dann jederzeit am darauf folgenden Tage die wahre, von der innren Wahngeſtalt verdrängt geweſne Perſönlichkeit wieder aufwachte, welche von Alle dem, was jene geſtern gethan und geſprochen, nichts mehr wußte, ſondern mit klarer Erinnrung wieder in die Reihe des gewöhnlichen, geſunden Verlaufs des Lebens, von Kindheit an bis jetzt, eintrat, während die innre Wahngeſtalt, wenn ſie am dritten Tag von Neuem erwachte, ihre Erinnrungen da wieder anknüpfte, wo ſie vorgeſtern abgebrochen war.

Hier, ſo wie bei dem nervenkranken Mädchen, welches Heinecken beobachtete, als daſſelbe den Schieferdecker des benachbarten Thurmes in ſeiner gefahrvollen Stellung geſehen, war es Mitleid, welches die leicht bewegliche Seele in die fremde Perſönlichkeit hineingezogen hatte.

Es reihen ſich hieran ſolche Fälle der Verſetzung und Entrückung der Seele, wie die ſind, welche neuerlich Juſtinus Kerner in ſeiner Seherin von Prevorſt mittheilte. Die Kranke wurde durch Berührung mit einem fremden, kranken Körper ſo ganz in die Natur deſſelben verbildet, daß ſie im hohen Maße alle Leiden, alle Schmerzen deſſelben fühlte, und daß an ihrem Leibe, auch dem Arzte und allen andern Umſtehenden ſichtbar, alle die krankhaften Erſcheinungen hervortraten, wozu die Anlage und Neigung im fremden, von ihr mittel- oder unmittelbar berührten Körper war. In einigen andren Fällen hat die Verbildung der Seele in eine oft und mit Rührung betrachtete

Geſtalt, an der äußren Hautfläche, ſtatt der fremden Wunden, blutende Stellen hervortreten laſſen, und in den eignen Körper die Schmerzen des andren übergetragen.

Wenn auch in krankhafter Ausartung, zeigt uns doch der Wahnſinn im hohen Grade jene merkwürdige Kraft unſrer Seele, in ein fremdes Bild ſich zu verwandeln, und dieſes ſtatt des eignen Leibes an ſich zu tragen. Was die Seele beim Entſtehen ihres Irrganges der eignen, äußren Perſönlichkeit entfremdet, iſt zum Theil ein leiblicher, öfter jedoch ein geiſtiger Grund. Bei dem letzteren verweilen wir zuerſt.

Es iſt in einigen Fällen jene „Traurigkeit" geweſen, von welcher ein heiliges Buch ſagt, daß ſie „den Tod wirke", welche die Seele, der man Alles genommen, was ihr lieb und theuer geweſen, zur Auswanderung aus ihrer eignen, verarmten Perſönlichkeit, in eine fremde angetrieben. Da hat ſich dann die verlaßne und gequälte einen neuen Wahnleib und eine Welt des Traumes geſchaffen, in welche ſie die dunklen Erinnrungen ihrer empfundenen Luſt und Schmerzen hineingetragen, oder nach eignem Gefallen das ſich wiedergegeben, was ihr im gewöhnlichen Leben genommen worden. Jene Eſther L** hatte auf dieſe Weiſe all ihr früheres Unglück, von welchem ſie gar keine Erinnrung mehr zu haben ſchien, mit einem fremden, erträumten vertauſcht, welches gegen das vorhergegangene, wirkliche, noch immer ein ſehr erträgliches war. Denn jetzt, in dieſem Wahnleben, hatte man ſie doch nicht des geliebten Gatten und Kindes, ſo wie der Freiheit beraubt, ſondern blos des vermeintlichen, väterlichen Erbgutes, das Kind aber (eine Puppe von Holz, welche die Unglückliche mit Zärtlichkeit beachtete und pflegte) lebte doch noch. Bei der Betrachtung ſolcher Seelenkranken freut ſich der theilnehmende Geiſt der Hoffnung, daß dieſen Armen der Wahnleib mit allen ſeinen Qualen im Tode werde abgenomren, und ſtatt ſeiner ein wahrer, in ein höheres Bild verklärbarer ſolle wieder gegeben werden.

In andren Fällen trug die Traurigkeit jenen Charakter, in welchem ſie den Tod wirkt, noch ungleich furchtbarer an ſich. Ein ungerechter Mißmuth über das Mißlingen der eignen Wege, ein unerſättlicher Hochmuth und Ehrgeiz, welcher in dem Bereich des gewöhnlichen Lebens keine Befriedigung finden konnte, führte hier jenen innren, dem Selbſtmord ähnlichen Act herbei, deſſen unmittelbare Folge der Wahnſinn iſt. Denn gleich dem Selbſtmörder, der das eigne Fleiſch auf unnatürliche Weiſe haſſet und umbringt, ſtoßen jene Unglücklichen Alles, was ihrer innren Perſönlichkeit angehört: jeden Gedanken des Troſtes, der Freude, der Luſt am täglichen Geſchäft von ſich. Wie jener Kaſſenamtmann Tag wie Nacht nichts anders mehr hören und ſehen wollte, als ſeine durch einen unbegreiflichen Fehler im Addiren verunglückte Rechnung, ſein Ohr und Herz der liebenden Stimme der Gattin und Kinder und jedem höheren Troſt verſchloß: ſo ziehen ſich die aus Mißmuth oder Hochmuth an der Seele Verunglückenden ſelber und freiwillig in den dumpfen Kerker ihres irrenden Sehnens zurück. Alles was ihre war, das wollen ſie nicht, das haſſen ſie; ſie wollen ein Fremdes, das nicht für ſie gehört. So wird zuletzt, zwar auf andre Weiſe als durch das tödtende Meſſer und den Strick, durch dieſes Abſtoßen und harte Verläugnen der eignen Perſönlichkeit, die Seele entleibt, wie im Selbſtmorde.

Der des eignen Leibes ledigen wird nun der neue, erſehnte, ein Wahnleib gegeben. Der Geiſteskranke iſt jetzt zu einem Fürſten oder König, ja zu einem Gott geworden. Es iſt ein geiſterhaftes Dunkel, in welches uns der weitere Verlauf des Wahnſinnes blicken läßt. Zuweilen ungewöhnliche Fähigkeiten und Kräfte der Seele, im Erkennen wie im Wirken; ein Vorausgeſicht der Zukunft, ein Hineinblicken in fremde Seelen und Leiber, eine ungemeine Fertigkeit im Ausdruck, ſelbſt in gebundner Rede, ein Witz und Scharfſinn, welcher ſich öfters in den treffendſten, ſchlagendſten Antworten verräth.

Auch dem Leibe theilt der Wahnſinn jene ungewöhnlichen Kräfte mit, in denen alsbald das Vorwalten der eigenthümlichen Natur der Seele erkannt wird, wie am krankhaften Zahn, wenn ſelbſt der Knochen Empfindlichkeit empfängt, die vorherrſchende Weiſe des Nerven. Selbſt die kräftigſten Arzneimittel, wenn ſie der Wahn des Seelenkranken in Wein oder ein andres Getränk ſich umgeſtaltet, verlieren ihre gewöhnliche Wirkſamkeit; Kälte und anhaltendes Faſten, in einem Grade, worin ſie andre Male tödtlich ſeyn würden, ſchaden dem innerlich verwandelten Leibe nicht mehr. Die Glieder haben dieſelbe Beweglichkeit und Beugſamkeit, wie bei Nachtwandlern und Hellſehenden: die Nacht wird durch ein von innen kommendes Licht erhellt.

Eine gewiſſe Eigenthümlichkeit des Wahnſinnes erinnert an die Weiſe des Traumes. Im Traume denkt und ſpricht nämlich die Seele, ſtatt in Worten der gewöhnlichen Sprache, öfters in Bildern. Wir errathen zuweilen, wenn wir beim Einſchlafen uns ſelber in die Vorhallen des Traumdeliriums folgen, noch leicht die Bedeutung jener Bilder; wir wiſſen, daß unter ihnen die Seele jetzt dies, dann jenes andeuten wolle. Neben jener eigenthümlichen Geſtaltenſprache, in welcher jetzt der ſinnende Geiſt arbeitet und ſich bewegt, läuft zuweilen auch noch die Wortſprache im Zuſtand des Halbſchlafes her; irre, unverſtändlich und ohne Zuſammenhang, vergebens ſich abmühend, dem blitzesſchnellen Gange der Seelenſprache in ihre Tiefen und Höhen zu folgen.

In einigen Krankheiten hat man bei einem vollkommnen innren Klarſeyn und Selbſtbewußtſeyn ein Unvermögen eintreten ſehen, die innren Vorſtellungen mit dem anpaſſenden Worte zu bezeichnen. Es wurde, ſtatt dem eigentlichen Ausdruck, für das begehrte Getränk etwa das Wort Holz ausgeſprochen, ſtatt Bette: Gras, ſtatt Fenſter: Luft. Was der Kranke ſprach, erſchien den Umſtehenden ſinnlos, und dieſer quälte ſich vergebens ab, das was ihm im innerlichen Bilde ſo klar und deutlich geweſen, auch den Hörenden deutlich zu machen.

So könnte auch in einigen Fällen beim Wahnſinne eine innerlich folgenreiche Fortbewegung und Thätigkeit der denkenden Seele, in ihrer eigenthümlichen Bilderſprache ſtatt finden, ohne daß ſich dieſelbe im hörbaren Worte nach außen zu offenbaren vermöchte.

Zu dieſer Vermuthung führen uns die Geſchichten von ſolchen Wahnſinnigen, an denen, beim Wiederwachen aus dem langen Irrwahn, eine wirkliche Weiterbildung der Seele merklich ſchien. Wie bei jener Frau in der Uckermark, welche im November 1781 in ihrem ſieben und vierzigſten Jahre ſtarb. Sie war 20 Jahre wahnſinnig geweſen, doch hatte ſie dieſe innre Verirrung nie zu wilden Ausbrüchen der Thierheit geführt, und in ſolchen freien Zwiſchenzeiten, in denen zuweilen das Selbſtbewußtſeyn wiedergekehrt war, bemerkte man an ihr eine rührende Ergebung des eignen Willens in einen höheren, der Alles lenkt. Als ſie, vier Wochen vor ihrem Tode, ganz von ihrem Wahnſinne genaß, ſetzte ſie Alle, welche ſich ihrem lehrreichen Sterbebette genaht, durch die Klarheit, Innigkeit und Tiefe ihrer eindringenden Reden in Staunen. Es war hier mehr, als jene oft bewunderte Fertigkeit im Ausdruck, welche man an gewöhnlichen Hellſehenden bemerkt; es waren die Worte einer Seele, welche mitten im tiefſten, innren Leid und Schmerz geläutert und in ein höheres, göttliches Bild verklärt worden war, weil ſie ſich in jenem innerſten

Kreiſe, den kein äußres Auge durchſchaut, feſt auf einen Grund geſtützt, welcher das Leben aufrecht hält und ernährt, weil er ſelber das Leben iſt.

In dieſem, wie in einigen ähnlichen Fällen, hatte der Wahnſinn eine materielle Urſache gehabt, welche den gewöhnlichen Wechſelverkehr der Seele mit dem Leibe hemmte. Zuweilen, wie bei den ſogenannten Verſetzungen der Milch- und andrer Abſonderungen der unteren Regien des Leibes nach dem Gehirn, ſcheint allerdings die geſunde, vom Gehirn auswärts und abwärts durch die Nerven gehende Richtung der Seelenthätigkeit, durch einen gröber körperlichen Stoff gehemmt, welcher dieſelbe auf ſich ablenkt; es ſind aber hierbei immer ganz vorzüglich jene feineren, unwägbaren Principien geſchäftig, welche das Mittelglied zwiſchen der Seele und dem Leibe bilden, und welche wir im nächſten §. betrachten wollen. Dieſe, an irgend einem krankhaft erregten Punkt des Leibes ſich übermächtig verſtärkend, bewirken eigentlich die erwähnte Hemmung. Sie ſind gleichſam ein äußrer Leib der Seele, durch welchen ſie auf ihren Körper wirkt, wie an dieſem ſelber die Nerven durch die Muskeln und Knochen der Glieder hinauswirken auf die äußre Umgebung. Wie ſelbſt in dieſer innren Region ein Uebermächtigwerden des untergeordneten Materials die Herrſchaft des oberen, waltenden Princips beengen und beeinträchtigen könne, wird uns im Verlauf dieſer Unterſuchungen deutlicher werden. Wenn die Alten die wirkſame Seele zum Theil mit einem Ton verglichen, ſo könnte man, dieſem Bilde weiter folgend, ſagen, daß in ſolchen Zuſtänden der tönende Hauch nur darum nicht mehr hörbar ſey, weil er einen Ausgang nach einer andren Richtung hin gefunden, als jene nach dem äußren Leibe iſt. Die Seele, wenn ſich zu ihrem Wirkungskreis jene vermittlenden Principien übermächtig hinzudrängen, welche ihr näher verwandt ſind, als der wägbare Leib, findet in jenen einen geheimen Ausweg ihres Verkehres mit der Welt, auf welchem ſie ſelber, und das was ſie thut, dem gewöhnlichen Auge unverſtändlich und unbemerkbar iſt.

Wie aus den Zuſtänden des gewöhnlichen Hellſehens, wenn auch alles das, was die Hellſehende ſprach und that, beim Erwachen ganz aus der Erinnrung verſchwunden iſt, zuweilen ein Vorſatz, und zugleich die Thatkraft zu ſeiner Ausführung mit hinüber genommen wird ins wache Leben, ſo kann auch aus dem der Beobachtung unzugänglichen, innren Bewegen, der ohne ihre Schuld entleibten Seele, in ſolchen Fällen, wie der vorhin erwähnte war, der Gewinn, welchen der ſtill erduldete Schmerz im Verborgnen getragen, und das Reſultat, welches die ohne Aufhören thätige Seele in ihrem fortwährenden Bilden und Geſtalten errungen, übergetragen werden auf das wiedererwachte, gewöhnliche Leben der Leiblichkeit.

Auf den Leib eines Schlafenden ſetzen ſich, ungeſcheut, die Fliegen unſrer Zimmer, die der Wiedererwachte ohne Mühe verſcheucht; auf einen verweſenden Leichnam ſetzt ſich jenes ekelhafte Geſchmeiß, welches ſich ſelber und ſeine noch künftige Brut aus der Fäulniß ernährt. So walten auch mit dem, beim Wahnſinn entſeelten Leibe fremde Kräfte, wie eben zufällig erſchallende Töne der Luft in einem beſaiteten Inſtrument nachhallen. Es ſind jedoch dieſe fremden Kräfte in den Wahnſinnigen der verſchiednen Art, ſelber von verſchiedner Macht und Art: einige minder ekelhaft und furchtbar, andre ſind dieſes mehr, und dieſe zeigen ſich offenbar in gewiſſen Zuſtänden dieſer Art einheimiſcher und bleibender, als in andren.

Verwandt mit den Irrfahrten der Seele im Wahnſinn, iſt in mannichfaltiger Hinſicht der Traum. Man hat deshalb mit vielem Anſchein von Recht den Wahnſinn eine

Umkehrung des gewöhnlichen Wechſelverhältniſſes des Wachens und Schlafens genannt: der Wahnſinnige ſchlafe, träume und rede im Traum mit offnen Augen, und mit dem Anſchein eines Wachenden, und wache dagegen vielleicht bei geſchloßnen Augen, ſchweigend, mit dem Anſchein eines Schlafenden. Gewiß iſt, daß die gewöhnlicheren und häufigeren Träume jener Klaſſe, welche der wachen Erinnrung zugänglich iſt, dem Irregehen des Wahnſinnes ſehr ähnlich ſehen. Es iſt in ihnen eine Verkettung der Vorſtellungen, welcher die gewöhnliche Ordnung des wachen Denkens eben ſo fremd iſt, als jener des Wahnſinnes; ein blitzſchnelles Hinüberſpringen von Zeiten auf Zeiten, von Räumen auf Räume, welche in unſrer ſogenannten Wirklichkeit durch faſt unermeßliche Klüfte geſchieden ſind. Auch im Traume waltet zuweilen, wie ein fremder Wille mit unſrem Weſen: ein Wille, welcher jenem im Wachen fremd iſt. Oder er verſucht es wenigſtens, mit uns auf ſeine Weiſe zu walten, andeutend, durch den mehr oder minder gelingenden Verſuch, daß ſeinem Einfluß auf unſer Innres noch Zugänge offen ſtehen, welche der wache Wille nicht verwahrt, vielleicht nicht einmal bemerkt hatte. In dieſer Hinſicht wird der ſcherzhaft gaukelnde Traum ſelbſt dem tiefer wohnenden Ernſt zum Lehrer und Warner.

Es ſind auch im Traume, wie ſchon öfter erwähnt, die höheren Kräfte des innren Menſchen vorherrſchend: der Witz und die Schnelligkeit beim Aneinanderreihen der Vorſtellungen, die Macht und Tiefe des Ausdruckes, das Ferngeſicht, welches das längſt vergeſſen geſchienene Vergangene eben ſo hell beleuchtet, als das noch Künftige. Denn daß im Traume zuweilen prophetiſche Kraft ſey, erkannte ſchon das Alterthum mit Recht an, und es hat die neuere Zeit die häufig wiederkehrenden Thatſachen, welche jenes Ferngeſicht beſtätigen, nicht hinwegläugnen können.

Die meiſten Träume der Nacht finden zu der wachen

Erinnrung eben ſo wenig Zugang, als die Geſichte und Reden des Hellſehens, und es iſt öfters das Zeichen eines ganz vollkommnen und geſunden Schlafes, daß er, wie die Ohnmacht, ohne erinnerliche Träume iſt. Jene Sprache, welche alsdann der ſelbſt im Schlafe thätige Geiſt im innren Grunde der Seele vernimmt, iſt eine andre, als die, welche das Ohr hört und die Zunge ſpricht; ſie wird in der Region des gewöhnlichen, leiblichen Zuſtandes eben ſo wenig verſtanden und vernommen, als das inwendige, geiſtige Selbſtgeſpräch eines denkenden Mannes vom Ohr der Umſtehenden. Es ſcheint beim tiefen Schlafe allerdings, als ſey in ihm gar kein innres Aufmerken auf die umgebende Außenwelt und ihre Bewegungen. So wie aber nach einer ſchon erwähnten Beobachtung, die Seele im Zuſtand des Hellſehens es wußte, was mit ihrem Leibe und um denſelben vorgegangen und geſprochen worden war, während eben dieſer Leib in bewußtloſer Ohnmacht dagelegen, ſo weiß ſie nach andren, verwandten Beobachtungen, in jenen Zuſtänden eines höheren Selbſtbewußtſeyns auch über das Rechenſchaft zu geben, was während des Schlafes in Beziehung auf ſie geſchehen. Hierdurch bezeugt ſie, daß ſie auch dann in einem beſtändigen Verkehr mit der Außenwelt und in einem Aufmerken auf dieſe verbleibe, nur geſchieht dieſer Verkehr auf einem andren Wege, als durch die Sinnen, und läßt ſich deshalb nicht von der Erinnerung verfolgen (nach S. 384). Das Fortbeſtehen jenes Verkehrs auch im Schlafe verräth ſich ſchon in dem ſehr bekannten Vermögen vieler Menſchen, genau um jene Zeit zu erwachen, welche ſie ſich beim Einſchlafen vorher beſtimmt hatten. Die Seele bemerkt alſo auch da, wo ſie uns, außer allen Schranken der Gegenwart, bald im Vergangnen, bald im Künftigen herumzuirren ſchien, die Aufeinanderfolge und den Verlauf der Zeit. In andren Fällen hat ſich das fortwährende Aufmerken auf die Außenwelt darin gezeigt, daß die Seele ihren Leib auch aus dem tiefſten Schlafe aufweckte, wenn ſich Gefahr nahte, ſelbſt dann, wenn dieſes Annähern ungleich leiſer und unbemerkbarer war, als ein andres Geräuſch, das kurz vorher um den Schlafenden laut wurde.

Aus dem Seelenleben des tieferen Schlafes bildet, eben ſo wie aus jenem des Hellſehens, der gewöhnliche, erinnerliche Traum den Uebergang. Durch dieſen ſcheint uns zuweilen auch jener Zuſammenhang beleuchtet zu werden, in welchem die Schlafzuſtände eben ſo unter einander ſtehen, wie jene des Somnambulismus. Wir erinnern uns im Traume dieſe Empfindung, jenen innren Sinneneindruck ſchon ſehr oft gehabt, in dieſen oder jenen Verhältniſſen des Wahnlebens uns ſchon ſehr oft befunden zu haben, und doch war beides niemals im Wachen der Fall geweſen, der Traum konnte ſeine Erinnrungen nur an ſeine eignen, vorhergehenden Nachtgebilde geknüpft und angeſponnen haben. So gehet eine ganze innre, dem äußren Sinn verborgne Geſchichte der Entwicklung unſres Weſens, neben der des wachen Lebens her, und mitten durch daſſelbe hindurch. Ihre äußerſten Fäden knüpfen ſich nach beiden Seiten hin an eine Ewigkeit, welche war, noch ehe das leibliche Leben ſeinen Anfang genommen, und welches ſeyn wird, wenn dieſes endet. Dennoch, obgleich der Fels, aus dem die Baumeiſterin ihr Haus errichtet, ſo alt iſt als die Erde, und auch bleiben wird, wenn der Bau längſt vollendet iſt, bleibt der Seele von dieſem ewigen Felſen nur das als ewiges Eigenthum, was ſie aus ihm hienieden, in der Arbeit des Lebens, ſich erbaute: ein Tempel zur Ehre oder ein Haus zur Unehre. Nicht das, was wir im Traume empfunden oder vernommen, ſondern das, was wir im wachen Leben gewirkt und erworben, gehört der Seele ſelber an. Wir blicken allerdings in ſolchen Zuſtänden zuweilen, wie ein Auge, das durchs Fernrohr in ein fernes, ſchönes Gebirge und ſeine reichen Auen ſchaut, in eine höhere, geiſtigere Region. Aber die Früchte, welche auf jenem Gebirge wachſen, werden nur dann unſer, wenn wir uns, nicht ohne Anſtrengung, zu demſelben hinbewegen und es erſteigen.

Wir nehmen übrigens auch aus dem Traume nicht ſelten einen Nachklang der innren Anregungen mit uns in die Thatkraft des wachen Lebens hinüber, ohne deutlich zu wiſſen woher er uns kam: Heiterkeit oder Trauer aus unerklärlichem Grunde; ein plötzliches, deutlicheres Verſtehen von Gegenſtänden und Aufgaben des innren Nachdenkens, mit welchen wir uns vorher lange und vergeblich abgemüht.

Bemerk. Die nachſtehenden, erläuternden Zuſätze ſollen, gegen die im §. ſelber gewählte Ordnung, zuerſt das Gebiet des Traumes berühren, welches, auch über einige verwandte Erſcheinungen des Wahnſinnes nicht unbedeutende Aufſchlüſſe gibt. Den überhäuft vielen Erfahrungen über Träume von vorbedeutender und überhaupt merkwürdiger Art, ſollte man auch jene fleißiger gegenüber ſtellen, welche Locke und in ältrer Zeit ſchon Ariſtoteles (*περὶ ἐνυπνίων*) und Plutarch (vom Cleo aus Daulis) aufführen: die Fälle von ſolchen Menſchen, bei denen die innren Zuſtände des Schlafens und Wachens ſo gänzlich von einander abgeſchnitten waren, daß ſie ſich nie erinnerten, einen Traum gehabt zu haben. — Die Seele ſcheint im Traume nicht blos von dem Verbande mit dem Leibe freier und entbundner zu ſeyn, als im Wachen, ſondern ihr ſcheint auch der Einfluß des waltenden Geiſtes bis zu einem gewiſſen Maße entzogen, ſo daß ſie, nur der Leitung ihrer niedren Sinnen überlaſſen, wie im nächtlichen Dunkel herumtappt. Vielleicht ſind gerade dieſe Zuſtände beſtimmt zur feineren Ausbildung jener niedrern Sinnesorgane der Seele, von denen wir in der Folge reden werden, mitzuwirken, nach demſelben Geſetz, nach welchem ſich an Blinden und Tauben die übrigen, niedrigeren Sinnen in höherer Vollkommenheit entfalten (nach §. 18). Auch das pſychiſche Herumirren im Dunklen, das Anſtoßen, das Fallen dabei, dem die Seele in ihren (wachen oder ſchlafartigen) Traumzuſtänden überlaſſen iſt, hätte dann ſeinen Nutzen: als Moment der Bildung und Erziehung des innren Menſchen. Auch jene Perioden der leiblichen Entwicklung, in denen irgend ein neues Organ oder eine neue Function des ſchon vorhandnen Organes eintreten ſollen, erſcheinen uns öfters als etwas Krankhaftes; die oberen Kräfte der willkürlichen Bewegung und des Vorſtellungsvermögens ſind dabei oft getrübt, ja wie gelähmt. So beim Milchfieber u. ſ. Daß die Seele immer, ſelbſt im tiefſten Schlafe, wenn auch nur mit ihren niederſten, innren Sinnen thätig ſey und ſtets im Stillen fortarbeite, beweiſen jene Gründe, welche Carus in ſeiner Pſychologie II. S. 184 zuſammengeſtellt hat. Es fehlt ihr nur dann (wie dem Wandrer in ganz finſtrer, ſternloſer Nacht) ein feſter, klarer Punkt, nach welchem ſie ſich orientiren und ihre Schritte richten kann. Daher glaubte jener Schlafende, dem man (nach Rudows Theorie des Schlafes) Waſſer in den Mund tröpfelte, ſich mitten in einer großen Fluth, und machte die anſtrengendſten Bewegungen eines Schwimmenden, bis er erwachte. Es erregt ein fieberhaftes Frieren die Träume von Winterlandſchaften, ein Strohhalm, welcher einem Schlafenden zwiſchen die Fußzehen gekommen, veranlaßte einen grauſamen Traum von Mördern, welche ihren Gefangenen durch einen am Fuße eingeſchlagenen Pfahl feſt zu halten ſuchten (Carus a. a. O. S. 202). Daß aber eben bei dieſer Mangelhaftigkeit der meiſten und gewöhnlichſten Traumzuſtände ein Sinn der Seele vorzüglich geſchäftig ſey, den man, wie am Leibe den Geruch (nach §. 18), ſo, im geiſtigen Gebiet, den Sinn für Sympathieen und Antipathieen nennen könnte, beweiſen jene merkwürdigen Träume, in denen ein ähnlicher Zug der Seele gegen ein entferntes oder künftiges Heilmittel gefunden wird, als der mittelſt des Geruches wirkende Inſtinct, der den verwundeten Hirſch und andre kranke Thiere zu dem heilſamen Kraut hinführt, deſſen ſie im geſunden Zuſtande nie begehrten. So, in jenem Falle, den Avicenna (Vol. VIII. s. II. cap. 15) erzählt, von dem Kranken, welchem im Traume das Heilmittel gegen die Entzündung der Zunge, woran er eben litt (Sallatſaft), empfohlen worden, durch deſſen Anwendung er bald geneſen. Aehnliche, zum Theil ungleich auffallendere Beiſpiele haben unter den Neueren: G. G. Zanitſch (dissertat. de somniis medicis. Argentorati 1720), Theod. Quellmalz (de divinationibus medicis. Freiburg 1723), und am meiſten M. Alberti (dissert. de vaticiniis aegrotorum Hal. 1724) zuſammengeſtellt. Auf eine Kenntniß dieſer Fähigkeit der Seele gründete ſich ſchon die alte Sitte, die Kranken — damit ſie das Heilmittel im Traum erführen — in den Tempel des Aeſculap zu legen, oder ihnen den Traum erregenden Amethyſt (den Traumſtein der Rabbiner) anzuhängen. — Nicht ſelten — ſo ſuchten dies ſchon die Alten durch mehrfache Erfahrungen zu beweiſen — bezieht ſich dieſes träumende Ferngefühl der Seele nicht blos auf die Krankheit des eignen, ſondern auch eines fremden Leibes. So in dem Traume Alexanders des Macedoniers, welcher für den gefahrvoll verwundeten Freund (Ptolemäus) das rechte Heilmittel andeutete (Curtius L. IX. c. 8), und in dem Traume einer Mutter, welcher dieſe antrieb, dem Sohne Wurzeln der Waldroſe (wahrſcheinlich Belladonna) ins Lager zu ſenden und hierdurch ihn, der ohne Wiſſen der Mutter von einem tollen Hund gebiſſen und bereits waſſerſcheu war, rettete (Plinius Hist. nat. LXXV. c. 11). Andre, das eigne und fremde, künftige oder verborgne Schickſal andeutende Träume ſ. m. bei Cicero (de divinat. L. II. c. 66). Mehrere andre hieher gehörige Thatſachen ſ. m. in Paſſavants reichhaltigem Werk a. a. O. und in m. Anſichten u. ſ. 13te Vorleſ. Zuweilen gründet ſich das Vorherſehen der Seele auf ein regelmäßiges Fortarbeiten und Ausführen irgend eines Geſchäftes im Traume, wodurch die Seele von ſelber auf den wahrſcheinlichen Ausgang ihres Unternehmens kommt. Auf dieſe Weiſe erfuhr Franklin bisweilen den Ausgang eines Tagesgeſchäftes im Traume; Condillac brachte, während er ſeine Cours d'études ſchrieb, öfters einen am Abend abgebrochenen Abſchnitt im Traumzuſtand vollends zu Ende; Mathematiker, z. B. Krüger, lößten ſogar im Traume ſchwierige Aufgaben; der berühmte Buchdrucker Oporinus fuhr im Traum mit ſeinen Correcturarbeiten fort; Andre (wie dies ſelbſt von Haller bekannt iſt, und von jenen beiden, über welche Blancard und Heinrich ab Herr berichten, machten Gedichte. Daß indeß die dem Traume öfters zukommende Gabe des Fern- und Vorausgeſichtes nicht immer auf dieſe Weiſe gleichſam erarbeitet werde, ſondern der Seele auf dem oben erwähnten, näher liegenden Wege komme, zeigen jene Träume, welche Begebenheiten andeuten, die ſchlechterdings aus der Vergangenheit oder aus der Gegenwart nicht herzuleiten waren, wie die Art der Verwundung des Gemahles, welche ein Traum der Gemahlin Heinrichs des zweiten angedeutet hatte, wie der Traum des berühmten Philologen Erneſti in Leipzig (erzählt in Fr. von Meiers Blättern für höhere Wahrheit) u. a. — Ein Geſchäft des Ueberſetzens des am Tage über Erfahrnen und Gewirkten, in ihre eigenthümliche Sprache, übt die Seele im Schlafe; ein Geſchäft, das beſondere Beachtung verdiente. Es iſt, als würden da die Bücher gebildet, in welche alles ſcheinbar längſt Vergeßne, auf immer feſtſtehend eingetragen wird, und aus denen in jenem Falle, den Moriz in ſeinem Magazin für Erfahrungsſeelenk. IV. St. 1. S. 55 — 62 auf einmal das ganze vergangne Leben wie ein großes Bild überblickt wird. Es geſchieht da jenes Ueberſetzen in eine, dem wachen Bewußtſeyn unleſerliche Hieroglyphenſprache der Zahlen und Zeichen, von welchen eine magnetiſch Hellſehende ſprach (m. v. J. Kerners Seherin von Prevorſt B. 1. S. 250). Ueber die gewöhnliche Sprache des Traumes ſ. m. meine Symbolik des Traumes.

Von der Verwechslung der eignen Perſönlichkeit im ſtarken Rauſche ſ. m. Fälle in Maucharts Repertorium I. 108 u. III. 71.

Von der doppelten Perſönlichkeit, welche oftmals in den Zuſtänden des Traumes und des wachen Lebens parallel neben einander gehet und beſtehet, wie bei magnetiſch Hellſehenden die unter einander zuſammenhängenden Zuſtände der ſogenannten Criſen und die des gewöhnlichen Lebens, erzählt u. a. Abel in ſ. Samml. merkw. Erſch. aus d. menſchl. Leben, Th. 2. Ein junger Menſch, der im Dienſt eines Kaufmanns ſtund, erſchien ſich ſelber jede Nacht in ſeinem Traum als ein ſehr anſehnlicher, reicher Kaufmann. Die Begebenheiten und innern Erfahrungen des Traumes der einen Nacht knüpften ſich, im vollkommen deutlichen Zuſammenhang, an die fortgeſetzte Traumgeſchichte der nächſten Nacht an. Eben ſo war der Lehrling in einem Buchladen, der am Tage von ſeinem Herrn ausgeſcholten worden, in ſeinem hierauf folgenden, Starrſucht ähnlichen

Traumparoxismen ein Mann von Jahren, welcher für Weib und Kinder zu ſorgen hatte. Im wachen Zuſtand war er wieder ganz in ſeiner gewöhnlichen Stellung zum äußren Leben: Lehrling, in jedem neuen Paroxismus war es dagegen, als erwache er jetzt aus dem gewöhnlichen Leben wie aus einem Traum, und ginge wieder an ſein eigentliches Geſchäft als Familienvater. Beide Zuſtände gingen ſo völlig abgeſchieden von einander ihren Gang fort, daß er ſich im Traume nie als Lehrling dachte, ins Wachen dagegen nichts von dem Allen aufnahm, was ihn eben noch in ſeinem geiſtigen Irreſeyn bekümmert und beſchäftigt hatte. Miſchte ſich in ſeine Paroxismen irgend ein Anklang von ſeiner wirklichen, wachen Perſönlichkeit, ſo hielt es dies für ein Traumbild; dagegen erinnerte er ſich an Alles ganz klar, was er in den vorhergehenden Paroxysmen gethan und geſprochen hatte. Dies erſcheint allerdings in beiden Fällen ſchon als ein angehender Grad von Wahnſinn, welcher jedoch äußerlich noch von einer ſchlafähnlichen Gebundenheit umhüllt war. Uebrigens deuten auch ſchon jene Erinnerungen an andre, frühere Traumzuſtände, die uns auf einmal in unſren Träumen kommen, auf einen durchgehenden Zuſammenhang ſolcher Erſcheinungen unter einander hin, welcher wohl nach dem weiter oben über die Beſtimmung des Traumes Bemerkten, ganz mit dem Zuſtand der Seele zuſammenbeſtehen kann. — An die eben erwähnten Thatſachen aus dem Traumgebiet ſchließen dann die oben im §. angeführten Fälle ſich an, in denen die beiden Perſönlichkeiten: die wahre und die erdichtete, beide aus dem Schlafzuſtand hinaus, ins Wachen treten (Gmelins Materialien für die Anthropologie I. und Kluge's Verſ. einer Darſt. d. animal. Magnetism. S. 180, Darwins Zoonomie II. und Reils Rhapſodien über die Anwendung der pſychiſchen Curmethode auf Geiſteszerrüttungen). Dieſes Doppeltſeyn unſres Weſens, das ſich ſo mannichfach durchkreuzt, ohne ſich wechſelsweiſe zu ſtören, erinnert auf ſeiner höheren Stufe an die Erſcheinung des Doppelbildes beim Doppelſpath. — Beim eigentlichen Wahnſinn nimmt zuletzt die erdichtete, falſche Perſönlichkeit ganz oder großentheils die Zeit des Wachens ein, die wahre dagegen ſcheint öfters im Traume ihr altes Recht zu behaupten, und in dieſem ihr voriges Weſen fortzuſetzen (m. v.

m. Symbolik des Traumes 2te Aufl. S. 217 u. 218). Ueberhaupt wirkt und beſteht dieſe wahre und wache Perſönlichkeit eben ſo neben der erdichteten fort, als die Lebensbewegungen des Herzens und des Nervenſyſtems eines leidenden Körpers neben dem falſchen Bildungsprozeß fortbeſtehen, der irgend einen mächtigen Auswuchs am Leibe hervorbringt, oder der den Zuſtand heftiger Entzündung in irgend einem Organe begleitet. Die Schmerzen können hierbei ſo heftig ſeyn, daß ſie jedes andre Gefühl im Leibe übertäuben und die geſammte Thätigkeit des Nervenſyſtems befangen nehmen; der irre geleitete Zudrang des Blutes, nach einem ſolchen Afterorganismus hin, kann mächtiger ſeyn, als nach irgend einem normalen Organ, dennoch iſt das ganze Aftergebilde in ſich ſelber ohne ſelbſtſtändiges Leben: es weicht den angewendeten Heilmitteln, oder es ſtirbt, ſobald der Leib, durch den es beſteht, aufhört es zu ernähren. Zuweilen können ſolche Afterorganiſationen eine, für die Erhaltung des gefährdeten Lebens wohlthätige Ausſcheidung des Fremdartigen ſeyn; eine Kriſis, wodurch ein lange erduldeter allgemeiner Zuſtand der Kränklichkeit gehoben wird. Dann erinnern ſie an eine Bemerkung von Cox (über Geiſteszerrüttungen S. 115 u. f. d. deutſch. Ueberſ.), nach welcher zuweilen bei wahnſinnig Geweſenen nach der Heilung eine vortheilhafte Veränderung des Charakters, im Vergleich mit dem, was ſie vor ihrem Verrücktwerden geweſen, wahrgenommen wird, ſo wie ſich auch an Blödſinnigen, die durch eine zufällige Verletzung des Kopfes genaſen, nachher zuweilen eine auffallende Erhöhung der Seelenkräfte zeigte. Die Geſchichte der aus dem Wahnſinn geneſenen Frau in der Uckermark ſ. m. ausführlicher in m. Symbolik des Traumes S. 218 und 219. In den Aftergebilden oder Pſeudoorganismen des Leibes iſt auch öfters im Kleinen eine Art von ſchlagendem Herzen, ein Nervenſyſtem im Kleinen, als eine Nachbildung des eigentlichen, größeren Organismus; aber dieſer Pſeudoorganismus ſtellt ſein Urbild ſo unvollkommen und unſtatthaft dar, daß er noch vergänglicher iſt, als die baſtardartigen Mittelweſen, von denen ſpäter (im §. 39) die Rede ſeyn wird. Der Leib des Menſchen iſt das Ebenbild eines höheren Urbildes; auch die Seele kann und ſoll — übrigens mit einer eben ſo abgeſchiednen, ſelbſtſtändigen Individualität, als der Leib, — das Abbild eines höheren Vorbildes werden. Der Wahnſinn deutet auf die Möglichkeit dazu, nur auf eine ähnliche, krankhaft unvollkommnere Weiſe hin, als die innre Geſtaltung eines Pſeudoorganismus am Leibe, auf die innre Beſchaffenheit des eigentlichen geſunden Organismus. — Die Behauptung von Ruſh, daß die nordamericaniſchen Wilden nie wahnſinnig würden, die ſüdamericaniſchen ſehr ſelten, iſt durch G. M. Burrows Commentaries on the causes etc. of the Insanity, ſo wie durch eine in Turnbulls Reiſe und eine andre in Frorieps Notizen VIII. S. 109 erzählte Thatſache widerlegt. Die ihres Kindes beraubte Wahnſinnige wurde nach Turnbull durch die Indianer bald getödtet. — Wie die falſche Perſönlichkeit zuweilen ſo plötzlich durch ein zufälliges äußres Begegniß hervorgerufen und gebildet werden könne, zeigt unter andrem jener Fall, den P. Sl. Knight in ſeinen Observat. on the causes, symptoms and treatment of derangement of the mind (Edimb. Journ. of the med. scienc. N. VI. 1827) erzählt. Ein von ihm beobachteter Wahnſinniger, William Faulkner, der ſich immer als ein harmloſer, ſtiller, melancholiſcher Narr gezeigt hatte, wurde einſt plötzlich von einem andren Narren, dem William Y., für die „hohe Perſon des Königs" gehalten, als ſolche ehrfurchtsvoll und demüthig von Y. angeredet und als mächtiger Monarch um Verwendung ſeines Anſehens zur Befreiung Y's aus ſeiner ungerechten Gefangenſchaft gebeten. Faulkner betrachtete den Bittenden einige Augenblicke aufmerkſam, erhob darauf allmählich ſein geſenktes Haupt, antwortete mit der angenommenen Würde eines mächtigen Königes, und von nun an nahm der Stolz von ſeiner Seele Beſitz; er blieb in ſeinem Wahne, bis zum Tage ſeines Todes, ein König. — Als eine tröſtliche Bemerkung über den Wahnſinn erſcheint auch die einiger Beobachter, daß in den meiſten Fällen der Wahnſinn jenſeits des [illegible]ſten Lebensjahres die Leidenden, welche dieſe Zeit noch überleben, verlaſſe, obwohl man auch Beiſpiele bei Greding, Cox u. A. von einem noch bejahrteren Wahnſinn findet. Die Beiſpiele, welche Greding in ſeinen mediciniſchen Schriften I. Th. S. 280 und Perfect in ſeinen Annales of Insanity (nr. 62) von dem Wahnſinn bei Kindern anführen, ſind immerhin ſehr merkwürdig, wenn auch der Zuſtand des raſend toll gebornen Kindes, das am vierten Lebenstage mehrere Frauen kaum zu handhaben vermochten, einer andren Erklärung fähig ſeyn ſollte. Corviſarts Beobachtung (bei Burrow, a. a. O.) hat gezeigt, daß auch dreijährige Kinder einer ſo heftigen und gefährlichen Seelenaffection fähig ſind, als Erwachſene: z. B. der Eiferſucht auf die Liebe der Mutter oder der Kränkung über anſcheinende Vernachläſſigung. Auch die Wuth der Hunde, die Tobſucht der Pferde und einige andre ähnliche Krankheiten der Thiere (beſonders der zahmen) ſind in pſychiſcher Hinſicht verwandt mit der menſchlichen Verrücktheit. — Manches Andre, zur weiteren Erläuterung des vorſtehenden §. Gehörige findet ſich ausführlicher in m. Symbolik des Traumes.

Die elementare Verwandtſchaft des Weſens der Seele zu den Erſcheinungen der ſichtbaren Natur.

§. 28. In der Geſchichte des Menſchenleibes betrachteten wir zuerſt die chemiſchen Grundſtoffe, in welche jener Leib durch die Verweſung oder durch die zerlegende Kunſt zertheilbar iſt, und aus denen er demnach zuſammengeſetzt erſcheint. In ſolchem Sinne von Elementen der Seele zu reden, würde ſelbſt der kühnſte Wahnſinn eines Fieberkranken nicht wagen. Was wir hier von einer elementaren Verwandtſchaft der Seele erwähnen, ſoll ſich vorläufig nur an einige Züge in der Geſchichte der Zeugung und des leiblichen Todes anreihen, welche wir in einem früheren Abſchnitt dieſer Unterſuchungen (§. 21 und 22) berührten.

Ueberall da, wo zwei verſchiedene Regionen des Seyns und Lebens ſich berühren und in Wechſelwirkung treten; wo der höhere, belebende Gegenſatz den niederen, belebungsfähigen ſich naht, um mit ihm ſich zu vermichen, zeigt ſich vor der neuern, höheren Geſtaltung ein Zwiſchenzuſtand der Auflöſung und ſcheinbaren Vernichtung der niederen Form. Die belebende Einwirkung des bewegenden Nerven auf den Muskel hat (nach S. 133 u. 134) die Ausſcheidung und Entſtehung eines ſcheinbar Todten, mitten im Lebenden, zur Folge; wo der Speiſeſaft ſich den Blutgefäßen, das nährende Blut ſich dem Gehirn naht, wo der die Empfindung leitende Nerv ans Rückmark tritt, da finden ſich überall die früher erwähnten Erſcheinungen von Verſchlingungen der Nerven- oder Gefäßenden, und von Knoten, in denen das niedre Organ ſeine eigenthümliche Richtung ganz aufgiebt (S. 151 und 161), damit es hierdurch fähig werde, in den Kreis einer höheren Lebensbewegung einzutreten. Es gehen dem Sommer die Stürme und Ungewitter des Frühlinges, jeder neuen Periode der Gebirgsbildung die Zwiſchenzeiten der Zertrümmerung und Zerſtörung voraus, deren Spuren in allen Gegenden der feſten Erdoberfläche gefunden werden.

Zwiſchen der Welt eines oberen, unſichtbaren Lebens und ihren Bewegungen, und zwiſchen den Dingen der gröberen Körperwelt liegt eine Region von chaotiſcher Natur (S. 263), weder leiblich, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, noch auch geiſtig: die Welt der ſogenannten unwägbaren Principien. Sie erſcheinet, wenn Ungewitter und zerſchmetternde Blitze, wenn Orcane und verheerende Seuchen aus ihr hervorbrechen, öfters als eine Region des Zornes und des Todes, in welcher ein oberes, übermächtiges Leben das niedere ſeine Uebermacht nur auf zerſtörende Weiſe fühlen läſſet. Dennoch iſt auch zugleich dieſe Zwiſchenregion das vermittelnde Glied, durch welches ein höherer Lebenseinfluß beſtändig auf das in den organiſchen Weſen wohnende Lebensprincip einwirkt: wohlthätig dieſes aufregend und verſtärkend. Wie das Blut als flüſſiges Mittel zwiſchen die Wechſelwirkungen der einzelnen organiſchen Syſteme des lebenden Leibes und in ihre Geſtaltungen eintritt; ſo iſt jene Welt der unwägbaren Medien überall bei den Wechſelwirkungen zwiſchen der Seele und dem Leibe, und bei den Geſtaltungen des letzteren; überall bei den Wechſelbeziehungen des einzelnen Lebens auf ſein höheres, belebtes Ganze vorhanden und geſchäftig.

In der That, die Medien dieſer Zwiſchenregion haben in ihrer Wirkſamkeit und Weiſe etwas Verwandtes mit der Wirkſamkeit und Weiſe der Seele; erſcheinen ſelber von einer faſt geiſterartigen Natur. Wie für die Seele in einigen Zuſtänden der Entbindung vom Leibe, welche denen des magnetiſchen Hellſehens gleichen, nur das vorhanden und ſichtbar iſt, was mit ihr in lebendige Beziehung (Rapport) getreten, dieſes aber, auf eine mit dem Geſetz des gewöhnlichen Sehens unvereinbare Weiſe ſichtbar iſt, auch wenn undurchſichtige Mauern oder weite Räume den geſehenen Gegenſtand von dem Leibe des Hellſehenden trennen; ſo dringt das Licht ungehemmt durch den durchſichtigen, feſten Kryſtall, als wäre dieſer gar nicht vorhanden. Der beleuchtende Strahl gehet von Weltkörper zu Weltkörper durch den lichtloſen Aether, als wäre nur der feſte, dunkle Planetenkörper für ihn vorhanden und ein Seyendes, wie nur der eigne Leib und das was dieſen berührt, ein Bewegungsfähiges für die wirkende Seele. So ſcheint auch die hölzerne oder ſteinerne Tafel für die magnetiſche Wirkſamkeit wie gar nicht zugegen, wenn durch ſie hindurch ein ſtarker Magnet auf ein Stücklein Eiſen wirkt; die Elektricität dringt ungehemmt durch das feſte Metall, und offenbaret, in weiter Ferne, ihre Kraft an dem elektriſirbaren Körper: dem Nichtleiter.

Bei der oben S. 352 erwähnten Wanderung oder Verſetzung der Säure oder der alkaliſchen Baſis, von der einen

Entladungsſtätte der Voltaiſchen Säule an die andre, zeigt die galvaniſche Wirkſamkeit daſſelbe den Leib bildende Vermögen, welches die Seele verräth, wenn ſie in einigen krankhaften Zuſtänden, ſtatt der Milch abſondernden Bruſt, in welcher die eigenthümliche Lebensthätigkeit durch eine äußre Veranlaſſung unterdrückt und erſtorben war, anderswo im Leibe ein neues, abſonderndes Organ ſich ſchaffet, und ſo der Thätigkeit, welche ihres eigentlichen, angemeſſenen Mediums beraubt worden, einen neuen Leib gibt. Dieſelbe bildende Kraft, womit die Seele ſich in ihren krankhaften Irren den Wahnleib ſchaffet, aber durch welche ſie auch, im geſunden Gange ihrer Entwicklung, den ewigen Leib des Jenſeits empfängt.

Selbſt die Schnelligkeit der Bewegung durch den Raum hat bei jenen unwägbaren Potenzen unſrer Sichtbarkeit etwas faſt Geiſterartiges. Das Licht durchmiſſet den Raum zwiſchen Sonne und Erde, den die mittlere Geſchwindigkeit eines gehenden Menſchen erſt in Tauſenden von Jahren zurücklegen könnte, in wenigen Minuten und von der anziehenden Kraft der Weltkörper gegen einander (von der Schwere) iſt es erwieſen, daß, wenn ihre Wirkſamkeit überhaupt irgend einer Zeit unterworfen iſt, dieſe Zeit wenigſtens um zehn Millionen Male kürzer ſeyn müſſe, als jene, welche der Lichtſtrahl zu ſeinem Durchgang durch den Raum gebraucht; die Schwere mithin um eben ſo viele Male ſchneller, als das Licht.

Wie in der leiblichen Region des Gehirnes und der Nerven, waltet in der Region der unwägbaren Principien ein unſichtbarer Anfang, deſſen Bewegen und Wirken für den vorausberechnenden Verſtand eben ſo ſchwer zu erfaſſen ſind, als die noch künftigen Handlungen und Worte eines denkenden Menſchen. Wir bemerken wohl, daß bei den Veränderungen der Witterung die Elektricität geſchäftig ſey. Das Geſetz aber, nach welchem, plötzlich mitten im Winter, ein warmer Wind aus Süden ſich erhebt und den vorhin heitern Himmel mit Wolken überzieht, das Geſetz, nach welchem aus ſtiller Luft unverſehens der Sturmwind hervorbricht, oder nach dem Sturm die anfängliche Stille zurückkehrt, kennen wir nicht. Wir wiſſen nicht, was das Auflodern des Nordlichtes jetzt häufiger, dann viele Jahre hindurch ſeltner werden läſſet, denn ſeine Erſcheinung iſt offenbar eben ſo wenig an beſtimmte Zeiten gebunden, als die Wechſel der Witterung. Auf dieſen letztern iſt zwar allerdings im Allgemeinen der Stand der Sonne, öfters auch jener des Mondes und ſelbſt der andren Planeten von Einfluß, es gehet aber mitten durch die anſcheinende Regel eine zahlloſe Menge der faſt täglichen Ausnahmen hindurch, und das Bewegen der elektriſchen Kräfte in unſrer Atmoſphäre ſcheint wie das Bewegen des Thieres zuletzt nur von einer Willkür abzuhängen, deren Grund in einer unſichtbar waltenden Seele gelegen iſt. Wie der Vogel, wenn es ihm beliebt, vom Boden, auf welchem er ſaß, ſich aufmacht und an einen andren Ort fliegt, ſo zieht plötzlich ein Theil der Luftmaſſe von unſrem Lande hinweg, und erregt hier jene Ebbe, welche das Barometer ſinken macht, und in dem luftförmigen Gewäſſer den Zug nach dem Boden und nach der Zuſammenfügung zur tropfbaren Form überhand nehmen läſſet. Dagegen kommt plötzlich, aus unbekannter Stätte, eine neue Wogenmaſſe der Luft, erregt hier jene Fluth der Anſchwellung, welche das Barometer ſteigen machet und dem Gewäſſer die Luftform von Neuem verleiht. Wie Boten aus einer unſichtbaren, oberen Welt gehen die Sturmwinde und die Feuerflammen des Gewitters ihren Weg durch unſre Atmoſphäre, wann und wo dies der verborgne Grund will, welcher ſie ſandte; ihren Weg, den der Menſch nicht vorher gewußt, eben ſo wenig, als die Zeit, wenn die Ungewitter der Tiefe: die Erdbeben und vulkaniſchen Ausbrüche ſich erheben oder von Neuem zur Ruhe legen werden.

Die innre Verwandtſchaft jener Principien, welche ohne Aufhören in der erwähnten Zwiſchenregion geſchäftig ſind, mit dem belebenden und bewegenden Princip, das im organiſchen Leibe wirkt, zeigt ſich noch auf eine viel unmittelbarere Weiſe. Der elektriſche Schlag bewegt den Muskel eben ſo, wie ihn der Wille der Seele, durch den Nerven wirkend, bewegt; in mehreren Fällen erregte der Galvanismus eben ſo den Zuſtand des magnetiſchen Schlafes und Hellſehens, wie ihn gewöhnlich die Willenskraft des Magnetiſeurs, vom Nerven zum Nerven gehend, hervorruft, und auch der gewöhnlich ſo genannte Magnetismus, der am Eiſen haftet, erzeugt vielfältig am kranken Leibe Erſcheinungen und Veränderungen, welche mit denen, die der thieriſche Magnetismus bewirkt, übereinſtimmen.

Bemerkenswerth iſt hierbei die gegenſeitige Anziehung, welche zwiſchen dem Lebensprincip der organiſchen Weſen und den Principien der Zwiſchenregion ſtatt findet. Auf eben dieſer wechſelſeitigen Anziehung ſcheint nicht nur die oben erwähnte tödtende Kraft der Elektricität zu beruhen, welche die Seele ſo plötzlich ihrem Körper entreißen kann, als das Auflodern einer heftigen Leidenſchaft — des Schreckens, der Freude, — ſondern eben ſo die wohlthätig belebende. Denn wenn auch weder Wärme, noch Elektricität und Licht, für ſich allein die Kräuter oder die Geſchlechter der Thiere nach ihrer Art erzeugen und geſtalten können, ſondern dieſes überall, durch die, jedem von ihnen anerzeugte, bildende Seele geſchieht; ſo würde dennoch dieſe inwohnende Seele ihr Wirken auf den Leib bald aufgeben müſſen, wenn nicht Wärme und Licht und Elektricität dieſem Wirken zu Hülfe kämen. Wie dieſe auch demſelben öfters von ihrem Charakter ein ſehr merkliches Moment einprägen, wenn ſie den eigenthümlichen, klimatiſchen Unterſchied der Abarten, und zum Theil ſelbſt der Arten, begründen.

Wie ſich denn der gröbere Leib der Muskeln und Knochen zu dem in ihnen wirkenden Nerven verhält, ſo verhalten ſich etwa die Principien, welche wir in der äußren Natur als Elektricität, Magnetismus und Licht kennen lernen, zu der eigentlich durch ſie waltenden Seele. Die Muskeln und Knochen ſind es, durch welche der Nerv ſeine Thätigkeit an der umgebenden Körperwelt kund machet; ſo wirkt die Seele mittelſt der erwähnten Principien auf den lebenden Leib ein. Der Knochen und die Maſſe des Fleiſches ſind es, welche der Zug der planetariſchen Schwere am meiſten und zunächſt angehet und ergreift; ſo wirkt die Anziehung einer oberen, unſichtbaren Welt der Bewegungen und Kräfte zunächſt auf die erwähnten Medien ein, welche in der kleineren Welt des lebenden Leibes, wie in der größeren der äußeren Natur die Wechſelwirkung einer oberen, geiſtigen, und einer unteren leiblichen Region vermitteln.

Es iſt nur die innre Abwendung und Entfremdung des unteren, leiblichen Gegenſatzes von dem oberen, geiſtigen, wodurch die erſte Berührung und Einwirkung des Höheren zu einem Tod des Niederen, und überhaupt die Zwiſchenregion der unwägbaren Medien zu einem Reich des Todes und der Auflöſung wird. Eine Liebe, die von oben kömmt und erbarmend ſich zur Creatur hinabſenkt, wirkt aber beſtändig durch dieſes bewegte Meer der widerſtreitenden, kämpfenden Kräfte, auf die planetariſche Natur hernieder. Die liebende Seele ſelber iſt mit dieſem von oben nach unten gehenden Zuge von gleicher Natur, und ihr Hingeben in ſein mächtiges Walten iſt für das Fortbeſtehen ihres lebendigen Wirkens daſſelbe, was das Athmen der Luft für den thieriſchen Leib iſt (§. 30). Sobald jedoch die Seele dem wohlthätigen Lebensſtrom entrückt wird (nach §. 40), dann zeigt ſich das Meer der ſtreitenden Kräfte, auf deſſen Wogen ſie bis dahin unbeſchädigt webte, in ſeiner eigentlichen Geſtalt: als Zug des Todes um Tode, aus welchem nur **eine** Art der Errettung offen ebet.

Bemerk. Das was im vorſtehenden §. über die Zwiſchenregion der unwägbaren Medien geſagt worden, erinnert, wenn auch nur in einem, noch immerhin leiblichen, Abbild an die alte Lehre der Völker von einem Hades, der wie eine ver- nliche, feindſelige Gewalt (als Tod) dem beſonderen Leben entgegentritt. Hierüber mehr in einem ſpätern §.

Schon die Atmoſphäre läßt ſich in mancher Hinſicht als ein Todtenreich, ein all aufnehmendes, belebungfähiges Chaos der planetariſchen Körperwelt betrachten (m. v. m. Ahnd. einer allgem. Geſch. des Lebens I. im 3ten Abſchn.).

Die unwägbaren Medien der planetariſchen Zwiſchenregion erſcheinen anderwärts, in den oberen Räumen des Weltgebäudes als etwas ruhig und unbewegt für ſich Beſtehendes, nach §. 3.

Die ſchon im §. 25 erwähnten Verſuche mit der Voltaiſchen Säule, in denen ſich gleichſam eine Seelenwanderung der niederen Art zeigt, laſſen ſich vielfach verändern. „Füllt man z. B. von drei neben einander ſtehenden Schalen aus Quarz die erſte mit ſchwefelſaurem Kali, die zweite mit verdünnter Salpeterſäure, die dritte mit Waſſer, verbindet dann die beiden Endſchalen mit der mittlern, in welcher die Salpeterſäure etwas niedriger, als die Flüſſigkeit in den beiden andren Schalen ſteht, mittelſt angefeuchteten Asbeſtes, und ſenkt hierauf in die Schale mit dem ſchwefelſauren Kali den vom + Pole kommenden, in die Waſſerſchale den vom — Pole kommenden Platinadraht eines Voltaiſchen Apparates; ſo wird ſich nach einiger Zeit das Waſſer am — Pole alkaliſch zeigen, ungeachtet die mittlere Schale noch immer freie Säure zu erkennen gibt. Es iſt hier demnach das Kali des Duplicatſalzes durch die Salpeterſäure zum — Pole geführt worden. Schüttet man in die mit dem negativen Pole verbundene Achatſchale Kochſalzlöſung, in die mittlere eine Löſung von ſalpeterſaurem Silber, und in die mit dem poſitiven Pole verbundene Schale Lakmusaufguß; ſo wird die Salzſäure, ohne die ge-

geringſte Trübung zu verurſachen, durch die Silberauflöſung geführt, und färbt nach kurzer Zeit die blaue Flüſſigkeit am + Pole roth. Iſt in der mittlern und in der + Schale Lakmusaufguß, ſo wird die Säure durch die mittlere Schale durchgeführt, ohne den Lakmusaufguß im geringſten zu röthen, ſammelt ſich am + Pole, und färbt hier den Lakmusaufguß roth. Scholz Anfangsgründe der Phyſik, dritte Auflage, S. 262.„ Auch vergl. m. Berzelius Lehrbuch der Chemie, überſetzt von Wöhler I. S. 122 und 123, wo der Verſuch der Trennung und Abſonderung der Flüſſigkeiten beider Pole mittelſt einer Blaſe beſchrieben iſt.

Die drei Elementarrichtungen der Wirkſamkeit der Seele, abgebildet in den drei Reichen der planetariſchen Natur.

§. 29. Wir betrachteten im §. 11, am Eingang der Unterſuchungen über den Leib des Menſchen, die elementaren Formen der Zelle, der Faſer und der Kugel, in welche das zergliedernde Meſſer die Gebilde der organiſchen Körper zuletzt zu zerlegen ſcheint. An der Seele ſind es drei Grundrichtungen der innren Thätigkeit, wodurch ſich dieſelbe in der Leiblichkeit kund machet: die Kraft des Bildens und Geſtaltens, jene des Empfindens, und die des Bewegens.

Bis hinauf in die oberſte, unſrem Erkennen noch unzugängliche Region des Seelenlebens, bis zu ſeiner höchſten Verklärung im Menſchen, ſind dieſe drei Grundrichtungen noch erkennbar: bis dahin, wo die leiblich geſtaltende Kraft zur ſelber ſchaffenden Einbildungskraft, das thieriſche Empfinden zum geiſtigen Erkennen, das Bewegen zum freien Willen wird. Sie ſind es auch, welche im leiblichen Abbild dem Steine ſeine Verſchiedenheit von der Pflanze, dieſer die ihrige vom Thiere geben.

Bei dieſem niederſten Ausgangspunkt jener drei Richtungen verweilen wir zuerſt.

Betrachten wir das Verhältniß der Elemente des Steinreiches, ſo wie die ſich in jedem Augenblicke neu geſtaltenden Theile des lebenden Pflanzen- und Thierleibes zum Sauerſtoffgas, ſo wird erkannt, daß es die erſte Aeußerung einer Wirkſamkeit in der Region der unorganiſchen Stoffe ſey, das Sauerſtoffgas anzuziehen; bei der Pflanze, es auszuſondern und abzuſtoßen; beim Thiere, es mit dem eigenthümlichen leiblichen Stoffe zu überkleiden. Es findet ſich in allen Erden jene metalliſche Grundlage, welche unverzüglich, ſobald ihr dieſes geboten wird, das Oxygen an ſich reißet und mit ihm zur Erdenform ſich geſtaltet; bei den eigentlichen Metallen, obgleich ſie jene Zuſammengeſellung leichter und länger entbehren, iſt es der erſte Schritt zu einer weiteren, höheren und chemiſchen Wechſelwirkung mit den andren Stoffen, daß ſie ihre anziehende Kraft gegen das Oxygen äußern. Ueberall denn, wo im unorganiſchen Körperreiche Geſtaltung entſteht und eigenthümlicher Beſtand der Arten, geſchieht dies durch die Verbindung einer (brennbaren) Baſis mit dem ſie verbrennenden Sauerſtoff oder irgend einem andren, ſeine Stelle vertretenden Körper.

Es nimmt die Pflanze, im Fortgang ihres Lebens und Wachsthums, Kohlenſäure und Waſſer zu ihrer Nahrung auf. Hiervon bleiben das Waſſerſtoffgas und die Kohle in der Vermiſchung der leiblichen Elemente zurück, das Sauerſtoffgas aber wird ausgeſtoßen. Zu dieſem Vorgang der Abſonderung und Abſtoßung, worinnen die eigenthümlichſte und vorzüglichſte Aeußerung des vollkommneren vegetabiliſchen Lebens beſteht, bedarf die Pflanze nothwendig der Beihülfe des Lichtes.

Bei dem Thier nimmt der verdauende Darmcanal und ſelbſt die äußere Oberfläche das Waſſer und den Kohlenſtoff, zugleich aber auch den Stickſtoff auf. Die beim Ausathmen und Ausdünſten hinweggehauchte Luft iſt nicht reines Sauerſtoffgas, welches die Pflanze entläſſet, ohne eine verändernde Macht über daſſelbe zu haben, ſondern ein Sauerſtoffgas, welchem das thieriſche Leben ſeine eigne Natur angezogen, welches es ſich verähnlicht hat. Denn es faſſet dieſer Aushauch die innre Kraft wie die äußre Miſchung des lebenden Leibes in ſich, welche er eben verließ, und das eben deshalb beim Athmen unumgänglich nöthige Sauerſtoffgas iſt es, auf welches das Leben beides überträgt. Zu dieſer erſten und unentbehrlichſten Aeußerung ſeiner Thätigkeit bedarf das thieriſche Leben nicht ſo nothwendig der Beihülfe des Lichtes, als die Pflanze zum Ausſcheiden des Sauerſtoffgaſes es bedarf.

In jenen drei verſchiednen Arten des Wechſelverhältniſſes, iſt uns die Lebenskraft, wie öfters in der Natur, ein Abbild des höheren, ſeeliſchen Einfluſſes ſelber, durch welchen alles Wachsthum und Leben der natürlichen Dinge entſteht, und ein Abbild des jedesmaligen Verhältniſſes jenes Lebenseinfluſſes zum leiblichen Element. Gehört doch auch das Orygen ſchon zu einem immer bewegten Meere der Kräfte, aus welchem alle Lebensregungen, wie die Dämpfe des Gewäſſers aus dem Ocean, emporſteigen, und in welches ſie alle beſtändig zurückfließen, weil ſie gegen dieſes Meer hin eine Anziehung der höheren Art führt, ähnlich, in ihrem Kreiſe, der Anziehung der Schwere, welche alle Flüſſe hinab ins Weltmeer ziehet, oder jener auflöſenden Kraft, mit welcher die Atmoſphäre das Waſſer des feuchten Bodens in Dunſtform zu ſich emporhebt und als befruchtenden Thau es ihm wieder giebt.

Gegen das Sauerſtoffgas, das die metalliſche Baſis des nachmaligen Geſteines bei ihrem erſten und einzigen Athmen in ſich aufgenommen, hat jener obere Ocean keine anziehende Gewalt mehr. Es ruht hier in ſtarrem Schlafe, wie das Waſſer der Kryſtalle, welches auch mit dem Moment der Geſtaltung auf einmal ſeine flüſſige Beweglichkeit verloren. Es iſt dies ein Abbild Deſſen, was der innern Lebensregung ſelber geſchah, als dieſe durch die Bewegung der Elemente erzeugt, den Bergkryſtall bildete. Sie iſt eins geworden mit dem Zug der Schwere der untern Region der Körperlichkeit, und ruhet in dieſem unbewegt, wie die Glieder eines todten Leibes. Darum erſcheinen die Gebilde dieſes Reiches unbeſeelt.

Dagegen erwacht mit dem Entſtehen des organiſchen Lebens die Anziehung des oberen Meeres der Kräfte gegen die Principien des beſondren Lebens, und mit dieſer Anziehung zugleich der beſtändige Kreislauf. Als äußeres Abbild dieſes innren Vorganges wird das Oxygen durch die Einwirkung des Lichtes beſtändig aus der Pflanze entbunden und in die Atmoſphäre zurückgeführt, von wo es dann, in andrer Form, wieder in die Pflanze eindringt.

In der unorganiſchen Welt ſehen wir die wägbaren Stoffe ſelber einer dem andren die Stelle des Sauerſtoffgaſes vertreten: es zieht ein Metall das andre in chemiſcher Verwandtſchaft an ſich, weil ihm dieſes vorbildlich das Oxygen darſtellt. Wird jedoch das Oxygen ſelber einem ſolchen Metallgemiſch zur Verbindung nahe gebracht, dann zieht jenes Metall, welches zur Oxydation mehr geeignet iſt, den Sauerſtoff an ſich, und ſtößt zugleich das andre Metall von ſich. Und zwar (gleichſam wie erſt jetzt erkannt als ſolches) ganz in ſeiner unvermiſchten, eigenthümlichen Natur, — als reines Metall. Dieſem verwandt iſt denn jene Lebensbewegung der organiſchen Welt, wodurch das Sauerſtoffgas beſtändig ausgeſchieden und angezogen wird. Wie dem Metall ein andres Metall die Stelle des Oxygens, ſo vertritt den organiſchen Elementen, ſo lange dieſe noch im Zuſtande der lebensfähigen Flüſſigkeit ſind, das Oxygen, das beim Nahrungsnehmen und Athmen aufgenommen wird, die Stelle eines höheren, unwägbaren Lebensprincips. Sobald ſich aber, im Moment der Geſtaltung des Flüſſigen zum Feſten, des Blutes zum organiſchen Gebilde, jenes Lebensprincip ſelber dem bewegten Element nahet, entläßt dieſes das Oxygen. Es iſt indeß der Vorgang des Athmens nur im Einzelnen und Aeußren das Abbild eines allgemeineren und innren Wechſelverkehres. Das Lebensprincip, das den organiſchen Leib der Pflanze und des Thieres bildet, wird, wie wir oben ſahen, von einem höheren, allwaltenden Mittelpunct eben ſo ohne Aufhören angezogen, als das ſchwere Geſtein vom Mittelpunct der Erde. Dieſes Angezogenwerden von den Elementen einer oberen, unſichtbaren Welt und die Vereinigung mit ihnen iſt es, welche dem organiſchen Leben die Kraft gibt, nicht blos das Oxygen, ſondern den ganzen, eben gebildeten Leib beſtändig auszuſcheiden (abzuſtoßen) und immer wieder zu erneuen: ein innres Fortbewegen, welches die organiſchen Weſen im Gegenſatz zu den unorganiſchen als belebt und beſeelt erſcheinen läſſet. Denn mit dem geſtaltenden Princip, das beim Entſtehen des Steines wirkt, ſteht jene obere, anziehende Welt eben ſo wenig in Wechſelbeziehung, oder, wie es die Geſchichte des Magnetismus nennt, in Rapport, als die anziehende Kraft des gewöhnlichen Magnets mit dem Holz.

Es iſt aber auch das Verhältniß jener gegenſeitigen Anziehung der lebendigen Kräfte bei den organiſchen Weſen ſelber ein doppeltes, wodurch dieſe zur Pflanze und zum Thier, ſo wie im Leibe des Menſchen die beiden Richtungen des innren Lebens zur Empfindung und Bewegung werden.

Die Empfindung, das Wahrnehmen eines Andren wird erſt dadurch möglich, daß die empfindende Seele ein etwas Andres, als ein Aeußres von ſich ſcheidet und abſondert. Die äußerſten Enden der Glieder ſind zum Fühlen am geſchickteſten, weil das, was ſie betaſten, mehr als die andren, den übrigen Leib berührenden Gegenſtände ein Auswendiges iſt. Das Bewegen dagegen geſchieht dadurch, und wird möglich, daß der äußere Stoff von dem ihn bewegenden Princip erfaßt, von ihm durchdrungen wird.

Jenes Höhere denn, welches zu dem Lebensprincip, das den organiſchen Leib bildet, in einem beſtändigen Rapport und wechſelſeitiger Anziehung ſtehet, iſt für die Pflanze blos ein Aeußeres, Oberes, welches unabhängig und ohne ſich mit ihm zu vermiſchen, auf das Lebensprincip einwirket, wie der Magnet ein Stücklein Eiſen anzieht, ohne ſich eigentlich mit dieſem zu vermiſchen, während dagegen das Oxygen, wenn es in einen anziehenden Verkehr zum Eiſen tritt, ſich wirklich (chemiſch) mit dieſem vereint. Der höhere Einfluß, welcher das Leben der Pflanze begründet, ſtehet zu dieſer in einem ähnlichen, geſchiedenen, und doch innig nahem Verhältniß, als der lebende Leib der Raupe zu dem Geſpinnſt, welches derſelbe hervorbringt, wenn die Zeit der Verpuppung ſich nahet. Dieſes ſind jene freien und doch durch einen wechſelſeitigen Rapport gebundenen Naturgeiſter, welche nach einer alten Lehre als Dryaden und Oreaden unſichtbar über und in den Gewächſen walten und weben, und durch deren wohlthätiges Geſchäft aus dem beſchatteten Boden die befruchtenden Quellen entſpringen. Die Pflanze, obgleich der Act, durch welchen ſie lebt und wächſet, jenem entſpricht, durch welchen der thieriſche Leib empfindet (dem Einwirken der Lebensthätigkeit, als eines Aeußeren, nach innen), iſt dennoch in ſich ſelber ohne Empfindung, weil ihr der innre, ſammlende Mittelpunct fehlt, welcher als ein Gleich- und Selbſtmächtiges den äußern Einfluß feſtzuhalten und zu binden vermag. Ob aber dieſe empfindungslos und ohne Bewegung ſchlafende Welt der Pflanzen nicht für eine obere, unſichtbare Natur das Organ eines Rapports ſey, mittelſt welchem dieſelbe mit dem Reich unſrer gröberen Körperlichkeit eben ſo verbunden iſt, wie die empfindende Seele mittelſt der Nerven mit der Außenwelt, dieſes bleibt noch zu fragen.

Im Thiere iſt jene höhere Kraft, durch deren Anziehung das den Leib bildende Princip beſtändig nach oben und innen bewegt und ſo der Fortgang des Lebens erhalten wird, ſelber zu etwas Inwohnendem, zu einem Eigenthum des beſondren Lebens geworden. Es hat ſich, als Nerv und Gehirn, mit dem gröber körperlichen Element überkleidet, und gibt durch jene dem ganzen Leibe Empfindung und Bewegung. Wie das Wachen zum Schlafe, verhält ſich das Leben des Thieres zu dem der Pflanze, wie der Schlaf zum Tode, der Vorgang, durch welchen die Pflanze wächſt, zu jenem, durch welchen der Stein entſteht. Es iſt, ſo erkannten wir oben, überall ein von innen nach außen, vom Gehirn oder Nervenknoten nach den Nervenenden und Muskeln wirkendes Lebensprincip, welches die willkührliche Bewegung bewirkt, wodurch das Thier ſich ſo augenfällig über die Pflanze erhebt, weil dieſer der innre Lebensmittelpunct, von welchem die Anregung ausgeht, mangelt, jenes ihn beſitzt.

Auch der Rapport, in welchem das beſondre, inwohnende Leben mit einem allgemeinen, höheren Lebensgrunde ſteht, geſtaltet ſich im Thiere anders denn in der Pflanze. Es iſt ein Geſetz, ähnlich dem der Schwere und des Falles der wägbaren Körper, welches das bildende Leben, das in der Natur iſt, aufwärts, mit immer beſchleunigter Bewegung, nach einem oberen, unſichtbaren Mittelpunct zieht. In umgekehrter Ordnung verhält ſich da das unvollkommne Pflanzenreich zum Thierreiche wie die vollkommnere, immer flüſſige und bewegliche Luft zu dem feſten, ſchweren Geſtein. Die Gebirgsmaſſe iſt darum inniger und feſter mit dem Erdkörper vereint, weil ſie das Princip der Anziehung und Schwere auf innerlichere, leiblichere Weiſe (als Cohärenz und ſtarren Zuſammenhalt der einzelnen Theile) in ſich trägt, denn die Luft; dieſe wird weniger vom Erdmittelpunct angezogen, und ſteht demſelben ferner, als jene. Darum iſt auch das Pflanzen- vom Thierreich eben ſo deutlich abgegränzt und verſchieden, als der Zuſtand der luftartigen oder tropfbar flüſſigen, irdiſchen Körper von dem der feſten: es iſt nur ein Moment, und aus dem Waſſertropfen geſtaltet ſich das ganz neue Gebilde des Eiskryſtalls, wie aus dem Schlafe das Wachen (nach §. 20). Das Thierreich, von ſeinen erſten Anfängen bis hinan zum Menſchen daſſelbe darſtellend, für die Welt einer oberen, geiſtigeren Anziehung, was die feſten Körper der Erdmaſſe für ihren anziehenden Mittelpunct ſind, ſtehet mit ſeinem herrſchenden und tragenden Centrum, eben ſo wie jene Körper mit dem ihren, in einem doppelten Verbande. Die gasartig flüſſige Atmoſphäre, ſo wie das Gewäſſer ſcheint blos *eine* Art der Anziehung oder des Verbandes: die der allgemeinen Schwere an den Planeten zu feſſeln, während der Granitfels auf doppelte Art gebunden iſt; durch die allgemeine Schwere, welche das flüſſige Queckſilber ſogar in einem noch höheren Grade beſitzt, als er, und außer dieſem durch das in ihm ſelber wohnende, als Cohärenz verleiblichte Princip der allgemeinen Anziehung und Zuſammengeſellung der planetariſchen Natur. Das flüſſige Queckſilber, wenn ein Erdſtoß ihm den Ausgang aus ſeinen Gebirgsgängen eröffnet, rinnt unaufhaltſam ins Thal herunter; die Granitwand ſtehet Jahrtauſende lang frei empor, und hält ſich feſt an ihrem Orte, weil ſie außer der Schwere, noch ein andrer wechſelſeitiger Zug dieſem Orte anfüget.

Die Anziehungskraft der beiden Welten: die der unteren, der ſchweren Maſſen, und die der oberen, unſichtbaren, wirkt übrigens hier nicht blos in umgekehrter Ordnung, ſondern auch in umgekehrter Art. Der feſte, ſchwere Körper iſt deſto unbeweglicher und unregbarer gegen den oberen Lebenseinfluß, je ſtärker ihn Schwere und Cohärenz an ſein planetariſches Centrum feſſeln; das lebendige Weſen iſt deſto beweglicher und freier waltend über die niedere Körperwelt, je kräftiger es von ſeinem oberen Centrum gezogen wird.

Es geht allerdings auch von hier ein Strahl aus, welcher den Grund des Entſtehens der Geſchlechter und Arten berührt. Ein vom Gipfel des Gebirges hinabrollender Stein wird nach der Geſtalt und Folge der einzelnen Abſätze und Ausbuchtungen hier und dort einen Punct des Anhaltens und Verweilens finden, und es wächſt hierbei im Allgemeinen die Schleunigkeit des Fallens im quadratiſchen Verhältniß der zum Lauf gebrauchten Zeiten. Jene Gebirge und Abſtufungen der Höhen, welche die dem Auge unſichtbare Nachbarwelt der höheren Ordnung hat, laſſen ſich freilich in dem jetzigen Stand unſrer Erkenntniß nur mit ungefährer Annäherung errathen; es blickt indeß, wenn wir den Bildungsgang von Geſchlecht zu Geſchlecht der lebendigen Weſen beachten, ſchon jetzt ein eben ſo feſtes Geſetz hindurch, als jenes des Falles der Körper; als jenes, das die Abſtände der Planeten von der Sonne in ſtöchiometriſcher Anordnung begründet.

Wir betrachten nun die drei Grundrichtungen der Wirkſamkeit der Seele, von welchen die drei Naturreiche unſrer Sichtbarkeit ein höchſt bedeutungsvolles, viele Aufſchlüſſe gewährendes Abbild ſind, noch in ihrer innerſten.

eigenthümlichſten Region, in der Geſchichte der Menſchenſeele ſelber.

Eine Richtung, welche auf die Bildung und Geſtaltung des leiblichen Stoffes geht, nannten wir oben. Auf dieſes Geſchäft der Bildung hat weder der bewegende Wille einen Einfluß, noch ſteht daſſelbe in dem gewöhnlichen Bereich der Empfindung. Dieſer Leib, öfters ſo gebrechlich, ſo unſcheinbar und verkümmert, er wird dem kräftigſten Geiſte, wir bemerken nicht durch welches Geſetz? zugeordnet und gegeben, und es iſt etwa nur noch das ſeelenvolle Auge oder der Reiz der Sprache, durch welchen die Schönheit und Herrlichkeit des eigentlichen: des innren Menſchen hervorblickt. In der That, unſer Leib wird uns „zugerichtet" ohne unſer Zuthun, durch eine obere und äußere Naturmacht, welcher dieſer Theil der Seelenthätigkeit von der Zeugung und Geburt des Leibes an anheimfällt. Eine freilich nur dem Menſchenverſtand ſo erſcheinende, blinde Gewalt ſcherzet mit uns von unſrem erſten Tage an, und ſie iſt es, welche öfters dem innerlich und wahrhaft Lieblichſten eine äußere Erſcheinungsform anfüget, welche für die Sinnen ſehr unlieblich und unerwünſcht iſt. Scheint es doch hierbei öfters, als träfe einige Seelen, wenn ſie der Leiblichkeit ſich zugeſellen, daſſelbe Loos, das ihnen oder andern im nachmaligen Verlaufe des Lebens begegnet: daß die innerlich Reicheſten ein elendes äußres Gewand umhüllt, den Beſten das Schlechteſte auf ihren Theil zufällt. Als hätten (wenn anders hier eine Art von Wahl war) die Seelen, deren innrer Natur die Sinnlichkeit ferne lag, ſchon damals, wie öfter hernach, bei der Zuſammengeſellung am leichteſten fehl gegriffen. Ja, es kann das Sehnen des innren Menſchen ſeiner äußren leiblichen Geſtalt eben ſo wenig eine Elle zur Größe zuſetzen, als dieſelbe vor jenen Einflüſſen ſchützen, welche jetzt auf dieſe, dann auf andre Organe des Leibes bildend und mißbildend wirken. Denn nicht nur das Klima und der Boden prägen der Menſchengeſtalt eine beſtimmte, eigenthümliche Form auf, ſondern es kommen zuweilen, wie mit epidemiſcher Gewalt, verunſtaltende Einflüſſe über ganze Völker und Zeitalter. Dem Leibe Nahrung und Getränk geben oder verſagen, das kann der Wille, aber ob dieſe Nahrung zum innren Gedeihen gereichen, ob ſie die geſunde Kraft des Leibes ſtärken, oder ob ſie nicht vielmehr einen ſchon im Organismus liegenden Keim der Krankheit und des Todes anfachen und vermehren werde, das kann kein Wille beſtimmen. Dieſer kann dem ſchlafloſen Leibe keinen Schlummer geben, noch den Schlaf ſo wie den Tod, wenn ihre Stunde kommt, vom Leibe abwehren. Eine andre Macht, wie ſie der Seele den Leib gewährte und ihr denſelben nach ihrem eignen, nicht nach der Seele Wohlgefallen bilden half, nimmt ihr auch denſelben wieder.

So ſtehet denn die bildende Richtung der Seele am lebenden Leibe eben ſo unter dem Walten eines fremden, allgemeinen Naturgeſetzes, als das kryſtalliniſche Geſtalten und Zuſammenfügen der Stoffe der unorganiſchen Welt. Zu dieſem wie zu jenem findet die empfindende und wollende Seele keinen Zugang, und die Säure, wenn ſie in Geſellſchaft des Kali's aus dem lebenden organiſchen Leibe geſchieden worden, bildet ein Salz, welches zwar das Waſſer auflöſen und mit ſich an einen andren Ort führen kann, welchem jedoch weder das Licht noch irgend ein andrer Einfluß ein Zeichen des inwohnenden Lebens zu entlocken vermag. Denn es hat, wie wir oben geſehen, auf das wirkende Princip, durch welches der Kryſtall entſtanden, eine höhere Welt des allgemeinen Lebens keine anziehende Kraft mehr, es iſt da weder ein neues Aufnehmen noch ein Ausſcheiden des Stoffes wie in dem beſeelten Weſen, ſondern der Hammer bleibt unbeweglich (nach S. 61) auf der Glocke ruhen, und der Ton verſtummt.

Das Verhältniß der Seele zu ihrer bildenden Thätigkeit und zu der leiblichen Geſtaltung, welche dieſe Thätigkeit hervorruft, erinnert uns abermals an einen Zug aus der Geſchichte der magnetiſchen Wechſelwirkung. Die magnetiſch Erweckte ſpricht und handelt vor den Ohren und Augen vieler gegenwärtigen Menſchen, unter denen eine oder etliche mit ihr in Rapport ſind, die andren nicht. Ihre Reden wirken auf dieſe wie auf jene, beide ſind davon ergriffen und antworten darauf. Aber die Hellſehende bemerkt bei allen Denen, die außer Rapport mit ihr ſind, die Wirkung ihrer Reden nicht, vernimmt keinen Laut von dem, was dieſe ihr antworten, ihr ſelbſtbewußter Wille hat keine Richtung nach dieſen hin. So wirkt die Seele auch im Verlauf des Lebens auf die Geſtaltung des leiblichen Elements, aber was ſie da wirkt, das liegt außer dem Bereich ihrer wahrnehmenden Empfindung und ihres bewegenden Willens. Dieſe Lebendigen, zu deren Seele die magnetiſch Erweckte ſpricht, ohne daß ſie es will und weiß, gehören zu einer durch das Band eines gemeinſamen Lebenszuſtandes (des Wachens) feſt unter ſich verbundenen äußeren Welt, welche allerdings auch die Hellſehende trägt und nährt und ihr den Odem gewährt, übrigens aber von der innren Welt des Seelenlebens ſo ganz abgeſchieden iſt, wie die Welt der Geiſter von jener der Körper. So gehört auch die Welt der unorganiſchen Stoffe zu einem Kreiſe, deſſen einzelne Glieder durch den Zug des gemeinſamen Verbundenſeyns in einem ſie alle tragenden Höheren (dem Erdkörper) aneinander gekettet und von der Welt der oberen Lebenskräfte abgeſchieden ſind.

Alle Weſen der ſichtbaren wie der unſichtbaren Natur ſtehen nur mittelbar, durch den Zug gegen ein gemeinſam ſie tragendes Ganzes, in Verbindung mit dem einen und einzigen Anfang und Ende alles Seyns. Es iſt für ſie nur das vorhanden und wirkſam, was dieſen Zug, dieſen Rapport auf den gemeinſamen Mittelpunct vorherrſchend in ſich trägt, wie für die Hellſehende nur das, was in Beziehung mit ihrem Magnetiſeur ſteht. Die Geſtaltung der wägbaren Stoffe geſchieht mittelſt der Kräfte der Welt, zu welcher ſie gehören. Die magnetiſch Erweckte überſchaut in ihrer Region die des gewöhnlichen wachen Zuſtandes, weiß und erkennt Alles, was da mit ihr und um ſie geſchehen, ſie hat aber auf dieſe Region nur einen mittelbaren Einfluß. Im Zuſtand des gewöhnlichen Wachens weiß und erkennt ſie jedoch nichts mehr von dem Kreis ihres vorhergegangenen Hellſeyns. So ſteht auch das organiſche Leben, mit erkennender Kraft, über und neben der Welt des Unorganiſchen, mit dieſem aber nur mittelbar in ſelbſtthätiger Wechſelwirkung.

Wir verglichen die Welt der innren Anſchauung, in welcher ſich das magnetiſche Wachſeyn bewegt, in Beziehung auf die Welt des gewöhnlichen, täglichen Wachens, mit der Welt der Geiſter, in ihrem Verhältniß zu der der Körper. Der Leib ſtirbt, und unſre Seele iſt dann auf viel freiere, höhere Weiſe in jenen oberen Lebenskreis verſetzt, als die magnetiſch Hellſehende, deren Zuſtand hieran nur angränzt. So iſt es allerdings auch nicht ohne Bedeutung, daß der leibliche Stoff erſt in ſeinem Sterben, in ſeiner Wiederauflöſung, für die empfindende und bewegende Kraft der Seele zugänglich wird. Denn es hat dieſe Kraft zwar auf den Vorgang der leiblichen Bildung keinen unmittelbaren Einfluß, wohl aber auf das ſchon gebildete und geſtaltete Glied. Wir ſahen aber oben, daß an unſrem Leibe — dies iſt eine unmittelbare Folge der Einwirkung des innren Lebens auf den äußren Stoff — das Gebildete in demſelben Augenblicke anfängt, ſich wieder aufzulöſen und zu vergehen, in welchem es zur Vollendung kam (m. v. §. 12). Darum iſt nur das ausgebildete Organ zum Fühlen und zur willkürlichen Bewegung geſchickt, nicht das noch in der Bildung begriffne Element oder das Eingeweide und Gefäß, das dieſer Bildung dient.

Nach dem ſterbenden, in ſeiner vorhergehenden niedren Erſcheinungsform ſich auflöſenden, leiblichen Stoffe hin, iſt denn die innre Kraft des Lebens gerichtet, dies zeigte uns ſchon die Geſchichte der Zeugung. Nur mit dem Schmetterlinge, wenn er aus dem Scheintod der Puppe hervorgegangen, ſpielen die warmen Frühlingslüfte und das ganze, obere Reich des Lichtes; es iſt überall ein Tod und eine Auflöſung der niedren Erſcheinungsform, woraus die höhere hervorbricht. Ein unwiderſtehlicher Zug, mächtig wie jener der Schwere, welcher die äußre Luft in den luftleeren Raum treibt, ſenket die Kräfte eines oberen Seyns zu dem Tode eines niedreren hinab.

Der Stein lag eben noch ruhend, von dem Auge des vorübergehenden Wanderers gar nicht bemerkt, an ſeinem Bergabhang. Da löst ſich unter ihm und um ihn der Boden, und der hinabrollende zieht nun unwillkürlich das Aufmerken des Auges und Ohres an ſich. So wird die eigne Richtung nach dem geſtalteten und nun wieder ſich auflöſenden Stoff hin der Seele merklich, wird zur Empfindung.

Der ſchwere Stein, wenn er von ſeinem Stützpunkt, an welchem er ruhte, los geworden, bewegt ſich nach jenem Mittelpunct hin, in deſſen Bereich er gehört; die lebende Kraft, wenn ein Zug nach dem Belebungsfähigen — des Männlichen nach dem Weiblichen — ſie ergreift, bewegt ſich aufwärts, nach jenem höheren Centrum hin, zu deſſen Reiche ſie gehört. Dieſe emporwärts gehende Richtung, deren ſichtbare Abſpiegelung das Licht iſt, lernten wir oben, am lebenden Leibe, als Empfindung kennen. Sie iſt dieſes indeß nur da, wo im Leibe ſelber die willkürlich bewegende Kraft liegt. Denn ohne dieſe, für ſich allein, vermag ſie nur das Wirken und Weben des Pflanzenlebens zu begründen.

Der wägbare Körper von planetariſcher Natur, wenn er hinabfällt nach der Erde, findet, ſobald er den ihm verwandten, feſten Boden erreicht, einen Stützpunkt, der ſein Hinabfallen verzögert oder gänzlich hemmt. So findet der Zug des Lebens, der ſich hinaufwärts bewegt, nach dem Mittelpunct ſeines Seyns, einen andern Zug von oben, der ihm begegnet, und welcher ſich als Wollen zu dem Fühlen geſellt.

Auch von jener Region des Lebens, in welcher die innre Wirkſamkeit blos einem emporwärtsgehenden Zuge gleicht, zu jener höheren, wo zu der Richtung, die von unten nach oben geht, eine neue, höhere, von oben nach unten ſtrebende hinzutritt: von der Region des blos vegetabiliſchen Daſeyns zu dem des Thieres, gehet der Weg durch einen ſcheinbaren Tod. Es iſt der Schlaf, der das eigentliche, höhere Thier vor der Pflanze auszeichnet. Dieſe, ſobald ſich an ihr, wie etwa bei den Hülſengewächſen mit gefiederten Blättern, eine vorbildliche Neigung zum ſchlafähnlichen Zuſtand zeigt, verräth auch zugleich die erſten Spuren eines ſelbſtſtändig, von innen kommenden Bewegens. Die Eingeweide und Gefäße, welche dem mehr vegetabiliſchen Vorgang des Ernährens dienen, kennen bei ihrem Thätigſeyn den Wechſel zwiſchen Schlaf und Wachen, Bewegen und Ruhen nicht, ſie ſchlafen entweder, oder ſie wachen ohne Aufhören, Tag und Nacht.

Der aufmerkende Sinn erfaſſet auch hierbei den eigentlichen, innren Vorgang nur bei einem äußerlichen, an der Oberfläche ſchwebenden Zeichen. Wenn aus den oberen Regionen des Aethers ein leiblicher Stoff, etwa von der eigenthümlichen Schwere des Waſſerſtoffgaſes, ſich hinabſenkte nach der Erde, würde derſelbe in einer Höhe über dem Boden ſich halten, in welcher die hier verweilende Luft von ähnlicher Leichtigkeit iſt; das meteoriſche Eiſen aber durchſchneidet die Luft und ſelbſt das Meereswaſſer, in welches es gefallen, in fliegender Eile, bis es den gleich feſten Grund gefunden: ſo entſteht auch der todesähnliche Schlaf dadurch, daß die aufwärtsgehende Richtung des Empfindens und Sehnens in der vermittlenden (annoch zur Sichtbarkeit gehörigen) Region zwiſchen der obren und untren Natur ihre Befriedigung und Sättigung nicht findet. Speiſe und Getränke, Bewegung und ſelbſt das Athmen der Luft von geiſtigerer Natur, ſie beſchleunigen nur den Lauf des Zuges, der nach einer oberen Welt des Seyns geht. Er, der Zwiſchenregion entwachſen, ſtirbt derſelben ab, und in dem nämlichen Moment wird er der unmittelbaren Einwirkung und weſentlichen Vereinigung mit den Kräften der obren Region fähig. Dieſe verſenken ſich, verleiblichen ſich in ihn nach demſelben unausweichbaren Geſetz, nach welchem ſich die empfindende Seele in den gebildeten und zugleich ſterbenden Stoff der niedren Leiblichkeit verſenkt (nach S. 427). So kommt zur eigentlichen Empfindung, welche nur die Folge eines beſtändigen Sterbens oder Verklärens der niedreren Form in die höhere iſt, die Bewegung; aus dem Pflanzenleben erhebt ſich das Leben des Thieres.

Wir haben uns lange bei den drei Grundrichtungen des Seyns und Wirkens der Seele verweilt. Sie ſind die dreifache Wurzel jenes Baumes der alten nordiſchen

Sage: die Wurzel des Seyns der drei Reiche unſerer ſichtbaren Natur. Sie aber werden uns auch in jedem einzelnen Moment der Geſchichte der Seele wiederbegegnen, und es wird uns dann, wie öfters die unſichtbare Welt in den Bewegungen und Gebilden der ſichtbaren, ſo das Höhere, Geiſtigere, in ſeinem niedreren Abbild begreiflicher werden. Was wüßten wir von dem Lichte, wäre die Welt des Dunkels nicht, zu welcher jenes mit unaufhaltſamem Zuge hineilt, und an welcher es ſich ſichtbar machet. So wollen wir uns auch in dem weitern Verlaufe dieſer Unterſuchungen immer mehr zugeſtehen, daß es nur der ſterbliche Leib ſey, in deſſen Geſchichte die unſterbliche Seele uns ihre eigne Geſchichte nachbildet und kund machet.

Bemerk. Obgleich die drei Naturreiche nur ein äußeres und leibliches Abbild der innern, geiſtigeren Richtung der Seelenthätigkeit ſind, ſo wird es doch fur den weiteren Gang dieſer Unterſuchungen nicht ohne Nutzen ſeyn, wenn wir ſie noch in einer andern Beziehung zur lebenden Seele betrachten; in jener, welche ſie im Magnetismus empfangen. — Die wirkende Seele des Magnetiſeurs kann auch unorganiſche Körper zu Trägern und Vermittlern ihrer Kraft machen. Sie theilt der Glasplatte oder einem Stück Gewand das Vermögen mit, auf einen empfänglichen, lebenden Leib faſt eben ſo einzuwirken, als die unmittelbare Berührung mit den magnetiſch bekräftigten Händen es thun konnte. Es wird hierbei an den ſo begabten Körpern keine Veränderung wahrgenommen: die Glasplatte und der Kryſtall, das Stück Gewand oder feſte Harz bleiben auch für die ſchärfſte Prüfung der Sinnen ganz Daſſelbe, was ſie vorher geweſen; das magnetiſirte Waſſer, das der in innern Lebensrapport geſetzte Leib ſo leicht und auffallend unterſcheidet, iſt für eine andre, außer dieſem Rapport ſtehende Zunge, ſo wie für die feinſte chemiſche Prüfung, noch ganz Daſſelbe, das es vor der Berührung des Magnetiſeurs geweſen. An dieſen Dingen der unorganiſchen Natur haftet mithin der fremde, obere Lebenseinfluß eben ſo äußerlich und vorübergehend, als der Fuß eines obenhin wandelnden Menſchen an dem Boden, welchen er berührt. Die frühere Geſchichte des Magnetismus hat aber auch öfters Pflanzen mit in den Kreis ihrer Verſuche gezogen. An dieſen war der Einfluß des fremden, höheren Lebens ſchon innerlich, auf geſtaltende Weiſe merklich. Das friſche Wachsthum und das Emporſteigen der bildenden Säfte erſchien beſchleunigt und vermehrt, der vegetabiliſche Lebenstrieb veredelt und erhöht. Außer dieſem waren ſolche magnetiſirte Pflanzen auch eben ſo Vermittler und Träger der magnetiſchen Wirkſamkeit, auf einen dafür empfänglichen, ſie berührenden Menſchenleib, als die unorganiſchen Körper. Beim lebenden Thier, wenn dieſes der magnetiſchen Einwirkung der menſchlichen Lebenskraft ausgeſetzt worden, äußerte ſich zwar dieſer Einfluß auch zunächſt und zuerſt, wie an der Pflanze, als ein aufregendes und erhöhendes Moment für das innre Vermögen des Empfindens und Bewegens, aber es iſt ſchon die Weiſe, in welcher der Lebensmagnetismus auf das Thier zu wirken vermag, ſehr verſchieden von jener, in der er auf die Pflanze und auf den unorganiſchen Körper von Einfluß iſt. Denn auf die Glasplatte oder andre todte Körper, trägt der Magnetiſeur ſeine lebendige Kraft dadurch über, daß er jene Körper einige Zeitlang mit ſich führt oder anhaltend berührt, und auch auf die Pflanze wirkt nur die unmittelbare Berührung; während der magnetiſche Einfluß dem lebenden Thiere, wie dies die Geſchichte der ägyptiſchen Schlangenbeſchwörer und die magiſche Kraft der Klapperſchlangen beweiſt, eben ſo wie dem lebenden Menſchen, ſchon durch den Blick des Auges, oder durch andre Wirkung aus der Ferne ſich mitzutheilen vermag.

Von einem Vorgang in der Geſchichte der Seele, welcher jenem des Athmens und des Kreislaufes der Säfte im Leibe ähnlich iſt und entſpricht.

§. 30. Wir begegnen hier abermals dem alten, ſchon öfters betrachteten Räthſel: wie ſich überall in der Welt des Seyns ein Leben der höheren Ordnung zum Tode der niedreren Form, die Fülle zum Mangel geſelle. Der alten Frage: warum ein oberes, belebendes Vermögen das an ſich Lebloſe und Unvermögende begehre, ein Kräftiges das hülfles Schwache? Denn ein mächtiger Drang, gleich jenem des Bräutigams zur Braut, ziehet überall die Lebensfülle zum Mangel, die Hülfe zur Noth und eine durch die ganze Natur gehende, heilende, die Mangelhaftigkeit des Einzelnen ergänzende Kraft, eifert mit dem mächtigſten Eifer grade um die Erhaltung des Verlaſſenſten, mühet ſich am heißeſten um die Pflege des Gebrechlichſten und Elendeſten. Wie denn kein andrer, eben dem Neſt entflogener, hungernder Vogel, von allem Geflügel des Waldes ſo eifrig verſorgt, mit ſolchem freudigen Zudrange gepflegt wird, als der junge Kukuk, wenn jetzt die bisherigen Pflege-Eltern durch das häufige Zutragen des Futters ſo geſchwächt und ermattet ſind, daß ſie allein dem Geſchäft nicht mehr zu genügen vermöchten; oder wie im Frühling ein wetteiferndes Bewegen die ganze Schaar der Arbeitsbienen durchdringet, wenn jetzt die hülfsbedürftige Brut der Königin, dem Ei entſchlüpfet, nach Speiſe und ſorgfältiger Wartung verlanget.

Ein Weiſer des Alterthums *) — einer der tiefſinnig-

---

*) Heraclit. nach Diog. Laert. IX, 8.

nigſten von allen — redet von einer *εἱμαρμένη*: von einer Weltordnung, welche ſelber unwandelbar und ewig, durch das Reich des Wandelbaren und Vergänglichen hindurchgehet, und die Einzelnen und Getrennten, wie Diſſonanzen zu einem melodiſchen Einklange verwebet. Wie der belebende Odem, welcher in der Bruſt auch des Schlafenden aus- und eingehet, wenn die Glieder ruhen, und die Pforten der Sinnen verſchloſſen ſind, ſo waltet jener Zug, der die Einzelnen beſtändig zu einem harmoniſchen Ganzen verwebt, auch in den bewußtlos Schlafenden. Denn das Geſchäft jener *εἱμαρμένη* an den Seelen gleichet dem Geſchäft der Lebensluft am athmenden Leibe: es wirket ohne Aufhören, ungefühlt und ungewußt, ein herabwärts von der oberen Einheit zu dem Einzelnen und Getrennten gehender Zug, und ein andrer Zug, welcher von dem Einzelnen aufwärts gehet, zur Einheit. Dieſer wechſelſeitige, ſich begegnende Drang iſt der Lebensodem, welcher der Seele das Entſtehen und Beſtehen ihrer Wirkſamkeit an der Sichtbarkeit gab und erhält.

Wir müſſen uns über dieſes Geſchäft eines gleichſam Athmens der Seele etwas weiter erklären.

Allen Weſen der Sichtbarkeit wird außer Dem, was an und in ihnen leiblich geworden, noch ein außer ihnen liegendes Complement: ein Erfüllendes ihrer für ſich allein einſeitigen und darum unſtatthaften Leiblichkeit zugeſchrieben. Das einzelne Glied iſt nur ein lebendes Etwas, in Beziehung auf alle andren, von dem unſichtbaren Lebensprincip verbundnen Glieder. Das Licht der Sonne ſelber, wenn es für unſer Auge ſpurlos durch den lichtloſen Aether gegangen, wird erſt zu einem Sichtbaren, an der dunklen Fläche des grobkörperlichen Planeten. Es drängt ſich in der lebenden Natur eben ſo ſehr die Sättigung dem Bedürfniß, als der Hunger der Speiſe entgegen; denn das Eine von beiden entſtehet nur in Beziehung aufs Andre, wie der Nordpol des Magnets nur in Beziehung auf den ihn ergänzenden Südpol.

Das Complement jedoch, von welchem wir hier reden, welches beſtimmt iſt die Mangelhaftigkeit des Einzelnen zu erſtatten und auszufüllen, iſt nicht allein von ſichtbar leiblicher, ſondern mehr noch von geiſtiger Natur. Die Hand wird zum Dienſt des Hauptes durch die unſichtbar über beiden waltende Seele bewegt, und dieſe Bewegung iſt dort am äußren, vom Lebensmittelpunct abgelegenen Organ augenfälliger und merklicher, als an den mehr innerlich gelegenen Blutgefäßen und Eingeweiden. Gerade an jenem äußerlicheren, zum Fortbeſtehen des Lebens minder nothwendigen Organe, wirket die Seele die vollkommenſte willkürliche Bewegung und das feinſte Gefühl für die äußere Körperwelt.

Dem Vogel, im Vergleich mit dem vollkommneren Säugthier, mangelt im Innren ſeines Leibes jene Bergungsſtätte, in welcher die Frucht des Leibes bis zur Geburt getragen und ausgebildet wird; es mangeln ihm die Milch abſondernden Brüſte, welche dem neugebornen Jungen die erſte Nahrung reichen. Aber dieſen Mangel erſtattet ein oberer, mit dem unvollkommnen Einzelnen waltender Wille: eben jenes unſichtbare Complement, das der für ſich allein gebrechlichen Einſeitigkeit zu Hülfe kommt. Dieſes tritt hier als Inſtinct auf, welcher den Vogel zum kunſtreichen Bau des Neſtes antreibt und ihn über Berg und Thal zu dem Futter führt, das den nackten, zarten Jungen ihr erſtes Gedeihen gibt. Wie in den weit entfernteren Muskeln der Hand die Bewegungen der wirkenden Seele augenfälliger ſind und mächtiger, als an den Muskeln des Schädels, in deren nächſter Nähe das Gehirn thront, ſo waltet das unſichtbare Ergänzungselement des ſichtbaren thieriſchen Lebens am merklichſten und kräftigſten mit den ſcheinbar unvollkommenſten Weſen. An dieſen, wie die

Geſchichte der Inſecten lehrt, zeigen ſich die meiſten und wundervolleſten Bewegungen des Inſtincts, zeigt ſich am häufigſten der von innen kommende Zug, welcher, gleich einem prophetiſchen Vorausgeſicht, dem noch Verborgenen, Künftigen und Fernen begegnet. Wie die Mutter ſich mit der wärmſten, thätigſten Liebe zu dem hülfloſeſten und zarteſten der Kinder gezogen fühlt, ſo wird ein über alle Einzelnen waltendes Bewegen in der ganzen Natur am geſchäftigſten und beſorgteſten um das Verlaſſenſte und ſcheinbar Verſäumteſte gefunden, wie dies ſchon die Geſchichte des jungen Kukuks bezeuget, gegen welchen ſich das kleine Geflügel des Waldes mit beſondrer Zärtlichkeit bewegt fühlt.

So iſt denn das Complement, das den Mangel des Einzelnen erfüllet, zugleich ein unſichtbares und ein ſichtbares. Auf beiderlei Weiſe wird es, wenn auch nur als unvollkommnes Abbild, in jenen Kryſtallen, wie etwa des Zinnſteines, erkannt, an denen von der Säule oder irgend einer andern regelmäßigen Geſtalt nur einige Flächen verwirklicht und ſichtbar geworden, die andren aber, durch den meſſenden Verſtand, ergänzt und errathen werden müſſen. Dieſer Mangel wird öfters noch auf andre, ſichtbare Weiſe ausgefüllt. Denn abgegränzt etwa durch den einſpringenden Winkel, ſchließt ſich an den nur zur Hälfte verwirklichten Kryſtall ein andrer an, an welchem die jenem mangelnde andre Hälfte verwirklicht worden, ſo daß nun beide Unvollendete zuſammen ein Vollendetes werden.

Der ſichtbar ergänzende Gegenſatz iſt für das hülfloſe Kind die Nahrung gebende Mutter; für das innerlich, von der denkenden Seele bewegte Gehirn, die äußerlich dem Willen und der Empfindung dienenden Glieder und Sinnen; für das eine der beiden Geſchlechter das andre. Eine durch alles Leben waltende Liebe hat ſich dort in die

Geſtalt der Mutter, hier in die Form des begehrten Gegenſatzes verkleidet, um durch den Zug des einen Getrennten zum andren, den Drang nach der eigenthümlichen Wirkſamkeit zu erfüllen, wie ſich, am thieriſchen Leibe, der eigenthümliche Drang nach Bewegung den Muskel erzeugt, und in ihm ſich verleiblicht. Es iſt die Mutter ſelber, welche ſich den Gegenſtand ihrer zärtlichſten Beachtung geboren hat.

Jener allgewaltige Drang, welcher in der Stunde des Blühens die weitgetrennten Gegenſätze des Geſchlechts zuſammenführt, war es ſelber, welcher die Trennung weckte, und ſie auf ihren höchſten Gipfel erhub. Er iſt es auch, — denn ſeinen Gang durch die Natur begleiten überall Leben und Gedeihen — welcher der Vereinigung des Getrennten die Kraft ertheilt, in dem ſterbenden Stoff ein neues Leben der gleichen Art zu wecken. Es iſt die *εἱμαρμένη*, die ewige Weltordnung, freudig der Harmonie der Töne, welche die Geſchlechter und Ordnungen der Dinge jetzt trennt und gleichſam hinwegwärts von einander bewegt, damit ſie hernach, die Getrennten vereinend, den melodiſchen Einklang vernehme. Es iſt ein lebendiges Bewegen, ähnlich, nach einem öfter gebrauchten Bilde, dem Bewegen des Hammers von und zu der tönenden Glocke. Der Ton iſt lauter, das Anſchlagen kräftiger, je höher der Hammer erhoben worden.

Wir nannten dieſes Bewegen, wenn es von einem Mittelpunct aller Lebensregung ausgehend, durch das Vereinzelte und Niedrere hindurchwirkt, ein lebendiges Athmen dieſes vereinzelten Lebens. Nur das, was athmet, lebt und erhält ſich am Leben. Wie aber gerade die Abgetrenntheit und Geſchiedenheit der metalliſchen Grundlage der Erden am leichteſten und ſchnellſten die Vermiſchung mit der Lebensluft herbeiführt, ſo begünſtigt die Entgegenſetzung und Vereinſeitigung der Ordnungen der organiſchen Weſen jenes Leben und Beſtehen gebende Athmen der Seele, von welchem wir vorhin ſprachen.

Dieſes iſt denn (wie wir auch noch an einem andern Ort ſehen werden) der Grund des „Vergehens und Beſtehens der Gattungen und Arten in der organiſchen Natur.“ Wenn wir einen genauer beachtenden Blick auf jene Geſchlechter von Thieren und Pflanzen richten, welche einſt in großer Menge — dies bezeugen die in unſren Gebirgslagen bewahrten Reſte — die Erdfläche bewohnten und nun, bis auf wenige unſichre Spuren, aus den Reihen der noch fortbeſtehenden Geſtaltungen verſchwunden ſind; ſo erkennen wir, daß dieſe nun ausgeſtorbenen Familien und Gattungen zu jenen Weſen von zweideutiger Art gehörten, welche an Form und Eigenſchaften gerade in der Mitte zwiſchen den jetzt herrſchenden Hauptformen ſtanden: in der Mitte zwiſchen den nach beiden Seiten auslaufenden, einander entgegengeſetzten Richtungen der geſtaltenden Natur. Das Thier, welches die einſt überaus zahlreichen, in vielfachen Gattungen und hundertfältigen Arten vorhandnen vielkammerigen Schneckengehäuſe bildete und bewohnte, das Thier der Ammoniten, Orthoceratiten, Belemniten u. ſ. gehörte, dies zeigt ſich an dem noch jetzt in heißeren Meeren lebenden Nautilus, zu jenen Uebergangsformen, welche, weder Fiſch noch Schnecke, Züge und Eigenſchaften von beiderlei Formen an ſich tragen. Uebergangsformen zwiſchen den Palmen und Nadelhölzern, zwiſchen den Farrenkräutern und Palmen, ja zwiſchen den beiden, jetzt herrſchenden Hauptordnungen des vollkommneren Gewächsreiches: den Monokotyledonen und Dikotyledonen, waren die meiſten jener untergegangenen und ausgeſtorbenen Pflanzenarten, welche vormals in ganzen, großen Waldungen Berg und

Thal bedeckten. Zu den Uebergangsformen zwiſchen Blume und Thier, zwiſchen Corallengewächs und Muſchel, zwiſchen Amphibien, Vögeln und Säugthieren, oder zwiſchen jenen beiden Hauptordnungen der Klaſſe der letztern, welche ſich eben ſo zu einander verhalten wie die Monokotyledonen der Pflanzen zu den Dikotyledonen, mit einem Wort: zu den „Mittelweſen“ zwiſchen den divergirenden Hauptformen der jetzt lebenden Natur, gehörten faſt alle die Gattungen und Arten des Thierreiches, welche, mitten unter den ſchon gleichzeitig mit ihnen vorhandnen, noch jetzt beſtehenden Geſchlechtern, das Loos des Vergehens und Ausſterbens betroffen hat. „Wie ein Baugerüſt, deſſen man ſich beim Aufeinanderfügen der Steine und Bögen eines Tempels bediente, ſind jene Zwiſchenformen abgebrochen, und das eigentliche, ſymmetriſch zuſammengefügte Gebäu, das anfangs von dem Gerüſt faſt verdeckt war, ſteht allein und frei da.“

Neben jenen ausgeſtorbenen Gattungen und mitten unter ihnen zeigen ſich die Ueberreſte der jetzt noch fortbeſtehenden: unſer jetziger Stier ſo wie viele andre, den noch jetzt lebenden Wiederkäuern, Nagethieren und Raubthieren nahe verwandte Arten neben den untergegangenen Thierformen; Schwarzpappeln und Weiden neben den Reſten der nicht mehr vorhandnen Bäume und Geſträuche. Wie die einen hätten dann auch die andren ausgehen müſſen, wäre nicht ein innrer Grund, bei den einen des Vergehens, bei den andren des Fortbeſtehens vorhanden.

Gewiß iſt es, jene unentſchiedneren Mittelweſen zwiſchen den entſchiednen Hauptordnungen der ſichtbaren Geſtaltungen, erſcheinen, wo ſie noch in unſrer jetzigen Natur gefunden werden, nicht als die vorzüglich begünſtigten. Zwiſchen den beiden Geſchlechtern der eigentlichen Planeten von entſchieden planetariſcher Natur: den vier ſonnennäheren und den drei ſonnenferneren, finden ſich die

Mittelweſen zwiſchen Planeten und Kometen, ja, ſo könnte man wenigſtens von Veſta ſagen, zwiſchen Sonne und Planet, für welche man den eigenthümlichen Namen der Aſteroiden gewählt hat. Sie ſind ſo zwergartig klein, daß man ſie für die Trümmer eines Weltkörpers gehalten, welcher, gleich den vorhin erwähnten Uebergangsformen der vormaligen organiſchen Schöpfung, durch einen in ihm ſelber gelegenen Grund zerſtört und aufgelöſt worden ſey. Kometenartig erſcheint bei einigen dieſer Mittelweſen die Atmoſphäre und die Geſtalt der durch einander geſchlungenen Bahnen; ein eigentlicher Kern iſt von der mächtigen Dunſthülle kaum zu unterſcheiden.

Da, wo in unſrem Steinreiche die Klaſſe der Metalle den Uebergang zu der Ordnung der brennbaren Körper macht, erſcheinen Mittelweſen von ſehr leicht zerſtörbarer Natur: ſpröde und leicht zerſprengbar, der Verbindung mit dem Oxygen der Luft und mit Säuren ſchnell unterliegend, ſehr flüchtig im Feuer. Dieſe Mittelweſen tragen den Charakter der Zerſtörung und Auflöſung, der in ihnen ſelber liegt, auch auf andre Dinge über, zu denen ſie ſich geſellen: ſie gehören, wie dies vorzüglich, an ihrer Spitze ſtehend, der Arſenik zeigt, zu den ſtärkſten Giften der Natur.

Auch in unſrer organiſchen Welt tragen die Uebergangsformen, welche noch jetzt, wenn auch nur ſehr vereinzelt, zwiſchen den beſtehenden Hauptrichtungen gefunden werden, faſt durchgängig den Charakter der Kränklichkeit oder des innren Zwieſpaltes an ſich, und in einem großen Theil von ihnen liegt ein heftiges Gift verborgen. Dieſe Mittelformen können nur unter ſehr engbeſchränkten, ganz beſonders begünſtigenden äußren Verhältniſſen leben und gedeihen; eine geringe Veränderung der äußren Temperatur, ſo wie der Mangel an Feuchtigkeit, verſetzt ſie in einen Zuſtand der tiefen Ohnmacht oder Erſtarrung, eben ſo das bei den meiſten ſehr mühſam erſchwerte Geſchäft der Verdauung.

Nur auf einem einzigen Punct der Erde, auf einen kleinen Theil von Neuholland beſchränkt, erſcheint das Schnabelthier, die Uebergangsform zwiſchen Vogel und Säugthier, welches zugleich das einzige giftige Thier iſt, das in dieſen beiden Klaſſen gefunden wird. An den Amphibien, dieſen Mittelweſen zwiſchen den Klaſſen der Fiſche und der vollkommneren Wirbelthiere, ſehen wir die vorhin erwähnte Empfindlichkeit gegen Kälte und Trockenheit, ſo wie gegen die Einwirkung der von außen aufgenommenen Nahrung auf den verdauenden Leib am augenfälligſten hervortreten. Das Geſchlecht der Schlangen erſtarret großentheils bei der jährlich wiederkehrenden Abnahme der Wärme, und viele ſeiner Arten müſſen jede vollkommne Sättigung mit dem Zuſtand einer Ohnmacht büßen, während welcher ſie der Empfindung wie der Kraft der freien Bewegung faſt ganz beraubt erſcheinen. Der innre Zwieſpalt der Eigenſchaften und die Selbſtauflöſung theilt ſich von ſolchen krankhaften Weſen leicht auch andren Lebendigen mit: jenes Geſchlecht der Thiere entſpricht durch ſeine öfters ſehr giftige Natur, dem Arſenik der unorganiſchen Körperwelt: in beiden kommt die verderbliche, allzerſtörende Kraft, aus einer und derſelben Urſache her.

Das vorhin häufigere Vorkommen und beſſere Gedeihen der zweideutigen Uebergangsformen hatte allerding auch einen äußerlichen Grund in dem Zuſtand der damaligen Erdoberfläche. Das Geſchlecht der Schlangen, wi faſt die ganze Klaſſe der Amphibien, gedeiht noch jetzt a beſten da, wo eine miträglich ſchwüle Luft über einem Gewäſſer brütet, in welchem die aufgelösten Elemente organiſcher Körper durch einander gähren. Unter ähnliche Verhältniſſen lebt und gedeiht auch das vorhin erwähnte zweideutige Schnabelthier. Solche begünſtigende, äuß

Bedingungen des Beſtehens und Gedeihens der Mittelformen, mußten ſich in jener Vorzeit, da eine Luftwärme der Tropenländer das feuchte, von Lebenskeimen durchdrungne Land und Gewäſſer bewegte, allerdings in vorzüglichem Maße finden. Es geſchah im Großen und Ganzen, was dem Menſchen noch jetzt im Kleinen geſchieht, wenn er ein noch niemals von der Cultur berührtes Land zuerſt mit Hacke und Pflug aufreißet und für eine neue Welt der Keime zugänglich macht. Da zeigt ſich, nach Lichtenſteins Bemerkung, ſelbſt in Südafrica, alsbald ein Gewächſe, das auf ſeltſame Weiſe Eigenſchaften der Brodfruchtbäume, und namentlich des Feigenbaums, ſammt jenen des Arons und Pfeffers mit einer dem Hanfe verwandten Form vereint: die Neſſel, mit brennendem Gifte. — So wie dann die äußerlichen, das Gedeihen begünſtigenden Verhältniſſe ſich veränderten, mußten auch die erwähnten Uebergangsformen vergehen; wie die Rieſenſchlange und Brillenſchlange des heißen Erdgürtels auf den Felſenhöhen, ſelbſt unſrer gemäßigten Zone, bald ausſterben würden.

Aber, wie ſchon oben erwähnt, es war ein tiefer gelegner, allgemeinerer Grund, der jene Mittelweſen abſterben machte, den wir uns hier noch an einem andern, allbekannten Beiſpiel aus der uns zunächſt umgebenden Natur deutlich machen wollen:

Bei unſren Hausthieren, ſo wie bei den Blumen der Gärten, wird zuweilen, durch die Kunſt des Menſchen, eine Brut von Miſchlingen erzeugt, welche, wenn ſie etwa aus dem Vereine des Pferdes und Eſels entſproſſen war, Eigenſchaften der beiden verſchiedenartigen Eltern vereint. Die Geſtalt, für ſich ſelber, iſt dauerhaft und kräftig; an ihr zeigt ſich die edlere Form und der Muth des Roſſes, wie die Feſtigkeit des Ganges, und die andern Gaben des gebirgsbewohnenden Eſels. Aber dieſer Form, ſo lebenskräftig und muthig ſie auch erſcheint, gebet faſt gänzlich die Kraft ab, nach dem gewöhnlichen Verlauf der Natur ſich wieder zu erzeugen und beſtehend zu erhalten. Jene Kraft, welche die beiden Geſchlechter ſcheidet und den gegenſeitigen Zug des einen zum andren begründet, konnte ſolchen künſtlichen Miſchungen blos das Entſtehen und die Geſtaltung geben, nicht aber den vollkommnen, zeugungsfähigen Gegenſatz der Geſchlechter. Der Magnet weckt im reinen Eiſen oder Stahl bald die Trennung in die beiden Pole, und die Kraft der magnetiſchen Anziehung; nicht aber in dem Eiſen, das jetzt die Abgeſchiedenheit ſeiner Art verlaſſen, und, mit dem Oxygen der Luft vermiſcht, den Eiſenkalk gebildet hat.

So verſchwanden und erloſchen die Formen, in denen ſich die Eigenſchaften und die einzelnen Züge des äußren und innren Baues der noch jetzt beſtehenden Hauptrichtungen vermiſcht und verbunden fanden, deshalb ſo leicht, weil ihnen der oben erwähnte, innre Lebensodem ausging, deſſen Bewegen eben durch die ſcharfe Trennung und Scheidung der Geſchlechter und Ordnungen der Weſen, durch eine ſcheinbare Einſeitigkeit in den Dingen der Natur erhalten wird.

Wie, iſt es denn aber blos die Einſeitigkeit, als ſolche, welche in der Natur das Leben begründet und erhält, beſteht der Wechſelverkehr der lebenden Organe des Leibes: der Nerven und Muskeln blos dadurch, daß etwa in jenen der Kohlenſtoff, in dieſen der Stickſtoff ein wenig vorwaltet; der Verkehr zwiſchen dem Blut und der feſten Fiber, blos durch den Gegenſatz des Flüſſigen und Starren? Dieſe Entgegenſetzung der Organe iſt noch dieſelbe in dem vom Bliz getödteten Thiere als im Lebenden, und doch liegt jenes ſtarr da und verweſt, während dieſes ſich vielſeitig regt und bewegt. Das Glied lebt und bewegt ſich nicht vermöge ſeiner Entgegenſetzung mit einem andern

Gliede, ſondern durch den beide ergänzenden, über beide waltenden Einfluß der Seele. So iſt es auch in der geſammten, organiſchen Welt nicht die Entgegenſetzung und Vereinſeitigung der Formen und einzelnen Lebensrichtungen, welche an ſich dieſen ihr Fortbeſtehen und kräftiges Gedeihen ſichert, ſondern die Wechſelbeziehung, in welche die einzelnen Weſen, eben durch ihre ſcheinbare Mangelhaftigkeit, mit einem allgemeinen, oberen, den Mangel ergänzenden Lebensprincip treten. Das geſunde Glied, in ſeiner polariſchen Einſeitigkeit, iſt der belebenden Einwirkung der Seele leicht zugänglich und dienend, während der Afterorganismus, der in irgend einem kranken Theile ſich bildet, und welcher ſein eignes ſchlagendes Herz, ſeinen eignen, empfindenden Nervenmittelpunct hat, jenem Einfluß widerſtrebt, und deshalb durch die geſunde Rückwirkung der andren Syſteme des Leibes aufgelöſt und entfernt wird.

Auch der belebenden Seele kommt dann in ihrem Kreiſe ein Athmen zu, wie dem Leibe, den ſie bewegt, und das Fortbeſtehen ihrer belebenden Kraft hängt ſo unmittelbar und nothwendig von dem Fortgange jenes innren, pſychiſchen Athmens ab, wie der Kreislauf des Leibes von dem Athmen der Lebensluft. Ein übermächtig aufregendes, pſychiſches Moment, wie heftiger Schreck, Zorn, Freude, hemmt aus demſelben Grunde ſo blitzesſchnell den Lebenskreislauf der Seele, aus welchem das Einathmen von phosphorhaltiger, brennbarer Luft den Kreislauf des Leibes hemmt und auflöſt. Dem athmenden Organ geſchieht in beiden Fällen etwas Aehnliches, als dem einzelnen Magnet geſchieht, deſſen Nordpol gewaltſam mit dem gleichnamigen Nordpol eines ungleich ſtärkeren Magnetes in Berührung geſetzt wird: die bisherige Polarität und magnetiſche Kraft des ſchwächern wird vernichtet. Dies wird uns deutlicher werden, wenn wir das Athmen und den damit verbundnen Lebenskreislauf unſrer pſychiſchen Natur noch etwas näher betrachten.

Ein magiſcher Zug wechſelſeitiger Zuneigung führt die Kranken, welche ein und derſelbe Arzt magnetiſch behandelte, zu einander, und verbindet ſie innig. Es iſt derſelbe Zug, welchen die magnetiſch Erweckten auch gegen ſolche Perſonen fühlen, mit denen der Magnetiſeur leiblich nahe verwandt iſt, und ſelbſt gegen die lebloſen Dinge, welche mit ihm in Berührung waren. Dieſe Neigung, welche keinesweges den Perſonen oder Dingen an ſich ſelber, ſondern nur der an ihnen haftenden Kraft des Magnetiſeurs gilt, erſcheint am mächtigſten, wenn der Magnetiſeur entfernt iſt, und wird in ſeiner unmittelbaren Nähe mehr nach ihm ſelber hingeleitet, als nach den nur mittelbar wirkenden Trägern ſeiner Kraft.

Ein ähnliches ſtellvertretendes Verhältniß der einzelnen Körper zu einander finden wir in der Geſchichte des gewöhnlichen Erdmagnetismus. Es iſt hier nicht das Eiſen, welches, als ſolches, von allem magnetiſch gewordenen Eiſen begehrt und angezogen wird, ſondern der Wechſelverkehr mit einem Strom der Lebenskräfte, welcher durch die ganze planetariſche Natur gehet und welcher alle für ihn empfänglichen Körper in Bewegung ſetzet. Das magnetiſche Eiſen begehrt andres Eiſen oder den entgegengeſetzten Pol eines andren Magnetes, damit es an dieſe Medien das inwohnende Lebensprincip hinüberſtrömen und mittheilen könne; denn es iſt ein durch alle Regionen des Seyns gehendes, unabänderliches Geſetz des Lebens: daß nur Dem ein Leben von oben gegeben werden könne, welches ſelber an andre empfängliche Weſen Leben mittheilt; daß nur das empfangen könne, welches gibt.

Der animaliſche Magnetismus, ſo ſahen wir oben, bewirkt mittelſt der ihm eigenthümlichen anziehenden Kräfte eine Wiedererneuerung und Verſtärkung des Hindurchſtrömens der Lebensprincipien durch den kranken Organismus, und wird eben hierdurch zum wohlthätig wirkenden Heilmittel (nach S. 174). Der geſunde Organismus gleichet einer im magnetiſchen Meridian aufgeſtellten Magnetnadel, durch welche der Strom des allgemeinen, magnetiſchen Fluidums ungehindert aus- und eingeht. Wie der Zug der magnetiſchen Kraft bald nach dem fernen Erdpol, bald nach den näheren Eiſenmaſſen hingelenkt wird; ſo gehet der Zug des thieriſchen Inſtinctes bald nach dem ferngelegnen Ziel der Wanderung und dem noch künftigen Bedürfniß der ungebornen Brut, bald nach dem näheren Futter oder Geſchlechtsgegenſatz hin. Dieſer Zug einer Alles weislich zuſammenfügenden *συναγωγεύς*, iſt es, welcher die Larve des Goldkäfers (Cetonia) zu der ſonſt Alles zerſtörenden Ameiſe führt und beide ſo friedlich harmoniſch vereint, wie die verſchiedenartigſten Somnambulen eines und deſſelben Magnetiſeurs. In jedem Augenblick, wir mögen ſchlafen oder wachen, wirkt der Zug der planetariſchen Schwere in gleichem Maße auf unſern Leib; ſo wirkt der Zug der befreundeten Lebenskräfte der umgebenden Natur in jedem Augenblick auf die im Leibe lebende Seele ein, und erzeugt in ihr jenes Hinneigen nach dem mit ihr in Beziehung ſtehenden Gegenſatz, welches (wie in der ſchlafenden Mutter der Zug nach dem Säugling) immer und ohne Aufhören fortwirkt, auch wenn es ſich durch kein äußerliches Bewegen verräth. Wir dürfen dieſes Hinneigen der pſychiſchen Kraft nach ihrem Zielpunct mit einem beſtändigen magnetiſchen Ausſtrömen vergleichen, welches eben ſo nothwendig und unaufhörlich ein Wiedereinſtrömen der allgemeinen, belebenden Kraft zur Folge hat.

Die Bemerkung, daß jene Bewegungen, welche der Inſtinct, namentlich bei wandernden Thieren, hervorbringt, öfters in der Richtung des magnetiſchen Meridians geſchehen, hat früher ſogar die Frage erregt: ob nicht vielleicht der „pſychiſche Kreislauf“, von welchem wir hier ſprachen, abhängig ſey von dem planetariſch magnetiſchen. Eine ſolche Anſicht erſcheint freilich, bei näherer Prüfung, eben ſo unzureichend und wenig tief gründend, als etwa die ſeyn würde, daß die Richtung der freien Magnetnadel nach Nord und Süd von den öfters herrſchenden Nordwinden herrühre. Wohl aber mag in beiden Fällen ein Höheres, Drittes anzuerkennen ſeyn, von welchem jene verſchiedenartig ſcheinenden Bewegungen gemeinſam ausgeben. Denn wir dürfen nicht vergeſſen, daß hier nur von einem Athmen und Kreislauf des Lebens in der Seele des Menſchenleibes, welche dieſer mit dem Thiere gemein hat, die Rede ſey, nicht von dem Lebensathmen des Geiſtes. Dieſer, der Geiſt aus Gott, ſobald er im Menſchen zu ſeinem eigentlichen, geſunden Leben erwacht, athmet auch: ſein Athmen iſt das Gebet zu Gott. Die thieriſch menſchliche Seele aber erfaſſet das Göttliche, gleich wie die Glieder des Leibes für ſich allein, ohne das Auge, das Licht, nicht unmittelbar, ſondern nur mittelbar, in ſeinen Wirkungen. Wir dürfen daher wohl das Geſchäft des Athmens der Seele noch von einer andren Seite mit dem leiblichen Athmen vergleichen.

Die Atmoſphäre, durch deren Athmen der Leib lebt, wurde oben, S. 162, im Verhältniß zu der feſten Körpermaſſe des Planeten mit dem Gehirn und den Nerven, im Verhältniß zum übrigen Leibe verglichen. Gleich dieſen iſt der Luftkreis ein noch in uranfänglicher Reinheit und Freiheit zurückgebliebenes Element, durch welches die oberen, kosmiſchen Einflüſſe ungehemmt, wie lebende Vögel, ihren Lauf nehmen und in die dunklen, ſtarren Maſſen hinabwirken. Die Luft, alle Höhen und

Tiefen der Planetenoberfläche umhüllend und erfüllend, erſcheint allerdings, der Zuſammenfügung der feſten Maſſen, durch Schwere und Cohärenz, gegenüber, als ein Complement, welches abbildlich an das vorhin erwähnte ſideriſche Ergänzungselement erinnert. Ueberall da, wo der Zuſammenhang der feſten Maſſen ſich auflöſt, überall wo der geſchloſſne Kreis ſich öffnet, dringt augenblicklich das ergänzende Element der Luft ein und erfüllt den leeren Raum. Selbſt im lebenden organiſchen Leibe iſt es dieſe, das Zellgewebe und alle flüſſigen wie feſteren Theile durchdringende Luft, welche von innen her dem äußren Druck der Luftſäule das Gegengewicht hält, und dem letzteren hierdurch ſeine vernichtende Gewalt nimmt.

Noch mehr zeigt ſich das Oxygengas der Atmoſphäre in ſeiner Function, als ergänzendes, das Bedürfniß erfüllendes Complement bei der chemiſchen Wechſelwirkung mit den feſten Maſſen. Wo dieſe, durchs Feuer oder durch Electricität von dem Band des gewöhnlichen Zuſammenhaltes befreit ſich zerſetzen und geſtaltlos verflüchtigen wollen, begegnet dem aufwärts gehenden Drange der von oben kommende, geſtaltende Zug. Denn hier vor allem zeigt ſich die Säure als Grund der feſten Geſtaltung. Dem Blut des lebenden Leibes, wenn dieſes beim Kreislauf, zur Verflüchtigung und innren Auflöſung geneigt, die Lungen erreicht hat, begegnet hier, beim Einathmen, das Sauerſtoffgas, welches mit ſeinem nach unten, zur Leiblichkeit gerichteten Zuge, das Hinwegſtrebende ergreift, und ſo das Blut, neubelebt, zu dem alten Wechſelverkehr mit dem Leibe zurückführt.

Wie die eigenthümliche Schwere der Körper dieſe ſtets hinabwärts führt zum Verein mit der Geſammtmaſſe des Planeten, ſo führt das eigenthümliche Leben der Seele dieſe ſtätig und hinaufwärts nach einer oberen

Einheit des Lebens. Um ſo mächtiger, je vollkommner die Abſonderung und Entgegenſetzung geweſen (nach S. 437). Dieſem aufwärts ſtrebenden Drange begegnet aber der von oben nach unten, zur Leiblichkeit gehende Zug (§. 18): das Alles ergänzende, obere Complement. Wir werden dieſes Complement, in ſeinem Verhältniß zu einem Göttlichen, welches nur der Geiſt erfaſſet und erkennt, noch an einem andern Orte etwas näher betrachten.

Die einzelnen Lebendigen ſtehen zu dem allgemeinen pſychiſchen Princip, welches Alle durchwebt, wie der lebendige Odem die Glieder des Leibes, in einem Verhältniß, welches auch den Gliedern ihr hohes Recht in Beziehung auf den bewegenden Nerven oder das Blut ſichert, durch und aus dem ſie ſich bilden. Das Licht, ſo hehr und gewaltig, was wollte es ohne die Augen, welche daſſelbe ſehen; was könnte es beleuchten, wäre keine planetariſche Welt da, die ſeinen Strahlen erſt Wirkſamkeit und Weſen und das Gewand der Farben verliehe. Die athmende Seele, ſey es die im einzelnen Lebendigen wohnende, oder die allgemeine, welche alles Beſondre umfaſſet, kann nur das erhalten und erneuern, was der anfänglich ſchaffende Geiſt hervorgerufen und gegeben.

Nach dem gewöhnlichen, naturgemäßen Verlaufe des leiblichen Lebens, bewegt und bildet dieſes in den Eingeweiden, ohne es zu empfinden; es bewegt und empfindet in den Gliedern, ohne es zu wiſſen und zu bedenken; es bedenkt aber und weiß im Gehirn. So gehet durch die Welt der Lebendigen ein weislich geordnetes Bewegen, welches für ſich ſelber nicht wüßte und bedächte, wäre nicht ein höherer Mittelpunct alles Seyns und Lebens da, der in und für jenes Bewegen bedenkt und weiß.

Der

Der Geiſt, der im Menſchen lebt, bedenkt und weiß ſelber mit dem Anfang alles Seyns und Lebens; die Seele empfängt und erhält nun, was dieſer Anfang gibt und ſchafft.

Bemerk. Ein Theil des Inhaltes dieſes §. iſt aus meiner kleinen Schrift: Von dem Vergehen und Beſtehen der Gattungen und Arten in der organiſchen Natur (München, bei Weber 1830) genommen. — Ein Athmungsproceß der unorganiſchen Natur, der ſogenannte Galvanismus, ſtellt das, was oben über das Athmen der Seele und ein allergänzendes, allgemeines Lebensprincip geſagt worden, noch deutlicher dar. Der Gegenſatz zweier verſchiedener Metalle begründet hier, bei gemeinſamer Berührung eines flüſſigen Mediums, in dem einen Metall ein Ausathmen (Desoxydation), in dem andern ein Einathmen (Oxydation). Dieſes Geſchäft wird um ſo kräftiger und beſſer von ſtatten gehen, je ſtärker und mächtiger die polariſche Entgegenſetzung zwiſchen den beiden Metallen iſt, deſto unkräftiger und langſamer, je weniger jene beiden Gegenſätze geſchieden ſind. — Bei den Einzelweſen der organiſchen Natur iſt es nicht die zarte, noch unentwickelte Form des Kindes, welche der Erneuerung und Fortpflanzung der Art dient, ſondern die Form des reiferen Alters, mit ſcharf geſchiedenem Geſchlecht. — Uebrigens fügen wir zur weitern Erläuterung deſſen, was oben über das Ausſterben einiger vormaligen Geſchlechter organiſcher Weſen geſagt worden, hier noch einige andere Stellen aus der erwähnten kleinen Schrift bei:

Das Thier der Ammonitengehäuſe war, wie alle Sepien, eine Uebergangsform zwiſchen Fiſchen und Schnecken. Selbſt die Benennung: Tintenfiſch, welche unſre Sprache für jenes Mittelweſen wählte, ſcheinet die Zweideutigkeit der Form andeuten zu wollen. Wie ein Pfropfreis der edleren Art auf unvollkommnerem Stamme, ſitzet, durch einen Hals geſondert, auf dem unförmlichen Leibe ein Kopf, mit hornartigen, ſchnabelförmigen Kinnladen, gleich jenen einiger Knorpelfiſche; es haben die großen Augen nicht blos den äußren Anſchein, ſondern auch den innren Bau mit jenen der Fiſche gemein, und dieſe Uebereinſtimmung mit dem innren Bau des Fiſches zeigt ſich am Gehirn wie in den Organen des Gehörs. Ein Knorpel, welcher ringförmig das Gehirn umſchließt, erinnert an den Schädel der vollkommneren Thiere; an dem Schalengehäuſe, mit dem räthſelhaften, durch die einzelnen Kammern führenden Siphon, ſcheint die bauende Natur den erſten Entwurf zu einem Syſtem der Rückenwirbel zu machen. Einen Entwurf, welcher hier vorerſt an einem äußeren, unweſentlicheren Theil des Leibes vor Augen gelegt wird, bald hernach aber, in der nächſt angränzenden Klaſſe der Wirbelthiere, in das Innre des Leibes, als weſentliches Element der Geſtaltung eingeführt erſcheint. So iſt das ganze Geſchlecht der vielkammrigen Schalenthiere ein Durchgangspunct der Formen, an welchem die weiterſtrebende Natur die bisherige Bildungsſtufe, als eine ihr nicht mehr genügende, verläßt, ohne ſich jedoch vollkommen zu der nächſt höheren erheben zu können. Ein Durchgangspunct, an welchem das früher Beſtandene in ſeiner Auflöſung begriffen, das Nachkommende aber noch nicht zur feſten Geſtaltung gelangt iſt. Was hier nur von einer Familie der vormaligen Thierwelt geſagt worden, das gilt, faſt ohne Ausnahme, von allen denen, welche, obwohl ſie in der früheren Weltperiode an Zahl der Arten und Individuen ſehr bedeutend geweſen, nun gänzlich ausgeſtorben, oder, bis auf wenige Gattungen, aus der jetzt lebenden Natur verſchwunden ſind. Sie waren Weſen von zweideutiger Art, welche an Form und Eigenſchaften gerade in der Mitte zwiſchen den jetzt herrſchenden Hauptformen ſtunden; in der Mitte zwiſchen den nach beiden Seiten auslaufenden, einander entgegengeſetzten Richtungen der geſtaltenden Natur. — In großer Menge, dies bezeugen die verſchütteten Reſte, bedeckten das alte Feſtland die Gruppen und Waldungen von Gewächſen, deren Bau auf gleiche Weiſe an die eine wie an die andre Hauptordnung der phanerogamiſchen Pflanzen erinnert. Denn es zeigt ſich, wie dies Link (m. ſ. Urwelt S. 46 u. a.) bewieſen, in der größeren Zahl der nun ausgeſtorbenen Gewächsformen eine Anordnung der Gefäße, welche in der Mitte zwiſchen der ſteht, die bei den Monokotyledonen gefunden wird, und zwiſchen jener der Dikotyledonen. Zwei Hauptformen von Bäumen theilen ſich jetzt in die kältere und heißere Region der Erdfläche: die Ebenen und Gebirge der nördlichen Länder bekleiden die Waldungen der Nadelhölzer, die heiße Zone erzeugt die edle Form der palmenartigen Gewächſe. In den vormaligen Waldungen aber, von der Küſte des Eismeers bis zu der Palmenzone von Africa, herrſchten ſehr häufig jene Geſchlechter von Bäumen vor, welche, weder Palme noch Nadelholz, Eigenſchaften von beiden an ſich trugen. Mit ihnen zugleich gediehen da jene Bäume, von gegliedertem Baue der Stämme und Zweige, welche, am nächſten den Caſuarinen von Neuholland verwandt, als Mittelformen zwiſchen den Equiſeten und den Dikotyledonen erſcheinen; zugleich, in mächtigen Maſſen, die Uebergangsformen der Filicineen zur Palme: die baumartigen Farrenkräuter.

Damals erfüllten das Meer die merkwürdigen Mittelweſen zwiſchen Blume und Thierform, von denen nur noch wenige Spuren unter den jetzt lebenden Geſchlechtern gefunden werden; auf langem, gegliedertem Stengel ein lilienartiges Gebilde, ſtatt der Blätter und andrer Blüthentheile jedoch ein Gewimmel von unzähligen, kleinen Thierlein, welche, unter ſich verwachſen, den gemeinſamen, größeren Thierleib bildeten. (Die Gattung Encrinus umfaßte allein 16 von Parkinſon beſchriebene Arten. Link a. a. O. S. 41.) Andre Mittelweſen zwiſchen Korallenthieren und zweiſchaligen Muſcheln, wie die Hippuriten, oder zwiſchen Krebſen und Käferſchnecken, wie die Familie der Trilobiten, lebten, in vielfältigen Geſchlechtern und Arten, auf dem tieferen Seegrunde und an der felſigen Küſte, während der jetzigen Thierwelt dieſe Formen faſt gänzlich abgehen. Die Eigenthümlichkeiten des Baues der Säugthiere, des Vogels und der Eidechſen, ſcheinen, auf den erſten Blick, in dem Pterodactylus der Vorwelt ſo verſchmolzen, daß einige unſrer größten Naturforſcher in Zweifel geweſen, ob dieſes nun gänzlich untergegangne Thiergeſchlecht als fliegende Eidechſe oder als Fledermaus die Höhlen und Klüfte der Felſen bewohnt, oder ſchwimmend, mit den flügelartig verlängerten Floſſen, auf dem Waſſer gelebt habe. Salamanderartige Thiere, Uebergangsformen zwiſchen Eidechſen und Fröſchen, erzeugte und hegte das Landgewäſſer der Vorzeit in rieſenhafter Größe, mit ihnen die mannichfaltigſten Arten der andren eierlegenden Vierfüßer.

Die meiſten der untergegangnen Säugthierarten des ehemaligen Feſtlandes gehörten zu den anjetzt ſehr vereinzelt ſtehenden Mittelformen zwiſchen den beiden Hauptreihen ihrer Klaſſe: es waren elephanten- oder flußpferdartige Thiere. An einigen dieſer ausgeſtorbenen Geſchlechter werden Züge von dem Bau des Kamels mit dem vom Bau des Fiſchotters und der noch jetzt lebenden Dickhäuter vereint gefunden. (So beim Anoplotherium commune.) Andre ſtunden zwiſchen Tapir und Pferd (ſo die Paläotherien nach Cuvier), während noch andre (z. B. die Megatherien) im Bau des Skelettes an die Faulthiere, dieſe Mittelthiere zwiſchen Affen und grasfreſſenden Thieren, erinnern.

Das vormalige Meer und Feſtland ernährten aber in jener frühern Periode nicht blos Weſen aus allen Ordnungen und Klaſſen der Thiere und Pflanzen: Fiſche wie Molluſken, Säugthiere wie Vögel, ſondern es wuchſen auch, unter den oben erwähnten, ausgeſtorbenen Uebergangsformen des Gewächsreiches in großer Menge Palmen, welche nur ſehr wenig von den jetzt gedeihenden Arten verſchieden waren. Bäume, nahe verwandt den noch bei uns wachſenden Eichen und Wallnüſſen, Schwarzpappeln und Weiden. (M. v. Ebels Anleitung die Schweiz zu bereiſen, 3te Aufl. 4ter Th. S. 526. und Schlotheims Petrefactenkunde S. 390.) Eben ſo gab es neben den ausgeſtorbenen Familien der Säugthiere auch Arten aus dem Geſchlecht der Katzen und Hunde; gleichzeitig mit der carſchen Hyäne die Arten der Nagethiere, und ſelbſt der Wiederkäuer, welche in der jetzigen Natur noch faſt gänzlich als dieſelben wiedergefunden werden.

Von plötzlichen, durch heftige Gemüthsbewegungen erregten Todesfällen erzählt unter andrem M. Wagner in ſ. Beiträgen zur phil. Anthrop. mehrere Fälle. So ſtarb zu C. in Ungarn eine über den Tod ihres zweijährigen Kindes au-

[illegible] betrübte Mutter, in dem Augenblick, wo man ihr erlaubte, den Leichnam noch einmal zu ſehen. Man erzählte, „es ſey ihr das Herz zerborſten.“ — Man denke an die Geſchichte der Frau des Haſſan Aga's bei Goethe. — Eine reiche Frau in A., die ein Käſtchen mit Pretioſen verloren hatte und darüber faſt untröſtlich war, ſtarb plötzlich an Entzücken, als man ihr das Käſtchen wiederbrachte.

Der Ernährungsprozeß der Seele.

§. 31. Ein tiefgründender Forſcher der innren Natur des Menſchen, ſo wie der ihn umgebenden äußren Natur, Sir Humphry Davy, erzählt in einem Werke, das er kurz vor ſeinem Tode geſchrieben *), von einer innren Erſcheinung, die ihm einſt auf wundervolle Weiſe die verlornen Kräfte wieder gegeben und am Leben erhalten. Er war, mitten in ſeinen kräftigſten Jugendjahren, vom gelben Fieber befallen, und lag ſo hart darnieder, daß die Aerzte die Hoffnung zu ſeiner Wiedergeneſung aufgaben. Da erſcheint ihm, in dem Zuſtand des Hinſcheidens, eine lieblich jugendliche Geſtalt, die er ſpäter immer ſeinen guten Engel nannte. Fünf und zwanzig Jahre vergingen ſeitdem er jene Erſcheinung hatte, und noch waren ihm die Umriſſe des ſchönen, jungfräulichen Weſens ſo gegenwärtig, als hätte er es erſt heute geſehen: lebendig gegenwärtig das von friſchem Jugendroth gefärbte Angeſicht, das mild blickende, laſurblaue Auge. Dieſer weibliche Schutzgeiſt denn kommt, wie ein pflegender, die Schmerzen ſtillender Beſuch, zu der Seele des ſcheinbar Sterbenden; ſchon ſeine Gegenwart, noch mehr ſeine tröſtenden Geſpräche, voll geiſtig hohen Inhaltes, erregen

---

*) Consolations in Travels, or the last days of a Philosopher, by Sir Humphry Davy 1830. p. 69—72.

Gefühle, welche der Seele die Kraft zum Leben und Wirken wiedergeben; der Kranke geneſt, weniger durch leibliche Heilmittel, als durch dieſe pſychiſchen, welche der ſonderbare, innre Krankenbeſuch ihm darreicht, der ihn, während der größten Gefahr, faſt nie verläßt, und erſt bei der Geneſung verſchwindet. Ein Beſuch wie aus einer fernen, künftigen Welt; denn in der ihn umgebenden Gegenwart kannte Davy keine ähnliche Geſtalt. Seine Neigungen waren damals eben auf ein wirklich lebendes, weibliches Weſen gerichtet, das auch nicht die mindeſte Aehnlichkeit mit der innren, heilenden Erſcheinung hatte, vielmehr in Manchem das Gegentheil von dieſer war. Zehn Jahre hernach, auf einer Reiſe an den Küſten des adriatiſchen Meeres, begegnet ihm zum erſten Male die Geſtalt ſeines „guten Engels" als wirklich lebendes Mädchen. Doch nur auf einige ſchnell vorübergehende Blicke, gleichſam als wollte ſie ihn nur an ihre ehemalige Bedeutung in ſeinem Leben erinnern, und auf ihre noch künftige Beſtimmung ihn vorbereiten. Denn abermals zehn Jahre hernach, zwanzig Jahre nach der erſten Lebensrettung, als ihn wieder eine ſchwere Krankheit dem Tode nahe gebracht, da nimmt ſich ſeiner, pflegend und tröſtend, ein wirklich lebendes, weibliches Weſen an, das ſo ganz ſeiner ehemaligen rettenden Erſcheinung glich, daß es ſchwer zu entſcheiden geweſen, ob es das Urbild oder das leibliche Abbild derſelben genannt werden ſollte. Es erwachen von neuem jene Gefühle, welche der Seele die Kraft zum Leben und Wirken zurückgeben und ſie wieder in die faſt ſchon verlaſſene Leiblichkeit zurückführen.

Möge man dieſe Erzählung des trefflichen Davy hier nehmen für was man wolle; ſie zeigt uns die Kraft und Bedeutung der Gefühle für das Leben der Seele, und zugleich die Realität des unſern Gefühlen zu Grunde liegenden, pſychiſchen Stoffes.

Was für den Leib und ſeine Erhaltung Speiſe und Getränke: das iſt für die Seele die Region der Gefühle. Gefühle ſind es, welche in dem innren, pſychiſchen Leben die erſte Kraft zum Wirken erwecken, und welche nachmals dieſe Kraft nähren, wachſen machen und vollenden. Ein einziger Augenblick voll lebendiger Gefühle, und die matte, zum Wirken unfähige Seele, empfängt neue Kraft und neuen Muth; die ſtrauchlenden Tritte werden feſter, die innren Augen wieder wacker zum Sehen, wie es die äußeren Augen jenes müden Kriegers wurden, als er ſeinen Stab in den fließenden Honig getunkt und dieſen gekoſtet. Die innren Lebenskräfte des ſchon erſterbenden Davy's kehren wieder, ſobald die liebliche Erſcheinung eine Fülle von tröſtenden, nährenden Gefühlen über ſeine Seele ergießt; Joſeph Haydn empfängt, wenn die Arbeit ſeiner Kunſtſchöpfungen ihn niedergebeugt und ermüdet, neue Kraft und Fülle der Gedanken, ſobald er die matte Seele durch die Gefühle der Andacht genährt. Und dieſe Erfahrung, von der ſeelenſtärkenden Kraft der Gefühle, hat gewiß jeder ſelbſtthätige Geiſt öfter in ſeinem Leben gemacht, wenn er im Drang des äußeren Wirkens, oder der innren, geiſtigen Thätigkeit ſich ermattet und gänzlich verarmt fühlte.

Ehe wir dieſen Vorgang des Nahrungsnehmens der Seele näher betrachten, wollen wir vorerſt nur noch auf eine anderweitige, innre Uebereinſtimmung der Nahrungsmittel beider Regionen: der pſychiſchen und der leiblichen hindeuten.

Wenn einige unvollkommene, der Augen ermangelnde Thiere unſrer Gewäſſer ihre Beute erſt dann erhaſchen, wenn ſich dieſelbe bewegt, nicht aber ſo lange ſie ſelbſt in der Nähe des hungernden Mundes ruht; ſo verräth ſich hierdurch, im einfachen Abbild, der Hauptinhalt der Geſchichte aller leiblichen Ernährung. Es ſind die Spuren eines, dem eignen nahe verwandten Lebensprincips, welchem der Hunger nachgehet; zur nährenden Speiſe kann nur ein Stoff werden, welcher von jenem verwandten Princip durchwirkt worden: das Ernährungsgeſchäft ſelber gleichet dem Pfropfen eines ſelbſtthätig belebten Reisleins auf einen andren, vom verwandten Lebensſaft durchdrungenen Stamm.

Das leibliche Fühlen im engeren Sinne, ſo ſahen wir oben S. 188, iſt zunächſt ein Wahrnehmen des Ausſtrömens jenes ſelbſtthätigen Princips, welches, als bewegende Kraft, von den Nervenenden des Muskelleibes ausgehet. Wie dieſes ſelbſtthätige Princip bei jeder Berührung verändernd und aſſimilirend auf die Gegenſtände der Außenwelt einwirke, lehrte uns die Betrachtung des Geruchsſinnes kennen (nach S. 179). Es iſt dieſes Aſſimiliren, wenn auch von andrer Art, dennoch dem verwandt, welches die verdauende Kraft ausübt, und iſt ſogar öfters (das verrathen einzelne Züge aus der Geſchichte des thieriſchen Magnetismus) dem Aſſimilationsgeſchäft der Seele noch näher verwandt und innerlich ähnlicher, als die leibliche Verdauung.

Die Gefühle, welche der Seele ihre Nahrung und Kraft zum Wirken geben, gleichen ihrer Entſtehung nach ebenfalls den Gegenſtänden des leiblichen Fühlens und Ernährens. Sie ſind ein Gebilde, welches durch die ſelbſtthätige Kraft der Seele aus einem von außen aufgenommenen, pſychiſchen Element geſchaffen wird; gleich dem Honig der Bienen, welcher im Innren ihres Leibes aus dem von außen aufgenommenen Nectar der Blumen gebildet worden. Das äußere Element iſt hierbei jenes pſychiſch ergänzende (nach §. 30), welches allem leiblichen Seyn und Weſen zu Grunde liegt, oder welches daſſelbe — wie die Atmoſphäre den planetariſchen Kern — überall begleitet. Es hat dann das Gebilde der Gefühle eine ähnliche, nährende Realität für die Seele, als der ſelbſtgewirkte Honig ſie für die Bienen hat, ſo wie auch ſeinem äußerlichen, pſychiſchen Element immer, dies bezeugt Davy's oben erwähnter Fall, ein Vermögen, wenigſtens zur leiblichen Verwirklichung, zukommt.

Doch wir werden dieſes tiefgehende Gewebe der im §. 30 erwähnten συγγενείη noch an einem andren Orte betrachten, hier genüge uns eine vorläufig nur äußere Anſchauung der Gefühle und ihres Einfluſſes auf das Leben, ſo wie die Entwicklungsgeſchichte der Seele.

In ihrer jetzigen Verbindung und Einheit mit dem Leibe, tritt die Seele in einem ähnlichen Zuſtand der Entblößung in das Leben, als der Leib. Dieſer, gleich nach der Geburt, athmet die äußere Luft, und äußert die nach Entwicklung verlangende Kraft durch lautes Schreien und Bewegen der Glieder. Was wäre aber dieſe keimende Kraft, in wie wenig Stunden würde ſie verlöſchen, erhielte der Leib nicht die nöthige Nahrung von außen. Das Athmen der reinen Himmelsluft und das kunſtreiche Bewegen der Glieder, Singen und Sprechen ſind zwar höhere Verrichtungen des Lebens, als das Zermalmen und Verdauen der Speiſe, aber ohne dieſes ſcheinbar niedrere Geſchäft wäre bald keine Kraft da zu den andren allen.

Wie der Menſch nur den Hunger, und das Vermögen, die neue Nahrung ſich anzueignen, mit ſich ins leibliche Leben bringt, nicht aber die Speiſe, ſo bringt die Seele nur das Sehnen und das Erfaſſungsvermögen für alle dieſe Offenbarungen Gottes mit ſich, in deren Mitte ſie bei der Geburt tritt, und durch deren Aufnehmen das innre Leben ſich bekräftiget und entwickelt. Denn das Weſen der Seele iſt Erkennen und Wollen, und wie könnte beides ſeyn, ohne ein Etwas, das erkannt wird und gewollt.

Die Seele empfängt die nährenden Elemente ihres Weſens zuerſt und zunächſt nur durch die äußeren Sinnen des Leibes. Denn obgleich ſie in den Zuſtänden des magnetiſchen Wachens mit andren Augen ſieht, als mit den gewöhnlichen äußeren, und auf andre Weiſe zu hören ſcheint als ſonſt; ſo würde ſie doch zu dieſer ganzen Welt der Dinge, welche ſie dann innerlich bemerkt, außer aller Beziehung ſtehen, auch das innre Auge würde zu jener Welt keinen Zugang haben, wäre der Wechſelverkehr der erkennenden Seele mit den erkannten Dingen vorher nicht durch die Sinnen des Leibes angeknüpft und begründet worden. Denn auch das magnetiſche Wachen kann dem Taubgebornen die Sprache nicht geben, welche er nie erlernte, dem Blindgebornen nicht die Bilder und Vorſtellungen von der reichen Welt der Sichtbarkeit, welche ſeine leibliche Natur ihm verſchloß.

Bei jenem Blindgebornen, welchen Cheſeldens glückliche Operation auf einmal ſehend machte, waren die erſten Eindrücke auf den neugeſchenkten Sinn mit einer mächtigen Bewegung des Gefühls verbunden. Er hatte von ſeiner ſchmerzhaften Cur keinen andren wohlthätigen Erfolg erwartet, als die Befähigung zum Leſen- und Schreiben-Lernen; der Garten, an welchem er ſo lange als Blinder ſich gefreut, deſſen Gänge und fruchttragende Bäume er auch ohne den Geſichtsſinn zu finden gewußt, konnte, ſo meinte er, durch das Geſchenk des Lichtes keinen neuen Reiz erhalten. Als ihm jedoch nun auf einmal das Sehen geworden war, da zog ihn die neue Welt der Eindrücke ſo gewaltig an, daß ſie Alles, was die andren Sinnen bisher der Seele gegeben, ins Dunkle ſtellte. Es zeigte ſich in dieſem Falle, daß unſrer Seele urſprünglich kein einziger Sinneneindruck gleichgültig ſey, ſondern daß jeder Gegenſtand, der ſich ihrer Wahrnehmung nahet, entweder Zuneigung wecket oder Widerwillen, die wollende

Kraft entweder auf ſich hinlenkt oder von ſich abſtößet. Der Sehendgewordne konnte eben ſo wenig ſeinen Abſcheu gegen die ſchwarze, als die ſeltſame Zuneigung gegen die rothe Farbe unterdrücken; eben ſo wenig die Freude an glatten, als das Mißfallen an höckerigen und rauhen Flächen. Dinge, deren langgewöhnter Anblick uns völlig gleichgültig iſt, und welche, wie es uns ſcheint, auch vorhin niemals anders als gleichgültig für uns ſeyn konnten, entlockten dieſem Glückſeligen die lauteſten Aeußerungen der Theilnahme und Freude oder des Unbehagens. Noch ein Jahr nach dem Empfang des neuen Sinnes brachte eine erweiterte Ausſicht an der Küſte des Meeres eine ähnliche Aufregung der Gefühle hervor, und dieſe innren Bewegungen, welche ſich an das Sehen der neuen Welt der Dinge knüpften, waren ſo übermächtig und leicht zu erregen, daß ſelbſt der bloße Anblick des Mannes, durch deſſen Hand das Geſicht geſchenkt war, ſie aufs Lebhafteſte hervorrief, und die überſeligen Augen mit Freudenthränen erfüllte.

Auf ähnliche Weiſe erregt jeder neue Eindruck ſeiner Art ein Gefühl des Wohlgefallens oder Mißbehagens, aber es fällt für die meiſten Sinneseindrücke der erſte Moment, welcher von dieſen lebhaften Gefühlen begleitet war, in jene früheſte Zeit der Kindheit, die unſrer Erinnrung unzugänglich iſt. Der erſte Eindruck iſt es, welcher auch noch ſpäter ſo feſt mit dem Weſen unſrer Seele verwächſt. Es iſt überhaupt nur das Gefühlte, was in dieſes Weſen wahrhaft eingeht: Eigenthum deſſelben wird. Daher iſt die Begierde des natürlichen Menſchen, immer etwas Neues zu ſehen und zu empfinden, ein Verlangen der Seele nach Nahrung, welches ſeine Stillung ſo lange in dem Wechſelverkehr mit der Welt der Sinnen ſuchet, bis es den Zugang zu einer andren, innren Welt gefunden, deren Tiefe und Umfang ſo unermeßlich iſt, daß jeder Moment des Betrachtens einen noch nie empfundenen Eindruck bringet.

Wie der leiblichen Nahrung in der früheren, empfänglicheren Zeit der Kindheit ein ganz beſondrer Einfluß auf die eigenthümliche Entwicklung der leiblichen Organe zukömmt; ſo hat die erſte pſychiſche Nahrung eine ganz entſchiedene Einwirkung auf das Erwecken der nachmals vorherrſchenden Richtung der Seele.

Ein dürftiger Vater legt ſeinem Kinde, wenn dieſes zuweilen vielleicht der erſehnten Wartung entbehrend, lange in der Wiege weilen muß, Blumen zur Ergötzung und zum Spiel der zarten Augen und Hände hin. Das Kind freut ſich der bunten, duftenden Gebilde. Aber das dunkle Gefühl der träumenden Seele übt auf dieſe eine geſtaltende Kraft aus, deren Wirkung in die ſpätere Zeit des erwachten Bewußtſeyns hinüberreicht: aus dem mit Blumen ſpielenden Säuglinge wird der große Carl v. Linné. — Das Gefühl, welches der Geſang eines melodiſch lautenden Sterbeliedes am Sarge des Vaters in der Seele eines fünfjährigen Kindes aufgeregt hatte, wird zur erſten und bald zur Lieblingsnahrung dieſer Seele, welche dadurch zur Meiſterſchaft in der Kunſt der Töne erwächſet. Eine tauſendfache äußre Noth und Armuth kann die Kraft und Wirkung der erſten Seelenſpeiſe der Kindheit nicht mehr zerſtören, aus dem, ernſte Geſänge liebenden Kinde, wird der treffliche J. A. Hiller. Eben ſo war die erſte Nahrung und von da an die gewöhnliche, für die Seele des berühmten Joſeph Haydn jenes Gefühl, das der Geſang der beiden Eltern, beſonders die liebliche Stimme der Mutter in dem kaum lallenden Kinde geweckt hatte. — Es waren die Gefühle der theilnehmenden Freude an hoher Heldenkraft, die das Leſen der alten und einiger neueren Werke über die Thaten des Krieges in der Seele eines ſchwächlich ſcheinenden, dem geiſtlichen Stande beſtimmten Knaben hervorgerufen, welche in dieſes zarte Gefäß ſo ungewöhnliche Kräfte ergoſſen, daß der Thaten verlangende Geiſt durch alle äußeren Schwierigkeiten hindurchbrach und in Prinz Eugen der Retter von Europa wurde. Dieſe erſten Gefühle, welche der Anblick und der Genuß der Gegend aufregt, in welcher wir geboren worden, ſind auf das innre Wachsthum und Gedeihen der Seele von gleich entſchiedenem Einfluß, als die erſte Nahrung auf die Geſtaltung des Leibes, und der eigenthümliche Schwung, den nachmals einige Seelen in ihrem Schaffen und Wirken genommen, ſcheint in etwas durch die Natur des Geburtsortes beſtimmt worden zu ſeyn: durch den Anblick eines erhabenen und zugleich milden Paradieſes, wie Urbino und Siena, oder durch die hehre Stille eines einſamen Gebirgsthales und das Anwohnen am felſigen Meeresſtrand. Es erkrankt der Leib, wenn ihm die Nahrung, an welche er von Jugend an gewöhnt iſt, entzogen wird: ſo erkrankt die Seele am Heimweh, wenn ihr die gewohnten Eindrücke der umgebenden Sichtbarkeit genommen ſind.

Die Speiſe und der Trank ſtärken am Leibe vor allem die bewegenden Organe, geben, im rechten Maße genoſſen, den Muskeln reichliche Kräfte. Sie ſind es aber dann auch, welche die am öfterſten wiederkehrenden Bewegungen der Glieder bewirken und dieſen ihre Richtungen geben, denn das Erwerben und Genießen der Nahrung iſt im Thierreich der gewöhnliche Endzweck des Bewegens. So gehen auch in der Seele die erſten Bewegungen des wollenden Vermögens von anregenden Gefühlen aus, und ſind auch am öfterſten wieder nach dieſen Gefühlen hingerichtet; wie die jungen Raben, wenn ſie die Morgenröthe zum erſten Fluge aus dem Neſte geweckt, zuerſt auch nach dieſer weckenden Morgenröthe hin den Schlag der Flügel bewegen.

Wie die Luft, welche der Leib athmet, gröber iſt, als das Licht und der Schall, welche die Sinnorgane vernehmen, die Nahrung aber wieder ungleich gröber als die Luft: ſo ſind jene Einflüſſe, die in uns die Gefühle wecken, von einer Natur, welche der Leiblichkeit näher verwandt iſt, als jene innren Elemente, welche bei den Aeußerungen des Wollens und beim Erkennen wirken. Es wird indeß hier, wie bei den leiblichen Speiſen nach den Lebensaltern, ſo nach den verſchiedenen Entwicklungsſtufen der Seele ein Unterſchied bemerkt: denn es ſind jene Gefühle, welche mit vorherrſchender und eigenthümlicher Gewalt in die Seele des Kindes eingehen, ſolche Eindrücke, die auf das Auge, das Ohr, den Geruch wirken, und auch in der tieferen Region des Gemüthes wird das Kind am leichteſten durch ſolche Gefühle aufgeregt, welche von oberer, göttlicher Herkunft ſind, denn dieſe Eindrücke, gleich guten Engeln, geſellen ſich am liebſten zu ſolchen nüchternen Seelen und nehmen am leichteſten in ihnen Wohnung.

Auch in der Jünglingsſeele ſind, bei einem geſunden Verlauf der innren Entwicklung, die Gefühle, welche da vorherrſchend walten, noch von einer leichter beweglichen, geiſtigeren Natur, als ſpäter in der Seele des Mannes. Das jugendliche Leben geſtaltet ſich den Morgentraum der Liebe, des Thatendranges und der Ehre noch ſo luftig, leicht und lieblich; was den Mann zum Wirken ſtärkt und innerlich nährt, das laſtet ſchwerer, ſtehet feſter, und der Verlauf ſeines bewegenden Einfluſſes iſt langſamer. Es wächſet indeß das nährende Element, während es an Leichtigkeit ſeines Einwirkens verliert, deſto mehr an andauernder, geſund oder giftig aufregender Kraft. Denn wie die Eiche, je älter ſie wird, deſto tiefer mit ihrer Wurzel hinabdringt in eine Gegend des Bodens, in welcher die nährende Feuchtigkeit niemals ganz verſiegt; ſo dringt das Sehnen der Seele, nach einem umgekehrten

Geſetz des Falles, immer mehr durch die äußre Leiblichkeit hindurch, in eine Region, welche der Natur jenes ſehnenden Weſens näher verwandt iſt, und die Richtung des geſunden Geiſtes geher immer höher, nach einem göttlichen Mittelpunct, deſſen anziehende Kräfte bei der Annäherung immer wachſen.

Es ſind die Gefühle ihrer Natur und Wirkung nach unter ſich ſo verſchieden, als die Speiſen und Getränke, welche der Leib aufnimmt; einige von geſund nährender und ſtärkender, andre von blos aufreizender Kraft. Wäre hier ein ſpielender Vergleich erlaubt, ſo könnte man ſagen, jene Gefühle, welche in der Region der oben erwähnten inſenſiblen Nerven, mithin in den vier Sinnorganen des Hauptes und der bewegenden Nerven entſtehen, gleichen in ihrer Sphäre den leiblichen Getränken, die aber, welche in die Sphäre der ſogenannten ſenſiblen Nerven fallen, gleichen den Speiſen. In jene erſtere Reihe gehören dann die Gefühle, welche das Thier bei den willkürlichen Bewegungen ſeiner Glieder und bei der Thätigkeit der oberen Sinnen, im Sehen, Hören u. ſ. hat; in die andre Reihe gehören die Gefühle, welche ein äußrer Eindruck oder das eigne, innre Bewegen des Lebens in den Organen der Verdauung und Ernährung, ſo wie des Athmens, vor allem aber in den fühlenden Nervenenden der äußren Hautoberfläche hervorrufen.

Unter allen Lebendigen unſrer Sichtbarkeit iſt der Menſch das einzige, welches ſeine Speiſen und Getränke einer künſtlichen Zubereitung unterwirft und mithin Nahrung einer andren Ordnung genießt. Es iſt ſeine Vernunft, welche ihm dieſes Vorrecht vor andren Lebendigen gewährt, ſie allein veranlaßt und vollführt die künſtliche Verwandlung, man könnte daher die menſchlich zubereiteten Speiſen und Getränke Nahrungsmittel einer höheren Potenz nennen. Der Menſch allein auch kennt und bereiter ſich durch die Kraft des in ihm wohnenden Geiſtes Gefühle einer höheren Potenz oder innerlicheren Art. Dies ſind die mit Recht ſogenannten geiſtigen Gefühle, welche die Seelenlehre insgemein als intellectuelle, äſthetiſche, moraliſche und religiöſe von einander ſondert. Die thieriſche Natur kennt blos ſinnliche Gefühle, und hat von den geiſtigen nur jene vorahndenden Spuren, welche allerdings auch noch bei dem Menſchen zu der Sphäre der ſinnlichen gezählt werden ſollten. Allerdings iſt auch hierbei, wie wir oben ſahen (S. 435), ein innrer Aſſimilationsprozeß geſchäftig, welcher jedoch nur pſychiſcher, nicht geiſtiger Art iſt. Die innre Natur des Menſchen aber verwandelt ſelbſt die ſinnlichen Gefühle in geiſtige, oder theilt jenen etwas von ihren eigenthümlichen, höheren Kräften mit.

Wir bemerken im Verlauf unſrer Gefühle einen Vorgang, welcher ſehr an jenen der Ausſcheidung und Abſtoßung erinnert, wovon das Geſchäft der Verdauung ſtets begleitet iſt. Auf jenes Kraftgefühl, welches mit den willkürlichen Bewegungen verbunden iſt, zu denen ein innres Bedürfniß uns getrieben, folget bald das ganz entgegengeſetzte der Ermüdung; das Auge, wenn es einige Zeit hindurch den Eindruck eines rothen Farbenbildes aufgenommen, erzeugt ſich durch eine ſelbſtſtändig rückwirkende Kraft das Grün, ſo wie auf das Weiß, das es lange geſehen, das Schwarze; die Zunge, wenn ſie von einer ſehr ſtarken Säure berührt worden, bildet ſich, durch eine ähnliche, ſelbſtſtändige Kraft, ſelbſt aus jenem Eindruck, den das reine Waſſer auf ſie macht, den Geſchmack des Süßen. So zeigt ſich, vorzüglich bei dem Geſchäft aller jener Nerven, welche zu der poſitiven Reihe des Magendie gehören, mithin bei denen der oberen Sinnorgane und der willkürlich beweglichen Theile, ein ſolcher Wechſel zwiſchen zwei entgegengeſetzten Richtungen unſres Fühlens. Bei den Nerven der andren Reihe gehet jene rückwirkende Bewegung

gung großentheils in ein wirkliches leibliches Bilden und Ausſcheiden aus, welches auf jede ſtarke Aufregung eben ſo beſtändig erfolgt, wie auf die Aufregung des Auges (des allvereinigenden Trägers aller unſrer Gefühle) die Bildung der Thränen. Dennoch wird auch hierbei, an einigen der empfindlichſten Gebilde des Leibes, die rückwirkende Bewegung der Nerventhätigkeit unmittelbar, als Gefühl der Ermattung, nach großer Erhebung des Gefühls empfunden.

Es zeigt ſich dieſelbe Aufeinanderfolge der beiden entgegengeſetzten Richtungen des Fühlens ſelbſt in der innren, geiſtigeren Region unſres Weſens. Ein Uebermaß der Freude läſſet, beſonders in jüngern Jahren, öfters, als Nachklang, das Gefühl einer tiefen, unerklärlichen Schwermuth zurück. Und zwar geſchieht dieſes auch dann, wenn die aufregende Urſache blos pſychiſcher Art war, kein leiblicher Genuß die Freude weckte, mithin auch kein gröber leibliches Rückwirken, wie etwa jenes des Darmcanals auf die häufiger genoßne Nahrung, Urſache der veränderten Stimmung ſeyn konnte. Auf dieſe Weiſe bemüht ſich öfters ein von beſtändigem Scherz überfließender Mund, die Züge des tiefen, unergründlichen Grames zu verbergen, welche eben dieſes Angeſicht in Stunden der Einſamkeit bedecken. Arioſt, deſſen Geſänge von Heiterkeit und Freude überſtrömen, war vor Andren zu einer tiefen Schwermuth geneigt, und es liegt gewöhnlich in den kräftigſten Seelen ein gleich mächtiger Zug zum Frohſinn und zum Ernſt.

Dem Loos einer ſolchen Verwandlung ſind ſelbſt unſre höchſten und edelſten Gefühle unterworfen, und es iſt eine bedeutungsvolle Bemerkung ſolcher Menſchen, welche auf die Bewegung in ihrem Innren achten, daß gerade auf ſolche Stunden, in denen die Seele von ihren erhabenſten und göttlichſten Gefühlen durchdrungen war, am leichteſten andre folgten, in denen ſich ihr ganz entgegengeſetzte Gefühle aufdrängen wollten. Der Geiſt bedarf gerade dann, wenn er die Seele zu ihrem höchſten Emporſchwung bewegte, der ernſteſten Wachſamkeit, damit aus dem lieblichen Fluge nicht ein zerſchmetternder Sturz werde. Dieſe ernſte Lehre hat die Erfahrung öfters Eltern und Erziehern gegeben, wenn ſie, den natürlichen Weg verkennend, der vom innren Gefühle zur äußren That gehet, in jugendlichen Seelen jene Ueberſättigung, ſelbſt mit den erhabenſten und beſten Gefühlen herbeiführten, aus welcher nachmals, im weitren Verlauf des Lebens, das innre Widerſtreben und der Haß gegen Alles das emporwuchſen, was man ſolchen Seelen als das Theuerſte und Köſtlichſte dargeboten.

Gegen ſolche Mißgriffe könnte ſchon die Beachtung des eigentlichen Vorganges der innren Ernährung und Entwicklung der Seelenkräfte, durch die Gefühle uns bewahren. Wir bemühen uns deshalb noch, jenen Vorgang etwas näher zu beleuchten.

Wir nehmen die leibliche Nahrung als etwas polariſch von uns Geſchiedenes auf, wie der Pol des Magnets den entgegengeſetzten Pol eines andren Magneten an ſich zieht, und durch dieſe Zuſammenfügung des einen mit dem andren jene lebendige Reihe der Einzelnen entſteht, durch welche (nach §. 30) ein allgemeines, höheres Leben hindurchwirkt. In einigen Krankheiten der verdauenden Organe treibt die Säure, die ſich im Magen gebildet, unwillkürlich zum Genuß von Dingen an, in denen die alkaliſche Natur vorherrſchet, oder im umgekehrten Falle die alkaliſche Schärfe zum Genuſſe ſäuerlicher Dinge. Wenn auch in minderer Deutlichkeit, ſo findet doch bei jedem Bedürfniß nach Speiſe und Trank, im geſunden Zuſtand ein ähnliches polariſches Verhältniß des begehrenden Organs und des begehrten Gegenſtandes ſtatt. Selbſt

Beim Athmen nehmen wir den äußeren, polariſch verſchiedenen Stickſtoff und Sauerſtoff auf, und hauchen dagegen die [illegible] Stoffe in einem Zuſtande aus, in welchem ſie die Natur und Eigenthümlichkeit des Leibes, deſſen Beſtandtheil ſie eben noch waren, an ſich tragen (nach §. 12). Die in den Mund und Magen gehende, äußre Speiſe erregt alsbald die Thätigkeit der innren, ausſondernden Organe, welche das Fremde mit dem Eigenthümlichen überkleiden und es hierdurch der Natur des Organismus aneignen. Das Fremde und eben noch äußerlich geweſene, und das Eigene, das eben noch innerlich war, vertauſchen nun ihre wechſelſeitige Richtung; denn dieſes als Abſterbendes, Abgeſchiedenes, wird, zuſammt dem, was aus der Speiſe nicht anzueignen war, hinausgeführt aus dem Leibe, das Aeußere aber und Neue wird aufgenommen in den Kreislauf und Wechſelverkehr der innren Elemente.

Bei dem Vorgang der leiblichen Verdauung iſt das Geſchäft der Leber vorzüglich wichtig und entſcheidend, durch welche jener Widerſtand gegen das Unverträgliche und Fremde wirkt, welcher, bei dem Ergießen der Galle in den Speiſebrei, die Sonderung des Geſtorbenen von dem Lebenden bewirkt.

Dieſem äußerlichen und leiblichen Vorgange ähnlich iſt denn der Vorgang der innren Ernährung und Geſtaltung der Seele durch den beſtändigen Austauſch der von außen erregten und der von innen gewirkten Gefühle. Es wird auch hierbei ein fremdes und neues Element aufgenommen, ein eigenes, abſterbendes ausgeſchieden.

Wie der äußerlich laut werdende Ton in einem beſaiteten Inſtrument nicht blos den gleichlautenden Ton, ſondern auch die Octav und Terze und Quinte zum Mittönen aufregt, ſo regen auch die äußeren Eindrücke nicht nur das ihnen zunächſt entſprechende Gefühl, ſondern auch die verwandten oder öfter mit jenen zuſammengeſellt geweſenen auf. Wichtiger indeß als dieſes Geſetz der Zuſammengeſellung der Gefühle iſt jenes andre, welches der von außen geweckten Empfindung beſtändig die ganz entgegengeſetzte, innre Bewegung anfüget. Dem Eindruck, den die rothe Farbe aufs Auge macht, begegnet, in dieſem ſelber, das im Innren erzeugte Bild des Grünen; das erſte Einwirken der Sonnenſtrahlen weckt in einem, der Kälte lange ausgeſetzt geweſenen, lebenden Körper die Bewegungen des Schauders auf, welche vorher noch nicht ausgebrochen waren. So geſchieht es auch in einer höheren Region unſrer Gefühle, daß zuerſt, wenn der Augenblick der Freude kommt, wie etwa bei dem Wiedererblicken eines lange geſchieden geweſenen, geliebten Menſchen, die Erinnrung der ſeitdem erduldeten Schmerzen erwachet und die Thräne der Freude, in eine der Wehmuth verwandelt. Während umgekehrt zuweilen auch die Muthloſeſten durch ſolche Ereigniſſe, deren eigentliche Natur es ſcheint, den Muth zu lähmen, zu Aeußerungen eines ungewöhnlichen Heldenſinnes bewegt werden. Hier gleicht die innre Bewegung jener wohlthätig widerſtrebenden, ausgleichenden, durch welche die ausſondernden Organe des leiblichen Verdauungsganges, die ſchädliche Wirkung eines von außen aufgenommenen Stoffes aufheben, indem ſie dem ſauren das baſiſche Element entgegenſtellen, dem Salzigen das Wäſſrige.

Wenn in dem eben erwähnten Falle der erſte, erwärmende Strahl der Sonne die Aeußerungen des Gefühles der Kälte, wenn der erſte Eindruck der Freude den alten schon vergangenen Schmerzen weckt, ſo iſt es eben jene Kälte, eben dieſer Schmerzen, der jetzt aus dem Kreis des innren Lebens abgeſchieden und ausgeſtoßen werden ſoll. Statt der Kälte kommt die Wärme, ſtatt der Schmerzen, welche Penelope oder Telemach an der Bruſt des wieder gekehrten Gatten und Vaters ausweinen, kommt die nun bleibende, beſtändige Freude; der Schmerz iſt abgethan und vergeſſen.

Es erſcheinet wie das Werk einer innern, widerſtrebenden Kraft unſrer Natur, daß durch die geiſtig erhabenſten, beſten Gefühle unſres innren Menſchen öfters die widerſprechendſten, feindſelig verſchiedenſten aufgeregt werden. Wie etwa Arzneien, welche mit entſchiedener Kraft heilend auf die Leiden irgend eines Organes wirken, dieſe Leiden anfangs aufzuregen und zu ſteigern ſcheinen. Das, was hier aufgeregt wird, iſt eben dasjenige, was durch den aufweckenden Einfluß gehoben und entfernt werden ſoll.

Das Geſchäft der naturgemäßen Ausſonderung des Eignen und Alten hängt jedoch, im geſunden Verlauf des Lebens, ſo genau mit jenem der Aneignung und Aufnahme des Neuen zuſammen, daß keines ohne das andre möglich iſt. Die genoſſene Speiſe wird erſt dadurch zum Nahrungsſtoff, daß die Lebenskraft des organiſchen Leibes ſelbſtthätig ſchaffend und bewegend auf ſie einwirkt. Das Blut, wenn es aus den letzten Verzweigungen der Gefäße zwiſchen den Muskelfibern eindringt, geſtaltet ſich erſt durch die Kraft des bewegenden Nerven zur lebensfähigen Fiber, und dieſelbe Kraft, welche das Neue ſchaffet, löſt auch das Veraltete und Sterbende aus ſeinem bisherigen Verband mit dem Leibe, und ſtößt es hinweg. So werden auch unſre Gefühle zum Eigenthum des innren Menſchen, durch eine innre Kraft, welche ſelbſtſtändig verwandelnd und ſchaffend auf dieſe Elemente wirkt. Dieſe Kraft iſt in einem gewiſſen Kreiſe ſchon die Sprache, welche, wenn ſie dem äußeren Eindruck durch das entſprechende Wort das Gepräge ihrer geiſtigen Natur gegeben, denſelben nun bleibend und feſtſtehend für die Seele macht. Denn es lehrt uns die eigne Erfahrung, ſo wie das Beiſpiel verwilderter Menſchen, ehe ſie bei ihrer ſpäteren Zähmung die Menſchenſprache erlernten, daß die Gegenſtände, welche das Auge ſieht und welche auch die andren Sinnen bemerken, großentheils ohne eine Spur in der Erinnrung zu laſſen, an uns vorübergehen, ſo lange der in uns lebende, ewige Geiſt ihnen nicht dadurch eine Art von Ewigkeit mittheilt, daß er den äußren, ſinnlichen Gegenſtand, durch das Wort in einen innren verwandelt. Jenes ſchon erwachsne Mädchen, das bei Songi gefangen worden, erinnerte ſich an alles das, was ihr ſeit ihrer früheſten Kindheit, welche ſie doch unter ſprechenden Menſchen zugebracht, begegnet war, eben ſo dunkel und wenig, als wir uns auf das beſinnen, was mit uns vorgegangen, ehe wir deutlich ſprechen lernten. Wir ſahen vorher unzählige Male dieſelben Blumen oder Gräſer der Wieſen, ohne ſie von einander zu unterſcheiden, ja ohne ſie faſt nur zu bemerken. Da gab ihnen das Studium der Pflanzenkunde für unſre Seele einen Namen, und nun hat daſſelbe Gewächs, dem unſer Auge vorhin ſo oft begegnet war, ohne ſich deſſen zu erinnern, nicht blos für unſer Gedächtniß eine bleibende Geſtalt, ſondern es zieht, wenn wir vorübergehen, unſern Blick und unſre Aufmerkſamkeit an ſich.

Es iſt aber nicht die Sprache allein, ſondern überhaupt die ſelbſtſtändig bewegende Kraft der Seele, welche dieſer die Gefühle aneignet und zum nährenden Elemente macht. Selbſt für die thieriſche Seele geſchieht dieſes bei allen Gefühlen, welche eine entſchiedene Bewegung des Leibes zur Folge hatten, ſey es daß ſie dieſen zu dem Gegenſtand, der den Eindruck gab, hinzogen, oder daß ſie ihn von demſelben zurückſchreckten.

Selbſt unſre höchſten, geiſtigſten Gefühle werden erſt dadurch für unſern innren Menſchen zur heilſamen, ſtärkenden Nahrung, daß ihnen das erleuchtende, klar ma chende Wort von innen, noch mehr aber die That des Willens, welcher bei dem Empfang der Gabe nicht ſelbſtgefällig ruht, ſondern von dem Empfangenen alsbald Gebrauch machet, entgegenkommt und ſie erfaſſet. Hierdurch verſchwinden jene Gefahren, die mit dem Mißbrauch des Herrlichſten und Beſten, das dem Menſchen hienieden gegeben werden kann, unvermeidlich verbunden ſind, jene Gefahren, welche nicht dem äußren, ſondern dem innren Leben den Untergang drohen.

Schon aus dem bisher Geſagten ergeben ſich denn Lehren der Diätetik der Seele, welche für das Leben und die Geſundheit des innren Menſchen noch wichtiger ſind, als die Lehren der äußerlichen Diätetik für das Leben des Leibes. Es erfordert der pſychiſche Nahrungsſtoff der Gefühle, wenn er dem innren Leben gedeihlich werden ſoll, nicht blos die Beihülfe und Mitwirkung der ſelbſtthätigen Kraft, ſondern wie der wohlgenährte Leib die Bewegung der Muskeln, ſo bedarf die Seele, geſtärkt durch die Kraft der Gefühle, ein Verarbeiten dieſer Kraft in die lebendige That. Ein beſtändiges, thatenloſes Schwelgen in Gefühlen, ſeyen es auch Gefühle der geiſtigeren Art, führt das innre Leben zu einer ähnlichen Erſchlaffung und Lähmung, als das beſtändige Ueberfüllen des müßig ruhenden Leibes mit Speiſe und Trank den Leib zerſtört und lähmt. Daß die Gefühle nicht allein dem äußerlichen (pſychiſchen) Stoff ihre eigenthümliche ſtärkende Kraft verdanken, ſondern der Mitwirkung eines innren, aſſimilirenden Vermögens, zeigt ſich deutlich in ſolchen Fällen, in denen der Menſch ſich von allem Gefühl verlaſſen, innerlich trocken und verödet erſcheint, obgleich der äußere Stoff noch in derſelben Fülle da iſt.

Wie bei dem Nahrungsnehmen des Leibes, ſcheint auch bei jenem der Seele, eine gewiſſe Ordnung in der Zeit und, ſo weit dieſes in der Kraft des Willens ſteht, ein gewiſſes Maß des Genuſſes heilſam und nothwendig. Ein Uebermaß der Speiſen und Getränke führt im Leiblichen einen Zuſtand der Betäubung oder Berauſchung herbei, in welchem zuletzt der Leib ſeiner ſelber nicht mächtig iſt, weil nicht er die Kraft der genoſſenen Nahrung, ſondern dieſe ihn beherrſcht. So führt ein Uebermaß des Gefühles die *Affecten* herbei, deren Wirkung auf die Seele bald betäubend, bald berauſchend erſcheint. Es gehört auch hier zuweilen ein aufmerkſames Auge dazu, um einen ſolchen Zuſtand der Affecten — ähnlich jenem leiblichen, da der Menſch „voll ſüßen Weines iſt" — von dem reinen, hehren einer göttlichen Begeiſterung zu unterſcheiden, zu deren näheren Betrachtung wir uns in einem ſpäteren Abſchnitte rüſten wollen. Die Früchte von jenen ſind Luftgebilde einer eitlen Schwärmerei, die Früchte aber der ächten Begeiſterung ſind Leben und göttliche That und Wahrheit.

Bemerk. Das obenerwähnte pſychiſche Stärkungsmittel, deſſen ſich der treffliche Joſ. Haydn bei ſeinen Arbeiten bekanntlich ſehr fleißig bediente, erſchien bei einer gewiſſen Gelegenheit durch den Contraſt mit den Stärkungsmitteln, deren ſich andere Künſtler in ſolchen Fällen bedienen, noch bedeutungsvoller. Haydn war einſt in einer Geſellſchaft, in der ſich zu gleicher Zeit noch mehrere namhafte Tonkünſtler befanden. Es wurde die Frage aufgeworfen: was wohl die innre Kraft, wenn ſie in der anhaltenden Arbeit ermattet und ſonſt unterlegen ſey, am ſchnellſten und beſten wieder beleben und ſtärken könne? Einer von den anweſenden Tonkünſtlern ſagte: in ſolchem Falle helfe er ſich mit einer Bouteille Champagner Wein, ein Andrer äußerte: er ſuche ſich, wenn er ſich abgeſpannt vom Arbeiten fühle, wieder aufzumuntern in der Geſellſchaft. Haydn, den man jetzt auch befragte, welches Stärkungsmittels denn er ſich bei ſeinen vielen Arbeiten bediene, antwortete beſcheiden: er habe in ſeiner Wohnung eine kleine Hauskapelle; dahin gehe er und bete, wenn er ſich ermattet fühle. Und dieſes Mittel habe ſeine ſtärkende Wirkung bei ihm noch niemals verfehlt.

Zu den obenerwähnten Thieren, welche ihre Umgebung blos fühlen, nicht ſehen (wozu ihnen die Augen gänzlich fehlen), gehören auch die Arten des Egels (Hirudo). Der gemeine Blutegel wird durch das helle Licht des in ſeiner Nähe abgebrannten Pulvers gar nicht afficirt. Eben ſo wenig durch eine ganz nahe an ihm befindliche Beute, ſo lange ſich dieſelbe ganz ruhig verhält. — Wie wirkſam und aufregend für die Seele nach langer Entbehrung auch die alltäglichſten Sinneneindrücke werden, zeigte ſich an Parry's Reiſegeſellſchaft, wenn nur einmal eine arktiſche Gans über die öden Eisfelder hinwegflog.

Zu dem Inhalt des vorſtehenden §. vergl. m. J. G. E. Maaß Verſuch über die Gefühle, beſonders über die Affecten, Halle 1811. Wie eine längere Dauer und öftere Wiederholung die Gefühle, und am meiſten gerade die lebhafteſten ſchwäche, beweiſt das Beiſpiel Jener, die ſich beim Studium der Arzneiwiſſenſchaft an den Anblick verſtümmelter Menſchenkörper und der eckelhafteſten leiblichen Gebrechen gewöhnen. Das hehre Paradies von Urbino und Aſſiſi, die erhabene Natur von Siena, der Anblick des anbrandenden Meeres, oder eines feuerſpeienden Berges, verlieren für die Anwohner faſt alle ihre anfängliche, innerlich aufregende Kraft, ſo wie der Bewohner einer Mühle oder einer andern geräuſchvollen Behauſung ganz ruhig unter dem Getöſe ſchläft. Auch die betaſtenden Fingerſpitzen fühlen zuletzt den Umriß eines Körpers nicht mehr, auf dem ſie lange unbeweglich ruhen. Einige Gefühle, wie Fröhlichkeit, Zorn u. ſ., wirken beſchleunigend, andre, wie Traurigkeit, Furcht, retardirend auf die Bewegungen des Willens. Maaß nennt den Grund dieſes beſchleunigenden oder langſamer machenden Einfluſſes, den eigenthümlichen Rhythmus der Gefühle. Die vom verwandten Rhythmus regen ſich gegenſeitig auf: ſo wilde Freude den Zorn, Traurigkeit die Furcht. — Ein öfteres ſich Wiederholen gewiſſer Gefühle gibt der Seele eine herrſchende Stimmung, z. B. zur Fröhlichkeit, zur Traurigkeit, und dieſe herrſchende Stimmung theilt dann auch öfters auf eine täuſchende Weiſe den andren gleichzeitigen Eindrücken ihre Farbe mit. — Bei einigen Gefühlen wird der

Genuß durch Theilnahme Andrer an ihm erhöht; dies und ſolche Gefühle, welche zugleich beredt machen, andre Gefühle machen ſtumm. — Die Gefühle, welche die ſelbſtthätige Kraft des Willens erhöhen, ſchärfen meiſt auch die Thätigkeit der Erkenntnißkräfte; die Wechſelwirkung, in welcher die Einbilbildungskraft mit den Gefühlen ſteht, iſt am augenfälligſten. Hiervon, ſo wie von dem Einfluß des körperlichen Zuſtandes auf ſie in einem ſpäteren Abſchnitt. — Die Eintheilung der Gefühle ließe ſich nach denſelben Geſichtspuncten geben, wie oben zum §. 13 die Eintheilung der Nahrungsmittel. Sie ſind dem innren Sinn, aus demſelben Grunde wie die Nahrungsmittel der Zunge, angenehm und unangenehm oder gleichgültig, ſind einfach oder gemiſcht, wie z. B. jene Schmerzen, denen die Seele gern nachhängt, weil ſie etwas Angenehmes für ſie haben und jene Freuden, denen ſich etwas Bittres beimiſcht. Ferner ſind die Gefühle ſinnlicher, intellectueller, äſthetiſcher, moraliſcher und religiöſer Art (wie die Gefühle für Wahrheit, für Neuheit, die fürs Schöne, Gute, Heilige), und jede dieſer Regionen der Gefühle iſt einer Steigerung zum Vergnügen und Mißvergnügen, zum Wohlgefallen und zur Luſt, ſo wie zum Mißfallen und zur Unluſt, Freude und Schmerz fähig. Jene Steigerung der Gefühle, wobei dieſe, wie oben erwähnt, der ſelbſtthätigen Kraft der Seele mit berauſchender Kraft ſich bemächtigen, heißt Affect (Affect der Freude, — Entzücken — des Schmerzes, der Furcht, der Verwunderung, Ueberraſchung, Hoffnung und Verzweiflung, Reue, Scham, Zorn u. ſ.). — Das Uebermaß und das unordentliche Schwelgen in Gefühlen führt häufig Schwäche der innren Sinnen — Schwärmerei — herbei, wovon in einem ſpätern Abſchnitt. Ueberhaupt ſind die Gefühle für das Leben der Seele von mehr oder minder nährender, von geſunder und ungeſunder Art. Beiſpiele der letzteren Art geben öfters die den berauſchenden Getränken entſprechenden Affecte. Die Seele verliert dabei die Kräfte ihres eigenthümlicheren, innren Wirkungskreiſes, und zugleich auch den belebenden Einfluß auf den Körper, ſo daß dieſer dabei ganz abzehrt. So in dem Falle, den M. Wagner a. a. O. S. 292 erzählt, von einem Bedienten, der ſeinen Herrn an heftigen Convulſionen ſterben ſah und von dem Eindruck ſo ergriffen wurde, daß er ihn gar nicht wieder loswerden konnte. Hier half zuletzt eine ärztliche Behandlung, welche von der körperlichen Region herein, den Gefühlen ihre Kraft nahm. — Eiferſucht, deren gefahrdrohender Ausbruch gewaltſam verhindert worden, erregte zuerſt Verrückung (mit Haß gegen das ganze weibliche Geſchlecht), und zog bald nachher den Tod nach ſich. Bei der Leicheneröffnung fanden ſich die Häute des Gehirns entzündet, und dieſes ſelber zum Theil vereitert (a. a. O. S. 316). Muthloſigkeit und fortwährende Unzufriedenheit mit der äußeren Lage: eine Stimmung, welche auf die Seele unmittelbar ſo wirkt wie das Verſchmähen aller Nahrungsmittel auf den Leib, zeigt auch an dieſem die zerſtörenden Folgen, führt zuletzt Abzehrung und durch ſie den Tod herbei. Merkwürdig iſt es, daß ſolche ſich gleichſam freiwillig aushungernde Seelen, die kein nährendes (freudiges) Gefühl in ſich einlaſſen, dabei eine Reizbarkeit gegen alle Eindrücke empfangen, wie leiblich Ausgehungerte (a. a. O. S. 319). Bedeutend erſcheint es hierbei ebenfalls, daß der krankhafte Vorgang des pſychiſchen Ernährungsprozeſſes, zunächſt eine Krankheit des ihm entſprechenden leiblichen Geſchäftes hervorruft. Verdruß und Mißmuth, wie alle pſychiſch ungeſunden Gefühle wirken zunächſt auf die Leber. — Eine tiefe Muthloſigkeit und Furchtſamkeit, welche die Folge eines heftigen Erſchreckens beim Einſchlagen des Blitzes geweſen war, zog auch gänzliche Entkräftung der Seele und des Leibes nach ſich, woran der Kranke nach einigen Jahren ſtarb (a. a. O. II. 256). Aehnliche Wirkung, bei dem Einen mit Blindheit verbunden, hatte ein langanhaltender Gram auf 13 Japaneſer, welche nach Verluſt des Steuerruders 8 Monate lang im Meer herumgetrieben waren (S. 268). — Eine Aufregung, auch der ſonſt nährenden Gefühle, im Uebermaß, kann eben ſo ungeſund wirken, wie das Ueberladen eines kranken Magens mit Speiſen auf den Leib wirkt. So bei jenem alten, pſychiſch und geiſtig entkräfteten Freund der Muſik, der einſt bei einem Concert, das ſeine Freunde zur Erquickung des Kranken gaben, ſelber ein Inſtrument mitſpielte und an den Folgen dieſer pſychiſchen Aufregung ſtarb (a. a. O. I. 261). — Nicht ſelten ſind die krankhaften Bewegungen ſolcher Art zunächſt durch pſychiſche Heilmittel, z. B. religiöſe Eindrücke gehoben worden (a. a. O. I. S. 291).

Temperament und Charakter.

§. 32. Was am leiblichen Menſchen die Geſtaltung und Bildung der Knochen, das iſt in der Geſchichte der Seele das Entſtehen des Charakters und die Begründung des eigenthümlichen Temperamentes.

So lange die Elemente der unorganiſchen Körper noch im flüſſigen Zuſtand ſind, vermag jeder äußere Einfluß mit bewegender Kraft auf ſie zu wirken: die Wärme dehnt ſie merklich aus, eine Erſchütterung wirbelt ſie durch einander, und jeder feſtere und ſchwerere Körper ſinkt ungehemmt in der Flüſſigkeit zu Boden. Wenn aber erſt aus der beweglichen Flüſſigkeit der eigentliche, feſte Körper ſich geſtaltet, dann ſtellt ſich dieſer mit widerſtehender Kraft dem Eindringen eines andren Körpers, von gleicher Natur, in den Kreis ſeines äußren Beſtandes entgegen, wird aber zugleich auch für die bewegenden, geſtaltenden Einflüſſe minder zugänglich.

Auch der Knochen entſtehet, wie wir eben ſahen, am lebenden Leibe durch einen Vorgang der Ausſcheidung eines Theiles der Elemente aus dem Kreislauf der lebenden Bewegungen: durch einen Vorgang, welcher einem beſtändigen Abſterben gleichet (nach S. 118). Mitten unter den empfindlichen und beweglichen Theilen des Leibes, zwiſchen den Lebensſtrömen des Blutes und der Nervenflüſſigkeit, ein Gefühlloſes, in ſich ſelber Unbewegliches, gibt der Knochen dennoch erſt den leiblichen Gefühlen ihre Tiefe und Schärfe, den Bewegungen Nachdruck und Kraft. Es iſt der Knochen, welcher dem Angeſicht wie dem ganzen Leibe des Menſchen den eigenthümlichen Umriß gewährt und erhält, und ſchon an ungebornen Kindern zeichnet den eben entſtehenden Schädel, bei jedem einzelnen eine eigenthümliche Form aus. Der Knochen denn, wenn er im Kreiſe der flüſſigen und halbflüſſigen Theile und Elemente ſich bildet, in welchen ein bewegender Einfluß von außen und die Lebenskraft von innen in jedem Augenblick verändernd einwirkt, erſcheint als Etwas, das egoiſtiſch der allgemeinen Lebensbewegung ſich widerſetzt, zugleich als ein feſt Beharrliches, welchem die bildende Lebenskraft am bleibendſten ihre eigenthümliche Form einprägt.

Auf die Ausbildung und das Feſtwerden der Knochen hat die Bewegung der Muskeln einen ſehr entſchiedenen Einfluß, und bei Menſchen oder Säugethieren, welche beſtändig ruhen, geſtaltet ſich der Knochen ungleich ſpäter und gewinnt viel ſpäter und unvollkommner die nöthige Feſtigkeit, als bei thätigeren, kräftiger ſich bewegenden. Was die elementare Zuſammenſetzung betrifft, ſo beſteht, wie wir oben ſahen, der Knochen aus Kalkerde, verbunden mit dem feurigeren Weſen der Phosphorſäure und aus Gallert, zuſammengeſetzt aus Waſſer und dem thieriſchen Element des Stickſtoffes mit der Kohle. Was aber die äußre Form angehet, ſo ſtehet dieſe bei jeder Thierart, ja bei jedem einzelnen Menſchen, und ſelbſt bei jedem beſondern Knochen, in einem genauen Zuſammenhange mit der Art und gewöhnlichen Richtung der Bewegungen, ſo genau als der Bau der Zähne und Klauen mit der Art der Nahrung und Lebensweiſe.

In der Geſchichte der Seele iſt das, was wir Temperament und was wir Charakter nennen, eben ſo wie der Knochen in der Geſchichte des Leibes, ein ſelbſtiſch aus dem allbewegenden, allgemeinen Lebensſtrom ſich Ausſchließendes, welches der beſtändig wechſelnden Bewegung widerſteht, welches mitten im Verlauf dieſer Bewegungen als ein Ruhendes und Beharrendes daſteht. Es wird dann erſt, gleich der Gewalt eines Stromes an dem in ſeiner Mitte ſtehenden Felſen, an dieſem Ruhenden die Tiefe und Macht der innren Lebensbewegung oder des oberen, belebenden Einfluſſes offenbar, wie durch den Knochen die Kraft des Bewegens und die Schärfe der Empfindung (nach §. 14). Jener Kreislauf ſelber, aus welchem der feſte Knochen ſich abſetzt, iſt ohne Aufhören geſchäftig, das todte, dem allgemeinen Bewegen widerſtrebende Gebilde wieder aufzulöſen, und der ganze Wechſelverkehr, in welchem der an ſich ſelber gefühl- und bewegungsloſe Knochen mit dem übrigen lebenden Leibe ſtehet, erſcheint als ein beſtändiges Aufgeſaugtwerden durch die Gefäße, aus denen ſich das Zerſtörte immer und in demſelben Augenblick wieder aufbaut. So kämpfen und ſtreben auch alle Elemente des äußren und innren Lebens gegen die ruhende und beharrende Form unſres Seelenzuſtandes an, aber gerade aus dieſem zerſtörenden Andrange geſtaltet ſich jene immer wieder von neuem, und je ſtärker der äußere Drang, deſto kräftiger und feſter iſt das innre Geſtalten. Es iſt der Schmerz und das Treiben dieſes wechſelſeitigen Kampfes, woraus in jedem Augenblick der neue Anlauf eines höheren, innren Lebens geboren wird.

Die Alten verglichen die Temperamente mit den Elementen der ſichtbaren Natur. Wäre uns ein ähnlicher Vergleich erlaubt, ſo würden wir bei den ſogenannten vier Temperamenten der Menſchennatur, an die vier Hauptelemente des Knochens erinnern. Es kann am Knochen die Gallert oder die erdige Maſſe vorherrſchen, und derſelbe wird im erſteren Falle beugſamer und leichter verſchiebbar, im andren ſpröder und brüchiger ſeyn. Das dem choleriſchen Temperament entſprechende Element wäre jedoch die Phosphorſäure, dem melancholiſchen wäre die hiemit nahe verwandte und verbundene Kalkerde vergleichbar, während das ſanguiniſche und phlegmatiſche Temperament an den thieriſchen Leim und das Waſſer der Gallert erinnern.

Zwar ſtehen jene vier Beſtandtheile am geſunden Knochen des ausgewachsnen Thieres in einem ziemlich beſtändigen, gegenſeitig ſich ausgleichenden Verhältniß, es verräth jedoch ſchon die Neigung des einen Organismus zu dieſen, eines andren zu jenen Knochenkrankheiten den vorherrſchenden, leichteren Zudrang des einen oder anderen Elementes, und die leiſere Gebundenheit deſſelben durch die andern. So liegen auch, bei einem geſunden Zuſtand unſres innren Menſchen, in dieſem die Keime zu einer jeden der vier verſchiednen Sinnesarten, und es tritt nicht ſelten in einem und demſelben Leben zu verſchiedenen Zeiten jetzt die eine, dann die andre mehr hervor. Dennoch iſt immerhin das eine dieſer vier pſychiſchen Elemente leiſer durch die andren gebunden und wirkſamer als dieſe, und bildet ſomit den Grundton.

Am Leibe des Kindes erſcheint das nachmalige Knochengeripp durch die vorwaltende Gallert noch großentheils weich und beugſam. So finden wir auch, was den innren Menſchen betrifft, für jenes Lebensalter die ſanguiniſche Sinnesart vorzugsweiſe bezeichnend. Dieſes Temperament voll lebendiger Beweglichkeit, gleich der zarten, thieriſchen Faſer, nachgiebig und bildſam, empfindlich und reizbar, zum Aufnehmen geſchickt, doch ohne feſte Kraft des Widerſtrebens und der Selbſtthätigkeit, gehört nothwendig zu dem Zuſtande eines beſtändigen Werdens und innren Geſtaltens. Wie der Leib in ſeinem erſten Wachsthum am öfterſten Nahrung bedarf, dieſe ſelber aber von leichter Natur ſeyn muß, ſo bewegt ſich in dem reizbaren ſanguiniſchen Weſen ein beſtändiger Strom der wechſelnden Gefühle, dieſe ſind jedoch weder von bedeutender Tiefe, noch von Dauer, ſondern es verlöſcht der Zudrang der neuen Welle den Eindruck, welchen die vorhergehende empfing. Leichtbeweglich erſcheint dieſe Form, gleich dem flüſſigen Element, denn das Schwere, Feſte übt an ihm noch nicht ſeinen hinabwärts gehenden Zug aus, gibt ihm aber auch noch nicht jenen Nachdruck und jenes Gewicht, wodurch jede Bewegung erſt nach außen recht eingreifend und wirkſam wird. Es ſind daher bei dem ſanguiniſchen Sinne die Bewegungen des Willens und Begehrens ungleich ſchneller zu erregen, und wechslen viel öfter, aber ſie ſind von geringerer Kraft, und werden ſelten oder niemals zur Leidenſchaft. Oefters theilt auch dieſe Sinnesart dem ſpäteren Lebensalter ihre Beweglichkeit und die heitre, leichte Natur mit, eben ſo wie bei den einzelnen Menſchen, ja bei ganzen Völkern eine vorherrſchend weichere Beſchaffenheit des Knochens gefunden wird.

Es ſtehet als andres Extrem, dem ſanguiniſchen das phlegmatiſche Temperament gegenüber, welches öfters die herrſchende Sinnesart des höheren Alters zu ſeyn pfleget. Dennoch, obgleich ein ganzer, langer Lauf des Lebens dieſe beiden Formen zu trennen ſcheint, liegt die eine der andren ſo nahe, daß wir ohne Aufhören die ſanguiniſche Beweglichkeit, wenn dieſelbe ihre Gränze erreichte, in ein phlegmatiſches Ermatten, ſo wie das choleriſche Hinausſtreben, in die Zurückziehung und Verſchloſſenheit der Melancholie übergehen ſehen. Wie denn auch ſolche Naturen, in denen während des Lebens der choleriſche Sinn vorgeherrſcht, im ſpäteren Alter häufiger zur Melancholie ſich neigen als andre.

Das Waſſer, mit welchem die Alten das Phlegma unſres innern Menſchen verglichen, iſt für ſich allein unter den übrigen Elementen des Leibes weder zur Em-

pfin-

pfindung noch zum ſelbſtſtändigen Bewegen geſchickt. Ueberall, wo im Leibe das eine der beiden flüchtigern Elemente vorherrſchend wird und hier Entzündung, dort Afterbildung erregt, drängt ſich ſeiner eigenthümlichen, wohlthätig ausgleichenden Natur gemäß das Waſſer hinzu und hemmt dort die Wirkung des feurigen, hier des luftartigen Princips, ſo wie es anderwärts die Stockungen auflöst, welche ein Ueberhandnehmen des Feſten herbeizuführen drohte. So iſt auch jener Wechſel der innren Bewegungen, nach welchem auf übertriebene Anſpannung die Abſpannung eintritt, in ſeiner natürlichen Gränze gehalten wohlthätig, wie der Schlaf des Leibes.

Wo ſich das Phlegma während der ſonſt kräftigeren Zeit des Lebens zur bleibenden, vorherrſchenden Form der Seele erhebt, läßt es dieſe Form als die niedrigſte, armſeligſte, unter allen den andren erſcheinen. Unempfindlicher als dieſe alle gegen den äußren Eindruck, gefühlloſer und dumpfer, hierbei ohne Kraft und Nachdruck der Bewegungen, wird das phlegmatiſche Temperament nur dann, gleich einem nothwendigen Leiden, minder widerwärtig und erträglicher gefunden, wenn es, wie etwa im höchſten Alter, als ein Ermatten nach vielfältiger Mühe und Arbeit und zugleich als ein nothwendiges Ausruhen auf den neuen, höheren Anlauf eines künftigen Lebens erſcheint. Dem phlegmatiſchen Temperament lacht weder die Freude des Fühlens noch des ſelbſtthätigen Wirkens in recht vollem Maße, doch findet auch da der eigentliche, tiefſte Schmerz keinen Eingang; Liebe und Haß ſind in ihrer höchſten Feuerkraft dieſem Zuſtand der Seele fremd. Ein beſtändig trüber, nordiſcher Himmel ſchützet zwar vor dem Ausbruch der verheerenden Gewitter, und läſſet die Strahlen der Sonne in ihrer ſengend heißen Kraft nicht einwirken; zugleich aber mit der ſengenden Hitze nimmt er auch dem waltenden Geſtirn den wohlthätigen Einfluß der Beleuchtung und lieblichen Erwärmung. Es iſt eine Stille wie auf dem Grund des Meeres, wo das Gewäſſer ſtets bis zur Nähe des Gefrierpunctes erkaltet iſt, ohne wirklich zu gefrieren, von keinem Sturm bewegt wird, zugleich aber auch der belebende Einfluß von oben ohne Kraft bleibt. Eine Stille wie die, welche auf dem Eiſe der Gletſcher ruhet, da kein Geſchrei eines Lebendigen und kein unruhiges Getümmel gehört wird; die Ausſicht nach dem grünenden und fruchtbaren Lande iſt zuweilen erhaben und groß, aber zu fern und deshalb von geringer Schärfe und Lebendigkeit.

Doch über dieſer, wie über jeder andren Form des Seelenlebens, ſchwebet immer frei und waltend der Geiſt, wie der freie Vogel über dem Eiſe des Gebirges, und es iſt zuletzt doch immer nur der Geiſt, welcher lebendig machet, obgleich dieſer Herrſcher im Menſchen, gleich dem Herrſcher der Erde, leichter ſeine Hütte baut und ſein Tagewerk treibt, wenn er ſeine Wohnung im lieblichen Thale oder auf der reich bewachſnen Höhe aufgeſchlagen, als wenn er ſie auf nackten Felſen oder Eis geſtellt.

Das choleriſche Temperament iſt feurig und mächtig in ſeinem Empfinden, raſch und heftig in ſeinem Bewegen. Es iſt dies die vorwaltende Sinnesart des Jünglings- und angehenden Mannesalters; die Sinnesart, welche auch im Verlauf des ſpäteren Lebens ein heldenmüthiges Streben und das Geſchäft des Herrſchers ſehr begünſtigt und erleichtert. Nicht ſelten iſt dieſes die Form, in welcher jene Geiſter, die zur Geißel der Völker, zu Zerſtörern des lange Beſtandnen, aber auch zum Begründen einer neuen Periode der äußren Entwicklungsgeſchichte unſres Geſchlechts beſtimmt ſind, durch die Zeit gehen: verheerend, aber auch wohlthätig reinigend und erfriſchend, wie der Fittich des Sturmwindes. Das Feuer oder Licht gibt zwar ausſtrahlende Wärme, wenn es, wie bei der Sonne, von einem höheren, geiſtigeren Princip gehalten und beherrſcht wird; wo daſſelbe jedoch, übermächtig zum Ohnmächtigen, in der niedren Welt der Körper hervortritt, da zeigt ſich an ihm vorwaltend nur die zerſtörende, auflöſende Macht. Wenn Schnelligkeit und Kraft des Wollens und der That es ſind, wodurch die wirkende Seele vorzugsweiſe in ihrer Leiblichkeit ſich kund machet, ſo erſcheint dieſe Seelenform als die vollkommenſte unter allen, denn an keiner andren tritt jener eigenthümliche Vorzug der Seele ſo leicht, ſo ſtark, ſo deutlich hervor.

Das melancholiſche Temperament gleichet dem choleriſchen an Tiefe und Stärke des Empfindens, ja es übertrifft daſſelbe vielleicht noch hierinnen; dagegen ſteht es der choleriſchen Form an abwehrender und zurückwirkender Kraft der Seele nach. Es iſt, da wo es bis zu ſeinem fernſten Extrem ſich geſtaltet, einem Auge ähnlich, welches zwar vom Gehirn aus einen ſtarken Nerven empfangen, von derſelben Natur und Art wie die zu dem kräftigen Kinnbacken gehenden, aber die Wirkſamkeit jenes Nerven iſt eine tief verborgne, innre, welche ſich der äußren Beobachtung öfters nur als ſtille Thräne kund machet. Eine Stimme des Klagens, wie um etwas Verlorenes, gehet durch die ganze Natur, und der Geſang der Vögel wie die natürliche Weiſe der ſingenden Menſchenſtimme lautet wie Töne des Traurens. Der Geiſt, der im Menſchen waltet, wo er zum Selbſtbewußtſeyn reifte, fühlet gleich bei ſeinem Erwachen ein Sehnen nach einem höheren Etwas, das der Leib und die Seele, das der ſichtbare Himmel und die Erde ihm nicht gewähren; ein Sehnen, welches, in die verſchiedenſten Formen verkleidet, ſeiner, über die Gränze der Leiblichkeit hinausgehenden Richtung nach, immer daſſelbe bleibt.

Der Weiſe und natürlichen Aeußerung jenes Sehnens unſrer geiſtigen Natur iſt denn die Form der Seele, welche wir die melancholiſche nennen, am nächſten befreundet. Denn dieſe Form, wo ſie ihre höchſte Entwicklung findet, hat, ſich gegenüber, eine Welt der Empfindungen, ſo tief und weit wie Welt der Lichter und Farben, welche das Auge ſieht, oder die der Töne, welche das Ohr hört. Während der choleriſchen Seele das, was ſie empfindet, ſo deutlich, nahe, ſo erreichbar erſcheint, als die Gegenſtände, welche die fühlende Hand berührt, und deshalb die Kraft der Rückwirkung auf dieſe nahe liegende Welt alsbald ſich zu äußern weiß, erſcheint der melancholiſchen das, was ſie empfindet, öfters ſo fern und groß, wie die weit abgelegenen Gebirge, oder die Geſtirne, welche das Auge erblickt. Die Kraft der Rückwirkung fühlt ſich gegen eine ſolche Welt wie gebunden und gelähmt, wenn ſie ſich aber endlich aufmachet, da erſcheint ſie rieſenhafter, ausdaurender, tiefer greifend, als ſelbſt die rückwirkende Kraft des Choleriſchen. Die Sonnenſtrahlen, wo ſie auf die ihrem Ausgehen näher gelegenen Gebirgshöhen wirken, zeigen hier eine minder eindringende Wärme, als da, wo ſie durch die dichtere Luft in die Tiefe des Thales hinabfallen, obgleich da öfters ihren Gang der Schatten vom Fels und Wald hemmt, welcher der frei gelegenen Höhe niemals ihr Licht raubt.

Die melancholiſche Seelenform, reich an tiefgefühlten Freuden, wie an ſelbſtgeſchaffnen innren Qualen, ein nach außen verſchloßner Garten, zu deſſen Innrem die Stürme der wechſelnden Launen und mächtig wogenden Gefühle dennoch den Zugang finden, iſt, ungeachtet ihrer Mangelhaftigkeit, ſchon von den Alten als jene erkannt worden, durch welche ein nach der ewigen Heimath unſres Geiſtes gerichtetes Streben am öfterſten und wirkſamſten ſich kund mache. Es iſt die herrſchende Seelenform der meiſten und erhabenſten Dichter und Künſtler, der tiefſten Denker, der reichſten und größten Erfinder, der Geſetzgeber, vor allen aber jener Geiſter geweſen, welche ihrer Zeit und ihrem Volk den Zugang zu einer oberen, ſeeligen Welt des Göttlichen eröffnet, nach welcher ſie ſelber ein innrer Zug des unſtillbaren Heimwehes emporgetragen.

Doch auch dieſe Seelenform des vorherrſchenden und tiefen Empfindens, an ſich weder gut noch böſe, empfängt das Höhere und Beſſere, das in ihr wohnet, nur durch den belebenden Geiſt. Sie wechſelt vielfältig an einem und demſelben Menſchen, mit den andren Formen ab, und der melancholiſche Tiefſinn wird, wie wir oben ſahen, öfters durch den Anſchein der ſanguiniſchen Munterkeit und Fröhlichkeit verdrängt, welcher jedoch alsdann ſeine Strahlen meiſt nur auf die innre Welt der Gefühle und die Arbeiten des Geiſtes wirft, ungleich ſeltner zur äußren That wird.

Das, was wir Naturell nennen, pflegt der gewöhnliche Ausdruck öfters mit dem ſelbſtſtändiger erworbenen Eigenthum unſres Weſens, mit dem Charakter zu verwechslen. Es hängt das anfänglich Empfangene der Gemüthsart nicht von unſrem Wollen ab, ſondern nur das Beherrſchen und Beſchränken derſelben. Das Naturell erſcheint wie angeboren oder wie etwas von außen Gekommenes, gleich jenen eigenthümlichen Geſtaltungen oder Mißbildungen der Knochen, wozu die Anlage von den Eltern ererbt wurde, oder durch einen übermächtigen Einfluß von außen kam. Der Knochen kann an zwei verſchiedenen Menſchen ſeiner innren Kraft und Stärke nach derſelbe ſeyn, aber es hat der eine, von der Geburt an, die Anlage zu einem regelmäßigeren, ſchöneren Umriß des Geſichts und der Glieder mit ſich gebracht, als der andre, oder es ergreift die Glieder des einen, ohne menſchliches Verſchulden, in früher Kindheit ein Leiden, welches das Rückgrath verbeugt und den Knochen der Glieder eine veränderte Richtung gibt.

Die natürliche und angeborne Verſchiedenheit des Naturells wird nicht blos bei verſchiedenen Menſchen, ſondern auch bei verſchiedenen Thieren einer und derſelben Art gefunden. Es gibt unter den Tauben, welche mit andren Paaren von denſelben Eltern entſproſſen und mit jenen in einem und demſelben Sommer aus dem Ei gekommen ſind, einzelne, deren Naturell von ganz beſondrer, abgearteter Richtung erſcheint. Es wird an dieſen weder die Treue der Gatten gegen einander, noch die Zärtlichkeit gegen die Brut gefunden, welche ſonſt ein Vorzug dieſes Thiergeſchlechts ſind, während dagegen wieder andre, auch unter den Thieren dieſer Art, ſich durch ganz beſondre Ausdauer und Innigkeit der Anhänglichkeit und verpflegenden Liebe gegen Gatten und Junge auszeichnen. Auch unter Waldvögeln einer und derſelben Art baut das eine Paar ſein Neſt mit größrer Sorgfalt als das andre, und es finden ſich unter ihnen ſolche, denen ein Zug der Nachläſſigkeit und der Unordnung wie angeboren ſcheint. Dieſen ausgearteten Müttern vertraut ſelbſt der Kukuk vergebens den ſonſt übermächtigen Drang des Inſtinctes und das verwaiſte Ei an; ſie verſäumen die übernommene Pflicht ſo bald, daß entweder das fremde Junge noch im Ei, oder bald nach der Geburt umkommt. Hunde einer und derſelben Art werden von Jugend an, dieſe von tückiſch biſſigerer, andre von gutartigerer Natur gefunden, und dieſe eigenthümliche Richtung, ſo wie ſelbſt das Geſchick und die Neigung zu gewiſſen Geſchäften, erbt ſich von den Alten auf die Jungen fort.

Verſchieden von dem Temperament, in welches und mit welchem das Naturell auf die mannichfachſte Weiſe ſich vermiſchet und verſchlingt, erſcheint dieſes am Menſchen vielfältig von der Beſchaffenheit des Leibes abhängig und durch eine Rückwirkung des Leiblichen auf Seele und Geiſt entſtanden. Es iſt dieſes ein Gebiet, in welchem das Menſchenurtheil öfters irre gehet, wenn es das, was mehr nur mit dem Leibe ererbt und vergänglich iſt, wie dieſer, mit dem ſelbſtthätig erworbenen, ewig bleibenden Eigenthum des Geiſtes verwechſelt. Denn es hänget nicht ſelten das, was wir ein gutes Naturell und harmlos freundliche Gemüthsart nennen, ſo genau mit einer geſunden Kraft der Verdauung und mit dem leichten Fortgang des Blutumlaufes in der Leber zuſammen, daß wir alsbald die ganz entgegengeſetzte Stimmung hervortreten ſehen, wenn dem Leibe irgend ein äußrer Einfluß jene Leichtigkeit der Verdauung und Ernährung hinwegnimmt. Eben ſo wie an dem ſorgſamen Haushahn die ſonſtige Zärtlichkeit gegen die Hühner in Haß und biſſigen Nahrungsneid ſich umwandelt, wenn eine Krankheit jenen natürlichen Trieb hemmt oder vernichtet, von welchem der Anſchein der aufopfernden Großmuth ausgegangen.

Es ſind die öfters wiederholten und kräftigen Bewegungen der Muskeln, welche den Gliedern ihren eigenthümlichen Umriß und ihre Stärke geben. Selbſt noch am Knochen, von welchem die Verweſung ſeit langen Jahren die einſt ſo kräftigen oder die ſchlaffen Muskeln hinweggenommen, wird erkannt, ob er einſt einem vielthätigen, arbeitſamen Leibe angehört, oder ob er blos beſtimmt geweſen, die Laſt einer ſtets trägen Fleiſchmaſſe zu ſtützen.

So iſt der Charakter jene Geſtalt der wirkenden und erkennenden Seele, welche durch ein öfters andauerndes Bewegen des innren Wollens nach einer gewiſſen Richtung hin begründet und ausgebildet wird. Dieſe Geſtalt wird ſich um ſo menſchlich edler und vollkommner zeigen, je mehr die Kraft des Wollens und Wirkens auf etwas Geiſtiges, Innerliches ausgehet, um ſo niedriger und unvollkommner, je mehr dieſelbe auf ſinnlich niedrigen Vorwurf gerichtet iſt.

Auf den Charakter hat allerdings das Temperament, ſo wie das von außen empfangene Naturell einen rückwirkenden Einfluß, jener aber iſt keinesweges von dieſen beiden abhängig, ſondern ſelber vom waltenden, freien Geiſt ausgehend, iſt ſein Weſen eine geiſtig ſchaffende und verwandelnde Kraft, welche das gegebene Material der Seelenformen nach ihrem Willen veredelt und ausbildet.

Nur der Menſch hat einen Geiſt, welcher aus freiem Willen dieſe oder eine andre Richtung des Wirkens wählen, das von ſeiner ſinnlichen Natur heftig Begehrte, dieſer entweder gewähren, oder aus höherer Rückſicht verſagen kann; nur der Menſch hat deshalb auch einen Charakter. Mit den andren Lebendigen unſrer Sichtbarkeit ſpielen die Wellen und Stürme der ſinnlichen Neigungen und Begierden, wie mit einem Fahrzeug, in welchem kein ſteuernder und rudernder Schiffer iſt, bis das Gebäu am Felſengeſtade zerſchellet; im Weſen des Menſchen aber waltet ein umblickender, ſelbſtkräftiger Geiſt, welcher das Schifflein weithin durch das Meer zum ſichren Hafen zu führen vermag. Wohl erfährt dieſer Steuermann, bei ſeiner Fahrt durchs Leben, jetzt die wohlthätig fördernde und beſchleunigende, andre Male die hemmende Kraft der Stürme und Wogen ſeines Meeres. Es iſt deshalb nöthig, ehe wir das Tagewerk der Heimfahrt näher betrachten, zuerſt die bewegenden Kräfte kennen zu lernen, welche bei jenem ſo entſchieden mitwirken.

Bemerk. Als Beiſpiel des phlegmatiſchen Temperamentes kann man Kaiſer Wenzel anführen, des ſanguiniſchen mehrere franzöſiſche Könige und Künſtler; des choleriſchen: Michel Angelo; des melancholiſchen: Dante und mehrere große Dichter und wiſſenſchaftlich tiefe Forſcher.

Auf Temperament und auf Geſtaltung des Naturells haben allerdings Klima, Beſchaffenheit des Bodens und ſelbſt Nahrungsmittel Einfluß, nicht aber auf den Charakter oder die Denkart. Dieſe, vom Geiſt ausgehend, iſt bei ihrer Entwicklung nur Elementen von geiſtiger Art zugänglich; Erziehung und Verfaſſung des Staates, noch mehr aber Religion wirken auf das Vorherrſchendwerden der einen oder andren Richtung ein, beſtimmen dieſelbe aber keinesweges unabänderlich und nothwendig. Der eigentlich beſtimmende Grund geht hierbei ganz von dem freien Willen des Geiſtes aus (m. v. IV.). Auf Temperament und Naturell ſind zum Theil Muth und Ausdauer, ſo wie Feigheit und Flatterhaftigkeit, Hang zur Geſchäftigkeit oder zur Ruhe gegründet; vom Charakter hängt dagegen das Streben für oder gegen das, was geiſtig vollkommen, wahr und gut iſt, ab, und dieſer, der Charakter, kann auch dem zur Muthloſigkeit und Trägheit hinneigendem Naturell tapfren Muth und ausdauernden Fleiß verleihen. — Was Himmelsſtrich und andre äußre Umſtände an Temperament und Lebensweiſe der Völker zu bewirken vermögen, findet ſich zuſammengeſtellt in W. Falconers Bemerkungen über den Einfluß des Himmelsſtrichs, der Lage, natürlichen Beſchaffenheit u. ſ. eines Landes, auf Temperament, Sitten u. ſ. w. der Menſchen. Aus dem Engl. überſ. 1782. Es iſt indeß in jenem Gemälde noch eine Seite des Gegenſtandes unbeachtet geblieben, welche nur durch die Lehre vom Geiſt beleuchtet werden kann. — Ueber Charakteriſtik des Geſchlechts, der Alter, der Temperamente, der Nationen, ſo wie über Charakter vergl. m. Carus Pſychologie II, 1 b. 162. Ueber das vom verſchiednen Naturell der Vögel, einer und derſelben Art Geſagte, vergl. m. Bechſteins gemeinnützige Naturgeſchichte Deutſchlands II, 1139 u. a.

Das Weſen und die Aeußerungen des Begehrungsvermögens der Seele, entſprechend den Muskeln und ihren Bewegungen, am Leibe des Menſchen.

§. 33. Wie etwa ein denkender Mann, ſtehend neben dem ſpielenden Kinde, in den Sand am Boden regelmäßige Geſtalten und Worte zeichnet, welche ein innres Streben verrathen, das weit über das Geſchäft des Spielens hinausgehet; ſo trägt der Geiſt im Menſchen in das Spiel der Neigungen und Begierden ſeines Leibes Züge und Kräfte ſeiner eignen, ewigen Natur hinein, welche weit über das hinausliegen, was der Leib zu ſeiner Ernährung und Entwicklung bedarf und die in ihm lebende Seele erſtrebt. Die Farbenpracht und der Glanz, mit welchen ſich die Blume ſchmücket, wenn die Zeit der Vermählung naht, verbinden ſich zu derſelben Zeit im ſelbſtthätig bewegteren Thiere mit dem ausdrucksvollen Geſang und mit jener aus ihrem gewöhnlichen Ufer tretenden Fülle von Muskelkräften, welche zu den Wettkämpfen der Männchen unter einander aufreizt. Die bildende Kraft des Gewächſes bereitet ſchon im voraus für den Keim, der im Samen liegt, die nöthige Nahrung, und fügt dem Embryo den Eiweißkörper hinzu; das Thier häufet für die Zeit des Mangels im Winter Vorräthe von Honig oder Früchten an. Der Geiſt des Menſchen, deſſen Begehren nur durch das geſättigt werden kann, was gleich ihm nicht mit dem Augenblick vergeht, ſondern von ewiger Dauer iſt, verklärt zwar, ſobald er ſeiner Beſtimmung gemäß frei und herrſchend geworden, dieſe Richtungen der Seele in etwas unendlich Höheres (nach Abſchn. IV.), dagegen verwandelt er auch in ſeinem gebundenen, kranken Zuſtand das Streben der Seele, dem künftigen Mangel zu begegnen, in Geiz, welcher auf das vergängliche Guden Schein der Unvergänglichkeit und Unermeßlichkeit übertragen möchte; er verwandelt den bewußtlos hervortretenden Liebreiz, welcher bei der Blume und dem bunten Schmetterling nur auf den Wechſelverkehr der Geſchlechter gerichtet iſt, in Gefallſucht und Eitelkeit, welche ſelbſt noch dem verwelkten Leibe die Gebärde der Jugend aufdringen, und die eiferſüchtige Kampfluſt des Thieres in Stolz und unerſättliche Herrſchbegier, das Streben des Thieres nach ſelbſtſtändiger Fortbewegung in Freiheitsſinn, welcher freilich erſt durch ſeine Ausartung zum Ordnungshaſſe, den an ſich ſelber edleren Charakter verliert.

Dieſe drei Naturen: der Leib, die Seele und der Geiſt, welche im Menſchen verbunden ſind, gleichen in ihrem wechſelſeitigen Verhältniß drei concentriſchen Kreiſen, an denen alle Puncte des Umfanges nach Graden, Minuten und Secunden ſich entſprechen, aber das innre Weſen dieſer Kreiſe und ihr wechſelſeitiger Abſtand iſt noch unermeßlicher verſchieden, als der Umkreis des Erdkörpers, über Feſtes und tropfbar Flüſſiges hingehend, von der Bahn der Sonne und von dem unergründbar fernen Umfang des Fixſternenhimmels, welcher über Sonnenbahn und Erdfläche ſich hinzieht. Der Strahl der Sonne beſucht im Verlauf des Tages jeden einzelnen Punct des Planetenumfanges, jede Region des Thierkreiſes findet ſich einmal im Jahre bei der Sonne; ſo nimmt auch das eigenthümliche Bewegen der Seele und des Geiſtes eine Richtung, welche jener des leiblichen Bedürfniſſes entſpricht und in dieſes ihre Strahlen ſenkt. Was am Leibe ein bewußtloſes Anziehen und Geſtalten iſt, das wird in der bewegenden Seele zur Neigung und Begierde, durch das kranke Hineinwirken des Geiſtes zur Leidenſchaft.

Aber eben dieſer Geiſt, wie ſchon erwähnt, iſt es auch, welcher durch die ſelbſtſtändige Kraft des freien Willens die vielſtimmigen Neigungen unſres äußren Menſchen zu einem höheren Einklang verbindet, und welcher die Banden, womit Leidenſchaften uns gefeſſelt, ſiegreich wieder löst. Von dieſem eigenthümlichen Geſchäft des Geiſtes werden wir weiter hernach reden; hier betrachten wir zuerſt die Neigungen und Leidenſchaften unſres Weſens, während ſeiner Befangenheit in den Gränzen des bloßen Seelenlebens.

Die Aeußerungen des Triebes und des Begehrens gehen, wie das Bewegen der Muskeln, von innen nach außen, während unſre Gefühle, gleich der Empfindung des Nerven, von außen nach innen kommen, auch dann, wenn der Wille des Geiſtes die Reihe der vorübergegangnen Gefühle noch einmal in den urſprünglich empfindenden Organen der Seele hervorruft, denn er vernimmt dieſe dann auf dieſelbe Weiſe, wie der Menſch die Töne eines Liedes, welches er mit kunſtvoller Hand auf einem beſaiteten Inſtrument ſich wiederholt. Im niedren Thierreich fällt das Begehren ſo ganz mit dem Bewegen zuſammen, daß beides gleich einer magnetiſchen Anziehung erſcheint, welche die frei ſchwebende Nadel nach dem Eiſen hinführt.

So verſchieden wie die Arten der Bewegung am thieriſch-menſchlichen Leibe und vollkommen parallel mit dieſen in ihren Richtungen, ſind die Neigungen und Leidenſchaften unſrer Seele. Die Muskeln des Hauptes und ſeiner Organe, vornehmlich des Auges und der Zunge, dienen meiſt dem Wechſelverkehr mit einer höheren Ordnung der natürlichen Dinge: den Bewegungen nach dem Licht und nach der allumfangenden Luft hin, den Bewegungen der Mienen und Tonſprache. Jene Richtungen der wollenden Seele, welche dem erſteren leiblichen Geſchäft entſprechen, erſcheinen in ihrer vergeiſtigten Form als Wißbegier, und zum Theil als Sucht nach Sinnen-Vergnügen und Zerſtreuung; die innre Richtung, welche der Bewegung des Sprechens parallel ſteht, iſt das Streben nach Mittheilung, welches wir nachher in der Geſchichte des Gemeingefühls noch etwas näher betrachten werden.

Schon in den Gliedern des Ungebornen im Mutterleibe regt ſich der Trieb, welcher das Thier von der Pflanze unterſcheidet: der Trieb nach ſelbſtſtändiger, freier Bewegung. Es iſt noch nicht der Zug des Hungers oder Durſtes, welcher das im Verborgnen keimende Leben nach der begehrten Nahrung hinbewegt, denn die Nahrung kommt demſelben, ohne ſein Zuthun, aus dem Herzen der Mutter; es iſt nicht das Bedürfniß des Athmens, ſondern in ſeiner ganzen Einfachheit und Reinheit das Streben nach Bewegung. Dieſes regt nachmals die zarten Glieder des neugebornen Kindes und die Füße und Hände des Knaben zu ihrer beſtändigen Geſchäftigkeit auf, und wird im Jüngling ein Trieb nach freiem Bewegen, von Ort zu Ort, durch ferne, weite Räume.

Einem ſolchen leiblichen Bewegen entſpricht an der Seele das inwohnende Sehnen nach Thätigkeit und Geſchäftigkeit, nach freier Wirkſamkeit. Wie das Thier von der Pflanze durch freie Bewegung, ſo unterſcheidet ſich der Geiſt im Menſchen von der thieriſch beſeelenden Kraft durch die ſelbſtſtändige Beweglichkeit des freien Willens. Das Sehnen nach einer ungehemmten Aeußerung des Willens wird, ſelber von guter und göttlicher Natur ſeyn, wenn der Gegenſtand, auf welchen jener Wille ſich gerichtet, ein göttlicher iſt; denn ein ſolches Sehnen will nur jene Freiheit des Geiſtes, welche das höchſte und rechtmäßige Eigenthum von dieſem iſt: die Befreiung von dem anhaftenden Verderben und innren

Elend. Iſt jedoch die Richtung des Willens von verkehrter Art, ſo wird auch jenes Sehnen, nach ungebundner Bewegung des Willens, von gleicher Art ſeyn, und nichts andres begehren, als die Auflöſung und Vernichtung jener höheren, göttlichen Ordnung, welche die Aeußerungen eines böſen Willens verhindert. Jenes iſt der wahre, geiſtige Freiheitsſinn, dieſes der falſche. Die Beſtrebungen der Seele, nach dieſer Richtung hin, ſo lange ſie in jener Gränze bleiben, welche ihnen das gleichzeitige Bewegen der andren Neigungen anweiſet, erſcheinen zwar dem beobachtenden Auge minder auffallend, ſteigern ſich auch durch die übermächtige Kraft des Geiſtes ſeltner zur Leidenſchaft, als die nachher zu erwähnenden Neigungen; ſie liegen jedoch deſto tiefer an der Wurzel des innren Lebens.

Der Bewegung nach der Nahrung hin und dem Geſchäft des Zermalmens derſelben dienen am Menſchenleibe viele und ſtarke Muskeln. Dieſer Zug des Bewegens iſt mächtiger, als jener, welcher die bloße Ortsveränderung will, und wirkt öfters beſtimmend und ihn ſich unterordnend auf dieſen letzteren ein. Er erſcheint ſchon im Thiere öfters als ein Zug, welcher nach der Speiſe an ſich gehet, auch wenn der Leib derſelben nicht mehr zu ſeiner Sättigung begehrt, und das Thier der Heerde ſucht ſich, wenn es ſatt iſt, durch dieſen Trieb der äußeren Zuſammengeſellung bewogen, mitten unter der Fülle des Futters die Stätte der Ruhe oder der ſpielenden Bewegung auf. Dieſe Neigung denn nach dem Futter, auch wenn der Leib von ſeiner Fülle geſättigt iſt, treibt das muntre Nagethier zum Sammlen der Vorräthe an, wie die Seele des Menſchen zum Zuſammenhäufen der Gegenſtände, aus deren Wechſelverkehr ſie ihre Nahrung — die Lieblingsgefühle empfängt. Denn parallel mit den Bewegungen des Leibes, die dem Ergreifen und Aufnehmen der Speiſe dienen, ſind die Neigungen der Seele nach äußrem Eigenthum und Beſitz; Neigungen, welche im geſunden Verlauf des innren Lebens harmloſer und ſtiller Natur ſind, dann aber, wenn der Geiſt ſeinen krankhaften Willen, ſtatt auf den innren und ihm angemeſſenen Beſitz, auf den äußeren, leiblichen wendet, zur Habſucht und zum verheerenden Geiz werden. Wie in einigen mährchenhaften Sagen von Geſpenſtern der Seele die Kraft angedichtet wird, den Steinen oder dem Holz den äußeren Anſchein von edlem Metall zu geben; ſo gibt der Geiſt des Menſchen wirklich, in ſeiner Verirrung zum Geize, dem Metall oder irgend einem andren vergänglichen Dinge die anſcheinende Geſtalt jener ewigen Güter, nach denen eigentlich das innre Streben gerichtet iſt, weil es durch ſie allein geſtillt zu werden vermag. Eine Selbſttäuſchung, welche auf das Leben des innren Menſchen eben ſo zerſtörend einwirkt, als auf das Leben des Leibes die Täuſchung des Nahrungstriebes durch aufreizende Gifte.

Jener Trieb, welcher die Geſchlechter zuſammengeſellt, erſcheinet, wenn er zu ſeiner Zeit im Thier erwachet, als der übermächtigſte, furchtbareſt waltende von allen. Denn er reißet alsdann alle andren Bewegungen des Leibes in den Strom der ſeinigen hinein, und wenn er ſich aufmachet, ſchweigen auf einige Zeit die andren Triebe und Neigungen des Leibes alle; das Thier vergißt ſogar der Nahrung und der ſonſt nie verſäumten Ruhe. So ſind auch die Bewegungen der Seele und des Geiſtes, welche dieſer leiblichen Richtung entſprechen, mächtiger und tiefer gründend, als die vorhin betrachteten.

Es iſt, wie wir oben ſahen, das mächtige Bewegen, welches die Lebendigen zur Zeit der Liebe und Vereinigung der Geſchlechter ergreifet, auf ein Entbundenwerden der Seele von dem Leibe gegründet, welches nicht ſelten ähnliche Erſcheinungen begleiten, als jene ſind, die wir beim magnetiſchen Hellſeyn bemerken (m. v. §. 21, 26 u. 27). Die Seele, bis zu einem gewiſſen Grade der Abhängigkeit von dem eignen Leibe entledigt, wirkt nicht mehr allein in der Richtung und mit den Kräften, welche ihr der Leib darbeut, ſondern mit den ihr eigenthümlichen Kräften einer höheren Ordnung, durch die ſie dem Leibe Bewegungen mittheilt, deren derſelbe im gewöhnlichen Gange des Lebens nicht fähig wäre, eben ſo wenig, als die Raupe vor der Zeit der Geſchlechtsreife des Fliegens; Kräfte, durch welche ſie zugleich die Kunde des Künftigen und Verborgenen erhält. So empfängt dann das vorher faſt ſtumme Thier in der Zeit der Begattung die Stimme, ja den melodiſchen Geſang, das träge und furchtſame, Kräfte zu ungewöhnlichen Wanderungen und Muth zu blutigen Kämpfen, das gefräßige eine Enthaltſamkeit, welche Speiſe und Trank verſchmäht. Wenn auch die Flügel, welche alsdann die Seele der leiblichen Kraft leihet, nicht als äußerlich ſichtbare Gebilde, wie bei den Ameiſen, wenn ſie zum Schwärmen emporeilen, ins Auge fallen; ſo verräth ſich der Zug nach einer höheren Region des Seyns und Wirkens, in den vielfältigen Aeußerungen des Kunſttriebes und Inſtinctes, welche nicht ſelten eben ſo vorübergehend und nur allein für dieſen Moment gegeben ſind, als die Flügel, die der weiblichen Ameiſe bald nach der Vermählung wieder entfallen.

An dem mächtigen Bewegen des Lebens zur Zeit des Verkehrs der Geſchlechter unterſcheiden wir deutlich zwei Momente, von denen der andre den erſten, vorbereitenden, nothwendig vorausſetzt. In dem erſten erhebt ſich die ſtrebende Seele über den eignen Leib, macht ſich aus der Abhängigkeit von demſelben los, in dem

and-

andren ſenkt ſich dieſelbe hinabwärts, in eine fremde, neue, ſichtbare Form. Jene erſtere Richtung des innren Bewegens, welche das Wechſelverhältniß der Seele zum Leibe bis zu einem gewiſſen Grade aufhebt, erſcheint, ihrer Natur nach, wie eine zerſtörende, ja wie ein Haß gegen das Leibliche, welches das Freiwerden und Emporſtreben oder das Ueberkleiden der frei gewordnen Lebenskraft mit der neuen Form erſchwert und hindert; die andre Richtung dagegen zeigt ſich, jener ganz entgegengeſetzt, als ein Streben nach der Leiblichkeit hin, als ein Drang dieſe Leiblichkeit zu ſchaffen und zu bilden. Es tritt deshalb am Thiere, in der Zeit des Verkehrs der Geſchlechter, Haß und Liebe in gleichem Maße hervor.

Die eine wie die andre Richtung kündigt ſich öfters, in dieſer unteren Region, durch das Hervorkommen und eigenthümliche Wirken beſondrer Organe an. Das Abſetzen und Entſtehen der Knochenſubſtanz ſtehet, wie wir oben (S. 118) ſahen, in einem nothwendigen, innren Zuſammenhang mit der höheren Bekräftigung des empfindenden und bewegenden Nerven: mit dem Frei- und Entbundenwerden der ſelbſtſtändigen, eigenthümlicheren Kraft des Nerven, von dem Geſchäft des bloßen leiblichen Bildens. Eben ſo ſcheint auch bei einigen Thieren das Freierwerden der innren Lebenskraft vom eignen Körper durch das Ausſcheiden einer Knochenſubſtanz bedingt zu werden, die ſich außer den gewöhnlichen Gränzen des Leibes wie ein fremdes, neues Knochengerüſt darſtellt. Der männliche Hirſch ſetzt alsdann, wenn ſich die Lebenskraft im Innren zu ihrer Auswanderung (S. 237) in eine neue, leibliche Form zurüſtet, das Geweih an, welches in ſeiner Vollendung, zur Zeit der Begattung, eben ſo frei aus dem Verkehr mit den bildenden Gefäßen und Nerven, ſo wie mit den unmittelbar bewegenden Muskeln hervorſteht, als im Innern die centrale Lebenskraft aus denſelben Beziehungen frei geworden iſt. Beides, das Entſtehen des Geweihes und des Zeugungsvermögens, ſind hier ſo nothwendig verbunden, daß ein Hirſch, welcher am eben hervorſproſſenden Geweih verletzt, oder ſonſt an der Ausbildung deſſelben gehindert werden, für daſſelbe Jahr unfähig iſt zum Zeugen, und umgekehrt, einer, welchen eine Verſtümmlung von andrer Art unvermögend zum Zeugen gemacht, hinfort das alte Geweih weder abzuwerfen noch ein neues auszubilden vermag. Anderwärts ſcheint das Entſtehen jenes Mediums, welches die Zeugung vermittelt, in Beziehung auf andre, gleichzeitige Ausſonderungen, zum Theil von giftiger Natur, wie bei vielen weiblichen Inſecten.

Das Geweih des Hirſches, ſo wie ähnliche äußere Knochengebilde, welche zur Zeit der Begattung aus dem thieriſchen Leibe hervortreten, ſind jedoch nicht nur eine äußere Folge des Beſtrebens der innren Lebenskraft, aus ihrem eignen, leiblichen Verband ſich loszumachen, ſondern ſie ſind zugleich zerſtörende Waffen, deren ſich das Thier zunächſt und am meiſten bei jenen Kämpfen der Eiferſucht bedienet, die auf Vernichtung, nicht der eignen, ſondern einer fremden, geſchlechtsverwandten Leiblichkeit ausgehen, welche die auswanderungsluſtige Seele aus der Richtung ihres Zuges verdrängen, an dieſer hindern will (nach S. 238). So nimmt die Kraft zum Haſſen mit jener zum ſinnlichen Lieben, jene zum neuen Schaffen und Bilden, mit der zum Zerſtören aus einer und derſelben Wurzel ihren Anfang, und wir ſehen in dieſer niedren Region die Liebe ſtets neben dem Haß und mit ihm zugleich hervorkeimen: das Leben neben dem Tode.

Folgen wir den Fingerzeigen, welche uns die unmündige Natur in dem Geſchäft ihres ſtummen Bildens über die innre Verwandtſchaft unſrer Neigungen gibt, noch nach andren Richtungen hin.

Daſſelbe innre Bewegen, was bei einigen Thieren durch das Entſtehen der feſten, knöchernen Vertheidigungswaffen ſich ausdrückt, iſt bei andren durch das Hervorbrechen eines Federnſchmuckes oder einer andren Verzierung der äußeren Hautfläche angedeutet. Die aus ihren bisherigen Schranken hinausſtrebende Seele verläſſet das Geſchäft des ſtillen, innren Bildens und Geſtaltens, und tritt in die äußeren Vorhöfe ihres leiblichen Daſeyns, hier eine neue weitere Region des Wirkens ſuchend. Denn es genügt dem innren Zuge, welcher die ſichtbaren Elemente um ſich verſammlet, um aus ihnen den empfindenden und bewegten Leib zu bilden, dieſer eigne Leib nicht mehr; die anziehende Kraft, in ihrem Kreiſe ungeſättiget, erhebt ſich über dieſen und wird zu einer Anziehung der höheren (zweiten) Potenz.

In den Meeren der wärmeren Zone lebt ein Schalenthier, deſſen bildender Trieb bei dem Geſchäft der Geſtaltung der eigentlichen, den weichen Leib umſchließenden Schale nicht ſtehen bleibt, ſondern an die Oberfläche derſelben noch Steine und Schalenſtücke von andren Molusken anfüget. So gleichet auch der Liebreiz, welcher in der Zeit der Vermählung dem ganzen thieriſchen Leibe eine anziehende Kraft, nicht gegen ein einzelnes Element, ſondern gegen einen ganzen lebenden Organismus gibt, dem Bewegen, welches Eiſen an andrem Eiſen wirkt, wenn das, was ſonſt innre Cohäſion der einzelnen Theile geweſen, als Magnetismus äußerlich hervorgetreten.

Verwandt mit jenem Hinaustreten des thieriſchen Bedürfniſſes aus ſeiner eigentlichen, natürlichen Gränze, bei welchem die Eßluſt zur Habſucht wird, die ſelbſt den Nahrungsſtoff, deſſen der geſättigte Leib nicht bedarf, begierig anzieht und feſthält, ſteigert ſich alsbald die Anziehung des Geſchlechts zu jenem Anſchein von Herrſchſucht, welcher uns öfters bei den geſelligen Verhältniſſen der Thiere begegnet. Unter dem Geſchlecht der Hühner wie unter jenem der Seelöwen, ſuchet ein Einzelweſen der vielen ſich zu bemächtigen, auf deren Weſen und Wirken er eine ähnliche Herrſchaft auszuüben ſtrebet, als über die Glieder des eignen Leibes. Schützend und ernährend dieſe fremden, angefügten Glieder, wie das eigne Fleiſch, wachet zugleich eine ſolche inwohnende Seele der zweiten Potenz eiferſüchtig gegen jedes Hereindrängen einer fremden, wirkenden Kraft, in das Gefüge des neugebildeten Lebenskreiſes, und ein ſolches Hereindrängen iſt für ſie von ähnlichen Schmerzen begleitet, als das Eindringen eines Splitters oder eines andren fremden Körpers in das Muskelfleiſch, welches Zuckungen und krankhaftes Erſchüttern wirkt, an denen der eigentlich bewegende Nerv keinen Theil hat.

Die anziehende Macht der zweiten, höheren Ordnung, wenn ſie als eheliche und elterliche Liebe in ihrer natürlichen Gränze geblieben, erſcheint bei dem Menſchen, wo Seele und Geiſt in dieſe Richtung ihren verklärenden Strahl geben, in einer lieblicheren Geſtalt, als bei allen andren Weſen unſrer Sichtbarkeit. Es geſtaltet ſich hier auch der Liebreiz, welcher bei dem Thier nur ein leiblicher, ſchnell vergänglicher geweſen, zu einem geiſtigen, ewig dauernden. Die Seele wirbet, in dem Zug der Freundſchaft und der höheren Liebe, um eine andre Seele, um an die neugewonnene das eigene geiſtige Bewegen und Empfinden: die innre Seeligkeit wie den Schmerz mitzutheilen.

In dem natürlichen Geſchäft der Geſchlechter iſt der innre Trieb nicht auf die Ernährung und Bildung des eignen Leibes beſchränkt; er ſtehet nicht mehr vorherrſchend im Dienſt des beſondren Lebens und der bloßen Selbſterhaltung, ſondern unter dem Walten eines allgemeineren, höheren Lebens, welches für das Entſtehen eines neuen, künftigen Geſchlechts und für die Pflege der hülfloſen Brut ſorget. Wenn zuweilen, durch krankhafte Verirrung des natürlichen Triebes, dieſer dem Walten des allgemeinen Lebens widerſtrebt und ſtatt der Sorge für ein andres und neues Leben nur die für das eigene, alte wirken läſſet, ſehen wir jene Entartungen hervorgehen, bei denen die höhere Sorge zu einer niederen für die eigne leibliche Luſt, ja ſogar die Mutterliebe zur gefräßigen Wuth wird, welche die Alte anreizt, die eignen Jungen zu verzehren, ſtatt ſie an Brüſten zu nähren und zu wärmen. Dieſe Verirrung der innren Richtung aus dem ihr angewieſenen weiteren Kreis in den engeren, befangneren, bemerken wir öfters am Geſchlechte der Katzen und an dem unreinſten Thiere unſrer Höfe; ja die Nähe und Pflege des Menſchen ſcheint dieſe Krankheit ſelbſt auf einige ſeiner zahmen Vögel übertragen zu können, denn wir ſehen nicht ſelten den mütterlichen Canarienvogel die noch nackten oder halbbefiederten Jungen verſtümmeln, ſtatt ſie zu füttern und zu wärmen. Selbſt der Geſchlechtstrieb im engeren Sinn zeigt zuweilen eine ähnliche Verirrung, und jener männliche Bär, der gezähmt in einem Thiergarten gehalten worden, zerfleiſchte die geliebte Bärin und fraß ſie begierig auf, wie denn umgekehrt das Weibchen der Spinnen und Fangheuſchrecken das Männlein zerfleiſcht und verzehrt.

So ſtehet auch die Liebe und der Zug der Freundſchaft beim Menſchen, im geſunden Zuſtand ſeines Innren, unter dem Walten eines allgemeinen, höheren Lebens, deſſen Wohlgefallen es iſt, daß Leben an Leben, Geiſt an Geiſt ſich ſtärke und erfreue. In ſeinem Dienſte wird ſelbſt das Streben, ſich gegenſeitig zu gefallen, zu einem gutartigen, und das Streben des Geiſtes, nach dem was ehrbar iſt, zur Tugend. Wie jedoch ſchon unſer äußrer Menſch öfterem Erkranken ausgeſetzt iſt, als der Leib des Thieres, ſo noch mehr der innre, auf deſſen freien Willen ohne Aufhören der Zug zweier entgegengeſetzter Welten wirket. Es entſpricht hier jener leiblichen Lüſternheit, welche im Vogel das Verſäumen der eben gelegten Eier herbeiführt, die eitle Gefallſucht, welche nur zum Vergnügen der eignen Selbſtſucht andre Seelen zu reizen und anzuziehen ſtrebet, ohne das Leben dieſer Seelen zu wollen und zu lieben. Wenn die Verirrung aus dem weiteren Kreiſe einer oberen, allgemeineren Lebensbewegung in den eignen, engen, einen höheren Grad erſtiegen und hartnäckiger geworden, dann geſtaltet ſich die Eitelkeit zum Hochmuth und Alles verachtendem Stolze. Die Seele will und ſuchet alsdann nicht andre Seelen, um in ihnen das Werk des Lebens zu wirken, ſondern um das Leben in ihnen zu zerſtören, und daſſelbe dem eignen, armen Selbſt auf ähnliche Weiſe zuzueignen, wie der Tiger das Fleiſch der eignen, hülfloſen Jungen verſchlingt. Da ſchließet ſich dann an den Stolz die Herrſchſucht an: die Verderberin der Menſchen und Völker.

Die Macht der Neigungen und Begierden, die Gewalt der Leidenſchaften wächſet, nach einem Geſetz, welches dem der Beſchleunigung beim Fall der Körper gleichet, je ausſchließender der Antrieb aus den zuletzt erwähnten (niederen) Regionen hervorgeht. Es iſt die Neigung zum Sehen, zum Hören beim Thiere ſchwächer, als der Drang zur freien Bewegung; ſtärker als dieſer Drang iſt der Zug nach der Nahrung; mächtiger als dieſe Neigungen alle iſt die wilde Brunſt des Geſchlechts, wenn ſie, ſeltner und auf kürzere Zeit, das Thier der Erhaltung des eignen Leibes vergeſſen machet. Eben ſo iſt auch in der entſprechenden geiſtigen Region der Menſchennatur die Wißbegierde zwar hehr, und wirket, ſo lange die Regungen der niederen Regionen ſchweigen, mächtig genug, aber jener hehre Zug wird öfters und leicht, wie das Licht der fernen Geſtirne durch Nebel und Gewölke der Erdfläche, verdunkelt, wenn der Geiſt ſich einer andren, abwärts gehenden Richtung hingibt. Die ſtillere, leiblichere Geſchäftigkeit des forſchenden, nach Erkenntniß ſtrebenden Geiſtes wird verſcheucht und übertäubt, wenn der Drang nach Befreiung von fremdem Joch die Völker ergreift; ſtärker als der Drang nach Freiheit und Selbſtſtändigkeit wirkt in den meiſten Seelen die Anhänglichkeit an dem Eigenthum und Erbe der Väter, an der geliebten heimathlichen Scholle; wenn aber Ehrgeiz und Herrſchſucht in ihrer ganzen Macht erwachen, dann vergißt der Menſch der alten, natürlichen Anhänglichkeit und opfert der mächtigeren Neigung die minder mächtigen alle, ja das Leben ſelber.

Dieſer Beſchleunigung des Falles nach unten, im Gebiete des Seelenlebens, wirket jedoch ein andrer, aufwärts gehender Zug im Leben des Geiſtes entgegen, ein Zug, welcher in ſeinem mächtigeren, allumfaſſenden Strom die einzelnen Bewegungen der begehrenden Seele eben ſo aufnimmt und verklärt, als die Anziehung der Sonne, wenn ſie die Planeten um ſich kreiſen machet, zugleich mit ihm alle die einzelnen Steine und lebendige Weſen, welche auf ihm laſten und wohnen, in der Bahn herumführt, und ſo die einzelnen, untergeordneten Bewegungen aller in der der allgemeinen höheren vereint. Aber zu einer ſolchen Verklärung des niedren, unvollkommneren Bewegens in das vollkommnere, hätte weder die Menge der einzelnen

Körper der Planetenoberfläche, noch der Planet ſelber, für ſich allein die Kraft, wäre nicht eben jene allgewaltige Sonne da, welche dieſes wirkt.

Bemerk. Wir verglichen im §. 32 die Affecten mit dem Zuſtand der Berauſchung oder Betäubung, in welche ein ordnungswidriger Genuß der Nahrungsmittel den Leib verſetzt. Ein fremdes Element waltet dann mit den Elementen des Leibes mächtiger, als die bildende Seele. Eben ſo waltet, bei Convulſionen und Krämpfen, in den bewegenden Organen des Leibes eine fremde, vom Willen unabhängige Macht, welche den Muskel zu furchtbaren Zuckungen hinreißet. Es wirkt, in einigen dieſer krankhaften Fälle, jede Aufregung des Leibes oder der Seele, durch Anſtrengung, Schrecken, Kummer, ein lautes, convulſiviſches Lachen oder Singen. Die Seele, innerlich gepreßt vom Schmerz, vermag dieſem Schmerz keine Thräne zu geben, vermag dem furchtbar fremden, widerſinnigen Bewegen zum Lachen oder Singen nicht zu widerſtehen. Was denn am Leibe jene convulſiviſchen Bewegungen, das ſind an der Seele die Leidenſchaften. Auch in dieſem ſpielt auf widernatürliche Weiſe eine geiſterartige Gewalt mit den Kräften der Seele; ein irre geleiteter Geiſt, welcher ſeine geſunde Richtung, bei der eine göttliche Mitwirkung von oben ihm beiſtehet und ſtärkt, verlaſſen, und eine jener entgegengeſetzte Richtung eingeſchlagen, in welcher Kräfte einer andern Schwere ihn begleiten. — In einigen Fällen ſchien es, als wenn das leidenſchaftliche Bewegen der Seele mit ſeinem leiblichen Abbild, den Convulſionen der Muskeln, in einem abwechſelnden, ſtellvertretenden Verhältniß ſtünde. So in jenem des kranken Soldaten, den Gall in Berlin beobachtete. Den, jeden Monat wiederkehrenden, heftigen Convulſionen ging ein ſo heftiger Trieb zu morden voraus, daß der Kranke, der dabei ſich ſeiner bewußt war, bat, ihn in Ketten zu ſchließen. Den Leidenſchaften ſtehen allerdings, in gewiſſer Hinſicht, die verwandten Affecte zur Seite; dieſe können jene aufregen oder verſtärken, wie der Genuß der berauſchenden Getränke oder andrer widernatürlich aufregender Dinge die ſchon vorhandne Anlage zu convulſiviſchen Zuckungen. Der Unterſchied zwiſchen

Affecten und Leidenſchaften (z. B. Zorn und Haß) fällt übrigens leicht in die Augen. Der Affect, gleich den Bewegungen eines leiblich Trunkenen, kann ſich nicht verbergen, er vergehet ſchnell wie ein Rauſch, wird meiſt durch öftere Widerkehr unkräftiger, endet mit Abſpannung. Die Leidenſchaft, welche ihren Urſprung nicht in einem äußeren Medio, ſondern tief im geiſtigen Centro hat, wirkt da verborgen ihr Gewebe, wächſt durch jede Nahrung immer mehr und kräftiger an, wird ſogar öfters durch die Befriedigung nur noch unerſättlicher, wirket großentheils mit Bewußtſeyn und kalter Ueberlegung, ſo daß die Kräfte des Verſtandes und der äußren und innren Sinnen durch Leidenſchaften ſogar geſchärft erſcheinen können. Immerhin aber iſt bei derſelben die freie Thätigkeit des Geiſtes krankhaft entſtellt oder gelähmt. Einige Leidenſchaften haben allerdings in Ausdauer und äußrer Form der Wirkſamkeit Aehnlichkeit mit den Trieben der Thiere, dieſe aber, durch eine obere, allgemeine Naturkraft geleitet, fördern das geſunde Leben der thieriſchen Seele, die Leidenſchaften das Verderben der menſchlichen.

Der Wißbegier und dem Streben der Seele nach freier Bewegung entſpricht im Thier der Triebe zum Reiſen und Wandern. Dieſer iſt nicht von den Alten den Jungen angelernt, ſondern angeboren. Gall ſetzte in ſeinen Garten junge Kukuke, die von den andern Vögeln gefüttert wurden. So lange die andern Kukuke im Lande blieben, verließen auch die Jungen den Garten nicht, thaten jedoch dieſes ſogleich, als die Alten fortzogen, obgleich ſie mit dieſen gar keine Berührung hatten. Auch bei der beſten Bewirthung und dem reichlichſten Futter werden die aus dem Neſt aufgezognen Nachtigallen, zur Zeit der gewöhnlichen Wanderung, ſehr unruhig, und fliegen dann im Käfig hin und her, beſonders bei Mondſchein, bei welchem die Nachtigallen am liebſten wandern. Beiſpiele von einem leidenſchaftlichen Hang zum Reiſen und ungebundnen Herumſtreifen von Ort zu Ort erzählen Falk, M. Wagner a. a. O. I, 267 u. A.

Anhänglichkeit an Eigenthum und den zum Leben nöthigen Beſitz, zeigt ſich bei Thieren wie bei unſchuldigen Kindern. Doch ſchon hier bei Verſchiedenen in verſchiedenem Grade. Einige

Vögel, wie der Grünling, laſſen im Gebäuer keinen andern Vogel zum Futter kommen, welches ſie ſtets neidiſch bewachen; der Specht verjagt alle andren Vögel der gleichen Art aus ſeinem Revier, der Hamſter erſcheint unter den Vorräthe ſammlenden Thieren als Bild des Geizes. — An den Geizigen wird unter andrem ein auffallendes Feſthalten am Leben, ein Unwille und Abſcheu gegen alle Gedanken des Todes bemerkt. Sie können, auch in den bedenklichſten Krankheiten, gar nicht zu dem Gedanken gebracht werden, daß ſie ſterben würden. M. v. Wagners Beiträge zur ph. Anthrop. I. S. 270. — Bei dem leidenſchaftlichen Hang zum Diebſtahl, wie bei andern menſchlichen Leidenſchaften, ſetzt Gall den veranlaſſenden Grund in ein beſondres Organ des Gehirns (davon ſpäter, im fünften Hauptabſchnitt dieſes Buches). Geſetzt, daß auch wirklich in vielen Fällen eine leibliche Dispoſition mit einer andren pſychiſchen in naher Beziehung ſtünde und die Entwicklung der letzteren begünſtigte, ſo müßte doch ſchon das von Gall ſelber angeführte Beiſpiel der beiden, vorhin ehrbaren Bürger zu Wien, deren Diebsſinn ſich nie bei vernünftigem Zuſtand, ſondern nur beim geiſtigen Irreſeyn äußern konnte, zum Beweis für die Möglichkeit eines Beherrſchens, auch ſolcher Dispoſitionen, durch den Geiſt zeugen. (M. v. hierüber den ſiebenten Hauptabſchnitt.) Als Beiſpiele von Solchen, welche jenem Hang unterlagen, ſind bei Gall angeführt: Victor Amadeus I von Sardinien, der überall Dinge von geringem Werthe nahm; die Gräfinnen M. in Weſel und J. in Frankfurt, ſo wie die Frau des berühmten und reichen Arztes Gaubius; der Arzt, von welchem Lavater in ſeiner Phyſiognomik erzählt, daß er ſtets bei Krankenbeſuchen geſtohlen, ſpäter aber nicht mehr an das Geſtohlene gedacht habe, ſo daß ſeine Frau, von ihm unbemerkt, wenn ſie am Abend ſeine Taſchen durchſuchte, die geſtohlenen Schlüſſel, Scheeren, Fingerhüte, Meſſer, Löffeln an die Eigenthümer zurückſenden konnte. Jener leidenſchaftliche Dieb, von dem Moritz in ſeinem Magazin erzählt, ſtahl ſeinem Beichtvater ſogar noch unmittelbar vor der Hinrichtung die Doſe. Ein Kapuziner, der zuerſt, um ſich von ſeinem unglücklichen Hang zum Stehlen heilen zu laſſen, Soldat, dann, der Todesſtrafe für ſeine Diebereien kaum entgangen, Mönch geworden war, trug noch im Kloſter, mit diebiſcher Liſt, Putzſcheeren, Leuchter, Taſſen hinweg und verbarg ſie in ſeiner Zelle. Ein Beamteter in Wien ſtahl Hausgeräthe, die er in eigens dazu gemiethete Kammern trug, ohne ſie je zu verkaufen. Jener Feldprediger bei einem preußiſchen Cuiraſſierregiment gab jederzeit, was er unwillkürlich entwendet hatte, ſehr gern an den Eigenthümer zurück. Der berühmte Saurin in Genf klagte bitterlich über ſeinen eignen Trieb zum Stehlen. — Oefters iſt Krankheit des Leibes und der Seele auch bei dieſem Hange. Der von Acrel trepanirte Kranke zeigte den Hang zum Stehlen erſt nach der Operation; einige Frauen verriethen ihn während der Schwangerſchaft.

Eitelkeit und Empfindlichkeit für Lob, das ihnen der Menſch ertheilt, findet ſich öfters bei Hausthieren, z. B. Hunden, Vögeln, Mauleſeln (die man in Südfrankreich durch Anſpannen hinter den Wagen und durch Abnehmen des ihnen an die Seite gehängten Blumenſtraußes für ihre Trägheit ſtraft), am auffallendſten aber und zugleich widerlichſten bei Affen. — Bei vielen Thieren führt außer der Zeit der Begattung ein eigenthümlicher geſellſchaftlicher Trieb die Männchen, ſo wie die Jungen vom vorigen Jahre zuſammen, andre leben mehr in Familien. — Das furchtbarſte Beiſpiel von eitler Gefallſucht, verbunden mit blutdürſtiger Grauſamkeit, findet ſich, den Hiſtorikern Thurotz, Iſtwanſy u. A. nacherzählt, in Wagners Beiträgen zur philoſophiſchen Anthropologie B. II, S. 268, in der Geſchichte eines weiblichen Ungeheuers, einer ungariſchen Dame von hohem Adel. Anfangs hatte ſich dieſe des Menſchenblutes als eines Verſchönerungsmittels der Haut bedient, dann aber, bloßes Werkzeug der in ihr herrſchenden Mordluſt, in Zeit von mehreren Jahren gegen 650 junge Mädchen, welche unter dem Vorwand einer vortheilhaften Bedienſtung in das Schloß von Cſeita (Tſcheita) gelockt waren, umbringen laſſen. Die Ermordung geſchah unter den ausgeſuchteſten Martern, zu denen das Ungeheuer ſelbſt Hand anlegte, und an denen ſie ihre Augen mit Wohlgefallen weidete. — Ein Beiſpiel der furchtbarſten Vermiſchung von Wolluſt und

Grauſamkeit, ſo furchtbar als nur die Zeit der franzöſiſchen Revolution einzelne hervorgerufen, gab auch (nach Lacretelles Geſchichte von Frankreich) der Bruder des Herzogs von Bourbon Condé, der Graf von Charolais. Die Opfer ſeiner Wolluſt brachte dieſer Wütherich meiſt um, oder marterte ſie aufs Furchtbarſte. Eines ſeiner Vergnügungen war es, auf Dachdecker zu ſchießen, nur um ſie zerſchmettert heruntergeſtürzt zu ſehen. — Jener Holländer, der bei den wilden Freudengelagen des Volkes die Violine geſpielt, ward von einer Luſt am Morden ſo ganz beſeſſen, daß er nach und nach vier und dreißig Mordthaten, weder aus Rachſucht, noch um zu ſtehlen, ſondern blos deshalb beging, „weil er ein außerordentliches Vergnügen dabei empfand." (Nach Serrurier, bei Gall.) — Die Mailänderin, von welcher Prochaska (Oper. min. T. II, p. 98 bei Gall) erzählt, hatte zugleich das Fleiſch der von ihr gemordeten Kinder zu ihrer täglichen Koſt gewählt. — Bei ſolchen Mordluſtigen iſt wenigſtens noch im Anfang etwas im Innern da, was der That widerſtrebt. Dieſes Widerſtrebende iſt auch bei geiſtig Schwachen und Kranken urſprünglich ſo ſtark, daß ein Melancholiſcher, in deſſen zerrüttetem Weſen durch den Anblick einer Hinrichtung ein heftiger Drang zu Morden entſtanden war, ſich ſelber die Hände feſſelte und ſeine Freunde bat, ihn zurückzuhalten. Einen ähnlichen Fall erzählt Pinel von einem Wahnſinnigen und Gall von einem Mann zu Haina. — Iſt ein ſolcher Kranker mit wachem Willen, ſchon auf irgend eine andre Weiſe dem nach abwärts gehenden Zug ergeben, dann vermag er gleich anfangs, trotz der innren, entgegenredenden Stimme, der Luſt am Morden und Zerſtören nicht zu widerſtehen. So die am 16 Aug. 1802 zu Schwabmünchen enthauptete Maria Frank, welche ſchon vorher, ehe in ihr durch den Anblick einer Feuersbrunſt der Hang zum Brandſtiften entſtanden war, dem Branntweintrinken ergeben geweſen. — Hat der Menſch erſt mehrmalen mit Willen der innren Stimme widerſtrebt, dann ſchweigt ſie zuletzt ganz, oder er wird ſo feſt an ſeinen convulſiviſch-pſychiſchen Hang gebunden, daß es ihm ergeht wie jener geiſtig Kranken in B., die in Gegenwart ihres Bruders und eines berühmten Arztes, wie ſie bei ihrer Wiedergeneſung erzählte, zum unendlichen Schmerz ihres innren Bewußtſeyns und beſſeren Willens, Worte des Wahnſinnes ſprechen mußte, die ihr gleichſam ein fremder, mit ihr waltender Geiſt aufdrang. Sie verſtund dabei nicht blos Alles, was der Arzt mit dem bekümmerten Bruder ſprach, ſondern erkannte auch ganz das Betrübende, was für dieſen in ihren Worten lag, und doch war ſie unvermögend, dieſes innre, beßre Gefühl auch nur durch die mindeſten Zeichen zu erkennen zu geben.

Das Stimmorgan der Seele: Gemeingefühl und Gewiſſen.

§. 34. Wir kommen nun zu der Betrachtung eines höchſt bedeutungsvollen Organes unſres innren Weſens; eines Organes, an welchem zweier Welten Bewegung, wie an Oſſians Harfe ſich kund machet. Denn dieſe ertönet, wenn bei der flammenden Eiche Oſſians Finger die Saiten aufreget, daß er die Thaten der vormals geſchlagenen Schlachten beſinge und den Geiſtern der gefallenen Helden ihr Lob verkünde, und ſie ertönet, ruhend in Fingals Halle, wenn die Geiſter der hingeſchiedenen Helden ſie berühren, damit ſie den Lebenden das noch verborgene und künftige Ende der Kämpfe verkünden. So wird die aufmerkende Seele im Gemeingefühl das Bewegen des eigenen, innren, wie jenes eines fremden, äußeren Lebens gewahr, denn dieſes Gefühl iſt der — beiden gemeinſame — Punct des Begegnens; wie in der athmenden Lunge, deren Hauch der leiblichen Stimme ihre Kraft gibt, das äußere, lebenskräftige Meer der Luft und die innre Woge des eignen Blutes ſich begegnen.

Wenn der Winter aus Feld und Wald entwichen und ein friſcher Lebenshauch der Luft über die neugeöffneten Blumen geht, da fühlt das athmende Thier mit dem eignen, erhöhten Leben das erhöhte Leben der Natur, und, ſitzend auf dem vom Morgenlicht beſtrahlten Wipfel der Tanne, athmet die Singdroſſel das Mitgefühl mit dem neuen Leben im Wald und Flur durch die tiefen Töne des Geſanges aus. Wenn, aus dem Ei entſchlüpft, die zarte Brut der Henne das junge Grün, und in ihm das erſte Futter ſuchet, da läßt ſich das Gefühl der Mutter, für das Bedürfniß der Jungen in den lockenden und warnenden Tönen der Stimme vernehmen. Es iſt dieſes gemeinſame Gefühl des eignen und des fremden, befreundeten Lebens der Jungen, welches die lockende Mutter voran, nach dem Gewürm der Wieſen, oder zu den Körnern des Graſes führt, dieſes Gefühl, welches gegen die rauher wehende Luft die Küchlein unter das wärmend verbreitete Gefieder ruft, oder mit lauterem Tone den näher ſchwebenden Raubvogel verkündet.

Dieſe Stimme eines Gefühles, das nicht mehr dem Einzelweſen allein gehört, ſondern mit ihm gemeinſam den Bewegungen einer andren, äußeren Welt der Lebendigen, verſtehen dann alsbald dieſe Lebendigen alle, und es eilt nicht nur das zum erſten Male dem Stalle entſchlüpfte Küchlein auf den lockenden Ruf der Alten zum Futter herbei; ſondern den warnenden Laut der brütenden Grasmücke verſtehen der Heher wie die Bachſtelze; es beachtet ihn alsbald das ganze Geflügel des Waldes. Und wenn am Morgen aus dem benachbarten Kornfeld die Lerche ſingend ſich erhebt, da erwacht von Neuem der Geſang der kaum entſchlafnen Nachtigall, und mit ſchmetterndem Tone ſtimmen der Grünling und Finke ein. Denn dieſes iſt die Stimme einer Luſt, welche nicht die der Lerche oder der Nachtigall allein iſt, ſondern eine allgemeine alles Lebens, und wie am ſingenden Vogel alle Muskeln der Bruſt zugleich beim Geſang erbeben, ſo hallet jene Stimme der Luſt, wo ſie erwachte, alsbald in allen geſund fühlenden Lebendigen nach.

So lernen wir das merkwürdige Sprachorgan der Seele zuerſt in jener nächſten und eigenthümlichſten ſeiner Eigenſchaften kennen, in welcher es am Thiere den allverſtändlichen Naturlaut, am Menſchen aber die Sprache der Begeiſterung erzeugt. Wenn dein Mund die Worte eines Gefühles ſpricht, das nicht dein allein, ſondern mein wie dein, das Aller iſt, dann entbrennet in meinem Innern das gleiche Gefühl; die Seele, den Banden ihres eigenen, engen, armen Selbſt enthoben, folget ohne Widerſtand dem übermächtigen Zuge, der dich bewegt. Dies iſt die Sprache, nicht des Mundes und der Kehle allein, die am leiblichen Ohr verhallet, ſondern die Sprache der Seele, die zur Seele dringt und dieſe bewegt. Ich dachte nichts als mein eignes, armes Selbſt, ſeine eitlen Wünſche, ſeine Sorgen, ſein Elend. Da kam aus deinem Wort ein Leben, deſſen Sehnen und deſſen Kraft, deſſen Luſt und Schmerzen mächtiger waren, als das Sehnen und der Schmerz in meiner Bruſt. Das beengte Eigene war vergeſſen; ich gedachte Deſſen, das nicht mehr mein allein iſt, ſondern dein und Aller, und ewig auch mein.

Im gaſtlichen Saale der Phäaken, als beim Mahle der Geſang ertönet, da entbrennt, vor Wehmuth und Luſt, die Seele des Helden, und er verbirgt das thränende Auge im Gewand. Denn die Muſe, welche Alles weiß, was fern und im Verborgenen geſchehen, hat dem blinden Sänger gelehrt, was im zehnjährigen Kampfe die Helden bei Troja erlitten, und durch der Wahrheit Kraft, welche im Geſange liegt, lebt in Odyſſeus Seele das alte Lied und die ganze Macht der vergangenen Sorgen von neuem auf. — Jene Sänger, von Gott begeiſtert, ſahen und erkannten, wenn der Geiſt des Geſanges über ſie kam, das, was einſt geſchah und was nachmals geſchehen wird; mitten im Dunkel der Gegenwart das fern Künftige, in dem eitlen Wandel der Zeit, das was ewig beſtehet.

So hat die alte Zeit der Heiden und Völker es ſchon gewußt und erfahren, daß die Sprache der rechten Begeiſterung zugleich die Sprache einer Wahrheit ſey, in deren Lichte das Geweſene wie das noch Werdende frei und offenkundig da liegen. Dieſes führt uns zur Betrachtung einer andren Eigenſchaft des Gemeingefühles, in welcher dieſes als Ahndungsvermögen erkannt wird.

Jenes Gefühl, das in Spallanzani's Verſuchen die Fledermäuſe, denen man die Augen genommen und Naſen wie Ohren verſchloſſen, ſo mit ihrer Umgebung vereint, daß ſie, gleich wie vormals, mit den noch ſehenden Augen, den Schlupfwinkel im Gemäuer finden und im Fluge die im Zimmer ausgeſpannten Fäden vermeiden; jenes Gefühl, das, mit verſchloſſenen Augen, den Nachtwandler ſicher auf ſeinem gefahrenreichen Gange geleitet, nennen die Phyſiologen das Gemeingefühl. „Dieſes ſey es, wodurch das öfter erwähnte, von James Eccles beobachtete Mädchen in einem Zuſtande, welcher dem des angehenden Todes glich, von den Perſonen, die ſich ihm genähert, noch Kunde empfangen, obgleich weder das todtenſtarre Auge jene geſehen, noch das erſtorbene Ohr ihre Stimme vernommen. Das Gemeingefühl ſey es, wodurch, in den Zuſtänden des magnetiſchen Hellſehens, die Sommambule mit dem Magnetiſeur und andren magnetiſch genäherten Menſchen in eine ſolche innige Gemeinſchaft trete, daß ſie die noch nicht zum Wort oder zur That gewordenen Gedanken und innren Sorgen derſelben erkenne. Das Gemeingefühl, auf einer höheren Stufe ſeiner Wirkſamkeit, als in dem eben erwähnten Falle bei der verſtümmelten Fledermaus, ſey es, welches die magnetiſch Hellſehenden über das belehre, was, von der dazwiſchen ſtehenden Wand verdeckt, im Nebenzimmer, oder ſelbſt am weiter entfernten Ort geſchehe, denn es gründe ſich das Gemeingefühl auf das Daſeyn und die Wechſelbeziehung einer bald mehr bald minder ausgedehnten Sphäre von unſichtbar ätheriſcher Natur, welche den lebendigen Nerven umgebe und von ihm ausgehe.“

Wir kehren jedoch lieber zu dem gleich anfänglich zur Bezeichnung jenes wundervollen Seelenorganes gewählten Ausdruck zurück, weil uns derſelbe unmittelbarer und näher zur Erkenntniß der einzelnen Eigenſchaften und ihres innren Zuſammenhanges zu führen ſcheint: Das Gemeingefühl iſt das Medium, wodurch Seele zu Seele ſpricht, Seele der Seele ſich vernehmlich machet.

Die Seele iſt es, in deren innrem Rath und Willen die verborgenen Anfänge der noch künftigen Handlungen und Worte liegen. Wenn das erhöhte Gemeingefühl der Spinne und andrer Inſecten: jenes Gemeingefühl, das dem Einzelleben zugleich mit dem Geſammtleben der äußeren Natur zukommt, den künftigen Witterungswechſel und andre Naturereigniſſe voraus bemerkt, wenn die magnetiſch Hellſehende den nachfolgenden Ausgang der innren, krankhaften Bewegungen, in einer, mit ihr in Beziehung geſetzten Perſon, ja die Annäherung einer zufällig erſcheinenden, äußeren Gefahr vorherſieht; ſo geſchieht dieſes dadurch, daß Seele in Seele lieſt, daß der eine verborgene Anfang eines noch künftigen, äußeren Werdens, den andren verborgnen Anfang des Werdens verſtehet.

Machen ſich doch ſchon durch die Wirkſamkeit des äußeren, leiblichen Sprachorganes Menſchen einander bemerkbar und verſtehen ſich, welche von undurchſichtigen Scheidewänden getrennt, ſich nicht ſehen können; es hört oft und verſtehet der im Zimmer Verſchloſſene, bei ſtiller Nacht, gerade die Worte dieſer oder einer andren beſtimmten Perſon, auf welche der Zug der Aufmerkſamkeit ihn lenket. Hier, wie in der höheren Region der innren Seelenſprache, erſcheint jener Zug, der die Aufmerkſamkeit jetzt dahin, dann dorthin lenket, nicht ſelten wie etwas unerklärlich Zufälliges. Es ſieht jener Engländer, deſſen zwecklos ſcheinendes Ferngeſicht neulich in öffentlichen Blättern erwähnt worden, durch die Seele der dort Gegenwärtigen und Sehenden, den ganzen Verlauf eines Meuchelmordes, der noch an demſelben Tage zu London in der Vorhalle des Hauſes der Gemeinen an dem Lord Schatzmeiſter verübt wird; er ſieht Alles ſo klar und deutlich, als ſey er ſelber leiblich zugegen. Nicht ein überlegter Wille, ſondern ein andres, äußerliches Geſetz der Anziehung iſt es, welches das krankhaft reizbare Ohr eines auf dem Siechbette liegenden, jetzt gerade mehr für dieſes, als für ein andres, eben ſo lautes Geräuſch öffnet.

Das Gemeingefühl iſt indeß, ſelbſt in ſeiner Aeußerung als Vorgefühl und Ferngefühl, nicht hörendes Ohr, ſondern vielmehr eine innre, ſprechende Stimme. Wiewohl es ſich auch in dieſem Gebiet des Seelenlebens ſo verhält, wie in dem ihm entſprechenden Leiblichen: es iſt daſſelbe vermittlende Element (hier z. B. die Luft), deſſen Erſchütterung und Bewegung die Lunge bewirkt und das Ohr vernimmt. Ueberhaupt iſt es die eigenthümliche Kraft und Beſtimmung der Sprache: gleich einer innren Sonne, den von ihr beleuchteten Dingen erſt deutlichen Umriß und Beſtand zu geben, denn es wird die ganze Welt der uns umgebenden Sichtbarkeit erſt dadurch zu etwas Bleibendem und deutlich Unterſcheidbaren für den innren Sinn, daß die Sprache ihr Namen gibt und Worte.

So wird auch die Welt der verborgnen Anfänge, welche das Gemeingefühl bemerkt, durch einen Act dieſes Gefühles, welcher dem Namengeben und dem Ausſprechen des gegebenen Namens gleicht, erſt aus dem ſie verhüllenden Chaos geſchieden und ſelbſtſtändig beleuchtet, und es tritt hier, wenn etwa die magnetiſch Hellſehende die noch künftigen Schritte der pſychiſchen Wirkſamkeit ihres Magnetiſeurs beſſer bemerkt, als dieſer ſelber, ein ähnliches Verhältniß ein, als beim Sehen und Geſehenwerden. Denn ich ſelber ſehe nicht das Bewegen meiner Mienen, wohl aber ein Andrer, der mich beachtet.

Wenn um Islands nackte Felſen der Rabe unruhiger und wirbelnder als gewöhnlich herumkreiſet, wenn er mit jenem eigenthümlich kollernden Geſchrei, welches das Aufmerken des witterungskundigen Fiſchers erregt, die Schreckniſſe eines nahen Orcans verkündet, während der Himmel noch ganz unbewölkt erſcheint; da iſt es, als verſtünde das ſinnige Thier den Blick dieſes großen, über Alle geöffneten Auges der Natur beſſer, als ihn der Menſch verſteht. Wie etwa der Hund, ruhend zu den Füßen des Herrn, die Blicke deſſelben beachtet und den innern Zug der Freundlichkeit oder des Unwillens ſelbſt ſchon in den Augen und Mienen zu bemerken ſcheint. — Das Regen jener Schwinge, aus welcher Schreckniſſe und Furcht hinab in die ſichtbare Natur ſtrömen, bemerket überhaupt das Gemeingefühl, der Thiere wie der Menſchen, öfter und deutlicher, als das Annähern der Segnungen und der milderen Sonnenblicke des Lebens. Die Sprache dieſes Stimmorganes der Seele nahet, wie der Hauch der Rede, der aus Merlins Grab oder aus dem Geiſterbild zu Endor kommt, dem gewöhnlichen, leiblich wachen Ohre faſt immer nur im Gefolge der Schauder und der Schrecken. Dieſes führt uns zu der Beachtung einer andren Eigenſchaft des vielkräftigſten Organes der Seele, wodurch daſſelbe zu Dem wird, was die Sprache Gewiſſen nennt.

Schon in dem Doppelſinn des deutſchen Wortes: Ahndungsvermögen deutet ſich dieſe höchſte Beſtimmung des Gemeingefühles und ihr Zuſammenhang mit der eben erwähnten, als Vorgefühl an. Denn es bezeichnet dieſer Name zugleich den innren Rächer der krankhaften Verirrungen der Seele und das prophetiſche Vorausbemerken der Folgen, welche aus dieſen, dem Menſchenauge oft verborgnen Abweichungen entſtehen.

Wenn ſich ſchon beim Thiere, wie etwa bei unſrem Haushund oder beim gezähmten Elephanten, das Analogen eines Gewiſſens zeigt, welches noch vor der empfangenen Strafe den Ungehorſam oder den wilden Ausbruch der nur künſtlich gebundnen, thieriſchen Natur ahndet; ſo iſt dieſes gleichſamige Gewiſſen nur auf das Verhältniß des zahmen Thieres zum Menſchen gegründet. Im ungezähmten Zuſtand beißt und zerreißt der Hund Alles, was ſeinen wilden Trieb aufreizte, und freut ſich der zerreißenden Kraft; eben ſo tödtet der wilde Elephant den zu kühn ihm nahenden Menſchen und erfreut ſich ſeines Sieges. Wenn aber der Menſch das eigenthümliche Bedürfen und Begehren jener Thiere in die Gemeinſchaft ſeines eignen Wollens aufgenommen, wenn er ihre Natur dem Geſetz ſeines denkenden Geiſtes unterworfen hat, dann geſtaltet ſich in der Seele des Thieres ein gemeinſames Gefühl für die Richtung und Bewegungen des fremden höheren, und des eignen, untergeordneten Willens. Auf eine bemerkenswerthe Weiſe ſehen wir bei einigen unſrer Hausthiere aus dieſem pſychiſchen Wechſelverkehr mit dem Menſchen eine eigenthümliche Sprache, man könnte ſagen eine Sprache des thieriſchen Gewiſſens entſtehen. Es drücket der fröhlich ſchmeichelnde Hund die Freude über das Wohlgelingen einer Handlung, welche der Menſch ihm geboten, eben ſo wie die Reue über ein Beſtrafung erwartendes Vergehen, durch Gebärden und Töne aus, welche er ſonſt niemals im Verkehr mit andren Thieren oder ſelbſt mit den ihm fremden Perſonen vernehmen läſſet.

Wenn denn im Spiegel des menſchlichen Willens das gezähmte Thier ſeinen eignen Willen und die abweichende Richtung deſſelben bemerkt und ahndet, da ſcheint allerdings noch vom Geiſt des Menſchen aus ein andrer, mächtigerer Schrecken durch die Seele der ihrer ſelber nur unvollkommen bewußten Creatur zu gehen, als der Schrecken oder die Furcht vor der blos leiblichen Züchtigung. Selbſt der mächtige Elephant, welcher die Furcht vor körperperlicher Züchtigung von Menſchenhand kaum kennet, wenn er in einem Aufwallen der alten Wildheit den Treiber getödtet, der ihn etwa zur Unzeit gereizt oder übermäßig angeſtrengt, ſtehet zitternd und die Schuld erkennend da, und iſt dann insgemein ſo nachgiebig und lenkſam, daß ein ſchwaches Kind über ihn gebieten darf.

In der Seele des Menſchen wird das Gemeingefühl durch einen Strahl des Geiſtigen und Göttlichen zum Gewiſſen und zur Sprache des Gewiſſens verklärt. Dieſes iſt ein gemeinſames Gefühl des unwandelbar guten, göttlichen Willens und des eigenen, ſo oft abirrenden Menſchenwillens. So nothwendig wie mein Geiſt das, was er erfahren und ſich vorſtellet, in den Worten ſeiner Menſchenſprache bedenkt; ſo nothwendig ſpricht mein Gemüth über ſein vormals und eben jetzt vollführtes Handeln in den Worten einer Sprache, welche nicht die gewöhnliche des Menſchen, ſondern die eines göttlichen Geſetzes iſt. Die That, welche, ehe ich ſie geübt, der begehrenden Seele ſo wenig bedenklich, ſo menſchlich, ſo lieblich erſchienen, wollte ſich die Seele auch nachmals, als der langgehegte Wunſch zur Erfüllung gekommen, unter der erſten, harmloſen Geſtalt darſtellen. Da erſchreckte mich eine Stimme aus dem Innen, wie die Stimme eines Donners vom Berge, und aus dem Donner Blitze, welche mein Handeln, ſey dieſes dem eignen oder fremden Menſchenurtheil auch noch ſo harmlos erſchienen, mit einem Lichte beleuchteten, das mich erkennen laſſen, was mein Thun in Gottes Augen geweſen. Thräne des tiefeſten Schmerzens den meine Seele kennt, Thräne, nur zu oft vom Leichtſinn ſchnell getrocknet, dich hat mir nicht Furcht vor Menſchenſtrafe, nicht Furcht vor Menſchenauge und Menſchenurtheil, oder ein dem Herzen des Kindes eingeprägter Wahn ausgepreßt, ſondern, ſo wahr ein Gott iſt, mächtiger als ich bin, es war ein Schrecken von Gott, es waren Schauder einer Ewigkeit, die ſich in das bebende Herz ergoſſen, als ich gethan, was kein Menſch, ſondern was nur das Geſetz in meinem Innen mir verboten. Du Spiegel von Erz, in welchem mein Weſen ſich ſelber ſiehet, wie es in Gottes Lichte iſt, obwohl es ſo oft wieder dahin gehet und vergiſſet, wie es geſtaltet war; Spiegel von unwandelbarem Erz, wie oft hat die Luſt, wenn ſie vom Geſetz gereizet war, deinen Strahl zu verdecken geſucht. Aber es iſt die Kraft eines verzehrenden Feuers in dieſen Strahlen, die Hülle, ſo künſtlich ſie auch die lüſterne Seele gewebt, verſtob alsbald in Aſche.

Aber, warum hat denn der Menſch, den eine ſogenannte Philoſophie des Tages den Menſchen der Natur nennet, jenen Spiegel eines göttlichen Willens, worinnen der geiſtig wache ſein eignes Thun erkennt, ſo gar nicht, oder doch ſo höchſt unvollkommen und getrübt in ſich? Ohne die Spur eines innren Widerſtrebens mordet der Indianer den vermeintlichen Feind und verzehrt ſein Fleiſch, ja er mordet, wenn die Sitte ſeines Volkes ihm dies erlaubt, die alten Eltern und den eignen hülfloſen Säugling, oder gibt ſeinen eignen armſeligen Leib verderbenden Gräueln hin. Scheint doch öfters ſelbſt den Men=

ſchen, die gleiches Gewand der äußeren Bildung mit uns deckt, und welche bei der Göttin Vernunft ihre Eide ſchwören, zur Benennung ihres eignen Thuns das rechte, bezeichnende Wort innerlich ganz zu fehlen. Denn wie Fieberkranke oder ſchlagflüſſig Gelähmte, welche die Benennungen für die Gegenſtände ihres Erkennens und Begehrens verwechslen, nennen jene geiſtig Lahmen das Verderben ihren Vater, den Fluch liebe Mutter; ſie taumeln lachend um das Auge des Löwen, das zornfunkelnd auf ſie blicket, und winden mit ſpielender Hand Blumen um die giftrunkene Natter. Wo wäre da eine Stimme und Sprache im Innren, welche das Wort „Gott" nennete, wo wäre da eine Sprache des Gewiſſens?

Vergeſſen wir jedoch nicht, daß dieſes nicht der urſprüngliche, ſondern der krankhaft entartete Zuſtand unſrer Natur ſey. Schon in jenen früheſten Menſchenzeiten, welche die Geſchichte mit Recht als die Kindheit unſres Geſchlechts betrachtet, vernehmen wir aus der Bruſt des Schuldigen die Stimme eines Richters und Rächers, welcher mit dem vergänglichen Weſen von einer Ewigkeit ſpricht, die nur der unvergängliche Geiſt im Innren kennet; ſchon in jener Zeit der Kindheit iſt es aber nur die Nähe eines Göttlichen, in welcher und durch welche der Mörder das Rachegeſchrei des unſchuldig vergoſſenen Blutes vernimmt. Die Gabe des Geſetzes in die Menſchenſeele: des Geſetzes, welches unſer Thun und Laſſen richtet, iſt ſo alt als die Gabe der Sprache, und iſt ſelber nahe mit dieſer verwandt. Ein Entfernen von dem Quell beider hat aber, hier wie dort, eine Verwirrung herbeigeführt, welche nur durch eine neue, geiſtige Schöpfung gelöst werden konnte. Denn immer iſt es nur ein Auge, das Alles ſieht, in welchem der Geiſt des Menſchen ſeine eigne, innre Geſtalt erkennt, wie das gezähmte Thier (nach S. 516) ſein Fehlen in dem höheren Spiegel des menſchlichen Weſens gewahr wird. Unſre innre Natur verliert mit ihrer eigentlichen, lebendigen Sprache, zugleich auch das Verſtändniß für die Stimme, die von oben kommt. Es geſchieht dieſes, nur in einem höheren Maßſtabe, nach demſelben Geſetz, nach welchem der Menſch, der lange Jahre auf einem wüſten Eilande, außer allem Umgang mit ſprechenden Weſen, oder in einem fernen Lande unter anders redenden Menſchen lebte, ſeine eigne Mutterſprache verlernt.

Stets doch bleibt auch noch, bei einem ſolchen Verlernen und Vergeſſen, der Menſchenſeele das Organ, das zum Vernehmen der Stimme vom Berge und zum Antworten auf ihre Rede gemacht war. Es iſt daſſelbe nur übertäubt von dem Drange der Begierden und der Bewegungen der niedren Sinnlichkeit. Das äußere Getös ſchweigt, und die Stimme, welche ohne Aufhören ertönt, wird vernommen. Ein Menſch, welcher des göttlichen Geſetzes in ſeinem Innren durch tauſendfältiges Uebertreten geſpottet hatte — ihm ſchien dieſe alte Schrift im Herzen längſt zerſtört; — ein Menſch, lebendig begraben in Lüſten, ſtürzt, mitten auf dem Wege des Laſters, bei Nacht in eine Gruft, welche, nach der Sitte des Landes, Haufen von Leichnamen erfüllen. Da iſt der lebende Leib mitten unter Todten, und hauchet mit jedem Odemzug den Aushauch der Verweſung ein. Sein Geſchrei aus der Tiefe, an ſo abgelegenem Orte, hört kein Menſch; kein Laut, der Hülfe verſpräche, kommt von außen zu dem ängſtlich horchenden Ohre. Aber dem lange trunken Geweſenen wird, in dieſen Stunden der furchtbaren Nacht, das innre Ohr wieder geöffnet für die Stimme des Geſetzes, das er verachtet, und es erwacht in ihm die Kraft eines andren, innren Geſchreies. Aus dem vom doppelten Tode Geretteten wurde nun ein Mann, der in viele Seelen das neue, innre Leben ausgoß und nährte, das ſeit jenen Stunden der Nacht in ihm begonnen: Benedetto Marcello, den die Geſchichte der höheren, ernſteren Tonkunſt unter ihren Meiſtern nennt. Nicht immer iſt jedoch zum Wiedererwecken des ſcheintodten und gelähmten Organes ein ſo augenfälliger Anſtoß nöthig geweſen, und es ſind hierbei, wie wir dies noch an einem andern Orte (im Abſchn. VII.) ſehen werden, die Heilmittel nach der Natur der Seelen und dem Grade der Krankheit verſchieden.

Taubſtumme, wenn ſie das geſprochne Wort auch nicht mit dem Ohre vernehmen, verſtehen doch die Sprache der äußeren Gebärden und Mienen, und vermögen durch dieſe ſich ſelber verſtändlich zu machen. Es bedienen ſich deshalb die Erzieher mit Erfolg dieſes Weges der Mittheilung, um ſolchen Verarmten und Verlaſſenen das geiſtige Erbtheil unſres Geſchlechts mitzutheilen. So redet auch mit der Seele des Menſchen, wenn in ihr das eigentliche Organ zum Aufnehmen und Mittheilen der Sprache des göttlichen Geſetzes gelähmt oder zerſtört worden, dieſes Geſetz eine äußerliche Zeichen- und Gebärdenſprache, welche ſelbſt der Schwerhörende noch verſtehet. Oefters ſind es die Schreckniſſe der Natur, die auf ihn wie ein Angeſicht mit drohender Miene blicken: ein Sturm auf offnem Meere, der den ſonſt furchtloſen Seefahrer auf einem leicht ſchwankenden, ausgehöhlten Baume findet, oder ein Ungewitter in finſtrer Nacht. Die Väter und Helden der Inſel ſind verſammlet, um (nach menſchlichem Wähnen) ſich zu berathen, ob noch forthin Odin und die andre Macht der alten Aſengötter Island beherrſchen, oder ob ſich dieſes der hehren, Alles neu ſchaffenden Gewalt des Chriſtenglaubens beugen ſolle, da kömmt Nachricht, daß zu Olves, nahe am Abhange des Gebirges der Roßweiden, Feuer aus der Erde gebrochen ſey. Und der Donner des Vulcanes ſpricht dieſelben Worte wie die donnernde Stimme vom Berge, im Innern der verſammleten Väter: Island wird von nun an der Predigt des Chriſtenthums geöffnet.

Dieſe Zeichenſprache der Natur, ſo leiſe wirkend und ſo bedeutungsvoll, verſtehet öfters der Menſch mit geſundem Gehör und Sprachorgan nicht, wohl aber der pſychiſch Taube, zu dem ſie gerichtet iſt. So ſchreckt einen, auf dem Wege des Ehebruches Begriffnen der Ruf der Wachtel im Kornfelde, einen Mörder das Geſchrei und Herabſchweben einiger Krähen des Waldes, in welchem jener eben das Blut des Bruders vergoſſen, denn ihm ſcheint es, dieſe Stimme der gegen ihn fliegenden Vögel will ihn beſtrafen und gegen ihn zeugen. Ein Andrer erkennt an einem zerſtückten Thier von giftigem Geſchlecht das Verbild des Schickſales, das ſeinen Leib erwartet; ſo oft zu Thaten gemißbraucht. furchtbarer und abſcheulicher als der Biß der Natter, und zugleich erwacht in ihm das innre Verſtändniß für das Geſetz aus Gott. — Ein Geſchrei, das bei ſtiller Nacht ins Ohr dringt, ähnlich ſcheinend dem Angſtgeſchrei, das der Gemordete in ſeinem letzten Kampfe ausgeſtoßen; der Anblick des Blutes, ſelbſt nur von einem geſchlachteten Thiere, oder der Anblick der Stätte, wo der Mord geſchahe, ſo wie der öfter wiederkehrende Schrecken eines nächtlichen Traumes, haben nicht ſelten die entartete Menſchennatur ſo mächtig und tiefeindringend bewegt, daß ſie den leiblichen Tod viel weniger gefürchtet, als die im Innren wach gewordne Angſt. Wo dieſe wohnt und waltet, da macht ſie ſelbſt der leiſe Flug der Kraniche des Ibicus äußerlich kund und ſichtbar.

So zeigt es ſich öfters, daß das Organ der natürlichen Sprache der Seele nicht, wie dies geſchienen, vernichtet, ſondern blos gebunden oder von einem irrenden Wahnſinne, „welcher der Zunge falſche Namen und Worte, ſtatt der rechten unterlegte", gemißbraucht war. Wie zuweilen, nahe an der Stunde des Todes, die Gebundenheit des Verſtandes durch Wahnſinn oder Dumpfheit verſchwindet und das geſunde Selbſtbewußtſeyn wiederkehrt; ſo wird auch, wenn ſich der Seele der „König der Schrecken“ der Tod nahet, die Zunge des innren Sprachorganes wieder gelöst, und dieſelbe ſpricht Worte, deren Sinn und Wahrheit durch Mark und Bein dringet. Ja, wenn zuletzt im Tode alles andre Bewegen, alle Kräfte der Seele ſchweigen, da bleibt und ſpricht noch dieſe Stimme mit dem Geiſte allein.

Wir betrachten nun noch in wenig Zügen die Stellung und Wechſelbeziehung des innren Sprachorganes zu den andren Organen der Seele und ihren Verrichtungen.

Die Organe der leiblichen Stimme und Sprache liegen bei dem Menſchen mitten zwiſchen der oberen Region des Hauptes und ſeiner erkennenden Sinnen, und zwiſchen den Gliedern und Eingeweiden des Rumpfes. Und dennoch ſind ſie ſo ſcharf von beiden Seiten geſchieden. Denn im Indifferenzpunct des Leibes gelegen, ſtellen dieſelben, wie wir oben im §. 16 ſahen, einen kleinen, für ſich beſtehenden Organismus, eingeſchloſſen im größeren, dar. — Die Luftröhre, mit ihrer Stimmritze, iſt zugleich zum Aufnehmen der belebenden Himmesluft und zum Aushauchen des Tones, die ſprechende Zunge zugleich zum Schmecken der Nahrungsmittel beſtimmt, und Speiſeröhre und Luftröhre geſellen ſich an ihrem Anfange wie in ihrem Verlaufe nachbarlich zuſammen. Dennoch iſt die Luftröhre durchaus nur zur Aufnahme des luftförmigen Stoffes geſchickt, gegen alles Andre empfindlicher ſchmerzhaft als jedes andre nach außen geöffnete Organ. Endlich ſo erkannten wir an dem leiblichen Abbild des Seelenorganes, welches wir hier betrachten, daß der hörbare Ton nichts Andres ſey, als das eigenthümliche Erbeben der Muskelfibern, bei der gewöhnlichen Bewegung des Muskels, welches hier, in dem kleineren, ſelbſtſtändigen Organismus der Stimmorgane ungehemmt und frei hervortritt, während es anderwärts an dem überall von Fleiſch und dem Gewebe der Gefäße und Häute umgebnen Knochen der Glieder eben ſo wenig zum Ton werden kann, als der Anſtoß, der an eine, allenthalben von Sand und Schlamm umhüllte Saite geſchiehet.

In der Seele, ſo ſahen wir bereits und werden es noch weiter ſehen, entſprechen die Gefühle den Nahrungsmitteln, und das innre pſychiſche Fühlen dem Nahrungnehmen. Den Muskeln und ihrem Bewegen gehet das Begehrungsvermögen der Seele parallel; dem leiblichen Syſtem des Hauptes ſtehet die Region des Selbſtbewußtſeyns ſammt Verſtand und innren Sinnen gegenüber.

So wird dann in dem Weſen und den Eigenſchaften des Gemeingefühles ein Angränzen, beides an die Natur des ruhigen Erkenntniß- wie des Begehrungsvermögens gefunden, ſo wie ein nachbarliches Zuſammengeſellen und Verwandtſeyn mit den Gefühlen im eigentlichen, engeren Sinne. Und dennoch iſt zugleich jenes innre Organ ein von allen übrigen Seelenvermögen ſo ſcharf abgetrenntes, ſelbſtſtändiges Ganzes, daß weder das natürliche Anſehen, welches wir dem Urtheil unſres Erkennens beilegen, noch die Kraft der Gefühle das hinwegräſonniren und verlöſchen kann, was die wundervoll beharrliche Stimme des Gemeingefühles ſpricht! — Allgewaltig, wie dem Thiere der Inſtinct, gebietet dieſe Stimme ſelbſt dem Menſchen. Die Vernunft empört ſich, das Gefühl widerſtrebt, aber die Stimme gebietet fort, bis der Hörer gehorcht.

Wie das gemeinſame Organ des Athmens und der Stimme am Menſchenleibe, ſo dient auch das Gemeingefühl der Seele dem Verkehr mit einem oberen, allgemeinen Element des Lebens, durch welches und in welchem allein das Einzelleben beſtändig ſich erneut und erhält. Wie endlich die bewegende Kraft des Nerven durch den Muskel hindurch am freier geſtellten Stimmorgan zum hörbaren Ton wird, und wie das ausgeſprochne und vernommene Menſchenwort dem ſinnlich Erkannten und Erfahrnen, erſt ſein Verbleiben und ſeinen feſten Beſtand für die innre Region des Geiſtigen gibt, ſo wird jedes Bewegen und jede That unſres Begehrungsvermögens an und in dem Sprachorgan der Seele: dem Gewiſſen, zu einem innren Wort und Namen, welcher, ſo ſehr dies auch der ſchnell vorübereilende Leichtſinn verkennen mag, unſrem, ſcheinbar oft ſo bald vergeſſenen Handeln, ein unvergängliches, ewiges Seyn und Bleiben gibt. Hier hallet alles das, wobei der Menſch mit ſeinem eigenen Selbſt ſich allein glaubte, auch einer oberen, unſichtbaren Region des Geiſtigen vernehmbar nach; denn das Gewiſſen iſt die Stimme eines Wechſelgeſpräches der Menſchenſeele, nicht allein mit ſichtbar lebenden Weſen ihrer Art, ſondern mit einer Welt des verborgenen Lebens in Gott.

Allerdings iſt es erſt der Geiſt, der das Gemeingefühl der Seele im Menſchen zu dieſer ſeiner höchſten Beſtimmung erhebt. Wie auch beim gewöhnlichen Sprechen der Leib den hörbaren Laut, die Seele den Ton und melodiſchen Geſang der Stimme, der Geiſt aber zu dem Laut und dem Ton das tief bedeutungsvolle Wort gibt. Aber daß jenes Organ zunächſt der Seele, nicht dem Geiſt angehöre, zeigt ſich darinnen, daß wir es, wenn auch minder hoch entfaltet, eben ſo beim Thiere und Menſchen zugleich finden, als das leibliche Stimmorgan.

In ſeiner Stellung zu den andren Organen und Kräften der Seele, und in ſeiner ſcharfen Abgeſchiedenheit von denſelben, gleichet das Gemeingefühl — und zwar am meiſten da, wo es im Menſchen zum Gewiſſen wird — einem verſchloſſenen Garten, zu deſſen Innrem der Herr des Hauſes allein den Schlüſſel in ſeiner Hand führet. Sein Odem webet da, unter den Bäumen des Lebens, und wecket in der Bruſt des Vogels den melodiſchen Geſang auf, geſtaltet die Menſchentöne der Harfe zum Lied der Begeiſterung, verklärt die innre Rede des Menſchengeiſtes zum Gebet.

Bemerk. Das Gemeingefühl: ein Gefühl, das ſchon über den beſchränkten Kreis des bloßen Wahrnehmens und Fühlens deſſen, was das Einzelweſen angeht und berührt, hinausliegt, über dieſen Kreis frei erhoben iſt (m. v. §. 16), gleicht einer frei ausgeſpannten Saite, oder vielmehr der frei ſchwebenden, leicht beweglichen Luft, welche, ſobald ein lauter Ton erſchallet, denſelben nachtönt. Das eigenthümliche Verhältniß des Gemeingefühles zu einer höheren Welt der unſichtbaren, geiſtigen Anfänge (Principien) und die Kraft der letzteren, zu gleicher Zeit und auf gleiche Weiſe, ganze Zeitalter und Völker — wie zu einem gemeinſamen, harmoniſch tönenden Liede — aufzuwecken, zeigte ſich beſonders in ſolchen großen Momenten der Geſchichte unſres Geſchlechts, wie der war welcher der Ankunft und Verbreitung des Chriſtenthums unter den Völkern vorangina (m. v. m. Ahnd. ein. allg. Geſch. d. Leb. 2ten Theiles 2ten Band). Das gemeinſame, einſtimmige Lautwerden des Ahndungsvermögens, bei den verſchiedenſten Völkern und in den verſchiedenſten Ländern, in dem erhabenſten und größten Augenblick der Menſchengeſchichte, in der Zeit der Erfüllung alles Hoffens, glich dem tauſendſtimmigen Geſange aller Vögel eines waldreichen Landes, der zumal in allen Thälern und auf allen Hügeln umher ertönet wenn der Frühlingsmorgen über das Land aufgeht. Der Inhalt des damaligen, großen Liedes der Völker, erſcheint überhaupt als das Hauptelement aller Bewegung und Aufregung des Gemeingefühles im Menſchen. Er iſt der Anfang aller von oben herniederwärts, in die Sichtbarkeit gehenden Lebensbewegung (§. 18), und für dieſes Bewegen iſt das Gemeingefühl eben ſo ein leitendes Medium, wie der Metalldrath für die Elektricität, wie das Eiſen für den Magnetismus. Das Eiſen iſt ſeiner innren Natur und Entſtehung nach nicht blos verwandt mit dem Magnet, ſondern mit dem magnetiſchen Princip ſelber, es danket ſein eigenthümliches Weſen der in ihm freier gebliebenen, im ungebundenen Zuſtand wirkſamen, magnetiſchen Kraft. Eben ſo iſt auch das merkwürdige Seelenorgan des Gemeingefühles ſeinem innren Weſen und Urſprunge nach mit dem eben erwähnten Element verwandt, für deſſen aufregende Einwirkung es zunächſt vorhanden und gemacht iſt. — Es ſteht indeß auch hier die Empfänglichkeit für den natürlichen und geſunden aufregenden Einfluß, eben ſo wie z. B. jedes lebende Organ des Leibes, auch für einen entgegengeſetzten, feindſeligen Einfluß offen: jenes Seelenorgan kann im kranken Zuſtande zu furchtbaren Bewegungen eines fanatiſchen Wahnſinnes aufgeregt werden, wie wir dieſes an einem andren Orte noch weiter betrachten wollen.

Ueber das oben S. 509 gebrauchte Bild vergleiche man Oſſians Fingal, 5ter Geſang von 487 bis 490 und anderwärts. — Bemerkenswerth iſt das Eigenthümliche und Ausgezeichnete, das an der Sprache und Stimme des erwachten und eigenkräftig gewordnen Gemeingefühles im Vergleich mit der alltäglichen und gewöhnlichen Stimme und Sprache des beſchränkten, eigenen und leiblichen Bedürfniſſes gefunden wird. Die Stimme, welche die Brut-Henne von dem erſten Augenblick des belebenden Brütens an, bis dahin, wo die ſchon kräftiger gewordnen Küchlein der mütterlichen Pflege entwachſen ſind, von ſich hören läſſet, iſt eine ganz andre, als die gewöhnliche, eben ſo die Stimme des Vogels, der ſeine Lieder des Frühlinges und der Liebe ſingt. — Eine Kraft der Mitaufregung des Gemeingefühles, bei Andren, liegt nicht blos in der Sprache der geſunden und ächten, ſondern auch in der Sprache der falſchen, fiebertrunkenen Begeiſterung. — Ueber andre oben erwähnte, dem Gemeingefühl zugeſchriebene Erſcheinungen ſ. m. die §§. 26 und 27. Die oben S. 514 erwähnte Geſchichte des geiſtig fernſehenden Engländers ſtund im vorigen Jahrgang der Times vom 16. Auguſt, mit der Bemerkung, daß alle Zeugen noch am Leben ſeyen; ſie iſt kürzlich folgende: In der Nacht vom 11. Mai träumt Mr. Williams zu Scorrierhouſe bei Redruth in Cornwallis, er ſey in der Vorhalle des Hauſes der Gemeinen zu London und ſähe da einen Mann, der mit einem Piſtol einen eben hereintretenden Herrn niederſchöſſe, einen Herrn, von welchem man ſagte, er ſey der Kanzler. Der Traum erſchüttert ihn ſo heftig, daß er darüber aufwacht und auch ſeine Frau aufweckt, um ihr den Traum zu erzählen. Dieſe ermahnt ihn, ſich das grundloſe Nachtgeſicht aus dem Sinne zu ſchlagen und wieder einzuſchlafen. Er ſchläft auch wirklich bald wieder ein, fährt aber kurz hernach wieder auf und erzählt, daß ihm ganz derſelbe Traum noch einmal geträumt habe. Auch jetzt zwingt er ſich jedoch zur Ruhe und ſchläft wieder ein. Da ihn aber nun daſſelbe Traumbild zum dritten Mal erſchreckt, ſteht er zwiſchen 1 und 2 auf und kleidet ſich an. Beim Frühſtück iſt von Nichts die Rede, als von jenen Träumen, und Williams Seele iſt davon ſo voll, daß er am Vormittag zu Falmouth, wohin er eben einen Weg gemacht, jedem Bekannten, der ihm begegnet, ſein Traumgeſicht mit allen ſeinen Nebenumſtänden erzählt. Am andern Tag beſucht ihn ſein Schwiegerſohn, H. Tucker, von Trematon-Caſtle. Auch dieſem erzählt Williams, ohne ſich durch das Lachen der Seinen hindern zu laſſen, ſogleich ſeinen Traum. H. Tucker erwiedert: für ein bloßes Phantaſieſpiel der Nacht ſchicke es ſich zwar wohl, daß der Kanzler in die Vorhalle des Hauſes der Gemeinen komme, in der Wirklichkeit geſchehe dieſes jedoch niemals. Da indeß Williams im weiteren Geſpräch das Ausſehen des Ermordeten genau und umſtändlich beſchreibt, erkennt H. Tucker darin mit voller Uebereinſtimmung den Herrn Perceval, den Kanzler der Schatzkammer (Schatzmeiſter), ſo daß er verwundert ſeinen Schwiegervater fragt, ob derſelbe wohl Herrn Perceval perſönlich kenne? Williams hatte jedoch weder den Schatzmeiſter noch die Vorhalle des Hauſes der Gemeinen jemals in ſeinem Leben geſehen, auch hatte er jenen niemals beſchreiben hören. Der ſonderbare Träumer wird jedoch bald darauf noch viel mehr in der Meinung über die Bedeutung ſeines (übrigens ganz zweckloſ erſcheinenden) Ferngeſichts beſtärkt, denn es kommt noch während der Anweſenheit des Herrn Tucker die Nachricht,

daß

daß wirklich am Abend des 11. Mais H. Perceval von einem gewiſſen Bellingham (auch dieſen hatte der Träumer ganz genau beſchrieben) in der Vorhalle der Gemeinen erſchoſſen worden ſey. Nach einiger Zeit reist Williams in Geſchäften nach London, beſucht jetzt das Haus der Gemeinen und ſagt ſchon beim Eintritt: dieſer Ort iſt mir ſo genau durch meinen Traum bekannt, wie irgend ein Zimmer in meinem Hauſe, bezeichnet hierauf beim Eintreten, ganz mit dem wirklichen Ereigniß übereinſtimmend, den Ort und jeden einzelnen begleitenden Umſtand der Mordthat. — Von der Kraft des Benennens der Gegenſtände, von der Kraft der pſychiſchen Zueignung, welche die Seele durch den Gebrauch des Wortes empfängt, wird noch ſpäter (ſchon in §. 35 und 36) die Rede ſeyn. — Auch der geiſtig verirrte Menſch erkennt, vermittelſt des Gemeingefühles, zuweilen im Auge eines andren, geiſtig Wachen und Geſunden ſein eignes Abweichen und Verirren wie in einem Spiegel. Als Beiſpiel diene hier eine Geſchichte, für deren Glaubwürdigkeit mehrere noch jetzt lebende, treffliche Männer bürgen. Zu Berg bei Stuttgart lebte ein alter ehemaliger Müllermeiſter: Johann Georg Boley, der vom Schlagfluß gelähmt und ganz entkräftet das Bett hüten mußte, während aus den feurigen, durchdringenden Blicken und aus ſeinen Worten ein kräftiger, geſunder Geiſt ſprach. Eines Tages war er allein im Zimmer. Da tritt ein fremdes Bauernweib herein, mit einem Fäßchen, und bietet ihm Branntwein zum Kauf an. Er bedarf keinen; er weist das Anerbieten verneinend von ſich. Sie fragt noch einmal, er antwortet daſſelbe. Die Verkäuferin wird immer zudringlicher und unbeſcheidner mit ihrem Anerbieten, will nicht von der Stelle gehen. Boley ſchaut ſie auf ſeine ernſte, durchdringende Weiſe an. Das Weib, nachdem es mit frechem Auge eine Zeit lang dieſen durchdringenden Blicken entgegengeſchaut, wird auf einmal ſtumm und zugleich unruhig. Mit immer ſteigender Angſt bricht ſie zuletzt das Schweigen und fragt: Was ſieht Er mich denn ſo an? — Boley antwortete ihr nichts. — Sie wiederholt mehrere Male ihre Frage, Boley ſchweigt noch immer. — Da ruft ſie, wie außer ſich: „Er braucht mich nicht ſo anzuſehen, ich habe nichts Böſes gethan.“ — Boley ſchweigt. — „Ich habe gewiß nichts

Böſes gethan! ſeh' Er doch einmal weg, man meint ja, Er wolle einen erſtechen." — Belev blickt ſie noch immer ernſt und ſchweigend an. — „Ach lieber Gott, laſſe Er mich doch gehen! Was will Er denn von mir? Ach Gott ich ſehe ſchon, Er weiß es! Ich will's Ihm ja gerne geſtehen! Eins habe ich gehabt." — Belev, noch immer ſie ernſt anblickend, ſagt: „So? ſo? Eines? ich habe Sie nicht gefragt." — „Ja, ein uneheliches Kind habe ich gehabt, aber gewiß nicht mehr." — Belev fragt mit immer ernſterem Blicke: „So? nur Eines?" — „Woher weiß Er denn Alles? Ja freilich hab' ich Zwei gehabt. Aber ſag' Er's um Gotteswillen Niemand. Ich hab' ihnen gewiß nichts zu leid gethan! gewiß nichts"! — „So", fragt Belev, „nichts zu leid gethan?" — „Ach Gott im Himmel! nein, ich hab' Eins davon erſtochen! was iſt das für ein Mann, Gott behüt einen vor dieſem Mann!" — Mit dieſen Worten läuft ſie ſchreiend zum Hauſe hinaus und iſt ihm ſchnell aus den Augen, ehe er ſich nur beſinnen kann, was zu thun ſey. — Möge man ſolche unwillkürliche Bewegungen und Aeußerungen des Gewiſſens mit dem Wahnſinn vergleichen, mit welchem ſie in einer gewiſſen Beziehung verwandt ſind; ſie bleiben deshalb dennoch in ihrer ganzen, ernſten Bedeutung beſtehen. Die Geſchichte der Criminal-Unterſuchungen iſt voll von Fällen, welche die Uebermacht des Gewiſſens über den Willen und über alle Vernunft und Ueberlegung des Menſchen beweiſen. Oefters erwachen die unwillkürlichen innren Bewegungen durch irgend ein andres, lebhaftes Gefühl. In der Geſchichte der furchtbaren Giftmiſcherin und Heuchlerin Anna Margareta Zwanziger, die am 11. September 1811 zu Culmbach enthauptet worden, iſt es zuletzt die ruhige Erzählung des beſonnenen Richters: daß man den Leichnam der (vergifteten) Juſtizamtmännin Glaſer wieder ausgegraben habe, und der feſte Blick des Richters auf dieſe Miſſethäterin, was alle heuchleriſche Verſtellungskunſt der Letzteren überwindet und ſie zum erſten Geſtändniß bringt (man vergleiche Feuerbachs actenmäßige Darſtellung merkwürdiger Verbrechen I, S. 1—55. — An den, mitten durch die Bewegungen des eignen Willens gehenden, dieſen öfters widerſprechenden Gang des Gewiſſens erinnern auch einige bemerkenswerthe Züge in der

Geſchichte des Thierreiches. Hier geſchieht es öfters, daß vermittelſt des innren Organes des Gemeingefühls ein Thier die Regung ſeines Inſtinctes, der es nicht für ſich allein Genüge zu leiſten vermag, auf ein andres überträgt oder auf dieſes fortpflanzt. Dieſes Letztere führt dann, ſelbſt gegen ſein eignes natürliches Intereſſe, ja ſcheinbar zum größten Nachtheil und Untergang deſſelben, das ihm übertragene, fremdartige Werk fort; wie die Grasmücke die ihm übertragene Pflege für das Ei und das Junge des Kukuks. So verſiehet auch eine fremde Ameiſe für ein äußerlich verkümmertes und hülfloſes Geſchlecht von verwandter Natur den Dienſt des Bauens, der Verpflegung der fremden, jungen Brut und ſelbſt der ſchon erwachſnen Bewohner des Baues (m. v. m. allgem. Naturgeſch. S. 867); das Weibchen des Goldkäfers erbt im Augenblick des Sterbens die Berückſichtigung der zarten, jetzt mutterloſen Brut auf die Bewohner des Ameiſenbaues fort, bei denen dieſe Berückſichtigung ganz gegen die eigenthümliche Natur und Weiſe zu ſeyn ſcheint. Dieſe Art einer pſychiſchen Fortpflanzung durch und auf das Gemeingefühl erinnert wirklich zuweilen an die gewaltſame Fortpflanzung der Hundenatur auf ein andres, ſonſt gar nicht zum Beißen geeignetes Thier, beim Biß eines tollen Hundes. — Auch beim Menſchen treibt das Gemeingefühl, in ſeiner Function als Ahndungsvermögen, die Seele zuweilen zu Handlungen an, welche dem Verſtand ganz zwecklos und ſelbſt widerſinnig erſcheinen, ſo daß er ſich der Ausführung zu widerſetzen ſtrebt. Meiſtens jedoch vergeblich; denn die ſonderbare, innre Stimme, wenn ſie in einem vielbekannten Falle einem beſonnenen Manne gebot, das Bette, in welchem er zu ruhen pflegte, von ſeiner gewöhnlichen Stelle hinweg, an eine ganz andre zu rücken, läßt nicht nach aufzufordern und anzutreiben, bis der Verſtand nachgegeben, und erſt das Herabſtürzen des Deckengemäuers, in der nächſten Nacht, auf die Stelle, wo vorhin das Bette geſtanden, rechtfertigt die Zudringlichkeit der innren, prophetiſchen Stimme.

Selbſtbewuſtſeyn, Vernunft und Verſtand.

§. [illegible]. An den Dingen unſrer Sichtbarkeit bemerken wir überall, mitten unter den veränderlichen Zügen und Eigenſchaften, einen feſtſtehenderen Zug, der ſich bei Weſen von gleicher Art faſt unwandelbar gleich bleibt, während ſich die andern Eigenſchaften, wie etwa Farbe, Glanz, Durchſichtigkeit, äußrer Umriß, bei Steinen ſelbſt von derſelben Maſſe und Miſchung, hier ſo, dort ganz anders zeigen. Jener minder veränderliche Zug gleichet der feſten Stellung der Pole eines Planeten gegen eine Sternenwelt der höheren Ordnung: die anderen Sternbilder alle gehen auf und unter, ſie zeigen ſich in den verſchiedenen Stunden einer und derſelben Nacht in ganz veränderter Richtung, der Polarſtern allein wechſelt kaum merklich ſeinen Ort, und das beobachtende Menſchenauge findet ihn nicht blos zu allen Zeiten eines Monates oder Jahres, ſondern fand ihn Jahrhunderte lang immer in derſelben Gegend des Himmels.

Bei den Steinen ſind es die eigne Schwere und der innre Zuſammenhalt der Theile (die Härte), die ſich durch ganze, lange Reihen der Geſchlechter und Arten faſt unveränderlich gleich bleiben. An der Härte und Eigenſchwere ſchon allein könnte die Sippſchaft des Quarzes, wie das Werneriſche Syſtem ſie aufſtellt, erkannt werden, während die Farbe bald blau oder gelb, grün und roth, ſchwarz oder weiß erſcheinet, die beſondre äußre Geſtalt nach allen möglichen Richtungen ſich abändert, Glanz wie Durchſichtigkeit dem größten Wechſel unterliegen. So unterſcheiden ſich auch ſchon durch ihre Eigenſchwere großentheils die Klaſſen der metalliſchen und der brennbaren Geſteine.

Jene, die Eigenſchwere, iſt das Band, durch welches der einzelne Körper an das höhere Ganze ſeines Planeten ſich anſchließt, und eben dieſe äußre Kraft, welche alle Einzelnen zu einer allgemeinen Ordnung zuſammenfüget, iſt als Härte und Zuſammenhalt der Theile zu einer inwohnenden, dem beſonderen Seyn ſelbſtſtändig angehörigen geworden.

An der Pflanze ſind jene Organe und Bildungen die bleibendſten, und durch ganze verwandte Reihen die am wenigſten ſich verändernden, welche der Erhaltung der Art und der beſtändigen Wiedererneuung derſelben durch die Zeugung dienen. Dies iſt der Pol des einzelnen Daſeyns, welcher nach einer unveränderlichen Welt des allgemeinen Lebens hingekehrt, und darum ſelber von unveränderlicherer Richtung iſt. Farbe, äußerer Umriß: als Baum oder als Kraut, die Geſtalt der Blätter und ſelbſt die der äußerlichen Blüthentheile erſcheinen bei verſchiedenen Arten eines und deſſelben Geſchlechts, noch mehr aber bei verſchiedenen Geſchlechtern einer und derſelben Familie ſehr verſchieden, die innren Blüthentheile aber: Staubbeutel und Piſtill, ſo wie die Bildung des Samens, bleiben ſich, ſogar an Zahl und Stellung, ſehr nahe gleich und ähnlich. Linné's glücklicher Blick gründete deshalb auf jene innren Blüthentheile die Anordnung ſeines künſtlichen Syſtemes, und es gelang ihm, blos durch das Beachten der Zahl und der Anfügung oder des wechſelſeitigen Größenverhältniſſes der Staubfäden, ganze große Familien des Gewächsreiches, wie jene der Syngeneſiſten und der Hülſengewächſe, ſo wie die, welche ſeine vierzehnte und fünfzehnte Klaſſe bilden, zu bezeichnen. Dieſe innren Theile, nach deren Entwicklung die bildende Seele der Pflanze vom Aufkeimen an hinſtrebet, ſind ſchon ſelber von einer faſt thieriſchen Natur: es ſind die Züge des innren Lebens, welche das Reich der Gewächſe mit dem vollkommneren der Thiere gemein hat, weil ſie aus einem, beiden gemeinſamen, höheren Quell alles Lebens hervorgingen.

Beim Thier erſcheint unter allen äußeren und innren Theilen das zarte Gebilde des Gehirns und des geſammten Nervenſyſtems in ſeiner Form am unveränderlichſten und bleibendſten. So großen Abänderungen der Geſammtumriß des Leibes und die Geſtalt ſeiner einzelnen Theile bei den verſchiednen Geſchlechtern und Arten der Gliederthiere, vom Ringelwurm bis zum Schmetterling, von der Milbe bis zum Krebs unterworfen ſind, immerhin bleibet, im Käfer wie in der Aſſel, in Heuſchrecke und Spinne dieſelbe allgemeine Form und Zuſammenfügung des Nervenſyſtems, das aus einzelnen, durch Fäden unter ſich verbundnen Knoten beſteht. Bei den verſchiednen Abarten unſrer Haushunde, vom Bologneſerhündchen bis zur mächtig großen, engliſchen Dogge, ändern ſich Größe und Verhältniß der äußeren Glieder ſo auffallend, daß an dieſen Formenſpielen öfters kaum noch der gemeinſame Charakter der Art erkannt wird. Der Profilumriß des Schädels, die Beugung der Fußknochen, ja im Innern des Leibes die Länge des Darmcanals, im Verhältniß zur Körperlänge, zeigen ſich verſchieden; unter allen dieſen Veränderungen bleibt jedoch das Gehirn ſogar an abſoluter Größe und Gewicht, noch mehr aber an Geſtalt ſo ſehr ſich ähnlich, daß die Uebereinſtimmung beim erſten Blick ins Auge fällt. Der Dachshund hat, ſo zeigt es ſich bei der Zergliederung, ein Gehirn, das auch nicht kleiner iſt, als das des großen Metzgerhundes, und das Hirn des Windſpieles iſt auch von keinem andren Umriß, als jenes des kurzſchnauzigen Mopſes. Auf ähnliche Weiſe behält auch beim Menſchen das Gehirn mitten unter den Verſchiedenheiten der Völkerformen und der leiblichen Größen ſeine beſtändige Form und Größe, es erſcheint im dreijährigen Kinde nur wenig kleiner, als im erwachſenen Manne, Mißbildungen und Abweichungen des innren Baues finden bei dieſem Organ ſeltner als bei irgend einem andren ſtatt. Hierinnen, ſo wie durch ſeine Lage im Innren des Hauptes, umſchloſſen von dem Schädel und ſeinen äußren Decken, erſcheint das Gehirn als ein Ruhendes, mitten unter den andren, immer bewegten Gliedern.

In der Seele des Menſchen entſpricht dem Gehirn das *Selbſtbewußtſeyn* und das in dieſem gegründete Geſchäft des Verſtandes und der Vernunft.

Die Kraft, welche alle einzelnen Körper des Planeten zu einem gemeinſamen, größeren Ganzen vereint: die Schwere, iſt im feſten Steine zu einer ſelbſtſtändig inwohnenden geworden, welche die einzelnen Theile als Cohärenz und Härte unter einander vereint. Das Gehirn des Leibes erſcheint mitten unter den andren Theilen, gleich dem Oxygengas unter und über den andren Körpern, als ein Element höherer Art und Abkunft, an welchem ſich dieſe eigenthümliche Natur noch am reinſten und unvermiſchteſten erhalten hat (nach S. 162). So iſt auch die waltende Kraft des Bewußtſeyns ein ſelbſtſtändig der Seele inwohnender Keim des Lebens aus Gott. Mit dem Gehirn ſtehen die Sinnorgane, und durch ſie eine äußere Welt der Sinnen in Verbindung, dem Geiſt in unſrem Innren, von ſelberſchaffender Natur, gehört eine Welt der innren Sinnen an, in welcher er, wie die Sonne die in der Erde liegenden Samen, die geiſtigen Gebilde neu belebt und weckt, auf welchſ ein Strahl ſich richtet.

Das äußere Auge ſiehet niemals daſſelbe wieder, was es heute geſehen, das Ohr höret das einmal Gehörte nimmer wieder, denn das, was heute in dieſer Welt des Vergänglichen iſt, wird morgen nicht mehr, oder ein Andres ſeyn; die Elemente des ſehenden Auges ſelber waren geſtern andre, als ſie heute ſind, dieſer Augenblick, mit dem vergänglichen Schein welcher ihn begleitet, vergehet und kehret ewig nicht mehr zurück. Wenn aber der Leib ſtirbt, bleibet die Seele, unvergänglich und unveränderlich; ſo bleibet in der Welt der innren Sinnen, wie in einem Reich der abgeſchiednen Seelen, die Kraft des einmal empfangenen Eindruckes, und ſie lebet hier noch, wenn ſchon längſt die äußere Erſcheinung, welche den Eindruck machte, vergangen und zerronnen iſt. Der wärmende Strahl der Sonne kann die Pflanzen nicht ſchaffen, ſondern wenn der Frühling wiederkehrt, wecket er blos im entlaubten Baume den neuen Trieb, im Samenkorn, das von außenher in den Boden kam, die Keimkraft auf, anderwärts aber beſcheinet er fruchtlos den unfruchtbaren Boden; ſo kann auch die in uns wohnende Kraft des Geiſtes, obgleich ſie in viel höherem Maße ein innres Abbild der Schöpferkraft iſt, als die Sonne ein äußeres, dem innren Sinne ſeine Welt nicht urſprünglich geben, ſondern dieſer empfängt die Samen und Keime dazu von außen, und der Geiſt theilt denſelben die Fülle ſeiner eigenthümlichen, unvergänglichen Natur mit, gibt ihnen das fortwährende Leben, das in ihm ſelber iſt. Ja wie die Hand des Menſchen die Bäume und Kräuter, die er nicht ſelber ſchaffen, ſondern nur pflegen konnte, zuſammenpflanzt und verſetzt wie er will, ſo waltet, zuſammenordnend und trennend, der ſelbſtthätige Geiſt mit jenen innren Gebilden. — Wenn wir die Welt der innren Sinne mit einem Reich der abgeſchiednen Seelen verglichen, ſo ſind dies Seelen, welche vorhin in einem Leibe wohnten, der nach dem Geſetz ſeiner elementaren Region ſich geſtaltete und bewegte, ſo wie jene nun nach einem andren, höheren Geſetz bewegt werden.

Die Kraft der innren Sinne: Einbildung und Erinnerung, offenbart auch das Thier. Dieſes kennt die Bilder und die Rührungen des Traumes eben ſo wie der Menſch.

nur fehlt jenen Bildern die Sprache des Geiſtes, welche ſie im Menſchen empfangen. Auch der Zauber der Verwandlungen, durch welche die Phantaſie einen äußren Gegenſtand innerlich in einen andren, etwa heftig begehrten ſich umſchaffet, iſt dem einſam lebenden Vogel nicht fremd, wie dies Bechſtein vornehmlich an männlichen Stubenvögeln beobachtete. Nicht abzuſprechen iſt dem Thiere ſelbſt jenes Vermögen, welches, mit gewiſſer Vorliebe, jetzt mehr nach der einen, dann nach der andren Bewegung oder Geſtaltung des innren Sinnes ſich hinrichtet und dieſelbe feſthält, ſo wie die Kraft an die vorkommenden äußren Erſcheinungen innerlich andre, jene öfters begleitende anzuknüpfen: an die Urſache das Bild der Folgen und Wirkungen. Der Fiſch eilet, wenn das Glöckchen ertönet, das ihn öfters zum Futter gerufen, ans Ufer; Thiere der verſchiedenſten Art und Entwicklungsſtufe erwecken, bei gewiſſen äußeren Eindrücken, durch ſelbſtſtändige Rückwirkung der Seele, die verwandte Welt der innren Sinnen. Der überlegende Elephant, wenn er das Hinderniß, das ſeinem Geſchäft des Ziehens oder Tragens einer aufgebürdeten Laſt entgegenſtehet, nicht blos bemerkt, ſondern demſelben auszuweichen oder zu begegnen weiß, thut jedoch noch mehr, und ſo finden ſich auch bei andren Thieren Spuren von einer Art von Urtheilskraft.

Dem Thiere überhaupt wohnt demnach jenes mütterlich bildende und ernährende Vermögen der Seele innen, welches den pſychiſchen Keim, nachdem ihn der äußere Eindruck befruchtet, ſelbſtſtändig geſtaltet und erhält: das Vermögen der Einbildung. Es beſitzt ferner die Kraft, bei äußerer Veranlaſſung ganze Reihen und Regionen der innerlich fortlebenden Welt der Eindrücke aufzuregen und gegen einander zu bewegen: die Kraft der Erinnrung und der ſelbſtſtändigen Aneinanderreihung der Ideen. Wenn dann jener Homeriſche Hund, der den Herrn nach zwanzigjähriger Abweſenheit wieder erkennt, mit der geliebten Geſtalt und der Stimme des alten Pflegers zugleich der vormals genoſſenen Wohlthaten und Beachtung ſich erinnert; ſo dämmert hierbei in der Seele des Thieres eine Spur von Selbſtbewußtſeyn. Eines Selbſtbewußtſeyns, das mitten in dem Loos der jetzigen Verachtung und Entkräftung, der Jugend gedenkt, da eben dieſer nun veraltete Leib und ſeine Kraft die Freude des Herrn war, zu deſſen Füßen er jetzt ſtirbt.

Der Seele des Thieres kommt ſelber in ihrem Kreiſe ein Analogon von dem zu, was wir Verſtand und Vernunft nennen. Um hierbei aber ſcheiden zu können, was ſchon im Thier vorhanden und was eigenthümliche Gabe des nur im Menſchen inwohnenden Geiſtes ſey, bedarf es einer näheren Betrachtung jener beiden Seelenkräfte.

Wenn wir zuerſt den Unterſchied beider in ſeiner größeſten Allgemeinheit bezeichnen wollen, ſo nennen wir den Verſtand das meſſende, erkennende Vermögen der Seele für jenen Zug, welcher die Einzelnen und Beſondren mit einem Allgemeinen und Höheren vereint, und ihnen hierdurch ihr bleibendes Weſen und Beſtehen gibt; zugleich mithin das meſſende Vermögen für die Kraft, mit welcher ſich die Dinge der Außenwelt unſrem eignen, bewegenden Willen entgegenſtellen. Dagegen iſt dann die Vernunft das meſſende Vermögen für jene Kraft des eignen Weſens ſelber, welche von innen heraus auf die Dinge der Außenwelt gerichtet iſt: das erkennende Vermögen für das inwohnende, unſichtbare Princip der ſichtbaren Bewegung. Sie iſt mithin der bemerkende Sinn für den Zug, der von innen nach außen, von oben herniederwärts nach dem Unteren, von dem Urſprung alles Seyns zu den einzelnen Weſen gehet.

In der untergeordneten Region der uns umgebenden

Sinnenwelt lernten wir (nach §. 18) den von unten, von den Mannichfaltigen und Vielen nach einem höheren, Allgemeinen gerichteten Zug als Licht, den von oben nach unten, von innen nach außen gehenden als Elektricität und Schall kennen. Für das Bemerken des Lichtes iſt das Auge da, welchem, wie dies der nächſtfolgende §. weiter auseinanderſetzen wird, als innrer Sinn die Einbildungskraft entſpricht, ſo wie den leiblichen Sinnen für Elektricität und Schall das Gedächtniß. Dagegen gleicht die Function des Verſtandes jener der innerlich, im Schädel gelegenen Organe des Sehens, namentlich der Sehehügel, die Function der Vernunft jener der Gehirntheile, aus denen die Nerven des Gehörs hervorgehen.

Im niedreren Thierreich dienet der ganze Vordertheil der oberſten Nervenmarkmaſſe — das im vollkommneren Thier ſogenannte große Gehirn — vor allem dem Geſchäft des Sehens. Dem hinteren Theil des Nervenmittelpunctes — dem ſogenannten kleinen Gehirn — gehört dann mehr das Geſchäft des Hörens und Sprechens, verbunden mit dem des Schmeckens, an. So könnte man den Verſtand als das Organ der Seele betrachten, welches zumeiſt dem großen Gehirn des Leibes entſpricht, die Vernunft aber dem kleinen Gehirn vergleichen. Der Wirkungskreis des einen dieſer beiden Seelenorgane verhält ſich mithin zu dem des andren, wie ſich im Leiblichen der Wirkungskreis des Sehevermögens zu dem des Gehörvermögens verhält.

Die Kraft des Sehens reichet über unermeßne Räume, weit über die Gränze des planetariſchen Bodens und der ihn umwölbenden Atmoſphäre hinaus. Sie umfaſſet die Welt des nachbarlichen Mondes und des Sonnengebietes mit allen ſeinen Planeten und Kometen. Aber ihr Gang eilet weiter, bis in die Mitte, ja bis zur Gränze der anfänglichen Welt des Geſtirnes, welche, wie eine Mutter das Ungeborne, das planetariſche Seyn umfaſſet und in ſich heget; es iſt dieſer Gang ſo unaufhaltſam und unumſchränkt wie das Walten des Verſtandes, wenn er das in den einzelnen Weſen erkannte Allgemeine zum Allgemeinſten, ja zum allgültigen Geſetz alles Seyns erhebt.

Auf den erſten Blick ſcheint es, die Kraft des Hörens, entſprechend als leibliches Abbild der Vernunft, ſtehe weit jener des Sehens nach; die Bedeutung des kleinen Gehirns ſey eine minder hohe, als die des großen. Das Ohr vernimmt nur die Bewegungen, welche in die Gränzen der gröber körperlichen, planetariſchen Welt hereindringen und dieſer angehören. Durch das Ohr würden wir nichts erfahren von dem Daſeyn der allerleuchtenden Sonne, welches das Gefühl erräth, das Auge erkennt; jene Millionen der Lichtwelten, höher und ferner als Sonne und als der ſie begleitende Planet, blieben unbemerkt. Der lauteſte Schall, welcher in den jetzigen Kreis des menſchlichen Hörens fällt, der Donner der oſtindiſchen Vulkane, wird nicht mehr jenſeits der Weite von einigen hundert Meilen vernommen, und was nicht die feſte Planetenfläche oder ihre Atmoſphäre zuſammt uns träget und umfaſſet, das vermag auf keine Weiſe dem Ohr ſich hörbar zu machen.

Dennoch, ſo ſahen wir oben, iſt der vernehmbare Ton ein Offenbarwerden jener höheren, allbelebenden und bewegenden Kraft, welche von oben nach unten, von innen nach außen gehend, der Anfang alles Weſens und Lebens iſt. Es nimmt dieſe von oben kommende Kraft, wenn ſie der unteren, leiblichen Region ſich nahet, die Natur dieſer Region an ſich: ſie verleiblicht ſich ſelber, und das Unvergängliche und Unbegränzte erſcheinet in der Art des vergänglichen, engbegränzten Weſens. Während dagegen das ſichtbare Licht: ein Zug, der die Creaturen zum Quell alles Seyns führt, eine Verklärung der

Leiblichkeit in die Form des höheren, geiſtigeren Weſens iſt (nach §. 18).

Eng und beſchränkt, wie die Welt der hörbaren Töne und der Stimme, der Form ihres Erſcheinens nach es iſt, gibt ſie deshalb dennoch erſt dem Sehnen, das nach oben geht, ſeine Erfüllung, wie die männlich weckende Kraft dem Keim der Frucht ſein Leben gibt. Alles Verlangen der Seele nach dem Oberen, was wäre es ohne das belebende, ſich mittheilende Wort, das von oben kommt. Das ſchärfſte Auge des taub und hiermit ſtumm Gebornen erſetzt nimmermehr das, was die Sprache dem hörenden Menſchen gibt. Der Nerv erſcheint wohl dem betrachtenden Auge klein und gering, im Vergleich zu der Fleiſchmaſſe und den Knochen des Gliedes, welchem er angehört; das Gehirn iſt nur von wenigem Umfang, gegen den geſammten Leib: dennoch iſt es der kleine Nerv, der das große Glied bewegt, und die Lebenskräfte des Leibes gehen vom Gehirn aus. So iſt auch die Stimme (das Wort), welche das Ohr vernimmt, der eigentlich bewegende Anfang alles Seyns und Lebens in dem unermeßbaren Reiche der Sichtbarkeit. Was das Auge ſieht, das iſt ein Gewordenes und Geweſenes, welches von hinnen eilt und vergeht; das Ohr iſt der Sinn für das Bewegen einer Kraft, die ohne Aufhören und unverändert dieſelbe, zum Werden gehet? der Sinn für jene dem Auge unſichtbaren Anfänge (Principien), aus denen alle Sichtbarkeit entſtehet. Sobald das Auge die einzelnen Schwingungen der Saite bemerkt, hören dieſe auf dem Ohre hörbar zu ſeyn; jenes Bewegen, das den Ton begründet, entziehet ſich ſelbſt dem ſchärfſten Blicke.

So, wechſelſeitig ſich ablöſend, verhalten ſich auch in ihrer geiſtigen Region Verſtand und Vernunft; das eine Geſchäft ſchließet aus ſeinen Gränzen das andre aus, und ſein Kreis beginnt da, wo jener des andren ender, obgleich beide Thätigkeiten ſo neben einander beſtehen können, wie am Leibe ſehen und hören, oder wie fühlen und bewegen. Der Verſtand iſt zuletzt der innre Sinn für ein allgemeines Geſetz der Unterordnung aller Einzelnen unter ein höheres Ganze, er iſt der Sinn für jenen von unten nach oben gehenden Zug, welcher die Weſen nach dem Urſprung ihres Seyns hinführt, und welcher hierbei dem Mannichfaltigen und Verſchiedenen die Weiſe jenes höheren Urſprunges einprägt (nach S. 174). Wie ſich aber die Freiheit zum Geſetz, wie ſich willkürliche Bewegung zur Empfindung verhält, ſo die Wirkungsſphäre der Vernunft zu jener des Verſtandes. Die Vernunft iſt — ſelber von gleicher Natur mit jener Freiheit, und deshalb Gleiches dem Gleichen gegenüber — die meſſende Kraft für das von oben nach unten, von dem allgemeinen Urſprung alles Seyns auf das Beſondere und Einzelne gerichtete Walten der Freiheit.

Der Verſtand iſt das Vermögen zu einem geometriſchen Erfaſſen und Ermeſſen der Dinge. Er erkennt das Allgemeine der Form, mitten unter den Verſchiedenheiten der Beſtandtheile der gebildeten Maſſe, ja er ergänzt dieſe einmal anerkannte Form, auch wenn ihm nur ein Theil derſelben offenbar wird, wie der Kryſtallkundige, auch wenn ſich ihm nur eine oder etliche Flächen eines übrigens verſtümmelten oder verwachſnen Kryſtalles zeigen, aus dieſen Flächen die zu ihnen gehörenden, ſie ergänzenden übrigen beſtimmt. Galilei hatte für alle Körper der Erde jenes allgemeingültige Geſetz der Schwere und des Zuges gegen den gemeinſamen Mittelpunct erkannt, nach welchem die Kraft dieſes Zuges bei fallenden Körpern in quadratiſchem Verhältniß der Zeiten wächſet. Nachdem hernach Newton daſſelbe Geſetz der Schwere, welches nicht blos für die Zeiten des Falles, ſondern auch für die Abſtände der ſich wechſelſeitig anziehenden Körper anwendbar iſt, in der Bewegung des Mondes um die Erde nachgewieſen, dehnte der ergänzende Verſtand den einzelnen Punct, welchen er geſehen, alsbald zu einem Kreiſe aus, der das ganze Weltgebäude umfaſſet. Es wurde erkannt, daß jenes Geſetz eben ſo für alle Planeten, Monde und Kometen unſres Sonnenſyſtemes wie für alle wägbaren Körper der Erde gelte.

Das eigenthümliche Vermögen des Verſtandes: an den einzelnen Dingen von ähnlicher Art, oder von verwandter Region den allgemeinen Zug anzuerkennen, wodurch ſich dieſelben gleichen, und die obenerwähnte, ergänzende, ausführende Kraft jener Seelenthätigkeit, begründet und entwickelt ſich durch länger fortgeſetzte Erfahrung, eben ſo wie das Entſcheidungsvermögen des Auges über die Abſtände und Umriſſe der geſehenen Körper (das Augenmaß) ſich im Kinde allmählich durch das Betaſten der Gegenſtände mit den Gefühlsorganen ausbildet. Es wird der eigenthümliche Glanz und die Farbe etwa für ein Merkmal des Metalles genommen. Wenn aber auf dieſen Zug einer oberflächlicheren Aehnlichkeit hin der Glimmer zum Silber — als Körper gleicher Art — geſtellt wird, der Schwefelkies zum Gold, dann bedarf es eines tieferen Ergründens der weſentlicheren und bleibenderen Merkmale des Metalles, durch weiter eindringende Beobachtung, um den anfänglichen Mangel der innren Beachtung zu ergänzen.

Jenem Geſchäft des Verſtandes zur Seite gehend, übet denn die Vernunft ein andres, das allerdings ungleich ſchwieriger, und leichterem Irren ausgeſetzt erſcheint, als das Geſchäft des Verſtandes. Wenn zum Beiſpiel dieſer es anerkannt, daß alle Vögel Eier legen und dieſe, mit mehr oder minderer Sorgfalt, bebrüten, ſo wie die Jungen verſorgen, und wenn hierauf die Erfahrung in der Geſchichte des Kukuks eine augenfällige Ausnahme nachgewieſen, da wird allerdings der Verſtand den Grund dieſer Ausnahme bald (wenn auch zum Theil fälſchlich) in der andersartigen Lage des Magens, bald im eigenthümlichen Futter des Kukuks, oder in den langen Zwiſchenräumen zwiſchen dem Legen des einen und andren Eies aufſuchen. Dagegen vermag nur die Vernunft das eigentliche Geheimniß jener bewundernswürdigen Anhänglichkeit, mit welcher die fremden Pflege-Eltern das anvertraute Junge verſorgen: das Geheimniß eines um alle Einzelnen geſchlungenen Bandes der allverſorgenden, Alle bedenkenden Liebe (S. 432) zu ergründen. Der Verſtand verſtehet allerdings die erhabenen Geſetze der Bewegung der Weltkörper um den gemeinſamen Centralkörper, und erfreut ſich der hehren Ordnung; die Vernunft dagegen vernimmt die Bewegungen eines Willens, deren Geſetz der Verſtand nicht ergründet, welche aber, auch wo ſie ſcheinbar widerſprechend durch die beſtehende Ordnung des Sichtbaren hindurchgehen, zu einem harmoniſchen Einklang ſich vereinen. Die Wirkungsſphäre des Verſtandes iſt hierbei das Beſtehende, das offenbar Gewordene; die Sphäre der Vernunft das Werden ſelber; die feſte Baſis, an welcher ſich das Verſtändliche abſpiegelt, iſt der gewordene Leib und ſeine offenkundige Geſchichte; die Baſis der Vernunft die innre, an ſich ſelber dunkle Welt des Wollens und Strebens.

Wir wiederholen das eben Geſagte noch einmal mit Worten und Ausdrücken, welche ſchon anderwärts zur Bezeichnung des Unterſchiedes zwiſchen Vernunft und Verſtand gebraucht worden:

Mit Recht hat man die Vernunft das Vermögen der Principien genannt. Sie iſt nicht blos ein paſſiv aufnehmender, bemerkender Sinn für jene unſichtbaren Anfänge, aus denen alles ſichtbare Seyn und Bewegen in der Natur hervorgeht (nach 6 u. a. O.), ſondern

eine

eine Kraft, welche ſelbſtſtändig dieſe Anfänge in ſich trägt und bewegt. Verklärt im Menſchen, durch das Walten des Geiſtes, erſchaffet die Vernunft über und in der Welt der tauſendfältig verſchiedenen, erſcheinenden Formen, auf dem Grunde der Seele ſelber, eine Welt des Idealen, und weiß dieſe innre Welt zur äußeren That zu machen. Wie immer das Gleiche nur vom Gleichen erkannt wird, ſo erkennet die Vernunft die innren, letzten Anfänge (Principien) aller ſichtbaren Lebensbewegungen, weil ſie ſelber von der Natur dieſer Anfänge iſt. Sie erfaſſet die Urbilder jener Bilder, welche die Einbildungskraft von außen empfängt, erkennet die obere Welt ſelber, deren umhüllende Lichtſphäre der Verſtand nur ſiehet. Dieſer erhebt ſich zum Verſtehen des Geſetzes, nach welchem die Sichtbarkeit geſtaltet und regiert wird, die Vernunft aber zum Erkennen jener allwaltenden Kraft, welche dieſes Geſetz gab und nach ihm regiert. Der Verſtand betrachtet das höhere Allgemeine nur im Spiegel des Beſondren, die Vernunft erfaſſet dieſes Beſondre, noch ehe es zu dem geworden was es iſt, noch ehe es die ſichtbare Geſtalt nahm, in jenem höheren Allgemeinen, in jener mütterlichen Weisheit, aus welcher alles erſcheinende Daſeyn hervorgehet, ſelber.

Verſtändlich und erfaßbar iſt dem Auge, wie in ſeinem höheren Kreiſe dem betrachtenden Verſtand, das Abbild jenes Höheren und Allgemeinen, das ſich in der vergänglichen Form ſpiegelt. Denn hehr und gewaltig wie auch dieſes Abbild von den Millionen der Lichtwelten widerſtrahlt, iſt es dennoch, als Eigenthum des vergänglichen Weſens, ſelber von vergänglicher Natur gleich dem betrachtenden Auge; es iſt zu einem äußerlich Beſtehenden geworden. Unermeßbar groß iſt denn die Welt, welche das Auge wie der betrachtende Verſtand überblicken; ſo groß als der Abſtand der einzelnen Dinge von dem Urſprung alles Seyns, ſo hocherhaben als der Schöpfer über dem vergänglichen Geſchöpf ſtehet. Wenn nun dagegen die Vernunft dieſe Schöpferkraft nicht unmittelbar, im Abbilde, ſondern unmittelbar, in ihrem Weſen ſelber erfaſſet, ihr Bewegen vernimmt, ſo gründet ſie hierinnen zwar tiefer als der Verſtand, ſtehet aber zugleich dieſem an äußrem Umfang des Erfaſſens nach. Denn dieſer Umfang iſt klein, wie die Kraft, welche im endlichen Weſen wohnet, im Verhältniß zu der unendlichen Kraft des Schöpfers ſelber.

Im höheren Thierreich wird bemerkt, daß die Vollkommenheit und Feinheit des Gehörs in gleichem Maße mit der Ausbildung der Stimmorgane zunehmen, ſo wie umgekehrt ein ſtumpfes Gehör mit übeltönender oder ſchwacher Stimme verbunden iſt. Statt der Stimme zeigt ſich, bei einigen Klaſſen, bald mehr bald minder merklich die elektriſche Natur der bewegenden Kraft (nach S. 161). So entfaltet ſich auch in der Seele die Vernunft in dem Maße, in welchem das vorhin (§. 34) erwähnte, innre Sprachorgan, und überhaupt die bewegende Kraft des Willens wächſet, und erſt wann im Menſchen der Wille zu göttlicher Kraft und Freiheit gelanget, erkennt der denkende Geiſt den eigentlichen Anfang des Bewegens, da die Vernunft vernimmt, unmittelbar in Gott an.

Wenn aber auch Verſtand und Vernunft ihre höchſte Entfaltung erſt durch den Geiſt empfangen, der ſelber von göttlicher Natur, unmittelbarer das Göttliche erfaſſet, ſo laſſen ſich dennoch dieſe beiden Richtungen der erkennenden Seele ſchon beim Thiere nachweiſen. Wenn der oft geſcheuchte Vogel mitten aus den beſondren, eigenthümlichen Kennzeichen der einzelnen Perſon, den allgemeinen Charakter der Menſchennatur, ja irgend eines ihm freun lichen oder feindlichen einzelnen Standes der Menſchen herausfindet und anerkennt, ſo iſt dieſes eine, wenn auch unvollkommene Aeußerung des Verſtandes. Dieſe Richtung der wirkenden Seele regt ſich ſchon, wenn auch verſenkt in ein bewußtlos leibliches Bilden, in den bauenden Termiten und in den Bienen, wenn jene die Körnlein des Sandes oder des Thones, dieſe die Scheiblein des Bienenharzes (propolis) oder des Wachſes, ſtets das Gleiche zum Gleichen, und hiermit jedes an ſeinen angemeſſenen Ort fügen. Dagegen iſt ſchon jenes innre Aufmerken, womit der Steinbock der Alpen die eigne Kraft zum Sprunge, gegenüber der Kluft, über welche ſein Weg ihn führte, abmiſſet, jenes Aufmerken, durch welches das gezähmte Thier, dem beherrſchenden Menſchen gegenüber, die eigne Unmacht und die Uebermacht der Menſchennatur beachtet und hiernach das eigne Handeln und Bewegen abmiſſet, eine vorbildliche Aeußerung der Vernunft. So wird auch in jenen mannichfachen Liſten, durch welche der Fuchs oder einige ihm ähnliche Raubthiere ihre Beute berücken und erſchleichen, das Aufdämmern eines vernünftigen Ueberlegens erkannt. Ueberhaupt wird jede erkennende Thätigkeit der Seele, wodurch dieſe die Dinge der Außenwelt in ihrem wechſelſeitigen Verhältniß zu einander abmiſſet, die Aeußerung eines dem Verſtande ähnlichen Vermögens ſeyn, während jener gleichſam arithmetiſche Sinn, mittelſt welchem die Seele ihr eignes innres Leben und ſeine Kraft, im Verhältniß zu dieſen Dingen der Außenwelt abwäget und berechnet, der Vernunft entſpricht. Beide, der geometriſch das Gebiet der Sichtbarkeit abmeſſende Sinn, von ſeinen verhüllteſten Regungen an, in der webenden Raupe und Spinne, bis zu ſeiner Entfaltung zum Verſtande, ſo wie das arithmetiſche Beachten des ſelbthätigen Bewegens (gleichſam eines innren Tönens) und ſeiner Con- oder Diſſonanzen, ſind mithin ein beſtändiges Eigenthum der (thieriſch) lebenden Seele.

Der Geiſt iſt es, nicht die eigene Kraft der Seele, welcher zuletzt im Menſchen den meſſenden Verſtand an die Gränze eines Unermeßlichen führt, das hoch und hehr, wie der Himmel mit allen ſeinen Sternen, über dem kleinen Erdball, um und in und über der Sichtbarkeit ſtehet: ein Ewiges und Göttliches über dem Wandelbaren und leiblich Gewordenen. So iſt es auch nicht die eigne Kraft der Seele, ſondern der Geiſt, welcher die abwägende und berechnende Vernunft fähig machet, über und in dem Bewegen des eignen Lebens, das Weben und Walten eines allgewaltigen und unbeſchränkten: eines göttlichen Willens zu vernehmen, und dem alldurchwirkenden Geiſte im Leben ſelber zu begegnen, von deſſen Walten der meſſende Verſtand die Spuren geſehen. Das weitere Verhältniß jener beiden herrſchenden Kräfte, zu einander ſelber und zu den innren Sinnen, ſo wie eine nähere und genauere Betrachtung ihrer eigenthümlichen Wirkungsweiſe, ſoll uns in einem der nächſten (im 37ſten) §§. beſchäftigen.

Bemerk. Was die Abgränzung der Vernunft vom Verſtand und die Charakteriſirung der Wirkſamkeit beider betrifft, ſo erſcheint keineswegs der Sprachgebrauch, wenigſtens für das Gebiet der Pſychologie im engeren Sinne, ein ſo vollkommen feſter und geſicherter, daß man es für unerlaubt halten dürfte, hierin, bei Benennung und Beſchreibung beider Functionen, einen eignen Weg einzuſchlagen. Der Verfaſſer hat deshalb auch durch dieſes Gebiet der Seelenlehre jenen Faden der Analogie unverändert feſtgehalten, welchem er in den vorhergehenden Abſchnitten gefolgt war. Er wird noch in der Folge Gelegenheit ſuchen, die Abgränzung jener allerdings eben ſo wie Sehen und Hören verſchiedenen Seelenkräfte durch Beiſpiele zu erläutern. Hier erinnert er nur vorläufig an jenen verſchiedenartigen Antheil, welchen der Verſtand, und welchen die Vernunft an dem Entſtehen der Lehre von der Unſterblichkeit der Seele bei den verſchiedenen Völkern haben.

Von den innren Sinnen, namentlich von der Einbildungskraft und dem Gedächtniß.

§. 36. Wenn ſich am Abend, beim Einſchlummern, die äußeren Sinnen ſchließen und hiermit die ganze Welt der Sichtbarkeit, mit allen ihren Geſtalten und Tönen, der betrachtenden Seele entzogen wird, da tritt aus der innren Dämmrung eine andre Welt der Formen und Bewegungen hervor, ſo mannichfach und reich als die der äußren Sinnen. Es wird dieſe innre Welt beſtändig von einem eigenthümlichen Lichte beſchienen, welches mild und lieblich, entkleidet von dem blendenden Glanz und der ſengenden Hitze der oberirdiſchen Sonne, Berg und Thal und rauſchendes Gewäſſer erhellet, und dieſen innren Räumen fehlet faſt nie das friſche Grün des Frühlinges und Sommers, oder die Fülle des Herbſtes. Was die Menſchenhand Künſtliches erſchaffet, alle Pracht, welche das Auge entzücket, wird da gefunden, jedoch neben dem Lieblichen auch das Unliebliche, neben dem Begehrten das Gefürchtete. Dieſe Geſtaltungen denn ſind nicht ohne Stimme und Sprache; Töne und Worte, wie aus allen verſchiedenen Richtungen kommend, verſtändlich und unverſtändlich, begegnen und verdrängen ſich wechſelſeitig, und ſo ſcheinet jener innren Natur, im Vergleich mit der äußeren, nichts abzugehen, als die Stätigkeit und Ruhe, welche dieſe hat. Denn ſolche innre Gebilde, wie aus flüchtigem Gewölk geſchaffen, kommen und zerrinnen; es ſchützet da nicht das Hochgebirge ſeine Größe oder den Baum die Kraft der Wurzeln vor der ſchnellen Hinwegbewegung, und wo in demſelben Augenblick noch Fels und Wald geweſen, da erſcheinet Ebene oder ein von Wänden umſchloſſenes Zimmer, wie etwa das Auge, durchs Fernrohr auf ein fernes Geſtirn blickend, das Dunkle und Helle in beſtändigem Wechſel und ohne Aufenthalt vorüber ſchwirren ſieht, wenn keine Hand da iſt, welche das künſtlich gewonnene Geſichtsfeld der rotirenden Bewegung der Erde nachbewegt.

Vielleicht daß auch das eilende Wandeln der innren Welt der Bilder und Töne nur von einer eignen Bewegung der Seele herrührt, und ſcheinbar iſt wie das Bewegen der am Ufer ſtehenden Dinge und der beſtändige Wechſel der von daher kommenden Töne, für das Auge und Ohr eines in ſchnellem Schiffe dahin Fahrenden. Denn in den Zuſtänden des gewöhnlichen Wachens, wenn die Seele in der eignen Kraft des Selbſtbewußtſeyns — gleichſam in der Kraft der eignen, innren Glieder — durch jene Welt der ſelbſtgeſchaffenen Geſtalten und Töne wandelt, ſteht es in ihrer Macht, jetzt dieſe, dann eine andre Region der Gebilde zu beſuchen und dieſelbe nach Gefallen, jetzt kürzer, dann länger zu betrachten.

Die innerlich bildende Kraft erſcheint, nicht beim Menſchen allein, ſondern bei allen vollkommneren Thieren, als eine den äußeren Mangel erfüllende und ergänzende. Es bildet in den ſandigen Ebenen der heißen Länder, auf den zuſammengerollten Kieſen des Crawfeldes*), an der Mündung der Rhone, der in den Morgenſtunden aufſteigende Nebel ſo täuſchend die Geſtalt der Teiche oder andrer ſtehenden Gewäſſer nach, daß nicht der Menſch allein, ſondern ſelbſt das ſchärfer bemerkende Thier, durch den Schein getäuſcht, der abbildlichen Welle ſich nahet, bis die höher ſteigende Sonne, oder der Anblick aus unmittelbarer Nähe den Trug zerſtört, und die waſſerleeren, dürren Gruben und Schluchten, in ihrer armen Nacktheit wiedererkennen läſſet. So füllt auch die innerlich bildende Kraft der Seele die Lücken und Blößen der äußren Umgebung täuſchend aus, und der in Durſt und Hunger ſchmachtende Menſch träumet, im Schlafe wie im Wachen, beſtändig nur von den waſſerreichen Bächen der fernen Heimath oder von den ſonſt genoſſenen Speiſen, wie denn eine ſolche, den äußeren Mangel erſetzende, bildende Kraft der Seele, auch am Thier bemerkt wird.

---

*) M. v. Schuberts Reiſe durch das ſüdliche Frankreich und durch Italien I, S. 263.

Die innre, ſelbſtgeſchaffene Welt der Seele, erſcheint uns hierbei in einem merkwürdigen, ſtellvertretenden Verhältniß mit der äußeren Sinnenwelt. Wie die leichtere Luft in ein Gefäß dringt, das vom Waſſer entleert worden, ſo drängt ſich ſogleich die innre Sinnenwelt der betrachtenden und begehrenden Seele auf, wenn die äußere hinweggenommen worden. Die Luft würde ſich in dem entleerten Gefäße nicht an die Stelle des Waſſers ſetzen, das Waſſer nicht an die Stelle der Luft in dem luftleeren Raum emporſteigen können, wenn nicht beide, Waſſer und Luft, von der gemeinſamen Natur der wägbaren Körper; beide von der gemeinſamen, hinabwärtsgehenden Richtung der Schwere wären. So könnte auch die innre Sinnenwelt ſich nicht an die Stelle der äußeren ſetzen, wären nicht beide von einerlei Urſprung und Richtung. Denn es iſt dieſelbe Schöpferkraft, welche in ihrem Kreiſe die innren Bilder und Vorſtellungen der Seele erzeugt, und welche die ſichtbaren Gebilde der äußeren Sinnenwelt hervorgerufen hat. Jener Act der Aufmerkſamkeit auf eine äußerliche Erſcheinung, welcher der Seele die Kraft gibt, dieſe Erſcheinung unter die Weſen ihrer innren Welt aufzunehmen und ihr hier ein fortwährendes Leben zu verleihen, iſt ſchon ein Act der Verleiblichung, gleich jenem, durch welchen die allgemeine, bildende Seele der Natur in den Dingen der Sichtbarkeit ſich verleiblichte, und es liegt in jenem innren, bildenden Vermögen unſres geiſtigen Weſens ein ſtärkerer Beweis für die eigne Unſterblichkeit und ewige Fortdauer dieſes Weſens, als gewöhnlich erkannt werden. Doch dieſer Gegenſtand wird uns noch ausführlicher in einem ſpäteren §. beſchäftigen.

Wir unterſcheiden an der Thätigkeit des innern Sinnes, eben ſo wie im äußeren Geſchäft der Sinne, eine zweifältige Richtung, welche gewöhnlich als Einbildungskraft und Gedächtniß beſchrieben und benannt wird. Jene, in einer an ihr bemerkbaren Doppelform, entſpricht den äußeren Sinnen des Geſichts und Geſchmackes, das Gedächtniß aber dem Geruch und Gehör.

Das nächſte und erſte Geſchäft der Einbildungskraft iſt von palingeneriſcher Natur. Jenen Geſtalten und Bildern, welche vermöge eines Vorganges, ähnlich dem der Zeugung, durch den Eindruck von außen und durch das Aufmerken der Seele auf dieſen Eindruck innerlich entſtanden ſind, theilet die Einbildungskraft die beſtändige, bleibende Natur der Seele mit; während eine andre Kraft, welche nur in einer ihrer Aeußerungen Gedächtniß im engeren Sinn des Wortes iſt, den innren Geſtalten den lebendigen Odem und die ſelbſtſtändige Bewegung giebt. Die blos reproducirende Einbildungskraft ſtellet unverändert und treu die vom äußeren Auge erfaßten Bilder innerlich dar, ſo oft auf dieſe Region der innren Welt die beleuchtende Sonne des Willens oder Begehrens ſtrahlet, oder (wie im Traume) ein nach andrem Geſetz vorübergehendes, gleichſam meteoriſches Licht ſie erhellet. Die Einbildungskraft des Thieres ſcheint blos von wiederholender, reproducirender, nicht von ſelber erfindender Art. Dagegen empfängt im Menſchen, durch das Geſchäft des Geiſtes, die Einbildungskraft das Vermögen, innerhalb der Gränzen der von außen offenbarten und gegebenen Geſchlechter (genera) der Geſtalten, neue Arten (species) zu erſchaffen, ja, durch einen Weg der Metempſychoſis, welcher an die Lehre des Alterthums von der Wanderung der Seelen erinnert, den in die innre Welt der Vorſtel lungen aufgenommenen Eindruck in eine höhere oder niedrere Form einzukleiden.

Wenn die geiſtig hohe, erfindende Kraft, welche in der bildenden Kunſt des Menſchen waltet, aus den Formen der in der Außenwelt geſehenen Berge und Ströme und Waldungen eine neue Gegend ſchaffet, welche in dieſer Art der Zuſammenfügung nirgends vielleicht auf der Erde vorhanden iſt; wenn ein noch höherer Aufſchwung der Kunſt die edle Menſchengeſtalt mit den Zügen einer Schönheit oder geiſtigen Würde bekleidet, die in ſolcher Art dem äußren Auge nie erſchienen: ſo hat die Einbildungskraft in dieſen Fällen daſſelbe Werk gethan, welches die verändernde Gewalt des Klima's und Bodens bewirkt, oder ſelbſt die künſtliche Pflege des Menſchen, wenn die erſtere im Geſchlecht der Lilie hier die rothe oder braune, dort die edle, weiße, im Geſchlecht des Enzians hier die niedre Art der ſubalpiniſchen Wieſen, dort die hohe, vielblumige der Alpengehänge hervorruft, und wenn die menſchliche Cultur an den Geranien und manchen andren Gartenblumen faſt zahllos die Spielarten, mit der Beſtändigkeit der wirklichen Arten erzeugt. Dagegen hat, wie wir ſpäter ſehen werden, die Einbildungskraft, auch die kühnſte und gewaltigſte, *in ihrem gewöhnlichen, natürlichen Kreiſe* nicht das Vermögen, eigentliche, neue Genera zu erzeugen, und was man zuweilen als ſolche betrachtet, das ſind Mißgeburten, deren wunderlich gemengten Elementen die innre Kraft des geiſtigen Fortbeſtehens und der Wahrheit mangelt, oder es ſind unverſtändliche Laute und Bilder von prophetiſcher Natur, welche in der gewöhnlichen Region des Seelenlebens als Fremdlinge, jedoch von tief vorbedeutender Art erſcheinen. Denn allerdings kann auch die Seele auf außerordentlichem Wege, wie dies einzelne Fälle bezeugen, das Vermögen empfangen, ihre innren Gebilde auf ganz neue Stufen

(Potenzen) des Seyns und Geſtaltens zu erheben — neue Genera zu ſchaffen — aber ſie wird hierzu nur dadurch fähig, daß ſie ſelber einen Act der Selbſtentäußerung (gleichſam des Todes) durchgehet, welcher nicht (nach §. 22) ohne eine mächtigere Beihülfe von außen und zugleich ohne mannichfache Schmerzen von innen möglich iſt.

Die Gebilde und Weſen der innren Welt, welche der Boden der Einbildungskraft erzeugt und heget, ſtehen der bemerkenden Seele, eben ſo wie die Körper der Sichtbarkeit dem Leibe, bald näher, bald ferner. Es führt zu einigen von ihnen, welche Gegenſtänden der Außenwelt entſprechen, denen eine beſondre Kraft innenwohnet angenehme Gefühle aufzuregen, ein Zug der Zuneigung, den die Sprache mit dem Worte Geſchmack bezeichnet, und derſelbe innre Sinn iſt es, der auch andre Bilder und Vorſtellungen der innren Region als gleichgültig oder ſogar widerwärtig vermeidet oder verabſcheut. Etwas Allgemeines der Richtung wird zwar hierbei in allen Menſchenſeelen gefunden, zugleich verräth jedoch auch jede von ihnen in einzelnen Zügen ihren beſondren Geſchmack. Beachten wir dieſes Allgemeine und Beſondere in der Anziehungskraft der Seele, wodurch dieſe einen Theil ihrer Innenwelt ſo beſtändig und oft ſich zurückruft und ſo nahe ſich aneignet, als gehöre er zu ihrem Weſen ſelber, dann werden wir an das erinnert, was oben von den Nahrungsmitteln der Seele (im §. 30) erwähnt worden. Es iſt der Zug der öfteren und innigeren Aneignung nach ſolchen Bildern und Vorſtellungen der innren, ſelbſtgeſchaffnen Welt gerichtet, die am meiſten zur eigenthümlichen Geſtaltung und Entwicklung der Seele gewirkt haben und noch wirken, und derſelbe Zug lehret ſolche Bilder und Vorſtellungen vermeiden, welche jener eigenthümlichen Geſtaltung hinderlich erſcheinen, oder ihr doch nicht förderlich ſind.

Im Thierreich wird der ſcharfblickende Fiſchadler, wenn er im Spätherbſt oder Winter den gewohnten Aufenthalt verläßt, unwiderſtehlich von dem Glanz des Gewäſſers angezogen, und der zur Nahrung beſtimmte Fiſch aus weiter Ferne erkannt. Ein natürlicher Zug iſt es, der den Vogel zur gewohnten Beute hinabführt, welche alsbald ergriffen, nicht allein zur Ergötzung des nach fremdem Fleiſche begierigen Geſchmackes, ſondern zur Ernährung und Bekräftigung des eignen Fleiſches dienet. Zu gleicher Zeit, wenn ihn der Zug nach dem Gewäſſer und der in dieſem wohnenden Beute, über Berg und Thal führt, bemerkt der ſcharfſichtige Vogel kaum die reichen Traubengelände oder andre Früchte des Herbſtes, welche die ſingende Droſſel aus weiter Ferne hieher zogen.

So fühlt ſich die Seele des jugendlichen Helden nach Allem mächtig hingeneigt, was den innren Drang nach der erſehnten That ernährt und ſtärkt. Es weckt und erhält die Aufmerkſamkeit der Ruf der fremden Heldenthaten, während das Geſchäft eines andersartigen, bürgerlich-erwerbluſtigen Geſchäftes kaum bemerkt wird. Bilder und Vorſtellungen aus jenem der Seele angewieſenen Kreiſe kehren beſtändig wieder und ſind immer beliebt, die andren nicht. So iſt in der Seele eine Kraft, ohne Unterſchied alle Eindrücke der Außenwelt innerlich zu verklären nnd zu beſeelen: die Kraft der Innen- oder Einbildung, und dieſe entſpricht in ihrem Kreiſe der Kraft des Geſichts, welche ohne Unterſchied alles Leuchtende und Beleuchtbare umfaſſet. Es iſt aber ein andres Vermögen, das aus dem geſammten Reich des Innengebildeten das Beliebte und Verwandte ſich herauswählt und nähert, das Andre zur Seite läſſet oder entfernt. Dieſes iſt der Geſchmack der Seele, in der That entſprechend jenem Sinn des Leibes, welcher an der redenden Zunge haftet und den die Sprache mit dem gleichen Namen: Geſchmack nennet.

Den ſcharfſpürenden Hund leitet der Geruch nach der begehrten Beute hin. Dieſer Sinn bemerkt aber auch, wie wir ſchon oben (S. 179) geſehen, alle Einwirkungen der bewegenden Kraft des Lebens auf ſeine Außenwelt, und dieſe Bewegungen, nur in andrer Form, ſind auch der Gegenſtand des Aufmerkens und Wahrnehmens für das Ohr. Dieſen beiden Sinnen des Leibes: dem Geruch und Gehör, entſpricht in ſeinen verſchiedenen Richtungen und Thätigkeiten das Gedächtniß.

An das zuerſt erwähnte Geſchäft des Geruches: die Spuren der begehrten Beute überall aufzufinden und zu bemerken, erinnert jene Fertigkeit des Gedächtniſſes, die Gegenſtände, welche ſtärker auf den innren Geſchmack wirken, am leichteſten und öfterſten zurückzurufen. Der Freund der Geſchichte wie jener der Naturforſchung wird am leichteſten des Angeſchauten und Vernommenen aus dieſem ſeinen naturgemäßen Kreiſe ſich erinnern, während er das außer dieſen Gränzen Gelegene nur mühſam und mit Anſtrengung zurückrufen kann.

Es wird die, zunächſt zweiſeitige, Richtung des Gedächtniſſes unter den verſchiedenen Namen des Orts- und Sach-, des Ton- und Namengedächtniſſes bezeichnet. In allen dieſen Functionen bemerkt jener innre Sinn, welcher in einem weiteren Verſtande des Wortes: Gedächtniß iſt, zunächſt nicht das Gewordenſeyn, ſondern das Werden, nicht das ruhende Beſtehen und Beharren, ſondern das ſelbſtthätige Bewegen oder das Bewegtwerden der Dinge der innren Welt. Denn auf einer ſolchen ſelbſtthätigen Bewegung der Seele nach einem Gegenſtand der Außenwelt hin beruhet das Wort, mit welchem die Sprache den Gegenſtand bezeichnet, und welches das Gedächtniß im engeren Sinne auffaſſet.

Wie das Hören des leiblichen Ohres in der Ph ſiologie öfters als ein Mittönen der Gehörnerven mit dem äußeren Ton betrachtet werden, oder als ein der Muskelbewegung nahe verwandtes, innres Bewegen, das durch ein äußres erregt wird; ſo iſt auch jener Act, in welchem die Seele des Menſchen, durch die alsdann eine höhere, ſelbſtthätige Kraft des Geiſtes wirkt, den Dingen der Außen- und Innenwelt ihren eigenthümlichen Namen gibt, eine innre, der Thätigkeit des Wollens und Begehrens nahe verwandte Regung, welche durch eine äußere, dem benannten Gegenſtand zukommende, geweckt wird.

Nach der, übrigens nicht ganz ſtatthaften, Vorſtellung einiger früherer Jahrzehente ſollte der gegebene Name öfters eine bloße Nachbildung der eigenthümlichen Laute oder der Stimme ſeyn, welche der benannte Gegenſtand für ſich ſelber oder bei einem äußeren Anſtoß von ſich gibt. Allerdings läßt ſich auch hin und wieder in den Menſchenſprachen dieſes Entſtehen der Namen für Thiere und manche andre Weſen der Sichtbarkeit erkennen. Die Einwirkung der äußeren Dinge auf jenes Organ der Seele, das den Namen gibt, iſt indeß öfters eine andre, feinere, als die des Tönens oder der Erſchütterung der Muskeln; ſie ſcheint vielmehr vergleichbar mit der Einwirkung der oberen (im §. 18) erwähnten Principien des thieriſchen Bewegens auf das Geruchsorgan. Dieſelben Metalle, welche in freier Luft an einander geſchlagen den hörbaren Ton erwecken, erregen unter andren Umſtänden durch ihr Aneinanderbewegen ein Zucken der Muskeln oder den eigenthümlichen, galvaniſchen Geſchmack und Geruch, auf der Zunge und in der Naſe, und es zeigt nicht blos die Geſchichte jener Menſchen und Thiere, welche Metalle und Waſſer aus ziemlicher Ferne fühlen, oder die einiger Nervenkranken, ſondern mehr noch die Beobachtung, welche an magnetiſch Erweckten (nach §. 25) gemacht werden, daß alle Gegenſtände der äußeren Natur im Leibe, und durch ihn in der Seele eine Bewegung wecken, der entſprechend, durch welche jene Gegenſtände entſtunden. Wie der Kryſtall noch Jahrhunderte nach ſeinem Entſtehen mit derſelben bildenden Kraft, durch welche er ſelber geſtaltet worden, auf andre Kryſtalle, ſelbſt von ganz verſchiedener chemiſcher Beſchaffenheit, wirkt, welche neuerdings aus einer umgebenden Flüſſigkeit ſich auf ihn niederſchlagen.

Die Namen, welche der Menſch den Gegenſtänden der Natur ſo wie den Gebilden ſeiner innren Welt gibt, ſtehen in einer näheren, weſentlicheren Beziehung mit den Dingen, als man gewöhnlich zugeben wollte. Sie ſind, gerade für dieſe Dinge, ſo nothwendig und unabänderlich, als die Reſonanz oder das Mittönen eines klingenden Körpers jetzt in dieſem, dann in andrem Tone, je nachdem dieſer oder jener Laut von außen erſchallte. Anders zwar macht ſich alsdann dieſes Mitbewegen in dem Waſſer oder dem Staub des Kolophoniums, anders in dem feingeſpaltnen Holz des Reſonanzbodens, anders in der Saite bemerkbar, wie denn eine ſolche verſchiedne Natur des innren, nennenden Organes auch in der Verſchiedenheit der Menſchenſprachen erkannt wird.

Die magnetiſche Kraft des Wortes, an welche das Alterthum glaubte, beſtehet unter andrem auch in einem Aufregen der innren Bewegung der Seele, welche der Bewegung verwandt iſt, die in dem zum Wort verklärten und verwandelten Gegenſtand inwohnet, und hierauf gründet ſich unter andrem das merkwürdige Verſtehen des Sinnes auch einer fremden, ſonſt unbekannten Sprache, das in gewiſſen Fällen wahrgenommen worden. Das Alterthum traute dem Menſchenworte eine

Kraft zu, die innre Bewegung der eignen Seele, die das Wort erzeugt, ſelbſt in thieriſche Seelen fortzupflanzen oder überzutragen, und auf dieſes Vertrauen gründet ſich noch jetzt bei einigen Völkern das Geſchäft der ſogenannten Schlangenbeſchwörer.

Mit dem obenerwähnten, unmittelbaren Uebergeben eines äußerlich vernommenen Tones, in das Wort, das dieſen Laut nachbildet, und ſo das brüllende oder ſchreiende Thier als Name bezeichnet, iſt jenes Gedächtniß für Töne und Worte verwandt, welches unverändert und treu den gehörten Schall auf die nachbildenden Organe der Stimme überträgt. Dieſer innre Sinn entſpricht dem äußerlichen des Gehörs. Wir finden ihn im Thierreich, beſonders an den ſingenden und Worte nachſprechenden Vögeln, und zwar auch hier bei verſchiednen Vögeln von einer und derſelben Art in ſehr verſchiednem Maße. Denn es wird öfters unter zwölf Staaren von demſelben Alter und derſelben äußeren Beſchaffenheit nur einer gefunden, an welchem die auf Alle gleichmäßig gewendete Mühe und Belehrung nicht verloren iſt, und der vielleicht in wenig Tagen die vorgeſagten Worte beſſer und vernehmlicher nachſprechen lernt, als ein andrer in mehreren Monaten. So lernt auch unter mehreren Gimpeln aus demſelben Neſte der eine leichter und richtiger die gehörten Melodieen nachpfeifen, als die andren.

Dieſe Aeußerungen des ſogenannten Ton- ſo wie des Wortgedächtniſſes im beſchränkten Sinne, gehen beide von einem und demſelben innren Organe aus, ſo wie es nur ein äußrer Sinn, wie es immer daſſelbe Ohr iſt, das beides: die Töne und Melodieen wie die Worte vernimmt. Die Fähigkeit des Stimm- und Sprachorganes zur leichteren Nachbildung, mehr der Melodieen oder mehr der Worte, ſcheint auf die Entwicklung des innern Gehörſinnes, mehr nach der einen oder nach der andren Richtung, einen bedeutenden Einfluß zu haben, wobei jedoch nicht vergeſſen werden darf, daß der Menſch nicht allein die eigne Kehle, ſondern auch die tönenden Körper der ihn umgebenden Sichtbarkeit zu Stimmorganen umzuſchaffen vermöge.

Das eigenthümliche Vorrecht der Menſchennatur vor der thieriſchen: die vieltönige Stimme und Sprache (nach v. 24) begründet auch in unſrer Seele einen Umfang und ein Vermögen des Ton- und Wortgedächtniſſes, wie wir dieſes bei keinem andren Weſen unſrer Sichtbarkeit wiederfinden. Es vermochte der Engländer Morton eine ganze, von ihm angehörte Rede aus dem Gedächtniß wieder herzuſagen; Hortenſius, von welchem Seneca erzählt, merkte ſich den Verlauf einer öffentlichen Verſteigerung, bei welcher er zugegen geweſen, ſo treu, daß er nicht blos die einzelnen Gegenſtände, ſondern zugleich auch die Preiſe, um welche ſie verkauft worden, angeben konnte. Claudius Menetrier konnte dreihundert ſinnlos zuſammengeſetzte Worte, nachdem man ſie ihm nur ein einziges Mal vorgeſagt, in jeder beliebigen Aufeinanderfolge wieder herſagen, während ein Schüler Schenkels (des Erfinders einer Art von Gedächtnißkunſt) eine gleiche Zahl von Worten und zugleich zweihundert und vierzig Sentenzen in der nämlichen Ordnung wiederholte, in welcher er ſie gehört hatte. Zweitauſend Namen merkte der berühmte Picus Mirandola nach nur einmaligem Anhören, und jene Kraft des Gedächtniſſes, durch welche nach Seneca's Bericht, Cyneas, Pyrrhus Geſandter, ſo wie ein Andrer, der ein angehörtes, fremdes Gedicht mit wörtlicher Treue wieder herſagte, ihre Zeitgenoſſen in Erſtaunen ſetzten, wurde, wie es ſcheint, noch weit von jenem Vermögen der Wiedererinnerung übertroffen, das den Florentiner Antonius Magliabecchi zu einem

einem Wunder ſeiner Zeit machte. Dieſer behielt nicht blos den Inhalt eines nur einmal geleſenen Buches mit wörtlicher Treue, ſondern zugleich die Zahl der Seite, auf welcher irgend eine Stelle geſtanden, in der Erinnrung und beſaß hierbei auch ein bewundernswürdiges Ortsgedächtniß für Localitäten, welche er nur ein einziges Mal und vor mehreren Jahren geſehen und beſucht hatte. Joſeph Scaliger hatte in ein und zwanzig Tagen die Geſänge des Homer, hierauf in vier Monaten die Werke aller griechiſchen Dichter auswendig gelernt, und durch ein für Namen ſo wie für Sachen gleich empfängliches und treues Gedächtniß haben ſich unter den Alten, namentlich Themiſtokles, unter den Neueren aber der tiefdenkende Pascal ſo wie Leibnitz und Locke ausgezeichnet. Ueberraſchender noch als die Wirkung des Wortgedächtniſſes erſcheint öfters die Wirkung des Figuren- und Zahlengedächtniſſes, und es gränzt faſt an's Unglaubliche, was wir von jenem Manne leſen, welcher nicht blos die Namen der Soldaten eines ganzen Bataillons nach einmaligem Anhören im Gedächtniß behielt, ſondern dreißig geometriſche Figuren, mit denen er alle beliebigen geometriſchen Operationen in derſelben Sicherheit und Klarheit vorgenommen, als wenn dieſelben, auf eine Tafel gezeichnet, ihm vor Augen ſtänden. Johann Wallis berechnete ſogar, im Finſtern, aus drei und fünfzig ihm aufgegebenen Zahlen die Quadratwurzel.

Es wirkt in den meiſten dieſer Fälle, wenn auch nicht ſo unverkennbar als bei Heidegger, der nach einmaligem Durchwandern eines Dorfes, deſſen Länge eine halbe Meile betrug, alle einzelnen Gegenſtände in der Aufeinanderfolge gemerkt hatte, in welcher er an ihnen vorübergekommen, außer jenem innren Sinne, welchen wir mit dem äußren Ohre verglichen, noch ein andrer mit, der, wie oben erwähnt, dem Geruche entſpricht. Allerdings haben auch die innren Sinne ihren beſtimmten Kreis und ihre wechſelſeitige Abgränzung, und es kann der eine in vorzüglicher Stärke vorhanden ſeyn, während der andre faſt ganz zu fehlen ſcheint. Nicht ohne Beziehung hierauf erſcheinen dann ſolche Fälle wie der von Hamberger beobachtete, wo das Tongedächtniß bei einer völligen Lähmung und Hemmung des Wortgedächtniſſes noch wirkſam geblieben, oder jene öfter vorkommenden, in denen gewiſſe äußere Einflüſſe (z. B. geiſtige Getränke), welche die Einbildungskraft aufregen, zugleich das Gedächtniß ſchwächen oder doch auf einige Zeit in ſeiner Wirkſamkeit beſchränken. Weshalb ſolche Menſchen, die ſich durch ein außerordentliches Gedächtniß hervorthaten, meiſt eben ſo ausgezeichnet durch ihre Mäßigkeit im Eſſen und hierbei Waſſertrinken geweſen. Dennoch wird, ungeachtet jener Geſchiedenheit und Abgränzung der innren Sinnen, ein öfteres Zuſammenwirken des einen mit dem andren bemerkt, wobei die beiden verwandten Thätigkeiten zu einer gemeinſamen verſchmelzen. So vornehmlich die Wirkſamkeit des innren (gleichſam) Gehörſinnes, mit dem innren Sinn des Geruches und einem andren, der dem Taſten oder Fühlen parallel gehet.

Jenes Wiederaufſpüren der innren Bewegungen, welche in der Seele durch äußere Eindrücke aufgeregt worden, das wir ſchon öfter (auch in §. 26) mit dem äußeren Geruch verglichen, äußert ſich am augenfälligſten als ſogenanntes Sachgedächtniß. Von dieſem wird öfter der ganze Inhalt eines geleſenen Buches oder einer vernommenen Erzählung treu erfaßt und behalten, ohne daß die Worte, in welche der Inhalt eingekleidet war, wenigſtens in derſelben Treue in der Erinnrung bleiben, obwohl in vielen Fällen, wie in dem von Joſeph Scaliger angeführten, Inhalt und wörtliche Einkleidung ſo nahe zuſammenfallen, daß mit der Sache zugleich das Wort in der Seele bleibt. Es konnten deshalb öfters die amerikaniſchen, ſogenannten Wilden, eine für ſie beſonders eindrückliche Rede ihrer Miſſionare, welche Stunden lang gedauert hatte, mit vollkommen wörtlicher Treue wieder herſagen, und es wirkte hierbei derſelbe innre Sinn, durch welchen ſie, nach vielen Jahren, einen Menſchen, den ſie damals in ganz andrer Kleidung und äußerem Zuſtand ſahen, auf den erſten Blick wieder erkennen. Nicht ohne Bedeutung erſcheint es hierbei, daß bei eben dieſen Indianern zugleich der äußere Sinn des Riechens von ſo bewundernswürdiger Schärfe iſt.

Der leibliche Sinn des Gefühles oder Taſtens, ſo erkannten wir oben, bemerkt zunächſt das Hinauswirken der inwohnend eignen, bewegenden Kraft auf die Außenwelt. So iſt ein innrer Sinn jenem des äußeren Taſtens gleichlautend und entſprechend, ein Sinn, welcher die Reihe und Aufeinanderfolge der eignen Handlungen der Seele: ihr von innen nach außen gerichtetes Wirken zurückſpiegelt und aufbewahrt. Dieſe Richtung des Gedächtniſſes für das eigne Wollen und ſelbſtthätige Wirken könnte man mit dem Namen Beſinnungskraft bezeichnen. Sie zeigt ſich in vielen Fällen in ſo augenfälliger Weiſe, daß die andren Richtungen des Erinnrungsvermögens hierdurch ganz aufgehoben oder verdunkelt werden.

In einer nur vorbildlichen und mehr leiblichen Region, wird öfters die Thätigkeit der andren Sinne durch die des Gefühles zurückgedrängt und unmerklich gemacht, und der Sinn des Taſtens wirkt überhaupt dann am ſchärfſten und ſtärkſten, wenn die andren, vorzüglich das Geſicht, den Eindrücken der Außenwelt verſchloſſen oder außer Wechſelverkehr mit ihr ſind. Daſſelbe bemerken wir denn auch bei dem innren Urbild des Taſtſinnes. Denn wenn jener Nachtwandler, den der Knall eines nahe bei ſeinem Ohre abgeſchoſſenen Piſtoles nicht zu erwecken vermochte, augenblicklich munter wurde, ſobald der treue Haushund zu bellen anfing, wenn Andre bei dem Ausrufen ihres Namens aufwachten; wenn ſelbſt im gewöhnlichen Schlafe, den ein zehnfach ſtärkeres Geräuſch von andrer Art nicht zu unterbrechen vermochte, eine zärtliche Mutter die leiſen Laute des eben erwachenden Kindes vernimmt, ſo zeigt ſich dabei jener innre Sinn geſchäftig, welcher das eigne Wollen und Erfaſſen der Außenwelt beachtet und ſeiner ſelbſtthätigen Bewegungen ſich erinnert. Auch unter den äußeren Sinnen ſchläft, in den meiſten Fällen, der des Gefühles leiſer als die andren, und einen feſt ſchlafenden Menſchen, den weder ein heller Lichtglanz noch das laute Sprechen in ſeiner Ruhe ſtörte, erweckt öfters eine leiſe Berührung mit der Hand. Wir gehen, im gewöhnlichen, wachen Zuſtande, an mannichfachen Gegenſtänden vorüber und hören vielfältige Stimmen und Laute, aber zugleich iſt die Seele durch Leidenſchaften oder Gedanken über das eigne künftige Wollen und Wirken bewegt. Wir ſind dann am Ende des Weges, und Alles was während deſſelben ins Auge gefallen oder vom Ohr vernommen worden, iſt vergeſſen oder vielmehr die Erinnrung daran zurückgedrängt, durch die vorherrſchend mächtige Erinnrung an das ſelbſtthätige Walten des eignen Wollens und Denkens, welche den innren Taſt- oder Gefühlsſinn erfüllt. Nur ein ſpäterer Anlaß macht zuweilen zufällig jene zurückgedrängten und unbemerkbar geweſenen Spuren der äußeren Eindrücke wieder ſichtbar, welche damals zugleich die andren innren Sinne aufregten, und welche allerdings auch nicht aufhören da im Stillen geſchäftig zu ſeyn. Denn Alles was den Leib und ſeine Sinnen berührt, das kommt hierdurch in einen Rapport mit der Seele und in einen Beſitz derſelben, welchen keine Zeit wieder auflöſen noch vernichten kann (m. v. den §. 26).

Die Betrachtung des innren Taſtſinnes führt uns übrigens noch zu einer andren Bemerkung, welche auch über den Zuſammenhang des Geſchäfts der andren innren Sinnen mit dem ſelbſtthätigen Wirken und Wollen der Seele einiges Licht verbreitet. Schon von der niedreren und abbildlichen Region her ſind die Eindrücke, welche auf das leibliche Gefühl geſchahen, der Erinnrung weniger und ſchwerer zugänglich, als die niedren Sinneseindrücke. Es iſt der heftigſte Schmerz, einige Stunden oder Tage nachdem er aufgehört, zwar nicht vergeſſen, aber die Erinnrung kann ihn nicht deutlich vorſtellen, während das Bild der ſchneidenden oder brennenden Inſtrumente, welche den Schmerz erregten, die Geſtalt der Umſtehenden und öfters ſelbſt jedes bei der Operation geſprochne Wort der Seele ganz klar und gegenwärtig blieben. In einem gewiſſen Falle hatte ein krank Geweſener alle von ihm erlittenen Schmerzen bei der Geneſung gänzlich vergeſſen, obgleich er ſich aller andren Umſtände und Begegniſſe ſeines Krankſeyns erinnerte. Ein ſolches Verſchwinden aus der Erinnrung wird vorzüglich bei ſolchen Schmerzen bemerkt, welche in Organen ſtatt fanden, deren Nerven aus der dem Willen verſchloſſenen Region der Gangliargeflechte entſpringen. Wir würden auch der leiblichen Wohlgefühle eben ſo vergeſſen und ihrer innren Wiedervorſtellung eben ſo wenig fähig ſeyn, als der Schmerzgefühle, wenn nicht das wiedererwachende Bedürfniß und Streben nach der genoſſenen Speiſe zugleich die Erinnrung an ihren Wohlgeſchmack hervorriefe. Es ſteht deshalb die Rückerinnrung an das empfundene Gefühl mit dem Vermögen, und zum Theil ſelbſt dem Streben des Willens, daſſelbe zu erneuern, in Zuſammenhang, und iſt von ihm abhängig.

Nach den Zuſtänden des magnetiſchen Hellſehens iſt, wie oben erwähnt, die Erinnrung an alles während denſelben Empfundene, an das geſprochne Wort ſo wie an die vollbrachten Handlungen völlig aus der Erinnrung verſchwunden. Es hat hierbei eine bewegende Kraft gewirkt, welche die Seele im Zuſtand des gewöhnlichen Wachens nicht ſelber in und aus ſich zu erzeugen vermag, deshalb iſt ihr auch die Wiedererinnrung des ungewöhnlich Gewirkten nicht möglich.

Auch dieſes eben erwähnte Verhältniß des innren Taſtſinnes zu den andren Sinnen erinnert an das oben erwähnte Verhältniß der Nerven, welche zu den Sinnesorganen ſo wie zu den willkürlich beweglichen Theilen gehen, zu den ſogenannten ſenſiblen, welche den Organen ihr Gefühl geben, und es erſcheinen hierbei die vier andren innren Sinnen mit dem fünften in einem Gegenſatz, der uns noch an einem andren Orte beſchäftigen wird.

Wie bereits erwähnt, finden ſich alle innren Sinne der Seele, eben ſo wie die äußerlichen des Leibes, nicht allein bei dem Menſchen, ſondern auch am Thiere. Dieſes hat mit uns das Träume bildende und die Furcht erregende Vermögen der Einbildungskraft gemein; es verräth der gelehrige Sangvogel das Gedächtniß für Töne, ja für Worte; das Daſeyn des innren Sinnes, welcher dem äußren Geruch entſpricht, zeigt ſich an den Aeußerungen eines Orts- und Perſonengedächtniſſes, welches am Hunde von bewundernswürdigerer Stärke erſcheint als am Menſchen; der innre Taſtſinn wird ſchon an der Gelehrigkeit des Thieres für mancherlei künſtliche Bewegungen und Handlungen erkannt. Denn dieſe Gelehrigkeit beruht auf der deutlichen Zurückerinnrung an das vorhergegangene Thun und Wirken.

Bei dieſem Vergleich der innren Sinne am Thier und Menſchen erfahren wir daſſelbe, was uns der Vergleich der äußren Sinnen an beiden lehrte. So wie unter den leiblichen Sinnen gerade die beiden ſcheinbar niedrigſten

Geſchmack und Gefühl es ſind, durch deren Entwicklung und Stärke der Menſch ſich vor andren Lebendigen auszeichnet; ſo finden ſich in ſeiner geiſtigen Natur auch der Geſchmack (entſprechend dem leiblichen der Zunge) und die Beſinnungskraft am eigenthümlich mächtigſten entfaltet. Bei dem Orts- und Perſonengedächtniß wenigſtens (dem Sachgedächtniß in einem engeren Sinne) iſt es augenfällig und erwieſen, daß es beim Thier nicht ſelten in ſtärkerem Maße vorhanden und ſchärfer ſey, als beim Menſchen. Dieſer wird ſelbſt von dem berühmten Eſel des Dundas eben ſo ſehr an jenem innren Sinne übertroffen, als an Spürkraft des leiblichen Geruches von den Raubvögeln und Hunden. Bei dem nahen Zuſammenhange, in welchem die Richtung des Gedächtniſſes mit der blos reproducirenden Einbildungskraft ſtehet, iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß auch dieſe bei vielen Thieren ſchärfer und treuer ſey, als bei den meiſten Menſchen, vielleicht in demſelben Grade, in welchem einige uns an leiblicher Sehekraft übertreffen. Das Tongedächtniß erſcheint, wenigſtens bei manchen Vögeln, in ausgezeichneter Schärfe. Dagegen iſt es der Geſchmack, veredelt zum Schönheitsſinne, welcher über alles Wirken der innren Sinnen bei dem Menſchen dieſes Eigenthümliche (eigentlich Menſchliche) verbreitet, wodurch unſre Seelenthätigkeit am meiſten von der thieriſchen ſich unterſcheidet, und es iſt die Beſinnungskraft allein, durch deren ausgezeichnete Stärke unſre Ueberlegung und Vernunft zu derſelben Herrſchaft und Obergewalt vor und über allen Lebendigen der Sichtbarkeit gelangen, zu welcher, nach einer alten Anſicht, unſern Leib der Beſitz der fühlenden und feingreifenden Hände erhebt.

Wie im thieriſch leiblichen Leben ein Princip iſt, von gleicher Art und Mächtigkeit mit dem in der atmoſphäriſchen Luft herrſchenden, und deshalb fähig, dieſe an ſich zu ziehen und leiblich zu geſtalten (nach §. 7); ſo iſt in der

Seele des Menſchen vorzugsweiſe ein Princip wirkſam, das nicht blos den fernen Nachhall der Gedanken eines göttlich ſchaffenden Geiſtes, welcher in der äußren Sichtbarkeit vernommen wird, nachtönet, ohne ihn zu verſteſtehen, ſondern das ſelber ſtimmfähig die Bedeutung der Sprache verſteht und mit Verſtand ſie redet. Die Werke, welche die ſelber ſchaffende Phantaſie des Menſchen hervorbringt, kommen aus einem geiſtig ſelbſtthätigen und eigenmächtigen Anfange, welcher, in all ſeiner jetzigen Beſchränktheit, dennoch von gleichem Geſchlecht erſcheint mit jenem, aus welchem die ganze, hehre Ordnung des Weltgebäudes hervorgegangen.

Bemerk. In den waſſerleeren Ebenen von Africa, dem Verſchmachten vor Durſt nahe, träumt Mungo Park ohne Aufhören von den waſſerreichen Thälern und Auen ſeiner Heimath. Von dem Ergänzungs- und Erſtattungsvermögen, welches an der Phantaſie der einſam eingeſchloſſenen Stubenvögel bemerkt wird, erzählt Bechſtein in ſ. gemeinnützigen Naturgeſchichte Deutſchlands im 2ten Band S. 71; eben daſelbſt ſpricht er auch vom Gedächtniß der Vögel. — Von dem innren, weſentlichen Zuſammenhang zwiſchen Wort und Sache wird noch im §. 12 weiter die Rede ſeyn. — Das obenerwähnte Menſtrum von Gedächtnißkraft: Anton Magliabecchi (geb. zu Florenz 1633, geſt. 1714) hatte in ſeiner Jugend nicht einmal leſen und ſchreiben gelernt, und befand ſich ſchon bei einem Grützhändler in der Lehre, als ein Antiquar, bei welchem Magliabecchi öfters Maculatur für ſeinen Herrn kaufte, die ganz beſondre Ehrfurcht des Knaben vor allen geſchriebenen und gedruckten Büchern und ſeine Liebe und Luſt daran bemerkte, und des eigenthümlichen Talentes ſich annahm. Magliabecchi lernte jetzt mit bewundernswürdiger Schnelle leſen, und las Alles mit ſolcher mächtiger Aneignung, daß er, was er nur einmal geleſen, auch auswendig behielt, und dadurch ſelbſt die Verfaſſer, welche ihre Schrift nicht ſo auswendig wußten wie er, der dieſelbe insgeheim nur ein einziges Mal durchblickt hatte, in Verlegenheit ſetzte. Als ſich ſein mächtiges Talent auch über andre Sprachen verbreitet hatte, zeigte er hier dieſelbe Kraft des Feſthaltens. Er wurde, durch ſeine Eigenthümlichkeit befähigt, auch in ſeinem Amt als Bibliothekar des Großherzogs, einer der merkwürdigſten Männer, der nicht blos ſeine eigne ihm anvertraute Bibliothek ihrem ganzen Umfange nach im Sinne trug, ſondern auch alle Koſtbarkeiten der andren europäiſchen Bibliotheken im Gedächtniß hatte. Jahre lang nachher wußte er das Zimmer und die Stelle des Behältniſſes zu bezeichnen, an welcher er in Conſtantinopel, in der dortigen Bibliothek, ein gewiſſes, ſeltnes Manuſcript geſehen hatte. Er lebte ſehr mäßig. Drei hart geſottene Eier und ein Trunk Waſſer waren ſein gewöhnliches Mahl. — Eine ähnliche Mäßigung, beſonders im Trinken aller Getränke außer dem Waſſer, wurde bei den meiſten Menſchen bemerkt, die ſich durch beſondre Kraft des Gedächtniſſes auszeichneten. Geiſtige Getränke regen die Kraft des Begehrens (ein innres Bewegen) auf, wodurch das innre Gehör (das Gedächtniß) eben ſo betäubt wird, als das äußre Hören durch das ſtarke Bewegen der Glieder. Ueberhaupt kann die eine Richtung der Seelenthätigkeit in voller Kraft ſich zeigen, während die andre wie aufgehoben oder gelähmt iſt. Merkwürdig ſind hierbei beſonders jene Fälle, wie der, welchen M. Wagner in ſ. Beitr. zur phil. Anthrop. I. S. 323 von der Gräfin W. erzählt, welche durch heftige Anfälle von Krämpfen das Gedächtniß jedesmal ſo verlor, daß ihr die Worte und Namen, zur Bezeichnung der äußren Gegenſtände und ihrer eignen Gefühle, beim Sprechen niemals einfielen. Sobald ſie jedoch ſchrieb, drückte ſie ihre Gedanken durchaus richtig und im beſten Zuſammenhange aus; eben ſo las ſie auch Bücher ohne allen Anſtoß und vollkommen verſtändig. — Dieſe Lähmung und Verwirrung des Gedächtniſſes begegnete einem Liefländer, von welchem ebendaſ. erzählt wird, bei fortdauerndem, klaren Selbſtbewußtſeyn; das Leiden erſchien bei ihm wie eine völlige Verwirrung der Sprachen. Eben ſo bei jenem Kranken (S. 327), welcher von ſeiner Gliederlähmung durch den Gebrauch des Karlsbades wieder hergeſtellt, dagegen aber nun von dieſem innren Leiden befallen worden war. Auch bei H. v. K..... fand dieſe innre Verirrung ſtatt, und ſchon das Einfallen eines ſtarken Lichtſtrahles ins Auge verwiſchte die eben gehabten Vorſtellungen aus dem Gedächtniß. — Der Frau von Baſchak (S. 321) war kein andres Wort mehr zur Bezeichnung aller äußren Gegenſtände übergeblieben, als der Name ihres Gemahls. — Jener Greis (S. 323), deſſen Gedächtniß, ſelbſt für die Namen ſeiner Frau und Kinder, immer nur auf einen Tag ausreichte, ſo daß er jeden Morgen wieder fragen mußte wie dieſelben hießen? dann aber für heute die Namen merkte, hatte dabei die lebhafteſte Erinnerung an die Geſchichte ſeiner früheſten Jugend, ſang Lieder, die er damals geſungen, erzählte Auftritte aus ſeinem Knaben- und Jünglingsalter. — Beſonders merkwürdig erſcheint aber, unter mehreren noch hieher gehörigen, jener Fall, der im neuen allgem. Repertor. für emp. Pſych. von Mauchart und Tſchirner, 1ſter Band S. 103 erzählt wird. Ein Mann, vom Schlagfluß gelähmt, ſchien die Sprache ſo ganz verloren zu haben, daß er alle ſeine Wünſche und Bedürfniſſe, da er nicht ſchreiben konnte, durch Zeichen ausdrücken mußte. Im Anfang verſtunden die Seinen dieſe Zeichen nur ſelten, er gab ſich dann im Unwillen alle Mühe zu ſprechen, brachte aber nur unartikulirte Laute hervor. Demungeachtet las er bald wieder, an jedem Morgen und Abend, ſein Morgen- und Abendgebet aus einem Buche laut, völlig vernehmlich und ohne einigen Anſtoß her, als ob ſein Sprachvermögen gar nicht gelitten hätte. Das erſte Mal als dies geſchah, freuten ſich die Seinigen, weil ſie glaubten, er hätte den Gebrauch der Sprache ganz wieder erlangt, und erwarteten nun, er würde den Tag über ſprechen; er aber blieb bei ſeinen ſtummen Zeichen, ſo oft und mühſelig er ſich auch anſtrengte, nur ein einziges Wort aus freiem Trieb zu ſprechen. Auf dieſe Weiſe fuhr er mit ſeinen Gebetsübungen fort, und von nun an bis zu ſeinem Tode blieb es ſo, daß er zwar laut und vernehmlich leſen, aber von ſich ſelber kein Wort ſprechen konnte. (M. v. hierüber auch den §. 42.) Andre hieher ſich anreihende Fälle ſollen noch im 5ten Hauptabſchnitt dieſes Buches berührt werden. Die einfache und naturgemäße Gedächtnißkunſt der Alten, hauptſächlich auch auf gute, logiſche Anordnung der auswendig zu behaltenden Rede gegründet, findet ſich bei Cicero de Oratore L. II. c. 86 — 88.

Quintilianus I. O. l. XI, c. 2. Neuere Syſteme der Mnemonik unter andren in Aretins ſyſtematiſcher Anleitung zur Theorie und Praxis der Mnemonik 1810. — Mnemonik oder praktiſche Gedächtnißkunſt 1811.

Das Wechſelverhältniß der innren Sinnen und der höheren Seelenkräfte zu einander und ihr ſelbſtſtändiges Verhältniß zu den Eindrücken der Außenwelt, an einem Beiſpiel erläutert.

§. 37. Eine innre Natur der Seele iſt da, voller mannichfacher Geſtalten, Bewegungen und Töne. Dieſe innre Natur, in ihrer Geſchiedenheit und ſelbſtſtändigen Abgränzung von der äußren, welcher jene allerdings in allen ihren Bildungen entſpricht, zeigt ſich dann am mächtigſten, wenn die äußere Welt den Sinnen ſich entzogen hat, oder ſie tritt auch mit eigenthümlich hellerem Glanze, mitten in dieſe äußere Natur hinein und ſtrahlet aus den von außen empfangenen Eindrücken hervor, wie ein vom hellen Kerzenlicht beleuchtetes Gebilde der Menſchenhand über die vom Mondenlicht beſtrahlte Landſchaft.

Es erſcheint hier öfters ungewiß, ob das was die innre Welt der Menſchenſeele vor den Augen des betrachtenden Geiſtes entfaltet, das Nachbild der äußeren Sichtbarkeit, oder ob ſie nicht vielmehr das Ur- und Vorbild aller der Geſtalten und Bewegungen und Töne ſey, welche, gegen einen ſolchen innren Glanz gehalten, die äußerlichen Sinnen nur wie Schattengeſtalten umgaukeln. Iſt die äußere, leibliche Erſcheinung ein Traum der innren, ſeeliſchen, iſt dieſe das wahre und wache Seyn, oder iſt die innre ein leibliches Traumbild und ein Nachklang der äußeren, und dieſe das wahre Urbild; ich weiß dieſes nicht zu ſagen, bis mir eine Sonne aufgegangen, welche mir das Walten des Geiſtes eben ſo helle macht, als das Wirken der Seele und des Leibes.

Allerdings bildet ſich die Seele ihre innre Welt, aus und nach der äußeren, welche ſie durch die leiblichen Sinnen erfaſſet, eben ſo wie der Leib in allen ſeinen Theilen durch die Nahrung ſich bildet, welche er von außen aufnimmt. Dieſe Nahrung, auch nach ihrer Verwandlung in Blut, würde nimmermehr gerade zu dieſem Glied, zu dieſem eigenthümlich geſtalteten Fleiſch und Gebein werden, wäre das Glied nicht ſchon vor der Nahrung da. Die ernährende, Fleiſch und Gebein erneuernde Kraft, iſt von derſelben Natur, wie die bildende Kraft, welche das Kraut oder das Thier geſtaltete, von denen der ernährende Stoff genommen worden; ja ſie iſt von höherer Art und Richtung als dieſe.

Das was die äußeren Sinnen den innren und dieſe der denkenden und wollenden Seele geben, iſt nur das Material, woran und worinnen die innre, ſelbſtſtändig vorhandne Wirkſamkeit ſich äußern kann, wie die Erde, oder überhaupt der planetariſche Körper, das iſt, woran der Sonnenſtrahl, der ohne ſichtbare Wirkſamkeit durch den lichtloſen Aether ging, ſich offenbar macht. Denn das was der Welt der innren Sinnen ihr eigenthümliches Leben und ihren geiſtigen Reiz gibt, das iſt eine Kraft, welche auch in dem taub und ſtumm zugleich gebornen James Mitchel ſelbſtſtändig wohnet, und welche eine ſolche ſcheinbar nach außen ganz verſchloſſene Seele fähig machet, in den Bewegungen der andren Glieder, beſonders aber durch die taſtenden Hände, eine menſchliche Vernunft zu äußern, höher als die, welche das Thier oder den Blödſinnigen bei ihren Bewegungen leitet, obgleich dieſen beiden alle Quellen und Zugänge der äußerlichen Erkenntniß offen ſtehen. Es wiederholt ſich hier der alte Streit: über das Entſtehen der lebendigen Weſen, in einer andren, geiſtigeren Region. Eben ſo wenig als ein belebtes Thier oder der Menſch aus den bloßen anziehenden und abſtoßenden Kräften der irdiſchen Elemente entſtehen könnten (nach §. 6), eben ſo wenig „entſteht“ das was den Menſchen in ſeinem Innren erſt zum Menſchen macht: die Vernunft, aus den Elementen des äußeren Erkennens, aus der zur innren Sinnenwelt geſteigerten Anſchauung der äußeren Sinnen. Hier wie dort iſt ein Oberes und Innres ſelbſtſtändig vorhanden, welches in der Fülle des irdiſchen Elementes als der beſeelte, lebende Leib, in der Fülle der innren Seelenwelt als der denkende, ſelbſtbewußte Geiſt ſich offenbaret.

Auch bei den gewöhnlichſten und anfänglichſten Aeußerungen des innren Sinnes iſt es ſehr augenfällig, daß nicht ein mechaniſch aufgenommener Eindruck ſo wiedergegeben werde, wie der Lichtſtrahl vom zurückſtrahlenden Spiegel oder der Ton vom Echo. Die americaniſche Nachtigall (Spottdroſſel) vernimmt die Töne der vorüberfliegenden Vögel, aber nachahmend zugleich und ſelber dichtend, verwebt ſie die fremden Laute zu einem wunderlieblichen Geſang, in welchem ſelbſt die ſcheinbaren Mißtöne zur Harmonie werden. So iſt es auch das Geſchäft des innren Sinnes, den von außen vernommenen Laut, wie der im Käfig verſchloſſene Vogel, zum eigenthümlichen Geſange zu verklären.

Der Fortgang dieſes eigenthümlichen und ſelbſtthätigen Verwandlungsgeſchäftes ſteht in einem umgekehrten Verhältniß mit der Stärke des äußeren Eindruckes, und der innre Sinn wirkt dann ſtärker und ungehinderter, wenn der Eindruck von außen gemäßigter iſt; die Bildungen der innren Welt werden um ſo mannichfacher und reicher, wenn von der äußeren Welt nur noch einzelne Eindrücke in die leiblichen Sinnen fallen. Ein zu lauter und übermächtiger Andrang, ein zu mannichfacher und häufiger Wechſel der äußeren Anregungen zerſtreut und ſchwächet, ja vernichtet ſogar die Wirkſamkeit des innren Sinnes.

Es erſcheint gleich vom erſten Anbeginn der innren Wirkſamkeit der Seele der äußere Eindruck als ein ergänzender Theil, als ein nothwendig Zugehörendes zu dem Weſen des innren Sinnes, und jener wird deshalb begieriger aufgeſucht, als die Nahrung des Leibes oder als im Thierreich das Verlangen der Geſchlechter. Der eben erwähnte, taub und blind zugleich geborne James Mitchel ergriff von Kindheit an alle Mittel, die Dinge der ihm verſchloſſenen Außenwelt durch Gefühl, Geruch und Geſchmack zu erkennen. Feſte Gegenſtände, beſonders Metalle, brachte er immer in Berührung mit den Vorderzähnen, nach Gordons Meinung, um ihre Härte zu prüfen; ſtundenlang ſaß er an dem Ufer eines Baches, um die fühlenden Finger durch das Betaſten der glatten und runden Geſchiebe zu ergötzen; wenn ihm der außerordentlich geſchärfte Geruch die Ankunft eines Fremden im elterlichen Zimmer verrieth, ging er auf jenen hin, fühlte ob derſelbe Stiefeln anhabe, und wenn dieſe ihm den Reiter zu erkennen gaben, ging er in das Vorhaus, ſuchte die Reitgerte und befühlte ſie mit Wohlgefallen, ging dann in den Stall und betaſtete mit ähnlicher Luſt das fremde Pferd oder prüfte an dem neu angekommenen Wagen, den er überall befühlte und beroch, unzählige Male mit der Hand die Elaſticität der Federn. Täglich war er bemüht, den engen Kreis ſeines Erkennens weiter auszudehnen, und die Gegend um das Haus ſeines Vaters hatte er bis auf einen Umkreis von zweihundert Ruthen ſo genau mit dem Gefühl durchforſcht, daß er da überall ohne Anſtoß und ohne Furcht umhergehen konnte. Bemerkenswerth war ganz beſonders die Begierde, mit welcher er den, wie ſchon der äußerlich ſichtbare Zuſtand der Augen verrieth, ganz überaus ſchwachen Schimmer von Licht oder Farben aufſuchte, der noch zu ſeinem Sehorgan gelangen konnte. Zwar hatten dieſe Augen ſchon am Säugling eine ſolche Unempfindlichkeit auch gegen die ſtärkſten Eindrücke des Lichtes, auch gegen den auffallendſten Wechſel von Finſterniß und Helle gezeigt, daß die Mutter hieraus die Blindheit noch eher erkannte als die zugleich angeborne, ganz complete Taubheit; als aber mit dem ſelbſtthätigen Willen zugleich das Sehnen nach dem äußeren Sinneseindruck mächtiger erwachte, da bemerkte der Knabe auch jenen leiſen Eindruck des Lichtes auf die mißgebildeten Augen, der nach Stewards Beobachtung wohl viel näher dem Gefühl für Wärme verwandt, als ein eigentliches Sehen ſeyn mochte. Schon durch die Weiſe, wie er dieſem Eindruck nachging, zeigte er ſich ganz in ſeiner vernünftig menſchlichen Natur. Er ſuchte in einem Nebengebäude, oder in einem verdunkelten Zimmer, die kleinen Oeffnungen auf, durch welche die Sonnenſtrahlen ins Dunkel hereinfielen, deren Licht er dann begierig ins Auge faßte. Nachdem er erſt den ſelbſtſtändigen Gebrauch der Glieder gelernt, verſchaffte er ſich dieſes beſondre Vergnügen oft ſelber, indem er, wo es ihm erlaubt war, Thüren und Läden ſchloß und dann die Spalten oder Löcher aufſuchte, durch welche noch Licht hereinkam. Eben ſo war es ihm ein beſondres Vergnügen, zwiſchen ſein Auge und die Sonne oder einen andern leuchtenden Körper allerhand durchſichtige oder ſpiegelnde Gegenſtände zu halten, welche das einfallende Licht concentrirten und verſtärkten. Nicht ſelten gab er den Stücklein Glas, womit er dieſes Spiel trieb, durch Abbeißen mit den Zähnen die Geſtalt, welche ihm zu ſeiner Abſicht die bequemſte ſchien. Oefters zündete er ſich in den langen Winterabenden ein Licht an, mit welchem er ſich in einen dunklen Winkel zurückzog und dann am Schein ſich ergötzte. Selbſt die Mienen und Stellungen des Knaben verriethen in ſolchen Fällen die menſchliche Wißbegier, mit welcher er in die ihm unbekannte und ferne Welt der oberen Sinnen einzudringen ſuchte, und das Staunen, das ihn bei jeder fernen Spur dieſer Welt ergriff.

In der That, um das eigenthümliche Geſchäft der denkenden Seele und ihrer innren Sinnen, ſo wie die Priorität und Ueberlegenheit ihrer wirkenden Kraft, vor und über die Macht des äußeren Eindruckes recht augenfällig kennen zu lernen, kann uns nichts lehrreicher und günſtiger ſeyn, als die Entwicklungsgeſchichte des eben erwähnten James Mitchel.

Es zeigt ſich uns da zuvörderſt, daß nicht der äußere Sinneseindruck es ſey, der durch ſein „Hineinfallen" in den innren Sinn, hier nach mechaniſchem Geſetz, — wie der Hauch der Morgenluft in der Memnonsſäule den Ton —, die geiſtige Thätigkeit erſt erzeuge oder wecke, ſondern der innre Sinn iſt es, der zuerſt aus ſelbſtthätiger Regung den ihm zugehörigen Sinnesſtoff der Außenwelt aufſucht und dieſem nachgeht, wie das bewegliche Thier der feſtſtehenden oder vor ihm fliehenden Nahrung, oder wie das männlich begehrende Lebendige dem Weiblichen.

Es zeigt ſich an James Mitchel ferner, daß die ſelbſtſtändig feſthaltende und wiedererneuernde Kraft des Gedächtniſſes nicht zumeiſt von der Thätigkeit der beiden ſogenannten oberen Sinne des Leibes — Auge und Ohr — abhängig ſey, vielmehr war das Gedächtniß jenes, taub und blind gebornen Knaben, ſchärfer als bei vielen ſehenden und hörenden Menſchen. Er kannte alle ihm zugehörigen Kleider und andre Gegenſtände, und unterſchied ſie aufs Sorgfältigſte von ſonſt ähnlichem fremden Eigenthum. Die einmal mit dem Gefühl und Geruch genau durchforſchten Räume waren ihm, in der beſtändigen

Nacht

Nacht, die ihn umgab, eben ſo bekannt und vertraut, als ſie dies gewöhnlichen Menſchen durch Hülfe des Lichtes und einen Theil des Tages ſind.

Bei einigen Aeußerungen dieſer innren Anſchauung des Vergangenen zeigte ſich denn auch ſchon mehr als eine blos (mechaniſch) reproducirende Kraft des Gedächtniſſes: es zeigten ſich menſchlicher Verſtand, Vernunft und moraliſches Gefühl. Laſſen wir es uns nicht verdrießen, den vermeintlichen pſychiſchen Block: dieſe Memnonsſtatue, zu welcher jedem Lufthauch der Zugang abgeſchnitten ſchien, noch weiter in ſeinen Aeußerungen zu begleiten. Eine ſtarke Verwundung an einem ſeiner Füße hatte James genöthigt, einige Zeit das Zimmer zu hüten. Er ſaß während der Zeit dieſes Leidens in der Nähe des Feuerherdes und hatte dabei den kranken Fuß auf einen kleinen Schemel aufgeſtellt. Länger als ein Jahr nachher betraf einen Knaben, der in Mitchels elterlichem Hauſe diente und mit welchem der Taubblinde öfters zu ſpielen pflegte, ein ähnliches Unglück. James, als er bemerkte, daß ſein Gefährte ſo ungewöhnlich lange an einem Ort ſitzen blieb, befühlte ihn mit den Händen und entdeckte ſo gar bald die Binden an dem kranken Fuß. Augenblicklich begab er ſich die Stiege hinauf in eine Kammer, wo er aus vielen andren daſtehenden Gegenſtänden den kleinen Schemel herausſuchte, auf welchen er früher ſeinen verletzten Fuß geſtellt hatte. Dieſen Schemel brachte er in der Hand hinab zur Küche und ſtellte ſanft den Fuß des Knaben darauf.

Als ein Freund des elterlichen Hauſes: Dr. Gordon, James mit dem Finger aufs Auge drückte, gab er ſogleich durch den ſo lang als möglich ausgeſtreckten Arm zu verſtehen, daß er ſich hierbei an eine in London — dem weitentfernteſten Ort, den er jemals beſucht hatte — mit ſeinen Augen vorgenommene Staar-

Operation erinnre. Ein Pferd, das ſeine Mutter vor kurzem gekauft hatte, erkannte er nicht blos alsbald beim Anfühlen, ſondern als der Reiter, um die Einſicht des Taubblinden auf die Probe zu ſtellen, abſtieg, ergriff James das Roß beim Zügel, führte es nach dem Stall, nahm ihm den Sattel und Zaum ab, ſtreute ihm Futter vor, verſchloß dann die Stallthüre und ſteckte den Schlüſſel in die Taſche. Als rege ſich auch hierbei das öfter an unſrem Taubblinden bemerkte Gefühl für Recht und für die Unantaſtbarkeit des fremden Eigenthumes; ein Gefühl, das ihn ſelber zu leiten ſchien, wenn er von Allem, was nicht ſein war, ſich enthielt. Es wirkte hierbei etwas Andres, als jene dem gezähmten Thiere eingeprägte Furcht oder Zucht, welche demſelben auch eine ſcheinbare Scheu vor fremdem Eigenthum gibt. Dieſes Etwas, das den Menſchen erſt zum Menſchen macht, können wir an James Mitchel in ſolcher Einfachheit wirken ſehen, wie kaum an einem andren Weſen unſres Geſchlechts.

Die innren Vorſtellungen, welche der Taubblinde von den von ihm berührten und erforſchten Dingen der Außenwelt hatte, waren in ihrem Kreiſe nicht minder ſcharf und beſtimmt als die unſrigen, obgleich dem aufgefaßten Bilde jene Züge fehlten, welche bei uns das Sehen und Hören hinzufügen. Den Begriff von einem Steine, als einem für ſich ſelber unbeweglichen, ſchweren, harten Körper, hatte ihm das Anfühlen mit den Fingern und Händen und das Anſtoßen des Steines an die Vorderzähne gelehrt, womit er, wie oben erwähnt, die Härte der Körper zu prüfen pflegte. Wenn er am Ufer des Baches ſitzend die glatten Geſchiebe mit den Fingern, und etwa auch, wie er dies öfters pflegte, mit der Zunge betaſtet hatte, ſchien in ihm der Begriff von Rundung, von Kreisform zu entſtehen; denn er häufte dieſe runden lichen Geſchiebe zuſammen und baute dann aus ihnen am Boden einen Kreis, in deſſen Mitte er ſich ſetzte. Als wollte die den Begriff bildende Seele durch die Rundung des mit den Händen aufgeführten Kreiſes Daſſelbe ausdrücken, was ſie bei hörenden und ſprechenden Menſchen mit dem Wort rund oder Rundung ſagt. Es hatte hierbei, um mit den gewöhnlichen Ausdrücken der Logik zu reden, eine Kraft der Abſtraction gewirkt, welche die Seele von den andern Eigenſchaften des Steines (Härte, Schwere) abſehen ließ, und die Kraft der Reflexion, welche die Eigenſchaft des Rundſeyns vereinzelt hervorhob.

Wenn der Taubblinde bei ſeinen täglichen Forſchungen durch Gefühl und Geruch nicht blos die Geſtalt der einzelnen Geräthe genau kennen lernte, ſondern bald auch den Gebrauch derſelben begriff; wenn er in den Werkſtätten der Zimmerleute und andrer Handwerker beſtändig umhertaſtete, bis er die Beſtimmung und die Abſicht der da bemerkten Werkzeuge und Arbeiten verſtanden, und wenn er bei jeder neuen Einſicht dieſer Art ungemein erfreut ſchien; ſo wirkte hierbei offenbar und auf menſchliche Weiſe der Verſtand, der in unſrem Innren bei jeder in der Sichtbarkeit bemerkten Wirkung nach der Urſache fragt. Dieſer ordnende, regelnde, ein anerkanntes Allgemeines im Beſondren, das Beſondre im Allgemeinen wiederfindende und darſtellende Verſtand war es auch, welcher den taubblinden James antrieb, die Löcher und Ritzen am nachbarlichen Wirthſchaftsgebäude auszubeſſern, und welcher ihn leitete, wenn er es öfters verſuchte, aus Torf oder ausgeſtochenen Raſenſtücken ein Haus im Kleinen aufzubauen, an dem ſelbſt die kleinen Oeffnungen nicht fehlten, welche Fenſter darſtellen ſollten.

An unſrem Taubblinden zeigte ſich dannauch in einem zum Theil bewunderswürdigen Grade jene Kraft des Verſtandes, welche das Zeichen mit dem Bezeichneten verbindet; von jenem auf dieſes ſchließt. Wenn man ihm die Zahl der Tage, welche ſeine verreiſte Mutter außer dem Hauſe zubringen würde, dadurch kund machte, daß man ſeinen Kopf ſanft auf ein Kiſſen niederdrückte, um anzudeuten: ſo viele Nächte würde er bis dahin ſchlafen, ſo war dies die gewöhnliche, leichter verſtändliche Sprache der Taubſtummen. Wenn er jedoch aus dem feineren Berühren ſeines Kopfes mit dem Finger, womit ſeine Schweſter ſeine Handlungen öfters leitete und beſtimmte, die Abſicht dieſer liebevollen Erzieherin augenblicklich begriff, wenn er das Lob verſtund, das die Schweſter ſeiner Folgſamkeit durch ein gewiſſes Anrühren ſeines Kopfes und Rückens ausdrückte, und das Mißfallen, das ſie ihm durch eine eben ſo feine, den Umſtehenden kaum bemerkbare Weiſe zu erkennen gab, ſo wirkte hierbei offenbar der zeichenkundige Verſtand in ſeiner ganzen, höher menſchlichen Weiſe. In andren Fällen, wo es ſich von Dingen handelte, welche ganz außer dem engbeſchloſſenen Kreis der Wahrnehmungen dieſes Taubblinden lagen, mußte freilich das Zeichen, durch welches man ihn zu verſtändigen ſuchte, von auffallenderer, gröber leiblicher Art ſeyn, wie in einem Falle, wo der Vater den Knaben, auf einer der Erforſchungsreiſen, welche dieſer täglich um das elterliche Haus anſtellte, auf Händen und Knien über einen ſehr ſchmalen Steg kriechen ſah, der über ein tiefes, fließendes Waſſer hinüberführte, das freilich der Taubblinde weder rauſchen hören noch ſehen konnte. Der Vater machte dem Knaben die Gefahr, in die er ſich begeben, dadurch begreiflich, daß er ihn aufhalten und dann einige Male ins Waſſer tauchen ließ, deſſen Tiefe er hierdurch kennen lernte. Er verſuchte es, von da an, nie wieder jenen Weg zu machen.

Jener innre Drang, der dem Menſchen die hörbare Sprache zur Bezeichnung des äußerlich oder innerlich Wahrgenommenen und Begehrten eingibt, war ſelbſt in dieſem James Mitchel auf eine ſtaunenswürdige Weiſe geſchäftig. Zwar die Töne, welche ſeine Kehle hervorbrachte, waren, wie bei andren vollkommen Tauben, nur ein rauhes Gebell oder Geheul, wodurch er Unmuth oder Schmerz; ein ſchallendes Gelächter, wodurch er ſeine Freude ausdrückte, wenn er etwa bei kleinen Neckereien einen Triumph über den ihm ſo weit überlegnen Witz der ſehenden Menſchen erlangt zu haben glaubte, aber ſeine Zeichenſprache war um ſo merkwürdiger, da er ſie nicht wie andre Taubgeborne durch Sehen erlernt haben oder ausbilden konnte. Sie beſchränkte ſich nicht allein auf den Kreis des eignen dringendſten Bedürfniſſes, mithin auf jenes Hindeuten nach dem Ort, wo die Nahrungsmittel gewöhnlich ſtunden, wenn er Hunger oder Durſt hatte, ſondern erhub ſich bald zur Darſtellung ganz andrer, außer dieſem Kreiſe liegender Gegenſtände, ja zum Erzählen ganzer Geſchichten. Wenn er einen benachbarten Schuhmacher beſuchen wollte, deutete er dieſes dadurch an, daß er mit den Händen und Armen die Bewegungen eines arbeitenden Schuhmachers nachahmte. Als ſein Vater geſtorben war und einige Tage nachher der Schneider kam, um ihm die Trauerkleider anzumeſſen, ergriff James die Hand deſſelben, führte ihn in das Zimmer, worin der Vater ſtarb, beugte den Kopf und Hals rückwärts, um die Stellung eines unbeweglich Liegenden anzudeuten; hierauf führte er ihn auf den nahe beim elterlichen Haus gelegnen Kirchhof zu dem Grabe, worin man des Vaters Leiche verſenkt hatte. Schien es doch zuweilen, als wollte der Taubblinde mit ſeiner Zeichenſprache die leiſen Regungen eines Ahndungsvermögens ausdrücken, welches das Band zwiſchen einer auch dem leiblich Sehenden und

Hörenden unbemerkbaren, oberen Welt des Geiſtigen und zwiſchen dem Menſchen bildet. So, als drei Monate nach des Vaters Tod eines Sonntags Abends ein Geiſtlicher im Hauſe war, deutete James auf des verſtorbenen Vaters Bibel, und machte Zeichen: die Anweſenden ſollten niederknieen zum Gebet.

Obgleich jene Zeichenſprache, wodurch andre Menſchen ſich ihm verſtändigten, nur durch unmittelbares Berühren ſeines Kopfes oder ſeiner Hände für ihn bemerkbar werden konnte, verſuchte er es doch nie, ſich Andren auf dieſelbe Weiſe mitzutheilen, ſondern er ſprach frei ſtehend, durch Mienen und Gebärden, denn nur ſo konnte das, was bei andren Menſchen Stimme und Sprache wird, auf eine, dieſe wahrhaft ſtellvertretende Weiſe ſich äußern. Wir ſahen nämlich oben, im §. 16 u. 24, daß die Stimme und Sprache des Menſchen eine Wiederholung der Muskelbewegungen des geſammten übrigen Körpers, und zwar in einer höheren, umfaſſenderen Potenz ſey. Was dort augenfällige Regung der Glieder iſt, das wird hier zur hörbaren Stimme. Dieſe, wie die ſichtbare Gebärde, ſind die Wirkung einer und derſelben bewegenden Kraft, bezeichnen beide daſſelbe. Der Taubblinde wurde deshalb zu den merkwürdigen Aeußerungen ſeiner Gebärdenſprache durch denſelben innren Drang geführt, welcher dem Menſchen die Sprache in Kehle und Zunge gibt. Sprach doch an jenem Unglücklichen die ganze Haltung des Leibes und ſein Benehmen, die inwohnende, menſchlich-verſtändige Faſſung, gleich für den erſten Blick aus, und unterſchied denſelben eben ſo augenfällig, als andre, geſunde Menſchen, von einem Blödſinnigen. Jene Mienen und Gebärden, womit er etwa das Staunen über die Spur eines Lichtſtrahles, welche er verfolgte, zu erkennen gab, tragen wirklich in ihrem Maße das Gepräge von Geiſt.

Wir finden an unſrem Taubblinden auch die Vernunft zu allen ihr ſonſt gewöhnlichen Verrichtungen befähigt. Dieſe Kraft der Seele, welche das Verhältniß des eignen Weſens und ſeines Vermögens, zu andren, äußeren Weſen und Vermögen bemerkt und die Wechſelbewegungen beider gegen einander beachtet, verräth ſich ſchon in einigen der oben erwähnten Züge aus James Benehmen. Gegründet auf das innre Geſchäft der Vernunft, war jener Gehorſam gegen fremden Willen, jene Nachgiebigkeit und Reue über gemachte Fehler, welche er blicken ließ, wenn man ihn ſanft zurechtwies, ſo wie jener heftige Unwille, der ihn ergriff, wenn er mit einer unverhältnißmäßigen Härte behandelt ward. Vernünftig war die bereits erwähnte Anerkennung des eignen und fremden Eigenthums, und es war die der Menſchenſeele gegebene, innre Vertheidigungswaffe gegen fremde Kraft — die Vernunft — welche es dem Knaben, als ihn die Dienſtboten auf Befehl des Vaters mehrmalen hinderten, die fremden Pferde im Stalle zu beſuchen und zu betaſten, in den Sinn gab, die Küchenthüre von außen zu verſchließen, damit jene nicht herauskönnten. Vernunft, im Geleite des ordnenden Verſtandes, befähigte ihn zu jenen kleinen Dienſtleiſtungen, welche er öfters auf eignen Antrieb, in Haus und Stall verrichtete, und bei ſeinen Aeußerungen von natürlicher Zärtlichkeit, welche er ſo oft (ganz gegen Itards harte Beſchuldigung der Taubſtummen) ſeinen Wohlthätern erwies. Er hatte durch den Geruch bemerkt, daß ſeine Schweſter, welche eben im Freien geweſen, naſſe Schuhe habe, da brachte er trockne herbei und nöthigte ſie zu wechslen. Die Trennung von Menſchen, die er liebte, auch auf kurze Zeit, war ihm ſehr ſchmerzlich, und er äußerte dieſen Schmerz anfangs auch, wenn Dienſtboten das elterliche Haus verließen. Später aber, vielleicht durch den mehrmaligen Wechſel belehrt, daß dieſe nicht ſo nothwendig und nahe zu ihm gehörten, als die Verwandten, blieb er bei ſolchen Trennungen ruhig, während ihn das Hinweggehen der Eltern und Schweſter, nach wie vor, in groſſe, innre Bewegung ſetzte.

Bei dieſer zärtlichen und lebhaften Anhänglichkeit, an Alles, was ihm näher zugehörte, bliebe das Benehmen des taubblinden Knaben beim Tode ſeines geliebten Vaters unbegreiflich, wenn nicht dabei eben wieder ein innres Wirken und Weiterſchlieſſen der menſchlichen Vernunft vorausgeſetzt werden dürfte, das ſich ſo vielfach, mitten durch die äuſſere Hülfloſigkeit, zu erkennen gab. James war faſt ſechzehn Jahr alt, als ſein Vater (im Juni 1811) ſtarb. Der Knabe hatte zwar kurz vorher einmal mit einem todten Vogel geſpielt, den er immer auf ſein Knie legte und dann lachte, wenn der Vogel, ſtatt zu flattern oder feſtzuſtehen, herabfiel; aber dies hatte dem Taubblinden wohl ſchwerlich einen Begriff von dem was Tod ſey gegeben. Als ſeine Hand den erſten menſchlichen Leichnam — dies war eben der ſeines Vaters — berührte, fuhr er voll Schauder zurück; er fühlte darauf die Leiche noch einmal im Sarge an, und am Abend nach dem Begräbniß ſah man ihn mit beiden Händen auf das friſche Grab ſchlagen, doch ſtund ſeine Schweſter zu fern von ihm, um die Gebärden, welche das hierbei waltende Gefühl verrathen hätten, zu beobachten. Mehrere Tage beſuchte er das Grab ſehr oft, und verſäumte von nun an, ſobald er etwas davon bemerkte, niemals mehr, den Beerdigungen beizuwohnen, welche auf demſelben Kirchhof vorkamen. Als ſeine Mutter kurz nach des Vaters Tod unwohl war, und dabei zu Bett liegen mußte, weinte er ſehr. Ihn ſelber wollte man auch, bei einer Kränklichkeit, zufällig in dieſelbe Bettſtelle legen, worin ſein Vater geſtorben war, er aber blieb da keinen Augenblick, und ward erſt ruhig, als man ihn auf ein andres Lager gebracht hatte.

So erkennen wir bei unſrem Taub- und Blindgebornen, mitten in dem (gleichſam) nur halbvollendeten Leibe eine nach allen Richtungen vollendete Wirkſamkeit der Menſchenſeele. Er hatte deutliche Vorſtellungen jener reproducirenden Einbildungskraft, welche wir ſonſt zumeiſt mit dem Sehevermögen in Verbindung ſetzen, denn er kannte länger als ein Jahr nachher noch einen von ihm vormals gebrauchten Fußſchemel, kannte, wie ein Sehender, das Pferd ſeiner Mutter, wußte ſehr gut, was ihm in dem fernen London geſchehen war. Er hatte Begriffe von Härte, von Rundung, urtheilte ganz richtig aus der Geſtalt und Einrichtung eines Dinges auf ſeinen Gebrauch, ſchloß, vollkommen vernünftig, wenn ſeine Schweſter, ſtatt ſeinem blinden Haupte zu liebkoſen, ihn ſanft zurückſtieß, daß er durch ſein Benehmen anſtößig und tadelnswerth geweſen ſey, ſchloß, bei dem zu Bette liegen der Mutter, auf Krankheit und größte Krankheitsgefahr. In ihm war menſchliches Gefühl für Recht und Unrecht.

Wenn auch viele dieſer innren Züge ſchon beim dankbaren und überlegenden Hunde gefunden werden, ſo iſt doch das eine, was in James Geſchichte den Menſchen als Menſchen bezeichnet, ſchon dieſe Wißbegier, dieſes Weiterforſchen nach dem unbekannten Gebiet eines geiſtigen Erkennens, von welchem weder die gebundene Seele des Thieres, noch die ſchlafende des Blödſinnigen eine Spur zeigt. Es verhält ſich in dieſer Hinſicht die Seele des Menſchen zu der des Thieres, wie ſich die belebende Kraft, welche in der Pflanze waltet, zu der im Thiere verhält. Derſelbe Zug, welcher das Thier nach der Nahrung und den andern von ihm begehrten Elementen des Lebens hin bewegt, vereint die Pflanze feſt mit dem Boden, von welchem ſie durch eigne Kraft ſich nicht trennen kann. So iſt auch in der Seele des Menſchen jener Zug, welcher die Thierſeele an das Geſchäft eines blos leiblichen Bildens und Geſtaltens bindet, zu einem Zug nach dem Bilden und Geſtalten des innren und ewigen: des geiſtigen Menſchen geworden, und dieſer gibt der Seele jene freie, ſelbſtſtändige Bewegung, deren ſie für ſich ſelber nicht fähig war, jene Bewegung nach oben, welche in ihrem Kreiſe der luftartig freien Bewegung des Thieres entſpricht. Denn wie das Thier deshalb frei beweglich iſt wie die Luft, weil in ſeinem Leibe eine luftartige Natur waltet, ſo hat die Menſchenſeele ein göttlich freies Bewegen, weil ſie ſelber durch den belebenden Geiſt von göttlicher Natur iſt.

Es regt ſich ſchon bei dem Ungebornen im Mutterleibe, noch vor der Empfindung der Sinnen und vor dem Gefühl der Oberfläche des Leibes, die ſelbſtſtändig von innen nach außen wirkende, bewegende Kraft. Sie äußert ſich, vorerſt wenigſtens, als ein zuckendes Ausſtrecken und Stoßen der Glieder. So regt ſich auch in der Menſchenſeele zuerſt und ſelbſtſtändig das Sehnen nach dem Erkennen und Verſtehen eines Bildes, das von ewiger Natur, in der vergänglichen Welt der Dinge ſich abſpiegelt. Es iſt nicht das äußere, an ſich todte Abbild, welches zuerſt die Seele aufſucht und mit belebender Kraft um dieſe wirbt; ſondern dieſe iſt es, welche mit unaufhaltſamem Zuge jenes Abbild ſuchet, damit ſie durch die Kraft des Geiſtes es belebe und verkläre.

Auch die Atmoſphäre der Planeten iſt eines eignen Lichtes und Leuchtens fähig, wie die Atmoſphäre der Sonne, aber das Licht des Planetendunſtkreiſes bedarf in ſeinem jetzigen Zuſtande einer Aufregung, einer

Weckung durch die Sonne. So wohnt auch im Geiſte des Menſchen die Schöpferkraft von göttlicher Natur, durch welche die ganze Sichtbarkeit mit allen ihren mannichfachen Weſen geſchaffen iſt. Aber die Gedanken vom Göttlichen, deren der Menſchengeiſt fähig iſt, werden erſt durch Gottes Gedanken, wie ſie in den Werken und im Wort ſich geoffenbart, zum Wachen und Leben gebracht, und es bleibt zuletzt nur das Sehnen und Suchen nach dieſer Nahrung einer höheren Verleiblichung (ein Sehnen, gleich jenem des Säuglinges nach der Mutterbruſt), Eigenthum und Vorrecht der Menſchennatur.

Ueberall jedoch, wo dieſe Menſchennatur die zur That und zum Wort gewordenen Gedanken der Gottheit erfaſſet, hält ſie dieſelben mit einer beſondren Macht, als Gebilde der Erinnrung feſt, als hätte ſie ein Eigenthums- und Herrſcherrecht über jene Gedanken. Und ſie hat dieſes wirklich, denn ſie iſt ſelber vom Geſchlecht des Herrſchers. Darum eilt auch der urtheilende Verſtand des Menſchen ſeiner Natur nach von Gedanken zu Gedanken, bis er — wie das weitblickende Auge als Quell des Lichtes, das unermeßlich weit entfernte Geſtirn — den letzten Grund alles Seyns in Gott erkannt. Die Vernunft aber, zunächſt das eigne Weſen und ſein Bewegen vernehmend, ſchließt zuletzt das eigne Sehnen, das eigne, arme Bedürfen an eine Quelle, der Erfüllung und Bekräftigung an, welche eben, weil ſie nährende Mutter iſt, zuerſt eine ſich ſelber dargebende Unterwürſigkeit des Säuglinges erfordert.

Die That des Willens, das Suchen und Sehnen nach Erkennen iſt mithin das erſte Zeichen eines Erwachens der Seele zum ſelbſtſtändigen Seyn und Leben. Dieſe That des Willens iſt es auch, welche ſtatt der ſichtbaren That, die zum größeſten Theil nicht in des

Menſchen, ſondern nur in Gottes Macht ſteht, das bedeutungsvolle Wort gibt, das die künftige Verwirklichung zum Weſen und zur That eben ſo nothwendig in ſich trägt, als in der leiblichen Welt die Zwiebel die ganze künftige Geſtalt des Gewächſes.

Bemerk. Die Geſchichte des taub und blind gebornen James Mitchel, Sohn eines Predigers in der Grafſchaft Nairn in Schottland findet ſich in nachſtehend verzeichneten Schriften: The Edinburgh Review or critical Journal Vol. XX. p. 462 (Nov. 1812 Art. XII.): „Some Account of a Boy born Blind and Deaf, by Dug. Stewart, Esqu.“ — Daſſelbe in den Transactions of the Royal Society of Edinburgh Vol. VII. — History of James Mitchel, a Boy born Blind and Deaf, by J. Wardrop. Lond. 1813. — J. Mitchel, geb. am 11. Nov. 1795, war damals, als Stewart ſeine Abhandlung über ihn der königl. Societät zu Edinburgh vorlas, 16 Jahre alt. — Wir erkennen übrigens an dem merkwürdigen Falle, welcher der Hauptinhalt des vorhergehenden §. iſt, abermals, daß die Seele durch einen eigenthümlichen, vom Leibe unabhängigen Anfang ernährt und entfaltet werde, wie der Kern in der Frucht, welchen mitten in dieſer ein ſelbſtſtändiger, aus dem Mark des Gewächſes kommender Säftequell ernährt und bildet. Wie eine vollkommen entwickelte, lebende Menſchengeſtalt, welche kein an die Arme und Füße ſich leicht und bequem anſchließendes Gewand, ſondern ein allſeitig verdeckendes Tuch umhüllet, das den freien Gebrauch der Glieder erſchwert, wohnet die Seele, ganz als dieſelbe, auch in einem ſolchen verſtümmelten Leibe, wie der des James Mitchel. Wie die Glieder unter dem Tuche, ſo verrathen ſich die Kräfte des innren Menſchen auch unter jener unbequemen leiblichen Hülle. In der That, dieſe Menſchenſeele würde, auch wenn ihr nicht blos wie bei James Mitchel Geſicht und Gehör, ſondern außer dieſen auch Geruch und Geſchmack und das Gefühl der Oberfläche genommen wären, ihr nach Leben ſuchendes Leben auf ein ſtilles Bemerken jener Bewegungen richten, welche die athmende Lunge oder das ſchlagende Herz ohne Aufhören im

Leibe vollbringen und an dieſen ein Etwas bemerken, das außer (und über) unſrem eignen Leben iſt.

Von jenen Zuſtänden der Seele, welche dem Schlafen und Wachen des Leibes entſprechen.

§. 38. Mit muntrem Auge blickt das Kälblein des Rehes gleich nach der Geburt umher, und tritt nach wenig Stunden auf die zarten Füße; dagegen ſchläft nach einer ſinnvollen Sage des Mittelalters die neugeborne Brut des ſtarken Löwen einen tiefen Schlaf des Scheintodes, aus welchem ſie erſt das laute Gebrüll des alten Löwen erwecket. Denn je mächtiger die Tiefe der Leiblichkeit, in welche die Seele ſich verſenket; deſto gewaltiger ſind da jene Furcht und große Schrecken des Todes, welche eine wohlthätige Hand in das Gewand des tiefen Schlafes verhüllet.

Der neugeborne Menſch ſchlummert unter allen Lebendigen der Sichtbarkeit am längſten den Schlaf der Seele. Es iſt zuletzt nur die allgewaltige Stimme des Geiſtes, der vormals, wie im Gange großer Wetter, die Sprachen und Völker heraufgerufen: es iſt die Stimme des Geiſtes, welche auch den einzelnen Menſchen zum innren Leben weckt. Wie aber und warum iſt jener erſte Schlaf gerade beim Menſchen zuweilen ſo eiſern und ſo tief, daß an ihm die Kindheit mit ihren innren Wundern und dann ſelbſt die Zeit der Arbeit und der Kämpfe des ſpäteren Alters vorübergehen, der dumpfe Seelenſchlummer aber bleibt und endet nicht?

Wenn der Sommer über meine Nachbaralpen kommt und das Thal wieder grün wird, da erhebt ſich manche

Blume, die auch in der Ebene gedeiht, aus dem grünen Grund der Wieſen. Dort aber, in den Alpen, mit ſo mächtigem Wuchs und Glanz der Farben, daß ſelbſt ein kundiges Auge ſie kaum wieder erkennt. Veredelter und kräftiger erſcheint da, im Thal der Hirten, alles Leben; höher der Wuchs des weidenden Stieres, ſtatt der Krähe der große Rabe des Gebirges, ſtatt des trägen Weihen der ſtarke Adler. Aber neben dieſer überkräftigen Natur grinſet mich nicht ſelten das bleiche, verzerrte Geſicht des Cretinen an; das Haar iſt grau, über dem alternden Angeſicht ſchwebt aber noch die Dumpfheit des ungebornen Kindes, man wird den Elenden, ſeelenſchlummernd, wie eine ungeborne Frucht, zum Grabe tragen. Der Schlaf des Leibes beherrſchet auch mit vorwaltender Macht die Zeit der erſten Kindheit, wie nicht ſelten die des hohen Alters; der Schlaf des Leibes hat zuweilen, nach übermäßigen Anſtrengungen oder nach andren ungewöhnlichen Ereigniſſen, Wochen, ja Monate lang gedauert, und an ſolchem krankhaften Uebermaß hat die Phyſiologie deutlicher die Natur und den Grund des Schlafes, ſo wie ſeine Verwandtſchaft mit andren Zuſtänden erkannt, als am gewöhnlichen Schlafe. So wird uns auch in der Geſchichte der Seele des Menſchen die Betrachtung des tiefen, langen Seelenſchlafes der Blödſinnigen nicht ganz ohne Aufſchlüſſe oder andeutende Winke über das laſſen, was im Leben und Wirken der Seele dem natürlichen und geſunden Schlafe entſpricht. Wir geben deshalb, wenn auch nur als Epiſode, hier zuerſt eine kurze Beſchreibung des krankhaften, abnormen Zuſtandes, hernach die des äußerlich ähnlichen, innerlich jedoch weit verſchiednen normalen und geſunden.

Dieſelbe Menſchenſeele, welche ſonſt über alles Leben der Sichtbarkeit waltet und herrſchet, — und daß ſie dieſelbe ſey, ſcheint der gleichgeſtaltete Leib zu bezeugen — kann anderwärts eine ganze Menſchenzeit hindurch ihrer eigenthümlichen Selbſtthätigkeit ſich entäußern, kann ohne Fortbewegung bei der That der leiblichen Bildung ſtehen bleiben, als weilte ſie unentſchloſſen auf halbem Wege und begehrte ſie jetzt dieſer ganzen Welt der Leiblichkeit nicht mehr, zu welcher ſie doch die eigne Verleiblichung hingeführt hatte. Doch was iſt die Zeit eines Menſchenlebens einem Weſen von ewiger Natur!

Hat etwa, bei ſolchen elend verkümmerten Weſen, wie die Blödſinnigen es ſind, blos die Seele, die auch im Thier lebt, noch den Zugang zur menſchenähnlichen, äußeren Form gefunden, und es fehlt dieſen halb Todtgebornen der eigentliche lebendige Odem aus Gott: der höhere, wahrhaft menſchliche Geiſt? Aber der Blödſinn vom tiefſten Grad, welcher dem krüppelhaft verwachſenen Leibe nur noch die Stimme eines blöckenden Kalbes oder eines undeutlich bellenden Hundes zurückläßt und die Freßgier eines hungernden Thieres, ſtehet noch weit unter dem eigenthümlichen Seelenzuſtand eines unſerer Hausthiere, welches doch nöthigen Falles ſelber zum Aufſuchen des Futters geſchickt iſt, während einige ſolcher Unglücklichen verhungern würden, wenn man ihnen die Nahrung nicht vorſetzte oder gar in den Mund reichte. Das Thier, ſo leicht und frei beweglich, ſo gelehrig; der Cretine zum Theil für ſich ſelber bewegungslos, eines fremden Leibes bedürftig, der ihn trägt und ernährt, wie das Ungeborne im Mutterleibe.

Aeußerlich, an den Gliedern und Sinnen des Leibes, iſt zuweilen nichts zu bemerken, was dieſe innre Verkümmerung erklärte. Zwar die aufrechte Stellung und Fortbewegung des Leibes, wodurch der Menſch ſich vom Thier unterſcheidet, fällt vielen Blödſinnigen ſo unmöglich oder ſo ſchwer, daß einige von ihnen beſtändig liegen oder ſitzen, andre, doch nur unvollkommen, mit vorwärts gebognen, ſchlotternden Knieen und ſchwankenden Füßen gehen. Doch iſt dieſer angeborne Mangel auch bei geiſtig geſunden Kindern nicht ohne Beiſpiel, und er hat ſich unter andrem (als Unvermögenheit, das knorplich weiche Rückgrath aufrecht zu halten und auf den Füßen zu ſtehen) bei ſolchen gezeigt, bei denen, gerade entgegen dem Zuſtand des Blödſinnes, der Geiſt in ganz beſondrer Fülle und Schnelligkeit der Entwicklung, dem leiblichen Leben und ſeiner Entwicklung voraus eilte, ſo daß ſchon hieraus der frühe Tod begreiflich ſchien. Es erſcheint auch nicht bei allen Blödſinnigen, ja ſelbſt nicht bei den meiſten, der aufrechte Gang und die Schnelligkeit der Fortbewegung gehemmt, und es ſind einige von ihnen, ganz im Gegenſatz gegen die häufig an Menſchen dieſer Art beobachtete Feſthaftung an einen und denſelben Ort, ſehr gute Fußgänger, ja ſo reiſeluſtig geweſen, daß ſie, wie die Zugvögel, faſt immer auf der Wanderung waren.

Die äußeren Sinnorgane zeigen in ihrem Baue öfters gar keine oder nur unbedeutende Abweichungen vom gewöhnlichen und geſunden Baue. Denn wenn auch einige Cretinen zugleich Albinos und natürlich Tagblinde ſind, indem die, wie bei weißen Kaninchen des färbenden Pigmentes ganz entbehrende, rothe Regenbogenhaut des Auges, von einem helleren Licht ſchmerzhaft gereizt wird; ſo findet ſich anderwärts dieſe Eigenſchaft des Auges mit ganz vorzüglichen Geiſtesanlagen und einer ſchönen, kräftigen Entwicklung des Leibes zuſammengeſellt, und die Geſchichte der Wiſſenſchaft kennt Kakerlacken, welche ein ausgezeichnetes Talent für höhere Mathematik und Aſtronomie entfalteten; wiewohl ſolche Menſchen insgemein in früher Jugend ſtarben. An vielen

len Cretinen zeigt ſich auch nicht einmal jene mangelhafte Beſchaffenheit des Auges: dieſes verträgt den Wechſel der Tageshelle und der Finſterniß, das Ohr hört, der Geruch iſt von gewöhnlicher Schärfe, und wenn irgend einer von den vier Sinnen des Hauptes in unvollkommnerem Maße entwickelt oder krankhafter erſcheint, ſo iſt dies der ſcheinbar unbedeutendſte: der Geſchmack, welcher insgemein bei Blödſinnigen ſo ſtumpf und träge gefunden wird, daß er der ſchärfſten und eindringlichſten Reizmittel begehrt, um gerührt zu werden, ein Mangel, welcher die Menſchen dieſer Art nicht ſelten auf ähnliche Weiſe — wie den im vorigen §. erwähnten James Mitchel zur Anwendung aller, das äußre Licht verſtärkenden Mittel — ſo zum Genuß der ſchärfſten, geiſtigen Getränke und der unnatürlichſten Speiſen antreibt.

Aber bei einem ſolchen anſcheinend geſunden Bau des Auges und der andren Sinnen fehlt die inwohnende Kraft, welche ſich der ſo gebahnten Wege zur Erkenntniß der Außenwelt bediente, ſo wie die Muskeln der Glieder ungebraucht verkümmern und verwelken, weil kein ſelbſtkräftiger Wille da iſt, der dieſen Boden anbaut und belebt. Wie zwiſchen dem gewöhnlichen Menſchen und der überall um und in ihm webenden und lebenden Geiſterwelt, wie zwiſchen dem Ungebornen und der ganzen äußren Sinnenwelt, welche nur die tragende, nährende Mutter, nicht der Ungeborne bemerkt; ſo iſt zwiſchen dem Blödſinnigen von tieferem Grade und unſrer Sichtbarkeit, die auch ſeine Sinnen berührt, eine Scheidewand, welche das Hinauswirken der lebenden Seele auf die umgebende Körperwelt und das Hineinwirken von dieſer auf die empfindende, bemerkende Seele ſehr erſchwert, ja faſt unmöglich macht. Es iſt eine innre Gebundenheit, wie die im tiefen Schlafe.

Selbſt das Gehirn, welches die pathologiſche Anatomie bei Mängeln unſrer geiſtigen Natur gewöhnlich zuerſt und am meiſten um die Urſache zu befragen pflegt, iſt bei vielen Blödſinnigen nach allen ſeinen einzelnen Richtungen ausgebildet: es fehlt keiner der gewöhnlichen Theile, und wenn zuweilen eine geringere Zahl der einzelnen Schichten oder Blätter des Lebensbaumes im kleinen Gehirn auf eine natürliche Mangelhaftigkeit des Gedächtniſſes hinzudeuten ſchien, ſo hat ſich doch in andren Fällen dieſes Zuſammentreffen eines äußeren, ſichtbaren Mangels mit dem innren nicht zeigen wollen. Es iſt auch am Bau des Schädels und des in ihn verſchloſſenen Gehirnes ein ſcheinbar ſehr **Unbedeutendes**, was man bei vielen Blödſinnigen für ein äußeres Zeichen der innren Beſchloſſenheit anerkennen wollte. Die Schädelknochen nämlich ſind von ungewöhnlicher Dicke und Ausbildung ihrer erdigen Maſſe, und laſſen zwiſchen ihrer innren Fläche und der Oberfläche des Gehirns einen geringeren Zwiſchenraum, als bei andren, geſunden Menſchen. Es ſcheint dann das Gehirn, weil die Ausbildung des Knochens ſich in voreilendem Verhältniß vollendet und abſchließt, gleichſam vor der Zeit der Reife lebendig begraben, und die ſchon erwähnte Beobachtung Fahners, nach welcher die Geſichtszüge des vor kurzem verſtorbenen Leibes eines tief Blödſinnigen ſich vermenſchlichten und veredelten, wenn das enge Gewölbe des Schädels hinweggenommen worden, erſcheint in dieſer Hinſicht nicht unintereſſant.

Es mangelt, wie bereits erwähnt, einigen Blödſinnigen der Hauptvorzug der Menſchennatur: die Fähigkeit zur Sprache, gänzlich. Solche laſſen nur ſelten unarticulirte Töne hören, welche, wie bei Kindern, ehe dieſe Worte ſprechen lernen, eine Nachahmung von vorzüglich grellen Naturlauten und thieriſchen Stimmen ſind. Bei andren geiſtig Gebundenen oder Schlafenden dieſer Art wird die Fähigkeit zu ſprechen ſo weit entwickelt gefunden, als der engbeſchränkte Kreis des geiſtigen Erkennens dies bedarf und erlaubt. An ſolchen ſprechenden Blödſinnigen hat man die Sitte, mit ſich ſelber zu reden und vor ſich hin zu murmeln, ſo häufig beobachtet, daß man die beſtändigen, dem Ohre vernehmbaren oder wenigſtens dem Auge an der Bewegung der Lippen ſichtbaren Selbſtgeſpräche als ein Kennzeichen des gewöhnlichen, mittleren Grades des Blödſinnes aufführte. In dieſem Zuſtande, wie in dem der früheren Kindheit, erſcheint die eigne Perſönlichkeit nicht ſelten wie eine äußere, fremde, und die Seele, des eignen Leibes nicht mächtig, erblickt dieſen faſt beſtändig in jener Geſchiedenheit von ſich ſelber, wie etwa der geſunde, innerlich entwickelte Menſch dies in einigen krankhaften Zuſtänden thut. Es erkennen jene Halbwachen das eigne Seyn und Weſen nicht in dem Spiegel des eignen, ſondern eines fremden Selbſtbewußtſeyns; denn ſeiner ſelbſtbewußt iſt nur der, welcher ſeines eignen Selbſt mächtig iſt, wie die Glieder des Leibes nur empfunden und gefühlt werden, ſo lange die Verbindung des Rückmarks mit dem Gehirn unzerſtört iſt, durch die allein dem Nerven die ſelbſtthätig bewegende Kraft und die Empfindung kommt.

Das Staunen vor allem Neuen, die Scheu vor dem Menſchen, wenn nicht Gewöhnung durch Umgang ſie allmählich gehoben, finden wir allerdings bei Blödſinnigen in einem höheren Grade und in menſchlicherer Weiſe als beim Thiere, doch ſcheint ſich der Grund des Staunens und der Scheu bei beiden nahe verwandt (m. v. oben §. 34). Dieſes unterwürfige und ehrfurchtsvolle Staunen vor der Ueberlegenheit des geiſtig geſunden Menſchen iſt es auch, was vielen Blödſinnigen jene gehorſame Hingebung in den anerkannt mächtigen Willen der andern Menſchen verleiht, welche dieſelben, hierinnen ſehr verſchieden von den thierartig ſtumpfen Narren oder Dummen, den harmlos folgſamen Kindern ähnlich machet. Denn von den ſcheinbar ähnlichen Zuſtänden der Narrheit und Dummheit unterſcheidet den eigentlichen Blödſinn öfters ein kindliches Vertrauen in die nur wenig gekannte menſchliche Natur und ein treues Anhangen und Wohlgefallen an der pünktlich genauen Ausübung jener religiöſen Gebräuche, welche er an Andern geſehen, und deren höheren Sinn er wohl zu ahnden ſcheint.

In unſren benachbarten Gebirgsländern findet ſich häufig ein angeborner Blödſinn des tieferen Grades, und in einigen Thälern lebt faſt in jeder Familie einer jener Cretinen, welche zum Theil gleich neugebornen Kindern des Hebens und Tragens und des unmittelbaren Darreichens der Speiſen in den Mund bedürfen. Ein ehrwürdiger Volksglaube ſieht und achtet in dieſen Unglücklichen Weſen, welche, gleich den hülfloſen Kindern, unter einer ganz beſondren Obhut und Aufſicht der über alle Lebendige wachenden Erbarmung Gottes ſtehen, und es ſey das Walten einer hier gleichſam näheren, unmittelbarer gegenwärtigen, ſchützenden Geiſterwelt, welches in der nächſten Umgebung und Familie des Cretinen auch einen äußerlichen Segen wirke, der ſolche Hülfloſe den andren, geſunden Menſchen zu einem Gegenſtand dankbarer Beachtung machet. Dieſes Walten ſey es auch, was den Cretinen jenes öfters an ihnen beachtete Wohlgefallen an dem gebe, wodurch der geſunde, geiſtig entwickelte Menſch ſeine äußere Ehrfurcht gegen Gott und Göttliches auszudrücken pflege. Denn viele Cretinen gleichen frommen Kindern.

Obgleich bei dieſer Anſicht Züge der niedrern Thierheit überſehen ſcheinen, von welchen der Cretinismus unſrer Alpenthäler zwar etwas freier, als der ihm anderwärts ähnliche, thieriſch dumpfeſte Blödſinn, keinesweges aber ganz frei iſt, ſo wird dennoch ein ſo viel und in verſchiedenen Ländern verbreiteter Volksglaube auch der wiſſenſchaftlichen Beachtung intereſſant. Denn er erſcheint aus demſelben natürlichen Grunde hervorgegangen, welcher der Grasmücke oder Bachſtelze ihre faſt widernatürlich ausſehende Zärtlichkeit gegen die hülfloſe Brut des Kukuks geben; aus jenem durch alle Einzelnen gehenden Zuge eines allgemeinen, höheren Lebens, welcher die Erfüllung zum Bedürfniß, die Hülfe zur Noth, das örtlich da vorkommende Heilmittel zu der gleichfalls örtlichen Krankheit geſellet.

Die Cretinen, welche mitten in einer überkräftigen, ſie umgebenden Natur ſo häufig gefunden werden, erſcheinen zum Theil nicht blos in dem unwandelbar bleibenden Zuſtand unmündiger Kinder, ſondern ſelbſt der Ungeborenen. Es hat unfehlbar die Seele, wenn ſie bei der Geburt aus dem langen Schlafzuſtand im Mutterleibe zum ſelbſtſtändig menſchlichen Seyn erwachet, eine ähnliche Verwandlung der innren Richtung zu durchlaufen, als jene iſt, wodurch das in ſich verſchloſſene Pflanzenleben zum äußerlich wirkſamen und bewegten Thierleben wird (nach §. 6). Was den zu Tage gebornen Menſchen von dem im Mutterſchoß verſchloſſenen innerlich unterſcheidet, iſt gleichſam eine Beſeelung von neuer, höherer Potenz; in dem Ungebornen wirkt und waltet das höher kräftige, mütterliche Leben vorherrſchend vor dem eignen, in der Leibesfrucht inwohnenden Leben; das Ausgeborne iſt aus dieſer Obergewalt entlaſſen und befreit.

Es zeigt ſich auch darin die ewige Natur unſrer Seele, daß dieſe öfters, ſich losſagend vom Leiblichen, welches den Wechſel und den Fortgang der Entwicklung in der Zeit herbeiführt, unwandelbar bei einem Moment ihrer Wirkſamkeit feſtſtehet, über welchen ſie andre Male das geſunde Leben des Leibes, wie ein Fahrzeug den in ihm Getragenen, ſchnell hinüberführt. Ihr innres Wachſen und Entwickeln iſt für ſich ſelber nicht an die längeren oder kürzeren Zeiten des Leibes gebunden, und es kann ihr zuweilen ein einziger, kurzer Augenblick das geben, was ſonſt etwa als ein Werk längerer Zeiten betrachtet wird; umgekehrt aber kann auch in dem Entwicklungsgange der Seele der Verlauf vieler Menſchenjahre nur einem Augenblicke gleichen. Vergehet doch ſchon in dem gewöhnlichen, leiblichen Schlafe und in ähnlichen Zuſtänden Stunde nach Stunde, ohne daß wir von einem Fortgange der Zeit wiſſen.

Während in den tiefſten Graden des Blödſinns der Zug (Rapport) der Seele zur Außenwelt faſt gänzlich fehlt, und mithin kein eigentliches, feſtes Aufmerken, deshalb auch keine Erinnrung gefunden wird, finden wir bei Blödſinnigen von mittlerem Grade einzelne Geiſtesanlagen oft ſehr ausgezeichnet und entwickelt. Es rechnete ein übrigens völlig Blödſinniger leichte algebraiſche Aufgaben im Kopfe, und zwar mit beſondrer Schnelle aus. Ein vor wenig Jahren verſtorbener Blödſinniger, Auguſt Weck, beſaß ein ſo außerordentliches Sach- und Wortgedächtniß, daß er eine Menge, auf ſeine vielfältigen und weiten Fußreiſen ihm mitgegebene Aufträge, ſo verſchieden auch dieſe waren und ſo ſehr ſie ſich durchkreuzten, Monate, ja Jahre lang treu in der Erinnrung behielt. Den Inhalt ganzer Briefe, die man ihm vorgeſagt, merkte er wörtlich, und konnte ihn nach einiger Zeit der Perſon, an welche der Brief gerichtet war, unverkürzt und treu herſagen. Nach Jahren wußte er noch womit er an den verſchiedenſten Orten und von den verſchiedenſten Perſonen bewirthet worden ſey, obgleich ihm dieſes Aufmerken abſichtlich dadurch erſchwert wurde, daß man ihm von den mannichfaltigſten Speiſen vorſetzte. Vielleicht hatte er dieſe ſeltſame Richtung des Gedächtniſſes noch mehr durch die Gewohnheit entwickelt, jedes Mal beim Abſchied von ſeinen Gaſtfreunden für alle empfangene Wohlthaten ſo einzeln zu danken, daß er es nie vergaß, mit dem Kaffee zugleich auch die darin empfangene Milch und den Zucker zu erwähnen.

Außer dem Sach- und Wortgedächtniß hatte in dieſem Menſchen auch das Ortsgedächtniß eine ausgezeichnete Stärke und Schärfe. Es zeigte ſich dies auf jenen Wanderungen, welche der Blödſinnige jährlich durch einen bedeutenden Theil des mittleren Deutſchlands machte. Es erſchienen dieſe Wanderungen mehr als die Wirkung eines inſtinctartigen, unwiderſtehlichen Dranges, denn als Folgen der Armuth und Noth, welche etwa blos die kleinen Gaben ſuchte, die er auf ſolchen Reiſen von ſeinen Wohlthätern empfing. Man hat ihn an einem Orte in Thüringen, wo er von einem liebreichen Gaſtfreund aufs Beſte bewirthet und mit ſolchen Bequemlichkeiten verſorgt war, wie er ſie weder in ſeiner Heimath, noch auf Reiſen finden konnte, nach einigen Tagen unruhig werden ſehen, die Augen immer nach dem Fenſter und ins Freie gerichtet, halblaut vor ſich hin murmelnd, Namen von Orten und Perſonen, die er auf jener Wanderung noch beſuchen wolle. Zuletzt, da der immer ſtärker werdende Drang die dem Blödſinn natürliche Menſchenſcheu überwunden, hat er ſich wie in dringend nöthigen Geſchäften aus dem gaſtfreien Hauſe aufgemacht, obgleich dieſe Geſchäfte keine andren waren, als daß er einigen Perſonen an entfernten Orten einen Gruß von Bekannten zu bringen hatte, und obgleich die Gaben, die er noch außer den reichlichen, bereits empfangenen, durch Vermittlung jenes Gaſtfreundes empfangen ſollte, bei weitem die überſtiegen, welche er auf der weiteren Wanderung noch erwarten durfte. Wie bei wandernden Thieren, hatten auch die Reiſen jenes Blödſinnigen zu beſtimmten Gegenden und Perſonen ihre gewiſſe Zeit im Jahre.

Obgleich auf dieſen Reiſen ein ganz beſonders geſchärfſtes Ortsgedächtniß den Blödſinnigen vom Erzgebirge nach Holland und nach Schleſien geleitet hatte, zeigte ſich dennoch auch in dieſen Erinnerungen der ſonderbare Mangel, daß er ſich die Lage gewiſſer Orte nur ſo vorſtellen konnte, daß er die eine beſtändig rechts, die andre links nannte, ohne zu bedenken, daß dieſes Verhältniß ſich ändern müſſe, ſobald das jene Städte ſehende Auge eine andre Stellung zu ihnen annähme. Eben ſo fehlte auch öfters und augenfällig das Verſtehen der Worte, welche er treulich gemerkt und nachgeſagt hatte, und er ſprach ſeinen Abſchied vom Militär, der ihm vorgeleſen und ſchriftlich mitgetheilt worden war, auf eine Weiſe aus dem Gedächtniß her, daß man deutlich bemerken konnte, die Worte „er ſey ſeines Blödſinnes halber entlaſſen worden“ ſeyen ihm eben ſo unverſtändlich, als manche andre Worte des Abſchieds.

Als ihm ein gewiſſer Herr, den er aus Dankbarkeit für genoſſene Wohlthaten nach Aufträgen fragte, vielleicht nur um die von Andren gerühmte Ehrlichkeit und Pünktlichkeit des Blödſinnigen auf die Probe zu ſtellen, etwas Geld gab, mit dem Befehl: dafür einige Goldfiſche aus Holland zu bringen, machte ſich der immer Wanderluſtige mit einem entlehnten Fäßchen und Schubkarren ſogleich auf den Weg. Auf dieſer ganzen Reiſe muß er ſich den Lebensunterhalt erbettelt haben, ohne auch nur einen Heller von dem ihm mitgegebenen Gelde zu nehmen, denn die zurückgebrachten Rechnungen und Zollſcheine wieſen aus, daß er Alles, pünctlich genau, zum Ankauf von Goldfiſchen verwendet habe, obgleich in dem Fäßchen ſelber, bei der Zurückkunft, nichts als Gräten gefunden wurden, weil der Blödſinnige auf der ganzen Reiſe verſäumt hatte, das von ihm auf ſcherzhaftes Anrathen der Bedienten ſchon mitgenommene Waſſer zu erneuern. Von dem Unterſchied der Stände und ſeiner Bedeutung, ſo wie von vielen andren Einrichtungen der bürgerlichen Geſellſchaft hatte jener Menſch, ſo viel er auch unter andren Menſchen ſich herumgetrieben, keinen rechten Begriff, und man ſah ihn in einer gewiſſen Reſidenzſtadt plötzlich vor dem Schloſſe ſtehen bleiben, und einem Herrn an einem oberen Fenſter, den er wahrſcheinlich für den Herzog ſelber hielt, laut zurufen, ein (gewiſſer) Gutsherr ließe den Herrn Herzog ſchön grüßen. Als ihm hierauf mit Beſtrafung (Einſperrung) gedroht worden, entfernte er ſich, murmelnd: er müſſe doch ausrichten, was ihm aufgetragen ſey, und wie es ſchien ſehr verwundert, daß man einen Gruß, der doch vermuthlich nur eine Erfindung des Bedienten jenes Gutsherrn geweſen war, ſo ungewöhnlich aufgenommen. Eheleute pflegte er insgemein für Geſchwiſter zu halten, und wenn er entfernt wohnende Freunde von ihnen grüßte oder ihrer ſonſt Erwähnung that, nannte er faſt immer das Weib die Schweſter des Mannes, oder den Mann des Weibes Bruder. Es hatten bei dieſem Menſchen, welcher wie andre Blödſinnige in Erfüllung der religiöſen Gebräuche ſehr genau war, auch dieſe einen ganz eigenthümlichen, ſonderbaren Charakter bekommen, und er pflegte, ehe er zu gewiſſen Zeiten zur Beichte und Abendmahl ging, nicht blos Verwandte und Nachbarn auf die gewöhnliche, von ihm erlernte Weiſe um Vergebung zu bitten, „wenn er ihnen etwas zu Leide gethan", ſondern ſein beſtändiger Drang zum Wandern benutzte, ſcheint es, dieſe Gelegenheit, um ihn dann viele Meilen weit in der Runde, zu Menſchen zu führen, welche er zum Theil nur wenige Male und immer nur um dieſe Zeit geſehen. Auch bei dieſen wiederholte er dann jene Abbitte, welche ſonſt nur für nahe Bekannte und Verwandte beſtimmt ſcheint.

Es war nicht unintereſſant, jenen Blödſinnigen ſeine Lebensbeſchreibung erzählen zu hören, welches er zuweilen ohne alle von außen gegebene Veranlaſſung that. Er hatte beim Erzählen die Augen zur Erde gerichtet oder ſtarrte vor ſich hin, die Erzählung ſprang wunderlich von der Erwähnung des Geburtsortes zur Erwähnung ſeiner Militärdienſte, oder aller der Freunde, die er an vielen verſchiednen Orten beſucht habe, und der von dieſen empfangenen Bewirthung; ſie war durchwebt mit einzelnen Bemerkungen über den Preis und die Ausdauer verſchiedener Zeuge zu Kleidungsſtücken, und mit Urtheilen über die Allgemeinheit, in welcher überall (in Schleſien, Sachſen, Franken, Heſſen und Holland) einige Diebe gefunden würden. In der That, jene Bemerkung von Carus, daß zwar in allen Menſchen eine Spur von Vernunft ſey, vielen aber der Verſtand fehle, ſchien bei unſrem Blödſinnigen ſich zu beſtätigen, denn es war ganz vorzüglich der Mangel an Verſtand, welcher ſeinen (gleichſam innerlich blindgebornen) Zuſtand von dem gewöhnlichen und geſunden unterſchied.

Wir erwähnten bisher nur ſolche Fälle, welche zu dem angebornen Blödſinn gehören. Dieſer Zuſtand ergreift jedoch auch, wie ein plötzliches Erblinden den Sehenden, zuweilen mitten im Verlauf, oder gegen Ende des Lebens, den vorhin geiſtig ganz Geſunden.

Der Blödſinn, oder vielmehr die Abgeſchloſſenheit der erkennenden und wirkenden Seele von der Außenwelt, im hohen Alter, wurde ſchon im 22ſten §. betrachtet. Es iſt dies zuweilen ein Heimweh höherer, geiſtigerer Art, als das des Schweizers: ein Vorangehen der Seele in einen Zuſtand des neuen Geborenwerdens, deſſen Bildungen und Bewegungen dem irdiſchen Auge abermals ſo verborgen und geheim ſind, als die Entwicklungen des leiblich Ungebornen im Schoos der Mutter. Wie der heimwehkranke Schweizer zuletzt nichts mehr von alle dem bemerkt und vernimmt, was die Fremde ihm zeigt und ſagt, woh aber die altgewohnten, vaterländiſchen Töne; ſo wirkt auf jene Auswanderer der höheren, geiſtigeren Art, auf dieſe der neuen Geburt entgegen Gehende nur noch der Zug nach einer neuen, höheren Himmelsluft, wie auf den leiblich Ungebornen zuletzt nur der Zug nach der irdiſchen Luft, für welche die Lungen bereits vorhanden und gebildet ſind. Es hat in ſolchen Fällen zuweilen ein neues Jahr der höheren Ordnung ſchon vor dem Ende und in den letzten Zeiten des niedreren, leiblichen begonnen, obgleich der nach dem Nächſtliegenden rechnende Sinn das Neue und Künftige erſt an den geendeten Lauf des leiblichen Lebens knüpfen will. Eine Welt des höheren Seyns wirket mit ähnlicher Kraft der Anziehung auf Alles ihr Verwandte und Zugehörige, als die Welt der niedreren Anziehung (Schwere) auf die gröberleiblichen Maſſen. Unſre irdiſchen Sinnen bemerken nur das leiblich Gewordene, nicht einmal das erſt im Werden Begriffene und zu ihm ſich Hinwendende, wie viel weniger Das was nach einem außerirdiſchen Zuſtand hingerichtet, ein Neuwerdendes iſt.

Wie die Anziehung der niedrern Art jedes ſich vom Gebirg löſende Steinchen, jeden im Gewölk entſtandnen Tropfen des Waſſers erfaßt und hinabwärts führt; ſo erfaſſet der Zug nach einer unſichtbaren Welt des geiſterartigen Seyns jedes Seelenartige, das von den bisherigen Banden des Leiblichen in mehr oder minder hohem Grade losgeworden, und führt es in den, unſrem ſinnlichen Forſchen unzugänglichen Zuſtand eines neuen Werdens. In einem gewiſſen Falle, welchen Pinel erzählt, ſiehet ein ſeit Kurzem zum Soldatenſtand gezwungener Jüngling den Bruder in einem Gefecht neben ſich zum Boden geſtreckt. Der heftige Schreck, welcher in andren Fällen den Tod in ſeiner gewöhnlichen Form gewirkt hätte, führt hier einen Todeszuſtand in andrer Form, einen Scheintod von entgegengeſetzter Richtung als der gewöhnliche, mit noch offnen, äußerlichen Sinnen herbei. Der Jüngling bleibt ſtarr und unbeweglich; die Lunge athmet noch wie gewöhnlich, das Blut bewegt ſich wie vorhin durch Herz und Gefäße, die Eingeweide verdauen die dem Mund eingegebenen Speiſen; aber das Auge ſcheint nichts mehr von dem, wohin es unverrückt ſich richtet, zu bemerken, das Ohr vernimmt kein Rufen, die Zunge ſpricht kein Wort mehr, die Bewegungen der Glieder, wenn ſie zuweilen noch nach langer, träger Ruhe ſich zeigen, gleichen mehr dem unwillkürlichen Regen oder Zucken eines tief Schlafenden oder des Ungebornen im Mutterleibe. In dieſem Zuſtand wird der ſcheinbar Lebende einige Tage nach dem ihm geſchehenen Unglück in das elterliche Haus gebracht. Da erſchreckt der Anblick des ſo gelähmten Bruders, zuſammt der Nachricht vom Tode des anderen, einen dritten Bruder, der zu Hauſe geblieben war, ſo innig tief, daß auch er in den ganz gleichen Zuſtand des Blödſinnes oder vielmehr des Scheinlebens geräth. Bei beiden Brüdern iſt dieſes Elend unheilbar geblieben, und erſt die gewöhnliche, elementare Auflöſung des Leibes hat dem vieljährigen Schein, welchen das ſcheidende, innre Leben noch auf den Leib zurückgeſtrahlt, ein Ende gemacht. In einem andren Falle iſt es ein Erſtaunen, oder vielleicht auch die plötzlich erwachte Donnerſtimme des Gewiſſens geweſen, welche bei dem unvermutheten Gelingen der That den Geiſt in dieſes Hinſtarren nach dem eben erblickten Haupte der Meduſa verſetzte. Denn jener Jüngling, welcher den Männern der Revolution in Frankreich den Plan zur Fertigung einer Kanone gegeben, welche eine zehnfach größere Zahl der Schlachtopfer zerſchmettert hätte, als die gewöhnlichen Kanonen, konnte, als nun der Tag beſtimmt war, da die mörderiſche Waffe zu Meudon erprobt werden ſollte, und als man ihm Robespierres höchlich aufmunternden Brief in die Hände gab, weniger wohl von dem Schrecken der Freude, als von einem andren

Schrecken getroffen werden, deſſen Wirkung noch furchtbarer war, als die der neuerfundnen Waffe. Es wurde in derſelben Zeit der Schreckniſſe ein andrer Bürger der neuen Republik durch Dantons unvermuthete Verurtheilung in den ähnlichen Zuſtand der innren Entrückung der Seele verſetzt, welche jedoch, wenigſtens anfänglich, mehr dem gewöhnlichen Wahnſinn glich. Hier iſt wohl ein Umkehren des Stromes nach einer andren Richtung hin — oſtwärts, dem ewigen Aufgange zu, oder weſtwärts, von dieſem Aufgange weiter und weiter hinweg. Der Strom rinnt, aber wir vernehmen ſein Rauſchen nicht mehr.

Das Ungeborene, von der Zeugung an bis zur Geburt in dieſes Leben, ruhet neun Monate verborgen im Schooſe der Mutter. Kein Auge bemerkt ſein ſtilles Wachſen und ſein Bewegen. Das ſtille Hinüberwachſen und Gedeihen in ein jenſeitiges Leben, der andauernden Freude oder der Schmerzen, wenn es ſich zuweilen noch während des leiblichen Daſeyns in ſeine Grabesruhe verbirgt, iſt an ſolche Menſchenzeiten nicht gebunden; ſein Bewegen wird nur dort bemerkt, wohin der Zug des Zuſammengeſellens, wie der Zug des Ungebornen nach der ernährenden Mutter gerichtet iſt.

Wir haben im Vorhergehenden einen ungewöhnlichen und außerordentlichen Zuſtand des Schlafes der Seele betrachtet: andauernd, wie der lange, ununterbrochne Schlaf des Leibes beim Ungebornen oder Neugebornen und bei dem an Altersſchwäche erlöſchenden Greiſe. Die Seele erleidet aber andre Wechſel des Thätigſeyns und Ruhens, welche mehr und näher dem täglichen Wechſel zwiſchen Wachen und Schlaf entſprechen, und mit dieſem aus verwandtem Grund kommen.

Wie die Farbenbilder, nach welchen das Auge lange und unverwandt hinblickte, durch eine ſelbſtthätige Rückwirkung des Sehenervens, in ihre Gegenſätze Roth in Grün, Gelb in Blau, Weiß in Schwarz verwandelt werden, ſo gehet die eine Richtung der Seelenthätigkeit öfters von ſelber und gegen unſern Willen in die ganz entgegengeſetzte über. Es geſchieht dieſes ganz beſonders in krankhaften Zuſtänden und im Traume, und man hat die Bemerkung gemacht: daß im Wahnſinne wie im Delirio des Fiebers insgemein eine Gemüthsart am Kranken vorherrſchend werde, welche mit dem gewöhnlichen Charakter eben dieſes Menſchen im geſunden Zuſtande in geradem Widerſpruch ſteht. Der vorhin Ruhige, Sanfte, zeigt ſich dann in ganz beſonderem Grade zum Jähzorn und zur Unruhe geneigt, der Muthloſe und Scheue zur höchſten Tollkühnheit; während dagegen der immer Thätige, Lebhafte, in ſolchen krankhaften Zuſtänden ungewöhnlich verdroſſen und ſtill, der Heitere niedergeſchlagen, der mannhaft kühne Menſch muthlos wird. In einem Falle, welchen Gmelin erzählt, ſehen wir ein ſtilles, ſanftes Mädchen, welches im geſunden Zuſtand ein Muſter von Beſcheidenheit und Sittſamkeit geweſen, jedesmal während ihrer Krankheitsanfälle einem ausgelaſſenen, wilden Jüngling ähnlicher ſich betragen, als einem wohlerzogenen Mädchen. Statt des ſonſt ruhigen Geſpräches, ein lautes Schreien, untermiſcht mit den Jubeltönen toller Betrunkenheit, ein unwiderſtehlicher Hang zum Spotten und Schimpfen, der ſelbſt der ehrenwertheſten Perſonen nicht verſchonte. Nach vorübergegangenem Anfall, an welchen die Kranke, wenn ſie jetzt, wie ſie meinte, vom Schlaf erwachte, keine Erinnrung hatte, trat ein entgegengeſetzter Zuſtand ein: ein Gefühl von Mattigkeit und Entkräftung, welche an Ohnmacht gränzten. Solche Fälle von Umkehrung und Verwandlung der gewöhnlichen innren Richtung in die entgegengeſetzte, finden wir namentlich auch in der Geſchichte des Erkenntnißvermögens, ſelbſt da wo dieſe ihren ordentlichen, ruhigen Gang gehet, nach mehr aber da, wo dieſer Gang durch innre Unruhen geſtört und verändert wird. Menſchen, welche ganz beſonders viel mit dem Gedächtniß gearbeitet und dieſes in faſt beſtändiger Anſpannung erhalten haben, werden durch Fieberanfälle, Alter, ja durch Berauſchung, am häufigſten gedächtnißſchwach und vergeſſen Alles; während bei Andern, welche das Gedächtniß faſt ungebraucht gelaſſen, dieſelben Fieberanfälle den verſäumten innren Sinn auf ganz beſonders merkliche Weiſe aufregen und ſchärfen, ſo daß jener Landmann in ſeiner Krankheit das Griechiſche, welches er in früher Kindheit ſchon gelernt und wieder verlernt hatte, fertig herſprach.

Es wohnt in unſrem Innren der ganze Menſch, mit allen ſeinen geiſtigen Anlagen und Richtungen, es wird aber, von der Geburt an und durch das ganze nachfolgende Leben, allmählich die eine Richtung zur herrſchenden, die andre zur dienenden, die eine zur verhüllten, Nahrung nehmende Wurzel, die andre zum Gebilde der Blätter und Blüthen, die ſich nach ihrem Lichte wenden. Zu ſeiner Zeit muß dann auch das im Dunklen liegende heraus ans Licht treten, und auch der jetzt winterlich abgewendete Pol hat einmal ſeinen Sommer. Alsdann, wenn das Verhüllte zum Offenkundigen wird, zeigt es ſich bald, wem das Dienende und Untergeordnete eigentlich gedient habe und weſſen Eigenthum es geweſen. Denn es wird dann öfters an dem erſt nun ganz ſichtbar gewordenen Gewächs eine bittre Wurzel gefunden, und ſtatt des Schmetterlings, deſſen Entfaltung die vorhergegangene Raupengeſtalt erwarten ließ, geht aus der Puppe ein feindſeliges Geflügel hervor, deſſen Erzeuger ſchon die Raupe angeſtochen und in ihren Leib die zerſtörende Brut gelegt hatten. Gerade das hienieden Untergeordnete und Dienende, iſt im Geiſtigen wie im Leiblichen die Stätte, da der neue, künftige Menſch empfangen und im Verborgnen gebildet wird; im Herrſchenden und zu Tage Gekehrten waltet dagegen die väterlich zeugende Kraft, welche jetzt von beſſerer, edlerer, andre Male von geringerer und ſchlimmer Art iſt; hier von der Natur des Vogels, der ſich nach oben zur Sonne hebt, dort von der der Schlange, welche das Kriechen am Boden erwählt. Doch auch zu dieſen Ausgängen und Enden wird uns ein ſpäterer §. noch einmal zurückführen.

Eine Art des Gegenſatzes zwiſchen den Richtungen der Seelenwirkſamkeit bedarf hier aber ganz vorzüglich einer Erwähnung: der Gegenſatz zwiſchen Bilden und Erkennen, zwiſchen dem ſtillen Wachſen und Werden und dem ſelbſtthätigen Thun und Wollen. Am lebenden Leibe zeigt ſich zwiſchen den Nerven und Muskeln, welche der Verdauung und Ernährung dienen, und zwiſchen jenen, von welchen die Empfindungen der oberen Sinnen und das willkürliche Bewegen abhängt, ein ſehr auffallender Gegenſatz. Jene ſind dem Bereich der ſelbſtbewußten Wahrnehmung ſo wie der willkürlichen Bewegung entzogen, zu welchem die letzteren gehören. So iſt auch die Thätigkeit des innren Sinnes, welche man vorzugsweiſe die bildende nennen könnte: die, welche der betrachtenden Seele eine ganze Welt voll Geſtalten, mannichfache Bewegungen und Töne vorſpiegelt, der Selbſtherrſchaft des Geiſtes weniger unterworfen, als alle andren innren Bewegungen. Wenn beim Einſchlafen, oder in krankhaften Zuſtänden, das ſelbſtbewußte Erkennen und Wollen zu wirken aufhören, da gehet jenes Geſchäft des innren Bilden eben ſo ungehindert ſeinen Gang fort, wie das leibliche Athmen, der Blutumlauf und die Verdauung, während die willkürlich beweglichen Glieder und die oberen Sinne ſchlummern. Dieſes Geſchäft gehet auch, mitten durch die ſcheinbar es durchkreuzenden, innren Bewegungen des wachen Lebens hindurch und neben ihnen her, und es iſt ſelbſt

der

der ernſteſte Geiſt, welcher ſonſt die ſtrengſte innre Selbſtherrſchaft zu üben gewohnt iſt, dennoch nicht im Stande, das Kommen und Vorüberziehen dieſer flüchtigen Vögel: der Bildungen des innren Sinnes, zu verhüten und abzuwehren. Mitten im ruhigen Gange unſrer innren Betrachtungen begegnet uns eins dieſer Bilder, und dieſes freche Gezücht flieget nach Süden, während unſer Schritt nach Norden gekehrt iſt, ſchreit öfters am lauteſten, wenn die Seele der Stille begehrt, fabelt uns nichtige, ſchnellvergängliche Gaukeleien, mitten unter unſre Gedanken an Ewigkeit.

Die Zuſtände, der nächtlichen Ruhe und des wachen Thätigſeyns, machen jedoch hierbei, ſowohl in der Region der gröberen Leiblichkeit als der Wirkſamkeit der Seele, einen großen, bedeutenden Unterſchied. Während der gewöhnlichen Tagesarbeit gehen allerdings Athmen und Blutumlauf ſo wie Verdauung ihren Gang, aber wir bemerken ſie kaum, dagegen vernehmen wir am Abend, bei der Ruhe der Glieder und der äußeren Stille, den eignen Odemzug und das Schlagen des Herzens. So wird auch bei der Bewegung des ſelbſtbewußten, wachen Denkens das Gedräng der Bilder, welche der innre Sinn ſchaffet, kaum bemerkt; der ſelberherrſchende Geiſt geht ſeines Weges da ungehindert hindurch, wie ein Wandersmann, durch die Bäume und die kleinen, flüchtigen Thiere des Waldes. Wenn aber jener ſich ſtill nach innen gekehrt und das äußere Walten aufgegeben, dann werden die Geſchäfte des bildenden Sinnes bemerkbar, wie die Sterne, wenn die Sonne hinabgegangen nach einer andren Halbkugel.

Dieſes innre Bilden mag wohl zum großen Theil in einer nahen Beziehung auf ein künftiges — innres und oberes — Seyn ſtehen. So lange wir irgend ein geliebtes und erwünſchtes Gut ruhig und ungeſtört beſitzen, gehet der Strom des innren Wellens und Bewegens nach dieſer Richtung hin ſo ſtill und ruhig, daß wir ihn kaum bemerken; wird uns aber jener Beſitz genommen: alsbald beginnt das den Verluſt ergänzen ſollende, innre Bilden, in ſeiner ganzen, höchſten Geſchäftigkeit. Es ſtehet ohne Aufhören das Bild des Verlornen und heftig Erſehnten vor der Seele, und wenn auch noch ſo oft hinweggeſcheucht, kehrt daſſelbe immer wieder, und nöthigt uns zuletzt, unwillkürlich das Aufmerken dahin zu richten und das Bild nach allen Seiten zu betrachten. So ſieht und vernimmt der Liebende bei Tag und Nacht nur die Geſtalt und die Stimme des verſtorbenen Freundes, der Geizige träumet nur im Wachen und Schlafe von den verlornen oder nicht gewonnenen Summen, der Eiferſüchtige von dem Gegenſtand ſeiner Furcht und Liebe.

Immerhin mag auch dieſer aufgeregtere Zuſtand des innren, pſychiſchen Geſtaltungstriebes die eigentliche Beſtimmung deſſelben verrathen: eine Welt und Leiblichkeit zu bilden, welche noch nicht vorhanden, noch künftig iſt (m. v. §. 31), dennoch aber liegt der Zuſtand ſelber außer den Gränzen des gewöhnlichen, geſunden Verlaufs.

Es iſt jederzeit ſchon ein Zeichen von Krankheit, wenn uns die Bewegungen der verdauenden Eingeweide und der Blutgefäße ſo bemerkbar und fühlbar werden, daß ſie unſre ganze Aufmerkſamkeit an ſich ziehen. Was wir in ſolchen Fällen bei den Entzündungen der Eingeweide und der einzelnen äußeren Theilen empfinden, erſcheint uns als Schmerz; das was die ſonſt wohlthätig bildenden und ernährenden Organe dann ſchaffen, iſt ein Aftergebild, ein krankhafter, im Geſammtleib enthaltener oder an ihm paraſitiſch haftender Pſeudo-Organismus. Wenn dagegen nach S. 85 beim geſunden Nahrungsnehmen und Verdauen das einzelne Leben in den Strom jenes allgemeinen, höheren verſenkt iſt, welcher den Magnet zum Eiſen, das hungernde Thier zum Futter hinzieht; wenn der geſunde Schlaf den Leib in dieſen Strom hineintaucht (nach §. 20), dann fühlen wir nur jenes Wohlgefallen und jene Erquickung, welche überall die Annäherung des höheren, Leben erzeugenden Princips zu dem untergeordneten, empfangenden bezeichnen. Denn im geſunden Zuſtand liegt das, was als Inſtinct den Leib zu ſeiner Nahrung führt, und was ihm die Kraft gibt, aus der genoſſenen und verdauten Speiſe ſein eigenes Gebilde, mit allen ſeinen einzelnen Theilen, zu erſchaffen, außer- und oberhalb dem Leibe: es iſt jenes unſichtbare Complement, mit welchem zuſammen alles beſondre, vereinzelte Seyn und Leben erſt ein Ganzes wird und ausmacht. Der Leib verhält ſich zu ihm, wie ſich das mütterlich Empfangende zum väterlich Zeugenden verhält: jenes kann nicht für ſich ſelber, nicht ohne dieſes das neue Lebendige hervorbringen.

So lange mithin der Leib, ſo wie in ihrem Kreiſe die Seele, ſich dem Walten jener Kraft überlaſſen, welche dort den materiellen, jetzigen, hier den künftigen, pſychiſchen Leib bildet; ſo lange beſtehet der ordentliche, geſunde Verlauf des Wachſens und Gedeihens der Lebendigen. Sobald dagegen das an ſich blos zum weiblichen Empfangen Fähige ſich zu einem Selberzeugenden erheben, aus dem natürlichen Zuſtand ſeiner Unterordnung ſich losreißen will, dann beginnt der kranke Verlauf, welcher uns in einem ſpäteren §. beſchäftigen wird. Schon oben im §. 27 ſahen wir jedoch durch ein Hinausgehen der an ſich blos paſſiven, bildenden Kraft der Seele über die Gränzen des ihr geſchenkten Seyns und der ihr zugerichteten, eignen Leiblichkeit, den Wahnſinn entſtehen.

In einer geſunden Seele theilt ſich das Leben — wie das des Leibes in Wachen und Schlaf — in zwei verſchiedene Richtungen: in eine ſelbſtthätige, nach eignem Willen ſich bewegende, und in eine blos mitwirkende, von außen bewegte, welche deshalb nicht dem eignen Willen, ſondern einem andren, mächtigeren Walten unterworfen iſt. An der Gränze der beiden Regionen: der dem Willen unterworfnen und der demſelben entzogenen, ſtehen am leiblichen Menſchen die Zunge ſo wie die empfindliche Luftröhre, ſchmeckend und bemerkend, was von außen in das Gebiet einer gleichſam fremden Herrſchaft eintritt. Zunge und Luftröhre ſind aber nicht blos Organ des Schmeckens und Athmens, ſondern auch der Sprache und Stimme. So ſtehet im Vorgange des Lebens der Seele das lebendige Wort (§. 34) zwiſchen beiden Richtungen. Die Zunge, als Organ des Schmeckens, führt die Lebendigen in den ihnen angemeſſenen, magnetiſchen Kreis der leiblichen Aneignung und Bildung hinein, und erſcheint hierbei paſſiv — empfindend; als Organ des Sprechens iſt ſie aber das ſelbſtthätig beweglichſte Glied des Menſchenleibes. So iſt auch oben (im §. 34) an dem Sprachorgan der Seele — dem Gemeingefühl — eine doppelte, aufnehmende und ſelbſtthätig gebende Beſtimmung erkannt worden. Dieſes Organ iſt es, welches die Seele zu dem Quell der Geſtaltung und Ernährung ihres neuen, künftigen Weſens hinziehet, zugleich aber auch iſt dieſes Organ der Träger der höchſten, ſelbſtthätigſten Kraft des Geiſtes. Es ſtehet in einem geſunden Leibe das Maß der Erquickung, welche der nächtliche Schlaf gibt, ſo wie ſeine Tiefe, in geradem Verhältniß mit dem Maß der vorhergegangenen Tagesarbeit und der zu ihr verwendeten, ſelbſtthätigen Kraft. So ſtehet auch in der entſprechenden Region der Seele das Maß des Empfangens mit jenem des Gebens in geradem Verhältniß.

In der Seele des Thieres fällt das Vorwalten des innren Bildungsgeſchäftes, das wir als den pſychiſchen Schlaf bezeichnen möchten, mit dem leiblichen Schlaf zuſammen; an der vergeiſtigten Natur des Menſchen erſcheinen dieſe neubelebenden Momente des innren Weſens öfters als ein Entzogenwerden der Kraft des eignen, ſelbſtthätigen Wirkens und des Vermögens der deutlicheren, dem Selbſtbewußtſeyn zugänglicheren, innren Empfindung. Es wird von einigen Selbſtbeobachtern dieſer Zuſtand, wenn er ſein höchſtes Maß erreicht, ein Zuſtand der Dürre und innren Hülfloſigkeit genannt. Aber wie die Blüthe aus der engbeſchloſſenen Knoſpe, wie der geflügelte Schmetterling aus der ſcheintodten Puppe; ſo erwacht aus jenen Momenten der Selbſtverlaſſenheit ein neues, höheres Leben. Denn das von der eignen Kraft Verlaſſene iſt dann um ſo weniger von einer höheren, göttlichen Kraft und Fürſorge verlaſſen (nach §. 30); unvermögend, ſelber zu wirken, wird es vielmehr von einer oberen Macht bewirkt. Der Mittelpunct, an welchem dieſer Vorgang ſich abſpiegelt (zum Selbſtbewußtſeyn wird), fällt zwar nicht in die Gränzen des eignen Denkens und Erkennens, ſondern in ein höheres Bewußtſeyn, deſſen leidendes Werkzeug dann der Menſch iſt, aber in einem künftigen, neuen Entwicklungszuſtand des innren Lebens wird auch auf dieſe jetzt dunkle Region ein erklärendes Licht fallen, bei welchem das beſchränktere Wiſſen mit einem allumfaſſenderen Eins wird.

Es gränzet nach allen Seiten an das Leben der wenigen Menſchentage ein Seyn an, welches war und ewig ſeyn wird. Gleich einem vereinzelten Felſen, von der Sonne beſtrahlt und grün bewachſen, den rings umher das unermeſſene Weltmeer umfleußt, erhebt ſich aus der verhüllten Tiefe der Ewigkeit das wache Selbſtbewußtſeyn der Seele, welches die kurze Spanne der jetzigen Tage überblicket, und die Kräfte, welche der Tag gab, beherrſchet. Des Eilandes Grund: die Veſte der Erde ſelber, iſt verborgen; was das wache Bewußtſeyn der Seele beſtrahlt, das ſind nicht alle Kräfte und Bewegungen des Lebens, das vor der Geburt zum Staube war, und das nach dem Vergehen des Leibes bleiben wird. Nur das, was die ſelbſtbewußte Seele in den Tagen ihres Leibes geſchaffen und empfangen, das vermag ſie in ihrem Innren zu bewegen: damit waltet ſie ſelbſtſtändig frei, wie die bewegende Kraft mit den Gliedern, zu welchen die Nerven der ſenſiblen Sphäre (§. 17) vom Gehirn und Rückmark gehen. Und dieſes iſt der Wirkungskreis und das Geſchäft der wachen Seele. Es ſind aber noch andre, tief im Innren verborgne Glieder, über deren Bewegen der Wille nichts vermag. Denn hier ſind Anfänge, welche jenſeits der Gränzen des einzelnen Leibes liegen, und Enden, welche über dieſe Gränzen hinausgehen. Da iſt noch ein andrer Mittelpunct des Bewegens, als das Gehirn; jener war dem einzelnen Leben bereitet vor der Geburt, und wird ſein eigen ſeyn, wenn dieſer Leib nicht mehr iſt. Die Seele ruhet auf ihm, ihr Leben wurzelt in ihm. Aber das wache Selbſtbewußtſeyn ſiehet ihn nicht, die Erinnrung bemerket ihn nicht; denn dieſes Ruhen und ſtille Wurzeln, dieſes innerliche Bilden und Wachſen iſt das Geſchäft eines Zuſtandes, ähnlich dem tiefen Schlaf des Leibes.

Was wir hier nur angedeutet, wird uns bald der weitere Verlauf der Unterſuchungen noch deutlicher machen.

Bemerk. Einer der geiſtvollſten Albino's unter allen, welche die Geſchichte der Wiſſenſchaft, und namentlich die der Arzneikunde kennt, war der im Jahre 1811 zu Erlangen verſtorbene Dr. Med. Sachs; ein Jüngling, ausgezeichnet durch gleich harmoniſche Vollendung des Erkennens und Wollens. Die Grade des Blödſinnes und die Eigenſchaften deſſelben finden ſich gut beſchrieben in G. E. Schulze's pſychiſcher Anthrovologie (Göttingen 1819), S. 221. — Ueber das Wechſelverhältniß, in welchem die Entwicklung des Gehirns mit jenem der Schädelknochen ſteht, vergl. m. oben S. 172. — Das was Kant in der Beſchreibung der Geſchichte des Selbſtbewußtſeyns von dem Unterſchied des Kindesalters vom reiferen Alter ſagt: daß jenes das eigne Selbſt als etwas Aeußeres und Freies zu betrachten und von ſich in der dritten Perſon zu ſprechen pflege, bis der Moment komme, in welchem auf einmal das Ich als ſolches unwiderruflich hervortrete, läßt uns die Blödſinnigen im Zuſtand der früheſten Kindheit, welche noch nicht zum eigentlichen Selbſtbewußtſeyn reifte, erblicken. — Die Cretinen unſrer Nachbaralpen (z. B. im Salzburgiſchen) fangen an, ſich an Zahl zu vermindern. Die Sitte, gerade ihnen die Wartung der zarten Kinder anzuvertrauen, wodurch ein ſolcher krankhafter Seelenzuſtand mit anſteckender Gewalt ſich fortpflanzte, iſt ſeltner und beſchränkter geworden. — Von einem Blödſinnigen, welcher ſogar ziemlich zuſammengeſetzte Rechnungen, ohne ſie vor ſich zu ſehen, wie man zu ſagen pflegt aus dem Kopfe löſte, erzählt Hofbauer in ſeinen Unterſuchungen über die Krankheiten der Seele und die verwandten Zuſtände, B. II. (1803) S. 86. — Ueber andere im §. erwähnte Fälle vergl. m. Ph. Pinel philoſoph. medic. Abhandl. über Geiſtesverirrungen oder Manie, überſetzt und mit (reichhaltigen) Anmerkungen verſehen von M. Wagner, Wien 1801, S. 180; Mauchart a. a. O.; chulze a. a. O. — In einem gewöhnlicheren, öfters an uns ſelber zu beobachtenden Zuſtande iſt das, was wir den pſychiſchen Schlaf nannten, unter andren auch jenes obenerwähnte Ergriffenwerden von einem unwillkürlichen Geſchäft des innren Bildens, welches die Seele öfters mitten im Drange der andersartigen, innren oder äußeren Arbeit anwandelt, und ſie in der Fortbewegung der Selbſtthätigkeit auf einige Momente hemmt. Dieſe Hemmung gleicht im geſunden Zuſtand nur dem Ausruhen der an und auf den eignen Leib gelegten, eben noch ausgeſtreckten äußeren Glieder. Es kann aber dieſes Ruhen, wenn es aus einem krankhaft irrenden Willen hervorgeht, zur lähmenden Schlaftrunkenheit der Seele werden, welche der ernſtlichen Anwendung der angemeſſenen Heilmittel bedarf.

Der Anfang der Seele.

§. 39. Mein Lauf durch die Zeit gleichet dem eilenden Schlag einer Glocke, welcher mitten in der Nacht die Stunde verkündet, die eben war und welche kommt. Das aufmerkende Ohr wußte vor dem Schlagen nicht, es weiß aber nun und wird wiſſen, welches die Stunde war.

Das was die Seele mit und in dem Leibe empfangen und gethan, mit dem Leibe, der geſtern entſtund, und deſſen Hauch heute oder morgen entfleucht, das ſoll für eine Ewigkeit gethan und empfangen ſeyn; ein Weſen ohne Ende ſoll den Auslauf nehmen am endlichen Gewölk; ein Leben, das nicht aufhört, ſoll anfangen am ſterbenden Augenblick? Wird auch der Baum, deſſen Gipfel endlos zur Höhe ſtrebt, beſtehen können, ohne eine Wurzel, welche endlos zur Tiefe gehet; der eine Ausgang, der nie endet, vermöchte er auch zu ſeyn, ohne einen andren, welcher nie anfängt?

Die Seele, das Ende, das kommen ſoll, beachtend, forſchet zugleich nach dem Anfang, welcher war. Die Erinnrung aber antwortet, ich finde ihn nicht, der Verſtand ſaget, ich kenne ihn nicht.

Es war wie das Wehen eines Windes in den Maulbeerbäumen; ein Wehen, welches in den Morgentraum eines Schlafenden hereinhallet; da erwachte die Erinnrung meiner früheſten Stunden. Was das Wehen geweſen und woher es gekommen? ich weiß das nicht, nun aber war das wache Leben da, mit ſeinem Gedräng und ſeinem Troſt, und iſt ſeitdem nicht gewichen. Fliegende Gedanken einer Luſt und eines Schmerzens, für welche mein jetziges Leben die rechten Namen nicht weiß, ſind ſie etwa ein Nachhall des erſten, vielbedeutenden Wehens in den Maulbeerbäumen; ſind ſie Erinnrungen an ein Leben, das ich einſt durchlebt, ehe die Seele bei dieſem Staube war?

Jene alte Lehre der Heiden und Völker, nach welcher die Seele, ehe ſie zu dieſem Leibe kam, ſchon öfter und mehrfach im Leibe geweſen, ſollte ſie nicht das Räthſel des jetzigen Looſes enthüllen? Es iſt die Schuld des mehr oder minder ungeſtümen Zuges zur niederen Sinnenwelt, oder, noch mehr, die Schuld eines ſchon vorausgegangenen Menſchenlebens, welches dann die Seelen zu dieſem oder zu einem andren Geſchick führet; einige zum unabwendbaren Leid, das von der Wiege bis zum Grabe währt, andre von Erquickung zu Erquickung; etliche zur höchſten Fülle der innren Kräfte, andre zum tiefſten Unvermögen.

In der That, mich ſelber ſcheint öfters ein Ahnden in meinem Innren an Tage zu erinnern, welche ich nicht mit dieſem meinen jetzigen, ſondern mit einem andren Auge geſehen. Wie könnte ſelbſt das wundervolle Vorgefühl mir Gegenden und Dinge zeigen, welche ich noch nie gekannt, hätte ſie nicht ein Etwas in mir ſchon vorhin geſehen? Es wandelt mein Herz, wie mit einer Kraft, welche nur die Erinnrung an etwas ſelber Erfahrnes und Erlebtes geben konnte, mit jenem treuen Knechte zum Brunnen bei Nahors Stadt; wie ein ſelber erlebtes Loos beweinet es die Ketten und das Gewand des Sclaven, in denen Aegyptens König den Freund ſeiner Jugend erblicket, oder den Fall der alten Kaiſerſtadt mit dem letzten der Paläologen. Das Buch, das von einer Schuld der erſten Väter redet, ſcheint es mir nicht zu ſagen, daß dieſe Schuld auch die meinige geweſen? Dieſes iſt das Buch, welches von einer Erwählung der Menſchenſeele redet, welche geſchehen, ehe denn der Welt Grund gelegt geweſen; von einem Ruſen bei dem Namen, noch ehe der Gerufene die Stimme gekannt. Augen voller Erbarmen ſind auf mich gerichtet geweſen, da ich noch unbereitet war, und ſiehe „die Tage waren alle auf Sein Buch geſchrieben, die noch werden ſollten und derſelben keiner da war.“

Die Seele, wenn ſie das Erbarmen, welches des Lebens Mangel ausfüllt, die Liebe, welche der Sorge gedachte, ehe dieſe war, ohne Anfang und ohne Ende nennet, irret nicht; der Mangel aber hat einen Anfang genommen, und die Sorge iſt von geſtern her. Es ſtehet über und neben dem unvollkommneren Einzelleben ein allergänzendes Complement (§. 30); über dem Leibe die Seele, über der einzelnen Menſchenſeele eine Liebe, die in Gott und aus Gott war, vor dem Anfang de Creaturen: eine Liebe, in welcher auch der Menſch erkannt geweſen, ehe noch die alten Berge wurden. Dieſ Liebe iſt von Ewigkeit, das Rufen aber der Menſchenſeele zu dem lebendigen Gott hat in der Zeit ſeinen Anfang genommen. Wie der Lufthauch da iſt, vor de Lunge, die ihn einathmet; ſo iſt ein erbarmendes Aug zu mir gewendet geweſen, ehe das Ich da war, welches nach jenem Auge fragte. Jenes aber, das Erbarmen, iſt nun ein Eigenthum, iſt nun ein Theil meine Seele ſelber geworden; ein Gewand, näher und weſentlicher als der eigne Leib, innerlicher und tiefer, als d eigene, begehrende Kraft. Dieſer Theil denn meine Selbſt iſt von ewigem Anbeginn; er iſt aber mei geworden in der vorherbeſtimmten Zeit, un vor ihm iſt das Seyn der ſehnenden Menſchenſeele e Augenblick, welcher eben erſt begann; von ihm verlaſſe und ohne ihn wäre daſſelbe ein Augenblick, welcher, wie er gekommen, ſpurlos und ohne Anhalt wieder entflöge. Das Wort, wenn es von dem Weſen des in ren Menſchen redet, nennet jenen Theil deſſelben, wel cher in Gott ewig geweſen und vor ihm nun ewig bleiben wird den Geiſt, das aber, was für ſich ſelber einen Anfang genommen und ohne den Geiſt ein Ende haben würde, die Seele des Menſchen.

Jenes waren denn die voreilenden Fragen, nach dem Anfang der Seele. Es iſt in den Fragen, die das Sehnen fragt, welches von ewiger Natur iſt, eine ſelberſchaffende Kraft, höher als alle Kraft des Endlichen. Das Geheimniß des Entſtehens oder des Auflebens der Seele an der Hülle des Staubes liegt ſelber in einer Frage, welche eine Seele, deren Sehnen über den eignen Staub und ſeinen Beſitz hinausſtrebet, nach ſich ſelber, nach der Seele fragt.

Findet doch ſelbſt das Sehnen der Seele nach Gott, nach dem lebendigen Gott, Ihn, den es ſuchte; ſo findet auch ein andres, ſcheinbar niedreres Sehnen, das was es ſucht: die Seele, welche den eignen Leib dahingibt und verläſſet, damit ſie ein Lebendiges, ihr ſelber gleich ergreife (§. 21), findet in dem verlaſſenen, ſterbenden Element eine neubelebende, ihr entgegen kommende Seele, eine Seele, welche ihr ſelber an Kräften gleichet, welche jedoch in entgegengeſetzter Richtung ſtrebend, an dem von Gott geſchaffnen Staube das ſuchet und empfängt, was die andre außer und jenſeits dem Staube erſtrebte.

Es wiederholet ſich hier bei jeder neuen Zeugung und Geburt des Lebens die Geſchichte des erſten Entſtehens des Menſchen und der ihn umgebenden Welt der Lebendigen. Ein Weiterſtreben, welches über das Leibliche, das Gott gab, hinaus und hinauf wollte, welches dieſes Gegebene und Verliehene von ſich ſtieß und daſſelbe verließ: und ſiehe eine Erde war da, wüſte und leer. Aber der rothen Erde, von dem Geiſte dahin gegeben, der einſt ſie belebte, hauchet Gott einen lebenden Odem ein, und es iſt nun Adam, ein Vorbild des Erſtgebornen von den Todten, welcher in der rothen Erde lebt. Das Vergehende und Sterbende, welches von der Seele, als dieſe hinausſtrebte über das eigene, leibliche Element, verſäumt und verlaſſen war, das hat ein allbelebender Geiſt zur Stätte ſeiner neuen Schöpfungen erwählet; als ſey es ſelber hier ſein Wohlgefallen, ſich zu dem Erkrankten und Verſtoßenen zu geſellen. Dieſes Wohlgefallen aber iſt ein Wille, welcher die Ordnung begehrt, die allein bleibend und ewig iſt. Eben da, wo das Leben der Seelen aus den Schranken des eignen, von Gott gegebenen Seyns hinausweicht, da gibt der Gott der Ordnung ein neues Leben, welches die von jenen verlaſſenen Schranken des Leiblichen will und ſuchet; dem Streben entgegen, das den Gehorſam und die Unterwürfigkeit aufgegeben (§. 40), ein andres, das dieſe Unterwürfigkeit erwählt.

Es iſt übrigens ein altes, noch immer kräftig fortwirkendes Wort des Segens, welches dem Sehnen der Seele, hinweg aus dem Leibe, die Schöpferkraft einer neuen Zeugung gegeben. Denn, irre geleitet, wie es dies geweſen, wirkte in jenem Sehnen, als es zuerſt den Menſchen in die Gleichheit Gottes erheben wollen, noch ein Nachklang der anfänglichen Liebe zu Gott. Dieſer Nachklang iſt es, welcher noch fortwährend auch auf die (jetzige) Liebe der Geſchlechter einen verklärenden Strahl wirft und dieſelbe öfters zu einem lieblichen Abbild der höheren, geiſtigen Liebe machet; zu einem Abbild jenes Zuges, welcher den ſichtbaren Leib dahingibt, damit er das neue Gewand eines unſichtbaren und göttlichen ergreife. Es wird uns jedoch das Verhältniß dieſes Abbildes erſt noch durch die Betrachtung des pſychiſchen Grundes des Todes deutlicher werden; darum ſoll uns dieſer, ſo wie das Schickſal der Seele im Tode, auch hier an ſeinem Orte, ſo wie vorhin das letzte Ende des Leiblichen, noch weiter beſchäftigen.

Bemerk. Die Lehre von der Präexiſtenz der Seele vor ihrer Geburt in die Leiblichkeit, hat zu allen Zeiten und bei allen gebildeten Völkern ihre poetiſchen und wiſſenſchaftlichen Vertheidiger und Anhänger gefunden. „Gott habe die Menſchenſeelen von Anfang der Welt an zugleich erſchaffen, jede Seele werde dann zu ihrer Zeit in dem Moment einer menſchlich-leiblichen Zeugung oder Geburt mit dem Leibe vereint.“ Jene platoniſche Anſicht, daß die Vereinigung der Seele mit dem Leibe, das Herabſinken derſelben in die Körperlichkeit, die Folge einer alten Schuld, die Buße für ein von Gott abführendes Gelüſte ſey, erſcheint, freilich in ſehr verſchiednen Formen, immer aber als dieſelbe kenntlich, bei den Indern wie bei den Mexicanern. „Die Seelen wären, vor ihrem Hinabkommen in die Leiblichkeit, Theile des göttlichen Weſens und von himmliſcher Natur, der Körper ſey für ſie ein Gefängniß. Darum (ſo erzählt es Josephus de bello Jud. L. II. c. 11 von den Eſſenern) freuen ſie ſich, wenn ſie der Banden des Fleiſches entlaſſen werden, wie über eine Befreiung aus langer Knechtſchaft, und fahren aufwärts zum Aether.“ Dieſe letztere, die eigentliche, hohe Bedeutung des Leibes (m. v. §. 40) ganz verkennende und darum irrende Anſicht kehrte auch mehrmalen noch in ſpäterer Zeit, ſelbſt innerhalb der chriſtlichen Kirche wieder, als mit deren Lehren unverträglich ſie ſchon Auguſtinus (de haeres. c. 70) darſtellt. Sie war aber in ihrer fehlerhafteren Einſeitigkeit nicht blos von Priscillian und ſeinen Anhängern behauptet worden, ſondern war und blieb ein Grundirrthum der meiſten chriſtlichen Myſtiker. Auch Origenes, ſo wie ſchon Juſtin der Märtyrer, ſcheinen ſich in etwas zu jener ſogenannt platoniſchen Lehre hinzuneigen, und der erſtere hält die Vereinigung der Seele mit dem Leibe für eine Beſtrafung der erſteren, weil ſich dieſelbe vor ihrer Verleiblichung verſündigt habe. Unrecht hat man jedoch wohl offenbar jenem Kirchenvater gethan, wenn man ihn der Anhänglichkeit an die mit den einfachen, hehren

Grundſäzen des Chriſtenthumes ewig unvereinbare Lehre von der Seelenwanderung beſchuldigte. Wenigſtens finden wir in Origenes Werken, ſo wie ſie jezt vor uns liegen, keine Stelle, woraus ſich die ihm von Hieronymus (ep. 59 ad Avit.) gemachte Beſchuldigung, daß er eine Wanderung der Seelen in thieriſche Leiber angenommen, rechtfertigen ließe, und ſollte das was Juſtinian in ſeinem Briefe an Menas als wörtliche Aeußerung deſſelben anführt, dieſes wirklich jemals geweſen ſeyn, ſo hat Origenes in ſpäterer Zeit ſeine Uebereilung auf jede Weiſe wieder gut zu machen, oder den durch unvorſichtige Aeußerungen veranlaßten Mißverſtändniſſen zu begegnen geſucht (ſo in ſeinem Commentar über Matthäus Tom. XI. in ſeiner Streitſchrift gegen Celſus I. 3 u. 8 und VIII. und in ſeiner Schrift über die Auferſtehung). Viel eher ließen ſich die Anſichten des Origenes mit jenen vergleichen, welche neuerdings Thom. Bromley, Swedenberg und Stilling über das Schickſal der Seele nach dem Tode und über die verſchiedenen Läuterungsörter oder Bildungsſtufen der abgeſchiednen Seelen aufgeſtellt haben. (Thom. Bromley Voyag. of Isr. to Can.) Wo ſich unter den Gnoſtikern der früheren chriſtlichen Jahrhunderte die Lehre von der Seelenwanderung regte, da wurde ſie ſtets von den Vätern der Kirche ernſtlich bekämpft und von allen treuen Anhängern des alten, einfältigen, apoſtoliſchen Glaubensbekenntniſſes zurückgewieſen. Irenäus (contr. haer. c. 25) nennt uns die Karpokratianer als Vertheidiger der Seelenwanderung, und widerlegt ihre Anſicht, welche, wie es ſcheint, auch die der Valentinianer und Cerdomaner war, in den Cap. 32 bis 34 ſeiner Schrift. Auf ſonderbare Weiſe wollte Baſilides (nach Origenes in ſeinem Commentar zu dieſer Epiſtel) die Stelle des Römerbriefes Cap. 7, V. 9 ſo erklären, als habe der Apoſtel damit auf einen Zuſtand hingedeutet, wo er, vor ſeinem jetzigen Leben, als Menſch in dem Leibe eines Säugthieres oder Vogels gelebt habe. Sehr ausgebildet und vielfach mit chriſtlich ſcheinenden Lehren vermiſcht, tritt auch das alte heidniſche Syſtem der Seelenwanderung in der Schule des Manes hervor. Noch im vergangnen Jahrhundert fand die Metempſychoſe, bald mehr bald minder im Ernſt oder Scherz ihre geiſtvollen Vertheidiger, unter andren an Leſſing und

Schloſſer. Mehrfach wollte man auch die Stelle Math. 11, V. 14 zu Gunſten der Lehre von der Seelenwanderung deuten. In neuerer wie in alter Zeit ſcheinen ſolche Annahmen aus dem ſich ſelber nicht klar und verſtändlich gewordnen Bedürfniß der Seele nach jener alten und neuen Offenbarungslehre hervorgegangen zu ſeyn, welche allein über das Verhältniß des Leibes zur Seele das rechte Licht verbreitet: nach jener Lehre, welche von einer endlichen Verklärung des Leibes und ſeiner Wiedervereinigung mit der Seele redet. Es wird der Glaube, daß ein verklärter Leib der Seele einſt wieder werden ſolle: der Glaube an die Auferſtehung, bei den Phariſäern zur Zeit des Unterganges des jüdiſchen Staates ſchon in ſeiner Entartung zur Metempſychoſe gefunden (nach Joſephus Antiq. Jud. L. XVIII, c. 2). Joſephus ſelber (de bello Jud. c. 5) glaubt, daß die Seelen der Frommen nach dem Tode die ſeeligſten Regionen des Himmels bewohnen werden, von wannen ſie, nach dem Umlauf der Aeonen, in geheiligte (verklärte) Leiber verpflanzt werden ſollen. Die ſpäteren Rabbinen lehrten die Wanderung der abgeſchiednen Seelen nicht blos in andre Menſchenleiber, ſondern in Thiere, in Pflanzen, ja (wie nach ihrer Meinung bei Nabal) in Steine. Die Seelen der Freigebigen und Leutſeligen, wenn ſie noch einer Reinigung bedürften, ſollten in Fiſche des Meeres, die der Gottloſen in allerhand böſe und unreine Thiere, ja in unruhig bewegte Mühlräder (ſo die Erbauer des Thurms zu Babel) übergehen. Zuweilen ſollte auch eine Seele nach der Lehre: Ibbur genannt, noch zu der ſchon im Menſchen wohnenden ſich geſellen. So Seths Seele, die mit Moſes Seele ſich zu Einer verband. Es wird aber, durch alle dieſe Dichtungen, noch ein Faden von der alten Erkenntniß der Wahrheit hindurchgehend gefunden, und nicht ſelten zeigt ſich der alte Grund der Auferſtehungslehre, mitten unter dem ihn entſtellenden Schlamm der Mährlein. Wenn die alten Aegypter, nach Herodots Zeugniß, zuerſt die Lehre unter ſich ausgebildet, daß die Seele des Menſchen, ſelber unſterblich, nach dem Hinſterben des Leibes in einen eben werdenden Thierleib übergehe, und daß dieſelbe, nachdem ſie im Zeitraum von 3000 Jahren durch alle Geſtalten der Land- und Seethiere, ſo wie der Geflügel hindurchgegangen, endlich wieder mit einem werdenden Menſchenleib ſich überkleide, ſo war dieſe Lehre unfehlbar neben einer, ihnen ebenfalls ſehr wohl bekannten älteren und älteſten entſtanden, wie etwa einzelne, abweichende Lehren der ſpäteren Zeit, unmittelbar neben dem alten Glauben der Väter. Dies bezeugen die Worte eines alten Gebetes, das Porphyrius (de abstin. L. IV. §. 10) anführt, und welches die Aegypter im Namen des Todten, den ſie zur Gruft trugen, ſprachen: Herrſcherin Sonne und ihr Götter, die ihr das Leben den Menſchen gebt, empfanget ihr mich, daß ich wohne bei den ewigen Göttern. Nicht minder der alte Glaube an einen Hades, an eine Unterwelt, Amanthes genannt, welcher nach Plutarch (de Isid. et Osir. p. 362 T. II) unter den Aegyptern herrſchend war. Sprach ſich derſelbe in der ſeltſam irrenden Sorgfalt für die Erhaltung des Leichnams, auf ſpät kommende Zeiten, die Meinung aus: daß dieſer Leib für die Seele noch eine fernkünftige, hohe Bedeutung habe, daß er einſt von neuem ihr wiedergegeben werden ſolle. Es beliebte übrigens, nach einigen Nebenlehren der Aegypter, ſelbſt den Göttern, in leiblichen Geſtalten ſich offenbar zu machen, ſo dem Oſiris in dem Stier Apis u. ſ. — Den alten Druiden des Nordens läßt ſich ſelbſt aus der oft hierher angeführten Stelle des Lucan (Phars. L. I, 452), wie dies Flügge in ſ. Geſch. d. Glaubens an Unſterblichkeit II. S. 29 zeigt, viel eher eine, wenn auch noch unvollkommne Anerkennung der Auferſtehungslehre, als der Lehre der Seelenwanderung zutrauen. Der hingeſchiedene Geiſt ſollte, nach ihrer Lehre an einer andren Stätte (als die des irdiſchen Lebens war) Glieder beſeelen. Jener Fiſcher auf Delos, deſſen Namen (Pyrrhus) etwa nur die Nachbarn und Freunde gekannt, obgleich er einſt Aethalides, Sohn des Mercur, geweſen, und bald hernach als Euphorbus der Panthoide die Waffen des Menelaos verherrlicht, endlich als Hermotimos erſchienen, würde ſchwerlich zur Kunde der Nachwelt gekommen ſeyn, wäre er nicht nach ſeinem Tode als der Weiſe von Samos: als Pythagoras wieder geboren worden. Mercur hatte ihm, als er noch Aethalides geweſen, die Bitte gewährt, daß er einſt auch nach dem Tode, die volle Erinnrung an das ganze, vergangene Leben behalten ſolle, und ſo kam die Kunde der Ver-

wand-

wandlungen an Heraclides Ponticus, den Pythagoräer, dann von dieſem an Diogenes Laertius. Dennoch und zugleich, neben dieſer Seelenwanderung im Kreiſe, ſoll nach dem Zeugniß des Alterthums die Lehre des Pythagoras oder der Pythagoräer von ſeligen Oertern einer ewigen Belohnung, ſo wie von Straförtern geſprochen haben, ſey es nun, daß dieſer Lehre wirklich nach Pindar (Olymp. Od. II.) ein dreimaliges, treues Beſtehen in der Prüfungszeit der Leiblichkeiten, vor dem Genuß der ewigen Ruhe, nöthig geſchienen, oder daß die ganze philoſophiſche Dichtung der Wanderungen nur ein ſpäterer Anbau auf den Grund eines alten Glaubens geweſen. Erkennen wir doch auch bei dem mächtigſten und lieblichſten Dichter, welcher das Gewand der Philoſophie getragen: bei Plato, neben der Lehre der vielfachen Läuterung oder Büßung durch das Verſenken jetzt in dieſen, dann in einen andren ſterblichen Leib, auch jene ältere: daß der aufwärts ſtrebenden Seele ein ſeliges Heim bereitet ſey, der von Gott abweichenden aber die Behauſung einer Strafe, deren Zeit weit über die kurzen Zeiten des Menſchenlebens und ſeiner Geſchlechter hinausreichet. Die Lehre von der Wanderung der Seele in immer andere Leiber, damit ſie in ihnen und ihrem Schickſal für ein Reich der ſeligen Geiſter zubereitet und geläutert werde, findet ſich auf ähnliche Weiſe zuſammengeſellt mit den zuverſichtlichen Hinblicken und Hoffnungen auf ein ewig bleibendes, ſeliges oder unſeliges Ende aller Wandlungen, bei mehreren Völkern des Orients. Der Geiſt des Menſchen, ſo lange er nicht ein höheres, beſſeres Mittel der Reinigung und Heilung kennt, glaubt, wie die Karpokratianer der erſten Jahrhunderte, Alles ſelber bezahlen, alle Reinigungen und ihre Schmerzen ſelber und allein tragen und dulden zu müſſen. Die Erfindung und ſinnvolleſte Entwicklung der Theorie der Läuterungen auf dem Wege der Metempſychoſe konnte leicht durch die Beobachtung ſolcher Doppelzuſtände herbeigeführt worden ſeyn, wie jene ſind, deren wir oben S. 403 erwähnt haben, ſo wie durch die Beobachtung ſolcher Träume und Ahndungen, welche auf Erfahrungen hinzudeuten ſchienen, die wir nicht in dem Leben dieſes jetzigen Leibes gemacht haben (m. v. darüber die Bem. zum §. 34). Herder in ſeinen Dialogen über die Seelenwan-

Erfahrung hat gezeigt, wie dieſe Träume und Ahndungen ſich ſo ganz an die Zuſtände unſrer Kindheit und ihre Phantaſieenſpiele anſchließen und aus dieſen hervorgehen, wie das zweite Ich bei Gmelins Mädchen (S. 389) aus dem Phantaſieengebilde, das ſich die Theilnahme beim öfteren Anhören und Anſehen des Looſes der Emigranten gebildet hatte. Iſt dann einmal der über die vorleibliche Vergangenheit und über eine nachleibliche Zukunft forſchenden Seele der Weg der Träume durch Lehre und Glauben der Väter gebahnt, dann geſellen ſich bald ganze Reihen ſcheinbarer, innrer Erfahrungen und Ahndungen hinzu, ähnlich denen des alten, penſionirten Hofbedienten in China, von welchem der Pere le Comte erzählt. Dieſem alten, ſiebenzigjährigen Quieszenten, da er ſich dem Ende nahe fühlte, hatten die Bonzen, „welche Alles wiſſen, was die Seelen nach dem Tode erwarte und mit ihnen ſich zutragen wird“, vorausgeſagt, daß ihm das Loos beſtimmt ſey, nach ſeinem Tode ein Poſtpferd des Kaiſers zu werden; hatten ihm zugleich ſchon die gute Lehre mit hinübergegeben: er ſolle nicht um ſich beißen, nicht hinten ausſchlagen, ſolle recht geſchwind laufen. Jede Nacht im Traume ſieht ſich nun der Quieszent als Pferd geſattelt und aufgezäumt, fühlt ſich geſpornt und geſchlagen, er erfährt noch im jetzigen Leibesleben die Wahrheit der Ausſage ſeiner Bonzen, bis ihn die Taufe und der Glaube der Chriſten von der ſeltſamen Furcht befreit. Denn den rohen Träumen der Bonzen ſtellt ſich der Chriſtenglaube in ſeiner kindlich feſten Einfalt, wie den feineren und ſcheinbareren philoſophiſchen Dichtungen der alten und neuen Zeiten die aus jenem feſten Grunde hervorgehende Erkenntniß entgegen: daß die Individualität und Selbſtheit des Geiſtes mit ſeiner Richtung und Hinneigung gerade zu dieſem Leibe und keinem andren ſo genau zuſammenhänge, daß wir uns die wirkliche Verbindung mit einem andren, fremden Leibe, die wahrhafte Verleiblichung in dieſem nicht ohne eine völlige Vernichtung jener Individualität, mithin nicht ohne Vernichtung unſres eigentlichen Weſens ſelber denken können (m. v. auch die nächſtfolgenden §§.).

Nach dieſer, übrigens durch den Inhalt unſres §. ſelbſt herbeigeführten Abſchweifung in das Gebiet der Geſchichte der Seelenwanderung, kehren wir wieder zu der alten, einfacheren Lehre von der Präexiſtenz der Seele zurück, welche man, ſelbſt noch in neueren Zeiten, aus der Stelle im Buch der Weisheit (VIII, V. 20) als eine altteſtamentliche Lehre darſtellen wollte. Jener himmliſche Aufbewahrungsort der Seelen, den die alten Rabbinen Guph nennen, kehrt noch in Klopſtocks Dichtung von der Adamida zurück. Dieſe „noch ungebornen Seelen, mit Adams Seele vereint (obwohl dann, als Adam geſündigt hatte, wieder von ihm getrennt und nun von neuem im Guph der Stunde ihrer Verleiblichung harrend)“, ſollten nach jener alten Lehre mit Adam zugleich das göttliche Verbot, vom Baum der Erkenntniß zu eſſen, empfangen und mit ſo wie in ihm es übertreten haben. (Dav. Ziegra de arbore scient. bon. et mal. — Ligthfoot Opp. T. II, p. 638.) Immerhin, ſelbſt in ihrer höheren philoſophiſchen Verfeinerung, behält mit jener älteren eine große innre Aehnlichkeit und Verwandtſchaft die neuere Lehre der Traducianer, nach welcher die Seelen aller, auch der fernſten Nachkommen, als wirkliche Weſen (entia) oder doch der Kraft (potentia) nach, in den Eltern und zuletzt im erſten Stammvater des ganzen Geſchlechts liegen, und von dieſen bei der Entſtehung des Menſchen in den zugleich hervorgerufenen Leib übergetragen werden, mithin per traducem (Hinüberverſetzung) zum eigenthümlichen Daſeyn kommen ſollten. Es zeigten ſich dieſer Lehre nach Hieronymus ſchon die meiſten Väter der älteſten abendländiſchen Kirche zugethan, und ſie iſt ſeit Tertullian (de anima c. 25) bald dunkler bald lichtvoller, immer aber mit Vorliebe von den ausgezeichnetſten Lehrern der chriſtlichen Confeſſionen behandelt worden; hat ſelbſt zu den philoſophiſchen Syſtemen eines Leibnitz ſo wie zu den Lehrgebäuden der Arznei- und Naturkunde im vorigen Jahrhundert den Zugang gefunden.

Wenn jener alte Prediger (Eccles. XII, 7) ſaget, daß der Geiſt wieder zu Gott kommen werde, der ihn gegeben, ſo ſcheint er hiermit andeuten zu wollen, daß die Seele von oben her, zu dem im Wechſelverkehr der Geſchlechter ſich bildenden Leibe komme. Es war ebenfalls eine Lehre mehrerer Väter die alten chriſtlichen Kirche, namentlich unter den Morgenländern die des Theodoretus und Cyrill von Alexandrien, unter den Abendländern die des Ambroſius und Hilarius: daß Gott immer eine Seele von neuem ſchaffe, wenn ein Menſch gezeugt werde. Man glaubte dieſe Lehre der hiervon ſogenannten Creatianer, welcher unter andern Melanchthon zugethan war, ſchon bei Ariſtoteles (de generat. II. 3) zu finden. Von Auguſtin und andern Lehrern wurde ſie blos wegen des Mißbrauches verworfen, welchen die Anhänger des Pelagius mit ihr gemacht hatten. Jener Mißbrauch ſollte uns übrigens eine Wahrheit, die ſich nicht blos durch die oben angeführte Stelle Pred. 12, V. 7, ſondern auf andre Weiſe als eine ſehr alte und wohlbegründete zeigt, nicht ganz verleiden, da ſich, wie wir dies in der Lehre vom Geiſt weiter entwickeln wollen, auch von ihrem Standpunct aus den Einwürfen der Gegner der Lehre vom natürlichen Verderben des Menſchen begegnen läßt. — Mehreres hieher Gehörige werden auch die nächſtfolgenden §§. aufführen, unter andrem auch möge der nächſtfolgende den Schluß des eben vorhergehenden gegen den ſcheinbaren Vorwurf rechtfertigen, als ſolle in ihm einer gewiſſen Erklärung des erſten Abfalles der Menſchennatur von Gott gehuldigt werden, welche das, was den älteſten Segen (Geneſ. 1, V. 28) hatte, an ſich ſelber zur älteſten Schuld machen wollte.

Der Tod in ſeiner pſychiſchen Bedeutung betrachtet.

§. 40. Es iſt der tiefbedeutende Ausſpruch eines großen Gottesgelehrten und Forſchers der heiligen Schriften: **Leiblichkeit iſt das Ende der Wege Gottes.** Es faſſet dieſer Ausſpruch den Sinn der Offenbarungen Gottes an den Menſchen, ſo wie die innre Kraft der heiligen Geheimniſſe der Religion, von ſeinem Standpuncte aus zuſammen, und will eigentlich nur daſſelbe ſagen, was jene hohe Verheißung verkündet: daß einſt alles Seyn und Leben Gott werde untergethan ſeyn, „auf daß Er, Gott ſey, Alles in Allem.“

In der That, die Leiblichkeit, welche Gott der Seele gegeben, erſcheinet uns niemals in ſolcher Höhe und in ſolcher Würde, als wenn wir die Geſchichte ihres Entſtehens nud ihre Bedeutung, gegenüber der Geſchichte der Seele im Tode, und der Bedeutung des Todes ſelber betrachten. Es empfängt hierbei der vergängliche Leib, nicht etwa blos wie jeder Freund, wie jedes Gut, von welchem wir jetzt auf immer ſcheiden ſollen, durch den Moment der letzten Trennung den verklärenden Anſchein eines höheren Werthes; ſondern wie er ſelber, während des Lebens, öfters, gleich einem Gewölk, die Ausſicht auf die Welt des Pſychiſchen gehemmt und getrübt; ſo hat auch das unruhige Bewegen und Begehren der Seele, wenn ſie des Leibes mißbrauchte, auf dieſen einen falſchen Schein geworfen, welcher im Tode ſchwindet, ſo daß wir dann den Sinn der Zuſammengeſellung der Seele mit dem athmenden Staube, nach einem vorbedachten, weiſen Rathe, klärer und getreuer als ſonſt zu erkennen vermögen.

Es ſaget Er ſelber, von welchem im Buch geſchrieben iſt, der Anfang der Creatur Gottes, „da Er in die Welt kommt“: „Opfer und Gaben haſt du nicht gewollt, den Leib aber haſt du mir zubereitet.“ — „Siehe ich komme, zu thun, Gott! deinen Willen.“ Der Leib denn iſt es hier, welcher, ſtatt des Opfers, zu einem gehorchenden Organ für den höheren Willen wird.

Der Leib, der ſichtbare, mit den Händen und allen Sinnen erfaßbare Leib iſt es, durch welchen eine lebende Seele der andren untergeordnet iſt, der andren ſich kund gibt. Es iſt das Leibliche an uns, welches, ſo lange wir leben, dem Dienſt unterworfen, von Froſt und Hitze und andrem Wehe getroffen, der äußeren Ordnung unter thänig iſt. Das Leiblichwerden ſelber iſt dann ein gänzliches Untergebenwerden der lebenden Seele unter die Herrſchaft und Gewalt einer Ordnung, welche alles Lebens Mittelpunct und Ausgang iſt.

Es ſind darum die Muskeln und Sennen, ſammt dem mitten unter den lebenden Gebilden des Leibes abſterbenden Knochen (§. 14) ſo geſchickt zum Dienſt des Bewegens und Ergreifens, ſo geeignet zum Aeußern des Willens, weil ſie, in Beziehung auf den feinen Nerven, zu einem ſo tief untergeordnet Leiblichen geworden ſind. Das noch flüſſige Blut, die zarten Gewebe der Eingeweide und Gefäße, gehorchen dem anregenden Willen nicht, ſondern einem andren Geſetz des Bewegens. Die eigene Schwere und der grobere Zuſammenhalt der Theile ſind es, welche die einzelnen Körper unſrer Planetenfläche beſtändig nach dem höheren Ganzen ihres Weltkörpers hinziehen, beſtändig ſie dieſem unterordnen und dienſtbar machen. Sie ſind das Band des unvollkommneren Einzelnen an ein vollkommneres Ganzes, welches dieſem Einzelnen ſeinen Antheil an allen den Bewegungen und Einwirkungen der Weltkräfte gibt, in deren Strom der Planet ſammt allen ihm gleichartigen Geſtirnen ſich bewegt.

Begleiten wir die Menſchenſeele auf ihrem Weg durch das Leben, von der Geburt an bis zum Tode, ſo erkennen wir bald an, daß es der Leib ſey, mit ſeinem Schmerzen und mit ſeiner Luſt, welche ſich beide die Seele nicht ſelber, ſondern welche Gott gibt; wir erkennen an, daß es der Leib ſey, durch welchen eine höhere Weisheit die Seele erzieht und leitet, züchtiget und vollbereitet, für das Leben der Ewigkeit. „Den Leib haſt du mir zubereitet, zu thun Gott deinen Willen.“ Denn der Leib, von Gott geſchenkt und der Seele ganz zum Eigenthum verliehen, iſt es, worin die Baumeiſterin: die Seele, den Tempel, die Wohnſtätte eines bleibenden, ſeligen Friedens von oben erfinden und erbauen ſoll und kann, eines Friedens, den ſie von Anfang bis zum Ende ſuchet, aber nur ſelten erlangt, weil ſie ihn nur auf dem Weg des Gehorſams zu finden vermag. Andre Opfer und Gaben gefallen Ihm nicht; es iſt das Ueberlaſſen, das Hingeben des eignen Wollens und Begehrens in das Walten eines höheren Willens, das die Leiblichkeit geſtaltet und dieſelbe täglich neubelebt und verſorgt, es iſt der rechte Gebrauch des Leibes und ſeiner Kräfte, zu Gottes Dienſt und nach Gottes Ordnung, wodurch der herrſchende Geiſt des Menſchen das Band einer Liebe anknüpfen kann, welche ihn allein zur Gottähnlichkeit erhebt, weil ſie ſelber von ewiger, göttlicher Natur iſt. Jedes freiwillige Bewegen der Seele in und durch den Leib, womit die Seele es kund gibt, daß ſie das Leibliche nicht zu ihrem, ſondern zu Gottes Willen brauchen wolle, iſt ein Bauſtein zu dem Tempel, worinnen allein bleibender Frieden wohnet.

Die Seele denn, wie wir oben ſagten, würde eine andre Seele nicht erkennen, gäbe ſich dieſe nicht als dieſe, mit einem unterwürfigen Leiblichen, der andren Seele hin; mit einem Leiblichen, auf welches dieſe ſelber, wie auf den eignen Körper, ſinnlich einzuwirken vermag. Es geſchiehet die Mittheilung des eignen, innren Erkennens und Wollens, von Seele an Seele, durch ein Leiblichwerden des innren, verborgenen Seyns, und auch das Hingeben des Geiſtes an Gott, das Kundgeben deſſelben vor einem Auge, welches auch die Gedanken des Herzens ſiehet, iſt ein Leiblichwerden, welches zwar die äußeren Sinnen nicht bemerken, wohl aber der Geiſt des Menſchen ſelber, der das Wachſen und Geſtalten des innren Tempels erkennt. Es ſtehet, wie uns dies der Gang der ganzen vorhergehenden Unterſuchungen lehrte, dieſer innre Vorgang des Geſtaltens und Gedeihens, nicht blos wie ein zufälligeres Vorbild und Abbild, ſondern auf weſentliche, innige Weiſe mit der Geſchichte der äußeren Leiblichkeit in Verbindung. Nur dadurch, daß der Menſchenſeele dieſer äußere, anjetzt elende Leib, mit all ſeinem Weh und ſeiner Luſt gegeben worden, empfing dieſelbe auch die Möglichkeit und die Kraft zu einer innren Geſtaltung und Bekräftigung, mittelſt deren ſie, nach einer alten Verheißung, höher emporzuſteigen vermag, als eine kindlich ſelige Welt der Geiſter, welche die Schmerzen und die Mühe, die Gefahren und die Kämpfe dieſer ſchweren Leiblichkeit niemals empfunden. (1 Cor. 6, V. 3.)

So iſt es denn ein hoch bedeutender und heilbringender Zug, welcher die Seele zu dem eignen Leib führt; es iſt der alte, natürliche Bund des Gehorſams gegen Gott, die Unterwürfigkeit unter ein ewiges, höheres Geſetz. Hierzu ſind Kräfte da, feſt und ſtark wie die Kräfte der Liebe, welche nur durch eine Kraft von entgegengeſetzter Art: eine Kraft des Ungehorſams und des irrenden Eigenwillens zerſtört werden konnten.

Der alte, erſte Grund des Todes iſt Ungehorſam, iſt Empörung des innren Strebens gegen das Gebot der oberen Ordnung. Wir erkannten oben (§. 22) in jener natürlichen Auflöſung der äußren Elemente, welche den leiblichen Tod herbeiführt, eine Art von Treuebruch des einen der beiden Gegenſätze, auf deren beſtändigem Wechſelverkehr das Leben beruht, am anderen. Es wird im Verlauf der Entwicklungsgeſchichte des Leibes das eigenwillig ſelbſtthätige, das männliche Princip über das andre, über das weiblich empfangende, ſo mächtig verwaltend, daß hierdurch jenes naturgemäße Verhältniß zwiſchen beiden, worauf ſich in der ganzen Sichtbarkeit die Erneuerung und das Fortbeſtehen des Lebens gründet, gänzlich aufgegeben wird. Beide erſcheinen jetzt nicht mehr als Geſchlechtsgegenſätze einer und derſelben Art, ſondern wie ſolche von verſchiedener Natur und Art, welche in der organiſchen

Welt auch dann, wenn ſie zuſammen zeugen, Weſen hervorbringen, in denen keine Kraft des Fortbeſtehens und Weiterzeugens iſt. Die Kräfte des Leibes ſchwinden, die Ernährung (die fortgehende Wiedererzeugung) hört auf, oder es gehen nach einzelnen Richtungen Aftergebilde von krankhafter Art hervor; der Leib ſtirbt und löſt ſich auf.

In dieſem leiblichen und äußeren Vorgang deutet ſich denn der innre, pſychiſche Verlauf des Todes an. Die Seele hätte kein Leben, wenn ſie daſſelbe nicht, wie der athmende Leib die belebende Luft, in jedem Augenblick aus einem gemeinſamen Quell und Mittelpunct alles Lebens neu empfinge. Empfangen kann die Lebenswaſſer jenes Quelles nur ein Gefäß, das ſich hinabwärts, unter den Lauf der Strömung ſtellt; empfangen kann die Seele nur die belebende Kraft von oben, wenn ſie ſich dem Walten derſelben dienend hingibt: wenn und ſo lange ſie, nach dem oben gebrauchten Ausdruck, leiblich (baſiſch) gegen jene herrſchende Kraft iſt.

Wir lernten oben (im §. 27) eine krankhafte, in ihren Folgen furchtbare Bewegung der Seele kennen, womit dieſe die eigne Leiblichkeit gewaltſam von ſich ſtößt und verläugnet. Es gleichet jener innre Act des irregeleiteten Willens einem Selbſtmord, und die Seele iſt in ſolchen krankhaften Zuſtänden wirklich des eignen, von ihr gehaßten Leibes, iſt der eignen, wahren Perſönlichkeit ledig, und dagegen mit einer erdichteten, falſchen Perſönlichkeit, mit einem Scheinleib angethan. Es iſt oftmals der einzige Moment einer furchtbaren innren Bewegung, ein überwältigender Schmerz über großen Verluſt, über die Trennung von dem Liebſten das der Menſch beſeſſen, oder ein Anfall von Schrecken und Sorgen, ja ſelbſt von plötzlicher Freude, woran die Seele, aller Gegenwart vergeſſend, ſich feſt hält, und woraus ſie ſich die krankhaft erdichtete Perſönlichkeit erbauet, welche, wie der Tod das Leben, die wahre und geſunde Perſönlichkeit verſchlinget. So viel auch ſeitdem die Zeit Tröſtendes und Erquickendes gebracht, ſo oft Gott ſeine Sonne über das kranke Haupt neu aufgehen laſſen; dieſes ſieht und fühlt alle die Erquickungen nicht, es iſt wie mit unauflösbaren Ketten an den einen, furchtbaren, längſt vergangenen Moment gefeſſelt, von dieſem kann es nicht laſſen. Jener eine Augenblick, jenes damalige, übermächtige Gefühl, hat der Seele ſeine eigne Geſtalt und Kraft ſo unverlöſchbar feſt eingeprägt, daß dieſelbe hinfort von nichts Andrem, das ihr geſchieht, ſich neugeſtalten und bewegen läſſet; ſie ſtehet, mitten in dem Alles erneuernden und bewegenden Strom, verſteinert, todt und gefühllos, wie ein Fels da.

Die allmählicher ſich entfaltende und darum minder augenfällige Bewegung der Seele, von ihrer Leiblichkeit hinweg: die Bewegung, wodurch zuletzt die Trennung vom Leibe herbeigeführt wird, iſt im Grunde von ganz gleicher Natur und von gleicher Wirkung mit jener einſeitig kranken. Bei dieſer letzteren hat die Seele durch die Uebermacht eines vorhergegangenen Eindruckes oder Gefühles, alle Empfänglichkeit für neue Eindrücke verloren. Es gründet ſich aber die Fortdauer des Lebens nur auf die Fortdauer der Lebensempfänglichkeit und innren Erregbarkeit. Dieſe iſt in ihrem Kreiſe daſſelbe, was die Hoffnung im Kreiſe des geiſtigeren Lebens iſt. Hoffnung, welche auf ein Neues und Künftiges gerichtet und dieſes aufzunehmen bereit iſt; Hoffnung, welche beſtändig den gegenwärtigen und vergangenen Augenblick an den kommenden anfüget, und ſo, mit fruchtbarem Bemühen, das Leben erhält und weiter ſpinnet.

Das Künftige, das Neue, auf welches die Hoffnung, auf welches die Lebensempfänglichkeit gerichtet ſind, iſt allerdings ein noch Untergeordnetes und darum Verborgenes, Unſichtbares. Aber dieſes noch Unſichtbare, noch Werdende, hat in der Jugend des Lebens — in der Zeit der Hoffnung und Lebensempfänglichkeit — wie dies die Geſchichte jedes einzelnen Lebens bezeugen kann eine ſolche Uebermacht über das ſchon Vergangene und Gewordene, daß die Seele alsdann mehr in der Richtung nach dem Künftigen und Neuen lebt, als in der nach dem ſchon Geweſenen und Gewirkten. Und dieſes iſt der beſſere, natürlichere Zuſtand des Lebens; denn das Unſichtbare und Künftige, deſſen die Lebensempfänglichkeit begehret, und auf welche das innre Hoffen gerichtet iſt, war eher als das eigne Wirken der Seele, und wird ewig ſeyn; iſt der Grund und die Kraft alles Seyns und aller Verleiblichung ſelber, der Quell alles Lebens. Uebermächtig und herrſchend wie Seele zu Leib, ſo verhält ſich jenes Unſichtbare und beſtändig Werdende zu dem Reich des Sichtbaren und Gewordenen.

Was war aber die Urſache, welche die alte, wohlbegründete und naturgemäße Richtung des Lebens nach ſeinem eigentlichen, herrſchenden Mittelpunct zerſtörte; dieſe Richtung, welcher der Tod ewig fern, welcher die Krankheit und Vergänglichkeit fremd geblieben wären? Der Tod und die Verweſung erſcheinen nicht als Freunde und Genoſſen der eigentlichen und anfänglichen Ordnung unſrer Sichtbarkeit. Es bezeugt uns dies der Schauder, welcher das Ende aller Lebendigen umſchwebet. Eine Klage, wie um etwas Verlornes, gehet durch die ganze Natur; da wo die Hoffnung ihre Saaten ſäete, da gehen Furcht auf und Schreckniſſe, des Lebens Luſt gebieret überall den Schmerz. Der Tod, wenn er ſich dem Fleiſche nahet und Wehe und Angſt zu beiden Seiten ihn begleiten, erſcheinet auch dem erſtarkteren Geiſt als ein König der Schrecken, als ein Feind des Lebens, welchem dieſes auf ewig unterliegen müßte, käme ihm nicht ein Element zu Hülfe, welches den Tod und ſeine Schreckniſſe beſiegt.

Das Gewordene und Sichtbare, an ſich ſelber minder mächtig als das Werdende und Belebende, konnte nur dadurch eine Uebergewalt über die lebende Seele empfangen, daß, wie beim Entſtehen des Wahnſinnes, der irre geleitete Wille ſelber ein lähmendes Gift in jenes Sichtbare legte. Die begehrende Seele hielt ſich mehr und ausſchließender an Dem feſt, was ſie ſahe und ſinnlich genoß, als an jener höheren Welt eines Glaubens, welche das Auge nicht ſiehet, welche aber die Hoffnung beſtändig empfängt. Das Vergangene war jetzt mächtiger als das Künftige, das innre Rad des Lebens: das Hoffen ſtund ſtill, die Lebensempfänglichkeit begann zu erlöſchen, mit der eigentlichen, naturgemäßen Richtung des Leiblichwerdens, das ein beſtändiger Act der Unterwerfung und des Gehorſams gegen eine obere, göttliche Ordnung iſt, wurde der Seele die Kraft der Verleiblichung ſelber genommen, und es kamen nun die Gebrechlichkeit und der Tod des Fleiſches in die Natur.

Es nennt uns das Buch der Bücher mit klaren Worten die Sünde (des Ungehorſams) als die erſte Urſache des Todes. Und es iſt der Tod darum zu allen Menſchen hindurch gedrungen, weil ſie alle geſündiget haben. Das erſte (wahnſinnige) Irregehen der Menſchenſeele war in dieſe mit anſteckender Gewalt, durch einen fremden, mächtigeren Wahnſinn übergetragen, und zu der Richtung des Ungehorſams hatte dieſelbe die Kraft durch einen andren, ſchon entſchiednen Ungehorſam einer furchtbar wirkſamen geiſtigen Natur empfangen. So gehet nun auch ferner auf dem Wege der natürlichen Zeugung mit der jetzigen Leiblichkeit zugleich auch jener mächtig abwärts ziehende Hang, jenes verführende Moment auf das Leben der Seele über, deſſen Einfluß wir in einem ſpäteren Abſchnitte weiter betrachten wollen.

Die ſichtbare Welt zeigt uns einige Bilder von lieblicher Natur, in welchen der Tod, ſeiner jetzigen Schreckniſſe und Schauder entkleidet, blos als ſchmerzloſe Verwandlung erſcheint, welche weder Verweſung noch Zerſtörung kennet, und deren Geheimniß, ſtatt von der Erſtarrung des Todes, nur von einem erquickenden Schlafe umſchattet iſt. Die buntfarbige Raupe, des Geſchäftes und der Bewegung unter den grünenden Blättern müde, webet ſich ſelber das Bett der Wiege, ſchläfet kurze Zeit im Nachtgewand der Puppe und erwachet am Frühlingsmorgen als höher vollendeter, des Lebens im neuen Elemente froher Schmetterling.

Hier gehet eine Verwandlung aus der einen Stufe des Lebens in die ungleich höhere, mit einer friedlichen Stille, wie das Aufwachſen der Knoſpe zum Stengel und zur Blüthe, wie das Geſtalten der Blüthe zur Frucht vor ſich. Es gleichet der Vorgang jenem einer chemiſchen Auflöſung und Niederfällung zur neuen Form, mitten in dem umgebenden Element eines tropfbar Flüſſigen, welches alle die einzelnen Theile der aufgelöſten Stoffe umfaſſet und die wechſelſeitige Bewegung des einen gegen den andren vermittelt, ohne daß irgend ein ſolcher Theil entweichen und von dem mütterlich umfangenden Element ſich losſagen könnte. Wird die bergende Umhüllung des Waſſers hinweggenommen, und eben jene Stoffe, in trockner Form, der Einwirkung des Feuers ausgeſetzt, da vermag zwar auch dieſes mächtige Element Anziehungen der Elemente gegen einander zu wecken und hierdurch eine neue Geſtaltung derſelben vorzubereiten, aber der Weg zu einer ſolchen neuen Geſtaltung gehet öfters durch eine Auflöſung und Verflüchtigung, welche die wandelnden Stoffe dem Auge entziehet, und welche einer völligen Zerſtörung gleichet. Wir ſuchen dann etwa vergeblich nach der Stätte, wohin das ſcheinbar zerſtörte Gebilde ſich geflüchtet; unſichtbar geworden, in der unſichtbaren Luft, iſt es in dieſer, wir wiſſen nicht wohin? getragen. So ſcheint auch der jetzigen letzten Verwandlung alles Lebens, im Tode, das leibliche Zwiſchenglied zwiſchen den verſchiedenen Zuſtänden, das Element, das wie die ſüße Ruhe der Nacht, das Morgen mit dem Geſtern verknüpfte, gewaltſam entzogen. Hienieden, in unſrer Region der ſchwereren Geſtirne, da iſt Sonne von Sonne, Planet von Planet durch weite Kluft geſchieden; da jenſeits aber, in der Region des leichteren, feineren Geſtirnes, da wandelt, in nächſter Nähe, Stern an Stern, und es vereint den einen mit dem andren eine gemeinſame, umhüllende Lichtatmoſphäre oder ein Gürtel neblichter Art, der ſich, beide umfaſſend, von einem zum andren erſtrecket (§. 3).

Das Diesſeits und das Jenſeits, das Leben in der Zeit und jenes in der Ewigkeit, ſind denn durch eine dunkle Kluft der Schrecken von einander geſchieden. Die Geſchichte der Seele im engeren Sinne; der Seele, welche der Menſch mit dem Thiere gemein hat, lehrt uns keine Kraft kennen, die zum Kampfe mit dem König der Schrecken gerüſtet, die mächtiger als der Tod ſey. Gleich jenem Thor der Edda, vermögen auch die rieſenhafteſten Gewalten des Lebens nichts gegen die alte Mutter des Uebels: gegen den Tod. Der Geiſt aber, welchen der Menſch aus Gott empfangen und empfängt, iſt mächtiger als der Tod und ſeine Schrecken, und dieſer ſiehet die Verweſung nicht. Wir wollen deshalb an ſeinem Ort, in der Lehre vom Geiſte, noch einen letzten Blick auf den Vorgang und die Geſchichte der endlichen Verwandlung des Fleiſches richten; einen Blick, der mitten in der Verwirrung des letzten Wehes und in ſeinem Dunkel den leuchtenden Faden einer Hoffnung aufzufinden ſtrebet, welche ewig nicht zu Schanden werden läſſet.

Bemerk. Wie es das Chriſtenthum war, welches zuerſt den Völkern die rechte Achtung gegen das Weib gelehrt welches geboten, dem ſchwächeren Geſchlecht ſeine Ehre zu geben, und es zu lieben mit einer Liebe, welche ein Gleichniß ſey der ſich ſelber opfernden Liebe Gottes zu dem Menſchen (Epheſ. 5, V. 25); ſo iſt es auch das Chriſtenthum geweſen, welches zuerſt die rechte, wahre Würdigung des Leibes lehrte. Beide Arten der Beachtung, von welcher gerade die höhere, geiſtigere Ausbildung der eigenthümlichen Richtung des Heidenthumes die Völker der alten Zeit, wie noch jetzt die des Orients am meiſten entfremdet hatte, werden ſogar in der heiligen Schrift als verwandt und zuſammengehörig dargeſtellt (V. 28, 29 u. f.). Es wird der Leib ein Tempel Gottes genannt, ja ein Glied des Herrn der Herren ſelber (1 Cor. 6, V. 19, ſo wie V. 15), ein Gefäß, welches die Kraft Gottes durch und durch heiligen (1 Theſſ. 5, 23) und verklären (Phil. 3, 21) ſoll und wird. Der oben erwähnte Satz: Leiblichkeit iſt das Ende der Wege Gottes, findet ſich trefflich ausgeführt in Oettingers bibliſchem und emblematiſchem Wörterbuch. (Art. Leib.) Andre Stellen, auf welche im vorhergehenden §. ſich bezogen wird, ſind 1 Cor. 15, V. 28; Ebr. 10, V. 5 bis 10. — Zu einigen Stellen des vorhergehenden §. vergl. m. auch meine allgem. Naturgeſch. oder Andeut. zur Geſch. und Phyſiogn. der Natur S. 58, 59 und 76. — Die Fabel der Edda, auf welche oben S. 638 hingedeutet wird, iſt die von der Reiſe des Thor nach Utgard zur Burg des Loke, wo der Tod oder die Vernichtung alles Endlichen dem Thor in Geſtalt eines alten Weibes (der angeblichen Großmutter des Loke) entgegentritt und in übergewaltiger Kraft mit ihm kämpft.

Das Schickſal der Seele im Tode.

§. 41. Es kämpfen um den Leichnam jedes Menſchen, wie um den Leichnam des Patroklos, Bewegungen von der widerſprechendſten, unter ſich ſelber feindſeligſten Art: ein Schauder, welcher den Anblick zu entfernen, das bleiche Schreckensbild zu verhüllen oder zu zerſtören gebeut, und das unwiderſtehliche Gefühl einer wehmüthigen Anhänglichkeit, welches ſich nicht überreden läſſet, daß dies nur das abgelegte, todte Gewand einer geliebten, geſchiedenen Seele ſey, ſondern welches um Hektors theuren Leichnam weder das Opfer der Güter, noch die Gefahr des eignen Lebens ſcheut, weil es in dieſem ſtarren, todten Leibe Hektorn ſelber geehrt oder beſchimpft, geliebt oder feindſelig gehaſſet wähnt. Es iſt dieſes unerklärliche, unabweisbare Gefühl in uns, was die arme, zerfallende Hütte, in welcher vorhin ein treues Leben gewohnt, ſo feſt hält, daß es ſich dieſelbe nur unter tauſendfältigem Schmerz und Thränen entreißen läſſet, und daß es die geliebte Hülle niemals würde dahingeben, wenn nicht mit giftigen Pfeilen die Seuche und der unnahbare Aushauch der Verweſung die letzte Trennung geböten. Das unmäßige Wehe dieſer Trennung ſuchet das laute Geſchrei der Kläger und Klageweiber auszudrücken, und — als wäre die ſtumme Thräne noch kein hinreichendes Zeugniß des innren Jammers — es ſtrömet der wilde Schmerz einiger Völker, neben der Thräne, aus ſelbſtgeſchlagnen Wunden, das lebende Blut aus. Durch künſtliche Pflege ſuchet der Aegypter den werthgeachteten Leichnam unzerſtört den nachkommenden Jahrtauſenden zu erhalten, und Craſſus der Triumvir bauet der geliebten Cäcilia Metella, deren Aſche, und wäre ſie auch von der eignen, einſt inwohnenden Seele verlaſſen, dennoch die Liebe des Gemahles nimmermehr verlaſſen kann, ein Ehrenhaus, welches ein noch jetzt lebendes Geſchlecht mit Rührung betrachtet. Eine Liebe, welche nicht ſtirbt, weinet am Grabe der längſt hingeſchiedenen Mutter, als wohnete hier noch jene treue Sorge, mit welcher nur die eigne Mutter den elenden Pilgrim umfaßt und gepflegt; ſie weinet noch, dort am Bache der Turteltauben, um die Geliebte der erſten Jugend, als wäre da in dem kalten Gebein noch ein fortdauerndes, näheres Band mit der Seele, welche das eigne Leben

nur

nur in dem anvertrauten fremden geliebt. War doch auch nicht blos in dem dahingeworfenen Mantel des Elias, ſondern in Eliſa's Gebein eine Kraft, welche nur ein genaheter, da hindurchwirkender Geiſt dem einſt von ihm belebten Gewebe wieder geben konnte.

So wird durch alle Zeiten und Völker ein Klagen und Weinen Rahels über ihren Todten vernommen, und in allen Menſchen, von dem verwildertſten an bis zu dem hochgebildetſten, lebet ein Gefühl, das dem Menſchenleichnam unwillkürlich ein Recht einräumt, welches nur der Seele zu gebühren ſcheinet.

Ein Gefühl, ſo tief, ſo feſt, ſo allgemein in der Natur des Menſchen gewurzelt, kann nicht auf einer bloßen Selbſttäuſchung beruhen, ihm muß etwas Wirkliches und Wahres zu Grunde liegen.

Und in der That, es laſſen uns ſchon einige Züge aus der Geſchichte des Scheintodes erkennen: daß die Seele noch einige Zeit, ja vielleicht noch lange nach dem Tode, mit dem ſtarren Leichnam durch ein Band vereint ſey, welches, auch wenn es nur dem Zuge des Heimwehes nach der ſo lange in Freud und Leid bewohnten Hütte, oder der lebhaften Erinnrung an dieſelbe gleichet, dennoch ſtark genug ſeyn muß, um den todten Leib alsbald wieder zu einem hörenden Ohre der Seele zu machen, wenn mit neubelebender Kraft jene Stimme ertönet, welche dem ſchon vier Tage im Grabe gelegenen, verweſenden Todten gebeut herauszukommen. Und ſiehe der Todte kam, gebunden mit Grabtüchern. — Sind ſchon in dem Zuge des Heimwehes, nach der verlaſſenen Wohnſtätte der erſten Jahre, in dem Zuge des lebhaften Erinnrens an ein fernes, theures Gut, Kräfte von wundervoller Art, ſo lange wir noch in dieſem ſchwerbeweglichen Leibe wallen, welche Macht wird kann erſt einem ſolchen Zuge an der gedankenſchnellen und gedankenkräftigen Seele ſeyn, wenn dieſelbe, des Leibes ledig, ganz das iſt, was ſie in der vorherrſchenden, eigenthümlichen Kraft und Weiſe für ſich und an ſich ſelber zu ſeyn vermag (S. 2[illegible]).

Es iſt jedoch in ſolchen Betrachtungen eine Gefahr der Selbſttäuſchung für die forſchende Seele, größer als jene für das leibliche Auge, wenn dieſes in Zeiten der Nacht, denen nicht mehr das Licht der eigenen, näheren Sonne, ſondern nur jenes der unermeßlich fernen Geſtirne ſcheinet, über die, in einiger Ferne durchs Dunkel eilenden Geſtalten und über ihr Bewegen urtheilen ſoll. Laſſen wir uns nicht durch Scheingebilde der Nacht erſchrecken, welche die Seele, aus dem undurchdringlichen Nebel, in welchem ſie, auf dem Wege ſolcher Forſchungen, nicht ſelten ſich befangen ſiehet, ſich ſelber geſchaffen. Es hört ſchon im täglichen Schlafe, der nur ein ſchwaches Abbild des Todes iſt, das Ohr nicht mehr die Stimme der in der Nähe des Lagers Redenden, oder die aus der Nachbarſchaft kommenden Töne eines lieblichen Geſanges; das geſchloſſene Auge bemerkt nicht mehr, weder die Annäherung des längſt erſehnten Freundes, noch auch der längſt gefürchteten, drohenden Gefahr, und es weilet die Seele, vom Augenblicke des Einſchlafens an, in dem eigenthümlichen, reichen Lande der Träume, welches, wie die Region des Seelenlebens ſelber, in Beziehung auf den leiblichen Raum weder fern noch nahe genannt werden kann, ſondern welches in und durch und über die ſichtbare Welt dahin gehet, wie das Licht durchs feſte Glas, wie die Kraft des Magnetes zum Eiſen, durch die feſte Marmorplatte, ohne durch jene ſichtbare und der Schwere unterworfene Körperwelt begränzt und gehemmt, ja ohne von derſelben berührt und bemerkt zu werden. Nimmt doch ſchon ein lähmendes Uebel dem einzelnen Glied die empfindende und bewegende Seele; der Anfang auch dieſer einzelnen Bewegungen, das Ende aller Empfindungen, welche von dieſer Richtung herkommen, lebt dann noch immer, gehalten von einem ſelbſtbewußten Geiſt, im Leibe, und ſelbſt bei Verletzungen des Rückmarkes, welche dem größten Theil des Körpers Gefühl und einwirkende Kraft des Willens entzogen, ſpricht ſich, durch Wort und Mienen, noch dieſe ſelbſtkräftige Seele aus. Der Leib aber, unterhalb der verletzten Stelle, iſt ein Leichnam, welchem das einſchneidende Meſſer und die überhand nehmende Verweſung des todten Fleiſches keine Empfindung machet, und welcher ferner in gar keiner Beziehung zur waltenden Seele, in keinem Zuſammenhange mit dieſer zu ſtehen ſcheinet. Die empfindende Seele dagegen ihrerſeits ſcheint jedes Glied ihres Leibes, welches einſt lebendig und im Dienſt ihrer bewegenden Kräfte, im Verband mit ihrem fühlenden Weſen war, auch dann noch zu umfaſſen, wenn daſſelbe längſt vom Leibe hinweggenommen, ja längſt verweſt iſt. Denn (wie ſchon oben erwähnt) nicht ſelten dünkt es ſolchen Verſtümmelten, denen ein Fuß oder ein Arm hinweggenommen worden, als empfänden ſie in und mit irgend einem Finger oder andren Theile des verlorenen Gliedes wie ehehin.

So wird noch vielmehr im Tode der im engeren Sinne ſogenannte, ſichtbare Leib, an welchem die Verweſung naget und welchen das zergliedernde Meſſer zerſchneidet, ohne alle rückwirkende Kraft auf die Seele ſeyn: das was dieſe aus dem verlaſſenen Leibe behält, verhält ſich zu dieſem ſelber, faſt nur wie der Nahrungsſaft, den die Gefäße aufnahmen, zu dem todten, hinausgeſtoßenen Reſt der Speiſe; dieſes Etwas, gleich jenem, das die geſtaltende und empfindende Seele noch aus dem längſt hinweggenommenen und verweſten Gliede ſich behalten, iſt ein unſichtbarer Leib, in welchem jedoch eine reproducirende Kraft ruhet, welche zu ihrer Zeit das Verlorene wieder zu erzeugen und aus dem verwandelten Staube den ſichtbaren Leib von Neuem zu geſtalten vermag.

Die Seele dann, von dem todten Leibe geſchieden, findet ſich alsbald in dem verwandten Element eines Seyns, welches mit unſrer Sichtbarkeit noch ungleich weniger in Wechſelberührung ſtehet, als der Magnetiſmus des Eiſens mit der Dichtigkeit der Marmorplatte: als die Bilder des Traumes mit der umgebenden Wirklichkeit, als der Somnambuliſmus mit den Perſonen und Dingen, welche außer dem Kreiſe ſeines Raports liegen. Hier iſt der ſelbſtbewußte Geiſt mit jenen Nachklängen allein, welche er aus dem Leben des Leibes mit ſich hinübergenommen. Dieſe Nachklänge bilden den Grund und die Ausſicht des nachmaligen, neuen Seyns. Es ging etwa ihr Zug mächtiger nach oben, und es iſt hier ein geöffneter Ausgang: eine Ausſicht, weit und frei und hehr. Oder jener Zug war mehr nach unten gerichtet, und es iſt hier die Ausſicht gehemmt, der Zugang zur niedren Welt der Sichtbarkeit auf ewig verſchloſſen; das heiße Sehnen, thränenlos, ſtarret in eine dunkle Oede, welch ohne Wechſel immer dieſelbe iſt. Ueber dieſen Zuſtand der Abgeſchiednen, über das Seyn im Reiche der Schatten, läßt ſich das Ahnden der Seele, ſchon in der Mythologie der alten Völker, vielfach klagend vernehmen. Siehe der Abend kommt, die Taube der Felſen verbirgt das Haupt unter dem Fittich und ruhet ſchlummernd in ihrem Neſt; der heiße Mittag kommt und die Hindin der Wüſte ruhet wiederkäuend im Schatten des Waldes. Aber bald nach dem Dunkel der Nacht kommt der Morgen, nach der Hitze der Mittagsſtunden der kühle Abend, und die Taube fleucht fröhlich aus der Kluft hervor, die Hindin erhebt ſich, von Neuem zu weiden am Saum des Waldes. So entfleucht auch im Herbſt dem Geräuſch des fallenden Laubes der Kranich, er entfleucht auf Hoffnung; denn ſiehe bald kehrt der Frühling wieder und rufet den wandernden Vogel zurück zur Heimath. Der Zug der abgeſchiednen Seele aber, herniederwärts nach der erſehnten Leiblichkeit und ihren Freuden, iſt ohne Hoffnung; auf dieſes Grauen der Nacht folget nicht alsbald der Morgen, auf dieſes Starren des Winters nicht in wenig Tagen der warme Sommer. Siehe ein ſcheinbar bewegtes Meer, wie am Gletſcher der Alpen; aber die näher prüfenden Sinnen erkennen in den vermeinten Wogen das unbewegliche Eis, kalt wie das Anfühlen eines Todten. „Beſſer, ſo läßt jener alte Dichter den Schatten des Helden ſagen, glückſeliger iſt auf Erden das Loos des ärmſten Taglöhners, denn hier im Lande der kraftloſen Schemen das Loos des Herrſchers.“

Es erſcheinet ſelbſt in dem Buch der Verheißungen und der Hoffnung, ehe denn dieſe Hoffnung erfüllet war, das Reich der abgeſchiednen Seelen, das Land der Schatten, grauenvoll und ohne nahen Troſt. Daſelbſt ruhen die Müden an Kraft, denn es müſſen dort aufhören die Gottloſen mit Toben. Da haben mit einander Frieden die Gefangenen und hören nicht die Stimme des Drängers; beide, Klein und Groß, Knecht und der von ſeinem Herrn freigelaſſen iſt, ſie ſind da ſtille und haben Ruhe: mit den Königen und Rathsherren auf Erden, die ſich das Wüſte bauen, mit den Fürſten, die Gold haben, die ihre Häuſer mit Silber füllen. Darum warten mit Ungeduld die Mühſeligen und die ſo betrübtes Herzens ſind des Todes, ſie freuen ſich zum Jauchzen und ſind fröhlich, daß ſie das Grab bekommen. Aber ſiehe, wie der leiſe Schlummer des Krankenbettes, welcher keine Erquickung noch Kraft bringet, iſt das Seyn im Lande der Finſterniß und des Dunkels, da der Menſch dereinſt hingehet und kommt nicht wieder: das Seyn in dem Lande das trüb und ohne Ordnung, und deſſen hellſter Schein gleich iſt dem Dunkel unſrer Nächte. Es verſtummet da, wie das tägliche Lied der Lerche in den nebelkalten Tagen des Vorwinters, das lobpreiſende Jauchzen der Seele zu Gott, und die Stimme des Dankens wird nimmer gehört; denn dieſen kraft- und leiblos Traurenden iſt ferner nicht mehr das Freuen an Werk oder Kunſt, an Vernunft oder Weisheit; des nun ſchmachvoll ohnmächtigen Königes, welcher in ſeiner Pracht dem Morgenſtern geglichen, welcher in ſeinem Herzen gedachte: ich will in den Himmel ſteigen und meinen Stuhl über die Sterne Gottes erhöhen, ich will über den hohen Wolken fahren und gleich ſeyn dem Allerhöchſten: dieſes Königes, der die Welt zittern, der den Erdboden zur Wüſte machte, ſpotten die andren Schatten am meiſten. Denn er vor Allen liegt dahin geworfen wie ein verachteter Zweig, wie ein Kleid der Erſchlagenen, die mit dem Schwert erſtochen ſind; er lieget, da Maden ſein Bette ſind und Würmer ſeine Decke, ſeine Pracht iſt heruntergefahren zur Hölle, das Geräuſch der Harfen iſt verſtummt: der ſich in und durch den vergänglichen Leib über Alle am höchſten geſtellt, der iſt nun, ohne dieſen Leib, der Niedrigſte und Armſeligſte geworden.

So wird ſelbſt in den Schriften des alten Bundes das Fortleben des Menſchen nach dem Tode als ein ſchein- und freudenloſeres vorgeſtellt, denn das Fortleben des entlaubten Baumes im Winter. Wie der entſeelte Leib, wenn nun die Verweſung mit ihrem Fittiche ihn deckt, und Fäulniß zu ſeinen Häupten ſchwebet, dem Lebenden ein grauenvoller Anblick, ſo iſt der Gedanke an den Zuſtand der Entleibung der Seele ein Gedanke des Schreckens und der Furcht. Und mit Recht erbebet hier die Seele vor dem Rauſchen der Bäche Belials, vor dem Anblick der Banden, aus denen keine Rettung erſcheinet: denn es iſt die

Entleibung der Seele, es iſt der Tod (ſchon nach §. 40) eine Folge und Strafe des Ungehorſams und der Sünde und die Hand der Strafe iſt ſchwer, ihr Dräuen iſt gewaltig und mächtig, wie die Kraft Deſſen, der das leibliche Leben gab. Was iſt das denkende Haupt, wenn die Glieder des Leibes ihm genommen oder gelähmt ſind, was könnte die Seele ſeyn ohne einen Leib, durch den ſie das innre Bewegen kenntlich machet und durch den ſie wirket. Wäre ſie nicht, ganz von aller Leiblichkeit entblößet, kraftloſer als das Sehnen einer am Tageslicht bald dahin ſterbenden, unzeitigen Geburt, nach Nahrung und Bergung im Leibe der Mutter?

Aber wie ſich ſchon im entlaubten Baum des Winters die Kraft der neuen, zukünftigen Belaubung und Beleibung im Frühling kund machet, ſo läßt uns die Lehre der alten Welt von der Seele und ihrem Schickſal nach dem Tode immer zuverſichtlicher, je näher die Zeit der Erfüllung gekommen, das Wort der Hoffnung hören: daß einſt der Seele von Neuem ein Leib werden, daß dieſes verlaſſene Gebein von Neuem ſolle durch Kraft des Geiſtes von Lebenshauch durchdrungen und bewegt ſeyn. Dieſem uralten Worte der Hoffnung wird es zugeſchrieben, daß die Celten von keiner Todesfurcht gewußt. — „Ich weiß, ſo ſpricht jener alte Held und Sieger in den Kämpfen der Mühe und der Angſt, ich weiß, daß mein Erlöſer lebt, und daß Er, der Sieger, über dem Staube ſtehet, und hernach wird dieſe meine Haut von Neuem mich umgeben und werde aus meinem Fleiſche Gott ſehen. Denſelbigen werde ich mir ſehen, und meine Augen werden ihn ſchauen und kein Fremder.“ Und es ſaget der gottbegeiſterte Mann, deſſen Auge die Zukunft jenes Erretters aus den Banden des Todes, die Zukunft des von der Jungfrau Gebornen bis zum Tode der Schmach und der Ruhe im Grabe klar und hehr vorausgeſehen, zu dem Volke, das ſich auf Gott verläſſet, und hat Sein Heil zur Mauer und Wehr: „Deine Todten werden leben und mit dem Leichnam auferſtehen. Wachet und rühmet ihr Bewohner des Staubes! Denn dein Thau iſt ein Thau des grünen Feldes, und die Erde wirft ihre Todten aus.“ Und ein Seher der letzten Dinge verkündet: daß „Viele, ſo im Staube der Erde ſchlafen liegen, werden aufwachen; Etliche zum ewigen Leben, Etliche zur ewigen Schmach und Schande.“

Endlich ſo ſehen wir die ſtärkſte, die fröhlichſte Zuverſicht der Erben des neuen Bundes; jene Zuverſicht, welche in allen Gefahren Muth, in Kämpfen Kraft, in Leiden Troſt gibt und Geduld, auf die Lehre von der Auferſtehung der Todten gegründet: auf die Lehre von der einſtmaligen neuen Ueberkleidung der Seele mit dem verklärten Leibe. Es iſt der Eine, der Sieger am Staube, der Erſtgeborne von den Todten, „durch welchen die Auferſtehung der Todten kommt, ſo wie einſt durch einen Menſchen der Tod gekommen. Denn gleichwie ſie in Adam alle ſterben, alſo werden ſie in Chriſto alle lebendig gemacht werden.“ Es iſt dieſes die Lehre, von welcher der Apoſtel ſaget: „iſt Chriſtus nicht auferſtanden, ſo iſt unſre Predigt vergeblich — — ſo iſt euer Glaube eitel, ſo ſeyd ihr noch in euren Sünden, ſo ſind auch die ſo in Chriſto entſchlafen ſind, verloren.“ Denn hoffen wir allein in dieſem Leben auf Chriſtum, ſo ſind wir die elendeſten unter allen Menſchen, und dieſer ſtete Kampf bis aufs Blut, dieſes tägliche Sterben, dies Treuſeyn bis zum Tode, was hilft es uns dann? „Laßt uns eſſen und trinken, denn morgen ſind wir todt.“ Die Lehre denn, welche auch durch „die Taufe über den Todten“ als der feſte Grund des Chriſtenglaubens bezeugt wurde, det allerdings von einer künftigen Entwicklung der Geſchichte der Seele nach dem Tode, wobei auf die Bedeutung des elend erſcheinenden Leibes (§. 40) abermals ein ſehr erhebendes Licht fällt. Es war der Leib aus Erde gemacht, welchem Gott durch den Hauch ſeines Mundes die belebende Seele und den Geiſt gab, der Ihn erkannte, der mit Ihm redete. Es iſt der ohne Aufhören fortlebende Geiſt, welchem einſt der beſeelte Leib, nun der Vergänglichkeit und dem Tode auf ewig enthoben, wieder werden wird.

Dieſer Ausgang demnach, aus dem dunklen Lande da keine Ordnung iſt, noch Kraft noch Kunſt, in ein Land der Errettung, in ein ſeliges Seyn, voll Kraft und Troſt, fällt nicht mehr in die Gränzen der Geſchichte der Seele im engeren Sinne, ſondern in die der Geſchichte des Geiſtes. Wir werden deshalb noch ſpäter zur Betrachtung jener hehren Lehre zurückkehren, nach welcher der innre Menſch mit einer Behauſung, mit einem Leibe, der von oben iſt überkleidet, und hiermit das Sterbliche ſoll verſchlungen werden von dem Leben. Denn dieſer neue Leib wird nicht durch ein Geſchäft des Sichtbaren und Leiblichen, ſondern des Geiſtigen geboren.

Es erſcheinet uns, während des Lebens der Sichtbarkeit, der Vorgang der Verleiblichung (nach §. 40) als eine Unterwerfung der Seele unter das Geſetz einer höheren Ordnung, oder als ein Dienſtbarwerden derſelben für einen andren, fremden Willen. War es das Walten des Geiſtes, welches lebendig machet und frei, dem ſich der Menſch bei Leibes Leben hingegeben und gelaſſen: wohlan! dieſes Walten ſtirbt im Tode nicht, und dieſer Zug der Liebe und Verleiblichung wird auch dann nicht ohne Erfüllung und innre Kraft ſeyn. Es iſt aber ein Walten des Fleiſches, welches, ſcheinbar in eigner Kraft bewegt, wie der fallende Stein, den der

Zug der Schwere hinab zum Abgrund reißet, von der höheren Ordnung des Geiſtigen ſich losſagt. Dieſes Walten gleicht der wechſelſeitigen Zuſammengeſellung der wägbaren Elemente eines todten Leibes oder abgeſtorbenen Gliedes, nicht mehr nach dem Geſetz des Lebens, ſondern nach dem Geſetz einer niedreren, körperlichen Wahlverwandtſchaft: es gleichet einem Vorgange der Verweſung bei Leibes Leben. Wenn der Menſch hienieden ſich dieſem Walten hingegeben, dann ſiehet ſich die Seele — im Lande da keine Ordnung iſt (Hiob 10, V. 22) — der Unterwürfigkeit unter ein höheres Geſetz, mit der Leiblichkeit zugleich entbunden; ſie wird aber hierbei auch erfahren, was ein Leben ſey, von welchem das Walten der höheren Ordnung ſich geſchieden. Denn nur aus dieſem kommt Kraft und Freude und Befriedigung, von ihm hinweggerückt, wie im Nerven, von welchem das zu ihm gehörige Glied hinweggeriſſen worden, empfindet die Seele Schmerz und Ohnmacht und nagendes Sehnen.

Jene dienende Seele in der Lehre der alten Cabbaliſten: Nepheſch genannt, welche noch bei dem verweſenden Leibe weilet, wenn der Ruach zum Paradieſe, Neſchamah zur Nähe des göttlichen Urſprunges ſich erhoben, iſt der noch fortwährende Zug der abgeſchiednen Seele nach der verlaſſenen Leiblichkeit hin. Es wird dieſer Zug bei einigen Seelen dem Gefühle gleichen, welches einen innerlich geſunden Menſchen ergreifet, wenn er, erquickt und geſättiget vom Mahle, Worte des dankenden Gebetes zu Gott ſpricht; bei Vielen aber den Gefühlen des peinigenden Hungers und des quälenden Durſtes, welche ein Menſch, der die ſtärkende Speiſe nur ſahe, zugleich aber verſäumte ſie zu genießen, beim Hinwegnehmen des Mahles auf immer empfindet. Denn nur das wird ein Eigenthum des innren und ewigen Menſchen und gehet mit dieſem hinüber, was während der Kämpfe des Le bens in die Natur des Geiſtigen verklärt und verwandelt worden.

Ob der Menſchenſeele, wenn ſie vom ſichtbaren Leibe geſchieden, noch irgend eine Macht bleibe, den andren Seelen, welche annoch im Leibe leben, ſich mitzutheilen: darüber vermag die Wiſſenſchaft nichts zu ſagen. Gewiß iſt, daß die Seelen, ſie ſeyen in dem Leibe oder außer dieſem, ohne Aufhören in der Kraft Deſſen verbunden bleiben, welcher über das Leben der Sichtbarkeit, wie über jenes des unſichtbaren Weſens, gleiche Macht und Gewalt hat. Es iſt das gemeinſame Ziel einer ewigen, unwandelbaren Liebe, in welchem ſich die Seelen, welche dieſe Liebe annoch in einem gebrechlichen, vergänglichen Gefäß tragen, und jene, welche die Hülle abgelegt, täglich und ſtündlich begegnen und in Kraft und Wahrheit ſich vereinen.

Bemerk. Mehreres, mit dem Inhalt des vorſtehenden §. in Beziehung Stehendes findet ſich ſchon in den Bemerk. zum §. 39. — Die Sitte des lauten Heulens und Klagens um eben Verſtorbene, durch eigens hierzu beſtellte Kläger und Klageweiber, findet ſich noch jetzt in den Morgenländern (m. v. unter andern Steph. Schulz Leit. d. Höchſt. auf d. Reiſen d. Europa, Aſien u. Africa. B. IV, S. 326); die Sitte des Zerſetzens und Verſtümmelns der Glieder, als Zeichen der Trauer um geliebte Verſtorbene, vor wenig Jahren noch ganz beſonders unter den (nun chriſtlichen) Südſeeinſulanern herrſchend, haben noch viele heidniſche, verwilderte Völker der andren Halbkugel beibehalten. Das Ehrendenkmal der Cäcilia Metella, auf welches oben im §. hingedeutet worden, findet ſich bei Rom auf der Via Appia, und iſt ſeiner Verzierungen wegen Capo di bove genannt. Es iſt eine Rotenda, auf vierecktem Piedeſtal erbaut, und zwar aus ſo mächtig dicken Werkſtücken, daß es wie eine ſolide Felſenmaſſe anzuſehen iſt, in deren Innerem nur für eine kleine Kammer Raum blieb, worin man unter Paul III den marmornen Sarkophag, der einſt die Reſte der geliebten Cäcilia enthielt, auffand. Dieſe gewaltig maſſive Bauart hat jenes Denkmal, dem Willen des Erbauers gemäß, ſo lange vor dem Untergang geſichert, obgleich es mehrmalen im Krieg von Belagerten und Belagerern als kleines Fort benuzt worden. Die Inſchrift ſagt uns, daß Craſſus der Triumvir es ſeiner Gemahlin Cäcilia Metella, der Tochter des Quintus Creticus erbaute (etwa im Jahre 60 vor Chr.). — Auf bemerkenswerthe Weiſe ſchließt ſich das was im vorſtehenden §. ſo wie im §. 23 über Scheintod geſagt worden, an eine Vorſtellung der alten Parſen an, nach welcher die Seelen am erſten Tage nach dem Tode kraftlos, an dem Orte, da der Leib ſtarb, hin und her ſchwankten, am andern Tage in der Zadmarg oder Leichenkammer ſich aufhalten, am dritten aber (an dem Tage, wo nach §. 23 die meiſten Scheintodten erwachten) mit dem Leichnam ſich nach dem Dakhme oder Kirchhof begeben ſollten, in der Hoffnung, ob ſie ſich vielleicht wieder mit dem Körper vereinigen könnten. Wenn dann dieſes Hoffen ſich vergeblich gezeigt, gelangen ſie am vierten zur Brücke Tſchine-vad, da Mithra und Raſchne-raſt ſie prüfen und richten. (M. v. Kleukers Zend-Aveſta II. S. 337; III. 230 u. f.) — Die Lehre von den „feiner-materiellen unſichtbaren Principien" oder dem „Nervenäther", welche die Seele beim Tod mit ſich aus dem Leibe nehmen und damit ſich als mit einem Leibe überkleiden ſollte, iſt ſchon alt. Jener ſtellvertretende Leib iſt unter andrem das Gewand, welches, nach der Vorſtellung der alten Rabbinen, die Seele umhüllt, wenn ſie der Zug der alten Gewohnheit nach dem verlaſſenen Körper hinführt. Menasseh de resurrectione L. X. c. 6. p. 171 bei Flügge a. a. O. M. v. J. Fr. v. Meyers Hades, Frankf. a. M.; die Seherin von Prevorſt von Juſtinus Kerner, 1829. — Die Stellen der Schrift, auf welche ſich der Inhalt des vorſtehenden §. bezieht, ſind: Hiob III. 13 – 2 VII. 9; XVI. 22 (m. v. Aeſchyl. Agamemn. 1026). Ferner Hiob X. 18; Pſ. VI. 6; Jeſai. XXXVIII. 18; Pred. IX. 1 , Jeſai. XIV. 9. — Nach der Auferſtehungslehre der alten Parſen wird das Schickſal der Seele nach dem Tode ſo beſchrieben: In der erſten und zweiten Nacht nach dem Tode weilt die Seele des Gerechten neben dem Haupte des Leichnams und genießt hier ſchon einen Vorſchmack des ewigen Friedens. In der dritten Nacht athmet ſie ſchon den lieblichen Duft der Lebensbäume, erhebt ſich in dieſem Duft jugendlich ſchön und glänzend, und gelangt nun erſt zur Stätte des reinen Gedankens, dann zu dem des reinen Wortes, zu dem der reinen That, endlich zum Urlicht. Die Seele des Böſen dagegen nagt die beiden erſten Nächte nach dem Tode ſchon im Vorgefühl aller künftigen Qualen am Gürtel des Leichnams, entzündet ſich dann in fauligen Dünſten, und gelangt ebenfalls durch vier Stufen zur Urfinſterniß, da Moder und Verweſung ihre Speiſe ſind. (Zend-Aveſta Th. 1, S. XXXII.) Beiderlei Seelen gelangen jedoch erſt (m. v. oben S. 652) zur Brücke Tſchine-vad, da ihre Handlungen abgewogen und ihr Loos bis zum Tage der Auferſtehung entſchieden wird. — Außer den himmliſch ſeligen oder hölliſch unſeligen Aufenthaltsörtern wird auch noch in den Schriften der Parſen der Hameſtan genannt, dahin jene unentſchiednen Seelen kommen, deren gute und böſe Thaten faſt im Gleichgewicht ſtehen. Dieſer Ort iſt zwiſchen Himmel und Hölle, Hitze und Kälte ſind da gleich, jede Sünde hat ihre beſtimmte Büßung und Strafe, doch hat Ahriman keinen Zugang. — Endlich dann, wenn die 12,000 Weltjahre verfloſſen ſind, in deren letzten 3000 das Böſe in der Sichtbarkeit vorherrſchen ſoll, dann wird Soſioſch die Todten erwecken. Der Menſch ſoll wieder neu und ſichtbar auf Erden leben: die Genien und Elemente geben die Theile des Leibes zurück, welche ſie bewahrten, ein Sonnenſtrahl gibt ihnen das Licht zurück, der heilige Saft des Homs und Hezeloſches Milch, geben die Kraft der ewigen Fortdauer. Aller Welt Weſen ſind mit den Menſchen auf Erden verſammlet, es wird erkannt wer gut, wer bös war, und der Böſe ſagt zum Gerechten, der etwa auf Erden ſein Freund war: Ach warum haſt du mich auf Erden, da ich doch dein Freund war, nicht gelehrt, mit Reinigkeit zu handeln? warum nicht zum Guten geleitet? — Hierauf wird Soſioſch die auferſtandnen Todten richten, die Frommen zu ewig ſeligen Freuden erheben, die Gottloſen zur Qual der Hölle verdammen, wodurch ſie jedoch endlich gereinigt und geläutert werden ſollen, und nun eine Wiederbringung aller Dinge beſchrieben wird, ähnlich jener des Theopompus, davon wir bei Plutarch (Lib. de Isid. et Osir.) und bei Diogenes Laertius leſen. Ueber die Lehren der verſchiednen Völker, das Schickſal der Seele nach dem Tode betreffend, vergl. m. das ſchon angeführte Werk von Ch. W. Flügge Geſch. des Glaubens an Unſterblichkeit, Auferſtehung, Gericht und Vergeltung. 4 Bände. Leipzig 1794 — 1800; die Auferſtehungslehre bei den Rabbinen ebendaſelbſt I. S. 221. — Stellen der Schrift, auf welche ſich hierbei noch im §. bezogen worden ſind: Hiob XIX. 25; Jeſai. XXVI. 19; Ezech. XXVII, 5 — 10; Daniel XII. 1 — 3. Aus den vielen in älterer und neuerer Zeit bekannt gewordenen Thatſachen, welche für die am Ende des §. erwähnte Macht der abgeſchiednen Seele, andren noch im Leibe lebenden Seelen ſich mitzutheilen, Zeugniß geben, wollen wir hier nur die neulich im Monthly Review (1830, p. 229) erzählte zum Beiſpiel wählen. Lord Byron erzählt ſie, der ſie unmittelbar aus dem Munde des Capitän Kidd ſelber vernahm. Dieſer, der Capitän Kidd, ſchlief einſt bei Nacht in ſeiner Hängematte, da erweckt ihn ein Gefühl, als ob etwas Schweres auf ihm läge. Er öffnet die Augen, und es däucht ihm, er ſähe bei dem ſchwachen Licht, das die Cajüte erhellte, die Geſtalt ſeines Bruders, der damals als See-Officier in Oſtindien war, gekleidet in ſeine gewöhnliche Uniform, quer übers Bett liegen. Er hält dies für eine leere Einbildung, ſchließt die Augen und bemüht ſich wieder einzuſchlafen. Aber der Druck auf ſeinen Körper dauert fort, und ſo oft er aufblickt, ſieht er die nämliche Geſtalt quer übers Bett gelehnt. Er ſtreckt die Hand darnach aus, berührt ſie und hat das Gefühl, als ſey die Uniform ganz naß. Erſchrocken ruft er jetzt einen ſeiner Mitofficiere zu Hülfe, und ſobald dieſer hereintritt, verſchwindet die Erſcheinung. Wenige Monate nachher erhält Kidd die Schreckenspoſt, daß in derſelben Nacht, in welcher er die Erſcheinung hatte, ſein Bruder im indiſchen Meer ertrunken ſey. M. v. auch die im Juniheft (1830) deſſelben Journals erzählten Geſchichten von ähnlicher Art und Inhalt.

Unterſchied der Seele des Menſchen von der Seele des Thieres.

§. 42. Die Verſchiedenheit des leiblichen Menſchen, im äußeren Bau und Kräften, von dem Thiere, beruhet, ſo ſahen wir oben (im §. 24) hauptſächlich in der aufrechten Stellung und in der großen Beweglichkeit der Sprachorgane. Der Menſch allein, unter allen Lebendigen unſrer Sichtbarkeit, iſt durch Geſtalt und Zuſammenfügung ſeiner Glieder, von der Fußſohle bis zum Scheitel, befähiget, den ganzen Leib (nicht blos wie der Vogel durch Zurückbeugung des Halſes den Kopf) in eine nach oben gekehrte Richtung zu bringen und in dieſer ihn zu bewegen. Die Augen ſind hierbei nach vornen geſtellt, nicht wie bei den meiſten Thieren nach beiden Seiten hin; nur die Füße ſind beim Stehen und Gehen an die Berührung des Bodens gebunden, der ganze obere Leib mit ſeinen Armen und ihren der künſtlichſten Bewegung fähigen Händen, erhebt ſich, in vollkommener Unabhängigkeit und Freiheit, und vermag zu gleicher Zeit, während welcher die Füße am Boden hinſchreiten, die Geſchäfte des mannichfachen, dem Menſchen gegebenen Berufes zu vollbringen und das ruhige Wort der Rede auszuſprechen.

So iſt auch in der Seele des Menſchen ein Element, welches dieſe frei und hehr über das nach unten gerichtete Treiben und Begehren der thieriſchen Natur erhebt; ihr Kraft gibt, über den Zug der Sinnlichkeit zu herrſchen: die Kraft des freien Willens, welche, vor allen athmenden Weſen der Erde, nur der Menſch hat. Dieſes Element der innren Menſchennatur iſt der Geiſt (nach Abſchn. IV.). Der Geiſt auch iſt es allein, welcher der Menſchenſeele ein andres Vorrecht vor der Seele des Thieres und ihren Kräften gibt: das Vorrecht des Wortes, oder der eigentlichen Sprache, deren Wurzel und Anfang hinübergehet in ein Reich des Unſichtbaren und Ewigen. Eine Erwägung dieſes Anfanges der Sprache wird uns einen ſchicklichen Uebergang zu der Lehre vom Geiſt des Menſchen gewähren, und möge deshalb hier den Schluß unſerer Betrachtungen über die Seele des Menſchen im engeren Sinne bilden.

Die Zuſtände des Licht- und Leichtwerdens der Seele beim ſogenannten Hellſehen wirken, ſo ſahen wir oben im §. 26 zunächſt auf Veredlung und Erhebung der Sprache. Dies thun aber jene Zuſtände nicht allein, ſondern Alles was die Seele in ihrer eigenthümlichſten Kraft und Natur aufregt und ſtärkt, das weckt und entwickelt die Sprache. Die alte chaldäiſche und arabiſche Ueberſetzung der heiligen Schrift gibt die Stelle: Geneſ. 2, V. 7: alſo ward der Menſch eine lebendige Seele (נֶפֶשׁ חַיָּה) durch: alſo ward der Menſch eine redende Seele, ein ſprechender Geiſt (רוּחַ מְמַלְּלָא); denn wie das Athmen beim Leibe, ſo iſt das Geſchäft des Wortes, die Sprache bei der Seele des Menſchen das eigenthümlichſte Zeichen des Lebens; dieſelbe iſt kräftiger und einfältiger, oder ohnmächtiger und unwirkſamer, je nachdem das innre Leben ſtärker oder ſchwächer ſtammt.

Das Rollen der losgeriſſenen Felſenmaſſen nach der Tiefe, der Sturz des Waſſers vom Gebirg herunter, das Aufwallen der aus ihren Feſſeln entlaſſenen unterirdiſchen Elemente, bei vulcaniſchen Ausbrüchen und Erdbeben, werden nur als ein Hall, als ein dumpfer Donner vernommen; denn dieſe ganze Region der gröberen Körperlichkeit vermag aus eigner Kraft keinen eigentlichen Ton, ſondern nur Laute hervorzubringen. Die atmoſphäriſche Luft aber iſt unter gewiſſen Umſtänden und an manchen Orten, wenn elektriſche Kräfte mächtig ſie ergreifen und durchwirken, einzelner klagender Töne fähig. Das eigentliche Reich der Töne, das Vermögen, den Laut des gegeneinander bewegten, leiblichen Elementes zum harmoniſchen Zuſammenklang zu erheben, wird, ſo ſahen wir oben, erſt in der lebenden thieriſchen Welt gefunden. Die Stimme der innren, hochgeſteigerten Luſt des Lebens, welche die liebliche Wärme des Frühlinges und die von andren Lebenskräften durchdrungene Luft im Vogel wecken, wird zum melodiſchen Geſange, welcher in jedem irdiſch Lebendigen, das ihn vernimmt, ein ähnliches Gefühl aufregt, als die Wärme und die belebende Luft des Frühlinges ſelber und unmittelbar. *Eine allbewegende Naturkraft hat ſich hier nur mit dem Gewande des thieriſchen Lebens und Weſens überkleidet; ſie iſt aber hierbei immer noch dieſelbe, die ſie war, in ihrer Wirkſamkeit geblieben.* Es entlocken Luſt und Schmerz, Liebe und Haß dem Thiere Töne, welche mit anſteckender Gewalt das innre Feuer, das ſie hervortrieb, überall um ſich her entzünden und verbreiten.

Dieſe Töne, dieſe Melodieen denn, auch wo ſie im Thierreich ſich am vollkommenſten vernehmen laſſen, ſind vom Wort, ſind von der Sprache des Menſchen ſo weit und ſehr verſchieden, als das unbewußte und unbemerkte Mitbewegen des Baumes mit der um die eigne Axe und um die leuchtende Sonne bewegten Erde, in welcher ſeine Wurzeln haften, von der freien Bewegung des Thieres an und über den Boden hin, oder wie das unwillkürliche Folgen der thieriſchen Natur, wenn das ſinnliche Bedürfniß dieſelbe ziehet, zu dem herrſchend freien Willen der menſchlichen.

Es wird in den Worten, in den Lauten der Menſchenſprache neben dem Bild der Farben und Geſtalten noch etwas ſehr Andres; mit dem Ausdruck für die Luſt und den Schmerz des Leibes zugleich etwas hiervon noch ſehr Verſchiedenes: eine Welt des Göttlichen und Geiſtigen abgebildet und in einen hörbaren Ton verkleidet. Die Welt, aus welcher alles Leben, alles Beſtehen der Dinge kommt, und zu welcher nur der Geiſt, nicht die Seele den Zugang findet und weiß. Denn jener, der Geiſt iſt es, durch welchen der Menſch allein über die Düfte und Farben, wie über den belebenden Hauch des irdiſchen und leiblichen Frühlinges hinausragt, in das Reich eines anderen, höheren: eines ewigen Frühlinges der Geiſterwelt; und wie der Ton des ſingenden Vogels nur eine Ueberkleidung der belebenden, irdiſchen Naturkraft: ſo iſt das Menſchenwort eine Verleiblichung der von den andren Weſen unerkannten und doch auch ihnen nahen Gotteskraft, aus welcher die Welt der Geiſter eben ſo ihren Anfang genommen und Beſtand, als die Welt der Sichtbarkeit. „Eine Verleiblichung, worin dieſe Kraft noch als dieſelbe, die ſie war“ (m. v. S. 657) in jedem Geiſte, der ſie vernimmt, Geiſtiges zu wirken und zu ſchaffen vermag.

Allerdings iſt es gegründet, daß im jetzigen Zuſtande der Dinge die Menſchenſprache größtentheils als etwas von außen Weitergegebenes, als etwas Ueberliefertes erſcheint. „Der Menſch hat bei ſeiner Geburt faſt nichts als den thieriſchen Schrei des Schmerzens und der Luſt mit ſich gebracht, die Sprache muß eben ſo durch ein Werk der geiſtigen Zeugung auf ihn und in ihm fortgepflanzt werden, als das ſinnlich thieriſche Leben durch das Geſchäft der leiblichen Zeugung.“ Es behält dieſe Lehre von einer Fortpflanzung, — Fortzeugung — der Sprache, welche eine anfängliche, geiſtige Schöpfung derſelben vorausſetzt, ihre innre Kraft und Bedeutung, auch wenn wir daneben jene bedeutungsvolle Gabe der Sprachgeſtaltung, die wir bei Kindern, bei einſam oder in der Wildniß erwachsnen Menſchen und ſelbſt bei Taubſtummen finden, keinesweges unberückſichtigt laſſen.

Wie nun? war der Menſch von Anfang an ein zwar ſprachloſes, aber ſprachfähiges Thier; ſo hat er etwa die Töne ſeiner Sprache von dem brauſenden Winde, von dem ſchreienden Thiere, oder von dem ſingenden Vogel entlehnt? „Dieſe mit Vernunft begabte Spottdroſſel der Natur hat die Stimmen und Töne aller tönenden Weſen der Natur nachgeahmt, und eine ſolche Nachahmung der Stimme wurde zugleich der Name des tönenden oder lautenden Dinges. So iſt aus dem Aneinanderreihen von Ton an Ton, von Laut an Laut die Menſchenſprache, eben ſo wie aus dem zufälligen Zuſammenballen und Zuſammenkleben von Sandkorn an Sandkorn, von Stäublein an Stäublein, die ganze ſchöne, große Welt geworden. Die Verſchiedenheit der Sprachen wäre dann auch aus der Verſchiedenheit der lebenden und ſtimmgebenden Natur zu erklären. Denn in dem einen Lande ſind es die Laute des brüllenden Löwen, welche, vor allen andren, den Menſchen, ſo wie die ihn umgebende Thierwelt mit Schrecken erfüllen; anderwärts übertönen der brauſende Sturm und das Donnern der Katarakten, vermiſcht mit den Tönen des Geheuls nordiſcher Wölfe, alle andren Stimmen der Natur, und geben ſo der Landes- und Volksſprache einen andren, eigenthümlichen Charakter.“

Hat auf dieſe Weiſe der Menſch die hohe, göttliche Gabe der Sprache wirklich auf dem gewöhnlichen Wege des mechaniſchen Nachahmens vom plärrenden Affen, vom ſchreienden Papagai oder vom brüllenden Stier überkommen, ſo wird ſich eine ſolche Entwicklung der Sprache, von unten herauf, wohl auch noch aus einem Vergleich der älteren und älteſten Menſchenſprachen mit den ſpäteren und jetzigen erkennen laſſen. „Die erſte Sprache wird blos einen kleinen Kreis von Tönen, als unwillkürlichen Ausdruck der natürlichen Bedürfniſſe: Schreie des Wohl- und Mißbehagens, und außer dieſen einige brummende, pfeifende und ſauſende Töne: Namen der Thiere und andrer bewegter Weſen bedeutend enthalten haben. Erſt ſpäter wird der Menſch, gleich jenem berühmten Münchhauſen, an dem eignen Haarſchopf ſeines Gedankenganges ſich herausgehoben haben aus dem Sumpfe der bloſinnlich thieriſchen Ausbrüche und Sprachtöne, in die Region höherer, geiſtigerer Vorſtellungen. Wir ſind es ja, wir Menſchen des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, das lehren uns viele gedruckte Werke, welche mit Mitleid zuſehen dürfen, wie die Hebräer, wie die Griechen, zwar eine Idee nach der andren mühſam ſich errungen, dabei aber, wie ſchon der Anblick des Index und der Capitelüberſchriften zeigen mag, nicht zum zehnten Theil der Ideen gelangen konnten, welche manches unſrer Univerſitäts-Compendien umfaſſet.“

Wohlan denn, vergleichen wir die Sprache der alten Hebraer, der Inder und Parſen, oder jene der Griechen und Römer, mit einer der ſogenannt hochgebildetſten der neueren Völker, etwa mit der der Franzoſen oder ſelbſt mit unſrer wahrhaft edlen Mutterſprache. Die neuere Sprache wird doch wohl in der größeren Zahl ihrer Worte ungleich mehr voll geiſtiger Anklänge, geiſtiger Bedeutungen und Nebenbedeutungen, viel fähiger des Ausdrucks der tiefeſten göttlichen Gedanken und Vorſtellungen ſeyn als die alte und älteſte Sprache, die ja dem Münchhauſen'ſchen Sprachſumpfe ungleich näher ſtehen muß? — Aber wie nun, wenn ſich bei einem ſolchen Vergleiche etwas ganz Andres ergäbe? — In der That, unſre neueren Sprachen, verglichen mit der einfältig tief bedeutenden Sprache der alten Welt, erſcheinen an geiſtigem Gehalt, an Gedankenkraft, ſtatt reicher und mächtiger geworden vielmehr verarmt und ohnmächtiger; die bei Weitem größere Zahl der Worte hat blos noch die ſinnliche Bedeutung behalten; unſre tiefer gründende Philoſohie hat ſich, als ſie die Welt der Gedanken, welche ſich ihr aufgeſchloſſen, in Worten der Mutterſprache abſpiegeln wollte, eine neue Bahn, zurück in die längſt vergeſſene, alte Bedeutung und zu den Wurzeln der Worte brechen, hat ſich ſo ihre eigne, altbegründete Sprache wieder erringen müſſen, welche einem an die blos ſinnliche Bedeutung der Worte verwöhnten Ohre ſo lautet, als wäre ſie die Sprache eines unbekannten, fernen Landes. Den höheren Aufſchwung, zu der Kraft wahrhaft göttlicher Gedanken und Gefühle, hat die neuere Sprache überall an dem Nachbilden des alten, den Völkern der früheren Zeit heiligen Wortes, an dem Nacheifern der alten Sprache erlernen müſſen, für ſich ſelber wäre ſie hierzu ſchwerlich wieder gekommen. Betrachten wir die alten und älteſten uns bekannten Sprachen, auch nur rückſichtlich der Bedeutung ihrer Worte, ſo muß es uns, ſind wir anders unbefangen, auffallen, daß bei Weitem der größere Theil der Worte entweder neben der ſinnlichen noch eine wundervoll witzig ſich anreihende überſinnliche und geiſtige Nebenbedeutung habe, oder daß geradezu die geiſtige Bedeutung des Wortes die urſprüngliche und frühere zu ſeyn ſcheint, an die ſich, ganz der gewöhnlichen Vorſtellung entgegen, die ſinnliche erſt anreihte. Es ſind nur wenige, einfältige Worte, welche ein altes, heiliges Buch der Hebräer ſpricht, und ſie regen in mir das ganze, innre Lied einer geiſtigen und leiblichen Schöpfung auf; es ſind wenige, einfache Worte der alten griechiſchen Sprache, in denen ein Geiſt, wie jener des Herakleitos, Gedanken ausſpricht, um welche ſich die Sprache der Encyklopädiſten in ganzen Reihen von Bänden vergebens abmüht und abringet.

Iſt die Sprache, was in gewiſſem Sinne wohl zugegeben werden kann, wie jetzt noch im Kinde, durch Nachahmung, etwa der von außen vernommenen Töne und Laute entſtanden, hat das lebendige Weſen, das der

Menſch benennen ſollte, ihm hierzu erſt ſeine eigenthümliche Sprache vernehmen laſſen müſſen, ſo wird ihm wohl eine ſolche äußerliche oder innerliche Mittheilung oder Anrührung auch von jenem Geiſtigen und Göttlichen zugekommen ſeyn, mit welchem die älteſte Sprache ſo viel zu thun hat. Es wird der Menſch, wie uns dies ein altes, heiliges Buch ſagt, die Stimme des Göttlichen bald in der Kühle des Abends, bald in dem Haine zu Mamre, oder aus dem feurigen Buſche und im Donner des Sinai zu ſeinen Ohren vernommen haben. Und ein ſolches Erlernen der Sprache, wie des Kindes vom Vater, erſchiene zu ihrer Zeit und an ihrem Orte wohl begründet.

Aber iſt denn überhaupt das Erlernen der Sprachen, wie das des jetzigen Kindes vom Vater, das einzige, ja das wichtigſte Moment, das wir bei der Geſchichte des Entſtehens und der Entwicklung der Sprache zu berückſichtigen haben? Vergeſſen wir nicht dabei ein andres, noch ungleich höheres und wichtigeres? „Allerdings, ſo wird jeder des Wortes vorzüglich kräftige Menſch bekennen müſſen, iſt mir in meiner Kindheit die Mutterſprache durch Hören der Worte, die alte, vielſinnige Menſchenſprache durch ein Aufnehmen derſelben ins Ohr und Gedächtniß von außen gegeben, und durch das Nachbilden mit Stimme und Zunge in mir befeſtigt worden. Erſt da aber, als mich der Augenblick einer innren, höheren Begeiſterung ergriffen, lernte ich die Sprache lebendig gebrauchen, lernte ich wahrhaft reden.“ — Erſt dann, als von Gott begeiſterte Männer, erſt dann, als die auch in ihrem Kreiſe von einer höheren Begeiſterung angewehten Dichter und Redner ſich der Sprache der neueren Völker bemächtigten, erhielten dieſe Sprachen ihre eigentliche, höhere Würde, ihre tiefere Bedeutſamkeit, ihren rechten Wohlklang. Denn es iſt ein Unterſchied zwiſchen reden und reden.

Neben dem etwa äußeren Moment, dem des Entſtehens der Sprache, als eines Gegebenen und auf dem Wege der Sinnen Empfangenen, iſt noch ein innres, das aus dem Geiſte ſelber kommt, zu unterſcheiden. Dieſes innre Moment des Sprach-Entſtehens und Vernehmens erſcheint öfters als ein völlig ſelbſtſtändiges, vom äußeren ganz unabhängiges. Selbſt die zweideutige Region des Hellſehens lehrt uns: daß eine Sprache des Geiſtes zum Geiſte möglich ſey, ein Mittheilen und Wahrnehmen der innren Gedanken und Bewegungen des Herzens, ohne das mündlich ausgeſprochne Wort. Wer im innren Gebiet des Seelenlebens Einiges erfahren, der weiß es, daß auch im gewöhnlichen, wachen Leben zuweilen ein gegenſeitiges ſich Verſtehen der Seelen, ohne äußere Laute und Worte möglich ſey. In der Geſchichte des Magnetismus zeigt ſich, daß der Magus der kranken Menſchennatur, die er ſich unterworfen, mit ſeinen eignen, innren, geiſtigen Bewegungen und Vorſtellungen zugleich auch das paſſende, treffende Wort zu geben vermöge, und zwar durch eine Art der von innen kommenden Aufregung des Geiſtigen, ähnlich jener, welche im Gebiet des blos Seeliſchen auch am Thiere ſich zeigt. An einigen unſrer zarteſten und zugleich vielſtimmigſten Sangvögel erſcheinen unter andrem jene Töne, in denen dieſelben die Eindrücke der äußeren Natur kund geben, welche auf ſie ein- und durch ſie hindurchwirken, höchſt bezeichnend und charakteriſtiſch. Es ſind andre Töne, welche ſie vernehmen laſſen, wenn die heitre Morgenſonne in den Käfig hineinſcheint, andre Töne, wenn ſie der kalte Wind aus den nordiſchen Wäldern oder der feuchte Hauch der nahenden Regenwolken anwehet; andre, wenn der Vogel am heißen Mittag zum kühlen Bache hinunterfleucht, um da zu trinken; wieder andre, wenn er im Waſſer gebadet die Zweige ſucht, um da ſich zu ſonnen. Das Thier hat zunächſt nur für leibliche Eindrücke Empfänglichkeit und ausſprechende Stimme. Der Menſch, ſo ſahen wir, ragt durch das, was in ihm

Geiſt iſt, in eine geiſtige Welt hinein, und wie dem Vogel für dieſes und jenes Gefühl jetzt dieſer, jetzt jener Laut gegeben iſt, ſo iſt dem Menſchen für dieſe und jene ihn anrührende Kraft, welche aus dem ewigen Heim der Geiſterwelt zu ſeinem Geiſt herüberwirkt, ein urſprüngliches, rechtes, inneres wie äußres Wort gegeben; nur daß er das innre Wort ſich gewöhnlich in das äußere, der von Jugend an gewohnten und gepflegten Mutterſprache überſetzt.

Von dem merkwürdigen Jacob Böhme erzählt ſein Lebensbeſchreiber und Freund, der ein gelehrter Arzt war, daß er durch eine Art von innerem Hellſehen die rechten und eigentlichen Namen der Dinge (etwa der Pflanzen) von den falſchen, die man ihm abſichtlich oder aus Irrthum genannt, jederzeit zu unterſcheiden gewußt habe. Möge man ſich bei dieſer Erzählung denken was man wolle, möge man ſich die Thatſache ſo oder anders erklären, gewiß iſt, daß die Namen der Dinge in einem viel weſentlicheren, tieferen Zuſammenhange, mit der Weiſe in welcher ſie ſich uns offenbaren: mit ihren Eigenſchaften ſtehen, als wir dies gewöhnlich annehmen.

Es gibt eine ältere, urſprünglichere Mutterſprache des Menſchengeiſtes, als jene, welche wir ſeit den Zeiten der Völker und Heiden Mutterſprache nennen, und welche, von Geſchlecht zu Geſchlecht, das Kind von den Eltern erlernt. In dieſer Mutterſprache ſind die Worte und Namen in einem ſo innigen und nothwendigen Verhältniß mit dem Weſen der Dinge ſelber, als der lebende Nerv mit ſeinem Glied, als der eigenthümliche Ton mit der eigenthümlichen Beſchaffenheit und Spannung der Saite; es iſt eine Naturſprache des Geiſtes, wie die Stimme des Vogels eine Naturſprache des Leibes. Um hier einen Vergleich aus einer allerdings niedreren und beſchränkteren Region zu nehmen: ſo wird, wie wir oben im §. 34 ſahen, der Naturlaut der Furcht, den etwa unſre Schwalbe beim Erblicken eines Raubvogels vernehmen läſſet, augenblicklich von allem Geflügel unſrer Höfe und Gärten verſtanden, die Taube ſuchet ſchüchtern das ſichre Haus, und ſelbſt das gezähmte Eichhorn hält im Klettern ſtill und ſiehet ſich um nach dem gemeinſamen Feind. Jedes Thier überſetzt ſich zwar dann den Ausdruck der Furcht oder des Haſſes in ſeine eignen Laute, aber es verſteht den fremden ſogleich, auch wenn es ihn noch nie vernommen. Wie denn auch bei den Empfindungen unſrer Sinne das Gefühl der einen in die Vorſtellungen der andren Region überſetzt wird, und in dem Erblindeten, wenn er draußen den Geſang der erſten Lerchen vernimmt, die Vorſtellung von der Pracht des heitren Frühlingshimmels und der neugrünenden Felder, oder wenn er den Geruch der Roſe empfindet, die Vorſtellung von der Geſtalt und Schöne der rothblühenden Roſe zugleich mit aufwacht und zur innren Sprache wird. So hallt die laut gewordne Sprache des Gefühles in jedem fühlenden Weſen nach und erregt da das ähnliche Gefühl.

Und wie dann? ſollte es in der urſprünglichen, in der eigentlichen Sprache des Geiſtes anders ſeyn? Dieſe alte Mutterſprache unſres Weſens wird wohl eben ſo ſehr ein ganz entſprechender, natürlicher Ausdruck der im Geiſte durch den Geiſt aufgehauchten innren Bewegung ſeyn, als der Ton des Vogels der natürliche Ausdruck der in ihm leiblich erweckten Furcht oder Luſt, und wie ein ſolcher natürlicher Ton der ganzen thieriſchen Welt verſtändlich iſt, ſo wird und muß auch der natürliche Ausdruck der innren Bewegung unſres Geiſtes jedem vernehmenden Menſchengeiſte verſtändlich ſeyn.

So geſchieht es denn, daß, wo der Geiſt im Geiſte die Töne dieſer alten und urſprünglichen Sprache wieder aufweckt, das innerſte Weſen der Hörenden und Vernehmenden bis zu ſeiner Wurzel aufgeregt und erſchüttert wird. Sie entſatzten ſich, heißt es bei einem ſolchen Sprachenwunder, „ſie entſatzten ſich aber Alle, wunderten ſich und ſprachen zu einander: Siehe, ſind nicht dieſe Alle, die da reden, aus Galiläa, wie hören wir dann ein jeglicher ſeine Sprache, darin wir geboren ſind? Parther und Meder und Elamiter und die wir wohnen in Meſopotamien und in Judäa und Cappadocia, Ponto und Aſia, Phrygia und Pamphilia — — — wir hören ſie mit unſren Zungen die großen Thaten Gottes reden.“

Hier iſt das alte Geheimniß des eigentlichen innren Urſprunges der Sprache. Wie einſt der Menſch durch Gottes Hand geſchaffen und dann ihm ein lebendiger Odem eingehaucht worden, wie er aber im jetzigen Zuſtand ſein Geſchlecht nur auf dem natürlichen Wege der Zeugung fortpflanzt, ſo wird auch, ſeit einer älteſten, großen Kataſtrophe der Geſchichte des Menſchengeiſtes, die Sprache durch ſinnliche Mittheilung fortgepflanzt von Geſchlecht zu Geſchlecht, und iſt ſeitdem dem Wandel und der Entartung unterworfen. Einſt aber war ſie ein lebendiger Odem, welcher, gleich jenem befruchtenden Thau, der beſtändig aufſtieg, das Erdreich zu befeuchten, beſtändig ausging zu dem Menſchengeiſte, von dem Geiſte durch den er ward. Es iſt dieſe alte, ewige Sprache noch jetzt, mitten in der auf gewöhnlichem Wege erzeugten Mutterſprache und überkleidet mit ihren Worten, die eigentliche, rechte Sprache. Alle ihre Worte ſind Wahrheit und Leben und Feuerflammen der tiefeſten, innerſten Begeiſterung. Die Himmel hören, wie das alte Lied Moſis ſagt, ihre Rede, und die Erde — die ganze Sichtbarkeit vernimmt ſie. Denn die Sprache des Geiſtes im Menſchen mit Gott und Gottes zu dem Menſchen: die Sprache des Gebetes iſt ſelber vom Geſchlecht jenes Wortes, durch deſſen Kraft die Welt geworden und welches alle Dinge erhält.

So wird erkannt, daß der Menſch eigentlich und allein nur durch den Beſitz der Sprache, durch den Gebrauch des lebendigen Wortes zu einem Herrſcher aller Lebendigen der Sichtbarkeit und zu einem wahrhaften Gleichniß und Ebenbild Gottes werde. In dieſer ſeiner höchſten Bedeutung und Würde ſoll den innren Menſchen die Lehre von dem Geiſte, zu welcher wir nun übergehen, noch mehr und näher betrachten.

Bemerk. Wie die aufrechte Stellung des Menſchenleibes nach §. 24 hauptſächlich auf der vollkommneren ſeitlichen Entwicklung der einzelnen Theile, auf der vollkommneren Ausbildung einer rechten und linken Hälfte beruht, ſo das ihr entſprechende Vorrecht der Menſchenſeele (das Vorrecht des freien Willens) auf einer entſchiedneren Scheidung der innren, erkennenden und wollenden Kräfte in eine rechte und linke, gute und böſe Richtung. — Den oben, im §. 24 erwähnten ſieben Hauptſyſtemen des Leibes entſprechen, wie wir dies ſchon im Vorhergehenden erkannten, an der Seele: Verſtand, Vernunft, Phantaſie und Gedächtniß; ferner dann der Region des oberen Muskelleibes, oder der Bruſt, die innre Region des Begehrens; der der Verdauungsorgane, jene der Gefühle; der Region der Erzeugung jene innre der Selbſtgeſtaltung, die wir auch im §. 34 nach einer ihrer Hauptäußerungen kennen lernten, und aus deren Grund vornehmlich Liebe und Haß, Zerſtörung wie neue Geſtaltung hervorgehen (m. v. §. 33). — Wie der leibliche Menſch durch vorzügliche Entwicklung der Organe des Schmeckens und Fühlens vom Thier ſich auszeichnet, ſo der geiſtige durch eine vorzügliche Entwicklung der innren Seelenorgane, welche denen des Schmeckens und Fühlens parallel ſtehen (m. v. §. 36). — Wie der leibliche Menſch die Speiſen einer künſtlichen Zubereitung unterwirft, ſo der geiſtige die innren Nahrungsmittel der Seele, nach §. 31. — An den äußeren, hülfloſen Zuſtand, in welchem der leibliche Menſch geboren wird, erinnert jener innre, vermittelſt deſſen, wie der vorſtehende §. dies auseinandergeſetzt, der Menſch ſeine Sprache durch Mittheilung erlernen muß, nicht aus ſich ſelber zu bilden und zu entwicklen vermag. — Was die Erörterungen des vorſtehenden §. über das Entſtehen der Sprache betrifft, ſo waren dieſe der Inhalt einer früheren, ungedruckten Arbeit des V., und ſind darum, als ein zuſammenhängendes, ſelbſtſtändiges Ganzes faſt unverändert hier aufgenommen worden, obgleich ſich darinnen (doch in ganz andrem Zuſammenhange) Einiges zu wiederholen ſcheint, was ſchon im Vorhergehenden erwähnt worden. — Der ſogenannte wilde Menſch, der an der ſiebenbürgiſch-wallachiſchen Gränze im Walde gefunden und nach Cronſtadt gebracht wurde, wo er 1781 noch lebte, hatte gar keine Sprache, keinen articulirten Laut, ließ blos im Unmuth ein Brummen hören, und drückte ſein Sehnen nach dem alten, wilden Aufenthalt im Walde, wenn er Bäume ſah, durch Geheul aus. Er lernte auch nie ſprechen. — Dagegen bildete ſich der verwilderte Menſch, der in Michael Wagners Beiträgen nach einem Schreiben aus Zips in Ungarn vom 11 Oct. 1793 beſchrieben iſt, aus den ſpäter erlernten Worten eine ganz eigenthümliche Sprache, worin er das Brennen und die Hitze „Sauſen“, den Schnee „Simen und Juda“ nannte, weil um dieſe Jahreszeit dort der erſte Schnee fällt. Seinen Wohlthäter, der ihn dem wilden Zuſtand, worin er einem Thiere glich und nur den Ton „Ham“ hervorbringen konnte, entnommen hatte, nannte er „ſeinen Troſt.“ M. ſ. auch Condamine, histoire d'une jeune sauvage; die Geſchichte des wilden Peters, der 1714 bei Hameln gefangen worden und 1785 ſtarb, im Magazin für das Neueſte aus der Natur u. Phyſ. IV. B. III. S. 96, ſo wie jene des wilden Mädchens, das 1767 bei Frauenmark gefangen worden. — Jedes Kind bildet ſich (aufgeregt zu dieſem Bemühen durch das Hören der Menſchenſprache) anfangs ſeine eignen Worte; ſelbſt Taubſtumme bilden ſich häufig, neben der Zeichenſprache, noch gewiſſe Laute, womit ſie ebenfalls Gefuhle oder Gegenſtände bezeichnen wollen.

IV.

Die Lehre vom Geiſt.

Die Urſtätte des Geiſtes.

§. 43. Wie der Vogel zum Emporfluge, ſo iſt das Auge des Menſchen zum Blick nach oben gemacht. Der Vogel, vom Aufſchwunge ermüdet, ſuchet die feſte Stätte, da ſein Fuß ruhet, der Blick des Menſchen ein Unwandelbares, an dem er zu weilen vermag (§. 8). Es ziehen ihre Bahn über das Gewölk des Himmels die Schaaren der Sterne; einige von ihnen weichen nicht von ihrer Stätte; die andren aber kehren wieder zu ihr, im Lauf der Zeiten. Wie Säulen der Ewigkeit ſtehen die Berge unwandelbar an ihrem Orte, es iſt der Fuß tief im Meer gegründet, das Haupt aber hebt ſich fern über das Gewölk, „dahin den Steig kein Geier erkannt hat und keines Falken Auge ihn geſehen", welchen der kühne Lauf des Steinbockes nie betreten, auf welchem der Fuß des Menſchen nie gegangen. Der Schiffer ſiehet von fern den leuchtenden Schnee der Gipfel und der Jäger der Wüſte richtet nach ihm ſeinen Weg.

Gewaltig ragt und hoch erhaben, wie ein Gebirg, das Gewölk empor, wenn es vom Meer ſich erhebt; es gehen Blitze aus von ſeinen Seiten, und der Sturmwind eilet vor ihm her, aber bald hernach ſiehet das Auge, da wo das Wolkengebirge war, den blauen Himmel, und das Ohr horchet vergebens dem Gang des Sturmwindes nach.

Sein Wehen kam, ich weiß nicht woher? es zog, ich weiß nicht wohin? —

So iſt auch das Kommen des Geiſtes, wenn es ſich aufmachet, wie der Strahl der Wetter, dem Auge der Seele verborgen, und die Stätte ſeines Ausganges findet der Verſtand nicht. Dieſe iſt verhohlen vor den Augen der Lebendigen; der Abgrund und das Meer ſprechen: ſie iſt nicht in uns; die Vernichtung und der Tod ſprechen: wir haben mit unſern Ohren ihr Gerücht gehört. Der Geiſt aber, wenn er zur Leiblichkeit ſich geſellet, ſaget zu ihr: ich habe dich gebildet und durchdringe dich, du aber begreifeſt mich nicht; er ſaget zur Seele: ich bekleide dich, wie ein Gewand den Leib, du aber ſieheſt mich nicht.

Die Bäche der Erde rinnen niederwärts vom Gebirge, denn es ziehet das Gewäſſer ſichtbarlich ein unwandelbares Geſetz der Schwere, und der beſtändige Lauf in ihrem Bett iſt von Alters her. Der Sturmwind gehet zwar aufwärts am Gebirge, und die Sinnen vernehmen das Wogen dieſer oberen Fluthen nur dann, wenn ſie aus ihrem Bette treten; ſollte aber darum die Kraft, welche den Sturm bewegt, nur wandelbar, ſollten die Bahnen, in denen ſein Lauf geht, vergänglich ſeyn? Der Zug nach den Geſtirnen, die Kräfte des Himmels ſind nicht minder alt und ohne Wandel, als die Kraft der Erde; denn es ſind dieſe „Feuerwaſſer“ der Höhe, es iſt der Himmel ſo wie die Erde von Anfang geſchaffen. Das Kommen des Geiſtes, ſein Walten an der Leiblichkeit, gleichet dem Vorübereilen des Sturmwindes an der bleibenden Feſte der Erde; ſollte darum der Grund des geiſtigen Seyns und Bewegens minder feſt ſeyn, als der des Leiblichen? Iſt jener Grund nicht vielmehr derſelbe, von welchem es in einem alten Buche heißt: „ich bin eingeſetzt von Ewigkeit, vom Anfang, vor der Erde. Da die Tiefen noch nicht waren, war ich geboren, da die Brunnen noch nicht mit Waſſer quellen. Ehe denn die Berge eingeſenkt waren, vor den Hügeln war ich bereitet.“ Denn die anfänglich gebärende Mutter des geiſtigen Seyns und Bewegens iſt jene Weisheit, von welcher es in demſelben alten Buche heißet: „Der Herr hat mich gehabt im Anfang ſeiner Wege, ehe er etwas machte, da war ich da. Als er die Himmel bereitete, war ich daſelbſt, da er den Grund der Erde legte und befeſtigte die Brunnen der Tiefe: da war ich der Werkmeiſter bei ihm und hatte meine Luſt täglich und ſpielete vor ihm allezeit.“ Jene Weisheit, deren Luſt es iſt zu ſeyn mit den Menſchenkindern.

Aus dem Innren des Planeten wirket die Macht einer wechſelſeitigen Anziehung, welche den irdiſchen Körpern den Zug der Schwere und den innren Zuſammenhalt der Theile gibt: welche das Eiſen zum ſchweren und dehnbaren Metall geſtaltet. Aber aus einem andren, höheren Mittelpunct der Welten wirket eine andre Kraft hervor, welche den Planetenbahnen die gemeinſame Lage um den Aequator der Sonne, welche unſrer Erde, wie den andren verwandten Welten die Neigung der Axe auf der Ebene der Bahn und die jährliche Bewegung gibt. Wir kennen dieſe bewegende und geſtaltende Kraft der höheren Ordnung, welche wie der Lichtſtrahl durch den feſten und dichten Kryſtall, ungehemmt durch die planetariſche Leiblichkeit hindurchwirket, in der einen ihrer Erſcheinungsweiſen als Magnetismus.

So kömmt das Walten des Geiſtes aus der Mitte einer ewigen Geiſterwelt hervor, und wie die magnetiſche Kraft oder das Licht durch das Weſen in planetariſch dichten Maſſen, ſo gehet die herrſchende Macht des Geiſtes durch Seele und Leib.

Es iſt die Schwere und der innigere Zuſammenhalt der Theile, was dem Eiſen gemeinſam mit andren ſchweren und dehnbaren Metallen zukömmt. Aber neben dieſen allgemeinen Zügen der irdiſchen Leiblichkeit hat zu dem Weſen jenes bedeutungsvollen Metalles der Zug einer höheren Ordnung den Zugang gefunden, welcher der ſchwebenden Nadel die beſtändige Richtung und periodiſche Bewegung der Pole gibt. Nicht das Silber, nicht das näher verwandte Kupfer oder das geſchmeidige Zinn, ſondern vor andren das Eiſen wird von dem Strom jener höheren Kraft ergriffen und bewegt.

So iſt es vor andren Weſen unſrer Sichtbarkeit die Seele des Menſchen, welche das Walten des Geiſtes nicht blos ſpurlos durchdringt, wie das Licht das Glas, ſondern welche es ſelberkräftig, in den Strom ſeines Bewegens aufnimmt, mit ſeiner eigenen, höheren Natur überkleidet. Die Seele des Menſchen, vor allem andren Leben unſrer Sinnenwelt, erſcheinet zugleich nach zwei verſchiedenen Richtungen des Seyns bewegt. Denn wie das polariſche Eiſen eine eigene Schwere, gleich andren metalliſchen Körpern, abwärts nach dem Boden führt, ſo theilet die Seele des Menſchen mit der Seele des Thieres den Zug nach der Leiblichkeit. Aber jene allein folget dem Zuge, hin nach den Angelpuncten einer höheren Weltordnung, jene allein jedoch, wird auch in dieſem Bewegen — gleich der Magnetnadel, wenn dieſelbe durch gewaltige Meteore in zuckendes Bewegen geräth — durch fremdartige und feindſelige Kräfte von geiſtiger Art gehemmt und geſtört.

Bemerk. Die Stellen der Schrift, auf welche ſich einige Stellen des vorſtehenden §. beziehen, finden ſich Job. XXVIII und Proverb. VIII. Uebrigens wird der Inhalt des vorſtehenden §. erſt in dem der nachfolgenden ſeine weitere Erläuterung finden.

Sche

Scheidung des innren Menſchen nach Geiſt und Seele.

§. 44. Es iſt der Leib, welchen menſchliche Gewalt und die Macht der äußeren Elemente ohne Aufhören zu berühren, zu verletzen und ſelbſt zu tödten vermag, nur einer, obgleich derſelbe beſtändig aus dem Verein zweier Elemente, eines unteren, das aus der Speiſe hervorgeht, und eines oberen, das aus der Luft des Himmels kommt, ſich erhält und erzeuget. So iſt auch der innre Menſch, ſo iſt die Seele, welche keine menſchliche Gewalt, kein äußres Element zu tödten, noch zu verletzen vermag, nur eine, obgleich das inwendige Leben, ſo lange es in der Sichtbarkeit beſtehet, durch zwei Elemente ſich geſtaltet und bewegt, davon das eine aus der Natur des Leibes hervorgeht, das andre aber aus der Region des Geiſtes kommt. Das eigentliche Ich des Menſchen: die Seele iſt es, welche jetzt im Fleiſche, jetzt durch eine höhere, ihr zu Theil gewordene Kraft im Geiſte zu ſeyn vermag; welche ſchon hienieden an den einen fleiſchlich, an den andren geiſtlich geſinnet und geſtaltet gefunden wird.

Aus dem innerſten Mark der lebenden Pflanze entfaltet ſich der Mittelpunct der Blüthe, in welchem ſich, zur Zeit der Zeugung, ein Leben von thierartiger Natur, mit ſeinem eigenthümlichen Begehren und ſeinen bewegenden Kräften regt. Der Moment dieſes Lebens iſt ein ſchnell vorübereilender, ſterblicher; weil ſich das innre Bewegen noch nicht, wiederholt, mit jenem oberen Element zu überkleiden vermag, in welchem und durch welches allein es ſich beſtändig wieder erneuern und ſo fortlebend erhalten kann: mit dem Element des Odems aus der Atmoſphäre. Am Thier und am Menſchen iſt das, was die Pflanze nur auf einen vorübereilenden, vorbildlichem Moment in ihrem Innren empfangen, zu einem für die Zeit des ganzen, jetzigen Daſeyns bleibenden Leibe, zum weſentlichen Organ der Seele ſelber geworden. Dieſer thieriſche Leib erhält ſich aber im Leben und Bewegen nur dadurch, daß er ſich ohne Aufhören mit dem oberen Lebenselement der Luft vereint und überkleidet.

Was die belebende Luft zum thieriſchen Leibe; das iſt der Geiſt zur Seele des Menſchen, deren Leben nur durch ihn und in ihm ein bleibendes, ein ewiges wird. Das Blut des lebenden Leibes wird bei dem innerſten und weſentlichſten Geſchäft des thieriſchen Lebens: beim Athmen, ſelber zu einer luftartigen Subſtanz; denn Luft iſt das obere Element, mit welchem es zu einem Leib werden, mit welchem es ſich überkleiden und verleiblichen ſoll. Beide denn, das Blut wie das von dieſem begehrte Oxygen, ſind im Augenblick des Athmens: Luft. So bezeichnet — ſinnvoll das Geſchäft des äußeren Lebens mit dem des innren vergleichend —, die Sprache aller Zeiten und Völker ſowohl die Seele als noch mehr den Geiſt durch ein Wort, welches zugleich den belebenden Hauch der Luft, den Wind, oder das Emporwallen des tropfbar flüſſigen Elementes zur Dampfform bezeichnet, und es vergleichet nicht blos des Buch der Offenbarung das übermächtig neugeſtaltende Walten des Geiſtes an Seele und Leib mit dem Brauſen eines gewaltigen Sturmwindes, ſondern es erſcheinet auch dem Sokrates der unſichtbare Geiſt gleich einem lebendig wehenden Winde. Die irdiſche Lebensluft, wenn ſie beim Brennen mit dem entzündbaren Stoff ſich vereint, zeiget ſich der Natur und Kraft des Feuers nahe befreundet, ja als ein leuchtendes und wärmendes, läuterndes und verzehrendes Feuer ſelber. So wird auch der Geiſt nach einem höheren Ausdruck der Sprache ein Feuer, und es wird die Ueberkleidung des Elementes der Seele mit jenem des Geiſtes, eine Taufe mit der Kraft des Feuers genannt.

Es wird, durch den Weg der natürlichen Zeugung, einem Tröpflein Blutes die Kraft gegeben, auf eigenthümliche und ſelbſtſtändige Weiſe den Geiſt der Luft in ſich zu nehmen: zu athmen. Hierdurch entſtehet der ſichtbare Leib, der Leib der Zeit, welcher, nachdem er kurze Zeit geblühet, wie die Blume des Graſes, abnimmt und verwelket und in Staub zerfällt. So wird durch den Weg einer neuen, höheren Zeugung, der Seele die Kraft gegeben, auf eigenthümliche und ſelbſtſtändige Art den Geiſt aus Gott in ſich zu empfangen; mit ihm ſich zu überkleiden. Hierdurch entſtehet der innre, neue Leib, der Leib der Ewigkeit, deſſen Herrlichkeit ohne Aufhören, deſſen Kraft in einem immerwährenden Zunehmen und Wachſen iſt.

Der ganze äußre Menſch, offenbart als lebende Seele durch den lebenden Leib, wird öfters in der Weiſe der alten Sprache Seele genannt; der ganze innre Menſch aber, in derſelben Weiſe, der Geiſt. Es iſt das Gemüth, der innre Sinn, in welchem der Geiſt mit ſeiner Wunderkraft ſich verherrlicht und verſtändlich machet; es iſt der Geiſt, in welchem und durch welchen die Seele zur Herrſcherin über ſich ſelber und ihre Welt wird. Das noch nicht zu eigen gewordene, ſondern erſt in dieſem Werden begriffene Leben der Ewigkeit, verſchieden von dem ſichtbaren Leben der Seele, wie der Mutterleib, welcher annoch Nahrung nimmt und athmet, für den Leib des Ungebornen, von dieſem es iſt, wird zuweilen in jener Sprache als Geiſt von der Seele unterſchieden. Die Stunde der Geburt wird kommen und der ans Licht getretene, lebende Leib wird nun ſelber und unmittelbar Eines mit der belebenden und geſtaltenden Luft. So wird auch einſt der Menſch, deſſen Leben hienieden ſcheinbar in drei verſchiedene Mächte getheilt war, nur Einer ſeyn: der Leib, in Kraft der Ewigkeit wird die Natur des Geiſtes anziehen, ſo wie der Geiſt die Kräfte des himmliſchen Leibes, und ſie alle ſind alsdann nur Ein Leib, ſind nur Eine Seele.

Bemerk. Die heilige Schrift alten und neuen Teſtamentes ſcheidet an vielen Stellen das Weſen des Menſchen nur in zwei verſchiedne Hauptrichtungen, in jene des Leibes und der Seele oder auch mit andren Worten des Leibes und des Geiſtes. Eccles. XII. 7. Der Staub (Leib) kehrt wieder zur Erde, welche er (vorhin) geweſen iſt, und der Geiſt wieder zu Gott, der ihn gegeben hat. (Aehnlich iſt dieſem die Stelle in Eurip. Suppl. 532: *πνεῦμα μὲν πρὸς αἰθέρα, τὸ σῶμα δ᾽ ἐς γῆν.* Der Apoſtel redet 1 Cor. VI. V. 20 von einer Verherrlichung Gottes an unſrem Leibe und an unſrem Geiſte, und K. VII. V. 34 von einer Sorge, heilig zu ſeyn, beides am Leib und am Geiſt. Nicht minder bedeutet Pſ. 73, V. 26; Pſ. 103. V. 1, 2; Sap. 3, V. 1, C. 9, V. 15, C. 15, 11; Math. 10, V. 28; Act. 20, V. 10 das Wort Seele, ſo wie Pſ. 31, V. 6, Pſ. 146, V. 4; Luc. 8, V. 55, C. 23, V. 46; Act. 7, V. 58 das Wort Geiſt ohne Unterſchied den ganzen innren Menſchen im Gegenſatz zum äußren. — Stellen, auf welche ſich oben im §. bezogen werden, wo von einem Unterſchied des Wortes Geiſt und des Wortes Seele in ihren Bedeutungen die Rede iſt, ſind beſonders 1 Cor. XV. V. 45, wo auf einen Gegenſatz zwiſchen der lebenden Seele und dem lebendig machendem Geiſt hingedeutet ſcheint, dann Jeſ. XXVI. V. 9, wo von einem Sehnen der Seele (des Herzens) nach dem lebendigen Gott und von einem Wachen des Geiſtes zu ihm die Rede iſt und Luc. I. V. 46 und 47 (m. v. den §. 47). In der Epiſtel an die Hebr. IV. 12 ſpricht der Apoſtel von einer Kraft des Wortes Gottes, zu durchdringen und zu ſcheiden Seele und Geiſt, und 1 Theſſal. V. V. 23 von einem Unſträflicherhaltenwerden des Geiſtes und der Seele, und des Leibes auf den Tag Jeſu Chriſti. — Obgleich Irenäus (Lib. V. c. 304 contr. haeres.) zu dem vollkommnen Menſchen drei Theile gehören läſſet: Fleiſch, Seele und Leib; ſo ſtimmt ſeine Anſicht doch ganz mit der oben erwähnten Schriftlehre überein, nach welcher der innre Menſch, der entweder im Geiſt oder im Fleiſch zu ſeyn vermag, im Gegenſatz zu dem äußeren nur einer iſt „Tria sunt, ex quibus perfectus homo constat, carne, anima, spiritu, altero quidem figurante, spiritu, altero quod formatur, carne. Id vero, quod inter haec est duo, est anima, quae aliquando subsequens elevatur ab eo, aliquando autem consentiens carni, decidit in terrenas concupiscentias.“ — M. v. auch das was Auguſtinus de anima, z. B. L. IV, 21 ſagt, welcher ebenfalls die Seele des Menſchen von ſeinem Geiſt nicht unterſcheidet. — Sehr klar und treffend wird bei Plato de republica 4 (p. 358 u. f., 366 ed. bip. T. VI) das was die Seele (nach §. 47, 48) durch den Geiſt iſt, dem entgegengeſetzt, was ſie in ihrer bloßen Richtung auf das Leibliche iſt. Das was in der begehrenden Seele des Menſchen gleich wie in jener des Thieres als Gelüſte des Durſtes zum Trinken antreibt, muß ein andres und verſchieden von jenem (Herrſchenden) ſeyn, was nicht ſelten als Macht des Willens den Dürſtenden vom Trinken abhält. Dennoch gehet aus dieſer Annahme einer zwei- oder dreifachen Seele (ἐπιθυμία, λόγος, θυμός) nicht hervor, daß Plato eigentlich den Menſchen in drei Theile (verſchiedene Subſtanzen) ſondern wolle. — Auch Ariſtoteles (de anima I, 4) verſtehet unter dem Erkennenden im Menſchen das, was die Seele durch den Geiſt iſt, im Gegenſatz zu dem, was ſie ohne den Geiſt nur durch den Leib und zu ihm iſt. Der thieriſche Lebenshauch (Lebensgeiſt): נֶפֶשׁ, die empfindende Seele: רוּחַ, ſo wie die erkennende oder denkende: נְשָׁמָה der alten Kabbaliſten erſcheinen ebenfalls nach der von ihnen zu Grunde gelegten Anſicht nur als drei verſchiedne Kräfte einer und derſelben Einheit der Seele, nicht als drei verſchiedne Einheiten. Dagegen ſcheidet den innren Menſchen deutlicher in Seele und Geiſt (πνεῦμα καὶ ψυχήν) der alte jüdiſche Geſchichtsforſcher Joſephus (Ant. I, 1). Unter den Vätern der Kirche erſcheint für die gänzliche Scheidung zwiſchen Geiſt und Seele unter andren geneigt: Athanaſius. Gregorius Nyſſenus in ſeinen Büchern περὶ φύσεως *ἀνθρώπου* und *περὶ κατασκευῆς ἀνθρώπου* (im letzteren p. 44 — 138 T. I) ſcheidet den Menſchen in drei Theile: den wechſelnden, den empfindenden und den vernünftigen, und beruft ſich hierbei auf Matth. 22, V. 37; 1 Theſſ. 5, V. 23, ſo wie ſchon auf die Schöpfungsgeſchichte. Dennoch ſcheidet er in ſeinem Buch *περὶ ψυχῆς* (T. II, p. 22 — 34 Opp.) im Menſchen nur zwei Regionen: die unkörperliche oder unſterbliche und die materielle oder ſichtbare. Die „ungezeugte" Seele, welche den Leib regiert wie Gott die Welt, wird da nur als eine (als innrer Menſch dem äußren) dem Leibe gegenübergeſtellt. Auch bei Nemeſios (*περὶ φύσεως ἀνθρώπου*) wird der innre Menſch (Seele ſammt Geiſt) überhaupt als vernünftige Seele (*ψυχὴ λογική*) bezeichnet (z. B. p. 119 edit. Matth.), der Geiſt aus Gott, der Geiſt im engeren Sinne des Wortes, als Gottesfurcht (*εὐσέβεια*). — Einen gemeinſamen Geiſt, durch alle Lebendige wirkend, erkennen, wiewohl in roher Form und Ausdruck, die Araber Thophail und Averrhoes. — Die Sonderung des innren und äußren Menſchen in Geiſt, Seele und Leib wurde ſpäter beſonders von Theophraſtus Paracelſus und ſeiner Schule behauptet und von mehreren Theoſophen angenommen, ſo wie ſie auch Rüdiger in ſeiner Physica divina durchführt. Wir erinnern hierbei auch noch an die Lehre der Chineſen, welche die Seele des Menſchen aus zwei Theilen, einem empfindenden (Pe) und einem denkenden (Hang-Hoen) beſtehen laſſen.

Die oben erwähnte Nebenbedeutung der Worte für Geiſt und Seele, zugleich als Lufthauch, Wind, läßt ſich in den Sprachen der verſchiedenſten Völker und Zeiten nachweiſen. Die drei oben erwähnten Worte, welche in der hebräiſchen Sprache ſo wie in mehreren ihr nahe ſtehenden andren Sprachen des Orients Geiſt, Leben und Lebenskraft ausdrücken, und mit denen die alten Kabbaliſten drei verſchiedne Kräfte der Seele bezeichnen wollten, haben ſämmtlich jene ſinnvolle Nebenbedeutung, mit welcher die älteſte Menſchenſprache zu erkennen gab, daß ſie die nahe, tiefe Beziehung des Urbildes (in der geiſtigen Welt) zu dem Abbild (in der Körperwelt) wohl verſtehe und anerkenne. Jenes Wort, welches man (ſpäter) zur Bezeichnung für die höchſte Geiſteskraft wählte: Neſchamah, von נשם, blaſen, wehen, ſcheint allerdings in ſeinen beiden Bedeutungen zu dieſer Stellung berechtigt. Denn obgleich das nahe verwandte Stammwort im Arabiſchen nur das Wehen eines ſanften, lieblichen Windes andeutet, ſo iſt es doch in der hebräiſchen Sprache (Jeſ. 12, V. 14) von dem ſtarken Hauch (dem Schnauben) des Zornes Gottes gebraucht. Das andre Wort (Ruach, Ru'ch), welches im Hebräiſchen wie in allen verwandten (ſemitiſchen) Sprachen in großer Allgemeinheit Geiſt bedeutet (רוח), bezeichnet zugleich jenen erquickenden Lebensodem der Natur, der ſich, vermiſcht mit den Düften des Waſſers und der Kräuter, in den kühlen Abendſtunden erhebt: den kühlen Wind der zunehmenden Schatten, der dem Morgenländer der alten Zeit zugleich den Anfang des neuen Tages verkündet. In der Nebenbedeutung als duften, riechen, iſt jenes Wort noch in unſrem deutſchen Wort Ruch, riechen zu erkennen, und zeigt ſich in ihm in dem Worte Geiſt (als Duft, Aushauch) nahe verwandt. Endlich, ſo bezeichnet auch das Wort Nepheſch den aus- und eingehenden Hauch des Odems, das Blaſen des Windes, wie die belebende Seele. Dieſelben Bedeutungen und Nebenbedeutungen finden wir denn in dem griechiſchen Worte θυμός (von θύειν ſtürmen, heftig wehen), mit welchem Plato das höchſte Seelenvermögen bezeichnet. Es iſt zugleich das Schnauben, heftige Blaſen des Odems (Il. V, 698). Das Wort πνεῦμα, welches noch in der Sprache des neuen Teſtamentes für Geiſt gebraucht iſt, zeigt eine gleiche Abſtammung wie das Wort Ruach der hebräiſchen Sprache. Denn πνέειν bedeutet blaſen und wehen, eben ſo wie duften und athmen (z. B. Hom. Odyss. IV, 446; V, 469; XVIII, 130; Il. XX. 446), und eine ganz verwandte Bedeutung und Nebenbedeutung zeigt auch das Wort für Seele: ψυχή, denn es iſt zugleich ein kühlender Hauch oder Athem, und das Stammwort ψύχειν oder ψύχειν wird, z. B. Il. XX, 440, eben ſo für wehen und athmen gebraucht als das Wort πνέειν. Darum iſt auch nach Plato's Etymologie im Kratylus die Pſyche ἡ τοῦ ἀναπνεῖν δύναμις. Jene Zweiſeitigkeit des geiſtigen und leiblichen Sinnes wird auf den erſten Blick an den lateiniſchen Wörtern für Seele und Geiſt (anima und animus ſo wie spiritus) erkannt. Denn die erſten beiden, abſtammend von dem

Wort ἄνεμος, das noch im Griechiſchen den Wind ausdrückt, ſind Seele, ſo wie Hauch und Weben, und dieſelbe doppelte Richtung zeigt die noch lateiniſche Wurzel für spiritus. Hat doch ſelbſt die ſlaviſche Sprache für die Worte „Duch“ (Geiſt) und „Duſcha“ (Seele) noch die doppelſinnige Wurzel in dem Worte für wehen, blaſen: „Dutſch“ (dutez) ſich erhalten und für unſer deutſches Wort Seele, das mit „Sehen“ ja mit „Seyn“ von altverwandter Herkunft ſcheint, ſollte es ſo unmöglich ſeyn, den alten Adel der Abſtammung von einem gleichen, ſinnigen Worte nachzuweiſen? Der treffliche Grimm in ſ. Grammatik Th. II, S. 99 hat die bisherige Schwierigkeit bereits gelöſt. Das älteſte deutſche Wort für Seele (im Altgothiſchen des 3ten und 4ten Jahrhunderts) heißt saiv-al-a, daraus iſt im Hochdeutſchen des 8ten und 9ten Jahrhunderts se-ul-a und sela, im Angelſächſiſchen sav-el geworden (engl. soul). Die Abſtammung des Wortes saivala von saiv-an, welches ein Bewegen wie von Sturmesgewalt ausdrückt, iſt ſehr wahrſcheinlich, obgleich wir in alten Denkmälern nur noch das Wort saivs für das wogende Meer (die Meeresfluth) finden. Das Wort Seele mochte demnach eine ähnliche urſprüngliche Doppelbedeutung haben, wie ἄνεμος u. ſ. Der gleiche Doppelſinn der Worte für Seele oder Geiſt ließe ſich denn auch in den Völkerſprachen der andren Halbkugel der Erde nachweiſen. Wie dann in der Sprache das bewegende und belebende Element der Körperwelt mit dem der Geiſterwelt gleichen Stammes und Weſens erſcheint, ſo ſind es wohl beide auch in der Geſchichte des Seyns und Lebens ſelber.

In Beziehung auf den Inhalt dieſes ganzen Abſchnittes der Lehre vom Geiſt und auf die durchgehends und wiederholt gebrauchten Bilder, welche vielleicht manchem Ohr zu materialiſtiſch dünken könnten, möge man ſich an manche ſonderbar ſcheinende und doch ſehr bedeutungsvolle Aeußerungen des oben erwähnten Gottesgelehrten: F. Ch. Oetinger erinnern. Eine ſolche über die allgemeine Bedeutung des Wortes Geiſt führen wir hier an: „Ueberhaupt genommen deutet Geiſt eine viel dünnere und beweglichere Sache als Luft und Feuer an. Baco de Verulamio, der die eingeſchobenen Begriffe ausgemuſtert, gibt in ſeinem Buche Sylva §. 98 nicht zu, daß Geiſt und Leib gar nichts mit einander gemein haben. Die Schrift weiß nichts von Materiali und Immateriali, und doch iſt Gott und die Seele und der Geiſt kein bloßes Materiale. Das Fleiſch und Blut Jeſu iſt vom Geiſt und Leben nicht auszuſchließen. Ohne dies wird man in ein ewig Gezänk von dem Sinn Jeſu über das 6te Cap. Johannis kommen. Geiſt hat von Gott das Siegel, daß es nicht kann wie ein Körper zerſtäubt werden. Geiſt iſt, wo jeder Theil wieder ein Ganzes werden kann. Darum iſt auch Feuer kein bloßes, materialiſches Weſen; Jeſus ſagt, dieſe Worte ſind Geiſt und Leben. Geiſt iſt etwas Unzerſtörliches, alſo iſt es weit vom Leibe unterſchieden. Geiſt hat etwas von Gott in ſich, das nicht vergeht. Sonſt heißt Geiſt spiraculum, ein Athem, eine Luft, atmis. Gott muß ihn verſiegeln, ſonſt iſt es kein Geiſt, ſondern Luft. Salomo ſagt: Wer erkennet, daß der Geiſt des Menſchen wieder aufwärts lauft zu Gott, und der Geiſt der Thiere niederwärts (Pred. 3), das iſt ſchon genug. Im Ezechiel findet man Grund, wie man den Geiſt concipiren ſolle."

Der Geiſt als mütterlich bildende Kraft.

§. 45. Ein alter Lehrer der Kirche, in deſſen Schriften der Geiſt und die Sprache der erſten apoſtoliſchen Zeit leben: Irenäus, erkennet in dem Geiſt des Menſchen jene Kraft an, welche bildet und geſtaltet; das Fleiſch aber ſey das, was gebildet und geſtaltet werde.

Der Geiſt war es, welcher nach dem älteſten Wort der Schöpfung als mütterlich waltende Liebe — wie mit brütendem Fittiche — über der Tiefe und ihren noch künftigen Geſtaltungen ſchwebete. Wie die Luft, aus welcher alles Leben auf Erden ſich erhält und ernährt, alle Weſen unſrer planetariſchen Sichtbarkeit umfaſſet und durchdringet; ſo umfänget und durchdringet der Geiſt von oben das Reich der Seelen, denn in ihm leben, weben und ſind dieſelben. „Der Weltkreis iſt voll des Geiſtes des Herrn.“

Es ſind im Gebiet der unorganiſchen Körperwelt die Säuren, zuletzt denn in ihnen iſt es der Sauerſtoff der Luft, welcher den einzelnen Geſteinen und Salzen ihre beſondre, regelmäßige Geſtalt gibt. So iſt alles Heer des Himmels, ſo iſt der Menſch durch den Geiſt aus Gott gemacht, und es iſt dieſer Geiſt, welcher dem Menſchen das Herz bildet, und welcher, wie er im Verborgenen den noch ungebornen Leib der Zeit bereitet: ſo in dem innern Grund der Seele den Menſchen der Ewigkeit geſtaltet. Dieſer, der neue Menſch, kann nicht aus dem Leibe, er muß aus dem Geiſt erzeugt werden; denn was vom Fleiſch geboren wird, das iſt (vergängliches) Fleiſch, und was vom Geiſt geboren wird, das iſt Geiſt.

Wie denn die Alle umfaſſende Luft in unſrer Sichtbarkeit ein Band der Vereinigung und des beſtändigen Wechſelverkehrs der lebenden, athmenden Weſen iſt, ſo der Geiſt von oben ein Band des gemeinſamen Lebens der aus dem Geiſt gebornen Seele mit Gott; ein Band des Vereines „zu einem Leibe und einem Geiſte“ zwiſchen allen den Seelen, in denen eine und „dieſelbe Hoffnung“ ein und daſſelbe Sehnen nach einem künftigen Seyn der Ewigkeit lebet.

Die Mutter iſt es, welche das in ihr empfangene Leben mit der Kraft ihres eignen Lebens ſtärket und erhält, ſie iſt es (nach §. 44), welche ſtellvertretend für das noch Ungeborne die Nahrung des irdiſchen Elementes empfängt und den belebenden Odem ſchöpfet. So vertritt, mit unausſprechlichen Kräften, der mütterlich waltende Geiſt, in deſſen Tiefe der Menſch des Jenſeits ſich geſtaltet, die Stelle dieſes noch nicht zum Licht und ſelbſtſtändigen Weſen Ausgebornen, und hilft beſtändig ſeiner Schwachheit auf, und es iſt in den Stunden einer höheren Bekräftigung nicht der Menſch der Erde, welcher redet, ſondern der Geiſt von oben.

Bemerk. Von des Irenäus Darſtellung der Wirkung des Geiſtes war ſchon S. 677 die Rede. — Stellen der Schrift, auf welche im vorſtehenden §. hingedeutet iſt, ſind: Gen. 1, V. 2; Act. 17, V. 28; Sap. 1, V. 7; Pſ. 33, V. 6; Hiob 33, V. 4; Joh. 3, V. 6; 1 Kön. 3, V. 9, 11; Pſ. 26, V. 2; Pſ. 51, V. 12; Pſ. 119, V. 36; Prov. 16, V. 2; Jerem. 24, V. 7; Jer. 31, V. 33; Act. 15, V. 9; 1 Cor. 6, V. 17; Epheſ. 1, V. 4. — Ueber die geſtaltende und bildende Kraft der Säuren und des Sauerſtoffgaſes nach Mitſcherlich u. A. vergleiche man oben die §§. 4, 5 und 12.

Der Geiſt als ſelbſtthätig bewegende Kraft.

§. 46. Die Lehre vom Geiſt iſt es, in welcher die anſcheinend ſich widerſprechendſten Wahrheiten einander begegnen und zuletzt ſich vereinen: Die Wahrheit, daß ein geiſtig Gutes ſey, aber auch ein Böſes von der Natur des Geiſtes. Die Wahrheit, daß dem Menſchen durch das Leben aus Gott ein vollkommen freier Wille gegeben ſey, ſich zu erwählen das Gute oder das Böſe, und die Wahrheit, daß der Geiſt des Menſchen ein dienendes, bewegtes Werkzeug ſey, in der Macht eines höheren, allbewegenden Geiſtes. Die letztere dann und die Form und Weiſe, in welcher die Offenbarung, ſo wie der Glaube der Heiden und Völker ſie erkannt und dargeſtellt, wollen wir hier zuerſt erwägen.

Einſtimmig nennen alle Sprachen, in denen noch die urſprüngliche geiſtige Kraft und Bedeutenheit der Worte lebt, die Weiſe, wie der Geiſt, welcher Gott iſt, auf den Geiſt des Menſchen wirke: das Anwehen, Einhauchen eines lebendigen Odems aus dem Schöpfer in das Geſchöpf. Es wiederholt ſich bei dieſem Einhauchen des Lebensodems in die Seele des Menſchen die Geſchichte ſeiner anfänglichen Belebung: die Begeiſterung des innren Menſchen aus Gott erſcheint als eine Schöpfung der höheren Ordnung. Denn als Gott den Menſchen aus der rothen Erde gebildet, da blies er ihm einen lebendigen Odem ein (Gen. 2, V. 7).

Der Ausdruck der alten Sprachen, wenn er von dem Werk der Begeiſterung redet, gründet indeß noch tiefer. Jener lebendige Odem, der von oben kommt, iſt ein Wort, iſt eine Stimme Gottes, und es wird, wie dies Cicero bemerkt, ſchon in dem Wort Orakel auf jenen Mund von göttlicher Art und Kraft hingedeutet, welcher ſein eignes Wort in den Mund des Menſchen legt und aus dieſem ſpricht.

Wir begegnen hier abermals in der Lehre vom Geiſt einem ſolchen vereinenden Organ, dergleichen wir oben im §. 16 am Leibe und im §. 34 an der Seele des Menſchen kennen gelernt; einem Organ, in welches und von welchem die Kräfte zweier verſchiedner Regionen ein- und ausgehen. Nach der Bedeutung des Wortes, mit welchem einige alte Sprachen des Orients den Himmel nennen (Feuerwaſſer), erſcheint die Luft als ein Weſen, in welchem beides: die Kraft des belebenden, aber auch zerſtörenden Feuers, ſo wie des milden, allernährenden Waſſers wohnet. So walten in dem Stimmorgan der Seele: dem Mitgefühl, die gemeinſamen Bewegungen eines eigenen, inwohnenden und eines fremden (höheren) Lebens, und das leibliche Stimmorgan ſchwebet zwiſchen den beiden Mächten des Leibes: der oberen, des Hauptes, und der unteren, der Glieder; ſein Leben und innres Bewegen gehet von beiden aus und zu beiden. Dieſes leibliche Stimmorgan iſt zum Athmen der Luft des Himmels gemacht, in welcher beide: die Natur des Feuers und die Kraft des Waſſers wohnen; es iſt aber auch zugleich zum Ausdruck jener gemeinſamen Bewegungen eines äußren und innren Lebens gemacht, welchen wir Stimme nennen und Sprache.

Der Geiſt, wenn hier der niedrere, abbildliche Ausdruck erlaubt iſt, erſcheinet als das Stimmorgan Deſſen, der von Anfang war und iſt und in Ewigkeit ſeyn wird. Siehe in Ihm ein Angeſicht des Feuers, deſſen Anblick kein Geſchaffener erträgt, und ein Seyn des lieblichen, lebendigen Waſſers; aus beiden aber und von beiden iſt der Geiſt. Es iſt dieſer ein lebendiger Odem aus Gott, welcher alles Leben der Weſen durchdringt und erhält. Gleich dem Mitgefühl der Seele, in welchem zweier Leben Regungen ſich durchdringen und verſtehen, iſt es der Geiſt, in welchem die beiden Angeſichte Deſſen, der ohne Anfang war, ſich begegnen und erkennen.

Feuer und Waſſer, und aus beiden die Luft: zu ihr geſellet ſich in unſrer Sichtbarkeit als viertes Element die Erde. Die allumfaſſende, alldurchdringende Luft führet über die Erde den Thau und befruchtenden Regen des Waſſers, und gibt und ernähret auf ihr die Flamme des Feuers. So iſt der Geiſt das vereinende Organ zwiſchen Menſch und Gott; er iſt das Organ eines Mitgefühles in Gott, mit dem Menſchen.

In der Sprache, dem einigen Vorzug des Menſchen vor den andren Lebendigen ſeiner Sichtbarkeit, wird dann, wenn der Lebensodem von oben waltet, die Stimme jenes Mitgefühles, das in Gott iſt, vernommen. Dieſes iſt die göttliche Kraft, von welcher Plato redet: die Kraft, welche öfters, ihnen ſelber unbewußt, durch die Menſchen, die ſie ergriffen, zu andren Menſchen ſpricht; denn nicht ſie ſind es, welche reden, ſondern Gott iſt es. — Es wird auch nach einem Ausdruck der Schrift das alleinige Walten des göttlichen Bewegens im Mitgefühl des Menſchen von jenem Zuſtand unterſchieden, in welchem das menſchliche Wollen und Bewegen mit dem göttlichen ſich vereint, und es ſpricht darum der Apoſtel von einem Beten im Geiſte und einem Beten im Sinne (ἐν τῷ νῷ).

In dem Stimmorgan des Leibes wird der bewegende Trieb, welcher anderwärts vom Nerven aus den Muskel erſchüttert und die Glieder regt, als Ton vernehmlich, und es ſind die Stimmorgane ein allvereinender Sammelpunct und Ausgang der bewegenden Kräfte. Es iſt kein andres Organ des Leibes ſo leicht, ſo ſchnell und doch ſo mächtig beweglich durch den Willen als das der Stimme. So iſt die Kraft des Geiſtes, welche Gott der Seele des Menſchen gab, ein Bewegungsorgan, ſie iſt ein dienendes Glied der Kraft des Geiſtes aus Gott. Dieſer Geiſt iſt es, welcher den Menſchen dringet: zu zeugen von dem, das aus dem Geiſte iſt; er iſt es, welcher Geiſt und Herz mächtig beweget, wann und wie Er will. Und dennoch iſt ein eigner Wille im Menſchen da, fähig und kräftig, dem Geiſte zu widerſtehen, fähig, ſein Walten zu lieben oder zu haſſen. Es bezeuget alsdann der Geiſt, der von oben iſt, als eine Stimme des Gewiſſens dem Menſchen, was Leben und was Tod ſey, und der belebende Odem bekleidet ſich hier mit der Kraft des verzehrenden und züchtigenden Feuers, wie dort mit der Kraft des nährenden, lieblichen Waſſers.

Es iſt aller Anfang des geiſtigen Seyns und Lebens aus dem Geiſt in Gott. Wie die Begeiſterung eines ſtaubgebornen Menſchen andren Menſchen ſich mittheilt und dieſe erfüllet, und doch hierbei ſelber nicht abnimmt, ſondern nur noch wächſet; ſo erfüllt der Geiſt alles Leben, das zum Geiſt geboren iſt, und ſeine Fülle nimmt hiervon nicht ab, ſondern bleibet ewig dieſelbe.

Bemerk. Die griechiſchen Worte θεόπνευστος, ἐμπνευστός, wie ſchon das Homeriſche Wort πεπνυμένος, vom Worte πνεῖν, hauchen, bedeuten ſämmtlich wie die lateiniſchen Ausdrücke: inspiratio, inspiratus, spiritu divino instinctum esse (Liv. V, 15) und wie afflatus dei, afflatum esse numine; inflari divino spiritu (Cic. Arch. 8) nach dem obenerwähnten Doppelſinn eine Einwirkung des Geiſtes Gottes auf den Geiſt im Menſchen, welche in ihrer Region jener des Einhauchens oder Anwehens von einem belebenden Odem gleich iſt. Aus dem oberen Lebensodem kommt alles innre, geiſtige Leben Cic. natura deorum II, 66. Der Geiſt aus dem Munde Gottes רוּחַ פֶּה יְהֹוָה iſt die φήμη, φάσις, das λόγιον der Griechen, das oraculum (nach Cicero ab ore seu oratione deor.) der Römer. Es ſind die נְבִיאִים Boten und Bevollmächtigte Gottes; die Propheten hatten nicht blos nach der eignen Ausſage der heiligen Schrift, ſondern auch nach Joſephus (c. Ap. I. 7) ἐπιπνοίαν θεοῦ, und es ſind bei Homer (Il. XII, 228) die Wahrſager θεοπρόποι: Männer, die ſtatt Gott reden, Stellvertreter der Gottheit. Sänger und Dichter ſind deshalb ἅγιοι und θεῖοι, durch welche die Gottheit wie durch willenloſe Werkzeuge redet: μαντεύουσιν, ὡς ἐνὶ θυμῷ ἀθάνατοι βάλλουσι (Odyss. I, 200, 201. XV. 172, verglichen mit Od. I, 317 und XXII, 346). Daſſelbe bezeugen die Verfaſſer des Talmud und Joſephus. Plato in ſeinem Dialog Jo ſagt faſt mit denſelben Worten wie 2 Petr. 1, V. 21 und Matth. 10, V. 20; Marc. 13, V. 11; Luc. 12, V. 12 ſtehet: „Nicht ſie (die gottbegeiſterten Dichter und Propheten) ſind es, die reden, ſondern Gott“ οὐχ οὗτοί εἰσιν οἱ ταῦτα λέγοντες. Denn es könne der Dichter nicht dichten, der Prophet nicht weiſſagen, wenn er nicht von Gott begeiſtert und über ſich ſelber erhaben wäre. Nur Gotteskraft, nicht Menſchenkunſt oder Beredſamkeit gäbe hier die Rede, ja die Gottheit nähme jenen Begeiſterten das eigne

Nachdenken und Bewußtſeyn und rede ſelber durch ſie zu uns als durch Boten und Stellvertreter. Und im Dialog Menon ſagt derſelbe bezeichnete Weiſe: mit Recht nenne man die Propheten Werkzeuge der Götter und Göttliche, da ſie ſelbſt nicht wüßten, was ſie redeten. — Es iſt nach dem Ausdruck der alten Sprache die Gottesbegeiſterung ein unwiderſtehlich heftiger Trieb (ὁρμή), ein furor divinus, μανία, daher die Redensarten corripi, agitari deo, pati deum; ἐνθουσιάζειν, ἐκ θεοῦ, φέρεσθαι. Jeſ. 13, V. 16; Matth. 4, 1; Marc. 1, 12; Luc. 1, V. 41; 11, 11; Act. 8, 29 u. 39; 11, V. 28; 18, V. 5; 20, V. 22; Röm. 8, V. 11; Pſ. 113, 10. — Doch iſt hierbei ein Widerſtand möglich nach Gen. 6, V. 3 und vielen andren Stellen. — Ueber die gemiſchte Bedeutung, die ſich in dem alten orientaliſchen Wort für Himmel findet, vergleiche man Creuzers Symbolik und Mythologie, beſonders in dem, was die ältere Ausgabe über die alte Cosmogonie ſagt.

Der Geiſt als inwohnend im Menſchen.

§. 47. Es wird, ſo ſahen wir oben in §. 24, unter allen Lebendigen ſeiner Sichtbarkeit nur der Menſch fähig gefunden die innre Freude auf eine äußerliche und leibliche Weiſe, durch eigenthümliche Bewegungen der Geſichtsmuskeln und der Stimmorgane auszudrücken: nur der Menſch vermag im eigentlichen Sinne des Wortes zu lachen. Hierzu iſt ſeinem Angeſicht ein Werkzeug der Bewegung gegeben (nach §. 24), welches den eigenthümlichen Reiz deſſelben nicht wenig erhöht, und welches bei keinem äußerlich etwa nahe verwandt ſcheinenden Thiere gefunden wird. Als ſollte durch dieſes Vorrecht der äußeren Menſchennatur, wenn auch nur abbildlich, jener Vorzug des innren Menſchen angedeutet werden, aus dem Kampf und der Arbeit der Creaturen endlich zum Genuß des Friedens, vom Sehnen zur Erfüllung zu gelangen (§. 8).

Freu-

Freude wird in den Sprachen der Völker öfters durch ein Wort bezeichnet, welches zugleich ein Emporſchwingen oder den Zuſtand eines Emporgehobenſeyns andeutet. Es iſt das Wort Freude nicht allein in unſrer, ſondern auch in andren Sprachen dem Wort für Frieden und Freiheit ſtammverwandt. Wie der Bewohner des Gewäſſers nicht durch die Floſſen allein, ſondern durch die im Innren des Leibes verwahrte Luft emporſchwimmt zur Oberfläche des Meeres, wie der Leib des Vogels durch die überall in ihm, ſelbſt bis in die Höhlung der Röhrenknochen und der Federkiele ergoſſene Luft ſo leicht, und hierdurch zum Emporfluge geſchickt wird; ſo iſt es der in das Weſen des innren Menſchen ergoſſene Geiſt, welcher allein unſre Natur zum Genuß des Friedens, der Freude und der Freiheit fähig machet. Denn es iſt der Geiſt das vereinende Element, in welchem und durch welches die Natur des ſterblichen Menſchen zum Mitgefühl mit der Natur und dem Weſen der Gottheit gelanget (nach §. 46), worinnen das Leben der Creatur zum Leben des Schöpfers ſich geſellet. In Gott aber iſt Friede, Freiheit, Freude, darum ergießet dieſe drei in die Seele des Menſchen der Geiſt, der in ihm wohnet; denn er iſt der Seele als Schwinge des Annahens zu Gott verliehen, als Lebensodem, der ihn, wie die leichte Himmelsluft im Leibe des Vogels, über das Element der Mühe und der Angſt emporhebt, in die Region eines ewigen Seyns. Darum ſaget jener alte Lobgeſang: meine Seele erhebet den Herrn, und mein Geiſt freuet ſich Gottes meines Heilandes. Denn auch die lebendige Seele, welche in der Lerche wohnet, wenn dieſe hinaufſchwebet zum Lobgeſange, erhebet in ihrer eigenthümlichen Kraft den Herrn; aber freuen in dem lebendigen Gott, mit einer Freude, ſelber von göttlicher Natur, kann ſich nur der innre Menſch durch den Geiſt, weil nur er eines wahrhaften

Mitgefühles, weil nur er einer lebendigen Gemeinſchaft mit dem Quell aller Seeligkeit und Freude fähig iſt.

Es iſt der Geiſt des Lebens aus Gott, welcher auch, wie der Lichtſtrahl das durchſichtige Glas (§. 43), das Seyn und Weſen des Thieres durchdringt und dieſes zum Werk ſeines Lebens bewegt. Die Seele aber des Menſchen wird von jenem Geiſt nicht blos auf ſolche Weiſe durchdrungen, wie der Lichtſtrahl ſpurlos durch den Kryſtall gehet, ſondern ſie wird von ihm auf eine ſelbſtſtändige Art des Innewohnens belebt und erfüllt, wie der Körper, der in eignem Lichte flammt und leuchtet, wie die Kerze, wenn ſie einmal am wärmenden Feuer ſich entzündet, nun ſelber in ihrem Kreiſe einen Schein gibt und wärmet. Von keinem Thiere wird geſagt wie vom Menſchen, daß Gott ihm den lebendigen Odem ſeines Mundes eingehauchet; darum iſt auch kein andres lebendiges Weſen der Erde zum Bilde Gottes, zum Bild, das Ihm gleich ſey, geſchaffen, und hiermit zum Herrſcher über alle Seelen der Thiere geſetzt. Den Thieren ward allein der alte Segen ertheilt: fruchtbar zu ſeyn und ſich zu mehren und zu erfüllen das Meer und den Boden der Erde. Hiermit ward der erſchaffenen Form und Richtung der Arten eine beſtändige Dauer. Das einzelne Thier aber ſtirbt, und ſein Leben verlöſchet wie der Schimmer, welcher nicht ſelbſtſtändig im durchſichtigen Glas wohnte, ſondern von außen hereindrang, wenn der Tag ſich neiget. Die Kerze aber flammet fort, im ſelbſtſtändigen Lichte, auch wenn die Nacht gekommen; ſo lebet der Menſch im ſelbſtſtändigen Leben des Geiſtes, auch wenn der Leib im Tode verſtummt und verweſet.

Die Sprache des Geiſtes ſelber vergleichet das Weſen des Geiſtes mit der allumfangenden, der belebenden Luft, in welcher alle lebendigen Weſen athmen und ſind: ſie vergleichet ſein eigenthümliches Walten und Bewegen mi dem Bewegen eines gewaltigen Windes. Die Seele des Menſchen allein dann iſt dazu gemacht, in dieſen Aether der Geiſter ſich zu erheben, ſie iſt unter allen lebendigen Seelen unſrer Sichtbarkeit das einzige geflügelte Weſen. Die andern, gleich den gehenden und kriechenden Thieren, ſin durch ein nach unten ziehendes Band der Schwere (Pred. Sal. 3, V. 21) an das Seyn der Leiblichkeit gebunden, der Menſch des Geiſtes ſchwebet auf zum Fluge.

Wenn der leichte Vogel ſich emporſchwingt in die Luft, überblickt er frei den Boden und erkennet Alles, was auf dieſem ſtehet; der Wurm aber, der in der Scholle des Bodens ſelber lebt, ſiehet nichts. Der Menſch, wenn ſich die Kraft ſeines Sehens in den Zuſtänden eines innren Hellſehens (nach §. 26) aus der Region ſeines eignen Auges in die eines fremden Auges (des Magnetiſeurs) oder in die eigne, innre und höhere erhebt: in jenen tiefer gelegnen Mittelpunct, welcher dem Auge ſelber ſein innres Licht und die Empfindung des äußeren Lichtes gibt, ſiehet den eignen Leib, mit derſelben Deutlichkeit, in welcher ihn ein fremdes, äußeres Auge überblickt, er ſiehet ſogar das innre Gewebe der Blutgefäße und Nerven, erkennt das lebendige Bewegen der Eingeweide. So vermag auch die Seele des Menſchen ſich ſelber zu betrachten und zu erkennen, wenn ſie ſich aus der Region ihres eignen, untergeordneten Seyns in jene eines höheren, in jene des Geiſtes erhebt. Nur durch das Seyn im Geiſte gelanget der innre Menſch zum eigentlichen, menſchlichen Selbſtbewußtſeyn. Darum weiß der Menſch das was in ihm iſt nur durch den Geiſt, der in ihm iſt.

Dieſer Geiſt des Selbſterkennens, weil er Theil hat nicht nur an dem eignen, ſondern auch an einem höheren und göttlichen Seyn und Leben, ſiehet aber auch, ſo lange er treu in dem Band der Furcht und Liebe zu ſeinem Urſprung bleibet, das was Gottes iſt, und es iſt „der Geiſt, welcher zeuget, daß Geiſt Wahrheit ſey; der Geiſt, welcher Alles, auch die Tiefen der Gottheit erforſchet.“

Wenn die Schrift von dieſem höheren Erkennen deſſen, das aus Gott iſt, redet, unterſcheidet ſie immer an dem ſelbſtbewußten, nach dem Sinne der Welt auch noch ſo hochgebildeten Menſchen zwei verſchiedene Zuſtände, davon ſie den einen den natürlichen, den andren aber den geiſtigen (den aus dem Geiſt gebornen) nennet. Der natürliche Menſch, ſagt der Apoſtel, vernimmt nichts vom Geiſte Gottes; es iſt ihm eine Thorheit und kann es nicht erkennen, denn es muß geiſtlich gerichtet ſeyn. Die Erwägung dieſes Unterſchiedes der Richtung und Weiſe des innren Lebens des Menſchen führet uns zur Betrachtung der Lehre von dem freien Willen, von der freien Wahl zwiſchen einem Guten und einem Böſen, eine Betrachtung, welche erſt hier ihren eigentlichen Ort finden können. Denn wie ein leibliches Weſen erſt dann entweder daher oder dorthin ſich bewegen kann, wenn es losgelaſſen zwiſchen beiden Stätten ſchwebt: ſo gelangt auch der innre Menſch zu dem Vorzug der freien Wahl und ſelbermächtigen Bewegung nur durch die Freiheit, welche ihm die Natur des inwohnenden Geiſtes gegeben.

Bemerk. Der oben erwähnte Doppelſinn des Wortes welches freuen und zugleich emporgehobenwerden oder ſich emporheben bedeutet, findet ſich unter andrem in den hebräiſchen Verben עלס, גיל, und auch עור, im Lateiniſchen exsultare u. ſ. Auch unſer deutſches Wort Freude iſt mit frei oder Freiheit aus einem gemeinſamen, an Bedeutungen ſehr reichen Stamm entſproſſen. Ueber dieſe Wirkung der innren Freu auf das leibliche Bewegen vergl. m. oben S. 111. Die Freude ſo wie der Frieden und die Freiheit, welche in Gott und aus Gott sind, findet ſich unter andrem angedeutet in folgenden Stellen der Schrift: Röm. 15, V. 13 u. 33; 1 Cor. 14, V. 33; 2 Cor. 5, V. 17, ſo wie 13, V. 11; 1 Theſſ. 5, V. 23; 2 Theſſ. 3, 16; Gal. 5, 22; Jeſ. 65, V. 19; 61, V. 10; Pſ. 9, 3. Die Seele als eine Stimme Gott zu loben, der Geiſt aber als das Organ der Freude in und aus Gott: Luc. 1, V. 47. — Schon Nemeſios, der Biſchof zu Emiſa in Phönizien, erkennet in ſeinem Werk: περὶ φύσεως ἀνθρώπου p. 55 als eine ganz beſondre Eigenthümlichkeit der Menſchennatur die Fähigkeit zu lachen an. — Andre Stellen der Schrift, auf welche ſich der Inhalt des §. bezog, ſind 1 Joh. 5, 6; 1 Cor. 2, V. 10 u. V. 14.

Von einem geiſtig Guten und geiſtig Böſen.

§. 48. Es wird ſeit dem Anbeginn unſres Geſchlechts an der Natur des Menſchen das eifrige Ringen nach einem innren Frieden bemerkt, welcher nur in dem Einverſtändniß unſres Thuns mit einem göttlichen Geſetz und Willen gefunden wird; das Sehnen nach einer Befreiung, welche dem Toben und dem Treiben der thieriſchen Begierde und der wilden Leidenſchaft ein Ende machet, und fortan dem Geiſte es verſtattet, ungehemmt dem innren Zug nach oben zu folgen: dem Zuge nach dem Göttlichen und Guten. Aber ſchon in den frühen Morgenſtunden der Geſchichte, da über dem friedlich, wie im Verband der Familien lebenden Geſchlecht der Tag noch nicht ſo heiß geſchienen, da der Stachel der Noth und des geſellſchaftlichen Zwanges die ſinnliche Neigung noch nicht ſo tief mit ſeinem Gift durchdrungen und ſie zur blinden Leidenſchaft geſteigert, vernehmen wir die Klage: daß der innren, eingebornen Luſt des Menſchengeiſtes an dem ewig Guten: daß dem Sehnen nach dem lebendigen Gott eine ebenfalls eingeborne Luſt an dem, das ewig nicht gut, ſondern bös iſt, entgegenſtehe. Und dieſe Luſt nach unten iſt von Natur mächtiger, als das Sehnen nach oben, und reißet den Menſchen beſtändig mit ſich hinab, zu dem, was den Geiſt in ſeinem Innren betrübt, weil es jenen Frieden ſtört, welcher des Lebens höchſtes Gut iſt.

Wer es nun auch dem Menſchen geſagt haben möge, daß dieſes Hingeben in einen Zug, welchem das Thier ohne innre Hemmung folget: das Hingeben in den Zug der Mordluſt, der Zerſtörungswuth, der tückiſchen Verſtellung, des niedren Sinnentaumels bös, daß es Sünde ſey, gewiß iſt, daß er dieſes von Anfange an fühlte und erkannte. Dies bezeugen bei allen Völkern der alten Welt die Altäre, an denen der Menſch durch Opfer den Zorn der Gottheit über die Sünde verſöhnen wollen; dies bezeugen die tauſendfältigen Weiſen der Büßungen, der Weihen, der Reinigungen.

Selbſt in der lieblich bewegten Zeit eines claſſiſchen Alterthumes, da der mächtig erwachte Geiſt des Erkennens und künſtleriſchen Schaffens über der hehren Luſt am Gelingen ſeines Werkes ſo manche äußre Noth, ſo manchen Schmerz der ſterblichen Menſchennatur vergeſſen, ſchweigt jene Stimme der Klage nicht: der Klage über eine innre Gebundenheit des Geiſtes, über eine natürliche Neigung des Herzens zum Verderben. Es klaget der alte Weiſe von Athen: Sokrates, bei Plato über das allgemeine Verderben ſelbſt jener Völker, welche an Erkenntniß und Wiſſenſchaft vor allen andern hoch ſtünden, und ſcheut ſich nicht dieſes allgemein herrſchende Verderben eine Krankheit zu nennen, welche durch kein Heilmittel menſchlicher Kunſt und Erfindung entfernt werden könne. Selbſt die Natur der Kinder, will der „ſonſt ſo heitre" Verſtand eines Plato nicht frei von dieſem innren Verderben, nicht gut finden, denn wären ſie dies (lernte der

Menſch nur am fremden Beiſpiel das Böſe, wie der Vogel den Geſang), ſo dürfe man ja die Kinder nur einſperren, um ſie gut zu machen. Jenes Uebel, den Hang zum Böſen, nennet Ariſtoteles ein angebornes, und der ernſte Forſcher bei Tusculums Eichenhainen bekennt es frei, daß wir von der Stunde der Geburt an befangen ſind von ſündlichem Verderben, gegängelt von verkehrtem Wahn, genährt ſchon an der Bruſt der Mutter mit dem Irrthum. Er klaget unverholen den Willen des Menſchen an, daß dieſer taub ſey gegen die Winke und Gebote eines Geſetzes, welches mit unverkennbar deutlichen Zügen der Natur eingeſchrieben ſey. Es ſpricht ſelber die ſonſt ſcherzende Dichtkunſt des Alterthumes von einer beſtändigen Hinneigung unſres Weſens zu dem Verbotenen, von einem Sehnen nach dem, was uns das ernſte Geſetz verſagt, oder von einem innren Erkennen, welches das Gute ſiehet und billigt, dennoch aber hingeriſſen wird zum Böſen, und jener berühmte Spruch des Sopater will behaupten, daß es dem Menſchen angeboren ſey, zu ſündigen.

So hat zu allen Zeiten der redlich nach Wahrheit forſchende Verſtand daſſelbe erkannt, was uns die Offenbarung in allen ihren Unterweiſungen ſaget: daß der Menſch von Natur mächtiger ſey zum Verderben geneigt, als zum Heile, mehr zum Tod denn zum Leben, und daß nicht menſchliche Kunſt noch Kraft, ſondern nur ein göttliches Erbarmen ihn retten könne von dem Verderben, das ſeinen Fuß umſtricket. Denn es iſt nach einem Spruche des königlichen Predigers kein Menſch, der nicht ſündige, und jener Dulder, deſſen Geiſt in einem ſchweren Gericht vor Gott geängſtet und geprüfet ward und da Gnade gefunden, weiß es wohl, daß ein Menſch nicht rechtfertig beſtehen möge vor Gott, denn vor Ihm, ſaget ein alter Sänger des göttlichen Lobes, ein Sänger, erfüllt von Gottes Geiſt, iſt kein Lebendiger gerecht, vor Ihm ja ſind alle

Menſchen Lügner. Darum wird der Menſch zum Unheil geboren, wie die Vögel ſchweben, empor zu fliegen, denn Sünde iſt der Leute Verderben. Es klaget ein Apoſtel, daß das Geſetz geiſtlich ſey, der Menſch aber fleiſchlich, unter die Sünde verkauft, habe zwar das Wollen, ihm fehle jedoch das Vollbringen des Guten. Und ein Andrer, liebevoll und ernſtlich warnend, ſaget: ſo wir ſagen, wir haben keine Sünde, ſo verführen wir uns ſelber, und die Wahrheit iſt nicht in uns.

Doch, was iſt Wahrheit? fragte jener Gewaltige, welcher Macht hatte, den Gebundnen zu kreuzigen oder ihn loszugeben. — „Sprüche und Geſänge des alten Orients, von den Völkern einſt für heilig, ja für göttlichen Urſprungs gehalten, was ſind ſie zwiſchen mir und dir. Sokrates und Plato, Ariſtoteles und Sopater, Cicero und Seneca, ſie waren befangen von einem alten Wahn, der aus der Traumzeit der alten Väter bis zu ihnen herangewachſen. Hätten ſie zu unſren Zeiten gelebt, in unſren Zeiten der Helden in dem Kampf um Freiheit: um das Zerreißen der alten Sklavenbanden (Pſ. 2, V. 2 u. 3), der alte Wahn wäre auch ihrem heitren Geiſte unterlegen.“

Es wiſſen jene Weiſen unſres Tages, von denen ein altes Buch ſagt: „ja, ihr ſeyd die Leute, mit euch wird die Weisheit ſterben“, anders von der Natur des Menſchen zu reden, als die Weiſen des Alterthumes und das Buch der Bücher. Ihnen hat es etwa der Gott Ratio-Mäuſim, welchen ſie, ſtatt des von ihnen verachteten Gottes ihrer Väter, „ehren, mit Gold, Silber, Edelſtein und Kleinoden“, beſſer gelehrt. Der Menſch iſt nach dieſer Lehre von Natur gut oder weder gut noch böſe. Es ſind auch an ſich weder unſre Neigungen und Begierden böſe noch die Befriedigung derſelben unterſagt, ſo lange durch ſie nicht die bürgerliche Ruhe und die Ordnung der Geſellſchaft geſtört wird, denn es gehen bei dem Menſchen die Neigungen und Triebe eben ſo natürlich aus dem, von Anbeginn an, ihm anerſchaffnen Weſen hervor, als die Triebe des Thieres aus der dieſem anerſchaffnen Natur, ja als das Fallen des Steines zum Boden aus der jenem eingepflanzten Schwere. Es iſt etwa bei dem einen Menſchen ſchon ſeit der Entſtehung des Leibes im Schooſe der Mutter dieſer Theil des Gehirnes, bei dem andren ein andrer Theil in etwas vorherrſchendem Maße entwickelt worden, und ſiehe, jener kann dem wilden Triebe zur Wolluſt, dieſer dem Drange zu morden ſo wenig widerſtehen, vermag ſo wenig ſich in den Schranken der bürgerlichen Ordnung zu halten, als der Stein auf dem Waſſer zu ſchwimmen. Eine körperliche Anlage, zufällig dem Leibe ſchon im Augenblick ſeines Entſtehens eingeprägt, machet den einen ſo unempfänglich gegen alle Stimme einer höheren Vernunft, als das Eis zum Brennen. Es ſind eigentlich und zuletzt die unverſchuldeten körperlichen Anlagen, welche wir an dem nur bemitleidenswerthen Verbrecher beſtrafen, und was die Moral der Seele als Sünde zugerechnet, iſt immer nur Gebrechlichkeit oder Krankheit des Leibes.“

Nach einer andren Lehre von minder rohem Anſchein, welche jedoch daſſelbe will, was die eben erwähnte erſtrebet, ſind zwar die Anlagen zu der einen oder der andren Richtung unſrer begehrenden und ſelbſtthätig wirkenden Natur, bei verſchiednen Menſchen verſchieden, und es liegt namentlich in dem einen, von der Geburt an ein etwas mächtigerer Hang zur ſinnlichen Luſt oder zum Zorn, als im andren, aber es lebt zugleich in dem Menſchen, ſo wie er iſt, ganz die Kraft, den Hang zu dem ſogenannt Böſen zu überwinden und gut zu werden, wie nach dem Ausſpruch eines berühmten Philoſophen in unſrem Willen die Kraft liegt, den Sturm der Krankheit zu beſchwichtigen und dem Leibe zu gebieten, daß er geſund ſey.

Wohlan dann liegt die Anlage zu dem, was die alten Bücher die Sünde, der Leute Verderben nennen, in der Bildung oder Mißbildung oder in einer krankhaften Verſtimmung des leiblichen Organs, was ſuchen wir andre als leibliche Verwahrungs- oder Heilmittel? Iſt im Willen des Menſchen allein die Kraft, dem innren Verderben zu gebieten und zu einer göttlichen Freiheit und Reinheit des Geiſtes emporzuwachſen, warum ſtraft die Geſchichte der Völker und einzelnen Menſchen in alter und neuer Zeit den Ausſpruch, nicht blos des Weiſen von Athen, ſondern der wahrhaft Weiſen aller Zeiten, nicht Lügen? den Ausſpruch: „daß die innre, allgemeine Krankheit des Menſchengeiſtes durch keine Heilmittel menſchlicher Kunſt und Erfindung gehoben werden könne.“ Iſt nicht überall und zu allen Zeiten der Anfang der innren Veredlung und Beſſerung eben dieſe demüthige Selbſterkenntniß geweſen, deren Ausſpruch wir beſtreiten wollten (m. v. den Abſchn. VI.).

Iſt der Menſch von Natur gut, liegt in ihm ſelber die Kraft, gut zu ſeyn und gut zu werden, dann bedürfen wir — dies iſt der Sinn jener Lehren — keines Erlöſers, wir fragen nicht nach Gnade und göttlichem Erbarmen, uns iſt keine Gottheit vonnöthen, als die eigne, uns inwohnende Gottheit. Iſt die Lehre, daß eine Sünde ſey, ein Wahn, iſt das, was wir Sünde nennen, an ſich gut, weil es natürlich iſt, und wird etwa nur durch die augenfälligen Störungen, welche es in der äußeren, bürgerlichen Ordnung oder in den innren Lebensbewegungen unſres Leibes anrichtet, zu etwas Geſetzwidrigen, ſo iſt die Lehre von dem Unwillen und dem Ernſt, nicht des menſchlichen, ſondern eines göttlichen Richters ein alter Wahn; denn dieſer Gott hat uns ſo — mit allen unſren Neigungen und Trieben — erſchaffen, er kann ſein eignes Thun nicht tadeln, noch weniger es ſtrafen. Ein alter, verkehrter Wahn iſt dann die Lehre, daß eine Vergebung der Sünden, eine Tilgung der Sündenſchuld nöthig ſey, wiewohl ſich dieſer Wahn, ſchon nach Plutarchs Zeugniß, ſo allgemein verbreitet findet, daß kein Volk auf Erden geweſen, welches ihn nicht „durch Opfer, Reinigungen und andre gottesdienſtliche Gebräuche“ ausgeſprochen und demſelben zu genügen geſucht hätte, und wiewohl das, was dieſer Wahn ſagt, die allgemein laut ſchreiende Stimme des Gewiſſens iſt.

Es wird, bei einer ernſtlicheren Prüfung dieſer Ausſprüche, ſchon bedenklich gefunden, daß jene Richtung des verkehrten Menſchenwillens, welche wir Sünde nennen, an unſrer Natur von ſo ganz andrer Art und Geſtalt erſcheine, als die etwa für verwandt gehaltenen Aeußerungen der Begierden und innren Aufregungen in der äußerlich auch noch ſo ähnlichen, thieriſchen Natur. Zwar ob auch dieſer jetzige Zuſtand der uns umgebenden Lebendigen: der Zuſtand einer unaufhörlichen gegenſeitigen Reibung und Zerſtörung ſchon der urſprüngliche und älteſte geweſen, das wollen wir hier nicht unterſuchen, gewiß iſt, daß auch, ſo wie das jetzige Thier neben dem Menſchen daſtehet, das Thun des erſteren zu dem des andren kaum ſich verhalte, wie das leiſe Hinrollen einer Kugel am Boden zum gewaltigen, Alles zerſchmetternden Herabſturz eines Steines aus großer Höhe, ja wie die bloße Abbildung der Peſt zu Mailand und Toulon, von Künſtlerhand, zu den Schmerzen und dem giftigen Aushauch der Seuche ſelber.

Laſſen wir bei dem Vergleich beider ſelbſt nur jenen innren Schönheitsſinn urtheilen, deſſen Beſitz wir mit Recht als eines der köſtlichſten Vorrechte unſrer Natur rühmen, ſo wird uns dieſer über den Menſchen etwas ganz Andres ſagen, als über das, ſcheinbar nach gleicher Richtung bewegte Thier. Vergeblich hat der Menſch, wenn er nach einem alten Mährlein der früheren Naturbeſchreiber dem

Vielfraß eine Unmäßigkeit andichtete, welche eines gewaltſam künſtlichen Gegenmittels bedürfte, oder den kleinen kamtſchadaliſchen Sparmans die Luſt an narcotiſchen Wurzeln, womit ſie bei ihren Feſten ſich berauſche, das Thier zu einem Mitgenoſſen ſeiner eignen Schuld zu machen verſucht, und hierdurch dieſer Schuld einen mildernden Anſchein geben wollen, weil ſie ſogar unter den Thieren nicht ohne Beiſpiel ſey. Es friſſet kein Thier der Erde, wenigſtens im freien, natürlichen Zuſtande, blos dem Kitzel des Gaumens zu gefallen, und mehr als das Bedürfniß der Natur erfordert, und auch die reichlichſt genoſſene Mahlzeit wird bei dem Thier etwa nur eine bald vorübergehende Schwerfälligkeit und Hemmung der Glieder zu dem ſonſt gewohnten Flug oder Lauf, nicht aber ein ſelbſtvorausgeſehenes, mit Bewußtſeyn bewirktes Erkranken herbeiführen; es wird kein Thier der Erde durch Unmäßigkeit im Genuß der Speiſe ſich den Tod bereiten oder beſchleunigen, vielmehr iſt bei ihnen allen der Grund des Todes der Hunger oder das Aufhören der innren Zertheilung der Speiſe (nach §. 22). Das Bild des Berauſchten, welcher mit grinſendem Lachen in ſeinen eignen Eingeweiden wüthet und in dem eignen Unflathe ſich wälzet, ſuchen wir vergebens, auch nur im ſchwächſten Abbild, in der uns umgebenden Thierwelt auf. Und wie ſollte die wohlthätige Fangheuſchrecke, wenn ſie, auf den vier Füſſen des Rumpfes einhergehend, mit den emporgehobenen, ſägenartig geſchärften Vorderfüßen emſig nach dem ſchädlichen Gewürm ſpähet und die Zerſtörer der Saaten tödtet, ein Bild der tückiſchen Verſtellung, ein Bild jener giftigen Heuchelei ſeyn, in welcher zuweilen der entartete Menſch den Tod in ſeinem Innren mit dem lieblichen Schein des Lebens; das Aergſte und Niedrigſte mit dem Truggewand des Höchſten und Heiligſten bedecket. Ein ſolches furchtbar verzerrtes Menſchenweſen findet auf dem ganzen Boden der Erde, findet in der Luft und in dem Gewäſſer kein ſichtbares Weſen, das ihm gleiche, findet da nirgends auch nur die Spur eines Ebenbildes ſeiner eignen, innren Geſtaltung. So iſt auch das Spiel, welches, wie in dämoniſcher Begeiſterung, die Helden der Revolution unſres Nachbarlandes mit der Todesangſt und den Todesqualen ihrer menſchlichen Schlachtopfer getrieben; es iſt die Luſt an der Pein der Brüder etwas ganz andres, als das Spiel der Katze oder des jungen Tigers mit dem lebendig erbeuteten Thier, und wir kennen kein lebendiges Weſen, welches Gefallen an dem muthwilligen und für es ſelber nutzloſen Zerſtören der Werke eines fremden Fleißes und fremder Kunſt fände wie der Menſch. Denn der Haſe benagt den neugepflanzten Baum aus Hunger, die Larve des Immenkäfers führet den Weg zu ihrer Speiſe durch die künſtlichen Zellen des Bienenſtockes; der Baumſchänder aber verdirbt die zarte, junge Pflanzung einer fremden, fleißigen Hand, weil er das ſtille Leben, das im Gewächs ſich kund gibt, aus innrer Verderbtheit haſſet, und der ihm ähnliche Mordbrenner läſſet den Haß gegen das ſtille, hehre Wirken und Schaffen der Menſchenkunſt und des Menſchenglückes, durch das Entzünden und Zertrümmern der Gebäude und Städte aus.

Wenn in den Sprachen das Abweichen der Menſchenſeele von der Bahn des Geſetzes, wenn das Sündigen ein Fallen genannt wird, ſo verhält ſich dieſes Fallen beim Menſchen zu dem, was etwa im Leben und Weſen des Thieres von ähnlicher Art erſcheinet, wie ſich der Fall eines ſchweren Geſteines aus großer Höhe zum Boden zu dem Fall eines Körpers vom Gewicht der Flaumenfeder aus gleicher Höhe verhält. Es beſchleunigt und verſtärkt ſich beim Geſtein die Kraft des Fallens näher zum Boden hin in furchtbarem Maße, und zuletzt erhitzt und entzündet ſich, was an ihm brennbar iſt, ſein Auftreffen auf den Boden wirkt mit zerſchmetternder Gewalt. Die Flaumenfeder aber, von der Luft getragen, tauchet ſanft in die Tiefe, und der Windhauch erhebt ſie von Neuem.

Was iſt es denn, was „dem Fallen" der Menſchenſeele dieſe beſondre Kraft gibt das innre „Rad des Werdens", wie der Brief eines Apoſtels es nennet, mit Gluth des Abgrundes zu entzünden und das eigne Weſen zu zerſchmettern? — Die Schrift nennet das, was den Fall ſo beſchleuniget und verſtärket: das Geſez. Denn, ſo ſaget der Apoſtel, „der Stachel des Todes iſt die Sünde; die Kraft aber der Sünde iſt das Geſetz. — Ich wußte nichts von der Luſt, wo das Geſetz nicht hätte geſagt: laß dich nicht gelüſten. Da nahm aber die Sünde Urſach am Gebot und erregte in mir allerlei Luſt. Denn ohne das Geſetz war die Sünde todt, als aber das Gebot kam, ward die Sünde wieder lebendig. — Das Gebot war es, was mir zum Tode gereichte, welches mir doch zum Leben gegeben war." So iſt es denn das Geſetz, welches „nur Zorn anrichtet", und es ſind, „die mit des Geſetzes Werk umgehen, unter dem Fluche."

Und dennoch nennet derſelbe Apoſtel dieſes Geſetz heilig und das Gebot heilig, recht und gut. Der Mund der Wahrheit ſelber, welcher gekommen war, das Geſetz zu erfüllen und von dem Fluche deſſelben uns zu erlöſen, da Er ein Fluch für uns ward, Er, welcher des Geſetzes Ende iſt, ſaget mit einem Eid der feſten Verſicherung: „wahrlich, bis daß Himmel und Erden zergehe, wird nicht zergehen der kleinſte Buchſtabe, noch ein Titel vom Geſetz, bis daß es Alles geſchehe." So iſt das, was der Sünde des Menſchen ihre Kraft gibt, das, was ohne ein göttliches Erbarmen, „welches die, ſo unter dem Geſetz waren, erlöſete, damit ſie die Kindſchaft empfingen"; eine Urſache des Todes, ein Anlaß des Fluches ward, zugleich heilig und ſoll dauern bis daß Himmel und Erden zergehen? Es erreget dieſer Anſchein des Widerſpruches der einen Eigenſchaft jener „durch das Geſchäft der Engel“ dem Menſchen gewordnen Gnadengabe, gegen die andre ein tiefes Staunen, und dem Geiſt wird beim Hinabſehen in die Tiefe bange.

Wir nennen in der Natur die Weiſe, in welcher die Geſchwindigkeit eines von oben nach unten fallenden Körpers von Moment zu Moment ſich höher ſteigert, ein Geſetz. Geſetz nennen wir die Weiſe, in welcher die Wärme wirkt und ſich vertheilet, noch mehr aber jene, in welcher die Anziehung der Sonne oder eines andren Körpers mit der Entfernung des angezogenen Körpers abnimmt. Es iſt denn ein allgemeines, ein in ſeiner Wirkſamkeit weiſe und hehr erſcheinendes Geſetz, welches währen wird bis daß dieſe Erde und ihre Nachbarwelten ſelber vergehen oder andre werden, was den Körper bei ſeinem Fallen hinab zum Boden zieht; es iſt ein feſtſtehendes Geſetz der Natur, welches der Wärme der Sonnenſtrahlen, wenn ſie durch die dichten Schichten des Luftkreiſes hinab auf die dichteren, dunklen Körper des Bodens treffen, ihre auflöſende, den Zuſammenhang zertrennende Gewalt gibt.

Die Schwere wirkt wohl auf Alles, was irdiſch iſt; der Stein wie der Dampf des Waſſers, die Frucht, die vom Baume fällt und der Vogel, der ſich von ſeinem Neſte erhebt, das in den Zweigen des Baumes iſt, fühlen alle ihren Zug. Aber das Waſſer in der Form des Dampfes hat die Natur der leichten Luft angezogen, und wird deßhalb von der Luft getragen; in dem Vogel lebt eine ſelbſtſtändige Kraft des Aufſchwunges, welche mächtiger iſt, als der Zug der Schwere. Aus der heißen, ſumpfigen Ebene am Fuße der Apenninen, aus der Ebene, da der Strahl der Mittagsſonne die Seuche ausbrütet, da der grünenden Flur ſtatt des lieblichen Duftes ein Gifthauch des Fiebers entſteiget, erhebt ſich der ſchnelle Falke hinauf zum Gipfel des Gebirges. Da wehet ein erquickender Wind durch den Wald der Kaſtanien, aus dem Felſen mit heilſamen Kräften entſpringet der Quell, an welchem die Freundin der Höhen, Aeskulaps Schlange wohnet; duftendes Kraut zur Geſundheit des Menſchen entwächſet dem Boden. Doch der hier wohnende Menſch bedarf der Heilkräuter nur ſelten oder nie. Denn es ſtärket ſchon die balſamiſche Luft des Gebirges und der Trunk aus dem Quell die Glieder; der Flug des Falken, wenn er aus der drückenden Luft der Tiefe da hinaufſchwebet, wird freudiger und ſchneller, der krankende Hirte des Thales fühlet alsbald an dieſen Felſenbächen ſich erfriſchet und geneſen.

Es iſt aber dieſelbe Sonne, welche die heißen, ſumpfigen Ebenen der Tiefe bebrütet, und welche den ewigen Frühling des hohen Thales von Quito beſtrahlet; es iſt dieſelbe Sonne, welche die dünne Luft unſerer Hochalpen an einem Sommermittage nur ſo mäßig erwärmet, während in dem Nachbarthale der heiße Dunſt in einer kochend wallenden Bewegung iſt; dieſelbe Sonne, welche die weiße Platte von Holz oder das durchſichtige Glas faſt noch kalt gelaſſen, wenn ſie den daneben ſtehenden Körper von dunklem Eiſen ſehr fühlbar erwärmte. Es iſt nicht der Körper an ſich und die elementare Beſchaffenheit deſſelben, welche den Sonnenſtrahlen ihre auflöſende, zerſtörende Kraft gegen denſelben gibt, ſondern ſein gröber leiblicher, dichter Zuſammenhang, ſeine Dunkelheit und Undurchſichtigkeit ſind es, gegen welche das Geſetz der Erwärmung durch die Sonne mit feindſelig ſcheinender Gewalt gerichtet iſt. Die magnetiſche Kraft der Erde ſtrömt beſtändig durch unſre lebenden Glieder aus und ein, der Zug der Schwere wirket beſtändig auf den Leib, und wir fühlen kaum oder gar nicht dieſe Einwirkung; ſo mag es gar wohl auf jenem herrſchenden Centralkörper un-

rer

rer Planetenwelt eine leibliche Natur geben, an welcher das Licht und die Wärme nichts zu zerſtören und aufzulöſen finden, weil ihnen dieſe Natur ſo nahe verwandt und befreundet iſt, wie die heimathliche Kraft des Magnetismus der irdiſchen Leiblichkeit.

Wirkt denn das Geſetz der Schwere als eine zerſchmetternde, unheilbringende Gewalt blos auf die dichten, eigenſchweren Körper, wenn dieſe von ihrem natürlichen Ruhepunct hinweg in eine Region erhoben wurden, in welcher das leichte, zarte Gewölk ſchwebet, ohne in Gefahr zu ſeyn hinabzuſtürzen; wirkt die Sonne mit unmäßig erhitzender Gewalt nur auf die dichteren Luftſchichten der Tiefe, nicht auf die zarteren der Höhen, ſo wird auch wohl jenes Geſetz, von welchem die Schrift redet, nur am Menſchen zu einer Urſache des Todes und des Fluches werden, weil am Menſchen und im Menſchen, vor andren Lebendigen ſeiner Sichtbarkeit, etwas iſt, was auf beſondre Weiſe, widerſtrebend, zu jenem Geſetz ſich verhält.

Wenn wir nach dieſem Etwas im Menſchen, welches für ihn das Geſetz zu einer Kraft der Sünde machet, forſchen, ſo ſcheinet zuerſt ein Verdacht auf die Leiblichkeit zu fallen, als ſey dieſe der Grund der Verkehrung von einem an ſich Guten und Heiligen in ein Schädliches. Wir wiſſen, ſagt der Apoſtel, daß das Geſetz geiſtlich iſt, ich aber bin fleiſchlich, unter die Sünde verkauft. Das Fleiſch iſt es, durch welches die Kraft zur Erfüllung des Geſetzes geſchwächet und dieſe Erfüllung unmöglich ward, „bis daß Gott ſeinen Sohn in der Geſtalt des ſündlichen Fleiſches ſandte, und verdammte die Sünde im Fleiſche durch Sünde.“ Es wollte jenes Geſchlecht der älteſten Zeit, deſſen Weg auf Erden verkehrt und verderbet geweſen, ſich nicht ſtrafen laſſen von dem Geiſt aus Gott, weil es Fleiſch war, denn, wie ein ſpäteres Buch ſaget:

fleiſchlich geſinnt ſeyn iſt der Tod, weil es eine Feindſchaft gegen Gott iſt. Darum warnet ein Apoſtel vor den fleiſchlichen Lüſten, weil dieſelben gegen die Seele ſtreiten und von einem andren werden jene Spötter der letzten Zeiten, die da Rotten machen, Fleiſchliche genannt, die keinen Geiſt haben. Es wird, wer auf das Fleiſch ſäet, vom Fleiſche das Verderben ernten, denn offenbar ſind die Werke des Fleiſches: Ehebruch und Mord und Unreinigkeit. — Ja ſelbſt Jene, welche zwar im Fleiſche wandeln, aber nicht fleiſchlicher Weiſe ſtreiten, müſſen es beſtändig fühlen, daß, wenn auch der Geiſt willig iſt, doch das Fleiſch ſo ſchwach ſey; denn das Fleiſch gelüſtet wider den Geiſt und den Geiſt wider das Fleiſch, und es ſind dieſe beiden beſtändig wider einander. Sie müſſen es bekennen, daß, wer ſich zum Werk des Geiſtes gürtet, alsbald zufahren und nicht vorhin mit Fleiſch und Blut ſich beſprechen müſſe, denn dieſe können es dem Menſchen nicht offenbaren, wo für ihn das Heil gefunden werde, ſie erkennen nicht das geiſtlich iſt, ſie werden das Reich Gottes nicht ererben, denn nur der Geiſt iſt es, der da lebendig machet, das Fleiſch iſt kein Nutze.

Es wird dieſes vergängliche Weſen, welches der Menſch öfters ſein Ich nennt, dieſes Fleiſch, in welchem nichts Gutes wohnet, öfters mit jenem Namen bezeichnet, welchen uns der §. 40 in ſeiner höchſten und ehrwürdigſten Bedeutung kennen lehrte, mit dem Namen des ſichtbaren Leibes, den Gott gab und wunderbar bereitete, und deſſen Odem ein Aufſehen Gottes beſtändig erhält. Dieſem ſichtbaren Leibe, bevor er durch den Geiſt geheiligt und zu einem Tempel des lebendigen Gottes geworden iſt, gilt jenes Seufzen: ich elender Menſch, wer wird mich erlöſen von dem Leibe dieſes Todes?

Scheinet doch in vielen Stellen der Schrift nicht blos der Leib des Menſchen, ſondern die ganze ſichtbare Leiblichkeit jenen Verdacht zu theilen, zu welchem uns die früheren Betrachtungen des §. 40 und 41 nie berechtigen konnten. Denn mit dem Namen Welt, welche, ſammt Allem das in ihr iſt, Gott gemacht hat, und welche einſt voll werden ſoll der Herrlichkeit des Herrn, wird nicht blos jenes Weſen der Endlichkeit bezeichnet, welches vergehet mit ſeiner Luſt, ſondern ein Bleiben der Pilgrimſchaft und Fremdlingſchaft, in welcher der Menſch, der nach Gott fraget, nur Angſt hat, denn die Welt erkennet das, was aus dem Geiſte iſt, nicht als das Ihre, ſondern haſſet daſſelbe: ſie iſt es, welche ſich freuet der Thräne des Gerechten, ſie iſt es, welche der Menſch Gottes nicht lieb haben, deren vergängliche Luſt er fliehen ſoll. Denn ſo Jemand die Welt lieb hat, in dem iſt nicht die Liebe des Vaters, ja der Welt Freundſchaft iſt Gottes Feindſchaft. Die Welt iſt es auch, welche Der, der ſie gemacht hat, und welchen dieſelbe, da Er in das Seine kam, nicht erkannte, überwunden hat und überwinden wird, ſie iſt es, welche Der, ſo einſt Alles neu machet, richten wird und verderben.

Wie? ſollte das Wort der Wahrheit, welches der Geiſt aus Gott im Geiſt des Menſchen geſprochen, ſelber jene alte Lehre der Völker, denen die Offenbarung nur mittelbar geworden, in etwas rechtfertigen wollen, jene Lehre voll innren Widerſpruches und Gefahren, daß nur die Materie, als ſolche, das Böſe, im Gegenſatz zur Gottheit, welche gut iſt, ſey? Denn die Materie, mit Gott von einem gleichen ewigen Anfange und Beſtehen, und nicht durch ihn oder aus ihm geſchaffen, ſey als das Vernunftloſe, ja der Vernunft Entgegengeſetzte, der Anfang alles Widerſtreites gegen das Göttliche, welches das an ſich Vernünftige und Denkende iſt. In jener wäre mithin der Anfang und Urſprung alles Böſen, das in der Welt iſt, in dieſem der Anfang alles Guten. Die Seele, wenigſtens die gute Seele im Menſchen, ſey von Gott, der Leib aber aus der Materie, und das innre Lebensbewegen, das aus dem Leibe komme, ſey deshalb eine böſe oder vernunftloſe Seele, im Verhältniß zu der inwohnenden guten und vernünftigen. Es erſcheint alsdann der Leib als ein drückender Kerker, in welchem die Seele ſeufzet, bis ſie der Tod aus der harten Gefangenſchaft losmachet, obwohl nach jener alten Lehre bei Plato die Schuld des eignen Willens, des eignen Gelüſtes nach der Sinnenwelt, die Seele aus den oberen Räumen da hinabgeſenkt. —

So müßte dann der Stein böſer und haſſenswerther ſeyn, als die Pflanze, und das ſchwere, am meiſten nach der Tiefe hinabſtrebende und darum materiellſte Gold vor allen am meiſten. Die Pflanze wäre haſſenswerther, als das Thier, denn in jener herrſchet das Vernunftloſe mehr vor, als in dieſem; das Thier wäre aus demſelben Grunde böſer, als der Menſch, in welchem unter allen Lebendigen der Sichtbarkeit die vernünftige und denkende Seele, die geiſtige Natur aus Gott am kräftigſten waltet, am meiſten vorherrſcht. Es wäre dann unter allen Dingen unſrer Sichtbarkeit etwa das Gold jenes, welches ſelber mit dem Urſprung alles Böſen am nächſten verwandt, am meiſten nach dieſem hinabſtrebt und gezogen wird, der Menſch könnte dies am allerwenigſten ſeyn.

Dieſem ſpielenden, zu ſehr an der Oberfläche liegenden Einwurf, welcher jedoch, etwas tiefer gefaßt, nicht ganz ohne Wahrheit iſt, begegnen allerdings die Schriften der denkenden Alten ſelber, und es iſt, wie wir ſchon oben geſehen, in ihnen ein Ahnden von der Bedeutung des freien Willens, von einem tiefen (in der Seele ſelber) gelegnen und eingebornen natürlichen Verderben, ſo wie von der Nothwendigkeit eines Heilmittels nicht menſchlicher, ſondern göttlicher Kunſt und Art. Es wird auch nach einer ſpäteren Lehre die gröber körperliche Subſtanz wie durch einen Abfall des urſprünglich gut erſchaffenen Seyns und Weſens entſtanden betrachtet. Dennoch iſt das Verkennen und Haſſen des eignen Fleiſches und der Leiblichkeit überhaupt, weder in den Lehren der Offenbarung, noch in der Vernunft, noch in der Betrachtung und Ausſage der uns umgebenden Natur begründet.

Es iſt, namentlich durch die Lehre des Chriſtenthums, auf die Bedeutung und den Werth des Leibes und der geſammten Leiblichkeit ein verklärender Glanz gefallen, ſeitdem Der, welcher des Weſens Anfang war, die Natur des Leibes, die Geſtalt des ſündlichen Fleiſches an ſich genommen. Ein hehrer Vergleich, welchen die Offenbarung ſelber anſtellet, läſſet uns in dem Verhältniß unſres innren Menſchen ein Abbild erblicken von dem Verhältniß des Herrn zu ſeiner Gemeinde. Unſre Glieder ſelber ſollen Chriſti Glieder, unſer ganzer Leib ein Tempel ſeyn des Geiſtes aus Gott. Dieſer unſer vergängliche Leib ſoll einſt verklärt uns wieder werden (§. 41). Darum iſt die Anhänglichkeit der Seele an ihren Leib eine ſo tief gegründete und natürliche, und es läſſet dieſes natürliche Gefühl dem Menſchen nicht zu, ſein eignes Fleiſch zu haſſen, ſondern er nähret es und pfleget ſein, und es iſt, nach dem Spruch eines Weiſen, der ein Unbarmherziger, welcher ſein eignes Fleiſch betrübet; es iſt uns geboten, uns nicht von dem eignen Fleiſche zu entziehen, ſondern ſein zu warten, doch alſo, daß es nicht geil werde.

Das aber, was den Leib des Menſchen vorzugsweiſe vor jenem des Thieres zu einem Werkzeug der Sünde und Ungerechtigkeit machet, liegt nicht in der Leiblichkeit an ſich und überhaupt, ſondern es hat einen tieferen Grund.

Vergleichen wir das leibliche Leben des Thieres mit dem des Menſchen, ſo erkennen wir bald, daß jenes, wie ein Unmündiges, von einer höheren, göttlichen Kraft und Vorſicht geleitet, ohne eigne Wahl, zur beſtimmten Zeit und Stunde über Land und Meer geführt, zum Geſchäft der Fortpflanzung gerufen, zur Vorſorge der Jungen getrieben werde. Der Menſch dagegen wird von keinem Inſtinkt gehalten oder gegängelt, er brauchet des Leibes und ſeiner Vergnügungen nach eignem Wohlgefallen. Wenn dann bei dem unmündigen Thiere die Zeit zu irgend einer anjetzt für die eigne oder für die Erhaltung des Geſchlechts nothwendigen Lebensbewegung gekommen, da werden ihm die nöthigen Kräfte, da werden ihm in ſeiner äußeren Umgebung, mit dem erwachten Triebe zugleich, die nöthigen Mittel gegeben. Einige ſchwerfällige Vögel unſrer Felder und Wieſen, welche den übrigen Theil des Jahres kaum die dringendſte Gefahr zu dem kurzen Flug von wenig hundert Schritten zu zwingen vermag, empfangen plötzlich, wenn im Herbſte die Zeit des Wanderns gekommen, auf vorhin unmöglich geſchienene Weiſe die Kraft, über das Thal und die hohe Alpenkette, über ferne Länder und weite Meere zu fliegen. Es wird der Kreuzſchnabel mitten in der kälteſten Zeit des Winters in ſeine heimathlichen, nordiſchen Fichtenwälder zurückgerufen, um hier das Geſchäft des Zeugens und Brütens der Jungen zu beſorgen, und es ſind ihm zugleich, in dem alsdann reifenden Fichtenſaamen, die nöthigen Mittel zur Erhaltung des eignen, wie des Lebens der Brut gegeben. Eine Weisheit, welche mütterlich den Haushalt der Natur verſorgt und leitet, ſendet die wohlthätigen Schaaren des Samarmog (Turd. roseus) in das von Heuſchrecken überdeckte Land, rufet die Iltiſſe und Eulen zur Erleichterung der von Mäuſen verheerten Flur herbei, führet die wandernden Tauben dahin, wo die Fülle der überkräftigen Natur, einer Ueberſchwemmung gleich, aus ihrem Bett getreten, ihre Dämme durchbrochen. Es ſind die Thiere, gehalten an dem leitenden Inſtinct, Boten und Diener einer überall waltenden Naturkraft, welche ſie leitet dahin ſie will. Nicht nach der Luſt des Gaumens, ſondern nach beſtimmtem Maß und zu beſtimmtem Zwecke ſättigt ſich das Thier, ihm iſt die Bahn der Wanderung, ihm iſt die Zeit des Verkehres der Geſchlechter nach einem höheren Rath, nicht nach eigner Wahl und Lüſternheit, feſt beſtimmt. So ruhet das Thier, wie das unmündige Kind, am Schoos der Mutter, welche das ſchwache Werkzeug trägt und ernährt; es ruhet, ohne Gefahr ſich zu zerſchmettern, wie der Stein oder die feſtgewurzelte Pflanze am Boden: während der Menſch, wie durch eine fremde Gewalt vom Boden geriſſen und erhoben, in einer freien Höhe ſchwebt, in welcher ihn das Geſetz der Schwere, das den ruhenden Stein an ſeinem Orte hält, auf ganz andre Weiſe ergreift und bewegt, als die andren ſichtbaren Lebendigen.

Zwar auch des Menſchen Odem bewahret ein Aufſehen von oben, zwar auch ihn tränket und nähret wie an Mutterbrüſten ein ewiges Erbarmen; aber ihm ſcheinet zugleich die Macht gegeben, dieſe Mutter zu verlaſſen und dem Gehorſam gegen ihre Stimme ſich zu entziehen. Der natürliche Menſch, durch keinen Inſtinct gehalten und geleitet, reißet die Gaben der äußeren Natur an ſich aus Lüſternheit, auch wenn ſie ihm Gift ſind, und jene Wilden, welche von Einigen für Beiſpiele des urſprünglichen, ja des reineren „Naturzuſtandes“ unſres Geſchlechts gehalten worden, zerſtören mit einer unbezähmbar wilden Gier zum Brantweintrinken den elenden Leib, oder ſchwächen und betäuben ihn durch den eingeathmeten Rauch und Staub narcotiſcher Kräuter. Es wird, verſetzt in die Fülle unſrer durch Civiliſation erkünſtelten Genüſſe, ein ſolcher „Naturmenſch“ alsbald ein Opfer der Unmäßigkeit und Lüſternheit, während ſelbſt der Affe, durch einen eingepflanzten Inſtinct gewarnt, in der Gefangenſchaft ſolche Speiſen verſchmäht, welche ihm ſchaden würden. So brauchet der Menſch der äußeren Natur, er brauchet den eignen Leib und ſeine bewegten oder fühlenden Glieder wann und wie und in welchem Maße er will; aber dieſer freie Gebrauch gereichet ihm häufig zum Schaden und Verderben, und wir ſehen unſer Geſchlecht gerade da, wo die Natur ihre Segensfülle am reichlichſten um daſſelbe ergoſſen, wo der Genuß von außen am unverwehrteſten iſt, am tiefſten verſunken und entartet: neben dem äußeren Paradies eine innre Wüſte, durchglüht von ſengend heißen, zerſtörenden Begierden.

Gerade dieſe Freilaſſung, dieſe Entbundenheit, welche zu dem höchſten Vorzug unſrer Natur zu werden vermag, gehet dann aus jenem natürlichen Grund hervor, den die Weisheit der alten Zeiten das angeborne Verderben, den Hang zur Sünde, die allgemeine Krankheit der Völker genannt.

Nach einem oben gebrauchten Bilde wirket das Geſetz der Schwere nur bei ſolchen Körpern zum Falle, welche ſich mit einer ſeinem Zuge widerſtrebenden Gewalt über den Boden erhoben haben; die Sonnenſtrahlen wirken nur auf ſolche Körper mit auflöſend erhitzender Kraft, in denen ein dem Licht widerſtehendes Princip iſt. Das Leiblichwerden iſt nach §. 40 urſprünglich ein Hingeben der Seele in das Walten und Regieren eines höheren Willens, es iſt der Act einer freiwilligen Selbſtunterwerfung in den Dienſt eines fremden (oberen) Lebens, und der Tod des Leibes kommt aus einer Aufkündigung des Gehorſams gegen dieſes höhere, mächtigere Walten (nach S. 632). Die Sünde und der Anfang aller Verſündigung wird uns als ein hochmüthiges Erheben gegen Gott und das was göttlich iſt beſchrieben; die Selbſtſucht, welche ihr Vergnügen in der eignen, widerſtrebenden Richtung, nicht in den Folgen des Zuges, der aus Gott iſt, ſuchet, iſt Sünde. So wird denn dieſer Leib zu einem Leib der Sünde, weil in ihm nicht blos die Möglichkeit, ſondern auch der Hang liegt, dem Walten eines höheren, göttlichen Willens ſich zu entziehen und zu widerſetzen, weil derſelbe eine Unterwürfigkeit und Dienſtbarkeit der Seele nicht in ein göttliches Walten und Regieren, ſondern in eine (innre und äußre) Macht iſt, welche dieſem Walten und Regieren den Gehorſam aufkündigt, weil ſie ſelber ihm ſich gleich ſetzet. Das Geſetz dann, wie die Sonnenſtrahlen in dem dunklen, dichten Körper die Hitze, reget in dem innren Weſen des Menſchen jenes Princip des Widerſtrebens und des Ungehorſams auf, welches der Urſprung der Sünde iſt; das Geſetz wird hierdurch, nach einem Ausdruck der Schrift, die Kraft der Sünde.

Angeboren und eingepflanzt iſt der Natur des Menſchen dieſes Princip des Ungehorſams und des Eigenwillens, mit der Verleiblichung in dieſe ſichtbare Form, welche die Zeugung von Geſchlecht auf Geſchlecht forterbte. Das Weſen der Menſchenſeele als eines Ebenbildes der Gottheit iſt Freiheit, zu wählen das Gute oder das Böſe; mit dem Entſtehen der Seele beginnt zugleich dieſes Freiſeyn. Auch die Verleiblichung als ein ſich Unterwürfigmachen unter das Regieren einer höheren Macht, erſcheinet dann bei der Seele des Menſchen nicht ohne Mitwirkung eines eignen, freien Willens zu geſchehen; die Seele hat ſich zu dieſem Leibe, der durch inwohnende Schuld zum Grabe eilt, zu dieſem Leibe vom erſten Vater des Geſchlechts vererbt, wie durch eine eigne Wahl bekannt, bekannt mithin auch zu der anfänglichen Richtung der Unfolgſamkeit, zu dem Losſagen aus dem alten, urſprünglichen Bunde. Doch über dieſen Theil der Geſchichte der Seele ſchwebet ein ernſtes Dunkel. Es rühmet ſich der Apoſtel, vor allem Preis der eignen Weisheit, Gottes, mit welchem wir durch Chriſtum verſöhnt und wieder vereint ſind. Denn, „wie durch Einen Menſchen die Sünde iſt gekommen in die Welt und der Tod durch die Sünde, und iſt alſo der Tod zu allen Menſchen durchgedrungen, dieweil ſie alle geſündigt haben; ſo iſt auch durch Eines Gerechtigkeit die Rechtfertigung des Lebens über alle Menſchen gekommen.“

Wie dieſer Leib, dieſe zerbrechliche Hütte, ein Leib der Sünde iſt, weil in ihm ein Princip lebet, das ſich dem höheren Walten entzogen; ſo iſt der neue Leib, welchen der Menſch nicht durch ein Geſchäft des Fleiſches, ſondern des Geiſtes empfängt, ein Leib des ewigen Lebens. Aus dem irdiſchen Waſſer hat ſich alles irdiſch Leibliche geſtaltet; das Waſſer iſt, nach einem alten Spruch, das erſte, das beſte aller leiblichen Dinge, in ihm webet Schöpferkraft. Es iſt aber ein Waſſer höherer Art, ein Waſſer des Lebens, aus welchem der Leib der Ewigkeit ſich geſtaltet. Das nach Sättigung von oben dürſtende Sehnen empfängt dieſes Waſſer umſonſt. Die Seele, wenn ſie in dem Element des neuen Lebens ſich verleiblicht, ziehet vorhin den Ungehorſam der Natur aus, leget ab das innre Losſagen und Abweichen von Gott. Dieſe neue Verleiblichung iſt der Art einer gänzlichen und lauteren Unterwerfung und Hingabe in die Macht des göttlichen, nicht in den Einfluß und die Kraft eines ihr widerſtrebenden Willens. Möge es auch den ſchwachen und ſo oft wankenden Schritten dieſer Unterſuchungen über die Geſchichte der Menſchenſeele erlaubt ſeyn, ſich dem Quell jener lebendigen Waſſer zu nahen und die neue höhere Schöpfung des Menſchen zu betrachten.

Bemerk. Ueber die Allgemeinheit der Opfer und Reinigungen bei allen Völkern der alten und neuen Zeit vergl. m. Meiners Geſch. der Religionen, beſonders den 2ten Band. r. Auf. — Die Stellen bei den Alten, worinnen mehr oder minder deutlich ein Anerkennen des natürlichen Verderbens im Menſchen ſich ausſpricht, ſind ſo zahlreich als allgemein bekannt. Wir führen hier nur einige an. Es ſey, ſagt Sophocles (Antigon. v. 1011), gemeinſam den Menſchen, zu ſündigen

(Ἀνθρώποισι γὰρ
τοῖς πᾶσι κοινόν ἐστι τοὐξαμαρτάνειν)

und Euripides im Hippolyt erkennt dieſelbe natürliche Neigung im Menſchen an: (Ἁμαρτεῖν εἰκὸς ἀνθρώπους.) Es nennt Sopater das Sündigen dem Menſchen angeboren σύμφυτον ἀνθρώποις τὸ ἁμαρτάνειν und Dio Caſſius (L. LII.) legt dem Mäcenas die Worte in den Mund: πολλὰ γὰρ ἡ φύσις καὶ παρὰ τῶν νόμων πολλοὺς ἁμαρτάνειν ἐξάγει, οἷς ἂν μὲν ἀκριβῶς τίς ἐπεξίῃ, ἢ τινα ἢ οὐδένα ἂν αὐτῶν ἀτιμώρητον καταλείπει. Es vergleichet Plato, wenn er den Verbrecher am Heiligthum der Götter anredet, das innre Verderben, welches den Menſchen zur Sünde führe, mit einem durch ſeinen Stachel zu wilden Bewegungen aufreizenden Inſect: der Bremſe. Aus einer alten, ungeſühnten Schuld ſey daſſelbe den Menſchen eingeboren; aus aller Kraft müſſe man ihm entfliehen. Οὐκ ἀνθρώπινόν σε κακὸν, οὐδὲ θεῖον κινεῖ τινων ἐπὶ τὴν ἱεροσυλίαν προτρέπον ἰέναι. Οἶστρος δέ ἐστι τις ἐμφυόμενος ἐκ παλαιῶν καὶ ἀκαθάρτων τοῖς ἀνθρώποις ἀδικημάτων, περιφερόμενος ἀλιτηριώδης, ὃν εὐλαβεῖσθαι χρεὼν παντὶ σθένει (de Legib. L. IX). Es erkennt derſelbe Weiſe des Alterthums, wie ſchon oben erwähnt, nicht blos (in ſeiner Republik) bei erwachſenen Menſchen und ganzen Völkern das inwohnende, eingeborne Verderben an, ſondern ſelbſt bei Kindern. Es wird, nach jener Stelle im Menon (T. III, p. 367 edit. Bip.) kein Menſch als gut geboren: (εἰ φύσει οἱ ἀγαθοὶ ἐγίγνοντο, ἦσάν που ἂν ἡμῖν οἳ ἐγίγνωσκον τῶν νέων τοὺς ἀγαθοὺς τὰς φύσεις· οὓς ἡμεῖς ἂν παραλαβόντες, ἐκείνων ἀποφηνάντων, ἐφυλάττομεν ἐν ἀκροπόλει, κατασημηνάμενοι πολὺ μᾶλλον ἢ τὸ χρυσίον · ἵνα μηδεὶς αὐτοὺς διέφθειρεν, ἀλλ' ἐπειδὴ ἀφίκοιντο εἰς τὴν ἡλικίαν, χρήσιμοι γίγνοιντο ταῖς πόλεσιν.) Es nennet auch Ariſtoteles das (natürliche) Uebel im Menſchen ein angebornes συγγενές (Ethic. ad Nicom. III, 15), nennet den Menſchen ein Bild des Unvermögens, einen Ball der Veränderlichkeit, die Wiege des Neides und des

Elendes — ein Gebilde aus Schleim und Galle (Stob. Serm. 96). Es erkennet Plutarch das Elend der innern Menſchennatur als ein, ſelbſt ſchon mit der Zeugung (m. v. Pſ. 51, V. 7) Gegebenes und ſaget (de Consol. ad Apoll.) [illegible] — So ſaget Krates (Diogen. Laert. vit. phil. l. VI §. 89): „Wie im Granatapfel immer ein fauler Kern, ſo in jedem Menſchen wenigſtens Eine ſündliche Neigung; Keiner iſt ohne Sünde.“ (Dieſe und mehrere hieher gehörige Stellen in Tholucks Lehre von der Sünde und vom Verſöhner, 2te Aufl. S. 18.) Mit Recht erkannten die Schüler des Ariſtipp in der Einübung und Angewöhnung des Guten, ein Gegenmittel gegen das alte, uns eingeborne Verderben an, wenn ſie ſagten: [illegible] — Die oben angedeuteten Stellen bei Cicero ſind: Simulac editi in lucem, et suscepti sumus, in omni continuo pravitate, et in summa opinionum perversitate versamur: ut paene cum lacte nutricis errorem suxisse videamur (Quaest. Tuscul. III, 1.) Ferner: Multis signis natura declarat, quid velit: obsurdescimus tamen, nescio quomodo; nec ea, quae ab ea monemur, audimus. Und Seneca (de Clem. L. I. c. 6): peccavimus omnes, alii leviora, alii ex destinato, alii forte impulsi, aut aliena nequitia ablati: alii in bonis consiliis parum fortiter stetimus, et innocentiam inviti ac renitentes perdidimus. Nec delinquimus tantum, sed usque ad extremum aevi delinquemus. Hieran reihet ſich auch ganz eine ähnliche Stelle eines andren Weiſen des Alterthums (Seneca de ira II, 9). – Es ſaget der ernſteſte, tiefſte der Geſchichtsforſcher des alten Roms: Natura tamen infirmitatis humanae tardiora sunt remedia, quam mala: et ut corpora lente augescunt, cito extinguuntur, sic ingenia studiaque oppresseris facilius, quam revocaveris. Und ſchon früher ein Forſcher der Geſchichte ſeines Volkes von ähnlicher Tiefe: Alle Menſchen ſündigen öffentlich und geheim. Die böſe Luſt verblendet die Erkenntniß, ſo daß dieſe der Hoffnung des Gewinns ſich hingibt, und ſo wird die Sünde vollbracht. — Daß ich's kurz ſage, verkehrt und thöricht iſt es, zu meinen, daß, wenn die Luſt im Menſchen einmal ſtürmend erwacht iſt, ſie durch ein Geſetz oder irgend ſonſt ein Mittel gebändigt werden könne. (Thucid. de bell. Pel. L. III, c. 45 bei Tholuck a. a. O. und Clem. Al. Paedag. L. III, cap. ult.) — Zum Sprüchwort unſerer Schulen ſind geworden die wenigſtens ihrem alten Herkommen nach bedeutungsvollen Verſe bei Ovid: nitimur in vetitum semper, cupimusque negata (Am. III, 4, 17) und video meliora proboque, deteriora sequor (Metam. VII. 20, 21.)

τὰ χρηστ' ἐπιστάμεσθα καὶ γιγνώσκομεν
οὐκ ἐκποιοῦμεν δέ

(Eur. Phaedr.)

Hieher gehörige Stellen der heiligen Schrift ſind: Geneſ. 6, V. 5 erinnernd an den Ausſpruch des Bias *πάντες ἄνθρωποι κακοί.* Eccleſ. 7, V. 20; Hiob 9, V. 2; 14, V. 1; Pſ. 143, V. 2; Pſ. 116, V. 11; Hiob 5, 7; Prov. 14, V. 34; Röm. 7, V. 14 u. 18; 1 Joh. 1, V. 8. — Stellen zu S. 698 Pſ. 90, V. 7, 9 u. 11. — Zu S. 702 1 Cor. 15, V. 56; Röm. 7, V. 7, 8, 9, 10; Röm. 1, V. 15; Gal. 3, V. 10; Röm. 7, V. 12; Matth. 5, V. 15 u. 8; Luc. 16, V. 17; Gal. 4, V. 5; Act. 7, 53; Ebr. 2, V. 2. — Zu S. 705 Röm. 7, V. 14; 8, V. 3; Geneſ. 6, V. 3; Röm. 8, V. 6 u. 7; 13, V. 13; 1 Petr. 2, V. 11; Judä 19; Gal. 6, V. 8; 5, V. 19; 2 Cor. 10, V. 3; Matth. 26, V. 41; Gal. 5, V. 15; 1, V. 16; Matth. 16, V. 17; 1 Cor. 2, V. 14; 15, V. 50; Joh. 6, V. 63; Röm. 7, V. 18; 1 Cor. 6, V. 13 u. 19; Röm. 7, V. 24; Act. 17, V. 24; Num. 11, V. 21; Jeſ. 6, V. 3; 1 Joh. 2, V. 17; 1 Joh. 16, 33; 15, V. 19; 17, 14; Ev. Joh. 16, V. 20; 1 Joh. 2, V. 15; Jac. 4, 4; Ev. Joh. 1, V. 10; 16, V. 33; 1 Cor. 11, V, 34.

Stellen zu S. 707, welche die Meinung ausſprechen, daß der Anfang und Urſprung des Böſen in der Materie liege, finden ſich häufig bei den Alten. In Plato's Sinne nennt Plotinus die Materialität der Körper das Böſe an ihnen: *σωμάτων δὲ φύσις καθόσον μετέχει ὕλης κακὸν εἴη* (Plot. Enn I, 8, 5). Dieſe böſe Natur theilt ſich dann mit anſteckender Gewalt Allem mit, was mit der Materie in Berührung und Gemeinſchaft kommt ἄμοιρον γὰρ πονηρίας οὖσα ἀγαθοῦ ξυ- [illegible] ἑαυτῇ πᾶν ὅ, τι ἂν αὐτῆς προσάψηται ἀπωσαν. Die oben erwähnte Anſicht von der Natur des Leibes und ſeinem feindſelig beſchränkenden, hemmenden Einfluß auf die Seele findet ſich beſonders in Plato's Timäus. Plato in ſeinem Cratylus nennt den Leib ein Grabmal der Seele σῶμα, σῆμα εἶναι τῆς ψυχῆς. Wir werden, ſagt er anderwärts (in ſeinem Phädon), ſo lange wir leben, dann dem Erkennen am nächſten kommen, wenn wir den wenigſten Verkehr mit unſrem Leibe pflegen, wenn wir mit ihm (außer ſo weit die höchſte Noth es gebietet) uns nicht gemein machen, von ſeiner Natur nicht durchdrungen werden, ſondern von ihm uns unbefleckt erhalten, bis Gott uns von ihm erlöſt, ἐν ᾧ ἂν ζῶμεν ὡς ἔοικεν, ἐγγυτάτω ἐσόμεθα τοῦ εἰδέναι, ἐὰν ὅτι μάλιστα μηδὲν ὁμιλῶμεν τῷ σώματι, μηδὲ κοινωνῶμεν (ὅτι μὴ πᾶσα ἀνάγκη) μηδὲ ἀναπιμπλώμεθα τῆς τούτου φύσεως, ἀλλὰ καθαρεύωμεν ἀπ' αὐτοῦ, ἕως ἂν ὁ θεὸς αὐτὸς ἀπολύσει ἡμᾶς. Die Seele wird wie aus Banden aus dem Leibe (ὥσπερ ἐκ δεσμῶν, ἐκ τοῦ σώματος) erlöſt und frei. Es iſt nach einem Ausſpruch des Pythagoräers Philolaus (bei Clem. Al. Strom. L. III, p. 516), welcher ſich hierbei auf den Ausſpruch der alten Gottesgelehrten und Seher beruft, die Seele zur Strafe in dieſen Leib, wie in ein Grab verſenkt: μαρτυρέονται δὲ καὶ οἱ παλαιοὶ θεολόγοι τε καὶ μάντιες ὡς διά τινος τιμωρίας, ἡ ψυχὴ τῷ σώματι συνέζευκται καὶ καθάπερ ἐν σώματι τούτῳ τέθαπται. — Auf dieſe Meinung: daß Leib und Geiſt wie Böſes und Gutes verſchieden ſeyen, gründet ſich Plato's Anſicht von einem λογιστικὸν τῆς ψυχῆς ſo wie von einem ἀλογίστικον und ἐπιθυμητικὸν und die Scheidung der Seele gleichſam in eine gute und böſe (ἀγαθὴ καὶ πονηρὰ ψυχή) bei Xenophon. (Cyrop. VI. 21) — Stellen der Schrift zu S. 709 Epheſ. 5, V. 29, 30 u. f. 1 Cor. 6, V. 15 u. 19; Phil. 3, V. 21; Prov. 11, V. 17; Eſaias 58, V. 7; Röm. 13, V. 14; Röm. 5, V. 12, 17.

Die Ueberkleidung der Seele mit dem Geiſte.

§. 49. Die ſchüchterne Taube, noch kaum dem Raubvogel entflohen, verläſſet die ſichere Kluft der Felſen, wenn der Durſt ſie zum Bache lockt; es gehet der ſonſt menſchenſcheue Hirſch ſelbſt dem bewaffneten Jäger mit bewaffnetem Muthe entgegen, wenn ein innrer, übermächtiger Trieb ihn zur Zuſammengeſellung der Geſchlechter führt, und der Vogel, welcher ſonſt vor dem Rauſchen jedes Fußtrittes entflohen, vertheidiget, die Gefahr des eignen Lebens nicht achtend, mit dem Schlage der Flügel die nackte Brut. Die Begierde des lebenden Leibes nach Luft: der Drang zum Athmen, erſcheinet zwar während ſeiner beſtändigen, ruhigen Erfüllung minder gebieteriſch und ſchwächer, als der Trieb der Ernährung oder der thieriſchen Zeugung; wenn aber dem vulcaniſchen Boden ein Dampf entſteiget, welcher den ohne Aufhören erſehnten Lebensodem der Luft verdränget und das Athmen zu hindern droht, da verlaſſen alle brütenden Vögel das Neſt und die hülfloſen Jungen, und fliegen ſchreiend, in weiten Kreiſen, um das Gebirg; getrieben von dem unwiderſtehlichſten Drange nach Luft gehet der Wallfiſch, den der Schmerz der Verwundung zur Tiefe geführt, der neuen Todeswunde entgegen, und das furchtſamſte oder das liſtigſte Thier unſerer Wälder, welches weder der tödtliche Hunger noch die Pein des Durſtes aus der ſichren Höhle vertreiben können in die am Eingange gelegte Falle, gehet augenblicklich der geſchwungenen Keule oder dem Geſchoß des Jägers entgegen, wenn ein künſtlich in der Höhle erregter Dampf ihm die Luft raubt; es kämpfet und ringet mit dem wildeſten Zucken aller Muskeln auch das trägſte und unmächtigſte unter allen Lebendigen nach Luft, wenn ihm die Gefahr des Erſtickens drohet. So iſt dennoch unter allen andren Trieben des Leibes der nach der Luft der unausweichbarſte und dringendſte.

Zwar die Luſt der Sättigung an dem lange, vergebens erſehnten Quelle erſcheinet dem Reiſenden in dürrem Lande lieblicher, als der Gewinn großer Schätze; es iſt auch die Liebe der Geſchlechter ein Vorbild des höheren und höchſten Sehnens der Seele und ſeiner Luſt, und es erſcheinen die Gefühle dieſer beiden Richtungen der begehrenden Seele, deutlicher, ſchärfer, ja überwältigender, je mehr ſie nur die äußere Sphäre der Region unſres Fühlens berühren (nach §. 18). Jenes Gefühl aber, welches öfters, beim Athmen des friſchen Windes, der vom Gebirg kam, oder welcher am Mittage dem webenden Meere entſtieg, den ganzen Leib bis zur Tiefe ſeines belebenden Nervenmarkes durchdringt, iſt ſolcher verborgener, aber zugleich auch gewaltiger Kräfte voll, daß, wir wiſſen nicht auf welche Weiſe? unter dem Bewegen ſeiner Schwingen eine ganze Welt der Gedanken: jugendlich friſche Erinnerungen der längſt veralteten Vergangenheit und der muthige Vorausblick in das Künftige erwachen, als hätte der Lebensodem der Luft mit dem Leibe zugleich auch die Seele durchwehet.

Das höchſte Werk des Lebens der Seele, das Werk der Ueberkleidung ihrer Natur mit dem Geiſt von oben, wie mit einem neuen, höheren Leibe, iſt, ſeinem ganzen Weſen nach, dem Geſchäft des leiblichen Athmens und ſeinen Wirkungen auf die Geſtaltung des Körpers nahe verwandt oder doch vergleichbar. Der Geiſt aus Gott erſcheinet auch hierbei, wie dies der tiefe Sinn der älteſten Sprachen angedeutet, als das Urbild des Lebensgeiſtes der irdiſchen Luft, der das thieriſche Leben in ſeinem Weben und Bewegen erhält.

Es erwachet, mitten in dem umgebenden Element der aufgelöſten Pflanzen- und erdigen Theile, aus dem da hineingelegten Ei ein thieriſch athmendes Leben, und alsbald verwandelt ſich das alte, früher beſtandene, leibliche Element in ein ganz andres, neues; die Erde und die Kohle der Pflanze überkleiden ſich mit dem Stickſtoff der Luft; der unvollkommnere, irdiſche Stoff nimmt die vollkommnere Natur der Atmoſphäre in ihren beiden polariſchen Gegenſätzen an ſich. So entwickelt ſich nun, durch das Athmen der Luft, aus dem alten Leibe des Eiweißes und Dotters, der neue, gegliederte Leib der muntren Lacerte. Jener alte Leib verſchwindet und vergehet mehr und mehr, ſo wie der neue ſich geſtaltet, bis zuletzt dieſer die äußere Schalenhülle zerbricht und zum Licht ſich hervordränget. Die organiſche Natur läſſet uns bei dieſer Gelegenheit Verwandlungen ſehen, zu deren tief verborgnem Grunde unſre chemiſche Kunſt auch nicht von Ferne den Zugang gefunden.

Das Geſchäft des leiblichen Athmens, ſo ſahen wir oben im §. 12, beſtehet ganz weſentlich, neben dem Aufnehmen und Empfangen, in einem Ausſtoßen und Geben; der neuen Belebung und Verdichtung eines Theiles der Blutmaſſe, von dem Lebensgeiſt der Luft, gehet nothwendig das Abſterben und die Auflöſung eines andren Theiles derſelben, zur Seite, oder voraus. Dieſes Abſterben und Ausſcheiden durch das Athmen iſt der Erhaltung des geſunden Lebens ſo unentbehrlich, daß einige Phyſiologen es für den weſentlichſten Nutzen der Reſpiration gehalten.

Es gehet, mittelſt des Kreislaufes, jenes Wechſelſpiel einer Neubelebung und eines Abſterbens der Theile, einer Anziehung und Ausſtoßung, durch alle Glieder des Leibes; ſein Bewegen dringet zu der äußerſten, lebenden Faſer des Muskels, zu der innerſten Zelle der Eingeweide. Auch hier, bei dieſem Athmen im Einzelnen und Kleinen, und vielleicht, weil der Tod nicht ſo ſchnell der Beobachtung ein Ziel ſetzet, deutlicher noch, als bei dem eigentlichen Geſammtathmen des Blutes in der Lunge, wird erkannt: daß das Ausſtoßen und Abſterben der Erhaltung des Lebens eben ſo nothwendig, als das Aufnehmen des neubelebenden, atmoſphäriſchen Elementes ſey. Denn wenn, in dem Zuſtande der ſogenannten Entzündung, ein einzelnes Organ den Sauerſtoff blos an ſich reißet, ohne zugleich einen Theil ſeines eignen Weſens aufzugeben und abzulegen, da wüthet alsbald durch ſeine ganze Natur ein heftiger Schmerz, welcher, wenn das Ausathmen in dieſer kranken Region nicht bald wieder hergeſtellt wird, entweder in ein Ausſcheiden andrer, ſtellvertretender Art, wie die Eiterung es iſt, oder in völligen Tod (Brand des Gliedes genannt) und Fäulniß übergehet. Wie mithin das Sauerſtoffgas der Luft bei den unorganiſchen, dem Leben widerſtrebenden oder unzugänglichen Körpern das nährende Element der Flamme iſt, das Verbrennen bewirkt; ſo kann daſſelbe auch bei den belebenden und athmenden Weſen, in Zuſtänden der Verkehrung des geſunden Verlaufes, ſtatt des ruhigen Kreislaufes des Lebens eine innre, verzehrende Gluth erwecken und ernähren.

Bei dem Geſchäft des Athmens erſcheinet dann die Luft in einer doppelten, ſehr bedeutungsvollen Function. Dieſelbe nimmt zuerſt den ſterbenden, ausgeſchiednen Theil des Blutes auf und hinweg, gibt dem tropfbar flüſſigen Lebensſafte ſeine eigene, luftförmige Natur. Wenn deshalb der Odem vom Munde ausgehet, iſt er ein ganz andrer, als da er zum Munde einging: er hat zwar noch das äußere Weſen des Gaſes, zugleich aber iſt nun, die vorhin reine Lebensluft, von der Beſchaffenheit des ſterblichen Leibes, zu welchem ſie eingegangen, ganz überkleidet; ſie hat die Natur des zergehenden, thieriſchen Stoffes an ſich und zugleich mit ſich hinweggenommen.

Bei der andren Verrichtung, welche die Luft beim

Athmen übernimmt, verhält ſich dieſelbe mehr leidend als ſelbſtthätig. Sie gibt vorzüglich den einen, baſiſchen Theil ihres Weſens, den Stickſtoff, — der ſich zum andren: zum Sauerſtoff, verhält, wie der äußere, gröbere Leib zu den in ihm waltenden, bewegenden Nerven, — dem fremden, organiſchen Leibe zur Nahrung; das athmende Blut überkleidet ſich bei jedem Athemzuge mit der Natur der belebenden Luft, und wird hierdurch ſelber für alle Theile des Leibes ein Quell der Belebung. Hierbei erſcheinet dann jene alte Anſicht als eine wohlbegründete, daß jenes belebende Princip, welches im Sauerſtoffgas die planetariſch-irdiſche Natur an ſich genommen, ein allgemeineres und höheres ſey, welches durch das ganze Weltgebäude gehet und — ein alldurchdringender Aether — die einzelnen Welten umfaſſet.

So ſtrebet dann der gröbere, elementare Stoff des thieriſchen Leibes, welcher aus der Nahrung entſtehet, beſtändig nach oben, um ſich mit der Natur des höheren Elementes der Luft zu überkleiden: um mit dieſem ein Leib zu werden, und es ſtrebet das höhere Element nach unten, um ſich in die Natur des feſteren Stoffes zu verſenken. Das Verlangen nach der Speiſe, welche an ihrem Orte aus dem Boden wächſet, hält das Thier an der enger umſchloſſenen Stätte feſt; das Sehnen aber, nach der Verbindung und Verleiblichung mit der ohne Aufhören bewegten und erregten Luft, deren Wogen bald hier bald dort über Land und Meer ſchweben, theilet dem lebenden Leibe ſelber etwas von der ſchnell beweglichen Natur des allumfaſſenden Elementes mit, und ſpannet den Zug des wandernden Thieres weit über Waſſer und Land hinüber.

Auch das Sehnen der Menſchenſeele, nach der Ueberkleidung mit dem Geiſt von oben, welcher alles Leben umfaſſet und durchdringet, trägt in gewiſſem Maße die Natur jenes Geiſtes in ſich. Wenn das Auge von Woge zu

Woge, bis zum fernſten, blauen Saum des Weltmeeres hinausblickt, und Wolken tauchen an dieſem Saume hervor oder verſchwinden, Schaaren der Schwäne ziehen über ihn herüber und hinüber, da erwachet im Menſchen, nicht blos, wie in jenem Heinrich dem Schiffer, der Zug nach einem ferngelegenen, mächtigen Lande, ſondern es ahndet die Seele in dem Urbilde das höhere Abbild, und der Blick in den unermeſſenen Spiegel wecket den Zug nach einem Etwas auf, welches unermeßbarer iſt als Meer und Land, und welches dennoch die in ſo enger, gebrechlicher Hütte wohnende Seele als einen Theil ihres Selbſt, ja als den innerſten, unentbehrlichſten Mittelpunct ihres Seyns und Weſens ſuchet und erſehnet. Darum will der Sinn des Menſchen, auch wenn derſelbe jetzt zum erſten Male vor den Rieſenwänden der Alpen ſtaunet, alsbald über dieſe Gipfel hinüber, in den hohen, weiten Raum, der jenſeits iſt; es ſtrebte ſeit Jahrhunderten das Forſchen der Naturkunde von Welt zu Welt, ja von einem Sternenmeer zum andren, „bis zu jenen Fernen, da der Glanz der Sonnenmillionen zu einem kaum noch merklichen Nebel wird, zu jenen Fernen, welche der überſchnelle Lichtſtrahl erſt nach Hunderten, ja nach Tauſenden von Jahrtauſenden durchmiſſet“, und dennoch hat auch hier der Anker des Strebens nach einem Schranken- und Endloſen den begehrten Grund noch nicht gefunden, ſondern das tiefeſte, innerſte Sehnen der Seele nach dem ewigen Urbilde entzündet ſich nur heftiger am Anſchauen des Abbildes. Vergebens ſuchet dann dieſes Sehnen nach der Ueberkleidung mit einem andren, höheren Leibe, denn dieſer wandelbare und vergängliche iſt, ſein Genügen in irgend einem Leiblichen, auch wenn es, etwa in die Luſt des irdiſchen Beſitzes, oder in die jugendliche Liebe der Geſchlechter, die ganze unendliche Fülle und Macht ſeines Weſens legt; es wird der roſenfarbene Schein des Morgenrothes alsbald zu einem trüben Gewölk des Regens; die heiße Gluth, wenn ſie aus dem Traume der Luſt erwachet, ſiehet in ihren Armen ſtatt des vorhin lieblich Bewegten, ſtatt des innig Begehrten, das ſtille Angeſicht und Gebein des Todes.

Das Element der Ueberkleidung dann, welches die Seele ſuchet, welches ſie ſehnender ſuchet, als der lebende Leib die Luft, die er athmet, iſt ein Unwandelbares, Göttliches, in welchem Freude iſt und Sättigung ohne Aufhören noch Ueberdruß; Friede ohne Störung, Freiheit ohne Schranken.

Weilen wir noch ferner bei dem bedeutungsvollen, ſchon öfter erwähnten Abbild, in welchem das Geſchäft des Geiſtes an der Seele wie in einem Spiegel geſehen wird; ſo theilet ſich das Reich der Lebendigen unſrer Sichtbarkeit, in Beziehung auf die Weiſe des Athmens in ſolche, welche die Luft nur mittelbar, in ihrer Vermiſchung mit dem Waſſer aufnehmen: welche durch Kiemen athmen, und in ſolche, welche die Luft des Himmels, ohne Vermittlung eines andren Elementes, in Lungen einziehen. Es athmen einige Geſchlechter der leichtgeflügelten Inſecten in der erſten, längeren Zeit ihres Lebens, im Waſſer lebend, die Luft nur mittelbar, durch Kiemen, es kommt ihnen aber ſpäterhin eine Zeit, da dieſes Athmen durch das vermittlende Element aufhöret und die Luft unmittelbar, in ihrer eigentlichen Geſtalt zum athmenden Leibe nahet. So hat auch das Geſchlecht des Menſchen eine vormalige Zeit auf Erden durchwandelt, da das belebende und neugeſtaltende Element des Geiſtes der Seele nur mittelbar, durch ein unvollkommner bewegliches Element ſich genahet, bis es zuletzt, zur vorher beſtimmten Weltzeit, ohne Vermittlung zur Menſchennatur getreten und dieſe ſelber zu ſich hinaufgezogen. In jenem leichten Geflügel, wenn die Stunde der Verwandlung — der Ausgeburt in das höhere Element

— ſich nahet, iſt ein Ringen und heftiges Bewegen nach der Luft, bis bei dieſem Bewegen die beengende Hülle zerreißet und die höher geartete Form aus dem feuchten Grunde ſich emporſchwingt zur Sonne. So war auch in den Völkern der älteren Welt ein innres Ringen und Bewegen nach dem unmittelbaren Erfaſſen des Lebenselementes von oben, ein Bewegen, welches immer inniger und mächtiger geworden, je näher die Stunde der Erfüllung ihm gekommen, und welches ſelber durch ſein immer zunehmendes, innres Beſchleunigen das Annahen jener Stunde verkündigte.

Was die Weiſen des Alterthums nur im Vorbilde erkannt und geübt, das iſt zur That und Wahrheit, das Sehnen der Völker zur Erfüllung geworden. Das Leben, das in Gott war, hat ſelber die Geſtalt des Fleiſches angenommen, hat ſich inniger der Menſchenſeele genaht, als der belebende Aether, verſenket in die irdiſche Form des Sauerſtoffes, dem Leibe. Hier iſt dann die Löſung des Geheimniſſes, welches die alte Welt in allen ihren mannichfachen Büßungen und Opfern verehrt. Wie beim Athmen (nach S. 722) hat das Element von oben, indem es zugleich den eignen Leib dahingegeben, das Verderben der Menſchennatur auf ſich und hinweggenommen. Die Seele, von der eignen, kranken Leiblichkeit erlöſt, ziehet die neue, göttliche an.

Hier iſt der Urſprung, hier iſt der Mittelpunct aller der Wonnen, welche das Menſchenherz vorhin nur an dem äußren, fernen Saum ihrer Oberfläche erfaſſet und genoſſen. Zwar auch die irdiſche Liebe, in ihrer tieferen Bedeutung (nach §. 21), iſt ein Vorbild jener Wonne, welche die Seele bei dem wahrhaften, innren Freiwerden von der eignen, ſterbenden Leiblichkeit empfindet, aber der andre Leib, welchen die wanderluſtige Seele ſuchet und findet, iſt ſelber nur ein verderbender und ſterbe licher; die neue Creatur, welche aus dem Sehnen nach Verleiblichung hervorgehet, iſt eine äußere, welche bald von dem Weſen der Mutter ſich losſaget und nun ihren eignen Weg zum Grabe gehet. Denn auch hier (in dem Geheimniß der vorbildlichen oder leiblichen und der geiſtigen Zeugung) iſt, wie in der ganzen ſichtbaren Natur (nach S. 450) das, was hernach ein weſentlich und wahrhaft Inwohnendes werden ſoll, zuerſt in ſeinem vorbildlichen Aufkeimen ein Unweſentliches und Aeußeres.

Der Widerſchein des Morgengrauens im verrinnenden Gewäſſer, was iſt er gegen den Mittagsglanz der Sonne; das Jauchzen der Luſt an den Gräbern, was iſt es gegen den Lobgeſang der Wonne in jenem Tempel, deſſen Dach ein Frieden iſt, der nie aufhört, deſſen Mauern eine Freude ſind, welche nie von hinnen zeucht. Das was die aus ſich ſelber erſtandene Seele liebt und wohin ſie nun mit allen ihren Kräften ringet und trachtet: die Fülle des Seyns, in welche ſie frohlockend ſich verſenkt, iſt der Anfang und das Ende alles Lebens, Er iſt das A und O, die Wurzel alles Seyns und Weſens. Die neue Creatur, welche aus einer ſolchen Verleiblichung des endlichen Weſens in einem ewig beſtehenden Element, aus der Ueberkleidung der menſchlichen Natur mit der göttlichen geboren wird, iſt dann keine äußere und vergängliche, ſondern es iſt der innre Menſch, deſſen Leben ewig währet, und zu welchem der Schmerz und die Angſt und die Furcht nicht mehr nahen. Es wird ſchon im ſterblichen Leibe dieſer innre, aus dem Geiſt geborne Menſch, auf die Weiſe des Geiſtes, der von oben iſt, walten und wirken, und ſein Walten iſt mächtiger als alle Gewalt des Staubes, ſein Werk vergehet nicht.

So gleichet jenes Geſchäft einer innren, neuen Verleiblichung der Seele aus Gott, dem äußren Wechſelverkehre des lebenden Leibes und der Luft beim Athmen, und das vermittlende Organ, welches der Seele zu dem Geſchäft ihrer neuen Verleiblichung gegeben worden, das Organ, welches ſchon hienieden, im vergänglichen Leben des Leibes, den Balſamduft der Ewigkeit athmet und den Vorſchmack der Freude ohne Ende empfindet, iſt der Glaube.

Es muß jedoch, ſchon nach dem Ausſpruch eines weiſen Alten, bei dieſem Geſchäft eines geiſtigen Athmens, jener Bewegung des innren Lebens, welche das Element einer neuen und ſeligen Geſtaltung in ſich empfangen will, eine andre Bewegung voraus und beſtändig zur Seite gehen, welche, als wahrhafte Selbſterkenntniß, das eigne, ſterbende Weſen ausſcheidet und von ſich hinwegnehmen läſſet. Ohne ein ſolches Hinübertragen des eignen Verderbens, auf ein Element, das hievon die Seele erlöſet: ohne Buße und Vergebung, werden die Waſſer des Lebens, welche die nach einem ewigen Elemente dürſtende Seele beſtändig auf ſich herunterzeucht, zu einem verzehrenden Feuer, wie die Lebensluft beim leiblichen Athmen zur Fiebergluth der Entzündung wird, wenn dem Anziehen des neuen kein Ausſcheiden des alten, abſterbenden Elementes zur Seite gehet. Es iſt dann ein Leben, welches unter den Thränen und Schmerzen der Zeit geboren, in die Ewigkeit hinüberwächſet, und ein Streben, aus dem Ergötzen des äußeren Scheins empfangen, ein Streben, das mit dem leiblichen Tode nicht aufhört, und deſſen Ausgang und Ende in den Tiefen einer göttlichen Gerechtigkeit ſo wie einer göttlichen Erbarmung verborgen ruhet.

Die Seele aber, welche die Stimme des Rufenden kennet und mit Freuden ihr gehorchet, will leben und nicht ſterben.

Bemerk. Der Vorgang des Athmens, nach Cuviers und mehrerer anderer Naturkundigen Anſicht, beſtehet hauptſächlich darin, daß der Stickſtoff der Atmoſphäre an das Blut tritt, der Sauerſtoff aber nimmt den Kohlenſtoff (das Abgeſtorbene, Todte) des Blutes an ſich, und führt dieſen als Kohlenſäure beim Ausathmen mit ſich hinweg (m. v. m. allgem. Naturgeſchichte S. 629, zugleich aber auch das oben im §. über das Athmen Geſagte. — Ueber die hohe Bedeutung des Sauerſtoffgaſes in der ganzen planetariſchen Natur vergl. m. vorzüglich Schellings Weltſeele. — Ueber die Vorahndungen der Völker von einem Erlöſer, welche, ganz beſonders um die Zeit der Erſcheinung des verheißenen „Schlangentreters“ im Fleiſche allenthalben mächtig ſich regten, vergl. m. Tholucks Lehre von der Sünde, 2te Aufl. S. 70 u. f., ſo wie die Beilage S. 271 u. f., und meine Ahndungen einer allgem. Geſch. des Lebens, 2ten Theiles 2ten Band. Leipzig, 1820. — Noch zu keiner Zeit war, dies bezeugen die deutlichſten, kraftvollſten Ausſprüche der damaligen Schriftſteller, das allgemeine Elend und Verderben, welches keine menſchliche Kunſt zu heilen vermochte, ſo tief, ſo dringend gefühlt worden. M. v. Tholuck a. a. O. S. 73 u. f. — Die Stelle des Epictet (ap. Stob. Serm. 1), auf welche oben S. 728 hingedeutet worden, iſt die: *εἰ βούλει ἀγαθὸς εἶναι, πρῶτον πίστευσον ὅτι κακὸς εἶ.* (Wenn du gut werden willſt, glaube nur zuerſt, daß du böſe ſeyeſt.) Ganz Aehnliches bei Plutarch de profect. virt. sent. und bei Seneca epist. 28: Nam qui peccare se nescit, corrigi non vult. Deprehendas te oportet, antequam emendes. — — Inquire in te: accusatoris primum partibus fungere, deinde judicis; novissime deprecatoris.

V.

Die Herrſchaft des Leibes.

Die ordentliche und außerordentliche Macht des Leibes an der Seele.

§. 50. Wir betrachten nun jenes Rückwirken der Macht des dienenden Leibes, auf die ihn beherrſchende Seele, welches zuweilen ein natürliches und geſundes iſt, und alsdann dem bald vorübergehenden, zur Erhaltung des ſterblichen Leibes nothwendigem Schlafe gleichet, zuweilen jedoch ein verderbliches und krankes, welches der leiblichen Lähmung und tiefen Betäubung ähnlich gefunden wird.

Es werden ſchon nach einem vorhin erwähnten Ausdruck des Irenäus, an der Natur des Menſchen zwei verſchiedene Regionen erkannt, die eine, des bildenden Princips oder des in der Seele wirkenden Geiſtes, die andre jene des Elementes, das gebildet wird und gebildet iſt: des Leibes. Nur das, welches bildet: der Geiſt, iſt das Bleibende und Unwandelbare im Menſchen, der Leib iſt, während des Lebens, in einem beſtändigen Entſtehen und Wiedervergehen, in einem Wachſen und Wiederauflöſen begriffen. Es geſchieht dann, daß die Seele, in ihrem wahren Zuſtande, der Richtung des geiſtigen Bildens und Schaffens hingegeben, mehr im und mit dem Geiſte lebt, während dieſelbe, in dem Zuſtand ihres Schlafens

(S. 608 u. f.) mehr und näher zu dem Gebildeten und Sterbenden geſellt, unter die Macht des Leiblichen gebeugt, die ganze Laſt der Sterblichkeit und äußren Befangenheit ihrer Natur empfindet. Hier wiederholet ſich in einem andren Gebiete des Seelenlebens der Wechſel zwiſchen dem Aus- und Einathmen des geiſtigen Menſchen, von welchem wir im vorhergehenden §. ſprachen. Und dieſes iſt dann die rechtmäßige, in einer göttlichen Ordnung vorherbeſtimmte Herrſchaft der leiblichen Richtung; eine Herrſchaft, welche, zum Beſten der Seele (damit das Geſchäft der im §. 49 erwähnten Ausſcheidung vorbereitet und erleichtert werde) dem Leibe jetzt gegeben, dann wieder genommen wird.

Nicht ſelten gibt aber auch die Seele nach freiem Willen, auf längere Zeit oder auf immer, die rechtmäßige Herrſchaft über den Leib auf, ſey es aus jener Trägheit, welche den leiblich Faulen ans Lager feſſelt, von welchem ihn die fleißige Ameiſe vergeblich aufzuſtehen ermahnt, oder ſey es aus Unvermögen gegen das krankhafte Uebergewicht noch anzukämpfen, und ihm obzuliegen; das Uebergewicht, welches, meiſt durch eigne Schuld der Seele, in ein einzelnes Glied oder in das ganze Gebäu unſrer Sinnlichkeit gelegt worden. Denn in jeder unſrer Handlungen, ja in jeder innren Bewegung des Gemüthes, iſt eine doppelte Richtung: die eine des Bildens und die andre des Gebildetwerdens, ein Geiſtiges und ein Leibliches zu unterſcheiden; bei jeder unſrer Handlungen wird in unſrer Natur ein Leibliches erzeugt und geſtaltet, welches bald wieder ſtirbt, wenn jenes Handeln nicht öfters wiederkehrt oder durch ein Handeln von andrer Richtung verdrängt wird, oder welches durch das Wiederholen der gleichen innren Bewegung ſich zu einem eigenthümlichen Leibe geſtaltet, zu dem die Seele, eben durch jenes Bewegen, ſich bekennt, und deſſen Laſt oder Luſt ſie von nun an trägt und empfindet.

Unter allen Lebendigen der Sinnenwelt, hat der Menſch am meiſten und eigenthümlichſten, das innre Vermögen: ſich in und neben dem ihm bei der natürlichen Zeugung gegebenen, ſichtbaren Leib noch einen andren, ebenfalls ſichtbaren und elementaren Leib zu geſtalten, und aus dieſem Vermögen ſind nicht blos die mannichfachen kranken Gebilde und Afterorganiſationen hervorgegangen, welche wir in dem Menſchenkörper finden, ſondern ſelbſt jenes äußere Bilden und Schaffen von Götzen und Schätzen, an an denen die Seele — wie der Geizige am geſammelten Gelde — ihre Beluſtigung findet.

Dieſes Geſchäft des Bildens eines außerordentlichen, elementaren Leibes im Leibe, und ſeine Folgen, noch mehr jedoch die geſunde und naturgemäße Macht des Leibes an der Seele, ſoll uns denn in dem nun vorliegenden Hauptabſchnitte dieſer Unterſuchungen etwas näher beſchäftigen.

Schon aus dem Vorhergehenden wird uns hierbei jene hohe Bedeutung des Leibes nicht fremd däuchten, nach welcher dieſer der Seele ein von Gott vorherbeſtimmter und gebahnter Weg durch das Leben und zu dem Leben — im höheren Sinne des Wortes — iſt. Es werden uns, ſo wie der Stand und die äußern Güter, die Glieder und Kräfte des Leibes ohne unſer Zuthun gegeben, und mit ihnen zugleich die Richtung und der Beruf zugemeſſen, dieſes oder ein andres Werk des Lebens zu ſchaffen. Hierbei wird das Maß jener Kräfte der Seele, wodurch dieſe nach außen in der Sichtbarkeit wirkt und in derſelben ſich kund gibt, allerdings in gewiſſer Ausdehnung durch den verliehenen Leib vorherbeſtimmt, jene Kraft aber der Seele, in dem Geiſt, der aus Gott iſt, den neuen, ewigen Leib zu bilden und im Geiſte zu leben, wird wenig oder nicht durch ein Leibliches abgemeſſen, wenig oder nicht durch die Form oder Art einer körperlichen Maſſe befördert oder gehemmt. Nach einem viel höheren Maßſtab wiederholt ſich hier das, was wir oben von den weſentlicheren Theilen des Leibes bemerkten. Denn wie unter allen Organen des Leibes in verſchiedenen Menſchen das Gehirn ſich am ähnlichſten bleibt und den wenigſten Abänderungen unterworfen iſt; ſo bleibt bei den Menſchen von den verſchiedenſten Kräften und Anlagen der nach der Leiblichkeit gerichteten Seele, die Kraft im Innren am unveränderlichſten feſt ſtehen: das eigne ſterbende Seyn an ein Leben das von oben iſt dahinzugeben und ſtatt deſſelben dieſes höhere Leben auf- und anzunehmen. Darum gehet das Werk der neuen Geſtaltung des Geiſtes, bei allen, auch den ärmſten und äußerlich gebundenſten Naturen, ſobald es nur in dem Willen und Sehnen des Menſchen ſeinen Anfang genommen, einen eben ſo kräftig feſten Gang als in den reichſten und freieſten, und jener Paulus der Anachoret, welchen ein menſchliches Urtheil mit Recht den Einfältigen genannt, beſiegt an Kraft und Gewalt des Glaubens, wie der treuen, aufopfernden Hingebung und Liebe, ſelbſt die reiche, hochbegabte Seele eines Antonius.

Bemerk. Die oben erwähnte Stelle des Irenäus ſ. m. beim §. 44. Die S. 733 angedeute Stelle dieſer Unterſuchungen findet ſich am Anfang des 27ſten §. Des Paulus simplex Leben ſ. m. in Arnolds Leben der Altväter.

Die Macht des Klima's an der Seele.

§. 51. Mit dem eignen Leibe zugleich iſt dem Menſchen jene äußere Leiblichkeit gegeben, in und zu welcher er geboren worden, und es wirkt dieſe äußere Umgebung nicht minder deutlich auf die Bekräftigung der Entwicklung der Seele ein, als die Natur des Leibes im engern Sinne, welche ja ſelber nur als ein zugehöriger Theil dieſer Umgebung erſcheint. Doch wird auch hierbei eine eben ſo entſchiedene Unabhängigkeit der höchſten Kraft der Seele von dem rückwirkenden Einfluß des Klima's erkannt, als von jenem des Leibes.

Wärme und Licht, aus dem gemeinſamen Quell der Sonne kommend, ſind ſelber, ſo ſahen wir oben (im §. 28) mit den (unwägbaren) Principien, durch welche die Seele mit ihrer Leiblichkeit verbunden iſt, und auf dieſe wirkt, ſo nahe verwandt, daß mit ihnen, in gewiſſem Maße, der Seele ein Mittel ihrer Wirkſamkeit ſelber gegeben oder entzogen, vermehrt oder vermindert wird. Jene beiden Elemente einer höheren Leiblichkeit, werden indeß die Wirkſamkeit der belebenden Seele auf ihren Körper nur ſo lange dienend und hülfreich unterſtützen, ſo lange ſie nicht übermächtiger auf das leibliche Element wirken, als die Seele ſelber, denn in dieſem Falle werden ſie zu einem zerſtörenden Feuer, ſtatt zur wohlthätig mitgeſtaltenden Kraft.

Wenn die mittlere Temperatur des ganzen Jahres, von einem faſt beſtändig ſenkrechten Stande der Sonne gewirkt, der Temperatur des innren Leibes und ſeines Blutes nahe kommt, ja einen Theil des Tages dieſe noch übertrifft; wenn ſelbſt das aus tiefen Brunnen geſchöpfte Waſſer die Wärme der ausdünſtenden, entblößten Haut hat, da wird mit übermächtigerem Zuge das nährende und bildungsfähige Blut nach außen geführt, als nach der eigenthümlichen innren Bahn hin, und es erzeugen ſich im Uebermaß die Ausſonderungen des Schweißes und der Galle, oder die durch ein Abſterben und Ausſcheiden andrer Art entſtehende, zeugende Flüſſigkeit der Geſchlechter. Es iſt deßhalb die Leber von ungemeiner Größe, das Fell von vorzüglicher Dicke und Lebendigkeit. Hiermit aber iſt dann auch jenen innren Richtungen der Seelenthätigkeit, welche dieſen äußeren Geſchäften des Leibes parallel ſtehen und entſprechen, ein eigenthümliches Maß der Bekräftigung oder der Entkräftung zugemeſſen; es fühlet der Leib, durch jedes, auch das leiſeſte Anſtrengen, aufgelöst in Ermattung, mehr das Bedürfniß: durch die übermächtig eingreifende Gewalt des Klima's als durch den bewegenden Willen der Seele ſich beherrſchen und durchwirken zu laſſen; der natürliche Drang nach Muskelbewegung äußert ſich nur wenig mächtig oder erſcheint ganz verloſchen, denn die Einwirkung des Lichtes und der Wärme iſt ſtärker als die Einwirkung des bewegenden Lebensprincips, das durch den Nerven zum Muskel gehet. Die vorwaltende Entwicklung der Leber und des Geſchäftes der Gallenabſonderung gibt der Seele eine eigenthümliche Richtung zu dem Geſchäft des Zornes und einer zerſtörenden Wuth hin; der Schwäche des leiblichen Ernährungsgeſchäftes und ſeiner Organe, welche der Aufreizung durch ungewöhnliche Mittel bedürfen, entſpricht eine ähnliche Schwäche der eigentlichen, tiefer gelegenen, innigeren Gefühle der Seele.

Da wo die mittlere Temperatur des Jahres gleich iſt jener der geſunden, durch das unmerkliche, mäßige Ausdünſten gekühlten Haut, da wo das Waſſer der Quellen ſelbſt im Sommer dem Munde nur mäßig kühlend, nicht kalt erſcheint, ſind die verſchiednen Syſteme des Leibes im vollkommenſten Ebenmaße entwickelt. Doch weckt die wärmere Zeit, wenn ſie öfters jenes mittlere Maß überſteiget und dann im ſchnellen Wechſel zu auffallenderer Kühle der Nacht herabſinket, in der Seele jene leicht ſich wandelnde Beweglichkeit auf, welche mehr das ſanguiniſche denn das choleriſche Temperament bezeichnet. Es iſt der Menſch der wärmern temperirten Zone leicht beweglich und kräftig, den Sinnen wohnet ein hohes Maaß der eindringenden Schärfe wie der Sicherheit bei.

Die kältere temperirte Zone, deren Zeit in den kürzeren Genuß eines lieblichen Frühlinges und Sommers, und in die Entbehrungen des Winters getheilt iſt, hat mit den hochſtämmigen Eichen zugleich die kräftigſte Menſchenform entwickelt. Es zeigt ſich bei ihr die Stärke und Ausdauer der Muskeln zugleich mit der Stärke und Ausdauer des

Willens; die Kraft der Verdauung und die Fülle der Ernährung zugleich mit einer beſondern Stärke und Tiefe des Gefühles. Es gibt das Scheiden der kurzen, wärmeren Zeit des Jahres, welches zugleich dem Wald, den Thälern und Hügeln, ſo wie den Auen den Schmuck der grünen Belaubung nimmt, und die wandernden Vögel aus dem alsdann verſtummten Lande hinwegweiſet, der Natur dieſer Zone, ſo wie vielleicht auch der des Menſchen, jenen ſtillen, tiefen Ernſt, jenen Zug der Melancholie, welcher die edleren Völker dieſes Erdſtriches vor andren bezeichnet.

Endlich ſo ſcheinet die faſt beſtändige Kälte des höchſten Nordens die Kraft des leiblichen Wachſens und Erzeugens, wie den innren Trieb der Seelenkräfte zu lähmen und zu ſchwächen. „Es iſt der Wuchs nur gering und niedrig, die Knochen jedoch, wie das Gewebe der Muskeln ſind noch von ziemlicher Feſtigkeit und Stärke. Die Leber wird klein, und jene Abſonderungen, welche, wie oben erwähnt, die Hitze der Tropenländer befördert, werden nun in ſparſamen Maß gefunden.“ Hierbei zeigt ſich ein Bedürfniß nach großen und mächtigen Bewegungen des Leibes und die Esquimaux des hohen Nordens, wenn ſie von See zu See, von Land zu Land durch die faſt gränzenloſe Oede der Sümpfe und Wälder und Haiden hindurchziehen, und in wenig Wochen Striche durchwandern, welche der halben Länge von Europa gleichkommen, werden in dieſen gewaltigen Aeußerungen des Triebes nach Bewegung nur von den wandernden Vögeln übertroffen. Und dennoch erſcheinet das vorherrſchende, der Menſchennatur durch die Polarzone aufgeprägte Temperament, gleich jenem des hohen Alters: das phlegmatiſche.

Ohnehin iſt es bei dieſen oder andren Verſchiedenheiten, welche unter den verſchiednen Himmelsſtrichen an der äußern und ſodann mittelbar auch an der innren Natur des Menſchen bemerkt werden, nicht der Stand der Sonne,

nicht

nicht die mittlere Wärme allein, welche hier den herrſchenden Ton der Leiblichkeit gibt. Schon die größere oder geringere Feuchtigkeit der Luft, füget der Einwirkung der Sonne ein neues wichtiges Moment hinzu, und es ſind die Bewohner der Länder, welche mit der Hitze zugleich ein Uebermaß der Feuchtigkeit beherrſchet, die elendeſten und ſchlaffeſten von allen: verkümmerter an der leiblichen Entwicklung und an der Feinheit der Sinnen als die Bewohner des kälteſten europäiſchen Sumpflandes; ſie ſind in der Zeit der Jugend ſchon durch das Ausſehen und die Hülfloſigkeit des ſpäteſten Greiſenalters entſtellt. Dagegen wirkt auch in den heißeſten Länderſtrichen eine mäßig trockene Luft öfters ungleich anders auf die Geſtaltung des Leibes und die zu dieſer hingerichteten Bewegungen der Seele ein, als es nach unſren Theorieen vermuthbar erſcheinen ſollte, und am günſtigſten wird vor allem Andren, für das Gedeihen des Menſchengeſchlechtes das nachbarliche Zuſammengeſellen von dem Gewäſſer des Meeres oder der Seen und Ströme, mit einem hochgelegenen, trockenen Lande, gefunden.

Wärme jedoch, und Feuchtigkeit, Land und Waſſer, ſie können an der Menſchennatur nur wenig Züge verändern, ſo lange in dieſer ein Element lebt und kräftig iſt, welches gleich der Sonne und dem nährenden Waſſer dem bewohnten Lande ſeine Feuchtigkeit gibt, und die gebärenden wie die ſtreitenden Elemente der Natur beherrſcht. In den heißen Ebenen Aegyptens, deren Lufthauch wie die Fülle des Bodens, den Menſchen abwechslend, jetzt zum rohen Sinnengenuß, dann zum trägen Ermatten hinzureißen ſcheint, haben es in früheren Jahrhunderten die Anachoreten gezeigt, wie ſie ein älterer Vater der Kirche uns beſchreibt, daß eine andre Kraft im Menſchen ſey, mächtiger als die der Sonne, eine Kraft, aus welcher der Seele der Ernſt der Keuſchheit und des ausdauernden Fleißes im heißen Lande kommt, wie im kalten. Wenn das verkümmerte, innerlich verödete Weſen der Menſchennatur, welches am Peſcheräh des Feuerlandes geſehen wird, allein eine Wirkung des naßkalten Himmelsſtriches wäre, warum hätte dieſelbe Urſache nicht in gleicher Kraft auf die Esquimaux der ähnlichen, im hohen Norden gelegnen Küſte des Polarmeeres gewirkt? Nach einer alten Erzählung des Bleskenius hatte ſich vor Zeiten der Menſchenfleiß an der nun ganz von Eis umſchloſſenen Oſtküſte von Grönland, mitten in die Wildniß des Winters hinein, das Klima eines wärmeren Landes erſchaffen. Ein Kloſter, von Gärten umgeben, war an dem Fuß eines erloſchenen Vulcanes erbaut, da wo dem verödeten Grunde beſtändig ein Strom und Dämpfe des heißen Gewäſſers entſtiegen. Durch die Küche wie durch die Fußböden und Wände der Zellen, durch die Höfe wie durch die Gärten, war der wärmende Quell hindurchgeleitet und verbreitet, und ſein Aushauch gab mitten in dieſer Heimath des Winters den Bäumen und Gemüſen einer gemäßigten Zone ihr Gedeihen; machte ſelbſt in der Zeit der Polarnacht den lebendigen Bewohnern den Aufenthalt im ewigem Eislande behaglich. So hat, nach dieſer Sage, in der äußeren Natur ſelber der Menſch die Waffen gefunden, womit er die Schreckniſſe dieſer Natur beſiegte; er hat jedoch dieſe Waffen noch näher liegen, er trägt ſie ſelber in und bei ſich.

Im hohen Norden, ſchon jenſeits der Gränzen des Landes der Polarnacht, war jener Tempel erbaut, welchen ſich die Weisheit des alten Scandinaviens zu ihrem Wohnſitz geweiht. Es zeiget da beſtändig der Sternenhimmel der Nächte, hoch nach dem Scheitel hin, die hehren Bilder der nördlichen Geſtirne; nur am fernen Saume, gegen Süden hin, tauchen die Sterne des wärmeren Himmels aus dem Nebel des Horizontes herauf. Von den Höhen der Klippen weichet niemals die Macht des Winters, und wenn der kurze Sommer am Saume der Hügel den Schleier des Schnees hinweggenommen und ein tiefes Grün der Alpenpflanzen das ſchmale Küſtenland bedecket, da erblicket dennoch, gegen Süden hin, das Auge nur die winterlichen Granitklippen und ein Gebüſch der ſumpfigen Ebnen, gegen Norden hinan aber, unermeßlich und ohne Gränzen, verbreitet ſich, mit dem ſchimmernden Eis bedeckt, das Meer des Poles. Es fühlt ſich hier der Menſch mit der eignen athmenden Bruſt, und mit Gott, deſſen Aufſehen dieſes Athmen bewahret allein; hier iſt, ſelbſt am Saume des anbrandenden Meeres, das ernſte Schweigen eines Sterbenden, welcher, geſchieden von des Lebens Luſt und des Lebens Kraft, nach dem Dunkel eines neuen künftigen Seyns, wie nach einem unbegränzten Meere hinausblickt. Und dennoch hatte hier das Bemühen der ſelberkräftigen Seele um Weisheit, welche beſſer iſt als das Gold und alle Gewürze des Südens, Früchte getragen, welche denen gleich waren, die ſie an den milden Ufern des Ganges und an den Waſſerfällen des Nils gebracht. Prieſter mit ergrautem Haare, deren Auge und ſchweigender Mund ſich gern zu dieſer ernſt ſchweigenden Natur geſellet, weil ſie den tiefen Sinn dieſer Stille verſtanden, bewahrten dort die Denkmäler einer uralt väterlichen Einſicht in den Lauf der Geſtirne, in die bewegenden Kräfte der Natur. Hier war jener alte, breterne Kalender, deſſen Erfindung und erſte Einrichtung ſchon zu Olaus Magnus Zeiten, wie ſich dies aus den aſtronomiſchen Rechnungen ſelber ergeben, 3300 Jahre alt ſeyn mußte. Denn es war, nach dieſem alten Kalender, wie bei vielen Völkern des Orients, die Länge des Jahres, der Wahrheit nahe, zu dreihundert fünf und ſechzig Tagen und ſechs Stunden beſtimmt, der Unterſchied der wenigen Minuten, um welche das wirkliche Jahr länger iſt, hatte jedoch, im Verlauf der Jahrhunderte, die alte Neu-Jahresfeier um 25 Tage von ihrem eigentlichen Zeitpunkt (beim erſten Wiederkehren der

Sonne, am Ende der 40 tägigen Polarnacht) hinweggerückt.

So wird auch aus jenen altväterlichen Gemäuern des hohen ſcandinaviſchen Nordens die liebliche Rede der alten Sagen von den Göttern und dem Urſprung der Dinge vernommen, eine Rede und Worte des Geſanges, ſo rührend, ſo mächtig und ſo tiefen Sinnes, als jene, welche ſich noch fortwährend in Indiens Palmenthälern erhalten. Was hat der kalte Himmel oder der verarmte Boden dieſen ſchönen Heldengeſtalten, wie den kräftigen Seelen des ſcandinaviſchen Stammes zu ſchaden vermocht? Wandelt da nicht ſeit Jahrtauſenden in unveränderlicher Macht und Schöne der Schweden edles Volk, neben dem arm- und mühſeligen, leiblich verkümmerten Geſchlechte der Lappen, deren Nähe ſelbſt der Stier des ſcandinaviſchen Hirten ſcheut? Es hat der ſchönkräftige Leib des Scandinaviers, ſeit den Jahrtauſenden der hier einwohnenden Väter, dieſelbe Macht des Winters, denſelben Ungeſtüm der Stürme ertragen, ſeine Väter wie ihn haben dieſelben Fiſche der Ströme und Seen ernährt, wie den nachbarlich zu ihm geſellten Lappen; aber der blendende Glanz des Schnees hat das große, mild blickende Auge nicht wie bei dem Mongolen des Nordens zu verengen, die hochgewölbte Stirn zu verkürzen vermocht, die Kälte hat den Wuchs und die Bekräftigung der Glieder nicht hindern können. Es lebt da, von keinem Wintersturme gebeugt, der Muth und die heitere Einfalt der Väter noch immer, von der Sonne unſerer Tage beſtrahlt, und jenem Geſchlecht, wie dem der Eichen, iſt dieſer alte Stand der Heimath nur zur beſſern Entfaltung des innren wie des äußeren Menſchen förderlich geweſen. Denn es hat auch hier der Menſch gezeigt, daß in ihm ſelber ein Vermögen ſey, aus dem Schooße der nordiſchen Natur allein den Ernſt und die Ausdauer, die Kraft der Keuſchheit und der Heldenkämpfe zu entnehmen, das aber, was etwa beugend und lähmend aus dieſem kalten Himmel auf den Menſchen einzuwirken vermöchte, zu beſiegen. Darum ſtehen die Helden wie die Sänger des Nordens auch neben jenen des reichen, griechiſchen Himmels in gleich hoher Geſtalt da, und es erſcheint das Gewand des Nordens, das jene umſchließt, einfacher zwar, aber nicht minder bedeutungsvoll und reich als das Gewand des Südens, das dieſe ſchmückt. Wahr und kräftig bezeichnend ſagt hierüber ein ſcandinaviſcher Sänger und Redner, in welchem die Macht und Weihe eines Geiſtes lebt, welchen nicht die Welt gibt, E. Tegnér: zieht ihr die Tiefe der Bedeutung und den Ernſt der Betrachtung vor; liebt ihr die rieſenhaften, aber bleichen Geſtalten, welche im Nebel umhergehen, und von den Geheimniſſen der Geiſterwelt und von der Eitelkeit aller Dinge, außer der Ehre flüſtern — dann muß ich euch hinweiſen zu dem eisgrauen, zu dem ſagenreichen Norden, wo Wala die Grundtöne der Schöpfung ſang, während der Mond auf die Fjellen ſchien, der Bach ſeinen eintönigen Geſang ſchlug, und die Droſſel im Wipfel einer vergoldeten Birke ſaß und ein Klagelied ſang, über den kurzen Sommer, über die ſterbende Natur."

So kann ſchon jenes Beiſpiel zweier, ſeit Jahrtauſenden dieſelbe Luft athmenden, unter demſelben Himmelsſtriche wohnender, weit verſchiedner Völker bezeugen, was das Klima über den Menſchen vermöge, und was es nicht vermöge, wenn dem Druck von Außen ein Trieb von innen zur Seite ſtehet. Darum darf es uns nicht befremden, wenn wir das edlere Volk der Mandingo-Neger neben dem der Neger der Guineaküſte, auf demſelben heißen Boden; das Volk, welches Habeſch beherrſcht, neben den Schangalla's (der Trogloditen der Alten) finden, oder an Kamtſchatka's kälterem Küſtenlande eine ſo lebensluſtige Beweglichkeit und rege Sinnlichkeit der Bewohner bemerken, als jene iſt, welche unſre Bücher den Völkern des lieblich warmen, ſüdlichen Himmels zuſchreiben. Immerhin mag die feuchte Wärme und der ſchweflichte Dunſt des Bodens, bei den Anwohnern des Aetna und des Veſuvs das Athmen beengen, wie ſie die Haut gelblich ärzet; wir dürfen jedoch nicht, wie Brydone und della Torre gethan, dieſer warmen und ſchweflichten Luft die Macht zugeſtehen, das Gemüth des Menſchen zu verändern, und dieſen nicht blos grämlich zu machen, ſondern ihm ein böſes Herz und verderbte Sitten zu geben. Es hat eine alte, beßere Zeit auch über Siciliens reichen Gefilden den Beweis geführt, daß der innre Menſch überall, — wie der äußere, die Luft, welche ſeine Lunge athmet, — jenes geiſtige Element finden könne, welches ihn zum Sieger und Herrſcher der Sinnlichkeit machet. Die Ueberkleidung mit dieſem Element einer neuen, innren Geſtaltung, erhebet die Seele aus der ſichtbaren und vergänglichen, in eine andre Leiblichkeit, welche dem Wechſel der Zeiten nicht unterlieget, und welche — ſo wie derſelbe Himmel mit denſelben Sternen, und mit derſelben unermeſſenen Tiefe über de öden Klippe, wie über dem reichen Gartenlande, über dem Sumpfe wie über dem Gebirge ſtehet — über je der Menſchenſeele in gleicher Macht und Fülle waltet, ohne Aufhören bereit, ſich jeder zu geben, welche ſei begehrt.

Bemerk. Die mittlere Temperatur zwiſchen 0° bis 1 der Breite iſt im Ganzen, nach dem Centeſimal-Thermome 28°,6; die von Cumana 27°,7; von Neapel 17°,4; von Ro 15°,7; Toulouſe 11°,5; Bourdeaux 13°,6; Paris 11°,0; Lon don 10°,3; Copenhagen 7°,7; Stockholm 5°,7; Nordcap 0°,

An den Hauptbewohnern des heißeſten Theiles der chen Halbkugel, an den Negern von Africa, zeigt ſich der mehr von den Seiten zuſammengedrückt, die Seitenbeine (o parietalia) verkleinert, der vordere Theil des Hauptes vorherrſchend ausgebildet, beſonders ſind dies in einem überwöhnlichen Verhältniß die Lippen (namentlich die obern), welche ein eigenthümliches Vorrecht der Menſchengeſtalt vor jener des Affen bilden. Die Schädelhöhle erſcheint im Umfang kleiner, in der Höhe jedoch beträchtlicher als beim Europäer. Die Augenhöhlen, wie der in ihnen enthaltne Augapfel, ſind, wie die andern Sinnorgane des Hauptes, von augenfälliger Größe und Entwicklung. Der Blutumlauf erſcheint ſo beſchleunigt, daß der Puls in einer Minute 120 Mal ſchlägt. — Vielleicht erſt in Folge der Polygynie zeigt ſich unter den Negern die Zahl der weiblichen Geburten faſt um das Vierfache größer als jenes der männlichen, es ſind aber die Negerinnen von geringerer Fruchtbarkeit als ſelbſt die Bewohnerinnen von Island, unter denen öfters Mütter von zwölf und mehrern Kindern gefunden werden, während jene nur ſelten mehr als vier gebären. Die außerordentliche Thätigkeit der Haut, welche bei den Bewohnern von Angola beſtändig einen faſt knoblauchartig riechenden Schweiß ausſondert, und hierbei nach Bruce (Reiſe in Abyſſ. II, 552. IV, 489.) kühler anzufühlen iſt als die des Arabers oder Europäers, macht den Leib des Negers beugſamer und leichter gewöhnbar für ferne Länder, wohin der herrſchende Europäer ihn verpflanzte, als den Leib des Americaners der heißen Zone. Die Neger, gerade der heißeſten Länderſtriche, beſonders jene von Benin, Juda und Arda ſind von bedeutender Muskelſtärke, ſo daß man ſie zu ſchweren Arbeiten jenen vom Senegal und Gambia vorzieht, welche dagegen tauglicher zu Hausdienſten und Handwerken ſind (Labat, nouveaux voyages aux Isles françoises de l'Amerique, Paris 1742, T. IV, p. 424). Der Charakter des Negers verirrt ſich leicht in die übertriebenſten Ausbrüche der Thierheit, beſonders der Wolluſt und Grauſamkeit, es werden jedoch in demſelben auch die rührendſten Züge der Eltern- und Mutterliebe und der dankbaren Anhänglichkeit an den Wohlthäter und Freund als Grundzüge bemerkt. Ein Hang zum natürlichen Frohſinn reißet ſelbſt die von der Reiſe faſt zum Tode ermatteten Neger, bei dem Ertönen der gewohnten Tanzweiſen, zum fröhlichen Springen und Tanzen hin.

An den Ufern des Senegals, ohne vermittelnden Uebergang, gränzen ſeit länger als einem Jahrtauſend die ſcharf verſchiedenen Mauren und Neger an einander. Es bewohnen jene, von magrer, unanſehnlicher Geſtalt und gelblicher Hautfarbe, das nördliche, dieſe, wohlgeſtaltet und ſchwarz, das ſüdliche Ufer. Hier, etwas landeinwärts, beginnt die Heimath der Fulahs oder Pholgen, welche hinabwärts bis faſt gegen den Gambia ſich erſtreckt: ein Volk der unabhängigen Hirten, welchem jedoch der angränzende Maure ſeinen Glauben, wie, durch Vermiſchung der Stämme, auch einige Züge der äußern Bildung aufgedrungen. Mehr nach dem Saume der Küſte, angeweht von dem faſt beſtändigen, heißen Wind aus Oſten, wohnen die Bracks, von glänzend ſchwärzerer Farbe als die meiſten andren Neger. Es gränzen hieran die ihnen ähnlichen Jaloffer und hinter dieſen die kräftigen, arbeitſamen Mandinges, ein Volk von milden Sitten, zu einer republicaniſchen Verfaſſung vereint, in welcher nur der Wohlſtand, welchen der Fleiß gibt, dem Bürger ein Anſehen über die andern verleiht. Das Klima am Gambia hat ſelbſt den länger daſelbſt wohnenden Portugieſen, das von Loango den hier einheimiſchen, ſchwarzen Juden, welche die Feier des Sabbaths und die Gebräuche ihres Geſetzes noch genau beobachten, und auch hier dem Handel obliegen, die ſchwarze Farbe der Neger und den letztern auch die ganze Geſichtsbildung derſelben gegeben (m. v. Oldendorp Geſch. d. Miſſ. S. 287). — Die Bewohner der Biſſayos-Inſeln, wie jene der Küſtenländer vom Rio-Nonunos bis gegen die Sierra Leona ſind von tiefer Schwärze der Haut, ſtark und gewandt, und es findet ſich beſonders bei den Weibern der gutartigen Timaneys nicht ſelten eine wahrhaft ſchöne Bildung des Geſichts. Dagegen wird unter demſelben Einfluſſe des Klima's der gelblichſchwarze Stamm der Souzens mit dicken Lippen und platten Naſen gefunden (m. v. Mathews über Sierra Leona, in Sprengels Beiträgen IX, S. 193). Die Völker der Küſtenbeugung von Guinea erſcheinen verſunken unter der Laſt der Deſpotie, des wildeſten Aberglaubens und einer tiefen, geiſtigen Rohheit. Es wird hier eine Grauſamkeit, welche ohne Aufhören nach Menſchenblut lechzet, gepaart mit viehiſcher Wolluſt, gefunden, und es hat ſich das innre Verderben auch der äußern

Geſtalt des nur mittelmäßig hohen, übrigens aber noch ziemlich ſtarken Leibes eingeprägt. Mit dieſen Völkern des heißeſten Theiles der Weſtküſte von Africa ſtehen jene der Oſtküſte in einem ſehr bemerkenswerthen Gegenſatz, und es ſind die ſchwarzen Bewohner am Dreikönigsfluſſe von ausgezeichneter Größe und ſehr wohlgeſittet, jene von Melinde, in deren Hauptſtadt eine höhere Cultur herrſcht, haben ſtatt des Wollenhaares der gewöhnlichen Neger ein lockiges Haar, und es wird beſonders die Schönheit der Frauen gerühmt, deren Geſchlecht, ungeachtet der dort herrſchenden Vielweiberei, in einigen Gegenden des ſüdöſtlichen Africa's, am meiſten jedoch in Sofala, eine ungewöhnliche Achtung erwieſen wird. Der Stamm der Neger hat ſich in der ganzen Eigenthümlichkeit ſeiner Bildung, ähnlich hierin den Bewohnern der gegenüber liegenden Küſte, neben einem andern, vielleicht früher dort einheimiſchen Volksſtamme auf Madagascar erhalten. Dieſer letztere Volksſtamm hat weder die Farbe noch die Geſichtsbildung des Negers, und erſcheint auf einem höher gelegenen Theile der Inſel zum Theil von ſo unanſehnlicher Geſtalt, daß hieraus die Fabel von dem zwergartig kleinen (nur 3 F. 8 Z. meſſenden) Geſchlecht der Quimo's entſtanden. Eben ſo wohnen an der ſchon gemäßigteren Südküſte von Africa, nachbarlich neben den wohlgebildeten, thätigen Kaffern, die häßlichen Hottentoten, mit unverhältnißmäßig breiten Backen und ſpitzem Kinn, mit affenartig flacher Naſe und hoch nach Oben gekehrten Naſenlöchern, großem Mund, welcher der Ueberfüllung mit Speiſen nicht ſatt wird, und ſchmutzigſchwärzlicher Farbe.

America liegt zum Theil unter einem nicht minder heißen Himmel, als jener von Africa; ja v. Humboldt hält Acapulco und das Thal von Papagayo (in ſ. W. über Neuſpanien S. 51) für die heißeſten Gegenden der Erde. Dennoch lebt hier in dem ſtromreichen, faſt allenthalben an hohe Gebirgsrücken gelehnten Lande des Aequators und der Wendekreiſe ein Volk, welches in ſeiner äußern Geſtalt ſo wie in der Art und Richtung der innern Anlagen ungemein weit vom Neger abſteht. Es hat ſeine ſtraffe, faſt gar nicht zum Schwitzen geeignete Haut die Farbe des Kupfers, das Haar iſt dünn, von fettigem

Glanze und hängt ſteif hinabwärts, die Stirnknochen ſind ſehr nach hinten verflacht, das Hinterhaupt (das kleine Gehirn) nur wenig entwickelt, die Augen ſchief nach Innen und Unten geſtellt, Hände und Füße klein, der Wuchs des Leibes meiſt kräftig. Ausdauernd und lebenskräftig in der eignen Heimath, und bei den alten Gewohnheiten des Landes erſcheint dieſer Menſchenſtamm dennoch ſehr unfähig zur Verpflanzung in andre Gegenden und äußre Verhältniſſe. Die Muskelſtärke iſt groß, ſo daß v. Humboldt bei den neuſpaniſchen Bergwerken Indianer geſehen, welche, bei einer Hitze von 31° des hunderttheiligen Thermometers, Laſten von 225 bis 250 Pfd. eine Treppe von 1800 Fuß hinangetragen (a. a. O. S. 101); doch neigt ſich, wo er ſich ſelber überlaſſen geweſen, der Charakter des Volkes zu einer Unthätigkeit und Ruhe, welche nur die äußerſte Noth zu neuen Anſtrengungen aufregt. Die wechſelſeitige Neigung der Geſchlechter iſt im Vergleich mit andern Völkerſtämmen nur ſehr ſchwach. Die Fruchtbarkeit gering. Die Stimme iſt ſchwach, die Sprache wenig entwickelt. Gegen den Neger, als einem Stammvolk der heißeſten Zone, erſcheint der Americaner, auch der heißeſten Striche ſeines Welttheiles, als das Stammvolk einer kälteren Zone, welches auch in dem fremden, wald- und waſſerreichen Lande die Hauptzüge des angebornen Charakters nicht verloren. Dieſe Hartnäckigkeit des Beibehaltens derſelben innren wie äußren Grundzüge, erhellet aus der Betrachtung der Bewohner, ſelbſt der weitabgelegenſten Gegenden von America, denn jene bleiben ſich hier ſo ähnlich, daß Robertſon, Lewis und Clarke behaupten, es genüge, um die vorherrſchende Weiſe aller Americaner zu kennen, der Anblick eines Einzigen. Auch v. Humboldt fand die Aehnlichkeit der Neuſpanier mit den Indianern von Canada, Florida, Peru und Braſilien ganz auffallend, ja denſelben, auf gemeinſamen Urſprung des Stammes hindeutenden Zug der Uebereinſtimmung, bei den Bewohnern des ganzen großen Landſtriches von anderthalb Millionen Quadratmeilen, von den Feuerlandsinſeln bis zum Lorenzoſtrom und der Behringsenge. Dieſe Uebereinſtimmung geht durch die gemeinſamen Gebräuche, z. B. des Durchbohrens der Unterlippe, Bereitung der Speiſen, Bau der Wohnungen und Kähne, Kleidung und geſellſchaftliche Einrichtung, und verräth, wie ein da hinüberlaufender Faden, die Einwandrung der Americaner aus dem nordöſtlichſten Aſien. Denn es gleichen die Bewohner der Inſelgruppen zwiſchen America und Aſien, an Geſtaltung und Lebensweiſe nahe jenen von America, und zeigen zugleich, mehr gegen die aſiatiſche Küſte hin, den Uebergang zu den hier angränzenden Bewohnern der alten Welt. Es zeigen ſich die im Styl des nordöſtlichen Aſiens erbauten großen Gebäude nicht blos bei den Bewohnern von Nootkaſund, ſondern ſelber noch bei jenen der nördlichſten Eisküſte, welche Franklin und Richardſon beſuchten. Doch finden ſich auch hier, bei der großen Aehnlichkeit im Allgemeinen, im Einzelnen Züge der Verſchiedenheit, welche nicht aus dem Einfluſſe des Klima's und der Verſchiedenheit der Länderſtriche zu erklären ſind; es lebt der faule Californier unter denſelben Einflüſſen des Klima's, wie der thätigere Bewohner von Chili; unter den, das Fleiſch der Feinde freſſenden, von der Beute der Jagd lebenden, melancholiſch ernſten Bewohnern des Innern von Nordamerica, fanden ſich einzelne Völkerſchaften, vom Ackerbau (Mais) lebend und milderen Sitten; neben der Form des (gewaltſam) flachgedrückten Vorderkopfes der Caraiben, die annehmlichere der Anwohner von Eſſequebo. Auch im Süden des Welttheiles zeigen ſich unter ziemlich gleichen Verhältniſſen des Himmelsſtriches, neben den kleineren, trägen, vorherrſchend von Pflanzenkoſt lebenden Guarany's (deren Knochen ſogar nach dem Tode noch durch ihr ungleich früheres Zerfallen in Staub das Zurückeſtehen hinter dem Europäer verrathen) die kräftigeren, lebensluſtigeren, ſtreitbaren Tupys, welche die Jagd nährt. Etwas näher übereinſtimmend erſcheinen hierauf unter ſich die ſchwer beweglichen, den geſelligen Vergnügungen nur wenig, mehr jedoch dem Trunk geneigten Guanas, im Oſten des Paraguayfluſſes, neben den unter gleicher Breite wohnenden, ſchön gebildeten, wanderluſtigen Mbayas; die hoch und ſchön geſtalteten, wohlberittenen Abiponen, von auffallend hellerer Hautfarbe, welche bei voller Kraft ein mehr als hundertjähriges Alter erreichen, entgegen den ſchwarzfarbigen, ſchmuzigen Charruas, denen jene beſondre Gabe der Menſchennatur: die Gabe des Lachens gänzlich verſagt ſcheint, und an dieſes von Ungeziefer und

Schmutz entſtellte Volk ſchließt ſich nachbarlich gen Süden des La Plataſtroms das überaus reinliche, tapfere Volk der Pampas, bei welchem das Weib mehr geehrt und geliebt iſt, als bei andern Americanern des Südens, endlich mit nur wenig vermitteltem Uebergang die hohe Heldengeſtalt der mehr als 6 Fuß meſſenden, faſt immer zu Pferde ſitzenden Patagonier, neben den, freilich dem unwirthbarſten Klima des Südens ausgeſetzten, leiblich wie geiſtig verkümmerten Peſſerähs, bei denen, nur noch etwa, die durch eine Tradition der Nachahmung fortgepflanzte, Bauart der Kähne daran erinnert, daß dieſes elende Volk, der wegen ſeiner Feigheit und Schwäche ausgeſtoßene Abwurf eines vollkommner gebildeten Stammes ſey. So zeigt uns die große Uebereinſtimmung im Ganzen, ſo wie die theilweiſe Abweichung, bei den unter ſich zuſammengränzenden Bewohnern von America, in auffallender Weiſe, wie wenig im Ganzen das Klima den Menſchen vorherrſchend zu dem machen und beſtimmen könne, was er äußerlich wie innerlich iſt.

Daſſelbe zeigt ſich bei den auf den Inſeln und am Küſtenſaume des aſiatiſchen Meeres lebenden Völkern, welche dort zum Theil unter einem gleich heißen Klima wohnen, als jenes der Negerländer iſt. Der zartgebaute, ſchöngebildete, geiſtreiche Hindu, gränzt da nahe an die unter gleichartigen Naturverhältniſſen wohnenden Völker von mongoliſcher Abſtammung, oder an den an Sitte und äußrer Art verſchiedenen Perſer; der wohlgebildete, hellfarbige, und einer höheren Cultur theilhaftig gewordne Malaye an den, öfters dieſelbe Inſel mit ihm bewohnenden, ſchwarzen Neuguineer. Denn dieſe faſt Negern ähnliche Form findet ſich, neben der malayiſchen, auf Borneo und anderwärts, in dem ganzen Archipelagus jener Meere; bis nach den Gruppen der kleinern Inſeln des Südmeers mehr der Charakter des Malayen, nach Neuholland mehr jener des äthiopiſch gearteten Neuguineers vorherrſchend wird. Es zeigt ſich indeß auch hier, daß wenigſtens nicht auf die Entwicklung und Geſtaltung der Seelenfähigkeiten das Klima von beſondrem Einfluſſe ſey; denn eben jener äthiopiſch geartete Stamm, welcher da, wo er von den Malayen in die Wildniß gedrängt und in ſeiner Entwicklung gehemmt worden, oder da, wo einzelne ſeiner Zweige vorzüglich ausarteten, bis zur Affenähnlichkeit der Papous heruntergeſunken iſt, zeigt ſich in den Bewohnern der Admiralitätsinſeln und der Inſel Bouka, deren Sprachtalent und muſikaliſchen Sinn La Billardiere bewundert, innerlich ſo hoch und vielſeitig entwickelt, als jener der malayiſchen Inſelbewohner es nur irgendwo iſt. Dagegen fand man bei den (malayiſchen) Bewohnern der Larronſchen Inſeln bei der erſten Ankunft der Europäer nicht einmal den Gebrauch des Feuers.

Die wohlgebildeten Bewohner der Südoſtküſte von Africa, mit regelmäßiger Bildung aller Theile des Geſichts, noch mehr die wahrhaft ſchöngeſtalteten Bewohner einiger Inſeln des Südmeers, möchten ſchwerlich wohl in irgend einem Zuge der äußerlichen Aehnlichkeit von dem ſogenannt caucaſiſchen Menſchenſtamm zu ſcheiden ſeyn, welcher einen großen Theil der gemäßigten Zone der alten Welt bewohnt, jedoch, ganz derſelbe bleibend, bis zur heißen Zone von Africa und Aſien, und hinaufwärts bis zum Polarkreis des Nordens, ſich verbreitet. Denn es ſind die Völker von dieſer Bildung am geeignetſten zur Verpflanzung in alle Himmelsſtriche und Gegenden der Erde, obgleich von den vom Caucaſus ſtammenden Tſcherkaſſen und Mingreliern, welche unter dem Namen der Mamelucken in Aegypten wohnen, behauptet wird, daß ſie, in dieſem Lande, wenigſtens wenn ſie mit Frauen aus dem eignen Stamm ſich vermählen, keine oder nur bald wieder hinſterbende Nachkommen erzeugen, ſo daß ſeit 500 Jahren ſeines Einwohnens in Aegypten, der Stamm der Mamelucken immer nur durch das Erſetzen der Zahl der Hinwegſterbenden, mittelſt neuer Ankömmlinge vom Vaterland her, erhalten werden konnte. Eine Ausnahme von der ſonſtigen Regel, welche Volney aus der Neigung der circaſſiſchen Frauen erklärt, in Aegypten ungewöhnlich fett zu werden. — Entſprechend jener vielſeitigen äußeren Richtung, welche den Menſchen vom ſogenannt caucaſiſchen Stamme, namentlich den Europäer und Weſtaſiaten, zur Eingewöhnung in alle Klimate befähigt, wird eine andre, innre Vielſeitigkeit der Richtung gefunden, die gerade an den hieher gehörigen Stämmen unter demſelben

Einfluß des Klima's die verſchiedenartigſte, äußre wie innre, Geſtaltung der Menſchennatur begründet.

Die mittleren Grade der Breite, welche am weſtlichen Ende unſers Welttheiles die Stämme der ſogenannt caucaſiſchen Abkunft beſitzen, werden gegen Oſten hin in Aſien von den Mongolen bewohnt, deren Völkerheer am öſtlichſten Saume der Halbkugel: in Japan, China und der öſtlichen Halbinſel von Indien bis an die Gränze der heißen Zone ſich ausbreitet, im Weſten aber: in Europa, nur gegen den Polarkreis hin noch gefunden wird. Die Bildung des Hauptes erſcheint faſt viereckig, das Geſicht breit, flach, eingedrückt, ohne hervorſpringende Züge, die Augen ſehr weit auseinanderſtehend, die Augenſpalte nach der kleinen, eingedrückten Naſe zu, ſchief abwärts laufend, die weiten Naſenlöcher nach vorn ſtehend. Die Statur des Leibes iſt kurz und gedrungen. Es begegnen ſich, bei aller äußrer Aehnlichkeit der Formen, an dieſer Völkerart zwei Extreme, eben ſo groß und verwundernswürdig als die unbewegliche Ruhe des indiſchen Sannyaſi, neben der wundervollen Beweglichkeit des indiſchen Jongleurs: die unſtäten, immer wandernden Kalmucken und Mongolen und die in allen ihren äußern und innern Lebensverhältniſſen faſt wie verſteinert feſtſtehenden Chineſen. Es geht die mongoliſche Bildung durch die Tartaren in die caucaſiſche über, deutlicher jedoch verläuft ſich dieſelbe (als gehöre der höhere Norden der öſtlichen und weſtlichen Halbkugel ſeit alter Zeit zunächſt ihr an, und als habe ſie dort zu jenen kräftigen Völkerbewegungen ſich geſtärkt, zu welchen auch die alten Germanen in ihrer nördlichen Heimath ſich gerüſtet) in die Form der Bewohner des Polarkreiſes. Es ſtehen hier, unter demſelben klimatiſchen Einfluſſe, die kriegeriſchen, rüſtig bewegten Esquimaux, mit den feigen und trägen Lappen und Jakuten. Und wie groß erſcheint die Verſchiedenheit des Volkscharakters, bei den heitern, lebensluſtigen, fruchtbaren, zum Selbſtmord geneigten Kamtſchadalen und den ruhigen, kalten, ſorgfältig ſich pflegenden Samojeden. So iſt nirgends der Grad der Breite, nirgends das Klima, das zunächſt die Richtung der Seele: den Volkscharakter beſtimmende Element.

Auf die mittlere Temperatur einer Gegend hat, wie begreiflich, zuerſt zwar die Erhöhung über der Meeresfläche einen bedeutenden abändernden Einfluß (Quito ſollte ſeinem Breitengrade nach 25° mittlerer Temperatur haben, dieſe iſt aber wirklich nur 17°,3); es wirken aber außerdem noch die, durch die Nachbarſchaft oder Entfernung des Meeres beſtimmten Winde ſehr bedeutend ein. Da wo der Oſtſtrom des Meeres unmittelbar vom Meer auf große Landſtrecken geht, iſt es kälter, wo der Weſtwind vom Gewäſſer aus das Trockne beſtreift, iſt es wärmer. Die Weſtküſte von America, unter denſelben Graden der Breite, iſt viel wärmer als die Oſtküſte von Aſien; die Weſtküſten der alten Welt ſind, unter derſelben geographiſchen Lage, ungleich milder als die Oſtküſten von America. In Oſtflorida, unter gleicher Breite mit Nordafrica, war am 31 Januar 1765 der St. Johnsfluß 1 Zoll tief gefroren; zu Charlestown, parallel mit Fetz, gefror 1747 das Waſſer in den Zimmern. Kamtſchatka, unter gleicher Breite mit Norddeutſchland iſt kälter als Schweden, Korea unter 42° — 51°, kälter als das nördliche Deutſchland. Der Luftſtrom, vom ſüdlichen Pol der Erde kommend, iſt, wenigſtens auf der weſtlichen Halbkugel, unter denſelben Graden der Breite ungleich kälter, als der vom Nordpol wehende. Indeß iſt die Wirkung des erſteren, auch auf der öſtlichen Halbkugel, noch bis hinan zu den Nicobar-Inſeln ſo merklich, daß die eßbare Schwalbe dann wie erſtarrt, in ihrem Neſte liegt. Die nördliche Halbkugel iſt in Island noch unter den 60 — 66° bewohnbar. Süd-Georgien, unter dem 54° der ſüdlichen Breite, bleibt den ganzen Sommer mit Schnee bedeckt, welcher nur an einigen ſonnigen Felſenabhängen ſo weit hinwegthaut, daß zwei Pflanzenarten der niedrigſten Form auf dem ſchwärzlichen Geſteine zu gedeihen vermögen; die Buchten ſind mit Eismaſſen angefüllt, welche 60 bis 80 Fuß hoch über die Waſſerfläche hinaufragen. Nach v. Humboldt iſt die mittlere Temperatur beider Halbkugeln unter 22° bis 31°, auf der nördlichen 15°,4, auf der ſüdlichen 13°,8 unter 31° bis 43°, auf jener 18°,2, auf dieſer 15°,2; unter 43° bis 48° auf jene 17°,7, auf dieſe 7°. — Es läßt ſich jedoch auch über die eigenthümliche Wirkung der Winde, für verſchiedene Gegenden der Erdfläche, keine feſte Regel ſtellen. Der auf Novaja-Semla herrſchende Wind, in Verbindung mit ſtinkendem Nebel, macht dieſen Länderſtrich unbewohnbar, einige faſt unter derſelben nördlichen Parallele gelegene Gegenden trifft dieſer Einfluß nicht. Eben ſo iſt in wärmeren Ländern der Einfluß der heißen Luft, vom Aequator her unter gleichen Parallelen ſehr ungleich. In Neapel wird der Einfluß des vom Süden wehenden Sciroccowindes ſelbſt auf die Aeußerungen der Geiſteskräfte für ſo unausweichbar gehalten, daß man nach Brydone (Reiſe durch Sicilien und Malta im Jahre 1770) daſelbſt von matten, mißlungenen Schriftſtellerarbeiten das Sprichwort hat: era scritto in tempo del sirocco. Die Landwinde auf der Küſte von Koromandel ſollen nach Sonnerat von ſo durchdringend ſcharfer Art ſeyn, daß ſie das Glas zerſpringen, Bäume zerberſten machen; Menſchen, welche ihnen ausgeſetzt ſchlafen, werden gelähmt. — Den nachtheiligen Einfluß, welchen vorherrſchende Feuchtigkeit und Sumpfluft auf die leibliche Entwicklung, und hiedurch ſelbſt auf die Aeußerung der Seelenkräfte hat, erkannte ſchon Hippokrates (de aëre, aquis et locis) wenn er die Bewohner am moraſtigen Ufer des Phaſis, da die Luft unaufhörlich voll ſchädlicher Dünſte iſt, groß, aufgedunſen, plump von Geſtalt, mit bleicher, gelber Farbe des Geſichts, heiſerer Stimme, unaufgelegt zur leiblichen wie zur geiſtigen Arbeit, beſchreibt. Eine gleich lähmende Wirkung zeiget das feuchte und zugleich heiße Klima nach Caſſan (Mémoires de la Société d'émulation de Paris V. ème année 1803) an den Bewohnern der weſtindiſchen Inſeln. Das Klima ſolcher Gegenden wird durch Urbarmachen der Walddiſtricte und durch Austrocknen der Sümpfe ſehr verbeſſert, denn Eſſequebo, welches noch vor 50 Jahren mit Monate lang anhaltendem Regenwetter heimgeſucht war, hat jetzt nur ſelten 3 — 4 Tage lang einen umwölkten Himmel, und es iſt ſeit der Urbarmachung das Klima von ganz Nordamerica, ſo, wie ſchon ſeit alter Zeit das von Deutſchland trockner und milder geworden. Uebrigens lebte und gedieh in dem feuchten Waldlande des alten Germaniens, ungeachtet dieſes klimatiſchen Verhältniſſes, ein kräftig ſchöner Völkerſtamm. Der Inhalt der Bemerk. zu dieſem §. findet ſich trefflich auseinandergeſetzt in F. Schnurrers geograph. Noſologie 1813.

Der

Der Einfluß der irdiſchen Elemente.

§. 52. Es reden die Alten, wie wir ſchon oben (§. 48) ſahen, von einer anſteckenden Macht, welche die Leiblichkeit an der Seele übe, ſo wie dieſe mit ihr in Verkehr trete, mit ihr ſich gemein mache. Jene Schlange der alten nordiſchen Sage, hat in das ſichtbare Weſen, deſſen ſie ſelber zur Speiſe begehret, das erſtarrenmachende und verzehrende Gift geſtrömt, und es wird Proſerpina, allein durch den Genuß des Granatapfelkernes, der Welt des Dunkels zum bleibenden Eigenthum verkauft.

Die Art und das Maß der Nahrung, welche wir genießen, die Luft, welche wir athmen, werden nicht blos für die Entwicklungsgeſchichte und die Lebensthätigkeit des Leibes, ſondern auch für die Geſchichte der Seele von Bedeutung ſeyn. Für die letztere unmittelbar, wenn der krankhaft verirrte Wille jene Naturgaben nicht zur Erhaltung des Leibes, ſondern aus Lüſternheit, zum Ergötzen des Gaumens, und zur Berauſchung der Sinne gebraucht, nach jener Weiſe, in welcher, vor allen ſichtbar Lebendigen nur der Menſch dieſes vermag (nach S. 700); öfter jedoch mittelbar, durch das unvermeidliche Einwirken der Speiſen auf den enge mit der Seele verbundnen Leib. Denn dieſe beiden, gleich zwei beſaiteten Inſtrumenten von demſelben Umfange der Töne, oder gleich zwei concentriſchen Kreiſen, von derſelben ſich parallel gehenden Abtheilung der Grade und Minuten, werden ſtets zugleich, und auf übereinſtimmende Weiſe bewegt; derſelbe Strahl, der den einen Kreis an dieſem beſtimmten Punkte berührt, trifft auch den andern an dem entſprechenden Punkte; derſelbe Anſtoß von Außen, welcher in dem einen dieſen beſtimmten Ton weckte, regt hiermit zugleich in dem andern den gleichnamigen, mittönenden Klang auf.

Die Beobachtung erkennet bald, daß alle jene Dinge, welche die Thätigkeit der Verdauungsorgane und der ernährenden Gefäße in beſonderm Maße aufreizen, zugleich auch erhöhend und bekräftigend auf das entſprechende Gebiet der Seele und ſeine Thätigkeit: auf die Gefühle einwirken. Nicht blos jene Getränke, denen die Erfahrung eine Sinnen berauſchende Kraft zugeſteht, ſondern die einfachſten Speiſen, wenn ſie nach langer Entbehrung, und nicht im Uebermaß, dem Magen dargeboten werden, zeigen dieſe das Gefühl aufregende und erhöhende Kraft, und in Perſiens heißen Thälern ſahe Martyn den Menſchen, gelagert am friſchen Waſſerquell, und von dieſem genießend, eben ſo innerlich aufgereizt und zum Frohſinn geweckt, wie er es etwa in dem kühleren Norden durch den Genuß des Weines zu werden pfleget. Wenn Nüchternheit, und mäßiger Genuß der geſunden Nahrungsmittel, das Geſchäft der leiblichen Ernährung wohlthätig fördern und in gleichmäßig kräftigem Gange erhalten, da wird auch der Ernährungsproceß der Seele — das Werk der Gefühle — ſehr erleichtert gefunden, und es iſt in dieſer Beziehung jene Bemerkung nicht ganz unbedeutend, daß jener Zuſtand der Seele, welchen die Sprache einen „gefühlvollen, gemüthlichen“ nennt, am öfterſten bei ſolchen Menſchen gefunden werde, deren leibliche Verdauung und Ernährung entweder in einem vorzüglich geſunden, harmoniſchen Verlaufe iſt, oder deren leibliche Verdauungsorgane von vorzüglich leichter Erregbarkeit und innrer Beweglichkeit ſind.

Daß die Bekräftigung und öftere Uebung der leiblichen Bewegungsorgane, zugleich für die innre Entwicklung des ihnen entſprechenden Seelenvermögens: des Wollens und Begehrens von hohem Einfluſſe ſey, hat ſchon das Alterthum erkannt, wenn es den Leibesübungen eine Kraft belegte, welche die Herrſchaft der Seele über die eigne Sinnlichkeit erleichtre und befeſtige. Es wird ein kräftiger Wille, und die ſchnelle Entſchloſſenheit der Seele, am öfterſten bei ſolchen Menſchen gefunden, an deren Leibe der bewegende Nerv eine ganz beſondre Schnelligkeit und Sicherheit der Einwirkung auf den Muskel zeigt, obgleich hierbei der letztere nicht ſelten nur von geringer Maſſe und von wenig bedeutender materieller Macht ſeyn kann.

In einem ganz beſonders merkwürdigen Wechſelverkehre ſtehet das Organ des Athmens und der Stimme, mit dem ihm nach innen entſprechenden Organ der Seele (dem Gemeingefühl und Ahndungsvermögen nach §. 34). Dämpfe, dem Boden entſteigend, welche Pythia, welche die Seher und Träumer an den verſchiednen Wohnſitzen der Orakel, ſo wie in der Höhle des Throphonius einathmeten, ſollten in der Seele das Geſicht des Künftigen und Fernverborgenen, ſollten die Weihe der prophetiſchen Begeiſterung aufwecken. Es iſt öfters eine Erſchwerung und Hemmung des Athmens, wodurch auch die verwandte Pein und Angſt in dem entſprechenden Seelenorgane angefacht wird, welche nicht ſelten als Stimme, ſelbſt des Gewiſſens, laut geworden. Hierbei erſcheinet überall das Stimmorgan zugleich als jenes des Athmens.

Endlich ſo ſtehet der geſunde oder kranke Zuſtand des Gehirnes in einem zu auffallenden Wechſelverhältniß mit der Erhöhung oder Hemmung der Kraft des Erkennens und des Selbſtbewußtſeyns, als daß es hier nöthig ſchiene, dieſes Wechſelverhältniß zu erweiſen.

Wir betrachten nun dieſe Beziehungen der nachbarlichen Syſteme unſrer äußern und innern Natur noch etwas näher und einzelner.

Die mannichfaltigen Speiſen, welche das Leben des

Menſchen friſten, erſcheinen im Ganzen von vierfacher Art. Wir ſehen bei ganzen Völkern, bei den Bewohnern ganzer Länderſtriche, die Hauptnahrung aus thieriſchem Fleiſch, bei andern aus der thieriſchen Milch und ihrem Käſe, dann wieder bei andren, aus dem Mehl der Gräſer oder andren Miſchungs-verwandten Gewächstheilen; endlich aber bei noch andren aus den ſaftreichen Gemüſen und Früchten beſtehen, in denen vorzüglich der Zuckerſtoff das nährende Element iſt. Der Genuß des Fleiſches ſcheinet in vorzüglicherem Maße auf die Ausſonderung der Galle zu wirken und hierdurch die Entwicklung des choleriſchen Temperamentes zu begünſtigen. Es bezeuget dies unter Andrem das von Tiſſot erwähnte Beiſpiel eines Jünglings, welcher den natürlichen Hang zum Jähzorn dadurch beſiegte, daß er ſich den Genuß des Fleiſches freiwillig unterſagte, wobei freilich die innre Kraft des Willens auch unmittelbar, durch dieſe vorangegangne That des Willens, geſtärkt zu ſeyn ſcheint. Dieſem entgegengeſetzt begünſtiget der beſtändige und vorherrſchende Genuß der Mehlſpeiſen die Entwickelung des phlegmatiſchen Temperamentes, und in heißen Ländern, wo die Thätigkeit der Verdauungsorgane, ſo wie die Bewegungen der ernährenden Säfte, aufs Uebermächtigſte beſchleunigt ſind, wird dieſe Art der Nahrung ein wohlthätig hemmendes Gegengewicht gegen den hinauswärts ſtrebenden Drang der innren Lebensgluth. Auf ähnliche Weiſe ſcheinet die Nahrungsweiſe der Hirten der Kamele und andrer wiederkäuenden Thiere, welche großentheils auf die Milchſpeiſe beſchränkt ſind, vor andren dem Leibe die Beweglichkeit und innre Lebenskraft des kindlichen Alters zu bewahren, und hiermit jene Seelenſtimmung, welche als die ſanguiniſche bezeichnet wird. Dem vorherrſchendern Genuß des Gemüſes ſind dagegen von alten Zeiten her andre Kräfte zugeſchrieben worden, denn derſelbe wurde öfters von ſolchen Männern empfohlen, deren Luſt und innre Beſtimmung es geweſen, den Geiſt aus dem Spiele der Sinnlichkeit hinweg, zu den ernſteſten, tiefeſten Betrachtungen zu erheben. Es pries Pythagoras die Speiſe des Kohles ſeinen Schülern, und ſo iſt noch von Newton bekannt, daß er in der Zeit ſeiner tiefſinnigſten Forſchungen vorzugsweiſe den Genuß des Kohlgemüſes geliebt, wobei er von Fleiſch und geiſtigem Getränk ſich enthalten.

Es hat, wie wir oben geſehen, der Menſch, das einzige Weſen der Sichtbarkeit, das ſeine Speiſen durchs Feuer bereitet, auch ſchon früher die Kunſt verſtanden, ſeine Getränke durch das Feuer der Gährung gehen zu laſſen, und hierdurch ein Element der Aufregung zu gewinnen, deſſen Einfluß auf die Seelenkräfte ungleich augenfälliger iſt, als jener der verſchiedenartigen Speiſen. Wenn wir hier die Sinnen berauſchenden Mittel der verſchiednen Völker, ſolche, welche als Getränk, und auch ſolche, welche in trockner Form genommen werden, zuſammenfaſſen, ſo zeiget ſich die Richtung nach vier verſchiednen Richtungen. Anders wirket die übermächtig vorherrſchende, flüchtige Form der Kohle, wenn ſie mit der Lebensluft vermiſcht zur Kohlenſäure geworden, und als ſolche das Waſſer einiger Brunnen, oder die gegohrnen Getränke erfüllt; anders wirket die Kohle, wenn ſie etwa durch die Verbindung mit dem organiſchen Element einiger Pflanzen in ihrer Entwicklung zu der höheren, luftartigen Geſtaltung gehemmt, und hierdurch zum narkotiſchen Gift geworden. Eben ſo wirket auch in andrer Art das Vorherrſchen der brennbaren Luft im Alkohol, in andrer das Vorherrſchen des Oxygens, wenn daſſelbe einigen unſrer gegohrnen Getränke, im mäßigeren Verbande mit dem Alkohol, die Kraft des Weins verleihet.

Von dem Einfluß, welchen dieſe Genüſſe, die der Menſch durch ſeine Kunſt der Natur abgedrungen, auf die einzelnen Kräfte der Seele äußern, iſt ſchon an andern Orten dieſer Unterſuchungen die Rede geweſen. Männer, in denen das Gedächtniß von vorzüglicher Kraft und Wirkſamkeit geweſen, haben geiſtige Getränke ſorgfältig vermieden, weil ſie an ihnen eine ſchwächende Wirkung aufs Gedächtniß zu bemerken geglaubt; dagegen reget der Genuß des Getränkes von weinartiger Natur die ſelberſchaffende Phantaſie, der des narkotiſchen Stoffes die Traumwelt des Ahndungsvermögens auf. An einigen jener Getränke, in welchen der rohe, narkotiſche Stoff mit dem Alkohol ſich vermiſchet, iſt eine ganz beſondre, die Gallenabſonderung erregende Kraft, und hiermit eine Wirkſamkeit bemerkt worden, welche zu mächtigen Ausbrüchen des Zornes und der wilden Streitſucht aufreizte; andern wird die Macht zugeſchrieben, auf furchtbare Weiſe die niedrigſten Regionen der thieriſchen Begierden zu bewegen und zur Raſerei zu bringen. Die Wirkung ſolcher berauſchender Mittel der niedrigſten Art, lähmet zugleich das Bewußtſeyn und nimmt der Seele die Kraft der Erinnrung. Es hat nicht an Aerzten gefehlt, welche das elende Loos der Blödſinnigen, die von der Zeugung an nur die Geſtalt, nicht die innre, geiſtige Lebenskraft der Menſchennatur empfangen, der Schuld der Eltern beigemeſſen, die ſich dem Genuſſe berauſchender Getränke von ähnlicher Wirkung hingegeben. In einigen kälteren Ländern von Aſien zeiget der Fliegenſchwamm, deſſen der lüſterne Menſch als eines berauſchenden Giftes ſich bedienet, eine Wirkung andrer Art, welche die Kraft des freien Willens bei dem Bewegen der äußeren Glieder ſo ſehr bindet, daß der Menſch, zu unwillkürlichen, unbändigen Bewegungen aufgeregt, den Abgrund, in welchen er hineintanzet, vor ſich ſiehet, und die nahe Gefahr erkennet, ohne ſich aus eigner Macht vom Hinabſtürzen zurückhalten zu können. Nicht ſelten erſcheinet es in dergleichen Fällen, als räumte der Menſch durch einen ſolchen verbotenen Genuß noch einer andren pſychiſchen Macht die willkürlich bewegende Gewalt über den elenden Leib ein, als der eignen Seele, und als ſey jene es, welche ihn, gleich jenen Rauſchtänzern in Sibirien, in den Abgrund des verderblichen Wirkens hinabſtürze.

Dem Genuß der Früchte des Anacardium wird ein beſonders ſtärkender, die Thätigkeit erhöhender Einfluß auf das Gedächtniß zugeſchrieben, während das Kauen von Spilanthus Acmella, einer indiſchen Pflanze der 19ten Claſſe, wohlthätig aufregend und belebend auf die Sprachorgane wirken ſoll, ſo daß man dieſes ſonderbare Mittel ſogar in den indiſchen Schulen anwendet.

Dieſelben Elemente, welche in unſern Speiſen und Getränken das ſtille Geſchäft der Ernährung, oder welche jenes der Berauſchung wie der Beruhigung der Sinnen wirken, gehen auch in der Form der Dämpfe die gewöhnliche Verbindung mit dem lebenden Leibe ein, und wirken auch in dieſer Weiſe daſſelbe, was ſie in der ſchon beſchriebenen vermochten. Von der angenehm und unſchädlich berauſchenden Kraft des Salpetergaſes iſt ſchon oben (S. 82) die Rede geweſen. Die Völker, nicht blos der weſtlichen Halbkugel, welche hiezu wohl die beſtändige Plage der Inſectenſchwärme und der ſchwere Nebel des waſſerreichen Waldlandes getrieben haben konnte, ſondern auch jene der öſtlichen, haben ſeit alter Zeit das unliebliche Einerlei des trägen Lebens, in welches ſie durch eigne Schuld und Wahl gerathen, durch das Einathmen eines künſtlich erregten, narkotiſchen Rauches zu verhüllen geſucht. Gewiß iſt es, daß den Bewohnern des öſtlichſten Aſiens dieſe Sitte nicht erſt, etwa durch Vermittlung der Europäer, aus America gekommen, ſondern jene hegten dieſelbe urſprünglich. Auch ſolche künſtliche Räucherungen wecken dann zum Theil die ſelber ſchaffende, zum Theil die paſſiv aufnehmende Phantaſie; auch ſie wirken vielfältig aufregend oder beruhigend auf die Bewegungen des Begehrungsvermögens ein. Aus den Acten der ſogenannten Hexenproceſſe, wie aus andern Erfahrungen, deren eine ſich in Benvenuto Cellini's Leben verzeichnet findet, iſt es bekannt, daß narkotiſche Dämpfe einen vorübergehenden Wahnſinn der erkennenden wie der begehrenden Natur des Menſchen zu erzeugen vermögen. Dem Auge wird auf dem Hintergrund dieſer Rauchwolken eine ganze Welt der phantaſtiſchen Erſcheinungen ſichtbar, „ein vorhin den Sinnen unbemerkbares Reich der Geiſter ſcheinet, auf ähnliche Weiſe wie die abgeſchiedenen Schatten der Homeriſchen Unterwelt durch den Genuß des Blutes, ſo durch jene geflügelten Gifte, ein Medium der Annäherung an den lebenden Menſchen, ein Medium der ſichtbaren Geſtaltung gefunden zu haben.“ Hierbei regen auch, neben dem Wahnſinne der erkennenden Sinnen, jene betäubenden Räucherungen das wilde, thieriſche Begehren auf. Von den Dämpfen des Schierlings iſt es bekannt, daß ſie die Reizbarkeit zum Zorn ſehr erhöhen, und die Aeußerungen dieſer zerſtörenden Leidenſchaft ſchärfen.

Seit alter Zeit wird aber, nicht allein jenen Elementen der äußern Natur, welche eine augenfällige Verbindung mit unſerm Leibe eingehen, ſondern ſelbſt ſolchen Körpern, welche nur durch ihren Glanz aufs Auge, durch ihre Berührung auf die äußere Fläche der Haut einwirken, in den Schriften, ſo wie in den Sagen der Völker, eine — magiſche — Wirkung, ſelbſt auf die Kräfte des innern Menſchen beigelegt. Es ſollte der Anblick oder die Berührung einiger Edelſteine den Muth ſtärken, andre ſollten die Kraft haben, das nüchterne Selbſtbewußtſeyn und die Selbſtbeherrſchung der Seele aufrecht zu halten, während man von noch andren erzählte, daß in ihnen die Kraft ſey, prophetiſche Träume zu erzeugen. Eine Wirkung, der zuletzt erwähnten verwandt, traute man auch dem Glanz der Metalle zu, wenn das Auge einige Zeit an demſelben verweilte. So war es ſchon zu den Zeiten des Patriarchen Joſephs das Hineinblicken in einen

Becher, was das innre Geſicht, die Gabe des Weiſſagens, aufweckte; es fühlte ſich der bekannte Jakob Böhme durch den Anblick einer glänzenden, metallnen Fläche, in einen Zuſtand des innren Hellſehens verſetzt, und der Aberglaube, ſelbſt noch der neueſten Zeiten, hat ſich häufig bei ſeinem Spiele eines aus mehreren Metallen gegoſſenen, ſogenannten Erdſpiegels bedient, in der Meinung: daß ein Hineinſchauen in dieſen der Seele das Vermögen gäbe, das Künftige zu errathen, das Verborgene anzuſchauen. Gewiß iſt, dies lehren uns die oben bei der Lehre vom Magnetismus und anderwärts erwähnten Thatſachen, daß die Metalle von einem eigenthümlichen, ſehr beachtenswerthen Einfluß, auf die Nerven eines von ihnen berührten, oder ihnen nur genäherten Menſchenleibes ſind, und daß beſonders einige von ihnen (die edlern), zu einer Wechſelwirkung mit dem Körper befähigt ſcheinen, welche jener der Lebensluft beim Athmen verwandt iſt.

Die Geſchichte des magnetiſchen Hellſehens, und einiger mit dieſem verwandten Zuſtände einer krankhaften Art, eröffnet uns überhaupt in neueſter Zeit einige tiefe Blicke in das Gehnimniß des beſtändigen, lebendigen Verkehrs unſres eignen Weſens, mit den Elementen der äußren, irdiſchen Natur. Wenn die Seele den Leib noch ſelber kräftig bewegt und beherrſcht, dann vermögen die bewegenden Kräfte der äußren Natur kaum merklich auf dieſen zu wirken; wenn jedoch die Seele den Zügel fallen läßt, womit ſie ſonſt dieſe Roſſe ihres leiblichen Weſens gelenkt, vielleicht weil ſie, wie dies bei der Seherin von Prevorſt erſchienen, ihre ganze bewegende Kraft in die Tiefe einer andren, geiſtigen Region zurückgezogen, dann wirken an ihrer Statt die geſtaltenden und bewegenden Kräfte der äußren Natur auf den verlaſſenen, noch lebensempfänglichen Leib ein: die Kräfte, welche den

Stein gebildet oder der Pflanze und dem Thiere ihr Wachsthum gegeben.

Die merkwürdigſten hieher gehörigen Thatſachen geben uns die Verſuche mit der Berührung der mannichfaltigſten Körper, durch die Seherin von Prevorſt, deren Geſchichte Juſtinus Kerner, ohne Furcht vor dem unverſtändigen Urtheile der ſogenannten Verſtändigen, mit ernſter Gewiſſenhaftigkeit erzählt. Dieſe Verſuche waren von der Kranken ſelber veranlaßt, welche durch ſie das tiefgefühlte Bedürfniß des Leibes, nach einem bewegenden und belebenden Einfluß, zu befriedigen oder zu täuſchen ſchien; nach einem Einfluſſe, welchen die in einer tieferen, geiſtigeren Region (der neuen Verleiblichung nach §. 49.) gebundene Seele, ihrem Körper nur unvollkommen zu gewähren vermochte. Die Krämpfe, ſo wie das Erſtarren, welches die Berührung der verſchiednen äußren Körper bewirkte, erſchienen jener heftig Leidenden in ihren Folgen öfters ſo wohlthätig, daß ſie ſelber nicht ſelten auf die Wiederholung der Verſuche drang und dieſe veranlaßte. Wir heben hier als Beiſpiel nur einige aus:

Der hellglänzendſte unter allen Steinen, welchem auf mehrfache Weiſe das Princip des Leuchtens innen wohnet: der Demant, wirkte auf merkwürdige Art auf die Augen der Seherin ein. Als man ihr ein faſt unwägbar kleines, ungefaßtes Steinchen in die Hand gab, wurden ihre Augen unwillkürlich und ungewöhnlich weit geöffnet, und es ſtarrten die Augapfel unbeweglich, wobei zugleich eine Steifigkeit der linken Hand und des rechten Fußes eingetreten. Als dieſe Wirkung durch das Berühren des Schwerſpathes gehoben worden, zeigte ſich ein unwillkürliches Rollen der Augen. — Rubin wirkte zuerſt Schmerz im Arme, dann ein unruhiges, unwillkürliches Bewegen, zuletzt ein Gefühl von Kälte und Schwere an der Zunge, welche nur lallend zu ſprechen vermochte.

Dieſem ganz entgegengeſetzt wirkte der kohlenſaure Baryt oder Witherit, deſſen unmittelbare Berührung, eben ſo wie das Waſſer in welchem ein ſolcher Stein kurze Zeit gelegen, eine Aufregung des Zwerchfelles zu unwillkürlichem, krampfhaften Lachen und ein beſtändiges willenloſes Bewegen der Zunge erregte. Bergkryſtall, auf die Herzgrube gelegt, wirkte ein gänzliches Erſtarren des Körpers, vom Nacken bis zu den Zehen. Bei dieſem Zuſtand, in welchem die Kranke gleichſam wie verſteinert da lag, war ihr jedoch wohl. Die Berührung des Augits gab der Leidenden ein Gefühl, als würde ihr alle Kraft aus dem Arme gezogen, es erfolgte eine tiefe Ohnmacht, aus welcher ſie jedoch, mittelſt der Annäherung des Witherits, ſehr heiter erwachte. Schwerſpath gab durch alle Glieder ein ganz ungewöhnliches Gefühl von Leichtigkeit; im Doppelſpath, ſo ſchien es ihr, ſey ein eigenthümliches innres Wachſen, welches ſie heller mache; Urkalk durchdrang alle Glieder mit unangenehmem Reiz zu einem beſtändigen Bewegen. Bei dem Angreifen von gelbem Flußſpath fühlte ſie im Munde einen ſäuerlichen Geſchmack; dieſer Stein verſetzte ſie in magnetiſchen Schlaf, deſſen ſie ſich bisweilen nur dadurch noch auf einige Zeit erwehren konnte, daß ſie unverwandt nach Glas (nach den Fenſterſcheiben) hinblickte. Lava erſchien ohne alle Wirkung, dagegen erregte die Berührung von Kochſalz, welches ſie doch ohne allen Nachtheil an den Speiſen genoß, Brennen im Halſe und Krampf im Hals und Armen; Gold erregte keine Krämpfe (wie dies bei ihr die meiſten andern Metalle thaten), wohl aber ein ungemeines Dehnen der Glieder, dann bei völligem Wohlbefinden, Steiſigkeit der Muskeln; einem Magneteiſenſtein mit Flußſpath ſchrieb ſie einen erheiternden (luſtigmachenden) Einfluß zu.

Unter den Pflanzen hatte der ſchon von den Alten dem

Apoll geweihte Lorbeer durch ſeine Berührung vor andren den merkwürdigen Einfluß auf jene Kranke, daß er ſie in den ſchlafwachen Zuſtand verſetzte, und auf eine verwandte Weiſe wirkte auch die Vogelbeere. Das Anrühren einer unreifen Wallnuß verſetzte ſie unter Anderm in eine Seelenſtimmung des Wohlbehagens, in welcher ſie ſich gegen alle Menſchen von Wohlwollen erfüllt fühlte.

Bei dieſer Claſſe von organiſchen Körpern, deren Einwirkung auf den Leib, deren heilſame oder giftige Kräfte wir aus den Beobachtungen der alten wie der neuen Zeit genauer kennen, erſchien es nun ganz beſonders bemerkenswerth, daß ſich die an ihnen bekannte Wirkung insgemein bei der Kranken viel ſtärker zeigte, wenn ſie dieſelben nur mit der Hand berührte, als wenn ſie dieſelben (als Speiſe oder Arznei) unmittelbar in den Leib brachte. Das Halten von zwei Spargelſtengeln in der Hand, wirkte, ſchon nach einigen Minuten, ſehr auffallend auf die Abſonderung des Urins; Spinat, deſſen eigentlicher Genuß ihr nur die Vermuthung gab, daß in ihm eine betäubende Kraft ſey, wirkte, wenn ſie zwei friſche Blätter deſſelben in die Hand nahm, eine ganz deutliche, wahrnehmbare Betäubung im Vordertheile des Hauptes (im großen Gehirn). Das Angreifen der Blüthe und des Krautes von blau blühenden Kartoffeln erregte nicht blos Betäubung und Neigung zum Schlaf, ſondern auch jenes Sodbrennen und Gefühl von Schwäche (Schlaffheit) im Magen, welches öfters auf das Eſſen der noch nicht vollkommen gezeitigten Kartoffeln erfolgt. Die Berührung von Hopfenblättern betäubte ſie, die von Wollblumenkraut (Verbascum Thapsus) reizte zum Huſten; der Duft der Ringelblume (Calendula officinalis) war ihr ein wohlthätiges Heilmittel gegen Kopfweh, der Dampf des Aufguſſes gab die durch Krämpfe verlorne Sprache wieder; die Berührung von grüner, geſchabter Rinde des Hollunders mit der Hand (Sambucus nigra) trieb ihr Schweiß ohne Erhitzung aus; die weiße Taubneſſel, vormals gegen Milzkrankheiten gebraucht, regte Schmerzen in der Milzgegend auf; eine weiße Lilie kühlte angenehm und rief in der Seele Bilder und Gefühle des Traumes hervor.

Dieſe außerordentliche Wirkung der bloßen Berührung der Handfläche, zeigte ſich am auffallendſten bei den Giftkräutern. Ein Gran der Belladonnawurzel in die Hand gelegt, wirkte Schwindel, Erweiterung der Pupille und Würgen im Hals, wie dies bei einem Geſunden kaum der Genuß der doppelten Gabe vermocht hätte; ein Blatt von Bilſenkraut machte Betäubung und Gefühl von Lähmung; Mohnkapſeln Schlaf.

So zeigte ſich in dieſem allerdings krankhaften und außergewöhnlichen Falle, welcher hohen Empfindlichkeit und Beweglichkeit der lebende Menſchenleib durch den ſonſt unbeachteten Einfluß der plantariſchen Stoffe fähig ſey, wenn der Finger, der ſonſt die Töne dieſes vielbeſaiteten Inſtrumentes weckt, wenn die Seele, ihre gewöhnliche Einwirkung aufgegeben, und eine tiefe, nächtliche Stille auch das leiſeſte Wehen über dieſe Saiten hörbar machet. Der Leib des Menſchen, eine Welt im Kleinen, empfindet alsdann, und durch ihn die Seele, in lebendiger Theilnahme alle Bewegungen, welche, aus unſichtbarem Mittelpunct, durch das ſichtbare Element gehen: eine Theilnahme, auch an ſonſt nie gekannten Schmerzen, wie an nie gekannter Luſt.

Der lebende Leib wird, im gewöhnlichen, geſunden Verlauf des Lebens, von der ſelbſtthätigen Kraft der Seele ſo mächtig durchwirkt und belebt, daß jene ſchwächeren Einflüſſe von Außen hierdurch unmerklich gemacht werden, wie der ſchwache Mitklang der Saiten mit andren Tönen durch das eigne, mächtige Anſchlagen der Accorde. Dieſe, alles Andre übertäubende Macht des eignen Lebens, verſtärken wir noch mit Willen, durch den Genuß der vielfältig die Nerven aufreizenden Speiſen und Getränke. Es pflegten daher die Alten jene Kranken, in denen ſie das Gefühl, die Empfindlichkeit für die verborgneren, zugleich aber heilſamen Einflüſſe der äußren, von einem allgemeinen Leben bewegten Elemente wieder wecken wollten, vorhin in einen ungewöhnlichen, nüchternen Zuſtand zu verſetzen, und dann ihre Kranken den öfter erprobten Berührungen auszuſtellen.

Jene Heilart der neueſten Zeit, welche man die homöopathiſche benannt, wirket auf zweifache Weiſe; durch das Entfernen aller übertäubenden, aufregenden Genüſſe und durch das länger fortgeſetzte Anwenden von Mitteln, deren feine Zertheilung an jene oben erwähnten Verſuche (S. 19) des Robert Brown erinnert, der den Stäubchen der Körper durch unmeßbares, künſtliches Verkleinern eine merkwürdig ſelbſtſtändige, thieriſch ſcheinende Bewegung gab. Es ſcheinen alsdann die Stoffe, vermiſcht mit dem Waſſer, mehr auf jene elektriſche (§. 18) Weiſe und eben ſo wie bei der Seherin durch die bloße Berührung der äußern Haut einzuwirken, als nach der Art der gewöhnlichen Aſſimilation durch den Darmcanal. Die Stäublein, ſo lange ſie noch in größerer Maſſe vereint waren, gehorchten blos dem Zug der Cohäſion; die feine Zertheilung gab ihnen die Beweglichkeit gegen den elektriſchen Einfluß, welche das Auge durch das Mikroſkop an ihnen bemerkt.

Faſt könnten Betrachtungen dieſer Art uns traurig machen und ſelbſt den muthigſten Sinn mit einem vergeblichen Schrecken erfüllen. Iſt unſer Leib ein ſo zartes, hochempfindliches Inſtrument, daß, ohne unſer Wiſſen und Bemerken, jeder leiſe Luftzug es zu Schwingungen aufregt, welche in der Seele bald freudige, bald traurige Anklänge wecken; die Kräfte des Erkennens und Begehrens jetzt erhöhen, dann ſie herabſtimmen und lähmen, was nützet dann der Seele das geprieſene Recht der Erſtgeburt und Oberherrſchaft über die Bewegungen der Leiblichkeit? Iſt es doch nicht mein Wille, der da zumeiſt und allein waltet, ſondern gegen allen Ernſt der innren Wachſamkeit empört ſich beſtändig und mit ſiegreicher Gewalt eine äußere Natur, deren bewegenden Kräften mein Leib eben ſo wohl angehört, als mir ſelber. Wie der Menſch dem leichten Geflügel der Luft nicht wehren kann, in einer Höhe, welche ſein Geſchoß nicht erreicht, über das Dach der Wohnung und über ſein Haupt zu fliegen; nicht wehren kann, mit Blitzesſchnelle und unverſehens in ſeine Halle und wieder hinaus zu fliegen; ſo vermag auch der ernſteſte Wille nichts gegen jene geflügelt ſchnellen Einflüſſe des äußren Elementes, er muß es dulden, auch wenn jene gleich den Harpyien zu ihm hereindringen, und (jetzt als betäubender, dann als widerlich aufregender Einfluß) das Mahl, das der ernſte Wille und ein fleißiges Bemühen bereitet, verſchlingen oder ekelhaft verunreinigen.

Es erſcheint uns indeß, genauer betrachtet, das Verhältniß des Wirkens der Seele, zu dem Wirken des äußren Elementes auf den gemeinſam für beide empfänglichen Leib, als ein ganz andres. Selbſt der Vogel in unſrem Käfig wird nur um ſo mächtiger zum eignen lauten Geſange geweckt, wenn neben ihm Töne aller Art, wohlklingende wie Mißtöne laut werden, und ſein Geſang ertönet alsbald durchdringender und ſchmetternder, wenn der äußre Lärm ſich verſtärkt. Dienet dann ſchon einem ſchwachen Canarienvogel der Zimmer, ſelbſt das mißtönigſte Schreien der Umſtehenden, nur zur Bekräftigung des innren Wohllautes, wie vielmehr wird das vielfach ſich durchkreuzende und durchdringende Bewegen des Lebens, das durch die ganze Natur gehet, wie und wo es im geſunden Verlauf den Leib und mittelſt deſſelben die Seele berührt, der Ordnung der innren Entwicklung ſich fügen und dem Gedeihen der geiſtigen Natur des Menſchen förderlich ſeyn müſſen. Jene Bewegungen, wie die elektriſchen, welche die Luft als Wind in Bewegung ſetzen, ſind dem lebendig athmenden Organ, auch wenn ſie ſich zum Sturme verſtärken, nur eine erfriſchende Wohlthat.

Speiſen und Getränken und allen Elementen, welche der Menſch in den Kreis ſeines leiblichen Lebens hineinziehet, kommen allerdings eigenthümliche Kräfte zu, es iſt dieſen allen aber durch die herrſchende Kraft der Seele geſetzt: was und wie weit ſie wirken ſollen. Jene Knaben, Gefangene im fremden Königshauſe, damit ſie von dem Gebot, den Vätern gegeben, nicht abweichen müßten, baten den Kämmerer, daß er ſtatt der kräftig nährenden, lieblichen Speiſen, und dem ſüßen Wein der Königstafel, ihnen Gemüſe gäbe und Waſſer. Der Kämmerer, den Zorn des Herrſchers fürchtend, wenn die Angeſichte der Knaben etwa „jämmerlicher würden“ durch eine ſolche Koſt, als die Angeſichte der andren Knaben ihres Alters, gewährte die Bitte nur auf wenige Tage. Aber ſiehe, als die Tage um waren, erſchienen jene ſchöner und beſſer bei Leibe, denn alle Knaben, welche von des Königs Speiſe aßen. Da that Melzar ihre verordnete Speiſe und Trank weg und gab ihnen Zugemüſe. — So iſt der Quell aller Fülle und alles rechten Gedeihens des innren wie des äußren Menſchen, nicht in jenem Reiche und jenen Gütern der Sichtbarkeit, in denen ihn der irrig ſtrebende Sinn ſuchet, ſondern er lieget in einer Tiefe des Geiſtigen, welche keine äußre Noth berührt, da kein Mangel ihn auf immer zu trüben oder zu vertrocknen vermag.

Bemerk. Vieles zur weitern Beſtätigung des Inhaltes des vorſtehenden §. Dienende wird ſich in §. 57 finden. Ueber die Meinung der Alten: daß die aus der Erde emporſteigenden

Dämpfe

Dämpfe die Kraft hätten, das Ahndungsvermögen, die Pythiſche Begeiſterung zu erregen, vergl. m. Fontenelle, Histoire des Oracles 1698.

Um hier zuerſt im Allgemeinen von dem Einfluſſe der Nahrung auf die Natur des Menſchen zu reden, ſo ſind die Speiſen derſelben Art und in derſelben Menge von ſehr verſchiedenſättigender, das Bedürfniß beruhigender Kraft. In warmen, trocknen Jahren ſind alle Feld- und Gartengewächſe, ſo wie das Fleiſch der pflanzenfreſſenden Thiere von viel conſiſtenterer, nahrhafterer Beſchaffenheit, als in naſſen Jahren, welche bei uns öfters zugleich Jahre der Theurung waren. Daher man öfters von Menſchen, welche die theure Zeit von 1770 erlebten, erzählen hört, daß damals die dreifache Menge des Brodes kaum hingereicht habe, um den Hunger ſo wie zu andren Zeiten zu ſtillen. Die mäßig trocknen und etwas erhöht gelegnen Gegenden der wärmeren Länder zeichnen ſich durch beſondere Kraft der Nahrungsmittel aus; ſo namentlich das Innere von Perſien, deſſen Bewohner ſchon öfters durch ihre außerordentliche Mäßigkeit das Staunen der Europäer erregten, und das Hochland von Spanien z. B. die beiden Caſtilien, wo ein Ei nebſt etlichen Zwiebeln das Mittagsmahl der meiſten Bewohner bildet. So friſtet auch der Inder das Leben mit wenigen Löffeln voll Reis. Dagegen gibt es ſchon ganz in der Nachbarſchaft jener Länderſtriche andre, deren Nahrungsmittel durch den beſtändigen Regen und die Feuchtigkeit des Bodens von verhältnißmäßig ſehr kraftloſer Beſchaffenheit ſind; ſo die feuchten Gegenden am caspiſchen Meer, ſo einige Niederungen von Spanien: Arragonien und vornehmlich Aſturien, wo ſelbſt die aromatiſchen Pflanzen der vierzehnten Linnéiſchen Claſſe nicht gedeihen wollen. Dieſe Verſchiedenheit der Nahrungsmittel wird ganz beſonders bei einem Vergleich zwiſchen America und den meiſten ähnlich gelegenen Ländern der alten Welt bemerkt. So erſcheinen zwar die Früchte wie das Fleiſch der Thiere am Meerbuſen von Mexico dem Auge eben ſo ſaftig und fett wie bei uns, aber es fühlen ſich die mäßigſten Europäer, welche in dieſes Regenland kommen, zu unmäßigen Mahlzeiten gezwungen; die ſonſt ſo genügſam ſcheinenden Spanier wie die Franzoſen mußten zwei bis drei Stunden nach der reichlichſten Mahlzeit, wobei Fleiſch aller Art genoſſen wurde, Chocolade nehmen, weil ſie ſich wieder erſchöpft fühlten, und in den Speiſeſälen der Klöſter wird auf jeden Geiſtlichen eine Maſſe von Fleiſch gerechnet, welche in Deutſchland vier, in Süd-Frankreich oder Italien acht Portionen ausgeben würde. (m. v. Gage nouvelle relation des Indes occidentales Tom. I p. 126.) Auch aus den Conſumtionsliſten von der Stadt Mexico, wenn man dieſelben mit dem viermal mehr bevölkerten Paris vergleicht, ſcheint etwas Aehnliches hervorzugehen, denn es beträgt in Mexico die Zahl der geſchlachteten Schafe faſt vier Fünftheil und die der Schweine ſogar mehr denn ſieben Fünftheile der in Paris verbrauchten Zahl, und es werden auch zugleich in jener Stadt viel mehr gegohrne Getränke genoſſen, als in Paris (v. Humboldt's Neuſpanien II. 16). Ein Americaner, ſo verſichert Dobritzhofer, wird kaum zur Hälfte ſatt von einer Portion, welche einen Europäer erſticken würde. Ein Quaranier verzehrt in wenig Stunden ein ganzes Kalb. Bei all dieſem Ueberladen des Bauches haben die Indianer immer Hunger, ſie eſſen fort bis ſie einſchlafen und ſetzen noch vor Schlafen gehen das Fleiſch an's Feuer, um gleich beim Erwachen eſſen zu können. Auch die Europäer eſſen in Paraguay mehr als in ihrem Vaterlande. Es fehlt in jenen feuchtwarmen Ländern den Nahrungsmitteln ſogar der gewöhnliche Geſchmack, und der Gaumen der Bewohner ſcheint ſchon deßhalb häufig den Genuß der Fleiſches der wilden Thiere, namentlich der Tiger, jenem des Genuſſes der Hausthiere vorzuziehen; der Abiponer beſonders zeigt eine ſo unwiderſtehliche Gier nach dem Fleiſch und Fette des Tigers, daß ihn die Gefahr der unheilbaren Schmerzen, welche die Verwundung durch die Klauen des Tigers zur Folge hat, von der Jagd deſſelben nicht abhalten kann. Unter allen zähmbaren Thieren behält nur das Schwein ein Fleiſch von gleicher Güte, ja dieſe Güte ſcheint ſich ſelbſt noch in jenen dumpfig warmen Ländern zu ſteigern. Bemerkenswerth iſt hiebei das, was Wilſon in ſeinen Betrachtungen über den Einfluß der Klima's auf Pflanzen und Thiere S. 1.. von den Negern in Weſtindien anführt, welche, obgleich aus ganz entgegengeſetzter Urſache, von einer Krankheit befallen werden, die in ihrer Wirkung auf die Kräfte des Leibes dem

Scorbut gleicht, wenn man ihnen nicht neben der vorherrſchenden Pflanzenkoſt zuweilen etwas Pöckelfleiſch und geſalzene Fiſche reicht, wobei zugleich die Seeluft heilſame Wirkung zeigt. Ein faſt unwiderſtehliches Bedürfniß des Magens treibt in jenen Ländern die Menſchen zum Genuß des Branntweins und ſtarker Gewürze. Es genießen die Spanier auf Trinidad, deſſen Temperatur ſelten unter 22° R. iſt, ihr getrocknetes Fleiſch mit vielem ſpaniſchen Pfeffer, und es trinken daſelbſt die Frauen wie die Männer ſo viel Rum, daß Leblond zwei bis drei Flaſchen für eine Perſon als ein ziemlich gewöhnliches Maß gefunden. Es können die Europäer auch in den ungeſunden, heißen Gegenden von Africa ungleich mehr Branntwein ertragen, als in ihrem Vaterlande. (M. vergl. Jobſon Samml. all. Reiſeb. III. S. 190.) Dagegen ſagt Bruce, daß in Arabien und dem angränzenden heißen Africa die Liqueurs zwar die Verdauung ſtärken, dagegen den Kopf angreifen, und räth deshalb vorzugsweiſe die Benützung des ſchwarzen Pfeffers. Dieſer, ſo wie ähnliche Gewürze, werden dann in manchen heißen Ländern ſo häufig angewendet, daß man auf St. Lucie die dort allen andren vorgezogene Speiſe des Stockfiſches und geräucherten Fleiſches, in Paraguay den Käſe, in Sierra Leona und Congo alle Speiſen mit rothem, ſpaniſchen Pfeffer ganz überſchüttet. Zugleich mit dem Pfeffer, oder ſtatt deſſelben, wendet dann der Abyſſinier die Ochſengalle, der Baniane die assa foetida an, und in einigen Ländern, wie in den ſüdwärts vom Senegal gelegnen, zeigt ſich bei den Bewohnern ein unnatürlicher Hang nach faulen Fiſchen, aus denen man ſelbſt im öſtlichen Aſien einen Brei oder eine Sauce (Balachian genannt) bereitet, welche den Bewohnern von Pegu, Arrakan, Siam und ſelbſt den Chineſen gleich unſerem Senf als ein guter Beiſatz zum Reis und andren Speiſen erſcheint. Auch das Bedürfniß nach Salz wächst in heißen Erdtheilen. Der Bewohner der kälteſten Länder der Erde bedarf dagegen mehr der fetten Speiſen, liebt das faſt oder ganz rohe Fleiſch und vermeidet in vielen Gegenden den häufigen Genuß des Salzes, ſo wie die geiſtigen Getränke, als ſchädlich.

Als Beweis für den Einfluß der vorherrſchenden Nahrung auf den Charakter der Völker, führt man unter Andrem die Kühnheit und die zornmüthige Grauſamkeit der vorzugsweiſe fleiſcheſſenden Javaner, ſo wie die natürliche Sanftmuth der meiſt von Pflanzenkoſt lebenden Inder und Südſee-Inſulaner an. Der häufige Genuß des Fiſchroggens ſollte nach Steller bei den Kamtſchadalinnen den heftigen Trieb des Geſchlechtes erregen, wiewohl in einem von ihm beobachteten Falle, welchen er als Beweis ſeiner Anſicht aufführt, mehr wohl die Veränderung des täglichen Umganges als der täglichen Koſt verbeſſernd gewirkt hatte (m. vergl. Bernoulli's phyſ. Anthropol. II.) Dem Genuß der rohen Kaſtanien und andrer mehlichten Speiſen wurde von Cabanis der Stumpfſinn einiger Völker zugeſchrieben, welcher den Lehren der Miſſionäre keinen Eingang geſtatten wollte. Wenn jedoch dieſer Stumpfſinn bei Veränderung der Koſt ſich verloren haben ſoll, darf man nicht vergeſſen, daß mit der Koſt zugleich auch ganz andre Elemente der äußern Lebensweiſe verändert worden waren. Arbuthnot (bei Falconer in d. Bemerk. über den Einfluß des Himmelsſtrichs u. ſ.) erwähnt auch aus eigner Erfahrung Fälle, wo ſich (gleich wie in dem oben erwähnten bei Tiſſot) die choleriſche Gemüthsanlage durch häufigeren Genuß der Pflanzenſpeiſen gemildert hatte. — Marmontel, als er einſt ſechs Wochen lang nur Milch und Milchſpeiſen genoſſen, bemerkte an ſich während dieſer Zeit eine ungewöhnliche Ruhe und zugleich Leichtigkeit aller geiſtigen Thätigkeiten. — Das Bier wird, in Menge genoſſen, ſchädlich, durch ſeine zu große Nahrhaftigkeit, und auch ſchon in geringerem Maß getrunken durch die öfters ihm beigefügten betäubenden Stoffe, oder durch die ungeſunden Kräfte, welche ihm eine zweite Gährung in lang und wohlverſchloſſenen Gefäßen ertheilt. Einigen, mit narkotiſchen Stoffen verſetzten Bierarten wird eine vorzüglich zum Zorn und Unmuth aufregende Kraft zugeſchrieben. — Es geboten die Geſetzgeber einiger Völker der wärmeren Länder, weil ſie nach dem übertriebenen Genuſſe des Weines eine ähnliche Wirkung beobachtet, auch dieſen zu meiden, und in China, wo man die Rebe früher angebaut hatte man ſie ſpäter, auf obrigkeitlichen Befehl wieder ausgerottet. (m. vergl. Frank's Syſtem einer vollſt. Polizei III.) Beſonders macht der ſchwere rothe Wein zum Unmuth und Str geneigt und reget die rohe Thierheit auf. Es ſollte daher, nach einer alten Sage bei Livius, Aruns von Cluſium den Weinſtock nach Gallien gebracht haben, um das Volk zu Ausſchweifungen zu verleiten.

Einige Aerzte und andre Beobachter haben auch der Ammenmilch eine beſondre, phyſiſch anſteckende Gewalt über die Natur des Kindes zugeſchrieben. Nach v. Helmont ſollte eine geitzige, diebiſche, zornmüthige Amme dieſes Naturell auf alle die Kinder, welche ſie geſängt hatte, übertragen haben, und ſchon in alter Zeit wurde die Neigung des Tiberius zum Trunk als eine Wirkung der Milch betrachtet, die er von einer faſt immer betrunkenen Amme genoſſen; die Grauſamkeit des Caligula von der wilden Gemüthsart ſeiner Amme hergeleitet, welche die Brüſte jederzeit mit Blut beſtrichen, wenn ſie dem Kind zu trinken gegeben. Welchen ſchädlichen, ja augenblicklich tödtenden Einfluß die Milch der Amme oder Mutter habe, wenn dieſe eben von heftiger, widerwärtiger Bewegung des Gemüths, wie Zorn, Aerger, Schrecken ergriffen war, das lehren tauſendfältige Erfahrungen der älteren und neueren Zeit. Es ſterben daher ſo häufig die Kinder der zornmüthig oder ſonſt geiſtig zu reizbaren Ammen oder Mütter.

Opium mit Hanf u. ſ. vermiſcht, macht einen vorherrſchend fröhlichen Rauſch, mit Citronenſaft oder andren Säuren verſetzt, erregt es dagegen nach Halle (über Giftpflanzen) eine wilde Wuth und Hang zum Blutvergießen, ſo daß die Sclaven auf Java, durch jenes Mittel berauſcht, Alles was ihnen begegnet, ermorden. — Der Stechapfel erregt viehiſche Luſt und Sinnloſigkeit; Bilſenkraut Phantaſien und ſtürmiſche Bewegungen des Wahnſinns; die Belladonna ein ängſtliches, zum Theil furchtbares Delirium. Die Wirkungen des berauſchenden Fliegenſchwamms, welcher in trocknem Zuſtande genoſſen wird, beſchreibt Pallas. Das Pulver dieſes Schwamms bei hartem Winterfroſt in die Naſe gezogen, ſchützt dieſe vor dem Erfrieren, indem es eine entzündliche Wärme erregt. — Der Recenſent des Werkes von Malthus über die Bedingung und die Folgen der Volksvermehrung in der Salzburger medicin. chirur. Zeitung B. III. S. 251 (1808) erwähnt eines Thales, in welchem die Cretinen vorzüglich häufig ſind, und deutet mit Recht darauf hin, daß die Schuld dieſes anerzeugten Elendes unter andrem auch in dem Hang und der Gewohnheit der Eltern zu ſuchen ſey, an Sonn- und Feſttagen ſich mit einem ſehr ſchnell berauſchenden Obſtmoſt zu betäuben u. ſ. f. Ueber die Wirkung der betäubenden Dämpfe vergl. m. die meiſten Geſchichten der Hexenproceſſe und die Schriftſteller über dieſen Gegenſtand. Ein allgemein bekanntes Beiſpiel für jene Wirkung findet ſich in Benvenuto Cellini's Leben von Goethe. — Das Tabakrauchen ſtellt als urſprünglich bei den oſtaſiatiſchen Völkern einheimiſch Sprengel dar, in ſ. Geſch. d. Botanik. — Ueber das, was oben von der Wirkung des Hineinblickens in metallne Flächen geſagt worden, äußert Oetinger, a. a. O. (bei dem Wort Gemüth S. 233) die ſonderbar erſcheinende Meinung: „Die Alten haben auch geglaubt, daß wirklich Bilder unſichtbar aus dem Menſchen ausgehen, und ſich in Alles zerſtreuen, welches klar iſt aus einem Lichtſtrahl in Camera obscura. Wenn man nun die Ahndungskraft der Seele, davon Baco de Verulam in der letzten Centuria ſeines Sylvæ ſchreibt, gebraucht, ſo verſammeln ſich dieſe Bilder entweder in ein Glas oder elektriſchen Spiegel, daher konnte Joſeph aus ſeinem Becher oder Glas weiſſagen." Die weiter im §. angeführten Thatſachen finden ſich in Juſtinus Kerner's Seherin von Prevorſt.

Einfluß der mitlebenden, organiſchen Natur.

§. 53. Der Einfluß der umgebenden Thier- und Pflanzenwelt auf die Seele des Menſchen, auf die W ihres innern, eigenthümlichen Bildens und ihrer Sprache iſt ein näher vor Augen liegender als der bisher betrachtete Einfluß des Klima's und der in uns eingehenden oder von Außen uns berührenden Elemente. Eine öftere Beobachtung hat gelehrt, daß der häufigere oder faſt beſtändige

Umgang der zarten Kinder mit Thieren, zu denen ſie Neigung oder Zufall geſellet, nicht ohne bedeutende Einwirkung auf die äußren Gewohnheiten, ja auf die innre Richtung der Seele ſey. Es ahmt in Kamtſchatka's Hütten der Menſch bei ſeinen Tänzen zunächſt die Bewegungen des heimathlichen Bären; der Neger, in einigen Ländern von Afrika, den unruhigen Affen nach, und es wird von beiden die Weiſe des vielbewunderten Thieres für die auch den Menſchen am meiſten zierende gehalten. Nicht ſelten hat ſich der Menſch durch ein ſolches, ſeiner unwürdige Bewundern oder Anſtaunen der thieriſchen Kraft zu einem wirklichen Vergöttern derſelben hinreißen laſſen, welches der unvollkommnen Creatur eine Ehre erwieſen, die nicht einmal dem ſichtbaren Herrſcher der Erde: dem Menſchen, ſondern nur dem unſichtbaren Anfang und Schöpfer derſelben gebührt.

Hierbei iſt indeß noch ein andrer Grund der Abirrung nicht ganz aus den Augen zu ſetzen. Die lebende, mehr noch als die anſcheinend todte Natur unſrer Sichtbarkeit iſt das Tönen und Bewegen einer Sprache, welche der Bruſt des Menſchen nicht allein einwohnet, ſondern welche in dieſem nur erſt zum Worte wird. Schon den lebenden Leib des Menſchen, wenn zuweilen der eignen Kraft der Seele der lenkende Zügel mit oder ohne ihre Schuld aus der Hand entfallen, durchwirken nicht ſelten Lebenseinflüſſe der freundlichen oder feindlichen Art (S. 766 u. f.) welche wie aus einer unſichtbaren Welt des Geiſtigen hervorkommen. So hat auch das Alterthum nicht ſelten in den Geſtalten und Bewegungen der lebenden Thiere die verhüllte Macht eines ſich leiblich dem Menſchen nahenden Gottes zu erblicken geglaubt, und zu dieſer Kinderzeit der Völker ſchien die Thierwelt mit vernehmlichen Worten zu reden.

Wenn auch jene ſchon anderwärts berührte Anſicht, nach welcher die Menſchenſprache aus einem Nachbilden thieriſcher Stimmen ihre Namen, und ſo zuletzt ſich ſelber gebildet haben ſollte, vor einer tieferen Prüfung nicht beſtehet; ſo wird doch überall erkannt, daß der Name, welchen der Menſch einſt dem Thiere gegeben, ein ſo weſentliches Glied ſeiner Sprache wurde, als der bewegende Muskel am Leibe es iſt. Das ſelbſtſtändig bewegte Thier, in ſeinen mannichfaltigen Arten und Lebensweiſen, brachte der Sprache jene Bilder und Worte, welche das Regen und Bewegen des allgemeinen Lebens in der Natur ausſprechen ſollten: und wenn auch der Gedanke, der das Wort ſchuf, auf einem viel andren, näheren Wege gefunden worden, als jener der Betrachtung des Thieres es war, ſo gab doch dieſes dem früher vorhandnen, geiſtigen Element den äußren ſichtbaren Leib, wurde zur bedeutungsvollen Hieroglyphe der höheren, geiſtigeren Stamm- und Grundbedeutung.

Wie in einigen alten Sprachen an ein und daſſelbe Wort die Benennung eines Thieres und zugleich die irgend eines anderen planetariſchen und ſideriſchen Elementes oder Bewegens geknüpft werden konnte, z. B. im alt Cophthiſchen an daſſelbe Wort die Bedeutung des Löwen und jene des Waſſers, an ein anderes zugleich die des Stiers und die der Morgenfrühe, das iſt öfters ſchwerer zu ergründen als die vielfältig gedankenvolle Zuſammengeſellung jenes Doppelſinnes der Worte, welche zugleich irgend ein Thier oder thieriſches Bewegen, und irgend ein Empfinden oder Begehren der Seele bezeichnen. Augenfällig iſt es noch in den jetzigen Sprachen und ihrer fortgehenden Geſtaltung, wie ſich nicht bloß in die Geſänge des Volkes, ſondern ſelbſt in die Ausdrücke des Familien- und bürgerlichen Lebens das Abbild der Thierwelt einpräget, in welcher und zwiſchen welcher der Menſch wohnet. Die Gazelle des Gebirges mit lieblich glänzendem Auge und das Kamel der Wüſte, der ruhig kräftige Löwe wie der edle Hirſch und der

Eber unſrer Wälder, haben durch ihr Seyn und Weſen im Lied und Wort der Sprache ihren bald ſtilleren, minder merklichen, bald augenfälligeren Einfluß gegeben. Es iſt bisher noch kein Volk zu lieblich melodiſchem Geſange in einem Lande erwacht, deſſen lebende Natur ohne lieblichen Geſang iſt; und wenn Töne der ſingenden Menſchenſtimme aus der Wiege des Geſchlechts im Norden ſich nach dem ſtummeren Süden verirrt: ſo iſt die Verpflanzung durch Menſchen an Menſchen geſchehen. Sogar, der Tact der Geſänge ſtehet (vielleicht noch aus andrem Grunde) mit dem Bewegen der vorherrſchenden Thierwelt der Umgebung im gleichmäßigen Verhältniß.

Auffallend, jedoch noch von andrer Seite zu beachten, iſt der Unterſchied der geiſtigen Richtung und Geſtaltung bei Völkern, welche, Viehzucht treibend, ſich von Jugend an zum ruhigen Stier oder Lamm geſellt, und bei ſolchen, welche, vom Fleiſche der erbeuteten Thiere lebend, das Raubthier — den Hund — in ihren Umgang gezogen. Jedoch dieſe Verſchiedenheit führt uns von ſelber in eine nachbarlich angränzende Region dieſer Betrachtungen, welche der nächſtfolgende §. zu ſeinem Inhalt wählt.

Bemerk. Zu dieſem §. vergl. man Hug über den Mythos der ält. W. und zum Theil auch den Inhalt des ſpätern 58ſten §. dieſes Buches.

Einfluß der leiblichen Bewegung und der Lebensweiſe.

§. 54. Die Hauschronik der Geſchichte der Wiſſenſchaften nennet uns Gelehrte, welche anders nicht als beim körperlichen Bewegen ihrer eignen geiſtigen Thätigkeit froh geworden: welche gewöhnlich mit dem Fortbewegen der

Füße zugleich auch die ſelberſchaffende Seele von Gedanken zu Gedanken, von Bild zu Bild bewegt. Wir erwähnten ſchon bei andrer Gelegenheit jener Vögel, welche, wenn der tiefere Lebensſtrom der Seele die Stimmorgane zum lieblich rührenden Geſange aufregt, zugleich die Glieder bewegen: und die Lerche unſrer Felder und Auen ſcheinet nur dann die Töne zu finden, welche das Vorbild einer innren Wonne der lebenden Seele ausdrücken, wenn ſie zugleich die Flügel zum Aufſchwung nach oben bewegt.

Was die alte Zeit von dem Einfluß der Entwicklung und Uebung der leiblichen Kräfte auf die Bekräftigung der inwohnenden Seele nicht etwa nur geahndet und vermuthet, ſondern aus der Erfahrung erkannt, das lehren uns die Schriften ihrer Geſetzgeber und Weiſen: das lehrt uns die Geſchichte, namentlich Griechenlands, von ſeinem Aufblühen an, bis zu ſeinem Verſinken unter die Laſt des eignen innern Verderbens und der fremden Macht. Die Weisheit des claſſiſchen Alterthums hat dieſen Theil der Geſchichte der Seele übereinſtimmend mit der Lehre des Chriſtenthums (nach §. 40) geahndet, wenn auch nicht in voller Klarheit erkannt.

Es erkennet ſelbſt ein Apoſtel in den Uebungen und Wettkämpfen des Leibes ein treffendes Abbild der Uebung des Geiſtes und des Ringens nach einem ewigen Kleinod an. Der junge Adler, ehe er zum Fluge jenſeits der Wolken, nach der Sonne ſich ſtark fühlet, übet vorhin die Schwingen am Emporflattern von Klippe zu Klippe. So wird auch die Herrſchaft des Geiſtes, über die geſammten Kräfte der Seele und des Leibes, durch die leichtere Uebung der Kraft der Seele am Leibe vorbereitet. Es iſt der leichtere Anfang jener Herrſchaft, zuerſt die Glieder des Leibes zum Gehorſam gegen einen Willen der Seele zu gewöhnen, welcher zunächſt wenigſtens etwas Andres erſtrebt, als die Vergnügung des lüſternen Gaumens oder eines andren thieriſchen Begehrens. Denn wenn auch bei einer ſolchen Erziehung des einzelnen Menſchen, wie des ganzen Geſchlechts, der Kampfpreis des leiblichen Bemühens zuerſt ein ſinnliches Gut iſt, ſo pflegt doch bald jene Hand, welche das Geſchäft des Erziehens leitet, ſtatt des ſichtbaren Preiſes einen unſichtbaren und höheren aufzuſtecken. Das Kind, welches der Anblick und Duft der ihm vorgehaltenen Frucht zu den erſten Bewegungen der Glieder gelockt, kämpfet ſpäter um den Lorbeer, in welchen nicht die Lüſternheit des Leibes, ſondern die höher ſtrebende Seele den eigenthümlichen Werth gelegt, und die Seele, wenn ſie ein unvergänglicheres Kleinod kennen lernte und lieben, als den Lorbeer, gebrauchet der erlernten Selbſtherrſchaft zu einem Bewältigen des Leibes, welches ein andres Ziel und andren Sinn hat, denn alles vorherige Ringen der Glieder.

Das älteſte Geſetz, unter welches der Menſch ſeit dem Beginn ſeines jetzigen Zuſtandes geſtellt worden, war jenes: zu arbeiten, im Schweiß ſeines Angeſichtes das Brod zu erwerben und zu eſſen. Denn es empfängt und genießet ſein Weſen die Ruhe und Kraft des Sabbathes erſt nach der Arbeit der ſechs Tage, wie die höhere empfindende Region des Hauptes, der Nerv des ſehenden Auges und des hörenden Ohres, als höchſte Blüthe des Gewächſes, am Stamme der niedren Region der willkürlich bewegenden Nerven ſich entfalten.

Das erſte, was die Uebung der Glieder durch angemeſſenes Bewegen in dem Gebiete der Leiblichkeit ſelber gewinnt, iſt eine Bekräftigung des Athmens und des Geſchäfts der Ernährung. Im Gebiete der Seele aber wird, wie wir ſchon oben geſehen, der Muth und die Schnellkraft der Bewältigung, nicht allein des eigenen Leibes, ſondern der ganzen umgebenden Leiblichkeit begründet und erhöht. Darum ſchaffet der Menſch, mit ſolchen Gliedern, welche zum Fleiße gewöhnt worden, alsbald ſeine Heimath aus einer Wüſte oder aus einem wildbewachſnen Erdreich in einen Garten um, rufet aus dem ſandig-ſumpfigen Boden der belgiſchen Ebenen die reiche Saat des Getreides, ſo wie die Fülle der Gemüſe und Früchte hervor. Darum bezwinget Griechenlands Heldenjugend, ein Häuflein gegen den unermeßlichen Schwarm der Barbaren, alsbald im blutigen Kampfe das Heer der Perſer, denn dieſe hatten den Leib mehr nur zum Genießen der Sinnenluſt, jene aber zum Arbeiten gewöhnt.

Die Seele wird ſchon bei den Tönen eines beſaiteten Inſtrumentes, wenn dieſe harmoniſch zuſammenlauten, jetzt zu dieſen, dann zu andern Gefühlen bewegt, oder ſelber zur geiſtigen That aufgeregt und geſtärkt. Sollte nicht das Bewegen des Werkzeuges, das der Seele innig näher und eigenthümlicher iſt als jedes Inſtrument der Saiten oder der eingehauchten Melodien, wenn nur jenes Bewegen von geſchickter Hand geleitet und harmoniſch iſt, noch vielmehr und gewaltiger dem geiſtigen Leben der Menſchennatur ſich mittheilen und dieſes ergreifen? Darum haben ſchon die Alten das Werk der Uebungen des Leibes als eine Kunſt betrachtet. Eine Kunſt iſt daſſelbe, welcher Geſetze der Harmonien und der Wohlgeſtalt inwohnen, wie jener der Töne, und wie des ſichtbaren Nachbildens der äußren Welt, durch Meißel und Farben. Jene Kunſt bedarf ihrer Studien und ihrer Meiſter; ſie iſt ihrer Schulen und einer Pflege des Staates werth, wie die andren Künſte.

Allerdings kann auch nach dieſer Richtung hin leicht jenes krankhafte, metaſtatiſche Verirren ſtatt finden, das bei jedem andren auf's Leibliche gerichteten Geſchäft möglich iſt. Das Aeußre und Dienende kann, wie bei den Verſetzungen der Krankheit, gegen die geſunde und natürliche Ordnung zu einem Innern und Herrſchenden erhoben werden. Alsdann wird einer ſolchen Richtung die harmoniſche und bekräftigende Einwirkung auf das innere Leben benommen, und wie die Aufregung der Werkzeuge des leiblichen Verdauens, wenn ſie auf ordentliche und mäßige Weiſe geſchieht, die Region auch des innern Ernährens: die Gefühle der Seele bekräftiget und aufregt, dagegen dann, wenn ſie zur Ueberfüllung wird, das Geſchäft des innern Ernährens hemmt und ſogar lähmet; ſo kann auch der irrende Wille des Menſchen in die Kraftübung des Fleiſches an ſich, ein Uebergewicht legen, welche das innre Werk, zu welchem das äußre führen ſollte: die Bekräftigung der Seele zu dem Geſchäft der Selbſtbeherrſchung, vergeſſen machet und lähmet. Es wird dieſes letztere, innre Werk ſtets nur durch Selbſterkenntniß begründet, und durch das Vorhalten eines andren, höheren Kampfpreiſes, als der des vergänglichen Lebens iſt, gefördert und vollendet. Das rechte Zeichen, woran erkannt wird, daß unſer Ringen und Streben, auch ſo lange es noch in ſeinen erſten Vorübungen weilt, auf geſundem Wege ſey, iſt jenes: daß der Menſch in Demuth dem eignen beſſeren Willen und der göttlichen, wie der von Gott geſetzten menſchlichen Ordnung gehorchen lernet. Wir werden das Recht, über uns ſelber und alle Kräfte unſrer Leiblichkeit zu herrſchen, erſt dadurch gewinnen, daß wir einem höheren Willen, als der menſchliche es iſt, gehorchen lernen.

Der Einfluß der Lebensweiſe, auf die Richtung der Seele und ihres Begehrens, wird an ganzen Zeitaltern und Völkern, ſo wie an einzelnen Menſchen erkannt. Die Bewohner des americaniſchen Waldlandes, im Norden jener Halbkugel, welche faſt einzig die Jagd ernährt, werden ſelbſt in der Sprache wortkarg und verarmt gefunden, denn es zwingt den Jäger ſelbſt das Geſchäft des Auflauerns und Erſchleichens des leiſe hörenden Wildprets zur Gewohnheit des Schweigens. Dabei iſt in dieſen Völkern eine deſto größere Kraft des Auffaſſens und Feſthaltens aller Worte der fremden Rede, und ſchon oben ſahen wir, daß dieſe Indianer des Waldlandes ganze lange Reden ihrer Lehrer mit wörtlicher Treue im Gedächtniß behielten. Das Aufſpüren der Thiere, das Herumziehen durch die bahnloſe Wildniß der Wälder, ſchärfet zunächſt jenen äußren Sinn, welcher dem innern des Gedächtniſſes entſpricht, auf eine ungemeine und außerordentliche Weiſe; und wie anderwärts in der Geſchichte des Menſchen, wird das äußre Organ alsbald in das ihm entſprechende innre erhoben und verwandelt, wenn aus dem Mittelpunct des innren Lebens ſelber ein neu belebender Strahl auf dieſes Gebiet fällt. Das Geſchäft des Jägers verſtattet überdies, von einer andern Seite betrachtet, nicht das Zuſammenleben der Menſchen in näher vereinte Geſellſchaften und Staaten. Nach dem Sinn jener Rede eines Caraiben Häuptlinges, welche derſelbe vor einer berathenden Verſammlung der Europäer gehalten, vermag der graseſſende, zunächſt vom Ackerbau lebende Menſch, auf einem engen Bezirk des Landes zuſammen zu wohnen und hier gemeinſam ſich zu nähren, während der Jäger nur für ſich und die Seinen des Beſitzes einer großen Erdſtrecke bedarf, damit hier der Hirſch ſich nähre und gedeihe, der ihm zur Speiſe wird. Es wird daher die Entwicklung jener höheren Richtung der Seele, zur Liebe und zur Freundſchaft, welche der geſellige Verein weckt und begünſtigt, am Jäger nur wenig entwickelt, ja verkümmert gefunden, und nicht ſelten tritt, neben jener gaſtfreien Großmuth und treuen Dankbarkeit, welche dem Sieger der Thierwelt die einſame Noth ſeiner Wälder lehrt, der verfolgende Haß und die wildeſte Grauſamkeit gegen ſein eignes Geſchlecht hervor. Wie auch anderwärts das beſtändige Geſchäft des Thierſchlachtens ein ſolches innres Entarten der Menſchennatur begünſtigt.

Ungleich mehr als die Jagd hat die Viehzucht werkthätig auf die Geſtaltung und Entwicklung der geiſtigen

Anlage gewirkt. Durch ſie ward der Menſch nicht wie der Jäger zum Geſchäft des Verfolgens und Tödtens der Thiere, ſondern zu jenem des Vertheidigens und der Pflege ſeiner Heerden berufen. Das Tagwerk des Hirten im Thale wie im Gebirge iſt es, die Schaaren der ihm zugeſellten Thiere jetzt zum friſchen Waſſer zu leiten, dann ſie zu führen zur grünen Weide, am heißen Mittage ihnen die Erquickung des Schattens, beim Froſt und Ungewitter das Obdach zu gewähren. Es iſt ſein Geſchäft, die von der Heerde Verirrten zu ſuchen, die Kranken ſorgfältig zu warten, die Zarteren und Neugebornen zu behüten. Mit einer das eigne Leben nicht achtenden Liebe kämpfet der Hirt der Kamele mit den Schaaren der Schakals, ja ſelbſt mit den unverſehens herannahenden Löwen, wenn dieſe die Mütter und zarten Füllen der Heerde mit ihrem Angriff bedrohen. So iſt das gewöhnliche Geſchäft des Hirten ein Geſchäft der Liebe, welches, wenn es auch ſcheinbar nur auf das Geringere — auf eine Heerde der Thiere — gerichtet war, dennoch auch die Entwicklung einer höheren, geiſtigeren Richtung der Liebe begünſtigt. Es wird deshalb bei den Hirtenvölkern ſchon in den älteſten Menſchenzeiten nicht blos das Leben der Familien lieblich und reich entfaltet gefunden, ſondern es hat hier zu dem näher befreundeten Menſchlichen das Göttliche ſich geſellt: neben dem Weinſtock der Liebe des Menſchen zum Menſchen iſt die Ceder der Liebe zu Gott erwachſen, deren Wurzel die Tiefe des Gebirges ſuchet, deren Gipfel zum Himmel ſtrebt. Wo dann dieſes Alles belebende Element in der Seele des Menſchen gewaltet, da ſind in ſeinem Schatten alsbald die nachbarlich verwandten Kräfte empor gewachſen. Die Hirtenvölker des Alterthums haben zuerſt den Zeitlauf und die Bahn der Geſtirne bemerkt, haben in die Gruppen der Sterne Geſtalten voll tiefen Sinnes hineingebildet, und, hierin vielleicht ſelbſt von den Thieren ihrer Heerde geleitet, an dieſen und an ſich ſelber die Heilkräfte der Pflanzen erprobt. Bei dem Geſange der einſamen Droſſel des Gebirges, ſo wie der Nachtigall des Gebüſches, erwachte der Geſang der eignen Bruſt, welcher durch das Athmen der Gebirgsluft bekräftigt, einer ungewöhnlichen Stärke und Kraft der Töne fähig iſt; und das ſtille Beſchauen der am Berge ruhenden oder weidenden Thiere, reizte die betrachtende Seele zu einem andren Feſthalten, zum künſtlichen Nachbilden dieſer Geſtalten, an welchem einſt Gozzi's großes Künſtlertalent zuerſt ſich ſelber gefunden und ſich geübt. — Ein nach §. 53 nicht ganz unbedeutendes Element zur pſychiſchen Geſtaltung der Hirtenvölker ſcheint auch in dem eigenthümlichen, harmloſen und ſanften Charakter, ſo wie in dem ruhigeren Bewegen jener Hausthiere gelegen zu ſeyn, in deren beſtändigem Umgang und Anblick ſie von Kindheit an gelebt.

Auf den waldentblößten Höhen, denen nur noch einſam ſtehende Alpenkräuter entſprießen, haben öfters, ſelbſt noch in neuerer Zeit, Hirten, welche dahin die weidende Heerde geführt, reiche Gänge von Erz, Adern des Silbers und Kupfers entdeckt. So ſcheint auch in alter Zeit der ruhige, am Gebirge verweilende Stand der Hirten, die Stätten der Metalle entdeckt, und den Bau, ſo wie das Schmelzen der Erze erfunden zu haben. Mit dieſer Erfindung zugleich hat ſich dem Menſchen der Zugang zu einem neuen Gebiet der Künſte und Gewerbe geöffnet, welche hülfreich zu den andren, höheren ſich geſellten.

Endlich ſo hat erſt die Erfindung und Vervollkommnung des Ackerbaues, welche dem Hirten des graseſſenden Thieres ſehr nahe lag, das Zuſammengeſellen der Menſchen in die feſter bleibende Wohnung der Dörfer und Städte, und ſo das Entſtehen der eigentlichen Staaten möglich gemacht. Hiermit waren zugleich die nothwendigen äußren Bedingungen zur weitern Entfaltung der Sprache, ſo wie zur Weiterentwicklung der Wiſſenſchaft

und

und der Kunſt gegeben, welche eines wohlgeordneten Zuſammenwirkens Vieler nach dem gemeinſamen Ziele hin bedürfen, wenn ſie das eigenthümliche Ideal erreichen ſollen. So finden wir die erſte, vollkommnere Einrichtung der Reiche und Stände bei ackerbautreibenden Völkern, und aus dem gemeinſamen Fleiß der zuſammenwohnenden Tauſende entſtehen Aegyptens Pyramiden, ſo wie Indiens Tempel, entſtehen die Schulen und Meiſter der Weisheit und die reichen Geſänge der Heldenthaten beim feſtlichen Mahle.

Es läßt ſich der Einfluß der gewohnten Lebensweiſe, auf das Temperament und die äußere Richtung der Seele, auch an den einzelnen Ständen unſerer künſtlichen Staaten nachweiſen; und es iſt aus vielfältiger Beobachtung bekannt, welche andre Rückwirkung die ſitzende Lebensart, bei kräftiger Bewegung nur einzelner Muskeln, auf die innern Kräfte geäußert, als das Geſchäft der ſtärker und vielſeitiger bewegten Stände. Die Arbeiter der Metalle, die kräftigen Schmiede und Bergleute, die rüſtige Schaar der Zimmerer und Maurer haben ſich in den Zeiten der Noth und der äußern Gewalt öfters als entſchloſſene Kämpfer gezeigt, und mit Heldenmuth hat ein ſtarkes Volk der Hirten die Heimath ſeiner Gebirge gegen fremde Tyrannei verwahrt. Dagegen waren aus dem gemeinſamen Stande der Schuſter jener tiefſinnige Denker, als Philosophus teutonicus bekannt, und der heitere Sänger des deutſchen Bürgerlebens: Hans Sachs.

Ein gemeinſames hehres Gebäu verſammlet alle Stände und Geſchlechter der Menſchen am Sabbath zum Werk des Geiſtes. Es ertönet der melodiſche Laut der Orgel: da wachet die Stimme Aller zum harmoniſchen Geſange auf. So wird auch, ohne Unterſchied des Standes und der Weiſe des äußren Lebens, der Geiſt des Menſchen für das Walten eines Geiſtes beweglich gefunden, der aus Gott iſt und zu Gott führet.

Bemerk. Die heilſame Wirkung leiblicher Bewegung, ſelbſt zur Heilung geiſtiger Dumpfheit und des Blödſinns, haben Hofmann und mehrere andere Aerzte erkannt. Auch gegen heftige Melancholie hat ſich körperliche Anſtrengung nicht ſelten als Heilmittel gezeigt. Hieher gehört auch zum Theil der von Pinel erzählte Fall: Ein Gelehrter, in tiefe Melancholie verſunken, geht des Nachts auf eine Brücke in London, um ſich in die Themſe zu ſtürzen. Er wird von Räubern angefallen, gegen welche er muthig und kräftig kämpft. Nach dieſer Anſtrengung waren die Melancholie und der Hang zum Selbſtmord plötzlich verſchwunden. Er kehrt zu ſeiner kümmerlichen Lage zurück, und erträgt dieſe von nun an, ohne noch einmal in jene Verſuchung zu fallen.

Der Einfluß der leiblichen Organiſation.

§. 55. Das Wechſelverhältniß, in welchem die Art und die Aeußerungen des Temperamentes mit der Verſchiedenheit der Geſchlechter und der Lebensalter ſtehen, wurde ſchon an einem andern Orte (§. 32) betrachtet. Wie das Kindesalter zumeiſt mit dem ſanguiniſchen, das Jünglingsalter mit dem choleriſchen Temperament zuſammengepaart gefunden werden, ſo das männliche Alter mit dem melancholiſchen, die Zeit der ſpäteſten Jahre mit dem phlegmatiſchen. So kömmt auch dem zarteren Geſchlecht öfter ein Gemiſch der ſanguiniſchen mit der choleriſchen Sinnesart oder eine von dieſen beiden zu, als dem männlichen Geſchlecht, an welchem dagegen entſchiedener als am Weibe die melancholiſche (in dem oben erwähnten Sinne), ſo wie phlegmatiſche hervortreten.

Die Beziehungen des äußern und leiblichen Theiles unſrer Natur auf den geiſtigen, von welchen wir hier reden wollen, gehen aber nicht allein die Lehre von dem Temperament, ſo wie ſelbſt jene von dem Charakter an. Es ſind bei dieſer Betrachtung nach beiden Seiten hin ſowohl eine Ueberſchätzung der Macht des Leiblichen über die Seele, als auch eine übertreibende Annahme von der unumſchränkten Gewalt der Seele über den Leib zu vermeiden; denn dieſe, ehe ſie durch den Geiſt frei geworden, ſtehet allerdings in nicht geringer Abhängigkeit von ihrem Körper.

Wir müſſen, wenn wir von dem Einfluß der organiſchen Geſtaltung reden, zuerſt das, was im Verlauf des Lebens, durch die Neigungen und die Wirkſamkeit der Seele ſelber leiblich geworden iſt, von dem unterſcheiden, was der Leib gleich von der Zeugung an und bei der Geburt war. Denn, wie wir dies im nächſten §. noch ferner ſehen werden: es wird bei jeder innren Lebensbewegung der Seele ein leibliches Gebilde erzeugt, von mehr oder minder augenfälliger Natur, welches zu der gleichen Bewegung die beſtändige Diſpoſition, ja zuletzt wohl einen für ſich beſtehenden, falſchen Organismus, mitten in dem eigentlichen, geſunden, bildet. Hier aber betrachten wir noch nicht dieſe ſecondären, vielleicht nicht ohne Einfluß des Willens, und mithin ohne eigne Schuld entſtandnen leiblichen Anlagen, ſondern zunächſt nur die angeerbten und angebornen.

Es wird, wie die äußere Geſtalt, ſo auch öfters die herrſchende Richtung der Neigungen der Seele mit der Zeugung auf die Kinder fortgeerbt. Bei einigen unſrer gelehrigen Hausthiere, namentlich der Hunde, iſt es ſehr augenfällig, daß ſelbſt die mühſam, den Eltern angelernten Geſchicklichkeiten, von Zeugung zu Zeugung den Jungen immer leichter werden, ſo daß es ſcheint, als erbte ſich hier die erſt künſtlich gegebene, allmählich eingeübte Richtung, als wirkliche Fähigkeit fort. Bei dem Menſchen wird eine ſolche Uebertragung der Vorzüge der Eltern nur etwa bei den niedern Seelenkräften bemerkt, denn daß die höchſten, geiſtigen Gaben des innern Menſchen, daß der Heldenſinn, der nur nach dem ringet, was göttlich iſt und ewig, und das Ungöttliche bekämpft, durch die Zeugung nicht forterbe auf die Kinder, hat die Erfahrung nur zu oft gezeigt. So auch, wenn, wie eine alte Schuld, die böſen Neigungen der Eltern in der Seele der Nachkommen laſten; ſo wird doch, wie dies abermals die Erfahrung lehrt, die Beſiegung und Ausrottung des alten Uebels nicht unmöglich befunden.

Thiere, wie Menſchen, dies ſahen wir ſchon im §. 32, bringen das natürliche Temperament, und gewiſſe eigenthümliche Neigungen mit ſich auf die Welt. In einem Falle, welchen Gall erzählt, zeigte an zwei jungen Hunden, welche dieſelbe Mutter am gleichen Tage geboren hatte, der eine ſchon, als er noch blind war, eine bösartige und biſſige, der andre eine ſanfte Gemüthsart, und dieſe Verſchiedenheit blieb, bei einer ſorgfältig gleichartigen Behandlung, beiden. Wir können Gall und Andern, welche ſich mit dieſem dunklen Gebiet der Geſchichte der Seele beſchäftigt haben, gern zugeben, daß die böſen Neigungen, ſo wie das Bedürfniß und die Richtung nach einem Beſſeren, dem Menſchen angeboren, und die Verſchiedenheit dieſer Gaben ſchon im Leibe begründet ſey. Der Eine bringt wirklich, ſchon mit ſeiner leiblichen Natur, den größern Hang zur Wolluſt oder zur Zerſtörungswuth, der Andre zu einer weichen Nachgiebigkeit und Anhänglichkeit an andre Menſchen, mit ſich auf die Welt. Es ſind dies Anlagen der Seele, welche erſt durch den Einfluß des Geiſtes gut oder böſe werden, und hierbei iſt, wie dies ſelbſt an Thieren erſcheint, ſtets mit der ſogenannt böſen Anlage irgend eine polariſch ihr entſprechende gute zuſammengeſellt; wie mit der Gefräßigkeit des Hundes, die Anhänglichkeit an den, welcher ihm die Speiſe reicht; wie mit der Furchtſamkeit und Einfalt des Schafes, die Folgſamkeit gegen die Leitung des Menſchen, und die Neigung zum bergenden, ſichern Stall. Die mit uns gebornen, böſen Neigungen, ſind nur der Stoff, welcher bei dem im §. 49 erwähnten Athmungsgeſchäft der Seele, durch Hülfe des Lebensgeiſtes von Oben ausgeſchieden werden, und hierdurch das Einathmen, und mit ihm das wahre, innre Leben begründen ſollte. Je böſer das Böſe vor Augen darliegt, deſto näher ſteht es dem Ausgeſtoßenwerden, durch die geiſtig belebende Kraft der Seele, deſto leichter wird jener Act des Selbſterkennens, welchen wir mit dem des Ausathmens verglichen, und hierdurch das Alles erneuernde Eingehen der höheren Kraft in die Seele (das geiſtige Einathmen) begründet. Daher kam ſchon die alte und frühe angeſtaunte Geſchäftigkeit des Lebens des Geiſtes an jenen „Zöllnern und Sündern", an deren ſchnellerer Bereitwilligkeit, das Heilmittel, den Kranken geboten, ſich öfter bewährte, als an ſolchen, welche des Arztes nicht begehrten, weil ſie ſich nicht krank fühlten.

Der Einfluß der angebornen leiblichen Organiſation, wird ſich an den erkennenden und an den begehrenden Kräften der Seele äußern. Für beide Richtungen ſucht Gall die begründende Urſache in der Bildung des Gehirns und ſeiner einzelnen Theile: eine Bildung, welche ſich ſchon an dem äußren Umriß des Schädels merklich mache. Wir finden hierbei, wie dies die Gegner des ſcharfſinnigen und an Erfahrung reichen Gall, zur Genüge gezeigt, freilich ſo viele Ausnahmen, daß uns öfters ſelbſt die erſten Grundzüge des Syſtemes jener Phyſiognomik des Schädels zweifelhaft werden. Eine Hauptvollkommenheit des Menſchengehirns, und hierdurch auch des Schädels, beſtehet nach §. 24, in der gleichmäßig ſymmetriſchen Entwicklung nach der Richtung der beiden Seiten, und von der von vorn nach hinten. Die unſymmetriſche, regelwidrige Geſtalt des Schädels, wird auch ſehr häufig mit dem angebornen Blödſinn und der Verrücktheit zuſammen gefunden. Dennoch zeigte ſich der Kopf des Lalande ſo unſymmetriſch, daß die rechte Seite auffallend höher war, als die linke, ohne daß man jemals an dieſem berühmten Aſtronomen Spuren von Blödſinn oder Verrücktheit bemerkt hätte. Eine ähnliche, ganz unſymmetriſche Ausbildung der Stirnknochen, und mithin der unter ihm gelegnen Vordertheile des Gehirns, zeigte ſich ſelbſt an dem, wegen ſeiner Talente vielbewunderten Haupte des berühmten Phyſiologen Bichat. Uebrigens ſind es nicht die Theile des Hauptes, dieſe anſcheinend weſentlichſten Organe der erkennenden und begehrenden Seele allein, deren Mißbildung in einer auffallenden Wechſelbeziehung mit der krankhaft abirrenden, innren Richtung gefunden wird, ſondern öfters andre, ſcheinbar viel unweſentlichere Organe. So finden ſich der Blödſinn und Wahnſinn öfters mit einer abnormen Entwicklung des Knochens zuſammengepaart, welche zwar dann am häufigſten am Schädel ſich zeigt (von 21 Verrückten, weche Greding beobachtete, hatten 169 un gewöhnlich dicke Schädelknochen), nicht ſelten jedoch au an ganz andren Stellen des Gerippes. Denn derſelb Beobachter fand, bei nicht wenigen Leichnamen von Blödſinnigen und Irren, die Rippen ganz erweicht, un dieſe krankhafte Bildung zeigte ſich ganz beſonders a der Mitte der wahren Rippen, welche wie Fiſchbe biegſam waren. Schon Bonnet bemerkte auch bei geiſt Irren öfters einen krankhaften Zuſtand des Herze doch ſcheinen dieſe, wie Marſhals Beobachtungen, me in das Gebiet des nächſten §. zu gehören.

Nach der Schädellehre des berühmten Gall erſchei es, daß die Neigungen des Geſchlechts und die zu den ei nen Jungen, daß der Trieb der freundlichen Zuſammen geſellung, wie der des feindſeligen Haſſes und der Streitſucht, im hintern Theile des Gehirns (im kleinen Gehirn); die Neigungen zum Hochmuth ſo wie zur demüthigen Hingebung in den Willen einer höhern Macht, mehr in der Mitte; die verſchiednen Anlagen aber der innren Sinnen (des Gedächtniſſes, der Phantaſie u. ſ. w.) im vorderſten Theil des großen Gehirns, nach der Stirne hin, durch gewiſſe, mit ihnen in Wechſelbeziehung ſtehende Organe angedeutet, und ſo das Innre durch ein Aeußres vorgebildet werde. Lavater und Andre fanden dieſe Andeutungen des Innren durch das Aeußre in der Bildung des Geſichts, deſſen Züge allerdings, durch jede Bewegung des Gemüths, einen geſtaltenden Einfluß erfahren.

Es möchten ſich, nach dem ſchon früher Geſagten, die Gränzen einer Phyſiognomik, welche von dem Leiblichen aufs Geiſtige ſchließen könnte, noch weiter ausdehnen laſſen, und überhaupt es öfters augenfällig werden, daß eine abnorme Bildung oder Entwicklung der einzelnen Syſteme des Leibes, mit der eigenthümlichen, innren Anlage, der ihnen (nach Abſchn. III.) entſprechenden Regionen der Seele in vorzüglich nahem Zuſammenhange ſtehe.

Immerhin jedoch dürfen wir bei ſolchen Betrachtungen nicht vergeſſen, daß dieſelben, am Leibe und ſeinem Wechſelverkehr mit der Seele, nur ein Element vor ſich haben, welches zwar lebensfähig, aber noch nicht durch das Geſchäft des Athmens belebt iſt. Wie im Ei der verſchiednen Vögel ein Eiweiß und ein Dotter von ziemlich gleicher Miſchung, liegt, ehe das Athmen, ehe das Leben des Geiſtes begonnen, in allen Menſchennaturen ein ziemlich gleichbedeutendes Element vor uns: ein Element, an welchem es überall, ſeine Geſtaltung ſey welche ſie wolle, deutlich erſcheinet, daß es für ſich alſein ohne wahres Leben ſey. Das Athmen beginnt, und mit ihm die innre, neue Geſtaltung. Das Erſterbende dann und Feindſelige, wird bei dieſem Geſchäft ausgeſtoßen, und ſiehe, das Leben macht Alles neu.

Bemerk. Zu dem vorſtehenden §. vergl. man Dr. F. J. Gall: Sur l'origine des qualités morales et des facultés intellectuelles de l'homme etc. deutſch bearbeitet unter dem Titel: Vollſtändige Geiſteskunde, Nürnberg 1829 bei Leuchs.

Einfluß des kranken, leiblichen Zuſtandes auf die Seele.

§. 56. Wenn wir bei Marſhal leſen, daß derſelbe bei allen geiſtig Kranken, deren Bruſthöle er nach dem Tod unterſuchte, das Herz in einem abnormen Zuſtand gefunden, bald ungewöhnlich dick und verhärtet, von blaurother Flüſſigkeit umgeben, bald auffallend ſchlaff und weich oder mit einzelnen verknöcherten Stellen; ſo wiſſen wir allerdings nicht zu entſcheiden, ob dieſer krankhafte Zuſtand eine Folge der beſtändigen, unordentlichen Einwirkung der Seele auf das Hauptorgan des thieriſchen Lebens, oder ob er ein urſprünglicher und früherer geweſen ſey. Der krankhafte Zuſtand, in welchem bei ſolchen Menſchen der Umlauf des Blutes ſich befunden, verrieth ſich, außer am Herzen, auch an den Arterien, welche Marſhal hin und wieder verknöchert, und ihrem Umfang nach auffallend verengert fand. Mit dem Blutumlauf ſtehet dann das Geſchäft des Athmens in nothwendigem Zuſammenhang, und ſo iſt es, nach Greding, eine häufige Erfahrung der Aerzte, daß ſehr viele geiſtig Kranke ſchwindſüchtig ſterben, und daß ſich bei der Section Vereiterungen in der Lunge zeigen. Häufig zeigten ſich bei ſolchen Menſchen auch Zerſtörungen und krankhafte Veränderungen am Magen, noch häufiger an Leber und Milz, und in einigen Fällen ſchienen Würmer, welche ſogar die Gallengänge erfüllten, mit der (zum Theil nur periodiſch erſcheinenden) Raſerei in Wechſelbeziehung zu ſtehen. Auf einen krankhaften Zuſtand der Ernährung deutet, bei den geiſtig Irren, ſelbſt die Beſchaffenheit des Blutes hin, welches bei ihnen bald ſchwarz und dick, bald zähe und mit weniger wäſſeriger Feuchtigkeit verſehen gefunden wird, ſo daß aus ſeinem leichten Gerinnen jene Polypen entſtehen, welche nicht ſelten bei Blödſinnigen und Wahnſinnigen die Vorkammern des Herzens erfüllen. Selbſt an den Muskelfaſern, welche öfters ungewöhnlich feſt, trocken und ſtarr erſcheinen, macht ſich dann das ſcheinbar in ſo engem Kreis des Cerebralſyſtems begründete Uebel, dem Auge kund. Das Wahrſcheinlichſte bei den meiſten dieſer Fälle iſt es immer, daß der leibliche Mangel erſt eine Folge des innren, pſychiſchen geweſen. Denn es wird ſchon durch jede Bewegung eines Muskels, in reichlicherem Maße, als bei der Ruhe, der alte Stoff ausgeſchieden und der neue aufgenommen, jede Uebung hat ein leibliches Wachſen und Geſtalten in dem geübten Organ zur Folge; ſo wird der ſchöpferiſchen Kraft im Innren immer eine äußere Schöpfung, aus dem bildungsfähigen Stoffe, zur Seite ſtehen, wenn auch dieſe Verleiblichung dem Auge kaum, oder gar nicht merklich, nur etwa am Nerven geſchehen ſollte.

Allerdings jedoch iſt es auch deutlich und anerkannt genug, daß ein leibliches Gebrechen, mit mehr oder minder zudringlicher Gewalt, Einfluß auf die Stimmung, ja auf das leichtere Hervortreten der Neigung des Gemüths habe. Hierbei ſcheint es öfters, als ob eine feindſelige Gewalt von Außen gerade an der ſchwächſten, krankhafteſten Seite unſers Weſens uns bekämpfte, und als ob die unwillig der höheren dienende niedrere Natur in uns mit der Krankheit in Bund trete, um die Herrſchaft des Geiſtigen von ſich zu werfen.

Jener Mann zu Craviza, von welchem M. Wagner erzählt, daß er an periodiſchen Anſammlungen einer ſcharfen gallichten Subſtanz im Unterleib gelitten, war, ſo oft eine ſolche Anhäufung eingetreten, in ſo hohem Grade jähzornig, daß ein geringer Anlaß ihn in eine Wuth brachte, darin er ſeiner ſelber kaum mächtig geweſen. Sobald jedoch durch einen gewöhnlich hierauf erfolgenden kritiſchen Durchfall der gallichte Stoff entfernt worden, zeigte ſich die Gemüthsart des Mannes ganz verändert. Derſelbe war ſanft und nachgiebig, kaum noch zum Zorn zu reizen, und blieb dieſes bis zum Eintreten einer neuen Anhäufung der ſcharfen Subſtanz, mit welcher zugleich auch der wüthende Jähzorn wiederkehrte. So iſt es eine allgemeine Bemerkung der Aerzte, welche Pinel aus eigner Beobachtung beſtätigt, daß der periodiſche Wahnſinn faſt immer mit Unordnungen in dem Geſchäft der Verdauung des Magens und der Abſonderung der Galle in Verbindung und Beziehung ſtehe. Bekannt iſt auch jener von Reil angeführte Fall, in welchem eine hartnäckige Verſtopfung bei einer bejahrten Kranken jederzeit, wenn ſie mehrere Tage anhielt, ein Verſchwinden und Verlöſchen alles Gedächtniſſes zur Folge hatte, und zwar ſo, daß am zweiten Tage nur die Erinnrung an die zuletzt durchlebten Jahre verging, während die an die früheren geblieben. Am dritten verſchwand auch das Andenken an die Zeiten des kräftigeren Alters, und es blieb blos das an die früheſte Kindheit zurück. Durch künſtliche Wiederherſtellung der natürlichen Ausleerung kam dann jederzeit die ganze Erinnerung wieder, und verſchwand beim nachmaligen Zunehmen der Krankheit immer wieder in derſelben Aufeinanderfolge.

Was uns die Heilkunde von den pſychiſchen Folgen der äußren Verletzungen erzählt, das läßt uns auch öfters tiefe Blicke in das Verhältniß des Leibes zu der waltenden Seele thun. Nicht ſelten hat eine ſtarke Verwundung des Hirnſchädels eben ſo begünſtigend auf die Erhöhung und Bekräftigung der Seelenfähigkeiten gewirkt, als in andern Fällen vermindernd und hemmend. Bei jenem vierzehnjährigen Dienſtburſchen, von welchem ſchon Olof Acrel bei Haller meldet, daß er durch eine ſtarke Verletzung ganze Stücke des Hirnſchädels verloren, zeigte dieſe Verwundung ſogar Einfluß auf das Entſtehen und die Geſtaltung der Neigungen. Denn als die Wunde nach ſechzehn Wochen geheilt war, bemerkte man an dem Knaben einen faſt unbeſiegbaren Hang zum Stehlen, welcher früher gar nicht in ihm geweſen ſchien. Es erinnert übrigens dieſer Fall an einen von Gall erzählten, in welchem der Ausbruch des Wahnſinns, in zwei ehrbaren Bürgern, zugleich die Neigung zum Stehlen ſichtbar machte, welche man vorhin noch nie an ihnen bemerkt hatte. Mehrfache Beobachtungen, welche Gall zuſammenſtellt, laſſen außer Zweifel, daß gewiſſe Verletzungen am Schädel, namentlich ſolche, welche nach der Gegend des Nackens hin das kleine Gehirn treffen, die Neigung ſo wie die Kraft zur Befriedigung des Geſchlechtstriebes lähmen, ja vernichten. Es wirkt ſchon ein geringer Blutverluſt aus der Nackengegend vermindernd und herabſtimmend, ſelbſt auf jenen mächtigen thieriſchen Trieb ein.

Zu den furchtbarſten Erſcheinungen, welche die Macht der kranken leiblichen Natur des Menſchen, entgegen der geiſtigen beweiſen, gehört die Tollheit, die der Biß der wüthenden Hunde oder andrer Thiere erregt, auf welche die Krankheit (von Hunden) übergetragen war. Bei dieſen Erſcheinungen iſt der wollenden Seele die vorherige Macht über den eigenen Leib ſo ganz genommen, daß ſie es mit dem Gefühl des innigſten Schmerzens und bei vollem Bewußtſeyn ſehen muß, wie die Macht eines fremden Lebens mit dem ſonſt nur ihr gehorchenden Körper ſpielt, und dieſen zu Bewegungen treibt, welche ganz gegen die eingeborne Natur ſind. Der Natur des Hundes gemäß muß der von der Wuth Ergriffene um ſich beißen, wenn ihn die periodiſch nachlaſſende und wiederkehrende Aufwallung ergreift. Solche Unglückliche pflegen daher, wenn ſie die Annäherung des Anfalles an ſich ſpüren, in die Umſtehenden angelegentlichſt zu dringen, daß man ſie feſt binden möge, damit ſie nicht gegen Willen Andre, ſelbſt die geliebteſten Menſchen in ihr eignes Elend hineinreißen möchten. Die ganze Natur und Weiſe des Thieres iſt hierbei auf den der Krankheit erlegenen Menſchenleib übergetragen, wie dieſes unter andren auch aus einem Falle deutlich wird, welchen Cabani erzählt. In ſeinem Departement (la Corrèze) waren gegen ſechzig Perſonen von verſchiedenen Thieren, als von Kühen, Hunden und Schweinen gebiſſen worden, auf welche ein wüthender Wolf ſeine Krankheit übertragen hatte, einige auch waren unmittelbar von dem Wolfe ſelber gebiſſen. In der Heftigkeit der Anfälle ahmten dann viele dieſer Elenden nicht blos die Stimme, ſondern auch die Stellungen der Thiere nach, von denen ſie angeſteckt waren, und verriethen auch in anderer Beziehung die eigenthümlichen Neigungen jener Thiere. Aehnlicher Fälle erwähnt ſchon Liſter. Wir werden hierbei an jenen kranken Prinzen Condé erinnert, an welchem eine ſolche Uebertragung der thieriſchen Natur auf den Leib, durch die unwiderſtehliche Neigung, zu bellen wie ein Hund, ſich verrieth. Der Kranke mußte dem Anfalle ſelbſt in Gegenwart des Königs nachgeben, und dem unwiderſtehlichen Hange, wenigſtens durch die Gebärde des Bellens Luft machen, welche er vergeblich durch das Hinausbeugen zu einem Fenſter, oder hinter der vor den Mund gehaltenen Hand zu verbergen geſucht.

Das Merkwürdigſte an dieſen Fällen iſt der ſchon erwähnte Umſtand, daß der eigne, innere Wille der ſelbſtbewußten Seele, an den äußern, unwillkürlichen Bewegungen des Leibes, zum Beißen und Zerfleiſchen, nicht Theil nimmt, ſondern dieſe Bewegungen verabſcheut, wie die am Zwerchfell Leidenden das unwillkürliche Lachen oder Singen, zu welchem ſie gegen Willen ſich fortgeriſſen fühlen. Man hat an Menſchen, welche an der Hundswuth ſtarben, öfters bis zum letzten Augenblick die zärtlichſte Zuneigung zu den Angehörigen ſich ausſprechen ſehen, die ſie doch immer in ihrem kranken Wahn zu verletzen geſucht, und bei einem ſolchen Unglücklichen drückte ſich die innig menſchliche Liebe zu der Vermählten und zu dem noch ungebornen Kinde ſelbſt noch in dem bewußtloſen Spiel der Phantaſien, unmittelbar vor dem Tode aus. So war das eigenthümlich Menſchliche nicht vernichtet, ſondern nur gebunden, als der Leib einem fremdem, von Außen kommenden Gelüſte dahingegeben war. Es widerſtrebte dieſes eigenthümlich Menſchliche auch bei jenem Kranken, von welchem Pinel erzählt, daß er zu Zeiten einem unwiderſtehlichen Hang zur Mordluſt hingegeben geweſen, mit ſolcher Kraft, daß er ſtets über die Macht der Krankheit ſiegte, obgleich der Leidende hierzu gewöhnlich eines fremden Beiſtandes bedurfte, und Andre, wenn er die Annäherung des Paroxismus ſpürte, anflehen mußte, ihn zu binden.

Und hier iſt allerdings eine Gränze, welche öfters, die aus den Neigungen und dem irrenden Willen der Seele ſelber erzeugten Krankheiten des Leibes, von den ohne Schuld, von Außen Gekommenen, ſcheidet. Jene ſind ein eigenthümlich gewordener Leib, in welchen die Seele wie in ein Gefängniß verſenkt iſt, ohne welchen ſie nicht zu ſeyn vermag; dieſe ſind und bleiben ein fremder Leib, mit welchem die Seele unverſehens in einen nahen magnetiſchen Raport gerathen, der aber alsbald hinwegfällt, wenn der

Raport ſich auflöſt. Denn das Entſtehen und der Fortgang der leiblichen Krankheiten iſt, öfters ſehr augenfällig, auf einen Wechſelverkehr unſers Leibes mit Kräften der äußren Natur gegründet, welcher jenem gleichet, den wir beim thieriſchen Magnetismus bemerken, und es iſt dann nicht mehr die eigne Gewalt der Seele, ſondern eine fremde, äußere, welcher der Leib hingegeben iſt.

Doch über dieſes Loos unſerer ſterblichen Natur vermag uns bald die Beachtung der höheren, ſelbſtſtändigen Macht der Seele und des Geiſtes zu tröſten, zu welcher wir nun fortgehen.

Bemerk. Die Beobachtung von Spulwürmern in den Gallengängen einer Wahnſinnigen, ſo wie im ductu choledocho einer periodiſch raſend Geweſenen machte Havner (Zeitſchr. für prakt. Aerzte 4tes Heft 1818). — Ueber die krankheitlichen Abweichungen, die man am Herzen in geiſtig Kranken gefunden, vergl. m. unter Andren Marſhal: the morbid anatomy of the brain in Mania and Hydrophobia. Lond. 1815. — Erweichen der Knochen, krankhafte Beſchaffenheit der Muskeln und des Blutes beobachtete Greding (in ſeinen ſämmtlichen mediciniſchen Schriften B. I.) — Von dem periodiſch Zornmüthigen zu Oraviza erzählt M. Wagner in ſ. Beiträgen I. S. 275. — Die Rückwirkung auf die Gemüthsſtimmung iſt bei einigen Krankheiten ſehr augenfällig. Kranke, die an Bauch- oder Hautwaſſerſucht leiden, ſind meiſt ſehr geduldig und phlegmatiſch ruhig (M. Pouteau, oeuvres posthum. T. I.), ſolche die an Krankheiten und organiſchen Fehlern des Herzens leiden, peinigt dagegen eine unbeſchreibliche Angſt u. ſ. — Ueber das oben erwähnte Nachahmen der Stimmen der Thiere, von denen die hydrophobiſch Kranken gebiſſen waren, vergl. m. Cabani's Werk über die Verbindung des Phyſiſchen und Moraliſchen in dem Menſchen, B. I. — Der heftige Zorn kann auch im Menſchen urſprünglich, ohne daß er von einem Hund gebiſſen war den Zuſtand der Hydrophobie und Tollheit erzeugen. M. v. die Geſchichte des durch Aufregung des heftigſten Unwillens hydrophobiſch gewordenen Mädchens in Sauvages Nosologie methodique T. II. — Der Biß der Neger, welche man zur Wuth gereizt, veranlaßt nach Armſtrong hartnäckige Geſchwüre und ſogar Hydrophobie. — Ein Soldat, der von einem heftig erzürnten Weibe in den Arm gebiſſen worden, ſtarb an Convulſionen. — Ein junger Italianer hatte ſich ſelber in der Aufwallung des heftigſten Zorns in den Finger gebiſſen und fiel darauf in tödtliche Waſſerſcheu. M. v. H. D. Gaubii sermo academicus de regimine mentis quod medicorum est.

Schon Aretäus ſuchte die materielle (prädisponirende) Urſache der Manie und Melancholie nicht ausſchließend im Gehirn, ſondern mehr noch in den Eingeweiden des Unterleibes (de causis et signis diuturnorum morborum L. I. c. 6). Ganz beſonders bemerkenswerth erſcheint noch der Zuſammenhang, in welchem häufig die Krankheiten der Seele mit dem Erſcheinen oder Verſchwinden von Hautausſchlägen ſtehen. Ein junger Menſch, den Landais (Journ. de médecine T. XLI) beobachtete, war ſeit dem Zurücktreten der Krätze wahnſinnig. Ein andrer hatte früherhin gewöhnlich im Frühjahr an einem flechtenartigen Ausſchlag gelitten und verfiel nun, als dieſer ausblieb, in tiefe Melancholie (Ferriar, medical histories and reflexions). — Wahnſinn, nach einer Geſichtsroſe, beobachtete Perfect; Wahnſinn wie Melancholie entſtehen, wenn die Krankheit, welche den Weichſelzopf erregt, auf innre Theile tritt, ſo wie nach zu raſcher Zuheilung alter Geſchwüre. — Dem Hervortreten der Gicht und des Podagra's geht öfters tiefe Schwermuth voraus, die beim Ausbruch der äußeren Krankheit verſchwindet. Melancholie durch Ausbleiben des podagriſchen Anfalls entſtanden, beobachtete Musgrave (Dissertat. de Arthritide anomala sive interna): beide Leiden mit einander abwechſelnd, Perfect. — Auch Uebermaß leiblicher Anſtrengung (nach Guldenklee bei Arnold über den Wahnſinn) ſo wie Uebermaß der Schmerzen verurſacht Wahnſinn, wiewohl die ſogenannte Wuth der Gebärenden (Mania parturientium), welche von Wigand zur Entſchuldigung der wilden That der Kindesmörderinnen benutzt worden (Hufeland und Harles Journal d. pr. H. März 1817; Kopps Jahrb. der Staatsarzneik. IX, 1816), nicht leicht bei Frauen vorkommen möchte, welche vorhin Geduld und Selbſtbeherrſchung geübt hatten.

VI.

Die Herrſchaft der Seele.

Die Macht der Seele über den Leib.

§. 57. Wir finden uns bei der Geburt in dieſem Leibe, welcher mit ſeinen Vollkommenheiten und ſeinen Mängeln, mit ſeinen glücklichen Anlagen oder mit ſeinem Elend uns bereitet worden, wie etwa von der begüterten oder der armen Mutter dem neuen Ankömmling das Lager, dort im zarten, reichen Bette, hier auf dem Stroh oder Moos der niedern Hütte zugerichtet worden. Es lieget der Neugeborne weinend auf beiden, auf dem Bette wie auf dem Moos, und vermag nicht durch eigne Kraft auch nur das Mindeſte an ſeiner Ruheſtätte zu verändern oder ſie mit einer andren zu vertauſchen. So vermag auch der Menſch weder durch Sorgen noch durch die angeſtrengte Kraft des Willens, nach den Worten jenes alten, hehren Spruches „ſeiner Länge eine Elle hinzuzufügen“, ſein Grämen und Nachſinnen kann die von Natur gekrümmten Glieder nicht gerade, die verkümmerten und mangelhaften nicht vollkommen machen. Wir wohnen und bewegen uns als Pilgrime und Fremdlinge in dem Leibe, wie in dem Lande, in welchem wir geboren worden, oder durch welches wir wandeln. Wir haben das Land mit ſeinen Bergen oder ſeinen Ebenen nicht geſchaffen und geſtaltet, ſondern wir wurden in

ihm

ihm geboren oder in daſſelbe geführt, und es knüpfet uns bald an das Land der Kindheit, wie die Seele an ihren Leib, ein Band der Gewöhnung und Zuneigung; es ſtehet bei uns, in dieſem Lande, wie in dieſem Leibe, zu wirken ſo lange es Tag iſt, und mit zufriednem Sinne des gegebenen Bodens, wie der beſtrahlenden Sonne, uns zu freuen.

Es zeigt ſich an den niedren Thieren häufig die Kraft, die verlornen Glieder neu zu erzeugen und zu geſtalten. Der Polyp, wenn an ihm das ſchneidende Meſſer nur noch ein Reſtlein des feſtgewachſenen Rumpfes zurückgelaſſen, ergänzt an dieſem nach wenig Tagen den fehlenden Obertheil ſammt ſeinen Armen, es wachſen ſelbſt noch an dem vollkommneren Geſchlecht der Waſſerſalamander einige der abgeſchnittenen oder verſtümmelten Glieder von Neuem.

Wenn auch in der Larve mancher Inſecten die inwohnende Lebenskraft ſo ausdaurend und mächtig geweſen, daß weder das Zerquetſchen noch das Vertrocknen des Leibes ſie vernichten können; ſo iſt doch das zur letzten Verwandlung gekommene, zur Zeugung fähige Inſect ferner keiner ſolchen Wiederergänzung des Leibes fähig. Das Einzelleben erſcheint ſogleich der Auflöſung nahe und am Sterben, wenn das Leben eines neuen, künftigen Geſchlechtes aus ihm einen Anfang genommen, und dieſer neue Lebenskeim zieht zwar die Kräfte ſeiner eignen Geſtaltung bis zur Geburt aus dem Leibe der Mutter, nimmt aber zugleich demſelben das Vermögen der Ergänzung und Wiedererzeugung der eignen Theile; wie ſelbſt noch beim Menſchen der gebrochene Knochen einer ſchwangeren Mutter während der Zeit des Schwangerſeyns nicht heilt, ſondern erſt nach der Ausgeburt des Kindes der gewöhnliche Callus ſich erzeugt, ſo daß ſelbſt dieſer letzte Reſt der wiedererzeugenden und leiblich bildenden Macht der belebenden Seele, welcher noch in der Menſchennatur wohnt, ſich verliert, wenn ein neuer, noch ungeborner Leib im Schooße der Mutter ſich geſtaltet.

Je weiter nach dem Menſchen hinan, deſto weniger findet ſich am Leib der Thiere die Kraft der Wiederergänzung nach Verſtümmelungen, und es erſcheint zuletzt bei dem Menſchen, im gewöhnlichen Verlauf des Lebens, der Einfluß der begehrenden Seele, auf die Erzeugung und Geſtaltung der ſichtbaren Glieder, am beſchränkteſten. Aus einem ähnlichen Grunde, aus welchem der Leib eines Weibes, in welchem ſich das Leben der Frucht entwickelt, die Verletzung ihrer eigenen, äußerlich ſichtbaren Glieder nicht zu heilen vermag, weil die bildende Kraft mit der Geſtaltung des noch unſichtbar im Innern verſchloſſenen Kindes beſchäftigt und in dieſer Richtung befangen iſt. Denn ſo iſt auch bei der Seele des Menſchen die Macht über die Geſtaltung des ſichtbaren Leibes, welcher ihr bei der Zeugung und Geburt bereitet worden, in einem gewiſſen Sinne enger begränzt, als bei allen andern Lebendigen unſerer Sichtbarkeit, weil ſich während des Lebens im Innern dieſer Seele der neue Leib: der verborgene Menſch des Geiſtes geſtaltet. Es iſt dann das Geſchäft der Geſtaltung in der Seele des Menſchen keinesweges aufgehoben, ſondern daſſelbe hat nur eine andre Richtung genommen, und nicht ſelten geſchieht es, daß, in minder gewöhnlichen Fällen, von welchen wir hernach reden wollen, die ganze, ſonſt noch innre, aufs Unſichtbare gewendete Schöpferkraft, jetzt nach außen ins Sichtbare ſich kehrt und hier in einem Umfange ſich offenbart, wie bei keinem andern Lebendigen.

Auf die Geſtaltung des Menſchenleibes wirket, dies bezeuget eine Menge der glaubwürdigſten Beobachtungen, mit einer wundervollen Macht, die Seele der Mutter, ſchon vor der Geburt ein. Es ward, nach Hunczovsky's

Beobachtung, von einer jungen Mutter, mit wohlgeſtalteten Gliedern, welche während der erſten Zeit ihres Schwangerſeyns der Anblick eines Bettlers mit verſtümmelten Armen erſchreckt hatte, ein Kind geboren, an welchem ſich, ſtatt der Arme, ein Paar von Stumpfen gefunden, ganz auffallend den verſtümmelten Gliedern jenes Bettlers ähnlich, ſogar mit denſelben Erhabenheiten und Narben, als dieſe hatten. Einen dieſem gleichen Fall der Einwirkung des Schreckens der Mutter auf die ungeborne Frucht, beobachtete und beſchrieb neuerdings Schneider. Der Anblick eines, durch Zuſammenſtürzen des Gerüſtes in einer Kirche hart beſchädigten Mannes, deſſen Arm nach hinten gebogen, deſſen rechte Hand ganz breit gequetſcht worden, zog hier eine Mißbildung der ungebornen Frucht nach ſich, bei welcher die rechte Hand zu einem unförmlich breiten Klumpen, der Arm nach hinten verdreht worden. Das Erſchrecken einer andern Schwangeren, über den Anblick einer Haſenſcharte, und vielleicht auch die länger fortwährende Furcht der Mutter vor den Folgen jener Gemüthsbewegung, wodurch die Erinnerung den anfänglichen Eindruck immer wieder erneuerte, erſchienen als Urſache der gleichen Verſtümmlung an dem Kinde, welches nachmals mit einer vollkommenen Haſenſcharte geboren worden, wobei auch der Gaumen geſpalten geweſen. Auch an dem zweiten Kinde, welches dieſe Mutter ſpäter gebar, hatte die Furcht derſelben noch den mißbildenden Einfluß gezeigt, denn dieſes kam mit einer geſpaltenen Oberlippe zur Welt, während ſich am dritten Kinde nur noch ein rother Streifen an der Lippe gezeigt. So leitete auch der oben erwähnte Albino: Dr. Sachs die Mangelhaftigkeit ſeiner Sehorgane und ſeine ganze Geſtaltung zum, übrigens ſehr wohlgebildeten, Kakerlacken von der anſteckenden Gewalt her, mit welcher der Eindruck eines unverſehens, in ſpäter Dämmerung erblickten, weißen Kaninchens auf die Seele der mit ihm ſchwangeren Mutter gewirkt hatte. Auf ähnliche Weiſe hatte dann der Anblick der phosphoreſcirenden Augen unſres Kakerlacken, im Dunkeln, nach der Verſicherung der Mutter, auch nachher, als ſie mit der jüngern Schweſter deſſelben in Hoffnung war, die gleiche heftige Gemüthsbewegung erregt und auch dieſes ſpäter geborne Kind kam als Albino zur Welt. In einem ſehr merkwürdigen Falle, welchen der engliſche Wundarzt Howſhipp erzählt, war eine im vierten Monat ſchwangere Frau, als dieſelbe im Winter über einen Fluß gehen wollen, durch das Zerberſten und Zerreißen des krachenden Eiſes in heftige Angſt und Schrecken gerathen. Dieſelbe gebar im ſiebenten Monat ein Kind, deſſen Hautbedeckungen nach allen Richtungen zerriſſen erſchienen. Die Ränder der Riſſe klaften an einigen Stellen mehr, an andern weniger weit von einander, es hatte an ihnen allen die Vernarbung begonnen; ſie war jedoch bei keinem noch vollendet.

Dieſe Gewalt der mütterlichen Seele, über die Entwicklung des Leibes der noch ungebornen Frucht, vermag auch nicht ſelten Anlagen zu geſunden oder kranken Bewegungen des Nervenſyſtems auf das Kind überzutragen. Nach einer Beobachtung, welche Batt in Duncans Annalen mitgetheilt, hatte eine Mutter, welche eben mit ihrem zweiten Kinde ſchwanger war, den eigenen Gemahl, von einem epileptiſchen Leiden befallen, in heftigen Zuckungen geſehen, und derſelbe Anfall, in einem noch heftigeren Grade wiederkehrend, erſchreckte ſie auch während ihrer dritten Schwangerſchaft. Es litten dieſe beiden Kinder, ſeit ihrer früheſten Lebenszeit an epileptiſchen Zufällen, die das jüngere zuletzt tödteten, während weder der zuerſtgeborne Sohn, noch die drei jüngſten Kinder, welche die Mutter nach der vollkommenen Heilung ihres Gatten geboren, eine Spur von jener krankhaften Anlage zeigten. Eine andre Mutter, welche anhaltend und heftig über den Tod des geliebten Gatten geweint, durch den ſie mitten im Verlauf der Schwangerſchaft zur Wittwe geworden, gebar eine Tochter, deren Augen von der Geburt an leidend geweſen, wie von vielem und langem Weinen.

So ſcheint dann einer fremden Seele, ſo ſcheint dem Gemüth der Mutter, mehr und größere Macht auf die erſte Geſtaltung des Leibes gegeben, als der eigenen, dieſem inwohnenden Seele. Ja es iſt nicht allein die Bildung der äußeren Glieder und Sinnesorgane, welche in gewiſſer Hinſicht von dem Einfluß des mütterlichen Lebens abhängt, ſondern ſelbſt die eigenthümliche Richtung der Neigungen, das Vorwalten der einen oder der andren geiſtigen Anlage, ſcheinen öfters, auf unverkennbare Weiſe, noch vor der Geburt, in und mit den Gemüthsbewegungen ihren Anfang zu nehmen, welche während des Schwangerſeyns am öfterſten und meiſten von der Seele der Mutter Beſitz gefaßt. Es hat eine Mutter, welche während der Zeit der Hoffnung der tiefen Schwermuh ſich hingegeben, einen Sohn geboren, in welchem ein beſtändiger Hang zu ſchwermüthigem Ernſt geweſen, und auf dieſelbe Weiſe hat eine fortwährende Aufregung des Triebes zu ſparen und zu ſammlen während der Schwangerſchaft, wie man glaubte, dem noch ungebornen Kinde die eigenthümliche Anlage zum Geiz gegeben. In einem andren ſchien die beſtändige und ungewohnte Zerſtreuung, in welcher in jenem Zuſtand die Mutter gelebt, die unerſättliche Neigung zum Genuß des geſelligen Vergnügens begründet zu haben.

Daſſelbe was mit bildender Macht die Seele der Mutter an dem Leibe, ja ſelbſt an der Seele des noch ungebornen Menſchen gethan, das geſchiehet nach der Geburt und im Verlaufe des Lebens zum Theil durch andre, äuſre Einflüſſe der Natur, welche bis zu einer gewiſſen Gränze für den Leib, ja ſelbſt für die unwillkürliche Stimmung der Seele die Stelle des belebenden und umfangenden Mutterleibes vertreten. Es kommen, aus unbekanntem Anfange, über die Bewohner ganzer Länder und Welttheile anſteckende Leiden, welche, wie etwa die Blattern, auf die Geſtaltung des Leibes ſo verändernd und entſtellend einwirken, wie die krankhafte Bewegung der mütterlichen Seele auf die Geſtaltung des Kindes. Es verbreiten ſich ſelbſt pſychiſche Aufregungen und irrende Richtungen, wie von der Mutter auf das neugeborne Kind, ſo, von einem unbekannten Anfange ausgehend, von Menſchen auf Menſchen, bis zuletzt jene ganze Schaar der Mileſierinnen, mitten in der Jugend Kraft und Blüthe, von dem wahnſinnigen Hange zum Selbſtmord ergriffen wird, oder (wie dies in neuerer Zeit zu Lyon geſchehen) ein Haufe der zu ſelbſterwähltem Tode im Waſſer eilender Frauen den andren nach ſich reißt, als ginge der Weg zu einem vielgeliebten, öffentlichen Vergnügen.

Wir haben indeß jene Kraft, welche auch nach der Geburt des Menſchen durch ihre geſtaltende und ſtimmende Einwirkung auf den Leib, die Stelle der Mutter vertritt, nicht zu fern, in etwas ganz Unbekanntem und Unerforſchbarem zu ſuchen; es wirkt vielmehr hier von Seele zu Seele und von dieſer zum lebenden Leibe, daſſelbe, durch alles Leben gehende magnetiſche Princip, von welchem wir oben §. 13 bei der Geſchichte der leiblichen, ſo wie im §. 31 bei der Geſchichte der pſychiſchen Ernährung geſprochen. Auch die ſchwangere Mutter wirkt auf den Leib der ungebornen Frucht nicht durch die bewegende Kraft des Willens ein; ſie vermag eben ſo wenig an dieſem zarten, von ihr umſchloſſenen Leibe ein Glied zu regen, als der Menſch im geſunden Zuſtand über die Bewegungen ſeiner verdauenden Eingeweide willkürliche Gewalt hat; ſie vermag auch durch den Willen die Geſtalt des Kindes weder zu verſchönern, noch zu entſtellen. Die eigenthümliche Macht, durch welche ſie auf den Leib des Kindes wirkt, liegt in dem Gebiet der dem Willen nicht unterworfenen Gefühle, wird von einer Region des Lebens zur andern, wird von der Seele zum Leibe durch das Mitgefühl fortgepflanzt.

Wie wir oben geſehen, gleichet der Zug, welcher das hungernde Thier zur Speiſe, ja dieſe zu dem lebenden Weſen hinführt, das ihrer bedarf, allerdings dem Zuge, welcher das magnetiſche Eiſen zu anderm Eiſen führet, gleichet ihm auch darin, daß er nicht urſprünglich aus dem Eiſen hervorgehet, ſondern in dieſem durch eine allgemeine, alldurchdringende Naturkraft erſt geweckt wird, und durch den mittelbaren oder unmittelbaren Raport mit ihrem von Pol zu Pol, wie von oben nach unten gehenden Strome ſich beſtändig verſtärkt. Dieſe magnetiſch ſich mittheilende, von einem gemeinſamen Quell ausgehende und zu ihm hinführende Kraft iſt es dann, durch welche jenes wechſelſeitige ſich Aufregen, das wir oben zwiſchen den ſich entſprechenden Syſtemen der Seele- und des Leibes bemerkten (§. 52), begründet wird: ſo wie die Macht der mütterlichen Seele über das Ungeborne und die Macht der eignen Seele über den Leib. Dieſe Macht hat nicht in dem eignen, ſelbſtbewußten Willen ihre Begründung, ſondern ſie gleichet in ihrem Entſtehen wie in ihrer Wirkſamkeit einer Anſteckung, deren Weſen zuerſt den einen ergriffen, dann von dieſem an Andre ſich mittheilte.

Ein heiteres Wohlergehen des innern Menſchen wird immer auch auf das Wohlbefinden des äußren von bekräftigendem Einfluß ſeyn, während, vermöge des oben erwähnten Wechſelverhältniſſes, eine krankhafte Richtung der Seele, der verwandten, leiblichen Region faſt immer, unverkennbarer noch als dem Kind die Mutter, ihr eignes, ſichtbares Abbild aufpräget.

Nach einer ſehr beachtenswerthen Beobachtung der Aerzte findet man häufig bei Menſchen, deren Begehrungsvermögen durch wilde Leidenſchaften ohne Aufhören bewegt, deren Gemüthsneigungen unnatürlich verkehrt und entſtellt waren, Mißbildungen des Herzens, welche, wie bereits oben (792 u. f.) gezeigt werden, erſt eine Folge der Bewegungen der Seele geweſen. So fand Teſta bei einem großen Verbrecher ein hartes, durch widernatürliche Häute und haarartige Fäden entſtelltes Herz, und bemerket zugleich, daß ſolche widernatürliche Mißbildungen häufig am Herzen der Miſſethäter gefunden werden. In dem Leichnam eines ſehr laſterhaften Menſchen fand Riolan die Subſtanz des Herzens knorpelartig. So bemerkten wir ſchon oben, im fünften Abſchnitt, den mißbildenden Einfluß des Zornes auf die Leber, ſo wie andrer Leidenſchaften auf Lunge und Darmcanal. Es wird nun die Hauptaufgabe des Inhaltes des hier vor uns liegenden Abſchnittes unſrer Unterſuchungen ſeyn, jene unwillkürlich anſteckende Macht der Gemüthsbewegungen auf den Leib, welche wir im vorhergehenden mehr nur als eine Vermuthung gaben, durch Thatſachen zu beweiſen.

Am meiſten fällt hierbei die Wirkung der Seelenbewegungen in die Augen, wenn ſie auf Theile und Bildungen gehen, welche an der Oberfläche des Leibes liegen. Beginnen wir daher mit dieſen minder bedeutenden Thatſachen zuerſt.

Ein alter Volksglaube hatte den Königen von Frankreich die Macht beigelegt, durch die Berührung ihrer Hand den Kropf zu heilen. Schaaren von Mißgebildeten, welche an jenem ſcrophulöſen Uebel litten, wurden an gewiſſen Tagen dem Könige vorgeſtellt, von dieſem an der leidenden Stelle berührt, und damals, als jener Glaube noch allgemeiner geweſen, hat, nach dem Zeugniß der Aerzte, bei Vielen dieſe ſonderbare Heilart günſtig gewirkt und den

Kropf verſchwinden gemacht. Auf ähnliche Weiſe wirket noch jetzt im Volke der Glaube, an die ſogenannt ſympathetiſchen Mittel, auflöſend und heilend auf krankhafte Auswüchſe an der Außenfläche des Leibes. — Der Einfluß der Gemüthsbewegungen auf das Entſtehen wie auf das Vergehen ſkirrhöſer Verhärtungen, auf die leichtere Heilung, wie auf die Verſchlimmerung der Wunden, iſt häufig in den Schriften der Aerzte erwähnt und erwieſen. Selbſt auf die Farbe der Haare, wie auf jene der Iris der Augen wirken Gemüthsbewegungen verändernd ein. Bichat hatte in fünf bis ſechs ihm näher bekannten Fällen bemerkt, daß die Haare durch Einfluß des Kummers in weniger als acht Tagen auf einmal weiß geworden, und in einem dieſer Fälle war das Ergrauen faſt in einer einzigen Nacht geſchehen. So wurde auch, nach Härtel, die vorhin etwas dunklere Farbe der Iris durch große Traurigkeit in ein helleres Blau verwandelt.

Augenfällig iſt nicht minder, und allgemein anerkannt, der hervorrufende, wie der heilende Einfluß der Seele, auf die krankhaften Aeußerungen der Muskelbewegungen, und zwar nicht minder auf das unwillkürliche epileptiſche Zucken, als auf die Lähmung derſelben. Namentlich die eigentliche Epilepſie entſtehet öfters durch heftige Gemüthsbewegungen, und pflanzet ſich durch das Mitgefühl von einem Menſchen auf den andern, ja wie Einige behaupten, auch auf Thiere fort. In einem ſonderbaren Falle, welchen Tode der Gazette salutaire nacherzählt, ward ein an der Fallſucht Leidender, zu Paris, durch das unvermuthete Anſpringen eines Hundes an ihn von ſeinem Uebel geheilt, zugleich aber erſchien es, als hätte die etwa in dem Kranken entſtandene Erſchütterung des Gemüths mit einer leiblich zerſtörenden Kraft auf den Hund gewirkt, denn dieſer fiel gleich hernach um und ſtarb. Ein ſolches merkwürdiges Uebertragen der Zuckungen, beſonders bei Kindern, an einige zarte, mit ihnen in Berührung gebrachte Thiere, wird nicht ſelten beobachtet. Es zeigt ſich auch hier der öfter erwähnte, nahe Zuſammenhang alles geiſtigen Bewegens mit einem durch dieſes hervorgerufenen, leiblichen Element.

Jener epileptiſche Knabe, von welchem Bang erzählt, trug ſein Leiden mit anſteckender Gewalt nicht blos auf ſeine drei Wärterinnen, ſondern auch auf einen Mahler über, welcher bei ihm ſchlief, und ein dieſem ähnlicher Fall findet ſich in den Medical Cases (1776) verzeichnet, denn auch in dieſem wurde die Epilepſie, an welcher die Mutter litt, dem Knaben mitgetheilt, welcher neben ihr ſchlief. In einem andern Falle bekam ein junges, geſundes Frauenzimmer die Fallſucht, wie man glaubte, blos durch den öftern Anblick deſſelben Leidens an einer ihrer Freundinnen. Ein geſunder, ſechs und zwanzigjähriger Mann, ward durch den heftigen epileptiſchen Anfall eines Andern, den er hierbei feſthalten helfen, ſo erſchüttert, daß er von jetzt an ſelber an der Fallſucht zu leiden anfing. Vierzehn kränkliche Frauen, in der Charité zu Berlin, wurden, nach Fritze's Beobachtung, plötzlich von heftigen Convulſionen ergriffen, als vor ihren Augen ein Mädchen, welches gekommen war, um eine Freundin zu beſuchen, demſelben Uebel unterlag. Dieſem ähnlich ſind die oft in den Schriften der Aerzte erwähnten Vorgänge, in denen das unwillkürliche Bewegen der Glieder und das Ausſtoßen von Tönen, mit anſteckender Gewalt ganze Schaaren von Menſchen durchdrang. So hat man zu St. Roch in Frankreich, in Zeit von einer halben Stunde, fünfzig bis ſechszig junge Mädchen von heftigen Zuckungen befallen ſehen, als im Jahr 1786 vor den Augen der verſammelten Schaar ein andres Mädchen, bei Gelegenheit der erſten Communion, von jenem Leiden ergriffen worden. Ein lautes Ausrufen der innern Angſt, verbunden mit einem Verzerren der Geſichtsmuskeln und mit Zittern und Zucken der oberen Gliedmaßen, hatte zu Redruth, in der Kirche der Methodiſten, in wenig Tagen Tauſende von Menſchen ergriffen, nachdem zuerſt einer von ihnen die Stille des Gottesdienſtes mit dieſen lauten Aeußerungen der Gemüthsbewegung unterbrochen, und die Verſammelten durch ſeine innre wie äußre Erſchütterung erſchreckt hatte. Dieſe Bewegung verbreitete ſich von Redruth aus bald in die benachbarten Dörfer, und die Zahl der von ihr Ergriffenen belief ſich auf viertauſend. Der Anfall bei jedem Einzelnen dauerte gewöhnlich bis zur achtzehnten Stunde. — Es wiederholte ſich hier faſt daſſelbe, was man ſchon zu Anfange des vorigen Jahrhunderts bei der Verſammlung der ſogenannt Inſpirirten in den Cevennen, und was man bei einzelnen Ausbrüchen einer religiöſen Schwärmerei hin und wieder in Deutſchland bemerkte. Bei einer gewiſſen Gelegenheit hatte ſich, wie dies in Wesley's Leben erwähnt iſt, der unwiderſtehliche Hang zum lauten Lachen, ſelbſt bei den ernſteſten Handlungen, mit anſteckender Macht auf ganze Schaaren fortgepflanzt.

In einem öfters nacherzählten Falle, welchen der große Boerhave beobachtete, war die Epilepſie, die ſich durch Aufregung des Gefühls beim Anblick eines von der Fallſucht ergriffenen Kindes auf die andren Kinder des Harlemer Waiſenhauſes verbreitet, eben ſo durch Aufregung der Furcht und des Schreckens geheilt worden. Denn es hatte jener berühmte Arzt, nachdem andre Mittel vergebens verſucht waren, vor den Augen der verſammelten, voll Erwartung daſtehenden Kinder allerhand eiſerne Geräthe, Zangen und Haken, in einem neben ihm geſtellten Kohlenfeuer glühend gemacht, und hierauf den Vorſtehern der Anſtalt den Befehl ertheilt, hinfort jedes der Kinder, welches der Anfall beträfe, mit dieſen Werkzeugen zu brennen.

Auf ähnliche Weiſe hat man ſchon ſeit alten Zeiten den Schauder und andre Gemüthsbewegungen der unangenehmen Art, bei der ärztlichen Behandlung jenes furchtbaren Nervenleidens zu Hülfe genommen, und hiervon den günſtigſten Erfolg geſehen. Es erwähnt ſchon Plinius eines Heilmittels gegen Epilepſie, welches ſeinen alten Ruf bis auf unſre Zeiten ſich erhalten: das Trinken von dem friſchen Blut eines eben gewaltſam Getödteten. Bei dem Kranken dieſer Art, im alten Rom, wenn er nach Plinius Rath das Blut des ſterbenden Fechters nahm, war vorhin die theilnehmende Seele durch das Anſchauen des Kampfes auf mannichfache Weiſe erregt, und es wirkt auch bei uns, wenn der Volksglaube die Epileptiſchen zum Hinunterſchlingen des Blutes, eines vor ihren Augen enthaupteten Miſſethäters, antreibt, zunächſt nur die innere Bewegung der Furcht und des Schauders. Noch in neueſter Zeit bezeuget Bering die Heilung eines vorhin Jahre lang epileptiſch geweſenen Weibes, durch dieſes Mittel. Furcht und Schauder der Seele waren es auch, welche mehreren andern, von Plinius und Aretäus empfohlenen Mitteln gegen jene Krankheit, ihre Wirkſamkeit gaben, wie namentlich dem Genuß des Gehirnes von Kindern.

Die Macht der Seele über dieſes, dem Schauder und der Furcht der innern Region entſprechende Leiden, wird auch umgekehrt, in ſolchen Fällen bemerkt, dergleichen jener iſt, welchen Sauvage erzählt. Es hatte eine Frau, ſeit zwanzig Jahren epileptiſch, jedesmal den Anfall bekommen, wenn ſie, ſchon in der angſtvollen Erwartung deſſelben, in die Kirche gegangen war, ſie blieb jedoch von ihm befreit, ſeitdem ſie die Vorſicht gebrauchte, die Meſſe außerhalb der Kirche, an der Thüre zu hören. Ein Knabe, welcher zuerſt durch den Schrecken epileptiſch geworden, den ihm der Ueberfall von einem großen Hunde erregt, bekam immer, beim Anblick großer

Hunde, einen Rückfall in ſein Leiden. Bemerkenswerth iſt endlich hierbei auch das, was Metzger von dem Uebergehen einer öfters, betrügeriſch nachgeäften Fallſucht, in die wirkliche erzählt.

Jener aufmerkſame Zuhörer, welchem aus Boerhave's treffenden Vorträgen jedesmal nicht blos die wiſſenſchaftliche Kenntniß, ſondern die ganze Empfindung der einzelnen Krankheiten mit ſich nach Hauſe nahm, und alle Symptome derſelben an ſich zu erfahren meinte, gab hierdurch nur eines der minder bedeutenden Beiſpiele aus jenen Tauſenden, welche die anſteckende Macht der in der Seele entſtandenen kranken Bewegungen auf den Leib bewieſen. Es wird bei allen Krankheiten von einer leicht mittheilbaren Art, die Gefahr der Anſteckung durch Furcht und Angſt vermehrt, und das ſchon vorhandene leibliche Leiden, verſchlimmert ſich augenblicklich, wenn mit verſtärkender Macht zu ihm, ein dieſer äußeren Richtung entſprechendes Leiden der Seele kommt, oder wird gemindert, durch Gefühle, welche das innre Leben bekräftigen und erfriſchen. Als auf Anſons langer Seereiſe, ein großer Theil der Schiffsmannſchaft vom Skorbut ergriffen worden, bemerkte man deutlich, daß jeder Vorfall und jedes neue Gerücht, welches die ſo lange vergeblich das Land erſehnenden Seefahrer muthlos machte, und ihnen die Hoffnung benahm, die Krankheit verſtärkte; es ſtarben dann die gefährlichen Kranken; jene, welche minder leidend waren, verſchlimmerten ſich, die, welche kurz vorher noch ihre Dienſte verrichtet, mußten ſich legen. Auf einem andren Schiffe vermehrte ſich die Zahl der Kranken ſogleich auf das Fünffache, als der allgemein geliebte Capitän geſtorben, und ſeine Stelle durch einen Andren beſetzt war, der gar keines Zutrauens genoß. So ſchrieb auch Trotter das Erliegen der Negerſclaven eines Schiffes am Skorbut, von welchem die übrige

Mannſchaft frei geblieben, lediglich dem Kummer und dem Heimweh jener Elenden zu. Dagegen wird gerade dieſe Krankheit, welche auf eine tödtlich lähmende Weiſe auf die bewegenden und ernährenden Kräfte des Leibes wirkt, mit faſt wundervoller Gewalt von allem Dem gelindert und geheilt, was die bewegenden Kräfte der Seele, ſo wie die freudigen Gefühle weckt und bekräftigt. So weiß man nicht blos an Einzelnen, daß eine plötzlich im Schiffe entſtandne Gefahr dem faſt erſtorbenen Leibe die Kräfte wieder gab, ſondern als im Februar 1744 die brittiſche Flotte, unter deren Mannſchaft der Skorbut ausgebrochen war, in der Bay Theres ankam und hier erfuhr, daß der Feind bereits einen Angriff gewagt, kam unter die Geſunden, wie unter die Kranken ein neues munteres Leben des Muthes und der Kampfluſt. Alsbald ſchien der weiteren Verbreitung der Krankheit Einhalt gethan und auch bei den bereits Erkrankten beſſerte ſich der leibliche Zuſtand ſo auffallend ſchnell, daß man am 11ten Februar, am Tage der Schlacht, zwiſchen der brittiſchen und der verbündeten ſpaniſch-franzöſiſchen Flotte, nur noch fünf Kranke zählte. Auf eine ähnliche Weiſe wirkte zur Heilung dieſer Krankheit jene freudige Hoffnung, welche man bei der Belagerung von Breda im Jahr 1725 in der entkräfteten, von Elend jeglicher Art gebeugten Mannſchaft zu erregen gewußt. Denn als zu dem drückenden Mangel faſt an allem zum Leben Nöthigen, als zu der raſtloſen Arbeit auch noch der Skorbut gekommen, welcher einen großen Theil der Einwohner und Soldaten ergriffen, und Viele ſchon getödtet, da dachte man bereits ernſtlich an die Uebergabe der Feſtung, an den Feind, als es dem Prinzen von Oranien gelang, Briefe in die Stadt zu bringen, worin er derſelben Hoffnung zur baldigen Hülfe gegeben. Arzneimittel begleiteten jene Schreiben, angeblich von ſehr hohem Werth und Kräften, ſollten jedoch bald andre von noch größeren Kräften fogen. Jeder Arzt hatte von den vorgeblichen Heilmitteln nur drei kleine Fläſchchen erhalten, das öffentlich verbreitete Gerücht legte jedoch einigen Tropfen dieſer Arzneien eine ſolche Wirkſamkeit bei, daß durch ſie eine ganze Gallone voll andrer Flüſſigkeit, zur Linderung und Heilung der Krankheit, kräftig gemacht werde. Es wußten ſelbſt die Offiziere nichts um die Täuſchung, welche übrigens, zuſammt der neubelebten Hoffnung, ſo wohlthätig wirkte, daß man Kranke, welche vorher Monate lang die Glieder nicht brauchen können, geſund, gerade und munter auf der Straße gehen ſahe. Sie rühmten ſich durch das Heilmittel ihres Prinzen geneſen zu ſeyn, die Beweglichkeit der Gelenke habe ſich auf bloßes Einreiben von Oel wieder eingefunden. Ja es bewirkte das „Arzneimittel“ zur Verwunderung Aller, und ſelbſt des Arztes Lind, der dieſe Geſchichte erzählt, ſogar bei ſolchen Kranken nach wenigen Tagen die Herſtellung, welche vorhin auf den Gebrauch der wahrhaften, und als wirkſameſt erkannten Arzneien, nur ſchlimmer geworden waren.

So wurde auch die Entſtehung und allgemeine Verbreitung des epidemiſchen Fiebers, welches in den Jahren 1799 und 1800 Genua verheerte, von Raſori und andren Aerzten, vornehmlich der allgemein herrſchenden, traurigen Gemüthsſtimmung zugeſchrieben, womit ein mannichfaches, äußres Elend die Seelen der ſonſt ſo heiteren Bewohner erfüllt hatte. Mit einer peſtartigen Gewalt hatte faſt zu derſelben Zeit (im Jahr 1800) das gelbe Fieber einen Theil der Bewohner von Andaluſien ergriffen. In Cadix allein wurden täglich gegen zweihundert Todte zur Erde beſtattet, es durchdrang ungeachtet der hierbei gebrauchten Sorgfalt ein furchtbarer Leichengeruch die Straßen und die aus Furcht vor Anſteckung feſt verſchloſſenen Häuſer; es wagte faſt Niemand an einen Ort zu gehen, wo er andren, etwa ſchon Kranken begegnen könnte, die Kirchen, ſo wie alle

Gebäude und Plätze der öffentlichen Verſammlungen ſtunden leer, aller Verkehr war aufgelöſt, man hörte faſt keinen andern Laut, als jenen der Todtenglocken und das Raſſeln der Leichenwägen. Als zuletzt auch die Bande der ſonſtigen Freundſchaft und Bekanntſchaft zwiſchen der bedrängten Stadt und ihrer Nachbargegend aufgelöſt worden, und einige Einwohner, die ſich nach Xeres geflüchtet, von dort mit Steinwürfen zurückgeſcheucht waren, da gewährte das vorhin ſo vielbelebte Cadix, welches jetzt, nach Gonzalez Worten, zu einem „Ort der Thränen und Trauer" geworden, ſchon ganz den Anblick einer belagerten Stadt. Es wuchs die Furcht ſo ſehr, daß, zunächſt an ihren Folgen, auch vorher ganz Geſunde ſtarben, ohne daß man bis zum Tode ein eigentliches Symptom der Seuche bemerken können; Andre tödteten oder entkräfteten ſich durch vermeintliche Präſervativmittel. Da erſchien plötzlich vor der Stadt die feindliche, mächtige Flotte der Engländer, und regte in den wahrhaft, oder vermeintlich Kranken, eine ganz andre, heilſamere Bewegung der Seele auf. Die Furcht vor der Seuche war vergeſſen, man wagte es wieder, aus den Häuſern hervorzugehen an die Luft, die öffentlichen Verſammlungsorte des Volkes waren von Neuem gefüllt; das Geſpräch aller ſich Begegnenden, war nicht mehr von der Gefahr der Seuche, ſondern von dem drohenden Feinde, und den Mitteln zur Gegenwehr. Der Einfluß dieſer innren Bewegungen, den freilich die weiter vorrückende Jahreszeit noch verſtärkte, war unverkennbar. Die Beerdigungen verminderten ſich ſo ſehr, daß man bald nicht mehr auf ſie achtete; von den ſchon Erkrankten genaſen Viele, der weitern Verbreitung des Elendes ſchien Einhalt gethan, es war der allgemeine Geſundheitszuſtand der Bewohner in Kurzem wieder ganz der vormalige. So hatten auch bei der Peſt in England, in den Jahren 1625 und 1636 die zu ängſtlichen

lichen Vorſichtigkeitsmaßregeln der öffentlichen Behörden, die allgemeine Furcht vor der Krankheit, und hierdurch die Heftigkeit von dieſer vermehrt und die Aufhebung jener Maßregeln zeigte ſich ſogleich von wohlthätig linderndem, heilenden Einfluß. Es lag bei jener Peſt zu Athen, welche Thucydides ſo meiſterhaft beſchreibt, die furchtbarſte Gewalt des Elendes nicht in dem vergiftenden Hauche der Krankheit ſelber, ſondern in der, Göttliches wie Menſchliches nicht mehr achtenden Verzweiflung und Todesfurcht der Bewohner. So ſtarben auch nach Pugnets Zeugniß, im Jahr 1800 viele Soldaten, mehr an der Furcht vor dem Lazareth, in welches man ſie gebracht, als an der Krankheit ſelber, denn dieſe Furcht war ſo groß, daß ſie faſt bei allen ins Lazareth Transportirten Geiſtesverwirrung erregte. Mit Recht hatte daher der Arzt Arajuela, welchen das ſpaniſche Miniſterium nach Malaga geſendet, damit derſelbe die beſten Maßregeln gegen die Verheerungen des gelben Fiebers treffen möge, gleich bei ſeiner Ankunft Befehl gegeben, die Kirchen und Schulen, ſo wie die Orte der Erholung und Erfriſchungen von Neuem zu öffnen. Es wurde, wie nach ſchon beendetem Leid, in den Kirchen das Te Deum geſungen, Illuminationen, ſo wie öffentliche Umgänge veranſtaltet. Obgleich die hierauf erfolgte, neue Ermuthigung der Bewohner nicht ſogleich die Heilung herbeiführen können, hat ſie doch offenbar wohlthätig lindernd und vermindernd gewirkt, und die Krankheit war nach einem Monat ganz gehoben.

Oefterer noch als in jener furchtbarſten Krankheit, zeigt ſich die heilende oder tödtende Macht der Seele in Fiebern von minder mächtiger Art. Es wurde nach Pechlins Zeugniß ein ſechzigjähriger Mann, der an einem ſchleichenden Fieber mit Gelbſucht darnieder lag, faſt augenblicklich durch die Nachricht geheilt, daß ihm, was er lange vergeblich erſehnt hatte, ſeine Frau einen Sohn geboren. Ein Knabe wurde, nach Verings Bericht, durch die freudige Nachricht, daß ſeine Probearbeit ihm zur erſten Stelle in ſeiner Claſſe verholfen, vom Tertianfieber befreit; bei einem Manne bewirkte die gleiche Heilung der Schrecken, den ihm der Sturz vom Pferde und das Zerbrechen eines Knochens erregt, und der Affect des Schreckens vertrieb auch bei jenem ſonſt unerſchrocknen Kriegsmanne, welcher einen großen Abſcheu gegen Ratten gehabt, das Fieber, als, nach Gaubius Erzählung, unverſehens eines jener Thiere auf ihn ſprang. Durch Schrecken verlor ein Weib in Berlin, welches ſeit neun Monaten am hartnäckigſten Fieber gelitten, nach Herz Beobachtung, ihre Krankheit, und derſelbe Affect, ſcheint auch jene junge Fieberkranke geheilt zu haben, der man (nach Pouteau) zwei lebendige Fröſche in die Hand gelegt. In einem andern Falle, den Paräus anführt, hatte einem Kranken die Aufwallung des Zornes von ſeinem Quartanfieber geholfen, und es wirkt überhaupt in dieſer Krankheit, in welcher deshalb in älterer wie in neuerer Zeit ſo oft der Gebrauch der ſogenannten ſympathetiſchen Mittel empfohlen worden, jede kräftige Bewegung des Geiſtes heilſam, wie denn, nach Plinius Zeugniß, Quintus Fabius Maximus von ſeinem Quartanfieber verlaſſen worden, als er mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit die Bewegungen ſeines Heeres beobachtete. Es wollten deshalb ſchon Aretäus und Cälius Aurelianus, unter den gewöhnlichen Heilmitteln der Fieber, auch jenen edleren Beluſtigungen der Sinne eine vorzügliche Stelle anweiſen, welche man den Kranken durch ſchöne Ausſicht ins Freie und liebliche Umgebung mache. Denn, wie ſehr zuweilen die Seele, von welcher der heilende oder lähmende Einfluß auf den kranken Leib ſo oft ausgeht, zu ihrer Beruhigung und Bekräftigung einer geliebten Umgebung bedürfe, dieſes beweiſt die Beobachtung, welche der berühmte Herz an ſich ſelber gemacht. Derſelbe lag an einem ſehr bösartigen Fieber darnieder, während deſſen ihm Selle und andere treſſliche Aerzte durch ihre Kunſt ſiebenzehn Tage lang keinen Schlaf geben, den Zuſtand des faſt beſtändigen Deliriums, die Neigung zu tödtlich ſcheinenden Ohnmachten und Starrkrampf nicht zu heben vermochten. Es quälte den Kranken ohne Aufhören der Wahn, daß er nicht in ſeinem Hauſe ſey, ſondern von ſeinen Feinden, im Bette liegend, in mancherlei widerwärtigen Oertern herumgeführt werde. Er verlangte immer in ſein eigentliches, gewöhnliches Schlafzimmer gebracht zu ſeyn, dieſer Wunſch jedoch wurde, aus zu großem Bedenken der Aerzte, ihm verſagt. Bis dieſe endlich am ſiebenzehnten Tage, da ſie alle Hoffnung zur Wiedergeneſung des Kranken aufgegeben, ihm ſeinen immer wiederholten und vermeintlich letzten Wunſch gewährten und denſelben mit ſeinem Bette in das längſt erſehnte Zimmer hineinrücken ließen. Hier fühlte ſich der Leidende auf einmal nach wenig Minuten ſo beruhigt, daß er in einen achtſtündigen Schlaf verſank, aus welchem er, von der Gefahr geneſen, erwachte. Derſelbe große Arzt, von welchem wir eben die von ihm ſelber erlebte Heilung des Fiebers auf pſychiſche (?) Weiſe erzählten, befreite einſt einen reizbaren Kranken, deſſen fieberhafte, zuletzt gefahrdrohende Unruhe aus Todesfurcht kam, dadurch von ſeinem Fieber, daß er ihm mit ernſter Miene verkündete: er müſſe ſterben. Der Kranke, nach der Erſchütterung des erſten Augenblickes, wurde ruhig und genas.

Unter mehreren andern Krankheiten wird auch die Waſſerſucht, mit Leiden der Leber verbunden, ſehr häufig durch anhaltende Traurigkeit und Sorgen erregt, wie dieſes Morgagni, Ponteau und Peter Frank bezeugen. Aber eben der zuletzt genannte berühmte Arzt ſah auch die Heilung der Waſſerſucht, an welcher ein armes, altes

Weib in Wien, zugleich mit dem grauen Staar litt, plötzlich durch die Freude erfolgen, welche der Kranken, nach glücklich operirtem Staar, der längſt entbehrte Anblick der Söhne gewährte.

Zu den erregenden Urſachen der Gicht und des Podagra's werden von Boerhave, Sydenham und van Swieten auch der Zorn und der Aerger, ſo wie andere verwandte Leiden der Seele gezählt, und es bewirken alle dieſe innren Momente ſonſt eine augenfällige Verſchlimmerung und Rückfälle der Krankheit, oder die bisherige Krankheit wird durch heftige Affecte von den äußren Theilen hinweg auf die innren geführt, wo ſie in vielfach gefährlicherer Form wiedererſcheint. Dennoch finden wir auch in den Schriften, zum Theil derſelben Aerzte, nicht ſelten ſolche Fälle aufgeführt, in denen ſich gerade jene ſonſtigen Gifte als wohlthätige Heilmittel gezeigt. Denn es wurde nach van Swieten ein vom Podagra ganz gelähmter Mann durch die Furcht vor einem vermeintlichen Geſpenſt ſo gänzlich geheilt, daß er augenblicklich wieder, und in größter Eile, die Treppen hinauf gehen konnte und von nun an immer von ſeinen podagriſchen Anfällen befreit blieb. So erzählt auch Horſt von einem Manne, welcher eben am heftigſten Paroxysmus des Podagra's leidend, dem Zorne, wozu ihn die Beleidigungen eines Soldaten gereizt, nachgab, und aufſpringend vom Lager, dieſen züchtigte. Die Krankheit war von nun an vergangen. Oefterer noch denn jene widriger ſtürmenden Affecten, hat ſich in dieſem Falle die Freude heilend bewieſen, welche unter andren bei einem unvermutheter Weiſe begnadigten Miſſethäter, die Lähmung vom Podagra ſogleich, und auf immer gehoben. Ein Arzt, von welchem Pechlin erzählt, pflegte ſich jenes Leiden durch Muſik zu lindern.

Starrſucht, ſo wie plötzliche Lähmung der Glieder ſind in vielen Fällen durch heftige Erſchütterungen des Gemüths oder durch große Anſtrengung der Seelenkräfte entſtanden. Ein Engländer, welchen Tulpius beobachtet, war durch die Nachricht, daß ſeine Geliebte ihre Hand ihm verweigert, in eine tiefe, wie verſteinernde Starrſucht verſunken, aus welcher er jedoch wieder erweckt wurde, als man ihm die freudige Botſchaft vom entgegengeſetzten Inhalt ins Ohr rief. Der Schrecken über einen furchtbaren Donnerſchlag heilte nach Diemerbroek eine vierzigjährige Lähmung und einem andern Lahmen in Arles gab der Schreck über ein in der Nachbarſchaft ausgebrochenes Feuer den Gebrauch der Glieder wieder. Während der Schreckniſſe und Todesangſt, welche das große Erdbeben über alle Bewohner von Liſſabon verbreitete, bat, nach Sauvages, ein alter, ſeit längerer Zeit gelähmt geweſener Mann einen jungen Menſchen, er möge ihn aus dem Hauſe hinaustragen. Der Jüngling gewährt die Bitte, ſetzt aber den Alten auf der Straße nieder und eilt weiter. Da hört er ſich von dem Greiſe nachrufen, und ſieht denſelben zu ſeinem Erſtaunen hinter ſich her laufen. Aehnliche Fälle, einer Heilung der Lähmung durch Schrecken, erzählt Löſler. Es fand ſich bei allen, auf dieſe ſeltſame Weiſe Geheilten, ein leichter Durchfall ein.

Die wohlthätige Wirkung des Zornes gegen Leiden dieſer Art, hatte ſchon der arabiſche Arzt Gabriel erkannt, als er die Geliebte des großen Harun Al Raſchid durch Aufregung eines heftigen Zornes von einer Lähmung des Armes geheilt. Auf gleiche Weiſe, in Folge des heftigen Erzürnens über einen Bedienten, wurde ein Verwandter des Valeriola von einer Lähmung der Füße befreit, welche ſeit ſechs Jahren der Anwendung aller gewöhnlichen Heilmittel nicht weichen wollen. Der Zorn iſt es geweſen, welcher in einem von Stahl erzählten Falle, eine ſeit vier

Jahren anhaltend geweſene Lähmung des Sprachorgans gehoben. Denn die erſten Worte, welche der ſo lang ſtumm geweſene und von Neuem geheilte Jüngling geſprochen, waren Ausdrücke des heftigen Unmuths, welchen ein altes Weib in ihm erregte. Was aber dem von Jugend an ſtummen Sohn des Cröſus die Sprache gegeben, als er dem wüthenden Soldaten, der ſeinen Vater morden wollte, plötzlich zugerufen: „tödte den Cröſus nicht“ das war mehr als der gewöhnliche Zorn, das war eine innere Kraft, welche, wie wir hernach ſehen werden, ſelbſt die Sterbenden und zum Tode Verwundeten zu ungewöhnlichen Thaten ſtärkt. — Wie in dieſen Fällen die Lähmung der Sprache durch Aufregung des Gemüths vergangen, ſo iſt ſie in andern gerade hiedurch entſtanden, und es erzählt Vering von einem kräftigen Manne, der durch den heftigen Schreck, welchen ihm der Einbruch von Dieben gemacht, auf zwei Monate die Sprache verloren.

Aus der früher erwähnten Bedeutung und Wechſelbeziehung der Stimmorgane wird überhaupt jener merkwürdige Einfluß, welchen die Bewegungen der Seele auf Stimme und Athmungswerkzeuge haben, leicht begreiflich. Außer den bereits angeführten und mehreren ſpäter noch zu erwähnenden Thatſachen verräth ſich dieſer Einfluß unter andern auch bei dem Entſtehen und Vergehen der Waſſerſcheu durch die anſteckende Gewalt der Seele. Denn auch bei dieſer furchtbaren Krankheit fällt der Mittelpunkt, von welchem ihre Wirkſamkeit ausgeht, in die Region der Stimmwerkzeuge, welche, wie wir oben beim §. 56 geſehen, ſich nicht bloß durch das Zuſammenſchnüren und die Entzündung des oberen Schlundtheils, ſondern nicht ſelten durch ein unwillkührliches Ausſtoßen von Tönen verräth. Hierbei erſcheint es denn zwar nicht nöthig die paradoxe Behauptung Bosquillons zu widerlegen, daß die Hydrophobie nicht durch den giftigen Biß der Thiere, ſondern immer nur aus Furcht und Angſt entſtehe.

denn jene gewöhnlichere Art der Fortpflanzung auf Menſchen und Thiere iſt nur zu ſehr durch Erfahrung erwieſen; daß aber in vielen Fällen jenes Leiden, welches vielleicht ohne dieſes nicht mehr zum Ausbruch gekommen wäre, durch ein heftiges Aufregen der Seele erſt hervorgetreten oder ſchneller dadurch herbeigeführt worden, beweist eben ſo ſehr die Erfahrung der Aerzte. So in jenem Falle, welchen M. Wagner erzählt, von einer Frau in Ungarn, die am 1 Januar 1793 in der Nähe einer Mühle von einem Hunde gebiſſen worden. Die Wunde war ſogleich ſo behandelt worden, wie es der übrigens nicht erwieſene Verdacht erforderte, als ſey das Thier toll geweſen, hierbei hatte man auch die gewöhnlichen innern Mittel angewendet. Die Kranke ſchien längſt und vollkommen geneſen, als ſie faſt vier Monate hernach bei derſelben Mühle durch den Ueberfall mehrerer laut bellender Hunde heftig erſchreckt wurde. Schon am dritten Tage darauf bricht die Waſſerſcheu aus, ſie ſtirbt am ſiebenten. — So wurde auch, wie Peter Frank bezeugt, ein Knabe, welcher zugleich mit einem andern von einem Hund gebiſſen worden, bis dahin aber geſund geblieben, augenblicklich von der Wuth ergriffen, als er erfahren, daß ſein Gefährte an dieſer Krankheit geſtorben ſey. Daſſelbe geſchah einer Frau bei Beſançon, welche nebſt vier andern Menſchen, von einem tollen Hunde gebiſſen, längſt außer Gefahr ſchien, als ihr auf einmal bekannt worden, daß jene andren Vier bereits vor drei Monaten an der Waſſerſcheu geſtorben ſeyen. Auch ſie verfiel nun am andern Tage in Waſſerſcheu und ſtarb am dritten. Oefters hat jedoch auch der bloße Anblick eines hydrophobiſchen Kranken, daſſelbe Leiden, in Menſchen von leicht beweglichem Gemüth erzeugt; ſo bei jenem Prieſter, von welchem Meaſe erzählt. Ein Studirender in Wittenberg verfiel in Waſſerſcheu, nachdem er, mit inniger Theilnahme, einen heftigen Paroxismus mit angeſehen, welche eine faſt ſchon mit dem Tode ringende, hydrophobiſche Perſon hatte. Er wurde zwar hergeſtellt, litt aber Jahre lang nachher an einer großen Schwäche und Unſicherheit der Stimme, ſo wie an einer peinigenden Furcht vor allem öffentlichen Reden. Etwas Aehnliches erfuhr an ſich ſelber der Arzt Themiſen, nachdem er einen Freund an der Waſſerſcheu ärztlich behandelt und ſterben geſehen hatte. Eine innere lähmende Angſt überfiel ihn ſtets, ſo oft er lebhaft an ſein Leiden dachte. Peter Frank, welcher viele dieſer Thatſachen zuſammengeſtellt, mußte ſelber die unwiderſtehliche Macht der Einbildung auf den Körper erfahren, als er einen an der WuthSterbenden mit den Fingern berührt hatte und aus bloßer Einbildung, wie es ſcheint, fiel nach der Section eines an Hydrophobie geſtorbenen Kindes jener junge Arzt, von welchem im Journal général de Médecine etc. 1824 erzählt wird, ſo wie jene Frau in Waſſerſcheu, von welcher die Abhandlungen für praktiſche Aerzte (B. 14) melden, daß ſie ihren an der Wuth verſtorbenen Mann auf ſeinem Todbette gewartet. Einen ähnlichen Fall erzählt Vering und mehrere noch Peter Frank in ſeinem Syſtem der mediciniſchen Polizei (B. 4). Nicht ſelten, wie dies unter andern Aſti erweiſt, iſt die aus Einbildung entſtandene Waſſerſcheu. mit allen ihren Gefahrdrohenden Erſcheinungen verſchwunden, ſobald der Ungrund der Einbildung erkannt wird. So bei einem Manne, der ſchon länger an Hydrophobie darnieder lag. Ein kühner Arzt, von welchem Jonas erzählt, heilte die innre Angſt und die hiedurch entſtandene Hydrophobie eines Kranken dadurch, daß er dieſen auf den Mund küßte und ihm hierdurch die Ueberzeugung gab, ſein Leiden ſey ein eingebildetes. Wie die Hydrophobie durch Schreck und Angſt öfters entſtanden, ſo iſt ſie auch in einigen Fällen durch eben dieſe Bewegungen der Seele gehoben worden. Dieſes hat jene von Pechlin und andern ältern Aerzten empfohlene Heilart der Wuth veranlaßt, welche zunächſt auf Erregung des Schreckens ausgegangen: das Hineinſtürzen des Kranken ins Waſſer. Helmont ſah auf dieſe Weiſe einen alten Mann, welcher von der Wuth befallen worden, von ſeiner Krankheit geneſen und auch nach einem neueren Zeugniß von Huzard wurde ein hydrophobiſcher Menſch, welcher während ſeines Paroxysmus entſprungen und ins Waſſer gefallen war, aus dem man ihn ohnmächtig herausgezogen, durch dieſen Zufall geheilt.

Die Einwirkung, welche die Gemüthsbewegungen in ganz vorzüglichem Maße auf die Organe des Athmens und der Stimme haben, wird auch in jenen vielfältigen Erfahrungen erkannt, nach denen ein anhaltender Kummer oder Verdruß und Furcht, einen gefahrdrohenden Huſten erzeugten, welcher öfters in wirkliche Lungenſchwindſucht übergegangen. Umgekehrt jedoch hat man auch den heftigen Keuchhuſten eines Kindes durch den Schrecken verſchwinden ſehen, welcher daſſelbe bei dem zufälligen Hinausſtürzen aus dem Fenſter ergriffen.

Der Zuſammenhang der Gemüthsbewegungen mit den innren Lebensbewegungen des Stimm- und Sprechorgans wird auch in jenen merkwürdigen Fällen erkannt, da ein ausgeſprochenes Wort alle heilenden oder zerſtörenden Kräfte der Seele plötzlich aufregte, und dem äußerlich oder innerlich Kranken durch dieſes von ihm oder Andren laut geſagte Wort mit einem Male die Heilung oder der Tod geben wurde. Ein Beiſpiel dieſer Art erzählt Löffler. Eine junge Jüdin, welche ihrem Manne in einer dreijährigen Ehe kein Kind geboren und deshalb von dieſem verſtoßen worden, war zuerſt in einen trocknen Huſten, dann in Sprachloſigkeit verfallen, wobei ſie jedoch, ſtatt des Huſtens zuweilen unwillkürliche, ſingende Töne hören laſſen. Aerztliche Mittel, ſo wie Strenge, da man die Krankheit anfangs für Verſtellung gehalten, waren vergeblich verſucht, als einſt eine andere Jüdin die ſprachloſe Kranke dringend aufforderte, das Wort „Kind“ auszuſprechen. Die Anſtrengung der Kranken, das Wort zu ſagen, welches den Gegenſtand ihrers ganzen innren Leidens bezeichnete, kann anfangs keine andren Laute hervorrufen, als die Vokale a und i. Plötzlich jedoch kommt ihr das Wort „Kind“ und von dieſem Augenblick war die Sprachloſigkeit wie das unwillkührliche Singen gehoben, die Kranke von beiden ganz geheilt.

Eine umgekehrte Wirkung des ausgeſprochenen Wortes auf alle innren und äußeren Kräfte der Menſchennatur zeigte ſich an dem berühmten Schauſpieler Palmer in London. Es hatte dieſer im Jahre 1793 faſt zu gleicher Zeit ſeine Frau und ſeinen Sohn durch den Tod verloren und war ſeitdem in tiefe Schwermuth verſunken. Als er hierauf, nach etlichen Wochen, auf dem Theater erſchien, war ſein Spiel, wie gewöhnlich, in den erſten Scenen wohldurchdacht und der Rolle anpaſſend. Da jedoch im dritten Act ein Andrer ihn fragt: „Und Deine Kinder?“ ſinkt Palmer, überwältigt von dem Schmerz um ſeinen Sohn, zu Boden, ſeufzet nur noch einmal und iſt verſchieden.

Bei ſolchen Menſchen, deren beſtändiger Beruf es ſcheinet, Worte auszuſprechen, welche nicht aus dem eigenen Gefühl und Leben hervorgingen, wird durch den innren Widerſpruch zuweilen ein Seelenleiden erzeugt, welches jenem gleicht, das nach Perfects Zeugniß den berühmten Komiker Carlini in Paris befallen. Es kam dieſer einſt zu einem Arzte, der ihn nicht kannte, und klagte dieſem, daß er von der tiefſten, ſchwärzeſten Melancholie ergriffen ſey, gegen welche er ſich keine Rettung wiſſe. Der Arzt räth hierauf dem ganz geſund ſcheinenden Manne den Beſuch des Theaters, auf welchem Carlini ſpielte, denn, ſagt er, die Krankheit müßte tief gewurzelt ſeyn, wenn Carlini Sie nicht aufheitern könnte. „Ach, ſagt der Andere, ich bin Carlini ſelber, an den ſie mich verweiſen, Carlini, der, während er Andre fröhlich machet, in ſeinem Innren tief und ſchmerzlich trauert.“

Fälle, in denen heftige Gemüthsbewegungen lähmend auf die Sehkraft des Auges wirkten, erzählt Richter viele. Oefters haben ein langwieriger Kummer oder plötzlicher Schreck und Furcht das Entſtehen des ſchwarzen Staares zur Folge gehabt. Umgekehrt kennt man jedoch auch Fälle, in denen eine wohlthätige Aufregung des Gemüths, auf eine ganz unerwartete Weiſe, Krankheiten der Sehorgane heilte. Einer der merkwürdigſten unter allen hierher gehörigen iſt der, welchen Feder erzählt: die Heilung der Augenkrankheit des Pfarrers Kühze zu Berlin. Es war dieſer im Jahre 1760 an einem Auge von einem ſo heftigen und ungemein ſchmerzhaften Uebel befallen, daß die Aerzte, den Krebs befürchtend, das ohnehin für verloren geachtete Auge herausſchneiden wollten. Der Schmerz des Leibes, die nun hinzugekommene Furcht vor der Operation, hatten dem Kranken ſchon länger, weder bei Nacht noch am Tage Ruhe gelaſſen; er war von der beſtändigen Qual gebeugt und zerriſſen. Da hört er einſt den Geſang eines alten, frommen Liedes, das von der völligen Ergebung des Menſchen in Gottes Willen redet. Er ſingt mit, wird innig bewegt, zugleich aber in ſeinem Gemüthe ſo ſtill, ſo beruhigt, ſo freudig, wie er es ſeit lange nicht geweſen. Mit der innren Unruhe legt ſich auch der äußre Sturm, der Kranke ſchläft zum erſten Mal wieder ſanft und ruhig. Die Aerzte finden am Morgen das Auge ſo gebeſſert, daß die Operation nicht mehr nöthig erſcheint; der Kranke wird, bei Anwendung einiger ihm noch verordneten Mittel, geheilt und erhält den Gebrauch des Auges faſt vollkommen wieder.

Endlich ſo wird die Macht der Seele über den Leib, am meiſten vor Allem an ſolchen Thatſachen erkannt, welche die plötzlich tödtende Wirkung, oder auch umgekehrt, die wiederbelebende und das Leben verlängernde bezeugen, die nicht ſelten großen Gemüthsbewegungen eigen geweſen.

Wir berühren hier zuerſt, nur vorübergehend, die Beiſpiele jener Macht des ſelbſtbewußten Willens über die dringendſten Bedürfniſſe des Leibes, welche den ſelbſtgewählten Tod mehr oder minder langſam herbeigeführt, denn auch ſie bezeugen, obwohl auf andre Weiſe, die Macht der Seele über das Leibliche. Der franzöſiſche Dichter Boiſſy hatte ſich, gebeugt durch äußre Noth, den Tod durch Hunger erwählt, und, hierin der Gemahlin jenes Pätus ähnlich, wollte die treue Frau mit ihm denſelben Tod ſterben. Man fand ihn bereits ſinn- und ſprachlos, als ein Freund zu ſeiner Rettung herbeigekommen war. Auf dieſelbe Weiſe duldete Johanna Naunton die tödtlichen Schmerzen des ſelbſt erwählten Hungers, und wie ſtark hier der Wille, ſelbſt dem kräftigſten Drang der leiblichen Natur gegenüber, zu ſeyn vermöge, das bezeugt die Geſchichte des unſchuldig zum Tod eines Miſſethäters verurtheilten Viterbi, welche v. Baer erzählt. Dennoch wird dieſe Gewalt des Willens über das Bedürfniß nach Nahrung noch bei Weitem von jener übertroffen, welche ſich dem ungleich dringenderen Bedürfniß nach Luft widerſetzte. Sclaven des alten Roms, wie neuerdings Sclaven aus Angola, tödteten ſich durch freiwilliges Zurückhalten des Odems.

Oefters jedoch hat die Seele auch ohne ihren Willen den Leib verlaſſen, wenn die innre Bewegung zu übermächtig war, als daß ſie in dem bisher gebrauchten Körper ſich auszuſprechen oder zu verleiblichen vermochte. Denn alsdann wird plötzlich der alte Bund der Seele mit dem Leibe geſchieden, welchen, obgleich aus demſelben Grunde, der gewöhnliche Verlauf des Lebens langſamer auflöst. Philipp der Zweite von Spanien ſtarb an dem Schrecken, den ihm die Nachricht von der Niederlage ſeines Heeres erregt. Bei dem Anblick des Leichnams eines geliebten Bruders ſtarb der Freund des berühmten Gaubius; Prinz Georg Ludwig von Holſtein, wie dieß Zimmermann erzählt, aus tieſem Kummer am Sarge der geliebten Gemahlin. Lieblicher dagegen endete an Freude, Sophokles, da man ihm, dem Wettkämpfer um den Lorbeer noch im hohen Alter, berichtete, daß ſeiner Tragödie, für deren Aufnahme er beſorgt geweſen, einſtimmig der Preis erkannt worden. Jene Mutter, welche nach der Schlacht am Traſimen dem Sohn am Thore begegnet, und den für todt Gehaltenen geſund vor ſich ſieht, ſtirbt in ſeinen Armen vor Freude, und daſſelbe Loos begegnete nach Valerius Maximus einer andern, zu welcher auch der innig, als todt betrauerte Sohn plötzlich lebend hineintrat. Auf etwas andre Weiſe zeigte ſich dieſes plötzliche Zerriſſenwerden des gewöhnlichen Wechſelverkehrs zwiſchen Seele und Leib bei jener Alten, von welcher Perfect erzählt, daß ſie, als ihr plötzlich die Nachricht gekommen, ihre bisher ertragene Noth ſey durch einen unvermutheten Glücksfall auf immer gehoben, ſchmerzlich zu weinen begann und von nun an bis zu ihrem Ende in unheilbarer Schwermuth befangen blieb. An einer freudigen Gemüthsbewegung von niedrigerer Natur ſtarb die Nichte des großen Leibnitz, als man endlich unter dem Bett des Verſtorbenen den Schatz der 6000 Dukaten gefunden. — Eine Jungfrau, von welcher Haller erzählt, ſtarb an Scham. — Bei der Exploſion einiger Pulverwägen tödtete, nach Percy, in dem (kleinen) Oberingelheim der Schreck vier Wöchnerinnen.

Umgekehrt zeigt jedoch in andren Fällen die Seele eine Macht, ſelbſt über die Bewegungen der ſchon erſtorben ſcheinenden Glieder; eine Macht das Leben des Leibes noch gegen den Willen der Natur zu erhalten, welche uns das vorherrſchende Verhältniß des innren über das äußere Leben in ſeiner rechten Geſtalt zeigt. Oefters hat das Sehnen nach dem letzten Anblick eines eben abweſenden Sohnes oder Geliebten die Seele bis zu dem Augenblick in dem ſterbenden Leibe erhalten, wo der heiße Wunſch des Wiederſehens erfüllt worden. — Muley Maluk, Kaiſer von Marokko, lag ohne Hoffnung zum Wiedergeneſen an einer Abzehrung darnieder, als Don Sebaſtian, König von Portugal, mit ſeiner Armee ſich nahte, um Marokko's Thron für ſeinen Neffen zu erobern. Der Todtkranke trifft alsbald mit größter Geiſtesgegenwart die kräftigſten Maßregeln zum Widerſtand, rückt ſelbſt, in der Sänfte getragen, mit ſeiner Armee dem Feind entgegen. Der Tag der Schlacht, von deren Ausgang das Schickſal der Regentenfamilie und des ganzen Landes abhing, war gekommen. Muley Maluk fühlt ſich ſeinem Ende ganz nahe. Da gibt er ſeiner nächſten Umgebung und allen ſeinen Feldherren den Befehl, ſie ſollten, wenn ſein Tod vor beendeter Schlacht erfolge, dieſen dem Heer verſchweigen, ſollten noch immer, wie vorher, an ſeine Sänfte hinreiten, als wollten ſie da Befehle empfangen. Vor Anfang der Schlacht ließ ſich nun der ſterbende Held unter dem ganzen Heer herumtragen und ermahnte Alle zur Tapferkeit. Der Kampf begann und die Marokkaner fingen an zu weichen. Als dies Muley Maluk geſehen, warf er ſich, obgleich er ſchon in den letzten Zügen geſchienen, aus der Sänfte heraus, bringt die Armee wieder in Ordnung und führt dieſelbe zurück zum neuen Angriff, bei welchem die Mauren ſiegten. Unmittelbar jedoch nach dieſer ritterlichen That läßt ſich der Kaiſer in ſeine Sänfte zurücktragen, legt, um hierdurch noch einmal ſeinen Befehlshabern Verſchwiegenheit zu empfehlen, den Finger auf den Mund und iſt nach wenig Minuten verſchieden. — Durch eine ähnliche, neubelebende Kraft des Heldenmuthes geſtärkt erhub der engliſche Admiral Sanders ſich vom Lager, auf welches ihn eine entkräftende Krankheit niedergeworfen, als die Nachricht kam, daß ihm von der Regierung das Commando über die Flotte gegen Spanien übertragen ſey. Er wuſch ſich, ging umher, und erſchien plötzlich munter und geſund. Als aber bald darauf der Anſchein des Krieges und mit ihm die Zurüſtungen wieder aufgehört, legte ſich der alte Seeheld alsbald wieder aufs Krankenlager und fiel in die vorige Entkräftung zurück.

Auf eine minder erfreuliche und widerlichere Weiſe zeigte ſich die eigenthümliche Macht der Seele, den Leib feſt zu halten, bei jener Geizigen, welche aus einer tödtlich ſcheinenden Schlafſucht erwachte, als ihr der Arzt einige neue Thaler in die Hand gelegt, ſo wie bei jenem leidenſchaftlichen Spieler, dem man die Namen einiger Trümpfe ins Ohr gerufen.

An die vorhin erwähnten Beiſpiele eines Heldenmuthes, welcher die ſchon ſterbenden Glieder noch zu ſeinem Dienſte bewegte, reihen ſich jene an, in denen der Menſch eine wundervolle Beherrſchung der Schmerzen gezeigt. Jener brittiſche Kanonier, welcher im Seetreffen zwiſchen Rodney und dem Grafen Graſſe durch eine Kugel die rechte Hand verloren, als er eben ſeine Kanone abbrennen wollen, ergriff die hinabgefallene Lunte mit der linken und feuerte die Kanone mit den Worten ab: „Glaubt der Feind, ich hätte nur Einen Arm?“ Minder zwecklos erſcheint die Verachtung der Gefahr und der Schmerzen bei dem holländiſchen Admiral, welcher die ihm dargebotene Priſe, die er in dem Augenblick nehmen wollen, da ihm eine Kugel den rechten Arm hinweggeriſſen, kaltblütig mit der linken Hand genommen, ſo wie Türenne's Selbſtüberwindung, als vor ihm der ihn raſirende Diener niedergeſchoſſen worden. Wiewohl auch ſelbſt in dieſen Fällen eines mit ihr gemachten Mißbrauches die Gewalt erkannt wird, welche der Seele gegeben iſt, mitten unter den Schmerzen und Gefahren des Leibes das Bewußtſeyn feſtzuhalten, daß in ihr ein Leben ſey, welches der Schmerz und der Tod des ſterbenden Körpers nicht berühren.

Betrachten wir die Thatſachen, welche der eben beendete §. zuſammenſtellte, etwas näher, dann erkennen wir bald, daß zwar der eigne, ſelbſtbewußte Wille des Leibes gebrauchen, daß er, gegen den gewöhnlichen Lauf ſelbſt den ſterbenden Gliedern ſeine bewegende Kraft geben, das ſchon gebrochne Herz, mitten in der röchlenden Bruſt noch einige Zeit wach erhalten könne; was aber in den meiſten Fällen den Leib ſo oder anders geſtaltete, was den Körper der Krankheit ſchuf, oder was andere Male denſelben vernichtete, indem es ſtatt ſeiner den Leib der Geſundheit neu belebte; das war und iſt nicht der ſelbſtbewußte Wille, ſondern ein Element, das nur zum Theil im Menſchen ſelber gelegen iſt. Es ſind die Augenblicke eines heftigen, innern Bewegens, da der Menſch, ſeiner ſelber nicht mehr mächtig, dem Zug eines Geſetzes unterliegt, welches die Welt des Geiſtigen ſo allgewaltig beherrſchet, als die Welt des Leiblichen das Geſetz der Schwere, es ſind die Augenblicke des höchſten Affectes, welche durch die Seele hindurch, mit geſtaltender oder zerſtörender Kraft, auf den Leib wirken. Das einzelne Leben iſt es dann nicht allein, was die verzehrende oder belebende Flamme gibt, ſondern es tritt, wie beim Verbrennen der Körper zu dem Brennbaren die Luft, ein allgemeines, mächtigeres Element des Lebens zum beſondern Leben, ein Element, das die Fackel neu entzündet oder verlöſcht. Dieſes allgemeine, lebenskräftige Princip, in ſeiner Beziehung auf die Herrſchaft und Macht der Seele, ſoll uns denn in den nachſtehenden §§. noch einmal beſchäftigen.

Bemerk. Unter Andrem iſt Helophilus tenax als Larve von ſolcher zäher Lebensdauer als oben erwähnt worden. — Ueber die oben angeführte von Hunczovsky (in Wien) in ſeinen Vorleſungen öfters angeführte Beobachtung einer ganz augenfälligen Mißgeſtaltung der ungebornen Frucht durch die Gemüthsbewegung der Mutter, vergl. m., wie über ſehr viele der Thatſachen, welche der vorſtehende §. zuſammenſtellt, das treffliche Werk von

A.

A. M. Vering: Pſychiſche Heilkunde. Erſter Band 1817. S. 43. — Dr. Schneider (Proſector in München) theilte ſeine merkwürdige Beobachtung in einer Abhandlung mit, welche er bei der hieſigen königlichen Akademie der Wiſſenſchaften vorlas. — Ueber das Entſtehen einer Haſenſcharte am Kinde durch die Gemüthsbewegung der Mutter v. m. Vering a. a. O. — Honſhirs Beobachtung: Bibliothèque de Médecine Brittannique Paris 1814. Nr. 1. — Batts (in Genua) Beobachtung ſteht in Duncans Annals of Medicin for 1801 und daraus in Hufelands und Harles neuem Journ. der ausl. medicin-chirurg. Literatur 2ten Bandes 2tem Stück. — Aehnliche Fälle als die oben gemeldeten von dem Einfluß der Gemüthsſtimmung der Mutter auf die leibliche Diſpoſition des Kindes erzählt Pouteau, oeuvres posthumes Tom. III. Außer dieſem Friedrich Hofmann, Sauvages u. a. — Als im Jahr 1793 das Arſenal zu Landau ſich entzündete (explodirte), hatte der Schreck der Mütter ſolchen Einfluß auf die ungeborenen Kinder, daß von 92, welche etliche Monate nachher geboren wurden, 8 in einer Art von Cretinismus vor dem fünften Jahre ſtarben; 33 erlebten in ſehr ſchwächlichem Zuſtande nur den achten bis zehnten Monat, 16 ſtarben bei der Geburt, und zwei kamen mit Brüchen der langen Knochen zur Welt. (Percy im Dictionnaire des Sciences médicales Tom. IX.) Nach dem Springen eines Pulvermagazines bei Paris, ward Baudelocque zu 62 unzeitigen Geburten gerufen. (a. a. O.) Nach der Geburt gehen die Folgen des Schreckens vom Leibe des Kindes auf den der Wöchnerin ſelber über. (m. v. Percy a. a. O.) — Dem wahnſinnigen Hange der mileſiſchen Jungfrauen zum Selbſtmord wurde nach Plutarchs Bericht durch das Geſetz Einhalt gethan, welches hinfort den Leichnam jedes Selbſtmörders unbekleidet durch die Straßen zu ſchleifen gebot. — Ueber die organiſchen Fehler und Mißbildungen am Herzen, bei Menſchen von öfteren leidenſchaftlichen Aufwallungen der ſchlimmſten, wildeſten Art vergl. m. Teſta in dem Werk: Ueber die Krankheiten des Herzens. Einen Auszug daraus, mit Anmerkungen gab Kurt Sprengel, B. I. Halle 1813. — Von der Heilung des Kropfes durch Berührung der Könige von Frankreich vergl. m. Andreas Laurentius de mirabili strumas sanandi vi, solis Galliae regibus divinitus concessa. — J. Browne, de glandulis et strumis. —

Cours d'opérations de Chirurgie par M. Dionis. — Das Entſtehen ſkirrhöſer Verhärtungen und krebsartiger Leiden an der Bruſt und andern Theilen durch lang fortwährendes Gemüthsleiden erwähnen Richter in ſ. chirurg. Bibl. B. V. St. 3; Dömling in Horns Archiv für medic. Erfahrung B. IV. Heft I. 1803; Creding in ſeinen vermiſchten Schriften. — Schrecken machte den Skirrhus ſehr ſchnell wachſen, nach Vogels chirurg. Wahrnehmungen erſte Sammlung. — Aehnliches bei Wedekind, allgemeine Theorie der Entzündungen und ihrer Ausgänge, und in Richters Anfangsgründen der Wundarzneikunſt erſten Band. — Wirkung der Gemüthsbewegungen auf Wunden bei Tiſſot: über den Einfluß der Leidenſchaften auf Krankheiten; Hildan Centur. I obs. 17, 19, 23 und 28; Brambilla's chirurg. prakt. Abh. von der Phlegmone und ihren Ausgängen Th. II; Ledran, observations de Chirurgie Tom. I. — Ueber die Veränderung der Form der Iris durch heftigen Kummer vergl. m. Hartel, dissertat. inaug. de oculo ut signo. — Die oben aus der Gazette Salutaire erwähnte Thatſache findet ſich daraus erzählt in Todes medic. chirurg. Bibliotb. B. IV. St. 3. — Die andern: Bang, in den Collectan. Soc. Medic. Havn. Vol. II; Medical Cases 1776; Hufelands Journal B. XII. St. 2; Lettsom in den Memoirs of the medical Soc. of Lond. for 1785 Vol. III. — Die oben erwähnte anſteckende Wirkung des Mitgefühls bei den Mädchen zu St. Roch in Frankreich iſt erwähnt in dem Rapport des Commissaires chargés par le Roi de l'examen du magnetisme animal; den Vorfall zu Redruth erzählt das Journal général de Medecine etc. p. Corvisart, Leroux et Boyer, Paris 1814. — Den Fall von der epileptiſchen Frau, welche, aus Angſt es möchte ihr ſo gehen, jedesmal in der Kirche ihren Paroxysmus bekam, erzählt Sauvage in ſeiner Noſologie. T. I. — Vom Knaben dem der Anblick großer Hunde Rückfälle machte van Swieten. Comment. 1075; Folgen der geheuchelten Fallſucht Metzger in ſeinem Syſtem der gerichtlichen Arzneikunde. Ueber pſychiſche Heilung des Skorbuts ſ. m. Trotters neue Bemerkungen über den Skorbut Leipzig 1787. — Lind, vom Skorbut, aus dem Engliſchen überſetzt. — Journal général de Médic., Chir. et Pharm. Par. 1811 und daraus medic. chirurg. Zeit. v. Dr. J. N. Ehrhart 1815 T. II. Vering a. a. O. II. S. 168 — 171. Ueber Entſtehung ſo wie

Heilung oder doch Linderung bösartiger Fieber durch pſychiſche Niederbeugung oder Aufregung vergl. m. Raſori's Geſch. des epidemiſchen Fiebers, welches 1799 und 1800 zu Genua geherrſcht hat, überſ. Wien 1803; Don P. M. Gonzalez: Ueber das gelbe Fieber, welches i. J. 1800 in Cadix herrſchte, überſetzt von Bergess, Berlin 1805; Schrand's Geſchichte der Peſt in Sirmien; Nachricht über das gelbe Fieber zu Malaga und Alicante von D. Keraudren (in Harleß neuem Journal der ausl. med. Litt. IV. St. 1); Thucydides de bello Peloponnes. II, 53. — Heilung gewöhnlicher Fieber durch pſychiſche Aufregung in Richters chir. Bibl. XV. St. 4; Gaubii sermo academicus alter de regimine mentis quod medicorum est; Plin. L. VII.; Herz vom Schwindel. — Waſſerſucht: J. P. Frank de cur. hom. morb. L. VI, de retent. T. I; Richters chir. Bibl. XI. St. 1; Pouteau Oeuvres posthumes T. I. — Podagra: Van Swieten Comment. und H. Boerh. aphor. Vol. IV. — Starrſucht und Lähmung: Tulpii obs. med. Lugd. Batav. 1716; Löſflers Beiträge zur Arzneiwiſſenſchaft und Wundarzneikunde I; Sauvage, Nosolog. I; Vering I. S. 120. — Waſſerſcheu: P. Frank Syſt. der med. Polizei IV; Mease in Richt. Bibl. XIV; Abh. f. prakt. Aerzte XIV; Journal général de Méd. etc. 1811.

Die merkwürdige pſychiſche Heilung der jungen Jüdin durch das Ausſprechen des Wortes Kind wird erzählt in den Beiträgen zu Richters chirurg. Bibl. T. XV. St. 1. — Des Hanges zur Melancholie bei dem berühmten Komiker Carlini erwähnt Perfect in ſeinen Select cases of insanity. Rochester 1787. — Schwarzer Staar: Richters Anfangsgründe der Wundarzneikunſt III, — Novi Commentar. Soc. reg. scientiar. Götting. IV. — Vogels chirurg. Wahrnehmung 11ſte Sammlung. — Antonio Viterbi's freiwillig erwählter Hungertod in von Baers Anthropol. I. 597. — Ueber Fälle des Sterbens vor Kummer: v. m. Zimmermann v. d. Erfahrung. — Gaubius: de regimine mentis quod medicorum est. — Unheilbare Schwermuth aus heftiger Freude bei Perfect a. a. O. und Mead — Vering pſychiſche Heilkunde III, 77. — Ueber Muley Maluck's Tod vgl. m. Vertots Revolution de Portugal Par. 1768. — Spectator VII. Nr. 349; M. Wagner a. a. O. I. S. 146. — Andre oben erwähnte Fälle in Richters chirurg. Bibl. XV, 1tes St.

Endlich führen wir hier noch einen Fall an, welcher die Uebergewalt, oder vielmehr das furchtbar zerſtörende Spiel der inwohnenden Seele ſogar am Leibe eines acht Monate alten Kindes zeigen kann, einen Fall den man kaum wagen würde nachzuerzählen, hätte ihn nicht der wahrheitsliebende Greding (a. a. O.) zuerſt und nach ihm eine Menge prüfender Aerzte erzählt. „Eine ſeit 12 Jahren nach einem Kindbette blödſinnig gewordene Frau, gebar einen Knaben, der wirklich raſend war. Er beſaß im neunten Monat ſeines Lebens, als er mit der Mutter ins Irrenhaus zu Waldheim aufgenommen ward, eine ſolche Stärke in den Muskeln und Gelenken, daß er öfters von vier ſtarken Weibsperſonen kaum konnte gehalten werden. Der Anfall endigte ſich mit einem unbeſchreiblichen Lachen, oder er riß vor Zorn Alles, was ihm in die Hände kam: Kleider, Betten, leinene Sachen in Stücken. Ließ man ihn allein, ſo ſtieg er auf Bänke, Tiſche und kletterte an den Wänden in die Höhe. Er ſtarb beim Durchbruch der erſten Zähne an Auszehrung und Erſtickung!“ (Vering pſych. Heilk. III. S. 82.)

Die Macht der Seele an den Seelen.

§. 58. Nicht der nährende Palmbaum und der Quell der Wüſte, oder das gezähmte Reh, das aus den Händen des einſam Wohnenden ſein Futter nimmt; nicht der anſchmiegend treue Hund oder das edle Roß, können im Menſchen das tiefgegründete Sehnen ſtillen, welches ihn beſtändig zieht zu andren Menſchen. Der geiſtig Kranke geneſt, wenn es ihm gelungen, eine fremde Seele zu jener Theilnahme zu bewegen, welche an das Elend glaubt, das im Andren iſt; die Freude wird freudiger, der Muth feuriger, ſobald andre Seelen zu derſelben Freude, zu demſelben Muthe mit erwachten; die Flamme der höchſten Begeiſterung wird immer mächtiger, je mehr ſie, nahe und fern, auch in andren Geiſtern ſich entzündet. Wie in der Seele das Bedürfniß, die eignen Glieder zu gebrauchen und zu bewegen; ſo liegt in ihr der unvertilgbare Trieb auch andre Seelen mit und zu ihrem Willen zu bewegen.

Dem einzelnen Leibe ſteht als beherrſchende und ausbildende Kraft die einzelne, inwohnende Seele gegenüber; der ganzen Leiblichkeit, welche wir bewohnen, ſtehet das geſammte Geſchlecht der Menſchen, als beherrſchende und vollendende Macht zur Seite. Ganze Regionen der Edfläche ſind durch den bildenden oder zerſtörenden Einfluß der Menſchenhand, dort zu einem Garten Gottes, da zu einer Wüſte geworden; den Sumpf hat das Ackerland verdrängt, und auf jenen Hügeln und Auen, welche vorhin der neblichte Wald verdeckte, ſiehet ein jetzt lebendes Geſchlecht nun Städte und lieblich umſchattete Heimath der Menſchen. Wohin das Auge dem Gange und Zug der Völker über das Angeſicht der Erde hinüber folget, erkennt es das Vermögen der Seele an: der umgebenden Sichtbarkeit die bedeutungsvollen Züge eines Lebens aufzuprägen, welches in jener Sichtbarkeit ſelber, ohne den Menſchen, nicht gelegen iſt, aus ihr ſelber nimmermehr ſich entfalten kann.

Wir erkannten im vorhergehenden §., daß die Weiſe, in welcher die Seele heilend oder umgeſtaltend auf den ihr nahe verbundenen Leib wirke, der anſteckenden Gewalt des Mitgefühles gleiche, welche von der Mutter aus das Kind trifft, und welche einige krankhafte Bewegungen der heftigſten Art, von Menſchen zu Menſchen überträgt. Es hat irgend ein erſchütternder Anblick, mit innerlich geſtaltender Macht, auf die Seele der Mutter gewirkt und dieſe erſt gibt, durchs Mitgefühl, die Erſchütterung weiter, an den Leib des Kindes. So wird auch der geſammten äußren Sichtbarkeit, durch das Geſchlecht des Menſchen nun das Abbild eines Lebens mitgetheilt, welches, als mächtigeres Urbild, in den Seelen ſelber wohnet, ja welches die gemeinſame, allbeherrſchende Seele dieſer Seelen iſt.

Für jedes Glied, und hier wieder für jeden einzelnen Muskel, iſt ein bewegender Nerv da; für jedes Sinnorgan und jeden Theil der Außenfläche des Leibes ein empfindender. Das Auge iſt dem Leib zu ſeinem Licht, das Ohr zum Wächter, der Arm iſt ihm zum Vertheidiger und Verſorger gegeben; wäre im Nervenſyſtem nicht eine Richtung nach jedem einzelnen Theil hin, ſo wartete das Glied vergebens des aufregenden Einfluſſes des Willens; wäre im Gehirn nicht das Paar der Hügel, welches auf das Paar der Augen ſich beziehet, ſo bliebe das Auge ohne Sehkraft. Wären nicht in der Seele ſelber alle dieſe Gebilde der Leiblichkeit mit all den verſchiedenen Richtungen des in ihnen waltenden Lebens vorgebildet, ſie könnte nie das eigne Leben im Leben des Leibes abſpiegeln. Die Vollendung dieſes innren Gebildes, und die Entwicklung ſeiner Lebensrichtungen, iſt von der Geburt an bis zum Tode das obliegende Werk der Seele, wie das Geſchäft des leiblichen Lebens das Wachsthum und die Uebung der äußeren Gliedern iſt.

Dem Geſchlecht des Menſchen iſt ein ernſter Beruf an die ganze ihm zugeordnete Sichtbarkeit gegeben, zu deren Herrſcher ein hehres, anfängliches Gebot ihn ernannte. Es harret mit ihm die Creatur auf die Erfüllung des Werkes, das in der Natur und Geſtalt des Menſchen begonnen hat und in dieſen ſich vollenden wird. Dann wird die Erde eine andre ſeyn, denn ſie jetzt iſt; die ganze Sichtbarkeit ein Tempel, in welchem alles Leben, alles Bewegen zu einem Lobgeſang geworden.

Es muß jedoch auch dieſem äußren Werke ein innres, dem ferner liegenden ein näheres voraus gehen; zuerſt muß in der Menſchennatur das neu belebt und entfaltet werden, was einſt mit und außer ihr, in der Welt der Sichtbarkeit neu belebt und gebildet werden ſoll. Vorgebildet liegen auch in dem Weſen des Menſchen jene bildenden und bewegenden Kräfte, durch welche einſt das große Werk der Sichtbarkeit ſich vollenden wird und in der Vorhalle, in welcher das jetzige Menſchenleben ſich bewegt, zeigen ſich, hehr und mächtig, die inwohnende, bildende Kraft unſrer eignen Natur als Kunſt, die bewegende als Wiſſenſchaft.

Dieſe beiden: Kunſt und Wiſſenſchaft, ſind dem Menſchen durch daſſelbe Geſchäft der Engel gegeben, durch welches ihm das geoffenbarte Geſetz ward, ja ſie ſelber ſind gute Engel, welche ſich in den Zeiten der Völker und Heiden zu dem Menſchlichen gemacht, damit ſie dieſem bezeugten, daß in und über ihm ein Göttliches ſey und damit ſie die Seele des Menſchen zu dem Werk bereiteten, das einſt in ihr vollenden ſollte die Zeit des Geiſtes.

Dieſe Boten, ausgeſandt zum Dienſt des Menſchen, kamen zu ihrer Zeit und gingen; nicht der Wille des Menſchen zog ſie und vermochte ſie zu halten, ſondern ſie wurden unſerm Geſchlecht zur beſtimmten Stunde geſchenkt und bereitet, wie der Seele der Leib, und zur andern Stunde, wie der geſchenkte Leib, wenn er zur Grabesruhe entſchlummert, gingen ſie, durch ſcheinbare Auflöſung, einer neuen, innerlicheren Geſtaltung entgegen. Mitten in dem geſammten, ſeit Jahrtauſenden beſtehenden Volk, wird der einzelne Menſch geboren und ſtirbt; ſo begannen und endeten, mitten in dem großen Aeon der Menſchengeſchichte, die einzelnen Aeonen der Menſchenbildung. Wir betrachten in den beiden nächſten §§. dieſer Unterſuchungen das Geſchäft der beiden guten und ſtarken Engel, welche die Menſchenſeele zu ihren großen Beruf auf Erden erzogen und ſie durch den Lauf der Geſchichte geleiteten, nur in einem unvollkommenen Bilde.

Bemerk. Mehrere merkwürdige Fälle, in denen ſich die Macht des Mitgefühles, beſonders bei pſychiſchen Krankheiten zeigte, erwähnten J. M. Wagner und Vering (III. 327) a. a. O.

Die Kunſt.

§. 59. Die Geſchichte der Kunſt erſcheinet dem Forſcher der menſchlichen Dinge und des raſtloſen Mühens und Drängens der Menſchen, gleich einem hehren Gebäude, welches in ſchweigender Majeſtät, abgeſchloſſen und fern ſtehet von dem Lärmen der Gaſſen. Es bekräftiget ſich an dem lebendigen Odem, welcher aus dieſen Hallen wehet, der Geiſt des Menſchen, ehe er am Morgen hinein in den Kampf des Lebens tauchet, hier beut ihm ſelber der Mittag eine erquickende Kühle und am Abend ruhet das ernſter blickende Auge gern noch an dem bedeutungsvollen Baue.

Wie in der Menſchentage Anfang, wie zu den Zeiten der Schöpfung, am Angelpunkte des Sternenhimmels (ſo lehret die berechnende Aſtronomie *)) das Bild der Leyer geſtanden, andeutend jene alte, Orpheiſche Leyer, deren Töne dem ruhenden Chaos Bewegung geboten und Ordnung, ſo ſtehet am Gipfel jenes Gebäudes die Leyer; denn es ward die hehre Kunſt zugleich mit dem Menſchen ſelber in dem lyriſchen Weltenalter geboren, und es ſind die Töne einer Lyra im Innern des Menſchen, welche, getroffen durch den bewegenden Strahl von oben, das Gemäuer harmoniſch zum Tempelgebäu geordnet. Acht ſind der Säulen, welche die Hallen tragen; acht ſind der Künſte, durch welche der Menſch die umgebende Welt und den eignen Leib zu einem Tempel des anfänglich ſchaffenden Geiſtes und der ewigen Schönheit geſtaltet. Denn durch vier von ihnen: die Kunſt des Bauens und Bildens, die Kunſt des Malens und der Muſik, weihet derſelbe die Körper der äußeren Natur zum Dienſt des höheren, geiſtigen Lebens, vier aber: der Geſang und die lebendig beſchreibende Rede, die harmoniſche Haltung und die bekräftigende Bewegung der Glieder laſſen auf den eignen Leib das belebende Licht von innen fallen, durch welches das ſichtbare Weſen des Menſchen, wie ſeine Erde, zum Bild und Abglanz einer Herrlichkeit werden, welche ohne Anfang geweſen.

---

*) Vor ungefähr 6000 Jahren war der helle Stern in' der Leyer: Wega, für die nördliche Halbkugel Polarſtern.

Wohlan denn, o Jüngling, es öffnen ſich uns die Pforten, weile mit mir, ſo dir anders der treumeinende Wille gefällt, welcher gerne mittheilt, was er vermag, auf einige Augenblicke in den Hallen der Geſchichte der Kunſt. Es verzeichnete dieſe ſchon hier am Eingange theure Namenszüge. Denn dieſer Theil der Geſchichte nennet nur Namen der Völker und Menſchen, welche den Ton der Lyra im Geiſt des Menſchen verſtanden und ſeinem Bewegen gefolgt.

Es gehet unſer Weg zuerſt gen Weſten. Hier ſind die Denkſäulen und Fußtritte einer Kunſt, deren Sinn und Walten nur noch das dämmernde Licht eines ſinkenden Tages beſcheinet. Du kennſt jenes Volk des Alterthums, welches im beengten Thale, den Fluß entlang gewohnet, im Thale, zu dem ſich in Weſten die Todtenſtille der Wüſte, nach Oſten ein ödes Gebirge und der Saum des Meeres geſellt, und deſſen Boden der anſchwellende Strom alljährlich unter ſeine Fluthen begräbt, damit der dürre Staub aus dem Grabe des Waſſers herrlicher wieder hervorgrüne. Du kenneſt das Volk, welches das Bild und die Gedanken des Todes ſelbſt zu ſeinen Freudenmahlen geladen, damit der Ernſt der Gräber mit dem Feuer der Becher ſich vermiſche; das Volk, welches, das Thal hinab, ganze Städte der Todten erbaut, und zum Himmel an die ungeheure Laſt der Steine gethürmt, als wolle es mit dieſem vergeblichen Bemühen die Laſt des Gedankens von der Seele wälzen, daß dem Menſchen nur Eines gewiß ſey: der Tod, und daß des Lebens Herrlichkeit und ſeine Luſt vergehen, wenn ſie noch kaum die Lippe des Dürſtenden genetzt. — Wir vernehmen in der Mythologie der alten Aegypter, wie in ihrer Kunſt, die Töne einer alten Trauer der Lebenden um ihre Todten: einer Trauer, welche ſelbſt den Feſtgeſang der Schnitterinnen, zur Zeit der Ernte, in ein Wehklagen an Iſis verwandelt. Denn von den Schmerzen dieſer Göttermutter, welche die Verletzung und den Tod ſelbſt des unſterblich gebornen Geſchlechtes geſehen, reden die Tempel und die Bilder der Wände, verkündend jedoch auch zugleich das Erwachen des Horus und das Wiederfinden des Oſiris. Wie ein Kind, welches mitten in dem lieblichen Spiel und dem erſten Erwachen des Sehnens, die unausweichbare Nähe des Todes mit untröſtlichem Schmerz ergriffen, läſſet ſich der Aegypter von jedem Steine, welchem ſeine Hand die ſtumme Sprache der Bilder gelehrt, die Verſicherung wiederholen, daß auch in den Gräbern noch ein Leben ſey, und der Gang in des Todes Nacht nicht ohne Hoffnung einer Wiederkehr zum Licht. Dieſe Hoffnung muß ihm dann nicht blos der immer wiederkehrende Lauf der mächtigen Geſtirne, ſondern ſelber der armſelige Wurm am Boden bezeugen, welcher aus dem Mumienſarge der Puppe bald zum geflügelten Inſect erwacht. Es wird jedoch durch allen Troſt, welchen Sternenhimmel und Erde, die Lehren der Prieſter und die geheimen Weihen dargeboten, das beſtändige Sehnen und Fragen des Sterbenden nach dem Leben und ſeiner Luſt noch nicht geſtillt, bis die Kunſt ſelber dem ſchwerlich Scheidenden verſprechen, daß ſie ihn zur Gruft begleiten, daß ſie da, beim Scheine der Todtenlampe, noch zur Seele reden wolle, von der nicht auf immer hinweggenommenen Luſt der Augen und dem Ruhm der Thaten. Der Aegypter pflegte deshalb das ſtille Haus der Todten mehr zu ſchmücken als die Wohnung der Lebendigen: denn dort erwartet, nach ſeiner alten Lehre, die Seele ein langes, ſichres Wohnen mit dem Leibe, hier aber währet das unſichre Bleiben nur einige ſchnell vergehende Jahre. So ward die Kunſt der Aegypter großentheils eine Bewohnerin der Gräber und der Gedenkmale der Todten. Darum ſiehe, in allen dieſen Geſtalten derſelbe unbewegliche Ernſt eines Todtenangeſichtes, die Glieder meiſt angelegt an den Leib, als hätte ſie das Erſtarren der letzten Augenblicke auf immer gelähmt. Wie die geſchickte Hand der Aegypter den verweslichen Leichnam zur unverweslichen Mumie gemacht: ſo iſt ſelbſt das Schaffen der Kunſt in dieſer geſchickten und fleißigen Hand zu einem Bilde des Todes geworden; Gräber nur, von rieſenhafter Art, waren die Pyramiden; Grabmäler der Götter und der gottgeweihten Thiere waren ſelber die Tempel. So hat die Hand jenes Volkes der Lyra, deren Geſpann mit Saiten Hermes zuerſt in Aegypten verſucht, Töne nur eines tiefen Ernſtes und der Todtenklage zu entlocken gewußt.

Der Ernſt iſt gut, o Jüngling, und der Schmerz gerecht und heilſam, wenn dein Auge jetzt die Gruft der Väter erblicket, und wenn der Geiſt der Stunde des Todes gedenket. Aber der Schmerz iſt nicht des Lebens einziger Lehrmeiſter, und das Tönen der Lyra iſt dem Menſchen nicht nur zur Todtenklage gegeben. Nennet uns nicht das Alterthum ſelber jenen Cheops, den Erbauer der mächtigſten Pyramiden, „den Götterverächter,“ vielleicht weil er, dem Loos der Vergänglichkeit trotzend, das Gott dem Menſchen beſchert, die Geſtalt und das Gedächtniß des eignen armſeligen Leibes nicht laſſen, ſondern durch eigne Macht dem leicht zerfließenden Staube Ewigkeit geben wollen? Findet doch der Menſch erſt dann ſich ſelber und das rechte Leben im Innern, wenn er angefangen, des eignen armen Selbſt und ſeiner vergänglichen Luſt wie Noth zu vergeſſen. Darum ſiehe, ein neues Tönen der Lyra ruft uns hinweg von dem Blick in die Gräber zu einem andren Bewegen.

Hier, auf laſurblauem Grunde, leuchten uns goldene Sterne. Bilder ſtehen umher aus den Zeiten der alten griechiſchen Kunſt, da ſich der Menſch bei dem Anblick der mächtigen, leuchtenden Geſtirne, wie des Feuers am Herde, bei dem Bewegen des rieſelnden Quelles, wie beim Rauſchen im Wipfel des Baumes, einer unſichtbaren Welt des Geiſtigen erinnert, deren wundervolle Kräfte im Geſtirn weben, wie im feſten Geſtein am Boden. Es blicket mit Scheu das Auge umher und das Ohr lauſchet, ob nicht vielleicht aus des Unſichtbaren Abgrund ein tödtender Schreck nahe; und wo es die Kunſt gewagt, aus dem Holze Geſtalten oder an der Säule von Stein ein Haupt zu bilden, da hat ſie in ihre Gebilde, ſo gut ſie es vermocht, die Züge der ſchreckenden Gewalt und eines unnahbaren Ernſtes gelegt. Fruchtbar jedoch an lebendigen Keimen und voll Neues ſchaffender Kraft iſt nur die Liebe, und Furcht iſt in der Liebe nicht. Darum hat dieſe Zeit der Heroenkämpfe, mit den Schrecken der Natur, auf der Pelasger altem Gebiet eher das Werk der Gemäuer, in der Cyclopen unzerſtörbarer Art gelernt, und dieſes eifriger geübt, als das erhabnere Geſchäft des Bauens der Tempel und das ſtille, friedlichere Werk des Geſtaltens der Kunſt.

Nach der Nacht der Dädaliſchen Mühe, in der, am Feuer des Herdes, die Cyclopen das Achilleiſche Schild geſchmiedet, auf welchem, weil ſich die Kunſt mit Andeutungen begnügt, das Unmögliche möglich geworden, finden wir uns jetzt in dem lieblichen Morgen der griechiſchen Kunſt. Siehe dort den Tempel von ehrwürdig doriſcher Form, unter der Mitte des Giebels das Bild der Pallas Athene, beflügelnd hier den Kampf des Herakles und Telamons, dort den Kampf des Ajas und Teukros gegen das Volk der aſiatiſchen Küſte. Laomedons Leichnam hier, und dort des Patroklos, ſind der Kampfpreis der Männerſchlacht. Mächtig bewegt ſind die kräftigen Glieder, zierlich geſchmückt das Haar der Helden, als führte der Gang zum Reigen der Hochzeit, ſtatt zur Bahn der Wunden und des Todes. Warum jedoch in dieſen Geſtalten das Feſthalten immer an der einen Form des Heldenangeſichtes, welche bei Allen wiederkehret? Iſt es nicht die ſtaunende Ehrfurcht der Kunſt, vor dem erſten Gelingen des eignen Werkes, welche den Geiſt hier gefeſſelt, daß ihm die Trennung von dieſem lieblichen, früheſten Begegnen des lange Geſuchten ſo ſchwer geworden? Es wird indeß der heranwachſenden Kunſt nur auf einige Augenblicke geſtattet, das eigne Angeſicht im Spiegel zu beſchauen und ſeiner ſich zu erfreuen. Wie der einzelne Menſch des armen Selbſt und der vergänglichen Geſtalt des Leibes, ſo ſoll auch jene des Gelingens der eignen ſtrebenden Kraft vergeſſen, damit eine andre, höhere Kraft ſie erfaſſen und zum neuen Werk des Lebens geſtalten könne.

Es nahet der Geiſt des Menſchen, je tiefer er gründet, je kräftiger er ringet, deſto mehr der Gränze eines Seyns, welches mächtiger iſt, als das eigne Seyn in dem Leibe der Vergänglichkeit; die Kraft, wenn ſie endlich bei dem Schein des eignen Lichtes aus der dunklen Tiefe zur Höhe gekommen, erblicket hier eine Sonne, deren Licht den Schimmer der Lampe überſtrahlet. Hier ergiebt ſich dann der Geiſt eines Phidias der Gewalt, welche höher iſt, als die des fleißig ſinnenden Menſchen. Jenes Angeſicht des alleskräftigen und doch zugleich das Seufzen der vergänglichen Noth erhörenden Gottes, hat nicht die von frühe an, bis zum Abend geſchäftige Mühe, nicht der oft berechnende Verſtand erfunden; ſondern wie der Lichtſtrahl, der ohne mein Zuthun durch das vorhin dunkle und nun geöffnete Gemäuer fällt, iſt, von oben her, in den ſchaffenden Geiſt des Menſchen das Weben und Bewegen einer Kraft gekommen, deren Wohlgefallen es zu allen Zeiten und unter allen Völkern geweſen, bei den Menſchenkindern zu wohnen, und vor ihnen, wie in ihnen, ſichtbar ſich zu geſtalten. Was aus den Werken von der Hand eines Onatas oder Ageladas, was aus dieſem Apollo, dem Muſageten, und aus Artemis, was von Pallas und Ceres mich anblickt, das iſt nicht die Geſtalt und Schöne, nicht die geiſtige Anmuth des einzelnen Menſchen, welcher, gleich den Blumen des Feldes, heute grünet und morgen verwelket; ſondern es iſt die Geſtalt jener ewigen Fülle (εἱμαρμένη nach §. 30.) ſelber, welche des einzelnen Lebens Mangel ausfüllt und welche in unvergänglicher Schönheit über dem leicht veraltenden Reiz des Sterblichen ſchwebet; ſie ſelber die Geberin und Quelle dieſes ſchnell vorübereilenden Reizes.

Eine Begeiſterung denn, welche den Menſchen über den eigenen Leib und über das Werk der ſterblichen Hand erhebt, iſt es, die zum Erfaſſen jener ewigen Fülle, die zum Anſchauen des Urbildes führet. Wohlan denn, mein Freund, folge mir weiter zu einer Lehre der alten Kunſt, welche dir, in der Sprache der Geſtalten, ſagt, was dieſe Begeiſterung ſey, welche die Seele der eigenen Leiblichkeit enthebet.

Die Gräber der alten Aegypter und ihre Kunſt haben zu dir ohne Aufhören von dem Tod geſprochen; dennoch hat dich dieſe Stimme aus der Tiefe nicht gelehrt, was der Tod ſey? denn es iſt, ſo ſagt ein altes Buch, in der Behauſung der Todten, nicht Kunſt noch Verſtand, noch Ordnung. Die Furcht des Todes ſpricht mit unvernehmlicher Stimme, und der Schrecken weiß nicht, was er ſagt. Hat dich das Murmeln jener Gräber glauben gemacht, der Grund des Todes ſey von leiblicher Art: — es ſterbe der Menſch, weil etwa das Gefäß und der Weg der ernährenden Fluth im Innern des Leibes ungangbar geworden und ſich verſchloſſen, oder aus ähnlicher Urſach, — glaube du dann dem Murmeln nicht. Es würde die bewegende Seele niemals den Leib verlaſſen, das Leben des irdiſchen Menſchen würde dem Anlauf der Jahrtauſende trotzen, mehr noch als die Gebirge des Atlas, deſſen Rücken des Himmels Gewölb trägt; zöge nicht eine andre, mächtigere Gewalt, als die des Leibes iſt, die Seele aus der geliebten Stätte des Wohnens. Denn aus zweien Naturen beſteht der Menſch, deren eine, die leibliche, ohne Aufhören von der Welt der irdiſchen Stoffe, nach dem Geſetz der leiblichen Schwere, hinabwärts gezogen wird zum Boden; die andre aber wird von dem Geſetz einer andren Schwere gehalten, denn auf ſie wirket unabläſſig die Anziehung einer Welt von gleicher Natur: der Welt der Geiſter. Leukothea's Waſſerhahn, wenn du verſchloſſen im Gemäuer des Hofes es erzogen, wenn du da ihm Futter geſtreut und es nothdürftig getränkt, läuft am Boden mit dem andern Geflügel des Hofes. Bricht aber die mächtige Fluth von außen herein durchs Gemäuer, da erhebt ſich Leukothea's Vogel, jauchzend vor Luſt, in das den andren furchtbare Element, und tauchet freudig in das noch nie geſehene Meer. So woget beſtändig, um die Burg des leiblichen Lebens, ein übergewaltiges, geiſtiges Element: bereit das Verwandte, Geiſtige, das im Menſchen wohnet, in ſich aufzunehmen und mit ſich zu entführen. Du höreſt das Rauſchen des vorüberziehenden Stromes, gleich dem Anſchlagen der Flügel des Sturmwindes am Gemäuer. Dionyſos iſt es, mit dem Getümmel des Thiaſos, welcher vorüberzeucht, Dionyſos, deſſen Nähe das verwandte, im Innern der Menſchennatur verſchloſſne Element, freudig vernimmt.

Siehe denn hier den Gott, als liebliches Kind, in den Armen der Pflegerin, dort getragen von dem Weisheit lehrenden Silen und hier als Ephehen, welcher ſchon ſelber dem Zug der Begeiſterung gefolgt übers Gebirge und hin durch das waldige Thal. Wie der kräftige Hauch der vom ſchnell rauſchenden Gewäſſer auffährt, berührt dich öfters, heranwärts von dieſer Fluth der Naturkräfte, ein tiefes, innres Bewegen, das du ſchon als Kind gekannt, dem du als Jüngling oft mit der Begeiſterung Macht gefolgt. Siehe, hier hat dieſer mächtige Hauch die Seele mit ſich hinausgeführt an das Ufer der Geiſterwelt: in das Land der Träume, und lieblicher Schlaf beſchattet die Glieder; dort aber brach die Fluth ſelber durch das Gemäuer, und das Gebilde des Sarkophages ſagt dir, daß des Thiaſos Macht eine Seele mit ſich hinübergeführt, nicht nur ans Ufer, ſondern in das ſtille Meer der Geiſterwelt ſelber: Leukothea's Vogel, er tauchte jauchzend in das verwandte Element.

Zu erkennen: daß derſelbe hehre Grund, welcher die Seele in den Stunden der Begeiſterung über ſich ſelber und über den vergänglichen Leib erhebt, zugleich auch der mächtige Zug ſey, der ſie als Tod gänzlich hinausführt aus dem Leibe, iſt ſchon viel, aber noch nicht Alles. Damit die Seele in dem neuen Element, dahin ſie der mächtige Zug reißt, ſich wohlbefinde und lebe, bedarf ſie, wie im irdiſchen Leben, eines Leibes, welchen der Thiaſos nicht gibt. Denn es iſt eine Begeiſterung, welche die Seele hinaufwärts führet, und es gibt ein andres Bewegen, der Begeiſterung verwandt, welches den innren Menſchen hinabwärts zeucht. Siehe, obgleich ſie die Lehre vom Thiaſos gekannt, erſtarret Niobe im ungemäßigten Schmerz; noch immer blickt, neben den Aphroditiſchen Reizen, aus der Natur das entſetzliche Haupt der Gorgone, und Athena's Schlangen, vom Meer her, drohen ſelbſt dem beſten Bemühen des Menſchen. Auch die hohe Kunſt, o Jüngling, wie alles Menſchliche,

haben

haben bald die Schlangen des Eitlen umſtrickt; es war der freie Emporſchwung zum Urbilde nicht von beſtändiger Dauer, ſondern mit ſeinen ehernen Banden ereilte den aufſtrebenden Geiſt der alte Zug der Schwere nach dem Boden, gleich wie den leuchtenden Tag die ſchnelle Nacht ereilet. Wie? iſt denn ſelber das Geiſtige vergänglich, und ergreift die Vernichtung ſelbſt das unſterblich Geborne, ſobald es ſich geſellt zum ſterblichen Geſchlechte? Soll denn das Hohe immer dienen dem Niedern, und wird auf dieſer ſchönen Erde das ſterbliche Fleiſch immer herrſchen über den Geiſt?

Die Fragen ſind ernſt, o Jüngling! und ihre Beantwortung ſchwer. Denn ſiehe, es iſt Griechenlands Kunſt und geiſtige Kraft einer eignen, innern Macht des Geiſtigen, nicht der Gewalt von außen erlegen. Sie iſt von ſelber aus der alten Wohnſtätte gewichen, nicht erſt durch das ungeheure Getös der Waffen und die fremde Herrſchergewalt der hohen Roma verſcheucht worden, als die erſten der Cornelier: die beiden Scipionen, die Stadt des ehernen Geſchlechts zur Siegerin über den Weltkreis erhoben. Laß uns hier, in dieſer Halle, der ernſten Fragen gedenken. Es iſt da um uns, in dieſen Gebilden, ein inneres Bewegen, gleich dem Rauſchen der Waſſerfälle von Terni, welche einſt den geiſtig mächtigſten der Cornelier Roms, den Forſcher der Geſchichte: Tacitus geboren.

Ein Hoffen im Menſchen, feſter als der Tod und mächtiger als des Todes Banden, ſaget dem ſtrebenden Geiſte in allen ſeinen Kämpfen und Mühen, daß die Herrſchaft des Niedern über ihn einſt enden, daß aus den Flammen der Schmerzen, welche das Sterbende an ihm verzehren, ein Aufſchwung kommen werde, zum Sieg und zur Herrſchergewalt ohne Ende. Dann wird nicht mehr, wie vorhin, dem ewigen Sehnen der Bruſt die bald ermattende, bald erflammende Kraft des Tithon: nicht mehr dem übermächtigen, nach oben gerichteten Wollen des Geiſtes die Unmacht des Fleiſches vermählt; ſondern es umfängt in ewiger Jugendkraft den Geiſt ein Seyn und Weſen der verwandten Natur: ein Leib und Glieder von geiſtiger Art. — Siehe hier, Hebe, welche dem Sieger über der Vergänglichkeit Mühen den Becher reicht, und Phöbus Apollo, welcher den Geſang der Muſen entflammet. Hier nahet nicht mehr der Fußtritt der Horen, daß er die Eiche des Hains entblättre und nach des Sommers kurzer Luſt den Winter heranführe, ſondern es wird in der Hand der Kranz aus dem ewigen Grün der Lebensbaume geflochten; Ariadne's Geſtirn hat der Begeiſterung die Bahn zu den Hallen des Lichts gewieſen, da die Weisheit nicht mehr nur auf einige vorübereilende Blicke, etwa in der Geſtalt des ſchnellen Vogels geſehen, ſondern ohne Aufhören geſchaut wird: es lächelt freudig der Vater der Götter und dem alten Zorn, des Unſterblichen gegen das Sterbliche, ſind die Waffen genommen.

„Du zuverſichtliches Hoffen in der Bruſt des Menſchen, du Stimme des Ahndens, welches den künftigen Sieg verkündet, warum redet denn die Vergangenheit, warum ſpricht die Gegenwart über das mühſelige Loos des Menſchen ſo ganz anders, als du ſprichſt? Sage, was hemmte denn immer den geiſtigen Lauf nach dem Siegespreis, was kehrte ſtets, unvermerkt, die Schritte zurück zum Staube? Zwar das Tönen der Lyra im Innern, es gebot zuweilen ſelbſt den Wogen des übergewaltigen Elements; Galathea reichte dem Geiſt des Menſchen den Schatz der verborgenen Tiefe; doch wie bald, da brauſete die verheerende Fluth von Neuem über die lieblichen Schöpfungen der Seele und nicht bloß Aktäon, da er in niedrer Vermeſſenheit ſich dem Göttlichen genaht, wird bald nach dem Augenblick des innern Entzückens von Hunden zerriſſen; ſondern es ſinkt auch Hyacinth, welchen der Gott freiwillig zum Gefährten gewählt, in den Staub hin, getroffen von der gewaltigen Hand ſelber, die ihn vorhin zur Genoſſenſchaft des Göttlichen erhoben.

Vernimm hier im Bilde die Antwort der Frage: Der Gott des Lichtes und der hohen Begeiſterung, er lenkt ſelber den Wagen der Sonne über das ſterbliche Geſchlecht, und blühende Segnungen ſtrömen herab von dem hehren Geſtirn zur Tiefe; vor ſeinem mächtigen, alltäglichen Aufſteigen zum Mittage gehen, nach jenem alten Feſtgeſange der Mexicaner, männliche, Leben zeugende Kräfte jauchzend voraus, während die weiblichen, gebärenden, von der Höhe des Mittags an, das königliche Geſtirn begrüßen, und, lebensſchwanger, mit ihm ſich in die Stille der keimenden Nacht verſenken. — So empfängt auch der Geiſt des Menſchen die Segnungen einer belebenden Weihe von oben, wenn er ſich, in ſchweigendem Gehorſam, ihrem Walten dahingibt, und nicht ſelten hat ſich, wie zu jenem Schläfer Endymion, die Gottheit ſelber dem ſüßen Traume des willenlos Schlafenden genaht. Aber, wehe! — Der Eigenwille des Menſchen hat ſelbſt mit ſeiner beengten Macht und Kunſt den Wagen des belebenden Geſtirnes lenken, hat ſich ſelber das Leben der innern Begeiſterung machen wollen, welche nur Gott ſchaffet. Getragen vom Strome, welcher ohne Aufhören, Welle immer nach Welle, zum Meer hinabfleußt, wehklaget Cygnus im Geſang. Siehe Phaetons Fall und der Schweſtern Trauer. Iſt dies vielleicht nur ein Schlaf, gleich Endymions Schlaf, und der Müde erwacht am andern Morgen? Aber, Hore nach Hore ſchritt ſeitdem einher, auf den Morgen und Mittag folgte die ſchnelle Nacht, und nur des Lebens tägliches

Bedürfniß und einförmiges Spiel erwachte wieder aus den Armen der Nacht: der ernſte, bleiche Schläfer an ſeiner Seite, er öffnete das Auge dem Lichte nicht. — So haben die Parzen nicht nur dem einzelnen Menſchen und dem einzelnen Geſchlecht der früchteeſſenden Männer, ſondern ſie haben ſelbſt der hohen Kunſt des Alterthums den Faden bis zum beſtimmten Ziel verlängert, alsdann durchſchnitten.

Auf dem Angeſicht der Todten ſtehet zuletzt, mit unverrückbaren Zügen, des Lebens vorherrſchendes Sehnen, des Lebens mächtigſt waltender Gedanke. Welches Geheimniß des tiefſten innren Strebens und Sehnens, ſpricht ſich denn im Angeſicht dieſer hehren Kunſt des Alterthumes aus, deren frühes Verblühen wir beklagen? — Es iſt das Sehnen, es iſt das Streben der ächten und wahren Kunſt aller Zeiten, und ſiehe hier iſt ſein andeutendes Bild: Orpheus, mit der beſeeligenden Töne Gewalt, Orpheus, deſſen Fuß das allgewaltige Sehnen herabgeleitet, zu der Dinge Ausgang. Es iſt Eurydice, es iſt des Lebens und der Liebe verlorner Frieden, was der Sänger geſucht; und die Stimme des Sehnens war mächtiger und lauter als das Donnern von Siſyphus Felſenlaſt; Eurydice ſtehet genaht, blickend mit des Heimwehes tiefeſter Luſt und Schmerzen, in des Sehnenden Auge. — Lauſchend ſäumet ja ſelbſt am Ufer des Stromes, Charon, furchtloſer nahet eines Kindes Seele, des Cerberus Rachen, mit dem beſänftigenden Biſſen; denn jenen hat ſchon der Ton der Lyra und des Geſanges gezähmt. Das raſtloſe Drängen zum vergeblichen Werk der Mühe; die Arbeit der Danaiden ſtehet auf einige Augenblicke ſtill, denn es hat das Lied: von des Friedens ewiger Macht, ſelbſt auf das Auge der wahnſinnigen Wuth, den Schlaf ergoſſen, welches ſonſt beſtändig die Ruhe fleucht; ſchweigend horchen des

Todes Herrſcher, und nur der unausweichbare Spruch der Richter der Todten, nur der enthüllende Blick in das Thun der Menſchen, ſchweiget nicht. — Orpheus ſoll das theure, verlorne Gut des Lebens von Neuem umfangen, wenn er, hinauf zum Tage kehrend, ſich enthält, mit irdiſchen Augen das zu beſchauen, das nicht irdiſch iſt.

Wohlan denn, o Menſch, ſo ſagt uns das Bild, lerne hier die Macht, lerne hier den tiefen Sinn des Sehnens und Ringens aller von Gott begeiſterten Kunſt. Es ſuchet der Geiſt im Innren beſtändig, ſeitdem ihn ein übermächtiger Zug dem vergänglichen Staube genaht, auf daß er in dieſem ſich verleiblichte, das verlorne Gewand einer andren, höheren Leiblichkeit, welche ſein war vor dem Staube, und welche, wenn ihm einſt „der Sieger auf dem Grabe ſtehet“, ſein werden ſoll, nach dem Staube. Dieſes Leiblichwerden der höheren Art, welches das Alter nicht anrühret, welchem der Tod nicht ein Ende machet, ſuchet jene bildende, geſtaltende Kraft des Menſchengeiſtes, welche wir Kunſt nennen, mit unſtillbarem Sehnen. Oefters ſchon hat ſich, im Laufe der Menſchenzeiten, der heißerſehnte Anblick dem frommen und reinen Gemüth, hat ſich dem lebenskräftigen Gefühl genahet; ach, hätte nur dann nicht immer die kurze Wonne der mit irdiſchem Maßſtabe meſſende, nur Vergängliches erfaſſende Verſtand zerſtört. Du verkehrte Art des Epimetheus, welche immer zurück und nach unten, auf das Weſenloſe und Nichtige, nicht aber vorwärts und nach oben ſchauet, wäre dir nicht in dem verhängnißvollen Gefäß noch die Hoffnung, zum Troſte der elenden Menſchen geblieben, die Hoffnung, welche mit der Seele zugleich Pallas Athene, die Mildblickende, dem Gebilde des Prometheus gegeben, es würde dann ewig, und ohne Linderung der Geyer freſſen an des

Gefeſſelten Leber, und kein Herakles löſte das eherne Band der Verzweifelung. Darum, o Jüngling! wenn dein Auge nachdenkend der Geſchichte folget über rauchende Trümmer, nimm auf deinen Weg die Hoffnung mit dir. Hier iſt Ilions Fall: Priamus, ſterbend geneigt, Hekabe ſtarret im ſtummen Schmerz, und es umnachtet der tödtliche Gram Andromaches Auge, da des Achilleus Sproß, des theuern Hektors Luſt, den Aſtyanax, dem Arm entreißet: ſchweigend ziehen aus dem Helme die Helden, mit der Beute Loos, das Loos der eignen Zukunft. Aber ſiehe, aus dem rauchenden Gemäuer, gehet unverſehrt die Hoffnung eines künftigen, herrlicheren Geſchlechts hervor: Aeneas mit des Julus Jugend; Kaſſandra's Begeiſtrung, erhoben über das eigne Wehe, verkündet ein nahe künftiges Weh dem trunkenen Sieger. — Aber ein Höheres noch, als des Aeneas Kraft, und des Julus Zukunft, gehet hervor, aus der Saat von Blut und Staub der Zerſtörung, ein Höheres noch, als Caſſandras Begeiſtrung erwachet bei dem Getös der ſtürzenden Mauern. Denn das Jammergeſchrei der Beſiegten, wie das Jauchzen der Sieger, wird zum Geſang der Muſe, welcher, wie der lebenskräftige Wind aus Oſten, über die Inſeln des Meeres, über alle Länder der Menſchen wehet, und welcher, in unvergänglicher Friſche, den Weg der Jahrtauſende, bis zu uns gefunden. Es weckt, in Hellas Stämmen, Homers Geſang das Leben der Begeiſtrung, und wie einſt der Atreiden Schlachtruf ſie vor Ilions Mauern verſammlet, ſo rufet jetzt das Lied der Helden ſie alle zum gemeinſamen, geiſtigen Werk des Lebens. Denn an Aſiens Küſten, wie an Kreta's Gebirgen und in Argos Auen, tönet der Geſang wider: vom Zorn der Atreiden und des Peleiaden Achilles, als um Chryſeis der Latona Zwillingspaar Heerden und Menſchen mit ſchnellem Geſchoß getödtet. Es ertönet der Geſang von des

Odyſſeus und Diomedes nächtlicher That, wie von der Gefahr des Aeneas, von Paris ſchimpflicher Rettung, und dem Kampf der ſterblichen Männer gegen die ſeeligen Götter. Der Geſang von Patrokles Tod und des Achilles Rachegeſchrei, als Athena, neben ihm ſtehend, durch der Gorgone Haupt Entſetzen ergoſſen auf den anſtürmenden Feind. Die Thräne des Mitleids bei Hektors und Andromache's Abſchied, wie, zu Achills Füßen, um Hektors Leichnam, mit dem ergrauten Priamus, benetzet das Auge des doriſchen, wie des joniſchen Jünglinges und der Bewohner der Inſeln.

Es iſt der erſte Laut des beginnenden Lebens, der Laut, durch welchen am leiblichen Menſchen zuerſt die Kraft der Stimme und Sprache aufkeimet, ein Weinen, und der Schmerz iſt das erſte nährende Element der Seele. Aus Troja's leiblichem Untergang iſt ein geiſtiges Ilion erſtanden, und wenn auch nicht mit dem beglückteren Achill auf Leuke, lebet doch, der frühe verblühete Hektor, lebet mit ihm Andromache ein nie verwelkendes Leben im Liede. Auch der Leib, auch das ſterbliche Fleiſch am Gewand der alten Kunſt, mußte untergehen, damit aus ſeinem Staube das geiſtige Leben erſtehe; Ilions Fall und geiſtige Verklärung iſt ein tiefbedeutendes Vorbild für die ganze innre Geſchichte des Menſchen und ſeiner Kunſt.

Laß uns denn, o Jüngling, von hinnen eilen; denn weniger Neues beut uns die Kunſt der Römer, obwohl auch hier der Anblick des wohlgelungnen Fleißes erfreut, und das Auge gern am Bildniß der Männer verweilt, welche die Führer der alten Zeit, Führer auf der Bahn des geiſtigen Strebens geweſen und uns. Milde blickend, erſcheinen unter den Bildniſſen der Herrſcher, hier Veſpaſianus und Titus, dort mit Ruhm gekrönet, der Herrſcher in Frieden, Auguſtus, doch neben ihm Julia Pia. Es ſchimmert hier der Glanz der niedergehenden Sonne der Kunſt noch am zierlichen Getäfel des Bodens, und herrlich ſtrahlet der aufgehende Vollmond herein, auf das jüngſtgeborne Tagwerk der Kunſt, und ſiehe, bald wird die Sonne leuchten, in Thors kräftigen Eichenwald, und auf die beſcheidene Meiſter-Werkſtatt im Thal der Schwäne.

Der irdiſche Leib der alten Kunſt denn, wie Ilion einſt, war verſunken im Strom der Zeit, herrlich aber, getaucht in ein ewiges Lebenselement, erhub ſich der neue, der geiſtige Leib. Vernimm hier in Cäcilia die Schwinge einer andren, neuen Begeiſtrung, aus höherem Quell gekommen, als jene des Thiaſos; vor dieſem göttlichen Kinde, redet der Geiſt andre, tiefer dringende Worte, als vor des Jacchos blühender Kindheit; dieſe Blicke des Gemarterten, aus denen ein göttlicher Troſt ſpricht, ſind andre, als die des Laocoon, und dort auf dem Lager der Sterbenden, verwandelt der Schmerz des Todes das brechende Auge, nicht, wie an Niobe, in feſtes Geſtein, ſondern er verklärt es, wie in Aether des Himmels, und hier dieſes Antlitz voll feſten, zuverſichtlichen Glaubens, bezeuget es, wie die Bruſt in Demuth es fühle, daß der Arm, in der Geſtalt des ſchwachen Kindes, des Lebens Anfang und Ende trägt. Doch zu der Betrachtung dieſes neuen, höhern Auferſtehens der Kunſt, vereinet uns bald wieder ein andrer Tag.

Bemerk. Als Beiſpiel für das Geſetz der innern Entwicklung der Kunſt im Menſchengeſchlecht, wurde im vorſtehenden blos die Geſchichte der alten Kunſt und namentlich die der Griechen hervorgehoben. Uebrigens liegt dem ganzen Bild, worinnen oben die Geſchichte der Kunſt abgeſpiegelt worden, die Anſicht der Münchner Glyptothek und die Aufeinanderfolge ihrer innren Abtheilungen zu Grunde, welche in der That aufs Treffendſte eine Ueberſicht über die einzelnen Perioden der alte Kunſt und ihrer Werke gewähren.

Die acht oben erwähnten Künſte, Baukunſt und Bildhauerkunſt, Malerei und Muſik, Dichtkunſt (Geſang) und Redekunſt, Mimik (Tanz) und Gymnaſtik wurden alle, in der Zeit des claſſiſchen Alterthums, mit gleichem Eifer geübt. Uebrigens enthält auch jene Stelle, wie der ganze folgende §. Anſpielungen auf die innre Einrichtung der Glyptothek, über welche bald ein Werk von Leo von Klenze die genügendſte, beſte Erläuterung geben wird. Zwiſchen der Abtheilung des Gebäudes welche die Werke der griechiſchen Kunſt umfaſſet, und jener, welche die der römiſchen enthält, kommt man in die hohen, von Cornelius gemalten Säle, auf deren Bilder oben von S. 819 bis 833 hingedeutet worden.

Ueber das, was oben von der Beziehung geſagt worden, in welche das Alterthum die bacchiſche Begeiſtrung mit der Urſache des Todes ſetzte, vergleiche man den Inhalt des §. 22 d. W., wo ganz daſſelbe aus der Betrachtung der Natur behauptet und bewieſen wird.

Wir gehen nun zu einigen weitern Erläuterungen über den Inhalt des vorſtehenden §. über, wobei wir jedoch, als vollkommen genügendes Beiſpiel zu unſerem jetzigen Zweck, faſt ausſchließend nur über die Geſchichte der alten Kunſt Einiges erwähnen die der neueren aber nur mit wenigen Worten berühren wollen.

Zu den älteſten bisher bekannt gewordnen Werken der Baukunſt gehören die des alten Babylons, welche auf der Weſtſeite der Stadt gelegen ſind, an welcher Straßen von unüberſehbarer Länge rechtwinklich ſich durchſchnitten. Dieſe Bauwerke rühren noch großentheils von der anfänglichen, babyloniſch-aſſyriſchen Dynaſtie her (der älteſten überhaupt, welche die Geſchichte kennt). Die Burg, welche jene Häupter der erſten Weltmonarchie bewohnten, erſcheint jetzt nur noch als ein unförmlicher Hügel von Backſteinen, denn dieſe, aus dem feinen Thon der großen Ebene gebrannt, durch Aſphalt (von Is am Euphrat) und Rohrlagen verbunden, mußten die Stelle der Quaderſteine vertreten, welche z. B. zu dem Bau der großen Euphratbrücke fern aus Armenien herbeikamen. Deutlicher dagegen hat ſich noch der Umriß des uralten Birs Nimrod erhalten: des Thurmes zu Babel und zugleich Tempel des Baals. Dieſe Ruinen, welche 3 Stunden Weges vom Euphrat entfernt ſind, lagen dennoch, nach dem Zeugniß der Alten, in der Mitte der Stadt. In dem untern Theil war das große Viereck, 1200 Fuß im Umfang, worin der Tempel des Baal mit dem 40 Fuß hohen Bild des Baal ſich befand, das über einem hölzernen Kern, dick mit Goldblech beſchlagen war. Jenes Viereck war von dem unterſten Theil des hier 600 Fuß im Durchmeſſer haltenden Thurmes umgeben, der ſich weiter in 8 Terraſſen bis zu einer Höhe erhub, welche nach Strabo's Zeugniß auch 600 Fuß betrug. Im oberſten Stockwerke fand ſich der heiligſte Theil des Tempelgebäudes, in welchem ſich kein Bild, ſondern nur ein Tiſch und Ruhebette für den Gott befanden. (**Maurice Rich Memoir on the Ruins of Babylon** in von Hammers Fundgruben 3tem Band und deſſelben **Observations on the Ruins of Babylon. Lond.** 1816 ſo wie ſeine **Topographie of ancient Babylon** in der **Archäol. Britann** S. XVIII. 243. — Auch Niebuhrs (II. 290) und Ker Porters (V) Reiſen. — Was man ſonſt an Kunſtgebilden unter den Ruinen des älteren Babylons gefunden, das umfaßt, wie bei den älteſten Aegyptern, meiſt nur Nachbildungen und Andeutungen von Naturgegenſtänden: Ein Löwe aus Granit gehauen, ein Marmorblock mit Figuren von Thieren, Altäre, m. ſ. K. O. Müllers Handbuch der Archäologie der Kunſt 1830, S. 259.

Ein Alter, welches über das zweite Jahrtauſend vor Chriſto hinanreicht, haben die früheſten Anfänge der altägyptiſchen Kunſt, deren Richtung, faſt unverändert, wie die ernſten Geſichtszüge eines Todten, ſelbſt in den kleinſten Werken der bildenden Kunſt, bei jenem Volk anderthalb Jahrtauſende lang ſich erhalten. Zwar von jenem alten Tempel des Phthas, durch Manes (2235 vor Chriſto) begründet, durch Seſoſtris (1175 vor Chriſto, und ſeine Nachfolger erweitert und mannichfach verziert, finden ſich keine Spuren mehr; von ſehr hohem Alter erſcheinet jedoch die mächtige Tempelgrotte zu Tulzis (Gyrſche) geſtützt von Koloſſen, und es zeigt ſich uns die Hauptrichtung der Baukunſt des alten Aegyptens noch deutlich genug in den Ruinen von Theben, deſſen älteſte Gebäude aus der Mitte des zweiten Jahrtauſends vor Chriſto ſind. Der Umfang der Ruinen beträgt gegen 9 Stunden Weges. Es waren die einzelnen Tempel (neben ihnen die Paläſte der alten Herrſcher) durch Alleen von Sphinxen unter ſich verbunden, deren eine (die zwiſchen dem Tempel bei Lukſor und dem bei Karnak) 6136 Fuß Länge hat. Anderwärts beſtunden dieſe

Alleen aus koloſſalen Widderſtatuen oder Säulen. Es ſtunden insgemein vor dem äußerſten Vorhof zwei Obelisken; Pylone oder pyramidale Doppelthürme (πτερά) waren am Eingang, wahrſcheinlich den Beobachtungen der Geſtirne geweiht, wozu Claudius Ptolemaus (nach Olympiodor) noch die πτερά τοῦ Κανώβου, in denen er zugleich wohnte, vierzig Jahre lang benutzte. Der zweite, unanſehnlichſte Theil des Tempels: eine von Mauern umſchloſſene Säulenhalle, zeigt abermals am Eingange die quadratiſch-pyramidalen Doppelthürme oder Pylonen in deren Innren Treppen zur Plattform des Giebels hinaufführen. Das Licht fällt ſparſam in die Tempelſäle dieſer zweiten Abtheilung hinein, welche öfters Geſtalten des Thierkreiſes und andre auf die Beobachtung des Sternlaufes und der Zeiten hindeutende Bilder enthalten. Endlich ſo iſt die dritte Abtheilung des Tempels, die Cella (ναός) ohne Säulen, von mehreren Mauern umfaßt und niedriger als die andren Theile. Hier waren die Mumien jener geheiligten Thiere verwahrt, welche ein ſichtbares Sinnbild des unſichtbaren Gottes ſeyn ſollten. So verrieth ſich ſogar hierin die oben im §. erwähnte, merkwürdige Begründung der ägyptiſchen Kunſt, auf eine Anſicht des Todes, welche der freieren, höheren Richtung der griechiſchen Kunſt fremd war. Dieſes ſtarre Feſthalten am Leichnam, dieſes Streben, durch menſchliche Kunſt und Sorgfalt dem todten Leibe ein Seyn der Ewigkeit zu geben, offenbart ſich aber noch mehr in den augenfälligſten, rieſenhafteſten Denkmälern der ägyptiſchen Baukunſt, in jenen, welche der Aufbewahrung der Todten beſtimmt geweſen. Zwar die Hauptwerke der μεμνόνεια von Theben: der Todtenvorſtadt, welche an der Weſtſeite der Stadt gelegen, fallen erſt in ihrer ganzen ungeheuern Ausdehnung, durch die Vorberge hindurch bis zum Raume der libyſchen Wüſte, einer tiefer eindringenden und länger verweilender Forſchung in die Augen; ſie ſind aber nicht minder mächtig als die hohen Pyramiden. Mit Recht nennt ſie Ritter (Erdkunde I 1822 S. 717 nach Jomard Descr. p. 511) eine Niederlage aller Künſte und Wiſſenſchaften des häuslichen Lebens der Aegypter. Denn in dieſen Todtengrüften, nicht in den Bürgerhäuſern aus Backſteinen, wurde aller Schmuck der Wohnungen angebracht; „weil das Leben nur kurz, der Aufenthalt der Seele im Todtenhauſe aber, nach der Lehre der Seelenwandlung ſo lange dauerte, als noch der Leib fortbeſtand.“ Dankbarkeit, Pietät gegen die Todten, waren die erſte Pflicht der Ueberlebenden; daher bereitete man die Stätte auf das feierlichſte, um zugleich den Aufenthalt angenehm zu machen. Die Eingänge zu den Katakomben welche in einen feinkörnigen Kalkſtein gegraben ſind, ſtehen zu zwei und mehreren (bis zu zwölfen) parallel, wie die Röhrenöffnungen einer Panflöte, weshalb ſolche Mündungsröhren auch bei den Alten den Namen Syrinx erhalten. So wie man durch eine Oeffnung eindringt, erweitert ſich der innre Verlauf in Gänge, Gemächer, Seitenkammern und Hallen von denen öfters Treppen hinabführen in die Tiefe. Auf dem Boden der langen Korridore zeigen ſich nicht ſelten Brunnen oder ſchachtartig hinablaufende Tiefen. An allen Wänden, wie am Boden umher, ruhten in dieſen Kammern die einbalſamirten Leichname beiſammen. In einem von Belzoni (Voy. II. 378) entdeckten und beſchriebenen königlichen Grabmal, deſſen Koſtbarkeiten noch zum großen Theile vorhanden und unzerſtört ſchienen, fanden ſich 180 Figuren in natürlicher Größe, 800 welche 3 – 4 Fuß hoch waren, 2000 bis 6 Zoll große, hieroglyphiſche Figuren, an ſonſtiger Hieroglyphenſchrift aber eine ſo unabſehbare Maſſe, daß Ricci allein im erſten Gange 22000 Zeichen fand. Der ſchöne Sarg von Alabaſter war geplündert. An Grabmälern, welche den Leib aus Staub gebildet ſelber, und an Statuen, welche die vergängliche Geſtalt des Leibes der Ewigkeit erhalten ſollten, hat ſich dann die alte ägyptiſche Kunſt entwickelt und geübt. Denn jene Memnonskoloſſe des alten Thebens, von den Arabern Tama und Chama genannt, welche 61 Fuß hoch, weit über den Acazienwald der Einöde emporragen, und welche, wie die tauſendfältigen umhergeſtreuten Trümmer bezeugen, nicht die einzigen hier ehedem aufgeſtellten geweſen, ſchienen nur Bilder vormals lebender Herrſcher, wie ſchon Seſoſtris in dem Tempel des Phtha zu Memphis ſechs Bildſäulen ſeiner Familie ſetzen ließ. Unfern der beiden erwähnten Koloſſe zeigt ſich das Grabmahl des Oſymandyas oder Memnon Ismander; die Decken der einzelnen Gemächer auf azurblauem Grunde mit goldnen Sternen beſäet, an den Wänden Darſtellungen von Schlachten, Jagden u. ſ. — Grabmäler vor Allem waren auch die Pyramiden, deren erſte Cheops (Suphis I) erbaute. Dieſe größte ägyptiſche Pyramide, bei Ghizeh, iſt 716 ½ Fuß lang, 428 ¼ Fuß hoch; ſie beſteht aus 203 Steinlagen, jede von 19 Zoll bis 4 Fuß 4 Zoll

Höhe. 100000 Menſchen arbeiteten an ihr, nach Herodot 40 Jahre lang. Die Grundflächen aller Pyramiden ſind genau nach den Weltgegenden orientirt; der innre Kern beſtand bei den größern aus Kalkſteinen, welche mit feſterem Geſteine (Sienit, Granit, Porphyr) überkleidet waren; dieſe Ueberkleidung ſelber, die ſpäter häufig hinweggeriſſen worden war, polirt und mit Sculpturarbeiten verſehen, in welchem Zweige der Kunſt die älteren Aegypter ſo viel gearbeitet, daß man allein bei dem uralten Tempel von Eſne, deſſen 45000 Quardratfuß betragende Oberfläche dicht mit Hieroglyphen bedeckt iſt, berechnet hat, daß dieſe Bildnereien auch von 50 zugleich arbeitenden Künſtlern erſt in drei Jahren vollendet werden konnten. Den Eingang zum Innern der Pyramide verſchließt ein einziger Stein, Gänge führen zu verſchiednen Kammern, die anſehnlichſte von allen enthielt den Sarkophag des Königs. — So ſchien auch die Geſtalt und Einrichtung der unterirdiſchen Syringen, in welchen die geheimen Weihen vollzogen wurden, wie auch dieſe Weihen ſelber nur die Erinnerung und den Gedanken an Grab und Tod feſthalten zu wollen, während die Hieroglyphen-Inſchrift der zum Theil 70 und 80 Fuß hohen Obelisken die Wohlthaten der Herrſcher und Thaten der Götter preiſen. — Die Form und Einrichtung der Göttertempel war ſelbſt bei der Einrichtung der Königspaläſte beibehalten, nur mit dem Unterſchied, daß hier der dritte, hintre Theil, welcher die eigentlich bewohnbaren Gemächer für die Lebenden enthielt, der größte von allen, dort der kleinſte war. Dennoch erhub ſich auch hier öfters, wie nach Diodor am Palaſt des Oſymandyas zu Theben, über alle andren Theile des Wohnſitzes während des Lebens, das an jenen ſich anſchließende Grabmahl, welches der Herrſcher noch bei ſeinen Lebzeiten zur Behauſung des eignen Leichnams errichtet. — Außer dem Rieſenhaften, wird an der bildenden Kunſt der Aegyter, namentlich an der Steinſculptur, welche jedoch faſt immer nur im Dienſt der Baukunſt geweſen, die meiſterhafte Sicherheit bewundert, mit welcher dem feſteſten Geſtein ein gewiſſes Ideal der Menſchengeſtalt aufgeprägt iſt, das freilich mehr aus der Betrachtung der ernſten Ruhe eines Todten, als des friſch bewegten Lebens hervorgegangen ſcheint. Denn bei den ſitzenden Bildern herrſcht die tiefſte Ruhe und einförmigſte Regelmäßigkeit der Stellung; bei den ſtehenden ſind die Arme todt und ſtarr an den Körper gelegt. Dennoch verfehlt der einfache Schwung der Hauptlinien nicht ſeinen Eindruck, und glücklicher noch als die Menſchenform ſo wie auch lebendiger als dieſe, erſcheint öfters die Form des Thieres aufgefaßt. — Die Zeichnungen und Malereien der Aegypter erſcheinen von einem nicht minder ſcharfen Umriß; gefärbt wurden bei ihnen ſelbſt die Statuen. — Was die Muſik der alten Aegypter betrifft, ſo wiſſen wir aus Demetrius Phalereus daß die Prieſter, ſtatt eines Hymnos der Götter die ſieben Ur- oder Stammlaute, in den Tönen der Octave, einen nach dem andren geſungen, welches Uniſono an innrer Volltönigkeit die Flöte und das Saitenſpiel überſtimmte. Es wird der Sinn dieſes eigenthümlichen „Herſchallens von Tönen“ aus einer Stelle bei Euſebius (praep. evang.) deutlich: „Mich, den erhabnen, den unvergänglichen Gott, preiſen die ſieben Buchſtaben der Stammlaute als den raſtloſen Vater alles Entſtandnen. Ich, des Weltbaues unzerſtörbare Leyer habe die Stimmen der Weltenbewegungen geordnet zum Einklang.“ — Eigentliche Gymnaſtik war den Aegyptern fremd; das mimiſche Bewegen der Tänze, entſprechend dem engbeſchränkten Einerlei ihrer Kunſtgebilde.

Ungleich jünger als die ägyptiſchen, erſcheinen die neuerdings in Indien bewunderten Denkmäler der Baukunſt und Sculptur. Die Blüthenzeit der indiſchen ſogenannten Kunſt ſcheint mit Recht in die fruchtreiche Aera des Vicramatidra geſetzt zu werden, welcher im Jahr 56 n. Chr. ſtarb. Die älteſte Erwähnung der indiſchen Bauwerke, in der Weiſe der Höhlentempel zu Elephante, Carli u. ſ. geſchieht von Bardeſanes, der um die Zeit des Heliogabalus gelebt (Porphyr. bei Stob. Ecl. Phys., in Müllers Handb. d. Arch. d. K. S. 279). Rieſenhaft mächtig wie dieſe Gebäude ſind (das Pantheon zu Ellora im Ghautgebirge vermag Hunderttauſende der Pilgrime zu faſſen), fehlt ihnen meiſt der Geiſt der harmoniſchen Anordnung; es ſind einzelne wohlgelungene Gebilde, aufs Wunderlichſte mit den häßlichſten und unſymmetriſchſten zuſammengeſtellt, als habe hier der Zufall gewaltet, wie bei dem Entſtehen der Säulen jener Höhlentempel, deren Dicke und Höhe ohne alle Ordnung und Symmetrie auf- und nebeneinander folgt; oder als habe bei dieſen phantaſtiſchen Neigungen des Kunſtdranges der Menſchennatur, vorwaltend noch jenes ungebändigte, bildende Princip geherrſcht, das die bizarren, leichten Formen der Inſectenkörper, neben dem eckig ſchwerfälligen Leibe des Krebſes und dem der bunten Schlange geſtaltet. Widerwärtig und an einen ſchon tief verſunknen Zuſtand des etwa 500 Jahre vor Chriſto in größerer Reinheit entſtandnen Buddhadienſtes erinnernd, erſcheinen die Gräuelſcenen der Darſtellungen in Elephante (wovon aus Townly's Sammlung einzelne das brittiſche Muſeum enthält), in denen die niedrigſte, thieriſche Wolluſt vergöttert worden. — Es blühte jedoch auch in Vicramaditya's Zeit die lieblicher und würdiger entfaltete Dichtkunſt der Inder, welche an Kalidas die noch jetzt kräftige, geiſtvolle Blüthe der Sakontala getragen. Die Muſik hat ſich bei den Indiern ſchwerlich über die leichtere Region der Tanzgeſänge erhoben; der Tanz ſcheint ſchon in ziemlich alter Zeit jener üppige geweſen zu ſeyn, der ſich noch bei den jetzigen Bajaderen erhalten.

Aus uralter Zeit, welche zum Theil über die der hiſtoriſch bekannten Völker jener Länder hinaufzureichen ſcheint, finden ſich, in Africa (Heerens Ideen II, 363), noch mehr jedoch in Europa, die ungeheuren Bauwerke der ſogenannt cyclopiſchen Art (*Τίρυνς τειχιόεσσα* Il. II, v. 559; *κυκλώπεια οὐράνια τείχη* Electr. v. 1167). Es ſind an dieſen die vieleckigen Steine, von mächtiger Größe, zum Theil unbehauen (*ἀργοί*) und ohne Verbindungsmittel auf einander gethürmt, die Lücken mit kleinen Steinen ausgefüllt (*τίρυνς*), oder noch öfter und bei den eigentlich hierher gehörigen Gebäuden, wie in Mykenä und Argos, kunſtvoll behauen und genau, wie einzelne Maſchen des organiſchen Zellgewebes, zuſammengefügt. Die Thore dieſer faſt unzerſtörbar feſten Gemäuer ſind meiſt pyramidal. In Argolis finden ſich zehn cyclopiſche Ruinen, häufig ſind ſie in Epeiros. Italien hat Mauern der zweiten cyclopiſchen (kunſtvolleren) Art in den Ländern der alten Herniker (herna, Felſen), Marſer und Sabiner (Cora, Norba, Signia, Präneſte, Alatrium, Arpinum, Anagnia, Alba Fucentis), wo freilich, ſo weit dies die Geſchichte weiß, kein Volk gewohnt, dem man dieſe Bauwerke zuſchreiben könnte (Niebuhrs röm. Geſch. I, S. 112 d. a. A.), ſie finden ſich jedoch auch vereinzelt im Volskerlande (Circeji, Fondi) in Sicilien (Kamikos, Eryx Diod. IV, 78), ſind neuerdings in Sardinien in den ſogenannten Nurraghen wieder aufgefunden, waren jedoch dort ſchon den Alten bekannt (Diod. IV, 30; Pausan. 17, 4). Auch die höchſt merkwürdige torre de Giganti auf Gozzo (Gaulos) ſcheint zu dem Geſchlecht der cyclopiſchen Gemäuer zu gehören (der Temple antediluvien von Mazzara, Kunſtbl. 1829. Nr. 7 m. v. Houel Voy. pitt. T. IV, pl. 205 und über dieſes Alles Müller a. a. O. S. 27 u. 149).

Die eigentliche, höhere Kunſt, frei dem Berufe des Menſchengeiſtes folgend, entfaltet ſich erſt bei den Griechen. Schon die älteſten Bauwerke dieſes Volkes, welche die Geſchichte der Kunſt, der Zeit des Entſtehens nach, zunächſt an die cyclopiſchen Gemäuer ſetzt, zeigen die eigenthümliche, lebenskräftige Richtung. Es ſind dies die feſten Burgen der alten heroiſchen Zeit, beſtimmt zur ſichern Wohnung der Lebendigen; dann die domartig gebauten Schatzhäuſer und die unterirdiſchen Gewölbe der Tempel, beſtimmt, nicht zur Aufbewahrung von einbalſamirten Thieren und Menſchenleichen, ſondern von jenen koſtbaren Geräthen und edlem Erz, an welchem der lebende Menſch ſeine Freude hat. Es waren mithin nicht der Schauer und das Schrecken, ſondern die Luſt der Augen und der Gebrauch des Lebens, welchem ſchon die ältere Baukunſt der Griechen gedient, während die Arbeiten in metallnem und hölzernem Geräth großentheils Waffen, zum Schmuck und zur Bekräftigung der Heldenleiber, Becher und andere Geſchirre, ſo wie koſtbare Seſſel, zur Pflege der Ruhenden, umfaßten. An der dieſem Heroenalter beliebten metallenen Bekleidung, zur Sicherung und Zierde zugleich, nahmen ſelbſt die unterirdiſchen Gebäude (οἶκοι) Theil, welche an Tempeln wie an Königshäuſern innenher öfters mit ehernen Platten ausgelegt waren. Die Beſtattung der Helden, durch lieblich-kräftige Spiele der Lebenden gefeiert, geſchah in kegelförmig aufgeworfnen Hügeln, κολῶναι genannt. Nachdem dann, auf dieſe Weiſe, die griechiſche Baukunſt zuerſt den Grund des Beſtehens geſichert, zuerſt an dem Erbauen von feſtem Gemäuer und Gewölben ſich geübt, erhub ſich dieſelbe alsbald am Bau und an der Auszierung der Tempel zu einem höheren Aufſchwung. An die doriſche Baukunſt, welche in dauerhafterem Geſtein die ältere, dem Auge theuer gewordene Form der hölzernen Tempel nachgebildet, ſchloß ſich die reicher verzierende korinthiſche an, neben beide tritt, als ein von den Ländern des Oſtens eingewanderter Fremdling, die joniſche Baukunſt, mit ihren ſchlankeren, weiter geſtellten Säulen, welche ſich weithin nach Aſien, bis zu den alten Gebäuden von Perſepolis verzweigt. Auf alte doriſche Weiſe war das Heräon von Olympia, auf korinthiſche (meiſt mit dem Dach der Marmorziegel, von Byzes erfunden) die Tempel des alten Korinths, auf joniſche jener zu Epheſus erbaut, deſſen Säulen 8 Diameter hoch geweſen (Vitruv. IV, 1). Als älteſte Meiſter des Tempelbaues werden uns Doros, der Stammvater ſelber, dann von der 35ſten bis 55ſten Olympiade (von 637 bis 557 v. Chr.) Rhökos und die beiden Theodoros (Sohn wie Enkel des Rhökos), ſo wie Telekles genannt, welche meiſt mit der Kunſt der Bearbeitung der Steine auch jene des Erzguſſes verbunden. Zum Bau des Dianentempels zu Epheſus, aus Kröſos freiwilligen Spenden, hatte Theodoros (Rhökos Sohn) den ſumpfigen Grund mit Kohlen gefüllt, die 60 Fuß hohen Säulen waren von Cherſiphron von Knoſſos. Den gewaltigen, jedoch unvollendet gebliebenen Bau des Tempels des olympiſchen Zeus zu Athen (ſeine Größe betrug 372 × 167 F.) hatten zu Piſiſtratos und ſeiner Söhne Zeiten: Antiſtates und Kalläſchros, Antimachides und Perinos unternommen; der delphiſche (nach dem Abbrennen des früheren, Olymp. 58, 1. 542 v. Chr.) hatte Spintharos den Korinthier zum Erbauer, und war urſprünglich um 300 Talente (eines zu 2466 fl.) verdungen, wurde jedoch durch die Alkmäoniden mit viel größerem Aufwand vollführt. Aus faſt gleicher Zeit ſind die wohlerhaltenen Tempel zu Päſtum in Unteritalien (*Ποσειδωνία*), deſſen größerer (107 × 47 F.) in altdoriſchem Styl erbaut iſt; der Tempel der Athena auf Ortygia und die Tempel zu Akragas in Sicilien, dann der herrliche Minervatempel auf Aegina, wahrſcheinlich nach dem Sieg über die Perſer (Ol. 75) erbaut. Größe 94 × 45 Fuß, die Säulen aus gelblichem Sandſtein, Dach und Kranz von Marmor. Die Celle war roth ausgefärbt, das Tympanum himmelblau, am Architrav gelbes und grünes Laubwerk, die Leiſten mit den Tropfen blau, das Band darüber roth, die Marmorziegel mit einer Blume (M. v. Ion. Antiqu. T. II, ch. 5. pl. 2 u. f., Wagners Aeginet. Bildw. S. 217, Cockerell im Journ. of Science a. th. Arts X, 6 Nr. 12, bei Müller a. a. O. S. 57). Endlich fügten die Zeiten des Perikles und der höchſten Blüthe Athens zu der immer höher geſteigerten Pracht der Tempel auch die Errichtung anderer Gebäude, zur Zierde der Städte und zur Feier der vielbeliebten Feſte des Volkes. Die Propyläen (Ol. 85, 4 bis 87, 1, 438 bis 429), von Mneſikles erbaut, welche allein der Stadt 2012 Talente gekoſtet, bildeten, als geheiligter Peribolos, den Zugang zur Burg, und vollendeten zugleich die Befeſtigung des Burgfelſens. Ein Prachtthor mit 4 Nebenthüren, nach Außen eine joniſche Vorhalle, nach beiden Seiten doriſche Fronten, die mit der innern, joniſchen Bauart in ſchönem Einklang ſtehen, an den Seiten noch vorſpringende Flügelgebäude (Müller S. 84). Das Theſeion (erbaut von Ol. 77, 4 bis 80, 469 bis 457 v. Chr.); das Parthenon; der erneuerte Tempel der Athena Polias; das Odeion; das ſteinerne Theater (ſchon Ol. 70, 1, 500 v. Chr. begonnen, aber erſt unter Lykurg um Ol. 111, 334 v. Chr. vollendet), deſſen *Πεισιανάκτειος στοά* (um Ol. 79, 461 v. Chr.) (Gemäldegalerie wird, zeugen auf gleiche Weiſe von der Herrlichkeit der damaligen Baukunſt, obgleich an Schönheit und Harmonie der Geſammteindruck des Theaters von Epidauros, von Polykleitos (Ol. 90, 417 v. Chr.) erbaut, das Atheniſche übertroffen, der Tempel zu Eleuſis mit den Gebäuden zu Athen gewetteifert. Uebrigens erſcheint im Tempel zu Olympia die nahe Aehnlichkeit mit dem Parthenon, und der Tempel des Apolls bei Phigalia war durch Iktinos den Athener erbaut. Aus etwas ſpäterer Zeit war der Tempel der Athene zu Tegea, von Skopas (nach Ol. 96): der größte und ſchönſte im Peloponnes, und gleichzeitig etwa mit den vorhin erwähnten Atheniſchen Bauwerken ſind die Tempel zu Selinunt und Egeſta in Sicilien. Jedoch von dieſem höchſten Aufſchwunge iſt die Kunſt — am augenfälligſten zu Athen — in den niedern Dienſt des Luxus verſunken, und hat ihre Kräfte, ſtatt dem Göttlichen und dem Bürgerwohl, einer zwecklos verſchwendenden, und deshalb zuletzt geſchmackloſen Prachtliebe der Privatleute gewidmet. Zu dieſem Verfall hatten nicht wenig die Noth des peloponneſiſchen Krieges und die große Peſt (Ol. 87, 3) beigetragen, welche das männlich gediegene Geſchlecht der alten Athener hinweggerafft und ein ſchlechteres zurückgelaſſen. Es hat von nun an öfters die Laune und die Willkür des Einzelnen, die Kunſt, welche ſich in dieſen Sclavendienſt begeben, von dem Gehorſam gegen das alte, hehre Geſetz der Schönheit und innren Würde entfremdet, und von hier beginnt eine Zeit des Verfalls, deren eitlere Richtung ſelbſt in den Gebäuden des ſchönen Alexandria, deren erſter Meiſter Deinokrates geweſen, ins Auge fällt. Ein großer Aufwand war jetzt an die Pracht der Zimmer wie an den Bau der Mauſoleen gewendet, der herrſchende Styl bei Tempeln war der korinthiſche geworden.

Zu allen Zeiten der griechiſchen Kunſt war es die Hauptbeſtimmung des Innren der Tempel geweſen, ein Haus, nicht der Todten, wie bei den Aegyptern, ſondern eines als lebend dargeſtellten Götterbildes zu ſeyn, während die weiten Säulenhallen von der oft engen Cella, den öffentlichen Feierlichkeiten dieſer Gottheit beſtimmt worden. Deshalb hat die bildende Kunſt der Griechen ſchon frühe geſtrebt, das Bild der Götter — den Hauptgegenſtand des ganzen Gebäudes — aufs herrlichſte und würdigſte darzuſtellen. Die Ueberlegenheit der Aufgabe über alle menſchliche Macht fühlend, hatte der Menſch der früheren Zeit, als er durch eigne Macht und Kunſt den Gott in leibliche Natur herabführen wollen, öfters einem ungeſtalteten Holz oder am häufigſten einem Stein oder Steinhaufen die Kraft der unbekannten Gottheit beigelegt, und, als werde das feſte Geſtein der Erde am öfterſten von den hehren Wanderern aus der Geiſterwelt zum Ruheſitz gewählt, vor den Steinhaufen am Wege angebetet (m. v. Euſtath. zur. Od. XVI. 471; Otto de diis vialibus c. 7. p. 112) oder dreißig Pfählen von Stein, wie jenen zu Pharä (Pausan. VII. 22, 3), durch ſeine Weihungen die Kraft der dreißig Naturgötter gegeben (m. v. auch Zoëga de Obeliscis p. 225), denn die Worte und Handlung der heiligen Weihe waren es, durch welche die rohen

Steine (ἀργοὶ λίθοι) das Weſen der Götter anzogen. Bald jedoch hatte die weiter verſinnlichende Hand der Säule oben die Geſtalt eines Hauptes angefügt, und ſo ſtunden die Hermen als Wegweiſer und Erinnerer an die überall nahe Gottheit, an den Pfaden und Feldern. Vollſtändige Bilder (ξόανα), wundervoll mit den Symbolen der Gottheit verziert, welche ſie darſtellen ſollten, wurden jedoch auch ſchon frühe aus Holz geſchnitzt, und dieſen alten Geſtaltungen, an denen die Augen öfters nur durch einen Strich und auch die andern Theile nur unvollkommen angedeutet geweſen, wurde, als hätte ihnen dieſe Kraft die Anbetung der vorangegangenen Geſchlechter gegeben, eine ganz beſondre, wunderthätige Macht beigelegt (Pindar. Od. VII. 50. m. Böckh Expl. p. 172; das trojaniſche Palladion bei Apollod. III. 12, 3; Eustath. zur Il.; Diod. Fragm. Nr. 11. p. 640 Wess. Das Palladion zu Siris Lycophr. 988; Strab. VI. p. 264). Das übergläubige Volk pflegte wie in kindlichem Spiele dieſe Götterbilder zu gewiſſen Zeiten zu bekleiden, den künſtlichen Schmuck der Haare zu kämmen und zu bekränzen, andre Male ſie zu waſchen, zu beſchenken und anzufärben. Als Meiſter in der Kunſt dieſer alten Bildnereien wird in Attika und Kreta: Dädalus, ſo wie Smilis in Aegina genannt, zuſammenfaſſende Namen vielleicht beide, wie jene des Pharao für die Könige Aegyptens. Learchos von Rhegion (nach 720 v. Chr.) wird ſchon als Fertiger des Zeusbildes zu Sparta genannt, das aus Metallſtücken zuſammengeſetzt geweſen. (Paus. III. 17). Endäos der Dädalide hatte ein ſitzendes Holzbild der Athena zu Erythrä gemacht; die Zeit der Vollendung des elfenbeinernen zu Tegea wird jedoch erſt auf das Jahr 500 v. Chr. geſetzt. Es arbeiteten die Telchinen zu Sikyon, Kreta und Rhodos ſchon ſeit älteſter Zeit Zauberbilder und Waffen (Pindar und Böckh Expl. a. a. O.; Höck Kreta I. 313), und an vielen Orten wurden rohe Göttergeſtalten, für den Gebrauch der Häuſer und zur Mitgabe für die Todten, aus gebacknen Geſteinen oder an der Luft getrocknetem Thon gefertigt. Unter den Arbeiten der letztern Art wird das thönerne Relief des Dibutades von Plinius (XXXV. 43) für das älteſte gehalten. Wie jedoch der Palmbaum höher emporwächst, je mehr das auf den keimenden Kern gelegte Gewicht dieſen belaſtet, ſo wird die ſtrebende Kraft des Menſchengeiſtes immer herrlicher und gewaltiger, je größer der Kampf iſt mit dem

Element, in das ſie ſich nothgedrungen oder freiwillig begeben. So iſt auch die bildende Kunſt alsbald zum ſelbſtkräftigen Weſen erwacht, und in einem hehren Heldenleib erwachſen, da ſie ſich vom weichen Thon und Lehmen, vom Holz und von der zuſammengefügten Täfelei des Elfenbeines oder der Metallſtücke hinweg, zum Geſtalten des feſten Marmors und zum Gießen des Erzes begeben. Das Vorbild, welches der Geiſt des Menſchen in den erſten Morgenſtunden der innren Begeiſterung empfangen, ſcheinet mit übermächtiger Gewalt den innren Sinn zu erfaſſen und dieſem jede freie Bewegung nach andrer Richtung zu verwehren, bis aus der ſcheinbaren Gebundenheit (des ſäugenden Kindes an die Bruſt der Mutter) die rechte Macht des freien Bewegens erwachſen. Der Menſch, wenn ihm nach hohem Kampfe das erſte Werk der geiſtigen Kraft gelungen, ſtaunet, wie Narziß vor der eignen Geſtalt, und kann einige Zeit lang von dieſer erſten, ſo theuer gewordenen Stätte des innren Erwachens nicht hinweg kommen. So kehrt auch an den älteſten Marmorbildern der Helden und Götter die zuerſt ergriffene Geſtalt des kräftigen Heldenleibes, mit kühn und freudig blickendem Angeſicht, das Haar zierlich geſchmückt, als führte der Weg ſtatt zur Todesſchlacht zum Reigen der Hochzeit; an den Göttergeſtalten aber dieſelbe Miene und Haltung wieder. Wie, nach der langen Ruhe des Aufkeimens, die Luſt am beſtändigen Bewegen beim Knaben hervortritt, deſſen Gang, neben dem ruhigeren des Jünglinges, als ein Springen und Hüpfen erſcheint, ſo iſt auch die Bewegung dieſer Heldengeſtalten, als ſie nach der langen Ruhe des Aufkeimens Dädalus zu der Bewegung der erſten Schritte angeleitet, und nun die Kraft zum ſelbſtſtändigen Gehen erwachſen, lebhaft und übergewaltig. Für die erſten Meiſter in Bildniſſen von Marmor werden Dipönos und Skyllis (um 577 v. Chr.) gehalten, welche die Schule von Kreta gebildet, deren Sproſſen nach Sparta und anderwärts ſich verbreitet. Die Schüler jener Meiſter waren Medon von Lakedämon, ſo wie Angelion und Tektäon, welche letzteren den Kallon von Aegina gebildet (um 530 v. Chr.), der die altberühmte Kunſt der Aegineten im Erzguß zu ihrer Meiſterſchaft erhoben. Andere Meiſter im Erzguß in dieſer Periode waren: Perilaos (durch Phalaris Stier berühmt, ſchon um 557 v. Chr.), dann Gitiadas von Lakedämon, der zugleich Dichter geweſen (um 530 v. Chr.); Kanochos von Sikyon; Kritias und Hegias von Athen; Onatas von Aegina (um 500 v. Chr.), welcher unter andren das alte, verbrannte Bildniß der Demeter Melana von Phigalia nachgebildet, mit dem Pferdekopf, aus welchem Drachen und andere Thiere hervorwachſen, mit Delphin und Taube auf der Hand. Schon um 5?? v. Chr. hatten auch die Bildhauer Bupalos und Athenis aus Chios geblühet. Klearchos von Rhegion (um 490 v. Chr.); Ageladas von Argos (500 bis 455 v. Chr.), ſo wie der ſchon erwähnte Hegias von Athen, hatten zwar auch an Stein und Erz die Meiſterſchaft mannichfach bewährt, vielfach herrlicher jedoch als an den todten Elementen erſcheint ihre Kunſt dann, als ſie die innere Fruchtbarkeit am Lebendigen ſelber gezeigt, und als Klearch den Geiſt des Pythagoras von Rhegion, Ageladas den des Polykleitos des Argivers, endlich aber Hegeſias ſammt Ageladas den Geiſt des großen Phidias des Atheners entzündet, mit welchem ſich die Sonne der griechiſchen Kunſt zu ihrem Mittagsſtande erhoben. Dem ſchaffenden Menſchengeiſt, als er ſeiner ſelber nicht mächtig über die Region des eigenmächtigen Ringens und langen Suchens nach dem Ideal emporgezogen worden, hat ſich freiwillig das Göttliche in ſeiner hehren Geſtalt und Schönheit gezeigt und zu eigen gegeben und der allmächtige Herrſcher, in deſſen milden Blicken der Wille ſich verrathen, Menſchengebet zu erhören und der ſterblichen Natur ſich zu erbarmen, hat ſich in ſolcher Weiſe nur einem Gemüthe offenbaren können, das voll Sehnen nach dem lebendigen Gott geweſen. Um des Meiſterwerkes des großen Phidias, auf welches wir hier hindeuteten (der Statue des olympiſchen Zeus) nur mit einigen Worten zu erwähnen, ſo war dieſelbe in dem oben erwähnten, ſchönſten Tempel des Peloponnes, in dem zu Olympia aufgeſtellt, deſſen innere Höhe 68 Fuß betrug. Das Bild ſelber ſitzend auf einem Thron von Cedernholz, der mit Gold, Elfenbein, Ebenholz und Gemälden von Panänos verziert war, maß 40 Fuß, die Baſis 12 Fuß, und ſelbſt dieſe Baſis, ſelbſt der Fußſchemel waren voll Schmuck. Das Bild aber war von Gold und Elfenbein (ſchon Demokritos ſollte die Kunſt gelehrt haben, das Elfenbein zu erweichen), ſo koſtbar und freigebig gefertigt, daß einzelne Locken an Gold bis zu 300 Minen wogen, mithin über 3000 fl. Werth hatten. Der Ausdruck im Angeſicht des Bildes entſprach den Homeriſchen Verſen Il. I. 529: *Ζεὺς κατανεύων. Ἐφρικὸς καὶ* πρᾶος. Es lag in der That in den Mienen dieſes Götterbildes ein ſolcher Ausdruck der Erbarmung und Allmacht zugleich, daß nach einen Spruch des Alterthums, ſein Anblick gleich dem Homeriſchen Nepenthes die Seele ihres Erdenleides vergeſſen machte, denn es iſt in der Gottheit eine Macht und der Wille zugleich, das Leid zu lindern. „Es ſey, wenn das Auge jenes Anſchauens nicht vor dem Tod genoſſen, dieſes faſt ein gleiches Unglück, als uneingeweiht in die Myſterien zu ſterben.“ Die Kunſt hat ſich auch in dieſer Kraft als eine aus dem Geſchlecht jener Engel gezeigt, durch welche das (vorbildliche) Geſetz gegeben worden (nach §. 58). Nicht minder herrlich war das Bild der Pallas Parthenos, welches derſelbe Künſtler für das Parthenon zu Athen gemacht. Es ragte 26 Ellen hoch empor, das Bild ſelber einfach und hehr, ruhige, ſiegreiche Majeſtät im Ausdruck, die Rüſtung, die Baſis, das Gewand bis herab zum Rand der Sohle (an welchem die Kentauromachie abgebildet war) mit allem Reichthum der Kunſt geziert (das abnehmbare Gewand allein nach Philocharus war auf 44 Goldtalente oder 1,115,700 fl. geſchätzt). Ueberhaupt war es die Athena, welche Phidias auch in Marmor und Erz am öfterſten und mit der meiſten Vorliebe gebildet, bald als die Anmuthige und Milde (καλλίμορφος) für die Athener auf Lemnos, bald als die Streitbare (ἄρεια) für Lemnos, zuletzt in der rieſenhaften, ehernen Vorkämpferin und Schutzgöttin, ſo mächtig hoch, daß ſie zwiſchen den Propyläen und dem Parthenon ſtehend, über beide emporragte und von den Schiffern ſchon aus großer Ferne geſehen wurde. Doch war dieſes mächtige Bildniß, als Phidias im Alter von etwa 36 Jahren (im J. 426 v. Chr.) im Gefängniß, wohin ihn Cabale geführt, ſtarb, noch nicht vollendet, die Kentauromachie am Schilde arbeitete, faſt ein Menſchenalter ſpäter Mys, nach Parrhaſios Zeichnung. — Obgleich der große Phidias, unter deſſen Leitung die Kunſtſchöpfungen der ganzen Perikleiſchen Zeit geſtanden, hier als Hauptrepräſentant dieſes ganzen Zeitalters der Kunſt betrachtet worden, ſo ſtunden doch neben ihm mehrere gleich hoch ragende Geiſter. Denn es erſchienen ſolche Menſchen, welche Gott unſerm Geſchlecht als hehre Segnungen gegeben, niemals allein, ſondern viele Kämpfer, wenn auch von einem mächtigeren geführt, betreten die Bahn zugleich. Pythagoras von Rhegion (von 477 bis 429 v. Chr.) war gleich mächtig in der treuen

Auffaſſung der Natur und ihrer harmoniſchen Verhältniſſe, und in geiſtvollem Ausdruck ſeiner Geſtalten. Polykleitos (von [illegible] bis [illegible]) hatte ein würdiges Gegenbild zum Olympiſchen Zeus in ſeiner Koloſſalſtatue der Hera zu Argos gegeben, welches, was die Kunſt des Erzguſſes betrifft, den Arbeiten des Phidias gleich gekommen, ja von Einigen noch höher geſtellt worden (Strabo VIII. p. 372). Was jedoch den allgemeinen Eindruck, auf innere Würde gegründet, angeht, ſo vernehmen wir über dieſes Herabild keinen ſolchen Ausſpruch, wie der obenerwähnte über Phidias Zeus geweſen, und es ſcheint überhaupt, als wenn Polykleitos mehr in der treuen Darſtellung nackter, athletiſch kräftiger Körper ſich gefallen, worin er auch allerdings ſo Hohes geleiſtet, daß ſein Doryphoros ſpäter als Kanon der Proportionen des Menſchenkörpers betrachtet worden. — In dieſer Richtung war in etwas dem Polykleitos verwandt: Myron aus Eleutherä, der um dieſelbe Zeit gelebt, und deſſen Discobol, ſo wie die Kuh aus Erz und das Seeungeheuer, Bewunderung erregten. Während indeß die Argiviſch-Sikyoniſche Schule des Polykleitos noch immer, bis zu Euphranor dem Iſthmier (von 361 bis 337) und Lyſippos aus Sikyon (von [illegible] bis 321) das rhythmiſche Verhältniß des kräftig wohlgeſtalteten Menſchenleibes in der Größe und Zuſammenfügung der Theile zum Hauptgegenſtand ihrer Kunſt gewählt und Heroen wie mächtige Götter (Lyſipp vorzüglich den Hercules) in ihrer Weiſe gebildet, hatte die Schule des Phidias zu Athen, vor allen jedoch Praxiteles (von 361 bis 340) und Skopas aus Paros (von 359 bis 319), deren Marmorwerke und ihre Nachbildungen zum Theil bis auf unſere Zeiten gekommen, noch immer die höhere Aufgabe der Kunſt vor Augen, an der ſchönen, hehren Geſtalt des Menſchenleibes, zugleich das in und über ihr webende Geiſtige zu erfaſſen, welches unvergänglicher iſt und höher als der Leib. Ob die Gruppe der Niobe von Praxiteles ſey oder von Skopas, wiſſen wir nicht; Skopas bildete vornehmlich das Ideal der Apollogeſtalt, lieblich und hehr zum Pythiſchen Kitharöden aus, und wird überdieß in ſeinen Werken aus dem Kreiſe der Götterſage des Dionyſos und der Aphrodite, ſo wie vor allen in der Gruppe der Meergötter bewundert, welche den Achill nach der Inſel Leuka führen. Praxiteles ſuchte vornehmlich in ſeinen Meiſterwerken die bedeutungsvolle Geſchichte des

Eros und des Dionyſos (m. v. oben.) zu verleiblichen. Nur zu leicht legt jedoch, bei ſolchem Streben, der ſchaffende Geiſt des Menſchen eine überſchätzende geiſtige Bedeutung auch in das niedrig Sinnliche, und ſuchet auf dieſe Weiſe das Bild hinter dem Spiegel. Dieſes hat auch bald hernach die Schule der Atheniſchen Bildhauerkunſt erfahren, obgleich ſie noch in Kleomenes, Apollodorus Sohne (von 221 bis 143 v. Chr.), dem Meiſter der vielbekannten Mediceiſchen Venus, einen bedeutungsvollen Sproß getragen. Aus der Argiviſch-Sikyoniſchen Schule war indeß die Schule des Erzguſſes in Rhodos hervorgegangen. Chares von Lindos, noch ein Schüler des Lyſipp, wird als Meiſter des weltberühmten Koloſſes zu Rhodos genannt, der unter den hundert Sonnenkoloſſen jener Inſel der größte geweſen (er ragte 70 Ellen). Es hat jedoch ſchon in dieſen Zeiten die allgemeine geiſtige Entartung den Geiſt der Kunſt auch in dieſem Gebiete zu einem gierigen Haſchen nur nach dem äußern, allgefälligen, oder der Laune der jedesmaligen Bewunderer dienenden Scheine heruntergezogen, und wenn die Gruppe des Laokoon in dieſer letzten Aera der ächtgriechiſchen Kunſt entſtanden, ſo hat ſich dieſe, mit tiefem Schmerz erfüllt, ſelber dargeſtellt: umſtrickt von dem unausweichbaren Tode der Schlangen. Bald war das alte Streben, die Menſchen, auch auf den Schwingen der Kunſt dem Gottlichen zu nahen, vergeſſen, und in Marmor und Erz ſtellte die künſtliche Hand mit ſchmeichlend verſchönerndem Anſchein nur das vergängliche Angeſicht und die Geſtalt der ſie bezahlenden Fürſten, und die Launen des Augenblicks dar.

Die Malerkunſt ward in den Zeiten des alten Griechenlandes zuerſt in Korinth geübt, wo, der Sage nach, Kleanthes die Zeichnung der Umriſſe erfunden. Eumaros von Athen verſuchte es, die Verſchiedenheit des Colorits der bezeichnenden Kunſt dienſtbar zu machen, und eine (mißverſtehende) Sage läſſet den Bularchos (um 719) die Schlacht der Magneter in einem Gemälde darſtellen, welches Kandaules mit Gold aufgewogen haben ſollte. Die älteſte Malerkunſt iſt, wie Raphaels Vater, vom Gewerbe der Töpfer geweſen, hat ſich auf das Bemahlen der Gefäße beſchränkt. Doch erhebt ſich auch dieſe Kunſt in Kimon von Kleonä (um 540) zur Auffaſſung der Proſpecte, und es erwähnet Herodot (IV, 88) der

Gemälde von Phokia (um 537). Polygnotos der Thaſier, verherrlichte durch ſeine Werke Athen um 460 v. Chr., und es wetteiferte mit ihm der obenerwähnte Onatas, aus Aegina. Gehülfe an den großen Werken des Phidias war der Maler Panänos, ein Bruder des Phidias. An Zeuxis (um 400 v. Chr.) von Heraclea, der den Palaſt des Parrhaſios gemalt, rühmet das Alterthum, in bekannter Sage, eine treue Nachahmung der Natur, wir wiſſen indeß weder bei ihm noch bei Parrhaſios dem Epheſer (um 397), wie hoch und tief die Kunſt in ihnen geſtrebt, da von ihnen nicht mehr die längſt in Staub und Trümmer verfallenen Wände und Leinwand, ſondern nur Bücher reden. Ariſteides aus Theben (um 340) hatte in ſeinen Werken neben der Bewegung des Leibes auch ſchon jene des Geiſtes darzuſtellen verſucht, Pauſias malte Kinderfiguren und Blumen; Nikias aus Athen (um 320) gefiel ſich im Nachbilden von Schlachten und Kämpfen der Menſchen und Thiere. Am meiſten läſſet uns jedoch das vielſtimmige Gerücht, das ſich über die Werke des großen Apelles aus Kolophon (geſt. 305) bis zu uns erhalten, es innig beklagen, daß dieſer lieblichen Blüthe der Kunſt nicht die Dauer des Marmors oder des Erzes innen gewohnt, welche ſo vieles Minderbedeutende vor der Zerſtörung der Zeiten geſchützt. Von ſeiner Venus Anadyomene von ſeinen vielfältigen Abbildungen des Alexander, ſeiner Vorſtellung ſelbſt des Ungewitters und ſeiner Blitze, redet nun faſt bloß noch, die nach ſolchem Anblick nur matt erſcheinende Kunde der ſpäteren Römer. Es wird hernach, beſonders in Aegypten, unter den Ptolemäern, dieſe nachmals tiefeſt gründende der bildenden Künſte faſt nur noch im Dienſt der Eitelkeit, einzelner, wohlbegüterter Männer gefunden.

Eben ſo wie von der Malerkunſt der alten Griechen, iſt es von der Muſik vnd dem Geſang derſelben zu beklagen, daß eine neue Tonweiſe, des innren und äußeren Lebens, ſie faſt gänzlich aus der Geſchichte der Künſte verdrängt und verwiſcht hat. Denn jene altgriechiſchen Weiſen einiger Geſänge, welche Burney in ſeiner Abhandlung über die Muſik der Alten aus einer Pariſer Handſchrift mitgetheilt, erlauben uns wenig ſichere Schlüſſe, obgleich an ihrer Aechtheit und eigenthümlichen Wirkung auf die mit dem Sinne des Alterthums vertrauten Geiſter (wie Wolf) kein Zweifel iſt. Wir wiſſen nur von den Spartanen, daß bei ihnen ein Hauptmoment der geiſtigen Bildung der Jugend das Erwerben muſikaliſcher Fertigkeiten, beſonders aber das Erlernen veredlender Geſänge geweſen, deren Inhalt die Verherrlichung der Götter, den Preis des Vaterlandes und der Heroen und die Beſchimpfung der Feigheit zum Gegenſtande hatte. Es wurden hierbei die Knaben angehalten, dieſe ehrwürdigen Geſänge der Väter langſam und mit feierlichem Tone zu ſingen, und welcher ſich einfallen ließ, an dieſen einfältigen Weiſen beim Geſange Verzierungen und Aenderungen anzubringen, der wurde hart beſtraft. Daher ſich dieſe alten Lieder, beſonders in der Gefahr der Schlachten, beſtändig in ihrer alten Kraft erhalten. So wurden auch bei den Athenern unter den Muſenkünſten, welche man als die erſte Nahrung des jugendlichen Geiſtes betrachtete, Muſik und Dichtkunſt vorangeſtellt. Seit Perikles Zeiten, welcher hiezu das Odeion erbaut, weckten und nährten den edlen Eifer, und die Meiſterſchaft in der Muſik, die muſikaliſchen Wettkämpfe (ἀγῶνες μουσικοί), abwechslend mit dem Vortrag von Gedichten und Reden. Aehnliche Wettkämpfe im Geſange wurden auch bei den Pythiſchen Spielen, ſo wie bei den Panathenäen gehalten.

Wenn aber auch die Tonweiſen des alten Griechenlandes verhallt ſind, ſo hat ſich doch großentheils das Wort, das die Geſänge belebte, bis auf unſere Zeiten erhalten: die Werke der alten griechiſchen Dichtkunſt, welcher Gott hohe Kräfte anvertraut. Schon in der älteſten, halb fabelhaften Zeit der Dädaliden, als die Kunſt den hölzernen Bildern der Götter die geſchloſſenen Augen (ὄμματα μεμυκότα Diod. IV. 76; Schol. zu Plat. S. 367 Beck) noch kaum zu öffnen, die gebundenen Glieder zu löſen vermocht, hatte Homers Muſe mit dem von Gott geöffneten Auge Vergangenes wie Künftiges geſehen, und ſich hehr und frei über Länder und Meere bewegt. Als noch kaum die doriſche Baukunſt es gewagt, den alten Umriß der hölzernen Tempel in Stein nachzubilden, da ertönten Böotiens fruchtbare Auen von der Macht der Lieder, und es ſang (ſchon 800 J. v. Ch.) Heſiod ſein Lied der Natur und Zeiten. Es lebte bald nach den Zeiten des halb fabelhaften

Bularchos des Schlachtenmalers, Archilochos, deſſen Geſang treffender als der Pinſel Wunden und Schlachten der Männer gebildet. Mit Theodorus und Telectes, den Meiſtern in Erzlehre der alte Erzähler bedeutungsvoller Fabeln: Aeſop. — Es krönte in gleicher Zeit der wohlverdiente Lorbeer den gewaltigſten der tragiſchen Sänger: Aeſchylus, und es ſang ſchon Pindarus, als die Lehrer des großen Phidias wie des Praxiteles durch ihre Werke in der ſtaunenden Menge die Ahndung der wahren Vollendung der Kunſt erregten. Mit Phidias betraten faſt zugleich die Bahn des Ruhmes Sophokles und Euripides und bald auch Ariſtophanes, bis auf die lieblich kräftige Jugendzeit der Dichtkunſt das Alter der Arbeit und des männlichen Bemühens: die Blüthenzeit der griechiſchen Philoſophie gekommen.

Die Tanzkunſt der Alten war nicht, wie bei uns, ein üppiges Springen und Verdrehen der Hetärenglieder, ſondern zuerſt das unwillkürliche, rhythmiſche Mitbewegen der Glieder beim lebenskräftigen Geſange: das ernſte, gemeſſene Umſchreiten des Altars der Götter. Wir erkennen noch in den Vaſengemälden mit ziemlicher Sicherheit mehrere der bei Athenäus beſchriebenen Tanzweiſen: den κερνοφόρος, ἄνθεμα, καλαθισμος, χειρ σιμὴ, σκώψ, den κόρδαξ. Müller a. a. O. S. 396. Die Tänze der Spartaner waren theils religiös, theils mimiſch, wie die der Deikeliſten, endlich aber Tänze zur Leibesübung wie die πυῤῥίχη bei Plato de legg. T. VIII. p. 375.

Die Gymnaſtik im engeren Sinne umfaßte nach Lykurgs Anordnung vornehmlich das Laufen, das Ringen, das Werfen des Discos und des Wurfſpießes, ſchloß dagegen das Kämpfen mit dem Cäſtus und das Pancration aus, als unbrauchbar für den Krieger. Es begann die Uebung der gymniſchen Kunſt, in Sparta wie in Athen, ſchon in dem ſiebenten Lebensjahre, und in der letzteren Stadt waren die großartig erbauten, von Gärten umſchloſſenen Gymnaſien zugleich die Stätte der öffentlichen Vorleſungen für Philoſophen, Redner und Sophiſten. Hier übte ſich der Knabe unter Anweiſung des παιδοτρίβης in den Kämpfen, welche zum Krieg ihn kräftigten. Wer dagegen ein Kämpfer von Profeſſion ἀθλητής werden wollte, fand dazu

Anleitung in der Paläſtra. (M. vergl. L. Schaaff Encyklop. der kl. Alterthumsk. II.) Von ſo ungemeinem Einfluß war die gymniſche Kunſt auf die Ausbildung des Leibes, daß man noch jezt in den Statuen der Alten deutlich jene Abbildungen „barbariſcher“ Leiber, welche nicht gymniſch geübt waren, von den Abbildungen griechiſcher Männer und Heroen unterſcheidet.

Die Etrusker ſchließen in ihrer Kunſt ſich nahe an die ältere Entwicklungsperiode der griechiſchen Kunſt an. Es gleichet der Bau der Tempel dem doriſchen, doch ſind die Säulen ſchlanker und ſtehen entfernter, der hintere Theil des Quadrats enthält nicht ſelten 3 Cellen. Dieſe Gebäude erreichen nicht die hohe Würde und majeſtätiſche Einfalt des doriſchen Styls, doch erſcheint die bürgerliche Baukunſt von rieſenhaftem Grund und Umfange. Die bildende Kunſt Hetruriens begnügte ſich meiſt am Formen und Bemalen thönerner Geſchirre, doch ward auch das Gießen in Erz häufig geübt, welches indeß nie den ſpätern griechiſchen Schwung erreicht. — An dieſe Richtung der Kunſt ſchloſſen ſich unter der Herrſchaft etruskiſcher Könige die alten Römer an. Es wurde hierauf, ſchon ſeit der Zerſtörung von Korinth (147 n. Ch.) Rom die Wohnſtätte und die Pflanzſtätte eines neuen Wiederauflebens und Gedeihens für die letzten Zweige der griechiſchen Kunſt. Dieſe Zeit eines neuen Aufſchwunges, freilich nie mehr in der alten, hehren Richtung des griechiſchen Himmels, kam vorzüglich in der Zeit der Kaiſer, obgleich ſchon vorher zierliche Tempelgebäude, Curien und Baſilisken, Foren mit Säulenhallen und öffentlichen Gebäuden, ſo wie Denkmäler aller Art die Stadt zierten. Als eine vorherrſchende Eigenthümlichkeit der römiſchen Baukunſt erſcheinet das Zuſammengeſellen der Pfeiler und Bögen mit den Säulen und Säulengebälk: beide Formen laufen parallel neben einander her, die Bögen im Innern des Gebäudes, die Säulen an der äußeren Fronte deſſelben. Hiebei iſt das Capitäl der römiſchen Säulen auf eigenthümliche, von dem beſſeren Rhythmus abweichende Weiſe aus dem Joniſchen und Korinthiſchen zuſammengeſetzt: das Joniſche Eckcapitäl bildet das obere, das Korinthiſche die untern zwei Drittel. Es erbaute Auguſt an Tempeln jenen des Apollo Palatinus, den des Jupiter tonans, des Quirinus, des Mars ultor. Ferner das Theatrum Marcelli, den Porticus Octavianus (Metelli) nebſt Curia, Schola, Bibliotheca, und ſo, beſonders auf dem noch freien Marsfelde, einen ganz neuen, prächtigen Theil der Stadt. Gleichzeitig errichtete und ſtiftete Aſinius Pollio zum gemeinen Nutzen eine Bibliothek. — Hierauf erhielt ſich Tibers Andenken in den Augen der Nachwelt durch die Castra Praetoria, Caligula's durch die mächtige Bogenbrücke am Meerbuſen von Bajä, das des Claudius durch den Hafen zu Oſtia und den Erbau der eigentlichen Kaiſerpaläſte (Palatinae Caesarum domus), Nero's unter andern durch die Domus aurea, welche, mit Parkanlagen im Innern, vom Berg Palatinus bis zum Esquilin und Cälius hinüberreichten. Veſpaſian erbaute das dritte Capitol, den Tempel des Friedens, welcher nachmals dem Bramante die Idee zur Peterskirche gegeben und das Amphitheatrum Flavium (Koliſäum) 156 Fuß hoch und 261 in der größten Länge. Von Titus haben ſich noch die reichverzierten, wohlangelegten Bäder bis auf unſere Zeit erhalten; Domitian baute unter andrem das Forum Domitiani. Doch ſetzte das von Trajan erbaute Forum die damals Lebenden am meiſten durch ſeine hohe Pracht in Staunen (Ammian. XVI, 10): in ſeiner Mitte die Columna Trajani, in deren Innren eine Treppe emporſteigt. Trajan ließ überdies (faſt alles durch Apollodor oder unter ſeiner Leitung) ein Odeion, Bäder, und in Ancona und Benevent Bögen in faſt aſiatiſchem (palmyreiſchem) Styl erbauen. — Hadrian, ſelbſt Architekt, tödtet den Apollodor aus Eiferſucht. Er erbaut den Tempel der Venus und der Roma, ein Grabmal, dem des Auguſt gegenüber; die villa Tiburtina; vollendet das Olympieion in Athen. Von Antoninus Pius iſt der Tempel des Antonin und der Fauſtina. Die Ehrenſäule des Antoninus Pius aus Granit ward von Marc Aurel errichtet. Caracalla erbaut Thermen und einen Circus vor der Porta Capena. Von Gallienus iſt ein Bogen, deſſen kunſtloſe Einfalt in ſo überladen zierlicher Zeit der Baukunſt auffällt, von Diocletian ſind Thermen. — Als ſich ſpäter die Baukunſt mit vielem Eifer an das (eilige) Erbauen und Verſchönern von Byzanz gewendet, iſt, noch mehr als vorhin, über den bald imponirenden Schein die eigentliche, wahre Vollendung verſäumt worden. — Die Kirche der heil. Agnes von Conſtantia (Conſtantins Tochter) angelegt, iſt eine dreiſchiffige Baſilica mit zwei Säulenſtellungen über einander; die Säulen von ſehr verſchiedener Art, auf ihnen ruhen Bögen.

Wir lernen die Bildhauerkunſt Roms in der Zeit der Kaiſer, welche faſt ausſchließlich von griechiſchen Künſtlern betrieben worden, unter andren in den Verzierungen am Triumphbogen des Titus, ſo wie ſpäter an der Säule des Trajan; die damalige, allerdings ſehr bemerkenswerthe Malerkunſt, in den Bädern des Titus, ſo wie in den zu jener Zeit verſchütteten Städten Pompeji und Herculanum kennen und ſchätzen. Im Erzguß zeichnete ſich (unter Nero's Regierung) Zenodoros aus, welcher eine Statue des Helios Nero von 110 Fuß Höhe gefertigt. Der größte Theil der noch übrigen Werke der Bildhauerkunſt jener Zeiten beſteht meiſt in Büſten und Statuen der Kaiſer. Unter Hadrian trieb auch die Bildhauerkunſt noch eine ſchöne, herbſtlich ſpäte Blüthe, wie dies neben andern Kunſtwerken dieſer Zeit die vielen Statuen des Antinous bezeugen. Auch bildete ſich unter jenem kunſtliebenden Kaiſer der Maler Aetion zu einem Meiſter aus, den ein damaliger Kenner: Lucian, den größten Malern des Alterthums zur Seite ſtellt. Sein bekannteſtes Werk war: Alexander und Roxane. — Beſonders ſeit Commodus und Caracalla wurden auch häufig in Rom Bilder der ägyptiſchen Götter aus ſchwarzem Geſtein, ſo wie Mithra's gefertigt. Zahllos iſt die Menge der zum Theil trefflich geſchnittenen Steine aus jener Zeit. — Es wanderten jetzt bald aus allen Gegenden der damaligen gebildeten Welt die herrlichſten Werke der Kunſt in die Gefangenſchaft nach Conſtantinopel, deſſen Pracht Himerios (Or. VII.) beſchreibt. Auf dem Platz der Sophienkirche allein ſtanden vor Juſtinian 472 Statuen von der Hand alter Meiſter. Die Feuersbrünſte dieſer neuen Kaiſerſtadt 404, 475 (wo das von Theodoſius erbaute Lauſeion verbrannte) 532 (das Bad des Zeuxippos, von Severus angelegt, mit vielen Statuen von Göttern, Heroen und hiſtoriſchen Perſonen), dann 1203, zuletzt endlich die Eroberung der Stadt durch die Türken, verwandelten einen großen Theil der alten Herrlichkeit in Trümmer.

Aus der Geſchichte der neuern Kunſt heben wir hier nur, wie ſchon oben voraus geſagt worden, einige Momente hervor:

An die letzte Periode der griechiſch-römiſchen Baukunſt, ſchloß ſich, bei der Einführung des Chriſtenthums in die Heimathländer der alten Kunſt, die ſogenannte vorgothiſche, byzantiniſche Bauart an. Eines der bedeutendſten Werke dieſer Form, Theodorichs Mauſoleum, jetzt Maria Rotonda; San Vitale, unter Juſtinian gebaut, achteckig, mit barocken Capitälern. M. v. Thierſch u. Schorns Reiſen in Italien. Bd. 1 S. 398 und Manſo's Geſchichte des oſtgothiſchen Reiches S. 121 und 696 ff. Als ein ausgezeichneter Charakter der byzantiniſchen Baukunſt wird der Spitzgiebel und Bogen und der Grundſatz der ununterbrochenen Vertical-Linien betrachtet. Unter den Simmswerken eine Reihe halbkreisrunder kleiner Bögen. Es zeichnet auch noch die Mauern die Glätte der Quadern und die Schärfe der Simmswerke aus. — Mit großer Allgemeinheit ging im Anfang des Mittelalters dieſe Bauart von Nubien und Aegypten (z. B. im Tempel zu Eſſabua) bis an den Rhein hin. In dieſem Style ſind die Dome von Spoleto, Orvieto, Como, und 796 zu Aachen durch Meiſter Anſigis, Abt von Fontanell, gebaute Kirche, (innen 8, außen 16 eckig); das Kirchlein zu Altenfurth bei Nürnberg; aus Kaiſer Konrads Zeiten die Margareten-Capelle in der Kaiſerburg von Nürnberg; unter Heinrich I die Frauen-Kirche zu Memleben in Thüringen. Aus dieſer Zeit auch St. Michael zu Pavia, und der Dom zu Limburg an der Lahn, mit 7 Thürmen, von Graf Konrad 909 erbaut, ſo wie der alte Kreuzgang des Münſters zu Zürich. Es ſind die Tempelgebäude jener Zeit auf mannichfache Weiſe mit den ſymboliſch bedeutſamen Geſtalten bacchiſcher Larven, dem Pelican, Pfauen (dem Phönix und in ihm Unſterblichkeit andeutend), Tauben, Löwen verziert. Der Altar in Oſten. Die Wurzel des Quadrats iſt die Einheit, nach welcher Alles abgetheilt worden. Der Giebel über dem Thurme hat die Diagonale des Grundquadrats zur Höhe. Um dieſe Zeit (926) Generalverſammlungen der Bauleute zu York, wobei eine eigenthümliche Conſtitution begründet worden (m. v. Krauſe's drei älteſte Urkunden). — Im 11ten und 12ten Jahrhundert wurden noch großentheils in dieſem Styl erbaut: der Dom zu Speyer von Conrad 1030 bis Heinrich IV. 1061; der zu Worms, glatt, mit Würfelknäufen, halbkreisrunde Bögen; der Dom zu Mainz; der

Dom

Dom zu Bamberg von Heinrich II und Kunigunde 1010 gegründet, hat 4 Thurme. Kirche zu Baſel von Heinrich II 1010 bis 1019. — Meiningen —; älteſte Anlage des Münſters zu Würzburg — Kirche zu Paulinzell im Rudolſtädtiſchen 1106 vollendet — Leonhardskirche zu Frankfurt a. M.; Kirche zu Merſeburg; Lorch 1102; St. Blaſius zu Braunſchweig, durch Heinrich den Löwen; Dom zu Lübeck; Dom zu Schwerin. — Die eigentlich deutſche (gothiſche) Bauart beginnt im 13ten Jahrhundert und eines ihrer älteſten Werke iſt der Dom zu Magdeburg (1208 durch Meiſter Boniac); Marburg 1235; Schulpforte 1251; Dom zu Meißen durch Biſchof Vitigo I 1274; Notre Dame zu Paris; Dom zu Siena; Freiburg im Breisgau 1272; Dom zu Köln unter Erzbiſchof Conrad, Graf von Hochſtätten. Straßburg war von jeher eine Stadt geweſen, welche die chriſtliche Baukunſt ganz beſonders zu ihrer Wohnſtätte gewählt hatte. Schon Chlodwig hatte hier im 6ten Jahrhundert den älteſten Münſter jener Gegenden erbaut, mit hohem Giebeldach, gar finſter, mit nur einem Fenſter, von dem Lichte der nie verlöſchenden Ampel beleuchtet, „damit,“ nach den Worten eines alten Schriftſtellers (Schad)“ ein Jeder ſein Gebet ohn' Hinderniß und andrer Leute Uffſehens konnte verrichten.“ Der hehre Münſter mit ſeinem gewaltig ragenden Thurm wurde unter Biſchof Werner 1015 begründet, von Erwin von Steinbach (bis 1277, er ſtarb 1318) vollendet. St. Stephan zu Wien 1140 — 1150. Aus dieſer Zeit, in welcher, neben Erwin von Steinbach uno der kunſtreichen Sabina auch Georg Hauſer und Anton Pilgram berühmt geworden, ſo wie Wilhelm Tedesko (der Deutſche), der 1174 zu Arezzo gearbeitet und den Glockenthurm zu Piſa gebaut, und Peter Johannes von Freiburg, Baumeiſter zu Orvieto, ſind die Kirchen zu St. Lorenz in Nürnberg, St. Katharina in Oppenheim. — In einer Bauart, welche ſchon zu ſehr an's Verzieren gedacht, dennoch hehre Werke geſchaffen, ſind die meiſten Kirchen des 14ten und 15ten Jahrhunderts. Dom zu Ulm 1377 — 1494 (durch Ulrich von Freiſing); zu Regensburg; St. Ulrich zu Augsburg; Martinskirche zu Landshut; Frauenkirche zu München; das Kloſter Oybyn von Karl IV; St. Veit in Prag; der Dom zu Batalha in Portugal; Antwerpen; Mailand (1386 durch Galeazzo Visconti). Ausgezeichnete Meiſter dieſer Zeit ſind Heinrich Arler von Gemünden und der ſchon genannte Ulrich von Freiſing. — In Italien wurde jedoch jetzt, zuerſt in Florenz, durch Brunelleſchi (1377 bis 1444), den Erbauer von St. Maria del Fiore (m. v. über ihn den 2ten Band meiner Reiſe durch Südfrankreich und Italien), und ſpäter durch Donatello Bramante (Lazzari), geboren zu Caſtell Durante im Herzogthum Urbino 1444, geſtorben 1514, der den Plan zum herrlichen Gebäu der Peterskirche entworfen, ſo wie durch Michel Angelo (von welchem noch unten), die Baukunſt, nach einer andern Richtung hin zu einem Gipfel erhoben, welcher neben der gewaltigen, tiefbedeutungsvollen der altdeutſchen Baukunſt, gleich einem zweiten, nachbarlichen Thurme, den mächtigen Tempel der neueren Architektur vollendet.

Die Bildhauerkunſt des Mittelalters iſt großentheils im Dienſt und untergeordnet der Baukunſt geweſen. Doch betrachten wir hier wenigſtens einige ihrer erſten Anfänge:

Am augenfälligſten zeigt ſich die Verſchiedenheit der neubegonnenen, tieferen Richtung des Chriſtenthums, von jener der Zeit der Heiden, in der Malerkunſt und neben dieſer auch in der Bildhauerkunſt. Es war die Leiblichkeit, von der letztern Richtung gemißbraucht, zu einem geiſtig verpeſteten Todtenhaus geworden. Die chriſtliche Kunſt, da ſie zuerſt in dieſer Region der Seuchen erwachet, ſcheint es kaum zu wagen die Augen für die Umgebung zu öffnen, der Glieder des Leibes zu gebrauchen. In den älteſten Bildern der chriſtlichen Kirchen herrſchet ein Ernſt, der, neben der ſtummen Richtung auf ein Göttliches und Ewiges, das Menſchliche und Vergängliche nur wie im Vorübereilen andeutet und nach Möglichkeit es verhüllet. Es gebühret indeß dem Leibe, von Gott geſchaffen, ſein Recht (S. 10) und „Leiblichkeit iſt das Ende der Wege Gottes." Darum hat die jungfräuliche Weisheit, da die Jahre des unmündigen Schweigens, des ſtillen Aufnehmens, vorüber geweſen, der chriſtlichen Kunſt auf einmal die Kraft und das Recht gegeben, den Leib des Menſchen nicht zu zerſtören, ſondern ihn zu einem Tempel Gottes, zu einem Ebenbild des Unerſchaffnen zu verklären. Wir bezeichnen den Gang aus dem Morgentraum der Kunſt hier nur mit einigen unſterblichen Namen: Johann Cimabue, geboren 1240, geſtorben 1300, hat zu Aſſiſi und Florenz manche (meiſtens Fresco) Gemälde hinterlaſſen, welche die kräftig ſtrebende (faſt trotzige) eigenthümliche Richtung verrathen, womit Cimabue dem bisherigen Strom der Kunſt entgegen arbeitete; ſein herrlichſtes Werk war aber doch jenes lebendige, das er durch die Bildung des großen Giotto (Angelo die Bondone) zum Maler vollendet. Giotto war zu Veſpigniano im Florentiniſchen 1276 geboren und ſtarb 1336. Sein Meiſter fand ihn, das Vieh hütend und dabei die Geſtalten ſeiner Thiere an den Boden und auf Stein zeichnend. Giotto war mit Clemens V zu Avignon. In Italien malte er das St. Peterſchiff und den Glockenthurm zu St. Maria del Fiore; in Florenz, die Geſchichte des Franz Aſſiſi. — Von ihm auch Fresco Gemälde in Padua; die Bilder von Dante, Petrcarca, Bocaccio u. ſ. — Hubert van Eyk, geboren zu Gent 1366, geſtorben 1426; Johann van Eyk geb. 1370, geſt. 1441; aus dieſer Schule der treffliche Hans Hemmelink (noch um 1479), auf deſſen, ſo wie Schoreels Gemälde aus der Boiſſerée'ſchen Sammlung oben S. 872 hingedeutet worden. — Anton Mamertini, gen. da Meſſina, um 1430 oder 1470, übt die wie man glaubte von v. Eyk erlernte Oelmalerei zu Venedig. — Eine Verklärung der höchſten, geiſtigſten Art empfängt die Kunſt durch den Meiſter Angelico (Johann da Fieſole), geboren 1387, geſtorben 1455, der in Fieſole Dominicaner und zugleich Maler war. Von ihm Werke voll tiefer Innigkeit in Rom (Capelle St. Laurentius im Vatican) und in Florenz. Vannucci (Pietro Perugino) Raphaels Lehrer, geboren 1446, geſtorben 1524. — Raphael Sanzio da Urbino, geboren am Charfreitag 1483, geſtorben am Charfreitag 1520. — Bei ſeinem Vater zu Urbino, der Töpfergeſchirr fertigte, hatte ſeine Neigung zuerſt ſich geregt, in Perugia aber ſo ſchnell entfaltet, daß er im 17ten Jahr den Meiſter übertraf. Seine früheſten Werke: die Himmelfahrt der Maria im Kloſter St. Francescho. — Verlöbniß der heil. Jungfrau zu Citta di Caſtello. — Begegnet ſich (in Florenz u. ſ.) mit Leonardo da Vinci und M. Angelo Buonarotti; mit Taddeo Taddei. — Seine Grablegung Chriſti 1505. — Wirkt dann in Rom, wo der Palaſt Borgheſe und die Werke, die er unter Julius II und Leo X für die Hauptſtadt der neuern Kunſt gefertigt, von ihm zeugen. Seine letzte Arbeit war der Chriſtuskopf an ſeiner Transfiguration. — Wir erwähnen hier zugleich auch, ehe wir zu dem bedeutungsvollen Vereinigungspunkt beider Künſte, in Michael Angelo übergehen, einiger ältern italiäniſchen Bildhauer: des **Donatello**, geboren 1384, geſtorben 1466, dem Freund und edlen Kunſtgenoſſen des oben erwähnten Brunelleschi. Er war ein Schüler des Bicci, erhub ſich in der Bildhauerkunſt ſo hoch, daß ſeine Werke in Bronze und Marmor den griechiſchen gleich geachtet worden. Von ihm das Basrelief in der Kreuzkirche zu Florenz, die Verkündigung darſtellend — die Statue des heil. Marcus in der Kirche Orſan Michele; Donatello war auch Baumeiſter. — Lorenz Ghiberti, geboren 1378, geſtorben 1455, anfangs Goldſchmied (auch, doch nicht mit Brunelleschi's Talent, Architekt), arbeitet die bronzene Pforte an der Johanniskirche in Florenz. (Dieſe Pforte, 310 Centner Erz enthaltend, koſtete 22000 fl.) — Der Lehrer des großen M. Angelo war Dominicus Ghirlandajo (geboren 1451, geſtorben 1496), der als einziger dieſem würdiger Mitarbeiter neben Perugino an der Sixtiniſchen Capelle malte. Von ihm die Berufung Andreas und Peters. — **Michael Angelo Buonarotti**, geboren 1474 im Schloß Capreſe, da ſein Vater Befehlshaber war, ſtarb 1564 (90 Jahr alt). Dieſer kühne, gewaltige Geiſt hat als Baumeiſter und Architekt ſo wie als Maler, ja zugleich als Muſiker und Dichter, nach dem oben gebrauchten Bild alle Säulen des Tempels der Kunſt zugleich in ſeinem Geiſt getragen. Von ihm das jüngſte Gericht in der Sixtiniſchen Capelle und eine Menge von Meiſterwerken, die er für ſieben Päpſte, unter denen er gewirkt, für Carl V, Franz I. ja für Soliman I. gefertigt. — In Deutſchland lebten und wirkten indeß der Lehrer des großen Albrecht Dürer, Michael Wohlgemuth, geboren zu Nürnberg 1434, ſtarb 1519, 85 Jahr alt; der treffliche Bildhauer Adam Kraft, der 1507 im hohen Alter, ſtarb; die Maler Hans Bäuerlein und Jakob Walch; **Albrecht Dürer**, geboren im Frühling 1471, geſtorben 1528, zugleich Maler und Kupferſtecher ſo wie Mathematiker; der Bildarbeiter Veit Stoß (geboren in Krakau 1447, ſtarb 95 Jahr alt, zu Nürnberg im Jahr 1542); der treffliche Erzgießer, **Peter Fiſcher** in Nürnberg, geſtorben 1530. (Ueber dieſe und andre deutſche Meiſter vergleiche man meinen Peurbach und Regiomontan). — **Antonio Allegri da Correggio**, geboren 1475, geſtorben 1534, lebte und wirkte am meiſten in Parma, Mantua, Modena, Reggio.

Von ihm die Verkündigung im Barfüßerkloſter zu Parma; die Kuppel der Benedictinerkirche zu St. Johannes. Ein Gemälde, das er um eine unbedeutende Rechnung auszugleichen, für einen Apotheker gemalt, galt bald nach ſeinem Tode 700 Zechinen. Pipi (**Julio Romano**), geboren 1492, ſtarb 1546; **Leonardo da Vinci**, geboren 1443, geſtorben 1519; Vecellio (**Tizian**), geboren 1477, zu Cadore, an den Gränzen des Friauls, geſtorben 1576 zu Venedig an der Peſt; **Lucas v. Leyden**, geboren 1494, geſtorben 1533; **Hans Holbein**, geboren 1495, geſtorben 1554 zu London; **Guido Reni**, geboren 1575 zu Bologna, geſtorben 1642; **Salvator Roſa**, geboren 1615 zu Remblat, geſtorben 1673; Gelee (**Claude Lorrain**) zuerſt als Paſtetenbäcker in Rom zur Kunſt gezogen, war bei Toul in Lothringen 1600 geboren und ſtarb i. J. 1682, u. ſ. w.

Auch den Gang der Entwicklungsgeſchichte der neueren Tonkunſt können wir hier nur durch einige Namen und Zahlen der Jahre flüchtig andeuten. Doch vergleiche man hierüber (Thibauts) treffliches Buch über die Reinheit der Tonkunſt, 2te Aufl. 1826. Hehr und tiefergreifend lauten die älteſten noch übrigen Kirchengeſänge in Italien. Doch hatte ſchon frühe eine ſolche Entartung der Kirchenmuſik begonnen, daß Papſt Marcellus II im Jahr 1555 ſie ganz abſchaffen wollte, als **Pietro Aloiſio da Paleſtrina** (auch Präneſtinus genannt), geboren 1529 zu Paleſtrina, durch ſeine herrliche Meſſe, am Oſterſonntag 1555 ſie rettete und zugleich ihr eine neue, geiſtige Richtung gab. Er ward 1571 Capellmeiſter an der Peterskirche, ſtarb 1594, am 2 Februar. Sein Leichenbegängniß wurde mit inniger Theilnahme von ganz Rom gefeiert, in deſſen Gaſſen zugleich das herrliche Libera me, Domine des großen Meiſters ertönte. — Der große **Orlando di Laſſo** (Roland Laß), geboren 1520, in den Niederlanden, geſtorben 1594, hatte in München eine Singcapelle um ſich gebildet, wie ſie Deutſchland noch nie ſah, und ſchwerlich jemals wieder ſehen wird, (Thibaut a. a. O. 137). Ein herrliches Werk von ihm ſind die Bußpſalmen, für Carl IX von Frankreich. — **Marcello** (Benedetto, geboren zu Venedig 1680, geſtorben 1732, componirt die Pſalmen; **Händel** (G. Friedrich) geboren zu Halle am 24 Februar 1685, wird ſchon durch ſeine Oper Almira (1704), dann noch mehr (in Venedig 1709) durch ſeine Agrippina, in Neapel durch Acis und Galathea bekannt. Seit 1710 Capellmeiſter in Hannover, dann in England, wo er ſchon durch ſeinen Rinaldo Liebling des Volkes wurde. — Sein herrliches Werk der Meſſias. — Händel ſtarb am 13 Auguſt 1759. Thibaut nennt ihn den Shakeſpear der Tonkunſt. Sein Leichnam ruht auch in der Weſtminſterabtei neben den Reſten des großen Shakeſpear. — Der große **Emanuel Bach**, war aus einer ſchon verlängſt durch muſikaliſche Talente reich geſegneten, aus Ungarn herſtammenden Familie i. J. 1685 in Thüringen geboren, frühe verwaist und dann zu ſeinem Bruder, der Organiſt war, gekommen. Damals ſchon hatte ſein brennender Eifer für die Tonkunſt ihn getrieben, nächtlich beim Mondſchein, eine vom Bruder ihm hartnäckig zurückgehaltene Sammlung beliebterer Compoſitionen abzuſchreiben und ſo ihn ſchon zeitig zur Fertigkeit gebracht: innerlich ganze Werke der Tonkunſt, in ihrem Zuſammenklang zu erfaſſen und auszuarbeiten. Als Jüngling lebte er in Lüneburg, von wo aus er öfter dem Orgelſpiel des großen Reinke in Hamburg beiwohnte. Schon 1703 ward er Hofmuſikus in Weimar, 1708 ebendaſelbſt Hoforganiſt, 1714 Capellmeiſter, 1717 nach Kothen berufen. Als er in demſelben Jahre den damals faſt 100jährigen, trefflichen Orgelſpieler Reinke in Hamburg beſuchte und nun auch dieſer ihn ſpielen hörte, ſagte der Greis: er hätte geglaubt, das rechte, ächte Orgelſpielen ſey ausgeſtorben, er habe ſich jedoch nun eines Andren überzeugt. Schon 1717 hatte Bach den berühmten franzöſiſchen Virtuoſen Marchand eben ſo beſiegt, als zu Napoleons Zeit ein Geſang von dem großen Scarlati die hundert Pariſer Harfen. Bach ſtarb 1750. — **Pergoleſi** (Giovanni Battiſta), geboren 1707 zu Pergoli, geſtorben 1739. — **Haſſe**, geboren 1705 zu Bergedorf bei Hamburg, wird von dem großen Aleſſandro Scarlati (1721) gewürdigt und erkannt, findet in Venedig (1727) die große Sängerin Fauſtina, ſtarb 1783. — **Chriſt. v. Gluck**, geboren 1714 zu Weidenwangen in der Oberpfalz, wo ſein Vater Jägermeiſter war. Zuerſt Muſikus beim Fürſten von Lobkowitz. Kommt ſchon 1738 mit Melzi (St. Martini) in ſeltſame Colliſion; componirt 1774 die von Bailli de Roulet gedichtete Iphigenie, welche 1782 zum 175ſten Male in Paris gegeben wurde, er ſtarb 1787. — **Hiller**, geboren 1728, verliert ſeinen Vater (Schullehrer zu Wendiſchoßiz bei Görlitz) ſchon im ſechsten Jahre und empfängt da, im Anhören des Liedes beim

Leichenbegängniß, den erſten innern Anſtoß zu ſeiner nachmaligen Richtung als Componiſt der Kirchenmuſiken; ſeine erſte Bildung im Collegio muſico des Gymnaſiums zu Görlitz. — **Joſeph Haydn**, geboren den 31 März 1733, geſtorben den 31 Mai 1809. Sein Vater, ein Wagner zu Rohrau in Niederöſtreich, ſpielte die Harfe, wozu die Mutter lieblich ſang, dies weckte zuerſt den Geiſt der Töne in Haydn. Von dem Schullehrer zu Haimburg kommt er (durch Dechant Reuters Vermittlung) nach Wien, iſt hier bis zum ſechszehnten Jahr Chorknabe, duldet da die äußerſte Dürftigkeit, bis Metaſtaſio ihm dieſe ein wenig erleichtert. Kommt 1761 zur Eſterhazy'ſchen Capelle, 1790 nach London. — **Mozart**, geboren am 27 Jannar 1756 zu Salzburg, fängt ſchon im ſechsten Jahre ſeines Lebens an kleine Muſikſtücke zu ſetzen, wird im dreizehnten Capellmeiſter des Erzbiſchofs. Sein letztes Werk das Requiem. Er ſtarb 1790 am 5 December.

Von den Vätern der neuern Dichtkunſt nennen wir hier nur einige der älteſten: **Dante Alleghieri** (eigentl. Durante), geb. im Mai 1265, verliert früh ſeinen Vater durch den Tod. Er empfängt ſchon im 9ten Jahre durch den Anblick der Beatrice einen tiefen Eindruck, bemüht ſich eifrig im ganzen Gebiete der damaligen Wiſſenſchaft; ficht heldenmüthig, als Guelfe für Florenz und Bologna gegen die Ghibellinen. Beatrice ſt. 1289. Dante verwaltet bis zum 35ſten Jahre hohe Würden in ſeinem Vaterlande, wird dann von Carl v. Anjou verbannt, und von dieſem zum Tode des Scheiterhaufens verdammt. Geht als Flüchtling umher. St. 1321 zu Ravenna, bei Guido Novello. — **Franz Petrarca**, geb. am 13 Jul. 1304, geſt. am 8 Jul. 1374. Sein Vater war Dante's Freund und mit dieſem zugleich verbannt. Iſt bis ins 20ſte Jahr Juriſt, lebt dann ganz der alten Literatur und Dichtkunſt, meiſt zu und bei Avignon (Laura, geb. 1308, geſt. 1312). — **Giovanne Bocaccio** da Certaldo, geb. 1313 zu Florenz oder Paris, erwacht zur kräftigeren, geiſtigen Richtung am Grabmal des Virgil bei Neapel, im 28ſten Jahre des Alters. Früher Kaufmann, ſpäter Geſandter, öffentlicher Lehrer, Erklärer des Dante. Er ſtirbt 1375. — **Lodovico Arioſto**, geb. 1474 zu Reggio, wo ſein Vater Commandant war. Sein

Orlando furioso wird 1515 gedruckt. Arioſt ſt. 1533. — Torquato Taſſo, geb. 1544 zu Sorento, ſt. 1595. — Louis von Camoens, geb. 1524, geſt. 1579, dichtet das Heldengedicht der Portugieſen: die Luſiade, lebt und ſtirbt in vieler äußerer Noth. — Michael de Cervantes Saavedra, geb. 1547 zu Alcala de Henares, ſt. 1616 zu Madrid. Er hatte 1572 in der Schlacht bei Lepanto den linken Arm verloren; lebt als Gefangener in Algier, bis zu ſeiner Ranzionirung im Jahre 1581. Werke: die Galathea, der Don Quichote, Perſiles und Sigismunda und die Novellen. — Der allbekannte William Shakeſpear war geb. den 23 Apr. 1564 zu Stratfort, unter 10 Kindern ſeines Vaters (der ein Metzger war) das älteſte. Er verheirathet ſich ſchon im 18ten Jahre, iſt Wollenhändler; um 1592 (zu London) ſchon Theaterdichter und Acteur. Stirbt 1616.

Die Wiſſenſchaft.

§. 60. Des Milon von Kretona Kraft, welcher durch Herakleiſche Thaten Hellas in Staunen ſetzte, die Stärke und Schnelle der Füße, welche an Philonis und Philippides Bewunderung erregten, haben nicht alle Hellenen, obgleich jeder Geſunde den Gebrauch der Finger und Arme, jeder die Bewegung der Füße gelernt. Jene Gabe des lebenskräftigen Erzählens, welche die Seele der Tauſende, die zu Olympia's Spiel verſammelt waren, mächtig ergriff, als der Vater der Geſchichte ſein Buch von der Menſchen und Völker Geſchick vor ihren Ohren las; jene Kraft und innre Bewegung der Rede, durch welche Cicero, wie mit Heeresmacht, den Feind aus den Mauern trieb und Rom rettete, hat nicht jeder mit der Stimme begabte Menſch, ſondern, wie die Geſtalt des Leibes, ſind jene Güter der Seele ein Geſchenk, das Gott verleihet, welchem er will. Reden dagegen über das Geſchäft des Marktes und Hauſes lernt jeder geiſtig Geſunde; und es vermag ſelber der Idianer am Delaware-Strome mit einer wörtlichen Treue das nach zu erzählen, was er, vorhin Unerhörtes und nie in den Sinn Gekommenes, aus dem Mund des europäiſchen Lehrers vernommen.

Das Licht des Tages und die Farbenpracht der Auen wird, wie jede Empfindung, den ſehenden Augen und dem fühlenden Leibe ohne ihr Zuthun gegeben; es ſtehet dagegen in der Macht des Leibes, beim Licht des Tages und auf den grünenden Auen, nach Gefallen ſich zu bewegen. So finden wir auch in der Entwicklungsgeſchichte des Menſchengeiſtes ein Element, welches unſrer Natur, ohne ihr Wollen und Laufen, gegeben wird und wieder genommen, wie die Glieder des Leibes und ihre ausgezeichnetere Kraft; und wir lernen in dieſer Natur eine eigenthümliche Kraft kennen, welche, nach ihrem Gefallen, jenes verliehene Element bewegt und gebraucht, und welche in der Uebung des Bewegens ſelber beſtändig wächſt und vollkommner wird.

Die Kraft des freien Willens, welche die einzelnen Glieder bewegt, verſammlet zuletzt alle ihre einzelnen Richtungen, wie im gemeinſamen Brennpunkt, am Organ der Stimme und Sprache; und es iſt kein andres Glied des Leibes, welches der Menſch nach ſeinem Gefallen mit ſolcher Leichtigkeit und Schnelle bewegen könnte, wie die ſprechende Zunge und Kehle (nach §. 24). Was demnach die Seele des Menſchen in das Gebiet der Sprache hinübernahm und mit dem Arme des Worts erfaßte, das iſt nun ihr eigen, wie ein Glied des Leibes, und ſie vermag es nach Willen zu bewegen. Auf dieſe Art, durch die Verwandlung der Dinge in Wort und Zeichen der Sprache, gewinnt der Geiſt des Menſchen zu ſeinem Dienſt das Reich der Natur, mit ſeinen hehren Geſtirnen und den irdiſchen Körpern; er gewinnt die ganze Schöpfung der Kunſt.

Das Hinübernehmen des von außen gegebenen Elementes in die Region des innren, freien Bewegens: in die Sprache, ſo wie die Uebung des freien Bewegens an dem Empfangenen, iſt die Wiſſenſchaft im engeren Sinne, welche zu allen Zeiten nur ein Erlernen und Ueben des Sprechens geweſen. Die Namen, welche der Geiſt der Sprache durch den Menſchen der früheſten Zeit den Dingen gegeben, das Wort, das die Weisheit von oben in Moſes Herz und Mund gelegt, das Lied der Begeiſterung, welches Orpheus von der Weſen Entſtehen geſungen, ſind, ſobald ſie zur Menſchenſprache ſich verleiblicht, für immer in die Gewalt des Geiſtes gekommen.

Wie die bildende Kraft des Leibes die Glieder zuerſt ſchafft und geſtaltet, ehe der Wille ſie zu bewegen vermag; ſo iſt der Vorausgang aller Wiſſenſchaft eine von oben verliehene Gabe der Kunſt. Die Erſtlinge der Heerden und der Früchte des Feldes hatte die alte Zeit der Gottheit geweiht, den ſpätern Ertrag des Landes aber zur eignen Vergnügung benützt; ſo hat dieſelbe auch das erſte Bewegen der Kraft des Wiſſens nach oben, zu dem Göttlichen gerichtet, weil es von dieſem ausgegangen, und erſt ſpäter die Wiſſenſchaft zu menſchlichem Geſchäft benützt.

Nicht jede Menſchenſtimme iſt zum wohlklingenden Singen geſchickt; es vermag jedoch auch die ſchwächere Kehle der Zunge und den Lippen den Laut des hörbaren Wortes zu geben. Mit Recht unterſcheidet deshalb der Sprachgebrauch die gebundene und freie Rede. Nur die letztere, nicht der ſeltner verliehene Geſang, ſtehet ganz in der Macht des freien Willens, und iſt immer zum Dienſt des Menſchen bereit. Da es nun die Beſtimmung der

Wiſſenſchaft iſt, die innere Welt der Seele dem freien Walten des Geiſtes zu unterwerfen: ſo hat dieſelbe immer in ihrem Entwicklen den Gang aus dem ſtets bewegten Aether der Dichtkunſt, hinab, nach dem mütterlichen, feſtſtehenden Boden des gewöhnlichen Sprechens genommen, wie die bewegende Kraft im Nerven von oben nach unten geht. Orpheus und Muſäus, Homer und Heſiod hatten früher von der Welt des Sichtbaren und Unſichtbaren geſungen, ehe Thales, der älteſte der ſieben Weiſen, die Stimmen der Begeiſterung in die beſtändigere, leichter zu erfaſſende Form der Worte faßte. Thespis hatte das Loos der ſterblichen Menſchen ſchon längſt zu einem Kunſtwerk der Bühne gemacht, ehe der große Halikarnaſſier daſſelbe einfach und klar in ſeiner Geſchichte erzählte; vor Cicero's Tagwerk des Forſchens hatte Lucrez die Bahn des gleichartigen Strebens betreten. Es iſt die Aufgabe der Wiſſenſchaft: die Samen und Keime des Geiſtigen aus der bewegten Himmelsluft der höheren Begeiſterung, in welcher jene zuerſt ſchweben, herunter, in den fruchtbaren Grund der Seele zu nehmen und hier ſie zu verleiblichen. Erſt was die Hand erfaſſet, iſt durch dieſe beweglich; ſo ſoll die Wiſſenſchaft das hohe, nur dem begeiſterten Gemüth verſtändliche Geheimniß der Begeiſterung, der allen Menſchen gemeinſamen Vernunft erfaßlich, und ſo in dieſer den gleichſam noch unſichtbaren Anfang ſichtbar machen und verleiblichen. Es gilt dann auch von dieſer Richtung des geiſtigen Strebens das ſchon vorhin erwähnte Wort eines tiefblickenden Weiſen: „Leiblichkeit iſt das Ende der Wege Gottes,“ denn es ſoll, dies iſt das letzte Ziel der wahren Philoſophie, Alles, was der Menſchengeiſt in ſeinem geheimnißvollen Innren heget und beweget, zum feſtſtehenden Wiſſen: das Verborgne ſoll klar und offenbar werden.

Die vier Säulen, welche den Tempel der Wiſſenſchaft tragen, die vier Elemente, aus denen die Welt des Erkennens ſich bildet und geſtaltet, ſind Sprache und Mathematik, Geſchichte und Philoſophie. Es beginnt alle wiſſenſchaftliche Bildung mit dem Ergreifen und Ueben der vollkommneren, reineren Menſchenſprache, ſo wie dieſe die ältere Welt (nach §. 42) im Vorzug vor allen ſpäteren Zeiten beſeſſen; und zu der Kraft der Sprache geſellet ſich bald das hehre Element der Geſchichte. Auf die Mathematik begründet ſich leicht in ſpäterer Zeit die Kenntniß und Betrachtung der Natur, deren taubſtumme Zeichenſprache der jugendliche Geiſt erſt dann mit tieferem Sinne zu reden vermag, wenn er vorhin die näher verwandte, lebenskräftige Sprache der Worte erlernet. Des Gebäudes höchſter Gipfel iſt die Philoſophie.

Bemerk. Die weitere Ausführung des Inhaltes des vorſtehenden §. verſpart der Verfaſſer zu einer andern Gelegenheit, wo er über die Alter der Wiſſenſchaft in jener Form reden wird, in welcher er ſein Büchlein geſchrieben: Peurbach und Regiomontan, die Wiederbegründer einer ſelbſtſtändigen und unmittelbaren Erforſchung der Natur in Europa. Erlangen, 1828. Vorläufig verweiſet er über vieles Hierhergehörige auf die Einleitung in ſeinem Handbuch der Kosmologie, Nürnberg, 1823. Viel Treffliches über die wohlthätig vorbereitende Wirkung der Wiſſenſchaft, beſonders der Natur, zur Bildung der Völker hat Dr. J. S. C. Schweigger in ſeinen geſchichtlichen Nachrichten und Erörterungen über den Verein zur Verbreitung von Naturkenntniß gegeben.

VII.

Die Herrſchaft des Geiſtes.

Die Gränze.

§. 61. Wir nahen uns hier der Gränze eines Reiches, welches ſchon jenſeits dem Gebiete dieſer Unterſuchungen über die Geſchichte der Seele, und höher als daſſelbe gelegen iſt. Es verſtattet uns deshalb die Lage des bisher gewählten Standpunktes nur einige, wenig eingehende Blicke in die Lehre von der Herrſchaft des Geiſtes, welche, ihrer ganzen Natur nach, näher der religiöſen Betrachtung, als der wiſſenſchaftlichen Forſchung ſtehet.

Wenn du, in der friſchen Fülle der Jugend, da der Tag des Lebens heiter ſtrahlte und warm, den Drang der Natur gefühlt, zu aufwallend kräftigem Bewegen, oder wenn andre Male, als des Nebels Hülle auf der Natur gelaſtet, des Lebens Kraft und froher Muth, ſammt der Hoffnung ſelber, dir gewichen ſchienen, und der beängſtete Sinn von Nichts mehr träumte, denn von ſtetem Dunkel und Wehe; da war das, was du empfandeſt, die Herrſchaft des Leibes. — Wenn im grünenden Thale, zwiſchen der Alpen grauem Gewänd hin, am Bache des Gletſchers, das Lied der Hirten ertönte, und der Freund, den du geliebt wie dich ſelbſt, an deiner Seite ſich freute, oder wenn bald nachher, in unlieblicher Fremde, auf den Sarg des Freundes mit der Scholle des Erdreiches zugleich die Thräne fiel, da war das, was du empfandeſt: die erwärmende, aufjauchzende Luſt deines Weſens, wie der erſtarrenmachende Schmerz, die Herrſchaft der Seele. Es reichet die Gränze dieſer Herrſchaft bis zu dem Erwachen eines Sehnens, welches vergeblich in dem ganzen, ſichtbaren Bereich der Leiblichkeit, wie ſelbſt in dem unſichtbaren der Seele, nach Erfüllung fraget: ein Sehnen, das mich, wie der Jäger die Beute, unverſehens, mitten auf dem Wege der Herrlichkeit und der Luſt des Lebens beſchleichet, und das ſelbſt zu dem ſeelenerhebenden Anblick des Pythiſchen Apollo, oder mitten unter den Werken der mit heißer Begier erfaßten Menſchenweisheit, zum Bilde der ernſt und milde blickenden Pallas Athene, ſagt: „du biſt es nicht.“ Es iſt auch noch in dieſem Sehnen, das mir auf Aeſchylus ernſtem Kothurn, wie in Plato's weiſem Geſpräch, theurer und näher verwandter erſchienen, als Moliere's Lachen, mehr zerſtörende als geſtaltende Kraft, und es ſchreckte mich ſelbſt in den Stunden dieſer tieferen Schmerzen öfters des Thiaſos Getümmel (§. 59), das die Seele zum Tode hinführt und nicht zum Leben. Dennoch iſt hier die Gränze der Herrſchaft des Geiſtes. Denn dieſes Sehnen lüftet die verhüllende Decke des Leibes und öffnet den Zugang zur Seele für den befruchtenden Thau und Strahl von oben.

Sie ſelber aber, die hehre Herrſchaft des Geiſtes, haſt du empfunden, wenn dir die Lyra von göttlicher Art ertönte, wenn du im tiefen Innern das Wort des Lebens empfangen, durch deſſen Walten nicht nur die Wonnen, ſondern auch die Kräfte des oberen, neuen Lebens in der Seele erwachen. Denn hier iſt nicht mehr der Kampf der Zerſtörung, ſondern der liebliche Frieden einer Alles neu ſchaffenden, belebenden Gewalt.

Bemerk. Den Inhalt dieſes ſiebenten Hauptabſchnittes hat der Verfaſſer in mehreren andren ſeiner Schriften, namentlich in ſeinem „Alten und Neuen aus dem inneren Gebiet der Seelenkunde“ weiter erörtert.

Die Macht des Geiſtes über das Leibliche.

§. 62. Der Geiſt iſt (nach §. 46) die Kraft, welche das Leibliche geſtaltet; er iſt die Urſache alles lebendigen Erregens und Bewegens. Wenn die Seele des Menſchen zuweilen, wie dies ſo viele, weiter oben erwähnte Thatſachen bezeugen, an dem Leibe eine wundervoll heilende, umgeſtaltende Kraft bewies, ſo hat ihr hierzu der Geiſt aus ſeiner Lebensfülle das Vermögen geliehen.

Sobald, auf dem vorhin erwähnten Wege, die Seele mit der Natur des Geiſtes ſich überkleidet, dann wird, von der Kraft des neuen Lebens, auch der ſterbliche Leib durchdrungen und vergeiſtigt. Ein innrer, fröhlicher und friedlicher Zuſtand der Kindheit, kann dann ſelbſt in die krankende und ergrauende Hülle, ein unausſprechliches Gefühl des Wohlſeyns und der lieblichen Ruhe ergießen, welches, wie wir oben geſehen, an dem mehr als hundertjährigen Leibe des ehrwürdigen Taddäus a Tacko, ſelbſt nach dem Tode noch ſichtbar war. Mitten unter den Todesſchmerzen des Leibes dichtete und ſang Franciscus von Aſſiſi ein Loblied, welches Gott preiſet, für das Geſchenk der lieblich wärmenden Sonne, für die Lichter der Nacht: den Mond und die Sterne, für den erfriſchenden Sturmwind und das nährende Waſſer, zuletzt aber, vor Allem, für den freundlich zur Heimath führenden Bruder: den Tod. Die Geſchichte der Helden, welche für das Reich des Geiſtigen kämpften und das Leben ließen, weiß viele ähnliche, und noch ſtaunenswürdigere Beweiſe für die ſiegreiche Macht, die im Geiſte über leibliche Schmerzen, und Krankheit und Tod iſt.

Wenn man die oben erwähnten Fälle, welche für die heilende und bewegende Gewalt der Seele über den Leib ſprachen, mit jenen vergleicht, in denen ſich der Geiſt als geſtaltender und belebender Urſprung des leiblichen Seyns erwies, dann müſſen wir uns an das Verhältniß der ägyptiſchen Zauberer und ihrer Kraft, zu jener des Moſes erinnern. Dem Tag konnten jene nicht ſein Licht nehmen, nicht die Kräfte des Himmels lenken, noch die Erſtgeburt tödten, oder vom Tod erretten. Ein aufmerkſames und geübtes Auge unterſcheidet leicht die wahrhaft umgeſtaltende und Neues ſchaffende Kraft des Geiſtes, ſo wie ſich dieſelbe in älterer und neuerer Zeit am Leibe mächtig erwies, von der heilenden Kraft der Seele, welche bloß als Aufregung des inwohnenden Lebens ſich kund gibt. Darum geſchahen durch die Macht des Geiſtes Thaten in der Welt des Leiblichen, welche, wie jener alte Zeuge aus eigner Erfahrung ſagte „von Anfang der Welt an, nicht erhört waren.“ Aber der Geiſt wirket an der Natur des Menſchen noch viel Höheres als leibliche Heilungen.

Bemerk. Von Taddäus a Tacko ſ. m. oben S. 508 das Ausführlichere. — Eine weniger bekannte Geſchichte merkwürdiger, leiblicher Heilung, durch Kraft des Geiſtes, findet ſich im Leben der Beata Sturmin (der ſogenannten würtembergiſchen Tabea) S. 101. — Mehreres hierher Gehörige in meiner Symbolik des Traumes und in meinem Alten und Neuen, ſo wie in Kanne's Sammlungen.

Die Macht des Geiſtes über die Seele.

§. 63. Als in den Zeiten der Angelſachſen Germanen, und als ſpäter Luithard und ſeine Gefährten nach England kamen, da wirkte der feierlich liebliche Geſang, der Anblick der innigen Andacht, mächtig erhebend auf die Seele des Volkes; es genaſen, wie uns dies glaubwürdige Zeugniſſe verſichern, viele Kranke. Größer aber, als dieſe Thaten des Geiſtes am äußeren Menſchen, waren die, welche am innren geſchahen; denn bald ſahe das Auge unter dem vielen, noch immer gebrechlich Menſchlichen und Widerſtrebenden, ein Land, da Gerechtigkeit und Frieden ſich küßten, da Bruderliebe und Treue bei allen Ständen walteten. Dieſe Kraft denn des Heilmittels, das der Geiſt gibt, die Seele umzugeſtalten, zur Art des Göttlichen, hat ſich von Anfang an, bis zu unſern Tagen, an Allen, die daſſelbe treu und recht gebrauchten, herrlich bewährt, und bewährt ſich noch immer ſo. Dies bezeugt die Erfahrung „einer Schaar die Niemand zählen konnte“, es bezeugt daſſelbe die Geſchichte ganzer Völker, wie noch in unſren Tagen die der Bewohner der Südſeeinſeln und der Südſpitze von Afrika. Dem Menſchen die rechte Demuth und zugleich die Heldenkraft zu geben, auch die liebſten, tiefeſt gewurzelten Neigungen der ſinnlichen Natur einer höheren, göttlichen Liebe aufzuopfern, das ſtehet nicht in der Macht der Seele, das vermögen auch nicht die guten, das Höhere vorbereitenden Engel der Wiſſenſchaft und Kunſt. Liebe zu Gott und den Brüdern, Demuth und Gehorſam, Zucht und Ordnung ſind die unverkennbaren Früchte der Weisheit, welche nicht der Menſch aus eigner Kraft erfand, ſondern welche Gott ins Herz gab.

Auch auf andre Weiſe zeigt jenes Heilmittel die unſterbliche Natur des Geiſtes, die in ihm lebt. Die Reiche der Völker und ihre Herrlichkeit ſind, wie das Gemäuer der Städte und Fürſtenpaläſte, in Trümmer verſunken; die weiſen Einrichtungen Lykurgs und Solons, ſind aus dem Leben verſchwunden; aber ſeit drei Jahrtauſenden hat ſich, bei dem merkwürdigen Volk der Juden, das von Gott geoffenbarte Geſetz, noch in ſeinem hehren Anſehen und in Wirkſamkeit erhalten. Und dieſes Element einer göttlichen Offenbarung iſt dann auch ſpäter, in ſeiner vollendeten und verklärten Geſtalt ſiegreich durch die drohenden Waffen der Feinde, durch die Flamme der Scheiterhaufen, und die Zertrümmrung alles äußerlich Beſtandnen hindurchgegangen, und wird auch, in ſeiner Gotteskraft, länger beſtehen, als die unmächtige Zeit des Spottes und des widerſtrebenden Hochmuths.

Bemerk. Ueber den Anfang des vorſtehenden §. vergl. m. Stolbergs Leben des Königs Alfred von England. — Hierher gehören noch vorzüglich, als Beweis für das Geſagte, ſolche Lebensbeſchreibungen geiſtig durchgebildeter Menſchen, wie namentlich J. M. Sailer, Gottfr. Arnold, Terſtegen, Reiz und Kanne ſie aufgezeichnet und zuſammengeſtellt haben, ſo wie die Berichte der Miſſionen.